**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 604,527

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries.
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Die Gegenwart.

AP
30
.G295
V.5

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

Fünfter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

32 Louisen-Straße.

UNIV. OF MICH. LIBRA

Digitized by Google

AP
30
.G295
v.5-

1947-853

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

# Register.

## Fünfter Band.

### 1. Politische Aufsätze.

#### Allgemeines.


Seite

Ein völkerrechtliches Citat im Reichstag. Von Bluntschli . . . 129
Eine wohlaufzuwerfende Frage. Von Sincerus . . . . . 129
Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Von Alexander Dorn . 225
Deutschland und Frankreich nach dem Friedensschluß. Von Schulze-Delitzsch . . . . . 81. 98
Die Deutschen in Brasilien und die brasilianische Auswanderungsfrage. Von H. Bartling . . . . . 308. 323
Ost und West. Von A. Wahrmund . . . . . 17. 35
Die jüngsten Cardinalsernennungen. Von F. Michelis-Braunsberg . . . . . 147


#### Inland.


Der Bundesgedanke und der Staatsgedanke im Deutschen Reiche. Von Max Seydel . . . . . 273
Die Controversen unseres Reichsverfassungsrechtes. Von Alpha 306. 325
Die Reichstagswahlen. Von M. L. . . . . 49
Die engeren Wahlen zum Reichstage. Von demselben . . . . . 97
Die Militärfrage im Reichstage. Von demselben . . . . . 257
Die Zukunft der deutschen Presse. Von R. Elcho . . . . . 355
Deutschfeindliche Kundgebungen in Lothringen. Von Eugen Huhn 385


#### Ausland.


Die Aufhebung des Concordats in Oesterreich. Von Judex . . 177
Das Polenthum in Oesterreich. Von B. Weise . . . . . 36
Kaiser Franz Josef I. Von N. N. . . . . 83
Erzbischof Manning und die englischen Ultramontanen. Von Vicanus . . . . . 114
Englische Diplomatie. Von Karl Blind . . . . . 65
Die conservative Reaction und Lord Derby. Von demselben . . 145
Benjamin Disraeli. Von demselben . . . . . 193
Frankreichs alte Eroberungssucht und seine heutige innere Lage. Von demselben . . . . . 241. 260. 341. 404
Bazaine und Maximilian. Von demselben . . . . . 1
Der Sturz des Ministeriums Broglie. Von Leopold Richter . 337
Der General von Ciffey und das neue französische Ministerium. Von demselben . . . . . 353
Der 15. Juni in der versailler Assemblée. Von M. L. . . . . 401
„Vive Napoléon IV." Von Johannes Scherr . . . . . 209
Cosas de España. Von Wilhelm Lauser . . . . . 305
Der New-Yorker Tammanyring. Von E. Schlaeger . . . . 369


### 2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.


Der Verein für Socialpolitik. Von A. Held . . . . . 3
Der Smithianismus, Herr von Scheel und die Schulze'schen Genossenschaften. Von W. Eras . . . . . 33
Der Gesetzentwurf über die Bestrafung des Contractbruchs vor dem Reichstage. Von Karl Dietzel . . . . . 226. 243. 276
Die Reform der Gesetzgebung über die Actiengesellschaften. Von Rudolf Zwicker . . . . . 87
Die Betheiligung der Staatsbeamten bei der Gründung und Verwaltung von Erwerbsgesellschaften. Von Franz Fischer . 213
Ueber den Geldverkehr und das Bankwesen in England. Von H. Bartling . . . . . 371. 387


### 3. Vermischte Aufsätze.


Der Kampf des Deutschen Reichs gegen die Cholera. Von F. von Holtzendorff . . . . . 161. 178. 195
Obligatorische oder facultative Fortbildungsschulen. Von E. v. Eynern . . . . . 291
Vorschlag zur Verminderung der Verbrechen. Von Albrecht Böhme 321
Journalistische Probleme. Von E. Frensdorff . . . . . 149. 182
Der deutsch-französische Krieg. Von Sinclair . . . . . 299
Zur Geschichte der Temperenzbewegungen in den Vereinigten Staaten. Von E. Schlaeger . . . . . 289
Goethe als Rechtsanwalt. Von Karl Braun-Wiesbaden . . . 218
Vom deutschen Rechtswirrwarr. Von demselben . . . . . 113
Der Scheuernpurzel. Von Bluntschli . . . . . 211
Bruchstücke aus Briefen Prince-Smiths. Von Wolfgang Eras 339
Literatur und Literaten unter dem Kaiser Nicolaus I. 100. 121. 136. 171
Der russische Thronfolger . . . . . 53
Feldmarschall Graf Berg. Von G. Baum . . . . . 130
Charles Sumner. Von Udo Brachvogel . . . . . 231
Zur Geschichte der Karlsschule. Von K. Vollmöller . . . . 23
Die Geschichte eines Sturmvogels. Von Alfred Meißner . . 163
Rom im Frühjahr 1874. Von demselben . . . . . 377
Ein Besuch in St. Cloud. Von Paul Lindau . . . . . 42
Eine Fahrt auf der Bodenseegürtelbahn Von H. Lingg . . . . 11
Hohwald. Ein Blick in's Elsaß. Von Adolf Mützelburg . 58. 73
Briefe eines Elysionairs. Von Zacharias Zinnober . . . 9. 167
Pariser Briefe. Von Leopold Richter . . . . . 327
Zwei Capitel aus „Ruznameh" . . . . . 202
Ungarische Rhapsodie. Von H. Lorm . . . . . 90
32 geflügelte Worte, die nicht im Büchmann stehen. Von A. Döring 361


### 4. Literarische Aufsätze.

#### a. Gedichte.


Gedichte von Bret Harte. Uebersetzt von Ferdinand Freiligrath . . . . . 278. 294. 327
Glaubens halber. Von Klaus Groth . . . . . 215
Römische Elegie. Von Alfred Meißner . . . . . 198
Winter im Gebirg. Von H. Lingg . . . . . 37
Norne. Von demselben . . . . . 232
Die Mitlebenden. Von demselben . . . . . 358


#### b. Essais.


Geld und Geist. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. 6. 103. 135
Ueber den Anspruch auf Originalität beim Lustspiel. Von Ernst Wichert. . . . . 233. 246. 265
Zur Technik des Romans. Von Friedrich Spielhagen. 152. 168. 186


Digitized by Google

Seite

Der Criminalroman und das Zeitalter des Modernen. Von A. Rutenberg . . . . . 37. 70
Literarische Reparaturen. Von W. Goldbaum . . . . . 262
Eine Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben. Von Paul Lindau . . . . . 67
Jules Janin. Von demselben . . . . . 410
Friedrich Oetker. Von J. Berg . . . . . 19
David Friedrich Strauß. Von Theobald Ziegler . . . . . 184
Ein Gedenkblatt auf das Grab von David Friedrich Strauß. Von Berthold Auerbach . . . . . 102
Denkrede an Kaulbachs Grab. Von M. Carriere . . . . . 245
Eine Erinnerung aus dem Leben von Kaulbach. Von Bluntschli. 295
Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten. Von demselben. 105. 120

Autobiographische Skizzen.

Vorwort zu den Autobiographien aus der Gegenwart. Von Paul Lindau . . . . . 279
In meiner Jugend Stadt. Von Friedrich Spielhagen. 281. 296. 311
Bluntschli. Eine autobiographische Skizze . . . . . 344. 358
Wie ich die bildende Kunst kennen lernte. Ein Fragment aus meiner Lebensgeschichte. Von Berthold Auerbach . . . . 390. 406

c. Literarische Kritik.

„Quatre-vingt-treize." Von Victor Hugo. Von Paul Lindau. 132. 155
Waldfried. Von Berthold Auerbach. Von demselben . . . 216. 234
Des Grafen Stadion „Rhapsodien". Von demselben . . . . . 248
Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Eduard Devrient. V. Ueber Theateragenturen. Von demselben . . . . . 372
Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache. Von Klaus Groth. 88
Christian Daniel Rauch. Von Friedrich Eggers. Besprochen von B. v. Lepel . . . . . 266
Arthur Schopenhauers sämmtliche Werke. Von David Asher. 116
Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst. Von Dr. M. Schasler. Besprochen von K. Du Prel. . . . . 21
Goethes Faust in England. Von Hermann Kindt . . . 375. 394
John Stuart Mills Autobiographie. Von A. Lammers . . . 329
Neue Lyriker. Von M. v. Szeliski . . . . . 198
Erzählungen und Novellen von Rudolf Lindau. Von Oscar Blumenthal . . . . . 347
Eine Gabe zum Hermannsdenkmal. Von Wüstenfeld . . . . 40

d. Bühnenkritik.

Das französische Theater in Berlin. Von Paul Lindau . . . 27
„Mein Leopold" von L'Arronge. Von demselben . . . . . 13
„In Charlottenburg" von M. Ring. Von demselben . . . . . 55
„Erloschene Geschlechter" von Gensichen. Von demselben . . . 76
„Sakuntala", „Eine Schule der Ehe", „Wie stehe ich da?" Von demselben . . . . . 108
„Insam kassirt" von Adolf Glaser. Von demselben . . . . . 124
„Die Realisten" von E. Wichert. Von demselben . . . . . 173
„Dolores" von Josef Weilen. Von demselben . . . . . 204
„Ultimo" von G. v. Moser. Von demselben . . . . . 268
Ernesto Rossi. Von demselben . . . . . 317
Die Meininger. Von demselben.
I. „Julius Cäsar" . . . . . 301
II. „Papst Sixtus V." von Julius Minding . . . . . 331
III. „Was ihr wollt." Lindners „Bluthochzeit" . . . . . 348
Ueber Molières „Kranken in der Einbildung". Von demselben . . 301
„Pitt und Fox". Von R. Gottschall. Von M. v. Szeliski . . 220
Zum Gastspiel der Meininger. Von demselben . . . . . 396
Das Gastspiel des Fräulein Clara Ziegler. Von demselben . . 413

5. Musik und bildende Künste.

Ein ästhetischer Minotaurus. Von W. Mohr . . . . . 250
Glucks „Iphigenie in Tauris". Von H. Ehrlich . . . . . 44
Die musikalische Saison. Von demselben . . . . . 157
„Odysseus". Von Max Bruch. Von demselben . . . . . 221
„Christus". Von Kiel. Von demselben . . . . . 251
Schumanns Scenen aus „Faust" von Goethe. Von demselben . . 364
Aida. Oper von Verdi. Von demselben . . . . . 285
Ueber die Ausstattung der Aida. Von Paul Meyerheim . . 286
Die neuen Erwerbungen der berliner Gemäldegalerie. Von Bruno Meyer . . . . . 60. 91. 139
Hermann Dyck. Von Karl Albert Regnet . . . . . 314
Julie Capulet von Gabriel Max. Von demselben . . . . . 395

6. Aus der Hauptstadt.

Die gnädige Frau Puppe. Von J. Stettenheim . . . . . 14
Gaetano Campo. Von M. v. Szeliski . . . . . 381

7. Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung, betreffend die obligatorischen Fortbildungsschulen. Von Franz Leibing. . . . . 30
Ueber englische Genossenschaften. Von A. R. Stephenson. . . 78
Gegen und über Dr. W. Eras. Von Prof. Dr. H. v. Scheel. 79. 158
Ueber Freihändler und Socialpolitiker. Von Wolfgang Eras. 29
An Herrn Prof. Dr. von Scheel. Von Dr. W. Eras . . . . 125
Ueber das Wahlrecht der vereinigten Staaten. Von J. Schoenhof 382
Ueber das fünfte Gebot, Von Fr. Ohnesorge. . . . . 303
Zur Erinnerung an Dr. Schütte. Von Dr. Wolff . . . . . 254
„Aus dem Hausfreund". Von v. W. . . . . 350
Ueber „Goethe in Berlin". Von W. Röseler . . . . . 399
An Hermann Lingg. Von einem Abonnenten . . . . . 95
Ueber die Gallicismen in der deutschen Sprache. Von Friedrich Latendorf . . . . . 239
Ueber einige geflügelte Worte . . . . . 125. 399. 415
In Sachen des Zacharias Zinnober. Von J. Scherr . . . . 94
Zum Capitel von der Frauenschriftstellerei. Von Wilhelm Goldbaum . . . . . 189
Ueber eine Uebersetzung des Tibull. Von Malkowsky . . . . 383
Ueber den Verfasser der „Bruid daarboven" . . . . . 233
Ueber die „Erloschenen Geschlechter". Von O. F. Gensichen . . 94
In Sachen des französischen Theaters in Berlin. Von F. M. . . 94
Ueber die Meininger. Von H. B. Oppenheim . . . . . 366

8. Notizen.

Seite 15, 30, 45, 63, 79, 95, 110, 126, 142, 159, 175, 189, 206, 222, 238, 252, 270, 287, 302, 319, 333, 351, 366, 382, 398, 414.

9. Bibliographie.

Seite 47, 127, 143, 159, 175, 191, 287, 303, 335, 367, 415.

Digitized by Google

№ 1. 13-322465 Berlin, den 3. Januar 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.1

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Bazaine und Maximilian. Von Karl Blind. — Der Verein für Socialpolitik. Von Adolf Held. — **Literatur und Kunst:** Geld und Geist. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. — Briefe eines Elysionärs. Von Zacharias Zinnober. — Eine Fahrt auf der Bodenseegürtelbahn. Aus dem Rheinthal. Von Hermann Lingg. — **Aus der Hauptstadt:** Winterliche Briefe. Aus den Theatern. Von Paul Lindau. — Die gnädige Frau Puppe. Von Julius Stettenheim. — Notizen. — Inserate.

### Bazaine und Maximilian.

Von **Karl Blind.**

In ihrem zusammenfassenden Urtheile über Bazaine bemerkte die „Times" dieser Tage: „Schließlich fand Maximilian den Tod für das, was Bazaine gethan, und wogegen er vergebens protestirt hatte". Dies ist die gewöhnliche romantische Auffassung, die aber den geschichtlichen Thatsachen auf's haarsträubendste widerspricht. Die „Times" betet nur nach, was andere mit gleicher Unkenntniß, wenn nicht mit absichtlicher Entstellung, vor ihr gesagt und geschrieben haben. Nachfolgende auf unverwerfliche Urkunden gegründete Darlegung wird den wirklichen Sachverhalt über allen Zweifel erheben.

Zum voraus sei eines Umstandes erwähnt, den ich aus persönlicher Kenntniß bezeugen kann. Ehe der Erzherzog nach Mexico abging, ließ er durch einen Vertrauensmann einen Versuch machen, Juarez zur freiwilligen Niederlegung seines Amtes und zur Uebertragung der Regierungsgewalt an ihn, den habsburgischen Prinzen, zu bewegen. Die betreffende Mittheilung wurde mir damals in London auf sicherem Wege bekannt. Maximilian glaubte augenscheinlich, es könne nicht fehlen, daß die Anerbietung einer hervorragenden Stellung in dem neu zu gründenden Kaiserreiche, mit entsprechend hohem Gehalte, für den „Indianer" eine Lockspeise sei, welche dieser unmöglich von sich weisen könne. Höchlich erstaunt war er daher wohl, als der Indianer, der ein Mann von eben so guter Bildung, wie von reiner Sinnesart war, in edler Entrüstung diese Zumuthung zurückstieß. Die Antwort, welche der gesetzestreue Beamte der Republik gab, ist seiner Zeit veröffentlicht worden. Sie vervollständigt in schöner Weise das Bild des unbestechlichen und tapferen Mannes.

Nachdem Juarez für die Zwecke des prinzlichen Abenteurers und seines Schutzherrn, des Decemberkaisers, sich nicht hatte beugen lassen, ging man daran, den Widerstand des mexicanischen Volkes mit der Schärfe des Schwertes und durch die Kugeln der Standgerichte zu brechen. In erster Linie war dies die Aufgabe jener beiden Schlächter, die auf die Namen „General Forey" und „Marschall Bazaine" hörten. Von General Forey, dem Oberbefehlshaber des in die Republik einbrechenden Heeres, wurde bereits am 20. Juni 1863 eine Standrechtsverordnung erlassen, worin die Vertheidiger der mexicanischen Unabhängigkeit einfach als „Banden von Missethätern" (bandes de malfaiteurs) bezeichnet und folgende Bestimmungen getroffen wurden: „Alle Individuen" — heißt es in Absatz I und II — „welche zu einer Bande bewaffneter Missethäter gehören, sind außerhalb des Gesetzes erklärt. Alle in diese Abtheilung einbegriffenen Individuen, die zur Verhaftung gebracht werden, sind durch ein Standgericht abzuurtheilen." Ferner Absatz VI und VII: „Gegen ein gesprochenes Urtheil kann keine Berufung eingelegt werden; dasselbe ist vielmehr innerhalb 24 Stunden zu vollstrecken. Man wird ein Standgericht überall da einsetzen, wo man es für nöthig erachtet".

Das war die Sprache, welche die Werkzeuge des meineidigen Tyrannen, der Frankreichs Verfassung gebrochen, zu einem für Vaterland, Freiheit und Gesetz kämpfenden Volke redeten.

Die Gewaltthätigkeit Foreys wurde von Bazaine noch überboten. Er hat bekanntlich in Mexico alles geleistet, was ein vollkommenes Banditenthum nur zu leisten vermag; und er hatte die Frechheit, die Truppen des mexicanischen Freistaates als „Banditen" zu brandmarken, die man wie wilde Thiere niederzuschießen habe, wo immer man ihrer habhaft werde, ohne daß auch nur die scheinbare Förmlichkeit eines standgerichtlichen Urtheils dabei zu beobachten sei! Ein vertrauliches Rundschreiben Bazaines liegt vor, welches in der Kriegsgeschichte beinahe einzig dasteht. Es ist vom 11. October 1865 datirt, trägt die Nummer „7729", und wurde sämmtlichen Officieren des Heeres mitgetheilt. Nachdem in dem Schreiben gesagt war, daß „alle jene Banditen, ihre Befehlshaber miteinbegriffen, durch kaiserlichen Beschluß vom 3. October 1865 außerhalb des Gesetzes gestellt sind", fährt dasselbe so fort:

„Ich ersuche Sie hiermit, den unter Ihren Befehlen stehenden Truppen kund zu thun, daß ich nicht zugebe, daß man Gefangene macht. Jedes Individuum, gleichviel was es sei, das mit den Waffen in der Hand ergriffen wird, wird getödtet werden; keine Auswechselung von Gefangenen findet in Zukunft mehr statt..... Dies ist ein Krieg bis auf's Messer, ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Barbarei und der Bildung, in den wir heute eintreten. Von beiden Seiten muß man tödten oder sich tödten lassen.

In der Urschrift:

„Je vous invite à faire savoir aux troupes sous vos ordres que je n'admets pas qu'on fasse des prisonniers. Tout individu, quel qu'il soit, qui sera pris les armes à la main, sera mis à mort; aucun échange de prisonniers ne se fera à l'avenir ..... C'est une guerre à mort,

Digitized by Google

une lutte à outrance entre la barbarie et la civilisation, qui s'engage aujourd'hui. Des deux côtés, il faut tuer ou se faire tuer".

Auf welcher Seite war da die Barbarei? — Wird man da nicht an Karls IX. Ausruf während der Bartholomäusnacht erinnert? „Tue, tue!"

Kommen wir nun zu dem Prinzen, der gewöhnlich als so gemüthvoll und feinfühlend geschildert wird.

Am 29. Mai 1864 langte er auf mexicanischem Boden, in Vera-Cruz, an. Nach den vorliegenden Urkunden sehen wir ihn schon vom 29. September desselben Jahres an in selbstthätiger Weise mit der Standrechtspolitik beschäftigt. Ob es nicht sogar schon früher geschehen, bleibe hier ununtersucht, da wir uns ausschließlich auf unzweifelhafte Actenstücke stützen wollen.

Nun liegt ein an den bekannten Eloin, den Cabinetschef Maximilians, gerichtetes Schreiben des Staatsrathes Scherzenlechner vor, worin dieser einen auf Maximilians persönliche Ordre ausgearbeiteten Entwurf einer Standrechtsverordnung übersendet. Das Schreiben trägt das genannte Datum vom 29. September 1864. Die Vertheidiger der mexicanischen Landesunabhängigkeit und republicanischen Staatsverfassung werden darin als „Guerillakämpfer und Wegelagerer" bezeichnet. Es wird ferner gesagt: sobald die Macht des Präsidenten Juarez zu Ende sei oder derselbe die mexicanischen Staaten verlasse, sei jeder Guerillakämpfer, d. h. jeder Mann des republicanischen Heeres, „als ein wegelagernder Straßendieb zu betrachten und mit der äußersten Strenge zu bestrafen" (que dorénavant chaque guerillero ne pourrait être qu'un voleur de grand-chemin et devrait être jugé avec toute la sévérité possible).

Die französischen Kriegsgerichte in Mexico gingen manchmal auf eine unklug willkürliche Weise zu Werke, indem sie selbst Leute, gegen die gar kein Klagegrund vorgebracht werden konnte, beliebig aufhängen ließen. Dies schadete der Sache Maximilians; und darüber beklagte er sich gelegentlich. Im übrigen wollte auch er gegen seine wirklichen Gegner mit aller Schärfe standgerichtlich verfahren. „L'Empéreur veut la plus grande sévérité", heißt es wiederholt in dem angezogenen Briefe Scherzenlechners.

In einem Schreiben aus La Piedad, vom 6. October, desselben Jahres, kommt dieser kaiserliche Staatsrath abermals darauf zurück. Es heißt darin: „Der Kaiser erwartet, daß das Gesetz gegen die Guerilleros und Briganden bei seiner Rückkehr gebührend vollzogen ist und seine Wirkung geübt hat". Unterm 7. November 1864 schreibt die Kaiserliche Majestät selbst an den Staatsrath einen langen Brief, in welchem die mexicanischen Volkstruppen wiederum „Banditen" gescholten werden, „welche unter der unbeugsamen, unerbittlichen Strenge des Gesetzes fallen müssen" (toutes les guerrillas armées . . . . . doivent être considérées comme des troupes de bandits et tomber, en conséquence, sous la sévérité inflexible et inexorable de la loi). Demgemäß befiehlt Maximilian allen Beamten, allen Obrigkeiten und allen Truppenführern „sie zu verfolgen und auszurotten" (exterminer.)

Die Ordonnanzen, welche der fremde Usurpator aus eigener Willkür erlassen hatte, sollten somit als ein Gesetz gelten, vor welchem jeder Vaterlandsfreund unter Strafe der „Ausrottung" sich zu beugen hatte!

Massenhaft waren die Mordthaten, welche auf Grund der blutigen Standrechtsverordnungen Foreys, Bazaines und Maximilians stattfanden. In Lefevres „Geschichte der Intervention", welche eine Reihe der wichtigsten Urkunden enthält, die ich vor Veröffentlichung des Werkes einzusehen Gelegenheit hatte, kann man die amtlichen Berichte nachlesen, in denen der Erzherzog durch seinen Cabinetschef Loysel die allerhöchste Billigung in den einzelnen Hinrichtungsfällen ertheilen ließ. Schließlich erklärt Maximilian: in Zukunft sei es nicht mehr nöthig, ihm die einzelnen Fälle vorzulegen; die Vollstreckung der Urtheile habe einfach zu erfolgen.

Häufig ließ man Gefangene ohne Standrechtsurtheil einfach über die Klinge springen. Für die Erschießung von Gefangenen ohne vorgängiges Urtheil wurde aus dem Privatsecretariat Maximilians („Kriegsabtheilung") gelegentlich ein Officierkreuz für den Thäter bewilligt. Eines der Schriftstücke, welches aus dem Palaste von Mexico datirt ist, bezieht sich auf eine Anzahl Gefangene, die der Befehlshaber Lendrey gemacht hatte. Unter dem betreffenden Bericht stehen die Worte: — „Man gebe Befehl, die Gefangenen über die Klinge springen zu lassen, mit Ausnahme derjenigen, welche weniger als sechzehn Jahre alt sind. Diese sollen ausgepeitscht und zu den Truppen in Yucatan gebracht werden." — Eine gleiche Ordre findet sich in einem anderen Berichte, ebenfalls aus dem Palaste Maximilians datirt. Die Erwachsenen tödtete man; die Jüngeren wurden ausgepeitscht.

Die oben erwähnte Erklärung, man möge in Zukunft, ohne die Billigung Maximilians zu erfragen, die Hinrichtung alsbald vollstrecken, wurde am 24. Juni 1865 abgegeben. Darauf hin arbeitet dann der Kaiser in Person, mit Hülfe seiner Minister, ein eigenes Standrechtsgesetz aus. Es liegt darüber das amtliche Protocoll der Staatsrathssitzung vom 2. October 1865 vor. Anwesend waren: Seine Majestät, als Vorsitzender, und die Herren Lacunza, Elguero, Fonseca, Lares, Uraga, Ortigosa, Almazan, Cordero, Linares, Cortes, Esparza, Saborio und Perez.

Maximilian begann die Vorlegung seines Entwurfes mit einer Einleitungsrede, in welcher er erklärte, es dürfe von nun das „System der Milde" (!!) nicht mehr befolgt werden; er habe „sich vielmehr entschlossen, ein Gesetz zu verordnen, das auf's strengste zu befolgen sei, und dessen Zweck dahin ginge, an den Briganden und Uebelthätern eine Züchtigung zum warnenden Beispiel vorzunehmen", falls sie nicht die letzte Frist benutzten, um die Waffen niederzulegen. Nach dieser Rede Maximilians schritt man zur Erörterung und namentlichen Abstimmung über die einzelnen Punkte des Entwurfes. Maximilian, obwohl Vorsitzender, nahm an jeder einzelnen Abstimmung theil. Wo immer ein Zwiespalt der Meinungen sich ergab; wo immer eine Anzahl Mitglieder des Staatsrathes sich für eine mildere Fassung aussprach, da trat Maximilian ihnen durch seine Abstimmung entgegen. Durchweg finden wir ihn auf Seite derer, welche für die härtere Fassung des Blutgesetzes stimmten. In einem dieser Fälle stand er mit seiner Meinung sogar ganz allein. Die von Herrn Ortigosa vorgeschlagene Milderung wurde nämlich „einstimmig gebilligt — mit Ausnahme der Stimme des Vorsitzenden".

Das Gesetz wurde dann mit der Unterschrift Maximilians und sieben seiner Minister veröffentlicht. Der Abschnitt XIII. desselben bestimmt, daß „die Wohlthat eines Gnadengesuches dem Verurtheilten verweigert ist".

Nach diesem Blutgesetze wurde vom 3. October 1865 bis zum October des folgenden Jahres verfahren, wo Maximilian sich auf die Flucht begab und nach Europa zurückkehren wollte. Man rechnet, daß durch die fremde Einmischung in Mexico ungefähr 2000, sage zweitausend Personen standgerichtlich oder durch einfaches über die Klinge Springen-lassen das Leben verloren, und daß die Gesammtzahl der während des Krieges auf dem Schlachtfelde oder sonstwie gefallenen mexicanischen Opfer sich auf 20,000 bis 25,000 beläuft. So viel Blut wurde vergossen, um eine Kaiserkrone zusammenzuleimen, die zuletzt doch in die Brüche ging.

In seinem Werke über den „Sturz Maximilians" theilt Herr von Keratry einen Brief des fürstlichen Abenteurers mit, aus welchem man schließen könnte, er habe auf seiner Flucht die Absicht gehabt, das Standrechtsgesetz vom 3. October wieder abzuschaffen. Dieser Brief ist von dem Pachthofe von Zoquiapa datirt — 21. October 1866. Hätte Maximilian einen solchen Widerruf vollzogen, so wären die Tausende der Gemordeten dadurch doch nicht wieder zum Leben gekommen. Die Wahrheit ist jedoch, daß der Erzherzog einen solchen Widerruf nie vollzog. Herr von Keratry fügt selbst bei, der Prinz „habe

Digitized by Google

sich nachträglich wieder anders entschlossen". Welcher Art dieser Entschluß war, das ergibt sich durch das am 4. November 1866, von Orizaba aus veröffentlichte neue Blutgesetz, durch welches Maximilian sein sinkendes Glück nochmals wiederherzustellen suchte. Es trägt seine Unterschrift und die seines Kriegsministers Ramon Tavera und seines Ministers des Innern, Teofilo Marin.

Dies Gesetz leistet an Grausamkeit das Mögliche. Es überbietet sogar in mancher Beziehung das ihm vorhergegangene. Wiederum werden die Hinrichtungen „binnen vierundzwanzig Stunden" festgesetzt. Wiederum ist den Verurtheilten das Recht des Gnadengesuchs verweigert. Galeerenstrafen bis zu 10 Jahren werden gegen diejenigen verhängt, welche sich gegen die von Maximilian eingeführte „öffentliche Ordnung" verschwören. Galeerenstrafen bis zu fünf Jahren gegen solche, die den mexicanischen Volkstruppen auch nur Lebensmittel verabreichen oder ihnen Pferde verkaufen.

Will man einen weiteren Beweis von der Milde und Unschuld Maximilians?

Nach der Niederlage Miramons fand man unter dessen Papieren einen Brief Maximilians vom 5. Februar 1867, der so beginnt: — „Mein lieber General Miramon! Ich beauftrage Sie ganz besonders für den Fall, daß es Ihnen gelänge, sich des Don Benito Juarez, des Don Sebastian Lerdo de Tejada, des Don Maria Iglesias, des Don Louis Garcia*) und des Generals Miguel Negrete zu bemächtigen, dieselben durch ein Kriegsgericht richten und verurtheilen (condamner) zu lassen, gemäß dem Gesetze vom 4. November 1866, das gegenwärtig in Kraft ist; der Urtheilsspruch soll nicht eher vollzogen werden, bis er unsere Gutheißung erlangt hat. Sie werden uns daher betreffenden Falles sofort eine Abschrift des Urtheilsspruches durch Vermittelung des Kriegsministers zugehen lassen".

Welches Urtheil ein Maximilian'sches Kriegsgericht gegen Juarez und die andern gesetzestreuen Männer gefällt hätte, falls man ihrer habhaft geworden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Welcher Art die Milde des Erzherzogs war, haben wir oben gesehen. Glücklicherweise erlangte der rechtmäßige Richter die Oberhand; und das gegen die Unabhängigkeit und Freiheit eines Volkes gerichtete verbrecherische Unterfangen endete bei Queretaro.

„Ich habe nichts gethan," schrieb Juarez mir nach dem Ende Maximilians, „als meine Pflicht erfüllt, so weit es in meinen Kräften lag, um dem Vertrauen zu entsprechen, das meine Mitbürger in mich gesetzt haben; und jeder Mexicaner hätte sicherlich dasselbe gethan, wäre er an den Posten gestellt worden, den ich kraft der Abstimmung der Nation einnahm".

Die Geschichte wird der Ehrenhaftigkeit und der unbeugsamen Haltung dieses schlichten Mannes die gebührende Anerkennung nicht versagen.

---

## Der Verein für Socialpolitik.**)

Als in den Jahren 1871 und 1872 der noch nicht ganz beendete Streit zwischen sogenannten Manchestermännern und Kathedersocialisten am heftigsten war, da schwiegen mehrere der hervorragendsten Führer der alten Freihandelspartei vollständig. Und doch wäre es sehr interessant gewesen, wenn die Ansichten von Faucher, Michaelis und Prince-Smith über die schwebende Zeitfrage dem größeren Publicum allgemein bekannt geworden wären, nachdem dasselbe die Meinungsäußerungen von Eras, Alexander Meyer und andern in großer Fülle vernommen hatte. Am eifrigsten von allen Kämpfern auf Seiten der Freihandelspartei war vielleicht A. Lammers, der indessen soweit wir die Producte seiner Feder deutlich zu erkennen vermochten, zu gehässigen Angriffen sich nicht hinreißen ließ und in der neuesten Zeit bei aller Wahrung seines alten Standpunktes sich ganz entschieden über die neuere Richtung oft in anerkennender Weise äußert.

In der jüngsten Zeit — das Büchlein ist schon von 1874 datirt — hat nun auch erfreulicher Weise eines der drei oben genannten Häupter der Freihandelsschule gesprochen: wir meinen die Broschüre „Der Staat und der Volkshaushalt" von Prince-Smith. Wir gestehen, diese Broschüre mit dem größten Interesse ergriffen und mit der größten Befriedigung gelesen zu haben. Wo bleiben da die Vorwürfe, daß die „Nichts- als Freihandelsschule" in rein rationalistischer Weise ewig gültige Gesetze der Volkswirthschaft construiren wolle, wo bleiben die Anklagen, daß diese Schule den Staat zum Diener der materiellen Interessen erniedrigen wolle, und daß dieselbe in den Vorurtheilen eines Liberalismus befangen sei, der aus Einseitigkeit der Opposition gegen die Regierung staatsfeindlich wird?

Nichts von allem dem finden wir bei Prince-Smith. Mit der Klarheit, die diesem Schriftsteller eigenthümlich ist, entwickelt er uns den Zusammenhang zwischen Staat und Volkswirthschaft in verschiedenen Culturepochen ganz nach der Methode, wie sie die historische Schule vorschreibt. Und wenn da auch die Ansicht ausgesprochen wird, daß die freie Concurrenz der Vervollkommnung des Menschen am besten diene und daß in dem allmählich sich entwickelnden Volkshaushalt d. i. im Gebiete des rein wirthschaftlichen Verkehrs alles auf Leistung und Gegenleistung beruhe, so ist doch der Verfasser ganz erfüllt von dem Gedanken, daß der Mensch nicht allein seinen wirthschaftlichen Interessen sich ergeben dürfe, sondern daß als ein hohes Gut bei den Menschen der Staatssinn bestehe, der auf's eifrigste zu pflegen sei, und durch den sich der Einzelne „von dem erdrückenden Gefühl seiner Ohnmacht in der Vereinzelung rette". Wir können in den beredten Ausführungen von Prince-Smith über den übermächtigen Staatssinn nichts anderes erkennen, als eine vollständige Zustimmung dieses Schriftstellers zu der Gneist'schen Theorie von Staat und Gesellschaft, zu der Lehre, daß das im staatlichen Leben herrschende Pflichtgefühl gegen die Gesammtheit ein Gegengewicht und Correctiv bilden muß gegenüber den egoistischen wirthschaftlichen Interessen.

Ganz besonders hat es uns erfreut, daß Prince-Smith kein anderes Recht kennt, als das auf Gesetz beruhende und daß er die rationalistischen Ideen von einem ursprünglichen Naturrecht, aus dem die Lehre von der Entstehung des Staats als Assecuranzgesellschaft durch Vertrag hervorgegangen ist, höchst energisch verwirft — d. h. jene Ideen, aus denen die politischen Einseitigkeiten des sogenannten Manchesterthums entsprungen sind. Die mechanische Staatsauffassung des Radicalismus, seine Ideen von Volkssouveränetät ꝛc. stehen unserem Schriftsteller mit Recht auf einer Stufe mit socialdemokratischen Umsturzgedanken, und damit steht es in Zusammenhang, daß Prince-Smith eine Menge praktischer Consequenzen des einseitigen Manchesterthums verwirft und mit äußerst gesundem politischem Sinne über Militäretat und Milizsystem, über Budgetrecht der Kammern, über die Idee internationaler Friedenscongresse, über Wahlrecht als angeborenes Menschenrecht ꝛc. spricht.

Die höchst lesenswerthe Broschüre von Prince-Smith ist uns der deutlichste Beweis, daß die Zeit der einseitigen Volks-

*) Dieser Name steht in dem erzherzoglichen Schreiben offenbar irrthümlich für den von Ignacio Mejia.

**) Obwohl für gewöhnlich die volkswirthschaftlichen Aufsätze, welche wir bringen, einen anderen Standpunkt einnehmen, als den, auf welchem der Verfasser des vorliegenden Artikels steht, so ist es uns doch sehr erwünscht, auch einmal die socialpolitische Richtung, zu deren bedeutenden Repräsentanten Herr Professor Held gehört, in der „Gegenwart" vertreten zu sehen. Wir glauben sowohl im Interesse der Sache, als auch im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir beiden Parteien das Wort geben und so gewissermaßen auf neutralem Gebiet zur Förderung eines [illegible] Urtheils eine sachliche Polemik ermöglichen.

Die Red.

Digitized by Google

wirthe und Freihändler vorüber ist und die Zeit der Socialpolitiker angefangen hat. Die sogenannten Kathedersocialisten — der Name war seiner Zeit ein guter Witz — haben sich selbst „Socialpolitiker" getauft und als solche einen Verein constituirt. Lassen wir ihnen diesen neuen Namen, der das Wesen ihrer Tendenzen am besten bezeichnet. Es ist behauptet worden, die Reaction der Socialpolitiker gegen die wirthschaftliche Action der letzten zehn Jahre sei in diesem Jahr bereits abgeschwächt in Eisenach aufgetreten. Wir möchten dagegen bemerken, daß, wenn die Gegner einer neuen Richtung sich mindern und diese sich als Siegerin fühlt, sie selbstverständlich ruhiger und sachlicher sich äußern kann und weniger Veranlassung zu heißspornigem Auftreten hat. Wenn Dr. Eras selbst seine früheren Angriffe auf die Kathedersocialisten in Eisenach als „literarische Jugendsünden" bezeichnete, ist es nun nicht selbstverständlich, daß die Socialpolitiker die angebotene Verständigung bereitwilligst acceptiren und mit den Männern der Freihandelsschule, die im vorigen Jahrzehnt sich so große Verdienste um unsere wirthschaftliche Gesetzgebung erworben haben, so viel als möglich Hand in Hand gehen wollen? Warum sollten die Socialpolitiker noch über alte Differenzpunkte sich ereifern, nachdem Dr. Eras selbst erklärt hat, daß er den Nutzen der Staatsintervention in jedem einzelnen Falle vorurtheilsfrei untersucht haben will und dem absoluten laissez faire et passer abschwört?

Prince-Smith sagt ausdrücklich: „Der Weg zu gründlichen" (positiven?) „Reformen wird sich auf einer höheren Stufe der Volksbildung finden lassen, indem wir auf der vorhandenen befestigten Grundlage eifrig suchen, wo und wie sich Besseres verwirklichen läßt, ohne an dem schon Errungenen überwiegende Opfer zu erleiden".

Zugestanden also ist, daß wir durch Einführung der freien Concurrenz allein nicht für immer in der besten der Welten leben. Zugestanden ist, daß positive Reformen angestrebt werden sollen und daß dabei dem Staat eine Aufgabe zufällt. Freilich differiren die alten Freihändler und die Gründer der neuen socialpolitischen Richtung in Bezug auf das Maß der Stqatsintervention und auf die Art der gegenwärtig möglichen Reformen. Aber dies sind nur quantitative Unterschiede und die Principien der Socialpolitiker sind als gemeinsame Grundlage für die Fortschritte der wirthschaftlichen Wissenschaft und der praktischen Agitation für sociale Reformen in Deutschland angenommen. Es ist uns unbegreiflich, wie man in der Anerkennung dieser erfreulichen Thatsache eine Abschwächung der ursprünglichen Tendenzen der Socialpolitiker sehen kann. Oder sollte es „Volkswirthe" geben, die den ersten Schritt des Entgegenkommens schon wieder bereuen?

Die „Gegenwart" hat bisher nur Artikel aus freihändlerischen Federn gebracht. Wenn heute hier ein Socialpolitiker schreibt, so möge es ihm gestattet sein, in aller Kürze zu sagen, was die Socialpolitiker von jeher gewollt haben und was sie bis jetzt durchgesetzt haben. Ich kann dabei nur oft Gesagtes wiederholen, den Lesern dieses Blattes dürfte es aber doch weniger bekannt sein.

Alle wirthschaftswissenschaftlichen Schulen sind Uebertragungen herrschender politischer Ideen auf das wirthschaftliche Gebiet gewesen und haben bestimmten praktischen Reformen gedient, die ein Bedürfniß der Zeit waren. Dem aufgeklärten Absolutismus diente das Mercantilsystem mit seiner büreaukratischen Bevormundung der ganzen Volkswirthschaft, seiner künstlichen Beförderung und Beaufsichtigung von Handel und Industrie. Das erstarkende Bürgerthum wollte keine politische und keine wirthschaftliche Bevormundung mehr und so trat dem politischen Liberalismus der Neuzeit die wirthschaftliche Freihandelslehre zur Seite, welche in fast hundertjährigem Kampfe die Entfesselung aller productiven Kräfte durchsetzte und uns vor allem drei große Reformen brachte: die Herstellung des freien Eigenthums an Grund und Boden, die Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, und die principielle Anerkennung des Freihandels im Gegensatz zum Schutzzollsystem. Unendlich segensreich waren diese Reformen, aber sie haben uns nur von alten unbrauchbaren Schranken befreit, keine neuen Ordnungen gegeben.

Um diese Reformen durchzusetzen, brauchte man nur Freiheit, d. i. Befreiung des Individuums von den künstlichen Schranken des Erwerbssinns zu verlangen und trefflich harmonirte dieses Verlangen mit dem politischen Drängen, die Macht unbeliebter Regierungen zu vermindern.

Heute aber haben wir diese Reformen, und die Zeit, in welcher die Tendenz nach Schwächung der Regierung als solcher ein liberales Verdienst war, ist vorbei. Mehr als je haben wir es in der letzten Zeit empfunden, daß höher als Vermehrung des Capitals für uns alle das Interesse steht, in einem starken Staate zu leben, in dem wir alle dienen und herrschen zugleich. Wir sind nicht mehr ängstlich, die Competenz dieses Staates einzuengen, da seine Stärke unsere Stärke ist. Und die wirthschaftliche Freiheit, die dieser Staat gewährt hat, sie hat uns große Steigerung der Production, aber auch Ueberspeculation, Börsenschwindel und vor allem bedrohliche sociale Gegensätze gebracht. Nichts natürlicher, als daß wir von dem Staate, der die Freiheit gegeben hat, auch Heilung der Schäden verlangen, die mit der Freiheit gekommen sind. Nichts natürlicher, als daß wir verlangen, daß das Pflichtgefühl gegen die Gesammtheit, das wir als Staatsbürger haben, auch bei jedem Einzelnen in seinem wirthschaftlichen Verhalten statt des exclusiven Egoismus mitbestimmend sei.

Die „berauschende Zunahme" der Production, der Eifer für die zunächst verlangten negativen Reformen ließ höchst begreiflicher Weise Manche bei dieser zuerst nothwendigen Agitation der zukünftigen positiven Reformen vergessen, und da nur eine gewisse Einseitigkeit praktische Erfolge erzielt, so war es natürlich, daß man auf die zunächst nothwendigen Postulate ausschließlich allgemeine wirthschaftliche Theorien berechnete, die dann in ihrer Ausartung zur sogenannten Manchestertheorie wurden. Oft schon ist zugestanden worden, daß die deutschen Freihändler von den schlimmsten Excessen des Manchesterthums sich meistens freihielten — sie thaten aber auch nichts dagegen und konnten das früher nicht thun.

Als nun die nothwendigen negativen Reformen durchgesetzt waren, war es natürlich, daß diejenigen, welche sie erkämpft hatten, zunächst mit Freude auf ihr Werk sahen und die Erfolge ruhig abwarten wollten. Sie schlummerten ein wenig auf ihren Lorbeeren und waren nicht sofort im Stande, sich an neue Aufgaben mit neuen Mitteln zu machen. Aber unsere Zeit schreitet schnell vorwärts und es fanden sich rasch andere Männer, homines novi auf dem Gebiete wirthschaftspolitischer Agitation, welche die neuen Aufgaben angriffen, die sich gebieterisch aufdrängten.

Die deutsche akademische Wissenschaft hatte die freihändlerische Agitation durchaus gutgeheißen, sich an ihr aber nicht positiv betheiligt. Auch hatte sie in der Zeit, in der diese Agitation herrschte, sich auf ihrem Gebiete von den mit dem exclusiven Freihandel verbundenen theoretischen Einseitigkeiten freigehalten und den größten Fortschritt, den die Wissenschaft der Nationalökonomie seit Adam Smith gemacht hat, bewirkt; sie hatte nämlich die Einführung historischer Methode und die Benutzung statistischer Beobachtungen in der Nationalökonomie durchgesetzt. Sie hatte auch mit prophetischem Auge die gegenwärtigen socialen Wirren vorhergesehen und schon in den vierziger Jahren die socialen Kämpfe zwischen verschiedenen Ständen zum Gegenstand eines ganz vorurtheilsfreien Studiums gemacht.

Während der Zeit des Norddeutschen Bundes galt es noch, die erwähnten negativen Reformen für ganz Deutschland durchzuführen. Als aber das Deutsche Reich gegründet war und zugleich die gewonnene Friedenszuversicht die entfesselten productiven Kräfte in einen erstaunlichen Aufschwung der Speculation hinriß, als zugleich der Gegensatz zwischen Capital und Arbeit aller Orten zum Classenkampf sich entwickelte, da war es Zeit, daß diejenigen Lehren der deutschen Wissenschaft,

Digitized by Google

in denen sich dieselbe von der freihändlerischen Agitation unterschied, nunmehr zur Grundlage einer neuen praktischen Agitation wurden — und da die alten Freihändler säumten, so thaten diesen Dienst die jungen Vertreter der Wissenschaft an den deutschen Hochschulen — deshalb wurden die Socialpolitiker zuerst Katheder-socialisten genannt.

Einzelne praktische Vorschläge dieser Vorkämpfer einer neuen Richtung mögen übereilt gewesen sein, in der Hitze des Kampfes und in Folge wahrhaft haarsträubender Verketzerungen, die sie erdulden mußten, mögen auch Manche im Ausdruck zu weit gegangen sein. Die Principien aber, welchen sie Geltung verschaffen wollten und welche heute die Grundlage des Vereins für Socialpolitik geworden sind, sind wissenschaftlich reif durchdacht und wahr und in ihrer Anwendung praktisch höchst zeitgemäß.

Die Socialpolitiker wollen, wie ihr Name sagt, wirthschaftliche Erscheinungen nicht ohne Rücksicht auf den Staat beobachten und erklären; sie sind vielmehr der Ansicht, daß die socialen, d. i. vornehmlich die wirthschaftlichen, und die politischen Verhältnisse sich gegenseitig bedingen, also stets im Zusammenhang mit einander wissenschaftlich behandelt werden müssen. Die Richtigkeit dieser Ansicht kann Niemand verkennen, der nur wie Prince-Smith anerkennt, daß das Eigenthum, die erste Grundlage unseres ganzen wirthschaftlichen Verkehrs, durch den Staat allein zu Recht besteht, der Eigenthumsbeschränkungen, z. B. Entwährungen (mit Stein) für nothwendig hält, der eine Gewerbeordnung, Gesetze für Banken, Eisenbahnen- und Actiengesellschaften verlangt, der anerkennt, daß größerer Besitz und größerer politischer Einfluß factisch Hand in Hand gehen. Die Socialpolitiker gehen insbesondere von keinem nur theoretisch construirten Staate und keiner auf einem fingirten Urzustand ideell aufgebauten Gesellschaft aus, sondern sie betrachten den wirklichen Staat und die wirkliche Gesellschaft, wie sie mit allen ihren bewegenden Kräften heute sind und durch vielhundertjährige Entwicklung geworden sind.

Diese Anschauungsweise acceptirt Prince-Smith heute vollständig, sie war aber in der eigentlichen Freihandelsschule im vorigen Jahrzehnt, wenn auch nicht ausdrücklich verworfen, so doch factisch nicht herrschend und jedenfalls in den Hintergrund gedrängt.

Betrachten die Socialpolitiker die wirthschaftlichen Verhältnisse immer als mitbedingt durch die Gesetzgebung und Verwaltung des Staats, so verlangen sie auch, daß bei neuen Entwicklungen der Staat helfend und ordnend einwirke, indem sie diese Einwirkung weder als ein nothwendiges Uebel in Folge zu geringer Volksbildung, noch principiell als eine möglichst zu beschränkende Ausnahme ansehen. Sie wollen keine Rückkehr zur Bevormundung des Mercantilsystems, nicht die jede individuelle Regung unterdrückende Staatsomnipotenz der Communisten und vieler Socialisten. Aber sie sehen, daß auch auf dem Boden der freien Concurrenz die wirthschaftlich Mächtigen vielfach ihre Macht zum Schaden der Gesellschaft mißbrauchen und sie sehen, daß die Genossen desselben Gewerbes und Standes nach gewährter individueller Freiheit danach streben, sich durch freiwillig organisirte Ordnungen zu binden und zu verbinden. Und deshalb verlangen die Socialpolitiker, daß der Staat evident schädliche Handlungen, soweit er kann, mit directen oder indirecten Mitteln verhindere — möge es sich um betrügerische Gründer oder um contractbrüchige Arbeiter handeln — und daß er die spontan sich entwickelnden Anfänge neuer Ordnungen zum Besten des Ganzen leite und überwache.

Dieses Postulat der Socialpolitiker ist jetzt, wenn auch vielfach mit Widerstreben, doch im Princip von der Mehrheit der Urtheilsfähigen anerkannt. Die Thatsache, daß Gewerkvereine und Einigungsämter bestehen, kann der Staat nicht mehr lange ignoriren, die Thatsache betrüglicher Gründungen hat bereits allgemein von der Nothwendigkeit einer Verschärfung der Verantwortlichkeit durch Gesetz überzeugt.

Da aber Gesetze, die der Staat zur Beförderung des allgemeinen Wohls erläßt, nur wirksam werden können, wenn das Volk sie willig ausführt, so verlangt die Mehrzahl der Socialpolitiker, daß niemand bei seinem wirthschaftlichen Verhalten sich ausschließlich von der Selbstsucht leiten lasse und nur nothgedrungen die Gesetze halte, sondern daß jedermann von dem Gemeinsinn, dessen Anforderungen das Gesetz wahren soll, selbst erfüllt sei. Sie betrachten den wirthschaftenden Menschen nicht als einen von der einen Kraft: Selbstsucht mechanisch bewegten Stoff; sondern, wenn auch selbstsüchtige Interessen in der Wirthschaft in hohem Grade maßgebend, ja eine Quelle von Productivkraft sind, so soll doch bei keiner Seite des menschlichen Lebens das moralische Pflichtgefühl erstickt werden dürfen. Die Socialpolitiker behaupten, daß eine Wirthschaftslehre, welche den ganzen zugleich eigennützigen und gemeinsinnigen Menschen, den sittlich bestimmte Interessen verfolgenden Menschen zum Ausgangspunkt nimmt, vielleicht zu weniger leicht gewonnenen und äußerlich klaren Resultaten gelangt, dafür aber weniger einseitig und unpraktisch ist.

Diese Ansicht wird theoretisch auch vielfach bekämpft, indem man die Resultate einer vom Egoismus allein ausgehenden Wirthschaftslehre nur nachträglich durch staatliche und andere Erwägungen praktisch modificiren will. Ja diese Ansicht wird unter Anführung des vielerwähnten Wortes „sittliches Pathos" sogar noch verhöhnt. Aber wer wagt heute noch praktisch zu behaupten, daß die einzige Richtschnur für den Arbeitgeber möglichst niedriger Lohn für möglichst viele Arbeit, und daß die einzige Richtschnur für den Arbeiter sein solle: Möglichst hoher Lohn gegen geringe Leistung?

Die Socialpolitiker sind nicht Arbeiterführer oder vorwiegend Vertreter der Arbeiterinteressen. Erfüllt von dem Staatssinn, von dem Prince-Smith schreibt, vertreten sie jederzeit das dauernde Interesse des ganzen staatlich vereinigten Volkes. Aber sie sind mit Stuart Mill der Ansicht, daß heute eine gesunde Vertheilung der wirthschaftlichen Güter noch wichtiger ist als die Steigerung des Gesammtreichthums, sie sind der Ansicht, daß der gefahrdrohende Kampf zwischen Arbeit und Capital zur Staatsintervention mehr als alle anderen wirthschaftlichen Erscheinungen herausfordert, da nur friedliche Lösung dieses Kampfes uns vor Zersetzung und Zerstörung unserer staatlichen und wirthschaftlichen Kraft bewahren kann. Und sie sind allerdings der Ansicht, daß die vorherrschend der Entfesselung und Steigerung der Production gewidmete ältere Theorie die Arbeiter zu sehr nur als Werkzeug der Production betrachtet hat. Die moralische und intellectuelle Hebung der unteren Classen, die Verbesserung ihrer materiellen Lage, die Ermöglichung des Erwerbs von Besitz für dieselben, die Aufhebung der Anarchie in den Verhältnissen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber sind Fragen von eminenter wirthschaftlicher Bedeutung, Fragen, die auch nicht durch Gehenlassen und selbstzufriedene Anerkennung der Nothwendigkeit des Elends, sondern nur durch positive Thätigkeit aller Classen, der oberen und unteren, durch momentane Opfer und durch Unterstützung des Staats gelöst werden können.

Strittig ist, wie viel in dieser Hinsicht jetzt schon geschehen könne; aber wer wagt noch zu behaupten, ohne sich selbst sofort praktisch zu widerlegen, daß die sogenannte sociale Frage nicht existire? Und wer, der ein Gesetz für Gewerkvereine auch für noch so unnöthig hält, verlangt nicht wenigstens ein Genossenschaftsgesetz oder ein Gesetz über Contractbruch? Wenn es noch Stimmen gibt, welche die Verbote der Kinderarbeit wieder aufgehoben wissen wollen, wer wagt es noch, solche Stimmen für die Consequenz wirthschaftlicher Weisheit, statt für die Ausgeburt des gemeinschädlichsten Classeninteresses zu erklären? Und wenn wir sehen, wie socialdemokratische Agitatoren in Arbeiterkreisen den crassesten Materialismus verbreiten, wer könnte dann moralische Erziehung des Volkes noch für eine Sache erklären, die mit den wirthschaftlichen Verhältnissen nichts zu thun hat?

Ueber das Maß und die Art der positiven Reformen, die Staat und gesellschaftliche Classen durchzuführen haben, können und wollen die Theoretiker, welche zuerst die Socialpolitik zu

Digitized by Google

Nachfolgerin der Volkswirthschaftslehre gemacht haben, nicht allein entscheiden; sie müssen sich verbinden mit Praktikern und mit alterprobten Agitatoren, sie treten diesen für die Zukunft gerne die Leitung der Agitation ab, indem sie sich darauf beschränken, zu helfen und zu ergänzen, so weit ihre oft bessere Kenntniß der Zustände vergangener Zeiten und fremder Völker und so weit ihr wissenschaftlicher Einblick in den Zusammenhang zwischen socialen Ursachen und Wirkungen im Großen reicht.

Aber zu einer Modification und Abschwächung ihrer Principien haben die Begründer der Socialpolitik noch keine Veranlassung gehabt. Es sind keine anderen, als die, welche soeben kurz entwickelt wurden, Principien, für deren Verbreitung die Socialpolitiker auch unermüdlich weiter wirken werden, wie sie es bisher mit entschiedenem Erfolg gethan haben. Im Verein für Socialpolitik handelt es sich darum, einzelne praktische Consequenzen dieser Principien zu ziehen, und dieser Verein kann nur durch die thätige Mitwirkung von Männern der Praxis Leben entfalten. Sehr erfreulich war es daher den Gründern des Vereins, daß an der letzten Versammlung Verwaltungsbeamte, Handelskammersecretäre, Fabrikanten, Arbeiterdelegirte ꝛc. regen Antheil genommen haben. Aber wenn diese so sehr erwünschte Verbindung viele und gute Früchte bringen soll, wenn eine große Sache durch vereinigte Kraft gefördert werden soll, ist es dann gut, wenn Männer, die der gemeinsamen Sache zu Ehren sich dem Vereine anschließen, noch immer einen persönlichen Groll nicht ganz unterdrücken können, darüber daß diese Agitation von bisher agitatorisch unthätigen Männern der Wissenschaft eingeleitet worden ist? Ist es förderlich, wenn man es noch immer für nöthig hält, die Verdienste der Gründer des Vereins zu verkleinern, ihnen Irrthümer und Inconsequenzen im Einzelnen mit Genugthuung nachzuweisen?

Der Verein für Socialpolitik will mitarbeiten an dem Aufbau neuer wirthschaftlicher Ordnungen und an der Schlichtung des socialen Kampfes. Er kann nur dann zu großen Resultaten gelangen und dann für seinen Zweck Aehnliches leisten, wie der volkswirthschaftliche Congreß es seiner Zeit erreichte, wenn Vertreter der verschiedensten Interessen und Meinungen dem Vereine beitreten und sich hier mit einander berathen. Ein Doppeltes aber ist dabei nothwendig: Nur Ansichten, nicht Personen müssen im Verein sich bekämpfen und nach Ausgleichung suchen, und alle Ansichten müssen wenigstens von dem einen Grundsatz ausgehen, daß das allgemeine Interesse des Staates und des ganzen Volkes dem Interesse einzelner Stände und Individuen vorgeht.

**Adolf Held.**

---

## Literatur und Kunst.

### Geld und Geist.

Eine Betrachtung

von

**Jürgen Bona Meyer.**

Wenn man in unserer Zeit die wachsende Anhäufung von Reichthum und das zunehmende Rennen und Jagen nach Geld und Gut als unbetheiligter wenn auch nicht gleichgültiger Betrachter mit ernstem Sinne überschaut, so kann wohl die Sorge erwachen, es möge über diesem Streben nach äußerem Glück die Werthschätzung geistiger Güter und der Segen geistigen Genusses eine zeitweilige oder gar dauernde Einbuße erleiden.

Bisher genoß unser Volk mit Recht den Ruhm, daß es ihm ungeachtet des oft kümmerlichen äußern Ertrages idealer Leistungen doch nie an Geistern fehlte, die das Leben in den Ideen höher stellten als das Trachten nach Geld. Aber in immer weiterem Umfang — so scheint es — werden jetzt alle Kreise gerade unseres Volkes von dem Taumel der Gewinnsucht ergriffen. Und es scheint allerdings Gefahr vorhanden zu sein, daß wir darüber Schiffbruch leiden mit unseren geistigen Gütern. Gar nicht selten ertönt daher aus dem Munde fast verzweifelnder Idealisten die bitterste Klage über diese Culturwendung unseres Volkes.

Allzu häufig dränge sich jetzt Lessings Wort: die Kunst geht nach Brod auf unsere Lippen. Das Virtuosenthum überwuchere das wahrhaft künstlerische Schaffen. Die Virtuosen der Musik und der Schauspielkunst forderten immer höhere Preise für immer geringer werdende Leistungen und ließen sich durch die halbe Welt schleifen zu Monstre-Leistungen, die ein Hohn seien auf Kunst und Kunstgenuß. Die Kunst fröhne dem Geschmack der Zeit und suche daher leider nur allzu oft Beifall und Ertrag, indem sie die erschlafften Sinne der im Berufsleben abgemüdeten Zeitgenossen reize. Mit unverkennbarem Talente male sie die Wollust und mit nicht geringerer Begabung ziehe sie eine der herrlichsten deutschen Dichtungen herab in den Sinnenkitzel frivoler Tanzmusik. Die Kunst, die solchem Vergnügen diene, könne auch jetzt, wie schon oft, am sichersten darauf rechnen, die Augen und Ohren der Welt auf sich zu lenken. — Auf dem Gebiete des Wissens weiter dehne vor allem der Nutzen seine breite Macht aus. Es blühten die Wissenschaften, welche die Wohlfahrt des socialen Lebens erhöhen oder die Einsichten des ökonomischen und politischen Lebens fördern. Für die Pflege der idealeren Gebiete des Wissens dagegen fehlten oftmals die nöthigen Kräfte. Daher gäbe es auf manchen Gebieten eine wahre Noth, die Lehrstühle unserer Hochschulen passend zu besetzen. Die Ruhe des wissenschaftlichen Lebens übe nicht mehr den alten Reiz auf unser Volk aus; wer etwas leisten zu können glaube, strebe nach einer höheren Verwerthung seiner Kraft auf Gebieten des praktischen Lebens. Unsere Hochschulen besäßen daher auch für die Jugend nicht mehr die frühere Anziehungskraft und noch mehr erlahme bei den Jünglingen, die zum Lernen kämen, der ideale Sinn, nicht nur diejenigen Kenntnisse zu suchen, welche unmittelbar dem Berufe nützen, sondern auch dasjenige Wissen zu erstreben, welches seinen Werth zunächst nur darin hat, daß es den Geist klärt und ihn lehrt, die edelsten Güter des Lebens zu schätzen und zu genießen. Wenn aber solcher Geist sich zeitweilig in den höchsten Regionen des Wissens zeige, wen könne es dann noch wundern, wenn im weniger gebildeten Volke der Schulzwang oftmals als eine Last angesehen werde, welche die frühere Verwendung der Kindeskraft zum nützlichen Leben beeinträchtige? Wen dürfe es wundern, wenn auch hier überall die Lehrernoth eintrete, weil im Dienste des praktischen Lebens ein reicherer Ertrag lohnt, wenn der schielende Blick auf den äußeren Lohn das freudige Bewußtsein untergrabe, daß es keine größere Lust geben kann als am geistigen Fortschritt der Menschheit mitzuwirken!

So ungefähr lautet die jetzt oft gehörte Klage. In wie weit mir zur Zeit das Verhalten unseres Volkes im Vergleich mit seiner früheren Art oder mit dem Verhalten anderer Völker Anlaß zu solcher Klage und zu solcher Befürchtung wirklich zu geben scheint, darauf möchte ich erst am Schlusse dieser Betrachtungen zurückkommen. Zunächst liegt mir daran zu erinnern, warum aus der Natur des Verhältnisses von Geld und Geist zur menschlichen Seele die feste Ueberzeugung geschöpft werden kann, daß die schwarzsichtigen Befürchtungen über die ideallose Zukunft unseres Volkes sich nicht verwirklichen werden.

#### I.

So lange das deutsche Volk nicht zu Grunde geht, werden auch diese Befürchtungen sich als eitel erweisen. Und zwar deshalb, weil die Pflege der idealen Güter für die Seele eines Culturvolkes so nothwendig ist, wie das Athmen für das Leben des einzelnen Menschen. Der Einzelne kann im nichtigen Sinnengenuß verkommen bis zum Thiere und darunter, aber ein Volk kann, so lange es besteht, nicht in allen seinen Gliedern von der Liebe zum Guten, zum Schönen und zum Wahren lassen. Wenn einmal im harten Arbeitsdrang menschlicher Entwicklung die untergeordneteren Interessen des Gesammtorganismus eine überwiegendere Haltung zeitweise erlangen, so kann doch der Rückschlag nicht ausbleiben, denn das an sich Werthvolle wirft doch wieder sein unabänderliches Schwergewicht in die Wagschale öffentlicher Theilnahme und die leichte Waare sinkt.

Digitized by Google

Das Verhältniß von Geld und Geist — oder allgemeiner gesagt von äußeren und inneren Gütern — hat zur Glücksempfindung des Menschen eine unabänderliche naturgesetzliche Beziehung. Wer die menschliche Seele kennt, begreift den Reiz, den das Geld, der Reichthum auf sie ausübt, gar wohl; weiß aber auch, wie wenig dauernde Befriedigung die Stillung dieses Reizes gewährt.

„Unter einem so bedürftigen und aus Bedürfnissen bestehenden Geschlechte, wie das menschliche — schrieb Schopenhauer — ist es nicht zu verwundern, daß Reichthum mehr und aufrichtiger, als alles Andere, geachtet, ja verehrt wird, und selbst die Macht nur als Mittel zum Reichthum. — Daß die Wünsche der Menschen hauptsächlich auf Geld gerichtet sind und sie dieses über alles lieben, wird ihnen oft zum Vorwurf gemacht. Jedoch ist es natürlich, wohl gar unvermeidlich, das zu lieben, was, als ein unermüdlicher Proteus, jeden Augenblick bereit ist, sich in den jedesmaligen Gegenstand unserer so wandelbaren Wünsche und mannichfaltigen Bedürfnisse zu verwandeln. Jedes andere Gut nämlich kann nur einem Wunsche, einem Bedürfniß genügen: Speisen sind blos gut für den Hungrigen, Wein für den Gesunden, Arznei für den Kranken, ein Pelz für den Winter (Weiber für die Jugend u. s. w.). Sie sind folglich alle nur ἀγαθὰ πρός τι, d. h. nur relativ gut. Geld allein ist das absolut Gute: weil es nicht blos einem Bedürfniß in concreto begegnet, sondern dem Bedürfniß überhaupt, in abstracto."

Schopenhauer glaubte daher keineswegs etwas seiner Feder Unwürdiges zu thun, indem er die Sorge für Erhaltung des erworbenen und des ererbten Vermögens anempfehle. „Denn von Hause aus so viel zu besitzen, daß man, wäre es auch nur für seine Person (und ohne Familie), in wahrer Unabhängigkeit, d. h. ohne zu arbeiten, bequem leben kann, ist ein unschätzbarer Vorzug; denn es ist die Exemtion und die Immunität von der dem menschlichen Leben anhängenden Bedürftigkeit und Plage, also die Emancipation vom allgemeinen Frohndienst, diesem naturgemäßen Loose des Erdensohnes. Nur unter dieser Begünstigung des Schicksals ist man als ein wahrer Freier geboren; denn nur so ist man eigentlich sui juris, Herr seiner Zeit und seiner Kräfte, und darf jeden Morgen sagen: „der Tag ist mein".

Unstreitig sind diese Worte Schopenhauers über das Verhalten der menschlichen Seele zum Reichthum, zum Gelde aus einer tiefen Kenntniß des menschlichen Lebens geschöpft. Aber um völlig wahr zu sein, bedürfen sie im Sinne Schopenhauers selber einer ergänzenden Berichtigung. Gar wohl begreiflich ist die menschliche Vorliebe für das Geld, aber das absolut Gute ist das Geld darum doch nicht. Nur deshalb wird das Geld mehr als anderes Gut geschätzt, weil es allerdings der wandelbare Proteus ist, der sich in unendlich viel Gutes und Schönes umsetzen läßt. Aber nur als dieses Mittel zum Erwerb und Genuß des Guten und Schönen ist das Geld ein Gut, — an sich ist sein Besitz werthlos, wenn nicht gar, ohne Liebe zum Idealen, lästig und schädlich.

Wer gegen Geld nur Güter des äußeren Sinnengenusses eintauscht, dem erscheint das Geld einzig und allein in den vorübergehenden Momenten täuschender Erwartung als ein vor allem begehrenswerthes Gut. Gar bald kommt die Zeit, wo der Ekel am Genuß ihn das Geld als das teuflisch verführende Uebel erkennen läßt — und leider dann gewöhnlich auch zugleich als eine Macht, gegen deren drückende Abhängigkeit seine erschlaffte Seele nicht mehr zu kämpfen vermag. Es gibt keinen saureren und trüberen Dienst als den Dienst des Mammons und des Jagens nach dem Mammon.

Wie wenig das Geld an sich im Stande ist Glück zu bereiten, zeigt uns deutlich der Geiz. Eine verzehrendere Leidenschaft gibt es kaum als diese. Und gewiß nicht das allein begründet die aufreibende Macht dieser Leidenschaft, daß die Freude an dem Maße und dem Glanze des äußeren Besitzes die Sorge um seine Mehrung und die Angst um seinen Verlust nicht aufwiegt, sondern tiefer noch wird das die Seelenpein erhöhen, daß der Geizhals die Stimme des Gewissens, die ihn antreibt als Mensch unter Menschen zum Wohle des Ganzen uneigennützige Pflichten zu erfüllen, mit Gold zustopfen muß und nicht zustopfen kann. Mit dem Gelde allein lebt der Geizhals unter Menschen wie in einer Wüste und schlimmer noch, da die Einsamkeit der Wüste fehlt, die seinem seelenlosen Besitz doch einige Sicherheit verspräche.

Kurz das Geld ist nichts als ein nothwendiges Mittel zum Leben und seinen Werth erhält es erst durch die Art, wie man das Leben nimmt. Den Glücksdurst — bemerkt Schopenhauer mit Recht — stillt der Mensch so wenig durch Reichthum, wie den leiblichen Durst durch einen Trunk Seewassers. Sein Durst nimmt zu, je mehr er trinkt, statt der Befriedigung — neue Pein.

Den Glücksdurst des Menschen vermag dauernd nur ein Trunk aus dem reinen Quellwasser der Ideale menschlichen Gemüthes und menschlichen Geistes zu stillen. Nur wer an diese Quelle geht, aus diesem Borne schöpft, findet das höchste Glück, das auf Erden die Menschenseele genießen kann. Ein solcher Trunk labt und erfrischt die Seele, befriedigt sie und wird doch, noch so oft genossen, wie das reine Quellwasser der Mutter Erde nie zum Ueberdruß. Hier auf diesem Boden des Ideals liegen die unvergänglichen Güter der Menschheit, die reiche Erbschaft der Jahrtausende, die Jahrhundert von Jahrhundert ohne Abzug mehrt. Was Kunst und Wissenschaft vor Jahrtausenden Schönes und Großes geschaffen haben, das erfreut und erhebt noch heute unsere Seele, wie ehedem die Seele unserer Vorfahren. Die Großthaten dieser erfüllen noch heute unsere Herzen mit Liebe und Bewunderung, spornen uns an ihnen nachzueifern. Diese idealen Güter allein können gleichzeitig von Vielen genossen werden, ohne daß der Mitgenuß Vieler die Freude des Einzelnen stört, vielmehr die Gemeinschaft erhöht noch den Genuß des Einzelnen. Nur wer seinen Reichthum verwendet, um an diesem idealen Gemeingut der Menschheit seinen Antheil zu erhalten, verwandelt das todte Geld in ein lebendiges Gut, macht durch die Verwendung den Besitz des Geldes zu einem Gut für sich und seine Mitwelt.

Es ist bezeichnend für diesen Sachverhalt, daß selbst die schwarzsichtigsten Pessimisten unserer Tage, Schopenhauer und sein Nachfolger Hartmann, die das Nichtsein unbedingt dem Dasein vorziehen würden, die sich alle erdenkliche Mühe geben, das zwischen Krankheit, Noth, Langeweile und Alter sich abmühende Menschenleben so düster wie möglich zu schildern, doch wenigstens nicht in Abrede stellen, daß die idealen Genüsse von Kunst und Wissenschaft helle Lichtpunkte unsers Erdenlebens sind. Freilich weiß Hartmann auch an diesen Genüssen für unsere Empfindung manchen Abzug zu finden, aber wie erbärmlich nichtig erscheinen diese seine Abrechnungen gegenüber den hohen Genüssen des Geistes, die er anerkennt! Wie gering erscheint dem Gelehrten der Abzug an seiner Forscherfreude, der ihm daraus erwächst, daß er zum Zweck seiner Forschung manches Naturobject vergeblich betrachtet und zergliedert, manches langweilige Buch mit geringem Ertrag durchstöbert! Gerade das Forschen, das Graben und Grübeln aus dem Rohen heraus ist ja seine Lust. Die Mühe, die ihm das bereitet, bringt keinen Abzug an Lust, sondern ist gerade die rechte Würze der Arbeit, gibt ihm erst die hohe Freude an der Bewährung seiner Kraft in der Ueberwindung der Schwierigkeit. — Wie gering erscheint ebenso dem Künstler der Abzug an seiner Schöpferlust, der durch die Mühe der technischen Vorbereitung entsteht. Kein Künstler möchte diese Mühe entbehren.

Und für die das hohe durch Kunst und Wissenschaft dargebotene Gut mitgenießende Mitwelt, ist denn für sie in Betracht des genossenen Gutes der Abzug auch nur der Rede werth, den Hartmann an diesem Genuß berechnet? Es ist wahr, daß es in Concertsälen oftmals heiß ist, und daß man sich dann beim Verlassen des Saales leicht erkältet. Beides ist allerdings ein Abzug am Genuß. Es ist auch richtig, daß die meisten Concerte, weil sie um der Einnahme willen, dem Grundsatze huldigen, wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen, für ein feinsinniges Ohr meist zu viel und oftmals auch ein beleidigendes Vielerlei bringen. Auch dieses ist unstreitig ein Abzug am Genuß. — Es ist auch richtig, daß es nicht schön ist, in unsern Gallerien Bild über Bild zu hängen, so daß das Auge unstät zwischen der Masse umherirrt und die Seele in flüchtigem Genusse hin und herzieht. Das nicht minder ist ein Abzug am Genuß.

Aber kommt all dieser unbestreitbare Abzug am Genuß des Schönen auch nur entfernt in Betracht gegenüber dem Genusse selber? Findet denn nicht unsere Seele im Genuß des Schönen die wunderbare Kraft begrenzter Zuwendung der interessirten Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit, der vollen Hingabe an den einen Genuß, so daß einem wie man sagt vor Lust hören und sehen vergeht, d. h. daß man nur hört und sieht, was man sehen will, daß man nichts anderes mehr hört und sieht, was diese Lust am Schönen stören könnte? Und sind denn für den, der die Erkältung scheuen muß, die heißen Concertsäle in kalter Winterszeit die einzigen Stätten, wo die Musik seine Seele erfreuen kann? — Ist nicht gerade das Reich des Schönen so reich, daß ein Jeder in der Stille seines Hauses, im noch so engen Kämmerlein, oder selbst in der freien Natur Schätze genug finden kann, um seine Seele zu laben, sich im Unglück über dasselbe zu erheben und im Glücke sich des Daseins würdig zu freuen?

Doch — was soll ich noch viel reden gegen diese Schwarzseher! Geben sie doch selber zu, daß trotz all dieses vermeintlichen oder wirklichen Abzugs am Genuß — gerade der Genuß dieser idealen Güter das Leben noch einigermaßen lebenswerth macht, daß sie im Ganzen genommen doch die einzigen Güter sind, die einen Ueberschuß an Lust abwerfen. — Wüßten sie noch dazu, daß dem Menschen nicht minder hohe Genüsse erwachsen, wenn er mit sittlichem Pflichtbewußtsein die Ideale des Guten in der Menschheit mit verwirklichen hilft, so müßten sie das Menschenleben vollends lebenswerth finden, müßten sie unbedingt das Dasein dem Nichtsein vorziehen.

Das also ist der Grundgedanke dieser meiner ersten Betrachtung. Der hohe Werth der Ideale verbürgt auch unserm Volke, und unserm Volke ganz besonders, ihre dauernde Bedeutung. Es ist unmöglich, daß wir leben, ohne stets von neuem wieder in ihrer Pflege und Verehrung den höchsten Genuß unseres Erdenlebens zu suchen. So wird denn auch sicherlich das zeitweilige Jagen nach Geld der Werthschätzung des geistigen Lebens keinen dauernden Abbruch thun, vielmehr — deß bin ich gewiß — in unserm Volke zu einem neuen Aufschwung geistigen Strebens und Genießens führen, zu einer neuen Blüthezeit von Kunst und Wissenschaft und zu edlem Handeln im Dienste des Vaterlandes und der Menschheit. Kein Volk erträgt es auf die Dauer, nur dem äußeren Nutzen zu dienen, nur der Geldgier zu fröhnen und — Gottlob — unser deutsches Volk am wenigsten.

## II.

Jedoch diese feste Zuversicht, dieser Glaube möchte ich sagen an den Idealismus der Menschennatur und vor allem der deutschen Menschennatur — darf nicht zum muhamedanischen Vertrauen werden, nicht zur thatlosen Erwartung, daß die Gefahr der Veräußerlichung und Verflachung von selbst an uns vorüber gehen werde, darf nicht dazu führen, daß die Geistesarbeiter oder die Verehrer des Idealen die Hände in den Schooß legen und geduldig abwarten, bis das dunstige Gewölk des niedern Sinnesgenusses und des gemeinen Nutzens sich von selbst verzogen und dem heiteren Himmel idealen Genusses wieder freie Bahn gemacht hat. Die Geistesarbeiter selbst müssen genug göttliche Kraft in sich fühlen, um mit frischem Muth zu helfen, den Dunsthimmel, der ihr Volk umnebelt, zu lichten.

Dazu durch folgende Betrachtungen Einiges beizutragen, ist mein Wunsch. Was ich zu sagen habe, betrifft einerseits die Geistesarbeiter selbst und andrerseits diejenigen, welche ihre Arbeit fördern können und mitgenießen wollen.

Vor allem liegt mir daran, die rechte Stellung der Geistesarbeiter selbst zur gewinnsüchtigen, nutzsuchenden Zeitströmung zu ermitteln. Der Ausgang des Heils kann doch nur von dieser Seite kommen. Nur wenn Künstler und Gelehrte sich durch ihr Thun selber ehren, ehrt sie auch die Zeit. Der innere Werth der Güter, welche sie pflegen, muß sofort ihrer Arbeit ein ganz eigenartiges Gepräge verleihen, sie dürfen in keiner Weise den Anlaß dazu geben, daß ihre Leistung wie eine beliebige andere, immerhin werthvolle Handelswaare geschätzt wird, daß ihre Arbeit dem gewinnsüchtigen Vertrieb solcher Waare gleich gesetzt werden kann.

Das können die Geistesarbeiter verhindern, wenn sie in keinem Augenblicke vergessen wollen, daß bei ihnen vor allem der Genuß in der Freude an der Arbeit selbst besteht.

Allerdings wird jeder Mensch, der arbeiten mag, unstreitig Freude haben an seinem erfolgreichen Thun, gleichviel was er thut, wenn es nur etwas Gutes oder Nützliches ist. Aber in dieser Freude gibt es doch Unterschiede. Es bedingt immer einen wesentlichen Unterschied ob diese Freude mehr dem Ziele und der Annäherung an das Ziel, oder der Arbeit selbst gilt, selbst auf die Gefahr hin, daß sie ziellos oder vielmehr in der Hauptsache ergebnißlos wäre. Schwerlich nun ist es zu viel behauptet, wenn ich sage, daß diese in jedem Falle gewisse und schon darum höchste Arbeitsfreude am intensivsten in der schöpferischen Arbeit der Kunst oder der Erkenntniß sich findet.

Dies tritt, wie mir scheint, besonders auch in einem allgemeinen Thatbestande deutlich hervor; eben in der idealen Rücksichtslosigkeit gegen das äußere Ergebniß, gegen die materielle Verwerthung der Geistesarbeit. „Ein Versemann — sagt Horaz (Briefe, Buch II. 1) hat selten eine andere Leidenschaft, als seine Lust an Versen, die allein beherrscht ihn ganz, darauf geht all sein Dichten und sein Trachten. Schlimme Zeiten, Geldverlust, Vermögensunfall, all dies kränkt ihn wenig." — Ich will nicht behaupten, daß jeder Künstler und jeder Gelehrte ebenso denkt, wie dieser Dichter des Horaz, aber das steht fest, je idealer Kunst und Wissenschaft gefaßt werden, um so lebhafter und häufiger ist bei ihren Vertretern der Wunsch vorhanden, unbekümmert um die äußere Verwerthung im Leben nur in dieser Ideenwelt leben und in ihrer reinen Pflege das Höchste erstreben und leisten zu können. Die Männer der Geistesarbeit — hat einmal ein Nationalökonom gesagt — gleichen am liebsten der Sonne, die allen leuchtet ohne Entgeld. Schaffen und Erkennen, das Geschaffene und Erkannte mittheilen — das ist ihre Freude, ihr Genuß, der nur erhöht wird, wenn die Mittheilung auf empfängliche Gemüther stößt. Von den Gelehrten sagte Blanqui: sie begnügen sich am häufigsten mit einer Bürgerkrone und glauben sich bezahlt, wenn man nur ihrem Genie hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. In diesem Sinne verschmähten bei den Griechen die alten Weisen sich für ihre Lehre bezahlt zu machen und verspotteten die Sophisten, welche dieser idealen Gesinnung untreu wurden.

Es ist wahr, jede ideale Leistung trägt wie die gute That ihren besten Lohn schon in sich selbst. Eine so hohe Freude gewährt die Beschaffung der materiellen Lebensbedürfnisse sicherlich nicht. Dem Kaufmann, dem Gewerbsmann ist gewiß im allgemeinen die Freude nicht unbekannt, auch seinerseits mit daran zu arbeiten, die Last des Lebens zu erleichtern und die Lust des Lebens zu erhöhen. Aber in jedem einzelnen Fall des Geschäftsbetriebes wird doch die Freude am Ertrag der Arbeit die fehlende Freude an der Arbeit selber ersetzen müssen. Man kann wohl — wie Riehl sagt — aus Begeisterung für das Wohl der Menschheit predigen und lehren, aber nicht Holz hacken und Steine klopfen.

Eben deshalb muß denn auch als natürlicher Ausgleich der Lohn für solche praktische Erwerbsmühen, denen der Einzelne sich unterzieht, weil Natur oder Umstände ihn dazu zwingen und die doch auch wiederum dem Nutzen und der Bequemlichkeit Aller dienen, ein unmittelbarerer, regelmäßigerer und verhältnißmäßig höherer sein. Jeder echte Geistesarbeiter wird daher diese innere Wohlthat seines Strebens anerkennen, und nicht vergessen, daß, wenn sein Werk heraustritt in die Welt, er schon in der Arbeitsfreude selbst die höchste Lust vorweg genommen hat. Er wird deshalb neidlos der Arbeit, die zunächst im Dienste des praktischen Bedürfnisses, des nützlichen Lebens steht, ihren oftmals rascher erworbenen und gemeiniglich höheren äußern Lohn gönnen.

In dieser Gesinnung ist es mir jederzeit wie eine widerwärtige Verkennung der richtigen Verhältnisse erschienen, wenn echte Künstler und Gelehrte den festen Lohn ihrer Besoldung oder den freien Gewinn ihrer Arbeit mit dem oftmals höheren Lohn der bloßen Virtuosen, der Kaufmannsdiener, der Techniker, oder mit dem weit höheren Gewinn der Kauf- und Fabrikherren und nun gar der Börsenspeculanten vergleichen mögen. Sind sie denn etwa gewillt, die ganze Unruhe äußerer Concurrenzjagd, die Pein ungewisser Berechnungen möglicher Conjuncturen oder auch nur die Last sicherer Berechnungen gewisser Profite auf sich zu nehmen? — Ist es nichts werth für sie, daß sie der Sorge überhoben sind, heute Millionär zu sein und morgen am Bettelstabe? — Sie erfreuen sich, wenn sie Talente besitzen und arbeiten mögen, in unserer Zeit unschwer eines mäßigen aber gesicherten Auskommens. Der Besitz dieser Sorglosigkeit muß ihnen um ihres Wirkens willen mehr werth sein als irrthümlich beneidete höhere aber auch schwankendere Einkommen der

Digitized by Google

meisten Männer des praktischen Geschäftslebens. Bedächten nur dieses schon manche fest bestallte Lehrer des Volkes, sie wurden dann in ihrer gewiß zu niedrig bezahlten Förderung der Volksbildung eine beneidenswerthere Aufgabe finden als in dem Stellen der Weichen auf der Eisenbahn.

Ebenso thöricht ist es, wenn der Gelehrte oder der schaffende Künstler den rascheren und erklecklicheren Gewinn des Kunstvirtuosen beneidet. — Die Laune des Publicums ist wandelbar, die Gunst, die der Virtuos heute findet, kann schon morgen durch einen anderen Virtuosen erst aufgewogen, dann verdrängt werden. Auch die Laune der Natur und des Geschickes ist wandelbar. Die Stimme, die heute noch aller Herzen erfreut, kann schon morgen durch Krankheit verstummen. Die Hand, die noch heute mit Geschicklichkeit über die Tasten eilt, kann schon morgen durch einen Unfall steif und lahm werden. Dann hat der Virtuos wenig Rückhalt in sich selbst. Ist es deshalb nicht begreiflich und natürlich, daß er mehr als der schaffende Künstler, als der Gelehrte darauf angewiesen ist, die Gunst des Augenblicks zu nutzen, um sich auch für die Zeit zu decken, wo diese Gunst ihn verläßt?

Der schaffende Künstler steht darin doch anders, steht darin besser zu seiner Zeit. Gewiß können auch ihn Schicksalsschläge treffen, die ihm die Ausübung seiner Kunst unmöglich machen. Ein Maler, dem das Auge erblindet, muß seine Kunst verlassen. Ein Bildhauer, dem die Hände erlahmen, muß den Meißel niederlegen. Aber dergleichen große Unglücksfälle treten — das bezeugt die Kunstgeschichte — verhältnißmäßig selten ein. Die schöpferische Kraft der Kunstbegabung scheint eine Lebensfülle in sich zu tragen, die so leicht nicht gebrochen wird. Die äußerlichere Kraft des nur reproducirenden Künstlers und nun gar des bloßen Virtuosen hat solchen unversiegbaren Lebensquell nicht. Ein Sänger, der seine Stimme verliert, ist als Künstler ein vernichteter Mann; Beethoven ward, als er sein Gehör verlor, ein unglücklicher Mensch zwar, aber er blieb doch ein großer Künstler und erfreute auch noch als Tauber seine Mitwelt durch Tonstücke, die er selbst nicht mehr hörte.

Aus alle dem soll nicht gefolgert werden, daß Künstler und Gelehrte sich um die äußere Verwerthung ihrer Kunst und ihres Wissens gar nicht kümmern sollen. Es soll nur das Unrecht betont werden, das sie begehen, wenn sie zwischen ihrem Ertrag und dem größern Gewinn anderer Berufsarten einen neidischen Vergleich anstellen, bei dem sie ganz vergessen, was sie an Genuß schon vor allen voraus haben. Sie dürfen sich nie das stolze Selbstbewußtsein knicken lassen, daß sie, wenn sie auch nicht das meiste Gold erwerben, so doch das schönste Erdenlos erwählt haben.

Nie darf der Geistesarbeiter von dem stolzen Selbstbewußtsein lassen, daß es ihm vergönnt ist, auf den Höhen der Menschheit zu leben; nie darf er davon lassen, in diesem Bewußtsein den besten Selbstlohn seiner Arbeit zu erkennen, einen Lohn, der unvergleichlich mehr werth ist, als aller Reichthum der Erde.

---

## Briefe eines Elysionärs.

Von **Zacharias Zinnober.**

In einer meiner früheren Epistel habe ich vergessen, Ihnen, verehrte Freundin, mitzutheilen, daß wir unsere Anwesenheit in Paris benützten, um dem hochwürdigen Abbé Lamazou eine Huldigungsvisite abzustatten. Dieser Franzose und Priester comme il faut hatte unsere Aufmerksamkeit und Dankbarkeit erregt durch den, wenn ich so sagen darf, geweihwässerten Humor, womit er in seinem Buche „La place de Vendôme et la Roquette“ seine Erlebnisse während der pariser Communewirthschaft erzählt. Allerdings ist dieser Humor nicht sowohl ein bewußter als vielmehr das unwillkürliche Ergebniß der Ingredienzien, aus welchen Monsieur l'Abbé seine Erzählungen zusammensetzte. Daß er lügt, wie alle seine Landsleute [illegible] 71 logen, ist selbstverständlich; aber seine Lügen haben [illegible] Lügen, weil unter dem Chrisam, womit er sie angestrichen [illegible] Nationalfetivolität bisweilen ganz ungenirt hervorkichert. So z. B. S. 75 der 12. Ausgabe des Buches, wo erzählt wird, daß ein „frommer Mann“ aus dem Quartier Saint-Sulpice auf dem linken Seineufer in das Quartier der Madeleine auf dem rechten sich geflüchtet habe, nachdem das deutsche Bombardement drei Tage und drei Nächte gedauert hatte. Lamazou wünschte dem Flüchtlinge Glück zu seiner klugen Entschließung und erhielt die spaßige Antwort (plaisante réponse): „En vérité, je ne pouvais pas raisonnablement passer toutes mes nuits à recommander mon âme à dieu!“ Sie werden mir zugeben, Verehrteste, daß ein „frommer“ Mann germanischer Rasse nie auf einen solchen Einfall gekommen wäre. Die französische Frömmigkeit ist eben auch nur ein Theil der großen „Comédie française“ .... Unser hochwürdiger Vicar von der Madeleine hat übrigens der humoristischen Historik ganz erkleckliche Dienste geleistet. Insbesondere durch seine salbungsvolle Lösung des Communeproblems. Natürlich war diese richtige Offenbarung des gallischen Tigeraffenthums, diese Communewirthschaft, eigentlich eine preußische Machenschaft. Die Lehrmeister der Communisten waren Bismarck und Moltke, letzterer namentlich als Professor der Petrolik — (c. pag. 104: „Ils (les politiques et les chimistes de la commune) empruntent à M. de Bismarck et M. de Moltke deux procédés dont le seul nom inspire aujourd'hui l'horreur, le système des ôtages et l'usage de pétrole“). Zur Vernichtung der Vendomesäule wurde die Commune getrieben „durch einen wilden Haß und durch das Gold Preußens“ (p. 82). Der Delegirte der Commune, welcher die Umsturzprocedur der Säule commandirte, war eigentlich ein „délégué de la Prusse“ (p. 92). Die Beziehungen der Communisten zu den Preußen waren von der freundschaftlichsten Art („du caractère le plus amical“, p. 102) und jene behandelten diese ganz offen als „confrères“, um nicht zu sagen als „compères“ (p. 38). Die Kunst endlich, die Monumente und Häuser von Paris in Asche zu verwandeln, haben die Citoyens von der Cummune bei den preußischen Ingenieuren gelernt („à l'école des ingenieurs prussiens“, p. 105). Dem Buche des Abbé voran steht ein Empfehlungsbrief des Bischofs von Orleans, eines der giftigsten Feinde Deutschlands, und es hat, wie schon erwähnt worden, 12 Auflagen erlebt, ist demnach wohl so ziemlich von allen Franzosen gelesen worden, die überhaupt lesen können.

Und die Moral von alledem, fragen Sie? Nun, die Moral ist, daß 1. auch dieser Gallier wie alle seine Landsleute überzeugt ist oder wenigstens überzeugt thut, die Unfälle seines Landes annis 1870—71 seien keineswegs von den Franzosen selbst verschuldet, und daß 2. dieser gallische Priester neben seinen dankenswerthen Leistungen als Hanswurst auch das Verdienst hat, uns eine klare Anschauung von der Thatsache zu geben, französische Klericer ließen sich von dem römischen Schwindel doch nie soweit beschwindeln, daß sie ihr Franzosenthum über ihrer Bonzenschaft vergäßen oder diese gar über jenes stellten. Wie ganz anders ringen und streben unsere deutschen Klericer der Verwirklichung des loyolaitisch-römischen Priesterideals nach! Was Vaterland? „Das Vaterland bin ich!“ bullisirt der Unfehlbare und „Amen“ sagt der deutsche Episcopat.

Der französische gab uns eines seiner bekannten Beileids- und Trostschreiben an den deutschen mit. Inmitten der „Neronischen“ oder „Diocletianischen“ Verfolgung, deren Martyrium die deutschen Bischöfe sammt ihrem Klerus und allen Gläubigen dermalen, wie weltbekannt, zu bestehen haben, ist es ihnen eine balsamische Labung, von ihren französischen Collegen, welche bei jeder gebotenen oder auch gemachten Gelegenheit Deutschland, die Deutschen und alles Deutsche in den Abgrund der Hölle verlästern und verfluchen, um ihrer Rebellion gegen Staat und Gesetz willen glorificirt zu werden. Das Behagen, womit die hochwürdigsten Herren diesen gallischen Balsam augenscheinlich hinunterschlürfen, ist ein weiterer Beweis, daß sie dem vorhin erwähnten Ideal schon sehr nahe gekommen sind. Sie werden es erreichen, falls sie sich, wenn das große kirchlich-politische Drama der gallischen „Revanche“ in Scene geht, so aufführen, wie Rom und Frankreich es mit Be-

Digitized by Google

stimmtheit hoffen und erwarten. Da sollen, wenn die Rächer unter Vortragung der Muttergottes von Lourdes heranmarschiren, die deutschen Bischöfe die ganze Heerde ihrer Gläubigen den Franzosen entgegentreiben; aber nur behufs der Vereinigung mit denselben. Denn die besagte Heerde soll ja den Vortrab des heiligen Kreuzzuges bilden, welcher — „Dieu le veut!“ — dermalen emsig organisirt wird zur Zerstörung des Ketzerreiches deutscher Nation. Werden die Hirten wirklich in der angegebenen Richtung treiben? Wird die Heerde folgen?

„Ah bah,“ meinte meine Begleiterin, als ich unterwegs diese Frage aufwarf — „die Sache ist lange nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Daß es einzelne oder meinetwegen etliche Dutzende von Fanatikern und Betschwestern gibt, welche lieber heute als morgen die lieben Herz-Jesu-Franzosen in den Rheinlanden hätten, ist richtig, wie ja in Deutschland auch Afterdemokraten vorkommen, welche des Dafürhaltens sind, die wahre Freiheit müsse schlechterdings rothe Krapphosen anhaben. Allein gefährlich könnte das vereinte Gezieser nur werden, falls die Reichsregierung in die unqualificirliche Schwäche zurückfiele, deren sich die preußische Regierung zwanzig und mehr Jahre lang dem Pfaffenthum gegenüber schuldig gemacht hatte, bevor ihr endlich am 18. Juli von 1870 der Staar gestochen wurde. Alles zusammengehalten, sollten denkende deutsche Patrioten eigentlich den ultramontanen Treibern ein warmes Dankvotum widmen. Denn diese Herren thun ja alles Mögliche, um die Deutschen vor einem Rückfall in die alte Bärenhäuterei zu bewahren. So ein Rückfall war nach 1870—71 sehr möglich, sogar sehr wahrscheinlich. Dem nationalliberalen Vertrauensdusel mußte naturgemäß ein tiefer und langer Schlaf folgen. Allein die Herren vom Schlüsselbanner brachten dem deutschen Kaiser, welcher nicht nach Canossa gehen und nicht den päpstlichen Sbirrencapitano machen wollte, eine so geräuschvolle Katzenmusik, daß der Liberalismus das Einnicken zu vertagen sich veranlaßt fand. Die Katzenmusikanten schlugen in ihrer heiligen Inbrunst so wüthend auf ihre alten Töpfe und Pfannen los, daß die preußische Regierung schon aus Gründen des öffentlichen Anstands dem Rummel und Scandal zu Leibe gehen mußte, und sie kann sich jetzt schlechterdings nicht mehr den Anschein geben, zu glauben, die Katzenmusik sei eigentlich eine d'Accord-Serenade. Damit ist jedenfalls so viel gewonnen, daß der Fistulir-Peter im Vatican sich auf's Verfluchen wird beschränken müssen, weil ihm zum Verbrennen der „weltliche Arm“ gebricht.“

Halt, Schatz, dein Fistulir-Peter erinnert mich an einen guten Schwank, welchen ich neulich drunten bei uns im Weinhaus zum „Honny soit qui mal y pense“ den alten Rabelais erzählen hörte. Aristophel, Cervantes, Swift, Molière, Fischart und andere gute Gesellen lachten herzlich darüber.

„So? Hm, man kennt eure langwierigen Kneipereien.“ — Die aber sehr kurzweilig sind, Schatz, obzwar leider auch der Nektar die Einwirkungen der erschrecklichen Chemievorschritte bedenklich zu verspüren beginnt.' — „Nun heraus mit deiner Geschichte, falls nämlich Damenohren sie hören können. Ich traue dem Vater Gargantuas und Pantagruels nur halb.“ — Sei nur ruhig, ich will die Geschichte aus dem Rabelais'schen in's Englisch-Mißliche übersetzen. Also: Der gute Pio bekam etliche Tage nach seiner Dalai-Lamasirung Gewissensscrupel. Man könnte meinen, der neugebackene Gott habe vor seiner eigenen Gottheit Angst gekriegt. Was thut er nun zu seiner Beruhigung? Er nimmt seine Himmelsschlüssel, schließt die dreimal heilige Pforte auf und bedenkt im Vorbeigehen den Portier Petrus, welcher ja nur ein armer Teufel von Fischer gewesen, mit einem gnädigen Kopfnicken. Ohne Ceremonie beim Gottvater eingetreten, bringt er sein Anliegen vor. Der alttestamentliche Herr, zu dessen Schwächen bekanntlich die Leutseligkeit niemals gehört hat, war eben im Begriffe, Siesta zu halten, und demnach durch die Störung nicht sehr erbaut. „Reverendissime domine collega“, begann der vergötzte Pio. — „Collège? Collège? Wie? Wo so? Was will Er?“ — „Das und das.“ — „Geht mich nichts an, Er Dummrian! Hätte Er, statt Seine Zeit damit zu vertrödeln, daß Er Flüche aus allen Poren schwitzte, sich auf das Studium der Kirchengeschichte verlegt, so müßte Er wissen, daß ich seit der Einführung des christlichen Kalenders mit Eurem Erdenkrähwinkelkram nichts mehr zu schaffen habe, sintemalen ich das Geschäft mit allen Activen und Passiven dem Sohne übergab. Weg mit Ihm!“ Durch diesen uncollegialischen Empfang etwas irritirt, begab sich Seine Heiligkeit in die Gemächer des Sohnes hinüber, von welchem er mit aller Artigkeit empfangen wurde. Als er aber seine Frage, wie denn eigentlich seine Vergottung auf Erden im Himmel genommen und angesehen werde, vorgebracht hatte, gab der Sohn nachdenklich zur Antwort: „Das ist ein sehr heikler, schwieriger Casus, welcher, wie mir scheint, nicht so fast in meinen, als vielmehr in den Ressort des Heiligen Geistes gehört. Gehen Sie doch diesen fragen“. Wohl, der also höflich Abgewiesene ging um eine Thüre weiter und ließ sich beim Geiste melden. Mußte da mehrere Stunden antichambriren, weil der Geist gerade den Altkatholicismus unter dem Mikroskop hatte, um in demselben einen Reformkeim zu entdecken. Aergerlich, daß er das Gesuchte nicht gefunden, kam er dann in's Vorzimmer heraus, und als er seines Pseudocollegen ansichtig wurde, stieg ihm die Zornröthe in's Gesicht und er runzelte denselben ohne alle Umstände also an: „Du kommst mir gerade recht! Für Dich hab' ich schon lange einen Schuß im Rohr. Wie kannst Du Dich unterstehen, mir vor Augen zu treten, Du, der Du Dich nicht entblödet hast, mit allem Fleiß und mit verstockter Beharrlichkeit die alte Verleumdung aufzufrischen, zu präcisiren, zu dogmatisiren, zu präconisiren, die alte schnöde Verleumdung, daß ich, als wär' ich so ein Springinsfeld von heidnisch-griechischem Gott, zu einem höchst achtbaren Frauenzimmer, welches noch dazu die Verlobte eines aus sehr respectablem Hause stammenden Bieder- und Zimmermannes war, in unziemlichen dogmatischen Beziehungen gestanden hätte. Mach' Dich fort, oder ich rufe etliche meiner gröberen Engel, damit sie Dir das von Dir noch nicht dogmatisirte Mysterium von der ungebrannten Asche expliciren“ .... Seine Heiligkeit kam sehr verblüfft und niedergeschlagen in ihre vaticanische „Gefangenschaft“ zurück. Dem Pater Beckx jedoch gelang es, die Seelensaiten des Unfehlbaren bald wieder auf den richtigen Syllabus- und Fluchton zu stimmen, namentlich mittels des Arguments: „Es verschlägt gar nichts, ob der Grobian da droben Eure Heiligkeit inspirirt oder nicht. Die ganze heilige und profane Geschichte bezeugt ja, daß die Welt recht wohl ohne Geist regiert werden kann.“

„Hör' mal“ — sagte Frau Eironeia, nachdem ich meine Relation beendigt hatte — „mich dünkt, dein Rabelais meidingert“ ....

Unter solchen Gesprächen hatten wir die Bischofsstadt erreicht und eilten, unsere verschiedenen Aufträge auszurichten. Seine bischöfliche Gnaden empfing uns mit ausgesuchter Höflichkeit, wie denn bekanntlich die römischen Hierarchen überhaupt weit mehr Weltton besitzen als die lutherischen, welche häufig meinen, es machte sie ehrwürdiger, wenn sie die Rüpelhaftigkeit ihres Propheten copirten. Wir verbrachten als Gäste in der bischöflichen Pfalz, die zwar nicht gerade mit apostolischer Armuth, aber in ganz gutem Geschmack eingerichtet war, recht angenehme Stunden. Bei Tische waren die Gerichte fein und die Weine ausgesucht. Das Gespräch bewegte sich zwanglos und buntwechselnd, immer jedoch in den Formen der besten Gesellschaft. Es waren außer Eironeia noch verschiedene Damen da. Mein Nachbar, ein jovialer Domherr, machte mich auf eine aufmerksam, welche früher hübsch gewesen sein mußte, und flüsterte mir zu: „Sie suchte vor Zeiten mit der Laterne der Diogena in der ganzen Männerwelt den Rechten und wähnte auch verschiedene male, selbigen gefunden zu haben. Jetzt ist sie eine richtige Heilige, die schon mehr als 100,000 Gulden an Petrspfennigen zusammengebracht hat“. Nach Tische fuhr die ganze Gesellschaft zur Villa des Prälaten hinaus, wo wir uns bis zum Abend in dem schönen Parke ergingen. Dann hatten wir ein kleines Concert, hierauf trug der be-

Digitized by Google

rühmte Konrad von Bolanden die neueste seiner Erzählungen vor, worin die Tagesfragen nicht unappetitlich zu richtigen „Diavolini romani" verarbeitet werden, und endlich beschloß ein heiteres Souper in dem hohen und kühlen Gartensaale den Tag.

Als wir uns von unserm gastfreien Wirthe verabschiedeten, hatte er die Gnade, meine Eheherrin zu fragen: „Nun, gnädige Frau, wie hat es Ihnen bei uns gefallen?" Worauf Frau Eironeia: „O, ganz gut, Hochwürdigster. Nur trage ich einen Zweifel mit mir weg." — „Einen Zweifel? Das ist unstatthaft, ist sogar Sünde. Aber kommen Sie, beichten Sie mir Ihren Zweifel." — „Recht gern, hochwürdigster. Ich bin zweifelhaft, ob wir heute mitsammen einen Tag Neronischer, oder aber einen Tag Diocletianischer Christenverfolgung durchgelitten haben."

---

## Eine Fahrt auf der Bodenseegürtelbahn.

### Aus dem Rheinthal.

An einem jener Frühherbstmorgen, die mir stets eine Fülle angenehmer Erinnerungen bringen — es war der achte September —, stiegen wir in einen Waggon der Vorarlberger Bahn und dampften über den Schienendamm, der die Inselstadt Lindau mit dem Festlande verbindet, in die heitere Wein- und Obstgegend hinaus. Es hatte den Tag vorher geregnet und der See, noch von den Stürmen der Nacht unruhig, schäumte zur Seite des Dammes empor. Der Himmel dagegen hatte sich aufgeheitert und versprach einen schönen Tag; so waren denn auch wir guter Dinge und in jener übermüthigen Laune, in welcher man eine Reise anzutreten pflegt. Es ist dies das Gefühl der Freiheit, welche dem Menschen so selten zu Theil wird, der Freiheit und Ungebundenheit nach dem Druck der alltäglichen Verhältnisse, in die eingepfercht wir einen großen Theil unseres Lebens trüb dahinschleppen.

Die Eisenbahnen sind die Poesie des Jahrhunderts, sie verwirklichen die Träume der Dichtung, sie rücken die Wirklichkeit so nahe wie möglich an die Phantasie, sie führen uns fast wie im Fluge aus der Ebene zu den Bergen, von der großen Stadt in die stillen Thäler; heute finden wir alte Bekannte, Freunde, die wir seit Jahren nicht mehr gesehen, morgen knüpfen wir neue Bekanntschaften an, und sobald wir aus dem Waggon gestiegen, sind wir ganz auf uns selbst gestellt, Fußgänger, Stellwagen-Reisende, Bergsteiger. —

Die Gürtelbahn, deren östliches und südliches Bruchstück nur den Rand des Bodensees auf baierischer, österreichischer und Schweizerseite bis Constanz umfaßt, hat an dem Ausgangspunkte Lindau nicht eben zur Verschönerung der Landschaft beigetragen: Waldung, Villen, Obst- und Rebgärten mußten der Nivellirung weichen, und eine kahle, gerade Linie durchschneidet, wahrhaft schneidend, das aufblühende Fruchtland. Je näher wir Bregenz kommen, um so südlicher wird der Charakter der Landschaft. Wir sind am Fuß der Berge und die ersten Stufen hinan sind mit Reben bepflanzt. Häufiger begegnen uns stattliche Alleen von Nußbäumen und reichlicher werden die Maisfelder zu beiden Seiten der Bahn und nun treten auch deutlicher die Contouren der Graubündner Bergriesen hervor. Das ist das Rheinthal. Ich möchte sagen, wie der Rhein mit seinem Austritte aus dem Bodensee seine geschichtliche Epoche beginnt, so lebt er hier in seiner Urzeit. Was sind die Felsen von Rolandseck und der Loreley gegen diese Titanen mit ihren Burgtrümmern! In verderbenschwangerem Ungestüm braust der wilde Bergstrom dazwischen. Freilich da, wo er nicht mehr schaden kann, und bis hoch hinauf, bis dahin, wo die schroffen Felswände beginnen, und das ist eine ziemliche Strecke, dehnen sich die üppigsten Wiesen und grünenden Alpenhänge aus. Welch' ein Reichthum, welch' eine lachende Fruchtbarkeit hart neben den rauhesten Spuren der zerstörenden Elementarkraft! Und dort oben, wo die dunstgoldnen Lichtwolken über den Gletschern der Siera plana und der Rhätikon-Kette schimmern, da schläft der gewaltige Föhn, der Enkel des Samum, der Sohn des Sirocco. Was ist das für ein kühnes Adlernest auf dem Felsen dort oben? Wahrlich, eine stattliche Ritterburg mit Zugbrücke und Zinnen und Thurm, als warte sie nur des Reiters mit wehendem Fähnlein und Schild, um ihm ein gastliches Willkommen zu bieten. Es ist der „Klopfer", die Burg von Hohenembs, die alte Hohenstaufen-Burg, die uns eine Handschrift des Nibelungenliedes aufbewahrt hat. Dieselben Räume umschlossen einst auch den letzten Sprossen des Normanenkönig-Geschlechts, den der eiserne Kaiser Heinrich VI., der Sohn des Rothbart, dort gefangen hielt. Später kam das Schloß an die Grafen von Montfort, jenes einst so mächtige Geschlecht, auf welches in diesen Gegenden fast jedes Besitzthum zurückdeutet. „Das war Montfortisch", heißt es; auch dieses Schloß gehörte den Montfort und jene Stadt; und wo ein alter Giebel, eine ragende Warte hervorschaut, so sehen wir daran das Wappen der schwarzen oder rothen Fahne. Stets waren sie treue Vasallen der Hohenstauf'schen Kaiser, diese Montfort. Mit Jener Untergang erlosch auch ihr Stern. Besitzthum nach Besitzthum kam durch Verpfändung und Kauf an Habsburg. Die beiden letzten Montforts veräußerten ihre letzten Güter an Oesterreich und starben in ruhmloser Abgeschiedenheit und Armuth zu Tettnang in Württemberg (1787). Dieses tragischen Ausganges hat sich auch die Sage bemächtigt. Noch vor nicht langer Zeit, erzählte man, an einer der noch ziemlich gut erhaltenen Burgen habe die Fremden, die da hinaufstiegen, ein alter Mann um ein Almosen angegangen, — es war der letzte Montfort. Unter dem Schlosse Hohenems liegt die Stadt gleichen Namens, größtentheils von Juden bewohnt. Die Leichensteine ihrer Gräber erstrecken sich bergan in weißen Reihen, gespensterhaft und fremdartig. In Mitte des Friedhofes erhebt sich ein großer Baum, alleinstehend; es gemahnte mich wie eine Erinnerung an die Mythe vom Baume des Lebens. Die Felsen in der Nähe des Ortes, an welchem wir bald vorüberkommen, thürmen sich amphitheatralisch um diese Stätte des Friedens, ein riesiges Halbrund bildend. Es ist eine eigene, fremdartige Formation, an den Orient, an die Gegenden des todten Meeres gemahnend; und wer weiß, ob nicht gerade dieser Umstand bestimmend für die Ansiedelung war. Vieles zeigte sich da, was Bilder der Heimat, der fernen, morgenländischen Heimat in dem Einwanderer wachrufen mußte. In kurzer Zeit erreicht man Götzis in reizender Lage; vor Feldkirch beginnen wieder Rebpflanzungen. Viele davon sind im Besitze von Jesuiten, welche hier eine berühmte Erziehungsanstalt gegründet haben. Die schönsten der Weingelände sollen dem Orden gehören. Während dieser Tage weiter drinnen, in Bludenz der deutsche und österreichische Alpenverein tagten und manche Sympathien zwischen den Unterthanen beider Reiche laut wurden, währenddeß erklingen in den Thälern umher bis an die Grenzen des Baierlandes hin tagtäglich bis spät in die Nacht die Glocken der Missionspredigten. Während zu Constanz die Altkatholiken sich versammeln, donnern hier, wie zu den Zeiten des Huß, fanatische Mönche von den höllischen Strafen der Verdammniß — doch nein, ich thue den frommen Männern Unrecht; wie ich höre, überflossen ihre Reden von Honigworten sanfter Liebesmahnungen. Uebrigens hat schon in verflossenen Jahrhunderten der welthistorische Kampf zwischen alter und neuer Zeit seine Wellen bis hierher geworfen. Wüthend entbrannte unter Heinrich IV. der Investiturstreit auch in diesem Thal und seltsamer Weise war es ein Abt von St. Gallen, der auf Seite des Kaisers gegen die päpstlich gesinnten Grafen von Bregenz stand, ihre Schlösser eroberte, Bregenz verbrannte und den einen der Grafen gefangen nahm. Als Friedrich II. zum, erstenmale aus Italien nach Deutschland kam, hatte Otto IV. die meisten der Pässe besetzt. Dem Könige von Sicilien und Neapel blieb nur der Weg über die Rhätischen Alpen übrig und hier war es ein Montfort, der dem Hohenstaufen mit hülfreicher Macht entgegenzog und zuerst sich ihm anschloß. Als der Kaiser damals auf der Burg seines Lehensmannes abstieg und ihm ein fürstlicher Empfang ward, mochte er auch unter den ihm Entgegenkommenden einen schwächlichen, blinden Jüngling bemerken, der trauernd abseits stand; — wenn er nach ihm fragte, so mußte man ihm sagen, daß das der letzte Sprosse des normanischen Königsgeschlechtes, der Enkel der tapfern Eroberer Guiscar und Bohemund war. Wenige Jahre später zog hier Konradin vorbei nach Italien, einem noch dunkeln Geschick entgegen. Dort drüben liegt der Paß von Stoß; dort war es, wo zwei Jahrhunderte später die Appenzeller unter Anführung eines Grafen von Montfort die Blüthe der schwäbischen, österreichi-

Digitized by Google

schen und thurgauischen Ritterschaft zu Boden schlugen. Nicht weit weg ist auch Schloß Dornegg, ebenfalls berühmt durch einen Sieg der Eidgenossen über die Feudalmacht. Die Reichsstädte und der Bodensee, sonst im Bunde mit den benachbarten Schweizerstädten, hielten es damals mit Kaiser und Adel. Anders jener Graf Montfort. Es war ein Werdenberg, ein Montfort von der schwarzen Fahne, der in langer Fehde mit seinem Vetter, dem Grafen von Montfort-Bregenz von der rothen Fahne, den größten Theil seiner Besitzungen verloren hatte, die sein Sieger, wie es scheint, an den Herzog Friedrich von Oesterreich veräußerte. Dadurch kam er nun auch in Streit mit diesem mächtigen Fürsten, der eben damals kriegsgerüstet gegen die Eidgenossen heranzog. Den Appenzellern, von allen Seiten bedrängt, stellte sich nun Graf Rudolf Werdenberg als Bundesgenosse und treuer Helfer dar, zog ein Hirtenhemd über seinen adeligen Panzer und am Tage der Schlacht rieth er ihnen, da der abschüssige Boden feucht von Regen war, die Schuhe aus- und so in die Schlacht zu ziehen. Dadurch gewannen sie festern Fuß als ihre Gegner, die schwergewaffneten Ritter, die sie in wüthendem Kampfe niederrangen und erschlugen. Viele Herren sammt ihren Knechten wurden da von den freien Männern der Berge getödtet, so daß groß Wehklagen war in den Bergen und den Nachbarstädten umher. In Appenzell aber traten die Aeltesten zusammen und setzten als die Richter des Landes den vertriebenen Rudolf von Werdenberg wieder in seine Güter ein. So ist es zu lesen auf einer Wand des alten Schlosses Werdenberg, einem Baudenkmal mit Mauern von ungeheurer Stärke. Wir kamen Abends dahin, nachdem wir von Feldkirch aus auf der Schweizerbahn die Station Buchs erreicht hatten. — Ganz eigen liegt auch dieses Feldkirch zwischen überhängenden Felsschluchten, aus welchen die schäumende Ill braust und ihre Wogen heranwälzt, um die Fabriken des gewerbfleißigen Städtchens in Athem zu halten. Auf der reizenden Besitzung eines Großindustriellen hat man eine entzückende Aussicht über das Rheinthal und die gegenüber liegenden Appenzeller Triften. Darüber erheben sich die Zacken des Kamor, des Albeis, Colanda, der Grauhörner uud wie sie alle heißen mit ihren hochpoetischen Namen.

Aber nun auf Schloß Werdenberg, den Stammsitz jenes Grafen Rudolf, der, ein hochgeborener Ritter, es mit dem Volke hielt, mit ihm stritt und siegte! Seine Beweggründe mochte zum Theil die Noth ihm eingegeben haben, immerhin war sein Entschluß ein in jener Zeit auffallendes Beispiel.

Eine angenehme Dämmerung senkte sich von der Bergschlucht herab nach dem schwülen Tage, als uns das alte Thor aufgeschlossen wurde, durch welches wir zwischen Rebgärten auf einer breiten Steintreppe zum Schlosse hinanstiegen. Nach je drei Stufen kommt immer wieder ein Rasenplatz; es mußte gar lustig sein, da hinauf zu reiten. Das Schloß selbst, sowie es jetzt aus verschiedenen An- und Nachbauten zusammengesetzt dasteht, ist wohl im 15. und 16. Jahrhundert vollendet worden und hat in seiner Architektur viel Aehnlichkeit mit Hohenems und Lichtenstein. Es ist von einer mammuthhaften Massigkeit; im Hofraume sprießt duftendes Alpengras, die Blätter einiger Rebspaliere und Obstbäume zittern im Abendwinde, die Mauern sind sind mit dichtem Epheu umzogen. Vor dem Eingang zeigt sich eine Art roher Mosaik aus groben Kieseln, wie ich das später auch vor großen Bauernhäusern beobachtet habe. Solche Ausschmückungen haben die ritterlichen Herren wohl aus Italien mitgebracht, man hat es nachgeahmt, und es hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Ein Riegel vor einer mehrere Zoll dicken Thüre öffnet sich, wir treten in eine gewölbte Vorhalle, eine Freitreppe führt innerhalb derselben zum Thurm. Ein ernster, düsterer Eindruck überkommt Einen da; Vergangenheit, deine Sprache, welche das Schweigen ist, ein Schweigen, in welchem alles andere miteinverstummt! Auf der Höhe des Thurmes erfreut uns von dem noch wohlerhaltenen Wehrgang, der innerhalb desselben herumführt, eine prachtvolle Aussicht auf den Halbkreis der Gebirge, um die es jetzt auch zu dunkeln beginnt. Fledermäuse flattern um uns her, gegen die sich das uns begleitende Mädchen den Kopf ängstlich mit einem Tuche bedeckt. In einer Rumpelkammer des Thurmes sahen wir ein altes Pferdekummet, das noch aus den Zeiten des Glarner Landvogtes herrührt. Das Lederzeug ist mit einer schmalen, bemalten Holzleiste eingefaßt, die sich in vergoldete Spitzen umbiegt, und auf dem Joch schmückt es ein Geweih. Solchen Zierrath gebrauchten die Herren bei ihren Schlittenfahrten.

Als wir wieder in den Hofraum traten, glänzten nur noch die höchsten Bergspitzen in einem verglimmenden und rosigen Lichtstreifen, unten war es schon dunkel geworden. Ich warf noch einen Blick in die hohen Ritterhallen. Wie lebhaft traten die Bilder der alten Zeit hervor; da saß er, der Herr von Montfort, den Becher mit feurigem Completer oder Veltliner gefüllt und sann der alten Geschichte seiner Vorfahren nach, auf neue Gebietserwerbung, wohl auch auf neue Fehden bedacht. Er sah seine Ahnen, die Herren von der rothen Fahne im Geleit des Kaisers auf Kreuzzügen und Römerfahrten, überall hervorleuchtend, immer mächtiger werdend. Mit großen Schritten durchmaß er die Räume seines Saales. Der geistliche Herr neben ihm, ein Mönch des Klosters St. Gallen, that auch dem edlen Wein weiblichen Zuspruch. Da brachte der Ritter ein Schwert aus seinen Waffen, wies die Klinge dem Mönch und fragte ihn um den Sinn eines dem Stahl eingravirten Spruches: „Jesus autem transiens“ hieß er, und auf der andern Seite stund: „per medium illorum ibat“. Ein Blitz der Freude leuchtete aus den Augen des Ritters, als ihm die lateinischen Worte übersetzt wurden; er schien sie auf ganz eigene Weise sich auszulegen, mit den Eigenschaften der Waffe selbst in Verbindung zu bringen. Aus den untern Räumen des Schlosses drang der Lärm seiner Kriegsleute herauf, der Knappen und Knechte. Man hatte eben ein paar Gefangene gebracht, einen armen Frohnbauern und einen herumziehenden Strolchen. Mit Stoßen und Schlägen wurden die armen Teufel in's Verließ geschleift. Fluchen und rohe Späße übertönten das Jammergeheul der Elenden. Wild und wilder scholl der Zechgesang und stürmischer pochte es in der Brust des Burgherrn von kühnen Entwürfen und schwertfrohen Hoffnungen — da auf einmal schallt vom Wehrgang herab der Ruf des Wächters: „Gelobt sei Jesus Christus“. — Plötzlich wird alles still, die rauhen Männer sinken auf's Knie, falten die Hände; die im Kerker Liegenden blicken trostvoll auf, alles ist Andacht und Versöhnung geworden. Wir können es kaum fühlen und begreifen, welche Macht dieser Ausruf damals hatte, von welch' wunderbaren Vorstellungen begleitet im Mittelalter der Name des leidenden Heilandes einen allgewaltigen Einfluß ausübte auf alles und alles, auf jede That, auf jeden Stand, vom Kaiser hinab bis zum letzten Mann. — Seltsam! In dieser rauhen, rechtlosen Zeit erscheint das Bild eines unschuldig Leidenden in grenzenlosester Verehrung; dieser dorngekrönte Menschensohn ist der König alles Lebens, der höchste Hort der Tapfern, das Feldgeschrei der geharnischten Heere! Vielleicht gerade in diesem Widerspruch lag die Magie, die Glorie, die den Gekreuzigten als den Heros der christlichen Weltanschauung umgab. — Vertieft in solche Gedanken, stieg ich den weinumkränzten Hügel hinab. Die Heerden zogen heim und das friedliche Geläute mischte sich mit den Tönen der Abendglocke. Jetzt wohnt hier ein armes aber freies Hirtenvolk, arm allerdings, aber augenscheinlich nur durch den feudalen Druck und die Kriege der früheren Jahrzehnte herabgekommen. Man kann nichts Armseligeres sehen, als die in die ehemaligen Ringmauern von Werdenberg eingebauten Hütten. Kaum in einer der Vorstädte Londons oder Hamburgs denkt man sich solche verwahrloste, dumpfe Gassen. Wie wohlthuend ist dagegen der Anblick einer ganzen Reihe neugebauter, reinlicher Häuser vom Dorfe gegen den Bahnhof zu, die für Arbeiter der Bahn und andere, durch den Verkehr herbeigerufene Erwerbskräfte entstanden sind, eine kleine Colonie, an America erinnernd, ein trostreiches Zeichen der neuen Zeit, die überall Wohlstand und Verbesserung verrotteter Zustände bezweckt, dem Einzelnen Selbständigkeit, dem Ganzen frisch pulsirendes Leben sichert.

Hermann Lingg.

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Winterliche Briefe.

### Aus den Theatern.

Nach der erzwungenen Erholung, welche die Landestrauer unseren Bühnen auferlegt hatte, haben die berliner Theater in der letzten Woche des Jahres ihre Anstrengungen verdoppelt. Das Wallner-, Victoria- und Residenztheater sind mit neuen Stücken vom alten Jahr geschieden, und allen ist der Beifall des Publicums gespendet worden. Das Victoriatheater hat nach dem achtbaren aber vergeblichen Versuche, das Schauspiel bei sich einzubürgern, zur Schaustellung zurückkehren müssen und mit den reichen Decorationen und schimmernden Costümen der „Goldenen Träume" das höchste Lob aller Kenner derartiger Dinge geerntet. Die neueste Ehebruchskomödie von Barrière „Die Gräfin von Somerive" hat auf den dieser Specialität vor allem geweihten Brettern des Residenztheaters, dank der dramatischen Kraft des Stückes und dem Spiel der Darsteller, das allgemein als vortrefflich gerühmt wird, die wärmste Aufnahme gefunden; und das Wallnertheater, dem trotz seiner hervorragenden Kräfte die Ausflüge auf das Gebiet des höheren Schauspiels, so sehr sie ihm zu künstlerischer Zierde gereichen, pecuniär nie gut bekommen, hat mit einer neuen Posse von L'Arronge einen vollständigen Erfolg erzielt.

Sie sehen, meine reizende Freundin, es ist auch in unsern Theatersachen alles wieder in das rechte Geleise gebracht, alles hübsch ordentlich sortirt, wie es sein soll: für Wallner die Posse, für das Residenztheater die französische Komödie, für das Victoriatheater die Feerie — „hoc volo, sic jubeo", sagt der Berliner, der es nun einmal nicht leiden kann, daß man ihm die Kreise seiner lieben Gewohnheiten und althergebrachten Vorurtheile störe.

Da die „Gegenwart" über das Barrière'sche Drama schon eingehend berichtet hat*), und über die Feerie am Victoriatheater das über die früheren Zaubermärchen Gesagte mit andern Worten nur zu wiederholen wäre, so brauche ich mich für heute nur um das neue Stück am Wallnertheater zu bekümmern.

An diesem Wallnertheater befinden sich Director und Dichter in einer gleich precären Lage. Am besten kommen noch die Schauspieler weg. Wenngleich von allen weisen Leuten, die da wissen, daß es ungleich schwieriger und bedeutender ist, einen Helden unserer Classiker mittelmäßig darzustellen, als aus einem gebildeten Hausknecht einen lebenswahren und im *besten Sinne* erheiternden Typus zu gestalten, den Mitgliedern des Wallnertheaters die eigentliche künstlerische Kraft nicht zugestanden werden mag, so läßt man sich doch willig dazu herab, diese Schauspieler durch die Prädicate „putzig", „drollig", im Steigerungsfalle sogar „urkomisch" zu ehren und ihnen solchergestalt seine huldvolle Wohlgeneigtheit zu bekunden.

Aber der Director! Ob er nun eine Posse gibt oder nicht, er ist gleich übel daran.

Im ersteren Falle wird ihm auseinandergesetzt, daß es nun endlich an der Zeit sei, den Thespiskarren von dem ausgefahrenen Wege wegzuschaffen und mit dem alten Schlendrian zu brechen. „Qui nous délivrera des Grecs et des Romains?" war ein unausbleiblich wiederkehrendes Citat in allen französischen Kritiken zur Zeit, als Ponsard und Augier die antike Tragödie und Komödie auf der französischen Bühne wieder heimisch zu machen suchten. Ebenso stereotyp ist der Ausruf unserer Recensenten: „Wer wird uns endlich von der berliner Posse befreien!" Und um die ästhetische Entrüstung zu veranschaulichen, bedient man sich der kräftigsten und neuesten Bilder, ersehnt sich einen Herkules, der den Augiasstall des höheren Blödsinns reinige, spricht von der verderblichen Wirkung dieser alles bewitzelnden und nichts respectirenden Machwerke, die sich wie ein Mehlthau auf die jungfräulichen Keime unserer zartesten Empfindungen legen u. s. w. Dann kommt noch die Geschichte von der Bühne als Bildungsanstalt mit einem kundigen Hinweis auf den Schiller'schen Aufsatz über „die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet", welchen derjenige, der auf diesen Aufsatz verweist, gewöhnlich ebenso wenig gelesen hat wie den ebenfalls mit Vorliebe citirten „Umgang mit Menschen" von Knigge. Und dann ist man fertig und der Mühe enthoben, sich um die Sache selbst zu kümmern.

Der Director nimmt sich diese wohlgemeinten Mahnungen zu Herzen, und er versucht es mit einem dramatischen Werke, welches einer der als höher betrachteten Richtungen angehört. Das Stück wird sorgsam einstudirt; es wird eine Vorstellung erzielt, welche in gleichem Maße die Anerkennung des Publicums wie der Kritik sich erwirbt; er hat also glänzend gesiegt. Im Gegentheil. Er hat eine völlige Niederlage erlitten. „Was um alles in der Welt," heißt es da von allen Seiten, „kann die Direction des Wallnertheaters zu der unglücklichen Idee veranlaßt haben, dem Kgl. Schauspielhause und denjenigen Privatinstituten, welche sich die Pflege des ernsteren Schauspiels bereits angelegen sein lassen, Concurrenz machen zu wollen! Auch der höhere Blödsinn hat seine Berechtigung und ein herzliches Lachen ist ein Bedürfniß für das Volk. Das Leben ist an und für sich freudlos und trübe genug — sollen wir auch in denjenigen Räumen, in die wir uns nach des Tages Last flüchteten, um uns der vollen Heiterkeit hingeben zu können, von „der Menschheit ganzem Jammer" uns anfassen lassen? Wir haben ein Anrecht auf die Posse und wollen die vielverleumdete nicht missen. Wir wollen sie in Ehren halten als das wahre und natürliche Product unsrer heimischen Cultur. Das Wallnertheater ist vor allem zur Pflege dieser eigenartigen Culturpflanze berufen; die Direction verkennt ihre Aufgabe, wenn sie die berliner Posse unterschätzt, sie begeht einen argen Fehler und schädigt sich empfindlich, wenn sie die ausgezeichneten Darsteller in ihrem eigentlichen Elemente lahm legt und ihnen Lasten aufbürdet, unter welchen diese erliegen müssen".

Der Director gedenkt der Fabel vom Müller, dessen Sohn und Esel und versucht es mit einer Mischart, mit einem dichterisch gut gemeinten und ernsthaft ausgeführten Stücke, das die wesentlichen Bestandtheile einer Posse in sich aufnimmt. Nun ergeht es ihm aber erst recht schlecht: „Wir protestiren im Namen der ewigen Gesetze des Wahren und Schönen gegen diese widersinnige Vermengung der heterogensten Dinge, gegen diese unwürdige heterogene Hineinziehung des Lächerlichen in das Erhabne!" ꝛc. ꝛc. Da seufzt der Director:

— — Est bien fou du cerveau
Qui prétend contenter tout le monde et son père,"

und bei der Auswahl der nächsten Novität befragt er weder die moralische Mission der Schaubühne, noch ihren Beruf als culturhistorische Pflanzstätte, noch die ewigen Gesetze des Wahren und Schönen, sondern ganz allein die Cassenrapporte um Rath, die weniger emphatisch, aber viel deutlicher sprechen.

Ein ähnliches Schicksal ist dem Dichter, der für das Wallnertheater schreibt, beschieden. Man erwartet von ihm Kalauer und empfindet es als eine schmerzliche Enttäuschung, wenn er sein Publicum in dieser Beziehung darben läßt. Macht er aber Kalauer, so fühlt sich der gebildete Zuschauer zu dem neuesten Aufschrei des ästhetischen Schmerzes, zu dem wohlfeilen „Auh!" gedrungen, zu jener bereiten und lakonischen Kritik, welche das unbequeme Anführen von Gründen für empfundenes Mißfallen in glücklicher Weise beseitigt hat. Man erwartet ferner von dem Possendichter Couplets; schreibt er sie, so wird eventuell zugegeben, daß sie ganz lustig und witzig sind, aber, fügt man hinzu, wäre es nicht gut, wenn dieser Zopf endlich abgeschnitten würde. Dieser Singsang paßt doch gar nicht in den Rahmen, er zerreißt die Situation und stört die Gesammtentwicklung. Die Handlung muß natürlich sittlich sein. Erfüllt sie dieses Erforderniß, so sagt man: „Deswegen gehen wir doch nicht zu Wallner!" Lästerliche Leute sprechen dann gar noch von Paulus Cassel.

Kurzum, der arme Teufel, der sich auf ein fremdes Grundstück verirrt hatte und dem dort plötzlich die Warnungstafel entgegenragte: „Hier liegen Selbstschüsse," der entkommen wollte und den die Furcht vor einem unerwünschten Selbstmorde am Fleck bannte, — dieser Beklagenswerthe befindet sich kaum in einer übleren Laune als unser unglücklicher Dichter, der Couplets und Kalauer machen und gleichzeitig unterlassen soll.

Und erringt er schließlich einen Erfolg — was dann? Er bezieht Tantièmen, reichlich, das ist wahr. Aber ich meine, man denkt zu gering von unsern Schriftstellern, wenn man annimmt, daß sie sich mit diesen Lohn allein zufrieden geben. Jedermann fühlt ja instinctiv heraus, daß in dem Ausdruck „ein gutes Geschäft", wenn er auf ein geistiges Product angewandt wird, nichts besonders Schmeichelhaftes, sondern eher etwas Verletzendes liegt. Auf die Anerkennung seiner geistigen Arbeit muß aber der Possendichter von vornherein verzichten. Das Zugeständniß einer „geschickten Mache" ist so ziemlich das Höchste, zu welchem die kritische Begeisterung ihm gegenüber sich zu erheben vermag. Die Kritik erster Classe beschäftigt sich überhaupt nicht mit diesen Leuten und überläßt dies geringe Geschäft uns Geringen.

Man kann dessen doch noch froh werden, wenn man, wie diesmal, einen vollen und durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen hat. Nach der einfachen und rückhaltlosen Constatirung dieser angenehmen Thatsache wird der Verfasser ganz gewiß nichts dagegen haben, wenn ich nun von dem Rechte der Kritik Gebrauch mache; und mit dem Zettel will ich gleich anfangen.

Es heißt da: „Mein Leopold! Original-Volksstück". Finden Sie es nicht schmerzlich, daß dieser den Weinkarten und Preiscouranten entlehnte Ausdruck auch in die Bühnensprache übergegangen ist, daß man gleichsam zur Empfehlung eines Bühnenstücks das „Originale" besonders betont, wie die Originalfüllung beim Bordeaux und die Originalverpackung bei den Erzeugnissen von Johann Maria Farina? Ich weiß wohl, daß von den großen Bühnenhandelsleuten die Sprache des kaufmännischen Verkehrs gebraucht wird — ich selbst habe den Brief eines Theateragenten an einen Director gelesen, in welchem der Erstere dem Letzteren „zwei vorzügliche Soubretten, die er augenblicklich auf Lager habe, zur gef. Abnahme" empfahl — aber die Bühnenschriftsteller sollten doch diese geschmackvollen Scherze nicht mitmachen. Ebenso wenig wie es für einen anständigen Menschen der Versicherung bedarf, daß er die Uhren in den Taschen seiner Nachbarn unbehelligt läßt und das Silberzeug seiner freundlichen Wirthe respectirt, ebenso wenig sollte die Angabe erforderlich sein, daß ein Stück, unter welches ein Schriftsteller seinen Namen setzt, nicht das Product des Raubes ist. Es fehlte nur noch, daß der Verfasser eines „Original"-Werkes seinem Namen die ausdrückliche Betonung der Unbescholtenheit hinzufügte. Aber, wie es scheint, ist die ausdrückliche Hervorhebung des „Originalen" doch nicht ganz überflüssig. Denn in Wahrheit wird gerade auf den seichteren Gewässern der Posse die Piraterie am schnödesten und keckesten betrieben. Wie viel pariser und wiener Stücke hat man uns in berliner Zubereitung als Erzeugnisse der Heimat angesonnen,

*) 3. Band Nr. 16, S. 250.

Digitized by Google

wie oft hat die berliner Flagge fremdes Gut gedeckt! Aber gleichviel. Für einen Schriftsteller, der sich respectirt, sollte die Unterlassung der Angabe, daß sein Stück aus einem fremden Stoffe gearbeitet ist, die Thatsache, daß er es selbst erdacht und geschrieben hat, stillschweigend bekräftigen und es sollte der marktschreierischen Betonung, daß er das Regelrechte gethan hat, nicht erst bedürfen.

Vielleicht hat aber hier das „Original-" einen tieferen Sinn; vielleicht soll es heißen, daß der Verfasser von „Mein Leopold" jede Reminiscenz ängstlich gebannt und ausschließlich das geboten hat, was auf eigenstem Boden gewachsen ist. Dann ist die Bezeichnung nicht zutreffend, wie Ihnen sofort klar werden wird, wenn ich Ihnen die Geschichte hier kurz erzähle.

Der Schuhmachermeister Gottlieb Weigelt hat sich durch seiner Hände Arbeit ein hübsches Vermögen erworben. Er hat zwei Kinder, eine Tochter, Clara geheißen, aus der er sich nicht viel macht, und einen Sohn, Leopold, den er vergöttert.

„Meine einzige Passion
Ist mein Sohn, ist mein Sohn!"

versichert er zu wiederholten Malen. Zwischen dem reichen Schuster und seiner Tochter kommt es bald zum völligen Zerwürfniß. Clara liebt den Werkführer im Weigelt'schen Geschäft, Rudolph Starke, und wird von diesem geliebt. Aber Weigelt versagt seine Zustimmung zur Vermählung seines Kindes mit einem ganz gewöhnlichen Schuster. Auf den Knieen beschwört Clara ihren Vater, sein Wort zurückzunehmen. Er bleibt unerbittlich. Da überfällt den Bräutigam Rudolph Starke wilder Zorn, und er schwört, er werde dem hartherzigen Vater nicht eher vergeben, bis auch dieser, das Knie gebeugt und fußfällig vor ihm, dem Bräutigam, liegen werde, wie Clara in diesem Augenblick vor ihrem Vater. Er verläßt mit seiner Braut das Haus. — Weigelt hat gar nichts dagegen einzuwenden, denn nun kann er ganz seinem Leopold leben. Leopold verübt natürlich nichts als dumme und schlechte Streiche, flüchtet schließlich nach America und läßt seinen verarmten alten Vater im Elend daheim. Im letzten Acte finden wir Weigelt als Flickschuster in einem Dachstübchen.

Starke ist indessen ein wohlhabender Mann geworden und lebt mit seiner Frau, die ihm zwei Jungen geschenkt hat, von welchen der Stammhalter nach dem Großvater natürlich Gottlieb heißt, im glücklichsten Einverständniß. Die Versöhnung wird dadurch herbeigeführt, daß der Alte seinem Schwiegersohn ein paar Stiefel anmißt, bei welchem Anlaß er das Knie beugt; dadurch erfüllt sich der Schwur auf die harmloseste Weise. Weigelt zieht zu seinen reichen Kindern, und die tröstliche Kunde, daß sein Sohn in der harten Schule des Lebens sich gebessert habe und in America ein anständiger Mensch geworden sei, wirft auf die letzten Jahre seines Lebens hellen, warmen Sonnenschein.

So ganz und gar „original" will mir diese Geschichte nicht vorkommen. Dem Hauptmotiv, dem Schwur des Erzürnten, daß er dem, der seinen Zorn erregt, nur unter einer unmöglich erscheinenden Bedingnng vergeben werde, und der listigen und nicht demüthigenden Erfüllung dieser Bedingung — bin ich schon irgendwo begegnet. Ich kann in diesem Augenblick nicht genau sagen, wo? — aber ich kenne das Gesicht. Kommt nicht etwas derartiges in einem Lustspiel von Fr. Kaiser vor? Auf alle Fälle wären die Weiber von Weinsberg da, um als Zeuginnen gegen das Originale auftreten zu können.

Das starre Festhalten an dem einmal Gelobten gemahnt stark an Charlotte Birch-Pfeiffers: „Der Leiermann und sein Pflegekind" und an vieles andere, u. a. auch an „Deborah", woran auch die rührende und versöhnliche Wirkung, welche der Name eines Kindes auf das Gemüth eines Grollenden ausübt, erinnert. Ob das Kind Deborah oder Gottlieb heißt, thut nichts zur Sache.

Die Verarmung eines guten Alten durch einen leichtsinnigen Sohn dürfte auch nicht den originalsten Motiven der neueren Zeit beizuzählen sein. Ebenso sind die Mittel, um das Publicum zu rühren, die Familienscenen mit der Einführung kluger Kinder, schon manchmal mit gutem Glück angewandt worden, namentlich von der hochbegabten Charlotte Birch-Pfeiffer, von welcher Ad. L'Arronge mit Recht viel gelernt hat. „Original" in dem weitesten Sinne des Wortes ist also „Mein Leopold!" nicht. Aus alten Bausteinen hat L'Arronge aber mit großem Talent ein neues, und immerhin recht solides Gebäude aufgerichtet.

Gerade in diesem Stücke wirkt das Couplet, das sich bisweilen in gut durchgeführte, dramatisch wirksame Scenen eindrängt, mitunter recht störend. Die absichtlichen Uebergänge zum Gesange machen sogar einen ganz unangenehmen Eindruck. „Geh du voran," sagt Frl. Wegner, „ich bleibe noch ein bischen" — natürlich um ein Couplet zu singen, ergänzt der Scharfsinn des Publicums. „Lies den Brief im Nebenzimmer," sagt Formes, „ich will hier auf dich warten" — natürlich um ein Couplet zu singen, sagt wieder das kluge Publicum, und es täuscht sich nicht. Aber ich gebe zu, Couplets müssen sein, und ich will nicht in den vorher gerügten Fehler der wohlfeilsten Kritik verfallen.

Aber auf Eines sollte L'Arronge verzichten: auf die Verwerthung der allerbekanntesten Scherze. Die in unvordenklichen Zeiten von der „Tribüne" mitgetheilte Antwort des Droschkenkutschers auf den Wunsch eines Fahrgastes: „ich möchte nach der Müllerstraße" — „ick nich!"; die Kindergeschichte: „Ei, Mutter, für wen ist denn das große Stück Kuchen?" „Für dich, mein Söhnchen!" „Ach, das Häppchen!" und ähnliche Scherze, welche die Jugendtage unserer Altvordern erheitert haben mögen, könnten trotz ihrer Dauerhaftigkeit füglich beiseite gelassen werden.

Aber trotz alledem hat das Stück seinen Erfolg verdient, denn es ist unterhaltend, kann durch einige beherzte Striche recht spannend werden, es hat eine gesunde Tendenz und strebt mit Glück eine höhere Richtung in der Possenliteratur an. L'Arronge hat eine einheitliche Handlung — im Gegensatz zu den jede Handlung auflösenden „Tableaux" — durchgeführt; er hat den Schauspielern dankbare Aufgaben zugewiesen; es ist eine mit Anerkennung zu begrüßende Umkehr von der durch ihren Blödsinn einfach unterhaltenden Posse zur wirklichen Posse, dem Volksstück. Posse und Volksstück sollten sich von rechtswegen decken. L'Arronge hätte daher ruhig die Bezeichnung „Posse" auf dem Zettel beibehalten sollen, gerade um dieser Bezeichnung das Geringschätzige, welches ihr neuerdings durch die Gleichstellung von Posse und Blödsinn anhaftet, zu nehmen.

Das Stück wird meisterlich gespielt. Helmerding und Formes haben hier die sich ihnen selten darbietende Gelegenheit, zu zeigen, daß sie nicht nur die privilegirten Spaßmacher sind, sondern daß sie auch zu rühren, zu ergreifen, ja zu erschüttern verstehen; und wie benutzen sie diese Gelegenheit! Helmerdings naive Tragik bleibt hinter der Komik dieses unvergleichlichen Künstlers nicht um einen Schritt zurück. Um den Bedürfnissen des Publicums gerecht zu werden, hat L'Arronge eine an sich unbedeutende Rolle zu einer Soubrettenpartie aufgebauscht, die von dem niedlichen und koketten Fräulein Wegner wie immer mit großer Virtuosität und großer Wirkung durchgeführt wird. Aus dem Clavierlehrer macht Herr Engels eine prächtige Charge. Die weniger dankbare Rolle der Clara spielt Fräulein Carlsen mit der Sorgfalt einer talentvollen Künstlerin und die ganz undankbare Rolle des Leopold sucht Herr Kadelburg so wenig antipathisch wie möglich zu gestalten.

Indem ich mich schließlich noch der angenehmen Pflicht erledige, Ihnen zum neuen Jahr meine schönsten Glückwünsche zu übersenden — L'Arronge würde schreiben: „Original-Glückwünsche" — verbleibe ich in bekannter Gesinnung

der Ihrige

**Paul Lindau.**

---

## Die gnädige Frau Puppe.

Eine zwölfmonatliche Geschichte.

Es war im December des Jahres 1872, in der Gründungen Maienblüthe, um die Zeit, da es in Deutschland mehr goldbeladene Esel gab, als Festungen existirten, welche man mit ihnen hätte einnehmen können. Wenn diese Zeit in graue Ferne gerückt sein wird, so werden ihre Märchen also beginnen: Es war einmal ein Mann, der hatte nichts, und am andren Tage war er ein Millionär.

Die Kinder, denen man diese Geschichten erzählt, werden sie natürlich nicht glauben, und wir sind ihnen schon heute für ihre gute Meinung zu Dank verpflichtet.

Es war also im letzten Monat des Jahres 1872, als an einem Fenster unter den Linden eine weibliche Gestalt die Blicke aller auf sich zog, welche den Weihnachtsmarkt abwandelten. Die Dame war schlank gewachsen und überraschte durch eine selbst in der Gründerzeit auffallende Pracht der Toilette. Ich erinnere mich der Einzelheiten nicht genau, aber ich habe selten das Schwarz einer Sammettaille das blendende Weiß eines Schwanenhalses so anmuthig heben sehen, und noch in keinem Salonroman wallten die Locken, die ja heute auch einen Theil der Garderobe ausmachen, reicher über den Nacken fast bis auf den mit Diamanten besetzten Gürtel herab. In diesem steckte ein kleiner Zettel, auf welchem das Wörtchen „Verkauft" zu lesen war.

Es war eine Puppe, wie sie nur die Zeit der Hausse hervorbringen konnte. Das Spielzeug trug die Signatur der Milliarden. Die Kinder des reichen Gründers mußten wie der Vater mit dem Vermögen der Actionäre spielen, und so gaben sich denn die Puppenfabriken Mühe, das Theuerste und Eleganteste herzustellen. Ich habe die Puppe, von der ich spreche, einige Tage später wiedergesehen. Sie saß in einem Salon auf einem mit Atlas überzogenen Sessel. In der Nähe betrachtet, verlor sie etwas von ihrer Erhabenheit. Sie sah ebenso dumm aus, wie eine ganz billige Puppe, und wenn man sie mit dem Daumen etwas stark drückte, so sprach sie kaum mehr, als die Baronin Rothschild mit dem deutschen Botschafter in der Soirée Mac Mahons gesprochen hat. Sie war mit einem Wort langweilig, wie andere, einfachere Puppen, und es muß sich schlechter mit ihr gespielt haben, da die Pracht ihrer Toilette jede Vertraulichkeit entfernte.

Aber die Puppe hatte ihre Bedeutung. Denn als die Dame des Hauses, die Mutter der Kinder und Gattin des Gründers, in's Zimmer rauschte, merkte man, daß beide beinahe gleich gekleidet waren. Es war überraschend. Nur Einen Unterschied bemerkte man leider zwischen den Zweien. Die lebende Dame sprach mehr, wenn auch nicht gedankenreicher. Wenn sie wie die Puppe gefälligst auf den Druck des Daumens gewartet hätte, um eine Aeußerung laut werden zu lassen, gewiß, kein Mensch hätte ihr wehe gethan.

Ein Jahr verging.

Noch bebte die Börse vom Krach, noch wankten die stehengebliebenen Häuser. Zwischen den Trümmern der gestürzten irrten die Actionäre umher und rangen die leeren Taschen.

Der goldene Traum war verschwunden. Der Gründer, von dem ich erzählte, wohnte, als das Weihnachtsfest 1873 heranrückte, in einer be-

Digitized by Google

scheidenen Wohnung, in einer dritten Etage. Dahin war er gestiegen, nachdem seine Papiere herunter gegangen waren.

Dadurch war es nöthig geworden, aus den Resten des Spielzeuges vom vorletzten Tannenbaum das Spielzeug des gegenwärtigen herzustellen. Die Puppenstuben, der Pferdestall waren aufgefrischt worden. Da saß auch die gnädige Frau Puppe auf einem einfach gepolsterten Stuhl, und neben ihr stand die Mutter der Kinder und wieder genau so gekleidet, wie die Puppe: ein simples wollenes Kleid trugen Beide, der Lockenthurm hatte dem schlichten Haar Platz gemacht, und da, wo einst die Diamanten des Gürtels geglänzt, sah das scharfe Auge den unsichtbaren Zettel, auf dem das Wort stand: „Verkauft". Beide hatten augenscheinlich einen neuen Kopf bekommen, aber die Sprache verloren.

Die Kinder amüsirten sich außerordentlich mit der wieder einfach gewordenen Puppe und spielten mit ihr so sorglos, wie der Papa einst mit dem Vermögen der Actionäre gespielt hatte.

**Julius Stettenheim.**

## Notizen.

Die Neujahrsbetrachtungen der verschiedenen Blätter und Parteiorgane haben auch diesmal den üblichen Kreislauf beschrieben. Wer gewohnheitsmäßig oder durch den Beruf veranlaßt eine größere Zahl derselben gelesen hat, befindet sich wegen der Aufstellung der politischen Bilanz in einiger Verlegenheit. Die liberalen Zeitungen constatiren großentheils einen Ueberschuß, während Kreuzzeitung und Germania nicht etwa nur ein Deficit verzeichnen, was durch die gegenseitige Compensation ein ziemlich richtiges und ganz erfreuliches Facit ergeben würde, sondern sie behaupten umgekehrt, die Calamität sowie die Folgen der feudal-klericalen Krisis wären nur vorübergehend und sie würden binnen kurzem wieder obenauf sein. Wem man glauben soll, ist schwer zu sagen. Die Zukunft ist bekanntlich in so eigenthümlicher Weise verhüllt, daß in der Regel dasjenige eintrifft, was wir am wenigsten erwartet haben. Neulich wurde erzählt, als Louis Napoleon Kaiser wurde, hätten fünfzehn seiner guten Bekannten und Freunde jeder auf einen Zettel geschrieben, wie sie sich sein künftiges mögliches Ende vorstellten. Die Zettel wurden an einem sichern Ort deponirt und bald nach Napoleons III. Tod von einer damit beauftragten Person, die auch mehrere der inzwischen verstorbenen Propheten überlebt hatte, geöffnet. Es zeigte sich, daß nicht ein einziges der fünfzehn Horoskope die Katastrophe so wie sie wirklich eintrat, auch nur annähernd geahnt hatte. Erfahrene Leute stellen denn auch stets das precäre Wahrsagen so ziemlich in dieselbe Linie mit dem Traumdeuten oder ähnlichen zeitraubenden Beschäftigungen. Was indessen den gegenwärtigen Kirchenconflict angeht, so lehrt wenigstens der ganze Verlauf der Weltgeschichte, daß die Menschheit an Licht, Kenntniß und Wohlstand vorwärts gelangt. Wer die diesjährigen Weihnachten mit denen früherer Jahrhunderte in des Geistes Auge sichtbarlich vergleichen könnte, würde bald erkennen, wie den unteren Volksclassen jetzt eine größere Summe von körperlichem Behagen und geistiger Zufriedenheit beschert ist, als in der Vergangenheit den mittleren und selbst den höhern Schichten zugemessen war. Der allgemeine Fortschritt, die Welt im Großen und nicht nur in einzelnen augenblicklichen Rückströmungen angesehen, ist keine Sache der Speculation, sondern greifbar. Auch heiterer im ideellen Sinn ist die menschliche Gesellschaft geworden. Eine ständische Gliederung dagegen, wie sie die Feudalen, träumen, oder der Sieg der unfehlbaren Beschränktheit nach dem Recept der ultramontanen Klerisei wäre nicht nur ein öffentlicher Bankrott, sondern was viel schlimmer, unsäglich langweilig. Schon die monotonen Zeitungsartikel, in welchen die künftige Junkerherrschaft oder die Wiederkehr des päpstlichen Mittelalters gepriesen wird, wirken einschläfernd. Welche Folgen würde erst das Ereigniß selbst für unsere Stimmung haben! Ein so hartes Loos hätte die moderne Welt, trotz ihrer möglicherweise argen Sünden, nicht verdient. Bismarck mag seine Fehler haben und Prosper Merimée in dem schon neulich erwähnten Citat einer französischen Revue hatte ihm sogar Mangel an Gemüth vorgeworfen. Stellt man sich aber statt seiner Kleist-Retzow als Ministerpräsidenten vor, und statt Falk Herrn von Mühler mit der restaurirten katholischen Abtheilung im Cultusministerium, so wird jedermann die Unmöglichkeit eines solchen frivolen Spiels mit den Hoffnungen der Civilisation einsehen. Was übrigens Prosper Merimée angeht, so hatte dieser hagere, bei Lebzeiten stets affectirt zugeknöpfte und verfrorene Herr in dem bekannten Buch auch einmal seiner englischen Unbekannten gerathen, sie möchte niemandem trauen, vielmehr gegen ihre durchweg schlechten Mitmenschen überall auf der Hut sein. Seine Anschuldigung des deutschen Kanzlers wegen Gemüthlosigkeit bestätigt einmal wieder den Satz, daß niemand lauter über Egoismus klagt als ein eingefleischter Egoist.

* * *

Herr Hermann Linde, der sich vor einiger Zeit dem berliner Publicum durch die Recitation des „Julius Cäsar" und des „Othello" bekannt machte, hat in voriger Woche Gelegenheit genommen, uns auch die Gerichtsscene aus dem „Kaufmann von Venedig" und mehrere Scenen aus dem „Sommernachtstraum" vorzuführen. Der Gesammteindruck, den wir nunmehr von der Begabung und Leistungsfähigkeit des Recitators erhalten haben, ist der, daß Hermann Linde in der Auffassung Shakespeares den besten seiner jetzt lebenden Kunstgenossen ebenbürtig, in der Behandlung des Stoffes vielen derselben überlegen ist. Er zeichnet sich, abgesehen von der meisterhaft fixirten Charakterisirung der einzelnen Figuren in der Stimmbildung, ganz besonders aus durch künstlerische Mäßigung des Vortrags, durch Fernhalten von jeder Uebertreibung und Effecthascherei. Vorläufig hat allerdings Herr Linde im Vergleich mit einigen andern Recitatoren noch einen großen Fehler: er ist noch nicht in die Mode gekommen. Dem läßt sich aber durch wiederholten Besuch Berlins abhelfen.

* * *

Karl Heinzen, der Herausgeber des Bostoner „Pionier", fordert seine Leser auf, ihm ihre Photographien einzusenden. Er will ein „Pionier-Album" anlegen, welches der Redaction die Möglichkeit gibt, alle ihre Gesinnungsgenossen wenn nicht von Angesicht zu Angesicht, so doch wenigstens im Bilde kennen zu lernen. Eine gute Idee, die wir nachzuahmen große Lust hätten, wenn wir sicher wären, daß auch diejenigen unserer Leserinnen, welche das kanonische Alter noch nicht erreicht haben, uns ihre Photographien nicht vorenthalten würden. Sollte unser Vorschlag Anklang finden, so bitten wir etwaige Einsendungen vertrauensvoll an die Redaction der „Gegenwart", Berlin N. W. zu adressiren. Discretion Ehrensache.

* * *

In mehreren hiesigen Blättern ist jüngst erwähnt worden, daß der Verein „Berliner Presse" sich mit der Klage einiger Theater-Referenten über Verweigerung von Billets für ein hiesiges Theater beschäftigt habe. In Bezug darauf geht uns von Seiten des Vereins jetzt die Mittheilung zu, daß jene Beschwerden durch befriedigende Erklärungen, die der betreffende Theaterdirector abgegeben, erledigt und von den Antragstellern selbst zurückgezogen worden seien, daß aber der Verein, aus Anlaß dieser und ähnlicher, in früheren Jahren schon stattgehabter Conflicte, seine Meinung in einer Resolution dahin ausgesprochen habe: „Dem Ansehn wie der Selbstständigkeit der Theaterkritik in der berliner Presse würde es nur förderlich sein, wenn der Brauch, Passepartouts und Freibillets für Zeitungen zu gewähren resp. anzunehmen, gänzlich abgestellt und nur das Recht der Redactionen, zu ersten Vorstellungen reservirte Billets gegen den üblichen Cassenpreis zu erhalten, anerkannt resp. beansprucht würde." — Wir theilen diesen Standpunkt vollkommen; umsomehr da wir ihn durch unsere seit Bestehen der „Gegenwart" geübte Praxis in jeder Beziehung als empfehlenswerth erprobt haben.

* * *

Die periodische Presse. Die Volkswirthschaft bewährt auch hier ihren universellen und internationalen Charakter. Die ihr gewidmeten Publicationen der verschiedenen Völker wissen nichts von Racenhaß, von Eroberungspolitik und von Revanche. Unbekümmert um diese großen Motoren des öffentlichen Lebens suchen sie die wirthschaftlichen Gesetze festzustellen, die gewissermaßen die Unterströmungen in dem unermüdlichen Treiben und Wogen der Industrie und des Handels bilden. In Julius Fauchers Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft, Jahrg. X., Bd. 3, erörtert Lammers in einem sehr lesenswerthen Essay „Staat und Krieg" die ferneren Chancen des letzteren. Er glaubt an sein nicht allzufernes Verschwinden in den eigentlichen Culturstaaten. Das Interesse am Frieden überwiege schon jetzt bedeutend das am Kriege und dies Verhältniß werde stetig zunehmen. Die Einkommenverhältnisse der Beamten in Preußen werden in einem ferneren Artikel scharf beleuchet. Der Officier hat bei uns, wie zahlenmäßig constatirt wird, nicht nur mehr Gehalt sondern auch mehr äußere Ehre als der Civilbeamte. Die Mittel zur Abhülfe weisen auf neue Wege zur Agitation, die zu Maßregeln allgemeiner Natur führen, wohl geeignet, das Uebel an der Wurzel zu erfassen. Das 5. Heft, Bd. XI., des Arbeiterfreundes wird fast gänzlich durch ein Referat über die Verhandlungen der Socialpolitiker im Eisenacher Congresse ausgefüllt. Außerdem enthält es einen Bericht Schulze-Delitzschs das Genossenschaftswesen betreffend uud einen Rückblick auf die wiener Weltausstellung. Die verdienstvollen Jahrbücher Br. Hildebrands und seines Fachgenossen Conrad (Halle a. d. S.) enthalten in dem neuesten Heft des 11. Jahrganges das ausführliche Gutachten Prof. Neumanns (Freiburg) über Fabrikgesetzgebung und die Möglichkeit einer, ihrer Reform vorangehenden Enquête. — Die altbewährte Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaften ist besonders wichtig für die wirthschaftlichen Zustände Süddeutschlands und beschäftigt sich auch in ihrem letzten Hefte sehr eingehend mit den Steuerverhältnissen Baierns, die allerdings einer grundsätzlichen Besserung sehr bedürftig erscheinen.

*Journal des Economistes franç.* und *Economist* enthalten nichts von allgemeinem Interesse.

Digitized by Google

# Inserate.


## Ein Jugend- u. Familienblatt.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

**Deutsche Jugend.**

Illustrirte Monatshefte.

Für Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von
**J. Kohmeyer.**
Unter künstlerischer Leitung von
**Oscar Pletsch.**

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap. 1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.
6 Hefte bilden einen Band.

Die **„Deutsche Jugend"** vereinigt zum ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten unserer Jugendschriftsteller zu einem freudigen Zusammenwirken für die Lectüre der Jugend und ist bestrebt eine mustergültige Hausbibliothek in Wort und Bild zu schaffen.

Die prächtige Bandausgabe bildet eines der reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.

Verlag von **Alphons Dürr** in Leipzig.

---

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnte Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind zu beziehen durch
**Richard Lesser,** Internationale Buchhandlung,
Berlin, 27 u. 28 Leipzigerstr.
**Franco nach Auswärts.**

---

Soeben erschien in meinem Verlage:

## Carstens Werke.

Herausgegeben von **Herman Riegel.**
**Zweiter Band.**
Enthaltend 36 Tafeln in Stichen von **H. Merz, W. Müller,** L. **Schultz,** und Lithographien von **G. Koch.**
In farb. Umschlag eleg. cart. Preis 8 Thlr.
**Alphons Dürr in Leipzig.**

---

**Verlag von Otto Gülker & Co. in Berlin.**

Durch jede Buchhandlung, oder direct von der Verlagshandlung, ist zu beziehen:

## Central-Organ
für die
## Interessen des Realschulwesens.

Unter Mitwirkung der Realschuldirectoren
Dr. **Wenzlaff,** Dr. **Kleiber** und Dr. **Runge** in Berlin, Dr. **Friedländer** in Hamburg, Dr. **Giesel** in Leipzig, Dr. **Holzapfel** in Magdeburg, Dr. **Otto Richter** in Eisleben und Dr. **Schellen** in Cöln
herausgegeben von
Prof. Dr. **Max Strack** in Berlin.

Preis für den Jahrgang von 12 Heften 16 Mark (5⅓ Thlr.)

**Das soeben erschienene erste Heft des zweiten Jahrganges enthält neben der interessanten Vorrede des Prof. Dr. Strack unter andern einen längeren Aufsatz des Herrn Director Dr. Richter in Eisleben über die vaterländische Erziehung in der Realschule.**

---

Verlag von **Herm. Koelling** in Wittenberg.

Mit dem soeben erschienenen zweiten Bande liegt nun vollständig vor:

**Richard Rothe,** Doctor und Professor der Theol. und Grossh. Bad. Geh. Kirchenrath zu Heidelberg. **Ein christliches Lebensbild** auf Grund der Briefe Rothe's entworfen von **Fr. Nippold.** 2 Bände mit dem Portrait in Stahlstich. Eleg. brosch. 6 Thlr., eleg. geb. 6⅔ Thlr.

---

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Der Schweizerische Robinson

*Original-Pracht-Ausgabe*
mit acht Aquarellen von Professor Werdmüller und vielen Holzschnitten. — **Elegant gebunden**
**— Preis 4 Thaler —**

Dieses vortreffliche Buch, durch fast alle lebenden Sprachen in zahllosen Ausgaben und Auflagen verbreitet, wird hier der deutschen Jugend in einer neuen Original-Ausgabe geboten.
**— Verlag von Orell, Füssli & Co. in Zürich —**

---

**Verlag von Georg Stilke in Berlin.**

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

## Theater von Paul Lindau.

**II. Auflage.**
Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**
1. Band. 8. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

---

## Diana.

Schauspiel in 5 Acten
von **Paul Lindau.**
(Befindet sich unter der Presse und erscheint demnächst.)

---

## Tokaj und Jókai.

Bilder aus Ungarn
von
**Karl Braun-Wiesbaden.**
8°. broch. 436 Seiten mit einer Illustration. Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod" des Jókai Mór.) — Ein Franzose in Ungarn, 1860/61. (Nach den „Geographischen Plaudereien" des Malers Lancelot.) — Untersuchungen üb. d. Deutschenhass in Ungarn. — Minister Schäffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

---

## Quickborn.

**Volksleben**
in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart
von **Klaus Groth.**

**Miniatur-Ausgabe:** geh. 1 Thlr. 6 Sgr., geb. 1 Thlr. 18 Sgr.
**Octav-Ausgabe** mit hochdeutscher Uebersetzung: geh. 22½ Sgr.
**Illustrirte Ausgabe** mit Holzschnitten von Otto Speckter. Preis geh. 2 Thlr. 15 Sgr., elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr.
**Pracht-Ausgabe davon auf Velinpapier.** Eleg. geb. mit Goldschn. Preis 5 Thlr. 20 Sgr.

---

**Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder.** Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch. 21 Sgr., gebunden 27 Sgr.
— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn.** Preis geb. 1 Thlr.
— — **Trina, zweit. Theil der Vertelln,** plattdeutsche Erzählungen. Preis geheftet 22½ Sgr., gebunden 1 Thlr.

---

Ueber
## Mundarten und mundartige Dichtung
von **Klaus Groth.**
gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.

---

**E. von Wildenbruch,**
## Die Söhne der Sibyllen und der Nornen.

Ein historisches Gedicht, welches in allegorischer Gestalt die Entstehung, Entwicklung und schliessliche Entfaltung des Romanenthums und des Germanenthums, in deren Verhältniss zu einander zur Darstellung bringt. Preis broch. 20 Sgr.

---

**Der Hohe Hof des**
## Parlaments von Deutschland
von
**Richard Reuter.**
Preis brochirt 7½ Sgr.

---

Demnächst erscheint in meinem Verlag und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Des Knaben Wunderhorn,

alte deutsche Lieder,
gesammelt von
**L. A. v. Arnim** und **Clemens Brentano,**
neu bearbeitet von
Prof. Dr. **A. Birlinger** und Prof. Dr. **W. Crecelius.**

Mit Originalzeichnungen von H. Merté. In Holz geschnitten von C. G. Specht.

**Erster Band.**

Größtes Lex.-8°. Preis geheftet 3 Thlr. 6 Sgr. In Prachteinband mit Goldschnitt 4 Thlr.

Ich bitte dringend, meine Ausgabe nicht mit der sogenannten Grote'schen Ausgabe zu verwechseln, welch letztere lediglich nur in einem unveränderten Text-Abdruck der ersten längst veralteten und in ihren Texten auf das Willkürlichste behandelten Ausgabe besteht und dadurch für die Jetztzeit gänzlich werthlos ist.

**Wiesbaden,** 15. December 1873.

**Heinrich Killinger.**


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37, Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 10. Januar 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.2

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Ost und West. Von Ad. Wahrmund. — Friedrich Oetker. Von Johannes Berg. — **Literatur und Kunst:** Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst. Von Dr. Max Schasler. Besprochen von Karl du Prel. — Zur Geschichte der Karlsschule. Von Karl Vollmöller. — **Aus der Hauptstadt:** Winterliche Briefe. Das französische Theater in Berlin. Von Paul Lindau. — Offene Briefe und Antworten. Von Wolfgang Eras. Von Franz Leibing. — Notizen. — Inserate.

### Ost und West.

Die Eroberung Chiwas durch die Russen, die gesteigerten Symptome inneren Zerfalls, welche fast täglich aus der türkischen Hauptstadt gemeldet werden, die immer größere Deutlichkeit, mit welcher die Pläne des Beherrschers von Aegypten hervortreten, die Reise des Perserschahs Nasreddin und so manches andere haben die Aufmerksamkeit Europas wieder in erhöhtem Maße nach Osten gelenkt. Man fühlt instinctiv das Herannahen großer Ereignisse, und die Frage erhebt sich, inwieweit die möglichen Verwicklungen uns berühren und von uns beeinflußt werden können. Daß die deutschen Interessen sehr nahe bei der Frage betheiligt sind, wer am Bosporus und am Balkan herrscht, sieht wohl jeder ein. Es ist für uns aber auch nicht gleichgültig, wer Kleinasien und die Straßen nach Persien beherrscht, ja nicht einmal, wem Syrien gehorcht. Was die Möglichkeit einer Einflußnahme auf die betreffenden Neugestaltungen betrifft, so ist jedenfalls zu wünschen, daß die Nöthigung zum Eingreifen für Oesterreich und Deutschland sich immerhin noch verzögern möge. Wünsche thun aber hiebei nichts, und so muß man eben, was kommen kann, scharf in's Auge fassen. Jedenfalls kann die Besprechung einiger Vorfragen nicht schaden, z. B. jener, wie es mit unserer Kenntniß des heutigen Orients steht, und ob wir Occidentalen nicht vielleicht unbewußt die Summe unserer guten Eigenschaften, die wir im politischen, geistigen und industriellen Kampfe mit dem Orient zur Geltung bringen könnten, doch etwas überschätzen? — Wir sprechen hier nur von dem uns zunächstliegenden, dem muhammedanischen Orient.

Es fällt uns da gerade jenes Programm ein, welches Döllinger noch vor Eröffnung des vaticanischen Concils als Basis einer inneren Neubelebung der Kirche und als Bedingung einer erneut lebendigen Einwirkung derselben auf die uns zunächst berührenden griechisch-orthodoxen und muslimischen Länder veröffentlicht hat. Da war unter anderem von der Errichtung christlicher Hochschulen in den zunächst liegenden Hauptsitzen des Islam, Konstantinopel, Jerusalem, Kairo die Rede. Solche Hochschulen könnten selbstverständlich nur nützen; wollte man aber von ihnen, oder überhaupt von den höchsten Formen, in welchen das mit dem Christianismus in seiner bisherigen Gestalt verbündete oder von ihm durchtränkte europäische Wissen jetzt im Orient auftreten könnte, eine unmittelbare und bedeutende Einwirkung auf den muslimischen Geist erwarten, so hieße das, sich einer großen Täuschung hingeben. In den betreffenden muslimischen Ländern, die einen gewissen Grad äußerlicher Civilisation besitzen, also in der europäischen und asiatischen Türkei, Aegypten, Tunis u. s. w. herrscht die religiöse Seite der gesammten Welt- und Lebensanschauung ganz unbedingt vor, und zwar in um so höherem Grade, als die Bevölkerung materiell herabgekommen ist. Dem religiösen Sinn des Muslim kann aber der Christ gar nicht beikommen, aus dem einfachen Grunde, weil er jenem als Polytheist erscheint und ihm als solcher nur ein Gegenstand der Verachtung und des Hasses sein kann. Jedem Knaben und jedem noch so armseligen und borniren Frauenzimmer, und wäre sie die letzte öffentliche Tänzerin, sobald sie nur einmal den Gedanken der Einheit Gottes gefaßt haben, ist damit auch die unauslöschliche Verachtung gegen jeden beigebracht, welcher „Gott Genossen gibt". Die ganze Gedankenwelt, von welcher der christliche Theolog erfüllt ist, kann dem Muslim nur als ein Ausbund von Thorheit erscheinen, die im besten Fall sein Mitleid herausfordert.

Die Ueberzeugung, im ausschließlichen Besitz des reinsten Glaubens an die Einheit Gottes zu sein, wie dieselbe von seinem letzten Gesandten an die Menschen gelehrt wurde, — diese bildet den unzerstörbaren inneren Reichthum des Gläubigen, gegen den ihm alle Schätze der Welt als nichtig erscheinen, und man darf mit gutem Gewissen behaupten, daß diese aus religiösem Sinne entspringende Verachtung der Welt (dunja d. i. die niedrige und werthlose) bei den Muslims echter und verbreiteter ist als unter den Christen. Diese Weltverachtung ist die negative Seite, die positive ist die Hingabe an den Einen Gott (islâm), die ihn freilich dafür auch zum Herrn der Welt machen soll. Hier liegt ein Hauptunterschied zwischen seiner und unserer Anschauung: wir suchen die Gesetze der Weltlichkeit auf dem Wege der Beobachtung kennen zu lernen, um dann vermöge dieser Kenntniß uns die Dinge und Erscheinungen, soweit es geht, dienstbar zu machen. Diese Hingabe an die Sache um der Sache oder um des Menschen willen, die wir liebevoll oder auch heroisch nennen, ist dem echten Muslim schon sündhaft; ihm soll die Beherrschung der Welt zufallen, indem Gott sie ihm als Lohn für die Weltverachtung zutheilt (unsere Religionsschriften enthalten freilich Aehnliches). Daraus folgt: den religiösen Gewinn, den der Christ dem Muslim bringen will, verachtet dieser, und den wissenschaftlichen braucht er nicht. Die höhere Sicherheit des Lebens und den äußeren Comfort, welchen die praktische Ausnutzung der Wissenschaft uns gegeben hat, verachtet er ebenfalls. Die auch mit höherer Civilisation noch verbundenen Uebel werden ihm übertrieben ausgemalt und als nothwendiger Ausfluß aus dem Wesen der Civilisation geschildert. Den Zusammenhang, in welchem die Fülle und überlegene Kraft unserer militärischen Machtmittel

Digitized by Google

mit dem Wissen stehen, kann die Masse nicht durchschauen; in den wenigen aber, welche dies Verhältniß durchblicken und damit auch die Quelle der eigenen Ohnmacht erkennen lernen, wird diese Erkenntniß, welche einzig geeignet ist, ihre ganze Weltanschauung zu erschüttern, eben deshalb zur Quelle des unversöhnlichsten Hasses.

Das Gesagte gilt außer von den oben genannten Ländern auch von den Küstenstädten der arabischen Halbinsel und der Hauptsache nach auch von den fanatischen Wahabiten im inneren Hochland Arabiens, dem Nedschd. In den Wüsten und Gebirgen ist es freilich anders; dort herrschen thatsächlich noch die uralten Naturreligionen; aber mit den Bewohnern solcher Gegenden haben wir es nicht zu thun.

Wir wiederholen also: Die jetzt unter uns noch herrschende Verquickung von Christianismus und Wissenschaftlichkeit ist dem Geist des Islâm gegenüber noch so ohnmächtig, wie der pure Christianismus dies in früherer Zeit gewesen ist. Man darf dagegen nicht geltend machen, daß unsere Physik, Medicin, Technik u. s. w. mit dem Christenthum gar nichts zu thun haben; denn von diesem Verhältniß versteht der Muslim nichts. Um nur erst die Pforte zu einer künftigen unmittelbaren Verständigung mit dem Islâm zu eröffnen, müßte das Christenthum vor allen Dingen seine polytheistischen Bestandtheile über Bord werfen, und zwar mit solcher Entschiedenheit und Allgemeinheit und mit solchem Eclat, daß die Kenntniß von dieser Umwandlung auch dem muslimischen Orient deutlichst zum Bewußtsein käme.

Man darf aber nicht glauben, daß die Einfachheit und Reinheit des religiösen Princips sich nothwendig auch mit hoher Sittlichkeit verbunden zeigen müsse. Im Gegentheil zeigt sich der glühende Fanatismus für die Einheit Gottes und das Prophetenthum Muhammeds von den sonst allgemein anerkannten Grundsätzen der Sittlichkeit, insbesondere was das Geschlechtsleben betrifft, in einer Weise losgelöst, die einem Occidentalen schwer verständlich ist. Klima und die praktische Tradition sind in diesem Punkte im Orient immer höchst einflußreiche Factoren gewesen. Was einerseits die Ueppigkeit der Städte that oder noch thut, das wirkt andrerseits in vielen Gegenden das tiefe Elend des unveränderlichen Wüstenlebens. Viele Beduinenstämme können — was sie auch wirklich thun — mit Recht von sich sagen, daß sie schlechter sind als die Hunde. Die Reisenden versichern, daß nur in solchen Gegenden, welche neben der Viehzucht auch Ackerbau, also mindestens eine halbe Ansässigkeit erlauben, wie dies z. B. im Nedschd der Fall ist, wo der ansässige Bauer gleich nach der Regenzeit seine Heerde in die Nufûd oder Sandstriche schicken kann, um das hohe Gras abzuweiden, welches der Regen sofort hervorgelockt hat, — daß nur in solchen Gegenden ein Menschenschlag zu finden ist, welcher durchschnittlich mit Kraft und Schönheit auch ein gewisses Maß sittlicher Tüchtigkeit vereint. Diese Leute waren es namentlich, die, nach dem Tode Muhammeds durch das fressende Schwert der ersten Glaubensheere zur Verzweiflung gebracht, sich diesen selbst anschlossen, um als Eroberer aus den Wüsten hervorzubrechen. Als es erst mit dem Erobern und dem ritterlichen Glanze aus war, sank auch der moralische Werth. Die Erinnerung aber ist geblieben, daß Muhammed mit seiner Lehre die Räuber und Bettler der Wüste — wie der Gebetrufer jetzt noch verkündet — zu Fürsten der Erde gemacht hat, und der Traum von der Wiederkehr dieses Glücks hält den Fanatismus lebendig, während die sittliche Kraft, die allein das Schwert führen könnte, tief unter den Nullpunkt herabgesunken ist. Die lange Türkenherrschaft, die auch die Kraft des arabischen Nationalgedankens — Muhammed heißt vorzugsweise „der arabische Prophet" — gebrochen, hat das Ihrige dazu gethan, und die überstürzten Reform- und Neubelebungspläne der Gegenwart haben auch die letzte Stütze der Sittlichkeit, das materielle Wohl, gänzlich zerstört.

So zeigt sich denn die große Masse der Orientalen, Türken, syrische Araber, Aegypter, heutzutage in einer Mitleid erregenden Weise verkommen, geistig und körperlich. Wir müssen es uns versagen, die Eindrücke näher zu schildern, welche die wiener Ausstellung uns in dieser Beziehung geboten hat. Den besten Eindruck macht immer noch der kleinasiatische Türke, den die Politur Stambuls innerlich nicht angefressen hat. Er ist gutmüthig und ehrlich, aber selbst im gebildeteren Efendi von einer Beschränktheit des geistigen Horizonts, daß denjenigen, der es nicht vorzieht, ihn zum Besten zu haben, das Mitleid und die absolute Unmöglichkeit, den Bann der Beschränktheit irgendwie zu durchbrechen, bald von ihm verscheuchen. Was soll man aber von den Aegyptern sagen? Vergleicht man die Durchschnittsphysiognomie, welche die Nilthalbewohner der Pharaonenzeit auf den Denkmälern zeigen, mit der der nationalen Diener des jetzigen Chidive, vom Embonpoint gar nicht zu reden, so hat man da einen unvermittelten Sprung von relativ hohem geistigem Gehalt und moralischer Spannkraft zu fast gänzlicher Verblödung und Verkommenheit. Ein gesunder und einigermaßen geschulter Neger oder Mulatte erscheint da noch als Halbgott. Etliche Berbern oder Mischlinge aus Neger und Berber sprechen für Darwin in einer schreckhaften Weise: wir waren versucht, sie unmittelbar neben den Schimpanse zu rangiren. Uebrigens waren einige wirklich schöne Beduinen mit edlen Zügen und von kräftigem Bau aus Marokko zu sehen; dort ist aber auch der despotische Druck bei weitem nicht so umfassend, wie in Aegypten. Die feineren Stambuler Efendis aus den großherrlichen Bureaux mit ihrem griechischen Gefolge sind anderwärts zur Genüge geschildert. Ihre bekannte und übrigens durch den ganzen muslimischen Orient verbreitete Neigung zum eigenen Geschlecht hat sie auch mit der wiener Polizei in Berührung gebracht.

Das gilt von Arabern und Türken. Da ist kaum noch im einen oder andern ein kleiner Rest von Zunder zu bemerken, der jemals wieder Feuer fangen könnte. Wie steht's aber mit unseren edlen Vettern aus Iran, dem reinen arischen Blute? Nun, da hat uns der große Schahinschah Nasreddin glücklicherweise einen höchst dankenswerthen Dienst geleistet und die tiefste Stufe der Verkommenheit, welche die iranische Nation je erreicht hat (das ist wörtlich zu nehmen), in eigener Person bei uns zur Schau gestellt. Möge dies seltene Ereigniß doch unseren Romantikern des Orients, denen Gott ihre mit gleichgradiger Unwissenheit gepaarte Kühnheit verzeihen mag, eine Aufforderung sein, in sich zu gehen und Buße zu thun. Sie haben dem Geist des Occidents viel Unrecht abzubitten.

Bekanntlich besitzt der Iranier trotz seiner tiefen Gesunkenheit den alten nationalen Hochmuth noch in unglaublichem Grade. Wir erinnern hier an das Gebahren des persischen Gesandten Ferruch Chan, der ganz Europa gesehen hatte und doch, als er mit englischen Ministern Verträge abschloß, sie darüber belehrte, daß das bischen politische Kunst, welches Europa besitze, nur aus iranischer Quelle stamme. Es sei ein kleiner Ueberrest dessen, was Alexander, der Sohn des Philippus, seinerzeit in Persien gelernt habe. Zu diesem Hochmuth gesellt sich ein gleich unglaublicher Grad von Mangel an Wahrheitssinn. Der Leser erinnert sich noch aus seinem Xenophon, daß die edlen Perser in alter Zeit in der Schule einen Curs in der Wahrheitsliebe durchzumachen hatten. Es war dies offenbar nur ein von den Religionsstiftern eingeführtes pädagogisches Mittel, um wenigstens in den Besten der Nation den mangelnden Wahrheitssinn auf künstlichem Wege zu wecken. Man darf hierüber nicht staunen: es fehlt in jenen Klimaten der Sinn für eine exacte Auffassung der Wirklichkeit, und beim Bilden der Vorstellungen aus den gemachten Wahrnehmungen mischt sich sogleich eine maßlose Phantasiethätigkeit ein. Es fehlt deshalb auch der Sinn für Zahlen, sowie die Fähigkeit, bestimmte Verhältnisse, welche bei uns durch Zahlen ihren strengen Ausdruck finden, im Gedächtniß festzuhalten. Auch Europäer haben versichert, bei längerem Aufenthalte im Orient in ähnlicher Weise beeinflußt zu werden. Auf der iranischen Hochebene scheint dies in besonders hohem Grade der Fall zu sein, und man kann nun begreifen, welchen Unge-

Digitized by Google

zeugen die Phantasie des Iraniers Leben und Wirklichkeit gibt.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und in welchem Grade solche klimatische Einflüsse durch strengere Schulung des Geistes in ihren Wirkungen abgeschwächt oder gänzlich besiegt werden können, sprechen uns aber offen dahin aus, daß uns eine solche Besiegung nicht nur möglich dünkt, sondern daß uns eine weisere Vervielfältigung und Verinnerlichung der Beziehungen zwischen Ost und West sogar jede andere Möglichkeit auszuschließen scheint. Wenn aber dem so ist, und an irgend einem Punkte die Haupthebel zuerst angesetzt werden müssen, so kann dieser Punkt, trotz allem, nur im Gebiet des iranischen Geistes gesucht werden. Der Türke ist so gut wie geistig todt, der Turanier überhaupt einer höheren Cultur unfähig; der Araber läßt sich seinen nationalen Islâm so leicht nicht nehmen; der Iranier allein bietet Eigenschaften, die ihn einer geistigen und sittlichen Reform zugänglich und später selbst zum passenden Werkzeug fortgesetzter Reformarbeit im Orient tauglich machen. Grade die Stärke des alten Nationalgefühls, welche es dem Iranier auch ermöglicht hat, innerhalb des Islâm als Schiite eine eigene Stellung einzunehmen, kann als Haupthebel benutzt werden, ihn allmählich dem Islâm ganz zu entfremden. Haben doch seine großen Dichter selbst unter muslimischem Drucke genug von den alten, nationalen und religiösen Anschauungen bewahrt und es bedürfte bei den starken literarischen Neigungen der Perser (von denen jeder Perse macht) nur eines von moderner Weltanschauung geläuterten Dichters, der Alt und Neu zu verbinden wüßte, um den Geist seiner Nation über das ganze dazwischenliegende Elend des Islâm hinauszuheben. Selbstverständlich müßte eine nationale Dynastie dazu kommen und der innerhalb des Iranierthums noch vorhandene Gegensatz zwischen Persern und Afghanen unschädlich gemacht werden.

Wie die Nationalitätsidee, so ist auch die der Frauenemancipation berufen, in der Zersetzung des Islâm eine Hauptrolle zu spielen. Hier ist das Wort Emancipation ganz am Platze, denn es handelt sich darum, die Frau aus der Kerkerhaft des Harem und von den Entwürdigungen der Polygamie zu befreien, indem ihr gleichzeitig die Schule höherer Bildung zugänglich gemacht wird — ihr eine Stellung zurückzugeben, die sie im Alterthum bereits besessen, und die ihr nur der Islâm entzogen hat. Es gibt keine neue Culturepoche, die nicht zugleich die Stellung der Frau veränderte — kein Herabsinken von früherer Höhe, ohne daß in erster Linie das Weib degradirt würde, keine Hebung, welche das Weib nicht mithebt. Geben sich auf diesem Gebiete starke Regungen kund, so ist das der deutlichste Beweis, daß eine neue Bewegung unaufhaltsam ist, und auch im muslimischen Orient hat die Frauenfrage bereits ihre ersten Wellen geschlagen.

Es ist hier von großen Bewegungen die Rede, die natürlich nur langsam vorschreiten; übrigens ist zu beachten, daß die Natur der modernen Verkehrsmittel die bis jetzt noch herrschenden Vorstellungen vom Schnell und Langsam historischer Bewegungen sehr stark vermindern werden. Ohne Mithülfe des Occidents aber ist ein verhältnißmäßig rascher und friedlicher Verlauf der einschlägigen Processe nicht denkbar. Dabei muß man sich aber wieder deutlich machen, daß das Quantum geistiger und sittlicher Kraft, welches der Occident nach dem heutigen Stand der Dinge unmittelbar in Verwendung bringen könnte, viel zu gering ist. Von einem veni, vidi, vici ist da keine Rede. Hier muß noch viele hochmüthige Selbstüberschätzung beseitigt, viele Mängel und Schwächen müssen zur Erkenntniß gebracht werden, besonders auf dem religiösen und socialen Gebiete. Dergleichen geschieht aber nur im Ringen zur Bewältigung großer Aufgaben selbst; nur im Kampfe selbst wächst Einsicht und Kraft. Und am Anfange eines großartigen Ringens und Kämpfens zur Bewältigung der sogenannten orientalischen Frage stehen wir eben. Möge es gestattet sein, in diesen Tagen auf die ungeheuere Wichtigkeit eines Einverständnisses zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien, wie es sich glücklicherweise angebahnt hat, in dieser Frage hinzudeuten.

**Ad. Wahrmund.**

(Schluß folgt.)

---

## Friedrich Oetker.

Von **Johannes Berg.**

„Kleine Gemeinwesen leiden an dem Gebrechen, daß kein Bürger dem andern einen Vorzug gönnt."
Tacitus, im Agricola.

Wir leben im Zeitalter der Unfehlbarkeit. Nicht nur der Papst, sondern auch mancher Andere hält sich für unfehlbar. Früher, zur Zeit der stillen Blüthe der Literatur, als der Parteikampf noch nicht so entfacht war, gab man sich die Mühe, den Gegner zu widerlegen. Heute thut man ihn in den Bann. Man erklärt ihn ohne weiteres für einen schlechten Menschen. Man sagt, er besitzt kein sittliches Pathos, kein Herz für das Volk. Der Agrarier sagt: er hat kein Herz für das liebe Landvolk, der biedere Centrums-Mann: er hat kein Herz für das liebe katholische Landvolk. Kurz, man gebraucht eine jener Phrasen, welche gut klingen und geeignet sind, bei unwissenden und leidenschaftlichen Menschen Haß und Verachtung zu erzeugen. Daß diese Phrasen auch einen Inhalt haben, ist nicht nöthig. Der Mangel an Inhalt wird ersetzt durch den „Neid der Götter", von welchem schon die griechischen Tragiker sprachen. Und der Neid ist kein Vorrecht der hellenischen Götter. Auch die deutschen Götter sind neidisch.

Wir Deutschen haben — und namentlich seit dem großen Kriege ist dies Mode, auch bei sonst ganz friedlichen und bescheidenen Menschen Mode geworden — so sehr im Bewußtsein unsrer Vorzüge geschwelgt, daß es nöthig ist, zum Zwecke der Wiederherstellung des Gleichgewichts, zuweilen auch etwas an unsere Fehler zu mahnen. Sprechen wir daher ohne Umschweif: Ein solcher Fehler ist der Neid, welcher sich in Deutschland leichter, als in anderen Ländern, an die Fersen unserer Berühmtheiten, unserer öffentlichen Charaktere haftet. Wie kommt Das? Es ist schwer zu sagen. Dieses Laster ist der Nation von Haus aus grade nicht eigenthümlich. Vielleicht ist es ein Product des moralischen Elends, des wirthschaftlichen Rückgangs, der Kleinmeisterei und Krähwinkelei, welche in Deutschland nach dem Verfall von Kaiser und Reich die Herrschaft gewannen. Der dreißigjährige Krieg vollendete das Werk der Zerstörung. Der westphälische Friede endlich drückte der Zersplitterung das officielle Siegel auf. Er sanctionirte die Einmischung des Auslandes und löste die letzten Bande, welche im Stande waren, die selbstsüchtigen centrifugalen Bestrebungen der geistlichen und weltlichen Kleinstaaten zu zügeln. Früher hatte die expansive Kraft Deutschlands Ausschreitungen begangen. Von nun an feierten die Isolirung, die Ausschließung, die Engherzigkeit, die Scheelsucht ihre Triumphe. Ein Ländchen schließt sich gegen das andre ab. Jeder Dritte ist ein Feind, jeder Zuziehende ein Schrecken. Er droht entweder die schmalen Brocken noch mehr zu schmälern oder der Armencasse zur Last zu fallen. Nur die Unfähigkeit oder die Mittelmäßigkeit findet Verzeihung. Jede hervorragende Person oder Leistung erscheint schon bedenklich. Wer über die Grenze hinausblickt, ist verdächtig; wer im „Ausland" verkehrt, ist ein „Verräther"; und Ausland ist Alles, mit Ausnahme der wenigen Quadratmeilen des herrschaftlichen Gebiets, oder des freireichsstädtischen Weichbilds. Selbst der sonst so selbstbewußte Stadtbürger ging in eine stille Essiggährung über. Goethe beschreibt ihn richtig:

„Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillen-Qual, von Gläubigern gedrängt,
Sonst wackerer Mann, engherzig, doch gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht!"

Nun haben wir zwar heute die eigentliche Krankheit schon überwunden. Allein wir leiden an Rückfällen.

Ich will einen solchen erzählen, den Schuldigen zur Strafe und den Andern „zum abscheulichen Exempel". Der Fall spielt in Kurhessen. Was dieses Land, unter seinen drei letzten Regenten, unter Vater, Sohn und Enkel gelitten, ist bekannt. Die Regierungs-

Digitized by Google

geschichte des letzten Kurfürsten ist eigentlich nur eine Geschichte fortgesetzter Versuche, die Verfassung zu brechen. Wie der Kurfürst wider die Verfassung stand, so hat Friedrich Oetker sein ganzes Leben lang für die Verfassung gestanden. Geboren in der Grafschaft Schaumburg, vereinigte er die Zähigkeit des niedersächsischen Stammes mit dem streitbaren Charakter des Chatten. Natürlich wurde er alsbald bei der Regierung mißliebig. Er machte 1835 sein juristisches Staatsexamen, allein er mußte einige Lustra warten, bevor man ihn zur Anwaltschaft zuließ. Erst das Jahr Achtundvierzig ließ ihn dazu gelangen. Gleichzeitig wurde Oetker Stadtrath in Kassel, Mitglied der Ständeversammlung und Begründer der „Neuen hessischen Zeitung". In diesen Stellungen führte er unerschrocken den Kampf wider die kurfürstliche Mißregierung und die Hassenpflugische Willkür. Dieser Kampf gestaltete sich immer ernsthafter. Im Herbst 1850 wurde Oetker verhaftet, ohne Urtheil und Recht Wochen lang gefangen gehalten und dann von den Strafbayern über die Grenze spedirt. Aber selbst im „deutschen Auslande" war er nicht sicher. Nach Göttingen, nach Braunschweig, nach Wangeroge folgte ihm die kurfürstliche Verfolgung. Er mußte nach dem englischen Helgoland flüchten, um sich vor den liebenswürdigen Zudringlichkeiten seines theuren Landesvaters zu retten. Auf diesem kleinen Eiland, welches statt der Wälder nur die berühmte „Kartoffel-Allee" aufzuweisen hat, saß er drei lange Jahre, wie Iphigenie, „das Land der Chatten mit der Seele suchend". Seine damals schon schwache Gesundheit nöthigte ihn, nach dem Festland zurückzukehren. Er wohnte von 1854 bis 1859 in Brüssel und an anderen Orten von Belgien. Aber er mochte wohnen, wo er wollte, nach allen Orten trug er den kurhessischen Boden an den Schuhsohlen mit sich. Auch in der Fremde beherrschte die Sorge für die Verfassung und das Wohl seiner kleinen Heimath sein Dichten und Trachten. Auch von Helgoland, von Ostende, Brüssel, Brügge, Gent und Mecheln aus war er für die Schwachen eine Stütze, für die Rathlosen ein Rathgeber, für die Verzagten ein Tröster. Kaum gestattete ihm die „neue Aera" die Rückkehr, so erschien er 1859 wieder in Kassel. An der Stelle des früheren Blattes, das ebenfalls der polizeilichen Willkür erlegen, gründete er die „Hessische Morgenzeitung", in welcher er die sogenannten „Nacht-Hessen" unbarmherzig bekämpfte. Er, der kranke Verbannte, wurde die Seele und das Haupt der ganzen hessischen Verfassungspartei. Ohne ihn war der Kampf überhaupt nicht denkbar. Er führte ihn mit einer Sorgfalt, von der man in größeren Verhältnissen gar keinen Begriff hat. Er war Höchstcommandirender und Chef des Generalstabs in einer Person. Damit nicht genug, exercirte er die Wahlkörperschaften ein, und er drillte auch die Recruten in dem Landtage, welcher sich mehr durch Standhaftigkeit als durch Intelligenz auszeichnete. Oetker formulirte die Anträge, er verfaßte manche Rede, die ein Anderer vortrug. Er setzte den Landtag in Scene und besang ihn dann in der Zeitung. Homer und Achilles in einer Person. Wider seine kranke Brust richteten sich alle Geschosse der Gegner; und diese Geschosse waren nicht immer sehr reinlich. Aber fast noch mehr als seine Gegner, machten ihm seine Anhänger zu schaffen. Wer auch immer von diesen in Noth und Bedrängniß war, der ging „zum Oetker". Schlug die Behörde einem dieser Myrmidonen etwas ab, so hielt er sich für einen politischen Märtyrer; verlor er einen Proceß, so war ihm dies um seines politischen Glaubens willen geschehen. Da war es dann natürlich: Oetker mußte helfen. Das allgemeine Vertrauen machte ihn zum allgemeinen Lastthier. Er war das politische „Mädchen für alles". Im Großstaat herrscht Arbeitstheilung, im Kleinstaat nicht. Da ruht alles auf zwei Schultern. Auf der einen Seite der Kurfürst, auf der andern der Contre-Kurfürst Oetker. Der erstere hatte die Beamten, der letztere die Bevölkerung für sich. Oetker war der Mann des Volks im eminentesten Sinne. Und er blieb es auch, nachdem das Jahr sechsundsechzig mit dem Kurfürsten auch die Verfassungsfrage beseitigt hatte. Oetker machte seitdem als „Vertrauensmann", als Mitglied des Verwaltungsausschusses, als preußischer Abgeordneter die größten Anstrengungen, die Eigenthümlichkeiten des Kurstaates zu retten, selbst dann, wenn man mit Recht von ihnen behaupten konnte, daß

— „Alles, was besteht,
Werth ist, daß es zu Grunde geht."

Und bei der Klugheit und Ausdauer, mit welcher Oetker stets verfuhr, hatte er auch hierbei außerordentliche Erfolge. Er war bisher ununterbrochen Vertreter eines hessischen Wahlbezirkes im Reichs- und im Landtag. Zuweilen ehrte man ihn durch Doppelwahlen in Hessen.

Plötzlich im Jahre 1873, ohne daß die geringste Veränderung in der Person, in der Parteistellung und in dem Verhalten Oetkers eingetreten wäre, plötzlich wird er mißliebig in Hessen. Wie ist das möglich? Er, der gefeierte Volksmann?

Das Phänomen ist so merkwürdig, daß es der Mühe lohnt, ihm eine kurze Betrachtung zu widmen.

Goethe sagt:

„Die Menschen leben einmal in dem Wahne, daß ein jeder, der etwas leistet, dadurch ihr Schuldner wird, und noch weit hinter dem zurückbleibt, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe die große Arbeit vollendet war, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte".

Friedrich Oetker hatte für die kurhessischen Bauern viel geleistet. Er hatte den Kurfürsten gebändigt, was noch keinem gelungen, selbst nicht den Märzministern; diese hatten ihm ein Programm vorgelegt; der Kurfürst ließ es schön einbinden und darauf drucken: „Dienstinstruction für den Kurfürsten. NB. ist aber kein Diener, sondern ein Herr"; und dies Buch prangte auf dem Tisch, so oft die Minister erschienen. Oetker hatte es klüger angefangen, als die Minister. Er hatte den Bundestag zur Raison gebracht. Er hatte bei der Annexion eine Menge Eigenthümlichkeiten gerettet. Er hatte sogar den Staatsschatz der Provinz erhalten.

Weil Oetker etwas geleistet, weil er viel geleistet hatte, deshalb betrachten ihn jene Kurhessen als ihren Schuldner. Sie verlangen von ihm, daß er nun alles leiste, nicht nur das Mögliche, sondern auch das Unmögliche. Er soll machen, daß Hessen preußisch werde, aber dabei kurhessisch bleibe, daß der Staat alles leiste, ohne Steuern zu erheben, daß die hessischen Bauern in das preußische Abgeordnetenhaus ebenso zahlreich gewählt werden, wie in den hessischen Landtag, sowie endlich, daß Berlin, wie dies M. A. Niendorf vorgeschlagen, — nach Cassel verlegt werde.

Das kann er nicht. Nun ist er ein Verräther. Er hat kein Herz für das Volk, er lebt zu viel im Ausland, er hat Diäten „gefressen". Sie!

Der früher in Kurhessen so hoch gefeierte Häuptling sitzt todtkrank in Montreux am Genfer See. Es sind grade fünfundzwanzig Jahre, daß er sich der Volkssache geweiht hat. Er könnte seine silberne Hochzeit mit der Dame Politik feiern. Und welche Festesgaben bringen ihm seine Heimathgenossen?

Sie beschuldigen ihn der sträflichen Vernachlässigung der landwirthschaftlichen Interessen, der Diätenreiterei und des Versäumens der Sitzungen. Das ist der Dank für fünfundzwanzig Jahre voll Mühe und Arbeit, voll Leiden und Opfer.

Doch halten wir uns an die Thatsachen.

Jeder weiß, daß, wenn Oetker eine Sitzung versäumte, die Ursache seine Krankheit war. Man kann sagen, er ist eigentlich niemals ganz gesund gewesen. Niemand weiß das besser, als seine speciellen Landsleute. Niemand hatte mehr Gelegenheit, zu bewundern, wie ein mächtiger Geist und ein stählerner Wille diesen gebrechlichen Körper beherrschten und aufrecht erhielten.

Dann folgt, und darauf scheint man in weiland Kurhessen den Hauptnachdruck zu legen, der Vorwurf wegen „Vernachlässigung der Landwirthschaft". Es sind die „Agrarier", die ihn erheben.

Ich kann mich hier nicht einlassen auf eine erschöpfende Charakteristik und Kritik des Programmes der neu entstandenen Secte der „Agrarier". Es versteckt sich bekanntlich hinter denselben auch mancher feudal oder hierarchisch gesinnte Conservative, der es augenblicklich nicht für zweckmäßig hält, unter seiner eigenen Flagge zu fahren.

Die Agrarier haben in Einigem wohl Recht und in allem Uebrigen Unrecht. Die Sätze, in welchen sie Recht haben, sind schon längst Gemeingut aller liberalen Parteien und werden von denselben im Reichs- und Landtag vertreten. Dazu bedurfte es nicht der Stiftung der Secte. Dagegen die Sätze, in welchen sie Unrecht haben, bilden

Digitized by Google

den Schwerpunkt des Programmes. Wenn die Agrarier die Grundsteuer abschaffen wollen, so können die Städter mit demselben Rechte Abschaffung der Gebäudesteuer, die Gewerbetreibenden Abschaffung der Gewerbesteuer, die Capitalisten Abschaffung der Einkommensteuer verlangen. Man bezahlt ja die Steuern nicht zum Vergnügen. Das würde dann mit Grazie so fortgehen und schließlich auch zur Abschaffung „des scheußlichsten aller Monopole, des Grundeigenthums" führen, womit die Herren Agrarier schwerlich einverstanden sein dürften. Wenn ferner die Agrarier zu ihrer Entlastung ein „hypothekarisches Papiergeld" einführen wollen, so wärmen sie damit nur einen alten Einfall des „Staatsbürgers" Held auf, der damit auf die finanzielle Bedrängniß und das geistige Manco einer gewissen Sorte verschuldeter Hauseigenthümer speculirte. Es ist nichts als ein alter Witz mit neuer Sauce, ein aus dem Berlinischen in das Agrarische übersetzter Schwindel.

Während in den alten Provinzen die Bevölkerung die „agrarischen" Agitationen repudiirt hat, ist in weiland Kurhessen, wo sich der Kleinbauer mit dem „Ritter" zur Wahrung der „Standesinteressen" verbrüdert hat, ein gewisser Erfolg nicht zu leugnen. Man wählte bisher dort auch in das preußische Abgeordnetenhaus vielfach Beamte von etwas rusticaler Beschaffenheit oder Kleinbauern, scheint sich jedoch allmählich überzeugt zu haben, daß dies den Interessen der Provinz nicht entsprach. Die kleinen Bauern sind bis auf einen, einen Ultramontanen, verschwunden. Das scheint den Zorn gegen Oetker geweckt zu haben. Und um ein Zeugniß dafür abzulegen, aus welcher Quelle der Begriff stammt, erhebt man den Vorwurf der Diätenreiterei. Das ist die Stimme des Neides. Der Kleinbauer denkt: „Säße ich in Berlin, so käme ich mit einem Thaler per Tag aus und legte täglich vier Thaler zurück, womit man nach Schluß der Session sich einen Stall bauen, einen Acker oder eine Wiese oder ein Gespann Ochsen kaufen könnte". Man bedenkt nicht, daß doch nicht alle kurhessischen Kuhbauern preußische Abgeordnete werden können, und daß, wenn die „Agrarier" (wie dies noch kürzlich Herr von Wedell-Vehlingsdorf auf der Rednerbühne gezeigt hat) selber nicht wissen, was sie wollen, eine praktische Verwirklichung ihrer hohen Intentionen sehr schwer ist.

Uebrigens kann kein Vorwurf unbegründeter sein, als der der Diätenreiterei gegen Oetker. Dieser hat, wenn er wegen Krankheit oder aus einem andern Grunde genöthigt war, zu fehlen, für diese Zeit niemals Diäten bezogen, obgleich er in Berlin krank lag und sein Domicil in Cassel hatte. Er hat die Sammlung, welche politische Freunde für ihn machten, die Entschädigungsgelder, welche er für die an ihm 1850 verübten widerrechtlichen Gewaltacte der kurfürstlichen Regierung im Proceß erstritten, sowie einen großen Theil seiner Diäten für den Invalidenfonds, für das germanische Museum und für eine von ihm gemachte Stiftung verwendet. Schwerlich wird einer seiner Neider von sich ein Gleiches behaupten können.

Doch genug. Oetker hat von seinem Krankenlager in Montreux eine ausführliche Erklärung wider die gegen ihn erhobenen Angriffe erlassen. Dieselbe enthält folgende charakteristische Stelle:

„Ich bin seit vielen Jahren gewöhnt gewesen, bei meinen politischen Bestrebungen die große, mitunter eine an Einmüthigkeit grenzende Mehrheit meiner Wähler, ja des gesammten Hessenlandes im Einklange mit mir zu wissen. Auf diese Weise wurde es mir möglich, mit mannichfachen Erfolgen thätig zu sein und selbst dann noch zu wirken, wenn ich durch Krankheiten oder sonstige Widrigkeiten mich eingeengt fand. Es würde mir weder angenehm noch ersprießlich erscheinen, wenn sich dies Verhältniß wesentlich änderte; sollte es sich aber wirklich dauernd ändern, so würde ich ohne Bedenken jeder Volksvertretung entschieden entsagen und mich einfach auf eine publicistische ꝛc. Thätigkeit beschränken".

Allein ich fürchte, diese Resignation ist nicht das geeignete Mittel. Es gibt deren nur drei wider die kleinliche Scheelsucht. Entweder muß man sie ignoriren, oder man muß tagtäglich mit aller Kraft draufschlagen. Das dritte ist: Sterben. Hoffen wir, daß Oetker von dem letzten keinen Gebrauch macht. Stürbe er aber heute, so würden morgen seine kurhessischen Widersacher rufen:

„Oh unser Oetker! Trotz aller kleinen Wölklein vorübergehender Verstimmung, welche sich zwischen ihn und uns gelagert, war er doch immer der unsre. Er war ja gegen die Annexion von 1866. Er wollte nur Personal-Union mit Preußen. Ging es nach seinem Willen, dann wäre der kurhessische Landtag geblieben, und die Kuhbauern säßen noch drinnen. Der Landtag säße nicht in Berlin, sondern in Kassel, er würde, wie früher, die Gesetze machen und das Budget berathen. Aber jetzt, nach Berlin wollen uns die Wähler nicht schicken, obgleich wir doch noch die Alten sind und seit 1866 nichts gelernt und vergessen haben. Oetker ist todt, er steht uns also nicht mehr im Wege. Er macht uns keine Concurrenz, er bezieht keine Diäten mehr. Wir haben unter uns keinen verwendbaren Namen. Lasset uns daher den Namen „Friedrich Oetker" auf unsere agrarische Fahne schreiben. In diesem Zeichen werden wir siegen!"

So würde es kommen. Denn der Neid verzeiht nur dem Todten seine Verdienste, dem Lebenden niemals.

---

## Literatur und Kunst.

### Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst.

Von Dr. Max Schasler.

Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.

Nicht immer halten die hohen Leistungen bestimmter Culturepochen auf Specialgebieten des Geistes gleich langsamen Schritt mit dem reflectiven Verständniß, mit welchem diese Sphären durchdrungen werden. Diese Erscheinung, schon im individuellen Leben geltend, spiegelt sich auch wieder im Culturleben der Völker.

Wie war doch die griechische Volksanschauung ganz und gar beherrscht von einer wunderbaren Feinheit intuitiver Empfindung und wie verhältnißmäßig wenig waren die Griechen dabei im Stande, sich bewußte Rechenschaft zu geben von allen jenen Schöpfungen, welche mit unmittelbarer Sicherheit hervorgerufen zu haben sie noch heute so sehr bewundert werden. Wie sehr dagegen entbehrt unser Volksleben, in welchem doch der Factor bewußter Geistesarbeit weitaus überwiegt, jener harmonischen Gestaltung, die wir bei jenen bewundern. Gewiß, wir sind weitaus aufgeklärter, als es die Menschheit je gewesen; aber die Geschichte der Cultur ist nicht die bloße Geschichte der Aufklärung, wie Buckle und seine Schule es meinen. Die Aufklärung ist lediglich das hinzugekommene Moment der modernen Culturbewegung; aber dieses derzeit allerdings überwiegende und derzeit sicherlich auch wichtigste Moment darf nicht als das allein treibende angesehen werden. Die Ideen der Geschichte sind nicht immer den Generationen bewußt und nicht das reflectirende Bewußtsein der Menschheit ist es, aus welchem die hervorragendsten Leistungen auf allen Gebieten des Geistes hervorquellen. Diese Unabhängigkeit bestimmter Bethätigungsweisen des menschlichen Geistes von der gleichzeitigen wissenschaftlichen Durchdringung der respectiven Sphären ließe sich auf mancherlei Weise zur Anschauung bringen. Welchen hohen Grad von Schönheit und Formenreichthum besitzen z. B. die antiken Sprachen — und doch befand sich die Linguistik, sofern von einer solchen bei den Alten überhaupt geredet werden kann, auf einem wahrhaft kindlichen Standpunkt. Andrerseits ist in unseren Tagen die Sprachwissenschaft zu hoher Vollkommenheit gediehen und doch stehen die modernen Sprachen weit hinter den antiken zurück an Schönheit und Reichthum grammatischer Formen und es ist lediglich der größere Reichthum an Begriffen und Begriffsbeziehungen, durch welchen sie sich auszeichnen.

Dasselbe Verhältniß läßt sich nachweisen in Beziehung auf Kunst im Gegensatze zum begrifflichen Kunstverständniß. Auf Seite der Antike das Zeitalter des Phidias mit seiner unerreichbaren Objectivität der Gestaltungskraft; — aber welcher merkwürdige Mangel an ästhetischem Urtheil z. B. eines Plato, der alle Dichter und Künstler aus seiner Republik verbannte! Welche Feinheit dagegen auf Seite der Modernen in der Begründung der ästhetischen Principien bis zur speculativen Vertiefung derselben — und doch leugnet niemand, daß wir weit davon entfernt sind, Werke der Kunst von so vollendeter Harmonie hervorzubringen, wie sie in

Digitized by Google

den Werken der Antike sich findet. Denn unvermeidlich tritt auch in der Production die Ankränkelung von der Blässe des Gedankens ein, wo das Kunstbedürfniß in theoretischer Hinsicht zum Reflexionsurtheile fortgeschritten ist, das mehr oder minder in das vormals ausschließlich geltende Empfindungsurtheil hineinspielt, ja — man denke nur an die Lyrik unserer Tage — oft ganz als Surrogat desselben auftritt.

Dies ist jedoch nicht mißzuverstehen. Wir sind ohne Zweifel über die Griechen hinausgegangen, aber die antike Kunst zu höherer Vollendung bringen, — das konnten wir nicht; denn sie war schon vollendet und die neuere Entwicklung konnte nur in einer anderen Richtung vor sich gehen. Wie in der ganzen modernen Culturgeschichte ist auch im modernen Kunstbedürfnisse das Moment der Reflexion hinzugekommen und während bei den Griechen Kunst und Kunstverständniß (letzteres als immanente kritische Empfindungsweise) in unmittelbarer Intuition innig verschmolzen waren, fallen in der modernen Cultur Kunstproduction und Kunstkritik (letztere als Reflexion) auseinander. Unsere künstlerische Production wird vom reflectirenden Bewußtsein begleitet; was die Alten gleichsam unbewußt inne hatten, wird uns durch diese reflective Vermittlung zum gesicherteren Besitze:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Und wenn auch zugegeben werden muß, daß wir, indem wir vom Baume der Erkenntniß genossen, die naive Unschuld der Antike verloren haben, so eröffnet sich uns doch andrerseits die Perspective einer Entwicklung des Kunstverständnisses, deren Früchte für die Praxis mehr und mehr zur Geltung kommen werden, wenn auch dieses Verständniß, welches der antiken Production als Empfindungsmoment immanent war, uns in seiner derzeitigen Ablösung als noch nicht zur Vollendung gekommen, mehr Nachtheile als Vortheile bringen mag*).

Aber wenn wir einerseits im bloßen Kunstverständnisse durchaus keinen Ersatz erblicken können für die künstlerische Production, so ist doch nicht einzusehen, warum dieses Moment des abgelösten Verständnisses der productiven Kunst immer zum Nachtheil gereichen sollte. Das ist sicherlich nicht der Fall. Das theoretische Kunstbewußtsein muß schon vermöge seiner Entwicklungsfähigkeit als praktisch verwendbar angesehen werden und rein logische Gründe zwingen uns zu der Ansicht, daß das vollendete Kunstverständniß schließlich dasselbe zu leisten im Stande sein muß, was die desselben entbehrende schöpferische Intuition zu ihren hohen Leistungen befähigt. So muß denn in philosophischer Verallgemeinerung dieses Satzes der Sinn unserer ganzen Culturepoche als ein allgemeines Bewußtwerden der unbewußten Ideen angesehen werden, von welchen die Menschheit historisch getragen wurde (wie dieses heut zu Tage hauptsächlich in der Geschichte der Philosophie deutlich wird), sodann aber als Erhebung der unbewußt in uns ruhenden Geistesfähigkeiten in das Licht des Bewußtseins zu bewußter Bethätigung.

Wohl scheint die unbewußte künstlerische Conception etwas durchaus Anderes zu sein, als die vom ästhetischen Reflexionsurtheile geleitete Auswahl und Combination der Bestandtheile eines Kunstwerkes, wie solche dem bloßen Talente eigen ist, während beim genialen Künstler von Arbeit doch nur im Sinne der Technik die Rede ist, da er seinen Conceptionen gegenüber sich rein passiv verhält und hiezu keiner Anstrengung des bewußten Willens bedarf. Aber wenn auch zugestanden werden muß, daß der Proceß genialer Conceptionen ein durchaus anderer ist als bei den Schöpfungen des bloßen Talentes und sogar der Beobachtung des Künstlers selbst sich vollkommen entzieht, so liegt doch darin, daß der Aesthetiker das Product solcher Conception in seine begrifflichen Bestandtheile mehr oder minder vollständig zu zerlegen vermag, ein Beweis dafür, daß die genialen Schöpfungen von denen des blos reflectirenden Talentes keineswegs durch heterogenen Inhalt sich unterscheiden, sondern daß eben auch die ersteren logische Momente enthalten, deren bloßes Endglied dem Genie in's Bewußtsein fällt, während das Talent die ganze (übrigens viel ärmere und in der Verbindung der einzelnen Glieder minder richtige) Reihenfolge mit Bewußtsein verfolgt.

Gewiß: Unsere Aesthetiker machen noch lange keine Künstler. Dieser Satz ist so richtig, daß wir sogar umgekehrt der Kunst weit mehr Einfluß auf die Aesthetik zugestehen müssen. Ja es ist zu bedauern, daß dieser Einfluß sich nicht im wünschenswerthen Maße geltend macht. Die Aesthetik ist leider zu sehr deductiv geblieben und doch hätte sie ein reiches Feld vor sich, aus dem sich inductiv Schätze heben ließen. Als ein augenfälliger Beweis dafür, wie wenig noch der Werth der Induction für die Aesthetik erkannt worden, erscheint uns der getheilte Beifall, den Otto Ludwigs Shakespearestudien gefunden — ein Buch, dessen durch den Tod des Verfassers vereitelte Vollendung nicht genug bedauert werden kann. Für die Methode ist es sicherlich von bahnbrechender Bedeutung. Nach so vielfältigen Versuchen der Construction ästhetischer Systeme aus dem Begriffe heraus könnte gewiß nichts fruchtbarer sein, als eine theoretische Begründung auf Grund sorgfältiger Analyse eines Shakespeare, wie sie Ludwig für das Drama versucht hat. Ist ja doch die begriffliche Durchdringung der voraufgehenden Stufen der Kunstentwicklung die erste Bedingung zur Weiterbildung des Verständnisses, sofern man in der Aesthetik wirklich ein organisches Wachsthum des künstlerischen Bewußtseins sehen will und nicht eine bloße Aufeinanderfolge zusammenhangsloser Principien. In dieser inductiven Weise vor Allem ließe sich eine Aesthetik von praktischer Verwendbarkeit denken.

Aus den angegebenen Gründen muß uns jeder Fortschritt in der Aesthetik, mag auch ihre Pflege den Spalt, der sie von der Kunstproduction trennt, derzeit noch erweitern, als ein erfreuliches Zeichen erscheinen und wir vermögen uns darüber nicht zu betrüben, daß gerade unser Jahrhundert in der Theorie der Künste ungleich mehr leistet als in der Praxis. Einen solchen wesentlichen Fortschritt aber erkennen wir in dem neuesten Systeme der „Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst" von Dr. Max Schasler (Berlin, Nicolaische Buchhandlung). Wohl liegt uns von dem umfangreich angelegten Werke nur der erste Band, die kritische Geschichte der Aesthetik von Plato bis auf die Gegenwart behandelnd, vor — ein abgeschlossenes Werk für sich, die Basis, auf welcher das neue System sich erheben soll; aber seine Beziehungen zu dem zu erwartenden Systeme sind klar genug, daß wir dem Gesammtwerke einen bedeutenden Einfluß prognosticiren können.

Das Verhältniß der kritischen Geschichte der Aesthetik zu dem Systeme, dessen Grundlegung sie sein soll, besteht in der Auffindung und kritischen Bestimmung jenes Standpunktes, von dem aus das mannichfaltige Reich des Schönen in Natur und Kunst betrachtet werden soll. Diese Bestimmung des richtigen Standpunktes der Gegenüberstellung kann nur geschehen durch kritische Untersuchung der überhaupt möglichen ästhetischen Standpunkte, wozu in erster Linie die durch blos subjective Empfindung und Sondergesichtspunkte der Reflexion bestimmten, nicht eigentlich wissenschaftlichen, gehören. In dieser Hinsicht charakterisirt Schasler die durch jedesmalige Spaltung des zweiten Gliedes sich ergebenden Gegensätze von Laie — Kenner, Künstler — Kunstfreund, Sammler — Kunsthändler, Kunstverleger — Auctionator eingehend und mit feiner Zeichnung, sodann folgt die Untersuchung der historischen Betrachtungsweisen der Kunst beim Chronisten, gelehrten Forscher und Kunsthistoriker. Dem letzteren stellt sich die Geschichte der Aesthetik bereits als Entwicklung dar.

*) Wenn die Kritik aus den Schöpfungen des Dichters und Künstlers das reflective Moment ausgeschlossen wissen will und den Werth derselben nach dem Grade bemißt, in dem ihnen die intuitive Unmittelbarkeit innewohnt, so liegt darin sicherlich eine Berechtigung. Nur ist dabei zu bemerken, daß die Unmittelbarkeit in gewissem Sinne auch ohne Ausschließung der Reflexion vorhanden sein kann. Das reflective Ingrediens erscheint nur da als störendes Element, wo es — um einen Ausdruck der Chemie zu gebrauchen — der Intuition lediglich adhäsiv anhängt, dahingegen solchen Kunstschöpfungen, darin es gleichsam in cohäsive Verbindung mit ihr getreten, vollständig verarbeitet ist, der Stempel der Genialität sicherlich nicht fehlt. Es liegt doch beispielsweise in den Romanen von Walter Scott ein Reichthum gründlichen Studiums; aber dieses wissenschaftliche Material ist darin vollständig künstlerisch bewältigt, was wir dagegen in den Romanen von Gutzkow ganz vermissen. Es geht daher nicht an, das reflective Moment an sich aus der Kunst ausschließen zu wollen; wohl aber muß jene Reflexion in der Kunst, die sich als Mißgriff in der Wahl der Motive und in der Incongruenz zwischen Inhalt und Form kundgibt, stets als Kennzeichen betrachtet werden, daß solche Schöpfungen nicht dem tiefen Born des künstlerischen Genius entsprungen sind. Wer Beispiele solcher separat erdachter, hinzuerfundener formeller Elemente haben will, findet sie in Fülle in der modernen Lyrik. Inhalt und Form müssen selbst in dem kleinsten lyrischen Gedichte innig verschmolzen sein wie in einem Naturproducte und mit ganz dem gleichen Rechte, womit man beim Lyriker fordert, daß sich die Reime von selbst einstellen, kann man es von der Form verlangen.

Digitized by Google

Aber dieser Darstellung fehlt noch das Moment, diese Entwicklung als eine objectiv nothwendige zu begreifen; ihm ist sie gleichsam nur eine zufällige und dieser Mangel bestimmt die weitere Forderung, zu einem höheren Standpunkt, dem des philosophischen Denkens, aufzusteigen, welchem die Aesthetik als „Genesis des ästhetischen Bewußtseins der Menschheit" erscheint.

Daß ein neues System der Aesthetik nur auf der Basis einer Kritik der historisch gegebenen Standpunkte möglich ist, sofern durch solche Kritik allein der relativ höchste Standpunkt determinirt werden kann — dies ist es, was Schasler im Gegensatze zu seinen Vorgängern mit Entschiedenheit betont, und darin möchten wir vor Allem einen wesentlichen Fortschritt erkennen; denn selbst die gründlich wissenschaftlichen Vertreter der Aesthetik unter den Neueren legen hierauf nicht genug Gewicht. Hegel, welcher die Nothwendigkeit der Geschichte der Aesthetik allerdings anerkennt, trägt ihr gleichwohl nicht nach Gebühr Rechnung; bei Weiße ist sie ganz und gar vernachlässigt und selbst der vom Verfasser so hoch geschätzte Vischer, der in dieser Hinsicht noch am gründlichsten verfährt, betrachtet die Aesthetik nicht in ihrem Zusammenhang und leugnet die Möglichkeit einer kritischen Geschichte derselben, d. h. die organische Entwicklung dieser Wissenschaft.

In dieser seiner Grundlegung der Aesthetik führt Schasler aus, wie jeder in der Geschichte auftretende ästhetische Standpunkt seine relative Berechtigung und Wahrheit besitzt und als Baustein am Gesammtgebäude zu betrachten ist; andrerseits aber wird eben diese bloße Relativität der Berechtigung und Wahrheit klargestellt, welche in sich die Forderung enthält, über diesen Standpunkt hinauszugehen und einen höheren zu gewinnen, in welchem die vorausgehenden Stufen in ihren Gegensätzen zwar ihre relative Gültigkeit behalten, aber nur indem sie ihrer Ansprüche auf absolute Gültigkeit entkleidet werden.

Ein zweiter Punkt, in welchem Schasler vor seinen Vorgängern sich auszeichnet, ist die Einsicht, daß diese Geschichte der Aesthetik nur aus der Geschichte der Philosophie als ihrer Grundströmung zu erklären ist. Schasler ist sich dessen klar bewußt und knüpft die geschichtliche Entwicklung der ästhetischen Principien an den rothen Faden der allgemeinen philosophischen Principien. Namentlich für die moderne Aesthetik, die ja überall mit den gleichzeitig auftretenden philosophischen Systemen im engsten Zusammenhang steht, erscheint es unumgänglich nothwendig, die Geschichte der Principien der philosophischen Systeme als Basis für Darstellung der Geschichte der Aesthetik zu behandeln. So ist sein Werk auch nach der philosophischen Seite hin von großem Interesse, indem es eine Art Einleitung in die Geschichte der Philosophie darstellt.

Der Verfasser ist Hegelianer; aber man würde ihm Unrecht thun, ihn zu denen der stricten Observanz zu rechnen. Die ausführlichen Erörterungen, die er Hegel und seiner Schule in ästhetischer Hinsicht widmet, zeigen zur Genüge, daß er die Schwächen der Hegel'schen Methode, ihre Sophistereien und Kunststücke mit Wortspielen wohl erkennt. Er adoptirt in formeller Hinsicht das Princip der dialektischen Entwicklung für die Geschichte der Aesthetik, weil dieses Princip, welches sich nach der objectiven Seite als Intuition, Reflexion und Speculation, nach der subjectiven Seite als Empfindung (Instinct), Verstand und Vernunft darstellt, als Grundform des menschlichen Erkennens überhaupt auch in der organischen Geschichte der Aesthetik nachweisbar sein müsse. Aber er selbst als Aesthetiker will die Dialektik nicht zu Sophistereien mißbrauchen; er anerkennt nur jenes speculative Denken, in welchem wirklich Intuition und Reflexion zum höheren Dritten vereinigt sind und sich durchdringen. Dies macht sich schon in seiner historischen Grundlegung zu dem Systeme, das wir noch zu erwarten haben, bemerklich. Seine Darstellung bewegt sich durchaus in substanziellem Denken; sie ist von bloßer ästhetischer Schönrednerei eben so entfernt, wie von dialektischen Spitzfindigkeiten in schwerfälliger philosophischer Sprachtechnik. Insbesondere aber ist auf die Feinheit der Charakteristik zu verweisen, mit der nicht nur die Hauptträger der Geschichte der Aesthetik, sondern auch die abseits der Hauptströmung liegenden weniger bedeutenden Figuren gezeichnet sind. Als mustergültige Darstellungen möchten wir insbesondere die Charakteristiken des Aristoteles, dann Winkelmanns und Lessings erwähnen.

Nach allen den Vorzügen, die wir diesem bedeutenden Werke zusprechen müssen, dürfen wir erwarten, daß Schasler auch in seinem eigentlichen Systeme den von ihm so klar eingesehenen und gestellten Anforderungen an ein solches nachkommen werde. Als jene Punkte, an welchen er den substanziellen Werth eines ästhetischen Systems bemessen will, stellt er die Feststellung der metaphysischen Grundbegriffe und das Princip der Eintheilung der Künste hin. Dies sind aber sicherlich gerade jene Punkte, hinsichtlich welcher die bisherigen Systeme noch viel zu wünschen übrig lassen. Bezüglich des ersteren Punktes will Schasler die Darlegung der Grundbegriffe nicht vorausgeschickt wissen; er will vielmehr „an die gegebenen, im allgemeinen Bewußtsein vorhandenen, meist conventionellen Vorstellungen anknüpfend, diese in ihrer Einseitigkeit und Unwahrheit einem Selbstzerstörungsprocesse unterwerfen, um schließlich den reinen Gedanken, befreit von den Schlacken der conventionellen Vorstellung als geläuterten Begriff hervorgehen zu lassen". Die Eintheilung der Künste aber betreffend, so ist die bisherige Aesthetik damit noch immer nicht zurechtgekommen. Noch immer findet man befremdliche Worte über die „unvollkommenen Künste", womit im Grunde nur die Mangelhaftigkeit ihres Eintheilungsprincips ausgedrückt wird; denn das richtige Princip muß eben alle Künste umschließen, und wo das Bewußtsein über den wahrhaften Organismus der Künste vorhanden ist, kann es auch keine unvollkommenen Künste geben, die neben den vollkommenen nebenherliefen.

Endlich aber — und dies berechtigt uns zu den besten Hoffnungen für Schaslers Aesthetik — dürfen wir nicht übersehen, daß er seit beinahe 20 Jahren auf dem Gebiete der praktischen Kunstkritik und der Kunstgeschichte thätig ist. Bei solcher Vertrautheit mit dem Gebiete der Kunst und dem Leben der Künstler läßt sich sicher annehmen, daß ihm das tiefere Verständniß dafür aufgegangen, während seine philosophische Bildung, die wir in dem vorliegenden ersten Bande als eine gediegene kennen lernen, ihn sicherlich befähigt, seine inductiv gewonnenen ästhetischen Ansichten zu einem abgeschlossenen Systeme zu gestalten. Es läßt sich nicht bestreiten, daß wir noch keine Aesthetik besitzen, in welcher den Vorbedingungen der Bildung und der Erfahrung gleichmäßig Rechnung getragen wäre. Dies ist so sehr der Fall, daß, Vischer und Köstlin ausgenommen, unter den Neueren überhaupt keiner in's Gewicht fällt. Und doch läßt sich dem Verfasser nur beistimmen, wenn er in seiner Vorrede sagt: „Nur derjenige, welcher die Entstehung eines Kunstwerkes von der ersten rohen Skizze durch alle Stufen seiner Entwicklung bis zur Vollendung hin zugleich als psychologischen Proceß des künstlerischen Geistes selbst zu verfolgen und in dieser seiner specifischen Genesis zu begreifen vermag, darf sich für befähigt und berufen halten, eine Naturgeschichte der Kunst zu schreiben: eine solche Naturgeschichte der Kunst aber glaubt der Verfasser als die nothwendige Voraussetzung und wahrhafte Basis für die concrete Philosophie des Schönen und der Kunst in dem mannichfaltigen Organismus ihrer gesammten realen Erscheinungs- und Gestaltungsform betrachten zu müssen".

Die Aesthetik ist heut zu Tage viel zu sehr selbst ein Moment der Kunstbewegung, als daß fürderhin die Künstler in einer solchen außer Acht gelassen werden dürften. Das Moment der Reflexion, welches in die moderne Kunstbewegung gekommen ist, und mit dem gerechnet werden muß, bedingt nach zwei Seiten hin Consequenzen: einerseits haben wir ein Recht, von dem modernen Künstler größere Klarheit über seine Ziele und die entsprechenden Mittel zu verlangen; andererseits ist es die Aufgabe der modernen Aesthetik, dieses Bewußtsein des Künstlers zu klären — und darum muß heut zu Tage eine Aesthetik auch für den Künstler geschrieben sein und diesem „ein auf das Verständniß seines Wesens und seines Schaffens selbst gegründetes Gesetzbuch vor Augen legen, in dem er in zweifelhaften Fällen Rath und Hülfe erholen mag".

**Karl du Prel.**

---

## Zur Geschichte der Karlsschule.*)

Die Pflanzschule Schillers, die Hohe Karlsschule in Stuttgart, ist schon oft besprochen worden, doch ist es bis jetzt geradezu unmöglich gewesen, sich ein klares Bild von derselben zu schaffen. Ihre Größe und Bedeutung erkannte man aus ihren Erfolgen, aber von

*) Der Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule in Stuttgart. Von Professor J. Klaiber. 48 S. Programm des königlichen Realgymnasiums in Stuttgart zum Schlusse des Schuljahrs 1872—73. Stuttgart. Druck der k. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg (Karl Grüninger). 1873. (67 S. 4°.)

Digitized by Google

dem, was diese Erfolge bewirkt hat, von dem Unterricht, wußte man nichts, und die Disciplin, von der man wußte, konnte doch nur kleinlich und verwerflich erscheinen.

So hat es denn Professor Klaiber unternommen, in der unten genannten Abhandlung, die eben so urkundlich genau, wie klar und elegant geschrieben ist, den Unterricht in der Karlsschule darzustellen. Er hat sich dadurch den aufrichtigsten Dank aller Freunde unserer Literatur verdient. Die Arbeit war nicht gering, mußten doch alle Acten der Anstalt bis auf die Tagesrapporte herab durchgearbeitet werden. Gerade jetzt hat diese Veröffentlichung eine besondere säculäre Bedeutung: am 17. Januar 1773 ist der dreizehnjährige Friedrich Schiller in die Akademie eingetreten. Der von Nies unter obigem Datum im Tagesrapport gemachte Eintrag lautet: „Zuwachß bey der ersten Classe: Johann Christoph Friderich Schiller, von Marppach, à 5 Fuß, 13 Jahr alt, evangel., confirmirt; dessen Vatter Hauptm. beym Gen. v. Stain'schen InfRegmt.".

Der Verfasser gibt zuerst eine kurze Geschichte der Anstalt.

Am 5. Februar 1770 wurden vierzehn Knaben, meist im Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren und fast durchaus Soldatenkinder, auf das Lustschloß Solitude, die damalige Residenz des Herzogs, berufen, um dort zur Verwendung bei dessen umfangreichen Bauten, später auch bei Orchester und Ballet, herangezogen zu werden. Die Zahl dieser „Garten- und Stuccatorknaben" wuchs rasch. Der ihnen ertheilte Unterricht entspricht so ziemlich dem Programm einer modernen Realschule. Infolge der Theuerung des Jahres 1770 trat am 14. December desselben Jahres in kurze, nur 1—2 Jahre dauernde Verbindung mit dieser Anstalt ein „Militärisches Waisenhaus", wo arme Soldatenkinder, zu Handwerkern bestimmt, in den gewöhnlichen Fächern der Volksschule unterrichtet wurden. Wer sich auszeichnete, konnte in jene höhere Abtheilung vorrücken.

Dieser beschränkte Umfang seiner Schöpfung genügte indeß dem für Erziehungsfragen sich besonders interessirenden Herzog nicht, er wollte auch seine künftigen Beamten und Officiere unter seinen Augen und nach seinem Plan erzogen wissen. So wurde denn schon am 11. Februar 1771, dem Geburtstag des Herzogs, die junge Anstalt in eine „Militärische Pflanzschule" umgewandelt. Der Unterricht hatte sich, wie wir gesehen haben, bisher auf dem Gebiet der heutigen Volks- und Realschule bewegt, die neue Pflanzschule erhielt aber außerdem noch die Bestimmung, „Cavaliers- und Officiersknaben zu künftigen Ministerial- und Kriegsdiensten vorzubereiten". Unter den neu berufenen Lehrern befand sich auch Oberpräceptor M. Jahn aus Ludwigsburg,*) Schillers Lehrer. Der Lehrplan entspricht im ganzen dem eines heutigen unteren und mittleren Gymnasiums, mit Hinzufügung von Reiten, Tanzen und Fechten. Der Besuch der Anstalt stieg rasch; schon Ende 1771 umfaßte sie 300, ein Jahr darauf an 350 Zöglinge, welch letztere Zahl auch für die Folgezeit als die normale zu betrachten ist.

Eine abermalige Erweiterung erfuhr die Anstalt zu Anfang des Jahres 1773: vom 11. März 1773 an heißt sie „Herzogliche Militär-Akademie". Die „Garten- und Stuccatorknaben" bildeten, mit der 1761 gegründeten Académie des arts verschmolzen, unter dem Gesammtnamen „Künstler" eine Abtheilung für bildende Kunst. Die „militärische Abtheilung" entwickelte sich schnell zu einer der vollkommensten Kriegsschulen in Europa. Aus dem Gefühl dringenden Bedürfnisses gediegener Beamten für das Land gingen ferner schon 1773 die Abtheilungen der „Cameralisten" und „Jäger" (Forstwirthe) hervor. Hieran schlossen sich 1774 die juristische und 1775 mit der Uebersiedlung der Anstalt nach Stuttgart die medicinische Abtheilung. Die beiden letzteren überflügelten die betreffenden Facultäten an der Landesuniversität Tübingen sehr rasch; die medicinische Abtheilung galt zu Anfang der 90er Jahre als die bestbesetzte Facultät in ganz Deutschland. 1779 wurde auch die „Handlungswissenschaft" als weiteres selbständiges Glied in die Akademie aufgenommen.

Mit der Scheidung der Zöglinge nach ihrer Berufsbestimmung wurde ursprünglich möglichst früh begonnen; man versprach sich erheblichen Erfolg davon, wenn schon vor Beginn der eigentlichen Fachstudien in der Vorbildung auf den späteren Beruf der jungen Leute Rücksicht genommen werde. Doch waren die allgemein bildenden Fächer die weit überwiegenden. Die Erörterung dieses Punktes ist besonders wichtig für die Geistesentwicklung Schillers, der, kaum 14 Jahre alt, im Anfang des Jahres 1774 bereits unter den „Juristen" aufgeführt wird. Die Vorbereitung dieser „Juristen" auf ihren Specialberuf beschränkte sich auf 3 Stunden Jus Naturae, 3 Stunden Reichshistorie und 2 Stunden Römische Alterthümer, zusammen 8 Stunden, von Professor Heyd, „pro captu adolescentium" lateinisch gelesen. Daneben aber finden wir „6 Stunden zur Metaphysic, worinnen die philosophische Historie absolviert, die Logic, Ontologie und Theologia naturalis repetiert, die Cosmologie hingegen und Psychologie angefangen und absolviert werden solle; 6 Stunden zur Rhetoric, Poesie und schöne Wissenschaften, oder eigentlich zur lateinischen Sprache, worinnen der Terentius absolviert, der Horatius aber und Ciceros Briefe angefangen würden; 3 St. zur griech. Sprache, 5 zum Französischen, 4 zur Universal- und Specialhistorie und Geographie, 6 zur Mathesi". Im folgenden Jahre 1775 enthält der Lehrplan der Abtheilung, in welcher Schiller sich befindet, an „pensis juristicis" die Fortsetzung der drei oben genannten Fächer mit zusammen 7 Stunden, und 2 Stunden Geschichte der Rechtsgelehrsamkeit, während daneben nicht weniger als 15 Wochenstunden „für Philosophie und Redekunst" (9 Stunden Lection und 6 St. zu schriftlichen Ausarbeitungen) ausgesetzt sind. Schiller hat in den juristischen Vorbereitungsfächern meist mittelmäßig, im Lateinischen und Griechischen gut oder recht gut, in der Mathematik bald gut, bald mittelmäßig, in der Philosophie in diesen Jahren ebenfalls vorherrschend mittelmäßig, später fast durchaus recht gut; im Tanzen steht er consequent durch die ganze Anstalt durch auf „schlecht"; nur einmal bringt er es zu „sehr mittelmäßig".

Später wurden noch, dem oberen Gymnasium entsprechend, vor dem Beginn der Fachstudien einige allen „studierenden Berufs-Abtheilungen" gemeinsame höhere Vorbildungsclassen eingeschaltet, die „philosophischen Abtheilungen".

Mit der schon erwähnten Uebersiedlung nach Stuttgart wuchs der Ruf der Anstalt immer mehr. Ausländer und Oppidaner drängten sich herzu. Bisher waren alle Zöglinge unentgeltlich erzogen worden, aus den neuen Elementen aber wurden nunmehr die Classen der „Pensionaires" und der „Stadtstudirenden" gebildet, eine Maßregel, die vom finanziellen Standpunkt aus für die Anstalt nicht unerwünscht sein konnte.

Am 22. December 1781 wurde die Militärakademie durch Kaiser Josef II. mit ihrem letzten Namen: „Hohe Karlsschule" (ganz officiell eigentlich „Karls Hohe Schule") zur Universität erhoben. Es wurden 6 Facultäten errichtet: die juristische, medicinische, philosophische (zu der auch die philologischen Professoren zählten), militärische, ökonomische und endlich die der freien Künste.

Die Anstalt war so durchaus die persönliche Schöpfung des Herzogs, daß sie ohne ihn nicht existiren konnte. Im Grund hatte sie auch ihre Aufgabe erfüllt, „der trägen Masse des heimischen Unterrichts einen kräftigen Stoß zu geben und den seit Jahrhunderten stockenden Strom in ein neues Bett zu leiten" (S. 17). Karl Eugen, dessen durch so Manches entstelltes Bild uns hier in eben so bedeutender als gewinnender Weise entgegentritt, war am 24. October 1793 gestorben, und bereits am 4. Januar 1794 wird von seinem Nachfolger Ludwig Eugen, der die Stiftung seines Bruders niemals geliebt und nicht ein einziges Mal besucht hatte, der Entschluß kundgegeben, auf Ostern desselben Jahres die Akademie zu schließen. Schnell aufgeblüht war sie eben so schnell wieder verschwunden. Die Professoren wurden theils in den Ruhestand, theils an das Gymnasium in Stuttgart oder die Universität Tübingen „einstweilen außerordentlich" versetzt; die Räume der Akademie verödeten, bis sie endlich theils zu Wohnungen für Hofbeamte, theils zu Ställen eingerichtet wurden: olim Musis, nunc mulis!

*) Er wirkte an der Anstalt bis Ende des Jahres 1774. Aus seinem letzten Bericht, vom 26. November, mag hier eine Stelle mitgetheilt werden, die für Schiller von Interesse ist, obwohl sie dem Folgenden etwas vorausgreift. „Plieninger, von Hofen sen., Lieschíng und Schiller sind gleich guth: mittelmäsige Genies. In den Sprachen gehen sie den vorigen nicht nach, aber in dem Wissenschaftlichen haben sie noch keine so grosen Schritte gethan, besonders da sie, den v. Hofen ausgenommen, in die Mitte der hiesigen pensorum eingetretten sind. Schiller ist auch durch Kranckheiten zurückgehalten worden. Alle aber zeigen Fleiß und gute Sitten."

Digitized by Google

Gehen wir nun mit dem Verfasser von der Geschichte der Karlsschule zu ihrer Organisation über, so springt zunächst ihre Universalität in die Augen nicht nur für alle Altersstufen des Lernens, vom achten bis zweiundzwanzigsten Lebensjahr, sondern auch, und dies in noch höherem Grade, für alle nur denkbaren Unterrichtsgegenstände. Die Anstalt entsprach auf den unteren Stufen der Volks- oder besser der Bürgerschule, der Realschule, dem Realgymnasium und dem Gymnasium, auf der mittleren Stufe den oberen Abtheilungen dieser Anstalten und der höheren Handelsschule, auf der höchsten endlich der Kriegsschule, der philosophischen, juristischen, medicinischen, staatswirthschaftlichen und naturwissenschaftlichen Facultät der Hochschule, der land- und forstwirthschaftlichen Akademie, dem Polytechnikum, der Kunstschule, der Baugewerkeschule, dem Musikconservatorium, der Theater- und Balletschule. Alle diese Zweige des Unterrichts waren in der für jene Zeit vollkommensten Weise vertreten. Nebenbei gab die Anstalt auch noch als „Ritterakademie" die vollendetste Cavaliersbildung. Auch in der bunten Manchfaltigkeit der Zöglinge bekundet sich diese Universalität der Anstalt. Fast alle Stände, Nationalitäten und Confessionen sind vertreten. Und es war gewiß nicht unwichtig, wenn hier der künftige Staatsdiener neben dem Künstler, der Kaufmann neben dem „Studirten" seine Jugendjahre verbrachte. Es ist nicht blos Schiller, der in seiner akademischen Dissertationsschrift aus allen Gebieten die Materialien seines Räsonnements zusammenträgt, aber man weist am liebsten auf ihn hin und darf wohl sagen, daß jene Vielseitigkeit, welche Goethe seine specielle Hauserziehung gegeben hat, bei ihm die Frucht der Karlsschule gewesen ist.

Was die Wahl des Berufs betrifft, so wurde zwar im allgemeinen der Grundsatz verkündigt, daß die einzelnen Zöglinge und ihre Angehörigen hierin freie Hand haben sollten, und der Herzog nur als väterlicher Berather zur Seite stehe. Doch fehlte es bei dem raschen und heftigen Temperament des Herzogs nicht an Eingriffen in die persönliche Freiheit, namentlich bei solchen, mit denen er es besonders wohl meinte, und bei den völlig Mittellosen, die ihm alles verdankten. So war Dannecker zuerst zum Ballettänzer bestimmt worden. Die Mittellosen ließ er theils für seine Dienerschaft und die manchfachen Zwecke seiner Hofhaltung erziehen, theils bestimmte er sie für sein Orchester und Ballet, für seine Gärten und Parkanlagen, für seine Bauten als Architekten, Maler, Bildhauer, Stuccators, für seine Kupferstecherschule, geringere auch für irgend ein Gewerbe oder das Militär. Alle diese für uns so weit auseinander liegenden Kategorien wurden nun unter dem Gesammtnamen „Künstler" zusammengefaßt.

Dies ist der eine der beiden Hauptbestandtheile der Karlsschule; den andern bildeten „die Studirenden", gewöhnlich schlechtweg „die Abtheilungen" genannt. Letztere sind wohl zu unterscheiden von den Schlafabtheilungen der Eleven, deren allerdings nahe liegende Verwechselung mit den Lehrabtheilungen auch in die Schillerbiographien verschiedene Irrthümer eingeführt hat.

Der Verfasser wendet sich nun dem Organismus und Unterrichtsplan dieser „Abtheilungen" zu.

Die Lehrer wurden weder mit großer Schüler- noch Stundenzahl überladen, hatten aber allerdings anfangs auch keine Vacanzen. Die Zahl der angesetzten Stunden, theils für den Unterricht, theils für Vorbereitung und Wiederholung bestimmt, war für alle Abtheilungen auf 8 im Tag fixirt, freie Nachmittage gab es nicht. Erst im Jahre 1784 gab der Herzog den dringenden Vorstellungen der Professoren nach und entschloß sich, „alle Jahr zweymal und zwar jedesmal vor dem Anfang eines neuen cursus studiorum (15. April und 1. November) einen achttägigen Urlaub zu geben".

Die Kleinsten hatten so ziemlich ihre acht Stunden im Tag im eigentlichen Unterricht abzusitzen, dagegen nahm mit der steigenden Geisteskraft der Schüler die methodisch geordnete Privatarbeit mehr und mehr an Bedeutung zu. Der Stundenplan suchte einen möglichst angemessenen Wechsel von Unterricht und Privatarbeit herbeizuführen. Die Einrichtung war im allgemeinen so getroffen, daß eine Arbeitsstunde der Lehrstunde des betreffenden Fachs unmittelbar vorherging („Vorbereitung") oder folgte („Wiederholung"), das erstere vorzugsweise bei Sprachen, das letztere bei den Fächern, welche einen freien Vortrag zuließen. In diesem Fall wurde der in der Lehrstunde vorgetragene und auf conversatorischem Wege zum Verständniß gebrachte Gegenstand selbst, oder eine aus dem Unterricht erwachsene specielle Aufgabe in der darauffolgenden Wiederholungsstunde schriftlich bearbeitet und in dieser Form sodann einer erneuten Besprechung in der nächsten Vortragsstunde zu Grunde gelegt. Daneben bemerkt man von Secunda oder Prima an zusammenhängende Gruppen solcher Arbeitsstunden, welche, je dem Hauptfach der Abtheilung vorbehalten, für größere Ausarbeitungen den gewünschten Raum gewähren. So bekam z. B. im Jahre 1775 die Abtheilung, in der Schiller sich befand, ihre 15 Stunden Philosophie so angeordnet, daß dreimal vier und einmal drei zusammenhängende Vormittagsstunden dafür ausgesetzt waren. Sechs derselben sollten nach der Bestimmung des Lehrers auf schriftliche Ausarbeitungen verwendet werden.

Diese Einrichtung, welche die Selbstthätigkeit erregte, ist an sich sowohl als in ihrer glücklichen Verwendung eine der bedeutendsten Seiten der Karlsschule und jedenfalls die hauptsächlichste Ursache ihrer außergewöhnlichen Erfolge. Scheut man sich auch, eine exceptionelle Erscheinung, wie es die Schiller'sche Geisteskraft ist, für das Lob der Anstalt zu verwenden, so kommt doch im Grunde auf deren Rechnung die schon von Hoffmeister (I, 76) an seinen Abhandlungen und Probeschriften bewunderte wissenschaftliche Kraft und Ordnung, der reiche und methodisch geschulte Apparat, der sich neben der angeborenen Intuition darin kundgebe. „Kräfte wecken in den jungen Menschen!" das war der Grundsatz, den der Herzog immer und immer wieder seinen Lehrern einschärfte.

Nun zu den einzelnen Unterrichtsfächern! Obwohl die Anstalt nach der Intention des Herzogs ein organisch geschlossenes Ganzes bilden sollte, läßt sich doch eine Dreitheilung als in der Natur der Sache liegend, deutlich erkennen. Wir finden, von unten ausgehend, zuerst, dem untern und mittlern Gymnasium entsprechend, die „philologischen Abtheilungen", seit 1782 in der Regel sechs. Für die künftigen „Handlungsbeflissenen" gab es eine eigene Vorbereitungsabtheilung. An die philologischen Abtheilungen schlossen sich nach oben die philosophischen an, in der Regel zwei, den beiden Classen des damaligen obern Gymnasiums entsprechend.

Die classischen Sprachen sind bekanntlich nie ein besonderer Ruhm der Karlsschule gewesen, und doch wurde der Unterricht in denselben stark betont. So zeichnet sich die Anstalt in der Behandlung des Lateinischen vor dem Stuttgarter Gymnasium durch methodischen Fortschritt und organische Gliederung vortheilhaft aus. Aber die Stellung der lateinischen Composition war in der Karlsschule eine andere als im Gymnasium. Hier war sie nach alter Ueberlieferung der Mittelpunkt des ganzen Unterrichts, für die Akademie bildete sie nur das unentbehrliche Hülfsmittel für die Einübung der Formen und syntaktischen Regeln. Für das Exponiren wird in der Akademie der Hauptwerth auf sachliche Erklärung, Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers, Erläuterungen aus Mythologie und Antiquitäten, ganz vorzüglich aber auf die richtige und gute Uebersetzung in's Deutsche gelegt, und während in der älteren Zeit in den philosophischen und juristischen Lectionen von Lehrer und Schülern lateinisch verhandelt werden mußte, werden in den späteren Jahren nicht nur die Vorlesungen, selbst über lateinische Autoren, sondern sogar die Disputationen in der Akademie in deutscher Sprache gehalten. So viel ist auf jeden Fall sicher, daß philologische Durchdringung der alten Sprachen von der Karlsschule nicht ausgesagt werden kann. Darauf weist schon der Umstand hin, daß sie selbst für die alten Sprachen niemals einen früheren Schüler als Lehrer genommen hat, wie sie es für alle anderen Fächer that. So war auch Schiller in seiner ganzen Stellung zu den Schriftstellern der Alten viel weniger sicher und unabhängig als z. B. Hegel und Schelling.

Eine ganz bedeutende Stellung wies die Anstalt im Gegensatz zum damaligen Stuttgarter Gymnasium dem Griechischen zu. Man wird zwar gerade hier in der Erinnerung an Schiller noch weniger Rühmliches erwarten, aber namentlich in dieser Beziehung sind die verschiedenen Zeiten sehr bestimmt auseinander zu halten. Als Schiller im Januar 1773 wohlgeschult in die Anstalt trat und von Jahn das Zeugniß erhielt: „übersetzt die in den trivial-Schulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das Griechische Neue Testament mit zimlicher Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der

Digitized by Google

lateinischen Poesie; die Handschrifft ist sehr mittelmäßig", da war das höhere Ziel der Anstalt eben erst in's Auge gefaßt und alles noch im Werden. So wurde insbesondere das Griechische, in welchem er am 14. December 1773 seinen ersten und lange Zeit einzigen Preis davon getragen hat, erst im Laufe dieses Jahres in den Lehrplan aufgenommen, und es begreift sich, daß im folgenden Jahre 1774 mit seiner Abtheilung, von der die meisten das Griechische erst in der Akademie begonnen hatten, in den dafür angesetzten Stunden nur Aesop gelesen werden konnte. 1775 hat dieselbe wiederum nur 3 Stunden Griechisch, welche Professor Nast auf den Homer verwendet, aber wie er selbst bekennt, „mit Schwierigkeit". In den Locationslisten ist Schiller um diese Zeit im Griechischen meistens der vierte, während er in der Mehrzahl der andern Fächer einen der letzten Plätze, wenn nicht gar den letzten, einnimmt. „Griechische Literatur" hört er auch später noch zweimal bei Nast, dem er persönlich nahe stand. Seit 1781 nimmt das Griechische nächst dem Lateinischen den bedeutendsten Raum in dem Unterrichtsplan der Anstalt ein.

Für das Französische geschah besonders viel.

Das Deutsche vermißt man im Lehrplan völlig. Es fehlte aber natürlich nicht ganz. Mit der Uebernahme dieses Fachs durch den trefflichen Abel, den die Zöglinge alle wie Schiller als den „engelgleichen Mann" verehrten, beginnt eine bessere Zeit für dasselbe. Doch mußten bei den bekannten Vorurtheilen des Herzogs die neueren Geisteswerke der vaterländischen Literatur schlecht wegkommen.

Zu diesen beiden Sprachen kamen von Prima an noch Englisch und auf der Universität Italienisch.

Sehr stark wurden die realistischen Fächer betrieben, welche die alte Schule so sehr vernachlässigte.*)

Die Geographie war des Herzogs Lieblingsfach; sie mußte in jeder Classe, nur „je etwas weitläuffer", vorkommen. Auch die Geschichte war von der dritten Classe an entsprechend bedacht.

Einen besonderen Ruhm der Anstalt aber machte die Mathematik aus, was, abgesehen vom Zeichnen, für den realistischen Charakter der Anstalt besonders spricht.

Ueberblicken wir die bunte Menge der aufgezählten Fächer, so müssen wir gestehen, daß die Gefahr einer Zersplitterung sehr nahe lag. Hiergegen aber lieferte die Einrichtung der Akademie selbst zwei ausreichende Mittel, einestheils das System der Arbeitsstunden, wodurch es den Zöglingen möglich wurde, das Gelernte wirklich in sich aufzunehmen, anderntheils die Philosophie.

Die interessanteste Eigenthümlichkeit der Karlsschule besteht darin, daß sie auf der entscheidenden Stufe des vorbereitenden Unterrichts nicht die classischen Sprachen, noch irgend ein anderes Fach, sondern die Philosophie zur centralen Einheit der wissenschaftlichen Arbeit gemacht hat. Dies könnte auffallend erscheinen, wäre die Philosophie, um die es sich dabei handelte, dasselbe gewesen, was wir heute unter diesem Namen uns denken. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Selbst die Leibniz-Wolff'sche Philosophie, die sich damals fast nur noch auf den akademischen Kathedern erhalten hatte, kannte entfernt nichts von den mächtigen Anforderungen, welche die Philosophie seit Kant an die Geisteskraft der Lernenden stellte. Noch viel weniger aber das, was das allgemeine Bewußtsein dieser Aufklärungsperiode mit heiterem Selbstgenügen Philosophie nannte: jene auf den Locke'schen Empirismus gebaute und dem rationalistischen Zug der Zeit entsprechende Philosophie des gesunden Menschenverstandes, welche, von Haus aus fragmentarisch und eklektisch, im Grunde nur die manchfaltigen Beziehungen des Menschen zur Welt und zu sich zum Gegenstand eines philosophisch gefärbten Räsonnements machen wollte. Diese „Philosophie" war der Stolz des Jahrhunderts. Auch der Herzog hielt darauf, als Philosoph zu gelten, und mußte daher von Anfang an bestrebt sein, seiner Lieblingsschöpfung dieses höchste Kennzeichen wahrer Geistesbildung zuzuwenden. So finden wir denn auch schon im Lehrplan für 1773 die „Philosophie" mit 6 Stunden verzeichnet. Sie war damals in der Hand des Professors Jahn, der in diesem und dem folgenden Jahr die Schiller'sche Abtheilung in die Metaphysik, Logik und Geschichte der Philosophie einführte, aber so steif und unlebendig, daß der Herzog nöthig fand, sie 1775 die Pensa der beiden Jahre in vermehrter Stundenzahl bei dem Universitätsprofessor Bök wiederholen zu lassen. Erst Abel gab dem philosophischen Unterricht in der Karlsschule seine eigentliche Bedeutung. Dennoch erklärte Ploucquet, der Vertreter der Philosophie auf der Landesuniversität, welcher im December 1777 den Prüfungen beigezogen wurde, die Behandlung der Philosophie auf der Akademie als nicht gründlich und beschuldigte Abel eines bedenklichen Materialismus.*) So entschloß sich der Herzog, Ploucquet selbst für ein Jahr nach Stuttgart zu ziehen, um, wie es in dem Decret an den Geheimen Rath vom 24. December heißt, „bey HochDero Person zu seyn und Herz. Durchlaucht durch seinen Umgang in philosophicis mehrers zu bestärcken", zugleich aber auch in der Akademie die eigentliche strenge Schulphilosophie zu dociren. Mit Uebergehung der verschiedenen Phasen dieses Unterrichtsfaches ist hier nur noch zu bemerken, daß Abel, dessen Vorlesungen noch 1778 und 1779 von Schiller besucht wurden, 1783 mit seinem Collegen Schwab einen Plan vereinbarte, der von da an im Wesentlichen unverändert geblieben ist. Er enthielt 1. Psychologie, 2. Moral, 3. Ontologie, 4. Kosmologie, 5. natürliche Theologie, 6. Logik, 7. Geschichte der Philosophie. Eine „Encyklopädie sämmtlicher Wissenschaften" schloß dann endlich mit einer weiten Rundschau über das ganze Gebiet des geistigen Forschens das weitangelegte System ab. Methode und Ziel waren dieselben wie früher: der Unterricht selbst bestand durchaus in dialektisch prüfender Besprechung mit immer erneuten Examinatorien und häufigen Disputirübungen. Die Arbeitsstunden wurden theils zu schriftlicher Wiederholung oder Anfertigung von Aufgaben, theils zu excerpirendem Lesen bedeutender Werke verwendet.

Hierin liegt die hohe pädagogische Bedeutung, welche die Philosophie für die Karlsschule gehabt hat und deren sie sich stets lebendig bewußt geblieben ist. „Es ist ein interessanter Versuch, jene Gymnastik des Geistes, welche man sonst als die werthvollste Frucht einer strengen und tiefdringenden Beschäftigung mit den alten Sprachen anzusehen pflegt, auf dem directeren Wege von unmittelbaren und eigens dazu angestellten Denkübungen zu gewinnen, für welche der Stoff zugleich mit der bestimmten Absicht gewählt wurde, den Ertrag des sonstigen Unterrichts in der Form von durchdachten Begriffen und dialektisch vermittelten Wahrheiten zu einem wirklichen und dauernden Bestandtheil des Innern zu erheben und die disparaten Wissensstoffe dadurch zu verknüpfen, daß sie in die Einheit des persönlichen Bewußtseins aufgenommen würden" (S. 43). Diese Zwecke wurden in einem so vollkommenen Maße erreicht, als es auf dem pädagogischen Gebiet sich überhaupt erwarten läßt. So ist denn auch die Einwirkung dieser Methode auf die bedeutendsten aus der Karlsschule hervorgegangenen Männer, wie Schiller, Kielmeyer, Cüvier, Pfaff u. a. nicht zu verkennen; und wenn Goethe an seinem großen Freunde den „überschauenden und ordnenden Geist" bewundert, so können wir nicht umhin, dieser Einwirkung zu gedenken.

Wie mit den Gymnasialfächern war es auch mit den akademischen Fächern bestellt. Ueberall wurde das Neueste und Beste gegeben, die Studirenden wurden zum Selbstdenken und Selbstsuchen geführt, zu eigenen Ausarbeitungen, zu Disputirübungen u. s. w.

*) Hinsichtlich des Rechnens berichtet der Lehrer der prima superior des stuttgarter Gymnasiums, daß es „nur am Freytag mit denen, die Lust darzu haben," betrieben werde, und von der fünften Classe heißt es: „Arithmetic wird nach vorliegenden Umständen auf die Species und die heißen Sommermonathe eingeschränckt".

*) In seinem merkwürdigen Brief an den Herzog vom 10. December 1777 heißt es unter anderem: „Ich glaube, daß das Lehrgebäude des Prof. Abels, die Abhänglichkeit des Verstands und andrer Seelenkräfften von den Nerven betreffend, irrig seye; obwohlen ich von dem guten Genie, Gelehrsamkeit und Ehrlichkeit dieses Mannes überzeugt bin. Die Begierde, in der gelehrten Welt bald bekant zu werden, kan junge Männer leicht zu falschen Meynungen verleiten. Das Nerven oder Fibern System, welches Robinet und Bonnet annehmen, ist ungereimt. Die Sinnen- Einbildungs- Gedächtniß- Verstands- und Willens-Fibern mögen eher den Stoff zu einem Lustspiel als einer ernstlichen Betrachtung geben. In meinen Institutionibus habe ich die Unmöglichkeit dieser Erdichtungen erwiesen." Diese Stelle ist nicht unwichtig für die Erklärung der bekannten Ansichten, welche Schiller in seinen beiden akademischen Probeschriften entwickelt.

Digitized by Google

angehalten; kurz, es ist ein durchgehender Zug von freier und hochsinniger Auffassung des akademischen Studiums zu bemerken, nirgends blos technische Abrichtung für die speciellen Berufszwecke. Dem entsprechend ist auch die Lehrfreiheit der Professoren im liberalsten Geiste gewahrt.

Wenn nun aber die Karlsschule in Bezug auf Würde und Freiheit der Wissenschaft fast durchweg einen merkwürdig modernen Eindruck macht, so ist freilich in vielen andern Beziehungen der äußerste Contrast zu der Gegenwart unserer akademischen Verhältnisse zu constatiren. Für die Karlsschule war der leitende Gedanke die Ueberzeugung, daß ein junger Mensch im Alter von achtzehn bis zweiundzwanzig Jahren auch bei tüchtiger Kraft und vernünftigem Wollen einer wohlmeinenden Leitung und consequenten Ueberwachung seiner Studien bedürfe, wenn er nicht Gefahr laufen solle, eine Menge von Kraft und kostbarer Zeit zu vergeuden, vielleicht sogar durch Trägheit oder fremdartige Einflüsse den Zweck des Studiums geradezu zu verfehlen und auf verderbliche Abwege zu gerathen. Für das, was wir unter „akademischer Freiheit" verstehen, hatte die Anstalt so wenig Verständniß, daß sie sich im Gefühl der ernsten Verantwortlichkeit, die man der Jugend schulde, vielmehr zum äußersten Gegentheil hinneigte. Arbeit, das liebte der Herzog ganz besonders in seinen Jahresreden auszuführen, Arbeit sei die Atmosphäre, in welcher jugendliche Naturen nach Geist und Charakter am besten gedeihen. Zur Arbeit zu spornen, betrachtete er darum auch als die erste und wichtigste Sorge der Anstalt. Deshalb die Beschränkung der Ferien auf zwei Wochen im Jahr, das unbedingte Festhalten an der achtstündigen Arbeitszeit mit alleiniger Ausnahme des Sonntags, die strenge Aufsicht über den Besuch der Collegien und die unausgesetzte Ueberwachung der Privatarbeit, daher die Einrichtung der Collegien selbst, in denen der Lehrer so viel wie möglich den lebendigen Verkehr von Person zu Person pflegen sollte. Zur Unterstützung dieser Maßregeln dienten monatliche Locationen. Strafen kamen verhältnißmäßig wenige vor, besonders wenige wegen Unfleißes. Die Schule hatte positive Mittel genug, die Thätigkeit anzuspornen.

Jedes Jahr im December wurde, weithin in den Zeitungen angekündigt, während voller 14 Tage, jeden Tag von 9—12 und 3—6 Uhr, in Gegenwart des Herzogs, des Hofstaates, der Gesandten, der obersten Staatsbehörden und einer zahllosen Menge von Zuschauern jenes große und feierliche Examen zu dem Zweck abgehalten, die der ausgesetzten Preise Würdigsten in jedem Fach zu ermitteln. Für den Herzog waren das die freudigsten Tage im Jahre. Die guten Leistungen der Schüler, die Bewunderung der fremden Besucher, der Glanz, in dem seine Lieblingsschöpfung während dieser Zeit erschien, das alles machte ihn glücklich, und unermüdlich leitete er selbst die Verhandlungen des Preisgerichts. Den Glanzpunkt der Prüfung bildeten die zu einer Art von Berühmtheit gewordenen täglichen Disputationen, bei denen von den philosophischen Classen an aufwärts jede Abtheilung ihre besten Kräfte in's Treffen schickte, um die von dem Professor aufgestellten gedruckten Sätze theils zu bekämpfen, theils zu vertheidigen. Nicht selten trat der Herzog selbst als Opponent oder Respondent auf die Arena, und mehrmals hat er, namentlich über staatswirthschaftliche Fragen, eigene Thesen aufgestellt, die er von besonders ausgewählten Schülern, seinen Lieblingen, verfechten ließ. Wer gleichzeitig in vier Hauptfächern Preise errang, erhielt den akademischen Orden, der, in einem reichen goldenen Kreuze bestehend, seinen Inhabern als „Chevaliers" eine Reihe von werthvollen Privilegien und eine wirklich distinguirte Behandlung verschaffte.

So war also der Ehrgeiz zum treibenden Princip der Arbeit erhoben, und dieser Punkt weist uns auf einen tieferen Schaden hin. Eben hier, wo die intellectuelle Bildung mit der sittlichen Erziehung zusammenhängt, enthüllt sich eine bedenkliche Schwäche der Anstalt. Nach dieser Seite hin steht sie nicht auf der Höhe, auf der wir ihre Auffassung der wissenschaftlichen Seite der Jugendbildung gefunden haben. Eben dieser Widerstreit der geistigen Höhe und Freiheit und des niederen sittlichen Standpunktes hat in der tiefer angelegten Natur eines Schiller jene mächtige Reaction des moralischen Bewußtseins hervorgerufen, die ihn, ob auch nach schweren Kämpfen, schließlich zu der vollendeten Darstellung sittlicher Schönheit geführt hat.

Karl Vollmöller.

# Aus der Hauptstadt.

## Winterliche Briefe.

### Das französische Theater in Berlin.

Da ich mit Ihnen, liebe Freundin, über alles Mögliche zu plaudern versprochen habe, so gestatten Sie mir wohl über die Vorstellungen, welche gegenwärtig eine französische Schauspielertruppe im Saaltheater des kgl. Schauspielhauses veranstaltet, zu schweigen. Ich könnte tausend Gründe für mein Schweigen anführen; wenn ich Ihnen aber als den ersten derselben die Thatsache angebe: daß ich noch keiner Aufführung der Luguet'schen Gesellschaft beigewohnt habe und auf diesen Genuß auch ferner zu verzichten gesonnen bin, so werden Sie mir die Aufzählung der übrigen neunhundert und neun und neunzig wohl erlassen. Je weniger ich über die gleichgültigen Einzelheiten, über die Leistungen der freundnachbarlichen Schauspieler sprechen kann, die übrigens nach dem allgemeinen Urtheil bis auf die des Directors Luguet, recht herzlich unbedeutend sein sollen, desto ungenirter können wir uns über das Allgemeine, über die Zweckmäßigkeit eines französischen Schauspiels in Berlin unterhalten.

Diese Frage wird jetzt vielfach discutirt, und zwar mit einem Eifer, welchen mir die Geringfügigkeit des Streitobjects nicht zu rechtfertigen scheint. Nach meiner Auffassung wäre es allerdings am gescheidtesten gewesen, die französischen Apostel der Cultur und privilegirten Geschmacksveredler hätten uns mit der Ausübung ihres civilisatorischen Berufs einstweilen noch verschont; aber da sie nun einmal da sind, so mögen sie denjenigen unsrer anspruchslosen Landsleute, welche Gefallen an ihnen finden, getrost ihre Späßchen vormachen. Und unsre gutmüthigen Mitbürger dürfen sich dem harmlosen und bescheidenen Genuß, der ihnen da geboten wird, ohne alle finsteren Nebengedanken hingeben; der Kauf eines Billets zum Saaltheater des kgl. Schauspielhauses ist ebenso wenig eine landesverrätherische Handlung, wie der Verzicht auf den Besuch eines langweiligen Schauspiels als die Aeußerung eines starken Patriotismus aufgefaßt werden kann.

Daß ich zu den obgemeldeten gutmüthigen und anspruchslosen Personen nicht gehöre, wird Sie nicht in Erstaunen versetzen. Es gefällt mir eben nicht, mir jetzt von Leuten die Zeit vertreiben zu lassen, deren französische Nationalität sich nicht nur nicht übersehen läßt, sondern das wesentliche, vielleicht einzige Moment bildet, das sie vor andern auszeichnen, das sie interessant und unterhaltend machen soll. Es wäre gewiß im höchsten Grade ungehörig und tactlos, einem Menschen deshalb minder freundlich zu begegnen, weil er zufälligerweise in einem Staate geboren ist, dessen Beziehungen zu dem unsrigen nicht sehr erfreulicher Art sind. Etwas anderes aber ist es, wenn dieser Mensch gerade aus seiner uns antipathisch gesinnten Nationalität in unsern vier Wänden Capital schlagen will; in dem Fall spiele ich nicht mehr mit und drehe ihm den Rücken. Das aber ist jetzt der Fall. Was haben die Schauspieler, welche gegenwärtig im Saaltheater des kgl. Schauspielhauses gastiren, vor unsern heimischen Künstlern voraus? Worauf basirt ihre Berechnung, auf das Publicum der deutschen Hauptstadt eine besondere Anziehungskraft auszuüben? Ist es die Vorzüglichkeit der Kunstleistung? Keineswegs. Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß die Vorstellungen im Saaltheater mit denen unsrer ersten Bühnen weder im Einzelnen noch im Ganzen auch nur den Vergleich aushalten können. Oder bietet das Repertoire seltene Verlockungen? Ebenso wenig. Die bis

Digitized by Google

jetzt gegebenen und angekündigten Stücke sind allen deutschen Theaterbesuchern längst bekannt. Die Schauspieler im Saaltheater sind Franzosen. Das ist der einzige Punkt, in welchem unsre darstellenden Künstler nicht mit ihnen rivalisiren können; ihr Franzosenthum und lediglich ihr Franzosenthum ist es, durch welches sie sich in unserem barbarischen Berlin interessant zu machen gedenken, und nur das Franzosenthum ist die great attraction für ihre Gönner.

Da die Sachen in Wahrheit so liegen, so hat man nicht mehr das Recht, die Nationalität jener Schauspieler zu ignoriren; vielmehr darf man sich die Frage vorlegen, ob denn die Eigenschaft des Franzosen wirklich schon genügt, um den damit Ausgestatteten unsres Interesses und unsrer Gunst werth zu machen. Meines Erachtens ist das nicht der Fall.

Es ist leider eine unleugbare Thatsache, daß die Beziehungen der Individuen wie der Völker zu einander weniger nach der idealen Mahnung des Evangeliums: „Liebet Eure Feinde", als nach dem grausamen Grundsatze des alten Testaments: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" geregelt werden. Nicht blos die großen völkerrechtlichen Verträge werden nach dem Princip der Gegenseitigkeit abgeschlossen, welches den beiden Contrahenten die gleichen Pflichten auferlegt und die gleichen Rechte einräumt, auch der kleine gesellschaftliche und private Verkehr beruht auf diesem selben Grundsatz. Höflichen Leuten begegnen wir höflich und auf einen groben Klotz setzen wir einen groben Keil. So treibt man's bei uns zu Lande, und ich vermuthe, daß der Verkehr der geehrten Freundschaftsinsulaner zu einander nach derselben Norm der Gegenseitigkeit bestimmt wird.

Wenn also ein allerdings sehr kleiner Bruchtheil der französischen Nation etwas verspätet das Boulevardprogramm: „à Berlin" verwirklicht, und wenn diese Franzosen ihre Nationalität als eine Auszeichnung betrachtet wissen wollen und dieselbe speculativ zu verwerthen suchen, so liegt die Frage sehr nahe: wie ergeht es denn unsern Landsleuten in Paris?

Und darauf lautet die Antwort also:

Das Deutschthum wird in Paris und ganz Frankreich wie eine pestartige Krankheit betrachtet, welche den davon Betroffenen von dem geselligen Verkehr ausschließt. Die barmherzigen Samariter, welche sich an die Deutschen heranwagen, sind in so verschwindender Minderheit, daß davon gar nicht zu reden ist. Aus eigener Erfahrung und aus der Erfahrung der mir nächststehenden in Paris ansäßigen Freunde könnte ich Dutzende von Beispielen anführen, welche die Thatsache, daß seit dem Kriege alte, innige Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen in roher und beleidigender Weise von den ersteren lediglich wegen der nationalen Verschiedenheit abgebrochen sind, beweisen würden, wenn diese Thatsache noch bewiesen zu werden brauchte.

Aber eine Geschichte — de multis minimam — möchte ich Ihnen bei der Gelegenheit doch erzählen, weil sie kurz ist. In Paris hatte ich vor etwa 12 Jahren die Freundin eines meiner Freunde kennen gelernt. Sie war damals Schülerin des Conservatoriums, recht hübsch und sehr lustig. Wir verkehrten mit einander in der allergemüthlichsten Weise; jeden Sonntag kletterte das befreundete Paar die fünf hohen Treppen zu mir herauf, wir frühstückten dann zusammen, machten im Sommer hübsche Landpartien und verplauderten die langen Winternachmittage am Kamin. Als ich Paris verließ, war ich überzeugt, daß zwei Seelen mein Abschied aufrichtig bekümmern würde. Wir schrieben uns in den ersten Jahren ziemlich oft, dann seltener und schließlich gar nicht mehr. Ich erfuhr gelegentlich, daß die junge Dame, welche den ersten Preis in der Tragödie am Conservatorium davongetragen hatte, mit großem Erfolge an den Theatern in Marseille und Lyon aufgetreten sei. — Eines Tages — es ist nun etwa zwei Jahr her — finde ich im „Journal des Débats" einen ganz verzückten Artikel des prächtigen Jules Janin über eine Debütantin am Théâtre français: Rachel sei wieder auferstanden, die Tragödie athme auf ꝛc. ꝛc. Die Debütantin war meine alte gemüthliche Freundin. Ich freute mich außerordentlich über den schönen Erfolg, den ich auch in den andern pariser Blättern bestätigt fand, und in dieser freudigen Stimmung schrieb ich ihr einen Brief, von dem ich sagen darf, daß er recht herzlich war. Nach einigen Tagen kam die Antwort: „Monsieur. Vous avez oublier que vous etes Prussien". Darunter der Name. Der kleine orthographische Schnitzer „oublier" störte mich nicht weiter; denn daran war ich von früher her gewöhnt. Mit unendlichem Mitleid legte ich das Briefchen zu den übrigen. Und da wird es wohl noch liegen.

Aber wir haben jetzt von ernsteren Dingen zu sprechen. Ich wollte an einigen Beispielen zeigen, wie unsre Landsleute in Frankreich behandelt werden; und das soll nun geschehen.

Statutenmäßig hat man den Deutschen den Eintritt in die Clubs und geschlossenen Gesellschaften verwehrt; die deutsche Qualität macht eben nach Auffassung dieser Herren an und für sich schon ehrlos.

Deutsche Gelehrte, die auf dem neutralsten aller Gebiete, auf dem Felde der Wissenschaft bei internationalen Congressen mit französischen Collegen zusammentrafen, sind zur energischen Abwehr gegen die Impertinenzen dieser letzteren genöthigt worden — Unverschämtheiten, welche wiederum lediglich aus dem tollen Hasse gegen das Deutschthum entsprangen.

Die französischen Restaurants, welche unseren in den Elysäischen Feldern campirenden Truppen für Geld und gute Worte Speise und Trank verabfolgt hatten, wurden als Landesverräther mißhandelt; „Ehre und Vaterland" machten es jedem Franzosen zur Pflicht, uns verhungern zu lassen.

Nicht nur leiblich, auch geistig. Und deshalb belegte Alexander Dumas unser Vaterland mit dem großen dramatischen Interdict und forderte für die Aufführung seines durchgefallenen Dramas einen Preis, der selbst für einen wohlsituirten Theateragenten unerschwinglich war; nämlich das Elsaß.

Aber die tröstliche Empfindung allein, daß wir wie Hagar in der Wüste elendiglich verschmachten müßten, da für uns der sprudelnde Quell französischen Geistes versiecht sei, genügte unsern Nachbarn noch nicht; um uns ihre tiefste Verachtung zu bezeugen, faßten sie den mannhaften Entschluß, sich über die Werke keines lebenden Deutschen mehr zu freuen, und bannten die Compositionen aller zeitgenössischen Musiker unseres Vaterlandes von den Concertprogrammen und Theaterzetteln. Herrn von Flotows rührende Erklärung, daß er doch eigentlich nichts dafür könne, in Deutschland geboren zu sein, da er zur Zeit seiner Geburt noch ganz klein gewesen — selbst diese vermochte die patriotische Mannhaftigkeit unserer nachbarlichen Stoiker nicht zu beugen.

Und hat nicht neulich noch Lottchen Rothschild, die dem Gelde ihres Mannes die Ehre verdankt, in den höchsten Kreisen Frankreichs zu verkehren, hat nicht dieses Lottchen Rothschild, geb. Anspach, ihrem Verlangen, als Französin zu gelten, durch den auf der Höhe ihrer Bildung stehenden Versuch, das Deutschthum in der Person seines ersten Vertreters in Frankreich zu beleidigen, unter dem wohlgefälligen Beifallsschmunzeln der pariser Presse Ausdruck geben dürfen?

So steht es mit uns Deutschen in Frankreich. Man meidet uns, man verletzt die einfachsten Gebote des gesellschaftlichen Anstandes und erntet Beifall dafür; man sucht uns geflissentlich zu beleidigen und wird deswegen als guter Patriot belobt; von Zeit zu Zeit schlägt man uns auch todt und es finden sich Geschworene, welche in der deutschen Nationalität des Ermordeten einen mildernden Umstand für die That erblicken und den Mörder freisprechen.

Es liegt mir, wie ich Sie nicht erst zu versichern brauche, ganz erstaunlich fern, den oben angeführten Grundsatz der Gegenseitigkeit auf das Verhalten des berliner Publicums gegenüber den hier gastirenden Franzosen angewendet zu wünschen. Mein Patriotismus ist nicht stark genug, um in mir das Verlangen zu erwecken, daß diese

Digitized by Google

Schauspieler beleidigt, mißhandelt oder getödtet werden sollen. Im Gegentheil, ich wünsche ihnen zum neuen Jahr alles Gute und Schöne. Aber die aufgezählten Thatsachen sind für mich doch immerhin genügend, um den übrigens niemals gewaltigen Drang meines Herzens, hinter Leuten herzulaufen, weil sie Franzosen sind, völlig zu überwinden.

Nur „weil sie Franzosen sind"? Und wo bleibt das mächtige Bildungsmoment, welches durch das Bestehen einer französischen Bühne in der deutschen Hauptstadt geschaffen wird? Haben wir nicht überdies als Sieger das schöne Vorrecht der Großmuth?

Ach so, das Bildungsmoment, das mächtige Bildungsmoment — richtig, es ist ja wahr! Das hatte ich ganz vergessen. Nun, ich denke, gegen die Windmühle klappernder Phrasen brauchen wir nicht Sturm zu laufen. Sie wissen überdies, wie es mit diesem vermeintlichen Bildungsmoment in Wahrheit beschaffen ist. Das Publicum, welches sich an den Vorstellungen der neuesten französischen Truppe ergötzt, kenne ich zwar nicht, aber es wird sich, meine ich, wenig unterscheiden von demjenigen, welches in früheren Zeiten Herrn Luguet und dessen Gesellschaft mit seiner Gunst beehrte. Dieses letztere habe ich genau zu beobachten mehrfach Gelegenheit gehabt; und ich würde die Unwahrheit sprechen, wollte ich behaupten, daß dasselbe auf mich den Eindruck gemacht habe, als ob es durch einen starken Bildungsdrang in das Saaltheater getrieben worden wäre. Die Leute, welche den Theaterbesuch mit ihrem Bildungsdrang motiviren, erinnern mich immer an die nächtlichen Schwärmer, welche sich in den wüstesten Localen herumtreiben, unter dem Vorwande, dort ernsthafte Sittenstudien zu machen. Soweit meine Wahrnehmungen reichen, besteht das Publicum des Saaltheaters im Großen und Ganzen aus zwei Classen von Zuschauern: die einen, welche die französische Sprache verstehen, versprechen sich einen vergnügten oder interessanten Abend; die andern wünschen durch ihre Anwesenheit die Auffassung zu befestigen, daß sie französisch verstehen und *sich vortrefflich* amüsiren. Die einen sind also gebildet — „Bildung" in dem bescheidenen und begrenzten Sinne genommen, auf den allein es hier ankommen kann — die andern möchten als gebildet gelten. Diese letzteren machen sich besonders bemerkbar. Sie fühlen die tiefe Wahrheit, welche in dem gedankenvollen Couplet des gebildeten Hausknechts ausgesprochen ist: „So 'n bisken Französisch, das macht sich gleich wunderschön!" und ihr Französisch steht bisweilen auch auf derselben Stufe wie das des Kalisch'schen Helden.

Bei meinem letzten Besuche des Saaltheaters — vor vier oder fünf Jahren — hatte ich den Vorzug, neben einer sehr corpulenten und sehr theuer gekleideten Dame zu sitzen, welche der Aufführung mit gespanntestem Interesse folgte. Ihr Lachen war so ehrlich, so herzlich, daß der schnöde Verdacht, der durch das gewöhnlich etwas verspätete Eintreffen desselben in mir keimte: das Verständniß der französischen Sprache scheine ihr einige Schwierigkeiten zu bereiten, nach jeder Eruption sofort wieder erstickt wurde. Vollends mußte ich mich beruhigen, als sie sich im Zwischenacte mit einem ohne alle Anstrengung hervorgebrachten: „Monsieur, pardon!" an mir vorbeidrängte und bei der Rückkehr auf ihren Platz mir mit einem ebenso mühelosen: „Monsieur, merci!" für mein Aufstehen dankte. Nach Beendigung des Schauspiels traf ich mit der Dame an der Garderobe wieder zusammen. Ein Bedienter, der auf sie gewartet hatte, hüllte die „Gliedermassen kolossaler Weiblichkeit" in einen prachtvollen Pelz. Während ich meinen Ueberrock anzog, mußte ich folgendes Zwiegespräch zwischen der starken Herrin und ihrem Diener belauschen.

„Schang, laissez voiturer le chariot," sagte die Gebieterin.

Schang verstand aber nicht; und ich knöpfte meinen Ueberrock sehr langsam zu, denn auch ich war auf die Lösung des Räthsels recht gespannt geworden.

„Gnädige Frau befehlen?" entgegnete Jean nach einigem Nachdenken.

„Sie sollen den Wagen vorfahren lassen," übersetzte die Gnädige in offenbar sehr ärgerlicher Stimmung.

Ich wandte mich zum Gehen. Mein Gesicht mußte wohl den Ausdruck der Freude über die empfangene Aufklärung wiederspiegeln; denn als mein Blick dem meiner Nachbarin begegnete, wich der verdrießliche Ausdruck von ihrem faltenlosen Antlitz und ein holdseliges Lächeln entwickelte sich um die ganze Breite ihres Mundes. Gleichsam um sich wegen der Tölpelhaftigkeit ihres Jean vor mir zu entschuldigen, sagte sie, halb zu mir gewandt: „Cet homme n' a pas aucunement élévation". Ich stutzte einen Augenblick, verdolmetschte mir das mit: „dieser Mensch hat gar keine Erziehung", antwortete mit einem verständnißinnigen Gruß: „Il brille ainsi" — „Es scheint so", und empfahl mich.

Ich bin überzeugt, daß Jeans Herrin auch heuer keine Vorstellung der Franzosen versäumt. Controliren kann ich's nicht, da ich, wie gesagt, auf den Genuß, der uns im Saaltheater geboten wird, zu verzichten gedenke. Um jedem Mißverständniß vorzubeugen, wiederhole ich, daß ich mich nicht durch das hehre Gefühl des Patriotismus zu dieser Enthaltsamkeit bestimmen lasse. Es macht mir einfach keinen Spaß, einem Schauspiel beizuwohnen, welches überhaupt nur dadurch ermöglicht worden ist, daß die meisten der Luguet'schen Schauspieler ihren ehrlichen Namen abgelegt haben, weil sie mit Recht besorgen müssen, sich durch ihren gewinnbringenden Aufenthalt in Berlin vor ihren Landsleuten zu compromittiren und sich den Zutritt zur anständigen Gesellschaft in Frankreich zu versperren. Den Leuten, welche mit hochgeschlagenem Kragen und tief in's Gesicht gedrücktem Hut auf der Hintertreppe zu mir schleichen, und die von der beständigen Angst verfolgt werden, daß ein anständiger Mensch sie möglicherweise doch erkennen könne — diesen Leuten, die sich des Umgangs mit mir schämen, weise ich die Thür. Ist das engherzig und philiströs, so thut es mir leid. Zum Glück für Herrn Luguet haben ja viele meiner geehrten Landsleute einen weiteren Gesichtskreis; und diese werden es auch ganz in der Ordnung finden, daß auf dem officiellen Zettel des Kgl. Schauspielhauses, unter den Schwingen des preußischen Adlers die Vorstellungen der Luguet'schen Gesellschaft angekündigt werden, als ob diese einen integrirenden Theil unsres Hoftheaters bildete. — Man denke sich ein deutsches Schauspiel in Paris! — Wir Prussiens sind doch bessre Menschen.

**Paul Lindau.**

## Offene Briefe und Antworten.

Breslau, 2. Januar 1874.

Geehrter Herr Redacteur!

Die neueste, mir eben zugehende Nummer der „Gegenwart" enthält einen Aufsatz aus der Feder des Herrn Prof. Held, den ich mit größtem Interesse und in vieler Hinsicht mit Genugthuung gelesen habe. Die Klarstellung der Unterscheidungslehren zwischen Freihändlern und Socialpolitikern ist zwar noch keine vollständige, aber ich halte mich davon überzeugt, daß wir dahin kommen werden, uns zu verständigen, wenn die Berufscollegen des Herrn Verfassers in ihrer Mehrzahl diesem zustimmen.

Gestatten Sie mir jedoch einen Irrthum aufzuklären, der mich in Folge einer von mir in Eisenach gethanen Aeußerung schon seit Monaten in der Presse verfolgt. Ich habe in Eisenach gesagt: „M. H. Ich möchte Ihnen mittheilen, daß die Handelskammer zu Breslau, die von Anfang an Mitglied des volkswirthschaftlichen Congresses gewesen ist und von der man deshalb vielleicht glauben könnte, daß sie auf dem Standpunkte des sogenannten Manchesterthums stehe, sich doch keineswegs zu dem Principe des reinen laissez faire, laissez aller bekennt. Man kann das nicht, sobald man sich überhaupt auf eine Gesetzgebung einläßt. Wenn man z. B. die Gewerbeordnung nicht einfach abschafft, sondern reformirt wissen will,

Digitized by Google

so negirt man schon diesen Standpunkt! Die Ansicht der Kammer ist immer dahin gegangen, daß man keinenfalls vom Freihandelsstandpunkt aus die Intervention des Staates principiell abzulehnen habe, sondern daß man in jedem speciellen Falle untersuchen müsse, ob die Intervention des Staats mit Erfolg zur Erreichung des Zieles angestrebt werden kann! Das ist der Standpunkt der Handelskammer zu Breslau, und ich darf Ihnen wohl gleichzeitig mittheilen, es ist auch mein persönlicher Standpunkt, wenn ich auch vielleicht nach einigen literarischen Jugendsünden eine etwas andere Richtung habe vermuthen lassen.“*) Nach der Lectüre des Held'schen Aufsatzes halte ich es für nöthig, hierzu folgende Erläuterung zu geben:

In meinen Erstlingsschriften, namentlich im „Zwangsstaat“ (Leipzig 1868) habe ich mich vollständig auf den Standpunkt der Nichtintervention per Princip gestellt und dadurch wohl mit Veranlassung gegeben zu dem Irrthum, die Freihändler seien geschworene Anhänger jenes „verrotteten Manchesterthums“, welches durch Anwendung des Grundsatzes: „laissez faire“ soviel versäumt und verbrochen haben soll, eigentlich aber niemals ernstlich gewollt und versucht worden ist. Seit einer Reihe von Jahren schon argumentire ich indessen nicht mehr mit dem laissez faire als mit einem Glaubensartikel: — weder in den „Zeitfragen“ (1870), noch in den „Handelspolitischen Aufgaben“ (1871), oder in den Aufsätzen, die ich neuerdings in den Zeitschriften veröffentlichte, kommt eine solche Stelle vor.

Bei meiner ersten Rede im Verein der Socialpolitiker, dessen Mitglied die Handelskammer zu Breslau ist, hielt ich es deshalb für angemessen, meine jetzige berichtigte Auffassung von der Interventionsfrage zu präcisiren, in der ich nunmehr übereinstimme mit meinen Freunden H. B. Oppenheim, Alex. Meyer, Karl Braun u. A., welche niemals für das „laissez faire“ à tout prix plädirt haben.

Ich dachte bei dieser Gelegenheit nicht entfernt daran, meine Polemik wider Wagners socialistische Anwandlungen zurückzunehmen, die ich 1872 verfaßte; wiewohl ich glaube, in der fraglichen Flugschrift manchmal im Ausdruck zu weit gegangen zu sein, in der Hitze des Kampfes und „in Folge wahrhaft haarsträubender Verketzerungen“, die gegen meine Partei geschleudert worden waren.

Nach meinem Dafürhalten ist der Verein der Socialpolitiker überhaupt nichts weniger als eine compacte Masse gleichgesinnter Nationalökonomen. Mit dem, was Gneist, Neumann, Engel gesprochen, bin ich ganz einverstanden; die Annahme der Resolution über die Einigungsämter halte ich mit vielen Mitgliedern für einen Pyrrhussieg. An Schritten des Entgegenkommens der Freihändler gegen die Socialpolitiker wird es auch ferner nicht fehlen, aber ich wahre mir allerdings die Freiheit, die Herren von Scheel, Brentano, Wagner ꝛc. auch künftig scharf zu bekämpfen, so oft ich sie auf Wegen finde, die ich nach Lage unserer politischen und socialen Verhältnisse für verderbliche halten muß!

Genehmigen Sie ꝛc.

**Wolfgang Eras.**

* * *

## Berichtigung.

Die Zahlen in meinem Aufsatze: „Ueber obligatorische Fortbildungsschulen“ in Nr. 52 der „Gegenwart“ sind durch ein Versehen eines Abschreibers arg entstellt. S. 442, Spalte 2, Z. 16 v. o. muß es heißen: die Zahl der in diesem Jahre zur Entlassung kommenden Knaben beträgt 1317. Hierzu kommen im nächsten Jahre 1360, in Summa 2677. Ferner ebd. Z. 25 v. o.: Es ständen uns demnach für das erste Jahr 170 Classen für 1370 Schüler zur Verfügung, d. h. es kommen auf jede Classe nicht einmal ganz 8 Schüler. — Z. 28 v. u. ist zu lesen: Wir vertheilen diese 1317 Schüler in der Zahl von je 30 auf 44 Classen. — Endlich ebd. Z. 21 v. u.: Jeden Abend 439 Schüler in 15 Classen.

**Franz Leibing.**

*) Stenogr. Ber. über die Verhandl. d. Vereins f. Socialpolitik. Lpz. 1874. S. 108.

# Notizen.

Der Reptilienfonds hat seit einiger Zeit die Abgeordneten und die Blätter, unter den letzteren namentlich die klericalen, lebhaft beschäftigt. In der Kammer erkundigte man sich pflichtgemäß nach der Verwendung dieses geheimnißvoll schimmernden Capitals. Die Neugierde wurde jedoch nur spärlich befriedigt. Die Regierung will sich bei solchen delicaten Dingen nicht in die Karten sehen lassen und hält sich durch den traditionellen Ruf ihrer Finanzwirthschaft gegen den Verdacht einer unsoliden Anlage jener hohen Summe hinlänglich geschützt. Das Fragespiel ohne genügende Antwort von wegen der Zinsen des Welfenfonds wird indessen von der ultramontanen Presse mit einer Ausdauer fortgesetzt, die zuweilen an einen stillen Neid der Jesuitenblätter, daß sie von dem Genuß des mysteriösen Schatzes grundsätzlich ausgeschlossen sind, glauben lassen sollte. Wenn alle Welt, Graf John Russell und andere Gönner des in London bevorstehenden antiklericalen Monstremeetings nicht ausgeschlossen, sich corrumpiren läßt, so begreift man den Verdruß der Unfehlbarkeitsleute, daß sie allein leer ausgehen sollen. Es ist selbstverständlich nicht daran zu denken, daß Fürst Bismarck die Sache mit einiger objectiven Unparteilichkeit behandeln und auch einmal den Päpstlichen aus dem reichen Säckel, der ohne jede parlamentarische Controle verwaltet wird, etwas zukommen lassen sollte. Und doch wäre es ein interessantes Experiment, wenn die Regierung einem etwa aus Mallinckrodt, Reichensperger und Windthorst zusammengesetzten Comité einmal auf eine Woche die unbeschränkte Verfügung über den Reptilienfonds gewähren wollte. Die Herren würden natürlich sofort eine Unmasse kleiner Succursalen der Germania überallhin verbreiten und alle anderen auf ihre eigenen Mittel angewiesenen Zeitungen, die ohnehin gegen den uncivilisirten Stempel zu kämpfen haben, in Grund und Boden schreiben. Man stelle sich die Wirkung vor. Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung würde durch das Land gehen und die Zurückgabe der Gelder an die bisherigen Administratoren würde stürmisch verlangt werden. Es würde sich zeigen, daß Bismarck die Sache doch besser versteht und den Klericalen wäre ein für allemal der Mund gestopft. Im übrigen beweist die Existenz des vielbesprochenen und vielumworbenen Fonds, wie leicht sich der Mensch immerhin an die wunderbarsten Dinge gewöhnt. Wer vor zehn Jahren prophezeit hätte, daß König Georg von Hannover einmal preußische Preßmanöver zu seinem und seiner Bundesgenossen Schaden mit seinen, des Welfenkönigs, eigenen Mitteln zu unterstützen sich gezwungen sehen werde, wäre reif für ein gewisses Asyl in Schöneberg erschienen. Jetzt findet man das ganz natürlich und nicht auffälliger, als daß in einigen Wochen die Elsaßlothringer als Mitglieder des deutschen Reichstages nach Berlin kommen werden. Das Erscheinen dieser Herren wird allerdings ein nicht geringes Interesse erregen. Man hat auch schon durch das französische Theater im Concertsaal des Schauspielhauses für ihre Unterhaltung gesorgt. Die Franzosen in Paris und Versailles mögen daran erkennen, wie großmüthig wir sind und daß, wenn wir ihnen ein schönes Stück Land und enorme Summen Geldes abnehmen mußten, der gerechte Stolz des Siegers unserer sonstigen Liebenswürdigkeit keinen Abbruch thut.

* * *

Die „Germania“, welche ihren Namen mit demselben Rechte trägt, wie die Eumeniden den ihrigen, theilt aus den Briefen des Zacharias Zinnober einen Auszug mit und bemerkt dazu:

„Wir gestehen, daß uns beim Lesen dieser „Geschichte“ ein Grauen überfallen hat, und wir nur mit Mühe den Eindruck überwanden, als hätten wir eine Bravourleistung aus Sr. höllischen Majestät geheimem Redactionsbureau zu Gesicht bekommen. So Großartiges in Gotteslästerung ist wohl bis jetzt noch unerhört gewesen im Bereiche der christlichen Welt; dazu gehört in Wahrheit eine eigenthümliche Inspiration. Aber wohl, er mag Recht haben, der „geistreiche“ Herr Paul Lindau, daß die Welt zu Zeiten „recht wohl ohne (den heiligen) Geist regiert werden kann“, spricht doch eben dieser h. Geist selbst von einem „Fürsten dieser Welt“, dessen Herrschaft gerade durch das Christenthum bekämpft und vernichtet wird. Aber wer ist Paul Lindau und seine „Gegenwart“. Etwa ein obscurer Scribent und eine vorstädtische Kellerlectüre? O nein, es ist der bewunderte esprit der feinsten Welt, es ist das Musterjournal der Wohlanständigkeit und des guten Geschmacks par excellence, das

Digitized by Google

ausdrücklich zur Bekämpfung der Mittelmäßigkeit und Trivialität in's Leben gerufen wurde! So schreibt man für die Creme der Gesellschaft in der christlichen Kaiserstadt. Es thut uns wehe, eine solche Verteufelung constatiren zu müssen; aber welche Bedeutung behalten auch ihr gegenüber noch die blasphemischen Gelage Nabuchodonosors? Wir wiederholen noch einmal: der Teufel ist in Berlin los, und Gott wird nicht warten lassen auf sein — Mene-Thekel-Phares!"

Für Lob und Tadel der „Germania" quittiren wir mit innigem Danke. Thatsächlich möchten wir bemerken, daß der Teufelskerl, welcher die „Briefe eines Elysionärs" für die „Gegenwart" schreibt nicht der Herausgeber dieses Blattes ist.

* * *

Die periodische Presse. Deutschland. Noch weniger als bei Frankreich und England kann hier die Rede davon sein, die Hefte, welche sich jedenfalls in den Händen vieler unserer Leser befinden einer eingehenden Besprechung zu unterziehen, es genügt die kürzeste Angabe ihres Inhaltes, während bei der sparsamer bearbeiteten Presse allerdings etwas ausführlichere Auszüge wünschenswerth sein dürften. Wie wenig die theoretische Philosophie hervorragend das Tagesinteresse beansprucht, erweist sich auch hier, nur Fachmännern im strengeren Sinne werden die drei Zeitschriften, die sich mit ihr speciell beschäftigen, näher vertraut sein.

Bergmanns Philosophische Monatshefte IX., 7 enthalten in den letzten Nummern nichts der Erwähnung werthes. In der Zeitschrift für Philosophie (Ulrici) Bd. 63 H. 2 erörtert Grapengießer Kants transcendentalen Idealismus und Hartmanns Ding an sich, letzteren einer strengen Kritik unterwerfend. Lasson, jedenfalls einer der feinsten und begabtesten philosophischen Köpfe unserer Zeit, spricht anerkennend über Schaslers Geschichte der Aesthetik, der er nur die zu enge Verbindung mit der allgemeinen Philosophie vorwirft, seine eigentliche Aufgabe komme dabei zu kurz. Zellers Geschichte der Philosophie erhält gebührendes Lob und wird als ein wichtiger Beitrag zur Reform der Philosophie bezeichnet. In Allihns Zeitschrift für exacte Philosophie, die den philosophischen Realismus Herbarts vertritt, kommt Bd. 11 H. 1 David Strauß' alter und neuer Glaube sehr schlecht weg. Wie so viele geistreiche und gelehrte Männer, sei auch der Verfasser des Lebens Jesu ein Opfer der Hegel'schen Philosophie geworden und wie sein neuestes Buch erweise, tief gesunken! Selbst die Münchener historisch-politischen Blätter 72,7 von Görres gegründet, bringen eine langathmige Erörterung desselben Werkes vom streng ultramontanen Standpunkte aus. Wie wir schon bei den gleichgesinnten Publicationen in England und Frankreich hervorhoben, richtet sich die Kritik hauptsächlich gegen Protestantismus und antikatholische Philosophie überhaupt. Strauß' Anschauungen werden tief beklagt, aber als consequente Entwicklung aus jenen den „liberalen" Gegnern gegenüber gewissermaßen in Schutz genommen. Der übrige Raum des Bandes wird fast ganz durch eine begeisterte Schilderung der segensreichen Wirksamkeit des Benedictinerordens in Bayern ausgefüllt. — In den deutschen Blättern, Nov., in denen die freiconservativen, positiv gläubigen Theologen und ihre Freunde das Wort führen, polemisirt ein wackerer Cantor gegen die Tendenzen des deutschen Gesangslebens der Gegenwart. Den mannichfachen Humbug der Männergesangvereine charakterisirt er trefflich und meint überhaupt, daß der wahre Volksgesang den gemischten Chor cultiviren müsse, das Ueberwiegen mehrstimmiger Männer- wie Knabenchöre sei stets verderblich. Die Wichtigkeit der Musik für die Pädagogik, auch für die des ganzen Volkes erfährt eine entsprechend ausgeführte, gerechte Würdigung. — v. Sybels Zeitschrift XV, 4 bewährt ihren alten Ruf auch in der Gegenwart. Selbstverständlich wird auch sie bei aller Objectivität durch die kirchliche Bewegung in Anspruch genommen. Zwei Artikel des neuesten Heftes, Mejer zur Geschichte des Staatskirchenthums, ist besonders hervorzuheben, beschäftigen sich mit ihr. In Röttgers trefflicher russischer Revue XI, 10 setzt Matthäi seine statistischen Studien über den Handel Rußlands fort. An anderer Stelle werden vorzügliche Sittenschilderungen aus Taschkent mitgetheilt. —

Unter den der Schule gewidmeten Zeitschriften heben wir, da die meisten derselben streng fachlicher Natur sind, und die Frauenfrage andererseits ein sehr allgemeines Interesse sich gerade in der neuesten Zeit gewann, die Vierteljahrsschrift für Töchterschulen hervor, die von der Grenze des deutschen Lebens, in Thorn, erscheint, unter der Leitung des trefflichen Pädagogen Prowe. In ihr finden sich freilich keine himmelstürmenden Theorien, die radicale Emancipation, die absolute Gleichstellung beider Geschlechter wird nicht sehr begünstigt. Wer sich aber wirklich über Besserungsbedürftigkeit der Bildung des weiblichen Geschlechts, sowie über die dazu geeigneten Mittel belehren lassen will, dem empfehlen wir dringend diese Vierteljahrsschrift. So enthält das neueste Heft 4 des 6. Bandes einen trefflichen Artikel des Director Fröhlich, die Mission der Frauen im Dienste der Cultur. Er geht davon aus, daß die Thätigkeit der Frauen innerhalb ihrer Leistungsfähigkeit liegen müsse, und daß sie lediglich zu allen denjenigen physischen und geistigen Arbeiten geeignet seien, zu denen sie die entsprechende Fähigkeit besäßen. Es beruhe das Wohl der Gesammtheit nur auf dem sittlichen Gedeihen der Familie und die Stellung der Frauen im öffentlichen Leben dürfe dasselbe unter keinen Umständen gefährden. Hierauf sich stützend erörtert der Verfasser umsichtig die Felder, auf denen Frauenarbeit sich besonders nützlich erweisen kann. Wie viel letztere auf dem ihr eigenthümlichen Felde noch wirken kann, zeigt ferner ein mit vollem Recht durch den berühmten Ohrenarzt Prof. v. Tröltzsch empfehlend eingeführter Artikel „Beiträge zur leiblichen und geistigen Erziehung gehörkranker Kinder". Er enthält freilich nichts Transcendentales, wohl aber gibt er die Möglichkeit, auf einem anscheinend kleinen Felde überaus segensreich zu wirken. Das Gleiche gilt von einem andern Beitrage, der über die Mädchenerziehung in England referirt. In demselben wird hervorgehoben, daß diese wesentlich für das Leben selbst vorbereite und ein Hauptgewicht auf die körperliche Gesundheit lege. Bei aller Anerkennung wird auch die Kehrseite nicht verschwiegen, daß nämlich die mädchenhafte Scheu und Zurückhaltung bei einem derartigen System nur gar zu leicht verschwinde. — Unter den theologischen Zeitschriften beschäftigt sich die früher von Hengstenberg, jetzt von Tauscher redigirte Evangelische Kirchenzeitung vorwaltend mit den Ergebnissen der in der „Gegenwart" ausführlich besprochenen Augustconferenz und dem Kampf gegen die positiv unionistische Mittelpartei. — Das Organ der letzteren ist die durch Prof. Meßner geleitete Neue evangelische Kirchenzeitung. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie auch die nicht theologische Wissenschaft in den Bereich ihrer Besprechung zieht. Darwin und Strauß sind, beiläufig gesagt, bei ihr während des letzten Jahres stehende Themata, außerdem aber erwähnen wir ein Referat über die Biographie Rauchs von Eggers. — Die katholischen „Stimmen von Maria Laach" eine mehr wissenschaftlich gehaltene Revue, bringen in der Decembernummer einen längeren Artikel über die Ehe, welche als naturgesetzlich aufgefaßt wird, und deren göttliche Einsetzung, Unaufhörlichkeit, Einheit und Heiligkeit der Verfasser gerade daraus deducirt. „Das Wesen des Christenthums besteht in der Durchdringung von Natur und Gnade und in der Erhebung der Natur zum Stande der übernatürlichen Gnade." Sapienti sat! Der Großlogentag der deutschen Freimaurer in Bayreuth vom 1. Juli 1870 wird unter wörtlicher Beibringung maurerischer Schriften (z. B. eines Briefes Bluntschlis aus Heidelberg) mit besonderer Gehässigkeit besprochen. Das Logenthum ist dem Verfasser: „die vollendete Organisation des modernen Heidenthums". Auch in dieser Revue begegnen wir wieder Darwin, und ein Herr Heinrich Kemp S. J. beweist „überzeugend" die wissenschaftliche Haltlosigkeit der Descendenztheorie. — Das Märkische Kirchenblatt, 6. December, ist das Organ der Demokraten unter den Ultramontanen. Auch in ihm stehen wüthende Angriffe gegen die Loge voran, während andererseits Professor Gneist gründlich abgethan wird. Die ganze Haltung des Blattes ist der Art, daß Herr Tölcke es redigirt haben könnte.

* * *

Berichtigung. In den Artikeln „Herr Nietzsche" Nr. 49—52 v. J. finden sich Druckfehler, von denen die störendsten hier berichtigt werden: S. 362, Sp. 2, Z. 7 v. u. l. aber erst mit dem Wort. S. 376, Sp. 1, Z. 36 v. o. l. Schubart. Z. 9 v. u. st. Andeutung l. Ausdeutung. Z. 22 v. u. st. Beziehung l. Bejahung. Sp. 2, Z. 32 v. o. l. zum Nirwana. S. 377, Sp. 2, Z. 24 st. ungeheurer l. unangenehmer. S. 403, Sp. 1, Z. 11 u. 16 l. Pachydermata. Z. 17 st. zwar l. gar. Z. 18. v. u. st. rechtliche l. rastlose. Sp. 2, Z. 28 v. u. l. ist das folgende, ein Bild, in welchem. S. 420, Sp. 1, Z. 25. st. eben l. oben. Sp. 2, Z. 8 v. u. l. einer Sache. Z. 21 v. u. l. umgeformten. S. 421, Sp. 2, Z. 6 st. zusammenhängendes l. zusammenfassendes.

Digitized by Google

## Inserate.

Die

# Neue Berliner Musik-Zeitung.

(Verlag von **Ed. Bote & G. Bock**, Königl. Hofmusikhandlung in Berlin. Leipzigerstr. 37 und Unter den Linden 27.)

28. Jahrgang unter Redaction von

**Richard Wüerst,**

Königl. Musikdirector.

erscheint wöchentlich einmal. Abonnementspreis jährlich mit Musikprämie 5 Thlr.
„ ohne „ 3 „
halbjährlich mit „ 3 „
„ ohne „ 1 „ 25 Sgr.

Mitarbeiter: Prof. H. Dorn, H. Ehrlich, F. Gumbert, Prof. A. Ehrlich u. A. m.

## Musikalien-Abonnement

**für Hiesige und Auswärtige zu den bekannten Bedingungen. Unser Leihinstitut ist durch die neuesten Erscheinungen completirt und gewährt die reichste Auswahl auf allen Gebieten der Musik.**

**ED. BOTE & G. BOCK,**

Königliche Hof-Musikhandlung,

**Berlin,**

**Leipzigerstrasse 37.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

4. Wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen. Preis pro Quartal 2½ Thlr.

Die von Rudolf Gottschall herausgegebenen „Blätter für literarische Unterhaltung" — das einzige Organ, welches die neuen Erscheinungen der gesammten nicht streng fachwissenschaftlichen deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit und ebenso anregend als maßvoll bespricht — haben auch im verflossenen Jahre ihren Leserkreis wieder ansehnlich erweitert. Ihre Lektüre ist allen, welche den Fortschritten der Literatur im Zusammenhange zu folgen wünschen, zum Bedürfniß geworden, sodaß diese Zeitschrift namentlich in keinem Journalcirkel und keinem Leselocal entbehrt werden kann.

Die erste Nummer des Jahrgangs 1874 ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

## Theilnehmer-Gesuch.

Zur Begründung und Herausgabe einer technischen Zeitschrift, welche in Berlin unter Mitwirkung der hervorragendsten Kräfte erscheinen soll und für eine allgemeine Verbreitung berechnet ist, wird von dem Verleger ein stiller oder thätiger Theilnehmer mit Capital-Einlage gesucht.

Offerten werden sub **A. B.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

## Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen

**Theater von Paul Lindau.**

II. Auflage.

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

1. Band. 8. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

# Die Gartenlaube

**16 Sgr.**

beginnt mit dem 1. Januar ihren 22. Jahrgang. Es gelangen in demselben zunächst folgende Erzählungen:

**„Die zweite Frau"** von **E. Marlitt,**

**„Gesprengte Fesseln"** von **E. Werner** u. Novellen von **A. Meißner** und **L. Schücking** zur Veröffentlichung. Außerdem die bekannten unterhaltend-belehrenden Artikel von den unsern Lesern liebgewordenen Mitarbeitern.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Postämter nehmen Bestellungen à 16 Sgr. nur bis 1. Januar an, Buchhandlungen zu jeder Zeit.

## Einladung zum Abonnement auf die

Deutsche Bade-Zeitung. **„Union."** Hotel-Anzeiger.

**Reise-, Verkehr- und Börsennachrichten.**

Herausgeber: **R. Nentwig,** Verfasser des Bäder-Lexikon.

Die Union, älteste und einzige, während des ganzen Jahres erscheinende, grössere Fach-Zeitung, beginnt mit 1874 ihren **XVIII. Jahrgang.** Dieselbe bringt Nachrichten aus Bade- und klimatischen Kur-Orten; von Touristenstationen, über Reise- und Verkehrsmittel, enthält ein Verzeichniss der namhaftesten Hotels und Restaurationen und sonstige für Reisende speciell interessante Mittheilungen.

Die Union ist durch ihre ausserordentlich weite Verbreitung in klimatischen Kur-Orten, in den südlichen ausserdeutschen Winterstationen der Touristen, sowie im Sommer in den meisten europäischen Bade-Orten und in einer grossen Zahl von Hotels besonders für Inserate von allgemeinem Interesse zu empfehlen.

Abonnements pro Jahr 4 Thaler, für die Schweiz, Italien, Belgien und Frankreich 16 Frcs. pro Jahr, werden angenommen bei allen in- und ausländischen Postämtern und direct bei der Expedition in **Frankfurt a. M.**

Die

# Deutsche Roman-Zeitung

— durch alle **Buchhandlungen** und **Postanstalten** für 1 Thlr. 5 Sgr. zu beziehen, jährlich 48 Hefte mit 240 großen Bogen die neuesten Romane der Gegenwart dem Publikum zu den in Lese-Instituten üblichen Leihpreisen als Eigenthum übermittelnd (ca. 700 Romanbogen in Buchform!), enthält im **neuen** Quartale Romane von **Fanny Lewald, A. E. Brachvogel** und **Gregor Samarow,** dessen Romane fortan ausschließlich nur durch die Roman-Zeitung veröffentlicht werden.

Verlag von Otto Janke in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

In halbmonatlichen Heften zu 6 Ngr.

Erstes Januarheft 1874.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt ein neues Abonnement auf diese rühmlichst bekannte politisch-sociale Zeitschrift, die sich des ausgedehntesten Leserkreises erfreut.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Unterzeichnungen an und haben das erste Heft vorräthig.

Im Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Geschichte
der
**Republikanischen Partei in England**
von
**Karl Blind.**

(8. Sonderabdruck aus der „Gegenwart".)

## Diana.

Schauspiel in 5 Acten
von **Paul Lindau.**

(Befindet sich unter der Presse und erscheint demnächst.)


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 17. Januar 1874. Band V.

AP
30
G295
v.5
no.3

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Smithianismus, Herr von Scheel und die Schulze'schen Genossenschaften. Von Eras. — Ost und West. (Schluß.) Von Ad. Wahrmund. — Das Polenthum in Oesterreich. Von B. Weise. — **Literatur und Kunst:** Winter im Gebirg. Von Hermann Lingg. — Der Criminalroman und das Zeitalter des Modernen. Von Adolf Rutenberg. — Eine Gabe zum Hermannsdenkmal. Von Wüstenfeld. — Ein Besuch in St. Cloud. Von P. L. — **Aus der Hauptstadt:** Musikalische Aufführungen. Glucks „Iphigenie in Tauris". Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Der Smithianismus, Herr von Scheel und die Schulze'schen Genossenschaften.

Als Immanuel Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" schrieb, hielt er es für angemessen von vorn herein zu erklären, welche „Begriffe" er mit den „Worten" verbinde, und er schickte eine knappgefaßte Nomenclatur seinem Werke voraus. Der „Faust" war damals (1780) noch nicht erschienen und Goethe hatte noch nicht jene beißende Satire auf die damalige Katheder-philosophie geliefert, welche sich in der Bemerkung zuspitzt:

Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben!

In der „Deutschen Revue der Gegenwart" mit Namen „Unsere Zeit" (Heft 10, 12 und 15) greift ein moderner Katheder-gelehrter den Smithianismus oder die Volkswirthschaft der Freihandelspartei an, erstens, weil sie „antisocial" und zweitens, weil sie „capitalistisch" sei. Als Verfasser jener drei „Unsere socialen Parteien" überschriebenen, zunächst anonym erschienenen Artikel hat sich nachträglich Herr H. v. Scheel bekannt. Der Herr Professor geht zwar mit einer Leidenschaftlichkeit und Leichtfertigkeit gegen die wirthschaftlich freisinnigen Parteien in's Gericht, welche bei Unbefangenen Befremden erregen muß; dafür verschweigt er aber um so hartnäckiger, was er sich unter den verunzierenden Beiwörtern, die er seinen Gegnern anhängt, eigentlich denkt. Er sagt nicht, was „social" und „antisocial", „capitalistisch" und „anticapitalistisch" sei; aber er verurtheilt die Freihandelspartei, weil ihre Lehre „antisocial" und „capitalistisch" ist. Er hat weder das gute Beispiel des Meister Kant begriffen, noch die Satire des Faustdichters sich zu Herzen genommen!

Welcher verständige Nationalökonom wird heute noch alles als Evangelium betrachten, was in dem Smith'schen Werke über den Nationalreichthum steht? Der Weiterbau auf den durch Adam Smith geschaffenen Grundlagen hat im Gegentheil zu der Erkenntniß geführt, daß es in der Nationalökonomie keine festen Satzungen geben kann. Die Freihandelsschule hat im Sinne ihres intellectuellen Begründers unwiderleglich gezeigt, daß im Volkshaushalt, wie in der Natur, ein „Kampf ums Dasein" geführt werde, bei welchem das Nützlichere schließlich die Oberhand behält und bei dem allerdings jener „ewige Wechsel der zeitgemäßesten Bildungen" herrscht, welchen die sogenannte historische Schule unter der Bezeichnung „Lehre vom Relativismus" in ihre Theorie aufgenommen hat. Aber nur ein ganz oberflächlicher Beurtheiler wird deshalb, wie Professor von Scheel, die Lehre des Adam Smith heute für abgethan erklären, und nur ein Ignorant kann behaupten: „die deutsche Wissenschaft habe sich bis auf wenige Vertreter, z. B. List, der Smith'schen Lehre gegenüber „in geistlosester Receptivität" verhalten!"

Herr von Scheel macht es der Freihandelspartei zum Vorwurf, daß sie die Volkswirthschaft als Naturwissenschaft behandle. „Die wirthschaftlichen Kräfte", ruft er anklagend, „sind ihr Naturkräfte, die Menschen Naturkörper, ihre Beziehungen Naturgesetze". Allerdings glauben wir, um vorwärts zu kommen in unserer Wissenschaft, den Menschen nicht als ein „Gebild aus Himmelshöhn" betrachten zu sollen; allerdings steht die Volkswirthschaft auf der Basis der irdischen Heimats-angehörigkeit; aber mehr als gesucht wäre es, hieraus folgern zu wollen, daß die Freihandelspartei den Staat negire und in dem reinen „laissez faire, laissez passer" ihr Programm finde. Auch der Staat ist nichts Uebernatürliches. Die Lehre, daß alle staatliche Ordnung himmlischen Ursprungs sei, wird zwar aus Zweckmäßigkeitsrücksichten heute noch von einer gewissen Partei verfochten, aber in den Augen der Wissenschaft ist sie längst abgethan. Der Staat mit allen seinen Einrichtungen und Organen muß vielmehr als eine Bildung betrachtet werden, die eben so wie die gesammten Einrichtungen des Volks- und Privathaushalts in der Natur der Menschen und der Außen-welt, die ihn umgibt, begründet ist. Statt aller Weitschweifig-keiten über diesen Punkt erinnere ich nur daran, daß Alexander von Humboldt alle wahre Wissenschaft (also selbst die Philologie und Psychologie) als Naturwissenschaft aufgefaßt wissen wollte; und auch Buckle, der zwischen den „Naturgesetzen" und den „Gesetzen des menschlichen Geistes" in der Regel unterscheidet, bringt in seinem berühmten Werke (gleich Adam Smith im „Nationalreichthum") eine streng naturwissenschaftliche Methode in Anwendung. Was will Herr von Scheel anderes damit sagen, wenn er der deutschen Freihandelspartei zum Vor-wurf macht, sie sei „antisocial" und vertrete den Standpunkt der Nichtintervention, als, wir wären eine staatsfeindliche Partei und wünschten am liebsten alles gehen zu lassen wie's Gott gefällt. Allein die ganze langjährige öffentliche Wirksamkeit derjenigen Führer, die am parlamentarischen Leben Antheil nahmen, eines Schulze-Delitzsch, Braun, Prince-Smith, spricht laut dagegen. Für uns ist die Forderung einer durch-greifenden Aenderung der Wirthschaftsordnung unter Mitwirkung des Staates, eines zwangsweisen Ausgleiches der jetzigen Ver-

Digitized by Google

mögensunterschiede und Einkommenverhältnisse, nicht deshalb unannehmbar und verwerflich, weil der „Staat" dabei intervenirend in den Volkshaushalt eingreifen soll, sondern weil wir in der jetzigen Culturperiode eine Aufrechterhaltung des freien Volkshaushaltes für nothwendig und nur die successive Verbesserung der Lage der großen Masse, durch Vermehrung der Vorräthe und Productionshülfsmittel für ausführbar halten.

Die letzte Bemerkung gibt vielleicht Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung mit unsern socialistischen Gegnern aller Schattirungen, über den Begriff „socialistisch". Ich meine: das charakteristische Merkmal für die Lehren der gemeiniglich als socialistisch bezeichneten Schulen besteht darin, daß sie eine Aenderung der Gesetzgebung, der Staatseinrichtungen, der gesellschaftlichen Ordnung und der Productionsweise für möglich halten, durch welche die wirthschaftliche Lage der großen Masse plötzlich, wie mit einem Schlage, sich verbessern und die Ungleichheit der Lebensloose wesentlich ausgeglichen werden würde. Die conservativ-liberalen Volkswirthe (hier ist die Bezeichnung „conservativ-liberal" ausnahmsweise einmal zutreffend) meinen hingegen, daß „ehe die gegenwärtig in der Dürftigkeit lebende große Masse reichlicher zu consumiren anfangen könne, vorher reichlicher producirt, also die Mittel zum Lebensgenusse reichlicher herbeigeschafft werden müßten". (Prince-Smith.) Insofern also sind wir „antisocialistisch" (Herr von Scheel verschluckt immer aus taktischen Rücksichten die beiden letzten Silben) — und sofern eine gesteigerte Production eine Vermehrung des Capitals (der Arbeitshülfsmittel) stets zur Voraussetzung hat, auch „capitalistisch".

Es ist fast Mitleid erregend, wenn man sieht, mit welchem baaren Mangel an kritischer Schärfe ein Lehrer der akademischen Jugend, wie Herr von Scheel, die Ungleichheit der Belohnungen im Volkshaushalt als etwas Verwerfliches angreift. Er erzählt von Saint-Simon, er verhimmelt Bazard (der „das Mittel gefunden, um das, was die Nationökonomen emphatisch als „„Nationalreichthum"" bezeichnen, zur Disposition der Gesellschaft zu stellen"), er zeichnet mit leuchtenden Umrissen die Reformatorengestalt eines Louis Blanc und Ferdinand Lassalle: genau so, als ob vor ihm niemand von deren System etwas rechtes gewußt, niemand vor Hans von Scheel über diese Leute eine Zeile pro oder contra geschrieben hätte!

Wie oft haben die liberalen Nationalökonomen den Saint-Simonisten und Lassalleanern die Frage vorgelegt: „Wenn Ihr die Ungleichheit der Belohnungen im Volkshaushalt aufhebt, woher soll dann der Trieb zu ausgezeichneten Leistungen kommen, und worauf soll der Culturfortschritt gegründet werden, wenn nicht auf das Streben des Einzelnen, es Andern zuvorzuthun?" Herr von Scheel kennt entweder diesen Generaleinwurf gegen die Gleichheitsapostel nicht, oder er ignorirt ihn. In beiden Fällen ein gleich schreiendes Armuthszeugniß für den Gelehrten, wie für den Publicisten von Scheel!

Wer sich nicht scheut, drucken zu lassen: die äußerlich gespaltene socialdemokratische Arbeiterpartei Deutschlands habe „durch die Intelligenz ihrer Führer" (man denke an Tölcke!) und durch die „Klarheit der Ziele" (man denke an die Lassalle'sche Staatsbank für Productivassociationen!) sich hervorgethan; wer in der „inneren Wahrheit der Lassalle'schen Lehre" die Ursache des Erfolgs der socialdemokratischen Arbeiterbewegung findet, der sollte auch den Muth haben, offen zu bekennen: er sei Socialdemokrat, er halte es mit den Lassalleanern!

Dieser Muth fehlt Herrn Hans von Scheel. Indessen geht ihm nicht die Courage ab, Herrn Schulze-Delitzsch, den Urheber und Führer der deutschen Genossenschaftsbewegung, unter dem Deckmantel der Anonymität zu verunglimpfen, und die segensreiche Wirksamkeit der auf Selbsthülfe gegründeten Genossenschaften in der beliebten „groben Holzschnittmanier" zu carikiren. Mit der „geistlosesten Receptivität" (wir wenden lediglich einen von Herrn von Scheel für parlamentarisch erachteten Ausdruck an) betet er die Vorwürfe nach, welche Lassalle s. Z. gegen die Schulze'schen Genossenschaften geschleudert hat. Er vergißt dabei nur, daß inzwischen wieder beinahe ein Jahrzehnt in's Land gegangen ist und daß die statistischen Zahlen von Jahr zu Jahr lauter für Schulze und gegen Lassalle sich erklärt haben. Ich werde hier nur einige von diesen Zahlen aufmarschiren lassen. . .

Nachweis der Genossenschaften in Deutschland und Oesterreich 1863 resp. 1872.

| | Vorschußvereine. | Rohstoff-, Productiv- u. ähnl. Vereine. | Consumvereine. | Gesammtverkehr in Mill. Thlr. | Mitgliederzahl. | Disponibl. Fonds überhaupt in Mill. Thlr. | Hiervon eigenes Vermögen in Mill. Thlr. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1863 | ca. 700 | ca. 250 | ca. 200 | 40 | ca. 200,000 | 12—14 | ca. 2½ |
| 1872 | mehr als 2200 | mehr als 400 | mehr als 900 | 620—630 | 1,200,000 | 139—142 | 39—40. |

Was der Herr Professor auf diese „stummen, aber doch so laut redenden Zahlen" zu erwidern haben wird? Das ist aus seinen Aufsätzen in der „Deutschen Revue der Gegenwart" schon jetzt mit einiger Sicherheit zu ersehen. Schnell fertig mit dem Wort, wie er nun einmal ist, wird er sagen, daß diesen Genossenschaften eigentlich nur kleine Handwerker und keine Lohnarbeiter angehörten, „weshalb denn auch bei ihrer heutigen Ausdehnung sie gar nichts Wahrnehmbares beigetragen zur Milderung der socialen Differenzen".

Wir wünschen, daß sich durch dieses abgebrauchte socialistische Geschwätz die Freunde des volkswirthschaftlichen Fortschritts nicht täuschen lassen möchten und darum empfehlen wir ihnen angelegentlichst eine Durchsicht des in jeder Hinsicht musterhaft abgefaßten Jahresberichts des Genossenschaftsanwalts pro 1872*). In demselben finden sie u. a. einen von Jahr zu Jahr vollständiger werdenden Nachweis der Bevölkerungsclassen, welche bei den Genossenschaften betheiligt sind. Dieser ergibt, daß bei den tabellarisch aufgeführten Vorschußvereinen allein nicht weniger als 30,000 Arbeiter (etwas mehr als in 1871) betheiligt sind, und daß nahezu die Hälfte der Mitglieder aller Consumvereine, welche mit der Anwaltschaft in regelrechter Verbindung stehen, ebenfalls Lohnarbeiter sind. Wenn nun Herr von Scheel zunächst die Unwahrheit spricht, indem er behauptet, es ginge das Genossenschaftswesen nur den kleinen Handwerker, nicht aber den Lohnarbeiter an, so müssen wir ihn auch der Leichtfertigkeit und großer Oberflächlichkeit im Urtheil zeihen, wenn er ferner sagt, die Schulze'schen Genossenschaften hätten zur Ausgleichung bestehender Differenzen nichts Wahrnehmbares beigetragen. Freilich:

Was er nicht wägt, hat für ihn kein Gewicht,
Was er nicht münzt, das, meint er, gelte nicht!

Die Schulze'schen Genossenschaften haben das große und unleugbare Verdienst, ihre Mitglieder aus dem Arbeiterstande wirthschaftlich zu erziehen und auszubilden. Die große „Differenz" oder Disharmonie, die wir im socialen Leben der Gegenwart zu beklagen haben, besteht darin, daß die Arbeiter nicht besser zu wirthschaften wissen, wenn sie bessere Einnahmen machen, daß der standard of life sich nicht hebt, wenn der Lohn steigt. Diese Differenz auszugleichen haben die auf Selbsthülfe beruhenden Genossenschaften mächtig beigetragen und nur ein in Parteileidenschaften befangener Agitator, kein Mann der Wissenschaft wird verkennen, daß sich Schulze-Delitzsch und seine Genossen dadurch um Staat und Gesellschaft hoch verdient gemacht haben!

*) H. Schulze-Delitzsch, Jahresbericht für 1872 über die auf Selbsthülfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften. Leipzig 1873, Julius Klinkhardt.

Eras.

Digitized by Google

## Ost und West.

(Schluß.)

Im Ringen mit dem alten Orient wird der jüngere Occident freilich mehr lehren, aber doch auch sehr viel lernen müssen, zwar nicht auf wissenschaftlichem Gebiete, wohl aber auf dem industriellen und künstlerischen. Wir werden hier gezwungen sein, vielem, was wir dem Orient so ohne weiteres, wie es bei uns Cours hat, bieten zu können glauben, erst eine andere Form zu geben, und vor allem werden wir lernen, daß unser Fabrikschund denn doch nicht für alle Welt gut genug ist, namentlich nicht für den Orient, der, wenn er überhaupt arbeitet, für die Dauer arbeitet und nur für Solides Geld ausgibt. Der Orientale besitzt einen Formen- und Farbensinn, welcher die Bewunderung unserer Künstler erregt; in der textilen Kunst entfaltet er hohe technische Geschicklichkeit, verbunden mit großer Zartheit des Geschmacks, und seine Metallarbeiten, namentlich seine Waffen zeigen eine Vollendung, wie sie bei uns schon zur Seltenheit geworden ist. Zwar zehrt er in all diesen Dingen durchaus nur von einer weit hinter ihm liegenden Vergangenheit, der lebendige Schwung eigener frei schaffender Erfindungskraft fehlt bei der heutigen Verkommenheit gänzlich, aber in dem Concurrenzkampf, welchen er mit den ihn überschwemmenden Erzeugnissen westländischer Kunst und Industrie wird führen müssen, wird er auch bald erkennen, welche Vortheile er auf den bezeichneten Gebieten besitzt, und die Anregung, die ihm vom Occident zu Theil wird, muß ihn zu eigenem neuen Denken und Erfinden anspornen, um jene Vortheile in der Zukunft nicht nur auf den eigenen Märkten neben den Einfuhrartikeln zu sichern, sondern auch um dem Eindringling auf den Märkten Europas Concurrenz zu machen. Für uns aber ist die Hauptsache, was wir vom Orient lernen können und sollen, und zur Beantwortung dieser Frage hat die wiener Ausstellung, so viel Schwindel auch sonst mit untergelaufen ist, sehr Bedeutendes geleistet. Auf das Detail können wir uns natürlich hier nicht einlassen, und es ist dies auch unsere Sache nicht; wir wollen im Folgenden nur ausführen, wie in Wien ein praktischer Anfang gemacht worden ist, um die orientalischen Muster, welche für unsere Künstler, Industriellen und Kaufleute lehrreich und wichtig sind, nebst andern, die genauere Kenntniß des Orients erschließenden Behelfen in einem besonderen Museum gesammelt zur Anschauung zu bringen.

Selbstverständlich muß zu einem lebhafteren Verkehre mit der Fremde der Kaufmann die Bahn brechen. Es liegt nun auf der Hand, daß die österreichischen Länder eine für den Handel mit dem Osten ungemein günstige Lage haben. Leider ist zur Ausnutzung dieser Lage in früheren Zeiten äußerst wenig geschehen. Wie einmal die Dinge in Oesterreich standen, mußte die Anregung in allen Stücken von oben, von den regierenden Kreisen ausgehen, und dies geschah wie in vielen andern, so auch in dieser Lebensfrage, jedenfalls nicht in genügendem Maße. Freilich fällt in dieser besonderen Frage auf die Magyaren ein Theil der Schuld. Was nutzt die beste Weltstellung, von der in neuerer Zeit in unsern geographischen und geschichtlichen Lehrbüchern soviel Aufhebens gemacht wird, wenn die Energie des Willens fehlt? Welche Weltstellung hat denn z. B. der Canton Glarus in der Schweiz, dessen Bevölkerung vielmehr in einen der entlegensten und abgesperrtesten Gebirgswinkel verwiesen ist, und welche Berührung hat er mit Asien? Aber gerade diese Absperrung und die Noth hat die Energie des Willens geweckt, und so hat denn dies abgesperrte Cantönchen eine Zeit lang ausgedehntere Geschäfte mit Asien gemacht als das ganze österreichische Donauthal, welches direct nach Asien führt. Es gibt aber etwas noch Schlimmeres als die indolente Nichtbenutzung natürlicher Vortheile: wenn man diese Vortheile nämlich auf dem Papier bereits in die active Bilanz setzt und sie doch nicht benutzt. Und dies geschah in Oesterreich, wo man mit der Weltstellung gegen Osten ebenso rechnete, wie mit dem noch im Boden vergrabenen Naturreichthum. Doch genug der Recrimination! Was auf der vorjährigen Weltausstellung wirklich geleistet worden ist, bildet einen Anfang, der zu schönen Hoffnungen berechtigt, obgleich auch hier das durch die Energie und Aufopferung von Privatpersonen Geschaffene — und als Privatpersonen mußten in diesem Falle wohl auch die betheiligten Regierungsbeamten gelten — sich der Gunst äußerer Umstände durchaus nicht erfreut hat.

Herr Dr. Emil Hardt hatte als Privatmann den Gedanken gefaßt, aus eigenen Mitteln ein Gebäude auf dem Weltausstellungsplatze zu errichten, welches, zum Behufe der Pflege und Förderung der Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich und dem Orient, der Sammelpunkt aller in Wien anwesenden Gäste aus dem Orient werden sollte. Hier sollte eine für Orientalen bestimmte Wechselstube errichtet, und überhaupt der nähere Verkehr zwischen ihnen und den abendländischen Industriellen und Handelsleuten, insbesondere auch mit Delegirten der provinziellen Handelskammern Oesterreichs eingeleitet werden. Die orientalische Akademie in Wien war bereit, die nöthigen Dolmetscher aus der Zahl ihrer Lehrer und Schüler beizustellen, und Placate in türkischer, persischer und arabischer Sprache machten dies schon zu Anfang der Ausstellung bekannt. So entstand das südlich von der Kunsthalle gelegene, in seinen einzelnen Theilen in den verschiedenen Stilgattungen orientalischer Länder ausgeführte Gebäude, welches den Namen Cercle oriental führte.

Bei all diesen schönen Plänen war nun freilich auf einen viel zahlreicheren Besuch der Weltausstellung gerechnet worden, als er wirklich eingetreten ist, und so fiel die obenerwähnte praktische Verwerthung des Cercle oriental zum großen Theil in's Wasser. Dafür aber hat die fördernde Theilnahme einer Anzahl österreichischer, im Orient ansässiger Kaufleute und einiger Regierungsbeamten, die durch vieljährige consularische Thätigkeit die betreffenden Länder aus eigener Anschauung kennen, darunter besonders die des Generalconsuls v. Schwegel und des jetzigen Consuls in Aegypten, Dr. Sax, ein beträchtliches und höchst werthvolles Material zum theoretischen Studium orientalischer Verhältnisse in dem genannten Gebiete angesammelt. Es findet sich da vor allem eine große, unter Mitwirkung der türkischen Regierung hergestellte volkswirthschaftliche Karte des osmanischen Reichs, desgleichen in größerem Maßstabe des Consulatsbezirks von Konstantinopel und der angrenzenden Gegenden; eine Karte von Kleinasien mit Angabe der Culturen, desgleichen von Unteregypten u. s. w. Daneben volkswirthschaftliche und handelsstatistische Monographien über einzelne Länder oder Handelsplätze, sowie über einzelne Handelsartikel, welche, abgesehen von den wissenschaftlich interessanten Daten geographischen und ethnographischen Inhalts, über die den Handel betreffenden Einrichtungen und Gesetzgebungen, Finanz- und Creditwesen, Gewerbewesen, Maße, Münzen und Gewichte, Stellung der Ausländer u. s. w. belehren. Die Abhandlungen über einzelne Plätze, Handelsartikel und Productionszweige sind von praktischen Kaufleuten geschrieben und werden durch Waarenmuster erläutert. Das Handelsministerium hat den Druck vieler dieser Monographien ermöglicht. Einzelne Waarenmuster sind von Kaufleuten in Ostafrika, Ostindien und den Sundainseln als selbstständige Ausstellungsobjecte eingesandt. Dazu kommen statistische Tableaux über das türkische Gebiet, sammt den Vasallenstaaten, über Ostindien, Siam, China und Japan.

Die genaue Kenntniß der einschläglichen Verhältnisse ist aber von hoher nationalökonomischer und politischer Wichtigkeit und, wie die Zukunft lehren wird, ist namentlich die einstweilige theoretische Beherrschung Vorderasiens für kein Culturgebiet von größerer Wichtigkeit als für das deutsche und österreichische. Unsere jetzigen Kenntnisse sind aber noch äußerst mangelhaft; unsere Publicistik behilft sich da meist noch mit einem Materiale, welches schon vollkommen abgestanden ist und nur durch die ungesunde Würze einer halbverrückten Romantik genießbar gemacht werden soll. Die rein gelehrte

Digitized by Google

Kenntniß des Orients trägt meist noch den theologischen oder den rein antiquarischen Kittel, beschränkt sich auf wenige Köpfe, gibt sich vielfach mit Lappalien ab und ist den mit gewaltiger Wucht und vielleicht sehr rasch heranrückenden Lebensfragen gegenüber impotent. Es handelt sich nun darum, eine solide Basis zu schaffen, die ein eingehendes und ernstes Studium orientalischer Verhältnisse ermöglicht und zugleich die soliden Brücken unter den Fuß gibt, welche den Einzelnen zur praktischen Ausnutzung der erworbenen Kenntnisse hinüberführen.

Ganz sachgemäß ist deshalb schon von Frhrn. v. Kalchberg in seinem Berichte an die Jury über die Darstellung des Welthandels auf der wiener Ausstellung hervorgehoben worden, daß sich für das hier neugebildete „Comité für den Orient und Ostasien," welches sich die praktische Ausbeutung der Ausstellung zum Behufe der Herstellung besserer Handelsverhältnisse zwischen Oesterreich und dem Orient zur Aufgabe gemacht hat, die günstige Gelegenheit darbiete, mit Zugrundelegung des im Cercle oriental bereits gesammelten Materials eine bleibende Institution zur Ausbildung junger Kaufleute zu gründen, die sich mit den orientalischen Handelsverhältnissen vertraut machen wollen. Die regste Unterstützung von Seite des Staates sowohl als einzelner Privaten darf das Comité mit vollem Recht in Anspruch nehmen. Es handelt sich um die Gründung eines selbstständigen „Orientalischen Museums".

Für die Erlernung der lebenden orientalischen Sprachen, deren Kenntniß der Handelsmann sowenig wie der politische Agent entbehren kann, ist in Wien bereits zur Genüge gesorgt. Die alte „orientalische Akademie", von Maria Theresia zur Heranbildung von Diplomaten gegründet, hat eine Umgestaltung erfahren. Neben ihrem Internum, welches im nächsten Semester auch einige junge Perser und Araber aufnimmt, besteht schon seit einigen Jahren ein Externum, an welchem in zweijährigen Cursen Türkisch, Persisch und Arabisch (die lebenden Sprachen) unentgeltlich für jedermann gelehrt wird. Dies Externum ist nun in eine besondere „öffentliche Schule für orientalische Sprachen" umgewandelt worden, und es wird, abgesehen von den drei genannten Sprachen, neben Neugriechisch im nächsten Semester wahrscheinlich auch schon Japanesisch (unentgeltlich) gelehrt werden.

Mit Recht knüpft der „Oesterreich. Oekonomist" an die Mittheilung von der Gründung eines ständigen orientalischen Museums in Wien die folgende Bemerkung: „Freilich wird sich weder das Comité noch der österreichische Industrielle und Handelsmann, weder der Nationalökonom noch überhaupt jemand, der sich für den Orient interessirt, darauf beschränken dürfen, die Länder des Morgenlandes blos als Absatzmarkt betrachten zu wollen, so daß schließlich nichts anderes zu thun bliebe, als nachzuforschen, welche Artikel wir dort anbringen, und auf welche Weise wir sie am leichtesten und mit dem größten Vortheil anbringen könnten. So unendlich wichtig auch diese Seite unserer künftigen Bemühungen dem Orient gegenüber in der That ist, so kann doch auch der Nutzen, den wir aus demselben als einem anregenden Factor ziehen können (und wir fügen hinzu: ziehen müssen), niemals hoch genug angeschlagen werden. Der Politiker, der Mann der Wissenschaft, der Künstler und der Industrielle erhalten bei einem halbwegs tieferen Studium des Orients die Arbeit so unendlich verzinst, daß es wohl nur eines Hinweises auf England und Frankreich bedarf, die so bedeutende Resultate ihres Verkehrs mit dem Oriente erzielt haben, um endlich auch bei uns eine regere Thätigkeit in dieser Richtung anzubahnen".

Daß auf diesem Gebiete nicht geschwindelt werden kann, dafür sorgt — ganz abgesehen von der Noth der Zeit, die bald allen Schwindel ganz von selbst verbieten wird — schon die Natur der geistigen und materiellen Vorbereitungen und Zurüstungen, wie sie hier unentbehrlich sind. Je größer übrigens die Einsicht auf einem bestimmten Gebiet, um so mehr verbietet sich aller Schwindel auf demselben. Wäre z. B. unsere Publicistik seit Jahren in der Lage gewesen, gestützt auf die von andern gemachten Studien und Erfahrungen, richtige und genaue Vorstellungen über die türkischen Verhältnisse im Publicum zu verbreiten, so wäre es wohl nicht gelungen, uns mit den Türkenloosen zu beglücken.*)

Oesterreich kann aber nach Osten nur in guter Freundschaft mit Deutschland und Italien für sich und andere förderlich wirken. Die Donau und das Mittelmeer sind seine Straßen. Was in Oesterreich hier geleistet wird, kommt auch Deutschland, und diesem sogar in einem gewissen Sinne vorzugsweise zu Gute. Der oben angezogene Artikel des „Oesterreich. Oekonomisten" schließt, wie folgt: „Vorurtheilsfreien Köpfen wird die orientalische Abtheilung der wiener Weltausstellung auch in politischer Beziehung gar manchen Stoff zum ernsteren Nachdenken geben. Fast mehr noch als in dem fieberhaft bewegten Europa sind die Zustände in dem scheinbar quietistischen Orient unhaltbar geworden, und eine gewaltige Katastrophe, deren Folgen gradezu unabsehbar sind, naht heran. Das Morsche und Absterbende muß zerfallen; aus und über den Trümmern muß neues Leben sprießen; unabsehbare Ländermassen mit zahlloser Bevölkerung werden in den rastlosen Strom des Weltverkehrs hereingezogen. Wird Oesterreich bei all den Wandlungen, die sich dort vorbereiten, und die auch sein Schicksal so nahe berühren, ein ernstes, gewichtiges Wort mitreden können?" — Wir antworten: Im Anschluß an Deutschland und Italien ja; andere Allianzen müssen es wohl — so erscheint wenigstens uns die Sache — mit in's Verderben reißen.

In welcher Richtung die vom Orient zu empfangenden Anregungen unter uns namentlich verwerthet werden müssen, darüber haben wir im ersten Theile dieses Aufsatzes Andeutungen gegeben. Jeder Gebildete empfindet es, daß die geistige Erhebung, deren Europa bedarf, nicht auf dem Wege des innern Kampfes der alten Parteien, nicht durch Wiederholung schon hundertmal erlebter Klopffechtereien mit den alten verrosteten Waffen der Kirchen, Secten und Schulen erlangt werden kann. Niemand kann sich am eigenen Zopfe in die Höhe ziehen. Die Wiederbelebung des geschichtlichen Alterthums bis in die Anfänge der Nationen-, Staaten- und Religionsbildung und die Begründung einer einfachen und naturgemäßen Theorie über das Werden und die Fortbildung des organischen Lebens auf der Erde haben jenen alten Schulen den Boden unter den Füßen schon weggezogen. Die geistigen Neubildungen, die neuen Synthesen machen sich nur allmählich unter Kämpfen um politische Objecte und greifbare Vortheile. In diesen Kämpfen wird der um die Hegemonie oder Präponderanz in Vorderasien für uns eine Hauptrolle spielen, und dieser Kampf wird, indem er ganz heterogene Elemente gegen einander unter die Waffen führt, sowohl geistige Waffen als andere, den Occident manche neue Phase der Selbsterkenntniß durchmachen lassen.

**Ad. Wahrmund.**

*) Oder hätte vielleicht Herr v. Beust durch Aufnahme der Türkenloose in Oesterreich diesen ein Pfandrecht sichern wollen?

## Das Polenthum in Oesterreich.

Die wilde Jagd des offenen föderalistischen Anstürmens gegen die neue Rechtsordnung hat sich allmählich zerstreut: aus dem Hinterhalt fallen noch immer einzelne Schüsse, aber das Werk steht fest und aufrecht, und immer weiter ziehen sich die Kreise, die in ihm die Bürgschaft des Fortschrittes und der Freiheit erkennen, immer enger umgrenzt sich das Gebiet der ihm feindlichen Strebungen. Gewiß, die Verfassungsreform ist nicht das geworden, was sie hätte werden können und vielleicht hat werden sollen: Regierung und Verfassungspartei haben nicht blos mit den jederzeit unerbittlichen realen Verhältnissen, sie haben auch mit Stimmungen und Strömungen

Digitized by Google

zu rechnen gehabt, die vielleicht nirgends weniger als im vielgegliederten Oesterreich sich ignoriren lassen. Und wenn auch noch nicht alle Erwartungen, die man an jene Reform geknüpft, sich verwirklichten, bestimmt getäuscht und widerlegt sind sie nach keiner Richtung hin. Die Wahlreform ist nichts weniger als der Abschluß unserer staatlichen Entwicklung, sie darf vielmehr unbedingt als ihre gesunde Basis bezeichnet werden.

Gilt das eben Gesagte von dem allmählichen Absterben der staatsrechtlichen Opposition im allgemeinen, so trifft es in ganz besonderem Maße bei der Opposition des polnischen Elements zu. Die Resolutionspolitik, welche einst der galizische Landtag inaugurirte und welche, statt in das wirkliche Leben zu greifen, ihre Berechtigung aus den Träumen eines polnischen Zukunftsreiches schöpfte, diese Politik ist todt und sie ist in dem Augenblick von Galizien selbst feierlich eingesargt, als — vor wenigen Wochen — der lemberger Landtag den Czartoryski'schen Protest gegen die directen Wahlen nicht einmal der Verweisung an einen Ausschuß würdigte.

Das Verdienst, diese Wandlung herbeigeführt zu haben, gebührt dem Ministerium Auersperg. Als Graf Hohenwart aus dem Amte schied, war die öffentliche Meinung von tiefem Mißtrauen gegen jede Ausgleichsaction erfüllt; der Ausgleich, wie Graf Hohenwart ihn angestrebt, war eben die Ueberantwortung der Reichsinteressen an siebenzehn zum Theil neu erfundene Nationen und Nationchen. Aber das gegenwärtige Ministerium begriff, daß der Mißbrauch jener Action ihren Gebrauch nicht aufheben dürfe, daß es eben so unzulässig sei, jeden Ausgleich zu perhorresciren, als den Ausgleich mittelst der Fundamentalartikel zu acceptiren. Und während die Parteien sich in Uebertreibungen überschlugen, während die reinen Centralisten von keiner einzigen Concession an den polnischen Standpunkt wissen wollten und die Jungdeutschen andererseits Galizien vollständig aus dem Rahmen des österreichischen Verfassungslebens herauszuheben sich anschickten, trug die Regierung sorgsam Bedacht, mit Vermeidung jeder Einseitigkeit, welche die Zahl der Gegner der Verfassung nur vermehrt und die noch getrennt Kämpfenden nur enger verbunden haben würde, ruhig im Urtheil und fest im Handeln diejenigen Wege einzuschlagen, auf welche der Ernst und die Verwirrung der Lage dringend hinwies. Zu diesem Behuf schied sie von Anfang an die polnische von der czechischen Frage, und damit verhinderte sie, daß der gefährliche Gedanke eines solidarischen Zusammenstehens aller föderalistischen Elemente je zur praktischen Geltung gelangte — ein um so schwierigeres Experiment, als die polnische Resolution den verfassungstreuen Standpunkt im Grunde genau so vollständig und schroff negirte, als die czechische Declaration. Aber das Experiment gelang, denn die mit den Polen eingeleiteten Separatverhandlungen ermuthigten dieselben, sich an das Reich anzuschließen, und das Nothwahlgesetz andrerseits lehrte sie, daß ihr Ausscheiden aus dem Reichsrath keine Lücke zurücklassen werde, daß sie nicht unentbehrlich seien, um die Reichsrathsmaschine im Gang zu erhalten. Die Regierung unterhandelte, aber sie mußte nicht mehr unterhandeln, um sich stark zu machen, sie konnte unterhandeln, weil sie stark war. Die früheren Regierungen waren fast als Bittende an die Polen herangetreten; an der Hand des Nothwahlgesetzes war die gegenwärtige Regierung in der Lage, die Polen an sich herankommen zu lassen und je nach Umständen zu gewähren oder abzuschlagen.

Denn das letzte Wort mit und an Galizien ist sicher noch nicht gesprochen. Was die Polen verlangen werden, vermag wohl noch niemand zu sagen; daß man ihnen etwas geben wird, leidet keinen Zweifel. Das österreichische Verfassungsrecht schließt von vornherein keine Forderung aus, die sich auf dem Boden des Verfassungsrechtes geltend macht. Die Polen sitzen im Reichsrath. Sie mögen sich mit besonderen Wünschen, Ansprüchen oder Forderungen tragen — es wird ihnen unverwehrt sein, damit hervorzutreten, und der Reichsrath würde unklug handeln, wenn er ihnen nicht billige und freundliche Rücksicht entgegenbrächte. Mit der reinen Verneinung war keine Verständigung denkbar, außerhalb der bloßen Negation ist die Verständigung wenigstens möglich, und schon jetzt dürften die Polen allen Grund haben überzeugt zu sein, daß Regierung und Verfassungspartei mit Eifer die Hand erfassen werden, die sie ehrlich herüberreichen.

**A. Weise.**

---

## Literatur und Kunst.

### Winter im Gebirg.

Verklungen sind die holden Schwüre,
Die hier gar oft der Mond belauscht,
Statt Flüstern vor der Kammerthüre,
Ist's nur der Brunnen, der da rauscht.
Wo keine Schöne kalt geblieben,
Ward ihr gebracht ein Edelweis,
Wo wir den Kahn an's Land getrieben,
Knarrt nächtlich aufgeschreckt das Eis.

Und auch die Felder sind gefroren,
Der Wald, in dem man sich erging,
Wo man im Pfänderspiel verloren,
Und einen Kuß dafür empfing;
Der Schnee bedeckt die Spur der Kohlen
Wo Freudenfeuer hell geglüht,
Wo Primeln und wo Bergviolen
Am schönsten Busen einst geblüht.

Der Frühling wird sie wieder bringen;
Bald tost der Föhn und löst den Schnee,
Nur Dich hört niemals wieder singen
Das Felsthal und der grüne See.
In dieser Berge dunklem Rahmen
Wie schienst Du hell das Bild dazu!
Ihr Echo ruft mir Deinen Namen,
Sonst aber sind sie still wie Du.

Und auch wie Du vom Lilienkleide
In tiefem Schlummer zugedeckt,
So fern der Welt und allem Leide,
Von keinem Lebenshauch geweckt.
Nur Etwas schwebt wie sanfte Klage
Um diese Höh'n, so still und rein,
Sie schließen meine schönsten Tage
Die Rosen meiner Jugend ein.

**Hermann Lingg.**

---

### Der Criminalroman und das Zeitalter des Modernen.

Von **Adolf Rutenberg.**

Die Untersuchung, worin das eigentliche Wesen des Criminalromans bestehe und wodurch die große Anziehungskraft, die er auf den gebildeten Leserkreis ausübt, gerechtfertigt werde, ist nicht ohne Schwierigkeit und — wie wir zu unserm Bedauern gestehen müssen — nicht ohne Bedenken. Denn es hat wohl noch kein Erzeugniß der zeitgenössischen Literatur die ihm erwiesenen Ehren so wenig verdient, und seinen Ruf als par-force-Mittel der Unterhaltung so sehr nur durch den trügerischen Charakter bestechender Aeußerlichkeit er-

Digitized by Google

worden, wie der Criminalroman, d. h. der Roman, der das Verbrechen und die Verbrecher zum Gegenstande hat. Die Schwierigkeit der Untersuchung aber liegt in der von der Kritik streng geforderten, von einer wohlwollenden Schaar literarischer Optimisten gern vereitelten Scheidung zwischen der wennschon nicht ganz correct ästhetischen, doch entschieden poetischen Form des Romans und der entschieden unpoetischen, vielmehr grenzenlos prosaischen und philiströsen Afterform des Criminalromans.

Diese Scheidung, sagen wir, ist von der Kritik gefordert. Das kritische Urtheil darf sich durch kein noch so freundliches Kopfnicken des großen Publicums beeinflussen lassen. Es muß die Grenzen, die in der Literatur, wie auf allen geistigen Gebieten zwischen Beruf und Charlatanismus bestehen, gegen alle Angriffe, mögen dieselben von einer Seite kommen, von welcher sie wollen, mit dem Bewußtsein der großen Verantwortung bekämpfen, welche das Bewachen der geistigen Schätze eines Volkes nothwendig macht. Diejenige Erscheinung aber, die unter dem Namen des Criminalromans sich Eingang in die Kreise der berufenen Notabeln zu verschaffen sucht, ist gerade deswegen ein so gefährlicher Gegner, weil hier das Echte mit dem Unechten in wunderbarer kaleidoskopischer Manier vermischt ist.

Es ist ein uraltes Vorurtheil, auf das sich die äußerliche Anziehungskraft des Criminalromans gründet. Das Verbrechen, die einseitige Auflehnung des individuellen Willens gegen den Willen der Allgemeinheit, hat stets für ein Zeichen großer persönlicher, wenn auch zügelloser Kraft gegolten. Der Ausdruck: „stark" (fort) wird noch heutzutage, zum wenigsten im Criminalroman für ein specielles, höchst schmeichelhaftes Attribut desjenigen Menschen angesehen, der sich mit der strengen Gesetzesvorschrift in Collision setzt, ohne sich um die Meinung seiner Nebenmenschen zu kümmern und ohne, selbst vor dem gestrengen Antlitz der Justitia in seiner Geistesruhe und Sicherheit wesentlich beeinträchtigt zu werden. Wer wollte leugnen, daß dieses Vorurtheil, wenn auch entfernt mit der Wahrheit zusammenhängt? Wer wollte dem Verbrechen einen gewissen ästhetischen Reiz abstreiten? Wer wollte sich gegen die Erkenntniß verschließen, daß eine einzige That, selbst wenn ihr von der richtenden Mitwelt der Charakter des Verbrecherischen nicht abgesprochen werden konnte, der Menschheit oft mehr Nutzen gebracht, als hundert und tausend Moralpredigten unthätiger Tugendhelden; ja wer wüßte nicht, daß im eigentlichen Sinne die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts, die eifrigsten Beförderer der Wahrheit, die Verfechter des Rechts und der Vernunft, die Verbreiter von Licht und Aufklärung in den Augen ihrer Zeitgenossen nicht selten die größten Verbrecher gewesen und im blinden Eifer grausamer Gerechtigkeitsliebe mit den härtesten und gewaltsamsten Strafen belegt worden sind?

Abgesehen indessen von den großen historischen Verbrechen, deren tragische Schicksalsgewaltigkeit ihre Urheber an die Spitze der großen dramatischen Heldenreihe stellt, welche in Kunst und Literatur den ersten Platz einnimmt, abgesehen, sage ich, von dem heroischen Interesse, welches jede That, die das Wohl der Menschheit in irgend einem Punkte fördert, berechtigterweise einflößen muß, selbst wenn diese That contra jus et legem geschehen ist, hat jene Meinung von der Kraft, die zur Ausführung eines Verbrechens gehöre, insofern sie sich auf das gemeine sociale Verbrechen bezieht, doch auch eine sehr bedenkliche Seite. Man pflegt dabei zu übersehen, daß die Kraft zum Negativen natürlicherweise um so viel größer erscheinen muß, als die positive Willenskraft des ehrlichen Menschen, weil sie sich den langen und langsamen Weg des Rechts und der Ordnung erspart und nur sprungweise oder auf Schleichwegen, stets aber gegen die Ordnung, störend und vernichtend, wirkt und weil sie außerdem durch eine Leidenschaft getrieben wird, die, wenn sie allgemein würde, bald den Bau eines ganzen Staates zertrümmern würde. Bei fortschreitender Erkenntniß wird sich daher das Interesse von der destructiven Wirksamkeit des verbrecherischen Elements mehr und mehr zu einem pathologischen oder anatomischen gestalten. In dieser Hinsicht ist allerdings das Verbrechen von einer sehr entschiedenen, positiven Bedeutung. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß in keiner andern Sphäre der menschlichen Handlungen die innersten Gedanken des Menschen, die verborgensten Regungen seines Herzens so klar, in so unverfälschter oder, sagen wir, ursprünglicher, primitiver Fassung zu Tage treten, wie in denjenigen Willensäußerungen, die sich als eine Zuwiderhandlung gegen den Willen der Allgemeinheit ausweisen. Die Opposition gegen das, was die Mehrheit will, was die Vernunft und die gesellschaftliche Ordnung erheischt, ist uns nicht deswegen interessant, weil wir sie für einen Ausdruck von Selbständigkeit oder Charakterstärke halten, sondern weil eine Saite in uns mit dieser Opposition gleich klingt, weil wir empfinden: auch wir haben einmal auf dem Kreuzweg der Versuchung gestanden, auch an uns ist die Sünde in verlockender Gestalt, mit dem Lächeln der Verheißung auf den Lippen, herangetreten, und weil wir uns gleichzeitig gestehen müssen, daß wir der Versuchung weniger aus absoluter Tugendhaftigkeit widerstanden, als weil wir noch zu rechter Zeit in unsrer Vernunft den richtigen Regulator für ein vorübergehendes Gelüsten unsres Herzens fanden. Immerhin aber bleibt es für uns wichtig zu wissen, wohin die Consequenz des verbrecherischen Gedankens führt, wie der Weg aussieht, den der Mensch von der Tugend zum Laster und von diesem zum Verbrechen zurückzulegen hat. Denn, wenn auch der auf diesen Weg Verirrte nicht selten bis zum Thiere herabsinkt, ja in seiner raffinirten Wüstheit und seelischen Verwilderung schlimmer wird als ein Thier, ärger mordet als der Tiger, eine teuflische Lust an der Schandthat empfindet, die dem vernunftlosen Geschöpf fremd ist, so finden wir doch auch gerade wieder in dieser Steigerung der Kraft zum Bösen die unentbehrlichen Elemente zur Erforschung der innersten Tiefen des menschlichen Gemüths und zur Auffindung heilbarer Ursachen der moralischen Verwahrlosung ganzer Classen der menschlichen Gesellschaft.

Es ist hiernach klar, daß eine Literatur, welche sich, wenn nicht ausschließlich, doch vorwiegend mit der Darstellung des Verbrechens, seiner Entstehung, seines Verlaufs, seiner Entdeckung beschäftigt, entweder rein kritisch verfahren — Criminalliteratur im engern juristischen Sinne — oder, wenn sie sich auf das belletristische Gebiet begibt, die dramatische Methode wählen muß, weil nur diese die nöthige Gelegenheit gewährt, die menschliche Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu überraschen, und gleichzeitig einen genügenden Schutz gegen die Benutzung gemeiner und widernatürlicher Stoffe bietet. Ein solcher Schutz ist leider in derjenigen Form der schreibenden Kunst, die wir Roman oder Novelle oder schlechthin Erzählung nennen, nicht enthalten. Erst durch die größere Verbreitung der Romandichtung und das derselben gewidmete allgemeine Interesse gelangte auch das criminelle Element zu größerer Herrschaft und Anerkennung. In dem Roman fand es einen Boden, auf dem schlechthin alles gedieh und Früchte trug, was nur jemals in dem dunkelsten Winkel der verworfensten Verbrecherseele zur Erscheinung gekommen war, ja was selbst diese Erscheinung gescheut hatte, und nur in der krankhaft verworrenen Phantasie eines einzelnen selbstquälerischen Menschen sein spukhaftes Dasein trieb. Der Roman öffnete die literarischen Pforten selbst der Beschreibung — um nicht zu sagen künstlerischen Wiedergabe — der crassen Gemeinheit, der widernatürlichen Unzucht, der Entfaltung und Verwirklichung von Leidenschaften, die nicht nur gegen die gesetzliche, sondern, was schlimmer ist, auch gegen die moralische Ordnung der Dinge verstießen.

Man war bisher — ehe die bezeichnete Sorte von Criminalromanen auftauchte — der Ansicht, daß das Verbrechen, ehe es Zutritt zu der sancrosancten Stätte freier Geistesschöpfungen erhalten könne, sich wenigstens von jenem gröbsten Schmutz zu reinigen habe, welcher die Sinnesorgane des Menschen beleidigt. Den revolutionären Bewegungen der modernen Romanliteratur ist es gelungen, selbst diese formale Scheidewand zwischen dem reinen ästhetischen Genuß und dem Genuß, der auf Erregung von Ekel und Widerwillen basirt ist, einzureißen und jenen Orgien der Phantasie, denen man sich in früheren weniger aufgeklärten Zeiten nur hinter verschlossenen Thüren zu ergeben wagte, eine offene literarische Freistatt zu verschaffen.

Beeilen wir uns hinzuzusetzen, daß die deutsche Literatur bisher noch — mit einer einzigen offenkundigen Ausnahme — eine ziemlich strenge Quarantäne gegen die von der Pest des raffinirtesten Sinneskitzels inficirte geistige Production oder richtiger Prostitution ausgeübt hat, wogegen freilich das deutsche Publicum, in seiner bekannten kosmopolitischen Unbefangenheit, dem transvogesischen Fabricat der bezeichneten Art eine im Lande seiner Entstehung wohl kaum erwartete günstige Aufnahme bereitet hat.

Digitized by Google

Der deutsche Autor, dem gleiche französische Sünden gegen den heiligen Geist der Keuschheit und Zucht in literis zur Last fallen, der sich nicht entblödet hat, gleich dem gemeinsten Sklaven der Sinnenlüste den Götzendienst seiner Astermuse als puren Appollinischen Götterklang auszugeben, und der trotz der confiscirten Art seines schlammigen Stils und seiner breiartigen Dialektik noch heute, nachdem er sich selbst und sein ganzes Evangelium an den Pranger gestellt hat, von vielen Literaturfreunden als ein gern gesehener Gast auf unserem heimathlichen Boden begrüßt wird, dieser deutschschreibende Autor ist allerdings von Geburt und Herkommen ein Slave. Nicht nur sein Name Sacher-Masoch kennzeichnet ihn als einen solchen, sondern auch seine Denk- und Sinnesweise, der fast auf jeder Seite seiner Schriftwerke der Stempel des Knechtischen, Niedrigen, Leibeigenen aufgedrückt ist. Da er indessen, anfangs durch schlau verhüllte Sentimentalität und einen Anflug von Mysticismus, später durch hofmännische Eleganz und Arroganz einen gewissen Platz in der deutschen Literatur usurpirt hat, so dürfte seine Auszeichnung an dieser Stelle nicht ungerechtfertigt sein. Der Schwerpunkt der Sacher-Masoch'schen Darstellungsmethode liegt gerade in der charlatanistischen Art, womit er es versteht, das Urtheil des Publicums über Schön und Unschön, Erlaubt und Verboten, Geschmackvoll und Fade in eine solche Verwirrung zu bringen, daß es selbst dem gewiegten Kritiker schwer wird, an einzelnen Stellen der Darstellung zu unterscheiden, ob dieselben ernst gemeint seien oder ob der Autor nur auf eine Carnevalsbelustigung der Phantasie abziele. Bei einem der renommirtesten Sacher-Masoch'schen Machwerke, bei der „Venus im Pelz" ist es dagegen auch dem blödesten Auge leicht, unter der falschen Schminke des Verfassers den Blasphemanten zu erkennen. So schreibt und denkt nur eine Natur, welcher jeder freie Flug des Gedankens, jedes Emporstreben des menschlichen Ich aus den Fesseln sklavischer Begierden, ja selbst die Sehnsucht nach einer reineren Atmosphäre als der des ekelhaftesten Parfüms, versagt ist. Die Auffassung, welche Jemand von der Bestimmung und Natur des Weibes hat, ist stets höchst bezeichnend für seinen Charakter, besonders wenn dieser jemand ein Schöngeist und Schriftsteller ist. Bei dem Verfasser der „Venus im Pelz" finden wir eine im schlechtesten Sinne criminalistische Auffassung der weiblichen Mission, eine Auffassung, deren sich kein habitué der Bagnos, kein auf Lebenszeit an die Galeere der Gemeinheit und Unzüchtigkeit gekettetes Individuum zu schämen hätte. Nur unter Controle gesetzte Geister empfinden so; nur einer unfreien Seele ist es möglich, sich an dem Phantasiebilde einer schönen Frau im Pelz, die den nackten Rücken ihres gefesselten Liebhabers geißelt, zu ergötzen; nur einem in der Sphäre geistiger Sünden großgewordenen, einem im höheren Sinne verbrecherischen Talente war es möglich, dergleichen Bilder auszudenken und sie mit einer höchst charakteristischen Umständlichkeit und Ausführlichkeit zu Papier zu bringen.

Es ist eine mit der allgemeinen Richtung des Zeitgeistes verwandte Erscheinung, daß sich die literarische Darstellung der innern Plastik des Geistes zuzuwenden beginnt, es sich zur Aufgabe macht, die leidenschaftlichen Wallungen des Gemüths, die Erregungen des Herzens nicht mehr einfach zu benennen und allenfalls den Grund ihrer Entstehung, die Macht ihrer Wirkungen zu beschreiben, sondern gleichzeitig ein detaillirtes Bild der organischen Entwicklung unserer Innenvorgänge zu geben, welches viel Aehnlichkeit mit der plastischen Nachbildung gewisser Intestina des menschlichen Körpers hat. Wie in der körperlichen Anatomie, zeigt sich auch bei dem gleichen auf das Gebiet des Geistes übertragenen Verfahren, daß sich ein sehr wesentliches Interesse den krankhaften Erscheinungen, den Verbildungen und Abnormitäten zuwendet. In der guten alten romantischen Zeit, wo ein E. T. A. Hoffmann seine „Nachtstücke", sein „Fräulein von Scuderi" schrieb, begnügte man sich mit der thatsächlichen Aufstellung einer lapidarischen Verbrecherfigur, deren riesenmäßige Unthaten als etwas Unvermeidliches hingenommen und außerdem in einen gewissen poetisch-zauberhaften Dunstnebel eingehüllt wurden. Ein Verbrecher wie der Juwelier Cardillac, der die Leute dutzendweis mordet, um ihnen die aus seiner Werkstatt hervorgegangenen Schmucksachen mit kostbaren Steinen wieder abzunehmen, ein solcher im Wahnsinn der „Manie" befangene Mensch, der unwillkürlich an den rindertödtenden Ajax des Aeschylus erinnert, ist und bleibt ein Unicum. Seine Thaten sind die kolossalen Auswüchse einer gehirntollen Natur, die nach menschlicher Berechnung nicht in das Zuchthaus oder auf das Schaffot, sondern in die Zwangsjacke des Irren gehört.

Auch die viel mannichfaltigeren, mit socialen Elementen stark durchsetzten Schilderungen des pariser Verbrecherthums, welche Eugène Sue mit so vollendeter Kunst der Realistik in seinen „Geheimnissen von Paris" gegeben hat, haben noch stark romantischen Charakter. Eine einzige Figur, wie die Rudolfs, des mysteriösen Großherzogs von Gerolstein, der, gleich einem Gott, durch die Welt schreitet, um die Bösen zu bestrafen und die Guten zu belohnen, nebenbei auch um das räthselhafteste menschliche Wesen „Marienblume", diesen Engel in Menschengestalt, mitten aus dem tiefsten Schlamm der socialen pariser Kloaken hervorzuziehen und sie sofort in die feinsten Salons seines fürstlichen Palastes zu versetzen; dieser fabelhafte Held eines imaginären Ritterthums, der heut mit dem Schuri-Man Freundschaft schließt, morgen in einem scheußlichen Keller, wohin ihn seine wagehalsige Abenteuerlichkeit geführt hat, sein Leben gegen eine halbe Million echter pariser Ratten vertheidigen muß, und der dann wenige Stunden später in einer Soiree bei Hofe mit dem unübertrefflichen Anstande eines Prinzen von Geblüt den Cotillon commandirt und die Herzen sämmtlicher Damen der ersten Aristokratie der Welt mit seinen welterobernden Blicken in Flammen setzt, eine solch excentrische Romanfigur überhebt uns jeder eingehenden Kritik. Der romantischen Zeit mochte sie imponiren; an dem heutigen kühler denkenden, schwerer zu entzündenden Zeitalter schwebt sie gleich einem Brockengespenst der Unnatur vorüber, das wir höchstens aus der Ferne anstaunen, ohne es der Mühe für werth zu halten, uns in eine Analyse seiner Existenzberechtigung einzulassen. Und nach diesem kolossalen Maßstabe sind alle übrigen Charaktere der „Geheimnisse", insbesondere auch die eigentlichen Bösewichter, gezeichnet. Da ist der „Schulmeister", der, wenn er gut bezahlt wird, vor keinem Verbrechen zurückscheut, und sollte er seinen eigenen Sohn ermorden; da ist eine alte einäugige Hexe, das Prototyp des pariser Megärenthums, die mit ihren boshaften Rathschlägen selbst die Seele des „Schulmeisters" noch zu vergiften im Stande ist; da ist endlich die moralisch noch ungeheuerlichere Gestalt eines Notars Ferrand, der unter dem äußern Schein des bis zur Peinlichkeit gewissenhaften Geschäftsmanns maßlose Leidenschaften und die Herzenshärte eines Unmenschen verbirgt; ein würdiger Vorgänger Clubins, des schurkischen Ehrenmanns aus Victor Hugos „Meerarbeitern", bei dem gleichfalls Redlichkeit und Geschäftstreue bis zur Pedanterie ausgebildet sind, der aber nebenbei seit frühester Jugend die geheime Absicht hegt, einen einzigen großen Schurkenstreich auszuführen, bei dem er mehr gewinnen will als andere bei zwanzig und wobei er doch keine Gefahr der Entdeckung läuft.

Solche „unmöglichen" Charaktere vermögen die Phantasie der heutigen Welt nachhaltig nicht mehr zu interessiren; die schattenhafte Berührung, die wir von ihnen empfangen, steht durchaus in keinem Verhältniß zu dem dichterischen Aufwande, welcher erforderlich war, um ihnen in der Erscheinungswelt wenigstens eine vorübergehende Existenz zu verschaffen. Auf einem ganz andern Terrain befinden wir uns, wenn uns, wie in dem O. Feuillet'schen Roman „Mr. de Camors" oder in den Belot'schen: „la femme de feu", „Mademoiselle Giraud ma femme" oder im „le cas de Mr. Guérin" von Ed. About, thatsächliche Vorgänge des Natur- und Sittenlebens unterbreitet werden, welche durch ihren scandalösen Charakter geeignet sind, die ganze Welt unserer Gefühle in den furchtbarsten Aufruhr zu versetzen, deren Darstellung aber gleichzeitig einen so bestrickenden Zauber auf unsre Sinne und Phantasie ausübt, daß selbst das Urtheil, dieser unermüdliche Regulator aller Sünden unsres geistigen Organismus, sich gegen den süßen einschmeichelnden Reiz der giftigschönen Farbentöne nur zu schützen weiß, indem es sich, gleich dem irrfahrenden Odysseus, an den Mastbaum festbinden und während der Fahrt die alten mürbe gewordenen Stricke stets durch neue ersetzen läßt.

Ja, es liegt ein höchst gefährlicher Zauber, eine ganze Welt sinnlicher Verführung in jenen französischen Romanen, die keineswegs Criminalromane im ordinären Sinne des Wortes sind, deren

Digitized by Google

Grundtendenz aber trotz ihrer galanten Formen verbrecherischer ist, einen wilderen Impuls gegen das ganze Gebäude der sittlichen Welt enthält, als alle Ritter- und Räuberromane dieses und des vorigen Jahrhunderts zusammengenommen. Wo das Verbrechen in seiner nackten Gestalt, mit sinnlicher Grausamkeit und brutaler Gewalt auftritt, da ist es nicht schwer, sich gegen dasselbe und seine moralischen Consequenzen zu schützen. Ehe sich ein gebildeter Mensch dazu entschließt, eine Diebeslaterne und Brechstange in die Hand zu nehmen und den Geldschrank seines reichen Nachbars zu erbrechen, um sich selber aus der Noth zu helfen, hat er eine ungeheure Scala sittlichen Verfalls durchzumachen, und er wird sicher auf der einen oder andern Stufe Gelegenheit finden, Halt zu machen und sich die Sache noch einmal zu überlegen. Am allerwenigsten wird für diesen Entschluß die Lectüre von Romanen maßgebend sein, in denen der Diebstahl glorificirt und der Dieb als eine Art radicaler Socialdemokrat, als der Vorkämpfer einer neuen auf ein allgemeines gegenseitiges Bestehlen hinausgehenden praktischen Philosophie gepriesen wird. Etwas ganz anderes ist es mit jenen Verbrechen, welche das eheliche Leben oder das specielle Verhältniß beider Geschlechter berühren. Diese Verbrechen, in deren Hintergrund der Dichter uns stets das große, so oft mißbrauchte Wort: „Liebe" zeigt, haben einen ganz andern intimen Charakter, der ihre Be- und Verurtheilung in den meisten Fällen der richterlichen Competenz entzieht. Sie werden innerhalb eines gegen die Außenwelt mit einer ehernen Mauer verwahrten Mikrokosmus vollzogen, und doch sind sie es gerade, welche die innerste Natur des Menschen am meisten erschüttern, und die gerade deswegen, weil es so selten gelingt, sie vor den weltlichen Richter zu bringen, die furchtbarsten Verheerungen in der moralischen Welt anrichten und Strafen auf das Gewissen des Individuums häufen, mit denen verglichen die gewöhnlichen gesetzlichen Strafen leichte Uebel, ja Wohlthaten für das schuldbeladene Gemüth sind.

Wenn eine Frau ihren nicht geliebten Mann langsam am Gifte der Eifersucht sterben läßt, um ihren Liebhaber zu heirathen, so ist das, so selten es im wirklichen Leben vorkommen mag, doch nichts Widernatürliches; es kann vielmehr in einem solchen Verfahren sich eine gewisse Art diabolischer Hoheit ausdrücken, welche einem guten ästhetischen Effect sehr nahe kommt. Wenn aber dieselbe Frau ihren viel älteren Mann, den sie nur aus Speculation geheirathet hat, durch ein bekanntes Pflanzengift, das sie ihm täglich in die Suppe mischt, langsam hinsterben läßt, so liegt hierin zwar eine geringere Grausamkeit, eine mindere Herzenshärtigkeit als in dem ersten Fall, aber der Effect ist ganz unästhetisch, es ist Mord der niedrigsten Art, und wir können uns für das Verfahren der Frau nur aus criminalistischen Gründen interessiren.

Es gibt nun aber ferner auf demselben Gebiete, auf welchem Ehebruch und Verführung die beliebtesten Romanstoffe darstellen, gewisse selbst von der medicinischen Wissenschaft mit Vorsicht und Delicatesse behandelte Räthsel der menschlichen Natur. Ein Schriftsteller, der der Versuchung nicht widerstehen kann, diese zum Theil noch ungelösten Probleme des geheimsten Naturlebens in den Rayon der Belletristik zu ziehen und thatsächliche Vorgänge, die nur in der reinen Atmosphäre der Wissenschaft dem menschlichen Wahrnehmungsvermögen erträglich sind, im trüben Dämmerlicht romantischer Paraphrase sich wiederspiegeln zu lassen, ein solcher erklärter Apostat des Sittengesetzes darf nicht auf die Verzeihung oder Zulässigkeitserklärung der Kritik rechnen, denn seine Darstellungen haben mit dem Wesen und Streben des Geisteslebens der Menschheit nichts Gemeinschaftliches.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Eine Gabe zum Hermanns-Denkmal.

Der Ritter aber tappte
Im Dunkel lang umher,
Hin durch die Gänge klappte
Sein Sporntritt dumpf und schwer.

Wird das Hermannsdenkmal in diesem Jahre noch fertig oder bleibt es vorläufig noch „Piedestal", auf diese Frage wußte mir in Göttingen niemand Antwort zu geben, die Zeitungen aber widersprachen sich oder schwiegen. Mein engländischer Nachbar war mit Baedekers und Tacitus' Germania ausgerüstet im Lippe'schen gewesen und erzählte, als er wiederkam, er habe die Angaben beider Autoren bestätigt gefunden, doch paßte auf Lippe in den meisten Fällen die Beschreibung des Tacitus noch besser als Baedeker; vom Hermann aber habe er keine Zehe zu Gesicht bekommen, und das Piedestal halte noch immer mit deutscher Geduld allen Sturmwinden und allem Spott gegenüber Stand. Diese Auskunft war nichts weniger als verlockend, ich vertraute indessen darauf, daß an dem dumpfen Gerüchte, der Hermann werde aufgerichtet, doch etwas Wahres sein müsse, und beschloß kurz und gut mit eignen Augen der Sache auf den Grund zu kommen. Mit dem Courierzuge ist Lippe bekanntlich von keiner Seite her beizukommen; dies lag aber auch am allerwenigsten in meiner Absicht, ich liebe eine primitivere Art des Reisens: ich ging zu Fuß. Am 28. September setzte ich über die Weser und tauchte in den Reinhardswald ein, am folgenden Tage an der Diemel wieder auf, und gelangte, halb gefahren halb gegangen am letzten Tage des September durch's Paderborn'sche nach der Stadt von Grabbe und Freiligrath. Die Detmolder spielen immer noch viel Solo und Mariage, stellenweise auch schon Skat, und trinken ein gutes Bier und guten alten Korn und wenn man sie nach der Politik fragt, so sagen sie nur: Senator Hausmann! und spielen weiter, aber sie dürfen jetzt Hasen schießen, und ein Stück von einem freien Hasen hatte ich zum Abendessen.

Früh am 1. October stieg ich zur Grotenburg hinauf, der noch nicht ganz der Sonne gewichene Nebel stimmte zur Beschaulichkeit. Wie schön wäre es, dachte ich und machte vorsichtig das Thor des ersten Wildgatters wieder zu, wenn der Hermann, nachdem er so lange auf seine Enthüllung hat warten müssen, es nun auch zu etwas Rechtem brächte. Wenn er nun wirklich erst oben steht, so steht er in einem dreifachen Cordon von fürstlich Lippe'schen Wildgehegen, und wenn der erste Einweihungsjubel vorbei ist, so kommt kein Mensch mehr zu ihm, nur die paderborner und mindener Gymnasiasten ersehen ihn als Ziel für ihre Turnfahrten und singen dazu das schöne Lied:

Als die Römer frech geworden ꝛc.

„Könnten wir nicht", fuhr ich fort und trat in den Hünenring ein, „dem Fürsten Leopold seine Quadratmeilen abkaufen, das Regieren macht ihm der Hausmann doch zu sauer, und sie dem Hermann als Temenos stiften? Wir erklärten das Land mit allem Wald und allen Bierbrauereien für heilig, Detmold würde unser Olympia und führte fortan seinen Namen mit Recht, alle deutschen Schützen, Turner, Sänger, Realschuldirectoren u. s. w. würden hier tagen, wir kauften die Walhalla und das Wagnertheater, rückten sie zusammen und verbänden sie durch einen großen Methsaal, in dem der Pschorr den Ausschank übernähme, die deutschen Alterthumsmuseen und Nationalgalerien fänden hier Platz, auf jeder der umliegenden Höhen würde eine Germania auf der Wacht postirt, und den noch übrigen Raum füllten wir mit den Friedenseichen an, die wir aus allen Städten und Dörfern zwischen Maas und Memel zusammenholten. Und in diesem heiligen Eichenhaine siedelten wir für einen Bruchtheil unsrer Milliarden alle deutschen Barden an, und dann singe, wem Gesang gegeben"! Der Berg war nicht hoch genug, um den letzten Gedanken voll auszudenken, der Nebel war einem hellen Sonnenschein gewichen, so daß ich den ganzen Gipfel auf einmal überschauen konnte. Der Unterbau stand noch leer, aber ein kolossales Holzgerüste kletterte an ihm hinauf und ragte hoch über ihn in die Luft hinaus, noch veränderter aber war das Bild, welches der sonst so stille fichtenumrahmte Abhang an seinem Fuße darbot. Da lagen die mächtigen Eisencylinder, die das Eingeweide des Riesen bilden sollen, weiter unten stand ein Pferch, und drinnen lag er selbst, aber nicht

κεῖτο μέγας μεγαλωστί

sondern auf kleinem Rasenplatze waren die gigantischen Glieder und Waffen aufeinandergestapelt, es sah aus wie im Magazin eines Eisenhändlers. Nicht weit davon aber stand ein Blockhaus, im offenen Flur arbeitete der Mann, der ihn erdacht und gemacht. Bandel war bei besonders guter Laune, mit süddeutscher Lebhaftigkeit erzählte er, wie er keine Arbeiter finden könne, obwohl es ihm a

Digitized by Google

Gelde nicht fehle, nur zur Vergoldung des Schwertes bedürfe er noch einer Kleinigkeit, und wenn es nach seinem Willen ginge, müsse der ganze Berg mit Fichten bepflanzt werden, da die Buchen doch nicht fortkämen. Doch ich hoffe, im nächsten Jahre, wenn er sein Werk gethan hat, wird er dem Schicksale interviewed zu werden, nicht entgehen. „Nehmen Sie von den Sachen da etwas mit hinunter," rief er dem Castellan zu, als ich schied, und wies dabei auf eine ziemlich umfangreiche Kiste hin, unter deren halbgeöffnetem Deckel gelbe Bücherumschläge neugierig hervorzugucken schienen. Während ich im Gasthause mich in ein Frühstück und das von sehr geringem Besuche zeugende Fremdenbuch vertiefte, trat der Castellan herein und unterbrach meine statistischen Betrachtungen; mit beiden Armen trug er einen großen Packen jener gelben Büchlein und entlud sich ihrer mit den Worten: „Stück für Stück 5 Groschen! Der Graf meinte freilich, zehn wären nicht zu viel, aber Herr von Bandel sagt, fünf wären gerade genug." Ich griff hastig in die gelbe Fluth und zog ein Exemplar heraus, auf dem Umschlage stand:

Sagen und Bilder

von

Moritz Grafen zu Bentheim-Tecklenburg.

Gabe zum Hermanns-Denkmal.

Dieser Titel und zwei Verse, die ich in der Eile las, bestimmten mich, das Büchlein meiner Marschbibliothek einzuverleiben, so schwer ich auch schon bepackt war. „Der Anfang zum Bardenhaine wäre also gemacht", sagte ich, als ich langsam zur Dörenschlucht hinabstieg, und zwar schon seit geraumer Zeit, denn das Büchlein ist gedruckt 1847; schade, daß davon so wenig dem Publicum bekannt ist, das Beispiel verdiente Nachahmung!" Und als ich nun weiter ging durch die einsame Scene und die Ausläufer des Teutoburger Waldes, da nahm ich das Büchlein hervor, erst mit gelindem Schauer, wie er einen beim Anblick einer Gedichtssammlung zu befallen pflegt, allmählich aber mit immer steigendem Vergnügen, und las es durch von S. 1 bis S. 241, nicht einmal, sondern vielemale, und grämte mich, daß es nicht noch mehr Seiten hatte, und als ich endlich wieder nach Göttingen kam, zeigte ich es der Georgia Augusta. Die Georgia Augusta aber schlug im Koberstein nach und sagte: „Es ist nicht classisch", und sah dann im Prüfungsreglement nach und sagte: „Es ist nicht erforderlich", und damit war es bei der Georgia Augusta abgethan. Mir aber diente das Büchlein fortan als Trösteinsamkeit, und in dieser Eigenschaft, zugleich aber auch, um lesendes sowohl wie dichtendes Publicum für die Idee eines unter dem Schutze des Hermann anzulegenden deutschen Dichterwaldes anzuregen, halte ich es für heilige Pflicht, das Buch durch Wort und Probe etwas bekannter zu machen.

„Sagen und Bilder" nennt der Graf seine Gabe, fast zu bescheiden, denn er gibt auch Reflexionslyrik, allein sie verschwindet unter den anderen Stoffen. Ebenso treten auch andere Versarten numerisch bei weitem hinter den echt nationalen Vers von 4 gereimten Zeilen zurück, so daß der Graf, wenn er seine Gabe von der Form hätte benennen wollen, die Bezeichnung „Knüppelverse" ohne Zweifel gewählt haben würde. In dieser für Balladen eigens geschaffenen Form behandelt der Dichter seine epischen Stoffe, die mit einer einzigen Ausnahme, wo er nämlich auf die Marabujagd in Java geht oder gehen läßt, alle jener guten alten Zeit entnommen sind, wo die Kreuzzüge geschahen bis hinauf in das graue Alterthum, wo die Tecklenburg gegründet wurde. Turniere, Entführungen, ab und an ein Wunder oder eine Hexe verbrannt, das sind die Bilder, welche der Graf in den unscheinbaren Rahmen des Knüppelverses einfaßt. Wenn so die Stoffe uns meist durch jahrelange Bekanntschaft anheimeln, hat doch die Ausführung den ganzen Reiz überraschender Neuheit. So bedient er sich nicht der seit Homer geläufigen Gleichnisse vom „Wandrer, der eine Schlange gesehen hat", oder vom „Eber, der seine Hauer wetzt", sondern als sinniger Naturbetrachter findet er ganz neue Bilder. So sagt er von der Hermannsschlacht (S. 99):

„Viel Edle aus der Römerstadt Umringten ihn in Menge
So wie der Baum zeigt Blatt an Blatt Ward bald man handgemenge".

Etwas variirt hören wir das Bild wieder (S. 109)

„Wie am Frühlingsbaum die Sprossen Sich entwickeln tausendfach,
So ward rings auch ausgestoßen Ein vertausendfachtes Ach!"

Oft wird das Bild durch einen äußerst glücklichen Reim gehoben (S. 4):

„Denn der vom Strande Albions Hob Jeden aus dem Sattel
Und warf ihn nieder in den Sand Wie wohl der Sturm die Dattel".

Kolossal wie die Tropenvegetation ist der Vergleich in der „Jagd auf Java" (S. 149):

„Ein Tiger hängt im Grimme Am Halse wie ein Schloß,
Mit lauter Donnerstimme Brüllt das Rhinoceros".

Wo er sich aber der durch jahrtausendelangen Gebrauch geheiligten Bilder bedient, weiß er ihnen durch einen unmerklichen Zusatz den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Wie neu schaut uns z. B. ein alter Bekannter an (S. 98):

„Des Römers Stolz und Uebermuth Gab deutschem Volk Gesetze,
Durchzog das Land gleich einer Fluth, Schuf üb'rall feste Plätze",

wenn dem Dichter hier nicht vielleicht die Worte der Genesis vorgeschwebt haben: „Es sammle sich das Wasser an besondre Oerter, daß man das Trockne sehen kann".

Ganz ohne Gleichen ist aber z. B. (S. 225):

„Und näher, eine Riesenschlange, Dem Ritterhäuflein im Palast,
Erscheint im rachedurst'gen Gange Der Keil der Feinde, zornerfaßt";

oder ist jemals besser der Temperaturwechsel der jungen Liebe versinnbildlicht als (S. 136):

„Zum Beispiel, daß sie die Letzte Von ihres Hauses Stamm,
Was ihn in Flammen setzte, Daß er in Freuden schwamm";

oder jemals ein größerer Gedankenreichthum in vier arme Zeilen zusammengedrängt als (S. 225):

„Die Kugeln aus vertausendfachten Gluthschlünden furchtbar ausgesäet
Den Tod nach allen Seiten brachten, Der hier als finstrer Schnitter
mäht".

Manchmal aber zügelt der Graf seine schäumende Phantasie, um sich einer Genauigkeit im Detail, selbst im officiellen Ausdruck zu befleißigen, durch die er sich von andern Dichtern vortheilhaft unterscheidet. Hat wohl Goethe in „Johanna Sebus" einen einzigen Umstand so getreu wiedergegeben, wie wir es in des Grafen Wassernoth finden? Man urtheile (S. 167):

„Der Fährmann legt am Häuschen an Und hebt an einer Stange
Ein Tau zum Baume hoch hinan, Das ziemlich stark und lange".

Mit Hülfe dieses ziemlich starken und langen Taus kommen denn auch die Bewohner glücklich in den Kahn, aber

„Kaum ist der Kahn mit diesen drei Vom Hause abgetrieben,
Hört man das klägliche Geschrei (!) Des Hundes, der geblieben;
Doch auf den Ruf „Fidel, hierher!" Sah man das treue Thier nicht mehr,
Gestürzt war's in die Fluthen, Im Kahn in zwei Minuten".

Der Chronistenton gelingt dem Dichter vortrefflich S. 104, wo er von den Grafen von Tecklenburg erzählt:

„Also fochten die genannten Edlen mit entschiednem Glück,
Als sie jene Stadt berannten, Die sich nennet Osnabrück",

nicht minder der Canzleistil (S. 154):

„Sein Urtheilsspruch ward nun gefällt Und zwar zum Scheiterhaufen,
Bestätigt ward es höhern Orts, Nichts konnte frei ihn kaufen".

In noch höhere Regionen versetzt uns S. 96:

„Und da der König Eduard der Tapferkeit zu Ehren
Den Ritterschlag nach Ritterart Höchstselber wollt' gewähren".

Oft weiß er den terminus technicus mit dem color poëticus auf's graciöseste zu verquicken, S. 105:

Digitized by Google

„Daß der Werth des Fleisches wachse Nicht zu hoch aus dem Geleis,
Gab man stets auch an die Taxe Und mit ihr des Fleisches Preis".

Daß der Dichter der Natur die treffendsten Gleichnisse abzulocken weiß, haben wir gesehen; auch sonst ist er groß in der Schilderung, S. 13:

„Die Gipfel mächt'ger Eichen Vom Sturm geneiget, weichen,
Am Boden suchend Schutz Vor wilden Wetters Trutz".

Aber auch in's menschliche Herz hat er tiefe Blicke gethan. S. 44 erzählt er vom Geiger:

„Und da umsonst sein Suchen Auch die Geduld ihm riß,
So fing er an zu fluchen In bittrer Aergerniß."

S. 50 von den vier Neffen des Geigers:

„Ihr Wandel war verdorben, Drum brauchten sie viel Geld,
Und da sie nichts erworben, War's schlimm um sie bestellt".

Daß den echten Dichter vor allem die Form mache, hat der Graf mit klarem Blicke erkannt und daher den Reim mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt, manchmal, man kann es nicht leugnen, mit kleinen Gewaltsamkeiten gegen Logik, Grammatik und Metrik. S. 154 zwar hat er mit gutem Grunde eine nicht gerade gewöhnliche Verlängerung gebraucht:

„Der arme Sünder fährt empor, Wirft dann sich auf die Kniee
Und wendet schluchzend sich zum Volk, Indem er schmerzlich schriee".

Mit nicht minderem Geschick hat sich der Graf der berechtigten Eigenthümlichkeit der Skaldenpoesie bedient, die jene malfelling nannten; die „auf's" und die „so's" und die „hin's" stellen sich bei ihm immer glücklich zur Zeit der Noth ein, d. h. auf jeder Seite durchschnittlich dreimal. Dadurch erwirbt er sich das unbestreitbare Recht, zu andern Malen etwas auszulassen, z. B. (S. 130):

„Doch schnell ein greiser Diener Tritt leise in's Gemach,
Für ihre Rettung schien er Erforscht ein sichres Dach",

wo ein pedantisches Gemüth ein „zu haben" für nöthig halten würde.

Ueberhaupt läßt sich der gediegene Kenner altdeutscher Poesie überall herausfühlen. Daß die vierte Zeile der Nibelungenstrophe sehr häufig etwas für die Erzählung ganz Ueberflüssiges enthalte, ist seinem feinen Blick nicht entgangen, und er hat nicht verfehlt, diesen Zierrath in seinen Versen anzubringen. Obwohl er mit diesem Kunstgriff nicht sparsam gewesen ist, so gehörte für mich doch eine wiederholte Lectüre dazu, um das in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen, zu größerem Nutzen des Lesers habe ich es daher gleich hier anmerken wollen. Bei dieser genauen Vertrautheit mit der altdeutschen Epik wird es niemanden Wunder nehmen, wenn wir beim Grafen eine besondere Vorliebe für die sogenannten „Rührenden Reime" finden, z. B. S. 118:

„Hoch ward er drum geachtet Vom Volk und Bürgerstand, (?)
Doch ward demungeachtet Von manchem er verkannt",

noch „rührender" aber ist (S. 120):

„Von Mitleid und Entsetzen Ward jeder Stand erfaßt,
Als nach des Land's Gesetzen Der Henker ihn gefaßt".

Daß die Allitteration bei unserm Barden nicht fehlt, brauche ich nur durch ein Beispiel zu zeigen, (S. 55):

„Denn schon am andern Morgen Begehrte sie Flanell,
Das Land empfand voll Sorgen Der neuen Qualen Quell".

Daß der Dichter aber auch bei der neuern Dichtkunst in die Lehre gegangen, zeigen manche Stellen. Wer erkennt z. B. nicht sofort den Verehrer Schillers, wenn es S. 30 heißt:

„Hohe Thaten hier verrichtet
Hermanns tapfrer Heldenarm,
Seines Schwertes Kraft vernichtet
Manchen Sarazenenschwarm",

(Es ist dies Hermann von Meeringen, „stammend aus der Grafschaft Jur")
oder im „Jesus-Brünnlein S. 170:

„Und horch, da sprudelt silberhell
Mit hellem Ton und heiter
Aus trocknem Fels ein klarer Quell
Und rieselt lustig weiter".

Die bisherigen Beispiele, alle seinen Balladen entnommen, lehren uns den Grafen nur von einer Seite kennen, menschlich näher treten wir ihm in den leider nur sparsam eingestreuten Perlen seiner betrachtenden Lyrik. Denn wie gemüthlich ist der hohe Herr, wenn er seine „klappernden" Sporenstiefel auszieht und, ich möchte sagen, in dem landesüblichen Holzschuh mit dem Volke verkehrt! Wie herzlich klingt sein Gruß in „Die treuen Freunde":

„Hoch lebe mir der Bauernstand Und die Natur dabei!
Denn beide sind sich anverwandt Und beide fesselfrei".

Der Bauer ist aber nicht blos fesselfrei, sondern (V. 4):

„Hält er beständig nur an ihr (erg. der Natur), Geht's meistentheils auch gut".

Derselbe landräthlich-biedere Ton herrscht auch in dem „Zuruf" (S. 218):

V. 1: „Es lebe hoch der Handwerksstand Mit Meister und Gesellen!"
V. 4: „Ihr müht Euch so bei Tag und Nacht, Wer sollt es nicht erkennen?
Wo Scharfsinn und die Ordnung wacht, Kommt Wohlstand auch im Rennen".

V. 6: „Euch ehrt der Fürst auf seinem Thron, Euch ehren alle Stände
In dem Berufe ruht der Lohn, Des Glückes Schutzgelände." (?)

Doch genug der Proben! Auf der Grotenburg ist noch Vorrath, dort wollen die Gedichte auch gelesen sein, im Bardenhain des Armin, von dem der Dichter singt (S. 101):

„Und Hermann, der die Schlacht gewann
Als hoher Fürst und Sieger,
Reiht sich den größten Helden an
Als muth'ger deutscher Krieger".

**Wüstenfeld.**

## Ein Besuch in Saint Cloud.

An einem hellen Junitage des vorigen Jahres fuhr ich von Paris nach Saint Cloud hinaus. Man hatte mich darauf vorbereitet, daß ich dort sichtbarer als irgend wo anders in der Umgebung von Paris die Spuren des Krieges mit Deutschland und des Bürgerkrieges mit der Commune finden würde. Aber der Anblick des Trümmerhaufens da, wo sich früher das prachtvolle Schloß von Saint Cloud erhoben hatte, rief in mir doch noch eine trübe Ueberraschung hervor. In Paris war außer den großen Ruinen der Tuilerien, des Stadthauses, des Rechnungshofes ꝛc. von den Verwüstungen durch die Commune nicht mehr viel zu erblicken. Es gehörte ein geübtes Auge dazu, um an den stattlichen Gebäuden der Straßen, in welchen der Kampf vornehmlich getobt hatte, der Spuren der Flintenkugeln und Bomben gewahr zu werden. Die großen prachtvollen Ruinen übten durch ihre wundervolle malerische Wirkung eine in gewissem Sinne versöhnende Wirkung aus. Man mochte aufrichtigen Herzens die Zerstörung der großartigen Monumente beklagen, gleichwohl konnte man sich der Wirkung, welche diese imposanten Trümmer namentlich in der Beleuchtung der Abendsonne oder beim Mondenschein ausübten, nicht völlig entziehen; man blieb

Digitized by Google

unter dem Banne der gewaltigen Schönheit. Aber in Saint Cloud, wo nichts an die vergangene Pracht gemahnte, — in diesen unschönen, unmalerischen Steinhaufen, zeigten sich die Verwüstungen durch den Krieg in ihrer ganzen brutalen Häßlichkeit.

Die Stadt Saint Cloud hat aus strategischen Rücksichten durch die Deutschen beinahe gänzlich verwüstet werden müssen. Ganze Straßen sind factisch dem Erdboden gleich gemacht. Die Neubauten waren noch ziemlich spärlich, und man hatte hier weit weniger als in Paris Sorge getragen, die traurigen Zeugen des Krieges zu beseitigen. Das Schloß ist, wie actenmäßig festgestellt, durch den Mont Valerien in Brand geschossen. Die Franzosen behaupten natürlich, daß die deutschen Vandalen aus gemeiner Zerstörungswuth „in den Flammen des Schlosses ihr Müthchen gekühlt" hätten, wie jener socialdemokratische Redner sagte. Ich möchte niemandem rathen, dieser Unwahrheit in Saint Cloud zu widersprechen. Ueberhaupt ist der Besuch dieses Platzes nur denjenigen zu empfehlen, welche der französischen Sprache mächtig sind. In den wenigen Stunden meines Aufenthaltes habe ich mich doch genügend von der Stimmung der Bevölkerung überzeugen können, um darüber in's Klare zu kommen, daß die deutsche Nationalität allein schon genügt, um den Deutschen dort in unangenehme Verwickelungen zu bringen.

Es ist gewiß nicht nöthig, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Saint Cloud von früher und dem von heute. Da wo früher der üppigste Luxus, die strahlendste Pracht sich in übermüthiger Schöne entfalteten, ist eben heute die kahle wüste Misère. Der Contrast schreit. Es stehen ein paar Mauern da mit ausgebrannten Fenstern; man sieht ein pfropfenzieherartig gewundenes großes Stück Eisen, und man erfährt, daß dies eine eiserne Verbindungstreppe war. Einige Kamine sind noch stehen geblieben. An den inneren Wänden hat sich hie und da noch ein Goldleistchen oder ein Stück Tapete erhalten, welches an die Vergangenheit erinnert. Sonst nichts. Es ist ein grauer häßlicher Trümmerhaufen, der kein anderes Gefühl aufkommen läßt, als das der Trauer. Zum Glück hatte ich mir einen Fremdenführer genommen, der unwissentlich alles Mögliche that, um die trübe Stimmung mir zu verscheuchen.

Es war ein kleines, klappriges Männchen, ein siebzigjähriger hagerer Greis, der stark nach Alkohol roch und mir in frevelhaftem Französisch aber mit gerechtem Stolz erzählte, daß er fünf Souveränen und zwei Republiken gedient habe. Er war durch jahrelange Uebung so an seinen Vortrag als Führer gewöhnt, daß er ihn auch jetzt noch, obgleich derselbe wirklich veraltet war, wörtlich herleierte. Er zeigte mir die Stelle, wo dieses oder jenes historische Ereigniß sich erfüllt hatte, nannte mir die Meister, welche die Wandmalereien ausgeführt, von denen jetzt nichts mehr zu sehen war, er nannte mir die Namen der Säle, die nicht mehr vorhanden, er verbreitete sich in längerem Vortrage über den Kunstbau der berühmten großen Treppe, von der auch nicht ein Stein mehr über dem andern war. Die Ereignisse hatten auf seine Schilderung nur den kleinen stilistischen Einfluß gehabt, daß er das Präsens in das Imperfectum umgewandelt hatte. Bisweilen aber — und das machte einen wehmüthig rührenden Eindruck — verfiel er wieder in die alte gewohnheitsmäßige Schilderung in der Präsensform. „Hier sehen Sie," sagte er, „den Plafond dieses herrlichen Salons, welcher den Olymp darstellt, Mars und Venus sind von Mignard gemalt, die Schmiede des Vulcan von Audran. Dieses herrliche Portrait von Napoleon I. ist aus der Fabrik der Gobelins. Der Fußboden ist ganz neu, er datirt aus dem Jahre 1856". Dabei standen wir auf dem Sande neben einem Schutthaufen.

Seit dem Besuche der Königin Victoria hatte sich das Repertoire des Führers nicht bereichert, und meine Fragen über die neuesten Vorgänge in Saint Cloud blieben zum großen Theil unbeantwortet. Nur über eine Sache wußte mein Führer ganz genau Bescheid: über die Zerstörung des Schlosses.

Da erzählte er mir Folgendes: „Wilhelm wollte eines Tages mit seinem Minister Wißmann im Schlosse von Saint Cloud frühstücken. Da hat man den Frühstückstisch mit Pulver in die Luft gesprengt, so daß Wilhelm beinahe getödtet wäre und Wißmanns weiße Cürassieruniform von Pulver ganz geschwärzt wurde. Wißmann war darüber wüthend und Wilhelm ließ aus Rache Petroleum in die Keller bringen und steckte das Schloß an. Die Communards halfen ihm dabei".

„Entschuldigen Sie," sagte ich, „aber das stimmt doch nicht mit der Zeit. Als das Schloß niederbrannte, gab's ja noch gar keine Commune".

„Que voulez-vous? C'est cependant comme ça? Die Communards haben ihm dabei geholfen. Wißmann ist deswegen mehrmals in Paris gewesen, um die Sache in Ordnung zu bringen; ein Verwandter von mir hat ihn da gesehen."

„Das ist etwas anderes," versetzte ich, „Sie scheinen bessere Quellen zu haben als ich. Haben Sie während der Belagerung Saint Cloud verlassen?"

„Nein," versetzte der fadenscheinige Alte. „Meine Pflicht als Bürger gebot mir zu bleiben."

„Sie haben wohl schwer zu leiden gehabt?" fragte ich weiter.

„Mehr als man sagen kann," versetzte er. „Die Preußen haben mich fürchterlich geschlagen. Sehen Sie hier," er zeigte auf seine Brust, „und da," er zeigte auf seine Schultern, „und da, und da. Und es waren deren fünf. Es waren ja immer Fünf gegen Einen. Ja, wenn's Einer allein gewesen wäre, dann hätte ich einen Besenstiel genommen und drauf los geschlagen; aber es waren fünf. — Es waren starke Kerle. Der Eine hat mir die Pistole auf die Brust gesetzt, der Andere das Bajonett in den Rücken — fünf Stück — und die Andern haben mich gehauen, und dann haben sie mich zur Thür hinausgeworfen, haben mir blos einen erbärmlichen Stuhl gelassen, der keine sechs Heller werth war, und einen Strohsack und haben mein Haus in Brand gesteckt."

„Weshalb haben die Preußen das gethan?" fragte ich. „Haben Sie sich widersetzt? Haben Sie dem Vaterlande durch Nachrichten helfen wollen?"

„Durchaus nicht," erwiderte der Führer. „Sie haben mich gehauen, weil es fünf waren, aus Bosheit. Meine arme Mutter ist aus Kummer darüber gestorben."

„Ihre Mutter?" fragte ich erstaunt. „Die Dame muß doch aber ziemlich betagt gewesen sein; denn Sie sind doch auch kein Jüngling mehr. Wie alt war denn Ihre Mutter?"

„Sechsundneunzig Jahre," antwortete der Führer gutmüthig.

Das tröstete mich einigermaßen.

„Ja, wenn es nur Einer gewesen wäre," sagte der gebrechliche kleine Mann, den der Hauch eines pommer'schen Füsiliers umwehen würde, „dann hätten Sie einmal sehen sollen, was geschehen wäre. Ich habe es den Preußen nicht vergessen, und ich versichere Sie, wenn ich so einen verdammten Preußen einmal zu sehen bekomme, heiler Haut kommt er nicht von hier weg".

Während der Führer mir sein Rachesystem entwickelte, das, soweit ich seine dunkeln Reden verstehen konnte, darin bestand, daß er jeden Preußen, unter dem Vorwande, ihm den Park zu zeigen, zum Rendezvous der Führer geleiten würde, wo diese ihn gemeinschaftlich durchprügeln sollten, sah ich mir die Inschriften an, mit welchen die Mauern bedeckt sind. Dieselben enthalten Insulten auf Napoleon und die Generale, Verherrlichungen Napoleons, Beschimpfung der Preußen, Aufrufe zur Rache und Revanche, historische Data, philosophische Aperçus und alles Mögliche. Sie sind in Prosa und in Versen abgefaßt. So steht unter einem ausgebrannten Fenster Folgendes:

„En contemplant ces ruines, ces débris,
Le coeur se serre et demande vengeance.
Un jour viendra, où sur nos ennemis
Nous vengerons ton honneur, chère France".

Digitized by Google

Die Gesinnung ist vortrefflich, man kann deshalb über die fehlerhaften Verse hinwegsehen. An einer anderen Stelle steht Folgendes:

„Les Prussiens ont incendié St. Cloud pendant l'armistice. Vengeance! Vengeance!! Vengeance!!!"

Weniger feierlich schreibt ein Anderer:

„A bientôt Messieurs les Prussiens! à bas la Prusse!"

Sehr übel sind die Patrioten, welche ihren Gesinnungen hier schriftlichen Ausdruck geben, auf den verstorbenen Kaiser zu sprechen. Da schreibt Einer z. B.:

„Qu'elle soit à jamais maudite la race de l'empereur!"

Ein Anderer schwingt sich zur bitteren Ironie auf:

„Ayez pitié pour ce pauvre cochon d'empereur".

Ein Anderer scherzt grausam:

„Les Corses ont perdu un petit cousin,"

und ein Mann, den dieser Spaß entrüstet, wahrscheinlich ein Corse, setzt gravitätisch hinzu:

„Et les Français leur boussole".

Der Eine schreibt vertrauensvoll:

„La France se relevera",

und ein Skeptiker fügt hinzu:

? ?

Ich war froh, als ich dem traurigen Schauplatze den Rücken kehren und nach Paris zurückfahren konnte. Diesmal war ich der Gefahr, von dem schwächlichen Greise mißhandelt zu werden, noch glücklich entronnen.

F. L.

## Aus der Hauptstadt.

### Musikalische Aufführungen.

#### Glucks „Iphigenie in Tauris",

neu einstudirt gegeben am 10. Januar.

Die Wiederaufnahme der „Iphigenie" in das Repertoire der königl. Oper war ein dankenswerthes Unternehmen der Intendanz, und das gefüllte Haus wie der lebhafte Beifall bewiesen, daß noch in einem bedeutenden Theile des Publicums reger Sinn für das Wahrhafte und Große in der dramatischen Musik — selbst wenn es im älteren Costüm erscheint — lebendig wirkt. Inwieweit dieser Theil numerisch stark genug ist, um bei jeder Vorstellung classischer Opern das Haus (und die Casse) zu füllen, vermögen wir nicht genau zu beurtheilen; wir können nur der Intendanz Dank wissen, daß sie bei der Leitung des Kunstinstitutes die ihm gebührende Stellung im Auge behält, und jenem Publicum Gelegenheit gibt, seinen regen Antheil darzuthun. Iphigenie auf Tauris ist bekanntlich das letzte bedeutende Werk*) des großen Gründers der dramatischen Musik; es hat sich merkwürdigerweise von seinem Erscheinen an bis heute in gleicher Gunst beim Publicum erhalten, obwohl es in Erfindung und Durchführung, in Pracht der melodischen Gestaltung, in Kraft der Rhythmik und in Charakteristik nicht ganz auf der Höhe der Iphigenie in Aulis und der Armide steht. Allerdings ist der zweite Act ein Meister- und Musterwerk für alle Zeiten und seine wunderbaren Schönheiten allein reichen hin, um der Oper ewige Dauer zu sichern; aber ihre Hauptanziehungskraft besteht, nach unserem Dafürhalten, in der Menge lyrischer und empfindsamer Arien, welche keine andere Oper Glucks in so reichem Maße bietet, und die gerade hier einen so wirksamen Gegensatz zu den ernsteren und wildleidenschaftlichen bilden; ferner in der abgerundeten Form dieser Arien, endlich auch in der Handlung, welche den Sympathien des Publicums entgegengekommt; die Gestalten der Iphigenie und der beiden Freunde werden ja aller Orten und zu allen Zeiten Antheil erwecken, und die klagenden Chöre der gefangenen Griechinnen, der Priesterinnen Dianas, werden in ihrem milden Charakter gegenüber dem Geheule der Scythen ihre dramatische Wirkung nirgends verfehlen. Aber wie immer die Gründe der Bevorzugung gerade dieser Oper von Seiten des Publicums zu erklären seien, wir haben uns des Erfolges zu freuen, und möge er als Aufmunterung und Aufforderung zu weiteren Vorführungen der älteren classischen Meisterwerke betrachtet werden. Iphigenie in Aulis*), die Vestalin, Ferdinand Cortez, haben ein Anrecht auf die königl. Oper und wir glauben die sichere Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß es ihnen auch zuerkannt werden wird. Die Aufführung der heute besprochenen Oper war im ganzen eine wohl gelungene, bedarf aber doch noch mancher Feilung, um ganz den classischen Traditionen zu entsprechen. Frau Mallinger als Trägerin der Hauptrolle zeigte ihre schönen künstlerischen Eigenschaften, Reinheit der Auffassung, Gefühl und Innigkeit des Vortrages im besten Lichte — wir möchten der Künstlerin nur rathen, dem declamatorischen Theile ihrer Rolle, dem Recitativ, besondere Sorgfalt zu widmen, um es überall durch richtige Accente und vollkommene Beherrschung zur richtigen Geltung zu bringen. Herr Betz als Orest war wieder ganz der vortreffliche Künstler, der jede Partie genau durchdenkt — in der ersten großen Arie hätte vielleicht ein etwas weniger rasches Tempo die Wirkung noch erhöht. Herr Diener als Pylades erfreute sich großen Beifalls, somit jedenfalls des Erfolges, den der Künstler am meisten wünscht. Wir sind aus früheren Zeiten gewohnt, diese Partie nicht so sehr sentimental vorgetragen zu hören. Pylades ist bei all' seiner Liebe zu Orest doch auch sein energischer Freund, der ihn aufrichtet, sich zu seiner Befreiung bewaffnet und um ihn zu retten den König der Scythen mitten unter seinen Kriegern tödtet. Und wenn auch die Musik — mit Ausnahme einer einzigen Arie — diese Energie nicht zum Ausdruck bringt, so ist sie doch nirgends angethan, um mit zu weichlichem Ausdruck gesungen zu werden. Doch wir constatiren nochmals den bedeutenden Erfolg des Herrn Diener. Herrn Schmidt (Thoas) war die undankbarste Aufgabe zugefallen, er löste sie nach besten Kräften. Auch die Träger der kleinen Partien waren sichtlich und mit Glück bemüht, zum Erfolge beizutragen. Die Chöre gingen meistens ganz gut; nur konnte der großartige Moment, wo die Scythen das Opfer der Gefangenen verlangen, nicht zur Geltung kommen, weil die Direction ein viel zu rasches Tempo nahm, bei welchem ein richtiges Markiren der Accente ganz unmöglich war. Ueberhaupt würde ein genaueres Rhythmisiren — und ein ruhigeres Zeitmaß gar manche Stellen in der Oper zu einer besseren Wirkung bringen, als in der ersten Vorstellung erzielt wurde. Selbst die wunderherrliche Arie der Iphigenie im zweiten Act war anfangs zu unruhig — und entfaltete sich in voller Pracht erst, als das Tempo ruhiger wurde. Warum der darauf folgende so schöne Schlußchor ganz weggelassen wurde, ist uns unbegreiflich.**) Fassen wir alles zusammen, so können wir nur das zu Anfange der Besprechung Gesagte wiederholen, daß der Erfolg ein künstlerisch sehr lohnender und zu weiterem Fortschreiten auf der eingeschlagenen Bahn ermuthigender gewesen ist. — An Concerten war die erste Hälfte des Januars nicht so überreich wie die des verflossenen December. Der treffliche Geiger de Ahna eröffnete den Reigen am 2. Januar, unterstützt von Herrn und Frau Joachim und Herrn Henschel. Am Tage darauf führten Joachim und seine Kunstgenossen ein Quartett (Manuscript) von Lührss vor. Der Componist, ein Berliner, seit Jahren an das Krankenlager gefesselt, hat einen ehrenhaften Erfolg errungen, und den er nur seinem Werke, nicht dem warmen Antheile für sein trauriges Schicksal, verdankt. Die gesammte Kritik stimmte darin überein, daß das Adagio mit den Variationen eine sehr bedeutende Leistung in der so sehr schwierigen Quartettcomposition ist. Uns erschien auch das Finale, das nicht so ungetheilten Beifall fand, sehr achtungswerth.

*) Gluck hat nach ihm nur noch eine ganz unbedeutende und längst vergessene Oper „Echo und Narcisse" geschrieben; wenige Jahre später starb er. Iphigenie war der Schlußstein des Denkmals, das der 65jährige Tondichter sich in seinen Werken erbaut hat.

*) Sie ist vor mehreren Jahren hier in ganz vortrefflicher Ausführung (mit Niemann und Betz) zu Gehör gebracht worden, aber seither vom Repertoire verschwunden.

**) Auch die Arie der Iphigenie im 4. Acte blieb weg — zu unserem Bedauern, denn sie ist nicht blos sehr effectvoll, sondern auch sehr interessant, weil sie Note für Note der allbekannten B-dur-Gigue von Bach nachgeschrieben ist.

L. Ehrlich.

Digitized by Google

# Notizen.

Die öffentliche Sicherheit Berlins ist seit einiger Zeit in einer Weise gefährdet, die andere auf diesem Gebiet berühmte oder berüchtigte Großstädte in den Schatten stellt. Unsere Strolche können es sogar mit den newyorker Rowdies aufnehmen. Mordanfälle in den belebtesten Stadtvierteln, Revolverschüsse der Uebelthäter auf die ihnen nachsetzenden Beamten der öffentlichen Gewalt, solche Vorgänge und noch schlimmere sind jetzt bei uns an der Tagesordnung. Die Nothwehr der Vertheidigung entspricht den gewaltsamen Angriffen. Musiker und Mimen, deren Kunst nach dem lateinischen Spruch die Sitten veredeln soll, müssen ihre Person und ihr Eigenthum mit bewaffneter Hand schützen. Die heroische Haltung der Joachims und Liedtkes ist in Jedermanns Munde. Weniger bekannt dürfte ein Zwischenfall aus der Nähe Berlins sein, wo zwei Universitätsprofessoren, die in einer einsamen Gegend wohnen, sich für alle Fälle gegenseitige Hülfleistung zugesagt hatten. Eines Tages früh gegen Morgen hörte einer der Gelehrten Geräusch an der Hausthür. Er weckt eilig den Nachbar und dieser schießt sofort zum Fenster hinaus. Da ertönt ein klägliches Geschrei und es stellt sich heraus, daß es der zum Glück nicht getroffene Bäckerjunge war, der die Dienstmädchen wecken wollte. Aber nicht alle Störungen der nächtlichen Ruhe verlaufen so harmlos, und vergebens sieht sich der bedrängte Bürger nach Hülfe um. Man spricht in den Blättern von der projectirten Reorganisation der Polizei. Bis diese indessen bei der langsamen Arbeit unserer büreaukratischen Maschinerie zu Stande kommt, kann die Hälfte der berliner Einwohner ausgeplündert und todtgeschlagen sein. Eine berliner Zeitung hat den Grund des Uebels in der milden Praxis unserer Strafrichter erblickt, die manche weise Bestimmung des Gesetzes unter dem Einfluß einer falschen Humanität nicht strenge genug handhaben. Vielleicht indessen sollte man sich auch eine Erfahrung der Engländer zu Nutze machen. Vor Jahr und Tag trieben in London die sogenannten Garrotters ihr Wesen, die ihre Opfer am Halse erwürgten und dann beraubten. Die Bevölkerung war bald von einem panischen Schrecken ergriffen. In zahlreichen Kaufläden wurden Dolche, eisenbeschlagene Stöcke, besonders aber Halsbänder mit spitzen Stacheln von Stahl versehen, feilgeboten. Die Behörde that ihre Pflicht und ließ mehrere Verbrecher aufgreifen, die nach kurzem Proceß gehängt wurden. Aber alles war vergeblich und es wurde in den londoner Straßen jede Nacht weiter gewürgt. Endlich kam ein Richter auf den Einfall, einige Garrotters nicht mehr hängen, sondern öffentlich auspeitschen zu lassen. Sofort verschwanden die Missethäter. Die Peitsche schreckte ungleich mehr als der Galgen. Dieses großbrittanische Vorbild sollte vielleicht bei uns um so mehr zur Nachahmung empfohlen werden, als der Galgen seit geraumer Zeit in Preußen abhanden gekommen ist. Allerdings figurirt die Wiedereinführung der Prügelstrafe nicht in dem Programm der liberalen Partei. Der Erwägung wäre jedoch werth, ob nicht ein außerordentlicher Nothstand auch ungewöhnliche Mittel der Abwehr rechtfertigen würde. Die Kreuzzeitung mag immerhin von dieser Regung der Sehnsucht nach patriarchalischen Zeiten Act nehmen. Schließlich haben ihre Leute doch einen Mann auf dem Gewissen, der mit den Dieben und Mördern Berlins anders als seine Epigonen fertig zu werden wußte. Wie mancher einsame Wanderer, der um die Mitternachtstunde aus einer beschaulichen Weinstube ängstlich nach Hause eilte, mag nicht oft im Stillen seufzend gefragt haben: Ist denn kein Hinkelbey da? . . .

* * *

Unsere modernen Romanschriftstellerinnen lieben es, ihre Gedanken oder gedankenähnlichen Regungen in seltsamen Ausdrücken wiederzugeben. Die „Gartenlaube", welche ihren alten Ruf als bestes deutsches Familienblatt noch immer siegreich behauptet, beginnt in der ersten Nummer dieses Jahrganges den neuesten Roman von E. Marlitt, die sich, wie man weiß, vor allem der Gunst der deutschen Frauen und Jungfrauen zu erfreuen hat. Der Roman beginnt mit folgenden Sätzen:

„Ueber dem Teich, hoch im blauen Frühlingshimmel, hing lange und unbeweglich ein dunkler Punkt. Das blanke Gewässer wimmelte von Fischen; es lag immer so einsam und wehrlos da, und die alten, nahe an seinen Spiegel gerückten Baumriesen konnten auch nicht helfen, wenn der graugefiederte Dieb jäh aus den Lüften herabstürzend nach Herzenslust das silberschuppige Leben im Wasser würgte. Heute nun traute er sich nicht herab, denn es waren Menschen da, große und kleine, und die kleinen schrieen und jubelten so ungeberdig und warfen im kindischen Vermessen ihre bunten Bälle nach ihm; rastende Pferde wieherten und stampften das Ufergerölle, und durch die Baumwipfel quollen Rauchwolken und fuhren mit zuckenden Armen gen Himmel".

Nun denke man sich in diesen wenigen Zeilen ein blankes, immer so einsam und wehrlos daliegendes Gewässer, dem auch die herangerückten Baumriesen nicht helfen können, wenn ein Räuber das silberschuppige Leben im Wasser würgt, man denke sich diese rastenden Pferde, die stampfen, diese quellenden Rauchwolken mit zuckenden Armen, und man wird es einem kritischen Blatte nicht übel nehmen, wenn es die Romane aus der Feder unserer beliebten Schriftstellerinnen, welche „ohn' Ende die fleißigen Hände" regen, nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit zu verfolgen im Stande ist, welche unsere liebenswürdigen Leserinnen erwarten. Wenn solches am grünen Holze geschieht! —

* * *

Die Heiligen und die Ritter. Roman von Levin Schücking. 4 Bde. Hannover 1873, C. Rümpler. Levin Schückings Feder beherrscht das weite Gebiet von der leichtgeschürzten Novellette bis zum vielverschlungenen Roman mit seltener Schaffenslust; aber diese hat den Autor nicht verflacht und verflüchtigt, seine Ziele sind im Gegentheil ernster geworden, ohne den Humor als Reisegesellen zu verschmähen. Und wenn er den Fragen folgt, welche die Zeit aufwühlen, so ist das keine Malerei in Wasserfarben mit dem Pinsel der seligen Louise Mühlbach; hier wird vielmehr wissenschaftliche Begründung in Rede und Gegenrede ebenso anregend als anziehend vertheilt: der Leser hört den Staatsanwalt wie den Vertheidiger, während er sich selbst als Geschworenen fühlt, dem die eigenen Gedanken nicht erlassen sind.

Schückings Lieblingsdomäne bildet die heimathliche „rothe Erde": hier ist er zu Hause in Wald und Camp; in Busch und Hof — ohne falschen Localpatriotismus. Auch bei dem neuen Romane heißt es: Ort der Handlung — Westphalen; Zeit — die jüngste Gegenwart, während des vaticanischen Concils und nach dessen Beendigung. Gleich das erste Capitel führt uns zu einer Jagdpartie, in den bunten Kreis der Hauptpersonen; wir werden bekannt gemacht mit Männern und Frauen der verschiedensten kirchlichen und politischen Richtungen; da kann's nicht ausbleiben, daß die Geister in scharfen Conflicten auf einander platzen. Glücklicherweise lautet aber des Autors Devise:

Der Dichter steht auf einer höher'n Warte
Als auf der Zinne der Partei!

So werden die „Kinder der Welt" nicht herausgestrichen gegen die „Kinder Gottes", jeder Richtung ist Sonne und Wind gerecht zugetheilt. Wirkliche Begebenheiten sind hineinverwebt, die Localschilderung erinnert an bestimmte Gegenden, die Personalschilderung an bekannte Individuen; doch geht das nirgends bis zur Porträtirung. Der Romandichter bedarf ja der Studie nach dem Leben nicht minder als der Landschaftsmaler: die volle Naturwahrheit ist dem einen wie dem andern selten günstig. Wie würde sonst der streitbare Kirchenfürst erschrecken, welcher aus Mund und Feder noch unverdrossen Gift und Galle sprudelt, wenn er sich in dem Spiegelbilde erkennen müßte und seiner Thätigkeit das überaus fatale Finale eröffnet sähe! —

Soll ich nun den künstlichen Bau der Erzählung mit dem Secirmesser klar legen? Das wäre ebenso als wenn ein Weiser die Kunstgriffe des Taschenspielers vorher erklärt: — brodlose Befriedigung momentaner Neugier, aber Schädigung des Autors, der auf Spannung zielt, Ernüchterung des Lesers, der seine Räthsel selber rathen will. Ein Professor der Kritik würde vielleicht zu seinem Auditorium folgendermaßen sprechen: „Wenn auch zugestanden werden mag, daß ein jedes einzelne von den romantischen Ereignissen dieses Werkes an und für sich betrachtet der Wahrscheinlichkeit nicht eben ermangele, so ließe sich gleichwohl dem Zweifel Raum geben, ob die Gesammtsumme dieser romantischen Ereignisse in unsrer dem Materiellen über Gebühr zugewendeten Zeit nach der Wahrscheinlichkeit sich zugetragen haben könne." Ein solcher Vorwurf wurde bereits wider Lord Byron erhoben, wegen der Schilderung des Schiffbruchs im Canto II. seines Don Juan. Er versetzte: „Jeder einzelne Umstand ist in der Wirklichkeit dagewesen — freilich nicht alles

Digitized by Google

bei jedem einzelnen Schiffbruch — da habt Ihr Recht, wohl aber alles bei vielen verschiedenen Schiffbrüchen — und da habt Ihr das Recht des Dichters". G. B.

* * *

Die periodische Presse 1873. (Schluß.) *North american's* Julinummer bespricht in einem lesenswerthen Essay „über die Fortschritte in der Medicin" die Section L. Napoleons und erklärt die gestellte Diagnose für falsch. — Schopenhauer und sein Pessimismus haben natürlich auch ihren Weg über den Ocean gefunden und erfahren eine eingehende Kritik. — Die Octobernummer widmet sich (Progress from brute to man) dem Darwinismus, und ebenso unparteiisch dem Orden der barmherzigen Schwestern. Bei Cherbuliez' Meta Holdenis wird bei aller Anerkennung ihres literarischen Werthes die deutsch-feindliche Tendenz streng verurtheilt. — Die (katholische) *Dublin Review* vom October tritt tapfer für die Wallfahrten nach Paray le Monial und ihre wohlthätigen Wirkungen, einschließlich der Gesichte und Wunder, ein und ehrt dann Morleys Rousseau durch einen langen Artikel zum Nachweis, daß Rousseaus Fehler und Verirrungen lediglich die Folge seiner Irreligiösität gewesen seien. — Mac Mahon endlich wird in einem letzten Essay als der Monk des legitimen Königthums charakterisirt und gewürdigt, die Thronbesteigung Heinrichs des „Guten" aber (Verfasser schrieb offenbar vor dem Briefe an Mr. Chesnelong) als sicher hingestellt. „Möge seine Regierung ebenso glorreich und glücklich sein als die Heinrichs des Großen .... Sie wird eine neue Aera herbeiführen und ein Eckstein christlicher Politik sein. Möge er (Heinrich der Gute nämlich) leben, die Revolution und ihre Werke gänzlich zerstört zu sehen, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland und Italien!" — In der *Contemporary Review* vom November spricht der bekannte Gegner des Ultramontanismus Michand über Frankreichs trübe, innere Lage in derselben Weise wie in seinen deutschen Briefen an die „Kölnische Zeitung". — Im December muß Englands Premierminister Gladstone sich gegen die Zurechtweisung vertheidigen, die ihm durch Herbert Spencer anläßlich seiner auch hier erwähnten Angriffe auf David Strauß mit vollem Rechte zu Theil wurden. Auf Carpenters scharfsinnig n Essay über Psychologie des Glaubens kann hier nur hingewiesen werden. — *Fortnightly* vom December. Leslie Stephen, einer der geistvollsten radicalen Kritiker Englands kritisirt Taines schön geschriebene „Geschichte der englischen Literatur" und nimmt vor allem Carlyle gegen die Angriffe desselben in Schutz. — In den Wochenblättern herrschen noch immer vorwaltend die großen Verstorbenen, Grote (Bain hat seine kleinen Schriften herausgegeben) und Mill (Academy und Athenæum), während andererseits die Discussion über die neuere positivistische Philosophenschule (Bain, Spencer, Lewes — Problems of life. Vol. I. The foundation of a creed) fortgeführt wird. Auch dem Biographen Goethes gelingt es nicht, den alten Streit zwischen Naturwissenschaft und Metaphysik zu schlichten. — *Markhams Highways of the Ocean*, mit ähnlicher Tendenz wie unsere Petermann'schen Monatshefte, verdienen eine besondere Empfehlung. Die neuesten Nummern widmen sich vorwaltend den Forschungsreisen nach Africa und nach den Polargegenden, oft in spannender, fast novellistischer Behandlungsweise. — *Revue des deux mondes.* 15. Dec. V. Cherbuliez setzt noch immer seine unendlichen Betrachtungen über Spaniens gegenwärtige politische Lage fort, ohne irgendwelche neue Aufschlüsse zu bringen. — Die Revue bequemt sich ziemlich spät dazu, die Forschungen Arneths über Marie Antoinette, in Betreff deren französischerseits so viel Thörichtes beigebracht war, auszugsweise mitzutheilen, nachdem der wiener Historiker sie in Verbindung mit A. Geffroy auch in französischer Sprache herausgegeben hat. — Papillons Physiologie der Leidenschaften ist eine sehr unbedeutende Arbeit. — Plouchet bespricht den Krieg der Engländer gegen die Aschantis und predigt ihnen (quis talerit Gracchos de seditione quaerentes) milde Schonung! — Bret Harte erscheint in einer gut geschriebenen Uebersetzung. — J. St. Mills Autobiographie gibt A. Laugel Gelegenheit zu einer eingehenden Charakteristik des englischen Philosophen und Politikers. Besonders hervorgehoben wird die durch ihn eingeführte Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf Politik und Sociologie. — Admiral Jurien de la Gravière bringt als Fortsetzung seiner Studien eine lebensvolle Schilderung der Schlacht von Navarin, mit besonderer Betonung der Verdienste des französischen Admirals de Rigny. — Ch. de Mazades politische Chronik widmet sich fast ganz dem Proceß Bazaine, mit dessen Ausgang der klerical-orleanistische Verfasser sich höchlich befriedigt erklärt. — *Revue polit. et littéraire* vom 6. December. Der Leitartikel spricht es als wahrscheinlich aus, daß nicht zwei Jahre vergehen würden, ehe das Ministerium die „Krönung des Werkes", das Anerbieten der Krone an Chambord beantragen werde. Lehne dieser wiederum ab, so würden die Orleans definitiv eintreten. Das sei der Kern der ganzen Intrigue. — Drapeyron beklagt die Mängel der öffentlichen Erziehung in Frankreich. Es fehle durchaus der wissenschaftliche Geist. — 13. December. Das Drama von Trianon bildet den Beginn der Nummer. Natürlich wird Bazaine als „überführt" dargestellt, aber doch vor allem das „System" mit verurtheilt. Trotz dieses spannenden Zwischenfalles behauptet aber der Verfasser, Mr. de Pressensé: „La France a l'ennui terrible!" — P. Janet bringt eine vortreffliche Studie über Kant, während G. Perrot mit Zugrundelegung des vorzüglichen Buches — A. Dumont, Le Balkan et l'Adriatique — besonders die griechische Race und ihre wahrscheinliche Zukunft charakterisirt. — Aus der literarischen Uebersicht heben wir die Empfehlung einer neuen Ausgabe der Werke Beaumarchais' von Louis Moland (Garnier und Co.) für die vielen Freunde des Autors besonders hervor. — 20. December. E. Despois erfreut durch eine eingehende Charakteristik Prosper Mérimées, der mit St. Beuve unter allen bedeutenderen Schriftstellern sich allein dem zweiten Kaiserreich anschloß. Interessant sind seine Beziehungen zu Henri Beyle (Stendhal), unter dessen Initialen (H. B.) er ein kleines Werk als Manuscript herausgab, dessen etwas cynischer Inhalt leider eine weitere Verbreitung verbietet. — Heinr. Dietz gibt in einem Artikel über den Proceß Bazaine zu, daß fast die ganze auswärtige Presse denselben und besonders seinen Ausgang mißbillige. Das Motiv für dies fast einstimmige, so abfällige Urtheil findet Dietz lediglich darin, daß „man scheel sehe auf Frankreichs erfolgreichen Versuch, sich wenigstens eines Theiles seiner Verantwortlichkeit zu entledigen und die eigene Schmach durch Uebertragung derselben auf einen Einzelnen zu vermindern!" Ein naives Eingeständniß der eigentlichen Tendenz des Processes in Trianon! In der letzten Nummer des Jahres, 27. December, spricht der Leitartikel die tiefste Niedergeschlagenheit aus „pas de mouvement, pas d'affaires, nulle espérance; tout est languissant et morne". — Die „freie theologische Hochschule", gegründet zumeist durch die aus Straßburg ausgewanderten Professoren dieser Facultät, wird entsprechend gefeiert mit lebhaften Anspielungen auf das jetzt herrschende System und Rückblicken auf die finsteren Folgen der Aufhebung des Edictes von Nantes. — Die neuesten Nummern der *Biographie universelle de Genève* ergeben eine nur geringe Ausbeute. Aus der Novembernummer verzeichnen wir die Arbeit einer Dame Julie Anneville über den öffentlichen Unterricht in den Vereinigten Staaten. Sie ist keine blinde Bewundererin der dortigen Zustände, glaubt vielmehr, daß die Ergebnisse den übergroßen Opfern gar nicht entsprächen. Der Elementarunterricht sei meistens gut, die höhere Stufe leide an Oberflächlichkeit und dabei fehle es sehr an Specialschulen. — In der Decembernummer erzählt Marc Monnier die Eindrücke eines dreitägigen Aufenthaltes in Turin bei Gelegenheit der Enthüllung des Cavourdenkmals. — Die Thätigkeit des gewaltigen Eisenbahngründers Brassey wird auf Grund seiner Biographie unparteiisch und in höchst interessanter Art und Weise gewürdigt. — Die Berichte der französischen Akademie (*Comptes rendus*) sind wenig inhaltreich, über die Wurzelreblaus des Weinstockes wird noch immer debattirt. — Faye setzt seine Bemühungen für seine, falsche, Sonnentheorie fort, trotzdem er durch unsern Landsmann Zöllner, wie den Pater Secchi längst widerlegt wurde und nur Pasteur bringt einen neuen interessanten Beitrag zu der Frage von der Conservation des Bieres, nachdem er schon beim Wein durch seine Methode — Erhitzung zur Vernichtung des Organismus — durchaus reüssirte. — In den Berichten der anderen Abtheilung des Institutes (*Séances et trav. de l'ac. des sc. morales et pol.*) spricht die vielschreibende Papillon sehr oberflächlich über Leibniz als Naturforscher. Du Bois Reymonds wenige Seiten enthalten bei weitem mehr davon. — Außerdem beschäftigt auch diese gelehrte Körperschaft noch immer die der französischen Eitelkeit nur zu ungünstige Frage der Reform des öffentlichen Unterrichts. — Selbst das *J. des savans* ist diesmal ohne originale Beiträge. — *Le spectateur militaire* ahmt das Beispiel Friedrich Carls nach, indem er die Organisation und Taktik der preußischen Infanterie nach den Quellen (Novembernummer) studirt. Im December kommt die Belagerung von Belfort an die Reihe, natürlich mit der entsprechenden Glorification. — Der französische einjährig Freiwillige endlich wird als zukunftsreiches Element der Armee sehr hoffnungsreich charakte-

Digitized by Google

risirt. Unparteiische Kenner des Militärwesens sind anderer Ansicht und bestreiten jede Analogie zwischen jenem und unserem „Einjährigen". — Eine neue schön ausgestattete Wochenschrift für populäre Naturwissenschaften *La nature* gibt jetzt G. Tissandier heraus, sie entspricht etwa dem deutschen „Globus". — In der *Revue du droit international* erörtert Amari wissenschaftlich die Grundsätze der Nichtintervention. — Es mag hier noch eine Notiz über die Candidaten für die im Institut erledigten Plätze Platz finden. Für Bitet werden genannt Taine, Ch. Blanc und Caro, für Lebrun — bewirbt sich A. Dumas fils, während Pontmartin resignirt haben soll. — Der große Chemiker Dumas und der Literarhistoriker Mézières candidiren für den Platz St. Marc Girardins in der Akademie der Vierzig. Von About ist keine Rede mehr, wohl aber von Rénan und Jules Simon. — *Antologia nuova* vom November. Auch in Italien ist Strauß' alter und neuer Glaube das stehende Thema der Presse. Luigi Ferri sucht sich, vom vermittelnden Standpunkte aus, hier mit ihm abzufinden. — W. v. Humboldts „Ideen zu einem Versuch, die Wirksamkeit des Papstes zu bestimmen", finden eine liebevolle Besprechung. — *Revista de España.* November. José de la Concha bringt im Hinblick auf die Virginiusfrage eine wirkungsreiche Schilderung der ähnlichen Freibeuter-Expedition des Lopez gegen Cuba. — December. Ulloa widmet sich, vornehmlich auf Mommsen und Niebuhr gestützt, dem ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit. — Fastenrath setzt seine Studien über die glorias de Allemaña fort. Diesmal ist Arndt der Held, und die Begeisterung für den deutschen Rhein das Thema. Nicolas Beckers Rheinlied erscheint in vortrefflicher spanischer Uebersetzung. —

Von Joergs historisch politischen Blättern liegen die Nummern 8—12 vor. Nr. 8 setzt die Darstellung des Kampfes der Ultramontanen gegen die Illuminaten fort, bringt eine Biographie des rechtsgelehrten Convertiten Georg Philipps und schildert die praktischen Folgen der Weltanschauung David Strauß'. In 9, 10, 11 wird die Geschichtlichkeit des 25jährigen Pontificats des Apostel Petrus vertheidigt. — „Verwandte Parteien" versuchen den Nachweis, daß die „republicanische" Partei in den Vereinigten Staaten unseren Nationalliberalen entspräche. Beide führten zur Entsittlichung des Volkes. — Aus einer Besprechung des Convertitenlexikons von Bischof Raeß entnehmen wir, daß Winckelmann „ein mehr naturmenschlich als übernatürlich gebildeter Convertit war, der einen calculirenden und wankelmüthigen Kopf hatte". — Die Altkatholiken erhalten das Urtheil, sie seien aus einer Oppositionspartei jetzt eine Secte geworden und daher gefahrlos. — In Nr. 12 wird vor allem die Wirksamkeit der baierischen Klöster gefeiert. — Ein Brief aus Frankreich polemisirt gegen den bewährten republicanisch gesinnten Historiker Henri Martin, „eines der Häupter der pariser Großloge". Daß ein Einverständniß zwischen Thiers und Bismarck bestehe, sei evident. Ein wiener Brief endlich sucht die österreichischen Liberalen dadurch zu ärgern, daß er eine Militärconvention mit dem Deutschen Reich in sichere Aussicht stellt! — In Fauchers Vierteljahrsschrift erhalten wir von Karl Braun eine culturhistorische Geschichte des Rheingauer Markwaldes, des Taunus, in dem bei ihm bekannten reichsfreundlichen Sinne. — Kohl setzt seine Studien über geographische Lage der Hauptstädte fort und macht die Nothwendigkeit der Bedeutung von Paris, in diesem Sinne schon, klar. — In der Decembernummer der Deutschen Blätter findet sich eine hübsche Skizze der „Frau Rath". — Archiv für Anthropologie VI. 1. 2. Lucä in Frankfurt a. M. tritt als wohl erfahrener Gegner des Darwinismus auf und will nicht zugeben, daß „der Mensch von einem schwarzhaarigen, spitzohrigen Vierhänder abstamme". Es bestehe kein genetischer Zusammenhang zwischen Mensch und Affe und ersterer gehöre nicht, wie Huxley fälschlich meine, derselben Ordnung an wie Affen und Lemuren. — Aus Nummer 3 ist besonders die Fortsetzung von Paul Langerhans' ethnologischen Studien über die jetzigen Bewohner Palästinas zu erwähnen. — Auch die Zeitschrift für Ethnologie Bd. V., 3. 4. beschäftigt sich mit der Craniometrie. Die Menschen- und Affenschädel dominiren das ganze Gebiet! — Petermanns treffliche „geographische Mittheilungen" führen uns ebenso wie Markham vornehmlich nach Africa und den Polargegenden, dann aber auch, auf beste Quellen gestützt, nach Khiwa. — Der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin von Eulenberg XIV., 2. entnehmen wir einem vorzüglichen Referate Baers über Gefängnißwesen einige Notizen. Im Beginn 1869 befanden sich in Preußen in Strafhaft 28,879 M. und 4562 W. Im Beginn 1870 28,916 M. und 4474 W. Der Zugang betrug 1864 65,875 der Abgang 65,804 M. und W. und 1870 53,400 resp. 56,352. Demnach brachte 1869 ein Mehr von 428, 1870 ein Weniger von 2952 Gefangenen! Die Wichtigkeit dieses Ergebnisses liegt auf der Hand. — Die Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege behauptet auch in den neuesten Nummern für dies Gebiet beherrschende Stellung. Leider muß sie sich noch immer ausführlich mit Epidemieen und Cholera beschäftigen. Es geschieht in demselben Sinne, der in diesem Blatte eingehend vertreten wurde. — Die Organe für Kunst (C. v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst) — Zahn (Jahrbücher) — M. Schasler (Dioskuren) bringen unserer Ansicht nach neuerlichst nicht viel des Bedeutenden und Originalen. Wir erwähnen eine neue Arbeit Frizzonis über den Sodoma, die selbst nach Jansens Monographie Neues und Anregendes gibt. — Die hervorragendsten Wochenschriften wie „Im neuen Deutschen Reich" und „Grenzboten" bedürfen keiner nachträglichen Analyse, da sie wohl auch in unserem eigenen Leserkreise sehr bekannt sind. Das Gleiche gilt von der „Deutschen Warte", von „Unserer Zeit" und den „Preußischen Jahrbüchern". Nur auf eine der populären Naturwissenschaft gewidmete Monatsschrift möchten wir noch empfehlend hinweisen, da sie lange nicht ihrem inneren Werthe entsprechend verbreitet ist, die Gäa, die unter der trefflichen Leitung Herm. Kleins einen mustergültigen Inhalt hat.

---

A—Z. Hier und allerwärts. Unsern schönsten Dank für die Einsendung der Photographien. Wir glaubten nicht, daß der redactionelle Scherz in so liebenswürdiger Weise von vielen unserer Abonnenten und namentlich Abonnentinnen aufgenommen werden würde. Die Zusendungen haben sich jetzt so vermehrt, daß wir nicht einmal jedem Einzelnen unsern Dank besonders aussprechen können, sondern es bei diesem Gesammtdank bewenden lassen müssen.

R. B. Berlin. Das sieht ja höchst bedenklich aus. Sie besitzen unstreitig die Gabe, ruhige Leute zu intriguiren; aber Sie haben sich diesmal mit Ihrem zierlichen Briefchen doch nicht an die richtige Adresse gewandt. Ein Redacteur hat wirklich keine Zeit dazu, Correspondenzen, die vielleicht interessant werden können, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des poste restante einzuleiten. Für ihre gütigen Bemühungen sind wir Ihnen deswegen nicht weniger dankbar.

M. Berlin. Sie schreiben: „Wie heißen Maria und Magdalena mit ihrem Familiennamen? Antwort: Bitterlich, denn in der Bibel heißt es: da weinten Maria und Magdalena Bitterlich." Auh! Gestatten Sie uns, unseren Gefühlen der Erkenntlichkeit für diese dankenswerthe Mittheilung dadurch Ausdruck zu geben, daß wir Ihnen die bescheidene Frage vorlegen: Was ist der Gegensatz von analog? Antwort: Anna sprach die Wahrheit. Jetzt gestatten wir Ihnen mit Auh! zu repliciren. Womit wir verharren

Hochachtungsvoll

Die Redaction.

---

## Bibliographie.

Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. Aus deren handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt von Hermann Uhde. Berlin 1873, Besser.

Analyse des englischen Unterhauses im Jahre 1866/7. Geschichte der Juden im westlichen Europa. Zwei Essays von B. Cracroft. Uebersetzt, mit Vorwort und Noten versehen von Ludwig Klausner. London 1873, Trübner.

Der Islam. Von Emanuel Deutsch. Berlin 1873, Dümmler.

Radewins Fortsetzung der Gesta Friderici imperatoris des Otto von Freising, ihre Zusammensetzung und ihr Werth. Eine quellenkritische Untersuchung von Hans Prutz. Danzig 1872, Kasemann.

Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert von Carl von Noorden. Erste Abtheilung: Der spanische Erbfolgekrieg. II. Band. Düsseldorf 1874, Buddeus.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

# Inserate.


Bei **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Peter von Cornelius.

**Ein Gedenkbuch**
aus seinem Leben und Wirken
mit Benutzung seines künstlerischen, wie handschriftlichen Nachlasses, nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner Freunde und eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen
von
**Ernst Förster.**

**Erster Theil.**
Mit Cornelius Bildniß.
Preis: 2 Thlr. 10 Sgr.

---

Bestellungen auf die bei **Georg Reimer Berlin** erscheinenden

## Preußischen Jahrbücher

Zeitschrift für
Politik, Kunst und Wissenschaft
in Monatsheften herausgegeben
von
**Heinrich von Treitschke**
und
**W. Wehrenpfennig**
werden in allen Buchhandlungen und Postexpeditionen angenommen. Preis: 3 Thlr. pro Semester.

---

## Theilnehmer-Gesuch.

Zur Begründung und Herausgabe einer technischen Zeitschrift, welche in Berlin unter Mitwirkung der hervorragendsten Kräfte erscheinen soll und für eine allgemeine Verbreitung berechnet ist, wird von dem Verleger ein stiller oder thätiger Theilnehmer mit Capital-Einlage gesucht.

Offerten werden sub **A. B.** durch die Expedition der „Gegenwart" erbeten.

---

Belletristischer Verlag von **Richter & Kappler** in Nürnberg.

Soeben erschien und ist vorräthig in allen Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Lesezirkeln:

## Aristokraten.

Roman in 2 Bänden
von
**F. v. Steugel,**
Verf. von „Der Pflicht geopfert".
54½ Bogen 8. Eleg. geh. 3 Thlr.

**O. Band** sagt darüber: Ein feiner, fast inniger Tact für das Schickliche, Reine zeigt sich überall, dabei sind nicht nur die Schilderungen der Naturscenerien, die menschlichen Seelenzustände ungemein warm, ja oft poetisch gedacht, sondern es liegt auch im Dialog lebendiges Interesse, geistige Frische, und ein sinnvoller Fond.

---

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin:

**Der Hohe Hof des**
## Parlaments von Deutschland
von
**Richard Reuter.**
Preis brochirt 7½ Sgr.

---

Verlag von **Gebrüder Borntraeger** (Ed. Eggers) in Berlin.

## Victor Hehn,

**Kulturpflanzen und Hausthiere** in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Zweite umgearbeitete Auflage. 35 Bogen. gr. 8. Complet in 8 Lieferungen à 10 Sgr. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Die Allgemeine Zeitung, Beilage 1870 N. 97.** „Wir können es uns nicht versagen, die Aufmerksamkeit der Leser der Allg. Ztg. und des gebildeten Publikums überhaupt auf das treffliche, eine Fülle des interessantesten Materials bietende Buch von Hehn zu lenken. Es ist gewiss eine lohnende Aufgabe, die Bedeutung der Kulturpflanzen und der Hausthiere für die Entwickelung der Civilisation der einzelnen Völker darzulegen, und nachzuweisen, wie das Leben ganzer Nationen durch deren Beziehung zu der Pflanzen- und Thierwelt beeinflusst wurde. Wir haben in der That in Hehn's Werk ein an der Hand der Kulturpflanzen und Hausthiere in meisterhafter Weise durchgeführtes Stück Geschichte europäischer Civilisation zu begrüssen. Es wäre schwer zu sagen, welcher von diesen in Form von reizenden Monographien aneinandergereihten Untersuchungen der Vorzug zu geben wäre; sie sind alle gleich sorgfältig gearbeitet, die Darstellung gleich anziehend und fesselnd. Bewundernswerth ist des Verfassers Sammlerfleiss. Es ist unmöglich Auszüge zu geben. Niemand wird das Buch unbefriedigt aus den Händen legen."

---

Bei dem Jahreswechsel wird die in **Darmstadt** erscheinende

## Allgemeine Militair-Zeitung,

**redigirt von dem Grossh. Hess. Prim.-Lieut. à la suite der Infanterie Zernin,** zum Abonnement empfohlen. Dieselbe steht im 49. Jahrgang, erfreut sich im In- und Auslande grossen Ansehens und bedeutender Verbreitung und hat zahlreiche, tüchtige Mitarbeiter. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2½ Druckbogen: a) **Hauptblatt,** b) **Literaturblatt,** c) **Personal-Anzeiger des deutschen Reichsheeres.**

Einige der nächsten Aufsätze des Hauptblatts werden sein:

**Zum Neujahr 1874. — Noch ein Beitrag zur Geschichte des Feldzugs 1870/71** im nordwestlichen Frankreich von **A. v. Goeben. — Vor 25 Jahren: Das Gefecht bei Düppel** am 13. April 1849. — **König Friedrich der Grosse** in seinem Verhältniss zur Geschichtswissenschaft. — **Der König von Sachsen als Kriegsherr seiner Armee. — Die neue Militair-Convention zwischen Preussen und Sachsen-Altenburg. — Die Verbindungen zwischen Paris und den Provinzen im Feldzug 1870/71** (mit Holzschnitt). — **Die Luftballons** im Dienste der modernen Kriegskunst (mit 4 Abbildungen). — **Die Unteroffiziere. — Das officielle schweizerische Vergleichsschiessen** zwischen Infanterie und Artillerie. — **Die Handfeuerwaffen und Geschütze** auf der Wiener Weltausstellung. — **Ein Besuch des Hof-Waffen-Museums** im k. k. Arsenal zu Wien. — **Die Ambraser Sammlung in Wien. — Militairische Briefe aus Elsass u. Lothringen.— Die englische Armee,** Original-Correspondenz eines deutschen Offiziers etc.

---

So eben erschien bei **Otto Janke** in **Berlin,** Anhaltstraße 11, und ist **durch alle Postanstalten und Zeitungs-Spediteuren zu beziehen:**

## Deutscher Reichsspiegel.

Politisch literarische Wochenschrift.

**Herausgeber: Gregor Samarow.**

Wöchentlich 1½—2 Bogen Folio. Preis pro Quartal 22½ Sgr.

**Inhalt der ersten Nummer:** Programm. — Nach Canossa gehn wir nicht! — Vom Capitol zum tarpejischen Felsen. — Bewegungen im Freimaurerthum. — Börse 1873. — Plaudereien am Kamin ꝛc. ꝛc.

---

**Einladung zum Abonnement auf die**

Deutsche Bade-Zeitung. **„Union."** Hotel-Anzeiger.

**Reise-, Verkehr- und Börsennachrichten.**

Herausgeber: **R. Nentwig,** Verfasser des Bäder-Lexikon.

Die Union, älteste und einzige, während des ganzen Jahres erscheinende, grössere Fach-Zeitung, beginnt mit 1874 ihren **XVIII. Jahrgang.** Dieselbe bringt Nachrichten aus Bade- und klimatischen Kur-Orten; von Touristenstationen, über Reise- und Verkehrsmittel enthält ein Verzeichniss der namhaftesten Hotels und Restaurationen und sonstige für Reisende speciell interessante Mittheilungen.

Die Union ist durch ihre ausserordentlich weite Verbreitung in klimatischen Kur-Orten, in den südlichen ausserdeutschen Winterstationen der Touristen, sowie im Sommer in den meisten europäischen Bade-Orten und in einer grossen Zahl von Hotels besonders für Inserate von allgemeinem Interesse zu empfehlen.

Abonnements pro Jahr 4 Thaler, für die Schweiz, Italien, Belgien und Frankreich 16 Frcs. pro Jahr, werden angenommen bei allen in- und ausländischen Postämtern und direct bei der Expedition in **Frankfurt a. M.**


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 24. Januar 1874. Band V.

AP
30
.G295
v5
no 4

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Reichstagswahlen. Von W. L. — Der russische Thronfolger. Von Quidam. — **Literatur und Kunst:** Winterliche Briefe. „In Charlottenburg." Historisches Schauspiel in 4 Acten von Max Ring. Besprochen von Paul Lindau. — Hohwald. Ein Blick in's Elsaß. Von Adolf Mützelburg. — **Aus der Hauptstadt:** Die neuen Erwerbungen der berliner Gemäldegalerie. Von Bruno Meyer. — Notizen. — Inserate.

### Die Reichstagswahlen.

Die große Wahlschlacht ist geschlagen und es läßt sich, obwohl noch zahlreiche Einzelkämpfe die nächsten Wochen erfüllen werden, schon heute der Charakter des Gesammtergebnisses feststellen. Zunächst springt aus der verwirrenden Menge der Wahlnachrichten als ein bemerkenswerther Umstand hervor, daß fast ein Achtel der am 10. Januar vollzogenen Wahlen unentschieden geblieben sind; wir zählen deren 47 unter 382. Es zeugt dieses einmal für die Zähigkeit, mit welcher gewisse Minoritäten, auch wo ihnen keine Aussicht auf den schließlichen Erfolg ihres Candidaten beschieden war, an ihm festhielten und dadurch, sei es diesen selber in die engere Wahl brachten, sei es zwischen den Candidaten anderer Parteien eine engere Wahl nothwendig machten; zweitens aber klagt in vielen Fällen dieses negative Ergebniß mit lauter Stimme jene Partei tadelnswerther Lässigkeit an, welche in dem betreffenden Wahlkreise bei einiger Anstrengung von vorn herein ihrem Candidaten den Sieg hätte zuwenden können. Vor allem gilt dies von dem 6. berliner Wahlkreise, in welchem die aus fester Siegeszuversicht sich herleitende Bequemlichkeit von zwanzigtausend liberalen Wählern es verschuldet hat, daß ihr langjähriger Vertreter, der um sein Vaterland hochverdiente Vater des deutschen Genossenschaftswesens, Schulze-Delitzsch mit 40, schreibe „vierzig" Stimmen unter der absoluten Majorität verblieb und sich nun mit dem „Präsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" Hasenclever, dem Erkorenen der berliner Socialdemokratie, zur engern Wahl stellen muß! Wenn von 28,250 Wahlberechtigten über 20,000 an der Wahl sich nicht betheiligen und ein Candidat, der nur 2523 Stimmen auf sich vereinigt — seine Anhänger haben wohl alles, was sich auf die Beine bringen ließ, zur Wahlurne herangeschafft und das ist ein Ruhm, um den sie das liberale Bürgerthum beneiden kann — es dahin bringt, mit dem Vertreter dieses Wahlkreises von Anfang an in die engere Wahl zu gelangen, so hat diejenige Partei, welche den Namen Schulze-Delitzsch auf den Schild erhoben hat, diesem Manne feierliche Abbitte zu thun und schuldet ihm bei der engern Wahl eine glänzende Genugthuung dafür, daß sie ihn einem solchen unverdienten Mißgeschicke aussetzte. Anderswo ist es nicht anders zugegangen. Die liberale Partei hat am 10. Januar eine Lection empfangen, die sie hoffentlich niemals wieder vergessen und zunächst bei den engeren Wahlen mit dem Besserungseifer eines reuigen Sünders beherzigen wird. Eine jede Partei, die sich damit begnügt, an ihren Ruhmeserinnerungen zu zehren, wird eines Tages entdecken, daß sie nur „ein tönend Erz und eine klingende Schelle" ist; nur diejenige Partei, welche sich mit hingebender Liebe darum müht, bei dem ganzen, großen Volke Verständniß für ihre Bestrebungen zu wecken und mit ihm in einem, sie bei jeder Berührung kräftigenden Zusammenhange sich erhält, wird vor dem Schicksal bewahrt bleiben, daß das Volk sie verwirft und daß sie vom politischen Schauplatze unrühmlich abtreten muß, ehe die sie leitenden Bestrebungen ihr Ziel erreicht haben. Nicht innere Umwandlung, nicht äußere Umgestaltung sind es, was eine politische Partei zu meiden hat; wer davor warnt und die auf solche Entwicklung Dringenden des „Mangels an Consequenz" beschuldigt, der „Fahnenflucht", des „Verraths" bezichtigt, der verwechselt die Form mit der Sache und ist dem Priester eines Cultus zu vergleichen, an dessen Götter niemand mehr glaubt.

Die Erfahrungen, die bei den letzten Reichstagswahlen gemacht worden sind, werden hoffentlich für die liberalen Parteien, wie wir leider noch immer sagen müssen, nicht verloren gehen. Es gilt, den Bestand des Liberalismus an lebensfähigen politischen Gedanken mit Gewissenhaftigkeit zu prüfen und mit der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland, welche ganz andere Gedankenreihen, als sie in den fünfziger und sechziger Jahren die öffentliche Discussion beherrschten, in Gang gesetzt hat, in Ausgleich zu bringen. Das sollte namentlich diejenige Partei nicht vergessen, welche noch heute ihre Federn von sich rühmen läßt, daß sie das Mysterium des Liberalismus bei sich allein bewahre; es findet, unter uns gesagt, selbst das Publicum der berliner Bezirksvereine, daß mit dieser priesterlichen Salbung allein sich heute nichts mehr leisten läßt auf dem politischen Gebiete und daß die concreten Fragen, welche in stets wachsender Fülle aus der Zukunftspforte des deutschen Volksthums quellen, mit einigen Zauberformeln aus der guten alten Zeit der „Programme", wo man noch an die Selbstverwirklichung eines Princips glaubte, sich nicht lösen lassen. Gegen die Forderungen, welche die Socialdemokratie einerseits, der Ultramontanismus andrerseits täglich mit dreisterer Stirn erheben, ist mit dem „liberalen Programm", mag man auch jeden Punkt desselben dreimal unterstreichen, nicht anzukämpfen. Das edle Wort „Freiheit" verliert in dem Munde derer, die es den Liberalen wie einen Höllenzwang in den Ohren gellen lassen, um sie zur Verzichtleistung auf die Vertheidigung aller Culturerrungenschaften zu drängen, jeden Sinn. Das Wort „Demokratie" allen heilig, welche sich ihrer im Kampfe um die Volksrechte empfangenen Wunden erinnern, wird zu einer Satire, wenn es von Menschen als Parteibezeichnung ergriffen wird, welche unter „Herrschaft des Volkswillens"

Digitized by Google

das sinnlose Schalten der an irgend einem Orte zufällig in der Mehrheit befindlichen Fäuste verstehen. Hier gilt es, sich gegen den Mißbrauch der äußern Formen der Freiheit behufs Vergiftung und Ertödtung ihres lebensvollen Inhalts nicht bloß theoretisch zu verwahren, sondern praktisch zur Wehre zu setzen.

Wir haben im gegenwärtigen preußischen Abgeordnetenhause eine „liberale Mehrheit"; wir hoffen, daß auch der nächste deutsche Reichstag eine solche, wenngleich von schwächlicherer Complexion, aufweisen wird; gerade dieser Besitz der Mehrheit in den parlamentarischen Körperschaften aber legt allen Fractionen der liberalen Partei die ernste Pflicht auf, nicht länger mehr an dem Betonen der landläufigen liberalen Forderungen sich's genügen zu lassen, gleichviel ob die Verwirklichung derselben thatsächlich möglich und, wenn möglich, von unzweideutigem Werthe für die organische Fortentwicklung des deutschen Volksthums ist. Jener Radicalismus, welcher es sich zur Maxime gereichen läßt: fiat programma et pereat mundus, war wohl, so lange die liberale Partei ohne erheblichen Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung, am Orte, um bei der großen Masse eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor den Männern zu wecken, welche in ihrem öffentlichen Wirken, so hieß es ja wohl, nicht rechts, nicht links schauen, sondern unbekümmert um die Folgen für das als richtig erkannte Princip Zeugniß ablegen. Im sichern Port der Minorität läßt sich schon gemächlich eine „Politik der Principien" treiben. Man läßt die Ereignisse herankommen und, stimmen sie nicht zum Programm, so werden sie als „brutale Thatsachen" mit einem verächtlichen Epitheton abgestraft; man spinnt am Faden seiner Principienpolitik ruhig weiter, bis man eines schönen Tages die Entdeckung macht, daß sich neben dieser Welt der Fictionen elementare Mächte aus dem Schooße des Volkes erheben, welche, unbekümmert um das schönste liberale Programm, das, was sie als „der Mühe Lohn" und als die goldene Frucht am Baum des Lebens sich vorstellen, mit roher Faust sich zu eigen zu machen suchen. Von nun ab wird es nicht mehr angehen, an den „brutalen Thatsachen" „die scheue Braut' bedachend mit den Händen" sich vorüberzuschleichen. Der politische Mann, gleichviel ob Liberaler oder Conservativer, muß von nun ab mit scharfem Blick die politische Nothwendigkeit in's Auge fassen, welche das Einstellen aller kleinlichen Discussionen über politische Adiaphora gebietet und in die Reihe derselben freilich viele Dinge verweist, woraus die „Principienpolitik" sich die saubersten Programmpunkte zurechtzudrechseln verstand. Was wollen aber gegen die große Culturfrage, ob das individuelle Eigenthum aufhören soll die Grundlage der menschlichen Gesellschaft zu bilden, selbst Differenzen über die drei- oder zweijährige Dienstzeit, über Schöffen- und Schwurgerichte, über alle jene an sich hochwichtigen Punkte bedeuten, an welchen unsre „alten Parteien" sich gegenseitig ihre Diagnose stellen? — Gewiß, auch fortan soll niemand seine Ansichten darüber aus Rücksicht auf die allgemeine Lage ummodeln; das aber erheischt dieselbe mit zwingender Nothwendigkeit, daß aus Differenzen darüber nicht etwa die Unmöglichkeit eines Zusammenwirkens hergeleitet, nicht Gelegenheit zur Discreditirung des Gegners hier, als ob demselben das wünschenswerthe Maß von Patriotismus, dort, als ob ihm der erforderliche Wärmegrad der Freiheitsliebe fehle, hergeleitet werde.

Und dasselbe Gebot des Zusammenstehens spricht allen Freunden des Reiches der nunmehr bis zur „Einziehung der letzten Reserven" übergegangene Ultramontanismus in's Gewissen. Keins von den Gütern, um welche in unsern Parlamenten so heiß gestritten worden ist, wird von vitaler Bedeutung für die Entwicklung unseres Volksthums von der Glaubens- und Gewissensfreiheit erreicht. Dieses hohe Gut ist aber für reichlich den dritten Theil unseres Volkes durch die neuste Dogmenzeugung der römisch-katholischen Kirche zu einem leeren Nichts ausgehöhlt worden. Nicht die protestantische Mehrheit des deutschen Volkes und die in ihrem Geiste waltenden Regierungen sind es, welche die Glaubens- und Gewissensfreiheit der deutschen Katholiken mit Schmälerung bedrohen; dieselbe ist ihnen von ihrem eigenen Pontifex maximus confiscirt worden. Wie dies überall so geht, klagt man nun über „Bedrückung", weil man — einen andern Gebrauch kann man ja von seiner vaticanisch approbirten Glaubens- und Gewissensfreiheit, die eine Form ohne Inhalt ist, nicht machen — sich außer Lage sieht, die im Innern mit Knirschen ertragene Schmach mit äußeren Großthaten ad majorem Dei gloriam zu übertünchen und so die Stimme des Gewissens zu betäuben. Mit psychologischer Nothwendigkeit muß, wer kein inneres geistiges Leben führt, dahin gelangen, in äußeren Werken seine Befriedigung zu suchen, und er muß folgerichtig jedes Hinderniß, welches diesem Streben in den Weg tritt, als eine Beschränkung seiner Actionsfreiheit, als eine Bedrückung seines zu solchen äußeren Werken behufs seiner Beschwichtigung ihn antreibenden „Gewissens" empfinden. Wenn derartige Seelenzustände bei dem dritten Theil eines Volkes sich einmal erst entwickelt haben, dann kann durch gesetzliche Maßregeln dem nicht Wandel geschafft werden; sondern es wird, falls die Zeit zur Heilung derselben von innen heraus durch den geistigen Bildungsproceß nicht gegeben ist, in irgend einer Weise durch äußeren Anlaß eine acute Krankheitsform zur Entwicklung getrieben werden. Rings um uns zeigen sich die Symptome davon, daß der Ultramontanismus es auf die schleunige Herbeiführung einer europäischen Krisis anlegt. Er hat als Vorbereitung dazu die Wahlen zum deutschen Reichstag derartig zu leiten gesucht — und er ist mit seinem Vorsatze auch fast überall zum Ziele gelangt — daß in jedem Wahlkreise mit ausschließlich oder überwiegend katholischer Bevölkerung ein Abgeordneter gewählt wird, welcher sich der „Centrums-Fraction" anschließt, damit diese als ein wahres Corpus catholicorum im Reichstag dastehe und als solches an diesen, wie an die Reichsgewalt die Forderung richten könne, alle Gesetze, welche Gewissensangelegenheiten der Katholiken berühren — und an welchem Gesetze ließe sich bei der bekannten Interpretationskunst der ultramontanen Wortführer eine solche Seite nicht demonstriren —, nur unter Zustimmung der katholischen Volksvertreter zu erlassen. Ein Gesetz, gegen welches diese Fraction sich ausspricht, würde dann als eine Verletzung der Religionsfreiheit, als eine Bedrückung der katholischen Gewissen involvirend, als wider Gottes Gebot streitend für die Katholiken unverbindlich erklärt werden. Da natürlich die Prätention eines solchen „Staates im Staate", mit welchem in der Form zweiseitiger Verträge zu pactiren wäre, nicht geduldet werden kann, so gestaltet sich hier eine Machtfrage heraus, in welcher schließlich auch mit äußern Machtmitteln die Entscheidung herbeigeführt werden wird. Vorläufig geht das Streben der ultramontanen Parteiführer dahin, die Staatsgewalt einzuschüchtern. Zu diesem Zwecke haben sie bei den Wahlen ein Massenaufgebot der katholischen Wähler veranstaltet und sie werden jetzt mit dem Finger auf die aus allen Wahlkreisen zusammenaddirte Summe der für ultramontane Candidaten abgegebenen Stimmen hinweisen und fragen, ob das Deutsche Reich wohl Bestand haben kann, wenn ein Drittheil seiner Bevölkerung sich durch die Politik der Reichsgewalt in seinen heiligsten Interessen verletzt fühlt. Nach außen hin soll gleichzeitig dadurch der Eindruck hervorgerufen werden, als ob das Deutsche Reich, durch einen tiefen innern Zwist in sich zerrissen und ohnmächtig, die Beute eines mit kühner Initiative die „katholische Frage" erhebenden Feindes werden muß.

Vortrefflich fügt es sich zu diesem Plan, daß die Socialdemokratie auch ihrerseits bei den Wahlen ein Massenaufgebot veranstaltet hat, welches in derselben Weise als eine Kundgebung reichsfeindlicher Elemente erscheinen muß. Werden die für socialdemokratische und die für ultramontane Candidaten abgegebenen Stimmen zusammengezählt, so muß es, da die reichsfreundlichen Parteien einen gleichen Appell an die Wähler nicht für nöthig erachtet haben, fast den Anschein gewinnen, als ob das Deutsche Reich von seinen eigenen Freunden nur lau vertheidigt, dagegen von seinen Feinden im Innern

Digitized by Google

mit tödtlichem Hasse bekämpft, nichts als eine zwar glanzvolle, aber nur kurze Geschichtsepisode sein werde. Wir wissen, daß dieses eben nur ein Schein ist; es gibt aber Neider des deutschen Namens, welche, durch Rachegefühle verblendet, nur zu gern glauben, daß in diesem Fall der äußere Anschein das thatsächliche Verhältniß wiederspiegelt und welche in diesem Glauben hochfliegende politische Pläne entwerfen. Wie schwer nun auch eine auf solcher Täuschung basirende Kriegspolitik sich schließlich an ihrem Urheber strafen würde, es könnte uns sicher nicht angenehm sein, wenn wir durch dieselbe in unseren Friedenswerken gestört würden, und darum ist in jeder dazu geeigneten Weise aus dem Volke und vor allem aus der Volksvertretung heraus dafür Zeugniß abzulegen, daß die Feinde des Reiches nur eine Minderheit bilden, die auf ein kleines Häuflein zusammenschrumpft, sobald die Führer ihre wahren Absichten declariren.

Die Taktik der socialdemokratischen und der ultramontanen Partei, bei den Reichstagswahlen eine Heerschau über ihre Anhänger durch das ganze Reich abzuhalten, und zu diesem Zwecke auch in solchen Wahlkreisen, wo es sich nur um die Constatirung winziger Minoritäten handeln kann, die socialdemokratischen und ultramontanen Stimmen auf im voraus bestimmte Parteicandidaten zu sammeln, hat übrigens in einigen Wahlkreisen über das Erwarten hinaus zu Erfolgen geführt. Es sind in acht Wahlkreisen socialdemokratische Candidaten gewählt und in zwölf anderen solche bis zur engeren Wahl gebracht worden; die ultramontanen Minoritäten haben zu dem letzteren Erfolge namhaft mit beigetragen. In Folge der nämlichen Taktik sind auch in verschiedenen Kreisen ultramontane Candidaten in die engere Wahl gebracht worden. Es wird Sache der reichstreuen Parteien sein, jede sie trennende Differenz bei Seite zu setzen und in der engeren Wahl für denjenigen Candidaten zu stimmen, der einem Socialdemokraten oder Ultramontanen, Dänen oder Polen gegenübersteht; ob conservativ, ob liberal, darf gar nicht weiter in Frage kommen; natürlich bleibt es, wo bei der engeren Wahl ein Liberaler dem Conservativen gegenüber steht, zwischen ihnen im alten Rechte. Interessant ist es, daß unter den sämmtlichen 47 engeren Wahlen sich keine einzige befindet, in welcher sich Candidaten der verschiedenen reichsfeindlichen Parteien gegenüberstehen; es ist dies zwar nur ein Zufall, aber immerhin ein bemerkenswerther. Die Socialdemokraten und Ultramontanen haben am 10. Januar, eine jede Partei, für ihren besonderen Candidaten gestimmt und erst bei den engeren Wahlen wird es sich zeigen, ob sie mit einander eine Coalition ad hoc einzugehen Neigung besitzen. Innerhalb der reichsfreundlichen Majorität sind 19 unentschieden gebliebene Wahlen zum Austrag zu bringen und zwar stehen 16 Conservative einem Altliberalen, 13 Nationalliberalen und 2 Mitgliedern der Fortschrittspartei gegenüber, während nur in 3 Wahlkreisen zwischen je zwei liberalen Candidaten um den Sieg gestritten wird; in einem dieser Kreise (Ansbach-Schwabach) handelt es sich lediglich um die Austragung localer Rivalitäten. Interessant ist, daß gerade zwei der bekanntesten Mitglieder des Reichstags, Generalfeldmarschall Graf Moltke und Dr. Braun-Wiesbaden, nicht sofort gewählt, sondern ein jeder in zwei Wahlkreisen in engerer Wahl verblieben sind: Graf Moltke im 1. Königsberger (seinem früheren) und 3. Magdeburger Wahlkreise, Dr. Braun im Fürstenthum Reuß jüngerer Linie (seinem früheren) und dem 3. Liegnitzer Wahlkreise. — Zwischen Mitgliedern der reichstreuen Majorität und der reichsfeindlichen Minorität blieben 28 Wahlkreise bestritten; 6 Conservativen und Freiconservativen, 13 Nationalliberalen und 9 Fortschrittsleuten standen hier 11 Ultramontane (darunter ein polnischer Propst), zweimal der „Däne" Krygger, 3 Particularisten (Prof. Ewald in Hannover, Dr. Grimm in Marburg, Sonnemann in Frankfurt a. M.) und 12 Socialdemokraten gegenüber. Von diesen 28 Wahlen können 14 als der Majorität gesichert betrachtet werden, die übrigens auch noch in einigen von den 14 sonstigen Wahlkreisen sehr gute Chancen besitzt.

Am 10. Januar sind von den zu vollziehenden 382 Wahlen (die 15 Wahlen in Elsaß-Lothringen finden erst am 1. Februar statt) 335 zur Entscheidung gelangt. Es zählen darunter die verschiedenen reichstreuen Parteien: Fortschrittspartei 36, Nationalliberale 128, liberale Reichspartei (Altliberale) 13, deutsche Reichspartei (Freiconservative) 28, Conservative 14 Mitglieder, was zusammen eine reichstreue Majorität von 219 Mitgliedern ergibt; im vollbesetzten Hause sind zur absoluten Majorität 199 Mitglieder erforderlich. Unter den reichsfeindlichen Parteien stehen die Ultramontanen (Centrumsfraction) mit 92 Mitgliedern an der Spitze, ihnen schließen sich 12 Polen an; außerdem zählen hierher 4 Particularisten (1 Däne aus Schleswig, 3 Welfenfreunde aus Hannover) und 8 Socialdemokraten (2 aus Holstein, 6 aus dem Königreich Sachsen). Es ergibt dies eine reichsfeindliche Minorität von 116 Mitgliedern; denen die 15 Abgeordneten, welche Elsaß-Lothringen in den Reichstag schicken wird, wohl so ziemlich alle sich zugesellen werden. Vertheilt man, so weit es sich heute übersehen läßt, die Ergebnisse der engeren Wahlen auf die Majorität und Minorität, so erhebt sich dadurch erstere auf 252, letztere bleibt auf 131 stehen; bei 14 Wahlen halten wir unser Urtheil suspendirt; wir glauben, daß die Mehrzahl derselben bei einiger Rührigkeit auf unserer Seite im Sinne der Majorität ausfallen wird.

Von den Parteien der reichstreuen Majorität hat einzig und allein die nationalliberale gewonnen; sie zählte am Schlusse der letzten Reichstagssession 120 Mitglieder und hat es jetzt bereits auf 128 gebracht; es ist ihr aus den engeren Wahlen noch ein erheblicher Zuwachs sicher. Die Fortschrittspartei ist von 45 Mitgliedern vorläufig auf 36 reducirt; es stehen aber noch 7 ihrer Candidaten mit Socialdemokraten in engerer Wahl, und werden mit einer Ausnahme wohl sämmtlich gewählt werden. — Die liberale Reichspartei ist von 31 auf 13 Mitglieder zusammengeschmolzen; sie ist in Baiern, woher sie sich hauptsächlich recrutirte, von den Ultramontanen fast ganz ausgetilgt worden. Die deutsche Reichspartei ist von 36 vorläufig auf 28 Stimmen herabgegangen; sie hat in Schlesien an die Ultramontanen Einbuße erlitten. Am schlimmsten ist es, wie dies schon nach dem Ausfalle der preußischen Landtagswahlen ihnen prophezeiht wurde, den Conservativen ergangen; statt 52 sieht der Reichstag deren nur 14 wieder; die Fortschrittspartei hat in Preußen, die Nationalliberalen haben in den Provinzen Brandenburg und Sachsen sich in die Spolien getheilt. — Unter den Parteien der reichsfeindlichen Minorität haben die Ultramontanen das beste Geschäft gemacht. Es konnte dies nach ihren Erfolgen bei den letzten preußischen Landtagswahlen, soweit es Preußen betrifft, nicht Wunder nehmen; in Schlesien und der Rheinprovinz ist jetzt so ziemlich jeder „katholische Wahlkreis" mit einem strammen Ultramontanen besetzt. Einigermaßen überrascht haben die ultramontanen Wahlsiege in Baiern, welches jetzt 32 „Schwarze" in den Reichstag schickt. Es war eine Illusion, wenn man während der letzten drei Jahre glaubte, der Sturmwind des deutsch-französischen Krieges habe die ultramontanen Einflüsse unter der katholischen Bevölkerung Baierns entwurzelt. Die Vertretung Baierns im zweiten deutschen Reichstag ist in Bezug auf die Parteiconfiguration fast genau so beschaffen, wie die im deutschen Zollparlamente von 1868 bis 1870 es war: 32 Ultramontane stehen 16 Liberalen gegenüber. Wie damals haben Niederbaiern und Oberpfalz rein schwarz gewählt; in Oberbaiern hat diesmal nur der Wahlkreis München I (Frhr. von Stauffenberg), in Schwaben nur der Allgäu (Dr. Völk) liberal gewählt; genau dieselben Wahlkreise waren auch im Zollparlament durch liberale Abgeordnete vertreten. Auch Mittelfranken schickt, wie damals, aus dem vom Krummstabe beschatteten Wahlkreise Eichstädt einen Ultramontanen nach Berlin. Dafür, daß in Oberfranken und Unterfranken diesmal gegen 1868 je ein Liberaler weniger gewählt ist, hat die Rheinpfalz, die 1868 einen bairischen Patrioten (Römmich) und den bekannten Preußenfresser Kolb in's Zollparlament

Digitized by Google

schickte, ihre liberale Vertretung vom ersten Reichstag her ungeschmälert zu erhalten gewußt. Sonst hat die ultramontane Partei nur noch eine Stimme in Süddeutschland, im 13. württembergischen Wahlkreise gewonnen, den zuletzt der bekannte querköpfige Particularist und Schutzzöllner Moritz Mohl vertrat. Statt 66 Mitglieder zählt die Centrumsfraction vorläufig 92. — Die Polen haben in der Provinz Posen mit den Deutschen einen Wahlkreis „abgetauscht"; dagegen in Westpreußen den Wahlkreis Schwetz den Deutschen abgewonnen. Da einige der in der Provinz Posen gewählten polnischen Abgeordneten als zur „Centrumsfraction" gehörend bezeichnet werden, so beträgt die Zahl der „Polen" nach der Fractionsterminologie diesmal nur 12 gegen 13 im vorigen Reichstag. Die welfischen Particularisten in Hannover können den 10. Januar gerade nicht unter ihre Glückstage rechnen; sie haben zwei Wahlkreise (Hameln und Lüneburg) an die Nationalliberalen verloren und in der Stadt Hannover ist der Wahlkampf unentschieden geblieben; die Wiederwahl des bekannten Sonderlings Ewald hängt von der Entschließung der Socialdemokraten ab.

Procentisch gerechnet haben die Socialdemokraten am 10. Januar wahren Gründergewinnst eingeheimst; sie zählen statt 2 jetzt 8 Männer ihrer Wahl im Reichstag. Wieder gewählt ist der leipziger Drechslermeister Bebel, der wegen Verbüßung seiner Haft vorläufig freilich noch nicht an den Verhandlungen des Reichstags theilnehmen kann; ferner erscheint wieder der bekannte Schriftsteller Liebknecht, der die Beziehungen zu der „Internationale" in London vertritt. Außerdem ist in Altona gewählt der Präsident des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" Herr Wilh. Hasenclever zu Berlin, der ebenfalls schon einmal für Duisburg im Reichstage saß. Homines novi im Reichstage sind die Herren Geib (Kaufmann in Hamburg), Most (Schriftsteller in Mainz), Motteler (Kaufmann in Crimmitschau), Reimers (Cigarrenmacher in Altona) und Vahlteich (Procurist in Chemnitz); ihnen tritt vielleicht noch Herr Hasselmann (Redacteur des „Neuen Socialdemokrat" zu Berlin) als Vertreter von Elberfeld-Barmen hinzu, welcher Wahlkreis schon früher einmal durch den „Präsidenten" v. Schweitzer im Reichstage vertreten war. Auch diesmal sind beide Richtungen der Socialdemokratie, die unitarische (Lassalleaner) und die föderalistische (Eisenacher oder Ehrliche) vertreten und sie werden wie früher, wohl auch diesmal in Auseinandersetzung gerathen. Der norddeutsche Reichstag von 1867—1870 hatte sieben Socialdemokraten unter seinen Mitglieder gezählt; es ist also die gegenwärtige Zahl von 8 oder 9 Socialdemokraten an sich nichts so seltsames; unangenehm genug können sich diese Herren freilich im Reichstage machen, und zwar um so mehr, als es eine starke Partei in demselben gibt, welche an jeder Störung der Verhandlungen, an jedem Scandal, wodurch der Reichstag nach außen hin in seinem Ansehen discreditirt wird, ihre Freude empfindet.

Wenden wir uns nunmehr einer Betrachtung der Veränderungen zu, welche der Reichstag in seinem Personalbestande erfahren hat.

Von der conservativen Partei kehren nicht wieder: der durch den Tod abberufene ehemalige preußische Finanzminister v. Bodelschwingh; ferner der schon im erfurter Unionsparlament von 1850 und seitdem so oft im Herrenhause und Reichstage als „Alterspräsident" fungirt habende Wirkl. Geh. Rath v. Frankenberg-Ludwigsdorf, der als fast 89jähriger Greis endlich auf ein Mandat verzichtete; dann der mit Junkerwitzen stets schlagfertige Herr v. Blanckenburg; der bekannte ostpreußische Großgrundbesitzer Graf Lehndorff und — ja nicht zu vergessen — Herr Geh. Rath Wagener, der übrigens bereits in der letzten Session durch Herrn v. Arnim-Heinrichsdorf ersetzt worden war. Der „große Schweiger" Graf Moltke ist zweimal in engerer Wahl verblieben. Unter den Wiedergewählten befinden sich: Oberpräsident v. Jagow, Regierungspräsident Graf Eulenburg, Herr v. Denzin, der sich für seine Niederlage bei den preußischen Landtagswahlen hiermit gut revanchirt hat. Neugewählt ist u. a. Corvettencapitän v. St. Paul und Regierungspräsident v. Puttkamer in Gumbinnen.

Die Notabilitäten der deutschen Reichspartei kehren fast sämmtlich wieder: Prinz Wilhelm von Baden, v. Behr-Schmoldow, Graf Bethusy (doppelt gewählt), Fürst Carolath, Dr. Friedenthal, Fürst Hohenlohe-Langenburg (der Reichstag zählt jetzt 5 „Hohenlohe" unter seinen Mitgliedern), von Kardorff, Fürst Lichnowsky, Fürst Pleß, Herzog v. Ratibor, (der regierende) Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, Herzog von Ujest; neugewählt ist Prinz Carl Hohenlohe. Wir rechnen hierher ferner die beiden preußischen Minister Dr. Achenbach und Dr. Falk. Es kommen nicht wieder: Graf Frankenberg, Graf Münster (der deutsche Botschafter in London), Graf Renard, Graf Solms-Laubach.

Von der liberalen Reichspartei sind u. a. wiedergewählt: der frühere preußische Justizminister v. Bernuth, der ehemalige bairische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, Frhr. zur Rabenau, der k. sächsische Generalstaatsanwalt Schwarze, Dr. Völk. Als neugewählt rechnen wir vorläufig hierher die Professoren Baumgarten zu Rostock und Beseler zu Berlin und den ehemaligen badischen Bundestagsgesandten Robert v. Mohl. Nicht wieder kommen u. a.: Dr. Barth (hatte resignirt), der schneidige Gegner des Ultramontanismus Bürgermeister Fischer von Augsburg, die bairischen Regierungspräsidenten v. Hörmann und Graf Luxburg; der Oberpräsident der Prov. Sachsen Freiherr von Patow; der ehemalige badische Ministerpräsident Frhr. v. Roggenbach und der ehemalige hanseatische Ministerresident Dr. Schleiden. In engerer Wahl verblieb der frühere preußische Finanzminister von Bonin. Die „Fraction der Excellenzen" ist sehr gelichtet.

Von den Nationalliberalen resignirten: Professor Biedermann zu Leipzig, Dr. v. Bunsen, Professor Dove zu Göttingen, Eckhard (Baden), Professor Endemann zu Jena, Fries (Weimar), Dr. Hammacher, v. Hennig, Hoffmann (Hessen), Hölder (Württemberg), Lamey (Baden), Lesse (Danzig), Metz (Darmstadt), Prince-Smith, der Begründer der deutschen Freihandelspartei; es starb der bekannte Publicist v. Rochau zu Heidelberg. Nicht wiedergewählt wurden bis jetzt Dr. Braun (steht zweimal in engerer Wahl), und der Staatsrechtscommentator v. Rönne, den die Agitation der Herren Landräthe für „conservative Wahlen" um seinen posener Wahlkreis brachte. Sonst sind alle namhaften Mitglieder, welche candidirten, gewählt worden: Ludw. Bamberger, v. Benda, v. Bennigsen (zweimal), Dr. Brockhaus, Dernburg, v. Forckenbeck, Professor Gneist, Grumbrecht, Fritz Kapp, Lasker, Professor Marquardsen zu Erlangen, Meyer (Thorn), Miquel, Mosle, Dr. Oetker, Dr. Simson, Sombart, Frhr. v. Stauffenberg, Stadtrath Dr. Techow, Professor Tellkampf, Professor v. Treitschke, v. Unruh (Magdeburg), Dr. Wehrenpfennig, Oberbürgermeister v. Winter (Danzig). In engerer Wahl verblieben, aber sicher gewählt wird Professor Hinschius. Neugewählt sind u. a.: Präsident v. Beughem, General a. D. v. Etzel, Professor Frühauf, Graf Hacke, Stadtrath Rickert (Danzig), Professor Ad. Schmidt (Jena), Staatsanwalt Schröder, der bekannte altkatholische Kirchenrechtslehrer Prof. v. Schulte zu Bonn, Dr. Wallichs (Flensburg). — Auch der einzige Repräsentant des ehemaligen „linken Centrums" Herr v. Bockum-Dolffs ist in seinem alten westphälischen Wahlkreise wiedergewählt worden.

Die Fortschrittspartei sieht nicht wiederkehren: Oberbürgermeister Dr. Becker (Dortmund), Professor Gerstner (Würzburg), den alten Harkort, Professor Köchly (Heidelberg), Stadtkämmerer Runge (Berlin), Professor Wigard (Dresden), welche verzichteten; im Wahlkampf unterlagen Dr. Banks (Hamburg) und Dr. Herz (Baiern). Wiedergewählt sind u. a.: Duncker (Berlin), Dr. Erhard (Nürnberg), Stadtältester Hagen, Frhr. v. Hoverbeck (doppelt gewählt), Präsident v. Kirchmann, Dr. Loewe, Eugen Richter (früher Rudolstadt, jetzt an Harkorts Stelle in Hagen), Schmidt (Stettin), Schulze-Delitzsch (in Wiesbaden), Moritz Wiggers, Franz Ziegler. Unter den neu-

Digitized by Google

gewählten Mitgliedern befinden sich: Berger (Witten), Dr. Eberty (Berlin), Advocat Frankenburger in Nürnberg, der erste Israelit, welchen Baiern in den Reichstag schickt, zwei v. Saucken, des in unsrer parlamentarischen Geschichte berühmten Namens.

Die ultramontanen Führer sind sämmtlich wiedergewählt: v. Mallinckrodt, beide Reichensperger (August und Peter), Herr v. Savigny, Windthorst (Meppen); außerdem wurde gewählt, wer sonst nicht resignirte. In engerer Wahl, ohne Aussicht gewählt zu werden, verblieb der bekannte Domherr Moufang zu Mainz. Es trat zurück der „Protestant" Rechtsanwalt Dr. Schulz (Heidelberg), der die Erwartungen des „Pfälzer Boten" anscheinend nicht erfüllt hat; er wurde durch den uralten Hofrath v. Buß zu Freiburg ersetzt. Unter den neugewählten Ultramontanen begegnet man manchem alten Bekannten aus dem Zollparlament und dem preußischen Landtage. Für vornehme Namen zur Decoration ist ausreichend gesorgt. Prinz Edmund Radziwill (der Caplan) und sein älterer Bruder Fürst Ferdinand Radziwill (Söhne des verstorbenen Fürsten Boguslaw) stehen an der Spitze eines langen Registers katholischer Grafen und Barone, welche sich dem parlamentarischen Dienste der Kirche gewidmet haben. Wir nennen die zum Theil mehrfach vertretenen Familien: Aretin (Baiern), Ballestrem (Schlesien), Bissingen (Württemberg), Brenken (Westphalen), Chamaré (Schlesien), Frankenstein (Baiern), Galen (Oldenburg), Landsberg (Westphalen), Neyhauß (Schlesien), Praschma (Schlesien), Quadt-Isny (Bayern) Schönborn (Baiern), Stolberg (Schlesien und Rheinprovinz), Waldburg-Zeil (Württemberg), Wendt (Westphalen), Zu-Rhein, (Baiern). Auch für die Redner in Kochler Joppe und mit der Spielhahnfeder auf dem Hute ist gesorgt; wenigstens hat uns der Telegraph aus München Namen von Abgeordneten gemeldet, denen die Phantasie diese Attribute urwüchsigen Bajuvarenthums vorzuenthalten kein Recht hat; ihren Anschauungen wird der eigens zu diesem Zwecke in Augsburg gewählte Dr. Jörg Ausdruck verleihen. Man darf sich auf interessante Kraftproben gefaßt halten. Daß eine stattliche Schaar von Pfarrern nicht fehlt, ist ebenfalls zu notiren; schwerlich werden sie aber insgesammt das öffentliche Interesse eines einzigen Bischofs, wäre es selbst nur einer i. p. z. B. der von Agathopolis aufwiegen; selbst Caplan Majunke, der „Germania"-Redacteur bietet dafür keinen Ersatz. Daß die „Bischofsbank" nicht gelegt werden durfte, ist wirklich zu beklagen, die „Grafenbank" ist nicht halb so interessant.

Ueber die Vertretung der Polen ist wie immer nichts Besonderes zu sagen. Unsere Abgeordneten polnischer Zunge mögen als Privatmänner höchst angenehme und liebenswürdige Gesellschafter sein und auch unter sich über allerlei geistliche und weltliche Dinge eine recht geistreiche Discussion pflegen; im deutschen Reichstage aber bemüht sich jeder von ihnen redlich, die Rächerstimme zu erheben und seinen deutschen Collegen das Gefühl möglichsten Unbehagens zu erwecken. Es befindet sich unter den Polen wieder der Prinz Roman Czartoryski aus der bekannten zum polnischen Zukunftsthrone designirten Magnatenfamilie, ferner der „Garibaldiner" Wladislaw v. Taczanowski und der Inhaber eines der besten berliner Dialekte, Dr. Wladislaw v. Niegolewski, aus dessen Munde stets „schneller, als schnelle Hirsche und der wolkenjagende Westwind" die Rede floß.

Da wir den Herren Socialdemokraten schon vorweg unsere Achtung bezeugt haben, so bleibt zum Schlusse nur noch übrig der „Wilden" zu gedenken, die darum, weil sie sich an den Hürden der Fraction vorbeischlagen, freilich nicht gerade die besseren Menschen sind. Es fehlt auch diesmal nicht der eine unvermeidliche „Däne", Herr Kryger-Beftoft — das y zu ändern würde gegen Artikel V. des Prager Friedens verstoßen, also aus Achtung vor demselben stets „Kryger" geschrieben! Die „schleswig-holsteinische Landespartei" ist zerrieben worden; Graf Baudissin-Dreikronen und Herr Jensen kehren nicht wieder. Auch die „Welfenpartei" in Hannover hat zwei Sitze verloren; sie schickt nur Herrn v. Adelebsen, Frhr. v. Grote und Landdrost a. D. Nieper in den Reichstag; der kräftige Handhaber alttestamentarischer Ausdrucksweise, Professor Ewald, muß noch erst die Gefahren eines zweiten Wahlganges bestehen; ebenso Herr Sonnemann, der von der französischen Demokratie — wegen seiner eleganten Manieren nur, versteht sich — gefeierte radicale Millionär in der Mainstadt Frankfurt. Den guten Dompropst Dr. Holzer aus Trier, den Inhaber und Spender des trefflichsten Scharzhofberger, haben uns die bösen Ultramontanen vorenthalten. Auch Herrn Appellationsgerichtsrath Bürgers zu Cöln, Mitglied des K. Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten, haben sie die Pforte des Reichstags versperrt. Selbst Herr Moritz Mohl illustrirt mit seinem Charakterkopfe nicht mehr den Reichstagssaal und weint dem geschwundenen Traume des großdeutsch-österreichischen 70-Millionenreichs eine Thräne nach; auch er ist den Ultramontanen als Opfer gefallen und hat damit sein Votum für das Jesuitengesetz gebüßt.

So führt uns denn das Ende unserer Betrachtung unwillkürlich zu deren Anfang zurück, zu dem unerbittlichen Kampfe, der in Deutschland zwischen zwei Weltanschauungen sich erhoben hat und welcher alle sonstigen Parteiunterschiede zurückdrängt und dem einen großen Gegensatze unterordnet. Möge die Nothwendigkeit dieser Einigung innerhalb aller reichstreuen und liberalen Parteien begriffen und ihr Gebot beherzigt werden!

M. L.

---

## Der russische Thronfolger.

Von den Söhnen des Kaisers Alexander II. sind außer dem Thronfolger zwei; die Großfürsten Alexei, geb. 1850, und Wladimir, geb. 1847, erwachsen. Der Erstere ist durch seine Reisen nach America und Ostasien, namentlich aber durch sein Verhältniß zu Alexandrine Shukowski bekannter geworden als ihm lieb ist. Der Großfürst Wladimir zeichnet sich durch seinen Eifer für die Landwirthschaft aus und ist seit Jahren Ehrenpräsident aller in Rußland stattfindenden landwirthschaftlichen Ausstellungen; aus dem Feldzug nach Chiwa haben er und sein Vetter, der Großfürst Nikolai Constantinowitsch, das Georgenkreuz mitgebracht. — Das Verhältniß der beiden ältesten Söhne des Kaisers, des verstorbenen und des gegenwärtigen Thronfolgers war in gewisser Rücksicht dem ehedem zwischen Alexander und Constantin Nikolajewitsch obwaltenden ähnlich. Gerade wie sein Vater galt der verstorbene Nikolai Alexandrowitsch für eine weiche, liebenswürdige Natur, für einen Anhänger westeuropäischer Bildung, während der jüngere Bruder und jetzige Thronfolger der öffentlichen Meinung das Urbild echt slawischer Energie war. Schlank und hoch aufgeschossen, zeigte das ausdrucksvolle Gesicht des Verstorbenen einen Liebreiz, der den runden, sinnlich-derben Zügen Alexander Alexandrowitsch vollständig fehlt. Der älteste Sohn des Kaisers, der Liebling seiner Eltern und des Hofes galt den verschiedensten Theilen des Reiches für den Bürgen längst gehegter Wünsche. Die Klage über seinen frühen Tod war darum aufrichtig und allgemein. Die Personen der näheren Umgebung des Thronfolgers wurden auch nach dem Tode desselben mit besonderer Sympathie behandelt. — Die Stellung des plötzlich zum Cäsarewitsch gewordenen, damals zwanzigjährigen Großfürsten Alexander war an und für sich schwieriger: die mangelhafte einseitig-militärische Bildung, welche herkömmlich das Loos der jüngeren Söhne des Kaiserhauses ist, konnte nur dazu beitragen, das Unbehagen des plötzlich zum Thronerben gewordenen jungen Prinzen zu verschärfen.

Das Bewußtsein, plötzlich in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gestellt und zum Träger von Pflichten geworden zu sein, deren Umfang man selbst nicht zu übersehen vermag, ist in

Digitized by Google

jedem Lebensverhältniß ein peinliches, einerlei ob es als ein solches aufgefaßt wird oder nicht. Mehr noch wie dem auf ein neues Piedestal gestellten Privatmann nimmt es dem Fürsten die Unbefangenheit, welche überall Bedingung ersprießlicher Thätigkeit und wohlthuender Beziehung zu andern Menschen ist. Seinem Vater, seinem Volk und schließlich auch der Gemahlin, die ihm zugeführt wurde, sollte Alexander Alexandrowitsch den Bruder ersetzen, dessen Erbe er geworden, ohne auf diese Erbschaft vorbereitet zu sein. Zum lebenslustigen Gardeofficier erzogen, ohne staatswissenschaftliche Bildung, mit einer für seine Verhältnisse mangelhaften Sprachkenntniß ausgerüstet, von der Natur mehr auf den Genuß als auf die Arbeit angelegt, hatte der neue Thronfolger Zeit nöthig, sich in die neuen Verhältnisse zu finden. Und gerade diese schien ihm nicht gegönnt zu sein — er sollte überall zugreifen, überall Interesse und Urtheilsfähigkeit bekunden, überall sofort durch die That beweisen, daß der russische Staat durch den Tausch, den das Schicksal gewollt, nichts verloren habe. Für einen nach gewöhnlichem Maaß zugeschnittenen Jüngling der über die meisten Dinge gerade so dachte, wie seine Kameraden, gerade wie diese abwechselnd von nationalen und liberalen Zeitideen und autokratischen Traditionen berührt worden war, konnte es unter *solchen* Umständen ohne Mißgriffe nicht abgehen. Der seit dem Jahre 1863 in die Mode gekommenen nationalen Strömung wurde es leicht, den Erben der Krone mit fortzureißen und denselben glauben zu machen, Hingabe an die Tendenzen des Augenblicks sei der kürzeste und sicherste Weg zur Popularität; die Abneigung gegen die Deutschen, welche in gewissen Kreisen der Petersburger Gesellschaft von jeher für eine „noble Passion" und für ein Zeichen unabhängiger Gesinnung gegolten hat, wurde bei dem Großfürsten noch durch seine dänische Gemahlin gesteigert, die aus der Geschichte Schleswig-Holsteins genug zu wissen glaubte, um ihrerseits vor preußischen Absichten auf das Ostseegebiet warnen und in den gleichgültigsten Vorkommnissen Anzeichen einer deutschen „Propaganda" wahrnehmen zu müssen. Schon wenige Jahre, nachdem er in seine neue Stellung getreten, galt der Thronfolger für einen eifrigen Partisan der nationalen Partei und Verehrer der Katkow und Genossen, die ihn alsbald mit Walujeff, der bête noir des gesinnungstüchtigen Slawenthums, in Händel zu bringen wußten. Bestrebt, seine Person und seinen Eifer für das Volkswohl geltend zu machen, stellte der Thronfolger sich im Winter 1867—68 an die Spitze des Comités, welches sich Linderung des in den nördlichen Gouvernements herrschenden Nothstandes zur Aufgabe gemacht, nebenbei aber das löbliche Ziel verfolgte, den Minister des Innern als für alle Unglücksfälle verantwortlichen Sündenbock zu stürzen.

Die Jahre, welche der Aufhebung der Leibeigenschaft gefolgt waren, hatten im Norden und Nordosten des Reichs mehr oder minder alle den Charakter von Nothjahren gehabt: über den Winter 1867 besonderes Aufheben zu machen, wäre den Nationalen schwerlich in den Sinn gekommen, wenn nicht der im benachbarten Ostpreußen ausgebrochene Nothstand willkommene Veranlassung zu patriotisch-aufgeregter Gebahrung geboten hätte. In der Umgebung des jungen thronfolgerlichen Hofs, der nach den verschiedensten Seiten Beziehungen angeknüpft hatte, trieb sich damals der ehemalige Gouverneur eines „inneren" Gouvernements Tschikaloff umher. Dieser ehrgeizige Herr glaubte seine Reactivirung nicht besser betreiben zu können, als wenn er sich dem Thronfolger gegenüber als gelehrten „Oekonomisten" und von der Noth seiner Volksgenossen leidenschaftlich ergriffenen, rettenden Staatsweisen aufstellte. Er war es vorzüglich, der den Cäsarewitsch glauben machte, Walujeffs verderblichem Einfluß sei die Schuld an dem übeln Gange zuzumessen, den die landwirthschaftliche Entwickelung genommen. Obgleich alle Eingeweihten wußten, daß die Hauptquelle der eingerissenen Verlegenheiten, die Aufhebung der obrigkeitlich überwachten bäuerlichen Vorrathsmagazine, *gegen* Walujeffs Rath decretirt worden war, und daß der Winter 1867/68 von seinen Vorgängern nicht wesentlich verschieden sei, hetzte Tschikaloff seinen vertrauensvollen Protector so erfolgreich gegen den Minister auf, daß der Großfürst diesen wiederholt öffentlich angriff und seinem Comité Rechte arrogirte, welche in die Competenz der Verwaltungsbehörden eingriffen und ministeriellen Anordnungen direct entgegenarbeiteten. Walujeffs zahlreiche Gegner wußten fertig zu bringen, daß es schließlich zum offenen Bruch kam und der Kaiser in die Alternative versetzt wurde, entweder seinen Minister zu entlassen oder seinen Sohn zu desavouiren. Obgleich Walujeff klug und patriotisch genug war, um dem Monarchen durch ein rechtzeitig eingereichtes Abschiedsgesuch die peinliche Entscheidung zu ersparen, kam es zwischen Vater und Sohn zu Auftritten, welche weder der Art des Kaisers entsprachen, noch der im Grunde gutmüthigen Natur des Thronfolgers gemäß waren. Dabei sollte es indessen nicht bleiben: ermuthigt durch die dem Minister des Innern beigebrachte Niederlage drängten die moskauer Nationalen sich an den Erben der Krone enger heran, als nach den überkommenen Traditionen schicklich und für die Geschlossenheit einer streng monarchischen Regierung anständig war. In Veranlassung des so erfolgreich improvisirten Nothstandes fand Herr Iwan Aksakoff, der berühmte Publicist und spiritus rector der Slawophilenpartei Veranlassung, mit Sr. kaiserlichen Hoheit in einen Briefwechsel zu treten, der natürlich nur der Linderung des über die nördlichen Gouvernements ausgebreiteten Elendes galt, nichts desto weniger aber zur Erörterung von politischen Fragen aller Art Gelegenheit bot. Eben als diese Correspondenz interessant zu werden begann, fielen Bruchstücke derselben Sr. Majestät höchsteigener Kanzlei dritten Abtheilung in die Hände. Graf Schuwaloff nahm keinen Anstand, dem Kaiser über das Vorgefallene zu berichten, der Thronfolger aber reichte statt jeder Antwort auf die ihm gestellten Fragen eine Beschwerde darüber ein, daß ein Unterthan gewagt habe, sich in die Privatangelegenheiten eines Gliedes der kaiserlichen Familie zu drängen. Schon jubelte man in den nationalen Kreisen von einem zweiten gegen die „Sapadecki" geführten Schlage und von der bevorstehenden Entlassung des allgewaltigen Leiters der dritten Abtheilung, schon stritt man darüber, wem unter den begünstigten Generaladjutanten das Amt zufallen werde, das thatsächlich das wichtigste im gesammten Reiche war. Dieses Mal aber war die Rechnung ohne den Wirth ausgeschrieben worden. Graf Schuwaloff wußte so nachdrücklich geltend zu machen, daß er seiner Pflicht als oberster Wächter über die Sicherheit des Monarchen und die Autorität der Regierung nur nachkommen könne, wenn sein Recht zur Controle *aller* Unterthanen Sr. Majestät unangetastet bliebe, daß der Großfürst den Kürzeren zog und eine Unterweisung darüber hinnehmen mußte, daß sein Wohlthätigkeitscomité lediglich ein Privatverein sei, dessen Vorsitzender seinen Abschied nehmen werde, sobald er sich weiter auf unstatthafte und unschickliche Correspondenzen einlasse. *Einen* seiner vertrautesten Räthe hatte der Kaiser den Liebhabereien seines Sohnes bereits opfern müssen, sich seinen ersten Berather nehmen zu lassen, hatte er nicht die geringste Neigung. — Der Eindruck, den diese kaiserliche Entschließung auf den Thronfolger machte, mußte um so nachhaltiger sein, als derselbe seinen Vater genugsam kannte, um zu wissen, daß die Weichheit desselben wesentlich auf allerhöchster Abneigung gegen heftige Emotionen und Störungen des ruhigen Ganges der Dinge gegründet sei: kam es einmal zu einer solchen, so war der Kaiser der Mann, gerade so nachdrücklich und rücksichtslos aufzutreten, wie sein Vater.

Nachdem Herr Tschikaloff und dessen Freunde im Anitschkinpalais ihre Rolle ausgespielt und der „nationale" Maler Bogolzuloff eine Zeit für den besonderen Günstling des Großfürsten gegolten hatte, trat die Person des künftigen Zaren erst zur Zeit des deutsch-französischen Krieges wieder in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit. Mit der gesammten russischen Jugend stand auch der Thronfolger auf Seiten der Franzosen — galt französische

Digitized by Google

Gesinnung doch damals für das Schiboleth, an welchem die echt slawischen Naturen einander erkannten. Schon der Umstand, daß der große Hof dem Beispiel des Kaisers huldigte und die deutschen Siege ausschließlich aus dem Gesichtspunkt der alten preußisch-russischen Waffenbrüderschaft von 1806 und 1813 beurtheilte, legte es dem jungen Hofe nahe, für die Vertreter abweichender Anschauungen den Mittelpunkt abzugeben und sich dadurch der populären Sympathien zu versichern. Um mehr als im vertrauten Kreise ausgesprochene Wünsche und Seufzer pour cette chère France konnte natürlich es sich nicht handeln, da an öffentliche Aeußerungen einer von der „allerhöchsten" Anschauung abweichenden Gesinnung ein für allemal nicht zu denken war und die entschiedene Parteinahme des Kaisers für den Sieger von Sedan etwaige Schwankungen der Gorkschakoff'schen Politik ausschloß. Schließlich wurde den großfürstlichen Neigungen für Frankreich und die Franzosen durch den Communeaufstand ein Stoß gegeben, dessen Wirkungen noch gegenwärtig nicht ganz verwunden sind. Mit dem Seufzer „C'est là que mènent ces idées" soll der Thronfolger von seinen französischen Jugendideen für längere Zeit schmerzlichen Abschied genommen haben.

Zu selbstständigem Auftreten des jungen Herrn bot sich erst wieder Veranlassung, als nach der Kündigung des pariser Vertrages die Umgestaltung und Neubewaffnung der Armee auf's Tapet kamen und die höhere Gesellschaft in zwei feindliche Lager, die Freunde des Kriegsministers Miljutin und die Anhänger Burjutinskis und Fadejeffs schieden. Sei es, daß er wirklich antiministeriellen Anschauungen huldigte, sei es, daß er das Bedürfniß fühlte, die Unbezähmbarkeit seines Patriotismus und die Unabhängigkeit seiner Denkweise wieder einmal öffentlich zu documentiren — der Thronfolger schloß sich der Zahl derer an, denen die Miljutin'schen Vorschläge nicht genügten, und die sich namentlich mit dem Plan einer blos schrittweisen Neubewaffnung der Armee nicht zufrieden geben wollten. Für Rechnung seiner eignen Apanage ließ er einige tausend Flinten und eine Anzahl Geschütze anfertigen, um die Neubewaffnung zu fördern. Dieser Schritt erregte um so größeres Aufsehen, als er zu einem kleinen Kriege zwischen den Lieferanten des Thronfolgers und denen des Kriegsministeriums führte; man suchte den officiellen Fabriken die tüchtigsten Maschinisten und Werkführer abzujagen, einen für besonders fähig geltenden englischen Civilingenieur durch das Versprechen höheren Gehalts für den Beauftragten des Thronfolgers zu gewinnen ꝛc. — Der ganze Streit dauerte übrigens nur kurze Zeit, nach einigen Monaten war das Feuer des großfürstlichen Eifers für das „große nationale Werk" natürlich wieder verraucht und gingen die Dinge den alten, gewohnten Gang. Man durfte überhaupt auf völlig falscher Fährte sein, wenn man bei dem Großfürsten ein durchdachtes, zusammenhängendes System, eine bestimmte, auf principiellen Voraussetzungen ruhende Politik argwöhnte und dem Wahn huldigte, diese sei so geartet, daß sie mit Bestimmtheit zu einer entschiedenen Parteinahme für Frankreich und zu einem Bruch mit dem berliner Cabinet führen müßte. Von dem Allem ist nicht die Rede. Nicht die ausgesprochene Willensrichtung des Fanatikers, sondern die Bestimmbarkeit des jungen steuerlosen Mannes, der mit dem Strom der ihn umgebenden Einflüsse schwimmt, ist die Gefahr, deren Rußland und Europa sich zu gewärtigen haben werden, wenn dereinst in Petersburg ein Thronwechsel eintritt. Weder durch künstlerische noch durch wissenschaftliche Neigungen vertieft, in dem Chaos der einander widerstreitenden Richtungen aufgewachsen, welche seit 1860 das russische Leben bewegen, gewohnt dem Genuß wie der Richtung des Tages zu huldigen, dabei derb und entschlossen, wird der künftige russische Herrscher von seiner Umgebung stärker bestimmt werden, als irgend einer seiner Vorgänger. Nicht die eigene Initiative sondern die Gewalt der herrschenden Richtungen wird (wenn nicht etwa ein günstiges Geschick hemmend dazwischen tritt) den künftigen russischen Herrscher in den Wirbel jener nationalen Politik ziehen, von welcher die Nationalpartei eine Umgestaltung Rußlands und Europas erwartet. Die Zukunft wird entscheiden, ob die Erwartung vollständiger Herrschaft der Nationalpartei über Alexander III. gegründet ist: in Rußland noch unberechenbarer wie in der übrigen Welt wird sie der an den nächsten Thronwechsel geknüpften Prophezeihungen vielleicht spotten, vielleicht auch nicht. Wenigstens zum großen Theil wird das von der Spanne Zeit abhängen, welche dem gegenwärtigen Beherrscher Rußlands noch gegönnt sein wird. Kommt der Enkel des Kaisers Nikolaus erst als gereifter Mann zur Regierung, so kann die durch die letzten Veränderungen erschütterte Tradition vielleicht wieder befestigt, der Großfürst durch die Macht der Gewohnheit zu einem Autoritätsbewußtsein und zu einer Unabhängigkeit von seiner Umgebung gereift sein, die ihm jetzt notorisch fehlen. Freilich darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der bisherige Gang der russischen Entwickelung zu zahlreiche auflösende Elemente angehäuft und dann zu plötzlichem Stillstand gebracht hat, als daß auf ein allmähliches Ablaufen derselben gerechnet werden könnte. In der Schule seines Vaters aufgewachsen und durch die Leistungen seiner sieben ersten Regierungsjahre zu einer populären geworden, wie sie vor ihm kaum ein Romanow besessen, übt Kaiser Alexander II. eine Autorität, die hinreichend ist, um die heraufbeschwornen Geister im Gehorsam zu erhalten. Daß er diese Autorität seinem im Sturm und Drang der letzten Jahrzehnte hinaufgekommenen Sohne vererben und dazu gelangen werde, diesen zu einem auf sich selbst ruhenden Manne zu machen, wird auch von denen für zweifelhaft gehalten, die aus Erfahrung wissen, daß Beherrscher absolutistischer Staaten, von Thronfolgern derselben grundverschiedene, plötzlich gewandelte Menschen zu sein pflegen.

**Quidam.**

---

## Literatur und Kunst.

### Winterliche Briefe.

### „In Charlottenburg."

Historisches Schauspiel in 4 Acten von Max Ring.

Rudolf Gottschall klagte vor kurzem in einem sehr bemerkenswerthen Aufsatz, den Sie, liebe Freundin, vielleicht gelesen haben werden, mit einem nicht mißzuverstehenden Hinweis auf seine eigene Production, über die Verwilderung, welche in den Repertoires unserer Hofbühnen eingerissen sei. Er hob die jedenfalls bedauerliche Thatsache hervor, daß auch die Intendanten und Generalintendanten für diejenigen Stücke, welche sich des Beifalls des großen Publicums zu erfreuen haben und die, wie es in der Theatersprache heißt, „Kasse machen", eine besondere Vorliebe hegten; daß sie gerade diese beständig wiederholten, während die Leiter unsrer großen und privilegirten Bühnen doch jedenfalls die Pflicht hätten, die „ernsten" dichterischen Werke, die der niedrigen Anziehungskraft ermangeln, vor einer kleinen auserlesenen Schaar kunstsinniger Fremder, die nicht wissen, wie sie den Abend todtschlagen sollen, sowie begnadeter Freibilletsinhaber und vor vielen leeren Bänken zur Aufführung zu bringen; um solchergestalt, durch Discreditirung des frivolen Amüsements und leichtfertigen Genusses im Theater, die idealen Kunstbestrebungen unserer Zeit zu fördern und die Jünger der „ernsten Richtung" zu schöpferischer Thätigkeit zu ermuthigen.

Dieses eindringliche und beredte Plaidoyer zu Gunsten der Verkannten, welches von vornherein auf die begeisterte Zustimmung der großen Mehrheit unsrer Dichter zählen durfte, nämlich aller Köberles und wie die Nichtaufgeführten sonst noch heißen mögen, scheint einigen Eindruck auf die Leitung unsrer Hofbühne gemacht zu haben. Und als erstes Resultat der gewonnenen Erkenntniß, daß man ein Drama,

Digitized by Google

welches redlich gemeint und mit Liebe ausgearbeitet ist, selbst dann zur Aufführung bringen müsse, wenn man auch im voraus von dessen ungenügendem Erfolge bei dem Publicum überzeugt sei, darf man wohl Max Rings historisches Schauspiel: „In Charlottenburg" verzeichnen. Sicherlich darf die niedere Speculation auf einen schnöden Kassenerfolg nicht als maßgebendes Motiv für die Annahme, Einstudirung und Aufführung dieses Schauspiels angegeben werden.

Es wird mir nicht leicht, liebe Freundin, über dieses Stück zu sprechen. Aus mancherlei Gründen. Die Eindrücke, die ich im Schauspielhause empfangen habe, sind weniger tief und nachhaltig, als mir lieb ist. Es kostet mich einige Anstrengung, in meine wirren Erinnerungen Licht und Klarheit zu bringen. Ich glaube, daß der Dichter selbst daran schuld ist. Die Angst vor starken Fehlern scheint ihn an der Verwerthung seiner guten Eigenschaften verhindert zu haben. Er ist hübsch vorsichtig vorangegangen, langsam und sicher; und um ja nicht zu fallen, hat er auf das Wagniß eines kühnen Sprungs lieber verzichtet. Die übertriebene Vorsicht mußte für ihn verhängnißvoll werden. Sein dramatisches Fahrzeug, das er an dem gefahrvollen Felsen des „Zu viel" glücklich vorübergesteuert, hat sich in der That auf der Sandbank des „Zu wenig" festgefahren. Der Fehler, der mich an dem Ring'schen Schauspiel am meisten gestört hat, ist die Reliefloſigkeit. Der dramatische Boden, auf den uns der Dichter führt, ist flach wie der Ort der Handlung „in Charlottenburg" — kein Hügel, kein Berg, „lauter Gegend".

Ring selbst weiß ganz genau, daß große geschichtliche Ereignisse noch lange kein Drama machen. Das Geschehende und das Geschehene an sich bleibt auf der Bühne völlig wirkungslos, wenn es nicht durch den Helden, der „menschlich handelt, menschlich fühlt", in glaubhafter dichterischer Darstellung wahrnehmbar und verständlich in die Erscheinung tritt. Es ist uns, wenn wir im Parquet sitzen, vollständig gleichgültig, ob der letzte brandenburg'sche Kurfürst auf der Bühne zum König gekrönt wird oder nicht, wenn der Kurfürst, den wir vor uns sehen, nicht selbst dafür sorgt, daß wir an seinem Geschicke theilnehmen. Die genaueste Kenntniß der brandenburg'schen Geschichte, die wärmste Liebe für das engere Vaterland sind außer Stande, uns eine Sophie Charlotte hinter der Rampe bedeutend und liebenswerth zu machen, wenn es der Dichter versäumt hat, seine Heldin mit diesen Gaben auszustatten. Und bei allem Respect vor dem bahnbrechenden Geiste eines Leibniz verhindert uns nichts, seinen Homonymen auf den Brettern unter Umständen recht trivial und uninteressant zu finden.

Die Verwendung großer historischer Persönlichkeiten für dichterische Zwecke ist immer eine bedenkliche Sache. An einen Mann, der mir auf dem Zettel als Leibniz vorgestellt wird, stelle ich von vornherein ganz andre Ansprüche, als an den Träger eines beliebigen unbekannten Namens. Es genügt mir nicht, wenn dieser Leibniz von Zeit zu Zeit eine wohldurchdachte Rede über irgend ein interessantes Thema hält, wenn einige Schlagworte, die jedes Conversationslexikon über das System des Philosophen bringt, — als da sind: „Monaden" „beste der Welten" und dergleichen, — mit einer gewissen Regelmäßigkeit im Dialoge wiederkehren, oder wenn andre seinen Geist, sein umfassendes Wissen, seine Charaktereigenschaften rühmen. Ich verlange durch seine Worte, die ich höre, durch seine Thaten, die ich sehe, von der hervorragenden Bedeutung dieses Mannes überzeugt zu werden; und bietet er mir nur Mittelgut, sind seine Handlungen nicht ungewöhnlich, spricht er nur Gedanken aus, von denen ich mir sagen darf: „so etwas Aehnliches hast du wohl auch schon gedacht, wenigstens ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß du derlei in einem guten Augenblicke allenfalls auch einmal denken könntest" — überrascht er mich nie, so bin ich enttäuscht und bedauere, daß der Mann nicht Kriwitt oder Wenzelbein heißt. Ich kann noch immer nicht darüber hinwegkommen, daß Brachvogel im „Narciß" die großen Encyklopädisten als Dümmlinge verwerthet, die nur dazu da sind, um Rameaus Licht leuchten zu lassen. Und ebenso stört mich im Ring'schen Schauspiel das Mißverhältniß, welches zwischen der Bedeutung der geschichtlichen Begebenheit und den bescheidenen Vorgängen auf der Bühne, zwischen der Größe der historischen Personen und den Dimensionen dieser dichterischen Figuren besteht.

Es fehlt den Leuten, denen wir „in Charlotteuburg" begegnen, die rechte Kraft, der gesunde Knochenbau, der dramatische Nerv. Sie treten nicht auf, sie schweben in der Luft. Sie machen den Eindruck des Unfertigen. Es sind Minusleute. Das ist doch nicht Leibniz, der uns von der Richtigkeit seiner idealen Weltanschauung überzeugen will, das ist, wie mir scheint, der Beginn eines Menschen, der sich zum Sonntagsnachmittagsprediger ausbilden könnte. . . Ich merke, daß meine Ausdrücke lebhafter werden, als ich beabsichtige; ich leide an dem Fehler des ungeschickten Alceſt:

„ . . . j'ai le défaut
D'être un peu plus sincère en cela qu' il ne faut"

— aber ich weiß in der That nicht, wie ich die ungenügende Wirksamkeit des Ring'schen Schauspiels Ihnen und mir anders klar machen kann als durch die scharfe Betonung der ungenügenden Bedeutsamkeit der in diesem Schauspiel erscheinenden Personen.

Denn der Stoff trägt keine Schuld daran. Er ist mit gutem dichterischem Geschmack ausgewählt worden; und ich meine, er hätte sich viel dramatischer gestalten lassen, als dies hier geschehen ist.

Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß Max Ring die Anregung zu seinem Schauspiel in Varnhagens Monographie: „Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte" gefunden hat. Aber wie viel prächtige Momente, die in Varnhagens Schilderung angedeutet sind und zur dramatischen Fortbildung geradezu herausforderten, hat sich unser Dichter entgehen lassen! Möglich, daß sich der Dichter hie und da aus Rücksicht auf die erklärlichen Bedenken, welche die Leitung einer Hofbühne erheben würde, zu einer ihm selbst unliebsamen Zurückhaltung veranlaßt gesehen hat. Denn sonst wäre es kaum zu begreifen, weshalb Ring das komische Verhältniß des Kurfürsten zur Gräfin Wartenberg, das für ein Lustspielmotiv wie geschaffen ist, ignorirt hätte: Der eitle aber durchaus anständige Kurfürst Friedrich III., dem der Glanz des versailler Hofes als Ideal vorschwebte, — so erzählt Varnhagen von Ense — hielt es für passend, sich den Anschein zu geben, als habe auch er seine Favoritin; denn eine solche dürfe seinem Hofe ebensowenig fehlen wie dem Ludwigs XIV.; die Gräfin Wartenberg war es nun, welche dieser theoretischen Auszeichnung theilhaftig wurde. In Wahrheit war sie aber ebensowenig die Geliebte des Kurfürsten wie sie eine Montespan oder Maintenon war. Die eigentlich komische Pointe der Sache ist, daß Sophie Charlotte von der unbedingten Treue ihres hohen Gatten vollständig überzeugt war und sich aus der ganzen Geschichte gar nichts machte. Wenn sie an der Gräfin Wartenberg wenig Gefallen fand, so lag dies daran, daß diese eine ungebildete schlecht erzogene Frau war, welche trotz ihrer hohen Stellung ihre ursprüngliche Rohheit beibehalten hatte. Aus diesem Grunde hielt die geistreiche, feingebildete Fürstin die Gräfin von ihrem Hofe entfernt. Die Thatsache, daß die Gräfin darauf brannte, an den Hof von Lützenburg geladen zu werden, hat Ring für sein Schauspiel benutzt. Aber auch hier hat er auf eine Anzahl reizender Details aus mir nicht verständlichen Gründen verzichtet. Er hat ferner allerdings erwähnt, daß die Gräfin mit der französischen Sprache auf gespanntem Fuße lebte; aber die drastische Situation, welche Varnhagen schildert und in der diese kleine Lücke in der Bildung die Gräfin in große Verlegenheit bringt — auch diese Situation hat unser Dichter unberücksichtigt gelassen. Als es nämlich der Gräfin endlich gelungen war, ihren sehnlichsten Wunsch, am Hofe Sophie Charlottens empfangen zu werden, erfüllt zu sehen, begegnete ihr das kleine Mißgeschick, daß die Kurfürstin, wie es damals üblich war, ihren Gast in französischer Sprache anredete. Die Gräfin wurde roth bis über die Ohren und stotterte in ihrer Verwirrung einige unverständliche Worte, welche eben nur ihr zweifelhaft intimes Verhältniß mit der damaligen Um-

Digitized by Google

gangssprache der hohen Gesellschaft bekundeten. Unstreitig würde diese Scene, auf der Bühne dargestellt, eine ganz andere Wirkung erzielt haben, als die gelegentliche Bemerkung, die wir hören, daß die Gräfin nicht französisch verstehe.

Auch das Maskenfest, welches Ring auf die Bühne gebracht hat, bleibt an Originalität und Wirkung weit zurück hinter der historischen Wahrheit, wie sie in einem Briefe von Leibniz an die Kurfürstin Sophie vom 13. Juni 1700 geschildert ist.*)

Leibniz erzählt in enthusiastischen Ausdrücken von dem Glanze dieser Maskerade. Der Schauplatz stellte einen Markt dar mit allen möglichen Kauf- und Schauläden. Die Verkäufer waren natürlich die ersten Herren vom Hofe. Unter den Seiltänzern und Springern zeichnete sich namentlich der Markgraf Albert aus; als Zauberer entzückte der Kurprinz die Zuschauer, der das Hokuspokus, wie uns Leibniz berichtet, meisterlich verstand. Die Kurprinzessin trat als Frau des Charlatans auf. Der große Aufzug soll kostbar gewesen sein. Leibniz sollte als Astrolog erscheinen, mit dem Fernrohr in der Hand. Diese Rolle wurde ihm von dem Grafen Wittgenstein abgenommen. (Monsieur le comte de Wittgenstein m'en releva charitablement.) Es trat dann noch eine Zigeunerbande auf. Die Prinzessin von Hohenzollern, die Führerin der Zigeunerinnen, wahrsagte der Frau Kurfürstin „auf die angenehmste Weise von der Welt in deutschen sehr niedlichen Versen, welche Herr v. Besser gedichtet hatte". Dieses Detail hat Ring wiederum übernommen. Er läßt die Prinzessin von Kurland einige Verse vortragen, die Fräulein Farchow recht hübsch declamirte. Auch Flemming recitirte Verse „auf gut Pommersch" wie Leibniz sagt. Sie endeten mit den Worten:

„Vivat Friedrich und Charlott',
Wer's nicht recht meint ist ein Hundsfott".

Die eingehende Schilderung der komischen Scenen, wie sie Leibniz gibt, übergehe ich; aber schon aus diesen Andeutungen wird man ersehen, daß hier dem Dichter der Stoff zu einigen prächtigen, belebten, eigenthümlichen Scenen gegeben war. Er hat ihn unbenutzt gelassen.

In unserem Schauspiele hat das Fest gar keinen besonderen Charakter. Es scheint nur dazu da zu sein, um Leibniz in den Stand zu setzen, eine längere Rede über die Maske und ihre Spielarten zu halten, und um zu einer nicht ungewöhnlichen Verwechslung, die außerdem noch ziemlich zwecklos ist, die Veranlassung zu geben. Leibniz vertauscht nämlich, und das ist die Wahrheit, seine Maske mit der eines Hofmannes. In Wahrheit war dies, wie wir oben sahen, Graf von Wittgenstein, in der Ring'schen Dichtung ist es Graf Rauschke. Leibniz wird also mit diesem verwechselt, und es wird ihm als dem Grafen Rauschke ein verdächtiges Packet übergeben, dessen Inhalt die Gräfin Wartenberg auf's äußerste compromittirt. Ich gestehe, daß mir die näheren Einzelheiten nicht mehr ganz klar sind; ich weiß nur, daß in dem Packete prachtvolle Diamanten und eine Quittung über eine beträchtliche Summe, die in der englischen Bank angelegt ist, enthalten sind. Ob dieses Geld von dem Minister veruntreut sein soll — ich weiß es in der That nicht. Ring macht dieser Episode schleunigst wieder ein Ende, indem er durch Leibniz das corpus delicti an die Eigenthümerin, die Gräfin Wartenberg, ausliefern läßt. Wenn es sich um strafbar angesammelte Gelder handelte, so dürfte man doch wohl fragen, wie Graf Wartenberg sich aus der Affaire ziehen wird. Aber davon ist gar nicht mehr die Rede. Mit der Documentirung der anständigen Gesinnung von Leibniz hat die Sache ihr Bewenden.

Es ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit dieser neuesten dramatischen Dichtung, daß sie alles Mögliche anbahnt und wenig bis zum Ende durchführt. Nach den ersten Acten glaubt man, daß es sich darum handle, eine Coalition am Hofe von Charlottenburg zu begründen, welche den unliebsamen Minister Wartenberg zu stürzen beabsichtigt. Daraufhin ist alles angelegt, auf einmal läßt Ring diesen Conflict ruhig fallen, und noch am Schluß des letzten Actes ist Wartenberg der erste Minister. Man sollte glauben, daß nun aber die Gegenpartei eine empfindliche Schlappe erlitten haben müsse. Auch das ist nicht der Fall. Sie vertragen sich nicht, sie sprechen sich nicht aus, aber sie sind schließlich alle da und alle erfreuen sich der königlichen Huld und Gnade.

In dem Ballacte hat Ring noch einen Conflict, und zwar allem Anschein nach einen sehr ernsten, vorbereitet, nämlich ein Zerwürfniß zwischen dem Kurfürsten und seiner geistvollen Frau. Auch dieser Streit wird ohne Sang und Klang begraben. Ring ist entschiedener Leibnizianer: seine Handlung spielt wirklich in der besten der Welten.

So machen also auch die Situationen wie die Charaktere den Eindruck des Nichtfertiggewordenen. Vielleicht ist dieser Eindruck trügerisch; ich neige sogar mehr zu der Ansicht hin, daß das Stück überfertig sei. Vielleicht hat sich Ring aus Rücksicht auf dies und auf das zu starken Milderungen veranlaßt gesehen; er hat diese Unebenheit beseitigt und jene Schroffheit ausgemerzt, er hat gefeilt und gefeilt, bis der Charakter glücklich weggefeilt war.

Von Zeit zu Zeit blitzt wohl einmal ein starker Ausdruck aus dem Dialog auf; aber diese energischeren Stellen gehören unglücklicherweise zur Kategorie jener wohlfeilen Anticipationen, gegen die ich persönlich die ausgesprochenste Abneigung hege — eine Abneigung, welche übrigens auch das Publicum zu theilen scheint. Es ist wirklich zu billig, im Jahre 1874 dem Kurfürstenthum Brandenburg eine glänzende Zukunft vorherzusagen, in begeisterten Worten das Vertrauen auszusprechen, daß der preußische Aar sich aufschwingen werde zu lichten Höhen unsterblichen Glanzes u. dergl. Mit solchen patriotischen Tiraden lockt man heutzutage wirklich keinen Hund mehr vom Ofen. Einzelheiten waren offenbar auf den Applaus berechnet, z. B. die Versicherung des Kurfürsten, daß er als preußischer Fürst niemals mit Frankreich gemeinsame Sache machen würde, daß die Jesuiten die gefährlichsten Feinde des Staates seien u. dergl. Es applaudirte niemand. Und mit Recht. Denn offen gesagt, diese Dinge werden von Windthorst und Bismarck besser erledigt als von Max Ring. Eigenthümlich wirkte es auf mich, wenn in diese politischen Excurse sich von Zeit zu Zeit so eine recht moderne Wendung verlief, wie z. B. „die gebührende Machtstellung" und sonstiges, das in gerader Richtung seinen Weg von den Spalten des Leitartikels in die Dichtung der Bühne genommen hat.

Es ist übrigens bedenklich, Leibniz, wie Ring dies thut, als deutschen Patrioten mit starken Sympathien für das Haus Brandenburg darzustellen. Die Politik ist nicht gerade die schönste Seite dieses merkwürdigen Mannes. Er hat sich auf diesem Gebiete sogar recht viele Dinge zu Schulden kommen lassen, die auf seinen Charakter ein zweifelhaftes Licht werfen. Hettner, der wohlwollende und objective Literarhistoriker, kommt in seiner Charakteristik des großen Philosophen zu der unumwundenen Anerkennung, daß Leibniz immer nur der willfährige Diener der eitlen dynastischen Sondergelüste gewesen ist; und zwar, je nachdem ihn der Wechsel seines persönlichen Lebenslaufs in die Nähe sehr verschiedenartiger Gebieter brachte, der allerverschiedenartigsten.*) Hettner führt als Beweis unter anderem an die 1670 erschienene berühmt gewordene Denkschrift „Bedenken von der Securität des Deutschen Reichs", welche bezweckte, einen Rheinbund zu stiften, der zum Schein gegen Oesterreich, in Wahrheit aber gegen die bedrohende Uebermacht Frankreichs gerichtet sei. Frankreich selbst hatte er bereits auf Egypten hingewiesen, um dadurch die Eroberungsgelüste Ludwigs XIV. von Deutschland abzulenken. „Nur ist zur richtigen Beurtheilung des Thatbestandes nicht zu übersehen," sagt Hettner wörtlich, „daß das Concilium de castigando per Saxonem

*) S. Varnhagen v. Ense, Sophie Charlotte S. 106 ff.

*) Hermann Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrh. 3. Th. I. Bd.

Digitized by Google

Brandenburgico aus dem Herbste 1672 dem König von Frankreich ausdrücklich den Rath gibt, den Uebermuth des nach gesteigerter Geltung ringenden Brandenburgers nicht ungestraft zu lassen, damit durch das Beispiel Brandenburgs ebenso wie durch das Beispiel Hollands die Welt erfahre, daß man Frankreich nicht reizen dürfe". Er wird sonst noch geschildert als der geschmeidige Parteigänger aller möglichen Dynasten. Man sieht, daß Ring nicht sehr glücklich gewesen ist, den wunderbaren Mann gerade in dieser wenig angenehmen Qualität wirken zu lassen, denn er hat nur die historische Wahrheit auf den Kopf stellen müssen. Ich weiß wohl, das soll nach einer weitverbreiteten Ansicht dem Dramatiker durchaus gestattet sein; ich halte es aber nie für ein Unglück, wenn dies nicht geschieht.

Am meisten gefiel dem Publicum die Episode der französischen Gouvernante, welche die prächtige Frau Frieb-Blumauer ganz meisterlich darstellte. Da sich das Publicum hier entschieden für den Dichter ausgesprochen hat, so brauche ich aus meiner abweichenden Ansicht kein Hehl zu machen. Mich genirt dieses Radebrechen auf der Bühne ganz außergewöhnlich; die Verunstaltung der Sprache ist mir gerade so verhaßt wie jede andere Verunstaltung. Aber dem Publicum gefällt nun einmal diese Vermengung von fehlerhaften Theilen aus zwei Sprachen, denn gewöhnlich sprechen die Franzosen auf der Bühne weder richtig französisch noch deutsch. So sagt man auf französisch niemals wie Madame Jaquet im Ring'schen Stück „ich werde sie hüten comme une prunelle", was jeder Franzose mit „wie eine Pflaume" übersetzen würde. Die ständige Redensart ist „garder comme la prunelle de ses yeux" und lautet nie anders. Es kommen noch mehr solche Incorrectheiten vor. Einmal heißt es z. B. „partout gar nichts", was im Französischen partout gar nicht zu verstehen ist ꝛc. Und da hier von den sprachlichen Einzelheiten die Rede ist, möchte ich Ring anrathen, einige Wendungen, die mir zu wenig gewählt zu sein scheinen, abzuändern. Ich meine Redensarten wie: „in die Tinte kommen", billige Scherze wie: „ich würde mir die Haare ausraufen, wenn ich keine Perrücke trüge", „er läßt lange auf sich warten, daher der Name Wartenberg" und ähnliche.

Aus den oben erwähnten Einzelheiten des Stückes ergibt sich als nothwendige Folge, daß dasselbe einen großen Reichthum an wenig dankbaren Rollen aufzuweisen hat. Außer der französischen Gouvernante sind eigentlich alle Rollen undankbar, und deshalb will ich mir die Mühe ersparen, die einzelnen Darsteller vom Theaterzettel abzuschreiben und jedem einige verbindliche Worte über das sorgfältige Spiel zu spenden. Daß es nicht wirkungsvoller sein konnte, war eben nicht die Schuld der Darstellung und der Inscenirung; das lag an den Aufgaben selbst, welche der Dichter den Schauspielern zugewiesen hatte.

Da habe ich nun, wie ich sehe, die neue Dichtung von Max Ring recht herzlich schlecht gemacht, habe vieles getadelt und bin im Lob gewiß viel zu sparsam gewesen. Es wäre mir lieb, wenn der Dichter trotzdem aus der Art und Weise, wie ich meine ablehnende Kritik gefaßt habe, erkennen wollte, daß mich gerade die Sympathie für die dramatische Schöpfung der Neuzeit zu der vielleicht übertriebenen, aber jedenfalls gut gemeinten Strenge veranlaßt. Ich bemühe mich redlich, bei der Besprechung von Werken, welche mir ein ernstes, gewissenhaftes Schaffen offenbaren, den Respect vor der geistigen Arbeit unter allen Umständen hoch zu halten. Ich wünschte sehr, daß auch diese Besprechung trotz aller ihrer Unannehmlichkeiten die sympathische Gesinnung dessen, der sie geschrieben, nicht verleugnete. Das Publicum nahm die ersten beiden Acte günstig auf, der dritte sprach nicht an; nach dem Schluß des Stückes kam noch ein Hervorruf zu Stande, wenn auch nicht ganz ohne Opposition.

**Paul Lindau.**

---

## Hohwald.

### Ein Blick in's Elsaß.

Von **Adolf Mützelburg.**

Ich saß in Schwarzburg, einem der schönsten Punkte Thüringens, und überlegte, wohin ich meinen Wanderstab zu setzen habe, um die knapp gemessenen Ferienwochen möglichst gut zu verwerthen, als mich der Brief eines wiener Freundes traf, der aller Wahl und Qual ein Ende machte. Mein Freund schrieb mir aus Hohwald im Elsaß, und er, der denn doch auch manch schönes Fleckchen Erde gesehen, erging sich in so excentrischen Ausdrücken über die Vorzüge jenes Ortes, den er zufällig auf seinen Streifereien gefunden, daß ich auch nicht eine Minute schwankte und sofort meine Siebensachen packte, um zu ihm zu eilen und „sein Glück vollkommen zu machen". Straßburg kannte ich bereits, auch trieb mich die Ungeduld in die Berge und Wälder. Ich übernachtete also nur in der „schwergeprüften" Stadt, deren überaus reich entschädigte Bürger schon heut ein sehr saures Gesicht ziehen würden, wenn sie plötzlich wieder unter die knickerige französische Herrschaft kämen, und fuhr am andern Morgen nach Barr.

Ich weiß nicht, ob der Zug, der Morgens gegen neun Uhr von Straßburg nach Barr abgehen soll, stets gezwungen ist, auf den von Paris kommenden Zug zu warten, und ob also die Reisenden in der Regel, wie es mir geschah, ungefähr eine Stunde lang in glühender Augusthitze den erstickenden übelriechenden Qualm — nebst obligatem Rangierlärm! — eines großen Bahnhofs ertragen müssen. Für französirende Straßburger, wie sie mit mir in dasselbe Coupé eingepfercht worden, mag dies eine wohlberechnete und verdiente Pönitenz sein. Aber die Reichs-Eisenbahn-Verwaltung sollte doch bedenken, daß sich auf dem Zuge auch ein „Gerechter" befinden kann, und um dessenwillen sollte sie Gnade üben. Genug, es war hart! Aber ich ertrug es, wie jeder, hinter dem die doppelt verriegelte Thür des Eisenbahncoupés sich geschlossen. Und hier begannen ja auch bereits meine Studien! Ich war ja nicht mehr der harmlose, den Augenblick genießende Vergnügungsreisende, sondern ein Beobachter. Ich hatte ein Stück Elsaß kennen lernen wollen. Hier fing es an.

Es war eine ganze straßburger Familie von mindestens acht Personen, die mit mir im Coupé saß. Daß sie deutscher Abstammung, verrieth nicht nur der Typus und das unverkennbare, matt accentuirte Französisch, das sie sprachen, sondern schon der außerordentliche Familienreichthum — eine echt französische Familie bringt es bekanntlich selten über Vater, Mutter und zwei Kinder hinaus! Mir fielen, als ich so, halb gebraten in meiner Ecke, ihr etwas geziertes Geplauder anhören mußte, die Elsasser ein, die um die Mittagszeit an uns vorüberzogen, wenn ich in Paris mit meinen französischen Freunden im Jardin du Luxembourg saß und nach dem Déjeuner die erste Cigarre rauchte. Regelmäßig um dieselbe Zeit durchschritt eine Schaar von ungefähr dreißig Männern in Blousen und Jacken den Garten, so lebhaft in einer, auch mir unverständlichen Sprache sich unterhaltend, daß unser Gespräch gewöhnlich stockte. „Des Alsaciens!" sagte dann irgend einer meiner pariser Cafégenossen, und dabei spielte stets derselbe Zug um seinen Mund, ein Lächeln, aus dem Mitleid, Verachtung oder Spott herauszulesen war, das aber durch eine gewisse höfliche Rücksicht auf mich gemildert wurde — waren es ja doch meine Landsleute, Deutsche!

Ja, damals waren die Elsasser noch nicht die „Schmerzenskinder" Frankreichs! Jeder National-Franzose sah in ihnen die Sprößlinge einer untergeordneten Race. Das Elsaß lieferte Soldaten, Sergaenten, Gensdarmen, Bonnen, Schuhmacher und Stiefelputzer, es war das Stiefkind Frankreichs. Alle, die damals Augen hatten, zu sehen, rufe ich als Zeugen für diese Behauptung an. Heut ist es freilich anders. Aber ich schwöre darauf, daß es auch heut noch Elsasser genug gibt, die sich erinnern, mit welchen Blicken sie damals betrachtet wurden. Gesellschaftlich geduldet, wenn auch mit verletzender Herablassung, war nur der französisch sprechende, im Franzosenthum aufgehende Elsasser, und dieser entschädigte sich für die Zurücksetzung, die ihm der Nationalfranzose zu theil werden ließ, durch gründliche Verachtung seiner deutschen Stammesgenossen. Auch heut noch ist die Kluft groß zwischen den französisch- und den deutschredenden Elsassern. Die ersteren möchten eine Art Aristokratie herausbeißen; die letzteren empfinden bereits eine nicht zu verkennende Genugthuung darüber, daß der deutsche Beamte in ihrer eigenen Sprache mit ihnen spricht, was

Digitized by Google

der französirende Elsasser nur thut, wenn es geschäftlich oder sonst absolut nothwendig ist. Es liegt in diesem Gegensatz, der nun einmal nicht wegzuleugnen ist, ein praktisch faßbares, ergiebiges Moment, das von einer geschickten Regierung politisch verwerthet werden kann. Das Franzosenthum der Städter wird am besten durch das erwachende Selbstbewußtsein der Landbevölkerung gebrochen, das in seiner Tiefe noch immer echt deutsch und nur auf seiner Oberfläche von französischem Wesen angehaucht ist. Nicht immer durchaus zu seinem Nachtheil, denn ein gewisser „Schliff" ist nicht zu verachten, wenn er sich mit Biederkeit des Charakters paart. Etwas von der französischen höflichen Form, wie sie früher existirte, von einer gewissen „Manierlichkeit" ist auch auf den Elsasser übergegangen und ich glaube, es würde uns im alten Reichslande nicht schaden, wenn man Kinder des neuen Reichslandes zu uns herüberzöge und sie z. B. im Subalterndienst verwendete, sobald dies statthaft ist.

In Molsheim vertauschte ich auf den Rath eines freundlichen Schaffners mein Coupé zweiter Classe mit einem Platz in einem ganz leeren Wagen dritter Classe. Hier athmete ich auf, hier konnte ich mich rühren und einen Blick auf die Landschaft werfen. Sie ist anmuthig; lange Alleen von Nußbäumen durchziehen die Ebene mit ihren Ackerfeldern und Weinpflanzungen. Die Häuser freilich sind meist in heller Farbe getüncht und nichts weniger als malerisch. Alles möchte städtisch aussehen, die kleinsten Dörfer gleichen Städtchen. Man empfindet den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit, aber das Gemüthliche der Schwarzwälder Dörfer mit ihren weit aus einander liegenden malerischen Gehöften fehlt. Nur die „Fermen" oben in den Vogesen tragen einen eigenthümlichen und dem künstlerischen Auge wohlthuenden Charakter, können es aber in dieser Hinsicht bei weitem nicht mit den Bauernhäusern des gegenüberliegenden Kinzigthales im Schwarzwald aufnehmen.

Von Barr, dem Endpunkte der Zweigbahn, sieht man die Vogesen, d. h. den mittleren Theil derselben, St. Ottilien und den Ungersberg, bereits in klaren und schönen Linien vor sich. Von Barr führt dann ein Privatomnibus in fast gerader westlicher Richtung hinein in die Vogesen, durch das alte Andlau, immer an dem Andlauflüßchen entlang, langsam ansteigend hinauf nach Hohwald. Das Thal ist freundlich, ein echtes Waldthal; ich kam aber zu keinem rechten Genuß desselben, da die Sonne senkrecht auf den unbedeckten Omnibus niederbrannte und ein künstlicher Wald von Sonnen- und Regenschirmen den freien Umblick meist unmöglich machte.

Meine Reisegesellschaft bestand nur aus Damen. Keine einzige schien mir echt französisches Blut in den Adern zu haben, aber alle sprachen französisch, obgleich dies einigen ersichtlich schwer fiel; hin und wieder, bei lebhafter Unterhaltung, gebrauchten sie unwillkürlich ihr „elsasser Deutsch" — ich nenne es so, weil es von unserm Hochdeutsch sehr verschieden und uns Norddeutschen in der ersten Zeit schwer verständlich ist, freilich nicht viel schwerer als das Schwäbische oder Südbairische. „Es ist noch nicht lange her, da hat's geschnieen (geschneit)", sagte mir ein Kellner im „Englischen Hause" in Straßburg, der sonst ganz gut hochdeutsch sprach, und Wendungen, wie: „Wo bisch gewenn?" (wo bist du gewesen?) sind oft noch die verständlichsten. Ein u hört man kaum im Elsaß; da heißt es güt für gut, Künz für Kunz, selbst das französische ou in Sou ist in Sü verwandelt. Indessen man gewöhnt sich bald daran, und ich würde mich anheischig machen, nach wenigen Wochen mich mit jedem elsasser Bauern oder Holzfäller vollkommen zu verständigen.

Ich hatte beschlossen, nur deutsch zu sprechen, ausgenommen etwa mit Originalfranzosen; denn ich wußte, daß jeder Elsasser deutsch sprechen kann, wenn er es auch aus Gründen, auf die ich zurückkomme, nicht will. Mir gegenüber saß eine ganz freundlich aussehende jüngere Dame. Ich beschloß, einen Versuch mit ihr zu machen und fragte sie, ob sie glaube daß man in Hohwald noch Quartier bekommen würde. — „Plaît-il"? fragte sie ziemlich gedehnt und von der deutschen Anrede sichtlich unangenehm berührt. Ich wiederholte meine Frage mit denselben Worten, nur noch deutlicher betonend. — „Ei, warum denn nit"? antwortete sie nun kurz und schnippisch, aber in so urwüchsigem Deutsch, daß ich mir das Lachen verbeißen mußte. Eine Münchnerin oder Wienerin hätte ihre deutsche Abstammung nicht besser darthun können. Leider konnte ich das Gespräch nicht fortsetzen, da sie noch vor Andlau abstieg. — „Elsasser, hat Er Münz? (klein Geld)" fragte sie, wieder im besten Dialekt, beim Bezahlen den Kutscher. Das „Er" ärgerte mich gewaltig, auch quälte ich mich eine Zeit lang mit dem Gedanken, ob etwa die Bezeichnung „Elsasser" ein Gattungsname für Kutscher sei, etwa wie Schweizer für Thürsteher. Mein deutscher Stolz bäumte sich mächtig dagegen auf. Ich erfuhr aber später zu meiner Beruhigung, daß „Elsasser" ein Familienname sei. —

Auf dem Omnibus befand sich auch ein ungefähr zehnjähriger Bursche, der ganz nach französischer Manier mit „Monsieur" angeredet und auch als solcher in die Unterhaltung gezogen wurde. Später in Hohwald konnte ich täglich beobachten, daß man nicht viel ältere Lümmel schon ganz wie Erwachsene behandelte, und daß sie sich als solche geberdeten. Die achtzehn- bis zwanzigjährigen Jünglinge gaben geradezu den Ton an. Ich habe wahrhaftig nichts dagegen, wenn man der Jugend möglichst viel Freiheit gönnt. Aber dann muß man ihr auch in einer allseitig entwickelten Bildung eine Stütze gewähren, die das Gleichgewicht herstellt. So wie es jetzt ist, genießt die französische, oder französisch sein wollende Jugend Privilegien, die für die Alten und die Jungen zum Nachtheil ausschlagen müssen. In dem eigentlichen Frankreich war diese Gleichstellung geistig und körperlich unreifer Jünglinge mit erwachsenen Männern schon längst Sitte; jetzt mag es noch schlimmer geworden sein, da man in dieser goldenen Jugend die künftigen Vaterlandsrächer, die Helden der Revanche zu erblicken wähnt und ihnen vermuthlich einen ganz besonderen Cultus widmet. Im Elsaß ist die Jugend, ich meine die von achtzehn bis dreißig Jahren, am meisten französisch gesinnt und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie am meisten im französischen Sinne bearbeitet wurde. Es ist eine Thatsache, daß während der Regierung Louis Napoleons, also in kaum zwanzig Jahren, mehr für die Französirung des Elsaß geschehen ist, als in den hundert und fünfzig Jahren vorher. Alle Mittel wurden aufgeboten, die Elsasser zu Frankreich hinüber zu ziehen und das deutsche Wesen, vor allem deutsche Sprache und Sitte, auszurotten. In den Schulen wurde fast nur französisch gelehrt und der heranwachsenden Generation die Gloire der großen Nation förmlich mit Löffeln eingeflößt. Es war also die höchste Zeit, daß Elsaß an Deutschland zurückfiel. Noch zwanzig Jahre napoleonischen Einflusses, und Elsaß wäre in der That ein Venetien für uns geworden. Jetzt ist dies nicht der Fall. Die älteren Leute sehen die deutsche Herrschaft, die ihren deutschen Sitten wieder zu Ehren verhilft, nicht ungern wiederkehren, um so mehr, da für viele Berufskreise materieller Vortheil mit dieser Rückkehr verbunden ist. Man gesteht dies freilich nicht offen ein, wenigstens nicht dem neugierig Fragenden. Aber wenn man das Vertrauen der Leute zu erwerben weiß, so lassen sie durchblicken, daß es „jetzt schon ganz güt" ist. Nur die Besorgniß vor der Wiederkehr des französischen Regiments fesselt ihnen die Zunge. Natürlich spreche ich immer nur von der Landbevölkerung. Bei den Städtern ist es Modesache, französisches Wesen und Frankreich günstige Hoffnungen zur Schau zu tragen. Ob das sehr lange währen wird, weiß ich nicht, möchte es aber bezweifeln. Der bekannte Schneegans'sche Absagebrief, der gerade in die Zeit meines hohwalder Aufenthaltes fiel, schien bereits gewaltigen Eindruck zu machen, und da die städtischen Elsasser meist liberal sind, so dürften die jetzigen Vorgänge in Frankreich ihren Sympathien für das Transvogesische einen gewaltigen, vielleicht entscheidenden Stoß geben.

Am längsten, davon bin ich überzeugt, werden diese Sympathien sich in der von mir bezeichneten Generation, den jungen Leuten von achtzehn bis dreißig Jahren erhalten, und unter diesen auch nur bei den Städtern. Auf dem Lande zeigt sich hier und dort bereits eine gewisse Vorliebe für das stramme preußische Heerwesen, das dem ernsten Elsasser mehr zusagt, als die französische Nachlässigkeit. Fälle, daß elsassische Recruten bei einem Urlaubsbesuch in der Heimath mit Auszeichnung von ihren Altersgenossen empfangen wurden, liegen bereits vor. Sie mögen noch nicht besonders zahlreich sein. Aber man vergesse auch nicht, daß der Elsasser den französischen Militärdienst eben so wenig liebte und ihm aus dem Wege ging, wo er nur konnte. Zieht man dies in Rechnung, so muß es schon befriedigen, wenn der Dienst im deutschen Heer nicht geradezu unpopulär oder verhaßt ist. Welchen Kitt gemeinsames Soldaten'eben bildet, habe ich nicht auszuführen; es ist oft genug darüber gesprochen. Um so nothwendiger wäre es freilich, die elsasser Recruten dahin zu verlegen, wo sie Deutschland von seiner besten Seite kennen lernen.

Unsere stärkste Hoffnung aber beruht auf der Jugend, auf derjenigen Generation, welche jetzt noch die Schulen besucht. Für die Schule kann also nicht genug gethan werden, darin stimmen alle „Deutschen" im Elsaß, ob eingeborene oder eingewanderte, überein. Es freut mich, hinzufügen zu können, daß sie auch in dem Lobe dessen übereinstimmen, was für die Schulen bis jetzt gethan worden. Die Lehrmittel sind vermehrt, zum Theil ganz neu geschaffen, die Gehälter der Lehrer verdoppelt, sogar verdreifacht worden, und so weit mein flüchtiger Einblick es mir zu beobachten

Digitized by Google

gestattete, hat man auch in den Männern die rechte Wahl getroffen. Das ist die beste Saat, die wir säen können. Wenn ich mir diese hellblickenden Buben anschaute, die deutsche Treuherzigkeit mit einer leicht erkennbaren, uns meist noch fehlenden Anstelligkeit und Höflichkeit vereinigen, wenn ich hörte, daß sie mit einem gewissen Stolz von ihren Lehrern sprachen, dann erschien mir die Zukunft im klarsten Lichte. Diese Knaben werden Deutschland lieben, für sie wird die französische Gloire nur noch ein Schemen der Vergangenheit, Deutschlands Ehre wird die ihre, Deutschlands Banner das Panier ihrer Mannestage sein. Für sie werden die Drohungen des Jesuitismus machtlos sein; sie werden nicht erzittern, wie es jetzt die Eltern thun, wenn ihnen der Pfaff den Umgang mit den „Fremden" verbietet und ihnen verkündet, daß in den nächsten vier Wochen die heilige Jungfrau die Franzosen über die Berge zurückführen werde. Das alles werden für sie unbegreifliche Stimmungen, überwundene Schrecken sein. Der deutsche Schulmeister wird uns das Elsaß geistig, das heißt dauernd gewinnen. Der kleine Kerl, der uns jetzt, weil er es recht höflich meint, mit einem schüchternen „bon schür" begrüßt, wird uns bald ein lustiges „guten Morgen!" oder „grüß Gott!" entgegenrufen!

Meine letzten Bemerkungen bezogen sich auf die Volksschule. Aber auch in den höheren Lehranstalten macht sich der deutsche Geist bereits durch eine Strebsamkeit bemerkbar, die unter dem früheren Regime unbekannt war. Es hat mich gefreut, von einem jungen straßburger Doctor zu hören, daß in dem letzten Examen der straßburger medicinischen Facultät die eingebornen elsasser Studenten am besten bestanden hätten. Solche Siege über die Altdeutschen wollen wir uns gern gefallen lassen. Dadurch zeigen die Sieger, wenn auch vielleicht noch wider ihren Willen, daß sie Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut sind. Diejenigen jungen Elsasser, welche in Straßburg studieren, dürften übrigens meist solchen Familien angehören, in welchen die deutsche Gesinnung überwiegt; die französisch Gesinnten halten sich auch von diesem geistigen Wettkampf fern und lassen ihre Kräfte ruhen bis zum ersehnten Tage der Revanche. Um so besser für uns, wenn unsere Gegner ihr Salz dumm werden lassen! Die gemeinsame geistige Arbeit wird um die Jünglinge des alten und neuen Reichslandes bald ein Band schlingen, das eine kleine Schaar von Anbetern der alten Götzen nicht mehr lockern kann. — —

Wenn ich eine Reisebeschreibung, eine Ergänzung zum Baedeker oder Grieben liefern wollte, so würde ich, das fühle ich, schon längst den Vorwurf verdient haben, daß ich fortwährend abschweife und vom Hundertsten in's Tausendste gerathe. Aber meine Reiseerinnerung soll nur der Faden sein, an den ich die Beobachtungen reihe, von denen ich glaube, daß sie für Altdeutschland ein gewisses Interesse haben. Jetzt will ich indessen doch auch von Hohwald sprechen, wo der Omnibus inzwischen zur Freude der halb verschmachteten Insassen angelangt ist und wo mich, auf fremder, unbekannter Erde, herzlicher Freundesgruß empfängt. Hohwald verdient schon eingehendere Erwähnung. Gilt es doch auch den Einheimischen als eine der Perlen der Vogesen! —

Hohwald, oder richtiger „der Hohwald", ist der allgemeine Name für eine Reihe von einzelnen Gehöften, die sich fast eine Stunde weit längs des Andlaubaches bis fast zum Fuß des Champ du feu zerstreut hinaufziehen. Das Gasthaus oder die Pension liegt ungefähr in der Mitte des Thales, das rings von herrlich bewaldeten Bergen eingeschlossen ist. Die Bezeichnung „der hohe Wald" ist vollkommen zutreffend, denn selten habe ich, der ich doch auch einen guten Theil von Deutschland kenne, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume so mächtige Fichten und Buchen gesehen, wie dort. „Le grand sapin", ungefähr eine halbe Stunde von dem Mittelpunkt der Gehöfte entfernt, kann von drei stattlichen Männern nicht umspannt werden, und an zahlreichen fast eben so starken Stämmen ist kein Mangel. Das reiche Unterholz, das dichte Gesträuch im Verein mit der undurchdringlichen Vegetation von Farren- und hohen Doldengewächsen, macht an vielen Stellen einen urwaldähnlichen Eindruck. Viele, viele Stunden lang kann man in diesen Wäldern dahinschreiten, ohne auf eine Lichtung zu treffen. So wandert man z. B. den zwei und eine halbe Stunde weiten Weg von Hohwald bis St. Ottilien fortwährend im schönsten Walde. Unmittelbar bei der Pension, hinter der katholischen Kirche, befindet man sich in einer Waldeinsamkeit, wie sie üppiger und wilder nicht gedacht werden kann. Der Vogesenclub hat überall Wegweiser anbringen lassen, die allerdings zur Orientirung sehr nothwendig sind, denn in den Wäldern trifft man selten einen Menschen und die Gasthäuser werden durch die Forsthäuser ersetzt, in denen man für Geld und gute Worte Wein, Brod, Butter, auch wohl Eier, Schinken und Käse erhält.

Wer also in Waldesdunkel, Waldeskühle und Waldesstille schwelgen will, dem rathe ich, nach Hohwald zu gehen. Selbst der Landschafter dürfte reichen Stoff zu Studien finden, namentlich für Vordergründe. Die Partien nach Welschbruch, der Rothlach, der Melkerei (sämmtlich Forsthäuser), nach den Cascaden und dem Champ du feu (einer kleinen Hochebene, von der aus man die ganze Kette der Vogesen überblicken kann); nach St. Ottilien, das würdig neben Heidelberg, Baden-Baden und Freiburg besteht, nach Bellevue, dem Ungersberg und den Ruinen von Landsberg und Spesburg — von weiteren Ausflügen nicht zu reden — können sich mit den schönsten des Schwarzwalds, Thüringens, des Harzes u. a. messen. Die Einwohner sprechen sämmtlich deutsch, das freilich anfangs nicht leicht verständlich ist, und sind freundlich und entgegenkommend, namentlich wenn man sie nicht mit vorwitzigen und indiscreten Fragen über Politik quält. Denn in diesem Punkte halten sie sich reservirt, da ihnen von interessirter Seite täglich gepredigt wird, daß die Franzosen binnen kurzem mit riesiger Heeresmacht über die Vogesen hereinbrechen und die „Prussiens" mit Stumpf und Stiel ausrotten würden. Diese Furcht wird sich erst mit den Jahren verlieren. Indessen auch für ein politisches Gespräch sind sie zugänglich, wenn es nur nicht gerade vom Zaun gebrochen und mit der nöthigen Rücksicht auf die vorhandenen Verhältnisse geführt wird; denn jeder Verständige sollte sich sagen, daß es in einem Lande, welches zwei Jahrhunderte lang zu Frankreich gehört hat, dessen Söhne noch vor drei Jahren gegen uns kämpften, eine Menge von Beziehungen gibt, die nur mit großer Vorsicht, oder am besten gar nicht berührt werden dürfen. Nimmt man aber hierauf Rücksicht — was sie sehr bald herausfühlen —, so machen sie kein Hehl daraus, daß der letzte Umschwung ihnen manches Gute gebracht hat und daß sie mit demselben nicht so unzufrieden sind, wie uns die straßburger Bierbrauer und die mülhauser Indiennesfabrikanten glauben machen wollen. — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Die neuen Erwerbungen der berliner Gemäldegalerie.

Ein künstlerisches Ereigniß, wie es Berlin — leider! — seit 31 Jahren nicht in ähnlicher Weise erlebt hat, beschäftigt seit einigen Wochen die Gemeinde unserer Kunstfreunde und verdient im höchsten Maße die Beachtung und Theilnahme aller Gebildeten und somit auch Berücksichtigung an dieser Stelle. Damals — im Jahre 1843 — hatte der verstorbene Director unserer Galerie G. F. Waagen die Genugthuung, dem Könige und dem Publicum der Residenz das Ergebniß der Ankäufe, welche er bei einer mehr als einjährigen, ausdrücklich zu diesem Zwecke unternommenen Reise in Italien gemacht hatte, in einer besonderen Ausstellung vorführen zu dürfen und gerechten Beifall zu ernten. Friedrich Wilhelm IV. hatte gleich nach seiner Thronbesteigung seine wahrhafte Kunstliebe dadurch bethätigt, daß er für das Museum einen außerordentlichen Credit von 100,000 Thalern ausgeworfen, und Waagen hatte den Auftrag erhalten, nach freiem Ermessen Ankäufe für alle Hauptabtheilungen des Museums auszuführen.

Es fügt sich eigen, daß die außerordentliche und sehr unverhoffte Zuwendung der nämlichen Summe von 100,000 Thalern, welche das Abgeordnetenhaus in der Verlegenheit des Ueberschusses durch das Etatsgesetz für das abgelaufene Jahr zu Museumszwecken bestimmt hatte, die wenigstens stark mitwirkende Veranlassung für die namhaften Erwerbungen geworden ist, deren Früchte seit dem 4. Januar für geladene Kunstfreunde, seit dem 17. für Jedermann in dem neuen Oberlichtsaale des alten Museums zur Ansicht aufgestellt sind.

Nichts liegt diesen Zeilen ferner, als etwa zwischen den Ankäufen von damals und von jetzt kritische Parallelen zu ziehen: die Verhältnisse liegen zu ungleich, um dergleichen ersprießlich erscheinen zu lassen. Waagen kaufte Kunstwerke aller Art, gegenwärtig handelt es sich einstweilen ausschließlich um Gemälde. 100,000 Thaler waren damals im Kunsthandel noch eine höchst erkleckliche Summe, heute sind sie gegenüber den närrischen Preisen eine Bagatelle. Waagen durfte im Anfange der vier-

Digitized by Google

ziger Jahre schon nicht nur in der Kennerschaft, sondern auch auf dem Kunstmarkte als der Erfahrensten einer gelten; unser neuer Galeriedirector Julius Meyer und sein Assistent Wilhelm Bode, mag ihre Kennerschaft noch so unanfechtbar sein, sind auf diesem seither immer schlüpfriger gewordenen Felde Neulinge. Von den Waagen'schen Ankäufen endlich wissen wir die Preise, von den neuen dagegen nicht; und obgleich ich gewiß der Ansicht bin, daß ein an sich ganz ausgezeichneter Kauf deswegen nicht zu bemängeln ist, weil er etwas ungewöhnliche Geldaufwendungen nöthig gemacht hat, so ist doch sicherlich auch hierbei das Verhältniß zwischen Waare und Preis kein ganz gleichgültiges Moment für die Beurtheilung.

Auch soll hier nicht auf die übermüthigen und gemeinen Verleumdungen und Verkleinerungen Waagens bedauernd oder vertheidigend zurückgeblickt werden, denen er wie jeder ordentliche Mensch, der etwas leisten kann und geleistet hat, von Seiten der „Nichtser" — um mit J. Scherr zu reden — selbst und sogar mit Vorliebe wegen jener seiner großen Ankäufe ausgesetzt war, — nicht einmal in der gewiß liebenswürdigen Absicht und lobenswerthen Anwendung, um mit Berufung auf diese Erfahrungen in der Vergangenheit zur Vorsicht gegen demnächst sich etwa erhebende ähnliche Stimmen in der Gegenwart (ich meine nicht blos die von Paul Lindau redigirte) zu mahnen. Noch weniger werde ich gar den zweifelhaften Ruhm auf mich laden, selber die erste unter diesen Stimmen zu werden. Ich habe vielmehr die Absicht und glaube in jeder Hinsicht die Berechtigung und die Verpflichtung zu haben, mich über die Ankäufe zu freuen und dieser Freude offenen und öffentlichen Ausdruck zu geben.

Ich freue mich zunächst darüber, daß überhaupt einmal wieder — wie gesagt: seit einem Menschenalter zum ersten Male! — in einem ziemlich kurzen Zeitraume, d. h. seit der Berufung der oben genannten beiden Museumsbeamten, im September 1872, eine verhältnißmäßig große Summe für Ankäufe hat zur Verwendung kommen können.

Natürlich vergesse und unterschätze ich keineswegs, was auch zwischendurch für die Bereicherung unserer Sammlungen geschehen ist: das Kupferstichcabinet hat — wenn auch zum großen Theil mit Hülfe eigener Fonds — mehrmals bedeutenden Zuwachs erfahren; die sehr reiche Münzsammlung hat unter einem ausgezeichneten Director und einem sehr kenntnißreichen Assistenten mehrere gute Kaufgelegenheiten geschickt wahrgenommen; dem Antiquarium hat es der liebe Gott im Schlafe gegeben, aber darum ist doch der hildesheimer Silberfund nicht weniger fein; ich gehöre auch keineswegs zu denen, welche die Erstehung der vielbesprochenen Pourtalès'schen Augustusstatue bemängeln, und ich habe die herrliche Amazone mit einer Art von Enthusiasmus in unseren schönen Kuppelraum einziehen sehen; nicht minder sind einzelne, wiewohl wenig bedeutende neue Gemälde aufgehängt worden.

Aber was will das Alles zusammen und mit Einschluß des hier Uebergangenen für die Länge der Zeit und für eine umfassende Kunstsammlung ersten Ranges, die mit dem Louvre und den Londoner Museen gleichen Strang ziehen müßte, besagen?! Welche Gefühle werden wach, wenn man an die Zersplitterung der Weigel'schen Sammlung denkt, die, von geradezu unersetzlicher Art, um äußerst mäßigen Preis hier angeboten und trotz der Befürwortung des Ankaufes seitens der Direction des Kupferstichcabinetes zurückgewiesen wurde; wenn einem der Dürer'sche Christus am Kreuz in Dresden einfällt, der zur ewigen Schande der berliner Museenleitung dort hängt; wenn man sich aus eigener Anschauung erinnert, mit welchen Tantalusqualen der alte Waagen 1867 in Paris bei den Versteigerungen der Pommersfeldener Sammlung und der Galerie Salamanca gesessen hat (der späteren an uns spurlos vorübergegangenen großen Kunstauctionen zu geschweigen); wenn man alle Augenblicke wieder daran gemahnt wird, daß anfänglich nur ein romantischer Gefühlsdusel, später die Knickerei um ein paar tausend Thaler die Schuld daran auf sich geladen hat, daß das wahre Original von Holbeins des Jüngeren Hauptbilde sich zu Darmstadt in fürstlichem Privatbesitz befindet und nicht im Museum der Reichshauptstadt, wo ein solches Hauptwerk der älteren deutschen Kunst von rechtswegen hingehört.

Doch genug davon! nach so vielem, was verabsäumt worden, ist doch nun wieder eine beträchtliche Aufwendung für das Museum gemacht, und wenn auch noch keineswegs abzusehen ist, daß Aehnliches sich von Zeit zu Zeit wiederholen oder gar — wie zu wünschen und zu fordern wäre — die stehende Regel werden wird, so ist doch wenigstens ein Mal wieder etwas Nennenswerthes geschehen, und damit ein — hoffentlich dauerhafter — Riß in die traurige Tradition gemacht. Vivat sequens!

Wenn ein sechsjähriges Kind, das bis dahin auf den Armen hat getragen werden müssen, anfängt zu laufen, so ist das noch kein Zeichen voller, dauernder Genesung, es ist keine Entschädigung für die Schmerzen einer langen Leidenszeit, es führt das Kind nicht mit einem Schlage auf den Punkt seiner Entwickelung, den es normalmäßig schon hätte erreicht haben sollen; aber wer wollte nicht die erste günstige Wendung, die — wenn auch mit bleibender beträchtlicher Einbuße — noch spät zum guten Ziele führen kann, mit Genugthuung und Hoffnung begrüßen? So muß man sich schon der Thatsache dieser großen Erwerbungen als einer Besinnung zum Leben erfreuen.

Ich freue mich ferner darüber, daß doch endlich einmal wieder irgendwo in unserer Kunstverwaltung Leute an wichtiger Stelle hervortreten, die im Stande und gewillt sind, ohne persönliche Rücksichten auf sich und andere, ohne Beschränktheit durch Privatliebhabereien, ohne Befangenheit in eingewachsenen und nachgerade schon innerhalb der heiligen Bannmeile zu kanonischem Ansehen gelangten Vorurtheilen, — vielmehr von großen freien Gesichtspunkten ausgehend, frisch und muthig und doch bedachtsam der Sache der Kunst und der Wissenschaft zu dienen. Ohne eine gewisse Kühnheit und Rücksichtslosigkeit ist überhaupt wenig, am wenigsten in so verfahrenen Zuständen, wie sie bei uns auf dem Kunstgebiete sich eingenistet haben, zu leiten und zu schaffen. Wer nicht die Kraft hat, nach seiner besseren Ueberzeugung alte ausgefahrene Geleise kurz und gut zu verlassen und neue geordnete und gerade Wege einzuschlagen, wer nicht dreist genug ist, dabei auch einmal auf eigene Hand zu irren — natürlich fern von dem in Berlin leider arg grassirenden Dünkel der Unfehlbarkeit —, der mag ein ganz schätzbarer Mann und unter gewöhnlichen Verhältnissen in mittleren Stellungen ein recht brauchbarer Beamter sein, aber in unsere hiesigen Zustände und die gegenwärtige, mit Gewalt auf den Weg der Reorganisation — vielmehr der Restitution gewiesene Zeit paßt er nicht hinein.

Es würde kühn, ja vermessen sein, aus den jetzt der öffentlichen Kritik unterbreiteten Ankäufen allein in solcher Weise auf die Beschaffenheit und Befähigung der beiden Beamten zu schließen, denen wir dieselben verdanken. Aber abgesehen von dem, was sonst zu ihrer Beurtheilung vorliegt (aus der Zeit, bevor sie hierher berufen wurden), erweckt die Stimmung, welche ihre Wirksamkeit hier erzeugt, ein günstiges Vorurtheil für ihre Ab- und Ansichten. Dieselbe charakterisirt sich zu einem Theile als ein dumpfes und verblüfftes Staunen: es ist doch eigentlich unerhört, überhaupt etwas thun zu wollen und nicht ungestört einen Tag auf den anderen folgen zu lassen. Die aus der süßen Gewohnheit des Daseins im Halbschlummer Aufgerüttelten starren so die Neuerer an wie ein unverstandenes Meteor; oder — anderntheils —, sofern dieselben sich beikommen lassen, ihre bescheiden abgegrenzten und still geschlossenen Kreise in den Umkreis ihrer weiter um sich blickenden Thätigkeit zu ziehen und die Wellen einer lebendigen Bewegung die gewohnheitsmäßig glatte Oberfläche ihres idyllischen Gebietes kräuseln zu lassen, ziehen sie ihnen entgegen und nehmen die Störung ihrer behaglich ruhigen Existenz als persönliche Beleidigung und frechen Eingriff in ihre heiligsten Rechte.

Es gibt kein erfreulicheres Zeichen als dieses. Weit entfernt, das Urtheil über Zwecke und Mittel in jedem einzelnen Falle zu präjudiciren, zeigt es, daß Leben in die Sache gekommen ist, und das ist ein Glück, das erste und nothwendigste Bedürfniß zur Besserung. Selbst ein paar derbe Mißgriffe können nicht so viel schaden, wie das Fortbestehen solcher Stagnation, und wir sind mit unseren Kunstverhältnissen auf einem Punkte angelangt, daß eine fernere tiefere Verderbniß kaum vorzustellen ist, und jeder wirkliche Schritt — wenn auch vielleicht nicht auf dem allerkürzesten und besten Wege — zum minder Schlimmen führen muß.

Den günstigen Eindruck, welchen die neue Galeriedirection auf den gesund und rein empfindenden Kunstfreund macht, zu verstärken, ist auch die Thatsache der gegenwärtigen Ausstellung von Werth. Denn ich bin geneigt, die Entschließung zu derselben nicht blos, ja nicht einmal vorwiegend auf das Bedürfniß des neuen Directors zurückzuführen, dem es nöthig geschienen hätte, sich bei dem berliner Publicum durch eine greifbare Leistung, die womöglich ein handgreiflicher Erfolg wäre, einzuführen und zu legitimiren; sondern ich glaube darin in erster Linie jenen Freimuth zu erkennen, der jede öffentliche Wirksamkeit, und am ehesten die eigene im öffentlichen Interesse geübte Thätigkeit der öffentlichen Discussion und dem öffentlichen Urtheil unterwirft, sich nicht in dem undurchdringlichsten Dunstkreis einer dicken Unfehlbarkeits-, Unnahbarkeits- und Ausschließlichkeitswolke groß dünkt, sondern sich am meisten durch die Zu-

Digitized by Google

stimmung der Besten und Verständnißvollsten und den ihnen folgenden freudigen Beifall der theilnehmenden Menge geehrt und gehoben fühlt.

Wie viel die Wiedereinkehr dieses Freimuthes in unsere öffentlichen Kunstangelegenheiten zu bedeuten hat, kann sich leicht ein jeder, selbst der ferner Stehende klar machen, wenn er sich nur einiger marquanter Vorkommnisse der letzten Jahre erinnert. Welche Mittel wurden nicht versucht, um bei der berüchtigten Andrea del Sarto-Affaire den Thatbestand zu verschleiern, anstatt den begangenen Fehler und das geschehene Unglück ehrlich einzugestehen? Hat man uns nicht erst neulich ein sogenanntes Nationaldenkmal enthüllt, das — gewiß ein Gegenstand vom allerallgemeinsten Interesse — ganz im Geheimen am grünen Tische fertig gemacht ist und uns so in solcher „affenteuerlichen" Mißgestalt, keinem berechtigten Anspruch und keinem gesunden Gefühle genügend, hat zu Stande kommen können? Und mit solcher Ungeschliffenheit und maßlosen Anmaßung hat erst jüngst — um wieder zum Museum zurückzukehren — ein Abtheilungsdirector desselben die öffentliche Nachfrage nach seinem aus eigener Machtvollkommenheit unternommenen und durchgeführten eigensten Werke zurückgewiesen?

Was soll ich weitere Beispiele häufen? Ich glaube, die Allgemeinheit, und als ihr Organ die Oeffentlichkeit hat die Pflicht, sich freudig und anerkennend damit einverstanden zu erklären, daß man ihre Angelegenheiten gründlich und principiell als die ihrigen behandelt.

Ich freue mich endlich auch über die Ankäufe selber, und ich will zur Begründung dessen, wiewohl das vielleicht an dieser Stelle etwas zu sehr in's Detail gehen heißt, von denselben im einzelnen Bericht geben.

Bis jetzt sind 28 Bilder zur öffentlichen Ausstellung gelangt, in welchen alle Schulen vertreten sind. Den italienischen Schulen gehören 6, der deutschen 2, der spanischen 1, der französischen 2, der vlämischen und holländischen Schule die übrigen 17 Bilder an.

Durch seinen Umfang wie durch seine Bedeutung als geschichtliches Denkmal ragt unter allen Nr. 1 hervor: Luca Signorelli (da Cortona), Pan unter den Nymphen und Hirten als Meister der Musik. Das Bild zeigt, abgesehen von den Figuren des Hintergrundes, sechs lebensgroße fast ganz nackte Gestalten, unter ihnen eine weibliche, welche — an und für sich zu dieser Zeit in der modernen Kunst noch eine Seltenheit — trotz des nicht idealen Verhältnisses zwischen dem Rumpf und den unteren Extremitäten namentlich durch die treffliche Modellirung von hervorragender Schönheit ist. Auch die männlichen Körper zeugen von gediegenem Studium. Das Bild, von dem Meister als Geschenk für den Mediceer Lorenzo Magnifico gemalt und später als Wandgemälde in dem Palaste des Pandolfo Petrucci, Gewalthabers von Siena, wiederholt, ist bezeichnend für die in freilich eng gezogenen und exclusiven Kreisen wiederbeginnende Beschäftigung auch mit der Mythenwelt des classischen Alterthums. Es ist ebenso trefflich abgewogen in der Composition wie großartig in der Schilderung der Charaktere und in der Empfindung. Vor nicht langer Zeit wieder aufgefunden wurde es von Crowe und Cavalcaselle (hist. of paint. in It. III., woselbst sich auch eine — wenig charakteristische — Umrißzeichnung desselben findet), als eins der bedeutendsten Bilder erklärt, die von Signorelli existiren; und das bleibt in Gültigkeit, wenn sie auch später mit Recht im Vergleiche mit andern Bildern des Meisters ihm Mangel an Farbenreiz vorgeworfen haben: die beiden in unserer Galerie befindlichen Flügelbilder eines in seinen übrigen Theilen verloren gegangenen Altarwerkes bestätigen das. Man erkennt unschwer die Mühe, welche das Studium der nackten Form noch verursacht, und welche die freie Handhabung der malerischen Mittel beeinträchtigt. Es bleibt aber das — wie es scheint — einzige erhaltene Staffeleibild Signorellis mit profanem Gegenstande, ist deutlich und echt bezeichnet, durch Vasaris Beschreibung bestätigt, und somit ein höchst interessantes, dazu auch ein schönes Werk. Die Erhaltung läßt wenig zu wünschen übrig.

Nr. 2 ist ein Wettstreit des Apollo und des Marsyas von Lorenzo Leonbruno, einem bedeutenden, durch die Zerstörung fast aller seiner Arbeiten unverdienter Vergessenheit anheimgefallenen Maler zu Mantua, dessen Thätigkeit sich von 1489 bis 1537, wo er starb, verfolgen läßt. Das Bild zeigt vier lebensgroße Figuren: Apollo, der in einer empfindungsvoll gezierten Stellung, wie sie in der gediegenen Schule modernen Virtuosenthums streng verpönt ist, aber sonst wie jetzt als Unart vorgekommen zu sein scheint, die Geige spielt, rechts ihm gegenüber ein sitzender Jüngling, der fast andächtig zu jenem aufblickt, vielleicht passend als Hyakinthos zu bezeichnen; zwischen beiden, etwas zurück, der sitzende Marsyas, der aufmerksam, aber mit etwas stupidem Gesichtsausdrucke zuhört. Weiter hinten endlich der mit geneigtem Haupte stehende Midas, dem der Künstler mit kühner Prolepsis schon hier die berüchtigten Eselsohren gegeben hat. Das Bild, welches Otto Mündler für das ansprechendste unter den zwei (oder drei) von dem Meister vorhandenen erklärt hat, weist unverkennbar auf maßgebende Einflüsse der Raphaelischen Schule hin, die ihm durch Giulio Romano vermittelt worden; doch verräth sich in dem Adel der Formen und der Mäßigung der Bewegung einerseits, in der fast an Geziertheit streifenden Zierlichkeit der Haltung andererseits der Boden von Ueberlieferungen der lombardischen und der ferraresischen Schule, auf dem seine Kunst erwachsen war. — Die Erhaltung des Bildes scheint untadelhaft zu sein.

Nr. 3 und 4 sind Pendants, zwei große Landschaften von Andrea Medula, genannt Schiavone, dem ersten Meister der venezianischen Schule (und überhaupt in Italien), der selbständige Landschaften, mit nur als Staffage zu betrachtenden figürlichen Beigaben, malte. Die eine ist mit der Diana und ihrem Gefolge auf der Jagd, die andere sehr reich mit der Bestrafung des Midas staffirt. Diese Bilder sind von einer ungestümen Wildheit und an's Groteske streifenden Phantastik, höchst eigenthümlich und höchst anziehend. — Der Zustand der Bilder scheint ein befriedigender zu sein.

Unter Nr. 5 wird uns das Bildniß eines jungen Gelehrten von Giovanni Battista Moroni vorgeführt, ein ansprechender Kopftypus, doch von nicht vorwurfsfreier Zeichnung: die horizontalen Linien des Gesichtes verlaufen nicht vollkommen den perspectivischen Gesetzen gemäß. Seinem feinem grauen Tone nach gehört das Bild der früheren Zeit des Meisters an.

Nr. 6, das letzte italienische Bild, stellt uns Giovanni Battiste Tiepolo in seiner Eigenschaft als Hauptbegründer der Decorationsmalerei im Rococostile vor, wie dieselbe sich von Venedig aus verbreitete. Dieser Richtung und ihrem Urheber hat sich in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit wieder zugewendet, und ihnen ist — gleich der gesammten Rococokunst — eine gerechtere Beurtheilung widerfahren. Wir sehen hier die ausgeführte Farbenskizze zu dem Mittelstücke der Decke in der Chiesa dei Gesuiti (der früheren Dominicanerkirche) zu Venedig, die Vertheilung des Rosenkranzes durch den h. Dominicus darstellend. Es ist dies eine jener zwar barocken, aber meisterhaften figurenreichen und weiträumigen Compositionen, in denen die kühnste Untersicht wie etwas Selbstverständliches mit spielender Leichtigkeit behandelt wird.

Nr. 7 und 8 gehören der deutschen Malerei des XVI. Jahrhunderts an. Unter ersterer Nummer treffen wir ein Altarbild mit Flügeln: die Anbetung der Könige zwischen dem heiligen Georg und Mauritius, von Hans Baldung Grien; eines der beiden Werke dieses vortrefflichen Meisters, die sich bis vor kurzem in der Marktkirche zu Halle befanden, und die zu seinen Hauptarbeiten gehören. Gleich seinem mit Monogramm und Jahreszahl (1507) bezeichneten Gegenstücke, das zu Wien im Besitze des Herren Friedrich Lippmann ist, stammt es aus der besten Zeit des Meisters, am wahrscheinlichsten wohl aus demselben Jahre. Außer durch seine sehr solide Behandlung ist unser Bild durch seine ganz porträtartigen Köpfe und durch sein Costüm interessant, welches letztere die im Anfange des Jahrhunderts öfter beobachtete Trachtenmischung zeigt: der König Balthasar (der Mohr) trägt sich noch im Geschmacke des XV. Jahrhunderts, während im übrigen schon die ernsteren, völligeren und schöneren Kleiderformen der neuen Zeit vorherrschen. Auch dieses Bild ist gut erhalten.

Das zweite deutsche Bild, das Porträt eines jungen Architekten (nach dem Zirkel in seiner linken Hand), ist mit Recht vorsichtig nur als Arbeit eines „oberdeutschen Meisters von 1530" bezeichnet, während es in Florenz, wo es erworben worden, unter Holbeins Namen ging. Der Einfluß des letzteren in seiner mittleren, kühler Haltung zuneigenden Manier (in den Stahlhofbildnissen) ist offenbar; doch ist für den Meister selber die Auffassung nicht geistvoll, die Zeichnung nicht vollendet, die Malerei nicht meisterlich genug. Wohl aber muß es als eine vorzügliche Arbeit eines jener tüchtigen, namentlich im Porträtfache ausgezeichneten Meister bezeichnet werden, die in jener Glanzzeit deutscher Kunst in großer Zahl arbeitend uns ihrem Namen nach fast ohne Ausnahme leider unbekannt sind. Auch hier ist die Erhaltung gut.

(Fortsetzung folgt.)

Bruno Meyer.

Digitized by Google

## Notizen.

Der gothaer Hofkalender, seit seinem Bestehen eine interessante Lectüre für jeden, der ihn zu lesen verstand, hat in dem letzten Jahrzehnt einen mehr und mehr spannenden Inhalt erlangt. Ganze Fürstenhäuser sind aus der Reihe der regierenden verschwunden und in die Kategorie der nur noch einigermaßen historisch werthvollen eingerückt. Der Kalender nahm sich oft wie eine gedruckte Nekropole dahingegangener Dynastien aus. Der tragische Ernst war dabei zuweilen von einem genealogischen Humor durchbrochen, von dem man glauben sollte, daß er nicht durchweg unwillkürlich war, sondern irgend ein Schalk hinter den Coulissen die Hand im Spiele hatte. So wurde einmal die Heirath eines hohen Paares mitgetheilt, die nur projectirt gewesen und in Folge von Zwischenfällen nicht zu Stande gekommen war. Der Vorfall war um so empfindlicher, als die Berichtigung erst nach Jahresfrist möglich erschien und die Beiden in der Zwischenzeit für alle Welt verheirathet blieben. Die neueste in der letzten Sylvesternacht in Wirksamkeit getretene Ausgabe des Kalenders brachte bekanntlich als Neujahrsscherz die Anzeige der morganatischen Ehe des Königs von Italien mit der Gräfin von Mirafiore. Diese Ehe kann nach italienischem Recht unter solcher Bezeichnung, wie ministerielle Zeitungen in Rom versichern, gar nicht existiren, und sie wurde daher von denselben nicht sehr geschmackvoll eine feierliche Ente genannt. Die Thatsache ist trotzdem offenkundig, und man hat sich nur den Kopf zerbrochen, von welcher Seite die Sache dem gothaer Hofkalender zur Aufnahme vermittelt war. Die klericalen Blätter nennen den Hausminister des Königs Victor Emmanuel. Andere bezichtigen im Gegentheil einen römischen Jesuiten, und es kann den Jüngern Loyolas eine derartige Malice auch wohl zugetraut werden. Ueberall stiften sie Unheil. Vor drei Jahren hatten sie Frankreich in den Krieg gehetzt. Soeben haben sie das Deutsche Reich bei den Wahlen aufgewühlt und sie sorgen mit langer Hand vermittelst allerlei geheimer Bullen dafür, daß der künftige Papst wieder so unfehlbar und friedensstörend wie nur möglich ausfalle. Der Streit um die Echtheit des bekannten famosen Documents hat sich heftig erhitzt. Wir haben deswegen einige Zeit mit unserem Urtheil zurückgehalten, wie wir denn stets an solche wichtige Fragen nur nach reiflicher Ueberlegung und mit möglichst kaltem Blut heranzutreten pflegen. Die Präsumtion war jedenfalls von vornherein, daß Fürst Bismarck nicht betrogen wurde. Dies Meisterstück ist noch niemandem gelungen. Die Geschichte der drei römischen Fälscher macht überdies dem Talent des Urhebers alle Ehre und sollte ihm einen Platz in irgend einer Romanzeitung neben denjenigen Autoren sichern, für deren Producte sich der Verleger das ausschließliche Recht des Besitzes und der Publication vorbehält. Eine solche seltene Gabe der Erfindung darf nicht ungenützt brach liegen. Was die Bulle angeht, so wird der Glaube an deren Echtheit zu dem liberalen Credo gehören, während jeder Zweifel an der Fälschung der schwersten Kirchenstrafen gewärtig sein muß. Die Lösung des Problems scheint uns im übrigen sehr einfach. Die Parteien haben sich so viele Lügen und Betrügereien an den Kopf geworfen, daß ein Injurienproceß unvermeidlich ist. Dann müssen Herr von Keudell, Signor Mercurelli, der Mann aus der Hefe nebst den beiden anderen Fälschern, endlich die Redacteure der Kölnischen Zeitung und der Germania vor Gericht erscheinen. Das wird jedenfalls eine interessante Verhandlung werden. Vor dem Urtheil ist uns nicht bange. Vielleicht zieht sich auch die Sache hin, bis Preßangelegenheiten wieder vor die Geschworenen kommen. Selbstverständlich wird jede Jury der Welt ihr unbefangenes Verdict dahin abgeben, daß unter den vielen staatsgefährlichen Bullen, die dem Vatican ihren Ursprung verdanken, es auf eine mehr oder weniger wirklich nicht ankommen kann. Die Jesuiten werden gewiß schuldig befunden werden, wenn auch mit mildernden Umständen insofern, als es Pius IX. bei seinem Alter und in der Zerstreutheit sehr wohl begegnen konnte, daß er sich des von ihm erlassenen revolutionären Decrets gar nicht mehr entsinnen mochte und mit der Ableugnung daher im guten Glauben war.

* * *

Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst, von Moriz Carriere. Zweite neu bearbeitete Auflage. Zwei Theile. Leipzig 1873, F. A. Brockhaus. Carrieres verdienstvolles Werk hat seit seinem ersten Erscheinen sich in der Gunst des gebildeten Publicums festgesetzt; in edler und schwungvoller, den großen Mustern deutschen Stils nacheifernder Darstellung hat es das reiche Gebiet des Schönen in Natur und Kunst zu allseitiger Erörterung gebracht, dabei dem Ernste der philosophischen Speculation nichts vergebend, wohl aber mit Klarheit die schwierigsten Materien behandelnd und dadurch für sie ein weiteres Verständniß eröffnend. Man darf sagen, daß rücksichtlich der Form Carrieres Aesthetik eine glückliche Mitte hält zwischen dem an die scholastische Methode erinnernden großen Werke von Vischer und den populärisirenden Arbeiten von Eckardt, Lemke u. a.

Carriere hat für die Begründung der Wissenschaft des Schönen einen von seinen Vorgängern vielfach abweichenden Weg eingeschlagen; es ist die Wirklichkeit, die einzelne Erscheinung des Schönen in den Schöpfungen der lebendigen Natur und in den Werken der Kunst, von denen aus er die Idee und die Bestimmung der maßgebenden Gesetze zu gewinnen bestrebt ist. Das Aesthetische erkennt er in der Form, aber in der inhaltsvollen, welche ein Inneres und Ideales zum Ausdruck bringt. So ist ihm, wie er das Schöne nicht als bloße Form, sondern als Offenbarung eines idealen Gehalts in der schönen Form betrachtet, die Aesthetik nicht bloße Formwissenschaft, sondern sie weist ihn zurück auf die Ethik und Metaphysik. In der letzteren sucht Carriere gegenüber von Vischers pantheistischer Immanenzlehre den ethischen Theismus als Grundlage für das Verständniß des Schönen festzustellen. In dieser Hinsicht spricht er sich in der neuen Vorrede abermals prägnant aus: „Nur die Leugnung des freien Geistes und des Idealen durch das Dogma des Materialismus und den Materialismus des Dogmas gilt es zu bekämpfen; die sittliche Weltordnung gilt es zu begreifen, die sich uns so glorreich in der Erfahrung der Geschichte bewährt hat, wie sie eine Forderung der Vernunft und des Gewissens ist. Mache man sich aber ernstlich einmal klar, ob sie nicht neben dem logisch Nothwendigen auch freie Triebkräfte voraussetzt; ob sie möglich wäre, wenn das Wesen des Seins in blind wirkenden Atomen und ihrem Mechanismus bestände. Sie sind nicht das Ganze, sie bilden die nothwendige Basis des Realen für das Ideale, die Mittel für den ethischen Zweck des Lebens; dieser selbst verlangt, daß das Princip der Welt selbstbewußte Vernunft und Wille der Liebe, nicht naturloser, sondern die eigene Natur im Universum enthaltender Geist sei, allgegenwärtig und bei sich selbst, und so in Wahrheit Eins und Alles". —

Carriere liebt es, die probehaltigen Ideen seiner Vor- und Mitarbeiter als Bausteine zu seinem eignen Werke zu verwenden; er will, wie er selbst sagt, dadurch zeigen, daß die Aesthetik durch die gemeinsame Thätigkeit vieler Denker geworden ist und daß viele zutreffende einzelne Bestimmungen sich in einen eigenthümlichen Plan eingliedern lassen. So erscheint sein Buch bei aller Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit doch zugleich auch als ein reifes Resultat der geschichtlichen Arbeit.

Die neue Auflage ist sorgfältig durchgearbeitet, enthält vielfache Verbesserungen, vieles wurde schärfer bestimmt und klarer entwickelt, namentlich die Ideenlehre des Schönen wurde einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen. Möge das Buch in seiner neuen Gestalt wieder neue Freunde in Deutschland finden; denn es ist geeignet, eine schöne Begeisterung für die wesenhaften Güter und wahrhaften Ziele des Lebens zu erwecken und zu nähren.

* * *

Der Herausgeber der „Gegenwart" ist wegen des in der ersten Nummer dieses Jahrgangs erschienenen Aufsatzes: „Briefe eines Elysionärs" von Zacharias Zinnober am vergangenen Dienstag gerichtlich vernommen worden. Es ist dies derselbe Artikel, auf welchen die „Germania" die Staatsanwaltschaft aufmerksam zu machen die Zuvorkommenheit gehabt hatte. Daß die „Kreuzzeitung" und einige andere pietistische Organe bei diesem frommen Werke der Denunciation mit ihrer ultramontanen Gesinnungsgenossin gemeinsame Sache machten, erwähnen wir als etwas Selbstverständliches und durchaus Gleichgültiges nur nebenbei. Wenn es der Mühe verlohnt, werden wir unsre Leser über den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit unterrichten.

Digitized by Google

# Inserate.

**Neuer Verlag von J. J. Weber in Leipzig.**

I.

**Der Charakter. Von Samuel** Smiles. Deutsche, autorisirte Ausgabe von Fr. Steger. Zweite Auflage. 2 Thlr. In engl. Einband 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Einfluß des Charakters. — Die Macht des Daheim. — Gesellschaft und Beispiel. — Die Arbeit. — Der Muth. — Selbstüberwachung. — Pflicht, Treue und Wahrheit. — Das Temperament. — Lebensart und Kunst. — Die Wahl der Lectüre. — Die Lebensgefährtin und die Ehe. — Lebensweisheit und Erfahrung.

II.

**Die Geologie der Gegenwart.** Von Bernhard v. Cotta. Mit 6 in den Text gedruckten Abbildungen und dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Vierte umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. 20 Ngr. In engl. Einband 3 Thlr.

III.

**Das Haustheater. Sammlung** kleiner Lustspiele für gesellige Kreise. Von Roderich Benedix. Fünfte, vermehrte Auflage. 2 Thlr.

IV.

**Die Liebe. Von Jul. Michelet.** Deutsche, autorisirte Ausgabe übersetzt von F. Spielhagen. Vierte Auflage. 1 Thlr. 10 Ngr.

V.

**Die Toiletten-Chemie. Voll**ständiges Lehrbuch der Parfümerie auf wissenschaftlicher Grundlage. Von Heinrich Hirzel. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Mit 85 in den Text gedruckten Abbildungen. 2 Thlr. 10 Ngr. In engl. Einband 2 Thlr. 20 Ngr.

VI.

**Das Weinbuch. Wesen und** Werden, Cultur und Wirkung des Weins; Statistik und Charakteristik sämmtlicher Weine der Welt; Behandlung der Weine im Keller. Von Wilhelm v. Hamm. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. In engl. Einband 3 Thlr. 10 Ngr.

---

**Illustrirter Kalender f. 1874.** Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Neunundzwanzigster Jahrgang. — Mit gegen 70 in den Text gedruckten Abbildungen, 12 Sternkarten und 12 Monatsvignetten. — 1⅓ Thlr. In engl. Einband 1 Thlr. 20 Ngr.

---

☛ **Obige Werke können durch alle Buchhandlungen bezogen werden.**

---

Verlag von Otto Janke in Berlin.

## Deutscher Reichsspiegel No. 2.

**Inhalt:** Deutschland und Frankreich. — Vorgänge in Spanien. — Eine neue politische Situation. — Diplomatische Erinnerungen. — Börsenglossen. — Das Nest der Zaunkönige. — Plaudereien am Kamin ꝛc.

☛ **Man abonnirt für 22½ Sgr. in Buchhandlungen und Postanstalten.** ☚

---

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

## Freie Studien

von

**Ludwig Pfau.**

Zweite umgestaltete Auflage.

**Preis 2 Thlr.**

Inhalt: Die Kunst im Staat. — Ein Stück christlicher Kultur. — Karolingische Skizzen. — Proudhon und die Franzosen.

Im Jahre 1874 sollen ferner vom gleichen Verfasser erscheinen: **„Artistische Studien“** und **„Kunstgewerbliche Studien“.**

Verlag von **Ebner & Seubert** in Stuttgart.

---

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschien soeben:

## Bunte Blätter.

### Skizzen und Studien für Freunde der Musik und bildenden Kunst

von

**A. W. Ambros.**

**Neue Folge.** Elegant geheftet 1½ Thlr., elegant gebunden 2 Thlr.

Inhalt:

I. **Musikalisches.** Musikalische Wasserpest. — Hamlet, Oper von Ambroise Thomas. — Zumsteeg, der Balladencomponist. — Der erste Keim des Freischütz-Textes. — Musikalische Uebermalungen und Retouchen. — Franz Lachner's Requiem. — Bachiana. — Rubinstein. — Halbopern und Halboratorien. — Schubertiana. — Allerlei Beethoven'sche Humore. — Ein Kapitel von musikalischen Instrumenten.

II. **Zur bildenden Kunst.** Von Wien nach Nürnberg. — Orcagna, Holbein und Kaulbach. — Kaulbach's Carton: Die Christenverfolgung unter Nero. — In den Raphael-Sälen des Vaticans.

III. **Aus meiner italienischen Reisemappe.** Goethe in Italien und seine Nachfahrer. — Italienischer Frühling. — Ein Bilderbogen voll Figuren. — Der Gesundheitspaß von Orbetello. — Römische Ostern. — S. Maria alla morte in Rom. — Orvieto.

---

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin.** Enthaltend bisher ungedruckte Briefe der Fürstin, ihrer Kinder, Fürstenberg's, Stolberg's, Overberg's, der Grafen Romanzoff u. A. 238 Seiten 8°. Preis 1⅓ Thlr.

**Schlüter, C. B.,** (Dr., Professor der Philosophie) **Aristoteles' Metaphysik, eine Tochter der Sankhya-Lehre d. Kapila.** Eine indisch-griechische Studie. gr. 8°. Preis ½ Thlr.

**Uphues, Carl, Reform des menschlichen Erkennens.** 128 Seiten gr. 8°. Preis ⅔ Thlr.

Münster, Januar 1874.

**Adolf Russell's Verlag.**

---

## Es werde Licht!

Poesieen

von **Leopold Jacoby.**

II. Auflage. Preis 15 Sgr.

Berlin, Louisenstraße 45, **H. E. Oliven.**

---

Ich wünsche mich bei einer in **Berlin** erscheinenden guten Zeitung als **thätiger Socius mit Capital** zu betheiligen.

Adressen sub F. L. 8 befördern **Haad & Rabehl**, Friedrichstr. 68.

---

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen, sowie durch alle Postanstalten zu beziehen:

## Echo.

**Berliner Musik-Zeitung.**

Herausg. von einem Vereine theoret. u. prakt. Musiker. XXIV. Jahrg.

Redacteur Dr. **W. Langhans.**

gr. 8. Vieteljährlich 13 Nrn. Preis 20 Sgr. Jährlich 52 Nrn. Preis 2⅔ Thlr. Bei direkter Versendung unter Kreuzband 3 Thlr.

**Probenummern** gratis und franco.

Berlin.

Verlag von **Robert Oppenheim.**

---

**Dieser Nummer liegt ein Prospect der Verlagshandlung von Leonhard Simion in Berlin bei.**

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 31. Januar 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.5

# Die Gegenwart. Ausland.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Englische Diplomatie. Von Karl Blind. — Literatur und Kunst: Eine Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben. Von Paul Lindau. — Der Criminalroman und das Zeitalter des Modernen. Von Adolf Rutenberg. (Schluß.) — Hohwald. Ein Blick in's Elsaß. Von A. Mützelburg. (Schluß.) — Aus der Hauptstadt: Winterliche Briefe. „Erloschene Geschlechter." Trauerspiel in fünf Acten von Otto Franz Gensichen. Besprochen von P. L. — Offene Briefe und Antworten. Von A. K. Stephenson. — Gegen Dr. W. Eras. Von Prof. Dr. H. v. Scheel. — Notizen. — Inserate.

### Englische Diplomatie.

Von Karl Blind.

I.

Es ist in der Oeffentlichkeit wenig bekannt, aber urkundlich nachweisbar, daß zu einer Zeit, als Erzherzog Maximilian noch nicht einmal Europa verlassen hatte und nur erst dunkle Gerüchte über eine von ihm in Mexico zu spielende Rolle umgingen, das auswärtige Amt in London bereits zum voraus die Anerkennung desselben als eines fürstlichen Gebieters aussprach, für den Fall, daß die Mexicaner ihn zu ihrem Herrscher erhöben.

Ich habe über diesen Punkt bereits vor längerer Zeit mit liberalen, wie mit demokratisch gesinnten Parlamentsmitgliedern, desgleichen mit einem Cabinetsminister gesprochen, der den Freiheitskämpfen fremder Völker stets Theilnahme gewidmet hat. Jedesmal traf ich bei der ersten Erörterung auf einen Unglauben der entschiedensten Art; man hielt eine solche crasse Verletzung aller Grundsätze des Völkerverkehrs einfach für unmöglich. Wenn ich hinzufügte, es sei dies unter Russells Verwaltung geschehen, so war man über die Maßen bestürzt und ganz aus dem Text gebracht. In jedem einzelnen Falle hatte ich nachträglich den förmlichen Beweis zu liefern. Schwer war dies nicht, denn er steht allen zur Verfügung, die ein Blaubuch lesen wollen, welches Earl Russell selbst über die mexicanischen Angelegenheiten zur Vorlage an's Parlament hat ausarbeiten lassen. Blaubücher werden freilich mehr gedruckt, als gelesen. Daher diese allgemeine Unkenntniß, auf die ich gerade dieser Tage wieder, als Bazaines Treiben in Mexico der Gegenstand des Gespräches war, bei einem Manne traf, der den Krieg und die Staatskämpfe in Mexico als „Geschichtschreiber" behandelt hat!

Man kann aus dem genannten Blaubuche gar vieles lernen, was der herkömmlichen Darstellung von der Haltung des englischen Ministeriums gegenüber dem Napoleonisch-Maximilian'schen Versuche schnurstracks widerspricht. Es ist behauptet worden: Englands Regierung habe lediglich eine Befriedigung der Forderungen von Gläubigern bezweckt. Ein Umsturz der mexicanischen Landeseinrichtungen sei jedoch ganz außer ihrer Berechnung gelegen; und sobald Napoleon einen solchen erstrebt habe, hätten sich die Engländer zurückgezogen, „um ihrem Worte nicht untreu zu werden".

Thatsächlich verhielten sich die Dinge ganz anders. Das englische Ministerium spielte ein Doppelspiel, ganz wie es die Regierung Ludwig Napoleons that. Wie im gesetzgebenden Körper in Paris bei Beginn des Krieges eine Anfrage entschieden dahin beantwortet wurde, es handle sich nicht um einen beabsichtigten Umsturz der republicanischen Verfassung in Mexico, so geschah auch das Gleiche bei einer ähnlichen, im Unterhause zu London gestellten Anfrage. Aus den gedruckten diplomatischen Schriftstücken ist dagegen ersichtlich, daß das auswärtige Amt, zwar anfänglich in vorsichtiger Weise, aber darum doch deutlich genug, an den Fäden mitspinnen half, welche den Freistaat erdrosseln sollten. Während die Welt über den in den Zeitungen spukenden tollen Einfall lachte, einen österreichischen Prinzen zum „Kaiser von Mexico" zu machen, und man die Nachricht als gar nicht ernsthaft, sozusagen als einen bloßen Figarospaß der kleinen pariser Boulevardpresse aufnahm, saß Russell als Walküre im wolkenumhüllten Cabinet und zettelte bereits hin und her, um der mexicanischen Republik das Schicksal blutig zu weben.

Russell ist ein Liberaler, wie man so in England ehemals liberal war. Er hat auch der Fortschrittssache seines Landes manchen Dienst geleistet, und tritt eben jetzt wieder in der Frage des Kampfes gegen die Anmaßung eines europäischen Dalai Lamas muthig hervor. Was konnte ihn also zu jenem verwerflichen geheimen Treiben bewegen, welches allen diplomatischen Ueberlieferungen Hohn spricht und zu Englands Staatskunst am allerschlechtesten paßt?

Die Unternehmung der drei Mächte — Spaniens, Frankreichs und Englands — wurde bekanntlich geplant, als die Vereinigten Staaten sich in den Wirren eines Bürgerkrieges befanden. Spaniens Regierung, die stets fürchtete, ihre westindischen Ansiedelungen an America zu verlieren, war hoch erfreut über die Aussicht auf Zerreißung des Unionsbanners. Frankreichs Tyrann, der eine Republik zu Rom, eine andere in Paris erwürgt hatte, war gern bereit, das Stück jenseits des Weltmeeres zu wiederholen, um durch Auslöschung der americanischen Sterne die Nacht der Sklaverei in Europa desto finsterer zu machen. Englands Staatsmänner hielten den Zeitpunkt für günstig, um einen zu unbequemer Größe anwachsenden Freistaat, auf den beträchtliche Volksmassen des eigenen Landes mit Hoffnung blickten, durch schmählichen Fall in Mißachtung zu bringen und sich so eines gehaßten Nebenbuhlers zu erwehren.

Weitaus die ungeheure Mehrheit der regierenden Classen Englands stand damals auf Seiten der Sklavenhalterempörung. Wenn irgend ein Grundsatz bis dahin auf allgemeinen Beifall in England hatte rechnen können, so war es der Grundsatz

Digitized by Google

der Abschaffung der Sklaverei und des Menschenhandels gewesen. Aber selbst ihn gab man preis, um nur „Bruder Jonathan" rechten Harm zufügen zu können! Männer, die sich einst für die Tilgung jenes schwarzen Makels am Schilde der Menschheit ereifert hatten, begrüßten nunmehr die Gründung eines Reiches, das „die Sklaverei zum Eckstein erkor", um uns der Worte zu bedienen, welche Stephens, der zweite Vorsitzende des Südbundes, selbst gebraucht hat!

Palmerston war damals bereit, noch über die Anerkennung des Jefferson Davis'schen Aufruhrs als einer „kriegführenden Macht" hinauszugehen. Gladstone jubelte darüber, daß „Jefferson Davis ein Heer und eine Nation geschaffen". Russell rief aus: „nichts schlimmeres könne geschehen für die Menschheit im allgemeinen, nichts schlimmeres für den farbigen Menschenschlag ganz besonders, als ein Sieg des Nordens über den Süden". Man hat damals in einigen Zeitungsberichten die Worte Russells gerade umgedreht, indem man setzte: „als ein Sieg des Südens über den Norden" — so unglaublich erschien, was er wirklich gesprochen in seinem Munde! Wer indessen an die parlamentarische Quelle, an Hansard, gehen will, der wird den getreuen Bericht in seiner ungeschminkten Grellheit finden.

Diese Stellung der englischen Staatsmänner zum Unionskriege war es, welche ihnen das nichtswürdige Spiel in der mexicanischen Angelegenheit an die Hand gab. Die drei Mächte wollten mit ihren Flotten und Mannschaften bereit sein, um beim Hallali der nördlichen Republik das Todeslied mitzublasen. Nichts besseres glaubten sie daher thun zu können, als sich nahe an den Grenzen des Sklavenhalterbundes zu postiren, indem sie zum Vorspiel die Republik der Vereinigten Staaten von Mexico über den Haufen zu rennen gedachten.

Für Englands aristokratische Politiker gab es unzweifelhaft noch einen Nebengrund. Napoleons unruhiges, ehrgeiziges Treiben in Europa war ihnen nachgerade bedenklich geworden. Gern förderten sie daher eine Unternehmung, die seine Kräfte weitab von Europa in Anspruch nahm. Die Gründung des „Lateinischen Reiches am mexicanischen Golfe" sollte Frankreich von europäischen Unternehmungen abziehen, bei denen England an Machtstellung mancherlei Einbuße erlitt. Ich spreche diese Ansicht nicht leichtweg als bloße Vermuthung aus. Die Anhaltspunkte, die ich für sie habe, lassen sich allerdings nicht in die Form eines urkundlichen Beweises fassen.

Man hatte in England damals allgemein — mit Ausnahme einiger schärfer Blickenden und der durch sie geleiteten städtischen Arbeiter, welche für die Union eintraten — einen baldigen Sieg des Südbundes erwartet. Wäre dem nicht so gewesen, so wären Presse, Parlament und Ministerium in ihren Aeußerungen zu Gunsten desselben nicht so weit gegangen. Auch von dem in Mexico zu gewärtigenden Widerstande hatten die Meisten einen ganz falschen Begriff. Wie nun Englands Regierung sah, daß die Union den Kampf gegen die furchtbarsten Bedrängnisse durchzukämpfen entschlossen sei, und daß die mexicanische Republik sich mit Heldenmuth wehre, da hielt man hier plötzlich die Vorsicht für den besseren Theil der Tapferkeit und ließ Napoleon — einfach stecken. Man fürchtete die kommende Rache des durch harten Streit zum Siege schreitenden Nordens und zog sich von der ganzen Unternehmung zurück. Einige Depeschen, die man aus Klugheit — neben anderen, mit ihnen ganz in Widerspruch stehenden! — geschrieben hatte, mußten dann die Geschichte verkleistern helfen.

Die Thatsache bleibt aber bestehen, daß das auswärtige Amt, gegen alle Regel, die Anerkennung Maximilians bereits zu einer Zeit versprochen hatte, wo er sich noch in Europa befand. Der mißlungene Schlag in Mexico fiel daher, streng genommen, nicht auf Napoleon allein zurück. Die, freilich eine Zeitlang geheim gehaltene, und auch jetzt noch, trotz erfolgter Veröffentlichung, nicht genügend bekannte Politik der englischen Regierung erlitt dabei ebenfalls eine Niederlage.

II.

Zu obiger Ausführung fühle ich mich ganz besonders in diesem Augenblicke veranlaßt, wo durch den Serrano'schen Staatsstreich ein eigenthümliches Licht auf das Gebahren des englischen Gesandten in Madrid fällt.

Die englische Regierung hat bekanntlich die spanische Republik, welche im Februar des verflossenen Jahres errichtet wurde, anzuerkennen sich beharrlich geweigert. Sie ist dadurch mit ihren bisherigen diplomatischen Grundsätzen in einen ebenso schroffen Widerspruch getreten, wie durch die geschilderte Zusage einer Anerkennung Maximilians, ehe derselbe auch nur den mexicanischen Boden betreten hatte. Die im englischen Unterhause wiederholt gestellten Anfragen wurden regelmäßig durch nichtssagende, gelegentlich sogar durch höhnische Antworten des Unterstaatssecretärs Viscount Enfield erledigt.

Aus zwei Quellen, die nicht vorzüglicher sein könnten, ist mir bekannt, daß die englische Regierung „mit der Erhebung des Prinzen Amadeus auf den spanischen Thron weit mehr zu thun hatte, als das englische Volk sich träumen läßt". Der Inhalt des Briefes ist mir seiner Zeit mitgetheilt worden, durch welchen Prim die erste darauf bezügliche Anfrage in London stellte. In Madrid war, als die Abschaffung der Sklaverei auf Porto Rico und Cuba zur Sprache kam, die Meinung verbreitet, das englische Cabinet unterlasse es, sich in der gleichen Weise, wie es der americanische Gesandte that, für eine solche Abschaffung auszusprechen, weil man von London aus nichts thun wollte, was der Regierung des Königs Amadeus irgendwelche Ungelegenheiten hätte bereiten können.

Es begreift sich daher schon, daß, als Amadeus trotzdem seine Curiusthat vollzog, man im auswärtigen Amte zu London einigen Aerger empfand. Indessen war einmal eine freiwillige Abdankung erfolgt; dieselben Cortes, welche unter Amadeus versammelt gewesen waren, hatten den Freistaat als die nunmehrige Staatsform ausgerufen; und eine gesetzgebende Versammlung, welche zur näheren Ausführung dieses Beschlusses erwählt worden war, hatte demselben die nachträgliche weitere Bestätigung ertheilt.

Alles war ruhig, vollkommen gesetzlich geschehen. Noch nie war der Uebergang von einer Staatsform zur andern in einer solchen, den englischen Anschauungen so ganz entsprechenden Weise vollzogen worden. Eine alsbaldige Anerkennung dieser parlamentarischen Republik durfte somit unbedingt erwartet werden, wenn anders die englische Regierung nicht mit ihrer diplomatischen Uebung brechen wollte.

Die französische Republik von 1848 hatte man anerkannt, sobald sie durch eine verfassunggebende Versammlung sich eine Vollzugsbehörde geschaffen hatte. Mit den aus der deutschen Revolution hervorgegangenen Gewalten war man in Verbindung getreten, sobald ein Reichsverweser ernannt war. Ludwig Napoleon wurde in den ersten Tagen des December 1851 anerkannt, als die Straßenrinnen der Boulevards noch von Blut überflossen; und obgleich Palmerston dabei auf eigene Faust gehandelt hatte, blieb die von ihm ertheilte Anerkennung doch zu Recht bestehen. Bei Herrn Thiers wurde der englische Gesandte sofort beglaubigt, obwohl die Regierungsform, welche Frankreich besitzen soll, weder festgestellt war, noch bis zur Stunde festgestellt ist. Dieselbe Beglaubigung trat natürlich auch ein, als Mac Mahon an die Spitze gestellt ward, obwohl niemand sagen kann, ob dieser „ruhmreiche Besiegte" ein Statthalter Heinrichs V., oder das noch in der Scheide steckende Schwert einer bonapartistischen Wiederherstellung ist, oder vielleicht gar Mac Mahon I. werden will.

Wie kam es nun, daß bei solcher diplomatischen Uebung Englands keine Anerkennung des spanischen Freistaates erfolgte? Daß man den Carlistenausschuß in London, den klaren Landesgesetzen zum Trotz, wirthschaften ließ? Daß man sich so dringend für Freigebung des Seeräuberschiffes „Deerhound" bemühte, dessen Befehlshaber, Herr Karl Eduard Stuart, auch „Graf d'Albany" genannt, von der jesuitischen Propaganda für den wahren Thronberechtigten in England ausgegeben wird?

Digitized by Google

Wie kam es, daß man der spanischen Republik so feindselig entgegentrat, auf die Gefahr hin, den Carlismus großziehen zu helfen und einer bourbonischer Restauration vorzuarbeiten, durch welche die Pyrenäengrenze thatsächlich vernichtet, also Englands bekannte Politik durchkreuzt würde? Wie kam es, daß man die dem Römlingswesen abholde republicanische Partei Spaniens so vor den Kopf stieß, während doch England eine Rückkehr der Spanier zum papistischen Unfug schon um seiner eigenen irischen Wirren halber nicht gern sehen kann?

Der Wunsch Gladstones, die Ultramontanen in Irland durch Nichtanerkennung der ihnen verhaßten spanischen Republik zu besänftigen, mag eine der Ursachen gewesen sein, daß die englische Regierung auch diesmal wieder von ihren sonstigen diplomatischen Regeln abfiel. Das ganze Verhalten erklärt sich aber nicht daraus. Ein dunkler Abschnitt ist hier noch zu erhellen.

Ein madrider Telegramm, unterm 29. December aufgegeben, welches unter der Bezeichnung: „Von einem gelegentlichen Berichterstatter" in den londoner „Daily News" vom 31. December des soeben verflossenen Jahres erschien, hat in dieser Beziehung unzweifelhafte Wichtigkeit. Es lautete:

„Die politische Krisis dauert fort, und die Lage wird als eine ernsthafte betrachtet. Der Kriegsminister beabsichtigt, seine Entlassung einzureichen. Der Zwiespalt zwischen den Herren Salmeron und Castelar ist, wie behauptet wird, von einer Beilegung weiter entfernt, als je. Das Gerücht geht allgemein um, daß, sobald die Cortes zusammenkommen, Marschall Serrano an die Spitze der Regierung gestellt werden wird. England, Frankreich, Deutschland und Italien haben sich verpflichtet, die spanische Republik unter Serrano auf gewisse Bedingungen hin anzuerkennen, welche dann erfüllt sein würden. Herr Layard hat Anerkennungsschreiben bereit, um sie im rechten Augenblick zu überreichen".

Wer der Absender oder geistige Urheber dieses Telegramms war, ist leicht zu erkennen. Herr Layard ist der vertraute persönliche Freund Serranos. Die Ausgrabungen in Ninive scheinen Herrn Layard eine gewisse Vorliebe für die alt-assyrische, sardanapalische Regierungsart eingeflößt zu haben; daher vielleicht seine Neigung, den ehemaligen Günstling Isabellens als den richtigen „Retter der Gesellschaft" zu betrachten. Nach dem verunglückten reactionären Putschversuche im vorigen Sommer verkleideten Herr und Frau Layard den lieben Marschall bekanntlich eigenhändig, gaben ihn für ein Mitglied der Gesandtschaft aus, und brachten ihn selbst nach Santander und von da auf's Schiff in Sicherheit. Serrano ist also der Mann für Layard; nicht Castelar, oder irgend so ein anderer Demokrat, der sich lediglich dem Staatswohle um der guten Sache willen widmet, statt auf Herzogstitel zu speculiren und sich für seine Dienste die Kleidung von oben bis unten mit goldenen Schnüren tättowiren zu lassen.

Kaum war die Republik in Spanien errichtet, so regnete es, nach London herein, fast täglich Allarmtelegramme von einem „besonderen" oder „gelegentlichen" Berichterstatter aus Madrid. Da dieselben in einem entschieden liberalen Blatte erschienen, verfehlten sie ihren Eindruck auf die öffentliche Meinung Englands nicht. Der Regierung wurde es dadurch leicht, sich der Forderung einer Anerkennung der Republik zu erwehren. Aus dem oben erwähnten Telegramme ergibt sich nun der klare Beweis, daß der englische Bevollmächtigte in Madrid die ganze Zeit über mit Serrano, dem Reactionsführer, unter einer Decke stak und von dem bevorstehenden Staatsstreiche genau unterrichtet war.

Die Ansicht, Serrano würde von den Cortes an die Spitze gestellt werden, konnte natürlich kein vernünftiger Mensch hegen. In der Versammlung befanden sich 360 Republicaner und nur 30 Monarchisten. Eine aufmerksame Lesung des Telegramms zeigt übrigens, daß auch blos gesagt war, Serrano werde an die Spitze der Regierung gestellt werden, „sobald die Cortes zusammenkommen," nicht aber, daß diese selbst ihn erheben würden. Der Verfasser der telegraphischen Mittheilung machte also etwas in Reineke'scher Ironie.

Daß der Marschall-Präsident von Frankreich den spanischen Mac Mahon lieber anerkennen wird, als die Republik, braucht nicht bezweifelt zu werden. Das Gleiche gilt natürlich von Fürsten, die einem Königsmacher immer holder sind, als einem Volke, welches sich selbst zu regieren gedenkt. Indessen wäre es Thorheit, annehmen zu wollen, General Pavia und Marschall Serrano hätten die Cabinete von Versailles, Berlin und Rom in ihren Staatsstreichsplan eingeweiht und dadurch die Gefahr einer vorzeitigen Enthüllung auf sich gezogen.

Als echter Bodensatz des Telegramms in den „Daily News" bleibt also nur die Thatsache übrig, daß der Verfasser desselben zum voraus von dem zu vollziehenden Staatsstreiche wußte, wie auch, daß er behauptet: „Herr Layard halte Anerkennungsschreiben bereit, um sie im rechten Augenblicke zu überreichen".

Englands politischer Ruf steht in dieser Sache auf dem Spiel. Es handelt sich darum, zu wissen, ob wirklich das Gladstone-Granville-Bright'sche Ministerium diese Rolle eines Helfershelfers der militärischen Reaction gespielt hat, und in welcher Weise der englische Gesandte darein verflochten ist. Wenn das Parlament wieder zusammentritt, wird hoffentlich eine gründliche Untersuchung erfolgen.

## Literatur und Kunst.

### Eine Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben.

Es war im August des Jahres 1868. Es war um die Mittagsstunde, und in dem Redactionsbureau der „Elberfelder Zeitung" herrschte eine drückende Hitze. Die Morgennummer war unter der Presse. Ich hatte die fünfzig und etliche Zeitungen, welche das tägliche Brod für mich als politischen Redacteur bildeten, durchflogen und mir einige Blätter zum ruhigeren Nachlesen bei Seite gelegt. Ich hatte mir eben die fünfzehnte Cigarette angesteckt und dachte an nichts Besonderes, denn ich wollte gerade einen Leitartikel schreiben. Vor mir lag eine Nummer der „Neuen freien Presse" mit dem Trinkspruch, welchen Karl Meyer, der radicale Redacteur des Stuttgarter „Beobachters" beim dritten deutschen Bundesschießen in Wien ausgebracht hatte. Ich las die Prophezeiungen des süddeutschen Demokraten: „Wir in Süddeutschland sind in der Gefahr, daß das Ausland sich unsre Zersplitterung zu Nutzen mache und sich einmische trotz der gebrechlichen Verträge, die uns mit Preußen verbinden". Wie wahr! sagte ich mir, und ich gähnte. „Aber wir wollen uns schützen vor den Gefahren der Einmischung des Auslandes, darum wollen wir Hand haben in der Verwaltung unsrer auswärtigen Angelegenheiten." Ich gähnte noch einmal, es war gar zu heiß; von dem Zinkdach vor dem offenen Fenster drang die volle Mittagsgluth langsam und unerbittlich in das Zimmer; ganz allmählich fielen mir die Augen zu. „Und darum wollen wir einen parlamentarischen Südbund," flimmerte es noch auf dem Zeitungsblatte vor mir, und ich schlief ein.

Plötzlich wurde ich durch ein Geräusch aufgeweckt. Ich sah meinen lieben Freund und Collegen Dr. Fritz Volckmann von seinem unglaublichen Reitsessel herunterklettern und einen Fremden begrüßen. Selbst wenn dieser Fremde weniger mannhaft aufgetreten, die Thür sanfter geschlossen und seinen volltönenden Baß nicht hätte erschallen lassen, so würde schon seine seltsame Erscheinung genügt haben, um mich vollständig zu ermuntern.

Es war ein Hüne. Obwohl er sichtlich schon ein hohes Alter erreicht hatte, hielt sich seine große, breitschulterige Gestalt doch noch merkwürdig stramm und gerade, nur der Kopf war etwas vornüber

Digitized by Google

gebeugt. In der einen starken Faust trug er einen ungeheuren Knüppel, vermuthlich eine junge Eiche, die er in einer müßigen Stunde selbst entwurzelt hatte; in der andern hielt er seine Mütze, die ihrem Alter und ihrer Gestalt nach zu schließen aus seinen Jugendjahren stammen mochte. Trotz der Mittsommerhitze waren seine Kleider, die allen Geboten der Mode trotzten, aus dicken Winterstoffen gefertigt; über seinen Schultern hing ein gestrickter Shawl. Von seiner Weste hatte er nur die beiden unteren Knöpfe zugemacht; sie bauschte weit auf und zeigte einen halben Quadratfuß des ungestärkten, ungeplätteten, aber ordentlich gemangelten Hemdes aus derber westfälischer Leinwand. Um den Hals hatte er ein breites Tuch aus feuerrother Seide geschlungen.

Der Kopf war bedeutend und, wie die ganze Erscheinung des Mannes, sehr eigenthümlich. Um die hohe, mit tiefen Furchen durchzogene Stirn flatterte mähnenartig das ganz erbleichte lange, struppige Haar. Das dunkle, kluge Auge war merkwürdig feurig und sprühte Leben und Lebenslust wie das eines zwanzigjährigen Jünglings. Die zahlreichen kleinen Falten an den Augenwinkeln gaben demselben einen ganz verschmitzten Charakter. Man sah es diesem Auge an: es mußte viel Schnurriges und Lächerliches beobachtet haben. Die starke Nase war schön geschnitten. Der breite, lachende Mund schien weniger zu spitzigen Bemerkungen, als zu derben Scherzen geformt zu sein. Während die Backen und die Oberlippe ungefähr rasirt waren, war das Kinn mit einem langen, lockigen, weißgrauen Bart bedeckt, der bis auf die Brust herabreichte.

Als ich den rüstigen Alten mit seinem wettergebräunten, zufriedenen Gesicht vor mir sah, sagte ich mir: das muß ein recht fideler Schiffszimmermeister sein. Er fragte nach mir; ich erhob mich und stellte mich ihm vor.

„Ich soll Sie von Ihren kölner Freunden grüßen" — er nannte mir einige liebe Namen. „Ich bin eben hier angekommen und bleibe vier oder fünf Tage im Wupperthal. Können Sie mich gebrauchen? Ich meine, haben Sie in Ihrer Wohnung Platz für mich? Mein Name ist Hoffmann."

„So so," antwortete ich in einiger Verlegenheit über die etwas ungenirte Einladung. „Hoffmann? Mir ist so, als ob ich Ihren werthen Namen schon ... Hoffmann? Sagten Sie nicht so?"

„Hoffmann von Fallersleben," versetzte mein Gast.

„Das hätten Sie mir auch gleich sagen können, Herr Professor," rief ich freudig überrascht, indem ich ihm die Hand reichte. „Versteht sich, daß ich Platz für Sie habe, wenn Sie gar keine Ansprüche machen."

„Ein Sopha genügt mir."

„Ueber viel mehr habe ich auch nicht zu verfügen. Also Sie kommen aus Köln? Geben Sie mir Ihren Gepäckschein, ich will Ihren Koffer von der Bahn holen lassen."

„Mein Gepäck? — da liegt es," sagte er, indem er auf eine verschossene kleine Reisetasche wies, die er beim Eintreten auf den der Thür nächststehenden Stuhl geworfen hatte.

„Um so besser. Da können wir uns gleich bei mir häuslich einrichten," gab ich zur Antwort.

„Ich will Sie nicht stören," sagte Hoffmann, „Sie werden doch nicht ohne weiteres Ihre Arbeiten unterbrechen können. Erledigen Sie ruhig Ihre Angelegenheiten, ich lese inzwischen die Zeitungen."

„Meine Arbeiten?" entgegnete ich. „Richtig! Es ist ja wahr, ich hatte noch etwas über das Schicksal von Europa zu verfügen. Just als Sie eintraten war ich in tiefe Gedanken versunken über die Gefahren, welche uns vom Auslande her bedrohen. Aber das besorgt mein Freund Volckmann gerade so gut wie ich. — Bitte, lieber Volckmann, nimm es heute auf Dich, die europäischen Mächte auf ihre Aufgaben aufmerksam zu machen; sorge für Allianzen und ein schlagfertiges Heer. Wenn Dir der parlamentarische Südbund von Karl Meyer nicht einleuchtet, so ist vielleicht ein kleiner Aufsatz über die rumänische Frage, oder über Englands Aufgabe in Hinterindien angebracht. Kurz und gut: schreibe Du den Leitartikel! Lieber Professor, ich bin der Ihrige."

Wir gingen in meine nur wenige Schritte von der Redaction entfernte Wohnung. Hoffmann blieb unterwegs wenigstens vier-, fünfmal stehen. Er hatte die Eigenthümlichkeit, alle Firmenschilder zu lesen, und die Namen, die ihm einigermaßen bezeichnend zu sein schienen, aufzuschreiben. Er erzählte mir, daß er ein Buch über deutsche Eigennamen zu schreiben beabsichtige. Ich weiß nicht, ob er seine Absicht ausgeführt hat.

Das gute Elberfeld hat für den Fremden außer seiner wundervollen Lage wenig Reizvolles. An öffentlichen Vergnügungen herrscht beinah völliger Mangel. Die Einwohner sind, wie der geographischen Lage ihrer Stadt, so auch ihrem Charakter nach, halb Rheinländer, halb Westfalen: zunächst etwas zugeknöpft und zurückhaltend, aber, wenn man ihnen näher tritt und ihre Freundschaft errungen hat, zuverlässig, treu und anhänglich. Die politischen, religiösen und socialen Gegensätze sind kaum an irgend einem andern Fleck in Deutschland so scharf ausgeprägt wie im Wupperthal. Die Socialdemokraten verfügen hier über die stärkste Gemeinde im Deutschen Reich. Elberfeld-Barmen war der erste Wahlkreis, der einen Socialdemokraten in's Parlament schickte. Zwischen die Socialdemokraten und die Mucker eingepfercht, welche letzteren bekanntlich an der Wupper ebenfalls stark vertreten sind, steht die freisinnige Partei, die jüngste in diesem Lande, die erst in der gegenwärtigen Generation zu einer lebensvollen Thätigkeit sich entfaltet hat. Es ergibt sich aus dieser scharfen Parteistellung, daß sich die persönlichen Beziehungen des Redacteurs eines freisinnigen Blattes in Elberfeld auf einen kleinen Kreis beschränken müssen. Aber dieser kleine Freundeskreis war dafür um so anregender und erquickender, und noch jetzt gedenke ich mit wahrer Herzensfreude und in dankbarer Gesinnung der frohen und schönen Stunden, die ich dort zugebracht habe. Wenn mich ein Fremder besuchte, gerieth ich also nie in Verlegenheit. Ich wußte, daß es mich wenig Anstrengung kosten würde, ihm einen heitern und angenehmen Abend zu verschaffen. Da war vor allem das Haus meines lieben Freundes v. L., welches mir und jedem von mir Eingeführten stets gastfrei geöffnet war, und in welchem der unverwüstliche Humor und die vollkommen künstlerische Bildung des Wirthes für Erheiterung und Belehrung allzeit sorgten. Nachdem sich Hoffmann seiner Reisetasche entledigt hatte, führte ich ihn zu meinem Freund, und es wurde sofort eine gemüthliche Zusammenkunft für den Abend verabredet.

Der alte Herr führte sich bei meinem Freunde v. L. dadurch ein, daß er diesem schon beim ersten Glas Wein die allerältesten Meidinger erzählte. Aber er lachte so herzlich über die Pointen, daß wir nicht aus Höflichkeit, sondern durch die wohlthuende Heiterkeit des Erzählers angesteckt, in das Lachen mit einstimmten.

„Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Rennthier und einem Briefträger?" fragte Hoffmann, und wir waren beide höflich genug, die Frage zu verneinen. Er gab uns die überraschende Aufklärung über den bemerkenswerthen Unterschied, und wir lachten wie die Kobolde.

Bei Tische erzählte mir Hoffmann die Anekdote von dem Officiersburschen, der alle Streichhölzer schon probirt hat und sich wundert, daß sie nachher nicht mehr brennen. Und er erzählte die Geschichte wieder mit einem solchen Vertrauen auf die Neuheit, mit einem so klangvollen markigen Organ und einem so vollen, innigen Gelächter zum Schluß, daß ich abermals mitlachen mußte und daß alle übrigen in der Gaststube Anwesenden, denen kein Wort hatte entgehen können, fröhlich miteinstimmten. Im Zeitraum von zehn Minuten war Hoffmann in der Restauration eine bekannte und sympathische Persönlichkeit, das Gespräch war ganz allgemein, und als ich mich entfernen mußte, um die ein-

Digitized by Google

gegangene Nachmittagspost zu erledigen, war Hoffmann gerade dabei, den Leuten ein Studentenlied vorzusingen. So etwas hatten die Elberfelder in ihrem Leben noch nicht gehört.

Gegen Abend kletterten wir zum Döppersberg hinauf, wo die prachtvolle Villa meines Freundes auf einer Anhöhe liegt, welche einen weiten Rundblick auf die herrliche Gegend bietet. Unter der kleinen auserwählten Schaar guter Freunde befanden sich unter anderen auch Bernhard Asinger, der Bildner des Arndt auf dem alten Zoll in Bonn, der Dichter Emil Rittershaus aus Barmen und der vortreffliche Maler Richard Seel. Die rechte Stimmung war wie immer vom ersten Augenblick an da, und die ausgezeichneten Rheinweine, die unser Freund aus seinem renommirten Keller heraufgeschafft hatte, sorgten dafür, daß sie nicht erlosch. Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete natürlich der greise Dichter. Es that ihm ersichtlich wohl, sich in einer Gesellschaft zu befinden, von der er überzeugt sein durfte, daß jeder Einzelne ihn genau kannte und verehrte. Er schwieg nicht einen Augenblick. Er unterhielt sich und uns mit der Lebhaftigkeit eines jungen Studenten. Ernst und Scherz wechselten ab. Bald gab er eine alte Schnurre zum Besten, bald sprach er verständig und mit der Bildung des Fachgelehrten über irgend eine sprachliche Eigenthümlichkeit; und dabei leerte er einen Schoppen alten Steinbergers um den andern, ohne daß auch nur die geringste Wirkung des starken Weines auf den stärkeren Mann wahrzunehmen gewesen wäre.

„Du mußt den Toast auf Hoffmann bringen", raunte ich meinem Nachbar Emil Rittershaus zu. Rittershaus, der ein Meister im Improvisiren ist, machte auch keine Umstände. Er rückte den Stuhl etwas vom Tische ab, ließ die Gabel auf dem Tellerrande leise tanzen und summte tonartige Laute vor sich hin, die nur dem nächsten Nachbar vernehmbar waren. Sein Gesicht heuchelte die regste Theilnahme an dem allgemeinen Gespräch; aber ich wußte: mein corpulenter Freund denkt jetzt an ganz andere Dinge; er bereitet seinen Toast vor. Ich störte ihn also nicht — und richtig! zwei oder drei Minuten darauf klopfte er an das Glas und sprach aus dem Stegreif folgende Begrüßungsverse:

„Als Deutschland träumte, über'm Ohr
Die weiße Zipfelmütze,
Wie sprangen, Hoffmann, da hervor
Keck deiner Lieder Blitze!

Wie fielen auf's Philisterpack
Die deutschen Hiebe nieder,
Der wucht'ge „Knüppel aus dem Sack",
Die „unpolitischen Lieder".

Und wiederum — durch weiten Kreis
Gar süße Klänge gleiten,
Als wär' es eine Volksweis'
Aus längstvergangnen Zeiten. —

Wohl mag des Lorbeers grünes Blatt
Dir, Mann, die Stirn umranken!
Für Alt-Deutsch und für Neu-Deutsch hat
Dir unser Volk zu danken!

Und wieder — wo beim Becherschwung
Sich hoch die Herzen heben,
Wer ist der Bursche ewig jung? —
Hoffmann von Fallersleben!

Dir, Mann, Du, ew'ger Jugend Bild,
Den Gruß beim Saft der Reben! —
Die Becher hoch! — Es gilt, es gilt
Hoffmann von Fallersleben! —"

Damit war das Eis gebrochen. Hoffmann antwortete mit einem poetischen Dank auf seine liebenswürdigen Wirthe. Aber seine Verse machten auf mich, ehrlich gestanden, den Eindruck, als seien sie nicht so improvisirt wie die von Rittershaus. Jedenfalls hätte er diesen ganz allgemein gehaltenen Dankspruch bei jedem geselligen Feste zum Besten geben können. In einem zweiten Toast gedachte er seines alten Sang- und Kampfgenossen Ferdinand Freiligrath, der noch vor wenig Monaten an derselben Stelle gesessen und sich ebenfalls bei seinen wupperthaler Freunden und Bekannten so schnell heimisch gefühlt hatte. „Heil ihm", rief Hoffmann,

„Heil ihm, der den geraden Pfad
Des Rechts und der Wahrheit gewandelt hat;
In edlem Zorneseifer zertrat
Allen Lug und Trug und allen Verrath
Am Vaterland und an Kirch' und Staat,
An der Menschheit Proletariat!
Heil ihm, der für die Freiheit früh und spat
Kämpfte wie ein tapfrer Soldat.
Sie bleibt seine Braut im Hochzeitsstaat.
Nie könnt' er werden ein Renegat,
Nie üben an seiner Verlobten Verrath;
Und hielt' ihn gefangen Kosack und Croat,
Und säh' er nur Blut- und Thränenbad,
Und würd' er begnadet zu Galgen und Rad,
Er bliebe der Freiheit Advocat
Mit Sang und Wort, mit Rath und That.
Und wenn einst ein Tag der Vergeltung naht,
Wenn gewogen wird Gesinnung und That,
Wenn die Ernte kommt für jede Saat,
Dann wird erkannt, was Er ist, was Er that,
Dann ruft mit mir jeder Demokrat:
Hoch lebe mein alter Kriegskamerad!
Hoch Ferdinand Freiligrath!"

Man mußte ihn sehen, wie er diesen Trinkspruch sprach. Das war ein Feuer! eine Begeisterung! Da richtete er den großen Kopf auf, wie Blitze schoß es aus seinen Augen, sein wundervolles Organ erklang mächtig und ergreifend. Der alte Mann war wirklich wunderschön in dem Augenblick. Nun begann der greise Dichter, dieweil eine Flasche nach der andern geleert wurde, ein Gedicht um das andere von sich vorzutragen, und ich habe nie so sehr die Wahrheit des Goethe'schen Wortes empfunden: „Der Vortrag macht des Redners Glück", wie in diesen Stunden. Er recitirte Altes und Neues von sich. Es war zum Theil kaum Mittelgut zu nennen, aber durch die Wärme, mit der er seine Worte durchglühte, gewannen auch die wenig bedeutenden seiner neuen Dichtungen eine so wunderbare Frische und Lebendigkeit, daß wir allesammt geradezu hingerissen waren. Man hatte eben immer das Gefühl: der Mann glaubt vollständig an sich; so kann nur ein Mensch sprechen, der von der Wahrheit seiner guten Sache tief überzeugt ist. Wir befanden uns schließlich in einer Stimmung, in der wir für Alles, was an Poesie streift, empfänglich waren und den kritischen Sinn ganz verloren hatten.

Zuguterletzt — wir waren auf den Altan getreten; im Osten schimmerte schon ein leichter Lichtstreifen und kündete das Ende der kurzen Nacht; das schmale, sonst so lebhafte Thal mit seinen hohen Fabrikschlöten lag in tiefem Schweigen vor uns — zuguterletzt begann der Alte auch zu singen. Wenn ein Fremder unsere Gruppe beobachtet hätte, er würde uns sicherlich für recht überspannt gehalten und den Mund zu einem spöttischen Lächeln verzogen haben. Aber ich kann sagen, wir empfanden nichts, was auch nur im mindesten an den Spott gestreift hätte; für uns alle war es ein rührendes, ein erhebendes Schauspiel, den siebzigjährigen Jüngling vor uns zu sehen und seinen Liedern zuzuhören, die er mit einer noch wunderbar klangvollen und frischen Stimme ohne irgend eine instrumentale Begleitung vortrug. Er sang Kinderlieder, Studentenlieder; es war ganz seltsam rührend. Und die Nacht

Digitized by Google

war so herrlich, und der Wein war so gut. Und der blasse Lichtstreifen erglühte, und die wundervolle Farbenpracht des nahenden Morgens erglomm auf dem östlichen Himmel. Ein früh ermunterter Vogel begann zu zwitschern, ein zweiter antwortete ihm: es war Zeit, den Heimweg anzutreten. Wir Alle waren in „gehobener Stimmung" — der Ausdruck ist durch die Zeitungsreporter in Mißcredit gekommen, aber er entspricht hier der Thatsache. Wir verabschiedeten uns von unserem liebenswürdigen Wirthe und stiegen in das Thal hinab.

Es mochte vier Uhr Morgens sein, als wir vor meinem Häuschen in der Kampstraße ankamen.

„Was seid Ihr Wupperthaler nette Leute", sagte mir Hoffmann, „ich habe seit langen Jahren nicht einen so frohen Abend verbracht". Und er hauptsächlich hatte dafür gesorgt.

Ich hatte für meinen Gast in dem an meine Schlafstube anstoßenden Arbeitszimmer ein Bett herrichten lassen. Die Thür stand offen, und während wir uns entkleideten, erfreute mich Hoffmann durch die Geschichte von dem Officiersburschen und den Streichhölzern, die er mir am Vormittag bereits erzählt hatte. Ich lag schon in meinem Bette und hörte auch das seinige unter der Wucht des mächtigen Körpers knacken; sein derbes Lachen über die Pointe war noch nicht verhallt, als es schon durch ein tiefes, seufzerartiges Gebrumme abgelöst wurde. Ich horchte auf. Die Töne wiederholten sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit.

„Herr Professor", rief ich von meinem Bett aus, „kennen Sie den Unterschied . . ." Ich wartete einige Secunden — keine Antwort. Die Töne nahmen an Fülle und Umfang zu „Herr Gott, er schnarcht!" rief ich ganz entsetzt. Ich sprang aus meinem Bette, um mich von dem Ungeheueren zu überzeugen. Und richtig! Da lag er, der vor einer Minute noch über die Geschichte des schlauen Officiersburschen so herzhaft gelacht hatte, im tiefsten Schlummer wie ein Kind in der Wiege — und er schnarchte! schnarchte!! Ich habe in meinem Leben solche Töne nicht gehört. Beim Ausathmen spitzte sich sein Mund und gab ein flötenartiges Pfeifen von sich, beim Einathmen aber kam ein donnerndes Röcheln, ein Schnarchton, zu Wege, wie der kühnste Akustiker sich kaum ihn vorzustellen vermag. Es war ganz vergeblich, daß ich die Thür schloß; der intensive Ton drang fast unvermindert bis zu mir. Aber ich war zu müde und schlief doch endlich ein. Um sieben Uhr Morgens wurde ich durch die geräuschvolle Toilette meines Gastes wieder geweckt. Es war mir lieb, denn ich mußte kurz nach acht Uhr auf der Redaction antreten, um die Geschicke der Völker zu lenken.

Wir haben noch einige frohe Tage im Wupperthale zusammen verbracht. Als ich ihn auf die Bahn brachte, — er fuhr nach Höxter zurück, — fragte ich ihn, ob er jederzeit Urlaub nehmen könne, oder ob ihn seine Bibliothekarstelle in Corvey sehr in Anspruch nähme.

„Nicht allzu sehr", sagte er mir lachend. „Sechs Monate im Jahre verreise ich, und die übrigen sechs Monate ist die Bibliothek geschlossen."

Vierzehn Tage darauf schickte er mir von Corvey aus eine große Photographie von sich mit der Unterschrift:

„Und hab' ich nicht errungen,
Wonach mein Geist gestrebt,
So hab ich doch gesungen,
Geliebet und gelebt.

Zur Erinnerung an frohe Stunden im Wupperthal.

**Hoffmann von Fallersleben.**
Schloß Corvey an G's. G. T. 1868."

Ich zerbrach mir den Kopf, was diese Buchstaben zu bedeuten hätten. Schließlich kam ich darauf: an Goethe's Geburtstage.

Alle diejenigen, die mit ihm in Correspondenz gestanden haben, werden sich über die merkwürdig originelle Handschrift des Dichters gefreut haben. Er malte wie ein Mönch seine mittelalterlichen Züge. Außerdem hatte er die Gewohnheit, mit allen möglichen Buntstiften zu operiren. Auf dem Couvert war z. B. der Vermerk „anbei ein Packet" mit einem Grünstift unterstrichen, der Name des Adressaten violett, der Bestimmungsort blau, die Frankirung gelb. Man merkte den Mann, der an das Rubriziren und Katalogisiren gewöhnt war.

In Leipzig suchte er mich vor einigen Jahren noch einmal auf. Schon zu jener Zeit fand ich ihn merklich und schnell gealtert, und die neuesten Gedichte, welche die Zeitungen von ihm brachten, bestätigten auch eine entschiedene Abnahme seiner geistigen Eigenschaften.

Am 20. Januar ist Hoffmann von Fallersleben in Corvey gestorben. Eine Würdigung seiner dichterischen Thätigkeit bleibe einem anderen vorbehalten. Ich habe hier nur die Erinnerung an einen genußreichen Abend aufzeichnen wollen, der mir den Dichter auch menschlich liebenswerth und verehrungswürdig gemacht hat, und der das Andenken an den prächtigen Greis immer rege in mir erhalten wird.

**Paul Lindau.**

## Der Criminalroman und das Zeitalter des Modernen.

Von **Adolf Rutenberg.**

(Schluß.)

In Vergleichung zu den gekennzeichneten Romanen von Belot und About nehmen diejenigen schriftstellerischen Productionen, die das eigentliche Gros der heutigen criminalistischen Literatur ausmachen, einen jungfräulichen, kritisch viel unangreifbareren Standpunkt ein. Der Hauptschwerpunkt dieser Art von Romanschreiberei, welche in Emile Gaboriau ihren berufensten Vertreter gefunden hat, beruht in dem technischen oder polizeilichen Element.

Wir alle wissen, daß diejenigen, die hinter Schloß und Riegel ihre Sünden abbüßen, nicht immer die schlimmsten Verbrecher sind. Es ist nicht erst seit Entstehung und Verbreitung von Gründergenossenschaften ein öffentliches Geheimniß, daß die gefährlichsten Räuber und Spitzbuben unter jener Classe verwegener Glücksritter zu suchen sind, welche ihrem Nebenmenschen in aller Form Rechtens das Fell über die Ohren ziehen und ihn besser schinden, als irgend welche ungarischen oder griechischen Räuberfürsten, nur mit dem Unterschiede, daß sie der Gefahr, diesem Lockvogel aller genialischen Verbrecher, nie mit der Stirn, sondern höchstens mit einem kolossal breiten Rücken Trotz bieten, und sich zur mehren Sicherheit auf ihren Raubzügen stets von einem gewiegten Kenner des praktischen Criminalrechts begleiten lassen. Aber dieses speciell den Geldbeutel angreifende moderne Freibeuterthum hat, so sehr es auch bemüht ist, die chevaleresken Gewohnheiten seiner mittelalterlichen Vorfahren nachzuahmen, im Lichte der Romantik etwas Ledernes, prononcirt Stereotypes. Der moderne Halsabschneider, der Cravattenfabricant taugt sicherlich zu allen andern Dingen mehr, als zu einem Romanhelden; seine Thaten sind classisch-langweilig und monoton wie die Berechnungen der Zahl $\pi$; und alle Odeurs der Welt wären nicht im Stande, den übeln Geruch, der ihnen anhaftet, eine Mischung aus fühlloser Gemeinheit, kalter Herzlosigkeit und schmieriger Habsucht, in ein erträgliches Romanparfüm zu verwandeln. Fast sämmtliche Verbrechen des Strafgesetzbuchs sind von den Romanschreibern in den Bereich der belletristischen Behandlung gezogen worden, aber noch kein Held der Feder hat sich an die unüberwindliche Aufgabe gewagt, die Gründung einer Actiengesellschaft, die Freuden und Leiden der Actionäre und den erschütternden Zusammensturz des Gebäudes zu beschreiben.

Der moderne Verbrecher hat überhaupt einen krämerhaften Zug und die gute alte Zeit, wo der Spitzbube auszog, um einen schweren Diebstahl auszuführen, wo er Mauern und Zäune überstieg, doppelt ver-

Digitized by Google

schlossene Thüren erbrach, sein Leben ein paar mal auf das Spiel setzte, um schließlich eine leere Cassette oder einen schweren mit Ballast gefüllten Reisekoffer mit fortzuschleppen, ist zwar noch nicht ganz vorüber; aber doch sehr im Untergehen und Verschwinden begriffen. Der elegante Verbrecher der großen Stadt, mit dem es die Romandichtung vorwiegend zu thun hat, läßt sich auf ein Geschäft nicht eher ein, als bis die Chancen desselben genau erwogen, der Plan gehörig ausgearbeitet, die Mittel gut vorbereitet sind. Es ist daher außerordentlich schwierig, unter der Verbrecherzunft unserer Tage einen wirklich originellen Charakter, einen Vertreter jenes „aufrichtigen Lumpengesindels" anzutreffen, der sein Gewerbe mit Ueberzeugung treibt, in welchem sich noch stammverwandte Züge eines Cartouche oder Masch vorfinden.

Aus diesen und ähnlichen Gründen gestaltet sich der Verbrecherroman in den meisten Fällen zu einem Polizeiroman. Der Held ist nicht der vom Schicksal und seinem Gewissen verfolgte Missethäter, sondern das Schicksal selber, das öffentliche Gewissen oder die demselben officiell substituirte Behörde. Und in der That hat der Beruf eines Beamten der öffentlichen Sicherheit eine entschieden romantische Färbung. Er erinnert in vielen Punkten an das Gewerbe des nordamericanischen Grenzjägers, dessen sich die erobernde Cultur gegen die rothhäutigen Eingebornen der Hinterwälder zu bedienen pflegte und dessen unvergängliches Charakterbild uns Cooper in seinen meisterhaften Lederstrumpf-Erzählungen hinterlassen hat. Der Verbrecher, als auf der Grenze zwischen der Gesellschaft und einem imaginären Rousseau'schen Naturzustande befindlich, ist der Indianer der großen Städte. Bei der schwierigen Aufgabe, diesem gefährlichen Grenzfeinde stets auf der Fährte zu bleiben, seine Zusammenrottung mit Gesinnungsgenossen zu verhindern, seine Pläne zu durchkreuzen, seine Wigwams zu zerstören und ihm die geraubte Beute wieder abzujagen, gibt es zwar eine Masse theils auf uralter Erfahrung beruhender, theils wissenschaftlich gebotener Jagdregeln; indessen bei der praktischen Anwendung dieser Regeln entscheidet mehr als in irgend einer andern Berufsthätigkeit die Kühnheit und Entschlossenheit des Mannes, die Genialität des Individuums. Nur der letzteren kann es gelingen, das scheueste und furchtsamste Wild, den Menschen, regelrecht zu stellen; ihm die Witterung abzuschneiden und zur rechten Zeit den ersten Stoß an die verwundbare Stelle zu führen.

Die Figur des Jägerpolizisten ist ein geistreiches Gemisch alles dessen, wodurch Menschenkenntniß, Lebensklugheit, Erfahrung, richtiger Tact, Geistesgegenwart und Muth einen Mann in den Stand setzen, die geheimsten Gedanken eines andern zu erforschen, sie womöglich zu errathen, noch ehe sie zur That reif geworden sind, und bezüglich der letzteren alle möglichen Eventualitäten, welche durch anderweite Einwirkungen entstehen könnten, zu berechnen und ihnen Schritt für Schritt bis zur Schwelle des entscheidenden Streiches zu folgen. Dazu genügt keineswegs, daß der Polizist durch alle Kunstmittel der Garderobe und Toilette im Stande sei, in jedem Augenblick jede beliebige Rolle, wie sie die Umstände gerade erfordern, zu übernehmen. Er muß nicht nur ein vollendeter Mimiker, ein vortrefflicher Schauspieler, mithin ein geistreicher Mensch sein; er muß auch, was keineswegs dasselbe ist, absoluter Herr seines Willens sein. Er muß im Stande sein, sich in die Seele des Verbrechers zu versetzen, nicht blos durch die Macht der Phantasie, sondern durch eine Art realistischer Vervielfältigung, durch den schwierigen Proceß der effectiven Doppelgängerei. Seinen ersten Bewegungen und Empfindungen darf er nie trauen; denn die Seele des Verbrechers kennt dergleichen Naivetäten nicht. Mit derselben Gleichgültigkeit muß er sich gegen den äußern Schein, gegen die furchtbare Kraft der Wahrscheinlichkeit waffnen. An dieser höchst gefährlichen, am schwierigsten zu vermeidenden Klippe scheitern so oft die kühnsten Unternehmungen des Detective-man. Denn es läuft gewissermaßen gegen die menschliche Natur, sich dem Eindrucke des Augenscheinlichen, des sinnlich Wahrnehmbaren, des Offenkundigen zu verschließen. Aber der Verbrecher, dessen Intelligenz sich stets in unregelmäßigen, unberechenbaren Curven bewegt, pflegt gerade in dem Punkte des objectiven Thatbestandes sein Meisterstück zu machen. Er legt die Schlingen, welche Polizei und Justiz in die Irre führen sollen, mit einer solchen raffinirten Kenntniß der Methode, daß der tactfesteste Polizist strauchelt, und wenn die falsche Fährte erst einmal eingeschlagen ist, so ist eine erfolgreiche Rückkehr in das richtige Fahrwasser fast ebenso schwierig, wie der Versuch, die öffentliche Meinung, wenn sie sich erst nach einer bestimmten Richtung hin entschieden hat, von ihrem Irrthum zurückzubringen.

Ein eclatantes Beispiel einer höchst raffinirten Art von Verdunkelung des Thatbestandes findet sich in dem Criminalroman: „le parricide" von Belot und Dantin. Eine alte Matrone ist in ihrer in einem einsamen Hause einer pariser Vorstadt belegenen Wohnung ermordet worden. Gleichzeitig ist eine ziemlich bedeutende Geldsumme, welche die Dame kurz vor Ausführung der That zu einem bestimmten Zweck in einen Schrank gelegt hatte, entwendet, und zwar ist der Thäter — denn alle Spuren deuten darauf hin, daß nur eine Person sowohl den Mord wie den Diebstahl ausgeführt hat — zunächst in dem hinter dem Hause belegenen Garten und von diesem mittelst Einsteigens in ein Fenster, das man der großen Hitze wegen auch des Nachts halb geöffnet ließ, in die Wohnung der Wittwe gedrungen. Alle diese Umstände lassen vermuthen, daß nur ein mit den Localverhältnissen genau bekannter Mensch der Thäterschaft verdächtigt werden kann. Weitere Recherchen ergeben nun, daß wenige Stunden vor Mitternacht, wo die Dame sich zur Ruhe begeben hatte, dieselbe mit ihrem einzigen Sohn, für welchen sie zur Deckung einer beträchtlichen Spielschuld einen Theil jener entwendeten Summe bestimmt hatte, in heftigen Wortwechsel gerathen war, und der Sohn sich, ohne das für ihn designirte Geld anzunehmen, entfernt hatte. Ferner wurden in dem Garten Fußspuren gefunden, welche genau mit einer von den Stiefeln des Sohnes der Ermordeten entnommenen Probe übereinstimmen; ebenso ein dem letztern gehöriger Manschettenknopf, den er zufällig einige Tage zuvor bei einem Besuch in der Wohnung seiner Mutter verloren haben will. Dazu kommt, daß der unglückliche junge Mann nicht nachzuweisen vermag, wo er sich in der Zeit, zu welcher aller Wahrscheinlichkeit nach das Verbrechen verübt ist, aufgehalten hat. Im Gegentheil wird festgestellt, daß er in dieser Zeit nicht in seiner in einem entfernten pariser Stadttheil belegenen Wohnung gewesen, sondern erst am Morgen des nächsten Tages nach Hause zurückgekehrt ist, und zwar in einem Zustande von Aufregung und körperlicher Angegriffenheit, wie ihn sein Diener nie zuvor bemerkt hat. Da endlich die tödtliche Wunde, welche der Leichnam zeigt, mittelst eines Instrumentes beigebracht sein muß, an dem eine schmale dreieckige Klinge befindlich und auch in dieser Beziehung die Untersuchung ergibt, daß der Verdächtigte im Besitze eines plötzlich verschwundenen Dolchmessers gewesen ist, dessen nach der noch vorhandenen Scheide genommene Maße genau zu den Dimensionen der Wunde passen, so wird der Sohn wegen Muttermordes verhaftet, unter Anklage gestellt, aber von dem Schwurgericht freigesprochen.

Die künstliche Ablenkung des Verdachts auf einen Unschuldigen ist in diesem Falle von den Verfassern des Romans allerdings bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit getrieben; sie hat indessen an und für sich nichts Unwahrscheinliches, und die öffentliche Meinung, welche stets nur nach allgemeinen Eindrücken, ohne Berücksichtigung der oft so sehr wichtigen Nebenumstände urtheilt, verharrt dabei, den durch das Gesetz Freigesprochenen nach wie vor für den Hauptschuldigen zu halten. Er ist freigesprochen, sagt man, weil ein bloßer Indicienbeweis, und wäre er aus tausend concurrirenden Umständen zusammengesetzt, nie hinreicht, um eine Jury zur Verhängung der Todesstrafe zu bewegen.

Wenn man jedoch die einzelnen Verdachtsgründe aus dem höheren Gesichtspunkte einer wissenschaftlichen Jurisprudenz prüft, so findet man sehr bald, daß gerade die Evidenz, womit hier ein Verbrecher ein förmliches Arsenal von Beweisstücken am Orte der That resp. an einem zweiten leicht zugänglichen Orte zurückgelassen hat, gegen die Echtheit dieser Beweisstücke spricht, wenigstens die erheblichsten Zweifel an der Concludenz derselben anregen muß. Der alte criminalpolizistische Grundsatz: „Man hüte sich, das Wahrscheinliche für wahr zu halten, gehe vielmehr stets vom Gegentheil aus", veranlaßt denn auch in unserm Falle den Agenten, der das erste Mal in die gestellte Falle gegangen ist, die Recherchen von neuem aufzunehmen. Sein treuster Genosse bei dieser schwierigen Aufgabe ist der Unglückliche, der unter dem auf ihm haften gebliebenen furchtbaren Verdachte einem Ausgestoßenen gleich in der Welt um-

Digitized by Google

herirrt, und dessen Unschuld dem Beamten der öffentlichen Sicherheit zweifellos klar wird, als er ihn in einer Nacht von dem Versuch, sich das Leben zu nehmen, durch kräftigen Zuspruch zurückhält. Das endliche Ergebniß dieser vereinten Anstrengungen ist die Entdeckung, daß zwei der gefährlichsten Habitués des Bagnos die That ausgeführt haben. Die Erlangung derjenigen Gegenstände, welche bestimmt waren, Polizei und Justiz auf eine falsche Spur zu führen, wurde ihnen insofern erleichtert, als einer der Thäter Mitwisser eines Geheimnisses war, welches den schon erwähnten Diener des fälschlich Beschuldigten in erheblicher Weise compromittirte und ihn zwang, sich zum blinden Werkzeug des gegen seinen unschuldigen Herrn gerichteten entsetzlichen Attentats herzugeben.

In diesen künstlichen Verschlingungen der verbrecherischen Intrigue beruht, wie wir oben bemerkt haben, der intellectuelle Werth sehr vieler Criminalromane; jedoch ist dieser Werth ein sehr geringer, da, wie man bei einiger Vertrautheit mit dieser Afterliteratur leicht erkennt, die Erfindung durchaus nicht so schwierig ist, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Ist nur erst der allgemeine Plan gemacht, so weben sich die einzelnen Mittelglieder von selber, und das Ganze erscheint am Ende nur wie ein großes Exempel, wobei der unbekannte Factor so lange in der Schwebe gehalten wird, bis er durch die Logik der erzählten Thatsachen sich dem Leser von selbst aufdrängt. Der Fluch, der dem Criminalroman von Rechts- oder Polizeiwegen anhaftet, ist die Einseitigkeit oder, sagen wir, das Element des Geistlosen, das mit dem Verbrechen unauflöslich verbunden ist. Es ist eine ganz falsche Vorstellung, den Verbrecher für einen interessanten Menschen zu halten. Unsre heutigen socialen Zustände wenigstens widerlegen diese Meinung auf das schlagendste. Die meisten Verbrechen werden aus Noth, einige in Folge von Ueberfluß begangen. Die wenigen, die uns den Menschen im Kampfe mit seinem furchtbarsten Feinde, der Leidenschaft, zeigen, haben fast ausnahmslos dramatischen Charakter, d. h. das Verbrechen tritt zurück, das Motiv und der Zweck der Handlung reißen das ganze Interesse an sich.

Auch in dieser Hinsicht hat sich das reiche Talent Gaboriaus als ein bahnbrechendes erwiesen. Die thatsächliche Beobachtung, daß die menschlichen Leidenschaften in den niedersten und höchsten Classen der menschlichen Gesellschaft am stärksten ausgebildet sind und ferner unter der Landbevölkerung groteskere Erscheinungen erzeugen, als unter den Städtebewohnern, ist für den genannten Verfasser hinsichtlich der Anlage der meisten seiner Romane maßgebend gewesen. In „Monsieur le Coq", „Les esclaves de Paris", „La vie infernale", „Le dossier No. 113" spielen sich diejenigen Scenen, welche dem Romane seinen originellen Charakter geben und die eigentliche Themafrage, das Problem der Dichtung und den Schlüssel der Auflösung enthalten, in ländlichen Districten ab, in denen die socialen Gegensätze der Gliederungen und Stände noch scharfe und tief einschneidende Wirkungen erzeugen. Der Adel, als die herrschende Kaste, erscheint hier noch in seiner ganzen brutalen Machtfülle. Mit rücksichtslosem Egoismus ergibt er sich der Befriedigung wilder Leidenschaften, die bürgerlichen Gesetze binden ihn nicht, er kennt keine andre Norm als die der persönlichen Ehre, der Ehre des Namens, den er trägt, und auch diese Schranke ist nicht immer stark genug, den heftigen Strom des überfluthenden Temperaments zur rechten Zeit zu stauen und am Durchbruch zu verhindern. Noch gewaltsamer, noch zerstörender sind die Wirkungen dieses Elements, wenn es seine Kraft gegen sich selbst richtet und in den Eingeweiden seines eignen Organismus wühlt. Wahrhaft entsetzlich sind in der That die Bilder, die uns Gaboriau von dem Familienleben der Adelsgeschlechter in Frankreich entwirft. Verwandtenmord, Gattenmord, Intriguen der scheußlichsten Art, die den Sohn zum Todfeinde des Vaters machen, die Mutter zwingen, ihr eigenes Kind lebenslänglich zu verleugnen, sind an der Tagesordnung. Rach- und Herrschsucht sind an die Stelle der Familienliebe getreten; aber selbst diese noch verhältnißmäßig edlen Leidenschaften werden von der gemeinsten aller Begierden, der Gewinnsucht, mit hyänenhafter Gefräßigkeit verschlungen.

Gewinn um jeden Preis ist die Devise auch des aristokratischen Verbrechers. Einige Millionen zu erobern entschließt sich der hochgeborne Marquis de Valorsay die Ehre eines unbescholtenen, hochgeachteten jungen Advocaten, dem guter Ruf das Lebenselement ist, auf die schnödeste Weise an den Pranger zu stellen, indem er ihn durch seine Helfershelfer in den Verdacht bringt, ein falscher Spieler zu sein. Ein anderer vornehmer Verbrecher, der Marquis de Clameran in „Le Dossier Nr. 113", scheut sogar vor dem gemeinen Diebstahl nicht zurück, den er freilich nicht selbst ausführt, wobei er aber gleichfalls die edle Absicht verfolgt, durch Verdächtigung eines unbequemen Rivalen sich den Weg zum Herzen einer Millionärstochter zu bahnen. In „Le crime d'Orcival" bohrt sich die Spitze der verbrecherischen That noch tiefer in den innersten Kern der moralischen Ordnung der Dinge ein. Der letzte Sproß eines jener alten französischen Geschlechter, die ihre Register bis in die Zeiten der Gallier zurückführen, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, aber — ohne zureichendes Baarvermögen, um die für ihn einzig mögliche Existenz auf dem Ocean des pariser Lebens fernerhin fortzusetzen, wird von einem guten Freunde noch im letzten Augenblick des Versinkens auf's Trockene gerettet und nach Möglichkeit in seinen Verhältnissen rehabilitirt. Zum Dank hierfür verführt er dem guten Freunde die Frau, die ihrerseits von den ritterlichen Eigenschaften ihres Liebhabers geblendet, sich des langweiligen bürgerlichen Ehemanns mittelst einiger Pülverchen, die sie ihm in den Thee mischt, entledigt, den in die Mitwissenschaft gezogenen, zur Mitthäterschaft zu feigen adligen Hausfreund heirathet und am Ende von diesem, der das Leben an der Seite einer Giftmischerin etwas unbequem findet, bei Gelegenheit umgebracht wird.

Neben dem Verbrecher von Geblüt rangirt in den Gaboriauschen Romanen als ebenbürtige Rivalin das Weib. Wenn schon statistisch als erwiesen anzunehmen ist, daß das Contingent, welches das weibliche Geschlecht in die Gefängnisse liefert, sich zum männlichen Verbrecherthum ungefähr wie eins zu drei verhält, so ist doch psychologisch und thatsächlich ebenso wenig zu bestreiten, daß das Weib, wenn es einmal die Bahn des Verbrechens beschritten hat, viel tiefer zu sinken und mit einem viel größeren Raffinement zu verfahren pflegt als der Mann. Die Verbrechen, in denen eine Frau den Mittelpunkt bildet oder die von einer Frau geplant, befördert oder ausgeführt sind, zeichnen sich in der Regel durch größere Feinheit in der Anlage und die Anwendung der entschiedensten, wenn auch nicht immer zweckmäßigsten Mittel aus. Dem Richter gegenüber beweisen die Frauen selbst in Fällen, wo der hartnäckigste Verbrecher anfängt zu straucheln und unsicher zu werden, eine Kaltblütigkeit, eine Kunst der Verstellung, eine Entschiedenheit des Leugnens, welche keine Logik, kein Gesetz der Wahrscheinlichkeit, keine Schlußfolgerung anerkennt. Diese Erscheinung hat ganz gewiß einen mehr physiologischen als moralischen Grund; sie hängt mit der Natur des Weibes zusammen, die mehr elementarisch, mehr auf die Erfüllung eines instinctiven Berufs gerichtet ist, als der Charakter des mehr der Allgemeinheit angehörenden Mannes. Aber im socialen Leben führen diese Gegensätze besonders durch die Unlöslichkeit der katholischen Ehe sehr häufig jene unerträglichen falschen Situationen herbei, die dann die weiteren Consequenzen des Verbrechens, das den gordischen Knoten durchhauen soll, nach sich ziehen.

Neben ihrer höhern pathologischen Artung haben die Verbrecher der aristokratischen Welt noch den fernern romantischen Vorzug, daß sie viel seltener, als die Missethäter des Proletariats, zur Cognition der strafenden Gerechtigkeit gelangen. Der kleine gemeine Bauernfänger, dessen Standort die Polizei fast so genau kennt, wie ein Privat-Docent die Physiognomien seiner Zuhörer, läßt sich fangen wie die Fliege im Netz der Spinne. Auch der am meisten das Licht des Tages scheuende Spitzbube wird bei einigermaßen zweckentsprechenden Polizeieinrichtungen schwerlich den Armen der rächenden Nemesis entgehen. Tausend Schwierigkeiten, worunter diejenige einer passenden Absatzquelle für das gestohlene Gut nicht die kleinste ist, lauern dem Unglücklichen auf, der sich zuweilen selbst verrathen muß, um nicht von andern verrathen zu werden. Wie oft scheitern nicht selbst die berliner Diebe, die doch in der Criminalstatistik den Ruf einer großen Routine besitzen, an der Unmöglichkeit, sich der Folgen ihrer Thaten in Ruhe und Frieden zu erfreuen. Einer ganz besonders frechen und ortskundigen Bande war es vor einigen Jahren gelungen, in einer kalten Decembernacht einen Einbruch in ein Comptoir auszuführen und einen ganzen eisernen Geldschrank mit etwa 10,000 Thaler Inhalt wegzuschleppen. Sie hatten diesen Raub auch so vorsichtig versteckt, überhaupt alle Spuren

Digitized by Google

des Verbrechens so sorgfältig verwischt, daß Polizei und Justiz die Angelegenheit in das Fach der unentwirrbaren Rechtsknäuel legen mußten. Da fand man vor einiger Zeit zufällig, beim Umgraben eines Ackers in der Nähe Berlins den gestohlenen Geldschrank, aber — obgleich die fabelhaftesten Anstrengungen gemacht waren, seines Inhaltes habhaft zu werden, unerbrochen. Es war den Gaunern, trotz ihrer unleugbaren großen Gewandtheit bei der Ausführung des Verbrechens, nicht möglich gewesen, bis in das Innere der eisernen Geldkiste einzudringen.

In dieser Beziehung ist der Verbrecheraristokrat durch die Höhe und Isolirtheit seiner socialen Stellung, die in den meisten Fällen den gewöhnlichen Organen der Sicherheitsbehörde nur schwer erreichbar oder erforschbar ist, vor dem Proletariat des Verbrecherthums entschieden bevorzugt. Aber es birgt sich in diesem Vorzuge eine andere Gefahr, die oft viel grausamere Folgen nach sich zieht, als die gerichtliche Bestrafung für den gemeinen Missethäter. Wenn es dem Edelmann auch frei steht, mit größerer Sicherheit vor criminalrechtlicher Verfolgung einer strafbaren Neigung oder Leidenschaft die Zügel schießen zu lassen, so vermag er dies doch selten, ohne sich der Mitthäterschaft oder Mitwissenschaft von Helfershelfern zu bedienen: Aber selbst wenn ihm dieses gelingt, wird es nicht an Zeugen fehlen, die ihn, ohne oder gegen seinen Willen, bei der Ausübung der That beobachteten. Ein Diener, ein Mensch, der in socialem Sinne für ihn nicht existirt, wird zugegen sein, wird das Gedächtniß an das, was er gesehen oder gehört, aufbewahren und wird eines Tages — nachdem vielleicht die That im rechtlichen Sinne längst verjährt, also von Staatswegen nicht mehr strafbar ist — vor den Augen des Mannes erscheinen, der ihn einst seinen Leibeignen nannte, und den er jetzt durch die furchtbare Drohung, seine Zeugenschaft an der Oeffentlichkeit laut werden zu lassen, zu seinem Sklaven macht.

Es gibt eine eigne Classe von Industriellen, welche mit diesen compromittirenden Geheimnissen vornehmer Häuser einen förmlichen Handel treiben. Sie kaufen den Zeugen ihre Wissenschaft resp. die in ihren Händen etwa befindlichen Beweisstücke gegen eine entsprechende Rente ab, und gehen nun, ausgerüstet mit der ganzen Unverschämtheit, welche die absolute Sicherheit des Erfolges gewährt, dem unglücklichen Opfer zu Leibe. Diese in der vornehmen Gesellschaft von Paris weitverbreitete Pest der „chantage", die verheerenden Wirkungen, welche dieselbe im Wohlstande und Frieden der Familien anrichtet, die Schlauheit und Kühnheit ihrer Unternehmer, der maitres chanteurs, hat Gaboriau in dem Roman „Les esclaves de Paris" zum Gegenstand einer Reihenfolge dramatischer Scenen gemacht, deren erschütternder Charakter und tief in das moderne Leben einschneidende Wahrheit an ähnliche ergreifende Schilderungen in Bulwer'sche Romanen erinnert. In diesem Roman steht Gaboriau auf der Höhe seines eigenthümlichen Darstellungstalents. Criminalroman und socialer Roman greifen in einander ein, ja man kann sagen, wie dies ja bei jedem echten Roman der Fall ist: alle Dichtungsarten, Drama, Epos, selbst lyrische Töne entfalten den Zauber ihrer Besonderheiten und vermehren die Großartigkeit des Schauspiels, dessen Charakterperspective sich von Tote Chupin, dem pariser Gamin, bis in die marmornen Hallen der Adelspaläste im Faubourg St. Germain, bis zu Herzögen und Grafen ausdehnte.

So bleibt denn dem Criminalroman die vielleicht dankbarste literarische Aufgabe vorbehalten, in Hinsicht der Psychologie des Verbrechens der langsam vorschreitenden Gesetzgebung die Wege zu ebnen und die Ziele anzudeuten, nach denen das Rechtsbewußtsein der Zeit strebt. Wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der strafbaren Handlungen verfolgt eine jede Zeit ihre eigenen Zwecke, huldigt ihren eigenthümlichen Neigungen und Bestrebungen. So hat auch unsre Zeit Mittel und Wege der Industrie geschaffen, die, ohne sich unter den bisher gäng und gäben Rubriken des Strafgesetzes unterbringen zu lassen, doch einer entschieden verbrecherischen und wegen ihrer so zu sagen gesetzmäßigen Straflosigkeit, einen nur um so verderblicheren Charakter haben. Zu diesen rechtmäßigen Betrügereien gehört u. a. die chantage. Größere Dimensionen wird sie allerdings nur in einer Gesellschaft annehmen, bei welcher, wie bei der pariser, die Bedingungen eines gesunden Familienlebens im eminenten Grade fehlen. Denn nur, wo die Familie in Verfall ist, wo die einzelnen Glieder derselben in steter gegenseitiger Befehdung und Verfolgung leben, vermag der Diebstahl von Familiengeheimnissen Raum zu gewinnen und kann der Besitz von dergleichen Geheimnissen zu einer furchtbaren Waffe in den Händen gewandter Hochstapler werden.

Dem deutschen Strafgesetzbuch ist die chantage so gut wie unbekannt. Aber auch in mancher anderen Hinsicht vermag der Roman seine Wirksamkeit bis auf das legislatorische Gebiet zu erstrecken. In Berlin z. B. grassirt seit geraumer Zeit die furchtbare Gewohnheit des Messerstechens unter der niederen Bevölkerung. Das Gesetzbuch aber bestraft die Körperverletzung nur nach der allgemeinen Qualification, ob sie eine schwere oder leichte ist, und als schwere wird eine Körperverletzung nur angesehen, wenn dabei das Gehör, das Gesicht u. s. w. verloren gegangen ist, oder wenn eine dauernde Entstellung resp. Lähmung oder Geisteskrankheit die Folge davon ist. Es ist klar, daß diese Bestimmungen an einer höchst gefährlichen Begriffsenge laboriren. Es kann jemand sehr schwer verletzt sein, ohne daß einer von den genannten Fällen vorliegt. Es kann sich z. B. aus einem Schlage auf den Kopf eine Krankheit entwickeln, die, ohne gerade in Geistesgestörtheit auszuarten, den Betreffenden doch auf Lebenszeit zu jeder anstrengenden geistigen Arbeit unfähig macht. Trotzdem würde in einem solchen Falle der Thäter nur mit einer geringen Gefängnißstrafe belegt werden. Es ist eben leichte Körperverletzung. Und solche Beispiele ließen sich unendlich viele aufstellen. Wo soll da das Rechtsbewußtsein des Volkes hingerathen? Wo bleibt die persönliche Sicherheit, wenn der messerbewaffnete Strolch mehr Recht genießt, als der wehrlose Bürger?

Die Presse hat oft genug auf diese und ähnliche wunde Stellen unseres metropolitanischen Daseins hingewiesen, ohne doch die Quelle des Unheils mit gründlicher Unerschrockenheit aufzudecken. Es wäre angezeigt, in größeren literarischen Arbeiten dergleichen Uebelstände mit freiem kühnen Griffel zu zeichnen, und diesen edlen Zweck sollte sich der Criminalroman der Zukunft nicht entgehen lassen.

## Hohwald.

### Ein Blick in's Elsaß.

Von **A. Mützelburg.**

(Schluß.)

„Ei, warum denn nit?" hatte mir mein Vis-à-vis auf dem Omnibus geantwortet, als ich sie fragte, ob ich denn wohl in Hohwald noch Quartier finden würde. Trotz dieser tröstlichen Gegenfrage aber sah es in Hohwald mit diesem Quartier äußerst bedenklich aus. Es bedurfte der ganzen Energie meines wiener Freundes, um mir ein Stübchen zu sichern, und zwar nicht etwa in der Pension selbst, die aus drei, der Wittwe Kuntz gehörigen Gebäuden besteht, sondern in dem kleinen Wirthshaus zum „Chalet". So eine Fülle von Gästen, wie in diesem Jahre, hat nämlich Hohwald nie gesehen. Die drei Häuser, welche die Pension, das „Hôtel Kuntz" bilden, reichten bei weitem nicht aus, und eine große Anzahl von Pensionären war in die benachbarten Bauernhäuser „eingelegt" worden und mußte sich dort behelfen so gut es ging. Mein Zimmer war genau 2 Meter lang und etwas weniger breit; ich erreichte es von der Straße aus entweder auf einer sehr mit Respect zu behandelnden Felsentreppe, oder auf einer, des Abends ebenfalls nur mit prüfendem Schritt zu betretenden Holztreppe, die rings um das „Chalet" herumführte. Das hinderte mich aber nicht, mich dort bald ganz heimisch zu fühlen und mit meinem jungen Wirth recht intim zu werden. Außerdem gab's im Chalet das beste Bier!

Nun, wird man denken, bei einer solchen Fülle von Gästen konnte es doch auch an Geselligkeit nicht fehlen. Zeigte doch unsere Table d'hôte in der Regel die stattliche Zahl von 150 Gästen! Ja, aber welche Gäste! Franzosen und französirte Elsasser. Wir wenigen Altdeutschen verschwanden vollkommen unter dieser Schaar, und daß von einer Annäherung unsererseits an diese Mehrheit keine Rede sein konnte, dafür sorgten schon die französirten Jünglinge aus Straßburg und Umgegend, die sich mit solcher Insolenz benahmen, daß es in der That unserer männlichen Ruhe und

Digitized by Google

Ueberlegung bedurfte, um Zusammenstöße zu vermeiden, die für beide Theile übel abgelaufen wären. Ich will hier übrigens sogleich erwähnen, daß in der letzten Zeit die fortdauernden kleinen Herausforderungen der übermüthigen Burschen um ein Bedeutendes nachließen. Entweder hatten die verständigeren Alten, die sich doch wohl sagen mochten, daß Deutsche auf deutschem Gebiet nicht so leicht ungestraft beleidigt werden könnten, den Jungen in's Gewissen geredet, oder unsere Langmuth ermüdete sie, oder aber sie hatten inzwischen die Ueberzeugung gewonnen, daß jeder Angriff von uns mit einer Energie zurückgewiesen werden würde, die absolut nichts zu wünschen übrig gelassen hätte. Wir drei Freunde, die wir täglich vom kalten Bad in der Morgenfrühe an bis zum Abend beisammen waren, gehörten sämmtlich nicht zu den Schwächlingen, und der eine von uns, der America zu seinem Plaisir zu Fuß durchwandert, führte eine Riesenfaust und hatte einen hoffnungsvollen straßburger Jüngling, der ihm einmal, scheinbar ganz zufällig, den Weg vertrat, mit einem einzigen Ruck der Schulter bis an die gegenüberliegende Wand geworfen, scheinbar ganz zufällig.

Zu den Annehmlichkeiten eines Sommeraufenthaltes gehört es nun; freilich nicht, immer auf dem Qui vive zu sein und sich jeden Morgen sagen zu müssen, daß der Tag einen sehr ernsten Zwischenfall bringen kann. An den Schutz irgend einer Autorität war gar nicht zu denken, nicht einmal der in Deutschland so bekannte „Gensdarm" existirte dort und der Maire — Herr Dolder, dessen Frau, wie ich nebenbei bemerken will, das wundervollste, sieben und einen halben Fuß lange Haar besitzt, das ich je gesehen und das überhaupt vielleicht irgendwo jetzt existirt! — wohnte ungefähr eine halbe Stunde von uns entfernt, in der Nähe des protestantischen „Tempels", der sich am äußersten Rande der Ortschaft befindet, während die katholische „Kirche" sich gerade in der Mitte von Hohwald, im besuchtesten und angebautesten Theil des Thales, erhebt. Jede Hoffnung auf die Unterstützung irgend einer weltlichen Macht wäre also ausgeschlossen gewesen, falls es der zahlreich vertretenen Jugend von diesseit und jenseit der Vogesen in den Sinn gekommen wäre, an uns harmlosen Touristen einen Vorgeschmack der Revanche zu kosten.

Wenn wir trotz dieser ungemüthlichen Situation blieben, so lag der Grund einfach in unserm Ehrgefühl. Die Frage, ob wir diesen, allerdings durch die Natur bevorzugten, aber durch die Sommergäste durchaus nicht, für uns wenigstens nicht verschönerten Aufenthalt mit einem anderen, friedlicheren vertauschen sollten, wurde mehrmals von uns berathen, aber stets verneint. Wir befanden uns auf deutschem Gebiet, wir waren uns bewußt, dort nichts als Erholung zu suchen, wir gönnten jedem, der sich dort befand, mochte er auch der enragirteste Franzose sein, der vor Wuth erbleichte, wenn er ein deutsches Wort hörte (es gab solche Exemplare dort!), den Genuß der erquickenden Waldesluft — wer zum Teufel wollte uns etwas anhaben? Wir blieben also so lange, wie uns zu bleiben möglich war. Und, wie schon erwähnt, unsere ruhige Beharrlichkeit errang uns zuletzt das, was wir erstrebten: eine ungestörte Existenz. An das toujours en vedette hatten wir uns allmählich so gewöhnt, daß wir es gar nicht mehr unangenehm empfanden. Ich vermuthe sogar, daß wir in den letzten Tagen ein leidliches Entgegenkommen gefunden haben würden, wenn wir es gesucht hätten. Aber es war uns die Lust vergangen, es zu suchen.

Ich wiederhole, daß es sich hier nicht um die eingeborene Bevölkerung von Hohwald handelt, die uns stets freundlich entgegenkam, sondern um die Gäste, die „Pensionaire", mit denen wir unser Frühstück, Mittag- und Abendbrod einnehmen mußten. Hohwald ist vielleicht die entlegenste Sommerfrische der Vogesen; es liegt mitten im Gebirg. Hier hatten sich — so wenigstens ist meine Ansicht, die ja irrig sein kann — die französisch gesinnten Elsasser ein Rendezvous mit den Nationalfranzosen aus Nancy, Belfort, Dijon u. s. w. gegeben. Hier wollten sie die alten Freundschaftsbande erneuern und kräftigen; hier in diesem abgelegenen Waldthal wollten sie vergessen, daß in Straßburg das schwarz-weiß-rothe Banner flatterte. Ihre möglichst zahlreiche Gegenwart sollte ein lebendiger Protest sein gegen „die Occupation der Fremden"; den Einwohnern sollte ad oculos demonstrirt werden, daß sich nichts geändert habe und daß das Elsaß — oder mindestens jener Punkt des Elsaß — noch immer französisch sei.

Ich wundere mich deshalb gar nicht darüber, daß dieser französischen Gesellschaft, die sich ganz im Familienkreise zusammenfinden und amüsiren wollte, die Gegenwart von drei echten Deutschen mit offenen Augen und Ohren etwas unbequem war und daß man uns lebhaft nach den dunklen Bergen des Schwarzwaldes hinüberwünschte. Hohwald war ohne Zweifel von einzelnen jener Gäste als Terrain für „nationale" Demonstrationen ausersehen, und der Verdacht mochte in ihnen aufgestiegen sein, daß wir Spione und Denuncianten sein oder werden könnten. Nichts lag uns indeß ferner, als diese harmlosen Demonstrationen zu stören, so lange wir nur selbst von ihnen unbelästigt blieben. Wir lachten über dieselben, denn wir hatten bald begriffen, daß hier keine Gefahr für das Vaterland vorliege und daß die Keime zu einer etwaigen Revanche, die hier gelegt werden sollten, wenig lebensfähig seien. Wenn trotzdem Mittheilungen über diese Demonstrationen in elsasser Blätter gelangt sind — wie ich erst später erfahren habe — so kann ich mit gutem Gewissen versichern, daß sie nicht von uns ausgegangen. Wir hielten diese Kindereien für nicht der Rede werth.

Wenn ein Häuflein junger Leutchen an uns vorüberzog, mit blau-weiß-rothen Standarten, die aus den entsprechend farbigen Jaquettes der Damen zusammengebunden waren, die Marseillaise singend — was that uns das? Wir hörten dem allerdings oft etwas unharmonischen Gesange Rouget de l'Isles mit einer gewissen Andacht zu, die wir diesem welthistorischen Hymnus, trotz seiner Entweihung im Sommer 1870 stets gezollt haben. Wenn bei dem großen Feuerwerk, das straßburger Kinder an einem Sonntag Abend mit großem Kostenaufwand abbrannten und das den schönen Wald oft in magischem Licht erscheinen ließ, endlich auch blau-weiß-rothe Feuerräder aufleuchteten, aus denen sich endlich ein grüner Feuerreif — die Hoffnung andeutend — entwickelte: was hätten wir anders dabei denken sollen, als daß sich hier die nothgedrungene Resignation in bald verlöschendem künstlichen Feuer Luft mache, schnell verpuffend, wie die vorausgesendeten Schwärmer und Raketen!? Wir freuten uns des herrlichen Schauspiels und fanden es ungemein harmlos. Derartige Demonstrationen nimmt nur ein untergeordneter Geist ernst, der an Formeln klebt oder auf gewisse Zeichen dressirt ist, wie ein Jagdhund. Mußten doch auch hier die hoffnungsgrünen Straßburger erfahren, daß man nicht mit dem Feuer spielen darf und daß derartige Kunststückchen noch öfter mißglücken, als glücken. Denn der grünfeurige Hoffnungskranz — l'Espérance — wollte nicht recht brennen, er verglomm vor der Zeit. „Ah, l'Espérance est presque perdue!" rief eine naive Kinderstimme ahnungslos durch die Stille. Und als der grüne Reif unerwartet schnell erloschen, da rief dieselbe, über das vorzeitig verlorene Schauspiel klagende Kinderstimme: „Ah, l'Espérance est tout à fait perdue!" Das klang so eigen durch die verdrießliche Stille und die dunkle Nacht. Kein lärmendes Bravo, wie sonst nach jedem gelungenen Feuerrad, erfolgte. Ja, man soll nicht mit dem Feuer spielen, nicht einmal mit einem feu d'artifice!

Mit solchen „Kinkerlitzchen", und außerdem noch mit Theaterspielen, Tanzen, etwas Ballschlagen beschäftigte sich die hohwalder Gesellschaft. Im Wald und auf den Bergen sah man wenige von ihnen, eine kleine Colonie von Malern ausgenommen, die meist vereint mit vollständigem Rüstzeug auszogen, von deren Schöpfungen ich aber leider nichts gesehen, da ja die „nationale Antipathie" jede Annäherung verhinderte. Ich glaubte gerade unter diesen Malern manche mir sympathische Persönlichkeit zu erkennen, zu der ich gern in nähere Beziehung getreten wäre. Vielleicht ging es ihnen ebenso. Aber die Clique, die Cameraderie, das Zurschautragen der Antipathie gegen die „fremden Eindringlinge" machten es dem Einzelnen unmöglich, selbstständig vorzugehen und den Bann zu brechen. Die Fronderie, oder auch das Schmollen gehört nun einmal zum guten Ton einer gewissen elsasser „Aristokratie". Wir mußten oft darüber lachen, wenn derselbe Mann, der uns im Walde, sobald er uns allein begegnete, höflich grüßte, auch nicht die geringste Notiz von uns nahm, sobald er sich im Hôtel unter seinen Genossen uns gegenüber befand. Jeder einzelne hätte sich also dem deutschfeindlichen „Comment" entziehen mögen; aber er wagte es nicht, um nicht von der Gemeinschaft in die Acht erklärt zu werden. Am schroffsten und beleidigendsten zeigten sich die Damen, nicht etwa gegen uns — denn wir machten nie den Versuch, uns ihnen zu nähern —, sondern gegen einige deutsche Frauen, die sich eine Zeit lang in Hohwald aufhielten und die ohne unseren Schutz wohl von ihren zarten Geschlechtsgenossinnen aus dem Asyl verdrängt worden wären, das sie ihrer Gesundheit wegen aufgesucht hatten.

Daß die Besitzer der Pension, die rüstige Frau Wittwe Kuntz und ihr zuvorkommender Sohn, sich nicht eben wohl bei jenen Demonstrationen befanden, die ich oben flüchtig geschildert, kann man sich vorstellen. So reich, wie in diesem Jahre, war ihr Hôtel nie mit Gästen gesegnet gewesen; alle diese Pensionaire waren Franzosen oder französisch Gesinnte, sie durften es also — ein Urtheil über ihre innerste Ueberzeugung maße ich mir nicht

Digitized by Google

an — schon aus geschäftlichen Rücksichten nicht mit den früheren „Herren" verderben. Und doch war ihnen das Vorhandensein einer neuen Zeit durch unsere Anwesenheit sehr nahe gelegt. Es mag ihnen oft siedend heiß geworden sein, wenn der französische Uebermuth sich in seinen tollsten Extravaganzen erging. Aber ich bin ihnen die Anerkennung schuldig, daß sie sich im großen und ganzen sehr gut aus der Affaire gezogen haben. Trotzdem mögen sie froh gewesen sein, als sie uns los wurden. Das schützt sie nun freilich nicht vor einem gelegentlichen Wiedersehen!

Vielleicht darf ich, da ich gerade von den Wirthsleuten spreche, einige Worte über die Pension einflechten. Sie war billig (fünf Francs täglich für Zimmer, Kaffee, Mittagstisch und warmes Abendessen) und entsprach allen vernünftigen Anforderungen. Die elsasser Küche ist der süddeutschen ähnlich; nur Fische behandelt man dort in eigenthümlicher, uns nicht zusagender Weise, und die schönen Forellen verdirbt man geradezu durch allerlei Saucen und anderes überflüssiges Zubehör. Die elsasser Weine sind gut und preiswürdig. Von der Theuerung, die im Elsaß jetzt herrschen soll, ist in Hohwald noch nichts zu bemerken. Der Comfort hat freilich eine Grenzen, da er durch die Zahl der Gäste bedingt wird; aber man muß sich zu bescheiden wissen, bis Einrichtungen getroffen sind, die einer größeren Menschenzahl genügen. Wer Genaueres über Hohwald wissen will, den verweise ich auf das Werk von Dr. August Schricker, Schriftführer des provisorischen Centralausschusses des Vogesenclubs: „In die Vogesen" (Straßburg, Verlag von K. J. Trübner), und auf eine kleine Monographie von Paul Didier: „Le Hohwald et ses Environs" (Strasbourg 1866) — beide mit Karten, von denen aber diejenigen des Schricker'schen Werkes nur mit einer starken Lupe lesbar sind.*)

*) An dieser Stelle möge mir eine Einschaltung gestattet sein. Vor wenigen Tagen — der obige Artikel war bereits geschrieben — fragte mich mein wiener Freund, derselbe, auf dessen Ruf ich nach Hohwald geeilt war, gelegentlich in einem Briefe, ob ich denn ein Feuilleton im „Journal des Débats" gelesen habe, in dem „wir" auch erwähnt würden und das zum Theil von der „Straßburger Zeitung" reproducirt sei. Natürlich kitzelte mich die Neugierde; ich bat die Redaction der „Str. Ztg." um das bewußte Feuilleton und erhielt es mit größter Freundlichkeit sogleich zugeschickt. Der ungenannte Verfasser schildert in seinem Feuilleton die trüben Eindrücke, die er bei seinem Besuche im Elsaß empfangen, constatirt, daß er die Gäste in St. Ottilien und Hohwald nur französisch sprechen hörte, und erzählt u. a. Folgendes:

„Ein Prussien und seine Frau, die sich unter die gewöhnlichen Pensionaire der Frau Kuntz eingeschlichen hatten, wurden erkannt und mußten ausknei fen (déguerpir). Eines schönen Tages bildete sich bei Tische eine Oede um sie herum. Sie verließen das Chalet noch an demselben Abend u. s. w."

Ich möchte das Factum bezweifeln. Ist es dennoch wahr, so wird es sich hoffentlich nicht wiederholen, denn die Deutschen, wenn sie das deutsche Hohwald besuchen, werden in Zukunft sehr dankbar dafür sein, wenn man ihnen möglichst vielen Raum bei Tische gönnt. Daß ihnen die Wirthe selbst, Frau Kuntz und ihr Sohn, keine Schwierigkeiten machen, die ja auch, wie gesagt, auf deutschem Grund und Boden übel angebracht wären, können meine Freunde und ich, die von dem gesammten Personal mit der größten Höflichkeit bedient wurden, bezeugen. Ich glaube also sie gegen den Verdacht, der leicht entstehen könnte, daß sie bei diesem „Ausräuchern" oder, wie der Berliner sagt, „Rausgraulen" betheiligt gewesen seien, in Schutz nehmen zu müssen. Mit empfindlichen Damen darf man freilich derartige Orte nicht besuchen, denn gerade die elsasser Damen sind die schlimmsten, wie ich im Text bereits erwähnte. Es gibt aber auch sehr rühmliche Ausnahmen, nur sind sie leider noch gar zu selten. Das Beste für deutsche Frauen, die das Elsaß bereisen, scheint mir zu sein, wenn sie sich von allen französisch sprechenden Damen ganz fern halten, sie absolut ignoriren. Sie entgehen dann der Demüthigung, bei der ersten Begegnung brüsk zurückgewiesen zu werden.

Nun aber zur scherzhaften Hauptsache! Der Feuilletonist des „Journal des Débats" fährt fort:

„Mit mir zu gleicher Zeit befanden sich drei Oesterreicher in Hohwald. Man erkannte sie sofort an ihrer Aussprache und an der Eleganz ihrer Manieren. Auf sie wendet man das Beiwort Schwob nicht an und konnte es auch nicht anwenden. Ich schreibe das Wort Schwob, wie man es im Elsaß ausspricht. Jeder Prussien ist ein Schwob (Corruption des Substantivs Schwabe). Ehemals, als die entente cordiale noch nicht zwischen den beiden Völkern geschlossen war, nannten die Deutschen die Italiener „Welsche". Aber diese Bezeichnung hatte sicherlich nichts so Beschimpfendes, wie diejenige des Schwob, welche die Elsasser ihren neuen Herren beilegen". . .

Lieber, freundlicher Leser! Ich wünschte Dir recht viele so fröhliche Momente, wie sie mir dieser Feuilletonist des weltberühmten „Journal des Débats" bereitet hat. So oft ich daran denke, gerathe ich in die heiterste Stimmung. Zu welcher Schmeichelei wider Willen hat sich dieser gewissenhafte und scharfsichtige Durchforscher der Vogesen verführen lassen! Man denke sich drei echte Norddeutsche (meine beiden, enthusiastisch national gesinnten Freunde wohnen erst seit einigen Jahren in Wien!), echte „Schwoben", echte „Prussiens" in des Wortes verwegenster Bedeutung, die mit der ganzen andern Gesellschaft auf einer Art von Kriegsfuß stehen — und der brave Feuilletonist hält sie für Oesterreicher, erkennt sie sofort an der Aussprache (des Deutschen!) und an der „Eleganz ihrer Manieren"! — ah, hier zwingt mich die Artigkeit abzubrechen. Wer kann einem so liebenswürdigen Schmeichler gegenüber den kalten, nüchternen, schlecht sprechenden, plumpen „Prussien", den ruppigen, Pendulen stehlenden, hungrigen „Schwob" herauskehren! Die „Straßburger Zeitung" hat ihn ja bereits genügend verarbeitet, ohne das lustige Quiproquo zu ahnen. Ich darf dem Manne, der mir so heitere Minuten bereitet, nichts Unangenehmes sagen. Welch' ein süßes Gift ist doch die Schmeichelei gerade im Munde des Feindes! Der Himmel behüte mich — ich könnte dem Manne fast gut sein! Und ich bin doch einer von den Schwobsten der Schwoben!

A. M.

Digitized by Google

mit dem Brandenburger oder Rheinländer so lange zu „plauschen", bis sie mit einander einig geworden. Ist es doch für den Berliner oder Frankfurter auch schwer genug, die Mundart der mecklenburger oder pommerschen Bauern zu verstehen. Und darum sind doch alle gut deutsch! — Wie zäh gerade der elsasser Bauer an seinem alten Deutsch hängt, kann man z. B. daraus ersehen, daß er noch immer die Bezeichnung „Pfund" gebraucht, obgleich das Kilogramm doch längst im Elsaß eingeführt ist. Ist Hochdeutsch erst wieder, anstatt Französisch, die Schul-, Beamten- und Gerichtssprache, so wird der Einfluß auf die Allgemeinheit nicht ausbleiben und das Französische auch in den Städten verdrängt werden, um so mehr, da es nur Modesache, gewissermaßen ein politisches Erkennungszeichen ist. Die Reaction in Versailles dürfte außerdem der französischen Agitation im Elsaß den Lebensnerv abschneiden, und auch der letzten Stütze dieser Agitation, dem Ultramontanismus, wird ein strenges und wachsames Regiment bald ein Ende machen.

Daß trotzdem Jahre und Jahrzehnte vergehen werden, ehe das ganze Elsaß sich vollkommen wieder als zu Deutschland gehörig betrachtet und sich dem Organismus des Deutschen Reiches als ein williges Glied einfügt, bestreite ich nicht. Nach meiner aufrichtigen Ueberzeugung aber kann ich nur erklären, daß ich in dem Theil des Elsaß, den ich gesehen, das deutsche Element reiner und kräftiger erhalten gefunden habe, als ich vermuthete. Ich hoffe nicht nur, ich glaube sogar, es wird uns mit dem Elsaß ergehen, wie mit Süddeutschland, das sich in die neuen Verhältnisse viel schneller hineingefunden hat, als im Jahre 1867 noch selbst der Optimist erwartete. Das Elsaß ist in Bezug auf Sprache, Sitte und Lebensgewohnheit durchaus deutsch geblieben, es gehört thatsächlich zu Deutschland, es ist auch nicht erobert, sondern zurückgenommen worden. Die Wunden, die der letzte Krieg geschlagen, sind bereits so gut wie vernarbt, und was die jetzige Opposition anbetrifft — nun, so vergesse man doch nicht, daß der Elsasser auch unter dem französischen Regiment stets in der Opposition war, weil er von Haus aus liberal und ein tüchtiger Kerl ist! Opposition gegen eine Regierung ist noch lange kein Mangel an Patriotismus. In Rheinland und Westfalen fand man 1820, in einzelnen Orten Hannovers findet man noch jetzt mindestens ebenso viel Unbehagen, als jetzt im Elsaß existirt. Deshalb ist es doch sehr fraglich, ob sie das Alte zurückhaben wollten, selbst wenn es ihnen noch einmal in der früheren Form geboten würde, was historisch unmöglich ist. Die „Neu"- oder „Muß"-Deutschen werden ebenso gewiß in dem gewaltigen Strom der nach vorwärts drängenden Entwicklung untergehen, wie die „Neu"- oder „Muß"-Preußen während der letzten Jahrzehnte aus der Reihe der zu berücksichtigenden Factoren verschwunden sind. Gerade die Elsasser sind trotz ihres, im übrigen ja echt deutschen Unabhängigkeitssinnes viel zu praktische Leute, um sich diesem Strom geschichtlicher Neugestaltung aussichtlos auf lange Zeit entgegenstemmen zu wollen.

Ich möchte diese Reiseerinnerung mit einem Wunsche schließen, der mir aus der Seele kommt: demjenigen nämlich, daß recht viele meiner Landsleute die Muße, die ihnen der Sommer gönnt, dazu benutzen möchten, das schöne Elsaß kennen zu lernen. Aber freilich — ich wünsche auch, daß es nur solche sein mögen, die einen guten Eindruck auf unsere neuen Landsleute machen und eine wohlthuende Erinnerung zurücklassen. Jene Sorte von Touristen, denen in der Fremde nichts recht ist, oder die alles naseweis bekritteln und mit frivolem Leichtsinn in alte und eigenthümliche Verhältnisse sich eindrängen, möchte ich vom Elsaß noch möglichst lange fern halten. Ich habe das Gefühl gehabt, daß die „deutsch" gebliebenen Elsasser, namentlich auf dem Lande, trotz ihrer anfänglichen Zurückhaltung bald mit einem gewissen Stolz auf diejenigen Altdeutschen blicken, die unsere Nation würdig zu vertreten wissen und den Franzosen oder französisch Gesinnten Achtung abnöthigen. Nur solche also möchte ich im Elsaß sehen, die mit der gebotenen Rücksicht auftreten, Respect vor fremder Eigenheit mit sich bringen und wahres Interesse für das Geschick des Landes im Herzen tragen, ohne es zur unrechten Zeit und mit Ostentation zu zeigen. Diese dürfen bei der deutsch sprechenden Bevölkerung eines, wenn auch nicht immer sympathischen, so doch jedenfalls befriedigenden Empfanges sicher sein, und wenn sie fortgehen, können sie das Bewußtsein mit sich nehmen, ihr Theil zu einem großen Werke mit beigetragen zu haben, zu dem Werke der Wiederaussöhnung eines schon verloren geglaubten Sohnes mit der alten Mutter Deutschland. Jeder herzliche Händedruck, der beim Scheiden zwischen dem Elsasser und dem Wanderer von diesseit des Rheines gewechselt wird, ist ein Glied der idealen Brücke, die sich vom Schwarzwald bis zu den Vogesen aufbaut und die beiden Zwillinge wieder vereinigt. Der echte Elsasser hat fränkisches Wesen nie geliebt; es thut ihm wohl — man sieht es an dem Aufleuchten seiner Augen! — wenn von deutscher Zunge ihm ein treuherziger Gruß entgegentönt. Es sind für ihn die heimathlichen Klänge. Möge Deutschland ihm bald wieder die Heimath im vollsten und besten Sinne des Wortes sein!

---

# Aus der Hauptstadt.

## Winterliche Briefe.

### „Erloschene Geschlechter."

Trauerspiel in fünf Acten von Otto Franz Gensichen.

Es gibt zwei Männer, deren Familiennamen nie ohne Hinzufügung der beiden Vornamen in Deutschland genannt werden. Sie werden nun schon wissen, liebe Freundin, wen ich meine: Gotthold Ephraim Lessing und Franz Otto Gensichen. Auch sonst haben diese noch mancherlei gemeinsam: beide sind in Deutschland geboren und beide haben sowohl dramaturgische Aufsätze wie Dramen — allerdings von verschiedener Qualität — geschrieben. Den dramatischen Dichter Franz Otto Gensichen habe ich erst vor kurzem kennen gelernt; der dramaturgische Didaktiker ist mir schon länger bekannt. Ich erinnere mich noch mit wahrem Vergnügen seiner lehrreichen Aufsätze über die verschiedenen Mitglieder unsres Hoftheaters, welche vor einiger Zeit zum Theil von der „Spener'schen Zeitung", zum Theil von der „Post" veröffentlicht wurden. Er ließ sich nicht durch die äußere Wirkung blenden, er ging bei seinen ernsten Forschungen stets auf den Grund; und bisweilen kam er dann zu ganz überraschenden Resultaten, die er bei seinen dramatischen Lectionen auf das vortheilhafteste verwerthen konnte. Er begnügte sich z. B. nicht, Fräulein Kühle den Rath zu ertheilen, daß ihr Gesicht nicht so oft den Ausdruck des komischen Schmollens annehmen solle; er brachte die Geschichte mit den Gesichtsmuskeln und dem Nasenrücken in Zusammenhang. So schrieb er in Nr. 418 der „Post" am 20. August 1872:

> „Ich mag diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne Fräulein Kühle an eins zu erinnern. Wer von Mutter Natur einen so hübschen Kopf empfangen hat, muß ihn nicht durch falsche Mimik entstellen. Fräulein Kühle darf bei der runden Fülle ihres Gesichts die Muskeln der Wangen nicht von dem Munde nach den Augen hinauf und nicht von den Backenknochen nach dem Nasenrücken zu spielen lassen. Durch solch ein Muskelspiel wird das schöne dunkle Auge der Künstlerin fast ganz geschlossen. Die mittlere Partie des Antlitzes erhält eine zu faltenreiche Fülle und der Kopf verliert das an Ausdruck, was ihm eben durch die Mimik noch mehr verliehen werden sollte. Fräulein Kühle lasse die Wangenmuskeln gerade in entgegengesetzter Richtung spielen: von den Augen abwärts nach der Oberlippe zu und vom Nasenrücken seitwärts nach den Backenknochen hin. So behält das Auge seine volle, im ganzen Gesichte dominirende Größe und die mittlere Partie des Antlitzes bewahrt jene ruhige Klarheit, welche grade charakteristisch für das echt Weibliche. Außerdem würde dadurch der Mund zum Mitspielen herangezogen werden, welcher bisher bei Fräulein Kühle eine nur passive Rolle gehabt. Endlich kann ich auch mit dem Spiel der Stirnmuskeln bei Fräulein Kühle mich nicht einverstanden erklären. Sie hat hier nur zwei Bewegungen: eine Zusammenziehung der Brauen nach der Nasenwurzel und ein Aufwärtsfalten der Stirnhaut nach den Scheitelhaaren hin. Außerdem werden diese eintönigen zwei Bewegungen viel zu häufig angewendet; fast nie sehen wir die Stirn in jener wolkenlosen Heiterkeit eines unbefangenen Gemüths, sondern stets getrübt durch stereotype Falten. Spielen Sie, mein Fräulein, mehr mit dem Munde, weniger mit der Stirn."

Ich las diese Abhandlung mit dem gebührlichen Ernste in einem Kaffeehause. Ein Bekannter saß mir gegenüber. Auf einmal fing er furchtbar an zu lachen. „Was schneiden Sie denn plötzlich für Gesichter?" fragte er mich.

„Ich?!" entgegnete ich bestürzt.

Digitized by Google

„Natürlich Sie! Wer denn sonst? Sie sehen ja aus, als wenn Sie sich zum Concurrenten des Mimikers Ernst Schulz herausbilden wollten."

Unwillkürlich hatte ich beim Lesen die vorgeschriebenen Muskelbewegungen zu executiren versucht. Aber offenbar hat es mir nicht recht gelingen wollen, Backenknochen und Nasenrücken in die gehörige Concordanz zu bringen, den Mund zum Mitspielen heranzuziehen und die völlige Eintracht zwischen Nasenwurzel und Brauen, zwischen Stirnhaut und Scheitelhaaren herzustellen. Aber auch Sie, liebe Freundin, werden unbewußt die Muskelübungen mitgemacht haben; wiederholen Sie das Exercitium noch einmal bewußtvoll vor dem Spiegel, und wenn Sie dabei ernst bleiben können, so wird dadurch meine Achtung vor Ihrer Willenskraft erheblich erhöht werden.

Aber nicht um den Kritiker Otto Franz Gensichen, der nach einem kurzen, rühmlichen Wirken das Zeitliche in den berliner Blättern gesegnet hat, um den dramatischen Dichter handelt es sich heute. — „Erloschene Geschlechter" heißt das Trauerspiel, welches am 21. Januar im berliner Stadttheater zum letzten Male gegeben wurde. Zum ersten Male zwei Tage vorher. Die Bezeichnung „Trauerspiel" will mir trotz der massenhaften Todesfälle nicht recht gefallen. Ich habe mich sehr gut dabei amüsirt. Die Kritik hat dem armen Dichter böse mitgespielt. Vielleicht zu bös, wie ich meine. Denn trotz seines anspruchsvollen Auftretens in der Kritik, das auf mich immer nur den Eindruck des Komischen gemacht hat, trotz seines vollkommenen Mangels an Bühnenkenntniß, trotz aller Verirrungen und Extravaganzen hat Gensichen unbedingt ein gewisses poetisches Talent, und die Möglichkeit, daß er noch einmal etwas Gutes schreiben werde, ist nicht ausgeschlossen.

Unser Dichter gehört der sogenannten idealen Richtung an, d. h. er schreibt Jamben, er verleugnet nie, daß er seinen Schiller ganz genau kennt, er hört von Zeit zu Zeit Stimmen, die Wipfel der Bäume rauschen mit Vorliebe über seinem Haupte, und über die Kiesel zu seinen Füßen rieselt häufig ein munterer Bach.

Wenn man dem Trauerspiel, wie es früher üblich war, einen zweiten Titel beilegen wollte, so würde ich vorschlagen, „Erloschene Geschlechter, oder: Die Berichte des lothringischen Ritters und sonstiger schwedischen Hauptleute". Die Berechtigung des zweiten Titels wird sich aus der Inhaltsangabe ergeben.

Beim Beginn des Stückes hören wir natürlich Schwertergeklirr hinter der Scene. Thekla, Gräfin von Warnfried, benutzt diese Gelegenheit zu einem Monologe über „les supplices d'une femme". Sie hat nämlich ihrem Gatten die Treue gebrochen und mit dem Grafen Wolfram von Eschwede in der Ehe ein außereheliches Kind gezeugt. Dasselbe ist bald nach der Geburt gestorben und ruht in der Ahnengruft derer von Warnfried, als ob es dahin gehörte. Als der Monolog zu Ende ist, vernimmt man wieder das Schwerterklirren, welches, während die Gräfin gesprochen hatte, verstummt war; Trompeten schmettern: Graf Warnfried tritt auf. Er läßt sich verschiedene Speere reichen. Sie alle sind ihm zu leicht. Nachdem er den schwersten als seiner Körperkraft angemessen befunden, sich den Panzer hat fester schnallen lassen und sich zum Streite gerüstet hat, hält er eine längere Rede. Man begreift nicht, weshalb der Mann so eilig ist, die Speere zu wägen, da er doch nicht fortgeht. Er erzählt uns, daß ihm die Ehre seines Hauses über alles geht, und er freut sich, daß Thekla die Ehre seines Hauses vermehrt hat. Bruno, Theklas und Warnfrieds Sohn, bekundet bei dieser Gelegenheit die anhänglichsten Gesinnungen für seine Mutter.

Wieder ertönt Schwertergeklirr, wieder locken die Trompeten, und Vater und Sohn ziehen in den Kampf.

Ich weiß nun nicht mehr genau, ob jetzt der erste Bote auftritt, um zu berichten, daß die Feinde zurückgeschlagen sind. Vielleicht wird es uns auch durch eine der handelnden Personen selbst berichtet: kurz und gut, die Feinde werden geschlagen. Dabei fällt mir ein, daß ich vergessen hatte, den Grund der Fehde anzugeben. Bruno hat nämlich die Tochter des Grafen von Steinburg, Bertha, die er liebt, und die ihn liebt, da sie wider ihren Willen mit dem von ihr gehaßten Grafen von Geisheim vermählt werden sollte, vom väterlichen Schlosse entführt. Vater und präsumtiver Schwiegersohn wollen Bertha wieder gewinnen, und daher das Schwertergeklirr. Aber wie gesagt: sie werden geschlagen und müssen in Hastigkeit ihr Heil suchen. Dieser günstige Moment wird flugs dazu benutzt, um das glückliche Paar, Bertha und Bruno, in der Schloßcapelle ehelich zu verbinden. Demzufolge vernehmen wir anstatt des Schwertergeklirrs nunmehr den frommen Klang der Orgel.

Einer bleibt vom Hochzeitszug zurück. Es ist Graf Walter von Hassingen, der die günstige Gelegenheit zu einem Monolog sich nicht entgehen läßt. Er liebt Bertha; aber Bruno ist sein Freund. Damit ist also der Keim eines neuen Conflicts gelegt. Auch Thekla kann der feierlichen Handlung der Vermählung ihres Sohnes nicht bis zum Schluß beiwohnen. Das Schuldbewußtsein treibt sie aus der Kirche. Sie faßt den festen Entschluß, ihrem Gatten die entsetzliche Wahrheit zu gestehen. Da stürzt wieder ein schwedischer Hauptmann herein und berichtet, daß die Feinde in ungeheuerer Verstärkung heranrücken. Natürlich entfernen sich auf diese Nachricht Vater, Sohn und Freund, um dem Feinde entgegenzutreten. Die Frauen bleiben zurück und sprechen ihre Gefühle aus. Wieder hört man Trompeten und Schwertergeklirr, bis endlich abermals ein lothringischer Ritter auftritt und über den Verlauf des Kampfes etwa wie folgt berichtet:

„Wir hatten sechszehn Fähnlein aufgebracht,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufstieg vom Walde her. Als wir nun die Höhen
Erreicht und in das Thal herunter stiegen,
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind*)
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts sahn.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns schnell
Auf's Pferd zu werfen. Sieh! da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar.
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen,
Zweitausend Feinde deckten das Gefilde.
Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge,
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt".

Mit anderen Worten: Der Feind ist geschlagen, die Führer sind gefangen, Graf Bruno ist unversehrt, aber Graf Warnfried Vater hat eine tödtliche Wunde empfangen. Dieser letztere schleppt sich auf die Bühne. Gräfin Thekla fühlt, daß sie die Verpflichtung habe, ihm die Schuld der Vergangenheit anzuvertrauen, und sie macht ihm das Geständniß, daß sie mit dem Grafen Wolfram von Eschwede, der in ferne Lande gezogen ist, die Treue gegen ihn gebrochen hat. Sie erinnern sich, daß Graf Warnfried vor allem der strenge Hüter der Ehre seines Hauses ist. Sie können sich also denken, in welchen Zustand ihn dieses Schuldbekenntniß versetzt. Er ruft seinen Sohn herbei. Er will ihm eben die schreckliche Wahrheit gestehen, da schließt der Tod ihm den Mund. „Graf Eberhard von Warnfried ist gestorben" sagt Thekla mit dumpfem Pathos, und der Vorhang fällt.

Zwischen dem ersten und zweiten Act liegt ein Zeitraum von einigen Monaten, wie ich glaube. Die Kinder haben die Trauer bereits abgelegt, aber Thekla trägt noch immer ihr schwarzes Wittwenkleid. Bruno rüstet sich zum Aufbruch, um ein ritterliches Spiel mitzumachen. Er will „kämpfen für die schönste Fraue". Ich bitte Sie, das e nicht zu übersehen, denn der mittelalterliche Charakter des Schauspiels, für welches der Verfasser ganz genau das Jahr 1495 angegeben hat, wird hauptsächlich durch diese kleinen e's dargestellt. So sagt er nicht Mann, sondern Manne, nicht Frau, sondern Fraue. Jetzt tritt der ideale Dichter in sein Recht. Die Sonne verglüht, und der silberne Mond steigt auf. Bruno und Thekla geben sich dem allgemein verbreiteten süßen Liebesgeflüster hin.

„Der Mond scheint hell. In solcher Nacht wie diese,
Da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßt,
Stahl Bertha sich von ihrem argen Vater
Und lief mit einem ausgelassenen Liebsten
Von Steinburg fort."

„In solcher Nacht wie diese,
Da schwor ihr Bruno jung und zärtlich Liebe,
Und stahl ihr Herz mit manchem Treugelübde
Und jauchzte himmelwärts: ich bin geliebt."

*) Dieser Vers ist allerdings kein fünffüßiger Jambus, aber Schiller hat ihn so geschrieben. Und da ich den obigen Bericht aus den Berichten des Raoul und des schwedischen Hauptmanns (Jungfrau und Wallenstein) zusammengestellt und die Schiller'schen Worte gänzlich unverändert gelassen habe, kann ich mich nicht zu einer Correctur veranlaßt fühlen.

Digitized by Google

Da erschallen Trompeten. Man nimmt zärtlich Abschied und Bertha tritt in ihr

„einsam Schlafgemach,
Um dort von Dir, o Theurer, sanft zu träumen".

Die Scene bleibt leer, und Thekla tritt auf. Ihr schwerer Schmerz wird durch das Bewußtsein gemildert, daß ihr trefflicher Sohn Bruno, den sie über alles liebt, und der sie wie eine Heilige verehrt, von ihren Vertraulichkeiten mit dem Grafen Wolfram keine Kunde erhalten hat. „Apropos Wolfram," sagt sie in mittelalterlichen Jamben, „noch seh' ich ihn ꝛc." — womit sie den nunmehr erfolgenden Eintritt Wolframs in der bekanntesten Weise vorbereitet.

Also Wolfram, der Verführer, und Thekla, die Schuldige.

Er beginnt mit der Erklärung, daß er sie noch immer liebt. „Das geht weiß Gott nicht," sagt Thekla. „Ach was," entgegnet Wolfram

„Weshalb dies Ringen zwischen Stolz und Liebe?
An meinem Herzen ist der schönste Ort".

Thekla.

„O bleibe nicht bei mir und gehe fort,
Was Du mir warst, wirst Du nie wieder werden.
Seit heut sind weiter wir getrennt, denn je,
Graf Eberhard von Warnfried ist gestorben."

„Aber erlauben Sie," entgegnet Wolfram, natürlich viel beredter und tragischer, immer in schönen Jamben, „das ist doch kein Grund, deshalb bin ich ja gerade wiedergekommen".

„O wärest Du geblieben, wo Du warst,"

sagt Thekla.

„Bitte schön," versetzt Wolfram. „Ich bin in meiner besten Mannes-kraft." (Dies Letztere ist ungefähr wörtlich; ebenso das Folgende.)

„Ich kann noch leben, denn ich kann noch lieben,
Ich kann noch lieben, denn ich bin noch jung."

Aber selbst dieser kräftigen Beweisführung widersteht Thekla. „Zwischen uns drängt sich die Schuld," sagt sie, „aber so sei doch vernünftig, Wolfram! Es braucht ja nicht so zu sein, wie Du meinst. Es gibt ja noch andre Frauen."

Viel edle Frau'n zählt unser Vaterland.

Und wenn Du auf alle Fälle das Bedürfniß fühlst, Dich zu vermählen, von meiner Seite hast Du keine Unannehmlichkeiten zu befürchten; au contraire ich will Deine künftige Frau auf's netteste bei mir aufnehmen, und anstatt der unmöglichen Verbindung zwischen uns Beiden, könnte sich zwischen uns Dreien ein ganz honettes Kaffeeverhältniß herstellen lassen. Wir wollen uns gut miteinander stellen. Ich darf nicht mehr die Frau eines Andern werden, denn ich habe schon einmal den Vorzug gehabt, die Treue zu brechen."

Der dritte Act spielt wenige Tage später. Bertha schäkert in harmlosester Weise mit dem Grafen von Hassingen, dem Bewußten, der sie liebt. Sie schenkt ihm Blumen, Locken u. dergl.; aber sie denkt sich gar nichts dabei. Bruno kommt vom Turnier zurück. Er erstattet uns wiederum den Bericht eines schwedischen Hauptmannes. Er ist sehr mißgestimmt. Er ist seinem Schwiegervater und seinem Nebenbuhler begegnet, und Beide haben ihn mit höhnischen Reden gestichelt. Außerdem hat er im Garten bei seiner Ankunft Bertha im vertraulichen Geplauder mit Graf Walter belauscht, kurz und gut: er ist eifersüchtig.

„Ist nichts geschehn, was meine Ehre kränkte?"

fragt er seine Mutter.

Die Mutter sucht ihn zu beruhigen. Aber als er seine Frau mit Walter in fröhlicher Laune eintreten sieht, um ihn zu begrüßen, regt sich die alte Eifersucht wieder und er wird recht unfreundlich, ja sogar grob. Er beleidigt ohne den mindesten Grund seine Frau und seinen Freund. Es kommt zur Herausforderung, aber er beruhigt sich wieder, bittet um Vergebung, und die Sache scheint abgemacht zu sein. Da sagt Walter: „Hier in diesem Haus halt' ich es nicht mehr aus. Ich will lieber fortgehn." „Also stimmt die Sache doch nicht?" blitzt es in Brunos erregtem Sinne, und der Scandal geht von neuem los. Um sich seiner Qualen zu entledigen, richtet er die feierliche Frage an seine Mutter:

„Darf ich an meines Weibes Treue glauben,
So unerschütterlich wie einst mein Vater
An deine?"

Darauf kann die Mutter natürlich nicht ja sagen, denn der Vater glaubte ja gar nicht mehr an ihre Treue. Sie schweigt also betroffen, und dies Schweigen deutet Bruno unheilvoll als die Bestätigung seiner Befürchtungen. Er schwört darob, daß er das Geschlecht erlöschen lassen will. Daher der Titel.

Ich sah nach der Uhr, denn ich hatte einen Brief an die leipziger Druckerei in der Tasche, der mit dem Nachtzug befördert werden mußte. Es war ¾10 Uhr, als der Vorhang zum dritten Male herunter rauschte und die entsetzte Gruppe auf der Bühne von dem angenehm angeregten Publicum trennte. Erst die Pflicht und dann das Vergnügen, sagte ich mir, und entschloß mich nicht ohne harten Kampf nach dem dritten Acte das Stadttheater zu verlassen.

Wie Otto Franz Gensichen sein Trauerspiel vollendet hat — ich weiß es nicht genau. Aber es ist mir auch ziemlich gleichgültig. Ich kann annehmen, daß Walter, der Freund Berthas zu der Erkenntniß kommt, daß er eigentlich Thekla liebt, daß Thekla aber mit dem Vater von Bertha, dem Grafen von Steinburg in nähere Beziehung tritt, während Bruno und Wolfram von Eschwede in einen harten Conflict gerathen. Vielleicht entführt Wolfram Bertha, oder Graf Steinburg adoptirt Bruno, kurz und gut, der Phantasie des Dramatikers ist hier der weiteste Spielraum geöffnet. Jedenfalls müssen aber die Geschlechter erlöschen. Und das kann auf die mannichfaltigste Weise geschehen. Gensichen scheint, wie ich aus den Recensionen ersehen, mit Vorliebe das Gift angewandt zu haben. Bruno, von der Unschuld seiner Frau überzeugt, vergiftet sich mit dieser in seligem Umfangen. Auch Thekla macht, soviel ich weiß, ihrem Leben ein Ende, und Graf Wolfram holt den Sarg seines Kindes aus der Familiengruft.

Von einer Kritik des Gensichen'schen Trauerspiels kann hier schon aus dem einfachen Grunde nicht die Rede sein, weil ich das Stück nur bis zum dritten Act kenne. Die Dichtung fordert zur Parodie geradezu heraus. Aber trotz alledem steckt, wie ich schon früher erwähnte, Talent darin. Die Verse sind gar nicht schlecht gemacht und einige Scenen sind beinahe dramatisch angelegt. Das ist immerhin doch etwas, wenn auch noch lange nicht soviel, wie der Verfasser meint. Daß die Kritik ihm zum Vorwurf macht, einen modernen Stoff wie den Ehebruch in's Mittelalter verlegt zu haben, finde ich merkwürdig. Als ob Paris und Helena unsere Zeitgenossen wären! F. L.

## Offene Briefe und Antworten.

Mit Beziehung auf die von Schulze-Delitzsch in der „Gegenwart" veröffentlichten Aufsätze über die „Haftpflicht der Genossenschaften" theilen wir den auf Anfrage an Herrn Schulze-Delitzsch eingegangenen Brief des Registrars für England-Wales, Herrn Stephenson, in wörtlicher Uebersetzung mit. Dieser Brief bestätigt die von Schulze-Delitzsch ausgesprochene Vermuthung, daß die von Herrn Max Wirth mitgetheilten Zahlen des Herrn Leone Levi in dem „Journal der londoner statistischen Gesellschaft" gar nicht auf die englischen Genossenschaften, sondern auf die Actiengesellschaften (Joint Stock Companies) Bezug haben.

London, 23. December 1873.

Geehrter Herr!

Ich habe die Pflicht, Ihnen meinen Dank abzustatten für Ihren Brief vom 4. December und für das mir mit demselben zugesandte Exemplar Ihres „Jahresberichts" für 1872 über die vortrefflichen genossenschaftlichen Institutionen, mit denen Ihr Name seit langer Zeit so ehrenvoll verknüpft ist.

In Erwiderung habe ich Ihnen ein Exemplar meines Berichts über die Friendly Societies (Kranken-, Sterbecassenvereine ꝛc.) und Trade-Unions (Gewerkvereine) für 1872 zugehen lassen und werde Ihnen auch die Statistik über die Cooperative Societies (Erwerbs- und Wirthschafts-genossenschaften) übersenden, sobald ich dieselbe von dem Drucker erhalten habe.

Ich habe den Artikel des Professors Leone Levi in dem Journal der londoner statistischen Gesellschaft pro März 1870 eingesehen und gefunden, daß er sich nur auf Joint Stock Companies (Actiengesellschaften) der gewöhnlichen Handelsclasse, wie solche der Registrar für die Actiengesell-

Digitized by Google

schaften registrirt, bezieht und auch nur beziehen will, ganz und gar nicht aber auf Cooperative (Industrial- and Provident), Friendly oder Benefit Building Societies (Baugesellschaften), wie sie von mir registrirt werden.

Jeder Vergleich daher, den man zwischen der in obiger sehr tüchtigen Zeitschrift gegebenen Statistik und der über die deutschen Genossenschaften ziehen wollte, würde gänzlich trügerisch sein.

Es wird mir stets Vergnügen gewähren, Ihnen, soweit es in meiner Macht steht, jede gewünschte Auskunft zu verschaffen, und ich sage Ihnen für das gleiche freundliche Anerbieten Ihrerseits meinen verbindlichsten Dank.

Ergebenst der Ihrige

**A. K. Stephenson.**

* * *

## Gegen Dr. W. Eras.

Geehrte Redaction!

In dem mir gewidmeten Artikel der „Gegenwart" Nr. 3 d. J. S. 34. beschuldigt mich Herr Eras, ich habe in meinen Aufsätzen über „unsere socialpolitischen Parteien" in „Unsere Zeit" (15. Mai, 15. Juni, 1. August 1873) Herrn Schulze-Delitzsch „unter dem Deckmantel der Anonymität zu verunglimpfen gesucht". Nun habe ich an der betreffenden Stelle Herrn Schulze zwar ebensowenig verunglimpft, wie sonstigen Unsinn gesagt, den Herr Eras aus meinen Aufsätzen herauscitirt, sondern nur das Vergebliche der verdienstvollen Schulze'schen Bestrebungen gegenüber der Lösung der socialen Frage betont — und dieses Urtheil wird durch die socialen Kämpfe der Gegenwart wohl genügend bestätigt —; indeß möchte ich doch zur Erklärung der Anonymität jener Artikel bemerken, daß nur durch ein mir sehr unliebsames Versehn der Redaction mein Name unter dem letzten der drei Artikel (der im Manuscript unterzeichnet war) fortgelassen und erst auf meine Reclamation wenigstens im Inhaltsverzeichniß des betr. Bandes beigesetzt wurde. Ich glaubte und glaube keine Veranlassung zu haben, mich zu jenen Aufsätzen nicht zu bekennen. Im Gegentheil spreche ich hiermit Herrn Eras für die freundliche Reclame meinen besten Dank aus, und versichere, daß ich mit großem *Vergnügen gesehn habe*, wie geschickt er einen kathedersocialistischen Professor in einen nationalökonomischen Unterquartaner Karlchen Mießnik zu verwandeln weiß. Ich darf ihm diesen an mir verübten Scherz um so eher verzeihen, als ich mir bewußt bin, durch frühere Besprechungen seiner „literarischen Jugendsünden" diesen Zorn sehr wohl verdient zu haben; und da meine Beleuchtung der Eras'schen Werke sogar bei der letzten Reichstagswahl in Chemnitz den Socialdemokraten gegen Herrn Eras gedient haben soll, so ist mir auch sehr erklärlich, daß mich Herr Eras als Socialdemokraten bezeichnet, dem nur der Muth des Bekenntnisses fehlt. Ich bedaure, aus Mangel an Ueberzeugung Herrn Eras die von ihm gewünschte Muthprobe nicht geben zu können; um ihn jedoch einigermaßen zufrieden zu stellen, will ich ihm wenigstens bekennen, daß ich mich wirklich freue, indirect und unbewußt durch meine Kritiken seiner literarischen Leistungen mein bescheidenes Scherflein zu seinem Durchfall in Chemnitz beigetragen zu haben. Leute wie ihn halte ich für die gefährlichsten Förderer der socialen Revolution, während mir die — übrigens von jedem unbefangenen Beobachter sehr wohl voraus zu sehenden Erfolge der Socialdemokraten das sicherste Mittel zu sein scheinen, die Regierenden endlich und ernstlich an sociale Reformen zu mahnen, um noch in der zwölften Stunde der Selbsthilfe der arbeitenden Classen vorzubeugen.

Hochachtungsvoll

Bern, den 23. Januar 1874.

Prof. Dr. **H. v. Scheel.**

## Notizen.

Der Reichstag wird in wenigen Tagen eröffnet werden und die Spannung, mit welcher man der Session entgegensieht, wurde in einer großen Zahl von anticipirenden Leitartikeln und Correspondenzen so oft betont, daß selbst den blasirtesten Pfahlbürger, der sich an den letzten Wahlen zu betheiligen keine Zeit fand, von der Bedeutung der bevorstehenden Debatten eine Ahnung überkommen dürfte. Die Militärorganisation für ganz Deutschland und das Preßgesetz werden bald auf die Tagesordnung gelangen und die Parteien in Athem halten. Ueber zwei- oder dreijährige Dienstzeit wird wieder viel hin- und hergesprochen werden. Hoffentlich wird die äußerste Linke, die mit Ideen des Milizsystems und dergleichen geringe Aussichten hat, wenigstens in oratorischer Beziehung zum Vergnügen der Galerie, wie man in Frankreich sagt, einige neue Argumente vorbringen. Sollten alle die früheren Reden von vor zehn Jahren noch einmal gehalten werden, man liefe bei dem ersten Wort davon. Auch haben wir seitdem in militärischen Dingen einige Erfahrungen gesammelt und irgend ein reichsfreundlicher General könnte dem schwachen Gedächtniß der Zeitgenossen nöthigenfalls aufhelfen. Was das Preßgesetz angeht, so wird dasselbe, wenn es nicht liberaler ausfällt, als Gerüchte darüber umlaufen, natürlich im Reichstage Fiasco machen und die Regierung sollte sich demselben lieber nicht aussetzen. Das Verhältniß des Reichskanzlers zur Presse ist ohnehin ein ziemlich delicates. Niemand wird besser, in den großen Zügen seiner Politik sympathischer von den Blättern behandelt, als Fürst Bismarck. Die letzteren beklagen sich zuweilen über Undankbarkeit und verlorene Liebesmühe. Es wird sich zeigen, ob dieser Vorwurf begründet ist. Gegen ein strenges Preßgesetz für ganz Deutschland, dessen Annahme seitens des Reichstags mit der Abschaffung des Zeitungsstempels in Preußen belohnt werden sollte, haben wir uns schon ausgesprochen und die neue Majorität wird davon nichts hören wollen. Der Stempel ist überdies verurtheilt und zeigt schon seit geraumer Zeit ein hippokratisches Gesicht, das über sein baldiges Schicksal keinen Zweifel bestehen läßt. Die Regierung würde daher mit diesem vermeintlichen Opfer, um dafür ein nur für sie vortheilhaftes Preßgesetz zu erhalten, ein Geschäft machen, welches der Reichstag als ein angenehmes schwerlich betrachten dürfte. Der Preis, um den Stempel los zu werden, würde zu hoch erscheinen. Im übrigen soll die kirchenpolitische Frage ja auch die Reichstagssession beschäftigen. Die widerspenstigen Bischöfe sollen, wie es heißt, ausgewiesen, also mit einer Strafe bedacht werden, die früher nur bedenkliche Literaten oder sonstige Personen, die ihren Beruf verfehlt haben, zu belästigen pflegte. Ob man sie dadurch nicht zu Märtyrern erheben wird, von dieser Frage wird mancher, der den Ultramontanen sonst nicht zu viel Gutes wünscht, heimgesucht werden. Vielleicht überlegt sich die Regierung die Sache noch einmal. Es gäbe nach unserer unmaßgeblichen Auffassung eine andere Strafe, die viel sicherer und empfindlicherer die Schuldigen treffen würde. Man verurtheile sie ausnahmsweise nach christlichem Gebot, ihre Feinde zu segnen, mit Duldung und Milde ihr Amt zu üben. Das wird die Mehrzahl nicht lange aushalten und lieber freiwillig auswandern. Man hat alsdann denselben Zweck erreicht und der Klerus kann nicht über Vergewaltigung schreien. Die Regierung würde dann nicht nur die ungetheilte öffentliche Meinung, sondern auch, was stets ein großer Vortheil ist, auch die Lacher auf ihrer Seite haben.

* * *

Der deutsche „Reichsanzeiger" vom 22. Januar enthielt in Veranlassung der bekannten Debatte im Abgeordnetenhause eine Erklärung, aus welcher hervorging, daß General Lamarmora zu der ungarischen Bewegung in Beziehungen stand, welche abzuleugnen er sich vergebens bemüht hat. Der „Ungarische Lloyd" (citirt in der Augsb. Allgem. Zeitung vom 21. Jan.) enthielt eine ähnliche Notiz, mit dem Bemerken, daß man den Namen des Herrn, welchen Lamarmora zu dem preußischen Gesandten in Florenz geschickt, vorerst nicht nennen wolle. Unsere Leser kennen diese Thatsache, sowie den Namen des Grafen Czaki, Mitglied des ungarischen Comités, aus den Artikeln über Lamarmoras Pamphlet, welche wir aus der Feder unseres Mitarbeiters, Dr. E. Frensdorff, in den Nummern dieser Blätter vom 25. October und 1. November v. J. veröffentlicht haben (s. „Gegenwart" Nr. 44 S. 277).

* * *

N. N. Der Artikel über den Kaiser Franz Joseph kann leider erst in der nächsten Nummer erscheinen.

Digitized by Google

## Inserate.

# Es werde Licht!

Poesieen

von **Leopold Jacoby.**

II. Auflage. **Preis 15 Sgr.**

Berlin, Louisenstraße 45, **H. E. Oliven.**

## Censur- und Preßbureaux.

Ausmärzen und Einschmuggeln, oder den Wechsel der Preßpolitik schildert die Schrift **„Unsere Zeitungen"** von Dr. **Roscher,** bei Oliva in Zittau erschienen und für 5 Sgr. in allen Buchhandlungen zu haben. H. 325 b. m.

Im Verlage von **August Schindler,** Berlin S. W., (Alexandrinenstr. 27) erschien:

**Meyer, R., Der Emancipationskampf des vierten Standes.** I. Band: Deutschland. Theorie des Socialismus. Der katholische Socialismus. Die Internationale. Schulze. Lassalle. Marx. Die Gewerkvereine. Die Socialconservativen. Die Arbeiterpresse. Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

**Meyer, R., Die ländliche Arbeiterfrage** in Deutschland. Socialismus. Auswanderung. Mittel gegen beide. 15 Sgr.

**Meyer, R., Die neueste Literatur zur socialen Frage.** Heft I. 12 Sgr. — Heft II. 10 Sgr.

**Meyer, R., Die bedrohliche Entwicklung des Socialismus** und die Lehre Lassalles. 10 Sgr.

**Meyer, R.,** Was heißt **conservativ** sein? Reform oder Restauration? 5 Sgr.

## Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

**Peipers, W., Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache.** I. Cursus. 8. geh. 10. Aufl. Preis 15 Sgr.

— — desgl. II. Cursus. 8. geh. 3. Aufl. Preis 15 Sgr.

— — **Nouvelle grammaire française par demandes et par réponses à l'usage des Allemands.** geh. Preis 12 Sgr.

— — **Grammaire pratique de la langue allemande.** cart. Preis 26½ Sgr.

— — **Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache.** I. Cursus umgearbeitet und vermehrt mit der englischen Aussprache und erläuternden Noten von W. Molly. geh. 9. Aufl. Preis 18 Sgr.

— — desgl. II. Cursus. 2. Auflage unter der Presse.

Ein besonderer Vorzug bei dieser Grammatik ist die Beifügung der englischen Aussprache, die vorliegende **9. Auflage** spricht am besten für die Brauchbarkeit derselben.

— — **Practical method for the study of the german language.** cart. 22 Sgr.

## Tokaj und Jókai.

Bilder aus Ungarn

von

**Karl Braun-Wiesbaden.**

8°. broch. 436 Seiten mit einer Illustration. Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod" des Jókai Mór.) — Ein Franzose in Ungarn, 1860/61. (Nach den „Geographischen Plaudereien" des Malers Lancelot.) — Untersuchungen üb. d. Deutschenhass in Ungarn. — Minister Schäffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

Soeben erschien und ist durch sämmtliche Buchhandlungen zu beziehen:

## Grundzüge eines Systemes

der

# Nationalökonomik oder Volkswirthschaftslehre

von

**Hermann Bischof,**

Dr. der Philosophie und der Rechte, ordentl. Professor für Nationalökonomie an der Akademie für Handel und Industrie und Docent der Volkswirthschaftslehre an der k. k. Universität in Graz.

ERSTE LIEFERUNG:

**(Titel, Vorrede und Bogen 1—6 des Textes enthaltend.)**

**Preis 1 fl., nach auswärts franco 1 fl. 10 kr.**

Das Werk wird vollständig in drei Lieferungen, deren letzte Ende März 1874 erscheint.

**Empfehlenswerth für Jedermann, besonders für Studirende, Beamte aller Kategorien und Rangstufen, Gemeinde- und Bezirks-, sowie Landes- und Volksvertreter, Urproducenten und Industrielle, wie Kaufleute.**

## Verlag der Actiengesellschaft Leykam-Josefsthal

**in Graz, Stempfergässchen Nr. 4.**

**Anmerkung.** Ein ausführlicher Prospect über dieses Werk wird jedem sich dafür Interessirenden auf Verlangen gratis und franco übermittelt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

# Zeitschrift für Ethnologie.

**Organ der Berliner Gesellschaft**

für

**Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.**

Unter Mitwirkung des zeitigen Vorsitzenden derselben

**R. VIRCHOW,**

herausgegeben von **A. BASTIAN** und **R. HARTMANN.**

Sechster Jahrgang. 1874. 6 Hefte in gr. Lex.-Octav mit Tafeln. Preis 6⅔ Thaler.

Probehefte stehen zu Diensten.

# ZEITSCHRIFT

# für die gesammten Naturwissenschaften.

**Original-Abhandlungen**

und monatliches Repertorium der Literatur

der

**Astronomie, Meteorologie, Physik, Chemie, Geologie, Oryktognosie, Palaeontologie, Botanik und Zoologie.**

Herausgegeben von Dr. **C. G. GIEBEL,**

Prof. a. d. Universität in Halle.

XXII. Jahrgang. 1874.

Monatlich 1 Heft in 8. mit Tafeln. Preis pro Jahrgang 6⅔ Thlr.

Preis der completen Serie von 42 Bänden (1853—1871) 80 Thlr.

(Publicationspreis 120 Thlr.)

Probehefte stehen zu Diensten.

**Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.**

Im Verlag von **Georg Stilke** in Berlin ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Quickborn.

**Volksleben**

in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart

von **Klaus Groth.**

**Miniatur-Ausgabe:** geh. 1 Thlr. 6 Sgr., geb. 1 Thlr. 18 Sgr.

**Octav-Ausgabe** mit hochdeutscher Uebersetzung: geh. 22½ Sgr.

**Illustrirte Ausgabe** mit Holzschnitten von Otto Speckter. Preis geh. 2 Thlr. 15 Sgr., elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr.

**Pracht-Ausgabe davon auf Velinpapier.** Eleg. geb. mit Goldschn. Preis 5 Thlr. 20 Sgr.

## Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Ueber

**Mundarten und mundartige Dichtung**

von **Klaus Groth.**

gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.

## Diana.

Schauspiel in 5 Acten

von **Paul Lindau.**

(Befindet sich unter der Presse und erscheint demnächst.)

## Theater von Paul Lindau.

**II. Auflage.**

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

1. Band. 8. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 7. Februar 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.6

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Deutschland und Frankreich nach dem Friedensschluß. I. II. Von Schulze-Delitzsch. — Kaiser Franz Joseph I. Von N. N. — Die Reform der Gesetzgebung über die Actiengesellschaften. Von Rudolf Zwicker. — **Literatur und Kunst:** Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache. Von Klaus Groth. — Ungarische Rhapsodie. Von Hieronymus Lorm. — **Aus der Hauptstadt:** Die neuen Erwerbungen der berliner Gemäldegalerie. (Fortsetzung.) Von Bruno Meyer. — Offene Briefe und Antworten. In Sachen des Zacharias Zinnober. Von Johannes Scherr. — In Sachen des französischen Theaters in Berlin. Von F. M. — „Erloschene Geschlechter." Von Otto Franz Gensichen. — An H. Lingg. Von einem Abonnenten. — Notizen. — Inserate.

### Deutschland und Frankreich nach dem Friedensschluß.

Vortrag gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig am 8. Januar 1874.

Von **Schulze-Delitzsch.**

I.

Mit wachsender Spannung richten sich die Blicke Europas auf die beiden großen Völker in seiner Mitte, wie sich dieselben nach beendetem furchtbaren Kampfe innerhalb der neu festgestellten Grenzen einrichten, auf Deutschland und Frankreich. Mehr und mehr bricht sich die Erkenntniß unter den Nachbarvölkern Bahn, daß das, was sich hier entspinnt die allgemeinen Interessen auf das tiefste berührt, und am letzten Ende auf sie selbst fördernd oder schädigend seinen Einfluß üben müsse. Je unmittelbarer wir aber dabei betheiligt sind, um so dringendere Veranlassung haben wir, diese Verhältnisse scharf in das Auge zu fassen und unsere Stellung dazu zu nehmen.

Grundverschieden, ja geradezu entgegengesetzt ist dasjenige, was wir in dieser Beziehung in Deutschland und in Frankreich wahrnehmen, wie dies dem verschiedenen Charakter der Völker entspricht. Während wir in ernster Arbeit an unserm innern noch so unfertigen Zuständen um die Festigung unserer nationalen Wiedergeburt uns mühen: ist der vorherrschende Gedanke in Frankreich die Wiedererringung der politischen Obmacht in Europa. Dies das Ziel, in dem alle Franzosen ohne Unterschied der Partei übereinstimmen; denn dies ist ihre nationale Bestimmung, von welcher sie durch den letzten Krieg wider alles historische Recht herabgedrückt sind. Damit aber stehen wir vor der Frage der Berechtigung der Nationalität, deren Zug die Völker in unsern Tagen so mächtig bewegt. Und da wir ebenfalls im Namen dieses großen Princips, unter Zurückweisung jenes französischen Principats, unsere nationale Constituirung selbstständig in die Hand genommen haben: so müssen wir damit beginnen, uns die Bedeutung der Nationalität klar zu machen und einige Hauptmomente aus der geschichtlichen Vergangenheit Deutschlands und Frankreichs damit in Beziehung bringen.

Je nach klimatischen und localen Verhältnissen der dadurch bedingten Verschiedenheit des Kampfes um das Dasein, oder in Folge besonderer geschichtlicher Anstöße, scheiden sich die Völker in ihrer Lebenshaltung und Richtung, in physischer und geistiger Entwicklung, in Anlagen und Fertigkeiten, Neigungen und Strebungen, und gewinnen so im Laufe der Zeit jenes bestimmte Gepräge, welches ihre nationale Eigenart ausmacht, vermöge deren jedes als besondere Volkspersönlichkeit sich darstellt. Auf diese Weise treten bei den einzelnen Völkern gewisse Eigenschaften vorzugsweise hervor, werden gewisse Seiten der menschlichen Gesammtentwicklung vor andern cultivirt. Und eben darin beruht die Möglichkeit, den großen Culturaufgaben der Menschheit gerecht zu werden durch Theilung der Gesammtarbeit, indem jedes Volk ein besonderes Stück der Aufgabe, eine specielle Rolle in dem Drama in sich herausarbeitet und zur Darstellung bringt. In diesem Sinne erscheinen uns die Nationen gewissermaßen als Glieder eines Gesammtorganismus und Vermittler seiner Lebensfunctionen, als die unentbehrlichen Organe, mittelst deren die Menschheit zu geschichtlicher Action gelangt.

In dieser Bedeutung der Nationalität liegt zugleich das Maß ihrer Berechtigung. Nicht letzter Zweck, vielmehr Mittel zum Zweck, finden die Völker in der Menschheit, die Nationalität in der Humanität die höhere Einheit, in der sie aufgehen, der sie sich unterordnen müssen, um ihr zu dienen. Nur so weit erkennen wir daher die geschichtliche Mission eines Volkes an, als dasselbe irgend einen humanen Zug in besonderer Prägnanz repräsentirt, irgend etwas ist und leistet, was die Gesammtentwicklung unseres Geschlechts fördert. Im Gegentheil aber sprechen wir einem Gebahren jede Berechtigung ab, welches störend in die selbstständige Ordnung der Angelegenheiten anderer Völker eingreift, weil dies deren Fähigkeit, die Energie ihres Eingreifens in jene civilisatorische Gesammtarbeit schwächt.

Legen wir nun diesen Maßstab an Deutschland und Frankreich, so treten uns auf den ersten Blick Leistungen hüben und drüben entgegen, welche beiden Völkern eine bedeutende Stelle in der Culturbewegung sichern. Daher wird niemand an der geschichtlichen Mission eines von ihnen zweifeln, insbesondere nicht an der Frankreichs, des Landes, von welchem bedeutende Impulse dem ganzen Welttheil mitgetheilt wurden. Indessen bis zur Anerkennung des französischen Principats, als einer civilisatorischen Nothwendigkeit, vermöge dessen die übrigen Völker zur selbstständigen Ordnung ihrer Angelegenheiten gewissermaßen sich um die Approbation Frankreichs zu bewerben hätten, führt dies nicht. Vielmehr bedarf es zur Erklärung dieser Prätension eines kurzen geschichtlichen Rückblicks.

Wie die Dinge bei uns in den letzten Jahrhunderten gingen, ist bekannt. Durch die Kirchenreformation und

Digitized by Google

den dadurch hervorgerufenen religiösen Zwiespalt schritt die seit den Wirren zwischen den Kaisern und Päpsten begonnene Auflösung des alten Reichsverbandes immer bedenklicher vor, der Einmischung der Nachbarn freien Spielraum bietend, und so trieben wir, durch die kirchlichen Wirren und das, was sich von politischen Gelüsten im In- und Auslande daran knüpfte, in jenen furchtbarsten aller Kriege in der Geschichte, der dreißig Jahre lang ununterbrochen unser Vaterland zum Tummelplatz der europäischen Heere, ja zur völligen Wüste machte. Der vollständige, wirthschaftliche Ruin, der Stillstand des nationalen und Culturlebens war die traurige Folge. In eine unzählbare Menge kleiner Territorialgebiete vertheilt, wurde die Nation durch die Kleinlichkeit ihrer öffentlichen Zustände zum Spott des Auslandes, während sie im Innern, mit wenigen Ausnahmen, der Knechtung und Aussaugung zahlloser Despoten verfiel. An die Stelle der Geisterbewegung des 16. Jahrhunderts trat eine Beschränktheit des Sinnes, eine dumpfe Resignation, die, unter dem wüsten Gezänk herrschsüchtiger Theologen, der Gedankenwelt der anbrechenden neuen Zeit sich fast zu verschließen schien.

Ganz anders in Frankreich, wo die religiöse Bewegung mehr den politischen Parteikämpfen diente und schließlich der Staatseinheit geopfert wurde. Das außerordentliche Uebergewicht, welches die in einer Hand geeinigte Staatsmacht über die Nachbarn gewährte, führte immer weiter auf der vorlängst betretenen Bahn der Eroberung und Beanspruchung des entscheidenden Wortes in Europa, was unter Ludwig XIV. zum völligen System wurde. Der Ruhm des Königs, der Glanz des Hofes, das gesteigerte Bewußtsein des Volkes machten Paris zum Mittelpunkt der civilisirten Welt, zur Herrscherin in Sachen des Geschmacks und der Mode, und riefen eine Literatur hervor, welche wesentlich dazu beigetragen hat, den modernen Anschauungen, namentlich über Staat und Kirche, mit Geist und Kühnheit Bahn zu brechen, und die Fäulniß der gesellschaftlichen Zustände schonungslos aufzudecken. Die dadurch vorbereitete Revolution von 1789 ging wie der Freiheitsmorgen über dem Continent auf, aber nur, um in den Eroberungskriegen des ersten Kaiserreichs zu enden, in welchen, statt der Ideen, die Waffen die Rolle übernahmen, die Welt zu unterwerfen. Und wechselten auch ungeheure Erfolge mit zeitweiligen Mißerfolgen — in Drang und Streben der Franzosen wurde dadurch im ganzen nichts geändert, vielmehr setzte sich die Meinung von der Rolle, welche ihnen in der Welt zugewiesen ist, bei ihnen durch dies alles immer fester. Darnach gebührt ihnen, als dem ersten Volk der Erde mindestens das europäische Prestige, die oberste Entscheidung über die Geschicke der übrigen Staaten, als Wächtern des politischen Gleichgewichts, welches nur gesichert ist, wenn Frankreich an Geltung die übrigen Staaten aufwiegt. Das erste und Haupterforderniß aber, ohne welches an die praktische Durchführung dieser Rolle gar nicht zu denken ist, besteht: in der politischen Zerrissenheit und darin begründeten Ohnmacht Deutschlands. Denn das Erstehen einer einheitlichen deutschen Macht würde gleich einem mächtigen Wall den nöthigen Spielraum für die diplomatischen und militärischen Actionen Frankreichs wesentlich verengen. Und wo anders sollte das Material zu den Entschädigungen und zur Completirung der Heere in den Prestigefeldzügen herkommen, deren Kosten man doch unmöglich selbst tragen kann, da man sie zum allgemeinen Besten unternimmt? Daher die Existenzfrage, zu welcher Frankreich die Consolidirung Deutschlands von jeher erhoben hat, daher der Protest gegen den Beginn dieser Consolidirung im norddeutschen Bund mit der Losung: Rache für Sadowa! Daher endlich der letzte Krieg selbst, zu welchem dieser nationale Hang unwiderstehlich drängte.

Halten Sie damit den Weg zusammen, auf welchen die Deutschen zu ihrem Emporkommen hingedrängt waren. In Zuständen befangen, welche zeitweise ihre humane Geltung, wie ihre politische Existenz in Frage stellten, mußten sie sich zuerst aus der tiefen Gesunkenheit ihres geistigen Lebens herausarbeiten und mühsam ein Feld cultiviren, welches die Franzosen, getragen von ihrem großartigen nationalen Aufschwunge, im Fluge eingenommen hatten. Der Vergleich der beiderseitigen literarischen Erzeugnisse in jener Epoche fällt daher im höchsten Grade zu Ungunsten Deutschlands aus. Ob indessen die französische Literatur noch bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ihre Ueberlegenheit behauptete, so litt sie doch an einem Hauptgebrechen: sie blieb auf die aristokratischen Kreise beschränkt, wirkte nicht auf Hebung der Intelligenz, auf Sittigung der Massen, drang nicht in das eigentliche Volksleben. Gerade hier stehen wir aber bei dem, was die Deutschen vor den Franzosen voraus haben, was sie hielt in aller Noth, und unbeirrt, unter Schutt und Trümmern, den Bau der Zukunft bereitete: es ist die Volksschule, die beste Errungenschaft der Reformation, sie selbst die Reformation in Permanenz! Durch ihre unscheinbaren Dienste fand die Nation, von der Ungunst der äußeren Verhältnisse in sich selbst zurückgedrängt, sich selbst wieder. Und als die Frucht der langen stillen Geistesarbeit, die classische Epoche unserer großen Dichter und Denker, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit ihren unsterblichen Werken an den Tag trat, war es die deutsche Volksschule, welche die belebende Strömung in die weitesten Kreise hineintrug, sie viel tiefer und inniger mit dem Volksleben verknüpfte, sie viel wirksamer machte für Bildung und Gesittung der Massen, als dies anderswo hätte geschehen können.

So stehen beide Völker neben einander, in ihren Leistungen für das geistige Leben der Menschheit gleich bedeutend und doch grundverschieden. Während sich bei den Franzosen die Blüthe ihrer Literatur an ihre großen kriegerischen und politischen Erfolge anschloß, welche Sinn und Streben auf äußere Geltung und Glanz richteten und so zu einer gewissen Veräußerlichung führten, sind wir dagegen von der humanen Regeneration unseres Volks unter schwerer innerer Arbeit an die politische herangetreten und finden darin die Bürgschaft ihres Gelingens.

## II.

Nach diesen allgemeinen Vorausschickungen, welche uns für unsere weiteren Erörterungen als Anhalt dienen, lassen Sie uns nun speciell an das herantreten, was in beiden Ländern augenblicklich vorgeht.

Hatte schon die Entscheidung des preußisch-österreichischen Krieges in Deutschland als Bedrohung des französischen Prestige die Franzosen im höchsten Grade aufgeregt, so denke man sich die Wirkung ihrer völligen Niederwerfung in dem uns deshalb aufgedrungenen Kampfe, in welcher sie den Verlust dieser anmaßlichen Stellung erblickten! Und daß es Deutschland war, noch dazu Deutschland allein, keine europäische Coalition, dem sie sich beugen mußten, das bisher so lohnende Versuchsfeld für die Prestigemusterwirthschaft, das macht das Maß voll zum Ueberfließen!

Die Rache für die erlittenen Niederlagen, die Wiederherstellung der alten Macht durch Vernichtung des frechen Gegners, der es gewagt hat, den Sieg den französischen Fahnen untreu zu machen: dies ist es, was alle maßgebenden Kreise so ausschließlich erfüllt, daß selbst die Schwierigkeiten der inneren Lage, der Hader der Parteien davor zurücktreten muß, ja daß die Frage der künftigen Regierungsform davon abhängen wird, ob und wie dem unseligen Hange am besten Aussicht auf Befriedigung geboten wird.

Nun stellen sich der Erreichung des Ziels erhebliche praktische Schwierigkeiten entgegen. Die erlittenen Schläge waren zu hart, die feindliche Machtentwicklung und Kriegsleitung zu imposant, als daß sie nicht im Gros der Bevölkerung hier und da eine zu der thatsächlichen Ausführung der Racheprojecte nicht recht stimmende Wirkung hätten hinterlassen können. Dem Aufkommen solcher etwaiger Bedenken muß vorgebeugt, jedem Zweifel am Erfolge zum voraus ein Ende

Digitized by Google

gemacht und ganz Frankreich zur allgemeinen Erhebung fortgerissen werden. Um aber den Volksgeist auf den Höhepunkt einer solchen Anspannung zu heben, gibt es nur ein Mittel: daß man in der Nation das alte Vertrauen zu sich selbst, die Tradition ihrer Unbesieglichkeit, ihrer kriegerischen Unwiderstehlichkeit wiederherstellt. Ohne dies muß man darauf verzichten, die Sache zum erwünschten Ende zu führen, davon sind alle überzeugt. Und sofort sehen wir die Factoren der öffentlichen Meinung in einmüthiger Cooperation. „Verlorene Schlachten, ein unglücklicher Feldzug" — so geht die Parole durch das ganze Land — „aber beides nicht Ergebnisse der kriegerischen Ueberlegenheit der Feinde! Hätte die Tapferkeit entschieden, so wäre der Sieg bei den Franzosen gewesen. Nein, alles dies einzig und allein Folgen des scheußlichsten Verraths einzelner vom Feinde erkaufter Führer!" Ja, meine Herren, ein solches Experiment scheint uns so unmittelbar den Ereignissen gegenüber toll; auch würde es anderswo geradezu verlacht werden. Allein in Frankreich, wo die Unbesieglichkeit zum Dogma geworden ist, mit dessen Aufgeben das Volk sich selbst aufgeben würde, da ist dies anders. Ob man der Welt die Sache glaublich macht, ist dabei gleichgültig; das, worauf es einzig ankommt, ist: daß man sich selbst belügt, daß man mehr und mehr sich mit der Illusion erhitzt, um das Volk dadurch zu energischer Action aufzustacheln! Schon seit Beginn des Krieges arbeitete man dem rüstig vor. In dem interessanten Buche des englischen Parlamentsmitgliedes, des Herrn Sinclair, der seine Anwesenheit während des Krieges in Frankreich dazu benutzt hat, die Belege gegen das wahrhaft ungeheuerliche Lügengewebe der Franzosen zu sammeln, finden sich die Proben davon massenhaft, wovon ich nur eine hier heraushebe. Nach einer Zusammenstellung aus den Schlachtenberichten der französischen Zeitungen sind über zwei Millionen deutsche Krieger von den Franzosen erschlagen; ja Gambetta selbst gibt die Verluste der Feinde in seinen Briefen an Trochu am 21. December 1870 auf 300,000, am 3. Januar auf *500,000 Mann* an, während die amtlichen deutschen Verlustlisten des ganzen Krieges nur 44,891 Todte (einschließlich der an Wunden und Krankheiten Gestorbenen) und 83,006 Verwundete nachweisen. — Wie nach diesen französischen Nachrichten von den Deutschen da noch so viel übrig blieben, daß sie zu siegen vermochten — das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein, da mußte der harmloseste Mensch auf Verrath schließen! So ist denn das Verrathsstück inscenirt worden. Um die französische Kriegsführung in ihrer Gesammtheit rein zu waschen von der in jeder Hinsicht bewiesenen Schwäche und Unzulänglichkeit, muß alles auf die Schultern einzelner gewälzt werden. Und nicht genug, daß die Tagespresse und die sonstigen Organe der öffentlichen Stimmung das Ganze in Angriff nahmen: so weit ist die Verlogenheit schon bis in die höchsten Spitzen der Staatsleitung gedrungen, daß man die Komödie unter Zustimmung der Landesvertretung mit dem solennen Spruch eines Kriegsgerichtes endete! — Dies der würdige Schluß, womit der Sachbefund der Nachwelt überliefert wird; dies die Art, wie man in Frankreich Geschichte macht!

Indessen ist damit der Racheapparat noch nicht vollständig beschafft. Vielmehr bedarf es dazu noch der Alliancen. Freilich stößt man dabei auf eine gewisse Verstimmung bei den europäischen Cabineten, auf ein Mißtrauen theils gegen die Absichten, theils gegen die Leistungsfähigkeit Frankreichs. Indessen hat schon das zweite Kaiserreich, zuletzt noch bei Mentana, sich eine sichere und werthvolle Anknüpfung offen gehalten, welche die jetzige Regierung mit voller Hingebung aufnimmt: die Bundesgenossenschaft des jesuitisch gewordenen Papstthums, mit seinen schwarzen Schaaren. In der That sind beide Mächte auf einander angewiesen; sind nicht beide gleichmäßig in ihrer unbestreitbaren Autorität, in den Dogmen bedroht, welche ihre Weltstellung bedingen? Unfehlbarkeit und Unbesieglichkeit — mit beiden ist es dasselbe, beide existiren nur, so lange man daran glaubt, beide haben dieselben Gegner. Daher die neueste Aera bei unsern Nachbarn: Frankreich wird fromm! Pilgermantel und Stab sind an der Mode, die halbe Bevölkerung auf Wallfahrt, überall Processionen und Betzüge, Erscheinungen und Wunder! heilige Bilder beweisen ihre Kraft, und zu den alten gesellen sich neue, wo irgend das Bedürfniß sich zeigt. Und was eine Hauptsache dabei ist, die höheren Gesellschaftsclassen stehen an der Spitze! — Es ist ein wahrer Sturm auf den Himmel, dem nichts übrig bleibt als nachzugeben und seine reichsten Gnadenspenden auf die gläubige Menge auszuschütten. Welche geistliche Weihe erhält dadurch die Volkserhebung, aber auch welche wichtige weltliche Stütze in der Hülfe der Kirche. Müssen doch deren gläubige Bekenner überall offen oder versteckt, wie es eben geht, für den Sieg Frankreichs nicht blos beten, sondern auch sonst noch eintreten, besonders wenn es gilt in dem ketzerischen Deutschland die alte Herrschaft der Kirche durch französische Bajonette wieder aufzurichten. So lassen sich, wie man sieht, mit dem Himmel, durch Vermittelung seiner sichtbaren Stellvertreterin auf Erden, sehr werthvolle Alliancen schließen, welche nicht so leicht durch diplomatische Schachzüge gekreuzt werden, und unter Umständen wohl einen theilweisen Ersatz für den Rheinbund bieten können.

Dies der von unsern Nachbarn eingeschlagene Weg, von welchem ohne neue innere oder äußere Katastrophen an eine Umkehr nicht zu denken ist. Wohin sie damit gelangen, darüber kann sich niemand täuschen. Anstatt einzulenken von den verderblichen Bahnen, welche Land und Volk an den Rand des Abgrundes gebracht haben, anstatt in innerer Sammlung der frivolen Ueberhebung zu entsagen, welche der Demoralisation nur in die Hände arbeitet: sucht man die Rettung darin, daß man die Schwächen und Leidenschaften des begabten Volkes auf die Spitze treibt, sie zum Fanatismus steigert. Während der Zug der neueren Ideen dahin geht, der Pfaffenwirthschaft, der Hierarchie, mit ihren unvermeidlichen Folgen — der Volksverdummung und Entsittlichung — das Ende zu bereiten, sucht man in ihr einen Hauptstützpunkt und überliefert ihr die Zukunft des Landes. Und damit setzt man sich nicht nur in Gegensatz zu den allgemeinen Culturstrebungen des Jahrhunderts — nein, man bricht auch geradezu mit den besten Leistungen, welche die Nation selbst auf diesem Felde aufzuweisen hat! Wie stimmt die gläubige Unterwerfung unter die Unvernunft der neuesten Dogmen zu dem Geist der Heroen der französischen Literatur aus dem vorigen Jahrhundert; wie dies Wunderwesen der heiligen Bilder zu den Forschungen in den exacten Wissenschaften, in welchen die französischen Gelehrten bis in die neueste Zeit eine so hervorragende Stelle einnehmen?

Aber freilich, culturwidrige Ziele bedingen culturwidrige Mittel! Welche Schwierigkeiten und Schäden man indessen damit den Gegnern zu bereiten gedenkt: am Ende schlagen sie doch stets zum eigenen Ruin aus und führen ein Volk, das sich darin verrennt, zum sicheren Verfall.

(Schluß folgt.)

---

## Kaiser Franz Joseph I.

Am 2. December 1848 bestieg Franz Joseph I. den österreichischen Thron, nachdem Kaiser Ferdinand der Krone entsagt und dessen ältester Bruder, der Erzherzog Franz Carl auf die Thronfolge verzichtet hatte. Das österreichische Kaiserreich lag damals in heftigen Geburtswehen: es galt aus dem während Jahrhunderten gebildeten Conglomerat verschiedener Racen und Völker den einheitlichen Staat zu formen, eine Aufgabe, welche Kaiser Franz nicht zu lösen verstand, nachdem er die deutsche Kaiserkrone niedergelegt und statt dessen den Titel eines Kaisers von Oesterreich angenommen hatte.

Der österreichische Thron stand wie ein wankender Fels im sturmbewegten Meer, jeden Augenblick in Gefahr von dem wüthenden Anprall der Revolutionswogen verschlungen zu werden. In

Digitized by Google

dieses Chaos Ruhe und Ordnung zu bringen war Franz Joseph berufen, als er nach kaum zurückgelegtem 18. Lebensjahre die Zügel der Regierung ergreifen mußte. Fünf und zwanzig Jahre sind seit jenem trüben Decembertag verflossen, an welchem der Familienrath mit der Erzherzogin Sophie und dem Fürsten Felix Schwarzenberg an der Spitze die Doppelrenunciation erzwang, die einzige Hoffnung auf Errettung aus dem drohenden Schiffbruche in den jugendlichen Erzherzog setzend.

Wenn auch im Leben der Völker ein viertel Jahrhundert nur eine kurze Spanne Zeit ist, so füllt es doch den besten Theil von einem Menschenleben aus und bietet der Mitwelt einen so vielfältigen und reichen Stoff zur Beurtheilung dar, daß dieselbe an der Hand der Geschichte vollkommen befähigt ist, sich ein klares Urtheil über den österreichischen Herrscher zu bilden. Zum richtigen Verständniß eines Menschen reicht es jedoch nicht allein aus, wenn man dessen Thun und Handeln, wie sich dieses vor der Oeffentlichkeit darstellt, in Betracht zieht, sondern ein sehr wichtiges Moment bildet die Kenntniß des inneren Menschen, seiner Entwicklung und Fähigkeiten, welche wiederum in maßgebender Weise durch Abstammung und Erziehung und durch die geistige Atmosphäre beeinflußt werden, in welcher der Mensch die Jahre der Kindheit bis zu seiner Selbstständigkeit als Mann zu verleben hat. Eine erhöhte Wichtigkeit erhalten alle diese Punkte, wenn es sich um einen Fürstensohn aus altem Geschlecht handelt, dessen gute und schlechte Eigenschaften sich Jahrhunderte hindurch mit großer Constanz vererbten und fortwährend in den einzelnen Gliedern der Familie zum Vorschein kamen, ohne daß die Erziehung danach angethan gewesen wäre, diese physiologischen Einflüsse abzuwehren und zu mildern.

Franz Joseph ist der Sohn der Erzherzogin Sophie, einer geborenen bayerischen Prinzessin und des Erzherzogs Franz Karl, des zweiten Sohnes des Kaisers Franz. Je unbedeutender der Vater in jeder Beziehung, eine um so bemerkenswerthere Erscheinung war die Mutter des Kaisers, eine Frau von vielem Geist und Verstand und von energischem Charakter, welche nicht nur allein die Erziehung ihrer Kinder leitete, sondern es auch verstand, sich bis zu ihrem, vor einem Jahr erfolgten Lebensende einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihren Sohn zu bewahren. Als dem bayerischen Haus entstammend war die Erzherzogin bigott, der allerultramontansten Richtung ergeben und folgte unbedingt der Leitung, welche die Jesuiten mit kluger und vorsichtiger Hand auszuüben wußten. Zum Erzieher ihres ältesten Sohnes bestimmte sie den Grafen Bombelles, einen Jesuiten im Frack, wie er bezeichnend genannt zu werden pflegte. Nicht zufrieden jedoch mit diesem einen Jesuiten in der Umgebung des jungen Erzherzogs beauftragte sie dem Vorschlag Bombelles' gemäß noch den jetzigen Monsignor Mislain, einen besonders feinen und gewandten Mann, Unterricht in mehreren Hauptdisciplinen zu ertheilen. Zu Anfang der dreißiger Jahre war Mislain Director einer großen öffentlichen Erziehungsanstalt in Bern, verließ aber diese Stellung, als die liberale Partei an die Spitze der Cantonsregierung kam und natürlich auch eine andere als die bisherige Geistesrichtung in den Schulen zur Geltung bringen wollte. Da Graf Bombelles um dieselbe Zeit einen Erzieher für seine eigenen Kinder suchte und da ihm von seinem Bruder, dem damaligen österreichischen Gesandten in der Schweiz, jener Mislain warm empfohlen, so wurde Mislain Mentor der Bombelles'schen Kinder. Als solcher zeigte er sich als ein so treuer Anhänger des h. Ignaz von Loyola und wußte in so hohem Grade die Zufriedenheit des Vaters zu gewinnen, daß dieser nach einigen Jahren nichts Besseres thun zu können glaubte, als Mislain mit dem Unterrichten des Erzherzogs Franz Joseph zu beauftragen. Auch die Anhänglichkeit und das Vertrauen dieses Schülers wußte sich Mislain in so hohem Grad zu erwerben, daß die Gefühle des Kindes in dem Mann und Kaiser fortlebten und sich ungeschwächt bis in die neuere Zeit erhielten; natürlich wurde der zum väterlichen Freund gewordene alte Lehrer als Rathgeber in der Noth oft befragt, und nicht zu verwundern ist es, wenn vor dem in den Augen des Kaisers bewährten Mann sich die geheimen Pforten der Residenz oft in nächtlicher Stunde öffneten, während die Minister und Großen des Reiches vergebens Einlaß und Gehör begehrten. Außer Mislain hatte eine nicht minder bedeutende Persönlichkeit, der jetzige Cardinal Rauscher, dem Erzherzog den Religions- und den kirchengeschichtlichen Unterricht zu ertheilen. Man braucht nur den Namen Rauschers zu hören, um zu wissen, in welchem Sinne dieser Unterricht gegeben wurde; seinen deutlichsten Commentar erhielt derselbe in dem Abschluß des Concordates, dessen Unterhändler Rauscher gewesen ist.

Die geistigen Fähigkeiten des kaiserlichen Zöglings sollen in der Kindheit, trotz der ungewöhnlich geringen Begabung des Vaters, recht normale gewesen sein und Hoffnungen für die Zukunft erweckt haben; besonders wurde der große Fleiß des Knaben, sein Fassungsvermögen und ein nicht gewöhnliches Gedächtniß gelobt, Eigenschaften, die bei richtiger Anleitung und Ausbildung ihn wohl zu seinem hohen Beruf befähigen konnten. Der Fluch des Hauses Oesterreich war aber die Herrschaft, welche die Jesuiten vom Anfang ihres Bestehens an über dasselbe ausübten, ein Fluch, der doppelt schwer auf dem jungen Thronfolger lastete, denn dieser besaß weder die erforderliche Geisteskraft noch die nöthige Charakterstärke, um dem verderblichen Einfluß einer Jesuitenerziehung widerstehen zu können. Die Verstandeseigenschaften ihrer Pflegbefohlenen zu wecken und zu vervollkommnen sind die Jesuiten immer eifrig bemüht, allerdings mit dem steten Hintergedanken, sie in späteren Jahren den Interessen des Ordens unterzuordnen und dienstbar zu machen: aber noch eifriger trachten sie danach, den Charakter ihrer Schüler nie zu wahrer Selbstständigkeit gelangen zu lassen, sondern dieselben daran zu gewöhnen, ihr ganzes Leben hindurch in beständiger Abhängigkeit zu verharren und stets jesuitischer Leitung und Hülfe bedürftig zu sein. Diese Principien wurden selbstverständlich bei dem jungen Erzherzog im vollsten Maß zur Anwendung gebracht, da seinen Erziehern alles daran liegen mußte, in ihm ein williges Werkzeug zu besitzen, das jeden Augenblick bereit sein würde, an der Ausführung ihrer Weltbeherrschungsplane mitzuarbeiten.

Als Franz Joseph gegen 16 Jahre alt war, hörte man ihn in den Hofkreisen oft rühmend als einen viel versprechenden Jüngling nennen; es wurde lobend erwähnt, daß er bereits alle Sprachen der polyglotten Monarchie verstehen und sprechen könne, auch im Stande sei, zur Zufriedenheit der Vorgesetzten sowohl ein Bataillon Infanterie wie eine Schwadron Cavallerie oder eine Batterie Artillerie zu exerciren. Diese Talente eines Exercirmeisters mögen denn ungefährlich genug erschienen sein, um die Lehrer zu veranlassen, ihrer Ausbildung nicht nur keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern wo möglich diesen Liebhabereien noch allen möglichen Vorschub zu leisten, da ihnen auf diese Weise die Erreichung ihrer Zwecke gesicherter erschien, als wenn sie dem jugendlichen Geist weite Horizonte eröffnet und denselben in den Stand gesetzt hätten, von einem freien und objectiven Standpunkt aus den Gang der Weltgeschichte zu studiren, was allein ihn befähigt haben würde, die Fehler seiner Vorfahren zu vermeiden und der selbstbewußte Lenker der neu hereinbrechenden Aera zu werden. Die Kenntniß aller dieser Antecedenzien, deren Einfluß auf die Geistes- und Charakterbildung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, muß unser Urtheil über die Regierungsjahre des Kaisers um ein bedeutendes milder und nachsichtiger stimmen, als dies gewöhnlich bei den Zeitgenossen zu sein pflegt, welche zu viel von den jähen Wechseln der kaiserlichen Politik zu leiden hatten.

So war denn nun der Moment gekommen, wo Franz Joseph, der ritterliche Kaiser, wie er meistens genannt zu werden pflegte (wahrscheinlich wegen seines guten Reitens), den Schauplatz seiner öffentlichen Thätigkeit betrat. Als politischer Mentor stand ihm bei seinem Debüt Fürst Felix Schwarzenberg zur Seite, ein Mann von Verstand und Energie, der aber in seiner halb militärischen und halb diplomatischen Carriere mehr Berühmtheit durch seine galanten Abenteuer und einen excentrischen Lebenswandel als durch seine Verdienste um den Staat erlangt hatte. Jedenfalls wußte er das Versäumte rasch nachzuholen und in verhältnißmäßig kurzer Zeit stellte er in dem dem Untergang nahen Reich Ruhe und Ordnung wieder her. Sardinien wurde in einem glänzenden Feldzug nach wenigen Wochen bezwungen und damit die Lombardei nebst Venetien für eine weitere Reihe von Jahren an den Kaiserstaat gekittet, Ungarn wurde durch blutige Kämpfe niedergeworfen, allerdings nur mit Hülfe der russischen Heere, welche Schwarzenberg sich nicht scheute als Retter in der Noth in's Land zu rufen. In Deutschland verschaffte er Oesterreich wieder seine dominirende Stellung, indem er den preußi-

Digitized by Google

schen Unificationsbestrebungen durch den olmützer Vertrag ein Ziel setzte und den kaum entschlafenen frankfurter Bundestag in's Leben zurückrief. Ein in die Ferne blickender, an inneren Hülfsmitteln reicher staatsmännischer Geist documentirte sich allerdings nicht in diesem Zurückgreifen auf Institutionen, welche ihre Ungenügendheit bereits in den bewegten Zeiten des Jahres 1848 dargethan hatten, aber der Schwarzenberg'schen Hetzpeitschenpolitik, wie sie der alte Fürst Metterich genannt hat, genügten jene Mittel zur Erreichung des augenblicklichen Zweckes. Im Inneren des Reiches, wo die Stille das Kirchhofes herrschte, theilte sich Bach unseligen Andenkens mit der schwarzen Partei in die Herrschaft und alles schien dem jungen Kaiser ganz nach Wunsch zu gehen. Selbst der im Frühjahr 1852 plötzlich und unerwartet erfolgte Tod des Fürsten Schwarzenberg brachte anscheinend keine Veränderung hervor. Der Kaiser wählte zum Nachfolger Schwarzenbergs den Grafen Buol, einen unbedeutenden und aufgeblasenen Aristokraten, dessen einziger Titel für diesen hochwichtigen Posten darin bestand, daß er der Sohn eines früher angesehenen Mannes und er selbst im Staatsdienst ergraut war. Wenn auch Franz Joseph die unbestreitbaren Verdienste Schwarzenbergs dankbar anerkannte, so war doch dem jungen auf seine Selbstständigkeit eifersüchtigen Herrscher der allmächtige, nicht viel Widerspruch duldende Minister oft genug unbequem und drückend gewesen; er fühlte sich jedenfalls wohler in der Gesellschaft des Grafen Buol, dessen an Gedanken und jeder Initiative baarer Kopf stets bereit war den Wünschen des hohen Herrn zu folgen.

In die Periode des Buol-Bach'schen Ministeriums fallen zwei Begebenheiten, die für die innere und die äußere Politik Oesterreichs von den unglückseligsten Folgen gewesen sind, deren Nachwirkungen sich noch bis in unsere Tage hinein fühlbar machten. Die erste war der Abschluß des Concordates mit Rom. Bei der ersten Nachricht davon war das Urtheil der Welt über den Kaiser ein vernichtendes, weil man nicht begreifen konnte, wie er einen solchen Vertrag, durch welchen Oesterreich gefesselt und geknebelt an Rom überliefert werden sollte, abzuschließen vermochte. Man berücksichtigte nicht, daß der Kaiser die Tragweite seiner That leider nicht zu erkennen in der Lage war, daß er glaubte ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, das zum Heil seiner Völker gereichen werde. Die zweite wichtige Begebenheit war der Bruch mit Rußland während des Krimkrieges. „Nous étonnerons un jour le monde par notre ingratitude" soll einst Fürst Schwarzenberg gesagt haben, als man ihn auf die für Oesterreich vielleicht drückende Schuld der Dankbarkeit gegen Rußland wegen dessen Beistandes während des ungarischen Revolutionskrieges aufmerksam machte. Ob nun der kluge, aber durch Gewissensscrupel nicht besonders belästigte Minister diesen Ausspruch gethan hat oder nicht: jedenfalls hätte er es verstanden, wenn jener Gedanke Thatsache geworden, Oesterreich eine für den Verlust der mächtigen russischen Freundschaft entsprechende Compensation zu verschaffen, während der dünkelhafte Buol genug gethan zu haben wähnte, als er jenes geflügelte Wort einfach zur That machte. Bombelles wird auch wohl nicht besonders bemüht gewesen sein, den Kaiser von der Wahrheit des Satzes „that honesty is always the best polizy" zu überzeugen und so ließ denn Franz Joseph geschehen, daß in einem der kritischsten Momente des Krimkrieges sein treuer nordischer Bundesgenosse durch Oesterreichs diplomatische und militärische Action auf das empfindlichste geschädigt wurde, was Kaiser Nicolaus und mit ihm jeder Russe als eine persönliche Beleidigung, als den Ausdruck des schwärzesten Undankes empfand. Fast zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, erst jetzt nach dem Sturz Napoleons III. und der glücklichen Beendigung des deutsch-französischen Krieges ist es den Bemühungen des Kaisers Wilhelm und des Fürsten Bismarck gelungen, die Versöhnung zwischen Oesterreich und Rußland zu Stande zu bringen. Da die üblen Folgen dieser Politik erst später zu Tag treten sollten, so kann man sagen, daß die Jahre bis zum Ausbruch des französisch-italienischen Krieges die glücklichsten der 25 jährigen Regierungszeit Franz Josephs waren, wenigstens mußten sie dem Kaiser die meiste Befriedigung gewähren, da er seine Principien im Einklang mit seinen Handlungen sah.

Obwohl bereits in jener Zeit sich Einflüsse geltend zu machen suchten, welche den Kaiser zum Betreten einer anderen Bahn veranlassen wollten, hielt dieser doch mit Consequenz an dem alten System fest, durch die Erzherzogin Sophie und die schwarze Camarilla in diesem Bestreben auf das eifrigste unterstützt, unbekümmert um die drohenden Wolken, welche der passive Widerstand der Ungarn bereits am politischen Horizont aufthürmte.

Aber plötzlich brach das ganze Gebäude durch den kurzen, unheilvollen Krieg des Jahres 1859 zusammen und so stolz und siegesgewiß man damals von Wien in den Kampf gezogen war, so niedergeschlagen und verzagt kehrte man nach Villafranca an die Donau zurück, einer der schönsten Provinzen des Reiches beraubt und um manche Illusion über die eigene Macht und Unfehlbarkeit ärmer. Der Bankerott des militärischen und politischen Systems war evident und mit diesem mußte endlich auch dessen Repräsentant und Träger fallen. In den ersten Wochen des Krieges hatte der Kaiser bereits Buol entfernt und zu dessen Nachfolger den Grafen Rechberg berufen, einen Mann, der sich nicht über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit erhob: jetzt mußte auch Bach den Ministerposten aufgeben, den er so sehr geliebt, daß er sich krampfhaft an denselben anklammernd seit 1848 alle nöthigen und gewünschten Wandlungen durchgemacht hatte, um sich stets möglich zu erhalten. Schmerling war der Mann, welchen seine politische Vergangenheit und die Stimme der öffentlichen Meinung mit solcher Macht als Retter in der Noth bezeichnete, daß der Kaiser sich genöthigt sah, denselben an die Spitze der Verwaltung zu berufen, so wenig er auch innerlich mit dessen liberalen Principien harmonirte.

In dieser Zeit scheint aber eine psychologische Veränderung in dem Kaiser vorgegangen zu sein, auf die wir die Aufmerksamkeit besonders lenken müssen, da sie einen wichtigen Anhaltspunkt für die Beurtheilung der Regierungshandlungen in den nächsten folgenden Jahren abgibt. Die Unmöglichkeit nämlich, nach dem jahrelang zähe bewahrten System und nach den alten Principien weiter zu regieren, scheint den Kaiser plötzlich jedes Selbstvertrauens beraubt, ihn irre gemacht zu haben an sich selbst und an den Grundsätzen, welche er von Jugend auf als Evangelium zu betrachten gewohnt war. Er glaubte nicht an das neue liberale Regime, welches er nun durchführen sollte, er glaubte aber auch nicht mehr unbedingt an das alte Regime, welches sich in der Zeit der Noth nicht bewährt hatte; und dennoch zogen ihn bewußt und unbewußt seine innersten Neigungen, die Erinnerung an die ersten empfangenen Lehren wieder zu diesen hin, hielten ihn die Familientraditionen und die Associationen des gesellschaftlichen Lebens im alten Bann mehr oder weniger gefesselt. Daher erklären sich seit 1859 jene unglaublichen Schwankungen in der Regierung, jene plötzlichen und schroffen Systemwechsel, welche mehr als einmal Oesterreich an den Rand des Verderbens brachten. Diese wechselvollen Schicksale im Detail weiter zu verfolgen, würde uns natürlich zu weit führen, wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, in wenigen großen Zügen die Hauptmomente zu charakterisiren, aus welchen sich jene Sinnesänderungen der letzten 14 Jahre erkennen lassen.

Als Schmerling die Erbschaft Bachs antrat, begann für Oesterreich eine neue Aera, welche bei der Stellung des von der öffentlichen Meinung und von der Majorität des Reichstages getragenen Ministers, von den segensreichsten Folgen hätte sein können, wenn dieser nicht ermangelt hätte, von Anbeginn an dem Kaiser ein bestimmtes und detaillirtes Programm vorzulegen, mit welchem er unbedingt stehen und fallen mußte. Durch dieses unverzeihliche Versäumniß kam etwas Schwankendes in Schmerlings Stellung, was von seinen Gegnern trefflich ausgenutzt, sofort allen Intriguen der immer mächtigen Hof- und Adelspartei und den nie fehlenden Einflüsterungen der geheimen jesuitischen Rathgeber Thür und Thor öffnete. Trotzdem kann man dem Kaiser nicht vorwerfen, daß er selbst seinem Minister Schwierigkeiten in den Weg gelegt und im Stillen gegen ihn gewirkt habe, wie dies oft behauptet wurde; er that wohl nichts direct gegen ihn, aber er unterstützte ihn auch nicht bei dem Regierungsgeschäft, und that nichts seinen Minister zu halten, als dessen Sturz durch die den Ungarn gegenüber befolgte Politik herbeigeführt wurde.

In die Zeit des Schmerling'schen Ministeriums fallen aber noch zwei Ereignisse, die wir erwähnen müssen, da sie von dem größten Einflusse auf die Geschicke des Kaiserstaates gewesen sind.

Digitized by Google

es ist dies der frankfurter Fürstentag von 1863 und der schleswig-holsteinische Krieg von 1864.

Seit dem für Italien so glücklichen Krieg von 1859, welcher diesem Lande die seit Jahrhunderten angestrebte Einheit endlich gebracht hatte, war auch in Deutschland das Streben nach nationaler Einheit auf's neue erwacht und suchte sich auf jede mögliche Weise trotz des Widerstandes der deutschen Regierungen Geltung zu verschaffen. Aus Furcht, von dem Ungestüm des Volkes oder gar durch die Initiative der preußischen Regierung in der Reformbestrebung überflügelt zu werden, entschloß sich Oesterreich plötzlich im Sommer 1863 eine Versammlung der deutschen Bundesfürsten nach Frankfurt a. M. einzuladen, welchen es eine neue Bundesverfassung zur Berathung und Beschlußfassung vorlegen wollte. Zwei Capitalfehler wurden indessen bei dieser diplomatischen Action begangen, welche von Haus aus deren Mißlingen bedingten.

Der erste Fehler war überhaupt der Versuch, ohne Preußens Mitwirkung, ja sogar gegen dessen bestimmten Willen eine Bundesreform zur Ausführung bringen zu wollen, wobei man sich der naiven Illusion hingab, das mächtigste Glied des Bundes werde sich bei einer Lebensfrage ignoriren oder majorisiren lassen. Hielt indessen Oesterreich diesen Weg für den richtigen, so hätte es auch bereit sein müssen — was es aber natürlich nicht war — die Durchführung der Majoritätsbeschlüsse mit den Waffen in der Hand zu erzwingen.

Der zweite Fehler bestand darin, daß der Reformvorschlag selbst ein ganz abgeschmacktes Canzleiopus war, welches die alte Bundestagsmisere nur in veränderter Form verewigen wollte, anstatt den neuen Bau auf breitester demokratischer Basis aufzuführen, wie dies Bismarck 3 Jahre später viel geschickter zu thun verstand; dann hätte man wenigstens hoffen können, die Unterstützung der liberalen und nationalen Partei, welche die große Majorität des Volkes bildete, zu gewinnen und mit deren Hülfe den nöthigen Druck auf die damals in Deutschland wenig beliebte, in heftige, innere Verfassungskämpfe verwickelte preußische Regierung auszuüben. So aber war das ganze Reformproject ein todtgebornes Kind, welches der österreichischen Regierung nur zur größten Blamage gereichen konnte, und gerade das Gegentheil von dem bewirkte, was man angestrebt hatte. Preußen war nicht gedemüthigt worden und die in Deutschland herrschende Krisis war von einer latenten zu einer acuten geworden, die nicht lange ohne Entscheidung bleiben konnte. Oesterreich hatte den Stein in's Rollen gebracht, welchen es weder aufzuhalten, noch nach seinem Willen zu dirigiren verstand.

Trotz der feindlichen Stellung, welche die beiden deutschen Großmächte nun zu einander nahmen, gelang es dennoch Preußen im darauf folgenden Jahr die Allianz und Cooperation Deutschlands zu gewinnen, als durch die Thronbesteigung Christians IX. von Dänemark die Nothwendigkeit entstand die schleswig-holsteinische Frage zum Austrag zu bringen. Graf Rechberg that sich damals viel zu gut darauf, Oesterreichs Theilnahme am nordischen Krieg der preußischen Regierung, wie er wähnte, aufgezwungen zu haben, er hoffte dadurch dem nationalen Verlangen nach Losreißung der beiden Herzogthümer von Dänemark zu schmeicheln und in Folge dessen beim Friedensschluß ein entscheidendes Wort mitsprechen zu können. Der kurzsichtige Politiker übersah dabei, daß Preußen, da es sofort die Leitung der ganzen Angelegenheit in die Hand genommen hatte auch den Löwenantheil davon tragen würde und daß Oesterreich, auf diese Weise in's Schlepptau genommen, auch die Initiative in der viel wichtigeren deutschen Frage verlor, ein Vortheil, welchen sich Bismarck nicht mehr entgehen ließ und dessen Ausnutzung Preußens siegreiche Waffen kurze Zeit darauf über Königgrätz bis unter die Mauern von Wien führte.

Ehe wir aber uns zu dieser unglücklichsten Episode in Franz Josephs Leben wenden, müssen wir unsern Blick wieder auf die innere Politik richten, in welcher abermals ein bedeutsamer Wechsel eintreten sollte. Der Moment war gekommen, in welchem Schmerling seine Entlassung erbat und erhielt. Nach diesem Mißerfolg des Verfassungslebens hielt sich Franz Joseph für berechtigt, wieder zum alten Regierungssystem zurückzukehren, welches ihm elf Jahre hindurch so sympathisch gewesen war. Die intimen Rathgeber und Freunde, die Lehrer seiner Jugend erkannten mit Freuden diese Rückkehr zu ihnen und beschlossen die günstige Gelegenheit gründlich auszunutzen, sowohl zur vollständigen Beseitigung aller liberalen Institutionen und zur gründlichen Durchführung der Concordatsbestimmungen, als auch zur Vernichtung Preußens und Erhebung Oesterreichs an die Spitze Deutschlands. Belcredi wurde an die Spitze der Regierung berufen; sein erstes Werk war die Suspendirung der Verfassung.

Vom Kaiser kann man nur sagen: er wußte nicht, was er thun ließ und zu bald sollte er Gelegenheit haben, die Rückkehr zum alten System bitter zu bereuen. — Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten wurde dem Grafen Mensdorff aufgezwungen, der, Soldat mit Leib und Seele, nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers die wichtige politische Stellung übernahm, welcher er selbst sich nicht gewachsen fühlte. Die Wahl gerade dieser Persönlichkeit von Seiten der schwarzen Camarilla war eine äußerst schlaue, denn Mensdorff war ein Ehrenmann, von allen, die ihn kannten, geachtet und geliebt, zwar von klarem Verstand und nicht ohne politische Bildung, aber viel zu schwach von Charakter, um das österreichische Staatsschiff vor der Gefahr bewahren zu können, die er selbst deutlich erkannte. Und so führten denn die Jesuiten das Land der Katastrophe entgegen. Sie allein sind es, welche den Krieg von 1866 zum Ausbruch brachten und alles, was Preußen damals that, mußte es thun zur Vertheidigung seiner Existenz und Deutschlands geistiger Freiheit; der Krieg, unter politischer Firma geführt, war seiner inneren Bedeutung nach ein Religionskrieg, gerade wie der 1870 von Frankreich uns aufgezwungene Krieg es auch war. Beim Friedensschluß verlor Oesterreich nebst der letzten seiner italienischen Provinzen auch seine dominirende Stellung in Deutschland, und das mit so vielen Hoffnungen durch die heimliche Arbeit der Jesuiten in's Leben zurückgerufene autokratische Regiment erlitt einen jämmerlichen Schiffbruch. Belcredi trat von seinem Ministerposten zurück und der Kaiser mußte wieder zur Verfassungspartei seine Zuflucht nehmen. Das sogenannte Bürgerministerium weihte die neuste Aera ein: obwohl es diesen Ministern durch den endlichen Ausgleich mit Ungarn gelang, eine die Staatsexistenz fortwährend bedrohende innere Gefahr zu beseitigen, konnten sie sich doch nicht lange im Amt behaupten und scheiterten ebenso an ihren in reichem Maß begangenen Fehlern wie an der persönlichen Antipathie des Kaisers.

Aber selbst den Dunkelmännern mag es jetzt einleuchtend gewesen sein, daß eine gänzliche Beseitigung der Verfassung zu den Unmöglichkeiten gehörte; indessen wollten sie, sich in das Unvermeidliche schickend, es nicht unversucht lassen, innerhalb der gegebenen Formen wieder das Heft in die Hand zu bekommen. Sie veranlaßten daher den Kaiser, da die Schaffung des Einheitsstaates bisher nicht hatte gelingen wollen, durch den Grafen Hohenwart das autonomistische Princip zur Geltung zu bringen, wobei sie sich durch den ultramontan und feudal gesinnten Adel den nothwendigen Einfluß zu bewahren hofften. Der Kaiser schien von ganzem Herzen sein Ministerium auf diesem Weg unterstützen zu wollen; aber wie ihm in seiner ganzen bisherigen Regierungszeit stets Enttäuschungen gerade da vorbehalten waren, wo sich seine inneren Neigungen in Uebereinstimmung mit dem herrschenden System befanden, so sollte ihm auch jetzt wieder dieselbe bittere Lehre nicht erspart bleiben. Hohenwart trieb sein Wesen bis an die äußersten Grenzen des Möglichen und erst als der Bestand des Staates durch diese tolle Politik geradezu in Frage gestellt wurde, schreckte Franz Joseph zum Glück vor den äußersten Consequenzen zurück. Fürst Auersperg wurde mit der Bildung eines neuen, verfassungstreuen Ministeriums beauftragt. Die Zeit des Bestehens des Ministeriums ist zwar erst eine kurze, aber dennoch ist bereits ein großer Schritt auf der Bahn der Reichseinheit vorwärts gemacht worden, dieses Mal unter wärmster und loyalster Mitwirkung des Monarchen. Indessen ist es noch nicht möglich zu sagen, ob dieser neue Versuch zu einem segenbringenden Ende führen wird — aber hoffen wollen wir, daß nun die Zeit der politischen Experimente für Oesterreich vorüber und sein schwarzer Feind für immer aus dem Feld geschlagen ist.

Eine harte Lehrzeit sind diese 25 Jahre für den Herrscher Oesterreichs gewesen. Wenn es überhaupt im Bereich der Möglichkeit lag, ihn von dem unseligen Zauber zu befreien, unter welchem er

Digitized by Google

bisher von den Jesuiten gehalten wurde, so konnte dies nur durch die grausamen Schicksalsschläge geschehen, welche die Vorsehung ohne Unterlaß über ihn hereinbrechen ließ. War es ihm nicht vergönnt, in seiner Jugend schon an der Hand erleuchteter Lehrer den wahren Geist der Geschichte zu erfassen, durch die Erfahrungen des Lebens mußte er dann erkennen lernen, daß die Werke des Jesuitismus denen nie zum Heil gereichen, welche sich zu seinen Mitarbeitern machen. Bei einem Rückblick auf die Vergangenheit mag es den Kaiser wohl schmerzen, daß er seinem Vaterlande zwei der reichsten Provinzen verloren hat, daß er nicht im Stande war, die von seinem Haus während Jahrhunderten in Deutschland innegehabte Stellung zu bewahren. Aber das Volk von Wien zeigte einen richtigen politischen Instinct, als es am 2. December 1873 seinem Kaiser glänzende Ovationen darbrachte; denn trotz jener anscheinenden Machtverringerung behauptet Oesterreich heute noch seine Großmachtstellung in unverändertem Ansehen und kann mit gesammelten Kräften an der Consolidirung seiner inneren Verhältnisse arbeiten. Hoffen wir, daß Kaiser Franz Joseph auf dem mit Sorgen und Pein erkämpften Wege beharrlich weiter wandeln und ein treuer Bundesgenosse des geeinigten Deutschland, ein Wohlthäter seiner Völker sein wird.

N. N.

---

## Die Reform der Gesetzgebung über die Actiengesellschaften.

Kaum sind je über eine Angelegenheit so viele Gutachten veröffentlicht worden, als gegenwärtig über die Frage einer Reform des Actiengesetzes vom 11. Juni 1870. Und natürlich, nachdem vor einem und zwei Jahren alle Welt bei dem Ankauf von Actien oder bei der Betheiligung an neuen Unternehmungen Geld verdient hat, schiebt der Herr Tout-le-monde jeden Verlust den er seit einem halben Jahr erleidet, der mangelhaften Gesetzgebung in die Schuh oder den Gründern der betreffenden Actiengesellschaft. Er verlangt vom Staat Schutz gegen Verluste, nachdem er vorher stillvergnügt den mühlosen Gewinn in die Tasche gesteckt hat und verstärkt mit zehnfachem Echo die vorher laut gewordenen Stimmen über die gewinnsüchtigen Ausbeutungen.

Wären nur die Gutachten der einzelnen Handelsvorstände über die Reform der die Actiengesellschaften betreffenden Gesetzgebung nicht gar zu lang, die Zeitungen könnten nichts besseres bringen, als alle die von dem Minister erforderten Gutachten, denn in vielen fände jener erwähnte Herr immer etwas, was ihn in seiner Wuth gegen Gründer und verderbte Welt bestärkte; und es ist ja so schön, sich in die Toga des Cato zu hüllen und gegen die Unsittlichkeit der sogen. faulen Gründungen zu eifern, nachdem man bei der eigenen Betheiligung statt der goldenen Früchte der Jahre 1871 und 1872 auf die faulen Eier des Jahres 1873 gestoßen ist. Nicht als ob ich blind wäre gegen die Uebelstände, die sich bei dem Mißbrauch der durch das Gesetz vom 11. Juni 1870 gegebenen Freiheit herausgestellt haben, aber ich kann es nicht billigen, daß, wenn solch ein Mißbrauch entsteht, nun immer sofort nach staatlicher Abhülfe, nach Beschränkung der neuen Freiheit durch Aenderung der Gesetze gerufen wird; weder auf dem wirthschaftlichen noch auf dem politischem Gebiet kann das als richtig erkannt werden.

Was nun speciell die Frage wegen Aenderung der Gesetzgebung über das Actiengesellschaftswesen anbetrifft, so ist unzweifelhaft heut die Forderung nicht so berechtigt, als sie es im April und Mai vorigen Jahres schien. Der Rausch ist verflogen, das Publicum ist entnüchtert und die Verhaftungen und steckbrieflichen Verfolgungen beweisen, daß das Strafgesetz sowie die Vorschriften des Gesetzes von 1870 stark genug sind, betrügerische Handlungen vor das Forum des Strafrichters zu ziehen. Am entschiedensten spricht sich gegen eine Reform die Handelskammer zu Hamburg aus. Dort war die anderen deutschen Landen neu gewährte Freiheit schon früher eingeführt und das Gesetz von 1870 erschien als eine wesentlich beschränkende Neuerung, der man natürlich nicht neue Beschränkungen hinzuzufügen geneigt ist. Aehnlich ist die Lage und das Gutachten von Bremen. Das Gutachten der berliner Kaufmannschaft, also des Platzes, an welchem die Gründungspflanze am üppigsten gewuchert hat und von dem aus die vielen Schößlinge anderwärts gesetzt sind, schlägt zwar einige Aenderungen des Gesetzes vor, beispielsweise, daß jeder Zeichner von Actien als unbedingt für den vollen Betrag seiner Zeichnung haftbar bleibe und eine Befreiung nach theilweiser Einzahlung nicht für angemessen zu erachten, auch daß die Ausgabe von Actien neuer Emissionen vor Vollzahlung der Actien der ersten Emission zu verbieten sei, doch stellt es in erster Linie den mannichfach erhobenen Klagen den Satz gegenüber, daß diese Klagen zumeist auf getäuschten Hoffnungen eines an sich ganz ungerechtfertigten Dranges nach Erwerb ohne Arbeit beruhen und betont das Risico der Gründer und die Arbeit und Mühe, welche in den allermeisten (?) Fällen der Gründung vorhergehen.

Bei dieser unverkennbaren Sympathie für die Gründer will das berliner Gutachten — sehr abweichend von den übrigen preußischen Gutachten — den für den Fall von Capitalerhöhungen zu Gunsten der Gründer oder ersten Actionäre stipulirten Vorrechten nicht entgegentreten, es sträubt sich auch gegen Verschärfung der Verantwortlichkeit der Aufsichtsrathsmitglieder unter dem, wohl ziemlich nichtig erscheinenden Vorwande, daß dann ehrenhafte Persönlichkeiten vor einem derartigen Amt zurückschrecken und damit das Feld für „Existenzen frei würde, welche in ihrem Aufsichtsrathe zu haben keiner Gesellschaft zum Vortheil oder zur Ehre gereichen würde". Warum gebraucht Berlin nicht gleich das geflügelte Wort „catilinarische Existenzen"? Die Verantwortlichkeit — ich komme auf sie zurück — ist gegenwärtig durch das Gesetz ausgesprochen, eine Verschärfung würden höchstens diejenigen Aufsichtsrathsmitglieder nicht vertragen können, welche gleichzeitig die Aufsicht (angeblich) führen in Dutzenden von Gesellschaften und in Gott weiß welchen weit entfernt liegenden Plätzen.

Auf einen sehr abweichenden Standpunkt stellt sich die Kaufmannschaft zu Stettin, nämlich auf den der moralischen Entrüstung. Nach diesem Gutachten haben besonders die in der Hauptstadt des Landes vorgekommenen Täuschungen und Umgehungen, deren verderbliche Folgen sich in unberechenbarer Ausdehnung über das ganze Land erstreckt haben, die Nothwendigkeit einer Reform außer Zweifel gestellt. „Der systematische Betrug eines großen Publicums — heißt es wörtlich weiter — bei der Gründung von Actiengesellschaften darf nicht länger ungestraft bleiben, weil er unter schlauer Benutzung unzulänglicher Gesetzesbestimmungen und unter dem Schutz namenloser Prospecte verübt wird." Wie reimt sich aber mit dieser Forderung der folgende mir viel richtiger erscheinende Satz zusammen: „Wer sich an einer Actiengesellschaft betheiligt, sollte eigentlich immer das Bewußtsein haben, daß er dadurch mit einem Capital Theilnehmer eines Handelsgeschäftes oder eines gewerblichen Etablissements wird; aber alle Mühe des Gesetzgebers muß eitel bleiben, wenn sich das Publicum nicht einmal gewöhnen kann, hierbei wenigstens einen Theil der prüfenden Vorsicht anzuwenden, den doch im geschäftlichen Verkehr mit Privatleuten niemand entbehren kann". Mit diesem Theil des Gutachtens, wohlverstanden nicht mit der Nothwendigkeit einer Aenderung des Gesetzes, stimmt die Handelskammer Cöln überein, nach deren Bericht die Wiederkehr einer gleichen, durch das Zusammentreffen verschiedener, besonderer Umstände hervorgerufenen und verlängerten Periode der übertriebenen Speculation nicht zu erwarten ist; die Gesetze erweisen sich gegen den Unverstand als völlig machtlos, derselbe kann nur durch Erfahrungen geheilt werden; allein in der Freiheit und durch die Freiheit kann der Mensch zu selbstständiger Prüfung der ihn umgebenden Verhältnisse herangebildet und zur Selbstverantwortlichkeit für alle seine Handlungen herangezogen werden. Mehr mit dem ersten Satze Stettins stimmt das Gutachten der königsberger Kaufmannschaft, welches die Nothwendigkeit anerkennt, einer Uebervortheilung des Publicums und insbesondere der Actionäre vorzubeugen, was durch die bisherige Gesetzgebung nicht im hinreichenden Maße geschehen sei; allerdings wird dann der Vorbehalt gemacht, daß die Aenderung des Gesetzes nur insoweit wünschenswerth sei, daß dadurch der Association des Capitals und der Errichtung von Handelsunternehmungen und insbesondere von industriellen Etablissements keine zu großen (— wörtlich! —) Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

Die Hauptsache scheint mir darin zu liegen, daß bei der Gründung von Actiengesellschaften eine größere Publicität herrschen mußte. Namenlose Aufforderungen zur Betheiligung an Actien-

Digitized by Google

gesellschaften richten sich eigentlich von selbst; nichts destoweniger sind sie vorgekommen, und wenn Zeichner, Actionäre damit hineingefallen sind, muß man an das Wort Delbrücks bei Gelegenheit der Lasker'schen Interpellation denken, daß nämlich bei dieser Materie ein Factor mitspricht, gegen den nach dem Worte des Dichters selbst Götter vergebens kämpfen. Mit der von der magdeburger Kaufmannschaft geforderten größeren Publicität über die Entstehung und Begründung des Geschäftes — und in dieser Beziehung kann Sitte und Gebrauch auch ohne gesetzliche Vorschrift Abhülfe bringen — stimmt auch Cöln überein. Es soll ein die Rentabilität des Unternehmens nach allen Richtungen hin klarlegender Prospect in den Zeitungen, in welchen die Eintragung in das Handelsregister verkündet wird mit Namensunterschrift der sämmtlichen Mitglieder des Aufsichtsrathes der Oeffentlichkeit übergeben werden, und zwar soll dieser Prospect auch die Vortheile, welche einer oder mehreren Personen, die für das Zustandekommen des Unternehmens gewirkt haben, zugeflossen resp. für die Zukunft vorbehalten sind, speciell angeben. Die breslauer Handelskammer verlangt eine ähnliche Veröffentlichung, unterschrieben von den sämmtlichen ersten Zeichnern. Ich kann hier unmöglich auf die einzelnen vom Handelsminister in seinem Rescript vom 28. Mai angeregten und von den Handelsvorständen beleuchteten Punkte eingehen; nur cursorisch will ich bemerken, daß die Frage, ob vielleicht die Freiheit zur Bildung von Actiengesellschaften auf bestimmte gewerbliche Unternehmungen beschränkt oder ob gewisse Branchen davon ausgeschlossen werden sollen, ziemlich allseitig verneint worden ist. Schon die Verhandlungen des im Mai 1869 zu Mainz abgehaltenen Congresses deutscher Volkswirthe — auf welche das magdeburger Gutachten hinweist — zeigen, daß der Versuch, eine Grenze zu ziehen für diejenigen Geschäftszweige, welche sich zum Betriebe in Form der Actiengesellschaft eignen und welche nicht, als gescheitert zu betrachten ist.

Es wird in der That in dieser ganzen Frage zur Zeit nichts übrig bleiben, als die Reform zu vertagen, weitere Erfahrungen abzuwarten. Die bisher gemachten Erfahrungen sind einseitig, sie sind in einer Zeit vorübergehender Verhältnisse und überstürzender Bewegungen gemacht. Der mächtige Aufschwung, den Handel und Industrie naturgemäß nach dem glücklichen Ausgange des Krieges genommen haben, das Zuströmen der französischen Kriegsentschädigung, das sind Momente, wie sie nicht leicht wieder vereint wirken werden. Die Zeit der Gründer, der Gründerconsortien, diese Erscheinung, die dem Gesetz nicht bekannt war und daher ungehindert durch den Strafrichter gewühlt und gewirkt hat, ist vorbei, aber, da in sehr vielen Fällen diese Gründer mit den Mitgliedern des Aufsichtsrathes identisch sind, werden sie, im Falle sie sich betrügerischer Manipulationen schuldig gemacht haben, ihrem Richter nicht entgehen. Der durch das Gesetz von 1870 dem Handelsgesetzbuch einverleibte Artikel 249 bestraft Mitglieder des Aufsichtsrathes und Vorstandes einer Actiengesellschaft mit Gefängniß bis zu 3 Monat, wenn sie vorsätzlich behufs Eintragung des Gesellschaftsvertrages in das Handelsregister falsche Angaben über die Zeichnung oder Einzahlung des Grundcapitals gemacht haben und sogar, wenn sie in ihren Darstellungen, in ihren Uebersichten über den Vermögensstand der Gesellschaft oder in den in der Generalversammlung gehaltenen Vorträgen wissentlich den Stand der Verhältnisse der Gesellschaft unwahr darstellen oder verschleiern. Ein sehr dehnbares Wort! Mit solchen Paragraphen läßt sich bei den Gesellschaften, deren Gebahren jetzt der allgemeinen Anfechtung unterliegt und leicht zur gerichtlichen Cognition kommen kann, viel anfangen. Auf das Rufen und Jammern der „barbenden Actionäre" ist wenig zu geben. Es mag vorgekommen sein, daß Personen von geringem oder größerem Vermögen von Klügeren, denen sie bisher besonderes Vertrauen geschenkt hatten, beredet worden sind, ihr Vermögen in bestimmten Actien anzulegen, um höhere Zinsen zu erzielen oder gar um an der Agiotage, also am Wiederverkauf zum höheren Curse Geld zu verdienen. Gewarnt sind sie von der deutschen Presse, allerdings nicht von den specifisch in der Börse ihren Schwerpunkt findenden Zeitungen genug, sie haben alle Warnungen in den Wind geschlagen, die Liebe zum Gewinn ließ sie übersehen, daß die in Aussicht gestellte höhere Rente mit der größeren Unsicherheit balancirt. Nicht etwa blos Bankiers, Gründer und Geschäftsleute haben sich vom epidemischen Jagen nach schnellem Gewinn bethören lassen, sondern ebenso auch Privatleute, Beamte, die glauben, wenn sie den Curszettel lesen und entziffern können, die Börsenweisheit mit Löffeln genossen zu haben. Verlust eines ererbten oder sauer erworbenen Vermögens ist die Folge davon, daß sie den ersten wirthschaftlichen Grundsatz verleugnet haben: nur Arbeit, unausgesetzte Arbeit führt zum Wohlstand und nicht ein vorübergehender Börsen- oder Lotteriegewinn. Hart ist die Lehre, die vielen durch die gegenwärtigen Zeitverhältnisse zu theil wird, aber gegen die weitgegangene Verirrung konnte nur eine so starke Lection helfen, wie sie gegenwärtig in Form der Entwerthung aller Papiere in Aussicht steht. Das ist nicht die Zeit zu einer Reform der Gesetzgebung.

Rudolf Zwicker.

## Literatur und Kunst.

### Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache.*)

Wer als ein junger Mann ein Buch in die Hand bekommt, wie das von Dr. Brandstätter soeben veröffentlichte: „Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache", in der Lebenszeit, wo Lessing, Goethe, Schiller, ihm als deutsche Schriftsteller vorschwebten, blank und rein glänzend wie etwa drei Sterne in der Leier am Abendhimmel, vor allem wenigstens dem Stil und der Sprache nach wie ewige Muster: dem mag zu Muthe werden wie da er zum ersten Male von einem nüchternen verständigen Verwandten aus der geheimen Conduitenliste vortragen hörte über die allverehrten Onkel, Tanten, Hausfreunde, die Halbgötter der Jugendtage. Es war eine grausame Enthüllung, sie alle hatten ihre Flecken und Schäden und die schöne Sicherheit, in der man sonst ruhig hinaufgeschaut, schwand mit einem mal dahin.

Erst später lernt man, daß der unbarmherzige „Zergliederer unserer Freuden" recht gethan, die Liebe hat nicht abgenommen, zur Verehrung bleibt noch genug übrig, sein Ideal lernt man unabhängig sicher stellen außerhalb „der Schranken der Menschlichkeit".

Familienfehler sind erblich, sie vergrößern sich zu Untugenden im Verfolg der Generationen, wenn sie nicht rechtzeitig erkannt, gar als „berechtigte Eigenthümlichkeiten" gehegt und nachgeahmt werden

*) Der Herr Verfasser begleitet seine Einsendung mit folgendem Schreiben:

Geehrte Redaction!

Nachdem Sie Daniel Sanders für seine Vorschläge über eine geordnete Orthographie — das Kleid der Sprache — für „Alldeutschland" einigen Raumin Ihrem geschätzten und vielgelesenen Blatte gegönnt haben, so gewähren Sie mir vielleicht auch noch einige Spalten zum Heil der Syntax — der Seele derselben —, obgleich ich Sie mit meinen „Mundarten" lange behelligt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich Ihnen nicht verbergen, daß ich mit einer gewissen nervösen Idiosynkrasie gegen gewisse Wortungeheuer behaftet bin. Wenn Sie Ihre beliebte Wochenschrift z. B. „Jetztzeit" benannt, so hätten Sie von mir, so wenig Ihnen und Ihren Lesern daran gelegen sein mag, weder in der „Alt-" noch „Neuzeit", weder in der „Nun-" noch „Baldzeit" einen Essai erhalten. So ist mir auch „Alldeutschland" trotz meines Patriotismus und trotz der Liebe zu meinem unvergeßlichen väterlichen Freund E. M. Arndt, der das Wort erfunden hat, erschrecklich, und ich bitte Sie niemals etwas wieder für oder wider „Alldeutschland" aufzunehmen; es erinnert mich immer an die „ganzen Menschen", die auf der Vogelwiese Lärm machten, als ich in Dresden wohnte. Gegen Sprachungeheuer schützt, scheint es, nicht der Panzer eines selbstgemachten guten Wörterbuchs noch die Waffe der Grammatik. Denn das ist doch, wie wir Plattdeutsche sagen würden, „Allen all lang" bekannt, daß alle Welt „all" nur mit abstracten Substantiven zusammensetzt, mit Macht, Güte und ähnlichem.

Und damit verbleibe ich als Ihr allzeit treu ergebener

Kl. G.

Digitized by Google

Dr. August Brandstätter, Professor am Gymnasium zu Danzig, verfährt in seinem Buche, „die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache, mit besonderer Rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche Literatur" (Leipzig bei Hartknoch 1874) schonungslos sogar mit den Häuptern der deutschen Schriftstellerfamilie. Sein Buch kann selbst einen Erfahrenen aufstören, und den Neuling im Handwerk geradezu erschrecken, indem es unwiderleglich nachweist, daß einige Erbfehler in der Sippe der deutschen Schriftsteller, von Lessing Goethe, Schiller überkommen, in der neuen Generation der Stilisten, bei den vielverehrten Auerbach, Freytag, Spielhagen u. a. sich bis zu verderblichen Stil- und Sprachsünden ausgebildet haben.

Wo soll er lernen, was gut deutsch ist, wenn selbst die Lieblinge der Nation nicht mehr gut deutsch schreiben? Was soll aus ihm und der deutschen Schriftstellerei und Sprache werden, wenn die Muster ungültig sind?

Dr. Brandstätter faßt diesmal nur den verderblichen Einfluß in's Auge, den die französische Sprache auf den deutschen Stil geübt hat. Doch denkt er das Gebiet seiner „pathologischen Anatomie und Histologie" später zu erweitern. Uns zu großer Befriedigung! Es wäre eigentlich nicht zum verwundern, wenn namentlich die Anfänger, die Schöpfer der neudeutschen Literatur, die hauptsächlich von den Franzosen lernen mußten, weil der Form noch keine modernen Muster näher lagen, wenn sie französische Worte und Wendungen mit herübergebracht hätten in ihre deutschen Schriften. Man glaubte auch des Schadens sich vollständig bewußt zu sein. Es waren einzelne Ueberläufer aus dem französischen Lager bei dem Kampf um Herrschaft in der Literatur bei uns eingedrungen, eine Menge gallischer Fremdwörter, leicht erkennbar, wie der Franzose an seinem schwarzen Haar. Man konnte sie hinauswerfen, wenn sie sich durch ihr elegantes Wesen nicht zu fest eingenistet, und Deutschthümler, Puristen, Turner und Grammatiker, vom Vater Jahn und Campe an bis zu den Potsdämlern und meinem Freundnachbarn, Dr. Wilhelm Jensen, hielten mitunter eine „Razzia" und „denuncirten" die etwa versteckten Schwarzköpfe, für die man oft gar curieuse Platzvertreter (Lieutenants) als deutsche Hausfreunde empfahl, wie z. B. Prof. Zeune für Thé dansant Hüpfewasser, für Hautbois Hochknüppel, für Tenor Dünngesang; Campe für Masquérade Larventanz (zwei Fremdwörter statt des einen).

Aber den Hauptfeind hatte man bis dahin noch gar nicht recht bemerkt: er hatte sich als Verderber in den deutschen Satzbau eingeschlichen, es war ein Franzose mit deutschen Worten. Es gehört ein Kenner beider Sprachen dazu ihn zu entdecken, wie Dr. B. sich als einer zeigt, zugleich begabt mit dem ruhigsten feinsten Talent der Beobachtung und Zergliederung des Satzbaues.

Da wird nun freilich, wie gesagt, nicht blos der Jünger erschrecken, wenn er die wälsche Schlange in seinen heiligsten Sentenzen entdeckt, die ihm als geflügelte Worte zufliegen, wo irgend die Stimmung sie anruft, in Worten wie in den von Schiller:

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Jungfr. v. Orl.,

oder von Goethe:

Und als er kam zu sterben*)
Faust, König von Thule,

oder in denen, die er von Jugend auf von den schlichtesten und derbsten der Deutschen gelernt: von Claudius dem Wandsbecker Boten:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wär gewiß verdorben,

oder von J. H. Voß:

Bedenk' für eine Tenne Weizen schafft sich ein neuer Flausrock an.

Ich überlasse es meinem Leser die vier Knackmandeln aufzulösen und den gallischen Wurm in jeder selbst zu entdecken. Wenn es ihm nicht gelingt, so hat er Ursache an seinem eignen Sprachgefühl zu zweifeln und sich das Buch anzuschaffen. Denn die „Gegenwart" wird mir nicht mehr Raum gewähren können, als daß ich auf einige Hauptresultate der B'schen Untersuchungen aufmerksam mache und etwa eine selbstständige Beobachtung von meinem Standpunkte als Dialektschriftsteller aus, daran anknüpfe. Die Lectüre des Werkes selbst wird und soll durch meinen Aufsatz darüber nicht unnöthig werden; ich wünsche vielmehr, daß sie dadurch Bedürfniß werde.

Unser Sprachgefühl ist, wie das musikalische, bis zu einem gewissen Grade abhängig von der Gewöhnung. Wie viele hören in Wagner'scher Musik Schönheiten an Stellen, die anderen wie baare Disjonanzen klingen. Wer bis dahin nur seinen Gott und seine Mutter „geliebt" hat, der findet es alsbald „reizend" — denn das Fremdartige lockt —, wenn er es erst aus gewichtigem oder vornehmem Munde öfter gehört hat, Trüffeln und Pasteten, ja tanzen und baden „zu lieben", und sein sprachliches Gewissen erstaunt nicht mehr, wenn „die Welt das Strahlende liebt — zu schwärzen". Damit ist das j'aime à faire glücklich eingeschmuggelt. Denn „wir lieben nicht nachzudenken" (Goethe Eleg. I, 5 statt des richtigen pflegen) dann „haben wir gut reden; Fräulein Sophie wird darum doch ihren Neffen lieben" (Schiller Neffe III. 9. gut haben, auch ein Gallicismus für: mögen). Und wenn man es (ich meine den Sprachfehler) ihr vorwirft, so kann sie noch wieder mit Stella von Goethe, auf gut französisch antworten: Was hast du (qu' as-tu?) oder zärtlicher mit den Worten der Zauberflöte: Wast hast du denn, mein liebes Männchen? zu deutsch meinend: Was fehlt dir?

Wer im Lessing gelesen hat: das liebe Mädchen war von der reizendsten, verehrungswürdigsten Unschuld (Hamb. Dram. 10. S. 52), im Goethe: Ueberhaupt war Serlo von dem besten Humor (W. M. V. 6.), im Schiller: Adelinde ist von einer resignirten Natur (Warb. II. S. 322), der findet es nicht mehr auffallend, wenn Louise Mühlbach schreibt: Louise war an diesem Nachmittag von einem reizenden Frohsein, von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit (H. v. Biel. 87) und befleißigt sich ähnlicher leicht zufließender Wendungen.

Die Präposition von ist dem ursprünglichen Sinne nach deversativ: man entfernt sich von dem Objecte, von dem man geht, kommt.

Ein Mensch ist von Sinnen, von Verstand, dem es daran fehlt, und es gehört ein Ruck im Sprachgefühl dazu, wenn ein Mann von Urtheil und Verstand denjenigen bezeichnen soll, der beides hat, wie jene hunderte von Beispielen, die Br. S. 106 u. s. w. in seinem Buche anführt, verlangen. Der Leser mag sie nachschlagen und sein eignes Sprachgefühl zum Richter nehmen, ob es dem Kritiker recht gibt, wenn er behauptet, dieser Genitivus qualitatis (sein von einer Eigenschaft statt sie haben oder besitzen) sei undeutsch und eine nachlässige Nachahmung des Französischen, wobei wir ihm die vorhergehenden Beispiele mit zur Beachtung empfehlen, nach der Formel: Seine Narren sind selten von den behaglichen Narren (Lessing, Dram. W. S. 51), Das sind nun wieder von deinen Grillen (Goethe, Werther), Meine Nichte ist vom Complott (Schiller, Neffe III. 2).

Lassen wir Dr. B., damit der Leser auch einmal seinen Ton vernehme, auch ein Wort selbst reden. Er schreibt S. 196: „Am häufigsten und zur widerlichen Epidemie geworden ist die Construction „gefolgt von"*) statt etwa „begleitet von": Klopst. Mess. XIV, 165 —: ein römischer Hauptmann von der Wache gefolgt. Schiller Wall. Tod III. 11: gefolgt von einer Heeresmacht. Braut. v. M.: durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück.

So Immermann, Strauß, Sealsfield, L. Mühlbach, Hesekiel, Mügge, Dingelstedt, Stahr, Bodenstedt, Auerbach, Brachvogel Spielhagen, Hackländer, Grimm, Rodenberg, Lewald u. A., von

*) Ueberfluthet ist die alte Erde und sie geht zu sterben. (Scheffel, Tromp. 189.)

*) Der Fehler ist darin begründet, daß man im Deutschen die Verba: gehorchen, folgen, schmeicheln, zuvorkommen, widersprechen nach französischer Construction passivisch gebraucht. Im Französischen sind dieselben nämlich transitiv und können daher in passivischer Construction verwandt werden. Der Franzose kann ebensowohl sagen: j'obéis à mon père, als: mon père veut être obéi (Brst. S. 196), während sie bei uns mit dem Dativ stehen.

Digitized by Google

denen der Verfasser reiche Beispiele anführt, in einer Anmerkung noch bemerkend: „Wie bei Hesekiel und Brachvogel ist diese Construction auch bei andern Romanschriftstellern bis zur Manie beliebt. Auch wollen uns gewisse Zeitungen gewaltsam diese undeutsche Construction aufdrängen".

Welche meiner Leser, frage ich, haben noch ein so unbeirrtes Sprachgefühl, daß sie dem Verfasser sogleich unbedingt in seiner Entrüstung beistimmen, noch etwa die Construction dazu nehmend nach der Formel: Gehorcht zu sein, wie er, konnte kein Feldherr sich rühmen (Schiller, dreiß. Kr. II 4, 423) oder: Dies vorausgesandt, kann ich an einzelnen Gegenständen die Gebräuche erklären (J. Grimm, Kl. Schr. II. 175).

Und wenn es geschwächt und getrübt worden, bei wem soll er es stärken? Bei den Volksmundarten, rufe ich seit fünf und zwanzig Jahren den Deutschen zu. Wer hat es verhindert, daß wir in den Jahren seit Ludwig dem Vierzehnten nicht ganz verfranscht wurden? Denn die Höfe, die Adligen, die Patricier waren es schon. Die Stammsprachen haben es gethan. Wenn es nicht Tugend war in den niederen Volksschichten, daß sie nicht mitliefen, nicht mitparlirten, so war es um so mehr die Tugend, die Macht der Mundart, welche verhinderte, daß das deutsche Volk seiner schlechten Neigung folgen konnte, Ausländisches zu bewundern und nachzuahmen. Wer hat uns Elsaß in seinem Kerne deutsch erhalten? Die Schriftsprache hat es nicht vermocht, sie reicht nicht hinab in die Herzen von Knecht und Magd, von Kind und Küchlein. Wer Schleswig gegen andrängendes Dänenthum? Die Stammsprachen waren es, bei uns das lange verkannte Plattdeutsch.

In der Construction steckt das Wesen der Sprache. So lange der Satzbau gesichert ist, ändern selbst die Menge andrängender Fremdwörter nicht die Sprache. Das Englische bleibt wesentlich germanisch trotz des Gemenges mit französischen u. a. Vocabeln. Das Volksgefühl überwacht den Satzbau wie ein Heiligthum seines Innern. Man kann die Unrichtigkeit fast aller von Dr. B. gerügten Gallicismen an einer Uebersetzung in's Plattdeutsche prüfen und finden. Man denke sich einmal in irgend einem Dialekt einen Rückert'schen Vers wie der: Eine deutsche Stadt möcht' ich erbauen Unter Himmel einem ewig blauen!

Die Schriftsprache hat die natürliche Neigung möglichst deutlich zu reden. Vor allem daher kommt die Auflösung der prägnanten Verba in ein abstractes Substantiv und ein möglichst blasses Verbum: Antwort geben, statt antworten, Verbeugung machen, statt sich verbeugen. Die meisten Gallicismen sind zu uns gedrungen, weil die französische Schriftsprache diesen Proceß schon durchgemacht hatte, ihre Constructionen mit il y a, faire etc. kamen dieser Neigung entgegen.*) Ich bin daher in meinen Untersuchungen, wovon ich den mir damals brauchbaren Theil in meinen Briefen über Hoch und Platt niedergelegt habe, oft von meinem Standpunkte aus zu denselben Resultaten gelangt, wie Dr. B. von seinem ganz verschiedenen.

„Offen" bleibt nur dabei noch völlig die Frage: Wie viel wir trotz alledem auch im Satzbau von einer fremden Sprache aufnehmen dürfen, ohne Schaden an der eignen Volksseele zu verüben.

**Klaus Groth.**

*) Eigne deutsche Unart, auf demselben Grunde entsprossen, ist die erst seit einigen Jahren grassirende Mode, die Negation durch das Wörtchen nicht möglichst weit an das Ende oft eines langen Satzes zu schieben, so daß man davon plötzlich wie von einer Enttäuschung getroffen wird. Das Wort kein ist dadurch fast verschwunden. — Ein Beispiel würde zu viel Raum erfordern; es ist in jeder Zeitung täglich zu finden.

## Ungarische Rhapsodie.

Von **Hieronymus Lorm.**

Franz Liszt hat sich nach langer Zeit wieder einmal öffentlich hören lassen. In Wien war es, am 11. Januar 1874 trat er zum Besten des Kleingewerbes vor jenes große Publicum, welches ein Gewerbe daraus macht, für die Bezahlung der auserwähltesten Genüsse den Ruhm einzutauschen, selbst zur Auswahl, zur Elite gezählt zu werden.

Die musikalischen Virtuosen sind gewöhnt und sind bestrebt, nicht blos unmittelbar durch den Lärm ihrer Instrumente Lärm zu verursachen. Lange, nachdem die letzteren schon verstummt sind, pflegt er nachzuhallen; Reclame ist vor allem Geräusch, die artistische Reclame muß auch im artistischen Geräusch, in demjenigen, das die Musik verursacht, ihren Ursprung genommen haben.

Bei Franz Liszt hingegen fällt für jeden, der ihn auch nur ein einziges Mal gehört, ja für manchen, der ihn auch nur ein einziges Mal gesehen und gesprochen hat, der Gedanke an eine künstliche Zubereitung seines Rufes gänzlich hinweg. Der Grund ist sehr einfach: die Reclame sagt um vieles mehr, als vorhanden ist; Liszt erweckt die Ueberzeugung, daß, was in ihm und durch ihn vorhanden ist, niemals gesagt werden kann.

Wer als Berichterstatter oder Kritiker, Biograph oder musikalischer Schriftsteller etwas von den Wirkungen empfinden lassen könnte, die dieser nie dagewesene Mann hervorbringt, der wäre ein Liszt der Feder und würde etwas anderes leisten, als seinen Rivalen zu beschreiben.

Man könnte darüber streiten, welcher von den berühmten Claviervirtuosen unserer Zeit den Vorrang verdiente, ob Thalberg, Rubinstein, Taussig. Welchen man aber immer den Ersten nennen wollte, unbestreitbar blieb Liszt der Einzige.

Ich habe bemerkt, daß, wer ihn auch nur gesehen und gesprochen hat, etwas von dem ihm innewohnenden Zauber gewahr wird. In der That, dieser ist von seinem merkwürdigen Talent auf seine Persönlichkeit übergegangen. Daraus erklärt sich der Charakter seines Lebens, wenn sich auch der Inhalt, desselben dadurch noch nicht eröffnet, ein Inhalt, der in alle Höhen und Tiefen menschlichen Genießens reicht und den man deshalb wohl niemals gänzlich erfahren wird.

Liszt gehörte bekanntlich, so lange er noch mitten im Weltleben stand und noch nicht wie aus neckischer Lust am Gegensatze das geistliche Kleid der Weltabgezogenheit angelegt hatte, zu jenen Königen des Lebens, deren Genie sich alle Freuden dieser Erde, bereitwilliger als den gebornen und gekrönten Fürsten wie Unterthanen und Sklaven zu Füßen werfen. Sein Spiel klang gleich der Offenbarung einer unbekanten Religion, die in allen übrigen irdischen Lauten, ob Wort oder Ton, nicht gepredigt werden kann. Bekanntlich wirkt dieses mystische Moment unter allen Herzen am stärksten auf Frauenherzen und auch unter den Erregungen, welcher dieselben sonst noch im Leben unterworfen sind, wirkt am stärksten dieses mystische Moment.

Die Beziehungen, welche Liszt zu den geistreichen, berühmten und hochgestellten unter den schönen Frauen hatte, sind allbekannt. Wer dagegen mit der Gensdarmerie der conventionellen Sittlichkeit zu Felde ziehen wollte, der werde nicht mit dem Gemeinplatz zurückgeschlagen, daß für das Genie die Regeln der gewöhnlichen bürgerlichen Moral nicht gültig seien. Dies ist einfach nicht wahr, wie sich schon daraus ergibt, daß auch dem Genie die Schmerzen und Zerrüttungen des Daseins nicht erspart bleiben, die sich aus einer wilden und ungeregelten Gestaltung der Verhältnisse ergeben, ja, daß es sie mit grausameren Qualen bezahlt, als der gewöhnliche Sünder. Wo nur das einzige subjective Belieben, wenn auch mit mächtiger Phantasie ausgestattet, an den Institutionen rüttelt, welche die sittliche Welt zusammenhalten, da wird auch die genialste Kraft sich an ihnen brechen.

Anders jedoch verhalten sich dieselben unwandelbaren Gesetze der praktischen, der ethischen Gesammtheit einem ganz außerordentlichen Genius, einem Goethe, Lord Byron gegenüber oder dem in seiner Art ebenso wunderbaren Liszt. Wie vor Orpheus' Leier die Steine, so bewegen sich vor den Wirkungen solcher Kunstheroen die festen irdischen Einrichtungen in gefügigem Entgegenkommen. Der Bruch vollzieht sich zwischen den höheren Normen, welche die Kunst unabläßig und vergebens zu verwirklichen sucht, und den verwirklichten Normen, welche die Existenz dieses Jammerthals möglich machen und es zusammenhalten. Die edlen Frauen, „die genau wissen, was sich ziemt", vollziehen instinctiv ein Helden-

Digitized by Google

thum, indem sie der Mahnung an eine überirdische Macht Rang und Herkömmlichkeiten aller Art, das eigene Glück und die Segnungen bürgerlichen Tugendrufes zum Opfer bringen.

Ich müßte, um dies näher zu begründen und durch Beispiele zu erläutern, zur Enthüllung biographischer Thatsachen schreiten, die man noch lange nicht der Welt zu entschleiern berechtigt sein wird. Allein diese concreten Beweise wären ohnehin überflüssig und von geringerer Ueberzeugungskraft, sobald man einmal die Sprache eines von Liszt vorgetragenen Musikstückes vernommen hat; diese Sprache lehrt verstehen, was sich sonst auf keine Weise vollständig erklären läßt.

In seinem letzten wiener Concert spielte er die „Ungarische Rhapsodie." Wenn jeder Zuhörer erzählen wollte, welches Drama dabei von Charakteren des Klanges dargestellt, in seiner Seele aufgeführt wurde, so könnte man denjenigen, die nicht Zuhörer waren, annähernd einen Begriff und ein Bild der Wirkung geben.

Was aus diesen Läufen und Accorden zuerst herausdröhnt, ist Rebellion. Der Ungar ist Rebell, nicht aus politischer Absicht und mit klar bewußtem Trachten nach praktischen Zielen; die Rebellion ist der wahre ungarische Nationalcharakter, Racoczy, der Rebell, sein wahrer unvergänglicher Repräsentant. In seiner ganzen Geschichte, bis in die graueste Vorzeit rebellirt Ungarn, wenn nicht gegen den Türken, gegen den eigenen König.

Ungesattelt reitet sich das ungarische Rößlein am besten und der Czikos braucht nicht Zaum noch Gurt, um seine Herrschaft über das Thier zu beweisen. Er träumt die Welt umreiten und sie dabei im Vorüberflug auch erobern zu können. Was wäre dem Ungar unter dem Schutz seines magyarischen Gottes unmöglich!

Es hat die österreichische, rathlose Schlafmützenpolitik nach den Schlägen von 1866 dazu gehört, um sich davon bestechen und überreden zu lassen, diese poesie- und phantasievollen Träume nationalen Größenwahns wären die richtigen Rudimente eines selbstständigen, wohlgeordneten, europäisch vernünftigen Staatswesens.

Nun, das Rößlein läßt sich noch immer nicht satteln, auch nicht mit dem leisesten Steuerdruck, und Zaum und Gurt der selbstgegebenen Gesetze reißen jeden Augenblick. Ungarn hat die Freiheit, die Autonomie, es ist Staat; aber es muß rebelliren, und weil es keinen Unterdrücker, keinen Feind mehr gegenüber hat, so rebellirt es gegen die Möglichkeit seiner staatlichen Existenz.

Wie traurig klingt dies in der journalistischen Uebersicht der politischen Tagesereignisse; wie hinreißend klingt die Rebellion unter den Fingern Liszts! Wann ging die Geschichte vor, die hier gespielt wird? Immer, so lange es ein Ungarn gibt. Ich weiß darum auch nicht, wie der König heißt, gegen den rebellirt wird, und der sich um der schönen, schwarzbraunen Tochter Aegyptens willen in das nächtliche Lager seiner ärgsten Feinde, der gegen ihn geworbenen Zigeuner begibt.

Sie ziehen, soweit es nur angeht, den lauschigen Wald der weiten Pußta vor. Im Wald ist eine tiefe weite Höhle, die überhangenden Felsen drohen alle Minuten auf die Lagernden herabzustürzen. Unter großem Kessel prasselt ein Feuer, sein Rauch mischt sich mit dem Rauch rothglühender Pfeifchen im Munde alter brauner Weiber, zu deren Füßen nackte Kinder umherkollern. Im Fettglanz der Weiberhaare spiegelt sich die Flamme, aber sie wird auch zurückgeworfen von den silbernen Ringen in den Ohren der Männer und von den Augenstrahlen der wie Eidechsen umherschlüpfenden jungen Mädchengestalten.

Wunderbar rauscht der Sturm in den Bäumen, als freute er sich der niegehörten Klänge, die dazwischen tönen, Geigenklänge, Cymbalklänge, Stimmenklänge unnennbarer Art. Wie ist dieser Sturm, wie sind diese Klänge in das Holz gekommen, vor dem der lange, hagere Abbé sitzt und sie den krausen Bewegungen seiner Hände gehorchen heißt!

Schmelzender aber und zauberhafter als ihr harmonisch wildes Gebrause ist das Liebeslied, von dem sie immer deutlicher, immer stärker übertönt werden. Es ist das Lied und die Liebe des fremden Gastes für die junge Zigeunerin, an deren Seite er sich geschlichen hat, deren helles, schauerlich süßes Lachen ihm sagt, daß sie ihn erkannt hat, ihn, den König, und daß sie ihn seinen Feinden verrathen könnte mit einem einzigen Laut.

Was liegt daran? Nur schmelzender und zauberhafter klingt sein Liebeslied und immer seltener, immer tiefer wird es von dem schauerlich süßen Lachen unterbrochen, im verstummten Munde knirschen nur die weißen Zähne. Doch die Klänge des Königs entzünden nicht blos eine tiefere Glut in den Augen des ägyptischen Kindes, sie entzünden auch die Gluten des Hasses und die Eifersucht in den Augen des Häuptlings der Bande, die Strahlen des Mitleids in den Augen ihres magyarischen Anführers, der den König nie gesehen hat, gegen den er rebellirt. Er sieht, wie der Häuptling ein Messer auf den Liebeswerber zu werfen im Begriffe ist und schleudert rasch seinen Steinkrug dem Eifersüchtigen an die Stirne. Furchtbares Tosen durchdonnert die Höhle und den Wald. Der Häuptling ist schwer getroffen. Heraus mit den Säbeln, herbei mit allen Waffen!

Der König und sein neuer Freund decken sich den Rücken mit der Felsenwand und gebrauchen mächtig ihre Schwerter gegen die andrängende, solchen Kampfes nicht gewohnte Horde. Welch' Sausen durch die Luft, welch' siegreiches Klirren! Aber die Weiber haben die Felsenwand erklommen und drohen das oberste Stück, eine ungeheure Steinmasse, herabzuwerfen auf die beiden um ihr Leben Kämpfenden. Es geschieht, sie werfen sich zu Boden, aber das Felsstück nimmt in der Luft eine andere Richtung und zerschmettert eine Anzahl der am wüthendsten vordrängenden Zigeuner. Namenloses Wehgeschrei, Heulen der Weiber, Prasseln des erlöschenden Feuers! Der König und sein Freund entweichen, irgendwo sind die Rößlein angebunden, und nun fliegen sie bald über die weite, mondbeschienene, endlose Haide.

Sie reiten und reiten, einzelne Lichter glänzen in der Ferne, verlorne Czardasklänge hallen bis zu ihnen und begleiten den fast lautlosen Hufschlag ihrer Pferde. Kurzes Sprechen. „Willst du Gold, mein Retter, oder Macht, ich bin der König." — „Du bist der König und ich habe immer gegen dich gefochten." — „Hab' ich dir Leid in's Haus gebracht?" — „Blos, weil du der Stärkere bist." — „Willst Du mir nun treu sein?" — „Ich schwöre es." — „Womit Dich belohnen?" — „Nicht mit Gold und nicht mit Macht, aber dort liegt das Schloß des stolzen Grafen, der mir sein Töchterlein versagt, weil ich gegen Dich in Waffen stand." — „Wir reiten zu ihm."

Am nächsten Morgen belagern schon die Zigeuner im Heer der übrigen Rebellen das Schloß. Sie schleppen Sturmböcke aus dem Walde herbei, um die Thore einzurennen. Die Anhänger des Königs sind nahe, wenn sie nur wüßten, wo er ist. Der König wünscht einen Boten, der sie mit Kunde von ihm ereile, wer aber kann einzeln das Schloß verlassen, ohne getödtet zu werden? An verborgener Stelle schlüpft eine geschmeidige Eidechse über die Mauer herüber, das geliebte Zigeunerkind. Sie sucht den König, sie will die gefährliche Botschaft bestellen.

Sturm vor den Thoren, aber er verwandelt sich bald in ein anderes Schallen und Hallen. Lustige Reiterschaaren sind den Belagerern in den Rücken gefallen und bald erheben sie bei der Flucht der Rebellen ihr Triumphgeschei im Namen des siegreichen Königs.

Der König legt des Grafen Töchterlein in die Arme des rettenden Freundes. Aber mitten in Jubeltönen schallt Trauergesang, man trägt eine Leiche zum offenen Thore des Schlosses herein, bei der man den Dolch des Königs gefunden; er gab ihn der Zigeunerin, als Erkennungszeichen, daß sie von ihm gesendet, mit auf den Weg. Und wieder erklingt schmelzend und zauberhaft das Liebeslied; die Töne verhallen einzeln wie das Rollen und Fallen tropfender Thränen ...

Liszt steht auf.

## Aus der Hauptstadt.

### Die neuen Erwerbungen der berliner Gemäldegalerie.

(Fortsetzung.)

Nr. 9 ist nächst dem Signorelli das Hauptstück unter den diesmaligen Erwerbungen: das lebensgroße Bildniß eines Edelmannes in ganzer Figur von **Diego Velasquez**, ein Werk von erstaunlicher Kraft und

Digitized by Google

Meisterschaft, welches trotz der anfangs (wenigstens gewiß dem nicht in erster Linie nach geschichtlichen und technischen Gründen, sondern nach dem unmittelbaren Eindrucke urtheilenden Laien) widerstrebenden Momente einer auffallend häßlichen Persönlichkeit und eines auffallend niedrig angenommenen Gesichtspunktes bei längerer Betrachtung jedem imponiren und jeden erfreuen muß. Gegen einen hellen architektonischen Hintergrund steht der wohlbeleibte Herr in schwarzer Kleidung selbstbewußt und trotzig da: eine Anordnung von wahrhaft erhabener Einfachheit. Zwischen den dicken Backen versinkt fast die Nase, und die kleinen Augen haben Mühe, mit dem Tageslichte den Zusammenhang zu unterhalten. Energisch faßt die fleischige Rechte den Gewandsaum, und eine Fahne mit goldenen Bienen liegt unter den fest aufgesetzten Füßen: es scheint die der Barberini zu sein, und man scheint demnach berechtigt, in dem Dargestellten den Feldhauptmann Alessandro del Borro, den Besieger der Barberini in einem Kampfe Ferdinands II. von Toscana um das Herzogthum Castro (1643), zu vermuthen. Der Umstand, daß das Bild sich früher in Cortona, also nicht weit von der Vaterstadt Borros — Arezzo — befunden hat, unterstützt diese Annahme. Es muß — der eigenthümlichen Perspective nach — für eine sehr hohe Stelle an der Wand bestimmt gewesen sein; an solcher Stelle kommt auch der stolze, nach unten gerichtete Blick zu doppelter Wirkung. Das Machwerk ist hier von ganz souveräner Vollendung, die Auffassung hervorragend geistvoll, die Conception so gelungen wie kühn. Die ersichtliche Lust und Keckheit, mit der die eigentlich unerfreuliche Aufgabe angefaßt, und ihre zum Theil willkürlich geschaffene Schwierigkeit überwunden ist, hat so etwas Pikantes, daß man sogleich nach Ueberwindung des ersten Schreckens je mehr und mehr gefesselt wird. Velasquez zeigt sich hier im vollen Glanze seiner vielseitigen Meisterschaft, eben so großartig in der Carnation und der scharfen Hervorhebung der geistigen Eigenthümlichkeiten wie in der Behandlung der Gewandung und der Nebendinge: die blendende Virtuosität in der Malerei der Fahne beispielsweise konnte nur einem großen Meister erreichbar sein, der auch sonst gelegentlich einfache Stilllebenmotive nicht unter seiner Würde gefunden hat. Es gibt in Deutschland sicher erfreulichere Portraits von Velasquez, aber kein zweites von solcher Qualität: ein Bild ersten Ranges, welches den Gipfel des in der Kunst und durch die Kunst Möglichen bezeichnet.

Hierauf folgt — als erster Vertreter der französischen Schule — ein Bild sehr verschiedener Gattung, doch kaum minderen Verdienstes: Nr. 10, große Landschaft von Acqua acetosa in der römischen Campagna, im Vordergrunde mit dem h. Matthäus, dem der Engel das Evangelium dictirt. Jacob Burckhardt weist im Cicerone, gegenüber den anerkannten Hauptwerken des Meisters in St. Petersburg und im Louvre, auf diese „einfach herrliche Flußlandschaft" als vollwichtiges Beispiel der Art von Arbeiten hin, durch die Poussin „der definitive Schöpfer der landschaftlichen Gesetze", mit anderen Worten der Vollender der landschaftlichen Kunst großen Stiles geworden ist, und Otto Mündler setzt hinzu: „eines jener Bilder vom höchsten Adel der Linien, wie nur Poussin sie geschaffen!" Es erscheint beinahe unbegreiflich, wie es hat ermöglicht werden können, einer weltberühmten Galerie, wie die des Palazzo Sciarra in Rom ist, ein solches Kleinod um einen erschwinglichen Preis zu entwinden. Selbst unter den pariser Bildern — von der Eremitage kann ich aus eigener Anschauung nicht urtheilen — ist kaum ein Werk von solcher Großartigkeit und zugleich von so viel freundlicher Anziehung wie dieses. Gewaltig sind die Linien, von schlichter Größe die den Vordergrund staffirenden antiken Architekturtrümmer, zwischen denen der Evangelist sitzt, mannichfaltig die verschiedenen Pläne, mild und lieblich die duftigen Fernen; tief poetisch ruht das Wasser in der Mitte, wunderbar geht der gottbegeisterte Matthäus mit seinem himmlischen Inspirator in die Stimmung ein. Ist das eine erhabene Ruhe in dieser Natur! Und welcher hehre Seelenfrieden, welche lautere Begeisterung weht uns aus der herrlich componirten Gruppe an! Auch in der Zeichnung erinnert nur der Engel ein wenig an den unangenehmen, fischähnlichen, aus mißverständlicher Nachbildung der Antike hervorgegangenen gewöhnlichen Kopftypus Poussins; das Antlitz des Evangelisten ist sogar von hohem Adel. — Das gleich den anderen angekauften Bildern gereinigte Gemälde ist unter der abgenommenen dunklen Firnißdecke in wahrhaft jungfräulicher Unverletztheit hervorgegangen und blinkt uns klar und fein wie eben vollendet entgegen. Somit ist auch dieses Bild eine Zierde ersten Ranges für jede Galerie.

Die folgende No. 11 wird nur einem „französischen Meister um 1700" zugeschrieben. Es ist das lebensgroße Kniestück eines jungen Gelehrten, vielleicht eines Mediciners, da neben ihm auf dem Tische eine Darstellung der menschlichen Musculatur liegt. Der Kopf, von der schwarzen Allongenperrücke umrahmt, hat etwas ungemein Ansprechendes, trotz seiner bei solcher Jugendlichkeit fast befremdlichen ruhig würdevollen Haltung. Das ganze Bild hat einen sehr ernsten Anstrich, zu dem das in der Tönung vorwaltende Schwarz — auch der Anzug ist schwarz und die Schatten sind schwärzlich grau — wesentlich mit beiträgt.

Wir kommen nun zu dem Löwenantheile, welchen die niederländischen Malerschulen bei diesem Ankaufe davongetragen haben; und zwar beginnt deren Kunstart hier so zu sagen ab ovo, da das erste Bild No. 12 dem „Mitbegründer der neueren niederländischen Malerei", dem Lucas Jacobz, gewöhnlich genannt Lucas van Leyden, beigemessen wird. Es stellt den h. Hieronymus vor dem Crucifixe kniend in einer Landschaft dar, in deren Mittelgrunde sein hier mit einem weit nachschleppenden Schwanze ausgestatteter Löwe mit dem Vorderleibe hinter einem Baume verschwindend und daher nur in seinem Hintertheile sichtbar, sich ergeht. Echte Gemälde dieses Meisters sind überaus selten, so viele Bilder auch auf seinen Namen gehen, da ihm nicht blos die gemalten Copien seiner zahlreichen Stiche von fremder Hand auf die Rechnung gesetzt worden sind, sondern sein Name gewissermaßen als Gattungssignatur für alle Werke einer ausgebreiteten und fruchtbaren, von ihm angeregten Gruppe von Malern gemißbraucht zu werden pflegte. Das einzige in Deutschland befindliche zuverlässig echte und zum Vergleich heranzuziehende Bild des Meisters befindet sich in der münchener Pinakothek, und obgleich weniger gut erhalten als das vorliegende zeigt es eine unverkennbare Aehnlichkeit mit diesem in den charakteristischen Merkmalen, so daß auch an der Echtheit dieses Hieronymus nicht zu zweifeln sein wird. Die Zeichnung ist ungemein scharf und rein, die Modellirung äußerst sorgfältig, die malerische Behandlung kaum durch die bei ihm manchmal sich schon recht störend geltend machende Nachahmung der italienischen Kunst beeinflußt, sondern ganz im Fahrwasser der altflandrischen Schule mit ihrem gediegenen und sauberen Realismus sich haltend.

In der nächsten Nr. 13 tritt das Haupt der vlämischen Schule, der große Peter Paul Rubens auf, zwar nur mit einer (kaum halb vollendeten) Skizze, aber bei ihm wiegt eine Skizze manches ausgeführte Werk selbst guter Meister auf. Wir haben es mit der Darstellung einer Schlacht aus dem Feldzuge Kaiser Karls V. in Tunis (1535) zu thun. Rechts, wo sich das Getümmel des Kampfes anscheinend am dichtesten und wildesten entwickeln sollte, sind kaum erst die Absichten des Meisters mit wenigen sichern Umrißstrichen angedeutet. Nach dem Vordergrunde und der linken Seite zu winden sich aber schon deutlich erkennbare und mit unfehlbarer Meisterhand charakterisirte Gruppen aus dem Chaos der werdenden Composition heraus. Marchese del Guasto, der Feldherr des Kaisers, derselbe, der auf einem dem Tizian zugeschriebenen Gemälde der casseler Galerie uns in imposanter Gestalt entgegentritt, sprengt in voller Rüstung auf seinem Schimmel in die Feinde hinein; vor ihm fällt ein schwer getroffener Muselmann vom Pferde, ganz in der Stellung wie der köpflings Stürzende auf der Löwenjagd zu München; auch andere Motive von des Meisters eigenen Bildern kehren wieder, Anklänge, welche gestatten, mit Wahrscheinlichkeit die Entstehung dieser Skizze etwa zwischen 1615 und 1620 zu setzen. Aber auch fremde Vorbilder, Reminiscenzen seiner fleißigen Studien nach den größten der älteren Meister, sind zu erkennen: hinter dem Feldherrn reitet, getreu nach dem berühmten Reiterbilde von Tizian im Museum zu Madrid copirt, der Kaiser selber, und rechts im Vordergrunde nehmen zwei in einander verbissene Pferde an dem erbitterten Kampfe der Reiter theil, ganz wie in jener gepriesenen Hauptgruppe des Kampfes um die Fahne in der Anghiarischacht Leonardos da Vinci, die uns durch Rubens' meisterhafte Nachbildung erhalten ist. — Die Composition ist — soviel bekannt und nach dem unfertigen Zustande der Skizze wahrscheinlich — nie ausgeführt worden: es wäre ein würdiges reales Seitenstück zu der dem Reiche des Mythos und der Phantasie entnommenen Amazonenschlacht geworden. Was diese Tafel in dem vorliegenden Zustande besonders interessant und werthvoll, und was sie besonders vom Standpunkte des Künstlers aus zu einem unvergleichlichen Gegenstande des Studiums macht, das ist der Umstand, daß sich hier auf Schritt und Tritt von den ersten Anfängen bis zum erreichten fertigen Eindrucke die Manier zu arbeiten, und zwar gleich mit der Farbe zu arbeiten beobachten und verfolgen läßt; ein ganz dünn, glatt und gleichmäßig aufgetragener grauer Ton dient die Luft anzulegen, ein eben

Digitized by Google

solcher bräunlicher unterliegt dem Terrain und den Figurengruppen. Leichte dunkelbraune Pinselstriche umreißen flüchtig, aber prägnant die Hauptfiguren, breitere dunkelbraune Partien dienen, die dunklen Hauptmassen des Bildes anzudeuten und die Modellirung und Lichtwirkung der Gestalten vorzubereiten, worauf da und dort einige dominirende Farbenwerthe eingesetzt werden, eine Hauptlichtmasse hervorgehoben wird, und nun um diesen Kern gewissermaßen concentrirt die Theile der Composition fertig gemacht zusammenschießen. Bemerkenswerth ist es, daß die ersten Spuren von Zeichnung bereits auf gemalte Töne kommen, eben so aber, daß dann nicht aus Farbenflecken heraus die Composition und Form bestimmt wird, sondern von einigen Grundzügen der Anordnung in fester Form ausgehend die Hauptmomente der Farbenwirkung gefunden und zusammengearbeitet werden. Der gemeinsame Grundton der ganzen Fläche, mit dem begonnen wird, hält die Einheit der Wirkung aufrecht und gestattet in jedem Momente der fortschreitenden Arbeit zu erkennen, ob das nun Entstehende auch nicht die Harmonie stört. So kommt es, daß die ganz zufällig an irgend einer Stelle unterbrochene, noch weit von der Vollendung entfernte Arbeit mit dem befriedigenden Totaleindrucke eines fertigen Werkes vor uns steht.

Auf Rubens folgt unter Nr. 14 der größte der vlämischen Genremaler David Teniers der jüngere, mit einer Gesellschaft von zwei Paaren, beim Mahle musicirend, nebst zwei Dienern. Das Bild trägt die Jahreszahl 1634, das älteste bekannte Datum auf einem Werke dieses Meisters, und es stimmt in dem bräunlichen Tone und der noch keineswegs ganz freien und sicheren Behandlung vollständig zu dem sonst bekannten Charakter dieser seiner frühen Zeit. Doch erkennt man bereits im Keime die glänzenden Eigenthümlichkeiten seiner völlig entwickelten Malweise. Der Hintergrund ist mit einem Landschaftsgemälde geschmückt, in dem unverkennbar ein Original des Vaters copirt ist.

Der Rest — der Zahl nach die Hälfte der jetzt ausgestellten neuen Bilder — gehört der holländischen Schule. Den Reigen beginnt unter Nr. 15 Abraham Bloemart, einer von jenen Meistern, welche mit großer Fertigkeit, doch ohne über die Fremdartigkeit des angeeigneten Charakters hinwegtäuschen zu können, die italienische Kunst großen Stiles nachahmten, mit dem lebensgroßen Bildnisse des Rechtsgelehrten François de Vroude (*Kniestück*), gemalt im Jahre 1643. Im Gegensatze zu seinen gewöhnlichen historischen Compositionen zeigt der Meister sich hier im Bildnißfache als ein schlichter, aber tiefsehender Beobachter der Natur, der mit wunderbarer Kraft der Aneignung die Kunst der später geborenen großen holländischen Bildnißmaler selbständigen Charakters auf sich wirken zu lassen verstanden hatte, und hier im achtzigsten Jahre seines Alters eine Sicherheit und Kraft bekundet, die bei einem jüngeren Manne Bewunderung erregen würde. Er reiht sich durch dies Werk den trefflichsten Meistern des Faches ebenbürtig an.

Nr. 16 ist eine Rast von Reitern vor einer Schmiede, die sich in einer alten Burgruine eingerichtet hat, von Cornelis Decker. Das Bild ist mit den Anfangsbuchstaben des Namens und dem Jahre 1643 bezeichnet, demselben, in welchem der Künstler in die Malergilde von Haarlem aufgenommen wurde. Es gehört also seiner frühern Zeit an, ja es ist das älteste bekannte Bild von ihm, und dazu das einzige, welches von dieser später aufgegebenen Richtung seiner Kunst Kunde gibt. Hier zeigt sich der Einfluß des Pieter van Laar und des Isaac van Ostade, der später dem des Jacob van Ruisdael weichen mußte. So erinnert das Bild einigermaßen an die Kunstart Wouvermans; selbst der berühmte Schimmel als Hauptlichtmasse fehlt nicht. Die malerische Wirkung ist kräftig und gut.

Nr. 17 und 18 gehören dem größten aller Landschaftsmaler, dem Jacob van Ruisdael, der uns einmal in seiner Frühzeit, das andere Mal in seiner vollendetesten Meisterschaft entgegentritt. Dort liegen Hütten unter hohen Eichen, neben denen der Blick in die Ferne auf die Dünen streift. Die blendend halbdüstere Beleuchtung nach dem Gewitter, die über Hütten und Dünen weht, contrastirt kräftig mit dem satten (etwas verdunkelten) grünen Tone der Bäume. Die Sorgfalt der Durchführung und der pastose Farbenauftrag beweist die frühe Zeit der Entstehung, die Poesie der Stimmung verräth den künftigen Meister ersten Ranges. — Von ausbündiger Vortrefflichkeit ist das zweite, viel kleinere Bildchen, eine der wunderbaren Landschaften, zu denen dem Meister die Umgebung seiner Vaterstadt Haarlem das Motiv gegeben hat, zugleich ein Musterstück von jener nicht häufigen Gattung seiner Gemälde, die man, wenn solch Urtheil bei seiner vielseitigen und überall höchst vollendeten Meisterschaft irgend berechtigt schiene, für seine schönste und anziehendste erklären möchte, von jenen Bildern mit ausgedehnten Flächen, die von niedrigem Standpunkte gesehen, sich durch die unübertreffliche Luftperspective endlos zu erstrecken scheinen und wie die unabsehbare See das bange und doch süße Gefühl der unbestimmten Sehnsucht in die Ferne erregen. Das herrlichste Beispiel dieser Art von Bildern, auf dem der Himmel sich besonders hoch und frei über dem für das Auge zu einem schmalen Streifen zusammenschrumpfenden ebenen Terrain wölbt, befindet sich im Museum des Haag; das nunmehr unsrige, sehr viel geringer im Umfange, stimmt im Gegenstande wie in der ergreifenden Stimmung und der wahrhaft souveränen Meisterschaft der Behandlung mit jenem überein. Von den Dünen bei Overveen sieht man über das Dörfchen mit seinen linnenbespannten Bleichen, über die Ebene bis an die blaue Zuidersee, an der die Thürme von Amsterdam sichtbar werden; rechts aber, weiter vor, erkennt man die Stadt Haarlem an ihrer thurmlosen Hauptkirche. Das kleine Bild ist von einer so großartigen Erfindung und Behandlung, daß es selbst auf beträchtliche Entfernung wirkt. Die Erhaltung läßt nichts zu wünschen übrig.

Unter Nr. 19 folgt eine kleine hüglige Landschaft von Jan Wynants mit Staffage von Adriaen van de Velde. Dieselbe gehört der mittleren (besten) Manier des Meisters an, doch ohne an den bezeichnenden Vorzügen seiner besten Bilder wesentlichen Theil zu haben. Der Vordergrund, ein abgemähtes Kornfeld mit zusammengestellten Kornmandeln, ist nicht nur breit, sondern auch flüchtig gemalt, es fehlt die feine, in zahlreichen Plänen vortheilhaft abgestufte Fernsicht; auch die Staffage, in der v. d. Velde oft außerordentlich ist, ist hier nur untergeordnet und mäßig — wie es zu dem Bilde paßt.

Nr. 20 führt den Namen eines der frühesten holländischen Seemaler: Remigius (Reinier) Rooms, genannt Zeemann. Dieser Meeresstrand mit Schiffen weicht in seiner vorzüglichen Haltung, besonders in dem grünlichen Lichttone von großer Feinheit, so auffällig von dem klaren hellgrauen Tone der älteren Marinemaler, auch den Hauptmeister Willem von de Velde mit eingeschlossen, ab, daß es bei der Seltenheit beglaubigter Gemälde des Meisters überhaupt nicht ganz unbedenklich erscheint, ihn ohne urkundliche Gewähr zum Urheber dieses Bildes zu stempeln. Auch ist seine Behandlung breit bis an und über die Grenze des Decorativen; hier aber haben wir einen Künstler von einer glänzend glatten Verschmolzenheit des Vortrages vor uns. Ich halte es danach kaum für voreilig, wenn ich an der Richtigkeit dieser Benennung Zweifel äußere, obwohl ich gestehen muß, betreffs der späteren Seemaler zweiten Ranges nicht so erfahren zu sein, daß ich im Augenblicke eine wahrscheinlichere Zuweisung in Vorschlag zu bringen wagen möchte. Möglich auch, daß einstweilen noch unbekannte Gründe angeführt werden, welche die jetzige officielle Taufe zu rechtfertigen geeignet sind.

Nr. 21 heißt Karel du Jardin und ist die fast halblebensgroße Halbfigur eines jungen eleganten Holländers bei der Weinprobe. Die Rechte mit dem Stechheber ist in die Hüfte gestemmt, die Linke hält ein Kelchglas mit goldigem Weine; der Kopf schaut ruhig und klar aus dem Bilde heraus. Das Bild, von 1664 datirt, ist nicht minder elegant und fein als das sieben Jahre ältere ähnliche Gemälde des Louvre. Die zarte Ausführung erinnert an Ary de Vois, ist aber freier und geistreicher als bei diesem, ja es steht in der prägnanten Auffassung des Charakters wenig dem Gelfing Metsus in dem schönen Familienbilde unseres Museums nach, das freilich die volle Uebereinstimmung der Situation mit Ausdruck und Haltung des Dargestellten als den unverkennbaren Stempel einer wahren Meisterschöpfung voraus hat.

Unter Nr. 22 tritt uns Albert Cuyp in einer ziemlich umfangreichen Abendlandschaft mit Jagdgesellschaft entgegen, die — sehr decorativ gemalt — dennoch die Meisterschaft ihres Urhebers in der wirksamen Behandlung der Beleuchtungseffecte und in der kräftigen Absetzung dunklerer Figuren des Vordergrundes gegen einen strahlend hellen Hintergrund erkennen läßt.

Die folgende Nr. 23 ist ein lebensgroßes weibliches Brustbild von Claes Pieters z. Berchem, Studienkopf einer italienischen Hirtin, einfach von vorn genommen. Gegenüber dem unerfreulichen Manierismus des Künstlers in seinen Compositionen mit lebensgroßen Figuren ist der gesunde Natursinn und die schlichte Lebenswahrheit in diesem Studium, dessen Typus öfter auf seinen Gemälden wiederkehrt, sehr bemerkenswerth und wohlthuend. Die Behandlung zeigt eine meisterliche Breite, die Farbe zeichnet sich durch die Leuchtkraft des satten Tones aus, wie sie ihm in seinen Bildern kaum zur Verfügung gestanden hat.

Digitized by Google

Unter Nr. 24 tritt uns ein geschichtlich sehr interessanter Meister entgegen: Jacob van Loo, der Begründer der bekannten Künstlerfamilie van Loo, welche in der französischen Kunst des achtzehnten Jahrhunderts durch mehrere ihrer Glieder vertreten, eine hervorragende Rolle gespielt hat. Er repräsentirt den nüchternsten Realismus der holländischen Schule, mit Verzicht auf die Poesie der Farbe und der Beleuchtung, durch welche die Rembrandtschule ein neues Ideal der Kunst in der Malerei verwirklichte. Er ist ein seltener Meister; selbst der Louvre, der an einem solchen Stammvater der französischen Kunst ein großes Interesse haben muß, besitzt nur zwei lebensgroße Halbfiguren von ihm, ein Porträt (sein Receptionsbild bei der pariser Akademie) und eine nackte weibliche Studie. Unser Bild stellt, so schwer es wird, daran zu glauben, Diana mit ihren Nymphen auf der Jagd ausruhend dar. Nur der Halbmond über der Stirn der vorgeblichen Göttin und die Jagdgeräthe deuten die Absicht des Künstlers an; sonst würde man glauben, die jugendlichen Schönen des nächsten Dorfes vor sich zu sehen, welche den stillen Waldwinkel zum Schauplatze eines gemeinsamen Bades erkoren haben, sich vor demselben aber erst noch abkühlen wollen. Die (vollständige) Bekleidung ist so trivial wie möglich, die Kopftypen porträtartig und ganz gewöhnlich. Die Technik aber, sowohl in der Zeichnung wie in der allerdings trockenen Malerei, ist in ihrer ruhigen Sicherheit sehr respectabel. Es bleibt eine kunstgeschichtlich sehr merkwürdige und noch nicht genügend in's Licht gesetzte Thatsache (kommt doch z. B. J. van Loo selbst in Waagens Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen nicht einmal in flüchtigster Namennennung vor!), daß ein solches Bild in Holland möglich war in demselben Jahre (1648), wo Rembrandt, längst ein anerkannter und von zahlreichen Schülern umgebener Meister, im Vollbesitz der höchsten Meisterschaft (sechs Jahre schon nach der Entstehung der Nachtwache in Amsterdam!) u. a. den barmherzigen Samariter (im Louvre) malte. — Die Figuren der Bilder sind wohl ziemlich lebensgroß, der Eindruck ist ein völlig harmonischer, doch bei allem Interesse befremdlicher.

(Fortsetzung folgt.)

## Offene Briefe und Antworten.

### In Sachen des Zacharias Zinnober.

Mein werther Freund!

Wie ich vernehme, soll mein harmloser Elysionär Zacharias Zinnober wegen „Blasphemie" drangsalirt und processirt werden. Geschieht ihm recht. Warum war er so einfältig, zu wähnen, im neuen Deutschen Reich und im 19. Jahrhundert würde die Satirik ebenso frei sein dürfen, wie sie im alten Deutschen Reich und im 16. Jahrhundert sein durfte, damals, als Heinrich Bebel, Professor zu Tübingen, seine „Facetiae" schrieb? (Zuerst gedruckt 1541.) Damit aber die hochwürdigen Herren vom heiligen Offiz und ihre Familiaren (tonsurirte und gescheitelte) nicht im Zweifel seien, gegen wen sie die Zornflammen ihrer orthodoxen Liebesbrunst zu kehren hätten, ermächtige ich Sie, mittelst Druckelegung dieser Zeilen zu erklären, daß für die satirischen Auslassungen des genannten Zacharias Zinnober die Verantwortlichkeit übernimmt der Einsender,

Ihr ergebener

**Johannes Scherr.**

Zürich, im Februar 1874.

* * *

### In Sachen des französischen Theaters in Berlin.

Paris, den 28. Januar 1874.

Geehrter Herr Redacteur!

In einer der letzten Nummern der „Gegenwart" veröffentlichten Sie einen Brief über das französische Theater in Berlin, den ich mit großem Vergnügen gelesen habe. Jeder Deutsche, der seit dem Kriege in Paris gelebt hat, wird Ihrem Urtheile vollständig beistimmen. Zur Belehrung einiger kosmopolitischer Kunst- und Franzosenfreunde übersende ich Ihnen einliegend einen Ausschnitt aus dem „Figaro" vom 23. Januar.

Mit bestem Gruße und aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenster

F. M.

Mon cher Lafargue,

„Je reçois à l'instant une lettre injurieuse m'accusant d'être pour quelque chose dans l'opération que fait mon frère Eugène Luguet au théâtre de Berlin.

„Je m'empresse de vous dire que toute la famille s'est brouillée avec lui depuis qu'elle a été informée de cette étrange résolution.

„Nous n'avons plus rien de commun avec un homme qui s'en va faire rire ceux qui nous font tant pleurer...

„Tout à vous de coeur,

Réné Luguet.

Ueber den Brief selbst enthalten wir uns jeder Bemerkung; er ist nur ein neuer Beweis dafür, daß der Deutschenhaß für jeden Franzosen, der etwas auf seinen guten Ruf gibt, in ausgedehntestem Maße obligatorisch ist. Herr Lafargue, der Adressat obigen Schreibens ist Redacteur des Courrier des théâtres im „Figaro"; Herr Réné Luguet, der Bruder des in Berlin gastirenden Directors Eugène Luguet, ist langjähriges Mitglied des Palais-Royal-Theaters.

D. Red.

* * *

### „Erloschene Geschlechter."

An den Redacteur der „Gegenwart".

Mein Herr!

Ich komme etwas spät mit diesen Zeilen; doch Sie selbst sind Schuld an dieser Verspätung. Ich hatte Sie am Abend der ersten Aufführung meines Trauerspiels „Erloschene Geschlechter" im Zuschauerraum bemerkt und erwartete daher von Ihnen, in Vergeltung meiner Kritik über Ihre „Maria und Magdalena", ein kräftig Wörtlein zu hören. Deshalb mußte ich harren, bis Sie gesprochen. Sie haben, nach Ihrem eigenen Geständniß, keine Kritik meines Dramas schreiben wollen, sondern eine Parodie. Letztere ist von Ihnen mit so kecker, frischer Laune durchgeführt worden, daß Sie selbst mich als Lachenden auf Ihrer Seite haben.

Wenn ich trotzdem gerade Sie um Abdruck dieses Briefes bitte, so geschieht es einerseits, weil Sie der letzte, der über mein Stück geschrieben, andererseits, weil Ihre Zeitschrift eine stehende Rubrik für derartige öffentliche Antworten enthält. Sie selbst erwähnen, daß mir die Kritik den von Ihnen allerdings nicht erhobenen Vorwurf macht: einen modernen Stoff wie den Ehebruch in's Mittelalter verlegt zu haben. Ja, die meisten der Herren, selbstredend mit Ausnahme des Verfassers der „Marion", tadeln die Behandlung des Ehebruchs an sich und bemühen sich theilweise, den einstmaligen Kritiker Gensichen mit dem Autor der „Erloschenen Geschlechter" in Widerspruch bringen zu wollen. In nicht wenigen Zeitungen wird behauptet, ich habe „seinerzeit sehr gegen die Aufführung der sogenannten Ehebruchs- und Demimondestücke geeifert", und einer der Herren weiß sogar, in einem sonst beinahe wohlwollenden Artikel, von „einer glänzenden, fast vernichtenden Kritik" zu erzählen, die ich gegen Sardous „Fernande" geschrieben haben soll. Beides ist ein Irrthum. Ich habe weder über Sardous „Fernande", noch gegen die sogenannten Ehebruchs- und Demimondestücke je eine Silbe geschrieben. Das einzige Drama aus dieser Sphäre, welches ich besprochen, war Mosenthals „Madeleine Morel". (S. „Post" vom 6. August 1872, Nr. 394.) Aber gerade in dieser Kritik schrieb ich wörtlich:

„Ich gehöre nicht zu jenen zimperlichen Seelen, die alles, was irgendwie nach französischen Ehebruchs- und Demimondedramen riecht, sofort verabscheuen. Denn ich bin der Ansicht, daß nichts, was unter Menschen erfunden, für die Kunst nicht erfunden sei..... Seit der trojanischen Helena hat die geschlechtliche Liebe mit ihren Verirrungen in aller Kunst eine große Hauptrolle gespielt, und so wahr Horaz mit seinem cunnus teterrima belli causa Recht hat, so wahr ist in dem Kampfe unsres socialen Lebens der Dichter berechtigt, diese abscheulichste Ursache des Krieges ihre gebührende Rolle spielen zu lassen. Woher kommt es, daß gegen die Behandlung dieser socialsten der socialen Fragen bisher noch

Digitized by Google

immer so schiefe Vorurtheile bestanden?..... Ich wiederhole, jedes Stück des wirklichen Lebens ist für die Kunst, ist für die Bühne ausgiebig zu machen. Nur ist nicht zu vergessen: die Kunst soll das Leben nicht genau abschreiben, sondern sie soll uns und zumal auf der Bühne, das Ideal zeigen, das sich im Leben überall nur ahnen läßt. Der Dichter muß die Wirklichkeit unter den Frieden der Idee bringen, er muß der Wirklichkeit einen idealen Abschluß geben. Und hier ist der Punkt, gegen den fast alle Verfasser der Ehebruchs- und Demimondedramen gesündigt haben. Keiner von ihnen hat eingesehen, daß wahre Conflicte des Lebens nur in reiner Tragik durchzuführen sind, und daß mit einem schwächlichen Ausgleichen nichts gethan ist" u. s. w.

Es folgt dann eine weitere Darlegung, welche nur die schwächlich ausgleichende Behandlung, nicht den Stoff an sich verurtheilt. Dies ist, wie gesagt, die einzige Stelle, an welcher ich mich über die sogenannten Ehebruchs- und Demimondedramen ausgesprochen. Auch dürften meine Herren Kritiker schwerlich theoretisch den Nachweis führen können, daß es absolut unstatthaft sei, eine Ehebrecherin auf die Bühne zu bringen, nachdem die drei größten Tragiker der Welt, Aeschylos, Shakespeare, Schiller, es praktisch gethan haben: Klytämnestra, Gertrude im Hamlet, Maria Stuart.

Ich schulde Ihnen und den übrigen Herren Kritikern noch die Beantwortung der Frage, weshalb ich gerade das Jahr 1495 als Zeit der Handlung gewählt. Im zweiten Act des Stückes wird der Grund hierfür leise angedeutet in den Worten:

„Der Kaiser hat
Zum ersten Mal, seit er den ewigen
Landfrieden uns mit strengem Wort verkündet" u. s. w.

Der erste Act meines Dramas spielt vor, die vier letzten Acte nach der Verkündigung des ewigen Landfriedens. Für das einmal von mir gewählte Sujet, den Conflict zwischen dem abstracten Begriff altadliger Stammesehre und den concreten Forderungen individueller Leidenschaft, brauchte ich nothwendig eine Zeit, welche mir gestattete, die Macht des Ritterstandes sowohl auf ihrem Höhepunkt, als auch in ihrem allmählichen Verfall zu zeigen.

Soviel zu meiner persönlichen Rechtfertigung. Ihnen, mein Herr, zum Schlusse meinen Dank für die heitere Stunde, welche mir Ihr „winterlicher Brief" bereitet. Halten Sie diese Versicherung nicht für Phrase; ich müßte Ihnen sonst aus dem „großen Buche", welches Sie mir seinerzeit andichteten, den Goethe'schen Ausspruch citiren, daß wir denjenigen nicht zürnen können, welchem es glücke, uns zum Lächeln zu bringen.

Berlin, 31. Januar 1874.

**Otto Franz Gensichen.**

An den Verfasser der „Erloschenen Geschlechter".

Mein Herr!

Es ist gar hübsch von einem großen Herrn
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Berlin, 1. Februar 1874. **P. L.**

* * *

Wiesbaden, im Januar 1874.

An Hermann Lingg.

(Zu dem Gedicht in Nr. 3 der „Gegenwart".)

Was weinst Du ob vergang'ner Tage,
Die ew'ges Schicksal Dir geraubt?
Was sehnst Du Dich nach Noth und Plage,
Da wir sie schon entfernt geglaubt?
Des Lebens wunderbare Sonne,
Sie scheint auf alle ja herab;
Nicht nur die Jugend fühlt die Wonne,
Die Strahlen fallen auch auf's Grab.

Freu' Dich! der Du auf Erden weilest,
Entlockst den Saiten vollen Ton
Und so, mit heil'gem Sang enteilest
Der alten Welten ew'gem Hohn.
Kein Winter nahet sich den Wegen
Des wahren Sängers drangbewußt:
Die Zeit bringt Rosen ihm entgegen
Voll duftend sel'ger Frühlingslust.

Dich kann der Dorn daran nicht stechen,
Da Du in reiner Lebensluft
Sie mit geweihter Hand darfst brechen
Einathmend nektargleichen Duft.
Nur Schein ist's — darf ich Dir erwidern,
Daß nach der Jugend Du verlangst,
Da Sänger Du mit Deinen Liedern
In einer ew'gen Jugend prangst.

Ein Abonnent.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, bitten wir dringend sowohl unsere Leser als auch besonders unsere Leserinnen, in dem Abdruck des vorstehenden Gedichtes auf keinen Fall eine indirecte Aufforderung zur Einsendung von Gedichten sehen zu wollen. Die Red.

## Notizen.

Die Beziehungen zu Frankreich sind in diesem Augenblick einmal wieder sehr complicirter Natur und nehmen die volle Thätigkeit der politischen Schriftgelehrten in Anspruch. Deutschland will nicht einen blutigen Krieg geführt, durch die Entgegennahme von fünf Milliarden eine, wenn auch nur vorübergehende, wirthschaftliche Krisis veranlaßt und durch die Eroberung Elsaß-Lothringens zwei bis auf weiteres widerspenstige Provinzen sich einverleibt haben, damit ein Jesuit in kurzer Robe, wie Herr Louis Veuillot in seinem Journal, oder der erste beste Bischof in einem Hirtenbrief uns Sottisen sage. Jene Hirtenbriefe sind nicht nur impertinent, sie haben den schlimmen Fehler einer unerträglichen Länge und kosten daher denjenigen, die darüber diplomatische Beschwerdedepeschen oder berliner Leitartikel schreiben müssen, eine namhafte Zeit, die sich besser verwerthen ließe. Wir wollen uns dergleichen nicht mehr gefallen lassen. Dieser Ausspruch ist etwas weniger mysteriös gehalten, als gewisse Noten ministerieller Zeitungen, hat aber den Vortheil der Deutlichkeit. Die officiösen Scholastiker können daran allerdings nicht ihren Scharfsinn üben und verlieren die Gelegenheit zu einer Fülle von spitzfindigen Correspondenzen und Telegrammen. Für einige dieser Herren ist der großartige Kampf der Geister, welchen die moderne Welt mit athemloser Spannung verfolgt, nur die Handhabe für eine pedantische Nachcensur, deren tägliche Widersprüche die heiterste Wirkung hervorbringen. Erschiene morgen ein Titan und thürmte wolkenhohe Berge zur Erstürmung des klericalen Himmels, jene von der Natur eigenthümlich ausgestatteten sogenannten Publicisten und Glossatoren würden sich zu melden veranlaßt sehen, wie verlaute, sei nicht der Pelion auf den Ossa, sondern umgekehrt der Ossa auf den Pelion gestülpt worden! Auch sei es verfrüht, daß seine gigantische Durchlaucht schon den Olymp zu jener Operation verwendet habe... Der gute Horaz mag immerhin den Schrecken besingen, welchen die Riesenbrut, trotzvolle Arme ausreckend, dem Jupiter bereitet habe — die Herren Correspondenten wissen es besser und versichern, es wären nicht zwei Arme gewesen, sondern in dem gegenwärtigen Stadium des Kampfes nur einer! Auch sei das trotzvolle Epitheton nicht officiös approbirt... Zum Glück ist des Reichskanzlers wirkliche Politik ungleich grader und energischer als jene subtilen, großentheils apokryph ministeriellen Commentare. Diese Politik wird nächstens den Bischof von Perigueux nöthigenfalls auf's Korn nehmen. Die Diöcese jenes Kirchenfürsten war bis jetzt mehr durch ihre sehr guten Trüffeln berühmt als durch den Erlaß friedensgefährlicher pastoraler Schreiben. Wir acceptiren die Trüffeln und verbitten uns die Hirtenbriefe. Der ganze Streit hat übrigens die sonderbare Folge, daß die Franzosen jetzt die deutschen Blätter, namentlich die ministeriellen, mit großer Aufmerksamkeit wenigstens in der Uebersetzung lesen. Vielleicht veranlaßt sie das mit der Zeit auch unsere Sprache zu studiren. Dann wird sich ihr enger bornirter Gesichtskreis, der über das Weichbild der pariser Boulevards selten hinausreicht, einigermaßen erweitern und statt mit dem Absynth des Café de Madrid ihr Blut zu vergiften, werden sie sich gewöhnen, edlen Rheinwein zu trinken, was sowohl ihrer körperlichen Gesundheit, wie ihrer guten Laune nur förderlich sein kann.

Digitized by Google

# Inserate.


**Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Vollständig erschien soeben:

**Arthur Schopenhauer's**

**Sämmtliche Werke.**

Herausgegeben von Julius Frauenstädt.

Sechs Bände. 8.

Geh. 16 Thlr. Geb. 19 Thlr.

Die allseitig willkommen geheißene Gesammtausgabe von Arthur Schopenhauer's Werken, von dem Herausgeber mit einem Lebensbilde des Philosophen und einer ausführlichen orientirenden Einleitung versehen, liegt nunmehr vollständig vor.

**Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.**

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**A. Koberstein's**

**Nationalliteratur.**

5. Auflage.

**General-Register.**

1 Heft von 9¾ Bogen.

☛ **Dasselbe wird den Besitzern des completen Werkes gratis nachgeliefert.**

**Verlag von Otto Meissner in Hamburg.**

DAS KAPITAL.

**Kritik der politischen Oekonomie.**

**Von**

KARL MARX.

**Zweite Auflage. 8 Thlr.**

NATUR-ETHIK.

**Von**

H. J. A. KOERNER.

**2 Bände. 4 Thlr.**

**Die neue wohlfeile Auflage von**

ISIS,

DER MENSCH UND DIE WELT.

**Von**

C. RADENHAUSEN.

**4 Bände 4 Thlr., eleg. geb. 5⅓ Thlr.**

**Gesammelte**

SCHRIFTEN UND REDEN

**von**

Dr. JOHANN JACOBY.

**2 Bände. 3 Thlr.**

**Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig:**

Handbuch der

**Protestantischen Polemik**

gegen die römisch-katholische Kirche

von

**Dr. Karl Hase.**

Dritte verbesserte Auflage. geh. 3 Thlr.

In der gegenwärtigen Zeit des erregten Kampfes sei diese classische Schrift des bekannten Kirchenhistorikers in ihrer wissenschaftlichen Würdigung der dogmatischen, sittlichen und ästhetischen Gegensätze der römisch-katholischen Kirche und des Protestantismus, zugleich eine Rüstkammer für diesen Streit, allen Gebildeten zur Begründung oder Klärung eines kirchenpolitischen Urtheils empfohlen.

Soeben erschien und ist durch sämmtliche Buchhandlungen zu beziehen:

**Grundzüge eines Systemes der**

**Nationalökonomik oder Volkswirthschaftslehre**

von **Hermann Bischof,**

Dr. der Philosophie und der Rechte, ordentl. Professor für Nationalökonomie an der Akademie für Handel und Industrie und Docent der Volkswirthschaftslehre an der k. k. Universität in Graz.

ERSTE LIEFERUNG:

**(Titel, Vorrede und Bogen 1—6 des Textes enthaltend.)**

**Preis 1 fl., nach auswärts franco 1 fl. 10 kr.**

Das Werk wird vollständig in drei Lieferungen, deren letzte Ende März 1874 erscheint.

**Empfehlenswerth für Jedermann, besonders für Studirende, Beamte aller Kategorien und Rangstufen, Gemeinde- und Bezirks-, sowie Landes- und Volksvertreter, Urproducenten und Industrielle, wie Kaufleute.**

**Verlag der Actiengesellschaft Leykam-Josefsthal**

**in Graz, Stempfergässchen Nr. 4.**

**Anmerkung.** Ein ausführlicher Prospect über dieses Werk wird jedem sich dafür Interessirenden auf Verlangen gratis und franco übermittelt.

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Eduard von Hartmann's**

**Philosophie des Unbewußten**

für das

**Bewußtsein weiterer Kreise**

bearbeitet von

**Gustav Hansemann.**

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich
Oder die Anderu verrückt sind.
Goethe.

8°. elegant brochirt 12 Sgr.

Freunde und Feinde E. von Hartmann's werden diese geistreiche Satire mit gleichem Interesse lesen.

Köln und Leipzig. **Eduard Heinrich Mayer.**

**Es werde Licht!**

Poesieen

von **Leopold Jacoby.**

II. Auflage. Preis 15 Sgr.

Berlin, Louisenstraße 45, **H. E. Oliven.**

Im **Verlags-Magazin** in **Zürich** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Helena.** **Aus den Erinnerungen eines Verstorbenen.**

Von **Richard Voß.**

Preis: 20 Silbergroschen = 2 Reichsmark.

Einer längeren Besprechung über dieses großes Aufsehen erregende Buch in den „Deutschen Blättern" (Beilage zur „Gartenlaube") entnehmen wir folgende Stelle: „. . . . . Kaum jemals ist wohl die Waffe edler Lebensanschauung, gesunden Sinnes und Geschmackes so scharf, so direct und ohne jede Schonung gegen eine gewisse Frauenentartung in den höheren Kreisen geschwungen, kaum jemals ist dieser Entartung die zarte und duftige Schminke so gründlich vom Antlitz gewischt, und dem häßlichen Zerrbilde ihrer Leere, ihres unweiblichen, frivolen und gehaltlosen Wesens ein so deutlicher Spiegel vorgehalten worden, als es in diesen zehn Briefen eines sterbenden Mannes geschehen ist . . ."

Gleichzeitig mit obigem Buche erschien vom gleichen Verfasser:

**Visionen eines deutschen Patrioten.**

Von **Richard Voß.**

Preis 15 Sgr. = 1½ Reichs-Mark.

**Veit & Comp. in Leipzig.**

Soeben erschien:

Zwölf Briefe

eines

**Shakespearomanen.**

Von

**Ludwig Noiré.**

Hängen auch alle die Schmierer, die Reimer sich an dich, sie ziehen
Dich nicht herunter, doch Du ziehst sie
auch schwerlich hinauf.
Goethe-Schiller.

Octav. 61 Seiten. Preis 12 Sgr.

☛ **In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig.** ☚

**Erhöhte Bücherpreise in Reichsmark.**

Vom 1. Januar 1874 ab erfolgt die Berechnung meiner Verlagswerke in Mark und Pfennigen und treten an Stelle der bisherigen Preise die neuen, nur theilweise und dann äußerst mäßig erhöhten Ansätze in Kraft. **Bis zum 31. März 1874 bleiben bei Aufträgen gegen baare Zahlung die alten Preise in Geltung.** Die Lieferungswerke und Subskriptions- (Pränumerations-) Preise sind von der Preiserhöhung nicht betroffen.

Leipzig. Die Verlagsbuchhandlung von
(H. 3447.) **Otto Spamer.**

**Dieser Nummer liegen Prospecte der Verlagshandlung Leykam-Josefsthal in Graz, des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen und von Mauke's Verlag in Jena bei.**


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 14. Februar 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.7

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die engeren Wahlen zum Reichstage. Von M. L. — Deutschland und Frankreich nach dem Friedensschluß. (Schluß.) Von Schulze-Delitzsch. — Literatur und Literaten Rußlands unter dem Kaiser Nicolaus. I. — **Literatur und Kunst:** Ein Gedenkblatt auf das Grab von David Friedrich Strauß. Von Berthold Auerbach. — Geld und Geist. Ein Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. — Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten. Von M. Carriere. — **Aus der Hauptstadt:** Winterliche Briefe. Aus den Theatern. Von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

### Die engeren Wahlen zum Reichstage.

Die engeren Wahlen zum Reichstage — es sind deren 47 zu vollziehen gewesen — haben über die Stellung der Parteien zu einander lehrreiche Aufschlüsse gegeben und, was werthvoller ist, die reichsfeindliche Minorität nur um 5 Stimmen verstärkt, während aus 42 dieser Wahlen reichstreue Abgeordnete hervorgegangen sind. Nach einer genauen Zählung steht im zweiten deutschen Reichstage eine Majorität von 261 Mitgliedern einer Minorität von 136 Mitgliedern gegenüber, zu welchen letzteren die im Reichslande Elsaß-Lothringen vollzogenen Wahlen ihr sämmtliches Ergebniß, 15 Stimmen nämlich, beigesteuert haben.

Fast ohne Ausnahme sind bei den engeren Wahlen die in ihrer Gesinnung verwandten reichstreuen Parteien mit einander Hand in Hand gegangen, falls nicht etwa zwischen ihnen selber um den Sieg in der Stichwahl gestritten wurde, und in diesem Falle, der sich 19 Mal ereignete, standen wiederum auf der einen Seite die liberalen, auf der anderen Seite die conservativen Parteien zu einander. Ebenso schlossen die verschiedenen Parteien mit reichsfeindlicher Tendenz, die im ersten Wahlgange besondere Candidaten aufgestellt hatten, bei der Stichwahl eine, freilich hier und da jeder politischen Ehrbarkeit hohnsprechende Coalition. Nur in ganz vereinzelten Fällen zog sich eine Partei grollend über die Niederlage ihres Candidaten, gleich dem zürnenden Achilleus, in ihre Zelte zurück und schaute mit verschränkten Armen dem heißen Ringen der mehr oder minder befreundeten Genossen zu. Zum Glück sind dadurch nur zwei Wahlkreise, in welchen sonst die Wahl der reichsfeindlichen Candidaten unmöglich gewesen wäre, an die letzteren verloren gegangen: Mainz und die leipziger Amtsbezirke. Die mainzer Demokratie gönnte lieber dem Domcapitular Moufang, dem außerdem die Socialdemokraten ihre Stimmen zuwendeten, den Sieg, als daß sie es über sich gewinnen konnte, für den nationalliberalen Candidaten Dr. Görz zu stimmen, und so siegten in dem sich seiner freisinnigen Bürgerschaft rühmenden Mainz bei der engeren Wahl die „Schwarzen", während man nach der Stimmenvertheilung beim ersten Wahlgang die Candidatur Moufangs für eine aussichtslose zu halten berechtigt war. Und in den leipziger Amtsbezirken ließen die über das Mißgeschick ihres früheren Abgeordneten Professor Birnbaum erbitterten Nationalliberalen, was sie nicht hätten thun sollen, die Hände sinken und strengten sich nicht weiter an, um die Wahl Dr. Johann Jacobys zu verhindern; so gerechten Grund zur Klage sie über die Umtriebe gegen Professor Birnbaums Wiederwahl auch immerhin haben mochten, es reichte dieser Grund nicht hin, um sie von der Pflicht zu entbinden, die Wahl des reichsfeindlichen Candidaten mit Aufwendung all' ihrer Kraft zu verhindern.

Jedenfalls müssen diese beiden Vorkommnisse zum ernsten Nachdenken darüber anregen, wie in Zukunft der Wiederholung ähnlicher, wohl vermeidlicher Verluste vorzubeugen ist. Die reichstreuen und liberalen Parteien sollten in allen denjenigen Wahlkreisen, wo der Sieg reichsfeindlicher Candidaten in einer etwa nothwendig werdenden engeren Wahl nicht absolut unmöglich ist, es niemals darauf ankommen lassen, welche der verschiedenen Fractionen ihren Candidaten in die engere Wahl hineinbringt, sondern sich im voraus über einen „gemeinsamen Candidaten" verständigen, für den dann jede Partei wie für ihr eigen Fleisch und Blut mit aller Kraft in die Wahlbewegung einzutreten hätte. Die verschiedenen reichstreuen und liberalen Parteien haben, um sich gegenseitig zu messen, außerhalb solcher zwischen ihnen als „neutraler Boden" zu erklärenden Wahlkreise, noch Terrain genug übrig, wo ein Einbruch reichsfeindlicher Candidaten nicht zu besorgen ist. Ueberhaupt muß constatirt werden, daß innerhalb der Wählerschaften heute nur noch die großen Gegensätze des politischen Lebens mit Interesse erfaßt werden und daß im Vergleich zu diesen die feineren Parteischattirungen mehr als individuelle Eigenthümlichkeiten der einzelnen Candidaten erscheinen, die zwar bei der Entscheidung der Personenfrage in Betracht zu ziehen sind, jedenfalls aber nicht das Interesse für einen Candidaten von minder zusagender Farbe auszulöschen vermögen. In „parlamentarischen Kreisen" würde man sich sehr täuschen, wenn man bei den Wählerschaften etwa eine ähnliche Gliederung in „Fractionen" für möglich hielte, wie sie Behufs der praktischen Zwecke einer parlamentarischen Körperschaft allerdings im höchsten Grade erwünscht, ja nothwendig ist. Die unendlich große Masse der Wähler interessirt sich, vorausgesetzt, daß die Candidaten innerhalb des Rahmens stehen, der die politische Auffassung der Wählerschaft umfaßt, viel mehr für den „Mann" als für die „Fraction", welcher er angehört, oder gar für die verschiedenen „Flügel" und „Gruppen", die nach der parlamentarischen Terminologie diese oder jene Fraction in sich zur Entwicklung gebracht haben soll. Wenn also Spaltungen entstehen, im Schooße von Wählerschaften, welche ohne eine absichtlich herbeigeführte Verschärfung der in ihnen halb bewußt, halb unbewußt bestehenden, jedenfalls aber einem Ausgleiche nicht widerstrebenden Gegensätze, einträchtig einem Candidaten, derihrer Durchschnittsüberzeugung entspricht, ihre Stimmen gegeben haben würden, so ist dafür fast stets eine von persönlichen Motiven geleitete Parteitaktik verantwortlich zu machen. Sollte es jemals gelingen, in den

Digitized by Google

reichstreuen und liberalen Wählerschaften schon eine Absonderung nach Fractionen zu Stande zu bringen, so würde dies zum großen Schaden der Allen gemeinsamen Sache des Reiches und der Freiheit gereichen, weil der voreingenommene Standpunkt von Fractionsprogrammen ein Zusammengehen bei den Wahlen ebenso sehr erschweren würde, wie ein solches beim Dominiren eines großen Grundgedankens sich jetzt verhältnißmäßig mit Leichtigkeit macht. Die bei den engeren Wahlen erworbenen Erfahrungen können in dieser Hinsicht den reichstreuen und liberalen Parteien zur Lehre dienen. Die verschiedenen Gegner des Reiches haben schnell begriffen, warum sie trotz tödtlicher Feindschaft unter einander ein Bündniß ad hoc einzugehen ein Interesse hatten, und sie haben demgemäß gehandelt. Wenn die Verehrer der pariser-Commune für die bischöflich approbirten Candidaten stimmen und umgekehrt die Ultramontanen den Erkorenen der Socialdemokratie ihre Stimme geben, so sollten doch Liberale, die wesentlich nur wegen eines mehr oder weniger scharfen Betonens der freiheitlichen Forderungen gegenüber der Staatsraison sich gegenseitig Vorhaltungen machen, die gemeinsame Sache nicht darum zu Schaden kommen lassen.

Wir können übrigens diese Lehre für nicht zu theuer erkauft halten. Die engeren Wahlen sind für die reichstreuen und vor allem für die liberalen Parteien sehr günstig ausgefallen. Von den 42 Wahlergebnissen, die wir zu Gunsten der reichstreuen Majorität zu buchen haben, kommen auf conservative Abgeordnete 6; unter den Gewählten befindet sich Generalfeldmarschall Graf Moltke, welcher in seinem früheren Wahlkreise Memel über einen fortschrittlichen Candidaten siegte. Die deutsche Reichspartei hat noch zwei Stimmen hinzugewonnen; es wurde in Ottweiler-St. Wendel der bekannte Hüttenbesitzer Commerzienrath Stumm zu Neunkirchen wiedergewählt und im Wahlkreise Ohlau siegte der Vicepräsident des Abgeordnetenhauses Dr. Friedenthal, der bereits in einem Wahlkreise der Provinz Sachsen gewählt war; die Gegner waren beide Male Ultramontane: dort Graf Droste-Vischering, hier Graf Hoverden. Von der liberalen Reichspartei wurde nachträglich Herr v. Bonin (Genthin), der Alterspräsident des gegenwärtigen Reichstags, wiedergewählt, wobei er den Grafen Moltke aus dem Felde schlug. Von unbestimmter Parteistellung und vorläufig hier einzureihen sind Amtshauptmann v. Könneritz (Sachsen) und der Präses der Hamburger Gewerbekammer Schmidt, welche beide über socialdemokratische Gegner obsiegten. Die nationalliberale Fraction hat aus den engeren Wahlen einen Zuwachs von 20 Mitgliedern erlangt; es befinden sich darunter von früheren Mitgliedern: Dr. K. Braun (jetzt in Glogau gewählt), Professor Hinschius und Dr. Websky; unter den Neugewählten gehören dem gegenwärtigen preußischen Abgeordnetenhause an: v. Diederichs, Dr. Dohrn, Kiepert, Reumann-Posegnik, Rasche, Dr. Schacht und Dr. Wachs. Zum ersten Male gewählt erscheint der bekannte Publicist Dr. H. B. Oppenheim. Die Fortschrittspartei hat 11 Mitglieder gewonnen; nachträglich wiedergewählt sind: Professor Hänel, Hausmann (Brandenburg), Dr. Lorentzen, Dr. Minckwitz, Schulze-Delitzsch (der bereits früher in Wiesbaden gewählt war) in Berlin; sie haben sämmtlich über Socialdemokraten gesiegt. Dem preußischen Abgeordnetenhause gehören von den Gewählten an: Klöppel und Kreutz. Unter den Neugewählten hat sich einen literarischen Namen gemacht der Poet der „Gartenlaube" Rechtsanwalt Träger zu Cölleda.

Die verschiedenen Parteien, aus denen die reichsfeindliche Minorität sich zusammensetzt, haben bei den engeren Wahlen jede je einen Candidaten durchgesetzt: die Volkspartei Herrn Sonnemann in Frankfurt am Main; die Socialdemokraten der berliner Observanz Herrn Hasselmann, den Redacteur des „Neuen Socialdemokrat", in Elberfeld-Barmen; die Socialdemokraten der eisenacher Observanz Herrn Dr. Johann Jacoby in den leipziger Amtsbezirken (derselbe hat inzwischen das Mandat als „Unversöhnlicher" abgelehnt); die welfischen Particularisten Herrn Professor Ewald in Hannover und die Ultramontanen Herrn Domcapitular Moufang in Mainz. Die Polen sind leer ausgegangen; ihr im Wahlkreise Czarnikau-Chodziesen in engerer Wahl verbliebener Candidat Probst Kwiatkowski ist durch das einmüthige Zusammengehen der conservativen und liberalen Deutschen aus dem Felde geschlagen worden.

Da die einzelnen Fractionen durch den Beitritt mancher der in ihrer Parteistellung bisher zweifelhaften Mitglieder sich noch verstärken werden, da vielleicht eine der früheren Fractionen, die der „liberalen Reichspartei", sich ganz anders formirt, so scheint es heute noch nicht an der Zeit, über die Fractionsverhältnisse des neuen Reichstags eingehendere Betrachtungen anzustellen; charakteristisch für seine Zusammensetzung ist es aber, daß sowohl innerhalb der Majorität, wie mehr noch innerhalb der Minorität eine Partei durch ihre numerische Stärke beträchtlich überwiegt, dort mit fast 150 Mitgliedern die nationalliberale, hier mit 105 Mitgliedern die ultramontane Fraction. Ein Zeichen, wohin die Zeitereignisse weisen: die beiden Fractionen, in denen auf der einen Seite der Reichsgedanke, auf der andern Seite die Anfeindung desselben am schärfsten ausgeprägt sind, haben die stärkste Anziehungskraft auf Wähler und — Gewählte geübt.

M. L.

## Deutschland und Frankreich nach dem Friedensschluß.

Vortrag gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig am 8. Januar 1874.

Von **Schulze-Delitzsch.**

(Schluß.)

### III.

Richten wir unsere Blicke nunmehr auf Deutschland.

In welchem vollkommen entgegengesetzten Geiste hier nach der furchtbaren Katastrophe von 1806 unter dauernder feindlicher Occupation des Landes, die Volkserhebung sich vollzog, welche zum Befreiungskriege führte, ist in aller Andenken. Ebenso, daß dieser Krieg weder zur Wiedergewinnung geordneter Grenzen gegen das besiegte Frankreich, noch zur nationalen Constituirung unseres Vaterlandes führte. Auch während der zum Behufe dieser Constituirung seit Mitte des Jahrhunderts begonnenen inneren Kämpfe dachte niemand an die Wiedererlangung der in Sprache und Sitte noch wesentlich deutschen Grenzstriche, welche die Franzosen seit den Verwüstungszügen unter Louis XIV. in der Pfalz stets zu Ausgangspunkten ihrer Angriffe auf uns benutzt hatten. Erst in dem Augenblicke, als diese Landstriche auch bei der letzten frivolen Kriegsüberziehung ihnen als Stützpunkt dienten, erhob sich die allgemeine Forderung nach ihrer Wiedervereinigung mit uns, um endlich eine gesicherte Grenze gegen die stets drohenden französischen Uebergriffe zu erhalten. „Wir wollen nicht länger unter den Kanonen der Feinde leben," erscholl der Ruf aus Baden. Und wenn sich die deutsche Reichsregierung dieser Forderung unmöglich entziehen konnte, so hat sie sich dabei auf das zur Erreichung des Zwecks unerläßlich Nothwendige beschränkt. Die außerordentliche Mäßigung, welche sie dabei bewiesen, nach Siegen, welche dem Feinde die Fortsetzung des Kampfes unmöglich machten, wird man wohl am besten würdigen, wenn man sie mit dem vergleicht, was die Franzosen nach den Siegen Napoleons I. über Deutschland verhängt haben, und was uns in gleichem Fall auch jetzt zugedacht war. Anstatt, wie sie gethan, große Stücke deutschen Gebiets sich anzueignen und aus dem Rest des Landes, unter dauernder Besetzung der Festungen, eine Anzahl von Vasallenstaaten zu machen, welche den Befehlen und dem Heerbann des Imperators folgen mußten: hat die deutsche Reichsregierung nicht daran gedacht, in die staatliche Gestaltung Frankreichs einzugreifen oder gar das Land ihren Interessen dienstbar zu machen. Vielmehr hat sie sich mit der Herausgabe des allerkleinsten Theiles von dem an Deutschland begangenen Raube begnügt. Nicht die Gesammtheit jener werthvollen Provinzen — Elsaß, Lothringen, Burgund, — nein, nur die Vogesenkette hat sich Deutschland als

Digitized by Google

Grenze gesichert, welche nicht blos die Sprachgrenze bildet, sondern als natürliche Scheide beiden Ländern gleichmäßig Schutzwehr bietet; und dann hat es nur noch auf Metz die Hand gelegt, als das zur Kriegführung mit uns vorzugsweise von den Franzosen bestimmte und ausgestattete Arsenal. Soweit zu gehen, trieb aber auch das unabweisliche Gebot der Selbsterhaltung. Endlich einmal mußte den so oft ungestraft unternommenen Eingriffen in unsere nationale Existenz, der steten Bedrohung unseres Landes durch feindliche Einbrüche ein Ende gemacht werden, in ihnen zugleich einer steten Bedrohung des europäischen Friedens.

Und welche weiteren Bürgschaften für die eminent friedliche Bedeutung der Erstarkung des Deutschen Reichs gewährt dessen Haltung nach dem Friedensschluß! — Obwohl die Bereitschaft zur Abwehr der unaufhörlichen Rachedrohungen der Franzosen leider mehr als uns lieb sein kann an Mitteln und Kräften absorbirt: der Sinn unseres Volkes ist nicht entfernt auf weitere siegreiche Feldzüge und Eroberungen gerichtet, und im ganzen Lande spricht sich ein tiefempfundenes Friedensbedürfniß aus. Mag die Reichsregierung mit Vorliebe für die Tüchtigkeit der Organisation unserer Wehrkraft sorgen: eine Kriegspartei, die sich darauf stützen wollte, fände nimmer die Zustimmung des deutschen Volkes. Dagegen sind es die großen Fragen der inneren Constituirung, welche alle Kreise beschäftigen. Nicht die tabula rasa einer beendeten Revolution liegt vor uns, da die deutschen Regierungen in der Hauptsache dem Drange des Nationalwillens nachgegeben haben. Vielmehr haben wir die bundesstaatliche Einigung souveräner Staaten auf dem Wege der Reform durchzuführen; eine schwierige Aufgabe, wobei manche hochwichtige Forderungen des Volkswohls nur allmählich bei zäher Ausdauer durchzusetzen sind. Dazu tritt aber ein anderes Moment von echt deutschem Gepräge. In dieser politischen Arbeit geht der Geist unseres Volkes nicht auf, und so ist es neben der bürgerlichen wieder die humane Entwicklung, der sich das allgemeine Interesse zugewendet, in der Aufnahme des Kampfes gegen Geistesverfinsterung und Herrschsucht einer vaterlandslosen Priesterkaste! Wieder wie in den dunkelsten Zeiten geht vom römischen Papst der Anspruch auf die höchste unfehlbare Macht über die ganze Christenheit aus, als sichtbarem Stellvertreter Gottes, mit dem Bannfluch gegen alle, die sich dem nicht fügen, insbesondere gegen die gesammte moderne Bildung, die sich zu dem wahnsinnigen Attentat unbedingt ablehnend verhält. Und Deutschland vor allen trifft das Verdict, das Land, wo man es mit der Religion so ernst nimmt, von wo aus stets die Auflehnung gegen den heiligen Stuhl ausging. Vollendet hier der nationale Staat seine Consolidirung, dann ist es aus mit der römischen Jesuitenwirthschaft, welche bereits in ihrem alten Sitze, in Italien, die Hauptstadt an das national geeinigte Land hat abtreten müssen. Daher wird alles eingesetzt, den jungen deutschen Bundesstaat zu unterwühlen, und es gebricht weder an Mitteln noch an einer blindgläubigen Menge, allerlei Wirren anzurichten, auf welche die französischen Rachegelüste bereits ganz offen speculiren.

Aber fest entschlossen nehmen wir den Kampf auf, und in freudiger Zuversicht. Wie anders ist die Lage im Vergleich mit jenen früheren Kämpfen zwischen Kaisern und Päpsten, wie sind die Positionen verschoben!

An erster Stelle: todt und begraben für immer das unheilvolle römische Kaiserthum deutscher Nation, das Danaergeschenk der Päpste, einer ihrer glücklichsten Coups auf dem Wege zur Kirchenherrschaft. Als dem Schirmvogt der Kirche war dem Kaiser die weltliche Oberleitung der Christenheit zugesprochen, ein Verhältniß, welches schon im Keime die Abhängigkeit vom Papste in sich trug, der die Würde verlieh. Zugleich aber war damit die Entwicklung des nationalen deutschen Staates gelähmt, der, von seinen inneren Aufgaben abgezogen, in ewigen Kämpfen mit dem Auslande um imaginäre Ziele beinahe verblutete. — Mit diesem Kaiserthum mochten die Päpste fertig werden, denn es war ihr Geschöpf, aber nicht mit dem neuen deutschen Kaiserthum. Das hat seine mächtigen Wurzeln im eigenen Volke, in dessen geschichtlicher Entwicklung. Da ist nicht mehr von jenen berüchtigten Wahlcapitulationen die Rede, welche die Kaiser sonst mit den Fürsten abschließen mußten, und in denen ein Stück nach dem andern vom Reichsgut und von der Reichsgewalt zu Gunsten der fürstlichen Machtvollkommenheit Preis gegeben wurde. An ihre Stelle ist die Reichsverfassung getreten unter der Gewähr des Volkes! Nicht um Concessionen an die Fürsten handelt es sich mehr, sondern um Zugeständnisse an die berechtigten Forderungen der Nation. So ist vieles bisher in den Einzelstaaten Verweigerte bereits erreicht, und was uns noch von den großen Garantien eines gesunden volksthümlichen Staatswesens fehlt, dies zu erringen liegt in den Händen des Volks, dessen Vertretern bei fester Behauptung einer mit allgemeiner Zustimmung eingenommenen Position auf die Dauer nicht widerstrebt werden kann.

Mit dieser Wandlung aber hat das unfehlbare Papstthum bei uns seine Hauptstütze verloren. Was hielt denn die Päpste gegen den Ansturm der alten Kaiser im Mittelalter? Es war das aufstrebende Bürgerthum der italienischen Städte mit seiner großen Zukunft, dessen geschlossene Phalanx den Kaisern, die ihre Zeit nicht verstanden, die Spitze bot. Aber wie ist dies jetzt? Diese gewaltige Macht, das Bürgerthum, welche, den alten Ständestaat durchbrechend, aus dem fest abgeschlossenen Städtebürgerthum zum modernen Staatsbürgerthum sich durchgearbeitet hat: sie steht nicht mehr gegen uns, sie steht mit uns, und gegen die kirchliche Anmaßung, in deren Siege sie die Ertödtung ihres eigensten Lebensnervs erblickt, die Gefährdung der Güter, um die sie so viel und so lange gekämpft.

Deshalb sind auch die Sympathien aller gebildeten Völker mit uns. Während das Ausland bisher mit Mißtrauen die ungeheure Kraftentfaltung der deutschen Kriegführung verfolgte, nimmt es jetzt wahr: daß das, was wir bei uns begonnen haben, auf alles andere eher, als auf die Absicht einer Vergewaltigung andrer Völker schließen läßt. Vielmehr fühlt man sich gedrungen, darin den Vorkampf für allgemeine Culturinteressen anzuerkennen. In schweren Mißerfolgen hat das deutsche Volk erkannt, daß es nicht sein Beruf ist, nach der Weltherrschaft zu streben, vielmehr dieselbe zu stürzen, von welcher Seite sie auch ihren Anlauf nimmt! So ist es gewesen seit der Römerschlacht im teutoburger Walde bis zur neuesten Niederwerfung des französischen Cäsarismus. Und dem schlimmsten aller dieser Attentate, der geistigen Knechtung der Menschheit durch die römische Priesterherrschaft, eine Schranke zu setzen, wie die Reformation dies begonnen, das tritt im Augenblick an uns heran, das ist unsre nationale Mission, die mit der keines anderen Volkes in Widerstreit steht, sondern alle fördert.

Und in der Weihe der geschichtlichen Entscheidung, die sich bei uns vorbereitet, weitet sich der Blick; und die ganze Vergangenheit unseres Volkes tritt vor unsern Geist mit ihren sagenhaften Anfängen, wie sie bei großen Völkern häufig die Prophetieen ihrer Zukunft enthalten. Sie kennen die altgermanische Göttersage von dem Weltbrand, der Götterdämmerung, in welcher die alte Welt in Flammen vergeht, um einer neueren schöneren Raum zu geben. Zum letzten großen Entscheidungskampfe gegen Loki, den Verderber, gegen die Ungeheuer und Riesen, zieht Odin mit den Asagöttern und mit ihnen die Einherier, die gefallenen Kampfhelden, die in Walhalla versammelt, dieses Kampfes harrten!

Auch mit uns im Bunde zu diesem Kampfe, diesem Geburtswechsel einer neuen Weltanschauung, erhebt sich eine solche auserlesene Heldenschaar: alle die großen Todten, die in den geistigen Kämpfen der Zeit die Schlachten geschlagen haben, unsere Reformatoren, unsere großen Forscher, Denker und Dichter, uns mit dem Schwunge ihrer unsterblichen Werke zu hohem Kampfesmuth begeisternd.

*

Digitized by Google

So steht zu uns mit ihren überlieferten Geistesschätzen die Vergangenheit; so der ganze gewaltige Bildungsdrang der Gegenwart; und so im ewigen Gesetze unaufhaltsamer Entwicklung, die Zukunft unsers Geschlechts: was wollen die finstern Gegner dem entgegensetzen! Und so verkünden wir Huttens Wort als die Losung, welche Deutschland für seine Streiter ausgibt:

Jacta alea esto!
Ich hab's gewagt!

---

## Literatur und Literaten Rußlands unter dem Kaiser Nicolaus.

### I.

In der Geschichte der russischen Nationalliteratur spielt die dreißigjährige Periode der Regierung des Kaisers Nikolaus eine sehr erhebliche Rolle. Eine ganze Anzahl bedeutender und einflußreicher Schriftsteller ist während der Jahre 1825—55 thätig gewesen; nicht nur daß Puschkin, Shukoffski, Dahl, Wjäsemski erst unter diesem Herrscher zu voller Entfaltung ihrer Talente gediehen sind, Lermontoff, Granoffski, Belinski und Gogol sind erst unter seiner Regierung an die Oeffentlichkeit getreten, Herzen, Iwan Turgenjeff, die Aksakoff, Gontscharoff und die meisten Jünger der heute herrschenden „realistischen" und dabei radicalen Richtung haben unter Nikolaus die bleibenden Eindrücke ihres Lebens erhalten. Das Nikolaitische Zeitalter hat einerseits die Schule der russischen Romantiker zu Grabe getragen, andererseits die nationalen und politisch-radicalen Tendenzen gezeitigt, welche in dem modernen Rußland das Wort geführt und die gute alte Zeit zum Märchen gemacht haben, in welcher die Literatur die Beschäftigung eines enggeschlossenen Kreises vornehmer Herren war. — Die officielle Geschichtsschreibung hat natürlich nicht ermangelt, aus dem Vater des gegenwärtigen Selbstherrschers aller Reußen einen Förderer der Wissenschaft und Künste zu machen, an der Hand der Orden, Titel und Dotationen, welche von ihm begünstigten Schriftstellern verliehen worden, nachzuweisen, wie theuer dem Zaaren „das russische Wort" gewesen und wie großherzig derselbe sich trotz seines Mißtrauens gegen den Liberalismus und die Vielschreiberei bewiesen habe, wo es die Belohnung und Aufmunterung „wirklicher" Talente gegolten. Hat Shukoffski es nicht zum Geheimrath gebracht, ist Puschkin nicht kaiserlicher Kammerherr und Reichshistoriograph, sein Freund Pletnoff nicht Rector der petersburger Hochschule gewesen? Ist es nicht der „Höchstselige" gewesen, der Granoffskis Bestallung zum moskauer Professor unterzeichnete, der den Druck und die Aufführung von Gribojedoffs Komödie gestattete, der den Literaturfreund Uwaroff zum Unterrichtsminister machte, der den Geschichtsschreiber Ustjäloff bei jeder Gelegenheit begünstigte, Gogol eine Pension auswarf und die „Nordische Biene" Gretschs und Bulgarins trotz der 49er Razzia gegen „überflüssige" Zeitungen und Journale, fortbestehen ließ? Damit hat es allerdings seine Richtigkeit — für das Loos, das der russischen Literatur und ihren Vertretern in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren in Wahrheit beschieden gewesen, gibt es aber noch eine andere Art von Zeugnissen, als die, welche die officielle Liebedienerei beizubringen pflegt. Wer an den Früchten noch nicht genug hat, welche von den unter dem Kaiser Nikolaus gepflanzten Bäumen getragen worden, der wird wohlthun, einmal auf die Geschichte der unter dem Höchstseligen erlassenen Gesetze und Verordnungen über das Preßwesen einen Blick u werfen und sich zweitens nach dem Loose auch nur derjenigen literarischen Zeitgenossen des verstorbenen Kaisers zu erkundigen, die durch ihr Talent und ihre gesellschaftliche Stellung mit diesem in Berührung gebracht wurden.

Das vollständige Register der auf Censur und Preßwesen bezüglichen Anordnungen des „Horts der conservativen Interessen" vermag ich vor den Lesern dieser Blätter nicht auszubreiten — einige Proben aus demselben mögen nachstehendfolgen. Im Jahre 1826, kurz nach der Thronbesteigung des Kaisers, wurde sämmtlichen innerhalb der Reichsgrenzen erscheinenden Zeitungen und Journalen mit alleiniger Ausnahme des vom auswärtigen Amte geleiteten „Journal de Saint-Petersbourg" strengstens verboten, sich auf die Beurtheilung von Regierungsmaßregeln einzulassen; die Ausnahme, welche nach einigen Jahren zu Gunsten der „Nordischen Biene" gemacht wurde, war ein Gnadengeschenk, dessen die Herren Bulgarin und Gretsch sich durch ihre loyale und patriotische Haltung in der That würdig gemacht hatten. Zwei Jahre später ordnete ein kaiserlicher Ukas an, daß außer der allgemeinen Censur noch drei specielle Censurinstanzen geschaffen werden sollten. Alles, was sich auf Kirche und Religion bezog, sollte, bevor es vor den regulären Censor gedieh, durch die Bischöfe und Consistorien geprüft werden, vom Censor zugelassene Theaterstücke hatten, bevor sie zur Aufführung gelangten, die Genehmigung der „dritten Abtheilung"*) einzuholen, wissenschaftliche Arbeiten unterlagen der Durchsicht gelehrter Specialcomités. In der Folge hielten es auch die Minister der Finanzen und des Krieges und der Director des Pferdezuchtwesens für geboten, daß auf ihre Ressorts bezügliche Publicationen durch sie geprüft würden, und es versteht sich von selbst, daß den billigen Wünschen dieser Würdenträger durch kaiserliche Rescripte entsprochen wurde; daß die von den einzelnen Ministerien herausgegebenen Publicationen gerade so censirt wurden, wie andere Schriften, verstand sich schon aus Rücksicht auf die „Gleichheit vor dem Gesetz" von selbst. Eine wichtige Neuerung aus demselben Jahre war es, daß Recensionen von Concert- und Theateraufführungen im ganzen Reich gestattet wurden**). Damit aber auch in dieser Beziehung des Guten nicht zu viel geschehe, wurde den petersburger Recensenten die Erwägung empfohlen, daß die Künstler der kaiserlichen Hoftheater und Orchester Männer seien, die die Ehre hätten im Staatsdienste zu zählen und im Classenrang zu stehen***). — Im Jahre 1829 wurde ein Censor der Hauptstadt für acht Tage in die Hauptwache gesteckt, weil er eine Notiz über die Verminderung der Einnahmen aus dem Brandtweinregal bei Gelegenheit eines statistischen Artikels zugelassen hatte.

Nach der polnischen Revolution von 1831 erfolgte eine ganze Reihe einschneidender Repressivmaßregeln; 1832 wurde des bekannten Dichters und Sprachforschers Dahl (Kosak Luganski) „Russkaja Skaska", eine Sammlung von Volkserzählungen, Sprichwörtern u. dgl. verboten, der Herausgeber gefänglich eingezogen und erst nach einer Inquisition über Tendenz und Umfang seines harmlosen, lediglich auf poetische Zwecke gerichteten Unternehmens wieder auf freien Fuß gesetzt; dasselbe Verbot traf ein in Moskau erscheinendes Journal des später als Slawophilenführes bekannten Kirejewski „Jewropejez" (der Europäer), dem ohne allen Grund eine gefährliche liberale Tendenz angedichtet worden war. Zwei Jahre später wurde Polewois weitverbreiteter „Telegraph" vom Blitz des kaiserlichen Zorns getroffen; wegen eines harmlosen Stückes, das der harmlose Tragödiendichter Kukolnik in diesem kritisch belletristischen Journal veröffentlicht hatte, wurde der Herausgeber desselben in Gensd'armenbegleitung nach Petersburg geschleppt und in Haft genommen. Zu literarischer Thätigkeit wurde Polewoi erst wieder zugelassen, als er die Rolle des unerschrockenen „demokratischen" Reformators der russischen schönen Literatur aufgegeben und sich dazu hergegeben hatte, den hyperloyalen, in Verehrung des herrschenden Systems ersterbenden „Ssyn otetschesstwa" unter seine Fittige zu nehmen. — Motivirter war ein im Jahre 1836 erlassenes Verbot gegen das von

*) Jahre lang durfte Rossinis „Tell" nur unter dem Titel „Karl der Kühne" und mit verändertem Libretto zugelassen werden. Meyerbeers „Hugenotten" spielen unter dem Titel „Raoul und Valentine" zur Zeit der englischen Puritaner des 17. Jahrhunderts, der Held von Lortzings „Zaar und Zimmermann" ist noch heute Kaiser Maximilian von Oesterreich. Daß Schillers „Räuber", „Fiesko" und „Tell", Lessings „Emilia Galotti" und Goethes „Egmont" verboten waren, versteht sich von selbst.

**) Die Folge davon war, daß das Recensentenwesen zum wahren Unfug ausartete, und Kritiken die beinahe einzige Beschäftigung unserer Literatoren bildeten. Am üppigsten blühte die Afterkritik in den Spalten der „Nordischen Biene".

***) Auch die kaiserlichen Hofbedienten stehen im Classenrang. Sr. Majestät Kammerdiener zählen zur sechsten Classe (Collegienräthe und Oberstlieutenants).

Digitized by Google

Nadeshdin herausgegebene „Moskauer Teleskop". Empört über den Rückgang des geistigen Lebens und der Bildung, der sich seit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus in Rußland vollzogen, hatte der Oberst Tschaadajeff, ein ehemaliger Adjutant Alexanders I. in einem kurzen, an den Herausgeber des Teleskopen gerichteten Brief mit vernichtender Schärfe die Summe der 900jährigen Existenz Rußlands gezogen, „das eine Lücke in der Geschichte des menschlichen Geistes, ein lehrreich warnendes Beispiel für das übrige Europa bilde, das ein Land sei, welches keine Vergangenheit habe, dessen Gegenwart nutzlos sei und das darum auch auf die Zukunft verzichten müsse". Der Größe des Aufsehens, das diese mit beispielloser Erbitterung geschriebene Herausforderung erregte, entsprach die Strenge der gegen dieselbe ausgesprochenen Strafe; der Censor, der dem betreffenden Artikel des Teleskopen das Imprimatur ertheilt, wurde cassirt und aus dem Staatsdienst ausgeschlossen, der Redacteur Nadeshdin in das eisige Ust-Syssloſk (Gouv. Wologda) verbannt, das Blatt verboten, der Verfasser des Briefs aber — für wahnsinnig erklärt. In demselben Jahre wurde Michael Lermontoff, nächst Puschkin der bedeutendste Lyriker der sog. romantischen Schule in den Kaukasus verbannt und dadurch für den ganzen Rest seines Lebens der civilisirten Welt entrückt, weil er gewagt hatte, dem Kaiser die strenge Bestrafung des frivolen französischen Lanzknechts, der Puschkin erschossen, in einem von leidenschaftlicher Gluth überströmenden Gedicht im Namen Rußlands zur Pflicht zu machen; fünf Jahre später ist der durch sein hartes Loos in Verzweiflung und frühen Tod gejagte erst 27jährige Sänger des „Dämon", der „Gaben des Terek" und des „Novizen" als Opfer eines Zweikampfs begraben worden. — Die Grabesruhe, die seit dem Beginn der vierziger Jahre auf dem russischen Parnaß herrschte, war so vollständig, daß es kaum mehr etwas zu verbieten gab — die Censur hatte alle Muße, ihre Thätigkeit strengerer Ueberwachung der Wissenschaft und der akademischen Lehrer zuzuwenden. 1841 erhielt der Akademiker Köppen einen scharfen Verweis, weil er in einem Aufsatz über das Postwesen die Behauptung gewagt hatte, die russischen Communicationsanstalten ließen noch mancherlei zu wünschen übrig; 1843 ging dem Historiker Granoffski, dem edelsten, gebildetsten und talentvollsten Lehrer der moskauer Hochschule, die Warnung zu, sich mit seinen Vorträgen in Acht zu nehmen, wenn dieselben nicht für immer geschlossen werden sollten. Besonders dringend wurde diesem in der Schule deutscher Wissenschaft zum Freunde des Protestantismus gewordenen Forscher zur Pflicht gemacht, die lutherische Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts nicht anders als von katholisch-kirchlichem Standpunkte aus zu beurtheilen und als revolutionären Bruch mit den überkommenen Autoritätsbegriffen zu beanstanden; die von Granoffski nachgesuchte Erlaubniß zur Herausgabe einer wissenschaftlichen Monatsschrift „Jeshemjessätschnoje Obosrenie" wurde kategorisch abgeschlagen und dem Bittsteller bedeutet, daß sein Unternehmen „überflüssig" sei. — Der Wind, der damals in den höhern Regionen der Gesellschaft wehte, muß ein besonders rauher gewesen sein, denn um dieselbe Zeit wurde der arme Kukolnik (dessen Loyalität sich in der dramatischen Verherrlichung sämmtlicher mittelalterlicher Großfürsten Moskaus doch genügend bekundet hatte) wegen seines Lustspiels „Iwanoff, der Sergeant" abermals verwarnt*). — 1844 war die Moskau-Petersburger Eisenbahn dem Verkehr übergeben worden: schon wenige Monate später fühlte die Direction dieser (bekanntlich beispiellos schlecht verwalteten) Staatsbahn das Bedürfniß, sich ein für alle Mal gegen freche und ungerechte Beurtheilung durch die Presse sicher zu stellen und bei dem Herrn Unterrichtsminister als oberstem Chef des Censurwesens den Antrag zustellen, „daß Bemerkungen und Urtheile über die Verwaltung der auf Allerhöchsten Befehl gebauten und im Allerhöchsten Namen administrirten Eisenbahn nicht anders, als nach vorhergegangener Durchsicht durch die Direction zum Druck und zur Beurtheilung durch den regulären Censor zugelassen werden sollten". Was den Ressorts der Finanz-, Militär- und Pferdezucht-Verwaltung billig gewesen war, mußte auch der kaiserl. Eisenbahndirection recht sein und so gewissenhaft wußte dieselbe von dem ihr ertheilten Privilegium Gebrauch zu machen, daß Regierung und Publicum erst volle zwölf Jahre später erfuhren, der Staat könne nichts besseres thun, als diese an und für sich höchst lucrative Bahn verkaufen: die Mißverwaltung derselben war für den Handel zu einer so schweren Plage geworden, daß die Kaufleute nach den alten guten Zeiten der flinken Frachtfuhrleute seufzten und daß der Finanzminister schließlich erklärte, er habe keine Lust den Staat diese Bahn jährlich einige tausend Rubel kosten zu lassen. — Seinen Höhepunkt erreichte der mit der Censur getriebene Unfug aber erst im Revolutionsjahre 1848, wo das Mißtrauen des Kaisers gegen Alles, was nach Wissenschaftlichkeit und Bildung schmeckte, geradezu an Wahnsinn zu streifen begann. Obgleich die Censur, dank der Gefügigkeit Uwaroffs und der strengen Controlle, welche Orloff über das Unterrichtsministerium zu üben begonnen, eine Härte entwickelte, wie sie selbst zur Zeit Pauls I. und in den Jahren nach dem unglücklichen Decemberaufstande nicht vorgekommen war, erschien die Thätigkeit dieses Instituts den Allerhöchsten Ansprüchen so ungenügend, daß ein kaiserlicher Befehl vom 2. April 1848 die Niedersetzung eines besonderen Comités zur Ueberwachung der Censoren, d. h. zur Uebercensur der mit Genehmigung der regulären Censoren, censirenden Comités, Consistorien u. s. w. erschienenen Schriften, anordnete. Diese Instanz hat nahezu acht Jahre lang bestanden (sie wurde erst unter Alexander II., wenn ich nicht irre, im November 1853 aufgehoben) und vornehmlich ihr war es zu danken, daß beim Tode des vorigen Kaisers drei Viertheile aller europäischen Zeitungen und Journale in Rußland verboten, die inländischen Zeitschriften zu Skeletten herabgekommen, daß die russischen Dichter und Schriftsteller entweder als Verbrecher überwacht oder als Sykophanten des herrschenden Systems der stillen aber entschiedenen Verachtung des Publicums preisgegeben waren. Nicht als ob jenes Comité sich durch besondere Thätigkeit und Unternehmungslust ausgezeichnet hätte — die Mitglieder waren großentheils vornehme Herren, die sich ihr Amt nicht saurer werden ließen, als dasselbe an und für sich war*): die bloße Begründung dieser Institution hatte hingereicht, die Aengstlichkeit der Censurbeamten zu verdoppeln und zu einem Vernichtungskriege gegen Alles anzuspornen, was nur den entferntesten Zusammenhang mit den liberalen Ideen der „Heiden" des Abendlandes verrieth. Es kam schließlich soweit, daß Bemerkungen über die Hochbeinigkeit der eisernen Gartenbänke in Zarskoje Sselo vom Censor gestrichen wurden, weil die Modelle zu diesen Sitzapparaten nach hausministerlich bestätigten Entwürfen angefertigt worden waren. — Um nicht unbeschäftigt zu erscheinen, mußten die zur Ueberwachung des geistigen Lebens bestellten Organe ihre Aufmerksamkeit den Quellen desselben zuwenden und auf Präventivmaßregeln gegen die Heranbildung künftiger Unzufriedener und Freigeister Bedacht nehmen. Zunächst wurden sämmtliche höhere Lehr- und Bildungsanstalten auf ihre Entbehrlichkeit hin geprüft, die „überflüssigen" geschlossen oder eingeschränkt. Auf das 1849 erlassene Verbot, mehr als 300 Studenten bei den Universitäten zuzulassen, folgten in kurzen Pausen die Aufhebung des bei der moskauer Universität bestehenden pädagogischen Instituts, die Suspension der Publicationen der moskauer Alterthumsgesellschaft**), das Verbot der „Zeitschrift für Ethnographie" und das zu trauriger Berühmtheit gelangte Programm, welches Graf Rostowzoff für die seiner Oberaufsicht unterstellten Militärlehranstalten ausarbeiten ließ: die Warnung „vor der geradezu unverantwortlichen Verehrung, welche unbegreiflicher Weise der Geschichte der alten Römer und Griechen auf den Schulen gezollt

*) Dem Dichter war zum Vorwurf gemacht worden, daß in seinem Stück ein Edelmann die Rolle des Taugenichts, ein Leibeigener die des edlen Charakters gespielt hatte.

*) Präses dieses Comités war der bekannte Buturlin, ein tollwüthiger Feind der westeuropäischen Bildung, der unfehlbar zum Minister der Volksaufklärung ernannt worden wäre, wenn die Cholera ihn nicht in seiner Carriere unterbrochen hätte. Unter den Mitgliedern spielte derselbe Baron (später Graf) M. A. Korff eine Rolle, der sich während der ersten Hälfte der sechziger Jahre längere Zeit als liberaler Staatsmann aufspielte, übrigens ein Mann von Bildung war und sich als Director der kaiserl. öffentlichen Bibliothek unzweifelhafte Verdienste um diese berühmte Anstalt erworben hat.

**) Die Veranlassung zu diesem Verbot war der Abdruck einer russischen Uebersetzung von Fletchers Beschreibung Rußlands im sechzehnten Jahrhundert.

Digitized by Google

werde und welche wesentlich zur Verbreitung republicanischer Tendenzen" beitrage, wird diesem Actenstück für alle Zeit einen Platz in der Geschichte der Obscurantismus sichern. — Es ist geradezu ein Wunder zu nennen, daß unabhängige Schriftsteller von Talent sich während der letzten Lustrums Nicolaitischer Wirthschaft überhaupt noch an's Licht wagten, daß im J. 1852 ein Buch wie Iwan Turgenjeffs „Tagebuch eines Jägers" erscheinen und daß der „dritten Abtheilung" Gelegenheit geboten werden konnte, denselben Schriftsteller wegen einer Abhandlung über Gogol zur Verantwortung zu ziehen. Nur all zu erklärlich erscheint es, daß der im Sommer 1848 erfolgte Tod des berühmten Kritikers Belinski für die Freunde dieses Mannes eine Erleichterung war: wußten sie doch nur allzu genau, daß der russische Lessing, wenn er am Leben geblieben wäre, seine Tage jenseit des Ural beschlossen haben würde.

Das traurige Geschick der Dichter und Schriftsteller, welche zwischen 1825 und 1855 in Rußland zu leben verurtheilt waren, ist ein betrübtes Thema unserer radicalen Lästerschule: hat Alexander Herzen doch ausgerechnet, daß binnen dieser dreißig Jahre die drei bedeutendsten russischen Posten (Gribojedoff, Puschkin und Lermontoff) durch Meuchel- oder Duellmord um's Leben gekommen, drei in der Verbannung gestorben (Polejajeff, Besstushew, Barjätinski), zwei andere den Verstand verloren (Batjuschkoff, Gogol), wieder zwei an der Erbärmlichkeit der sie umgebenden Verhältnisse zu Grunde gegangen sind (Wenjewitinoff und Koljzoff) — des durch Henkershand verstorbenen Konrad Ryljeff nicht zu gedenken. Fruchtbarer als die Betrachtung des traurigen Looses der Männer, die — wenigstens zum Theil nicht ohne eigene Mitschuld — von den eisernen Rädern des alten russischen Staatswagens zermalmt wurden, wird die Beschäftigung mit denjenigen Schriftstellern sein, welche sich mit dem seit dem December 1825 eingetretenen Umschwung der Verhältnisse abzufinden und so weit in der Gunst des Kaisers zu erhalten wußten, daß dieser in eine Fortsetzung ihres poetischen Schaffens willigte und dasselbe, soweit ihm bei seinem Grundsätzen möglich war, begünstigte. Wir wählen zu diesem Behuf zunächst Alexander Puschkin aus.

## Literatur und Kunst.

### Ein Gedenkblatt auf das Grab von David Friedrich Strauß.

Von **Berthold Auerbach.**

Berlin, 10. Februar 1874.

Heute wird Strauß begraben in heimischer Erde bei seinen Eltern. Er war ein treuer Sohn seiner Heimath und seiner Eltern. Wer die Innigkeit, den Zartsinn dieses so scharfen und so klaren, so freien und muthigen Mannes erkennen will, der lese das Erinnerungsbild, das er von seiner Mutter aufgestellt, und wenn er erzählt, wie die Mutter gemieden wurde im Bade Neustädtle bei Waiblingen, weil der Sohn den hergebrachten Meinungen sich entgegengestellt hatte, so erkennt man den leisen Schmerzenszug, in dem der Ausdruck liegt: Sie wissen, was sie thun, und dennoch sei ihnen verziehen.

Wer vermöchte es, heute schon ein umfassendes Bild des uns Entrissenen zu geben. Seine Bedeutung in dem großen Culturkampfe ist keinem verborgen, der unsere Zeit in Wahrheit mitlebt, und der Todestag des 8. Februar ist ein geschichtliches Datum. Ich will mich aber der Aufforderung nicht entziehen, einige Züge aus dem Leben des Freundes, der ständig im höheren Dasein sich hielt, zu verzeichnen.

Ich denke zurück an das Jahr 1832. Da erregte die Erscheinung von David Strauß unter uns tübinger Studenten eine Belebung ohne Gleichen. Er war erst vor kurzem von Berlin gekommen, wo er noch Hegel hatte hören wollen, denselben aber nicht mehr am Leben traf. Man hat heutigen Tages kaum mehr eine Vorstellung davon, welch eine Bewegung damals systematische philosophische Vorträge hervorbrachten.

Der Vortrag von Strauß war hell und klar und hielt die Zuhörer in athemloser Spannung. Wenn er durch das große Auditorium, das den Zudrang kaum faßte, nach der Katheder ging, schlank, mit den Spuren ernster Studien im feinen länglichen Antlitze, wo unter der Brille das große blaue Auge leuchtete, den Kopf mit den schlichten Haaren etwas geneigt, fast schüchtern, da konnte man nicht ahnen, welch eine Gewalt des Gedankens, welche Frische des Ausdrucks voll Reiz und Anmuth selbst in abstrusen Disciplinen und welche Fülle erklärender Beispiele und treffender Bilder ihm zu Gebote stand.

Ich hatte das Glück, ihm schon damals nahe treten zu dürfen, und ein ununterbrochenes lebenslanges Freundschaftsverhältniß schloß sich daran.

Es blieb zeitlebens eine schmerzliche Entbehrung für Strauß, daß ihm der Lehrstuhl und der mündliche Vortrag versagt war; denn von der Berufung nach Zürich an, die durch den Sturz der Regierung, die ihn berufen hatte, vereitelt war, ist ihm eine Professur an einer deutschen Universität nicht mehr angeboten worden, und als in den 60er Jahren ihm eine Aussicht eröffnet wurde, eine Professur der Philosophie anzutreten, erklärte er, daß es zu spät sei.

Im Winter 1864/65 hatten wir das Glück, Strauß hier in Berlin zu haben. Unfehlbar kam er tagtäglich um 3 Uhr zum gemeinsamen Spaziergang, und ganz neu wurde die Schönheit der classischen Musik aufgeschlossen, wenn man neben ihm saß im Opernhaus oder im Concertsaal.

Im October vergangenen Jahres war ich zum letztenmal mit Strauß in Ludwigsburg. Er wohnte nicht weit vom Bahnhofe in einer Seitenstraße, die nach dem freien Felde führt; einfach und behaglich waren seine Stuben, er liebte schlichte Wohlordnung ohne Luxus.

Er lag auf dem Sopha, über ihm hing das Bild vom Tode des Sokrates von Dietrich. Mit großer Ruhe sprach er von seinem sichern, baldigen Tode. Er hatte die Aerzte verpflichtet, ihm die volle Wahrheit über seinen Zustand zu sagen. Er hatte alles wohlgeordnet und wartete still und gelassen. Er sprach davon, daß das Anhören guter Musik das einzige sei, was er in der Einsamkeit und Krankheit schmerzlich entbehre. Er vergnügte sich daran, so im ruhigen Liegen allerlei kleine Gedichte in verschiedenen Versformen zu bauen, Sonnette und Epigramme. Diese rhythmischen Fassungen thaten ihm wohl in der Ruhe und Stille des Alleinseins.

Sein Sohn Friedrich, dessen Photographie in militärischer Kleidung ihm zu Häupten hing, kam von Stuttgart herüber, wo er als Regimentsarzt stand, und war die Freude seines Vaters, und mit heller Wonne erzählte dieser von dem frischen Zwillingspaar von Enkelsöhnen, die seine Tochter Georgine, bei deren Nennung sein Antlitz immer strahlte, vor kurzem geboren hatte.

Er hat seinen Nachlaß und eine künftige Gesammtausgabe seiner Schriften geordnet und alles seinem Neffen, dem Buchhändler Emil Strauß in Bonn, von dem er mit großer Liebe sprach, übergeben. Auch einzelne Lebensmomente hat er aufgezeichnet. In dem 1851 erschienenen Buche „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart", hat Strauß Wesentliches aus seiner eigenen Entwicklungsgeschichte mitgetheilt.

Er war voll Dank für einen kleinen Resedastrauß, den ich ihm gebracht hatte. Blumen und Musik waren seine besondere Freude. Dabei war er auch jetzt noch zu guten Scherzen leicht aufgelegt, und sein Lachen war ein herzvolles. Er empfand das Glück, daß er die censurlose Zeit erlebt, in der er seine Anschauungen voll und ungebrochen aussprechen durfte, und die Aufrichtung des Deutschen Reiches, an der er so redlich mitgearbeitet, erlabte seine Seele. Die Briefe an Renan, die so mächtig beigetragen zur Klärung der Weltmeinung, waren ihm eine besonders erfreuliche Erinnerung. Es war

Digitized by Google

ein weiter Weg von jenem feinen noch unter Censur erschienenen muthwillig schalkhaften Büchlein: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" und dann von den „Sechs theologisch-politischen Volksreden", die er als Candidat für das frankfurter Parlament gehalten, bis zu den Renanbriefen im Jahre 1870. Diese drei Producte bezeichnen ganze Perioden der neueren deutschen Geschichte. Nur kurz hat Strauß sich unmittelbar an der Politik betheiligt, als er im Jahre 1848 von seiner Heimathsstadt Ludwigsburg in das württembergische Abgeordnetenhaus gewählt war. Sein fester Blick in's Vergängliche und Bleibende, auch in der politischen Erscheinungswelt, entsprach der damaligen aufgeregten Stimmung nicht.

Als ich an jenem Octobertage Strauß verließ, begleitete er mich noch durch das Vorzimmer. Wir waren beide überwältigt von der Empfindung des Abschiedes; wir wußten, daß wir uns zum letzten Mal gesehen. Noch am 21. December schrieb er mir: „..... Meine Kräfte nehmen langsam, aber stetig ab. Wie Sie wissen, ich bin's zufrieden. Satis est! pflegte der Sabel*) zu rufen, wenn die Herren von einer Examenspredigt genug gehört hatten".

Zu seinem letzten Geburtstage am 27. Januar schickte ich ihm einen Kupferstich vor der Schrift von Spinozas Bild. Das freie, in sich begnügte, ruhige Leben, die große Wirkung und der Tod des Weisen konnte ihm Vorbild sein. Darauf erhielt ich die auf eine Visitenkarte geschriebene — wohl zu dem Letzten von ihm gehörende — Antwort:

Carissimo Syspinozistae et amico suo
B. Auerbach
pro egregia communis magistri imagine
gratias breves quidem sed ingenuas
agit
Symmysta et amicus aegrotus
L. 29. Jan. 74. D. F. Strauss.

Strauß ist gestorben, aber ist nicht todt, er lebt im Ewigen gleich Sokrates und Spinoza.

---

## Geld und Geist.

Eine Betrachtung**)

von

**Jürgen Bona Meyer.**

Wenn Kunst und Wissenschaft das hohe Bewußtsein von dem Selbstlohn ihrer Arbeit verlieren, wenn sie selbst eintreten in das äußere Jagen nach Geld und Gut, wenn nicht mehr das Interesse der Schönheit und der Wahrheit sie leitet, sondern äußere Rücksicht, dann werden sie Lohnarbeit. Und in dieser Entheiligung sinken sie als Lohnarbeit tiefer als irgend ein anderer Erwerb. Dann hemmt ihr Schielen nach Gold den geistigen Fortschritt und verwandelt ihren Segen in Schaden.

Das zeigt uns die Culturgeschichte aller Zeiten und Völker. In deutlichen Zügen sehen wir dies bei den griechischen Sophisten. Nicht daß sie Geld nahmen für ihre Lehre, ist das Verwerfliche, wie ihnen die echten Weisen derzeit vorwarfen, sondern daß der äußere Erwerbstrieb bei ihnen den inneren Sinn für die Erforschung der Wahrheit überwucherte, daß sie sich nicht anheischig machten, einen jeden in dem, worin sie selber etwas wußten, das Wahre zu lehren, sondern daß sie sich erboten, einen jeden in jedem beliebigen Gegenstande so bewandert und zugleich so wort- und redestark zu machen, daß er im Stande sei, bei jeder Sache das Für und das Wider mit Erfolg zu vertreten. Das eben war ihr Laster, daß sie als angebliche Weisheitslehrer auf unstäter Wanderschaft um des schnöden Geldes willen sich den Schein eines Wissens zu geben suchten, welches sie nicht besaßen. Wir können jetzt hinterher auch an dieser reisenden Klugmacherei einen Culturnutzen wohl herausfinden, wir können anerkennen, daß selbst diese scheinwissenschaftliche Anregung nützliche Bildungsfermente für das griechische Volk enthielt, daß sie vor allem dazu beitrug, das Bildungsinteresse in demselben zu erweitern und den Durst nach gediegenerer Nahrung zu wecken; aber dieses Scheinwissen selbst förderte unmittelbar die Wahrheit wenig. Die Sucht nach Geld untergrub den Sinn für echte Wissenschaft.

Ebenso erging es bei den Griechen der Kunst. Als die Kunst anfing vor allem nach Brod zu gehen, da verdiente der Maler Pyreuxis, der Sudler genannt, mit seinen Schusterbuden und Barbierstuben, mit seinen elenden Küchengeräthen mehr Geld als irgend ein anderer Künstler — und die Muse der edlen griechischen Kunst verließ die bis dahin gesegnete Erde.

Dasselbe sehen wir in der christlichen Welt. — Unstreitig hat zuerst das Verlangen, die Seele aus der Unruhe der irdischen Welt für die himmlische Welt zu retten, zum Abschluß in Klöster geführt. Unstreitig waren diese Klöster eine Zeit lang die einzigen Stätten im Getümmel der mittelalterlich wüsten Entwicklungskämpfe, in denen man in Ruhe und Muße dem Geiste leben konnte. Und unzweifelhaft sind auch anfangs viele Klöster nicht nur Stätten der Himmelssehnsucht und eines frommen, Gott wohlgefälligen Lebens gewesen, sondern auch die geweihten Pflegstätten für Kunst und Wissenschaft. Aber auch die Klöster führte gar bald der Teufel in die Versuchung, ob nicht sogar das Interesse für die himmlischen Güter sich irdisch versilbern ließe. Und siehe da, es ging. Um sich die himmlische Seligkeit zu sichern, öffneten die getäuschten Menschen die irdischen Geldkasten. In den Klöstern häuften sich Schätze auf Schätze. Mit dem Reichthum aber zogen nicht neue Weisheit und neue Schönheit ein durch die Klosterpforte, sondern in der Gestalt von Faulheit und Ueppigkeit die Laster, welche nun Kunst und Wissenschaft aus den Klostermauern verjagten. Als die Klöster Reichthümer sammelten, wurden sie geistesarm.

Aehnliche Erfahrungen hat man auch bei den geistlich freieren Anstalten der Wissenschaft gemacht. Deutsche Gelehrte blicken oft mit Neid auf den reichen Besitz englischer Universitäten, durch welchen vielen Künsten ermöglicht wird, ohne Rücksicht auf Broderwerb sich der Pflege der Wissenschaft hinzugeben. Innerlich scheint dieser Neid wenig berechtigt. Die reichen Pfründen sind auch hier für viele zu Sinecuren, d. h. zu Ruhepolstern lässiger Unthätigkeit geworden. Die aufgewendeten Mittel stehen keinenfalls in richtigem Verhältniß zum wissenschaftlichen Ertrag; die weit ärmeren deutschen Universitäten haben für den wissenschaftlichen Fortschritt weit mehr geleistet als die reichen englischen Universitäten.

Deutlicher noch zeigt sich, wie die Sucht nach Geld das Erkenntnißstreben verdirbt, an den früheren Irrgängen ganzer Wissenschaften. Durch diese Sucht nach äußerlicher Verwerthung des Wissens ward die Astronomie lange Zeit auf den Abweg der Astrologie, die Chemie in die Irrgänge der Alchymie geführt. Die Bewegungen der Gestirne beobachtete und berechnete man, um die Aussicht auf irdisches Glück darnach zu bemessen, nur solche Verwendung astronomischen Wissens versprach damals, wie selbst Keppler klagend bemerkte, einigen äußeren Gewinn. Um des Gelderwerbes willen wurden die Sternkundigen zu Sterndeutern, und die so gehegte Astrologie hemmte die Entwicklung der wissenschaftlichen Astronomie. Einen gleichen Erfolg hatte das Suchen nach dem Stein der Weisen, nach der Kunst Gold zu machen, nach dem Lebenselixir. Mögen auch in diesem Suchen noch Spuren nützlicher chemischer Forschung gefunden werden können, sicherlich haben doch diese vergeblichen Mühen der Alchymie die Entwicklung der chemischen Wissenschaft gehemmt. Erst als die Alchymie aufhörte eine Rolle zu spielen, ward die Chemie eine Wissenschaft.

In gleicher Weise hat ganz offenbar die wissenschaftliche Erdkunde darunter gelitten, daß die Zunahme dieser Kenntniß anfangs von der Entdeckersucht abhing, die das Reisen wie ein Glücksgewerbe betrieb. „Wer sein Glück machen will — sagt einmal Cervantes — suche die Kirche, das Meer oder Amerika." Man ging auf Entdeckungen aus, um das Goldland zu finden. Selbst Columbus war in dieser Sucht doch nur einer der kühnsten und glücklichsten Spieler. Daß die Goldgier seinen Entdeckungsreisen schadete, ist unbestreitbar

*) Ephorus am theologischen Stift zu Tübingen.

**) S. Gegenwart Bd. V. Nr. 1.

Digitized by Google

Als Columbus Haiti mit seinen Goldbächen entdeckte, war plötzlich sein Entdeckungstrieb abgekühlt, er hatte für nichts mehr Sinn als für die Hebung der gefundenen Schätze. Bei seiner zweiten Fahrt wollte er nur um des Goldes willen auf Cuba bleiben. Mit Peitschenhieben zwang er seine Mannschaft zu beschwören, daß sie Cuba für einen Theil des asiatischen Festlandes hielten. Wäre er nur ein oder zwei Tage weiter gefahren, so hätte er Cuba als Insel erkannt. Auch seine dritte Reise hat unter dieser Goldsucht gelitten. Ja er scheute sich sogar nicht im Jahre 1497 ein die Freiheit der Entdeckungsreisen hinderndes Privileg für sich zu erwirken. Das schmälert gewiß nicht den Ruhm seines Entdeckermuthes, aber zeigt doch unleugbar, wie Goldgier die Weite seiner geographischen Entdeckungen eingeschränkt hat. Ebenso haben sich um Brasilien die Entdecker lange nicht gekümmert, weil sie dort nur Farbholz, kein Gold vermutheten. Wie sehr diese blinde Gier selbst äußerlich schaden kann, zeigt recht deutlich die Reise Ulloas nach Californien. Er ließ dieses reiche Goldland alsbald unbeachtet, als er bei oberflächlichem Suchen dort kein Gold fand. Mag aber die äußerliche Entdeckersucht auch gelegentlich umsichtiger und glücklicher gewesen sein, eine geographische Wissenschaft erstand erst, als man fremde Länder aufsuchte, nicht um Gold zu suchen, sondern um sie kennen zu lernen.

Wissenschaft und Kunst vertragen eben das Schielen nach dem äußeren Nutzen, nach ihrer goldenen Verwerthung nicht. Sehr schön unterscheidet Bacon einmal fruchtbringende und lichtbringende Versuche und hebt die wissenschaftlich höhere Bedeutung der letzteren hervor. Eben deshalb, meint er, sei bis dahin die Naturkunde so wenig vorgeschritten, weil sie allzu sehr im Nutzdienste der Medicin gestanden habe. Die Wissenschaft gedeiht eben nur, wenn ihr ein freies Erkenntnißziel gesteckt wird, wenn nach dem nützlichen Ertrag zunächst nicht gefragt wird. Man darf überzeugt sein, daß jede Erweiterung des Wissens auch eine nützliche Bereicherung des äußeren Lebens im Gefolge haben wird, aber das ungewisse Ausschauen nach diesem Nutzen lähmt die wissenschaftliche Forscherkraft und führt sie irre. Wissensdurst und Geldgier können keinen Bund schließen in der menschlichen Seele, sie vertragen sich nicht einmal locker neben einander. Werden sie zusammengeschmiedet, so flackert die göttliche Flamme des edleren Theils und gibt trübes Licht. Voltaire ist dafür ein redendes Beispiel. Kunst und Wissenschaft verlangen keinen halben Dienst, sie fordern ganze und volle Hingabe des edleren Menschen.

Damit kann natürlich nicht gesagt sein, daß die Vertreter von Kunst und Wissenschaft auf die äußere Verwerthung ihrer Arbeit gar keinen Werth legen sollen. Wäre das richtig, so könnten ja nur von Haus aus Reiche sich den Luxus solcher Arbeit verstatten oder müßten Künstler und Gelehrte auf Kosten anderer leben. Daß in solcher Abhängigkeit vom Glückszufall und von wandelbarer fremder Gunst Kunst und Künstler zu Grunde gehen, auch das zeigt uns die Culturgeschichte überall. Nicht im Bette des Reichthums liegt vorwiegend die Geburtsstätte des Genies, und in Armuth geboren, findet das Genie nicht immer eine edle Gönnerschaft zur Sicherung des Lebens. Es kann dann nicht ausbleiben, daß in solcher Lebensnoth die schwächeren Geister ihre sittliche Kraft und damit oft auch die Hoheit ihres künstlerischen oder wissenschaftlichen Strebens einbüßen. Die römische Kaiserzeit, auch die Zeit der Humanisten gibt uns dafür manch trauriges Beispiel. Traurig und widerwärtig zugleich erscheint uns die immer wiederkehrende Bettelei des Dichters Martial, der bald um einen Mantel, bald um eine Toga bettelt und wiederholt seine Leser und Gönner daran erinnert, daß der Dichter vor allem Geld brauche, der mit cynischer Offenheit sogar in einem Gedichte die drohende Bemerkung niederschrieb: „Einer, den ich in meinem Gedichte gelobt habe, thut so, als ob er mir nichts schuldig sei; er hat mich hintergangen". — In ekelhafter Abhängigkeit lieferte er bald auf Bestellung Gedichte so viel und wie man wollte. Die Kunst versumpfte in dieser Abhängigkeit. Ebenso unangenehm berührt es uns, wenn der Humanist Eoban Hesse seinen reichen Gönner gelegentlich um etwas Geld bittet, damit er seinen Freunden guten Wein vorsetzen könne. Daß um des Lebens willen nöthige Ausschauen der Künstler und Gelehrten nach der Gunst der Großen und Reichen zog nur allzu oft den Servilismus ihrer Gesinnung groß, welcher auch ihrer geistigen Leistungsfähigkeit Abbruch that. Mit Recht sprach Lessing einmal seine Ansicht aus, „daß Mäcene keine Genies hervorrufen, wohl aber allemal denen schaden, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzt". Und hätte nun auch nicht jede Gönnerschaft, in welcher Geist und Geld in freundlichen Austausch traten, so unedle Folgen, ließen auch nicht alle Günstlinge sich verderben und beanspruchten nicht alle Mäcene eine solche lästige und schädliche Abhängigkeit, so müßte doch selbst da, wo die äußere Gabe in dankbarer Werthschätzung des Geistes freundschaftlich dargeboten würde, die persönliche Unselbstständigkeit und Bedürftigkeit ein drückendes Gefühl hinterlassen. Die freudige Zuversicht einer durch eigene Kraft gesicherten Lebensordnung könnte selbst in den edelsten Verhältnissen solchen Gönnerthums nicht gedeihen.

Es ist daher gut und richtig, daß die Künstler und Gelehrten die Vorurtheile der alten Zeit abgelegt haben und es nicht mehr unter ihrer Würde halten, ihre Kunst und ihr Wissen zu regelrechtem Erwerb zu verwerthen, um selbstständig auf eignen Füßen dazustehen. Es ist gut, daß man nicht mehr wie die griechischen Weisen nur diejenige Weisheit schätzt, für deren Lehre nichts gefordert und nichts gezahlt wird; es ist gut, daß die Künstler sich nicht mehr mit einem Geschenk oder einem städtischen Ehrensold begnügen, sondern für ihre Werke einen festen Kaufpreis bestimmen. Es ist gut, daß die Schriftsteller nicht mehr wie Hutten es wohl für anständig halten, für die Herausgabe ihrer Werke bei Freunden und Bekannten um Subscriptionen zu betteln, aber für unanständig, das Werk einem Buchhändler geschäftsmäßig zum Kauf anzubieten. Kurz, ebenso gut wie es ist, daß die Neuzeit das Handwerk als Arbeit geadelt hat, ist es auch, daß sie die Geistesarbeit in die gleiche Linie eines bürgerlichen Gewerbes, das seinen Mann auch zu ernähren trachtet, gestellt hat. Das ist kein Herabziehen des Höchsten in den irdischen Staub, sondern nur die unerläßliche irdische Sicherstellung des Höchsten durch eigene Kraft.

Die Herabwürdigung beginnt erst dann, wenn bei den Geistesarbeitern die geschäftsmäßige Ausnutzung ihres Könnens überhand nimmt, wenn das Arbeiten aus innerer Lust zurücktritt gegen das Arbeiten auf reichen Erwerb, wenn die Lust uneigennütziger Mittheilungen ans ihrem Geschäftskreis schwindet. Fragen wir nun, wie es in dieser Beziehung zur Zeit steht, so können wir nicht in Abrede stellen, daß zu den am Beginn unserer Betrachtungen geäußerten Bedenken mancherlei Anlaß gegeben zu sein scheint. Das Hinblicken auf den größeren Gewinn praktischer Berufskreise entzieht gegenwärtig allerdings dem wissenschaftlichen Leben manche tüchtige Kraft, so daß es auf einigen Gebieten an jungem Nachwuchs fehlt. Noch mehr zu beklagen ist, wenn man auch bei den im Gelehrtenberuf Stehenden erkennt, daß die Geldsucht der Zeit sie angesteckt hat. Es macht einen unangenehmen Eindruck, wenn man Gelehrte von Universität zu Universität einem immer höheren Gehalt nachjagen sieht, wenn bei Berufungen das Markten um ein paar hundert Thaler mehr oder weniger den Ausschlag gibt. Es ist nicht schön, wenn die zuschauende Mitwelt sagen kann, nicht Aussichten auf die ruhige Dauer zusammenhängenden Wirkens bestimmen unsere Gelehrten, sondern das Geld. Wer ihnen am meisten zahlt, der hat sie; wo sie am meisten bekommen, dahin gehen sie. Die echten Universitätslehrer suchen einen innerlich passenden Wirkungskreis zu gewinnen und mögen dann immerhin darnach trachten denselben auch äußerlich bestmöglich zu verwerthen; sie hören auf wahre Jünger der Wissenschaft zu sein, wenn sie die Paßlichkeit des Wirkungskreises vorwiegend nach dem Gelde bemessen, welches sie durch ihn und in ihm verdienen. Es ist schlimm, wenn ihnen die Wissenschaft nicht mehr die hohe himmlische Göttin, sondern die melkende Kuh geworden ist. Der Euter der Wissenschaft bleibt so behandelt nicht lange strotzend.

Gelehrte, die auf solchen Abweg gerathen, finden leider in unserer Zeit Gelegenheit genug ihr Wissen zu versilbern oder von dem rechtmäßig erworbenen wissenschaftlichen Creditcapitale auch weniger berechtigte Zinsen zu ziehen. Am leichtesten wird es den gelehrten Klinikern von Ruf, ihr Wissen in einträglicher Praxis nutzbringend zu verwerthen. Niemand ist berechtigt an sich diese Verwerthung zu mißbilligen, zumal die in dieser Praxis gewonnene Erfahrung der Wissenschaft selbst zu gute kommen kann. Aber dies ist doch nur dann möglich, wenn die Ausdehnung der Praxis im richtigen Verhältniß zur nothwendigen wissenschaftlichen Sammlung

Digitized by Google

bleibt. Die Grenzen dieses Verhältnisses richtig zu bestimmen, ist gewiß sehr schwer, insbesondere, da nicht nur die Rücksicht auf den äußeren Gewinn zur Ueberschreitung der Grenzen nach der Seite der Praxis verleitet, sondern oft auch der edle Trieb, unmittelbar Hülfe zu leisten. Aber das eben fordert der Geist der Wissenschaft, daß ihre Jünger im Stande sind, die dauernde, grundlegende Erkenntnißarbeit und Wahrheitsforschung über dem Genuß unmittelbarer Wirksamkeit nicht aus den Augen zu verlieren. Mir scheint, daß manche unserer medicinischen Universitätslehrer darin zur Zeit nicht ganz die richtige Grenze treffen. Doch sind sie gewiß nicht die einzigen Gelehrten, die sich durch den Reiz unmittelbarer und einträglicherer Wirksamkeit von den engeren Aufgaben der Wissenschaft ableiten lassen. Auch für die übrigen Universitätslehrer gibt es jetzt wohl Versuchung genug durch populäre Schriftstellerei und Rede die schmalere Besoldung zu verbessern. Wer die Feder einigermaßen zu führen weiß, kann durch einige Artikel in gutzahlenden politischen Zeitungen und literarischen Zeitschriften gar wohl eben so viel und mehr verdienen, als ihm das ganze Jahr an Collegienhonoraren einbringt. Und wer des Wortes mächtig ist, kann z. B. in den Städten unserer Rheinprovinz und Westfalens durch Einzelvorträge zur Winterszeit gar wohl 5—600 Thlr. verdienen. Auch diese Wirksamkeit wird an und für sich nicht tadelnswerth sein, vielmehr stiftet auch in diesem Verhältniß die unmittelbare Berührung von Wissenschaft und Leben, der Zwang populärer Verwerthung des Wissens nach beiden Seiten unzweifelhaft Nutzen. Der frühere kastenmäßige Abschluß der Gelehrten war für die Wissenschaft ebenso nachtheilig wie für die allgemeinere Bildung der Unstudirten. Es ist auch besser, daß die zur Popularisirung befähigten Gelehrten von Rang diese allgemeinere Bildungsarbeit mit in die Hand nehmen, als daß sie dieselbe den untergeordneteren Kräften, die all ihr Wissen erst aus zweiter und dritter Hand schöpfen, preisgeben, denn von diesen eben wird die schädliche Halbbildung unverständigen Phrasenthums in's Volk getragen. Aber richtig und gut bleibt auch hier dies unmittelbarere Verhältniß der Gelehrten zum allgemeinen Bildungsstreben der Zeit nur, so lange die Theilnahme an demselben ihre wissenschaftliche Leistungsfähigkeit nicht dauernd überwuchert und vor allem zu keiner Zeit ihnen den idealen Geist ernster Wissenschaftlichkeit nimmt oder schädigt. Dieser Fall tritt aber sofort ein, wenn dieses populäre Ausstreuen des Wissens nicht mehr mit dem gleichen Bewußtsein ernster Pflichterfüllung gehandhabt wird, wie die wissenschaftliche Forschung selbst, wenn es nur unter dem Gesichtspunkt eines einträglichen Nebenerwerbs unternommen wird, dem man nur so viel Mühe zuwendet als nöthig scheint, um das Geschäft nicht zu verlieren. Geradezu unwürdig eines Gelehrten ist es mir stets erschienen, sich zu solchem geldsüchtigen Gesichtspunkt für derartige Nebenleistungen ausdrücklich zu bekennen. Nie habe ich es billigen können, wenn eingestandenermaßen ein Gelehrter literarische Kleinigkeiten, nur um des Geldertrages willen veröffentlichte, für die er mit seinem Namen einzustehen keine Neigung spüren konnte. Auch wird es mir schwer, mich in die Seele eines tüchtigen Gelehrten hineinzudenken, der es über sich gewinnt, mit ein oder zwei Vorträgen in der Tasche in verschiedenen Städten hausiren zu gehen, um hier 70, dort 80 und anderswo 100 Thlr. einzustecken. In keinem Fall halte ich diese Art populären Wirkens für richtig. Es wäre unbillig zu verlangen, daß der Gelehrte auf einen derartigen außergewöhnlichen reichlicheren Nebenerwerb verzichten soll; aber er soll diese Wirksamkeit nicht suchen um dieses Gewinnes willen. Er soll sich hüten in diesen Verdacht zu kommen; sonst wird er rasch mit den Virtuosen auf eine Linie gestellt, die man sich für viel Geld auch zu verschreiben gewohnt ist, so lange sie neu und berühmt sind. Dem echten Manne der Wissenschaft muß man auch bei diesem Wirken stets anmerken, daß ihn in der Hauptsache innere Zwecke leiten, daß es ihm wesentlich um die weitere Ausstreuung einer Erkenntnißwahrheit zu thun ist. Schwerlich wird ein Kundiger in Abrede stellen, daß solche Gesinnung unter den Gelehrten leider heut zu Tage nicht immer gefunden wird, ein Nachlassen in der idealen Selbstschätzung dieser Nebenleistung ist nicht zu leugnen. Wenn aber dieser utilistische Zug der Zeit sogar auf den idealen Höhen der Universitäten nicht fremd bleibt, wen kann es dann noch wundern, wenn auch die anderen Lehrer unseres Volkes vielfach von ihm ergriffen werden, wenn sie die rechte volle Lust und Trieb zum Lehramt vielfach verlieren, weil sie ihre Kraft abnutzen, um durch einträglicheren Nebenerwerb ihre allerdings beschränkte Lage zu verbessern, oder am Ende gar den innerlich lohnendsten Beruf aufgeben, um auf anderen Lebensgebieten größeren äußeren Gewinn zu erzielen.

(Schluß folgt.)

---

## Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten.

Peter Cornelius hat von früh an sorgfältig Briefe und Gedichte, Vorträge und andere Schriftstücke aufbewahrt, er hat selber vorgehabt, seine Memoiren zu schreiben. Der reiche Nachlaß gelangte in den Besitz seines Neffen, des Historikers Karl Cornelius zu München, und dieser übergab die Papiere an Ernst Förster. Als Schüler, dann, nachdem er von der Malerei zur Kunstkritik und Kunstgeschichte übergegangen, als vieljähriger vertrauter Freund des Meisters, war Förster vor andern berufen, dies Material mit den eignen Erinnerungen zu ergänzen und zu einem Gedenkbuch auszuarbeiten, dessen erster Theil bereits erschienen ist. Schon steht Cornelius der Gegenwart in einsamer Größe gegenüber; die moderne Kunst holt gerade nach, was ihm versagt war, was er gering achtete neben der erhabenen Strenge, neben der Richtung auf das Religiöse, neben der dichterischen Gestaltung von Ideen und ihrer Veranschaulichung in der Zeichnung, im rhythmischen Aufbau der Linien zu einer wohlgerundeten Composition und in der Ausprägung typischer Charaktere durch scharfe Züge; jetzt herrscht der Sinn für Naturwahrheit, für die Fülle und Harmonie der Farbe, für stimmungsvolle Beleuchtung, für das unmittelbar Anmuthende, Sinnerfreuende, zu dem wir uns nicht erst zu erheben brauchen, das sich uns anschmeichelt; Genre und Landschaften haben ihre Meister ersten Ranges, haben den Beifall der Zeitgenossen. Ist es einer dritten Generation verliehen, den Idealismus und Realismus zu vereinigen, die Thaten und Helden des Volkes in ihrer wirklichen Erscheinungsform und zugleich in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu schildern, die typischen Gestalten der Religion und Poesie lebensfähig und farbenhell zu veranschaulichen? Dann war Cornelius der Giotto unsrer Kunst, wir hätten jetzt ein Analogon für die Bestrebungen der Florentiner und Venetianer des fünfzehnten Jahrhunderts, und es stünde uns eine classische Malerei in Aussicht, die ebenso Goethe und Schiller zur Seite träte, wie Cornelius an Klopstock erinnert; gleich diesem erfaßte er das Christliche, das Deutschvaterländische, das Antike in hohem begeisterten Sinn und kühnem Zusammengriff. Und wie das Sublime des Gedankens und die geistvoll erfundene Composition bei Cornelius das Größte ist, so wollen wir uns den Einblicken zuwenden, die uns Försters Buch in sein inneres Leben, in seine Gesinnung und Weltanschauung gewährt.

Der Jüngling hatte unter dem Einflusse Jean Pauls und Schillers einen schwärmerischen Freundschaftsbund mit dem Kaufmannssohne Flemming zu Neuß geschlossen; dieser ward Platon, der Maler Rafael genannt. Unter einer Linde in Flemmings Garten hatten sie einander Treue geschworen; Briefe und Gedichte sind aus den Jahren 1802—1805 erhalten; Cornelius ist bekanntlich 1783 geboren. „In meiner Jugend," schrieb er seinem Plato, „schuf mir meine feurige Phantasie ein Ideal von der Welt, von der Menschheit und ihrem glückseligen Zustand! kurz, aber schön war dieser Traum. Die eiserne Hand des Schicksals rüttelte mich früh aus dem sanften Schlaf der unbefangenen Jugend. (Er hatte den Vater, der Galerieinspector zu Düsseldorf war, verloren, sollte ein Handwerk lernen, und konnte nur unter großen Entbehrungen und Anstrengungen sich der Kunst widmen.) Als ein Knabe sah ich mich schon unter Menschen, mußte da schon mein warmfühlendes Herz nach der kalten Leiste ihrer wechselnden Laune fügen. Da sammelte ich mir schon eine artige Dosis Menschenkenntniß auf Kosten meiner Ruhe, meiner Glückseligkeit. Du kamst und retteteſt den sinkenden Glauben an wahre Seelengröße."

Wie in seiner lebendigen Phantasie von Anfang an das Antike und das Christliche neben einander waltet, wie er das Grab Vergils am Posilippo und die unterirdischen Grotten bei Bajä zusammen-

Digitized by Google

bringt mit dem Segen des Papstes in der Peterskirche, das zeigt folgende Briefstelle: „Italien ist jetzt mein einziger Gedanke. Ach, Freund dies Wort lockt alle jene seligen Träume meiner früheren Jugend in meine Seele zurück. O ich sehe Rafaels Madonnen, des großen Leonardo Abendmahl! Der Vorwelt stolze Trümmer thürmen sich vor meinem Blicke gigantisch auf. Des Landes liebliche Töchter bringen uns von jenem Hügel ewig duftendes Grün: denn stets umblüht in frischer Kühlung Palme und Myrte das einsame Grab von Italiens hohem Sänger. Jetzt aber folge ich dem Scheine neier Fackel in Plutos nachtumhülltes Reich. Ha, was seh' ich in des Abgrunds Säumen? Der Dichter und der Künstler Phantasien, der Urwelt Pracht, die Zeit der Götter und der Helden, eingehüllt in den Mantel ewiger Nacht. Hier hebt sich aus den Fluthen eine stolze Stadt, und dort entqualmt der Gluthstrom, lautbrausend in Hephästos feurigem Reich. Unzählich Volk seh ich in malerischen Gruppen in Andacht hingegossen vor dem dreimal heiligen Gott. O rührend großer Anblick von der höchsten Lehre höchstem Triumph! Hier seh ich in heiliger Rührung den König und den Bettler im Staube hingestreckt; Groll und Rache tritt nicht zwischen Mensch und Mensch; verzeihend sinkt, Verzeihung flehend, der Feind an Feindes Seite vor der Gottheit in den Staub."

Ein anderer Brief wird zum Gebet: „Ich flehe nicht um eitel Gold und welkenden Lorbeer; nicht vorüberrauschende Freuden der Sinne sind mein Wunsch. Aber im Staube bitte ich Dich, o Herr, laß nicht siegen den Staub über Deinen Geist! Hemme die große That nicht in ihrem Beginnen. So schufst Du dies Herz nach himmlischen Thaten sich sehnend, in der Demuth groß und in unendlicher Liebe zu dir. Und so führtest Du und erhieltest es in den tausendfachen Labyrinthen des Lebens. So führtest Du einst die Söhne Israels durch die starrenden Fluthen des Meeres, denn sie sollten erblicken die längst gesuchten Ufer. Darum Muth, Columbus, im Reiche himmlischer Wahrheit!"

Dieser begeisterte künstlerische Idealismus ringt dann in einem andern Brief mit dem Druck der Verhältnisse: „Die göttlichen Antiken und die ewig große Natur müssen gleich schützenden Genien mir immer zur Seite stehen. Nur blos das Höchste, was je alte und neure Kunst hervorbrachten, müßte jetzt das Muster meines täglichen Lebens sein; keine unwürdige, den Künstlergeist abstumpfende Arbeit müßte mehr die glücklichsten Ideen in ihrer Geburt ersticken. Keine centnerschwere Last, an die Fittige des Geistes geheftet, müßte seinen kühnen Flug im schönsten Steigen unterbrechen. Frei und fesellos muß der Künstler in der Kunst nie endenden Regionen dem niedrig Irdischen kraftvoll enteilen! Doch wie kann das der Künstler, der durch niedrige Bedürfnisse des alltäglichen Lebens gehemmt wird? Ich gebe zu, daß er in seinem Beginnen etwas dürftig sein muß; denn eben dadurch schließt er sich fester an seine Kunst. Sie gibt ihm den Trost und die Freude im Unglück, läßt ihn in ihr heiligstes Heiligthum schauen; und so wie zwei Liebende dann am unzertrennlichsten sind, je mehr Mühe und Schwierigkeiten sich ihnen auf der Bahn zum gewünschten Ziel entgegenwälzen, also umfaßt der Künstler inniger und fester die keusche Geliebte, je mehr der Sturm des Schicksals sie ihm zu entreißen droht."

In dieser Prosa spricht sich das angespannte, hochfliegende, edle Wesen von Cornelius schwungvoller und klarer aus, als in den Versen; die sind ziemlich nüchtern, mögen sie nun Charaden machen, ein ländliches Fest schildern oder den Umsturz der Freundschaftslinde in Flemmings Garten besingen. Sie ist gefallen wie ein Held, aber mit ihr ward uns vieles Theure entrissen; doch soll das Herz stille sein und dem Schicksal zeigen, daß es eigene unverlierbare Schätze in sich trägt. Das wird in fünf Stanzen des Breiteren ausgeführt; der Schluß lautet:

Mit Kraft und Lieb' das Edele umfassen,
Nicht zittern, wenn des Schicksals Stürme dräun!
Verachtung dem Tyrann! zu klein zum Hassen;
Und nie dem eiteln Wahne Rauchwerk streun!
So wandern wir getrost dann unsre Straßen!
Ein jeder soll im andern sich erfreu'n!
Und wenn von außen Sturm und Donner wüthen,
Im stillen Innern keimen edle Blüthen.

Der Tyrann ist Napoleon; die Verse sind datirt 1805; der Freund wollte aus der Rheinprovinz, die unter französischer Herrschaft stand, sich entfernen und unter preußischer Fahne für die Befreiung des Vaterlands fechten.

Von 1809—1811 lebte Cornelius in Frankfurt am Main, wo damals der Primas des Rheinbundes, Dalberg, sich als Freund von Kunst und Wissenschaft erwies. Der Maler begann hier die Zeichnungen zu Goethes Faust. Goethe billigte, daß er sich, um den Ton des Gedichtes und die Zeit der Sage zu treffen, an Dürer angeschlossen, wünschte aber, daß neben der Kraft der Wahrheit und der energischen Charakteristik er auch das Gefühl für Großheit und Schönheit der Form ausbilde. Seine künftigen Arbeiten, antwortete Cornelius, sollten zeigen, daß dies Wort eine gute Statt bei ihm gefunden. In einer Zeit, wo man so gerne alles Höhere und Tiefere vergleichen möchte, wolle er nicht im mindesten mit dieser schlechten Seite des Zeitgeistes capituliren, sondern ihm streng und mit offener Stirn den Krieg ankündigen, wie das ja auch der Dichter mit bestem Erfolg in der Poesie gethan und die herrlichsten Blüthen der Menschheit auf's reinste vorgeführt habe.

Cornelius verkehrte dann auch viel mit einem jovialen witzigen jungen Mann, Gottfried Malß, der berühmter zu sein verdiente, als er's ist; das Volk vergißt bei volksthümlichen Werken so leicht die Namen des Urhebers, und der Dichter des Bürgercapitäns, des Hampelmann hat doch seine originellen und zugleich typischen Figuren aus ganzem Holze geschnitzt, und sollte bei dem Mangel an guten Komödien in unsrer Literaturgeschichte rühmlich genannt sein. Es ist ein schönes Zeugniß für beide junge Männer, daß sie Gefallen an einander hatten und treue Freunde wurden. Mit einigen Familien machten sie einmal eine Wanderung durch den Taunus, welche Cornelius mit Laune beschrieb und durch Zeichnungen illustrirte. Da lesen wir einige Worte über die „Deutschheit", die uns in Cornelius das damals lebendig werdende Nationalgefühl erkennen lassen; ihm wird wohl bei dem heitern Ernste der vaterländischen Art, er weiß nicht, ob die indische, die italienische Natur ihn so ansprechen könnte wie die deutsche: „Ihr wahres Wesen steht hoch und herrlich da und kann von den kleinen Wellen unsrer Zeit nicht überwältigt werden. Dafür ist sie aber auch für viele eine Hieroglyphe, wie alle Machwerke über die Herrlichkeit des Rheins beweisen; es ist alles so geschminkt, dürftig und nervenschwach". Den Schluß der Schilderung macht ein Gedicht: Wie der Adler im blauen Meere sich wiegt, so erheben wir uns über die Sorgen des niedern Lebens; wie die Bäume des Waldes zusammen wachsen, sind wir treuvereint.

Sowie auf jenen Felsenrücken
Die Mauern stehen fest und breit,
So wollen wir uns nimmer bücken
Vor schaler schnöder Eitelkeit.
Und sollt' auch alles von uns weichen,
Und wir allein wie jene stehn,
So sind doch wir die Freudenreichen
Auf unsern freien Bergeshöhn!

„Ich fühl' es mit Schmerz und Freude, daß ich ein Deutscher bis in's innerste Lebensmark bin!" schreibt Cornelius in Rom, wo er von 1811—1819 weilte. Er trat dort ein in die Schaar der Nazarener, wie man sie hieß, die jungen kunstliebenden Klosterbrüder von St. Isidoro, wo sie um Overbeck sich schaarten, und die strenge Religiosität wie die beschränkte Auffassung der Kunst und des Lebens zog auch ihn auf kurze Zeit in ihre Kreise. Viel Verführung, schreibt er 1812, sei in Rom, und die feinste in Rafael selbst. „Da liegt das größte Gift und der wahre Empörungsgeist und Protestantismus, mehr als ich je gedacht. Man möchte blutige Thränen weinen, wenn man sieht, daß ein Geist, der das Allerhöchste gleich jenem mächtigen Engel am Throne Gottes geschaut, daß ein solcher Geist abtrünnig werden konnte." Das, meinte man, sei Rafael geworden, als er die Weise Peruginos verließ, als er unter dem Einfluß Michel Angelos und der Antike die Schule von Athen, die Psychebilder, ja die Apostelbilder der Tapeten und die Verklärung Christi geschaffen, weil er hier nicht im Dienste der Ueberlieferung stand, sondern die freie Bahn in die Geschichtsmalerei und die Weltfreudigkeit brach! Und von ihm selber schreibt Cornelius 1812: „Ich glaube, Gott will allen so ge-

Digitized by Google

nannten edlen Glauben an uns selbst zerstören, damit wir in dem Glauben an ihn desto stärker würden; denn es ist mir klar, daß dergleichen Eigenschaften in mir, die ich für große Tugenden hielt, wahre Verschanzungen des Teufels waren, die mich dem Abgrunde des entsetzlichen Verderbens zuführten, und ohne Gnade von oben wär ich ewig verloren gewesen und wär es noch. Auch will ich nicht mehr die Zeit anklagen und die Menschen, so lang ich noch einen Kläger in mir selbst fühle. O besäße ich nur all das Gute und Herrliche, das geliebt wird von Menschenherzen unter der ganzen Sonne, wär ich nur halb derjenige, wonach sich das Vaterland sehnt! Es liegt nicht an der Welt, es liegt in uns; hätten wir so viel Glauben, so viel Liebe als ein Herz fassen kann zu denjenigen Dingen, die noth thun, wir würden Berge versetzen." Bei aller Anerkennung des Edlen und Wahren in diesen Worten werden wir doch nicht zugeben, daß Kraftgefühl, Trotz gegen das Falsche und Gemeine, Hoffnung auf große Thaten an sich schon „Verschanzungen des Teufels" seien und gebrochen werden sollen; nur die Gefahr, daß sie zu Hochmuth, Selbstsucht, Ueberhebung führen, liegt in ihnen. Dagegen hatte auch Cornelius zu kämpfen. Er schrieb einmal an Overbeck: „Es ist wahr, daß ein Wechsel von Glück und Unglück, von Freud und Leid, übermäßigem Lob und Anerkennung, zu großem Tadel und Verkennung endlich in meiner in Liebe verwöhnten, von Haß und Neid zum Mißtrauen gereizten Seele hohe und tiefe Abgründe gebildet, wovon ein Wesen wie das Deine sich keinen Begriff machen kann. Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen! Ich will Dir Deinen schönen heiligen Frieden nicht nehmen."

Aber gerade diese trotzige Kraft bewahrte Cornelius vor der Schwächlichkeit und Einseitigkeit vieler seiner Genossen. Statt der Mönchslegenden der Heiligen zeichnete er an seinem Faust weiter und entwarf seine Nibelungenbilder in typischer Mächtigkeit, und der Frieden der Seele, den er im Kampf errang, spiegelte sich wie bei Dante selbst in den Compositionen zu dessen Paradies. In seinen religiösen Bildern prägten sittliche Ideen, tiefe Gefühle sich energisch aus. Er war als Katholik geboren, aber an dem Katholischwerden protestantischer Künstler hatte er keine Freude, ja er drohte einmal: „Wenn jetzt noch einer übertritt, werde ich Protestant!" Auf die Bemerkung: er werde doch Luther auf dem Bilde des jüngsten Gerichts in die Hölle verweisen, gab er zur Antwort: „Er soll den Teufeln die deutsche Bibel entgegenhalten, daß sie vor ihm zittern!" So schreibt denn auch Niebuhr: Cornelius sei in jeder Hinsicht ein frischer und mächtiger Geist, frei von aller Beschränktheit. Und als einmal nach einer Kindstaufe bei Bunsen auf dem Capitol der Jupiter hell am Himmel blinkte, und Niebuhr dem alten Heidengott ein Lebehoch ausbrachte, stimmten Cornelius und Thorwaldsen zum Schrecken der andern Kunstgenossen herzhaft ein. So konnte denn Cornelius bereits in Rom sich mit den Compositionen zur griechischen Göttermythe für die münchner Pinakothek beschäftigen.

Als Deutschland sich gegen Napoleon erhob, dachte Cornelius sofort von Rom in die Heimat zu gehen und Theil an ihrer Befreiung zu nehmen. Aber ein Paß ward ihm versagt, und man konnte nicht durch Italien reisen, ohne sich „den lumpigsten Plackereien" auszusetzen. Er schrieb an Werner nach Frankfurt: „Ich will nun an nichts anderes denken, als wie ich meine babylonische Gefangenschaft so würdig als möglich benutze. Denn am Ende gehört zu allem guter Muth und tapfere Beharrlichkeit. Mehr kann der Mensch nicht als sein Leben und alle seine Kraft an seine liebste heiligste Ueberzeugung setzen. Jeder aber thuts nach seiner Art, seiner Umgebung, seiner Natur gemäß. Alles, was ich nun hier thun kann, mag in diesem großen Augenblick unnützer, überflüssiger erscheinen als es in der That ist. Denn wenn die Freiheit, die jetzt gewiß und wahrhaftig errungen werden wird, würdig soll genossen und den künftigen Zeiten gesichert werden, so muß der Genius der Nation in allen Dingen durchdringen bis in's unterste Glied. Denn nicht große Armeen, Festungen und Bollwerke sind der Schutz eines Volkes, sondern sein Glaube, seine Gesinnung. Dies ist die innere Kraft, die nach außen wirkt und schafft und belebt auf alle Weise und in jeder Sache; und kein Ding ist da gering zu achten, denn es ist ein lebendiges Glied am lebendigen Körper. Daß beinahe alles in unserem Vaterlande anders werden muß, wenn es der Zeit und dem Sinn des Volks gemäß sein soll, begreift und fühlt ein Jeder. Doch Jeder kann nicht zu jedem tauglich sein und die Quelle des Uebels so eigentlich aufspüren. Ich kann's in (sonst) keiner Sache; aber in meiner Kunst kann ichs! Ich sehe deutlich, wo es hier fehlt. Die Vorsehung hat mir hier einen großen Wirkungskreis angewiesen. Möge es ihr doch auch gefallen, daß ich nur einen Stein zu den Grundfesten eines deutschen Kunsttempels lege, so werde ich mich — in der Ueberzeugung, nicht ganz vergeblich gelebt zu haben, befriedigt fühlen".

Das sind Worte von echtem Schrot und Korn, und sie gelten uns allen auch heute. Fichtes Reden an die deutsche Nation lauteten ähnlich; derselbe Hochsinn beseelte den Künstler wie den Denker. Der Maler Keller schrieb 1815 dem Kupferstecher Barth: „Cornelius baut alles auf den wiedergeborenen Geist unsrer Nation, und in diesem Glauben spricht er in prophetischem Eifer, wie ein wahrer Apostel der Kunst". Zeugniß davon gibt uns ein Brief an Görres: „Sie werden es für eine höchst wünschenswerthe treffliche Sache halten, wenn die Kunst in unserem Vaterland in ihrer alten Kraft, Schönheit und Einfalt erwachte, und mit dem wiedergebornen Geist der Nation gleichen Schritt hielte, ihrer kräftigen, aber dunklen Sehnsucht nach oben still, klar und liebend entgegenkäme, keine Kraft brechend, aber jede ordnend, lenkend zum höchsten Einen, als die Aufgabe alles wahrhaft Bildenden, so wie es die wahre Kunst zu allen Zeiten gethan... Der Keim liegt tief in der mütterlichen Erde, und der Frühling naht; ersteres und vor allem dieses! Zweitens glaube ich, daß Gott sich aller herrlichen Keime, die in der deutschen Nation liegen, bedienen will, um von ihr aus ein neues Leben, ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über die Erde zu verbreiten. Drittens, daß die Nation frei ist, frei durch ihre eigene Kraft und Tugend, und durch den Gott, der sie verliehen; sie kennt diese Kraft und sehnt sich nach der Urquelle in allem Positiven, will dieses theure einzige Gut nicht mehr verlieren, und hat eine herzliche Freude an einer jeden Frucht, die aus ihrem Schooße hervorgeht." Cornelius gedenkt weiter der jungen Künstlerschaar, die sich für diesen Dienst im Heiligthum vorbereitet hat, findet aber, daß ihr furchtbar entgegensteht „der gänzliche Mangel an Organen höhrer Art bei unsern Fürsten und Großen, und der Lügengeist der modernen Kunst überhaupt", der auf unsern Akademien mit ihrem negativen Eklekticismus gepflegt werde. Hülfe erwartet er von der Wiedereinführung der Frescomalerei. Sie gewöhnt an große Formen, sie schafft für die Oeffentlichkeit, ihre Werke gehören dem Flecken der Erde an, wo sie entstanden sind, stehen mit der Natur, der Zeit, dem umgebenden Leben in Einklang, und kein Barbar führt sie hinweg. Es wäre also die Aufgabe, die vorhandenen künstlerischen Kräfte zu einer großen würdigen ausgedehnten Arbeit in einem öffentlichen Gebäude irgend einer deutschen Stadt zu vereinigen. Das würde wie ein Flammenzeichen auf Bergen sein; neue Kräfte würden geweckt, Schüler gebildet werden, „die ihre wahrhaft hohe Kunst mit wirksamer Kraft in's Herz der Nation, in's volle Menschenleben ergössen und es schmückten, sodaß von den Wänden der hohen Dome, der stillen Capellen, der einsamen Klöster, von den Raths- und Kaufhäusern und Hallen herab alte vaterländische befreundete Gestalten in neuerstandener frischer Lebensfülle, in holder Farbensprache auch dem Geschlechte sagten, daß der alte Glaube, die alte Liebe und mit ihnen die alte Kraft der Väter wieder erwacht sei".

Es ist bekannt, daß zunächst der preußische Consul Bartholdi einige Zimmer seines Hauses von Cornelius und seinen Freunden mit Bildern aus der Geschichte Josephs in Fresco malen ließ; es ist bekannt, daß unter den Großen bald der Kronprinz Ludwig von Baiern die neue Richtung der Kunst verstand und Cornelius Aufträge für monumentale Werke gab. 1816 aber sprach dieser noch seine Sehnsucht nach Deutschland in Versen aus, die er in das Gedenkbuch eines scheidenden Freundes schrieb:

Kommt Ihr zurück in's Vaterland, so grüßet, Freund,
Die Guten alle, die noch mein' gedenken.
Auf freien Höhn, im dunkeln heiligen Wald,
Beim Rauschen deutscher Ströme denkt an mich.
Doch kommt Ihr an den schönen stolzen Rhein,
So grüßt den Alten, rufet meinen Namen
Mit lauter Stimme in die dunkle Fluth,
Sprecht ihm von meiner Sehnsucht nach der Heimat.

Digitized by Google

Und tretet Ihr zu Cöllen in den Dom,
O so gedenket meiner vor dem Herrn,
Auf daß ich heimgelang in's Land der Väter!"

Diesen Wunsch vermittelte Niebuhr. In Briefen an Savigny, in amtlichen Berichten an das Ministerium wies er darauf hin, daß in Cornelius der rechte Mann gefunden sei, um für die deutsche Kunst eine neue Epoche zu begründen. Ihn, den Sohn des Rheinlandes, solle man an die Spitze der düsseldorfer Akademie stellen und dort frei walten lassen; oder man solle ihn und seine Freunde die Garnisonkirche in Berlin mit Wandgemälden schmücken lassen. So erfolgte 1820 die Berufung des Meisters nach Düsseldorf.

M. Carriere.

(Schluß folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Winterliche Briefe.

### Aus den Theatern.

Wenn es Ihnen recht ist, reizende Freundin, wollen wir uns heute einmal in einigen der neueren Theater, welche der Gewerbefreiheit ihr Dasein verdanken, etwas umsehen. Es trifft sich günstig, denn drei dieser Bühnen haben Novitäten gebracht, welche eine Kritik beanspruchen dürfen.

In erster Linie: das Nationaltheater.

Dort wird seit einiger Zeit allabendlich „Sakuntala" gegeben — eine sehr freie Bearbeitung des altindischen Dramas von Kalidasa, welcher sich Alfred von Wolzogen mit großem Geschick und großer Bühnenkenntniß unterzogen hat. Einige meiner gelehrten Herren Collegen in der Kritik haben sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um ihre überraschenden Specialkenntnisse in der Sanskritliteratur an den Mann zu bringen. Ich nehme keinen Anstand, meine Ignoranz offen zu bekennen. Ich habe die Kalidasa'sche Dichtung in den Uebersetzungen von Meyer („Bibliothek ausländischer Classiker") und von Rückert („Aus Friedrich Rückerts Nachlaß." Leipzig 1867, S. Hirzel) kennen gelernt, habe dort auch Goethes überschwängliche Verse über die wunderbare Schönheit dieses Dramas, welche jetzt von den belesensten Recensenten wiedergegeben werden, abgedruckt gefunden — und damit sind meine Kenntnisse erschöpft. Wolzogen hat begriffen, daß das altindische Drama, um auf der heutigen Bühne des Abendlandes überhaupt möglich zu sein, einer vollständigen Umarbeitung benöthigt sei. Nur mit Widerstreben und lediglich aus Pietät lassen wir uns das Verhängniß in der antiken Tragödie noch gefallen. Unsere heimische Schicksalstragödie hat sich in wenigen Jahrzehnten überlebt. Der Versuch, dem altindischen Fatum auf unserer Bühne Heimathsrecht zu verschaffen, mußte also von vornherein als ein unmöglicher angesehen werden. Wolzogen hat daher vor allem dieses Moment in der Kalidasa'schen Dichtung vollständig beseitigt und an dessen Stelle die märchenhafte Romantik gesetzt, für welche wir immerhin einen wenigstens etwas empfänglicheren Sinn uns bewahrt haben.

Der Hauptunterschied zwischen dem Original und der modernen Bearbeitung beruht demnach in folgenden Momenten. Bei Kalidasa tritt die Störung des innigen Liebesverhältnisses zwischen dem jungen König Duschyanta und dem holden Büßermädchen Sakuntala in Folge der Verfluchung ein, welche ein jähzorniger Priester, den die verliebte Sakuntala nicht mit der erforderlichen Ehrfurcht behandelt hat, gegen sie ausstößt. Der in seiner Amtswürde beleidigte Heilige bedroht die unachtsame Jungfrau mit dem schrecklichen Geschick, von ihrem Geliebten vergessen zu werden. Auf inniges Zureden der Freundinnen Sakuntalas läßt er sich herbei, zwar nicht den Fluch aufzuheben — das verbietet ihm seine geistliche Würde —, aber doch denselben zu beschränken. Durch den Anblick eines Erkennungszeichens soll der Fluch seine Kraft verlieren. Nun hat aber Sakuntala vom König zur Erinnerung einen Ring zum Geschenk erhalten. Die Freundinnen sind deshalb guten Muthes. Der König, welcher nach drei Tagen die Braut aus dem geweihten Hain abzuholen versprochen hatte, vergißt aus dem angeführten Motive Sakuntala. Das arme Mädchen verzehrt sich in Trauer und sucht schließlich den Geliebten am Hofe auf. Beim Baden im Ganges verliert sie den Ring. Der Fluch behält deshalb seine Wirksamkeit, als Sakuntala Duschyanta gegenüber tritt. Der König behandelt die Unglückliche als Betrügerin und weist sie von sich. Sakuntala, welche selbst göttlicher Abkunft ist, wird von Nymphen in den Himmel gehoben. Inzwischen wird der Ring in den Eingeweiden eines Fisches aufgefunden, und da dieser die königliche Inschrift trägt, dem Könige gebracht. Alsbald erinnert Duschyanta sich der süßen Stunden, die er mit Sakuntala in der Einsiedelei verbracht hat. Der Gott Indra nimmt sich seiner an und sendet ihm seinen Flügelwagen, der ihn in die Himmelsburg bringt. Dort findet er seinen Sohn und die Mutter, Sakuntala. Mit Beiden kehrt er in sein irdisches Reich zurück.

Bei Wolzogen nimmt zunächst das Liebesverhältniß zwischen Duschyanta und Sakuntala bescheidenere, dem modernen Zartgefühl entsprechendere Verhältnisse an. Duschyantas Handlungen gehen nicht über das Eheversprechen hinaus. Die ganze überirdische Episode ist gestrichen. Ebenso ist beseitigt der Fluch des jähzornigen Heiligen und dessen Wirkung. Duschyanta vergißt Sakuntala nicht, sondern er zweifelt an ihrer Treue. Der Pflegevater Sakuntalas, welcher den schönen Ausspruch in Schillers „Glocke" über die Prüfung vor dem ewigen Bunde kennen muß, stellt für die Verbindung der jungen Leute eine Frist von drei Monden, damit es sich offenbare, daß nicht nur in einer wandelbaren Laune der König Sakuntala sein Herz zugewandt habe. Nach Verlauf dieser drei Monde soll die Trauung vollzogen werden. Der König ist damit einverstanden. Beim Abschied steckt er ihr einen Ring an den Finger, welcher in der deutschen Bearbeitung, von einem Heiligen geweiht, die wunderbare Eigenschaft besitzt, daß ihn nur derjenige, der die Treue bewahrt, am Finger tragen kann; von dem Finger des Treubrüchigen löst er sich gewaltsam los. Nun ist Wolzogen wiederum dem altindischen Original gefolgt: Sakuntala verliert den Ring im Bade. Als sie dem König ohne das Erkennungszeichen entgegenkommt, verkennt er sie also nicht, wie bei Kalidasa, sondern verjagt sie mit Schimpfreden als treuloses Weib. Sakuntalas Herz wird von der unverdienten Zurückweisung tödtlich getroffen. Als sie in die Einsiedelei zurückkehren will, bricht sie zusammen, und man meldet dem König, daß das Mädchen gestorben sei. Da bringt der Fischer den Ring und in tiefster Reue will sich der König in den Büßerhain zurückziehen. Sakuntala aber, die nur von einem todähnlichen Starrkrampf befallen war, kommt wieder zu sich und schließt den treuigen Geliebten in ihre Arme.

Wolzogen hat das große Verdienst gehabt, eine herrliche poetische Schöpfung für die moderne Bühne ermöglicht zu haben. Daß dies nicht ohne eine gewisse Gewaltthätigkeit geschehen konnte, liegt auf der Hand. Bisweilen hätte er sich in der modernen Dichtung noch mehr beschränken können, aber im allgemeinen muß ihm zugestanden werden, daß er mit der größten Discretion und mit dem feinsten Verständniß seine schwierige Aufgabe gelöst hat. Er hat die von Kalidasa häufig nur skizzirten Charaktere weiter ausgeführt und wirksame Bühnengestalten daraus geschaffen. Für Duschyanta und Sakuntala fand er im indischen Drama das Material bereits fertig vor, aber den lustigen Rath Widuschaka, den intriguirenden Kämmerer Watayana, die beiden Büßermädchen, Sakuntalas Freundinnen, und vor allem die Pflegemutter Sakuntalas, Gautami, haben bei ihm die bühnengerechteste Ausführung erfahren und sind das, was die Schauspieler „Rollen" nennen, geworden. Die modernen Zusätze haben mich nur an einem Punkte erheblich gestört; und das ist in den gereimten Versen. Unter denselben befindet sich eine Anzahl recht gewöhnlicher, die aus der poetischen Einfachheit und Kindlichkeit des Ganzen herausfallen. Sie sollten gestrichen oder wenigstens bedeutend vermindert werden. Das ganze Werk macht aber einen wohlthuenden poetischen Eindruck. Seine Fremdartigkeit überrascht angenehm, seine Kindlichkeit wirkt rührend, ergreift sogar bisweilen.

Die Titelrolle spielt Fräulein Bland. Diese reizende Schauspielerin war früher an der schweriner Hofbühne engagirt und wird dort die Sakuntala wohl unter dem Dichter selbst studirt haben. Es ist nicht möglich, sich eine geeignetere Vertreterin dieser poetischen Rolle zu denken. Fräulein Bland war eine Zeit lang eines der beliebtesten Mitglieder des leipziger Stadttheaters. In Wien hat sie am Laube'schen Stadttheater geringern Erfolg gehabt; vielleicht weil ihr weniger Gelegenheit geboten worden ist, sich auf dem Gebiete zu zeigen, auf dem sie sich vor allem heimisch fühlt. Dies Gebiet ist nicht groß. Aber in ihrem beschränkten Wirkungskreise ist Fräulein Bland jetzt wohl die anmuthigste deutsche Schauspielerin. Die thränenreiche Unschuld, die leidende Lieblichkeit, die Dichtung von Schwermuth und Jungfräulichkeit — das ist es, was

Digitized by Google

Fräulein Bland so rührend, so treu und poetisch darzustellen weiß wie kaum eine andere. Die Rolle der Sakuntala ist also gerade für sie wie geschaffen. Sie hat deshalb auch einen außerordentlichen Erfolg darin erzielt. Im Uebrigen war die Darstellung am Nationaltheater den Verhältnissen nach recht anständig, namentlich zeichnete sich Frau Hahn als Gautami vortheilhaft aus. Die Rolle des Duschyanta trug Herr Rösicke vor; sehr gefühlvoll, sehr überzeugt, sehr pathetisch und sehr sonderbar in Einzelheiten. Zu einer solchen — einer Kleinigkeit — rechne ich unter anderem die Aussprache der deutschen Vocale und Diphthonge wie: „Wah mir, ich bin der Känig!" ꝛc. Der Darsteller sah übrigens vortrefflich aus. Ueber die Ausstattung läßt sich nur das Rühmlichste sagen. Die Decorationen sind wunderschön. Mit einem Worte: es verlohnt der Mühe, sich die „Sakuntala" im Nationaltheater anzusehen.

Auch dem Residenztheater habe ich nach langer Pause wieder einmal einen Besuch abgestattet. Die unbegreifliche Vorführung dilettantenhafter Arbeiten hatte mir dieses Theater eine Zeit lang verleidet. Da hörte ich von einem wirklichen Erfolge, von einem Stück, das ein großes Talent verrathen sollte — und die Möglichkeit, sich davon überzeugen zu können, läßt man sich nicht entgehen. „Eine Schule der Ehe" heißt das Lustspiel, welches nach dem an diesem Theater herrschenden Brauche als „Lebensbild" bezeichnet wird, und als dessen Verfasserin sich später Charlotte von Graven genannt hat. Um das Beste vorweg zu nehmen, sei sofort gesagt, daß diese Arbeit ein nicht gewöhnliches Talent für Bühnenwirkung bekundet. Im Uebrigen würden wir in Verlegenheit kommen, der Verfasserin verbindliche Dinge zu sagen. Die ganze Arbeit steht zunächst auf einer ziemlich niedrigen Stufe in der Literatur. Man sollte nicht glauben, daß das Stück von einer Dame herrührt, denn es scheint mit einer Holzaxt zurecht gehauen zu sein, welche die kleine Frauenhand kaum zu umspannen vermag. Andererseits weisen gewisse Sorglosigkeiten im Stil wiederum unverkennbar auf den weiblichen Ursprung hin. Die Handlung ist sehr einfach. Im ersten Act verlobt sich Graf Richard Horden mit der Pflegetochter seines Güterdirectors, Mathilde — selbstverständlich Werner geheißen. Im zweiten Act verlobt sich die Gräfin Helene Horden, welche eigentlich Richard liebte, aus Aerger mit dem Graf Oscar Rüden. Im dritten Acte verheirathen sich beide Paare. Die Gräfin Helene, welche in den allertrübsten Farben eines abstoßenden Charakters gezeichnet ist, versucht nun aus niedriger Rachsucht die Ehe zwischen Richard und der Wernerin zu stören. Das gelingt aber nicht; vielmehr macht ihr neuvermählter Gatte Oscar ihr klar, daß sie sich in der Ehe anständig zu benehmen habe. Darüber entrüstet sich Helene, die geglaubt hatte, einen Strohmann zu heirathen; und der häusliche Krieg beginnt. Nach zweijähriger Ehe treffen wir die Paare im vierten Acte wieder. Graf Richard und seine Frau Mathilde leben recht glücklich, aber wilde Eifersucht in Richards Herzen scheint die Ehe stören zu sollen. Zum Glück ist das nicht der Fall, denn das Vertrauen kehrt sehr bald wieder. Dahingegen ist die Ehe zwischen Oscar und Helene eine durchaus unglückliche. Oscar versucht vergeblich, sein Weib zu bilden. Nachdem sie sich in den ersten Acten verächtlich gemacht hat, macht sie sich jetzt durch ihre Standesvorurtheile lächerlich. Sie findet es abscheulich, daß ihr adliges Kind mit den bürgerlichen Kindern zusammenspielt ꝛc. Es werden uns bei der Gelegenheit gewiß sehr vernünftige Kinderstubengeschichten erzählt. Schließlich bricht das grollende Ungewitter los. Es kommt zu einem heftigen Auftritt zwischen Oscar und Helene, weil Oscar sein Kind der unverständigen Mutter entziehen will. Sie wirft ihm bei der Gelegenheit vor, daß er sie aus Speculation, weil sie eine reiche Erbin sei, geheirathet habe, Oscars Stolz bäumt sich wild auf, und er erklärt das Band, das ihn an sie fesselt, für zerrissen. Wiederum vergehen fünf Jahre. Wir erfahren, daß Helene sich mit dem Kinde nach jener Scene aus dem Staube gemacht hat und seitdem verschollen ist. Der fünfte Act führt die getrennten Ehegatten wieder zusammen. Helene hat sich in ein einsames verlassenes Thal der Schweiz zurückgezogen und kehrt als gebesserte, reuige Sünderin in die Arme des Gatten zurück, mit ihrem Kinde, das sich freut, den lieben Papa wiederzufinden.

Weshalb sollte das nicht eine „Schule der Ehe" sein?

Allerdings könnte man die Präcision des Lectionsplanes vermissen. Wenn die Verfasserin darauf hat hinweisen wollen, daß jahrelange Trennung und ein Einsiedlerleben des einen Theils zu einer besseren Gestaltung des ehelichen Verhältnisses zwischen beiden Theilen führen könnte, so mag das ja ganz richtig sein; es fragt sich nur, ob diese Vorschrift die erwünschte allgemeine Nachachtung finden würde.

Das Stück ist reich an Tiraden über die Existenzberechtigung des bürgerlichen Menschen. Seit der Proclamirung der Menschenrechte im Jahre 1789 haben diese begeisterten Auslassungen über die Verderblichkeit der Privilegien einer besonderen Kaste, über die Bedeutung des Charakters und des Herzens als alleinigen Werthmesser für das Individuum ꝛc. einigermaßen an überraschender Neuheit verloren. Der Verfasserin ist es überhaupt weniger darum zu thun, Neues als Bewährtes zu bringen. So wäre es gewiß vermessen, die Sentenzen, welche von den verschiedenen handelnden Personen ausgesprochen werden, als unrichtig zu bekämpfen, z. B. „Die Liebe gleicht ja Alles aus", „Das Leben ist reich an Glück, wenn man es nur zu genießen weiß", „Die Hauptsache ist, daß die Kinder glücklich werden" und sonstige unbestreitbare Thatsächlichkeiten. Wenn die Verfasserin eigene Wege wandelt, so strauchelt bisweilen ihr Fuß. So vermisse ich z. B. den rechten Geschmack in dem Bilde, welches ein junges Mädchen gebraucht, die da sagt: „Ein Mann ohne Schnurrbart ist wie Kaffee ohne Zucker: er schmeckt nicht". Und da spielt mir mein Gedächtniß wieder einen schlechten Streich, denn mir fällt eben ein, daß sich eine ähnliche Sentenz in einem Stücke von Georg Horn „Salon und Kloster", das ich in der „Gegenwart" Bd. III. Nr. 9 S. 142 besprochen habe, bereits vorfindet. Noch verwegener ist der Ausspruch: „Dem delphischen Orakel hast Du wenig abgelernt: Du kannst schlecht rathen". Die Verfasserin scheint der Ansicht zu sein, daß das delphische Orakel die Enträthselung zu seiner Specialität herausgebildet hat. Das stimmt aber nicht ganz. Wenn eine Dame sich so einen kleinen Irrthum zu schulden kommen läßt, so mag das verzeihlich sein, aber die Regie sollte doch dergleichen beseitigen. Von den Darstellern zeichnete sich namentlich Herr Reinau aus.

Noch eine Bemerkung über die Preise und Beschaffenheit der Plätze. Wenn man für einen Logenplatz einen Thaler zehn Silbergroschen ausgeben muß, so hat man die Berechtigung anständig zu sitzen. Abgesehen davon, daß mir dieser Preis an und für sich für ein Genretheater schon ein exorbitanter zu sein scheint, ist er hier im Residenztheater, wo in einer engen Loge vier Stühle in einer Reihe zusammengepfercht werden, deren Besitzergreifung nicht ohne erhebliche Störung aller Nachbarn möglich ist, geradezu kolossal. Wenn man solche Preise verlangt, muß man anständige Sessel hinstellen, muß die sogenannten Restaurationspausen abkürzen und dem Conditorjungen verbieten, mit dem Kuchenteller durch den Zuschauerraum zu lustwandeln. Ich spreche absichtlich nur von den äußern Bedingungen, und will, um niemanden zu kränken, die künstlerischen Leistungen mit dem Preise der Plätze gar nicht in Zusammenhang bringen. Wollte ich das, so würde ich daran erinnern, daß die Preise des Residenztheaters hinter denen des théâtre français in Paris nur um ein sehr Geringes zurückstehen.

Im Belle-Alliance-Theater gibt man jetzt die neueste Posse von J. V. v. Schweitzer, welche aus mir nicht ganz klar gewordenen Gründen den Titel führt: „Wie stehe ich da?" Man könnte sie mit demselben Rechte auch nennen: „Der Kartoffelbau in Hinterpommern", „Die Tiefen des Weltalls", „Persepolis", „Pietsch kommt" oder sonstwie. Das Stück ist mit einem frevelhaften Leichtsinn gemacht, aber wiederum so überaus talentvoll, mit einer so unglaublichen Geschicklichkeit in der Erfindung komischer Situationen, daß man es nicht genug bedauern kann, einen so vorzüglich angelegten Dramatiker sein seltenes Talent verschwenden zu sehen. Die ersten beiden Acte sind ziemlich matt, aber der dritte und vierte überreich an köstlich erfundenen Situationen, so überreich, daß davon der Aufwand für ein halbes Dutzend landläufiger Lustspiele bestritten werden könnte. Die Posse gehört zu den sogenannten Hetzkomödien, wie sie in Paris namentlich im Palais-Royal-Theater cultivirt werden. Sie erinnert an alles Mögliche, an „Ein Königreich für einen Strohhut", an „Drei Hüte", an den „Lieben Onkel" von Kneisel, an den „Bengalischen Tiger" ꝛc., ohne der einen oder andern dieser Possen bewußtvoll nachgebildet zu sein. Es ist eben eine Summe von Verwechslungen der allerunwahrscheinlichsten aber allerdrolligsten Art. Wenn Schweitzer das Stück, namentlich in den ersten beiden Acten, gewissenhaft durcharbeitet, so würde er einen ganz vorzüglichen Schwank daraus machen können. Das Material ist dazu da.

Unser berliner Carneval — Sie haben ganz recht gethan, auf's Land zu gehen.

Ihr

Paul Lindau.

Digitized by Google

## Notizen.

Die Reichstagseröffnung hat inmitten einer Fülle von großen und kleinen Ereignissen stattgefunden, deren zum Theil dramatisches Interesse eine willkommene Unterbrechung unseres kleinstädtischen Lebens war. Der posener Erzbischof, welchen Wochen und Monate lang fortgesetzte officiöse Drohungen nicht aus der Fassung bringen konnten, wurde endlich von der Nemesis in Gestalt eines Polizeibeamten ereilt und wegen nicht bezahlter Geldstrafen in ein zwar reinliches, aber trotz aller Märtyrerfreude unangenehmes Gefängniß gebracht. Das hatte sich der geistliche Würdenträger nicht träumen lassen, als er vor drei Jahren nach Versailles zu König Wilhelm fuhr und das junge Deutsche Reich, das dank den Jesuiten aus tausend glorreichen Wunden blutete, zum Kreuzzug für St. Peters weltliche Restauration aufbieten wollte. Der precäre Primas von Polen hatte sich damals einen Korb geholt und es begann der Krieg, an welchem wir noch heute laboriren. Alle seitdem in tiefer Verstimmung erlassenen Encycliken, Allocutionen und Hirtenbriefe sind verhallt, während Ledochowski allerdings nicht im Kerker schmachtet, wie sich die klericalen Blätter mit geschmackloser Uebertreibung ausdrücken, aber doch nach der juristischen Definition der Freiheit die Facultät des Kommens und Gehens bis auf weiteres verloren hat. Eine Zeit lang wird dem hohen Gefangenen die Lectüre der Germania und verwandter graupapierner Organe in Ermangelung besserer geistiger Kost vielleicht einigen Trost gewähren. Ein stiller Vergleich mit der ohne Zweifel vortheilhafteren Stellung des altkatholischen Bischofs Reinkens, der seine Dotation von 16,000 Thalern mit ruhigem Bewußtsein verzehrt, kann indessen auf die Länge nicht ausbleiben und muß zu der Betrachtung auffordern, ob der Klerus seine eigenen Kräfte der Machtfülle des Reiches gegenüber nicht doch am Ende überschätzt hat! Dazu kommen die von den officiösen Journalen des Vaticans in allen Zungen verspotteten londoner Meetings, die als ein Symptom der Propaganda, welchen der defensive Kampf gegen die ultramontane Ueberhebung macht, für die Betheiligten immerhin ärgerlich sind. Man sagt, Bismarck habe sich über jene Kundgebungen sehr gefreut, was den menschlich wohlthuenden Beweis liefert, daß, wenn der Kanzler sich mit gerechtem Stolz den bestgehaßten Mann der Jetztzeit genannt hat, sein rastlos arbeitender Geist für derartige politische Sympathien noch nicht ganz unempfindlich geworden ist. Das im Reichstag bevorstehende Turnier mit den Jesuiten, Socialisten und Franzosen wird ohnehin seine Nerven stark in Anspruch nehmen und seine Selbstbeherrschung mehr als einmal auf die Probe stellen. Man darf hoffen, daß er der Situation gewachsen sein und die Meute, die ihn verfolgt, ohne sonderliche Mühe von seinen Fersen verjagen werde Jedenfalls steht uns eine höchst interessante Session bevor. Jedermann, der an der oft in Seminargezänk sich verirrenden Polemik unserer Presse kein ausschließliches Gefallen findet, wird einige oratorische Abwechselung im Reichstage willkommen heißen. Der bewußte langwierige Culturkampf leidet zuweilen an einer gewissen Monotonie. Wenn im Mittelalter die Wogen der Schlacht längere Zeit unsicher geschwankt hatten, wurde der Entscheid oft dem Einzelkampf überlassen. Sollte sich ein solches Duell zwischen einem wortreichen Klericalen und irgend einem außerhalb Berlins in pedantisch verdrießlichem Tone geschäftigen Officiösen arrangiren lassen. würden wohl die Wenigsten dagegen Einwendungen haben. Aber so gut wird es den modernen Kämpen nicht geboten, und wir müssen uns schon die Fortsetzung des Streites, der so viele Kräfte absorbirt, bis der Klerus endlich zur Vernunft kommt, gefallen lassen. Auch wird jeder seine Pflicht thun und sich vergegenwärtigen, daß die nothwendige Arbeit stets dem Vergnügen vorangehen muß.

* * *

**Aus dem Nachlaß des Malers Müller.** Graf Wartenburg erwähnt in Nr. 47 der „Gegenwart", daß viele Briefe bezeugen, wie Müller mit der Heimat in Berührung blieb, und gewiß dürfte nach den dort gesagten herzlichen und gerechten Worten über Müller der folgende Brief von ihm selbst, nicht uninteressant sein. Derselbe ist an den Bildhauer Eberhard gerichtet und zur Zeit der leiblichsten Noth Müllers geschrieben. Der im Text erwähnte Baron von Freyberg (eigentlich Freyberg) war Geheimrath des Königs Ludwig von Bayern und Verfasser einiger jetzt wohl längst verschollener Werke über Kunst, besonders über Malerei. Auch scheint es hier nicht am unrechten Orte zu sein, der um die Zeit des Briefes entstehenden Schrift Müllers gegen Kotzebue zu erwähnen, die 1807 unter dem Titel: „Schreiben von Friedrich Müller, königlich bayerischen Hofmaler, über eine Reise aus Liefland nach Neapel und Rom*) von August von Kotzebue. — Quomodo huc intrasti, non habens vestem nuptialem? Matth. 22, V. 12. Deutschland 1807", erschien. Sie enthält eine warmgefühlte Vertheidigung der zu Anfang dieses Jahrhunderts in Rom lebenden besten deutschen Künstler (jedoch auch englischer und deutscher Maler, wie des Landschafters Wallis, Giuntotardis u. A.), welche Kotzebue, in Rom, wie überall, keinen guten Geruch hinterlassend, auf eine nichtswürdige und gemeine Weise in seinen Reiseerinnerungen angegriffen hatte. Der liebenswürdige Maler Gottlieb Schick (1779—1812) schreibt darüber von Rom aus unterm 23. November 1805 an seine Geschwister in Stuttgart: „Gegen die Beurtheilung der hiesigen Künstler und Kunstwerke durch Kotzebue ist wirklich [= augenblicklich] eine Schrift im Werke, in der meine Ehre auf das schönste gerettet wird. Der Verfasser ist Maler Müller, der sich schon durch mehrere poetische Producte rühmlich hervorgethan hat und ein Mensch von großem Geiste ist." (Professor Haakhs „Beiträge aus Württemberg zur neueren deutschen Kunstgeschichte", 1863, S. 195, wo der Verfasser 114 Briefe Schicks vollständig abgedruckt hat, nachdem David Friedrich Strauß in dem Essay über Gottlieb Schick in seinen „Kleinen Schriften", 1862, auf die Bedeutung der Briefe hingewiesen hatte, die wohl zu dem Besten gehören, was die deutsche Literatur als „Briefe" aufzuweisen hat.)

Wahrscheinlich war Müller auch zugegen, als mehrere deutsche Künstler, unter ihnen der treffliche Maler Joseph Anton Koch**), einen Freund und Berichterstatter Kotzebues, den Bildhauer Schweickle, angriffen und durchprügelten, ein Vorfall, der in ganz Rom bekannt wurde und über den sich jedermann freute. Koch schlug mit echt tyrolischer Derbheit auf den vermeintlichen Ankläger los, schrie ihm durch alle Straßen: Dieb, Mörder, Verleumder! nach, und „warf ihm einen Stock zwischen die Beine. Alles Volk, Junge und Alte, Soldaten, Mütter mit Kindern, rannte hinter drein". Schick gibt in einem andern Briefe an die Geschwister (aus Rom, vom 25. August 1805) eine ergötzliche Beschreibung hiervon („Beiträge", S. 183—185), und dieser Vorfall scheint die bedeutendste Ursache der Müller'schen Schrift gewesen zu sein. Ludwig Tieck und sein Bruder Friedrich, der Bildhauer, die um jene Zeit gerade in Rom ankamen, und der Humboldt'sche Salon scheinen, direct und indirect, sich ebenfalls an der Idee dieser Schrift betheiligt zu haben.

Der erwähnte Brief ist aus Rom vom 24. Juni 1806 datirt und lautet wörtlich: —

„Theuerster Freund Eberhard! Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gütige Zuschrift und freundschaftliche Bemühungen zu meinem Besten. Ich wünsche, daß diese unangenehme Geschichte sich sobald als möglich endige und man endlich einmal das meinige mir übermache, da ich mich in den äußersten Umständen befinde und aus Noth den größten Theil meiner Kupferstiche und Bücher, die ich zu meinen Studien mir angeschafft, mit großem Verlust verkaufen müssen. Ihren guten Rath habe ich befolgt und mit laufender Post zu gleich an den Herrn Baron von Freyberg geschrieben, um ihn so viel als möglich anzuspornen, zu meinem Besten sich weiter zu verwenden. Aus der Art wie man mich behandelt können Sie sehen, wie an Höfen man unser einen betrachtet; daß ich nicht in das Register von der Kasse bin eingetragen worden, wenn wirklich es an dem so ist, war dann kein zufälliges Vergessen, sondern eine kleine Rache von dem verstorbenen, sonst rechtlichen Geheimen Rath von Schack, der seine Wichtigkeit mich hierbei fühlen lassen wollte, weil ich ihm nicht wie so viele andere als dem bayrischen Künstlermezänas den Hof machen wollen. So ist das unglückliche Schicksal des Künstlers beschaffen, daß jeder, der einiges Ansehen bei Hofe besitzt, das Recht zu haben glaubt Huldigungen von den Künstlern einfordern zu dürfen, und hägt man

*) Die drei Bände der „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel von August von Kotzebue" waren 1805 in Berlin erschienen.

**) In dem Essay von August Kestner über Koch (1768—1839) in dessen „Römischen Studien" (Berlin, 1850), S. 99, heißt es: „Auch hatte er Verkehr mit dem sogenannten Teufelsmüller, der, mehr zum Dichter als zum Maler geboren, durch sein vergebliches Streben in der Malerei sich um seine eigentlichen Gaben brachte, die er obendrein durch seine Rivalität mit Goethe verkümmerte".

Digitized by Google

hierzu keine Neigung (warum soll ich das was gnädigst der Landesherr mir geschenkt nun bei den Sansculotten — Sansculotten nenne ich den der das Gefühl für das Schöne seinem Egoism aufopfert und die Würde des Künstlers herabsetzt — erst erbetteln?) alles zu unsrer Verfolgung anwendet. Verdammt seyen alle Sansculotten, welches Ranges sie sind vom Minister bis zum Wechsler, der das unsrige uns mit der Miene als schenke er es uns aus seinem Beutel auszahlt! Auch dieses ist eines von den herrlichen Geschenken, welche wir der französischen Hunderevolution zu verdanken haben, das krasse schamlose Eingeständniß das Edlere wie das Gemeine zu betrachten und in gemeinem Gaunercalcül den Liebling der Natur gleich ihrem Auswurf anzuschlagen. Mir graußet vor solcher verhaßten Ansicht! Leben Sie wohl und vergnügter als gegenwärtig ich, grüßen Sie mir vielmal unsern verehrten Freund von Schlichtegroll. Von ganzem Herzen der Ihrige. Friedrich Müller."

**Herrmann Kindt.**

* * *

Ein Schulheft von den Schulbrüdern im Elsaß. Bekanntlich constatirte Fürst Bismarck während der Besprechung des zweiten Verwaltungsberichtes am 16. Mai v. J., daß wenn die elsaß-lothringischen Behörden durch die Entfernung der Schulbrüder die Lehrer unter das Maß vermindert habe, welches zur Aufrechthaltung des vollen Lehrbetriebes nöthig, dies in der Ueberzeugung geschehen sei, daß die Wirkung der Schulbrüder noch schädlicher für das Land und für die Bevölkerung als ein momentaner Mangel in der Besetzung der Lehrstellen, und daß eine dem Geiste der Bevölkerung verderbliche und den deutschen Sinn im Elsaß vergiftende Belehrung schlimmer wäre, als gar keine.

Gegen diese Worte wurde damals und wird jetzt noch fortwährend polemisirt; die Schulbrüder sollen um jeden Preis als Märtyrer, ihre Entlassung als ein Act aus der großen „Diocletianischen Verfolgung" der Kirche dargestellt werden. Auch die „historisch-politischen Blätter" beschäftigen sich neuerdings mit der „Brutalität", mit welcher man die Schulbrüder, „welche sich mit dem günstigsten Erfolge dem Volksschulwesen widmeten", vertrieben habe.

Einer dieser günstigsten Erfolge liegt uns vor, und wir nehmen an, daß es nicht uninteressant sein wird, sich einmal an einem schlagenden Beispiele diese „Erfolge" und die Consequenzen dieser pädagogischen Thätigkeit zu vergegenwärtigen.

Die Geschichte ist folgende: Aus freier Initiative kam der Gemeinderath von Markirch in Oberelsaß zu der Ueberzeugung, daß etwas für die Schulen geschehen müsse, und daß man zu diesem Zwecke vor allem tüchtige, ihres Faches kundige Lehrer, nicht Schulbrüder nöthig habe. Diesen wurde demgemäß mit Ausgang des letzten Schuljahres ihr Vertrag von der Stadt gekündigt. Vor einigen Wochen nun fällt einem Neugierigen, der die löbliche Gewohnheit hat, auch die Literatur bei den Käsehändlern näher zu besehen, ein halb französisches, halb deutsches Schulheft in die Hände. Schon auf der ersten Seite findet sich so Interessantes, daß der Forscher nicht umhin kann, das Heft nebst einem Stücke „Münsterkäse" zu erwerben. Es stellt sich heraus, daß das Heft einem 11—12jährigen Knaben gehörte, der den Unterricht der Schulbrüder bis zum Schlusse genossen hatte.

Das Heft beginnt mit einem französischen Aufsatze, überschrieben „Pélérinage à St. Pierre". „Wie ich und alle guten Katholiken" — schreibt der Schüler — mußt Du wissen, daß Papst Pius IX. Pilgerfahrten zu Ehren des heiligen Herzens Jesu vorgeschrieben hat, um Frankreich und die Kirche von ihren Verfolgern zu befreien. Auch in der Pfarrei von Markirch hat Seine Majestät (Sa Majesté) Wallfahrten zum heiligen Petrus vorgeschrieben, damit wie der Engel einst dessen Kette fallen machte, so auch die Banden fallen, welche die Kirche gefangen halten unter dem Joch des Lutheranismus und Frankreich unter dem Joche Preußens (qui les retiennent captifs, l'Eglise sous le joug luthérien et la France sous le joug prussien).

So schreibt man in der deutschen Schule einer deutschen Stadt am 5. August 1873.

Die Wallfahrt selbst wird ausführlich beschrieben, und man sieht aus dieser Schilderung, wie bewußt und systematisch auf Fanatisirung der Kinder, und auf die religiöse Ueberreizung derselben hingearbeitet wird. Sie versammeln sie sich im Schulhofe und ziehen aus; „auf dem Wege [illegible] einige Protestanten, die uns insultirten, und sich über uns [illegible]. Ich möchte den Protestanten sehen, der es in Markirch wagte, eine Procession zu insultiren, aber die Schüler können nicht früh genug in das Gefühl des Märtyrerthums hineingesteigert werden, und dazu dienen fingirte Spötter am Wege vortrefflich. Vor der Stadt begannen die Gebete und die Hymnen „zum heiligen Herzen Jesu", dann kam in der Kirche die Messe, dann die Predigt, dann das Küssen der Reliquien, welches fortgesetzt wurde, bis alle in der Kirche die heiligen Gebeine geküßt hatten, während die andern 5 Paternoster und 5 Ave beteten. Mit der Hymne zum heiligen Herzen Jesu wurde geschlossen, um seine Barmherzigkeit über Frankreich und die Kirche zu erflehen (pour implorer sa pitié sur la France et sur l'Eglise).

Als „devoirs de samedi 2. Août" finden wir eine Geschichte des heiligen Alphons von Ligouri, — diese und die folgenden Aufsätze durchcorrigirt von der Hand des Lehrers, und mit Anmerkungen versehen. Am 5. August schreibt der ehemalige Besitzer des Heftes abermals einen charakteristischen Uebungsbrief an einen Freund. Jeder, der einmal in der Schule war, weiß, daß der gesammte Stoff dieser Schulbriefe von dem Lehrer gegeben und zergliedert wird, und daß als Aufgabe des Schülers ein fleißiges und sorgsames Nachschreiben des Gehörten angesehen wird. Damit allein ist dieser „lettre à un ami" zu erklären.

Er beginnt: „Ich schreibe diese wenigen Zeilen, damit du theilweise kennen lernst, was die Freimaurerei schon in unserm theuren Markirch angerichtet hat. Bisher ging alles erträglich, und es verlohnte sich nicht zu schreiben; eines schönen Tages aber kündigte uns der Lehrer an, daß die hervorragenden Glieder des Bürgermeisteramtes, ohne Zweifel einem Antrieb teuflischer Bosheit folgend, beschlossen hätten, die Brüder am Schlusse der großen Ferien zu entlassen (un beau jour M. l'instituteur nous annonça que les principaux de la mairie sans doute poussés par un mouvement de méchance diabolique avaient décidé leur renvoi définitif pour la fin des grandes vacances). So lehren Schulbrüder die christliche Tugend des Gehorsams gegen die Obrigkeit, die ein College des heiligen Petrus einmal empfohlen haben soll. In Markirch wird eine Wallfahrt zum heiligen Petrus veranstaltet, um die Beschlüsse der teuflisch boshaften Magistratspersonen zu hintertreiben. „Nach der Wallfahrt" — hören wir weiter — „unterzeichneten die bravsten der Einwohner eine Adresse, damit man die Brüder nicht fortschicke, aber bis jetzt haben wir nichts erreicht weder durch die Wallfahrt, noch durch die Unterschriften" (mais nous n'avons encore rien obtenu, ni par le pélérinage, ni par les signatures).

Wie weit die Teufelei der freimaurerischen markircher Rathsherrn geht, sieht man aus dem Schluß des Briefes, der berichtet: „Diesen Morgen empfingen wir eine Nachricht, nach welcher die Stadt Markirch katholische Schullehrer mit guten Zeugnissen, und einem „Brevet" gegen 1000—1800 Francs Gehalt anstellen wolle." „Voilà tout ce que j'ai le plus important à te dire".

Erschreckt fragen wir nun nach der Lectüre dieses Heftes, wie es in den armen Kindern aussehen müsse, die durch eine solche Schule gegangen sind. Den Kopf leer, schlecht ausgerüstet für die Arbeit des Lebens, das Herz erbittert durch die Bilder von der Bosheit aller derer, die nicht nach Art der Schulbrüder katholisch sind, die Phantasie überreizt durch apokalyptische Bilder und Küsse von Märtyrergebeinen, daß sie in jedem Sonnenstrahl, der durch die Zweige fällt, Madonnen und Pfiffe sieht, willenlos hingegeben unter die Hand eines Klerus, der unter gleichem Drucke in gleicher geistiger Umzäunung heranwuchs und nach dem Muster des XIII. und XIV. Jahrhunderts seine Schule erhielt. Das sind die Generationen, mit denen man „reparatorische Missionen" erfüllt. Daß eine solche Art von Belehrung schlimmer ist als gar keine, wer möchte das bezweifeln? Und diese Art findet sich in allen von männlichen und weiblichen Congregationen geleiteten Schulen und Pensionen. Ermannt sich aber ein Gemeinderath, an die Stelle der Schulbrüder katholische Lehrer mit guten Zeugnissen und einem Brevet, d. h. dem amtlichen Erlaubnißschein (den sehr viele der Schulbrüder und die meisten der Schulschwestern nicht besitzen), anzustellen, dann ist, wie jenes Karlchen Mießnik im Augusthefte der „historisch-politischen Blätter" in einem musterhaft stilisirten Satze orakelt „auch hier wieder jener rothe Faden sichtbar, welcher sich in dieser Beziehung seit zwei Jahren durch ganz Deutschland zieht, der aber in den neuerworbenen Provinzen um so nachtheiliger, selbst gefährlicher wirkt, als die Behandlung unter Frankreich eine von dieser so gänzlich verschiedenartige gewesen".

Digitized by Google

# Inserate.


Das Anti-Generalstabswerk.

Verlag von Julius Levit in Berlin.

Soeben erschien in 2. Auflage:

**Der deutsch-französische Krieg 1870—1871**

und

**Das Generalstabswerk**

von C. v. S.

Heft 1. Preis 1 Thlr.

Da nach dem Erscheinen des 1. Heftes für dieses Werk in Militairkreisen sowie im Buchhandel der bezeichnende Name „Anti-Generalstabswerk" entstanden ist, so sahen Redaction und Verlagsbuchhandlung sich veranlaßt, beim Drucke der 2. Auflage diesen aus der Praxis hervorgegangenen Titel vorauszudrucken.

**Es werde Licht!**

Poesieen
von **Leopold Jacoby.**
II. Auflage. Preis 15 Sgr.
Berlin, Louisenstraße 45, **H. E. Oliven.**

**Verlag von Eugen Grosser in Berlin.**

In einigen Tagen wird ausgegeben:

**Erloschene Geschlechter**

von

**Otto Franz Genschen.**

Preis ca. 20 Sgr.

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

| | | |
|---|---|---|
| **Robespierre,** Trauerspiel | 1 | Thlr. |
| **Ajas,** Trauerspiel in antikem Styl | 10 | Sgr. |
| **Berl. Hofschauspieler,** Silhouetten | 20 | „ |
| **Blitzableiter,** Lustspiel | 10 | „ |
| **Minnewerber,** Lustspiel | 10 | „ |
| **York,** Schauspiel | 15 | „ |
| **Gedichte,** Min.-Ausg., 2. Aufl. | 20 | „ |
| **Der Messias,** Trilogie | 1 Thlr. 15 | „ |
| **Gajus Grakchus,** Trauerspiel | 15 | „ |

Im Verlage von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig erschien soeben:

**Die Gallicismen**

in der deutschen Schriftsprache
mit besonderer Rücksicht
**auf unsere neue schönwissenschaftliche Literatur.**

Von Prof. Dr. F. A. Brandstäter.
Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

## H. Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen.

Verlagsbericht vom Jahre 1873.

### I. Medicin und Naturwissenschaften.

**Bruns,** Prof. Dr. **V. v., Handbuch der chirurgischen Praxis** für Studirende und Aerzte. Zwei Bände. Mit 810 Holzschnitten. 88 Bog. Lex. 8. Rthlr. 10.

— **Atlas zur Laryngoskopie und laryngoskopischen Chirurgie.** Zweite Auflage. Quer-Folio in Umschlag. Rthlr. 4.

— **Die Laryngoskopie und die laryngoskopische Chirurgie.** Zweite Ausg. 29 Bog. Lex. 8. Rthlr. 2. 10.

— **Dreiundzwanzig Beobachtungen von Polypen des Kehlkopfes.** Mit 59 Abbldgn. in Farbendruck. Zweite Ausg. 10 Bog. Lex. 8. Rthlr. 2. 20.

**Henkel,** Prof. Dr. **J. B., Atlas zur medizinisch-pharmazeutischen Botanik,** die Analysen der wichtigsten Pflanzenfamilien enthaltend. 54 Tafeln. Zweite Auflage. Lex. 8 in Mappe. Rthlr. 2.

— **Medizinisch-pharmazeutische Botanik.** Zweite Ausg. 20 Bogen. Lex. 8. Rthlr. 1.

**Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte im Gebiete der Ophthalmologie,** herausg. im Vereine mit mehreren Fachgenossen und redigirt von Prof. Dr. **A. Nagel.** 30 Bog. Lex. 8. II. Jahrg. (Bericht für das Jahr 1871.) Rthlr. 3. 6.

**Lebert,** Prof. Dr. **Herm., Klinik der Brustkrankheiten. I.** Band. complet. Lex. 8. Rthlr. 4. 20. — **II.** Band, 1. Hälfte für 1. & 2. Hälfte. Lex. 8. Rthlr. 4. 20.

**Quenstedt,** Prof. Dr. **Fr. Aug., Grundriß der bestimmenden und berechnenden Krystallographie,** nebst einer historischen Einleitung. Mit vielen Holzschnitten und 8 Tafeln. gr. 8. broch. Rthlr. 3. 20.

**Schmidt,** Dr. **G., Die Laryngoscopie an Thieren.** Experimentelle Studien aus dem physiologischen Institut in Tübingen. Mit 3 Steindrucktafeln. 7 Bog. gr. 8. Rthlr. — 25.

### II. Jurisprudenz und Staatswissenschaften etc.

**Mohl, Robert v., Das deutsche Reichsstaatsrecht.** Rechtliche und politische Erörterungen. 27 Bog. gr. 8. Rthlr. 2. 20.

**Schäffle,** Dr. **A. E. F.,** gew. k. k. Minister, **Das gesellschaftliche System** der menschlichen Wirthschaft. Ein Lehr- und Handbuch der ganzen politischen Oeconomie, einschließlich der Volkswirthschaftspolitik und Staatswirthschaft. Dritte, durchaus neu bearbeitete Auflage in zwei Bänden. 59 Bogen. gr. 8. Rthlr. 4. 15.

**Sohm,** Prof. Dr. **Rud.,** (an der Universität Strassburg), **Das Verhältniss von Staat und Kirche** aus dem Begriff von Staat und Kirche entwickelt. 4 Bogen kl. 8. Rthlr. — 8.

**Zeitschrift für Kirchenrecht.** Unter Mitwirkung von hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von Prof. Dr. **Richard Dove** in Göttingen, und Prof. Dr. **Emil Friedberg** zu Leipzig. **XII.** Band 1—2 Heft. pro Bd. von 4 Heften. gr. 8. Rthlr. 3.

**Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft.** In Verbindung mit Prof. **G. Hanssen,** Prof. **Helferich, R. v. Mohl,** Prof. **Roscher** und Dr. **A. E. F. Schäffle** in Wien, herausgegeben von den Mitgliedern der staatswirthschaftlichen Fakultät in Tübingen, **v. Schüz, Hoffmann, Weber, Fricker** und **Schönberg. 29** Bd. Jahrg. 1873. compl. **30** Bd. Jahrg. 1874. Heft 1. pr. cplt. gr. 8. à Rthlr. 4. 20.

### III. Philosophie und Theologie.

**Hölder,** Dr. **Alfr., Darstellung der Kantischen Erkenntnisstheorie** mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen Fassungen der transscendentalen Deduction der Kategorien. 8 Bog. kl. 8. Rthlr. — 20.

**Palmer,** Prof. Dr. **Chr. v., Geistliches und Weltliches** für gebildete christliche Leser. kl. 8. Rthlr. 1. 20. Inhalt: Pietät und Wahrheit. — Die Phantasie im Reich Gottes. — Ueber Aberglauben und Aufklärung. — Ueber den Apostel Paulus. — Ueber das Gemeinsame und das Unterscheidende im Kultus der verschiedenen christlichen Kirchen. Abraham a S. Clara als Prediger. — Schiller und die deutsche Jugend. Sebastian Bach. Joseph Haydn. — Beethoven.

**Probst,** Prof. Dr. **Ferd., Kirchliche Disciplin** in den drei ersten christlichen Jahrhunderten. gr. 8. broch. Rthlr. 2. 8.

Mit diesem Werk hat die Pastoraltheologie der drei ersten christlichen Jahrhunderte ihren Abschluß gefunden. Dieselbe besteht nun außer dem Vorstehenden aus folgenden Theilen: Die Liturgie — Lehre und Gebet — und Sakramente und Sakramentalien. Jeder Theil wird einzeln abgegeben.

**Sigwart,** Prof. Dr. **Christoph, Logik. I.** Band. Die Lehre vom Urtheil, vom Begriff und vom Schluss. gr. 8. Rthlr. 2.

**Theologische Quartalschrift.** In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. **v. Kuhn,** Dr. **Zukrigl,** Dr. **v. Aberle,** Dr. **v. Himpel,** Dr. **Kober** u. Dr. **Linsenmann,** Professoren der katholischen Theologie an der K. Universität in Tübingen. **55.** Jahrg. **1873.** complet. 8. broch. Rthlr. 2. 25.

☞ Das 1. Heft des Jahrgs. **1874** erscheint demnächst.

### IV. Musikwerke.

**Ehmann, Eberhard Chr., Geistliche Lieder** für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Gesammelt und christlichen Familien gewidmet. kl. Fol. broch. Lief. 1—3. compl. à 12 Sgr. Subscriptionspreis.

**Silcher, Fr., Sechs vierstimmige Volkslieder** für Sopran, Alt, Tenor und Baß, gesetzt von **Wilhelm Speidel,** Prof. am Conservatorium für Musik in Stuttgart. Heft III. kl. Fol. Rthlr. — 15.

— **XII Volkslieder** für vier Männerstimmen gesetzt. Op. 31. Heft VI. Dritte Auflage. Quer-Fol. Rthlr. — 20.

Verlag von Otto Janke in Berlin.

**Deutscher Reichsspiegel No. 5.**

**Inhalt:** Neue Parteibildungen. — Die Socialdemokratie. — Die Broschüre „Conservative Selbstkritik". — Eine deutsche Militär-Universität. — Vambérys Alibi-Beweis. — Das Prings-heim'sche Haus in der Wilhelmstraße. — Plaudereien am Kamin ꝛc.

☞ **Man abonnirt für 22½ Sgr. in Buchhandlungen und Postanstalten.** ☜


Dieser Nummer liegt ein Prospect von F. A. Günther's Zeitungs-Verlag in Berlin bei.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 21. Februar 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no 8

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Vom deutschen Rechtswirrwarr. Von Braun-Wiesbaden. — Erzbischof Manning und die englischen Ultramontanen. Von Vicanus. — Literatur und Kunst: Arthur Schopenhauers sämmtliche Werke. Von David Asher. — Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten. (Schluß.) Von M. Carriere. — Literatur und Literaten Rußlands unter dem Kaiser Nikolaus. II. — Aus der Hauptstadt: Winterliche Briefe. Von P. L. — Offene Briefe und Antworten. An Herrn Prof. Dr. von Scheel. Von Wolfgang Eras. — Von Dr. A. Spiro. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Vom deutschen Rechtswirrwarr.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

Wenn hin und wieder die Nothwendigkeit oder die Nützlichkeit eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs für ganz Deutschland bestritten wird, so beruht das auf einer Unkenntniß der Thatsachen, wie deren jedem, der in der juristischen Praxis thätig ist, auf Schritt und Tritt aufstoßen. Zum Belag für diese Meinung will ich zwei Beispiele anführen, das eine aus Nord-, das andere aus Süddeutschland. Beide sind von solcher Beschaffenheit, daß auch Nichtjuristen sehr wohl darüber zu urtheilen vermögen, ob solche Zustände verdienen erhalten und gepflegt zu werden oder ob auch auf sie das Wort Anwendung leidet:

„— Was besteht,
Verdient, daß es zu Grunde geht".

Der erste Fall ist folgender:

An dem Königlichen Oberappellationsgericht in Berlin, dem obersten Gerichtshofe für die neuen Provinzen Preußens, schwebt dermalen ein Erbschaftsproceß aus einem Orte in Nordschleswig. Es herrscht unter den Parteien Streit darüber, nicht was in diesem Ort für ein Recht gilt, sondern was auf der Stelle, auf welcher der Mann, um dessen Erbschaft es sich handelt, gestorben ist, Rechtens sei, ob namentlich dort entweder schleswig'sches Recht, oder jütländisches, oder dänisches [illegible]. Denn alle drei Rechte kommen dort neben einander [illegible] es ist heut zu Tage sehr schwer zu ermitteln, [illegible] welchem Rechte die betreffende Stelle stehe. Davon hängt aber die Entscheidung des Processes ab. Denn nach dem einen Recht concurriren bei entfernteren Seitenverwandten die Neffen mit ihrem Oheim, nach dem anderen schließt der letztere die ersteren aus.

Dazu kommt aber noch, daß sowohl das jütländische Recht (Jütsches Low) als auch das dänische in einer fremden Sprache abgefaßt sind; und daß es als ein glücklicher Zufall und als eine seltene Ausnahme zu betrachten ist, wenn unter den Richtern oder den Anwälten, welche hier in dieser Sache zu fungiren haben, jemand etwas von den Sprachen versteht, in welchen das von ihm anzuwendende Gesetz abgefaßt ist.

Der zweite Fall spielt in einem Dorfe der bayerischen Provinz Mittelfranken. Dieses Dorf zählt 52 Häuser, welche von Alters her numerirt sind. In alten Zeiten gehörte das Dorf theils zum Gebiete des Deutschen Ordens theils zu dem der Grafen und später Fürsten von Oettingen. In Folge dessen gilt in den und jenen Hausnummern Deutsch-Ordens-Recht und in den übrigen fürstlich öttingensches Recht. Der Inhalt dieser Rechte ist sehr schwer zu ermitteln. Manchmal aber hüllen sich dieselben gänzlich in ein weises Schweigen. Nun galt früher für den Fall, daß das Territorialrecht schwieg, gemeines deutsches Recht. Da aber ein Theil des Ortes auch einmal preußisch war (in Folge des Landesvergleichs von 1796), so nahm man an, daß in diesem Theile subsidiär das preußische Landrecht gelte.

Danach galt also schon in den 52 Häusern viererlei Recht. Damit war es aber noch nicht genug. Man ermittelte weiter, daß auch die Markgrafen von Ansbach einige Besitzungen in dem Dorfe gehabt hatten, und auf diesen mußte natürlich ansbachisches Recht gelten. Es fragte sich nur noch, ob, als die betreffenden Häuser aufhörten ansbachisch zu sein und preußisch wurden, dort das ansbachische Recht verblieben oder das preußische eingeführt worden sei. Mit großem Zeit- und Kraftaufwande gelang es zu ermitteln, daß das erstere der Fall sei, und daß sonach in den betreffenden Häusern noch ansbachisches Recht gelte.

So viel mußte über die territorialrechtliche Topographie vorausgeschickt werden.

Nun der Fall:

Ueber das Vermögen des Bauern in dem Haus Nummer 36 wurde Concurs erkannt. Seine Frau wollte in dem Concurs ihr Einbringen zurückfordern, was sie nach ansbacher Recht kann und nach öttinger nicht kann.

Die Frau reicht ihre Klage ein. Der Richter hat zu ermitteln, zu welchem Gebiet das Haus 32 gehört, und was dort für ein Recht gilt. Zu diesem Zwecke müssen nicht nur die gewöhnlichen literarischen Hülfsmittel zur Hand genommen werden, sondern man muß auch auf die alten Landesvergleiche und Grenz-Purificationsprotokolle vom Ende des vorigen Jahrhunderts zurückgreifen und zu diesem Zwecke die Archive Bayerns und Preußens durchstöbern.

Endlich aber ist das große Werk gelungen. Man hat darüber viel Zeit und Geld verthan, vielleicht mehr Geld, als nöthig war, die arme Bauernfrau wegen ihrer bescheidenen Ansprüche zufrieden zu stellen. Natürlich ist durch diese Procedur das ganze Concursverfahren gehemmt worden, und die Gläubiger, welche Jahre lang vergeblich auf die Vertheilung der Masse warten, verwünschen sowohl das öttinger als auch das ansbacher Recht in den tiefsten Abgrund der Hölle.

Aber, wie gesagt, endlich hat man es doch mit allem Aufwand juristisch- historisch- diplomatisch- kritisch- hermeneu-

Digitized by Google

tischen Scharfsinnes herausgebracht: In dem Hause Nummer 32 gilt ansbachisches Recht. Die gute Bäuerin glaubte, nun werde sie ihr Geld bekommen.

Allein sie hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Nachträglich stellt sich heraus, daß im Laufe der Zeit die Nummern gewechselt hatten, und daß das Haus, in welchem der Bauer das Einbringen seiner Frau vergeudet und Bankerott gemacht hatte, eigentlich nicht die Nummer 32, sondern die Nummer 36 ist. Und nun muß die ganze Sache wieder von vorne anfangen. Wann sie zu Ende geht, kann man nicht wissen. Denn sie muß noch durch die Instanzen.

Das verhängnißvolle Haus, welches 36 heißt und 32 ist, und von welchem man nicht weiß, was darin für ein Recht gilt, steht noch heute. Ein anderer Bauer hat es aus der Concursmasse erworben. Wenn aber heute sein Sohn in das Haus heirathet, so weiß das junge Ehepaar nicht, unter welchem ehelichen Güterrechte es steht, „wenn es", sagt der Advocat Hänle in Ansbach, welcher den Fall mittheilt, „wenn es sich darüber vergewissern und seine Einrichtungen danach treffen will, so muß es abwarten, bis jener Fall von den Gerichten entschieden sein wird".

Allein auch das gewährt noch keine volle Sicherheit. Denn dieses Urtheil gilt nur für die Parteien in jenem Concurs; und möglicher Weise wird in Zukunft ganz anders entschieden, je nachdem sich irgend eine anderweitige neue Nachricht in den alten Vergleichen, Verträgen, Recessen und Grenzregulirungs- und Purificationsprotokollen, oder sonst etwas der Art in den Archiven vorfindet.

Was soll man von solchen Zuständen sagen?

Die bayerische Justiz war früher übel berufen. Bayern hat in der ernstlichen Absicht, diesen Mißstand abzustellen, sich eine gute Proceßordnung gegeben. Richter und Anwälte wetteifern in dem Bestreben, derselben eine gute Anwendung zu sichern.

Aber was hilft das angesichts einer solchen Confusion und Verwilderung des materiellen Rechts? Welche Zeit und Kraft, welches Geld und welcher Lebensmuth wird nicht darüber vergeudet! Welche Rechtsunsicherheit, wie viel Täuschungen und Leiden, wie viel Unglück und Elend gebiert nicht ein so unvernünftiger Zustand! Lasse man immerhin den Liebhabern von Antiquitäten und Curiositäten das Vergnügen, darüber nachzuforschen, ob das Haus Nummer 32 früher einen Oettinger oder einen Ansbacher seinen „gnädigen Herrn" zu nennen die Ehre hatte. Aber man befriedige solche Liebhabereien auf seine eigenen Kosten und nicht auf Kosten der Nation. Die letztere hat ein Recht darauf, daß ihre Gesetzgeber sie von jenen faulen Niederschlägen des sinkenden Mittelalters und der Zopfzeit befreien und ihnen ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch geben, welches die Einheit und Freiheit des menschlichen Verkehrs garantirt und dem heutigen Culturzustande entspricht.

---

## Erzbischof Manning und die englischen Ultramontanen.

Die Bedeutung der am 27. Januar d. J. in London abgehaltenen Protestantenversammlung läßt sich an den Nachwirkungen bemessen, welche diese Kundgebung gehabt hat. Eine Anzahl der volkreichsten Städte Englands und Schottlands rüsten sich, dem gegebenen Beispiel zu folgen. Es ist nicht unmöglich, daß die gegenwärtig begonnene Bewegung gegen den Ultramontanismus in ihrer vollen Tragweite gewürdigt worden ist, als sich Gladstone so plötzlich entschloß, das Parlament aufzulösen. Denn es ist vorauszusehen, daß im weiteren Verlauf der Dinge eine Auseinandersetzung zwischen den englischen Altliberalen und den bisher mit ihnen zusammengehenden irischen Katholiken schwerlich sich vermeiden läßt, wenn der Gegensatz zwischen Protestantismus und Ultramontanismus sich verschärft. Ohnehin schwächlich und kränkelnd, wurde Gladstones Ministerium durch die Unterstützung der Irländer, wie durch eine subcutane Morphiumeinspritzung von den quälendsten Existenzschmerzen befreit. Im Hintergrunde erblickte der Ultramontanismus bereits die lockende Aussicht einer mit Hülfe der Liberalen durchzusetzenden Aufhebung auch der englischen Staatskirche. Es ist klar: Je mehr wahres Verständniß die englischen Protestanten für die Ziele der in Deutschland gegen Rom befolgten Politik gewinnen, desto bestimmter wird auch ihre Einsicht werden in die Endabsichten jener Partei, welche sich auf eine angebliche Nationalität der Irländer und auf weit verbreitete, katholisirende Sympathien eines Theiles der anglicanischen Kirche und der höchsten Aristokratie gestützt hat. Die Wahlverwandtschaften in diesem Stücke sind wahrhaft überraschend. Wie die deutschen Ultramontanen in Stahl und Leo, in Gerlach und Thadden-Trieglaff ihre Eideshelfer und Kampfgenossen gegen den vermeintlichen Unglauben der Zeit fanden, so verfügen die englischen Römlinge über die offene und stille Bundesgenossenschaft der Puseyiten. In beiden Ländern, in Deutschland wie in England, lag die bisher größte Gefahr in der überlieferten Denkweise des protestantischen Liberalismus, dessen ältere Kirchenpolitik ein Gemisch fehlerhaft angewendeter Gleichheitsprincipien, mißverstandener Grundsätze der Gewissensfreiheit und vornehmer Gleichgültigkeit gegen vermeintlich überwundene Standpunkte der kirchlichen Verdummung gewesen ist.

Daß auch auf ultramontaner Seite die Parteinahme englischer Protestanten als bedeutungsvoll empfunden wird, zeigt die Veranstaltung einer Gegenbewegung in der katholischen Versammlung, deren Urheber und eifrigster Beförderer, der Erzbischof Manning, in Posaunenstößen gegen Deutschland schon im vorigen Sommer loszuziehen pflegte. Näher betrachtet, ergibt sich sogar, daß jene protestanische Versammlung vom 27. Januar durch das vorangegangene Auftreten des Erzbischofs von Westminster hervorgerufen worden war. England schuldete es seiner eigenen Ehre, sich in Uebereinstimmung mit dem deutschen Protestantismus zu den Grundsätzen einer dem Ultramontanismus feindlichen Politik zu bekennen. Hätte Manning nicht so unaufhörlich die deutsche Reichsgesetzgebung öffentlich angefeindet, so würde die Aufmerksamkeit eines größeren englischen Volkstheiles schwerlich von dem Stande des Disconto, der americanischen Geldkrise oder der bengalischen Hungersnoth zu den continentalen Angelegenheiten hinübergelenkt worden sein.

Wie Ketteler und Ledochowski als Feldmarschälle der deutschen Römlinge angesehen werden dürfen, so ist Manning der „Rufer im Streite" für deren englische und irische Gesinnungsgenossen. Von jenem glühenden Eifer beseelt, der den Convertiten auszuzeichnen pflegt, innig befreundet mit den Grundsätzen des Jesuitismus, ausgestattet mit ungewöhnlicher Begabung und seltener Weltkenntniß, besitzt er die weitreichendsten Verbindungen in der höheren englischen Gesellschaft und der Presse. Weniger vornehm als andere Kirchenfürsten, die das Zeitungswesen als modern und nicht ganz kanonisch im Stillen verachten, benutzt er jede ihm irgendwie zugängliche Zeitung, offen oder geheim als eine Lärmtrommel für die seiner Glaubensfreiheit drohende Gefahr. Ein sehr genau unterrichteter Berichterstatter des St. James Magazine sagt in einem Artikel des Januarheftes („The Queen and a United Empire"):

„Wenige Männer wissen, wie Dr. Manning zur rechten Zeit zu sprechen. Er spricht bei jeder möglichen Gelegenheit und aus der geringfügigsten Veranlassung in der Presse. Und was noch wichtiger ist: es gelingt ihm, seine Reden und seine Predigten vermöge der Tagesblätter weit zu verbreiten. Tausende, welche eben so gut daran denken würden, irgend ein tischklopfendes Medium der Spiritualisten zu befragen, wie etwa Dr. Manning anzuhören, finden zu ihrem Verdruß, daß sie kaum eine Notiz über Pferderennen oder eine Parlamentsdebatte lesen, oder den Discontosatz studiren können, ohne eine unfreiwillige Dosis von Dr. Mannings

Digitized by Google

Lehre über das „heilige Herz Jesu“ oder die „erquickenden Pilgerfahrten“ oder andere gleich erbauliche Geschichten mit in den Kauf nehmen zu müssen.“

In Frankreich und Belgien sucht der Ultramontanismus diejenigen Verbindungen in der Presse zu pflegen, welche ihm den Anschein geben, mit den regierenden Schichten eng verbündet zu sein. In England ist es die liberale Presse, die er vorzugsweise für seine Zwecke auszubeuten sucht. Es gelingt ihm das auch oft genug, ohne daß es irgend welcher Mittel der Bestechung bedarf. Genügend ist es schon, daß er überall liberale oder radicale Simpel findet, welche unter der Ueberschrift der Freisinnigkeit dazu helfen, die letzten Ziele der römischen Hierarchie zu befördern. Welchen Einfluß die Ultramontanen in der englischen Presse besitzen, das wird man weder messen noch wägen können. Immerhin verdient Beachtung, was als die Aeußerung eines verstorbenen englischen Journalisten im St. James Magazine angeführt wird. „Als Redacteur,“ so heißt es, „mehrerer Zeitungen in verschiedenen Theilen des Königreichs und vorzugsweise in London, fand ich es gänzlich unmöglich, Stand zu halten gegen den combinirten Einfluß, durch welchen die katholische Geistlichkeit, im Bunde mit andern geistlichen Personen nicht römischen Bekenntnisses, die Tagespresse, wie mit einem unzerreißbaren Netze umgeben hatte. Die Erfahrungen meiner eignen Praxis würden, wenn zur öffentlichen Kenntniß gebracht, dazu beitragen, die allgemeine Meinung des Landes aufzurütteln und darüber aufzuklären, daß England von dem Zustande seiner Presse mehr bedroht ist, als von irgend einem inneren oder äußeren Feinde in früheren Zeiten seiner Geschichte; und daß die beständige Arbeit der römischen Priesterschaft mit ihren bedeutenden Geldmitteln seit 1852 darauf gerichtet gewesen ist, die englische Presse (in der Behandlung religiöser Fragen) unter ihren Einfluß zu bringen.“

Zwischen dem Ultramontanismus und dem alten Liberalismus, der ihm in die Hände arbeitete, bestand als verbindendes Glied die Vorstellung, daß eine starke Staatsgewalt mit der politischen und religiösen Freiheit unvereinbar sei. In demselben Augenblick, in welchem der Ultramontanismus es als hoffnungslos erkennt, über eine Camarilla zu gebieten, hüllt er sich in das Gewand der Demagogie. Er bekämpft die allgemeine Heerpflicht, weil er jede Organisation bedeutender Gewalten hindert und ebenso die allgemeine Schulpflicht als einen Eingriff in die persönliche Freiheit und das allgemeine Menschenrecht der Unwissenheit.

Dieselben Gründe, welche dem Ultramontanismus die Entstehung eines deutschen und protestantischen Kaiserreichs verhaßt machen müssen, leiten ihn umgekehrt dahin, den Centralismus in rein katholischen Staaten, wie in Frankreich, Belgien und in Oesterreich zu begünstigen. In Republiken mit gemischter Bevölkerung, wie in der Schweiz und Nordamerica, in einem Bundesstaate wie in Deutschland dem Namen nach föderalistisch und der Zusammenfassung der staatlichen Kräfte widerstehend, wird der Romanismus und seine Kirchendoctrin in denjenigen Staaten, deren Bevölkerung seinen Lehren huldigt, seinen Machtzwecken mit den entgegengesetzten Mitteln Vorschub zu leisten suchen. Vom Standpunkt der Politik betrachtet, werden daher die Ultramontanen Oesterreichs, Italiens, Frankreichs, Belgiens und Spaniens naturgemäß mit Vorliebe dem Centralismus huldigen, wo nicht in einzelnen Fällen, wie zu Gunsten der polnischen und böhmischen Landestheile der österreichischen Monarchie vorübergehend Abweichungen geboten sind. Und andrerseits wird ihr Streben nach politischer Macht in Deutschland und Nordamerica, in der Schweiz und in England darauf hinarbeiten, eine einheitliche Kraftentwicklung vorwiegend protestantischer Bevölkerung durch das Vorgeben freiheitlicher Selbstständigkeitsrechte unter dem Deckmantel des Liberalismus und des Particularismus zu hindern. Es ist consequent, daß die Ultramontanen im Bündniß mit verwandten Interessen die Bundesrevision in der Schweiz einmal zum Scheitern bringen halfen und gleichzeitig in Nordamerica, auf das irische Element gestützt, die Staatenpartei und die Sklaverei aufrecht erhielten.

Was England anbelangt, so hat der Ultramontanismus gelegentlich ausgesprochen, worauf es ihm zumeist ankommt. Er beförderte von jeher alle Bestrebungen, welche darauf hinausliefen, unter dem Vorgeben wirthschaftlicher Vortheile, die Verbindung des Mutterlandes mit den Colonien zu lockern. Er half zur Herstellung der colonialen Conföderationen im britischen Nordamerica, weil er davon eine Steigerung des römischen Einflusses in der canadischen Bevölkerung erwartete. Ueberall, wo in den englischen Besitzungen das katholische Element hinreichend stark vertreten ist, macht sich die Hierarchie zum Anwalt der sog. Selbstständigkeitsrechte. Die nothwendige Grundlage einer herrschenden Hierarchie in der Kirche ist der seiner Unterwürfigkeit unter die Hierarchie unbewußte Particularismus der Staatsregierungen in der Bundesstaatspolitik. Der Unterschied zwischen mittelalterlichem Romanismus und dem modernen Ultramontanismus ist nicht klarer zur Darstellung zu bringen, als in dem Hinweis darauf, daß die mittelalterliche Curie, mit ihren Bannstrahlen und dem Scheiterhaufen drohend, offene Unterwerfung unter ihre Gebote der weltlichen Gewalt abverlangte, während das neue System darauf angelegt ist, unter den Formen der modernen Cultur, der Presse, des allgemeinen Wahlrechts, der Vereinsbildungen, des Schulunterrichts, das Bewußtsein der römischen Knechtschaft in der Volksmasse und den sog. gebildeten Classen zu zerstören oder zu trüben. Es ist die Dogmatik des Unbewußten, auf welche sich die neuere Schule des Jesuitismus stützt und eben deswegen vermag sie es auch, den Radicalismus in ihre Netze hineinzuziehen.

Erzbischof Manning ist in demselben Sinne ein englischer Reichsfeind, in welchem Ketteler und Ledochowski Feinde des Deutschen Reichs genannt werden können. Zum Erweis dessen dient eine Beilage des klericalen irischen Blattes: „The Tablet“ vom 6. September 1873, auf welche ein Mitarbeiter des St. James' Magazine, Mr. Haliburton neuerdings nachdrücklich aufmerksam gemacht hat. Die Vertheidiger der englischen Reichseinheit, welche den Zusammenhang des britischen Reiches mit seinen überseeischen Colonien und vor allen Dingen die engere Verbindung der drei Königreiche England, Schottland und Irland aufrecht erhalten wollten, nennt der Erzbischof kurzweg „Doctrinäre“, deren Lehren unvereinbar seien mit dem Fortschreiten des römischen Katholicismus und seiner Missionen. Wenn sich auch die Mehrzahl der Engländer schwerlich überreden läßt, den Zusammenhang des großen oceanischen Weltreichs von England aus zu lösen, so darf doch nicht verkannt werden, daß, vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus, es als liberal gilt, den Colonien gelegentlich anzudeuten, wie es nur von ihnen abhinge, sich nach dem Beispiel der nordamericanischen Union als selbstständige Staatswesen einzurichten, wenn sie ihren Vortheil dabei zu finden glauben. Secession wird als natürliches Recht der Pflanzländer hingestellt — soweit als diese nicht etwa, wie das indische Reich einen Geldüberschuß oder doch direct finanzielle Vortheile für das Mutterland zu gewähren vermögen. Jede Regung des colonialen Particularismus begleitet die ultramontane Presse mit Wohlgefallen. Liegt doch die Nutzanwendung auf die irischen Verhältnisse nahe. Ueber das „Parlament der Zukunft“ äußert sich Manning in jenem Briefe an den Erzbischof von Armagh dahin:

„England und Schottland werden nicht beanspruchen, nach englischen und schottischen Grundsätzen oder Vorurtheilen für Irland Gesetze zu geben. Und Irland wird, wenn es gerecht behandelt wird, fernerhin nicht mehr geneigt sein, als jetzt, sich in die localen Angelegenheiten von England und Schottland einzumischen. Die drei Völker sind verschieden in Blut, in Religion, in Charakter und localen Interessen. Bald werden sie lernen, das „leben und leben lassen“ richtig zu verstehen, wenn die verschwindenden Reste der Tudor-Tyrannei ausgestorben sind, es sei denn, daß das wahnsinnige Beispiel

Digitized by Google

von Deutschland zeitweise den Kopf gewisser gewaltthätiger Staatsmänner soweit erhitzen sollte, daß sie sich in dem versuchten, was sie eine Reichspolitik nennen. „Reichspolitik" bedeutet eine Gesetzgebung zur Hemmung der katholischen Kirche in Irland, eine solche würde wesentlich englisch für England und schottisch für Schottland sein; gleichzeitig aber, weil einheitlich, antiirisch und antikatholisch für Irland. Eine Reichsgesetzgebung heißt, die Reichsgewalt gebrauchen, um Irland zur Unterwerfung unter die religiösen Ideen von England zu zwingen."

Solche Reden gibt Manning zum Besten, nachdem die protestantische Staatskirche in Irland beseitigt worden ist und über die wohlwollenden Absichten der englischen Staatsregierung jeder denkbare Zweifel geschwunden war. Es ist dasselbe Schlagwort, welches die süddeutschen Ultramontanen in Elsaß und Lothringen, in Bayern und in Baden gegen die freisinnigsten Regierungen verwendet haben: Man will uns protestantisch machen!

Ueberall und grundsätzlich wird das Mißtrauen gegenüber einer protestantischen Dynastie im Stillen gepflegt und geschürt. Ein hochangesehener, mit den americanischen Verhältnissen sehr vertrauter Mann, der ehemalige Richter Haliburton, sieht im Verlauf der Zeiten sogar ernste Gefahren für die große americanische Republik aus dem irischen Votum und dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit hervorgehen. Wir sind nicht im Stande, ihm beizupflichten oder ihn zu widerlegen. Aber unleugbar haben sich schon jetzt seine Verkündigungen in Beziehung auf die americanische Handelshauptstadt Newyork bewahrheitet. Es ist allgemein bekannt, welche Verlegenheiten und wie große Störungen der dortigen Stadtverwaltung aus dem einheitlich geleiteten und stetig wachsenden Terrorismus des irischen Stadtpöbels erwachsen. Von den americanisch-irischen Ultramontanen sagt Haliburton:

„Sie fügen sich in die staatsbürgerliche Gleichheit, wenn sie unvermeidlich ist, mit vielem Geschick und sogar unter mannigfachen Lobpreisungen. Ihr unveränderliches Ziel indessen bleibt Herrschaft. Sobald sie zur Herrschaft gelangt sind, werden sie unduldsam gegen Andersgläubige. Niemals können sie im Herzen einem protestantischen Monarchen ergeben sein, für eine Republik jedoch sind ihre Lehrsätze geradezu unerträglich und Verderben bringend".

Es mag sein, daß der Ultramontanismus einem protestantischen Herrscher den Hof macht, wenn er diesen für schwach hält und zu sich selbst das Vertrauen stetig wachsender Macht hegt. Aber er kann sich nun und nimmer mit einer protestantischen Dynastie befreunden, die an der Spitze eines mächtigen Volkes steht. Wenn die Hierarchie vor 1866 mit dem preußischen Königshause in gutem Einvernehmen stand, so beweist dies einfach, daß man das damalige Preußen neben den großen katholischen Militärmächten und in seiner Lage zwischen Frankreich und Oesterreich für eine den Machtzwecken der Curie wenig bedrohliche Staatsbildung hielt.

Die Tendenz des Altliberalismus, welche in einseitiger Weise, freilich auch naturnothwendig, auf die Entwicklung des Individualismus und der persönlichen Freiheitsrechte, zunächst also auch auf eine Einschränkung der Staatsrechte gerichtet war, fiel daher in allen protestantischen Staaten mit den nächsten Zwecken des Ultramontanismus zusammen. Während der Klerus in den katholischen Ländern stets die Partei des Absolutismus gegenüber einer Erweiterung der Volksrechte genommen hat, handelte er durchaus consequent, wenn er in protestantischen Ländern für Volksfreiheit schwärmte, die Gewissensfreiheit betonte und den Grundrechten sich hold zeigte. Das Vereinsrecht, welches der Liberalismus fordert und benutzt, eine Gemeinschaft der Ideen und politischen Grundsätze zu fördern, verwendet dann der Ultramontanismus zur Trennung der Volkseinheit nach confessionellen Gegensätzen in Schule, Politik, Gewerbe, Literatur und Kunst in katholischen Casinos und katholischen Vereinen.

Es ist einer der größten Fortschritte, wenn man auch in England einsieht, daß die Bundesgenossenschaft der Ultramontanen für eine freisinnige Politik unmöglich ist. Zwischen beiden muß das Tischtuch zerschnitten werden. Die größte Kunst der modernen römischen Curie erweist sich darin, daß der religiöse Fanatismus der Jesuiten allmählich gelernt hat, freie Manieren und ein sanftes Gesicht zu gelegener Zeit zu heucheln.

Manning spielt diese Rolle des sanften Fanatikers mit größtem Geschick. Dennoch aber geschieht es, daß er zuweilen aus seiner Rolle fällt. In einer Ansprache an den Klerus sagte er vor einigen Jahren Folgendes:

„Es ist gut für uns, daß wir hier in England sind. Ihnen, hochwürdigste Väter, ist die Aufgabe gesetzt, zu unterjochen und zu bändigen; den Willen eines herrschaftsstolzen Volkes zu beugen und zu brechen. Ich werde nicht zu viel sagen, wenn ich es ausspreche, daß wir zu unterjochen und zu bändigen haben, ein königliches Volk erobern und beherrschen sollen. Wir haben es zu thun mit einer Macht, welche über die ganze Erdoberfläche herrscht, wie ehemals der Wille Roms herrschend war. Zu beugen und zu brechen haben wir den Willen, den ganze Völker und Königreiche unbesiegbar und unbeugsam gefunden haben!"

Das ist derselbe Mann, der nunmehr für den Märtyrer von Ostrowo Thränen mitleidiger Rührung weint und für die verfolgte Unschuld abwechselnd Jammer- und Zorngebete gegen Deutschland zum Himmel sendet. Auch für die römische Curie und die Jesuiten schrieb Virgil sein Gebot:

Tu regere imperio populos Romane memento!

**Vicanus.**

---

## Literatur und Kunst.

### Arthur Schopenhauers sämmtliche Werke.

Herausgegeben von Julius Frauenstädt. In sechs Bänden. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Mit dieser von Schopenhauer gewünschten, durch Anweisungen vorbereiteten und mit kurzem Vorwort versehenen Gesammtausgabe seiner Werke feiert der nun bereits über 13 Jahre im Grabe ruhende Philosoph seine Auferstehung. Er ist nun für immer der deutschen Literatur und der Geschichte der Philosophie einverleibt: jene ist um einen Classiker mehr bereichert, in dieser prangt er als Stern erster Größe. Ihn nicht kennen, heißt selbst unbekannt, ja heißt unwissend sein. Nicht etwa von jedem Schriftsteller oder Philosophen, von dessen Werken eine Gesammtausgabe erscheint, läßt sich dasselbe behaupten. Es kommt natürlich ganz auf den inneren Gehalt ebenso wie auf die Form, in welcher dieser dargestellt worden, an. Auch von Baaders Werken besitzen wir beispielsweise seit mehreren Jahren eine Gesammtausgabe. Trotz aller Bemühungen seines eifrigen und verdienstvollen Jüngers und Vertreters Hoffmann wird es diesem doch schwerlich je gelingen, seinem Meister beim deutschen Volke Gehör zu verschaffen oder dessen Schriften zu Ansehen zu bringen und sie unter uns einzubürgern. Ihr theosophischer Inhalt entspricht eben dem Zeitgeiste nicht. Ganz anders verhält es sich mit Schopenhauer. Trotz seiner vielen so verpönten pessimistischen Weltanschauung und trotzdem er über ein Menschenalter nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes: „die Welt als Wille und Vorstellung" fast der Vergessenheit anheimgegeben ward, hat sich, dank den Bemühungen Frauenstädts, Lindners und, meiner Wenigkeit nicht zu gedenken, ganz besonders in Folge des Posaunenstoßes des Engländers Oxenford in der Westminster-Review vom April 1853, der alsbald von Lindner verdeutscht und in der Vossischen Zeitung veröffentlicht, Deutschland aus seinem Schlummer aufrüttelte und auf die in seiner Mitte lebende Größe aufmerksam machte, die Zahl seiner Anhänger von Jahr zu Jahr vermehrt und, man darf es wohl, ohne Widerrede zu befürch-

Digitized by Google

ten, behaupten, beherrscht er seit jener Zeit, also etwa seit 20 Jahren die Philosophie der Gegenwart mit seinem Geiste. Zustimmend oder ablehnend, huldigend oder verketzernd haben sich in diesem Zeitraume alle, die auf dem philosophischen, und viele, die auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete sich vernehmen ließen, ihm zugewendet und, wie es vordem von Spinoza hieß, so fühlt sich jetzt jeder, der ein philosophisches Thema behandelt, aufgefordert, sich mit Schopenhauer auseinanderzusetzen. Ignorirt werden kann er nun nie mehr, auch selbst nachdem Zeller in seiner Geschichte der deutschen Philosophie sein System als „im besten Falle eine geistreiche Paradoxie" zu erklären für gut befunden. Indessen gesteht ja auch er ihm immerhin „ungewöhnliche geistige Begabung, Schärfe des Denkens und Kraft der Anschauung" zu und zeichnet ihn schon durch den ihm gewidmeten Raum als einen der jedenfalls hervorragenden Philosophen aus. Für Widerlegung seiner Ausstellungen, wie der andrer Gegner, hat Frauenstädt in der Einleitung zur Gesammtausgabe hinlänglich gesorgt und brauche ich daher bei diesen nicht zu verweilen. Auch David Friedrich Strauß, um nur die zwei bedeutendsten seiner Gegner zu nennen, der sich in seinem letzten Werke bei Gelegenheit der Besprechung seines Pessimismus eines so handgreiflichen und eclatanten Sophismus bedient hat, daß man glauben muß, er habe nur spaßen wollen, auch dieser Heros deutscher Wissenschaft hat sich ja dahin ausgesprochen, daß man gut daran thue, in Schopenhauers Schriften „nicht blos zu blättern, sondern sie zu studiren!" Nach einem solchen Zugeständniß halte ich es nicht für nöthig, jenen bereits von so vielen Seiten, auch von mir widerlegten Sophismus hier nochmals aufzudecken und zurückzuweisen.

Ein noch größerer als Strauß und zwar kein andrer als Goethe hatte, wie ich wohl bei den Lesern der „Gegenwart" als bekannt voraussetzen darf, die Bedeutung des damals jungen Mannes aus persönlichem Umgange mit ihm, sowie nicht minder aus seiner Promotionsschrift: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" erkannt und in seinen Tages- und Jahresheften Zeugniß davon abgelegt. Zumal aber, als Schopenhauer ihm sein in der schönen Umgebung Dresdens und unter dem Einflusse der Kunstschätze des Elbflorenz gezeitigtes Werk: „Die Welt als Wille und Vorstellung" gesandt hatte, da konnte ihm die Schwester Adele nach Neapel, wohin er sich seitdem begeben, jenen von Gewinner in dessen Biographie Schopenhauers mitgetheilten Brief schreiben, in welchem sie sagt:

„Goethe empfing Dein Werk mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Theile und fing augenblicklich an darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden Zettel und ließ sagen, er danke Dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei: weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt: bald gedenkt er Dir weitläufiger seine Herzensmeinung zu schreiben; bis dahin soll ich Dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie von ihm gesehen... In Deinem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung, die Schreibart, obschon Deine Sprache von der Anderer abweiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie Du es verlangst. Auch gefalle ihm die ganze Eintheilung gar wohl. Du bist der einzige, den Goethe auf diese Weise, mit diesem Ernste, liest."

Unter den Zunftgenossen seiner Zeit war es Herbart, der ihn zuerst besprach und als den klarsten, gewandtesten und geselligsten unter den nachkantischen Philosophen bezeichnete. „Die geistreichsten und gelehrtesten philosophischen Werke sind oftmals diejenigen," fügte er hinzu, welche den ausführlichsten und lebhaftesten Tadel gegen sich aufregen. Alsdann aber bedeutet der Tadel nichts andres, als daß ein solches Werk höchst lesenswerth sei, nicht zur Annahme des vorgetragenen Lehrbegriffes, aber zur Uebung im Denken, die niemals weit genug getrieben werden kann und für die man die mannigfaltigsten Gelegenheiten aufsuchen muß. Dazu nun können wir auch Schopenhauers Werke empfehlen und zwar in einem ganz vorzüglichen Grade." Konnte es ausbleiben, daß ein Schriftsteller und Denker, der bei seinem ersten Auftreten auf diese Weise und von solchen Männern begrüßt wurde, schließlich sich Bahn brechen und allgemeine Anerkennung finden mußte? — Daß er diese gefunden, dafür sprechen nicht blos die Werke der vorgenannten Gegner, nicht blos die gesammte einschlagende Literatur der Gegenwart, nicht blos die zahlreichen poetischen Schöpfungen neuerer Zeit, die von ihm inspirirt worden, die seine Lehre lyrisch, dramatisch oder episch — da ja der Roman das moderne Epos vertreten soll — vortragen und darstellen oder doch von ihr getragen werden und sie hauchen, sondern in ganz unverkennbarer Weise namentlich das Zetergeschrei, welches ein leipziger Professor jüngstens in die „neue Zeit" gegen die seiner Ansicht nach auf Abwege gerathende philosophische Richtung Deutschlands erhoben, wobei er es ausdrücklich oder doch vorzugsweise auf Schopenhauer und dessen Anhänger abgesehen hatte. Mit welchem Unrechte, hat der Herausgeber der vorliegenden Gesammtausgabe bereits nachgewiesen. Aber hier heißt es: et inimici nostri sunt judices. Unsere Gegner müssen es selbst bekennen, daß Schopenhauer der Philosophie der Gegenwart ihre Richtung gegeben und sie beeinflußt. — Vor 20 Jahren, als ich, durch Rosenkranz' Anpreisung der „Metaphysik der Geschlechtsliebe" von Schopenhauer zum ersten Mal auf ihn aufmerksam gemacht — Trendelenburg, bei dem ich die Geschichte der Philosophie gehört, hatte es nicht für der Mühe werth gehalten, ihn auch nur zu erwähnen — auf der leipziger Universitätsbibliothek nach seinen Werken frug, da wurde mir geantwortet, man habe sie nicht angeschafft, weil die Herren Professoren seiner Philosophie abhold wären. („Deshalb sei auch Krieg zwischen mir und diesen Herren auf immerdar," waren die Worte, in welche Schopenhauer entrüstet ausbrach, als ich ihm dies im folgenden Sommer bei meinem Besuche Frankfurts und des „frankfurter Weisen", wie ihn Oxenford genannt hatte, erzählte.) Wie haben sich die Dinge seitdem verändert! Nicht nur besitzt jene Bibliothek seitdem alle Schriften von und viele über Schopenhauer, sondern es hat auch die philosophische Facultät wiederholt — freilich wohl nur im Herbart'schen oben angeführten Sinne — Preisfragen über verschiedene Punkte seiner Lehre gestellt und so die Studirenden jedenfalls zur Durchforschung seiner Werke veranlaßt. Gewiß sind ihm dadurch viele Anhänger zugeführt worden; denn gerade hier in Leipzig wollte man vor kurzem aus dem Kreise der Mitglieder der philosophischen Gesellschaft — aus den strebsamsten und begabtesten Studirenden an der Universität bestehend — eine Schopenhauergesellschaft gründen. Und alles dies trotz dem gegnerischen Einflusse, der auf sie von Herbartianern und Krausianern ausgeübt wird. Aber auch aus allen Classen der gebildeten Bewohner Leipzigs recrutiren sich Schopenhauers Verehrer. Wenn man ihn liest, hat mir mancher gesagt, dann fühlt man sich so gestärkt wie in einem Stahlbade. Und wie hier, so steht es ja auch in anderen Städten Deutschlands, namentlich in den beiden Hauptstädten des alten und des neuen Reichs, Wien und Berlin. In letzterer Stadt versuchte Schopenhauer bekanntlich die akademische Laufbahn zu verfolgen, was er indessen im Widerwillen über den damals herrschenden Hegelianismus bald aufgab. Gerade dort aber sollten ihm seine ersten Apostel erstehen: Frauenstädt kehrte Hegel den Rücken zu und wurde der Johannes Schopenhauers und ihm schloß sich der hochbegabte Lindner an, der glücklicherweise die gelesenste Zeitung Berlins redigirte. So wurde von Berlin aus sein Ruhm zuerst verkündet, hätte ich beinahe gesagt; doch das würde die Sache in ein falsches Licht stellen: nicht Reclame hat man für ihn gemacht — diese Unsitte kannte man damals in Deutschland noch nicht — wohl aber suchten beide Genannten durch ihre Schriften seine Lehre zu verbreiten. Und nach Berlin, das vielmehr sich als ihn hätte durch eine Berufung ehren sollen, als er Jahre lang fast vergessen in Frankfurt weilte, ist schließlich sein Vermögen, welches er dem dort „errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849 invalid gewordenen preußischen Soldaten" u. s. w. vermachte, gewandert. So hat sich dieser zweite große Philosoph, den Preußen Deutschland geschenkt hat, nicht undankbar gegen sein engeres Vaterland bewiesen. Es darf mit Recht auf diese seine beiden Söhne stolz sein. Kant und Schopenhauer werden stets als unvergängliche Sterne am Himmel seines Ruhmes leuchten. In Wien ist Schopenhauers Anhang nicht minder groß, als in Berlin. Dort wie hier erstreckt er sich nicht etwa blos auf die eigentlichen Vertreter seiner Lehre, oder auf solche, die sich in ihren Schriften auf die eine oder andere Weise zu ihm bekannt

Digitized by Google

haben, sondern auf große Schichten der Gesellschaft. In der österreichischen Kaiserstadt ragt namentlich der ausgezeichnete Patholog, dessen 70jähriger Geburtstag dieser Tage so feierlich und so ehrenvoll für ihn und die Stadt, die er schmückt, begangen worden, als Anhänger Schopenhauers hervor und dient ihm zur besten Stütze. In seiner Schrift: „die Solidarität alles Thierlebens" hat er auf inductivem Wege dargethan, daß gerade diejenige Seite seiner (Schopenhauers) Lehre, die den meisten Angriffen ausgesetzt und den Gegnern am verpöntesten ist — der Pessimismus nämlich — in der Natur aller Geschöpfe, des Menschen also nicht minder, als des Thieres, begründet ist. Da er gegen diese meine Auffassung des Sinnes und Zweckes seiner Schrift, die ich bereits mehrfach öffentlich ausgesprochen habe, noch nie Widerspruch erhoben, im Gegentheil mir durch wiederholte freundliche Zusendungen seiner Schriften stillschweigend seinen Beifall zu erkennen gegeben hat, so darf ich wohl annehmen, daß sie die richtige sei und sie hier wiederholen. Auch in der Wiener Akademie der Wissenschaften war es, wo der nur zu früh der Wissenschaft entrissene Professor Czermak, bei Besprechung der Schopenhauer'schen Farbenlehre, diesen Philosophen als „den gewaltigsten Denker seit Kant" bezeichnet hat.

So strömen von allen Seiten die Zeugen und Zeugnisse — a cloud of witnesses, würde der Engländer sagen — herbei, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß Schopenhauer auf dem philosophischen, wie Darwin auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete, die Gegenwart beherrscht. Daß er dies noch über ein halbes Jahrhundert nach seinem ersten Auftreten vermag, daß er, trotzdem man ihn 30 Jahre lang todt geschwiegen, heute noch oder besser heute erst recht frisch und lebendig auf unsere Zeit einwirkt und uns in dieser Gesammtausgabe seiner Werke wie neu verjüngt erscheint, daß das Ausland mit Deutschland in der Würdigung dieses Philosophen wetteifert und ihm fortwährende und immer wachsende Berücksichtigung schenkt, muß also als Thatsache anerkannt werden. Die Thatsache aber einmal festgestellt und über allen Zweifel erhoben, müssen wir nun den Grund erforschen, die von niemand wegzuleugnende Erscheinung zu erklären versuchen.

Frauenstädt hat auch in dieser Hinsicht das Nöthige geleistet und mit voller Sachkenntniß und gewohnter Umsicht „das Zeitgemäße" der Schopenhauer'schen Philosophie nachgewiesen. Im zweiten Capitel seiner Einleitung sagt er:

„Zunächst also über die Beziehungen der Schopenhauer'schen Philosophie zu der Gegenwart. Zeitgemäßheit einer Philosophie ist zwar an sich noch kein Kriterium ihrer Wahrheit, dennoch ist es ein schlimmes Zeichen, wenn eine Philosophie ganz und gar nicht zeitgemäß ist, d. h. wenn sie ganz außerhalb der Richtung ihrer Zeit, ganz außerhalb dessen liegt, worauf die geschichtliche Entwicklung hingedrängt hat, wenn sie folglich das wesentliche und berechtigte Bedürfniß der Zeit völlig unbefriedigt läßt. Eine solche ganz abseits ihrer Zeit liegende Philosophie kann von keinem Erfolge sein. Nun hat aber Schopenhauers Philosophie einen immensen Erfolg gehabt. Folglich kann es nicht richtig sein, wenn man ihr die Zeitgemäßheit abspricht... Sie ist, so paradox dies auch manchem klingen mag, weit zeitgemäßer, als die andern nachkantischen Systeme." In's Einzelne eingehend hebt er dann die hauptsächlichsten, unserer Zeit entgegenkommenden Vorzüge hervor. Sie ist zunächst zeitgemäß durch ihre Form und Methode, welche im Wesentlichen die inductive ist. Ueberall führt er auf die Anschauung und Erfahrung zurück. Zweitens ist sie es durch ihren Inhalt. Unsere Zeit drängt nach einer einheitlichen (monistischen) Weltanschauung. Den alten Dualismus zwischen Gott und Welt u. s. w. hat die Naturwissenschaft erschüttert. Schopenhauers Philosophie nun ist frei von allen theologischen Voraussetzungen und beschäftigt sich nur mit der Welt, ist Weltweisheit, freilich nicht in dem Sinne, in welchem Oswald Marbach in seiner neuesten meisterhaften Satire: „Shakespeare-Prometheus" die Weltweisen geißelt, denn Schopenhauer gehört zu diesen keineswegs, ebensowenig wie zu den Materialisten. Und eben weil er alles Theologische aus seiner Philosophie ausschließt, die Götter in Ruhe läßt, können die so häufig gegen ihn und seine Anhänger geschleuderten Angriffe weder ihn noch diese anfechten und prallen wie von einem Felsen von seiner Lehre ab. Wenn er sich gerade in der am meisten angefeindeten Seite derselben mit dem Christenthume im Einklang findet, so ist das rein zufällig und will er damit durchaus nicht mit der herrschenden Religion liebäugeln, noch ist er darauf ausgegangen, seine Philosophie der letzteren anzupassen. Findet er doch selbst an dem sonst von ihm so sehr gehaßten Judenthum — ein Haß, der weniger auf Vorurtheil als auf Unwissenheit, wenn man das von Dingen sagen kann, die im Grunde identisch sind, beruht — einen Punkt — den Sündenfall nämlich —, der ihn mit demselben aussöhnt! Sonst ist ihm das Judenthum seines vermeintlichen Optimismus wegen zuwider; während er bekanntlich dem Buddhismus alle Vorzüge zusprach. Sein Verhalten gegen die drei genannten Religionen ist also ein Beweis dafür, daß Religion als solche für ihn ein Indifferenzpunkt war.

Ferner führt Frauenstädt aus, wie die Schopenhauer'sche Philosophie auf dem Boden der Naturwissenschaft stehe. „Wenn auch einzelne seiner Ansichten," sagt er, „durch den inzwischen gemachten Fortschritt in den Naturwissenschaften antiquirt (warum nicht „veraltet"?) sind, — im Großen und Ganzen ist er doch mit der Naturwissenschaft unserer Zeit in Uebereinstimmung." Der Physiolog Fick stellt sich auf denselben Boden wie Schopenhauer. Czermak weist nach, wie er die Young-Helmholtz'sche Farbentheorie anticipirt hat. Mathematiker, wie Kosack, Becker u. a. theilen seine Ansichten über ihre Wissenschaft. Zöllner, der Astronom, bringt in seinem Werke: „Ueber die Natur der Kometen" Belege dafür bei, daß Schopenhauer bereits 50 Jahre früher wesentlich dasselbe gelehrt hat, wie Helmholtz in seiner physiologischen Optik. Desgleichen thut er in Bezug auf die Lehre vom Willen, wie sie bei dem Engländer Wallace in seinen „Contributions to the Theory of Natural Selection" auftritt. Nicht minder aber hat Schopenhauer Darwins jetzt fast die gesammten Wissenschaften beherrschende Lehren vom Kampf um das Dasein, von der geschlechtlichen Auswahl und der Erblichkeit der Eigenschaften anticipirt, und lange vor ihm und seinen deutschen Anhängern und Nachbetern die Abstammung der Arten und die des Menschen vom Affen gelehrt.

„Auch in Hinsicht auf die Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen," sagt Frauenstädt, „hat Schopenhauer Berührungspunkte mit Darwin," nur daß er nicht, wie dieser, den Unterschied zwischen Mensch und Thier übersieht. Er sei überhaupt viel tiefer und gründlicher, als Darwin, weil er einsieht, daß man bei Erklärung des Lebens und der Arten der lebendigen Wesen mit blos wirkenden Ursachen, ohne Zweckursachen, nicht ausreicht.

Mit der Naturwissenschaft im Bunde hat ferner die Statistik die strenge Gesetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit der besonderen Kategorien menschlicher Handlungen nachgewiesen und so den Wahn der Willensfreiheit, die auch Schopenhauer leugnet, zerstört.

Auch mit der neuen und höheren, von Kant bereits vorgezeichneten und von Buckle angebahnten Geschichtsauffassung hat die Schopenhauer'sche Philosophie starke Berührungspunkte. Ihm ist sie eine Fortsetzung der Zoologie. Alles Geschehen ist bei ihm ein streng nothwendiges, auch die Handlungen der Menschen, die auf Motive erfolgen, wie die Bewegungen in der unorganischen Natur durch mechanische oder chemische Ursachen und in dem vegetativen Gebiete durch Reize.

Nicht minder zeitgemäß, wie alles bisher Angeführte, ist Schopenhauers Ansicht von der Religion und namentlich von dem Verhältniß der Dogmen zur Moral. Wie alle Gebildeten der Gegenwart betrachtet er die Religion, gleichmäßig mit der Kunst und Wissenschaft, als ein natürliches menschliches Erzeugniß und leitet sie aus dem metaphysischen Bedürfniß des Menschen ab.

Höchst zeitgemäß endlich ist seine Sonderung der Moral vom Dogma. Schopenhauer nimmt die richtige Stellung sowohl dem Rationalismus, als dem Supranaturalismus gegenüber ein, indem er das Wahre beider anerkennt, den Irrthum beider aber bekämpft.

Selbst unsere heutigen, gewiß höchst anerkennenswerthen Gesellschaften zum Schutze der Thiere finden bei ihm eine Stütze. Wie er sich ereifert, daß die deutsche Sprache das Thier „fressen" und den Menschen „essen" läßt, während das Umgekehrte oft richtiger wäre, so genügt ihm der biblische Spruch: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes" nicht; denn man sei dem Thiere nicht Erbarmen,

Digitized by Google

sondern Gerechtigkeit schuldig. Hier hat ihm freilich sein Eingenommenheit gegen das Judenthum abermals einen Streich gespielt; denn wenn er seine Sittenlehre auf das „Mitleid" gründet und dieses zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft, worauf ja doch das Sittengesetz hinzielt, ausreichen soll, so muß doch wahrlich auch Erbarmen, was ja dasselbe ist wie Mitleid, auch für's Thier genügen, ja besser sein als bloße Gerechtigkeit. Wehe uns, wenn man mit uns nur nach der Gerechtigkeit verführe, ist ein alter Satz. Ebenso wehe den Thieren, wenn man sich ihrer nicht einfach „erbarmte". Doch dies beiläufig.

Schließlich entspricht Schopenhauer auch den formellen Ansprüchen der Gegenwart in ganz vorzüglichem Grade. Er ist ebenso classisch als Schriftsteller wie als Denker, und seine hohe schriftstellerische Begabung müssen selbst seine bittersten Gegner einräumen. Dieser sein Vorzug beruht auf der Anschaulichkeit seiner Erkenntnißweise ebenso wie auf der seiner Darstellung. „Eine anschauliche Auffassung," sagt er selbst, „ist allemal der Zeugungsproceß gewesen, in welchem jedes echte Kunstwerk, jeder unsterbliche Gedanke, den Lebensfunken erhielt." Und Kunstwerke sind seine Schriften wie nur die unserer großen Classiker. Und dies gilt nicht blos von den mehr populär gehaltenen, einzig in ihrer Art dastehenden „Parerga und Paralipomena", sondern auch von seinem Hauptwerke: „die Welt als Wille und Vorstellung" und nicht minder von der Schrift, in welcher er einen scheinbar so abstrusen, trockenen und spröden Gegenstand, wie den Satz vom zureichenden Grunde behandelt.

Fragt man, wie er zu allen diesen Vorzügen gelangt ist, so dürfte die Antwort vorerst lauten: durch von Vater und Mutter ererbte Begabung; allein zur Begabung trat noch der eigenthümliche Bildungsgang hinzu. Man gestatte mir einen flüchtigen Rückblick auf diesen. Am 22. Februar 1788 zu Danzig geboren, wurde Schopenhauer durch seinen Vater, den biederen und kenntnißreichen deutschen Banquier, zum Kaufmanne bestimmt und Arthur getauft, damit seine einstige Firma in allen neueren Sprachen sich gleich bliebe. Schon im frühesten Alter erweitert sich sein geistiger Horizont auf Reisen mit den Eltern; später hält er sich einige Jahre in Frankreich und in England auf und genießt dort seine weitere Ausbildung für den vom Vater ihm vorgezeichneten Beruf. Er bemächtigt sich der Sprachen beider genannten Länder und eignet sich, wie es bei begabten Köpfen stets der Fall, mit der Sprache auch den Geist jener Völker an. Nach dem Ableben des Vaters endlich dem inneren Drange folgend, gibt er die ihm wider Willen aufgezwungene und seinen Anlagen nicht genügende kaufmännische Laufbahn auf und widmet sich der Wissenschaft. Die versäumten Vorbereitungsstudien werden bald mit unermüdlichem Fleiße unter Passows beständiger Aufsicht in Weimar nachgeholt und im 21. Jahre bezieht der in jeder Hinsicht geistig reife Jüngling die Universität. Alles Nähere findet der Leser in Frauenstädts „Lebensbild", welches den Werken vorangeschickt, mit gewohnter Genauigkeit, wenn auch gedrängter, als bei Gewinner, dessen musterhafte Biographie als Quelle gedient hat, angegeben: mir kam es hier lediglich darauf an, den Satz zu begründen, daß sich in Schopenhauer deutsche Tiefe mit französischem Schliff und englischem common sense vereinigte und diese drei Eigenschaften alle seine Schriften kennzeichnen und ihnen ihr eigenthümliches Gepräge geben. Kein Wunder, daß es von ausländischen Völkern besonders Franzosen und Engländer sind, die sich fortwährend mit ihm, wie mit keinem anderen deutschen Philosophen, beschäftigen. Sie finden sich eben in ihm wieder, auch wenn sie ihm nicht in allem oder überhaupt nicht zustimmen können. In französischer Sprache sind sogar mehrere selbstständige Schriften über ihn erschienen; eine nur: La Philosophie de Schopenhauer par Th. Ribot*) erst diese Tage wieder, älterer nicht zu gedenken. Indessen auch in Italien, Holland, Ungarn und anderen Ländern hat er Anhänger gefunden, ja sein Ruhm ist bis nach Asien gedrungen.

*) Es ist dies eine der besten Darstellungen des Systems, die mir in der ganzen Schopenhauerliteratur begegnet ist. Nur am Schluß läßt sich der Verfasser einige Ungenauigkeiten zu Schulden kommen, die ich mir hier zu berichtigen erlaube, da ich selbst mit davon betroffen bin. Ich soll nämlich einer derjenigen sein, die nach Schopenhauers Tode sich den anderen angeschlossen haben, während meine erste Schrift über ihn „Offenes Sendschreiben" u. s. w. bereits 1855 erschien. Neben mir werden Ky (statt Kiy) und le physiologiste Rokitansky als solche genannt, welche die Ideen des Meisters mit Hinsicht auf die Sittenlehre, die Aesthetik und die Naturwissenschaften entwickelt haben. Kiy aber ist als Gegner Schopenhauers aufgetreten und Rokitansky ist bekanntlich Anatom und Pathолog, nicht Physiolog. Hartmann wird als le plus original et le plus indépendant seiner Jünger bezeichnet, und das wohl mit Recht: wenn es aber dann heißt, daß er „a essayéune ré conciliation posthume entre Schelling et Schopenhauer", so dürfte sich das wahrscheinlich eher auf seine Schrift: „Schellings positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer" beziehen, wo er also diese beiden letzteren in Uebereinstimmung bringen will. Uebrigens wird mir E. von Hartmann verzeihen, daß ich nicht über ihn im Text gesprochen habe, da er eben eine so selbstständige Stellung einnimmt und sein Werk so allgemein verbreitet ist, daß jeder Kundige weiß, wie er zwar entschieden von Schopenhauer ausgegangen und von ihm beeinflußt worden, aber auch über ihn hinaus gestrebt hat.

Letztere Thatsache hatte er, wie aus seinen Briefen an mich („Neues von ihm und über ihn" Berlin 1871, C. Duncker) ersichtlich, noch selbst erlebt und sie hatte ihm besondere Freude verursacht. Der Grund davon war: es war ihm eine Genugthuung, daß seine Philosophie dahin gedrungen war, von wo sie ausgegangen. In seiner Erkenntnißtheorie ging er nämlich von Kant aus, und auf ihn zurückgeführt, dessen erneuertes Studium vielfach veranlaßt und angeregt zu haben, ist nicht sein geringstes Verdienst. In seiner Aesthetik knüpft er an Plato an, seine originelle Ansicht über die Musik allein ausgenommen. In dem Hauptpunkte seiner Lehre jedoch, sowie in der daraus sich ergebenden Ethik, geht er von derjenigen der indischen Weisen, kurz vom Buddhismus aus. Welches der Hauptpunkt seiner Lehre sei, das hat er mit Lapidarschrift für alle Zeiten in dem Titel seines Hauptwerkes zu erkennen gegeben, daß nämlich die Welt Wille und Vorstellung, vor allem erst Wille und dann Vorstellung sei. Andere mögen an seinen Werken herumklügeln und deuteln; mögen dieser oder jener Lehre die größte Bedeutung beimessen; mögen in dieser oder jener sein größtes Verdienst erblicken — wie wenn beispielsweise der jüngst aufgetretene Philosoph Windelband in einer Habilitationsschrift „Ueber die Gewißheit der Erkenntniß" Schopenhauers Verdienst um die Philosophie hauptsächlich in seiner Auffassung des Causalitätsgesetzes erblickt, während ein älterer Kenner und Anhänger seiner Lehre, Berthold Suhler in seiner scharfsinnigen Schrift: „Arthur Schopenhauer und die Philosophie der Gegenwart" (Berlin 1862, W. Weber) gerade dieses Gesetz bekämpft und die Causalität überhaupt aus den Kategorien gestrichen haben möchte — er, Schopenhauer selbst, hat sich deutlich genug in seinen oben erwähnten Briefen an mich (siehe S. 5) darüber ausgesprochen, was er für sein eigentliches Grundverdienst hielt. Und dies war eben, was er selbst als die „Fundamentaldifferenz (pace Brandstetter) zwischen sich und allen andern Philosophen" bezeichnete und welche in der Umkehr des Verhältnisses zwischen dem Willen und dem Intellect bestand. Auch in diesem Punkte stimmte er unbewußt mit dem semitischen Orient ebensowohl, wie mit dem arischen überein, und so bildet seine Philosophie einen Ring, welcher das Morgenland mit dem Abendland verbindet und sie zusammenführt. Wäre es meine Aufgabe, hier eine Darstellung seiner Lehre zu versuchen, so wäre dies der geeignete Anknüpfungspunkt. Ich würde zunächst die Willenslehre beleuchten und auseinandersetzen, dann zurückgehen auf seine Erkenntnißlehre; dann seine Aesthetik und Ethik in Umrissen darlegen, bei welcher letzteren ich freilich wieder zeigen würde, daß die Grundlage — das Mitleid, als auf das tat twam asi (das bist du), was wir uns beim Anblick eines jeden Nebengeschöpfes sagen sollen, gestützt, auch bereits im alten Testament mit den Worten: „Liebe Deinen Nächsten, wie dich selbst," gelehrt worden ist; doch ich hatte nur die Absicht, auf die Bedeutung der Werke Schopenhauers aufmerksam zu machen und seinen Einfluß auf die Philosophie und die geistige Richtung der Gegenwart in möglichster Gedrängtheit nachzuweisen und so erübrigt es nur, da ich das Thema erst kürzlich an anderer Stelle behandelt habe und mir seitdem eine sonderbare Bemerkung über dasselbe in einem vielgelesenen

Digitized by Google

wiener Blatte begegnet ist, ein schließliches Wort zu Gunsten des von neuem angegriffenen Pessimismus fallen zu lassen. Ein Recensent des Taubert'schen Werkes, Martin Greif, meinte nämlich, keine Mutter könne Pessimistin sein. Darauf erwidere ich, desto schlimmer für sie und ihre Kinder. Da sind doch die Mexicaner weiser; sie sagen zu ihren Kindern bei deren Geburt: „Du bist in die Welt gekommen, Kind, um zu dulden; dulde daher und schweig". Und das Christenthum hat die Duldung vergöttert!

David Asher.

---

## Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten.

(Schluß.)

In den Briefen Niebuhrs an Savigny stehn die Worte über Goethes Aufenthalt in Weimar vor der italienischen Reise: „Die unselige Zeit, in welcher Simson seine Locken verloren habe". Förster wiederholt sie, wie sie von vielen wiederholt worden, er ohne Beifall oder Widerspruch. Sie verdienen eine Berichtigung. Nicht blos, daß Goethe sich in der Schule des Lebens bildete und bereicherte, er fand ja damals schon das schöne Maß für seine kühne Kraft, und ging vom Titanischen, Leidenschaftlichen zum Harmonischen, zur Selbstbeherrschung über; die Iphigenie ward ja in Weimar als das Symbol dieser inneren Versöhnung und Abklärung gedichtet, wenn sie auch in Italien die vollendete Kunstform gewann, und sie feiert die Macht der Wahrheit; aus der Hand der Wahrheit empfing damals Goethe den Schleier der Dichtung, wie er in der Zueignung sang; er arbeitete damals an den „Geheimnissen", und es bleibt sehr zu bedauern, daß er sie nicht zu einem epischem Seitenstück von Lessings weisem Nathan ausgeführt hat; die Humanitätsidee sollte verherrlicht werden. Edel sei der Mensch, hülfreich und gut! rief er damals, und ein sittlicher Adel prägt sich in seinen Hymnen aus, in der Harzreise, den Grenzen der Menschheit, der rastlosen Liebe; und daneben singt er: Süßer Friede, komm' ach komm' in meine Brust!.. Ueber allen Gipfeln ist Ruh'. Daneben singt er die Lieder Mignons und des Harfners, dichtet er den Fischer und Erlkönig! Für mich liegt hier der Höhepunkt von Goethes Lyrik, und damit für die Lyrik der Menschheit; und das soll eine unselige, verderbliche Zeit gewesen sein!

Förster schildert uns aus eigener Erinnerung das Kunstleben in Düsseldorf, die Arbeiten in München; hier im Sommer, dort im Winter; der Meister reiste mit den besten Schülern hin und her, indem er den Göttersaal in der Glyptothek malte. Hier hat er die griechische Mythologie nicht mit den Malern der Renaissance wie ein heiteres Spiel der Einbildungskraft genommen, sondern erkannt, daß die Phantasie die religiöse Wahrheit dichterisch ausgesprochen, die jugendliche Menschheit ihre Gottes- und Naturanschauung so tiefsinnig wie anmuthig darin ausgeprägt; er stellt selber das Walten des Göttlichen in der Natur und in der sittlichen Weltordnung dar, und er fügt nicht die Götter des Olymps oder der Unterwelt blos zusammen, er findet eine Handlung, welche die Scene malerisch ausdrucksvoll macht und die Beziehung des Menschen zu Gott darthut. In der Unterwelt fordert Orpheus die Eurydike zurück, es ist die todüberwindende Macht der Liebe; — in der Wasserwelt rettet die göttliche Gnade den Arion, und Poseidon mit den Nereiden folgt dem Sänger und seinem Lied; — in den Olymp wird Herakles aufgenommen, Hebe reicht ihm die Schale der Unsterblichkeit, der Held hat durch That und Leid den Himmel verdient und erreicht. Das hätte Förster um so mehr betonen können, als ich es öfter ausgesprochen; erkennt er sonst doch an, daß Cornelius die griechische Mythe so geistvoll aufgefaßt wie kein andrer Künstler vor ihm, daß sein Werk dadurch der Culturgeschichte angehört.

Am 12. August 1824 schrieb der Kronprinz von Bayern vom Bad Brückenau an Cornelius: Eben erhalte er die Todesanzeige des Akademiedirectors Langer zu München. „Sie wissen, an sich bin ich von Kunstakademien kein Freund; aber unter Cornelius' Leitung, da ist es eine ganz andere Sache! Ich sehe sie da als eine große Kunstschule an, und welche! Welchen Aufschwung wird die Malerei in Bayern bekommen! Wie es Menschen gibt, die zu Heerführern geboren sind, so Cornelius zum Haupt einer Malerschule. Des rechtschaffenen Mannes und herrlichen Künstlers sehr gewogner Ludwig, Kronprinz". Dieser hatte einigen Widerstand zu besiegen, weil auch Cornelius in jener traurigen Zeit der Verfolgung gegen die besten Männer, die ein einiges Deutschland wollten, zu den Verdächtigen gehörte. Der König Max I. mußte darüber beruhigt werden, daß Cornelius' Name in den Acten der mainzer Commission gegen demagogische Umtriebe nicht vorkommt. Förster erzählt, wie er in Düsseldorf sich ausgesprochen: „Giottos Wirksamkeit erkennt man durch ganz Italien. Ich will kein preußischer Künstler sein, sondern dem deutschen Vaterland angehören. Tauge ich zu etwas, so ist es dieses: den Grund zu legen zu dem Bau, den andre herrlicher weiter führen mögen. Auch München wird mich nicht für immer fesseln".

Der Kronprinz von Bayern ward König. Nun konnte Cornelius sich mit der Reform der Akademie beschäftigen. Im November 1825 schrieb er seinem Fürsten: „Wie viel verdienstvolle Künstler ich auch kennen gelernt, so steht mir doch der kleine Kreis in Rom am höchsten: ich meine Overbek, Schnorr, Ph. Veit, H. Heß, der alte Koch und M. Wagner. Ich bin der zuversichtlichen Meinung, daß, wenn dieser Kreis von Männern zusammenbleibt, und jedes Individuum auf die seiner Natur analoge Weise gestellt und beschäftigt wird, sich in kurzer Zeit die glänzendsten Resultate ergeben werden. An diese werden sich alle Talente unseres Vaterlandes anschließen und Ew. Majestät werden sich bald in die schönen Zeiten der altitalienischen Kunst versetzt glauben. — Nach diesem ginge mein Rath dahin, den jungen Nachwuchs bedeutender Talente sobald als möglich in Thätigkeit zu setzen. Ew. Majestät werden dadurch mit mäßigen Mitteln eine Welt von Werken auf Ihren Wink entstehen, andererseits dadurch eine Masse von Talenten sich entwickeln sehen, die früher oder später die allgemeine Bewunderung erregen wird. Denn es geht mit der Kunst noch lange crescendo. Ich selbst aber bin nur in einer solchen Akademie eigentlich ein rechter Director. Der dritte wesentliche Punkt wäre ein wissenschaftlich gebildeter Secretär. Im Getümmel einer großen Thätigkeit artet die Kunst leicht in eine handwerksmäßige Oberflächlichkeit aus; die Hilfswissenschaften ausgenommen, pflegt sie sich dann ganz von allem intellectuellen Leben zu sondern und in bedeutungslose Leerheit, Gemeinheit und Manier zu versinken. Jede Kunstschule bedarf eines Lehrers der Kunstgeschichte, Mythologie, italienischen Poesie, vornehmlich des Dante u. s. w."

Es gelang nicht Overbek zu gewinnen, aber Schnorr und Heß folgten dem Ruf, und die hervorragenden Schüler, die sie erzogen, arbeiteten mit ihnen im Schloß und in den Kirchen, wie Cornelius mit den Seinen die Glyptothek ausmalte und unter den Arkaden des Hofgartens, im Odeon ihnen Aufträge zu selbstständigen Bildern verschaffte. Vom gewaltig ergreifenden Schlußbilde des Heldensaals, der Zerstörung Trojas, schrieb Goethe an Cornelius: „Jedermann wird bekennen, daß Sie sich in jene großartigen Welt- und Menschenereignisse hineingedacht, daß Sie deren richtigen symbolischen Gehalt im Einzelnen wohl gefühlt, sich in Erfüllung des Darzustellenden glücklich, in Zusammenbildung des Ganzen meisterhaft erwiesen". Wenn sonst Goethe bekanntlich über die neudeutsche Kunstromantik manchmal den Kopf schüttelte, pflegte Cornelius zu den Schülern zu sagen: „Es geht ihm mit uns wie der Henne, welche Enten ausgebrütet. Nun, wenn wir ihm auch auf dem ihm fremden Elemente davonschwimmen, so werden wir doch nie vergessen, daß Er uns in's Leben gerufen." Und dann wiederholte er, wie ein Spruch Goethes der Leitstern seiner Jugend gewesen: „Der echte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Triebe folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht".

Einige Jahre war Cornelius der leitende Genius in allen Kunstsachen Bayerns, aber er war es nicht so lange als man seither annahm; nicht erst der Architekt Gärtner, sein Nachfolger im Akademiedirectorium, bereits Klenze kreuzte seine Bahn und rang mit ihm um den entscheidenden Einfluß. Förster tritt mit harten Worten gegen diesen für seinen Meister in die Schranken. Die Gerechtigkeit verlangt zu bedenken: Für geistig bedeutende Männer bedarf es keiner niedrigen Beweggründe, sondern nur des berechtigten Dranges die

Digitized by Google

eigne Sache, den eignen Willen, die eigne Ansicht durchzusetzen, nur des berechtigten Ehrgeizes nach der ersten Stelle zu streben, — um bei abweichenden Principien mit einander in Kampf zu gerathen. Klenze, der Architekt, wollte, daß die innere Ausschmückung der Pinakothek, der Residenz nach seinem Plane ausgeführt werde, Cornelius, der Maler, sah in den Wänden des Baues nur die Räume für die Bilder, die er mit seinen Schülern malen wollte; Klenze stand streng auf den Stilgesetzen der Antike, Cornelius war der Hauptmann jener deutschchristlichen Schaar, die von den Romantikern beeinflußt ward. Anmuth, Gefälligkeit, spielender Reiz der Form, heitrer Farbenglanz und stimmungsvolle Harmonie der Farbentöne war nicht das, was er anstrebte; ihm galt es um tiefsinnige gedankenvolle Composition, um energische Schärfe der Charakteristik, er stand mit herber Strenge dem Modegeschmack entgegen; der Architekt aber forderte gerade jene anderen Elemente der Schönheit, ja er wollte das Reiche, Prunkvolle, in die Augen Fallende, den Sinn Gewinnende. Bei der Pinakothek nun war es stillschweigende Uebereinkunft, daß Cornelius auf seinen Antrag hin eine Galerie längs der Südseite, die sogenannten Loggien, mit Darstellungen aus der Geschichte der Malerei schmücken sollte, die Verzierung der Bildersäle behielt Klenze. Es war im Mai 1827, daß der König über den Voranschlag zu diesen letzteren Decorationen ein Gutachten von Cornelius verlangte. Dieser nun fand den Schmuck von Stuccatur und Gold an der Decke, von Seide an den Wänden zu prunkvoll, sah darin einen Glanz, der den Oelgemälden schaden werde; er fand, daß die Kosten dafür weit größer seien als was für die ihm zugesagte Malerei angesetzt worden; er sprach davon, daß vor dem Gesetze des Staatshaushaltes und vor dem Urtheile des Volkes die „ungeheuere Summen für bedeutungslose, vergängliche, überflüssige Zierrathen, für handwerksmäßigen, nichtssagenden Schmuck", schwerlich zu rechtfertigen seien. Ihm selbst stehe beständig der Spruch der Griechen vor Augen: „Wir achten nicht Gold und Glanz, sondern allein Weisheit und Kunst". — Niemand wird dem Maler dies verargen, aber man soll auch den Architekten nicht schmähen, daß er sich dadurch gekränkt sah. Minder zu billigen ist es, wenn der nun seinerseits mit Professor Zimmermann einen Vertrag über die Ausführung der Skizzen von Cornelius für die Loggien abschloß, den der König genehmigte, weil Clemens Zimmermann selbst von Cornelius als Gehilfe herbeigerufen und in der Akademie angestellt war. Cornelius fühlte die Kränkung weit mehr um seiner Schule willen als um seiner selbst willen. Er schrieb dem König, daß er gedacht: er solle unter seinen Schülern die für eine oder die andre seiner kleinen Zeichnungen geeigneten auswählen, und die sollten dann der eine die Loggie für Michel Angelo, der andere die für Rubens oder Correggio malerisch ausführen. Seine Wirksamkeit als Künstler habe er mit der des Lehrers auf's innigste verbunden, und nur so sei es ihm gelungen, der Kunst neues Leben einzuflößen; gebe er das auf, so werde er ein gewöhnlicher Akademiker. Wenn gar Zimmermann bei der Hofbauintendanz (bei Klenze!) reclamiren dürfe, sobald die Compositionen den Arabeskenstil der Rafaelischen Loggien überschreiten sollten, so erklärte er, Cornelius, daß Ehre und Gewissen ihm verböten, sich den Bedingungen eines solchen Contracts zu fügen. Er fuhr fort: „Ich bin ganz damit einverstanden, daß die Loggien der Pinakothek leicht und arabeskenartig gehalten werden sollen, doch alles wahrhaft Leichte, Heitre und Phantastische muß aus der Tiefe und Fülle des Gefühles, der Phantasie, ja des reifsten und gediegensten Ernstes der Gedanken hervorgehen. Die Leichtigkeit muß durchaus eine erscheinende sein, und soll sie nicht oberflächlich werden und zur Werthlosigkeit gemeiner Decoration herabsinken, so muß sie das Resultat eines dem Heiligsten und Größten der Kunst geweihten Lebens sein. Nur der Dichter des Faust konnte so tief anmuthige, leichte und liebliche Lieder dichten, nur der Maler der Stanzen konnte die Loggien concipiren." Er beschwor dann den König, dem er mit begeisterter Liebe gefolgt sei, daß er durch eine schiefe Wendung dieser Angelegenheit nicht das junge Kunstleben gefährde; das geschehe, wenn er nicht mit seinen Schülern arbeite. Er wolle lieber aus dem ihm zuerkannten Honorar für die Entwürfe das zulegen, was die Ausführung durch seine Schule etwa mehr kosten sollte, als die durch Zimmermann. „Mißtrauen Sie, mein König, demjenigen, der Ihnen hier gerathen! Frivoler Leichtsinn oder ein böser Dämon liegt hier im Hintergrund... Sollte es je meinen Feinden gelingen, mich aus den Herzen meines Königs zu verdrängen, so wird es mein größter Stolz, meine reinste Freude sein, daß ich keine anderen Schätze mit mir nehme, als die durch die hohe Gnade Eurer Majestät mir so reiche Erinnerung, daß edle Herzen mir nachschlagen werden, keiner aber sagen wird: Dieser war ein unwürdiger Diener eines großgesinnten und edlen Fürsten."

Förster bemerkt, daß Cornelius nicht blos den Einfluß seines Gegners unterschätzt, sondern auch außer Acht gelassen, welch' eine reale Bedeutung das „Beharrlich" im Wahlspruch Ludwig I. hatte. Dieser setzte seine Fürstlichkeit darein, auf seinem Kopf zu bestehen, das einmal Beschlossene durchzuführen. Er war dabei mitunter rücksichtslos, hart, willkürlich, aber so gelang es ihm mit geringen Mitteln Großes zu vollbringen, während bei dem geistreichern Friedrich Wilhelm IV., trotz reicherer Mittel es fast nur bei Velleitäten blieb. Cornelius wollte nun keinen weiteren Verkehr mit Klenze. Er hatte für die Zimmer der Königin Arabesken mit kleinern von ihnen umrankten Bildern vorgeschlagen und dazu Darstellungen aus Schillers und Goethes Balladen bestimmt; er überließ es seinen Schülern Kaulbach, Foltz, Lindenschmit und Neureuther sich mit dem Architekten selbstständig zu verständigen. Für das Isarthor brachte er den Bilderschmuck in Antrag; die Genehmigung nennt Förster „das letzte schwache Zugeständniß, das Cornelius für die Pflege der monumentalen Malerei durch die von ihm gegründete und geleitete Schule erhielt". Die Schüler schlugen nun eigne Wege ein; der Meister sah sich von einer Wirksamkeit geschieden, die ihm eine mit seinem Künstlerberuf verbundene Lebensaufgabe war.

Die folgenden zwölf Jahre, während welcher Cornelius die Ludwigskirche zu München ausmalte, dann sein Alter in Berlin werden wir an der Hand des Biographen betrachten, wenn der zweite Band vorliegt. Aus dem vorhandenen Material aber wird sich bereits ergeben haben — es war wenigstens meine Absicht, es zu zeigen —, daß die künstlerische Größe von Cornelius auf der Basis seiner menschlichen Größe ruht, daß sein Stil der Ausdruck eines edlen, auf das Hohe, Gewaltige, Ewige gerichteten Geistes ist; die Physiognomie derselben Seele, die in seinen Briefen ganz unwillkürlich ausgeprägt ist, wird man nun auch in seinen Zeichnungen wiederfinden.

**M. Carriere.**

---

## Literatur und Literaten Rußlands unter dem Kaiser Nikolaus.

II.

Als Nikolaus im December 1825 den durch den Tod Alexanders und den Verzicht Konstantins erledigten Thron bestieg, befand Alexander Puschkin, damals sechs und zwanzig Jahre alt, sich zum zweiten Mal in der Verbannung. Diesem Dichter war das wunderliche Loos gefallen, während der liberalen ersten Hälfte der Regierung Alexanders I. erzogen und just zu dem Zeitpunkt in das öffentliche Leben eingeführt worden zu sein, zu welchem dieser Monarch als argwöhnischer Wächter der Restauration von Wien nach Petersburg zurückgekehrt und dem unseligen Einfluß des Grafen Araktschejeff verfallen war. Zu Moskau aus altadligem Geschlecht geboren, war Puschkin von einem Vater und einem Oheim erzogen worden, die bis an ihr Lebensende Franzosen des 18. Jahrhunderts blieben und den talentvollen Knaben gewohnheitsmäßig den Einflüssen einer Kinderstube überließen, in der liederliche Französinnen und abergläubische russische Leibeigne das Wort führten. Der Oheim starb als Greis mit dem Béranger in den Händen, der Vater überlebte den berühmten Sohn um mehrere Jahre, um am gebrochenen Herzen zu sterben: nicht der Verlust des berühmtesten der Dichter seiner Nation, sondern die unglückliche Liebe zu einem halbwüchsigen Mädchen (Alexandra Ossipoff) grub dem Siebziger das Grab. — Sich selbst überlassen sog der lebhafte Knabe seine erste geistige Nahrung aus den Schriften Voltaires, Helvetius und Rosseaus, die er dem unbewachten väterlichen Bücherschrank mühelos entnehmen konnte. Als der junge Voltairianer im zwölften Lebensjahr das Elternhaus

Digitized by Google

verließ, um in das Lyceum von Zarskoje Selo gesteckt zu werden, war er mit seiner Familie bereits so gründlich zerfallen, daß er vier Jahre lang nur noch mit seiner Schwester in Verbindung stand und daß es der Iniative des Vaters bedurfte, damit ein Art Frieden geschlossen wurde. — Die Anstalt, in welche Puschkin trat und welche fünf Jahre lang an ihm Mutterstelle vertreten sollte, sammelte die Blüthe des hohen russischen Adels um einige herzlich unbedeutende russische, und eine Anzahl ziemlich bedenklicher französischer Lehrer. Director des Lyceums war kein geringerer Mann als der Unterrichtsminister Graf Rasumoffski, der die Mühe nicht scheute in alle Details der Verwaltung dieses Instituts einzugehen, in eigener Person über den Streichen der Zöglinge zu Gericht zu sitzen und den Unterricht derselben zu überwachen. Unter Puschkins Zeitgenossen werden der gegenwärtige Reichskanzler Fürst Gortschakoff, der Dichter Baron Delwig und der bekannte Graf M. A. Korff genannt, — innerhalb des Lehrercollegiums ist wahrscheinlich Mr. de Boudry, Professor der französischen Sprache und Literatur, die merkwürdigste Person gewesen. Dieser Mann hieß eigentlich Marat und war ein leiblicher Bruder des berüchtigten Schreckensmannes von 1791, zu dessen Grundsätzen er sich mit rühmlicher Offenheit bis an sein Lebensende bekannte: er hatte von der Kaiserin Katharina II. zur Vermeidung von Aergernissen den wohlklingenden Namen erhalten, den er publice führte. — In dem damaligen Rußland nahm noch niemand daran Anstoß, daß Jacobiner die Söhne des hohen Adels erzogen. Die Lehrer und Hofmeister adliger Häuser und höherer Bildungsanstalten mußten seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts einmal Franzosen sein — wenn die Aussprache correct war, so sah man über übrige Eigenschaften dieser Pädagogen großmüthig hinweg. Bis zum Jahre 1813, wo höhere Pädagogik regelmäßig an gefangen genommene Veteranen der großen Armee übertragen wurde, theilten sich drei Classen von Franzosen in den Beruf, Rußlands Bojaren und Edelleute zu Menschen zu machen: hochadlige Emigranten, welche (wie der bekannte Erzieher im fürstlich Galyzinschen Hause, Chevalier Rollin de Belleville) die Jugend zu den politischen Anschauungen des ancien régime und zur Moral Faublas' theoretisch und praktisch anleiteten, elegante Jesuiten, die die rechtgläubige Jugend in tiefer Ehrfurcht vor der römischen Kirche anzuleiten und die in den zwanziger Jahren epidemischen Conversionen der Modedamen (Mad. Swetschin, Gräfin Rosstopschin, Fürstin Galyzin u. s. w.) vorzubereiten wußten, oder aber angehende Jünger Robespierres und Dantons; der Provinzialadel und die ärmeren Geschlechter behalfen sich mit verlaufenen pariser und genfer Lakayen, die gleich Lefort nach Rußland gekommen waren „où ils devenaient outchitels (Hauslehrer) ou grand-seigneurs. — So maßgebend war der Einfluß dieser Abenteurer, daß es bis zu den dreißiger Jahren in einer ganzen Anzahl von petersburger öffentlichen Lehranstalten Brauch blieb, die meisten Unterrichtsfächer in französischer Sprache zu tractiren; Puschkins Lehrer in der deutschen Literaturgeschichte Professor Hauenschild (ein Mann, der übrigens viel zu verhaßt war, um irgend welche Wirkungen zu üben) mußte seine Weisheit französisch vortragen — gab es doch schon damals eine Anzahl junger Herren, die grundsätzlich kein Deutsch lernten und sich's höchstens in der Sprache Voltaires gefallen ließen, über die Bedeutung der Namen Lessing, Schiller und Goethe aufgeklärt zu werden. — Von Disciplin und Ordnung war selbstverständlich nicht die Rede; was die encyklopädistisch gesinnten französischen Lehrer an der Jugend heil ließen, wurde durch russische Studieninspectoren ruinirt, die entweder rohe Gesellen und Genossen der Extravaganzen ihrer Pflegbefohlenen oder abergläubige Mystiker waren, die wie der tolle Oberinspector Pilezki-Urbanowitsch, in der Stille altgläubigen Wunderthäterinnen und Heiligen anhingen: allerdings nur als Ausnahme kam es vor, daß unter dem Dienstpersonal Criminalverbrecher waren, „die ihre drei bis vier Monde" auf dem Gewissen hatten. Die einzige sittliche Macht, die einzige moralische Rücksicht, welche von dieser sich selbst überlassenen Jugend anerkannt wurde, war das adlige point d'honneur: da dieses mit Ausschweifungen aller Art durchaus vereinbar war, so verstand es sich von selbst, daß die oberen Classen des Lyceums wesentlich die Bestimmung hatten, den jungen Leuten als Vorschule für die Freuden der großen Welt zu dienen. Als Muster wurden von den Lyceisten die Officiere des in der Nachbarschaft stationirten Gardehusarenregiments angesehen. Zöglinge, die es besonders weit gebracht hatten, lernten von diesen rothbefrackten Kriegern sich ihre Maitressen aus dem Privattheater des in Zarskoje Selo lebenden Grafen Tolstoy zu holen, der Rest mußte mit den Zofen und Dienstmädchen der Stadt vorlieb nehmen.

Kein glänzenderer Belag kann für die Kraft und Ursprünglichkeit von Puschkins Genius angeführt werden, als die Thatsache, daß der Träger desselben an dieser Art von Erziehung nicht vollständig zu Grunde gegangen ist. Er galt, als er achtzehnjährig das Lyceum verließ, für der Schlimmsten einen und wurde von seinen Lehrern ebenso ungünstig beurtheilt, wie von einigen seiner gescheutesten Kameraden. Man nannte ihn den „Franzosen", weil er die Sprache Voltaires und der Encyklopädisten in ungewöhnlichem Grade beherrschte und weil er die gentile Liederlichkeit mit einer Unverwüstlichkeit zu exerciren wußte, der die russische Gutgläubigkeit sonst nur geborene Franzosen für fähig gehalten hatte. Engelhardt, seit 1816 Director der Anstalt und ein Weltmann, der nichts weniger als rigoristisch war, erklärte den jungen Dichter (denn als solcher war Puschkin schon damals bekannt) für einen geistig und gemüthlich ausgehöhlten Menschen, der zu ernster Zusammenfassung seiner Kräfte und Anlagen unfähig geworden sei; seine reiche Phantasie sei vollständig vergiftet, sein Gedächtniß von Obscönitäten der französischen Literatur überfüllt, sein Herz kalt und leer. Befreundete Schulgefährten stimmten diesem absprechenden Urtheil unter gewissen Einschränkungen zu, indem sie besonders hervorhoben, Puschkin habe niemals auch nur eine Spur von religiöser Empfindung und sittlichem Ernst besessen. — Des Dichters Eintritt in die Gesellschaft und das öffentliche Leben der Residenz schien die ungünstigen Vorhersagungen seiner Lehrer zu bestätigen: er stürzte sich kopfüber in den Strudel des vornehmen Genußlebens, von dessen Freuden er während seiner Schulzeit nur gekostet hatte. Die Zeitumstände, die er vorfand, waren freilich für eine gesunde Entwicklung so ungünstig wie möglich. Der Jahrgang von 1811 war am Vorabend des aachener Congresses von den Schulbänken Zarskoje Selos entlassen worden: während die gebildete Jugend in dem Liberalismus schwelgte, welchen Alexanders bisheriges Regierungssystem entfesselt hatte, zogen sich die Wolken einer Reaction zusammen, die die Aristokratie von jeder Theilnahme an der westeuropäischen Bildung und von jedem Antheil an den Geschicken der Nation auszuschließen und auf ein aushöhlendes Genußleben anweisen zu wollen schien. Dem Kreislauf der Säfte, welche die Adern des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens bis dazu frisch und ungehindert durchströmt hatten, wurde plötzlich Stillstand geboten — die Pulse, welche der große Krieg gegen Frankreich rascher schlagen gemacht, wurden polizeilich gemessen und gezählt, an das junge Geschlecht, das unter großen erhebenden Eindrücken hinaufgekommen war, der Anspruch gestellt, „zu der gemeinen Ruhe des petersburger Despotismus zurückzukehren". An natürlicher Circulation gehindert warf das Blut sich auf die edleren Theile des gesellschaftlichen Körpers, um diese zu entzünden: als die bis dazu geduldeten, beziehungsweise geförderten Freimaurerlogen und Bildungsvereine geschlossen, selbst die Bibelgesellschaften als staatsgefährlich verboten und die Organe der Presse unter die Fuchtel roher Censoren gestellt worden waren, legte sich der bessere Theil der vornehmen Jugend auf das Conspirationshandwerk und auf die Verwandlung ihrer Vereine in Geheimbünde, während die Masse sich bis zur Ohnmacht in Orgien berauschte, denen jeder ideale Hintergrund zu schwinden drohte. — Anfangs hatte es den Anschein, als werde Puschkin den breiten Weg gehen. Stärkere Anziehungskraft als die Führer des liberalen Militäradels übten auf ihn die fashionablen Tonangeber der großen Welt, denen der eitle Jüngling sich um jeden Preis und ohne Rücksicht auf das ziemlich beschränkte Einkommen seiner Familie zugesellen wollte, um gleich ihnen die besten Jahre seines Lebens in Müßiggang, Liebschaften, Glücksspielen und gelegentlichen Raufhändeln zu verzetteln. Selbst für den Träger eines so alten und so berühmten Namens, wie des der Puschkin, war es nicht ganz leicht, eine den Löwen der exclusiven Gesellschaft ebenbürtige Stellung zu erobern. Zu denselben Zeiten, welche den Aufstand von 1825 vorbereiten, machten die großen „alten Geschlechter" allen Ernstes Miene, sich von den Kreisen des empor-

Digitized by Google

gekommenen Adels und des Staatsdienerthums abzusondern und ein gesellschaftliches „Allerheiligstes" zu bilden, zu welchem der Zugang mindestens eben so schwierig sein sollte, wie zu den londoner Almakhällen. Nur um den Preis empfindlicher Demüthigungen gelang es dem Dichter, in diese Sphäre vorzudringen, in welcher er als Sohn eines nur mäßig begüterten, bisher nur in Moskau*) bekannten Geschlechts lange Zeit hindurch eine secundäre Stellung einnahm. Die Thorheit und Leere der Umgebung, die ihn scheinbar zu ihrem Sklaven gemacht hatte, vermochte den göttlichen Funken aber nicht zu ersticken, welchen die Natur in die Brust Puschkins gelegt hatte. Grade in den Jahren, in denen die „Weltlichkeit" des Dichters den Spott und den Zorn seiner besser angelegten Freunde erregte, die Puschtschin und Besstushew (beide sind später als Führer der Militärverschwörung viel genannt worden) immer wieder darüber klagten, daß die Nichtigkeiten des Salons dem Freunde größeren Antheil erregten, als ihre hochfliegenden politischen Plane, bereitete Alexander Sergejewitsch sein erstes größeres Gedicht, das berühmte Epos „Russlan und Ludmilla" vor. Die ersten aus demselben bekannt gewordenen Proben erregten die Aufmerksamkeit der Kenner in so außergewöhnlichem Grade, daß der viel getadelte Stutzer in den Dichterbund „Arsamass" gezogen und zum Tonangeber desselben gemacht wurde. Männer wie Karamsin, Shukoffski, Daschkoff, Bludoff nahmen keinen Anstand, dem kaum in das Mannesalter getretenen Jüngling wie einem Ebenbürtigen zu begegnen, an seinen Arbeiten den lebhaftesten Antheil zu nehmen, seinem Urtheil entscheidenden Einfluß auf ihre eigenen Leistungen einzuräumen, — mit einem Schlage hatte er unter der Aristokratie der Literatur einen Platz erobert, wie er sonst nur der Preis jahrelanger harter Arbeit zu sein pflegte: nicht nur Naturen von der liebenswürdigen Weichheit und Bescheidenheit Shukoffskis, auch härter geschmiedete Charaktere, wie der hochangesehene, damals bereits in den Fünfzigen stehende Reichshistoriograph Karamsin, erkannten ohne weiteres an, daß sie es mit einem Genius zu thun hätten, wie Rußland ihn noch nicht hervorgebracht hatte. Es verstand sich von selbst, daß man über die aristokratischen Schwachheiten dieses Ausnahmemenschen sofort hinwegsah und demselben verzieh, was bei andern für unverzeihlich gegolten hätten. Der „Arsamass" und die engeren Vereinigungen im Hause Karamsins, Katennis u. s. w. gewannen immer größeren Einfluß auf Puschkins Lebensführung und Denkweise. Der Dichter und Kritiker, der nichts lieber hörte, als wenn man ihn den russischen Voltaire nannte, wurde allmählich auch in die politischen Interessen seiner Freunde gezogen, an denen er bald den lebhaftesten Antheil nahm. Puschkins Verhältniß, zu jener „Gesellschaft des Nordens", die sich im December 1825 an die Spitze des unglücklichen Aufstandsversuches der Garden stellte, ist nie vollständig aufgeklärt worden. Thatsache ist, daß er mit Besstuscheff, Odejeffsky, Puschtschin und andern Häuptern dieses Bundes durch vertraute Freundschaft verbunden war und daß er die politischen Anschauungen dieser edlen, aber in tollen Utopien befangenen Schwärmer im Wesentlichen theilte. Um die Verfassungsentwürfe dieses Kreises sich zu kümmern und an Verhandlungen über die Bundesstatuten desselben theilzunehmen, konnte seine Sache freilich nicht sein. Puschkins Phantasie lebte in einer anderen als der wirklichen Welt, seine Zeit war zur einen Hälfte mit Arbeiten, zur andern mit den Vergnügungen der großen Welt ausgefüllt, sein Witz und seine unbezwingbare Spottlust (Puschkins zahllose Wortspiele leben noch heute fort) machten sich in Spottgedichten und Calembourgs Luft, die zu der Rolle des Verschwörers wenig paßten, schon weil sie ihrem Urheber ebenso gefährlich werden konnten, wie dessen Freunden. Der Haß gegen den Despotismus, der ihn bewegte und den tägliche Censurplackereien nährten, war zu feuriger und zu unbesonnener Art, um für geheime Secten fruchtbar werden und den „richtigen Zeitpunkt" abwarten zu können. Der Stumpfsinn des Censors, der Shukoffskis Ballade „Die Zusammenkunft in der Johannisnacht" beanstandete, „weil zärtliche Rendez-vous am Vorabend eines großen Heiligentages unpassend seien", — der Theaterkritiken mit der Bemerkung zurücksandte, „der Recensent soll sich der Meinung des Publicums mehr anpassen und seinen Artikel demgemäß verändern" — dieser Censor war in Puschkins Augen ein ungleich größerer Sünder als Metternich, der den Kaiser in die Schlingen der heiligen Alliance zog und als Araktschejeff, der die liberalen Jugendfreunde des Monarchen zu verleumden und bei Seite zu schieben suchte — die Willkür und Rohheit der Polizei ein viel schwereres Unglück, als der Absolutismus, der die alte Bojarenfreiheit verkümmert hatte. — Diese Unfähigkeit Puschkins zu fachmäßiger Beschäftigung mit politischen Problemen verhinderte indessen nicht, daß die petersburger Polizei den 21jährigen Poeten für ein höchst gefährliches Subject ansah und als solches behandelte. In den Augen der Männer, welche des Kaisers Umgebung bildeten, waren Puschkins Epigramme gerade so schwere, wenn nicht schwerere Vergehungen, als die Beschäftigungen seiner Freunde mit Constant und Bentham, denn sie störten die Ruhe und das Behagen der höchsten Würdenträger des Staats und der Armee. Graf Miloradowitsch, ein Veteran von 1812, der sonst für human und großherzig galt, bekleidete damals das Amt des Generalgouverneurs der Residenz; in dieser Eigenschaft ließ er Puschkin, dessen Gedichte meist ungedruckt blieben, aber in zahlreichen Abschriften cursirten, in der Stille überwachen, um gerüstet zu sein, wenn Klagen über die kecke Laune des Dichters von durch diese verletzten vornehmen Herren einliefen. — Im Frühjahr 1820 wurde diesem Wächter der petersburger Sittlichkeit und Sicherheit eine Ode Puschkins „An die Freiheit" mitgetheilt, die das in der Stille gesammelte Maß von Erbitterung über den kecken Sänger überfließen machte. Der Kaiser ließ Puschkin zu sich bescheiden und verlangte die Vorlegung sämmtlicher Gedichte des jungen Verbrechers. Alexander las dieselben durch und schien selbst über den frechsten Schöpfungen der Puschkin'schen Muse ein Auge zudrücken zu wollen — besaß er doch Geschmack und Urtheil genug, um der genialen Art des Poeten gerecht werden und dieser etwas zu Gute halten können. Zum Unglück aber hatte Puschkin den kaiserlichen Befehl allzuwörtlich befolgt und seine sämmtlichen Epigramme, unter diesen auch ein Spottgedicht auf den allmächtigen Günstling des Kaisers, den Grafen Araktschejeff, seinem Richter vertrauensvoll übergeben. Das brach ihm den Hals. Ueber die Ode „An die Freiheit" und über die nicht immer geschmackvollen erotischen Ergüsse des Erzöglings von Zarskoje Selo konnte Alexander zur Noth hinwegsehen — die Verhöhnung des Mannes, der *sein* unbedingtes Vertrauen besaß, war eine Todsünde, die nicht verziehen werden konnte. „Dein ehemaliger Zögling überschwemmt Rußland mit revolutionären Versen, welche die Jugend auswendig lernt," hatte der Kaiser dem ihm an einem Aprilmorgen begegnenden Director Engelhardt gesagt, und am Abend desselben Tages war das Papier unterschrieben, welches den Spötter über Araktschejeff nach Sibirien verwies. — Vergebens rief Engelhardt, der des Kaisers finsteres Stirnrunzeln sofort richtig gedeutet hatte, die Intervention Karamsins und anderer einflußreicher Herren an, dem Einfluß Araktschejeffs, der das Wort „Verzeihung" nicht kannte, waren weder die höchstgestellten Beamten, noch die begünstigten Adjutanten Alexanders gewachsen. Erst als Graf Capodistrias sich in's Mittel legte und daran erinnerte, daß die allzu harte Bestrafung eines großen und dazu halb knabenhaften Talents von der Nachwelt ungünstig beurtheilt werden würde, wurde die Sentenz gemildert und der Verbrecher statt in die Einöden jenseit des Ural nach Kischeneff in die Kanzlei des General Insoff (Gouverneurs von Südrußland) verwiesen. — Am 5. Mai 1820 reiste Puschkin, ausgerüstet mit einem eigenhändigen Schreiben Capodistrias' an Insoff nach Kischeneff ab, unglücklicher und verbitterter, als er je gewesen. Die Linderung des ihm zugedachten Looses hatte zur Verbreitung eines Gerüchts Veranlassung gegeben, das dem stolzen Dichter ein größeres Unglück zu sein däuchte, als es selbst die Versendung nach Sibirien gewesen wäre, und dessen Erwähnung noch in späteren Jahren hinreichte, ihn zum Rasenden zu machen: in der Stadt war erzählt worden, der Kaiser habe den verbannten Dichter vor seiner Abreise *körperlich züchtigen lassen*. Daß das unter

*) Die sociale Rivalität zwischen Moskau und Petersburg ist so alt, wie die letztgenannte Stadt, die der ersten „Reichshauptstadt" alle Zeit für einen Emporkömmling, für die Personification des Abfalls von der nationalen Tradition, für ein willenloses Werkzeug des seit Peter dem Großen emporgekommenen zaarischen Despotismus gegolten hat. Die Petersburger rächen sich, indem sie das schwerfällige, altväterische Gebahren der echten Muskowiter verspotten und dieselben als nur zur Hälfte europäische und salonfähige Provinzialen behandeln.

Digitized by Google

der Regierung Alexanders I. von dem Sohne eines uralten Adelsgeschlechts und gefeierten Schriftstellers auch nur erzählt und geglaubt werden konnte, ist für den widerspruchsvollen Charakter und die halbbarbarische Beschaffenheit jener „alten Gesellschaft" bezeichnend, nach welcher man sich im nikolaitischen Zeitalter oft und mit gutem Grunde zurückgesehnt hat. Die Contraste lagen noch so eng bei einander, daß alles für möglich und das Haarsträubendste für das Wahrscheinlichste galt. Ein Monarch, der im Cultus der philosophischen Ideale des 18. Jahrhunderts aufgewachsen war, der sich Jahre lang mit constitutionellen Plänen getragen hatte, und den man dennoch für fähig hielt und fähig halten konnte, den ausgezeichnetsten seiner Unterthanen prügeln zu lassen, ein Adel, der für die Ideen Jean Jaques, Tracys und Benthams begeistert war und dem Beispiel Lafayettes und Mirabeaus nachahmen zu können glaubte, nichts desto weniger aber prügeln ließ und, wenigstens nach der allgemeinen Meinung, geprügelt werden konnte*) — hat es je einen widerspruchsvolleren gesellschaftlichen Zustand, je einen wunderlicheren Gang der Entwicklung gegeben?

Weder Puschkin selbst noch seine Freunde ahnten, daß das Exil des Dichters in doppelter Beziehung ein Glück für ihn und für Rußland ein Glück sein sollte. Lediglich dem Umstande, daß er von 1820 bis 1825 außerhalb Petersburg und unter strenger polizeilicher Ueberwachung lebte, ist es zu danken, daß der Freund Putschtins, Odojeffskis und Besstuscheff-Marlinskis nicht direct in die Decemberverschwörung verwickelt und gleich den Genossen derselben in die Gefängnisse von Tschita und Petrowsk oder die Quecksilberbergwerke von Nertschinsk versendet wurde. Dieses Loos ist einer großen Anzahl der jüngeren Freunde des Dichters gefallen und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er, der wiederholt die Begründung geheimer Gesellschaften gebilligt hatte, gleich Ryleleff, Besstuscheff und Obolenski am 25. December 1825 die Leyer gegen das Schwert vertauscht und sich in die vordersten Reihen der unglücklichen Schaar gestellt hätte, die den Isaaksplatz mit dem forum romanum und den petersburger Pöbel mit dem Volk der Quiriten verwechseln konnte. — Für Puschkins innere Entwicklung fiel entscheidend in's Gewicht, daß er für eine Reihe von Jahren aus den Banden der vornehmen petersburger Wirthschaft befreit und in die Lage versetzt worden war, am Dnjester, an der taurischen Küste und am Fuß des Kaukasus mit der Natur in lebendigen Zusammenhang zu treten und das Volk, dessen bedeutendster Dichter er werden sollte, wirklich kennen zu lernen. Die mannichfachen Geschicke, die er in Bessarabien als Beamter des frommen alten Martinisten Insoff und als Zeuge des Ypsilantischen Putsches, später zu Odessa in der Kanzlei des Statthalters von Neurußland Grafen M. S. Woronzoff erfuhr, gehören nicht hierher: wir haben es mit dem Puschkin in Petersburg und unter dem Kaiser Nikolaus zu thun: von diesem das nächste Mal.

(Schluß folgt.)

*) Unter der Regierung Alexanders war die Körperstrafe für den Adel und die Privilegirten gesetzlich längst aufgehoben und es kann für gewiß angesehen werden, daß der Kaiser selbst dieselbe nie gegen Edelleute hat anwenden lassen. Das Puschkin verunglimpfende Gerücht ist nur aus der Macht der in den zwanziger Jahren noch ziemlich lebhaften Traditionen des 18. Jahrhunderts zu erklären, wo dergleichen bei Hochverrathsprocessen noch häufig vorgekommen war. Zu gemeinen Soldaten degradirte Edelleute und Officiere sind auch später noch gelegentlich geprügelt worden. Aufgehoben wurde die Körperstrafe erst unter der Regierung Alexanders II. (1865).

## Aus der Hauptstadt.

### Winterliche Briefe.

Auf dem Zettel des Stadttheaters stand der Name Adolf Glasers, des durch seine Umsicht und redactionelle Geschicklichkeit bekannten Herausgebers der „Westermann'schen Monatshefte". Das wird Ihnen, meine liebenswürdige Freundin, erklärlich machen, daß ich in verhältnißmäßig kurzer Zeit diesem Theater einen zweiten Besuch machte. Leider kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß mir das nach dem Holländischen bearbeitete Stück „Infam cassirt" eine vollkommene Enttäuschung bereitet hat. Es ist eine gänzlich verfehlte Arbeit, ohne Interesse in der Handlung, ohne Charaktere und ohne Dialog. Der Bearbeiter würde in seinem Interesse wohl daran gethan haben, dem guten Beispiel des holländischen Verfassers zu folgen und sich nicht zu nennen.

Soviel ich mich erinnere — denn ich muß Ihnen gestehen, daß das Schauspiel fast eindrucklos an mir vorübergezogen ist — handelt es sich um folgendes: Der Vater des Lieutenants Hauser hat den Vater des Lieutenants von Wiesenthal im Duell getödtet. Auf dem Sterbebette hat Hauser seinem Sohne zur Pflicht gemacht, dem Sohne des von ihm Getödteten in allen Lagen des Lebens und unter jeder Bedingung wie ein Bruder zur Seite zu stehen. Dieser junge von Wiesenthal ist nun aber ein sehr leichtsinniger Patron. Er macht Schulden auf Wechsel, die er nicht einlösen kann, und schließlich, da es auf ehrlichem Wege nicht mehr gehen will, betrügt er und fälscht. Der junge Hauser treibt aus Pietät die Großmuth so weit, daß er das Verbrechen des Lieutenants Wiesenthal auf sich nimmt. Er wird in Folge dessen infam cassirt. Unter dem Namen Palm ist er in einer andern Stadt Clavierlehrer geworden, hat dort Frl. Caroline von Bremer kennen gelernt und deren Liebe errungen. Caroline ist aber eine reiche Erbin und von ihrer adelverrückten Mutter, der Finanzräthin von Bremer, jenem Herrn von Wiesenthal, einem ihrer Verwandten zur Gattin bestimmt worden. Dies der Conflict. Wiesenthal treibt seine Schurkerei so weit, die Aufopferung des Freundes jetzt als Mittel zu benutzen, um den Rivalen unschädlich zu machen. Er berichtet, daß Palm wegen Wechselfälschung infam cassirt worden ist. Ein General von Richthaus, der mit dem Wiesenthal und der Finanzräthin Frau von Bremer ebenfalls verwandt ist, erräth jedoch die Wahrheit, interpellirt den edeln Palm und löst den Knoten auf die einfachste Weise. Er selbst wird beim Fürsten die Reformirung der ungerechten Verurtheilung beantragen und vermuthlich dafür sorgen, daß der saubere Kumpan Herr von Wiesenthal, der im Stücke spurlos verschwindet, zur rechten Zeit über die Grenze kommt.

Möglich, daß ein dramatischer Dichter aus diesem Stoff etwas hätte machen können. Dem sonst so verdienstvollen Adolf Glaser ist dies aber nicht gelungen. Das Stück ist von einer eisigen Wirkungslosigkeit. Die Charaktere sind entweder nichtssagend oder bis zur Caricatur outrirt. So die adelsnärrische Finanzräthin Florence, die nach dem alten bewährten Mittel ihre Sprache mit allen möglichen französischen Wörtern verquickt, mit ihren „Connaisancen" in Paris renommirt, beständig von der Sorge verfolgt wird, sich zu „encanailliren" und als Lebensprincip nur die Maxime anerkennt „noblesse oblige" „nohpleß oplisch" — sagte die Darstellerin. Eine unmögliche Charge ist ferner der unverschämte Diener des Herrn von Wiesenthal. In welchem Lande ein General zu finden ist, der die Frechheit eines solchen Burschen ruhig mit anhört, wissen wir nicht; in Deutschland jedenfalls nicht. Im Dialog kommen einige so seltsame Dinge vor, daß wir gern an Gedächtnißfehler und dadurch bedingte Improvisationen der Schauspieler glauben möchten. Es ist doch nicht anzunehmen, daß Glaser in der That geschrieben habe: „Daß er nicht adlig ist, hat wenig zu bedeuten; aber ein Taugenichts — das ist schon schlimmer!"

Sonst ist in dieser Woche aus den Theatern nicht viel zu berichten — wenigsteus nicht an dieser Stelle. Sie werden ja schon bemerkt haben, daß hier nur die neuen dramatischen Arbeiten der lebenden Dichter oder neue Bearbeitungen älterer Meisterwerke von lebenden Dichtern (wie „Oedipus" und „Sakuntala") besprochen werden können. Aus diesem Grunde gehören die letzten Aufführungen des Königl. Schauspielhauses nicht vor unser Forum.

Mit wenigen Worten möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch hinlenken auf die ersten Veröffentlichungen eines vor kurzem in's Leben gerufenen „allgemeinen Vereins für deutsche Literatur". Dieser Verein liefert seinen Mitgliedern für zehn Thaler jährlich sieben Werke „aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren", wie es im Statut heißt. Die Werke sind sehr elegant ausgestattet, gut gebunden und machen einen vortrefflichen Eindruck. Heinrich von Sybel mit seinen „Vorträgen und Aufsätzen" und Bodenstedt mit seinem neuen Liederbuch „aus dem Nachlaß Mirza Schaffys" haben die Reihe der Publicationen eröffnet. Bis jetzt habe ich blos das letztere Werk zu lesen die Zeit ge-

Digitized by Google

finden. Es enthält einige treffliche Sinnsprüche und einige wahrhaft poetische Gedichte: aber es will mir doch so scheinen, als ob es hinter den ersten Liedern des Mirza Schaffy nicht unerheblich zurückstehe. Die frohe Lebensweisheit, die behagliche Beschaulichkeit, welche uns in den ersten reizenden Liedern so überaus anmuthend entgegen lächelte, ist in dem Nachlaß einer gewissen prosaischen Nüchternheit gewichen, welche sich bisweilen sogar mit Gemeinplätzen zufrieden gibt. Es ist ja überhaupt eine mißliche Sache, ein meisterhaft gelungenes Ganzes zu einem ersten Theil herabzusetzen, um einen zweiten auf dasselbe folgen lassen zu können. Vom „Faust" will ich nicht reden, da dies eine endlose Debatte hervorrufen würde; aber ich könnte verweisen auf die „Jobsiade" von Kortüm. Auch da erkennt man ohne Mühe den lustigen Schelm des ersten Theils wieder, aber zu der Höhe, die er früher erreicht hat, vermag er sich nicht mehr aufzuschwingen. Meisterstücke wie der Brief des jungen Jobs an seinen Vater und dessen Antwort darauf, wie das berühmte Examen ꝛc., sucht man vergebens in der Fortsetzung. So auch hier. Man merkt dem Nachlaß des Mirza Schaffy an, daß Mirza Schaffy nachgelassen hat; wenngleich viel treffliche Weisheitssprüche, poesieduftende Blüthen in köstlichster Form auf den gottbegnadeten Dichter des ersten Theils hinweisen. Sehr dankenswerth und interessant sind die Mittheilungen, welche Bodenstedt über die geheimnißvolle Persönlichkeit des Mirza Schaffy als erläuternden Nachtrag gibt. Ich will die Lösung des Räthsels hier nicht mittheilen, weil ich Sie selbst veranlassen möchte, das Buch zu lesen. Es wird Ihnen gewiß, wenn Sie nicht immer unliebsame Parallelen mit den ursprünglichen Liedern ziehen, manche Stunde erheitern und verschönen.

Und da wir einmal von sinnigen Büchern sprechen, will ich Ihnen noch eines auf das allerangelegentlichste empfehlen: „Der Charakter" von Samuel Smiles, übersetzt von Fr. Steger. (2. Auflage. Leipzig, bei J. J. Weber, 1874.) Der Uebersetzer hat sehr Recht, wenn er sagt, man werde dieses Buch „schwerlich wie einen spannenden Roman bis in die Nacht hinein lesen"; aber wer es einmal geöffnet hat, der wird es oft und gern wieder zur Hand nehmen, um sich an seiner gesunden Lebensphilosophie zu erquicken. Die Capitel über die Arbeit, den Muth, die Selbstbeherrschung, Pflicht und Wahrhaftigkeit, Gemüthsruhe sind geradezu meisterhaft. Es ist Balsam für eine kranke Seele, es ist ein lieber Trost in trauriger Stimmung.

Nehmen Sie für heute mit diesen recht flüchtigen und recht dürftigen Zeilen fürlieb. Wir müssen uns beide eine Erholungspause gönnen, denn es naht schweres Geschütz heran, welches unsere Kräfte voll und ganz in Anspruch nehmen wird. In den nächsten Tagen erscheinen die neuen Romane „Quatre-vingt-treize" von Victor Hugo und „Waldfried" von Berthold Auerbach.

F. L.

## Offene Briefe und Antworten.

### An Herrn Prof. Dr. von Scheel.

Geehrter Herr Professor!

Als vor drei Jahren das Secretariat der Breslauer Handelskammer erledigt war, kamen, wie Sie wissen, nur zwei Bewerber in die engere Wahl: — Sie und der ergebenst Unterzeichnete. Es ist in mir niemals der hämische Verdacht aufgestiegen, daß Ihre „wissenschaftlichen Besprechungen" meiner literarischen Versuche weniger gehässig ausgefallen wären, wenn Sie damals, statt nach Bern verschlagen zu werden, die breslauer Stelle bekommen hätten; haben Sie dafür die Gefälligkeit, auf die Versicherung zu verzichten, mein Aufsatz in Nr. 3 dieser Blätter sei nur eine Revanche für Ihre Liebenswürdigkeiten im „literarischen Centralblatt" gegen mich und meine Freunde! Ich glaube wiederholt gezeigt zu haben, daß ich ohne Ansehen der Person polemisire . . .

Wenn Sie in Ihrer Erklärung ferner bemerken, Sie hätten mit aufrichtiger Freude gehört, daß Ihre Kritik meiner Schriften von den Socialdemokraten im XVI. sächs. Wahlkreis mit Erfolg als Agitationsmaterial benutzt worden sei, so will ich über diese „Freude" kein Wort verlieren. De gustibus —. Allein die Behauptung an sich erschien mir so neu und eigenthümlich, daß ich mich um Aufklärung nach Chemnitz wandte.

Ich habe am 10. Januar in dem genannten Wahlkreise 7450 Stimmen erhalten und glaubte immer, daß dies — namentlich für die dortigen Verhältnisse — eine recht ansehnliche Minorität sei. Nun erfahre ich durch Sie, daß dieser „Durchfall" dem Einfluß Ihrer Recensionen meiner Schriften zuzuschreiben ist. Seht doch, seht! Und diesen abfälligen Urtheilen gegenüber waren die Empfehlungen eines Gneist, eines Forckenbeck machtlos! Ein wunderbarer Zauber muß in dem Safte liegen, der Ihrer Feder entfließt!

Blos die Voraussetzung aller dieser Schlußfolgerungen scheint leider nicht zuzutreffen. . . Wie man mir soeben aus Chemnitz schreibt (ich lege den betr. Brief für die Red. der „Gegenwart" bei) ist bei der dortigen Wahlbewegung Ihr Name, Herr Professor, niemals öffentlich genannt worden; die Chemnitzer Socialdemokraten — so versichert man auf das bestimmteste — haben sich mit keiner Silbe auf Ihre Kritik meiner Schriften berufen.

Ich bedaure daher aufrichtig, Ihrer Feder den selbstverliehenen Ruhm nicht lassen zu können, Herrn Joh. Most in den Reichstag befördert zu haben!

Genehmigen Sie ꝛc.

Breslau.

**Wolfgang Eras.**

* * *

Geehrter Herr!

Seit einiger Zeit wird in Ihrer geschätzten Zeitschrift für das Wort: „weil ich keine Zeit zu einem kurzen Brief habe, schreibe ich Dir einen langen" der wahre Autor verschiedentlich entdeckt. So weit ich mich entsinne, sind die Franzosen mit der Autorschaft belehnt worden.

Neulich beim Blättern in „Oesers Briefen an eine Jungfrau" fand ich folgende Stelle (Ausgabe 5, S. 231):

„So sagt Plinius der Jüngere: Weil ich nicht Zeit habe einen kurzen Brief zu schreiben, schreibe ich dir einen langen."

An welcher Stelle Plinius das leistet, kann ich nicht angeben.

Sollte nicht selbst Plinius noch weiter als Usurpator entlarvt werden?

Achtungsvoll

Dr. **A. Spiro.**

* * *

A. L. hier. Was sollen wir mit dem krausen Feuilleton des Dr. Ludwig Büchner „Berliner Eindrücke", welches die hier erscheinende „N. Fr. Ztg." veröffentlicht hat, denn anfangen? Daß die Vorlesungen des Herrn Büchner bei einem großen Theile seiner Zuhörer eine starke Enttäuschung hervorgerufen haben, ist eine durch keine Keckheit wegzuleugnende Thatsache. Herr Büchner scheint eben den Bildungsgrad des berliner Publicums erheblich unterschätzt zu haben; und seine Ausfälle gegen die hiesigen „Preßbanditen" beweisen, daß er denselben noch immer unterschätzt. Für solche Aeußerungen der Kraft und für eine solche Behandlung des Stoffes hat man hier wenig Verständniß.

M. St. hier. Das sind Menschlichkeiten, die einer jeden Redaction begegnen können. Natürlich haben Sie Recht: Bret Harte ist durchaus ein Mann. Unsere alten Abonnenten werden den Aufsatz, welchen Ferdinand Freiligrath in Nr. 27 (II. Bd. der „Gegenwart", S. 55) über „Den Goldgräber" veröffentlicht hat, nicht vergessen haben. Wir bilden uns beinahe etwas darauf ein, durch die Veröffentlichung der prächtigen Uebersetzungen Bret Harte'scher Gedichte und der Biographie des Californiers aus Freiligraths Feder zuerst die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf dieses eigenthümliche und große Talent hingelenkt zu haben. „Westermanns Monatshefte" befinden sich also im Irrthum, wenn sie in Nr. 203 den naturwüchsigen Californier Bret Harte als eine americanische Dichterin bezeichnen, welche „Das Leben in Californien" zum Gegenstande ihrer wirklich poesievollen Erzählungen und Skizzen macht. Bei der Gelegenheit können wir Ihnen verrathen, daß uns Friedrich Spielhagen eine Charakteristik des Dichters zugesagt hat.

Digitized by Google

# Notizen.

Die historischen Rückblicke auf die diplomatisch-militärischen Ereignisse von 1866 und 1870 wollen in gewissen Blättern kein Ende nehmen. Germania und Genossen sind mit diesem Studium eifrig beschäftigt. In den gesammelten Werken von Benedetti, Gramont, Lamarmora wird umhergestöbert und man destillirt daraus allerlei üble Nachrede auf Kosten des Fürsten Bismarck. Man entdeckt, daß dieser vor acht Jahren Oesterreich besiegt, Frankreich neutral gehalten und das letztere einige Zeit nachher ebenfalls mit Hülfe der preußischen, diesmal auch von allen deutschen Truppen unterstützten Armee geschlagen hat. Wir erfahren auch, dank den gründlichen Forschungen der klericalen Historiker, daß bei den Vorbereitungen zu jenen Feldzügen einige diplomatische Kriegslist mit untergelaufen ist und zur Isolirung des Gegners beigetragen hat. Fürst Bismarck hat es unterlassen, den Herren Benedetti, Govone und anderen offenen oder heimlichen napoleonischen Agenten im Frühjahr und Sommer 1866 zu sagen: Wir werden, wenn Oesterreich uns in Frankfurt weiterhin majorisiren und uns mit Hülfe der Herren von Beust und Consorten zwingen will, zu Deutschlands Schutz eine unsere Finanzen erschöpfende Armee stets bereit zu halten, während man uns als den ersten Mittelstaat obenhin behandelt, dieses noch immer in Metternich'schen Reminiscenzen befangene Oesterreich bekriegen müssen. Daraus kann ein harter wechselvoller Kampf entstehen, in welchem wir natürlich zu siegen hoffen. Was aber Frankreich angeht, so möge es nur ja sich nicht einbilden, daß es dabei für sich irgend etwas profitiren werde. Im Gegentheil. Die unerträgliche Einmischungsmanie des Kaisers Napoleon muß gelegentlich so oder so corrigirt werden. Wir werden auch mit Napoleon III. nöthigenfalls fertig werden und ihn nebst seiner jesuitenfreundlichen Kaiserin Eugenie und sonstigem Anhang zur Raison bringen. Wir lassen ihn im übrigen grüßen und hoffen, daß er vernünftig sein und sich ruhig verhalten werde. So mußte Herr von Bismarck am Vorabend des böhmischen Krieges sprechen und handeln, dann hätte er später den Beifall der Germania und ihrer Vettern gehabt, die ihm das Zeugniß des wohlanständigen Benehmens alsdann nicht versagt haben würden. Napoleon allerdings wäre wahrscheinlich dazwischen getreten; sein Veto hätte das italienische Aprilbündniß verhindert und die ganze Verwicklung wäre in ein neues Olmütz ausgelaufen. In solchen Lösungen hatte ja Preußen von der Manteuffel-Gerlach'schen Zeit her einige Uebung erlangt. Ein Demüthigung mehr oder weniger konnte wirklich nicht zählen. Wir säßen noch heute in Frankfurt. Deutschland wäre von Wien aus durch sächsische und bayrische als Minister verkleidete Präfecten regiert und Europa horchte zu Neujahr auf die Orakelsprüche der Sphinx an der Seine. Bismarck hat eine andere Methode vorgezogen und die klerical-feudale historische Schule muß sich darein finden, daß Deutschland die europäische Vormacht geworden ist. Künftige Geschichtsschreiber werden dem letzten Jahrzehnt einige breite Capitel zu widmen nicht umhin können. Irgend ein Ranke wird dann in einer Anmerkung erwähnen, daß einige von Curiositätenliebhabern aufbewahrte Broschüren der Benedetti und Lamarmora, die bei den Gelehrten nicht vollkommen beglaubigt wären und mit Vorsicht benutzt werden müßten, diesen und jenen Zwischenfall in verschiedener Weise darstellten. Die Jungen in der Schule werden die Großthaten dieser wunderbaren Zeit auswendig lernen. Wer sie aber beim Examen fragen sollte, was sie von den Herren von Mallinckrodt, Windthorst und Reichensperger wüßten, würde sie gewiß in eine peinliche Verlegenheit bringen. Die klericalen Reden, Insinuationen, retrospectiven Schmähungen und Zeitungsartikel werden in dem gemeinsamen großen Maculaturgrabe schlummern. Die vollständigsten Bibliotheken werden kaum eine Spur davon enthalten. Deutschland wird frei, mächtig, glücklich sein, und es wird denjenigen, die seiner Wiedergeburt einen starken Impuls gegeben, auch ohne Nachhülfe des Reptilienfonds ein dankbares Andenken bewahren.

* * *

Zur Wissenschaft der Reclame. Das englische Blatt „The Daily News" brachte in seiner Nummer vom 4. August 1873 eine Anzeige, welche wortgetreu übersetzt folgendermaßen lautet:

An das Publicum.

Vor sieben Jahren wurde ich Pächter und Director des königlichen Theaters Drury-Lane und habe die erste Saison meiner Bühnenleitung durch Vorführung zweier Werke Shakespeares eingeweiht; diese waren: „König Johann" und „die Komödie der Irrungen".

Jetzt beginne ich eine zweite Pachtzeit des Nationaltheaters und werde die Saison am nächsten 20. September mit einem Stück desselben großen Autors eröffnen.

Das Stück, welches ich bei dieser (für mich) bedeutsamen Veranlassung zur Darstellung wählte, ist: „Antonius und Cleopatra".

Die Erfahrung, welche ich während meiner siebenjährigen Leitung durch Vorführung aller Arten von Stücken und durch meine verschiedenartigen Bemühungen, den Beifall des Publicums zu gewinnen, mir erwarb, hat mich überzeugt, daß ein Stück, wenn es in einem großen Hause wie das von Drury-Lane, allen Zuschauerclassen willkommen sein soll, ebensowohl das Auge und die Sinne als das tiefere Verständniß in Anspruch nehmen muß; daß die Handlung auch der äußern Ausstattung bedarf; und daß das Stück selbst eine Einrichtung erfordert, die den Bühnengewohnheiten der Zeit, in welcher wir leben, entspricht.

Zu dieser Art und Weise der scenischen Behandlung schien mir die Geschichte von Antonius und Cleopatra im höchsten Grade geeignet; und ich wurde bestärkt in meiner Ansicht durch das Urtheil Coleridges, des berühmten Dichters und Kritikers, dessen Worte lauten: „Antonius und Cleopatra ist unter allen Shakespeare'schen Stücken das wunderbarste. Die höchste Anerkennung, oder eigentlich: die Form der höchsten Anerkennung weiß ich nach voller Ueberzeugung nicht besser auszudrücken, als durch den Zweifel, der sich mir bei jeder neuen Durchsicht des Stückes wiederholt: ob nicht Antonius und Cleopatra mit all den Zeichen eines Riesengeistes, die es aufweist, mit seiner Kraft, mit dem Stempel seiner Reife — dem Macbeth, Lear, Hamlet und Othello als gewaltiger Nebenbuhler gegenübertritt? Es überströmt unsern Sinn mit einer solchen Fluth blendenden Sonnenglanzes, daß wir das Auge nicht fest darauf richten können."

Von der Ansicht ausgehend, daß ein Theil dieser überwältigenden Pracht, dieses blendenden Sonnenglanzes auf der Bühne des königlichen Drury-Lane-Theaters sich verwirklichen läßt, habe ich mich entschlossen, „Antonius und Cleopatra" in abgekürzter Form als großes Ausstattungsstück zur Aufführung zu bringen.

Die Nothwendigkeit, Shakespeares dramatische Werke abzukürzen, ist längst anerkannt und in's Leben getreten. Man wird mich deshalb nicht als den ersten Schuldigen verurtheilen, weil ich so dreist war, den Umfang dieses Werkes zu vermindern.

Die Arbeit des Kürzens und der Bühneneinrichtung habe ich dem Herrn Andreas Halliday anvertraut, dessen Erfahrung in scenischer Anordnung und Wirkung sich bereits durch Dramatisirung der Werke Sir Walter Scotts vorzüglich bewährte, und dessen Schauspiele: „Der Schottenkönig", „Amy Robsart", „Rebecca" meinem Theater Erfolge brachten.

Bei seiner Bearbeitung des Stückes hat Herr Halliday kein eignes Wort und kein Wort eines andern Autors zugesetzt; er hat lediglich die fünf Acte auf vier gebracht und die 33 Scenen des Originals in 12 gekürzt. Entfernt wurden aus dem Stück die Partien, wo Pompejus auftritt, weil sie die Haupthandlung wenig berühren, sowie manche Verwandlungen, die den Zuschauer verwirren, weil ihm die ganze Lebensgeschichte des Antonius nach der Erzählung Plutarchs, dem sich Shakespeare genau anschließt, nicht gegenwärtig sein kann. Auch ist der Versuch gemacht worden, die Einheiten der Zeit und des Orts soweit als thunlich zu wahren. Der ganze erste Act spielt in Aegypten, der ganze zweite Act in Rom, und der ganze dritte und vierte in Aegypten.

Die großartigen Decorationen, mit denen ich das Stück zu illustriren gedenke, beschäftigen den Pinsel des ausgezeichneten Künstlers Herrn William Beverly; sie geben dem Zuschauer: eine Ansicht des alten Rom, mit einem großen Festzuge zu Ehren des Antonius und der Octavia; die Seeschlacht bei Actium zwischen den römischen und ägyptischen Galeeren (dazu wird der ganze Bühnenraum und die ganze Maschinerie des Theaters verwendet); den Tempel der Isis, und eine Darstellung des prachtvollen Schauspiels, wie Cleopatra in ihrer Barke sitzt, welches Shakespeare in der glänzendsten von allen seinen Schilderungen folgendermaßen ausmalt:

Die Königsbarke glänzte auf dem Wasser,
Ein glühn'der Thron: der Bord geschlagen Gold;
Die Segel purpurn, so voll Wohlgeruch,
Daß sich die Lüfte liebeskrank verfingen;
Silberne Ruder schlugen Tact zum Schall

Digitized by Google

Der Flöten, und das Wasser folgte schneller,
Verliebt durch ihren Schlag. Die Fürstin selbst —
Zum Bettler wird bei ihr das Wort: sie lag
Im Pavillon von goldgewirktem Stoff,
Reizvoller als ein Venusbild, in welchem
Natur besiegt wird von des Malers Kunst.
Zu beiden Seiten standen schöne Knaben
Mit Grübchenwangen, lächelnde Cupidos,
Und ihre bunten Fächer hauchten Gluth
Statt Kühlung (also schien's) dem zarten Antlitz —
Das, was sie nicht thun wollten, war ihr Thun. — —
Und ihre Frauen, Nereiden gleich
Und Wasserjungfrau'n huldigten der Fürstin,
Als ein lebend'ger Schmuck; am Steuer saß
Ein Kind des Meers. Das seidne Takelwerk
Schwillt unter'm Druck der blumenweichen Hände,
Die flink im Dienst sich schmiegen. Von der Barke
Ein unbegreiflich süßer Duft erquickt
Die beiden Ufer.

Damit aber auch die Hauptrollen des Stückes durch ihre Darstellung der Aufgabe und dem Theater würdig entsprechen sollen, habe ich meine Gesellschaft durch bedeutende Kräfte vermehrt. Ich engagirte Herrn James Anderson als Antonius, Fräulein Wallis als Cleopatra, Herrn John Ryder als Enobarbus und Herrn Heinrich Sinclair als Octavius Cäsar. Andere Engagements sind noch in Unterhandlung.

Die Ballets, Aufzüge und Truppenevolutionen wird Herr John Cormack dirigiren, und die erforderliche Musik wird Herr W. C. Levey componiren und arrangiren. Ich will nur noch hinzufügen, daß bei der Inscenirung weder Mühe noch Kosten gespart werden sollen.

Juli 1873. F. B. Chatterton,
königliches Theater Drury-Lane.

Die Ankündigung spricht mit beredten Worten für sich selbst. Von Interesse wäre ein Bericht über die Aufführung, welche inzwischen erfolgt sein muß, und das umsomehr, als die vorstehenden Detailangaben manches Räthselhafte enthalten. Nach Inhalt derselben spielen die 4 Acte des Stückes lediglich in Rom oder Aegypten. Wenn wir nun nicht annehmen wollen, daß der ehrenwerthe Herr Chatterton das Vorgebirge Actium nach Rom oder nach Aegypten verlegt, so kann die Seeschlacht, welche sich bei Shakespeare hinter der Scene begibt, nur in den Zwischenact verlegt sein — und zwar als Tableau, da wir gleichzeitig die Versicherung erhalten, daß dem Originale kein Wort zugesetzt sei. Aehnlich verhält es sich vielleicht mit dem öffentlichen Festzuge zu Ehren des Antonius und der Octavia, wenigstens läßt Shakespeare diese beiden nur in den Räumen des Hauses und nur im kleineren Kreise erscheinen. Am fragwürdigsten aber bleibt die Erscheinung der Cleopatra in ihrer Barke auf dem Flusse Cydnus, denn das Ereigniß hat ja lange vor dem Beginn des Stückes stattgefunden, Enobarbus erzählt es dem Mäcenas und Agrippa. Also auch hier ohne Zweifel ein Tableau, welches (bei vorausgesetzter Wahrung der Chronologie) als Ouverture gedacht sein muß, etwa wie die Dingelstedt'sche Einleitung zum „Sturm". Wenn nun bei Shakespeare auch von keinem Tempel der Isis die Rede ist, so gelangen wir zu dem Resultate: daß die sämmtlichen Decorationen, welche Herr Chatterton zur Illustration des Stückes neu hat malen lassen, in dem Originale selbst gar nicht vorkommen.

Vielleicht erwirbt sich Herr Director Friedrich Haase den Dank der Shakespearefreunde, indem er auch diese echtenglische Behandlung der Shakespeare'schen Tragödien in treuer Copie zur Darstellung bringt.

H. F.

## Bibliographie.

Der preußische Staat und die kirchliche Frage. Von Krohne. 2. Auflage. Oldenburg 1874, Schulze.

Geschichte des preußischen Volksschulwesens. Von Friedrich Keller. Berlin 1873, Oppenheim.

Geschichte des preußischen Staates. Von F. Eberty. VII. Band. 1815—1871. Breslau 1873, Trewendt.

Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von America. Von Dr. H. v. Holst. I. Theil: Staatensouveränetät und Sklaverei. Düsseldorf 1873, Buddeus.

La Lotta tra Vecchio e Nuovo per Francesco Vitolo de Avitaya. Napoli 1873, Detken u. Rocholl.

Geschichte der Handelskrisen. Von Max Wirth. 2. Auflage. I. Abtheilung. Frankfurt a. M. 1874, Sauerländer.

Der Krypto-Katholicismus in den Grundlinien einer Rechtsphilosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangelischen Principien von H. v. Mühler. 2. Auflage. Leipzig 1873, Joh. Ambros. Barth.

Das Princip der Strafe in seinem Ursprunge aus der Sittlichkeit. Von A. Kitz. Oldenburg 1874, Schulze.

Die Mängel in der gegenwärtigen äußern und innern Einrichtung und die zweckmäßige Umgestaltung der höheren Töchterschulen. Von Albert Janke. Berlin 1873, Oppenheim.

Pädagogische Bibliothek. VII. Band. Heft 42—44. Pestalozzi, Lienhardt und Gertrud. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Karl Richter. Leipzig 1873, Siegismund und Volkening.

Der Pessimismus und seine Gegner. Von A. Taubert. Berlin 1873, Duncker.

Weibliches Wirken in Kirche, Wohnzimmer und Salon. Practische Winke für Frauen und Mädchen von Marie Calm. Berlin 1874, E. Staude.

Religion, Moral, Naturwissenschaft. Ein Mahnruf für das Wissen, gegen das Glauben. Von H. Humm. Leipzig 1874, Mentzel.

Jean Pauls Levana oder Erziehlehre. Bearbeitet von Lauckhardt. Kassel 1874, Kay.

Elementarbuch der musikalischen Harmonie und Modulationslehre. Von Otto Tiersch. Berlin 1874, Oppenheim.

Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers. Berlin 1874, Oppenheim.

Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Von E. Hanslick. 4. Auflage. Leipzig 1874, J. A. Barth.

Louiz Labé. Zur Geschichte der französischen Literatur des XVI. Jahrhunderts von Laur. Straßburg 1873, Trübner.

Etudes sur la littérature contemporaine par E. Scherer. Paris 1874, Michel Lévy.

Die Mormonen oder die Heiligen vom jüngsten Tage von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. Von Robert v. Schlagintweit. Cöln und Leipzig 1874, Mayer.

Pflanzenleben in Indien von Oscar Flex. Berlin 1873, Nicolaische Buchhandlung.

Wandertage eines Naturforschers. Von Friedrich Ratzel. I. Theil. Leipzig 1873, Brockhaus.

Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen geschildert von Dr. H. A. Daniel. 4. Auflage. I. Theil. Leipzig 1873, Fues.

(Wird fortgesetzt.)

Wir richten an unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten die Bitte, die für die **Redaction der „Gegenwart"** bestimmten Einsendungen (Briefe, Manuscripte, Recensionsexemplare, Zeitungen etc.)

vom 1. April ab

nicht mehr Luisenstrasse 37, sondern

**Kronprinzen-Ufer 19, N. W. Berlin**

adressiren zu wollen.

Digitized by Google

## Inserate.

Der neue Roman von

**Victor Hugo,**

**Quatrevingt - Treize.**

3 Bände, Preis 6 Thlr.

ist in der unterzeichneten Buchhandlung vorräthig.

NB. Eine deutsche Uebersetzung erscheint vorläufig **nicht.**

Berlin.

**Leo Liepmannssohn,**

Buchhandlung für in- und ausländische Literatur,

W, 52 Markgrafenstrasse.

---

**Saint-René-Taillandier,**

**Das Neue Deutschland**

(deutsch von Schilling).

(1849.) brosch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

bringt in Erinnerung die

**Rieger**'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

---

**Die Taktik des Vogel Strauß,**

seinen Feinden gegenüber den Kopf in den Sand zu stecken und den Volksstaat oder die Germania nicht zu lesen, beleuchtet die Schrift **„Unsere Zeitungen"** von Dr. **Roscher,** bei **Oliva** in Zittau erschienen und für 5 Sgr. in allen Buchhandlungen zu haben. H. 326 bm.

---

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig ist soeben erschienen und durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen:

**Musik, Klavier u. Klavierspiel.**

**Kleine musik-ästhetische Vorträge von**

**Dr. K. E. Schneider.**

Elegant geheftet 1 Thlr.

Diese höchst anregenden Vorträge behandeln zunächst das Wesen und die Grundfactoren der Musik, sodann auf das Klavier übergehend die neuere Geschichte der Klavierliteratur, den Werth der modernen Musik und schließlich die Auffassung und die Wiedergabe der Kompositionen — das eigentliche Spiel.

Vor Kurzem erschienen:

**Ambros, A. W., Bunte Blätter.** Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst. Neue Folge. Elegant geheftet 1½ Thlr. Gebunden 2 Thlr.

**Gumprecht, Otto, Richard Wagner und sein Bühnenfestspiel:** Der Ring des Nibelungen. Eine kritische Studie. In illustrirtem Umschlag elegant geheftet. Preis: 15 Ngr.

**Kothe, B., Abriß der Musikgeschichte** für Lehrerseminare und Dilettanten. Geheftet. Preis 15 Ngr.

**La Mara, Musikalische Gedanken-Polyphonie.** Aussprüche berühmter Tonsetzer über ihre Kunst. Mit zahlreichen Vignetten und Initialen nach Zeichnungen von F. Baumgarten. In illustrirtem Umschlag elegant geheftet 1½ Thlr. Elegant gebunden 2 Thlr.

---

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**In Sachen des Strauß'schen Buches**

**(Der alte und der neue Glaube).**

Eine Streitschrift gegen Herrn Professor **Dr. Huber** in München

von

**Theobald Ziegler.**

gr. 8° br. 42 Kr. — 12 Sgr.

Verlag von **C. Haader in Schaffhausen.**

---

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem

**Achtzehnten Jahrhundert.**

Biographische Bilder und Skizzen

von

**Adolf Stern.**

Preis 1⅓ Thaler.

Früher erschien:

**Shakespeare-Fragen.**

Kurze Einführung in das Studium des Dichters.

In sechs populären Vorträgen

von **Fr. Kreyßig.**

Preis geh. 1⅓ Thlr.; fein geb. 1¾ Thlr.

**Shakespeare als Dichter, Weltweiser und Christ.**

Durch Erläuterung von vier seiner Dramen und eine Vergleichung mit Dante dargestellt von **Wilhelm König.**

Preis geh. 1½ Thlr., fein geb. 1⅚ Thlr.

**Die gegenwärtige Lage Rußlands**

**insbesondere die constitutionellen Bestrebungen des russischen Adels und das Verhältniß Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Rußland.**

Von Dr. **C. Walcker.**

Preis 1 Thlr.

Leipzig, Anfang Februar 1874.

**Luckhardt**'sche Verlagshandlung.

---

**Verlag von Georg Stilke in Berlin.**

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Ueber

**Mundarten und mundartige Dichtung**

von **Klaus Groth.**

gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.

---

**Es werde Licht!**

Poesieen

von **Leopold Jacoby.**

II. Auflage. Preis 15 Sgr.

Berlin, Louisenstraße 45, **H. E. Oliven.**

---

**Verlag von Otto Meissner in Hamburg.**

DAS KAPITAL.

**Kritik der politischen Oekonomie.**

Von

KARL MARX.

**Zweite Auflage. 3 Thlr.**

NATUR-ETHIK.

Von

H. J. A. KOERNER.

**2 Bände. 4 Thlr.**

**Die neue wohlfeile Auflage von**

ISIS,

DER MENSCH UND DIE WELT.

Von

C. RADENHAUSEN.

**4 Bände 4 Thlr., eleg. geb. 5⅓ Thlr.**

**Gesammelte**

SCHRIFTEN UND REDEN

von

DR. JOHANN JACOBY.

**2 Bände. 3 Thlr.**

---

Im Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Quickborn.**

**Volksleben**

in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart

von **Klaus Groth.**

**Miniatur-Ausgabe:** geh. 1 Thlr. 6 Sgr., geb. 1 Thlr. 18 Sgr.

**Octav-Ausgabe** mit hochdeutscher Uebersetzung: geh. 22½ Sgr.

**Illustrirte Ausgabe** mit Holzschnitten von Otto Speckter. Preis geh. 2 Thlr. 15 Sgr., elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr.

**Pracht-Ausgabe davon auf Velinpapier.** Eleg. geb. mit Goldschn. Preis 5 Thlr. 20 Sgr.

---

**Theater von Paul Lindau.**

II. Auflage.

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

1. Band. 8. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

---

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

**Die vorgeschichtliche Zeit.**

**Erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden**

von

**Sir John Lubbock.**

Autorisirte Ausgabe. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen von

**A. Passow.**

Mit einleitendem Vorwort von **Rudolf Virchow.**

**I. Band.** Mit 180 Illustr., 1 Grundriß und 2 lithogr. Tafeln. Lex. 8. broch. 3⅓ Thlr.

**II. Band.** Mit 48 Illustr. und 2 lithogr. Tafeln. Lex. 8. broch. 2⅓ Thlr.

**Vorstehendes Werk ist für die Urgeschichte des Menschengeschlechts und die Werke Darwin's und Haeckel's von hervorragender Bedeutung, wie drei schnell hintereinander vergriffene bedeutende Auflagen des englischen Originals beweisen.**

---

Sämmtliche in der **„Gegenwart"** erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**

Berlin W., Markgrafenstrasse 52, Ecke der Behrenstrasse.


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 28. Februar 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.9

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

**Inhalt:** Ein völkerrechtliches Citat im Reichstag. Von Bluntschli. — Eine wohlaufzuwerfende Frage. Von Sincerus. — Feldmarschall Graf Berg. Von G. Baum. — **Literatur und Kunst:** Aus dem Jahre 1793. „Quatre-vingt-treize." Roman in drei Bänden von Victor Hugo. Besprochen von Paul Lindau. I. — Geld und Geist. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. (Schluß.) — Literatur und Literaten Rußlands unter dem Kaiser Nikolaus. III. — **Aus der Hauptstadt:** Die neuen Erwerbungen der berliner Gemäldegalerie. (Schluß.) Von Bruno Meyer. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Ein völkerrechtliches Citat im Reichstage.

Von Bluntschli.

Der elsässer Abgeordnete Teutsch hat sich in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 18. Februar auf eine Stelle in meinem „modernen Völkerrecht" berufen, um nachzuweisen, daß den Elsässern durch die Einverleibung ihres Landes in das Deutsche Reich eine widerrechtliche Gewalt angethan worden sei. Ich weiß nicht, ob die Zeitungsberichte die Rede des Herrn Teutsch genau wiedergeben. Aber das weiß ich, daß das angebliche Citat des Artikels 286, wie es in den Zeitungen steht, an zwei erheblichen Mängeln leidet. Einmal werden mir Worte und ganze Sätze zugeschrieben, die sich in meinem Völkerrecht nicht finden. Sodann werden die näheren Bestimmungen über die geforderte Anerkennung der politisch berechtigten Völkerschaft, welche sich in Art. 286 meines Völkerrechts wirklich [illegible] und den Protest des Herrn Teutsch zu widerlegen ge[illegible]d, mit Absicht weggelassen.

[illegible]e Vergleichung des Citates mit dem wirklichen Inhalt [illegible]ten Artikels wird die Leser am sichersten davon über[illegible] daß Herr Teutsch auch in diesem Punkte den Schein der Wahrheit vorgezogen hat.

Nach Herrn Teutsch lautet der Artikel 286 so:

„Damit die Abtretung eines Gebietes Gültigkeit erlange, muß dieselbe vorerst mit den Einwohnern des abgetretenen Gebietes, im Besitze ihres politischen Rechts, [illegible]einigen werden. Diese Vereinigung darf unter keinen Umständen mit Stillschweigen [illegible]ungen oder gar unter[illegible] werden; denn die Be[illegible]ungen sind keine der Rede und des Willens baare Gebärden, die man dem ersten [illegible] als Eigenthum über[illegible]."

Der wirkliche Artikel 286 lautet nach der ersten Auflage von 1868 (also vor der Annexion des Elsaß) so:

„Die Rechtsgültigkeit einer derartigen Abtretung (von Staatsgebiet) setzt voraus:

— — c) mindestens die Anerkennung von Seite der politisch berechtigten Völkerschaft, welche das abgetretene Gebiet bewohnt und nun in einen neuen Staat übertritt."

(Anmerkung.) „Die Anerkennung der politisch berechtigten Völkerschaft ist deshalb unerläßlich, weil dieselbe nicht ein willen- und rechtloser Gegenstand der Veräußerung ist, sondern ein lebendiger Bestandtheil des Staats, und der Widerstand der Bevölkerung eine friedliche Besitzergreifung unmöglich macht. Es genügt aber die Anerkennung der Nothwendigkeit und es ist nicht nöthig, wenn auch wünschenswerth, die freie und freudige Zustimmung der Bevölkerung. Auch die Nothwendigkeit, der man sich widerwillig und ungern, aber aus Einsicht in das Unvermeidliche unterordnet, begründet in öffentlichen Verhältnissen neues Recht. Diese Anerkennung liegt daher schon in dem Gehorsam, welchen man der neuen Landesregierung erweist und in dem Unterlassen des Widerstandes gegen dieselbe. Die freie Zustimmung dagegen ist zugleich eine active Billigung der Abtretung. Besser ist es unzweifelhaft, wenn die letztere gewonnen werden kann und der erwerbende Staat nicht genöthigt ist, sich vorerst mit der ersteren zu begnügen."

Die zweite, im Jahre 1872, also nach der Abtretung von Elsaß-Lothringen erschienene Auflage des Völkerrechts stimmt mit der ersten wörtlich überein und enthält nur einen Zusatz über die verschiedenen Formen der Zustimmung der abgetretenen Bevölkerung. Es werden drei Methoden unterschieden: a) die Wahl (Option) der alten oder der neuen Staatsgenossenschaft. Als Beispiel wird gerade der Friedensvertrag zwischen Deutschland und Frankreich vom 10. Mai 1871 angeführt, b) die Abstimmung der Einwohner (romanisches Plebiscit), c) Abstimmung durch die Landesrepräsentation (englische Methode).

Nach diesem klaren Sachverhalte muß ich daher die mir zugedachte Ehre, für die Behauptungen des Herrn Teutsch als Rechtsautorität zu dienen, entschieden ablehnen.

Ebenso vergeblich ist das Bemühen des Herrn Teutsch die Ungültigkeit des Friedensvertrags von 1871 daraus abzuleiten, daß Frankreich damals erschöpft und blutend lediglich dem Zwange sich unterworfen habe. Es ist eine im Völkerrecht unbestrittene Regel, daß „die Uebermacht des Siegers die Gültigkeit des Friedensschlusses nicht hindert", Art. 704 des Völkerrechtsbuchs. Ohne diese Annahme würde der Krieg nie endigen und würden die Völker nie zum Genusse des Friedens kommen.

### Eine wohlaufzuwerfende Frage.

Nordamerica gilt immer noch für den freiesten Staat; doch haben die Geistlichen dort weder die Befugniß, selber zu wählen, noch sind sie wählbar in die Volksvertretung. Das scheint uns eine harte Beschränkung gegenüber den Protestanten, den

Digitized by Google

Juden, den Sectirern, die keine gegliederte Hierarchie haben; aber anders wird die Sachlage bei den Katholiken: die stehen ja jetzt unter der unbedingten Botmäßigkeit Roms, die sind ja den Befehlen eines unfehlbaren Oberhauptes unterthan, die eifern ja im Kampf für die Interessen ihrer Hierarchie. Da erhebt sich wenigstens im Deutschen Reich die Frage: Wie? Den Soldaten, den Offizieren, die täglich und stündlich bereit stehen, ihr Leben für die Ordnung und Freiheit des Vaterlandes in die Schanze zu schlagen, ihnen versagt man die Mitwirkung bei der Wahl des Reichstags, weil man die Selbstständigkeit ihrer Abstimmung für zweifelhaft oder beeinträchtigt erachtet bei dem nothwendigen militärischen Gehorsam, weil man die Wahlen dadurch nicht beeinflußt sehen will, — aber den katholischen Geistlichen, die einem auswärtigen Oberhaupte nicht minder straff untergeben, die nicht minder von ihren Bischöfen abhängig sind als Offiziere und Soldaten von dem Kriegsherrn und den Befehlshabern, die läßt man wählen und gewählt werden, denen gestattet man die Agitation gegen das Reich, dem ja der Papst seine Feindschaft angesagt hat? Kann es ein Staat vertragen, daß unter seinen Beamten, unter seinen Volksvertretern Männer sitzen, die einer außerdeutschen Macht zum Gehorsam verpflichtet sind, die über eine Diokletian'sche Verfolgung schreien, wenn nichts von ihnen gefordert wird, als daß sie den Staatsgesetzen gemäß handeln? Julian verbot den Christen den Unterricht in den Wissenschaften, diese Leute jammern, wenn der Staat fordert, daß sie sich einige wissenschaftliche Bildung aneignen!

Voriges Jahr erschien ein Buch: „Religion und Wissenschaft, Staat und Kirche." Man hat es nicht viel berücksichtigt, da es von einem einsamen Denker stammte, von A. Zeising, der für die Aesthetik das Proportionsgesetz vom goldnen Schnitt gefunden und begründet und viel Vorzügliches geleistet hat. Der Verfasser hält es für selbstverständlich, daß niemand Einfluß auf den Staat erhalten dürfe, wer selber unter außerstaatlichem, wohl gar staatsfeindlichem Einfluß steht. Zeising forderte deshalb einen neuen Paragraphen für die deutsche Reichsverfassung:

„Anspruch auf den Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte, namentlich auf die Fähigkeit, öffentliche Aemter und Würden zu erlangen, sowie in öffentlichen Angelegenheiten zu stimmen, zu wählen und gewählt zu werden oder andere politische Rechte auszuüben, hat nur, wer ohne jeden Rückhalt und Vorbehalt eidlich erklärt, den Staatsgesetzen und der verfassungsmäßigen Staatsgewalt den vollen unbedingten Gehorsam leisten und außer ihr keine andere Macht als für sein Thun und Lassen maßgebend anerkennen zu wollen. Wer unter Berufung auf irgend eine andere, gleichviel ob weltliche oder geistliche Autorität diese Erklärung verweigert, oder ihr zuwiderhandelt, geht damit seines Anspruchs auf die genannten Rechte verlustig."

Wird man durch eine noch nicht allzuharte Erfahrung, oder erst durch größeren Schaden klug werden? Daß solche Gesetze nothwendig sind, erklärt sich nur aus der unseligen Zersplitterung und Kleinstaaterei in Deutschland, die das Nationalgefühl verkümmerte, ja verfolgte, weil sie ihr Ende durch dasselbe befürchtete; es erklärt sich aus dem Mangel an Staatsbewußtsein, der Folge eines reactionären Regierungssystems, das in Versagung der Theilnahme am Staat oder in polizeilicher Hemmung der Freiheiten die Bürger dem Staat entfremdete. Nun ist das anders und besser geworden, wir sind Ein Volk geworden, haben Freiheit und Ordnung im volksthümlichen Staat verbunden; jedoch Tausende und aber Tausende müssen in diese neue Lage erst hineinwachsen. Wir dürfen es nicht dulden, daß sie wieder zerstört werde, wir haben das Recht und die Pflicht der Selbsterhaltung.

Wundere sich niemand, daß die Klericalen so viele Wahlsiege erfochten haben! Die Regierungen selber haben die hierarchischen Gewalten gehegt und gepflegt; die sollten die Throne stützen, das Volk darniederhalten. Aber die Klericalen wollen dafür, daß die Regierungen sich ihnen fügsam erweisen, und sie kehren den Spieß um, wenn man sie nicht herrschen läßt. In Bayern z. B. versagte die Regierung ausdrücklich das Placet für die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit dem einen Bischofe, der darum nachsuchte; die andern verkündigten, ohne zu fragen. Was that die Regierung? Nichts. Aber die 8000 Altkatholiken in München, die ihre Kniee vor Baal nicht beugten, auf Vernunft und Gewissen nicht Verzicht leisteten, sie konnten bis heute keine Kirche erhalten. Wie steht's da mit der Autorität des Staates im Volksbewußtsein? Erscheinen da die Bischöfe nicht mächtiger als der Staat und seine Gesetze? Nun geben die ultramontanen Blätter täglich die Parole aus: „Die Religion ist in Gefahr; die Wahlen entscheiden, ob ihr bayrisch und katholisch bleiben, oder lutherisch und preußisch werden wollt!" Da erlassen die Bischöfe Hirtenbriefe und befehlen, daß sie zweimal von der Kanzel verlesen werden: um des Himmels willen soll das Volk katholische Männer wählen! Und nun sollen die Bauern nicht glauben, daß Bayern und die Religion in Gefahr sei, nicht dem ihre Stimme geben, den ihnen ihr Geistlicher nennt?

Hier gibt's nur zwei Fälle: Haben die Bischöfe diese Hirtenbriefe, wie das Gesetz vorschreibt, von der Staatsbehörde genehmigen lassen, oder nicht? Ist das, wie wahrscheinlich, nicht geschehen, warum sieht der Staat der Gesetzesübertretung schweigend zu, statt den Geistlichen die Temporalien zu sperren? Oder hat er die Genehmigung ertheilt, dann war es seine Pflicht, durch seine Beamten, durch die Bürgermeister das Volk aufklären und belehren zu lassen: die Religion, der Glaube an Gott, unser Verhältniß zu ihm, sei nicht in Gefahr, wenn die Bischöfe in Preußen genöthigt werden, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist; Bayern sei nicht in Gefahr, es sei vielmehr durch die deutsche Reichsmacht geschirmt, und seine Stimme im Reich einflußreich und geachtet.

Ich bin kein Freund des Placet, so wenig wie der Censur. Aber wenn man die Censur abschafft, so gibt man ein Preßgesetz, und so lange das Placet besteht, muß es beobachtet werden, oder das Ansehen des Staates wird untergraben.

Will das bayrische Ministerium die Wahlen für den Landtag im kommenden Jahr überdauern, so wird es sich in Zeiten vorsehen müssen. Die Herrschaft einer klericalen reichsfeindlichen Partei würde aber zu Conflicten treiben, die, sobald europäische Verwicklungen hinzukämen, den Bestand Bayerns gefährden könnten. Die Lage ist ernst. Die Socialdemokratie ist im Wachsen, und wenn auch eine Orgie derselben nicht immer dauert, sie könnte in Deutschland doch länger währen als die Wirthschaft der Commune im belagerten Paris und Karthagena. Wer den Einheitsstaat nicht anstrebt, wer den Bundesstaat für die geeignetste Form für Deutschland ansieht, der meide, was diesen gefährdet und fördere, was ihn erhält.

**Sincerus.**

---

## Feldmarschall Graf Berg.

Es ist überaus erfreulich, daß Rußland von Tag zu Tage energischer der westländischen Cultur sich zu assimiliren strebt, und daß der bleiche Schrecken, welchen noch vor zwei Jahrzenten der moskowitische Popanz der ganzen Welt einflößte, unter dem Lichte ruhigerer Erkenntniß zerronnen ist. Ideale Betrachtungsweise wird in diesem Wandel der Dinge die Ueberlegenheit der geistigen über die physischen Kräfte, der Intelligenz über die Brutalität erblicken, und vom ausschließlich politischen Standpunkte ist es gar nicht zu verkennen, daß jeder, auch der winzigste civilisatorische Fortschritt Rußlands die Garantien des europäischen Friedens vermehrt. Es gab eine Zeit — und man braucht noch nicht ergraut zu sein, um sich ihrer zu erinnern — da lugte jeder deutsche Staatsmann mit innerlichem Beben nach der Ostgrenze des Vaterlandes hin, ob nicht an derselben in feuriger Symbolik eine Knute

Digitized by Google

aus den Wolken herniederwinke oder gar der struppige Kopf eines Kosaken hinter dem weiß-schwarzen Schlagbaume hervorspähe. Nicht entfernt von gleicher Stärke war die Besorgniß vor dem westlichen „Erbfeinde", und es klang so grauslich wie das Wimmern eines Erfrierenden, wenn Moritz Strachwitz seinem Volke zurief: „Sieh Dich um, Germania, denn Sibirien ist gar nah!"

Mittlerweile ist Sibirien noch näher gerückt, denn der inzwischen hergestellte Schienenweg gestattet dem Sibirienfahrer, den Weg, welcher früher nach Monaten berechnet wurde, jetzt auf Tagereisen zu calculiren. Der Kosak ist, soweit dies überhaupt möglich, ein sehr manierlicher und umgänglicher Bursch geworden. Die Knute zieht sich mehr und mehr respectvoll vor dem vordringenden europäischen Wesen hinter den Ural zurück; es gibt keine Leibeigenen mehr in Rußland, aber bald sogar Einjährig-Freiwillige — und alles dies ist ein Verdienst des regierenden Zaren Alexanders des Zweiten, welcher in unglaublich kurzer Zeit asiatische Brachycephalen in halbwegs traitable europäische Physiognomien umgeschaffen hat.

Es ist nöthig, so oft man von russischen Angelegenheiten redet, diese ungeheure Wandlung der Verhältnisse sich zu vergegenwärtigen, damit sie insbesondere die sehr berechtigte Animosität abdämpfe, welche zur Zeit des Zaren Nikolaus bei der Besprechung moskowitischer Interessen in Deutschland üblich war und zum Theil von Russen selbst, von Männern wie Herzen und Turgenjeff, nach Kräften genährt wurde.

Eine Erinnerung an den jüngst verstorbenen Statthalter des Königreichs Polen, Graf Fedor Fedorowitsch Berg, möchte leicht dem alten Zorne wider das nikolaitische Barbarenthum zum Ausbruche verhelfen, und kein „De mortuis nil nisi bene" wäre im Stande, den Heimgegangenen vor übler Nachrede zu schützen, wenn eben nicht eine allgemeine politische Vorbetrachtung dem begreiflichen Zorne seinen Stachel nähme. Es ist wahr: Graf Berg war in gewissem Sinne ein Thaten- und Gesinnungsgenoß Murawieffs, des Henkers von Wilna, und *wenn er auch nicht*, wie dieser, einer Deputation, welche eine Einladung zu einem öffentlichen Mahle überbrachte, die Antwort gab: „Ich bin hiehergekommen, um zu vertilgen, aber nicht Speisen, sondern Menschen" — so war doch die ursprüngliche Absicht, in welcher ihm während der polnischen Insurrection des Jahres 1863 seine warschauer Mission übertragen wurde, kaum wesentlich von derjenigen verschieden, welcher Murawieff seinen Herostratenruhm verdankt. Daß er es nicht, wie Murawieff in Wilna, nöthig zu haben glaubte, die Straßen Warschaus mit Blutlachen zu überziehen und der Humanität ein grauenhaftes Dementi zu geben, das ist am Ende nicht sein Verdienst. Er hätte es gethan, wenn anders die Pacificirung Polens ihm größere Schwierigkeiten bereitet hätte, und in seine damals dreiundsiebzigjährige Seele wäre nicht der blasseste Schein menschlichen Mitleids gefallen, so ihm die Russificirung Warschaus auch nur eine Stunde unnützen Aufenthaltes verursacht hätte.

Wenn man an der Newa Leuten vom Schlage Bergs und Potapoffs diplomatische Aufgaben in die Hände legte, so wußte man genau, was man that. Graf Fedor Fedorowitsch war, was in jedem anderen Lande schon keine Empfehlung, in Rußland aber ein Verhängniß ist — Graf Fedor Fedorowitsch also war einer der energischesten Reactionäre Europas, und mehr noch, wie Grillparzers Banchanus, ein „getreuer Diener seines Herrn". Für die erstere Eigenschaft erfreute er sich seitens der berliner Kreuzzeitung der rührendsten Liebe, und das unselige Jahrzehnt preußischer Reaction unter dem Etikett Manteuffel hatte nicht übel Lust, ihn unter seine Heiligen aufzunehmen. Eine ganze Serie freiheitsmörderischer Verdienste qualificirte auch in der That den livländischen Emporkömmling für die Ehre, zum Heiligen der Reaction ernannt zu werden. Er betrieb das Studium des moralischen Völkermordes geradezu systematisch. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre erbat er sich von seinen Vorgesetzten einen Urlaub, um in Italien die Organisation des „Carbonarismus" zu studiren. Im Jahre 1831 half er dem stupiden Paskiewitsch, den armen Polen so geschickt die Kehle zuschnüren, daß Zar Nicolaus ihn von da ab zu seinem bevorzugten Günstlinge emporhob. Eine Weile verdunkelte sich zwar später die Gnadensonne, unter welcher er behaglich wandelte. Es war bei einem Manöver in der Nähe von Zarskoje Selo, da standen der Zar und der Günstling einander als Commandirende feindlicher Colonnen gegenüber. Und der Günstling beging die Thorheit, seine strategische Ueberlegenheit zu manifestiren, indem er den Zar sammt seiner Truppe gefangen nahm. Ein Nikolaus erträgt das Bewußtsein nicht, einem seiner Generale, wenn auch nur im Spiele, unterlegen zu sein. General Berg hatte seine Unvorsichtigkeit schwer zu büßen, denn er durfte volle zehn Jahre die Schwelle des Winterpalastes nicht betreten.

Allein wie bitter ihm auch der Zar den Vorfall von Zarskoje Selo nachtrug: er konnte ihn auf die Dauer gleichwohl nicht entbehren. Seine russischen Favoriten waren vortreffliche Geißeln, wenn er sie selbst über den Völkern schwang, und unbezahlbare Marionetten, so lange er in der eigenen Hand den Draht hielt. Ihnen auch nur die winzigste Selbständigkeit zuzutrauen, dazu hatte er nicht den Muth. Und er war im Rechte. Was hätte ihm der Trunkenbold Paskiewitsch für Unheil angerichtet, wenn er ihm die Zügel freigegeben hätte! So war er denn immer wieder auf die Deutschen angewiesen, welche in seinem Dienste standen. In dem Balkankriege auf den Schlesier Diebitsch, in der Politik auf die Deutschen seiner Ostseeländer, die Nesselrode, Reutern, Berg. Als die russische Armee sich nach Ungarn in Bewegung setzte, um, im Vereine mit den österreichischen Heeressäulen, die Revolution der Magyaren niederzuwerfen, da übergab man dem stets betrunkenen Paskiewitsch mit dem Ehrentitel Eriwanski wohl den nominellen Oberbefehl; doch in Wahrheit war Berg die Seele des russischen Hauptquartiers. Es galt ja, ein um seine Freiheiten ringendes Volk niederzuwerfen, und dazu war der Mann, welcher den „Carbonarismus" aus Passion und an der Quelle studirt hatte, geeignet, wie außer ihm eben nur noch Nicolaus selber. Bald genug konnte er denn auch nach Petersburg die famose Depesche ablassen: „Ungarn liegt zu den Füßen Ew. Majestät!" und es war ein Gaudium für das Terzett Paskiewitsch-Haynau-Berg, bei dem freilich andern Menschenkindern die Haare sich zu Berge sträubten, ja, ein Gaudium war's, wie die tapfern Ungarn mit Strick und Blei füsilirt wurden und der Freiheit selber ein tiefes Grab bereitet wurde.

Während des Krimkrieges hatte Graf Berg die Ostseeküsten gegen die combinirte französisch-englische Flotte zu schützen. Das war trotz des großsprecherischen Charles Napier, welcher nach Kronstadt mit einer ähnlichen Zuversicht segelte, wie etwa im Jahre 1870 die Franzosen „à Berlin", nicht eben eine schwierige Aufgabe, und Berg löste sie gerade gut genug, um durch die Ernennung zum finnländischen Grafen belohnt zu werden. Bergs Sache war ja von Anbeginn nicht der Kampf im offenen Felde, sondern jener mit der Völkerfreiheit auf dem Gebiete einer langsam vernichtenden Verwaltungspolitik. Glücklich war er aber auch in dieser Richtung nicht immer. In Finnland, wohin ihn Zar Alexander der zweite als Generalgouverneur entsandte, machte er sogar ein totales Fiasco. Die Finnen verlangten laut und drohend ihre verbrieften constitutionellen Rechte zurück, welche man ihnen ein halbes Jahrhundert und darüber schweigend vorenthalten hatte. Der verhängnißvolle Ausgang des Krimkrieges und der Tod Nikolaus' hatten ihnen die Zungen gelöst. Berg trachtete vergebens, ihnen dieselben wieder in Fesseln zu legen; alle seine Entwürfe scheiterten; man hielt trotz seiner Verbote öffentliche Versammlungen ab, schrieb trotz seiner drakonischen Censur scharfe, ihn selbst und den Kaiser verhöhnende Zeitungsartikel, und am Ende wurde die Situation so precär, daß man an der Newa sich entschloß, den scheinbar gealterten Freiheitstödter von seinem Posten abzuberufen.

Graf Berg stand damals (1861) in seinem einundsieb-

Digitized by Google

zigsten Jahre, und niemand dachte daran, daß ihm noch eine politische Rolle aufgespart sei. Da rebellirten die Polen und weder der Großfürst Constantin, welcher in Warschau residirte, noch der Markgraf Wielopolski, ein diplomatischer Falschspieler, welcher Polens Verwaltung leitete, vermochten, auf dem Wege der Versöhnlichkeit das insurgirte Land zu pacificiren. Es war bittere Noth an der Newa. Zar Alexander musterte seine Getreuen, welche in seines Vaters Schule als Völkergeißeln aufgewachsen waren, und siehe! sein Blick lenkte sich auf den dreiundsiebzigjährigen Berg, den passionirten Kenner des „Carbonarismus". Und besagter General Berg mußte im April 1863 zuerst als höchster Militärcommandirender nach Warschau abgehen, um dem weichherzigen Constantin als „böser Genius" zu assistiren. Dann aber, weil ihm sein trauriges Geschäft so trefflich gelang, ward ihm auch die Civilverwaltung Polens übergeben, und er war, als Generalstatthalter, nach dem Zaren die zweite Person in dem unseligen Weichsellande. Es ist in gar zu frischem Andenken, wie rücksichtslos und grausam er die letzten Spuren der Insurrection zertrat und wie unaufhaltsam er die Russificirung Polens betrieb, als daß dieses Schlußcapitel seines Lebens einer eingehenderen Würdigung bedürfte. Genug! er war ein Liebling der Fürsten — das Traurige ist nur, daß er es war, weil er die Völker so trefflich zu knebeln verstand. Es wird Reactionäre geben, so lange die Welt steht. Wer auf Fortschritt hofft, muß leider auch mit dem Rückschritte rechnen. Ohne Attilas keine welthistorische Luftreinigung! Auch Bergs Mission war in diesem Sinne eine providentielle; er war ein Fanatiker der Reaction. Schade, daß man ihm nicht die Nachrede halten kann: Er war der letzte Reactionär.

G. Baum.

## Literatur und Kunst.

### Aus dem Jahre 1793.

#### „Quatre-vingt-treize."

Roman in drei Bänden von Victor Hugo. (Paris 1874, Michel Lévy frères.)

I.

Der soeben erschienene Roman Victor Hugos „Quatre-vingt-treize" enthält in der Composition, in der Schilderung und im Stil großartige Schönheiten, welche den besten Schöpfungen des Dichters ebenbürtig zur Seite stehen. Aber diese Schönheiten bieten sich nicht zwanglos und unverschleiert dem Blicke des Lesers dar; man muß sie suchen, mühevoll suchen, und so Manchem wird, wie zu befürchten steht, die Lust, dieselben aufzufinden, bei diesem qualvoll ermattenden Nachforschen vergehen. Das Werk leidet an einem entsetzlichen Fehler: an der unendlichen Redseligkeit des Alters. Es ist kein Ende zu finden auf dem Wege, auf welchen die Laune des Dichters uns gewaltsam hindrängt. Und es ist keine Freude, keine Erquickung, auf demselben zu wandeln. Dicke Staubwolken, welche der Dichter mit einer bedauerlichen Unermüdlichkeit aufwirbelt, nehmen uns die Aussicht und legen sich schwer auf die Brust. Dabei ein Geräusch, ein Geklapper und Gestampfe mit Worten! — mit wahren Hammerschlägen zermartert der grausame Dichter unser Gehirn.

Und dennoch, trotzt man den Anstrengungen, welche Hugo uns auferlegt, so bleibt, wenn man die drei starken Bände bei Seite legt, immerhin eine Summe von Eindrücken und Empfindungen zurück, so tief, so reichlich, so mächtig, wie sie nur der wahre Dichter hervorzurufen vermag. Es ist ewig schade um die wunderbaren dichterischen Schätze, die hier zerstreut und oft in entweihter Erde begraben sind. Nicht mit dem Schatze der Nibelungen lassen sie sich vergleichen, denn über ihnen wälzt nicht der Rhein seine reinen blauen Fluthen dahin; sie sind verscharrt in dürrem Sande. Hätte man dem Roman gegenüber das Recht, welches jeder Regisseur einer Winkelbühne in Betreff der Dramen unserer Classiker für sich in Anspruch nimmt — das Recht, mit dem Rothstift unbarmherzig die dichterische Production zu zerfetzen —, es ließe sich aus dieser kolossalen Mißgestalt, die in ihrer Schwere mühsam ein freudloses Dasein durchkeuchen wird, durch unnachsichtige Beseitigung aller krankhaften Auswüchse eine Gestalt voll Ebenmaß und freudigen Lebens herausschneiden.

Wer im Vertrauen auf den Titel glaubt, daß Hugo die tragischen Ereignisse der Revolution, die Ermordung Marats, den Sturz der Girondisten, der Danton und Robespierre zum dichterischen Vorwurf gewählt habe, wird das Buch mit einer Enttäuschung bei Seite legen. Von den pariser Vorgängen ist nur ganz gelegentlich die Rede. Nach der Anlage des Werkes konnten die Vorgänge in der Hauptstadt sogar vollständig übergangen werden. Es ist lediglich eine Concession an die Erwartungen des Publicums, daß Hugo eines der acht Bücher, welche den ganzen Roman bilden, nach Paris verlegt hat. Er nimmt dabei die Gelegenheit wahr, in einer Scene die drei Helden der Schreckenszeit einzuführen. Die eigentliche Handlung geht aber in der Provinz vor sich und zwar in der vom Bürgerkriege durchwühlten Vendée. In dem farbenreiche Bilde, welches Hugo hier entrollt, dem Kampfe der Republicaner gegen die Royalisten, ist merkwürdigerweise eine ausgesprochene Vorliebe des Malers für den einen oder den andern Theil nicht wahrzunehmen. Victor Hugo, der als der Sohn eines Royalisten in seiner Jugend selber mit Begeisterung für die Sache der Bourbonen eingetreten war, scheint, wenngleich seine republicanischen Ansichten jetzt unerschütterlich fest stehen, doch in seinem Alter mit einer gewissen Milde auf den Gegenstand seiner Jugendschwärmerei und seiner Familientraditionen zurückzublicken. Mit wachsamer Unparteilichkeit vertheilt er Licht und Schatten nach beiden Seiten hin und in demselben Verhältnisse. Die Hauptvertreter der beiden feindlichen Richtungen sind mit der gleichen Liebe und in denselben idealen Zügen gezeichnet und beide dem Leser gleichermaßen sympathisch. Und deckt er schonungslos die wahnsinnigen Verirrungen der Royalisten auf, so bemäntelt er auch nicht die brutalen Grausamkeiten der Republicaner. Der Schluß deutet sogar symbolisch auf eine Aussöhnung der beiden Gegensätze hin. Schon der Titel des Schlußcapitels „Die Sonne geht auf" bekundet dies. Und — bei einem Dichter, der mit der Gewissenhaftigkeit und Reflexion eines Victor Hugo sein Werk anlegt, aufbaut und ausführt, muß diese Einzelheit hervorgehoben werden; sie ist ohne Zweifel absichtlich und nicht etwa ein Compositionsfehler — das Werk endet mit dem Untergange der beiden Vertreter der Republik, mit dem Tode des milden, humanitären und des unerbittlich strafenden Republicaners, dieweil der Royalist, ein achtzigjähriger Greis, mit dem Leben davonkommt; es bedarf hier keines gewaltsamen Todes, die Natur wird ja ohnehin bald das Ihrige thun.

Auch diesmal ist Victor Hugo seiner alten Freundin, der Antithese, treu geblieben. All die furchtbaren Ereignisse des Jahres Dreiundneunzig, die Greuel und Schrecken ohne Ende, schaart der Dichter um die lichte Gruppe drei kleiner Kinder. Zwei kleine Jungen von drei und fünf Jahren und ein kleines Mädchen von zwanzig Monaten bilden den rosigen Mittelpunkt der finstern Composition. Es sind die Kinder der Michelle Flechard. Der fünf Jahre alte Bube heißt René-Jean, der zweite Gros-Allain und das kleine Mädchen, das noch an der Brust ihrer Mutter liegt, Georgette. Sie sind Waisen. Der Vater ist füsilirt worden; von den Weißen oder von den Blauen, den Royalisten oder den Republicanern — die Mutter weiß es selbst nicht: sie bekümmert sich nicht um Politik. Wir begegnen ihnen gleich in dem ersten Capitel. Die Mutter ist mit den Kleinen davon gelaufen. Ihr Hab und Gut ist zerstört. Sie versteckt sich im Walde. Dieser Wald wird gerade von einer republicanischen Truppenabtheilung, welche der Sergeant Radoub befehligt, durchsucht. Anstatt der Royalisten findet die Abtheilung die

Digitized by Google

kleine Familie. Die Marketenderin und Radoub werden von dem unerwarteten Anblick, der sich ihnen darbietet, gerührt. Sie nehmen die Mütter und die Kinder mit sich, und die republicanischen Soldaten wollen Vaterstelle bei den Kleinen vertreten.

Diese Schilderung bildet gleichsam das Vorspiel. Das eigentliche Stück — der Ausdruck ist nicht unabsichtlich gewählt, denn das Werk ist mehr ein Drama als eine erzählende Dichtung — beginnt mit dem zweiten Capitel. Seitdem Victor Hugo lange Jahre in der Verbannung auf dem schönen Guernesey verbracht und sich mit dem Meere vertraut gemacht hat, kann er der Versuchung, seine nautischen Kenntnisse für seine Arbeiten zu verwerthen, nicht widerstehen. Die „Travailleurs de la mer" entsprangen zunächst diesem Drange; in seinem nächsten Roman „L'homme qui rit" spielten die schönsten Scenen gleichfalls auf den Wellen des Meeres und hier, in seinem neuesten Werke „Quatre-vingt-treize" beginnt die eigentliche Handlung ebenfalls auf dem Wasser. Ein Greis, der als bretagnischer Bauer verkleidet ist, von den höchsten Würdenträgern aber respectvoll an Bord geleitet wird — Hugo vorenthält uns den Namen lange Capitel hindurch — besteigt in Jersey unter geheimnißvollen Umständen eine Fregatte, welche den zuverlässigsten Lootsen und zwei der tüchtigsten Offiziere an Bord hat. Es handelt sich darum, den Fremden an der französischen Küste zu landen, ohne daß die wachsamen Behörden der Republik davon Kenntniß erlangen. Durch die Unachtsamkeit eines Matrosen löst sich eines der schweren Schiffsgeschütze von der Kette los, rollt mit furchtbarer Gewalt gegen die Wände des Schiffes, richtet in seinem verderbenschweren Lauf entsetzliche Verwüstungen an und vereitelt dadurch die Ausführung des gefaßten Planes, die Corvette vor Tagesanbruch an Frankreichs Küste zu landen. Der Unbekannte, welcher vom Capitän „mon général" angeredet wird, verurtheilt den fahrlässigen Matrosen zum Tode. Die republicanischen Kreuzer werden nun in der That des feindlichen Fahrzeuges gewahr. Das Verderben ist unabwendbar. Der Capitän stellt dem Unbekannten, den er unter allen Umständen nach Frankreich zu bringen gelobt hatte, das Rettungsboot zur Verfügung; ein Matrose erbietet sich freiwillig zu dem gefahrvollen Unternehmen, mit dem Boote die Küste zu erreichen. Der Fremde geht schweigsam auf dieses Anerbieten ein. Die Beiden verlassen das Schiff. Die Corvette wird in Grund gebohrt und geht mit Mann und Maus verloren. Als der Fremde mit seinem Begleiter auf der hohen See ist, sagt der Matrose zu ihm: „Ich bin der Bruder dessen, den Du zum Tode verurtheilt hast, und werde Dich jetzt tödten". Der Unbekannte antwortet mit einer solchen Beredtsamkeit auf diese Drohung, daß der Matrose vor der gebieterischen Größe zerknirscht zusammenbricht und um Gnade fleht. Der Unbekannte begnadigt ihn. Diese Scene ist sehr schön geschrieben und in der Hugo'schen Dichtung von großer Wirkung. Der Matrose — Halmalo ist sein Name — rudert das kleine Boot unbemerkt an die Küste. In der Dämmerung betritt der Unbekannte den französischen Boden. Er gibt dem Matrosen zahlreiche Aufträge an alle möglichen Personen, die über die ganze Provinz der Vendée zerstreut wohnen. Halmalo verspricht, sie allesammt pünktlich auszuführen. Einige zwanzig Seiten martert uns Hugo mit den wunderlichsten Eigennamen von Personen und Ortschaften. Er berichtet uns eine lange Reihe von Eigenthümlichkeiten über dieses und jenes Schloß, die wir so schnell wie möglich zu vergessen wohl thun werden; denn sie verwirren und stehen außer allem Zusammenhang mit der Handlung. Wir brauchen nur zu behalten, daß nach der Aussage des Matrosen zu einem der Schlösser, la Tourgue genannt, ein verborgener Gang führen soll, durch welchen man vom Walde her mitten in das Schloß gelangen kann. Ein beweglicher Stein in der Mauer des festesten Gemachs des Schlosses, der sich mit Leichtigkeit ausheben läßt, schließt denselben.

„Bauerngeschwätz!" murrt ungläubig der Fremde.

Halmalo geht, um seine Aufträge auszuführen, nach der einen Seite, der Unbekannte nach der anderen landeinwärts. An einem Meilensteine, der auf einer Höhe angebracht ist, rastet er. Von dort aus kann er in der langen Dämmerstunde des Juniabends eine ganze Reihe bretagnischer Dörfer und Gehöfte überblicken. Die Kirchthürme mit ihren breiten Schallöchern im Glockenstuhl ragen friedlich aus den stillen Dörfern hervor. Der Blick des Fremden richtet sich unwillkürlich auf einen dieser Thürme. Er blickt schärfer hin und sieht in ganz regelmäßigen Zeiträumen abwechselnd die Schallluke sich verdunkeln und sich erhellen. Er blickt nach dem nächsten Thurme, dasselbe Schauspiel wiederholt sich; ebenso beim dritten, beim vierten, beim fünften Thurme. Im ganzen Lande wird die Sturmglocke geläutet; aber kein Ton dringt zu ihm, weil der Wind nach der anderen Seite weht. Ein Blatt Papier, das der Wind ihm raschelnd vor die Füße treibt, weckt ihn aus seiner Nachdenklichkeit. Es ist ein Placat, das ganz vor kurzem an dem Meilenzeiger angeheftet war, und das der Wind losgelöst hat. Darauf steht:

„Im Namen der einen und untheilbaren Republik. Es wird verordnet: Der ci-devant Marquis von Lantenac, der sich bretagnischer Prinz nennt und heimlich an der Küste von Granville gelandet ist, wird hierdurch geächtet. Auf seinen Kopf wird ein Preis gesetzt. Wer ihn lebend oder todt ausliefert, erhält sechzigtausend Livres in Gold. Ein Bataillon der republicanischen Armee wird ausgeschickt, um den ci-devant Marquis von Lantenac aufzusuchen.

Gemeindehaus von Granville, 2. Juni 1793.

Gez. Prieur de la Marne."

Darunter steht noch eine zweite Unterschrift, die sich jedoch wegen der kleinen Typen in dieser vorgerückten Abendstunde nicht mehr entziffern läßt.

Der Fremde schreitet vorwärts. Auf einmal wird er angerufen. Vor ihm steht ein alter Mann in zerrissenen Bauernkleidern, alt und zerlumpt wie er selbst.

„Wohin des Wegs?"

„Wo bin ich?" antwortet der Fremde.

„Sie sind in der Herrschaft von Tanis, deren Bettler ich bin, und deren Herr Sie sind."

„Ich?"

„Ja, Sie, Herr Marquis von Lantenac."

Tellmarch, der Bettler, ist eine echte Victor Hugo'sche Figur; eines jener abnormen Wesen wie Quasimodo „in Notre Dame", wie Triboulet im „Roi s'amuse"; er ist Philosoph, er lebt unter der Erde, er macht keine Ansprüche an das Leben und erwartet nichts von ihm, er bettelt, um nicht zu verhungern. Er weiß, daß auf den Kopf von Lantenac ein Vermögen gesetzt ist; aber der Reichthum reizt ihn nicht. Er bietet seinem Herrn Obdach in seiner Höhle. Dort verbringt der Marquis die erste Nacht auf dem Festlande. Am Morgen bricht er auf. Er findet wieder das Placat und liest jetzt die zweite Unterschrift: Gauvain. Der Name macht einen tiefen Eindruck auf den Greis. Im Walde stößt der Marquis auf eine Horde Soldaten, die laut seinen Namen rufen.

„Schießt mich nieder! Ich bin es!" antwortet der Marquis.

Da beugen die wilden Krieger das Knie. Der Ruf: „Es lebe Lantenac!" dringt aus allen Kehlen. Der Befehlshaber überreicht ihm die Commandoschärpe und den Degen: Es sind Royalisten. Der Marquis erfährt, daß auf die Nachricht von seiner Landung hin sich die ganze Vendée erhoben hat. Die Soldaten haben ein Gehöft überrumpelt, das von einem halben Bataillon Republicaner besetzt war. Die meisten sind gefallen, die anderen gefangen genommen. Lantenac befiehlt, die Gefangenen niederschießen zu lassen.

„Es sind zwei Frauen dabei. Was soll mit ihnen geschehen?"

„Niederschießen!"

„Es sind drei Kinder dabei."

„Nehmt sie mit!"

Digitized by Google

Während Lantenac an der Spitze der Seinigen abmarschirt, ist der Bettler aus seinem Versteck hervorgekrochen, durch den Wald gestreift und an das niedergebrannte Gehöft gekommen. Er findet die Leichen, die in geschlossenen Reihen nebeneinander liegen, von den Kugeln zerrissen. Er findet auch die Leichen der beiden Frauen, die Marketenterin und die Flechard. Er befühlt sie. Die Flechard ist noch warm. Er reißt ihr die Lumpen vom Leibe — ihr Herz schlägt noch.

„Ist denn kein Mensch hier, um Hülfe zu bringen?" ruft er verzweifelt aus.

Da kriechen ein paar Bauern aus ihrem Versteck hervor. Sie berichten, was geschehen ist. Auf Lantenacs Befehl sind alle Gefangenen füsilirt worden.

„Hätte ich das gewußt!" sagt der Bettler.

Aus Baumstämmen wird eine Tragbahre zusammengefügt, und die Flechard wird zur Höhle des Bettlers gebracht. Er pflegt sie, und sie gesundet.

Der Bürgerkrieg nimmt immer größere Verhältnisse an. Unter Lantenacs Banner haben sich die königstreuen Bauern gesammelt. An der Spitze der Republicaner steht Gauvain, und dieser Gauvain ist der leibliche Großneffe des Marquis. Da die Regierung in Paris befürchtet, daß Gauvain, welcher die milde Richtung vertritt, zu schonend gegen die Königstreuen verfahren möchte, so wird ihm als außerordentlicher Commissar, der mit den umfassendsten Machtbefugnissen ausgestattet ist, der Bürger Cimourdain, ein gewesener Priester, beigegeben. Der Zufall fügt es, daß Cimourdain der Lehrer des jungen Gauvain gewesen ist zur Zeit der Monarchie, als der republicanische Bandenführer noch Vicomte war. Er hat in die Brust des jungen Aristokraten die Saat der Freiheitsliebe, der Liebe zur Gleichheit gesenkt, welche jetzt aufgekeimt Blüthen und Früchte trägt. Cimourdain liebt nur ein Wesen auf der Welt: den jungen Gauvain; aber er haßt das von diesem vertretene Princip der Milde. Er ist der Mann der unerbittlichen Strenge, der herzhaften Ausrottung, der Schreckensmann. Gauvain leistet der Republik mit seinem Degen unermeßliche Dienste. Er schlägt die Truppen seines Großoheims auf allen Punkten und bedrängt ihn und das kleine Häuflein, über welches der Marquis noch zu gebieten hat, in dem festen Schlosse la Tourgue auf das äußerste. Zwischen den Belagerten und den Belagerern kommt es am Tage vor der Entscheidung noch zu Unterhandlungen. Der Sprecher der Königlichen, der echte Chouan, ein wüster royalistischer Fanatiker, der den Spitznamen Imanus führt, verlangt freien Abzug. Sollte dieser verweigert werden, so würde das Schloß in Brand gesteckt, es würden die drei Kinder, welche das pariser Bataillon adoptirt hatte, die Kinder der Flechard, als Geißeln verbrannt werden. Die Belagerer lassen sich auf keine andere Bedingung ein als auf die Auslieferung Lantenacs.

Die Flechard ist inzwischen wieder zu Kräften gekommen. Sie verläßt den Bettler eines Tages und sagt zu ihm: „Ich will sie suchen!" Sie läuft hungernd durch das ganze Land und fragt nach drei Kindern. Man hält sie für wahnsinnig. Zufällig kann ihr ein Bauer sagen, daß drei Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen, von Soldaten auf das Schloß la Tourgue gebracht seien. Sie behält nur diesen Namen und läuft davon. Sie erreicht das Schloß am Abend des Sturmes. Die Belagerer sind eingedrungen. Ein furchtbares Gemetzel wüthet im Schloß. Die Vertheidiger haben sich in das letzte feste Gemach zurückgezogen, um dort zu sterben. Schon dröhnen die Keulenschläge an die verbarricadirte Thür, schon beugen die Belagerten das Knie vor dem Priester, der selbst Soldat ist, um die letzte Beichte abzulegen: „Ich habe getödtet!" — da ertönt hinter ihnen plötzlich eine Stimme: „Hatte ich es Ihnen nicht gesagt, Herr Marquis?"

Und hinter einem Loche, das in der Mauer sichtbar wird, zeigt sich das Gesicht von Halmalo. Durch den geheimen Ausgang entkommen Lantenac und die fünf Ueberlebenden. Der Eine, Imanus, opfert sich, um die Verfolgung aufzuhalten, da der bewegliche Stein sich in die Mauer nicht wieder einfügen läßt, und das Schlupfloch von den Belagerern sofort bemerkt werden muß. Der Erste, der in das Gemach eindringt, ist der alte Sergeant Radoub, der glücklicherweise nicht zu dem halben Bataillon gehörte, welches die Royalisten überrumpelt hatten. Imanus wird tödtlich verwundet und bringt auch Radoub eine schwere Wunde bei. Die letzten Kräfte seines Lebens rafft Imanus noch zusammen, um das Feuer an den Schwefelfaden zu legen, welcher in das Schlafzimmer der Kinder führt. Darauf haucht er sein Leben aus. Das Feuer bricht aus. Der erste Stock steht schon in Flammen; die Kinder befinden sich im zweiten. Die helle Lohe erleuchtet das Gemach; man sieht sie in ihren Wiegen schlafen. Die Royalisten haben inzwischen das Freie gewonnen und sich zerstreut. Lantenac sieht das Schloß seiner Väter in Flammen aufgehen. Da dringt ein entsetzlicher, ein herzzerreißender Schrei an sein Ohr.

„Es sind meine Kinder! Rettet doch meine Kinder!" ruft im Wahnsinn der Verzweiflung ein Weib. Es sind keine Leitern da. Die einzige Thür, welche zu dem Zimmer führt, in dem die Kleinen schlafen, ist von schwerstem Eisen und trotzt der Axt. Sie ist fest verschlossen; der Marquis von Lantenac hat den Schlüssel in der Tasche. Die Flechard schreit: „Meine Kinder! Rettet meine Kinder!!" Der Marquis besinnt sich einen Augenblick, darauf kehrt er auf dem Wege, den er genommen hatte, um sich zu retten, in das brennende Schloß zurück. Er öffnet die Thür mit dem Schlüssel. Die Kinder sind inzwischen von der Hitze und der tageshellen Feuergluth erwacht. Der Marquis löst die Rettungsleiter, welche vor dem Fenster angebracht ist, die Soldaten klimmen herauf „wie Maurer, welche sich die Steine zureichen", und aus dem Qualm heraus rettet der Marquis ein Kind nach dem andern. Sie werden von den rauhen Händen der Soldaten der Mutter zurückgegeben. Die Flechard bricht ohnmächtig zusammen. Zuletzt verläßt Lantenac das brennende Gemach. Als er unten angekommen ist, legt sich ihm eine Hand auf die Schulter.

„Ich verhafte Dich!" sagt Cimourdain.

„Du thust wohl daran", antwortet der Marquis.

Der Marquis wird in den Kerker gebracht.

In Gauvains Innerem wogt ein furchtbarer Kampf. Der Gefangene ist sein einziger Verwandter. Er liebt ihn. Der Marquis verdankt seine Gefangenschaft einer bewunderungswerthen Edelthat. Gauvain sucht seinen Großoheim im Kerker auf. Lantenac empfängt den entarteten Sprossen des aristokratischen Stammes mit höhnischen Reden. Gauvain antwortet nicht. Er wirft seinen Commandomantel über die Schultern seines Verwandten, er sagt: „Ich komme, um Dich zu retten", und ruft mit lauter Stimme: „Oeffnet!" Die Thür wird geöffnet, Gauvain schiebt Lantenac beinahe gewaltsam hinaus. Dieser geht bei den Wachen, die vor ihm präsentiren, vorüber und entkommt. Gauvain bleibt im Kerker zurück. Das Kriegsgericht, welches zur Verurtheilung des Marquis gebildet wird, besteht aus Cimourdain, dem Unerbittlichen, einem Offizier und dem Sergeanten Radoub. Cimourdain ordnet die Vorführung des Angeklagten an. Gauvain erscheint. Er gibt Aufschluß über das Entkommen des Marquis. Der erste Richter, der Offizier, spricht über den nunmehr auf die Anklagebank verwiesenen Gauvain das Schuldig aus. Radoub, der nichts von Principien versteht, erklärt sich in einer vom Dichter wundervoll gestalteten Rede für Freisprechung. Die Entscheidung liegt in den Händen Cimourdains, des Lehrers, der über seinen Schüler, über das einzige Wesen, das er liebt, das Schuldig sprechen muß. Gauvain wird guillotinirt. In dem

Digitized by Google

Augenblick aber, da der Kopf des edeln Jünglings fällt, ertönt ein starker Knall — Cimourdain hat sich in's Herz geschossen und bricht todt zusammen.

Das ist in den Hauptzügen die Handlung des neuesten Romans von Victor Hugo. Auf die Einzelheiten werde ich in einem zweiten Aufsatze eingehen.

Paul Lindau.

---

## Geld und Geist.

### Eine Betrachtung

von

**Jürgen Bona Meyer.**

(Fortsetzung und Schluß.)

In erhöhtem Maße wird alles Gesagte insbesondere zutreffen bei denjenigen Künsten, deren Wirksamkeit ohne unmittelbare Gemüthserregung kaum zu denken ist. Sie schweben stets in der Gefahr auf den vorübergehenden Effect hinzuarbeiten, um durch solche Erregung am raschesten Ruf und Geld zu schaffen. Wenn die Künstler dieser Gefahr nicht widerstehen, so verlieren sie sich in's Pikante und Paradoxe und gehen am Ende unter in frivoler Geschmacklosigkeit. Ganz fern ist diese Gefahr unserer deutschen Kunst in letzter Zeit schwerlich geblieben. Meyerbeers talentvolle Opernmusik hat sich von Schritt zu Schritt mehr mit äußerlicher Effecthascherei verbrüdert und die glänzende Aufnahme der in ihrer Art gewiß ebenfalls talentvollen aber gemeinen Musik Offenbachs ist ein Schimpf für unseren musikalischen Geschmack und unsere Gesittung. In ganz gleicher Richtung liegt manche talentvolle Romanschriftstellerei, bei welcher in den stärksten Farben die Gemeinheiten des Menschenlebens geschildert werden, um die niedrigste Leseleidenschaft zu befriedigen, diese Schriftstellerei, die um rascheren Gewinnes willen im Feuilleton einer Zeitung begonnen wird, bevor der Künstler selbst auch nur ahnt, wie seine Erzählung enden soll. Einträgliche Kunstleistungen können auf diesem Wege wohl geschaffen werden, aber große Kunstwerke von idealem Werth für alle Zeiten sicher nicht. Die Kunst verlangt wie die Wissenschaft ruhige und ganze Hingabe an sich selbst, wer dem Geschmack der Menge fröhnt um äußeren Gewinnes willen, kann wohl Reichthümer sammeln in unserer Zeit, aber er wird Schaden nehmen an seiner Kunst.

Es ist leider nicht ganz unzeitgemäß, an diese allbekannten Wahrheiten zu erinnern, weil der utilistische Strom der Zeit auch in der deutschen Künstler- und Gelehrtenwelt den früheren idealen Sinn an manchen Stellen zu übersluthen droht.

Wer aber an diese idealen Pflichten der Geistesarbeiter erinnert, darf auch die andere Seite nicht vergessen, das Verhalten der Zeitgenossen zu den Künstlern und Gelehrten. Das hier zu Tage tretende Mißverhältniß trägt mindestens eine wesentliche Mitschuld daran, daß die ideale Schöpferlust der Geistesarbeiter auf die Abwege äußerlicher Erwerbsjagd gedrängt wird.

Es liegt auf der Hand, daß unter allen menschlichen Berufszweigen der Stand der Künstler und Gelehrten am wenigsten in der Lage ist, rein geschäftsmäßig ganz auf sich gestellt für den regelmäßigen Lebensunterhalt sorgen zu können. Je höher hier die Leistung steht, um so mehr hängt sie von freier Stimmung, glücklicher Eingebung ab, welche auch der stärkste Wille nicht herbeizaubern kann. Der passende Augenblick will in Ruhe erwartet sein. Und ist er dann gekommen und das Werk vollendet, so ist die Freude, die es andern schaffen kann, wiederum eine Sache des individuellen Geschmacks, und ist der Nutzen, den es stiften kann, dem Werk nicht immer gleich erkennbar aufgestempelt. Der äußere Erfolg tritt daher oft nur langsam ein und entspricht nur in den allerseltensten Fällen den aufgewendeten Mühen, wiegt bei manchem wahrhaft gelehrten Buche kaum die zur Vorbereitung nöthigen Auslagen auf. Kein namhafter Kaufmann würde mit so geringem Ertrag seiner Jahresarbeit zufrieden sein, wie ihn selbst der tüchtigste Gelehrte auf dem Wege wissenschaftlicher Schriftstellerei nach jahrelangem Mühen zu beschaffen im Stande ist. Und dabei werden noch Künstler und Gelehrte in ihrem Erwerb von allerlei wohlbegründeten Anstandsregeln gehemmt. Keinem Kaufmann wird es verübelt, wenn er nach Kräften dazu beiträgt, seine Waare zu rühmen und auszubieten; für einen Gelehrten ist es schon unanständig, wenn er nur duldet, daß sein Verleger dies statt seiner thut. Einem Kaufmann gereicht es zum Ruhme, wenn er von seiner Waare so viel wie möglich verkauft; einem Künstler und Gelehrten gegenüber, der viel producirt, erwacht sofort das Mißtrauen, daß die Productionsmasse dem Werth der einzelnen Productionen Abbruch thue. Und Maßhalten im Schaffen ist ja auch in der That für jeden Künstler und Gelehrten eine gar wohl begründete Regel zur Erhaltung seiner Kraft. Außerdem bedürfen sie zu ihren Leistungen mehr als andere Stände zu den ihrigen, einer gewissen ruhigen Sammlung und können diese nur schwer finden in der ganz freien Concurrenzjagd des äußeren Erwerbslebens.

Aus alle dem folgt, daß es Künstlern und Gelehrten naturgemäß saurer werden muß, als anderen für regelmäßigen Erwerb zu sorgen, daß sie nur in seltenen Glücksfällen so viel verdienen können wie praktische Berufsleute, welche den allgemein verbreiteten Forderungen leicht erkennbaren Nutzens und Vergnügens Mittel und Wege zur Befriedigung darbieten. Das ist natürlich und kann daher nicht anders sein. Aber eben deshalb hat auch die Mitwelt, welcher daran liegen muß, die Idealität der Künstler und Gelehrten unverkümmert zu erhalten, dafür Sorge zu tragen, sie in eine Lage zu bringen, welche materielle Lebenssorgen ausschließt.

Dem Gemeinwesen, dem Staate zunächst diese Sorge zuzuweisen, ist gewiß gerechtfertigt. Nur der Staat ist im Stande, den Geistesarbeitern die feste Lebensstellung zu schaffen, deren sie zur ruhigen Sammlung ihrer Kraft bedürfen. Nur solche Stellungen bleiben in normalen Zuständen fern von dem Drucke persönlicher Abhängigkeitsverhältnisse, weil sie unter den Bedingungen fest geregelter Rechts- und Pflichtverhältnisse gegeben und angenommen werden. Von diesem aus dem Bedürfniß von Jahrtausenden heraus entwickelten Verhältniß der Staatshülfe für Kunst und Wissenschaft absehen und auch hier die ganze Regelung wieder der freien Concurrenz und Privatfürsorge überlassen zu wollen, ist ein Radicalismus, der sich ohne Zweifel gar schnell als Culturrückschritt darstellen würde.

Der nothwendige Fortschritt wird vielmehr darin bestehen, daß Staat und städtisches Gemeinwesen die Pflicht der Fürsorge für Kunst und Wissenschaft in immer steigendem Maße anerkennen. Bei uns in Deutschland hat die Erkenntniß dieser Staats- und Gemeindepflicht eigentlich erst in diesem Jahrhundert bemerkenswerthe Fortschritte gemacht und namentlich auch in neuester Zeit zu dankenswerthen Anfängen der Besserung geführt. Aber es ist ja bekannt genug, wie weit wir auf fast allen Gebieten noch entfernt sind von der genügenden Befriedigung durchaus gerechtfertigter Ansprüche. Für die Unterstützung der Künste steht schwerlich das Budget irgend eines deutschen Staates auf der Höhe der Zeit. Wie unzulänglich selbst die Mittel der königlichen Bibliothek zu Berlin sind, ist erst neuerdings im Abgeordnetenhause wieder zur Sprache gebracht. Daß man auch von unsern großen Städten die Anlage und Erhaltung einer allgemein nutzbaren Stadtbibliothek fordern dürfte, das ist bis jetzt in größerem Umfang wohl nur in einigen freien Reichsstädten anerkannt worden.

Immerhin werden von Staatswegen für Institute und Sammlungen noch leichter die nöthigen Summen aufgebracht als für Personen, zumal Künstler und Gelehrte sich ja leicht mit geringeren Summen zufrieden geben. Durchweg, kann man sagen, ist es Regierungsmaxime, einem jeden nicht je nach Verdienst so viel wie möglich zu bieten, sondern ihn so billig wie möglich zu kaufen. Gerade diese durchaus falsche Maxime trägt eine wesentliche Mitschuld an dem Verderb der idealen Gesinnung unter den Gelehrten, denen, um zu höherem Gehalte zu kommen, fast nichts anderes übrig bleibt, als von irgendwo einen Handel mit sich anzuzetteln, bei dem sich eine Preissteigerung der eigenen Person herausschlagen läßt. Es liegt mir fern, derartigen Schacher zu rechtfertigen, ich fordere von dem echten Gelehrten und Künstler die Entsagung, die man ihm ansinnt, finde es aber andererseits unbillig, daß man die Idealität ihrer Gesinnung auf solche Probe stellt, daß man ihnen zumuthet, solche Entsagung zu üben. In unserer gewinnsüchtigen Zeit wird auch sicher-

Digitized by Google

lich die Idealität der Gesinnung allein nicht mehr im Stande sein, die zunehmende Fahnenflucht der Geistesarbeiter aufzuhalten, wenn nicht Staat und Gemeinde in erhöhtem Maße die Pflicht auf sich nehmen, ihnen den Kampf mit der äußeren Lebenssorge mehr noch als bisher zu erleichtern.

Jedoch nicht von Staat und Gemeinde allein soll man das Heil erwarten. Sie kommen gewiß zunächst in Betracht, weil nur sie im Stande sind, eine feste Beruhigung für's Leben zu geben; aber es ist natürlich, daß dieser Vortheil einer gesicherten Lebensstellung ohne übermäßige Anschwellung des Staatsbudgets nur darzubieten ist, so lange sich die Ansprüche der Betreffenden nicht über die Forderung eines je nach den Lebenskreisen auskömmlichen Gehaltes erheben. Im Vergleiche mit den Erträgnissen freier Geschäftskreise werden daher die Einnahmen der angestellten Lehrer und Künstler immer gering bleiben und den Bedarf des Lebens nicht decken, sobald die Wünsche sich auf den Mitgenuß der über den engeren Kreis häuslichen Glückes hinausgehenden Lebensfreuden erstrecken. Künstler und Gelehrte bleiben daher auch als Staatsangestellte noch angewiesen, sich diesen Mitgenuß unmittelbar durch freie eigene Thätigkeit zu erarbeiten und es ist um ihrer Selbstständigkeit willen gut, daß dem so ist. Sie können aber bei der Natur ihrer Arbeit auf guten Erfolg dieser Mühen nur rechnen, wenn bei denen, die ihre Geistesarbeit genießen, der gute Wille obwaltet mit der äußeren Vergütung für den Genuß nicht zurückzuhalten. Schwerlich kann gesagt werden, daß in Deutschland viele Reiche und Wohlhabende in dieser Hinsicht schon den richtigen Geist bethätigen. In Berlin, in Leipzig, in Frankfurt, in Köln, in Hamburg und wohl noch in einigen anderen Städten haben allerdings edle Kunstfreunde ihren Reichthum zunächst für sich und dann zum Besten ihrer Stadt zur Pflege von Kunstsammlungen verwendet; aber im großen und ganzen fällt es doch auf, in wie manchen Palästen und Villen jeder wahrhaft künstlerische Schmuck fehlt, wenn auch ihre Besitzer nicht ganz versäumen, durch den Besuch öffentlicher Ausstellungen einen gewissen Kunstsinn zu bethätigen. Ebenso häufig sucht man vergeblich in reichen Häusern nach einer wohl ausgestatteten Bibliothek. Leihanstalten für Kleider würden unsere reichen Leute zu benutzen sich scheuen, aber die schmutzigen Bücher einer Leihbibliothek gehen von Hand zu Hand. In meiner Vaterstadt Hamburg war es mir einmal vergönnt, den Katalog einer viel benutzten Leihbibliothek zu durchblättern; das gab mir einen lehrreichen Einblick in den Bücherbesitz meiner wohlhabenden Landsleute. Reiche Juristen in hoch ansehnlichen Stellungen liehen sich Mommsens römische Geschichte aus der Leihbibliothek, besaßen das Buch also nicht. Ein reicher Kaufmann, der große Summen auf die Unterhaltung einer kostbaren Orchideensammlung verwendete, wünschte einmal durch meine Vermittlung ein Buch über Madeira leihweise zu erhalten, weil es ihm zu theuer schien, dafür einige Thaler auszugeben. Von einem andern Kaufmann wurde glaubwürdig erzählt, daß er bei seiner neuen Hauseinrichtung auch hübsche Bücherschränke machen ließ mit Lederrücken hinter den Glasfenstern zum Schutze der Bücher, die dahinter stehen sollten. Aber an Büchern, die geschont werden konnten, fehlte es gänzlich. Für das Walzen seines Rasens gab mancher reiche Mann dort mehr aus, als für die Anschaffung guter Bücher. Auch anderwärts habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht. Vergeblich habe ich in Frankfurt am Main in einem großen Hotel am Goetheplatz um Goethes Gedichte gebeten. Und sehr allgemein wird wohl jeder Autor schon erfahren haben, wie bereitwillig im Kreise seiner Bekannten seine Bücher von ihm selbst oder einem guten Freunde, dem er sie schenkte, entliehen und gelesen, aber nicht gekauft werden.

Es liegt auf der Hand, daß bei solchem Verhalten der wohlhabenden Mitwelt Künstler und Gelehrte es nicht leicht haben, durch eigene Arbeit ihre äußere Lage wesentlich zu verbessern. Eine Besserung hat zur Voraussetzung, daß bei unsern reichen Privatleuten die Gesinnung wächst, daß es sich schickt, wenn in ihrem Jahresbudget auch für Kunst und Wissenschaft ein angemessener Posten sich findet, daß sie überhaupt ihren Ueberfluß kaum besser und edler verwenden können als für die Freuden, die sie sich durch solche Ausgaben erkaufen.

Wenn nun wirklich bisher in Deutschland nach allen diesen Richtungen nicht das Genügende gethan ist, um das Verhältniß von Geld und Geist richtig zu gestalten, so darf doch auch nicht vergessen werden, daß wir erst jetzt anfangen, ein reiches Volk zu werden. Wir dürfen uns auch nicht wundern, daß der früheren idealistischen Ueberspannung jetzt in Folge des anwachsenden äußeren Reichthums eine utilistische realistische Gegenströmung gefolgt ist. Und darum dürfen wir die Hoffnung festhalten, daß der idealistische Grundzug unsres Volkes nicht säumig sein wird, von allen Seiten dieser Strömung entgegenzuwirken, sie einzuschränken und damit eine richtigere Ausgleichung im Verhältniß von Geld und Geist, eine bessere Werthschätzung geistiger Güter herbeizuführen. Es wird auch dann noch immer im Vergleich mit anderen Erwerbskreisen gelten, was das Sprichwort sagt: „Gelerter Leute Waar nicht viel einträgt baar", aber die Klage darüber wird geringer sein. Im freudigen Bewußtsein, doch das beste Loos gezogen zu haben, werden sich die Geistesarbeiter mit dem zwar geringern Ertrag, aber der größeren und genügenden Lebenssicherung zufrieden geben und bisweilen gern des Sprichwortes gedenken: „Kunst ist umsunst". — Denn andererseits wissen ja die Beglückten dieser Erde dann, daß „Reichthum vergeht, Kunst und Wissen besteht" und anerkennen den Spruch: „Nur so viel Gut besitzt ein Mann, als er mit edlem Sinn genießen kann".

## Literatur und Literaten Rußlands unter dem Kaiser Nikolaus.

### III.

Sechs Jahre lang blieb Puschkin aus Petersburg verbannt. In Odessa war seines Bleibens nicht gewesen, weil sein Vorgesetzter Graf Stroganoff die Bemerkung gemacht hatte, des jungen Dichters Einfluß auf die allsommerlich in jene Stadt strömende Badegesellschaft sei ein ungünstiger und die Jugend des Richelieu'schen Lyceums beginne die „Byron'schen" Manieren ihres Ideals nachzuahmen. Das Unglück wollte, daß Puschkin um dieselbe Zeit Briefe nach Petersburg schrieb, die von seiner Bekanntschaft mit dem Engländer Hutchinson, einem Freunde Shelleys, handelten und den angeblichen Atheismus dieses orginellen Denkers in Schutz nahmen und daß diese Briefe der Polizei in die Hände fielen. Ein vom 11. Juni 1824 datirtes französisches Privatschreiben Nesselrodes theilte dem Generalgouverneur von Südrußland mit, Se. Majestät sei mit der Führung des Collegiensecretärs Puschkin so unzufrieden, daß Allerhöchst dieselben befohlen hätten, den gedachten „par son inconduite" schlecht beleumdeten Beamten auf sein im Gouvernement Pskow belegenes Familiengut Michailawskoje zu verweisen und unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. — Puschkin ging einer der peinlichsten Phasen seines Lebens entgegen: überzeugt, daß ein der Regierung mißfälliger Beamter von der zehnten Classe nur ein gänzlich verkommener Mensch sein könne, sahen Puschkins Eltern den bereits berühmt gewordenen Dichter wie einen verlorenen, der Liebe und Achtung seiner Familie völlig unwürdig gewordenen Sohn an. Mit jedem Tage, den er länger auf dem Familiengute verbrachte, steigerte sich das Mißverhältniß zwischen Puschkin und seinem Vater, dem „liberalen" Franzosen der alten Schule, der zugleich ein unbedingter Machtanbeter war. Erst als der würdige Sergei Ljwowitsch auf ein anderes Gut übersiedelte und den mißrathenen Sohn allein ließ, brachen für diesen bessere Tage an. Aus dem nahen Dorpat fanden sich Freunde zum Besuch ein (Shukoffski und Stud. Wulff), — petersburger Gäste ließen sich gleichfalls von Zeit zu Zeit sehen und es war Hoffnung vorhanden, daß dem exilirten Dichter mit der Zeit erlaubt werden würde, einige Monate in Dorpat zu leben, wo Shukoffski, Wojeikoff, Wulff und die Damen Protassoff einen angenehmen russischen Gesellschaftskreis zu bilden begonnen hatten. — Während Puschkin mit Plänen solcher Art beschäftigt war, traf die Nachricht vom Ableben Kaiser Alexanders und den folgenreichen petersburger Decemberereignissen ein. Puschkins erste Empfindung war, daß er nicht fehlen dürfe, wo um die Zukunft seines Vaterlandes das Loos geworfen werde: er begab sich auf die Reise nach Petersburg, kehrte aber wieder um, als ihm auf dem Wege zur ersten Sta-

Digitized by Google

tion ein Pope begegnet*) und ein Hase über den Weg gelaufen war — drei Tage später erfuhr er, daß der Aufstand mißglückt und über die Führer desselben und alle Verdächtigen ein furchtbares Strafgericht hereingebrochen sei. — Rußlands guter Stern hatte gewollt, daß sein größter Dichter zu den Rebellen in kein directes Verhältniß getreten war, weder mit Puschtschin noch mit Rylejeff während der letzten Monate Briefe gewechselt hatte und straflos bleiben konnte.

Unter banger Sorge um das Geschick der Freunde seiner Jugend (Rajeffski, Puschkins naher Freund und Vetter hatte längere Zeit in Gefahr geschwebt, eingezogen zu werden) verbrachte der Poet ein schweres, unruhiges Frühjahr. Im Sommer verlautete, der Kaiser gedenke, diejenigen unter der vorigen Regierung polizeilich gemaßregelten Personen, die sich während der letzten großen Krisis als loyal bewährt, zu begnadigen. Puschkin beschloß aus dieser Gunst der Umstände so weit möglich Vortheil zu ziehen: unter Berufung darauf, daß er nie einer geheimen Gesellschaft angehört, erbat er in einem direct an den Kaiser gerichteten, kurzen, durchaus würdig gehaltenen Gesuch um Aufhebung des über ihn verhängten Verbannungsdecrets. Sowohl der Generalgouverneur Pskows und der Ostseeprovinzen Marchese Paulucci, als der Civilgouverneur von Aderkas bescheinigten das Wohlverhalten des ihrer Aufsicht unterstellten „Beamten von der zehnten Classe": im September 1826 traf ein kaiserlicher Feldjäger in Pskow ein, in dessen Begleitung Puschkin nach Moskau abreisen mußte, wo der eben gekrönte Kaiser seit einigen Wochen Hof hielt. Nikolaus ließ den Ankömmling direct vor sich bescheiden und hatte eine längere Unterredung mit demselben. Einzelne Bruchstücke der Unterredung sind aus des Kaisers eigner Erzählung in der Folge bekannt geworden. „Wo hättest Du am 25. December gestanden, wenn Du in Petersburg anwesend gewesen wärest" fragte Nikolaus „bei mir oder bei den Rebellen?" „In den Reihen der Rebellen" antwortete Puschkin unerschrocken. — Diese Offenheit gefiel dem Kaiser und gab des Dichters Versprechen, sich künftig loyal zu halten, in seinen Augen besonderes Gewicht. Nikolaus umarmte den erstaunten jungen Mann und eröffnete ihm in gnädigster Weise, daß das von Alexander erlassene Verweisungsdecret zurückgenommen und ihm die Wahl seines künftigen Aufenthaltsorts freigegeben sei. „Wegen der Censur Deiner Gedichte" hatte Nikolausdiesen Mittheilungen hinzugefügt, „brauchst Du Dir**) keine Sorge zu machen Alexander Sergejewitsch, ich werde selbst künftig Dein Censor***) sein". — Puschkin befand sich in nicht geringer Verlegenheit: es lag auf der Hand, daß der Nachfolger Alexanders I., derselbe Fürst, der eben Rylejeff zum Tode verurtheilt, Bestusheff und Odojéffsky nach Sibirien verwiesen, Bajätinski nur bedingungsweise der Freiheit wiedergegeben hatte, — daß dieser Fürst ihn, den bedeutendsten Dichter Rußlands, gewinnen und zur Lossagung von den liberalen Tendenzen seiner Jugend bestimmen wollte. Einer solchen Lossagung kam es gleich, wenn der Jugendfreund Puschtschins und Marlinskis in demselben Augenblick nicht nur die erbetene Begnadigung, sondern förmliche Beweise der kaiserlichen Gunst annahm, in welchem der Liberalismus proscribirt, seine Vertreter in Tod und Verbannung gejagt, die der Presse angelegten Fesseln um das Dreifache ihres bisherigen Gewichts erschwert worden waren. Die wenigen Tage der Freiheit, welche seit seiner Abreise von Michailawsk vergangen waren, hatten den scharfsichtigen und feinsinnigen Beobachter davon überzeugt, daß die maßgebende russische Gesellschaft sich unkenntlich verändert habe, daß seit dem fünfundzwanzigsten December 1825 ein neues Regime begonnen habe, mit dem der Friedensschluß nur um hohen Preis möglich sei. So verdüstert die letzten Lebensjahre Alexanders I. auch gewesen waren — über ihnen hatte doch ein Abglanz jener besseren Tage gelegen, in denen der Enkel Katharinas zu den Traditionen des philosophischen Jahrhunderts geschworen, in denen er an Menschen und an Menschenwürde geglaubt, in denen er die Verwandlung der überkommenen absolutistischen Staatsform in eine constitutionelle für das Ziel seiner Regententhätigkeit angesehen hatte. Von dem allem war jetzt nicht mehr die Rede, durfte und konnte nicht mehr die Rede sein. Ein Theil von Puschkins Freunden schmachtete in den Kerkern der Peterpaulsfestung und Schlüsselburgs, der andere hatte sich scheu in die Einsamkeit seiner Landgüter begraben, wieder andere (unter diesen der vortreffliche N. J. Turgenjeff) lebten als Flüchtlinge im Auslande — man hörte von nichts als von Verhaftungen und Haussuchungen reden, es galt für gefährlich nach Leuten, die als verdächtig eingezogen worden waren, auch nur zu fragen. — Puschkin, ein trotz seiner Weltlichkeit und seiner Schwächen durchaus edler, hochsinniger und gerader Charakter, war nicht der Mann sich über diese Lage schwachherzig selbst zu täuschen — er sah, daß er an einem Scheidewege seines Lebens stehe und zu wählen habe zwischen Unterwerfung unter das herrschende System oder abermaliger Verweisung aus der Culturwelt. Er entschied sich für die erste Alternative: Politiker war er nie gewesen, sondern Patriot und der Patriotismus schien ihm zu gebieten, sich und sein Talent Rußland zu erhalten. Wandte er der kaiserlichen Gnadensonne den Rücken, so war an eine Fortsetzung seiner literarischen Thätigkeit ebenso wenig zu denken, wie an den Druck der schon seit geraumer Zeit der Veröffentlichung harrenden Arbeiten seiner letzten Jahre, — von jedem Verkehr mit auf gleicher Bildungsstufe stehenden Menschen ausgeschlossen, auf sein Landgut und seinen Bücherschrank angewiesen hätte der erst 27jährige Poet auf eine volle Entwicklung seines Talents verzichten müssen, wenn er mit dem Kaiser seinen Frieden nicht machte. — Schwer genug mußte das dem stolzen Herzen des Dichters ankommen: er wußte nicht nur, mit welchem Maße ihm künftig gemessen werden würde, was alles man von ihm verlangen werde, — er wußte zugleich, daß der bessere Theil des Adels und fast die gesammte Jugend in der Stille die Opfer des 25. Decbr. wie Märtyrer feierte und daß man ihn, wenn er gegen den Stachel zu löken aufgehört für einen Verräther an der Sache der Freiheit und des Vaterlandes ausgeben und als solchen verlästern werde. Der Glaube an seine künstlerische Mission, die leidenschaftliche Sehnsucht nach der Gesellschaft, aus welcher er während der besten Jahre seines Lebens ausgeschlossen gewesen war und das Gefühl der Unveräußerlichkeit seiner inneren Würde und Unabhängigkeit gaben Puschkin die Kraft, über diese Rücksichten hinwegzusehen — Verächter des profanum vulgus und der Meinung des zünftigen Literatenthums war der Sohn des alten Bojarengeschlechts, der Enkel Hannibals des Negers*) immer gewesen. Er nahm die Gnade des Kaisers an und siedelte nach Moskau, später nach Petersburg über, wo ein Rest der Mitgliedschaft des Arsamass noch lebte, — freilich unter völlig veränderten Verhältnissen und nach gründlichem Bruch mit den Idealen der Jugend. — Die feinen Formen und die hohe formale Bildung der aristokratischen Gesellschaft war seinem feingestimmten Gemüth immer ein Bedürfniß gewesen und er genoß es in vollen Zügen, endlich der Sphäre wiedergegeben zu sein, für welche er sich einmal geschaffen fühlte, in der Dichter wie Fürst Wjäsemski, Shukoffski und Dahl, Künstlernaturen wie Graf M. J. Wielegorski und Alexei Ljwoff, feingebildete Staatsmänner und Literaturkenner wie A. J. Turgenjeff und außer diesen Dansass, Pletneff, Rajeffski, die bewährten, treuen Freunde seiner Jugend lebten. Nach dem Zustande des Gemeinwesens und dem eisernen Druck zu fragen, der auf dem größten Theil der gebildeten und strebsamen Männer seines Volks lastete, war nicht sein Beruf, er war Dichter, er erfreute sich für seine Person einer Ausnahmestellung und ließ sich an dieser genügen. Wohl bäumte sich hie und da noch der alte Stolz auf, wenn der Wille seines kaiserlichen Protectors dem Dichter Gnaden aufbürdete, die dieser nicht erbeten hatte und die der Lästersucht seiner Feinde

*) Nach russischem Volksaberglauben bedeutet die Begegnung mit einem Popen mit Sicherheit ein großes Unglück.

**) Ein „Du" aus kaiserlichem Munde hat nichts Verletzendes; nach russischem Sprachgebrauch erweist der ältere und höher gestellte Mann dem Jüngeren, den er duzt, eine Ehre und ein Zeichen des Vertrauens, — natürlich nur so lange russisch gesprochen wird.

***) Wörtlich ist das nicht zu nehmen: Puschkin erhielt nur das wichtige Recht von der Entscheidung des Censors an die des Kaisers zu appelliren, — der im ganzen mit der Puschkin'schen Muse ziemlich glimpflich umgegangen ist.

*) Mütterlicher Seits stammte Puschkin von einem Neger ab, den Peter der Große gekauft und in Frankreich zum Genieofficier hatte ausbilden lassen. Hannibal brachte es zum General und starb als wohlhabender und angesehener Gutsbesitzer.

Digitized by Google

und Neider Vorschub leisten konnten: daß der Kaiser ihm gegen die Verpflichtung, eine Geschichte Peters des Großen zu schreiben, 6000 Rubel jährlich aussetzte, war Puschkin trotz seiner häufigen Geldverlegenheiten nichts weniger als willkommen, — die gleichzeitige Ernennung zum Kammerjunker des kaiserlichen Hofes (gentilhomme de la chambre) empfand er sogar wie eine Beeinträchtigung seines Werthes und seiner Freiheit. Die Antwort, welche der Dichter dem zu dieser Würde gratulirenden Großfürsten Michael gab: „Ew. Kaiserl. Hoheit sind der erste, der mir zum Kammerjunker Glück wünscht" gemahnte sogar in bedenklicher Weise an die längst vergangenen Tage oppositionslustiger Jugend. Ueber dergleichen gelegentliche Rückfälle ging die Empfindlichkeit des Poeten aber nicht hinaus. Die Lage, in welcher er sich befand, contrastirte in zu bestechender und zu glücklicher Weise gegen das Drangsal der Exiljahre, als daß Puschkin über dieselbe hätte klagen und sein Sein zum Sein des gesammten Rußland erweitern wollen. Er befand sich auf dem Gipfel seines Ruhmes, seines Talentes und seiner Wirksamkeit: seine hervorragendsten Gedichte „Der Thränenquell von Bachtschissarai", „Der Gefangene im Kaukasus," „Die Zigeuner", „Boris Godunoff" und „Eugen Onégin" waren nicht nur gedruckt, sondern, dank der kaiserlichen Censur, fast völlig unverstümmelt geblieben; die Studien über das Leben Peters des Großen hatten seiner poetischen Thätigkeit keine Fesseln angelegt, sondern mächtige neue Anregungen gegeben, seinen Reisen in den Kaukasus und nach Orenburg, dem Schauplatz des Pugatscheff'schen Aufstandes, war durch kaiserliche Spenden unter die Arme gegriffen, — von der vornehmen Welt wurde der aristokratische, lebensfrohe Dichter auf Händen getragen und endlich stand er im Begriff, sich mit seiner „geliebten braunen Madonna" der schönen Natalie Gontscharoff zu verheirathen. — Die politischen Zustände seines Vaterlandes hatte Puschkin sich zudem nach Poetenweise zurecht zu legen gewußt. Sich in der Weise Shukoffski absichtlich über die allgemeine Unfreiheit und Leblosigkeit zu täuschen und vor derselben in weinerliche Schönseligkeit die Flucht zu nehmen, war Puschkin nicht der Mann. Sein kräftiger Genius sah den Thatsachen unerschrocken in's Gesicht und suchte nach einer geschichtlichen Rechtfertigung derselben: Rußland — so dachte er — war für die politische Freiheit noch nicht reif, es mußte erst die ihm in der europäischen Völkerfamilie zukommende Stellung erobern, die Grundlage seiner staatlichen Existenz sicher stellen, ehe es daran denken konnte, seine Zustände im Sinne der Freiheit und des Bürgerthums umzugestalten. Dem Kaiser Nikolaus sollte die Mission zugefallen sein, die großartige Arbeit zum Abschluß zu bringen, die die Nachkommen Peters übernommen hatten, Rußland seine natürlichen Grenzen zu erobern und den alten Gegensatz zwischen den beiden um die slavische Hegemonie streitenden Stämme der Russen und Polen in eine höhere Einheit aufzulösen. In diesem Sinne feierte die berühmte Ode „An die Verleumder Rußlands" die russischen Siege über dasselbe Polen, für dessen Wiederherstellung der Dichter lang genug geschwärmt hatte, in diesem Sinne pries Puschkin es als Act des Patriotismus, daß Rußland der Feindseligkeit des liberalen Westeuropa Trotz bot und unbekümmert um den Tadel desselben, der Sache seines Zaren treu blieb. Dem Stolz und der Vaterlandsliebe des Dichters imponirte die brutale Kraft des Staates und seines Repräsentanten und er fand es demgemäß in der Ordnung, daß auf die Beschwerden der Polen und die Vorstellungen ihrer westeuropäischen Freunde mit Kartätschen geantwortet wurde, — daß Rußland das Schreckbild aller nach Freiheit ringenden Völker zu werden drohte, schien ihm die Größe der Zukunftsmission seines Volkes zu verbürgen!

Wir haben nicht zu untersuchen, wie viel von dieser Puschkin'schen Geschichtsphilosophie auf Rechnung des poetischen Dranges kam, den Zuständen der Heimath überhaupt eine Lichtseite abzugewinnen, wie viel auf das von dem ehemaligen Liberalen empfundene Bedürfniß, sein persönliches Verhalten zu rechtfertigen, seine Unterwerfung unter das herrschende System zu motiviren. Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man über den Excentricitäten seiner Jugend zu Gericht sitzt, und die Nothwendigkeit empfindet, sich mit der wirklichen Welt in Gleichheit zu setzen, sah Puschkin in jedem neuen Schritt, durch welchen er sich von den radicalen Anschauungen seiner Jugend entfernte, einen Fortschritt, einen Sieg, den er über sich selbst erfochten, in jeder Concession, die er der Stillstandspolitik seines Protectors machte, eine verdienstvolle Errungenschaft. Dazu kam, daß er Aristokrat genug war, um vor der liberalen Begeisterung für Gleichheit und Brüderlichkeit tiefen Abscheu zu hegen, für welche seine Pseudocollegen, die Schriftsteller und Journalisten von Fach, sich in der Stille erhitzten. Er durfte fortfahren unter den Augen des modernen Philipp Mensch zu sein, ihm und seinen vornehmen Freunden war der Spielraum freier geistiger Bewegung gewährleistet, dessen sie bedurften — was fragte er nach dem Behagen oder Mißbehagen des literarischen Pöbels, den er seiner kritischen Lästersucht wegen tief verachtete, — dem ganz Recht geschah, wenn die Censur ihm die Flügel beschnitt. Nichts hatte er mit der Masse gemein, die tief unter ihm ihr Wesen trieb, die kein Verständniß für geschichtliche Nothwendigkeiten, keinen richtigen Maßstab für Rußlands und des russischen Volks wahre Bedürfnisse besaß. Unwillkührlich ließ auch er sich mehr und mehr in dem Netz hochmüthiger Ausschließlichkeit gefangen nehmen, in welches die Petersburger vornehme Welt sich eingesponnen hatte, um unberührt von der gemeinen Noth des Lebens ihrem ästhetischen Bedürfniß genug thun, in der Welt der Kunst Entschädigung zu finden für alles, was der Wirklichkeit fehlte und noch kaiserlichem Dafürhalten fehlen mußte. Eigene Neigung und Gewohnheit, der Einfluß der jungen schönen Gemahlin, die eben zu einer Sonne der vornehmen Gesellschaft geworden war, endlich die Lockungen der kaiserlichen Gnade entfremdeten den hochsinnigen Dichter langsam aber sicher den Idealen seiner Jugend: auch ihm blieb nicht erspart, die Fesseln zu tragen, welche unsere ausschließliche Gesellschaft jedem anlegt, der über ihre Schwelle getreten. Ohne daß er es wußte und wollte, unterwarf auch Puschkin sich der Mode, den Thorheiten und Vorurtheilen, die eben an der Tagesordnung waren und für welche er immer, auch als Verbannter in Kischeneff und Michailowskoje eine geheime Schwäche besessen. Es ist nur allzu wahr, was seine Freunde behaupteten, daß er sich in dem Helden der „Aegyptischen Nächte", jenem vornehmen Schriftsteller Tscharsky, „der lieber als trivialer Weltmann, denn als Literat erscheinen wollte, der sich in Kleinlichkeiten verlor, an die bei einem begabten Manne schwer zu glauben ist, der aus Eitelkeit den Spieler, Gastronomen und Sportsman vorstellte, obgleich er sich nie der Trümpfe erinnerte, insgeheim gebratene Kartoffeln allen Erfindungen der französischen Küche vorzog und Gebirgsklepper von Arabern nicht unterscheiden konnte" — daß Puschkin sich in diesem wunderlichen Heiligen selbst geschildert, selbst verurtheilt hat.

Dieser Schwachheit und der Verzerrung der ihn umgebenden Verhältnisse hat Rußlands größter Dichter, des Kaisers Nikolaus berühmtester Zeitgenosse, einen hohen Preis, den seines Lebens, zahlen müssen. Sein wunderbares Genie blieb von der Sphäre, in deren vergiftete Luft er sich begeben, unberührt und unangefochten, das Glück seiner letzten Lebenstage und das Leben selbst hat er der Welt, die einmal die seinige war, opfern müssen. „Was uns Alle bändigt, das Gemeine" hat den Faden seines kostbaren Lebens durchschnitten. — Wir müssen, um die traurige Geschichte von des Dichters Puschkin Ende zu erzählen, etwas weiter ausholen und auf die Zustände der petersburger Gesellschaft während der ersten Hälfte der dreißiger Jahre zurückgreifen.

Kein anderer äußerer Umstand hat so nachhaltigen und so ungünstigen Einfluß auf den Kaiser Nikolaus und dessen Regierungssystem geübt, wie der, daß dieser Fürst Zeuge dreier Revolutionen gewesen ist. Seinen Weg zum Thron hatte der dritte Sohn Kaiser Pauls durch den Aufstand von 1825 nehmen müssen, seine besten Mannesjahre widmete er der Bekämpfung der Ideen, welche durch die Ereignisse vom Juli 1830 und vom Februar 1848 in Fluß gesetzt worden waren. Ueber den tiefen Eindruck, den die Julirevolution auf diesen Herrscher machte, ist die Nachwelt durch die Memoiren des intermistischen französischen Geschäftsträgers vom Sommer 1830 Baron Bourgoing (der Botschafter Duc de Montemart befand sich gerade auf Urlaub) und die Akte russischer Feindseligkeit genügend unterrichtet worden, deren

Digitized by Google

Gegenstand Louis Philippe sein Leben lang*) gewesen. Polignacs Pläne zur Umgestaltung der französischen Verfassung waren von dem umsichtigen Pozzo di Borgo allerdings mißbilligt und Namens der russischen Regierung widerrathen worden, — daß der Kaiser persönlich den Standpunkt Carls X. theilte und nur die Opportunität, nicht die Legalität der Juli-Ordonnanzen in Zweifel zog, war in Petersburg ebenso bekannt, wie in Paris. Auf die erste Nachricht von den pariser Ereignissen mußte Bourgoing nach Zarskoje Selo eilen, um dem Kaiser über alle Einzelheiten des dreitägigen Straßenkampfs und die Haltung der einzelnen Truppenkörper ausführlich zu berichten. Durch nichts vermochte der gewandte französische Diplomat die gute Meinung des Zaren so entschieden für seine Person zu gewinnen und zu Gunsten seines Vaterlandes auszubeuten, als durch das uneingeschränkte und begeisterte Lob, daß er der Treue und Tapferkeit der königlichen Haustruppen spendete. Immer wieder kam der Kaiser auf die unvergleichliche Haltung der Grenadiere von der Garde zurück, welche den Hof des Louvre vertheidigt hatten und zu verschiedenen Malen unterbrach er Bourgoings Berichte mit den Worten „Jedem dieser Tapferen möchte ich ein silbernes Standbild setzen". Diese Standbilder zu errichten hat Nikolaus keine Gelegenheit gehabt, — sein Silber ist einzelnen der royalistischen Combattanten von 1830 in reichlichem Maße zugeflossen. — Unter den verschiedenen Ex-Officieren der königl. Garde, welche der Ruf von des russischen Kaisers entschiedener Parteinahme für die Sache des französischen Legitimismus nach Petersburg gelockt hatte, befand sich ein Herr de Dantès, Lieutenant a. D., der weder vornehme Familienverbindungen noch Vermögen, dafür aber ein gefälliges Aeußere und eine selbst für einen Franzosen ungewöhnlich große Portion von Selbstgefälligkeit und Unverschämtheit besaß. Wer dieser Herr eigentlich war und was ihn ermuthigt hatte, gerade in Petersburg sein Glück zu versuchen, war anfangs ein Geheimniß, da er mit keiner der bekannten alten Adelsfamilien in Zusammenhang stand und der Name Dantès den Habitués unserer Gesellschaft, die doch sonst in Paris vortrefflich Bescheid wußten, völlig unbekannt war. Man wußte nur, daß Herr de Dantès häufig im Hause des niederländischen Gesandten Baron Heeckeren zu sehen war und daß er ein Empfehlungsschreiben an den mit dem Bau der Isakskirche betrauten Architekten, den bekannten Baron Montferrant, mitgebracht hatte. Dieses Schreiben mußte von sehr guter Hand gekommen sein, denn Montferrant that einen ziemlich ungewöhnlichen Schritt zu Gunsten seines Schützlings. — Als Leiter des Baus unserer großen Kathedrale hatte der berühmte Architekt sich innerhalb der zu derselben gehörigen Räume ein Zimmer einrichten lassen, in welchem er täglich mehrere Stunden zubrachte, um mit den Baubeamten und Werkführern zu verkehren, Berichte entgegenzunehmen, Anordnungen zu treffen u. s. w. Der Kaiser, der sich für den mächtigen (übrigens erst mehrere Jahre nach seinem Ableben vollendeten) Bau lebhaft interessirte und denselben sehr häufig persönlich in Augenschein nahm, hatte die Gewohnheit, bei Gelegenheit solcher Besuche, Montferrant in seinem Arbeitszimmer aufzusuchen und sich mit ihm zu unterhalten. Der schlaue Franzose wußte diesen Umstand zu Gunsten seines jungen Landmannes zu benutzen und es einzurichten, daß der Kaiser bei einem seiner Besuche unvermuthet auf Dantès und noch einen andern Emigranten traf. Nicolaus wurde auf die beiden eleganten jungen Fremden aufmerksam und fragte sie nach Namen und Herkunft. Kaum hatte er erfahren, daß dieselben königliche Offiziere seien, welche aus Abscheu gegen die Revolution den Dienst quittirt hätten, so schlug er ihnen vor, in eines seiner Garderegimenter zu treten. Als Dantès sich mit seiner Vermögenslosigkeit entschuldigte, erklärte der Kaiser, ihm helfen zu wollen: wenige Tage später war der junge Abenteurer Lieutenant der Chevalier-Garde, des ersten unserer hocharistokratischen Garde-Reiterregimenter, und Pensionär der kaiserlichen Chatoulle, die ihm monatlich tausend Rubl. B. A. auszahlte. Sein Glück war damit gemacht — der Ruf der ihm erwiesenen kaiserlichen Gunst öffnete Herrn de Dantès die Thüren der angesehensten Häuser der Stadt, sein Rang sicherte ihm das Recht bei Hof zu erscheinen, sein keckes zuversichtliches Benehmen machte ihn zum Liebling der vornehmen Damenwelt und zu einer Größe ersten Ranges in der Sphäre der fashionablen junger Männer.

*) Daß der Frieden erhalten blieb und daß Nikolaus nicht schon vor Eingang der die Intervention ablehnenden Antworten Preußens und Oesterreichs, Acte directer Feindseligkeit gegen die neue französische Regierung beging, insbesondere den unter dreifarbiger Flagge segelnden französischen Kauffahrern den Hafen von Kronstadt versperren ließ, ist wesentlich das Verdienst Bourgoings gewesen, der den aufgebrachten Monarchen mit großem Geschick zu behandeln wußte. — Nikolaus' Abneigung gegen den Bürgerkönig ist nie deutlicher und kleinlicher zu Tage getreten, als zur Zeit, in der Casimir Périer, der Sohn, französischer Gesandter in Petersburg war. Verstimmt darüber, daß der russische Botschafter wiederholt bei feierlichen Gelegenheiten in den Tuilerien nicht erschienen war, hatte der König Herrn Périer befohlen, einmal beim Namensfest des Kaisers zu fehlen und sich durch Krankheit entschuldigen zu lassen. Das nahm Nikolaus so gewaltig übel, daß der französische Gesandte Monate lang nicht nur keine Einladung zu Hof erhielt, sondern geradezu gesellschaftlich excommunicirt wurde. Seinen Beamten und Generalen hatte der Kaiser persönlich befohlen, dem Gesandten keine Einladungen zugehen zu lassen und denselben nicht zu besuchen; natürlich ahmte die gesammte „Gesellschaft" diesem Beispiel nach, das selbst für einzelne Mitglieder der deutschen kleinstaatlichen Diplomatie maßgebend gewesen sein soll. — Die Geschichte dieses unsäglich kleinlichen, für die gesellschaftlichen Zustände der 30er und 40er Jahre und die Art des Kaisers höchst charakteristischen Vorfalls ist von Périer selbst, viele Jahre später, ausführlich erzählt worden.

## Aus der Hauptstadt.

### Die neuen Erwerbungen der berliner Gemäldegalerie.

(Schluß.)

Aus demselben Jahre stammt Nr. 25, Soldaten auf der Rast in einem Stalle, von Jan Kick, einem gleichfalls bei Waagen vergessenen und noch in keiner öffentlichen Galerie vertretenen Meister. Worauf die Zutheilung dieses Bildes an ihn beruht, weiß ich nicht, doch ist ein etwas fremdartiger Name in diesem Falle sehr erwünscht, da keiner der bekannteren Künstler, die in diesem Jahre ein derartiges Bild gemalt haben könnten, mit einiger Wahrscheinlichkeit für dasselbe in Anspruch genommen werden kann. Aus dem tiefen Dunkel der Bildfläche tritt in vortrefflich beobachteter Haltung die Gestalt eines vorn rechts nachlässig auf einem Stuhle sitzenden Officiers mit über die Lehne herabhängendem Arme hervor. Dieser Haupttheil des Bildes ist von einer Feinheit, daß man an die besten denken könnte; überhaupt paßt auf den Meister dieses Gemäldes nicht recht die Gesammtcharakteristik, welche Waagen von den holländischen Malern des Soldatenlebens gibt oder höchstens nur in ihrer ersten Hälfte: „Sie sind von vieler Lebendigkeit in der Auffassung, auch gute Zeichner und sehr fleißig in der Ausführung. In der Färbung haben sie indeß oft etwas Schweres, in den Umrissen etwas Hartes, in der Pinselführung etwas Trockenes". Es ist ein schönes und angenehmes Bild (was man von dieser Gattung nicht oft sagen kann); seinen Zustand vermochte ich nicht zu constatiren; derselbe erscheint gut.

Nr. 26 macht uns zu den beiden aus unserer Gemäldegalerie uns geläufigen Meistern in der Kunst, todte Fische appetitlich zu malen, Jacob Gillig und Alexander Adrieanssen, noch mit einem dritten mindestens ebenbürtigen Kunstgenossen derselben, dem Abraham van-Beyeren, bekannt, der auch — gleich Gillig — bei Waagen fehlt; er hat Fische und Hummer auf einer Tischplatte liegend dargestellt; ein ganz vorzüglich gutes Bild dieser Gattung, dessen Urheber durch dessen Monogramm festgestellt ist.

Unter Nr. 27 wird uns Jan Weenix, der bekannte Maler todten Wildprets, in einer sehr abweichenden Richtung, nämlich als Bildnißmaler vorgeführt: wir sehen Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Herzogin von Orleans und Mutter des Regenten, von einem knieenden

Digitized by Google

Neger bedient, im Schloßgarten von Versailles, etwas unter halber Lebensgröße. Das Bild ist nicht geeignet, den Beweis zu führen, daß Weenix bei seinem gewöhnlichen Genre seinen eigentlichen Beruf verfehlt habe und sich selbst unbewußt ein großer Porträtmaler gewesen sei. Die Gesichts- und Körperformen sind wunderbar hölzern und ungeschickt gezeichnet — so in dem Kopfe mit dem forcirt seitwärts gerichteten und dort ganz unlebendigen Blicke und in dem gebrechselten rechten Unterarme mit dem spaßhaft dünnen Handgelenke —, die Haltung der Figur ist nicht sowohl würdevoll als vielmehr steif, und obwohl die Farbe im ganzen harmonisch und kräftig ist und den Meister erkennen läßt, ziehen doch nur die seinem speciellen Kreise entnommenen Partien durch ihre schöne Behandlung an.

Das letzte der gegenwärtig ausgestellten Bilder, welches erst nach der Ausgabe des Kataloges fertig in Stand gesetzt und darauf noch zur Anschauung gebracht worden, ist eine Gefangennehmung des Simson von Willem de Poorter, einem (auch bei Waagen übergangenen) Schüler Rembrandts. Der Künstler hat eine eigenthümliche Veränderung mit dem gegebenen Stoffe vorgenommen, indem er dem in Delilas Schoße ruhenden Simson durch einen der Philister das Haar abscheeren läßt. Die Composition ist nicht sehr ansprechend, in der Zeichnung fällt besonders der unglückliche rechte Arm des Simson, der dem Kopfe zum Kissen dienen soll, ihm aber in Wahrheit die Ruhe nimmt, auf, die Färbung ist wohl durch scharfes Putzen unharmonisch und bunt geworden, die Behandlung aber, die den Uebergang von den Historienmalern der Rembrandtschule zu den eleganten Genremalern anschaulich vermittelt, macht das Bild interessant genug.

Die vorangegangene einfache Aufzählung und kurze Schilderung der angekauften Bilder würde wenig Zweck haben und einer geflissentlichen Umgehung der Schwierigkeiten allzu ähnlich sehen, wenn ich derselben nicht noch eine so zu sagen kritische, besser vielleicht reflectirende Betrachtung über den Ankauf im ganzen folgen ließe.

Es handelt sich nun zunächst darum, für diese Betrachtung den richtigen Standpunkt und Ausgangspunkt zu gewinnen. Es würde ungemein verkehrt sein, an die Erwerbungen einer öffentlichen umfassenden Kunstsammlung den Maßstab des persönlichen Gefallens und Beliebens legen oder mit abstract ästhetischen Urtheilen gegen dieselben operiren zu wollen. Jede öffentliche Sammlung ist nicht blos zum Genuß, sondern zur Belehrung vorhanden, und daß zum Studiren auch in Sachen der Kunst mehr als die bequeme Kenntnißnahme von dem Gefälligen und Angenehmen gehört, wer möchte wohl daran noch ernsthaft zweifeln? Es wird also nur nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu urtheilen sein.

Doch auch hierbei allein ist noch nicht stehen zu bleiben. Es kommt auch noch der Charakter der Sammlung in Betracht. Einer sehr einseitigen Sammlung, wie etwa die casseler ist, die fast nur um ihrer Niederländer willen in Betracht kommt, durch ihren Bestand an diesen aber auch eine sehr hohe Bedeutung hat, würde ganz und gar nicht mit der Vermehrung um ein an sich gutes und schönes Stück Mittelgut der italienischen Malerei gedient sein, ja es wäre zu erwägen, ob ihr Director wohl daran thäte — gesetzt, daß er über bestimmte Mittel zur Vermehrung der Sammlung geböte —, für ein einzelnes, an sich vorzügliches italienisches Gemälde seinen Ankaufsfonds um eine erhebliche Summe zu schmälern. Gegentheils wird er nie einem Tadel ausgesetzt sein, wenn er seiner Sammlung ein gut erhaltenes echtes Bild eines niederländischen Meisters, selbst wenn es keiner ersten Ranges wäre, um vernünftigen Preis zuführte.

Eine vielseitige Sammlung ersten Ranges hat wieder einen anderen Maßstab. Der Director der dresdner Galerie z. B., welche an weltberühmten und ihres Ruhmes werthen Hauptbildern der größten Meister aller Schulen reich ist und nur etwa bei den Spaniern eine kleine Schwäche hat, macht sich lächerlich, wenn er eine sogenannte croûte für 90 Thaler als Giorgione aufhängt, einen Lorenzo di Credi zum Lionardo umtauft, um doch diesen Namen im Katalog zu haben, oder eine späte handwerksmäßige Copie einer vermuthlich Holbein'schen Composition zwingen will, Holbeins eignes Werk zu sein. Er erntet auch keinen Ruhm, wenn er Werke und Meister zweiten und dritten Ranges erwirbt, die in den Schätzen seiner Sammlung untergehen. Dagegen ein bedeutendes Werk eines Hauptmeisters (wie den Eingangs erwähnten Dürer'schen Christus am Kreuze) kauft er nicht leicht zu theuer, am wenigsten, wenn er dadurch eine Lücke ausfüllt.

Die berliner Gemäldegalerie ist in keinem dieser Fälle; sie hat einen abweichenden, durchaus eigenthümlichen Charakter. Sie ist in Meistern und Schulen vielseitiger, man thut besser zu sagen: vollständiger als irgend eine andere Galerie der Welt; sie besitzt auch viel mehr, als ihr die Oberflächlichkeit des viator vulgaris Baedekeri, dieser neuen argen Spielart von homo sapiens, zuzugestehen pflegt, vortreffliche, schöne und interessante Werke verschiedensten Ursprunges, aber alles in bescheidenem Umfange und in bescheidener Anzahl; zum Gegenstande weithin tönenden Ruhmes eignet sich kaum das eine oder andere Stück ihres Besitzstandes. Eine genügende Anzahl derartiger Werke zu gewinnen, um sich so mit wesentlich veränderter Physiognomie der dresdner Galerie oder auch nur der münchener Pinakothek ebenbürtig an die Seite stellen zu können, darauf muß sie nach der Lage des heutigen Kunstmarktes überhaupt und des Ausmaßes ihrer Mittel im besonderen verzichten. Die in jüngerer Zeit entstandenen bedeutenden Privatsammlungen (voran die Gallerie B. Suermondt und die londoner national galery) beweisen durch die riesigen Aufwendungen an Kenntniß, Zeit und Geld, die in ihrem Interesse gemacht werden, die Richtigkeit dieser Behauptung.

Unsere Gemäldesammlung ist daher darauf angewiesen, ihre Stärke zu pflegen, sich in der Richtung fortzuentwickeln, auf welche sie durch die Art ihrer Entstehung gewiesen ist und in welcher sie allen Gallerien der Welt voran steht, mit einem Worte, an ihrem Ausbau als Fundstätte für die Geschichte der Malerei zu arbeitkn. Auch ihr kann man das Wort Platens zur Beherzigung und Nachachtung empfehlen:

Was suchst du mehr, als was du bist, zu sein?
Ein andres je zu werden, wähne nicht!

Diese Gedanken sind nicht neu, wohl aber nicht genügend in lebendiger Erinnerung. Sie sind mit sicherer Hand als Norm bereits bei der Begründung der Sammlung vorgezeichnet worden, und wer hätte auch an Einsicht und Wohlwollen die Männer übertreffen sollen, welchen die Organisationsarbeiten übertragen waren? Es ist mir lieb, bei dieser Gelegenheit nicht auf Waagen zurückgehen zu dürfen, der in der Regel schwer zu umgehen ist, wenn es sich um Licht- und Glanzpunkte in der berliner Kunstpflege handelt; es ist mir lieb, sage ich, ihn nicht nennen zu müssen, denn dessen Verkleinerung und Verdächtigung ist jetzt seit einiger Zeit wieder ein Lieblingscapitel und wird es — selbstredend ohne nachhaltigen Erfolg — bleiben, so lange noch die Generation am Leben ist, die in der Lage war, ihn beneiden zu können oder seinen Neidern und Widersachern die Schleppe zu tragen. Es ist unverfänglicher und unanstößiger, Wilhelm von Humboldt als Gewährsmann anzuführen, der in seinem anfänglichen Berichte an den König über das neubegründete Museum vom 21. August 1830 („Aus Schinkels Nachlaß", Bd. III, S. 298—327) unter der Rubrik „Fernere Ankäufe" Folgendes sagt (S. 315 ff.):

„Die Gemäldesammlung ist so zahlreich und verbreitet sich so vollständig über alle Zweige und wesentlichen Schulen der Malerei, daß es unmöglich darauf ankommen kann, dieselbe geradehin und blos zu erweitern. Es kann für die Sammlung unmöglich wichtig sein, von weniger großen Meistern einige Bilder mehr, oder von Bildern, die mit großen Namen versehen sind, deren Echtheit aber unsicher ist, sollten sie auch an sich Verdienst besitzen, eine größere Anzahl zu gewinnen. Das Einzige, was der Galerie wahrhaft ersprießlich, allein, wenn man aufrichtig gestehen soll, auch nothwendig erscheint, ist die Ausfüllung der wirklichen und wesentlichen Lücken. Sehr viele Galerien, ja vielleicht alle bekannten, lassen sich nur als Aggregate betrachten, welche nach und nach ohne bestimmten Plan zusammengekommen sind. Die hiesige königliche Galerie zeichnet sich im Gegentheil dadurch aus, daß sie sich systematisch über alle Perioden der Malerei ausdehnt, und die Geschichte der Kunst sich in ihr von ihren Anfängen an verfolgen läßt. Diesen Vorzug verdankt sie der Sollyschen Sammlung, und es wird ein dauerndes Verdienst des Hofraths Hirt bleiben, dies und was damit für die Kunst und die Kunstgeschichte zusammenhängt, früh anerkannt und den Ankauf dieser Sammlung dringend und angelegentlich empfohlen zu haben. Es ist damit der hiesigen Galerie ihr wahrer Charakter aufgedrückt worden. Die aus den königlichen Schlössern und der Giustiniani'schen Galerie hinzugekommenen Gemälde haben noch dieser Anlage größere Vollständigkeit und Mannichfaltigkeit gewährt, so daß man mit Wahrheit sagen kann, daß sie von dieser Seite jetzt einzig dasteht. Bei dieser ihrer Beschaffenheit werden nun natürlich die Punkte, in welchen sie noch unvollständig ist, doppelt sichtbar, ja man kann bei anders eingerichteten Galerien kaum von Lücken reden, da die Anlage derselben nicht auf geschichtliche Vollständigkeit gemacht ist. Nun muß man aber, bei der vollen Anerkennung der großen

Digitized by Google

Vorzüge der hiesigen Sammlung, doch zugleich offenherzig gestehen, daß es derselben an sicheren und bedeutenden Bildern gerade mehrerer der größesten Meister wirklich fehlt. Ich darf hier nur die Namen Tizian, Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto*), Paolo Veronese, Tintoretto, Domenichino, Albani, Albrecht Dürer, Hans Holbein den jüngeren, welchen sich noch andere beifügen ließen, erwähnen."

„Von allen diesen Meistern fehlen der Galerie historische Gemälde entweder ganz, oder die vorhandenen gehören nicht zu den bedeutenden, bisweilen nicht einmal zu den sicheren Werken derselben. Es kann daher offenbar nun nicht der richtige Weg neuer Erwerbungen sein, Anerbietungen von Gemälden durch Kunsthändler oder Privatbesitzer abzuwarten, und sich blos mit Hinsicht auf die Güte der Bilder und die Wohlfeilheit der Preise in Ankäufe einzulassen. Es ist vielmehr vorauszusehen, daß solche Bilder, als der Sammlung wirklich nothwendig sind, auf diesem Wege höchst selten oder nie in dieselbe gelangen werden. Dagegen verlocken solche Gelegenheiten immer noch zu leicht, bald wegen des gefälligen Reizes der Bilder, bald wegen der scheinbaren Wohlfeilheit des Preises, bald aus Rücksicht auf die darbietenden Personen, und es kommen auf diese Weise doch Ankäufe zu Stande, aus welchen der Sammlung kein wahrer Nutzen entstehen kann. Es entspringt hieraus unausbleiblich der Nachtheil, daß die Geldmittel zersplittert werden, und die Kunst viel zu brauchen scheint, indem sie höchst wenig gewinnt. Es dürfte daher als Grundsatz festzustellen sein, jeden Ankauf, wie scheinbar vortheilhaft er auch sein möchte, zurückzuweisen, von welchem sich nicht eine Ausfüllung einer der oben erwähnten Lücken erwarten ließe."

Das ist so einleuchtend, daß schwerlich an der Richtigkeit des hier Gesagten irgend welche Zweifel erhoben werden können; und so wird es auch nicht zu umgehen sein, diesen für die berliner Gemäldegalerie unveränderlichen Maßstab an die gegenwärtigen Ankäufe zu legen.

Luca Signorelli war bei uns bereits erfreulicher und namentlich als Colorist vorzüglicher vertreten; indessen keine Frage, daß von einem so hervorragenden und merkwürdigen Meister ein geschichtlich so wichtiges Werk wie die Panschule unserer Galerie nur zur Zierde gereichen kann.

Ueber den Leonbruno ist kein Wort zu verlieren; auch die beiden Landschaften des Schiavone füllen wesentliche Lücken aus. Man suchte bisher die *Meister bei uns* vergebens.

Von Moroni haben wir zwei Porträte, unter ihnen ein sehr schönes aus seiner früheren Zeit. Ein weiteres der Art war daher kein Bedürfniß, um so weniger, wenn es in der Zeichnung Schwächen hat, was bei den schon vorhandenen nicht der Fall.

Tiepolo, von dem sich hier zwar zwei Gemälde vorfinden, war trotzdem nach jener wesentlichsten Richtung seiner Kunst, in der ihn das neuerworbene Bild vorführt, nicht vertreten.

Der deutschen Kunst gegenüber geziemt der Gemäldegalerie in der Hauptstadt des Deutschen Reiches eine besondere Sorgfalt. Ankäufe dieser Art werden daher eine sehr nachsichtige Beurtheilung gewärtigen können. Also wiewohl Hans Baldung Grien bereits dreimal in unserer Sammlung zu finden ist und zwar mit lauter bezeichneten Bildern, ist doch durch die Erwerbung des Flügelaltares aus Halle durchaus nichts Ueberflüssiges geschehen, zumal der Meister zu den bedeutendsten gehört und unverdienter Weise vernachlässigt worden ist, auch seine durch größere Genialität ausgezeichnete Frühperiode bei uns sonst noch nicht vertreten ist. Zu bedauern bleibt freilich, daß der berliner Galerie das in jedem Betracht belangreichere Zwillingswerk entgangen ist, auf welchem sich außer der Bezeichnung und Datirung eine mit größter Wahrscheinlichkeit für den Meister selbst gehaltene Figur in grüner Kleidung findet. — Die an manchen Stellen recht auffälligen und störenden und, wie es scheint, ganz unnöthigen Uebermalungen unserer Bilder werden sich ungefährlich beseitigen lassen, wenn es gelungen sein wird, unser Restaurationsatelier auch für die feineren und schwierigeren Arbeiten mit zuverlässigen Kräften auszurüsten. Daß verantwortungsvolle Restaurationsarbeiten vorläufig diesem Zeitpunkte vorbehalten sind, kann nur anerkannt werden.

Der „oberdeutsche Meister um 1530" bereichert unsern Katalog mit einem Anonymus, was für uns im allgemeinen entschieden werthlos ist. Indessen handelt es sich hier um einen sehr tüchtigen deutschen Meister und es stammt aus einer Zeit, in welcher auch hohes künstlerisches Verdienst bei uns noch namenlos blieb. Daher kann hier nur die Qualität des Bildes entscheiden, und diese rechtfertigt den Ankauf unbedingt.

Zu dem Velasquez bemerkt der angegebene Katalog: „Mit einem ächten Bilde war bisher der Meister in der Galerie nicht vertreten". Dieser Ausspruch involvirt die Verurtheilung der bisher Velasquez genannten Bilder; aber selbst wenn dieser mit den besten Gründen widersprochen werden könnte, würde der Ankauf dieser Bilder nicht zu bemängeln sein. Velasquez gehört zu den Meistern ersten Ranges, und bei diesen ist mit Grund erst dann von ferneren Ankäufen abzusehen, wenn man nicht mehr hoffen kann, sie besser und vielseitiger zu besetzen, als sie es schon sind. Bis dahin darf man es wie die Kupferstichsammler machen, die der Vollständigkeit wegen einstweilen schlechte Abdrücke in ihre Mappen legen, bis sie die besseren an ihre Stelle treten lassen können; und daß unser neuer Velasquez selbst das unbestreitbar Aechte in weiterem Umkreise als dem der berliner Galerie übertrifft, ist bereits gesagt worden und dürfte kaum Widerspruch finden.

Poussin ist der Hauptmeister der französischen Schule; ein ganz ausgezeichnetes Werk von ihm kann daher ohne Anstoß zu den vier bereits vorhandenen hinzukommen; aber eben auch nur ein ausgezeichnetes, wie das neuerworbene ist.

Ein unbekannter „französischer Meister um 1700" scheint mir dagegen kein erheblicher Zuwachs unserer Galerie zu sein und auf eine Ausnahmebeurtheilung gleich dem oberdeutschen keinen Anspruch zu haben. Daß die „vornehme Einfachheit" in der Auffassung, wie sie dieses Bildniß zeigt, „zu jener Zeit schon selten wird", wie der Katalog — materiell unzweifelhaft mit Recht — bemerkt, kann einem undatirten (nur durch die Tracht ungefähr zu fixirenden) Bilde meines Erachtens nicht zur ausreichenden Legitimation dienen.

Daß ein Lucas van Leyden, wenn er ächt ist, zu den wünschenswerthesten Bereicherungen unserer Galerie gezählt werden muß, ist selbstverständlich; nicht minder, daß ein Studium des Rubens, besonders wenn es so lehrreich für Künstler und andere Kunstbeflissene ist, wie die vorliegende Schlachtskizze, selbst einer Galerie willkommen sein muß, die an Arbeiten verschiedener Art von seiner Hand nicht gerade arm genannt werden kann.

Das früheste Bild eines David Teniers hat Interesse genug, um auch neben einem halben Dutzend erlesener Arbeiten des Meisters gern gesehen zu werden.

Die Bildnißmalerei der holländischen Schule ist so vielseitig und vortrefflich, daß es schwer ist, von ihren besten Meistern zu viel zu haben. Nichts aber kann lehrreicher sein, als gerade einen tüchtigen Meister der italienisirenden Richtung wie Bloemart den einheimischen Impulsen im höheren Alter und in dieser Gattung mit ungewöhnlichem Erfolge nachgeben zu sehen.

Cornelis Decker tritt als ein neuer Repräsentant der vielseitigen holländischen Schule zu den hier bereits vertretenen hinzu, und es brauchte das von ihm herrührende Bild gar nicht noch besondere historische Beziehungen und Bedeutung zu haben, um als dankenswerthe Bereicherung begrüßt zu werden.

Auch das Jugendbild Ruisdaels ist, selbst wenn es weniger schön wäre, durch seine geschichtliche Stellung genügend legitimirt; die Ansicht von den Dünen von Overveen aber gehört zu der seltensten und mithin abgesehen selbst von ihrem malerischen Reize werthvollsten und merkwürdigsten Gattung seiner Gemälde.

Wenn sich die unerheblichen Vertretungen eines Meisters von der Bedeutung wie Wynants häufen — mit Recht nennt der Katalog das schon vorhandene „ein geringeres Bild der früheren Zeit" —, so ist das sicher kein Vortheil. Es muß hier unzweifelhaft gut besetzt werden; etwas anderes ist zwecklos und überflüssig.

Sollte sich die Aechtheit des Zeemann erweisen oder wahrscheinlich machen lassen, so wäre nichts gegen eine Erwerbung einzuwenden, da der Meister hier noch nicht zu finden ist. Wenn das Bild unächt oder auch nur stark zweifelhaft ist, so ist sein Besitz werthlos.

Neben zwei Exemplaren des Thiergenres besitzt die Galerie auch ein jugendliches männliches Porträt von du Jardin. Nichtsdestoweniger hat das neuerworbene in halber Lebensgröße so vortreffliche Qualität, daß es als weitere Vertretung des vielartigen Meisters nicht zu verachten ist.

Albert Cuyp ist bisher zu ungenügend vertreten, als daß wir schon

*) Sein bekanntes und bei seiner Vernichtung zu trauriger Berühmtheit gelangtes Hauptbild der Madonna mit Heiligen wurde erst später durch Waagen erworben. Es würde hier zu weit führen, auf die damals vorhandene und die später gewonnene (oder nicht gewonnene) Vertretung der anderen Meister einzugehen.

Digitized by Google

ein Bedürfniß gehabt hätten, ihn in der geringsten seiner Fähigkeiten, in einem decorativen Genrestücke, bewundern zu können.

Wenn wir hingegen Berchem inmitten seiner italienischen Thätigkeit und gegenüber den unerfreulichen Bildern dieser Zeit in einfacher und gesunder Natürlichkeit beim Studium beobachten können, so hat das großen Werth und trägt kaum minder zur richtigen Würdigung des Verhaltens holländischer Maler unter italienischen Einflüssen am Ausgange der classischen Periode bei, als das Porträt des Moemart dasselbe für den Anfang derselben bietet.

Jacob van Loo ist eine geschichtlich so merkwürdige Persönlichkeit, daß eine so gute und charakteristische Vertretung desselben nur erwünscht sein kann, wenn sie gerade gefunden wird.

Jan Kick steht ebenso wie Decker; auch Beyeren, ein tüchtiger Specialist, war noch nicht vertreten.

Weenix als Porträtmaler ist eine Curiosität, die hier noch durch die Person des Dargestellten einen höheren Werth erhält.

Die Schule Rembrandts ist in Berlin vorzüglich besetzt; de Poorter aber fehlte, und er ist immerhin eine interessante Erscheinung. —

Somit sind nur wenige Stücke von den Ankäufen für die berliner Sammlung ungeeignet oder überflüssig, und es sind in keiner Hinsicht die bedeutendsten. Andererseits aber darf nicht verschwiegen werden, daß keine einzige der großen, klaffenden Lücken in unserer Galerie jetzt ausgefüllt worden ist; und wenn beispielsweise ein tüchtiger Dürer und ein schöner Potter erstanden worden wären, so würde man — vielleicht mit einziger Ausnahme des Velasquez — gern den ganzen gegenwärtigen Ankauf dafür hingeben und noch mit Begeisterung von den vorzüglichen Erwerbungen reden können. Aber diesem Gedanken soll nicht Ausdruck gegeben sein, um das Geschehene zu verkleinern; oder hätten etwa alle möglichen an sich vortheilhaften und empfehlenswerthen Ankäufe unterlassen werden sollen, bis sich ein Dürer oder Potter dargeboten hätte? Das wäre eine angenehme Taktik für Leute, die den geschäftigen Müßiggang lieben, nicht aber für solche, die etwas thun wollen, und deren Freude es ist, etwas zu leisten.

Solche Ankäufe können auch nicht einzeln in abstracto beurtheilt werden, sondern die Verhältnisse und Bedingungen, unter denen jede Erwerbung gelang, müssen mit in Anschlag gebracht werden. Zwar sind die Zeiten vorbei, in denen man, wie Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen, der Stifter der casseler Gemäldegalerie, ganze Schlösser und Besitzungen ankaufte, um die darin enthaltenen Kunstwerke zu erlangen: solche Gelegenheiten werden nicht mehr geboten, und selten dürften — wenigstens bei öffentlichen Sammlungen — die Mittel zur Verfügung stehen, sie zu benutzen. Aber in bescheidenerem Maßstabe muß doch manchmal Ballast mitgekauft werden. Ein Bild von Schiavone hätte z. B. vollständig genügt; aber man wird annehmen können, daß der frühere Besitzer nur beide Stücke zusammen weggeben wollte. Da war es natürlich räthlicher, zwei als keins zu kaufen. Aehnlich in anderen Fällen.

Nun müssen aber unsere neuen Erwerbungen noch in ganz besonderer Weise, und zwar als Ganzes betrachtet werden, wenn man ihnen gerecht werden will. Die berliner Gemäldegalerie hatte nicht nur die schon von W. von Humboldt empfohlene Taktik befolgt, sich „der belästigenden Anerbietungen zu entledigen", sie hatte auch durch vieljährige Unthätigkeit die Fühlung mit dem Kunstmarkte, die Verbindungen und Anknüpfungen, welche für regelmäßige und gute Kaufvermittelungen unumgänglich sind, gänzlich verloren, und ihre neuberufenen Leiter brachten persönlich das Fehlende aus ihrer bisherigen Thätigkeit nicht hinzu: auch sie standen zu dem Kunsthandelsverkehr in keinem Verhältniß. So darf also nicht vergessen werden, daß hier die ersten Früchte ganz neuer Versuche, sich auf dem Kunstmarkte heimisch zu machen, vorliegen, und jeder nur leidlich gelungene Kauf als ein Triumph über die traditionelle Lethargie und die überkommene Rathlosigkeit der Galerieleitung angesehen werden muß.

Dazu kommt noch eins: diese Ankäufe in beträchtlichem Umfange und zu namhaften Summen mußten in unverhältnißmäßig kurzer Zeit bewirkt werden. Dies ist nicht so zu verstehen, wie man es vielfach in tadelndem Sinne bemerkt hat, daß der neue Director aus irgend welchen mehr oder minder zu billigenden Gründen geglaubt hätte, nichts Eiligeres zu thun zu haben, als daß er das seinem Ressort unverhofft zugeflossene Geld möglichst schnell an den Mann zu bringen trachte, sondern er mußte praktisch denken, einerseits, daß mit Geld in der Tasche etwas Erhebliches zu schaffen ist, andererseits, welche Macht und welchen Werth gewisse Summen gegenwärtig auf dem Kunstmarkte haben. Beides war nur durch ein Experiment im Großen, durch eine größere Anzahl von Ankäufen innerhalb kurzer Zeit möglich.

Unter diesem Gesichtspunkt und unter gehöriger Anrechnung aller Schwierigkeiten ist das Experiment als überraschend geglückt zu bezeichnen, und man gewähre nur die Mittel, sich daraus eine Gewohnheit entwickeln zu lassen, so wird der gute Erfolg an der Galerie sehr bald zu spüren sein.

## Notizen.

Die Benefizvorstellung der Elsaß-Lothringer hat nach übereinstimmenden Zeugnissen der politischen Theaterreferenten kein Glück gemacht und ist fast schon wieder vergessen. Die Einbildung, wir sollten nach dem mehr als mittelmäßigen Vortrage eines Herrn aus Saverne den Preis unserer schweren und blutigen Kämpfe ohne weiteres wieder herausgeben oder dem Spiel eines napoleonischen Plebiscits mit verdächtigen französischen Karten aussetzen, war von vornherein mit dem Stempel jener Lächerlichkeit behaftet, die nach einem bekannten französischen Sprüchwort tödtlich zu wirken pflegt. Man hat sich mit dem Namen des Anwalts der Protestirenden, dessen teutscher Klang sogar den hochseligen König Ludwig von Bayern befriedigt haben würde, viel amüsirt. Das Malheur, in einer Stellung, die Europas Augen auf sich ziehen soll, mit einem solchen urgermanischen Familiennamen behaftet zu sein, erinnert an das Mißgeschick eines alten Stutzers in Paris, dessen Visitenkarte den Vornamen Joseph trug. Er besuchte die sarkastische Marquise von X. und vergaß beim Weggehen in der Zerstreuung seinen Paletot im Vorzimmer. Die Marquise schickte ihm den Ueberwurf mit einem Billet, in welchem es hieß: „Mein Herr, wenn man das Unglück hat, Joseph zu heißen, läßt man bei einer Dame weder seinen Mantel noch seinen Paletot zurück!" .... Die Frage, ob die Elsaß-Lothringer im Reichstage bleiben, ob sie gehen oder zurückkehren wollten, ließ uns vom ersten Tage an ziemlich gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß Elsaß-Lothringen selbst bei uns bleibt, und daran wird der franzosenfreundliche, polnisch-socialistisch-sonnemann-ewald'sche Einspruch nichts ändern. Viel bedeutsamer als dieses schlecht arrangirte und noch ungeschickter ausgeführte elsaß-lothringer Intermezzo war die Rede Moltkes über das Militärgesetz, an welcher die Franzosen noch immer umhernagen. Personen, die selten sprechen, haben stets den Vortheil, daß man ihnen, wenn sie sich einmal ausgiebig äußern und überdies Bedeutendes sagen, ganz anders zuhört, als den wortreichen Ciceros des Tages. Die Rede des schon jetzt historisch monumentalen Strategen wurde sofort in alle civilisirten Sprachen übersetzt. Nationalliberale und Fortschritt hatten allerdings gegen einige strict militärische Ausführungen des Feldmarschalls constitutionelle Bedenken. Uns frappirte, offen gestanden, in anderem Sinne der Satz, in welchem Graf Moltke mit soldatischem Freimuth gestand, wir wären zwar eine mächtige Nation, aber in Europa bis jetzt wenig beliebt. Daß wir deswegen noch für ein halbes Jahrhundert eine schwere Rüstung tragen sollen, ist nothwendig, aber hart. Angedeutet scheint dadurch, daß dieser Mangel an Liebenswürdigkeit noch fünfzig Jahre währen könnte, was doch wenig trostreiche Aussichten für das lebende Geschlecht und die kommende Generation eröffnet. Das Schlimmste ist, daß Moltkes für das deutsche Selbstgefühl wenig schmeichelhafter Ausspruch unstreitig viel Wahres enthält. Man hat uns wirklich an vielen Orten nicht gern. Man respectirt unsere Arbeitskraft, unsere Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, aber man findet uns nicht angenehm. Ob die Zugeknöpftheit unserer Bureaukraten daran schuld ist, der hypochondrisch verdrießliche Ton einiger wirklichen oder vielmehr vorgeblichen Officiösen, das barsche Wesen gewisser Aufsichtsbeamten oder der Himmel weiß was sonst; das Factum läßt sich nicht ganz bestreiten. Uns fehlt vor allem die Fähigkeit, wenn man will, das Bedürfniß des behaglichen Lebensgenusses. In Berlin namentlich haben dazu die Wenigsten Zeit. Die Bewohner der deutschen Hauptstadt haben das gesellschaftliche Sichgehenlassen und die harmlose Plauderei so gut wie verlernt. Bei einem der letzten Feste des Carnevals hatte der vorsorgliche Wirth neben dem für die tanzlustige Jugend bestimmten Ballsaal mehrere Salons herrichten lassen, in welchen ältere Herren und Damen sich gemüthlich niederlassen und ihre Gedanken, wie die Italiener

Digitized by Google

sich ausdrücken, lüften sollten. Aber die comfortablen Räume blieben leer. Alle strömten zu den Tanzenden, bildeten stundenlang eine schweigende Galerie, verstopften die Eingänge und hinderten die Touren. Die vergnügliche, anspruchslose Causerie gehört bei uns zu den Seltenheiten, und kommt der Deutsche hinaus, fühlt er sich überall fremd. Seine von einer gewissen Scheu nicht ganz freie Reserve mag zum Theil jenen Mangel erklären, der durch Moltkes Rede in den stenographischen Berichten verzeichnet ist und für dessen negativen Eindruck eine auf ein halbes Säculum berechnete Kriegsbereitschaft keinen ganz ausreichenden Ersatz bieten dürfte. . . .

* * *

Mehrere Blätter haben das kleine Dankschreiben in lateinischer Sprache, welches D. F. Strauß wenige Tage vor seinem Tode an B. Auerbach übersandte (siehe Nr. 7 der „Gegenwart"), abgedruckt. Daß einige, welche sich der Mühe der Verdeutschung unterzogen, „ingenuus" (aufrichtig) mit „reichlich" wiedergaben, würden wir mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht noch ein anderer Uebersetzungsfehler Berichtigung erheischt hätte. Man hat nämlich „symmysta" mit „Mitmystiker" übersetzt. Strauß ein Mystiker! Daß man zuweilen zu bequem ist, um die Bedeutung eines unbekannten Wortes im Lexikon aufzusuchen, ist uns sehr begreiflich; wie man aber einen Mann wie Strauß ohne weiteres zum Mystiker stempeln kann, nur weil das unbekannte Wort ähnlich klingt, ist uns ein Mysterium. Symmysta heißt: Gesinnungsgenosse, eigentlich: einer der denselben Göttern dient, Mitpriester.

* * *

Der Director des preußischen statistischen Bureaus, Dr. Engel, beleuchtet in einer höchst interessanten Broschüre die Folgen, welche das neue Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Form der Eheschließung für die Statistik des Standes und der Bewegung der Bevölkerung im preußischen Staate nach sich ziehen wird. Wenngleich der Verfasser zugibt, daß man sich vorläufig aus rein praktischen, von der Selbstverwaltungspolitik gebotenen Gründen darauf habe beschränken müssen, *ein Minimum von* Civilstandsangaben obligatorisch zu machen, so meint er doch, daß es sich empfehlen würde, wenn man diejenigen Nachweise, welche das Gesetz zwar jetzt nicht verlangt, die jedoch für die Zwecke einer guten Bevölkerungsstatistik unumgänglich nothwendig sind, nebenbei zu gewinnen suchte, indem man die Beantwortung der über das Gesetz hinausgehenden Fragen den Standesbeamten als eine facultative Arbeit überließe. Der Vorschlag ist sehr beachtenswerth; sicherlich aber wird man, wenn er von der Regierung acceptirt wird, bei seiner Ausführung erst dann erfreuliche und nutzbare Resultate erzielen, wenn die Bearbeitung des statistischen Rohmaterials den Standesbuchführern und deren vorgesetzten Behörden völlig abgenommen und ausschließlich dem statistischen Bureau überwiesen ist. Andernfalls wird es wahrscheinlich nur wenigen Standesbeamten oder Behörden einfallen, sich die Verarbeitung des Registermaterials zu Tabellen durch Hereinziehung der facultativen Mehrfragen noch schwerer zu machen, als sie ihnen jetzt schon ist. Jedenfalls wäre es sehr wünschenswerth, wenn die Regierung diejenigen Mängel, welche das neue Gesetz nothwendig haben mußte, durch zweckmäßige Instructionen und einige Reformen, wie Dr. Engel sie für die Wirksamkeit der amtlichen Statistik als erforderlich bezeichnet, weniger fühlbar und folgenschwer machte. — Dr. Engel bemerkt in einer andern Broschüre, in dem Bericht über die Verwaltung des statistischen Bureaus im Jahre 1873 auf Seite 39: „Sehr wenige Menschen sind Liebhaber statistischer Werke". Das ist allerdings sehr richtig; nicht minder richtig wäre die erweiterte Behauptung: „Sehr wenige Menschen haben eine Liebhaberei für Statistik". Aber eben deshalb ist es ein Glück, daß wir eine amtliche Statistik und ein Institut, wie unser preußisches statistisches Bureau haben. Es wäre zu wünschen, daß ein größeres Publicum einmal etwas mehr von der kolossalen Wichtigkeit und den Erfolgen einer guten Bevölkerungsstatistik wüßte, als es jetzt weiß. Liest man die Engel'sche Broschüre, welche sich hauptsächlich auch mit der Frage beschäftigt: „Wie muß die Statistik der Bevölkerung beschaffen sein, damit sie der Gesetzgebung und Verwaltung, der Wissenschaft und dem Leben die größtmöglichen Dienste leiste", so wird der Respect, den man gewöhnlich vor einer mit Zahlen operirenden Wissenschaft an und für sich schon hat, durch die Wahrnehmung, in welcher geistvollen und nichts weniger als zahlenmäßig trocknen Weise diese Zahlen verwerthet werden, ungemein erhöht und der lebhafte Wunsch erregt, daß Regierung und gesetzgebende Körperschaften unserer Statistik nach Kräften helfen möchten, dasjenige, was sie bisher aus Mangel an Unterstützung und an Mitteln versäumen mußte, nachzuholen. Der Etat des statistischen Seminars ist trotz einiger in neuester Zeit bewilligten Aufbesserungen noch immer nicht ausreichend, und die nothwendigen Kräfte können noch immer nicht herangezogen werden. Warum ist das so? — Und warum macht man sich nicht endlich an eine zeitgemäße Reform des statistischen Seminars, wie der Director Engel sie schon längst als nothwendig erkannt und selbst vorgeschlagen hat? —

## Bibliographie.

Sibirien oder die Declassirten vom vierzehnten December. Historischer Originalroman von W. Wilhelm Frhr. von Graßhoff. 2 Bde. Cassel 1874, Jungklaus.

Kleines Leben. Erzählungen von Edmund Hoefer. 3 Bde. Jena 1873, Costenoble.

Von Fall zu Fall. Tendenzroman von Herrmann Harry. 3 Bde. Jena 1873, Costenoble.

Arbeit macht frei. Erzählung von Lorenz Dieffenbach. Bremen 1873, Kühtmann.

Gesammelte Werke von Paul Heyse. Band VII. und VIII. Berlin 1873, Hertz.

Moritz Hartmanns gesammelte Werke. Band IV — VI. Stuttgart 1873, Cotta.

Andersen. Eines Dichters Bazar. 3. Auflage. Leipzig. Hartknoch.

Ausgewählte Werke von Gustav zu Putlitz. IV. Band. Berlin 1873, Paetel.

Elisa von der Recke. Von Ludwig Brunier. Bremen 1873, Kühtmann.

Federzeichnungen aus der Thierwelt von Aglaja v. Enderes. Buda-Pest 1874, Franklinverein.

Erklärung von tausend Ortsnamen der Altmühlalp und ihres Umkreises von Karl Kugler. Eichstätt 1873, Krüll.

Culturpflanzen und Hausthire in ihrem Uebergang aus Asien nach Europa. Historisch-linguistische Skizzen von Victor Hehn. 2. Auflage. 1. Lieferung. Berlin 1874, Borntraeger.

Briefe des Generals Rochus von Rochow an einen Staatsbeamten. Als Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts herausgegeben von E. Kelchner und Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Nachlaßschriften Otto Ludwigs. I. Band. Leipzig 1874, C. Cnobloch.

Die Magyaren und andere Ungarn. Von Franz v. Löher. Leipzig 1874, Fues.

Diesseits und Jenseits der Cordilleren von L. Rosenthal. Berlin 1874, E. Staude.

Entdeckungsreisen in der Heimath. I. Eine Alpenreise. II. Aus Stadt und Land. Leipzig 1874, Spamer.

Visionen eines deutschen Patrioten. Von Richard Voß. Zürich 1874, Verlagsmagazin.

Der treue Eckart. Von Joseph Pape. 3. Auflage. Paderborn 1873, Schöningh.

En por Blomen ut Annmarieck Schulten ehren Goren. Von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter. 3. Auflage. Greifswalde 1874, Bindewald.

Deutschlands Kampf und Sieg. Ein Heldenlied von Karl L. Netz. Beerfelden a. O. 1873.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

# Inserate.


In unserm Verlage erschien:

**Suite in G-moll**

für Pianoforte von

**J. Raff.**

Op. 162.

Nr. 1. Elegie in Sonatenform 25 Sgr.
Nr. 2. Volkslied mit Variationen 1 Thlr. 5 Sgr.
Nr. 3. Ländler 17½ Sgr.
Nr. 4. Märchen 20 Sgr.

Pr. compl. 2 Thlr. 12½ Sgr.

**C. A. Challier & Co.** in Berlin.

**Mittheilungen aus Schillers Nachlaß.**
Von **Karl Goedeke.**
Siehe „Deutsche Dichterhalle" Nr. 4.
Redacteur: Oskar Blumenthal.
Verlag: Joh. Fr. Hartknoch.
Vierteljährliches Abonnement: **12½ Sgr.**

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

**Harmonie und Charakteristik**

der

**Farben**

mit besonderer Anwendung auf

**Costümirung.**

Ein Vortrag, mit freier Benutzung von Goethe's Beiträgen zur Farbenlehre

von

**Edmund Wallner.**

**Preis 10 Sgr.**

☞ Von Interesse für **Maler, Schauspieler, Garderobiers, Kunstfreunde** u. A.

Belletristischer Verlag von **Richter & Kappler** in Nürnberg:

**Ritter unsrer Zeit.**

Zeitroman

von **Franz v. Remmersdorf.**

3 Bde. 8°. Eleg. geheftet 3 Thlr.

☞ Vorräthig in allen Leihbibliotheken, Buchhandlungen und Lesezirkeln.

Verlag von **Adolf Ackermann** in München (bisher E. A. Fleischmann's Buchhandlung).

Demnächst erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Erwürgung der deutschen Nationalität**

in

**Ungarn und Siebenbürgen.**

Eine Denkschrift

von einem Siebenbürger Sachsen,

bevorwortet

von

**Franz von Löher.**

Preis 10 Ngr.

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**
Berlin W., Markgrafenstrasse 52,
Ecke der Behrenstrasse.

**Den geehrten Vorständen**
der

**Vereine für Geschichte und Alterthumskunde**

empfehle ich zur Anfertigung lithographischer Zeichnungen von

**Wappen, Siegeln und architectonischen Gegenständen**

in **Gravür** und **Farbendruck**

die Dienste meiner, speciell für dieses Fach mit tüchtigen Künstlern ausgerüsteten

**LITHOGRAPHISCHEN ANSTALT**

hiermit auf das Angelegentlichste und sichere bei brillanter und correcter Ausführung billigst gestellte Preise.

**Fr. Bartholomäus,**
**Buch- & Steindruckereibesitzer in Erfurt.**

**Verlag von Georg Stilke in Berlin.**

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

**Theater von Paul Lindau.**

**II. Auflage.**

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

1. Band. 8. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

**Diana.**

Schauspiel in 5 Acten

von **Paul Lindau.**

(Erscheint demnächst.)

Zur Geschichte

der

**Republikanischen Partei in England**

von

**Karl Blind.**

(8. Sonderabdruck aus der „Gegenwart.")

Preis brochirt 5 Sgr.

**Peipers, W., Neue Methode zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache.** I. Cursus. 8. geh. 10. Aufl. Preis 15 Sgr.

— — desgl. II. Cursus. 8. geh. 3. Aufl. Preis 15 Sgr.

— — **Nouvelle grammaire française par demandes et par réponses à l'usage des Allemands.** geh. Preis 12 Sgr.

— — **Grammaire pratique de la langue allemande.** cart. Preis 26½ Sgr.

— — **Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache.** I. Cursus umgearbeitet und vermehrt mit der englischen Aussprache und erläuternden Noten von W. Molly. geh. 9. Aufl. Preis 18 Sgr.

Ein besonderer Vorzug bei dieser Grammatik ist die Beifügung der englischen Aussprache, die vorliegende 9. Auflage spricht am besten für die Brauchbarkeit derselben.

— — desgl. II. Cursus. 2. Auflage unter der Presse.

— — **Practical method for the study of the german language.** cart. 22 Sgr.

**Verlag von Georg Stilke in Berlin:**

**Der Hohe Hof des Parlaments von Deutschland**

von

**Richard Reuter.**

Preis brochirt 7½ Sgr.

Ueber die

**Truppenärzte**

im

**Felde**

von

**Dr. Conrad Küster,**
pract. Arzt zu Berlin.
Preis broch. 7½ Sgr.

**Tokaj und Jókai.**

Bilder aus Ungarn

von

**Karl Braun-Wiesbaden.**

8°. broch. 436 Seiten mit einer Illustration.

Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod" des Jókai Mór.) — Ein Franzose in Ungarn, 1860/61. (Nach den „Geographischen Plaudereien" des Malers Lancelot.) — Untersuchungen üb. d. Deutschenhass in Ungarn. — Minister Schäffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

**Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Vollständig erschien soeben:

**Arthur Schopenhauer's**

**Sämmtliche Werke.**

Herausgegeben von Julius Frauenstädt.

Sechs Bände. 8.

Geh. 16 Thlr. Geb. 19 Thlr.

Die allseitig willkommen geheißene Gesammtausgabe von Arthur Schopenhauer's Werken, von dem Herausgeber mit einem Lebensbilde des Philosophen und einer ausführlichen orientirenden Einleitung versehen, liegt nunmehr vollständig vor.


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 7. März 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5.
no 10

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die conservative Reaction und Lord Derby. Von Karl Blind. — Die jüngsten Cardinalsernennungen. Von Fr. Michelis-Braunsberg. — Journalistische Probleme. Von E. Frensdorff. — **Literatur und Kunst:** Die Technik des Romans. Mit besonderer Beziehung auf George Eliots Middlemarch. Von Friedrich Spielhagen. I. — Aus dem Jahre 1793. „Quatre-vingt-treize." Roman in drei Bänden von Victor Hugo. Besprochen von Paul Lindau. II. — **Aus der Hauptstadt:** Die musikalische Saison. Von A. H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. Von Prof. Dr. K. v. Scheel. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Die conservative Reaction und Lord Derby.

Von **Karl Blind.**

I.

„Wir leben in einem Lande" — sagte Hr. Eduard Whitty vor etwa fünfzehn Jahren in seinen „Politischen Brustbildern" —, „welches zwar schließlich wohl von einem großen Volke beherrscht, mittlerweile jedoch thatsächlich von einer Adelskaste regiert wird; und da diese Adelskaste aus einer jammervollen Sippe von Mittelmäßigkeiten besteht, so gibt es keine sichrere Prophezeiung, als diese: daß, wenn ein junger Oligarch von einigem Verstande auftaucht, er ganz gewiß, sobald er etwa das mittlere Alter erreicht hat, entweder oberster Staatsminister sein oder wenigstens eine hervorragende Stellung im Ministerium einnehmen wird."

Seitdem hat in England eine Bewegung stattgefunden, welche einer Umwälzung nahe kam. Unter den 6—7,000,000 erwachsenen Männern hatten bis zur ersten Reformbill nicht mehr als 500,000 das Wahlrecht geübt; und selbst das nach so harten Kämpfen errungene Gesetz von 1832 steigerte diese Zahl nur auf Eine Million. Es waren die höheren und ein Theil der mittleren Klassen, welche allein in dem Kreise der Stimmberechtigten standen. Die gesammte Arbeiterklasse war thatsächlich ausgeschlossen; ebenso die Masse der Landbewohner, die sich als Heuerlinge in einem Zustande der äußersten Gedrücktheit befinden.

Durch das Gesetz von 1868 wurde dieser aristokratische Charakter der Verfassung wenigstens formell gebrochen. Weitaus die Mehrzahl der städtischen Arbeiter trat nunmehr in den Kreis der Stimmberechtigten ein: die Gesammtzahl der Wähler stieg auf nahezu 3,000,000.

Noch blieb zwar die Klasse der ackerbauenden Tagelöhner, die in England den Bauernstand vertritt, ausgeschlossen; allein kaum wird sich mit Fug behaupten lassen, daß der Sache des Fortschrittes dadurch ein Nachtheil zugefügt worden sei. Unter den ungefähr 3,000,000 erwachsenen Männern, welche als Kottsassen eines Grundherrn oder als Grubenarbeiter auf dem Lande leben, sind höchstens ein paar mal hunderttausend in Ackerbau- und Bergwerks-Vereine zusammengefaßt, als deren Führer man Joseph Arch, Alexander Macdonald, Thomas Burt und einige Andere kennt. Von den entschieden fortschrittlichen, selbst demokratischen Bestrebungen dieser Führer auf eine entsprechende Gesinnung unter der Mehrzahl der Heuerlinge und Bergleute schließen zu wollen, wäre jedoch sicherlich verfehlt. Die Wahrscheinlichkeit ist vielmehr, daß das jetzige Wahlgesetz im Ganzen eine fortschrittlicher gesinnte Bevölkerung in sich faßt, als es ein auf die gesammte ländliche Einwohnerschaft ausgedehntes Stimmrecht thun würde.

Ich will heute die mehr äußerlichen, als tief gehenden Ursachen nicht näher erörtern, welche trotz dieser volksmäßigeren Gestaltung des Wahlrechtes zu einer „zeitweisen" conservativen Reaction geführt haben. Ein paar Andeutungen mögen genügen.

In jenen oberen Schichten, welche bisher einem gewissen whiggistischen Liberalismus huldigten, hat sich allerdings ein Umschwung vollzogen, der dem großen politischen Umbildungsprocesse entspricht, den England unzweifelhaft jetzt durchmacht. Im ganzen Lande sind seit 1866 demokratische Bestrebungen aufgetaucht, die sich in „Republicanische Clubs" und ähnliche Genossenschaften krystallisirt haben. Das liberale Ministerium, von diesem demokratischen Zuge gedrängt, hat demselben eine Abschlagszahlung nach der anderen gemacht und dadurch schließlich bei den whiggistischen und sonstigen gemäßigt Liberalen der höheren Stände die Befürchtung wachgerufen, die Entwicklung könne gar zu schnell gehen und am Ende die ganze jetzige Grundlage des Staates in Frage stellen. Der zeitweise Uebertritt zur conservativen Partei war das Nothwehrmittel dieser furchtsamen Whigs.

An der Lage im Allgemeinen hätte dies kaum etwas geändert, da die Zahl der genannten Klasse eine verhältnißmäßig geringe ist. Selbst daß die hochkirchliche Geistlichkeit dem Ministerium Gladstone wegen der Abschaffung der Staatskirche in Irland gram war; daß die Offiziere wegen der bei Abschaffung des Stellenkaufes vorgekommenen finanziellen Härten einen ähnlichen, nicht ganz ungerechtfertigten Groll hegten; daß ein ähnliches Gefühl eine Reihe kleiner Staatsbeamten bewegte, auf deren Kosten man Ersparnisse gemacht hatte, die besser an den Häuptern der Verwaltungszweige gemacht worden wären — selbst diese und ähnliche Gründe hätten das Verhältniß der Parteien kaum erheblich geändert. Mancher zwar murrte gegen das liberale Cabinet, weil es die „Alabama"-Entschädigung bezahlt; weil es Rußland den auf's Schwarze Meer bezüglichen Vertrag hatte zerreissen und die Heere des Zaren ungestört gegen Khiwa hatte vordringen lassen; oder auch, weil Englands Regierung am Schlusse des deutsch-französischen Krieges nicht ein Wort zu Gunsten des Besiegten eingelegt hatte. Schließlich jedoch waren so ziemlich Alle zufrieden gewesen, daß England durch keine dieser Fragen in eine kriegerische Verwicklung gerathen war.

Als die eigentlichen Ursachen der Niederlage, welche die liberale Partei bei dem diesmaligen Wahlfeldzuge erlitt, kann man drei Gründe bezeichnen. Erstens: die Spaltung zwi-

Digitized by Google

schen Liberalen und Radicalen, oder auch die nur persönliche Nebenbuhlerschaft zwischen einzelnen liberalen Bewerbern, welche in mehreren Städten den Tories zum Siege verhalf. Sodann die durch Gladstones irische Hochschulbill entstandene, auch nach Abwerfung dieser Bill noch fortbestehende Furcht unter großen liberal, aber dabei straff protestantisch gesinnten Bevölkerungsmassen, das Ministerium könne den Römlingen weitere Zugeständnisse machen. Endlich — und das ist, so traurig es klingt, der Hauptpunkt — lieferte die Wirthshausfrage für die Masse der Arbeiter, der Kleinbürger, und der in England zahlreichen Klasse der Junggesellen und der Reisenden, den entscheidenden Beweggrund bei der heurigen Wahl.

Die politisch liberalen, aber puritanisch engherzigen Mäßigkeits- oder vielmehr Enthaltsamkeitsapostel aus Sir Wilfrid Lawsons Schule hatten das Ministerium veranlaßt, durch Gebot einer früheren Feierabendstunde, durch einen ehemals nicht gewöhnlichen Schluß an Sonntagen u. dgl. m. in die Lebensgewohnheiten des Volkes tief einzugreifen. Der Versuch war sogar wiederholt gemacht worden, die sog. „Permissive Bill" durchzusetzen. Ihr zufolge soll in jeder Gemeinde eine Mehrheit von Hausbesitzern die Aufhebung aller Wirthschaften, das gänzliche Verbot des Verkaufs von Bier, Wein u. s. w. beschließen dürfen. Unter der Volksmasse befürchtete man, die Herren Parlamentsabgeordneten, denen es an eigenen Kellern und an Clubhäusern nicht fehlt, könnten auf diese Weise „des armen Mannes Club" ganz schließen wollen. Um einer Partei, in welcher sich solche Gelüste regten, eine Lehre zu geben, steckten daher eine Menge Wähler plötzlich die rothe Farbe auf, die in England die Toryfarbe ist.

Die Geistlichen ergriffen rasch die günstige Gelegenheit. „Bier und Bibel!" wurde wörtlich die populäre Losung. Da und dort — es klingt satirisch, ist aber wahr — hörte man diesen Stabreim sogar in der noch drastischeren Form: „Gin and Jesus!" (sprich: „Tschin and Tschiesus!") — was sich im Deutschen höchstens durch: „Kümmel und Christus!" übersetzen läßt.

## II.

Auf diesem sonderbaren Beete ist die rothe Blume der conservativen Reaction emporgesproßt!

Sechs Jahre nach der großen Umwälzung, welche durch die Massenzüge nach dem „heiligen Berg", der da Hyde-Park heißt, und durch die fast revolutionären Auftritte an Trafalgar Square herbeigeführt wurde, sind Hr. Disraeli und Lord Derby wieder an der Macht — nicht etwa in Folge einer zufälligen Verschiebung der Parteien im Unterhause, sondern kraft einer überwiegenden conservativen Mehrheit, die unter Gladstones Ministerium erwählt wurde, und trotz der von dem liberalen Ministerium gebotenen Lockspeise der „Abschaffung der Einkommensteuer" und des sog. „Freien Frühstückstisches", d. h. der Aufhebung der auf gewissen Verbrauchsgegenständen lastenden Zölle. „Die Welt", sagte Luther, „ist wie ein betrunkener Bauer; hebt man ihn auf der einen Seite in den Sattel, gleich fällt er auf der anderen wieder herunter!"

Ich habe Disraeli und Lord Derby genannt. Wäre es nach dem Herzenswunsche der Torypartei gegangen, so hätte Derbys Namen als der des Premiers voranstehen, derjenige Disraelis vielleicht ganz verschwinden müssen. Nur ungern erträgt ein großer Theil der blaublütigen Junker die Führerschaft des Mannes mit dem fremdartigen Gesichte, der als Radicaler und als Dichter eines „Revolutionären Heldengedichtes" begann, in welchem Brutus und Tell gefeiert wurden; der dann zur Torypartei abfiel und sich durch seine scharfe Zunge gefährlich und nöthig machte; und dessen geistige Beweglichkeit den bequem grasenden Wiederkäuern des Grundadels so zuwider ist.

Auch diesmal drang ein Theil der Torypartei darauf, daß nicht Disraeli, sondern Derby die oberste Stellung einnehme. Im Unterhause sind es Bentinck und Newdegate, die Häupter des Hochtorythums und des stockigen Staatskirchenthums, welche Disraeli noch nicht für conservativ genug halten. Im Oberhause entsprechen dieser Richtung der Marquis von Salisbury und Earl Carnarvon. Die beiden Letzteren sind jedoch durch Stellen im Cabinet soweit wieder gewonnen. Da Derby selbst erklärte, auf die Premierschaft verzichten zu wollen, so wurde die Schlichtung der vorhandenen Schwierigkeiten um so leichter. Sobald indessen Disraeli, der jetzt in seinem neunundsechzigsten Jahre steht, von der öffentlichen Wirksamkeit zurücktritt, wird in der conservativen Partei unfehlbar Derby die oberste Stellung einnehmen, der schon als „junger Oligarch" in bemerkenswerther Weise hervortrat, und dem die Eingangs erwähnte Stelle aus Whittys „Politischen Brustbildern" förmlich auf den Leib geschrieben zu sein scheint.

Fassen wir also Lord Derby, der einstweilen als „César déclassé" unter dem erfolgreichen Abenteurer Disraeli zu dienen hat, etwas näher in's Auge!

Sehr jung, schon im Alter von zweiundzwanzig Jahren, trat Derby, als damaliger Lord Stanley, in's Unterhaus ein. Man hat in England gegen den Eintritt sehr junger Männer in's politische Leben, vorausgesetzt daß sie Adelssprossen sind durchaus keine starken Vorurtheile. In bewegten Zeiten hat England sogar sehr junge Staatsmänner an der Spitze seiner Regierung gehabt — gerade wie Frankreich während seiner großen Revolution. Gewöhnlich jedoch sucht es sich seine Regierungshäupter unter den Graugewordenen aus; und unter den Sechzigen thut man's in gewöhnlichen Zeitläuften nicht gern. Dies gilt nämlich gerade als das Alter, wo der Mann so recht zu blühen anfängt. Er ist dann „in seiner vollen Kraft", bleibt etwa ein Jahrzehnt oder mehr in der gleichen Verfassung, und fängt nach Ablauf desselben — nochmals zu blühen an. Man nennt dies dann „ein grünes Alter": a green old age. Das Wort „Greis" ist in der englischen Sprache nicht vorhanden. Die Bezeichnung: „old man" gilt eher als ein Schimpfwort; Niemand will alt sein, und Niemand thut sich auf das Alter oder dessen Erfahrung etwas zu gut. Solcher Widersprüche gibt es unter diesem, sonst so gern auf den Wegen der Väter wandelnden Volke die Menge.

Gibt es also im englichen Parlament Greise, die es nicht sein wollen, so kann man dort andrerseits junge Adelige finden, die wie Schulknaben aussehen und dabei zu den Senatoren gehören. Was nun den jetzigen Lord Derby betrifft, so galt er freilich von jeher als „ein Jüngling ohne Jugend" als ein vorzeitiger Senator. Von seines Vaters ehemaliger Wildfangsnatur war jedenfalls nichts auf ihn gekommen. Still, in sich gekehrt, sozusagen ein ehrwürdiger Jüngling; ohne Wunsch, zu glänzen; ohne Fähigkeit, es zu einer geistreichen Aeußerung zu bringen, war er immerhin dem Studium zugeneigt, und bildete darin jedenfalls das Gegenstück des aufbrausenden, dreinfahrenden alten Derby, der in seinen jüngeren Jahren stark dem berüchtigten Großvater ähnelte, dessen letztes Vergnügen es war, als er selbst im Sterben lag, auf seiner Bettdecke Hähne sich zu Tode kämpfen zu lassen!

Von dem vorigen Lord Derby ist zwar aus der letzten Zeit seines Lebens eine Uebersetzung des Homer vorhanden. Wie sie jedoch entstanden, das bleibe in der Nacht und dem Grauen des Studirzimmers verborgen. Der jetzige Earl dieses Namens ist dagegen durch eine ordentliche Schule gegangen und hat, obzwar Lord, die Gehirncultur in eigener Person betrieben. Dasselbe darf rühmend von seinen Amtsgenossen, dem Marquis von Salisbury und dem Earl Carnarvon, gesagt werden, so crasse politische Reactionäre sie sonst sind.

Nachdem er die Universität fleißig durchgemacht, ging der junge Stanley gewissermaßen nochmals in die Schule, indem er nach einander Nordamerica, Indien, die westindischen Eilande und Africa besuchte — und zwar mehr wie ein Geschäftsmann, als wie Einer, der auf allgemeine Weltbildung ausgeht. Er studirte die Zuckerfrage; er untersuchte die Baumwollenfrage. Er reiste als Studirender der Volkswirthschaft, als

Digitized by Google

statistischer Sammler. Nebenbei saß er über Blaubüchern zur Erholung. Die aristokratischen Strohköpfe sahen ihn verwundert dieses ungewohnten Weges gehen; dergleichen war noch nie dageweſen! Ein Stanley ohne corpsburschenhaften Rempelsinn; ein Stanley und ein halber Gelehrter? — Das wollte sich nicht reimen, weder mit der Familie, der er entsprossen, noch überhaupt mit dem Stande, dem er angehört. So lautete wenigstens das Verdict der in dieser Klasse zahlreichen „Dundrearies" und ihrer geistigen Anverwandten.

III.

Man hätte darnach meinen können, das jetzige Haupt des Hauses Derby sei ein wahres Wunderkind gewesen und müsse nachher die Welt in's äußerste Erstaunen versetzt haben. Diese Erwartung wurde freilich getäuscht. Sitzfleisch zeigte Lord Stanley wohl; ein absonderliches Genie war er nicht. Er stach nur etwas hervor unter den „jammervollen Mittelmäßigkeiten" seiner Standesgenossen, was geistige Bildung betrifft; aber er ragte bei weitem nicht einmal an einige derselben hinan, welche durch Charakterzüge, wie sie den bedeutenderen Oligarchen oft eigen sind, sich von dem flachen Hintergrunde des gewöhnlichen „Nobthums" abheben.

Mit anderen Worten: Lord Stanley war wohl in einem Bureau am Platze; als Führer unter Männern zeichnete er sich nur dürftig aus. Eine Denkschrift über einen Fachgegenstand konnte er mit allen Hülfsmitteln einer guten Bücherſammlung pflichtschuldigst zuwege bringen. Im großen politischen Kampfe war er wie ein Fisch außer Wasser; er zappelte wohl, bewegte sich aber nicht fort. Wenn gleichwohl er, nächst Disraeli, der auserkorene Führer der Tories ist, so liegt dies theils an der inneren politischen Armuth der Partei, theils an der Zähigkeit, mit welcher die Tories die großen Familien-Ueberlieferungen pflegen. Ein Derby ist gewissermaßen ein ein geborener Torykönig.

Innerhalb der englischen Aristokratie gibt es denn auch, oder gab es wenigstens bisher eine Art Kronprinzenpolitik, ganz wie bei fürstlichen Geschlechtern. Der verstorbene Derby war in der Jugend fast radical. Auch sein Nachfolger hat bei Lebzeiten des Vaters zum mindesten „erleuchteten Aristokratismus" getrieben, indem er sich mit allerhand Verbesserungen im Sinne eines der hohen Oligarchie unschädlichen Volkswohles zu schaffen machte. In Handwerkervereinen, in „Mechanics' Institutes" u. s. w. war er, wenn nöthig, unschwer zu haben. Die klügeren Tories sind überhaupt in letzter Zeit geneigt gewesen mit denen, die, um mit Sallet zu sprechen, „da unten wimmeln ohne Brod und Recht", eine gewisse Beziehung zu pflegen — wäre es auch nur, um dem Mittelstande Eins am Zeug zu flicken. Das war u. A. der Zweck, der vor ein paar Jahren von Disraeli im heimlichen Einvernehmen mit ein paar Arbeiterführern gestifteten, jedoch zu frühe verrathenen „Social-Allianz".

Nun hat zwar der jetzige Lord Derby keine sehr macchiavelliſtische Ader. Er that gewiß nicht mit bösartigem, tiefem Vorbedacht, was die französischen Könige einst thaten, um des hohen Adels und des Bürgerthums Herr zu werden. Aber es gibt eben politische Regeln, welche bei den verschiedenen Ständen zur anderen Natur werden, mit der Muttermilch in den Nachwuchs eingehen: und nach einer solchen Regel ist auch der sonst so ruhige, trockene Mann verfahren, der jetzt als der „fünfzehnte Earl Derby" in der Peersliste steht. Für die städtischen Arbeiter hörte man ihn daher ehemals öfters ein Wort einlegen. Die Sache des vierten Standes gegen den dritten zu führen, kommt ja manchmal dem Grundadel zugute. Daß Lord Stanley aber in seiner gelegentlichen Sorge um die leidenden Klassen der Städte nicht von allzu feuriger allgemeiner Menschenliebe geleitet war, dafür ergab sich vor nicht langer Zeit ein schlagender Beweis.

Er war der Erste nämlich, der sich bei Anlaß der jetzt mächtig gewordenen Bewegung für Besserstellung der Lage der arbeitenden Tagelöhner gegen eine Reform aussprach. Der feudale Großgrundbesitzer kam da ganz unverhüllt heraus; nicht einmal ein Anstandsmäntelchen hängte er um. Die dreifache Abstufung von „Grundherr, Pachter und Tagelöhner", unter Ausschluß eines freien Bauernstandes, erklärte er für die heilige Dreieinigkeit des wahren Landbaues. Eine freie Bauernschaft, behauptete er, sei auf England unanwendbar; das bestehende System gebe den meisten Ertrag; es sei also Thorheit, dasselbe ändern zu wollen.

John Stuart Mill, der bekanntlich grundsätzlich nicht sowohl die Herstellung einer neuen Klasse von freien Landeigenthümern, als vielmehr die „Nationalisirung des Bodens" erstrebte, durch welchen der Staat zum Großeigenthümer würde, hat gleichwohl entschieden anerkannt, daß unter dem System des freien, vielfach getheilten Eigenthums der Gesammtertrag aus Grund und Boden größer ist, als unter dem englischen Feudalsystem. Allein angenommen, das letztere gäbe wirklich den größeren Gesammtertrag: wem kommt es zu Statten? Was haben die armen Teufel von „Schollenhüpfern" davon, daß der Herzog von Devonshire ein Jahreseinkommen von 500,000 Pfund Sterling bezieht, während sie selbst sich in einem Zustande befinden, der ihnen das Loos herrschaftlicher Pferde beneidenswerth erscheinen läßt? Der vielgereiste Lord Derby kennt sehr wohl den Unterschied zwischen dem Ackerknecht in England und dem freien Bauern des Festlandes. Wenn er gleichwohl so ohne alle Umschweife für die feudale Dreieinigkeit des englischen Systems einstand, so bewies er dadurch nur, wie wenig auch der aufgeklärteste Tory von Vorurtheilen abzubringen ist, wo es sich um den eigenen Geldsack handelt.

Man kann nicht sagen, daß der Strahlenschein der Menschenfreundlichkeit, der Aufklärung und des Freisinns, welchen Lord Stanley unter den dunkeln Figuren bigotter Krautjunker eine Zeitlang zu bewahren suchte, mit den Jahren zugenommen hat. Als Minister des Auswärtigen in einem Torycabinete hat er zwar beim Aufstande auf Kandia eine Stellung eingenommen, die ihm von einer oberflächlichen Auffassung als „Humanität" ausgelegt werden mochte. Daß aber Rußland ihm damals Beifall klatschte; daß er in den petersburger und moskauer Zeitungen als weiser, einsichtiger Staatsmann gepriesen wurde; daß Lord Stanleys Rede zu Kings Lynn geradezu als Freibrief für die russische Despotenpolitik galt, das spricht weder für seine politische Einsicht, noch für seine wirkliche Humanität gegenüber Nationalitäten, die gegen die eiserne Umarmung des Zarenreiches ringen.

Lord Derby ist jetzt wieder Minister des Auswärtigen; ein englischer Prinz hat eine Zarentochter heimgeführt; und der Zar selbst kommt nach London auf Besuch! Wird dieser Besuch eine ähnliche Folge haben, wie der des Zaren Nikolaus sie auf die spätere Aberdeen'sche Politik übte? .... Lord Derby, nach jener Rede in Kings Lynn zu schließen, scheint leider der Mann dazu, das Wort M'Neills: „Die Staatsmänner Europas seien die Werkzeuge, mit denen Rußland arbeitet", abermals wahr zu machen. Das aber scheint mir die allerschlechteste Eigenschaft eines englischen Staatsmannes zu sein, daß er die Plane der despotischen Macht fördert, die Ost-Europa bedroht und in Asien nach der Oberherrschaft strebt.

## Die jüngsten Cardinalsernennungen.

Es versteht sich von selbst, daß die jüngsten Cardinalsernennungen hier nur als ein politischer Act in's Auge gefaßt werden sollen. Hat sich ja doch unter der Herrschaft der römischen Curie das Cardinalscollegium längst zu einer Repräsentation der prätendirten weltbeherrschenden Stellung der Kirche herausgebildet. Wie sollte nicht ein solcher Pairsschub im Oberhause der infalliblen römischen, sich katholisch nennenden Kirche unter den gegenwärtigen Umständen von besonderer Bedeutung sein.

*

Digitized by Google

Zuvörderst ist dieser Act ein officieller Abschluß derjenigen Phase der infalliblen Politik, welche auf die Ausbeutung der Lüge des armen Gefangenen im Vatican gebaut war. Geld muß also jetzt wohl vorläufig genug in Sicherheit gebracht sein. Ein feierliches Consistorium mit einer Cardinalsernennung ist immer als einer der hervorragendsten Souveränetätsacte des Papstes betrachtet worden. Indem man sich dazu entschlossen hat, hat man officiell mit der Politik der Ausbeutung der Gefangenschaft des Papstes, des Mitleids mit dem ihm angethanen Unrechte gebrochen. Daß man unter der Hand den Bettel für den armen Gefangenen im Vatican noch fortsetzen werde, ist damit wohl nicht abgesagt; und dadurch, daß die neuen Cardinäle dieses Mal wegen der Bedrängniß der Zeit nicht vierspännig in vergoldeten Carossen und ich weiß nicht mit wie vielen geistlichen und weltlichen Lakaien, sondern einfach in zweispännigen Wagen mit Zubehör aufzufahren hatten, ist immer noch wohl ein Hinterpförtchen für den Bettelbrief offen gehalten. Aber daß man es damit fortan noch so offen und so im Großen treiben sollte, wie bis dahin, das ist doch wohl kaum zu denken. Darum, wie gesagt, für das Geld muß wohl vorläufig ausreichend gesorgt sein. — Die Ausdrücke, die ich hier leider anwenden muß, erscheinen vielleicht etwas stark; aber ich gestehe, etwas Widerwärtigeres, etwas Empörenderes, etwas so jeden kleinsten Grad sittlicher Größe Entbehrenderes, wie das, was sich in dieser ersten, mit der jetzigen Cardinalsernennung, wie ich meine, abgeschlossenen Phase der neusten ultramontanen Politik mit dem Gefangenen im Vatican abgespielt hat, hat die Weltgeschichte noch nicht gesehn. Nicht daß ich dem armen Pius so sehr grollte; nicht daß ich an Teufel in Menschengestalt unter seinen Berathern glaubte; es ist das klägliche Ensemble eines vor der Welt aufgeführten Schauspieles mit einem gemächlichen Märtyrerthum, während es nur eines Quentchens reiner Sittlichkeit und — sprechen wir das Wort ungescheut aus — echten Bußgeistes, echten Christenthums bedürfte, um dem Dämon seinen Spaß an dem Malheur der Menschheit zu verderben — das ist es, was diese kläglichste aller Scenen der Weltgeschichte zu Wege bringt. Ein Hiob im tiefsten Elend und Freunde, die neun Tage lang in stummer Trauer bei seinem Jammer sitzen, ohne den Mund zu einem Worte öffnen zu können, ja das ist ergreifend; aber ein dreifach gekrönter Stellvertreter Christi, der Millionen Gewissen mit Füßen tritt, der über alles flucht, was ihm an seine Krone greift, Gefangener ist, weil er wie ein eigensinniges Kind nicht ausgehen will, und ein Martyrium aussteht, wenn seine Cardinäle nicht mehr vierspännig, sondern zweispännig auffahren, das ist über die Maßen kläglich, das ist rein jammervoll; da ist auch keine Spur von Erhebendem dabei. — Doch bleiben wir bei der Sache. Die Cardinalscreirung ist ein Abschluß dieser ersten kläglichsten Phase der infalliblen Politik. In welchem Sinne? Etwa im Sinne einer wesentlichen Gesinnungsänderung? oder im Sinne einer Entmuthigung?

Da würde man sich wahrlich sehr verrechnen. Sieht doch auch eine Cardinalscreirung gar nicht wie ein Act der Verzweiflung aus. Nun, man nehme die Sache nur dreist für das, was sie ihrer Natur nach ist, für ein Anzeichen, wie weit man der Lage wieder mächtig geworden, wie weit man seines Erfolges gewiß geworden ist. Vielleicht denkt so mancher, daß denn doch der verstellte Bettler seine Krücken zu früh abgelegt habe. Kann sein; vielleicht aber auch nicht; vielleicht versteht er sein Handwerk besser als ihr, die ihr euch für klug haltet. — Was aber, wie mir scheint, die Richtigkeit dieser politischen Beurtheilung der Cardinalscreirung über jeden Zweifel erhebt, das ist die umsichtige Auswahl nicht der Personen sondern der Stühle. Eine plumpe Infallibilitätspolitik hätte eher einen Ledochowski, einen Melchers bedacht. Haben die ja doch vor allen anderen um die römische Curie sich verdient gemacht. Aber nein! Kein deutscher Bischof darf jetzt den Anspruch erheben. Italien, Spanien, Frankreich, England — Irland, Oesterreich-Ungarn und der Jesuitenorden, das ist die Armee, die die Curie gegen Deutschland in's Feld stellt. Wenn die deutschen Bischöfe, Ledochowski mit eingeschlossen, ihren Kampf mit dem Staate siegreich werden zu Ende geführt haben, dann werden auch sie an die Reihe kommen; wenn Bismarck wird nach Canossa gegangen sein, dann werden Ledochowski und Melchers, und dann wohl wieder vierspännig ihre Auffahrt in's heilige Collegium halten! Mit Deutschland ist jetzt die Kirche (!) im Krieg; Rom läßt aber keinen Feldherrn triumphiren, ehe er gesiegt hat und das Cardinalscollegium, wie gesagt, ist die Repräsentation der weltbeherrschenden Kirche.

Aber sollten wirklich die Gedanken der römischen Politik so hoch fliegen? sollte ihre Siegeszuversicht zu solcher kühnen Haltung sich aufschwingen? Ja gewiß, antworte ich, und ohne allen Zweifel; und wie sollten sie nicht! Sind's ja doch die Nachkommen jener Römer, welche den siegreichen Hannibal mit seinen Friedensanträgen vor den Thoren Roms zurückwiesen.

Ist's ja doch die Kirche, die unzerstörbare, die über allen Nationen die Verheißung hat, auf deren Grunde sie stehe. Sind's ja doch die Gewissen, die sie im Dogma beherrscht. Ist's ja doch Himmel und Hölle, ewige Seligkeit und ewige Verdammniß, was sie in den Kampf führen. Sind's ja doch die höchsten Ideen von Freiheit, Wahrheit, Recht, mit deren Zauber sie die Menschen fesseln. Und da sollte die römische Politik nicht Muth haben, sich der kühnsten Bestrebungen ihrer Jugendzeit zu erdreisten? Man höre nur so eine Rede von Windthorst; ist die nicht von einem katholischen Siegesbewußtsein durchweht, als ob der Triumph schon vor der Thüre stände?! Sieht man nicht die Märtyrer der ersten Jahrhunderte mit ihren Siegespalmen zu Tausenden jetzt aufmarschiren und ist das nicht eine heilige und unantastbare Ueberzeugung, daß gegen das Märtyrerthum der Kirche keine Polizeigewalt aufkommen kann? Was vermag auch die mächtigste Politik gegen eine geschlossene Macht wie die der infalliblen Kirche? Sahen wir doch neulich selbst den Reichskanzler vor dem Brummen des Centrums, als ob er die Finger sich verbrannt habe, zurückzucken, als er einmal dem Centrum so recht auf den Kopf die Wahrheit gesagt hatte, daß die infallible römische Kirche eben keine Kirche mehr, sondern eine mit dem sittlichen und rechtlichen Bestande der Menschheit unverträgliche Partei sei. Oder sollte die Partei jetzt nicht mehr zu fürchten sein, weil ihr auf Heinrich V. und eine katholische Restitution in Frankreich gebautes Project trotz aller Wallfahrten und Muttergotteserscheinungen so sichtbar Fiasco gemacht hat! Ob es so sicher ist, daß es Fiasco gemacht hat, will ich dahin gestellt sein lassen. Hat doch die Beschützerin Frankreichs noch ganz neuerlich wieder die bestimmtesten politischen Eröffnungen gemacht, dahin, daß Mac Mahon keine drei Monate mehr an der Gewalt sein werde und kann man sich doch sehr wohl vorstellen, daß ein so charakterfester und unnachgiebiger Herrscher von Gottes Gnaden, als welchen Heinrich V. sich erwiesen hat, ein ganz anderes Werkzeug in der Hand Gottes sein wird, als wenn er durch schwächliche Concessionen vielleicht um einige Monate früher zum Ziele gekommen oder gebracht wäre? Aber gesetzt auch, daß die Politik der Partei hier eine Schlappe erlitten hat, auf die sie nicht gerechnet hatte, meint man denn, daß sie um neue Mittel und Projecte verlegen wäre? Meint ihr, daß sie, die gleichzeitig in Nord- und Südamerica die feste Grundlage ihrer Zukunftsherrschaft legt, in England und Deutschland die Karten mischt, Oesterreich und Spanien und das katholische Frankreich und Italien am Bändchen hält und daneben auch Rußland und den Orient nicht aus dem Auge läßt, durch das augenblickliche Mißlingen eines Schachzuges in Frankreich, das ihr, weil es zu einer wirklichen, im sittlichen Sinne wahren religiösen und kirchlichen Regeneration kein Zeug hat, so sicher ist, wie die Maus der Katze, sich sollte in ihren weit aussehenden Planen beirren und berücken lassen? Ich lese so eben in einer römischen Correspondenz der Kölner Zeitung, daß die echten Ultramontanen im Vatican höchst unzufrieden sind mit der Cardinalsernennung, weil nun offenbar die Non possumus-Politik aufge-

Digitized by Google

geben sei. Ich glaube das wohl und wundere mich nicht darüber, daß es solche ultramontane Gimpel im Vatican gibt; aber höchlich muß ich mich wundern über solche Kurzsichtigkeit unserer liberalen Doctrinäre in Deutschland, die da in der That sich einreden, daß Pius diesen Cardinalschub ganz allein nach der Eingebung seiner souveränen Laune oder Weisheit ausgeführt habe. Da könnte ich am Ende selbst anfangen an die Infallibilität zu glauben. — Aber mögen die weltumfassenden Pläne dieser auf einer in dem Glauben an die Infallibilität des Kirchenoberhauptes gebauten, von einer unterworfenen die Gewissen der Massen dirigirenden Hierarchie bedienten Politik auch noch so klug und richtig berechnet, auch noch so fest und sicher gefügt sein, haben wir sie denn in unserm neugeborenen deutschen Vaterlande, haben wir sie in unserm auf gesetzlicher Freiheit beruhenden Staate zu fürchten? Sind wir ihr nicht so gewachsen, daß wir, besonders nachdem Preußen und sein Bismarck den Kampf ernstlich aufgenommen, mit Ruhe, wenn auch nicht mit Spott auf alle diese Machinationen hinblicken dürfen? So meint es allerdings Herr von Treitschke und gewiß sehr viele mit ihm. Aber ganz so meine ich es wenigstens nicht mit ihm. Herr von Treitschke meint auch, daß der Kampf mit der katholischen Kirche im Jahre 1837 von dem, den die preußische Regierung jetzt mit der römischen Hierarchie und dem Jesuitismus aufgenommen hat, sich in nichts anderm unterscheide, als darin, daß die Hierarchie es jetzt mit dem constitutionellen Staate und nicht mehr mit dem Absolutismus zu thun habe. Aber in diesem Calcül ist ein arger Rechenfehler. Man übersieht, daß der Kampf vom Jahre 1837 aus dem Gewissen eines deutschen Bischofes hervorging, der nichts weniger als ein Jesuit und ein Römling war. Man übersieht, daß der Friedensschluß in diesem Kampfe über der Leiche dieses Bischofes, durch einen Compromiß Roms mit Preußen oder mit seinem Könige zu Stande kam. Man übersieht, daß der Erzbischof Clemens August keineswegs Lust hatte, als Cardinal nach Rom zu gehen und daß erst dieser diplomatische Abschluß der kölner Wirren es war, der den Jesuiten ihren Weg nach Deutschland gebahnt hat, den sie dann nach dem Jahre 1848 mit Sturmesschritten ausgebeutet haben, mit der Infallibilität, die immer doch noch zu früh kam, sich nur ein klein wenig übereilend. So eine Sprache, wie Herr von Treitschke sie führt von den „frommen altkatholischen Professoren" klingt mir genau so wie eine Rede von Windthorst, oder, wie eine Rede von Mallinckrodt, der von der Infallibilität gerade so spricht, als ob sie seit 18 Jahrhunderten im katholischen Credo gestanden hätte. Ich weiß nicht, ob Herr von Treitschke ein frommer oder ein unfrommer Professor ist, aber das weiß ich, daß aus einer solchen doctrinären Verkennung der wahren Sachlage eine Politik hervorgehen muß, welche selbst die schlagfertige Thatkraft eines Bismarck in die Brüche bringen kann. — Oder wird man vielleicht einen solchen „frommen" Professor sofort auf den Mund schlagen, wenn er ihn öffnet, um ein Wort außer der Schablone zu sprechen? Oder soll er als ein Verräther an Deutschland gelten, wenn er zu sagen wagt, daß aller deutsche Constitutionalismus der Infallibilität nicht gewachsen ist, und daß er wohl von der deutschen Armee erwarte, daß sie die Franzosen in diesem Jahre ebenso gründlich wieder Mores lehren würde, wie im Jahre 1871, wenn ein böser Dämon es den Franzosen eingeben sollte, sich abermals zu versuchen; daß er aber nicht vom preußischen Abgeordnetenhause und auch nicht von der hohen Politik erwarte, daß sie mit dem Jesuitismus fertig werde, nachdem sie einmal die Infallibilität als Katholicismus sich haben in den Pelz setzen lassen. — Aber, fragt man mich, was willst Du denn? Was soll denn helfen? Oder soll es gar schon zu spät sein?

Zu spät, nein, davor behüte mich Gott, das zu sagen. Aber helfen kann nur eins und das will ich ohne Scheu sagen. Man sagt mit Recht, ein System wird nur durch ein System überwunden. Aber mit noch viel größerem Rechte muß es heißen: Eine falsche, entstellte Idee wird nur durch die richtige Idee überwunden. Die Kirche ist die höchste Idee der Menschheit; dies muß jeder zugestehn, der die Menschheit einerseits und die Kirche andrerseits sittlich auffaßt. Ob die Uridee, darüber will ich hier mit den Darwinisten nicht streiten, aber jedenfalls die letzte Idee, die Idee des Zieles und als solche die Idee der Gegenwart, weil wir eben bei diesem Ziele, bei dem letzten und höchsten Stadium der Entwicklung des Menschheitsbewußtseins und nicht erst seit gestern, nicht erst seit der Reformation, sondern seit der Gründung der Kirche, seit der Stiftung des Christenthums angekommen sind. Platon hätte wirklich ein Utopist sein müssen, wenn er, der den Gedanken einer Aufhebung der Sklaverei noch nicht fassen konnte, mit der Idee seiner Republik über das Hellenenthum in das Barbarenthum hinausgegriffen hätte; aber für uns ist es eine Schönrednerei, wenn wir die Humanität, welche die Basis unserer Existenz ist, nicht als ein Bekenntniß des Christenthums ansehen und wenn man deshalb der Jesuitenpolitik ewig die Idee der Kirche zur Handhabung überlassen wollte, weil geschichtlich durch menschlichen oder, wenn man lieber will, teuflischen Mißbrauch der göttlichen Idee auch die Caricatur des Heiligsten auf Erden aus ihr hervorgegangen ist. Also, das ist das eine, was helfen kann, daß man den Altkatholicismus für das anerkenne, was er seinem innersten Wesen nach ist, und was zu sein er noch in keiner seiner thatsächlichen Lebensäußerungen verleugnet hat, daß man in ihm anerkenne die ernste Tendenz auf Herstellung der Idee der Kirche in ihrer echten Realität. Also, sagt man vielleicht, darauf läuft deine Politik hinaus, daß der Staat dem schwächlichen Altkatholicismus auf die Beine helfen soll! Mit Vergunst zu melden, nein; das ist nicht meine Meinung. Ich habe schon oben angeführt, daß ich den Bettel für die Kirche gründlich verachte. Vom langsamen Gewissenskampfe des Altkatholicismus allein oder doch vorzüglich erwarte ich vielmehr auch jene Kräftigung der Mannhaftigkeit unseres Volkes, ohne welche das erneute Deutschland seine Aufgabe für die Menschheit und für die Weltgeschichte nicht erfüllen wird. Aber für richtige Politik halte ich es, wenn die Staatsregierung es nicht bei der thatsächlichen Anerkennung, die etwa in der Anerkennung des Bischofs Reinkens liegt, bewenden ließe, sondern wenn sie auch principiell anerkennte und ausspräche, daß sie in der altkatholischen Auffassung der Kirche eine solche erblickt, mit der Staat und Nation zusammengehen kann; und wenn sie demgemäß die Altkatholiken in ihrem Rechte schützte. Eine rechtliche Einsetzung der königsberger Altkatholiken in den Mitgebrauch der katholischen Kirche würde mehr helfen, als die Einsperrung von 10 Bischöfen.

**F. Michelis-Braunsberg.**

---

## Journalistische Probleme.

Von **E. Arensdorff.**

In keinem Lande der Welt wird so viel über die Officiösen gesprochen, geschrieben und gelästert wie in Deutschland. Nirgendwo indessen sind über den Gegenstand so viele Irrthümer und Mißverständnisse verbreitet. Wer den Journalismus in langer Uebung zu beobachten Gelegenheit hatte und einige Ergebnisse seiner Erfahrung den Zeitgenossen nicht vorenthalten möchte, kann die heikle Materie nicht ganz umgehen, wird sie aber gern gleich im Eingang der Arbeit, die mancherlei Erscheinungen der Tagesliteratur offen und wahrheitsgetreu besprechen soll, möglichst rasch zu erledigen suchen.

Die verworrenen Ansichten, die über die officiösen Literaten, namentlich die berliner Correspondenten, selbst bei Leuten von Fach, häufig vorherrschen, haben ihren Ursprung besonders in dem Umstande, daß ganz verschiedene Classen von Officiösen existiren, welche zu unterscheiden einige publicistische Praxis voraussetzt. Es gibt offene, versteckte, apokryphe, vermeintliche, mißbräuchliche Officiöse. Ueber die beiden ersten Kategorien wurde im Abgeordnetenhause und in den Blättern

Digitized by Google

die Jahre über so viel gesagt, daß die Wiederholung ermüden und auch wenig nützen würde. Es hat immer officiöse Correspondenten, eingestandene oder stille, gegeben und sie werden weiter existiren bis an das Ende der Zeiten. Wären bei Erschaffung des Universums schon Journale erschienen und hätte jemand über den Spruch, daß Alles sehr gut sei, einige bescheidene Zweifel geäußert, so würde die officiöse Richtigstellung gewiß nicht lange ausgeblieben sein. Den Sündenfall würden die Affiliirten des paradiesischen Preßbüreaus allerdings wahrscheinlich so wenig aufgehalten haben, wie sie neuerdings socialistische Reichstagswahlen in den Provinzen an der Elbe oder ultramontane in Bayern verhindern konnten. Sind aber die Officiösen nicht aus der Welt zu bringen, so muß man mit ihnen fertig zu werden suchen, wie mit dem berliner Ostwind oder sonstigen kleinen Unannehmlichkeiten des irdischen Daseins. Man kann im übrigen darauf wetten, daß, wenn die Klericalen oder Radicalen einmal in's Ministerium kämen, sie ohne jeden Zweifel officiöse Institute einrichten und ganz ähnlich für sich schreiben und berichtigen lassen würden, wie bis vor kurzem streng conservative und jetzt zum Theil liberal gewordene Minister gethan haben und zu thun fortfahren. Dann wird die künftige Opposition darüber mit vielem Pathos klagen, daß die öffentliche Meinung mit oder ohne Welfenfonds corrumpirt werde. Es wird ganz denselben Erfolg haben wie irgend eine gesprochene oder gedruckte Philippika der gegenwärtigen Zeit. Niemand möchte wohl die hypochondrische Behauptung eines Engländers, die Whigs wären nur Tories außerhalb der Aemter und Geschäfte, ohne weiteres unterschreiben. Aber die Ewigkeit und Unumgänglichkeit der Officiösen wird sich nicht bestreiten lassen. Der künftige Neuseeländer auf den Ruinen Berlins, um ein Bild Macaulays zu verwenden, wird nicht lange über die schreckliche Einöde zu klagen haben. Er braucht nur eine mißliebige Bemerkung über den monotonen Trümmerhaufen zu riskiren und irgend eine officiöse Stimme aus dem benachbarten Grabe wird ihn sofort sicherem Vernehmen nach eines Besseren belehren. . . .

Ob nicht eine Reform dieser Staatseinrichtung möglich wäre, mag dahingestellt bleiben. Manche Gewohnheiten der officiösen Schriftsteller sind für ein einfaches Gemüth oft geradezu unerklärlich. Welchen Nutzen man sich beispielsweise davon verspricht, wenn die Times wegen eines nicht ganz angenehmen Leitartikels in einem fernab gelegenen Provinzialblatt der Ostprovinzen rectificirt wird, das werden die Wenigsten begreifen. Leser jenes Blattes kennen die Times höchstens dem Namen nach und diese bekommt das preußische Organ natürlich niemals zu Gesicht. Solcher verwunderlicher Mängel ließe sich ein ganzes Dutzend anführen. Aber wer möchte bei der Kritik der Officiösen, nämlich der wirklichen, angeblich berufenen Leuten in's Handwerk pfuschen! Sehe jeder, wie er's treibe und die officiösen Correspondenzen, von einigen weiterhin noch im Vorbeigehen zu erwähnenden abgesehen, sind die schlimmsten nicht. Auch ist der kleine Krieg mit ihnen zuweilen ganz amüsant. Rückfälle in Unarten, wie sie während der Aera Manteuffel und Westphalen an der Tagesordnung waren, sind selten, und werden, wo sie in der Zerstreuung vorkommen mögen, von liberaler Seite ohne großen Kraftaufwand zurückgewiesen.

Bei der lebhaften Discussion über den Nutzen oder Schaden der Officiösen, wie sie in der deutschen Presse periodisch wiederkehrt, bleibt seltsam genug ein Umstand, der hier vor allem in's Gewicht fallen sollte, gewöhnlich unberührt. Es bedürfte nämlich des Nachweises, welches liberale Interesse diejenigen Blätter, denen die Aufnahme officiöser Correspondenzen mit Recht oder Unrecht vorgeworfen wird, unter dem Einfluß jener Communiqués preisgegeben haben. Auch zur Zeit des Verfassungsconflicts vor dem Kriege existirten und florirten jene Correspondenzen, ohne daß sie damals für die Regierung einen Fußbreit Boden der liberalen Presse abgewonnen hätten. Dies nur zur retrospectiven Orientirung und zur Steuer der Wahrheit. Die Zulässigkeit des Systems mag controvers sein. Aber man wäre doch begierig zu erfahren, was Fürst Bismarck oder irgend ein anderer Minister jemals zum Schaden des liberalen Programms durch jene Aufnahme thatsächlicher Notizen in nicht ministeriellen Blättern durchgesetzt hat. Der Reichskanzler hat Einfluß auf die liberale Partei und ihre Presse gewonnen, seit er sich an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt hat. Eine Legion von Officiösen würde für eine Politik, die nach Olmütz oder Canossa führte, nicht die geringste Wirkung hervorbringen. Um dem Gesange jener zweifelhaften Sirenen zu widerstehen, würde sich kein Redacteur an den Mastbaum seines Blattes binden lassen. Dafür würde, wo das eigene Gewissen nicht ausreichen sollte, die Wachsamkeit der öffentlichen Meinung und die Controle der Parteien Sorge tragen. Die Action der officiösen Büreaux wird durchweg überschätzt.

Von psychologischem Interesse sind die apokryphen Officiösen, nämlich diejenigen absonderlichen Leute, die sich ohne jede Berechtigung oder Ermächtigung für inspirirt ausgeben, also den Nachtheil der Sache haben ohne den relativen Vortheil. Großgezogen und genährt werden sie durch den krankhaften Tic eines Theiles der Presse, der für officiöse Mittheilungen mehr als nöthig schwärmt und in Ermanglung echter Waare sich auch solche mit falscher Etikette nachgeahmte gefallen läßt. Man weiß ohnehin, daß eine gewisse Zahl von Blättern unbeschadet gelegentlicher Fechterstreiche gegen die Preßbüreaux unter dem ministeriellen Banne steht und nichts gelten läßt, was nicht mit officiöser Firma approbirt durch die Zeitungen geht.

Die vierte Classe der Officiösen umfaßt die als solche irrthümlich oder fälschlich, mit bewußter oder unbewußter Unwahrheit bezeichneten Publicisten und Correspondenten. Grund der Verdächtigung ist theils Gedankenlosigkeit einiger Redactionen, theils literarisch übelwollender Neid, theils der gegnerische Versuch, von der Unterstützung der der Regierung und den liberalen Parteien gemeinsamen Politik durch eine Art von kindischem Terrorismus abzuschrecken. Besonders thätig dabei ist der Neid, die invidia prima, von welcher Dante spricht. Ist der Neid wirklich eine specifisch deutsche Eigenschaft, ein Erbtheil des dreißigjährigen Krieges, als der Bürgerstand weithin verarmte und, von Groll erfüllt gegen jeden unabhängigen Wohlstand, diese traurigste menschliche Eigenschaft auf Generationen hin nicht wieder los werden konnte? Man muß die Untersuchung den Gelehrten überlassen. Wer sich indessen in die Ueberbürdung mancher Redactionen hineindenkt, wie sie mittelmäßig oder schlecht belohnt, unter der Last der Arbeit in engen ungesunden Räumen seufzend, Tag für Tag dem Ixionrade des politischen Auf und Ab preisgegeben sind, der wird über ihre Verdächtigungen liberaler Blätter und Journalisten weniger Zorn als Mitleid empfinden. Wem haben sie je damit geschadet als ihrem eigenen geistigen Behagen und ihrem guten Bewußtsein? Ihre ganze precäre Freude besteht darin, daß sie nach Literatenmanier sich unter einander zu ärgern suchen. Hinter jenen Zeitungen steht zuerst die journalistische Welt, die vorwiegend an sich selber denkt. Dann folgen die Parteien mit ihren Interessen, und erst ganz zuletzt im Hintergrund erscheint das Publicum, das an den wechselseitigen Anschuldigungen seiner angeblichen Wortführer nur ein sehr zweifelhaftes Interesse nimmt. Jedes weitere Wort darüber wäre Zeitverlust und unfruchtbare Mohrenwäsche.

Nur der Vollständigkeit wegen mögen noch die mißbräuchlichen Officiösen mit einigen Worten charakterisirt werden. Der Name wird in den Augen der Sanders und Klaus Groth kaum Gnade finden; ein anderer war nicht sogleich zur Hand. Gemeint sind einige notorische Officiöse, die ihre gouvernementalen Verbindungen zu allerlei gelegentlichen unberechtigten Angriffen gegen ihre liberalen Collegen verwenden und damit den Glauben erwecken, als wären diese, der Himmel weiß aus welchen Gründen, besonders unliebsam und schlecht notirt. Ob

Digitized by Google

dadurch, wo es sich um die Abwehr gemeinsamer Gegner handelt, schädliche Mißverständnisse entstehen, scheint jener Seite gleichgültig zu sein. Von diesem Treiben, das zum Theil wenigstens in die Kategorie der schon vorhin gekennzeichneten apokryphen Officiösität fällt, ließen sich die wunderlichsten Beispiele anführen. Aber auch das würde kaum die Mühe lohnen. Man kann die stets verdrießlichen und offenbar wenig glücklichen Kritiker und Censoren um so mehr sich selbst überlassen, als sie ihren etwaigen Einfluß, soweit davon gesprochen werden kann, durch jenes Verfahren vollständig neutralisiren.

Unbegreiflich wäre, was die Blätter an solchen Dingen unnützer Polemik und dergleichen hingehen lassen, müßte nicht auch hier die Geschäftslast der Redacteure als mildernder Umstand in Rechnung gebracht werden. Wir haben die ungünstigen Folgen dieses allgemein schwer empfundenen Uebelstandes, nämlich der mangelnden Arbeitseintheilung in den Zeitungen, schon in einer früheren Skizze über „Journalistische Sitten" in diesen Blättern („Gegenwart", November 1872 Nr. 42) beleuchtet. Aber auch die zuweilen sehr überraschenden und heiteren Irrthümer und Vergeßlichkeiten der öffentlichen Organe haben keinen andern Ursprung als die Thatsache, daß die Leiter derselben der sie bedrängenden Arbeitslast nicht immer Herr werden. Unter zahllosen Exempeln mögen nur zwei, von welchen wir das folgende dem Herausgeber dieser Zeitschrift, unserm verehrten Freunde, Paul Lindau, verdanken, hier eine Stelle finden.

Es war zur Zeit seiner Redaction der „Elberfelder Zeitung" im Jahre 1868. In Berlin hatten norddeutscher Reichstag und Zollparlament schon getagt. Da enthielt eines Morgens das genannte rheinische Blatt eine Notiz, welche ungefähr also lautete:

„Wie man uns von zuverlässiger Seite aus Berlin mittheilt, beabsichtigt Graf Bismarck, für den Fall, daß Preußen seine Forderungen wegen Revision der Bundesverfassung in Frankfurt nicht durchsetzen sollte, sich an eine aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorzugehende Volksvertretung, zunächst aus Norddeutschland, zu wenden, um mit dieser die Lösung der deutschen Frage zu versuchen."

Der Redacteur erhielt durch die curiose Meldung, als sie ihm zuerst in der fertigen Zeitung zu Gesichte kam, einen begreiflichen Schreck. Nachforschungen ergaben, daß der Druckerjunge, als er von dem Redactionszimmer in die Druckerei hinüberstieg und einen Corridor passiren mußte, gestolpert war und das Manuscript umhergestreut hatte. Er raffte die losen Blätter zusammen, griff aber ein altes Stück mit, das der selten waltende Besen geschont und das seit Jahr und Tag mit anderer Maculatur vergessen in einem Winkel geruht hatte. So war — im Jahre 1868 — als Neuigkeit eine Nachricht in die Zeitung gekommen, welche aus dem Frühjahr 1866 stammte und durch die Ereignisse längst überholt war. Beklommenen Herzens wartete der Redacteur auf die Angriffe, welche ihm die verspätete Enthüllung in der Presse zuziehen mußte. Es kam ganz anders. Am Tage darauf las man in einem andern Blatte:

„Wie man der „Elberf. Ztg." von zuverlässiger Seite aus Berlin mittheilt, beabsichtigt Graf Bismarck . . ." ꝛc. ꝛc.

Wörtlich die ominöse Notiz! Aus diesem zweiten Blatte ging die Prophezeiung des längst Vollbrachten in ein drittes, viertes über. Kurzum, die Nachricht wurde ohne jede Beanstandung von einer erheblichen Anzahl großer und kleiner Blätter abgedruckt. Man kann sich das stille Vergnügen des Publicisten, der den Vorfall übrigens selbst besser (? D. Red.), wenn auch vielleicht etwas weniger harmlos, als hier versucht, erzählt hätte, unschwer vorstellen.

Das andere Beispiel ist neueren Datums. Eine wiener gewöhnlich sorgfältiger redigirte Zeitung publicirte vor einigen Wochen einen, wie sie sagte, ihr gütigst mitgetheilten Brief der Königin von Holland an den Kaiser Napoleon aus dem Jahre 1866, in welchem die Königin dem Kaiser wegen seiner passiven Haltung Preußen gegenüber bittere Vorwürfe machte und ihm, wenn er darin beharre, den Sturz seiner Dynastie prophezeite. Das Schreiben wurde von einer großen Menge von Blättern als ein interessantes Actenstück veröffentlicht. Dasselbe war indessen vor Jahr und Tag in mehreren Sammlungen der sogenannten geheimen Tuilerienpapiere erschienen und von denselben Zeitungen, die es jetzt als eine neue Enthüllung brachten, zum Theil sogar mit Nutzanwendungen oder in kleinen Leitartikeln, längst wiedergegeben. Da waren die guten Homere einmal wieder einem kleinen Schlummer erlegen.

Bei älteren und mehr entwickelten Preßzuständen wäre eine solche Vergeßlichkeit kaum denkbar. In England beispielsweise würde sich in solchen Fällen immer jemand bald finden, dem für die wünschenswerthe Aufmerksamkeit auch die erforderliche Muße gegönnt wäre.

Am 15. November 1852, als Disraeli Schatzkanzler war und eine Adresse an die Königin über den Tod und das Begräbniß des Herzogs von Wellington im Parlamente beantragte, widmete er dem dahingegangenen Feldherrn einen Nachruf, der von den ihm ergebenen Blättern als eine seiner schönsten Reden gefeiert wurde. Schon am andern Tage jedoch enthielt der „Globe" aus der Feder eines Parlamentsmitglieds und Gegners Disraelis dessen Nekrolog Wellingtons und daneben abgedruckt aus einer älteren Nummer der pariser Revue française einen Artikel von Thiers über den verstorbenen Marschall von St. Cyr, von welchem Disraelis Rede eine fast wörtliche Uebersetzung war... Jetzt wurden auch in Disraelis Speech einige Gallicismen entdeckt: cabinet statt closet, ferner balls statt bullets u. s. w. Die Sache machte großen Lärm. Disraeli gestand, er habe Thiers' Artikel vor Jahren gelesen, abgeschrieben und unter seinen Papieren gefunden, ohne sich zu erinnern, woher derselbe stamme. Er habe ihn mit einem Worte für eine eigene ältere noch nicht benutzte Arbeit gehalten!...

Die englische Presse steht trotz ihrer Einseitigkeit, mangelhafter Kenntniß auswärtiger Verhältnisse und anderer unbestrittener Fehler durch Einfluß und Macht noch immer an der Spitze der Publicistik in beiden Welttheilen. Aber sie weiß auch Opfer zu bringen, mit welchen, von einigen bekannten überaus ehrenwerthen Ausnahmen abgesehen, der Aufwand namentlich festländischer Blätter nicht Schritt hält, zum Theil allerdings auch nicht halten kann. Während des indischen Aufstandes richtete ein Offizier an die Times vortreffliche Berichte, für welche er nach der Heimkehr trotz wiederholter Anerbietungen jedes Honorar refüsirte. Da überraschte ihn eines Tages die Times durch das Geschenk eines Pferdes, das mit dem glänzenden Geschirr einen Werth von zwölfhundert Pfund Sterling repräsentirte und das nunmehr nach einigem Sträuben als eine Ehrengabe von dem freiwilligen Mitarbeiter angenommen wurde.

Welche Ausgaben sich englische und americanische Blätter bei außerordentlichen Vorkommnissen, z. B. für ihre Kriegscorrespondenten auferlegen, ist notorisch. Im Jahre 1870 hatte der bekannte Timescorrespondent Russell in Versailles einen Stab von vier Reportern zu seiner Disposition, ferner drei Wagen, sechs Pferde, einen Koch. Jeden Abend war Empfang in seiner splendid eingerichteten Wohnung. Alle Ausgaben wurden von dem Blatte gedeckt, das ihm zu Weihnachten, wie glaubwürdig erzählt wird, fünf prachtvolle Pelze zum Geschenk machte. Es ist wohl anzunehmen, daß, da der reichste Mann bekanntlich nie mehr als einmal zu Mittag essen oder mehr als einen Ueberrock anziehen kann, Herr Russell vier jener Pelze seinen etwa frierenden Untercorrespondenten vermittelt haben wird.

Ernsthaft gesprochen, wissen die englischen Journalisten in der Regel ihre Würde gut zu wahren und sind in Wirklichkeit, wie sie von ihren Mitbürgern genannt werden, Gentlemen der Presse. Es wird unter ihnen viel weniger gegen-

Digitized by Google

seitig auf den Dienst gelauert, verleumdet und verdächtigt. Wenn die Times sagt: Wir haben Grund zu glauben, daß Herr Gladstone dies oder jenes thun wird, so weiß jedermann, woher ihr die Wissenschaft kommt. Aber kein concurrirendes londoner Blatt wird sich deswegen veranlaßt sehen, mit catonischem Naserümpfen zu sagen: die Times schreibt officiös... Oder: die Times ist durch ihre ministeriellen Verbindungen in den Stand gesetzt mitzutheilen u. s. w. Man hat von den Diplomaten behauptet, sie hielten eine nicht wahre Versicherung oder Ableugnung in gewissen Fällen für gestattet und würden, wenn ihnen dergleichen passirt, durch keinen Gewissensbiß in ihrem Schlafe gestört. Man muß dahingestellt sein lassen, ob diese Behauptung Grund hat. Erstaunenswerth ist dagegen jedenfalls die kühle Manier, mit welcher deutsche Journalisten im Interesse der Polemik oder sonstiger augenblicklicher Convenienz gegnerischen Blättern und deren Mitarbeitern wider besseres Wissen Dinge nachsagen, die nicht vor der oberflächlichsten Prüfung Stich halten.

Um auf die Engländer im Gegensatz zu continentalen Literaten zurückzukommen, so hat sich neulich ein britischer Correspondent, der wegen der Wiedergabe seiner Unterredung mit dem Herzog von Broglie von den Organen des letzteren dementirt wurde, ganz wacker vertheidigt und durch eine Zuschrift an den Minister diesen zu einer öffentlichen, mit seiner Namensunterschrift versehenen lahmen Entschuldigung veranlaßt, die dem Correspondenten nicht zur Schande gereichte. Anderswo wäre der Journalist schon durch die erschreckliche Thatsache, daß er den Minister gesprochen, das sehr zweifelhafte Problem einer solchen Audienz vorausgesetzt, für alle Zeiten in den tiefsten Abgrund der Officiosität, woher kein Wiederkommen, geschleudert worden. Der Versuch aber, nicht etwa nur dem Minister, sondern einem seiner publicistischen Beauftragten mit dem leisesten Einwurf zu widersprechen, wäre der ganzen Presse als ein Unterfangen erschienen, das an der Zurechnungsfähigkeit des Wagehalses gerechte Zweifel erwecken müßte.

(Schluß folgt.)

## Literatur und Kunst.

### Die Technik des Romans.

**Mit besonderer Beziehung auf George Eliots Middlemarch.**

Von **Friedrich Spielhagen.**

Wenn ich in die Ueberschrift der Blätter, welche ich hier dem Leser vorlege, den Titel des bedeutendsten englischen Romanes der Neuzeit mit aufgenommen habe, so ist es nicht, weil es etwa meine Absicht wäre, das genannte Werk ausführlich zu besprechen, sondern weil ich dasselbe ganz besonders geeignet finde zur Exemplification gewisser ästhetischer Gesetze, mit deren Beobachtung oder Nichtbeobachtung nach meiner Ueberzeugung die edle Kunst des Romandichtens steht und fällt.

Ich finde aber den genannten Roman zu meinem Zwecke so besonders geeignet, aus drei Gründen.

Einmal erschien derselbe bereits 1872, und selbstverständlich noch in demselben Jahre bei uns in autorisirtem Nachdruck und in einer (nebenbei recht fleißigen und gewissenhaften) Uebersetzung, so daß ich ihn bei der unmäßigen Vorliebe, deren sich bei uns zu Lande die englische Romanliteratur erfreut, als gekannt von jedermann voraussetzen darf —, eine Annahme, die ich in Bezug auf keinen neueren deutschen Roman machen möchte. — Sodann ist es ein geflügeltes Wort für die physischen Wissenschaften, man solle ein Experiment nur an einem niedrigen Organismus vornehmen; für ästhetische Untersuchungen aber sind ausgezeichnete Objecte viel besser geeignet und dieser Roman ist eben in einem hohen Grade ausgezeichnet durch einige der vortrefflichsten Eigenschaften, die man überhaupt einem Roman nachrühmen kann; besonders aber — und das ist für mich das Entscheidende gewesen — durch die fast beispiellose Auflehnung gegen jene oben angedeuteten Gesetze.

Die Theilnahme, welche man gegenwärtig in Deutschland für ästhetische Untersuchungen hat, ist nicht so groß, daß man fürchten müßte, allbekannte Dinge zu sagen, wenn man wieder und wieder dieselben Sätze, die man für die Grundsätze der Technik des Romans hält, mit denselben Worten reproducirt. So darf denn auch ich mich nicht scheuen, dieses Mal wiederum mit einer Thesis zu beginnen, auf die ich mit besonderer Hartnäckigkeit stets zurückkomme, weil es bei mir vollkommen feststeht, daß wer sich von der Wahrheit derselben nicht überzeugt und sich ihre Folgewichtigkeit wenigstens annähernd klar gemacht hat, in epischen Fragen mitzusprechen leider nicht verhindert werden kann, aber etwas Entscheidendes, Wesentliches vorzubringen ganz gewiß nicht im Stande ist. So wenig im Stande, wie ein Arzt die Krankheit trifft, wenn er, in seiner Unwissenheit über die Natur des Organismus und seine Fundamentalbedingungen, mit den Symptomen einen widerwärtigen und nutzlosen Scheinkrieg führt.

Der Satz aber, von welchem ich spreche, und dessen Einsicht ich für die conditio sine qua non jeder Einsicht in epische Fragen halte, ist „der Widerspruch des epischen Mittels der concreten Darstellung mit der epischen, nicht vom Dichter gewollten, aber durch die Natur der epischen Phantasie geforderten Totalität".

Was ich unter dem epischen Mittel verstehe, darüber werden die folgenden Blätter ausführlicher berichten; die epische Totalität habe ich zuletzt*) dahin zu definiren gesucht, daß es sich überall, wo die epische Phantasie waltet, schließlich gar nicht um den Menschen handelt, wie er sich als Individuum darstellt, in dieser oder jener besonderen Situation, erfüllt von diesem oder jenem Gefühl, oder in Conflict mit einem andern Individuum als handelndes Wesen unter dem Druck dieser oder jener Leidenschaft, sondern vielmehr um die Menschheit, um den weitesten Ueberblick über die menschlichen Verhältnisse, um den tiefsten Einblick der Gesetze, welche das Menschenleben regieren, welche das Menschentreiben zu einem Kosmos machen.

Nun gibt es zwei Wege, auf denen der Romandichter diesem quälenden Widerspruch — ihn quälend selbst dann, wenn er von der Existenz desselben keine Ahnung hat — zu entgehen versucht.

Der eine ist, daß er, jene Totalität zu erreichen, in seiner Dichtung Gestalten über Gestalten vorführt, Ereignisse auf Ereignisse, Facta auf Facta häuft, Handlung in Handlung schlingt.

Der zweite, daß er, um die Sprünge zuzudecken, welche die concrete Darstellung läßt, um dem endlichen Factum wo möglich eine unendliche Bedeutung zu geben, und so den Leser, vielleicht auch nur sich selbst, scheinbar auf die höchste Höhe der betrachtenden Uebersicht zu heben, die Reflexion zu Hülfe nimmt.

Diese beiden Mittel sind in ihrem innersten Wesen verschieden.

Das erste liegt seiner Natur nach nicht nur völlig innerhalb des Bereiches der Kunst, sondern ist sogar das einzige, dessen sich der Romandichter, so lange er Dichter sein will, bedienen darf. Der Fehler kann also nicht in der Qualität des Mittels, sondern nur in der falschen Anwendung, nicht in dem Gebrauch, sondern in dem Mißbrauch desselben liegen.

Das zweite liegt völlig außerhalb des Bereiches der Kunst, ist durch und durch prosaisch.

Das durch und durch poetische homerische Epos macht ausschließlich von dem ersteren Gebrauch (in der Ilias allerdings mit einer Ausgiebigkeit, die manchmal zum Uebermaß und deshalb unkünstlerisch wird, ohne aber jemals unpoetisch zu sein); sonst ist mir auf dem Gebiete der Epik kein Product bekannt, das sich von dem zweiten gänzlich frei hielte.

*) Siehe „National-Zeitung" vom 28. und 29. März 1873 den Vortrag: „Die Grenzen des Romans"; vergl. auch in meinen „Vermischten Schriften" (Bd. VII. der Sämmtlichen Werke) die Aufsätze: „Goethe als Epiker" und „Ueber Objectivität im Roman".

Digitized by Google

Allerdings mit unendlicher Verschiedenheit des Grades, von welcher man im allgemeinen nur feststellen kann, daß das epische Vermögen und die Reflexion für gewöhnlich in genauester Proportion stehen, so daß, wo das Maximum jenes, das Minimum dieses sich findet, und umgekehrt. Das mehr als sporadische Auftreten der Reflexion bei bedeutenden Dichtern ist deshalb ein sicheres Zeichen, daß ihre Kraft entweder nachgelassen hat, oder die vorliegende epische Aufgabe mindestens das Maß ihrer Kraft übersteigt; wo die Reflexion von vornherein wuchert, ist dagegen episches Unvermögen meistens auch von vornherein zu constatiren. Sehr, sehr selten sind Fälle, wo ein wahrhaft bedeutender Dichter beide Mittel — das richtige und das falsche — mit derselben verhängnißvollen Energie in Anwendung bringt.

Ein solcher Fall liegt nun eben, wie bereits gesagt, in George Eliots Middlemarch vor, und der Fall ist um so merkwürdiger, als jene Mittel, die sich in Folge der Grundverschiedenheit ihrer Natur für gewöhnlich einander ausschließen, hier so durchaus zusammen- und auf einander wirken, daß der schrankenlose Mißbrauch des einen gewissermaßen die entsprechende Schrankenlosigkeit nicht nur möglich macht, sondern geradezu hervorruft, und auf diese Weise ein vollständiger circulus vitiosus entsteht, der den sonderbarsten und interessantesten Beitrag zu dem gibt, was ich die Pathologie des Romans nennen möchte.

Bevor wir indessen auf den interessanten Fall näher eingehen können, müssen wir zuerst einmal festzustellen versuchen, worin der legitime Gebrauch des legitimen Mittels besteht; wie weit der Dichter mit der ausschließlichen Anwendung desselben möglicherweise kommen kann; und wo die verhängnißvolle Grenze liegt, an welcher er entweder Halt machen muß, oder doch nicht weiter zu kommen vermag, ohne Gefahr zu laufen, in's Grenzenlose zu gerathen, d. h. das Kunstwerk zu zerstören.

Und hier ist es nun, wo in der Technik des Romans der Begriff und das Wesen des Helden bestimmend eingreift, aus dessen Lehre wir deshalb jetzt das Nothwendige mitzutheilen haben: ob der Roman einen Helden haben muß? wer der Held ist? welches seine Würden und Bürden sind?

Der aber hätte von dem Weben und Walten der epischen Phantasie keine Ahnung, welcher daran zweifelte, daß der Roman einen Helden haben muß, und zwar deshalb: weil der epische Dichter anders als Gestalten schaffend gar nicht gedacht werden kann; weil für ihn über einem Roman brüten und über Gestalten brüten, vollkommen dasselbe, ja — wenn für so tief verborgene Dinge überhaupt noch bestimmte Bezeichnungen möglich und zulässig — weil der erste Keim des Romans und die erste dämmernde Ahnung einer bestimmten Gestalt absolut identisch sind. Die Entstehung eines Romans ohne diese Gestalt wäre für den Aesthetiker, was für den Naturwissenschaftler die generatio aequivoca: ein Gedankending, dessen Vorkommen in der Wirklichkeit noch niemand nachgewiesen hat.

Ich habe von einer „ersten dämmernden Ahnung" dieser Gestalt gesprochen, und dadurch vielleicht der Vermuthung Raum gegeben, als gleiche ihre Entstehung jedesmal dem zögernden, tastenden Aufdämmern des Morgenlichtes, aus dem nach und nach in der Horen Tanz sich der volle strahlende Tag entwickelt. Das ist aber keineswegs immer der Fall; für die kleine Welt, die der Dichter brütend in seinem Gehirne hält, kann ein Werde-Licht-Moment kommen, wie er nach der mosaischen Sage für die große kam, von der er — gleichviel ob er sich dieser bewußt ist, oder nicht — im letzten höchsten Schaffensdrange gern ein Abbild geben möchte. Aber ob allmählich oder auf einmal geboren, ob in zerfließenden Umrissen, ob fast schon ausgerundet vor des Dichters inneres Auge tretend — diese Gestalt, die sich zuerst von den schwankenden loswindet und loslöst, die sich zudrängen, ist der Held.

Und insoweit muß jeder Roman unbedingt einen Helden haben und hat jeder Roman einen Helden, auch solche, die scheinbar mehrere haben, auch solche, von denen selbst der Autor behauptet, daß sie keinen haben, z. B. Thackerays Vanity fair. Wenn der Zusatz „ohne einen Helden" nicht, wie ich fast annehmen möchte, eine Schelmerei ist, und die Existenz der „Heldin" nur desto mehr accentuiren soll — jedenfalls ist Becky Sharp die Heldin, nicht blos, weil sie — zweifellos für alle, die etwas von der Sache verstehen — dem Dichter jene erste Gestalt war, sondern auch, weil sie de jure und man könnte sagen auch de facto die erste Gestalt durch den ganzen Roman bleibt, — de jure jedenfalls, ich meine diejenige, durch deren scharfe, kluge, kalte Augen der Dichter von der ersten bis zur letzten Seite die Welt sieht, die er zu schildern sich vorgenommen. Ja, wir werden bald zugeben müssen, daß in diesem Betracht Vanity fair in einem ganz eminenten Sinne einen Helden hat, oder eine Heldin — was ja selbstverständlich auf dasselbe hinauskommt.

Ich habe mit den letzten Sätzen freilich schon mehr als angedeutet, was der Held im Roman eigentlich ist, ich meine für den Kenner ist, welche Obliegenheiten, Functionen, Pflichten er zu übernehmen und zu erfüllen hat. Und hier lassen sich nun mit vollkommener Deutlichkeit zwei Seiten in der Stellung des Helden unterscheiden.

Die eine ist sein Verhältniß zum Dichter, ein Verhältniß, das wie das bei der Intimität der Beziehungen gar nicht anders zu erwarten steht, mehr oder weniger ein rein persönliches ist, obgleich es, mindestens nebenbei, auch ein officielles sein sollte, ungefähr wie ein König seinem Aeltesten gegenüber Mühe haben wird, den Vater nicht durchblicken zu lassen, auch wo es sich um reine Regierungsgeschäfte handelt. Ein persönliches Verhältniß und — für die ersten Stadien wenigstens fast ausnahmslos — ein sehr inniges, das auch, wenn alles gut geht, so bis zum Ausgang bleibt.

Zum höchsten Vortheil für den Roman, da der Held nur in diesem Falle im Stande ist, seine hochverantwortliche, überaus wichtige Mission und Aufgabe zu übernehmen und durchzuführen.

Der Held aber ist gewissermaßen das Auge, durch welches der Autor die Welt sieht, in diesem Roman wenigstens, in diesem Stadium seiner Entwicklung wenigstens; und, wenn das zu viel gesagt ist — meistens wird es nicht zu viel sein —, so ist der Held doch ganz sicher der Gesichtswinkel, unter welchen uns der Autor das Stück Menschentreiben, das er aus dem Ganzen ausschneidet, gerückt hat, unter dem er wünscht, daß wir es betrachten möchten.

Außerdem aber — und das ist noch viel wichtiger — der Held ist der Maßstab, welchen der Zeichner auf seiner Karte notirt; die Staffage, die der Maler in seiner Landschaft anbringt, damit man an ihr die Bäume im Vordergrunde und an den Bäumen im Vordergrunde die Hügel des Mittelgrundes und an diesen wieder die Berge messe, welche den Horizont abschließen. Ob dieser Maßstab ein Zoll oder eine Linie, ob diese Staffage ein Mammuth oder eine Maus — das ist völlig gleichgültig; aber es muß oben und unten und rechts und links und vorn und hinten dieselbe Relation stattfinden. Durch die ganze Odyssee wandelt der Sohn des Laertes, und Gefährten, Lotophagen und Kyklopen und Himmel, Erde und Meer, ja die ewigen Götter selbst — man mißt sie, man wägt sie, man schätzt sie nach dieser unveränderlichen Gestalt; durch die ganze Ilias, durch allen Staub des Blachfeldes, durch den heißen Tag und die ambrosische Nacht immer und immer schauen wir des Achilleus mächtiges Bild, schauen es selbst noch dann, wann er ganze Gesänge hindurch hinter den Falten seines Zeltes verschwunden ist, und wissen jeden Augenblick aufs Haar genau anzugeben, daß ihm der Telamonier Ajas bis an die Augen und Odysseus bis an die Schulter und Patroklos bis an's Herz reicht.

Und diese Einheit des Maßstabes bedingt die Congruenz der Theile und damit die Harmonie des Ganzen. Man denke sich, wenn das möglich wäre, Achilleus in der Odyssee nicht als Schemen, sondern handelnd auftreten, — es wäre, wie der Gott, der, sich erhebend, das Gewölbe des Tempels sprengt.

Digitized by Google

Aber der Held — und darin besteht der schwierigste und zugleich wichtigste Theil seiner Aufgabe, an welcher er dann nur zu oft scheitert — der Held ist auch, wie die Grenze der in's Weite und Breite strebenden epischen Kraft, so auch die Schranke gegen das Hereinbrechen des Unorganischen, des Grenzenlosen d. h. er ist die Bedingung und Gewähr des Kunstwerks; und somit die Lösung, und Aufhebung jenes Widerspruchs, welchen wir zwischen dem epischen Mittel und dem epischen Ziel constatirt haben, wenigstens bis auf den denkbar geringsten Rest.

Und damit verhält es sich folgendermaßen:

Wenn wir es überhaupt als die Aufgabe des Romandichters bezeichnen können, das Leben so zu schildern, daß es uns als ein Kosmos erscheint, der nach gewissen großen ewigen Gesetzen in sich und auf sich selbst ruht und sich selbst verbürgt, so muß er, mit einer unwiderstehlich logischen und ästhetischen Nothwendigkeit, aus diesen vielen Menschen einen aussondern, mit dessen Leben und Schicksalen er das Leben und die Schicksale anderer Menschen in eine Verbindung bringt, die in ihrer Innigkeit und Unabweisbarkeit ein Abbild und Typus der Solidarität der Menschengeschicke im großen und ganzen ist.

Nun muß man freilich dasselbe vom Drama sagen, aber doch mit einem gewissen Unterschied. Im Drama stellt sich die Sache doch wesentlich so, wie sie überall in der Kunst steht und stehen muß, nämlich: daß das Beispiel die Regel, das Gesetz selbst ist. Wenn Othello sich erstochen hat, oder Richard erschlagen ist, so kann und muß der Vorhang fallen, denn die Geschichte ist aus; wenn am Schluß eines Romans Hans die Grete heirathet, so ist wohl das Buch zu Ende, aber doch nicht eigentlich die Geschichte; selbst nicht einmal in dem Falle, daß Hans die Grete erstochen und sich selbst hinterher erschossen hat. Auch dann arbeitet die epische Phantasie weiter; sie will wissen, sagen wir, was aus dem Kinde geworden, wie sich das Dorf zu dem Fall gestellt hat. Warum? weil es der beschaulich epischen Phantasie, weil es der sinnenden Betrachtung nicht sowohl auf den einzelnen Fall, als auf den Zusammenhang ankommt, in welchem der Fall mit dem übrigen Menschentreiben steht. Es frage sich jeder, ob dies Gefühl — ich will nicht sagen: der Unzufriedenheit, aber des nicht ganz Befriedigtseins ihn nicht nach der Lectüre auch des besten Romans befallen und noch lange hinterher beherrscht hat.

Es ist und bleibt eben ein nicht aufzulösender Rest zwischen dem Helden und der Idee des Romans, weil ein Menschenleben, und würde es uns von der Wiege bis zum Grabe geschildert, im epischen Sinn ein einzelner Fall ist und bleibt, der das Gesetz und die Regel nicht constituiren kann.

Und dabei hat sich der Dichter noch sehr zu hüten, daß er sich nicht zu viel vornimmt, weil er sonst, um zum Ziele zu gelangen, gezwungen ist, mit zu großen Zeitintervallen zu rechnen. Wir können auf seinem Zifferblatte, ebenso wie auf dem einer Uhr, nur die Zeiger verfolgen und controlliren, die wir an unserm Pulsschlag messen können. Wenn der Zeiger des Helden in dem ersten Capitel auf eins, im zweiten auf acht, im dritten auf achtzehn, im vierten auf achtundzwanzig steht, so mag das alles seine natürliche Richtigkeit haben, seine poetische hat es sicher nicht, auf keinen Fall glauben wir daran.

Wir glauben eben in der Poesie nur an das, was wir sehen, ich meine beurtheilen können, d. h. an Handlungen; Handlungen aber müssen von Personen ausgehen. Und weiter: wir glauben nicht an Handlungen von Personen, die keine Folgerichtigkeit haben, die sich selbst nicht treu sind. Die Personen aber können sich nicht treu bleiben, wenn der Autor ihnen nicht treu bleibt; vor allen dem Helden, der Person seiner Personen, die mit dem Roman geboren wurde, durch deren Augen er den ersten Blick in seine Romanwelt warf, dessen Hand er im Anfang nicht aus seiner Hand ließ, und dem er sich, auch wenn dann und wann eine Differenz zwischen ihnen eintreten sollte, nicht entfremden darf, den er nicht in dem Gewühl des Lebens lange aus dem Auge verlieren darf, oder aber — er thäte besser, sich ein und für alle Mal von ihm zu trennen und — einen neuen Roman anzufangen.

Denn thut er es nicht, setzt er officiell das Verhältniß fort, das sich innerlich gelöst hat, so entstehen daraus für den Roman die unliebsamsten Folgen.

Zuerst, daß der Held schließlich ganz wo anders hingelangt, als er — und mit ihm der Leser — ursprünglich gewollt, weil sein Ziel mittlerweile ein ganz anderes geworden ist, wenn er überhaupt noch ein Ziel hat.

Oder konnte der Preis und die Zier aller edlen Ritter, als er an jenem ewig denkwürdigen Julimorgen, „durch eine kleine Thür des Hinterhofes auf's Feld hinaus" zog, den übelgemachten Helm auf dem Kopfe und in dem Kopfe alle die Abenteuer und großen Thaten, zu welchen ihn die Vorsehung erlesen — konnte er ahnen, daß er einst „ruhig und christlich auf seinem Bette" sterben würde, „nachdem er alle Sacramente empfangen und mit vielen und nachdrücklichen Reden die Ritterbücher verwünscht?" Wohl uns, daß er es nicht konnte! Und wohl uns, daß Simplicius Simplicissimus erst im 24. Capitel des V. Buches die Welt verläßt und verflucht, in die er seiner Zeit eintrat „von Natur geneigt, das Junkernhandwerk zu treiben, wan er nur den Verlag und das Werkzeug darzu hätte!" und daß der feurige Liebhaber Mariannens und phantastische Theaterschwärmer in seinem Blut noch keinen Tropfen spürte von dem steifstelligen Verehrer Makariens und kosmopolitischen Auswanderungsagenten!

Das ist das eine Schlimme; schlimmer aber ist, daß mit dem Helden der Roman selbst, so zu sagen, aus den Fugen geht.

Wie bleich ist in Cervantes' Buche die Sonne geworden, die dem Ausritt des Helden so strahlend leuchtete! wie hohl der Maskenscherz am Hofe des scherzhaften herzoglichen Paares! wie ist es am Ende so hohe Zeit, daß der Held das Zeitliche segnet! Und wie heillos zerfasert sich bei Grimmelshausen, wenn Simplex nach Moskau zum „Knan" zieht, die bis dahin so prachtvolle Geschichte; wie verzerrt sich ihm die einst so kräftig-ständige Welt in dem allegorischen Hohlspiegel des Mummelseeabenteuers! und welch trübselig unverhofftes Ende, wenn der ci-devant „grüne Jäger" zuletzt in Verzweiflung den Spiegel sammt der Welt zerstört und zerschlägt! Und wenn Eckermann, was gar nicht anzunehmen, nicht geflunkert hat: welch' sonderbares Bild, wie der brave Famulus ein Fascikel nachträglich aufgefundener Novellen in den letzten Theil der Wanderjahre hineinstopft, während der Meister lächelnd zusieht, wie ein Vater, wenn der Junge dem alten Drachen, mit dem er selbst schon gespielt hat, noch ein paar Ellen mehr an den Schweif bindet. Der Drache wird darum doch nicht in den Himmel steigen, und das Publicum wird es nicht merken und wenn auch! was liegt daran! was liegt in der That daran, ob das schattenhafte Treiben Wilhelms auf der Platform der Observatorien oder in den Boudoirs verblaßter schöner Seelen durch eine Episode mehr oder weniger unterbrochen wird! was liegt überhaupt noch an Wilhelm, der längst ein Name geworden, und was ist Name als „Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut!"

Ich habe diese Beispiele gewählt, weil alle drei Romane, jeder in seiner Art, classisch sind, und weil sie für meine Auffassung der Stellung des Romanhelden zum Autor einer- und zum Roman andrerseits ein classisches Zeugniß ablegen. In allen drei Romanen wächst der Autor aus dem Helden heraus, oder vielmehr über den Helden hinaus; und in demselben Maße — wie denn die beiden Verhältnisse in der genauesten Relation stehen — wird der Held für den Roman zu klein. Dann aber tritt ein Punkt ein, wo sich alle Verhältnisse in kaum noch definirbarer Weise verschieben, wo der Held aufgehört hat, von irgend einer wesentlichen Bedeutung für den Roman zu sein, wo aber auch der Roman selbst seine Bedeutung für den Autor verliert, weil er in seiner nothwendigen künstlerischen

Digitized by Google

Begrenztheit gar keinen Raum mehr bietet für die Weltweite und Weltbreite, die das Auge des Autors überblickt, und die auszumessen, und, wo das nicht geht, wenigstens anzudeuten, jetzt sein wichtigstes, ja schließlich sein einziges Geschäft ist.

Das heißt aber: es hat sich jener Widerspruch offenbart, von dem wir ausgegangen sind: der Widerspruch zwischen dem epischen Mittel der concreten Darstellung und dem unausrottbaren Zuge der epischen Phantasie in das (künstlerisch) Grenzenlose.

Und hier ist auch der Punkt, wo selbst die schaffenskräftigsten Meister und gebornen Epiker nicht verschmähen, sich, um wenigstens annähernd zu ihrem Ziele zu gelangen, jener unkünstlerischen Mittel zu bedienen, die ich unter der Collectivbezeichnung Reflexion zusammenfasse.

Doch darüber werden wir uns an einer andern Stelle zu verständigen haben.

Hier muß nur noch constatirt werden, daß in dieser Metamorphose des Helden einerseits und der Verstellung und Verrückung des ursprünglich gesetzten Zieles andrerseits die Jahre keineswegs als bestimmender Factor mitzuwirken brauchen. Die verhängnißvolle Veränderung kann auch sehr wohl vor sich gehen, während die Zeit keine Zeit hatte, dem Dichter ein Haar oder ein Haar mehr zu bleichen; nur daß in einem solchen Falle es ein gut Theil schwerer ist, die einzelnen Stadien des Processes anzugeben, als in jenen Fällen, wo die historische Perspective dem Aesthetiker sein Geschäft so wesentlich erleichtert. Die Kritik ist merkwürdig positiv in ihrem Urtheile, wenn sie hundert Jahre oder so Zeit gehabt hat, über den betreffenden Fall nachzudenken; aber einzuräumen, daß, was für Wilhelm Meister recht ist, für Dorothea Brooke billig sein muß, wird ihr immer schwer werden. Sie wird mit kühner Stirn dociren, wie und warum auf die Lehrjahre die Wanderjahre folgen mußten; und in Verlegenheit gerathen, wenn man nach dem Warum und nach dem Wie *fragt des Processes*, der aus einem Romane „Dorothea Brooke" einen *andern machte*, für den kaum ein anderer Titel als „Middlemarch" übrig blieb.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

---

## Aus dem Jahre 1793.

### „Quatre-vingt-treize."

Roman in drei Bänden von Victor Hugo. (Paris 1874, Michel Lévy frères.)

II.

Die neueste Dichtung Victor Hugos steht literarisch unendlich höher als die rasenden Gelegenheitsverse, welche er vor etwa zwei Jahren — im Sommer 1872 — unter dem Titel „das fürchterliche Jahr" erscheinen ließ. Während die Gedichtsammlung Victor Hugo eigentlich nur in seiner Entartung, seinen traurigsten und lächerlichsten Eigenschaften zeigte, enthält der Roman in der Charakteristik, in den Schilderungen und im Stil Einzelheiten von wahrhaft poetischer Gewalt — ergreifende und bedeutende Seiten, welche für die ungenießbaren Sonderlichkeiten und den grillenhaften Aberwitz entschädigen. Denn daß es an bewußtvollen Verirrungen nicht fehlt, versteht sich bei einem so eigensinnigen Dichter wie Victor Hugo ganz von selbst. Auf die frappanteste derselben habe ich schon hingewiesen: auf die Weitschweifigkeit.

Es wäre gewiß eine schwere Ungerechtigkeit, einem so bedeutenden Manne wie Hugo den Vorwurf zu machen, daß er aus unerlaubter Speculation — um seinem Werke einen Umfang zu geben, welcher ihn zur Forderung eines exorbitant hohen Honorars berechtigt und dem Verleger die Zahlung desselben ermöglicht — gewissentlich die goldigen Barren seines Geistes zu Schaumgold breit schlage, um große Flächen damit ungefähr bedecken zu können. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß sein Verfahren, zu einem solchen Verdachte — meinetwegen: zu einer solchen Verdächtigung — verleitet. Ohne den Werth des Werkes im mindesten zu verringern, ließe sich der Umfang nach meiner Schätzung wenigstens auf die Hälfte, vielleicht sogar auf ein Drittel reduciren. Ganze Capitel können einfach gestrichen werden, und in den gedrungensten und zur Handlung erforderlichsten Schilderungen sind auf jeder Seite noch einige Sätze zu viel.

Es ist ein schwer zu lösendes Problem, wie sich in den Werken desselben Mannes den großartig gedachten und mit vollendeter Kunst ausgeführten Schöpfungen des reifen, genialen Schriftstellers lange Seiten anreihen können, welche das untrüglichste Erkennungszeichen dilettantenhafter Unbeholfenheit in jeder Zeile aussprechen. Dieses Erkennungszeichen ist eben das mangelhafte Unterscheidungsvermögen zwischen dem Wesentlichen und dem Unwesentlichen, ist die Zügellosigkeit des Gedankens und des Stils.

„Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils"

sagt Schiller. Und in dem Sinne ist Victor Hugo von der Meisterschaft im Stil so weit entfernt wie nur irgend möglich. Während der wahre Schriftsteller nur das Facit des Gedankenprocesses auf dem Papiere wiedergeben soll — Lessing resumirt die ganze Kunst des Schriftstellers in die einfache, aber Alles erschöpfende Regel: „erst denke und dann schreibe," und ähnlich sagt Schopenhauer: „es giebt dreierlei Autoren: erstens solche, welche schreiben ohne zu denken; diese Classe ist die zahlreichste; zweitens solche, die während des Schreibens denken; sind sehr häufig; drittens solche, die gedacht haben, ehe sie an's Schreiben gehen; sind selten" — während also der wahre Schriftsteller nur das Gedachte aufschreiben soll, vollzieht sich bei Victor Hugo der ganze Gedankenproceß mit allen seinen launenhaft abspringenden Mannichfaltigkeiten, mit seinen Schwankungen für und wider das erfaßte Object, sichtbar auf dem Papier. Wenn man eine Hugo'sche Schilderung liest, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß man von Allem — aber auch von Allem, was dem Schreiber, während er am Pulte saß, just durch den Kopf gezogen, was ihm zufällig eingefallen ist, genaue Kunde erhält. Das wird mit der Zeit tödtlich langweilig. Der wahre Schriftsteller soll für Leute schreiben, welche zwischen den Zeilen zu lesen verstehen; Victor Hugo scheint das Ideal des Lesers in dem Stammgast der Leihbibliotheken zu erblicken, dem es nicht darauf ankommt, ein paar Sätze, bisweilen auch ein paar Seiten, unter Umständen, sogar ein paar Capitel zu überspringen.

Hugo schadet sich mit diesem Verfahren ungemein. Durch die anspruchsvolle Zurschaustellung des Nichtbeachtenswerthen ermüdet er das Auge und macht es unempfänglicher für das wahrhaft Schöne. Ich will nur ein Beispiel dafür anführen. Als Gauvain von der Verhaftung Lantenacs, seines Großoheims, Kenntniß erhält, wird sein Gemüth von den widersprechendsten Gefühlen bestürmt. Er weiß nicht, auf welcher Seite die Pflicht; ob er seinen edeln Verwandten, der einer herrlichen That, der Rettung dreier Menschenleben, seine Gefangenschaft verdankt, befreien, ob er den Gegner der Republik, der mit Hülfe des Auslandes die verderbliche Bourbonenherrschaft wieder einsetzen will, dem Fallbeile überantworten soll. Das Capitel erinnert an den „Sturm in einem Schädel" in „Les misérables" und enthält ebenso wundervolle und ergreifende Sätze wie jenes. Aber die ganze Wirkung wird vernichtet durch die endlose Länge. Die Erwägung des Für und Wider beansprucht bei Victor Hugo nicht weniger denn siebenundzwanzig volle Seiten. Siebenundzwanzig Seiten lang wälzt der Dichter das pro und contra hin und wider; und das Resultat ist die vollkommene Wirkungslosigkeit auch des Schönen.

Schon in dem Bericht über den Gang des Romans habe ich auf eine andere, die Weitschweifigkeit sehr charakterisirende Stelle im Vorübergehen hingewiesen. Als Lantenac landet, gibt er dem Matrosen Halmalo eine ganze Reihe von Aufträgen, von welchen nie

Digitized by Google

wieder im Laufe des Romans die Rede ist. Anstatt sich mit dem einen Satze zufrieden zu geben: „er gab dem Matrosen verschiedene Aufträge", führt Victor Hugo jeden einzelnen derselben mit Nennung aller möglichen Eigennamen an; und das beansprucht wiederum fünfzehn Seiten. Es ist ein Auszug aus dem bretagnischen Adreßkalender des vorigen Jahrhunderts und Ritters geographisch-statistischem Lexikon — vielleicht sehr richtig, sehr mühevoll, von großem Interesse für Specialisten, aber unglaublich überflüssig an diesem Orte.

Ganz ebenso verhält es sich mit der Episode in Paris, welche hundertundsechzig Seiten füllt. Das zu diesem Roman Erforderliche ließe sich aus den hundertundsechzig Seiten bequem in fünf bis zehn Zeilen wiedergeben. Aber wir sind ja nicht pedantisch, wir wollen ja selbst das Ueberflüssige, wenn es schön ist, nicht mitleidlos bannen; in dem an und für sich Ueberflüssigen indessen ist wiederum mehr als die Hälfte ganz zwecklos, und wäre auch bei Beibehaltung der pariser Episode unbedingt zu verwerfen. Die Schilderung der Straßen von Paris, welche so interessant anhebt und so lebendig und farbenreich ausgeführt ist, verliert ihren künstlerischen Werth und ihre Wirkung wiederum durch die reliefslose Breite und verwirrende Compositionslosigkeit.

Gegen die Einführung der drei großen Revolutionshelden in einen Roman, der den Titel „1793" führt, läßt sich gewiß nichts einwenden; es ist sogar bedauerlich, daß diese Helden hier zu bescheidenen Episoden herabgedrückt sind; aber das, was diese Revolutionsmänner uns hier erzählen, diese Generalstabsafterweisheit, diese Bierbankstrategie, die sich überhaupt nur mit Zuhülfenahme einer guten Karte ungefähr verstehen läßt, ermangelt doch gänzlich des Interesses. Und nun erst die Schilderung des Convents! Namen, Namen, nichts als Namen! Es ist die einfache Abschrift der Liste der Conventmitglieder mit einigen charakterisirenden Zusätzen von Victor Hugo. Die Schilderung des Convents ist einundsechzig Seiten lang, — blos die Schilderung, lediglich die Beschreibung des Saales und die Nomenclatur. Es ist ein hartes Stück, sich da durchzuarbeiten. Und ist man damit fertig, so fängt die Geschichte von neuem an. Hugo führt uns in die Bretagne und erzählt uns nun alles Mögliche und Unmögliche über den Charakter des Volkes, die Gebräuche und Sitten des Landes. Das dauert ungefähr eben so lange.

Einen Satz, welcher bezeichnend ist für die Hugo'sche Schreib- und Schilderungsweise, welcher die großen Eigenschaften des Beobachters und die kleinen Unarten des alten Schwätzers gleichsam in nuce in sich schließt, will ich hier in wörtlicher Uebersetzung wiedergeben. Hugo spricht vom bretagnischen Bauer im Gegensatz zur französischen Revolution (Bd. II. S. 82):

„Gegenüber diesen unvergleichlichen Ereignissen, dieser unermeßlichen und gleichzeitigen Bedrohung aller Wohlthaten, diesem Zornanfalle der Civilisation, dieser Ueberschreitung des wüthenden Fortschritts, dieser maßlosen und unbegreiflichen Besserung — dem gegenüber stelle man diesen ernsthaften und sonderbaren Wildling, diesen Mann mit dem klaren Auge und den langen Haaren, der da lebt von Milch und Kastanien, der auf seine Strohhütte, seine Hecke und seinen Graben beschränkt ist, der jeden Weiler in der Runde am Klange der Kirchenglocke erkennt, der auf dem Rücken ein aus Leder gefertigtes, uncultivirtes, gesticktes Gewand mit seidenen Verzierungen trägt, der seine Kleider tätowirt, wie seine celtischen Vorfahren ihr Gesicht tätowirt hatten, der im Henker seinen Herrn und Gebieter ehrt, der eine todte Sprache spricht, was so viel bedeutet, wie seinen Gedanken in ein Grab einsperren, der seine Ochsen antreibt, seine Sense schleift, sein schwarzes Korn gätet, sein Buchweizenbrod knetet, der seinen Hufen zunächst und alsdann seine Großmutter verehrt, der an die heilige Jungfrau und an die weiße Dame glaubt, der vor dem Altar auf den Knieen liegt, aber auch vor dem geheimnißvollen Heidenstein, der mitten in der Haide steht; ein Bauer in der Ebene, ein Fischer an der Küste, ein Wilddieb im Gebüsch, der seine Könige, seine Herren, seine Läuse liebt; nachdenklich und bisweilen stundenlang unbeweglich am großen, öden Strande, ein finsterer Belauscher des Meeres."

Nach diesen Angaben kann man sich selbst mit einem geringen Veranschaulichungsvermögen den Mann ziemlich gut vorstellen; aber dasselbe Thema wird noch auf langen, langen Seiten fortgesponnen. Hugo ruht nicht eher, als bis er uns alles gesagt hat, was er von dem Manne weiß — und er weiß leider sehr viel von ihm.

Zu den unerlaubten Weitschweifigkeiten ist außer dem Convent und der Schilderung der Vendée besonders noch die Beschreibung des festen Schlosses la Tourgue zu erwähnen. Sie ist gewiß recht kunstvoll und architektonisch richtig gemacht, aber es ist eben eine Abhandlung, welche sich mehr zur Aufnahme in ein Fachjournal für Baumeister als zur gewaltsamen Einzwängung in einen Roman eignet. Hugo führt uns über jede Treppe herauf, über jeden Corridor, in jedes Zimmer; und er erklärt uns wie ein französischer Bädeker aus dem Jahre 1793 alle Eigenthümlichkeiten, die irgendwie bemerkenswerth ihm erscheinen. — Für Leute, die wie ich vor jedem sehenswerthen Schlosse, dessen Geschichte den Wißbegierigen von dem Castellan gegen ein bescheidenes Trinkgeld erzählt wird, die Flucht ergreifen, ist das ein mäßiges Vergnügen.

Aber wie gesagt, die holde Gabe des Verschweigens ist unserm Dichter von den Göttern versagt. Und macht er auch bisweilen den Versuch, seiner Mittheilsamkeit Gewalt anzuthun — der Versuch mißlingt. In beinahe rührender Weise wurde mir das an einem Beispiel bestätigt. Im zweiten Bande auf Seite 260 las ich bei einer Besprechung der Belagerung von la Tourgue, daß neunzehn Chouans unter Lantenac im Schlosse von den Republicanern eingeschlossen seien. Hugo sagt bei der Gelegenheit: „Die Namen dieser neunzehn Belagerten können von der Geschichte in den Placaten der Geächteten aufgefunden werden. Vielleicht begegnen wir ihnen wieder". Als ich das las, mußte ich lächeln. Vielleicht? Ich schrieb an den Rand: Sicher. Und richtig! Im dritten Bande auf Seite 52 ff. wird das Placat der Aechtung wörtlich vorgelesen mit den Namen aller neunzehn Geächteten. Und Victor Hugo hat das so geschickt arrangirt, daß dieses Actenstück vier und eine halbe Seite füllt.

Der Naturdrang des Vielsagens zeigt sich bei Hugo, wie erwähnt, nicht nur in den Schilderungen und Aufzählungen, nicht nur in der vollständigen Wiedergabe alles dessen, was er weiß und gesammelt hat, sondern auch in der getreuen Berichterstattung über Alles, was er empfindet. Daher bei jedem Anlaß ein anspruchvolles Haltmachen zu einer philosophischen Abhandlung über dieses oder jenes psychische oder physische Moment. Tritt eine Mutter auf, so folgt eine gefühlvolle Abhandlung über Mutterliebe; wird eine Hütte niedergebrannt, so paraphrasirt der Dichter die betreffenden Verse aus Schillers Glocke ꝛc.

Wie in allen Victor Hugo'schen Dichtungen, so findet man auch in „Quatre-vingt-treize" neben dem Schönen und Maßvollen die Extravaganz und die Verkehrtheit, neben dem Edlen die geschmackloseste Ausschreitung, neben der echten Beredtsamkeit die hohle Phrase. So führt er z. B. um Cimourdains Menschenliebe zu charakterisiren eine That dieses Mannes an, bei deren Schilderung Einem geradezu übel wird. Von dem sonderbaren Dinge, welches man im gewöhnlichen Leben als Tactgefühl zu bezeichnen pflegt, hat Hugo eben keine Ahnung; auch das Ekelste schreckt ihn nicht, und er schildert es mit Wohlgefallen, wenn es ihm irgendwie in den Kram paßt.

An Phrasen leistet Hugo auch in diesem Romane das Mögliche. Der Dichter wird sich in einem gewissen Sinne der häufig unbilliger Weise verpönten Phrase niemals ganz entschlagen können, wenn er nicht trocken und nüchtern werden will; aber Hugo überschreitet das Maß des Zulässigen auch hier viel zu oft. Die Vorliebe für schöne Wörter und schöne Bilder verleitet ihn bisweilen zum vollkommenen Gallimathias. Ein wahres Musterstück dieser wirren Wortanhäufungen bildet das ergötzliche Capitel, in welchem Hugo die Verheerungen schildert, welche ein losgelöstes schweres Schiffsgeschütz anrichtet. Hugo braucht dazu siebzehn Seiten. Er erzählt wie eine „Maschine sich in ein übernatürliches Ungeheuer verwandelt. Was soll man mit einer losgelösten Kanone anfangen? Ihr könnt dies Un-

Digitized by Google

geheuer nicht tödten, es ist todt. Und dennoch lebt es. Es lebt ein finsteres Leben, welches aus dem Unendlichen zu ihm kommt" — u. drgl. m. Man muß dies Capitel ganz lesen, es ist außergewöhnlich komisch; es ist „der Kampf der Seele gegen die todte Materie"; man muß lesen, welche Anstrengung der Matrose macht, um das Geschütz zur Ruhe zu bringen, wie sich das Geschütz wehrt, wie es den Menschen angreift und verfolgt und durch welche Summen von glücklichen Combinationen es schließlich gebändigt wird — man glaubt einige Seiten aus irgend einer der ergreifenden Dichtungen von Wilhelm Busch zu lesen, in welchen die große komische Wirkung ja auch gewöhnlich durch Anhäufung von Effecten geübt wird. Selbstverständlich wird Paris wiederum mit einigen Liebkosungen bedacht; es ist „die große Leuchte der Welt, die Stätte, wo das Herz der Völker schlägt". Vom Convent sagt Hugo, es habe Größeres auf Erden nie gegeben. „Es gibt den Himalaya und es gibt den Convent." (S. 5. Bd. III.)

Bei dieser Gelegenheit mag auch ganz flüchtig auf die wunderbaren Capitelüberschriften verwiesen werden, welche theils phrasenhaft und unklar, theils doppelsinnige Wortspielereien sind. Die ersteren, die phrasenhaften, überwiegen bei weitem. Dazu rechnen wir u. A.: „La parole c'est le verbe"; „la mort passe"; „la mort parle"; „Titans contre géants" etc. etc.; zu den letzteren harmlosen Späßen „le massacre de St. Barthélemy", worunter zu verstehen ist, daß in diesem Capitel eine prachtvolle Folio-Ausgabe des St. Bartholomäus zerrissen wird.

Wie im Stil so ist auch Hugo in der Erfindung oft ein seltsamer Kauz. Es kommt vor, daß seine Erfindung vom Erhabenen zum Lächerlichen ausartet. Dazu gehört die Kanonengeschichte, die ich eben erwähnte, dazu der Kampf in Dole, wo zwölf Mann mit sieben Trommlern sechstausend Mann in die Flucht schlagen — man glaubt einen französischen Kriegsbericht aus den Jahren 1870 und 1871 zu hören.

Aber trotz alledem und alledem, trotz aller Schwächen und Verirrungen trägt der Roman den Stempel eines gewaltigen Dichters. Die Composition ist in ihren großen Zügen, wenn man das Bild weit genug von sich entfernt, um die langweilige Detailmalerei übersehen zu können, ganz meisterhaft. Die Hauptcharaktere fesseln durchaus und die Conflicte zwischen dem republicanischen Enthusiasten und seinem royalistischen Familienhaupte, zwischen dem toleranten Schüler und dem terroristischen Lehrer sind mit außergewöhnlicher dichterischer Kraft entwickelt und durchgeführt. Daß Hugo die Kunst der Effecte nicht verlernt hat, beweist er hier auf das glänzendste. Die Schlußworte fast eines jeden Capitels sind ein wirkungsvoller dramatischer Actschluß. Nicht immer ist dieser Effect allerdings zu loben; bisweilen nimmt er mit dem gewöhnlichsten fürlieb, und man glaubt ein schlechtes Boulevarddrama oder einen mittelmäßigen Criminalroman zu lesen. Aber neben der Effecthascherei macht sich auch oft die gesunde Wirkung in ergreifender Weise geltend. Und da sind vor allem anzuführen die Scenen, in welchen die Mutter Flechard oder ihre Kinder auftreten. Die Kinderscenen, namentlich im dritten Bande, sind mit einer unvergleichlichen Innigkeit und Anmuth geschildert; man kann sich nichts Rührenderes, nichts Liebreicheres denken. Schon um dieser Scenen willen verdient das Buch gelesen zu werden. Und dann wieder die mächtige Tragik der Mutter, ihr entsetzlicher Aufschrei der Verzweiflung, als sie der Kleinen, die man ihr geraubt, die sie Tag und Nacht gesucht hat, in dem unnahbaren brennenden Schlosse gewahr wird. Dabei hat es keineswegs sein Bewenden mit den Schönheiten. Sie sind in diesem Werke zahlreicher und bedeutender vertreten, als in den meisten Schöpfungen aus der letzten Zeit des Dichters. Schlägt man das Buch zu, so sagt man sich, daß man sich oft gelangweilt und oft geärgert, dafür aber auch Eindrücke in sich aufgenommen und Empfindungen empfangen hat, welche hervorzurufen nur dem gottbegnadeten Dichter beschieden ist. Zwiespaltig wie die Natur des Dichters ist auch sein neuestes Werk, es wirkt bald abstoßend, bald anziehend, es enthält blendende Eigenschaften und düstere Fehler, es ist eine neue Illustration zu dem von Hugo selbst gewählten Titel „Strahlen und Schatten" — „les rayons et les ombres".

**Paul Lindau.**

# Aus der Hauptstadt.

## Die musikalische Saison.

Manche schöne Frauen und manche berühmte Sänger gleichen einander darin, daß sie durchaus nicht alt werden wollen, und alle möglichen Künste aufbieten, um dem natürlichen Gange der Dinge zu wehren. Die schöne Frau vermehrt die Sorgfalt für ihre Toilette, ihr Hauptaugenmerk ist dahin gerichtet, daß alle Vorzüge ihrer Erscheinung, an denen der Zahn der Zeit noch nicht zu sehr genagt hat, auf's glänzendste hervortreten, dasjenige dagegen, das zu verblühen beginnt oder bereits verblüht ist, unter dem geschickt arrangirten Zierrathe verborgen bleibt; ihr Lächeln wird mit den Jahren bezaubernder, die Laune, die Koketterie — diese stärkste Waffe junger schöner Frauen — schwinden immer mehr, sie befleißigt sich einer gewissen wohlthuenden Harmonie im Gebaren, und wendet selbst älteren Männern eine gewisse Aufmerksamkeit zu, da sie instinctiv fühlt, daß ja auch diese oft eitel genug sind, über der äußeren Wirkung die eigentliche Ursache zu vergessen. So auch versteht mancher berühmte Sänger, an dessen Stimme und äußere Erscheinung die unüberwindliche Macht der Jahre herantritt, die Vortheile der Kunst zu benutzen, um die Schwächen der Natur zu verdecken. Er widmet der Technik ganz besondere Sorgfalt, er erzielt durch sie Wirkungen, die dem weniger gebildeten Künstler, selbst wenn er eine schönere Stimme besitzt, nicht gelingen; er bringt alle die kleinen Nüancen, die Verzierungen an, diese musikalischen Toilettenkünste, die nur der sehr gebildete, geschmackvolle Künstler sich erlauben darf; er vervollkommnet sein künstlerisches Wissen, überläßt nichts dem Zufalle, dem Wagnisse der selbstbewußten Kraft, vertraut nur dem künstlerisch berechneten Maße; er studirt, er durchgeistigt seinen Vortrag; in jedem Stücke, das er zu Gehör bringt, sucht er die interessanten Einzelheiten so hervorzuheben, daß er neue Klang-Schattirungen und Färbungen erzeugt; er richtet auch den Vortrag so ein, daß alle die ihm noch gebliebenen Vorzüge im glänzendsten Lichte erscheinen und die Mängel ganz zurücktreten oder wenigstens im Zwielichte bleiben; wo nur immer thunlich, läßt er das Declamatorische hervortreten, bei welchem das Stimmliche weniger unentbehrlich ist — und er wendet seine Läufer, Triller in der Weise an, daß sie dem Geiste der Composition nie widersprechen; so gibt er seiner Leistung ein einheitliches, künstlerisch harmonisches Gepräge. Jene schönen Frauen und jene berühmten Sänger werden bei der Durchführung ihrer Zwecke gar manche Jahre vom glänzendsten Erfolge begleitet. Die schöne Frau wird in den Uebergangsjahren von vielen Leuten schöner, reizender gefunden, denn je; — und vom berühmten Sänger behaupten viele, er habe eigentlich nie schöner gesungen, als seitdem er eigentlich weniger singt denn vorträgt. Schlecht geht es dem scharfblickenden Realisten, dem der jedes einstudirten Ausdrucks fähige Blick des schönen Auges nicht die tiefen Ringe unter demselben und die Krähenfüße verbirgt, der über dem reizenden Lächeln nicht die Falten der Mundwinkel übersieht, und der bei einer prachtvollen Ballrobe den Geschmack der Trägerin, nicht aber deren verblühte Reize bewundert. Ebenso schlecht geht es dem scharf hörenden Kritiker; gar mancher sittlichen Entrüstung begegnet er, wenn er diese oder jene schöne Nüance des alternden Sängers mehr als eine berechtigte Toilettenkunst betrachtet, in welche die Schwäche der Stimme sich hüllt, wenn er die kunstvolle Berechnung im Vortrage von der natürlichen spontanen Wärme schon in dem Zeitpunkte scharf unterscheidet, wo diese Berechnung noch als Höchstes gepriesen wird. Das dauert so einige Jahre, bis eines Tages die schöne Dame keine so begeisterten Verehrer mehr findet, und Stockhausen kein Publicum mehr anzieht, wie dies in seinem letzten hiesigen Concert geschah. Der Verfasser hat schon im Jahre 1855 oder 1856, als er diesen berühmten Sänger auf dem düsseldorfer Musikfeste den Elias singen hörte, sein Staunen über den großen Ruhm und Beifall bei so

Digitized by Google

wenig entsprechenden Leistungen nicht verhehlen können, und das wäre ihm fast schlecht bekommen; denn nur die große gastfreundliche Liebenswürdigkeit der Düsseldorfer bewahrte ihn vor directen unliebsamen Zurechtweisungen einiger überenthusiastischen Stockhausenianer — und aus manchen Blicken vermochte er zu entnehmen, daß er wie ein Missethäter betrachtet ward; erst als er am dritten Tage im „Künstler-Concerte" nach der „Frühlingsnacht" und dem berühmten Nachtigallentriller aus Leibeskräften applaudirte (und zwar aus voller Ueberzeugung), ward er wieder gnädiger angesehen, wie ein reuiger Sünder (wohlweislich verschwieg er sein Erstaunen, daß einem Sänger, der zwei Tage vorher den Elias wenig hervorragend gesungen hatte, um eines glänzend gesungenen Liedes willen ein Trompeter-Tusch gebracht wurde). Und so erging es ihm noch öfter in späteren Jahren. Er hat Herrn Stockhausen immer als einen der größten Gesangskünstler betrachtet, als einen Mann, von dem *jeder* Musiker, auch der bedeutendste, lernen kann — aber er hat auch nie verkannt, daß die Concertleistungen des genannten Sängers sehr verschiedenartig sind, daß sie sehr oft — wenn eben die Stimme nicht willig war — der Wärme der Begeisterung entbehrten, die vom Kraft*bewußtsein* getragen werden muß, und daß diese Leistungen daher oft am meisten durch die Eleganz des Vortrags, durch die feine Technik und Nüancirung, durch die außerordentlich geschickte, künstlerische Toilette wirken. Das Alles beginnt man im Publicum *jetzt* zu fühlen, nachdem es doch eigentlich schon seit Jahren fühlbar gewesen; man findet, daß zwei Thaler ein zu hoher Preis für die Leistungen des Herrn Stockhausen war, da Herr und Frau Joachim nur $1^1/_2$ verlangten — nach unserem Dafürhalten mußte das schon vor zwei Jahren gefunden werden, als die Concerte des Herrn St. sich noch des reichlichsten Zuspruches erfreuten. Denn er sang in diesem Jahre nicht weniger schön als früher, und die Schwächen, die er diesmal zeigte, waren schon seit geraumer Zeit bemerkbar. Die Händel'schen Kammerrouladen, diese eigenthümlichen aus der Castratenzeit in die Opern- und Oratorienzeit mit hinübergenommenen Schnörkel, die wahrlich nirgends den Componisten des Israel in Egypten und des Messias, des Judas Maccabäus erkennen lassen, sie sind doch nur reine Virtuosenstücklein, sowie die französischen Arien auch kein höheres Interesse bieten als das der vorzüglich reinen Aussprache und des eleganten Vortrags, bei dem aber von besonderer künstlerischer Bedeutung keine Rede sein kann. Dagegen boten die Lieder von Schumann und Schubert wieder eine Fülle von herrlichen Momenten — obwohl auch in diesen hie und da die Reflexion vor der natürlichen Wärme, der lyrischen Ungezwungenheit vorwaltete. Alles in allem genommen können wir nur wiederholen, daß Herr Stockhausen ein Künstler ist, der immer hohes Interesse erregt, aber nicht *so* hoch steht, daß er die höchsten Preise verlangen darf. Mit ihm zugleich wirkte ein junger Pianist und Compositeur aus Leipzig, Herr Röntgen. Der noch sehr jugendliche Künstler — er mag vielleicht 18 bis 20 Jahre zählen — besitzt als Clavierspieler eine sehr achtungswerthe Technik und musikalische Bildung, als Componist große Formgewandtheit ohne hervorragende Eigenthümlichkeit der Erfindung. Die Sonate, die er in seinem ersten Concerte vortrug, ist voll von Anklängen an andere Componisten; im zweiten Concerte sind wir nicht gewesen, aber wenn die Sonate für Clavier und Cello dieselbe ist, die wir im J. 1872 in einer Privatmatinée gehört haben, so erinnern wir uns noch sehr deutlich, daß das Finale überraschende Aehnlichkeit mit dem allbekannten Thema der Händel'schen E-dur-Variationen zeigte. Uebrigens wollen wir hier gleich hervorheben, daß unter den kleineren Compositionen, die Herr Röntgen in dem ersten Concerte vortrug, ein Intermezzo (Phantasiestück) und einige vierhändige kleine Clavierstücke sehr anmuthig und wirksam waren. Frau Röntgen, die Mutter des Componisten, spielte die obere Partie ganz vortrefflich. Dem Musiker und Pianisten Röntgen läßt sich schon jetzt ein sehr günstiges Prognostikon stellen — der Componist bedarf noch mancher Klärung, Selbstprüfung und vorzüglich der Sammlung. Ob es der Entwicklung eines so jungen Künstlers Vortheil bringt, wenn er schon jetzt viel reiset und überall nur mit eigenen Compositionen auftritt, ob seine richtige Erkenntniß, die künstlerische Reife hiebei gefördert werden, darüber müssen seine Eltern entscheiden und sein Kunst-Pathe, Herr Stockhausen, der vielerfahrene Künstler. Wir wissen nur Eines: Wenn der talentirte junge Sohn eines berliner Künstlers nach dem Süden zöge, um dort nur seine geistigen Erzeugnisse zu produciren, und wenn hiebei noch seine Frau Mutter als Familien-Beigabe all' improvista erschiene, so würden die Kritiker anderer engerer deutscher Vaterländer wohl von „Berliner Suffisance" reden und dem „Spree-Athener" arg heimleuchten! Aber umgekehrt? „Ja Bauer, das ist ganz was anderes!"

Wie uns nachträglich mitgetheilt wird, hat Herr Stockhausen im zweiten Concerte so schön gesungen wie je, einer schönen Frau vergleichbar, die noch in vorgerückteren Jahren in manchen Tagen die ganze Frische und Elasticität der Jugend wiederfindet. Ueber Herrn Röntgen jedoch stimmte das allgemeine Urtheil auch dieses Mal mit dem überein, welches wir oben ausgesprochen haben. Wir erfahren weiter noch von glaubwürdigster Seite, daß Herr Stockhausen die Leitung des Stern'schen Gesangvereins übernehmen und daß er auch demnächst die Partie des Christus im gleichnamigen Oratorium von Fr. Kiel ausführen wird. Berlin kann sich jedenfalls nur gratuliren, wenn ein so ausgezeichneter Künstler, wie Stockhausen, in seinen Mauern bleibenden Wohnsitz nimmt. Ueber seine Leistungen als Dirigent kann selbstverständlich nur in der Folge, und zwar nach *mehreren* Aufführungen, ein endgültiges Urtheil gefällt werden. Denn einige Zeit muß doch immer vorübergehen, bis ein Gesangverein, der so viele Jahre von *einem* Manne geleitet wurde, und sich ganz mit ihm zusammengelebt hat, mit dem Wesen und dem Gebaren eines neuen Leiters ganz vertraut wird, und erst nach einem gewissen Zeitraume vermag der Eine wie der Andere zu entscheiden, ob ein gedeihliches Zusammenwirken erzielt werden kann. Wir wünschen und hoffen, daß der Verein unter Stockhausen sich so glänzend erhalte, wie unter Herrn Stern. Dieser würde — jenen glaubwürdigen Nachrichten zufolge, für welche wir indessen eine Bürgschaft nicht übernehmen — nur noch die Concerte der von ihm gebildeten Reichshallen-Capelle dirigiren, und hätte im Händel'schen „Judas Maccabäus" seinen Stab über den Gesangverein zum letzten Male geschwungen. Die Ausführung war nach allen Seiten hin eine ausgezeichnete, die vortrefflichen Eigenschaften des Vereins wie des Dirigenten erschienen in vollstem Glanze: die Chöre waren durchweg vortrefflich, und das Orchester — die Reichshallen-Capelle, welche zum ersten Male die Feuerprobe eines Oratoriums bestand, zeigte sich, einige kleine Schwankungen im Anfange abgerechnet, der Aufgabe vollkommen gewachsen. Die Orgel, welche hie und da mit ihren herrlichen Tönen mit eingriff, erhöhte die Macht der Chöre — und die Akustik des Saales erwies sich als vortrefflich, besonders in den oberen Räumen. Die Soli wurden von Fräulein Aßmann, Frau Schmidt, Herrn Köhler (Baß) aus Dresden und Herrn Niemann gesungen. Die erstgenannte Dame besitzt eine gleichmäßig ausgebildete, sonore Stimme, deren Kraft jedoch für die sehr großen Räume nicht völlig ausreicht. Frau Schmidt zeigte sich als gewandte, sowohl in Recitativen wie in der Coloratur Händel'scher Musik wohl bewanderte Sängerin. Herr Köhler that sein Bestes und wird noch Besseres leisten, wenn er auf dem Boden des Oratoriums heimischer geworden sein wird. Herr Niemann, der sich dem Publicum zum ersten Male als Oratoriensänger zeigte, brachte eine großartige Wirkung hervor. Die Leistung war in Auffassung, in Declamation, tonlicher Wirkung, künstlerischem Feuer und Vermeidung alles Theatralischen eine der glanzvollsten, die wohl je gehört wurden. Wäre nicht übliches Herkommen, daß das Publicum in Oratorien keinen lauten Beifall äußert, so hätte die allgemeine Bewunderung gewiß in ebenso stürmischer Weise Ausdruck gefunden, als nur in der Vorstellung irgend einer Wagner'schen Oper.

**A. H. Ehrlich.**

## Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

Gegenüber dem Angriff auf mich, für den Sie Herrn Eras in Nr. 8 Ihres Blattes Raum gewährt haben, bitte ich Sie zu constatiren, daß meine erste Besprechung Eras'scher Arbeiten (das Jahrbuch für Volkswirthschaft) in das Jahr 1868; unsere gemeinsame Bewerbung um das Handelskammersecretariat in Breslau in das Jahr 1871, wo ich noch Docent an der Akademie Proskau und Secretär für das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen in Schlesien war; meine zweite und letzte Besprechung betr. Eras („Aus der Praxis") in das Jahr 1873 fällt; letztere wurde von einem meiner Freunde auf Verlangen nach Chemnitz gesendet, wo Herr Eras eben für den Reichstag candidirte.

Digitized by Google

Selbst wenn man mir eine so niedrige Gesinnung zutraut, wie Herr Eras, so wird doch kein Vernünftiger glauben, daß meine Kritiken durch Aerger über Eras' Bevorzugung in Breslau geleitet wurden, wenn man weiß, daß ich sehr bald nachher Professor der Staatswissenschaften an hiesiger Universität wurde, mithin Herrn Eras nur dankbar sein kann, daß er mich vor dem Handelskammersecretärposten bewahrt hat, dessen Erlangung mich wahrscheinlich verhindert hätte, schon im selben Jahr eine Universitätsprofessur anzunehmen, die ich doch wahrhaftig nicht mit seiner Stellung vertauschen möchte.

Bern, 26. Februar 1874. Ergebenst

Prof. Dr. H. v. Scheel.

Wir bedauern lebhaft, daß der ursprünglich sachliche Streit zwischen den Herren Professor Dr. v. Scheel und Dr. Wolfgang Eras einen so persönlichen Charakter angenommen hat, wie ihn die letzten Auslassungen der genannten Herren zeigen. So sehr es uns widerstrebte, unser Blatt zu dergleichen Streitigkeiten herzugeben, mußten wir doch unsern Grundsätzen nach sowohl der Polemik als der Antipolemik bis zu einer gewissen Grenze Raum gewähren. Wir konnten es leider diesmal nicht verhüten, daß diese Grenze von beiden Parteien überschritten wurde; nunmehr jedoch erklären wir, daß die Sache für uns abgeschlossen ist und wir zu einer Fortsetzung der Polemik in unserm Blatte keinenfalls die Hand bieten werden.

Die Redaction.

## Notizen.

Die Reichstagssession rückt vor und auch die öffentlichen Sitzungen werden nach der Erledigung der verschiedenen Commissionsarbeiten wieder in ein lebhafteres Tempo gerathen. Gespannt war alle Welt während der letzten Wochen auf die Form, in welcher der Frieden wegen des Militärgesetzes und des Entwurfs in Sachen der Presse zu Stande kommen werde. Denn daran wollte niemand glauben, daß in diesen schweren Zeiten Regierung und Nationalpartei sich nicht schließlich vertragen sollten. Wie hatten sich Franzosen, Ultramontane und sonstige Neider und Feinde schon im voraus damit amüsirt, daß die Session mit den vielen disparaten Elementen, welche der Reichstag umfaßt, in einen kleinen Conflict auslaufen werde. Die Pariser und ihre guten Freunde, die Klericalen, haben ohnehin nicht viel Vergnügen und sind auf Schadenfreude angewiesen, für welche das durch und durch gesunde Deutsche Reich indessen nur selten eine ergiebige Gelegenheit bietet. Es ist schon schlimm für die eitlen Leute jenseit der Vogesen, daß sie jetzt nach Berlin sehen müssen und von hier den Anstoß zu ihren geheimen Sorgen und ihren öffentlichen Betrachtungen erhalten. Elsaßlothringer Debatten, Moltke'sche Reden, Bismarck'sche Tischgespräche mit bekannten Wasserstrahlen in den parlamentarischen Soireen, ja officiöse berliner Leitartikel — das alles beschäftigt jetzt die Spaziergänger und Habitués der Caffeehäuser zwischen der Straße Montmartre und der Madeleinekirche viel mehr als was bei ihnen selbst passirt. Und dabei ist das Meiste obendrein zu ihrem Schaden. Von dem elsaßlothringer Fiasko können sich die Auftraggeber in Paris noch immer nicht erholen. Warum haben sie auch nicht bedacht, daß Berlin ein sehr gefährlicher Boden für Menschen ist, die hier ohne solide Vorbereitung in Kunst, Wissenschaft oder Politik prunken wollen. Das hatte schon vor langen Jahren der verstorbene Philarète Chasles vom College de France erprobt, als er berliner Vorlesungen über die moderne französische Literatur eröffnete und ihm die kleinen hiesigen Feuilletons allerlei chronologische und andere Schnitzer nachwiesen, welche der gelehrte Professor in den sogenannten Conferenzen über seine eigene Literarhistorie begangen hatte. Er rächte sich dafür in bitterbösen Artikeln des Journal des Debats gegen Deutschland im allgemeinen und die Berliner insbesondere. Aber der compromittirte Ruf des eleganten Mannes der Wissenschaft konnte damit nicht wiederhergestellt werden. Unseren eigenen Landsleuten übrigens, wenn sie in der deutschen Hauptstadt eine Rolle spielen wollten, der sie nicht gewachsen waren, ist es nicht besser ergangen. Wer erinnert sich nicht des angeblichen Africareisenden, dem Professor Kiepert seine unverschämten Plagiate sofort öffentlich vor denselben Zuhörern nachwies, welche damit zu dupiren der kecke Abenteurer versucht hatte. Ganz neuerdings hat auch Herr Büchner erfahren müssen, daß, um den Berlinern wissenschaftlichen Sand in die Augen zu streuen, weder die ihm von der Natur zugewiesene geistige Kraft, noch der von seiner Pseudogelehrsamkeit zusammengeraffte Stoff ausreichen konnten. Und vor dieses kühle, sardonische, mit allen Ideen und Disciplinen übersättigte, gegen jeden affectirten Schein unerbittliche Publicum wagte sich Herr Teutsch mit Redensarten, wie sie wohl französischen Puppen im Munde ziemen mochten! Unsere Abgeordneten thun in knapper, geschäftsmäßiger Behandlung der Materie vielleicht des Guten hier und da zu viel. Einiger oratorische Schwung, der einer gründlichen Behandlung des Gegenstandes keinen Abbruch thut, wird in unseren parlamentarischen Versammlungen, zuweilen vermißt. Wollen die Elsaßlothringer uns damit bereichern, sollen sie willkommen sein. Aber ein inhaltsleeres Pathos können wir nicht brauchen. Auch möchten wir um richtige Citate bitten. Von wem Herr Teutsch den falschen Auszug aus Bluntschlis Völkerrecht soufflirt erhalten hat, das zu erfahren wäre von Interesse. In seiner Bibliothek zu Zabern befindet sich das Buch schwerlich. Wir vermuthen einen jener journalistischen Handlanger, wie sie sich in Paris und leider! auch anderswo umhertreiben, Deutsche dem Ursprung nach, für jedermann um einen nicht zu hohen Preis käuflich, der letzte Rest einer vergangenen Zeit, wo literarisches Gesindel das große Wort führte und den vaterländischen Namen draußen in Verruf brachte. Nach und nach werden sie aussterben und eine spätere Generation wird kaum glauben wollen, daß Deutschland sich einmal solcher verlorenen Söhne zu schämen hatte.

* * *

Zur mündlichen Verhandlung der auf Antrag des Staatsanwalts beim königl. Stadtgericht gegen den Herausgeber der „Gegenwart" erhobenen Anklage wegen Gotteslästerung ist nunmehr der Termin auf Sonnabend den 7. März anberaumt worden. In dem, dem Herausgeber zugegangenen Schriftstück heißt es: „Demgemäß wird der Zeitungsredacteur Dr. Lindau angeklagt: zu Berlin am 3. Januar 1874 mittels der Presse, dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergerniß gegeben zu haben" — Vergehen wider § 166 des Strafgesetzbuches, welcher bestimmt: „wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergerniß gibt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft". Als Verfasser des incriminirten Artikels „Briefe eines Elysionärs" hat sich, wie unsere Leser bereits wissen, inzwischen Professor Dr. Johannes Scherr in Zürich öffentlich genannt.

## Bibliographie.

Einsame Lieder von Ludwig Grote. Hannover 1873.

The charm and the curse. A Tale dramatized from the Edda. By Charles Grant. Jena 1873, Frommann.

Dramatische Werke von Georg Köberle. 2. Band. Stuttgart 1873, Neff.

Aus dem Süden. Novellen von Günther von Freiberg. 3 Bde. Berlin 1873, Paetel.

(Wird fortgesetzt.)

Wir richten an unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten die Bitte, die für die **Redaction der „Gegenwart"** bestimmten Einsendungen (Briefe, Manuscripte, Recensionsexemplare, Zeitungen etc.)

**vom 1. April ab**

nicht mehr Luisenstrasse 37, sondern

**Kronprinzen-Ufer 19, N. W. Berlin**

adressiren zu wollen.

Digitized by Google

# Inserate.


Verlag von Otto Meissner in Hamburg.

DAS KAPITAL.
Kritik der politischen Oekonomie.
Von
KARL MARX.
Zweite Auflage. 3 Thlr.

NATUR-ETHIK.
Von
H. J. A. KOERNER.
2 Bände. 4 Thlr.

Die neue wohlfeile Auflage von
ISIS,
DER MENSCH UND DIE WELT.
Von
C. RADENHAUSEN.
4 Bände 4 Thlr., eleg. geb. 5⅓ Thlr.

Gesammelte
SCHRIFTEN UND REDEN
von
Dr. JOHANN JACOBY.
2 Bände. 3 Thlr.

Triennium philologicum
oder
Grundzüge d. philolog. Wissenschaften,
für Jünger der Philologie
bearbeitet von
Wilhelm Freund.

Heft 1, Preis 10 Sgr., ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, vollständige Prospecte mit Inhaltsangabe gratis.

Kritische Sichtung des Stoffes, systematische Eintheilung und Gruppirung desselben, durchgängige Angabe der betr. Literatur, endlich stete Hinweisung auf die in den einzelnen Gebieten noch nicht genügend aufgehellten Partien sind die leitenden Grundsätze bei der Ausarbeitung dieses ausschliesslich für Jünger der Philologie zum Repertorium und Repetitorium bestimmten Werkes.

= Jede Semester-Abtheilung kostet 1⅓ Thlr. und kann auch in 4 Heften à 10 Sgr. bezogen werden, einzelne Hefte aber nicht.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

In der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen. Dargestellt von Dr. Maximilian Perty, Professor an d. Universität zu Bern. Zwei Bände. 58 Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 5 Thlr.

Mittheilungen aus dem Göttinger anthropologischen Vereine. Im Auftrage des Vereines herausgegeben von Dr. Hermann von Ihering. In zwanglosen Heften. Erstes Heft. Lex.-8. geh. Preis 15 Ngr.

Henry Thomas Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. Fünfte rechtmässige Ausgabe. 2 Bände. 90¾ Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Georg Stilke in Berlin:
Ueber
Mundarten und mundartige Dichtung
von Klaus Groth.
gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von
Leo Liepmannssohn,
Berlin W., Markgrafenstrasse 52,
Ecke der Behrenstrasse.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig erschien soeben:
Bunte Blätter.
Skizzen und Studien für Freunde der Musik und bildenden Kunst
von
A. W. Ambros.
Neue Folge. Elegant geheftet 1½ Thlr., elegant gebunden 2 Thlr.

Inhalt:
I. Musikalisches. Musikalische Wasserpest. — Hamlet, Oper von Ambroise Thomas. — Zumsteeg, der Balladencomponist. — Der erste Keim des Freischütz-Textes. — Musikalische Uebermalungen und Retouchen. — Franz Lachner's Requiem. — Bachiana. — Rubinstein. — Halbopern und Halboratorien. — Schubertiana. — Allerlei Beethoven'sche Humore. — Ein Kapitel von musikalischen Instrumenten.
II. Zur bildenden Kunst. Von Wien nach Nürnberg. — Orcagna, Holbein und Kaulbach. — Kaulbach's Carton: Die Christenverfolgung unter Nero. — In den Raphael-Sälen des Vaticans.
III. Aus meiner italienischen Reisemappe. Goethe in Italien und seine Nachfahrer. — Italienischer Frühling. — Ein Bilderbogen voll Figuren. — Der Gesundheitspaß von Orbetello. — Römische Ostern. — S. Maria alla morte in Rom. — Orvieto.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
John Stuart Mill's
Selbstbiographie.
Aus dem Englischen
von
Dr. Carl Kolb.
Autorisirte deutsche Uebersetzung.
gr. 8. Thlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.
MEYER & ZELLER'S VERLAG
(Friedrich Vogel)
in Stuttgart.

Im Verlage von Fr. Bartholomäus in Erfurt erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die
Harmonie und Charakteristik
der
Farben
mit besonderer Anwendung auf
Costümirung.
Ein Vortrag, mit freier Benutzung von Goethe's Beiträgen zur Farbenlehre
von
Edmund Wallner.
Preis 10 Sgr.
☞ Von Interesse für Maler, Schauspieler, Garderobiers, Kunstfreunde u. A.

In unserm Verlage erschien:
Suite in G-Moll
für Pianoforte von
J. Raff.
Op. 162.
Nr. 1. Elegie in Sonatenform 25 Sgr.
Nr. 2. Volkslied mit Variationen 1 Thlr. 5 Sgr.
Nr. 3. Ländler 17½ Sgr.
Nr. 4. Märchen 20 Sgr.
Pr. compl. 2 Thlr. 12½ Sgr.
C. A. Challier & Co. in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
Freie Studien
von
Ludwig Pfau.
Zweite umgestaltete Auflage.
Preis 2 Thlr.
Inhalt: Die Kunst im Staat. — Ein Stück christlicher Kultur. — Karolingische Skizzen. — Proudhon und die Franzosen.
Im Jahre 1874 sollen ferner vom gleichen Verfasser erscheinen: „Artistische Studien" und „Kunstgewerbliche Studien."
Verlag von Ebner & Seubert
in Stuttgart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin:
Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch. 21 Sgr., gebunden 27 Sgr.
— — Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Preis geb. 1 Thlr.
— — Trina, zweit. Theil der Vertelln, plattdeutsche Erzählungen. Preis geheftet 22½ Sgr., gebunden 1 Thlr.

Verlag von Georg Stilke in Berlin:
Diana.
Schauspiel in 5 Acten
von Paul Lindau.
(Erscheint demnächst.)


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 14. März 1874. Band V.

AP 30 G295 v.5 no.11

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Kampf des Deutschen Reichs gegen die Cholera. Von F. von Holtzendorff. — Die Geschichte eines Sturmvogels. Von Alfred Meißner. — Literatur und Kunst: Briefe eines Elysionärs. Von Zacharias Zinnober. IV. — Zur Technik des Romans. Mit besonderer Beziehung auf G. Eliots Middlemarch. Von Friedrich Spielhagen. II. — Literatur und Literaten Rußlands unter dem Kaiser Nikolaus. (Schluß.) — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Die Realisten." Lustspiel in vier Acten von Ernst Wichert. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Der Kampf des Deutschen Reichs gegen die Cholera.

Von F. von Holtzendorff.

I.

Wenn von inneren und äußeren Reichsfeinden in Deutschland die Rede ist, sollte man die asiatische Cholera nicht vergessen. Sie ist ein äußerer Reichsfeind, insofern sie, Länder und Meere überschreitend, von den Ufern des Ganges als ein bis jetzt unbesiegbarer Eroberer in Europa sich einschleicht. Sie *ist* ein innerer Reichsfeind der gefährlichsten Art, eine trotzige Verspotterin aller Wissenschaft, Kräfte lähmend, Gesundheit und Leben vernichtend, wirthschaftliche Unternehmungen durchkreuzend, Verkehr hindernd und überall im gesellschaftlichen Organismus durch ihr Erscheinen die Bande friedlicher Gesittung lockernd. Furcht, Eigennutz, Verzweiflung, stumpfe Gleichgültigkeit, kirchlicher Aberglauben schreiten in der Procession einher, die von ihr geführt wird. Wie ein Fieberfrost wird die Stimmung einer von der Seuche heimgesuchten Stadt umhergeschüttelt zwischen der heuchlerischen Demuth, welche auf Augenblicke den Zorn des Himmels und „den Finger Gottes", im Bewußtsein der Sünde schauernd, verehrt und der tollen Genußsucht, die sich dem nächsten Augenblick schwelgerisch preisgibt, weil ihr der folgende Tag ungewiß erscheint.

Bis vor kurzer Zeit war die Cholera wesentlich nur eine medicinische Frage, ein dem Naturforscher gestelltes Räthsel. Und sie ist das zum größten Theil auch noch heute. Aber sie ist mehr als dies. Sie wird gleichzeitig zu einer wirthschaftlichen und socialen Frage, wenn sie in häufiger Wiederkehr und in kürzeren Zwischenräumen auftretend, mit der Auswanderung unserer Arbeitskräfte um den Vorrang ringend, in der Zahl ihrer Opfer fort und fort der Entvölkerung unseres Vaterlandes Vorschub leistet.

Schwerlich ist es erlaubt, die Cholera fernerhin nur als eine Heimsuchung anzusehen, welche der Wissenschaft neue interessante Probleme stellt, und welche wegen ihrer Seltenheit verdient, alsbald nach ihrem Verschwinden vergessen zu werden. Nicht gering freilich ist die Anzahl jener scheinbar Tapferen, welche meinen, es sei das beste, die Cholera mit Verachtung zu strafen und selbst, nachdem sie sich in gewissen Städten zu längerem Aufenthalt eingerichtet, den Localpatriotismus der Verschweigungen und Bemäntelungen als besten Grundsatz zu befolgen. „Sprechen wir nicht mehr davon" — heißt es gewöhnlich, wenn man nach dem Verschwinden der Seuche gleichsam der seelischen Erholung von schwerem Drucke bedarf. Und „davon später" — heißt es, wenn die ersten warnenden Stimmen gegen die Wiederkehr der Gefahr sich vernehmen lassen.

Eben deswegen ist es nöthig, daran zu erinnern, daß wir uns in Europa und in Deutschland nicht mehr in jenen vergleichungsweise günstigen und einfachen Verhältnissen befinden, welche bestanden, als vor etwa vierzig Jahren die Cholera zuerst erschien. Damals bewegte sich der europäisch-indische Verkehr auf der ungeheuren Curve, welche von den Mündungen des Ganges oder von Bombay um das Cap der guten Hoffnung herumführte.

Welche Veränderungen hat seitdem der Weltverkehr erfahren? Rußland hat seine Grenzen über den Kaukasus und die östlichen Steppenlande bis nach Centralasien vorgeschoben und Millionen muhamedanischer Unterthanen in ständige Berührung mit seinem eignen Bevölkerungselemente gesetzt. Die Ueberlandroute nach Indien ward eingerichtet. Der Canal von Suez ist gegraben. Eisenbahnlinien durchschneiden die Basis des englisch-ostindischen Reiches. Der Pilger, welcher in früheren Jahrzehnten hunderte von Meilen zu Fuß wanderte, oder mit den Elementen ringend, durch Sand- und Wasserwüsten, in Karawanen oder Segelboten den Giftstoff aus seiner Geburtsstätte am untern Ganges kaum bis nach Mekka zu tragen vermochte, reist heute nicht anders, als die französischen Wallfahrer von Lourdes, nur weiter und beschwerlicher, auf Eisenbahnen und Dampfern nach der heiligen Stadt Arabiens; Aegypten, ehemals ein feierliches Geheimniß für Alterthumsforscher, wurde ein großes Uebergangsland zwischen Occident und Orient, das rothe Meer eine Verkehrsstraße, welche dem Canal zwischen Frankreich und England an Bedeutung sich mehr und mehr annähert. Die Gestade des Mittelmeeres wimmeln von Dampfern, wo vor fünfzig Jahren die Bote der Korallenfischer kreuzten. Und welche anderen, kaum berechenbaren Veränderungen stehen uns bevor, wenn die großen Eisenbahnlinien Vorderasien, Persien, Mesopotamien durchschneidend, nahezu gradaus, wie die Linien des Notenpapiers, ihren Schienenweg bis an den persischen Meerbusen oder an die westlichen Ufer der ostindischen Halbinsel ziehen?

Darf man da nicht bei dem Wort des Dichters: „Die Todten reiten schnell" an die Cholera denken, welche sich alle Vortheile der modernen Verkehrstechnik auch ihrerseits zu Nutze macht, und mit einem Rundreisebillet vom untern Ganges aus mit hinreichender Aufenthaltsberechtigung in Vorderasien, Europa, America alle Sehenswürdigkeiten besichtigt und dann je nach ihrer Wahl entweder über Europa und Nordafrica oder späterhin auch über Californien und Ostasien, China, Japan, Australien nach ihrer Heimat zurückkehrt, um nach Be-

Digitized by Google

sorgung der nothwendigsten häuslichen Angelegenheiten ihre Reiselust auf etwas veränderten Touren von neuem zu befriedigen? Gleich einem indischen Götzenbilde, hundertarmig und hundertfüßig, zieht sie in Courierzügen und auf mächtigen Dampfern, wie in einem Triumphzuge der Vernichtung, ein Weltumsegler dahin, von anderen ungesehen, in ihre Tarnkappe gehüllt, die noch keine Wissenschaft gelüftet, sich selbst ewig vervielfältigend, den üppig wuchernden Samen des Todes ausstreuend, jeden Vergleich mit der Leben zerstörenden Macht der großen Schlachtfelder von sich stolz zurückweisend. Scheinbar erloschen flackert sie hier und dort von neuem empor.

Unter den von der Cholera gefährdeten Ländern sind unzweifelhaft diejenigen zumeist bedroht, welche in centraler Lage den Durchgangsverkehr zwischen Europa und Indien vermitteln.

Wer vermöchte zu bezweifeln, daß gerade Deutschland sich in dieser Lage befindet? Jede Verkehrseinrichtung, die die Verbindung mit Indien beschleunigt, vermehrt auch im Laufe der Zeit unsere Sorgen. Von den russischen Ostseehäfen, von der Weichsel oder der Donau, von Triest oder Brindisi, auf den Alpenübergängen, in der Durchtunnelung des Gotthardpasses — welchen Weg die Cholera immer gehen will —, es ist schwer, deutsches Gebiet zu vermeiden. Und wenn sie die östlichen Gestade des stillen Oceans in Californien erreicht hat, immer bleibt für uns die Gefahr, daß wir auch auf der Rückreise der Cholera in einem nächstfolgenden Jahre noch einmal von ihr heimgesucht werden. Für andere Länder besteht vorwiegend nur eine Gefahr der Einschleppung auf dem Land- oder dem Seewege, der zum Orient führt. Für Deutschland ist stets die Bedrohung von doppelter Seite her gegeben. Immer kürzer werden für uns die Zwischenräume der Erholung von der Schreckensherrschaft des menschenfressenden Tyrannen, immer schneller das Tempo seines Wiedererscheinens, und schon hört man hier und da fragen, ob nicht die Cholera, mit den Rechten der Ansässigkeit angethan, schließlich die Prätension einer bei uns einheimischen Volkskrankheit erheben werde?

Wir kennen von der Cholera nicht viel mehr, als ihre ursprüngliche Heimat, die Reiseroute, welche sie mit Vorliebe wählt, die durchschnittlichen Verluste, welche Erkrankungen an Cholera zur Folge haben. Unbekannt sind uns die eigenthümliche Natur des Choleragiftes, die Bedingungen seiner ersten Entstehung an der Stätte des Ursprungs, seiner Wiedererzeugung und Uebertragbarkeit von Ort zu Ort, seiner Ausbreitung, Abschwächung, Steigerung und Zerstörung; und noch viel mehr die einem erfolgreichen Heilverfahren dienlichen Mittel.

Nur Quacksalber riefen bisher: „Ich hab's gefunden!" Die ehrliche Wissenschaft bekennt ihre Unwissenheit und sucht nach neuen Methoden der Beobachtung und Forschung. Die Wahrscheinlichkeit, auf dem Wege der Einzelforschung weiter zu gelangen, wird jedoch allgemein als eine außerordentlich geringe betrachtet.

Soll der Staat, soll die Gesammtheit der europäischen Mächte inzwischen darauf warten, bis ein neuer Jenner jenes noch fehlende Schutzmittel gegen die Cholera gefunden haben wird? Ist die öffentliche Gewalt ohnmächtig, auf Grund der bisher gesammelten Erfahrungen helfend einzuschreiten? Kann sie einen Kampf gegen einen in der Hauptsache noch unbekannten Gegner aufnehmen oder durchführen? Und welche Waffen stehen ihr zur Verfügung?

Es ist unzweifelhaft, daß überall und in jedem Lande die Neigung besteht, einem der verderblichsten Feinde zu Leibe zu gehen. Selbst ein die Cultur verachtender Despot würde schon eingreifen, wenn er erwägt, daß die Werkzeuge seiner Macht, vornehmlich eine kriegführende Truppe, in ihrem Eingreifen durch die Furien der Seuche gehemmt werden. Als die Cholera zuerst in Europa erschien, äußerte sich von Staatswegen das instinctive Bedürfniß der Abwehr in jenen zahlreichen, erfolglos gebliebenen Maßregeln der Absperrung, der Quarantäne und Militärcordons, der Grenzwachen und Ausräucherungen. Durch Mißerfolge in ihrem Autoritätsgefühl verletzt, ergaben sich die Regierungen in einer darauf folgenden Periode dem Grundsatze einer vermeintlich weisen Zurückhaltung. Endlich ist in neuester Zeit eine Wendung eingetreten, deren hauptsächlichstes Merkmal darin liegt, daß Bedeutung und Aufgabe der öffentlichen Gesundheitspflege von Staatswegen richtiger erkannt und auch die Zulässigkeit gewisser im öffentlichen Interesse, auf vernünftiger, sachverständiger Erwägung beruhender Experimente allgemein anerkannt wird.

Unter der minder ansprechenden Ueberschrift der „Maßregeln der Medicinal- und Veterinärpolizei" hat die deutsche Reichsverfassung die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesundheitspflege, der Epidemien und der Thierseuchen als eine Sache des deutschen Volkes und seiner reichsrechtlichen Organe bezeichnet. Rinderpest und Schutzblattern sind bereits der Gegenstand zweckmäßiger Fürsorge und eingehender Erwägungen geworden. Daß auch die Cholera als eine asiatische und europäische Großmacht Anspruch darauf hat, nicht blos mit den Recepten behandelnder Aerzte, oder den schwerfälligen Mitteln städtischer Verwaltungsbehörden, sondern dem großen Heerbann, mit dem Aufgebot aller dem Reiche zur Verfügung stehenden Einsicht und Kraft bekämpft zu werden, wird schwerlich von irgend jemand bestritten werden.

Die erste Bedingung eines erfolgreichen Feldzugs ist unzweifelhaft neben einem genügenden Vorrath streitbarer Kräfte, die genaue Kenntniß des Gegners und die Vergleichung seiner Widerstandskraft mit unsren eignen Kriegsführungsmitteln, die zweckmäßigste Vertheilung der gestellten Aufgabe auf die wirksam arbeitenden Organe.

Schon die oberflächliche Betrachtung der Dinge ergibt, daß bei der öffentlichen Gesundheitspflege von dem Zusammenwirken und dem Einklang mehrerer Factoren auszugehen ist. Es sind deren in der Hauptsache vier. Erstens: die Fürsorge des einzelnen für sich selbst und seine Familie. Zweitens: die Thätigkeit des auf örtlichem Nachbarschaftsverhältniß beruhenden Verbandes der Gemeinde. Drittens: die Gesammtordnung des Staates für sein Gebiet und viertens: die Gemeinschaft mehrerer Völker, welche in Staatsverträgen zum Ausdruck kommt. Will man die Sprachweise der gelehrten Schule beibehalten, so würde man also sagen: die Gesundheitspflege sei eine individuelle oder privatrechtliche Angelegenheit der Einzelnen und der Familie, eine communale des Gemeindeverbandes, eine politische für den Staat, eine internationale für die in Volkskörper gegliederte Menschheit.

Daß die Gesundheitspflege auch eine Angelegenheit der gesammten Menschheit und zunächst der regelmäßig nach bestimmter Ordnung mit einander verkehrenden Culturvölker geworden ist, zeigt sich deutlich in der Natur derjenigen Seuchen, welche durch den menschlichen Verkehr, wie insbesondere gelbes Fieber, Pest und Cholera, von Land zu Land übertragen werden. Keine dieser Seuchen ist in dem hohen Maße international und weltbürgerlich wie die Cholera, keine in ihrer Verbreitung in gleicher Weise (so scheint es) unabhängig von territorialen und klimatologischen Bedingungen wie sie. Gleich lebensfähig an den Ufern des rothen Meeres, wie an denjenigen der Newa, bedeutet sie ein kosmopolitisches Unheil.

Sobald sich daher herausstellt, daß ein einzelner Staat auf der gegenwärtig erreichten Stufe der Völkercultur gar nicht mehr im Stande ist, sich gegen den großen Weltverkehr abzusperren, ergibt sich als nothwendige Schlußfolgerung für die durch den menschlichen Verkehr verschleppten Seuchen, daß sie niemals mit der Anstrengung einzelner Staaten vollkommen unterdrückt werden können, sondern eine Zusammenwirkung verbündeter Mächte erforderlich wird. Es gilt eine heilige Allianz gegen einen Feind der Menschheit.

Es ist ein unleugbar großes Verdienst der Franzosen, diesem Gedanken zuerst Ausdruck gegeben und die internationale Choleraconferenz von 1866 in Constantinopel ver-

Digitized by Google

anlaßt zu haben.*) Ohne hier auf die damals streitigen Punkte und die praktischen zur Bekämpfung der Cholera gemachten Vorschläge einzugehen, wiederhole ich in der Kürze diejenigen Thatsachen und Beobachtungen, welche nach dem Urtheil der Sachverständigen als gewiß oder höchst wahrscheinlich von den berühmtesten Sachverständigen festgestellt erachtet wurden. Die Conferenz nahm Folgendes an:

Innerhalb Ostindiens verbreitet sich in kurzen Zwischenräumen die Cholera vorzugsweise vermittelst der großen alljährlich stattfindenden Wallfahrten zu den heiligen Orten, von denen aus rückkehrende Pilger sie nach den verschiedensten Gegenden ausstreuen. Die Bedingungen, unter denen die an gewissen Punkten einheimische Krankheit örtlich beschränkt bleibt oder außerhalb derselben zu Epidemien anschwillt, bleiben bis jetzt unbekannt. Von Indien aus verzweigt sich die Krankheit theils nach Hinterindien, theils westwärts nach Persien, welches unter den westasiatischen Gebieten am häufigsten heimgesucht wird. Auch hierbei greifen muhamedanische Pilgerfahrten zu Lande und zu Wasser bestimmend ein. Unter allen Pilgerfahrten steht für das europäische Interesse Mekka in erster Linie. Hier ist der Sammelpunkt, an dem hunderttausende von den Bekennern des Islam aus Indien, Java, Persien, Arabien, den afrikanischen Ländern, Syrien und der Türkei zusammentreffen. Daher auch die unzweifelhaft größte Gefahr besteht, daß von hier aus sei es auf dem Landwege durch Persien, Transkaukasien und Südrußland, sei es auf dem Seewege über Suez und demnächst von Alexandrien aus die Seuche über das gesammte Litoral des mittelländischen und schwarzen Meeres, nach Marseille, Brindisi, Triest, Constantinopel und den Donau-Mündungen auf zahlreichen Dampferlinien verbreitet werde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Verhandlungen füllen 1000 Quartseiten. Ich halte mich vorzugsweise an den abgekürzten Bericht von A. Fauvel, der 1868 in Paris erschien. Le Choléra, étiologie et prophylaxie etc. Exposé des travaux de la conférence sanitaire internationale de Constantinople.

## Die Geschichte eines Sturmvogels.

Jedesmal, wenn der März im Anzuge, überkommen mich Erinnerungen. Sie führen mich weit zurück, in jenen März, der die große Bewegung von Achtundvierzig eröffnete. Besonders die Stunden des Zwielichts, ehe die Lampe auf den Tisch kommt, sind so recht zum Träumen gemacht. Da verwischt sich die Gegenwart. Das Bild, das Tags über in mein Fenster sieht, die blendend weiße Säntis- und Kurfürstenkette, blickt mich nicht mehr an; auf das graue Tuch, das die Gegend verhängt, kann sich die Phantasie malen, was ihr beliebt. Und vor den Augen beginnt es zu wimmeln von Gestalten und Scenen. Bläst vollends der Föhn um die alten Mauern, so ist das die rechte, vielstimmige Orchesterbegleitung zu solchen Träumen. Der Föhn bedeutet: es will Frühling werden. Was blies doch damals für ein Föhn, ein frühlingsbringender über die Welt!

Und von einem Sturmvogel will ich heute erzählen — von einem, dem nur wohl zu sein schien im Gebraus und Gezisch der Hochfluth. Aus ihr stieg er empor, in ihr verschwand er wieder. Ein sonderbarer Vogel, allerdings kein Adler! Wenn sie einst geschrieben wird, die meines Wissens noch gar nicht existirt, die Specialgeschichte jener Tage, wird er in ihr nur ganz flüchtig genannt werden. Doch, was er auch gewesen sein möge, er war, wie wenige, eine charakteristische Figur jener Zeit, ein scharf ausgesprochener Typus — er sollte nicht ganz unclassificirt bleiben.

Gegen Ende 1847 lebte ich in Prag, festgehalten von einem Preßproceß, der eine gute Wendung nehmen zu wollen schien. Ich hatte schon manches Verhör bestanden und mußte demnächst mein Urtheil erwarten. Ich erwähne es nur, weil sich Späteres darauf bezieht. In der sicheren Voraussicht, mehrere Monate in mehr als klösterlicher Zurückgezogenheit zu verbringen, freute ich mich der noch gegönnten Freiheitsfrist und trieb mich, wie mir jetzt scheint, mehr als eben nöthig, mit Freunden herum.

Im Kaffeehause, das ich jeden Tag unmittelbar nach dem Essen zu besuchen pflegte, war ich sicher einen neuen Bekannten zu treffen, der mich täglich mehr und mehr interessirte. Es war ein junger Westphale, der, ich weiß nicht mehr wie lange schon in Prag lebte, wo er in mehreren wohlhabenden Häusern Unterricht ertheilte und — wie man sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit sagte — Correspondent auswärtiger politischer Blätter ꝛc.

Er hatte einen schöngeschnittenen Kopf von geistreichstem Ausdruck, den ein ganzer Wald dunkelbrauner Haare einrahmte. Sein Alter: etwa sieben oder achtundzwanzig Jahre. Seine Augen schauten so klug dahin, über seiner Oberlippe stand ein feines, wohlgepflegtes Bärtchen, und diesen Lippen, die meist lächelten und die einen sanften westphälischen Dialekt sprachen, war die außerordentlichste Suade zu eigen. Er wußte über alles so trefflich Bescheid, wie ein ausgezeichnetes Lexikon. Besonders war es die Nationalökonomie, mit der er uns verblüffte. Er hatte die Ziffern aller Staatsschulden, aller Anleihen im Kopfe, wußte, wie viel Ballen Baumwolle die Spinnereien Englands und des Continents, wie viel Tonnen Kohlen die Essen aller Länder verbrauchen, wie viel Meilen Eisenbahn auf der Welt seien, was jede gekostet und tausend ähnliche Dinge mehr, über die er so glatt und ausführlich Auskunft ertheilte, als ob er alles aus einem unsichtbaren, ihm vorgehaltenen, Buche ablese. Kurz, sein Gedächtniß war bewunderungswürdig und sein Gespräch ein unaufhörliches Probeablegen desselben. Er hatte aber auch die lieben Alten so gut im Kopfe wie wir die zeitgenössischen Dichter. Als einmal die Rede auf Sophokles'

„Vieles Gewaltige lebt und nichts
Ist gewaltiger als der Mensch"

kam, da wußte er die ganze Strophe und die Antistrophe dazu in solchem Flusse herzusagen, als ob die griechische seine gewöhnliche Umgangssprache sei, und das alles so natürlich, ohne jeden Prunk von Gelehrsamkeit! Wie das uns imponirte! Wie wir ihn darum beneideten!

Wir alle waren weltschmerzlich gestimmt, fanden die Zustände unerträglich, sahen aber nicht ein, wie das anders werden könne; er nahm die Dinge leichter. Fröhlichkeit war der Grundton seines Charakters, er meinte, wir hätten am längsten gewartet, die Aenderung stehe bevor: die Censur, die Bücherverbote, die polizeiliche Bevormundung, das Spionenthum rechts und links, kurz Metternichs Regime müsse demnächst ein Ende nehmen. Seltsame Zuversicht in jenen Tagen! Es war nirgends ein Anschein dazu da. Wir schüttelten oft den Kopf darob.

Es war kurz vor Weihnachten, als unser Freund zu uns trat, und von uns — auf unbestimmte Zeit — Abschied nahm. Er reiste nach Wien.

„Da dürften wir uns lange nicht sehen."

„Im Gegentheil," war seine Antwort. „Ich bin überzeugt, daß Sie im Februar oder März hinkommen."

„Dazu ist keine Aussicht. Was sollte mich dazu auffordern?"

„Große Ereignisse."

„Welcher Gattung?"

„Ereignisse, wie wir sie Beide ersehnen. Politische Katastrophen!"

„Sie scherzen! die Welt ist todtenstille wie ein Kirchhof."

„Wird's nicht bleiben."

„Zudem dürfte ich gerade um diese Zeit aus bewußtesten Gründen nicht fortkönnen."

„Bah, sollten Sie wirklich eingesponnen sein, werden Sie um diese Zeit frei werden."

„Sind Sie zufällig in Besitz prophetischer Gabe gelangt?"

Er lächelte mit seinem eigenthümlich angenehmen Lächeln: auf Wiedersehen und ging.

Und zwei Monate vergingen.

Wie aber war's mir, als seine Prophezeiungen eine nach der andern wahr wurden! In Frankreich brach das Ungewitter los, riß die Monarchie nieder, der Sturm ging über den Rhein, die Rufe: deutsches Parlament, Centralgewalt, Reform! wurden immer lauter.

Auch von Wien aus waren „Reformen" angekündigt, doch ohne

Digitized by Google

daß man über den Umfang oder die Richtung derselben irgend eine Vorstellung sich hätte machen können. Man sprach von Adressen, Petitionen an den Kaiser, besser war's nicht zu definiren. Da kamen Nachrichten von den Vorgängen am 13. Es hatte ein Volksaufstand stattgefunden, mehrere Opfer waren gefallen. Darauf Sturz Metternichs, Aufhebung der Censur, Verleihung einer Constitution, Volksvertretung — Wunder fielen vom Himmel so dicht und zahlreich wie Schnuppen in einer Septembernacht.

Wie war das Alles gekommen? Durch eine sogenannte Sturmpetition war es errungen worden. Am 13. März hatten die niederösterreichischen Stände zusammentreten sollen. Es ward ein Zug der Studenten und Bürger zum landständischen Pallaste in's Werk gesetzt, mit der Bitte an die Stände, ein Gesuch um Preßfreiheit und Reformen aller Art dem Kaiser vorzutragen. Die Massenhaftigkeit dieses Zuges, deren drohender Charakter, schließlich das Blut, das geflossen, hatten gewirkt. Und wer war der Redner gewesen, der die Sturmpetition vorgeschlagen und angeführt? Unser Freund, Dr. Schütte.

Es wird gewöhnlich behauptet, die Revolution von 1848 sei etwas völlig Unverabredetes, Ungeplantes, etwas ganz Spontanes gewesen, ein Werk der Zufälligkeit, in Paris sowohl, wie anderswo. Schon aus dem Erzählten geht hervor, daß dies nicht wohl der Fall gewesen sein kann. Allerdings waren die Brandstoffe allenthalben angehäuft und lagen in allen Gemüthern, es waren aber auch Personen ausersehen, die Lunte anzulegen und diese gingen nach einem gewissen Plan vor. Sie wußten, was in Paris geschehen war und bezogen ihre Posten wie etwa zu einer Brückensprengung beorderte Soldaten. Ein gefährliches Geschäft und ein solches, das nur von Leuten ausgeführt werden konnte, die nur so von ungefähr da zu sein schienen.

Zu diesen hatte nun, das war klar, Schütte gehört, und er hatte seinen Auftrag gut ausgeführt. Jede Woche beinahe brachte uns von ihm weitere Kunde. Er war Volksredner und Agitator geworden, wozu er wahrlich trefflich befähigt. Seine öffentlichen Reden im Odeon, im Universitätsgebäude, im Club der „Volksfreunde" übten den merkwürdigsten Zauber auf die Menge. Keiner der wiener Literaten, Professoren, keiner der Wortführer im literarpolitischen Leseverein vermochte es ihm in oratorischer Kunst gleich zu thun. Ein herrliches Organ, schöne Gestalt, imponirende Ruhe begünstigten ihn wie kaum Einen. Er konnte donnern wie der olympische Jupiter und das alles so glatt, in wohlstilisirten Sätzen, in einem für österreichische Ohren sehr fremdartig klingenden Dialekt, der kein Sch kannte, nur ein säuselndes Sk.

Doch das dauerte nicht lange. Es mochte um den 20. April herum sein, als durch Prag die Kunde lief, Schütte sei, von Polizeicomissären escortirt, durchgekommen, ohne daß es ihm gestattet worden sei, sich aufzuhalten, oder nur mit einem seiner Freunde zu sprechen. Er wurde eiligst über die Grenze geschafft. Und so war's auch. Er war Tags zuvor in seinem Gasthof überfallen, nach dem Criminalhof geführt und im verschlossenen Wagen fortgebracht worden. Darüber große Aufregung, besonders in Studentenkreisen. Zeitungen mit schwarzen Rändern brachten vorn an der Spitze: „Dr. Schütte gewaltsam aus Wien geschafft". Es war in der That ein Stückchen, das an Sedlnitzkys Zeiten erinnerte. Man schickte eine Deputation zum volksthümlichen Minister Pöllersdorf. Die Antwort, die er ihr ertheilte, war des ältesten Staatsmannes würdig. „Niemand, sagte er, beklagt aufrichtiger als ich den Abgang dieses talentvollen jungen Gelehrten. Wir handelten nur in seinem Interesse. Er war nur durch die schleunigste Entfernung vor gewaltsamen Angriffen der entrüsteten Bürger zu schützen."

Auf's unerwartetste sah ich ihn wieder, an den ich mittlerweile oft gedacht. Am Pfingstmontag, im Gewühl des Bahnhofs in Leipzig stieß ich auf ihn. Da stand er wieder vor mir, elegant gekleidet, mit dem buschigen Haar, dem wohlgepflegten Schnurrbärtchen, auf dem schwarzen zottigen Filzhut ein rothes Bändchen. „Wohin des Wegs?" — „Nach Frankfurt." — „Schön; das ist auch mein Ziel. Doch machen wir, meine ich, in Eisenach Halt. Die Studenten wollen ein großartiges Pfingstfest auf der Wartburg feiern." — „Ich bin gern dabei." Und da sitzen wir nun im Coupé, Schütte erzählt seine wiener Erlebnisse, während Stadt um Stadt an uns vorüberfliegt. Endlich kommen wir in's thüringer Waldgebiet, nähern uns dem speciell deutschen Zauberkreise.

Die Sonne war im Sinken, als wir in Eisenach ankamen. Hier das bunteste Gewühl auf dem Platze, denn an zwölfhundert Studenten sind eingezogen. Die Farbenmützen der Pommern, Rheinländer, der Landsmannschaften, die Kittel der Turner geben ein buntes Bild. Hier sind Jenenser in Hemdärmeln mit rothen Mützen, dort Freischärler aus Schleswig-Holstein heimgekehrt; da ist Arnold Ruge, der Probeblätter seiner „Reform" vertheilt. Einzelne wiener Studenten sind in Wallensteinhüten und mit Schleppsäbeln zu sehen, auch altes Burschencostüm ist da. Schöne Gestalten, junge Gesichter: Alles steht in Gruppen zusammen. Lieder erklingen, vor allem das Gaudeamus. Der Vers: ubi sunt, qui ante nos? hat eine eigene Wirkung auf's Gemüth am Fuß der Wartburg, aus deren Fenstern verschollene Generationen herabsehen.

An dem Fenster eines Hauses zunächst dem „Rautenkranze" erscheint oft eine blasse Frau mit zwei Knaben und blickt ernst hinab auf die Gruppen, die sich auf dem Markte bilden. Es ist — die durch die Februarrevolution vertriebene Schwiegertochter Louis Philipps, die Herzogin von Orleans.

Schlecht berathen, unangemeldet irren Schütte und ich lange in der überfüllten Stadt von Haus zu Haus und suchen vergeblich Unterkunft. Es ist spät, wir sind müde. Endlich kommen wir in einer ebenerdigen Stube der Schneiderherberge unter.

Noch sehe ich das niedere Zimmer mit dem rothen Ziegelboden vor mir, in welchem ein grün angestrichenes Tischlein, zwei Stühle und zwei Betten mit bunten Ueberzügen das einzige Mobiliar sind. Wir legen uns nieder, ach, wie kurz die Betten! Einmal um's andere stoßen wir den Kopf gegen die Bettpfosten, so oft wir auch versuchen das dünne Kissen, so gut es geht, unterzuschieben. Da liegen wir nun und schwatzen, da es noch dazu eine ungewöhnlich helle Mondnacht, Stunde um Stunde.

Wir allesammt von der älteren Generation sind erst Monarchisten geworden, seitdem die Monarchie auf unsere Ueberzeugungen eingegangen ist und die Durchführung unserer Ideen mit eigentlich unwesentlichen Modificationen übernommen hat; damals waren wir Republicaner, konnten gar nichts anderes sein; die eben regierenden Herrscher hatten ihren Unwerth zu herrschen auch genugsam dargethan. Wir hatten aber auch vom Despotismus, uns die allein denkbare, weil bisher allein dagewesene Form der Monarchie, gerade genug gelitten, um ihn zu hassen. So liegen wir denn da, neben einander im Bette und politisiren.

„Ich muß leider gestehen, daß ich unsre Sache schon für so gut wie verloren halte," sagte Schütte. „Wenn die Kleinstaaterei, die uns zum Spotte der Welt macht, ausgetilgt, wenn aus Deutschland ein Reich werden sollte, wenn, was deutsch ist an österreichischen Besitzungen, dem übrigen Deutschland zugeführt werden sollte, hätte es im März geschehen müssen. Ja, im März! Da war alles begeistert, man kannte nur ein Ziel, hatte nur einen Wunsch, einen Glauben: das ganze Deutschland soll es sein! Es bedurfte nur einiger Männer von gehöriger Energie und alle Fürsten wären auf der Flucht gewesen. Die Flamme hätte sich nach allen Seiten verbreitet. Unsere Vorbereitungen waren mangelhaft, unsere Leute unter ihrer Aufgabe. Die Ueberrumpelung der Gewalthaber war keine genugsam plötzliche, und nun sammeln sie bereits wieder ihre Kräfte. Die Begeisterung ist ein vergängliches Moment: es ist denkbar, daß sie wieder aufflammt, doch — ich weiß es nicht. Ich meinestheils rede noch wie sonst, agitire, schüre das Feuer nach Kräften, habe die Hand Tag und Nacht am Blasebalg — aber — die Massen sind schon nicht mehr recht im Fluß, wie soll der Guß aus der Form gehen?"

„Und Sie erwarten nichts von Frankfurt?"

„Gar nichts. Schon vorüber. Das Parlament verzettelt die Zeit. Hält Pfingstferien, du lieber Gott! während jeder Tag zu nutzen wäre. Es sollte eine starke revolutionäre Centralmacht schaffen, ein Parlamentsheer aufstellen, für tüchtige Geldmittel sorgen — und es debattirt über Grundrechte, während es vielleicht nicht tausend Gulden im Säckel hat. Es ist eigentlich eine Akademie der staatsrechtlichen und politischen Wissenschaften — aber eine höchst verderb-

Digitized by Google

liche, da sie die Hoffnungen eines großen Theils der Nation absorbirt und auf eine falsche Fährte führt. Nun beabsichtigt es die Wahl eines Oberhauptes: Wen aber wird es wählen? Einen Fürsten. Der wird aber doch nur die Interessen seiner Standesgenossen vertreten und dafür sorgen, daß alles beim alten bleibe. Deutschland aber bedarf eines bewaffneten Reformators, der kein Bedenken und keine Rücksicht kennt, wo es die Wiederaufrichtung des Vaterlandes gilt. Wo ist er? Aller Herzen rufen nach ihm. Wir bereiten ihm die Wege. Aber wo ist er?"

Solche und ähnliche Reden hielten uns lange wach.

Am Morgen des nächsten Tages begaben wir uns in den Saal der „Erholung". Die Verhandlung war langwierig und phrasenreich und unfruchtbare Adressen wurden verlesen, darunter eine aus einer fernen deutschen Sprachinsel: Siebenbürger Studenten grüßten das Fest „mitten im Ansturme fremder Nationalitäten, die uns bedrohen". Dann kamen Debatten über Corpsfragen. Aber der Tag ist wunderschön, grüner Wald blickt durch's Fenster herein, wir stahlen uns fort und wandern auf den Wade-, eigentlich Wuotansberg, wo das berühmte Wartburgfest von 1817 stattgefunden.

Ich weiß noch, wie der Anblick eines Ackermanns auf dem Felde mich da sonderbar berührte. Ein Mensch, der um das Treiben der Zeit völlig unbekümmert, seine Feldarbeit bestellte, war uns damals eine merkwürdige Erscheinung. Es war uns so, als ob alles liegen bleiben müsse, bis die große politische Arbeit verrichtet sei.

Nachmittags ging ein Zug von mindestens tausend Studenten zur Wartburg hinauf, woselbst großer Commers war. Die bunten Trachten, die vielen Fahnen, die ganze Procession zum mons sacer deutscher Nation hatte etwas unendlich Ergreifendes. Verschiedene Musikchöre spielten, wenn sie schwiegen, ertönten Lieder: Eine feste Burg, das Gaudeamus, Lieder Karl Follens. Oben wurden Reden gehalten, auch Schütte sprach, fließend, vortrefflich, wiewohl er nicht vor seinem rechten Publicum stand. Ich hatte ein Märzlied geschrieben, das er, der Besitzer des wunderbarsten Gedächtnisses, nach kaum zweimaligem Durchlesen, Gott weiß durch welchen mnemotechnischen Proceß, auswendig wußte. Kaum näherte er sich dem Platze, hatte er auch schon die oratorischen Verbindungen getroffen und zwei meiner Strophen machten den Schluß seiner Rede.

In Frankfurt, wohin wir uns am folgenden Tag begaben, sah ich Schütte nur sehr selten. Unsere Wege berührten sich nicht. Ich vertraute noch dem Parlament, er sah nur ein Hinderniß der Erfüllung darin; wir verstanden uns nicht. Er aber trug mir nichts nach. Unmittelbar nach dem kläglichen Friedensschlusse von Malmö fand unweit Darmstadt eine nach Tausenden zählende Volksversammlung statt. Unter den Rednern war auch Schütte. Kaum hatte sein Falkenauge mich in der Ferne wahrgenommen, als das eigenthümlich graziöse und schalkhafte Lächeln um seine Mundwinkel spielte. Und schon wurden die oratorischen Brücken geschlagen, und bald vernahm man die Strophen:

Wir sind zu groß, daß wir, was unser Recht,
Als Gnad' empfingen von der Königskron',
Wir sind zu stark, daß wir noch, feig und schlecht,
Die wir verachten, ließen auf dem Thron.
Die Chronik, die so Schmach als Ruhm verbucht,
Muß melden einst, wie jenen wir gedankt,
Die uns gehört, erst als ihr Thron gewankt,
Und Recht, das stets umsonst Gehör gesucht,
Erst dann gewährt, da sie halb auf der Flucht.

Wir sind zu ehrlich, daß wir am Vertrauen
Noch lügen sollten, wo es längst verschwand,
Wir sind zu klug, daß wir in dreißig Gau'n
Getheilt noch glaubten an ein Einheitsband.
Auch meint wohl einst ein gläubig Menschenkind:
Damaskus war's! Ein Tag hat sie bekehrt,
Daß sie vertheid'gen, was sie abgewehrt.
Wer ließe wohl — so thöricht oder blind —
Am Werke, die des Werkes Feinde sind?

Der Sommer ging, der Herbst kam und für Wien eine Zeit furchtbarer Kämpfe. Endlich standen dort siebenzigtausend Mann unter Waffen. Jellacic zog mit seinen Croaten heran. Wien erlebte neue Tage wie unter Kara Mustapha. Das Geläut der Sturmglocken, der Lärm von hundert und hundert Allarmtrommeln, das Pfeifen und Zischen der Wurfgeschosse, die Feuersbrünste brachten die Stadt wie von Sinnen. Endlich, nach erbitterten Kämpfen, die drei Tage gewährt, zog Jellacic ein, alle Schreckniss des Militärterrorismus begannen. Boden und Keller wurden nach Unruhstiftern durchsucht, unzählige Opfer fielen. Mitten im Wirrwarr dieser Ereignisse hatte man auch die Notiz gelesen, daß Windischgrätz in seiner Aufforderung an Wien, sich zu ergeben, die Auslieferung Bems, Pulzkys und — Schüttes verlangt hatte.

Erst durch diese Notiz erfuhr ich, daß der Sturmvogel vom Ungewitter angelockt, wieder nach Wien gezogen war. Er hatte jetzt keine Rolle mehr gespielt und keinen Einfluß auf die Clubs und auf die Ereignisse geübt. Es fehlte ihm das schwere Pathos, das dort einstweilen in Schwung gekommen. Ruhig, ein Feind aller großrednerischen Plaudereien, bildete seine Art zu sprechen einen directen Gegensatz zu der, welche mittlerweile an der Tagesordnung war. Auch warnte man bereits vor dem „Ausländer". Zudem war er krank, ja bettlägerig gewesen. Wenn nun Fürst Windischgrätz seinen Kopf forderte, konnte nur der Kopf gemeint sein, der einst die „Sturmpetition erdacht. Aber Schütte machte Seiner Durchlaucht nicht die Freude, sich erwischen zu lassen. So viel ich weiß, ist er, als Kapuziner verkleidet, entkommen.

Im Juni 1850 saß ich, auf der Reise nach England, in der Bahnhofrestauration zu Hannover, als jemand seine Hand auf meine Schulter legte. Es war der „Bürger" Schütte, immer fein, elegant, mit wohlgepflegtem Schnurrbärtchen. „Nun was sehen Sie?" rief er, „sind das Zeiten! Zeiten, im Vergleich, zu denen die vormärzlichen arkadisch genannt werden konnten. Wie ist das in Wien gegangen! Diese Dinge haben es so weit gebracht: Die Regierung, die jedesmal davonlief, wenn es Wirrnisse gab, die Unbildung der Menschen und die Talentlosigkeit der Führer. Sie haben getollt wie emancipirt, besoffene Lehrjungen haben mit dem Feuer gespielt und endlich Haus und Hof in Brand gesteckt. Ich war wohl auf dem Platze, aber in welcher Verfassung, krank, zu drei Viertheilen meiner unmächtig. Auch hörte man meine Stimme nicht mehr. Ich war immer ein Prediger der gesunden Vernunft. Waren auch neidig, hatten ausgesprengt, ich sei ein Agent Provocateur. Dennoch hätte ich viel anders gemacht, als es kam, aber, meine Energie fehlt. Die Folgen davon haben wir schrecklich erlebt. . . ."

Diese flüchtige Begegnung sollte meine letzte mit dem alten Bekannten sein. Schütte war den österreichischen Militärgerichten und der österreichischen Justiz im allgemeinen glücklich entgangen, es hätte angenommen werden sollen, daß er sich nie mehr innerhalb der schwarzgelben Schranke betreten lassen würde. Um so fabelhafter klang es, als vier Jahre später im Sommer 1854 sich die Nachricht unter den karlsbader Kurgästen verbreitete, er sei unfern auf österreichischem Boden, in einem böhmischen Gebirgsstädtchen verhaftet worden. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Ein böhmisches Bergwerksunternehmen, welches Actionäre auch außerhalb Oesterreichs zählte, war auf finanzielle Schwierigkeiten gestoßen und in Folge davon war im Auftrag der Theilhaber ein Sachverständiger zur Prüfung der Sachlage im Orte erschienen. In diesem jungen Manne, der allerdings, wie auch sein Paß besagte, ganz anders hieß, hatte irgend jemand den Doctor Schütte erkennen wollen.

Es ging nicht an, einen Mann, dessen Paß in Richtigkeit war, auf Grund einer vielleicht nur zufälligen Aehnlichkeit ohne weiteres zu verhaften und die Sache wurde dem damaligen karlsbader Polizeicommissar übertragen. Das war nun ein handfester Bursche, ein wohldressirter Demokratenjagdhund, ein Polizist, wie ihn die Regierung in dieser Zeit brauchte, ein Mann, der vor keiner Gefahr zurückwich und seine Schule im aufrührerischen Mailand, in Hamburg und auf allen bösen Punkten durchgemacht hatte. Er begab sich in das Gebirgsstädtchen, beobachtete den Fremden und ließ, nachdem sein Verdacht dringend geworden, durch einen Boten von unverfänglichem Aussehen einen Brief mit der Adresse: „Dr. Schütte" bei dem Reisenden abgeben. Der schlaueste der Vögel ging auf den Leim; der Reisende nahm den Brief mit der Antwort: er werde ihn dem Adressaten zukommen lassen, in Empfang. Unmittelbar darauf war der Polizeicommissar mit Assistenz im Zimmer.

Digitized by Google

Der Gefangene wurde an's Militärgericht abgeliefert, welches den Proceß über die Schuld vom März 1848 wieder aufnahm. Schütte wurde auf die Festung Josephstadt gebracht.

Jahre vergingen. Ein Mann wie Schütte war natürlich gleich darauf bedacht gewesen, Mittel zur Flucht zu gewinnen, dieser aber stellten sich die größten Hindernisse entgegen. Die preußische Grenze war allerdings nicht fern, das war aber auch der einzige günstige Umstand in der Sachlage. Saßen die Gefangenen nicht hinter dreifachen Thüren und vergitterten Fenstern, so bewachten sie wildfremde einer feindlichen Nationalität angehörige, jeder Verführung unzugängliche Soldaten mit geladenem Gewehr, immer bereit, den niederzuschießen, der Miene machte, einer Anordnung Widerstand zu leisten oder zu entfliehen. Mauern und tiefe Ravelins schlossen die Gefangenen an allen Seiten ein, alle Thore hatten ihre Wachen. An die Schlüssel zu gelangen, war undenkbar; diese wurden mit größter Pünktlichkeit allnächtlich in die Wohnung des Commandanten abgeliefert, der das verkörperte Militärreglement war.

Allmählich stellte sich heraus, daß, wenn die Flucht überhaupt möglich, diese nur dadurch zu bewerkstelligen sei, daß man durch den Schornstein den Dachboden erreiche. Dieser verbreitete sich weithin, bis in einen entlegenen Tract, von dessen Duchluken aus man sich ungesehen von den Wachen, möglicherweise in einen öden Hof mit niedrigen Mauern herablassen könnte. Aber zu solchem halsbrecherischen Werke bedurfte es Seile von ungewöhnlicher Länge und Festigkeit.

Die Gefangenen waren je nach ihren Fähigkeiten zu beschäftigen und Schütte hatte mit Rücksicht auf seinen Fluchtversuch das Tapezierer-handwerk gewählt. Er brachte es darin sehr weit und hatte im Laufe der Jahre mehrere vollständige Möbelgarnituren, Canapés und zahlreiche Stühle verfertigt. Der Oberst, für dessen Salon er besonders tüchtige Arbeit geliefert, bewunderte seinen Fleiß und seinen guten Willen und ahnte nicht im mindesten, daß der Gefangene für sich selbst arbeite. Er hatte allmählich eine ungeheure Quantität jener starken Hanfbänder bei Seite gebracht, auf denen die Drahtspiralen unserer Sitze ruhen. Sie waren sämmtlich im Strohsack, dem gewöhnlichen, aber nicht immer mit gebührender Aufmerksamkeit visitirten Versteckeplatz der Gefangenen, untergebracht.

Als die Bänder in gehöriger Länge vorhanden waren, stand nichts mehr im Wege, die Flucht zu wagen. Zwei Mitsträflinge schlossen sich dem Unternehmen an.

Es war in einer Nacht des Juni 1857, als Schütte mit seinen Freunden an das Unternehmen ging. Man stieg durch den Schornstein auf den Dachboden, öffnete die verschiedenen Lattenthüren, welche ihn in Zwischenräume theilten und gelangte auf den zum Niedersteigen geeigneten Fleck. Es war eine schwindelnde Tiefe, in die man von der Luke hinabsah. Die Sträflingskleider wurden mit unauffälligen vertauscht, die man mit hinaufgenommen hatte, die Hanfbänder an den Dachsparren festgebunden, Dachziegel herausgehoben, den Durchgang auf dem niedrigsten Punkt zu gestatten und ungesehen ließen sich alle drei in den verödeten Hof hinab. Nach einem ähnlichen Herabsteigen über den Wall entkam man in's Freie.

In einem entfernten Dorfe wurde ein Wirth aus dem Schlaf gepocht, und ein Wägelchen gemiethet, das die drei gegen die preußische Grenze führen sollte. Sie waren noch nicht weit gekommen, als zwei patrouillirende Gensdarmen auf die Reisenden stießen und nach ihren Ausweispapieren fragten.

Heiter und sicher, die Cigarre im Munde, mit seinem gewinnendsten Lächeln sagte Schütte, sie seien Coloristen aus einer benachbarten Spinnerei und auf dem Wege nach dem ..... berg, um dort als leidenschaftliche Naturfreunde den Sonnenaufgang zu genießen.

Der Gensdarm sah sich die drei Herren eine Weile an, fand ihr Aussehen unverfänglich, wünschte einen guten Morgen und ließ sie ihres Weges ziehen.

Einige Stunden später hatten sie die Grenze erreicht und waren in Sicherheit.

Indeß konnte die Flucht nicht lange unentdeckt bleiben. Der diensthabende Offizier kam, fand die Zelle leer und schlug Lärm. Während Kanonenschüsse die Flucht der Sträflinge mit furchtbarer Stimme dem Land verkündigten, sollte nun noch ein finstres Nachspiel stattfinden. Der Oberst durchstürmte das Haus, alles wies ihn nach dem Dachboden, von welchem noch das verrätherische Hanfseil herabhing, und meldete, wie die Flucht geschehen war.

Auf welchen Gegenstand fielen seine Augen?

In einer Ecke des Dachbodens stand ein Kübel mit Wasser, das ganz schwarz war, daneben lag ein Stück ordinäre Seife, wie es die Frau Banuschka, das Weib des Profosen zum Waschen brauchte.

Mit einem Male ward es klar, daß die Flucht nicht ohne Gewinnung des Profosen oder seines Weibes möglich gewesen. Die Gefangenen, die durch den Kamin ihren Weg genommen und sich oben gewaschen hatten, sie hatten das Wasser nicht selber hinaufschaffen können. Nun war es allerdings ein ganz gewöhnlicher Kübel und man konnte sagen, daß er untergestellt worden sei, als neulich, bei einem großen Gewitter der Wind Ziegel vom Dache gerissen und es hereingeregnet hatte. Aber, hätten die Gefangenen selbst Seife mitgebracht, wenn sie nicht sicher gewesen wären, hier den vollen Kübel zu finden?

Der Profos war durch irgend welchen Zufall verhindert gewesen, das corpus delicti rechtzeitig wegzuschaffen.

Als er dem schrecklichen Stücke Seife gegenüberstand, war ihm die Schuld auf der Stirn geschrieben.

Er brach plötzlich durch, eilte von Gelaß zu Gelaß, bis er einen finsteren Raum erreicht. Als man ihn endlich fand, war er todt. Er hatte sich mittelst einer Waschleine an einen Dachbalken erhängt.

Während die Flüchtlinge in Sicherheit die Gläser freudig anklingen ließen, hatte sich derjenige selber gerichtet, der ihnen zur Freiheit verholfen.

Bald darauf wanderte Schütte nach America aus.

Er blieb die bete noire der Conservativen und so verbreitete sich dann später das Gerücht, er sei im americanischen Kriege Quartiermeister geworden, habe sich Betrügereien schuldig gemacht und sei gehängt worden. Das Gerücht wurde zwar geglaubt, ist aber eine schnöde Verleumdung. Der „Bürger" Schütte starb an der Tuberculose zu Hoboken, der Vorstadt Newyorks. Hans Kudlich, der ihn behandelte, ist Zeuge davon.

Ich kann nur sagen, daß er einer der talentvollsten und gescheidtesten Männer war, denen ich je begegnet.

Ich gestehe schließlich, daß ich nicht recht begreife, wie selbst noch in unseren Tagen übrigens gerecht denkende und sehr scharfsinnige und liberale Männer, durch Thatsachen unbelehrt, ein abfälliges oder gar wegwerfendes Urtheil über die Agitatoren von 1848 fällen können, zu welchen, abgesehen von einzelnen zweideutigen Subjecten, wie sie sich in jede Action mischen, auch ganz merkwürdige Männer zählten, Männer, welche aufopferungsvoll ihre Kraft und ihr Leben daran setzten, die Zustände zu schaffen, die heute da sind. Es kommen mir diese Männer wie Verzweifelte vor, welche mit einem unsäglich schlechten Instrumente, einem Taschenmesser etwa, sich vermaßen, ein Schiff zu bauen oder wie Künstler, die fast ohne Werkzeug, einen riesigen Block in eine künstlerische Form umzugestalten suchten. Das schlechte Instrument, was sie handhabten, war die incohärente, ungezügelte Masse, die immer wieder versagte. An unserem Staatsbau von heute haben Generäle einen großen Theil; die Ideen aber, welche sie verwirklicht, sind nicht aus ihren Köpfen hervorgegangen. Zum Theil aus den Köpfen jener verlästerten Männer. Diese waren auch Generäle, aber Generäle einer Armee, die nur zusammenkam, wenn es ihr beliebte, und auseinanderlief, wenn sie genug hatte. So mußte das Werk von Achtundvierzig mißlingen, weil es mit einem ganz falschen Instrument angefaßt wurde. Aber die Ideen blieben, kämpften sich durch, die Monarchie selbst übernahm ab intestato den Ideennachlaß der Demokraten von 1848.

**Alfred Meißner.**

Digitized by Google

# Beilage zu Nr. 11 der Gegenwart.

## Proceß gegen den Herausgeber der „Gegenwart".

Berlin, 7. März. In der heutigen Sitzung der VII. Criminaldeputation wurde der gegen den Herausgeber der „Gegenwart", Dr. Paul Lindau, angestrengte Proceß verhandelt. Nach der Anklage soll der Herausgeber durch Veröffentlichung des in Nr. 1 dieses Jahrgangs erschienenen Aufsatzes: „Briefe eines Elysionärs von Zacharias Zinnober" (Prof. Dr. Johannes Scherr in Zürich) einen Verstoß gegen §. 166 des Strafgesetzbuchs („Gotteslästerung") begangen haben.

Nachdem der Vorsitzende die üblichen Fragen an den Angeklagten gerichtet, ihn mit der Anklage bekannt gemacht, den incriminirten Artikel verlesen und constatirt hat, daß Lindau zugibt, den Aufsatz vor dem Erscheinen gekannt und die Veröffentlichung angeordnet zu haben, führt der Angeklagte zu seiner Vertheidigung Folgendes an:

Paul Lindau: Als Schriftsteller und Journalist erbitte ich mir die Erlaubniß, Folgendes über die gegen mich erhobene Anklage zu sagen. Als die „Germania" den jetzt angeklagten Artikel abdruckte und denselben mit einigen heftigen polemischen Bemerkungen begleitete — sie sagte, der Artikel scheine direct aus dem geheimen Redactionsbüreau des Satans zu stammen, er beweise die gänzliche Verteufelung Berlins, der Teufel sei los in Berlin und Gott werde nicht lange warten lassen auf sein Mene Tekel Upharsin — als die „Germania" in diesem Aufsatz eine ungeheuerliche Gotteslästerung erblickte, da wunderte ich mich nicht; aber aufrichtig erstaunt war ich, als mir einige Tage später die Anklage zuging, welche mich heute zwingt, mich an dieser Stelle wegen Gotteslästerung zu vertheidigen.

Der incriminirte Artikel stellt sich, wie schon der Herr Vorsitzende hervorgehoben hat, augenscheinlich als eine Satire dar. Die Erzählung ist dem größten Satiriker, Rabelais, in den Mund gelegt. Durch diesen Proceß soll also die längst von der Literatur aller Völker und Zeiten bejahte Frage, ob die Satire eine berechtigte Form der literarischen Kritik und Polemik ist, auf's neue zur Discussion herangezogen werden. Wenn der angeklagte Passus strafbar ist, dann müssen wir aus den Bibliotheken die charakteristischsten und interessantesten Werke vom Alterthum an bis über das Mittelalter, bis auf unsere heutige Zeit verbannen; denn in diesen würden sich ohne alle Mühe zahlreiche Parallelstellen nachweisen lassen, welche dasselbe Thema, das Scherr behandelt, viel derber, viel energischer und, nach der Ansicht der Staatsanwaltschaft also viel „gotteslästerlicher" behandeln als der harmlose Aufsatz, welcher den Gegenstand der heutigen Anklage bildet.

Mit Rücksicht auf die Bildung des preußischen Richterstandes kann ich mir die Mühe ersparen, Berge von Material heranzuwälzen, welches meine Behauptung beweisen würde; aus Werken, welche zur Zeit der Censur erschienen sind, ließe sich nachweisen, daß unter der Herrschaft des Präventivverbots unbestraft Dinge gedruckt, veröffentlicht und verbreitet werden durften, mit deren Kühnheiten und Derbheiten sich die heutige angeklagte „Epistel des Elysionärs" gar nicht vergleichen läßt. Um aber aus dieser Verhandlung alles zu bannen, was nur im mindesten ein christliches Gemüth beunruhigen oder gar verletzen könnte, verzichte ich auf den mündlichen Beweis und gebe dem hohen Gerichtshof anheim, einige wenige Auszüge zu prüfen, die ich auf's Gerathewohl aus meiner Privatbibliothek zusammengestellt habe.

(Der Angeklagte überreichte dem Gerichtshof die Abschrift einiger sehr starken Stellen aus den Mysterien, aus Luthers Satire: „Balla caenae domini" etc.)

An dieser Stelle wird es genügen, nur einige Namen zu nennen. Ich erinnere Sie an die Göttergespräche des Lucian, an die Facetiae von Bebel, an die Disputationen der Scholastiker, an die mittelalterlichen Fabliaux, an die Mysterien, an Luthers wuchtige Satire — und ich brauche gar nicht in die Vergangenheit zurückzugreifen, sehen Sie sich doch nur in der Literatur unserer Zeit um, und denken Sie an Heine und andere Satiriker.

Die hier von Scherr gewählte Form ist nun aber die allerbekannteste: die anthropomorphische Darstellung Gottes. Wählt der Schriftsteller diese Form, so ist es eine durch den Brauch festgestellte und niemand mehr verletzende Regel, daß in diesem Falle Gott seiner heiligen, unantastbaren Eigenschaften entkleidet, als Mensch gedacht und als Mensch mit menschlichen Eigenthümlichkeiten und menschlichen Schwächen behaftet wird. So denkt sich der Dichter Heine den lieben Gott von Engeln umgeben, die seine Verse loben, so erscheint Gott in den in jedem Commersbuche abgedruckten Trinkliedern als ein Mensch, der den guten Wein liebt — immer und immer in menschlicher Gestalt mit menschlichen Charaktereigenthümlichkeiten.

Und nun gar der Besuch im Himmel! Wie oft ist diese Form gebraucht worden! Scherr fühlt ja selbst, daß diese Form eigentlich schon verbraucht ist, denn nach jener Erzählung über den Besuch im Himmel läßt er sagen: „unser guter Rabelais meidingert". Beim Besuch im Himmel wird Gott eben immer einfach als der Hausherr betrachtet. Ich verweise Sie auf den „Prolog im Himmel" zum „Faust" und frage Sie, ob der vertrauliche Ausspruch des Mephisto über den „Alten, den er von Zeit zu Zeit gern sieht", jemals auf Sie einen verletzenden Eindruck oder gar den Eindruck einer Gotteslästerung gemacht hat? Man denkt gar nicht an Gotteslästerung dabei. Und so wird auch kein Schriftsteller von Beruf auch nur auf den Gedanken gerathen können, daß man den vorliegenden Aufsatz unter dem schiefen Gesichtswinkel der Gotteslästerung überhaupt nur betrachten könne.

Man wird einwenden, daß die angedeuteten und mitgetheilten Citate dichterischen oder wissenschaftlichen Werken entlehnt seien, während der Scherr'sche Aufsatz in einer Wochenschrift erschienen ist, daß aber die Art der Publication als ein erhebliches Moment für die Beurtheilung der Strafbarkeit oder Nichtstrafbarkeit aufzufassen sei. Dieser Einwand ist mir erwünscht. Zweifellos könnte eine Abhandlung, welche etwa in einem medicinischen Blatte am richtigen Platze wäre, in einem von jungen Mädchen gelesenen Familienunterhaltungsblatte ein öffentliches Aergerniß geben. Es kommt daher darauf an, den Charakter des Blattes, welches den Scherr'schen Aufsatz veröffentlicht hat, festzustellen.

Ihren äußeren und inneren Bedingungen nach ist nun aber die „Gegenwart" ausschließlich für das gebildete Publicum berechnet. Der Stoff, der Inhalt, die Form der Artikel, die Namen der an dem Blatte betheiligten Mitarbeiter, alles das zeigt deutlich die Tendenz, daß sich die „Gegenwart" nur an den aufgeklärten und unterscheidungsfähigen Theil unseres Volkes wendet, daß sie nur für die gebildete Minderheit arbeitet, und, wie ich hinzufügen kann, auch nur von dieser unterstützt wird. Der Herausgeber eines solchen Blattes hat, wie ich meine, das Recht und vielleicht sogar die Pflicht, sich gewisse Freiheiten zu verstatten, welche er sich versagen müßte, wenn er etwa ein für die Agitation der weniger gebildeten Classen bestimmtes Organ leitete. Kein Leser der „Gegenwart", auch derjenige nicht, welcher mit diesem Aufsatz vielleicht nicht einverstanden ist, der diese oder jene Wendung weniger scharf, weniger derb gewünscht hätte — kein Leser der „Gegenwart" wird bei der Lectüre des Scherr'schen

Digitized by Google

Aufsatzes an eine Gotteslästerung gedacht haben, ebensowenig wie der Gebildete beim Durchblättern eines Sprüchwörterbuchs z. B. an Zoten denkt, obgleich das Volk seine Sprüche mit einer gewissen Vorliebe in gesellschaftlich unstatthafte Formen kleidet. In der „Gegenwart" war der Scherr'sche Aufsatz lediglich eine literarische Satire, welche keineswegs die Grenzen des Gestatteten überschritt.

Da schneidet die „Germania" aus einem der Briefe — es ist der dritte — ein Stück heraus und versetzt dieses Stück aus seiner ruhigen, kritischen, wissenschaftlichen Umgebung in die agitatorisch bewegte Atmosphäre ultramontaner Tendenzschriftstellerei, in die Nachbarschaft der Propaganda für den Peterspfennig und für Wallfahrten, der Berichte über Muttergotteserscheinungen und Wunder. Und nun wird aus diesem Artikel allerdings etwas ganz anderes.

Ich möchte daher die Behauptung aufstellen, daß der Staatsanwaltschaft nicht durch den Originalartikel der „Gegenwart", sondern erst durch den tendenziösen Ausschnitt, den die „Germania" vorgenommen, die Ansicht über die Nothwendigkeit einer gerichtlichen Verfolgung aufgestiegen ist. Zu dieser Behauptung befähigt mich die Thatsache, daß die Anklage gegen die „Gegenwart" erst eingeleitet worden ist, nachdem die „Germania" und Blätter ähnlicher Tendenz auf diese angebliche „Gotteslästerung" die Augen der Behörden hingelenkt hatten; daß ferner die jetzt angeklagte Stelle ganz genau, vom ersten Worte bis zum letzten, dieselbe ist, welche sich die „Germania" zum Gegenstand ihrer Polemik ersehen hatte.

Nun, meine Herren, ich finde es hart, daß man mich zur Verantwortung zieht für die tendenziösen Entstellungen, welche ein anderes Blatt an einem von mir veröffentlichten Artikel vornimmt; ich finde es bedauerlich, daß die Staatsanwaltschaft in diesem Falle den Wünschen eines hinreichend bekannten Tendenzblattes entgegengekommen ist. Liegt eine Gotteslästerung vor, von Seiten der „Gegenwart" ist sie nicht begangen worden.

Ich hatte den Aufsatz nur zu prüfen, ob er strafbar sei unter den Bedingungen, unter welchen ich ihn veröffentlichte, und ich mußte diese Frage verneinen, weil die Literatur in überaus zahlreichen Werken Stellen ähnlicher und stärkerer Art enthält, welche jedem Gebildeten zugänglich sind und niemals den Gegenstand einer Anklage wegen Gotteslästerung gebildet haben; weil ich ferner wußte, daß beim Publicum der „Gegenwart" eine mißverständliche Auffassung von vornherein ausgeschlossen war.

An dem Scherr'schen Aufsatze war auch nichts zu ändern, nichts zu mildern, denn Johannes Scherr ist eine so ausgesprochene schriftstellerische Individualität, daß es unverantwortlich wäre, ihm das Pensum zu corrigiren; um einiger Derbheiten im Ausdruck willen — Derbheiten, welche durch die Autorität eines bedeutenden Schriftstellers, des Verfassers der „Geschichte der Religion", der „allgemeinen Literaturgeschichte", des patriotischen Werkes über „Blücher und seine Zeit" genügend gedeckt waren —, konnte ich mich nicht veranlaßt sehen, die noch nicht abgeschlossene Serie der „Briefe eines Elysionärs" zu unterbrechen.

Ich fasse das Gesagte kurz zusammen. Bei Veröffentlichung des Scherr'schen Aufsatzes konnte ich keine Ahnung haben, daß derselbe jemals unter die Anklage der Gotteslästerung gestellt werden würde, denn in der „Gegenwart" überschritt dieser scherzhafte satirische Aufsatz keineswegs die Grenze des Gestatteten. Nur für die Veröffentlichung in der „Gegenwart" aber kann ich zur Verantwortung gezogen werden; was nachher mit dem Aufsatz geschieht, trifft mich nicht: für die mißbräuchliche Anwendung eines mir ohne mein Wissen genommenen Gegenstandes kann ich nicht verantwortlich sein. Ich habe den Abdruck in der „Germania" weder veranlaßt noch gewünscht. Die Verurtheilung des Aufsatzes in der „Gegenwart" aber wäre eine Verurtheilung der literarischen Satire — und das, meine Herren, kann nicht Ihre Absicht sein!

Die Staatsanwaltschaft, vertreten durch den Staatsanwalt Schütz, führte aus, daß der Thatbestand des §. 166 vorhanden sei und deshalb eine Strafe von drei Monaten beantragt werden müsse.

Justizrath Primker als Vertheidiger des Angeklagten: Die antike Welt faßte die Gotteslästerung als ein Attentat gegen die Existenz des Staates auf, der Frevler wurde gefesselt und getödtet. In der Novelle 99 motivirt Justinian diese strengen Strafen gegen die Blasphemie, welche den teuflischen Eingebungen zugeschrieben wird, ungefähr so, wie das berliner Blatt, welches den Anstoß zu der Anklage gegeben hat, dies thut, damit, daß durch solche Vergehen Hungersnoth, Erdbeben und Pest entstehen. Die Reichspolizeiordnung von 1530, die peinliche Halsgerichtsordnung von 1532, strafen die Blasphemie, welche die Gottheit selbst zum Gegenstand hat, mit dem Leben oder mit Verstümmelung einiger Glieder, wenn der Verbrecher nach vorhergehender zweifacher Bestrafung zum dritten Male das Verbrechen begangen hat. Aber diese Strafen waren nicht für die Satire geschrieben. Lucian, der mit erbarmungslosem Spott den Mysticismus und den religiösen Aberglauben des ersterbenden Heidenthums und des beginnenden, schon damals entstellten Christenthums, aber in der Absicht, neben einer heitern, geistreichen Unterhaltung auch Besserung zu bewirken, bekämpfte, erhielt unter den Antoninen ein Richteramt in Egypten, das er bis zu seinem Tode bekleidete. Straflos blieben die Unfläthereien der Passionsspiele und Mummenscherze des Mittelalters, deren Extracte heute vorzulesen der Tact des Herrn Angeklagten nicht gestattete.

Ist die Satire durch das moderne Strafrecht geächtet? so fragt mit Recht der Angeklagte. Ist das der Kreislauf der Entwickelung, daß das, was früher geduldet, jetzt mit Kerker bedroht ist? Hat das Gesetz neue Fesseln für den menschlichen Geist geschaffen? Nein.

Der §. 166 des Strafgesetzbuches lautet: „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergerniß gibt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft". Dreierlei Elemente müssen zusammenkommen, wenn irgend eine Aeußerung, welche sich auf die Gottheit bezieht, der Blasphemie für schuldig erklärt werden kann. Erstens, sie muß in beschimpfenden Aeußerungen geschehen sein, zweitens, es muß dadurch ein Aergerniß gegeben sein und drittens, die Aeußerung muß in einer auf die Beschimpfung gerichteten Absicht geschehen sein. Und wenn eines dieser Elemente fehlt, kann eine Verurtheilung nicht ausgesprochen werden. Im vorliegenden Falle ist keines dieser Elemente in Wirklichkeit vorhanden.

Die Gotteslästerung muß erstens in beschimpfenden Ausdrücken geschehen sein. Nach den Verhandlungen des Reichstags, aus denen diese Fassung hervorgegangen ist, hat man alle philosophischen und wissenschaftlichen Erörterungen, ebenso wie solche, bei denen sich der Verfasser nichts Arges denkt, und ein kränkender Wille nicht zur Erscheinung kommt, von dem Thatbestande der Gotteslästerung ausschließen wollen. Es ist unbedenklich, daß der incriminirte Artikel, ein wesentlich polemisch-satirischer, ernst und streng in seiner Tendenz ist, es ist unbedenklich, daß die Satire zu den Aeußerungen des menschlichen Geistes gehört, denen das Gesetz einen größeren Spielraum hat zugestehen wollen. Die Möglichkeit der Anklage ist nur, wie die Vertheidigung anzunehmen berechtigt zu sein glaubt, dadurch entstanden, daß der Charakter des Artikels als Satire in der Anklage nicht hervortritt, daß man nach der Anklage vielmehr annehmen muß, daß es sich um eine Anekdote handelt, welche die Herabwürdigung der Gottheit zum Gegenstande habe. Die Anklage hat ein Stück aus dem Artikel herausgeschnitten und dieses Stück zum Gegen-

Digitized by Google

stande der Anklage gemacht. Es ist aber nicht zulässig, von einem Organismus und dies ist jedes Geistesproduct — der nur einem Willen gehorcht, durch einen Willen geschaffen ist, ein Glied abzuhauen und dieses Glied in seiner Verkrüppelung für die Idee des Ganzen auszugeben, während dasselbe mit seinem Zusammenhange seine Identität mit dem Ganzen verloren hat. Der Torso der Anklage und das, was der Verfasser des Artikels gewollt und geschrieben hat, sind zwei ganz disparate Dinge. Wer den Artikel in seiner Ganzheit und mit dem Geiste liest, in dem er geschrieben ist, wird eine Verurtheilung nie aussprechen können.

Anknüpfend an die Kritik eines Deutschland schmähenden Machwerks eines französischen Abbé schüttelt der Verfasser sofort seine Lanze zum Kampfe gegen das Dogma der Unfehlbarkeit und die Jesuiten, denen man zuschreibt, daß diese die Bedenklichkeiten des geistlichen Oberhirten gegen dieses überwunden haben. Lediglich um zu zeigen, daß diese Lehre gleichmäßig der Offenbarung, dem heiligen Geiste, und der Erfahrung, dem menschlichen Geiste, widerspricht, gestattet sich der Verfasser eine uralte und harmlose Vermenschlichung des Dogmas der Dreieinigkeit. Die Elemente dieses Dogmas werden lediglich deshalb redend eingeführt, um ihnen die Mißbilligung der Lehre, welche der Verfasser bekämpft, in den Mund zu legen und dadurch die Polemik lebendiger zu machen. Es ist unmöglich, daß der Eindruck, den der Artikel auf den Lesenden macht, ein anderer sein kann als der, daß die Spitze des Kampfes lediglich gegen diese Lehre und deren traurige Consequenzen, aber nimmermehr dahin gerichtet ist, die Erhabenheit der Gottheit in den Staub zu ziehen. Die Aeußerungen des Artikels können daher nicht als Beschimpfung Gottes erachtet werden, weil sie sich innerhalb der Grenzen der erlaubten Satire bewegen, und es ist auch in den einzelnen Worten nichts enthalten, was ihnen den Charakter der absoluten Beschimpfung aufprägt. Die Gottheit kann überhaupt nicht injuriirt werden; nur die Kirche als moralische Person hat ein Recht auf Ehre, und die Gotteslästerung ist überhaupt nur insofern strafbar, als sie auf die Gottheit als Gegenstand der kirchlichen Verehrung gerichtet ist. Nichts was in dem Artikel steht, enthält eine Beschimpfung der Gottheit in diesem Sinne, und man muß daher für festgestellt annehmen, daß es nicht erwiesen ist, daß der Artikel in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert.

Wenn man dieser Auffassung beipflichten muß, daß nämlich der Artikel eine ernst gehaltene Satire ist, und daß derselbe keine beschimpfenden Aeußerungen mit Beziehung auf die Gottheit enthält, so muß die Freisprechung erfolgen, selbst wenn ein öffentliches Aergerniß durch denselben gegeben sein sollte. In diesem Falle kann man ja sagen, daß das öffentliche Aergerniß vorhanden ist, da ein berliner Tagesblatt sich über diesen Artikel in vehementer Weise geäußert und denselben als das höchste Maß der Gotteslästeruug verschrieen hat. Dieses Moment dürfte jedoch nicht entscheidend sein, denn es ist gewiß, daß der Umstand, daß überhaupt ein Dritter an der Aeußerung Aergerniß genommen hat, nicht hinreicht, um ein öffentliches Aergerniß zu constatiren. Es kommt, wie dies die Jurisprudenz des Obertribunals überdies festgestellt hat, lediglich darauf an, ob die Aeußerung derartig ist, daß sie objectiv geeignet erscheint, das religiöse Gefühl Aller, die vernünftig denken, zu verletzen; man wird also immer noch constatiren müssen, ob dem Artikel diese Beschaffenheit innewohnt. Und dies muß verneint werden, wesentlich mit Rücksicht auf die Stelle, wo dieser Artikel zuerst erschienen ist. Es ist nicht gleichgültig, wo und für wen man etwas sagt, und wenn der Personenkreis, für welchen eine Aeußerung bestimmt ist, daran kein Aergerniß nimmt, so kann dies Aergerniß dadurch nicht geschaffen werden, daß eine andere Person diese Aeußerung an einem anderen Orte und für andere Leute zum Besten gibt. Die „Gegenwart" ist ein nur für das gebildete Publicum Deutschlands bestimmtes und nur von demselben gelesenes Blatt. Dieses Publicum, für welches der Artikel geschrieben und berechnet war, hat an dem Artikel kein Aergerniß gefunden, weil es die Tendenz des Artikels erkannte, weil den gebildeten Lesern bekannt war, daß der Anthropomorphismus des Dogmas der Dreieinigkeit uralt und in einer Reihe von Schriften der alten und neueren Zeit in vielfach crasseren Aeußerungen gebraucht wurde. Das Aergerniß ist also nicht dadurch gegeben, daß der Artikel in der „Gegenwart" erschienen, sondern daß der Artikel in einem ultramontanen Blatte erschienen ist, welches hauptsächlich von denjenigen gelesen wird, welche für das Dogma der Unfehlbarkeit begeistert sind. Dieses Blatt hat nur den incriminirten Theil des Artikels, die Anekdote, welche den Anthropomorphismus enthält, wiedergegeben, wie dies aus dem auf dem Tische des Gerichtshofs niedergelegten Exemplare dieses Blattes hervorgeht. Man hätte daher erwarten können, daß die Anklage gegen diese Art der Publication und nicht gegen die „Gegenwart" gerichtet worden wäre.

Wäre aber auch eine Beschimpfung oder ein Aergerniß in dem Artikel enthalten, so würde doch die Freisprechung erfolgen müssen, wenn das dritte der oben angegebenen Elemente, der Dolus, fehlt. Der Dolus ist gewissermaßen die Seeschlange der Jurisprudenz — niemand kann ihn sehen und jeder glaubt ihn irgendwo zu sehen. Der Dolus ist die auf das Verbrechen gerichtete Absicht, im vorliegenden Falle die Absicht, Gott zu beschimpfen. Diese Absicht ist eine innere Thatsache, sie kann nur aus gewissen Prämissen der Person des Angeklagten und den Umständen, unter welchen gesündigt wird, erkannt werden. Es ist daher nothwendig, sich den Verfasser etwas näher anzusehen, ob er zu denen gehört, denen man ohne weiteres eine leichtfertige, frivole Handlung zutrauen kann. Es ist der Vertheidigung gestattet, den Namen des Verfassers zu nennen, da derselbe sich in Nr. 6 dieses Jahrgangs der „Gegenwart" zu dem Artikel bekannt hat: es ist der Professor Scherr in Zürich, ein bedeutender und durch seine ernsten Schriften („Geschichte der Religion", „Blüchers Leben" 2c.) bekannter Gelehrter, ein begeisterter Anhänger des deutschen Ruhmes, dessen Heroen er in seinen Schriften verherrlicht hat. Er lebt in einem Lande, wo die religiösen Wirren einen gefährlichen Charakter angenommen haben und die Integrität und die Ruhe des Staates in bedenklichster Weise stören; er lebt in einer Zeit, die leidenschaftlich aufgeregt ist durch den Religionskampf, der leider in unsre Zeit hineingetragen ist. Das Dogma, welches er bekämpft, verletzt seine Vernunft, die Vernunft aller derer, die nicht daran glauben; das Dogma bedroht nach seiner Ueberzeugung in seinen Consequenzen den Staat und die Gesellschaft mit ernsten Gefahren, seine streitbaren Feinde können nur durch streitbare Mannen bekämpft und besiegt werden! Diese Idee des Kampfes gegen das Dogma der Unfehlbarkeit, das dem Verfasser in seinen letzten Consequenzen eine Aufstachelung zur Rebellion gegen den Staat und ein Attentat gegen die Unabhängigkeit des menschlichen Geistes ist, hat dem Verfasser den Artikel dictirt, ist die leitende Triebfeder desselben geworden: nicht gegen die Gottheit hat er seine Lanze erhoben, nicht die Gottheit zu befehden, zu beschimpfen, kann seine Absicht gewesen sein, ihm kam es blos darauf an, den Feind in's Herz zu treffen, Soll deshalb der Angeklagte, der nicht der Verfasser des Artikels, sondern nur derjenige ist, der diesen Artikel zum Abdruck gebracht hat, dafür bluten?

Alle Gründe, welche für die Schuldlosigkeit des Verfassers sprechen, gelten in noch höherem Grade für den Herrn Angeklagten. Selbst wenn der Artikel strafbar wäre, würde derselbe nicht, wie die Anklage will, als der Gotteslästerung, sondern nur der Theilnahme daran für schuldig befunden werden können; — und

Digitized by Google

auch dies nur dann, wenn der Dolus bei ihm bejaht wird, d. h. wenn angenommen werden kann, daß ihm der strafbare Charakter des Artikels bewußt war, und daß er in diesem Bewußtsein die Publication veranlaßt habe. Das, was der Angeklagte in dieser Beziehung zu seiner Rechtfertigung angeführt hat, ist überzeugend, und um so überzeugender, als der Angeklagte einer der hervorragenden Streiter für Wahrheit und Recht ist, der auch deshalb am meisten von den Gegnern gehaßt wird.

Alle diese Erwägungen berechtigen die Vertheidigung zu dem Antrage, daß es dem Gerichtshofe gefallen möge, das Nichtschuldig über den Angeklagten auszusprechen.

Nach einer kurzen Replik der Staatsanwaltschaft zog sich der Gerichtshof zur Berathung zurück.

Darauf sagte der Vorsitzende, Herr Stadtgerichtsdirector Reich, zur Motivirung des Erkenntnisses etwa Folgendes:

Der Angeklagte gibt zu, daß er den Artikel „Briefe eines Elysionärs" vor dem Erscheinen gekannt und die Aufnahme desselben in die von ihm redigirte Wochenschrift, die „Gegenwart", angeordnet habe. Er sagt zwar, er selbst habe den Artikel nicht verfaßt, und man kann es dem Angeklagten ja glauben, daß der Artikel von Scherr herrühre. Indessen bleibt der Angeklagte immer im Sinne des Gesetzes der Theilnehmer an der strafbaren Handlung. Der Gerichtshof pflichtet den Ausführungen des Angeklagten und der Vertheidigung bei, daß der angeklagte Artikel eine Satire sei, und daß die Satire eine berechtigte Form der literarischen Kritik ist; er ist ferner der Ansicht, daß die Satire früher viel derber und drastischer geübt werden durfte als heute. Aber gewisse Objecte gibt es, welche niemals der Gegenstand einer Satire sein dürfen, und wenn diese gewissen, unantastbaren Objecte satirisch behandelt werden, so verletzt diese Behandlung das Gemüth, und in diesem Falle kann die Satire nicht ungestraft bleiben. So z. B. würde ein jeder, welcher eine Satire über Se. Majestät den Kaiser und König schreiben wollte, sich einer Majestätsbeleidigung schuldig machen; und so ähnlich, nein, ganz so, verhält sich die Sache, wenn das, was dem Menschen am theuersten und heiligsten ist, in der Satire dargestellt wird. Wer Gott selbst in die Satire hineinzieht und von Gott in einer sozusagen ehrverletzenden Weise spricht — der Ausdruck ist freilich nicht ganz treffend, aber wir wollen ihn einmal anwenden — der macht sich einer Gotteslästerung im Sinne des §. 166 des Strafgesetzbuches schuldig. §. 166 setzt bei einer Gotteslästerung voraus „das Erregen eines Aergernisses durch öffentliche Lästerung in beschimpfenden Aeußerungen". Der angeklagte Artikel hat aber zum Aergerniß die Veranlassung gegeben; die „Germania" hat dies deutlich ausgesprochen. Auch abgesehen davon ist es nicht zu leugnen, daß der Artikel an sich geeignet ist, ein Aergerniß zu erregen, und das konnte dem Angeklagten als Schriftsteller und gebildetem Mann nicht zweifelhaft sein; denn das Aergerniß ist auch vom objectiven Standpunkte aus nicht als ein ungerechtfertigtes zu betrachten. Nun ist es allerdings richtig, daß der Aufsatz eigentlich nicht beschimpfende Aeußerungen enthält, wohl aber ehrverletzende Aeußerungen über Gott, das Wort „Grobian" gehört zu diesen; ebenso hat die Stelle, wo Gott einem Handelsmanne gleichgestellt und sein Name als eine Firma betrachtet wird, gleichsam etwas Beschimpfendes. Es liegt also nach der Ansicht des Collegiums der Thatbestand des §. 166 des Strafgesetzbuchs vor und der Angeklagte ist als der Theilnahme an dem Vergehen überführt zu betrachten.

Andererseits ist nun aber nicht zu verkennen, daß die Spitze des Artikels nicht gegen Gott und nicht gegen die Gottheit gerichtet ist, daß eine Satire gegen Gott nach dem ernsten Charakter des Blattes auch nicht beabsichtigt sein konnte, sondern daß die Spitze gegen das Papstthum und dessen Neuerungen gerichtet ist, und daß diese Neuerungen haben gegeißelt werden sollen; Gott hat dabei sozusagen nur mit herhalten müssen. Mit Rücksicht darauf hat das Collegium sich veranlaßt gesehen, das Strafmaß nicht nach dem Antrag der Staatsanwaltschaft zu bemessen, und blos auf eine Gefängnißstrafe von vier Wochen zu erkennen.

Gleichzeitig spricht das Gericht die Vernichtung der vorhandenen Exemplare aus.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

## Briefe eines Elysionärs.

Von **Zacharias Zinnober.**

### IV.

Sie werden, verehrte Freundin, aus den Ihnen vorgetragenen Denkwürdigkeiten meines ersten Straf- und Bußganges in der Oberwelt unschwer die Schlußfolgerung gezogen haben, daß der Anblick des menschlichen Narrenspiels für die Augen eines Elysionärs nicht gerade wohlthuend gewesen sein könne. Nun ja, es ist kein Spaß, alles das dumme Zeug, dessen man schon bei seinen Lebzeiten satt und übersatt geworden, geistweise abermalen mitansehen und so zu sagen mitleben zu müssen. Maßen ich jedoch auch im Elysion die von unsern schwarzen Kosmopoliten und rothen Kraftstoffeln neuesten Stils so tief verachtete „Schwäche des Patriotismus" nicht ganz loswerden konnte, war es mir nicht unerwünscht, zeitweise mit eigenen Augen betrachten zu können, wie sich die Dinge im neuen Deutschen Reiche fernerweit machten oder auch nicht machten. Derohalb rüstete ich mich denn mit leidlich guter Miene zu meiner zweiten Büßungs- und Läuterungsfahrt.

Am Vorabend unserer Aufwärtsreise — denn Frau Eironeia wollte wiederum mitgehen — spazierten wir noch auf der zwischen Elysion und Tartaros gelegenen neutralen Asphodelosmatte, deren ich in einem meiner früheren Briefe bereits erwähnt habe, und da wurden wir von drei Herren Tartarosiern angetreten und begrüßt. Der eine war kein geringerer als der zum jüdisch-christlichen Satan metamorphisirte persische Ahriman, der natürlich nicht in milton'scher Riesengestalt oder gar als dante'sch-ungeheuerlicher Popanz auftrat, sondern so zu sagen als eine Interimsfigur von byron'schem Schnitt und darum auch in Sprache und Manieren den vollendeten Gentleman sehen ließ. Einen weit unangenehmeren Eindruck machten seine beiden Begleiter, Don Thomas de Torquemada und Sieur Jean Chauvin, gewöhnlich Calvin genannt. Beiden Fanatikern sah man die stille Wuth an, daß es ihnen hier unten nicht mehr gestattet war, ihre lieben Mitmenschen vor eitel christlicher Liebe zu fressen, d. h. auf den Scheiterhaufen zu befördern. Ich habe Ihnen, Verehrteste, schon früher gesagt, daß wir Elysionäre mit unsern Nachbarn, den Tartarosiern, auf dem Fuße der Toleranz und guten Lebensart verkehren, und darnach werden Sie das folgende Gespräch ganz in der Ordnung finden.

Satan: Schönen guten Abend der verehrten Dame und dem geehrten Herrn.

Ich: Schönen Dank, Domine Lucifer. Darf ich mich nach Ihrem teuflischen Befinden erkundigen?

Sat.: Sehr verbunden, Herr Magister. Es geht an. Doch spür' ich, wie man zu sagen pflegt, den Frühling in meinen nicht gerade mehr jungen Knochen. Sie wissen ja, bei Gelegenheit jenes unliebsamen Sturzes aus Himmelshöhen habe ich mir die rechte Hüfte jämmerlich gequetscht und hat sich da ein hartnäckiger Rheumatismus festgesetzt.

Frau Eironeia: Warum versuchen Sie es nicht mit einem Bad in der Wunderquelle von Lourdes?

Sat.: Ach, gnädige Frau, jeder Tropfen des wunderwirkenden Wassers ist durch die Firma Veuillot u. Comp. auf Jahre hinaus für den Gebrauch der grande nation monopolisirt.

Torquemada (leise zum Calvin): Was müßte das für ein süßer Ruch in unseren vier Nasenlöchern sein, wenn diese siebenmal siebenmal zu vermaledeiende Ketzerin auf dem Holzstoße schmorte!

Sat.: Ich vernehme, Herr Magister, daß Sie im Begriffe seien, wiederum einen Bußebummel dort oben zu unternehmen, und das — entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit — veranlaßt mich, eine gehorsame Bitte an Sie zu richten.

Ich: Ganz zu Ihren Diensten, soweit diese nämlich einem Elysionär anstehen.

Sat.: Natürlich. Die Sache ist diese. Die beiden hochwürdigsten Brandmeister da sind auf das in Berlin erscheinende Journal „Romaniora" abonnirt. Dasselbe hat die Güte, sich ziemlich oft und viel mit meiner Wenigkeit zu beschäftigen. Seine Mitarbeiter scheinen mich auch ziemlich gut zu kennen und zollen mir die gebührende Achtung und Rücksicht, das muß ich sagen.

Frau Eir.: Warum auch nicht? Die Schwarzen sind von jeher mit dem Schwarzen ein Herz und ein Horn gewesen.

Calvin (leise zum Torquemada): Notirt die Blasphemistin, Domine Collega. Wer unser spottet, der lästert bekanntlich Gott. Hinein mit ihr in der Santa Casa heilige Register! Es könnte sich doch eines Tages fügen, daß wir die christliche Freude hätten, sie mitsammt ihrem Zacharias, der ohnehin nur in einer schnöden Civilehe mit ihr lebt, brennen zu sehen. Hab' ich doch vor Zeiten dem Miguel Serveto gehörig heiß gemacht, weil er sich unterstanden, das nicht genug zu verfluchende Einmaleins über das Mysterium der Dreieinigkeit zu stellen.

Sat.: Sie können sich leicht denken, Herr Magister, daß es mich bei der zwischen mir und den Inspiratoren der „Romaniora" herrschenden Intimität baß verwundern mußte, in der Nr. so und so des sonst trefflichen Blattes zu lesen, ich, der Teufel, sei „in Berlin los", während ich doch hier unten gerade angebunden war, nämlich durch besagten Rheumatismus an mein Bett, und mir durch die weltberühmte, ehrwürdige Dame, meine liebe Großmutter, gewärmte Kleiensäckchen auflegen ließ. Das mir nachgesagte „Lossein" sah demnach accurat wie Hohn und Spott aus und ärgerte mich nicht wenig. Anfangs dachte ich, es wäre möglich, daß etwa „einer der Kleinen von den Meinen" — wissen Sie? — in der Hauptstadt des Deutschen Reiches sich mausig gemacht hätte. Allein der eingeholte Tagesrapport erwies, daß keiner „von unsere Leut'" an jenem Tage in Berlin Dienst gehabt hatte. Es bleibt also nur die Annahme, der bezügliche Redacteur oder Reporter der „Romaniora" habe, als er in Berlin den losseienden Teufel zu sehen glaubte, in den Spiegel hineingeguckt und da konnte es dann nicht fehlen, daß ein dummer Teufel herausguckte. Sie begreifen aber, Herr Magister, daß ich mit dieser Sorte nicht verwechselt sein möchte. Darum ersuche ich Sie, gelegentlich das Redactionslocal der „Romaniora" aufzusuchen und den Insassen zu melden, daß ich mir für die Zukunft derartige Verwechselungen strengstens verbitte. Die Herren sollten, ließe ich ihnen sagen, ein andermal, wann sie den Teufel zu erblicken glaubten, die Augen aufthun und nach meinem Wappen und Zeichen sehen, welches ja jedem auch nur halbwegs gebildeten Menschen aus der pantomimischen Beschreibung desselben in der Hexenküche im Faust bekannt sein muß.

Ich: Gut, altes Haus, Ihr Auftrag soll ausgerichtet werden.

Sat.: Danke verbindlichst zum voraus. Uebrigens wird sich Ihr Gang nach besagtem Redactionslocal wohl verlohnen, denn Sie werden dort allerhand Merkwürdigkeiten zu sehen kriegen.

Frau Eir. (zum Don Thomas und Sieur Jean): Und was haben uns denn die zwei feurigen Verkündiger der christlichen Liebe für da droben aufzutragen?

Der Großinquisitor von Spanien und der Kleininquisitor von Genf bewegten die Kinnbacken, als wollten sie die Fragerin herzlich gern aus lauter christlicher Liebe alsogleich auffressen. Dann sagte der hochwürdigste

Torquemada (zu mir gewendet): Da Sie ohne Zweifel die eine oder andere der Sitzungen des Reichstags besuchen werden, Herr, so sagen Sie den Brüdern vom Centrum, ich sei des entschiedenen Dafürhaltens, daß jetzo mit der Bestellung eines Großinquisitors für Allemannia ungesäumt vorgegangen werden müßte.

Calvin: Auch ganz meine Meinung. Die beiden Kirchen müssen alle Differenzen unter sich vertagen, um fest gegen den Antichrist von Liberalismus zusammenzustehen. (Beiseite: Später werden wir ja wohl in den Stand gesetzt sein, mit den römischen Ketzern abzurechnen.)

Torquem.: Gewiß. (Für sich: Später werden wir ja wohl den Rank finden, unsern nicht genug zu verfluchenden ketzerischen Alliirten ad hoc unser berühmtes „Ite in pace!" zuzurufen.) Die Verhältnisse liegen in Deutschland so, daß es sich, um unsern protestantischen Brüdern gerecht zu werden, empfiehlt, das sanctum officium nach Art der venetianischen Staatsinquisition zu gestalten, d. h. nicht mit einer, sondern mit drei Spitzen zu versehen, zwei katholischen und einer lutherischen. Das hochwürdige Centrum bietet, mein' ich, Holz genug, um zwei Großinquisitoren daraus zu schnitzen.

Ich: Freilich, freilich; im Nothfalle könnte sogar jedes Mit-

Digitized by Google

glied einen solchen vorstellen. Ein wahrer embarras de richesses, die Wahl wird schwer sein.

Torquem.: Den Windthorst verbitt' ich mir ausdrücklich, hören Sie? Ich traue der christlichen Liebe des Mannes nicht so ganz. Er hat eine moderne Ader in sich, und wäre es auch nur die Spottader; alles und jedes Moderne aber — anathema sit!

Cal.: Auf protestantischer Seite werden wohl die Herren von Gerlach und von Kleist-Retzow Halme ziehen oder würfeln müssen, wer von ihnen der würdigste Candidat.

Ich: Gut, meine Herren, ich werde Ihre Aufträge treulich bestellen. Empfehle mich Ihnen. Guten Abend! . . . . . .

Unterwegs von unserem in der Epikurosstraße gelegenen Wohnhause „Zum Lukretius" im Elysion bis nach Berlin hatten wir nur ein nennenswerthes Begegniß, falls es überhaupt als ein solches bezeichnet werden darf. In Leipzig sahen wir nämlich, was wir daselbst schon vor nahezu einem Vierteljahrhundert gesehen hatten: die bekannte Dame, welche am Ufer der Gentzpfütze stand und mit einem ungeheuren Winkelhaken aus der Officin von F. A. Brockhaus in dem schmierigen Wasser herumfischte. Die Erträgnisse der Fischerei wanderten und wandern zunächst unter die Pressen der genannten Officin (und unter die anderer, denn eine Officin ist nicht im Stande, all das Zeug zu bewältigen) und kamen und kommen sodann auf den Markt mit der Etikette: „Condensirter Froschlaich aus dem unergründlichen Nachlaß der Natur des ungeschweigbaren Schmergelius Grabquaker, auf dem Wege zum Geheimerathsquartier stecken gebliebener Ex-Diplomat".

Kamen gerade rechtzeitig in der Reichshauptstadt an, um am 18. Februar in freilich sehr gedrückter, ja gepreßter Stellung im Zuhörerraume des Reichstagssaals dem erwarteten großen, aber ziemlich klein ausgefallenen Protestspektakelstück anzuwohnen.

Das Possirliche daran war von vornherein, daß der französische Protest von einem ganz geläufig süddeutsch sprechenden Herrn mit dem ur-, urer-, urestdeutschen Namen Teutsch herdeclamirt wurde. Se. allerhöchstselige königliche Majestät, welcher ich übrigens im Elysion nie begegnet bin, Ludwig der Erste von Bajuwarien, hat bekanntlich nie anders als „teutsch" zu schreiben geruht. Bei der bloßen Nennung des Namens Teutsch muß Einem altdeutsch wäldlerisch, indogermanisch, urarisch, teutisch, theodistonisch, kurzum ganz jakobgrimmig zu Muthe werden und wir haben ein Gefühl, als würden uns alle die schon vollendeten und in fernen Ewigkeiten noch zu vollendenden Wälzer des „deutschen Wörterbuches" an den Kopf geworfen. Teutsch! Steckt da nicht ebensowohl das deutsche Gemüth als die deutsche Faust, ebensowohl Sauerkraut und Lagerbier als das Nibelungenlied und der straßburger Münster, ebensowohl Landsknechtschaffenheit als Wertherei, ebensowohl die echternacher Springprocession als der Lessing'sche Nathan, ebensowohl das Stockscepter des alten Fritz als Schillers Tell darin? Beim sonnenäugigen Wuotan und beim blitzrothbärtigen Donar, der Protestdeclamator hätte anstandshalber es machen sollen, wie es viele unserer christlichen und jüdischen Landsleute in Ungarn und Rußland machen, wo bekanntlich aus einem deutschen Ochsen schon manch ein Ochsyanyi und aus einem deutschen Esel schon mancher Eselynski geworden ist. Jedennoch muß man, um gerecht zu sein, dem Monsieur oder Citoyen Teutsch oder Tötsch zugestehen, daß er sich, wenn auch nicht nominell, so doch substanziell entdeutscht und richtig verfranzösselt habe. Denn nur hieraus erklärt sich die unbefangene Schamlosigkeit oder die schamlose Unbefangenheit, womit der Monsieur dem Deutschen Reiche, welches sein ihm vordem gestohlenes Eigenthum im gerechtesten aller Kriege um hohen Blutpreis zurückerworben hat, zumuthen konnte, in Elsaß-Lothringen, um „den Schein zu retten", eine elende Plebiscitposse à la Lügen-Louis, Pietri u. Comp. aufzuführen. Daß man unwillkürlich dazu kam, den Zumuther keiner Antwort zu würdigen, sondern blos mit „Heiterkeit" und Lachen abzufertigen, begreift sich, weil eben Grimassen, wie sie Monsieur Teutsch, um sich als in der Wolle gefärbter Gallier aufzuspielen, zum besten gab, im deutschen Reichstage schlechthin lächerlich sind. So was gehört in die Komödiantenbude zu Versailles, allwo sie von Tag zu Tag einander „La journée des dupes" vorspielen oder wenigstens vorspielen möchten. Wenn aber die Franzosen in ihren Journalen jubelnd sich brüsteten, Monsieur Teutsch habe sich am 18. Februar als ächter Sohn der trotz alledem noch immer an der Spitze der Civilisation tanzenden „grande nation" erwiesen, so können die Deutschen auch zu diesem Armuthszeugniß, welches sich die besagte große Tanznation damit wiederum ausgestellt hat, zufrieden lächeln. Also dieses gehirnweiche, mit Lügen, falschen Citaten und Rohheiten gespickte Geplapper sollte ächtes Franzosenthum vorstellen? Oh, Esprit Montaignes, Voltaires und Couriers, wie bist du auf den Tötsch gekommen!

Gewiß, dieser „Protest" verdiente keine andere Antwort als „Heiterkeit". Eine andere Frage ist aber, ob sich an die etwas mysterienhaft-violette Erklärung des straßburger Bischofs nicht eine zeit- und zweckmäßige Debatte hätte knüpfen lassen. Sicherlich wäre es nicht übel gewesen, den Abgeordneten von Elsaß-Lothringen ein für allemal den Standpunkt klarzumachen und sie vor allem zu fragen, warum sie denn, wenn sie Franzosen bleiben wollten, nicht für Frankreich optirt hätten. Vielleicht wäre es sodann auch durch die ganze Sachlage gerechtfertigt gewesen, die Herren Elsässer überhaupt einmal daran zu erinnern, daß es unter allen Umständen niederträchtig ist, seine Mutter zu verleugnen. Schon der Hinweis auf die ihrer doch wahrlich nicht sehr zärtlichen und fürsorglichen Mutter Polonia mit unzerstörbarer Pietät anhangenden Sarmaten hätte den Elsässern die Schamröthe auf die Stirnen treiben müssen. Aber freilich, Gesellen wie die Messieurs Erckmann und Zingerle (der sich zum Seinguerlet verwälscht hat) lieferten ja schon lange den Beweis, daß die Aneignung des französischen Stils die Austreibung deutschen Schamgefühls zur unumgänglichen Voraussetzung habe. Das ist überhaupt die dunkle Kehrseite des deutschen Universalismus und Kosmopolitismus, daß der Deutsche selbst halb- oder ganzbarbarischen fremden Nationalitäten bei jeder Gelegenheit knechtisch sich anzupassen eilt. Schmach über diese Molluskenhaftigkeit, über diese Anschmiegungsfeigheit! Sie hat schon frühzeitig, immer bedauerlicher aber vom 16. Jahrhundert an all unser nationales Unglück mitverschuldet. . . . .

Die von dem Bischof Räß im Reichstage abgegebene Erklärung hat übrigens, zusammengehalten mit der neuerlichen Beredsamkeit des Schweigens im Centrum, einen absonderlichen Eindruck hervorgebracht. Wir wenigstens, meine Reisegefährtin und ich, glaubten zu spüren, daß während der letzten zehn oder zwölf Februartage im Reichstagssaale eine nicht sehr reine Luft herrschte, eine widerlich laue Föhntemperatur, so zu sagen. Beim Herausgehen sagte mir Frau Eironeia einmal: „Hast du es auch bemerkt? Es hängt etwas in der Luft wie der Geruch von faulen Eiern". — Von einem faulen Frieden, willst du sagen? — „Ja, es compromisselt, da drinnen und anderwärts. Gib Acht, die Halben werden es über die Ganzen davontragen wie allenthalben und allezeit auf Erden. Dieser Brei von Militärgesetz und Kirchenstreit, von Kutte und Gamasche, in einer Pickelhaube zusammengekocht, wie riecht er übel! Thu' mir den Gefallen, dir eine Cigarre anzustecken, um mir den fatalen Geruch aus der Nase zu treiben."

P. S. Der Faule-Eier-Geruch hat sich, wie Sie, Verehrteste, schon bemerkt haben werden, wieder verzogen. Ein gesunder, kräftiger Trompetenstoß, in Briefpapier eingewickelt und an Lord Little John in London adressirt, hat ihn vertrieben.

## Zur Technik des Romans*).

### Mit besonderer Beziehung auf G. Eliots Middlemarch.

Von **Friedrich Spielhagen.**

### II.

Wenn diejenige Gestalt, welche sich von den „zudrängenden" zuerst loslöst und in deutlichen Umrissen vor des Dichters inneres Auge tritt, im ideellen Sinne sicherlich, und meistens auch praktisch

*) Durch ein scheinbar geringfügiges Versehen hatte die Ueberschrift dieser Aufsätze in der vorigen Nummer eine anspruchsvolle unsachliche Form erhalten, welche der einsichtige Leser wohl bereits selbst in die obige, sachgemäße umgewandelt haben wird. A. d. Verf.

Digitized by Google

und factisch der Held des Romanes ist, so ist Dorothea Brooke die Heldin des Eliot'schen Romanes, und „Dorothea Brooke" oder „Miß Brooke" der ursprüngliche Titel des Buches gewesen. Ich glaube das mit solcher Bestimmtheit versichern zu können, als wäre alles in meinem Kopfe und nicht in dem von George Eliot vor sich gegangen. „Eines jener weiblichen Wesen, die, von dem Thatendrang der heiligen Theresa erfüllt, kein thatenreiches Leben fanden, in welchem ein fortwährendes Sichentfalten weitwirkender Thätigkeit für sie möglich war; vielleicht nur ein Leben voller Irrungen fanden, das Product der schlimmen Verbindung einer gewissen Seelengröße und der Erbärmlichkeit der Verhältnisse; vielleicht ein tragisches Fiasco, dem kein geheiligter Sänger die nachträgliche Weihe gab und das so unbeweint in Vergessenheit sank"*) — ein solches Wesen zu schildern mit den trüben und traurigen, vielleicht tragischen Erfahrungen seines Lebens — das war der ursprüngliche Plan. Wenn jemand daran zweifeln sollte: die obigen der Vorrede entnommenen Worte, die ganze Vorrede sagt es — eine merkwürdige Vorrede, die, wie sie dasteht, nicht, was sonst bei Vorreden der Fall zu sein pflegt, nachher, sondern wirklich vorher geschrieben scheint, und die auch mindestens mit den Anlagen und dem Charakter der Heldin, wenn auch nicht mit ihrem endlichen Schicksal congruirt, sich aber zu dem ganzen Werk, in welches sie uns doch einführen soll, verhält, wie ein Portikus zu einem Landhaus, hinter dem ein Labyrinth gebaut ist.

Denn nur in dem ersten Act des Dramas, das uns verheißen ist, erscheint Dorothea als die wirkliche Heldin, als der Mittelpunkt der kleinen Welt, an die sie das Schicksal gekettet hat, wie den Prometheus an den Felsen — der kleinen, kleinlichen Welt einer Landstadt von Spießbürgern mit den obligaten benachbarten Gütern verbrauchter Lebemänner und beschränkter Junker und den Pfarreien sportliebender, frömmelnder, wunderlicher, pedantischer Rectors und Vicare. Diese Welt war der (ästhetisch) nothwendige Hintergrund für die Gestalt der Heldin, der dumpfe, hölzerne Resonanzboden gleichsam, über welchem die zarten Saiten ihrer Seele doppelt zart und melodisch erklingen mußten; und die Schilderung dieser Welt, an welcher sie zu Grunde gehen sollte, eine Aufgabe, der sich die Dichterin so wenig entziehen konnte, als der Schilderung der Heldin selbst.

Aber, wohlgemerkt: der Hintergrund mußte Hintergrund bleiben, sollte nicht der Gesichtswinkel verschoben, die Perspective verrückt, der Plan durchkreuzt, der Hintergrund schließlich zum Vordergrund, und die Gestalt der Heldin um ihre Würde und Bedeutung gebracht werden, und so anstatt eines organischen übersichtlichen Kunstwerkes ein Conglomerat entstehen, aus welchem nun der Kunstfreund die herrlichen disjecta membra trauernd und mühsam zusammensucht.

Das aber ist es, was schließlich aus dem ursprünglich einfachklaren Plan geworden ist, und ist es auch, weshalb der Roman nicht mehr „Dorothea Brooke", sondern — wie die Sache liegt, allerdings mit Fug und Recht und leider bezeichnend genug — „Middlemarch" heißt. Und auch wieder nicht bezeichnend genug. Er sollte eigentlich lauten: Middlemarch und diverse umliegende Dörfer.

Wie hat das so kommen können?

Ich will versuchen, die Erklärung davon zu geben, indem ich den Leser bitte, in der Erinnerung zu behalten, was wir oben von der Natur der epischen Phantasie festgestellt haben und ihrer gewaltsamen Tendenz nach Totalität, die gerade in den eigentlich epischen, schaffensfreudigen und schaffensmächtigen Geistern am gewaltsamsten auftritt.

Der Hintergrund, dessen die Dichterin nicht entrathen konnte, war von vornherein kein einfacher, durfte kein einfacher sein. Im Gegentheil! Daß er ein complicirter, in tausend und aber tausend Details zerbröckelnder war, das machte ihn, der Heldin gegenüber, so verhängnißvoll, das war eben ihr Verhängniß.

*) Middlemarch-Prelude. Ashers Collection.

Und diese Complicirtheit, dieses tausendfache Detail ist auch verhängnißvoll für den Roman geworden. Er kam jenem unwiderstehlichen Drange der epischen Phantasie, sich in's Weite und Breite zu entfalten, bevor sie daran denkt, in die Tiefe zu steigen, auf dem halben Wege gleichsam entgegen. Und wie das dann so zu gehen pflegt: was anfänglich für die Dichterin nur einfache künstlerische wohlverstandene Pflicht war: die detaillirte Schilderung dieser Welt des Detail, das wurde ihr bald eine Lust. Durfte sie doch — vielleicht in einem höheren Grade als je zuvor — die meisterliche Geschicklichkeit entfalten, mit welcher sie das Mikroskop zu behandeln, die feinen und feinsten Werkzeuge der Untersuchung zu benutzen versteht! Und nun kann sie nicht müde werden, uns diese wunderliche Welt sonderbarer Geschöpfe mit allen ihren Gattungen und den Species und Variationen dieser Gattungen zu schildern, zu zergliedern; und wer möchte sagen, daß so gewissenhafte, minutiöse Studien resultatlos geblieben sind! Wenn sie uns erzählt, wie die Middlemarcher einem feurigen jungen Arzt, der sich unter ihnen ansiedeln will, seine reformatorischen Ideen austreiben (V. Cap. 45), wie sie zu der Eisenbahn, die ihnen auf den Leib rückt, Position nehmen (VI. Cap. 56), so ist das alles so wahr, und so traurig und so drollig, wie nur möglich.

Und immer wieder von neuem und immer wieder neue Zwerge treten auf; das lag in der Aufgabe; einzeln sind sie ja nichts: sie sind nur mächtig durch ihre Zahl, durch ihr zähes Zusammenhalten, durch die geheimnißvolle Schnelligkeit, mit der sie kommen und verschwinden; sie können nur en masse operiren.

Aber die Masse imponirt und wenn es auch nur eine Masse von Zwergen ist; die Dichterin bekam Respect vor dem kleinen eifrigen, klugdummen Gesindel, dessen Macht sie sich gar nicht so groß vorgestellt hatte, das noch ganz andre Dinge konnte und vermochte, als einem armen hilflosen Weibe durch prüde Sitte, steifleinene Moral und sonstige Zwergtugenden das Herz brechen. Ja, wahrlich: die Zwerge! Die stärksten hanfenen Seile der Philister kann ein Simson zerreißen, wenn er seine Kraft zusammennimmt; aber gegen die tausend und aber tausend dünnen Fäden, mit welchen die Zwerge ihn an die Pflöcke auf den Sand schnüren, ist auch der Riese machtlos. Das muß noch ein ganz anderes und ganz anders interessantes Schauspiel sein! Und es ist gerade Zeit es aufzuführen: Dorothea ist in Rom, am Fußgestell des vaticanischen Apoll sich schmerzlich der unheimlichen Thatsache bewußt zu werden, daß sie eine Puppe aus Holz und Leder geheirathet hat; die Bühne ist für den Augenblik leer; den Vorhang in die Höhe! ein neues Drama beginnt, das wir nach seinem Helden einfach: „Lydgate" nennen müssen.

Es hat, wenn man will, dasselbe Thema, im übrigen aber mit dem ersten, das „Dorothea Brooke" heißt, gar nichts zu thun, so wenig, wie Dorothea mit Lydgate, die sich bei Gelegenheit von Mr. Casaubons Krankheit zum ersten Male im Leben sehen d. h. am Ende des IV. Bandes. Dorothea und Lydgates Frau Rosamunde geb. Vincy sind sich Anfang des V. Bandes noch „zwei völlig fremde Damen", trotzdem der Landsitz Dorotheas und die Villa Mr. Vincys vor der Stadt nach aller menschlichen Berechnung keine halbe Stunde von einander entfernt sein können. Die Fabrikantentochter verkehrt im Hause des Squire Brooke nicht; wohl — aber zwei hervorragend schöne gleichaltrige Mädchen in einem halbstündigen ländlichen Umkreis, die sich, bis sie zwanzig Jahre geworden, nicht persönlich kennen gelernt, ja nicht einmal gesehen haben sollen — credat Judaeus Apella!

George Eliot glaubt es wahrscheinlich auch nicht; aber sie hatte zu dem wichtigen Geschäft der Introduction früher absolut keine Zeit, wie eine Köchin, die zu viele Töpfe am Feuer hat, sich eines bei Seite geschobenen Topfes erst wieder erinnert, wenn er überkocht. Der Vergleich ist nicht edel; aber das tertium comparationis ist richtig; George Eliot hat wirklich zu viele Töpfe am Feuer.

Digitized by Google

Da ist noch eine dritte Geschichte; es ist die von Fred Vincy und Mary Garth; da ist noch eine vierte, es ist die Bulstrodes; und das will nicht blos alles erzählt, sondern wenn Apollo und die neun Musen wollen, in einen Roman gebracht sein. Aber die Götter sind nicht gnädig. Der unendliche Fleiß, der wirklich bewunderungswürdige Aufwand von Scharfsinn, Tiefsinn, Combinationsvermögen — es ist alles vergeblich. Eine Welt soll geschaffen werden, und sie stürzt, sie zerfällt, noch während der emsige Arbeiter Stein auf Stein zusammenträgt, Stein an Stein aneinanderzufügen sucht, und zuletzt, da nicht zusammenbleiben will, was nicht zusammengehört, zu den verzweifeltsten Hammerschlägen, zu den verzwicktesten Klammern seine Zuflucht nimmt. Der arme Ladislaw, der sich zweimal unter denselben erschwerenden Umständen von Dorothea bei Rosamunde ertappen lassen muß! Das sind so die Mittel geängstigter epischer Baumeister, die es im Plane versehen haben, „sich in Verlegenheiten Luft zu machen".

Der arme Ladislaw überhaupt! der immer da ist, wo er nicht hingehört, und niemals kommt, wenn er erwartet wird! er hat eine der schwierigsten Aufgaben durch das ganze Buch hindurch und zuguterletzt gar noch die gewiß nicht leichte, der „heiligen Theresa, die nichts gründet, deren liebende Herzschläge und Seufzer nach einer unerreichten Güte unter Hindernissen verzittern, anstatt sich in einer dauernden That zu concentriren" *), zu eben dieser dauernden That zu verhelfen und mit ihr, wenn auch sonst nichts, so doch einen häuslichen Heerd zu gründen.

Ja, die Steine, die nicht bei einander bleiben wollen! der Leser weiß davon zu erzählen! wie oft sind sie ihm unter den Füßen weggerollt und er hat sie wieder mühsam zusammensuchen müssen. Ich glaube ungefähr ein Durchschnittsgedächtniß für die persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen der Personen in einem Roman zu haben, und es ist mir begegnet, daß, als sich Fred Vincy und Rosamunde Lydgate noch gegen das Ende des Buches von ungefähr treffen, ich allerdings annahm, sie dürften, wie so ziemlich sämmtliche Personen des Romans, in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen, bis es mir centnerschwer auf die Seele fiel: sie sind ja Bruder und Schwester! Und wie oft ich mich in den weniger wichtigen Relationen der Vetter- und Basenschaft u. s. w. geirrt und nicht gewußt habe, daß Herr Bulstrode der Schwager von Herrn Vincy sei, weil ich glaubte, Herr Vincy sei Herrn Featherstones Schwager, und ich mir — mit einem Lächeln der Ueberlegenheit — sagte, wie dies doch keinen Grund abgebe, weshalb jene beiden erstgenannten Herren nicht ebenfalls verschwägert sein sollten, und es sich nun endlich herausstellte, daß sich die Sache doch nicht ganz so verhielt, da Herr Featherstone nicht die Schwester von Herrn Vincy, sondern die Schwester von Herrn Vincys Frau zur Frau gehabt — ich kann noch heute ohne ein tiefes Gefühl der Scham nicht daran denken. Und dann: wie stand die Angelegenheit zwischen Fred und Mary, als wir die jungen Leute vor ein paar hundert Seiten oder so zum letzten Male zu sehen das Vergnügen hatten? und dann —

Aber es würde in's Endlose führen, wollte ich alle die Risse und Sprünge verzeichnen, die hinüber und herüber durch „Middlemarch" laufen. Auch wäre es ganz unnöthige Mühe. Niemand, der nach einiger Zeit an das Buch zurückdenkt — und das wird Jeder thun, denn es sind Sachen darin, die man nicht leicht wieder vergißt — Niemand wird auch nur den Versuch machen, sich dasselbe als ein Ganzes zu denken, so wenig wie er sich verschiedene Städte als ein Ganzes denkt, weil er sie alle aus demselben Fenster desselben Eisenbahncoupé gesehen hat.

Und dies Bild ist nur nach der einen Seite richtig, nach der andern ist es gänzlich falsch. Das Verhängnißvolle für das Buch ist gerade, daß der Gesichtswinkel alle Augenblicke wechselt. Hier liegt der Fehler, der unausrottbar bliebe, auch wenn es der Dichterin mit Aufbietung noch größeren Scharfsinns, noch größeren Combinationsvermögens gelungen wäre, die Mängel der Composition einigermaßen zu vertuschen.

Und hier ist auch der Punkt, der für mich der springende ist. Was in aller Welt läge daran, nachzuweisen, daß ein schlecht componirter Roman mehr in der Literatur existirt — noch dazu, wenn der Roman beinahe zwei Jahre alt ist — aber wie es kam, daß ein so eminentes Talent, wie George Eliot, an einer Aufgabe scheiterte, in deren Lösung sie sicherlich die Krönung ihres Lebenswerkes sah, an deren Lösung sie ihre beste Kraft setzte — das zu erklären, das erklärt zu sehen, muß für Jeden, der die edle Kunst des Romandichtens als Meister oder Geselle übt, ja für jeden Literaturfreund von zwingendem Interesse sein.

Und wie nah ist die Dichterin ihrem Ziele gekommen! wie hätte sie uns um ein Kleines die Welt wirklich gegeben, die vor ihres „Geistes Auge" lag, die sie für uns zu erobern ausgezogen war! So ganz Chaos ist, was sie uns nun schließlich bietet, ja keineswegs. Niemand kann leugnen, daß alle diese Geschichten ein gewisses geistiges Band verbindet; es ist überall der unerbittliche Kampf der bornirten Krähwinkelei und des herzlosen Philisterthums gegen die Hochherzigkeit eines edlen Weibes hier, gegen den berechtigten Ehrgeiz eines tüchtigen Mannes da, gegen die bescheidenen Ansprüche eines braven Jungen, der nur eben kein Philister sein will, gegen die mühseligen Versuche eines Unglücklichen, seine incorrecte Vergangenheit durch die Correctheit seines späteren Lebens vergessen zu machen. Alle diese verschiedenen Menschenschicksale lassen sich, wenn nicht durch dasselbe moralische Gesetz, so doch durch dieselbe sociale Erfahrung exponiren; überdies braucht ja der epische Dichter, wie wir gesehen haben, die Breite und Weite des Menschentreibens, da es ihm, dem betrachtenden Dichter, weniger auf den einzelnen Fall ankommt, als auf umfassende Uebersicht; dennoch —

Dennoch muß der Epiker bedenken, daß diese Uebersicht, auf die ihm alles ankommt, unmöglich ist, daß er diese Uebersicht unmöglich macht, wenn er den Leser alle Augenblicke zwingt, seinen Standpunkt zu verändern, so daß, was eben noch eine Höhe war, wieder zur Tiefe wird, und umgekehrt. „Dann und wann erwächst ein Schwan zu seinem Unbehagen zwischen den jungen Enten auf dem braunen Pfuhle und findet nimmer den klaren Strom und die Gemeinschaft seiner Genossen" *) — sehr schön! Kämpfen wir mit dem Schwan gegen das schnatternde Gesindel, lüften wir die Schwingen mit ihm, den klaren Strom und die Gemeinschaft der Genossen zu suchen, folgen wir ihm überall hin, ziehen wir mit ihm seine pfadlosen Pfade! Wir haben gesehen, daß die stärksten Schwäne auf dieser Fahrt in's Grenzenlose ermüden (und wir mit ihnen); daß sie sich in einem und dem andern Falle, verzweifelnd an ihrer Kraft, ja an ihrem Ziele, kopfüber in's Meer stürzen — immerhin: es lohnte sich doch der Mühe, unser Horizont wurde doch mächtig erweitert, wir sehen sogar eine Zeitlang alles nur durch die Schwanenaugen und sehen die Welt harmonischer als zuvor.

Wie aber, wenn sich der Schwan plötzlich in einen Adler verwandelt? Ein Adler sieht die Welt anders wie ein Schwan, was dem einen recht ist, ist dem andern gar nicht billig. Wir wissen das wohl, sind aber drum doch nicht im Stande, es nun in jedem Augenblicke anwenden zu können. Dorothea erscheint uns viel stärker, Lydgate viel schwächer, als sie in Wirklichkeit sind, und das merkwürdigerweise nicht, weil die Dichterin in der Darstellung ihrer respectiven Kämpfe und Leiden etwas versehen hätte, durchaus nicht! Es ist im Einzelnen alles vollkommen richtig, und wirkt doch falsch, weil wir fortwährend einen Maßstab mit dem andern vertauschen müssen. So constituirt und bekräftigt die Menge der Beispiele nicht sowohl die Regel, als sie dieselbe vielmehr in Frage zu stellen scheint, und wir gerathen schließlich in die Stimmung eines Schülers, der

*) Prelude.

*) Prelude.

Digitized by Google

die plane Regel zur Noth begreift, dem aber die Menge der Ausnahmen völlig den Kopf verwirrt. In dem Maße, als die Dichterin ihren Horizont zu erweitern strebt, zieht sich derselbe für uns zusammen, und anstatt uns auf die Sternenhöhe zu heben, von der sie träumt, erweckt sie in uns die Empfindung, als ob wir durch ein Labyrinth gekrochen wären. Man vergleiche nach dieser Seite hin die Stimmung, in der wir einen verhältnißmäßig so einfachen Roman wie Waverley aus der Hand legen, mit der Stimmung, in welche „Middlemarch" auch den robustesten Romanleser versetzt.

Dabei verdient erwähnt zu werden als charakteristisch und prototypisch für die schließlich resultirende Resultatlosigkeit nach jener, der innern Seite, daß auch die äußere, ich meine die wirkliche Welt, in der diese Menschen leben, in ganz ungewöhnlicher, besonders für englische Romandichter ungewöhnlicher Weise verblaßt und verworren ist, trotzdem es sich doch nur um das eine Städtchen und die paar umliegenden Güter handelt. Ich habe es immer für ein Kriterium ächter epischer Arbeit gehalten, daß jede Gestalt sich in jedem Augenblicke voll und ganz von dem localen Hintergrunde abhebt, und darin stets einen der höchsten Zauber epischer Dichtungen gefunden. Ebenso müssen Tag und Stunde genau fixirt sein; müssen, sage ich, weil des Epikers Auge immer handelnde Gestalten sieht, und für seine Welt, also wie für die Perception der wirklichen, die Grundvorstellungen des Raumes und der Zeit das A und das O sind. Aber wir kennen den Weg, den Hermes auf goldenen Sohlen über fischwimmelnde Fluthen nach der Insel der Kalypso zurücklegt, viel genauer als den, welchen Dorothea in ihrem Wagen von Middlemarch nach Lowick Manor fährt; und ob diese oder jene Scene am Morgen, Mittag oder Abend spielt — es wird uns sogar meistens gesagt, aber es liegt kein Morgenlicht auf der Scene und keine Mittagshelle und kein Abendschein; und ob zwischen diesem und jenem Ereigniß eine Woche oder ein Monat oder ein Jahr vergangen, wir wissen es niemals mit Bestimmtheit anzugeben, und würden ganz rathlos sein, wenn nicht dann und wann gewisse vielsagende Facta, wie die Geburt eines Baby oder dergleichen als willkommene Zeitmesser aus den strudelnden Wassern dieser epischen Ueberschwemmung hervorragten.

Das klingt hart, wenn man es von einem in so vieler Beziehung ausgezeichneten Buche sagt, und ist doch nicht das härteste, was wir zu sagen haben werden. Der Vorwurf, den wir bis jetzt der Dichterin zu machen hatten, war doch nur, daß sie sich von jener ächt epischen Lust des Fabulirens so weit hat verlocken lassen, ihrer Heldin untreu zu werden; daß sie sich in der Wonne des Gestaltenschaffens, die ihr nur der Künstler nachfühlen kann, bis zum Uebermaß berauscht hat. Es war, wenn auch in etwas anderer Wendung, jener unerbittliche, verderbliche, bei den größten Meistern epischer Kunst beobachtete Widerspruch zwischen dem epischen Mittel der concreten Darstellung und der epischen Breite und Weite, die wiederum ebenso unerläßlich ist. Aber sie hatte doch sich bis jetzt immer noch des ächten legitimen Mittels bedient; sie hatte noch nicht jene Sünde begangen, welche für den Künstler der Sünden größte ist, die Sünde gegen den heiligen Geist der Kunst, gegen die Phantasie: sie hatte noch zu keinen Mitteln, die nicht im Bereiche der Kunst liegen, sie hatte noch nicht zu prosaischen Mitteln gegriffen.

Welches diese sind, und wie sehr ihre Anwendung im Schwange ist — nicht blos bei George Eliot — und wie erst mit ihnen die edle Kunst des Romandichtens wahrhaft in Frage gestellt wird — das aufzuweisen, soll der Gegenstand eines dritten und letzten Artikels sein.

---

## Literatur und Literaten Rußlands unter dem Kaiser Nicolaus.

(Schluß.)

Das Terrain, welches der junge Abenteurer vorfand, war für Männer seines Schlages wie geschaffen. Seit den Feldzügen der Jahre 1813—15 und den directen Beziehungen, welche dieselben zwischen Petersburg und dem Faubourg St. Germain vermittelt hatten, stand der herkömmlich von unserer „Gesellschaft" getriebene Franzosencultus in neuer Blüthe. In den Kreisen, denen Herr Dantès sich zuwendete, sprach, schrieb, dachte und — träumte man französisch, sah man es für ausgemacht an, daß „nichts über Frankreich gehe" und daß das von Ludwig XVIII. und Karl X. neu aufgeputzte ancien régime die höchste Stufe menschlicher Bildung repräsentirt habe. Die geheime, halb unbewußte Vorliebe für die üppig in's Kraut geschossene revolutionäre Literatur Frankreichs, von der auch die Aristokratie durchaus nicht frei war, verbarg sich hinter der Theilnahme für die Einzelheiten des Kampfes um die (leider!) gescheiterte gute Sache des Legitimismus und gehörte gerade so zum guten Ton wie die Begeisterung für den getreuen Adel König Karls X., den man in Herrn Dantès verkörpert sah. Der Abenteurer mit den Veilchenaugen und dem blonden Lockenhaar war trotz seiner dunklen Herkunft und seiner nicht selten an die Kaserne erinnernden Manieren, binnen kurzem der Held des Tages, der Mann, dem sich alle Herzen und alle Thüren bereitwillig öffneten und der sich Freiheiten herausnehmen durfte, die alles Glaubliche überstiegen. Die weiße, rothgerändete Offiziersmütze und der knappe grüne Reiterrock mit Silberknöpfen standen dem jungen Herren so unvergleichlich schön, daß derselbe nur den Mund aufzuthun brauchte, um belacht und bewundert zu werden. Wie allerliebst machte es sich nicht, wenn der Lieutenant des ersten Regiments der kaiserlichen Garde Abends im Baignoir des theatre Michel russisch zu radebrechen versuchte, wenn er die mühsam eingelernten russischen Commandoworte vor den Damen der Mode hersagte und diese Lection mit der geistreichen Bemerkung schloß: „qu'il n'apprendra jamais cette langue barbare dont le son lui faisait toujours l'effet d'un cheval hennissant". War das nicht ganz natürlich für einen Mann, der aus Paris kam? Zeugte es nicht vom schlechtesten Ton, daß ein Veteran von 1813 diese geistreiche Wendung des liebenswürdigen Schwätzers mit der plumpen Frage beantwortet hatte: „Warum ist Dir denn nicht auch das russische Brod, das Du frißt, zu barbarisch?" — Die französischen Modistinnen und Loretten der öffentlichen Bälle Petersburgs rissen sich um den Mann des besten Tons bald ebenso leidenschaftlich, wie die Löwinnen der guten Gesellschaft, denen derselbe allabendlich Huldigungen zu Füßen legte, Welt und Halbwelt waren darüber einig, daß die kaiserliche Gnade sich keinem Würdigeren hätte zuwenden können, wie dem im Jahre 1834 adoptirten natürlichen Sohn des Baron Heeckeren, als welcher Herr Dantès sich schließlich entpuppte. Herr v. Heeckeren senior, seit Jahren holländischer Gesandter am Kaiserhof und Nestor der liederlichen Jugend war ein Mann, dessen Achtungsbedürftigkeit bisher für ausgemacht gegolten hatte: als Adoptivvater und Wohlthäter des pariser Exgardisten kam auch er wieder in die Mode und Sohn und Vater genossen alsbald eines Ansehens, um welches die ältesten Geschlechter des Landes sie hätten beneiden können.

Zu den Salons, die Herr v. Dantès-Heeckeren im Winter 1835—36 des Besuchs würdigte, gehörte auch der Alexander Puschkins und seiner schönen, modischen Gemahlin Natalie geb. Gontscharoff. An dem aufgeblasenen, beständig von den eigenen „Erfolgen" und der eigenen Unwiderstehlichkeit fabelnden Franzosen konnte ein Mann wie Puschkin selbstverständlich keinen Geschmack finden. Einem Stutzer, der auf der Höhe der Fashion stand, dem man täglich in der erlesensten Gesellschaft begegnete, der zugleich Schützling des Kaisers und der französischen Legation, Busenfreund des allbeliebten Attachés derselben, Vicomte d'Archiac und außerdem Adoptivsohn eines fremden Ministers war, ließen sich die Thüren eines Hauses, das zur maßgebenden Gesellschaft gehörte, aber einmal nicht verschließen und Puschkin war Weltmann genug, hinter anderen Leuten nicht

Digitized by Google

zurückstehen zu wollen. Aus den anfangs oberflächlichen Beziehungen wurden allmählich intime — der holländisch-französische Baron fand an der schönen Herrin des Puschkin'schen Hauses Gefallen, wurde der regelmäßige Partner ihrer Cotillons und Mazurken und erschien auch Vormittags so häufig, wie der Anstand irgend erlaubte in den Gemächern der gefeierten Frau. Puschkin, der trotz der fleckenlosen Treue seiner Gemahlin eifersüchtig wie ein Türke war und die Indiscretion Dantés-Heeckerens genau genug kennen mochte, um demselben gründlich zu mißtrauen, sah diesem Treiben längere Zeit zu, ohne seine üble Laune und gereizte Stimmung zu verrathen: wußte er doch, daß in den Augen der Welt, die einmal die seinige geworden, nichts lächerlicher sein konnte, als ein eifersüchtiger Ehemann, daß Dantés' Einfluß dem seinigen mindestens gewachsen sei und daß er es nicht zu einem Bruch kommen lassen dürfe, ohne die Stellung seines Hauses, sein eigenes und seiner Frau Behagen auf's Spiel zu setzen. Erst als des „Unwiderstehlichen" angebliche Erfolge bei Madame Puschkin zum Stadtgespräch zu werden drohten und Dantés selbst bedenkliche Reden über sein „Glück" geführt hatte, schritt Puschkin ein, indem er dem vermeintlichen Verführer sein Haus verbot. — Die Folgen davon ließen nicht lange auf sich warten: die „Gesellschaft" nahm für den Galan und gegen den Ehemann Partei und dieser wurde in die ärgerlichsten Händel verwickelt. Dantés' zahlreiche Gönner und noch zahlreichere Gönnerinnen hielten es für ihre Pflicht, dem Liebenden zu Hülfe zu kommen und den Ehemann die „Tactlosigkeit" seines Gebahrens fühlen zu lassen; sie wußten fertig zu bringen, daß Frau Puschkin immer wieder unvermuthet auf ihren Anbeter stieß, in der Quadrille sein vis-à-vis abgab, im Cotillon mit ihm Handreichungen wechseln, seine Seufzer und Schwüre wenigstens mit halbem Ohr anhören mußte. Auch der Gesandte der niederländischen Majestät ließ es sich nicht nehmen, treuer Liebe den ihr gebührenden Schutz zu Theil werden zu lassen. „Rendez moi mon fils Madame, pour l'amour de Dieu" flüsterte er der unglücklichen jungen Frau zu, so oft diese ihm in den Weg kam — und vermeiden ließ der Habitué aller Salons von gutem Ton sich schlechterdings nicht. — Und das war nicht alles. Eine Clique vornehmer Tagediebe, denen der stolze witzige Dichter stets ein Gegenstand des Neides und der Mißgunst, der unbarmherzige Kritiker ihrer dilettantischen Poetastereien ein Stein des Anstoßes gewesen war, machte sich's förmlich zum Geschäft Puschkin in der Leute Mund zu bringen und zu neuen Ausbrüchen seiner Eifersucht zu reizen. Zu Dutzenden gingen dem nervösen, tiefverstimmten Poeten anonyme Briefe zu, die das „Verhältniß" seiner Frau zum Gegenstande hatten, ihn bald als ——, bald als lächerlichen Thoren verhöhnten, oder mit der Mittheilung unsinniger Gerüchte und fabelhafter „Aufschlüsse" bombardirten. Auf diese Briefe folgten nach einiger Zeit Pasquille und schlechte französische Epigramme der schmutzigsten Art, die nicht nur in sein Haus gesendet, sondern von unsichtbarer Hand in Dutzenden von Abschriften über die ganze Stadt verstreut und zum Gegenstande des Tagesgesprächs gemacht wurden. — Hinter die Urheber dieser Niederträchtigkeiten war nicht zu kommen, mit Bestimmtheit weiß man noch heute nicht, wer die Hauptschuldigen gewesen: bald wurde der Fürst Peter Dolgorukoff (später als Verfasser der Verité sur la Russie bekannt geworden), bald Fürst Gagarin (in der Folge Emigrant und Jesuitenpater) genannt, — Thatsache war nur, daß diese Herren zu Dantés in engen Beziehungen standen und daß man Dolgorukoff schlechte Streiche wohl zutrauen konnte*). Puschkin beschloß, sich an den Urheber des ganzen Handels zu halten—, er ließ Dantés fordern: zwei Kugeln von jeder Seite mit 15 Schritten Barrière sollten der Sache für immer ein Ende machen. Dantés, der als unübertrefflicher Pistolenschütz bekannt war, nahm die Forderung bereitwillig an, erbat indessen eine zweiwöchentliche Frist „zur Ordnung seiner Angelegenheiten". Noch vor Ablauf dieses Termins wurden Hof und Stadt mit der Nachricht überrascht, Baron Dantés-Heeckeren habe sich mit Katharine Gontscharoff, der Schwägerin Puschkins, verlobt und dadurch unwidersprechlich bewiesen, daß der Dichter ihn grundlos beargwöhnt und „falsch verstanden" habe. Jetzt legten sich von beiden Seiten Freunde und Gönner in's Mittel, um den Zwist auszugleichen, der den ersten russischen Dichter vor das Pistol des gefürchtetsten Schützen der Chevaliergarde stellen sollte. Baron Heeckeren bearbeitete seinen Sohn, Puschkin wurde von seinen Freunden himmelhoch gebeten, seine Forderung zurückzunehmen. Erst nach langem Zögern entschloß er sich zu diesem Schritt, in dem er gleichzeitig einen schweren und verhängnißvollen Fehler beging: er erklärte das Duell für überflüssig geworden, lehnte aber gleichzeitig jede persönliche Berührung mit seinem Gegner ab, hielt sein früheres Verbot aufrecht und weigerte sich, den Hochzeitsbesuch des noch in demselben Winter (1836—37) getrauten, ihm verschwägerten jungen Ehepaares entgegenzunehmen. Damit war zu neuem, noch erbitterterem Hader der Grund gelegt. Unterstützt von dem größten Theile der Gesellschaft, die Puschkins Betragen unbegreiflich und des jungen Ehemanns unveränderte Schwärmerei für seine schöne Schwägerin „rührend" und dabei höchst „pikant" fand, nahm Dantés das alte Spiel wieder auf. Wieder mußte Frau Puschkin auf Bällen und Abendgesellschaften unvermuthet auf ihren schwägerlichen Anbeter treffen, wieder flüsterte derselbe von der Unbesiegbarkeit gewisser Leidenschaften, wieder suchte der alte Diplomat das Mitleid der schönen Frau für seinen trostlosen, dringend nach einer Aussöhnung verlangenden Sohn anzurufen, wieder gab es anonyme Briefe und beißende Spottgedichte, die den Frieden des Puschkin'schen Hauses störten. Dantés spielte offenbar ein doppeltes Spiel: officiell beklagte er den Familienzwist und sprach er den Wunsch aus, sich mit dem übelberathenen Gemahl seiner Schwägerin auszusöhnen, — in der Stille ließ er durchblicken, daß die alte Gluth in ihm fortbrenne. — Puschkin gerieth in eine immer schwierigere Lage und war von vollständiger Isolirung bedroht, denn alle Welt nahm gegen ihn Partei. Nicht nur, daß die Offizere der Chevaliergarde und der Garde à cheval für ihren Cameraden eintraten, daß die Löwinnen der Gesellschaften den treuen Liebhaber offen unterstützten, auch alte bewährte Freunde sprachen von übertriebener und unnützer Eifersucht, Vettern und Muhmen jammerten über die Störung des Familienfriedens — der Dichter wußte sich schließlich weder innerhalb noch außerhalb seines Hauses vor Unbehagen und Aerger zu lassen. — In dieser Stimmung empfing er (Mitte Januar des J. 1837) einen Brief seines Schwagers, in welchem dieser direct um eine Versöhnung bat. Das Schreiben blieb unbeantwortet — einige Tage später traf ein zweites ein. Puschkin, der überzeugt war, daß es sich nur um eine Erneuerung des alten Gaukelspiels handele und daß Dantés seine früheren Bewerbungen fortzusetzen beabsichtige, beschloß, diesen Brief unbeantwortet an den Absender zurückstellen und sich weitere Correspondenzen zu verbitten. Das Unglück wollte, daß er mit dem Brief in der Tasche bei seiner

*) Daß der Verdacht der Urheberschaft jener Schändlichkeiten öffentlich erst zwanzig Jahre später und zwar zu einer Zeit ausgesprochen worden ist, in welcher beide verdächtigte Männer als politische Verbannte im Auslande lebten, ist ein Umstand, der nicht übersehen werden darf. Fürst Gagarin verfiel einige Jahre nach dem Tode Puschkins in Schwermuth, reiste nach Frankreich, trat hier in die katholische Kirche und später in den Jesuitenorden ein, dessen Tendenzen er seitdem in Schrift und Wort eifrig verfochten hat; erzählt wird, die Ursachen der Schwermuth und der Conversion G.s seien dessen Gewissensbisse über die Mitschuld am Tode Puschkins gewesen. — Fürst P. W. Dolgorukoff, bekannt durch seine Schriften über russische Genealogie und seine giftigen Pamphlete, galt schon vor fünfunddreißig Jahren, als er in Petersburg lebte, für einen höchst zweifelhaften Charakter, Spieler, Schuldenmacher und Intriguanten. — Bekanntlich hat dieser, seiner (gründlich verlogenen) „Verité d. l. R." wegen, seiner Zeit vielgenannte Herr ein sehr trauriges Ende genommen. Fürst Woronzoff (Semen Michailowitsch) beschuldigte den Fürsten öffentlich, ihm (W.) gegen die Summe von 20,000 Rubel die Unterdrückung mißliebiger Partien der Woronzoff'schen Familiengeschichte in seinem Buch über den russischen Adel angeboten zu haben: dieses Anerbieten war in einem französischen Billet ohne Unterschrift gemacht worden. Dolgorukoff strengte gegen Woronzoff einen Verleumdungsproceß beim pariser Correctionsgerichtshof an, wurde von diesem Gericht indessen nach eingehender Prüfung der Sache abgewiesen, und als er diese Entscheidung zum Gegenstande einer Broschüre machte, polizeilich aus Frankreich entfernt. Wenn die Zeitungen Recht haben, ist er vor einigen Jahren in Belgien (wo er die Zeitschrift „Le Véridique" [Prawdiwy] herausgab, verstorben.

Digitized by Google

Base, der Hofdame Mad. Sagräschski auf Herrn v. Heeckeren den Vater traf. Leidenschaftlich und überreizt, wie er war, übergab er dem verhaßten Diplomaten das Dantès'sche Schreiben, mit dem brüsken Auftrage, es seinem Verfasser zurückzustellen. Auf Heeckerens Weigerung zur Uebernahme dieser Mission, warf Puschkin ihm den Brief in's Gesicht, indem er gleichzeitig „Tu recevras la lettre, grédin!" ausrief. Es kam zu einem heftigen Conflict, wider Erwarten aber zu keiner Forderung. Gerade auf diese hatte Puschkin es aber abgesehen, und nachdem die frühere unerträgliche Wirthschaft noch einige Tage fortgedauert und seine erbitterte Stimmung auf's neue gereizt hatte, schrieb er Heeckeren dem Vater einen Brief, der diesen Ehrenmann mit in der That beispiellosen Schmähungen überschüttete. Puschkin warf dem alten Herrn „la conduite d'une vieille obscène" vor, schalt ihn „maquereau d'un bâtard où soi disant tel" und schloß mit der Aufforderung, „de faire finir tout ce ménage d'un pleutre et chenapan". — Die Antwort auf diesen Brief war eine Herausforderung, die der Vicomte d'Archiac im Namen seines Freundes Dantès überbrachte und die Puschkin durch seinen Schul- und Jugendgefährten, den damaligen Capitän, späteren Senateur und Geheimrath Dansas sofort annehmen ließ.

Am Nachmittag des 27/15. Januar 1837 fuhren zwei Schlitten am Quai des Winterpalais vorüber, über das Eis der Newa zu einem Wäldchen bei der s. g. Commandantendatsche: noch bevor Puschkin, der ein ziemlich geübter Schütze war, sein Pistol abdrücken konnte, war er, im Unterleibe schwer verwundet, mit den Worten: „J'ai la cuisse cassée" zusammengesunken; haßbeseelt raffte er sich noch einmal auf und schreckte den Gegner mit einem „Je me sens assez fort pour tirer mon coup" zurück, schoß Dantès in den Arm und sank dann mit dem Ruf „Bravo!" blutbedeckt auf den Schnee zurück.

Die Geschichte von des Dichters beiden letzten Lebenstagen, den Qualen, die er zu überstehen hatte, und seinem männlich gefaßten und dabei christlich ergebenen Ende ist oft erzählt worden: Schukoffski hat sie in seinem bekannten, an Puschkins Vater gerichteten Briefe mit allen Einzelheiten aufgezeichnet, Puschkins deutsche und französische Uebersetzer haben diesen Bericht ihren Lesern mitgetheilt. Schon am Abend des verhängnißvollen 27/15. Januar wußte der Poet, daß sein Leben verwirkt sei, am 28. nahm er von seiner Familie und den Freunden, die sein Schmerzenslager umstanden, Abschied, Abends erhielt er das bekannte Billet des Kaisers*), — am Nachmittag des 29. Januar war er eine Leiche.

Der Schrei wüthender Entrüstung, mit dem das gebildete Rußland die Kunde von dem Tode seines größten und gefeiertsten Dichters beantwortete, galt nicht nur dem fremden Lanzknechte, der — halb gezwungen — Hand an Puschkins Leben gelegt hatte**), er galt vor allem der Gesellschaft, die die intellectuelle Urheberin der Verwickelung und ihres tragischen Ausgangs gewesen war. Der in dieser Gesellschaft versammelte hohe Adel Rußlands war es gewesen, der es lächerlich gefunden, daß ein Mann das Glück seiner Ehe und den Frieden seines Hauses über die Convention stellte — dieser Adel hatte gegen den Ehemann und für den professionellen Wüstling, gegen Rußlands größten Genius und für den zweideutigen Vertreter französischer Unsitte Partei ergriffen — Rußlands „gute Gesellschaft" hatte den Dichter erst zum Sclaven, dann zum Opfer ihrer eigenen sittlichen Fäulniß gemacht. Der patriotische Zorn über einen Zustand, der Verirrungen solcher Art möglich, der die Blüthe der socialen und geistigen Aristokratie zur Mitschuldigen eines frevelhaften Possenspiels machte und den Dichter in Verhältnisse gezwängt hatte, die seiner adligen Natur immerdar unwerth und unwürdig gewesen waren — dieser Zorn war es, der aus den berühmten von ganz Moskau wiederholten Versen Lermontoffs sprach, welche den Zaren zur Rache gegen den Mörder und dessen Mitschuldige aufriefen:

„Den tiefen Sinn des letzten Deiner Worte
Vernahm kein Einz'ger, dem Du sie gesagt,
Verloren ist die gramerfüllte Kunde,
Die sterbend uns Dein holder Mund geklagt.
Vergiftet wurden Deine letzten Tage
Vom Hohngeflüster seichter Thoren,
Du starbst voll Rachedurst mit leiser, bittrer Klage,
Daß Deine schönsten Hoffnungen verloren".

..... Das war der Ausgang des Dichters, der sich in die Katastrophe von 1825 gefunden, der mit ihr Frieden geschlossen hatte, ohne darum das beste Theil seines Wesens aufzugeben, ohne seine starke und männliche Natur der Schönseligkeit und Mattherzigkeit seiner Umgebung zu opfern, ohne die Erreichung des Ideals in feiger Flucht vor der Wirklichkeit zu suchen.

Der Schmerz um Puschkins frühen Verlust ist Jahrzehnte lang ohne Trost geblieben: erst während der zweiten Hälfte der Regierung, die ihn zu ihrem poetischen Repräsentanten gemacht, sind Stimmen laut geworden, die das Geschick priesen, welches den Dichter der Wahl zwischen blinder Unterwerfung unter ein schließlich unmöglich gewordenes System und verhängnißvoller Auflehnung gegen dasselbe — überhoben hatte.

*) „Lieber Freund (drug) Alexander Sergejewitsch! Ist es der Wille der Vorsehung, daß wir einander auf Erden nicht mehr sehen, so rathe ich Dir: Such' als Christ zu sterben. Um Weib und Kind brauchst Du Dir keine Sorge zu machen, ich werde sie beschützen."

**) Um vor der Volkswuth gesichert zu sein, mußte Dantès sich trotz seiner Armwunde in's Gefängniß stecken und bei Nacht und Nebel über die russische Grenze schaffen lassen. Seine Gemahlin folgte ihm nach Frankreich, wo er als Baron Heeckeren eine gewisse Rolle gespielt hat; er war 1848 Mitglied der Pariser Nationalversammlung, unter dem zweiten Kaiserreich Senateur. — Puschkins Wittwe heirathete mehrere Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten den Senateur, späteren (1855—1861) Minister des Innern, Lanskoi.

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### „Die Realisten."

Lustspiel in vier Acten von Ernst Wichert.

Wenn in einem Lustspiel ein Onkel aus America in den Schooß seiner Familie zurückkehrt, so erscheint es immer schwer begreiflich, wie sich diese Familie ohne diesen Onkel so lange hat behelfen können. Denn alsbald bildet dieser Onkel den Mittelpunkt des häuslichen Kreises. Der Vater bittet ihn um guten Rath, die Kinder vertrauen ihm ihre Geheimnisse an; er wird der Leiter und Ordner; er entwirrt die Verwicklungen, von welchen die Seinigen sich umgarnen zu lassen im Begriff stehen, er beschwört die heraufziehende Gefahr, er entlarvt die falschen Freunde, er beseitigt die Hindernisse, welche sich dem Glück der braven Menschen entgegenstellen — kurzum, man mag gar nicht daran denken, wie alles gekommen sein würde, wenn dieser opportune Onkel nicht rechtzeitig eingetroffen wäre.

In dem neuen Wichert'schen Lustspiele trifft Onkel Roderich Werwein glücklicherweise zur rechten Zeit ein; und alles wendet sich daher zum Guten, nachdem sich Onkel Roderich eine Weile den bei der Geistesarmuth seiner Experimentalopfer recht wohlfeilen Scherz bereitet hat, einen der wiedergefundenen Verwandten und Freunde nach dem andern „aufsitzen zu lassen". Das ist das ganze Stück: Das Experimentiren eines leidlich vernünftigen Americamüden mit einem halben Dutzend europäischer Gimpel und Schelme. Roderich treibt dabei die Galanterie gegen seine Zuschauer so weit, daß er jedesmal in gut angebrachten Monologen das Programm der Vorstellung, die er zu seinem Ergötzen mit den nichts ahnenden Marionetten zu veranstalten gedenkt, in einem deutlichen, jede unangenehme Spannung in der folgenden Handlung ausschließenden Programm entwickelt: „ich werde zunächst den bösen Geist mit Beelzebub austreiben und zu diesem Behufe meinem Bruder und Neffen einige der plumpsten Fallen stellen; fürchten Sie nichts, meine Herren! Es ist gar nicht möglich, daß sie da hineinfallen; alsdann werde ich mich in das Haus meines Jugendfreundes und meiner alten Geliebten begeben und werde dort die Ehre haben, meine Experimente mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen. Vielleicht wird Sie dieses Lustspiel mäßig erfreuen; aber, meine Herren, die Sittlichkeit der Tendenz werden Sie demselben nicht absprechen können; und sagt nicht schon Heine:

Digitized by Google

„Andre Dichter haben Geist,
Andre Phantasie, und andre
Leidenschaft, jedoch die Tugend
Haben wir" modernen Dichter.

Und gleichwie jener treffliche Baccalaureus das medicinische Doctorexamen summa cum laude bestand, da er auf jede der an ihn gestellten Fragen dieselbe Antwort gab:

„Clysterium setzare
Nachher aderlassare
Postea purgare"

— also werde auch ich alle Krankheiten und Gebrechen durch ein und dieselbe Arznei heilen. Und hat es Ihnen gefallen, so bitte ich um gütige Recommandation".

Und nun geht die Geschichte also los: Roderich bindet seinem Bruder, dem Fabricanten Franz Werwein, die abenteuerlichste und unwahrscheinlichste aller Schnurren auf: im Garten an einer genau bezeichneten Stelle soll ein Schatz vergraben sein, die Volkscasse zur Unterstützung demokratischer Gesinnungsgenossen, welche ein inzwischen in America verstorbener Flüchtling im Werwein'schen Garten verscharrt habe. Mit diesem ist der einzige Mitwisser des Geheimnisses von der Erde geschwunden. Diese Mittheilung genügt, um in dem Ehrenmann Franz sofort den Gedanken an einen nächtlichen Diebstahl zu erzeugen.

Nr. 2. Franzens Sohn, Robert — Assessor und Landwehroffizier, wie wir kaum hinzuzusetzen brauchen — ist seit Jahren mit der Tochter eines Gymnasiallehrers, mit Charlotte Knorr verlobt. Roderich erzählt seinem Neffen, daß eine überreife Jungfrau aus Boston mit ihm zusammen nach Deutschland gekommen sei, um dort ihre Million an den Mann, der nebenbei allerdings auch der ihrige werden müßte, zu bringen. Bei dem Klange des Wortes „eine Million" vergißt Robert natürlich sofort seine Braut, seine Ehre und ähnliche Kleinigkeiten und macht sich sogar so lächerlich, den ersten Schritt zur Werbung durch Einsendung seiner Photographie an die Unbekannte zu thun.

Nr. 3. Charlottens Vater, der alte Gymnasialoberlehrer Professor Emanuel Knorr hat mit der rührenden Liebe des deutschen Gelehrten sein ganzes Leben an seiner Bibliothek gesammelt. Seine Bücher sind seine treuesten und besten Freunde. Roderich bietet ihm pro Band einen Thaler; und der Gelehrte verkauft seine Lieblinge ohne Kampf.

Nr. 4. Es kommt da noch ein Maler vor, Edmund Wastel geheißen. Er wird wohl Talent haben. Er erträumt sich eine herrliche Zukunft als schöpferischer Künstler. „Du wirst zwanzig Jahre lang gar nichts Selbstständiges schaffen, Du wirst nur copiren, dafür werde ich Dich gut bezahlen. Ich biete Dir hier in der einen Hand eine Jahresrente von 10,000 Thalern mit dem Verzicht auf Dein Talent, auf Dein Streben, auf Deine Künstlerehre; in der andern die Freiheit und Selbstbestimmung ohne Fixum — wähle!" Der Maler nimmt die 10,000 Thaler mit der Schande.

Es kommen noch einige andere Figuren vor: ein junges Mädchen, das sich gern hübsch anzieht, ein anderes, das in Zürich den Doctor machen will, ein älteres Fräulein, welches Blumen malt, und ein Gründer — ein gewässerter oder ungewässerter Jude; ich weiß in der That nicht genau, ob er sich noch zu dem Glauben der Wechsler, die Jesus aus dem Tempel trieb, oder schon zu dem der Adele Spitzeder oder des Herrn Quistorp bekennt.

Schließlich wird alles gut: Der Vater stiehlt nicht, der Sohn bricht seine Schwüre nicht, der alte Gelehrte verkauft seine Liebe nicht, der Maler verschachert sein Talent nicht; Wastel heirathet das Fräulein, das sich gern hübsch anzieht, der Assessor heirathet Charlotten und Roderich heirathet die Blumenmalerin. Alle sind befriedigt.

Nur das Publicum nicht.

Wie um alles in der Welt kann ein kluger, gebildeter, talentvoller Mann wie Ernst Wichert, der in der Geburtsstadt Kants lebt und wirkt, die Begriffsverwirrung des bildungslosen Philisterpacks dadurch nähren, daß er für Subjecte, die den schnöden Thaler, Silbergroschen und Pfennigen alles opfern — ihre Ehre, ihre Liebe, ihre Treue, ihr Talent — daß er für das Gesindel, das als einzig mildernden Umstand die Bornirtheit geltend machen kann, den Namen „Realisten" gebraucht? Ich brauche Wichert keine Vorlesung über dies philosophische Stichwort zu halten; darüber würde ihn ja, wenn er's nicht wüßte, jedes Nachschlagebuch belehren können. Wenn in dem unklaren Kopf eines unwissenden Mädchens die einfachsten philosophischen Begriffe wirr durcheinander stöbern, so wundert man sich nicht darüber; wenn die bedauernswerthe Unwissenheit glaubt, Idealismus sei immer etwas Schönes und im Gegensatz dazu sei Realismus immer etwas Häßliches, so zuckt man die Achseln und lächelt. Wenn aber ein Lustspieldichter sich mit dem unterrichtetsten Individuum, welches man „Publicum" zu nennen pflegt, in Verkehr setzt, zu diesem spricht, mit diesem über die wichtigsten Dinge, z. B. über die Geistesrichtung unsrer Zeit, discutiren will — dann darf und muß man von ihm verlangen, daß er über die Grundelemente des von ihm gewählten Themas wenigstens oberflächliche Erkundigungen eingezogen hat. Und wenn er das Nothdürftigste weiß, so darf er es nicht verschweigen.

Von Realismus und Realisten ist in dem Wichert'schen Schauspiel gar nicht die Rede. Charakterlose Schwächlinge, kurzsichtige Narren und offenbare Lumpen hat man bis jetzt wenigstens noch nicht mit dem Namen „Realisten" zu ehren gesucht.

Wicherts sehr sichtliches Bestreben war es diesmal, ein ganz modernes Stück zu schreiben. Leider wird aber ein alter Mann dadurch noch nicht jung, daß er die allerjugendlichsten Kleider anzieht. Seinem innern Wesen nach ist dies Lustspiel brav altväterlich, und der moderne äußere Aufputz kleidet es gar nicht. Roderich! — jedesmal, wenn ich deinen Vornamen in dem Wichert'schen Stücke aussprechen hörte, dachte ich an deine harmlose, wahre Lustigkeit, Benedix, und ich mußte mir sagen, wenn das, was uns da oben vorgemacht wird, modern ist, dann müssen deine vormärzlichen guten Philister fortan als stürmische Zukünftler betrachtet werden. — Es hilft alles nichts — das Leeren des ersten Glases auf Kaiser und Reich thut's nicht; diese „Realisten" machen noch mehr als die früheren Werke Wicherts den Eindruck, daß sie einem beschaulichen, von dem stürmischen Wellenschlage unserer Zeit jungfräulich unberührten Gemüthe ihr Dasein verdanken.

Der erste Act ist wenig interessant; Wichert gibt sich mit der Exposition niemals viel Mühe. Eine Depesche meldet die Ankunft des verschollenen Onkels — „Aha!" sagt möglichst schnell der Sohn, „das ist Papas Bruder Roderich, der als junger Mensch nach America gegangen ist. Ich erinnere mich seiner dunkel aus meinen frühesten Kinderjahren." Nun wissen wir's also.

Der zweite und dritte Act sind den experimentis in corpore vili gewidmet und enthalten einige recht gemüthliche Lustigkeiten in Kotzebue's, wenn es hoch kommt, sogar in Benedix'scher Weise, welche zeitweilig das freundliche Publicum heiter stimmten.

Der vierte Act ist der schwächste. Die Geschmacklosigkeit, das junge Mädchen als Studenten mit einer langen Pfeife auftreten zu lassen und ihm allerhand burschikose Redensarten in den Mund zu legen, ist kaum verzeihlich. Geradezu unverzeihlich ist der wurmstichige Scherz aus dem ersten Acte, der Ausruf des Professors, als er Roderichs Depesche erblickt: „Richtig! ich erkenne seine Handschrift". Ganz am Schluß brachten einige fröhliche Redewendungen das in's Schwanken gerathene Stück wieder in's Gleichgewicht und hemmten den geflügelten Schritt der Aufbrechenden. Es kam zu einem halben Erfolge — zu einem Mittelding, das nicht gerade von fehlender Achtung vor dem Verfasser zeugte.

Ich halte die „Realisten" für eine schwache Arbeit Wicherts. Das verhindert nicht, daß auch dies Stück einige sehr hübsche Einzelheiten enthält und daß man sich zeitweilig amüsirt. Das Theater hat eben heuer eine Mißernte. Es wird schon wieder besser werden.

Die dankbarste Aufgabe für die Darstellung fällt in dem Stücke dem Professor zu; Herr Oberländer machte aus dem Gymnasiallehrer, dem er auch eine gute realistische Maske gab, einen prächtigen Typus. Sehr hübsch und richtig ist z. B. die Art und Weise, wie der alte Schulmann, der sich durch das Dociren und Abfragen naturgemäß eine eigenthümliche Haltung der rechten Hand angewöhnt hat, mit vorgestrecktem Zeigefinger und den zusammengeballten drei andern Fingern die Hand zum Willkomm reicht. Herr Berndal, Onkel Roderich, war gewandt, frisch und natürlich, und die privilegirte Inhaberin aller reiferen Mädchenrollen, Frau Breitbach, stattete ihre Blumenmacherin mit decenter Komik aus. Die übrigen Rollen sind wenig bedeutend. Sie wurden mit Sorgfalt und so wirkungsvoll wie möglich gegeben.

Wichert sollte wenigstens den Titel seines neuen Lustspiels ändern; am richtigsten wäre es freilich, wenn er das ganze Stück änderte.

Paul Lindau.

Digitized by Google

## Notizen.

Zwei große auswärtige Betrüger sind während der letzten Zeit in einer auch für uns lehrreichen Weise entlarvt und durch Richterspruch unschädlich gemacht worden: der englische Fleischergeselle Arthur Orton, der sich für Roger Tichborne ausgab, und der angebliche Nachkömmling des Dauphin von Frankreich, der von dem Uhrmacher Naundorff abstammte. Bei dem letzteren war der Apfel wirklich nicht weit vom Stamm gefallen. Als Sprößling eines in Preußen wegen Brandstiftung und Falschmünzerei verurtheilten Spitzbuben, wurde er ohne Zweifel die längst gerichtlich zurückgewiesenen Ansprüche auf den Thron seiner Väter nach so vielen Jahren wieder geltend zu machen durch das Beispiel des Monstreprocesses in England verleitet. Wie Jules Favre diesem fadenscheinigen Abenteurer die Hülfe seiner Beredtsamkeit leihen konnte, wäre unbegreiflich, wüßte man nicht, welch weites Gewissen ein französischer Advocat besitzt, der sein Pathos, seine mehr oder weniger melodische oder tremolirende Stimme und nöthigenfalls auch seine Thränendrüsen jedem, der dafür den Preis zahlt, zur Verfügung stellt. Vielleicht war Herr Favre auch durch den Gedanken bestimmt, welche Verwirrung der Proceß mit etwa zweifelhaftem Ausgang in den Reihen der Monarchisten hervorrufen könnte. Die nicht geringe Zahl der französischen Prätendenten hätte einen unverhofften Zuwachs erhalten und ein wiederholter Fusionsversuch mußte die Zustimmung des neu angemeldeten legitimistischen Thronerben gewinnen. Die Phantasie des trotz seines Alters heißblütigen Republicaners mochte sich davon allerlei Vortheile für seine Partei versprechen. Die Sache endete mit einem kläglichen Fiasko und die drei bis vier Bewerber um die französische Krone müssen zusehen, wie sie die sieben mageren Jahre der Mac-Mahon'schen Herrschaft neben einander aushalten. Die Affaire Naundorff war indessen ein fast harmloser Scherz neben dem riesigen Tichborne-Proceß, der neun Jahre lang die großbritannische Nation in Athem hielt und noch in seinem zweiten vor kurzem beendeten Stadium hundert und achtzig Tage gekostet hat. Nicht nur ein großer Theil des niedern Volkes nahm für den frechen Metzgerburschen Partei, der seine vermeintliche Cousine, die Tochter eines edlen englischen Hauses, mit der schmachvollsten Verleumdung gepeinigt hat, auch sogenannte gebildete Leute und selbst Parlamentsmitglieder sind mit Geldunterstützungen, mit hohen Wetten, ja vielleicht, was die Zeugen angeht, mit schlimmeren Dingen für ihn eingetreten. Wie viele falsche Eide im Laufe dieses gerichtlichen Dramas geschworen worden sind, davon werden die juristischen Annalen erzählen. Und welche unsäglichen Anstrengungen und Opfer hat nicht die Entlarvung des Betrügers verursacht! Man hat ausgerechnet, daß die Krone für die Herbeischaffung der Belastungszeugen aus fernen Welttheilen und für das andere Material die ungeheure Summe von 170,000 Pfund Sterling verausgabt hat! Mit Recht wurden Betrachtungen darüber angestellt, wie precär gewisse zweifelhafte Existenzen in der Geschichte erscheinen müssen, wenn man erwägt, wie bei einem andern Abschluß des Processes in Folge einer Ermattung der öffentlichen Anklage oder sonstiger Zufälligkeiten ein elender niedrig geborner Schurke als Erbe eines großen aristokratischen Familiensitzes triumphirt und auf Generationen hin das nationale Bewußtsein gefälscht hätte. Welches Vertrauen können historische Untersuchungen über problematische Persönlichkeiten oder Vorgänge vergangener Zeiten beanspruchen, wo Männer der Wissenschaft nicht über den hundertsten oder tausendsten Theil der zur Feststellung der Wahrheit erforderlichen Mittel verfügen, welche der englische Staat in diesem Falle dafür aufwenden mußte. Sehr wacker haben sich übrigens dabei die Geschwornen gehalten. Wenn der zum Erschrecken langwierige Proceß sicherlich zu einer Reform des englischen gerichtlichen Verfahrens führen wird, so hat sich das Institut der Jury hier wieder vollkommen bewährt. Viele Monate hindurch war sie auf ihrem Posten, und sie hat am Schluß, unbeirrt durch des Pöbels Geschrei und durch zahlreiche Verlockungen, ihr Verdict gefällt, das den Verbrecher für vierzehn Jahre dem Zuchthause, wohin er gehört, überliefert hat. Was werden dazu die subtilen Köpfe sagen, die bei uns das Institut der Geschwornen für die juristische Schöffenliebhaberei preisgeben und über Bord werfen wollten. Man erkannte da wieder die nicht etwa dem Gallier, sondern dem Deutschen eigenthümliche doctrinäre Neuerungssucht, die stets nach zehn Jahren über die nach schwerem Kampf gewonnenen Errungenschaften wieder vornehm hinaus ist. Die angeblich gouvernementale Intention von wegen der Schöffen wurde seit vorigem Sommer von gehorsamen Federn pünktlich, allerdings herzlich ungeschickt, vertheidigt. Jetzt geht in der oberen Region und im Bundesrath ein veränderter Luftzug. Die volksthümlichen Geschwornen haben die von einigen Stubengelehrten mobil gemachten Schöffen aus dem Felde geschlagen und die Organe der öffentlichen Meinung werden nach einiger Zeit finden, daß das Geschwornengericht, wenn man sich die Sache näher überlege, mit etwas sorgsamer Pflege und einigem reformatorischen Bemühen doch sein Gutes habe und nützliche Dienste leisten könne.

* * *

Der gegen den Redacteur der „Gegenwart" angestrengte Proceß hat mit der Verurtheilung des Angeklagten zu einer Gefängnißstrafe von vier Wochen seinen vorläufigen Abschluß gefunden. Gegen das Erkenntniß der ersten Instanz ist bereits die Appellation angemeldet worden. Für diejenigen unserer Leser, welche an dem principiell nicht ganz unwichtigen Proceß ein besonderes Interesse nehmen, geben wir — da die bis jetzt erschienenen Berichte den Gang der Verhandlungen nicht so klar, wie es wünschenswerth gewesen wäre, erkennen lassen — in einer besonderen Beilage das vollständige Referat nach einer stenographischen Aufzeichnung gleichzeitig mit diesen Blättern aus.

## Bibliographie.

Der Sohn des Sträflings. Novelle von E. A. König. Leipzig 1874, Dürr.

Wohin? Novelle von Karl Heigel. Berlin 1873, Paetel.

Neue Novellen von Marie Giese. Berlin 1873, Paetel.

Heimathgeschichten von E. von Dincklage. Paderborn 1873, Schöningh.

Unter Polizeiaufsicht. Novelle von Ewald August König. Leipzig 1874, Dürr.

Im Franziskanerthurm. Erzählung von J. D. H. Temme. Leipzig 1874, Dürr.

Die Leute von Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller. 2. Auflage. 4 Bde. Stuttgart 1874, Göschen.

Aus drei Lebenskreisen. Novellen von Burghardt von Cramm. Leipzig 1874, Hartknoch.

Isomara, die Priesterin der Cisa. Culturgeschichtlicher Roman Von C. A. Quitzmann. 2 Bände. Leipzig 1874, Schlicke.

Gedichte von Heinrich Stadelmann. Stuttgart 1874, Kruell.

Ritter Konrad Bayer von Boppard. Rheinische Minnedichtung in 10 Gesängen von Hofmann von Nauborn. Mannheim 1874, Schneider.

Der Heirathsantrag des Miles Standisch von Longfellow, übersetzt von Vollheim. Bremen 1873, Kühtmann.

Brand. Ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen, übersetzt von J. Ruhkopf. Bremen 1874, Kühtmann.

Johanna die Päpstin. Tragödie von Friedrich Lübecke. Bremen 1874, Kühtmann.

Bartholomäus Blume. Historisches Schauspiel von Karl Schwebemeyer. Berlin 1874, Duncker.

Das Haus der Posa. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Gustav von Meyern. Leipzig 1874, Weber.

Neue Originalfabeln von August Doyé. Berlin 1874, Beuckert.

Nachgelassene Werke von Franz Bicking. Herausgegeben von E. Schröder. Bd. I. bis IV. Berlin 1873, Denicke.

Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben. Heft 1 bis 4. Berlin, Lipperheide.

Die Römerfahrt der Epigonen. Zeitroman von Gregor Samarow. Bd. I. Berlin 1874, Janke.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

# Inserate.

In zweiter verbesserter Auflage mit Benutzung der seit 1. Januar 1874 für die Berliner Börse eingetretenen Veränderungen, erschien soeben:

**Usancen**

der

**Berliner Fonds-Börse.**

**Ein Handbuch**

zum praktischen Gebrauch für Börsen-Interessenten

von

**Aug. Schneider.**

broch. Preis 20 Sgr.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin, 37 Louisen-Strasse.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Papstwahl und Kaiserthum.**

Eine historische Studie

**aus dem Staats- und Kirchenrecht**

von

**Ottokar Lorenz.**

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**In Sachen des Strauß'schen Buches**

**(Der alte und der neue Glaube).**

Eine Streitschrift gegen Herrn Professor Dr. **Huber** in München

von

**Theobald Ziegler.**

gr. 8° br. 42 Kr. — 12 Sgr.

Verlag von **C. Bader** in **Schaffhausen.**

**Abonnements-Einladung.**

**SPENERSCHE ZEITUNG**

in BERLIN.

Herausgeber **Dr. Karl Braun.**

Preis Thlr. 3., für Berlin Thlr. 2. 7. 6. pr. Quartal (Auch Monats-Abonnement.)

Erscheint täglich 2mal, Morgens und Abends und acceptirt seit dem 1. Januar das Programm: in erster Linie interessant zu sein und in möglichst knapper Form und in größter Uebersichtlichkeit schnell und zuverlässig auf allen Gebieten zu orientiren, welche in den Rahmen eines großen politischen Blattes hineingehören. — Auflage fortwährend im Steigen. — Inserate von höchster Wirkung (4 Sgr. pro Zeile).

**Expedition der Spenerschen Zeitung.**

Zimmerstraße 94.

**Den geehrten Vorständen der**

**Vereine für Geschichte und Alterthumskunde**

empfehle ich zur Anfertigung lithographischer Zeichnungen von

**Wappen, Siegeln und architectonischen Gegenständen**

in **Gravür** und **Farbendruck**

die Dienste meiner, speciell für dieses Fach mit tüchtigen Künstlern ausgerüsteten

**LITHOGRAPHISCHEN ANSTALT**

hiermit auf das Angelegentlichste und sichere bei brillanter und correcter Ausführung billigst gestellte Preise.

**Fr. Bartholomäus,**

**Buch- & Steindruckereibesitzer in Erfurt.**

Verlag von **Gebrüder Borntraeger** (Ed. Eggers) in Berlin.

**Victor Hehn,** **Kulturpflanzen und Hausthiere** in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Zweite umgearbeitete Auflage. 35 Bogen. gr. 8. Complet in 8 Lieferungen à 10 Sgr. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Die allgemeine Zeitung, Beilage 1870 N. 97.** „Wir können es uns nicht versagen, die Aufmerksamkeit der Leser der Allg. Ztg. und des gebildeten Publikums überhaupt auf das treffliche, eine Fülle des interessantesten Materials bietende Buch von Hehn zu lenken. Es ist gewiss eine lohnende Aufgabe, die Bedeutung der Kulturpflanzen und der Hausthiere für die Entwickelung der Civilisation der einzelnen Völker darzulegen, und nachzuweisen, wie das Leben ganzer Nationen durch deren Beziehung zu der Pflanzen- und Thierwelt beeinflusst wurde. Wir haben in der That in Hehn's Werk ein an der Hand der Kulturpflanzen und Hausthiere in meisterhafter Weise durchgeführtes Stück Geschichte europäischer Civilisation zu begrüssen. Es wäre schwer zu sagen, welcher von diesen in Form von reizenden Monographien aneinandergereihten Untersuchungen der Vorzug zu geben wäre; sie sind alle gleich sorgfältig gearbeitet, die Darstellung gleich anziehend und fesselnd. Bewundernswerth ist des Verfassers Sammlerfleiss. Est ist unmöglich Auszüge zu geben. Niemand wird das Buch unbefriedigt aus den Händen legen."

Verlag von **Wilh. Beyer's** Buchhandlung (Kuntze & Richter) in Helmstedt:

**Delagrise, J. H. E.,** Propyläen zu den vier Büchern Elegieen des Alb. Tibullus. 15 Ngr.

**Freiligrath, Ferdinand,** Rose, Thistle and Shamrock, deutsch von Dr. Seeliger. 10 Ngr.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**John Stuart Mill's Selbstbiographie.**

Aus dem Englischen

von

**Dr. Carl Kolb.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

gr. 8. Thlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

**MEYER & ZELLER'S VERLAG**

(Friedrich Vogel)

in **Stuttgart.**

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin:

**E. von Wildenbruch,**

**Die Söhne der Sibyllen und der Nornen.**

Ein historisches Gedicht, welches in allegorischer Gestalt die Entstehung, Entwicklung und schliessliche Entfaltung des Romanenthums und des Germanenthums, in deren Verhältniss zu einander zur Darstellung bringt. Preis broch. 20 Sgr.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

**Harmonie und Charakteristik**

der

**Farben**

mit besonderer Anwendung auf

**Costümirung.**

Ein Vortrag, mit freier Benutzung von Goethe's Beiträgen zur Farbenlehre

von

**Edmund Wallner.**

**Preis 10 Sgr.**

Von Interesse für **Maler, Schauspieler, Garderobiers, Kunstfreunde** u. A.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

**Die Anthropologie** als die Wissenschaft von d körperlichen und geistigen Wesen des Mensch Dargestellt von Dr. **Maximilian Perty,** P fessor an d. Universität zu Bern. Zwei Bän 58 Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 5 T

**Mittheilungen aus dem Göttinger anthropo gischen Vereine.** Im Auftrage des Verei herausgegeben von Dr. **Hermann von Jheri** In zwanglosen Heften. Erstes Heft. Le geh. Preis 15 Ngr.

**Hierzu eine Beilage von G. Langenscheidt's Verlagshandlung in Berlin, betreffend die engl. und franz. Unterrichtswerke und Wörterbücher ꝛc. nach der Methode Toussaint-Langenscheidt, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Leonhard Simion in Berlin über den ersten Jahrgang des Berliner Städtischen Jahrbuches für Volkswirthschaft und Statistik herausgegeben von Dr. H. Schwabe und ein Prospect der Verlagsbuchhandlung von Eduard Hallberger in Stuttgart.**

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipz

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 21. März 1874. Band V.

AP
30
G295
v.5
no 12

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Aufhebung des Concordats in Oesterreich. Von Judex. — Der Kampf des Deutschen Reichs gegen die Cholera. Von F. von Holtzendorff. II. — Journalistische Probleme. Von E. Frensdorff. II. — Literatur und Kunst: David Friedrich Strauß. Von Theobald Ziegler. — Zur Technik des Romans. Mit besonderer Beziehung auf G. Eliots Middlemarch. Von Friedrich Spielhagen. III. — Offene Briefe und Antworten. Von Wilhelm Goldbaum. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Die Aufhebung des Concordates in Oesterreich.

Mit dem Beginne der kirchenpolitischen Reform steht Oesterreich — wer wollte es leugnen — an einem bedeutsamen Wendepunkte seiner Geschichte. Der erste der eingebrachten Gesetzentwürfe bezeichnet den Standpunkt der großen durchzuführenden Reform. Es ist nicht der Grundsatz der „Duldung", der Josephinischen Toleranz, welche der katholischen Kirche die Oberherrschaft ließe und den anderen Culten und Ueberzeugungen daneben nur „Duldung" gewährte, sondern die Theorie der Religionsfreiheit, welche der neuen Gesetzgebung zu Grunde liegt. Freiheit der Meinung, Freiheit des Cultus, Freiheit in allen mit der Religion zusammenhängenden Dingen ist kein Privilegium, geschaffen oder zugestanden vom Staate, sondern ein dem individuellen Gewissen und der Persönlichkeit innewohnendes Recht und der Staat ist verpflichtet, dasselbe nicht zu beeinträchtigen. Er darf keinerlei Kirche eine Bevorzugung einräumen und muß als oberster Wächter der Freiheit und der Rechte der Staatsbürger jedes Uebergreifen einer einzelnen Religionssphäre in das Gebiet des Staates von sich weisen. Dazu ist in den vier Gesetzentwürfen wiederum ein bedeutender Schritt geschehen. Ganz logisch und consequent bildet der erste Artikel des ersten der kürzlich eingebrachten Gesetzentwürfe mit der gesetzlichen formellen Aufhebung des Concordates, beziehungsweise des Patentes vom 5. November 1855. Das unselige Gesetz war wohl factisch durch verschiedene Gesetze, durch die Beust'sche Note, durch das kaiserliche Handschreiben vom 30. Juli 1870, vielfach durch die Praxis aufgehoben. Allein erst jetzt geschieht dies durch die berufenen Factoren der Gesetzgebung, welche gleichzeitig an die Stelle der Concordatsbestimmungen andere reformatorische Gesetze treten lassen werden. Es geschieht endlich der längst erwartete Schritt und er wird auch demgemäß zu ganz anderen Reformen führen müssen als seinerzeit die Protestantenpatente und die mit Hohn aufgenommene Goluchowski'sche Judenemancipation. Das Werk des Msgr. Rauscher, damals Bischof von Seckau, seit langem zerbröckelnd, fällt sichtbar in Trümmer und mag dem Erdboden gleich gemacht werden, über welchen es sich eine hochragende Zwingburg des Geistes, erhoben hat. Welch' unsägliche Leiden hatte uns das Concordat gebracht! Welche Demüthigungen dem Staate! Nur die Bischöfe und auch nur sie hatten Vortheile davon; begreiflich, weil es das Werk eines Bischofes war. Sie gelobten (Art. XI) dem Kaiser „Gehorsam und Treue," aber „nur, wie es einem Bischof geziemt". In Art. I wurde die römisch-katholische Kirche mit allen „Rechten und Prärogativen ausgestattet", die für jede andere Religionsgenossenschaft verletzend waren. Die Bischöfe bekamen eine völlig exterritoriale Position (Art. XIV). Die staatliche Justiz wurde völlig außer Kraft gesetzt, der Unfriede und die Zwietracht in die Familien getragen, die geistige Regung durch eine geistliche Büchercensur unterdrückt (Art. XI.); das canonische Recht wurde galvanisirt (Art. XXXIV). und ausdrücklich alles diesem widerstrebende Staatsgesetz außer Kraft gesetzt (Art. XXXV). Nicht einmal dem Leichnam des Akatholiken gönnte man die Grabesruhe. Endlich wurde sogar die heranwachsende Generation der Staatsbürger in der Schule der Pfafferei überliefert. Wir sahen die Jesuitenschwärme über Oesterreich hereinbrechen, sich in Mittelschulen festsetzen, wir sahen die geistlichen Ehegerichte an Stelle der weltlichen das Recht sprechen; und als der Absolutismus in den letzten Zügen lag, erließ Graf Leo Thun noch Verordnungen, welche der römischen Curie die Herrschaft über Oesterreich übergaben. Die Ausführungsverordnungen zu den Artikeln XXVII und XXX des Concordates in Betreff des Kirchenvermögens erschienen nach dem italienischen Krieg, also in einer Zeit, da wir die unseligen Folgen des Pfaffenregiments bereits mit den Niederlagen im Kriege und mit der Verachtung der Welt büßen mußten. Ein päpstliches Breve (vom 3. April 1860) war genügend, um die Auslieferung des Kirchenvermögens an die Curie herbeizuführen. Wie wurden die Klöster durch die römische Curie ausgebeutet! Oesterreichische Landeskinder wurden durch ausländische Mönche aus den Conventen getrieben. Wir verweisen nur auf das Schicksal der Dominicaner in Wien. An diese Dinge muß erinnert werden, wenn man die Bedeutung der jetzt beantragten formellen Aufhebung des Concordates entsprechend würdigen soll.

Eine Besserung haben die österreichischen Völker stets nur vom Verfassungsstaate erwartet. Die Verfassung wurde am 26. Februar 1861 gewährt, aber das Concordat blieb gleichwohl bis zum heutigen Tage bestehen. Cardinal Rauscher zitterte für sein Werk und erklärte es schon im verstärkten Reichsrathe für „unantastbar". Seine Besorgnisse waren nicht gerechtfertigt. Die erste Reichsvertretung wurde am 1. Mai 1861 eröffnet und der „Vater des Concordats" Graf Leo Thun beantragte damals auszusprechen, Oesterreich sei der Hort des Katholicismus. Die Kirchenfürsten unternahmen es im Herrenhause durch eine Adresse das Concordat schußfest zu machen und wollten ausgesprochen wissen: der Kaiser habe von der Vorsehung den Beruf, im Papste das Reich Gottes auf Erden zu beschützen. Das 1861 gegebene Versprechen Schmerlings, interconfessionelle Gesetze vorzulegen, blieb uner-

Digitized by Google

fällt, man begann mit dem Papste Verhandlungen wegen Aenderung des Concordats, sie blieben zum Glücke jahrelang ohne Erfolg. Unter Belcredi sanken die Hoffnungen der Liberalen tiefer und die aus Italien vertriebenen Jesuiten fanden freundliche Aufnahme in Oesterreich. Alle Stürme auf das römische Bollwerk blieben ohne Erfolg. Die Proteste der großen Communen, die Unruhen in Prag gegen die Niederlassung der Jesuiten, die Wünsche der Landtage blieben unbeachtet. Die Februarverfassung ward reactivirt — allein das Concordat blieb bestehen. Das Abgeordnetenhaus wurde im Sommer 1867 der Schauplatz heftiger Kämpfe gegen das Concordat. Mühlfeld und Herbst theilten sich damals in die Ehren, welche die Debatte der liberalen Partei gebracht; die Adresse der Volksvertretung um Abschaffung des Concordats wurde nahezu einstimmig votirt — allein die römische Veste fiel nicht. Es war im Juli 1867, daß Mühlfeld die Wiederaufnahme der Berathungen über ein bereits im Jahre 1861 entworfenes Religionsgesetz und am 10. Juli 1867 die Niedersetzung eines confessionellen Ausschusses verlangte. Man hielt es seltsamer Weise für praktischer, das Concordat auf den wichtigsten Gebieten thatsächlich zu durchbrechen durch Gesetze. Der Abgeordnete Herbst nebst 70 Genossen beantragte die Vorlage von Gesetzentwürfen, welche auf dem Gebiete der Ehe und Schule das Concordat derogiren sollten. Die damalige Regierung versuchte die Sache hinauszuziehen und ließ durch Frhrn. v. Hye erklären, sie sei wohl einverstanden, allein sie wolle es erst im Wege versöhnlicher Verhandlung mit der Kirche versuchen, „damit selbst jeder Anschein der Mißachtung bestehender Vertragsverhältnisse vermieden werde". Herbst wahrte damals das Recht der Gesetzgebung der Volksvertretung und dies mit Fug und Recht. Der versöhnliche Geist der Kirche sollte nur jedoch zu bald in seiner wahren Gestalt hervortreten — in der Adresse der 25 Erzbischöfe und Bischöfe, welche die österreichischen Kirchenfürsten, mit Umgehung des Ministeriums dem Kaiser überreichten. Der Gesandte Crivelli, welcher in Rom die Verhandlungen leitete, erlebte es indeß nicht, eine Antwort der Curie zu erhalten. In der Frage des Concordates schien absolut keine Rettung kommen zu wollen. Vielmehr kam im October 1867 die Thatsache zu Tage, daß der Cardinal Rauscher im Besitze einer Generalvollmacht sei.

Inzwischen hatten die Staatsgrundgesetze das Licht der Welt erblickt. Ihr Inhalt entwurzelte in jedem Satze das Concordat und Mühlfeld stellte am 11. October 1867 auch ganz folgerichtig den Antrag, das Concordat für aufgehoben zu erklären. Allein wiederum obsiegte die Ansicht, das Concordat könne nur durch einzelne Gesetze außer Kraft gesetzt werden. Unter Kämpfen, welche allen noch in lebhaftester Erinnerung sind, kamen durch das Bürgerministerium die confessionellen Gesetze zu Stande. Das Concordat jedoch überlebte diese und deren Schöpfer, das Bürgerministerium. Die Gesetze wurden bekanntlich vom Papste verdammt, die Bischöfe wetterten in Hirtenbriefen, und Bischof Rudigier kündigte buchstäblich dem Staate den Gehorsam. Der Bischof von Brünn nannte die in Civilehe Lebenden „öffentliche Sünder". Die böhmischen Bischöfe versandten geheime Anweisungen zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Ehegesetzgebung. Es folgte die Verweigerung der Actenherausgabe. In Linz wurde der bischöfliche Hirtenbrief confiscirt. Artikel XIV des Concordates war factisch beseitigt; allein juristisch bestand das Concordat fort. Das Volksschulgesetz wurde in den meisten Ländern durchgeführt, der Justizminister ging mit Strenge gegen die Arrogirung der geistlichen Gerichtsbarkeit vor, der Bischof von Linz ward vor das Gericht gebracht und verurtheilt, jedoch auf der Stelle begnadigt — und bald darauf fiel das Bürgerministerium, ohne das Concordat beseitigt zu haben.

Von da ab versuchte Graf Beust auf dem Wege internationaler Verhandlung mit der Curie die Aufhebung, ohne etwas anderes als schroffste Ablehnung von Seite der Curie als Antwort zu erhalten. Erst die Proclamirung der Unfehlbarkeit, wodurch der Contrahent seine Eigenschaft wesentlich verändert hatte, ermöglichte die Kündigung des Concordats, veranlaßte den Kaiser den Minister von Stremayr zu beauftragen, die kirchenpolitische Reform in Angriff zu nehmen. Welche Einflüsse dies bis zur vorigen Woche verhindert haben, was die confessionellen Vorlagen durch mehr als drei Jahre im Banne hielt — vermögen wir nicht zu sagen. Die kaiserliche Staatsregierung stellt endlich, im Jahre 1874, den Antrag, das Concordat in aller Form für aufgehoben zu erklären. Die Reichsvertretung wird nicht säumen, diesem Antrage sofort zuzustimmen. Die Verfassungspartei hat zu viel gelitten, um nicht der endlichen formellen Aufhebung des Concordates zuzustimmen. Es waren schlimme, aufreibende Kämpfe, welche wir bestanden haben und nur der Gedanke der Freiheit und die unbesiegbare Hoffnungsseligkeit der deutsch-österreichischen Bevölkerung konnte allen Enttäuschungen zu Trotze ausharren bis zu dem jetzigen Zeitpunkte, in welchem wir die vollständige Beseitigung des Concordates endlich ganz nahe glauben dürfen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß diese Maßregel den Fanatismus der Clerisei und ihrer feudalen und nationalen Anhänger entfesseln wird. Um so ernster ist die Pflicht für die liberale Partei fest zusammenzuhalten und mit imposanter Macht aufzutreten, namentlich bei jenem Punkte der Regierungsvorlage, der keinem Widerstande auf liberaler Seite begegnen kann, nämlich bei der formellen Aufhebung des Concordates, der Voraussetzung aller Reform.

Wien, im März. **Judex.**

---

## Der Kampf des Deutschen Reichs gegen die Cholera.

Von **F. von Holtzendorff.**

### II.

Die internationale Conferenz von Constantinopel betrachtet es als gewiß, daß durch strengste und wirksamste Absperrung die nur durch den menschlichen Verkehr übertragbare Krankheit ferngehalten werden kann, und nur die Frage ist schwer zu beantworten, ob eine hinreichend strenge Absperrung in See- und Landverkehr möglich ist, ob ferner die dem Handelsverkehr erwachsenden Hemmungen und die Belästigungen reisender Personen auf den großen Linien der Weltstraßen aufgewogen werden durch die Zweckdienlichkeit der Absperrungsmaßregeln. Daß bisher die Quarantänen kein bedeutendes Ergebniß geliefert haben, scheint zugegeben zu sein. Wenn es sich daher um einfache Wiederholung der bisher angestellten Versuche handelte, so dürfte eher davon abzurathen sein. Allein es bleibt der Zweifel: ob längere Absperrungen, als bisher, an einsamer gelegenen, weniger zugänglichen Punkten, unter verschärfter Controlle nicht bessere Ergebnisse liefern würden. Die Ergebnißlosigkeit der bisherigen Quarantäneeinrichtungen hat überdies auch darin ihren Grund, daß Gesundheitspässe für Fahrzeuge meistentheils an den Ausgangshäfen nach oberflächlicher Prüfung ertheilt werden, daß schon das Vorkommen von Durchfällen im Zusammenhang mit dem Fortschreiten der Cholera steht, und daß sowohl Capitäne und Schiffsmannschaft, als auch Reisende, zur Vermeidung der Quarantäne ein gemeinsames Interesse haben, den Thatbestand zu verdunkeln. Wissentlich falsche Angaben sind deswegen nicht selten. Sogar auf einer türkischen Fregatte wurden 1868 bei ihrem Einlaufen in Constantinopel die auf der Reise vorgekommenen Todesfälle unterdrückt und verschwiegen.

Die Aufgabe, das Vorschreiten der Cholera bis nach Mekka zu hindern, ihr von hier aus den Weg nach Europa thunlichst zu versperren, ist theils eine internationale, theils eine nationale. Sie ist national in Betreff der Engländer, die über das Heimathland der Seuche zu gebieten haben. Es ist kein Grund anzunehmen, daß England, welches in seinen europäischen Besitzungen und außerdem handelspolitisch an der

Digitized by Google

Unterdrückung der Cholera sehr bedeutend interessirt ist, irgend etwas absichtlich unterlassen sollte, was zur wirksamen Bekämpfung des Weltfeindes dienen kann. In Wirklichkeit sind für den Seetransport indisch-muhamedanischer Pilger 1858 und 1868 Gesetze erlassen worden, bei denen der gegenwärtige Stand der technischen Erfahrungen verwerthet wurde. Nur das Eine bleibt zweifelhaft, ob nicht aus inficirten Hafenorten Indiens während der Cholera jede Verschiffung nach den Mekka zunächst gelegenen Hafenorten des rothen Meeres einfach und schlechthin zu unterdrücken wäre.

An die Arbeit der englisch-ostindischen Regierung hat sich die gemeinsame, in internationalen Verträgen zu sichernde Verbindung der Culturstaaten anzuschließen. Es ist dafür zu sorgen, daß die für die englische Marine gegebenen Vorschriften zur Sicherung der Pilgerfahrten auch für Schiffe unter anderer Flagge verbindlich erklärt werden.

Die Choleraconferenz hat eine Anzahl von Hafenpunkten bezeichnet, an denen der Pilgerverkehr nach Mekka besonders aufmerksam mit gemeinsamen Anstalten zu überwachen sein würde. Sie hat vornehmlich darauf hingewiesen, daß an dem schmalen Eingange des rothen Meeres, auf der englischen Insel Perim, durchgreifende Quarantänemaßregeln zu erzwingen sein würden, daß im Nothfall sogar der Ausgangspunkt für den europäischen Verkehr im Hafen zu Alexandrien zu sperren sein dürfte.

Unzweifelhaft ist es von allererster Wichtigkeit, daß die Cholera auf ihrer anfänglichen Bewegung nach Mekka und Persien gehemmt werde. Während es für den großen europäischen Handelsverkehr der Gegenwart schwer ist, eine Verzögerung von wenigen Tagen zu ertragen, kann der Asiate auf der niedrigen Culturstufe, die er einnimmt, im Interesse der Menschheit Wochen aufgehalten werden, ohne daß ihm ein empfindliches Unrecht widerfährt. Früher auf Segelbooten und in Carawanen nach der heiligen Stadt des Propheten pilgernd, hat er heute den ihm von der europäischen Civilisation zugänglich gemachten Vortheil der Dampfer und Eisenbahnen. Er hat diese ihm vom Occident dargebrachte Wohlthat nicht durch beschleunigte Verbreitung der Cholera zu vergelten. Sein Fatalismus wird den Orientalen den Aufenthalt in Quarantäneanstalten besser ertragen lassen, als irgend einen Europäer. Und nur das wäre noch zu erwägen, ob nicht mit einer geringer Beisteuer aller christlichen Staaten dem bedürftigen Muhamedaner der Unterhalt für die erzwungene Verlängerung seiner Reise mindestens theilweise zu vergüten wäre: eine Offenbarung der menschheitlichen Nächstenliebe gegenüber dem unduldsamen Fanatismus des Islam!

Keinesfalls kann es den drei bei der Cholerafrage zumeist verantwortlichen Staatsregierungen der Türkei, Aegyptens und Persiens überlassen werden, die als internationale Nothwendigkeit erkannten Maßregeln mit ihren eigenen Mitteln und auf ihre eigene Verantwortlichkeit allein auszuführen. Die Erfahrung hat gezeigt, wie wenig orientalische Herrscher für die Energie ihrer untergebenen Organe einzustehen vermögen, auch wenn ihr Wille der beste von der Welt wäre, und die Erinnerung, welche der Schah von Persien auf seiner europäischen Reise hinterlassen hat, ist am wenigsten geeignet, derartige Wahrnehmungen abzuschwächen. Im vorliegenden Falle wirksam zu überwachender Pilgerfahrten ist ohnehin die Stellung muhamedanischer Herrscher eine ausnahmsweise schwierige. Es ist entschieden kein Leichtes, dem religiösen Fanatismus der Hadschis, toller Derwische und aufgeregter Volksmengen entgegenzuwirken. Mit den internationalen Vertragsschlüssen ist es daher allein nicht gethan. Noch wichtiger ist es, eine völkerrechtlich anerkannte, ständige Behörde einzusetzen, welche in der Nähe der von der Cholera bedrohten Punkte Arabiens, Persiens und Aegyptens die Durchführung der als zweckmäßig erkannten Maßregeln anordnet, beobachtet und überwacht. Eben deswegen wäre zu erwägen, ob nicht zur Vermeidung aller nur denkbaren Collision zwischen den Selbstherrlichkeitsrechten der Pforte und des Schahs von Persien die vorzugsweise bedrohten Hafenpunkte für neutrales Gebiet zu erklären wären. Sollte dies bei den bedrängten Finanzverhältnissen der Pforte nicht mit geringen Geldopfern zu erreichen sein? Hat sich das ottomanische Reich nicht gefallen lassen, daß der Canal von Suez unter die gemeinsame Obhut der Mächte genommen wurde? Kann man diese Wasserstraße nicht schon jetzt einen nationalen Weg nennen? Ein Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts, der mit der Türkei in Streit geriethe, hätte in der That bezüglich der Weltgesundheitspflege eher an Mekka, als an Jerusalem zu denken. Angesichts unserer heutigen Interessen wäre es wichtiger, Mekka in den Händen einer christlichen und civilisirten Macht zu wissen, als etwa die Ueberreste des Tempels Salomonis oder des heiligen Grabes, an denen der Türke den Schlägereien roher Mönche und feindlicher Bekenntnisse Halt gebietet und die Zerrissenheit der christlichen Welt verachten darf.

Bei aller Hochachtung vor der Pforte wird man annehmen dürfen, es liege in ihrem eigensten Interesse und gereiche ihr zum wahren Vortheile, wenn sie, den Beschuldigungen des religiösen Fanatismus ausweichend, die zur Unterdrückung der Cholera nothwendigen Zwangsmaßregeln als ein Werk völkerrechtlicher Gemeinschaft erscheinen läßt und deswegen kleinere Landstriche als neutralisirtes Gebiet unter den Gesammtschutz sämmtlicher europäischen Großmächte hinstellt. Den Dienst, den die Ottomanen als eine gleichsam internationale Glaubenswache in Jerusalem der christlichen Welt leisten, können wir ihnen am besten vergelten, wenn wir für Leben, Gesundheit, Reinlichkeit der muhamedanischen Pilgerschaft die Gewähr übernehmen und dadurch uns gleichzeitig gegen Gefahren vertheidigen, die nur dann mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden können, wenn nach einem gemeinsamen Plan mit gemeinsamen Mitteln gehandelt wird.

Grade jetzt scheint der Augenblick gekommen, wo das Werk der internationalen Choleraconferenz von 1866 weiter fortzuführen ist. Damals war bei allem, was man unter den sachverständigen Worten der theilnehmenden Staaten aussprach, überall der politische Vorbehalt zu bemerken, daß man weder die Empfindlichkeit der Pforte reizen, noch auch die Eifersucht der großen, bei der orientalischen Frage interessirten Machtrivalen wachrufen dürfte.

Die ungeheure Verkehrsentwicklung zwischen Occident und Orient, schnell wachsend im Zusammenhang mit den neuen Schienenwegen, die Constantinopel mit Wien, Syrien mit Persien, Persien mit Rußland und Indien verbinden sollen, gibt den gerechten Anlaß, eine zurückgelegte Aufgabe von neuem aufzunehmen. Wie viel anders liegen die Dinge heute, als damals! Italien, einheitlich begründet und mit Deutschland und Oesterreich in naher Freundschaft, mehr denn je betheiligt an dem orientalischen Verkehr; Oesterreich ausgesöhnt mit seinem norddeutschen Gegner, den es 1866 bekämpfte, im guten Einvernehmen mit Rußland; Rußland grade jetzt in besseren Beziehungen zu England, als zu irgend einer Zeit seit dem Ausbruch des Krimkrieges. Oesterreich hat inzwischen das Zusammentreten einer zweiten internationalen Choleraconferenz beantragt. Das Deutsche Reich wird dieser Anregung sicherlich die nachdrücklichste Unterstützung gewähren.

Die Cholera ist für Deutschland ein Theilstück der orientalischen Frage.

Die völkerrechtlichen Maßregeln gegen die internationale Verbreitung der Cholera beruhen hinsichtlich ihrer inneren Berechtigung auf der Voraussetzung, daß die Seuche in Wirklichkeit von Ort zu Ort durch die Berührungen des menschlichen Verkehrs verbreitet worden? Dürfen wir dies als völlig sicher und gewiß annehmen?

Die Meinungen unter den ärztlichen Sachverständigen haben bekanntlich seit längerer Zeit nicht nur geschwankt, sondern auch zuweilen einen Umschlag von einem Pol zum Gegenpol erfahren. Nachdem anfangs die allgemeine Meinung sich für die ansteckende Natur der Cholera erklärt hatte, wendete sie sich zur völlig gegentheiligen Annahme. Solche Wendungen

Digitized by Google

sind nicht überraschend, sobald man erwägt, daß bei anderen bekannten, einheimischen Krankheiten, wie der Typhus ist, gleichfalls erhebliche Meinungsverschiedenheiten obwalten.

Trotz alledem betrifft der Streit unter den Gelehrten viel mehr die Terminologie und praktisch untergeordnete Punkte, als das Wesen der Sache selbst. Jeder Laie von gesunder Urtheilskraft und mäßiger Bildung ist durchaus im Stande, sich aus den vorliegenden, überall beobachteten Thatsachen eine Meinung zu bilden. Insbesondere wäre es eine schwere Versündigung, die Gesetzgebung, soweit sie überhaupt gegen die Cholera etwas zu thun im Stande sein sollte, mit ihrem Vorgehen länger zurückzuhalten.

Nach dem übereinstimmenden, entschiedenen Ausspruch der Choleraconferenz, welche den Ausdruck — „Ansteckung" vermied, ist die Krankheit durch den Menschen von Ort zu Ort übertragbar (transmissible) und es ist für die öffentliche Gesundheitspflege nicht entscheidend, wie der Proceß der Uebertragung vor sich geht, ob in mehr directer Weise durch Berührung, was ziemlich allgemein als unwahrscheinlich angenommen wird, oder in mehr indirecter Weise durch die Respiration oder auch die Verdauungswerkzeuge des Menschen. Solche Fragen sind wissenschaftlich von so hohem Interesse, daß sie mit allen irgendwie denkbaren Mitteln erforscht zu werden verdienen. Allein für die verwaltungsrechtliche Aufgabe der Gesundheitspflege können sie nur technisch, nicht grundsätzlich in Frage kommen. Ueberall wird bezeugt: Die Cholera ist auf ihren Wanderungen durchaus unzertrennlich von den Wanderungen der Menschen; sie ist eine Begleiterin seiner Verkehrsbewegungen, ihr Giftstoff kann niemals durch die Luftströmung auf größere Entfernungen von einem Orte nach dem andern verpflanzt werden. Somit stände an sich fest: gerade soweit, als wir einen der Cholera verdächtigen Verkehr unter den Menschen abzuschneiden im Stande sind, vermag der Staat auch der Epidemie sich zu erwehren. Und die allein wichtige Frage bliebe dann: ob unsere Wissenschaft heut zu Tage so weit vorgeschritten sei, um die hauptsächlichsten Merkmale der Verdächtigkeit rechtzeitig bestimmen zu können.

Eine nicht unerhebliche Anzahl von Schriftstellern läßt sich fortwährend dadurch beeinflussen: daß in der Umgebung von Cholerakranken gewisse besonders exponirte Personen nicht und hinwiederum andere Personen doch erkrankten, ohne daß irgend welche Berührungspunkte mit dem nachweislich nächsten Krankheitsheerde dargethan werden konnten. Beides muß gegenüber der öffentlichen Gesundheitspflege als nahezu unerheblich angesehen werden.

Eine große Reihe von Positionen und Negationen ist uns unbekannt. Wir wissen nicht, unter welchen Umständen es geschieht, daß an gewissen Orten ein ganz unbezweifelter Cholerafall ohne jede Nachfolge bleibt, und warum an anderen Orten ohne Nachweis eines ersten Falles an verschiedenen Stellen gleichzeitig eine schnell wachsende Epidemie zur Erscheinung kommt.

Wie oft der ursächliche Zusammenhang der Thatsachen in einzelnen Fällen auch abgebrochen und lückenhaft erscheinen möge, der Werth des großen bis jetzt angehäuften Erfahrungsmaterials ist dennoch nicht herabzumindern.

Widerspruchslos ist von allen orientalischen Beobachtern dargethan worden: einmal, daß bei einer vorhandenen Choleraepidemie die Intensität derselben im Verhältniß stand zu der Dichtigkeit der unter ungewöhnlichen Verhältnissen zusammengedrängten Menschenmassen und sodann, daß die Verbreitungsweise der Krankheit am besten in einem dünn bevölkerten Gebiete beobachtet werden kann. Auf diesen letzteren Punkt hat neuerdings noch einmal ein Mitglied der Reichs-Choleracommission, Prof. Hirsch, aus Anlaß seiner in den östlichen Provinzen Preußens gesammelten Erfahrungen nachdrücklich hingewiesen. Es liegt auch auf der Hand, daß in unseren großen Städten die Verzweigungen des verdächtigen, die Uebertragung erleichternden Verkehrs, weitaus nicht mit der Durchsichtigkeit hervortreten, wie auf den Wegen einer Carawane, oder in ländlichen Ortschaften. Ohne daher auf die Streitfragen der ärztlichen Wissenschaft einzugehen, ist es doch schon gegenwärtig möglich, das Medium, durch welches das Choleragift übertragen wird, dahin zu bestimmen:

> eine persönliche Beziehung zu cholerakranken Menschen, ihren Auswurfsstoffen, Kleidern, Utensilien, den sie zunächst umgebenden Lufträumen, Möbeln, Werkzeugen, Waaren, Vorräthen, Wänden u. s. w.

Dadurch ist keineswegs ausgeschlossen, daß nicht auch durch die Kleidung eines Gesundbleibenden der Giftkeim in eine zu seiner Entwicklung und Ausbreitung geeignete Localität verpflanzt werden kann; wenn dieser Gesunde durch einen inficirten Ort hindurch wanderte.

Keinesfalls darf die Incubation, d. h. die Entwicklungsperiode des in einen empfänglichen Menschenleib aufgenommenen Krankheitsstoffes mit der Zeitdauer der Keimfähigkeit eines an inficirten Gegenständen haftenden Giftpartikels verwechselt werden. Es scheint nicht zu bezweifeln, daß diese Keimfähigkeit der Zeit nach weitaus die Incubationsfristen überdauert und deswegen die lediglich auf letztere berechneten Quarantäneeinrichtungen häufig vereitelte.

Es ist unmöglich, die Glieder der Kette zu zählen, welche zwischen einem ersten vereinzelten Krankheitsfall und den nächstfolgenden Cholerakranken in der Mitte liegen. Zeitweise schleichend und kriechend, bald springend und explodirend, hier langsam, dort schneller, in Tagen oder in Wochen, milder oder heftiger, vollziehen sich die Uebergänge von der ersten nachgewiesenen Erkrankung bis zur höchsten Stufe des Verderbens aufwärts, und von diesem bis zum Verschwinden der Krankheit abwärts.

Unter den die Uebertragung der Krankheit vermittelnden Stoffen sind jedenfalls solche zu unterscheiden, welche im höheren und solche die im geringeren Maße der Gefährlichkeit verdächtig sind. Lassen wir die Person des Kranken selbst, die Herr von Pettenkofer bekanntlich als Verbreitungscentrum nicht anerkennt, indem er den Nachdruck auf die Oertlichkeit legt, in oder an der die Cholera aufgetreten ist, völlig abseits liegen, so bleiben als die im höchsten Grade verdächtigen Medien nach der gegenwärtigen Ansicht der Sachverständigen bestehen: die Auswurfsstoffe des Kranken und die zu ihrer Aufnahme bestimmten Geräthschaften oder Oertlichkeiten, seine Leibwäsche, Kleidungsstücke, Bettgeräthe, Lagerstätten, die ihn zunächst umgebenden Lufträume.

Pettenkofers Theorie hat für die Zwecke der öffentlichen Gesundheitspflege nicht die Consequenz, daß die Verwerthung jener auf höchste Gefährlichkeit hinweisenden Momente ausgeschlossen wäre. Im Gegentheil, sie vergrößert für uns nur eine Gefahr, welche von anderen als eine entfernte angesehen wird. Sie erweitert eine Aufgabe, die von anderen im beschränkteren Umfang gestellt wird. Sie warnt uns im voraus für den Fall, daß unsere Angriffs- und Vertheidigungsmittel gegen die Schußweite des Giftstoffes unzureichend befunden werden sollten.

Gänzlich verfehlt wäre es, meiner Ansicht nach, wenn die Organe des Deutschen Reiches und die Gesundheitsbehörden noch länger zuwarten wollten, bis die fachwissenschaftliche Streitfrage in allen Einzelheiten unter den Männern der Theorie zum endgültigen Austrag gebracht sein sollte. Die Zeit zum Einschreiten ist längst gekommen.

Die wissenschaftliche Aufgabe der Forschung kann ihre selbstständigen Bahnen wandeln, ohne das die praktische Aufgabe der präventiven Gesundheitspflege darum in's Unbestimmte hinausgeschoben werden müßte. Beides, Ergründung und Bekämpfung der Cholera, ist mit allen verfügbaren Mitteln des Deutschen Reichs in Angriff zu nehmen.

Der erste Schritt, welcher von Reichs wegen in der Einsetzung einer Choleracommission geschehen ist, soll in seiner Bedeutung nicht verkleinert werden. Von einer zweckmäßig veranlagten und planmäßig durchgeführten Cholerastatistik ist

Digitized by Google

erheblicher Nutzen zu erwarten, zumal wenn ihr eine Choleratopographie zur Seite tritt, welche die in jeder Epidemie heimgesuchten Oertlichkeiten nach Intensitätsgraden zur Anschauung bringt und eine Vergleichung zwischen verschiedenen Epidemien eines und desselben Ortes ermöglicht. Jedenfalls darf man bei dieser statistischen und topographischen Aufgabe um so weniger stehen bleiben, als sicherlich lange Jahre und ein ungeheures Tabellenmaterial nothwendig sind, ehe auf Grund statistischer Beobachtungen praktisch nutzbare oder wissenschaftlich werthvolle Ergebnisse in Aussicht gestellt werden können.

Es fragt sich daher, was weiter geschehen soll, wenn jene internationalen Vereinbarungen, von denen bereits die Rede war, sich als wirkungslos oder wegen des Widerspruchs der dabei betheiligten Staaten als unausführbar erweisen sollten. Hat Deutschland seiner Pflicht gegen sich selbst genügt, wenn es völkerrechtliche Vereinbarungen in Anregung bringt?

Wir haben nothwendiger Weise den Fall vorauszusehen, daß alle Anstrengungen, die Cholera auf ihrem Wege nach Suez, Alexandrien, oder Südostrußland durch Sperrungen aufzuhalten, nicht überall gelingen; daß in der Ausführung an sich richtiger Maßregeln Fehler begangen werden und uns doch noch die weitere Sorge verbleibt, auf deutschem Boden die Cholera bekämpfen zu müssen.

Unabhängig von dem Zustandekommen allgemeiner Vereinbarungen mit sämmtlichen, bei der Unterdrückung der Cholera betheiligten Mächten, ist von uns darauf Bedacht zu nehmen, daß wir zu einem Einverständniß mit unseren östlich angrenzenden Nachbarstaaten gelangen. In Anbetracht dessen, daß die Cholera die Wasserstraße mit Vorliebe wählt, haben Oesterreich wegen der Donau und Rußland wegen der Wolga und Weichsel eine besonders hervorragende Bedeutung für uns. Hirsch hat neuerdings beschrieben, wie auf den die Weichsel herabkommenden Flößen die Epidemie an den Ufern dieses Stromes und weiterhin landeinwärts verbreitet worden ist. Seine Beobachtungen über die Seuche des Jahres 1873 verdienen die Aufmerksamkeit der Reichsbehörde in hohem Maße. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die deutsche Reichsregierung vollkommen berechtigt sein würde, die zum Schutze ihrer Bevölkerung dienlichen Maßnahmen auf der preußischen Stromstrecke der Weichsel durchzuführen, so kann es doch im Hinblick auf die mannigfachen dabei obwaltenden Schwierigkeiten keinem Zweifel unterliegen, daß ein gemeinsames Handeln im Einverständniß mit der russischen Staatsregierung mannigfache Vortheile verspricht. Es erscheint nahezu gewiß, daß durch eine planmäßige Aufsicht über die polnischen Flößer, ihre Strohhütten, Utensilien und Holzvorräthe die Gefahr der Choleraverbreitung wenn nicht zu beseitigen, so doch erheblich zu vermindern wäre.

Und eben dies ist von großer Wichtigkeit. Es ist politisch nicht rathsam darauf zu warten, daß ein Verfahren entdeckt wird, welches, auf exacte naturwissenschaftliche Forschung gestützt, von vornherein dafür bürgt, daß die Cholera auf Nimmerwiedersehen unterdrückt wird. Schon die Verminderung der mit ihr verbundenen Gefahren ist ein erstrebenswerthes Ziel.

Wenden wir uns nunmehr zu der Annahme, daß die Cholera den Bereich unserer Nachbarländer bereits überschritten und zu uns selbst eingedrungen wäre.

Bisher war die Bekämpfung der Seuche entweder den einzelnen Landesregierungen in Deutschland, oder den davon heimgesuchten Communen oder den einzelnen Personen ausschließlich überlassen, obwohl gerade in diesem Falle die Selbsthülfe des Einzelnen die denkbar geringsten Ergebnisse verheißt.

Ist es nicht betrübend, wahrzunehmen, wie wenige Menschen befähigt sind, in ihrem eignen, höchsten Interesse, für ihr theuerstes Gut, für Leben und Gesundheit vernünftig zu handeln? Kaum ist der erste Schreck, den die herannahende Cholera verbreitet, in der Einwohnerschaft inficirter Orte verschwunden, so werden die heilsamsten Warnungen vergessen. Die Gewohnheit des täglichen Lebens, das Bedürfniß hergebrachter Genüsse, die Trägheit, behalten die Oberhand über die weisesten Rathschläge. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß nur wenige im Verhältniß zur Bevölkerungsziffer einer großen Stadt im Stande sind, aus Anlaß einer ihnen drohenden Gefahr zur Uebung größerer Reinlichkeit überzugehen oder sich selbst irgend eine Beschränkung aufzuerlegen. Selbst das allernächste Interesse der Einzelnen an der eigenen Lebenserhaltung ist keine Schutzwehr für die Gesammtheit. Wer zu Zeiten einer Epidemie auf die Einsicht und Handlungsfähigkeit der großen Massen und aller einzelnen sich verlassen wollte, würde sich des gröbsten Irrthums schuldig machen. Auf jeden vorsichtigen Familienvater kommt meistentheils, statistisch veranschlagt, ein anderer, der völlig stumpf und gleichgültig ist und dazu noch irgend ein unreifer Mensch, der andere eben wegen ihrer Vorsicht verlacht und sich seiner Vernachlässigungen gradezu rühmt. Am allerwenigsten aber darf man erwarten, daß aus den unteren, breiten und zahlreichsten Schichten der Bevölkerung sich viele werden bereit finden lassen, zum Schutze ihrer Person und zur Erhöhung ihrer Sicherheit irgend welche Aufwendungen an Geld freiwillig darzubringen.

Schwerlich wird sich in Abrede stellen lassen, daß unter den Factoren, welche bei einer vorhandenen Epidemie zu deren Schärfung und Milderung erheblich beitragen, die Lebensweise der Bevölkerungen eine wichtige Rolle spielt. Unmäßigkeit, Ausschweifung, Armuth, mangelhafte Ernährung, Unreinlichkeit am Leibe und in der Wohnung fallen hier in's Gewicht.

Zum weitaus größten Theil entziehen sich diese Verhältnisse jeder schnellen Aenderung und irgend welcher von außen her zu übenden Einwirkung. Es ist leichter, die Volksmassen mit den nothwendigsten Elementarkenntnissen in der Schule auszurüsten, als sie zur Einsicht in die Bedingungen ihres physischen Wohlbefindens und zu einem dieser Einsicht entsprechenden Verhalten zu bewegen. Ob es jemals in der Culturgeschichte gelungen ist, ein dem Schmutze und der Trägheit stark zugeneigtes Volk zu den Tugenden der Reinlichkeit zu überreden, ist um so mehr zu bezweifeln, als selbst Religionsstifter unter gläubigen Massen mit ihren Ritualvorschriften niemals völlig durchzudringen vermochten; höchstens daß der oberflächliche Schmutz verschwand, um den gründlichen Schmutz noch gründlicher werden zu lassen.

Soweit Zwangsgesetze die der allgemeinen Gesundheit unmittelbar bedrohlichen Folgen schuldhafter Verwahrlosung der Einzelnen zu unterdrücken vermögen, sind sie unzweifelhaft berechtigt. Der Einzelne mag sich auf seine persönliche Freiheit und seine angestammten Menschenrechte berufen, wenn er selbst die üblen Wirkungen seiner gesundheitswidrigen Versäumnisse zu tragen hat. In Hinblick auf Seuchen hat der Individualismus keinen Sinn; und niemand bestreitet das Recht des Staates zur Zwangsimpfung zu greifen, wenn er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß für den öffentlichen Gesundheitszustand erhebliche Vortheile zu erwirken sind.

Die Wirksamkeit polizeilicher Zwangsvorschriften in der öffentlichen Gesundheitspflege vorausgesetzt, wird ein grundsätzliches Bedenken dagegen nicht erhoben werden können. Freilich muß man darauf gefaßt sein, daß jede Beschränkung, welche im Interesse der Gesammtheit für nothwendig befunden wird, den Widerspruch Einzelner herausfordert und ohne Verletzung gewisser ökonomischer Interessen niemals durchgeführt werden kann.

Die Communen gehen daher überall von der Erfahrung aus, daß Aufforderungen zur Wachsamkeit und Warnungen zu Zeiten einer Choleraepidemie niemals von der Gesammtheit Aller beachtet werden. Daß aber ihre theilweise Beachtung nur einen illusorischen Werth hat, liegt auf der Hand. In solchen Städten, in denen Familie und Haus

Digitized by Google

zusammenfallen, kann allenfalls noch darauf gerechnet werden, daß der Einzelne auf die Vortheile und Früchte seiner Einsicht baut. Auf der Basis der Selbstverantwortlichkeit und des Selbstschutzes ist das Einzelhaus auch die Quelle des Gemeinsinns. Wo aber, wie in unseren Großstädten, das Zusammenwohnen zahlreicher Familien in der Miethscaserne herkömmlich ist, wird jede Pflichterfüllung der einen Familie gelähmt, durch den berechtigten oder unberechtigten Verdacht, daß die verticale oder horizontale Nachbarfamilie durch ihre Unterlassung den Nutzen fremden Fleißes hintertreiben würde.

Zwei Thatsachen sind von allgemeiner Bedeutung. Ebenso zuversichtlich wie von einigen sachverständigen Beobachtern der Nutzen der Desinfectionen zum Schutze gewisser hinreichend abgeschlossener Gebäude behauptet wird, darf versichert werden, daß die unter Androhung von Polizeibußen vorgeschriebenen Entgiftungen der Aborte schon deswegen nutzlos bleiben müssen, weil sie niemals allgemein, hinreichend und planmäßig ausgeführt werden. Sodann: Trotz der allerdringendsten Warnungen wird die von Cholerakranken herrührende Wäsche mit gradezu frevelhaftem Leichtsinn in Verkehr gebracht, weiterbegeben, veräußert, unter Verschweigungen verkauft oder mit frömmelnder Wohlthätigkeit an Arme verschenkt.

Nehmen wir zuvörderst den guten Willen und den Gehorsam einer beliebigen städtischen Einwohnerschaft gegen die Behörden an. Die polizeiliche Verordnung wird eines Tages veröffentlicht. Nun entsteht die Frage: Wie viele lesen die entscheidende Zeitungsnummer nicht? Wie viele behalten, an ihre Geschäfte gehend, die Vorschrift einige Stunden im Gedächtniß? Wie viele sind es, die die Namen „Carbolsäure und Eisenvitriol" nach vierundzwanzig Stunden, vor allen Dingen aber die anempfohlenen Quantitäten vergessen haben? Wie viele haben in ihrem Haushalt Maß und Gewicht, um die nöthige Masse abzuwägen? Wie viele sind geneigt, die aufzuwendenden Geldsummen für solche Zwecke zu verausgaben? Und wie viele endlich fühlen sich durch die unmittelbare Wirkung der Desinfectionsmittel belästigt? Herr v. Pettenkofer erzählte mir die bemerkenswerthe Thatsache, daß die Bevölkerung des von der Cholera vorzugsweise heimgesuchten Stadttheils in Speyer, mit lebensgefährlichen Drohungen die Desinfection zu hindern suchte und allen Ernstes versicherte, eben davon sei die Cholera gekommen, daß man sie genöthigt habe, in einem künstlich erzeugten Dunst zu leben. Es dürfte in der That nur zwei Wege geben: entweder nach bestem Wissen den intelligenten Leuten die Desinfection zur freien Befolgung anheimzugeben, oder bei Zwangsvorschriften auch für deren allgemeine gleichmäßige, strenge Durchführung durch ein geschultes und entsprechend bezahltes Personal zu sorgen, damit dieses in periodischer Wiederholung unter Benutzung aller technisch erprobten Mittel selbst einschreite. Die bloße polizeiliche Nachfrage ob, und die entsprechende Antwort der Befragten, daß desinficirt worden sei, gewährt nicht die mindeste Bürgschaft.

Also: Entweder Freiheit oder ein wirksamer Zwang! Nur keine Beschränkungen, die keinen andern Nutzen gewähren als den täuschenden Schein oder eine trügerische Beruhigung des Gewissens! Meinerseits halte ich es für gerathen, zu den entschiedensten Maßregeln zu greifen, glaube aber, aufrichtig gestanden, daß diese Anforderung die Leistungsfähigkeit der Commune übersteigt. Zu erwägen ist: daß die städtischen Behörden meistentheils, zumal in den Sommerferien von der Cholera überrascht werden, daß der Giftstoff meistentheils bereits verbreitet ist, wenn zur Desinfection geschritten werden soll, und daß in jeder Stadt sich vor dem entscheidenden Handeln ein unfruchtbares Stadium theoretischer Disputation unter Sachverständigen abspinnt — was durchaus in der Natur der Umstände liegt und niemand zum persönlichen Vorwurf gereichen soll.

---

## Journalistische Probleme.

Von E. Frensdorff.

### II.

Die deutsche Presse ist im ganzen ehrlich. Steht sie an Opferbereitschaft, publicistischer Erfahrung, Einfluß und Macht der englischen einigermaßen nach, so überragt sie die französische außerordentlich an Kenntnissen, Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe. Man hat die Franzosen im allgemeinen mit Recht oder Unrecht geborne Schauspieler genannt. Von einem großen Theil ihrer Journalisten wird man zwar nicht sagen, daß sie zu den unerschrockensten Lügnern aller Zeiten gehören, was nicht schicklich wäre, aber man wird behaupten dürfen, daß die Frage, ob das, was sie melden, wahr ist oder nicht, zu ihren geringsten Sorgen gehört. Wer in Paris gelebt hat, weiß, daß die vor Mittag verbreiteten Nachrichten gewöhnlich sehr zweifelhafter Natur sind, während die über zwei Uhr Nachmittags hinaus unter dem Einfluß der Börse cursirenden aus begreiflichen Gründen jede Prüfung überflüssig machen. Seit dem Kriege hat sich diese Neigung zu den gröbsten Flunkereien, um die Sache beim Namen zu nennen, wo möglich noch vermehrt. Welche haarsträubenden Geschichten beispielsweise der pariser Figaro von dem Unglück während des Zapfenstreiches auf der Schloßfreiheit bei der Kaiserentrevue, September 1872, zu Tage gefördert hat, ist in jedermanns Erinnerung. Aber auch Vorgänge einer viel früheren Zeit haben in zahlreichen Fällen constatiren lassen, daß für französische Publicisten der augenblickliche Effect alles, die objective Treue von höchst secundärem Interesse ist.

Zu dem Beethovenfest in Bonn bei Enthüllung des Denkmals unseres großen Tondichters, Mitte August 1845, hatten englische, französische, belgische, natürlich auch deutsche Zeitungen Berichterstatter geschickt. Der durch seine Vorliebe für lateinische Citate und seine eigenartige Manier bekannte Theaterkritiker eines großen, ernsten, längere Zeit orleanistischen pariser Blattes hatte das Festreferat für das letztere übernommen. Mit einem Worte, es war, täuscht nicht die Erinnerung, Jules Janin in eigener Person. Bei dem gemeinsamen Diner erzählten diesem Herrn der joviale, 1864 verstorbene Ernst Weyden und andere kölner Humoristen aus Beethovens Leben eine Fülle von Anekdoten, wie sie nur die Weinlaune eingeben konnte. Gegen das Ende der Tafel bestellte der pariser Feuilletonist Schreibmaterialien in ein Nebenzimmer und entfernte sich während einiger Zeit. Als er erst nach einer Stunde wiedererschien, überkam die muthwilligen Rheinländer die Besorgniß, daß er alle jene Legenden über Beethoven an sein Blatt schreiben könnte. Einer faßte sich das Herz, bat um Verzeihung wegen der begangenen Missethat und mahnte zur Vorsicht wegen der etwaigen Wiedergabe des märchenhaften Zeugs. Jules Janin sah sehr verwundert darein und rief ein- über das anderemal: Mais c'est fait, la lettre est écrite, je vais l'expédier. Je vous assure, que c'est fort joli... Je vous devrai là un charmant effet!... Dabei blieb es. Und Jules Janin gehört zu den relativ aufrichtigsten Mitgliedern seiner Zunft!...

Wie es mit der anderweitigen Unbestechlichkeit der pariser Presse steht, wäre schwer zu sagen. Vereinzelte zum Glück auch einflußlose deutsche Blätter mögen in dieser Hinsicht ihrerseits kein Muster von Puritanismus sein. Ein von dem österreichischen Gesandten Prokesch von Osten bei seiner Abreise von Berlin verkaufter Schreibsecretär ließ eines Tages in einem geheimen Fach vergessene Briefschaften entdecken, über welche die Blätter damals eigenthümliche Andeutungen brachten.... Aber die vielleicht nicht überall ganz uneigennützige Vertretung bestimmter Interessen findet doch bei uns nicht mit derselben Unbefangenheit statt wie in Paris. Bei der bevorstehenden Verhandlung wegen eines Handelsvertrages in den sechziger Jahren zwischen Frankreich und einem kleinen

Digitized by Google

Nachbarlande begaben sich Delegirte des letzteren zu dem Redacteur einer großen freihändlerischen pariser Zeitung und baten um Unterstützung ihres Standpunktes, der mit den gewöhnlich von ihm vertheidigten volkswirthschaftlichen Maximen vollkommen übereinstimmte. Der Redacteur erwiderte sehr höflich: „Meine Herren, zu meinem lebhaften Bedauern kommen Sie zu spät. Ich habe schon die Vertretung des concurrirenden Interesses des .... Staates übernommen. Wären Sie drei Tage früher gekommen, hätten wir uns arrangiren können! . . .“ Ein Advocat, der irgend einen Proceß über einen zweifelhaften Fall zu führen eingewilligt, konnte sich nicht anders äußern. Das Erstaunen der Delegirten läßt sich errathen.

So etwas kommt doch, wie es in Maria und Magdalena heißt, bei uns nicht vor, wenigstens nicht in dieser Form. Die deutsche Ehrlichkeit erzeugt allerdings ein Selbstbewußtsein, welchem als der entsprechende Fehler, der einer guten Eigenschaft gewöhnlich zur Seite steht, eine zuweilen übergroße Freude an der eigenen Leistung ihren Ursprung verdankt. Das berühmte: „Wir, die wir“ der Leitartikel wurde schon früher charakterisirt. Die Correspondenten ihrerseits ergehen sich gern in Selbstcitaten, mögen diese auch nicht immer zu vermeiden sein, die denn doch jede durch den guten Geschmack vorgezeichnete Grenze oft stark überschreiten. Mit einer innigen fast andachtsvollen Weihe sprechen sie von „ihren Informationen“ und von dem, was sie „an dieser Stelle“ gemeldet haben. Das Publicum hat dafür nicht dasselbe Interesse. Amüsanter jedenfalls war jener angehende pariser Journalist, der eine Menge von Artikeln den Redactionen verschiedener Blätter zuschickte, die sie durchweg in den Papierkorb wandern ließen. Der Autor citirte trotzdem im Gespräche mit Bekannten die Erzeugnisse seiner Feder nach den Zeitungen, für welche sie bestimmt waren. Bald sagte er: Wie ich schon einmal im Siècle ausgeführt, bald: Wie ich im Journal des Débats nachgewiesen.... Fragte man ihn, wann der Aufsatz erschienen, gestand er nach einigem Zögern naiv, daß dieser nicht abgedruckt wäre.... So harmlos sind unsere publicistischen Landsleute in der Regel nicht geartet.

Mit der Eitelkeit geht Hand in Hand das Besserwissen und die Rechthaberei, die ebenfalls zuweilen unzulässige Dimensionen annehmen. In Berlin war einmal vor Jahren ein americanischer Gesandter bedenklich erkrankt. Als ein auswärtiges Blatt diese Nachricht zuerst meldete, wurde sie von den hauptstädtischen Organen entschieden dementirt. Zwei Tage darauf starb der Gesandte und dieselben Zeitungen sagten jetzt, der Diplomat wäre zwar unerwartet gestorben, aber seine Krankheit habe dazu keine Veranlassung gegeben, sei daher mit Unrecht als irgendwie gefährlich bezeichnet worden... Die Belege für diesen buchstäblich wahren und charakteristischen Vorgang würden sich nöthigenfalls noch beibringen lassen.

Auch das affectirte Ignoriren wichtiger Dinge, wenn man sie zu spät erfahren oder wenn sie nicht in den Kram passen, liefert überraschende Phänomene. Während der luxemburger Krisis im Jahre 1867, als die Verwickelung, wie spätere amtliche Enthüllungen bewiesen haben, bis hart an den Rand kriegerischer Gefahren vorgerückt war, brachte eine verbreitete deutsche Zeitung einen Leitartikel über die italienischen Kirchengüter, dann die gewöhnlichen Hof- und Stadtgeschichten, ferner eine spärliche Rubrik Ausland und ganz hinten erst versteckt unter den Depeschen zwei telegraphische Zeilen über Luxemburg. In dieser Weise hatte man sich mit der Pflicht der historischen Berichterstattung abgefunden.

Wer im allgemeinen die Welt der Philister studiren will, muß beobachten, was die namentlich für die letzteren bestimmte Zeitungslectüre an Erzählen unerheblicher Dinge und Verschweigen oder flüchtigem Behandeln der wichtigsten Ereignisse leistet. Der deutsche Abonnent freilich läßt sich darin Unglaubliches gefallen. In der Regel auf den Consum eines einzigen Blattes ausschließlich angewiesen, merkt er gar nicht, welche Küche ihm servirt wird und schwört auf seine Zeitung wie auf ein Evangelium. Solche Blätter sind das getreue Bild des kleinstädtischen Wesens, in dessen täglichen Klatsch die Weltgeschichte wie in einen stagnirenden Dorfteich unrettbar versinkt. Es kann denn auch nicht Wunder nehmen, daß die Bildung der Durchschnittsleser ein bestimmtes Niveau selten übersteigt. Man begreift die anerzogenen Mängel eines specifischen Publicums, aber die Gemüthslage der Redacteure bleibt vielen ein Räthsel.

Das Innere des Journalisten ist mehr noch als das des Alltagsmenschen nichts weniger als einfach, sondern zum mindesten zwiespältig. In seiner Brust wohnen nicht etwa zwei Seelen, sondern drei bis vier neben einander. Hat der Journalist Gutes prophezeit, und es tritt eine für ihn, sein Blatt oder seine Partei ungünstige Lösung ein, so ist er doppelt geschlagen. Er erleidet eine politische Niederlage und hat sich obendrein als falscher Augur compromittirt. Aber seine verzeihliche patriotische Hoffnung auf einen andern Ausgang gewährt ihm vor sich selbst eine gewisse Rechtfertigung. Unsäglich dagegen ist die Qual, wenn der Publicist Schlimmes vorhergesagt und es kommt besser, als er geahnt. Dann muß er sich vor den Leuten äußerlich freuen und weiß doch, daß seine Collegen ihn wegen der vergeblichen Schwarzseherei auslachen werden. In solche psychische Zustände kann sich ein nicht journalistisches Menschenkind nur schwer hineindenken.

Das Schreiben in Zeitungen ist auch noch von anderen Uebelständen begleitet, welche gelassen zu ertragen dem Neuling schwer fällt, während man darin bald eine besondere Uebung erlangt. Dahin gehört die Feindschaft ganz fremder oder wenig bekannter Personen, nach deren näherem Umgang auch schwerlich ein sehr lebhaftes Verlangen vorhanden sein dürfte. Man sieht sich plötzlich anonym oder sonstwie hinterrücks angegriffen, ohne eine Ahnung zu haben von dem Anlaß der offenbar bösgemeinten Attaque. Eine objective wahrheitsgetreue Darstellung hat jemandem seine nichts weniger als archimedischen halbwahren oder ganz falschen Cirkel gestört. Die sorgsame Erforschung einer Materie hat leichtsinnige, auf den Schein der Genauigkeit berechnete oder nicht ganz national gesinnte Meldungen durchkreuzt oder man hat sich sonst ein ähnliches Vergehen zu Schulden kommen lassen. Dann entsteht eine Gegnerschaft, von deren drastischen Symptomen besser keine Notiz genommen wird, auf welche sich aber die Anderen erfichtlich viel einbilden.

In Frieden zu leben, wenn es dem Nachbar nicht gefällt, ist namentlich für denjenigen schwer, der in mehreren Blättern schreibt und dadurch diesem oder jenem leicht in's Gehege kommt. Die Mitarbeiterschaft an einer gewissen Zahl von Blättern ist den deutschen Journalisten, vor allem den Correspondenten, eigenthümlich, bedingt indessen nicht immer eine gewerbmäßige Vervielfältigung desselben Berichtes und hat oft tadelnde Bemerkungen hervorgerufen, die den Beweis liefern, daß auch über den Ursprung dieses Brauches, sowie über die Bedingungen, unter welchen er sich entwickelt hat, unbegreifliche Irrthümer und Mißverständnisse verbreitet sind. Entstanden ist derselbe infolge der Zersplitterung der deutschen Presse, die mit dem geschichtlichen Mangel an nationaler Einheit Schritt hielt. Der Laie stellt sich gewöhnlich vor und der irgendwie dabei interessirte Eingeweihte gibt sich den Anschein zu glauben, daß diese Collaboration an verschiedenen Organen in erster Linie der Berechnung des reicheren materiellen Gewinnstes zu verdanken sei. Dies trifft indessen keineswegs überall zu. Manchfache Momente sind dabei mitbestimmend. Die fragliche journalistische Sitte gewährt zuerst vor allem einen größeren Einfluß. Wer möchte sich auf 30,000 oder 50,000 Leser beschränken, wenn er sich an 100,000 wenden kann? Wer möchte das aus freien Stücken thun, wenn er den berechtigten Ehrgeiz und das pflichterfüllte Streben hat, durch rastlose Agitation namentlich in bewegter Zeit und bei bestimmten Problemen für die als richtig und heilsam erkannten Ideen eine möglichst umfassende Propaganda zu machen? Ganz davoei zu schweigen, wie schwer es fällt, aus Bequemlichkeit oder einem

Digitized by Google

anderen untergeordneten Motiv sich von Blättern zu trennen, die in guten und bösen Tagen zu uns gehalten haben und mit welchen man gemeinsam die Jahre über doch mancherlei erkämpft und durchgesetzt hat...

Dazu kommt, daß angesichts der deutschen Neigung zum Individualisiren, man mag diese nun tadeln oder loben, bei uns keine ganz geschlossenen Parteiblätter existiren nnd sich jede Zeitung vorkommenden Falls die Emancipation von der ausgegebenen Parole auch der eigenen politischen Genossenschaft vorbehält. Bei schwebenden Fragen, wo die Partei eine Zeit lang unsicher schwankt, gehen die Blätter natürlich erst recht auseinander. Da kann es sich ereignen, daß für die Vertretung einer Ansicht, von deren Berechtigung der Publicist fest überzeugt ist, dieses oder jenes Blatt ihm vorläufig verschlossen bleibt. In solchen Fällen ist die Möglichkeit, anderswo zum Worte zu kommen, ein unbestreitbarer Vortheil.

Eine Beglaubigung bei mehreren Blättern als Mitarbeiter und Correspondent ist für den letzteren in Wahrheit ganz so unverfänglich wie etwa die Stellung eines Gesandten in Berlin für eine Zahl von deutschen Staaten, thüringischen oder anderen. Allerdings sind dabei für den Journalisten gewisse Voraussetzungen selbstverständlich maßgebend. Die verschiedenen Blätter müssen liberale sein und, wenn sie zum Theil im Auslande erscheinen, der Vertheidigung deutscher nationaler Interessen den genügenden Raum geben. Wer eine andere Praxis befolgt, mag als Kaufmann gute Geschäfte machen, wird jedoch eine literarische oder publicistische Position kaum beanspruchen.

Einige Beachtung der ästhetischen Gesichtspunkte wird andererseits in den meisten Fällen die Anwendung derselben Form bei den verschiedenen Berichten möglichst vermeiden lassen. Die wörtliche Wiedergabe derselben Schlagwörter, Witze und dergleichen macht einen unerfreulichen Eindruck. Wenn in fünf bis sechs Blättern beispielsweise eine Correspondenz mit dem stereotypen Ausrufe beginnt: Die Bombe ist geplatzt! so dürfte das die beabsichtigte Wirkung etwas beeinträchtigen.

Neuerdings wurde die Frage der Unterzeichnung der Artikel in der Presse angeregt. Eine geachtete berliner Zeitung ist mit dem Beispiel wohl versuchsweise vorangegangen. Man hat es hier ohne Zweifel mit einem jener journalistischen Probleme zu thun, die sich nicht nach vorgefaßten Ansichten in dem einen oder anderen Sinne lösen lassen. Die Erfahrung muß darüber entscheiden. An Argumenten für und gegen jenen Usus ist kein Mangel. Der Betrachtung, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit in dem Fall der Unterzeichnung die Presse mehr veredlen werde, steht die Reminiscenz der bonapartistischen Wirthschaft gegenüber, zu deren Geheimnissen administrativer Allmacht der Zwang der Unterschriften für die öffentlichen Blätter gehörte, ohne daß die Moralität der französischen Publicistik dadurch sonderlich gewonnen hätte. Ob unsere eng zugeschnittenen gesellschaftlichen Beziehungen das häufige Erscheinen desselben Namens in einer Zeitung vertragen würden, ist mindestens fraglich. Ein großes deutsches Blatt hat in Zeiten der Reaction und einem übelwollenden Oberpräsidenten gegenüber nicht einmal stehende Zeichen für die verschiedenen Verfasser seiner Leitartikel aufrechthalten können. Unterschriften vereinzeln, während die Zeitung als moralisches Gesammtwesen über eine ungleich energischere Action verfügt. Man denke an die Macht der auf Anonymität fußenden englischen Presse. Bei der Einführung des Unterzeichnens würden die Blätter andererseits die jeweiligen werthvollen Facharbeiten der Beamten und Personen in ähnlicher delicater Stellung großentheils einbüßen. Der Gegenstand ist damit keineswegs erschöpft und es sollten hier nur die Schwierigkeiten jener angeblichen Reform im Vorbeigehen angedeutet werden. Ein Journalist übrigens, dessen Zeichen in den Blättern für Freund und Feind ziemlich bekannt sind, wird über die Sache sich äußern dürfen, ohne in den Verdacht zu gerathen, daß er gegen die volle individuelle Uebernahme der Verantwortlichkeit für das, was er schreibt, irgend eine Abneigung empfinde. Aber solche Veränderungen lassen sich auch nicht obenhin behandeln und darüber vornehm abzusprechen, ist nicht jedermann berufen.

Zum Schluß dieses gegen die Absicht etwas ausführlich gerathenen Excurses mögen für einen etwaigen künftigen Leitfaden über den Gegenstand drei Maximen gleichsam als die Summe langjähriger Handhabung des einschlägenden Materials dem Publicum und den Redactionen empfohlen sein.

Zuerst das Geständniß, daß die Politik im allgemeinen und die Tagespublicistik insbesondere keineswegs zu den vorwiegend moralisirenden Momenten des menschlichen Lebens gehören. Begegnet man daher einem Arbeiter auf diesem dornigen Gebiet, der sich ein ausreichendes Maß von Selbstachtung und Ehrenhaftigkeit zu wahren gewußt hat, so soll man ihn respectiren und ihm einige Schwächen nachsehen.

Ein guter Zeitungsschreiber ist ferner derjenige, der mehr weiß als er sagt oder mittheilt, während die entgegengesetzte Eigenschaft der Charakteristik entbehren kann.

Die Journalisten endlich lassen sich im großen und ganzen in zwei Kategorien theilen. Es sind entweder Leute, die Geld verdienen, Recht behalten und ihre vermeintlichen Concurrenten mit erlaubten und unerlaubten Mitteln möglichst viel beschädigen wollen. Oder es sind solche, für die zwischen Himmel und Erde einige andere Dinge existiren, welche sie des Schweißes der Edlen und der eigenen Anstrengung werth erachten.

## Literatur und Kunst.

### David Friedrich Strauß.

Der 11. Februar, an dem wir D. Fr. Strauß zu seiner letzten Ruhestätte das Geleite gaben, war ein kalter schöner Wintertag: hell und klar schien die Sonne, fast als wollte sie zeigen, daß hier ein Mann zur Erde bestattet werde, der es an Klarheit ihr gleich zu thun versucht habe. Es war ein stattlicher Zug, der sich durch die mehr als je belebten Straßen Ludwigsburgs dem Friedhof zu bewegte; und so wehmüthig es mir um's Herz war, so freute ich mich doch, daß heute so manche sich zu Strauß bekennen — sei's nun mit dem Kopfe oder mit dem Herzen. Zugleich aber fühlte ich mich und fühlten sich viele mit mir gehoben durch den Anblick, der uns noch zu Theil geworden war. Wir hatten den Todten noch einmal gesehen, noch einmal die Denkerstirne, die so frei und fest die geschlossenen Augen überragte, noch einmal den Mund, der von Leiden zeugte und doch von Freundlichkeit und Frieden umspielt war, geschaut. So lag er inmitten seiner Bücher, gebettet in herrlichstes Grün: es war ein Anblick, in aller Einfachheit schön und groß, wie ich noch nie etwas gesehen.

Am Grab sprach bekanntlich zuerst Professor Reuschle, den Gestorbenen kurz und bündig als den Lessing des 19. Jahrhunderts bezeichnend. Man hat seitdem diesen Namen als einen zu hohen bezeichnet und daher dürfen wir wohl fragen, ob und wodurch ihn Strauß verdient habe.

Daß er ein Meister des Stils war, wie Lessing, wer wollte das bestreiten? Seine Biographien: Schubart, der mißhandelte schwäbische Dichter; Frischlin, das reichangelegte aber verkommene Genie; Märklin, Straußens Freund und Jugendgenosse, der am Zwiespalt zwischen Beruf und Ueberzeugung scheiterte; Hutten, der freie große Humanist; Reimarus, der klare schneidige Kritiker; Voltaire, der französische Dichter und Philosoph — sie alle haben ihre erste Bedeutung in der classischen stilistischen Behandlung, in der wahrhaft künstlerischen Vollendung der Form. So durchsichtig und klar, so körnig und frisch ist seit Lessing und Goethe nicht mehr geschrieben worden; selbst die bittersten Feinde haben das zu allen Zeiten anerkannt. Aber auch inhaltlich erinnern diese Biographien an Lessing: wie dieser Männern, deren Ruf in der Geschichte ein zweideutiger geworden war, eine reinigende und läuternde Darstellung widmete, z. B. einem Horaz, einem Berengar von Tours, so hat Strauß die Cha-

Digitized by Google

rakterbilder von Männern, in deren Natur er ächtes Gold erkannte, durch eingehendes Studium von dem sie bedeckenden Staub befreit und zur ehemaligen Schönheit wiederhergestellt. Und doch waren es keine Rettungen im modernen Sinn des Worts, sondern objective Darstellungen sine ira et studio — oder ja, mit der Liebe des Historikers für geschichtliche Treue, mit der Liebe des gestaltenden Künstlers für seinen Stoff. Denn wenn Strauß auch kein ausübender Künstler im engeren Sinn gewesen ist, kein Dichter wie Lessing, so fehlte es ihm doch nicht an künstlerischer Begabung. Seine Biographien zeugen davon wie durch ihren Stil, so vor allem durch ihre plastische Gestaltung, ihre vollendete Composition.

Und weiter — die Straußischen Streitschriften. Wie Lessing war Strauß eine kritische Natur und hatte unstreitig auch eine polemische Ader in sich. Wer die Streitschriften, die dem ersten und dem zweiten Leben Jesu und auch seinem neuesten Werk wieder gefolgt sind, vor allem die gegen Menzel und die gegen den „halben" Schenkel liest, der muß bekennen: das ist nicht aufgedrungen, sondern ächte, naturwüchsige Polemik. Und selbst in den Schriften, die es mit keinem einzelnen Gegner zu thun haben, z. B. in der Dogmatik, sind eben die polemischen Partien unübertrefflich und zeigen durch ihren Humor die Freude Straußens am frischen fröhlichen Krieg im Reich des Geistes: so — um nur Eine anzuführen — jene Stelle gegen Weiße, den fast vergessenen Philosophen, dem er zuruft: „Wo ist das symbolum quicunque? gebt es mir her! ich will es zehnmal beschwören, ehe ich die Sätze unseres Philosophen nur Einmal anders als Aberwitz nenne".

Endlich und vor allem war Strauß wie Lessing ein kühner Held der Kritik, unerschrocken und ohne Menschenfurcht, unerbittlich; wo es die Wahrheit galt, ohne Pietät gegen Aberglauben und Vorurtheil. Auch er wollte lieber den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit obschon mit dem Zusatz, immer und ewig zu irren, als im trägen Besitz einer fertigen Wahrheit, die doch nur für einen Gott allein ist, ausruhen auf dem Faulpolster des Glaubens. Darum berührt er sich auch in der Wahl seines Gegenstandes mit Lessing: wie dieser im Kampf gegen den Hauptpastor die Fragmente seines Ungenannten der Orthodoxie gegenüber vertheidigt, deren abscheuliches Gebäude von Unsinn er verachtet, so hat Strauß diese Kritik am kirchlichen Glauben fortgesetzt oder nein! — erst in die richtige Bahn gelenkt durch sein Leben Jesu, wo zum ersten Mal der Begriff des Mythus auf die ganze neutestamentliche Geschichte angewendet und dadurch weit über die theologischen Schulen hinaus die historische Auffassung der christlichen Legenden zur Anerkennung gebracht wurde. Und wie das Leben Jesu die evangelische Geschichte, so löste die Dogmatik — als nothwendige Ergänzung zu jenem die ganze kirchliche Lehre auf. Im Tigel der historischen Kritik wird Dogma um Dogma eingeschmolzen, bis schließlich alles verdampft ist — in Hegel'scher Philosophie. Daß das eine gewisse Einseitigkeit war, ist nicht zu leugnen. Aber trotzdem ist die Straußische Glaubenslehre ein Meisterwerk kritischen Schaffens und philosophischen Denkens. Und wie einem Lessing „das vernünftige Christenthum" noch ungenießbarer und gefährlicher erschien als das orthodoxe, weil man so eigentlich nicht wisse weder wo ihm die Vernunft noch wo ihm das Christenthum sitze, so hat auch Strauß im alten und neuen Glauben die protestantenvereinlichen Theorien für doppelt und dreifach absurd erklärt und die Sonderung zwischen moderner und christlich-kirchlicher Weltanschauung so reinlich vollzogen, daß er der Welt das höchst unbequeme Facit unter ihre Rechnung setzte: Wir sind keine Christen mehr!

Freilich — Strauß hatte einen Lessing vor sich, ist der zweite, wo Lessing der erste war, und darum steht dieser höher als jener. Und ebenso ist nicht zu bestreiten, daß Lessing als Dichter der Minna, des Nathan künstlerischer schuf und volksthümlicher wirkte, und daher auch in weiteren Kreisen seine Spuren zog. Aber dafür ist ihm Strauß an der Tiefe des philosophischen Denkens entschieden überlegen. Denn wenn auch Lessings philosophische Aufstellungen ihn als den größten von den Philosophen der Aufklärungsperiode erscheinen lassen, so kann doch nur in der Strenge des systematischen Denkens der wirkliche Philosoph gezeitigt werden und sich dieser Zucht zu unterziehen, dazu fehlte es Lessing an Geduld. Und überdieß — wie der ganze Lebensweg Lessings ein tief tragischer gewesen ist, so gehört es nicht am wenigsten zu dieser großen Lebenstragödie, daß er Kants Kritik der reinen Vernunft nicht mehr erleben durfte. Ihre methodische Zucht hat Strauß durchgemacht und hat Geduld gelernt an Hegels Logik, die er mit so großem Erfolg als Repetent am Stift zu Tübingen docirte. Daher ist er der systematischere, philosophisch tiefere, wenn Lessing der genialere, der vielseitigere Geist gewesen ist.

Der zweite Redner, Director v. Binder, ein Jugendfreund von Strauß, knüpfte an an die Zeit, da sie gemeinsam als vierzehnjährige Knaben in die Klosterschule Blaubeuren eintraten — Strauß als zarter schmächtiger Knabe mit großem dunkeln Auge. Dort hat er bekanntlich schon Chr. F. Baur zum Lehrer gehabt, den er dann in Tübingen wieder traf, wohin Strauß 1825 übersiedelte. Hier studirte er mit eisernem Fleiß Philosophie und Theologie: selbst die langweiligsten Vorlesungen besuchte er mit gewissenhaftester Regelmäßigkeit. Daneben hatte er „ein lebhaftes Bedürfniß, sich an wenige Freunde enger anzuschließen, war heiter und witzig in Gesellschaft, dabei aber stets maßvoll und züchtig, jeder Unanständigkeit und Ausgelassenheit abgeneigt".

Nachdem er das theologische Examen mit unerhörtem Glanze bestanden hatte, wurde er Vicar, dann Repetent an der Klosterschule in Maulbronn. Ehe er als Repetent des Stiftes wieder nach Tübingen zurückkehrte, hatte er in Berlin die Philosophie des eben verstorbenen Hegel an der Quelle studirt, und Schleiermacher persönlich kennen gelernt. Voll von den Eindrücken, die er dort empfangen, benützte er die venia legendi zu den zündenden philosophischen Vorlesungen. Vor allem aber entstammt ja gerade dieser Zeit das Ereigniß seines Lebens — das Leben Jesu. Rasch vom Stift entfernt, wurde er am Lyceum seiner Vaterstadt Ludwigsburg angestellt, gab aber dieses Amt alsbald wieder auf und privatisirte in Stuttgart. Hier setzte er sich mit seinen Gegnern in den schon genannten Streitschriften aus einander, und machte sich dann an die Dogmatik, welche aber erst 1840 erschien, nachdem der Versuch der zürcher Regierung, ihn an die Hochschule zu berufen, an dem Widerstand des fanatisirten Volkes gescheitert war. Die Reaction, welcher die Regierung selbst zum Opfer fiel, war von kurzer Dauer: heut zu Tage sieht's anders aus im Canton Zürich.

Schmerzlich begrub wohl Strauß diese Hoffnung auf eine akademische Thätigkeit, die ihm noch zweimal winkte: aber das eine Mal scheiterte es an der Bedenklichkeit des badischen Cultusministers, das zweite Mal war es —zu spät. Wie sehr er diese Wirksamkeit des Worts vermißte, beweist seine Aeußerung, daß er sich ein ständiges Amt wünsche, „und wäre es auch nur eine bescheidene Lehrstelle".

In jene Zeit fällt seine Ehe mit der berühmten Sängerin Agnes Schebest. Dieselbe war keine glückliche und wurde bald wieder getrennt. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren die Freude und das Glück seines späteren Lebens.

Das politische Auftreten Straußens beschränkte sich praktisch auf sein engeres Vaterland: er wurde im Jahre 1848 Abgeordneter der württemberg'schen Kammer. Die conservative Haltung, welche man von ihm nicht erwartet hatte, zog ihm ein Mißtrauensvotum seiner Wähler zu, und infolge davon legte er aus Anlaß eines schwerlich gerechtfertigten Ordnungsrufes von Seiten des Präsidenten sein Mandat nieder. Literarisch hat sein Schriftchen über den Romantiker auf dem Thron der Cäsaren — jene geistvolle paradoxe Parallele zwischen Julianus Apostata und Friedrich Wilhelm IV. Aufsehen gemacht: und in seinen kleinen Schriften der sechziger Jahre, in seinem berühmten Briefwechsel mit Renan über das Recht der deutschen Sache a. 1870 und endlich im vierten Capitel des alten und des neuen Glaubens zeigte er sein reges Interesse an den politischen Fragen der Gegenwart und vor allem seine Begeisterung für Deutschlands Einheit und Größe.

Dagegen ist seine conservative Haltung in der Politik wirklich auffallend. Natur und Erfahrungen haben wohl hiebei zusammengewirkt. Schon sein Aeußeres, jene einfache, schlichte, juridisch-knappe Erscheinung ließ in ihm alles eher vermuthen, als den Revolutionär des Geistes. Und dann — das Volk vor allem war es, welches von seinen geistlichen Führern fanatisirt in ihm den Ketzer und Antichrist, den Gottesleugner sah, den zu beschimpfen und zu verstoßen ein gutes Werk sei; und darum wandte er sich von ihm ab. Und doch

Digitized by Google

gehört sein Wirken sicherlich dem Volke an: sein Leben Jesu von 1863 ist für's deutsche Volk bearbeitet; sein neuestes Werk ist nicht geschrieben für zünftige Gelehrte, welche sich in der Mehrzahl auch alsbald beeilt haben, die Welt von ihrem Dissens zu überzeugen, sondern für den freisinnigen Theil des Volkes überhaupt, welches ihm zugehört, wie er diesem Volk. Darum waren auch die Schlußworte des zweiten Redners am Grabe: „Ruhe sanft, lieber Freund, ruhe sanft! die Jugend deines Volks wird dich nicht vergessen!" in ihrer Wahrheit so tief ergreifend für alle Hörer.

Der letzte Redner, Dr. Ruoff, sprach zum Schluß noch einige tiefgefühlte Worte als Verwandter des Todten, der den Namen seiner Mutter trägt, von welcher uns Strauß selbst ein so herrliches Lebensbild entworfen hat. Dasselbe beweist, wie befähigt derselbe gewesen ist Liebe zu geben und Liebe zu nehmen, wenn man sie ihm gleich nur spärlich in seinem Leben entgegengebracht hat. Denn viel gemieden, viel gehaßt war er, und hat das, wie es seine „friedlichen Blätter" beweisen, tief schmerzlich empfunden. Auch haben ihm die bittern Angriffe wegen seines letzten Werkes recht empfindlich wehe gethan, wie er mir das selbst gesagt hat. Er hatte in diesem Buch ja nur sagen wollen, was bewußt oder unbewußt auf vieler Lippen und in vieler Herzen lag.

Und daß er das auch wirklich gesagt, daß er seine Zeit verstanden hat, beweist die Theilnahme für ihn auf seinem letzten schweren Lager. Wie ein Held hat er hier gelitten und geduldet, nachdem er Jahre lang als ein Held des Geistes einen guten Kampf gekämpft hatte. Von ihm gilt vor andern: Dieser ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.

Die Summe von dem geistigen Wesen des Mannes heute schon ziehen zu wollen, wäre verfrüht; läßt sich ja nicht einmal die Frage schon endgiltig entscheiden, ob das Buch vom alten und vom neuen Glauben — wie ich glaube: das reifste Werk Straußischen Geistes war, oder ob es ein Werk des Greisenalters ist, welches doch etwas allzufrüh angesetzt werden müßte, ein Werk der Verbitterung, von der man doch im kurz zuvor erschienenen Voltaire nichts spürt. Aber ob er nun blos das Alte und Veraltete in Trümmer geschlagen oder ob er auch wirklich Neues gebaut oder doch den Weg gewiesen hat, der einzig die Weltstraße der Zukunft ist, nur freilich noch mancher Auffüllungen und Absprengungen bedarf — immer wird das gelten, was er von sich selbst rühmen durfte, daß er kein ungerechter Haushalter gewesen sei, sondern gethan habe, wozu er Kraft und Trieb in sich empfunden, und es gethan habe, ohne rechts und links zu sehen, ohne jemands Gunst zu suchen oder jemands Abgunst zu scheuen. Kurz er war, was nicht viele von sich rühmen können, ein ganzer Mann.

Winterthur, März 1874.

**Theobald Ziegler.**

---

## Zur Technik des Romans.

Mit besonderer Beziehung auf G. Eliots Middlemarch.

Von **Friedrich Spielhagen.**

### III.

Welches Mittel gewährt dem Epiker seine Kunst? nur eines! wie kann er die Welt gestalten, die sich ihm gestalten soll und muß? nur auf eine Weise! nur dadurch, daß er Gestalten schafft, daß er diese Gestalten handeln läßt.

Die Sache klingt so einfach, und ist es auch wirklich, und ist so wahr, wie sie einfach ist; und doch! „wie ärgert die Menschen, daß die Wahrheit so einfach ist!"

Freilich sie muß auch wohl eben so schwer sein wie einfach, oder es würde nicht von Anbeginn der epischen Kunst bis auf den heutigen Tag so sehr, so unglaublich gegen die einfache Wahrheit gefrevelt worden sein und gefrevelt werden. Schläft doch — man darf es ja sagen, nachdem die Entdeckung bereits seit längerer Zeit gemacht ist — schläft doch zuweilen selbst der gute Homer!

Oder heißt es wach und bei der Sache und „mitten in den Dingen" sein, wie er es doch sonst ist, wenn er im ersten Gesange der Ilias V. 1—15, von dem Achill sagt — ich erlaube mir, da mir die Voß'sche nicht zur Hand, eine prosaische wörtliche Uebersetzung zu geben: „Achill gehörte zu jenen Heldengestalten, denen eine prächtige Bewaffnung zur Erhöhung ihrer Heldenhaftigkeit zu dienen scheint. Seine Hand und sein Handgelenk waren so mächtig geformt, daß er getrost den Schild, welchen ihm Hephaistos selbst geschmiedet, tragen konnte, und sein Profil sowohl, wie seine ganze Gestalt und sein Behaben schienen stets durch prächtige Bewaffnung nur an Würde zu gewinnen, so daß seine ganze Erscheinung inmitten der übrigen Helden den Eindruck eines schönen Citats aus einer Odysseischen oder Nestorischen Rede in dem Munde des Thersites machte. Man bezeichnete ihn allgemein als sehr tapfer; fügte aber regelmäßig hinzu, daß sein Freund Patroklos ein besseres Herz habe. Gleichwohl trug Patroklos fast ebenso prächtige Waffen, und nur sehr scharfe Beobachter nahmen wahr, daß dieselben sich doch in etwas von denen des Achilleus unterschieden, und mit einer allerdings nur geringfügigen Nüance arrangirt waren, denn die prächtige Bewaffnung des Achilleus hatte ihren Grund in verschiedenen Ursachen, von denen die meisten auch für Patroklos maßgebend waren. Das stolze Bewußtsein, Helden zu sein, war eine dieser Ursachen: die Familie der Peliden war, obgleich nicht gerade eine zeusentsprossene, doch eine sehr gute; wenn man ihrer Herkunft ein oder zwei Generationen nachging, so fand man unter den Voreltern keine Sauhirten und Ruderknechte, sondern nichts Geringeres als einen Weinbergbesitzer und einen Seeräubercapitän; und wenn man den Stammbaum noch weiter verfolgte, so kam man auf einen klugen Herrn (*βουληφόρον ἄνδρα*), der unter Herakles gegen die Amazonen gedient, sich aber hernach wieder dem Eurystheus angeschlossen und sich als Besitzer eines respectablen Grundbesitzes (*ἄφνειος βιότοιο*) allen Verfolgungen der Herakliden zu entziehen gewußt hatte. Ein Held von solcher Herkunft u. s. w.*)"

Heiliger Schatten, verzeihe, daß ich moderne Kleinheit an Deiner Größe gemessen habe! Oder soll ich moderne Kleinheit um Entschuldigung bitten, daß ich sie neben eine Größe stelle, die zu erreichen sie nie hoffen darf?

Wie oft ist mir dieser Einwand der Grundverschiedenheit der Bedingungen antiker und moderner epischer Poesie und der daraus folgenden Unmöglichkeit, an beide denselben Maßstab zu legen, gemacht worden! Und doch gibt es nur einen Maßstab, und doch ist das Gesetz der epischen Phantasie für uns absolut dasselbe, wie für die Dichter der Ilias und der Odyssee: Du sollst uns Menschen handelnd vorführen, du sollst dies und nichts anderes thun, weil du nichts anderes thun kannst, ohne in demselben Moment aufzuhören, ein epischer Dichter zu sein.

Und dafür etwas zu werden, was sich zu dem Dichter verhält, ungefähr wie der geheime Rath zu dem Helden, wie der Kammerdiener zu seinem Herrn, wie — jene obige Parodie des Anfangs von Middlemarch zu dem Anfang der Ilias.

Sage mir niemand, daß wir Modernen zu diesen epischen Geheimrathsmanieren und Kammerdienerkunststücken ein für alle Mal verurtheilt sind! daß kein moderner Roman ohne diese Concessionen an die Prosa — denn Prosa in des Wortes schlimmster Bedeutung ist es doch wohl! — zu Stande kommen könne! Ich stelle es durchaus in Abrede, selbst, wenn mir nachgewiesen würde, daß factisch ein solcher Roman nicht existire. So kann er jedenfalls noch einmal geschrieben werden, so wird er jedenfalls noch einmal geschrieben werden, von einem Dichter, der mit der vollkommenen Einsicht in jenes große epische Gesetz eine Phantasie verbindet, welche alle künstlichen d. h. prosaischen Hülfsmittel verschmäht und verschmähen darf, weil sie stark genug ist, in sich selbst zu ruhen und sich

*) Das Und so weiter bitte ich in Middlemarch I., erstes Capitel S. 2 und ff. nachzusehen. A. d. V.

Digitized by Google

selbst zu verbürgen. Ja, wo diese Phantasie vorhanden ist, bedarf es jener Einsicht gar nicht einmal, da die Phantasie, die epische Phantasie, gar nichts anderes kann, als Gestalten schaffen, da sie nur im Gestaltenschaffen besteht.

Und was ich nun unter Gestaltenschaffen verstehe? wie ich meine, daß der epische Dichter schaffen muß, so lange er Dichter sein und heißen will?

Ich durchsprach einst mit einem befreundeten Romandichter das für uns beide gleich wichtige Thema. Zuletzt sagte der Freund: Sie haben vollkommen Recht; es gibt nur eine Darstellungsweise: Alles für, alles durch die Personen! Der Dichter als solcher hat mit dem Leser direct schlechterdings nichts zu schaffen; hat ihm kein Wort zu sagen, keines. Ich glaube, der rechte Anfang für einen Roman wäre nach dem Schema: Es waren einmal zwei Knaben, der eine hieß Paul und der andere Peter, und Paul war gut und Peter war schlecht. — Verzeihen Sie, unterbrach ich den Freund; ich meine, Sie können diese zwei Zeilen sparen; denn von der einstigen Existenz der Knaben werden wir uns wohl überzeugen, wenn Sie sie selbst auftreten und irgend etwas thun lassen, was von existirenden Menschen gethan zu werden pflegt, und dabei werden Sie auch sicher Gelegenheit finden, die Knaben bei ihren betreffenden Namen zu rufen, vielleicht auch — was sich immer besonders hübsch macht — es so einzurichten, daß einer den andern nennt; und was das Gut- und Schlechtsein anbetrifft, so können Sie das Urtheil darüber getrost dem Leser überlassen wenn Sie ihm nur hinreichendes Material geben, und dies Material sollte ja wohl eben der Roman selbst liefern. — Wenn Sie so wollen, sagte der Freund lachend, werden Sie von unsrer Romanliteratur verzweifelt viel über Bord werfen müssen, ich fürchte, selbst Goethe ist dann nicht mehr ohne Flecken; so zum Beispiel müssen Sie gleich die erste Zeile der Wahlverwandtschaften streichen. — Und das würde ich, erwiderte ich; und würde damit dem Altmeister und seinem Werke einen Dienst zu erweisen glauben: „Eduard — so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter — Eduard hatte in seiner Baumschule .." Nein! „Eduard hatte in seiner Baumschule .." so sollte der Roman beginnen; so beginnt der Roman, denn das Eingeschobene ist nichts als eine prosaische, gänzlich überflüssige Notiz des Dichters, der seinen Helden mit dem ersten Worte ja bereits genannt und den ganzen Roman vor sich hat, um den Leser auf hunderterleiweise in das Geheimniß einzuweihen, daß dieser Held reich und ein Baron ist und im besten Mannesalter steht.

Dieses unglückliche „So nennen wir u. s. w." ist nicht das einzige, aber eines der vorzüglichsten Recepte für jene pseudo-poetischen Bettelsuppen, die überall in unsrer Romanliteratur (und der ausländischen dazu) neben hier und da guter poetischer Kost in größeren und kleineren Portionen gekocht werden und die stets ein so großes Publicum haben. Und wie könnten wir das Publicum schelten, daß es an diesen Geschmacklosigkeiten Geschmack findet und den Betrug nicht merkt, den die Dichter an ihm verüben, wenn die Herren selbst oft naiv genug sind, ihre Waare für echt zu halten, keine oder kaum eine Ahnung haben, daß sie Falschmünzer der Phantasie sind.

George Eliot hat ein wahrhaft classisches Zeugniß für diesen seltsamen, schier unbegreiflichen Mangel an Selbstkenntniß abgelegt. Sie vergleicht sich einmal (II. Cap. 15) mit ihrem großen Vorfahren Fielding und erwähnt dessen eigenthümliche, durch den ganzen Tom Jones befolgte Methode, in den Einleitungscapiteln zu den einzelnen Büchern seiner Geschichte „seinen Lehnstuhl auf das Proscenium zu rücken, um mit dem Publicum in dem ganzen gesunden Behagen seiner schönen Sprache" und — fügen wir hinzu — seines herrlichen Naturells zu plaudern über, was man im gewöhnlichen Leben, Gott und die ganze Welt nennt. Dann fährt sie wörtlich fort: „Wir späteren Geschichtenschreiber müssen uns nicht durch sein Beispiel verleiten lassen; und wenn wir's thäten, würde wahrscheinlich unser Geplauder dünn und tendenziös ausfallen. Ich zum wenigsten habe so viel damit zu thun, verschiedene menschliche Geschicke zu entwirren, und zu beobachten, wie sie gewebt und verwebt waren, daß alles Licht, über das ich verfügen kann, auf dieses besondere Gewebe concentrirt werden muß, und nicht über jenes verlockende Gebiet sich einander bedingender Erscheinungen ausgebreitet werden darf, welches wir unter dem Worte Universum begreifen."

Ist es möglich! ist es möglich, daß die sonst doch so scharfsinnige Frau nicht sieht, nicht ahnt, wie sie genau das thut, was Fielding gethan, blos weil jener noch den Geschmack hat, seine philosophischen und humoristischen Parabasen von der eigentlichen Komödie zu trennen, und sobald er dieselben, in seiner Eigenschaft als Schauspieldirector, vorgetragen, für seine Person von der Bühne zu verschwinden, während sie — George Eliot — eigentlich fortwährend auf der Bühne bleibt, und ihre Personen kaum einen Augenblick allein läßt!

Was hat sie aber auch nicht alles zu thun! wie muß sie hier diesem noch im letzten Moment die Falten zurecht zupfen und jenem noch ein wenig Schminke auflegen; und dem dritten noch ein Paar Sohlen unterschnallen; und dann dem Publicum, das sonst doch am Ende nicht dahinter kommt, privatim und in vertraulichem Flüstertone mittheilen, daß „Hand und Handgelenk ihrer Heldin so schön geformt sind", wie man zweifellos sehen wird, wenn sie den Aermel zurückstreift! und was dergleichen wichtig-unwichtige Heimlichkeiten mehr, die alle ein paar Seiten später ihre nothwendige Erklärung finden!

Denn das ist das Charakteristische aller dieser discreten und indiscreten Mittheilungen des Autors hinter dem Rücken seiner Personen in das Ohr des Publicums, daß sie — wie sie aus ästhetischen Gründen nicht geduldet werden können — so auch praktisch sich meistens als unnöthig erweisen. Bedenke doch jeder Romandichter nur, daß, besonders in einem langathmigen Werke, in dem fortwährenden Hinüber und Herüber, in dem beständigen Wechsel der Stellungen, zu welchen die Personen durch die Natur der Sache, durch die sich einander ablösenden Scenen und Begebenheiten gezwungen sind, jede Seite von ihnen einmal und meistens mehrmals zu Erscheinung kommen und in das helle Licht treten muß! bedenken sie, daß es sogar fast immer unnöthig sein wird, aus dem früheren Leben der Personen zu recapituliren, weil der Leser aus dem, was ist, sehr wohl einen Schluß wird machen können auf das, was war, sogar hinsichtlich der historischen Facta, geschweige denn bezüglich der moralischen Entwickelung. „Schon in frühester Jugend war es ihre Art gewesen, sich nicht zu zanken!" sagt George Eliot von Celia; lieber Himmel, als wenn ein verständiger Mensch auf den Gedanken kommen würde, daß ein gutmüthiges Reh sein Leben als Tigerkatze angefangen! Und so beinahe auf jeder Seite der acht Bände von Middlemarch dieselbe aufdringliche Mittheilsamkeit und unnöthige Dienstfertigkeit, die noch dazu im Grunde eine beständige Beleidigung für den Leser ist. Dorothea läßt sich nach einer schrecklichen Nacht, in der sie ihre Liebe begraben zu haben glaubt, ein neues Kleid bringen. Tantripp — die Kammerfrau — wundert sich über einen Wunsch, der zu der verstörten Miene der Herrin nicht zu passen scheint. „Tantripp würde niemals den Schlüssel zu diesem Räthsel gefunden haben. Dorothea wünschte sich selbst zu beweisen" — folgt nun der Grund, welcher beweist, daß wir in diesem Falle, wie in tausend andern, wie überall für die Dichterin — Tantripps sind.

Wahrlich das Publicum sollte sich diese Beweise so tiefer Mißachtung seiner Verstandes- und Herzensbildung ernstlich verbitten! Aber die Sache liegt leider so, daß Dichter und Publicum sich gegenseitig in die Hände arbeiten, diese Gattung von Poesie, die keine ist, zu pflegen und unsterblich zu machen. Ist sie doch für jene ein so bequemes und billiges Surrogat der eigentlichen poetischen Arbeit! erleichtert es doch diesem die saure Mühe des Nachschaffenmüssens, des Nachdenkenmüssens! Denn diese scheinbar tiefsinnigste Art der Arbeit, welche einem gewissen Publicum so erstaunlich imponirt, ist in Wahrheit die allerflachste und eine Prämie für die Gedankenlosigkeit der Leser.

Digitized by Google

Die bessere Sorte der letzteren hat nun allerdings einen Scheingrund, den ich oft habe vorbringen hören. Zugegeben, sagen sie, daß jenes alles, was du da rügst, Beiwerk, ja sogar unnöthiges Beiwerk und ganz sicher keine Poesie ist, die ja nur durch die Phantasie auf die Phantasie wirken, die ja nur handelnde Gestalten schaffen, aber nicht über diese Gestalten und ihre Handlungen reflectiren kann — zugegeben! aber wie interessant sind diese Reflexionen nicht, können sie nicht wenigstens sein! Wie gewähren sie uns einen so kostbaren Einblick in die Werkstatt des Künstlers, in sein geheimstes Gedankenleben, in den schöpferischen Proceß, aus welchem sein Kunstwerk hervorgeht.

Und eine solche Ironie auf alles, was Kunst heißt, hören Dichter oder solche, die sich doch gern so nennen lassen, an, ohne zu erröthen, ohne zu bedenken, daß jede Köchin sie beschämt, welche weder die Recepte, nach denen sie gekocht, noch die Abfälle der Materialien, aus welchen sie ihre Suppen, Fricassées und Braten hergestellt, sondern nur die rein servirten Gerichte in das Zimmer und auf die Tafel schickt.

Denn was wären denn jene: „So nennen wir einen reichen Baron ... Wenn er etwas Unangenehmes zu sagen hatte, so pflegte Mr. Brooke ... Man bedenke, daß Lydgate einer der stolzesten Menschen war ... Wo der Schwerpunkt von Mr. Casaubons Charakter eigentlich lag, darüber werden uns seine Handlungen aufklären ..." was ist das alles, als Recepte und Abfälle, als Notizen, die sich der Dichter, ehe er beginnt, selbstverständlich von seinen Personen macht, als das Gerüste, auf welchem der Künstler an seinen Fresken malt, und wenn es hoch kommt: die erste rauhe, mit Kohle flüchtig an die Wand geworfene Skizze! Jenes: Wo der Schwerpunkt von Mr. Casaubons Charakter eigentlich lag (IV, 371) — ist eine der köstlichsten Naivetäten in diesem Genre, im Vergleich zu welchem die Ankündigung des Circus: Mademoiselle Celinde in ihren grotesken Springen ... von einem erhabenen Ernste ist.

Und das nennt George Eliot, das nennen unzählige Romanschreiber mit ihr: „alles Licht, über das sie verfügen kann, auf das Gewebe der menschlichen Geschicke, welches sie zu entwirren hat, concentriren!" Führen Sie uns Mr. Casaubon handelnd vor, Madame, und löschen Sie Ihr Licht aus!

Und nun gar jene Reflexionen, die wie der Geist Gottes über den Wassern schweben, jene tiefsinnigen Deutungen des geheimen Zusammenhangs, „welchen man Universum nennt," (s. oben) und gegen die sich George Eliot so sehr verwahrt! Daß diese Verwahrung erfolglos bleibt, wie der Vorsatz einer Gevatterin, nie wieder über ihre Nachbarn schlecht zu sprechen, versteht sich von selbst. Auch bin ich überzeugt, daß es ihr (und noch sehr vielen andern Damen und Herren) gar nicht völlig klar zu machen wäre, worin denn nun so eigentlich der Unterschied besteht einer Reflexion, mit welcher der Autor — sagen wir — ein Capitel beginnt, oder mitten in einem Capitel die Erzählung unterbricht (das Eine ist so beliebt, wie das Andre) und einer Reflexion, die eine Person des Romans in einer bestimmten Situation äußert bei einer bestimmten Veranlassung in der Fassung und Form, die ihrer Bildung, ihrem Charakter und Temperament und der augenblicklichen Lage und Stimmung, in der sie sich befindet, angemessen ist. Und wenn in die Ilias oder Odyssee ein Spaßvogel Sentenzen mischte, die weder Zeus noch der andern unsterblichen Götter oder auch sterblichen Menschen einer zu äußern eine bestimmte Veranlassung hätte, die aber nur ungefähr im Stil und Charakter des Ganzen wären, und — wenn die Musen wollen! — wirklich eine mehr oder weniger unanfechtbare Wahrheit enthielten — sie würden es nicht merken; sie würden sich nicht wundern; sie würden vielmehr die tiefsinnige Bemerkung am Rande notiren oder in ihr Album eintragen zu ewigem Gewinn!

Es ist schwer, gegen solche Verfinsterung und Depravation des künstlerischen Sinnes aufzukommen; vielleicht ganz unmöglich. Ich habe schon oft dies Gefühl gehabt und bin entschlossen *ge*wesen, nicht länger diesen Don Quixote-Kampf mit den Windmühlen zu kämpfen. Dennoch: es ist ja so im allereigensten Interesse der Dichter, daß man sie für das hält, was sie sein wollen, daß man sie nicht verwechselt mit den Historikern, den Reisebeschreibern, den Moralisten, den Journalisten, den Pamphletisten, und ich weiß nicht, noch welchen Leuten, die alle nicht zur Zunft gehören, und ebenso, daß man sie innerhalb der Zunft wieder unterscheidet von denen, die von der Kunst kaum das Handwerk verstehen. An sie, die wahrhafte Künstler sind trotz der falschen Methode, in die sie sich haben verlocken lassen, weil dieselbe breit und bequem scheint, und ihrer so viele sind, die darauf wandeln, wende ich mich, wenn ich schließlich, wiederum an Middlemarch, zu beweisen versuche, wohin sie auf diesem Wege gerathen.

Und hier ist nun die Stelle noch einmal und mit größerm Nachdruck auszusprechen, daß „Middlemarch" eine reiche, herrliche Fundgrube echtester epischer Poesie ist; daß die einzelnen Romane, aus denen das Buch, wie wir gesehen haben, besteht: die Geschichte von Dorothea und Casaubon, von Lydgate und Rosamunde, das Idyll von Fred Vincy und Mary Garth, die Historie von Bulstrode — jeder für sich Meisterwerke sind, die man kaum hoch genug bewundern und preisen kann; daß außer diesen Haupttheilen, von denen jeder dazu angethan ist, den Ruhm eines Dichters zu begründen und ganz gewiß zu befestigen, eine Ueberfülle von Episoden und eine Uebermenge von Nebenpersonen das schier unerschöpfliche, echt epische Genie der Dichterin auf das glänzendste beweisen; daß sie — um auch das zu erwähnen — durch die Tiefe, die Originalität und fast immer durch die prägnante Form ihrer allgemeinen Reflexionen, und das lebendige, oft geistreiche Geplauder über ihre Helden selbst den Zorn des beleidigten Aesthetikers nicht selten entwaffnet.

Dies alles muß gesagt werden, und will bedacht und empfunden sein, damit man sich mit dem ganzen tiefen, ästhetischen Widerwillen gegen eine Methode erfülle, welcher es in erster Linie zuzuschreiben ist, wenn eine solche Begabung, eine solche Kunst im Einzelnen zu einem so ungeheuerlichen Resultat im Ganzen hat führen können. Denn ich erkläre es für eine Unmöglichkeit, daß George Eliot, Frau und Engländerin und ohne eigentliche classische und philosophische Schulung, wie sie ist, ein (im ästhetischen Sinne) so barbarisches Werk geschaffen haben würde, wenn sie ihrem Genius treugeblieben wäre, und nichts anderes hätte schaffen wollen, als was zu schaffen sie in so reichem Maße die Kraft besitzt: handelnde Menschen. Dann, aber auch nur dann würde ihr die Ueberfülle ihrer Kraft nicht verderblich geworden, oder doch nicht so verderblich geworden sein; dann, aber auch nur dann müßte ihr der Widerspruch, der darin liegt, mit den endlichen Mitteln der epischen Darstellung ein nicht ästhetisch, sondern gedanklich Unendliches geben zu wollen, noch zur rechten Zeit klar geworden sein; müßte sie begriffen haben, daß ihre Vorrede nicht zu dem Buche, in dem Buche das eine nicht zum andern paßt, daß Dorothea mit dem ersten Halbbande ihre Heldinnenrolle ausgespielt hat und mit Lydgates Auftreten ein neuer Roman beginnt, und wie die Risse nnd Sprünge denn sonst zu bezeichnen wären, welche diesen Roman, der (wie jeder andere) ein Abbild des Universums sein möchte, in ich weiß nicht wie viele Theile und Theilchen zerreißen, die kaum noch etwas mit einander gemeinsam haben, als den Deckel, in den sie der Buchbinder gebunden.

Diese Risse und Sprünge aber konnten der Dichterin entgehen, oder, wenn das ihrem ästhetischen Sinn doch allzuwenig Ehre erweisen heißt, konnten ihr erträglich dünken, weil sie dieselben mit jenen abscheulichen Reflexionen überdeckt und überkleistert hat. Ich bitte jeden, dessen Pflicht es ist, diese Dinge zu verstehen, sich darauf hin den Uebergang anzusehen, welchen die Dichterin von dem zehnten Capitel des ersten Bandes, wo Dorothea vorläufig vom Schauplatz verschwindet, zum elften macht, in welchem Lydgate, der vorher kaum angekündigt ist, nun wirklich auftritt: ob dieser Uebergang, der kein Uebergang ist, erträglich, ja nur möglich wäre, wenn die

Digitized by Google

Dichterin, anstatt ihre Pflicht zu thun, und die neu auftretende Person sofort in einer bestimmten Situation auftreten zu lassen, unsern Blick (und ihren eigenen dazu) nicht durch allerlei Reflexlichter, die von den verschiedensten Seiten auf die verschiedensten Personen und Verhältnisse fallen, verwirrte.

Und nun freilich, nachdem für den einen, mit dem man heimlich begonnen, ein anderer dran gekommen, da war nicht abzusehen, wohin das führen, da war nicht abzuwenden, daß ihrer nicht noch mehrere kommen, und aus Dorothea Brooke die „ganze Stadt" Middlemarch werden sollte ...

Deshalb noch einmal und zum letzten Mal: der epische Dichter muß durchaus in's Breite sich entfalten; aber, wenn er nicht unter dem Widerspruch dieses Dranges, der ihn in's Weite und zuletzt in's Grenzenlose treibt, und der ästhetischen Nöthigung, ein streng umgrenztes, in sich abgeschlossenes Werk zu liefern, erliegen soll, so bleibt ihm nur ein Mittel: er wehre den sich zudrängenden Gestalten, bis des Helden fragwürdige Gestalt zu ihm getreten; dann lasse er sie und nach ihr die andern reichlich von dem Blute echten epischen Lebens, welches Handlung und nur Handlung ist, trinken, lasse sie ihre Adern ganz mit diesem Blute erfüllen, daß auch kein Tropfen kalten reflexiven Schemenblutes mehr darin ist — dann, aber auch nur dann kann er versichert sein, daß ihn die Fülle der Gesichte nicht mehr aus allen Sinnen ängstigt, daß die Schaar der Schemen, die zu Körpern geworden, mit dem Helden an der Spitze, ihm den heiligen Quell schützend umgeben, und sich ihm dennoch durch sie die ganze Geisterwelt erschließen wird.

## Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr!

Die Sonntagsbeilage der „Post" (8. März) enthält unter der Rubrik „Für's Haus" und mit der Chiffre A. L. einen Artikel, dessen größere Hälfte meinen, im Sommer vorigen Jahres von der „Gegenwart" veröffentlichten Aufsätzen „Zum Capitel von der Frauenschriftstellerei" gewidmet ist. Die Verfasserin — denn nur eine solche kann es nach Stil, Satzbau und Logik sein — häuft Invectiven, zum Theil persönlicher Natur, wider mich, weil ich mir herausgenommen habe, schlecht und recht meine Meinung über die Unfruchtbarkeit der Frauenschriftstellerei zu äußern. Es ist an sich nichts dawider zu sagen, daß einem prononcirten Urtheile ein gleiches Gegenurtheil sich gegenüberstellt, und ich wäre der letzte gewesen, der sich anständig vorgetragenen Gründen verschlossen hätte. Aber die literarische Kostgängerin der „Post" kämpft mit einer Beredtsamkeit, welche auf dem Dönhofsplatze ihre Siege über schüchterne Hausfrauen oder handfeste Köchinnen zu erringen pflegt. Gegen diese Art der Argumentation würde selbst meine „derbe Schreibweise" vergeblich aufzukommen suchen. Ich bescheide mich daher, meine etwas verspätete Anpreiserin, anstatt sie zu widerlegen, einfach zurückzuweisen. Wie anziehend die Suada dieser seltsamen Diotima auch sein mag: ich gelobe, daß sie von mir nichts zu fürchten hat, und wenn sie mit drastischem Abscheu das Citat auf mich anwendet:

Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen,

so mag sie überzeugt sein, daß ich ihr weder mit noch ohne Teufel jemals ihre Einseitigkeit zu rauben bestrebt sein werde. Wer sich aber darüber belehren will, bis zu welcher sinnlosen Ekstase eine Frauenfeder sich zu verlieren vermag, und wer überdies um einen Grund verlegen ist, um die Damen von der Schriftstellerei hinwegzuweisen, der lese dieses Pamphlet in der „Post". Ein stichhaltigeres Zeugniß hätte für meine Meinung gar nicht abgelegt werden können, als es von „A. L." geschehen ist, und für diese unerwartete Hilfe meinen Dank abzustatten, ist der Zweck dieser Zeilen.

Hochachtungsvoll

Ihr
**Wilhelm Goldbaum.**

Wien, im März 1874.

* * *

E. G. in Hamburg. Ad I. Es ist uns nicht bekannt, daß auch Bogumil Dawison das seiner Zeit von Jerrmann vollführte Kunststück, die beiden Söhne des alten Moor an demselben Abende darzustellen, jemals versucht habe; Dawison hat, wie wir glauben, nur den Franz Moor gespielt. Wenn wir uns irren, so wird sicherlich ein Leser der „Gegenwart" die Gefälligkeit haben, unsere Mittheilung zu berichtigen. — Ad II. Frau Marie Seebach hat allerdings als Gretchen, von der Auffassung ausgehend, daß der „böse Geist" nichts anderes sei, als die Repräsentation von Gretchens Gewissen, in der Kirchenscene die Worte: „Wie anders, Gretchen, war Dir's ꝛc." selbst gesprochen.

L. B. in Frankfurt a. M. Der Commentar, mit welchem die „Frankfurter Zeitung" die Verurtheilung des Redacteurs der „Gegenwart" zu vier Wochen Gefängniß begleitet, hat uns ebensowenig in Erstaunen versetzt, wie seiner Zeit die Polemik der „Germania" gegen den Scherr'schen Aufsatz. Wir waren von vornherein von der wohlwollenden Schadenfreude unserer liebenswürdigen Collegin überzeugt. Ein Blatt, welches die Wörter „Reich", „national gesinnt", „großer Culturkampf" und andere, für die es kein Verständniß besitzt, beständig in malitiöse Anführungszeichen setzt, hat auch die Berechtigung, die Verurtheilung eines Redacteurs als Beweismittel für die Verderblichkeit der deutschen Zustände mit frohlockendem Wohlgefallen zu verzeichnen.

L. S. in Stuttgart. So lange es keine Möglichkeit gibt, den Menschen daran zu verhindern, sich gewaltsam lächerlich zu machen, so lange wird man die Unterzeichner des Protestes gegen die dem „Gottesleugner" David Strauß erwiesenen Ehren nicht verhindern können, das Zeugniß ihrer geistigen Armuth mit ihrer Unterschrift zu versehen.

Den Deutschen in Petersburg. Für die sympathische Kundgebung unsern herzlichsten Dank!

## Notizen.

Die für die Oeffentlichkeit eingerichteten vertraulichen Unterredungen zwischen Staatsmännern und Schriftstellern werden bei uns mehr und mehr üblich, haben auch ihren unverkennbaren Nutzen. Es läßt sich dadurch mancherlei sagen, worüber man doch nicht ohne weiteres interpellirt werden kann. Ein vielgenannter hochstehender Politiker hat mit solchen Conversationen zuweilen die überraschendsten Wirkungen erzielt. Nur einmal ist ihm das nicht gelungen. Er hatte nämlich, wie böse Zungen erzählen, einem namhaften Abgeordneten eine wichtige Mittheilung unter dem Siegel des Geheimnisses gemacht, fest überzeugt, sie werde nach einigen Tagen in allen Zeitungen stehen. Aber der Abgeordnete war verschwiegen und die Enthüllung blieb aus, mußte daher bald darauf in etwas mehr reservirter Form durch officiöse Blätter dem Publicum anvertraut werden ... Sonst aber gehören zwanglose Unterhaltungen und vorkommenden Falles auch liberale Aeußerungen in den öffentlichen Organen zu den Geheimnissen der inländischen Herrschaft, wie sich ein römischer Historiker ausgedrückt hat. Man wollte sogar etwas malitiös bemerken, daß, während Napoleon III. viel mit Broschüren operirte — wer erinnert sich nicht der berühmten Flugschrift über den Papst und den Congreß von Anno 1859! — sein deutscher Gegner ähnliche, nur auf die Dauer wirksamere Effecte mit harmlosem Geplauder und mit Journalartikeln hervorbringt. Im übrigen sind die beiden Persönlichkeiten, die im Vordergrunde der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts stehen werden, gründlich verschieden. Der eine wird der Nachwelt als bankrotter träumerischer Fatalist, der andere als seiner nationalen Ziele

Digitized by Google

vollbewußt und siegreich erscheinen. Dort war die liberalisirende Umkehr am Vorabend des auf den Krieg berechneten Plebiscits eine frevelhafte Komödie. Hier gewinnt die freisinnige Richtung unter dem Anstoß rechtzeitig erkannter politischer Nothwendigkeiten täglich an Boden. Darum sind auch bei uns die Olliviers unmöglich. Wir überlassen diese mit ihrem oratorischen Talent und ihrer leichten Herzenswaare ganz gern den Franzosen. Ollivier ist nur noch ein interessantes Object für psychologische Studien. Als er in sein kurzlebiges Ministerium trat, sagte er öffentlich: Wir werden die Stärke sein! . . . Er imponirte den Leuten eine Zeitlang dadurch, daß er sich selbst als sehr wichtig behandelte. Sein wohlberedter Pedantismus machte den Eindruck des geschlossenen Ernstes. Und doch war Ollivier nur eine Art Künstler, für den der augenblickliche Succeß alles ist. Darin glich er seinem Verwandten, einem bekannten Musiker, der in einer großen Stadt Deutschlands, wir wollen den Ort nicht näher bezeichnen, ein Concert gab, und, als im Saale der Beifall getheilt war, das Spiel unterbrach und plötzlich an die überraschten Zuhörer eine Strafpredigt richtete, deren kurzer Sinn war, daß sie von Musik nicht mehr verständen als die ersten besten Böotier. Hinterher ging nach Paris ein durch eine Indiscretion bekannt gewordenes Telegramm, etwa folgenden Inhalts: „Madame . . . in Paris. Gestern Abend Concert. Beifall und Zischen. Eine Rede an das Publicum. In Summa große Sensation! . . . .“ Genau so fühlte Ollivier, nur mit dem Unterschiede, daß sein übermäßiges Selbstgefühl schließlich weniger harmlos war und seinem Lande blutige Opfer gekostet hat. Die Zeitgenossen hatten ihn verhätschelt oder vielmehr, wie die Franzosen in solchen Fällen richtig sagen, verdorben. Man hatte ihm sogar die doch zum Theil sehr delicaten finanziellen Beziehungen zum Khedive von Aegypten hingehen lassen, die seinen keineswegs freiwilligen Austritt aus dem pariser Advocatenorden veranlaßten. In Deutschland war man sehr schonend mit ihm umgegangen. Man hielt ihm mit Rücksicht auf seine für Preußen freundlichen Reden manches zu gut. Später hat man erfahren, daß ihm das Material zu diesen Reden großentheils von einem bekannten preußischen Consul in Paris geliefert war . . . Die Bonapartisten haben natürlich den Scandal in der französischen Akademie zu ihren gewöhnlichen dreisten Demonstrationen benutzt, als Vorspiel zu der Schaustellung von Mitte März in Chiselhurst, die so kläglich ausgefallen ist. Auch einige deutsche Blätter haben sich bei dieser Gelegenheit wieder elegisch napoleonisch vernehmen lassen. Es ist das eine incurable Manie etwas leichtgläubiger Patrioten, die sich noch immer nicht dabei beruhigen können, daß sie längere Zeit von der Fata Morgana einer bonapartistischen Restauration getäuscht wurden und, weil sie Recht behalten wollen, periodisch wieder von demselben Irrlicht, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, in bedenkliche Untiefen verlockt werden.

* * *

Unser Mitarbeiter Dr. Bruno Meyer, welcher an Woltmanns Stelle als Professor an das Polytechnikum in Carlsruhe berufen worden ist, wird in nächster Zeit dorthin übersiedeln. Er bleibt Redacteur der „Deutschen Warte“. Der Verlag dieser Revue ist von Otto Wigand in Leipzig auf die G. Braun'sche Hofbuchhandlung in Carlsruhe übergegangen.

Eine wenig ergötzliche Polemik zwischen den Redacteuren der hier bei G. Reimer erscheinenden „Preußischen Jahrbücher“ hat während der letzten Zeit das Publicum beschäftigt. Der sachliche Inhalt, so weit er sich aus den veröffentlichten Kundgebungen der Betheiligten erkennen läßt, ist folgender: Als vor etwa zwei Jahren Herr Dr. Wehrenpfennig, welcher bis dahin mit Professor H. v. Treitschke die „Preußischen Jahrbücher“ geleitet hatte, die Chefredaction der „Spener'schen Zeitung“ übernahm und sich in Folge dessen genöthigt sah, von der Redaction der „Jahrbücher“ zurückzutreten, veranlaßte er Herrn Dr. Heinrich Homberger, der damals in Rom lebte, nach Berlin zu kommen und an seine Stelle in die Redaction der „Jahrbücher“ zu treten. Herr Homberger redigirte seit jener Zeit die „Preußischen Jahrbücher“, und nach den Aeußerungen dieses Herrn ist während der Zeit seiner redactionellen Thätigkeit auch nicht der leiseste Conflict zwischen ihm und dem Verleger vorgekommen. Mit Anfang dieses Jahres trat nun Herr Dr. Wehrenpfennig von der Redaction der „Spener'schen Zeitung“ zurück; außerdem wurde Professor Heinrich von Treitschke nach Berlin berufen. Vor einigen Tagen erhielt Herr Dr. Homberger, unmittelbar vor dem letzten Termin der contractlichen Frist einen Brief des Verlegers der „Jahrbücher“, in welchem ihm seine Stellung als Redacteur gekündigt wurde, und zwar, „in Folge der in den letzten Monaten völlig veränderten Umstände in der Lage der beiden Herausgeber“. Mit vollem Rechte durfte sich Dr. Homberger über diese zum mindesten sonderbar motivirte und unter auffallenden Umständen erfolgte Kündigung beschweren; denn Herr Dr. Wehrenpfennig, mit dem der Redacteur beständig in freundschaftlichem Verkehr stand, hatte es für überflüssig erachtet, Herrn Homberger gegenüber die geplante Veränderung in der Redaction auch nur anzudeuten. Dieser letztere durfte sich also, wie er es gethan hat, über Mangel an Aufrichtigkeit beklagen.

Da diese Art und Weise, einen anständigen und tüchtigen Schriftsteller zu behandeln, besonders in den journalistischen und literarischen Kreisen Berlins Befremden erregte, so sahen sich die Herren, welche Herrn Dr. Homberger in die Lage versetzt hatten, diese doch nicht rein persönliche Angelegenheit an die Oeffentlichkeit zu bringen, veranlaßt, auch ihrerseits die von den drei Herren verabredete Kündigung des früheren Redacteurs zu motiviren. Als ihr Sprecher trat Heinrich von Treitschke auf, der viel zu klug war, um ein so dürftiges Motiv als stichhaltig anzugeben, wie die „veränderte Lage“, in der er sich und in der sein Freund Wehrenpfennig sich befand — nämlich den Umstand, daß er durch die Verlegung seines Domicils nach Berlin dem Blatte seine erhöhte Thätigkeit zuwenden, und daß Herr Dr. Wehrenpfennig, der augenblicklich keinen Redactionsposten mehr bekleide, durch volle Verwerthung seiner redactionellen Fähigkeiten die Förderung des Blattes anstreben konnte. Herr von Treitschke erklärte also, Herr Dr. Homberger sei deswegen entlassen worden, weil er den Ansprüchen der Leser der „Preußischen Jahrbücher“ nicht genügt habe.

Wir wollen uns über diese öffentliche Beschuldigung der Unfähigkeit nicht weiter aussprechen; wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß das Zusammentreffen von der Wiederverfügbarkeit des Herrn Dr. Wehrenpfennig für die Redaction der „Preußischen Jahrbücher“ und von der Erkenntniß der plötzlichen Unzulänglichkeit des bisherigen Redacteurs doch etwas auffallend ist. Jedenfalls darf man Herrn von Treitschke fragen, wer ihm das Mandat anvertraut hat, im Namen der Leser der „Preußischen Jahrbücher“ zu sprechen. Wir gehören zu diesen und wir erklären für unsere Person, daß Herr von Treitschke sich unserer Ansicht nach über die redactionellen Fähigkeiten des Herrn Dr. Homberger vollkommen täuscht. Die politische Correspondenz, welche Herr Homberger regelmäßig schrieb, zeichnete sich durch ihre verständige Auffassung und ihre frischere Form vortheilhaft vor der anspruchsvollen und steifbeinigen Haltung anderer aus; und unter Hombergers Redaction hat die Monatsschrift einige Beiträge anderer Schriftsteller veröffentlicht, welche wir zu den vorzüglichsten Publicationen, die das Blatt überhaupt gebracht hat, zählen. Wir denken hierbei noch nicht einmal an Treitschkes neueste Aufsätze, sondern erinnern nur an die bedeutenden Essays von Karl Hillebrandt und Ludwig Bamberger. Nach unserm Gefühl genügt also die öffentliche Bezüchtigung der Unfähigkeit, die man doch nicht so ohne weiteres aussprechen sollte, noch nicht, um das seltsame Verhalten der beiden Herausgeber, der Herren von Treitschke und Dr. Wehrenpfennig, und des Verlegers, Georg Reimer, zu erklären.

* * *

Wir haben seiner Zeit die Mittheilung gemacht, daß im Laufe dieses Jahres die Verleger der drei großen Conversationslexica, Brockhaus, Meyer und Pierer, neue Auflagen von denselben veranstalten. Von dem Meyer'schen und dem Pierer'schen Lexicon, welches letztere in den Verlag von Spaarmann in Oberhausen übergegangen ist, sind die ersten Lieferungen bereits erschienen. Das Meyer'sche Conversationslexicon besitzt alle Eigenschaften, welche seinen Platz in einer guten Bibliothek rechtfertigen: es ist sehr vollständig, sehr correct und mit Geschmack von befugten Männern redigirt. Dem bei Spaarmann erscheinenden Conversationslexicon von Pierer ist ein großes Mißgeschick zugestoßen. Die Concurrenz hat die Augen des Bibliographischen Instituts geschärft, und wir können uns dazu nur Glück wünschen. Die Mitarbeiter des Bibliographischen Instituts haben die erste Lieferung des Pierer'schen Lexicons einer außerordentlich gründlichen Prüfung unterworfen und die Resultate ihrer Forschung in einer als Manuscript gedruckten Broschüre zusammengestellt. Das Facit ist eine völlige kritische Vernichtung des Pierer'schen Lexicons. Das Bibliographische Institut hat den siegreichen Nachweis geführt, daß viele Angaben in Pierers Lexicon durchaus unwissenschaftlich und unrichtig sind, daß wichtige Data fehlen und ganz Unwichtiges in ungebührlicher Breite behandelt worden ist, mit einem

Digitized by Google

Worte, daß diese sechste Auflage im Verlage von Spaarmann in keiner Weise den Ansprüchen genügt, welches man an ein solches Nachschlagebuch zu stellen berechtigt ist. Das Bibliographische Institut hat sich durch diesen Nachweis ein ganz entschiedenes Verdienst erworben. In Folge dieser allerdings etwas unbarmherzigen Kritik hat sich die Spaarmann'sche Verlagshandlung denn auch genöthigt gesehen, die bereits ausgegebene erste Lieferung vom öffentlichen Markte zurückzuziehen. Sie verspricht eine neue umgearbeitete und revidirte Ausgabe demnächst zu veröffentlichen. Die harte Lection, welche ihr von dem concurrirenden Verlage in Hildburghausen ertheilt worden ist, hat also schon gefruchtet und wird hoffentlich noch weitere Früchte tragen.

* * *

Von den „Culturbildern aus altrömischer Zeit" von Theodor Simons mit Illustrationen von Alexander Wagner ist die zweite Lieferung der Prachtausgabe im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin erschienen. Diese Lieferung enthält die Schilderung eines Gastmahles bei Lucullus und eines Hochzeitsfestes im römischen Karthago. Zahlreiche sehr charakteristische Radirungen schmücken dieses schöne Werk, welches wir auf's angelegentlichste empfehlen wollen.

## Bibliographie.

Johann Smidt. Ein Gedenkbuch zur Säcularfeier seines Geburtstags. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen. Bremen 1873, Müller.

Die Entstehung des Kurfürstencollegiums. Von Dr. F. Schirrmacher. Berlin 1874, Janke.

Was ist Geschichte? Bazaine vor dem Kriegsgericht. Stimmen Europas über Proceß und Urtheil. Vom geschichtlich-philosophischen Standpunkt beleuchtet durch einen Unparteiischen. Cöln und Leipzig 1874, Mayer.

Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870—71. Heft 26 bis 35. Von G. Hirth und J. v. Gosen. Leipzig 1873, Hirth.

Der preußische Staat. Ein Handbuch der Vaterlandskunde. Von F. E. Keller. 2. Auflage. Berlin 1873, Guttentag.

Annalen des deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik. Von Dr. G. Hirth. 2. Halbbd. Leipzig 1873, G. Hirth.

(Wird fortgesetzt.)

Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit No. 13 (28. März) zu Ende geht, werden gebeten, dasselbe baldigst **pro II. Quartal** zu erneuern, um keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung eintreten zu lassen.


## Inserate.

Soeben erschien:

**Ashanti**

und

**Die Gold-Küste,**

sowie unsere Kenntniss darüber

vom Vice-Admiral

**Sir John Dalrymple Hay, Bart.,**

M. P., C. B., D. C. L., F. R. S., etc. etc.

**Aus dem Englischen.**

kl. 8°. broch. Preis 12 Sgr.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin N.W.

**Abonnements-Einladung.**

**SPENERSCHE ZEITUNG**

in BERLIN.

Herausgeber Dr. Karl Braun.

Preis Thlr. 3., für Berlin Thlr. 2. 7. 6. pr. Quartal (Nach Monats-Abonnement.)

Erscheint täglich zwei Mal, Morgens und Abends und adoptirte seit dem 1. Januar das Programm: in erster Linie interessant zu sein und in möglichst knapper Form und in größter Vollständigkeit sowohl auch zuverlässig auf allen politischen Gebieten zu orientiren, welche in den Rahmen eines großen politischen Blattes hineingehören. — Auflage fortwährend im Steigen. — Inserate von höchster Wirkung (4 Sgr. pro Zeile).

Expedition der Spenerschen Zeitung. Zimmerstraße 84.

Seit Beginn dieses Jahres erscheint in meinem Verlag:

**Jenaer Literaturzeitung** im Auftrag der Universität Jena herausgegeben von Anton Klette.

**Wöchentlich 1 No. von 1½—2 Bogen. Preis pro Quartal 2 Thlr.**

Diese neue Zeitschrift hat sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhaltes und das Hervorragen ihrer Mitarbeiter in den weitesten Kreisen Anerkennung verschafft. Redaction und Verlagsbuchhandlung werden es sich angelegen sein lassen, das ihnen im reichsten Maße entgegengebrachte Vertrauen fortdauernd zu rechtfertigen und auf stetige Vervollkommnung des Blattes nach jeder Richtung hin bedacht zu sein.

Probenummern sind durch jede Buchhandlung oder auch direct von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Bestellungen auf das 1. und 2. Quartal nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Jena, März 1874.

**Mauke's Verlag.**

(Hermann Dufft.)

**Verlag von Otto Meissner in Hamburg.**

DAS KAPITAL.

**Kritik der politischen Oekonomie.**

Von

KARL MARX.

**Zweite Auflage. 8 Thlr.**

NATUR-ETHIK.

Von

H. J. A. KOERNER.

**2 Bände. 4 Thlr.**

**Die neue wohlfeile Auflage von**

ISIS,

DER MENSCH UND DIE WELT.

Von

C. RADENHAUSEN.

**4 Bände 4 Thlr., eleg. geb. 5⅓ Thlr.**

**Gesammelte**

SCHRIFTEN UND REDEN

von

DR. JOHANN JACOBY.

**2 Bände. 3 Thlr.**

## Für Bücherfreunde.

Soeben erschien und wird auf frankirtes Verlangen gratis und franco zugesandt:

**Catalogue No. 57.**

Philosophie.

**Ouvrages provenant de la bibliothèque de feu Mr. l'avocat**

**Henri Disdier**

à Genève.

Ces livres se distinguent par leur bonne condition et un grande nombre par la beauté des reliures.

Livres rares et curieux

**sur les Jésuites, la Franc-Maçonnerie, les Jeux, Sciences politiques etc. etc.**

en vente aux prix marqués.

Wir empfehlen diesen reichhaltigen Katalog, welcher eine Sammlung von 2818 social-politischen, rationell theologischen und philosophischen Werken enthält, wie sie wohl selten auf den Markt gebracht wurde, ganz besonderer Beachtung. H. 1404 Z.

**Schweizer. Antiquariat**

**in Zürich.**


Digitized by Google

# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Als eine **„Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt"** erscheint vom 1. Januar 1874 ab die obige Zeitung in jährlich 48 Nummern. Bekanntlich ist die „Modenwelt," die am 1. October 1865 begründet wurde und in elf Sprachen unter allen bestehenden Moden-Zeitungen die grösste Verbreitung gefunden hat, längst in allen Kreisen ein kaum noch entbehrlicher Rathgeber geworden. Wenn sich nun zu derselben ein Unterhaltungsblatt gesellte, dem es gelang, unter unseren Schriftstellern und Künstlern die hervorragendsten Kräfte zu gewinnen, so gestaltete sich daraus ein Journal, das von vornherein des allgemeinsten Beifalls sicher war, um so mehr, als der Preis ein verhältnissmässig niedriger ist.

Neben der **„Illustrirten Frauen-Zeitung"** erscheint im Uebrigen die **„Modenwelt"** nach ihrer bisherigen Weise fort. Indem wir zum Abonnement auf die eine oder andere Zeitung hiermit einladen, verweisen wir zugleich auf nachstehende kurze Inhalts-Uebersicht.

## Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „Modenwelt" mit Unterhaltungsblatt.

*Erscheint wöchentlich.*

### Kleine Ausgabe.

Pro Quartal 25 Sgr.

Jährlich:

24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, wie bei der „Modenwelt."

12 Beilagen mit Schnittmustern etc., wie bei der „Modenwelt."

12 Grosse colorirte Modenkupfer.

24 Illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

### Grosse Ausgabe.

Pro Quartal 1 Thlr. 12½ Sgr.

Jährlich, ausser Obigem:

noch 36 Grosse colorirte Modenkupfer, darunter 12 Blätter mit etwa 150 historischen und Volks-Trachten, wie bei der „Modenwelt."

## Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

*Erscheint alle vierzehn Tage.*

### Ausgabe ohne Modenkupfer.

Pro Quartal 12½ Sgr.

Jährlich:

24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, gegen 2000 Abbildungen enthaltend.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weissstickerei, Soutache etc.

### Ausgabe mit Modenkupfern.

Pro Quartal 1 Thlr. 5 Sgr.

Jährlich, ausser Obigem:

48 Grosse colorirte Modenkupfer, darunter 12 Blätter mit etwa 150 historischen und Volks-Trachten.

**Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.**

**Hierzu eine Beilage von der Administration der Spener'schen Zeitung in Berlin.**

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 28. März 1874. Band V.

20
2295
v.5
n.13

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Benjamin Disraeli. Von Karl Blind. — Der Kampf des Deutschen Reichs gegen die Cholera. Von F. von Holtzendorff. III. — **Literatur und Kunst:** Römische Elegie. Von Alfred Meißner. — Neue Lyriker. Von M. von Szeliski. — Zwei Capitel aus „Ruznameh". — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Dolores", Drama in fünf Acten von Josef Weilen. Besprochen von P. L. — Notizen. — Inserate.

### Benjamin Disraeli.

Von **Karl Blind.**

I.

„Ich werde mich jetzt wieder setzen; aber die Zeit wird kommen, wo Ihr mich anhören müßt!" — Dies stolze Wort sprach im Jahre 1837 der damalige Abgeordnete für Maidstone im Unterhause, als seine Jungfernrede mit solchen Ausbrüchen des Gelächters aufgenommen wurde, daß er von weiteren Bemerkungen abzustehen sich gezwungen sah. Jener Abgeordnete für Maidstone aber ist der heutige Premier Englands — neben Gladstone der bedeutendste Parteiführer und Staatsmann!

John Stuart Mill sagte einmal: man könne von einem dummen Manne mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß er sich der Torypartei anschließen werde. Aus dieser gewiß treffenden Bemerkung ist das geflügelte Wort entstanden: Mill habe die gesammte conservative Partei als die „stupide Partei" bezeichnet. Letzteres konnte der feine Denker, der trotz halb französischer Bildung nicht leicht die Wahrheit einem Witze opferte, schon darum nicht sagen, weil der Führer der englischen Tories sicherlich nicht zu den „Stupiden" gerechnet werden darf, wenn er auch in seinem Heere eine ganz übermäßige Anzahl derselben nach sich zieht. Zwei andere Mitglieder des jetzigen Torycabinetes, Earl Carnarvon und der Marquis von Salisbury, können, so crasse Reactionäre sie sind, ebensowenig zu den Stupiden gezählt werden. Es sind vielmehr Männer von Bildung, Männer sowohl der Feder wie des Wortes — freilich weiße Raben unter der dunkeln Schaar von hochgeborenen Nichtswissern und Nichtsthuern.

Für die von Carnarvon und von Salisbury ist freilich die Geburt ein Schemel des Emporkommens gewesen. Disraeli dagegen hat sich ganz aus eigener Kraft hinaufschwingen müssen. Es war für ihn beinahe ein halsbrechendes Kunststück. Er ging sozusagen Hegelianisch zu Werke — wenn diese Bezeichnung auf einen Mann anwendbar wäre, der zwar große Fähigkeiten und eine äußerst scharfe Zunge besitzt, aber an philosophischer sowohl, wie an sonstiger tieferer Bildung doch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Hegelianisch klingt nämlich die Antwort, die er einst bei einer Parlamentswahl auf eine Anfrage gab.

„Auf welchem Standpunkte stehen Sie denn eigentlich?" rief ihm ein Wähler in Shrewsbury zu.

„Auf meinem Kopfe!" erwiderte Disraeli kurz gefaßt.

Das Stehen auf dem Kopfe in einem gewissen politischen Balancirsinne ist ihm auch immer eigen geblieben. Durch Kunststücke hat er sich an die Spitze der Torypartei hinaufgeschwungen, durch Kunststücke sich dort gehalten. Dies ist ihm wahrhaftig nicht leicht geworden, denn seine Abkunft, sein Name, sein Gesicht, sein ganzes Wesen, seine anfänglichen Versuche auf dem politischen Gebiete — alles war gegen ihn, als er sich zum ersten Male den Tories näherte.

II.

Disraeli begann als Radicaler, als Satiriſt gegen die Aristokratie, als Gegner des ganzen Regierungssystems der damals herrschenden Classen. Durch seine Erstlingswerke zieht sich die starke Spur dieser feindlichen Beurtheilung. Hume und O'Connel, der liberale Führer und das Haupt der irischen Unzufriedenen, behandelten ihn daher gleichmäßig als Schützling bei seiner allerdings erfolglosen Bewerbung um eine Abgeordnetenstelle im Jahre 1832. Damals verlangte Disraeli die Abschaffung der siebenjährigen Dauer des Parlamentes und die Einführung der geheimen Abstimmung bei den Wahlen — eine Maßregel, die bis in die jüngste Zeit herein als der liberalen Sache förderſam betrachtet wurde. Aus jener Zeit stammt auch das „Revolutionäre Heldengedicht", in welchem dem Dolche des Römers und dem Pfeile des schweizer Landmannes ein feurig Loblied gesungen wurde. Die betreffende Stelle hat Disraeli freilich in der neuesten Ausgabe hinweggemerzt.

Dann wurde aus dem radicalen Saulus ein Paulus des Torythums. Hatte er sich 1832 um den Abgeordnetensitz in Wycombe als Liberaler beworben, so trat er jetzt in Taunton als conservativer Candidat auf. Seine früheren Gönner, u. a. O'Connell, fielen über ihn her. In seiner höchst bitteren Erwiderung rief Disraeli seinerseits drohend aus: „Bei Philippi sehen wir uns wieder!" — Eine tragische Wendung, die jedoch damals bei Freund und Feind nur Heiterkeit hervorrief. Niemand wollte Disraeli nämlich ernsthaft nehmen. Seine, in jener Zeit etwas stelzenhafte Ausdrucksweise, verbunden mit einem geschmacklosen Versuche des Stutzerthums in der äußeren Erscheinung, ließ überall eher einen komiſichen Eindruck zurück, der durch das unenglische, fremdartige Antlitz und die fremdartigen Bewegungen nur verstärkt ward.

Bald fand man jedoch, daß die conservative Partei sich des neuen Freundes, der sich ihr so gewaltsam aufdrängte, nicht ungestraft erwehren konnte. Man mochte ihn nicht; man litt ihn nur nothgedrungen. Man liebte ihn nicht; man fürchtete ihn eher; man fürchtete seine Zunge und hielt es daher schließ-

Digitized by Google

lich für das Beste, dieselbe gegen den Feind zu verwenden, und zwar ganz besonders, wenn es sich um Niederstechung einer unangenehmen Persönlichkeit handelte.

Peel war einst eine solche Persönlichkeit, welche von den Tories tödtlich gehaßt war. Sir Robert Peel hatte seine Ansichten, seine Haltung plötzlich gewechselt, war von der Schutzzoll- zur Freihandelspartei übergegangen, uud hatte dadurch den Zorn jener Edlen gereizt, die ihr Einkommen durch Beschneidung des Brodlaibes vermehrten, von welchem der Arme sich kümmerlich nährte. Peel niederzureißen, war daher unter den Tories zur Losung geworden. Zur Ausführung dieser Aufgabe wählte man Disraeli — ihn, der vom Radicalismus zum Torythum abgefallen war! Mit gekreuztem Degen standen sich die beiden Männer entgegen, von denen jeder die Stellung gewechselt hatte. Die Spitze des Disraeli'schen Degens war aber gewissermaßen vergiftet — so rücksichtslos, so gegen alle parlamentarische Sitte, so tückisch erschienen oft seine Ausfälle. Die Liberalen nannten ihn damals oft den „gemietheten Bravo" der conservativen Partei.

Einst hatte sich Disraeli über den alten erbgesessenen Adel lustig gemacht. Einst hatte er die Reformation fälschlicher Weise als eine „Plünderung der Armen zu Gunsten eines Hofes und einer Sippe von Grundeigenthümern", die „ruhmreiche Umwälzung" von 1688, auf welcher das neuere Verfassungswesen von England beruht, als eine „obligatorische Verschwörung" bezeichnet. Ueber die „magere Gottesgelehrsamkeit" der Protestanten, über ihre „puritanischen Vorurtheile" hatte er unzählige Male gespöttelt. Für die Juden hatte er einst witzig den christlichen Segen verlangt, da sie durch die Kreuzigung des Erlösers die Erlösung ja eigentlich möglich gemacht hätten.

Dieser selbe Mann wuchs nun zum Kämpfer für Staat und Kirche, zum Verfechter des Grundadels, zum Vertheidiger aller bemoosten Mißbräuche, zum glaubensseligen Streiter des bauschärmeligen Bischofthums auf! Dieser etwas flüchtige Romanschriftsteller, dem es gelegentlich passirte, daß er die Kreuzigung Christi unter die Regierung des Kaisers Augustus versetzte; dieser zwar gewandte aber keineswegs sehr gewissenhafte Redner, der manchmal seine schönsten Vorträge aus „Papieren" zog, welche einfach die Abschrift der von anderen Leuten gehaltenen Reden enthielten, stieg zur obersten Stellung in einer Partei auf, welche zwar an Kenntnissen nicht sehr reich ist, aber auch mit scheinbarer Kenntniß nicht um sich wirft, und welche jedenfalls Grandezza genug besitzt, um nicht heimliche Wechsel auf die Beredtsamkeit anderer Leute zu ziehen.

## III.

In dem Maße, wie die liberale Bewegung in England stieg, nahm auch der Einfluß Disraelis unter den Conservativen zu — richtiger gesagt: wurde er ihnen persönlich immer nothwendiger. Aus der radicalen Schule hervorgegangen, war er am geeignetsten, das dort Gelernte gegen die Träger der freisinnigen Bestrebungen zu verwenden. Seine ganze politische Manier erinnert überhaupt mehr an die bekannte napoleonische Mischung von Cäsarismus und Demagogie, als an die Ueberlieferungen des alten, starren Torythums. Aber gerade diese Eigenschaft war in bewegten Zeitläuften den Tories nützlich, so sehr sich Männer wie Bentinck und Newdegate gegen die neue Fechtart sträubten. Wenn Disraeli z. B. 1866 sogar über die Reformbill des gestürzten Ministeriums hinausgriff, so geschah dies, wie man weiß und wie er selbst damals erklärte, weil er durch solche Erweiterung des Wahlrechtes über die bewegteren Theile des Bürger- und Arbeiterstandes auf jene unterste „stille Schicht" zu gelangen hoffte, in welcher, wie in der obersten die conservativen Anschauungen wieder gelten.

Auf die Dauer wird dieser aristokratische Demagogismus freilich auch nicht vorhalten. Allein die Tories sollten einsehen, daß sie eben so wenig „ewig leben" werden, wie die Soldaten Friedrichs II. Genug, daß Disraeli häufig im Stande war, seiner Partei über schwierige Zeiten hinwegzuhelfen, wenn auch mit Mitteln, die in der politischen Tory-Apotheke bisher nicht zu haben waren.

Wegen dieser ungewohnten Heilmethode des conservativen Staats-Doctors hat man Disraeli den „Medicin-Mann der Tories" genannt. Ein „Medicin-Mann" ist bekanntlich bei den americanischen Rothhäuten halb Arzt, halb Zauberer. In der That blieb dem vielgewandten Manne, der als Nachfolger John Hampdens die Grafschaft Buckinghamshire vertritt, und der, ein „Fremdling im Lande", sich an die Stelle eines Parteiführers aus einem der ältesten Adelsgeschlechter zu setzen gewußt hat, wegen seiner Fertigkeit in der politischen Gaukelei auch der Beiname „Cagliostro" nicht erspart.

In den „Politischen Brustbildern", deren ich in der Schilderung Lord Derbys erwähnte, bemerkt Hr. Eduard Whitty:

„Es ist wohl kaum eine Uebertreibung, wenn wir Herrn Disraeli gewissermaßen als ein wunderbares Vorzeichen betrachten. Als der große Zauberer Cagliostro mit Prinzen und Prinzessinen in Versailles Brüderschaft trank, war es ein Zeichen, daß die hohe Gesellschaft sich aufzulösen anfing, daß die Revolution begonnen hatte... Disraelis Führerstellung unter dem Landesadel mag ebenfalls als ein Anzeichen der Neigung zum Geheimnißvollen gelten, welche unter den Unwissenden am Vorabende großer Wendungen auszubrechen pflegt. Solch' ein Mann, wie er, konnte nur in einer Zeit des politischen Wirrwars Erfolg haben. Und er hat zu dem Wirrwar das Seine beigetragen; denn er ist im Grunde ein großer Spottvogel.... Er hat England unablässig zu lehren gesucht, daß alle vorhandenen Parteien gleichmäßig hohl seien, und daß unter den Führern derselben die gleiche mittelmäßige Flachheit herrscht. Er hat unsere falschen Götter gestürzt, freilich auch einige unserer echten beschädigt; und was hat er an deren Stelle gesetzt? Er scheint eine tiefe Menschenkenntniß zu besitzen, was die Masse anlangt; und philosophische Betrachtungen über die Menschheit sind seine Stärke. Ein Mann ohne inneren Glauben, ergeht er sich gern in großartig klingenden Allgemeinheiten; aber auf England passen dieselben nicht sehr genau — und das findet England allmählich heraus. Seine phantastischen Glaubensbekenntnisse nehmen sich ganz gut in Büchern und in der Opposition aus; aber der Mann, der zweimal seine gute Gelegenheit im Amte hatte und im Amte nicht vorwärts kommt, hat nicht die wirkliche Eigenschaft eines Staatsmannes oder selbst eines Philosophen in sich. Mag er in warmer Vertheidigung seines eigentlichen Berufes sagen, was er will: er selbst muß endlich merken, daß seine Triumphe innerhalb der Partei blos das Ergebniß seiner Geschicklichkeit im Sprechen, blos eine Ausdehnung des Wirkungskreises seiner literarischen Fähigkeit sind..... Mag sein, daß Disraeli sich als ein ebenso bedeutender Staatsmann erwies, wie Lord Derby; aber Disraelis Ansprüche liefen ja auf etwas Höheres hinaus! In Wahrheit ist er weniger Staatsmann, als Derby selbst."

Dies war vor Jahren geschrieben, als Disraeli mit dem Vater des jetzigen Earl Derby politisch zusammenwirkte. Seitdem ging England durch große Erschütterungen, während deren die Torypartei eben doch wieder nach Disraeli rief — freilich nicht ohne daß sich innerhalb dieser Partei selbst heftige Stimmen hören ließen, welche ihn beinahe als einen absichtlichen Verräther brandmarkten. Die ganz Verknöcherten unter den äußersten Conservativen schrieben ihm sogar einen förmlichen jüdisch-jesuitischen Plan zu, durch welchen Staat und Kirche in's Verderben geritten werden sollten!

Disraeli hat diese Angriffe leicht genommen, hat auch durch eine gewisse Schmiegsamkeit, die er unter Umständen anzunehmen weiß, das Mißtrauen manches unglaublich dummen Parteimitgliedes wieder entwaffnet. Nachdem dies gelungen, war er wieder ganz er selbst — voll von dem Selbstbewußtsein, das ihn durch viele Stürme getragen. Dies Selbstvertrauen ist beinahe noch größer, als dasjenige, für welches Lord John Russell in seinen jüngeren Jahren berühmt war,

Digitized by Google

wo von ihm behauptet wurde, er stehe jeden Augenblick bereit, den Oberbefehl über die Kanalflotte zu übernehmen, oder auf den Stein zu operiren. In einer vor wenigen Monaten gehaltenen Rede erklärte Disraeli zum nicht geringen Erstaunen seiner Zuhörer, man begreife heutzutage sogar die Ewigkeit. Ausnahmsweise war dies, wie man sich bei näherer Ansicht der Rede überzeugen kann, nicht ironisch, sondern ganz ernsthaft gemeint. Ein Mann aber, der „die Ewigkeit begreift", schreckt natürlich vor keiner Aufgabe zurück, ist vielmehr, wie der Talleyrand'sche Familienvater, zu Allem fähig. Er hat die heillose Keckheit eines Sappeurs — um nicht zu sagen: eines Sappermenters.

IV.

Der abenteuernde Zug, der in Disraelis Charakter liegt, hat ihn während des Zweiten Kaiserreiches mehrmals an den Hof Louis Napoleons geführt, zu dessen Persönlichkeit er in einer Art Wahlverwandtschaft stand. Bei Ausbruch des Krieges nahm Disraeli gleichwohl eine von den Wünschen der Mehrzahl der Tory-Partei sehr verschiedene, eher deutschfreundliche Haltung ein und bewahrte dieselbe auch später, als die Tories sich in ihren Blättern offen feindselig und kriegslustig gegen Deutschland ausdrückten. Er mochte wohl gerade durch die Berührung, in die er mit den Trägern des französischen Kaiserreichs gerathen war, am ehesten von dem unvermeidlichen Siege Deutschlands überzeugt worden sein.

Diese Unabhängigkeit des Urtheils zeichnet Disraeli jedenfalls aus. Er ist der Führer seiner Partei, steht aber geistig weit über ihr. Eben darum ist er ihr natürlicher Lehrmeister und bemüht sich, allerdings mit einer durch die Verhältnisse gebotenen Vorsicht, sie einigermaßen zu erziehen — das heißt, sie zum Aufgeben von Gewohnheiten zu bewegen, deren Beibehaltung jede Möglichkeit einer Rückkehr an's Regierungsruder ausgeschlossen hätte. Daß die Conservativen heute wieder an der Macht sind, haben sie wesentlich seiner Klugheit zu verdanken.

Alle Fehler, welche die Liberalen begingen; alle Spaltungen, durch die sie sich unter einander schädigten, würden nicht hingereicht haben, die Tories wieder emporzubringen, hätte Disraeli sie nicht gelehrt, sich mit einem Theile der unteren Bevölkerung in Beziehung zu setzen, und hätte er ihnen nicht die Programmlosigkeit als die vorläufig beste Taktik empfohlen. Daß er die craß reactionären Wildlinge anzuhalten vermochte, die das rollende Rad der Zeit glaubten zurück treiben zu können, war allein schon die Hälfte des Sieges. Er vor allen bestrebte sich, ihnen zu zeigen, daß sie hübsch zufrieden sein könnten, wenn sie dies Rad auch nur zum Stillstehen oder zum langsameren Rollen brächten. Mit einem Programme, wie die Hoch-Tories es gern aufgestellt hätten, wäre die conservative Partei einfach zermalmt worden.

Disraelis Stellung zum Hofe ist in neuester Zeit eine höchst eigenthümliche gewesen. Während der Prinz von Wales, dem man vor seiner Krankheit häufig sowohl Thrangelüste, wie auch reactionäre Neigungen zuschrieb, mit Disraeli viel verkehrte, bestand ein solcher Verkehr beinahe gar nicht zwischen dem Prinzen und Gladstone. Der liberale Premier war sozusagen der Vertrauensmann der Königin; Disraeli der des muthmaßlichen Thronfolgers. Es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß Disraeli aus Aerger über die Begünstigung, welche die Königin seit vielen Jahren der liberalen Partei erwies, gern einen Thronwechsel herbeigeführt hätte und im Hinblick auf eine dafür einzuleitende Bewegung eine Anzahl Führer von Gewerks-Vereinen zu gewinnen suchte. Dies war, allem Anscheine nach, die wahre Bedeutung jener „Social-Allianz", durch welche die hoch-aristokratische Partei in Verkehr mit einem Theile der Arbeiterclasse treten sollte. Der geistige Urheber des Entwurfes war Disraeli. Es war ein Stück Napoleonismus auf englischem Boden.

Weil zu früh verrathen, mißlang der Plan. Mittlerweile hatte der Toryführer sich aber öffentlich so weit herausgelassen, daß er in einer öffentlichen Ansprache vor Parteigenossen die Königin als „körperlich und geistig unfähig für die Fortführung der Regierung" bezeichnete! Da über diese unerhörte Aeußerung eines ehemaligen Cabinetsministers Lärm geschlagen wurde, ließ Disraeli in den Zeitungen melden, er habe nicht geistig (mentally), sondern „moralisch (morally) unfähig" gesagt — eine Verbesserung, die freilich einer Verböserung glich.

Man kann sich denken, daß die Königin von der Nothwendigkeit, Herrn Disraeli wieder zum Minister zu nehmen, nach diesem Vorgange nicht sonderlich erbaut war. Sie weiß, daß, wenn es nach seinem Wunsche gegangen wäre, heute nicht mehr sie, sondern ihr Sohn, mit dem sie auf gespanntem Fuße steht, die Krone trüge. Um die bösen Eindrücke der vor zwei Jahren fallen gelassenen Bemerkung etwas zu mildern, hat sich der neue Premier nun bei Bildung seines Cabinetes einer fast peinlichen Beobachtung höfischer Förmlichkeit beflissen, also sogar an die ihm befreundete Presse keinerlei Mittheilung, sei es auch nur halbamtlicher oder allgemeiner Art, gelangen lassen, ehe nicht die Billigung seiner Vorschläge durch das Staatsoberhaupt in aller Form Rechtens erfolgt war.

So steht denn Benjamin Disraeli heute im Besitze der politischen Macht da, ohne das volle Vertrauen seiner eigenen Partei zu besitzen, ohne von seinen Anhängern auch nur wirklich gestützt, geschweige denn geliebt, und ohne sogar bei dem Staatsoberhaupte, dem er dient, jetzt anders angeschrieben zu sein, als mit einem schwarzen Makel! Und dennoch ist er Premier! — und das ist sein Triumph!

---

## Der Kampf des Deutschen Reichs gegen die Cholera.

Von F. von Holtzendorff.

III.

Ich sehe kein anderes Hülfsmittel, als die strengste Concentration der nothwendigen Befugnisse in einer ausführenden Behörde des Deutschen Reiches, welche, je nach den obwaltenden Umständen, die unmittelbar bedrohten Städte in Cholera gefahr befindlich erklärt und mit der Constatirung eines gesundheitspolizeilichen Belagerungszustandes den Zeitpunkt bestimmt, von welchem an rechtzeitig und einheitlich, unter Anwendung gewisser ausschließlich zugelassener Desinfectionsmittel, einzuschreiten ist. Um alle Zögerungen und Hemmungen zu vermeiden, ist vorschußweise aus den bereitesten Mitteln der erforderliche Credit zur Verfügung zu stellen.

Es ist nicht räthlich, daß von Reichs wegen in die städtische Finanzverwaltung eingegriffen werde; die correcten und gestrengen Examinatoren des Budgets möchten damit nicht einverstanden sein. Andererseits ist klar, daß ein schnelles und rechtzeitiges Eingreifen überall dann vereitelt ist, wenn in Ermangelung vorliegender Anträge die Bewilligung der erforderlichen Geldsummen in städtischen Collegien zu rechter Zeit versäumt sein sollte.

Eine neue Organisation wird zu versuchen sein. Hier eine Frage: Weswegen sollten die im Deutschen Reich für städtische Cholera- und Gesundheitszwecke erforderlichen Summen nicht durch ein Institut der Zwangsversicherung von Communen oder Hauseigenthümern aufzubringen sein?

Wenn an unseren Strommündungen ein mit Geldaufwendungen verbundener Lootsenzwang für Seeschiffe besteht, wenn in verschiedenen Ländern ein Immobiliarfeuerversicherungszwang gehandhabt wird, wenn jeder bei Strafe angehalten ist, in seinem Hause Löschgeräthschaften in Bereitschaft zu halten — warum nicht die Anwendung des Versicherungswesens auf solche Epidemien, die erfahrungsgemäß eine Mehrzahl von deutschen Städten in demselben Jahre zu verwüsten drohen? Ist die Gefahr der Cholera sehr viel geringer als diejenige des Feuers oder des Wassers? Seltner vielleicht, aber gleich-

Digitized by Google

zeitig auch lebensgefährlicher für große Menschenmassen. Ist man einmal belehrt, daß die Cholera eine Bedrohung von Deutschland bedeutet, daß sie niemals ein nur locales Unglück ist, sondern auf alle Verkehrsgebiete übergreift, so ist die Herstellung einer Gesundheitsversicherungsanstalt von Reichs wegen gerechtfertigt und der Zwang zur Theilnahme für Hauseigenthümer und Communen mit der Auferlegung sehr geringer Opfer zu bewerkstelligen. Auch die Eisenbahngesellschaften, denen zu Cholerazeiten die nachdrücklichste Desinfection und Säuberung ihrer Transportmittel und Bahnhöfe aufzuerlegen ist, wären zur Betheiligung an diesem Gesundheitsculturfonds heranzuziehen. Selbst wenn die Zwangsversicherung, unter Ausscheidung der ländlichen Districte lediglich auf die großen Verkehrsanstalten und auf Städte von einer gewissen Einwohnerzahl beschränkt würde, könnte die nach dem Feuercassen- und Miethswerthe der Häuser zu bemessende jährliche Prämie für das gesammte Reichsgebiet eine wenig fühlbare sein und überdies ebenso einfach, wie ein Beitrag zur Hausbeleuchtung oder Reinigung von den Miethern als ein kaum nennenswerther Aufschlag auf die Miethe von den Hauseigenthümern zurückgefordert werden. Die Abwälzung dieser Versicherungsprämie auf diejenigen, denen sie Vortheil bringt, böte nicht die mindeste Schwierigkeit dar.

Es fragt sich, welches das Object der pflichtmäßigen Choleraversicherung sein würde? Darauf ist zu antworten: die Gesammtheit der durch die Desinfection und deren technische Durchführung erwachsenden Kosten, wobei zum Zwecke der Veranschlagung der Prämie die Zahl der Haushaltungen, die zur Ausführung der Desinfection nach der Bevölkerungsziffer nothwendige Mannschaft und deren Besoldung, endlich die erfahrungsmäßige Dauer der Epidemie zu Grunde zu legen wäre. Da es als festgestellt gelten kann, daß in großen Städten die Epidemie nicht so schnell zu erlöschen pflegt, wie in kleinen, so wäre es möglicherweise angemessen, die Höhe der zu entrichtenden Prämie nach den Bevölkerungsstufen kleinerer, mittlerer und großer Städte abzumessen. Keinenfalls ist die unvermeidliche Unsicherheit in der ersten Veranlagung ein Grund gegen die Durchführung der Zwangsversicherung überhaupt. Es handelt sich vorläufig nur um den Anfang. Beiläufig würde auch die wissenschaftliche Beobachtung aus der einheitlich an gewissen Orten durchgeführten Desinfection, zumal wenn an andern Orten gleichzeitig mit andern zweckdienlich erscheinenden Mitteln gegen die Seuche vorgegangen würde, die Materialien gewinnen, um zu festen Resultaten zu gelangen. Selbst das negative Resultat eines planmäßig durchgeführten Experimentes hat seinen Werth.

In dem Objecte der für Zwangsdesinfectionen erforderlichen Geldaufwendungen wäre der Gegenstand der Zwangsversicherung keineswegs erschöpft. Nach dem Stande des heutigen Wissens erscheint es von größter Wichtigkeit, gewisse im höchsten Maße verdächtige Gegenstände gradezu aus dem Verkehr herauszuziehen. Ohne hier eine erschöpfende Aufzählung zu beabsichtigen, erinnere ich noch einmal an vermuthlich inficirte Wäsche, Kleidungsstücke und Betten. Es erscheint durchaus geboten, die Zwangsablieferung an eine communale Centralstelle zu verordnen, damit hier bestimmt werde, ob diese Gegenstände zu vernichten oder nach einem gründlichen Reinigungsproceß wiederum in den Verkehr zu bringen wären. Vorausgesetzt ist hierbei die Entschädigung der ablieferungspflichtigen Eigenthümer und für den Fall der Unterlassung deren Bestrafung. Denn auch hier kann nicht vorausgesetzt werden, daß die zur Desinfection an Kleidungsstücken dienlichen Maßregeln von der Familie eines Erkrankten streng durchgeführt werden. Die Werthobjecte, die hier in Betracht kommen, sind annähernd abzuschätzen; eben deswegen ist es möglich, die Entschädigungssumme gleichfalls in die Zweckbestimmungen eines über ganz Deutschland verbreiteten Versicherungsinstituts aufzunehmen. Endlich könnte auch der zu Heilzwecken bei ausgedehnter Choleraepidemie erforderliche außerordentliche städtische Geldaufwand in Betracht gezogen werden. Professor Johannes Ranke in München hat kürzlich (in der Beilage zur allg. Augsburger Zeitung vom 28. Januar 1874) den Vorschlag entwickelt, zur Expropriation der Choleraverdächtigen Kleidungsstücke nach Analogie der für die Rinderpest geltenden Bestimmungen unter gleichzeitiger Entschädigung der Eigenthümer zu schreiten. Zwischen seinem Vorschlage und meinen Andeutungen besteht keine grundsätzliche Verschiedenheit. Nur scheint es mir zweckmäßiger, die erforderlichen Geldmittel nicht aus dem jetzt vorhandenen, bereits stark überlasteten Reichsfonds, sondern vermittelst einer dem Zwecke eigens gewidmeten Zwangsversicherung zu verschaffen.

Auch in anderer Richtung bedarf die Gemeinde in ihrer Cholerabedrängniß eines Rückhaltes an der Reichsgesetzgebung. Je zahlreicher die wissenschaftlichen Streitfragen sind, welche sich an die Cholera heften, desto schwieriger wird die Stellung der in Zeiten der Gefahr einschreitenden Behörden. Ueberall läßt sich die Kritik der Berufenen oder Unberufenen vernehmen. Jede Maßregel stößt mindestens in gewissen Kreisen auf Widerstand oder Abneigung. Es wäre deswegen zweckmäßig, wenn von vornherein gewisse Maßregeln von allgemein anerkanntem Nutzen für das Deutsche Reich als verbindlich festgestellt würden.

Auf erschöpfende Aufzählungen Verzicht leistend, begnüge ich mich auch hier mit Andeutungen. Erstens wäre, schon um der Reichsstatistik Vorschub zu leisten, ein für allemal die Meldungspflicht, anknüpfend an die bereits bestehenden Verhältnisse bei allen an Cholera vorkommenden Erkrankungen und Todesfällen bestimmt zu ordnen und gleichzeitig vorzuschreiben, daß die täglichen Ziffern in geeigneter Weise örtlich und allgemein zur öffentlichen Kenntniß zu bringen sind. Bis vor kurzem bestand in gewissen Städten Europas die Praxis der Bemäntelungen und Verschweigungen. Um die Gefahr eines sich vermindernden Fremdenverkehrs hinzuhalten, ward zu allerlei Auskunftsmitteln gegriffen. Die Erfahrungen, welche die münchener Winterepidemie gezeitigt, sind in diesem Stücke besonders lehrreich. Unter dem doppelten Drucke einer choleraflüchtigen Auswanderung, welche einige (sicherlich übertreibend!) auf zwanzigtausend Seelen veranschlagten und eines fast auf Null herabgesunkenen Fremdenverkehrs, fühlten viele aus den schwer bedrängten gewerbetreibenden Kreisen das Bedürfniß, die Cholerasterblichkeit als wenig bedeutend, sogar in den Monaten December und Januar, hinzustellen, die ärztliche Diagnose der choleraverwandten Erkrankungsfälle anzuzweifeln und als übertrieben zu schelten, sogar die Zurückhaltung der täglichen amtlichen Notizen zu begehren, oder nach einer besseren, weniger erschreckenden Gruppirung der statistischen Zahlen zu verlangen. Man verband damit den Antrag, die gegen öffentliche Tanzvergnügen ergangenen polizeilichen Beschränkungen zur Verbesserung der gedrückten Stimmung zurückzunehmen.

Solche Stimmungen sind innerhalb der zumeist bedrängten Schichten einer von Cholera heimgesuchten Bevölkerung erklärlich und bis zu einem gewissen Maße auch entschuldbar. Ein für allemal sollte aber zweifellos festgestellt werden, daß ihnen nicht nachgegeben werden darf. Die Publicität der Cholerafälle ist eine dringende und nicht zu umgehende Forderung im wohlverstandenen Interesse der zunächst betheiligten Kreise, dann aber auch des Deutschen Reichs schlechthin. Vom Standpunkt der Gesammtheit ist es gradezu wünschenswerth, daß der Personenverkehr mit inficirten Orten sich gleichsam von selbst einschränke. Die rechtzeitige, thunlichst beschleunigte Publication der örtlichen Cholerastatistik und der amtlich gemeldeten Fälle wirkt als eine heilsame Warnung. Nur die allerschlechteste Politik kann zu einer Verkleinerung der die öffentliche Gesundheit betreffenden Schäden rathen. Wo unbedingt und ohne Bemäntelungen die Oeffentlichkeit waltet, kehrt auch nach dem wirklichen Erlöschen der Epidemie das allgemeine Vertrauen und der auswärtige Verkehr in die alten Bahnen zurück.

Der Gesundheitsrath und die Polizeibehörde von München

Digitized by Google

blieben unbeirrt durch das Andrängen einer gegensätzlichen Strömung bei den früher von ihnen beschlossenen Maßnahmen. Allein nicht überall ist diese Entschlossenheit und Festigkeit der zunächst verantwortlichen Männer vorauszusetzen. Es ist leicht möglich, daß einmal die falsch verstandenen gewerblichen Interessen und der Andrang mißvergnügter Elemente die Oberhand gewinnen. Deswegen bleibt es wünschenswerth, die Veröffentlichung der Cholerafälle ganz unabhängig von dem Belieben der Localpolizeibehörden durch die Reichsgesetzgebung zu fordern.

Eine fernere Aufgabe der deutschen Reichsgesetzgebung dürfte darin bestehen, daß auch bei der Ordnung des Vereinswesens auf die Unterdrückung der Cholera Bedacht genommen wird. Es ist zu erwägen, ob ausnahmsweise, nachdem das Vorhandensein einer Epidemie festgestellt ist, öffentliche Lustbarkeiten und große politische Versammlungen untersagt werden dürfen. Jedenfalls unterliegt es keinem Bedenken, Processionen außerhalb der Kirche nach dem Vorgange der italienischen Regierung mit Rücksicht auf die daraus entspringenden Gefahren der Weiterverbreitung in Cholerazeiten zu verbieten. Weil es auch hierbei sehr leicht geschehen kann, daß an einzelnen Orten der Einfluß des Klerus über die gesundheitlichen Interessen ganzer Landestheile sich hinwegsetzt, bedürfen die communalen Behörden einer hinreichend starken Unterstützung von Seiten der Reichsgesetzgebung.

Selbst die Freunde communaler Selbstverwaltung vermögen schwerlich in Abrede zu stellen, daß die großen städtischen Gemeinden auf der heutigen Stufe wirthschaftlicher Entwicklung nach den geltenden Verwaltungsformen wenig befähigt sind, bei schnell eintretenden Nothständen sofort thatkräftig einzugreifen. Dazu fehlt ihnen dreierlei: ein durch ständiges und abgeschlossenes Zusammenleben der Bürgerschaft hochentwickelter Gemeinsinn, zweitens die Unabhängigkeit, welche ohne Dazwischenreden höherer Staatsverwaltungsorgane selbständig vorgehen kann und schließlich jene freie Stellung, welche den leitenden Personen gestattet, auf eigene Verantwortlichkeit nach persönlichem Ermessen unter Beiseitesetzung lästiger und verzögerlicher Formen das Nothwendige anzuordnen.

Damit berühre ich den letzten Punkt meiner Untersuchung. Es scheint mir unbestreitbar, daß gewisse Städte in Deutschland durch Vernachlässigung der communalen Gesundheitspflege ausgezeichnet sind. Auf die localen Verhältnisse der Bauordnung, der Straßenreinigung, des Marktwesens, der Trinkwasserversorgung und vor allen Dingen der Kloaken kommt so viel an, daß die Cholera, die an besonders gesunden Orten mit geringen Opfern sich abfinden läßt, unter Voraussetzung local ungünstiger Verhältnisse, die fürchterlichsten Verwüstungen anrichtet. Neben solchen Städten, die mit der Ungunst ihrer Lage zu kämpfen haben, stehen andere, die sich trotz ihrer günstigen Lage, durch eigene Kurzsichtigkeit und Vernachlässigung beschädigen. Und endlich kann es geschehen, daß Versäumnisse, die gewissen Städten noch leidlich hingehen, unter besonderen Bodenverhältnissen anderer Städte die schlimmsten Folgen nach sich ziehen.

Es ist das große Verdienst Pettenkofers, daß er dieser Seite der örtlichen Gesundheitspflege seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat und überall bemüht gewesen ist, die Structur und Eigenschaft des Choleraterrains zu erforschen.

Auf diesem Gebiet der localen und communalen Terrainverhältnisse besteht unzweifelhaft die größte Schwierigkeit praktischer Abhülfe. Keine Stadt hört es gern, wenn ihrer Mortalität und Gesundheit ein nachtheiliges Zeugniß ausgestellt wird. Geschieht es von Einheimischen, so erhebt sich gegen diese der Vorwurf des mangelnden Localpatriotismus. Geschieht es von Auswärtigen, so bekommen diese zu hören, daß sie von der Sache wenig verstehen. Und endlich den Gästen und Besuchern sagt man, daß sie sich zuerst acclimatisiren sollen, bevor sie mitreden dürfen.

Ich denke hierbei auch an München. In ganz Deutschland und in den benachbarten Orten besteht die Ueberzeugung, daß die bayrische Hauptstadt sehr ungesund sei. Der eingeborene Münchner ist, wenn er sich persönlich wohl fühlt, fest vom Gegentheil überzeugt. Das praktische Ergebniß dieser Streitfrage ist gleich einem Gefecht kämpfender Schulknaben, welche sich jeden Winter an derselben Straßenecke wieder zusammenfinden und mit Schneebällen bewerfen.

Bisher hat das Deutsche Reich vom gesundheitsgefährlichen Zustande der Communen keine Notiz genommen. Es steht in Rechtsbeziehungen zu den Bundesstaaten und zu den einzelnen Staatsbürgern. Den Regierungen und dem Einzelnen sind durch die Reichsgesetzgebung Rechte gewährleistet und Pflichten auferlegt. Mit den Gemeinden hat die Reichsregierung nahezu nichts zu thun. Und doch ist es klar: daß in Hinsicht der allgemeinen Gesundheitspflege des ganzen Reiches einzelne Communen eine sehr bedeutende Rolle zu spielen vermögen. Wie? wenn es sich zeigte, daß bei der gefürchteten häufigen Wiederkehr der Cholera einzelne Punkte in Deutschland vorzugsweise bedroht und bedrohend wären? Daß in gewissen Städten die Cholera mit Vorliebe ihre Ansteckungsheerde einrichtete? Daß die Seuche, die andrerorts schneller erlischt, regelmäßig an einzelnen Stellen sich mit Zähigkeit behauptete?

Würde man auch dann fernerhin von Reichs wegen solchen Zuständen gleichgültig zusehen können? Bis jetzt ist diese Frage noch nicht gestellt worden, aber sie muß zunächst grundsätzlich gestellt werden.

Vom Rechtsstandpunkte ausgehend, ist wohl nicht zu bezweifeln, daß innerhalb der bereits bestehenden Competenzverhältnisse des Reichs auch den Gemeinden Verpflichtungen gesetzlich auferlegt werden dürfen. Es geschieht bereits mit Beziehungen auf Kriegsleistungen und Kriegslieferungen. Das Gesetz über die Rinderpest verpflichtet und berechtigt die zuständigen Verwaltungsbehörden, d. h. in zahlreichen Fällen die Gemeindeverwaltung, zu gewissen Anordnungen, Leistungen, Enteignungen. Es steht nicht das mindeste im Wege, daß auch die Cholera als Reichsangelegenheit in gleicher Weise behandelt würde.

Die praktische Aufgabe der Gesetzgebung ist auch hier neben der wissenschaftlich-theoretischen Forschung zu formuliren. Die Aufklärung des Thatbestandes ist überall das erste. Es wird für die Reichsregierung darauf ankommen, auch die localen Verhältnisse der größeren deutschen Stadtgemeinden vergleichungsweise statistisch zu untersuchen und, wenn angerufen, die wichtigsten Streitfragen communaler Gesundheitspflege nach vorangegangener Erhebung aller in Betracht kommenden Momente dnrch Sachverständige entscheiden zu lassen.

Sind die unentbehrlichsten Anhaltpunkte der Entscheidung feststellbar und festgestellt, dann hat das Reich auch die Pflicht, aus dem Gesichtspunkte des Schutzes gegen Epidemien und vornehmlich gegen Cholera die Minimalleistungen zu bestimmen, welche wesentlich in der negativen Richtung der Beseitigung gemeinschädlicher Zustände von den Communen gefordert werden müssen.

Von diesem Ziele sind wir, ich weiß es, noch sehr weit entfernt. Das erste Stadium aller Verbesserungen ist, gegenüber mangelhaften Zuständen das Ziel zu bestimmen und zu begrenzen, seine Erreichbarkeit zu prüfen; das zweite: Mittel und Wege festzusetzen. Das Eine scheint mir gewiß: Wenn das Deutsche Reich für die öffentliche Gesundheit mehr zu thun beabsichtigt, als die Beförderung wissenschaftlicher Untersuchungen, so kann in der Reihe der von ihm ausgehenden Wirkungen die Commune nicht bei Seite geschoben werden. Angesichts der Cholera hätte es keinen Sinn, durch internationale Verträge den indisch-arabischen Weg zu regeln, Mekka unter völkerrechtliche Sanitätspolizeiaufsicht zu stellen, Gesetze zu geben gegen die weitere Verschleppung der Cholera und dann das wichtigste Verbindungsglied in der Verkettung der zur Gesundheitspflege dienenden Maßnahmen, die Communen, ihrem eigenen Belieben zu überlassen. Ist die Gesundheitspflege und die thunlichste Lebensersparniß in der Bevölkerung wirklich eine Angelegen-

Digitized by Google

heit ersten Ranges im Bewußtsein der deutschen Nation geworden, dann kann auch nicht bestritten werden, daß neben einem Reichskriegsschatz, der seine volle Berechtigung hat, und neben einem Reichsinvalidenfonds, der eine moralische Schuldentilgung gegen die Vertheidiger des Vaterlandes bezweckt, auch ein in Nothfällen aushelfender Reichsculturfonds zur Lösung der über die Leistungsfähigkeit der Communen hinausgehenden Aufgaben der Gesundheitspflege zur vollendeten Darstellung der deutschen Reichsmacht ergänzend hinzuzutreten hätte.

## Literatur und Kunst.

### Römische Elegie.

Die Erd' — trotz Galilei — unbeweglich,
Umkreist von goldnen Sternen groß und klein,
In ihrem Schlund die Hölle graus' und kläglich,
Ob ihr das Paradies im lichten Schein —

Darin der Sohn, der Vater und die Taube
Des heil'gen Geistes über Beider Haupt —
So war es eh'mals, also wollt's der Glaube,
Und gut ging's keinem, der nicht dran geglaubt.

Ich aber, ihr Vertreter auf der Erde,
Ihr Vicekönig, saß auf höchstem Thron;
Mit goldnem Krummstab lenkt' ich meine Heerde
Und hoch und höher wölbt' ich meine Kron'.

Nepoten auszustatten und Maitressen
Verordnet' Ablaß ich und Jubeljahr,
Von goldnen Tellern pflegten wir zu essen, —
Mein Gott, der Priester lebt ja vom Altar.

Cassieren gleich am Eingang des Theaters
Vergaben Plätze wir in's Paradies,
Und alles huldigte der Macht des Vaters,
Der Seelen aus dem Fegefeuer ließ.

Daß Freitags Fleisch beleid'ge Gottes Nase,
Daß Fische essen sei ein frommer Brauch,
Daß nicht der Vetter heure seine Base,
Das statuirt' ich, doch ich löst' es auch.

Verbote gebend, doch zu allen Stunden
Sie wieder lösend, schaffte man sich Geld.
Wir hatten auch die Fastenzeit erfunden —
Der Dumme zahlte, daß er sie nicht hält.

Und lächelnd blickt' ich auf's Gedränge
So glücklich in der Fülle seines Wahns,
Sah Knie an Knie und Kopf an Kopf die Menge
Beim Segen vom Balcon des Laterans.

Und nun, und nun! Die Erde kam in's Rollen,
Es wich der Himmel, der sich stützte drauf,
Entfesselt rollt sie weiter und im tollen
Gewirr nimmt sie zum Untergang den Lauf.....

Wohl fluch' ich, doch was hilft es, daß ich wettre?
Die Meng' ist störrisch und der Himmel taub.
Mit meinen stärksten Bannesstrahlen schmettre
Ich keine Fliege nieder in den Staub.

O schrecklich! Einst ein Gott fast, und jetzunder
Der Schelme Stichblatt und der Buben Spott!
Wo seh' ich Hülfe? Himmel, wirk' ein Wunder! —
Allein du wirkst kein Wunder mehr, o Gott.

Ihr, meinem Herzen stets die innigst Theuern,
Ihr Geistesarmen, laßt ihr mich im Stich?
Genügt es denn, den Peterspfennig steuern?
Erhebt euch und bewaffnet euch für mich!

Ihr schweigt? Ich fluch' auch euch. O hätt' ich Kräfte
Wie Simson einst! Ich faßte Petri Dom
Und risse nieder diese Säulenschäfte
Und eine Trümmerstätte wäre Rom!

Rom, März 1874.

**Alfred Meißner.**

### Neue Lyriker.

Von **M. v. Szeliski.**

Wenn es richtig ist, daß auf keinem Gebiete der Kunst ohne Hülfe einer gerechten und sachlichen Kritik Fortschritte gemacht werden, so will es mich fast dünken, daß die Rückschritte, welche in der deutschen Lyrik der neueren Zeit so bemerkbar geworden sind, nicht zum geringsten Theil der Kritik zur Last fallen, die sich mit der lyrischen Dichtung fast gar nicht mehr abgibt.

Drama und Roman stehen mit Recht im Vordergrunde; aber wenn man ihnen auch eine unverhältnißmäßige Berücksichtigung zugestehen mag, so dürfen sie doch nicht die kritische Thätigkeit in dem Grade absorbiren, in welchem dies augenblicklich der Fall ist.

Mir ist sehr begreiflich, daß man lieber in's Theater geht, als einen dreibändigen Roman liest, und nicht weniger begreife ich, daß man sich lieber der Lectüre eines dreibändigen Romans, als der einer einbändigen Gedichtsammlung hingibt: aber was folgt daraus? Doch nur, daß es sehr langweilig ist, lyrische Geistesproducte ex officio lesen zu müssen; weiter nichts. Die Pflicht des Kritikers, trotz alledem auch einmal gereimte Elaborate einer Kritik zu würdigen, wird dadurch nicht aufgehoben.

Nun lese man aber einmal in den literarischen Organen, welche den Zweck haben, ihre Leser über die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes zu unterrichten, wie dort diejenigen, die sich den Anschein von lyrischen Dichtern zu geben wissen, behandelt werden.

Entweder ist nur einfach der Titel des Buchs angegeben, somit dem Publicum das Urtheil über den Autor überlassen; oder es findet sich neben dem Titel noch irgend eine nichtssagende aber empfehlend klingende Phrase, welche zwar meistens den Verlagsbuchhändler, der das Recensionsexemplar gratis „überreichte", zum Verfasser hat, dem Publicum jedoch als Urtheil der Redaction und häufig als ein Grund zum Ankauf des Werkes gilt.

Und wenn nun einmal ein Band Gedichte einer wirklichen Kritik unterzogen wird — wozu sich übrigens in ganz Deutschland und Oesterreich höchstens ein halbes Dutzend literarischer Organe von Zeit zu Zeit versteht —, so kann man im voraus hundert gegen eins wetten, daß das besprochene Werk gelobt wird.

Nicht etwa, daß ich die Kritik der Lobhudelei bezichtigen wollte; ich will nur constatiren, daß sie in der Regel auf dem Gebiete der Lyrik entweder nichts oder nur das behandelt, was sie — wie ich gern annehme — mit gutem Gewissen loben kann.

Woran liegt das?

Ist es Mitleid, was die Kritiker veranlaßt, die Unglücklichen laufen zu lassen, welche durch lyrische Productionen ihre Gewohnheit documentiren, hauptsächlich von Gefühlen zu leben? Hält man diejenigen, welche Gedichte machen, für so empfindsam, daß man etwa durch ein hartes Wort ihr Herz zu brechen fürchten müßte und schont man sie deshalb?

Gott bewahre; so zartfühlend sind unsere Kritiker durchaus nicht, sie suchen ja doch jungen Dramatikern und jungen Romanschriftstellern ohne weiteres das Herz zu brechen, wenn ihnen das „im Interesse der Kunst" geboten erscheint.

Ich behaupte: es ist in erster Linie die Langeweile, welche die Kritiker von der Beschäftigung mit der Lyrik abhält; der Umstand, daß das Gebiet der lyrischen Stoffe so ungemein beschränkt, daß die Lyrik nicht nur ihrem innersten Wesen nach die ursprünglichste

Digitized by Google

Dichtungsgattung, sondern daß auch ihre Producte gewöhnlich die primitivsten sind.

Dieser Grund hat nun allerdings einen so subjectiven Charakter wie die Lyrik selbst und deshalb werden ihn einige der gestrengen Herren Kritiker, die auf den Ruf der Objectivität eifersüchtig sind, wie alte Jungfern auf den der Sittsamkeit, vor dem großen Publicum nicht als wahr gelten lassen wollen.

Immerhin; sehen wir uns nach einem andern Grunde um, anticipiren wir das, was sie wahrscheinlich sagen werden: „Die Kritik muß vor allem darauf achten, daß auf denjenigen Gebieten der Dichtkunst, von welchen aus in unserer Zeit der größte Einfluß auf das Publicum ausgeübt wird, auf dem Gebiete des Dramas und des Romans, alles fein säuberlich zugehe, daß dort nicht kecke Neuerer den Geschmack verderben und die ewigen Grundregeln des Guten und Schönen umstürzen".

Sehr wohl; aber unterschätzt man dabei nicht ganz gewaltig den Einfluß, welchen die Lyrik auf den Geschmack des Publicums ausübt? Wir brauchen gar nicht weit zu gehen, um Beispiele dafür zu finden, daß die geistige Richtung ganzer Generationen lediglich durch einen oder einige Lyriker bestimmt wurde.

Das letzte Decennium, welches so Gewaltiges und Großes auf beinahe allen Gebieten des geistigen und öffentlichen Lebens schuf, hat uns keinen hervorragenden, kaum einige überhaupt nur bemerkenswerthe Lyriker gebracht; die älteren lebenden Dichter, an denen wir uns erfreuen — die Geibel, Freiligrath, Klaus Groth, Bodenstedt, Hermann Lingg, Storm, Hammer, Roquette, und wie sie sonst noch heißen — sie alle sind in einer früheren Zeit aufgetreten.

Wenn auch keiner von den Genannten, selbst nicht der unstreitig bedeutendste Lyriker der Gegenwart, Emanuel Geibel, im Stande war, unsrer Zeit den Stempel seines Geistes aufzudrücken, oder der Lyrik eine neue Richtung zu geben, so ist doch ihr Wirken von den segensreichsten Folgen für die Dichtkunst gewesen: sowohl in Bezug auf den innern Gehalt, als auch ganz besonders in Bezug auf die äußere Form.

Muß man aber nicht, wenn man die lyrischen Erzeugnisse unserer Tage betrachtet, befürchten, daß die große Menge der Geister dritten und tieferen Ranges, welche sich jetzt überall breit macht, den guten Einfluß jener Bedeutenderen wieder paralysirt, daß die Geschmacklosigkeit, die innere und äußere Lüderlichkeit wieder Oberhand gewinnt?

Man scheint in den Kreisen der Kritik und der wirklich Gebildeten noch gar nicht zu merken, wie sehr sich die lyrische Production der letzten Jahre verschlechtert hat; man begnügt sich damit, etwa auf Ada Christen, Albert Möser und den Verfasser des „Neuen Tannhäuser" als beachtenswerthe Talente hingewiesen zu haben und die unzähligen andern, welche lyrisch freveln, läßt man frei schalten und walten, als ob sie gar keine Beachtung verdienten.

Allerdings verdienen sie keine Beachtung in Rücksicht auf ihren Werth; aber sie verdienen sie in hohem Maße in Rücksicht auf ihre Gefährlichkeit.

Die Gemeinfährlichkeit mittelmäßiger und schlechter Lyriker wird meiner Ansicht nach ziemlich allgemein unterschätzt.

Leute, welche für weichherzige Geistes- und Gemüthsspeisen keine besondere Vorliebe haben, sind zum größten Theil der Ansicht, kein verständiger Mensch lese, geschweige denn kaufe heutzutage Gedichte, über deren Werth er noch kein maßgebendes Urtheil gehört hat; daß Lyrik überhaupt noch in den Buchhandel komme, sei eigentlich ein Privatvergnügen der Buchhändler, die den ganzen sentimentalen Kram doch nur auf Lager behielten.

Wie falsch! Leider ist es ein Factum, daß selbst von Gedichtsammlungen schlechtester Sorte mehr Exemplare, als der Uneingeweihte es ahnt, verkauft werden, daß sie unter der unschuldigen Maske von Geburtstagsgaben, von Souvenirs, Confirmationsgeschenken, Vielliebchen und was weiß ich sonst noch — sich in die besten Familien einschleichen und besonders in Damenkreisen die schrecklichsten Verheerungen anrichten.

Daraus resultirt aber zweierlei: erstens eine Verschlechterung des Geschmacks bei dem lesenden Publicum, und zweitens eine Anregung des Nachahmungstriebes, welche die bedauerlichsten Folgen zu haben pflegt. Wer das gedruckte Zeug, das ihm der Buchhändler so feurig angepriesen, liest und mit den eignen noch ungedruckten Elaboraten vergleicht, findet in den meisten Fällen, daß er bisher unbewußt ein schreiendes Unrecht an sich begangen habe, indem er der Welt seine Werke vorenthielt: er läßt sie sofort auch drucken.

Daher die Sündfluth von Gedichteinsendungen an alle Journale, daher die Sturmfluth von gedruckten Gedichtsammlungen, deren schleunigste Besprechung sowohl Verleger als Dichter von einer jeden gewissenhaften Redaction verlangen; daher die thatenlose Verzweiflung und gähnende Ohnmacht, in welcher der Kritiker den modernen Massenlyrikern gegenübersteht.

Früher wurde nur als ziemlich feststehend angenommen, daß jeder Deutsche von 14 Jahren Gedichte mache; jetzt scheint die Zeit heranzunahen, in welcher jeder Deutsche in diesem Alter seine Gedichte drucken läßt.

Unleugbar wird heute mit der Lyrik grober Unfug getrieben; und da nicht nur der Sinn für Poesie und der gute Geschmack, sondern auch die Poesie selbst dadurch auf's empfindlichste geschädigt wird, so wäre es Zeit, daß die Kritik energisch gegen alle diejenigen einschritte, welche entweder aus Eitelkeit oder aus Unverstand die Kunst, der sie zu dienen vorgeben, in den Staub hinabziehen.

Der vornehme Standpunkt, auf den sich gewisse Kritiker stellen, indem sie sagen: „Das Unbedeutende verdient keine Erwähnung, noch viel weniger eine Kritik", mag hier und da viel für sich haben; auf dem Gebiete der schöngeistigen Literatur scheint er mir ein falscher, denn das Publicum liest nicht blos das Bedeutende, das die Kritiker einer Besprechung würdigen, sondern auch das Unbedeutende, dessen kein Kritiker gedenkt.

Nicht so in den Händen der Kritiker, als vielmehr in denen der Buchhändler und Leihbibliothekare liegt die Bildung der lesenden großen Menge.

Deshalb scheint es mir richtiger, daß die Kritik in Anerkennung dieses Factums sich einerseits bemühe, dem Publicum nach Kräften bei der Auswahl der Lectüre zu helfen, nicht nur durch Empfehlung des Guten, sondern auch durch Warnung vor dem Schlechten; und daß sie andrerseits der mißhandelten Dichtkunst beistehe, indem sie deren Quäler nach Gebühr behandelt. So werden wirkliche Talente gefördert und talentlose Reimschmiede vielleicht hin und wieder abgeschreckt werden, sich dem Laster der Versemacherei völlig zu ergeben.

Vor mir auf dem Schreibtisch liegt als Ernte eines Monats ein Berg von Gedichtsammlungen, von denen fast keine einen bereits bekannten Namen auf dem Titelblatte trägt; die Autoren sind lauter Aspiranten auf ein Plätzchen in der Literaturgeschichte.

Die armen Leute! Da liegen sie nun; alle hoffen von irgend einem Kritiker gelesen und in den Himmel erhoben zu werden; und nicht etwa gelegentlich, sondern sofort, drei Tage nach dem Erscheinen des Werkes. Ja, du lieber Gott! so lange es noch keine kritisirenden Dampfmaschinen gibt, wird wohl noch manche dieser Hoffnungen grausam getäuscht werden.

Aber einigen soll wenigstens geholfen werden; ich greife nach den zu oberst liegenden Heftchen und will versuchen, ob ich ihrem Inhalt gerecht zu werden vermag.

Da die einfachsten Titel am meisten sympathisch sind, so wollen wir zunächst die Gedichte von Hans Georg Meyer (Berlin 1873, Springer) durchblättern.

Herr Hans Georg Meyer ist offenbar ein gebildeter Mann; das beweist der Inhalt des ganzen, Lieder, vermischte Gedichte, Oden und Elegien enthaltenden Buches. Man muß es als einen besonderen Vorzug anerkennen, daß der Verfasser nicht nur Sprachgewandheit, sondern auch Sprachgefühl und Verständniß dafür hat, daß die Poesie eine andere Ausdrucksweise verlangt, als die Prosa und ihre Syntax, daß zumal die Lyrik Schachtelsätze, Coordinationen und Subordinationen der Sätze durch Relativa und Conjunctionen nicht duldet.

Es läßt sich zwar nicht behaupten, daß Herr Meyer einem der üblichen Themata für Lyriker eine besonders neue Seite abzugewinnen gewußt hätte; aber das, was er sagt und singt, sagt und singt er mit Decenz und Anstand. Er ist kein Schwärmer, sondern ein ernster warm und innig fühlender Mann, der seine Gedanken und Empfin-

Digitized by Google

dungen in geschmackvoller Fassung vorzutragen weiß. Die Form der Gedichte ist correct, der Reim rein; der ernst beschaulichen Richtung des Dichters scheinen classische Metren am meisten zu entsprechen.

Von den Liedern ist recht hübsch: „Erhebung" (S. 6), dessen erster Vers lautet:

„Du bist mir wie der goldne Wein,
Der auf den Bergen blüht,
Der wie die Sonne still und rein
Von inn'rer Wärme glüht."

Dann ferner: „Ἀνάγκη" (S. 7):

„Es war das Leuchten des Geschicks
In dessen Gluth wir uns gefunden,
Der helle Blitz des ersten Blicks
Von dir zu mir hat uns verbunden.
Kein Suchen gab es, keine Wahl
Und kein Besinnen, kein Entschließen:
Es zuckte nieder wie der Strahl,
Und eins war Schauen und Genießen."

Zu erwähnen wäre auch noch „Der Ruf des Glücks" auf Seite 18. In dem Gedicht „Der letzte Traum" (S. 41) finde ich eine Sprachlicenz, die entschieden fehlerhaft ist. Es heißt dort:

„Ich fühle träumend, daß ich träume
Und kaum gefühlt, erwach' ich schon."

Zu diesem „gefühlt" würde der selige Ludwig von Bayern mit größerem Recht als je: „habend" hinzugesetzt haben. Wollte der Dichter das nicht, so durfte er keinesfalls dieses Participium in ähnlicher Weise anwenden, wie fast alle Zeitungen das Participium „stattgefunden", wenn sie von einer „gestern stattgefundenen Versammlung" sprechen.

Die Oden im alcäischen und sapphischen Strophenmaß sind sprachlich meistens recht gut gelungen; besonders gefällig und innig ist die Ode: „Genesung" (S. 57):

„Du bist genesen! Freue Dich, freue Dich!
Das Auge dankbar wende der Sonne zu,
Du süßes Herzblatt meiner Sorgen,
Meiner Gebete Juwel, mein Liebling" u. s. w.,

und zum Schluß:

„Du bist genesen! Freudig umstehen wir
Dein Lager, dankbar lauschend dem Athemzug,
Der wie die Balsamluft im Lenz quillt,
Der uns erquickt wie der Duft des Veilchens.

Bald wirst Du Waldgrün wieder und Rosen seh'n
Mit uns, mit uns bald siehst Du das Abendroth
Verglühn, der Mond zieht auf, und droben
Siehst Du mit uns den Orion funkeln."

Sollte Herr Hans Georg Meyer einmal ein zweites Bändchen Gedichte herausgeben, so darf er sicher sein, daß diejenigen, welche die vorliegende Sammlung gelesen haben, auch eine folgende nicht ungelesen lassen.

Einem andern Dichter, der ebenfalls nur den simplen Titel „Gedichte" — von Eugen Leyden (Teschen 1873, K. Prochaska) — gewählt hat, ist ein gleiches Prognostikon nicht zu stellen.

185 Seiten mußte ich lesen, um zu erfahren, was Eugen Leyden fühlt, denkt, erlebt hat u. s. w., und nachdem ich das erfahren, hatte ich auf S. 186 die hohe Genugthuung, vom Dichter persönlich angeredet zu werden in dem „Abschied vom Leser":

„Hast Du bis hierher treulich ausgehalten
So dankt der Dichter Dir;
Und hast Du gerne bei mir ausgehalten,
So dank es ihr,
Die einzig gibt in stillem Walten,
Dank der Natur, nicht mir."

Wessen Natur habe ich denn nun zu danken? Jedenfalls nur der meinigen; eine andre Natur hätte sicherlich nicht bis Seite 186 ausgehalten.

Dafür hat man nun aber auch Herrn Eugen Leyden ganz genau kennen gelernt. Wie es für ihn als lyrischen Dichter sich schickt, ist er „ein bleicher Jüngling mit den Wangen hohl, den man vielleicht bald in die Grube senket" (S. 166), und sein Herz ist voll von sehnsüchtigen, aber unerfüllbaren Wünschen. Bald wünscht er

„O wär' ich doch die Nachtigall
An deinem Fensterlein —," (S. 6.)

gleich darauf:

„Wär ich das Ringelein,
Das ihren Finger schmückt", (S. 7.)

und in beiden Fällen verräth er die bedenkliche Neigung, „toll zu werden". Im letzteren nämlich will er „vor Freuden toll werden" und im ersteren „wie toll zu schlagen anfangen".

Dann wieder seufzt er:

„Laß mich in deinen Armen ruhn,
Mich träumen an deiner Brust" (S. 9.)

und:

„Dürft' ich in deine Augen
Versenken mich tief hinein,
So würden meine Lieder
Noch einmal so gut gedeih'n". (S. 21.)

Die junge Dame, um die es sich hier handelt, scheint entweder ungewöhnlich grausam gewesen zu sein, oder sie kannte noch nicht alle Gedichte des Herrn Eugen Leyden; sonst würde sie sicherlich nicht verfehlt haben, durch Gewährung jener Bitte, die Lieder „noch einmal so gut gedeih'n" zu lassen.

Herr Leyden scheint seltsame Bekanntschaften gehabt zu haben. So erzählt er S. 4:

„Ich schwelgte an den Brüsten
Lenettchens schön und traut;
Sie kannte mein Gelüsten
Hat mir in's Haar gekraut".

Hm! hm! — Nun, schließlich muß Lenettchen mit den Eigenthümlichkeiten des Herrn Leyden vertraut genug gewesen sein, um zu wissen, wo es ihn juckte; aber das Bedürfniß des Gekrautwerdens bei Herrn Leyden zugegeben — hübscher würde ich es von Lenettchen gefunden haben, wenn sie nicht „in's Haar", sondern in dem Dativ gekraut hätte.

Freilich bemerkt auch Herr Leyden auf S. 107:

„Was gibt es doch für kom'sche Weiber",

obwohl er selbst ein wenig „kom'sch" in Bezug auf den Accusativ erscheint, wenn er singt:

„Ein einziger Gedanke läßt dies alles
Ganz unbemerkt an sie vorübergeh'n". (S. 180.)

Trotz seiner idealen Richtung weiß der Dichter jedoch auch das Reelle zu würdigen. Bei einem Vergleich zwischen Nord und Süd, der zu Ungunsten des letzteren ausfällt, heißt es:

„Selbst die wilde Gluth der Weiber
Will mir nicht zu Sinn;
Ob ich gleich für schöne Leiber
So empfänglich bin". (S. 61.)

Wenn man das erst weiß, dann findet man freilich auch den Wunsch des Dichters begreiflich:

„O wär' ich doch der Floh", u. s. w. (S. 38.)

obgleich sowohl dieser, als auch die andern Wünsche schon von vielen Dichtern vor Herrn Leyden ausgesprochen sind.

Für schöne Reime scheint Herr Leyden nicht „so empfänglich"

Digitized by Google

zu sein, wie für schöne Leiber: Schmerzen, Herzen, Sonne, Wonne, Blick, Glück, Sehnen, Thränen u. s. w. lassen sich gar nicht zählen, man dankt manchmal schon dem Himmel, wenn ein Reim kommt wie: verlassen, rasen (S. 73), Bache, Tage (S. 75), zerfallen, Qualen (S. 82), Ritter, Miether (S. 111) u. s. w.

Der zuletzt angeführte Reim ist übrigens ganz besonders schön gewählt. Er ist zu finden auf S. 111 in der frei nach Herder verfertigten Ballade, wo ein Ritter durch einen Wald reitet und von einem gespenstischen Weibe aufgehalten wird:

„Er sauste durch den dunklen Wald
Wie ein gespenst'ger Ritter.
Sein Hollarufen weithin schallt
Und weckt des Waldes Miether".

Seht euch vor, jung Edward!

Dem Dichter hat bei diesem Bilde wahrscheinlich die berliner „Mutter Grün" im Thiergarten mit ihren Miethern vorgeschwebt.

Daß ihm bei den Gedichten „Liebesgaben" (S. 93), „Zeit bricht Rosen" (S. 97), „Jungfernneid" (S. 100) u. a. m. Heine oder der Verfasser des „Neuen Tannhäuser" als Vorbild gedient hätte, ist kaum anzunehmen; so platte Rohheiten in so albernem Gewande hätte keiner der beiden Dichter zu liefern vermocht.

Sicherlich aber hat ihm, als er schrieb:

„Was mir durch dich geworden
Du Böse, für Verlust" — (S. 53.)

der schöne Vers aus Buschs „frommer Helene" vorgeschwebt:

„Ach, die Venus ist perdu
Klickeradoms — von Medici".

Sehr ansprechend sind auch einige Zeilen in der Ode: „An einem lieben Grabe" (S. 151):

„Und ich sinke zur Erd', netze mit Thränen feucht
Deinen Hügel dir, Ferna, du".

„Dir, Ferna, du!" Wo bleibt „dich"? Denn in dem alten Possencouplet:

„O Wittib, schöne Wittib
Wer ist so schön wie du?" u. s. w.

das hier dem Dichter Vorbild gewesen zu sein scheint, heißt doch der Refrain:

„Wie du, wie dir, wie dich!"

Zum Schluß mag der Leser noch erfahren, was Herr Eugen Leyden unter einer „Sehnsüchtigen Frage" versteht; hier ist sie (S. 49):

„Ach wann wirst du wiederkehren
Schnell dahingeschwundnes Glück?
Soll die Zeit es mich erst lehren,
Ob du je wirst wiederkehren;
Wirst du mir dann ganz gehören,
Wenn du kehrest mir zurück?
Ach wann wirst du wiederkehren
Schnell dahingeschwundnes Glück?"

Sehnsüchtiger kann man doch wahrhaftig nicht fragen; und sinnreicher stets ein und dieselbe nichtssagende Phrase zu wiederholen, ist auch nicht möglich.

Nun möchte ich aber einmal etwas fragen, nämlich das: Wie kommt Herr Leyden dazu, seine Gedichte zu veröffentlichen? — Da ich darauf schwerlich eine befriedigende Antwort erhalten werde, so will ich nur gleich weiter fragen: Was geht es uns an, ob Herr Leyden betheuert:

— Lange wär' ich wohl schon unterlegen,
Gereichte mir die Dichtkunst nicht zum Segen.

Mag er doch dichten, wenn der Arzt ihm das verschrieben hat, soviel er will und kann; mag er seine intimen Freunde durch Vorlesen seiner Dichtungen so lange begeistern oder quälen, als sie es aushalten; aber was gibt ihm ein Recht, das Contagium der lyrischen Epidemie und der Geschmackspest in das große Publicum hinauszutragen?

Gegenüber dem Wunsche des Herrn Leyden:

„— Zieht nur Lieder;
Doch kehrt nicht anders, als mit Grüßen wieder" (S. 2.)

muß ich daher zu meinem größten Bedauern die Hoffnung aussprechen, daß seine Lieder gar nicht ziehen und daß die Grüße, mit denen sie etwa zurückkehren, nur von den Buchhändlern kommen werden, welche die unverkauften Exemplare zurücksenden.

„Poetische Träumereien eines Buchhändlers" (Leipzig 1873, Weißbach) lautet der Titel einer andern Sammlung. Ich glaube, ich habe Unglück gehabt, als ich in den Haufen der neuesten Dichter blindlings hineingriff.

Dieser poetische Buchhändler hat eine Reise nach Italien gemacht, und da er aus seinem Geschäft und anderswoher weiß, daß fast alle Leute, die in Italien gewesen sind, über ihre dort gehabten und nicht gehabten Empfindungen Bücher oder Gedichte schreiben, so denkt er: „Was die andern können, kann ich auch!" setzt sich hin und sucht nach Versen, in denen Worte angebracht werden können, wie: Gondoliere, Lagune, Lido, Rialto und was sonst noch ein bischen italienisch klingt.

Die Grundstimmung, welche in diesen Reimereien herrscht, ist etwa die auf S. 46 ausgedrückte:

„Ich stehe am Fenster und schaue
Zur Sternenwelt hinein
Ich stehe am Fenster und weine
Ganz mutterseelen allein".

Wie traurig! Und dazu offenbar auch noch draußen am Fenster stehen und zur Sternenwelt hineinsehen zu müssen, während andere Menschen in der behaglichen Stube sitzen und zur Sternenwelt hinaussehen!

Der Dichter benutzt die Nacht mit Vorliebe als Deckmantel für sein sonderbares Gebahren. Entweder weint er in der Nacht, oder er horcht, ob alles ruhig ist. Ist das nicht der Fall, so lacht er wild, und dann ist wieder ein Gedicht zu Ende.

Das einzige, was an diesem poetischen Buchhändler anzuerkennen, ist seine Discretion; niemals nennt er einen Namen; er bezeichnet die Personen und Handlungen nur so obenhin, daß selbst der geriebenste Criminalpolizist sich vergeblich bemühen würde, herauszubekommen, wer oder was gemeint ist; ja er läßt zuweilen sogar zweifelhaft, ob derjenige, der etwas thut, es auch wirklich thut. Dadurch wird denn bei dem Leser eine unglaubliche Neugier hervorgerufen und das ist es wahrscheinlich, was der Dichter will.

Nach dieser Richtung hin meisterhaft angelegt und ausgeführt ist z. B. folgendes Gedicht (S. 14):

„Es war in heller Mitternacht
Da glitt die dunkle Gondel sacht
Durch's ruhige Lagunenmeer.

Es war in heller Mitternacht
Da ward so herzlich laut gelacht,
Daß es gegellt hat ringsumher.

Es war in heller Mitternacht
Die Gondel trieb das Ruder sacht
Da ward ein Herz gewitterschwer.

Es war in heller Mitternacht,
Das Segel war vom Schlaf erwacht:
Ade! Nun geht's in's weite Meer.

Nun frage ich jeden, der das gelesen hat: Was im Himmel geht denn da eigentlich vor? Die dunkle Gondel, das gellende Lachen, das gewitterschwere Herz, das Segel, das vom Schlaf erwacht und sich wahrscheinlich die Augen reibt — es ist ordentlich unheimlich! — aber wie hängt das alles zusammen?

Digitized by Google

Zerbrechen wir uns nicht den Kopf, der Dichter weiß wahrscheinlich selbst nicht, was er sagen wollte. Ihn hat gedichtert und so schrieb er denn etwas nieder, was ihm poetisch vorkam, weil er es nicht verstand. Daß andere es verstehen, verlangt er jedenfalls nicht, zumal er ein Menschenfeind ist, dessen Ingrimm gegen das Leben und die Welt keine Grenzen kennt:

„So will ich hassend mich zum Grabe schleifen
Und hassend mich im Sarge noch umkehren"

heißt es S. 63. Brr! — Das nenne ich mir einen consequenten Pessimisten! —

Im Grunde bin ich jedoch davon überzeugt, daß dieser poetische Buchhändler einer der harmlosesten Buchhändler ist, die je existirt haben; aber ein bischen Heuchelei und ein bischen Coquettiren mit berghohen und abgrundtiefen Gefühlen gehört nun einmal dazu, wenn man den Dichter spielen will.

Von correcter Form und richtigem Deutsch ist natürlich ebensowenig wie von richtiger Empfindung die Rede.

Wesentlich besser als die Träumereien dieses unpoetischen Buchhändlers sind die „Fröhlichen Gedanken", Gedichte von Hermann Heine (Dessau 1873, E. Heine). Der Verfasser ist offenbar ein Pfarrherr, der seine Muße dazu benutzt, erbauliche Gedanken in majorem Dei gloriam in ein poetisches Gewand zu kleiden.

Der Eindruck, den diese „fröhlichen Gedanken" machen, ist der der anständigen aber absoluten Mittelmäßigkeit.

Was der Verfasser sagt, ist verständig, aber nüchtern; gereimte Spielereien mit Begriffen wechseln ab mit salbungsvollen Trivialitäten; fromme Betrachtungen allerorten, Weihnachts-, Ostern-, Feiertagslieder u. s. w.; das ganze würde sich etwa zum Erbauungs- und Gesangbuch für Mitglieder des Protestantenvereins eignen.

Einige Frühlings- und Liebeslieder sind recht hübsch — nota bene: wenn von Liebe die Rede, so ist auch immer vom lieben Gott die Rede; es geht also alles ganz ehrbar zu —; in dem „Frühlingsmorgen" (S. 140) finden sich sogar einige sehr poetische Stellen — aber ein Dichter ist der Verfasser darum doch nicht; ihm fehlt das feinere Gefühl für die Unterscheidung des Poetischen und des Prosaischen.

Ist das z. B. poetisch, wenn die Dreieinigkeit folgendermaßen veranschaulicht wird: (S. 86)

„Du selbst sagst zu dir selber „Ich"
Und wenn du denkst, und denkst an „Dich",
Dann hat dein Ich, indem es denkt
Sein Denken auf dein Dich gelenkt.

Der Eine, der da denkt, bist Du;
Ein Zweiter tritt dabei hinzu,
An den Du denkst; der Zweite ist
Ein andrer, dessen Ich Du bist.

Du selbst stehst da in Deinem „Ich",
Dir gegenüber steht das „Dich",
Als drittes noch dazu erscheint
Das Denken, das die Beiden eint!

und so weiter in noch zwei Strophen. Du, ich, dich, eines, meines, deines — es wird einem ganz wirr im Kopf; ist das aber Poesie?

Und wie trivial ist der Ausdruck für den Jahreswechsel (S. 56):

„Das alte Jahr zum Ende kam,
Das neue seinen Anfang nahm
Des alten Jahreszahl verging,
Das neue um eins mehr anfing".

Die Beobachtung, daß man zu Neujahr zu der alten Jahreszahl eins hinzuaddiren muß, ist ja sehr richtig; aber so schwer zu begreifen ist sie doch auch nicht, daß sie viermal statt einmal paraphrasirt werden müßte.

Eine ähnliche Stelle finde ich auf S. 138 in den „Weihnachtsgedanken":

„Die längste Nacht ist nun dahin,
Es mehrt sich nun des Tages Macht,
Und größer wird des Tags Gewinn,
Und größer der Verlust der Nacht.
Die Nacht nimmt ab, es wächst der Tag
Es weicht die Macht der Finsterniß" u. s. w.

Das alles soll nichts weiter bedeuten, als: „die Tage werden wieder länger". Man merkt den Pastor heraus, der, sobald er einmal redet, nicht zu Ende kommen kann, wenn er auch hundertmal dasselbe sagt.

Entsetzlich langweilig ist ein Gedicht „Schmerz und Lust" (S. 82), das aus 22 vierzeiligen, nach dem Schema a b c a gereimten Strophen besteht und in welchem das Wort „Lust" 12 mal, das Wort „Brust" 13 mal, „Herz" 19 mal, „Schmerz" 23 mal figurirt; dazu kommt noch eine ganze Menge „Triebe" und „Liebe" und nun ist ein Wehmuthsbrei fertig, vor dem sich selbst der träumende Buchhändler entsetzen würde.

Ganz geschmacklos und überflüssig ist es endlich, wenn uns der poetische Pfarrherr am Schlusse seiner „fröhlichen Gedanken" zeigt, daß er bei festlichen Gelegenheiten, zu Geburtstagen und Hochzeiten nicht nur den einfachen Namen Anna, sondern auch die schwerer zu bewältigenden Maria, Luise und Hermann in Akrostichen zu bearbeiten vermag.

Dergleichen schreibt man wohl den Kindern in's Stammbuch, aber man läßt es nicht als Gedichte drucken.

(Wird gelegentlich fortgesetzt.)

---

## Zwei Capitel aus „Ruznameh".

### Reisetagebuch des Nasreddin Schah.

Lazenburg, 4. August.

I.

Nun habe ich auch die Frau des Padischah von Austria gesehen. Sie ist jedenfalls die schönste Herrscherin von all' denen, die ich bisher anzuschauen Gelegenheit hatte. Sie ist von sehr weißer Haut und hat die Gestalt einer Cypresse, Alahaezeret (Majestät) vom Scheitel, der mit prächtiger Haarfülle gesegnet ist, bis zur Sohle. Zur vollendeten Schönheit nach unseren heimischen Begriffen fehlen der hohen Frau nur die Mondaugen. Sie macht aber auch ohne diese einen sehr angenehmen Eindruck. Ob ihr Gehirn feucht oder trocken*), darüber gehen die Meinungen am Hofe und in der Stadt sehr weit auseinander. In den wenigen Momenten, die meine Vorstellung in Anspruch nahm, konnte ich dies natürlich nicht ergründen. Sie lächelte mich sehr anmuthig an und das war mir genug. Ich verlange von einem Weibe für's erste Befriedigung meines Auges, wozu auch von jemandem mehr verlangen, mit dem ich nur vorübergehend umzugehen habe? Wie wenige Menschen an diesen Giaurenhöfen erfüllten dieses mein Verlangen! Wie es nur kommen mag, daß diese Frau in keinen angenehmen Beziehungen zu den Leuten der einen Hälfte dieses großen Reiches, in der ich mich eben befinde, steht? Wie ich höre, liebt sie das Volk nicht und wird auch von ihm nicht wieder geliebt. Sie machen ihr hierfür auch ganz unverständliche Vorwürfe. Die Frau ist ihnen zu stolz, nimmt ihnen nicht genug Antheil an ihren Leiden und Freuden, zieht sich zu viel von ihnen zurück, zeigt sich ihnen nicht genug bei öffentlichen Festen, kümmert sich zu wenig um ihre öffentlichen Interessen. Das ist so wieder recht Giaurenart, von einem Weibe das alles zu verlangen. Sie sind so ordentlich versessen darauf, das Weib sich in alles mischen zu sehen. Anstatt froh zu sein, daß das Weib des Padischah fein zu Hause bleibt in ihren schönen Gemächern und ihre politischen Kreise nicht stört, machen sie darob ein grämliches Gesicht, anstatt sich zu freuen, daß die hohe Frau des Volkes Interessen nicht zu ihrem Spielzeug macht, sondern anderes sich erwählt, mit dem sie sich wahrscheinlich besser unterhält, ärgern sie sich darüber. Sie beschäftigt sich viel mit ihren schönen Lieblingshunden, das ist ihnen hier nicht recht. Mir scheint gar, sie sähen es lieber, wenn sie täglich nach den Schriftgelehrten unter den Vezieren des Padischahs schicken möchte, um mit ihnen wichtige Streitfragen, die den Rath des Reiches gerade beschäftigen, in gelehrter Weise zu erledigen. Sie sitzt an ihrem Cithertischchen, ist das nicht besser, als wenn sie sich an den Vezirtisch mit ihren Rathschlägen drängte, wie dies andere Herrscherfrauen thun? Sie schwatzt mit ihren Frauen gern von Theater-

*) Ob sie begabt oder nicht begabt ist.

Digitized by Google

prinzen und Theaterprinzessinen, ist das nicht heilsamer als wenn sie Staatsintriguen anzettelte, wie das auch andere Frauen ihres gleichen zu thun pflegen? Sie umgibt sich mit Vorlesern und Vorleserinnen, ist das nicht besser als mit Reschischa (Pfaffen)? Fürwahr, das ist ein Weib, wie es sich für einen Fürsten des Morgenlandes vortrefflich eignete. Diese Giauren aber, sie verlangen von einem Weibe auf dem Throne, trotz des vielen Unheils, das ihnen die Weiber schon gebracht, noch immer die unpassendsten Dinge. Das Weib gehört zwischen die Mauern des Hauses, die Frau des Padischah zieht sich dahin zurück und es ist dem Volke hier nicht recht. Das Weib hat nichts zu schaffen mit öffentlichen Geschäften, hat nicht zu walten in Politik und Staatsleben; das Weib des Padischah handelt danach und es ist ihnen hier nicht genehm. Dem Weib soll nur unschädliches Spielzeug gegeben werden; das Weib des Padischah spielt nur mit solchem und sie schmollen darüber. Ja, sagen sie hier, wie ich vernehme, die Frau des Padischah ist nicht zufrieden mit den vielen Umgestaltungen, die in diesem Reiche nöthig geworden sind. Und wenn sie es nicht ist? Was liegt daran, wenn einem Weibe nicht genehm ist, was Männer thun? Brauchen sie seine Zustimmung, seine freundliche Gesinnung? Gewiß nicht, sonst stände es schlecht um den Beschluß jener Männer. Wenn das unzufriedene Weib sich nur auf ihre Unzufriedenheit zurückzieht und den Frieden nicht stört, wenn sie nur nicht mit Gewalt zufriedengestellt sein will, ist das nicht genug? Einer Frau ihre Launen nehmen wollen, ist sehr thöricht, und gar einer so hohen Frau. Sie soll sie behalten, wenn sie sie nicht mißbraucht gegen das Wohl des Landes. Launen sind mit die Zierde eines schönen Weibes im Enderun,*) man muß sie nur nicht außerhalb desselben walten lassen. Und die Frau des Padischah von Austria waltet ja, wie ich höre, mit ihren Launen nur zwischen den Wänden ihrer Schloßzimmer. Aber die Giaurenvölker scheinen gerade die Herrscherfrauen zu lieben, die sich viel, sehr viel um sie bekümmert stellen, in Staatsdingen mitschwatzen, sich mit ihrem Putz bei jeder Gelegenheit an den Galawagen des Reiches hängen, ihre königliche Schleppe bei allen Festen herzeigen und sich für alle möglichen Dinge interessiren, von denen sie gerade so viel verstehen, wie die hohe Frau des Padischah, die vor diesen Dingen Ruhe zu haben wünscht. Wäre diese Frau selbst Herrscherin dieses Reiches, dann hätten die Vorwürfe, die man ihr hier macht, mehr Sinn. Sie ist ja aber nur die Frau des Herrschers und will von anderen Menschen und Dingen, als ihre Kinder, ihre Hunde, ihre Pferde, ihre Cither sind, nichts wissen und sie thut meiner Anschauung nach recht daran. In Iran wüßte man eine solche Frau auf dem Throne nicht hoch genug zu halten, und alles Volk hätte nur den Wunsch, daß sich der Schatten einer solchen Frau nie mindern möge. Hier aber unter den Giauren dieses Reiches begegnet das stille häusliche, blos häusliche Walten der Frau des Padischahs nur Unwillen und Mißmuth. Verstehe diese Giauren, wer will. Mir gefällt gerade diese Herrscherin aus denselben Gründen, aus denen sie den Leuten hier mißfällt. Das wäre eine Frau für mich! Wenn es sich paßte, würde ich es der schönen Frau eigens sagen lassen.

2.

Laxenburg, 15. August.

Mit Haekim**) Polak, der Tholazans jetzige Stelle einstens bei meinem gesegneten Leibe so gut versah, eine Stunde verplaudert. Ich frug ihn vertraulich über die böse Seuche aus, von der in Wien so viel die Rede. Zwar hat mich der ehrliche Mann, der mit den Quacksalbern, die sich Haekims nennen, so gar nichts gemein hat, schon telegraphisch in ausführlichster Weise über die hier herrschenden Gesundheitsverhältnisse zu beruhigen verstanden und seinem Berichte haben sie es hier zu verdanken, daß ich zu ihnen auf Besuch gekommen bin —, ich fand es aber bei dem vielerlei Gerede, das hier von der Cholera geht, denn doch rathsam, den Haekim Polak mündlich auszuforschen. Nun, ich kann ruhig sein, nach all' dem, was er mir sagt. Fürchtete ich mich überhaupt noch, Polak hätte meine Furcht schon mit dem artigen Wort entwaffnet, das da lautete: „Majestät, Du bist in der Geschichte stark genug bewandert, um es zu wissen, daß die Cholera noch nie an den gesegneten Leib eines Königs ihre unsaubre Hand angelegt hat!" — Wie artig und wie vertrauenseinflößend zugleich das klingt! Der Haekim hat Recht, die böse Krankheit meidet, so weit ich weiß, das Lager des Gekrönten für gewöhnlich. Es wird aber derzeit so viel Unwesen mit Kronen getrieben, daß am Ende auch die Cholera eine respectlosere Richtung hinsichtlich ihrer Opfer einschlägt. Wir wollen hoffen, sie läßt dies fein bleiben, bis ich wieder draußen bin aus der Hauptstadt von Austria.

* * *

Heute habe ich einer Photographin den Hochgenuß verstattet, mein Bildniß zu fertigen. Haekim Polak hat sie mir gerühmt und mir gesagt, sie nehme jeglichen hochgestellten Kopf, der nach Wien komme, auf. Sie sollen einmal ein ordentliches Bild vom König der Könige haben! Mit dem vollem Bewußtsein, den Giauren hier einen hohen Gefallen zu thun, indem ich ihnen zu einem gelungenen Abbilde des Königs der Könige verhelfe und so bei ihnen in gutem photographischem Andenken zu verbleiben, nahm ich vor dem von dem Knecht der Sonne auf's feierlichste aufgestellten Kasten Position. Es waren auch von meiner Seite schon die wichtigsten Vorbereitungen zu diesem königlichen Act gemacht worden und Allah hatte mich auch mit einem neuen, großen Gedanken begnadet, mit einem Gedanken, der dem Abbilde des Königs der Könige gewiß neuen, überaus großen Pomp verleihen dürfte. Ich beschloß nämlich, auf dem photographirten Abbilde mit auf der einen Seite in die Höhe gedrehtem, auf der andern aber herabfallendem Schnurbart zu erscheinen. Es war nicht geringes Erstaunen unter meinen Vezieren und Mirzas, da ich ihnen diesen plötzlich eingetretenen Systemwechsel in der Toilette meines gesegneten Schnurbartes ankündigte; sie schienen alle überrascht von der Kühnheit des Gedankens und fanden ihn voll Geist. Ich hätte es ihnen auch nicht gewünscht, anderer Meinung zu sein. Nur auf Haekim Polaks Antlitz glaubte ich ein Lächeln zu bemerken, das mir nicht ganz reine Bewunderung zu sein schien. Das veranlaßte mich zu der Frage:

„Nun, und was sagt mein alter treuer Diener zu dieser Schnurbartstellung?"

„Majestät," antwortete Polak, „der Schnurbart ist Dein und so hoch ist kein Sterblicher unter uns geboren, daß er über die neuen Bahnen, die Du mit ihm einschlagen willst, mit Dir rechten könnte!"

Und es blieb auch bei der „neuen Bahn", wie Polak das nannte, und von des gesegneten Schnurbartes Spitzen ward die eine in die Höhe gedreht, während die andere gesenkt wurde. Ich war des pompösen Eindrucks, den so mein Kopf machen wird, so sicher, wie meines Eingangs in den Himmel Mohameds. Und in dieser Vorausficht konnte ich mich dem Kasten gegenüber ruhig verhalten. Ein paar Minuten und die Platte hatte bereits den Kopf des Königs der Könige mit der neuesten Schnurbartordnung auf ihrer gläsernen Fläche. Der Photograph sagte: „Majestät, die Sonne hat sich wacker gehalten, das Bild ist schön ausgefallen". — „Die Sonne hat sich wacker gehalten"; sie probire, es einmal nicht zu thun, wenn ihr Beherrscher sich photographiren läßt.

* * *

Daß ich doch nicht so recht erfahren kann, was das „der Krach" ist, von dem sie so viel hier reden. Meine Veziere wissen natürlich nichts. Der Saerlip*) Gasteiger sagt, der „Krach" sei eine Papierseuche. Es gibt also neben dem Rotz, der Viehseuche, der Cholera, der Traubenkrankheit, auch noch eine Papierkrankheit? Haekim Polak, den ich frug, sagte mir: „Majestät, frage Deinen hiesigen Saerlip Consul, der wird Dir am besten sagen, was der Krach sei". Als ich dann den Saerlip Consul, Goldberger, zu Rede stellte, meinte der wieder mit trauriger Miene: „Majestät, man spricht nicht gerne davon!" — „Warum spricht man nicht gerne davon? Hast Du etwa auch die Papierseuche in Deinem Hause?" fagte ich hierauf, und Goldberger sagte dann gar nichts, rieb sich den Unterschenkel mit der Hand und schlich davon. Ob ich denn noch hier erfahren werde, was das ist, der „Krach"! Es wollte niemand von denen, die es doch wissen müssen,

*) Harem.

**) Leibarzt.

*) General.

Digitized by Google

davon reden. Und so nahm ich mir vor, bei der heutigen Hoftafel den Herrscher des Reiches, der sich weise um alles kümmert, was in Wien seine Fayats (Unterthanen) berührt, ob sanft oder unsanft, zu fragen, was der „Krach" ist. Ich that dies auch. Der Padischah lächelte auf meine Frage und sagte: „Majestät, das wird Ihnen mein Adjutant Graf Bellgarde oder mein Oberstthofmeister Fürst Hohenlohe besser sagen". — — — — — —

Bei selbiger Hoftafel machte ich auch die Bekanntschaft des Schahzadeh (Prinzen) Heinrich. Gasteiger erzählt mir von dem einfachen, schlichten Manne, daß er bis vor wenigen Wochen noch in der Ungnade des Padischah gewesen, durch Jahre im Exil in dem Lande der Käsemacher leben mußte und das alles nur, weil er ein Weib aus dem Volke, eine Theaterspielerin zum Gemahl genommen. Es gehört dies wahrscheinlich mit zu der „Aufgeklärtheit" der Giauren und ihrer Höfe? In Iran kennt man solch Vorurtheil gar nicht. Habe ich nicht selbst eine Tänzerin der Königin-Mutter, die Dscheiramb chanum (Allah habe sie selig im Paradiese!) zum Weibe mir genommen und ist nicht unter meinen Sighes (Vertragsfrauen) die Tochter einer Dajeh (Amme)? Und habe ich meiner Kadscharenwürde damit etwas vergeben? Gewiß nicht. Ich habe noch immer unter den Weibern des Volkes mehr Körperschönheit, mehr tscheschme chumar (wollusttrunkenen Blick), wie ihn Hafiz von dem Weibe verlangt, und mehr feuchtes Gehirn (Klugheit, Witz) gefunden, als unter den Weibern des hohen Nadscheb (Adel). Ich sehe auch nicht ein, warum gerade ein Schahzadeh eine nicht wohlgefällig aussehende Tochter vom Hofe heirathen soll, wenn er einer schönen, wohlgebauten aus dem Volke geneigt ist. Die Herkunft macht doch nicht die Schönheit des Weibes aus? Tscheschme chumar muß ein Weib haben und dann kann sie direct von einem Tschibukstopfer oder einem Teppichausklopfer herstammen und sie ist doch werth, die Frau eines Schahzadeh zu werden.

* * *

Wie mir Gasteiger sagt, schwatzen hier die aehle Raelem (Leute von der Feder) in den vielen Tageschroniken, die sie herausgeben, so viel des Unsinnigen und Unwahren, wie über mein gesegnetes Dasein seit den Tagen von Petersburg nicht geschwätzt worden ist. Die Einen wissen, daß ich eine Tänzerin aus der Frengishauptstadt Paris in meinem Gefolge habe und daß diese als gulambetscheh (Page) einhergehe. Andere wieder sehen zwei verschleierte Frauen sich zu mir allabendlich in's Schloß schleichen. Die Dritten wissen sogar, daß ich an einer Tochter Laxenburgs Gefallen gefunden und diese mit mir in mein Enderun (Harem) nach Iran zu nehmen gedenke. Das alles gleitet den Schriftgelehrten der Zeitungen so leicht aus der Feder, als wäre es wirklich wahr. Und die Giauren von Wien glauben ihnen das alles? Gasteiger behauptet dies und er wird doch seine Landsleute kennen. Ich aber kann mich nicht genug wundern, daß man diese Leute von der Feder falsche Nachrichten über Personen und Sachen verbreiten läßt. Der Doppelsinn unseres Wortes tschap, das sowohl eine gedruckte Schrift, als auch Lüge bedeutet, trifft doch bei einigen dieser Giaurenzeitungen herrlich zu. Gasteiger sagt, sie hätten auch ein Sprüchwort: „er lügt, wie gedruckt". Nun, das stimmt. Etwas zu leicht aber macht man diesen aehle Raelem das Lügen denn doch, sollte ich meinen. In Iran schneidet man den öffentlichen Verbreitern falscher Nachrichten bei jeder ihrer Lügen ein Stückchen ihres Ohrläppchens weg. Wenn so diese Strafe unter den Giauren dieser Austriahauptstadt eingeführt wäre! Die Mirzas der Zeitungen, die so viel alberne Weibermärchen von mir erzählen und ihre Spalten mit langen Lügen über mein Leben und Lieben füllen, würden schon gar wenig von ihren Ohrläppchen übrig haben.

Ich will dem guten Vezier Andrassy die Einführung jener Strafe empfehlen. Ist sie einmal eingeführt, so werden die Zeitungsmirzas ihre öffentliche Zunge schon hüten, ihren Ohren zu Liebe.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Dolores",

Drama in fünf Acten von Josef Weilen.

„Infandos, regina, jubes renovare *dolores*."

Es war im Jahre 1500 und so und so viel. Damals lebte bekanntlich in der spanischen Stadt Burgos ein edler Mann, welcher zur hochansehnlichen Familie der Aquilar gehörte und Don Pedro Nunnez hieß. Denn seine Frau war eine geborne Aquilar und führte den Namen Dolores. Aber eines Tages starb auch diese. Und das geschah unter ganz auffälligen Umständen. Sie hatte bisher nicht die geringsten Symptome einer ernsten Krankheit gezeigt. Sie war zwar immer etwas still und in sich gekehrt; aber, du lieber Gott, davon stirbt man doch nicht immer gleich. Eines Tages aber war sie doch unmittelbar todt und in ihrer erstarrten Hand fand der Gatte, Don Pedro Nunnez, einen zerknitterten Zettel, welcher die Aufschrift trug: „Ich lebe, ich komme Rechenschaft zu fordern für Deine Untreue". Anonym; eine unbekannte Handschrift. — Dolores aber ward begraben.

Nun ist schon oft der Satz ausgesprochen worden: „Es ist eine Schändlichkeit, anonyme Zettel zu schreiben, die man nicht unterzeichnet". Und die Richtigkeit dieses tiefen Sinnspruches erfährt der Gatte durch seine Leiden. Wer ist der Mann, der lebt und Rechenschaft fordert? Wer hat das Recht, der verstorbenen Dolores Untreue vorzuwerfen? Diese Fragen, welche Don Pedro Nunnez sich stellt, bleiben unbeantwortet.

Auch Benita, welche eine vertraute Dienerin der Dolores gewesen war und sich später mit einem sehr aufgeregten Africaner, ich vermuthe: einem Mauren, verheirathet hat, kann darüber keine Auskunft geben. Wir sehen, wie in einer der ersten Scenen des Stücks dieser Fezer oder Marokkaner, welcher Hernando Aben-Fara heißt, wüthend in das Prunkgemach des Don Pedro stürzt und — anstatt dort hinausgeworfen zu werden, die gotteslästerlichsten Reden führen darf, die ihn in einem civilisirteren Jahrhundert unzweifelhaft in einen ernsthaften Conflict mit §. 166 des Strafgesetzbuchs bringen würden. Er spricht in sehr starken Ausdrücken von einem glühen Dunst, der ihm zu Kopf steigt, und will seine Frau tödten, oder, unter Annahme mildernder Umstände, wenigstens ein bischen prügeln. Weshalb, weiß ich nicht mehr; habe es auch nie gewußt. Don Pedro läßt den Mauren eine geraume Zeit lang rasen. Schließlich reißt aber selbst dem alt-castilianischen Granden die Geduld. „Noch ein Wort — und ich übergebe Dich der Inquisition!"

Die Drohung wirkt großartig. Hernando verspricht in der demüthigsten Weise, nie wieder unartig zu sein; er will beten, fasten, ein guter Ehemann sein — alles mögliche! Nur nicht gleich brennen! Er kann die Hitze nicht vertragen.

„Schön," sagt Peter Nunnez, „halte, was Du mir versprochen, sonst — —!" Darauf geht der Maure mit seiner Gattin ab.

Nunnez aber bleibt.

Da betritt ein andrer edler Spanier die Bühne, welcher Don Alonso de Castillo heißt. Don Alonso hat seit fünf oder sechs Jahren die heimatliche Erde nicht gestampft; er war draußen, in Indien. Auch er ist sehr aufgeregt. Er will, wie er in einem Monologe verräth, den Dolch zücken und ihn tief einbohren in die Eingeweide des Don Pedro Nunnez, ohne daß man vorläufig sagen könnte, weshalb. Aber er zückt den Dolch nicht und bohrt ihn nirgendwo ein; sondern er bittet Don Pedro höflich, ihm ein wichtiges Familiendocument, welches dieser aufbewahrt hatte, zuzustellen. Don Pedro erfüllt Don Alonsos Bitte und, da er ein ordentlicher Mann ist, ersucht er diesen um eine Quittung. Während Don Alonso schreibt, fällt Don Pedros Blick auf den verhängnißvollen Zettel, welchen er den erstarrten Fingern der Dolores einst entrissen hatte; und Don Pedros Schmerz findet darin neue Nahrung. „O könnt ich fassen und halten ihn," sagt der alt-castilianische Wittwer, „jenen Menschen, der diese verruchten Zeilen geschrieben!" — Währenddem schreibt aber, wie gesagt, Don Alonso; und das Publicum geräth dabei in große Aufregung, denn mit jener Feinfühligkeit, welche es auszeichnet, sagt es sich: „O weh, jetzt naht sich das Malhör! Wenn Alonso schreibt und Pedro einen Mann, der geschrieben hat, sucht, so wird Alonso wohl der sein, den Pedro sucht. Und das wird sich gleich durch die Vergleichung der beiden Handschriften bis zur Evidenz feststellen lassen. Denn mir, Publicum, wird man nicht weis machen, daß Josef Weilen, blos um die

Digitized by Google

Ordnungsliebe des Don Pedro zu charakterisiren, Don Alonso quittiren läßt. Ich weiß Bescheid! Deshalb war Alonso auch so wüthend gegen Pedro! Jawohl! Ich weiß Bescheid! Es geht los!"

Nachdem Alonso die Quittung ausgestellt hat, verläßt er das Prunkgemach und Don Pedro bleibt allein. Er benutzt diesen Anlaß, um über sein Verhältniß zu Dolores laut zu meditiren. „Sie war mich doch treu? Gewiß! Aber weshalb stehen auf jenem Zettel jene Worte, welche auf intime Beziehungen zu einem andern hinzudeuten scheinen? Kriechst du wieder an mich heran, zweiköpfige Schlange, Zweifel? Ich will dich zertreten, wie einen Basilisk" (auch wenn dieser letztere nur einen Kopf haben sollte)! Und nun geschieht, was das ahnungsvolle Publicum vorhergesehen: er wirft einen Blick auf die Quittung: „O Gott, diese Züge! Es ist ja nicht möglich! Und doch? Ja, träume ich denn? Nein, nein, die Sache stimmt! Sie kann aber nicht stimmen.... Ich werde sie untersuchen, und wehe, wenn —!"

Im zweiten Act befinden wir uns in einem einfachen Zimmer. Dort steht eine tiefverschleierte schwarze Dame, sie ist allein und wird vom Publicum mit Beifall empfangen. Daraus ergibt sich, daß dies Fräulein Friederike Bognar ist und der Zettel belehrt uns, daß sie in diesem Stücke die Rolle der Estrella, der Gattin Don Alonsos, spielt. Bemerkt sei noch, daß man Estrella „Estrelja" auszusprechen hat. Da sie, wie schon bemerkt, allein ist, so sagt sie: „ich bin allein;" und sie fährt fort: „den Schleier werf' ich ab" — was sie denn auch wirklich thut. Sie erzählt uns, daß sie schon zweimal todt war und dennoch lebt. Auch sie befindet sich, wie alle Personen des Dramas, im Zustande großer Aufgeregtheit, und deswegen kann es ihr auch passiren, daß sie sich einmal verspricht und uns überzeugen will, daß die Wogen im Dativ „um ihr" gerast hätten.

Estrella hat Benita, der todten Dolores Dienerin, zu sich beschieden, und Benita kommt. Aus dem Zwiegespräch erkennen wir auf der Stelle, daß hier eine ganz verwickelte Geschichte vorliegt, denn diese Estrella ist ganz unzweifelhaft — und wenn der Zettel zehnmal das Gegentheil behauptet — diese Estrella ist ganz gewiß Dolores, und Dolores ist gar nicht todt, sondern sie lebt. Weshalb nähme denn sonst Estrella an den Geschicken des Kindes der Dolores ein so auffallendes Interesse? Und weshalb würde sie sonst in der spanischen Hitze mit dem dichten Schleier ihre Züge verhüllen? Ein Gelübde, sagt Estrella. Ja wohl, das kennen wir! Das sind Ausreden!

Estrella äußert in den unvorsichtigsten Worten ihr dringendes Verlangen, die kleine Ines Nunnez, das Kind der Dolores, zu sehen, und sie thut das mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß Benita große Augen und die Bemerkung macht: ihre Stimme habe mit der der Dolores eine auffallende Klangverwandtschaft, auch die Figur gleiche derjenigen der verstorbenen Herrin. Estrella wird verwirrt und sagt: „Wir waren sehr uns ähnlich". Aber dem Verlangen, Ines Nunnez zu sehen, kann so leicht nicht entsprochen werden. Benita ruft ihren wilden Gatten, den Afrikaner, und Estrella bietet dem leidenschaftlichen Manne eine große Summe, wenn er die Zusammenkunft ermöglicht. Und da zeigt sich so recht die schlechte Natur dieses Menschen. „Geld soll ich haben? viel Geld? Ich bringe sie zur Stelle, und wenn sie sich sträubt, so morde ich sie!"

Damit ist nun aber Estrellan ganz und gar nicht gedient. Und es geht ja schließlich auch auf andere Weise. Heute ist nämlich Dolores' Todestag. Don Pedro und alle Anverwandte und Diener sind in der Kirche und beten für die Seele der angeblich Verblichenen. Das Haus ist nur von einem alten Diener bewacht, und diesen nimmt der Afrikaner auf sich. — Estrella, Benita und der Maure gehen also links ab.

Gleichzeitig tritt rechts Don Alonso auf. „Wo ist Estrella?" fragt er seinen Diener, der gleichfalls ein Afrikaner ist und also auch nicht deutsch sprechen kann. Der Dichter hat ihm daher jene eigenthümliche Ausdrucksweise in beständigen Infinitiven in den Mund gelegt, welche eine berechtigte Eigenthümlichkeit der schwarzen und schwärzlichen Racen zu sein scheint: „Herrin nicht da sein," antwortet der Diener. Alonso wird noch aufgeregter, als er schon war. Der Diener erzählt: „Böser Mann mit Frauchen Benita hier gewesen sein, Herrin gehen wollen, durchaus gehen wollen, treuen Dieners Warnung nicht beherzigen, — fort!" Da wir das gesehen haben, so verstehen wir den Bericht. In großer Aufregung stürzt Alonso davon.

Das zweite Bild des zweiten Actes führt uns wieder in das Prunkgemach Don Pedros. Hernando entfernt den Diener und Benita die Wächterin. Dolores tritt auf — ich nenne sie jetzt Dolores, denn die Verheimlichung ihres Namens hat ja doch keinen Zweck mehr. Dolores ist sehr aufgeregt; das kann man sich denken. Seit fünf Jahren ist sie nicht zu Hause gewesen, im Sarge hat sie diese Wohnung verlassen, seit fünf Jahren hat sie ihr Kind nicht gesehen. Und nun befindet sie sich auf einmal wieder in ihrer früheren Umgebung, sie erblickt das Bild ihres alten Vaters — und

„Jeder Seufzer, den ich ausgestöhnt,
Löst von den Wänden sich ..."

Benita berichtet ihr, daß die Wärterin entfernt sei. Dolores eilt in das Nebenzimmer, um ihr Kind zu sehen. Wie sie sich dabei benimmt, erfahren wir aus dem Berichte der Benita, welche auf der Bühne bleibt und über die Vorgänge im Nebenzimmer berichtet. (Wir wollen gleich hier bemerken, daß die Darstellerin dieser Rolle, Fräulein Western, diese Scene ganz vorzüglich spielte; Fräulein Western scheint eine sehr begabte Künstlerin zu sein.) „Wie stürmisch sie das Kind umhalst. Da hat sie es richtig aufgeweckt. Ines wird, wenn sie die fremde Dame sieht, erschrecken und weinen ... aber nein! Seltsam! Ines lächelt zutraulich und herzlich wie einer alten Freundin. — — Herr des Himmels!! Ein Geist! Es ist ein Geist! Dolores ist an ihrem Sterbetage auferstanden, um ihr Kind zu sich zu nehmen. Entsetzlich!" — Benita stürzt davon...

Don Pedro tritt auf. Er wundert sich darüber, daß kein Diener im ganzen Hause zu finden ist; und die Thür zum Zimmer seiner kleinen Ines steht offen. Was soll denn das heißen?! Und — täuscht er sich nicht, so spielt da eine Fremde mit dem Kinde! Das wird ja immer besser. Er zerrt die Fremde, die den uns schon von früheren Vorgängen her bekannten Schleier wieder über ihr Gesicht gezogen hat, in das Prunkgemach und ersucht sie energisch, sich zu demaskiren. Sie sträubt sich anfänglich, aber da ihr schließlich nichts anderes übrig bleibt, so läßt sie den Schleier fallen. „Dolores!" ruft Don Pedro. „Ich heiße Estrella!" antwortet Dolores trutzig. „Nein, Du bist Dolores!" „Es ist meine Gattin Estrella," bestätigt Don Alonso, welcher hinzugekommen ist. Aber wenn auch durch zweier Zeugen Mund die Wahrheit allzeit kund wird, Peter glaubt's doch nicht und hält die Beiden fest. Damit schließt der durchaus effectvolle zweite Act.

Im dritten Act lernen wir den Vater der Dolores kennen, der sich in ein Kloster zurückgezogen hat und Fray Domingo heißt — quondam Don Arias Aquilar. — Don Pedro benimmt sich nun äußerst listig. Er sagt — alles das ist, wie bemerkt, eine List — er sagt, das Bildniß seiner Frau Dolores beginne in seinem Gedächtniß zu erblassen; ihre Züge würden immer unbestimmter. „Bei mir ist das nicht der Fall," sagt der Vater. „Ich sehe sie noch ganz deutlich, wie sie war: ich sehe ihre dunkeln Augen, ihre edle Nase, ihre klare Stirn —"

„So sah ich sie vor einer Stunde auch," versetzt Pedro.

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß ich hier eine Dame kennen gelernt habe, welche Eurer todten Tochter sozusagen aus den Augen geschnitten ist. Die möchte ich mir nun malen lassen, um an dem Bilde mir die Erinnerung wach zu erhalten. Aber zuvor, beseht Euch einmal das Modell!"

„Dolores!" ruft der Vater.

Die Kindesliebe ist kein Scherz. Es fehlt nicht viel, und Dolores verräth sich. Ihr Busen wogt, ihre Lippen zucken, in fürchterlicher Qual erbebt ihr ganzer Bau; aber sie nimmt sich zusammen, sie beherrscht sich und sagt mit äußerster Fassung tonlos: „Ich kenn' Euch nicht, ich bin Estrella!"

Das wird nun ein Vater auch so ohne Weiteres glauben! Don Arias sagt alles, was er auf dem Herzen hat, und seine Rede culminirt in dem „Fluch!" —

„Fluche nicht," sagt die falsche Estrella, „ich bin Dolores".

Zum Ueberfluß berichtet noch ein Diener, daß der Sarg, den man geöffnet, leer gefunden sei. Worüber sich kein Mensch mehr wundern kann.

Im vierten Act treffen wir die Mitglieder der edlen Familie der Aquilar, welche das Privileg besitzen, über Verbrecher in ihrer Familie selbst abzuurtheilen. Wir hören da die Sentenz:

„Dem Moschus gleich ist das Geheimniß,
Wie gut versteckt, verräth es sich doch selbst"

— wir hören die Anklange Don Pedros: „malitiosa desertio unter den erschwerendsten Umständen, fälschliche Erlangung des Todtenschein, Urkundenfälschung und Bigamie".

„La bigamie est un cas pendable," heißt es schon in einem alten Lustspiel und demgemäß lautet auch das Urtheil derer von Aquilar: „der Tod".

Nach dem Urtheil kommt in der mangelhaften Proceßordnung der

Digitized by Google

Aquilar'schen Jurisdiction aber erst die Vertheidigung. Dolores sagt: „Im Kloster lernte ich einen jungen Mann kennen, Alonso, und gewann ihn lieb. Wir schworen uns Treue! Ich sagte nichts davon, denn als streng galt mir der Vater!"

„Ich war nicht streng genug," ruft Don Arias,

„Sonst hätt' ich in der Wiege Dich erwürgt".

Das wäre allerdings mehr als streng gewesen. Dolores erfährt, nachdem sie das Kloster verlassen, daß Alonso gestorben ist. Nun willigt sie ein, den ihr vom Vater bestimmten Gatten Pedro zu heirathen. Es wird ihr nicht leicht. Sie spricht mit Schaudern von jenen Stunden erster Ehe, von denen man eigentlich weder mit noch ohne Schaudern sprechen sollte. Da wird ihr eines Tags, kurz nach der Geburt der kleinen Ines Nunnez, jener Zettel zugeworfen, den wir bereits kennen; sie bricht zusammen, ihre Sinne schwinden . . .

Nun fährt Alonso fort: „Dolores wird begraben, und ich folge. Die Kirche ist leer; ich stehe noch immer weinend vor dem Sarge, nur mein Diener steht mir zur Seite. Ich muß die Geliebte noch einmal sehen. Wir öffnen den Sarg. Ich drücke meine Lippen auf jenen Mund,

„aus dem so oft ich Seligkeit getrunken"

— und da schlägt sie die Augen auf, sie lebt! Wir nehmen die Todtgeglaubte mit, nachdem wir den Sarg wieder geschlossen haben, wir schiffen uns ein und durch meine Liebe erwacht sie zu neuem Leben. Als zwei Neugeborene betreten wir die fernen Gestade, und da haben wir denn bis vor kurzem gelebt."

Darauf widerrufen die Aquilars ihr Todesurtheil. Womit aber Pedro ganz und gar nicht einverstanden ist. Auch Dolores nicht. Sie verlangt obenein noch ihr Kind. Ich finde diese Forderung, wenn ich mich in Pedros Lage versetze, etwas weitgehend. Ehe die Aquilars schlüssig werden, tritt der Procurador (es ist spanisch, also mit einem weichen d) der Inquisition auf und nimmt diese Sache, als unzweifelhaft zur Competenz der Inquisition gehörig, für das heimliche Gericht in Anspruch. Da schreit Dolores:

„Das Blutgericht kann mir das Leben nehmen,
Doch meine Treu' und Liebe nimmt es nicht!

Und der Vorhang fällt.

Die Inquisition ist besser als ihr Ruf. Sie verurtheilt Don Alonso zur Verbannung und Dolores zum Vergessen. Die ganze Episode mit Alonso soll als nicht vorhanden betrachtet werden. Im Sarg hat Dolores ihren ersten Gatten verlassen, im Sarg soll sie wieder zu ihm zurückkehren. Und zu dem Behufe hat man denselben gleich mitgebracht. Und Dolores hat sich zur Erhöhung der Wirkung bereits hineingelegt. Sie erhebt sich daraus, als es der Procurador mit dem weichen d ihr gebietet.

Wie faßt Don Pedro die Sache auf? Das Urtheil bringt ihn doch in eine ganz curiose Situation und setzt bei ihm eine mehr als gewöhnliche Vorurtheilslosigkeit voraus. Dolores trägt zur Klärung der Lage wesentlich bei, indem sie sich ersticht.

Das Stück ist unzweifelhaft mit großer Bühnenkenntniß geschrieben und mit Effecten der gröbsten Art verschwenderisch ausgestattet. Nach meinem Geschmack ist es nicht. Ueber diese Dinge sollten wir doch nachgerade hinaus sein: Scheintod, Bigamie, Inquisition, Verleugnung des Vaters, Fluch, Selbstmord — das ist für ein harmloses Abendvergnügen ein bischen viel. Bei uns hat das Stück nur einen mäßigen Erfolg — einen sehr mäßigen gehabt; hätte nicht die Achtung vor dem leidenschaftlichen Talente einer hier schnell beliebt gewordenen Künstlerin die boshaften Regungen des Publicums im Zaume gehalten, so würde das Drama eine ganz andre als die beabsichtigte Wirkung erzielt haben. In andern Städten ist die Novität viel freundlicher aufgenommen worden. Hier sagte sich das Publicum mit dem weisen Arzte: „Wenn die dolores cessiren, so werden auch die Schmerzen aufhören".

F. L.

## Notizen.

Die Reichstagsdebatte über das Preßgesetz hat den Erwartungen nicht ganz entsprochen und sich mehrfach in Aeußerlichkeiten verlaufen. Der durch seine Zurückhaltung berühmte Minister Delbrück, welchen man seiner Schweigsamkeit wegen einen bürgerlichen Moltke nennen könnte, hatte überdies noch ausdrücklich versichert, er werde bis zum letzten Augenblick mit keiner Silbe verrathen, welchen Eindruck die Beschränkung der polizeilichen Beschlagnahmen und einige andere von Commission und Reichstag gewünschten Reformen auf die Regierung gemacht hätten. Angesichts dieser Reserve mußten wenigstens die ersten Lesungen des Gesetzes an Interesse einbüßen. Die Actien eines verhältnißmäßig liberalen Preßgesetzes sind inzwischen nach der Meinung politischer Wetterkundiger einigermaßen gestiegen. Wir werden den bewußten Stempel, welchen Ryno Quehl seinen Collegen von der Presse testamentarisch vermacht haben soll, sowie die im allgemeinen wenig beliebten präventiven Confiscationen der Blätter wohl nach und nach los werden. Man hat die letzteren oft als den letzten Rest der früheren Censur bezeichnet. Diejenigen Schriftsteller und Journalisten indessen, die Censurqualen vor 1848 wirklich erlebt und ertragen haben, werden den Vergleich nur mit einigen Körnchen Salz gelten lassen. Ein früherer leibhaftiger, wie auch immer hartgesottener Censor hätte Anfälle von Ohnmacht gehabt, wären ihm gewisse Nummern der klericalen und socialistischen Blätter aus der Gegenwart zu Gesicht gekommen. Es war eine wunderliche Zeit. Was hinter den Coulissen vorging, war oft noch eigenthümlicher als der niemals endende Kampf zwischen dem Censor und dem Autor. Hatte der erstere einmal etwas durchgelassen, was hinterher verfänglich erschien, dann regnete es Nasen von oben. Eine in den vierziger Jahren hier in Berlin von dem bekannten Held herausgegebene, damals noch sehr zahme Wochenschrift brachte einmal ein Gedicht, in welchem eine Köchin am Sonntag klagte, daß es Regen wie aus Mollen vom Himmel gösse. Aber, so ging der Refrain, Droschken gibt es nirgends nicht. Für dieses nicht beanstandete Product erhielt der Censor einen scharfen Verweis, dieweil er ein offenbar auf Erregung des öffentlichen Mißvergnügens berechnetes, socialdemokratisches Opus zum Druck freigegeben habe! Große Verwirrung trat 1847 mit dem Vereinigten Landtage ein. Die Censur wußte nicht mehr recht, was erlaubt war und was nicht. Als der Landtag seine Adresse erließ, verglich sie Rellstab in einem Leitartikel der Vossischen Zeitung nicht sehr geschmackvoll mit dem Brand von Moskau, während das Februarpatent Friedrich Wilhelms IV. den Aufruf seines hochseligen Vaters an sein Volk während der Befreiungskriege in Erinnerung gebracht habe. Für die Toleranz, mit welcher der Censor, jetziger erster Beamte der berliner Sicherheitsbehörde, diesem als allzu „liberal" bezeichneten Unsinn das Imprimatur ertheilt hatte, verlor er die Ueberwachung der öffentlichen Blätter, die einem anderen Rath übergeben wurde, der sich übrigens mit der Zeit unabhängiger erwies, als höheren Ortes zulässig erschien. Besonders charakteristisch war die Aufnahme, welche ein am 3. Februar 1848 in einem berliner Blatt erschienenes patriotisches Gedicht erfuhr, das die Kampfgenossen von 1815 und das allerhöchste Landtagspatent vom Jahre vorher feierte. Das letztere war schon wieder nahezu mißliebig und der König soll bemerkt haben, man wisse nicht, ob das Gedicht nicht eine versteckte Satire enthalte. Jedenfalls verbreite der Weihrauch keinen angenehmen Geruch (historisch) . . . So stand es damals mit der Presse. Einige Fortschritte haben wir also seitdem jedenfalls gemacht, was allerdings nicht verhindert, daß die vorgängigen nicht gerichtlichen Beschlagnahmen sich im Laufe der Zeit unerträglich erwiesen haben und nicht mehr haltbar sind. Verurtheilt sind sie so gut wie der Zeitungsstempel. Sehr begierig ist das Publicum, ob mit dem Wegfall des letzteren nun wirklich die Blätter besseres Papier, bessere Typen, eine bessere technische Herstellung erhalten werden. Skeptiker wollen noch nicht recht daran glauben. Und doch wäre es hohe Zeit. Unsere Presse nimmt sich mit wenigen Ausnahmen neben der österreichischen, französischen und englischen äußerlich sehr gedrückt und ärmlich aus. Im Auslande machen wir noch immer eine triste Figur. Ein bekannter Abgeordneter, der vor kurzem nach Rußland gereist war und in einem petersburger Hotel, wo sich im Erdgeschoß ein Caffeehaus befindet, die neuesten berliner Blätter verlangte, erhielt vom Kellner die wörtliche Antwort: Ah, Sie meinen wohl die Zeitungen, die immer so schmutzig aussehen! . . . Unter allen Umständen steht die Ausstattung unserer öffentlichen Organe in absolut keinem Verhältniß zu ihrem inneren Werth. Das soll sich nun bald ändern. Wir geloben an dem Tage, wo die inländischen Blätter in einer menschenwürdigen Gestalt erscheinen werden, dem Aesculap, als dem gebornen Gott der Reinlichkeit und des gesunden Aussehens, einen der schönsten Hähne zu weihen, der sich auf dem Wochenmarkt für einen nicht zu hohen Preis auftreiben läßt und denselben zu Ehren des Ereignisses zu verzehren. Außerdem wollen wir dann, was ungleich schwieriger, der deutschen Presse alles abbitten, was wir jemals zu ihrem Nachtheil gesagt oder geschrieben haben sollten.

Digitized by Google

Wir richten an unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten die Bitte, **die für die Redaction der „Gegenwart“** bestimmten Einsendungen (Briefe, Manuscripte, Recensionsexemplare, Zeitungen etc.)

**vom 1. April ab**

nicht mehr Luisenstrasse 37, sondern

**Kronprinzen-Ufer 21, N. W. Berlin**

adressiren zu wollen.

☞ Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit No. 13 (28. März) zu Ende geht, werden höflichst gebeten, dasselbe umgehend **pro II. Quartal** zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung eintritt.

## Inserate.


Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig:

**Bagge, Selmar, Lehrbuch der Tonkunst, oder allgemeine Musiklehre.** Für Musiker, Dilettanten und Kunstfreunde. gr. 8. n. 1⅓ Thlr.

Das vorliegende Werk des als Fachmusiker und Kritiker bekannten Autors behandelt im ersten Theile die akustischen Verhältnisse des Tonsystems und die sogenannten Elemente der Musik nach feststehenden Grundsätzen; der zweite Theil enthält eine ausführliche Beschreibung der Instrumente, der verschiedenen Musikformen und Musikarten. Bei knapper und doch leichtfasslicher Darstellung wird das Buch Vielen willkommen sein, die sich mannigfaltige und doch solide Kenntnisse von dem Wesen der Musik verschaffen wollen.

Im Verlage von **A. Kröner** in Stuttgart sind *soeben erschienen* und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Colmar und Ludwig XIV.**
**(1648—1715).**
**Ein Beitrag zur elsässischen Städtegeschichte im siebenzehnten Jahrhundert.**
**Aus ungedruckten Chroniken gesammelt und herausgegeben von Julius Rathgeber,**
Pfarrer in den Vogesen.
8. Geheftet. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

**Colmar und die Schreckenszeit.**
**Ein Tagebuch und Aktenstücke aus den Revolutionsjahren 1789—1796.**
**Aus ungedruckten Quellen gesammelt und herausgegeben von Julius Rathgeber,**
Pfarrer in den Vogesen.
8. Geheftet. Preis 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Der unheilvolle Brand der Straßburger Bibliothek hat das Material zu einer inneren Geschichte des Elsaß auf das furchtbarste gelichtet und es würde mit einer, unserer Theilnahme für das neue Reichsland entsprechenden Kenntniß derselben traurig bestellt sein, wäre nicht in einzelnen Privatsammlungen noch Manches erhalten worden. Einer solchen entstammen denn auch die beiden vorliegenden Schriften. Sie führen uns in zwei Perioden der Geschichte Colmars, der alten Reichsstadt, ein und zwar mit der ganzen Anschaulichkeit und Lebendigkeit, die nur der Mitlebende, Mithandelnde und Mitduldende solchen Schilderungen zu verleihen vermag. Sie kommen daher auch der Theilnahme des Publikums nicht nur für das Elsaß, sondern auch für die Kulturgeschichte überhaupt entgegen und verdienen in hohem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit und eine weite Verbreitung.

Sämmtliche in der **„Gegenwart“** erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**
Berlin W., Markgrafenstrasse 52,
Ecke der Behrenstrasse.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

**Werthvolles Confirmationsgeschenk.**

**Liederbuch**

**für die Glieder des unsichtbaren Gottesreiches,**
zusammengestellt von
**Dr. H. Schleiden.**
**Octav. In reichvergoldetem Callicoeinbande. Preis 2 Thlr.**

**Zarncke's Literarisches Centralblatt.** 1874. Nr. 7: „Das Buch ist, mit einem Worte, ein Erbauungsbuch im besten Sinne dieses Wortes, und als solches allseitig, wenigstens allen denen zu empfehlen, denen die Religion noch immer eine Wahrheit, aber doch zugleich unendlich viel mehr ist, als die blosse kirchliche Formel bietet.“

**Illustrirte Zeitung.** 1873. (Weihnachtsnummer): „Schleiden's Liederbuch gehört mit zu dem Besten, was der diesjährige Weihnachtsbüchermarkt uns bietet.“

**Deutsche Blätter, Beiblatt zur Gartenlaube.** 1873. (Weihnachtsnummer): „Wir sind gewiss, dass das Buch sich als ein Hausschatz in allen Momenten bewähren wird, wo die Seele nach Trost und läuternder Erhebung verlangt.“

Soeben ist erschienen:

**Gedichte**
von
**Ludwig Pfau.**
**Dritte Auflage und Gesammt-Ausgabe.**
8°. Preis: Thlr. 2. oder Fl. 3. 30 kr.

Pfau ist ein Dichter von hervorragender Begabung und Bedeutung. In seinen rein lyrischen Gedichten sich, nach dem Vorgang Bürger's und nach Goethe's Muster, mehr oder weniger an das Volkslied anlehnend, weiß er für jeden Zustand die richtige Stimmung, und für jede Stimmung den entsprechenden Ausdruck zu finden. Eben weil sie jenem verjüngenden Quell aller Poesie entsprungen sind, klingen seine Weisen auch so hell und sangesfrisch und pocht in ihnen ein des gesundesten, kräftigsten Lebens. Während er daneben in stachlichten Sinngedichten die Gebrechen der Gegenwart in Staat, Gesellschaft und Literatur bloßlegt, steckt er in seinen Zeitgedichten der Menschheit die kühnsten und weitesten Grenzen. Die beziehungsreichen **„Fabeln Lachambeaudie's“** sind von Pfau in freier Uebertragung mit reizender Anmuth wiedergegeben, und in den **„bretonischen Volksliedern“** spricht sich ein untergegangenes Volks- und Kulturleben in den wechselvollsten, rührendsten Tönen aus.

Stuttgart, März 1874.

**G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.**

Soeben ist erschienen:

Zweiundfünfzig ungedruckte
**Balladen**
des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.
Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und mündlicher Ueberlieferung gesammelt und herausgegeben von
**Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth.**
8°. 28 Sgr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Der hochverdiente Sammler bayerisch-fränkischer Volks- und Kriegslieder veröffentlicht hier eine Anzahl ungedruckter Balladen aus den drei letztverflossenen Jahrhunderten, so herrlich und prächtig, so naiv und schalkhaft, wie sie nur immer der dichtende Volksgeist und Volkshumor zu schaffen vermag. Ritter und Räuber, Jäger und Hirten, Soldaten und Zigeuner, Hexen und Nonnen, Papst und Teufel treten auf, und der alte Goethe könnte auch hier die unvergleichlichen Epitheta, mit denen er die Lieder des Wunderhorns characterisirt hat: „vagabundisch, launisch, lustig; romantisch, zart und zierlich; närrisch, ausgelassen, köstlich; anmuthig und sittig; frank und frech“ u. dgl. in buntester Fülle und Abwechslung anwenden.

Stuttgart, März 1874.

**G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.**


Digitized by Google

# Literarische Anzeigen.

## Verlags-Bericht von J. J. Weber in Leipzig.

**Der Charakter. Von Samuel Smiles. Deutsche autorisirte Ausgabe von Fr. Steger.** Zweite Auflage. 2 Thlr. In engl. Einband 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Einfluß des Charakters. — Die Macht des Daheim — Gesellschaft und Beispiel. — Die Arbeit. — Der Muth. — Selbstüberwachung. — Pflicht, Treue und Wahrheit. — Das Temperament. — Lebensart und Kunst. — Die Wahl der Lectüre. — Die Lebensgefährtin und die Ehe. — Lebensweisheit und Erfahrung.

**Die Geologie der Gegenwart. Von Bernhard v. Cotta.** Mit 6 in den Text gedruckten Abbildungen und dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Vierte umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. 20 Ngr. In engl. Einband 3 Thlr.

**Geschichte der Deutschen Schauspielkunst. Von Eduard** Devrient. Fünfter Band: Das Virtuosenthum. Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich und einem ausführlichen Namen- und Sachregister des ganzen Werkes. 2 Thlr. 15 Ngr. (Erscheint Ostern d. Js.)

**Gott in der Natur. Von Prof. Camille Flammarion.** Deutsche autorisirte Ausgabe von Emma Prinzessin Schönaich-Carolath. Mit dem Portrait Flammarion's in Stahlstich. 2 Thlr. 15 Ngr.

**Hausschatz der Länder- u. Völkerkunde. Geographische** Bilder aus der gesammten neueren Reiselitteratur. Von Professor Dr. Alexander Schöppner. Mit allegorischem Titelbild, 32 Ansichten in Tondruck und 46 in den Text gedruckten Vignetten. Zweite, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Dr. Sophus Ruge. 2 Bände. 5 Thlr. 10 Ngr. Geb. 6 Thlr. 10 Ngr. In Prachtband 6 Thlr. 20 Ngr.

**Das Haustheater. Sammlung kleiner Lustspiele für** gesellige Kreise. Von Roderich Benedix. Fünfte, vermehrte Auflage. 2 Thlr.

**Jerusalem. Nach eigener Anschauung und den** neuesten Forschungen geschildert von Dr. Philipp Wolff. Mit 66 Abbildungen und einem Grundriß von Jerusalem. Dritte, nach einer wiederholten Pilgerfahrt ganz umgearbeite Auflage. In engl. Einband 2 Thlr.

**Die Liebe. Von Jules Michelet. Deutsche autorisirte** Ausgabe übersetzt von F. Spielhagen. Vierte Auflage. 1 Thlr. 20 Ngr.

**Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Von Wilhelm** Meinhold. Novelle in der Sprache des 17. Jahrhunderts. Mit einer ausführlichen, die Geschichte und Tendenz dieses Buches enthaltenden und für jeden Freund der Religion wichtigen Vorrede. Dritte, durchgesehene Auflage. 2 Thlr.

**Die materiellen Grundlagen des Seelenlebens. Von** R. R. Noel. Nach dem Englischen, vom Verfasser besorgte deutsche Ausgabe. Durchgesehen und bevorwortet von Prof. Bernhard v. Cotta. Mit 3 Steindrucktafeln. 1 Thlr. (Erscheint Ostern d. Js.)

Inhalt: Psychologisches (Geisteskräfte der philosophischen Schulen). — Die Seelenfähigkeiten und deren Grundlagen. — Psychische Reflex-Actionen. — Naturgeschichte der Seelenanlagen. — Gall's Untersuchung und Terminologie derselben. — R. Wagner u. das Princip der Localisation der Seelenkräfte. — Nervensystem, Rückenmark und Gehirn. — Entwickelungsgeschichte des Gehirns. — Der Schädel und seine Theile. — Ethnologische Ansichten darüber. — Vorhistorische und moderne Schädel. — Rohe, sinnliche und geistig begabte Menschen. — Unterschied zwischen Denken und Fühlen. — Gesetz der Größenentwickelung. — Das Bewußtsein. — Der Wille. — Abnorme Geistesphänomene. — Pathognomie oder die natürliche Sprache der angeborenen Seelenanlagen. — Dr. Richardson's Entdeckung von Abtheilungen im Gehirn. — Prof. Ferrier's Experimentalunterjuchungen über Cerebral-Physiologie und Pathologie. — Rückblicke. (Wahres und Falsches der Phrenologie.)

**Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy,** und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. Mit dem Portrait (Büste) Mendelssohn-Bartholdy's in Stahlstich. Zweite Auflage. 2 Thlr.

**Der mündliche Vortrag. Von Roderich Benedix. Ein** Lehrbuch für Schulen und zum Selbstunterricht. In drei Abtheilungen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Theil: Die reine und deutliche Aussprache des Hochdeutschen. 7½ Ngr. — 2. Theil: Die richtige Betonung und die Rhythmik der deutschen Sprache. 22½ Ngr. — 3. Theil. Die Schönheit des Vortrags. 1 Thlr.

**Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter** Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. August Hagen. Vierte Auflage. 2 Thlr.

**Phrenologische Bilder. Zur Naturlehre des mensch-** lichen Geistes und deren Anwendung auf das Leben. Von Gustav Scheve. Mit 112 Abbildungen und dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Grundzüge der Phrenologie. — Zur Geschichte der Phrenologie. — Ueber die Möglichkeit einer Geisteslehre. — Ueber die Einheit des Geistes; Seele und Geist. — Der Mensch und das Thier; Darwin's Lehre. — Verstand und Vernunft. — Phrenologische Charakteristik: Hermann Kothe, der Mnemoniker. — Psychologie und Phrenologie. (Der Philosoph Rosenkranz; ein Gelehrter der Schweiz; Scheidler; Drobisch; Beneke.) — Eine Vorlesung über Phrenologie. — Das System. — Aus meinen wissenschaftlichen Begegnissen zu Hamburg. — Dr. Nathan. — Der Anatom Arnold. — Eine Giftmörderin. — Phrenologie und Strafrecht. — Phrenologie und Erziehung. — Praktischer Unterricht in der Phrenologie. — Phrenologie und bildendende Kunst. — Bildergallerie. — Zur Prüfung der Phrenologie. An Herrn Prof. Virchow. — Anthropologie. — Aus meinem Leben.

**Die Schöpfung. Von Edgar Quinet. Deutsche** autorisirte Ausgabe. Durchgesehen und eingeführt von Bernh. v. Cotta, Professor an der Bergakademie zu Freiberg. Zwei Bände. 3 Thlr.

Inhalt: Erster Band: Der neue Geist in den Naturwissenschaften. — Die großen Fragen unsers Jahrhunderts. Der Ursprung der organischen Wesen. — Die neue Genesis. — Die Bibel der Natur. — Der Affe und der Mensch. — Zweiter Band: Der Mensch. — Die Propyläen der Geschichte. — Paläontologie der Sprachen. Die Gesetze des Lebens und jene der Sprache. — Principien einer neuen Wissenschaft. Parallelismus der Natur- und Menschenreiche. — Der Geist der Schöpfung im Menschen. Versöhnung der moralischen und physischen Weltordnung.

**Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und** Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Dr. F. v. Tschudi. Mit 26 Illustrationen in Tondruck nach Originalzeichnungen von E. Rittmeyer und W. Georgy und dem Portrait des Verfassers in Stahlstich. Neunte, verbesserte Auflage. 4 Thlr In engl. Einb. 4 Thlr. 20 Ngr. In Prachtband 5 Thr.

**Die Toiletten-Chemie. Vollständiges Lehrbuch der** Parfümerie auf wissenschaftlicher Grundlage. Von Heinrich Hirzel. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Mit 85 in den Text gedruckten Abbildungen. 2 Thlr. 10 Ngr. In engl. Einb. 2 Thlr. 20 Ngr.

**Das Weinbuch. Wesen und Werden, Cultur und** Wirkung des Weins; Statistik und Charakteristik sämmtlicher Weine der Welt; Behandlung der Weine im Keller. Von Wilhelm v. Hamm. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. In engl. Einb. 3 Thlr. 10 Ngr.

**Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache.** Mit Rücksicht auf Begriffsbestimmung, Ursprung, Verwandtschaft, Umendung und Umwandlung der Wörter, und mit besonderer Bezugnahme auf die in der Arzneikunde, den Naturwissenschaften, dem Handel u. s. w. üblichen Kunst- und Fachausdrücke. Von C. W. T. Schuster und A. Régnier. 2 Bände. Elfte Auflage. 3 Thlr.

**Vorgenannte Werke sind durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.**

**Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung von Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig.**


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 37. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 4. April 1874. Band V.

AP
30
G295
v.5
no.14

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: „Vive Napoléon IV!“ Von Johannes Scherr. — Der Scheuernpurzel. Von Bluntschli. — Die Betheiligung der Staatsbeamten bei der Gründung und Verwaltung von Erwerbsgesellschaften. Von Franz Fischer. — **Literatur und Kunst:** Glaubenshalber, damit der Papst nicht zürne. Von Klaus Groth. — Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte von Berthold Auerbach. Besprochen von Paul Lindau. — Goethe als Rechtsanwalt. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Pitt und Fox.“ Lustspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Gottschall. Besprochen von M. v. Szeliski. — Musikalische Aufführungen. „Odysseus.“ Scenen aus der Odysseedichtung von W. Graff, Musik von Max Bruch. Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### „Vive Napoléon IV!“

Von **Johannes Scherr.**

Man lacht darüber — vorerst. Später dürften etliche, viele der Lacher von heute Ursache zum Weinen haben. Hat man nicht auch gelacht, als der Sohn der vielgeliebten Hortense seine Kaiserschaft zuerst auf's Tapet brachte? Später kniete man davor. Die menschliche Dummheit und die menschliche Niedertracht bleiben bekanntlich immer dieselben und währen in *secula seculorum*.

Es war — erinnere ich mich — im Herbste von 1851, als in einem Kreise von achtundvierziger Flüchtlingen das bonapartistische Complott, welches die französische Schatten- und Schemenrepublik wegwischen sollte, besprochen wurde. In Folge der bekannten in Flüchtlingskreisen herkömmlichen und naturgemäßen optischen Täuschung war die Mehrzahl von uns des Glaubens und Hoffens, der Prinz-Präsident würde bei dem Unternehmen den Hals brechen und die republicanische Partei in Frankreich obenauf kommen. Da ich von jeher das Unglück hatte, nicht immer das, was die Mehrheit gerade für ein Evangelium zu halten beliebt, ebenfalls für ein solches anzusehen, so war ich der bescheidenen Meinung, über Jahr und Tag würde der Prinz-Präsident Kaiser der Franzosen heißen und sein. Was da für ein Gelächter über mich losbrach! Einer meiner Freunde von damals schalt mich in aller Freundschaft geradezu einen Narren. „Soulouque le Blanc“ Kaiser der Franzosen — Unsinn zu Mauleſel! Der Gute — ich meine den weiland Freund — ist dann, nebenbei bemerkt, nachmals ein eifriger Verehrer Sr. kais. Majestät Soulouques des Weißen geworden. Der Ursprung des zweiten Empire, manifestirte er, ja der sei allerdings betrübsam schmutzig, aber im übrigen allen Respect! Und Verhuell war so „mild und freigebig“ und hatte eine so offene Corruptionshandcasse für alle politischen Zigeuner Europas! Dermalen schreibt der Edle giftige Artikel gegen die Besieger seines verwichenen Gönners und gebärdet sich als „Socialdemokrat“, wie er im neuesten Modejournal steht. Selbstverständlich wird er leicht den Rank finden, eintretenden Falles dem dritten Empire seine gesinnungstüchtige Huldigung darzubringen.

Ihr sagt: „Das dritte Empire? Bah, was ist es weiter als eine unverschämte Phrase?“ Wohl und gut, wäre euer Gedächtniß nicht so kurzdärmig, wie es ist, so würdet ihr euch erinnern, daß das zweite Empire seiner Zeit auch weiter nichts gewesen als eine unverschämte Phrase. Mit der Unverschämtheit kommt man bekanntlich weit in der Welt, weiter als mit der Bescheidenheit, und am ersteren Artikel mangelt es den Bonapartisten dermalen gerade so wenig wie Annis 1836, 1840, 1848 und 1851. Was aber die „Phrase“ betrifft, all' ihr Götter aller todten und lebenden Religionen! so solltet ihr doch wissen, daß Madame la Phrase allezeit die souveräne Herrin der Madame la France gewesen ist und allezeit sein wird, so lange die Franzosen nicht aus ihrer Franzosenhaut fahren.

Einer jener Orakeler, welche sich selbst und anderen einbilden, das Zukunftsgras wachsen zu hören, jedoch ungeachtet ihrer in Gesandtschaftsvorzimmern entlehnten Brillen nicht über die eigenen Nasenspitzen hinaussehen, hat nach der am 16. März in Chiselhurst aufgeführten bonapartistischen Haupt- und Staatskomödie in der Allgemeinen Zeitung mit dem ganzen Aplomb eines „eingeweihten“ Correspondenten erklärt: „Eine Partei, welche 23 Stimmen in der Nationalversammlung zählt, hat keine Zukunft.“ Wirklich? Ei, ei! Wie viele Stimmen zählte denn der Bonapartismus in der französischen Nationalversammlung von 1848? Jedenfalls keine 23. Und doch setzten die Bonapartisten eines wüsten Decembertages die ganze Nationalversammlung ohne Umstände an die Winterluft. Ist denn die Geschichte immer noch nur dazu da, rein nichts zu lehren? Hat man denn ganz vergessen, daß ein entschlossen commandirtes Bataillon Soldaten mit Nationalversammlungen unschwer fertig wird? In Frankreich und anderswo.

Der richtige deutsche Reichsbürger, wann er abends beim Biere sitzt — wo ja ein echter deutscher Mann und richtiger Reichsbürger schlechterdings sitzen muß — und die Frage der Möglichkeit des dritten Empire aufgeworfen wird, nimmt den Glimmstengel aus dem Munde, thut einen national-liberalen oder auch sogar einen fortschrittlichen Trunk und sagt mit staatsmännischer Bestimmtheit und Würde: „Es ist geradezu Narrheit, von der Möglichkeit einer Throngelangung des Knaben Lulu zu reden. Der fängt nicht an, fürchterlich, sondern nur noch lächerlicher zu werden, als er schon bei Saarbrücken war. Ein Wort reicht aus, den ganzen Schwindel niederzuschlagen für immer: — Sedan!“

Klug und weise gesprochen wie Salomo oder der Bürgermeister von Saardam. Aber, mein gutestes Herrchen, erlauben Sie mir die unmaßgebliche Bemerkung, daß auch das von Ihnen citirte Zauberwort schon einmal dagewesen ist, umsonst dagewesen ist, indem es den bonapartistischen „Schwindel“ keineswegs niederschlug. Damals hieß es Waterloo! Unzählige Zeugen und Federn haben nach dem 18. Juli von 1815 und viele, viele Jahre hindurch erklärt, behauptet, beschworen, bei Waterloo sei der Bonapartismus eingesargt und begraben worden für immer

Digitized by Google

und ewig. Ja, wenn der „Auferstehungsmann" Völkerwahn nicht wäre! Als der Sohn der vielgeliebten Hortense zu Straßburg im Finkmattcasernenhofe wie ein schlechtmaskirter Fastnachtsnarr hinter der Kanone hervorgezogen und als er vier Jahre später ebenso lächerlich zu Boulogne aus dem Wasser gefischt wurde, da lachte man ihn aus; als er aber wiederum zwölf Jahre später die erdecemberte Kaiserkrone aufhatte, da betedeumte und beweihrauchte man ihn — trotz Waterloo.

Trotz Waterloo? Nein, gerade von wegen Waterloos! Das ist die Wahrheit. Wie die Franzosen von 1870 an „Revanche für Sedan!" schrieen, so hatten sie von 1815 an „Revanche für Waterloo!" geschrieen. Dieser Racheruf hat mit der Nationaleitelkeit den zweischlächtigen Balg des zweiten Kaiserreichs erzeugt. Der angebliche Neffe des vorgeblichen Onkels, so wähnte die ungeheure Mehrzahl der Franzosen, sollte, müßte, würde ihnen Rache für Waterloo und was daran hing verschaffen. Sind die Franzosen seither gescheidter geworden? Geht in Lourdes und Versailles und anderswo nachfragen! Ihr solltet doch bemerkt haben, daß die Franzosen es sich nicht nur gefallen lassen, sondern sogar mit nicht zu verkennendem Wohlwollen aufnehmen, wenn die bonapartistische Bande, wie sie ja thut, ihren verflossenen Hauptmann als den „heroischen Märtyrer von Sedan" glorificirt. Die Schlußfolgerung aus dieser Prämisse wird sich mit logischer Nothwendigkeit vollziehen. Wie der Papa seiner Zeit der französischen Volksphantasie als der prädestinirte Waterloo-Rächer eingeschmeichelt wurde — die Messieurs Béranger und Thiers haben als Hauptschöpfer der napoleonischen Mythologie zu dieser Einschmeichelung bekanntlich sehr viel beigetragen — so wird derselben ewig von der Wahrheit ab- und der Lüge zugekehrten Volksphantasie jetzt der Junge von Chiselhurst als Sedan-Rächer auf- und eingelogen. Falls die Dinge sich weiter so logisch entwickeln wie bisher — und warum sollten sie das nicht? — werdet ihr es erleben, daß die Herren Bonapartisten Recht haben, wenn sie meinen und sagen: „Aller guten Dinge sind drei und darum Vive Napoléon IV!" Das reimt sich freilich nicht, aber bekanntlich geschieht auf unserer lieben närrischen Erde nicht das Gereimte, sondern das Ungereimte.

Ich bitt' euch, liebe Mitchristen oder meinetwegen Mitheiden — falls die königlich preußischen Staatsanwaltschaften das erlauben — wer und was soll denn eigentlich der Wiederaufrichtung des Empire ernstlich entgegenstehen? Seht euch doch dieses arme Frankreich an, welches binnen drei Jahren keinen Schritt, nicht einen einzigen wirklichen Schritt zum Ziele seiner so viel und großsprecherisch verkündigten „Renaissance" zu machen vermochte und dessen ganze Lage mit jener, worin es sich nach im Juni von 1848 furchtbar vergeckter Februarrepublik befand, eine erschreckende Aehnlichkeit hat. Wo ist denn da irgend ein Funke, geschweige eine Flamme von echtem Genie und großsinniger Thatkraft? Nichts als die alte Thorheit, den Staatsbau am Thurmknauf zu beginnen. Kann es etwas Geistesöderes, Unersprießlicheres, Widerwärtigeres geben als das parlamentarische Tobuwabohu im Schloßtheater zu Versailles? Nirgends eine wegweisende Idee, ja nicht einmal ein zündendes Wort. Eine unsägliche Gedankenarmuth, eine wahrhaft chinesische Erstarrung der ganzen Anschauungs- und Betrachtungsweise, der traurige Stempel der Mittelmäßigkeit allem und jedem aufgedrückt. Dazu eine Parteibornirtheit wie jene, welche Polen zu Grunde gerichtet hat, ein Fanatismus der Rechthaberei und Selbstsucht, welcher das Dumme will und festhält, nicht obgleich, sondern weil es dumm. Die einzige Hoffnung, der einzige Stolz des parlamentarischen Liberalismus ein fünfundsiebzigjähriger verbrauchter Greis, an der Spitze der Vollziehungsgewalt ein notorischer Unstaatsmann, welchen die verschiedenen Parteien ganz offen als einen Hampelmann, im besten Fall als eine spanische Wand betrachten und gelten lassen. Die Armee unzufrieden, die Schule vernachlässigt, die Bevölkerung von Paris schwer gereizt, die Bourgeoisie feig und furchterfüllt, das Proletariat dem goldenen Zeitalter der Commune nachtrauernd, die ganze Nation tief in sich gespalten, unruhig, mißtrauisch, von dem Revanchefiebertraum gequält und irgend einem Rettenden, einem Wunder, einem großen Loos in der Experimentelotterie oder auch nur einem Decorationswechsel entgegengestachelt, und über alledem und allediesem der riesige Nachtmahr eines mittelaltersüchtigen Pfaffenthums lastend — wahrlich, die Saat des dritten Empire muß auf einem also bestellten Boden üppig in die Halme schießen.

Vor seinen prinzlichen Mitprätendenten braucht Jung-Lulu nicht bange zu sein. Von dem ehrlichsten Narren, welchen das Franzosenthum dermalen aufzuweisen hat, von dem froschdorfer Heinz, will Frankreich nichts wissen. Möglich, daß es sich sogar dieses Petrefact aus der capetingischen Tertiärperiode hätte gefallen lassen, wenn dessen Importirer, alle die Don Kanudos von der legitimistischen Asinokratie, nicht so erbarmungswürdig schlecht gespielt hätten. Auch von den Prinzen der Geldjudendynastie, welche im Juli 1830 sich durch eine Hinterthüre in die Tuilerien stahl und im Februar 1848 zur Vorderthüre hinausgeschmissen wurde, wollen nur solche Franzosen wissen, welche dafür bezahlt sind. Deren sind aber nicht gar viele, denn die Enkel und Urenkel von Philipp Egalité halten fest an dem Dogma: „Nehmen ist seliger denn geben". Ja, wenn das Throngeschäft mittels des Schwenkens der Tricolore zu machen wäre! Zu dieser Ausgabe würden sich die Herren etwa herbeilassen und etliche hundert Tricoloreschwenker in Taglohn nehmen. Aber alle die lieben, theuren, bisher so hübsch zusammengehaltenen und neuerlich sogar noch mit den der guten Madame la France mit auf die Brust gesetztem Rechtspistol abgebettelten 40 vermehrten Millionen auf's Spiel setzen — das Risico wäre doch zu groß. Man sagt bekanntlich den Franzosen nach, daß sie Talent zum Geizigsein besäßen. Vorausgesetzt, daß dies wahr, würde es kein gutes Prognostikon für die Orleans sein. Denn wie jedermann weiß, hassen und verachten die Menschen ihre eigenen Laster an ihren lieben Mitmenschen ganz entschieden. Summa: Legitimisten und Orleanisten sind zusammengenommen der bonapartistischen Throncandidatur nicht sehr gefährlich; sie sind es aber um so weniger, da sie trotz des Fußfalls in Froschdorf und trotz der lieben Vetterschaft hin und her einander gerade so lieb haben wie zwei beliebige Secten der liebseligen „Religion der Liebe".

Aber nun höre ich aus irgend einer Himmelsgegend des souveränen Unverstandes und der souveräneren Unwissenheit her eine politische Kindertrompete piepen: „Und die republicanische Partei Frankreichs? Wird diese ein drittes Empire sich aufhalsen lassen? Nimmt sie nicht durch jede Neuwahl so zu, daß sie schon jetzt die Mehrzahl des französischen Volkes repräsentirt? Es ist die reine Lächerlichkeit, zu glauben, die Republicaner würden gestatten, daß die bonapartistische Bande den Sohn des Mannes von Sedan inthronisirte." .... Gemach, Kindchen! Stecke dein Trompetlein für eine Weile in die Tasche und lass' dir eine Geschichte erzählen, welche viel lehrreicher als lang ist. Im Juli von 1797 ging der General Bonaparte mit zwei Herren im Parke von Montebello spazieren. Seine zwei Begleiter waren der Citoyen Miot, nachmals Comte Miot de Molito, und der mailänder Signore Melzi, nochmals Duca di Lodi. Zu ihnen, welche den General seiner staunenswerthen Erfolge wegen beglückwünscht hatten, sagte er in seiner explosivischen Manier: „Ce que j'ai fait jusqu'ici n'est rien encore. Je ne suis qu'au début de la carrière que je dois parcourir. Croyez-vous que ce soit pour fonder une république? Quelle idée! une république de trente millions d'hommes! avec nos moeurs, nos vices! où en est la possibilité? C'est une chimère dont les Francais sont engoués, mais qui passera comme tant d'autres. Il leur faut de la gloire, les satisfactions de la vanité; mais de la liberté? ils n'y entendent rien. Qu'on leur donne des hochets, cela leur suffit; ils s'en amuseront et se laisseront mener, pourvu cependant qu'on leur dissimule adroitement le but vers lequel on les fait marcher."*)

*) Mémoires du comte Miot. (Paris 1858.) I, 165—66.

Digitized by Google

Nun mußt du wissen, liebes Trompeterlein, daß der, welcher also sprach, die Franzosen kannte, wie kaum ein zweiter Mensch sie gekannt hat, und auf diese seine vollendete Kenntniß gestützt, hat er den Gloirestrick am Nasenringe ihrer „vanité“ befestigt und sie bekanntlich daran eine hübsche Anzahl von Jahren in der Welt herumgeführt, bis nach Waterloo. Hat dieser Ausgang die Insassen der „Republik“ Frankreich (1848—51) abgehalten, vom „Neffen“ des „Onkels“ sich abermalen den besagten Strick an den erwähnten Nasenring knüpfen und an selbigem sich wieder in der Welt herumführen zu lassen, bis gen Sedan? Bewahre! Warum aber nicht? Darum nicht, weil die Franzosen Annis 1848—51 gerade solche Republicaner waren, wie sie Annis 1792—99 gewesen, d. h. keine. Damit will natürlich nicht ein Tadel oder Vorwurf gegen sie geschleudert werden. Sie können ja nichts dafür, daß sie kein Talent für die Freiheit haben. „Mais la liberté? ils n'y entendent rien.“ Ja, so war es und so ist es. Die Freiheit ist ihnen entweder nur eine Sonntagsputzphrase oder aber gleichbedeutend mit Zügellosigkeit. Einer der erleuchtetsten Geister und besten Patrioten, welche Frankreich geboren, Alexis de Tocqueville, hat in seinem Meisterbuche „De l'ancien régime et de la révolution“ seine Landsleute vergeblich an die mittelalterliche und allzeitliche Wahrheit erinnert: „Par requierre de trop grande franchise et libertés chet-on en trop grand servaige“. Man könnte glaubten, die ganze moderne Geschichte Frankreichs, dieser schroffe Wechsel von Despotie und Anarchie, sei nur dazu da, den angeführten Satz zu illustriren. An den Republicanismus der Franzosen können nur Leute glauben, welche nicht wissen, nicht wissen wollen, daß republicanische Rechte zu ihrer unumgänglichen Voraussetzung republicanische Pflichten haben. Wissenden Menschen dagegen braucht nicht gesagt zu werden, daß die Franzosen bis heute die Republik stets und immer wieder mit der Dictatur, also mit der Tyrannis identificirt haben. Republik war und ist ihnen nur die Möglichkeit, das Herrschgelüste der eigenen Partei oder auch der eigenen liebwerthen Person befriedigen zu können. Daher die flagrante Ohnmacht, die mitleidswerthe Unfruchtbarkeit der sogenannten republicanischen Partei in Frankreich. Man hört wohl die republicanische Phrasenmühle klappern, aber Mehl sieht man nicht. Und von einer solchen notorischen Unfähigkeit, welcher die Gedanken ausgegangen sind, will man Thaten erwarten? Ein so beschaffener „Republicanismus“ mag vielleicht eine kurze Weile als Putscherich auf dem Emeutenseil gaukeln, aber eine dauernde Republik zu gründen, dazu gehören Republicaner von anderem Caliber, vom Metall der Washington und Franklin, der Lee und Jefferson.

Die Bonapartisten von heute besitzen ohne Frage die Franzosenkenntniß ihres Altmeisters. Sie wissen auch, was sie wollen, und haben das Zeug, mit beispielloser Frechheit ihr Wollen zu verwirklichen. Mit Stirnen von Erz verbinden sie die Hände von Taschendieben. Ihre Organisation ist festgeschlossen, ihr Eifer rastlos, ihre Gewandtheit gegenüber der kläglichen Unbehilflichkeit der andern Parteien geradezu classisch. Sie lassen nichts außer Auge, sie wissen sich alles dienstbar zu machen, sie schrecken vor nichts zurück. Mit derselben Geschicklichkeit, womit die Komödie von Chiselhurst effectreich in Scene gesetzt war, werden sie bei Gelegenheit entweder eine Plebiscitposse oder aber eine neue Decembertragödie inscceniren. Sie müssen ihrer Sache sehr sicher sein, sonst hätten sie sich am 16. März nicht soweit vorgewagt. Und warum sollten sie ihrer Sache nicht sicher sein, wenn sie rings um sich her nichts wahrnehmen als Geistesarmuth, Impotenz und Zersetzung? Sie geizen auch nicht mit dem Gelde und sie wissen, daß man, um Erfolg zu haben, nicht an Ideale, sondern an die gemeinen Instincte, an die Leidenschaften und Laster der Menschen appelliren muß. Rechnet man hierzu noch, daß sie drei sehr starke Bundesgenossinnen besitzen, die Landsknechtschaft, die Pfafferei und die Volksdummheit, so wird sich das Facit augenscheinlich zu ihren Gunsten stellen.

Ihr schüttelt ungläubig den Kopf zu alledem, gute Leute und schlechte Musikanten? Wartet gefälligst noch ein Weilchen und ihr könntet „das Märzmärchen von Chiselhurst“ in den wiederaufgebauten Tuilerien nach allen Regeln der kaiserlichen Kleiderordnung verwirklicht sehen. Dannzumal wird es in besagtem Schlosse auch wieder nicht an Bettelbriefen aus allen Himmelsstrichen, namentlich nicht aus Deutschland fehlen, und wenn, wie zu erwarten steht, Napoleon der Vierte in Nachahmung Papas ebenfalls als Autor sich aufthut und allfällig ad majorem Caesarismi gloriam eine „Vie de Tibère“ herausgibt, so wird sich ja wohl auch wieder eine hinlängliche Anzahl von Hofräthen finden, welche vor dem Thronsitze des kaiserlichen Biographen ihre in Gelehrsamkeit und Unterthänigkeit ersterbenden Purzelbäume verüben. Denn es steht geschrieben oder sollte wenigstens geschrieben stehen: Wie der Menschen Thorheit, so währet auch ihre Hofräthlichkeit in secula seculorum.

---

## Der Scheuernpurzel.

Von Blumtschli.

Seit Neujahr 1873 erschienen in dem Höhgauer Erzähler, einem kleinen Volksblatte des badischen Seekreises unter dem Titel: „Der Scheuernpurzel am See“ eine Reihe streitbarer Artikel wider das Treiben des römischen Klerus, welche unter der katholischen Bevölkerung im Seekreis und auf dem Schwarzwald mächtig wirkten. Wenn im Gegensatze zu der katholischen Landbevölkerung in den meisten Gegenden von Deutschland, die sich heute noch von den Pfaffen führen läßt, die badischen Volkswahlen zum Landtag und zum Reichstag auch in den katholischen Wahlkreisen überwiegend liberal, nicht ultramontan ausfielen, so gebührt dem „Scheuernpurzel“ ein erheblicher Antheil an diesen Siegen des gesunden Menschenverstandes und der nationalen Gesinnung über die römisch-jesuitische Herrschsucht.

Die Artikel sind in volksthümlicher Sprache geschrieben, anschaulich, derb und mit Humor, aber auch klar verständig und mit Liebe zu dem Volk, das sie aufklären, und mit schneidiger Schärfe wider alle Heuchelei und Augenverdreherei aber voll Ehrfurcht für die Religion. Der Verfasser bekämpft die kirchlichen Mißbräuche mit scharfen Waffen, er geißelt unbarmherzig die Ausbeutung des Volks zu den Zwecken der römisch-klericalen Politik; aber indem er das Verderbniß in der Kirche bloßlegt, glüht sein Herz für die Ideale des echten, humanen Christenthums. Deshalb hörten die Bauern auf ihn und fühlten sich gehoben durch den offenen Freimuth, mit dem er zu ihnen sprach. Allerdings kommt dabei mit in Betracht, daß der allemannische Stamm im badischen Oberland den Schweizern verwandt und an kräftige Geisteskost gewöhnt ist.

Die Bauern im Oberland heißen „Scheuernpurzel“ einen unseßhaften Landstreicher, der wie ein Schmarotzer an ihrer Wirthschaft nagt, dem sie ohne Gefahr ein Nachtquartier in der Scheune (Scheuer) nicht versagen dürfen, der ihnen keine Arbeit leistet, aber sie ausbeutet, so gut es ihm gelingt. Der Name wurde nun auf die Caplane übertragen, die wie Bauernfänger sich eine Zeit lang in den Gemeinden einnisten. Indessen ist dem Verfasser der Spaß übel bekommen. Er hat durch seine Artikel den Namen Scheuernpurzel zu Ehren gebracht und wird nun selber von dem Volksmunde kurzweg Scheuernpurzel genannt.

Einige Proben aus den Artikeln mögen den Lesern der „Gegenwart“ den Stil und die Kampfesweise des Scheuernpurzels veranschaulichen.

Die Erziehung des klericalen Nachwuchses in den Priesterseminaren schildert er (Nummer XIX) so:

„Wenn der Militärpferdearzt mit der Remontecommission die Gäule mustert, fragt er dich gleich: Ist das Thier im Stall aufgewachsen?

Digitized by Google

Wann du sagst „ja", macht er schon ein Gesicht, das dir ein paar Doublonen schadet. Und du wirst von ihm hören, daß man am liebsten in Norddeutschland, Arabien u. s. f. Gäule aufkauft, die dort auf den großen Landgütern, kaum geboren, freien Paß haben und recht weidlich 'rumspringen und alles angaffen. — So schärft sich ihr Sinn, ihr Muth, ihr Verstand, ihre Klugheit, ihre Zutraulichkeit, ihr offenes Wesen, das grad'aus auf alles zugeht. Dummkoller und massig werden sie darum nicht. Die Gäule dagegen, die nur im Stalldunst aufgewachsen, immer am Krippenstrick getrauert oder langweilig den Kopf zum Fensterloch 'naus gestreckt haben, sie werden launisch, mißvergnügt, bösartig, massig, verdruckt, bissig, ängstlichscheu oder gar Dummkoller. Solche kann der Dragoner nicht brauchen, er braucht ein edles Heldenthier von Verstand und stolzer Entschlossenheit."

„Schau grad' so ist's mit der Menschenerziehung. Siehe die ehrwürdigen Priestergestalten, wie sie aus unsern Lyceen und Universitäten früher hervorgegangen. Von Kind auf in der frischen Luft unter Mitmenschen aufgewachsen, haben sie früh das harte Leben in allen, guten und schlimmen Seiten kennen gelernt, dadurch den Geist geweckt, den Charakter gefestigt, das Menschenthum lieb gewonnen, darum treten sie liebevoll, verständig, klug, würdig, selbstbewußt, leutselig, grade im Charakter auf und sind weltkluge Rathgeber ihrer Braut, der Gemeinde. Gerade weil die Kirche Christi die Selbständigkeit im Menschen festigen will, hat sie den Pfarrer für unversetzbar, untrennbar von seiner Gemeinde erklärt, wie jetzt z. B. der Richterstand unversetzbar erklärt ist, auf daß er selbständig seiner Pflicht folge. Solche erfahrene, charakterfeste Männer sind aber keine tauglichen Werkzeuge für die menschenzerstörende Herrschsucht. D'rum ging der römische Stuhl darauf aus, die Priestererziehung aus der frischen Lebensluft der Lyceen und Universitäten und des freien Umgangs mit Menschen aufzuheben und die Stallerziehung einzuführen. Leider kann ich der Erziehung in Knabenseminarien und Convicten keine treffendere Bezeichnung geben. Urtheilet selbst! schauet um euch, welche Menge schleichender, unheimlich verdruckter, muckig bösartig dreinschauender Gestalten in den Convictfrüchtelchen! daß es (Gott sei Dank!) noch genug junge Männer gibt, die unzerstört aus den Drillanstalten herauskommen, ist nicht das Verdienst Roms, sondern der unzerstörbaren Kraft der deutschen Natur und sittlichen Elternpflege. Die euch allen wahrnehmbare Hinwirkung Roms auf diese Stallerziehung ist der schlagendste Beweis, daß es seine Priester im geistigen Gehalt herab drücken will, auf daß der gebrochene Rest des Geistes sich leichter des Brodes halber zum Werkzeug der Zerstörungsarbeit, des Hasses und der Herrschsucht zustutzen lasse."

„Man kann den Satan sogar aus der Bibel vertheidigen, warum sollte sich diese Stallerziehung nicht auch beschönigen lassen? Aber ihr Bauern werdet euer Urtheil schon gefällt haben, und ihr Taglöhner auch, die ihr eure Kinder frei laufen lasset. Das gibt andere Grenadiere, als die verdruckten Baronssöhnchen, die in der Stickluft des gnädigen Handkusses im Schloßhof aufwachsen und nur Jesuitenväter zum Umgang haben."

In einem andern Artikel (XXI) bespricht der „Scheuernpurzel" die „Mobilisirung" der geistlichen Armee durch die Päpste:

„Ich habe schon erwähnt, daß Papst Gregor VII. den Entwurf ersann, Alles was auf Erden athmet und Hand und Fuß und Capitalwerth hat, dem päpstlichen Stuhl zu unterwerfen. Zu einem so kolossalen Feldzug braucht man eine hierzu besonders eingerichtete Armee. Und der Papst ersann den Plan, die friedlichen Arbeiter im Weinberg des Herrn in ein gewaltiges Kriegsheer umzugestalten. Wenn du einem Staat den Puls fühlen willst, so untersuche seine Militärorganisation. Wo ein Volk frei und gesund ist, da sind die Männer alle militärpflichtig und dürfen die Soldaten heirathen. — Wo dagegen ein Fürst Söldlinge als Landsknechte in Dienst nimmt, die ledig bleiben müssen, da hat's einen entgegengesetzten Charakter."

„So pfiffig waren auch die Herren in Rom. Um aus dem Priester der Friedenskirche einen Kriegsknecht des päpstlichen Welteroberers zu machen, mußte das Papstthum vor allem dem Priester die Ehe verbieten und sein Verwachsensein mit der Gemeinde, seine Unversetzbarkeit aufheben und die militärische Kriegsdisciplin einführen. Nach unten Tyrann, nach oben Sklave — so sollte der schwarz uniformirte Schlüsselsoldatengeist werden. Wo keine Ehepflicht, ist's Herz oft leer, das Leben schal, verkrankt, hypochondrisch, menschenfeindlich, überreizt, unstätig, unruhig, nach neuen Abenteuern und Gewaltstreichen über die gehaßte Menschheit dürstend. Das gibt die rechten Lanzenstangen für einen brutalen Eroberungskrieg!"

„Der Kriegsknecht muß aber mobil, d. h. nicht an seinen Standort gebunden, sondern allezeit marschbereit sein. Darum mußte der römische Stuhl darauf sinnen, die Unversetzbarkeit des Pfarrers, wie sie das Kirchenrecht so weise verordnet hat, aufzuheben. Und zu diesem Gewaltstreich ist Rom erst jetzt durchgreifend geschritten. Die Jesuiten nöthigten nämlich die Bischöfe, von jedem Priester ein Gelübde zu verlangen, daß sie auf die Rechte, die das Kirchenrecht ihnen auf Pfründe und Pfarrei giebt, verzichten und die Verleihung nur als widerrufliche Gnaden als sog. Commissariat betrachten wollten. Das hat einen furchtbar ernsten Zweck: Wer an einen Ort gebunden, mit ihm „vermählt" ist, wie's katholische Kirchenrecht sagt, der weiß zum voraus, daß er im Ort Frieden halten muß, sonst macht er sich das Leben sauer, ohne dem Ort, wo er mit aller Welt im Handel steht, den Rücken kehren zu können. Darum hat die Kirche Christi ihn an die Scholle genagelt: „Du bleibst; stifteſt du Händel und Krieg, wohl bekomm's, du wirst zahm werden, wenn ein Geißelstock dir das Fell ein paar Mal durchgegerbt hat." Im Gegensatz zu dieser christlichen Organisation mußte die welterstürmende Papstkirche die Armee ihrer Kriegsknechte mobil machen. Wenn das jesuitische Pfäfflein weiß, daß die Curie ihn in ein anderes Landsturmbataillon steckt, sobald er durch Hetzerei an einem Ort die Geißelstöcke wider sich zum: „hochangeschlagen, drauf, bauf" bringt, dann wird er eben tollen und grollen, daß die Kirchenfenster bersten, und Weiber gegen den Mann 'hetzen, bis die Steinwacken in die Caplanei fliegen. Dann hupp — das federleichte Bündele unter den Kittel und hehlings fort, um eine andere Gemeinde zu beglücken."

Die Scheuernpurzelartikel erregten wohl bei vielen Beifall, aber in der Curie zu Freiburg, unter den Caplanen, und bei den eifrigen Ultramontanen lebhaftes Aergerniß und große Entrüstung. Diese schrieen den Klage- und Wehruf wider den Frevler, der die heilige Kirche beschimpft habe. Sie forderten von dem weltlichen Richter Bestrafung, auf Grund des §. 166 des Strafgesetzes. In der That, die Staatsanwaltschaft schritt ein und es erfolgte das Verweisungserkenntniß vor das Schwurgericht in Constanz. Einige wenig vorsichtige Ausdrücke boten eine Handhabe.

Wenn die ultramontanen Heißsporne wegen Beleidigung anderer durch die Presse zur Rechenschaft gefordert werden, so schieben sie nicht selten Strohmänner vor. Der Verfasser der Scheuernpurzel aber nannte sich und stand persönlich Rede in der Gefahr. Es war ein Beamter, der Oberamtsrichter Beck von Heidelberg, der nun auf die Bank der Angeklagten zu sitzen kam. Der Vorfall machte großes Aufsehen und manche besorgte Gemüther fragten bedenklich: „Wie wird es dem freimüthigen Manne ergehen? Ist nicht seine ganze Existenz gefährdet?" Wie freundlich es die Ultramontanen mit ihm meinten, hatte er an seinem Knaben erfahren können, der eines Tages weinend aus der Schule kam und ungestüm nach Zeitungen verlangte. Ihm hatte ein Mitschüler aus ultramontaner Familie vorgeworfen: „Dein Vater muß abreisen. Er kommt in's Zuchthaus". Aber der „Scheuernpurzel" war gerüstet. Und muthig, mit scharfen Waffen versehen, fuhr er in's Oberland. Auf der Eisenbahn durch den Schwarzwald wurde er erkannt und die Bauern grüßten ihn mit Glückwunsch. Eine Bäuerin klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Fürchtet Euch nicht. Die Geschwornen thun Euch nichts. Sie dürften nicht mehr heimkommen, wenn sie Euch verurtheilten".

Die Verhandlung vor dem Schwurgericht dauerte von Morgens 9 Uhr bis Nachts gegen 11 Uhr. Unter den Geschwornen waren auch ein paar Männer, welche als ultramontan gesinnt galten, aber auch sie hatten einen offenen Sinn bewahrt für Wahrheit und Redlichkeit. Der Staatsanwalt bemühte sich vergeblich, aus den derben Worten, mit denen der Scheuernpurzel Rom, die Jesuiten, das Verderbniß der Kirche gegeißelt hatte, den Strick zu spinnen, mit dem er den Autor gefangen nehme. Der Scheuernpurzel durchhieb mit dem scharfen Schwert der

Digitized by Google

Wahrheit die juristischen Schlingen und Fallstricke. Er machte es den Richtern und dem Volke klar, daß ihm nichts ferner liege, als [illegible] Absicht die Kirche Christi zu verhöhnen, daß es aber [illegible] der Religion und um des Vaterlandes willen nöthig sei, mit Freimuth die Mißbräuche, die Entartung, die unerträgliche Herrschsucht der Kirche zu bekämpfen. Die männliche, gehaltene, ihres Werthes bewußte Persönlichkeit machte auf Richter und Geschworne und das gespannt Theil nehmende Publicum den besten Eindruck.

Vergeblich hatten die Pfaffen auf das Telegramm gewartet, das ihnen die Verurtheilung verkünden werde. Die Geschwornen sprachen den Angeklagten einstimmig frei und die Richter waren mit der Freisprechung einverstanden.

Es war ein Volksgericht, welches das Recht des freien Mannes, zu kämpfen wider Heuchelei und pfäffische Herrschsucht, schützte, und sich nicht beirren ließ durch die corporativen Rechte eines Klerus, der den Staat, die Gesellschaft ꝛc. und alle wahren geistigen Güter mit seiner „göttlichen Autorität" angreift. Der Erfolg war für die Sache der Altkatholiken, zu denen Herr Beck gehört, im Oberlande durchschlagend.

## Die Betheiligung der Staatsbeamten bei der Gründung und Verwaltung von Erwerbsgesellschaften.

Von Franz Fischer.

Der ungeahnte Aufschwung des Handels und der Industrie, den die letzten Jahre Deutschland gebracht haben, führte selbstredend zahlreiche Unzuträglichkeiten und Schäden mit sich, die um so drückender sich fühlbar machten, je unvermittelter und je schleuniger sich dieser Aufschwung vollzog. Die Klagen wuchsen mit der eintretenden Reaction; mit ihnen gingen hier, wie überall, die Vorschläge zur Abhülfe Hand in Hand. Für Preußen haben diese Vorschläge auf allen Gebieten, die zu Klagen Veranlassung geben, im Anbeginne alle eine Richtung. *Bei uns muß* zunächst stets der Staat als Sündenbock herhalten, und für Abhülfe sorgen. Selbst da, wo an sich eine Hülfe von außen entbehrlich ist, wo die bewährten Gesetze der Volkswirthschaft und Statistik eine Aenderung auch ohne äußere Eingriffe erwarten lassen, wendet man sich doch lieber sofort an den Staat, der ja die Macht hat, sofort einzuschreiten, der sie deshalb auch sofort anwenden mag. Daher die zahlreichen Gelegenheitsgesetze, die wir in den letzten Jahren erlebt, und deren Verschwinden binnen kurzer Frist schon jetzt vorausgesagt werden kann. Daher die zahllosen neuen Vorschläge, die von einem Extrem zum anderen, auf einer unendlichen Stufenreihe, alle, auch die tollsten, Ideen, widerspiegeln und zur Durchführung anempfehlen, die das menschliche Gehirn in raschem, wenn auch unüberlegtem Gedankenblitz, in geistreicher, wenn auch an Kenntnissen armer Auffassung zu denken im Stande ist. Vor allem zeigt sich das im neueren Actienrechte. Der Gesetzgeber mit seiner Novelle zum Handelsgesetzbuche vom Jahre 1870 soll der eigentliche Urheber des Börsenkrachs von 1873 sein. Darum neue Reformgesetze, darum wo möglich Verdrängung aller Actiengesellschaften durch den Staat!

Auch der Gesetzentwurf betreffend die Betheiligung der Staatsbeamten bei der Gründung und Verwaltung von Actien-, Commandit- und Bergwerksgesellschaften, welcher in Preußen am 18. December 1873 dem Abgeordnetenhause seitens des Ministers des Innern zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme vorgelegt ist, verdankt dieser Richtung seine Entstehung.

Aber diese Richtung ist, Gott Dank, nur eine vorübergehende. Sind die Klagen abgeschwächt, sind die Gefahren überstanden, die Nachtheile verwunden, so kommt Ruhe und Ueberlegung zurück; die Vorschläge werden gesichtet und verworfen; die eigene Kraft und das Vertrauen auf diese Kraft tritt in seine Rechte zurück.

Auch die Zeit der Gründungen ist für eine Weile der directen Aufmerksamkeit aller entzogen. Die Ausschreitungen, die dabei vorgekommen, werden auf ihre wahren Ursachen zurückgeführt. Die Resultate der Untersuchungscommission entreißen den überspannten Erwartungen den festen Boden. Die Täuschungen, denen man sich über tadelnswerthe und unwürdige Betheiligung der Staatsbeamten bei der Gründung und Verwaltung von Erwerbsgesellschaften hingab, müssen in gleicher Weise verschwinden, der Gesetzentwurf, der diese Beseitigung zu verbieten bestimmt ist, seinen gebührenden Platz im Papierkorb einnehmen. Denn seit langer Zeit ist dem Landtage nicht solch ein unpolitischer, unvolkswirthschaftlicher, ungerechter, unzeitiger und unnützer Gesetzentwurf vorgelegt worden, wie der in Frage stehende, dem keines dieser Prädicate vorenthalten werden kann.

Nur mit wenigen Worten wollen wir an seine politische Entstehung erinnern. Schon in der Krisis der fünfziger Jahre war die Tendenz bei der preußischen Regierung hervorgetreten, die active Betheiligung der Staatsbeamten an Erwerbsgesellschaften möglichst zu beschränken. Ein Staatsministerialbeschluß vom October 1859 verlangte deshalb Einholung einer Genehmigung zu Uebernahme einer Stelle als Mitglied von Gesellschaftsvorständen. Aber die Folgen der Unterlassung dieser Einholung waren in diesem Beschluß nicht bestimmt; die von einzelnen Ministern angedrohten Strafen wurden als rechtsungültig nicht erkannt; die Genehmigung wurde nicht eingeholt, der Beschluß nicht durchgeführt. Erst für die deutschen Reichsbeamten wurde, zu einer Zeit, als die Wogen moralischer Entrüstung über unberechtigte Gründergewinne und Verderbtheit der Sitten hochgingen, bei Erlaß des Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten eine derartige Beschränkung auch gesetzlich zur Anerkennung gebracht. Kurz darauf sollte den preußischen Staatsdienern nach dem Princip: Was dem Einen recht, ist dem Anderen billig, eine entsprechende Bescheerung zu Theil werden. Dem Abgeordnetenhause wurde vom Grafen Eulenburg im Januar 1873 ein Gesetzentwurf vorgelegt, der allen fortlaufend besoldeten unmittelbaren Staatsbeamten die mit einem Vermögensvortheil verbundene Betheiligung bei der Verwaltung von Erwerbsgesellschaften einfach versagt wissen wollte. Der Entwurf kam ohne wesentliche Beschädigung an der Scylla des Abgeordnetenhauses vorbei. Aber die Charybdis des Herrenhauses hatte kein Mitleid mit ihm, und begnügte sich, die königliche Staatsregierung aufzufordern, einen die gesammte Materie der Nebenämter und Nebenbeschäftigungen der Staatsbeamten umfassenden Gesetzentwurf dem Landtage zur Beschlußnahme vorzulegen. Die Regierung dachte indessen anders; sie legte jene Aufforderung ad acta, und dafür eine vermehrte Auflage des Gesetzentwurfes auf den Tisch des Hauses der Abgeordneten, die ihn demnächst einer Durchsicht und Beschlußfassung unterwerfen werden. Der Entwurf ist, wie gesagt, vermehrt, sowohl in dem Tenor als auch in den Motiven; er erstreckt sich jetzt auf alle, auch die unbesoldeten Staatsbeamten, und ebenso auf die Gründungen. Er lautet in seinem entscheidenden §. 1, wie folgt:

> „Unmittelbare Staatsbeamte dürfen ohne Genehmigung des vorgesetzten Ressortministers nicht Mitglieder des Vorstandes, Aufsichts- oder Verwaltungsrathes von Actien-, Commandit- oder Bergwerksgesellschaften sein und nicht in Comités zur Gründung solcher Gesellschaften eintreten.
>
> Die Genehmigung ist fortan zu versagen, wenn die Mitgliedschaft mittelbar oder unmittelbar mit einer Remuneration oder mit einem anderen Vermögensvortheile verbunden ist."

Eine Ausnahme wird nur für diejenigen Staatsdiener anerkannt, welche nach der Natur ihres Amtes neben ihrer Besoldung noch auf einen andern Erwerb hingewiesen, oder welche nicht aus der Staatscasse besoldet sind. Diesen Staatsbeamten, also z. B. den Rechtsanwälten und Advocaten, den Kreisphysikern und Geometern, kann „die Genehmigung, auch wenn mit der Mitgliedschaft ein Vermögensvortheil verknüpft ist, ertheilt werden, sofern die Uebernahme der letzteren nach dem Ermessen des vorgesetzten Ressortministers mit dem Interesse des Staatsdienstes vereinbar erscheint".

Unter allen Umständen ist die ertheilte Genehmigung jederzeit widerruflich.

Wie einschneidend diese Bestimmungen sind, wird dem Laien schon aus dem Umstande einleuchten, daß durch sie nach der Schätzung zuverlässiger Sachverständigen etwa 500 preußische Staatsbeamte in ihren Vermögensverhältnissen und in ihrer socialen Stellung betroffen würden. Man erwartet deshalb mit Recht, daß die Regierung die harte Maßregel, die sie jetzt vorschlägt, als Nothwendigkeit

Digitized by Google

nachweist. Diese Erwartung wird indessen nicht erfüllt. Die Motive, welche den Gesetzentwurf begleiten, begnügen sich mit allgemeinen Behauptungen. Sie sagen: „Das Bestreben der Actien-, Commandit- und Bergwerksgesellschaften, bei ihrer Geschäftsverwaltung Staatsbeamte zu betheiligen, und die Neigung der letzteren, Stellen im Vorstande, Verwaltungs- oder Aufsichtsrathe solcher Gesellschaften zu übernehmen, oder in Comités zur Gründung derselben einzutreten, nöthigen zu der Erwägung, in welcher Weise das Interesse des öffentlichen Dienstes und die Integrität des Beamtenstandes gegen die Nachtheile sicher zu stellen sein werden, welche eine schrankenlose Betheiligung der Staatsdiener an der Gründung und Verwaltung derartiger Erwerbsgesellschaften nothwendig im Gefolge haben muß". Die Motive sprechen dann noch von „einem neuerdings hervorgetretenen Bedürfniß, eine Beschränkung dieser Betheiligung, eine Verschärfung der obenerwähnten Bestimmung des Staatsministerialbeschlusses vom 24. October 1859 eintreten zu lassen". Sie schließen ihre Begründung mit den Worten: „Denn bei der vielfachen Berührung derartiger Unternehmungen mit dem Staatsregiment ist die Gefahr einer Collision der Amtspflichten mit den Nebeninteressen so erheblich, und die naheliegende Möglichkeit einer Ausbeutung des Namens und Ansehens des Beamten durch die Gesellschaft für die Würde und den Ruf des Beamtenstandes so nachtheilig, daß eine Regulirung dieser Frage durch ein Specialgesetz als nothwendig erscheint". Davon, daß und wie weit diese „naheliegende Möglichkeit" zur herben Wirklichkeit geworden, ist in den Motiven nicht die Rede. Auf welche Weise überhaupt das Bedürfniß, den Beamten die Betheiligung an den Gründungen und Verwaltungen von Industriegesellschaften „neuerdings hervorgetreten", welche Thatsachen das „Interesse des öffentlichen Dienstes und die Integrität des Beamtenstandes" verletzt haben, das mag Jeder nach seiner Weise errathen. Die Regierung hält es nicht für angemessen, darüber ein eigenes Lied zu singen. Freilich wahr ist es, daß erste Pflicht der Regierung wie der Volksvertretung die möglichste Sicherung des Interesses des öffentlichen Dienstes und der Integrität des Beamtenstandes ist. Aber diese beiden ausgesprochenen Ziele der Vorlage können durch diese Vorlage am wenigsten gefördert werden. Die Moral läßt sich nicht durch Gesetze erzwingen; das Interesse des öffentlichen Dienstes wird nicht berührt, wenn die eine Nebenbeschäftigung verboten, alle übrigen, zumeist weit zeitraubenderen, den Beamten freigestellt bleiben. Erreicht nun die Vorlage nicht einmal die ihr selbst gesteckten Ziele, so kann noch weniger von einer Billigung derselben die Rede sein, wenn man die vielen Nachtheile in's Auge faßt, die sie nothwendig dem wirthschaftlichen wie dem politischen Leben unseres Staates bringen wird. Eine eingehendere Auseinandersetzung wird zeigen, daß die der Vorlage oben gegebenen schmeichelhaften Prädicate vollständig gerechtfertigt sind.

Der Gesetzentwurf ist unpolitisch. Die Regierung hat richtig beobachtet, wenn sie auf das Streben der Erwerbsgesellschaften hinweist, Beamte für ihre Verwaltungsstellen zu erwerben. Dieses Streben ist, wie wir sehen werden, durchaus gerechtfertigt; es wird auch bleiben, wenn der Entwurf, zum Gesetze geworden, die Verwirklichung erschwert. Denn nur eine Erschwerung, nicht ein Unmöglichmachen wird die Folge sein. Theils fehlt die Möglichkeit einer Controlle darüber, welche Verwaltungsrathsstellen von Beamten bekleidet werden; denn keine Gesellschaft ist verpflichtet, neben den Namen ihrer Beamten auch deren Stand und Beruf bekannt zu geben. Theils wird die Gesellschaft den Beamten, deren dauernden Rath und deren thätige Hilfe sie beansprucht, auch nach der Publication des Gesetzes eine dauernde Beziehung zu ihren Verwaltungsorganen, und eine dauernde Remuneration anweisen, ohne sie zu eigentlichen Mitgliedern dieser Organe zu erheben. Schon jetzt kammen solche Stellungen oft genug vor. Auch auf andere Weise ist eine Umgehung des Verbots leicht möglich. Man schiebt für die nominelle Besetzung solcher Verwaltungsstellen Strohmänner vor, etwa Söhne, Verwandte der zu gewinnenden Beamten, und schließt seitens der Gesellschaft mit diesen Verträge ab, welche noch immer das eigentliche Verhältniß regeln. Kurz, das Verbot ist nicht ausführbar, da es jeden Augenblick umgangen werden kann, da endlich anzudrohende Strafe, die schlimmstenfalls Dienstentlassung sein würde, unwirksam sein, nämlich den Uebertritt guter Beamten in die ausschließliche Verwaltung von Industriegesellschaften zur Folge haben würde. Gesetze aber zu erlassen, deren Unausführbarkeit jeder voraussehen muß, ist der größeste Fehler, den ein Gesetzgeber begehen kann. Die Grundlage der staatlichen Ordnung, das feste Rechtsbewußtsein wird dadurch an der Wurzel untergraben. Politische und wirthschaftliche Strömungen verdrängen dann die ausgleichende Gerechtigkeit, Zufall entscheidet, wo das Gesetz eiserner Nothwendigkeit herrschen sollte. Weit schlimmer und unpolitischer sind die Folgen, die mit der Sanctionirung des Gesetzentwurfes in Bezug auf Büreaukratismus und Nepotismus verbunden sind. In die Willkür des Ministers soll die freie unbeschränkte Genehmigung gelegt werden; derselben Willkür soll der Widerruf wie die weitere Bestätigung überlassen bleiben. Wer hindert in Zukunft, daß nur die sog. gutgesinnten Beamten, die warmen Verfechter einseitiger Regierungspolitik diese Genehmigung als Belohnung erhalten, daß unliebsame Abstimmungen, freimüthige Aeußerungen mit dem Widerrufe der ertheilten Genehmigung bestraft, daß die Erwerbsgesellschaften je nach ihrem Einflusse und der Stellung ihrer Leiter zur jedesmaligen Regierung in bevorzugte und berüchtigte Classen und Gruppen eingetheilt werden? Die Folge wird sein, daß eine Reihe von Beamten sich entschließen wird, in Zukunft an der Verwaltung solcher industriellen Gesellschaften sich nicht mehr zu betheiligen. Die Kenntnisse, die sie dort bisher in so reichem Maße zu sammeln in der Lage waren, den tiefen Einblick in die Bedürfnisse des praktischen Lebens werden sie in Zukunft vermissen lassen. Zwei verschiedenartige Sorten von Staatsbürgern werden mehr wie bisher zu unterscheiden sein, hie Beamte, dort Nichtbeamte, in den Augen jener unschuldige, etwas ungebildete, aber sehr egoistische Menschen, die ewige Plage des grünen Tisches! Man will aber nicht einsehen, daß der Büreaukratismus nur mit Erfolg zu bekämpfen ist, wenn dem einzelnen Beamten auch Zeit und Raum gelassen wird, sich als „private Persönlichkeit" — wenn der Ausdruck erlaubt ist — zu bewegen; man leugnet mit hartnäckiger Grundlosigkeit die allen Eingeweihten geläufige Beobachtung, daß tüchtige Beamte in einer einzigen wichtigeren Verwaltungsrathssitzung größeren Nutzen für den Staat und für sich erwerben, als in monatelangem Studium von Büchern, in monatelangem einseitigem Verwalten des ihnen anvertrauten Amtes.

Die Vorlage ist nun aber, wie gesagt, nicht nur unpolitisch; sie ist in weit höherem Maße unwirthschaftlich. In Preußen beträgt das gesammte Capital der von der Vorlage betroffenen Erwerbsgesellschaften mindestens 2 Milliarden Thaler; an der berliner Börse wurden bis vor kurzem die Actien von so vielen Bankgesellschaften gehandelt, daß das dabei in Frage kommende Grundcapital sich auf über 600 Millionen Thaler belief. Ein großer Theil, vielleicht der größeste Theil des erwerbsfähigen Nationalvermögens steckt in diesen Gesellschaften, die alle mehr oder weniger durch Speculation Gewinn erzielen wollen. Bisher waren — auch das ist den Eingeweihten weder ein Geheimniß noch ein Räthsel — die Beamten, die an der Verwaltung dieses Vermögens Theil nahmen, in dieser Verwaltung sozusagen das conservative Element. Die liberaleren, die Kaufleute speculirten um so lieber, als sie in ihren eigenen Geschäften von Speculationen nicht ferne blieben, und als sie in diesen Gesellschaften zum größesten Theile mit fremden Gelde operirten. Für sie war und ist der Beamte in der Regel ein Hemmschuh, und nicht selten vom nützlichsten Einfluß. Er vergißt bei keinem Beschlusse sein Corporationsgefühl. Er weiß, daß seine Würde ihm verbietet, an Unternehmungen sich zu betheiligen, oder dabei mitzuwirken, die nicht ganz zweifelsohne sich ihm darstellen. Er kennt das damokleische Schwert des preußischen Disciplinargesetzes; seiner Rechtskenntniß und seinem Ansehen wird es leicht, zu weit gehenden Unternehmungsgeist in das richtige Fahrwasser zurückzulenken. Diese heilsame Schranke soll jetzt vermindert, beseitigt werden; die Folge wird in Zeiten selbst kleinerer Krisen nicht nur der einzelne Betheiligte, sondern in gleicher Weise der Staat in wuchtigen Schlägen empfinden!

Unwirthschaftlich ist ferner der Entwurf um deswillen, weil er mehr als bis jetzt dazu drängen wird, daß die tüchtigsten Beamten aus dem Staatsdienste ausscheiden, und sich den Industriegesellschaften, wo sie mindestens eine weit günstigere pecuniäre, und in vielen Fällen auch eine weit verantwortlichere und wirkungsvollere Stellung einzunehmen

Digitized by Google

vermögen, ohne Bedenken ausschließlich widmen werden, weil endlich eine Reihe von Beamten, die in Folge ihrer schon erworbenen Pensionsberechtigungen oder aus anderen Gründen den Staatsdienst nicht verlassen können, eine bisherige, zum Theil nicht unbedeutende Einnahme ohne Ersatz verlieren, und zur Verwaltung ihres Amtes mehr oder weniger unwillig gemacht werden. Damit hängt auch der Vorwurf der Unzeitigkeit zusammen, welcher der Vorlage gemacht werden muß. Materielle Opfer kann der Staat den Beamten doch nicht eher zumuthen, als er ihnen eine solche Besoldung gibt, daß sie davon ausschließlich leben können. Das ist jetzt nicht möglich; der Anfang einer unmerkbaren Aufbesserung ist kaum gemacht. Eine Aufbesserung zu einem würdigen Gehalt — darunter verstehe ich mindestens 2—3000 Thlr. für Beamte der sog. vierten Rangclasse — ist überhaupt nicht eher möglich, als nicht die Ueberzahl der jetzigen Stellen auf ein vernünftiges Maß reducirt ist. Und damit hat es gute Weile! Also entweder ausschließliche Beschäftigung für den Staat, dann aber auch ausreichende Besoldung durch den Staat, oder Fortbestehen der jetzigen Gehälter, dann aber auch Zulassung eines anständigen Nebenerwerbs! —

Noch von einer anderen Seite müssen wir den Entwurf beleuchten: er mißt mit ungleichem Maße; er ist ungerecht.

Zunächst in Bezug auf diejenigen Erwerbsquellen, welche nicht zu den Industriegesellschaften zu rechnen sind, vor allem auf die einflußreichen ländlichen Gewerbe, und die übrigen Nebenbeschäftigungen. Namentlich aber behandelt er die Mitbetheiligung an einer Verwaltung schlechter, als die alleinige Verwaltung industrieller Anstalten. Dem Beamten, der vom Vater eine Fabrik ererbt, wird kein Minister verbieten können, diese Fabrik neben seinem Amte fortzuführen, wenn er sein Amt nicht vernachlässigt. Eine Commanditgesellschaft zur Ausnutzung dieser Fabrik dürfte er dagegen nicht bilden, da er sich an einer solchen nicht betheiligen darf (ohne Genehmigung). Ein Rittergut darf er besitzen, auf demselben auch alle ländlichen Gewerbe betreiben, und das sind bekanntlich sämmtliche Gewerbe, wenn man nur zufällig ein Gütchen dazu besitzt. Der Beamte, der in Deutschland die größeste Verantwortung und die größeste Arbeitslast auf seine Schultern übernommen, und dem kein Mensch die Vernachlässigung des öffentlichen Interesses vorwerfen kann, der deutsche Reichskanzler besitzt, neben großen Landcomplexen, 19 verschiedene und zum Theil großartige gewerbliche Anstalten und Fabriken. In den Verwaltungsrath der seine Besitzungen durchschneidenden Eisenbahnen darf er dagegen in Zukunft nicht eintreten, da niemand bestellt ist, der ihm die nothwendige Genehmigung dazu geben kann. Ein Beamter wird in Zukunft lange Stunden seinem Amte entziehen können, um durch Bücherschreiben, Stundengeben sich Geld zu verdienen; er wird Stunden lang seinen lendenlahmen Pegasus zu Ausflügen in das Gebiet unfruchtbarer Phantasie benutzen, stundenlang Clavier und Flöte zum Schrecken seiner Nachbarn mißhandeln können, aber ihm zu gestatten monatlich einer Aufsichtsrathssitzung beizuwohnen, und noch dazu gegen Entschädigung, dagegen sträubt sich das öffentliche Interesse und will ein schneidendes veto. Der Beamte wird auch Actien besitzen, und sein Stimmrecht ausüben dürfen; aber sich selbst zu wählen, oder sich wählen zu lassen, sein Interesse als Capitalist da praktisch bethätigen zu können, wo es am wirksamsten, als Mitglied der Verwaltung, das geht über den Spaß. Doch sollte er zur Belohnung seines guten Verhaltens wirklich Aufsichtsrath geworden sein, beileibe darf er kein Geld dafür annehmen, daß er seine Zeit auch für fremde Interessen verwendet; das wäre nicht nobel, darunter litte seine Integrität.

Lassen wir uns an dieser Beleuchtung genügen! Die Folgen liegen ohne dieses für jeden, der sehen will, klar zu Tage. Wir wollen auch nicht daran erinnern, daß der Beamte dem Staate seine freie Zeit nicht verkauft hat, daß für das, was er in dieser freien Zeit Unwürdiges thun sollte, das jetzt zu Recht bestehende, strenge Disciplinargesetz mehr wie ausreicht, welches mit dürren Worten vorschreibt, daß jeder Beamte, der sich durch sein Verhalten in oder außer dem Amte der Achtung, des Ansehens, oder des Vertrauens, die sein Beruf erfordert, unwürdig zeigt, disciplinarisch, event. mit Dienstentlassung, bestraft werden soll. Wir wollen nur noch an eins erinnern. Als es galt, die Verhältnisse der Reichsbeamten zu regeln, da galt es neuen Verhältnissen, da hatte man mit Vorhergegangenem nicht abzurechnen. Die Sanctionirung unseres Entwurfes würde aber dem Auslande gegenüber nichts anderes bedeuten, als eine Verleumdung des preußischen Beamtenstandes wie sie großartiger und ungerechter nicht in Scene gesetzt werden kann, würde bedeuten, daß in den Zeiten, wo ein gesegneter Frieden unerwartet und unvorbereitet Handel und Industrie zu plötzlicher Höhe hatte emporblühen lassen, der preußische Beamtenstand durch Betheiligung daran in seiner Ehre und Würde derart gelitten hätte, daß auch in Zukunft solchen Ausschreitungen vorgebeugt werden mußte.

Dem gegenüber wollen wir nur hervorheben, daß vor der „Schwindelzeit", um einen landläufigen, wenn auch übertriebenen Ausdruck zu gebrauchen, über 300 preußische Beamte an der Verwaltung industrieller Gesellschaften betheiligt waren, ohne zu Klagen Veranlassung gegeben zu haben, daß selbst aus der Schwindelzeit, trotz der sorgfältigsten Recherchen der Specialcommission zur Untersuchung des Eisenbahnconcessionswesens, nur ein einziger weißer Rabe, der wirkliche Geh. Oberregierungsrath Wagener, entdeckt ist, und daß dieser gleichwohl die Genehmigung seines Ministers gehabt hat.

Darum weg mit einem Entwurfe, der so sehr allen Grundgesetzen geregelter Staatsverwaltung Hohn spricht, der meist Unschuldige trifft, ohne die Schuldigen seine Härte fühlen zu lassen! Nur wirklicher Amtsmißbrauch kann als leitendes Ziel in's Auge gefaßt werden. Dazu würden aber im Interesse von industriellen Gesellschaften nur sehr wenige Beamte qualificirt sein, in der Regel nur die Minister, deren Freunde und einige höhere Polizeibeamte. Für die letzteren bedarf es keiner Specialgesetze, für die ersteren sind sie unwirksam, da ihrer Natur nach ihre Handhabung eben im Belieben der Minister ruht. Integrität und Moral kann, wir wiederholen es nochmals, nicht erzwungen, nur erzogen werden. Schlimm genug ist es, daß selbst der Gesetzgeber diese Grundwahrheit vergessen kann!

## Literatur und Kunst.

### Glaubens halber, damit der Papst nicht zürne.

Grotmoder füll dat Botterfatt,
Ik stunn, beseeg, bewunner dat.
Dat gev en lecker Botterbrot,
Ok süht man geern wat Ole do't.

Ehr se't bedeck mit wittes Linn',
Schrev se en Krüz deraewer hin,
Un sä, wenn ik er fragen wull:
„Glovs half, denn ward de Pap ni dull".

Keem Fründschop oder Nawerschop
Un kreeg uns Jungens bi den Kopp,
Bewunner wa wi roth un frisch,
So klopp se dree mal ünnern Disch.

Grotmoder, warum deist du dat?
Denn sä se, as bi't Botterfatt:
„Glovs half, denn ward de Pap ni dull".
Mi sä't, dat ik ni fragen schull.

Ik hör ok öfter sunst: Warum?
Ja, darum, um de Näs' herum!
Un lehr, wo man nix weten schull:
Glovs half, damit de Pap ni dull.

De Pap war dull! — Wer weer de Mann?
— Man fangt doch mal to gruweln an —
De Mann, de jümmer drau un schull
Un schreck: Hö di! sunst war he dull.

Digitized by Google

Uns Herrgott füllt di vull din Fatt —
Hö di! de Mann beschriggt di dat.
Uns Herrgott schenkt di Freud un Glück —
Verstek dat vaer sin bösen Blick!

Dit weer de kümmerliche Rest
Vun dat wat mal uns „Globen" west!
Vun Segen nix, vun Fluchen wul:
Glovs halben, dat de Pap ni dull.

Hör ik em spökeln nu in Rom
Un gar in mennig dütsche Dom,
So denk ik oft: Wat blifft der wul
Vunn Globen, dat de Pap ni dull?

Nix blifft der! nich enmal en Wort
Man half verstahn — ok dat is fort.
Wer blot op Annre flökt un schellt,
De drifft sik ut de Christenwelt.

Bi uns is't ut. Wi sünd to kold.
Wenn wi uns Hänn to'n Beden foldt
Un „Vader unser" seggt un „Dank" —
Brukt wi den Papen nich bermank.

„Glovs halben" sünd wi ahne Furch,
Uns Herr ist unse Feste Burg,
Und wenn die Welt voll Papen wär,
So fürchten wir uns nicht so sehr.

Wi bedt un arbeidt as dat hört,
Uns Kaiser kriggt wat em gebört,
De Franzmann un de Papst in Rom
De stört keen Holsten mehr in Drom.

„Das Reich ist unser": Nu, dat heet
Dat dütsche, as't en Jeder weet.
Dat grote Rik „in jenem Land",
Dat leggt wi fram in Gottes Hand.

**Klaus Groth.**

Anmerkungen: do't thun, deist thust — Fründschop Verwandte — Nawerschop Nachbarn — gruweln grübeln — beschriggt beschreit, verflucht — spökeln spuken, lärmen — flökt flucht — foldt falten — fram fromm, mild.

---

## Waldfried.

Eine vaterländische Familiengeschichte in sechs Büchern von Berthold Auerbach. Stuttgart 1874, Cotta. 3 Bde.

Es war nicht möglich, für den Charakter des neuesten Werkes von Berthold Auerbach einen treffenderen und knapperen Ausdruck zu finden als die Bezeichnung: „eine vaterländische Familiengeschichte", welche der Dichter selbst auf den Titel gesetzt hat. Die Form der fingirten Biographie ist zwar in der erzählenden Literatur nicht neu; aber wohl selten ist sie mit einer solchen Kunstfertigkeit behandelt und einer so strengen Consequenz durchgeführt worden, wie in „Waldfried". Bis auf das wilde Waldkind Martella, bis auf einige wenige romanhafte Episoden und die etwas gewaltsame Zusammenführung der handelnden Personen zu der erwünschten Schlußgruppe, macht die Erzählung einen so durchaus glaubhaften Eindruck, daß man in der That die wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen der Selbsterlebnisse eines bedeutenden, edlen, freisinnigen und patriotischen Zeitgenossen zu lesen meint.

Durch die Hineinziehung und Besprechung der großen Vorgänge im öffentlichen Leben, die wir ganz genau kennen und über die wir uns ein bestimmtes Urtheil gebildet haben, gewinnen die Aufzeichnungen noch an Glaubwürdigkeit, und die dichterische Täuschung gelingt vollkommen. Es gibt Memoiren, die weit mehr den Eindruck des Apokryphen und der für fremde Ohren bestimmten schauspielerischen Recitation machen, als diese Dichtung, welche mit einer erstaunlichen Kunst den ganz privaten Charakter des Tagebuchs festhält, lediglich dem inneren Drange des Schreibers, seine Gedanken über die Vorgänge im engeren Familienkreise und über die Ereignisse in der großen Familie, dem Staat, zu Papier zu bringen, zu entstammen und gar keine Rücksicht darauf zu nehmen scheint, daß diese Blätter jemals einem andern zu Gesicht kommen könnten. Heinrich Waldfried, das Haupt der Familie, deren Geschicke hier erzählt werden, schreibt nicht für die Corona; er hält schriftliche Selbstgespräche. Es liegt ihm daher fern, für die Belustigung und Unterhaltung Anderer Sorge zu tragen; die Aufzeichnung seiner Erlebnisse und Gedanken soll ihm ausschließlich zur persönlichen Genugthuung gereichen. Und deshalb verweilt er gemächlich und liebevoll bei der Schilderung von Einzelheiten in seinem Haushalt, die für den Fernstehenden ein untergeordnetes Interesse haben müssen, und denkt nie an das große Publicum, das nach starken Erregungen lechzt. Wenn wir Fernstehenden gleichwohl an diesen privaten Schilderungen ein warmes Interesse nehmen und dem, der uns verstattet hat, die Selbstgespräche zu belauschen, zu wahrem Danke uns verpflichtet fühlen, so geschieht dies, weil dieser Waldfried nicht nur ein vortrefflicher und bedeutender Mann ist, mit dem wir gern verkehren, von dem wir viel lernen können, der mit Klarheit und Verstandesreife ausspricht, was noch keimend in uns schlummert oder im Labyrinth der Brust pfadlos umherirrt; sondern weil seine Geschichte mehr oder minder die deinige, die meinige, unser Aller ist, weil wir dieselben Kämpfe durchgerungen, dieselben Enttäuschungen erduldet, dieselben heilsamen Lehren empfangen haben.

Aus dem intimen Charakter des Werkes ergab sich für den Dichter die doppelte Nothwendigkeit: sowohl dem Ganzen eine möglich gleichmäßige Färbung zu geben und der Erzählung den Stempel einer starken subjectiven Ausprägung aufzudrücken, als auch der Erfindung straffe Zügel anzulegen, ihr jede romanhafte Ausschreitung zu untersagen und sie unerbittlich innerhalb der Grenzen des Begreiflichen und Wahrscheinlichen zu bannen.

Der Forderung nach der individuellen Einheitlichkeit in der Darstellung hat Auerbach nahezu vollkommen genügt; und gegen das Gebot, die in jedem Roman statthaften und dort sogar erwünschten Kühnheiten und Abenteuerlichkeiten einer fruchtbaren Phantasie hier, in dem klugen Berichte über reale Vorgänge, zu meiden, hat der Dichter sich nur selten aufgelehnt.

Ferner ergab sich die Nothwendigkeit — wie schon erwähnt wurde — Gleichgültiges zu discutiren und Dinge in Erwägung zu ziehen, welche nur den Schreiber nahe berühren. Aber gerade das verleiht dem Tagebuche die Wirkung der intimen Echtheit. Nirgends sehen wir den Verfasser, der sein Manuscript für die Oeffentlichkeit bestimmt, sondern immer nur den verständigen und tüchtigen Hausvater, der auf kein Publicum rechnet. Und wie fein und klug hat Auerbach diese Schwierigkeit bewältigt! Der alte Waldfried, der da für sich schreibt, ist mit einem so hohen Verstande, einem so reinen und vollen Gemüth, einer so scharfen Beobachtungsgabe und so umfassenden Kenntnissen ausgestattet, daß unter seiner Behandlung auch das stofflich uns Fernliegende Interesse gewinnt. Wenn wir auch wenig oder nichts von Waldcultur, Berieselung, Bautischlerei und dergleichen verstehen, und wenn wir unsrer Natur und städtischen Erziehung nach nur ein sehr mäßiges Verlangen danach tragen, uns mit diesen und andern gemeinnützigen Fragen zu beschäftigen — wenn der alte Waldfried davon spricht, so hören wir aufmerksam und gespannt zu; geradeso wie wir z. B. Goethes Kritiken über langweilige Bücher, die längst der Vergessenheit anheim gefallen sind, mit wahrem Vergnügen und ern-

Digitized by Google

stem Gewinn lesen und immer wieder lesen können, weil sich uns — auch ohne daß wir den Gegenstand der Besprechung kennen — in der Darstellung und Auffassung immer der Meister offenbart.

Vor allem ist es nöthig, dies festzuhalten: „Waldfried" ist kein Roman.

Es ist — in der hier durchaus angebrachten Form der Memoiren — die Erzählung unsrer modernen vaterländischen Geschichte aus dem Schooße einer Familie heraus, und der Bericht über die Einwirkung der Zeitereignisse auf diese Familie, welche in ihren Hauptgliedern für die wesentlichen Berufszweige, sowie für die entscheidenden Eigenschaften unseres Volkes ausgesprochene Vertreter besitzt.

Es ist, wenn der Ausdruck gestattet ist, die Reduction des nationalen Lebens auf das der Familie; es ist auf allgemein begreifliche, vertraute Verhältnisse mit dem Storchschnabel verkleinerte Geschichtschreibung.

Und das ist das Neue in diesem Werke.

Die Frage, ob dies eine des Dichters werthe Aufgabe ist, kann nicht der Gegenstand einer ernsthaften Discussion sein. Die dichterische Darstellung der Kämpfe in der Gegenwart ist zum mindesten ebenso berechtigt wie der historische Roman aus grauer Vergangenheit. Der letztere hat den Vorzug, daß sich die Verhältnisse in der Mischung des Geschehenen und Erdichteten nicht mehr genau feststellen lassen, während wir dem Romanschriftsteller, der einen modernen geschichtlichen Stoff behandelt, genau auf die Finger sehen und die Grenzlinie zwischen der Schilderung des Miterlebten und der Dichtung angeben können.

Das Neue und Eigenartige im „Waldfried" beruht nun selbstredend nicht in der Behandlung eines ganz modernen Stoffes — darin sind ihm, von allen andern abgesehen, Künstler wie Spielhagen und sogar Macher wie Samarow längst zuvorgekommen —, sondern in den Verhältnissen der Mischung des Historischen und Poetischen. Bei Spielhagen, der modernsten Natur unter unsern Romandichtern, wird die freie Erfindung von der Zeit gespeist, erwärmt und beleuchtet; bei Auerbach stehen die realen vollendeten Thatsachen, denen sich die Erfindung völlig unterordnet, im Vordergrund. Die dichterische Kraft erprobt sich hier nicht in der Gestaltung fesselnder und spannender Situationen, in der Verwicklung und Entwirrung einer merkwürdigen Geschichte; sie bewährt sich in dem resoluten Zusammenfassen der Zeitereignisse, in der kunstvollen Concentration.

Keines der großen Ereignisse — sei es nun demüthigender oder herzerhebender Art, sei es betrübend oder erfreulich — geht unvermerkt vorüber. Das ganze Ringen des modernen Deutschen wird uns hier offenbar, das Ringen des freien Mannes, den die stumpfsinnige Reaction mißtrauisch gemacht hat gegen alles, was da Regierung heißt, und in dem nicht ohne Widerstreben endlich die Ueberzeugung zum Durchbruch kommt, daß eine Regierung unter Umständen doch auch einmal etwas Tüchtiges leisten könne; das Ringen des Bürgers, der sich gewöhnt hat, im Waffenrock a priori ein volksfeindliches Element zu betrachten, und dem nun die Thatsachen die Augen öffnen, der begreifen lernt, daß das Wort „Volk in Waffen" doch keine hohle Phrase ist; das Ringen des idealen Schwärmers, der nur schweren Herzens den theuren und reinen Jugendträumen entsagt und unter der überzeugenden Gewalt des Vollbrachten sich beugt, der dann aber ohne kümmerliche Hintergedanken und mit voller Freude an der Gegenwart das schwarz-roth-goldene Band mit dem schwarz-weiß-rothen vertauscht.

Wir alle kennen diese Kämpfe und wissen, was es uns gekostet hat, in uns das Gleichgewicht zwischen dem Erstrebten und Erreichten herzustellen. Die große Mehrheit des deutschen Volkes hat die Wandlung, über welche der ehrliche Waldfried hier berichtet, durchgemacht. Es ist die Entstehungsgeschichte der national-liberalen Partei, welche hier mit voller Wahrhaftigkeit und rückhaltlos erzählt wird.

Insofern ist „Waldfried" eine entschiedene Tendenzschrift, der es bei aller Milde in der Beurtheilung fremder Anschauungen doch an der gehörigen Schneidigkeit in der Kritik nicht fehlt. Gottlob! „Des tapfern Manns Behagen sei Parteilichkeit." Es unterliegt keinem Zweifel, daß Auerbach wegen dieses Werks von den privilegirten Inhabern alleinseligmachender Gesinnungstreue auf das heftigste angefeindet werden wird. Auf den Beifall der Herren Gustav Rasch, Sonnemann, Majunke, Rabagas und Teutsch hat er auch wohl nicht gerechnet. Diese werden ihm den Schreier Funk, der mit großer Beredtsamkeit wider die „Verpreußung" Deutschlands eifert und nebenbei im Kriege gute Geschäfte macht, nicht so leicht verzeihen.

Es ist eine Tendenzschrift; und die Tendenz ist redlich und edel: die Versöhnung zwischen dem Norden und Süden Deutschlands. Keiner war befähigter, für diese gute Sache zu plaidiren, als gerade Auerbach, über dessen Wiege die Bäume des Schwarzwaldes rauschten und der bei uns im Norden seine neue Heimat gefunden hat. Er hat sich sein süddeutsches Gemüth, seine süddeutsche Eigenart bewahrt, und er kennt uns und unsere Eigenschaften. Es ist gut, daß uns dieser Süddeutsche ein befriedigendes Zeugniß ausstellen kann, daß ihm seine genaue Kenntniß der Verhältnisse und seine Wahrhaftigkeit gestatten, bei jedem Anlaß seine Landsleute vor den Vorurtheilen, die unser zunächst nicht sehr gewinnendes Auftreten hervorzurufen pflegt, zu warnen und die Erbitterung des Südens gegen den Norden als grund- und bodenlos zu bekämpfen. „Waldfried" leistet uns wahrhafte Pionierdienste; und wir Norddeutsche haben alle Veranlassung, dem liebenswürdigen Freunde für den warmen Empfehlungsbrief an seine Landsleute herzlich zu danken.

---

Wenn es eine Thorheit ist, in jeder Figur eines Dichtwerkes den symbolischen Träger eines bestimmten Princips zu erblicken und unterzulegen, wo nichts auszulegen ist, so kann der Zusammenhang, welcher zwischen Waldfrieds Familie und unserer deutschen Reichsfamilie besteht, doch nicht als ein einfacher Zufall oder eine dichterische Willkür aufgefaßt werden. Nicht absichtslos tritt uns das Haupt der Familie in der ehrwürdigen und kernigen Gestalt Heinrich Waldfrieds als Gesetzgeber entgegen, um den sich in den Kindern und Angehörigen die Vertreter der verschiedenen Stände und Berufe schaaren.

Da ist außer der prächtigen Mutter, der treuen, verständigen und guten deutschen Frau, deren versöhnliche Gesinnung und innige Liebe das ganze Hauswesen mit einem warmen und milden Lichte bestrahlen, zunächst Ludwig, der älteste Sohn. Er ist Ingenieur, ein praktischer strammer Arbeiter mit weitem Blick für die Förderung des Gemeinwohls, ohne dabei die Pflege der eigenen Interessen zu vernachlässigen. Die reactionäre Jämmerlichkeit hat ihn in das Ausland getrieben; das werdende Deutschland führt ihn zurück und das gewordene fesselt ihn an den heimatlichen Heerd.

Der zweite Sohn Richard ist Gelehrter, Professor an der Universität.

Der dritte Sohn Ernst ist der echte „Deutsche für sich", der sich vor Allem seine Selbstständigkeit wahren will und dabei die Fühlung mit seiner Umgebung verliert. Folgerichtig entwickelt sich in ihm der Hang zum Abenteuerlichen. Er hat für die dira necessitas des Krieges von 1866 kein Verständniß; er stellt seine sentimentalen Regungen über die Pflichten gegen den Staat, und an der Verkennung dieser Pflichten geht er zu Grunde.

Von den zwei Töchtern Waldfrieds ist die eine, Bertha, mit einem Offizier, die andre, Johanna, mit einem orthodoxen Pfarrer vermählt. Ein naher Verwandter des Hauses, Joseph, ist Kaufmann und Unternehmer.

Noch außerhalb der Familie steht Annette, eine geborene Jüdin, eine Freundin Berthas, die wie diese einen Offizier geheirathet hat. Der Offizier fällt bei Königgrätz, und fünf Jahre darauf vermählt sich die Wittwe mit dem Professor Richard.

Man sieht, die Familie Waldfried ist ein Mikrokosmos; und in dieser kleinen Welt sehen wir den Wiederschein all der Ereignisse, welche

Digitized by Google

die neueste Epoche der deutschen Geschichte bestimmt haben. Mit Waldfried durchleben wir sie noch einmal — von den Wehen der Conflictszeit an über die schmerzhafte Operation des Sechsundsechziger Krieges bis zur glücklichen Stunde der Wiedergeburt des Deutschen Reiches.

Auerbach hat für jedes dieser Stadien den richtigen Ton gefunden und die Stimmung meisterhaft getroffen.

Aus Waldfrieds Tagebuchblättern, welche in die Zeit der budgetlosen, schrecklichen Zeit fallen, weht uns die schwüle, beängstigende, den Athem benehmende Luft entgegen, die wir alle damals eingesogen haben. Das Bild jener Tage ist so treu, daß man zu der Annahme hinneigt, Auerbach habe wirklich aus den Jahren 1864—66 stammendes Material für seine Arbeit verwerthet und in das Tagebuch Blätter eingereiht, welche in jenen trüben Tagen beschrieben wurden; sonst wäre die resurrectionistische Kraft seiner Phantasie gar erstaunlich.

Ach ja, so war's! Ganz so! Auf der einen Seite Mißachtung heiliger Rechte, kleinliche Chicanen, Umgehungen, Deuteleien, spitzfindige Rechtsaufstellungen, kraft deren man das Rechtsbewußtsein, das Gefühl der Treue und Anhänglichkeit aus dem Volke hinauszuinterpretiren im besten Zuge war — auf der andern Seite Ueberschätzung der eigenen und Unterschätzung der Fähigkeiten der Regierung, vorlautes Dareinreden, Kurzsichtigkeit und Phrase in hochpolitischen Fragen, Festhalten an dem Wahn, daß ein paar kräftig stilisirte und von einer johlenden Wahlversammlung beschlossene Resolutionen den schweren Pendel der Zeit zum Stillstehen bringen und das rollende Rad der Geschichte im Laufe hemmen würden. Es waren die Tage der großen Worte und der kleinlichen Handlungen, die Zeit des Mißtrauens und der Mißverständnisse, der Irrungen und Gewaltsamkeiten hüben und drüben.

Es war die höchste Zeit, daß dies unerquickliche Schauspiel sein Ende nahm.

Die Schroffheit in der Parteistellung, die Unversöhnlichkeit zwischen dem bunten und dem bürgerlichen Rock hatte die festesten Bande gelockert. Der große Conflict ging als schneidiger Spalt auch durch das Herz der Familie; und unter den ungesunden Verhältnissen des staatlichen Organismus litten alle Angehörigen dieses Staats und verspürten die Wirkung an ihrem Leibe. Eine schmerzhafte, aber glückliche Amputation half uns aus der bedenklichen Krisis hinaus — der Krieg von sieben Tagen und die Lostrennung Oesterreichs von Deutschland.

Ja, schmerzhaft. Das klingt aus Waldfrieds Selbstgesprächen wehmüthig heraus. Aber nun findet er bald den frischen und getrosten Ton, den freudigen Ton des Mannes, der nach langem Krankenlager das Wiedererwachen der Kräfte in sich spürt, der das dumpfe Zimmer verlassen darf und zum erstenmal wieder die reine, gesunde, belebende Luft einzieht. Der Alte hat den richtigen Instinct. Auf diesem Wege allein kommen wir zum Ziel — und ist der Weg auch dornig, was thut's? Per aspera ad astra. Es hilft Alles nichts. Dies unfreundliche, barsche, stramme und schnarrende Preußen — es hat doch seine reellen Eigenschaften; und gerade das, was dem Süden zunächst mißfällt, bildet vielleicht im Verein mit der süddeutschen Eigenart die nothwendige Ergänzung zur gesunden Tüchtigkeit der deutschen Gesammtheit. Der Krieg mit Oesterreich ist ein rauher, aber guter Lehrmeister gewesen. Er hat die militärische Ohnmacht des Südens, wenn dieser auf sich allein und auf den zweifelhaften Beistand des vielvölkerigen Oesterreichs angewiesen ist, offenbar gemacht. Die Frage, wer die deutsche Führerschaft zu übernehmen befähigt und somit berechtigt sei, ist entschieden. Der ehrliche Anschluß an Preußen ist eine Pflicht; und ist diese zunächst erzwungen, sie wird eine freiwillige werden, und die Neigung wird den Zwang ablösen. So vernarbt die Wunde, welche der Krieg geschlagen; und Waldfried, der Süddeutsche, hat viel gelernt und viel vergessen.

Da, mitten in diese Zeit der deutschen Aussöhnung und Erstarkung, des Friedens und der Ruhe wirft der altersschwache Napoleon rasselnd sein Schwert. Einen Augenblick kann die Wage noch schwanken: stehen wir vor einem Kriege gegen Preußen oder gegen Deutschland? Soll der Zwiespalt in unserm Vaterlande verewigt werden, oder werden sich die beiden mächtigen Theile zu einem Ganzen zusammenfinden und sich unlösbar durch das gemeinsam vergossene Blut verkitten?

Und plötzlich, wunderbar, wie Pallas aus dem Schädel des Kronion, fertig und stark, gewappnet und gerüstet, in blinkendem Harnisch, das wuchtige Schwert in der einen, das Banner des gemeinsamen Vaterlandes in der andern Faust ersteht aus dem jahrhundert alten Träumen, aus dem inbrünstigen Sehnen unsres Volks leibhaftig über Nacht das geeinte Deutschland.

Waldfried erlebt noch den unvergleichlichen Krieg. Wir stehen noch zu nahe, als daß unser Blick die riesigen Verhältnisse des Geschehenen fassen könnte: die Besiegung aller Heere, die Capitulation aller Festungen, die Gefangennahme des Kaisers und aller Heerführer, die Wiedergewinnung des Elsaß, die Errichtung des Deutschen Reichs mit dem deutschen Kaiser an der Spitze. Waldfried sieht die rauschenden Fahnen beim Einzug der Sieger in die deutsche Hauptstadt. Dann kehrt er heim zu seinem lieben Schwarzwald und stirbt. Er kann sterben, seine Arbeit ist vollbracht und seine Augen haben das gelobte Land geschaut. —

Dies der geschichtliche Theil des „Waldfried". Auerbach hat in den Lorbeerkranz des neuen Deutschlands noch bunte Blumen der Dichtung eingeflochten. Mit diesem Roman im Tagebuch wollen wir uns in einem zweiten Aufsatz beschäftigen.

**Paul Lindau.**

---

## Goethe als Rechtsanwalt.

Von

**Karl Braun-Wiesbaden.**

a) G. L. Kriegk, die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung. Nebst einem Anhang über Goethes Jugendzeit in Frankfurt a/M. Frankfurt 1869, Sauerländer.

b) G. L. Kriegk, deutsche Culturbilder in dem achtzehnten Jahrhundert. Nebst einem Anhang: Goethe als Rechtsanwalt. Leipzig 1874, S. Hirzel.

Prof. Dr. G. L. Kriegk, der fleißige Archivar der Stadt Frankfurt am Main, hat uns mit einer Reihe von Culturbildern beschenkt, die er, was den Stoff anlangt, den seiner Obhut anvertrauten Acten entnommen, und die er, was die Darstellung anlangt, so gefällig und anschaulich vorzutragen versteht, daß wir aus einem einzigen dieser kleinen Tableaux mehr reale Kenntniß der wirklichen Zustände des 18. Jahrhunderts gewinnen, als aus vielen gelehrten Abhandlungen und umfangreichen Literatur- oder Sittengeschichten.

Es war eine häßliche Zeit dieses achtzehnte Jahrhundert, wenigstens was die Sitten in dem vermorschten und in sich zusammengefallenen „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" anlangt. Glücklicher Weise hat unser neues Deutsches Reich nicht die geringste Aehnlichkeit mit demselben. Wir möchten alle Lobredner vergangener Zeiten, welche über den Militarismus, die Centralisation, die Verpreußung, die Staatsallmacht, die Büreaukratie ꝛc. lamentiren, bitten, doch einmal ihren Blick auf ein Jahrhundert rückwärts zu richten. Zu jener Zeit, als unsere Literatur schon mächtig aufwärts strebte, herrschte nicht etwa blos bei der vornehmen Welt, sondern auch bei dem Bürgerstand eine Rohheit, eine Unsittlichkeit, eine Verachtung des Volks und eine Mißhandlung der unteren Classen, sowie eine Schlechtigkeit der Verwaltung und Bestechlichkeit der Justiz, wie wir sie heute gar nicht mehr für möglich halten würden.

Die Bücher des Prof. Kriegk liefern uns dafür auf jeder Seite Beläge. Allerdings stammen alle diese Beläge aus der einen Stadt Frankfurt. Allein man würde irren, wenn man deshalb gerade diese freie Reichsstadt für vorzugsweise verwahrlost halten

Digitized by Google

wollte. Sie war nicht besser und nicht schlechter, als die andern; und die Bilder der Cultur und der Uncultur, welche uns Prof. Kriegk vorführt, passen mutatis mutandis auch auf die übrigen Städte; und an manchen kleinen Höfen war es vermuthlich noch schlimmer.

Ich habe das bereits 1869 erschienene Buch über die drei „Gebrüder Senckenberg" in der Ueberschrift mitaufgeführt, weil dasselbe ganz außerordentlich lehrreich ist und nicht diejenige allgemeine Beachtung gefunden zu haben scheint, welche es verdient. Von den drei Gebrüdern Senckenberg waren zwei hochverdiente Männer; der dritte aber, Johann Erasmus Senckenberg ein Taugenichts ersten Ranges. Er hat sein Leben lang seine Mitbürger auf das niederträchtigste beschimpft, verleumdet, bedroht und gepreßt, und man ließ sich diesen beängstigenden Localterrorismus, die schlimmste Sorte aller Tyranneien, Jahrzehnte hindurch gefallen, und zwar die Regierenden im Bewußtsein ihrer Schuld und die Regierten im Bewußtsein ihrer Schwäche. Endlich als die Sache geradezu unerträglich wurde und man auf dem Wege Rechtens nichts ausrichten konnte, steckte man einfach den Mann ohne Urtheil und Recht ein und hielt ihn gefangen bis daß er, beinahe 80 Jahre alt, starb. Diese seine Haft hat nicht weniger als sechs und zwanzig und ein halbes Jahr gedauert, nämlich vom 28. Februar 1769 bis zum 21. Juni 1795. Allerdings war Senckenberg ein Scheusal und hatte hundertmal Unrecht. Aber hat deshalb der hohe Senat das Recht, ihn so zu behandeln? Da muß man denn doch wohl zugeben, daß in einer großen Monarchie mehr Recht und Ordnung herrscht, als in einer kleinen oligarchischen Republik voll Ohnmacht und Bosheit.

Die zweite Hälfte der Culturbilder nimmt ein umfangreicher Aufsatz ein, betitelt „Goethe als Rechtsanwalt", — gewiß ein interessantes Capitel. Goethe hatte 1771 in Straßburg promovirt. Die Promotion hatte damals drei Grade, erstens den Licentiatus, zweitens den Baccalaureus, drittens den Doctor. Goethe begnügte sich mit dem ersten und zeichnete seitdem „J. W. Goethe, Lt.", was man heut zu Tag „Lieutenant" lesen würde. Er etablirte sich 1771 in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt und hat von da vier Jahre zu der Zunft der dortigen Rechtsanwälte gehört. Während dieser Advocatenzeit sind die „Leiden des jungen Werther" und „Götz von Berlichingen", sowie die Anfänge zum „Faust" entstanden; und da die deutsche Nation alle Ursache hat, für diese herrlichen Dichtergaben dankbar zu sein, so wird sie wohl dem Dichter nicht zürnen, wenn er sich als Rechtsanwalt in keiner Weise hervorgethan hat. Vielleicht hätte er es gekonnt, aber sicher hat er es nicht gewollt. Er hatte es auch, wie der Berliner sagt, „gar nicht nöthig"; vielmehr erlaubten ihm das seine Mittel. Oft ließ er, unter Substituirung eines Collegen, seine Advocatur im Stich und schweifte in der Welt herum. Der Aufenthalt in Wetzlar, die schöne Lahn- und Rheinreise, die berühmte Schweizerreise, welche zusammen wohl über ein Jahr gedauert haben mögen, unterbrachen die Advocatur. Die Uebersiedelung nach Weimar setzte derselben 1775 ein Ende.

Prof. Kriegk hat mit größter Sorgfalt die Acten von 28 Processen extrahirt, welche Goethe als Sachwalter geführt hat. Namentlich theilt er die von ihm eingereichten Proceßschriften mit. Wir haben sie sorgfältig gelesen und müssen, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, sagen: Der Dichter, welcher in seinem „Werther" und seinem „Götz" ein so bewundernswerthes Deutsch schreibt, schreibt just in derselben Zeit in seinen Proceßschriften nichts als Zopf und als Schnörkel.

Ehe ich fortfahre, beeile ich mich, weil ich über die Härte dieses Urtheils fast selber erschrecke, ein paar Proben mitzutheilen. Am 28. August (bekanntlich Goethes Geburtstag) 1771 reichte Goethe bei dem höchsten Gerichtshof der freien Reichsstadt ein Gesuch um Zulassung zur Advocatur ein, welches wörtlich lautet, wie folgt:

„Wohl- und Hochedelgebohrene, Best und Hochgelahrte Hoch und Wohlfürsichtige Insonders Hochgebietende und Hochgeehrteste Herren Gerichts Schultheiß und Schöffen. Ew. Wohl auch Hochedelgebohrne Gestreng und Herrlichkeit habe ich die Ehre mit einer erstmaligen ganz gehorsamsten Bitte geziemend anzugehen, deren Gewährung mir Hochderoselben angewohnte Gütigkeit in der schmeichelhaftesten Hoffnung voraussehen läßet.

„Da mich nähmlich, nach vollbrachten mehreren akademischen Jahren, die ich mit möglichstem Fleiß der Rechtsgelehrsamkeit gewiedmet, eine ansehnliche Juristen Fakultät zu Strasburg, nach beyliegender Disputation, des Gradus eines Licentiati Juris gewürdigt; so kann mir nunmehro nichts angelegner und erwünschter seyn, als die bisher erworbenen Kenntnisse und Wissenschaften meinem Vaterlande brauchbaar zu machen, und zwar vorerst als Anwald meinen Mitbürgern in ihren rechtlichen Angelegenheiten anhanden zu gehen, um mich dadurch zu denen wichtigern Geschäfften vorzubereiten, die, einer Hochgebietenden und verehrungswürdigen Obrigkeit mir dereinst Hochgewillet aufzutragen, gefällig seyn könnte.

Weilen nun aber niemand ohne besondere vorhergehende grosgünstige Hohe Erlaubniß, obgesagten Beschäftigungen sich unterziehen darf; Als ergehet an Ewre Hochadelige Gestreng und Herrlichkeit mein gehorsamst geziemendes Bitten, daß Hochdieselben mich in den numerum dahiesiger Advocatorum ordinariorum an und aufzunehmen Hochgefälligst geruhen wollen.

„Welche solchergestalt mir erwiesene Hohe Gewogenheit, in dem lebhaftesten Angedencken bey mir bleiben, und zur unaufhörlichen Erinnerung dienen wird, wie sehr es eine meiner fürnehmsten Pflichten seye, Zeitlebens zu verharren Ew. Wohl auch Hochedelgebohrnen Gestreng und Herrlichkeit treugehorsamster Johann Wolfgang Goethe."

Innerhalb dreier Tage wurde dem Gesuch schon willfahrt. Man wird dies auffallend schnell finden in damaligen Zeiten, in welchen noch, wie heute in Rußland, jedermann so viel Zeit übrig und gar nichts Eile hatte. Allein der Vorsitzende des Gerichts, der alte Stadtschultheis Textor, war Goethes Großvater; und da konnte es ihm nach damaligen patriarchalischen Sitten nicht fehlen.

Man wird zugeben, daß dieses Schriftstück an byzantinischer Schweifwedelei das Möglichste leistet. Zum Vergnügen hat das Goethe schwerlich gethan. Wir können also annehmen, daß er es thun mußte, weil es die „Republik" so verlangte, welche viel Ehren verlangte, weil sie deren wenig verdiente.

Die zweite Probe, die ich mittheile, ist der Eingang einer Proceßschrift. Es ist ein Proceß zwischen Vater und Sohn wegen einer kleinen Porcellan-Fabrik, welche letzterer übergeben erhalten zu haben behauptet, während der Vater dieses bestreitet. Goethe antwortet auf die Klagschrift des Vaters wie folgt:

„Wohl- und Hochedelgebohrene ꝛc.! Wenn großsprecherischer Eigendünckel das Urtheil eines weisen Richters bestimmen, und die gehässigste Grobheit eine wohlbegründete Wahrheit umstoßen könnte, so würde durch die letzte gegen mich eingereichte Schrifft meine Sache unwiederbringlich vernichtet worden seyn. Es ist schwer zu glauben, daß Partheyen sich öffter unterstehen sollten, Ewren ꝛc. solches Papier vorzulegen, das unverschämteste Unwahrheit, aufgebrachtester Haß, ausgelassenste Schmähsucht um die Wette zur abscheulichsten Mißgeburth gebildet haben. Mein aufgehetzter Vatter läßt sich nun leider! so weit herunter, daß er in bemeldeter Schrifft kein eintziges Factum richtig erzählt, sondern jedes nach einem gewissen willkürlichen, zu Beweisen voraus erwählten Satz zugeschnitten wird.

„Die lieblosesten Schilderungen meines Carakters und meiner Handlungen müssen dienen, den Beweis zu stärcken, der denn endlich in solchen unziemlichen Ausdrücken geführt wird, daß der Ton der gantzen Schrifft dem Ton eines zanckſüchtigen aufgebrachten Weibs gleicht, deren erhitztes Gehirn, unfähig mit Vernunfft und Gründen zu streitten, sich in Schimpffworten erschöpft und, weil sich ihr kein so großer Reichthum darbietet, als sie zur Fortsetzung ihres Grimms braucht, sich in Schimpffworten wiederhohlt und wiederhohlt, dem Theilnehmer zum empfindlichsten Verdruß und denen Zuschauern anfangs zum Gelächter und bald zum Ekel. So deutlich auch das alles aus dem blosen Durchlesen gedachten Exhibiti einem einsichtsvollen Herrn Richter in die Augen fallen muß, so klar es ist, daß er dieselbe nur zur Verwirrung und Verzögerung einer unwiedersprechlichen, dem Ende unaufhaltsam sich machenden (nahenden) Sache quer hereingeschoben, will doch der Rechtsgang eine Beantwortung von meiner Seite verlangen."

Das oben Mitgetheilte ist nur der Eingang der Proceßschrift, welche sich von da an in unerträglicher Breite mit ihren schlammigen Fluthen von zänkischen und den Gegner verdächtigenden Redens-

Digitized by Google

arten endlos weiter ergießt, so daß man manchmal mit Schiller rufen möchte:

„Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der düstre Nebel drückt,
Könnt' ich nur den Ausweg finden,
O, wie fühlt' ich mich beglückt!"

Wirklichen juristischen Deductionen begegnet man selten. Sie werden ersetzt durch schwülstige Phrasen, wie wir sie vor vierzig oder dreißig Jahren in Göttingen vor dem Bierconvent machten, nur mit dem Unterschied: wir Studenten machten sie im Spaß, um den Zopf der Justiz zu verspotten, die frankfurter Advocaten vor hundert Jahren aber behandelten dergleichen feierlich ernsthaft.

Nur ausnahmsweise begegnet man in Goethes zahlreichen und endlosen Proceßschriften einer klaren durchsichtigen und logischen Darstellung des sachlichen Hergangs. Solche Erzählungen sind dann ein wahres Labsal, eine grüne Oase in der trostlosen Sandwüste widerwärtiger Rabulistereien und Rodomontaden. Hier liegt die Möglichlichkeit vor, ja sogar die Wahrscheinlichkeit, daß sie von Goethe selber herrühren. Im übrigen ist es ja wahr, daß selbst der größte Mann der Zeit, in welcher er lebt, seinen Tribut bezahlen muß, und daß es überhaupt dem Kammerdiener und dem Leibjäger gegenüber keine großen Männer gibt. Aber trotz alledem wird es uns schwer zu glauben, daß Altmeister Goethe, als er noch jung war, wirklich selbst diesen schrecklichen Gallimathias verfaßt hat; und da wir, wenn ich nicht irre in „Wahrheit und Dichtung" lesen, daß Goethe in seiner Anwaltspraxis durch einen gewandten Schreiber — der Mann hieß Liebholdt — gefördert wurde, in Bezug auf welchen er bedauert, „daß er ihn nicht als Triebrad in den Mechanismus einer Novelle eingefügt habe", so genügen wir einem Gebot unserer aufrichtigen Verehrung für den großen Dichter, wenn wir annehmen: Goethe hat, wie ein vornehmer Schneider, nur das Zuschneiden besorgt und das Nähen seinem Liebholdt überlassen; — d. h. die klare Darstellung des Hergangs rührt von ihm her, dagegen der Eingang und das Ende, der Zopf und der Schnörkel, der Bombast und die Phrase, von seinem Schreiber; — Goethe lieferte gutes Fleisch und Ehren-Liebholdt goß eine Sauce darüber, wie sie in jenen, in der That juristisch verwahrlosten Zeiten, in den Zeiten des „usus modernus", der „meditationes" oder des „collegium theoretico-practicum" von Männern, wie Lauterbachius, Sam. Strykius, Struvius, Leyserus und Cons., der landes-, zeit- und ortsüblichen Geschmacklosigkeit entsprach. Ich muß zur ferneren Ehrenrettung Goethes noch etwas hinzufügen. Die Processe wurden damals nicht mündlich, sondern in den steifsten schriftlichen Formen des alten Reichskammergerichtsprocesses verhandelt; und wenn man diese Proceßschriften liest, so wird man immer von neuem erinnert an den alten Satz: Litera non erubescit, der Buchstabe erröthet nicht, wohl aber der Mensch. Goethe würde sich gewiß lieber die Zunge abgebissen haben, als daß er mündlich und persönlich dem versammelten Gerichtshofe Mann gegen Mann und Angesicht gegen Angesicht diese endlosen Sätze, diese geschmacklosen Tiraden, diese fadenscheinigen Rabulistereien und diese frivolen Ableugnungen hätte vortragen sollen. Aber da alles schriftlich ging, machte er es wie die Andern und schämte sich gar nicht, seinen Namen unter diese Schreibereien zu setzen, welche letzteren wahrscheinlich nicht schlechter waren, als die der Herren Confratres und sich obendrein vielleicht noch des Beifalls der damaligen Richter erfreuten.

Notable Personen finden sich in der Goethe'schen Clientel durchaus nicht, — etwa mit Ausnahme des durch die „Bekenntnisse einer schönen Seele" berühmten Fräuleins von Klettenberg, welches 1774 starb und über deren Nachlaß auch noch proceßt ward. Auch ist es merkwürdig, daß von all den Personen und Situationen, welche in Goethes Processen vorkommen, in Goethes Dichtungen auch nicht eine Spur zu finden ist, — ein Beweis, daß er sich die Praxis nicht so nahe auf den Leib rücken ließ, daß sie hätte Eingang finden können in seine poetische Seele. Freilich würde es auch einem Dichter schwer werden, in der Masse, welche Prof. Kriegk uns auftischt, irgend einen Stoff zu finden, der sich zur dichterischen Gestaltung eignet. Die Processe sind theils gering an Object — ein großer Proceß dreht sich um zwölf Gulden — theils ohne Interesse in Betreff der Personen und Dinge. Auch hat Goethe nicht immer den Clienten, welcher die Gunst des Richters und die Sympathien des Publicums verdient; und daß er nicht alle Processe gewinnt, versteht sich natürlich, trotz seines Genies, von selber, schon deshalb, weil Proceß und Genie unter einander zwei incommensurable Dinge sind.

Ganz ohne Einfluß waren indeß die juristischen Beschäftigungen Goethes auf seine Dichtung durchaus nicht. In Wetzlar war es ja die Visitation des Reichskammer-Gerichts, welche ihn dorthin führte, und es waren die dort gewonnenen Anschauungen, auf welchen sich Werthers Leiden aufbauen. Das baufällige und morsche Gebäude der Reichsjustiz bildet den Hintergrund der Geschichte. Der Held erschießt sich nicht nur wegen seiner unglücklichen Liebe, sondern auch weil er von den alten Zöpfen, in socialer Beziehung verletzt war, — ein Doppelmotiv, welches bekanntlich Napoleon I. Goethe gegenüber getadelt hat, weil Eines das Andere beeinträchtige. Trotz dieses Tadels entsprach es aber der Wahrheit. Der junge Jerusalem aus Braunschweig war nicht nur (wie Goethe in Charlotte Busch, die Braut des Legations-Secretärs Kestner) unglücklich verliebt in die Frau des kurpfälzischen Secretärs Herdt, sondern er war auch von dem Reichs-Kammer-Gerichts-Rath Grafen von Wallbot-Bassenheim aus der Gesellschaft ausgestoßen worden, weil er — bürgerlich war. Vieles was uns heute schon in „Werthers Leiden" unbegreiflich ist, wird nur durch die damalige verlotterte Wirthschaft verständlich, und die damalige Reichsjustiz mit allem, was darum und daran hing, ließ an Verlotterung wirklich nichts zu wünschen übrig.

Auch der „Götz von Berlichingen" wurzelt auf dem wetzlarer Reichsboden. In Wetzlar hatte sich neben der Gesellschaft der alten Zöpfe, welche wegen Mangels an jeder Befähigung zu etwas Besserem, sich in Rang- und Etikettestreitigkeiten erschöpften, ein Kreis junger Juristen gebildet, welcher sich die „Rittertafel" nannte und in Erinnerungen an die alte Größe Deutschlands, an „Kaiser und Reich" und an die Reichsritterschaft schwärmte. In der Gesellschaft hieß Goethe „Götz" und hier hat er die ersten Anregungen zu seinem Berlichingen empfangen, in welchem ja der Reichswirrwarr eine so große Rolle spielt, daß das treffliche Stück heut zu Tag bei dem Theaterpublicum nur noch schwer Verständniß findet, weil uns jene Zustände schon zu weit in die Ferne gerückt sind.

Hans Sachs besang sich selber mit den Worten:

„Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu".

Goethe konnte sich eines Gleichen nicht rühmen. Er hing sein ursprüngliches Metier sehr bald an den Nagel. Man darf darüber nicht kritteln.

„Denn Gott hat es nicht haben wollen,
Daß er Anwalt hat bleiben sollen".

Unterwerfen wir uns in Verehrung und Schweigen den weisen Rathschlüssen der Vorsehung.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### „Pitt und Fox."

Lustspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Gottschall.

Man hat vor zwanzig Jahren, als Gottschalls Lustspiel „Pitt und Fox" die Runde über die deutschen Bühnen machte, gefragt, warum das königliche Schauspielhaus sich des Stückes nicht annahm, sondern es dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater überließ; und man fragt heute nach zwanzig Jahren, warum ein so altes Stück, das früher verschmäht wurde, jetzt von der königlichen Bühne hervorgesucht und als Novität gebracht wird. Heute wie damals bleibt die Generalintendanz die Antwort schuldig und überläßt es dem scharfsinnigen Publicum, sich selbst dieses dunkle Walten zu erklären. Man scheint jedoch in dem Vertrauen auf diesen Scharfsinn etwas zu weit gegangen zu sein; denn jene Frage wird nicht

Digitized by Google

nur noch immer aufgeworfen, sondern der Mangel einer Antwort scheint sogar hier und da einen gewissen Ingrimm gegen die unschuldige Ursache hervorgerufen zu haben. Und doch wäre es möglich, daß der geheimnißvolle Grund zu dem Verfahren der Generalintendanz ein solcher wäre, welcher unter gewissen Umständen und bei gewissen Leuten für das verfolgte Lustspiel erhöhte Sympathien zu erwecken vermöchte; warum sollte nicht „Pitt und Fox" wie viele andere Stücke deswegen von den königlichen Bühnen zurückgewiesen sein, weil allerhöchste Persönlichkeiten sich in ihren verwandtschaftlichen oder sonstigen Gefühlen durch das Auftreten Sr. hannöver'schen Majestät Georg III., Königs von Großbritannien choquirt gefühlt haben würden? Heute ist man in diesem Puncte nicht mehr so penibel, und so hatten wir denn das Vergnügen in der vorigen Woche diese alte Lustspielnovität im Schauspielhause zur Aufführung gebracht zu sehen.

Das Urtheil der überwiegenden Majorität competenter Richter geht dahin, daß „Pitt und Fox" nicht nur so ziemlich die beste dramatische Arbeit Rudolf Gottschalls, sondern auch eines der besseren deutschen, sogenannten historischen Lustspiele ist. Daß der Verfasser durch Scribes Vorgang zu seinem Werke angeregt worden ist, darf ihm wohl nicht als Fehler angerechnet werden; ganz und gar aber nicht als Grund, um dieses Werk so zu behandeln, wie der Lessing einer großen berliner Zeitung es thut, dessen Verdict in dem drakonischen, freilich parlamentarisch reservirten Optativ culminirt: „„Pitt und Fox" möchte als Gottschalls verfehlteste Arbeit gelten können." Es ist sehr fraglich, ob „Pitt und Fox" das wirklich möchte; keinesfalls gilt die Arbeit für die verfehlteste.

Das Stück hat ebenso, wie zuweilen gute Menschen, die Fehler seiner Vorzüge — daneben freilich auch noch einige andere Fehler. Es zeigt jene Art von parodirender Behandlung der Geschichte, welche dem historischen Lustspiel eigen sein soll, es sucht nicht gewaltige Ereignisse zu schildern, sondern sie aus geringfügigen Ursachen, aus Liebeleien, aus Klatschereien, aus kleinlichen, aber lustigen Intriguen aller Art herzuleiten; es ist ein dramatisirter Abschnitt aus pikanten — in diesem Fall freilich frei erfundenen — Memoiren der geschilderten Zeit. Das ist der Vorzug; aber in der Ausbeutung desselben geht der Dichter zu weit und das ist der Fehler des Vorzuges.

Als Laube während seiner Thätigkeit am wiener Burgtheater „Pitt und Fox" aufführen sollte, da besann er sich lange Zeit, ehe er es that; denn: „Dies Gebaren", schreibt er in seiner Geschichte des Burgtheaters — „dies Gebaren mit wichtigen historischen Staatsmännern erschien mir zu leichtsinnig für unsere Bühne; ich meinte, unser Publicum würde es nicht annehmen. Erst als Sonnenthal so weit entwickelt war, daß ich ihm den Fox geben konnte, entschloß ich mich zur Scenirung, weil ich in seinem gehaltvollen Wesen eine erhöhende Unterlage fand für die ausgelassene Figur des berühmten Ministers."

Das Stück fand beim Publicum die beste Aufnahme, wozu übrigens die Laube'sche Inscenirung wohl einiges beigetragen haben wird. Wenigstens geschah es später in Leipzig, daß „Pitt und Fox" unter Laubes Direction am Stadttheater einen durchschlagenden Erfolg hatte, während es kurz darauf nach dem durch Gottschall herbeigeführten Sturz Laubes, unter Haases Direction beinahe durchfiel, obwohl so ziemlich dieselben Kräfte wie früher mitwirkten. Die gute Besetzung der einzelnen Rollen läßt also noch nicht über die Fehler des Stückes hinwegsehen.

Die Charaktere der beiden großen Staatsmänner sind trefflich, wenn auch ein wenig übertrieben, gezeichnet; die Figur des Directors der ostindischen Compagnie, Mr. Snoughton, streift zwar hart an die Caricatur, ist aber trotzdem noch nicht ganz verfehlt zu nennen; die Erscheinung König Georg III. läßt an Wahrheit und feiner Charakterisirung wenig zu wünschen übrig; die Nebenfiguren sind mit kräftigen Umrissen entworfen, die Fabel ist gut erfunden und voll Humor und Geschick durchgeführt; aber nun kommt der Haken — was ist das dramatische Grundmotiv? — Die Indiabill! — Was ist die Indiabill? — Mit Hülfe eines Nachschlagebuches oder der historischen Abhandlungen, welche gewissenhafte Kritiker bei solchen Gelegenheiten liefern, ruft man sich nach der Vorstellung die längst vergessenen Daten über das von Lord North und Fox im Jahre 1783 eingebrachte Gesetz, welches die Verwaltung in Indien verbessern sollte, wieder in das Gedächtniß zurück; denn aus den Expositionen, welche der Dichter über das alles in Bewegung erhaltende und immer wieder ausgesprochne Schlagwort: „Die India-Bill" zu geben für gut befindet, hat man während der Vorstellung nicht gut einen klaren Begriff von der Sache bekommen können, um welche sich schließlich doch alles dreht.

Und das ist der größte Fehler des Gottschall'schen Lustspiels: es hat keinen uns interessirenden Stoff; sein Grundstoff reicht nicht in das Leben unserer Zeit hinein; er ist heute so veraltet, wie er es vor zwanzig Jahren war. Das aber nimmt dem Stück einen großen Theil des Werthes, den es als historisches Lustspiel hat; es wird für uns eine einfache auf ungenügender Grundlage aufgebaute Charakterkomödie, deren Fehler durch die Aneignung großer historischer Namen nur in um so grellerem Lichte erscheinen. Wäre die Grundlage eine bessere, so wäre es sehr gleichgültig, ob die Charaktere photographisch getreu nach der Geschichte dargestellt wären oder nicht; sie mußten nur munter und im Ganzen richtig ausgearbeitet sein.

Das letztere hat Gottschall gethan, ohne sich einen wesentlichen Verstoß gegen die historische Treue zu Schulden kommen zu lassen; der Vorwurf, der ihm in einem hiesigen Blatte gemacht wird: er lasse Pitt im Jahre 1783 vom Pantheon sprechen, obwohl dieses erst 1791 gegründet sei, — dieser Vorwurf kann doch unmöglich ernst gemeint sein. Denn abgesehen davon, daß es sich in England um die Westminsterabtei und nicht um das pariser Pantheon handelt, wenn man von einem „Pantheon" spricht und daß die Westminsterabtei schon vor 1783 bestand, so hatte der Begriff des Pantheon schon im Alterthume dieselbe übertragene Bedeutung wie heute; und „zur Unsterblichkeit gelangen" durfte daher auch schon Pitt recht wohl mit der Redefigur: „in's Pantheon kommen" vertauschen. Doch das nebenbei, nicht um den betreffenden Herrn Kritiker zu belehren, sondern nur um einer mißverständlichen Auffassung seiner nicht ganz durchsichtigen Phrase vorzubeugen. Mit größerem Rechte darf man sagen, daß Gottschall hier und da übertrieben oder wie er selbst das ausdrückt: „in grober Holzschnittmanier" gezeichnet habe; der Director der ostindischen Compagnie ist in jedem Falle zu grob gezeichnet. So oft er auftritt, bedauert man, daß sich nicht jemand auf der Bühne befindet, der ihn wieder hinauswirft. Herr Wünzer hatte zum Unglück auch noch das Bestreben, zu zeigen, daß der gröbste Theatergrobian für ihn nicht grob genug sein könne und so machte denn die ganze Figur nichts weniger als einen erfreulichen Eindruck.

Ganz ausgezeichnet war das Spiel des Herrn Berndal; König Georg III. hätte nicht echter sein können. Herr Liedtke als Fox ließ in den ersten Scenen trotz seines sonst vortrefflichen Spiels ein wenig Jugendfrische und Lebendigkeit vermissen; allmählich gelang es ihm jedoch sich völlig zum Meister seiner Rolle zu machen. Herr Ludwig (Pitt) beherrschte zwar seine Aufgabe, aber nicht immer seine Zunge, die zuweilen mit einer so bewunderungswürdigen Behendigkeit functionirte, daß kein Mensch ein Wort verstand. Herr Kahle, der als „Sheridan" figurirte, vermag in allen kleineren Rollen, die ihm zufallen, eine gewisse Gespreiztheit nicht abzulegen, die den guten Eindruck, welchen das verständige Spiel macht, häufig wieder verwischt. Fräulein Meyer (Harriet) und Fräulein Keßler (Herzogin von Devonshire) spielten befriedigend; auch die Besetzung der anderen kleineren Rollen war im ganzen passend; doch wäre zu wünschen gewesen, daß Herr Hiltl nicht die Rolle des Ismael, sondern die des Snoughton erhalten hätte.

Das Stück fand mit Recht eine ziemlich wohlwollende Aufnahme, was immerhin dem Dichter, der den Erfolg des Bernhard von Weimar über sich ergehen lassen mußte, eine gewisse Befriedigung gewähren darf.

**M. v. Szeliski.**

---

## Musikalische Aufführungen.

### „Odysseus."

Scenen aus der Odysseedichtung von W. Graff, Musik von Max Bruch.

Odysseus ist das zweite größere Werk des Herrn Bruch, das in Berlin aufgeführt wurde. Vor zwei Jahren gab die königliche Oper seine „Hermione"; sie enthielt manches Schöne, entbehrte aber des rechten dramatischen Zuges und fand beim Publicum und bei der Kritik eine kältere Aufnahme, als sie verdiente. Die „Gegenwart" war damals das einzige Blatt, welches eine entschieden günstige Beurtheilung brachte. Der Verfasser derselben — der nun heute auch über den Odysseus berichtet — war von dem Grundsatze ausgegangen, daß es Pflicht der Kritik sei, einem jungen deutschen Operncomponisten in jeder Weise entgegenzukommen, zumal er seine Oper zu allererst dem berliner Publicum und nicht unter den günstigsten Verhältnissen vorführte. Sein Name war hier nur in manchen musikalischen Kreisen bekannt, und in seiner Oper sang außer Betz keiner der ersten Künstler, — ein Umstand, der auf die gewöhnlichen

Digitized by Google

Theaterbesucher erkältend wirkte. Aber unter ganz anderen Verhältnissen ist der „Odysseus" vor das Forum getreten. Das Werk hat bereits mehrere Aufführungen in verschiedenen Städten am Rhein und in Leipzig erlebt, überall die Unterstützung der besten Kräfte, und — nach den meisten Berichten — auch eine sehr gute Aufnahme gefunden. Des Componisten Ruf ist in stetem Wachsen, und in manchen Gegenden ist er sogar populärer als Brahms, obwohl dieser ihn in jeder Hinsicht weit überragt. Die Kritik hat also gegenüber dem oben genannten Werke nicht etwa nur ein Recht, sondern vielmehr die Pflicht, eine sehr genaue, in's Einzelne gehende Prüfung anzustellen. Und nach genauem Studium vor der Aufführung und aufmerksamstem Anhören während derselben wollen wir berichten.

Der Stoff ist allbekannt — und vom Dichter mit Geschick behandelt, wir können also ohne weiteres auf das rein Musikalische übergehen. Herr Bruch ist ein Componist mit sehr bedeutendem Talente für alle die Gattungen der Tondichtung, bei welchen Unmittelbarkeit der Erfindung sich nicht als Haupterforderniß darstellt. Schöne eigenthümliche Melodien, prägnante Motive, fest gegliederte Rhythmik darf man bei ihm nicht suchen. Dagegen besitzt er sehr großes Geschick für bereits entwickelte melodische Phrasen, ausgezeichnet feinen Sinn für Declamation, und eine hervorragende Gabe für alles musikalische Colorit, für Wohlklang der Harmonisirung und für Instrumentation; seine Behandlung der Blasinstrumente kann als eine ihm gehörige besondere Gabe bezeichnet werden; er bringt mit den sonst schärfst klingenden schöne und milde Wirkungen hervor. Ebenso groß ist sein Geschick in der Gestaltung der Chöre, in diesen leistet er entschieden das Bedeutendste. Alle diese Eigenschaften sind schon an sich gewiß höchst achtenswerth. Sie genügen aber nicht, um ein breit angelegtes, über zwei Stunden dauerndes Werk zu einem wirklich bedeutenden und interessanten zu gestalten. Sie sind eben vortrefflichste Beigaben einer Tondichtung, aber die Dichtung selbst ersetzen sie nicht. Wir wollen den Eindruck der Gattung, der seine Werke angehören, genau verdeutlichen. Wenn man ein großes, an Ideen reiches Werk nach der Aufführung nochmals in der Partitur oder in dem Clavierauszuge so zu sagen nachstudirt, so ist der Genuß ein erhöhter, weil die Erinnerung alle Schönheiten der Klangwirkungen in noch größerer Reinheit wieder hervorzaubert, zugleich aber der prüfende Geist der reinen musikalischen Idee — der Zeichnung, wie sie ohne alle Beigabe der Klangfärbung erscheint — sich zu erfreuen vermag; und weil dann selbst manches, das bei der Aufführung nicht so ganz schön klang, sich als schön erfunden zu erkennen gibt. Umgekehrt wird bei Werken, in welchen die geschickte Technik die Erfindung überwiegt, durch ein Nachprüfen selbst der Genuß abgeschwächt, den beim Anhören der leichte Fluß der Gedanken und die brillante Ausstattung geboten haben; denn der eigentliche Gehalt, der allein den Geist zu beschäftigen und zu fesseln im Stande ist, erweist sich hierzu nicht stark genug. Je mehr Zuthaten diesem Gehalte eine glänzende Außenseite gegeben haben, desto schärfer tritt die Wahrheit bei der genaueren Forschung hervor — und das haben wir so recht empfunden bei zwei Tonwerken der Neuzeit: den erhöhenden Nachgenuß beim „deutschen Requiem" von Brahms, die noch abschwächende Nachwirkung bei Bruchs „Odysseus".

Prüfen wir einmal die einzelnen Nummern nach Erfindung und Durchführung. Das Vorspiel ist nach der einen, wie der anderen Richtung gleich wenig bedeutend. Der darauf folgende Nymphenchor ist sehr hübsch gearbeitet, und ebenso instrumentirt. Die Klage des Odysseus „Rinnet hin, ihr salz'gen Zähren" ist sehr wirksam erdacht, recht edel gehalten, und auf den Sänger ganz gut zurecht gelegt, aber einen tieferen Gehalt wird wohl kein Unbefangener darin finden. Der Dank Odysseus' an Zeus für die Befreiung aus Calypsos Macht ist ebenfalls effectvoll. In der zweiten Scene, die Beschwörung in der Unterwelt, erhebt sich der Chor der Schatten zu wirklicher poetischer Bedeutung. Im dritten Abschnitte, Odysseus und die Sirenen, heben wir den Chor der Gefährten hervor, der die große Begabung des Componisten für diese Gattung wieder auf's glänzendste bewährt: da ist alles frisch und lebendig, einfach und doch nie trivial, bedeutsam und wirksam. Dagegen kann vom „Seesturm" und dem Schlußchor, der des Odysseus Schlummer begleitet, nur gesagt werden, daß beides gut klingt und geschickt gemacht ist, beim ersten Anhören dem Publicum immer gefallen wird, aber einer tiefer gehenden Prüfung auch nichts anderes, höheres bietet. Dieser breiteste ausgearbeitete Theil des Werkes wird als ein sehr anständiges Effectstück anerkannt werden; das ist sehr viel für einen Tageserfolg, nicht genügend für einen nachhaltigen, weitgreifenden. Was nun die darauf folgende „Klage der Penelope" betrifft, so ist auch diese ein edel gehaltenes, effectvolles aber durchaus an den Mendelssohn'schen Oratorienstil erinnerndes Stück. Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß es ein Plagiat sei; wenn man aber eine Frauenarie aus dem Elias, z. B. „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn" durchspielt und gleich darauf die oben erwähnte aus dem „Odysseus". so erkennt man sofort, wie sehr Bruch von der ganzen musikalischen Bauart, Anlage, Declamation, Entfaltung der Melodie beeinflußt worden ist. Frei von derselben zeigt er sich in der schönen Scene „Odysseus und Nausikaa" und in den Phäakenchören, die bis zu dem der Rhapsoden vielleicht die Glanzpartie des Werkes genannt werden können. Von da ab werden die Schwächen immer stärker. Der schön angelegte Satz „Nirgends ist's lieblicher" ermüdet durch übergroße Breite; die zweite Arie der Penelope kann nur durch den Vortrag einer Joachim zur Wirksamkeit gelangen, nicht durch den eigenen Gehalt. Aus der Arie des Odysseus gegen die Freier hört man zu oft des Elias „Ich habe geeifert vor dem Herrn!" Das Duett zwischen Odysseus und Penelope erhebt sich wenig über das Niveau des sehr geschickt Gemachten, und nur der Schlußchor ist wieder als bedeutender hervorzuheben; aber man ist von dem vorher Gehörten doch schon zu abgespannt, als daß er noch packend wirken könne.

Fassen wir das Gesagte in ein Urtheil zusammen: „Odysseus" ist ein respectables, wirkungsvolles Werk, ohne hervorragende Eigenthümlichkeit. Und es kann dem Componisten nicht die Bedeutung Brahms' zuerkannt werden, obwohl der Erfolg sie ihm in manchen Gegenden und Kreisen momentan zuerkennt. Wenn wir den Ursachen dieser Erscheinung nachgehen, so können wir dieselben am besten durch ein Gleichniß andeuten:*) Brahms ist ein breiter See, Wald und Felsen umgeben ihn, hie und da auch wildes Gestrüpp. Nicht überall ist sein Wasser gleichmäßig rein, die Schwierigkeit, manche Felsen zu ersteigen, ist größer als die Schönheit der Aussicht, welche sich oben bietet, und der Nebel, der über manchen Partien lagert, verschönert sie nicht. Aber dennoch — wo immer man hinblickt, wo immer man über den See schifft, — überall erkennt man das Walten einer gewaltigen Naturkraft; und man kann sich der Fahrt nur freuen, wenn man auch schon größere und schönere Seen gesehen hat. Herr Bruch ist ein wohl gehegter Parkteich, mit reinem Wasser, Springbrunnen und Gruppen; rings umher sorgfältig gepflegte Bäume, Blumenbeete, gebahnte, kies-bestreute Wege, Bänke zum Ausruhen, auf dem Hügel ein Pavillon mit bequemem Ueberblicke über das Ganze. Die gute Gesellschaft kann selbst in elegantester Beschuhung — an den Ufern des Sees braucht man dicke Sohlen! — all die wirklich lieblichen „reizenden" Details bewundern; und selbst einer edlen romantischen Stimmung wird dieser Teich und seine Umgebung manche freundliche Ruhepunkte bieten. Warum sollen nicht viele sehr gebildete und achtbare Leute für diesen Teich Vorliebe hegen? — Wir halten's mit dem See.

H. Ehrlich.

## Notizen.

Die Osterferien sollten diesmal unsern Reichstagsboten noch spärlicher als sonst zugemessen werden: so wollte es die gedrängte Zeit und das norddeutsche Arbeitsfieber. Die knappe Ruhe von wenig mehr als acht Tagen war unseren Vertretern jedenfalls zu gönnen und sie werden sie wohl auch möglichst ausgenutzt haben. Befreit wurden sie, wenn auch nur für kurze Zeit, von den undurchdringlichen Staubwolken, die in der deutschen Metropole den Frühling, wo noch nicht gesprengt wird, mit ortsmäßiger Poesie verkünden; befreit vom Plenum, von den Commissions- und Fractionssitzungen; befreit endlich von den Sticheleien und Hetzereien der klerical-feudalen Blätter wegen der Militärfrage sowie von den hochweisen Mahnungen einer gewissen Zahl der eigenen Parteiblätter, weil sie nicht die ursprünglichen gouvernementalen Forderungen mit verbundenen Augen angenommen haben. Mit Recht allerdings wurde in der liberalen Presse zur Nachgiebigkeit auf beiden Seiten gerathen. Aber es durfte das den politischen Freunden gegenüber hier und dort sicherlich in einer mehr angemessenen Weise geschehen. Eine Ansprache an die Generale höheren

*) Von Kiel können wir hier nicht sprechen; seine großen Werke sind nach der Idee aus tiefen religiösen Gefühlen, nach der Form aus der ganz-classischen Bauart hervorgegangen. Ein Vergleich mit der aus Schubert und Schumann entwickelten Romantik wäre ganz unstatthaft.

Digitized by Google

Ortes konnte in der nationalen Welt überall auf pietätvolle Entgegennahme und, soweit es das bei vielen loyalen Staatsbürgern vorhandene politische Gewissen zuließ, auf Zustimmung rechnen. Die überschwänglichen Hymnen indessen, welche jene Ansprache in einigen freisinnigen Organen hervorrief, begleitet von erregten Strafpredigten gegen den Reichstag, hätten erspart werden können und zeigten, in welchen embryonischen Anfängen sich noch bei uns das constitutionelle Regiment bewegt. In England wäre eine derartige Berufung auf das persönliche Eingreifen des Souverains undenkbar. Als vor einigen Jahren ein Beamter des liberalen Ministeriums, Herzog von St. Albans, in einer Tischrede von den liberalen Neigungen der Königin Victoria sprach, welche sie in mehrfachen entscheidenden Lebensmomenten bethätigt habe, erhob sich ein Sturm in allen Blättern und jener übrigens tüchtige Beamte mußte nach einiger Zeit seine Demission geben. Seine Bekannten und guten Freunde neckten ihn noch obendrein, wo er sich blicken ließ, wie er noch in London sein Gesicht zu zeigen wage! ... In der politischen Praxis könnten wir von den Engländern auch in andern Beziehungen noch mancherlei lernen, besonders in dem Zusammenhang zwischen dem Ministerium und den Parteiführern, der bei uns in traditionellem Mißtrauen leicht als Spiel hinter den Coulissen, Ablartung und dergleichen verdächtigt wird. Und doch ist ohne solche Fühlung ein gedeihliches Wirken kaum möglich. Standen sich doch in dem vorliegenden Falle Regierung und Nationalpartei längere Zeit rathlos gegenüber, weil keiner seine Ziffer für die Friedenspräsenz zuerst nennen wollte. Mit solchen Anschauungen steckt man wirklich noch in den constitutionellen Kinderschuhen. Nach Ostern wird sich die Situation ohne Zweifel klären. Die Abgeordneten werden ausgeruht wiederkehren und mit neuem Muth die verwickelte Arbeit in Angriff nehmen. Unterwegs im Eisenbahncoupé werden sie sich wohl auch an Auerbachs Waldfried erfrischt haben, dessen Erscheinen zu den glücklichen Ereignissen des Märzmonats gehörte. Gewiß konnten sich die Wenigsten den wundervollen Schönheiten dieses Buches entziehen, das uns die leid- und freudvollen letzten Jahre der Zeitgeschichte, in einem einfachen Familiengeschick widergespiegelt, nochmals durchleben ließ. Mit der hohen Begeisterung für Deutschlands Einheit, Macht und Größe flammt dort auch ein gesunder Zorn gegen alles Falsche, Hohle, vor allem auch gegen das schlimme Gift der jüngsten Vergangenheit, gegen den Bonapartismus. Die vereinzelten pariser Advocaten dieser Mißgeburt von erlogener Volksfreundlichkeit und schnöder Selbstsucht haben neuerdings wieder sehr wichtig gethan. An anderen Orten hat es dann wieder wie gewöhnlich an leichtgläubigen und bethörten Nachbetern nicht gefehlt. Gelegentlich der Narrenscene in Chiselhurst wurde über die Zukunft des Bonapartismus wieder entsetzlich viel prophezeit. Und wenn man den Wahrsagern nicht glaubte, wurden sie ärgerlich. Denn auch in diesem Sinne gilt mit etwas freier Uebersetzung das Horazische: genus irritabile vatum .... Die guten Leute haben vergessen, wie oft sie schon die Wiederkehr der Bonaparte vorhergesagt und sich damit ein Zeugniß politischer Kurzsichtigkeit ausgestellt haben. Als weiland Napoleon III. von Sedan nach Wilhelmshöhe fuhr, ließ er sich an der deutschen Grenze die neuesten Zeitungen in den Salonwagen reichen. Bei der Nachricht von den Vorgängen in Paris rief ein Flügeladjutant aus: In drei Monaten sind wir wieder in den Tuilerien! ... Seitdem ist Napoleon gestorben. Die unverbesserlichen Anhänger seiner Dynastie in Frankreich und diesseits der Vogesen haben warten gelernt und sie werden, sich in dieser Kunst zu üben, auch weiterhin noch Gelegenheit finden.

* * *

Le chant lyrique nennt sich ein Gedicht in schwungvollen Stanzen (London, Leipzig und Brüssel, Muquardt) von demselben feingeschulten Belgier, der unter dem Pseudonym Paul Jane (der umgekehrte Jean Paul) vor zwei Jahren in einer Reihe Oden unter dem Titel L'année sanglante (die in Gustav Dannehl kürzlich einen deutschen Uebersetzer gefunden) die deutschen Siege über Frankreich feierte. In dem vorliegenden Gedichte schildert er die Macht des Gesanges, der den Völkern ihre Ideale einprägt und sie zu Thaten begeistert, diese Ideale zu verkörpern. Es berührt das deutsche Ohr und Herz eigenthümlich und überraschend in dieser Zeit, wo man kaum eine neu geschriebene französische Zeile liest, ohne Ausbrüche des Zorns und des Hasses gegen uns zu finden, in solcher Zeit in dieser Sprache zu lesen:

Vous! Arndt, Rückert, Körner, ce fut la votre tâche!
Par vous, au souvenir si cher,
La valeur du lion gagna le coeur du lâche,
Et Lützow, Scharnhorst et Blücher,
Dans leur chasse au Nimrod, traqueur d'hommes lui-même
De chute en chute dans le sang
Virent de l'orgueilleux rouler le diadème
Sous l'ire de tous bondissant!

Eine so freundliche Gesinnung in den tonangebenden Kreisen des stammverwandten Nachbarvolks verdient die dankbare Aufmerksamkeit Deutschlands.

Daß gleichzeitig Brockhaus als Ersten Deel einer beginnenden Nederlandschen Bibliothek die flämischen Gedichte von Emanuel Hiel, dem Freunde von Paul Jane herausgibt, überrascht uns Kosmopoliten schon weniger. Den Plattdeutschen mag beides als ein Zeichen auch ihrerseits erstrebter neuer Annäherung zu den sprachverwandten Vettern gelten, wie denn auch der chant lyrique Klaus Groth dedicirt ist: au poète aimé et populaire, témoignage de profonde estime et de reconnaissance.

* * *

### An unsre Leser.

Im Laufe dieses Quartals werden wir mit der Veröffentlichung einer Reihe von **Selbstbiographieen bedeutender Zeitgenossen** beginnen.

Wir behalten uns vor, über diese Publication, welche nicht nur ein besonderes Interesse für unsere Leser haben muß, sondern auch als ein werthvoller Beitrag für Geschichtschreibung der Gegenwart von wirklichem Nutzen sein wird, in einigen Wochen das Nähere mitzutheilen.

Für heute wollen wir uns auf diese Anzeige beschränken. Die Zusagen, welche wir auf unsre Anfragen bis jetzt bereits erhalten haben, stellen die Verwirklichung und zweckentsprechende Ausführung unsres Planes in sichere Aussicht; sie berechtigen uns schon heute zu der Versicherung, daß in unserer Galerie von Selbstporträts die hervorragendsten Männer aus den Reihen der mitlebenden deutschen Dichter, Denker, Forscher und Politiker vertreten sein werden.

## Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Redacteur!

Tard vaut mieux que jamais! Gestatten Sie mir eine kleine Berichtigung mit Bezug auf einen Passus in Ihren „Winterlichen Briefen" in Nr. 8 der „Gegenwart" vom 21. Februar.

Das deutsch übersetzte „Infam cassirt" ist nach Ihrer Kritik und Ihrem kurzen Resumé ohne jeden Zweifel das holländische

„De Bruid daarboven!"
(„Die Braut dort oben!")

Der Verfasser der „Bruid daarboven" ist aber keineswegs anonym und hat sich wohl genannt; — es ist Douwes Decker, dessen Schriftstellername „Multatuli". — Sein Hauptwerk ist der „Max Havelaar", ein ganz berühmtes Buch, dessen Titel einst wie eine Allarmglocke durch ganz Holland tönte.

Mit dem „Max Havelaar" hat sich Multatuli aber auch vollständig erschöpft, und alles, was er sonst geschrieben hat, ist mehr oder minder albern; — das albernste aber sein „De Bruid daarboven".

Selbst die holländische Kritik ist sich darüber einig und von der Bühne ist das Stück von vornherein ausgeschlossen worden. Dies Rührstück könnte von einem Tertianer geschrieben sein; eines handelnden und denkenden Mannes ist es unwürdig.

Warum der deutsche Uebersetzer den Namen des Autors verschweigt, ist ein Räthsel für mich, ebenso wie die Veränderung der Namen, die mir nur wie ein Schleier vorkommt: so verwandelt sich der Herr van Bergen in einen „Wiesenthal", aus Holm wird „Palm", — aus Caroline van Wachler wird „Caroline von Bremer". Herausgeber der Werke Multatulis ist R. C. Meyer in Amsterdam.

Ihr ergebener

Rotterdam, im März 1874. ? ?

Digitized by Google

# Inserate.


J. A. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Soeben erschienen:

**Die Gestirne**

und

**die Weltgeschichte.**

Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit.

Von

**Dr. Felix Eberty.**

Professor in Breslau.

Zweite umgearbeitete Ausgabe.

Preis 12 Sgr.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschienen:

**Bunte Blätter.**

Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst

von

**A. W. Ambros.**

**Neue Folge.** Elegant geheftet 1½ Thlr., elegant gebunden 2 Thlr.

**Abriß der Musikgeschichte.**

Bearbeitet von

**Bernhard Kothe.**

Mit Musikbeilagen. Geheftet 15 Ngr.

Vom Kgl. Preußischen Unterrichts-Ministerium zur Einführung in Schullehrer-Seminarien empfohlen.

**Musik, Clavier und Clavierspiel.**

Kleine musik-ästhetische Vorträge.

von **Dr. K. E. Schneider.**

Elegant geheftet 1 Thlr.

Diese höchst anregenden Vorträge behandeln zunächst das Wesen und die Grundfactoren der Musik, sodann auf das Clavier übergehend die neuere Geschichte der Clavierliteratur, den Werth der modernen Musik und schließlich die Auffassung und die Wiedergabe der Compositionen — das eigentliche Spiel.

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**

Berlin W., Markgrafenstrasse 52, Ecke der Behrenstrasse.

Soeben erschienen und durch alle **Buchhandlungen** zu beziehen:

**Naturwissenschaftliche Bilder und Skizzen.**

Für Gebildete.

Von

**Hermann J. Klein,**

Doctor der Philosophie, Herausgeber der „Gaea" etc. etc.

**Preis 2 Thlr.**

Unter dem bescheidenen Titel dieses Buches verbirgt sich ein reich und harmonisch gegliedertes Ganzes in allgemein verständlicher Form. Die einzelnen, zwanglos an einander gereihten Abhandlungen lenken den geistigen Blick des Lesers zuerst auf die vom Hauche des Todes getroffene Wüste, dann auf die weiten, den Himmel tragenden Steppen, und von hier auf den unermeßlichen Wasserocean mit seinen wundervollen Erscheinungen. Daran schließt sich ein Ausflug in das ewig bewegte Luftmeer, eine populäre Witterungskunde in des Wortes weitester Bedeutung. Nachdem darauf der Leser in die Tiefen des Weltraumes geführt wird, um hier jenen merkwürdigen Körpern nachzuspüren, die mitunter donnernd aus den Lüften herabfallen, kehrt er an der Hand des Verfassers wieder zur Erde zurück, um zuletzt in der Betrachtung der Geschichte des eigenen Stammes einen Ruhepunkt zu finden.

Wie die früheren Werke des Verfassers, so ist auch obiges Buch nicht allein wissenschaftlich und klar, sondern auch anregend und elegant geschrieben, so daß es Jedem, der überhaupt Sinn für Naturschilderungen hat, mit Recht empfohlen werden kann. 365A.

**Verlag der Actiengesellschaft „Leykam-Josefsthal" in Graz.**

Im Verlage von **Gerh. Stalling** in **Oldenburg** erschien:

**Erzählungen**

aus der

**neuesten Geschichte.**

(1815—1871.)

Von

**Dr. Ludwig Stacke.**

Zweite vermehrte Auflage.

31 Bogen 8. geh. 1 Thlr. 5 Sgr.

Es bildet vorliegendes Buch zugleich den 3. Theil der Erzählungen aus der mittleren, neuen und neuesten Geschichte des beliebten Verfassers, dessen Geschichtserzählungen in vielen tausenden von Exemplaren in Deutschland, Holland (in Uebersetzung) und den russischen Ostseeprovinzen bereits verbreitet sind. Diese 2. Auflage der neuesten Geschichte bringt endlich die Darstellung des letzten deutsch-französischen Krieges, geht darüber aber nicht hinaus, da die Ereignisse der folgenden Jahre noch zu verwickelt sind, als daß sie in einem Buche so compendiöser Art wie dieses Platz finden könnten. (H. 01481.)

**Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Soeben erschien:

**GEORGE GROTE.**

**Sein Leben und Wirken**

aus Familienpapieren, Tagebüchern und Originalbriefen

zusammengestellt von

**Harriet Grote.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von Leopold Seligmann.

*Mit Porträt in Stahlstich und Facsimile.*

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Lebensbeschreibung des berühmten Verfassers der „Geschichte Griechenlands", George Grote, herausgegeben von seiner Witwe, ist in England mit wärmster Theilnahme aufgenommen worden. Durch vorliegende Uebersetzung dem deutschen Publikum zugeführt, darf das anziehende Werk auch hier eines zahlreichen Leserkreises sicher sein.

**BAD HOMBURG**

**bei Frankfurt am Main.**

**Homburgs Heilquellen** sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht**, **Gicht** etc.

**Mineralbäder, Gas-, Dampf-, Sool- & Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal, ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Matinées, Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinderfeste, Illuminationen, Feuerwerke,** in steter Abwechslung.

Im **Kurhause** elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reisende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.**

Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkt Europa's eine halbe Stunde von Frankfurt a. M., zur angenehmen **Villegiatur.**

**Mineral-Wasser-Versandt nach allen Weltgegenden das ganze Jahr hindurch.**

**WIESBADEN.**

**Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.)**

**Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.**

Eröffnung der Sommercur am 1. Mai.

Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medizinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Electricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken- und Ziegenmilch. Kumys-Heilanstalt (ächt russischer Kumys). Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung.

**Täglich Concerte des städtischen Curorchesters** im Curhaus, in den Gärten und im Curbrunnen. **Militair-Concerte** und **Extra-Concerte. Lesecabinet** mit 200 Zeitungen. **Spielzimmer, Cafésalons** und **Restaurationssäle, Billards. Park-Anlagen** und **Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater, Bälle** und **Réunions. Jagd** und **Fischerei.**

Im Herbst: **Grosse Pferderennen.**

Anerkannte **Lehranstalten** und **Institute. Gymnasien** und **Pensionate.**

**Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage** und **bekannte reizende Umgebung,** in nächster Nähe des Rheins. Ausflüge in's Rheingau, Nahethal, nach Mainz, Darmstadt und Frankfurt.

**Directe Eisenbahnverbindung nach allen Richtungen.**

**Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden:** F. Hey'l.


Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 11. April 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.15

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Von Alexander Dorn. — Der Gesetzentwurf über die Bestrafung des Contractbruchs vor dem Reichstage. Von Karl Dietzel. — Charles Sumner. Von Udo Brachvogel. — Literatur und Kunst: Nsrne. Von Hermann Lingg. — Ueber den Anspruch auf Originalität beim Lustspiel. Von Ernst Wichert. — Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte von Berthold Auerbach. II. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ueber die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache. Von Friedr. Lasendorf. — Inserate.

### Oesterreich-Ungarn und Deutschland.

Wer sein heranwachsendes Kind täglich unter Augen hat, der merkt kaum die einzelnen Phasen seiner fortschreitenden Entwicklung; doch wenn dann ein Freund des Hauses, der ein oder zwei Mal im Jahre von fernem Wohnsitz zum Besuche kommt, jeweils der steigenden Kraft, des heller werdenden Geistes, der aufstrebenden Gestalt des Jungen sich freut, wenn er hinweist auf den Strich am Thürstock, wo er zuletzt des Knaben Höhe gemessen, und auf den Abstand zwischen heute und damals — so drücken sich wohl die beiden Freunde die Hand in innigem Wunsche für weiteres Gedeihen des kleinen Zukunftmännleins, das ihnen ja beiden am Herzen liegt. So freuen sich und begrüßen sich die Freunde und Gesinnungsgenossen, welche die Arbeit für die Zwecke des Congresses deutscher Volkswirthe in bestimmten Terminen aus Ländern von beiden Seiten der Reichsgrenze zur Berathung vereint, wenn sie gelegentlich solcher Abschnitte von Beobachtungsperioden das von Versammlung zu Versammlung merkbar vorgeschrittene Raumgewinnen eines politischen Gedankens ermessen, der seit Jahren schon neben den wirthschaftlichen Bestrebungen des Congresses anklingt — des Gedankens von der nothwendigen und naturgemäßen Bundesgenossenschaft zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Seitdem die Einigung Deutschlands aus der Reihe der pia desideria in die der Thatsachen übergetreten, wurde jener Gedanke stetig mächtiger, erlangte durch die Abhaltung der letzten Congresse in Wien einen wesentlichen Vorschub und trat bei der jüngsten Versammlung der ständigen Deputation nnd in den Festreden des darauf folgenden Bankettes der berliner volkswirthschaftlichen Gesellschaft in erneuerter Stärke zu Tage.

Niemand, der im Stande ist, die Verhältnisse im großen Ganzen zu erfassen, vermag aber auch die Berechtigung des erwähnten Gedankens in Abrede zu stellen, und auf der sichersten Grundlage ruht diese Berechtigung, auf der Gemeinsamkeit der Interessen. Jeder der beiden Staaten hat in sich eine andere, eine eigenartige Begründung seiner Existenz, beide aber haben nach außen dasselbe Ziel — die Erhaltung des europäischen Friedens —. Das Bindende im neuen Deutschen Reich ist die nationale Einheit; nur ganz geringe Ausnahmen sind es, welche da nicht mitzählen, aber der ungeheuren Wucht des Hauptkörpers gegenüber werden wohl auch sie auf die Dauer dem Vollzuge des Assimilirungsprocesses nicht widerstehen können.

In Oesterreich-Ungarn hingegen sind es verschiedene Nationalitäten, welche das politische Interesse zu einem staatlichen Organismus vereint, da keine derselben für sich allein einen großen Staat bilden kann, und doch nur ein großer Staat seinen Angehörigen das zu bieten vermag, was die moderne Erkenntniß vom Staate verlangt. Die Ordnung der Dinge, wie sie jetzt besteht und wie sie bei entsprechender Festigung, Entwicklung und Dauer in der That einer glücklichen Periode rasch fortschreitender Cultur und steigender materieller Wohlfahrt die Wege zu ebnen verspricht, ist jedoch noch jung, und allerlei theils aus Unverstand, theils aus Uebelwollen widerstrebende oder umsturzsüchtige Elemente sind bestrebt, durch mehr oder minder turbulente Strömungen das ruhige innere Wachsthum des neuen Organismus zu hemmen oder womöglich gänzlich zu verhindern.

Zwei von einander wesentlich verschiedene Gruppen müssen wir unterscheiden, wenn wir von den Elementen sprechen, welche der Consolidirung des großen Deutschland und des großen Oesterreich-Ungarn feindlich gegenübertreten; beide entlehnen ihre Tendenzen dem Mittelalter, und so wie sie vordem selbst gegen einander in bitterer Fehde gerüstet gewesen, so würden sie auch heute noch alsbald in heftigem Kampfe entbrennen, sobald sie das nächste Ziel ihrer momentanen Gemeinschaft erreicht hätten: den Sturz des modernen Großstaates. Die eine Art krankt an angeborener Kurzsichtigkeit und mag es nicht leiden, daß die Grenzen des Staates weiter gezogen sind, als die Sehkraft ihres Auges reicht; die Beschränkung, die Kleinstaaterei, die Kirchthurmpolitik ist ihr Ideal; ob nun der daraus entspringende Particularismus auf rein territoriale oder auch auf nationale Abgrenzung abzielt, ist im Wesen einerlei; genug, diese Leute verstehen den großen Staat nicht oder finden ihn ihren individuellen, kleinlichsten Interessen feindlich — und wollen ihn auflösen; sie sind die auf der Stufenleiter der Erkenntniß niedriger Stehenden, und zu ihrer milderen Beurtheilung mag höchstens angeführt werden, daß man den Meisten von ihnen verzeihen kann, weil sie nicht wissen was sie thun — womit gleichwohl keineswegs gesagt sein will, daß es nicht auch unter dieser Sorte ganz bösartige Träger der verwerflichsten Motive gebe!

Größerer Geist und weiterer Blick ist der anderen Gruppe eigen — dafür aber weit weniger gute Meinung. Sie strebt über die Staaten hinweg die Weltherrschaft einer solidarischen Priesterkaste an — und da ist ihr der große Staat auf der Grundlage des modernen Rechtes ein Gräuel, denn er ist ihr zu stark.

Digitized by Google

„Zu beklagen ist die Menschheit,
Will ein Priester ihr gebieten;
Statt den Himmel ihr zu geben,
Raubt er ihr die Erdenblüthen —"

sagt Lenau; und weil sie doch gar so gerne die Erdenblüthen für sich sichern möchten, so wollen die Feinde dieser Art den Staat, in dem der versprochene Himmel nicht mehr Zwangscours hat, unterdrücken. Darin ist aber auch schon der wesentliche Zwiespalt ausgedrückt, in welchem sie sich in Bezug auf die Endziele mit den Angehörigen der ersten Gruppe befinden. Jene wollen den großen Staat auflösen, weil sie im kleinen Staat für sich stark zu sein hoffen — diese wollen ihn auflösen, weil sie (divide et impera!) den kleinen leichter beherrschen zu können glauben. Zuweilen freilich tritt zu beiderseitiger Unbequemlichkeit der Zwiespalt schon vor der Zeit, nämlich auch während der gemeinsamen Angriffsaction zu Tage, wie denn z. B. eben jetzt in Oesterreich die rein nationalen Particularisten von jenen Bundesgenossen im Kampfe gegen den Einheitsstaat, welche die klericale Tendenz leitete, sich förmlich losgesagt haben.

So sehen wir denn Oesterreich-Ungarn und Deutschland in ihrer staatlichen Entwicklung von den gleichen feindlichen Principien bedroht: dem Klericalismus und dem Particularismus; nur ist in Bezug auf den Particularismus ein Unterschied zu constatiren: in Deutschland nämlich ist die Nationalität dieselbe, und die Gewohnheit der Abtheilung in historisch souveräne Individualitäten widerstrebt der Centralisation — in Oesterreich-Ungarn hingegen ist der Souverän seit jeher gemeinsam, und das nationale Sonderinteresse glaubt sich durch politische Amalgamirung verletzt; der Staatsidee gegenüber ist aber beides im Wesen ziemlich gleich, und das Interesse der staatlichen Kraft, welche doch die Grundbedingung jeder culturellen Entwicklung ist, verlangt die Besiegung der Widerspenstigen, was immer auch ihre Motive seien. Schwierig aber ist in beiden Reichen der Kampf; beide haben also schon aus diesem Grunde ein gleiches und lebhaftes Interesse daran, äußere Störungen von der Arbeit für die innere Erstarkung ferne zu halten — und vereint sind die beiden wohl auch im Stande, die Ruhe erfolgreich zu wollen; die Arbeit für den Ausbau des modernen Staates in Oesterreich-Ungarn und Deutschland ist jedoch gleichzeitig eine Arbeit für den Fortschritt der Menschheit auf jedem Gebiete des geistigen und materiellen Lebens.

Klar ist also, daß die Nothwendigkeit der inneren Arbeit die Gemeinsamkeit des Verhaltens nach Außen für die beiden Nachbarreiche bedingt; aber auch die Aufrechthaltung des heutigen selbstständigen Nebeneinanderseins derselben ist durch die Natur der Sachlage geboten — und zwar eben durch den Bestand jener Verhältnisse, welche den oben erwähnten causalen Unterschied zwischen dem österreichischen und dem deutschen Particularismus begründen. Während nämlich in Deutschland die Centralisationsbestrebungen in der Nationalitätsidee eine Unterstützung finden, muß in Oesterreich-Ungarn die Erkenntniß des wohlverstandenen politischen Interesses über die Gefühlstendenz der Stammesabsonderung den Sieg davontragen; darum würde es einerseits ebensowenig im Interesse des Deutschen Reiches liegen, die in ihm wirkende Kraft der Nationalitätsidee durch Ausdehnung auf Gebiete, welche zum großen Theile von anderen Stämmen bewohnt sind, abzuschwächen, als ein verständiger und mit den Thatsachen rechnender Oesterreicher deutschen Stammes etwa wegen der Nationalität eines Theiles (und zwar des numerisch geringeren Theiles) seiner Mitbürger das staatliche Aufgehen Oesterreichs oder auch nur einer Provinz Oesterreichs in Deutschland wünschen kann. Abgesehen davon, daß es doch immerhin rathsam sein möchte, dem Fürsten Bismarck mehr zu glauben, als den Staatsmännern der „Germania", zeigt ein einziger unbefangener Blick auf das Vorhandene, daß beide Staaten und deren Angehörige ihr Interesse am besten gewahrt finden, wenn sie selbstständig mit einander gehen.

Oesterreich-Ungarn ist eine so eigen geartete Individualität, daß gar kein namhaftes Stück desselben in den Rahmen eines nationalen Staates — wie es doch Deutschland ist — passen würde. In Oesterreich-Ungarn kann gar keine Nationalität die eigentlich herrschende sein; die gegenwärtigen Verlegenheiten in der östlichen Reichshälfte zeigen (abgesehen davon, daß sie wohl auch die Nachtheile einer gar zu losen Verbindung denen, die es trifft, zu nützlicher Einsicht bringen werden) deutlich und in Uebereinstimmung mit früher schon gemachten, aber leider nicht beherzigten Erfahrungen, daß bei der eigenthümlichen Vertheilung der Nationalitäten im habsburgischen Reiche gar kein Stamm eine wirkliche politische Oberhoheit über die anderen Stämme aufrechterhalten kann; nur die volle Gleichberechtigung bei gemeinsamer Unterordnung unter das gemeinsame Staatsinteresse ist im Stande, den inneren Frieden zu erhalten — gleichzeitig aber auch eben diesem Staatsinteresse die nöthige Unterstützung gegenüber extremen Separatforderungen irgend einer Art zu wahren. In der westlichen Reichshälfte geht unter Beobachtung dieses Principes die Kräftigung und Verständigung in erfreulichem Maße vorwärts; und die extreme czechische Partei ist jetzt so sehr auf den Isolirschemel gestellt, daß sie — wie der Scorpion im Kohlenkreise — erfolgreiche Wuthausbrüche nur mehr gegen sich selbst ausüben kann; aber auch eine national-deutsche Fraction, welche vor den letzten Wahlen viel Lärm gemacht, konnte es zu keiner nachhaltigen Existenz bringen. Daß namentlich im Gebiete der geistigen Arbeit dem deutschen Theile der Bevölkerung ein gewisser Vorrang zufällt, liegt darin, daß er eben für Fortschritt und Bildung eine breitere Basis und reichlicheren Zufluß an Culturmaterial von außen hat, als die anderen; in Gesetzgebung und Staatsleitung ist daher der deutsche Stamm — dem ja übrigens auch die Herrscherfamilie angehört — allerdings primus inter pares, allein er nimmt diese Stellung nur als naturgemäß ihm zufallend ein und beansprucht sie keineswegs als politisches Vorrecht.

Dieser Umstand selbst aber wieder bildet ein neues Band der Freundschaft mit Deutschland, da Erfahrungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung in verwandtem Geiste erfaßt und verwerthet werden. Und darum auch freuen wir uns bei den gemeinsamen Zusammenkünften, wenn wir den Bund immer fester werden sehen; und wenn wir bei den Festlichkeiten des volkswirthschaftlichen Congresses unsere Gläser erheben, der deutsche Reichsbürger auf das Wohl Oesterreichs und der Oesterreicher auf das Gedeihen des Deutschen Reiches, so sprechen und wünschen wir beide aufrichtig und patriotisch.

**Alexander Horn.**

---

## Der Gesetzentwurf über die Bestrafung des Contractbruchs vor dem Reichstage.

Von **Carl Pietzel.**

Bereits in der vorjährigen Session war dem Reichstage ein Gesetzentwurf betr. die Abänderung einiger Bestimmungen der Gewerbe-Ordnung vorgelegt worden, welcher als wesentlichsten Punkt die neu einzuführende strafrechtliche Ahndung des widerrechtlichen Bruches bestehender Arbeitsverträge enthielt. Als dieser Gesetzentwurf wegen des eintretenden Schlusses der Session nicht mehr zur Berathung gelangte, erregte dieses nur geringes Bedauern. Allgemein herrschte die Empfindung vor, daß der fragliche Gegenstand noch nicht reif sei zur gesetzgeberischen Behandlung. Die Reichsregierung hatte mit ihrer Vorlage nur dem Andrängen der bezüglichen Interpellationen und Petitionen nachgeben zu müssen geglaubt, ohne daß der gesetzgeberische Gedanke zum klaren Bewußtsein durchgedrungen war, und die Ansichten der politischen Parteien waren so unvorbereitet und gingen so weit auseinander, daß eine sachgemäße Erledigung unmöglich schien.

Digitized by Google

In diesem Jahre ist der fragliche Gesetzentwurf in wenig veränderter Gestalt als eine der ersten Vorlagen der Session dem Reichstage wieder zugegangen. Aber die Hoffnung derer ist gründlich getäuscht worden, welche erwartet hatten, daß die fragliche Materie unterdessen zu einer größeren Klarheit und geistigen Reife gediehen sei und daß es nunmehr leichter gelingen werde, zu einem befriedigenden Ergebniß zu gelangen.

Einerseits ist es zu beklagen, daß die Mängel des vorjährigen Gesetzentwurfs keineswegs beseitigt sind.

Andererseits aber muß hervorgehoben werden, daß auch bei den politischen Parteien sowohl innerhalb wie außerhalb des Reichstages die Klärung der Ansichten noch geringere oder eigentlich gar keine Fortschritte gemacht hat. Von den verschiedensten Standpunkten wird der Grundgedanke des Gesetzes einfach zurückgewiesen. Die Unklarheit, die Einseitigkeit und Verwirrung der Standpunkte ist gegen früher eher gewachsen. Auch im Reichstage ist bei der ersten Berathung diese Erscheinung vielfach hervorgetreten und es steht zu befürchten, daß auch dieses Mal die gesetzgeberischen Arbeiten in vollständiger Ergebnißlosigkeit verlaufen werden.

Von diesem Standpunkte der Betrachtung aus bietet die Aufnahme des Gesetzentwurfs und die bisherige Berathung desselben im Reichstage eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar, welche bei der Wichtigkeit der Angelegenheit die Aufmerksamkeit des Politikers und aller derjenigen, welche sich für einen gesunden Entwicklungsgang unseres inneren Staatslebens interessiren, geradezu herausfordert.

Auf der einen Seite ist es eine wichtige Thatsache, daß der Schwerpunkt der Vorlage auf allen Seiten in den Bestimmungen über die Bestrafung des Contractbruches erblickt wird, obgleich dieselben nur an letzter Stelle einen dem Umfange nach sehr bescheidenen Bestandtheil derselben ausmachen. Es tritt hierin deutlich das, wenn auch bei vielen noch unklare Bewußtsein zu Tage, daß hier ein Punkt vorliegt, welcher dem eigentlichen socialen Gebiete angehört und daß über die gesetzgeberische Behandlung desselben eine schwerwiegende Entscheidung getroffen wird.

Die Frage über die rechtliche Behandlung des Contractbruchs bildet in der That augenblicklich bei uns den Brennpunkt der socialen Frage, oder wenigstens der Discussion über dieselbe. Als ein wichtiges Mittel zur Verschärfung und nachdrücklicheren Wirkung der Arbeitseinstellungen bildet der Contractbruch ein wesentliches Glied in der Organisation des socialen Kampfes und ist als solches durch die Arbeiterbewegungen der letzten Jahre in den Vordergrund geschoben worden.

Aber wenn in diesem allgemeinen vorwiegenden Interesse für den sich mit der Bestrafung des Contractbruches beschäftigenden Theil der Gesetzesvorlage eine erfreuliche Wahrnehmung zu erblicken ist, so muß andererseits in der Unklarheit und ausgesprochenen Einseitigkeit der Standpunkte, von welchen aus die Bestimmungen des Entwurfs durchweg aufgefaßt werden, eine sehr unerfreuliche Erscheinung constatirt werden, auf deren Beseitigung hinzuwirken dringend erforderlich erscheint. Der richtige Standpunkt für die Gesetzgebung in der socialen Frage läßt sich beinahe auf allen Seiten vermissen.

Ein wesentlicher Grund für diese beklagenswerthe Unreife der Geister hinsichtlich des Verständnisses und der Beurtheilung socialer Fragen muß in der vorherrschenden Vernachlässigung des gesammten Gebietes der Staatswissenschaften und im Besonderen der volkswirthschaftlichen und socialen Zweige derselben gefunden werden. Die wissenschaftliche Bildung unserer gelehrten Stände, aus welchen doch sowohl die Gesetzgeber wie die Ausleger und Handhaber des Gesetzes hervorgehen, entbehrt in Folge dessen eines hochwichtigen Bestandtheiles.

Das eigenthümliche Schicksal und Mißgeschick des vorliegenden Versuches zur Lösung der Contractbruchsfrage ist wohl dazu angethan, um die Wichtigkeit desselben in ein helles Licht zu setzen. Die außerordentliche Schwierigkeit für die Gesetzgebung, mit einer so einfachen Frage, wie es die Aufrechthaltung eines in klarer Fassung vorliegenden Arbeitsvertrages ist, in's Reine zu kommen, zeigt auf's neue die ganze Tiefe und Schwierigkeit der socialen Frage.

Es ist der besondere Zweck dieser Untersuchungen, den richtigen gesetzgeberischen Standpunkt in der socialen Frage zu ermitteln und von demselben den vorliegenden Gesetzentwurf sowohl in seiner allgemeinen Gesetzesabsicht wie in seinen einzelnen Bestimmungen der Beurtheilung zu unterziehen. Vorher jedoch erscheint es zweckmäßig, einen kurzen Blick auf die Entstehung und den bisherigen Verlauf dieser Angelegenheit, wie auf die gegenwärtig sich gegenüberstehenden Ansichten und Standpunkte zu werfen.

Den Ausgangspunkt der ganzen Frage bildet die Gewerbegesetzgebung des Norddeutschen Bundes, welche das Princip der Gewerbefreiheit mit voller Consequenz nach allen Richtungen hin zur Geltung zu bringen suchte und es daher für die Arbeitnehmer ebenso absolut wie für die Arbeitgeber aussprechen zu müssen glaubte. Es wurde den Arbeitern das Recht der Coalition ohne jede Einschränkung zugestanden. Der § 152 der Reichs-Gewerbeordnung bestimmt ausdrücklich, daß alle Verbote und Strafbestimmungen wegen Verabredung und Vereinigungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, „insbesondere mittelst Einstellung der Arbeit oder Entlassung der Arbeiter" aufgehoben werden.

Es war vorauszusehen, daß die Bestimmungen der Gewerbe-Ordnung nach verschiedenen Richtungen hin, insbesondere aber hinsichtlich der socialen Verhältnisse, sich nicht bewähren oder wenigstens nicht ausreichen würden. Es herrschte damals unbeschränkt diejenige Richtung, welche in der Befreiung der wirthschaftlichen Kräfte von den drückenden und hemmenden Fesseln der früheren Zeit das alleinige Ziel ihrer Bestrebungen erblickte und welche damit den an sich richtigen Grundgedanken der modernen Volkswirthschaft nach verschiedenen Seiten hin zu einseitiger Uebertreibung gestaltete. Die volkswirthschaftlichen Grundsätze wurden damals vorzugsweise durch eine Agitationspartei vertreten und verfochten, welche in langjährigem Kampfe gegen das Zunftwesen und den Polizeistaat zu einer immer schärferen Zuspitzung ihrer Forderungen gelangt war und entgegenstehende Bedenken und anderweitige Gesichtspunkte eher zurückzuweisen als anzuerkennen geneigt war. Der leitende Grundgedanke dieser Richtung war der, daß Alles der freien Verkehrsgestaltung zwischen den wirthschaftenden Einzelnen zu überlassen sei, daß einem Jeden die unbehinderte Geltendmachung seiner Interessen gegenüber den Anderen auf dem Wege der freien Concurrenz zu gestatten sei, und daß hierdurch das Gedeihen und die Wohlfahrt aller Einzelnen wie der Gesammtheit am vollkommensten ermöglicht und herbeigeführt werde.

Diese Richtung nun — die freihändlerische — ist bis zur neuesten Zeit in denjenigen Kreisen, welche auf den Gang des öffentlichen Lebens vorzugsweise von Einfluß sind, die herrschende geblieben. Es hat dies einen weiteren Grund darin, daß sie mit der politischen und nationalen Neugestaltung Deutschlands seit 1866 eng verflochten ist und daß ihre Vertreter daher auch zu den hervorragendsten Mitgliedern der nationalen Partei gehören.

Allmählich aber wurde durch die rasche industrielle Entwicklung und durch den Gang der Ereignisse die Alleinherrschaft dieser volkswirthschaftlich-politischen Richtung untergraben. Die ertheilte volle Coalitionsfreiheit führte rasch zu heftigen socialen Bewegungen, die Arbeitseinstellungen traten in größtem Umfange und mit den schlimmsten Wirkungen hervor, die Gewerkvereine wurden nach englischem Vorbilde zu einer kriegführenden Macht organisirt, die Verbindung der unzufriedenen socialen Elemente mit den politischen Oppositionsparteien wurde gesucht und hergestellt, und als nach hergestelltem Frieden plötzlich ein gewaltiger industrieller Aufschwung eintrat, entwickelten sich rasch die vorhandenen Keime der socialen Krisis. Diese weit verbreiteten und bedrohlichen Erscheinungen lenkten die Aufmerksamkeit der politischen Kreise in verstärktem Maße den socialen Fragen zu und erschütterten tief den Glauben an die Allgemeingültigkeit der Principien, welche in der Gewerbe-Ordnung ihren Ausdruck gefunden haben.

Diese rückläufige Bewegung innerhalb der am politischen oder überhaupt am öffentlichen Leben betheiligten Kreise hinsichtlich der Principien der wirthschaftlichen Freiheit und der auf dieselben gebauten bisherigen Bundes- und Reichsgesetzgebung würde jedoch

Digitized by Google

nicht so bald eine bestimmte Gestalt angenommen haben, wenn nicht ein kleiner Kreis von Männern, welche bis dahin schon, zum Theil durch äußere Beziehungen vereinigt, eine social gefärbte Richtung verfolgt hatten, diese Sachlage aufgegriffen hätte, um in einer öffentlichen Conferenz mit dieser Richtung nachdrücklich hervorzutreten und sich als „neue Schule" zu der freihändlerischen Richtung in scharfen Gegensatz zu setzen.

Im October 1872 trat diese, durch persönliche Einladung gebildete Versammlung in Eisenach zusammen, vor welcher die Veranstalter die Principien der neuen Schule in kühnem Redeschwunge darlegten. Es genügt für unseren Zweck hervorzuheben, daß die sociale Frage des gegenwärtigen Augenblickes, insbesondere die Frage der Gewerkvereine und des Schutzes der Fabrikarbeiter zum Mittelpunkt der ganzen volkswirthschaftlichen Wissenschaft und zum Prüfstein der rechtgläubigen Denkweise gemacht werden sollte, daß die ganze Arbeiterfrage absolut einseitig aufgefaßt und vom Gefühlsstandpunkte aus übermäßig aufgebläht wurde und daß Einzelne sich durch das zur Bedingung der Theilnahme gemachte „Pathos" für die sociale Frage so weit fortreißen ließen, sich in dem schwebenden socialen Streite unbedingt auf die Seite der Arbeiterpartei zu stellen.

Die eigentliche Tendenz der Verhandlungen ging dahin, das Recht der Arbeiter auf gewaltsamen Gegendruck gegen den seitens der Arbeitgeber behaupteter maßen auf sie ausgeübten Druck unbedingt zu rechtfertigen, und zur Ermöglichung der wirksamen Ausübung dieses Gegendrucks in den Gewerkvereinen die richtige Vereinsorganisation für die unorganisirten Arbeitermassen zu schaffen. Hieraus ergaben sich dann die weiteren Forderungen, daß der Staat die Arbeiter in ihrer Kampfesorganisation möglichst unterstütze, und daß er zweitens die widerrechtlichen Ausschreitungen, welche häufig seitens der Arbeiter bei der Führung des socialen Kampfes vorkommen, ungeahndet lasse. Daher wurde denn auch die Frage wegen des Contractbruches besonders hervorgehoben und in diesem tendenziösen Sinne scharf in die Discussion gestellt. Der Referent für die Frage der Gewerkvereine, Prof. Schmoller, beantragte: 1) volle Aufrechthaltung der bestehenden Coalitionsfreiheit; 2) keine besonderen polizeilichen oder criminellen Strafen auf den Bruch bestehender Contracte, wie er jetzt häufig in Verbindung mit Arbeitseinstellungen auftritt, einzuführen.

Obgleich die Veranstalter der eisenacher Conferenz sogar vor dieser für ihre besonderen Tendenzen ausgewählten Versammlung mit dieser letzteren kein besonderes Glück machten, so daß der den Contractbruch betreffende Antrag zurückgezogen werden mußte, so übte doch ihr Auftreten mit seiner scharfen Betonung der socialen Frage im Sinne der Arbeiter-Agitationspartei in der allerersten Zeit eine bedeutende Wirkung auf die öffentliche Meinung aus, indem die geschilderte rückläufige Bewegung in der Stimmung der Geister hinsichtlich der Gewerbefreiheit und der socialen Fragen daran einen festen Anhaltspunkt gewann. Hier waren die Ansprüche der Arbeitermassen und der socialistischen Parteien von Männern der Wissenschaft und der höheren gesellschaftlichen Lebenskreise formulirt und mit Wärme und Leidenschaft vertreten und gewissermaßen als Wahrheiten der Wissenschaft hingestellt worden, indem die bisherige Wissenschaft der Volkswirthschaft als ein überwundener und abgethaner Standpunkt bezeichnet wurde. Das wirkte natürlich auf weite Kreise, welche den unmittelbaren Stimmführern und Literaten der Arbeiterpartei keinen Einfluß auf ihre Denkweise und ihre Ueberzeugungen verstattet hatten und welche sich von dem eine Zeit lang bemerkbaren Liebäugeln der Regierungspresse und der reactionären Organe mit den socialistischen Tendenzen widerwillig abgewendet hatten. Unter dem Namen des Kathedersocialismus trat diese Richtung im öffentlichen Leben als eine bestimmte Partei neben die von ihr sogenannte Manchesterpartei.

Dies waren die beiden Richtungen der öffentlichen Meinung, welche vor einem Jahre sich bestritten und namentlich in den parlamentarischen Kreisen und innerhalb der politischen Parteien eine starke Verschiedenheit der Meinungen hervorriefen. Diejenigen, welche mehr dem Manchesterthum zuneigten, waren im Allgemeinen für die Gesetzesvorlage, diejenigen, auf welche das Pathos des Kathedersocialismus Einfluß gewonnen hatte, dagegen.

Es ist erfreulich, constatiren zu können, daß seitdem der Einfluß dieser beiden Richtungen auf die öffentliche Meinung, besonders in den maßgebenden Kreisen, sich erheblich abgeschwächt hat und zwar sowohl nach ihrer theoretischen wie nach ihrer tendenziösen Seite.

Wie sehr man auch den Kathedersocialismus in seinen Grundlagen und seinen Tendenzen bekämpfen mag, so muß man ihm doch das eine Gute nachsagen, daß er wesentlich dazu beigetragen hat, auf die Einseitigkeiten, welche der bis dahin vorherrschenden Richtung anklebten, aufmerksam zu machen und ihre Ueberwindung zu erleichtern. Die extreme Richtung innerhalb der allgemeinen volkswirthschaftlichen oder freihändlerischen Partei, welche er mit der aus englischen Verhältnissen entnommenen Bezeichnung „Manchesterthum" zu brandmarken suchte, ist seitdem in der öffentlichen Discussion noch mehr zurückgetreten, als es vor einem Jahre bereits der Fall war. Man kann zwar von einer eigentlichen Manchesterpartei auf deutschem Boden nicht reden und die Veranstalter des socialistischen Congresses in Eisenach haben sich diese Gegenpartei wohl nur deshalb im Geiste geschaffen, um im Gegensatz zu derselben einen Grund ihres eigenen Entstehens als neue Schule finden und verkünden zu können. Aber immerhin muß zugegeben werden, daß innerhalb der allgemeinen volkswirthschaftlichen Partei eine besondere Gruppe sich unterscheiden ließ, welche theils in logischer Consequenz des Grundprincipes, theils in Folge vorwiegender Berücksichtigung des Standpunktes der Unternehmer, der Capitalisten und überhaupt der besitzenden Classen, über die richtige Grenze hinaus zu übertriebenen Folgerungen aus dem Principe der Verkehrsfreiheit fortgeschritten war. Unter dem mitwirkenden Einflusse der entschiedenen Auflehnung der öffentlichen Meinung gegen das Gründerthum, gegen die Mißbräuche und Ausartungen des „müheloſen Reichthumserwerbes" im Börsengeschäft und im Actiengesellschaftswesen ist diese extreme oder unbedingte Freihandelspartei in der letzten Zeit sehr kleinlaut geworden.

Im Zusammenhange mit diesem Zurücktreten der extremen Freihandelspartei hat sich auch in den weiten Kreisen, welche, ohne eine bewußte principielle Stellung in volkswirthschaftlichen Streitfragen einzunehmen, doch sich mit dem Gedanken der Gewerbe- und Verkehrsfreiheit vollständig durchdrungen hatten und mit bewußter Uebereinstimmung dem Strome unseres von diesen Principien getragenen öffentlichen Lebens folgten, ein, wenn auch nur leiser Umschwung zugetragen. Die aus der einseitigen Auffassung des volkswirthschaftlichen Freiheitsprincips und aus der dadurch erzeugten ganzen Denkweise dieser Classen hervorgegangene Neigung, die sociale oder Arbeiterfrage zunächst immer vom Standpunkt des Arbeitgebers aus aufzufassen und einseitig zu dessen Gunsten zu beurtheilen — deren bisheriges vielfaches Vorhandensein allerdings nicht geleugnet werden kann —, ist in ihrer Fehlerhaftigkeit erkannt und das Streben nach Unparteilichkeit in der Arbeiterfrage macht sich, vielfach sogar in übertriebener Weise, bemerkbar. Die zu geringe Würdigung des Staates in seiner Bedeutung für die Volkswirthschaft und die Abneigung gegen sein Eingreifen in die wirthschaftlichen Verhältnisse, welche aus der früheren Zeit des Polizeistaates und der Verfassungskämpfe her noch immer viele Geister gefangen hält, macht immer mehr einer besonneneren Auffassung Platz. Es kann gegenwärtig als allgemein anerkannt gelten, daß durch das bloße Walten des freien Verkehrs und ohne das Eingreifen des Staates solche Uebelstände, wie sie auf dem Gebiete der socialen Verhältnisse gegenwärtig hervortreten, nicht beseitigt werden können.

Auf der anderen Seite hat aber der Standpunkt des Kathedersocialismus in dieser kurzen Zeit eine noch viel tiefgreifendere Veränderung, oder vielmehr eine vollkommene Erschütterung erfahren. Der momentane Erfolg der ersten eisenacher Versammlung, welcher sich in dem bedeutenden Aufsehen kund gab, das ihr kühnes Auftreten in weiten Kreisen erregte, machte sehr bald einer nüchternen Kritik Platz, welche das Bedenkliche, ja Gefährliche der dort proclamirten Tendenzen rasch erkannte und die Schwäche oder wenigstens die absolute Einseitigkeit der versuchten wissenschaftlichen Grundlegung durchschaute. Es zeigte sich bald, daß der Versuch, die ganze Wissenschaft der Volkswirthschaft ausschließlich vom Standpunkte und im Interesse einer wirthschaftlichen Classe, hier also der Arbeiterclasse, zu gestalten, nothwendig ebenso fehlschlagen müsse, wie

Digitized by Google

in früheren Zeiten. Der leichte Sinn, mit welchem an den Staat die Forderungen zur Unterstützung der Arbeiter in ihrer Kampfesorganisation gegen die Arbeitgeber gestellt wurden, mußte die Besonnenen nothwendig bedenklich machen und bei aller Anerkennung der schönen humanen Gesinnung und des zum Theil jugendlichen Enthusiasmus, welcher die Veranstalter und eigentlichen Vertreter der Conferenz bis zur Verherrlichung der Arbeiterpartei gegenüber der behaupteten niedrigen Gesinnung der besitzenden Classen fortriß, mußten doch die Unparteiischen bald erkennen, daß dies der richtige Weg zur Lösung des socialen Streites nicht sei.

Daher blieb denn auch die Geltung der neuen Schule und die Proclamirung ihrer Principien im Wesentlichen auf die wenigen Tage der ersten eisenacher Versammlung beschränkt. Die frischfröhliche Art und Weise, in welcher Schmoller den Contractbruch der Arbeiter rechtfertigte, und darauf hin seine Straflosigkeit beantragte, hat keine Nachahmer gefunden. Sie ist bereits in jener Versammlung, die doch in ihrer großen Mehrheit aus wesentlich Gleichgesinnten bestand, auf allgemeinen Widerspruch gestoßen, so daß der Antrag zurückgezogen werden mußte und ist jetzt verstummt. Wenn jetzt auch noch Viele gegen die Bestrafung des Contractbruches gestimmt sind, so sind sie es doch nicht von jenem unklaren und tendenziösen Gefühlsstandpunkte aus. Ebenso wenig hat die enthusiastische Begeisterung Nachahmer gefunden, mit welcher Brentano den englischen Gewerkvereinen ein Loblied sang und die ihn dazu veranlaßte, die lobenden Selbstaussagen derselben und ihrer Führer über ihre eigene Vortrefflichkeit in seinem Werke zu wiederholtem ausführlichem Abdruck zu bringen. Der Kathedersocialismus ist nach einem Jahre bereits ein überwundener Standpunkt. Die Häupter, hinter welchen keine Armee mehr steht, scheinen dies auch selbst eingesehen zu haben, indem sie auf der zweiten Versammlung im October 1873 das eigentliche Programm der ersten Conferenz vollständig bei Seite legten, so daß die eigentlichen socialistischen Elemente sich alsbald von ihnen lossagten, und der nunmehr gegründete Verein für Socialpolitik für die verschiedensten Richtungen Raum hat *).

Wir haben im Vorstehenden das innere Wesen und die allmählich sich vollzogen habende Modificirung und innerliche Umgestaltung der beiden hauptsächlichsten gegenwärtig auf dem Gebiete der socialen Fragen vorhandenen Geistesströmungen zu zeichnen versucht. Die schroffe Einseitigkeit der sich gegenüberstehenden Theorien und praktischen Tendenzen hat sich durch die gegenseitige Berührung und Bekämpfung gemildert und abgestumpft und man wird allerdings annehmen dürfen, daß die Zahl derer gegenwärtig nur eine geringe ist, welche entweder vom extremen Freihandelsstandpunkte aus sich entschieden auf die Seite der Arbeitgeber stellen und das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ohne jede Dazwischenkunft besonderer vom Staate ausgehender Institutionen lediglich durch das Gesetz der freien Concurrenz sich regeln lassen wollen, oder welche vom kathedersocialistischen Standpunkte aus sich kurzweg für die volle Berechtigung der Ansprüche der kämpfenden Arbeiterpartei erklären und vom Staate verlangen, daß er dieselbe in ihrer Kampfesorganisation durch eine lediglich in ihrem Interesse gemachte Gesetzgebung und durch sonstige ihm zu Gebote stehende Mittel mit allen Kräften unterstütze.

Wenn wir dem gegenüber im Eingange von der trotzdem herrschenden Unklarheit und Verwirrung der Standpunkte gesprochen haben, so hat dies seinen Grund erstens darin, daß diese Umbildung der Ansichten gerade gegenwärtig erst in der Vollziehung begriffen ist und die Gesammtheit der Vorstellungen über die Arbeiterfrage gewissermaßen in einem gährenden Zustande sich befindet, in welchem weder das Alte, noch das Neue als klare, gewohnheitsmäßig feststehende Ueberzeugung sich darbietet; und daß zweitens solche Umbildungen in einem ein größeres Erscheinungsgebiet umfassenden Vorstellungskreise sich zunächst nur im Großen und Ganzen vollziehen, ohne daß bei allen Einzelnen alsbald ein klares Bewußtsein davon sich einstellte. Naturgemäß ist in Folge dessen der Standpunkt der Meisten zur Arbeiterfrage im Augenblicke ein unsicherer und schwankender. Daher die weitverbreitete Unschlüssigkeit und Zurückhaltung in Kundgebung der Ansichten und die Schwierigkeit, zu positiven Ergebnissen der Berathungen zu gelangen.

Sodann ist aber diese so auffallend hervortretende Unklarheit und Unsicherheit der Standpunkte in einem erheblichen Maße darauf zurückzuführen, daß wie in vielen ähnlichen Fällen, anderweitige Gesichtspunkte auf die Einzelnen einwirken. Wenn dies schon bei jedem Acte der Gesetzgebung aus ganz allgemeinen Gründen in irgend einem Maße der Fall ist, so muß es bei dem vorliegenden socialen Gesetze sowohl wegen der vielseitigen und verwickelten Natur der Sache, wie wegen der augenblicklichen Stellung der Parteien im Reichstage in erhöhtem Maße der Fall sein.

Unsere bisherigen Betrachtungen bezogen sich nur auf das Wesen der Sache, d. h. auf die Auffassung der volkswirthschaftlichen und socialen Natur derselben und auf die Verschiedenheit der wissenschaftlichen und politischen Denkrichtungen, welche sich aus der Verschiedenartigkeit dieser Auffassung ergeben. Wir werden jetzt noch diese anderweitigen vorhandenen Standpunkte kurz besprechen müssen, um das Bild des gesammten, über diesen Gegenstand vorhandenen Vorstellungskreises, bezw. der herrschenden Begriffsverwirrung zu vervollständigen.

Zunächst sind hier diejenigen zu erwähnen, welche von einem bestimmten Standpunkte aus sich absolut verneinend gegen die ganze dem Gesetzentwurfe zu Grunde liegende Idee verhalten, für welche also die auf das Wesen der Sache sich gründenden Erwägungen des Für und Wider gar nicht vorhanden sind, indem sie von vornherein zur unbedingten Ablehnung entschlossen sind. Es sind dies zunächst die eigentlichen socialistischen Elemente, mit welchen jedoch leider für den vorliegenden Fall verschiedene andere Gruppen eng zusammenhängen.

Daß die bewußten socialistischen Parteien, im Reichstage dargestellt durch die socialdemokratischen Abgeordneten, unbedingt den Gesetzentwurf zurückweisen, ist selbstverständlich. Denn sie wollen, wenigstens bei der gegenwärtigen Sachlage, den socialen Krieg, während der Gesetzentwurf sich in das System der Maßregeln zur Herstellung und Erhaltung des socialen Friedens einfügt. In dem widerrechtlichen Bruch des Arbeitsvertrages erblicken sie eine sehr schätzbare Waffe für den socialen Kampf, welche sie sich nicht aus den Händen nehmen lassen wollen.

So klein die Zahl der Socialdemokraten im Reichstage ist, so ist dieser Standpunkt doch von erheblicher Bedeutung für das Schicksal des Gesetzentwurfs wegen der vermuthlich nicht unerheblichen Zahl von Verbündeten, welche sie in dieser Frage haben werden. In dieser Hinsicht sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Erstens diejenigen, welche aus allgemeinen politischen Gründen und mit Rücksicht auf das Stimmenverhältniß im Reichstage sich mit ihnen

*) Wir bedauern, im letzten Augenblicke, ehe diese Arbeit zum Druck geht, dieses anerkennende Urtheil zurücknehmen und bekennen zu müssen, daß wir uns geirrt haben. Soeben veröffentlichen die berliner Zeitungen den Bericht über einen Vortrag über die sociale Frage von Prof. Schmoller, worin dieser erklärt, daß „der Ursprung der socialen Frage in der Gewalt, in der Vergewaltigung der Massen zu suchen sei, indem der Starke den Schwachen gezwungen habe, für ihn zu arbeiten, ohne den Lohn mit ihm zu theilen, und es sei der fortzeugende Fluch dieser uralten Thaten des Egoismus, daß sie fortwährend neues Unrecht geboren haben bis auf den heutigen Tag und die damit eingeleitete unredliche Ausnutzung fremder Kräfte kaum noch aus der Welt zu schaffen scheine". Hier ist allerdings der Standpunkt des Kathedersocialismus mit einer Klarheit und Nacktheit ausgesprochen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Man braucht nicht gewohnt zu sein, bei der socialen Frage sofort an Petroleum zu denken, wie der Redner im Eingang tadelnd bemerkte, um bei diesen Worten sofort daran gemahnt zu werden. Wir denken nicht daran, bei dem Redner petroleuse Gedanken anzunehmen oder auch nur ihn derselben für fähig zu halten, aber das scheint klar, daß, wer so spricht, kein Recht mehr hat, diejenigen zu tadeln, welche in Beherzigung seiner Worte nunmehr auch thatsächlich zum Petroleum greifen, um diesen alten Fluch der Vergewaltigung endlich aus der Welt zu schaffen, und daß ebenso der Staat, welcher solchen Theorien huldigt, kein Recht mehr hat, die Männer der Commune anzuklagen und zu bestrafen. Denn das moralische Recht ist dann unstreitig auf deren Seite. Daß die Proclamirung solcher wissenschaftlichen Wahrheiten (!?) ein sehr schlecht gewähltes Mittel zur Beförderung des socialen Friedens ist, brauchen wir wohl niemand erst zu beweisen. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

verbündet haben und auch in diesem Falle verbünden werden, um sich für andere Fälle ihre Unterstützung als Gegenleistung zu sichern. Zweitens diejenigen, welche sich durch die Behauptung, daß hier ein Ausnahmegesetz gegen die Arbeiter vorliege, gefangen nehmen lassen und sich daher durch ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl bestimmen lassen, auf ihre Seite zu treten.

Mit kluger Berechnung hat denn auch der socialdemokratische Redner bei der ersten Berathung sich hauptsächlich darauf gestützt, daß hier ein Ausnahmegesetz vorliege, eine Kriegserklärung gegen die Arbeiter, welche den Classenhaß schüre. Denn dieser auf den ersten Blick scheinbar richtige Einwand ist wohl geeignet, auch auf weitere Kreise zu wirken, um so mehr, da er bereits auf dem katheder-socialistischen Congresse in Eisenach zur Begründung des Schmoller'schen Antrages auf Straflosigkeit des Contractbruches geltend gemacht wurde. Es ist jedoch nicht schwer, diese Behauptung zurückzuweisen. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß vielmehr der bisherige gesetzliche Zustand ein Ausnahmegesetz zu Gunsten der Arbeiter darstellt. Denn da bisher nur die civilrechtliche Verfolgung des Contractbruches möglich ist, welche regelmäßig nur auf Schadenersatz gerichtet sein kann, so kann zwar der Arbeitgeber regelmäßig mit Erfolg belangt werden, weil Execution in sein Vermögen möglich ist, der Arbeitnehmer hingegen nicht, weil bei ihm in der Regel kein Vermögen vorhanden ist. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint daher der Entwurf vielmehr als die Correctur eines Ausnahmegesetzes. Wir brauchen aber nicht einmal so weit zu gehen und werden mit Leichtigkeit nachweisen können, daß hier durchaus kein Ausnahmegesetz vorliegt, sondern ein ganz normales Gesetz für bestimmte Verhältnisse, die allerdings im ganzen Verlauf des volkswirthschaftlichen Lebens eine Ausnahme bilden und bilden sollen, die aber auf gewissen volkswirthschaftlichen Entwicklungsstufen regelmäßig vorkommen und dann für längere Zeiten zu einem dauernden Zustande werden.

Während diese Gegner des Gesetzes mehr vom Gerechtigkeits- als vom Rechtsstandpunkte ausgehen und sich zu ihrer abgeneigten Haltung gegen denselben bestimmen lassen, geht eine andere Gruppe von Gegnern vom rein juristischen Standpunkte aus und tritt mit Gründen, welche dem specifischen Gebiete der Jurisprudenz angehören, demselben entgegen. Indem wir gern zugeben, daß der Gesetzentwurf durch die Unvollkommenheit seiner Fassung hierzu eine theilweise berechtigende Veranlassung gibt, müssen wir doch diesen Standpunkt, welcher mit rein juristischen Begriffen die Zulässigkeit und die Richtigkeit des materiellen Inhalts eines neuen Gesetzes prüfen will, und welcher glaubt, neue gesetzliche Bestimmungen kategorisch zurückweisen zu sollen, sobald sie nicht unter die bestehenden juristischen Begriffe zu passen scheinen, unbedingt zurückweisen.

In dieser Hinsicht sind abermals zwei Richtungen zu unterscheiden. Von der einen Seite wird die ganze Idee des Entwurfs als eine juristische Unmöglichkeit, ein juristisches Unding bezeichnet, weil sich eine derartige Bestrafung des Contractbruchs gar nicht juristisch construiren lasse. Diesen entgegnen wir, daß die Rechtsbegriffe sich nach den in beständiger Entwicklung befindlichen Lebensverhältnissen bilden und zu bilden haben und nicht umgekehrt die Lebensverhältnisse an die vorher festgestellten, also aus früherer Zeit stammenden Rechtsbegriffe gebunden sind, so daß sie nur diejenige Entwicklung nehmen dürften, welche unter jene juristischen Begriffe paßt. Die Rechtsideen sind nichts an sich, gewissermaßen aus eigenem Rechte Vorhandenes, sondern sie sind eben nur so lange Rechtsideen, als sie den vorhandenen Lebensverhältnissen entsprechen, und müssen sich daher mit der inneren Entwicklung der letzteren allmählich umgestalten, wenn sie Rechtsideen und richtige juristische Begriffe bleiben wollen.

Eine besondere Gestalt nimmt dieser allgemeine juristische Einwand dann an, wenn, wie von einer andern Gruppe von Gegnern geschieht, in der Bestrafung des Contractbruches eine Vermengung des Strafrechts mit dem Civilrecht erblickt wird, welche im Interesse der Reinhaltung des Rechtszustandes zu verwerfen sei, weil diese beiden Gebiete ihrem Wesen nach streng getrennt seien und getrennt gehalten werden müßten. Diese Behauptung ist jedoch, wenn die Scheidung als eine absolute verstanden wird, eine ganz willkürliche und unrichtige und nur aus dem Vorherrschen des juristischen Formalismus zu erklären. Eine Vermischung beider Gebiete tritt in vielen Fällen ein, sobald bei Vorgängen, welche zunächst aus einem Civilrechtsverhältniß entspringen, zugleich das öffentliche Interesse in Mitleidenschaft gezogen wird. Man hat in dieser Hinsicht schon wiederholt auf den böswilligen oder leichtfertigen Bankerott hingewiesen, welcher mit dem böswilligen oder leichtfertigen Contractsbruch eine entschiedene Aehnlichkeit hat. Das Gebiet des Strafrechts dehnt sich überall dahin aus, wo es gilt, Handlungen zu verbieten, welche gegen den bestehenden Gesellschaftszustand, gegen die öffentliche Ordnung u. s. w. gerichtet sind. Solche Handlungen dürfen dann nicht als straffrei gelten, weil sie gelegentlich der Abwicklung eines Privatrechtsverhältnisses vorkommen.

Endlich müssen wir noch auf die ganz allgemeinen Gesichtspunkte hinweisen, durch welche sich eine weitere Gruppe zur Zurückweisung des Gesetzentwurfs bestimmen läßt und welche auch auf die Denkweise und das Urtheil der großen Mehrzahl einen wenigstens theilweisen Einfluß in dieser Richtung üben. Es sind dies vorwiegend praktische Gesichtspunkte, so daß man auch von einem Standpunkte der Praktiker in dieser Frage reden könnte. Diese praktischen Bedenken beziehen sich wieder entweder auf die Sache oder auf die Stellung des Reichstages zu derselben, indem es für unpraktisch gehalten wird, daß derselbe sich dermalen mit der Angelegenheit überhaupt befasse.

Wenn von Vielen dieses Unpraktische der Bestrafung des Contractbruches darin erblickt wird, daß dieselbe gegenüber der Masse der Contractbrüchigen undurchführbar sei, so kann dieser Einwand in solcher Allgemeinheit nicht als zulässig befunden werden, und es wird vielmehr die Aufgabe der Gesetzgebung bleiben, die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes so zu treffen, daß es auch gegenüber massenhaftem Vorkommen des Contractbruches durchführbar bleibt und seine Wirkung thut. Denn es kann doch unmöglich als allgemeiner Grundsatz anerkannt werden, daß Vergehen, sobald sie überhaupt von der Gesetzgebung als solche betrachtet werden, deshalb ungestraft bleiben sollen, weil sie von einer großen Anzahl von Personen zu gleicher Zeit begangen werden. Es fehlt auch hier nicht an gleichartigen Verhältnissen, welche seit lange in unsere Strafrechtsgesetzgebung aufgenommen sind und an deren Beseitigung niemand denkt, wie z. B. beim Aufruhr. Die praktische Wirkung wird sich in dieser Hinsicht besonders dadurch bewähren, daß überhaupt die Strafbarkeit, also Rechtswidrigkeit des Contractbruchs damit ausgesprochen und allen Betheiligten in's Bewußtsein gerufen wird. Die Verführung vieler Arbeiter zum Contractbruch hat bisher darin eine große Erleichterung gefunden, daß derselbe, weil straflos, als etwas Erlaubtes, als ein den Arbeitern zustehendes Recht erschien.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus glauben Viele den Gesetzentwurf deshalb als ungeeignet betrachten zu müssen, weil derselbe die Gefühle des Arbeiterstandes verletze, indem er denselben mit einer besonderen, nur für ihn bestimmten Strafgesetzgebung beschenke. Möchten diese doch bedenken, daß sie damit dem deutschen Arbeiterstande, der doch in seiner großen Mehrheit aus ehrenhaften Männern besteht, welche ihre eingegangenen vertragsmäßigen Verpflichtungen redlich zu erfüllen gewohnt sind, ein sehr schlechtes Compliment machen. Nicht gegen die große Mehrheit der Arbeiter, nicht gegen die ehrenhaften unter ihnen, ist der Gesetzentwurf gerichtet, sondern vielmehr in deren Interesse, indem er die Ausschreitungen einer kleinen Minderheit, welche bisher dem ganzen Arbeiterstande zur Last gelegt wurden, deutlich kennzeichnet und als Vergehen bestraft.

Diese abgeneigte Stimmung Vieler gründet sich wiederum hauptsächlich auf ihren unklaren Standpunkt hinsichtlich des Verhältnisses des Staates und der Gesetzgebung zur socialen Frage überhaupt, auf ihre unbewußte Stimmung, als ob es sich bei dem vorliegenden Gesetzentwurf um eine Parteinahme für oder gegen die Arbeiter, für oder gegen die Arbeitgeber handele. Es handelt sich aber keineswegs um eine Entscheidung zwischen diesen beiden sich gegenüberstehenden Parteien, keineswegs um eine Begünstigung der einen oder der anderen, sondern um die Regelung eines socialen Verhältnisses im Interesse der Gesammtheit, um die Aufrechthaltung des bestehenden und zunächst noch als nothwendig anerkannten volkswirthschaftlichen Gesellschaftszustandes, also weiterhin auch um die ungestörte Fortdauer des bestehenden Rechtszustandes und der öffentlichen Ordnung im Staate.

Digitized by Google

Um in dieser Hinsicht zu festen Gesichtspunkten zu gelangen, werden wir nunmehr näher auf die Natur dieses Verhältnisses eingehen und werden versuchen, den richtigen Standpunkt für die Gesetzgebung in der socialen Frage zu ermitteln, um dann die Stellung zu untersuchen, welche der Reichstag gegenüber dem vorliegenden Gesetzentwurfe und seinen einzelnen Bestimmungen einzunehmen hat. Es wird dies vielleicht auch dazu beitragen, die bei Manchen vorhandene Scheu, die Frage überhaupt gesetzgeberisch anzufassen, zu überwinden. Es liegen hier Zustände vor, welche bereits eine weite Ausdehnung gewonnen und damit einen ganz allgemeinen Charakter angenommen und welche zu anerkannten Mißständen geführt haben, so daß der Staat sich ihrer gesetzlichen Regelung nicht länger entziehen kann. Es wäre doppelt beklagenswerth, wenn, nachdem die Frage einmal durch die Regierungsvorlage zur gesetzgeberischen Behandlung gestellt ist, der Reichstag sich nicht zu einer klaren und bestimmten Willensmeinung entschließen oder nicht dazu gelangen könnte.

---

## Charles Sumner.

Es ist ein Todesfall, der plötzlich und unerwartet eingetreten und durch den Telegraphen sofort über das ganze Land getragen, im Augenblick alles Interesse und alles Denken des Landes absorbirt. Am 11. März Nachmittags ist Charles Sumner von Massachusetts, in seiner Eigenschaft als Mitglied des Bundessenats seit nahezu einem Vierteljahrhundert mehr ein Bewohner Washingtons, denn seiner Heimath Boston, in erstgenannter Stadt gestorben. Der fürchterliche Ausbruch eines alten Herzleidens raffte ihn über Nacht dahin, in einem Moment dahin, da er, seit längerer Zeit wohler als je, selbst den ängstlichsten Freunden kaum irgend welchen Grund zu Besorgnissen zu geben schien.

Seinen Freunden — der ganzen Nation! Sie hat zur Zeit nicht viele bedeutende Männer zu verlieren. Um so unheilvoller trifft sie es denn, auch noch einen dieser nicht Vielen abberufen zu sehen. Und noch einen der allerbedeutendsten dazu, wie Gegner und Bewunderer des eben geschiedenen Staatsmannes und Redners eingestehen. Als Vorkämpfer der Sklavenbefreiung wird er für immer in den Massen des americanischen Volkes fortleben, wie Washington, Franklin und Jefferson als Zertrümmerer der britischen Herrschaft ein ewiges Dasein haben. Die Geschichte aber und der genauere Kenner seiner Zeit werden ihm noch für so manches Andere einen Kranz auf die Gruft zu legen haben, wenngleich sie für wieder Anderes auch ein maßvolles Wort der Ausstellung nicht werden zurückhalten dürfen. Im Ganzen aber, und in Erwägung der Lücke, die er läßt, im Besonderen, wird die Anwendung von Hamlets Wort: „Nehmt alles nur in allem, er war ein Mann, wir werden nimmer seines Gleichen sehn", keine Hyperbel, keine leere Application des „Nur Gutes über die Todten" sein. Und von diesem Standpunkt aus werden auch den Zeitungslesern jenseits des Oceans einige biographische Daten über den Geschiedenen willkommen erscheinen.

Charles Sumner ist etwas über dreiundsechzig Jahre alt geworden. Im Senat der Vereinigten Staaten saß er, dreimal auf's neue erwählt, nahezu vierundzwanzig Jahre. Aus einer alten und wohlhabenden massachusettser Familie stammend, hatte er eine classische Erziehung auf dem Harward College und in Cambridge empfangen, und wurde, da er sich den Rechtswissenschaften gewidmet hatte, bereits 1834, im Alter von 23 Jahren, zur Advocatur zugelassen. In jene Zeit fallen auch seine ersten Schriften, kritische und Sammelwerke juristischer Natur. Von 1837 bis 1841 bereiste er Europa und trat namentlich in Deutschland und England mit einer Menge ausgezeichneter Männer in persönliche Berührung, so dort mit Humboldt, Savigny, Ranke, Mittermayr und Ritter, hier mit Lord Brougham, Palmerston, Napoleon III., John Bright, Cobden und Disraeli. Nach Boston zurückgekehrt widmete er sich auf's neue mit eben so viel Eifer wie Erfolg der Advocatur, vorerst dem öffentlichen Leben fern, seine ungewöhnliche Rednergabe an der Barre übend. Seinen Eintritt in die politische Arena bezeichnet eine am 4. Juli 1845 in Boston gehaltene Rede über „die wahre Größe der Nationen". Die der Texas-Frage halber drohenden Verwicklungen mit Mexico waren die Veranlassung dieser oratorischen Kundgebung, welche, die Anwesenden enthusiasmirend und zugleich weit über deren Kreis Aufsehen erregend, sich mit hinreißendem Freimuth gegen die Unwürdigkeit des Systems richtete, die zwischen großen Nationen schwebenden Streitfragen durch Gewalt der Waffen zu entscheiden. Bis über den Ocean drangen seine Worte und Cobden nannte die Rede „das Nobelste, was noch irgend ein moderner Autor zur Sache des Friedens beigetragen".

Mehrfach noch sprach er über denselben Gegenstand sowie über die damit zusammenhängende Frage einer gewaltsamen Annexion von Texas in diesem und dem folgenden Jahre. Aber schon hatte er sein Augenmerk und sein Denken auf eine andere, größere, die ganze Menschheit berührende Frage zu richten begonnen, welche demnächst der ausschließliche Inhalt seines Lebens werden sollte, und in der ihn sein die volle Kraft des Fanatismus athmender Eifer gepaart mit einem löwenartigen Naturell sehr bald zur Uebernahme der Führerschaft drängte: die Frage der Aufhebung der Sklaverei. Gleich seine ersten hieher schlagenden Kundgebungen führten seine Trennung von der alten Whig-Partei und seinen Anschluß an die sogenannte Freiboden-Fraction, die Vorgängerin der republicanischen Partei, herbei. Und als er bald darauf, im Frühjahr 1850, als Nachfolger Daniel Websters, der ein Portefeuille in Präsident Fillmores Cabinet annahm, für Massachusetts in den Bundes-Senat gesandt wurde, säumte er keinen Augenblick, sein Bekenntniß, daß die Sklaverei der ärgste Schandfleck auf dem Ehrenschilde der großen Republik sei, vor dieser höchsten Körperschaft des Landes abzulegen. Man muß sich erinnern, wie mächtig zu jener Zeit im Volke wie im gesetzgebenden Rath der Nation der Süden war, um dem Muth, der in derartigen Erklärungen lag, gerecht werden zu können. Nicht lange, und die Frage, ob die Sklaverei auf die neu zu constituirenden Staaten Kansas und Nebraska ausgedehnt werden solle, brachte 1856 den Ball in's Rollen. Der Kampf auf Tod und Leben im Senat begann, und Sumner kämpfte an der Spitze der Wenigen, die es wagten, sich den südlichen Kämpen der Sklaverei entgegenzuwerfen. Seine Reden waren Thaten, seine Argumente Schwertstreiche, sein Ungestüm ein Ordal für die Gegner. Aber er sollte diese Gegner und deren Waffen schlecht taxirt haben! Als er sich in seiner unter dem Titel „Das Verbrechen an Kansas" längst der Geschichte angehörenden Rede vom 19. und 20. Mai 1856 soweit hinreißen ließ, gegen Süd-Carolina, als den Hauptheerd und den Hauptpfuhl der Sklaverei ein an persönlichen Ausfällen reiches Anathem zu schleudern, reizte er hierdurch einen der „ritterlichen Söhne" dieses Staates, Preston Brooks derartig, daß derselbe am nächsten Tage den ahnungslos an seinem Senatspult Sitzenden überfiel, ihm mit einem zolldicken Stocke eine Anzahl mörderischer Hiebe über Stirn und Schläfen versetzte und den tödtlich Getroffenen in seinem Blute schwimmend liegen ließ.

Es ist eines der dunkelsten und empörendsten Blätter in der Geschichte des öffentlichen Lebens der Union, welches dieses Attentat füllt. Und nur um so dunkler stellt es sich dar, wenn man erfährt, daß der Verüber so gut wie straflos ausging, sein Opfer aber erst nach drei Jahren von den empfangenen Verletzungen geheilt werden sollte, ja, daß jenes Herzleiden, dem Charles Sumner im März 1874 erlag, nur durch das Bubenstück vom Mai 1856 zu seinem gefährlichen Charakter gereift wurde. Erst 1859, nachdem er auf zweimaliger Reise nach Europa Herstellung bei der Kunst pariser Aerzte gesucht und das zweite Mal auch gefunden hatte, konnte er wieder mit Erfolg seinen Sitz im Senat einnehmen, der ihm unterdessen trotz seines Leidens für eine zweite Amtsperiode anvertraut worden war. Die erste größere Rede des Zurückgekehrten — sie führte den Titel „die Barbarei des Sklaventhums" — galt dem alten Feinde, wie auch ihm nur jedes Wort galt, welches er während der folgenden Präsidentschaftscampagne, zu Gunsten der Erwählung Lincolns sprach. Diese Erwählung aber, als sie nun thatsächlich erfolgte, war gleichbedeutend mit dem Abfall der Südstaaten, dem Bürgerkriege. Für Sumner lag, entsprechend seiner ganzen Richtung, die Entscheidung des Kampfes in einer sofortigen Emancipation der Neger, und man weiß, wie eifrig er bei Lincoln gleich nach dem Ausbruch der Secession eine solche Maßregel befürwortet. Nach Beendigung des Krieges und der ihr folgenden Periode der Reconstruction der Südstaaten war er wieder der Eifrigste, die nun freien Farbigen auch in den

Digitized by Google

Besitz der vollen Rechte americanischer Bürger zu setzen, so wie (und hierin möchte, wie seine spätere Haltung selbst beweist, der Grund zu einer jener Ausstellungen vorliegen, von denen oben die Rede war), der Anwalt extremster Maßregeln seitens der republicanischen Majorität gegen den Süden. Eine ganz und gar anerkennenswerthe Wirksamkeit aber entfaltete er gleichzeitig als Vorsitzer des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten, zu welcher Stellung er seit dem 4. März 1861 berufen war, und in der er vollste Gelegenheit fand, sein gediegenes Wissen wie seine echt staatsmännische Anschauungsweise zu bethätigen.

Während des Präsidentschaftswahlkampfes, welcher der Berufung General Grants in's weiße Haus vorherging, wirkte Sumner mit der ganzen Autorität seines Einflusses für den erfolgreichen Heerführer. Ein desto größeres Recht hatte er daher, von dem neuen Präsidenten strengste Erfüllung alles dessen zu heischen, was er und die Partei, die ihm die höchste Ehre, welche einem Americaner zu Theil werden kann, übertragen hatten, von ihm forderten. Daß General Grant diesen Forderungen nicht entsprochen, gesteht heutigen Tages jeder unbefangene Mann auf dieser Seite des Oceans zu. Sumner und Carl Schurz waren es, welche sich zuerst von dem Präsidenten lossagten, seiner beschränkten Politik, seinem Nepotismus sowie seiner Unthätigkeit angesichts der überwuchernden Corruption mit Freimuth und Entschiedenheit entgegentraten, und endlich jene große Bewegung in's Leben riefen, die so stolz und hoffnungsvoll begann und die so kläglich endete, als man ihr gegen den Willen ihrer Führer Horace Greeley, den wackersten Mann aber den unglücklichsten Gegencandidaten gegen General Grant aufescamotirte — die liberale Bewegung des Jahres 1871 und 72. Wie Schurz blieb auch Sumner trotz Greeley dem einmal gewählten Banner treu. Aber krank, wie er damals war, stürzte er sich nicht gleich dem jüngeren Freunde und Kampfesgenossen in das Gewühl einer Wahlschlacht, die, von vornherein verloren, denn auch mit einer vernichtenden Niederlage der Liberalen d. h. mit Grants Wiederwahl, endigte, sondern wandte sich nach Europa, das ihm schon einmal die gesuchte Heilung gegeben. Nicht umsonst sollte er auch dieses Mal den Ocean gekreuzt haben. Wenigstens schien es so. Frischer und kräftiger, als man ihn seit langem gesehen, kehrte er zurück, um im Senat sofort den Kampf gegen die Corruption wieder aufzunehmen, den er zwei Jahre vorher Seite an Seite mit Schurz, in der unerquicklichen Frage des Waffenhandels der americanischen Republik mit Frankreich während des deutsch-französischen Krieges so schneidig eröffnet hatte. Sein ganzes Wesen schien wieder Elasticität und Frische. Noch in den letzten Tagen hatte er sich an der Debatte über die philadelphier Weltausstellung, gegen eine solche zu Gunsten einer nur nationalen Exposition Stellung nehmend, betheiligt, — da riß ihn der dunkle Gott hinweg. Der Zurückbleibende aber, der über des geschiedenen Mannes öffentliches Leben zu Gericht sitzen will, nehme nur dieses Leben selbst. Es ist sein bestes eigenes Urtheil. Wie kein zweiter unter seinen Landsleuten hat Sumner während des letzten Vierteljahrhunderts unablässig vor den Augen der Nation gestanden. Ein Irrthum ihrerseits über ihn ist unmöglich. Eine geradezu leidenschaftliche Nationaltrauer hat an seiner Bahre die Ehrenwache übernommen. Sie ist eine echte, muß eine echte sein. Und darum ist sie auch eine gerechte und sagt über den Todten nicht nur das Schönste, sondern auch das Richtigste.

New-York. Udo Brachvogel.

## Literatur und Kunst.

### Vorne.

Weiß es Wer, Geheimnißvolle,
Was du Tiefes schaffst und webst?
Was du gräbst in erz'ne Rolle,
Und nach welchem Ziel du strebst?
Alles Große wird auf Erden
Nur durch deinen Sieg vollbracht,
Doch du zagst, geseh'n zu werden,
Und verhüllest dich in Nacht.

Vor dem Mächt'gen sinkst du nieder,
Der dich zu vernichten meint,
Während um so größer wieder
Dein erdrücktes Recht erscheint.
In die Schwerter todestrunken
Wirfst du dich, und sinkst hinab,
Wie für alle Zeit versunken,
In Vergessenheit und Grab.

Wirfst du nicht, Verschwenderische,
Millionen Leben hin,
Um in ewig neuer Frische
Ueber sie hinwegzuzieh'n?
Taumelnde Triumphe feiernd
Die Verwüster, aber du
Wandelst in noch dunklen Schleiern
Ungebornen Tagen zu.

Selbst die Schönheit, selbst Gebilde
Von vollendeter Natur
Schufst du für die erz'nen Schilde,
Für den Tritt der Horde nur.
Wo Verwünschung folgt dem Würger,
Schleicht dein Knecht, der Tod, vorbei,
Löst das Bündniß edler Bürger
Und der Völker Band entzwei. —

Aber fern davon indessen
Hast du schon gelegt die Saat,
Daß nach Jahren unermessen
Auferstehn die neue That.
Um das Ach der dort Erdrückten
Um den Blut- und Thränenraub
Warfest du die goldgeschmückten
Götterbilder selbst in Staub.

Doch sie blieben! O sie rufen
Um so tiefre Sehnsucht wach;
Auf den stets erhöhtern Stufen
Wird die Qual ein sanftres Ach.
Marmor wird zur Seelentiefe,
Fries und Sims beredter Mund,
Und es gibt die Hieroglyphe
Ihrer Mumie Lächeln kund. —

Was des Denkers Müh'n ersonnen,
Der Erkenntniß letztes Reis,
Was der Weisheit Hand gesponnen
Gibst du Henkers Fäusten preis,
Daß wie weggefegt erschiene,
Was die Menschheit hart errang? . .
Nein! Daß ganz es sie verdiene,
Nie ermatt' ihr höchster Drang!

Nicht zu nennen, nicht zu schauen,
Aber über Tod und Fall
Schwebst du, wie ein Morgengrauen,
Immerwährend, überall!
Wie am Wüstensaum die Pflanze
Nur vom Thau der Sterne lebt,
Ist es dir das Weltenganze
Was auch deine Schwingen hebt.

Hermann Klugg.

Digitized by Google

## Ueber den Anspruch auf Originalität beim Lustspiel.

Von Ernst Wichert.

Daß eine Lustspielnovität originell sei, scheint ein sehr berechtigter Anspruch.

Was aber an einer Novität neu sein müsse, um ihr die Anerkennung einer dichterischen Originalschöpfung zu sichern, darüber kann Streit sein und ist täglich Streit. Wer sich die Mühe nehmen will, die kritischen Aeußerungen über neue Lustspiele zu verfolgen, wird selbst da, wo ein gewisser Erfolg zugegeben werden muß (vielleicht da gerade am häufigsten) immer wieder den Einwand antreffen, es mangle dem Stücke doch an Originalität: der Stoff sei verbraucht, oder man begegne wieder den alten Bekannten, oder es handele sich wieder um die beliebten Verwechselungen, und die eine oder andere Situation erinnere an bereits oft Gesehenes u. s. w. So richtig nun auch gewiß in den meisten Fällen die Thatsache ist, und so oft auch der daran geknüpfte Tadel ganz gerechtfertigt sein mag, eben so oft scheint mir letzterer doch auch aus einer Verkennung dessen hervorzugehen, was heutzutage an einer Lustspielnovität überhaupt oder an einer Lustspielnovität von einer bestimmten Art noch originell sein kann. Wer erwägt, daß durch mehr als zwei Jahrtausende bei den Culturvölkern immer und immer wieder der Versuch erneut ist, dem Boden, auf dem das Lustspiel gedeihen kann, Früchte abzugewinnen, daß sich bei dieser Ernte eine sehr große Zahl von Schriftstellern betheiligt und daß einzelne fruchtbare Autoren allein Hunderte von Stücken geschrieben haben, sollte sich vielleicht eher darüber wundern, bei einer Neuschöpfung noch irgend etwas Originelles anzutreffen, als das Verlangen stellen, daß jede Neuschöpfung durchaus originell sein, also in keinem Theile an etwas Bekanntes anklingen solle. Doch das wäre eine captatio benevolentiae. Die billige Kritik wird allerdings die Schwierigkeit einer Leistung nicht unbeachtet lassen, wenn es Lob auszutheilen gilt; aber sie darf sich des Rechtes nicht begeben, den Mangel an Originalität aufzuweisen, wo er wirklich vorhanden ist, unbekümmert darum, wie leicht oder schwer der Fehler zu vermeiden war. Nur dann ist dieser Vorwurf wirklich nicht begründet, wenn er sich gegen den Gebrauch von Formen wendet, an die nun einmal diese Gattung des Dramas gebunden ist, oder wenn er Originalität bei Eigenschaften vermißt, die gerade nicht die Wesenheit der vom Dichter gewählten Species ausmachen. Vielleicht gelingt es dem Genie, zu einem ganz neuen Lustspielstoff eine ganz neue Lustspieltendenz, eine ganz neue Darstellungsweise zu entdecken — dergleichen ist allemal unberechenbar; so lange aber Talent, Erfahrung und Uebung sich am Lustspiel versuchen, werden gewisse Concessionen unvermeidlich, bestimmte Grenzen für den Anspruch auf Originalität anzuerkennen sein, wenn von einer Production in dieser Richtung überhaupt noch die Rede sein soll. So unbeschränkt das Feld ist, auf dem Roman und Novelle arbeiten, so enge bemessen ist trotz allem gegentheiligen Schein die Schranke, die das Lustspiel einzuhalten hat, wenn es bühnenwirksam sein will; und für das Lustspiel mehr, als für jede andere Gattung des Dramas ist die Bühnenwirksamkeit ein wesentliches Erforderniß.

Tendenz nenne ich den vom Dichter gesetzten berechtigten Zweck der Dichtung. Eine bestimmte allgemeine Tendenz muß jedes Lustspiel haben; nur wenn der Zweck unberechtigt ist, d. h. außerhalb der Grenzen der Poesie oder der besonderen Gattung derselben liegt, entsteht das, was man in tadelndem Sinne ein Tendenzstück nennt. Die Komödie kann entweder einen politischen oder einen ethischen oder einen bloßen Vergnügungs-Zweck haben. Der ästhetische Zweck ist den drei Tendenzrichtungen gemeinsam.

Die Komödie des Aristophanes war eine eminent politische. Wenn sie keine Nachfolge gefunden hat (vielmehr nur ihrer Darstellungsweise nach zu ganz anderen Zwecken nachgeahmt ist, ohne auch in dieser Umgestaltung die Bühne gewinnen zu können), so hat dies seinen nächsten Grund wohl darin, daß auch das Staatswesen, das jene Komödie kritisiren durfte, sich im ganzen Verlauf der Geschichte nicht wiederholte. Die politische Komödie an sich wäre heute gerade so denkbar, wie vor zweitausend Jahren, und sie könnte hervorgebracht werden ohne jede Anlehnung an die aristophanischen Stoffe und Darstellungsformen, ganz den Bedürfnissen unserer jetzigen Bühne entsprechend, wennschon nie mit derselben Wirkung, da es nicht mehr möglich wäre, das ganze Volk zum Zuschauer zu setzen. Wenn gleichwohl eine Komödie mit rein politischer Tendenz nicht mehr versucht wird*), so ist die Schuld nicht einzig und allein auf den modernen Polizeistaat zu schieben, der ihre Darstellung nicht zulassen würde: sie würde auch allemal zu spät kommen in einer Zeit, in der die Presse schnell und wirksam das politische Urtheil klärt. Gänzlich ist gleichwohl die politische Tendenz nicht aus unserer Komödie geschwunden; sie findet sich im Couplet der Posse vertreten, so zahm oder so beißend, wie es die Zeitverhältnisse gerade gestatten. Auch brachten die Kriegsjahre einzelne Stücke, in denen unmittelbare Zeitereignisse zu dem Zwecke vorgeführt wurden, um den patriotischen Eifer zu stärken, oder der Freude über das Gelingen des nationalen Werkes erhöhten Ausdruck zu geben. Leider war auch da die Stimmung so schnell wechselnd, daß dem Dramatiker die Ausprägung der Kunstform in den seltensten Fällen gelang. Von dem heutigen Lustspieldichter eine satirische Komödie von politischer Tendenz verlangen, hieße ihn verdammen, lediglich für sich selbst zu schreiben.

Eine wichtigere Rolle spielt im Lustspiel die sittliche Tendenz, die sich bald im Allgemeinen auf Besserung der Moral, bald speciell auf die Klärung des Urtheils über sociale Zustände gerichtet zeigt. In jedem Lustspiel freilich präsentirt sich ein Theil oder Bruchstück der bürgerlichen Gesellschaft; aber es macht doch einen erheblichen Unterschied, ob die Figuren harmlos hingestellt sind, um eine heitere Handlung zur Anschauung zu bringen, oder ob Handlung und Charaktere gerade so erfunden sind, wie sie am eindringlichsten die Lächerlichkeit oder Fehlerhaftigkeit irgend eines socialen Zustandes oder eines sittlichen Gebrechens darzustellen vermögen. Wiegt die Tendenz des Besserns oder Bekehrens vor, so entsteht, je nachdem wieder gegen die sociale Unordnung im Allgemeinen, oder gegen die Unsitte und lächerliche Ausschreitung des Einzelnen satirisch polemisirt wird, das, was man „ein Sittengemälde", oder was man „eine Charakterkomödie" zu nennen pflegt. Es ist hier nicht der Ort, den Mißbrauch nachzuweisen, der so oft mit dieser Bezeichnung, sehr zum Schaden der Bühne, getrieben wird, indem die Tendenz nur zum Deckmantel dienen muß, um die eigentliche Absicht des Autors zu verhüllen, die in Wahrheit auf nichts anderes geht, als auf die Darstellung einer raffinirt pointirten unsittlichen Handlung zu dem Zwecke, den frivolsten Neigungen des Publicums Befriedigung zu verschaffen, der Scandalsucht Stoff zuzutragen. Auch die Tragödie kann in derselben Weise gemißbraucht werden. Hier war nur die Verschiedenartigkeit des Lustspiels nach der Tendenz nachzuweisen und darauf aufmerksam zu machen, daß ein Stück dieser Art seine Originalität im Wesentlichen in der Aufdeckung eines neuen Gebietes gesellschaftlicher Uebelstände oder charakteristischer Zeitschwächen und in der satirischen Beleuchtung desselben zu suchen hat, daß es ihm aber auf Spannung durch die Fabel oder auf Belustigung durch komische Situationen viel weniger anzukommen braucht. Da es ferner vom Zuschauer eine gewisse Einkehr in sich selbst verlangt und auf Beschämung ausgeht, kann es zwar durch Witz und Spott zum Lachen reizen, aber nie in einen behaglichen Zustand versetzen. Auch wenn es sich von eigentlicher Lehrhaftigkeit fern hält, bleibt seine Devise doch das „Erkenne Dich selbst", und da diese Selbsterkenntniß nie schmeichelt, gewährt sie auch nur ernsten und sittlichen Naturen Unterhaltung, während der leichtfertige Zuschauer sich bald gelangweilt oder geärgert fühlt.

Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß jedes Lustspiel, das vorwiegend dem Vergnügungszweck dient, sich nothwendig gerade an diesen leichtfertigen Theil des Publicums wenden müsse. Kein Verständiger kann sich der Einsicht verschließen, daß unsere moderne Bühne, auf der täglich gegen ein Eintrittsgeld gespielt wird, darauf angewiesen ist, für Unterhaltung zu sorgen; und gerade das Lustspiel hat die natürliche Aufgabe, diesem Bedürfniß der Erheiterung und geistig-gemüthlichen Erfrischung nach des Tages Lasten und Sorgen zu genügen. Es kommt hier wesentlich auf die Qualität

*) In dieser Allgemeinheit ist die Behauptung nicht zutreffend. Hamerling hat mit seinem „Teut" den allerdings nicht gelungenen Versuch gemacht; namentlich aber darf Victorien Sardou mit seinem „Rabagas" und „Onkel Sam" nicht ignorirt werden. D. R.

Digitized by Google

der Unterhaltung an; ganz verkehrt ist es aber, ein Lustspiel gerade deshalb, weil es gut unterhält, kritisch zu degradiren; als wäre es der Bühnenkunst unwürdig, mit Erfolgen dieser Art zu rechnen. Mag immerhin im Allgemeinen der literarische Werth solcher Erzeugnisse zurückstehen (eine Nothwendigkeit ist dies keineswegs, schon weil sicher der Humor ein so gutes Recht hat wie die Satire, und die Formvollendung bei allen Gattungen eine gleich große sein kann), so wird sich doch nicht verkennen lassen, daß die Bühnenwirksamkeit ein nicht zu mißachtendes Erforderniß des zur Aufführung bestimmten Dramas ist, und daß dieselbe sich steigert, je mehr es gelingt, ein durchaus heiteres Spiegelbild des wirklichen Lebens zu geben, alle Disharmonien in humoristischer Weltanschauung aufzulösen und den Verkehrtheiten der Welt, ohne sie zu beschönigen, die komische Seite abzugewinnen. Man versteht heutzutage geradezu unter einem Lustspiel nur ein lustiges Spiel, das sich mit der künstlerischen Nachahmung einer gut verlaufenden Handlung aus dem Leben der bürgerlichen Gesellschaft zum Zwecke der Erheiterung und Befreiung des Gemüths beschäftigt, und gibt den dramatischen Erzeugnissen mit anderer Tendenz auch gern einen anderen Namen, wennschon sie nach ästhetischen Anforderungen zu derselben Hauptgattung gehören. Unsere namhaftesten deutschen Lustspieldichter haben gerade diese heitere, vorwiegend auf gemüthvolle Unterhaltung bedachte, die menschliche Verkehrtheit mehr humoristisch illustrirende als satirisch ironisirende Komödie cultivirt und damit so gute Erfolge erzielt, daß dem specifisch deutschen Lustspiel, wenn überhaupt von einem solchen gesprochen werden darf, diese Grundeigenschaften beigelegt werden müssen.

Der Beweis ist reichlich geführt, daß der Vergnügungszweck sehr wohl mit dem Kunstinteresse verträglich sein kann und daß die Schaubühne als eine moralische Anstalt nichts dabei von ihrer Würde einbüßt, wenn sie ihn als mitberechtigt anerkennt. Nur darf er nicht für sich allein etwas gelten wollen, sich von künstlerischen Mitteln emancipiren; er ist um so berechtigter, je befriedigender auch für den gebildeten Zuschauer seine Wirkungen sind. Er schließt dabei durchaus nicht die sittliche Tendenz aus, stärkt sich vielmehr an ihr, aber er erlaubt allerdings nicht die Charakteristik gesellschaftlicher Zustände und menschlicher Gebrechen, deren Krankhaftigkeit ernstliche Besorgnisse einflößt. Die Schwächen und Verkehrtheiten, die dieses Lustspiel behandelt, müssen von der harmlosen Art sein, die ein Erkennen der eigenen Lächerlichkeit ohne zu tiefe Beschämung, eine Umkehr auf den rechten Weg allemal möglich macht; keine seiner Figuren darf einen Zug von Liebenswürdigkeit ganz entbehren, der schließlich den Zuschauer mit allen Verirrungen freundlich aussöhnt. Daß dieses Lustspiel nur dann Anerkennung beanspruchen darf, wenn es zugleich ein zutreffendes Zeitbild ist, also nicht nur typische Charaktere im Allgemeinen in Action setzt, sondern ihnen den besonderen Gehalt gibt, der sie als moderne Weltkinder kennzeichnet (vom historischen Lustspiel ist hier überall nicht die Rede), kann sich von selbst verstehen. Ebenso ist es dem Lustspiel, das den Vergnügungszweck verfolgt, durchaus nicht versagt, seinen Stoff aus dem öffentlichen Leben zu greifen; ja es wird, je anregender es sein will, desto mehr bemüht sein müssen, seine Charaktere so zu construiren, daß ihre Beziehungen zu dem, was Staat und Gesellschaft bewegt, erkennbar werden. Aber es muß sich dabei allerdings immer der Aufgabe bewußt bleiben, ein heiteres Spiegelbild des Lebens zu geben, oder mindestens mit einem solchen abzuschließen, mit freiem Humor über dem Parteihader zu stehen und für die Wunden, die der satirische Stachel reißt, auch den Balsam zu finden, der ihre Heilung ermöglicht. Einen monumentalen Bau kann die Dichtung freilich aus diesen Elementen nicht aufrichten, aber es steht nichts im Wege, die Thüren und Fenster des Privathauses, in dem sie sich wohnlich einrichtet, weit zu öffnen und von der Straße einzulassen, was sich dort in der Oeffentlichkeit tummelt.

Ist hienach der dramatische Autor durch die Tendenz, von der er sich bestimmen läßt, auch zu einer bestimmten Behandlungsart des Lustspielstoffes genöthigt, so daß er also vollkommen originell nur dann erscheinen könnte, wenn er im Stande wäre, eine ganz neue Richtung einzuschlagen, so läßt sich auch leicht darthun, daß er unter wenigen Darstellungsweisen zu wählen hat, und daß man ihm, wenn er die eine oder die andere wählt, einen Mangel an Originalität nicht vorwerfen darf. Es kann eigentlich nur zwei Darstellungsweisen geben: entweder nämlich personificirt der Autor eine Lächerlichkeit und erfindet zu diesem Hauptcharakter eine Handlung, die möglichst viel Gelegenheit bietet, denselben in seinen specifischen Eigenschaften als Personification jener Lächerlichkeit von allen Seiten zu exponiren, oder er erfindet eine heitere Handlung, die sich selbst Zweck ist, und componirt dazu die komischen Charaktere, die sie wirksam in Scene zu setzen am geeignetsten scheinen. Ein Lustspiel der ersteren Art kann man wieder eine Charakterkomödie, ein Lustspiel der zweiten Art eine Situationskomödie nennen. Originell ist das erstere, wenn es zu den schon bekannten Charakteren einen neuen Charakter als Träger der Handlung zufügt, das letztere dagegen, wenn es eine neue Erfindung in Bezug auf die Lustspielidee, die Fabel oder die aus derselben hervorgehenden komischen Situationen bringt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Waldfried.

Eine vaterländische Familiengeschichte in sechs Büchern von Berthold Auerbach. Stuttgart 1874, Cotta. 3 Bde.

### II.

Es ist bei der Besprechung des geschichtlichen Theils des „Waldfried" schon darauf hingewiesen worden, daß die Form dieser Erzählung — die des Tagebuchs — der Composition ganz besondere Bedingungen auferlegt. Dies tritt nun, wenn wir den „Roman im Tagebuch" näher in's Auge fassen, noch deutlicher und bestimmter hervor. Der Verfasser mußte auf die gewöhnlichen und wirksamen Hülfsmittel zur Hervorbringung der Spannung und Erregung: auf die Verschiebungen und Zusammenschiebungen der Situationen, auf die Einschachtelungen und Verwickelungen verzichten. Er war ferner genöthigt, um das Schicksal derer zu schildern, welche dem Schreiber des Tagebuches nicht so nahe stehen, als daß derselbe mit eigenen Augen ihren Lebenslauf hätte verfolgen können, — er war genöthigt, diese dem Verfasser ferner stehenden Persönlichkeiten ihre Lebensgeschichte berichten zu lassen.

Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, wie dieses Verbot und dieses Gebot die Composition erschweren, und welcher Kunst es bedarf, um die drohende Gefahr der Monotonie zu bewältigen — die Gefahr der Einförmigkeit und der entsetzlichen Langweile, welche der Gesetzgeber des französischen Parnaß als das Kind der Einförmigkeit bezeichnet:

„L'ennui naquit un jour de l'uniformité".

Auerbach hat auch hier die harten Bedingungen der von ihm einmal gewählten Form acceptirt und sich der Nothwendigkeit gefügt, die Handlung nicht in ihren mannichfachen Verschlingungen, sondern an dem stetig fortlaufenden Faden des nach und nach Geschehenden darzulegen. Wie in der Wirklichkeit selbst, so setzt sich auch in dieser Niederschrift des als wirklich Dargestellten das Leben aus einzelnen Momenten fort, und ein Glied der Kette reiht sich an das andere. Aber die Glieder dieser Kette sind keineswegs gleichartig; sie unterscheiden sich, die einen von den anderen, durch ihre Gestalt, durch ihre Schwere, durch ihren Stoff. Und wenn man diese Glieder aufmerksam betrachtet, so macht man die Wahrnehmung, wie zwischen einzelnen derselben, welche bisweilen weit auseinander liegen, doch eine ganz frappante Uebereinstimmung und verwandtschaftliche Gemeinsamkeit besteht. Aus dieser homogenen Beschaffenheit der Einzelnen combinirt die Phantasie des Lesers sich unwillkürlich ein Ganzes, sodaß sich aus dieser Kette dennoch verschiedene Gruppen zusammenstellen.

„Und nach und nach wird man verflochten . . .
Und eh' man sich's versieht, ist's eben ein Roman."

Der Dichter hat also seine Erfindung, wenn der Ausdruck gestattet ist, chronologisch auflösen und nach dem Datum vertheilen müssen. Es sei mir vergönnt, dies an zwei Beispielen zu zeigen.

Digitized by Google

Waldfrieds Frau stirbt. Auerbach schildert uns den Tod dieser vortrefflichen Frau auf einigen rührenden und ergreifenden Seiten, welche den ersten Band stimmungsvoll abschließen. Wenn man nun darauf achtet, wie in den folgenden beiden Bänden die Trauer des Gatten zum Ausdruck kommt, so wird man die Meisterschaft des Dichters bewundern müssen. Es ist so richtig, so ohne allen komödienhaften Aufputz, so rührend wahr, wie nur möglich. Zunächst ist der Schmerz unversöhnlich und rauh. Das gemeine Loos der Sterblichen erscheint Waldfried, da es seine Frau betroffen hat, wie etwas Ungeahntes, Unerhörtes. Er fühlt sich entfremdet, er meint wie Othello, es müßt' ein groß Verfinstern sein an Sonn' und Mond. Aber die Zeit träufelt ihren Balsam auf die Wunde. Durch Waldfrieds ernste Berufsgeschäfte, durch die Sorge um die Seinigen werden seine Gedanken gewaltsam von dem Gegenstande seiner tiefen Traurigkeit abgelenkt, und plötzlich — überraschend plötzlich — scheint der Schmerz ganz geschwunden zu sein. Auf eine kurze Spanne Zeit kehrt die volle Behaglichkeit in der Stimmung bei ihm wieder. Da ruft der liebe Blick eines Freundes, eines Verwandten, eines Kindes das Andenken an die geliebte Todte wach, und die Wunde springt auf und der Schmerz schreit auf's neue. Aber Waldfried steht mitten im Leben, und die Pflichten des Lebens rufen ihn von seiner wehmuthsvollen Beschaulichkeit ab und weisen ihn auf die bewegte Oeffentlichkeit; Waldfried ist eben kein Privatmensch, er ist wie der moderne Deutsche überhaupt ein Staatsmensch. Und so tritt wiederum der Schmerz um die geliebte Todte vor den Forderungen der Lebenden zurück. Von dem Andenken an die Gattin, welches Waldfried nun treu und stetig in seinem Herzen trägt, weicht aber jeder betrübsame und schmerzhafte Ausdruck; ihr Bild erglänzt mild in weihevoller Lieblichkeit, und so, in dieser Verklärung, geleitet sie auch im Tode wie im Leben den Gatten bis an das Grab. Waldfried spricht nicht mehr von seiner Frau; aber wo immer ein guter versöhnlicher Blick irgend eines geliebten Wesens den seinigen trifft, da meint er in rührender Täuschung, daß seine Frau ihn anblicke.

Das, was ich hier ungefähr zu charakterisiren versucht habe, ist im „Waldfried" nirgendswo im Zusammenhange zu lesen, aber auf den zerstreuten Blättern, die nebenbei über alles Mögliche chronologisch berichten, mit voller Bestimmtheit angedeutet.

Nicht minder fein dichterisch gestaltet und ebenso treu der Natur abgelauscht ist das Verhältniß Richards zu Annette, wie es Auerbach schildert.

Diese Annette ist wohl einer der feinsten und originellsten Charaktere, denen wir im „Waldfried" begegnen. Ich habe schon erwähnt, daß Annette eine getaufte Jüdin ist, die sich mit einem Offizier vermählt hat. Sie besitzt die hohen Verstandesgaben, das schlagfertige Urtheil und das empfindsame Gemüth ihres Stammes. Sie ist sich ihrer Vorzüge wohl bewußt und macht aus denselben kein Hehl; sie hat es sogar gern, wenn ihre glänzenden Eigenschaften bemerkt werden. Nicht nur aus eigenem Drange, auch für den Nachbar ist sie geistreich. Sie hat reizende Einfälle, aber sie kann nicht recht Maß halten; und so kommt es, daß sie durch eine zweite witzige Bemerkung eine erste, die nicht nur witzig, sondern auch treffend war, wieder zu schanden macht. Sie hegt das Verlangen, die Zustimmung des geehrten Publicums sich zu erwerben; sie erkundigt sich, ob man wirklich bemerkt, daß sie etwas Hübsches gesagt habe. Daher ihre Vorliebe für die Fragform, in welche sie ihre Gespräche kleidet. Sie schließt gern ihre kleinen Reden mit der Frage: „Habe ich nicht Recht?" oder „Was sagen Sie dazu?" „Ist das nicht auch Ihre Meinung?" — Dabei ist sie aber, wie sich dem Beobachter aus tausend kleinen Zügen kundgibt, nichts weniger als oberflächlich; im Gegentheil, sie besitzt einen Schatz vorzüglicher Gemüthseigenschaften; nur liebt es die Besitzerin nicht, ihr Capital in soliden Papieren anzulegen, sondern es macht ihr mehr Spaß, dasselbe in blanken Goldmünzen zu verausgaben. Das Vorhandensein dieses reichen Geistes und Gemüths kann nun einem so klar und scharf blickenden Manne wie Richard nicht entgehen. Er fühlt sich unwillkürlich zu ihr hingezogen, und als sie durch den Tod ihres Gatten ledig wird, erstarkt wider seinen Willen seine Neigung, obwohl ihm manche Aeußerlichkeiten zunächst mißfallen und ihn einige geradezu verletzen. Auch Annette fühlt sich durch einen starken Zug der Sympathie zu dem geistvollen jungen Gelehrten hingeleitet. Die Beziehungen dieser Beiden knüpfen sich unbewußt immer enger. Derjenige, der uns dies errathen läßt, Waldfried, scheint dies kaum zu bemerken. Auerbach hat dies mit größter Feinheit und Zartheit behandelt. Waldfried registrirt nur das, was er sieht und was geschieht, um das Gefühlsleben der Beiden kümmert er sich nicht. Und dennoch können wir, die wir das Tagebuch lesen, die ganze Entwicklung der Liebenden verfolgen. Die Zuneigung des Einen zur Andern bleibt bis zum Schluß unausgesprochen; sie gehen neben einander her, sprechen wenig mit einander, entzweien sich sogar bisweilen; anscheinend ist ihr Verkehr der allergewöhnlichsten Art, und doch entnimmt man aus den zerstreuten Bemerkungen die Gewißheit, daß Richard und Annette für einander bestimmt sind und sich von Herzen lieb haben. Wir durchleben mit ihnen die ganze Steigerung der Herzensneigung von dem aufkeimenden Interesse bis zur vollen Leidenschaft.

---

Durch die Ich-Form der Erzählung war, wie oben angedeutet wurde, ferner bedingt, daß die Personen, deren Leben Waldfried nicht kennt und deren Entwicklungsgeschichte nicht ignorirt werden darf, dem Verfasser des Tagebuchs ihre Geschichte erzählen müssen. Diese Schicksalsberichte häufen sich nun allerdings in einer etwas bedenklichen Weise. Es zeigt sich hier dieselbe Unzukömmlichkeit, welche sich dem Bühnendichter, wenn er sein Werk unter Berücksichtigung der sogenannten aristotelischen Einheiten componirt, entgegenstellen. Wie auf der Bühne in diesem Falle der unvermeidliche Bote oder die Begleiterin gewissenhaft den Bericht über die interessantesten Vorgänge hinter den Coulissen zu erstatten genöthigt ist — über lauter Dinge, die wir sehen möchten, und von denen wir eben nur den Bericht zu hören bekommen — so auch hier. Einen Theil des „Waldfried" könnte man die Berichterstattung über verlorene Leben nennen. Außer Martella sind es nicht weniger denn vier Personen, welche an Waldfried herantreten und ihm die allerverborgensten Geheimnisse ihres Herzens offenbaren.

Da ist zunächst der Förster Rautenkron, der, ohne daß er es gewußt und gewollt, in seiner Jugend einem kleinen Fürsten Häscherdienste geleistet und sich als Spion hat mißbrauchen lassen. Er ist der Menschenfeind und trägt an sich den Conflict des Menschen gegen sich selbst.

Da ist Baron Arven, ein vorurtheilsfreier, hochgebildeter Edelmann, der den harten Conflict des Menschen mit der Familie durchzukämpfen hat. Er ist mit einer vornehmen, oberflächlichen Czechin verheirathet, die er nicht liebt, und die keinen Sinn für sein Vaterland hat.

Da ist ferner der Oberst von Karsten, Waldfrieds Schwiegersohn, ein Mann von freisinnigen patriotischen Gefühlen, im Conflict gegen die Orthodoxie seines Standes, gegen die militärische Disciplin. Er begreift nicht, daß man einem Deutschen, weß Standes er auch sei, verbieten könne, die Säcularfeier von Schillers Geburtstage festlich zu begehen. Er meint, manche deutschen Fürsten, ja manche Dynastien könnten aus der Geschichte Deutschlands gelöscht werden, ohne daß man dessen gewahr würde; aber was wären wir, wenn wir Schiller entbehren müßten? Und doch hat man ihm als Offizier die Betheiligung an der Schillerfeier untersagt!

Da ist endlich Annettens Bruder, der Banquier Offenheimer, im Conflict ge gen die religiösen Vorurtheile der Mehrheit seiner Mitbürger. Ernst und verbittert klingen die Worte dieses „Stiefkindes im Stiefvaterlande", wenn es der Kränkungen gedenkt, die es lediglich dem Umstande zuzuschreiben hat, daß es von jüdischen Eltern geboren ist.

Digitized by Google

Alle diese Figuren haben Fleisch und Blut. Ein einziges Wesen in Auerbachs „Waldfried" läßt diese wohlthuende Natürlichkeit vermissen: ich meine Martella.

Martella könnte mir durch ihre manierirten Naturlaute die harmonische Wirkung, welche das Werk auf mich hervorbringt, beinahe verderben. Ich kann mir sehr wohl denken, daß auch diese Martella begeisterte Verehrer und namentlich Verehrerinnen finden wird; aber auf mich machen diese Nachwüchslinge der Mignon immer den Eindruck conventioneller Romanfiguren. Wir kennen sie ja alle, diese seltsamen Frauenzimmer mit dem verwunderten, scheu um sich blickenden dunkeln Auge, die sich über Nacht aus einem wilden Naturkinde zu einer folgsamen Musterjungfrau umwandeln; bei denen dann aber in irgend einem tragischen Momente die wilde Natürlichkeit wieder zum Durchbruch kommt, die dann mit einer ganz ungewöhnlichen Leidenschaftlichkeit tanzen, bis sie umfallen, Lieder singen, die kein Mensch verstehen kann, und allerhand Allotria treiben, welche mir ihren Umgang wenig begehrenswerth erscheinen lassen. Wir wissen, daß sie mit rothen Strümpfen in's Haus kommen und um keinen Preis diese rothen Strümpfe — das Symbolum ihrer unabhängigen Echtheit — ablegen wollen, bis sie eines Morgens, als auf ein sichtbares Zeichen ihrer völligen Bekehrung, auf die eigenhändig gestrickten weißen Strümpfe hinweisen, welche nunmehr ihre jungfräulich gesitteten Waden nicht mehr verlassen sollen. Von Zeit zu Zeit haben sie einen Hund, der bisweilen sogar Murrle heißt, der todtgebissen wird, und dessen Tod der wilden Besitzerin sehr nahe geht. So in „Waldfried" wie in vielen andern Romanen.

Die Einführung dieser Romanfigur in die sonst so schlicht und kunstvoll gehaltene Erzählung rächt sich: die einzige vollkommen unwahrscheinliche Scene wird durch diese unwahrscheinliche Martella herbeigeführt. Diese Vermischung von realistisch Verständlichem, — das unter Bezugnahme auf die Thatsächlichkeiten, die wir Alle kennen, den Eindruck der Wahrscheinlichkeit hervorbringt, — mit den romanhaften Zuthaten, deren Unmöglichkeit in die Augen springt, ist für die Wirkung überaus nachtheilig. Diese Bemerkung soll sich auf den im 7. Cap. des 4. Buches (II. S. 213 ff.) geschilderten Auftritt im Palais des Fürsten beziehen.

Der Fürst befiehlt Waldfried zu sich, um ihm für den am Entscheidungstage bekundeten patriotischen Eifer zu danken. Da meldet ein Lakai, daß eine Tochter Waldfrieds Einlaß beim Fürsten begehre, und der Fürst, zu welchem man mit jener Leichtigkeit, welche weniger auf realen Verhältnissen als auf der glücklichen Phantasie des Dichters beruht, den Zutritt erlangt, läßt diese Tochter auch ohne Weiteres eintreten. Martella „stürmt herein", wirft sich vor dem Fürsten auf die Kniee und sagt ganz verwirrtes Zeug. Der Fürst soll ihr ihren Verlobten, ihren Ernst geben. Waldfrieds Sohn Ernst, Martellas Bräutigam, ist im Jahre 1866 fahnenflüchtig geworden und seine Spuren sind verweht. Der Fürst wundert sich freilich ein Bischen; aber er verspricht doch auf der Stelle, zu thun, was er kann; jedoch habe er jetzt nicht Zeit, sie solle nur gehen, er werde die Begnadigung nachsenden. „Nein", antwortet Martella, „jetzt muß Zeit sein! Die ganze Welt muß warten!" Und sie verlangt einen Begnadigungsbrief mit einem großen Siegel darunter; sie segnet die Feder und die Dinte und den Siegellack und das Petschaft; und der Fürst geht wirklich auf die Laune des Naturkindes ein: er schreibt und siegelt, wie Martella es verlangt hat. Auf mich macht diese Scene den Eindruck einer jener gewöhnlichen Romanepisoden mittelmäßiger Erfindung, wie sie zu Dutzenden geschrieben werden, und ich hätte dieselbe in dem reifen, wohldurchdachten und sorgfältig ausgearbeiteten Werke Auerbachs gern vermißt.

Außer dieser Episode ist es eigentlich nur noch eine andere Einzelheit, welche unwahrscheinlich ist und einen starken romanhaften Beigeschmack hat: der verwundete Sohn der Felsenspinnerin Karl hat auf seinem Siechbette keinen andern Gedanken, als den an seine Mutter, und auf keine Frage eine andere Antwort als den herzdurchdringenden Schrei: „Mutter! Mutter!" Und als er so schreit, öffnet sich die Thür, und eine Stimme ruft: „Mein Kind! Mein Kind! Karl!" und Mutter und Sohn halten sich fest umschlungen. Mir will auch dieser Theatercoup nicht recht gefallen. Es ist ja möglich, daß das sehnliche Verlangen des Sohnes der alten Mutter daheim keine Ruhe läßt, daß ihr Instinct sie mitten in das feindliche, vom Kriege durchwühlte Land bis an das Schmerzenslager des Sohnes geleitet; aber in einem Werke, welches bestimmt ist, den Eindruck des wahrheitsgetreuen Berichtes hervorzurufen, und welches in der That beinahe durchgängig diese Täuschung mit großem Geschick aufrecht erhält, müssen, wie ich meine, auch Schilderungen solcher wahren Begebenheiten, welche erdichtet *scheinen*, vermieden werden.

„Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable."

Für ein Werk wie „Walfried" aber darf wohl nur das Wahrscheinliche verwerthet werden.

Im Uebrigen gehören gerade dieser Karl und diese Felsenspinnerin zu den liebenswerthesten Nebengestalten unserer Dichtung. Karl ist im Jahre 1866 gefangen genommen; wochenlang wird er für todt gehalten. Ganz wundervoll schildert uns Auerbach den herzzerreißenden Schmerz der alten Frau, die nichts auf der Welt besitzt, als ihren guten Sohn. Und als er nun wiederkommt, leibhaftig, frisch und gesund, — wie ergreifend und wie schlicht erzählt uns da der Dichter von der namenlosen Freude der Mutter, von der Theilnahme aller Dorfbewohner. Als Karl vor ihr niedersinkt, ihre Knie umfaßt und weint, da sagt die Felsenspinnerin: „Weine Du nicht, ich habe es genug gethan. Ich habe es gewußt: Du bist ein gutes Kind, Du thust mir das nicht an, daß Du vor mir stirbst". Und nun gehen sie in's Dorf, und des Wiesenbauern Marie, die eben ein Kleebündel auf dem Kopfe heimwärts trug, warf das Kleebündel ab, eilte auf Karl zu; aber vor ihm blieb sie wie erschrocken stehen. „Guten Tag Marie! Es freut mich, daß Du mir auch Willkommen sagst, sprach Karl. Er reichte ihr beide Hände und sie faßte sie. Sie sprach aber kein Wort. Wir gingen weiter, und als ich rückwärts schaute, sah ich Marie auf ihrem Kleebündel sitzen und sich mit beiden Händen das Gesicht bedecken."

Ganz prächtig zeigt sich auch hier Waldfrieds Großknecht, der philosophische Rothfuß, den ich mit Annette für den dichterisch gelungensten und originellster Charakter im „Waldfried" halte. „Man muß den Menschen den Gefallen nicht thun, daß man stirbt", sagt er, „Alles auf der Welt, nur nicht sterben" Rothfuß liebt es, wie man schon aus diesem Beispiel sieht, seine Gedanken in Sentenzen auszudrücken. Er hat weise Sprüche, z. B. „Nasser als naß kann man nicht werden". Das stärkt ihn in allen schwierigen Lagen des Lebens und gibt ihm allezeit fröhliche Zuversicht. Und wie richtig, unangreifbar ist sein Spruch: „Essen und Trinken ist die halbe Nahrung". Ja, es ist ein ganz prächtiger Mann, dieser alte, treue Rothfuß, der die tiefsten Probleme, welche die Menschheit bewegen, nach der Frage des Trinkens löst. Die Sklavenfrage gipfelt für ihn in der Frage, ob die Neger auch trinken können. Und da sie es können, entscheidet er sich ohne Bedenken dafür, daß sie Menschen sind. „Der Mensch allein kann Wein trinken, und wenn die Neger Wein trinken können, sind sie Menschen wie wir."

Ebenfalls scharf in der Charakteristik und mit sichtlicher Sorgfalt ausgearbeitet ist auch die Figur des norddeutschen Dieners, der den Spitznamen „Ikwarte" führt, — die Verkörperung der strammen norddeutschen Zucht, des unbedingten Gehorsams gegen den Vorgesetzten, des willenlosen Pflichtgefühls. Aber in der süddeutschen Umgebung erscheint der norddeutsche Säulenheilige doch etwas vereinsamt; und obwohl ihn der Dichter ersichtlich mit besonderer Vaterliebe behandelt hat, gelingt es dem fleißigen, bis zur Unzurechnungsfähigkeit pflichtgetreuen Ikwarte nicht, das Herz des Lesers so völlig zu erobern, wie es der gute alte Rothfuß durch seine Gemüthlichkeit sich mühelos gewinnt.

Digitized by Google

Wenn wir die Figuren überschauen, deren Bekanntschaft uns der Dichter des „Waldfried" vermittelt — welch' eine Fülle lebenskräftiger Gestalten, naturwahrer Menschen von Fleisch und Blut, die man nicht mehr vergessen kann, wenn man sie einmal gesehen hat! Annette und Rothfuß in erster Linie, sind wahrhaft meisterhafte Charaktere; und der alte Förster Rautenkron und der gelehrte Professor Richard, der praktische Ludwig und Waldfried selbst — sie Alle sind fertig, kein entscheidender Zug fehlt ihrer vollkommen entwickelten Individualität.

Unfertig erscheint mir nur Ernst, der Deserteur. Er ist, so lange er mit den Eltern im Verkehr, eine der anziehendsten Persönlichkeiten im Hause Waldfrieds. Gerade die Zerrissenheit in seinem Wesen macht ihn uns interessant und reizt uns, ihn näher kennen zu lernen. Da desertirt er und entschwindet in der That vollständig unserm Gesichtskreise. Immer und immer wieder denkt Waldfried und denken wir mit Waldfried an Ernst. Wir sind gespannt, in welcher Weise die Läuterung in diesem unruhigen, echt modernen Charakter vor sich gehen wird, wir ersehnen den Augenblick, da der verlorene Sohn von den Irrwegen seiner Jugend den richtigen Pfad zum Vaterhause wieder einschlägt; wir suchen ihn mit Martella überall, von den ersten Capiteln des Romans an bis gegen den Schluß; und als wir ihn endlich finden — ist er todt. Er ist im Kampfe für das Vaterland, das er in jugendlichem Unbedacht verlassen konnte, gefallen. Das ist vielleicht ein Fehler in der Composition. Von diesem Ernst erwartet man, wie gesagt, mehr. Wir haben das Verlangen, ihn noch leben und streben zu sehen, und wir zürnen der Kugel, die dieses junge Herz grausam durchbohrt.

Nach meinem Erachten ist es nun ein untrügliches Kennzeichen für den Werth einer erzählenden Dichtung, ob in uns, wenn wir das Buch bei Seite legen, starke Erinnerungen haften an bestimmte typische Persönlichkeiten, denen wir in dieser Dichtung begegnet sind; ob wir aus dem Buche eine Anzahl von Freunden herausnehmen, die unsere Gefährten im Leben bleiben. Trifft das zu, so kann man sicher sein, daß man das Werk eines echten Dichters gelesen hat. Und das ist hier der Fall. Die Familie Waldfried, ihre Angehörigen und das Hausgesinde bleiben uns unvergeßlich; auch das Gedenken an die prächtigen Episoden, wie Baron Arven, Offenheimer, Karl und die Felsenspinnerin verläßt uns nicht. Und wenn wir uns diese Schaar mehr oder minder sympathischer, aber allesammt lebenskräftiger Gestalten vergegenwärtigen, so machen wir die überraschende Wahrnehmung, daß mit einer einzigen Ausnahme keine derselben zu einer der positiven Religionen sich bekennt. Und diese Ausnahme, Waldfrieds orthodox fromme Tochter Johanna, welche mit einem Pfarrer vermählt war, ist nicht die liebenswürdigste. Von denjenigen, die wir achten und lieben lernen, kann man mit Gretchen sagen, daß sie wohl herzlich gut sind, aber von der Religion nicht viel halten; und um ihr Christenthum steht's schief. Aber es sind sittlich reine Charaktere, frei von Egoismus, rüstige Arbeiter für das gemeine Wohl; sie sind mild und versöhnlich, und insofern unterscheiden sie sich von den polemischen Naturen, welchen wir in Paul Heyses „Weltkindern" begegnen. Die Leute im „Waldfried" sind die echten Kinder des Dichters, welchen der sterbende Philosoph David Strauß als „geliebten Bruder in Spinoza", als „Syspinozista" begrüßte.

Die Eigenart Auerbachs tritt in diesem Buche überall hervor. Wir hören auf jeder Seite den sinnigen und gemüthvollen Mann und sehen überall den scharfen Beobachter, der für seine Wahrnehmungen immer den treffenden Ausdruck findet. Ist es nicht einfach und schön, wenn Waldfried von seiner Frau, die in der Krankheit das Gehör verliert, sagt: „Sie hat nur noch Freuden durch das Auge"; wenn Waldfried erzählt, wie er ein Sinnbild dessen findet, was zwischen Annette und Richard waltete: „Unter Brennnesseln wuchs ein Vergißmeinnicht"; wenn er von den gebildeten Juden sagt: „Sie sind nicht sowohl Juden als vielmehr Nichtchristen"; wenn er für die Schreibart eines Demagogen den prächtigen Ausdruck gebraucht: „Der Mann hatte ein besonderes Talent, das darin bestand, geschrieben zu schreien". Derartige Citate ließen sich verzehnfachen.

Und wie richtig ist seine Beobachtung! „Wenn Rothfuß mich lobt", erzählt Waldfried, „wendet er sich immer von mir ab und spricht in's Weite hinaus, als ob er der ganzen Welt sagen wolle, wie gescheidt ich sei". Als Martella zum ersten Mal in Waldfrieds Haus kommt und gute Nacht sagt, gibt sie zunächst der Mutter die Hand, „dann jedem von uns und dann nochmals der Mutter". Rothfuß und Ikwarte können sich wegen ihres verschiedenen Dialekts nicht gleich verstehen und deswegen schreien sie sehr laut: „Sie verstanden einander nur halb und meinten durch Schreien nachzuhelfen". Vortrefflich beobachtet ist auch der Zug jenes Pastors, der keinen Bettler abweist, aber dem Hülfsbedürftigen auch kein Almosen reicht. „Was nützt es Dir, wenn ich Dir auf eine Stunde helfe? Komm her! Und er las dem Bettler eine Predigt oder ein Capitel aus der Bibel vor. Seitdem meiden die Bettler sein Haus." Ein anderer Mensch wie Auerbach würde es auch schwerlich bemerkt haben, daß der Name des deutschen Reichskanzlers „Bismarck" in allen Sprachen der Welt gleichmäßig ausgesprochen wird.

Neben den hübschen und sinnigen Einzelheiten, in welchen die liebenswürdige Eigenart des Verfassers scharf hervortritt, finden wir auch gewisse Seltsamkeiten in dem Buche, die freilich ebenfalls die Vaterschaft Auerbachs deutlich erkennen lassen aber weniger allgemein gefallen; so z. B. die ganze Art und Weise wie Martella spricht; diese künstliche Natürlerei, die, um das Bild einer geistvollen Frau zu gebrauchen, zur wahren Naturwüchsigkeit sich verhält wie Erdbeerreis zur Walderdbeere.

Es läßt sich hier auch hinweisen auf die Liebhaberei Auerbachs für wenig gebräuchliche Wörter. Gleich auf der vierten Seite stoßen wir auf die „Großvaterwelt", die mich unwillkürlich an die „Mannesseele" erinnert hat; für Güte sagt Auerbach lieber „Gutheit", für Gehässigkeit „Hässigkeit", für grübeln „räthseln", „er ließ mich nicht lange räthseln", „ich räthsele darüber, wie es möglich sei"; bei ihm wird das Kalb nicht geschlachtet sondern „gemetzget", die Schwiegertochter ist seine „Söhnerin" — weshalb nicht „Schnur"? Er spricht davon, daß man einen Entschluß „ausreift", wofür doch das intransitive „ausreifen lassen" gebräuchlicher ist. Merkwürdig in der Construction ist auch „Bertha blieb mit den Kindern zu ihnen bis zur Beendigung des Feldzugs". Einen verzeihlichen Fingerfehler hat Auerbach selbst berichtet; er spricht einmal von der Schlacht bei Bunkershill und meint Bull-Run. Diese Berichtigung hat er, wie gesagt, selbst vorgenommen; er hätte gleichzeitig einen andern kleinen Fehler rectificiren können. Im ersten Band auf Seite 36 ist von dem Gebote, welches dem Kinde zur Pflicht macht, seinen Vater und seine Mutter zu ehren, die Rede. Auerbach hält dies für das fünfte Gebot; es ist aber das vierte.

Unwillkürliche Reminiscenzen sind die Vorlesung der Geschichte vom verlorenen Sohn aus der Bibel, welche lebhaft an die bekannte Scene in Otto Ludwigs „Erbförster" erinnert, und der Ausruf der Mutter (I. S. 239) „O, wenn man die Jammerschreie der Mütter in einen einzigen zusammendrängen könnte! Wo ist ein Mensch, der ihn hörte und noch am Leben bliebe?" Sicherlich, ohne sich Rechenschaft davon abzulegen, hat Auerbach dabei an die schönen Verse Hermann Linggs gedacht:

„Erwachten aber all die Schmerzensschreie
In einen einz'gen Jammerruf vereint
. . . . . .
Vor solchem Donner, solcher Sturmesfluth
Ich glaub', es müßt' entzwei die Erde brechen".

Der Effect, welchen Auerbach dadurch erzielt, daß er, dieweil die Welt aus den Fugen zu brechen droht, Staaten zu Grunde gehen und Reiche sich bilden, uns immer wieder an den heimathlichen Bach zurückführt, wo der Engländer steht und angelt, — dieser Effect ist etwas wohlfeil.

Digitized by Google

Findet man diese Ausstellungen zu geringfügig, so wolle man nicht vergessen, daß an einem Freunde, den wir ernstlich lieb gewonnen haben, uns auch der kleinste Zug, mit dem wir nicht ganz harmoniren, auffällt. Aber diese kleinen Unebenheiten schwinden gänzlich im Verhältniß zu den Vorzügen des Auerbach'schen Werkes. Es ist eine ehrliche, redliche Arbeit, von einer edeln Gesinnung eingegeben, und ausgeführt von einem starken dichterischen Vermögen und mit ernster Sorgfalt; es ist kein Roman, um den sich die Abonnenten der Leihbibliotheken reißen werden, aber es ist ein künstlerisches Werk von wirklicher Bedeutung, das in der Geschichte unserer modernen Literatur und unseres modernen öffentlichen Lebens bemerkt werden muß. Denn die Geschichte Waldfrieds ist die Geschichte des neuen Deutschlands; und mit größerer Berechtigung als Victor Hugo auf den Titel seines neuen Romanes „Quatre-vingt-treize" hätte Auerbach auf die erste Seite seiner vaterländischen Familiengeschichte die bedeutungsschweren Jahreszahlen setzen können: „1864 — 1871".

**Paul Lindau.**

## Notizen.

Das Militärgesetz wird nun hoffentlich bald erledigt sein. Die wunderbare Gabe der Deutschen, die interessantesten Dinge durch tiefgründliche und langgesponnene Erörterungen ihres Reizes zu entkleiden, hat sich auch bei dieser Gelegenheit wieder in vollem Maße bewährt. Maximal- und Minimalziffer, Friedenspräsenz, Normalsumme, Effectivstärke nebst Durchschnitt, 401600, 380000, 370000 Mann, das Alles und noch mehr schwirrte Wochen durch in den Blättern umher, daß dem Leser Hören und Sehen verging. Die Leute träumten zuletzt davon und viele sagten sich beim enttäuschten Erwachen in Erinnerung gewisser Krachs, daß es, was ihre eigene Lage angehe, mit dem Minimum viel mehr als mit dem Maximum seine Richtigkeit habe. Für den öffentlichen Gleichmuth und das geistige Wohlbehagen der Zeitgenossen wird der Uebergang zu anderen Materien ohne Zweifel vortheilhaft sein. Das sehr wünschenswerthe Aufhören des Streits wird nur der Feudalpartei, die auf die Erbschaft der in Folge des Militärconflicts abgesetzten Liberalen lauerte, überaus peinlich erscheinen. Diese braven Politiker speculirten nicht übel auf den Zwiespalt im feindlichen Lager, der ihnen wieder aufhelfen sollte. Unter der liberalen Aera, als die militärischen Schwierigkeiten auftauchten, hatte der frühere Ministerpräsident v. Manteuffel bemerkt: Wenn die Liberalen jetzt klug sind und dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, sind wir verloren. Aber zum Glück sind sie nicht klug! .... Man hoffte da drüben, die Sache werde jetzt einen ähnlichen Verlauf haben und richtete sich schon darauf ein. Die jeden Abend wechselnde Attitüde, das Denunciren nach oben und das hochfahrende Declamiren nach unten nahm sich sehr pikant aus. Als nun gar die Unterredungen vom Krankenbett in successiven einander gründlich widersprechenden Lesarten erschienen, da waren die Ultras wieder ganz obenauf. Auch gleichzeitige officiöse Preßmanöver, die mit unrichtiger Berechnung des Effects hervortraten, wurden von derselben Seite möglichst verwerthet. Rechnet man den über die Nationalliberalen ausgeschütteten Spott und Hohn der radicalen Blätter hinzu, so ließ das politische Charivari der Kaiserstadt um Ostern 1874 wirklich nicht viel zu wünschen übrig. Die Franzosen spitzten schon wieder die Ohren und machten ihre Calembourgs über den deutschen Hader, von welchem sie natürlich nicht eine Silbe verstanden. Es war eine Zerstreuung von ihren gegenwärtigen Sorgen und finanziellen Beklemmungen. Nicht als ob es so schlimm mit ihnen stände, wie allzu grau gefärbte Berichte aus Paris zuweilen behaupten. Die Bestellungen aus der Provinz und dem Auslande mögen nicht in vormals gewohnter Fülle eintreffen. Wenn aber der französische Bourgeois nicht so und so viel jährlich zurücklegt mit dem Hinblick auf das für das vierzigste oder fünfzigste Jahr geträumte Rentierleben, dann hält er sich schon für verloren und schreit nach einem Retter! Mit der Revanche hat es trotz ihrer großartigen Organisationen nebst Befestigungsprojecten seine guten Wege. Rache für Sedan bleibt das Feldgeschrei. Spricht man sie aber unter vier Augen, so gestehen sie ein, daß sie mit ihrem Effectiv auf dem Papier nicht viel ausrichten können. Nach wie vor müssen sie sich mit gräulichen Processen und scandalöser Chronik die Zeit vertreiben. Die Prinzessin von Beauffremont klagt auf Scheidung und vor Gericht werden Briefe von ihr vorgelesen, worin sie in raffinirt witziger Weise von ihrem Mann sagt: Il a l'absence douce! . . . Und welcher Fund war nicht der Bankrott und die Verurtheilung zu mehrjähriger Haft des Schwindlers Hügelmann, eines jener dreisten Abenteurer und Journalisten, mit welchen das zweite Empire so überreichlich gesegnet war. Nicht ohne Verwunderung hat man bei uns erfahren, daß der verstorbene, im Uebrigen reservirte und stolze Graf Bernstorff in London zu einem solchen Menschen noch während des Krieges in einem wenn auch spärlichen und nicht ganz aufgeklärten Verkehr stand. Die deutsche Vertretung am Hofe von St. James konnte solche Instrumente entbehren. Es war ein Pendant im verjüngten Maßstabe der Intrigue Regnier, deren Bewunderung eine robuste Natur voraussetzt. Wer sich mit den Bonapartisten einläßt, muß dafür büßen. Solche und ähnliche Vorgänge helfen indessen den Parisern über ihren Mangel an Glanz und Gloire hinweg. Wir können damit nicht concurriren. Das öffentliche Leben bewegt sich bei uns in engern Grenzen. Höchstens geht einmal das Märchen von der jesuitischen Vergiftung eines deutschen Diplomaten durch die Blätter, zur Strafe, weil er kurz vor seinem plötzlichen Tode eine schöne antiklericale Rede gehalten und zum Beweise, was alles in verlornen Stunden erzählt und geglaubt wird. Aber es hält nicht lange vor und die landesübliche Langeweile kehrt bald wieder. Ganz anders wäre die Aufregung, könnte der klerical-feudale Plan gelingen, der den Reichstag sprengen und die Nationalliberalen zugleich an die Luft setzen möchte. Daran wollten wir zur Ehre der politischen Logik und des gesunden Menschenverstandes bis zum letzten Augenblick nicht glauben.

* * *

Ueber die ersten Aufführungen des Kiel'schen Oratoriums „Christus" und des Ponsard'schen Schauspiels „Le lion amoureux" (übersetzt von August Förster) berichten wir in der folgenden Nummer. In dem Schauspiel gastirt Frau Helene v. Rackowitza-Dönniges.

Wie alljährlich so hat auch heuer die Charwoche eine Reihe von Gästen nach Berlin gelockt. Im Residenztheater hatten sich die sächsischen Hofschauspieler Dettmer, Dessoir, Karl Koberstein, Richelsen, Frl. Guinand und Frl. Masson aus Dresden zu einem Gesammtgastspiel vereinigt. Die dresdener Künstler fanden hier eine sehr freundliche Aufnahme, namentlich in den kleinen Conversationslustspielen. Nur die Vorstellung des vortrefflichen Lustspiels „Er muß auf's Land" mißglückte. Unser Publicum, welches die Komik des einen Hauptdarstellers übertrieben und die Improvisationen desselben nicht ganz nach seinem Geschmacke fand, machte aus seinen Gefühlen der Mißbilligung kein Hehl.

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater brachte am Donnerstag, 2. April, endlich die oft angekündigte, und in Folge aller möglichen leidigen Zwischenfälle immer wieder vom Repertoire abgesetzte Posse „Ziegenlieschen" von Emil Pohl zur ersten Aufführung. Die Posse enthält sehr scherzhafte Situationen, einige äußerst gelungene Typen (die Kartenschlägerin, den Wagner-Enthusiasten, die heirathssüchtige Wittib ꝛc.) und eine unglaubliche Fülle guter und schlechter Kalauer. Das Material zu einer erfolgreichen Posse ist also da. Wenn der volle Erfolg bei der ersten Aufführung gleichwohl ausblieb, so lag dies an der unmäßigen Gedehntheit namentlich der letzten Bilder. Vielleicht geben einige resolute Amputationen der Posse noch Gesundheit und ein langes Leben. Die Musik von Arno Kleffel ist recht hübsch, melodisch und gefällig, aber es fehlt ihr die Keckheit, die Pointe, die witzige Rhythmik, welche August Conradi und nach diesem Bial für die Musikeinlagen in den Possen typisch gemacht haben. (Max Schulz, Ad. Neumann und namentlich Frl. Elise Schmidt spielten vortrefflich.)

Eine äußerst interessante Vorstellung fand am Sonnabend, 4. April, im Wallnertheater zu einem wohlthätigen Zwecke statt. Wir hatten die Gelegenheit, vier der bedeutendsten norddeutschen Schauspieler Theodor Döring und Frau Erhartt vom Hoftheater, Friedrich Haase aus Leipzig und den Director des Wallnertheaters Theodor Lebrun in dem Iffland'schen Schauspiele „Der Spieler" zusammen wirken zu sehen. Dörings Meisterleistung als Posart ist allbekannt; Frau Erhartt entfaltete als Baronin von Wallenfeld ihre volle dramatische Kraft und spielte mit ergreifender Wirkung — der Schrei, den sie beim Wiedersehen ihres Vaters ausstieß, war geradezu großartig; wenn Frau Erhartt in Paris spielte,

Digitized by Google

so würden die Leute das Theater besuchen, um den Schrei im „Spieler" zu hören, wie sie früher in das Vaudevilletheater wallfahrteten, um Frau Doche als Camelliendame husten zu hören —; ebenso gestaltete Lebrun aus dem Geheimrath v. Wallenfeld einen lebenswahren prächtigen Typus. Herr Kurz verdient wegen seiner vorzüglich wirksamen Darstellung des alten Lieutenants Stern noch eine besonders lobende Erwähnung; ebenso das theatralische Wunderkind Selma Richter.

Die Titelrolle spielte Friedrich Haase. Er wurde lebhaft beklatscht. Es ist auch ganz in der Ordnung, daß das Publicum einem so geistvollen und sauber zuspitzenden Künstler seine volle Sympathie entgegenbringt. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir den Beifall am vergangenen Samstag mehr auf die Gesammtleistungen als auf diese Specialleistung Haases beziehen; denn diese letztere erschien uns wenigstens durchaus nicht beifallswürdig. Wir standen vor einem Räthsel, dessen Lösung wir noch immer nicht gefunden haben. Was Haase mit dieser sonderbaren Auffassung und befremdlichen Durchführung der Rolle des Spielers bezweckt, weshalb er mit Vorbedacht alle seine hervorragenden Eigenschaften als Darsteller in den Schatten gerückt und seinem Talente Gewalt angethan hat — wir wissen es nicht. Er, der sonst die Natur so scharf beobachtet und gewisse Züge mit einer so vollendeten Kunst zu reproduciren weiß, daß viele seiner Rollen Typen geworden sind, dessen Leistungen sich immer zusammensetzen aus einer Summe spitziger und accurat ausgearbeiteter Feinheiten, verfiel hier auf einmal in den Fehler, den man gerade ihm am wenigsten zugetraut hätte: er übertrieb nach jeder Richtung hin — ore, visu, gestibus. Die übernächtige Mattheit wurde von ihm zu einer ohnmachtartigen Hinfälligkeit, der Halbrausch zur Volltrunkenheit gesteigert. Der Ausdruck seines Auges wechselte beständig mit jäher Unvermitteltheit und das schwer verständliche Piano wurde fast in jeder längeren Rede zwei-, dreimal durch ein brüskes Forte abgelöst, zu welchem das nicht überkräftige Organ unsres Künstlers nur mit der äußersten Anstrengung das erforderliche Material erbrachte. Ebenso wurden seine Bewegungen durch eine hastige Nervosität bestimmt, welche sich über alle Gesetze der Plastik hinwegsetzte. Offenbar hat Haase mit dieser eigenthümlichen Darstellung einen besonderen Zweck im Auge — dafür spricht die Einheitlichkeit in der Uebertreibung — wir bedauern, constatiren zu müssen, daß es uns diesmal beim redlichsten Willen nicht gelungen ist, seinen Intentionen auf den Grund zu kommen. Interessant war der „Spieler" trotz alledem; denn wenn es das gemeinsame Geschick aller Sterblichen ist, zu irren, so lange man strebt, so besitzt der geistvolle Künstler das Privileg, selbst da zu interessiren, wo er irrt.

## Offene Briefe und Antworten.

### Ueber die Gallicismen in der deutschen Sprache.

Geehrter Herr Redacteur!

Sie haben in der „Gegenwart" Ihren Lesern das Recht der freien öffentlichen Correspondenz eingeräumt; gestatten Sie auch mir, einem Ihnen völlig oder fast ganz Fremden, heute von dieser Befugniß Gebrauch zu machen, unmittelbar nachdem ich eben von der Lectüre des anziehenden Artikels „Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache", von Claus Groth, in Nr. 6 der „Gegenwart" zurückgekommen. Anregend ist der Artikel jedenfalls für jeden Leser, dem die Ehre seiner Muttersprache am Herzen liegt; ob aber ebenso befriedigend, ebenso überzeugend, ist eine ganz andere Frage. Ich gestehe, bei dem Lesen nicht weniger als vier unberechtigte Voraussetzungen bei Cl. Groth getroffen zu haben, nämlich diese:

1) Schon der Titel seines Aufsatzes ist eine Präoccupation des Lesers; wenn man will, eine petitio principii. Um seine vorgefaßte Meinung von dem Gegensatz der Mundart und der Schriftsprache zur Geltung zu bringen, redet Gr. von Fehlern der „Schriftsprache". Die Sprache unserer Classiker darf mit einem solchen Worte nicht degradirt werden; was Groth Schriftsprache nennt, ist zugleich in weiten Kreisen Sprache des Hauses und zugleich des Herzens.

2) Es heißt ferner ein Urtheil fällen, ehe die Acten spruchreif sind, wenn Gr. den Lesern ein unbeirrtes Sprachgefühl abspricht, die sprachliche Erscheinungen der bewußten Art nicht gleich ihm als undeutsch verwerfen. Zunächst vindicire ich unsern Sprachkünstlern in jenen Partien ihrer Werke, die von dem Hauche des Genius durchdrungen sind, eine tiefere lebendigere Kenntniß ihrer Muttersprache, als unsere grammatischen Theorien beanspruchen können.

3) Gesetzt aber auch, diese Constructionen wie lieben mit nachfolgendem Infinitiv, gefolgt als pass. Nominativ u. dgl. wären dem Deutschen von Haus völlig fremd: wer stempelt diese Wendungen dann gleich zu Gallicismen? Ich kenne das von Groth zu Grunde gelegte Werk noch nicht und imputire also dem Verfasser desselben nichts, aber Groth hat diese Behauptung zu vertreten, und ebenso Grimm, der bei gefolgt auch ruhig von dem französischen suivi de als Vorbild redet, vielleicht auch Sanders, der doch vorsichtiger das Französische nur vergleicht. Die Sprache der Griechen und Römer wimmelt von ähnlichen Erscheinungen; hic ames dici pater atque princeps, sagt der gute Horaz u. s. w. Soll einmal durchaus entlehnt sein: nun gut; was hindert, auf frühere Einflüsse zurückzugreifen? Ich freilich sehe für die meisten dieser Fälle die Nothwendigkeit nicht ein. Wenn ein Luther seiner Zeit schon folgen gelegentlich mit dem Accusativ verband — Belege bietet Grimm und das Lutherlexikon von Dietz —, so ist doch wohl nur ein Schritt zu der persönlichen Construction im Passiv. Unsern westlichen Nachbar brauchten wir nicht weiter zu bemühn. Und auch abgesehen von historischen Erwägungen: ist die Sprache einmal Werkzeug des Geistes, so handhabt er dasselbe und läßt sich nicht durch das Mittel in der Erreichung des Zweckes beirren. Wendungen wie gefolgt, geschmeichelt u. a. sind der raschen Mittheilung bequem und willkommen, und sind nicht gegen sonstige Analogien, weder in unserer noch in anderen Sprachen. Was endlich

Nr. 4 anlangt, das Correctiv, das wir an dem Studium der Mundarten gegen eine solche Verwälschung der Muttersprache haben sollen, so habe ich gleichfalls mit Vorliebe an dem Born der Volkssprache mich gelabt, und meine ersten Schritte in der Wissenschaft gerade von ihr aus gewagt. Aber Groth überschätzt auch hier den Werth des Volksthümlichen. Wir ahnen in der Sprache unserer Kinder wie in der des gemeinen Mannes die gewaltige Naturkraft des Volksgenius; aber diese Unmittelbarkeit ist nicht das Höchste. Die Sprache eines Goethe an der eines Bauern controliren zu wollen, heißt, um mich in einem bäuerlichen, aber nicht unpassenden Gleichniß auszudrücken, das Pferd hinter den Wagen spannen, oder, um auf ein anderes Gebiet überzugehen, einen gewandten Kopfrechner mit einem Gauß oder Newton, einen einfachen Glasschleifer mit einem Herschel zusammenstellen. Wir lernen unser Deutsch zu Hause und auf der Straße, und wir thun gut, wenn wir mit offenen Ohren zu hören wissen; es stände aber schlecht um uns, wenn hierin das A und O der sprachlichen Erkenntniß begrenzt und begriffen sein sollte.

Für Ihren Sprechsaal ist mein Brief, sehe ich wohl, etwas zu gedehnt geworden; wer aber fände das rechte Maß, wenn er von einem Gegenstande redet, der „sein Herz erfüllt". Nehmen Sie mir diese Redseligkeit wenigstens für Ihre Person nicht übel; dem Leser und Groth gegenüber will ich sie gern vertreten.

Mit Hochachtung

Ihr ergebener

Schwerin i./M. **Friedr. Lasendorf.**

* * *

Redaction des „New-Yorker Demokrat" in New-York. Mit Vergnügen nehmen wir Act von der Berichtigung des Irrthums, welcher sich in den Aufsatz „Eine wohl aufzuwerfende Frage" in der Nummer vom 28. Februar eingeschlichen hat. Es heißt dort, in America hätten „die Geistlichen weder die Befugniß, selber zu wählen, noch sind sie wählbar in die Volksvertretung. Das scheint uns eine harte Beschränkung gegenüber den Protestanten, den Juden, den Sectirern, die keine gegliederte Hierarchie haben". Diese Angabe beruht, wie Sie uns mittheilen, auf einem offenbaren Irrthum. „Die americanische Verfassung erklärt jeden Bürger für einen Wähler, ohne irgend eine Beschränkung auf Grund eines bestimmten Berufes. Es widerstrebt der americanischen Auffassung durch und durch, einen Bürger zu assumiren, der ohne das Wählerrecht ist, da das Wahlrecht gerade das Attribut par excellence eines jeden Bürgers ist."

Digitized by Google

# Inserate.


Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

## Arzt und Publikum.

Medicinische Skizzen
für
Laien und practische Aerzte
von
**Dr. Conrad Küster,**
pract. Arzte zu Berlin.

**Inhalt:**

1. Entwickelung und gegenwärtiger Standpunkt der Medicin.
2. Die gegenwärtigen practischen Vertreter der Medicin.
3. Medicin und Publikum.
4. Der Hausarzt.

8°. broch. Preis 15 Sgr.

## Usancen
der
## Berliner Fonds-Börse.
Ein Handbuch
**zum praktischen Gebrauch für Börsen-Interessenten**
von
**Aug. Schneider,**
Calculator der Preussischen Boden-Credit-Actien-Bank.

**Zweite verbesserte Auflage**
mit Berücksichtigung der am 1. Januar eingetretenen Veränderungen.

**Taschen-Format durchschossen auf Schreibpapier brochirt. Preis: 20 Sgr.**

Die vorliegende neue Ausgabe für 1874 ist unter reger Mithülfe aus betheiligten Kreisen **mit grösstmöglicher Genauigkeit und Sorgfalt** hergestellt, und dürfte um so mehr allen Anforderungen entsprechen, als die Einführung neuer Werthe, die allein öftere Ergänzungen nothwendig machen könnte, wohl fernerhin in nur sehr geringem Maasse stattfinden wird.

## Theater von Paul Lindau.
II. Auflage.
Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**
1. Band. 8. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

**Verlag von Otto Wigand in Leipzig.**

## Ritter's
## geographisch-statistisches Lexikon
über die Erdtheile, Länder, Meere, Buchten, Häfen, Seen, Flüsse, Inseln, Gebirge, Staaten, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Bäder, Bergwerke, Kanäle etc.
Mit Angabe sämmtlicher Post-, Eisenbahnen- und Telegraphenstationen der wichtigeren Länder.
**Für Post-Bureaux, Comptoirs, Kaufleute, Fabrikanten, Zeitungsleser, Reisende, Handwerker, Real-, Industrie- und Handelsschulen.**
Sechste, gänzlich umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.
Unter der Redaction von
Dr. Otto Henne-Am Rhyn.
Gr. 4. 2 Bände in circa 20 Lieferungen à 15 Ngr. oder 1½ Mark.
Die 1. Lieferung ist in jeder Buchhandlung einzusehen, bis jetzt sind erschienen 1. Band 1–3. Liefg., II. Band 1. u. 2. Liefg. Das Ganze wird noch in diesem Jahre fertig.

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von
**Leo Liepmannssohn,**
Berlin W., Markgrafenstrasse 52,
Ecke der Behrenstrasse.

## Die Gartenlaube
**16 Sgr.**

bringt im zweiten Quartal die mit Spannung erwarteten Fortsetzungen der **Marlitt**'schen Erzählung **„Die zweite Frau"** und wird dann mit der bereits angekündigten interessanten Novelle: **„Gesprengte Fesseln"** von **E. Werner**, Verfasser von „Glück auf!", beginnen. Zeit und Culturbilder wechseln dazu ab mit naturwissenschaftlichen und anderen belehrenden Artikeln.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Postämter nehmen Bestellungen à 16 Sgr. nur bis 1. April an, Buchhandlungen zu jeder Zeit.

Soeben erschien der 2. Nachtrag zu unserm
## Musikalien-Verlags-Catalog
## 1871—1873.

Derselbe enthält unter vielem Andern Claviercompositionen von
**Baumfelder — Golde — Kücken — Gust. Lange — Loeschhorn — Raff — Schlottmann — Tappert — Taubert — Trehde —**
Lieder und andere Vokal-Compositionen von
**Abt — Dorn — Graben-Hoffmann — Gumbert — Lessmann — Rüfer — Sabbath — Schlottmann — Tappert — Teschner — Urban — Vierling.**
Derselbe steht auf gefl. Anfragen **gratis** und **franco** zu Diensten.
**C. A. Challier & Co.** in Berlin S.-W.

In unserm Verlage erschien:
## Rich. Wagner's
**Liebeslied aus der Walküre.**
**Walthers Preislied a. d. Meistersingern.**
**Am stillen Heerd a. d. Meistersingern.**
## 3 Paraphrasen für Pianoforte
von
## A. Loeschhorn.
Op. 115. Preis 2 Mark.
**C. A. Challier & Co.** in Berlin S.-W.

## Kunst und Gewerbe
**1874 oder 8. Jahrgang**
bestehend
aus 48 Nummern und 48 Kunstbeilagen
**Preis 5 Thlr.**

Wochenschrift zur Förderung deutsche Kunst-Industrie. Herausgegeben vo Bayr. Gewerbe-Museum zu Nürnberg redig. von Dr. Otto v. Schorn. Wir halte diese Zeitschrift allen Gewerbe-, In dustrie- u. Lese-Vereinen, Vorstände von Kunst-, Industrie- und Gewerb Schulen, sowie allen Industriellen u Kunstfreunden, bestens empfohlen. Je solide Buchhandlung nimmt Bestellungen e gegen und liefert auf Verlangen Probenummer Nürnberg. Friedr. Korn'sche Buchhandlu


**Hierzu Beilagen von der Verlagsbuchhandlung von Robert Oppenheim und der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin.**

Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von W. G. Teubner in Leipzig

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 18. April 1874. Band V.

.P
30
.G295
v.5
no 16

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

**Inhalt:** Frankreichs alte Eroberungssucht und seine heutige innere Lage. Von Karl Blind. — Der Gesetzentwurf über die Bestrafung des Contractbruchs vor dem Reichstage. Von Karl Dietzel. II. — **Literatur und Kunst:** Denkrede an Kaulbachs Grab. Von M. Carriere. — Ueber den Anspruch auf Originalität beim Lustspiel. Von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — Des Grafen Stadion „Rhapsodieen". Von Paul Lindau. — Ein ästhetischer Minotaurus. Von W. Mohr. — **Aus der Hauptstadt:** Musikalische Aufführungen. „Christus." Oratorium von Kiel. Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### Frankreichs alte Eroberungssucht und seine heutige innere Lage.

Von Karl Blind.

I.

In dem Augenblicke, wo in Versailles die Frage zwischen Freistaat und Königthum schwankt, oder wo vielmehr die Wiederherstellung der alten Tyrannei nur zu gewiß erscheint, muß man es doppelt bedauern, daß ein Mann wie Victor Hugo, der eine Leuchte für die republicanische Partei seines Landes sein könnte, abermals den Irrwisch der Rheingrenzgelüste vor den Augen der Franzosen tanzen läßt.

Es ist freilich dafür gesorgt, daß diese Gelüste nicht zur Wirklichkeit werden, nicht einmal zur Wiederholung eines Versuches gelangen können. Nur einen Erfolg kann ihre stets erneuerte Anwärmung haben: Das Volk jenseits der Vogesen von seiner Freiheitsaufgabe abzuziehen, den dunkeln Planen einer soldatischen Reactionspartei Vorschub zu leisten und Deutschland beständig auf dem „Wer-da" zu halten — mit anderen Worten, hüben wie drüben die demokratische Entwicklung zu durchkreuzen.

Dies traurige Spiel wird von französischen Parteiführern nicht zum ersten Male gespielt. Es zieht sich leider durch die neuere, wie durch die ältere Geschichte Frankreichs. Thiers, Jules Favre, auch Gambetta haben es vor 1870 gespielt, indem sie die „Rache für Sadowa" — die nicht sie, nur uns anging — auf das Oppositionsbanner schrieben. Bei allen großen Bewegungen suchen französische Parteiführer die Opposition zu stacheln, indem sie ihr das Trugbild der „Gloire" vorhalten. Das Ergebniß ist meist, daß Frankreich fremde Heere auf den Rücken bekommt und gleichzeitig im Innern in die Knechtschaft zurücksinkt.

Die „alte gallische Grenze" will Victor Hugo wieder erobern!

Gallia est omnis divisa in partes tres ..... Doch wie? Sollen wir das alte Schulbuch hervorholen? Nun, ad usum delphini — wie man leider in Frankreich nur zu bald wieder wird sagen können — sei die kurze Stelle nochmals hierher gesetzt.

„Ganz Gallien wird in drei Theile eingetheilt: deren einen die Belgier, deren anderen die Aquitanier, deren dritten ein Volk bewohnt, das in seiner eigenen Sprache „Kelten", in der unsrigen „Gallier" genannt wird. Diese alle unterscheiden sich von einander in Sprache, Einrichtungen und Gesetzen. Von den Aquitaniern sind die Gallier durch die Garonne, von den Belgiern durch die Marne und die Seine getrennt. Die tapfersten von allen diesen sind die Belgier."

Also die wirklichen Gallier saßen zwischen der Marne und Seine im Norden, und der Garonne im Süden. Auf dem linken Ufer der Garonne wohnten die durch Sprache und Einrichtungen von den Galliern verschiedenen Aquitanier, ein iberischer, baskischer Stamm, der sich über die Pyrenäen hinaus in's heutige Spanien ausdehnte. Im Norden der Seine und Marne saßen die Belgier, von denen Cäsar in seinen eben erwähnten „Erläuterungen zum gallischen Krieg" erzählt, es hätten „sich mit ihnen die diesseits des Rheines wohnenden Deutschen verbunden" (Germanosque, qui cis Rhenum incolunt, sese cum his conjunxisse). Eigentliche, rein deutsche Stämme wohnten somit ebenfalls auf der linken Rheinseite.

Aber auch die Belgier selbst — und daraus erklärt sich ihr Bündniß mit germanischen Völkerschaften nur um so besser — waren, wie dies auch heute noch der Fall ist, zufolge Cäsars ausdrücklicher Schilderung weitaus in ihrer Mehrzahl von deutschem Ursprunge. „Die meisten Belgier," so wurde ihm berichtet, „entstammten den Deutschen (plerosque Belgas esse ortos a Germanis) und hätten, nachdem sie vor Alters über den Rhein gegangen, sich dort wegen der Fruchtbarkeit des Landes niedergelassen; sie seien auch die Einzigen, die, wie unsere Väter sich erinnerten, während das ganze Gallien überrannt wurde, den Teutonen und Kimbern den Eintritt in ihre Grenzen verwehrten." (Zweites Buch, dritter und vierter Abschnitt.)

Soll man Victor Hugo all' die germanischen Völker der linken Rheinseite aus Cäsar, Tacitus u. s. w. nennen? Oder ihm gar zu Gemüthe führen, daß man die Völkerwanderung nicht mehr rückgängig machen kann — ausgenommen auf die Gefahr hin, Shakespeare nicht mehr als Briten; Garibaldi (diesen wirklichen Gerbold oder Speerkühn) nicht mehr als Italiener; ihn selbst, Hugo, nicht mehr als Franzosen anerkennen zu dürfen; und was dergleichen Späße mehr wären?

Doch es gibt in Frankreich allerdings eine Schule, die noch über den Cäsar hinausgeht und ein Urgallierthum annimmt, welchem die Rheingrenze nur „gestohlen" worden sei! Warum nicht lieber gleich Südeuropa bis nach Kleinasien hin in Anspruch nehmen, wo ja einst auch gallische Stämme säßen? Auf diese Weise könnten allerdings die Deutschen ihre natürliche Grenze etwa an den Atlasbergen in Afrika ziehen und sich dabei auf den Genserich berufen.

Wie wollen sich auch diese urgallisch thuenden Rheingrenzler vor den Iberiern verantworten, welche ihnen voran-

Digitized by Google

gingen? Am Ende haben die Gallier das Land den Iberiern, diese wieder einem vorhergegangenen Ur-ur-volke „gestohlen", bis wir zuletzt bei den Höhlenbewohnern anlangen, welche sich — wer weiß? — vielleicht gar durch einen geistigen Staatsstreich über die ihnen vorhergegangenen Affenmenschen aufschwangen, wenn man Darwin und Lyell glauben will!

II.

Verlassen wir dies dunkle Gebiet; denn auf diesem Wege liegt, politisch gesprochen, nur Wahnsinn.

Ein festes Gebiet betreten wir, wenn wir die Politik des französischen Königthums seit dem vierzehnten Jahrhundert betrachten. Diese Politik ging — ein französischer Geschichtschreiber unserer Zeit, Heinrich Martin, hat es selbst gesagt — schon damals darauf aus, „das ganze Land bis zum Rhein an Frankreich anzuschließen". Die dafür angewandten Mittel sind zu bekannt, als daß sie unter Deutschen einer genaueren Auseinandersetzung bedürften. Wenn wir in Reformationskämpfe verwickelt waren, oder im Vordertreffen europäischer Sicherung gegen den Türken stritten, oder wenn zwischen der deutschen Reichsmacht und den auf Landeshoheit abzielenden rebellischen Fürsten ein Hader entstand, hatte Frankreich stets seine Hand dabei. Nicht im ehrlichen Kampfe wurden wir von ihm geschlagen und wurden uns Reichstheile entrissen. Neben dem Stoßdegen des französischen Kriegers war immer die Hand eines listigen Staatsmannes zu finden, die politisch mit dreinhieb. Man schlug uns durch uns selbst. So sollte es ja auch 1866 wieder werden! Wer noch zweifelt, der braucht nur die Lamarmora'schen Enthüllungen zu lesen in denen sogar noch viel mehr steht, als die meisten deutschen Blätter mitzutheilen für gut fanden.

Zu Ludwigs des Vierzehnten Zeit war der Plan, Frankreich hübsch geometrisch in ein geschlossenes Vierfeld abzuzirkeln, klar anerkannt. Man nannte es das „pré carré". Aus dem Zeitalter dieses ehrgeizigen Fürsten ist eine merkwürdige Schrift vorhanden, betitelt: „Staats- und Gerechtigkeitsschild wider den offenbaren Plan einer Universalmonarchie" (Bouclier d'Etat et de Justice contre le dessein manifestement découvert de la Monarchie Universelle). Sie war verfaßt von Baron Lisola. Es findet sich in derselben eine Schilderung des politischen Verfahrens der damaligen Franzosen, die sich gar eigenthümlich liest, wenn man spätere und neuere Vorgänge dazu hält.

So schrieb Lisola:

„Noch nirgends zeigte ein Volk die geringste Neigung zur Auflehnung, so wurden sie (die Franzosen) sofort auch die Verbündeten desselben. Ihr Staatsgrundsatz ist, sich in alle möglichen Angelegenheiten, links und rechts, zu mischen und überall die Rolle von Schiedsrichtern zu spielen, ob durch Gewalt oder durch Geschicklichkeit, durch regelmäßigen Einfluß oder durch Ueberraschung, durch Drohungen oder durch Freundlichkeit. Der Geist dieser Nation strebt seiner Natur nach zum Kriege, ist hitzig, ruhelos, nach Neuerungen begierig, eroberungslustig, behend, überall eingreifend, und zu jedem, dem Zwecke förderlichen Mittel nach Umständen sich herleihend. Die Politik ihrer Regierung besteht darin, auswärtige Kriege anzuzetteln und die jungen Adeligen auf Kosten ihrer Nachbarn zu verwenden; eine Politik, welche dieser Regierung sehr gut paßt, für die Welt im allgemeinen aber äußerst unbequem ist. In der That steht dies fest, daß die Geistesverfassung der Nation derart ist, daß sie nicht auf lange hinaus die Unthätigkeit des Friedens erträgt. Sie verlangt Brennstoff für ihre hitzige Anlage; und findet sie denselben nicht auswärts, so wird sie versuchen, ihn im Innern zu finden."

Jahrhunderte haben darin kaum eine Aenderung hervorgebracht.

Die angeführte Schilderung erzeugte wegen ihrer augenscheinlichen Treue eine solche Wuth am Hofe des Königs, daß Louvois den Grafen d'Estrades heimlich anwies, den zum cölner Congreß bestimmten Baron Lisola abzufangen, todt oder lebendig, indem dadurch dem König ein großer Dienst geschehe. Herr de Witt, der in der „Revue des deux mondes" vor ein paar Jahren in einem Aufsatze über Louvois der Lisola'schen Schrift gedachte, bemerkte dazu: „Das neuere Frankreich hat sich manchmal gerühmt, mit dem alten Frankreich nichts gemein zu haben. Hier ist gleichwohl eine Abschilderung aus vergangener Zeit, in welcher wir eine gewisse Familienähnlichkeit erkennen. Sie ist nicht schmeichelhaft, und — Gott sei Dank! — es hat Zeiten gegeben, wo die Aehnlichkeit sogar aufhörte. In neuester Zeit jedoch hat man sich dem alten Bilde wieder mehr genähert. Ich kenne selbst Leute, die da wünschen, es möchte die Aehnlichkeit wieder eine vollkommene werden."

Der so freventlich angezettelte Krieg von 1870 und die dabei versuchten Mittel sollten der de Witt'schen Aeußerung nur zu sehr Recht geben.

Wie schon vor dreihundert Jahren ein französischer König, Willkürherrscher im eigenen Land, nach außen hin den „Schutzherrn deutscher Freiheit" spielte und mit Schriften um sich warf, auf denen als Freiheitssinnbild ein von zwei Dolchen umgebener Hut zu sehen war, so geberdete sich das zweite Kaiserreich, im Juli 1870, als Befreier deutscher Bevölkerungen. Wie sagte doch damals das „Pays, Journal de l'Empire"?

„Ihr Sachsen und Bayern" — schrieb es — „die ihr für eure Unabhängigkeit zittert, faßt Muth! Frankreich kommt; Frankreich nähert sich; frei sollt ihr werden! Dies ist nicht ein Eroberungskrieg, kein Invasionskrieg, sondern ein Krieg der Befreiung und der Ehre. Die große Armee begibt sich auf den Pfad, den sie so gut kennt."

Ein Befreiungskrieg also war's für die Sachsen und Bayern! — Und was sagte die „Liberté"?

„Frankreich" — schrieb dies Blatt — „ist auf den Beinen; nicht länger mehr das Frankreich, wie es vor einigen Jahren war, das jeder Politik sich ohne Murren unterwarf — nein, es ist das Frankreich, welches soeben seine Freiheit wieder erlangt hat, und das sicherlich seine Neugeburt nicht besser feiern kann, als indem es mit Entschlossenheit, mit Edelmuth, mit Selbstverleugnung für Europa, für sich, für Deutschland den Befreiungskrieg unternimmt."

So Girardins „Liberté", in welcher gleichzeitig eine Staatsschrift Friedrichs des Großen als Beweis angeführt wurde, daß Frankreich selbst nach der Ansicht dieses deutschen (!) Königs ein Recht auf das gesammte linke Rheinufer habe.

Und was sagten die pariser demokratischen Blätter im Juli 1870?

Im wesentlichen Dasselbe, wie „Pays" und „Liberté". Sie nannten's nur die „Rache für Sadowa", waren schließlich auch mit dem Befreiungskriege einverstanden, und meinten dabei die sog. alte gallische Grenze — den Rhein.

Der Wahrheit vor allem die Ehre, auch wenn ihre Erkenntniß uns Schmerz bereitet! Die Geschichte von Jahrhunderten lehrt, daß Frankreich in seinem Verfahren nach außen hin stets dasselbe gewesen — unter den verschiedensten Regierungsformen. Seine Tyrannen, wie seine demokratischen Wortführer, wenige Bessergesinnte ausgenommen, haben stets „Befreiungskriege" zu Eroberungszwecken angezettelt und gepredigt.

Frankreich ist darum gerade dasjenige Land, welches am allerwenigsten die Forderung aufstellen kann, für die Thaten einer vorhergegangenen Regierung nicht haftbar zu sein. Eine solche Forderung ist an und für sich völkerrechtlich eine unmögliche. Ihre Unmöglichkeit ist unter anderem von einem republicanischen Staatsmanne, von Jefferson, als solche bezeichnet worden. In einem Briefe an den damaligen americanischen Gesandten zu Paris schrieb Jefferson nach der Abdankung Napoleons I. im Jahre 1815: — „Mir thut es leid um Frankreich, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß es durch die Trübsale, welche es ungerechter- und verbrecherischerweise über andere Völker gehäuft, vollkommen verdient

Digitized by Google

hat, mit Gegenmaßregeln heimgesucht zu werden. Denn als Entschuldigung kann es nimmermehr gelten, jene Ungeheuerlichkeiten dem Elenden zuzuschreiben, der sie herbeiführte, und welcher der Welt mehr Jammer und Leiden auferlegt hat, als irgend ein menschliches Wesen vor ihm."

Gälte völkerrechtlich der Grundsatz der Nichthaftbarkeit infolge eines Regierungswechsels, so gäbe es überhaupt keinen Verkehr unter Nationen mehr. Auf das Begehen von Verbrechen in Gestalt räuberischer Angriffe wäre geradezu eine Prämie gesetzt. Darüber bemerkt ein englischer Schriftsteller, Herr R. S. H. Church, in einer Abhandlung über: „Das angebliche und das wirkliche Frankreich": —

„Wenn eine ruhelose Nation, die beständig ihre Herren wechselt und manchmal sehr schlechte wählt, dies Vorrecht der Straflosigkeit haben soll, so ist es wahrlich ein Räthsel, wie Europa je Sicherheit erlangen kann. Schmeichelt der Herr und Meister der Eitelkeit und dem Ehrgeiz eines solchen Volkes durch seine Handlungen, gleichviel wie verderblich diese Handlungen für andere Völker werden mögen, so hält es sich an ihn und schwört auf ihn. Ist er dagegen unglücklich genug, dieser Eitelkeit eine Demüthigung zu bereiten, so fällt es, sobald es nur die Möglichkeit sieht, von ihm ab, flucht und schwört gegen ihn und will nichts mehr von ihm hören, indem es ausruft: „Der Herr hatte es gethan — nicht ich; ich habe jetzt keinen Herrn mehr; man muß mir daher für das Vergangene Amnestie gewähren!"

Victor Hugo liest nach bald zweiundzwanzigjährigem Aufenthalt in England, wie er selbst sagt, noch nicht Englisch; auch nicht Deutsch, trotz seiner Liebe zu den rheinischen Gestaden; auch nicht das Latein, in welchem er sich über die alte gallische Grenze unterrichten könnte. Er ist daher nach allen Seiten hin gefeit — ein wahrer hürnener Siegfried.

Eine Stelle gibt es gleichwohl, wo er erreichbar, wo er verwundbar wäre. Den „Moniteur" seines eigenen Landes kann er jedenfalls lesen. Könnte man ihn dazu bringen, die Jahrgänge aus der ersten Zeit der großen Staatsumwälzung in der Absicht zu studiren, um zu erkennen, welches die ersten Ursachen der Verwicklung zwischen dem neugestalteten Frankreich und dem Deutschen Reiche waren, so würde er finden, daß es abermals diese unglückliche Richtung auf den Erwerb der Rheingrenze war, was diese Verwicklung herbeiführte. Er würde ferner finden, daß Frankreichs Landesvertretung einen damals begangenen, übereilten Schritt wieder gut zu machen suchte, daß verderbliche Rathschläge jedoch wiederum die Oberhand gewannen, und daß daraus eine böse Saat emporschoß, die bis auf unsere Tage fortwucherte.

Victor Hugos Rhein- und Rachegelüste würden dadurch wohl freilich kaum gemildert werden. Er hat sich einmal die „alte gallische Grenze" in den Kopf gesetzt, und niemand ist voreingenommener, als wer wenig weiß und nichts wissen will. Kein schlimmerer Tauber, als der nicht hören will — sagt ein russisches Sprichwort.

Jene Vorgänge in Frankreichs ersten Revolutionsversammlungen haben indessen an und für sich so viel geschichtlichen Werth, und sind auch bei uns so wenig allgemein bekannt, daß ein Hinweis darauf jedenfalls von Nutzen ist. Es ist ein Beitrag zu dem Verfahren des liberalen und demokratischen Frankreich gegenüber Deutschland; und es wird daraus abermals klar, daß wir es hier mit einer Ueberlieferung zu thun haben, die sich leider auch durch die große Mehrheit der republicanischen Partei unseres Nachbarlandes zieht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der Gesetzentwurf über die Bestrafung des Contractbruchs vor dem Reichstage.

Von **Carl Dietzel.**

### II.

#### Der Standpunkt der socialen Gesetzgebung.

Bei allen socialen Fragen handelt es sich, obgleich dieselben im letzten Grunde aus dem Gegensatz der wirthschaftlichen Interessen hervorgehen, nicht mehr um rein volkswirthschaftliche Verhältnisse, sondern um auf Grund dieser letzteren sich bildende gesellschaftliche Gestaltungen und Mächte, welche den Bestand der Gesellschaft zu ändern geeignet sind.

Der Gegensatz der Interessen ist auch in der freien Volkswirthschaft der neueren Zeit ein unvermeidlicher. Denn er ist der unmittelbare Ausfluß der Principien der freien Persönlichkeit und des freien Verkehrs. So lange dieser, von jedem Verkehrsacte unzertrennliche Gegensatz der Interessen nur zwischen den beiden, an jenem betheiligten Individuen auftritt und empfunden wird, ist diese Erscheinung eine rein volkswirthschaftliche.

Die Natur der wirthschaftlichen Verhältnisse bringt es aber mit sich, daß die einzelnen Verkehrs- oder Tauschacte sich für große Mengen von Individuen gleichmäßig gestalten, so daß Hunderttausende, ja Millionen an der bestimmten Art und Weise der Gestaltung eines einzelnen wirthschaftlichen Verhältnisses gleichmäßig interessirt sind. So entstehen die gesellschaftlichen Gruppen und wirthschaftlichen Classen, welche, jede um den Mittelpunkt eines gemeinsamen Interesses vereinigt, sich in ähnlicher Weise gegenüberstehen, wie die beiden Einzelnen, welche an einem Verkehrsacte betheiligt sind. Sobald nun der Gegensatz der Interessen von diesen Classen einheitlich empfunden wird, so wird die volkswirthschaftliche Erscheinung zu einer socialen.

Mit dem zunehmenden Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Interessen unter sich und des Gegensatzes der Interessen gegenüber Andern, gestaltet sich der natürliche Zusammenhang zwischen den Mitgliedern jeder Gruppe oder Classe zu einem festen Zusammenschluß und einer sich, mehr oder weniger auch äußerlich darstellenden Vereinigung. Die Bedeutung und Wirkung dieser Zusammenschließung besteht erstens darin, daß die Kräfte aller Einzelnen zu einer Gesammtkraft zusammengefaßt werden und als Gesammtheit eine ganz neue Macht darstellen, und zweitens in der Gegenüberstellung gegen die Andern, welche andere Interessen haben, entweder gegen die anderen Classen oder gegen die Gesammtheit.

Die Verschiedenartigkeit in der wirthschaftlichen Lage der Einzelnen und der daraus in verstärktem Maße hervorgehende Gegensatz der Interessen beruhen im letzten Grunde auf der natürlichen Ungleichheit der Menschen und sind daher im Keime von Anfang an gegeben. Ihre höhere Ausbildung können dieselben jedoch erst mit der Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens, insbesondere mit der Ausbildung des Güterbesitzes finden.

Auf höheren volkswirthschaftlichen Stufen stellt sich diese Scheidung der Gesammtheit in große Gruppen und dieser Gegensatz der Interessen zwischen denselben wesentlich in dem Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden dar. Da der Besitz in seiner Verwendung zur Production als Capital erscheint und da die Nichtbesitzenden nur mit ihrer Arbeitskraft producirend wirken können, so ist jener Gegensatz im Wesentlichen zusammentreffend mit dem zwischen Capitalbesitzern und Arbeitern, und da der Capitalbesitzer regelmäßig auch der Unternehmer ist, so ist die Gegenüberstellung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern nur eine andere Ausdrucksweise für denselben Classengegensatz.

Sobald die Verhältnisse innerhalb eines Volkes bis zu diesem Punkte gediehen sind, entwickelt sich daraus eine Aufgabe des Staates zur Neuordnung und Aufrechthaltung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, sowie der Rechtsordnung und der staatlichen Einrichtungen überhaupt. Denn es treten damit neue Verhältnisse im Volksleben zu Tage, welche von der früheren Gesetzgebung weder vorgesehen worden sind, noch vorgesehen werden konnten, weil

Digitized by Google

sie noch nicht thatsächlich vorhanden waren und sich daher auch kein gesetzgeberischer oder Rechtsbegriff über dieselben bilden konnte. Es ist die Aufgabe der Gesetzgebung, solche neuen aus dem Volksleben hervorgewachsenen Verhältnisse, sobald sie zu allgemein anerkanntem Bestande gelangt sind, gesetzlich zu regeln, um sie entweder als neue Rechtsverhältnisse in die bestehende Rechtsordnung harmonisch einzufügen oder, falls ihnen diese Anerkennung versagt werden muß, ihre gesetzliche Bekämpfung und Beseitigung herbeizuführen.

In jenen durch ein gemeinsames Interesse zusammengehaltenen gesellschaftlichen Gruppen entwickelt sich nämlich — mögen sie eine formale Organisation haben oder nicht — ein alle Einzelnen erfassender Drang nach Geltendmachung der Interessen und Verbesserung der Lage, welcher immer mehr als eine Angelegenheit der ganzen Gruppe oder Classe aufgefaßt wird. Da jeder Gruppe eine andere gegenübersteht, so ist dieser Drang vorzugsweise auf Geltendmachung der sich entgegenstehenden Interessen gerichtet und erstrebt daher zugleich die Aenderung des bestehenden gesellschaftlichen Zustandes, in welchem die entgegengesetzten Interessen ihre Wurzel oder Stütze haben, und die Herbeiführung neuer, den eigenen Interessen besser entsprechender Verhältnisse.

Diesen Bestrebungen der gesellschaftlichen Gruppen stehen jedoch jederzeit bedeutende Hindernisse entgegen, welche einerseits aus dem Widerstande der andern gesellschaftlichen Gruppe, gegen welche sie gerichtet sind, hervorgehen, und andrerseits in dem bestehenden Rechtszustande und der Staatsordnung wurzeln, welche entweder gar keine oder doch nur eine langsame und allmähliche Erreichung derselben zulassen. Durch diese Hindernisse wird der Drang nach Geltendmachung der Interessen immerfort gesteigert und nimmt einen heftigeren Charakter an. Es erfolgt dies naturgemäß ganz vorzugsweise bei derjenigen Gruppe oder Classe, welche in dem wirthschaftlichen Interessenkampfe die schwächere Stellung einnimmt und welche durch die bestehende Rechtsordnung in ihren Bestrebungen weniger unterstützt wird oder sich weniger unterstützt glaubt.

Je mehr durch die große Schwierigkeit der Erreichung des erstrebten Zieles die Stimmung gereizt und durch den langsamen allmählichen Gang die Ungeduld gesteigert wird, je mehr in Folge dessen die entgegenstehenden Schranken als unübersteiglich erscheinen, entwickelt sich in den schwächeren Classen die Ueberzeugung von der Unerreichbarkeit ihrer Ziele auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse und damit ein Drang nach gewaltsamer Geltendmachung ihrer Interessen und zwar hauptsächlich durch die Kraft der Massenwirkung.

Dieser Drang nach Anwendung von Gewalt oder wenigstens Erzeugung eines gewaltsamen Druckes mittelst materieller Macht, richtet sich nach zwei Seiten hin. Erstens gegen die andere gesellschaftliche Gruppe oder Classe, gegen welche der wirthschaftliche Interessenkampf gerichtet ist, und zweitens gegen die Schranken, welche auf Grund der bestehenden Gesellschafts- und Rechtsordnung der Erreichung des Zieles entgegenstehen.

In früheren Epochen führte dieser Drang regelmäßig und alsbald zur gewaltsamen Auflehnung und zum Kampfe der unterdrückten Classe gegen die bevorrechtete. Jetzt, im ausgebildeten Staate der Neuzeit, der einerseits Allen das Recht und die Möglichkeit der Geltendmachung ihrer Interessen gewährt und ihnen weitreichende Mittel und Handhaben dazu darbietet, und der andererseits die Macht besitzt, um Alle unter das Recht und die Staatsordnung zu beugen, nimmt dieser Drang zunächst einen inneren, langwierigen Verlauf innerhalb des bestehenden Gesellschaftszustandes, so daß er erst im letzten Stadium zur Anwendung von Waffengewalt und zum wirklichen Kampfe führt.

Dieser Verlauf kennzeichnet sich erstens durch die Anwendung außergewöhnlicher Mittel, um auf die entgegenstehende Classe einen Zwang zum Nachgeben in den streitigen Punkten des Interessenkampfes auszuüben, und zweitens durch die Auflehnung gegen die bestehende Staats- und Rechtsordnung und den Versuch, sie zu ändern. Diese Auflehnung entwickelt sich schrittweise, indem sie sich zuerst gegen die einzelnen Institutionen richtet, und wenn dieser Weg sich als unzureichend darstellt, zu dem Gedanken der totalen Aenderung des Staatszustandes fortschreitet.

Die in dieser Weise vor sich gehende Entwicklung der socialen Elemente im Gesellschaftskörper und ihre Steigerung zur socialen Krisis ist eine allmähliche und stufenweise und nimmt daher mannichfache besondere Gestaltungen an. In bestimmter Weise sind jedoch zwei Hauptstadien in derselben zu unterscheiden, welche für unseren Gesichtspunkt von Wichtigkeit sind.

Das erste Stadium ist dasjenige, während dessen die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und der Drang nach gewaltsamer Geltendmachung der Interessen offen hervortritt, sich auf immer weitere Kreise ausdehnt, sich immer mehr entwickelt und steigert und zur Organisirung der davon ergriffenen Massen führt. Es ist das vorbereitende Stadium, das sich nach und nach zu einem Zustande allgemeiner Gährung entwickelt. Während desselben verrathen die socialen Verhältnisse besonders deutlich ihren Charakter als geheime Naturmächte, welche unter der Decke des öffentlichen Lebens unwiderstehlich ihre geheimnißvolle Machtwirkung üben.

Das zweite Stadium ist sodann das der wirklichen, thatsächlichen Auflehnung, des thatsächlichen Widerstandes gegen die bestehenden Zustände. Es ist daher als der sociale Kampf zu bezeichnen, auch dann, wenn keine Anwendung von Waffengewalt oder anderen materiellen Kraftmitteln stattfindet. Diese Kampfführung ist entweder eine negative, durch bloße Verneinung des bisherigen Verhältnisses mittelst Unterlassung der bisherigen Betheiligung daran, oder eine positive durch thatsächliche Schritte und Maßnahmen.

Hiermit nun ist die ganze Bewegung im vollsten Sinne des Wortes eine sociale geworden, weil eine in den bestehenden Gesellschaftszustand unmittelbar eingreifende, und damit auch den mit dieser zusammenhängenden Staatszustand unmittelbar berührende, störende und bedrohende. Die sociale Frage tritt in voller, leibhaftiger Gestalt dem Staate entgegen und seine sociale Aufgabe macht sich in unabweisbarer Weise geltend.

Die sociale Gesetzgebung ist mithin derjenige Zweig der Gesetzgebung, welcher sich auf die socialen Bestrebungen, die sociale Bewegung und den socialen Kampf bezieht, und hat die Aufgabe, die aus diesen Zuständen heraus sich entwickelnden besonderen Verhältnisse in der Gesetzesform zu normiren.

Sie hat die entstandenen socialen Verhältnisse nach zwei Gesichtspunkten hin in's Auge zu fassen, und zerfällt danach gewissermaßen in zwei Hälften, welche jedoch eng zusammenhängen, weil die beiden Gesichtspunkte sich häufig in derselben Erscheinung eng berühren und durchdringen. Die socialen Gesetze haben in Folge dessen entweder vorwiegend dem einen oder vorwiegend dem andern Gesichtspunkte zu entsprechen, werden jedoch zweckmäßiger Weise in der Regel beiden Gesichtspunkten zugleich Rechnung zu tragen haben.

Der eine Theil der Aufgabe der socialen Gesetzgebung besteht darin, der Entwicklung der socialen Verhältnisse, wie sie entweder aus dem bisher schon gültigen Rechtszustande sich ergibt, oder in Folge eingetretener Neugestaltungen die Anerkennung der gesetzgebenden Factoren gefunden hat, die erforderlichen neuen gesetzlichen Bahnen zu eröffnen. Dieser Theil liegt daher unmittelbar im Interesse der betreffenden socialen Gruppe oder Classe, welche in unserer Gegenwart regelmäßig die Arbeiterclasse ist.

Der andere Theil der socialen Gesetzgebung hat unmittelbar die Aufgabe, den bestehenden und zunächst für erforderlich zu erachtenden Gesellschaftszustand aufrecht zu erhalten und gegenüber den neu aufgetretenen oder auch bereits gesetzlich anerkannten socialen Verhältnissen in seinen Grundlagen vor Erschütterung zu bewahren. Er liegt daher zunächst im Interesse des Staates oder der Gesammtheit und scheint gegen die Interessen der streitenden Arbeiterclasse gerichtet. Denn seine Aufgabe muß der Natur der Sache nach wesentlich darin bestehen, die gewährten socialen Rechte zu begrenzen und die Gesellschaft gegen willkürliche Ueberschreitungen derselben zu sichern, so daß er sich gegenüber den ungemessenen Ansprüchen der Arbeiterpartei scheinbar als eine Einschränkung und als eine theilweise Zurückdrängung derselben darstellt.

Die sociale Gesetzgebung hat sich auf die oben angeführten beiden Stadien der socialen Bewegung zu erstrecken, insbesondere auch hinsichtlich ihrer einschränkenden Aufgabe zum Schutze der bestehenden

Digitized by Google

Gesellschaftsordnung. Die Erscheinungen im vorbereitenden Stadium der allmählichen Ausbreitung des Dranges nach gewaltsamer Geltendmachung der streitigen Interessen und der allmählichen Organisation der unzufriedenen Massen sind in ähnlicher Weise zu behandeln wie die Erscheinungen bei der thatsächlichen Ausübung des Widerstandes; denn sie dienen demselben Zweck und verfolgen dieselbe gesellschaftswidrige Tendenz. Sobald man die offen den Gesellschaftsumsturz verfolgende Vereinigung verbietet, muß man sich auch gegen die ihn vorbereitenden Handlungen und Maßnahmen wenden. Es ist nicht nur nicht nöthig, sondern wäre direct zweckwidrig, zu warten, bis der Massenausbruch erfolgt.

Innerhalb der zum Schutze und zur Aufrechterhaltung des bestehenden Gesellschaftszustandes, insbesondere in seinen wirthschaftlichen Grundlagen, zu treffenden gesetzlichen Maßnahmen sind drei Richtungen zu unterscheiden, deren Hervorhebung zweckmäßig erscheint, weil sie sich zum Theil mit civilrechtlichen und staatsrechtlichen Verhältnissen vermischen, wodurch leicht Unklarheit in ihrer Auffassung entstehen kann.

Erstens sind diese Maßnahmen zu richten gegen die an sich nicht als rechtmäßig anzuerkennenden und die gesellschaftliche Ordnung bedrohenden Handlungen, welche in Folge des Dranges nach Ausübung eines gewaltsamen Druckes und bei Gelegenheit des socialen Kampfes als Ausschreitungen vorkommen. Wenn hierbei der gesetzliche Grund leicht zu erkennen ist, so ist dies nicht in gleichem Maße der Fall bei der zweiten Gattung der Maßnahmen, welche zum Schutz der einen der streitenden Parteien gegen rechtswidrige Handlungen der anderen zu dienen bestimmt sind, weil dann das Privatinteresse des beschädigten Theiles sich mit dem socialen Interesse vermischt. Doch ist auch hier eine socialgesetzliche Maßnahme zulässig, soweit es sich um eine ernstliche Störung oder Gefährdung der allgemeinen Grundlagen des wirthschaftlichen Zustandes handelt.

Drittens endlich sind die Maßnahmen zu treffen mit Rücksicht auf die regelmäßig eintretende Verbindung von unzufriedenen politischen Parteien und staatsfeindlichen Elementen mit der eigentlichen socialen Partei. Da hierdurch die Bewegung zu einer socialpolitischen wird und damit den Staat ganz unmittelbar berührt, so ist die Abwehr der von ihr drohenden Gefahren noch unmittelbarer begründet.

Aus dieser Aufgabe der socialen Gesetzgebung zur Aufrechterhaltung des bestehenden Gesellschaftszustandes ergibt sich bereits, daß die von ihr zu treffenden Bestimmungen nothwendigerweise zum Theil in das Gebiet des Strafrechts fallen müssen. Denn es handelt sich dabei nicht um die privatrechtlichen Ansprüche der streitenden Parteien, sondern um die Bekämpfung gemeinschädlicher, gesellschaftswidriger Vorgänge. Die gesetzlichen Bestimmungen haben sich daher auch auf diejenigen Vorgänge zu beziehen, bei welchen möglicherweise gar kein privatrechtlicher Nachtheil entstanden ist.

So stellt sich die sociale Gesetzgebung von einem ganz bestimmten Standpunkte aus neben die allgemeine civilrechtliche und es treffen in Folge dessen ihre gesetzlichen Bestimmungen mit den allgemein civilrechtlichen bei demselben Falle vielfach zusammen. Doch ist nach unsern Gesichtspunkten die Scheidung des beiderseitigen Gebietes unschwer zu treffen. Die socialen Erscheinungen und die einzelnen Fälle des socialen Streites entstehen zwar aus dem Gegensatze zweier Classen, bezw. von Angehörigen derselben, aber vom Standpunkte der socialen Gesetzgebung handelt es sich nicht darum, über die Ansprüche der streitenden Classenangehörigen Entscheidung zu treffen, dem einen Theil Recht zu geben oder ihn gegenüber den andern zu begünstigen, sondern darum, die Gefahren und schädlichen Folgen abzuwenden, welche aus dem socialen Streite und den ihn begleitenden Umständen für die Gesellschaft und den Staat hervorzugehen drohen.

## Literatur und Kunst.

### Denkrede an Kaulbachs Grab.

Ein Stern ist hinabgesunken am Himmel deutscher Kunst, doch seine Lichtspur bleibt unauslöschlich; der Griffel ist der Hand eines Meisters entfallen, aber die von ihm geschaffenen Gestalten leben den kommenden Geschlechtern; Wilhelm Kaulbach ist eingegangen zu jenen alten Unsterblichen, „deren dauernder Werth, wachsenden Strömen gleich, jedes lange Jahrhundert füllt“. Wer ihn sah auf der Sonnenhöhe des Daseins, den vielbewunderten Künstler, gesegnet mit Gaben des Geistes, mit Ehren und Gütern der Erde, das geliebte Haupt einer blühenden Familie, den Freund im gastlich offnen Hause, der dachte kaum wie er so ganz ein selbstgemachter Mann dastand, wie er das alles durch eigne That erworben, nach schweren Kämpfen, mit jenem unverdrossnen Fleiße, dem Erbtheil wie der Bedingung des großen Talentes, dem jeder Schritt eine neue Aufgabe setzt, das nur in rastlos fortschreitender Arbeit seine Befriedigung findet. Wie ganz anders war doch das Bild des Knaben, der mit dem Schwesterlein in Westfalen von Bauernhof zu Bauernhof wanderte, um kleine Kupferstiche des Vaters für Nahrungsmittel oder ein wenig Geld zu vertauschen! Aber die Muse hatte die Stirn dieses Knaben geküßt, und die Jugendgenossen sahen sie leuchten, als er gleich einer rafaelischen Erscheinung zu Düsseldorf in die Schule von Cornelius trat. Der Meister wies ihn auf das Hohe, Heilige, auf den Adel der Form des Wahren und Guten, die Außenwelt aber ließ ihn die Schwächen und Gebrechen der Menschen, die Unzulänglichkeiten und Schäden der Gesellschaft auf bitterste Weise erkennen, und je phantasiereicher eine Natur ist, desto gefahrvoller sind die Lockungen und Begierden im eignen Herzen. Er aber überwand und befreite sich darstellend von dem, was ihn quälte und drückte, wie vordem Goethe im Werther und Tasso gethan, er zeichnete den Verbrecher aus verlorner Ehre, er sah den Dämonen der Liebesleidenschaft, des Hochmuths, der Ruhmsucht, der Schwärmerei und Freigeisterei unerschrocken in's Auge, und bannte sie fest im Irrenhause. Der scharfe, an Hogarth erinnernde Realismus der Ausführung bekundete, daß sein Stil neben dem Idealen und Typischen auch das Charakteristische, Weltwirkliche heranzog.

Hier in München fand er eine bleibende Stätte, hier fand er nach seinem Selbstbekenntniß im Glück der Liebe den Frieden und die Freudigkeit der Seele, die Luft an der reinen Schönheitslinie; hier fand er sein Stoffgebiet in der historischen Sage, als er die Hunnenschlacht entwarf und dadurch den Geisterkampf in der Weltgeschichte schilderte wie solcher in der Volksphantasie sich abspiegelt; eine poetische Philosophie der Geschichte ward im Einklang mit den wissenschaftlichen Bestrebungen unsrer Tage seine künstlerische Lebensaufgabe. Ihm genügte es nicht, die Außenseite der Dinge, der Ereignisse abzuschreiben, er drang durch die Schale in den Kern der Sache, er wollte die innerlich treibenden Gewalten, die geistigen Mächte der Begebenheiten veranschaulichen, und so deren Sinn und Bedeutung zum vollen Ausdrucke bringen. Er sah in Natur und Geschichte die Entfaltung und Offenbarung des Ewigen, und machte sichtbar wie alles Große, Weltbefreiende, Welterleuchtende im Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit sich gestaltet: so spricht Jehova das Wort der Völkerscheidung, beim Gesang Homers ziehen die olympischen Götter in ihren Tempel ein, über Jerusalem thronen die Schatten der Propheten, und Christus ladet die Kreuzfahrer zur Eroberung seiner Stadt. Gruppen zu bilden und zum Ganzen zu verbinden, die himmlischen idealen Gestalten vor dem begeisterten Auge der irdischen handelnden Menschen erscheinen zu lassen, und so uns beides, das Sinnliche und Uebersinnliche, zugleich zu zeigen,

Digitized by Google

das war seine Stärke, durch sie war er berufen, den Culturgang der Menschheit zu schildern. Er that es im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin: umfassende Compositionen sind eingerahmt von Bildnissen der Staatengründer und Gesetzgeber, sinnvolle reizende Arabesken umranken die religiösen Symbole der Völker; sein Künstlerblick schwebt über dem Ganzen, und wie vom Standpunkt höherer Geister läßt er über den ernsten Bildern die Weltgeschichte noch einmal im herrlichen Friese wie ein Kinderspiel vorüberziehen. Dieser heiter scherzende Humor machte ihn auch zum maßgebenden Darsteller der Thiersage, jener eigenthümlichen Schöpfung deutscher Volkspoesie; wie die Dichter den Thieren ihre Natur und Art lassen und dazu die menschliche Reflexion und Sprache leihen, so bewahren auch der Löwe, Stier und Affe, der Wolf und Fuchs die lebenswahre Thiergestalt, aber der Ausdruck in Gesicht und Geberde macht sie zugleich zum satirischen Gegenbilde der Menschen und zeitgenössischen Zustände.

In solcher Erfindungsfülle der Schöpferkraft erschien Kaulbach unbestritten als der geistreichste Künstler der Gegenwart. Wie Cornelius und Schwind an Tiefe und Gestaltungsmacht der eine, an seelenvoller oder schalkhafter Anmuth der andere, vor den Dichtern der Romantiker hervorragen, so mußten wir unter den Neueren mehrere heranziehen, wenn wir Kaulbach vergleichen wollten. Die geniale Leichtigkeit des Hervorbringens, die Ungebundenheit des Weltverlachens, der unversiegliche Witz, die zersetzende Ironie erinnerten an Heine, aber das Studium der Antike, das Gefühl für die Harmonie formaler Schönheit, marmorfest und marmorklar, gemahnte an Platen; und dabei griff er nach großen Stoffen und vertiefte sich in die Probleme der Seele und der Welt wie Immermann und Lenau. In ihm war die philosophische und die geschichtliche Richtung des Jahrhunderts zugleich lebendig, seine Bilder wurden dadurch nicht blos Zeugnisse seiner Individualität, sondern auch Denkmale unsrer Zeit. Und wenn auch kleine Zwischenarbeiten, wie die Goethe'schen Frauengestalten in ihrer eleganten Gefälligkeit ihm am meisten die Gunst des Publicums eintrugen, ihn zog es immer wieder zu dem Culturkampfe der Menschheit, mochte er nun den Sieg des Griechenthums bei Salamis feiern, oder den sinnenüppigen Orgien des sich selbstvergötternden Nero das Martyrium der ersten Christen gegenüberstellen, so edel und weihevoll, daß wir den alten Spruch auf ihren Untergang anwenden: Herrscht der Teufel heut auf Erden, morgen wird Gott Meister werden! Der Herr ist der Geist, wo Geist des Herrn ist, da ist Freiheit; der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig! Dies Wort des wahren apostolischen Christenthums hallte in ihm wieder, und als die Römlinge das Denken und Forschen an unfehlbare Satzungen binden wollten, als ein Ketzerrichter heilig sein sollte, da empörte sich der germanische Manneszorn, und der greise Kaulbach stieß mit seinem Arbues wie einst der jugendliche Schiller mit seinem Don Carlos der Inquisition, nicht der Religion der Liebe, sondern dem Fanatismus der Unduldsamkeit, den tragischen Dolch in's Herz; und kraft der Doppelseitigkeit seiner Begabung ließ er jene kleinen Schwärmer und komischen Leuchtkugeln hinausfliegen, um die Finsterlinge zu necken und seine Freunde zu ergötzen. Mit warmer, patriotischer Theilnahme war er den Siegen der deutschen Waffen, der Wiederaufrichtung des Reichs gefolgt; und wie über Rafaels Sarg die Verklärung Christi stand, so war sein letztes Wort der Erzengel Michael, zu dem der deutsche Michel erwachsen, wie er mit flammendem Schwerte sich Bahn bricht, wie er die Feinde des Volkes und des Lichtes unter die Füße tritt. Noch hat er selbst das Blatt mit eigenhändiger Unterschrift unserem tapfern Heer gewidmet, es ist sein hoffnungsfroher Abschiedsgruß an die Nation geworden.

Fünf und zwanzig Jahre führte Kaulbach das Directorium unserer Akademie; die Schülerzahl hat sich seitdem verdoppelt. Wenn er selber bescheiden sagte, das sei sein Verdienst, daß er für gute Lehrer, für tüchtige Mitarbeiter sorge, und wenn er schon keine besondere Schule hatte, wir wissen, wie vielen er mit Rath und That fördernd zur Seite gestanden, wie fruchtbar seine Ideen, sein Urtheil, seine Verbesserungsvorschläge und Correcturen der heranreifenden Jugend gewesen sind. Als das Jubiläum seiner Vorstandschaft herannahte, da zweifelten wir angesichts der Gesundheitsverhältnisse, ob die Feier möglich sein werde. Da schien die Seuche zu erlöschen, da ließen Künstler, Studenten, Polytechniker und Bürger es sich nicht nehmen, den Meister mit Sang und Klang, mit lodernden Fackeln zu begrüßen, da vereinten sich seine Freunde zum erstenmal wieder in größerer Zahl zu festlichem Mahle, und schwungvolle Reden feierten ihn und seine Schöpfungen. Nun nach wenig Wochen ist es uns eine wehmüthige Freude, daß wir ihm die schönen Tage bereiten konnten, an denen die allgemeine Theilnahme und Verehrung ihm den Vorgenuß der Unsterblichkeit bot; nun ist er selber noch der tückischen Seuche zum Opfer gefallen. Des Todes aber hatte er in den letzten Jahren manchmal wie Holbein in Todestänzen mit köstlichem Humor gedacht, und wenn Freund Hein auf seiner Zeichnung als Herkules zu Alexander v. Humboldt tritt, um ihm die Last des Kosmos von den Schultern zu nehmen, so hat er nun den Künstler selbst aller irdischen Bürde entledigt. Auch ihn dürfen wir glücklich preisen, daß er von der Höhe des Ruhmes und Wirkens emporgestiegen, ungebrochen von den Schwächen und Leiden des Alters. Die trauernden Seinen freilich und wir Trauernden alle blicken mit schmerzlicher Sehnsucht auf die Stelle, wo ein Unersetzlicher gestanden hat. Vorwärts in die Lücke, welche die mörderische Kugel in der vordersten Schlachtreihe gerissen! so lautet der unerbittliche Mahnruf an die Ueberlebenden. Es gilt muthig gefaßt, so lange es Tag ist, unter dem Banner des Idealismus fortzukämpfen den guten Kampf für Wahrheit, Freiheit und Schönheit!

München, am 10. April 1874. **M. Carriere.**

---

## Ueber den Anspruch auf Originalität beim Lustspiel.

Von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

In der Charakterkomödie wird eine Narrheit personificirt, um in diesem Vertreter der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden; die ganze Komödie erscheint nur zu diesem Zweck erfunden. Aus diesem Princip folgt, daß der Träger der Handlung sich mit einseitiger Charakteristik begnügen muß; denn die Absicht, gerade diese bestimmte Narrheit zu geißeln, wird nur dann deutlich, wenn sie jede Bewegung der Figur motivirt, vermischt sich aber in einer Mischung individuell charakteristischer Eigenschaften. Hieraus ergibt sich zugleich die Schranke, die dem Lustspieldichter die Wahl stark verkümmert. An sich freilich ist jede Narrheit wählbar, denn jede läßt sich personificiren; da jedoch diese Personification keine Allegorie werden, sondern einer menschlichen Individualität angeeignet werden soll, deren Darstellung durch den Schauspieler möglich ist, so daß wir also auf der Bühne doch wieder nicht die Narrheit selbst verkörpert, sondern nur eine mit dieser Narrheit behaftete oder von ihr völlig durchdrungene Person sehen, die in der bürgerlichen Gesellschaft Existenzfähigkeit hat, so sind nur diejenigen Narrheiten für diese Darstellungsweise des Lustspiels brauchbar, die analog auch im Leben einen Menschen so auszufüllen und zu beherrschen im Stande sind, daß er in den meisten Beziehungen des Lebens, in jeder wichtigeren Thätigkeit von ihnen abhängig erscheint; und diese Abhängigkeit muß eine so starke sein, daß sie sich nicht nur in Folge einer Convention, die der Autor uns für den Lustspielabend anbietet, sondern mit Nothwendigkeit für den aus dem Leben gegriffenen Fall äußert. Die Narrheit darf nicht nur der Person ankleben, sondern sie muß das Grundelement ihres Wesen bilden können und eine so imposante Größe haben, daß sie unser Interesse durch den ganzen Verlauf der Handlung, mag dieselbe nun einen oder fünf Acte haben, fesselt. Mehr noch, die Narrheit muß der Art sein, daß aus ihr selbst die

Digitized by Google

Handlung hervorgehen kann und daß jede Wendung derselben das Ergebniß einer ihrer Aeußerungen ist; denn in der Charakterkomödie spielt eigentlich allein die Hauptperson, und alle anderen Figuren haben nur die Aufgabe, dieses Spiel zu ermöglichen. Leider ist nur die Zahl der Narrheiten, die sich zu solcher Verwendung besonders qualificiren, ziemlich beschränkt, und ist eine derselben einmal meisterhaft behandelt, so scheidet sie damit von der Wahlliste. Wer sie wieder aufnehmen wollte, würde ein originelles Werk nicht etwa schon durch die Erfindung einer neuen Fabel für sie, sondern nur dadurch hervorbringen, daß er sie selbst von ganz neuen Seiten zeigte und in Action treten ließe. Der Geizige des Molière ist ein alter Mann: äußert sich der Geiz als eine Narrheit anders in einer alten Frau, so ist eine originelle Charakterkomödie mit der letzteren Hauptperson möglich; sind aber die lächerlichen Aeußerungen des Geizes immer dieselben, so ist es auch gleichgültig, ob sie sich bei einem Manne oder bei einer Frau zu erkennen geben, und die zweite Komödie kann erspart werden.

Um mit Sicherheit beurtheilen zu können, ob eine neue Charakterkomödie originell genannt werden dürfe, müßte zunächst die ganze Literatur durchgegangen und daraus festgestellt werden, welche Narren auf dem großen Narrenschiff bereits Platz genommen haben. Läge ein vollständiges Verzeichniß vor, so würde freilich wohl auch dem Muthigsten der Muth schwinden, noch einen Originalnarren zu entdecken und hinaufzuschicken, der die auf ihn verwendete Mühe verlohnte. Um nur eine kleine Namenlese zu halten: Der Geizige, der Prahlhans, der Schmeichler, der Scheinheilige, der Pedant, der Schmarotzer, der Schlemmer, der Verschwender, der Neidhammel, der verliebte Alte, der Eitele, der Gönner, der eingebildete Kranke, der Jean de France, der Titelsüchtige, der Besserwisser, der Lügner, der Feigling, der Adelstolze, der Zanksüchtige, der Geldprotz, der Raritätensammler, der Ueberzärtliche, der Weinerliche, der höfliche Mann, der Eifersüchtige, der Superkluge, der Neugierige, der Schwätzer u. s. w. können nicht mehr als Originalfiguren gelten, aber nicht einmal alle diese Typen erweisen sich als Hauptfiguren, als Träger einer Handlung brauchbar, wenigstens wenn dieselbe den Raum eines Actes überschreiten soll. Viele dieser Narren, so gut sie als komische Chargen mitwirken, würden, in die Mitte gestellt und auf sich allein angewiesen, bald langweilig werden. Die Charakterkomödie ist nicht deshalb aus dem Katalog der Novitäten verschwunden, weil man sie weniger hoch stellt, als früher, sondern weil der Boden, auf dem sie wachsen kann, erschöpft ist. Die großen Narrheiten und Verkehrtheiten haben ihre typische Gestaltung gefunden, die kleinen reichen für sich selbst nicht aus, um den Hauptcharakter zu füllen. Die Analogie mit der Tragödie ist hier am deutlichsten: die großen Leidenschaften sind verbraucht, die schwächeren geben nicht genug Fallhöhe.

Wenn im Vorigen immer von Narrheiten gesprochen ist, so deckt eigentlich doch dieser Ausdruck nicht genau alle Fälle. Es handelt sich nämlich nach der einen Seite hin um sittliche Gebrechen, die nur deshalb hieher zählen, weil sie sich in ihrer Lächerlichkeit darzustellen haben, nach der andern um üble Angewöhnungen, die der damit behafteten Person ein närrisches Ansehen geben, ohne doch ihren ganzen Charakter zu bestimmen. Ueber sittliche Gebrechen darf man sich nicht lustig machen; auch in ihrer Lächerlichkeit müssen sie häßlich und verächtlich erscheinen, und Aufgabe der Komödie ist es gerade, sie in ihrer Häßlichkeit und Verächtlichkeit zu zeigen, um sie dann durch Spott zu beseitigen. Eine Charakterkomödie dieser Art fordert nothwendig die stärkste Ausprägung der sittlichen Tendenz; sie geht nicht darauf aus, das Gebrechen in der Person, die damit behaftet ist, durch eine Umkehr zu heilen, sondern in dem Zuschauer selbst eine stille Umkehr vorzubereiten, falls er von ähnlichen Neigungen nicht frei sein sollte, oder wenigstens seine Beobachtung zu schärfen, um ihn im Verkehr mit solchen unsauberen Geistern im wirklichen Leben vor Schaden zu sichern. Unserm Geschmack erscheint eine solche Komödie zu herbe; man würde sie, wenn sie wieder versucht würde, als Lustspiel gar nicht gelten lassen wollen und vielleicht sehr ungerechtfertigt ablehnen. Wir verlangen heute, daß im Lustspiel die Narrheit immer lustig sei, daß weder unser Abscheu noch unser Mitleid stark erregt werden. Damit ist aber das Feld der Charakterkomödie noch mehr beschränkt, zumal andrerseits wieder närrische Angewöhnungen zwar zum Lachen reizen, aber im Allgemeinen doch zu unschädlicher Natur sind, um dem ganzen Stücke zur Grundlage gegeben werden zu können, oder die Anwendung der sittlichen Tendenz zu ertragen. Wie dem aber auch sei, die Originalität einer solchen Dichtung hängt immer von der originellen Herstellung der Hauptfigur ab; ob die Mitspieler bekannte Lustspieltypen sind und die Handlung sich aus schon benutzten Begebenheiten zusammensetzt, ist gleichgültiger.

Anders im Situationslustspiel. Hier ist Grundbedingung der Originalität die Erfindung einer neuen Lustspielfabel, eines neuen Sujets, eines neuen Lustspielgedankens. Es interessirt vornehmlich, was sich begibt; der Zuschauer ist gespannt, wie die Angelegenheit verlaufen, der Knäul sich entwirren werde. Eine komische Situation löst die andere ab, bis schließlich das zu Stande kommt, was der Zuschauer wünscht, nachdem ihn der Autor durch immer neue Hindernisse in Sorge gehalten hat, ob seine Wünsche sich auch realisiren werden. Natürlich ist nicht jede heitere Begebenheit, und wäre sie an sich noch so originell erfunden, schon deshalb für das Lustspiel brauchbar. Auch wenn sie sich bequem in Acte und Scenen theilen, also den äußerlichen Bedingungen der Bühne anpassen läßt, kann sie das schlechteste und uninteressanteste Lustspiel geben. Die erste Voraussetzung für ihre Anwendbarkeit bleibt immer, daß sie im Sinne des Dramas eine Handlung enthält und sich faßlich in dialogischer Form darstellt. Eine dramatische Handlung entsteht aber noch keineswegs aus einer Reihe von Begebenheiten, sondern sie fordert immer einen psychologischen Proceß, den wir in seiner Entstehung, in seiner Verwicklung und in seiner Lösung zu beobachten Gelegenheit erhalten; und ebenso ist die Anwendung des Dialogs nur dann berechtigt, wenn das Gespräch selbst Handlung ist. Auch diese Erfordernisse genügen noch nicht; die Gesammthandlung muß so erfunden sein, daß sie ein die Gesellschaft (wenn auch nur in ihren privatesten Beziehungen) beschäftigendes Problem zum Austrage bringt, daß irgend ein allgemeiner Satz sich aus ihr abstrahiren läßt, mag derselbe auch nur bedingt, d. h. unter den gegebenen Voraussetzungen eine Wahrheit sein. Jenachdem mehr die sittliche Tendenz oder der Vergnügungszweck in's Auge gefaßt ist, wird das Problem tiefer oder flacher liegen, der allgemeine Satz der öffentlichen Moral oder der Erfahrung entnommen sein, immer aber muß das Lustspiel einen bestimmten, dasselbe von anderen Lustspielen unterscheidenden Gedanken aussprechen, und es wird an Bedeutung wachsen, je überraschender, zutreffender und zur Selbstschau auffordernder derselbe ist.

Da jede Handlung zu ihrer Darstellung auf der Bühne eine Reihe von Figuren braucht, aus deren charakteristischen Eigenschaften sie sich gleichsam erst ergibt, so ist die Charakteristik der mithandelnden Personen auch im Situationslustspiel von großer Wichtigkeit. Wenn aber auch außer Zweifel ist, daß dasselbe nur an Interesse und innerem Werth gewinnen kann, je origineller eine möglichst große Zahl der verwendeten Personen gestaltet erscheint, so wird diesem Erforderniß doch erst in zweiter Linie Bedeutung beigelegt werden können. Alle die Charaktere, die im Charakterlustspiel die Mitte einnehmen, können im Situationslustspiel zu dessen Zwecken wieder zur Verwendung kommen, dieselben komischen Chargen wiederholt, wenn nur jedesmal der neuen Lustspielfabel entsprechend, benutzt werden. Es ist daher nur bedingt ein Tadel für ein Situationslustspiel, wenn demselben vorgerückt wird, daß einzelne oder mehrere seiner Figuren schon in ihren Grundzügen von anderen Stücken her bekannt sind. Wie sich mit wenigen Schachfiguren, deren charakteristische Bewegungen ein für alle Mal gegeben sind, auf einem sehr beschränkten Felde eine fast unbegrenzte Zahl verschiedener Partien spielen läßt, so ist auch für eine kleine Zahl von Spielern mit feststehenden Charakteren eine große Zahl in sich unterschiedener Handlungen denkbar. Die Masken der italienischen Komödie sind nichts anders als solche Schachfiguren in der Hand des Dichters, feststehende Personificationen gewisser komischer Eigenschaften, die immer neu combinirt werden. Glücklicherweise sind die Charaktere unsres Lustspiels nicht stereotyp, aber die Gecken, Dümmlinge, polternden Alten, Bonvivants, unverschämten Bedienten und sonstigen Spaßmacher zeigen doch auch im modernen Lustspiel eine große Familienähnlichkeit, ebenso wie die naiven Mädchen, die ihr Herz entdecken, die Salondamen, die für jeden Act die Robe wechseln, und die alten Jungfern,

Digitized by Google

die an den Mann wollen. Ein Schauspieler oder eine Schauspielerin, die irgend eine Specialität gut repräsentiren, werden allemal eine große Zahl von Lustspielen finden, in denen sie, allenfalls in verändertem Costüm, im Grunde genau dieselbe Rolle zu spielen haben; ja! was der Schauspieler so oft bei einer Novität eine ihm passende Rolle nennt, ist meist gar nichts anders, als eine neue Varietät desselben Charakters, den er sich seinen Anlagen nach aus dem vorhandenen Vorrath längst mit Vorliebe angeeignet hat. Wollte man den gemeinsamen Gebrauch gewisser komischer Grundtypen nicht zulassen, so wäre ein neues Originallustspiel überhaupt nicht mehr denkbar. Alles, was billigerweise vom Lustspieldichter in dieser Hinsicht verlangt werden kann, ist, daß er seine Springer, Läufer, Bauern ꝛc. allemal möglichst modern kleide, sie zeitgemäß sprechen und vor allen Dingen originell handeln lasse.

Man nennt eine Situation im Lustspiel: das Zusammentreffen mehrerer Mitspieler auf der Bühne mit der Wirkung, daß dadurch etwas Erwartetes vereitelt oder etwas Ueberraschendes herbeigeführt werde; dann überhaupt jede Stellung der Personen, die eine Wendung in der Handlung, wenn auch nur vorübergehend, bedingt oder scheint bedingen zu müssen. Es kann nämlich auch bei der Drohung bleiben, indem sich sogleich aus dem Zutritt einer andern Person oder auch nur aus einer Verschiebung der Stellung eine neue Situation ergibt, welche die Wirkungen der obigen aufhebt oder modificirt. Ein Lustspiel dieser Art ist um so besser, je natürlicher sich die komischen Situationen aus dem Verlauf der Haupthandlung selbst und aus den Charakteren ergeben, um so weniger werth, je deutlicher die Absicht wird, Personen zusammentreffen zu lassen, um komische Situationen zu erzeugen, je gezwungener dieses Zusammentreffen an dem bestimmten Ort ist und je weniger für den Fortgang der Haupthandlung daraus gewonnen wird, je mehr also die komische Situation sich selbst Zweck ist. Es gibt Stücke mit sehr magerer Fabel, in denen ganze Acte durch nur episodisch aneinandergefügte Stellungen construirt werden, deren Wirkung auf die Lachmuskeln schon erprobt ist, und die Menge, die sich dabei vortrefflich amüsirt, ist sehr geneigt, solche Stücke für vortreffliche Lustspiele zu halten. Sie sind aber sehr oft nur billige Compilationen routinirter Rechner (meist Schauspieler), die jeder Originalität entbehren. Es gibt Witze, die auch zum tausendsten Mal gemacht belacht werden, und der Situationswitz im Lustspiel hat, wie der Wortwitz, seine unverwüstlichen Meidinger.

(Schluß folgt.)

---

## Des Grafen Stadion „Rhapsodieen".

Da ist mir von einem Freunde ein sonderbares kleines Buch übergeben worden; ich muß Sie mit dem Inhalt desselben bekannt machen. Es hat den Vorzug, originell, amüsant und wenig umfangreich zu sein. Kaum 70 kleine Seiten; auf den meisten stehen nur ein paar Zeilen. In einer halben Stunde ist es gelesen.

Das Buch führt den Titel „Rhapsodieen eines Heimatlosen im Herzen", und ist im Jahre 1872 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen. Der Verfasser ist Emerich Graf Stadion. Graf Stadion soll bereits mancherlei geschrieben haben; ich muß gestehen, daß ich von seinen Werken bis jetzt nur diese schmächtigen „Rhapsodieen" kenne. Der Name des Dichters war mir aber schon bekannt, da Sacher-Masoch ihm eine seiner besten Novellen gewidmet hat.

Auch hier haben wir es — wie im „Waldfried" — mit einem Tagebuche zu thun. Im Uebrigen hat die Arbeit von Emerich Stadion mit der Familiengeschichte Berthold Auerbachs recht wenig Aehnlichkeit.

Graf Stadion schildert nicht Vorgänge, sondern nur Stimmungen, Empfindungen,

> Was von Menschen nicht gewußt,
> Oder nicht bedacht,
> Durch das Labyrinth der Brust
> Wandelt in der Nacht —

und dergleichen. Aber das kann ja auch sehr nett sein. Und das ist hier der Fall.

Schon mit dem Titel beginnt der Reiz. Mit demselben Rechte, mit welchem sich ein Podagrist etwa einen „Reißenden im Beine" nennen könnte, kann sich offenbar auch ein Dichter in einer schwermüthigen Anwandlung als „heimatlos im Herzen" bezeichnen. Und schwermüthig ist Graf Stadion; das muß ihm der Neid lassen. Er erinnert an Hamlet. Was ist ihm „diese Quintessenz von Staub?" Er hat „keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht". Seine Gedanken über die Frauen sind besonders trübe. Wir werden einige derselben noch kennen lernen.

Das Buch ist einem Freunde gewidmet: „Es ist so schön, wenn gedrückte Träume, die uns überleben, der Nachwelt sagen, daß uns beim Träumen ein Stern geleitet hat. Der Stern, der dies kleine Buch durchflimmert, — bist Du!" Diese Anrufung der Nachwelt hat mir, offen gesagt, nicht recht gefallen. Emerich Stadion hätte die Mahnung berücksichtigen sollen:

> „Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!
> Gesetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
> Wer machte denn der Mitwelt Spaß?"

Nun wird mir Graf Stadion vielleicht entgegnen, daß diese Worte von der „lustigen Person" im Vorspiel zum „Faust" gesprochen werden, daß er aber sehr traurig und heimatlos im Herzen sei. Ich sehe diesen Einwand voraus; aber meines Erachtens besteht da kein Widerspruch. Auch der Schwermüthigste kann eine ganz lustige Person sein und selbst die Heimatlosigkeit im Herzen kann der Mitwelt so viel Spaß machen, daß es der Berufung an die Nachwelt gar nicht bedarf.

Wenn wir auf den Inhalt des Buches selbst eingehen, so werden wir auf jeder der wenigen Seiten durch irgend eine treffende Bemerkung, ein kühnes Bild, eine sinnvolle Definition, eine sprachliche Vermessenheit überrascht, erfreut, angemuthet. Ja, das kleine Heft hat auch einen didaktischen Werth; denn die deutsche Sprache war zu knapp und armselig, um die Fälle und den Reichthum der gemüthvollen Regungen und dunkeln Empfindungen, welche in der Brust des Grafen schlummern, wogen und wallen (Wagalaweia, walla, wallalai), zu fassen. Einige seiner Empfindungen drangen unerbittlich auf den Ausdruck in französischer Sprache und sind in diesem vornehmen Idiom niedergeschrieben worden. Auf diese Weise bilden sie ein angenehmes Supplement zum kleinen Ahn und sind der heranwachsenden Jugend, welche im Französischen sich zu vervollkommnen trachtet, auf's beste zu empfehlen.

Gleich auf der fünften Seite finden wir eine jener durchaus richtigen Bemerkungen, die genau und scharf das sagt, was uns immer als wahr und richtig vorgedämmert hat. Das kleine Capitel, welches nur wenige Zeilen lang ist, führt die Ueberschrift „Von der Zuneigung" und beginnt also: „Die Zuneigung! — Es ist doch ein seltsames Ding darum!" Gott, wie wahr und richtig! Ich habe mich immer gefragt, was ist die Zuneigung? Jetzt weiß ich es zwar auch noch nicht genau, aber ich weiß doch wenigstens, was um sie ist: ein seltsames Ding. Und das beruhigt mich. Auf S. 10 spricht Graf Stadion, wie wir aus der Ueberschrift ersehen — der Dichter gebraucht immer die Vorsicht, in der Ueberschrift anzugeben, warum es sich handelt, da wir es sonst oft nicht errathen würden — „von den Leidenschaften". Da heißt es: „Wenn uns ein Wesen glühend liebt, welches uns gleichgültig ist, so wird uns diese Liebe nicht beglücken". Auf keinen Fall! Und wer dem widerspricht, der bekommt es mit mir zu thun. So kühn es klingen mag, es ist richtig, es ist unzweifelhaft! Sie glauben wohl, daß uns die Liebe beglückt? Das ist nur unter gewissen Einschränkungen der Fall. Wenn uns ein Wesen liebt, das uns gleichgültig ist, so beglückt uns die Liebe nicht; aber auch nicht im mindesten. Wosо? Weil uns eben dies Wesen gleichgültig ist. Graf Stadion erklärt das durchaus, denn er sagt, „das liegt eben in der ewigen Natur der Leidenschaften". „Nu äben," da liegt's! „Sie haben noch nie einen Menschen glücklich gemacht; sie sind die Flammen, in welchen unser bestes Herzblut immer wieder den Mückentod findet!" Also der Vorgang ist der: unser bestes Herzblut hat etwas Mückenartiges an sich, und wenn es die Flamme der Liebe sieht, fliegt es thörichter Weise hinein und verbrennt sich bei der Gelegenheit; und das Verbranntwerden macht nicht glücklich.

Außerordentlich treffend ist auch die Bemerkung auf S. 16: „Sind wir nicht dumm" schreibt Graf Stadion — ich erbitte mir die Freiheit, eine kleine Parenthese zu machen: es wäre vielleicht hübscher, wenn der Dichter hier nicht im majestätischen Plural, sondern im Singular spräche, und womöglich nicht in der zweiten Person des Präsens — „sind wir

Digitized by Google

nicht dumm, daß wir uns quälen und abschmachten und doch am Ende darüber verhungern und verdursten, weil wir einfach nicht den Muth haben zu sagen: ich liebe Dich! . . Wie viel Zeit geht darüber verloren!" Wiederum unanfechtbar, und Zeit ist Geld.

Auf der folgenden Seite heißt es unter der Ueberschrift „Untreue": „Die Frauen sind so schön, warum können sie uns denn nicht glücklich machen? . . ." Eine wohlaufzuwerfende Frage. „Moritz, Du bist ein großer Mann," sagt Schweizer. Daran schließt sich folgende Betrachtung: „Ein Abwesender kann allenfalls die Leere in unserm Herzen, aber niemals die Leere in unsern Armen ausfüllen". Das ist wieder unbestreitbar richtig. Er kann die Leere in unsern Armen nicht ausfüllen, weil er eben nicht da ist. Daher der Name Abwesender. „Wer blies Dir das Wort ein? Das hast Du nicht aus Deiner Menschenseele hervorgeholt," sagt Karl Moor.

Auf S. 23 heißt es: „Der fromme Wunsch eines Idealisten: Ach wie schön wäre die Liebe, wenn sie eine Venus wäre. Aber eine reine Venus". Also wahrscheinlich eine Venus, die sich gewaschen hat, eine Anadyomene.

Vom Maßhalten gibt Graf Stadion folgende Definition: „Maßhalten ist: einen Kuß abbrechen, ehe die Lippen brennen". In der That, weshalb sollte das nicht Maßhalten sein? Man könnte allenfalls auch sagen: Maßhalten ist: ein Beefsteak essen, wenn es eine halbe Portion ist, oder sich einen Seidel bestellen und einen Schnitt trinken, oder manches Andere. Der Dichter räth uns also, den Kuß abzubrechen, und er erklärt das für weise. Da spielt ihm nun sein neckischer Genius einen bösen Streich; denn vier Seiten später, auf S. 15, sagt er unter der Ueberschrift „Verscherzt": „eine Liebesfreude, die man unterbricht, ist unwiderruflich verloren. Das ist wie der Vogel, dem man den Käfig öffnet in der thörichten Meinung, man könne ihn wieder zurücklocken aus den Wolken". Hier also räth uns der Dichter, den Kuß nicht zu unterbrechen, sondern gehörig auszuküssen. Was soll man nun eigentlich thun, um sich den Beifall des Grafen zu erwerben? Soll man abbrechen oder nicht abbrechen, maßhalten oder verscherzen?

Hier zeigt sich also ein zweiter charakteristischer Zug unseres Heimatlosen: die originelle Kühnheit seiner Gedanken. Wir finden viele Belege dafür. Ich beschränke mich auf einige wenige Beispiele.

Auf S. 7 sagt Graf Emerich Stadion: „Die Freundschaft muß behandelt werden, wie ein Kranker; man darf ihr nur das reichen, was ihr gut thut" — woraus hervorzugehen scheint, daß man einem Gesunden einige Loth Digitalin, Arsenik und Aehnliches ohne Bedenken reichen darf.

Auf S. 9 heißt es: „Die Herzensliebe ist doch nur ein Kunstproduct; deshalb findet sie in den Schriften der Alten nirgends erwähnt". Wer das behauptet, braucht nur an Sappho, Anakreon, Horaz und andere Vorgänger des Grafen Stadion erinnert zu werden.

Auf S. 16 äußert der Dichter sein Bedauern darüber, daß wir uns die Zeit unserer Liebe mit Quälereien verbittert haben und uns dadurch das entschwundene Paradies selber mit Schlangen bevölkerten". Alles will ich dem Grafen Stadion glauben. Daß er aber im Stande sein soll, ein entschwundenes Paradies mit irgend etwas zu bevölkern, das glaube ich ihm nie. Wenn er das kann, dann kann er auch als Abwesender die Leere in unseren Armen ausfüllen. Und das kann er nicht. Er sagt es ja selbst.

Dies sind so einige Beispiele für die Kühnheit. Diese spricht sich auch in den von dem Grafen gewählten Bildern häufig aus. Als „unmöglich" bezeichnet er auf S. 19 „einen Ertrinkenden an den Spitzen seines Schnurrbartes aus dem Wasser ziehen". Außer dem Könige Victor Emanuel ist mir in der That kein Sterblicher bekannt, mit dem sich dieses Experiment vornehmen ließe. — Auf S. 37 hat der „liebe Gott" eine „Frühlingsbrust", und auf S. 38 wird das Glück mit einer „alten Landpfarrersmutter" verglichen. Rathen Sie einmal, weshalb? Wetten, daß Sie es nicht rathen, daß Sie keine Idee haben von dem tertium comparationis? Hier ist es: „Es läßt sich nicht gern photographiren. Sobald man es schildern will — husch! gleich ist es fort". Und da photographire mal einer!

Sehr schön sind die französischen Sinnsprüche. Ich erlaube mir, dieselben der Einfachheit halber in's Deutsche zu übertragen. „Die Liebe", heißt es auf S. 9 in französischer Sprache, „ist der Mondschein der Wollust, ein thränenbefeuchteter Lorettenkuß". Das also ist die Liebe. Und ich dachte immer, die Liebe wäre ganz etwas Anderes — z. B. die Sonnenfinsterniß des Verlangens; und nun ist sie auf einmal der „Mondschein der Wollust". Wie man sich doch täuschen kann.

Auf S. 11 heißt es, wieder in französischer Sprache: „Man muß es verstehen, sein Glas auszutrinken und nicht sich darin ertränken". Bei der gewöhnlichen Beschaffenheit unserer Trinkgläser ist diese letztere Befürchtung allerdings ausgeschlossen.

Auf S. 36 steht ein französischer Aufsatz, dem ich als Lehrer einer höheren Töchterschule unbedingt „2a" ertheilen würde. Er ist ziemlich umfangreich; er zählt 18 Zeilen und das ist eines der längsten Capitel dieses Buches. Bisweilen aber befleißigt sich Graf Stadion einer lapidarischen Kürze. Welche Welt von Gedanken geht uns bei den vier Wörtchen auf, die er auf S. 20 wie Granitpfeiler hinstellt. Ohne Erklärung! Sie sprechen für sich selbst.

Sie lauten: „Comment oublie-t-on?!"

Ja, das ist die Frage, die schon den Prinzen von Arcadien zu der unglücklichen Leidenschaft des Lethetrinkens trieb. Ich habe mir auch bisweilen diese Frage vorgelegt, aber ich habe nie den Muth gehabt, sie aufzuschreiben und drucken zu lassen. Jetzt ist der Zauber gelöst, und mit dem Grafen Stadion frage auch ich: „Wie vergißt man?!

Außer den kleinen Aphorismen der Rhapsodieen enthält das Heft zwei größere Beiträge; der eine heißt „Das Geplauder eines großen Kindes, Conturen meines Ichs", und ist vier Seiten lang; der andere heißt „Ein erlebtes Märchen" und umfaßt sogar acht Seiten. Aus den „Conturen meines Ichs" will ich nur eine Stelle anführen. Graf Stadion erzählt uns, daß er zuweilen religiöse Anfälle hat. Dann ist er fromm, sehr fromm, und geht in die Kirche. Seine besondere Zuneigung schenkt er der Mutter Gottes und dem kleinen Jesus. Zu dem „großen schrecklichen Gott" fühlt er sich weniger hingezogen; nach Constatirung dieser Thatsachen bemerkt er: „Ich bin recht albern. Nicht wahr. Unlogisch, frevelhaft sogar, aber ich kann nicht dafür . . ." (S. 58.)

Mit dem „Erlebten Märchen" wollen wir uns etwas genauer bekannt machen.

Elwin war 16 Jahr alt und unschuldig; er war noch förmlich „geistesblind", „seine Sinne hatten noch kein Augenlid geregt, viel weniger mit einer Wimper gezuckt". Das glaube ich, denn ich halte es für überaus schwierig, mit einer Wimper zu zucken, ohne dabei ein Augenlid zu regen. „Ja, der blöde Junge wurde roth wie ein Bisquit, das man in Burgunderwein taucht, sowie man ihm von Liebe sprach." Hat Graf Stadion niemals zu Austern den so beliebten Chablis getrunken? Ist ihm der herrliche Mont-Rachet, der beste Weißwein Frankreichs, unbekannt? Beide sind Burgunderweine; und man kann vierzehn Tage lang ein Bisquit hineintauchen, es wird niemals roth werden. Stadion meint wahrscheinlich rothen Burgunder. Da hätte er der Einfachheit halber sagen können: „der blöde Junge wurde roth wie etwas Rothes". Er befleißigt sich ja doch sonst immer der Deutlichkeit; wie gleich in dem folgenden Satze: „Die Frauenliebe lag eben noch ungeweckt in seinem Herzen gleich einer schlafenden Sphynx". Ich würde die Orthographie mit dem „i" vorziehen und Sphinx schreiben. Aber auf die Sphinx kommt es ja nicht an; und unzweifelhaft ist richtig, daß die Liebe ungeweckt einer Schlafenden gleicht, eben weil sie noch nicht geweckt ist. „Da trat plötzlich ein Weib" — rathen Sie einmal wohin? — „in den Frieden seiner Unschuld". „Roxandres Stimme klang süß einschläfernd wie Nachmittagskosen." Aber erlauben Sie, beim Kosen schläft doch kein anständiger Mensch! „Dabei berührte Alles an ihr wie eine Liebkosung — im Dunkeln." Ich hoffe nicht verstanden zu haben. Dieses Weib warf nach und nach ein Zaubernetz über sein „somnambules Kinderherz, und wie ein Nachtwandler folgte er auch dem Wollustleuchten, das aus ihren Flammenaugen durch alle Ritzen seines unberührten Seins lohte". Das habe ich nicht verstanden. Wo loht es? Loht es aus ihren Augen? Wie kommt es dann durch seine Ritzen? Wir wollen uns dabei aber nicht aufhalten. Als Elwin nun in einer späten Herbstnacht an ihrer Seite saß, und sie „auflachend ihre weiße Hand durch seine Locken zog (Au!) und dieselben wild durch einander warf", da erzählte sie ihm „das Märchen von der Liebe". Und Elwin hörte dem „schwülen" Märchen zu, „das betäubend und giftig-süß wie der Duft der dunkelblauen Rose von Roxandres Lippen floß". Ich habe nun freilich noch nie eine dunkelblaue Rose gesehen; aber weshalb sollte es deren nicht geben? Jedenfalls muß es in der späten Herbstnacht sehr kalt gewesen sein, denn sonst wäre die Aehnlichkeit dieser Rosenfarbe mit Roxandres Lippen nicht gut zu erklären. Anfangs war er wie „geistesstaub". Auch das noch!

Digitized by Google

— er, der eben „geistesblind" war. „Aber nach und nach begannen seine Sinne die Augenlider schüchtern aufzuschlagen." Diesmal werden sie dann wohl auch mit den Wimpern gezuckt haben.

Aber Elwin ist dabei gar nicht wohl zu Muthe. Er fing bitterlich an zu weinen. „Was hast Du?" fragt Rozandre. „Ich! . . Ich fürchte mich vor Ihrem — Märchen! stammelte er blutroth," — wie ein Bisquit, das man in rothen Burgunder taucht. „La belle affaire" lachte sie „wie gefoltert" auf. „Nein, wirklich Fürstin, ich möchte am liebsten fort. Nach Hause." „Pitöser Schwächling!" herrschte sie ihm wild aufgelöst zu. Und sie breitete ihm ihre Arme entgegen, „während ihre blauen, feuchten Augen durch die schwarzen Wimpern flimmerten wie Mondlicht durch eine Liebeslaube". Das stimmt nicht, es sei denn, daß der Mond in der Laube sitze. Denn die blauen Augen flimmern aus der Laube heraus, und das Mondlicht flimmert in die Laube hinein. „Aber ich liebe Sie ja nicht," hauchte Elwin „mit der Grausamkeit eines Maisturmes". Da gibt ihm die Fürstin einen Puff, „so daß er taumelnd fast zu Boden sank", dann bekommt sie Gewissensbisse, bittet ihn, diese Stunde zu vergessen, und verschwindet. Elwin verläßt das Gemach auf den Fußspitzen, „mit dem beklemmenden Gefühl, als erröthe jede einzelne Rose des Teppichs unter seinem schwankenden Tritte". Nach einigen Jahren begegnen sie sich wieder. Rozandre geht in's Kloster und der Andere „stirbt das Leben weiter". Das ist das Märchen. Ich finde es sehr hübsch.

Wenn ich nach all den Lobsprüchen, welche ich dem kleinen Buche spenden durfte, mir eine Aussetzung erlaube, so betrifft dieselbe die sogenannte Grammatik. Auf S. 5 heißt es: „Wie herrlich ist das Schwellen des Herzens, wenn man ein schönes Menschenkind begegnet". Mir wäre der Dativ lieber. Der kommt übrigens gleich; denn es heißt weiter: „Wie komisch ist das Verliebtsein eines jungen Mannes, der über einer Gans Thränen vergießt — und," fährt der kleine Schäker fort, „das obendrein noch über einer Gans, die nicht einmal gebraten ist". Hier bitte ich um etwas Accusativ. Es ist allerdings schwer, es Jedem recht zu machen; kommt der Dativ, so verlangt man den Accusativ, und kommt der Accusativ, so verlangt man den Dativ.

Auf S. 37 heißt es: „Die mehrsten Menschen verdursten förmlich;" man sagt doch besser „die meisten". Auf S. 35 heißt es: „Kein Unglück kann uns brechen, keine Versuchung uns straucheln machen". Da man das letzte Verbum „machen" unwillkürlich auf die beiden anderen Verba mitbezieht, so ergibt sich ein Mißverständniß, das besser zu beseitigen wäre.

Aber nun habe ich genug von dem kleinen Buche gesprochen. Es ist wohl überflüssig hinzuzufügen, daß ich es Allen denen, die sich dafür interessiren, warm empfehle. **Paul Lindau.**

## Ein ästhetischer Minotaurus.

Was würde man wohl von jemandem denken, der das bekannte kretische Ungeheuer, halb Ochse, halb Mensch, auf einen Viehmarkt bringen oder an einen Sklavenhändler losschlagen wollte, statt einen vortheilhaften Handel mit Herrn Barnum abzuschließen? Und doch ist ein ähnliches Curiosum dieser Tage in Scene gesetzt worden, und zwar von den Künstlern der berühmten Malerstadt Düsseldorf.

„Beethovens Pastoralsinfonie mit lebenden Bildern". Das waren die verheißungsvollen Worte, die auf dem Programm der von der düsseldorfer Künstler-Liedertafel am 16. März und zwei Tage später wiederholten Aufführung standen. Es war allerdings nur die Wiederholung eines schon 1863 unter den Auspicien von Oswald Achenbach, Alb. Arnz und Max Heß veranstalteten Unternehmens. Das große Publicum hatte demselben zugejubelt, ein rheinischer Poet lieferte eine vom Feuer milder Begeisterung durchglühte Schilderung an die Augsburger Allgemeine, aber manche Musiker schüttelten die Köpfe und Otto Jahn sprach sich a priori und ohne der Vorstellung beigewohnt zu haben gegen eine derartige Illustration eines sinfonischen Meisterwerkes aus. Die düsseldorfer Künstler haben sich indessen durch die Fastenpredigt des ausgezeichneten Aesthetikers nicht bekehren lassen, obwohl derselbe unter dem Titel „Beethoven im Malkasten" in dessen „Gesammelten Aufsätzen über Musik" der Nachwelt erhalten ist. Die Landschaftsbilder waren so hübsch gemalt, die Gruppirungen so sinnig ersonnen und in so intime Beziehungen zu den einzelnen Theilen der Sinfonie gebracht, das harmlose Publicum hatte endlich ein so naives Wohlgefallen an der ganzen Vorstellung gefunden, daß der beleidigte Künstlerstolz unbedenklich sich hinter die Ausrede flüchtete, nur die Autopsie könne in solchen Fällen entscheidend sein. Die Decorationen wurden also aufgehoben, die reizenden Costüme vor Mottenschaden geschützt und der ganze Zauber an den genannten Tagen vor einem ungemein zahlreichen Publicum wiederholt. Die Eintrittskarten befanden sich sofort nach Eröffnung der Casse in festen Händen, und Nicht-Düsseldorfer konnten nur durch besondere Freundlichkeit des Comités Zutritt erlangen.

Die Aufführung fand im Rittersaale der städtischen Tonhalle statt und wurde mit der Vorstellung einer kleinen Operette von Reinecke, „Der vierjährige Posten" eingeleitet. Dieselbe sieht ganz aus wie eine Gelegenheitscomposition, für Dilettanten geschrieben. Die Ausführenden gehörten denn auch, mit Ausnahme des Orchesters, dieser interessanten Gattung an, was sich auch hinlänglich documentirte. Sie hatten indessen ihre Rollen brav einstudirt, spielten und sangen mit wunderbarer Freudigkeit und mischten sich nach Beendigung der Vorstellung in ihren Costümen harmlos unter das Publicum. Nun kam die Hauptsache. Die Gasflammen im Saale schrumpften zusammen und das von einer schwachen Glorie umgebene Orchester stimmte den ersten Satz der Pastoralsinfonie an. Julius Tausch dirigirte. Der erste Theil spielte sich so in halber Finsterniß ab.

Beim Beginn der Repetition aber ging der Vorhang auseinander und zeigte eine magisch beleuchtete Landschaft: Haide, Feld und Fernsicht im Lichte eines schönen Sommermorgens. Die Scene belebt sich. Ein einsamer Schäfer erhebt sich und reibt sich den Schlaf aus den Augen. Schnitter und Schnitterinnen machen sich an die Arbeit, spielende Kinder gruppiren sich um eine ältliche Frau, und der Dorfpastor erscheint, um den Morgensegen zu sprechen. Eine städtische Familie tritt auf, ein älteres und ein junges verliebtes Paar, und läßt sich den Weg nach dem Dorfe zeigen. Das fällt so ziemlich in der Durchführung zu Anfang des zweiten Theiles der Sinfonie. Während der Recapitulation des ersten Theiles wird es Mittag und die Schnitter brechen auf. Noch ehe der zweite Satz beginnt, setzt sich die Scene in Bewegung, die offene Landschaft verschwindet und wir blicken in ein prächtiges Waldesdunkel. Wiederum tragen spielende Kinder und ein Liebespaar — es ist das städtische aus dem ersten Theile — die Kosten der Unterhaltung. Einen Augenblick erscheint sogar eine Deputation aus dem Thierreiche: ein zierliches Reh, das seine Rolle prächtig einstudirt hat, und später papierne Schmetterlinge. Kukuk, Wachtel und Nachtigall dagegen scheinen den neuesten Polizeiverordnungen gegen die landesübliche Vogelstellerei nicht zu trauen und wagen sich nicht aus der Partitur heraus. Wir haben mittlerweile kaum Muße gefunden, dem herrlichen Adagio einige Aufmerksamkeit zu widmen, abgesehen von einem stets steigenden Unbehagen, das uns die Wiederkehr gewisser charakteristischer Motive bei ganz verschiedenen scenischen Vorgängen verursacht. Der Wald zieht ab und mit dem dritten Satze befinden wir uns auf dem offenen Platze eines idyllischen Dorfes: links das Wirthshaus, rechts die Kirche, in schöner abendlicher Stimmung. Das Scherzo beginnt und mit ihm ein lustiger Tanz der Bauern. Musikanten auf der Scene spielen dazu auf, aber ein händelsüchtiger Bursche erscheint, um den Mittelsatz durch eine Prügelscene zu illustriren, darüber verdunkelt sich der Himmel. Colophonium: Blitze erregen einen gewaltigen Sturm im Orchester, natürlich ganz so, wie er in der Partitur steht. Das Wetter geht vorüber, ein Regenbogen erscheint und eine Mutter, die sich verzweifelt anstellt, bis ihre vom Walde her bekannten Kleinen auf der Bühne erscheinen, repräsentirt die „dankbaren Gefühle nach dem Sturm". Es ist Nacht geworden, der Mond geht auf — durch einen tückischen Zufall mit einem wirklichen Mann im Mond, nämlich dem Schattenriß eines zwischen Lampe und Leinwand verirrten Künstlerkopfes mit Filzhut — und der Pastor betet mit Städtern und Bauern zusammen den Abendsegen. Der Capellmeister ist glücklich an pagina 188 der Partitur angelangt und der Vorhang schließt sich wieder.

„Wie hat's gefallen, meine Gnädigste?" — „O, ganz gut. Nur habe ich wenig von der schönen Sinfonie gehört. Die Gruppen waren so hübsch! Wer konnte viel auf die Musik achten!" Ja, da ist des Pudels Kern! Es fühlt jeder instinctiv, daß es sich hier um zwei unvereinbare Dinge handelt. Die siamesischen Zwillinge sind noch wahre Normalwesen gegen solche minotaurische Verbindung. Ich will den Erfindern der

Digitized by Google

seltsamen Verkoppelung nicht den Tort anthun zu glauben, sie hätten Scenen und Pantomimen als die Hauptsache angesehen, zu der dann die Musik sich als gelegentliches Beiwerk zur Erhöhung der Stimmung und zur Ausfüllung der Pausen — wie im Circus — gesellt hätte. Sie würden dann wohl eher Strauß und beliebte Potpourriſten benutzt, als den Geist Beethovens citirt haben. Auch würde man mehr Einheit in die Begebenheit der Pantomime gebracht haben statt der locker an einander gereihten Intermezzos. Es sollte also umgekehrt die Wirkung der Sinfonie durch Bild und Scene erhöht werden. Der Hörer-Zuschauer sollte die programmatischen Ueberschriften Beethovens nicht blos aus den Tongestaltungen der Sinfonie heraushören und empfinden, sondern auch in Bild und Begebenheit verkörpert schauen. Ueber dem ersten Satze steht: „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande". Und ganz richtig: Der Schäfer erwacht, die Städter kommen auf dem Lande an, und der Publicus wird von heiterer Empfindung ergriffen: die Theilung der Arbeit könnte nicht systematischer durchgeführt werden. Nur schade, daß ein jedes selbständige und organisch durchgebildete Kunstwerk den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Welchem Gebote der künstlerischen Production dasselbe auch entstammen mag, die Wirkung ist immer von dem richtigen Verhältnisse der Schwingungen bedingt, in die unsere Geisteskräfte durch dasselbe versetzt werden. Eine dieser geistigen oder gemüthlichen Kräfte wird immer ganz in Anspruch genommen, während die übrigen mehr oder minder leise mitklingen. Aehnlich wie bei einem tönenden Körper, wo zunächst das Ganze, dann aber auch einzelne Theile sich in Schwingung befinden, und von den Verhältnissen dieser Schwingungen die Klangfarbe bedingt wird.

Eine doppelte Anregung, von zwei Kunstwerken zu gleicher Zeit ausgehend, kann nicht umhin, eine Collision zweier unvereinbarer Bewegungen, kurz dasjenige hervorzubringen, was man in der Tonwelt eine Dissonanz nennt. Empfindet man diese Dissonanz, die Unvereinbarkeit sofort, wenn Bild und Musik zu gleicher Zeit erscheinen, so steigert sie sich im Verlaufe der Darstellung bis zur Unerträglichkeit. Denn beide Künste wirken mit ganz verschiedenen Mitteln und mit ganz besonderen Gesetzen. Die Werke der Malerei wirken als Ganzes durch den momentanen Eindruck und durch das gleichzeitige Zusammenwirken aller Theile zum Ganzen. Ein Musikstück dagegen baut sich durch zeitliche Aufeinanderfolge seiner Theile zum Ganzen auf. Ein musikalischer Eindruck läßt sich daher ebensowenig durch ein Bild erhöhen, wie man eine einer Violine vorgetragene Cantilene durch einen Schlag auf die dicke Trommel eindringlicher machen kann. Tritt nun vollends die Darstellung irgend einer Begebenheit dazu, so merkt man die Incongruenz in jedem Augenblicke. Das organische musikalische Kunstwerk geht seiner Natur nach von wenigen, in der Regel von zwei Grundgedanken oder Motiven aus, stellt mit denselben eine gewisse Empfindung fest und entwickelt dieselben nach dem Princip des Contrastes und der Steigerung. Die Einheit in der Mannichfaltigkeit wird aber durch das Gesetz der Wiederholung vermittelt: die zu Grunde gelegten Motive treten bei den charakteristischen Wendungen der musikalischen Entwicklung wieder auf, bald theilweise, bald vollständig, nur mit verschiedener Einführung und unter neuer Beleuchtung.

Das ist die Logik des musikalischen Kunstwerkes, die ganz unberührt bleibt von den äußern Umständen und Anlässen, durch welche der Künstler seine Inspiration hat anregen lassen. Erst die moderne Programm-Musik hat diese Logik verkannt, auf welcher die Einheit und organische Gestaltung des musikalischen Kunstwerks beruht. Beethoven aber hat mit den Worten: „Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei," seinen Standpunkt genügend gekennzeichnet. So haben wir also in diesem Princip der Wiederholung und der Wiederkehr zu demselben Grundgedanken den diametralen Gegensatz zu den Gesetzen, nach denen sich irgend ein äußerer Vorgang entwickelt; derselbe kann nie in einer Folge verschiedener und immer neuer Momente bestehen. Der Versuch also, einen solchen Vorgang mit irgend einem organischen Musiksatze in unmittelbare Verbindung zu bringen, beruht auf einer totalen Verkennung der Gesetze und Bedingungen der musikalischen Kunst. Will man aber dem Maler ein solches Mißverständniß nachsehen, so sollte sich doch der Künstler unter keinen Umständen verleiten lassen, ein Attentat gegen die Souverainetät einer mit seiner eigenen Uebung verschwisterten und ihr gleich berechtigten Kunst zu begehen, indem er Reales und Ideales unmittelbar nebeneinanderrückt. Wenn die Musiker Gleiches mit Gleichem vergelten wollten, sie brauchten nur irgend ein Bild der drei Grazien auszustellen und die Modelle neben dasselbe zu postiren zur vergleichenden Betrachtung und zur Erhöhung des Genusses. Die Begriffsverwirrung in musikalischen Dingen ist heut zu Tage ohnehin groß genug, und wenn nicht etwa „verfluchte Dilettanten", sondern Künstler von Profession in solcher Weise die organische Natur und die Selbstständigkeit des musikalischen Kunstwerks negiren, so darf man das nicht ungerügt hingehen lassen.

**W. Mohr.**

# Aus der Hauptstadt.

## Musikalische Aufführungen.

### „Christus."

Oratorium von Kiel. Zum erstenmale aufgeführt vom Stern'schen Vereine.

Kiels Kirchencompositionen sind ein Phänomen in unserer Zeit. Sie stehen mit ihrer Felsenfestigkeit und Einheitlichkeit zwischen den andern bedeutendsten Tonwerken der Neuzeit so vereinzelt da, wie jene erratischen Felsblöcke, die in manchen Gegenden Norddeutschlands zwischen der flachen Ebene und den sandigen Hügeln stehen auf einem Erdstriche, der gar nicht fähig war, sie hervorzubringen. Abgesehen von ihrem hohen musikalischen Werthe erregen sie unsere Bewunderung durch ihre so ganz einheitliche Stimmung, durch den tief kirchlich-gläubigen Sinn, von dem sie Zeugniß geben. Denn dieser liegt unserem Jahrhunderte fern. Nicht etwa, daß religiöse Stimmungen und Gefühle fehlten, sie werden — nach unserer Ueberzeugung — nicht vergehen, so lange es ein höheres Denken gibt; aber die anerzogene Gläubigkeit, die jede Forschung vermeidende Ehrfurcht vor dem Dogma, welche im Bürgerthum des verflossenen Jahrhunderts überall vorwaltete, sind heute vereinzelte Erscheinungen, wie der polyphone Stil, der „reine Satz". Sie waren eben allgemein gebräuchliche Formen, ohne Bezug auf inneren Gehalt; jeder gute Bürger kannte die Kirchengebete und Gesänge auswendig, jeder „gelernte" Musiker schrieb im doppelten Contrapunkt; doch es gab damals unter den Kirchengängern ganz gewiß noch mehr Duckmäuser als heute, und die Fugen vieler Fachmusiker jener Zeit sind ebenso leer an künstlerischem Gehalte wie die Phantasien und die mit empfindsamen Ueberschriften versehenen Stücklein der meisten unserer Modesaloncomponisten. Daß aber die polyphone Schreibart eine allgemein gebräuchliche war, erleichterte allerdings die Composition von kirchlichen Tonwerken bedeutend. Und wenn wir die Bedingungen prüfen, unter welchen das Oratorium heute entsteht, und jene, unter welchen es im verflossenen Jahrhunderte entstanden ist, so müssen wir wieder auf unseren ersten Satz zurückkommen: daß Kiels Wirken nach dieser Richtung phänomenal genannt werden kann. Die Großmeister des Oratoriums, Bach und Händel, standen auf dem Boden der allgemeinen Gläubigkeit und der damals allgemein verständlichen contrapunktischen Schreibart; aber sie eilten ihrer Zeit voraus, sie erweiterten die alte Form des Oratoriums, indem sie in den Chören dem dramatischen Ausdrucke weitesten Wirkungskreis öffneten. Der Componist unserer Zeit hingegen steht einem Publicum gegenüber, bei dessen Majorität er im günstigsten Falle den Glauben der Gebildeten findet, die orthodoxe Gläubigkeit nur bei Wenigen erwarten darf; das Verständniß der strengen musikalischen Form ist auch nicht allgemein. Denn selbst das gebildetste Ohr hört jetzt im Jahre zehnmal mehr Symphonien, Quartette, Sonaten, classische Opern, Lieder ꝛc., als Fugen und Tonwerke im „reinen Satze". Der Componist eines Oratoriums muß heute im Gegensatze zu den oben genannten Groß- und Altmeistern die vorhandenen Formen beschränken, verengen, und zu den früheren zurückkehren. Was in diesem Jahrhunderte auf dem Gebiete des Oratoriums geschaffen worden ist*), entfernte sich immer mehr von der kirchlichen Musik — und selbst die Werke des edlen Mendelssohn zeigten trotz ihrer großen musikalischen Schönheiten doch eine nicht unbedenkliche

*) Haydns „Schöpfung" und „Jahreszeiten" sind eigentlich mehr wunderbar herrliche Cantaten, keine Oratorien. Beethovens Messen sind hohe Werke religiöser Begeisterung, nicht aber der christlichen Gläubigkeit.

Digitized by Google

Annäherung an die lyrische Gesangsform*), an die mehr theatralische Arienweise, und bildeten die äußerste Grenze, über welche nicht hinausgegangen werden durfte, wenn nicht das religiöse Stimmungsbild den einheitlich geschlossenen Stil der Kirchencomposition ersetzen sollte. So war denn die Um- und Rückkehr geboten, ohne daß man eigentlich das Wie? und Wieso? recht anzugeben vermochte. Der Verfasser dieser Besprechung gesteht aufrichtig, daß ihm wohl begreiflich erschien, wie ein Componist unserer Tage einen Psalm, eine Motette voll religiösen Gefühls schreiben könne — er hat sich auch wahrhaft erbaut an vielen Theilen von Brahms' „Deutschem Requiem", dessen Text mit großem Geschick aus jenen Worten der heiligen Schrift zusammengesetzt ist, welche die unendliche Sehnsucht nach einem Höheren, Besseren, Zukünftigen ohne jede dogmatische Zuthat, und ohne alle Erzählung aussprechen, welche also auch dem naheliegen, dessen Religion mehr in der transscendentalen Idee begründet ist als im Glauben an die Offenbarungen; aber ein Werk wie „Christus" von Kiel, das ganz und gar im einheitlichsten Stile gehalten, nicht weicht und wankt von der orthodoxen Gläubigkeit, und doch Leben athmet, und doch auch musikalisch-künstlerischen Gehaltes voll ist, ein solches Werk betrachtet er wie ein Wunder, das ihm bisher fast eine Unmöglichkeit schien. Nun aber steht es vor uns, und der gebührende Preis werde ihm nicht geschmälert!

Merkwürdigerweise hat Kiel seinen Text ganz dramatisch zusammengesetzt, dagegen in der musikalischen Behandlung alles Dramatische vermieden. Die Worte sind mit Ausnahme eines Chorals durchweg dem Evangelium entnommen, alle Personen treten darin sprechend auf, nirgends wird ein Ereigniß erzählt — es ist also ein vollkommen dramatisches Gebilde, das vor uns entrollt wird — aber die Musik trägt einen ruhigen beschaulichen, tief innerlichen Charakter, der an den mancher Gemälde der „Nazarener" Overbeck und Veit erinnert. Wie in diesen jede sinnliche Wirkung der Farbe zurückgehalten wird, damit die religiöse Idee allein zur Geltung gelange, so auch sind in „Christus" alle Mittel der Tonkunst nur so weit zur Verwendung gebracht, als sie den Grundton der religiösen Stimmung wiedergeben. Allerdings darf hier nicht verschwiegen werden, daß die zeitliche Wirkung des Gemäldes eine von uns bestimmbare ist, während sie in der Musik eine vom Kunstwerke selbst bestimmte, daher viel schwieriger zu erlangende und genauer zu berechnende ist. Vor dem Gemälde bleibt der Beschauer, so lange es ihn fesselt, er kann weggehen, wenn es ihm beliebt, und wiederkehren, bis er es ganz in sich aufgenommen hat. Auch steht das Werk der bildenden Kunst immer im Raume fertig vor den Augen, in seinem Ganzen, wie in den einzelnen Theilen übersichtlich. Ein Oratorium muß der Zuhörer bis zu Ende vernehmen, um nur die sinnliche Wirkung zu erproben, die geistige ist — da die Töne in der Zeit vorüberziehen — Resultat der gespanntesten Aufmerksamkeit. Daß diese bei einem großen Werke, das in einer so ganz einheitlichen Färbung gehalten ist und über zwei Stunden dauert, unwillkürlich ein wenig ermüdet, darf nicht dem Werke als Fehler angerechnet werden, vielmehr unseren Gewohnheiten. Das Oratorium Kiels zerfällt in mehrere Abschnitte. Es bietet die ganze Geschichte des Erlösers von seinem Einzuge in Jerusalem bis zu seiner Kreuzigung und Auferstehung. Gleich der erste Sologesang „Bereitet dem Herrn" und der damit verbundene Chor „Hosianna" ist hochbedeutend und Neues verkündend, das sich im Chor „Wenn der Herr die Gefangenen Zions" großartig entfaltet, und bis zum Ende immer höher wächst. Wir können hier nicht jeder einzelnen Nummer folgen, müssen aber hervorheben, daß gerade diejenigen Stücke, die in der schwierigsten contrapunktischen Form gefaßt sind, zugleich auch die schönste Wirkung erzeugen; je größer die Aufgabe war, die Kiel sich stellte, desto höher war die Leistung. Da ist z. B. eine sechsstimmige Chorfuge „Wir gingen Alle", in welcher nach der Durchführung des Hauptthemas ein zweites hinzutritt und sich mit dem ersten verbindet; sie gehört zu dem Schönsten und Großartigsten, das die Kirchenmusik überhaupt geboten hat. Ebenso der Choral „Mein Jesus stirbt", wo das Orchester — das einzige Mal im ganzen Oratorium — eine vollkommen dramatische, das Erbeben der ganzen Schöpfung sinnbildende Begleitung ausführt. Unter den Sologesängen stehen die Christi am höchsten; der Leser wird leicht erklärlich finden, daß die musikalische Charakteristik des duldenden Erlösers der ganzen künstlerischen Anschauung und Dichtungsart Kiels am besten gelang. Das Duett der beiden Marien ist voll tiefster Empfindung, und der Wechselgesang, in denen der auferstandene Christus Simon und Johannes beruft, und dem Petrus sein Schicksal prophezeit, ist von größter Schönheit und Würde. Dagegen könnte vielleicht die eine oder die andere Sopran-Arie und die Scene „Petrus verleugnet Christum" wegbleiben im Interesse des Ganzen. Kleine Kürzungen — die ja auch Bachs Passionsmusik sich gefallen lassen muß — werden nach unserer festen Ueberzeugung die Wirkung auf das Publicum noch bedeutend erhöhen und die Verbreitung des großartigen Werkes in hohem Maße befördern. Die Aufführung war bis auf unerhebliche Einzelheiten eine vortreffliche. Hr. Stockhausen als „Christus" gab eine vollendete Leistung in Gesang, Auffassung, Ausdruck und Declamation, ebenso Frau Joachim. Auch dem Fräulein Konrad, sowie den Herren Otto Müller, Schulz und Schmock, und Herrn Capellmeister Radecke, der die Leitung des Ganzen übernommen hatte, gebührt ein Antheil an dem Gelingen des hohen Werkes, das hoffentlich noch bei Lebzeiten seines Schöpfers nach Verdienst gewürdigt werden wird.

H. Ehrlich.

*) Die beiden Tenorarien im Elias „So ihr mich von ganzem Herzen suchet" und „Dem werden die Gerechten leuchten", das Baßarioso „Ja, es sollen wohl Berge weichen", selbst das wunderschöne „Es ist genug" haben eine lyrisch-theatralische Färbung, welche auch zu ganz andern Texten passen würde. Dagegen kann der Chor „Der Herr ging vorüber" nur dem Höchsten gleichgestellt werden.

## Notizen.

Der Reichstag trat nach Ostern in eigenthümlicher Stimmung wieder zusammen. Demonstrationen in den Provinzen riethen zur Nachgiebigkeit. Ein großer Theil der liberalen Presse folgte derselben Strömung. Diese Kundgebungen sammt und sonders als bestellte Waare zu verdächtigen, erforderte die eherne Zuversicht klericaler oder ultraradicaler Journalisten, die ihre Seele dem Satan des Fanatismus, welchem es bekanntlich auf eine Hand voll Erfindungen niemals ankommt, ein für allemal verschrieben haben. Das Land war großentheils compromißsüchtig und wollte von dem Alp der Militärfrage, die in der letzteren Zeit jedes häusliche oder gesellschaftliche Vergnügen beeinträchtigt hatte, endlich befreit sein. Allerdings hatten sich auch andere Stimmen vernehmen lassen. Zuletzt regnete es buchstäblich Argumente zu Gunsten eines Ausgleichs oder gegen denselben. Manches Parlamentsmitglied war in peinlicher Verlegenheit. Ja, wenn man im Reichstage ähnlich verfahren könnte wie ein alter Politiker einem jungen Manne, der Journalist werden wollte, die Zeitungsthätigkeit dargestellt hatte. „Können Sie", fragte er ihn, „für und wider dieselbe Sache schreiben?" Der angehende Publicist schien etwas betroffen und verneinte die Frage mit schlecht verhehlter Entrüstung. „Nun", meinte der Andere, „da bleiben Sie lieber davon, Sie werden in der Presse niemals reüssiren!" .... Könnte man im Reichstage ähnlich verfahren und zugleich mit Ja und Nein! stimmen, so wäre oft manchem geholfen. Das Schlimme ist, daß fast immer eine Entscheidung getroffen werden muß. Diesmal mußte obendrein mit der Krankheit und Verstimmung des Reichskanzlers gerechnet werden. Fürst Bismarck wird in der Geschichte nicht als der einzige Minister erwähnt werden, der es nicht gern sah, wenn seine gewöhnlichen Anhänger gegen ihn stimmten. Als das vor langen Jahren einmal Lord Melbourne im englischen Parlament passirt war, ließ er seine politischen Freunde kommen und machte ihnen bittere Vorwürfe. „Mylord!" sagte einer der gescholtenen Herren, „wir werden stets mit Ihnen stimmen, wenn Sie Recht haben!...." Das danke Ihnen der Teufel, rief ärgerlich der geschlagene Minister, wenn ich Recht habe, brauche ich Ihre Hülfe nicht. Ich muß auf Sie rechnen können, wenn ich Unrecht habe!.... Vielleicht haben sich die Herren Lucius und Dietze dieser historischen Anekdote erinnert, als sie in getrennten Unterhaltungen am Krankenbett die etwas orakelhaften Aeußerungen hörten, welche richtig festzustellen ihnen so schwer geworden ist. Aber nicht nur freiconservativen Gemüthern war im Verlaufe der Krisis beklommen zu Sinn gewesen. Philosophen behaupten, nichts sei schwerer für den Menschen als Nein! zu sagen. Savoir dire non! sei die ganze Lebensklugheit. Nein! den Verlockungen der Außenwelt, der Leidenschaft, der Eitelkeit, dem Jähzorn, dem Neid und den anderen inneren Dämonen. Wer zur rechten Zeit

Digitized by Google

Nein! zu sagen wisse, sei gerettet. In der Militärfrage jedoch fragte es sich, ob nicht das Nein so bedenklich war wie das Ja! Auch ist bekanntlich nach Goethe das stete Verneinen gerade die Eigenschaft des Geistes, vor welchem sich fromme Seelen bekreuzigen. Wohin die Opposition um jeden Preis führt, hat das Beispiel Rocheforts gezeigt, der damit nach Neucaledonien gelangt war. Daß er trotz Haifischen auf der einen und Menschenfressern auf der andern Seite entfliehen konnte, war doch reiner Zufall und die Folge der gegenwärtigen französischen Zerfahrenheit. Napoleon III. wußte seine Opfer fester zu halten. So wüthend übrigens die Bonapartisten über die Entweichung des Laternenmannes waren, der das zweite Empire tödtlich beleidigt hatte, empfanden sie es doch noch schwerer, daß der alte Guizot den Fallstrick, welchen sie ihm gelegt, rein und stolz von sich zu schleudern wußte. Sein mißrathener Sohn hatte böse Spielschulden, welche der Kaiser hinter dem Rücken des Vaters heimlich bezahlte, in der Erwartung, er werde diesen einmal damit kirren oder moralisch ruiniren können. Als Guizot neulich dem berufenen Herrn Ollivier im Vorsaal der Akademie über die affectirte Bewunderung, welche der Mann mit dem leichten Herzen und dem noch leichteren Gehirn dem Kaiserreich zollte, seine offene Meinung gesagt hatte, rächte sich dafür die edle Eugenie und ließ die Geschichte der bezahlten Spielschuld durch den Gaulois verrathen. Guizot erfuhr erst jetzt davon, beeilte sich, das Geld mit den Zinsen gerichtlich zu deponiren und jener Gesellschaft von Chiselhurst zur Verfügung zu stellen. Schade, daß Kaulbach nicht Gelegenheit gefunden, neben Nero und anderen Cäsaren auch die Napoleoniden zu conterfeien. An bitter humoristischer Staffage hätte es ihm nicht gefehlt. Kaulbach wird die Zeitgenossen mit keinem Meisterwerke mehr erfreuen. Er war zur Hälfte Berliner und sein jäher Verlust hat selbst in der kühlen Hauptstadt Deutschlands den schmerzlichsten Eindruck gemacht. Das Jahr war ohnehin an plötzlichen Todesfällen reich genug. Durch die Mitwelt geht in solchen Momenten ein melancholischer Zug, welchen zu zerstreuen einem schönen Frühling und der Sommerfrische ohne Zweifel gelingen wird. Es stehen uns noch schwere politische Arbeiten bevor, deren Bewältigung durch eine gewisse innere Freudigkeit wesentlich erleichtert wird. Wir werden die Franzosen nicht sagen lassen, daß jenes glückliche Gefühl den Deutschen kaum vier Jahre nach unsern glorreichen Siegen schon abhanden gekommen ist. Die friedliche Lösung der Militärfrage muß sie vielmehr eines Besseren belehren.

* * *

Dubois Reymond hat vor kurzem in einer Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften eine Schutzrede für Akademien gehalten und, ohne den Spott der Franzosen gegen ihre eigene Akademie zu verkennen oder zu unterschätzen, doch den literarischen Werth einer Akademie mit glänzender Beredtsamkeit hervorgehoben. Das Beispiel der Franzosen ist nicht gerade verlockend für eine Nachahmung; die vierzig Unsterblichen, die in ihrer Unfehlbarkeit auf ihren Sesseln thronen, regieren heute so wenig wie vor einem Jahrhundert das literarische Frankreich. Es gab Heroen, die nicht in die Akademie aufgenommen worden sind, und in ihrer Mitte haben Leute gesessen, deren Name und deren Werke kaum über den Bannkreis von Paris bekannt geworden sind. — Wir haben es hier und heute mit einem ächten französischen Akademiker zu thun, mit François Ponsard, einem Manne, der auch auf der Bühne Erfolge zu verzeichnen hat. Akademisch aber im schlimmen Sinne des Wortes ist sein Schauspiel, das schon vor Jahren geschrieben, jetzt in Deutschland zum ersten Male in Scene geht. Fast gleichzeitig ist „Der verliebte Löwe" von Ponsard in Wien und Berlin aufgeführt worden, in Wien am Stadttheater unter Laubes Direction und Regie, in Berlin jetzt wenige Tage später im Residenztheater. Der Dichter hat eine große und interessante Periode aus der Geschichte seines Vaterlandes zum Vorwurf genommen und die Correctheit seiner Schilderung der Gesellschaft von 1795 soll nicht bezweifelt werden. Eigenthümlich aber ist es doch, daß Ponsard ein Paar ziemlich unbedeutende Personen in den Vordergrund stellt und die Träger der berühmtesten Namen, den General Buonaparte, Hoche und Madame Tallien nur zur Staffage verwendet, ungerechnet die Geschmacklosigkeit, Josephine Beauharnais als Statistin über die Bühne schreiten zu lassen. Der Held des Schauspiels, der „verliebte Löwe", der mehr Verliebter als Löwe, gehört zu den Unversöhnlichen des Convents und doch wird dieser Humbert von dem verführerischen Lächeln der Marquise Maupas im Fluge gewonnen. Man könnte das Ganze für eine Satire auf die Festigkeit einer Mannesseele und auf die verliebte Natur eines Politikers halten, wenn die Geschichte nicht von Anfang bis zu Ende höchst ernsthaft behandelt wäre. Humbert ist Soldat gewesen und es wird uns erzählt, daß er siegreich im Felde gewesen ist; wir müssen auch daran glauben, denn im letzten Act macht er in der Vendée seinen zukünftigen Schwiegervater, den Emigranten Grafen Arras, zum Gefangenen. Er mag auch im Convent als gewaltiger Redner geherrscht haben; Proben seiner Redefertigkeit und seines Tiradenreichthums gibt er ja, freilich sehr zur Unzeit, im Salon der Madame Tallien. Zweimal läßt er sich von der Marquise verführen, zweimal entrinnt er ihr wieder, in der Vendée endlich, wo sein Pflichtgefühl über seine Neigung siegt und General Hoche ihn vor den letzten Consequenzen dieses Kampfes bewahrt, tritt die Marquise zu ihm über; und da der Republicaner nicht Royalist werden will, so wird die Royalistin Republicanerin. Die Franzosen verstehen sich auf den Gesinnungswechsel, und die Akademiker marschiren an der Spitze ihrer Nation.

Als Marquise von Maupas erschien Frau Helene von Racowitza auf der Scene des Residenztheaters. Um diese Partie zur Geltung zu bringen, um die wiederholte Niederlage des Conventshelden glaublich zu machen, muß die Darstellerin eine verführerische, sirenenhafte Schönheit besitzen; darüber hinaus aber auch jenen bezaubernden Funken von Geist, der mit der Grazie im Bunde auch das gewaltthätigste Männerherz unterjocht. Schönheit und Geist aber sind die unbestrittenen Attribute Helene von Racowitzas; darüber vergißt man gern manche Unbehülflichkeit in der schauspielerischen Technik, manche Unebenheiten im Spiel und im Vortrag. Das leuchtende Gold ihres Haares flattert wie eine Siegesfahne auf dem feingeschnittenen Kopfe; dieses Rothgold wirkt in jeder Farbenzusammenstellung, mag es nun über dem blendenden Weiß des kokett schimmernden griechischen Gewandes oder über dem Schwarz der trauernden Royalistin thronen. — Es wäre ungerecht, wollten wir neben dem strahlenden Gaste den Darsteller des Humbert, Herrn Reinau, unerwähnt lassen, dessen jugendlich schöne Mittel in der anstrengenden Partie zwar noch etwas unruhig und ungleichartig verwerthet wurden, der aber sehr glücklich den idealen Kern des Charakters selbst in den bedenklichsten Scenen, z. B. im dritten Act, durchschimmern ließ.

Mit Ausnahme der Frau von Racowitza trugen sich sämmtliche Damen im Schauspiele, als wollten sie mit kleinen phantastischen Ausschmückungen die neuesten Moden vom Jahre 1874 zur Schau stellen. Wenn Madame Therese Tallien die Marquise überredet, in ihrem Salon das üppige griechische Costüm anzulegen, so sollte die Darstellerin der Tallien sich doch nicht den schlechten Witz erlauben, selber in der modernsten Ballrobe zu erscheinen. In Costümfragen sind freilich unsere Theaterdamen unverbesserlich.

F. H. K.

* * *

Ein „Düsseldorfer Malkasten" auf americanischem Boden. Mit nicht geringer Genugthuung wird man die Thatsache verzeichnen dürfen, daß die Deutschen der Ver. Staaten und vor allem diejenigen New-Yorks nachgerade in allen Zweigen des transatlantischen Geistes- und Kunstlebens eine Haupt-, wo nicht geradezu die Führerrolle an sich zu bringen verstanden haben. Wie in der Tonkunst Theodor Thomas mit seinem vortrefflichen Orchester, auf dem Grunde fortarbeitend, den Sobolewsky, Anschütz und andere deutsche Musiker geebnet, geradezu zum musikalischen Erzieher des americanischen Publicums geworden und neben ihm die großen deutschen Gesangsvereine und in seiner Art auch der fast ausschließlich in deutschen Händen liegende Clavierbau (Steinway, Steck, Knabe, Gebr. Decker u. a.) zur Hebung und Verallgemeinerung des musikalischen Lebens mächtig beitrugen, so sind es auch in der Malerei die Namen zweier Landsleute, Leutze und A. Bierstadt, die der americanischen Kunst auf beiden Seiten des Oceans Ehre und Anerkennung in Fülle verschaffen. Und nicht nur die Malerei, auch die getreue Gehülfin derselben, die Kunstphotographie, verdankt den größten Erfolg, welchen sie bis jetzt auf americanischem Boden — und wohl einen der größten, den sie überhaupt — davongetragen, einem wackern süddeutschen Landsmanne, Wilhelm Kurtz, dessen Leistungen jüngst erst in Wien in ihrem Fach ähnliches Aufsehen erregten, wie auf den letzten pariser und londoner Ausstellungen die Claviere Steinways. Glücklicherweise gehen in den Ver. Staaten wirkliches artistisches Geschick und materieller Erfolg in der Regel mehr Hand in Hand, als in der alten Welt, und so ist denn auch soeben

Digitized by Google

Kurtz in ähnlicher Weise, wie die Steinways es bereits vor Jahren waren, im Stande gewesen, durch Errichtung eines palaisartigen Baues im schönsten Theil der Stadt auch äußerlich darzuthun, wie weit er alle seine americanischen Rivalen überflügelt hat, zugleich aber auch der Kunst eine Heimstätte zu bereiten, wie dieselbe sie auf americanischem Boden noch nicht besessen, und selbst in Europa kaum irgendwo prachtvoller besitzen dürfte. In den ersten Tagen des März bezog nämlich der vor einigen Jahren von einer Anzahl deutscher Künstler und Kunstfreunde, unter ihnen in erster Reihe ihr jetziger Wirth, nach Muster des Düsseldorfer „Malkastens" gegründete Künstlerverein „Palette" die im Kurtz'schen Bau für ihn in Verbindung mit großartigen Ausstellungslocalitäten hergerichteten Clubräume, welche in ihren Dimensionen, wie in der Eleganz ihrer Einrichtung alles übertreffen, was selbst das an eleganten Clubs so reiche New-York in dieser Art besitzt. Durch zwei glänzende Festlichkeiten, einen Eröffnungsabend für die Mitglieder und einen solennen Damenempfang, wurde am 7. und 8. März der Einzug der Gesellschaft in ihr stolzes neues Heim gefeiert. Und wenn es bei dieser Gelegenheit auch zu Tage trat, daß der New-Yorker „Malkasten" aus seinen specifisch deutschen Anfängen schnell zu einem kosmopolitischen Vereine im großen Stil — und muß nicht im Grunde genommen ein echt künstlerisches Streben immer mehr oder minder kosmopolitisch sein? — herangediehen ist, so liefert das nur einen Beweis mehr dafür: daß es in der americanischen Gesellschaft bisher nur deutschem Einfluß und deutscher Initiative gegeben ist, künstlerisch bahnbrechend und mit sich fortreißend aufzutreten.

* * *

Von Alfred Meißner sind zwei neue Erzählungen soeben ausgegeben worden: „Oriola" (1 Bd.) und „Die Bildhauer von Worms" (2 Bde.) — Verlag von Wedekind und Schwieger, Berlin. — Wir kommen darauf zurück. — In demselben Verlage hat jetzt Ludmilla Assing die zweite Hälfte der „Biographie des Fürsten Hermann Pückler-Muskau" veröffentlicht.

„Der neue Plutarch" betitelt sich eine Sammlung von Biographieen hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst, welche jetzt im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint und von Rudolf Gottschall redigirt wird. Der erste Band enthält vier solcher Charakteristiken: nämlich Martin Luther von Heinrich Rückert, Oliver Cromwell von Reinhold Pauli, Heinrich IV. von Frankreich von Martin Philippsohn und Voltaire von Karl Rosenkranz.

Es liegt uns das erste Quartal der neuen „Jenaer Literaturzeitung" (Jena, Maukes Verlag) vor, welche von Anton Klette im Auftrage der Universität Jena herausgegeben wird. Das Quartal enthält eine große Anzahl von Recensionen wissenschaftlicher Werke, welche, soweit wir die Besprechungen mit den besprochenen Werken haben vergleichen können, sich durch Sachkenntniß, Objectivität und gedrungene Fassung vortheilhaft auszeichnen. Fast jeder Aufsatz trägt die Unterschrift seines Verfassers. Der heftige Ton der bekannten Professoren- und Gelehrtenzänkerei ist überall vermieden.

Ein ganz eigenthümliches Werk, dessen Besprechung wir uns vorbehalten, ist „Die Versuchung des heiligen Antonius" von Gustav Flaubert, dem geistvollen Verfasser der „Madame Bovary" und der „Salammbô". Paris bei Charpentier.

„Gegen Rom!" heißt eine Gedichtsammlung, welche Ernst Scherenberg soeben im Verlage der Bädeker'schen Buchhandlung in Elberfeld herausgegeben hat. Einige sechzig deutsche Dichter, und unter diesen einige der allerbedeutendsten, haben zu dieser Sammlung Beiträge geliefert. Die Gedichte sind sammt und sonders von derselben Tendenz getragen: es sind kampfesmuthige Stimmen, die sich erheben gegen die anmaßlichen Neuerungen des Vaticans, gegen die unberechtigten Versuche des Papstthums, sich über den Staat zu erheben. Ein frischer, fröhlicher Zug geht durch diese Gedichte; man merkt es den Kämpfern an, sie sind siegesfroh und vertrauen auf ihre gute Sache.

Von derselben antiultramontanen Gesinnung zeugt ein humoristisches kleines Epos von Erwin Förster, „Kanzler und Papst" betitelt, welches im Verlage von J. Ullrich in Stuttgart erschienen ist. Das humoristische Gedicht ist im Stile von Wilhelm Busch gehalten und enthält einige recht ergötzliche Einzelheiten. Das Vorbild wird von Erwin Förster allerdings weder in den Versen noch in den Zeichnungen erreicht.

„Des Kampfes werth." Novellen von Albert Stutzer. (Leipzig, Günther.) Die Novelle ist heutzutage eine derjenigen dichterischen Kunstformen, die vielleicht dem Lustspiel am nächsten steht und zu ihrer vollen Wirkung ebensoviel frische und originelle Gestaltungsgabe wie sorgsame Ausarbeitung verlangt und ihren Zweck vielleicht am vollständigsten erreicht, wenn sie den Kern einer dramatisch zu verwerthenden Fabel in sich schließt. Letztere Eigenschaft kommt wenigstens einer von den fünf Novellen („Einst und jetzt") zu, welche den Inhalt des vorliegenden Bandes bilden, denn hier liegt ein Lustspielstoff fertig vor. Aber auch in den übrigen tritt ein hübsches Talent zu Tage, eine kräftige Empfindungs- und Gestaltungsgabe, eine tüchtige Charakterzeichnung, ein warmes richtiges Gefühl und eine rege Theilnahme an allen höheren Fragen der Menschheit. Zugleich bescheidet sich der Autor, seine Stoffe dem wirklichen Leben unserer Zeit und dem eigentlichen Volksleben zu entnehmen und bekundet in der Wahl derselben ebenso viel Tact wie weise Selbstbeschränkung, um immer volksthümlich zu bleiben. Dieses letztere Ziel erreicht er denn auch mit seinen vorliegenden Schöpfungen vollkommen, die meist zuvor in gelesenen Unterhaltungsblättern erschienen und mit Beifall aufgenommen worden sind und noch Tüchtiges von ihm erwarten lassen.

## Offene Briefe und Antworten.

Herr Redacteur!

Zu der interessanten Erinnerung Alfred Meißners an Dr. Schütte in Nr. 11 der „Gegenwart" gestatten Sie mir wohl um der historischen Wahrheit willen eine Ergänzung.

Unter den mannichfachen außerordentlichen Gaben Schüttes übergeht Meißner gerade die mit Stillschweigen, welche doch bei einigermaßen näherer Bekanntschaft die auffallendste an ihm war, und allem Anschein nach entscheidend für seinen Lebensgang geworden ist: seine übergroße Phantasie, der er auch in Dingen den Zügel schießen ließ, wo sie am wenigsten am Platze war. Gewiß war sein reiches Wissen geeignet, Staunen zu erregen, doch wo es ihn einmal im Stiche ließ — und das begegnete ihm, bei seiner Vielgeschäftigkeit auf den verschiedensten Gebieten nicht selten — da trug er kein Bedenken die ersten besten aus der Luft gegriffenen Zahlen ꝛc. mit einer Zuversicht vorzutragen, als handle es sich um unbedingt feststehende Dinge. Und wenn es ihm an Gelegenheit fehlte, durch seine wirklichen Leistungen Aufsehen zu erregen, so war er auch dafür um Ersatz nicht verlegen. So z. B. behaupteten nähere Bekannte von ihm, die Nachricht, daß Windischgrätz während der Belagerung Wiens einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe (darum, und nicht um das Verlangen seiner Auslieferung handelte es sich, so viel ich mich entsinne, in der betreffenden Zeitungsnotiz) sei von Schütte selbst erfunden und den Zeitungen zugeschickt. Jedenfalls, als Schütte in den Jahren 1849—51 sich meist in Berlin aufhielt, wurde er dort bald in weiten Kreisen nicht blos durch seine, von Meißner geschilderte eminente Begabung, sondern noch mehr durch seine Münchhausiaden bekannt. Und diese waren nicht immer harmloser Natur, sondern zuweilen nur zu sehr geeignet, andere oder ihn selbst zu compromittiren. Hierin scheint mir der eigentliche Grund zu liegen, weshalb er mit all' seinem Talent nirgends festen Fuß fassen konnte, und bei all' seiner Liebenswürdigkeit überall, wo er sich längere Zeit aufhielt, als eine mehr oder minder verdächtige Persönlichkeit erschien. In Verbindung mit Koepp (dem späteren Begründer einer zu ephemerer Berühmtheit in der berliner Börsenwelt gelangenden Credit-Bank) errichtete Schütte im Jahre 1851 ein Reisebureau, welches Reisende zur londoner Weltausstellung zu spediren unternahm. Da niemand begreifen konnte, wie die kühnen Unternehmer zum Ersatz für ihre erheblichen Auslagen an Annoncengebühren ꝛc., geschweige wie sie zu einem angemessenen Gewinne gelangen wollten, so war die Erklärung rasch zur Hand, daß die Regierung dahinter stecke, indem sie auf diese Weise die nach London — dem Heerd der europäischen Revolution — reisenden Personen unter leichterer Controle zu haben gedenke. Daß ein immer so klug und so selbstbewußt redender Mann wie Schütte das Geschäft auf Grund eines falschen Rechenexempels gemacht habe, wollte niemandem einleuchtete. So mußte er die Leichtfertigkeit, mit welcher er oft für einen Witz anderer Menschen Ruf, und nicht minder seinen eige-

Digitized by Google

nen preisgab, schwer büßen, indem er damals in Berlin, wie zeitweise früher schon in Wien, für einen Polizeispion galt.

War Schütte wirklich in dem Sinne, wie Meißner meint, ein Sturmvogel der Revolution von 1848, so möchte doch hieraus, wenn überhaupt ein Schluß auf diese Revolution, so nur der zu ziehen sein, daß sie scheitern mußte, nicht nur weil die damaligen Agitatoren — wie Meißner meint — ein schlechtes Instrument handhabten, sondern weil ihnen mehr oder minder die Fähigkeit fehlte, überhaupt ein Instrument zu handhaben. Wenigstens Talente, wie sie Schütte besaß, genügten dazu nicht!

Stettin, 16. März 1874. Dr. **Wolff**,
Redacteur der Ostsee-Zeitung.

* * *

E. F. B in R. Wenn auch etwas spät, wollen wir doch noch heute Notiz nehmen von dem allerdings komischen Irrthum der in Wien erscheinenden „Deutschen Zeitung", auf welchen Sie uns aufmerksam machen. Das genannte Blatt hatte am 26. Februar in dem Leitartikel, in welchem es den Brief des Kaisers Wilhelm an Earl Russel besprach, einen „unvorsichtigen Ausdruck" in dem kaiserlichen Briefe bedauert, welcher leicht mißverstanden werden könne und der böswilligen Auslegung sicher nicht entgehen werde. „Was soll es denn heißen", schreibt die „Deutsche Zeitung" wörtlich, „wenn der Kaiser in einer zur Vertheidigung der kirchlichen Gesetze bestimmten Aeußerung sagt: „Die meisten Maßregeln meiner Regierung hemmen nicht die römische Kirche oder die freie Ausübung der Religion seitens ihrer Anhänger?" — Diese Einschränkung ist um so weniger am Platze, nachdem selbst den durch Verhaftung ihrer Freiheit zeitweilig beraubten Kirchenfürsten gestattet worden ist, sich ihre besondere Betcapelle zu leisten. Vielleicht ist dieser Mangel dadurch verschuldet, daß der Kaiser sich bemühte, zu den Engländern, die sich trotz ihrer Sympathien in Betreff des eigentlichen Inhalts der Kirchengesetze noch einer sehr naiven Ignoranz erfreuen, in möglichst allgemeinen Ausdrücken zu sprechen". — Das Raisonnement ist ohne Zweifel sehr verständig, aber vielleicht etwas überflüssig. In dem kaiserlichen Briefe heißt es, wie in derselben Nummer desselben Blattes im Text deutlich zu lesen ist: „Die neuesten Maßregeln meiner Regierung". Jedenfalls hat dem Schreiber des Leitartikels eine fehlerhafte Depesche oder ein Bürstenabzug des Artikels mit einem Druckfehler vorgelegen. — Und da wir gerade von Druckfehlern sprechen, möchten wir deren zwei berichtigen, welche sich in den Artikel über „Wallfried" eingeschlichen haben. Auf der zweiten Spalte S. 235 in der Mitte ist vom Förster Rautenkron die Rede, und es heißt da, derselbe „trage an sich den Conflict des Menschen gegen sich selbst;" es muß „in sich" heißen. Auf der zweiten Spalte der S. 237 ist im zweiten Alinea von einem Bilde die Rede, welches den Gegensatz zwischen der wahren und der gemachten Natürlichkeit veranschaulichen soll, und es heißt da, die eine verhalte sich zu der andern „wie die Walderdbeere zum Erdbeerreis"; von Reis mit Erdbeeren soll aber nicht die Rede sein, es muß heißen „Erdbeereis".

C. R. in Dresden. Dem liebenswürdigen „Calculator an der Elbe" für sein sympathisches Gedicht herzlichen Dank.

Herrn A. P. in Leipzig. Sie schreiben: „In Nr. 14 der „Gegenwart" findet sich in dem Aufsatz Vive Napoléon IV! die Stelle angeführt: „Par requierre de trop grande franchise et libertés chet-on en trop grand servaige." Da ich trotz ziemlicher Kenntniß der französischen Sprache, sowie Nachforschungen im Dictionnaire de l'Académie die Uebersetzung des Wortes „chet" nicht ausfindig machen konnte, so erlaube ich mir, die geehrte Redaction der „Gegenwart" um Aufschluß darüber zu ersuchen". — Das Wort „chet" ist die veraltete Form der dritten Person des Singulars im Präsens des Indicativs von „choir", „fallen", von welchem heute nur der Singular des Präsens in der Form „je chois", „tu chois", „il choit" und des Particip „chu" bisweilen angewandt werden. Victor Hugo hat in seinem Gedichtbuche „l'année terrible" auf den Namen des früheren Gouverneurs von Paris mit diesem wenig gebräuchlichen Verbum einen bekannten Calembourg gemacht. „Participe passé du verbe Tropchoir". Der Name Trochus bedeutet also für den Dichter soviel als „der zu sehr Gefallene". Der Stamm dieses Wortes ist jetzt noch in der Umgangssprache erhalten in dem Substantiv „la chute" und in dem Compositum „échoir" (échu, échéance etc.). Das Citat heißt also in der Uebersetzung: „Dadurch, daß man ein zu großes Maß individueller und staatlicher Freiheit erstrebt, verfällt man oft in Knechtschaft".

Anon. Breslau. Das ist ja ein herrlicher Leitartikel in der „Schlesischen Volkszeitung" vom 15. März, den Sie uns da übersenden. „Schillers Maria Stuart" ist er überschrieben und beginnt wörtlich also:

„Durch die Rede des elsässischen Abgeordneten Guerber ist diese herrliche Schöpfung deutscher Dichtkunst im deutschen Reichstage wieder in Erinnerung gebracht worden."

Wenn wir es nicht gedruckt vor Augen hätten, wir würden es nicht glauben, denn die Ultramontanen sind doch gewöhnlich nicht geradezu auf den Kopf gefallen. Die Bemerkung des klugen Verfassers dieses Leitartikels ist gerade so richtig, wie wenn man sagen wollte: durch Offenbachs „Schöne Helena" ist Homers „Ilias" wieder in Erinnerung gebracht worden. Der Leitartikel ist in seiner Fortsetzung ebenso bedeutend wie der Anfang. Und das will viel sagen. Wir können uns nicht versagen, eine größere Stelle aus dem Aufsatz hier mitzutheilen:

„Die ganze Gesellschaft schöner Geister, welche der verjüdelte jenaer Comödiantenhof versammelte, war zwar durchweg von dem Aberwitz angesteckt, den eine Caroline Forster, nachmalige Schelling, als die dortige Allerweltsfreundin, ihren Verehrern beibrachte, wie die Jüdin Herz in Berlin das Apostolat des Unglaubens ihrem inbrünstigen Anbeter Schleiermacher beibrachte. Aber nachdem ein Lessing, der allerdings selbst einer Judenfamilie entstammte, sein ganzes Leben der boshaften Untergrabung und Verhöhnung des Christenthums gewidmet hatte, liegt die Vermuthung doch nahe, daß die Anfeindungen gegen die katholische Kirche, welche sich auch Schiller unter der tollsten Mißhandlung der Geschichte zu Schulden kommen ließ, vielleicht mit der geschäftlichen Seite des Dichterlebens zusammenhingen. Nur für Schmutz in sittlicher Beziehung, nur für systematische Feindschaft gegen jegliche Aeußerung positiv-christlicher Gottesfurcht fand und findet sich ein williger, goldener Markt. Es war ein junger talentvoller Franzose, welcher vor etlichen Jahren einen herrlichen Roman geschrieben hatte. Die Fruchtbarkeit in großen Ideen, die Erhabenheit und Schönheit des Ausdrucks, die Feinheit der Composition, alles vereinigte sich, dem angehenden Schriftsteller die glänzendsten Aussichten zu eröffnen, und doch fand sich in ganz Paris kein Verleger für so gute Arbeit. Da nahte sich dem Aermsten der Versucher in der Gestalt eines württembergischen Juden, Namens Süß, vulgo Eugen Sue, der ihm 100,000 Francs bot, wenn er diese Arbeit in der Weise umgestalte, daß die Sage vom ewigen Juden zur Verherrlichung des Judenthums gereiche, im Gegensatze zu dem in einem Jesuiten verkörperten christlichen Priesterthum, welches auf das scheußlichste zu schildern sei, unter Anwendung des Namens des heiligmäßigen Diener Gottes und Generals der Jesuiten Roothan. Der Unglückliche unterlag in der Versuchung und seine Feder hat, unter der schützenden Firma: Eugen Sue, Tausende um den Glauben und die Keuschheit gebracht, und dem Fluche, der auf dem Namen Süß, des berüchtigten Finanzvampyrs von Württemberg, haftet, noch die Brandmale des Namens Sue hinzugefügt. Aehnlich mag es mit der Goethe'schen Verherrlichung des albernen Faustmärchens der krakauer Synagogen zugegangen sein. Doch das ist nur Vermuthung.

„Jedenfalls muß man sich sagen: wenn wir den Schund im Ganzen und Großen betrachten, welchen die Unterhaltungsliteratur seit fast einem Jahrhundert zu Tage gefördert hat, so hat sich mit wenigen Ausnahmen die Weissagung des heil. Paulus im zweiten Briefe an Timotheus viertes Hauptstück erfüllt: Es wird eine Zeit kommen, da sie die heilsame Lehre nicht dulden werden, sondern sich selbst nach ihren eigenen Gelüsten massenhaft Lehren aufwerfen, so die Ohren jucken und sie werden wohl ihr Ohr von der Wahrheit abwenden, aber zu den Fabeln sich bekehren. Du aber wache!"

Wir haben diesem Beitrage zur Literaturgeschichte der Ultramontanen nichts hinzuzufügen. Es macht sich sehr hübsch, daß Karl August von Weimar, Goethe, Wieland, Herder, und daß Lessing als halbe oder ganze Juden dargestellt werden; daß auch Eugen Sue als württembergischer „Jud' Süß" hier figurirt, der natürlich das Manuscript seines bedeutenden Romans gestohlen hat, setzt uns durchaus nicht in Erstaunen; nur macht es sich eigenthümlich, daß gerade Sue, der den Vornamen „Eugen" angenommen hatte, auf die Namen Joseph Maria getauft worden ist, die zwar auch gut jüdisch gewesen sind, aber doch seit einiger Zeit einen stark christlichen Beigeschmack bekommen haben. Der geistvolle Aufsatz wird doch hoffentlich von einem Lehrer der christlichen Tugend verfaßt sein.

Digitized by Google

## Inserate.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

# Regierungsbezirk Lothringen.

Herausgegeben von **Georg Lang.**

364 Seiten. gr. 8°. Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

**Inhalt:**

1. Abtheilung: Organisation und Ressort-Verhältnisse der Civil- und Militärbehörden. Gemeinde-Verwaltung. Chronik der deutschen Verwaltung vom August 1870 bis Januar 1874. Topographisch-statistische Beschreibung des Landes im Allgemeinen, sowie der einzelnen Kreise und Gemeinden im Speziellen.

2. Abtheilung: Adreßbuch der Civil- und Militärbeamten. Alphabetisches Register sämmtlicher lothringischen Gemeinden mit Angabe der Cantonszugehörigkeit, sowie der Namen der Bürgermeister, Pfarrer und Lehrer. Handelskammer, Banken, Statistik der Bergwerks-, Hütten- und Salinenindustrie. Handelsregister sämmtlicher lothringischer Gemeinden in alphabethischer Reihenfolge. Metzer Geschäftsadressen, nach den Geschäftszweigen geordnet. Assekuranzwesen.

**Verlag der Deutschen Buchhandlung**
in **Metz.**

---

Verlag von E. A. SEEMANN in Leipzig, vorräthig in allen Buchhandlungen:

**Kleine Mythologie der Griechen und Römer.** Unter steter Hinweisung auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten und die vorzüglichsten vorhandenen Kunstdenkmäler, bearbeitet von **Otto Seemann,** Oberlehrer am Gymnasium zu Essen. Mit 63 Holzschnitten. 1874. 8°. br. 1 Thlr.; eleg. geb. 1⅓ Thlr.

**Die Götter und Heroen der Griechen, nebst** einer Uebersicht der Cultusstätten und religiösen Gebräuche. Eine Vorschule der Kunstmythologie. Von **Otto Seemann,** Oberlehrer am Gymnasium zu Essen. Mit 153 Holzschnitten. gr. 8. 1869. br. 2¼ Thlr.; eleg. geb. 2⅔ Thlr.

---

Im Verlage von **Georg Weiß** in Heidelberg erschien soeben:

**Die Steinklopfer.**
Eine Geschichte
von
**Ferdinand von Saar.**
Min.-Ausgabe eleg. cart. 17½ Sgr.

---

Sämmtliche in der „**Gegenwart**“ erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**
Berlin W., Markgrafenstrasse 52,
Ecke der Behrenstrasse.

---

# Die Literatur.

**Wochenschrift für das nationale Geistesleben der Gegenwart.**

Herausgegeben von
**Hermann Riotte** und Dr. **Paul Wislicenus.**
Redacteur: **Paul Wislicenus.**

bringt im beginnenden Quartal außer Aufsätzen aus den ersten Federn, als Friedrich Bodenstedt, Germanus, Junius redivivus, Karl Gutzkow, Friedrich Kapp, Gustav Rasch, Eduard Rüffer, Johannes Volkelt und vieler Anderer, neun Aufsätze von **Eduard von Hartmann:** „Zur religiösen Frage“, in welchen der berühmte Philosoph die Entwickelung und den Zerfall des Christenthums (Unchristlichkeit und Irreligiösität des liberalen Protestantismus) darlegen und auf die Religion der Zukunft verweisen wird.

**Inhalt der „Literatur“.**

Aufsätze über alle das öffentliche Leben bewegenden Fragen. — Kritische polemische Aufsätze über die großen Erscheinungen des Büchermarktes. — Plaudereien. — Belletristische Arbeiten. — Bühnenberichte. — Bücherschau. — Romane, Novellen, Gedichte. — Verschiedenes. Büchertisch, Briefkasten.

Die „Literatur“ vermittelt den Kreisen des feinen deutschen Geschmackes die laufenden Erscheinungen des geistigen Lebens und befriedigt die Interessen des nationalgesinnten deutschen Leser- und Familienkreises in vielseitigster und anregendster Weise.

Wöchentlich erscheint eine Nummer in Großquart, zwei Bogen stark, in elegantester und bequemer Ausstattung, beschnitten und geheftet. Preis pro Quartal 1⅓ Thaler (4 Mark).

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

**Expedition der „Literatur“.**
Roßplatz 10, I. Leipzig.

---

Mit Gregor Samarow's neuestem Zeit-Roman:

# Der Todesgruß der Legionen

(die große Zeit 1870 und 1871 behandelnd)

und dem Roman **Benedict** von **Fanny Lewald** beginnt die

# Deutsche Roman-Zeitung

das neue Frühjahrs-Quartal (achttäglich ein Heft).

**Für 1⅙ Thlr. zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.**

**Verlag von Otto Janke in Berlin,** Anhaltstraße 11.

---

# BAD HOMBURG

**bei Frankfurt am Main.**

**Homburgs Heilquellen** sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

**Mineralbäder, Gas-, Dampf-, Soel- & Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal, ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Matinées, Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinderfeste, Illuminationen, Feuerwerke,** in steter Abwechslung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.**

Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkt Europa's eine halbe Stunde von Frankfurt a. M., zur angenehmen **Villeggiatur.**

**Mineral-Wasser-Versandt nach allen Weltgegenden das ganze Jahr hindurch.**

---

# WIESBADEN.

**Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.)**

**Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.**

Eröffnung der Sommercur am 1. Mai.

Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medizinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Electricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken- und Ziegenmilch. Kumys-Heilanstalt (ächt russischer Kumys). Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung.

**Täglich Concerte des städtischen Curorchesters** im Curhaus, in den Gärten und im Curbrunnen. **Militair-Concerte** und **Extra-Concerte. Lesecabinet** mit 200 Zeitungen. **Spielzimmer, Cafésalons** und **Restaurationssäle, Billards. Park-Anlagen** und **Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater, Bälle** und **Réunions. Jagd** und **Fischerei.**

Im Herbst: **Grosse Pferderennen.**

Anerkannte **Lehranstalten** und **Institute. Gymnasien** und **Pensionate.**

**Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage** und **bekannte reizende Umgebung,** in nächster Nähe des Rheins. **Ausflüge** in's Rheingau, Nahethal, nach Mainz, Darmstadt und Frankfurt.

**Directe Eisenbahnverbindung nach allen Richtungen.**

**Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden:** F. Hey'l.


Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 25. April 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.17

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Militärfrage im Reichstage. Von M. L. — Frankreichs alte Eroberungssucht und seine heutige innere Lage. Von Karl Blind. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Literarische Reparaturen. Von Wilhelm Goldbaum. — Ueber den Anspruch auf Originalität beim Lustspiel. Von Ernst Wichert. — Christian Daniel Rauch. Von Friedrich Eggers. Besprochen von B. v. Lepel. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Ultimo." Lustspiel in fünf Aufzügen von Gustav v. Moser. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

### Die Militärfrage im Reichstage.

Infandum regina jubes renovare dolorem — so fühlte ich mich fast versucht auszurufen, als mir von einer löblichen Redaction der „Gegenwart" die Aufforderung zuging, nach nunmehr glücklich beendeter Berathung des Militärgesetzes über der letzten Wochen schwebende Pein zu berichten. Zwar gehöre ich für meine Person nicht zu denjenigen, welche durch den versöhnenden Ausgang des „Conflictes" in ihrem constitutionellen Gewissen sich beschwert fühlen; noch hat irgend eine der Reden, welche über das schon im Hafen liegende Schiff aus allen Richtungen der Windrose sich ergossen, mir ein unlieb Wort zugeweht, trotzdem — und es wird wohl vielen andern ebenso gehen — mundeten die Vorgänge, welche den Conflict andeuteten und den Compromiß einleiteten, doch wie eine bittere Medicin. Wer die einzelnen Ingredienzien, aus denen ein solcher Trank bereitet ist, kennt, würde wohl manches derselben unvermischt nicht über die Lippen bringen; indessen gut gemischt und geschüttelt nimmt sich's, wenn's sein muß, schon ein; ja, der naive Geschmack des Volkes findet wohl gar an einer solchen bitteren Herzensstärkung sein Behagen: das Blut strömt voller durch die Adern; die Augen glänzen; man fühlt sich wie neugeboren, aufgelegt zu großen Thaten und jedem Schicksal zu trotzen bereit; doch denkt man an die Medicin zurück, so durchschauert's einen wie Fieberfrost und man ist froh, daß sie hinuntergeschluckt ist. Für das deutsche Volk ist die Dosis „Conflict", welche in den ihm verabreichten Trank hineingegeben wurde, ohne Zweifel von heilsamer Wirkung gewesen. Das deutsche Volk ließ sich einige Wochen Tag für Tag den „Conflict" zu Herzen gehen und die Folge davon war, daß es sich zur Uebernahme auch der größten Last kräftig fühlte, welche es um der Erfüllung seines weltgeschichtlichen Berufes wegen auf sich zu nehmen etwa genöthigt werden möchte. Das ist überhaupt das einzige dauernde Ergebniß aus dieser Volksbewegung gewesen, daß sie die Ueberzeugung geschaffen hat: das deutsche Volk ist in seiner großen Mehrheit einverstanden mit der Politik im Reiche und will, daß seine Vertreter diese Politik unterstützen; ihm geht das Gefühl äußerer Sicherheit und einer ungestörten Entwicklung im Innern über die Freude an einem mit unberechenbaren Zwischenfällen verknüpften Kampfe für die Rechte der Volksvertretung. Gewiß läßt diese Volksweisheit eine sehr verschiedenartige Beurtheilung zu und hat dieselbe auch bereits erfahren; indessen wird namentlich in der englischen Presse anerkannt, daß jedes Volk in seiner Entwicklung seine eigenen Wege gehe und daß die gegenwärtige Zeit dem deutschen Volke es näher lege, von den Erwägungen politischer Vorsicht sich zu einer gewissen Selbstbescheidung, was die Ausübung der constitutionellen Rechte betrifft, anleiten zu lassen, als mit kühnen Forderungen seiner Regierung gegenüber zu treten, die ja durch die geschichtliche Nothwendigkeit auf die Wege des Fortschritts gewiesen sei.

Mit Unrecht ist aus den Volkskundgebungen, welche während der Osterferien des Reichstages in so großer Zahl stattgefunden haben, die Folgerung gezogen worden, daß das deutsche Volk von seinen Vertretern unbedingte Nachgiebigkeit den Forderungen der Regierung gegenüber wünschte. Erstens hat sich in ganzen großen Landestheilen die Bevölkerung jeder Kundgebung über das Militärgesetz enthalten; zweitens sind die einzelnen Kundgebungen durchaus nicht in dem gleichen Sinne erfolgt, ganz abgesehen von solchen, die von den Gegnern einer Verständigung mit der Regierung ausgegangen sind; an vielen Orten ist ausdrücklich als Bedingung aufgestellt worden, daß eine solche Verständigung jedenfalls nicht die Bewilligung der Friedenspräsenzstärke auf unbestimmte Zeit in sich schließen dürfe. Und die leitenden Kreise im Reiche haben denn auch aus diesen Kundgebungen gar keine andere Nutzanwendung gezogen als diese: das deutsche Volk will um des Militärgesetzes wegen keinen Conflict; es erwartet, daß beide Theile durch gegenseitige Nachgiebigkeit zu einem Abkommen gelangen, welches einerseits die Wehrkraft des Reiches ungeschmälert läßt, andererseits das constitutionelle Gewissen der Reichstagsabgeordneten nicht beschwert. Die Regierung war denn auch bereit zu gewähren, was zu fordern von Seiten der Regierungspresse bis dahin als parlamentarisches Machtgelüste gescholten worden war. Der Herr versteht eben seinen eigenen Vortheil besser als der Diener, welcher kein höheres Interesse kennt, als im Dienste seines Herren sich, sei es auch mit übertriebenem Eifer, thätig zu zeigen. Man kann wohl sagen, daß die parlamentarische Lage des Militärgesetzes durch das „Osterplebiscit" — wie in sehr übelangewendetem Gleichniß von Seiten der officiösen Presse die während der Osterzeit erfolgten Kundgebungen rubricirt wurden — nur sehr wenig geändert worden ist.

Aus den Berathungen der Commission war das Militärgesetz in einer für die Regierung durchaus annehmbaren Form hervorgegangen bis auf den vielgenannten § 1, welcher in ein Organisationsgesetz für die Armee mit Nothwendigkeit nicht hineingehört, sondern wohl für sich allein ein Gesetz, das

Digitized by Google

Contingentsgesetz zu bilden vermochte. Die sogenannte „Friedenspräsenzstärke", welche die Regierung in § 1 des Militärgesetzes dauernd bewilligt verlangte, wird vielleicht an keinem einzigen Tage im Jahre von den bei der Fahne präsenten Truppen wirklich erreicht und die in den folgenden Paragraphen des Gesetzes festgestellte „Organisation der Armee" erleidet keine Beeinträchtigung, wenn auch etliche tausend Mann weniger bei der Fahne präsent sind. Die Regierung erlangt durch besagten § 1 auch auf keinen einzigen Wehrpflichtigen ein größeres Anrecht für dessen Einstellung in die Armee, als sie ohnedies schon auf Grund des Gesetzes, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienste, besitzt; sondern es gewährt die gesetzliche Fixirung der Friedenspräsenzstärke lediglich dem Reichstage gegenüber der Regierung ein Recht, die Bewilligung gewisser Titel im Militäretat auf Grundlage der gesetzlich feststehenden Präsenzziffer zu fordern; es sind dies im Wesentlichen die Titel für Verpflegung, Löhnung, Bekleidung, Servis der Truppen. Bei diesen Titeln kann, wenn die Präsenzziffer gesetzlich fixirt ist, für die Dauer dieser Fixirung zwischen Regierung und Reichstag nur noch über die mit den Preisen wechselnden Factoren gehandelt werden; und der Reichstag wird dabei kaum in der Lage sein, eine auf sachverständigem Gutachten beruhende Forderung der Regierung zu reduciren. — Die größere Hälfte des Mititäretats wird durch diese der Präsenzziffer proportionalen Summen in Anspruch genommen und hinsichtlich ihrer ruht allerdings thatsächlich das Budgetrecht des Reichstages, während es hinsichtlich der andern Titel und namentlich im Extraordinarium activ ist, selbstverständlich innerhalb der Grenzen, welche jedem constitutionellen Rechte gesteckt sind, nämlich der vernunftgemäßen Anwendung. Das Budgetrecht ruht, solange die Präsenzziffer der Armee gesetzlich fixirt ist, für gewisse Titel des Militäretats bei der Etatberathung; es ist nicht vernichtet; sondern es wurde nur an einer andern Stelle als bei der Etatberathung und im voraus für eine längere Zeit ausgeübt. Es ist dasselbe bei jedem Organisationsgesetze der Fall, welches einem Specialetat als Grundlage dient. Oder ist etwa das „Budgetrecht" dahin zu verstehen, daß z. B. das preußische Abgeordnetenhaus durch die Streichung der Etatstitel für das Obertribunal, für irgend ein Appellationsgericht, für eine Anzahl von Stadt- oder Kreisgerichten in dem Staatshaushaltsetat eines bestimmten Jahres diese Justizbehörden damit beseitigen könnte? Gewiß nicht. Das Budgetrecht ist stets gebunden an die gesetzlichen Grundlagen, welche durch die Organisationsgesetze gegeben sind, und es konnte sich daher auch beim Armeeorganisationsgesetz nicht um die Frage handeln, ob die Fixirung der Präsenzziffer in demselben mit dem Budgetrecht des Reichstages in formaler Hinsicht vereinbar sei — diese Frage ist unbedingt zu bejahen — sondern nur darum, ob es aus politischen Erwägungen geboten oder doch zweckmäßig sei, eine sonst in jedem Jahre bei der Budgetberathung von neuem zu discutirende, für die Stabilität des Heeres die höchste Wichtigkeit besitzende Ziffer in dem Armeeorganisationsgesetze zum voraus für eine längere Zeit zu fixiren und dadurch das Budgetrecht des Reichstages bei gewissen Titeln des Militäretats für ebensolange in Ruhestand zu versetzen. Diese Frage ist, noch ehe die Conflictsdrohungen erhoben wurden, von der Mehrheit des Reichstages bejaht worden und nur die Dauer der Zeit, während deren die Präsenzziffer gesetzlich festgestellt und dadurch der Einwirkung des Reichstags vorübergehend entzogen werden sollte, war in Frage. Einem Compromiß wie dem, auf welchen die Regierung schließlich eingegangen ist, war von Anfang an die Majorität des Reichstags gesichert und, wenn es eine Zeit lang so schien, als ob eine Feststellung der Präsenzziffer für eine bestimmte Anzahl Jahre von Seiten der Regierung als „unannehmbar" betrachtet werde, so hat an diesem durch die officiöse Presse recht flammend ausgemalten Schein, der viel unnöthige Aufregung hier und Verbitterung dort erzeugt hat, nicht blos das Schweigen der Regierungscommissarien in der Militärcommission, sondern wohl auch der Gang der Verhandlungen in der Commission selber Schuld, welcher es bei § 1 zu keinem Beschlusse kommen ließ, so daß neben § 1 des Entwurfs auf der Seite der Commissionsbeschlüsse anstatt eines Gegenvorschlages nur die vielfach mißdeuteten Worte „fällt fort" stehen. Wäre der erste Abschnitt des Militärgesetzes (§§ 1—8), der von der „Organisation des Reichsheeres" handelt, anstatt mit den übrigen Abschnitten der Commission überwiesen zu werden, ohne Commissionsberathung sofort im Plenum der zweiten Lesung unterzogen worden, so würde — wenigstens ist diese Meinung vielfach verbreitet — über § 1 ohne Schwierigkeiten zwischen der Regierung und der nämlichen Reichstagsmehrheit, die schließlich den Compromiß abschloß oder sich ihm doch anschloß, sine ira et studio ein ähnliches Abkommen zu Stande gebracht worden sein; es ist müßig, heute darüber retrospective Betrachtungen anzustellen, und wir unterlassen es deswegen.

Was war nun auf beiden Seiten der treibende Grund, die Friedenspräsenzstärke des deutschen Reichsheeres für eine längere Reihe von Jahren gesetzlich zu fixiren und damit zeitweilig außerhalb des sogenannten „Budgetrechts" zu stellen? Will man der Wahrheit die Ehre geben, so war dieser Grund auf Seiten der Regierung kein andrer als ein, hoffentlich unberechtigtes Mißtrauen in die Majoritäten künftiger Reichstage. Denn wenn die Regierung von der Ansicht ausging, daß die militärischen Dinge auch in den zukünftigen Reichstagen einer gleichen wohlwollenden Behandlung wie im gegenwärtigen sich zu erfreuen haben würden, so würde sie gewiß nicht die Friedenspräsenzstärke „für immer" durch ein Gesetz zu fixiren sich als Ziel vorgesteckt haben. Auf Seiten der Regierung war die Erwägung wohl die folgende: Wird die Präsenzziffer nicht gesetzlich festgestellt, sondern dem Schicksal überlassen, welches ihr die jeweilige Reichtagsmehrheit, vielleicht angesichts einer die Regierung dem Reichstage gegenüber zur Passivität nöthigenden politischen Lage, zu bereiten für gut findet, so mag es sich leicht ereignen, daß im Militäretat die Titel für Verpflegung, Bekleidung, Löhnung und Servis der Truppen derartig zusammengestrichen werden, daß nichts anderes übrig bleibt, als entweder die Präsenzstärke oder aber die Dienstzeit herabzusetzen und dadurch die Armee, sei es nun in ihrer künftigen Kriegspräsenzstärke, sei es in ihrer Kriegstüchtigkeit, zu schädigen. Wenn es sich blos um einen Calcul mit den sogenannten „reichsfreundlichen" und „reichsfeindlichen" Parteien im Reichstage handelte, so würde das Facit leicht zu ziehen sein, und zwar dahin, daß die Befürchtungen der Regierung zu schwarzsichtig sind; indessen dieser Calcul bedarf der Anbringung einer Correctur. Bekanntlich hat die Fortschrittspartei auf ihr Programm u. a. auch einen Punkt gesetzt, der so etwa wie „Erstrebung der zweijährigen Dienstzeit" lautet; da nun das Gesetz, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst, die dreijährige Dienstzeit statuirt hat und danach die Regierung das Recht besitzt, jeden Wehrpflichtigen (abgesehen von den Einjährig-Freiwilligen) drei Jahre bei der Fahne zu halten, so kann nur durch die Anwendung des Budgetrechts beim Militäretat auf die thatsächliche Abkürzung der Dienstzeit in möglichst zahlreichen Einzelfällen hingewirkt werden. Und das ist es, was die Regierung durch die gesetzliche Fixirung der Präsenzziffer vermeiden will; das ist es, was sie andrerseits dazu gedrängt hat, auf das einst so dringend begehrte „Pauschquantum", als einen thatsächlichen Zwang zur Verkürzung der Dienstzeit involvirend, zu verzichten und der Rückkehr zu einem vollständig specialisirten Militäretat den Vorzug zu geben, sobald erst die Friedenspräsenzstärke gesetzlich fixirt ist. Begreiflicherweise hätte die Regierung am liebsten die Fixirung „bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung", wie es in §. 1 des Entwurfes heißt, gewünscht; denn in diesem Falle hätte die Präsenzziffer gegen den Willen des Kaisers selbst durch einen übereinstimmenden Beschluß des Reichstags und Bundesraths nicht vermindert werden können, weil nach Artikel 5 der Reichs-

Digitized by Google

verfassung bei Gesetzvorschlägen über das Militärwesen, wenn im Bundesrathe eine Meinungsverschiedenheit stattfindet, die Stimme des Präsidiums den Ausschlag gibt, wenn sie sich für die Aufrechterhaltung der bestehenden Einrichtungen ausspricht. Durch §. 1 des Entwurfs würde die Präsenzziffer gleich der gesammten Armeeorganisation mit dem Charakter einer dauernden Institution bekleidet worden sein, während in der Sache selbst dazu gar kein Grund liegt, dieser vielmehr lediglich einem Mißtrauen der Regierung in die Majoritäten künftiger Reichstage entspringt. — Die beiden conservativen Parteien und die ihnen zunächst stehenden Mitglieder der nationalliberalen Partei, als deren Wortführer in der Debatte der Abg. v. Treitschke das Wort ergriffen hat, theilten dieses psychologische Motiv der Regierung und hätten am liebsten für die dauernde Fixirung der Präsenzziffer gestimmt. Das Gros der nationalliberalen Partei, in dessen Sinne bei der Debatte der Abg. v. Bennigsen das Wort ergriff, stand dagegen im Princip für die Fixirung der Präsenzziffer auf eine bestimmte Reihe von Jahren ein; war jedoch, falls sich ein „Conflict" um keinen andern Preis vermeiden ließ, dazu bereit, für §. 1 auch in der Fassung der Regierungsvorlage zu stimmen und, wie nachträglich aus der Fraction der Fortschrittspartei berichtet wird, hatte auch eine kleine Anzahl Mitglieder dieser Partei sich in dem nämlichen Sinne resolvirt.

Es wäre — andere bestreiten jedoch diese Möglichkeit auf das entschiedenste — vielleicht möglich gewesen, unter Anwendung besonderer Pressionsmittel den §. 1 in der Fassung des Entwurfs mit einer kleinen Majorität von 4 bis 5 Stimmen, wie es stets hieß, „durchzudrücken"; indessen hätte der Gewinn, den die Regierung dabei erzielte, in gar keinem Verhältnisse zu dem sicher eintretenden Verluste gestanden, nämlich zu der Zerreißung der nationalliberalen Partei und dem Austritt mehrerer ihrer angesehensten und volksthümlichsten Mitglieder. Das Schicksal anderer politisch wichtiger Vorlagen im Reichstage mußte im Fall einer rücksichtslos ausgeübten Pression beim Militärgesetze auf's höchste gefährdet erscheinen und vor allem würde ein solches Vorgehen der Regierung, welches eine Schaar treuer Reichsfreunde, darunter etliche für die Haltung der liberalen Bevölkerung eines wichtigen Bundesstaates maßgebende Mitglieder, in die Opposition hinüberdrängte, auf das gesammte Ausland nicht sowohl den Eindruck eines Sieges der Regierung über den Reichstag, wie eines Erliegens der Regierung unter reactionären Einflüssen gemacht haben. Die gesammte Reichspolitik würde, dem Gesetze der Schwere folgend, in conservative Bahnen haben zurücklenken müssen; in dem Kampf zwischen Staat und Kirche würde ein solcher Rückfall zunächst verspürt worden sein. Und das alles blos, um ein für die Sicherung der Heeresorganisation auf lange Zeit hinaus gar nicht in's Gewicht fallendes Mißtrauen in die Majoritäten künftiger Reichstage zu bethätigen! Die Regierung konnte gar nicht anders handeln, als wie sie nach kurzen Erwägungen zu handeln sich entschloß. Der Reichskanzler Fürst Bismarck, der Chef des Generalstabs Feldmarschall Graf Moltke, der Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums Camphausen, der Kriegsminister v. Kameke, sie alle sahen bald ein, daß es besser sei, wenn das von der nationalen Fraction angebotene Compromiß, in §. 1 des Militärgesetzes die Friedenspräsenzstärke bis zum 31. December 1881 auf 401,659 Mann zu fixiren, von der Regierung und darauf von einer imponirenden Mehrheit im Reichstage angenommen würde, als wenn der in seinem Erfolge immerhin zweifelhafte Versuch einer Pression zur Annahme des §. 1 in der Fassung des Entwurfs gemacht und jedenfalls dabei die Regierung auch für ihre übrigen Vorlagen im Reichstage auf eine schwankende Zufallsmajorität heruntergebracht würde. Mit einer solchen kann angesichts der inneren Schwierigkeiten, die der Kampf zwischen Staat und Kirche täglich mehr häuft, im Deutschen Reiche kein gedeihlich Regiment geführt werden.

Se. Majestät der Kaiser hat sich als ein weiser Regent bewährt, indem er alsbald seine Zustimmung zu einem Ausgleich in der Militärfrage ertheilte und ganz Deutschland weiß ihm dafür Dank. Ohne daß darüber die Regierung im Reichstage an Boden verlor — sie hat solchen vielmehr gewonnen — ist die Friedensstärke des deutschen Heeres für eine lange Reihe von Jahren gesichert und damit bis in die achtziger Jahre hinein auch ihre Kriegsstärke vor jeder qualitativen und quantitativen Verringerung bewahrt. Es ist wohl kein Zufall, daß die sieben Jahre bis zum 31. December 1881 das Septennat des gegenwärtigen Präsidenten der französischen Republik Marschall Mac Mahon um mehr als ein Jahr überragen. Ehe über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres ein neues Votum des Reichstags herbeigeführt zu werden braucht, wird — angenommen, daß das Septennat wirklich zu einer Wahrheit wird — in Frankreich die Frage der Regierungsform so oder so entschieden sein und, je nachdem damit friedliche oder kriegerische Absichten zur Herrschaft gelangen, Deutschland seinen schweren Panzer lüften können oder noch stärker verschienen müssen. Bis dahin aber ist alles so geordnet, wie die Regierung es selber gewünscht hat.

Die Militärfrage ist in einer Weise gelöst, mit welcher alle Parteien zufrieden sein können, die nicht geradezu auf den „Conflict" speculiren, wie jene im Aussterben begriffenen Conservativen, welche in der „Kreuzzeitung" ihre Ansichten vertreten lassen, oder wie die Ultramontanen, welchen jede Schwächung der zur Reichspolitik stehenden Mehrheit im Reichstage auf's höchste willkommen ist, weil sie dann für ihre Ausgleichsvorschläge ein williges Ohr zu finden hoffen. Leider hat sich die Fortschrittspartei als solche von dem Compromisse ausgeschlossen und durch die Reden einiger ihrer Heißsporne sogar verrathen, daß sie mit einer stillen Sehnsucht nach dem „Conflicte" behaftet ist, für welchen sie heute freilich das Volk noch nicht reif hält. Nun, in den sieben Jahren gesetzlich fixirter Präsenzstärke, wird das deutsche Volk ja nicht stabil bleiben in seinen politischen Ansichten und es wird inzwischen noch mindestens zweimal Gelegenheit erhalten, in allgemeinen Wahlen eine politische Vorprüfung abzulegen. Der Austritt von bisher schon 10 Mitgliedern der Fortschrittspartei, darunter Löwe-Calbe, aus dem Verbande der gleichnamigen Reichstagsfraction scheint indessen gerade nicht dafür Zeugniß abzulegen, daß die Wahlkreise der betreffenden Abgeordneten die Conflictssehnsucht des Herrn v. Saucken-Tarputschen theilen.

Die Debatten über das Militärgesetz, welche fünf Sitzungen des Reichstags in Anspruch nahmen, konnten, da in der Sache selbst schon vorher Alles entschieden war, keinen Anspruch auf besonderes dramatisches Interesse erheben; dieselben trugen mehr nur den Charakter principieller Verwahrungen und gegenseitiger Auseinandersetzungen der Parteien an sich. Die wüsten Reden, welche die socialdemokratischen Abgeordneten bei jedem Anlaß halten, sind, wie die Redner selber bemerken, für die Massen draußen berechnet; ihre Eintönigkeit wirkt nachgerade ermüdend. Das Ideal der Socialdemokratie im Militärwesen ist eine Volksmiliz, die durch zweimonatliche Uebungen der drei jüngsten Jahrgänge ihre militärische Ausbildung erhalten soll; es lohnt sich heute nicht, darüber ein Wort zu verlieren. Die ultramontanen Redner zogen auch bei dieser Gelegenheit den Kirchenstreit in die Debatte; die gleichzeitige Amtsentsetzung des Erzbischofs Ledochowski hatte ihr Herz mit Bitterkeit erfüllt; wessen aber das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Heftige Angriffe gegen den „Militarismus", den das Deutsche Reich von dem „Militärstaate" Preußen als Erbschaft überkommen; perfide Anschuldigungen gegen das Deutsche Reich, daß es durch die Demüthigungen, die es Frankreich bereite, den Krieg mit diesem haben werde, wann es wolle; heuchlerische Betheuerungen besonderen Wohlwollens für die ihren Lasten erliegende Bevölkerung, der man die zweijährige Dienstzeit gern gönne, und andre nach außen und nach unten berechnete Manoeuvre bildeten den Inhalt der ultramontanen Reden. Die Fortschrittspartei hatte die doppelte Aufgabe, ihren deutschen Patriotis-

Digitized by Google

mus zu betheuern und ihr trotzdem erfolgendes Zusammengehen mit den reichsfeindlichen Fractionen als eine Folge ihres unverbrüchlichen Festhaltens an dem vollen Budgetrecht des Reichstags zu erläutern. Die nationalliberale Partei schickte, um ihre verschiedenen Nüancirungen zum Ausdruck zu bringen, drei ihrer besten Redner in's Feld: v. Bennigsen, v. Treitschke, Lasker und Gneist, die sämmtlich die hohe politische Bedeutung des Compromisses nach seinen verschiedenen Seiten hin eingehend beleuchteten; ihnen schloß sich reservirter der aus der Fortschrittspartei ausgeschiedene Löwe-Calbe an. Die verschiedenen Redner der conservativen Parteien endlich wahrten ihren principiellen Standpunkt, von welchem aus sie der ursprünglichen Regierungsforderung den Vorzug einräumten; aber auch sie unterließen nicht, die politische Tragweite des Compromisses anzuerkennen. Die Erklärungen vom Tische des Bundesraths endlich drückten zu diesem hochwichtigen Ereigniß die Zustimmung der Regierung aus und eröffneten hoffnungsreiche Ausblicke in die Zukunft für eine in festen Bahnen sich bewegende, von einer großen und sichern Mehrheit im Reichstage getragene Reichspolitik. Alles in allem genommen, kann das deutsche Volk, soweit es treu zu Kaiser und Reich steht, mit der Lösung, welche die Militärfrage durch Erzielung eines Einverständnisses zwischen der Regierung und der Mehrheit des Reichstags gefunden hat, wohl zufrieden sein.

M. L.

---

## Frankreichs alte Eroberungssucht und seine heutige innere Lage.

Von **Karl Blind.**

### IV.

Durch Trug und Gewalt, durch List und Verrath hatten Frankreichs Könige im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr die Grenze gegen Deutschland hin verschoben. Kein Wunder, daß bei Ausbruch der ersten großen Staatsumwälzung, die von allen Freidenkenden mit warmem Beifalle begrüßt wurde, jeder in der gleichen Richtung gethane Schritt mit Unruhe beobachtet wurde.

Eine Anzahl kleiner Einschlußgebiete, die dem Deutschen Reiche angehörten, lag damals noch verstreut über die östlichen Theile Frankreichs. Die bevorrechteten, über ihre Unterthanen mit der Feudalruthe herrschenden Stände bewachten die Fortschritte der französischen Volkserhebung natürlich mit der höchsten Eifersucht. Vaterländisch gesinnte Deutsche, welche die Lehren der Geschichte nicht vergessen hatten, und dabei dem großen, unter dem Nachbarvolke sich vollziehenden Umschwunge wohlwollten, hofften ihrerseits, daß die Revolution sich nicht zu einer Handlung der Ungerechtigkeit gegen Deutschlands Nationalrecht werde fortreißen lassen. Diese freisinnigen Vaterlandsfreunde hielten fest an den Bruchstücken deutschen Bodens, die sich noch innerhalb des französischen Königreiches erhalten hatten. Sie wußten wohl, daß der Anschluß derselben an Frankreich nur die alte Eroberungsgier weiter reizen, nur die Forderung nach der Rheingrenze vom obern bis zum untern Laufe des Flusses wachrufen würde.

Bald nach Beginn der Umwälzung von 1789, wo die von der Krone Frankreich unter verschiedenen Titeln regierten Provinzen in gleichmäßige Departements verwandelt werden sollten, handelte es sich darum, ob die auf der linken Rheinseite liegenden deutschen Einschlußgebiete in die neue Eintheilung des Königreichs aufzunehmen seien. In den Worten des „Moniteur", dessen verschiedene Jahrgänge ich zur Untersuchung dieser Angelegenheit eingesehen habe: — „Il s'agissait de savoir si ces terres seraient enveloppées dans la division du Royaume".

Die Revolutionsversammlung erließ einen Beschluß, der als Bejahung der Frage galt. Nachträglich wurde indessen aus ihrer Mitte heraus ein Einwand gegen die Rathsamkeit des Schrittes erhoben. Herr Demeunier verlangte einen Umdruck des betreffenden Parlamentsprotokolls, weil der genannte Beschluß „unter die französische Verwaltung Gebiete zu stellen scheine, welche in voller Oberhoheit von einigen Fürsten Deutschlands in Ober- und Niederelsaß besessen werden und in jener Provinz Einschlußgebiete bilden".

Die Versammlung entschied darauf, daß die Schriftführer das Protokoll berichtigen und der Versammlung die stattgehabte Berichtigung mittheilen sollen.

Hinterher ging die Versammlung gleichwohl zu ihrem ersten, in der Eile und Hitze gefaßten, Deutschlands Recht mit einem Federzuge durchstreichenden Beschlusse zurück. Wenn der Leser den Demeunier'schen, Deutschland günstigen Antrag genauer ansieht, wird er bemerken, daß selbst in ihm nur die Oberhoheit einiger Fürsten Deutschlands betont, das Deutsche Reich dagegen nicht erwähnt ist. Man kann dies kaum als zufällig betrachten. In die Anschauungs- und Sprechweise französischer Staatsmänner war schon lange vorher der Gedanke mächtig eingedrungen, jede fürstliche Besitzung in Deutschland als eine staatsrechtlich in sich abgeschlossene zu betrachten, mit welcher eine Fremdmacht in unmittelbaren Verkehr treten könne.

Diese Ansicht trat in crassester Weise in der Rede des Herrn Merlin, des Sprechers des Parlamentsausschusses, hervor. Er scheute sich nicht, das vaterländische Gefühl der Deutschen bis zu dem Grade zu verwunden, daß er im Namen des Ausschusses schlechtweg erklärte: jedes Stück deutschen Gebietes bilde sozusagen eine besondere Nation (un corps de nation séparé), und es bedürfe daher, um diese Fetzen Gebietes zu einem Theile Frankreichs zu machen, keiner Zustimmung von Seiten des Deutschen Reichs!

Diese Dinge gingen im Jahre 1790 vor. Victor Hugo kann sie alle im „Moniteur" nachlesen.

Schließlich kehrte sich die französische Versammlung nicht im mindesten mehr an die Gebote der völkerrechtlichen Billigkeit, verfuhr ganz eigenmächtig, und entfremdete sich dadurch unglücklicher Weise auch manchen freidenkenden Mann unseres Vaterlandes. Dem Pillnitzer Vertrag, jenem fürstlichen Verbrechen an der Freiheit Frankreichs, wurde so durch die Rücksichtslosigkeit der Franzosen selbst vorgearbeitet. Ihre Eroberungssucht gab Willkürherrschern eine Waffe in die Hand. Um diese unzweifelhafte Thatsache vollkommen zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die „Reunions-Kammern" Ludwigs XIV., die Verwüstungen in der Pfalz, die wiederholten bewaffneten Einmischungen der Franzosen in die Angelegenheiten Deutschlands noch in frischester Erinnerung standen. Bei Beginn der Revolution war noch kein Menschenalter vergangen, seit die Franzosen zum letzten Male mit ihren Heeren auf deutschem Boden erschienen waren. Kaum verschmerzt war noch das Andenken an die Zeit, wo sie selbst auf dem rechten Rheinufer Stücke des Deutschen Reiches als ständigen Besitz gehalten hatten!

Unter diesen Umständen ließ sich der gewaltsame Anschluß der deutsch-elsässischen Reichstheile wie ein Vorspiel zum Ansturm gegen das untere Rheinufer an.

### V.

Colonne war es, der französische Emigrant, der auf Antrieb des Grafen von Artois die schlimmste Bestimmung des Pillnitzer Vertrages entwarf — im Gegensatz zu der ursprünglichen Absicht des deutschen Kaisers. Der geschichtlichen Gerechtigkeit halber muß dies erwähnt werden, so entschieden auch auf den fürstlichen Unterzeichnern jenes freiheitsfeindlichen Vertrages die Verantwortlichkeit lastet.

Die Frage über den Anschluß der deutsch-elsässischen Gebiete an Frankreich bildete den Gegenstand des Zwistes mit dem Deutschen Reiche während der Jahre 1789, 1790, 1791, und theilweise noch im Anfang des Jahres 1792. In einem Briefe, den Leopold II. an Ludwig XVI. richtete, wurde — wie die französische Revolutionsversammlung dies selbst zuerst anerkannt hatte — deutlich hervorgehoben, daß es auf der linken

Digitized by Google

Rheinseite, in französisches Gebiet eingeschlossen, deutsche Besitzungen gebe, welche „nie mit der Zustimmung von Kaiser und Reich abgetreten worden" und „welche daher der Oberhoheit von Kaiser und Reich unterstehen". In Frankreich nahm man diese Rechtseinsprüche auf die leichte Achsel. Elsässische Geschichtschreiber haben anerkannt, daß das Verfahren Frankreichs „sehr stark zu den Mißverständnissen zwischen dem französischen Volke und Deutschland beitrug", und daß „daraus seit 1789 und 1790 eine Quelle des Unfriedens und der Beunruhigung entsprang". (S. Strobel und Engelardt.)

Auf den Vertrag von Pillnitz folgte 1792 die Kriegserklärung. Frankreich, nicht Deutschland, erklärte diesen Krieg. Frankreich erklärte ihn — und auch darin lag eine, seiner überlieferten Staatskunst entsprechende Berechnung — an „Franz I., König von Ungarn und Böhmen". Die Feuillants und die Girondins, also gerade die gemäßigtere Revolutionspartei, hatte seit längerer Zeit zum Kriege getrieben, während die entschiedenern Republicaner anfänglich sich dagegen erklärten und im Innern aufräumen wollten, unbehindert durch äußere Verwicklungen.

Als der Krieg erklärt ward, gab die Versammlung die feierliche Zusicherung, daß „wir gewissenhaft unsern Eid halten werden, keine Eroberung zu machen".

Dies war im Grund eine sonderbare Versicherung, da eine Eroberung — nämlich jener deutsch-elsässischen Gebiete — bereits beschlossen und vollzogen war. Als Frankreich übrigens den Sieg davon trug, stieß es die papiernen Zusicherungen mit dem Fuße hinweg, machte sich lustig über diejenigen, die da geglaubt hatten, es ließen sich auf dem linken Rheinufer republicanische Zwischenstaaten errichten, und nahm sich einfach die gesammten Rheinlande, mit vier Millionen deutscher Einwohner, als Siegesbeute weg.

So war das „pré carrée" Ludwigs XIV. nach dieser Seite hin durch die französische Republik errungen.

## VI.

Seit damals geht in Frankreich die Meinung um, die deutschen Rheinlande gehörten von Rechtswegen den Franzosen. Die paar Jahre des vorübergehenden Besitzes kraft der Eroberung werden als ein unanfechtbarer Rechtstitel betrachtet. „Nous les avons possédés!" Wie oft ist diese einfältige Redensart seitdem ausgesprochen worden, mit der sich ja auch die Ausdehnung Frankreichs bis nach Lübeck rechtfertigen ließe, welches unter dem Napoleonischen Kaiserreich ebenfalls zu Frankreich gehörte!

Nach der Wiederherstellung der Bourbonen vereinigten sich Bonapartisten mit chauvinistischen Liberalen und Republicanern in dem Rufe nach der Rheingrenze. Man ging den Bourbonen als Tyrannen auf den Leib; aber man mischte in die Anklage gegen sie gleich auch das Jammergeheul über „unsere verminderten Grenzen", während thatsächlich Frankreich nach 1814, und auch nach 1815 größer geblieben war als es 1789 gewesen! Das Geschrei nach „revendication" wurde Mode — wie wenn man auf das wieder Anspruch machen könnte, was man unrechtmäßig besessen.

Die vereinigten Liberalen, Republicaner und Bonapartisten stürzten Karl X. Unter Ludwig Philipp wurden die Chauvins immer dringender; sie glaubten, die Zeit sei jetzt gekommen, wo man mit der dreifarbigen Fahne in der Hand wieder gegen den Rhein anstürmen könne. Die verschiedensten Parteien waren darin Eines Sinnes. Männer wie Gottfried Cavaignac (der Bruder des spätern Juni-Generals), Armand Carrel, auch ein sonst so trefflicher Charakter wie Barbés, sie alle waren von der Rheingrenz-Tollheit erfaßt. Man warf dem „feigen" Bürgerkönig unablässig vor, daß er nicht das Schwert zu einer „so edeln und legitimen Unternehmung" ziehe. Die Auflehnung gegen seine Regierung nährte sich nicht blos an der wirklich freisinnigen Richtung, sondern auch an dem alten, immer wieder neue Vorwände suchenden Eroberungsgelüste. Die „Zerreißung der Verträge von 1815" wurde zum Stichwort. Man nannte diese Verträge den „Sarg der Völkerfreiheit"; aber unter der Sprengung des Sargdeckels verstand man namentlich auch die Niederbrechung deutscher Herrschaft in deutschem Lande.

Ein mit dem Regierungsstempel versehenes Schulbuch, „die geschichtliche Erdkunde Frankreichs" von Dussieux, welches unter Ludwig Philipp viel gebraucht wurde, sagte gleich in seinem ersten Abschnitte:

„Frankreich ist nicht im Besitz seiner natürlichen Grenzen; es umfaßt gegenwärtig nicht den ganzen französischen Gebietskreis ..... Der französische Gebietskreis schließt in Wirklichkeit die Grafschaft Nizza, Savoyen, die Schweiz, Rheinbayern, die preußischen Rheinlande, das Herzogthum (!) Luxemburg und Belgien in sich ..... Die natürlichen Grenzen sind der Rhein, von seiner Mündung bis zu seinem Ursprung; die Alpen, von den Rheinquellen auf dem Sanct Gotthard bis zum Col di Cadibone."

Und das Dussieux'sche Buch fügte mit bewußter Lügenhaftigkeit hinzu, dieser „französische Gebietskreis" sei von Bevölkerungen desselben Ursprungs und derselben Sprache bewohnt, wie die Bevölkerungen Frankreichs. Solch ein Schulbuch wurde unter amtlichem Stempel zu Ludwig Philipps Zeiten benutzt. Dergleichen geschah unter dem „Napoleon des Friedens!" Die Schweiz, das gesammte linke Rheinufer mit Einschluß Belgiens und eines Stückes Holland, wurde Frankreich zugewiesen. Kann man sich über die Früchte einer derartigen Volkserziehung wundern?

Als Ludwig Philipp gestürzt wurde, brachen die Gelüste nach „Zerreißung der Verträge" bald wieder hervor. Lamartine, dessen Regierung, was das Verfahren im Innern betrifft, gewiß Anlaß zum Tadel gab, wurde heftig und ungerecht angegriffen, weil er sich in seinem bekannten Rundschreiben gegen eine solche Zerreißung erklärte — das weiseste ohne Zweifel, was er während seiner ganzen Regierung that.

In der ungeheuern Mehrheit, welche Ludwig Napoleon zum Oberhaupt der Republik erwählte, waren, wie mir französische Demokraten oft genug zugestanden, die Stimmen zahlreicher demokratischer Chauvinisten vertreten, welche sich der vor dem Pairshofe abgegebenen Erklärung des Napoleoniden erinnerten, daß er „die Niederlage von Waterloo zu rächen" beabsichtige, und daß sein Name diese Rache bedeute. Es ist genug bekannt, daß sogar Crémieux, das frühere Mitglied der provisorischen Regierung von 1848, der auch 1870 wieder an der Spitze der Regierung von Tours stand, damals für Ludwig Napoleons Präsidentschaft stimmte. Fälle dieser Art waren nicht selten und zogen die Stimmen der Massen da und dort mit sich. Wenn selbst ein allen Ausschreitungen so abholder Mann, wie Tocqueville, die Rheingrenzgelüste schüren konnte, so ist damit Alles gesagt.*)

*) Ein persönliches Erlebniß liefert hier einen sprechenden Beweis. Als ich mich im Jahre 1849 zusammen mit Friedrich Schütz, dem Mitgliede der deutschen Nationalversammlung, in Paris befand, um dort, mit regelmäßigen Vollmachten versehen, die Volksregierungen von Baden und Rheinbayern zu vertreten, wurde ich, als der Theilnahme an dem zur Rettung der römischen Republik unternommenen Ledru-Rollin'schen Aufstande beschuldigt, gegen alles Völkerrecht verhaftet. Friedrich Schütz entging dem Haftbefehl durch schleunige Abreise nach Belgien. Während der dreitägigen Verhandlung, welche später in der französischen Nationalversammlung auf Savoyes Anregung über die badisch-pfälzische Angelegenheit gepflogen wurde, verlangte die Linke die Achtung des Völkerrechts mittelst meiner Freigebung. Um sich wegen der Verhaftung eines mit ordnungsmäßiger Vollmacht versehenen Abgesandten zu rechtfertigen, erklärte Herr von Tocqueville: „der Bevollmächtigte, Herr Karl Blind, sei nicht sowohl in dieser Eigenschaft, sondern vielmehr als Verschwörer als Mitanreger des 13. Juni, verhaftet worden". Gegen diese Unterscheidung that die Linke Einspruch. Darauf rief Hr. von Tocqueville erregt aus: — „Hat man denn die Vergangenheit so weit vergessen, daß man nicht mehr weiß, daß die Partei, die in Baden und der Pfalz triumphirte, dieselbe ist, die seit zehn Jahren die wüthendste und unversöhnlichste Feindschaft gegen Frankreich hegt? — (Zwischenruf: Gegen die

Digitized by Google

VII.

Beim Kriegsausbruch im Jahre 1870 erschien in den „Times" ein Brief eines französischen Berichterstatters, worin gesagt war: — „Die Stimmen derjenigen, welche mit mir glauben, daß unsere Regierung absichtlich einen ungerechten Zank vom Zaune gebrochen habe, werden in dem allgemeinen Geschrei vollkommen erstickt. Die wenigen ruhig urtheilenden Männer, die wir besitzen, scheinen sich bewußt, daß sie sich nicht im Einklang mit der nationalen Stimmung und Richtung befinden; sie halten sich daher meist für verpflichtet, für ihre Unparteilichkeit Entschuldigungsgründe anzugeben".

Bekanntlich war Thiers, der ehemalige Urchauvinist, 1870 anfänglich gegen den Krieg, zu dem doch auch er nach Sadowa gehetzt hatte. Er war indessen nur gegen den Krieg, weil „Frankreich nicht genügend vorbereitet" sei. Er wollte auf eine bessere Gelegenheit warten. Dieselbe Haltung nahm Jules Favre ein, der 1866 Frankreich zu einer Entschädigung berechtigt hielt, die freilich — siehe Lamarmora — in Berlin damals in Aussicht gestellt worden war. Auch Victor Hugo hatte wenige Wochen vor dem Kriege von 1870 in einem Aufrufe erklärt: Frankreich sei vermindert, weil Deutschland vergrößert (!!) worden sei; er gab dabei zu verstehen, Ludwig Napoleon hätte zum mindesten auf der Erwerbung von Luxemburg beharren sollen.

Man hat es oft so darstellen wollen, als habe die Opposition im gesetzgebenden Körper gegen die Kriegserklärung gestimmt: dies ist jedoch nicht im mindesten der Fall gewesen. Die Kriegserklärung als solche konnte nach der Verfassung des Kaiserreichs, die darin (aber freilich sonst in nichts anderem!) nach der englischen gemodelt war, nicht vor die französische Landesvertretung gebracht werden. Wollte man sich im gesetzgebenden Körper gegen den Krieg aussprechen, so mußte man gegen das für den Krieg geforderte Budget und gegen die Gesetzentwürfe für Aufbietung der bewaffneten Macht stimmen. Damit schnitt man der Regierung die Mittel zur Kriegführung ab.

Was that indessen die Opposition im gesetzgebenden Körper?

Sie bestand zuerst unter großem Lärm auf der Mittheilung der betreffenden diplomatischen Schriftstücke, ließ sich jedoch, als man dieselben verweigerte, durchaus nicht unzähmbar finden. Die Franzosen haben vielfach die Eigenschaft, sich sehr hitzig stellen zu können, von Leidenschaft und Aufregung ganz verzehrt zu erscheinen, und dabei gleichwohl innerlich große Bedachtsamkeit zu bewahren. Diese Bedachtsamkeit verließ auch die Opposition im Juli 1870 nicht. Man stürmte und tobte, gebrauchte aber doch eine gewisse Vorsicht, da man mit dem Zwecke des Krieges, eine Entschädigung, eine Vergrößerung zu erlangen, eigentlich einverstanden war.

Als es zur Abstimmung über das Kriegsbudget kam, gewährten 246 Stimmen die von der kaiserlichen Regierung geforderten Geldmittel. Nur zehn Stimmen sagten: „Nein"; und selbst diese zehn Gerechten waren nicht lauter Republicaner. Schließlich, als es sich darum handelte, die Mobilgarden und die Freiwilligen aufzubieten, schwand die kriegsfeindliche Minderheit auf eine Stimme zusammen!

Gambetta, Jules Ferry, Jules Simon, Picard, Magnin, Dorian, Steenackers, wie auch Thiers — alles Männer des spätern Ausschusses vom 4. September und der nachfolgenden Regierung — stimmten thatsächlich für den Krieg, indem sie Napoleon III. die Mittel zum Kriege gewährten.

Der Vorwurf, der Napoleon später gemacht wurde, war auch nicht, daß er gegen Deutschland ein Verbrechen begangen hatte, sondern daß ihm seine That mißlungen war. Siegreich hätte seine Eroberungspolitik dieselbe Zustimmung erlangt, wie seine Kriegserklärung. Geschlagen, wurde er auch gestürzt; gestürzt, weil er geschlagen war.

---

französische Regierung! — Der Präsident: Aber lassen Sie doch das französische Interesse vertheidigen!) . . . . Das ist ja dieselbe Partei, die durch ihre Schriften, durch ihre Drohungen sich immer mit der größten, der bittersten Entschiedenheit gegen das Bestreben der französischen Nation, sich bis an den Rhein hin auszudehnen, erhoben hat. Das, meine Herren, ist die Partei, die den Kern des Aufstandes in Baden und Rheinbayern bildet!" (C'est ce même parti qui, par ses écrits, par ses menaces, s'est toujours levé avec la plus grande, la plus amère énergie contre cette tendance du peuple français à s'étendre vers le Rhin! — Moniteur.)

Die Verhaftung und Verfolgung deutscher Revolutionsgesandten wurde also damit beschönigt, daß sie der Abtretung der Rheinlande an Frankreich bitter feind seien! Nach Tocquevilles Ausführung ging die Versammlung auch schließlich zur Tagesordnung über. Dies war unter der Republik von 1849! Ich blieb Monate lang im Gefängniß „La Force", stand nahe daran, nach Niederwerfung der Revolution an die Kriegsbehörden in Baden ausgeliefert zu werden, wo unter dem Prinzen von Preußen die Hinrichtungen bereits begonnen hatten, und wurde schließlich „auf immer" aus Frankreich verbannt. Dieser Erlaß wird noch heute in Kraft erhalten.

## Literatur und Kunst.

### Literarische Reparaturen.

Von **Wilhelm Goldbaum.**

#### 1. Georg Rodolf Weckherlin.

Von dem Schwan von Boberfeld ist in den Literaturbüchern ungebührlich viel die Rede; ganze umfangreiche Abschnitte handeln von Martin Opitz und der maßlosen Pedanterie, mit welcher er die Reform der deutschen Dichtung betrieb. An seinem ungleich bedeutenderen Vordermann und Zeitgenossen Georg Rodolf Weckherlin gehen die Geschichtsschreiber unseres Geisteslebens meistens hastig vorüber, als fürchteten sie, durch die gebührliche Anerkennung seiner dichterischen Genialität in ein Dilemma zu gerathen und den von ihnen gepriesenen Opitz preisgeben zu müssen. Denn so und nicht anders steht der Proceß: Weckherlin und Opitz haben in gleicher Zeit nach gleichen Zielen, jedoch auf verschiedenen Wegen hingestrebt; der Erste, mit enormen poetischen Mitteln, berufen wie wenige, die deutsche Poesie in neue Wege zu leiten, weil er selbst ein Poet war; der Andere mit vorwiegend philologischen Handhaben und in einseitiger Betonung der Form, welche er, wie ein Greisler, in genügsamer Einseitigkeit wog und maß; der Erste eine durch und durch musikalisch empfängliche Natur, welche sich graziös auf den Wogen der Rhythmik schaukelte; der Andere ein nüchterner Rechner, welchem die Poesie in der Präcision und Accuratesse der Metrik aufging. Im Jahre 1618, dem ersten jener verhängnißvollen dreißig, welche Deutschland bis in's Mark zerwühlten, erschien Georg Rodolf Weckherlins erste poetische Probe: das der Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz, der „Schneekönigin", gewidmete Erste Buch Oden und Gesäng', — ein Jahr später das dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden dedicirte Ander Buch Oden und Gesäng'! Sechs Jahre darauf publicirte Martin Opitz seine kleine, in fünf Tagen vollendete Schrift „Von der deutschen Poeterey". Weckherlins Namen und Erinnerung tauchten unter und versanken in dem Elend des dreißigjährigen Würgens, bis sie erst von Herder schüchtern unter den Trümmern jener grausen Zeit hervorgezogen wurden; Opitz' metrischer Leitfaden blieb bis zu Klopstocks Auftreten der allein herrschende Canon jener knöchernen, verstandeskühlen Vers- und Reimfabrication, welche das Hundertjahr von 1624 ab in der deutschen Dichtung dominirte. Wie es gekommen wäre, wenn die Führung in dem deutschen Dichterwalde, anstatt dem trockenen Versfuß-Virtuosen Opitz, dem phantasie- und schwungvollen Weckherlin zugefallen wäre, darüber heute zu conjecturiren wäre mehr als müßig; sicher ist es ohnedies, daß gar nichts Schlimmeres hätte kommen können, als jene unangefochtene Autorität, deren sich der bunzlauer Weise erfreute. Wenn man von einer Sturm- und Drangepoche in der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts überhaupt reden könnte, so wäre Georg Rodolf Weckherlin ihr einziger und ihr voll-

Digitized by Google

giltiger Vertreter; vorwärtsdrängend aus dem Pferch der durch den Meistersang platt und brach getretenen Volkspoesie zur Kunstdichtung, aber zerschellend an der grenzenlosen Nüchternheit seiner Zeitgenossen, welchen Begriff und Inhalt der Poesie ein Fremdes geworden und zu jener Rechen- und Zählmethode zusammengeschrumpft war, als deren Evangelium Opitz' Leitfaden von der deutschen Poeterey sich manifestirt.

Es ist kaum Etwas bezeichnender für diese totale Entartung des Geschmacks- und Schönheitssinnes, als daß selbst eben die feineren Geister vom Schlage Weckherlins dem Schlesier freiwillig den Platz räumten und seine dictatorische Ueberlegenheit bewundernd anerkannten. Weckherlin, der sich in bewußtem Widerspruche zu den Theorien Opitz' befand, konnte sich gleichwohl nicht enthalten, demselben ein Sonett voll byzantinischer Lobsprüche zu widmen; es lautet:

**An Herrn Martin Opitzen,**

**Fürtrefflichen Teutschen Poeten.**

Indem mein Ohr, Hand, Mund schier müd' die schwere Plagen,
Die dieser große Krieg mit Hunger, Schwert, Pest, Brand
Und unerhörter Wuth auf unser Vaterland
Ausgießet, ohn' Ablaß zu hören, schreiben, klagen:

Der wird mit Wunder mir und mit Wehn fürgetragen,
Mein Opitz, deiner Lieb und Freundschaft werthes Pfand,
Pfand, welches mir alsbald die Feder aus der Hand,
Und aus dem Mund und Geist die Klag' und Leid geschlagen,

Dem je dein Orgelstreich und deiner Harfe Klang
So lieblich das Gehör und Herz zugleich berühren,
Daß, wer sinnreich mit mir erforschet ihren Zwang,

Der kann nichts, denn dein Werk und Werth zu Herzen führen,
Und sein Mund muß dich bald mit einem Lobgesang,
Und seine Hand dein Haupt mit Lorbeerzweigen zieren.

Und doch! wie ungleich schöpferischer und sinniger, um wieviel seiner und origineller erweist sich bei einer auch nur oberflächlichen Vergleichung Weckherlins Begabung gegenüber derjenigen des von ihm so überschwänglich bewunderten Opitz! Opitz ist ein Stubengelehrter, welchem, gleichwie in der Grammatik, auch in der Poesie die Regel als das Geheimniß der Kraft erscheint; deshalb begeht er auch die Brutalität, jedes Metrum außer dem Jambus und Trochäus einfach auszuschließen. Weckherlin ist eine Künstlernatur, welcher es vor allem auf das freie Walten schaffenslustiger Individualität ankommt, deshalb widersetzt er sich noch im Jahre 1641, kurz nach dem Tode seines Nebenbuhlers, der von dem letzteren statuirten Einschränkung der Maße. „Die zweite, vierte, sechste, achte Sylbe allzeit lang," sagt er, „und also die Verse aus lauter Spondeen oder Jamben, wie sie zu nennen, zu machen, erachte ich, erwägend einer jeden Sprache Eigenschaft, nicht so bequem, als in der engelländischen und niederländischen Sprache. Jedoch wer es auch in unserer Sprache halten will und zierlich fortbringen kann, denn andere vorberührte Sprachen lassen es sich nicht einzwingen, der mag es thun." Er selber aber thut es nicht, und er ist doch unter seinen Zeitgenossen der sprach- und formgewandteste, hat, wenigstens was die modernen Idiome betrifft, die umfänglichsten Kenntnisse und schon wegen des überquellenden Reichthums an Empfindungen und Bildern vor allen Andern den richtigsten Maßstab für die Schwierigkeiten, welche der Einklang zwischen Form und Inhalt zu überwinden heischt. Opitz verengert, Weckherlin erweitert, Opitz verlangsamt, Weckherlin beflügelt die Freiheit der dichterischen Bewegung, Opitz ist die personificirte Regel, Weckherlin das Bild und Muster schöpferischer, frei waltender Ausnahme. Das Sonett führt Weckherlin in die deutsche Poesie ein und den Alexandriner baut er ungleich selbständiger und charakteristischer als Opitz. Schwülstig und geschraubt sind Beide; aber auf eine Geschmacklosigkeit bei Weckherlin kommen zehn bei Opitz, und auf hundert Trivialitäten bei diesem kaum zehn bei jenem. Bacchantisch wild, von fortreißender Sinnlichkeit und himmelanstürmendem Schwunge kann Weckherlin, Opitz kann niemals anders als prüde und philisterhaft, im besten Falle lustig sein. Die beiden folgenden Gedichte stelle ich, da sie gleicher Empfindung entsprungen und der gleichen Affectsphäre zugehörig sind, neben einander, um die Vergleichung Weckherlins mit Opitz zu erleichtern:

| Opitz. | Weckherlin. |
|---|---|
| Kommt, laßt uns ausspazieren,<br>Zu hören durch den Wald<br>Die Vögel musicieren,<br>Daß Berg und Thal erschallt. | Mein junges Herz durch und durch wund<br>Ohn' Hoffnung aller Hilf' und Gnaden,<br>Gewartet des Tods alle Stund<br>Mit Pein, nicht Jahren, überladen. |
| Wohl dem, der frei kann singen,<br>Wie ihr, ihr Volk der Luft,<br>Mag seine Stimme schwingen<br>Zu der, auf die er hofft. | Jedoch die, deren ich mit Noth<br>Ein Opfer gleichsam muß verbrennen,<br>Ob sie schon siehet meinen Tod,<br>Will sie doch nicht mein Leid erkennen. |
| Ich werde nicht erhöret,<br>Schrei' ich gleich ohne Ruh';<br>Die, so mich singen lehret,<br>Stopft selbst die Ohren zu. | Sondern, gleich wie ein Fels dem Meer,<br>Ist sie zuwider meinen Treuen<br>Und sperret gnadlos ihr Gehör<br>Aus Furcht, sich ihres Zorns zu reuen. |
| Mehr wohl dem, der frei lebet,<br>Wie du, du leichte Schaar,<br>In Trost und Angst nicht schwebet,<br>Ist außer der Gefahr. | O harte Ungerechtigkeit,<br>Damit die Himmel mich beschweren!<br>Muß ich die, deren Greulichkeit<br>Mich tödtet, umsonst sterbend ehren? |
| Ihr werdet zwar umgangen,<br>Doch hält man euch in Werth;<br>Ich bin von der gefangen,<br>Die meiner nicht begehrt. | Wohlan denn, armes Herz, halt still!<br>Wer kann den Göttern widerstehen?<br>Sie ziehen den, der nicht gern will<br>Und leiten den, der gern will gehen. |
| Ihr könnt noch Mittel finden,<br>Entfliehen aus der Pein;<br>Sie muß noch mehr mich binden,<br>Soll ich erlöset sein. | Wenn dieses Tods Ursach mein Lob,<br>Kann ich kaum größern Ruhm erwerben;<br>Und das End' ist des Meisters Prob'.<br>Darum will ich mit Freuden sterben. |

Es springt an dieser Probe in die Augen, daß Opitz ein nüchterner, innerlich öder Reimschmied, Weckherlin aber ein feuriges, schwung- und bilderreiches Dichternaturell war. An hundert andern Beispielen könnte der Beweis erhärtet werden. Wenn gleichwohl Weckherlins Dichterthum nicht über das Elsaß, die Pfalz und Schwaben hinaus fruchtbar und zur Nachahmung reizend sich bewährte, Opitz' poetisirende Klügeleien aber als das non plus ultra poetischer Panacee von seinen Zeitgenossen, Gottsched inclusive, gepriesen wurden, so ist die Erklärung hierfür in zwei Umständen zu suchen. Für's Erste war der „Schwan von Boberfeld" seiner Zeit und ihrem Empfänglichkeitsvermögen congenialer als der in großen Würfen arbeitende Weckherlin; für's Zweite hatte Weckherlin schon frühzeitig, im Jahre 1620, seinem Vaterlande den Rücken gekehrt und war in eine hochangesehene politische Stellung nach London übergesiedelt, welche es ihm nicht verstattete, den Pegasus öfter als in spärlich zugemessenen Mußestunden zu reiten. Von Opitz erscheint zwischen den Jahren 1616—1640 fast alljährlich ein Product seiner kaninchenartig fruchtbaren Muse (in manchem Jahre sind es deren auch drei und vier) und jedes derselben wird von dem zahlreichen Trosse seiner Verehrer und Nachahmer als eine poetische Offenbarung propagirt und angepriesen. Weckherlins Muse dagegen arbeitet in großen Intervallen und versteht es überdies nicht, Reclame zu machen. 1618 erscheint das erste, 1619 das zweite Buch Oden und Gesänge; dann tritt eine Pause von zweiundzwanzig Jahren ein, bis der Poet von London herüber sich noch einmal vernehmen läßt.

Zur Ehre des deutschen Volkes, auch in seiner damaligen Erniedrigung, in welche es der grauenhafte Bürgerkrieg hinabschleuderte, ist anzunehmen, daß ganz allein diese äußerlichen Umstände an der Bevorzugung Opitz' vor Weckherlin die Schuld tragen. Der Einzige, welcher sowohl in künstlerischer als auch in Hinsicht auf den Umfang sprachlicher Kenntnisse unter allen Zeitgenossen dem polyglotten Opitz Concurrenz zu machen geeignet gewesen wäre, Georg Rodolf Weckherlin, war fern von der Heimath, und der Prätension, ein Reformator der deutschen Dichtung zu werden, absolut bar; seine Bescheidenheit wirkt gegenüber den Posaunenstößen und der Reclame seines Nebenbuhlers äußerst wohlthuend. Opitz leitet seine Jugendgedichte mit der schreienden Verheißung ein:

Digitized by Google

Dies Buch ist mein Beginn in Lieb und auch das Ende;
Ein noch gelehrter Werk, zu dem ich jetzt mich wende,
Das soll mehr als dies Buch soviel mal besser sein,
Je besser Weisheit ist, als Venus' süße Pein.

Weckherlin hingegen gibt seinem ersten Buch der Oden und Gesäng' folgende maßvolle Verse zum Geleite mit:

Gefallen kannst du gar nicht allen,
Gefallen vielen ist zu viel:
Hast also dein gewisses Spiel,
Daß du wirst wenigen gefallen.

Jedoch wie wenig dieser seien,
Sie sind genug, weil gut und fromm,
Und sie, bei denen du willkomm,
Von Unfall werden dich schon freien.

Wenn du dann so wohl aufgenommen
Vor andern kämest auch herfür,
So wollen fröhlich bald nach dir
Mehr schönere Geschwistricht kommen.

Als Patriot stand Weckherlin häuserhoch über Opitz. Es ist zweifellos, daß der Ritter Martin „Opitz von Boberfeld" ein Lohnschreiber wenig erbaulicher Sorte war. Als Geheimsecretär des Grafen Dohna gab er sich zum Werkzeuge antireformatorischer Bestrebungen her; um den Preis einer kaiserlichen Remuneration übersetzte er, der Protestant, das Schandbuch des Jesuiten Martin Becanus „Manuale controversiarum zur Bekehrung der Irrenden" in's Deutsche. Als Magdeburg fiel, brachte er das nachstehende, den Jammer und das Wehgeschrei des Vaterlandes so zu sagen parodirende Epigramm zu Stande:

Die stets alleine schlief, die alte, keusche Magd,
Von Tausenden gehofft und Tausenden versagt,
Die Karl zuvor und itzt der Markgraf hat begehret,
Und jenem nie, und dem nicht lange ward gewähret,
Weil Jener ehelich war und dieser Bischof ist,
Und keine Jungfrau nicht ein fremdes Bett erkiest,
Kriegt Tilly. Also kommt jetzt Keusch und keusche Flammen,
Und Jungfrau und Gesell' und Alt und Alt zusammen.

Von einem Ausfluge nach Paris nahm er einen ungemessenen Enthusiasmus mit und die Seinestadt erschien ihm als ein „Auszug der Natur, der Städte Licht, der Weisheit Sängerin". Und dem polnischen Könige schmeichelte er sich durch ein serviles Lobgedicht so dringend in's Herz, daß er zum königlich polnischen Hofhistoriographen ernannt und in ein beträchtliches Gehalt eingesetzt wurde.

Wie ein Ideal steht Weckherlin, mit dem Maßstabe des Menschlichen gemessen, ihm gegenüber. Zwar den Großen dieser Erde schmeichelte auch er; er nennt sie sogar in seinen Gedichten die „Götter", denen zu Liebe er dichte. Allein nicht darin liegt das Tadelswerthe, daß die Poeten sich um die Gunst der Höfe bewerben, unter deren Huld sie am besten zu gedeihen wähnen; man müßte sonst auch Walter von der Vogelweide und Goethe mit dem Stigma der Verachtung behaften. Die Schmach entspringt aus der Fähigkeit, auch einer schlechten Sache zu dienen, sofern der Dienst von den Großen der Erde reichlich bezahlt wird. Weckherlin trifft kein Vorwurf dieser Art. Als Sohn eines herzoglich württembergischen Rentkammerrathes am 15. September 1584 in Stuttgart geboren, kam er schon im Jahre 1601 auf die tübinger Hochschule und wurde mit einer „schönen Anzahl von Grafen, Freiherrn und vom Adel", welche das Collegium illustre frequentirten, bekannt. In Weckherlins aus jener Zeit rührendem Stammbuche haben sich der Herzog Johann Friedrich von Württemberg, dessen Brüder Ludwig und Julius Friedrich, ferner Franz Julius, Prinz von Sachsen-Lauenburg, die Prinzen Philipp und Albert von Holstein-Sonderburg und der jugendliche Erzbischof von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, eigenhändig eingezeichnet. Das nämliche Stammbuch erweist, daß Weckherlin, nachdem er sein Triennium in der tübinger juristischen Facultät absolvirt hatte, im Jahre 1604 Norddeutschland bereiste und zwei Jahre darauf als diplomatischer Secretär nach Frankreich ging. Von da begleitete er den württembergischen Staatsmann Buwinghausen von Walmerode nach England, lebte in London bis 1613, in welchem Jahre er mit der Tochter Jakobs I., Elisabeth, welche dem Kurfürsten Friedrich V. vermählt wurde, nach Deutschland zurückkehrte. Nach der Schlacht am weißen Berge griff er indeß wiederum zum Wanderstabe und landete zum zweitenmale in England, wo er zu einflußreicher Stellung emporstieg und als Mitglied der deutschen Kanzlei wahrscheinlich zwischen 1651 und 1653 starb. Sein letzter Brief an die Verwandten in der Heimath datirt vom 26. September 1651; die Umschrift auf einem Kupferstiche, welcher nach seinem Porträt verfertigt worden, nennt den 13. Februar 1653 als seinen Todestag. Verheirathet war er vermuthlich mit einer vornehmen Engländerin, der von ihm viel besungenen „Nymf von Albion", und zwei Gedichte, das eine an seinen Sohn:

Daß, gegen Allen freundlich sein,
Sehr löblich sei, laß' ich passiren.
Doch wirst du, glaub mir, nichts verlieren,
So du mit Niemand zu gemein.
Du magst wohl minder Freud genießen.
Doch minder wird man dich verdrießen —

das andere an seine Tochter F. Elisabeth Trumbull:

Recht schön an Geists- und Leibsgestalt
Bist du ein Wunderkind gewesen,
So wohl als andre weis' und alt,
Dreijährig konntest du schon lesen.

Du hast die Sprachen, welche wir
Mit Müh' erlernen, leicht und reichlich,
Und das Gedächtniß, welches dir
Der Himmel gab, ist kaum vergleichlich.

Mit Gottsfurcht, Zucht, Gehorsam, Ehr',
Mit Fleiß und Tugend wohl gezieret,
Bist du der Spiegel und die Lehr',
Mit welchem dein Geschlecht prachtieret.

Daher bitt' ich Gott, daß die Freud',
Die deinen Eltern du gegeben,
Du mögest ohn' Verdruß und Leid
An deinen Kindern lang' erleben —

Diese beiden Gedichte zeigen ihn in seiner Eigenschaft als zärtliches, besonnenes und liebevolles Familienhaupt. Das biographische Material ist mit diesen Andeutungen erschöpft; sie genügen indeß zum Verständnisse seiner dichterischen Individualität.

Es wird begreiflich, wie er sich zum höfischen Poeten heranbildete, als Lobredner, Maitre de plaisir und Gelegenheitsimprovisator die Taufen, Geburtstage und Hochzeiten an dem Hofe von Heidelberg mit Hymnen, Cantaten und Oden glossirte und verherrlichte. Im Studienverkehre mit fürstlichen Jünglingen hat er das Treiben und Leben der Cavaliere liebgewonnen, hat von und mit ihnen fremde Sprachen, die italienische, französische, englische erlernt, und nun, da sie auf Thronen sitzen, steht er zu ihren Füßen und besingt sie in wunderlich genialen Strophen, für welche er wahrhaft räuberisch die Mythologie plündert und aus allen möglichen ausländischen Poeten Citate herbeischleppt. Das ist so barock, so hanswurstartig bunt, und doch wiederum so feurig und stürmisch, so gewandt und erfindungsreich, daß man bald hell auflachen und bald schweigend bewundern möchte. Der Dichter selbst aber nimmt die Sache ernst; er will eine Reform der Hofpoesie anbahnen, die Welschen, welche in dieser Branche wegen der Unbeholfenheit und Tapperei ihrer deutschen Collegen sehr gesucht sind, verdrängen. Diese Absicht gibt er also kund:

Wenn ihr, göttliche Liebelein,
Ganz gnädiglich mir zugesaget,
Als ich bei eurem Brünnelein
Euch zu begrüßen mich gewaget,

Durch meiner Oden Süßigkeit
Die Thorheit Derer kund zu machen,
Die mit Schimpf und Unsinnigkeit
Die teutsche Poesei verlachen:

Digitized by Google

So machet nun, o süße Schaar,
Jetzt eure Zusag' mit mir wahr
Und helfet meine Wort' recht setzen,
Daß sie die Götter selbst ergötzen.

Dieser patriotische Zug, welcher sogar seine hoffestdichterischen Bestrebungen kennzeichnet, ist noch deutlicher und ehrwürdiger in seinen politischen Poesien erkennbar. Da ist von Mantelträgerei und Liebedienerei nicht die leiseste Spur. Die Sache, welcher er sich, noch als er im Schäfergeschmacke die Kurfürstin Elisabeth in Heidelberg begrüßte, zugeschworen hat, bleibt ihm bis an sein Lebensende heilig; Moritz von Oranien, Ernst von Mansfeld, Bernhard von Weimar, Axel Oxenstierna liehen ihm den Stoff zu schwungvollen politischen Apostrophen her, und als Gustav Adolph bei Lützen gefallen, da erhob sich seine Muse zu epischer Gewalt und beklagte den Tod des Helden, mit dessen Ende auch das Ende der protestantischen Sache eingetreten zu sein schien. Wie Schwerterklang schallt sein Kampfruf an die deutschen Soldaten:

Der ist ein Teutscher Wohlgeboren,
Der von Betrug und Falschheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu',
Noch Glauben noch Freiheit verloren:
Der ist ein Teutscher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget
Für die Freiheit mit seinem Schwert
In einige Gefahr sich waget.

Man wähnt es im Angesichte dieses schmetternden Pathos nicht denkbar, daß der nämliche Georg Rodolf Weckherlin auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl bacchantischer Trink- und Gesellschaftslieder, üppiger Liebesgedichte und ätzender Epigramme solle geschrieben haben können. Barock, wie gesagt, berstend vor Schwulst und Rhetorik ist gar vieles davon; das Meiste aber ist frisch, ursprünglich, frappant.

Unsere Literarhistoriker thun Weckherlin nicht gerade Unrecht, aber auch noch lange nicht sein Recht. Hat es die Entwicklung unseres Geisteslebens nun einmal so gefügt, daß Martin Opitz am Eingange der neuzeitlichen Epoche steht, so sollte man wenigstens niemals zu sagen vergessen: Opitz leitet den Zeitraum ein, würdiger des Platzes wäre Georg Rodolf Weckherlin gewesen. Mit der beliebten Bezeichnung eines Vorgängers tritt man aber Weckherlin zu nahe, ohne für Opitz etwas zu gewinnen, denn Weckherlin war nicht ein Vorgänger, sondern ein Rival des Schlesiers, und zwar ein solcher, von dem höchlichst zu bedauern steht, daß er seiner Rivalität nur zaghaft und erst zu einer Zeit sich bewußt geworden ist, als Opitz' Ruhm und Autorität bei seinen geistlosen und dürren Nachbetern bereits fest standen. Das 17. Jahrhundert hat in Deutschland keine größeren Poeten gesehen, als Georg Rodolf Weckherlin und Andreas Gryphius. Der letztere bedarf keiner Rehabilitation, denn er ist er- und anerkannt, eher zu viel, als zu wenig. Weckherlins Schätzung aber erheischt eine Steigerung um der Gerechtigkeit und um des vaterländischen Gefühls willen.

Gäbe es in der nach Opitz benannten Periode unserer Dichtung mehr als einen Weckherlin, die Trostlosigkeit, welche aus der Oede jenes Zeitraumes dem Literarhistoriker entgegenstarrt, würde weniger abschreckend alle Jene von sich hinwegscheuchen, welche in die Literatur des 17. Jahrhunderts einzudringen den todverachtenden Entschluß hegen.

---

## Ueber den Anspruch auf Originalität beim Lustspiel.

Von **Ernst Wichert.**

(Schluß.)

An technischen Mitteln, komische Situationen herbeizuführen, ist das Lustspiel nicht sonderlich reich. Sie ergeben sich fast regelmäßig aus Verwechselungen oder aus Mißverständnissen. Die Verwechselungen, die durch Verkleidungen bewirkt werden, haben fast allen Credit verloren; immer noch im lebhaftesten Gebrauch sind die andern: eine Person gibt sich für eine andere aus, oder wird für eine andere ausgegeben und gehalten; eine Person wird erwartet und es erscheint statt ihrer eine andere; jemand kommt an einen Ort, den er nicht aufsuchte, Briefe gerathen in unrichtige Hände, weil mehrere Personen, ohne von einander zu wissen, denselben Aufbewahrungsort wählen oder sich derselben Person anvertrauen, die nun Confusion macht u. s. w. Mißverständnisse entstehen in Folge jener Verwechselungen, in Folge unrichtiger Voraussetzungen, mangelhafter und gestörter Mittheilung, unerlaubten Belauschens, geistiger Beschränktheit, übergroßer Geschäftigkeit u. s. w. Der Bühnenapparat muß hier überall mithelfen. Je nach Bedürfniß hat das Zimmer entweder nur einen Ausgang (die Möglichkeit des Entrinnens ist dadurch entzogen und die Nothwendigkeit des Versteckens gegeben), oder zwei bis vier Thüren (das Zusammentreffen der Personen zur rechten Zeit wird dadurch erleichtert); Fenster mit Vorhängen, verhängte Tische, Stühle mit hohen Lehnen, in älteren Stücken Schirme, spielen eine wichtige Rolle; zur Aufnahme von Briefen werden Bücher, Blumentöpfe, oder auch Röcke mit mehreren Taschen verwendet. Gewisse Concessionen sind unentbehrlich, so: daß einer den andern nicht sehe oder höre, während beide einander doch ganz nahe sind, daß die Dunkelheit im Zimmer zwei Personen einander nicht erkennen lasse, während der Zuschauer doch beide deutlich sieht und ihre komischen Bemühungen, sich auszuweichen, bis sie dann doch zusammenlaufen, verfolgt, daß die Spieler einander trotz schwächster Verkleidung nicht erkennen oder verkennen, daß Fragen unterbleiben, die sofort eine Aufklärung geben müßten, daß die klügsten Leute manchmal geradezu ein Bret vor dem Kopf haben, dem Autor zu Gefallen wie man sagt „vernagelt" sind, daß die Komödie in der Komödie von den Betheiligten nicht gemerkt wird, während sie dem einfältigsten Zuschauer vor den Lampen durchsichtig erscheint. Das Kriterium der Zulässigkeit ist viel weniger, ob das Vorkommniß gerade so im wirklichen Leben möglich wäre, als ob es innerhalb der Bedingungen der Bühne natürlich abspielt, und vor allem, ob die beabsichtigte ergötzliche Wirkung — Spannung, Ueberraschung, herzliches Lachen — erzielt wird.

Eine große Abwechselung in der Verwendung dieser Mittel läßt sich nicht bieten. Am Ende ist eine Verkleidung eine Verkleidung, mag sie nun durch Perrücken, Mäntel, Kutten, Dominos oder sonst etwas hervorgebracht werden, und es ist ebenso an sich ganz gleichgültig, ob zum Versteck eine Kammer, ein Schrank, eine Fenstergardine, eine Tischdecke, ein Schirm, eine Staffelei oder was sonst gewählt wird. Die Hauptsache bleibt, daß die der Anwendung des bekannten Mittels zu verdankende Situation neu ist. So viele unserer heitersten und gangbarsten Lustspiele aber auch ihre große Bühnenwirkung in Effecten dieser Art suchen und finden, so wird doch dem Lustspieldichter, der wirkliche Originalität anstrebt, die möglichste Einschränkung im Gebrauch dieser Hülfen zu empfehlen sein, und der Vorzug muß allemal dem Stücke gegeben werden, das die komischen Situationen unmittelbar aus den Gegensätzen der Charaktere und aus dem geraden Verlauf der Handlung hervorgehen läßt. Hier ist der Erfindung der weiteste Spielraum gegeben; freilich hilft aber auch zu ihr die Geschicklichkeit in der Mache nicht.

Der Lustspielstoff scheint so mannichfaltig zu sein wie das Leben selbst; bei näherer Betrachtung aber erweist er sich doch nicht einmal so ausgiebig wie der Novellenstoff. Denn da auf der Bühne das erzählende Element möglichst zurücktreten muß, so sind nur Fabeln brauchbar, die sich durch die Darstellung selbst leicht und übersichtlich zu erkennen geben, keinen zu häufigen Wechsel des Orts erforderlich machen und sich in einen knappen Zeitraum zusammenfassen lassen. Ebenso müssen im Lustspiel alle Charaktere in so scharfer Zeichnung gegeben sein, daß der Darsteller sofort ein ganz bestimmtes Bild von ihnen empfängt und in den Stand gesetzt wird, dasselbe dann wieder dem Publicum zu übermitteln. Die Schilderung des Charakters ist nicht zulässig, wie in der Novelle oder im Roman; der Charakter muß sich durch die vom Schauspieler gebotene Maske, durch die Handlung und durch die Ausdrucksweise unmittelbar darstellen und für diese Exposition ist immer nur kurze Zeit gegeben. Alle die feinern und feinsten Unterschiede, durch die Novelle und Roman die mitwirkenden Persönlichkeiten auseinanderzuhalten vermögen, gehen daher dem Lustspiel verloren. Die Maske muß die

Digitized by Google

Entfernung von den Logen bis zur Bühne aushalten. Die Handlung darf sich nicht in kurzen Schritten fortbewegen, muß vielmehr die Charaktere stets in ihren prägnantesten Lebensäußerungen vorführen, und endlich ist ein breites Sich-aussprechen den Personen auf der Bühne versagt, jede muß ihre besondere Ausdrucksweise mitbringen und in derselben schon nach den ersten Worten kenntlich sein. Der Lustspieldichter muß in der That allemal in's „volle Menschenleben" hineingreifen, wenn das, was er packt, auch interessant sein soll. Dabei werden ihm bei der Wahl seines Stoffes auch noch andere Beschränkungen aufgelegt, die den Gegenstand betreffen. Das was im Leben mehr oder minder jeden bewegt, wird auch in der Darstellung auf der Bühne die Zuschauer am meisten und lebhaftesten betheiligen; was sich von diesem Allgemeinsten entfernt, wird auch immer nur engere und engere Kreise beschäftigen und sich zuletzt nur an ein ganz exclusives Publicum wenden können. Ein solches findet am Ende jede gute Novelle und jeder gute Roman, aber jede Theatervorstellung vereinigt Menschen des verschiedensten Bildungsgrades, Männer und Frauen, Alte und Junge, und was sie bietet muß daher immer ein Mittleres sein, das auf ein allgemeines Verständniß rechnen kann.

Nun gibt es aber kein die Menschen allgemeiner beschäftigendes Object, als das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander. Ein Lustspiel „ohne Liebe" ist an sich durchaus denkbar, aber gewiß nicht dankbar. Eine sehr verständige und erfahrene Schauspielerin gab das Recept: Liebe, viel Liebe, so viel Liebe als möglich! und sie hatte Recht. Am wirksamsten wird immer das Lustspiel sein, in dem das Liebesverhältniß in seiner Entwicklung den breitesten Raum einnimmt: je mehr es als Nebensache zurücktritt, desto kühler wird im Allgemeinen die Theilnahme werden. Den stofflichen Inhalt des Lustspiels geben also vorwiegend Herzensangelegenheiten, und sie zerfallen wieder in zwei große Unterabtheilungen: Liebschaften und Ehezwiste. Die beiden Geschlechter nähern sich einander, bis sich die Vereinigung vollzieht, oder die Vereinigung hat sich bereits in der Ehe vollzogen und droht sich nun wieder zu lösen. Im ersteren Falle schließt das Lustspiel mit der Verlobung, im zweiten mit der Versöhnung.

Das Schema der möglichen Fälle läßt sich noch weiter durchführen. Etwa folgendermaßen:

I. Liebschaften. 1) die Liebenden streben zu einander, werden aber gehindert und setzen schließlich allen Hindernissen zum Trotz ihre Vereinigung durch: a) A und B lieben einander, stoßen aber auf äußere Hindernisse, die hinweggeräumt werden müssen. Vater, Mutter, Vormund erheben Einspruch; Ungleichheit des Standes, des Vermögens, Familienfeindschaft, andere Absichten u. s. w. geben die Beweggründe; b) A und B lieben einander, haben aber innere Hindernisse zu überwinden, namentlich den Zweifel an der Neigung des andern. Die Gegenspieler sind hier P und Q, die in Verdacht sind, begünstigt zu werden; die Eifersucht treibt zur Aufklärung. 2) Oder das Paar strebt von einander und wird schließlich doch zusammengeführt: a) A und B sollen einander nach dem Wunsch der Eltern, der Vormünder, oder sonstiger Respectpersonen, nach testamentarischen Bestimmungen ꝛc. heirathen, haben aber gerade deshalb gegen einander entschiedene Abneigung, lernen sich, meist ohne es zu wissen, in Folge von Verkleidungen oder Verwechselungen kennen und nach ihrem wahren Werth schätzen und sind zuletzt glücklich in einer Vereinigung, der von Anfang an nichts im Wege stand; b) A und B glauben P und Q leidenschaftlich zu lieben, täuschen sich aber in ihrem Gefühl und erkennen schließlich zu ihrem Glück, daß sie für einander bestimmt sind. II. Ehezwiste: a) die Ehe war nicht aus Liebe geschlossen; aus den Eheleuten werden Liebesleute; b) die Ehe war aus Neigung geschlossen, aber beim nahen Zusammenleben machen sich die Charakterverschiedenheiten geltend, so daß Störungen entstehen; c) dritte Personen gewinnen Einfluß; Eifersucht mit und ohne Grund; Eltern und Schwiegereltern mischen sich ein; ältere Liebesverhältnisse wirken nach; d) der alte Mann und die junge Frau; der junge Mann und die ältere Frau; e) das alte Ehepaar und das junge Ehepaar (der Ehekrüppel und der Liebhaber in der Ehe): f) die Kinder sind betheiligt: Stiefkinder und rechte Kinder; Erziehungsgrundsätze und Resultate; Einwirkung auf Verlöbnisse ꝛc.

Dieses Schema ist keineswegs erschöpfend, doch wird die Vervollständigung schon nicht ganz leicht sein, und der Hauptstoff sehr vieler Lustspiele, wenn nicht der meisten, wird sich darunter subsumiren lassen. Nun aber steht im Lustspiel selten einer dieser Fälle für sich allein; Liebschaften und Ehezwiste sind oft combinirt und mehrere Paare repräsentiren verschiedene Richtungen, so daß daraus eine fast unübersehbare Mannichfaltigkeit entsteht. Vor allem aber können die Menschen, die sich in diesen elementaren Verhältnissen bewegen, ihrem Alter, ihrem Stande und Berufe, ihrer besonderen Lebensweise, ihrer Denk- und Empfindungsart, ihrem Temperamente nach so verschieden charakterisirt sein, daß dadurch der abgebrauchteste Stoff wieder eine ganz neue Gestaltung gewinnt. Einer Novität ist also deshalb noch nicht die Originalität abzusprechen, weil sie sich in dem, was sich in ihr begibt, auf eine jener Formeln zurückführen läßt, die durch den Gegenstand selbst bedingt sind, sondern es kommt wesentlich auf das Wie der Ausführung, auf die Tendenz, auf den Lustspielgedanken, auf die Erfindung im Einzelnen, auf die Charakteristik der handelnden Personen, auf die Neuheit der Combinationen, auf die witzige Ausstattung, auf die moderne Haltung des Dialogs an. Die elementarsten Beziehungen von Mensch zu Mensch, die auch im Leben immer die gleichen sind, werden im Lustspiel stets wiederkehren müssen, und ihre Zahl ist beschränkt. Für dem Stoffe nach völlig originell können nur die Stücke gelten, die nach und nach diesen Kreis erfüllten. Er ist längst erfüllt, und selbst dem genialsten Dichter möchte es nicht gelingen, in dieser Hinsicht eine Neuschöpfung hervorzubringen. Aber wie sich im Leben z. B. jedes Liebespaar immer neu interessant ist, obgleich es in Wirklichkeit nur dieselben Empfindungen durchlebt, die Millionen Liebespaare vor ihm beglückt haben, so ist auch den Zuschauern jedes Liebespaar auf der Bühne wieder neu interessant, wenn der Dichter nur dafür sorgt, daß die beiden Menschen an sich Theilnahme erwecken, daß immer andere Menschen die Liebenden sind. Dasselbe gilt für jedes Ehepaar, dasselbe für jedes engere und weitere Familienverhältniß, für Freundschaft, Geschäftsgenossenschaft ꝛc.

Es wird vergebene Mühe sein, den Anspruch auf Originalität durch grundsätzliche Bestimmungen so abgrenzen zu wollen, daß ein Ueberschreiten dem gewissenhaften Kritiker unmöglich wird. In letzter Instanz muß doch immer das gebildete Gefühl entscheiden, ob es sich trotz nachweislicher (absichtlicher oder unabsichtlicher) Benutzung schon gebrauchter Motive um eine originelle Schöpfung der dichterischen Phantasie, oder trotz geflissentlicher Abweichung vom Hergebrachten in allem Wesentlichen nur um eine Reproduction fremder Gestaltungen handelt. Nicht wo die Originalität zu suchen ist, läßt sich im voraus kritisch bestimmen; nur wo sie nicht zu suchen ist, kann mit einiger Sicherheit vorhergesagt werden. Die vorstehenden Aufzeichnungen haben keinen andern Zweck als in dieser negativen Richtung das Urtheil zu klären und einer Rigorosität der kritischen Abschlachtung entgegenzutreten, die sehr bequem ist, aber nimmermehr das Gedeihen des deutschen Lustspiels in den Bahnen, die ihm durch Zeit- und Bühnenverhältnisse angewiesen sind, fördern wird.

---

## Christian Daniel Rauch.

Von Friedrich Eggers.

Erster Band. Berlin 1873, Carl Duncker's Verlag (G. Heymons).

Das Erscheinen dieses Werkes aus dem Nachlaß des zu früh verstorbenen Professor Friedrich Eggers ist in weiteren Kreisen mit großer Freude begrüßt worden, da sich ein doppeltes Interesse daran knüpft, für den Gegenstand und für den Verfasser.

Bei der großen Theilnahme, welche Eggers' Tod im Sommer 1872 erregte, ist es vielfach beklagt worden, daß ihm nicht vergönnt gewesen, seine Kraft und seinen Fleiß auf die Hervorbringung eines großen, ihn dauernd überlebenden Werkes zu concentriren. Er widmete sich mit erfolgreicher und nachhaltiger Thätigkeit den Gebieten seines mannichfachen Berufs — als Lehrer der Aesthetik und Kunstgeschichte auf drei Akademien, der Kunst-, Gewerbe- und Bauakademie, als Redacteur und Kunstschriftsteller, als Freund in einem großen Kreise Gleichstrebender und als Führer und Rather seiner zahlreichen, stets an seine Person durch Liebe und Dankbarkeit gefesselten Schüler. Aber diese Thätigkeit, wie segensreich ihre Wirkung auch bei seinen Zeitgenossen hervortrat, nahm seine Kräfte für verschiedene, wenn

Digitized by Google

auch gleichartige Ziele in Anspruch. Für die nöthige Sammlung zu einer großen einheitlichen Arbeit blieb ihm wenig Zeit, und die in seinem letzten Lebensjahr erfolgte Anstellung im Staatsdienst war auch nicht geeignet, diese Verhältnisse günstiger zu gestalten.

Um so erfreulicher ist es, daß sich in dem literarischen Nachlaß des Dahingeschiedenen eine Arbeit, wie die hier vorliegende, gefunden, die bekundet, wie sehr er selbst das Bedürfniß, seine schriftstellerische Thätigkeit einem einheitlichen Werke zu Nutz und Frommen auch künftiger Geschlechter zu widmen, empfunden hat, so daß er sich getrieben fühlte, die wenigen, von seiner Berufsthätigkeit ihm gebliebenen Stunden der Ruhe für diese Arbeit zu verwenden.

Seine zahlreichen Freunde und Verehrer empfangen daher dies mit der gewohnten Treue und Hingebung von ihm ausgeführte Lebensbild des größten der modernen deutschen Bildhauer wie ein Geschenk aus des Freundes Hand, von der sie nichts mehr erwarten durften. Auch thut der Umstand, daß die Arbeit, nur zur Hälfte vollendet, im ersten Bande vor uns liegt, dieser Freude keinen Abbruch. Denn die Bearbeitung des zweiten Bandes, wozu es an Material nicht fehlt, ruht in treuen Händen, in denen des Bruders des Verstorbenen.

Wir verdanken diesem Bruder, dem Dr. Karl Eggers, der jenem bei Lebzeiten schon lange als treuer Arbeiter und Helfer zur Seite gestanden, die Herausgabe dieses ersten Bandes, die nicht ohne eine sehr mühsame Ueberarbeitung erfolgen konnte, da das vorhandene Manuscript keineswegs von dem Verfasser selbst, der noch nicht an die Veröffentlichung dachte, für druckreif gehalten wurde.

Es galt also eine pietätvolle Durchsicht, bei welcher lieber zu wenig als zu viel Stäubchen abzuheben waren. Auch galt es noch Anordnung und Gruppirung, da der ununterbrochen fortlaufende Text des Manuscripts noch der Eintheilung in Abschnitte und der dazu gehörigen, bezeichnenden Ueberschriften entbehrte.

Dies alles ist nun von der Hand des Bruders in gelungenster Weise ausgeführt, und das Ganze noch durch eine kostbare Zugabe geschmückt worden, durch ein Porträt Rauchs, aus der Zeit seines blühenden Mannesalters, von Gottfried Schadow im Jahr 1812 gezeichnet und jetzt von F. Mandel mit der Genauigkeit eines Facsimile gestochen.

Friedrich Eggers, als er nach dreißigjähriger Arbeit auf dem Gebiet der Kunstgeschichte und überdies durch persönlichen Verkehr mit Rauch und durch den Besitz der ausgedehnten Correspondenz desselben wohl ausgerüstet, sich reif fühlte, das Lebensbild dieses Künstlers zu entwerfen, brachte dazu doch noch mehr mit, als die umfassendste sachliche Vorbereitung.

Zwar danken wir dieser den Reichthum des stofflichen Inhalts seiner Mittheilungen aus allen Lebensstadien des Meisters, von seinen Knabenjahren im elterlichen Hause zu Arolsen, seiner Sturm- und Drangperiode in den königlichen Vorzimmern, seinen verschiedenen Reisen nach Italien bis zu seinem endlichen Einzuge in die berliner Werkstatt im Lagerhause. Auch danken wir dieser gründlichen Vorbereitung die bei den verschiedenen Abschnitten immer wiederholte Umschau nach dem Gesammtstande der Kunstentwicklung, so daß neben der Darstellung des Persönlichen stets der Blick auf das Allgemeine gerichtet bleibt und sich auf diese Weise ein gutes Stück Kunstgeschichte vor den Augen des Lesers abrollt.

Was aber Eggers zu dieser Arbeit mehr als die umfassende sachliche Vorbereitung mitbrachte, war die zu einer wahrhaften Begeisterung gesteigerte Hingabe an seinen Gegenstand. In dieser Beziehung steht Eggers in neuerer Zeit ziemlich vereinzelt da. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die Begeisterung uns heut zu Tage etwas abhanden gekommen ist, und daß, wer sie noch hat, fast besser thut, sie zu verbergen, als ihr freien Lauf zu lassen, wenn er sich dem Spott entziehen will. Eggers, obwohl übrigens ein moderner Mensch, gehörte noch zu den Wenigen einer alten Schule, bei welchen den großen Kunstheroen gegenüber noch Entzücken und Begeisterung an der Tagesordnung waren. Er verstand es auch, dies Gefühl bei der Jugend zu wecken, und hielt dadurch die Herzen an sich gefesselt.

Ohne diesen warmen Hauch innigsten Antheils, den der Erzähler haben und erwecken muß, würde die Biographie auch eines so großen Künstlers, wie Rauch, leicht zur Kühle und Trockenheit der bloßen Chronik herabsinken. Von ihm belebt aber treten uns sowohl alle Details dieses denkwürdigen Lebens, als auch die Hauptentwicklungsabschnitte desselben mit dringenderem Anspruch an unser Interesse und mit tieferer Bedeutung für den persönlichen wie für den weiteren, auf eine ganze Schule übertragenen Wirkungskreis des Künstlers entgegen.

Und grade bei Rauch würde eine andere als diese dem tiefsten Gemüth entsprungene Darstellungsweise seines Lebensganges kaum denkbar sein, da bei ihm selbst alles, was er schuf, aus einem innigen Herzensantrieb hervorging.

Was aber ganz sein Herz erfüllte, waren König und Vaterland — Pietät und Dankbarkeit für seinen königlichen Beschützer, Liebe und Begeisterung für das Vaterland, dessen Perioden der Demüthigung und Trauer, wie der Erhebung und des Triumphes er mit durchlebt und ihnen in Erz und Marmor Denkmäler geschaffen hat.

Der Trauer des ganzen Vaterlandes widmete er das Marmorbild der verklärten Königin, welche die Tage der Demüthigung nicht überleben konnte. Der nationalen Erhebung und dem Triumph gab er Ausdruck in den Statuen der Helden und Heerführer, welche in den Herzen der späteren Geschlechter in den Gestalten fortleben, die er für sie geschaffen hat.

So lassen sich fast alle Schöpfungen Rauchs auf den patriotischen Zug seines Herzens zurückführen, und seine Kunst steht mehr als die irgend eines anderen großen Bildhauers, auf nationalem Boden, eng verflochten mit dem welthistorischen Zeitabschnitt, dem er angehörte. Eggers hat dies sehr richtig hervorgehoben, namentlich auch bei dem Vergleich mit Thorwaldsen, dem der specfiisch vaterländische Zug gänzlich fehlt. „Thorwaldsen," sagt Eggers, „gehörte eigentlich weder einer Zeit noch einem Lande an. Mit demselben Rechte nimmt ihn Dänemark, Deutschland, Rom, nimmt ihn das offene Meer und die feste Erde in Anspruch, und sein Herz gehörte der Vergangenheit und der Zukunft. Zu den Urbesitzthümern der Menschen, der Religion und der Sprache, hatte er ein ziemlich unklares Verhältniß. Klar war nur die unbefangene Güte seiner Kinderseele und die Macht und Beredtsamkeit seines plastischen Organs. Dies ist der Inhalt seines Wesens, von dem aus er seine kunstgeschichtliche Aufgabe löste. Und was kann der Künstler anderes und besseres, als sein inneres Selbst an diese Aufgabe setzen! — So that auch Rauch. Wie viel hatte er in den denkwürdigen Zeiten der Vergangenheit geweilt; — nun bereitete die Gegenwart selber ihm eine große Zeit, und hatte er zu jener seinen Geist geführt, in diese wurde auch Herz und Gemüth mit hinein gezogen. So mit ganzer Seele erlebte er die Ereignisse, die er verherrlichen helfen sollte; er wurzelte mit allen Fasern im preußischen Vaterlande".

Beide aber, Thorwaldsen und Rauch, nahmen zur antiken Kunst verschiedene Stellungen ein. Thorwaldsen hattel, nach Eggers' Meinung, die Aufgabe, „ohne viel Reflexion und Nachdenken die starke künstlerische Kraft, bezwungen von der verwandten Griechenform, wirken zu lassen, damit nicht sowohl er, als die Welt, nur erst wieder zu dem Bewußtsein kam, sie lebe noch". Rauch dagegen „mußte wenn er seine Mission vollziehen sollte, wie sie uns nun in dem Resultat vor Augen liegt, tiefer in das Verständniß des Alterthums hineingeführt werden; denn die Wiedergewinnung der Griechengestalt ist erst der erste Schritt: der zweite ist, die Aufgabe unserer Zeit im Griechengeiste zu lösen".

Diese Mission Rauchs und ihre Vollziehung hält die Biographie uns in allen Entwicklungsperioden des Künstlers vor Augen. Ohne uns hier zu tief in Details einzulassen, wollen wir nur hervorheben, wie günstig sich die Umstände — trotz der ersten Schwierigkeiten bei der lang verzögerten Entlassung aus dem Dienst des Königs — vereinigten, um die Entwicklung dieses rastlos an sich arbeitenden Geistes zu fördern.

Mit bewundernswürdigem Eifer benutzte Rauch die ihm als Kammerlakai beim König Friedrich Wilhelm III. spärlich gewährte freie Zeit zur Ausbildung seines Talentes. Daß der König dem Wunsche des jungen Rauch, mit Pension aus dem Dienst entlassen zu werden, nicht sogleich nachgab, wird ihm jetzt mit Unrecht hie und da zum Vorwurf gemacht. Seine Weigerung ist wohl zu verstehen. Auch hat er ihn später reichlich durch Förderungen aller Art entschädigt, so daß Rauch immer nur mit tiefster Dankbarkeit und Verehrung des Königs gedacht hat.

Rauch trat nach erfolgter Entlassung aus dem Dienst des Königs 1804, als Begleiter des jungen Grafen Sandretzky, seine erste Reise nach Italien an. Seitdem blieb sein Glücksstern immer

Digitized by Google

im Steigen. Als eine besondere Gunst des Schicksals ist es zu erkennen, daß während seines Aufenthalts in Rom Männer wie Wilhelm von Humboldt, Thorwaldsen, Zoega und Welcker dort anwesend waren, welche die Entwicklung des Künstlers gewaltig förderten, namentlich in der Kenntniß und dem Verständniß des Alterthums. Humboldts Haus bildete damals in Rom einen Quell geistigen Lebens, wie er sich dort nie wieder gefunden hat. Rauchs nahe Beziehung zu Humboldt und seiner Gemahlin war von unendlich segensreicher Wirkung für ihn. Humboldts Stellung zur Gelehrten- und Kunstwelt Roms hat Eggers in großen Zügen sehr anziehend und klar dargestellt. Danach war es die Aufgabe dieses großen Gelehrten, „dessen Wesen ganz nachdenkliche Betrachtung war, Rom in sich aufzunehmen, dieses seine eigentliche geistige Heimath als den Mittelpunkt der alten und neuen Welt zu erfassen, und dort die besten und edelsten Kräfte in reger und freudiger Thätigkeit aufgehen zu lassen". Dies war die Aufgabe, welcher der Mann, „der den geistigen Mittelpunkt der ewigen Stadt auf Jahre zu bilden bestimmt war, nachging unter den Trümmern der alten und den Schöpfungen der mittelalterlichen Welt, auf dem Vatican und im Kolosseum, in seinem Hause und der Villa di Malta, und seit dem Frühjahr 1807 in dem großen Hotel in der Strada Gregoriana auf Trinità di Monte, in den Wäldern und Bergen, an den Gewässern und unter dem Himmel von Albano". — „Unter allen Künstlern, die der Familie Humboldt nahe traten, hat keiner so dauernd, und — fast möchte man sagen — selbstverständlich zu ihr gehört, wie Rauch. Auf ihn wirkte anziehend dieses Umfassende und Gründliche des Geistes, welches sich leicht der Resultate der geistigen Arbeit umher bemächtigte, um mit ihnen großen Hauptresultaten nachzugehen. Auch Rauch hatte diesen Sinn, alles Geistige um sich her aufzunehmen und auf sich und seine Arbeit in Anwendung zu bringen und zu verwerthen. Wie bei Wilhelm von Humboldt nach seinem eigenen Geständniß der Kern seiner Thätigkeit Sprachstudium war, die Sprache ihm zum Vehikel diente, das Höchste und Tiefste und die Mannichfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, so war bei Rauch die plastische Form und ihre Darstellbarkeit das Alpha und Omega, und mit dem glücklichsten Aneignungstalent wußte er in der geistigen Atmosphäre, wie sie ihm Bedürfniß war, die ihm von bedeutender Seite entgegengetragenen Resultate in Leben und Wissenschaft in sich aufzunehmen und für seine Zwecke nutzbar zu machen."

In die Zeit dieses ersten römischen Aufenthalts, der bis 1811 dauerte, fällt auch der Anfang der Verhandlungen über das projectirte Denkmal der Königin Louise. Die Geschichte dieses Kunstwerkes, durch welches der Ruhm des großen Bildhauers zuerst begründet wurde, bildet die schönste Episode in der vorliegenden Biographie und ist von Eggers mit der ihm eigenen Wärme und unter Anführung vieler höchst anziehender Details erzält worden. Der Auftrag ging wieder durch Humboldts Hände. Thorwaldsen und Canova waren auch aufgefordert worden, und Rauch glaubte als der jüngste zurücktreten zu müssen. Thorwaldsen hatte aber aus Rücksicht und Freundschaft für Rauch abgelehnt und Canova sich nur aus Freundschaft für Humboldt bereit erklärt. Der König entschied sich indeß schließlich für Rauch und nun beginnt, nachdem Rauch nach Berlin zurückgekehrt, das Arbeitsjahr, dessen Verlauf für jeden, der das Resultat desselben, das kostbare Denkmal, kennt, von ergreifendem Interesse ist, und ihn mit dem Wunsche erfüllt, das Bekannte eiligst wieder zu besuchen, und aus allen Details dieses wundervollen Marmors die rührende Geschichte desselben noch einmal herauszulesen. Zwei Menschen, deren Herzen uns ebenso durch die Tiefe ihrer Empfindung als durch ihre Zartheit fesseln und gewinnen, sind die Helden dieser Geschichte, der Künstler und — der König. Rührend ist nicht nur das natürliche Interesse des trauernden, königlichen Wittwers für die Ausführung der Arbeit, der er in der Werkstatt in Charlottenburg oft stundenlang und gelegentlich mit dem Vesperbrod in der Hand beiwohnte, das schöne Antlitz des Thonmodells heimlich mit seinen Thränen benetzend, — sondern rührend ist nicht minder der Kampf, den der König zwischen seinen Herzenswünschen und den Anforderungen des Künstlers, denen er zuletzt nachgab, zu bestehen hatte. Manche Phasen drohendster Gefahr hat sodann das Werk noch bis zu seiner Vollendung zu bestehen. Das Gipsmodell, das Product so langen Fleißes, kommt in Italien, wo es in carrarischen Marmor übersetzt werden sollte — in sechzig Stücke zerbrochen, an; vielleicht in Folge des Umstandes, daß der hohle Raum des Modells zum Transport einer Bibliothek alter Classiker, deren Lectüre der wissensdurstige Künstler mit größter Begierde entgegen sah, benutzt worden war. Nicht geringer war später die Gefahr, in welcher sich die vollendete Marmorstatue auf dem Meere befand, als sie Seeräubern in die Hände fiel, bis sie nach glücklicher Befreiung ihren Einzug dort hielt, wo sie jetzt ihre denkwürdige Stelle hat. Mit diesem Kunstwerk beginnt die neuere berliner Bildhauerei, die als Schule Rauchs noch blüht und ihren selbstständigen Platz in der Geschichte der modernen Plastik einnimmt.

Rauchs Beziehungen zum römischen Kunstleben, in welchem der Gegensatz zwischen Classikern und Romantikern in seiner ganzen Strenge hervortrat, gibt der Biographie noch den reichsten Stoff zur Charakteristik der Richtungen und der sie vertretenden Männer. Ebenso Rauchs Beziehungen zu Schinkel und Beuth, namentlich bei ihren umfangreichen Plänen zur Beförderung aller Kunstinteressen im Vaterland.

An Vollständigkeit und Uebersicht des reichen Materials läßt in der That dieser erste Band der Biographie nichts zu wünschen übrig. Wir verlassen den großen Meister, wie er, nach langem Harren, endlich seinen Einzug in die ihm im berliner Lagerhause bereitete Werkstatt hält, wohin auch sein treuer Mitarbeiter, Friedrich Tiek, mit dem ganzen Arbeiterpersonal aus Carrara übersiedelt.

Eggers hat sich über Rauch und dessen spätere Arbeiten auch bei anderen Gelegenheiten — namentlich in einigen öffentlichen Vorträgen — so ausführlich ausgesprochen, daß Material genug für das Zustandekommen des zweiten Bandes, im Geist und auf der Höhe des ersten, vorhanden ist. Wir zweifeln daher nicht, daß die Lösung dieser immerhin schwierigen Aufgabe der treuen Hand des Bruders, dem wir die Gabe dieser ersten Hälfte des Werkes zu danken haben, gelingen werde. Bei dieser Arbeit begleiten ihn die besten Wünsche der zahlreichen Freunde des Verstorbenen.

**A. v. Lepel.**

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### „Ultimo."

Lustspiel in fünf Aufzügen von Gustav v. Moser.

Ein lustiges, frisches Stück und ein voller lustiger Erfolg.

Nach dem großen Erfolge des „Stiftungsfestes", bei dem man nicht wußte, ob er auf das Conto von Roderich Benedix oder von Gustav von Moser zu setzen war, und nach dem mißlichen Theilnahme-Erfolge des „Elefant" war es sich Moser schuldig, durch ein neues Lustspiel das Gelingen des erstgenannten zu bestätigen und für das zweite sich Revanche zu gewähren. Und das ist ihm vollkommen geglückt. Moser hat auf die Lorbeeren, die ihn, während er am „Elefant" arbeitete, reizten, durch Feinheit des Dialogs, durch Schärfe der Charakteristik und saubere Untadelhaftigkeit der Technik zu wirken, diesmal verzichtet. Beim „Elefanten" hatte er das wie mir scheint recht überflüssige Kunststück gemacht, den ganzen Abend hindurch die Einheit des Ortes streng innezuhalten; diesmal hat er sich darum durchaus nicht bekümmert und sogar in den Acten selbst die Scene verändert. Damals hatte er es sich vorgenommen, seine sämmtlichen Personen in der gewählten Sprache der guten Gesellschaft reden zu lassen, und dabei war ihm das Unglück zugestoßen, daß einige seiner Figuren in einer recht farblosen und wenig erbaulichen Weise sich ausdrückten; diesmal kommt es ihm auf ein paar sprachliche Bummel nicht an. Die bedenklichsten Redewendungen allerneuesten Datums, die man wohl am Zechtisch und an der Börse zu hören bekommt — Redewendungen, die, um aus „Ultimo" zu citiren, „sehr sengerig riechen", verwerthet er ohne alle Scrupel, wenn sie eben den Vorzug haben, lustig zu sein oder zu überraschen. Damals hatte er sehr ernsthafte Schauspielelemente in sein Lustspiel eingesetzt; diesmal ist sein Stück aus einem Guß: launig, fidel, bisweilen recht übermüthig. Kurzum wir begegnen hier wieder dem Moser des „Stiftungsfestes", dem laut lachenden Dichter, dem es vor allem darauf ankommt, sein Publicum zu erheitern, und der nicht lange fragt, ob die Mittel, welche er zu seinem Zweck anwendet, alt oder neu, berechtigt oder unberechtigt sind.

Digitized by Google

Es ließe sich wie bei jedem Moser'schen Stücke auch bei diesem eine tiefsinnige Abhandlung schreiben über die Grenzen des Lustspiels und der Posse. Nach der Ansicht unserer neuesten Aesthetiker hört nämlich die komische Wirkung, welche der Dichter von der Bühne herab hervorruft, an einem gewissen Punkte auf, lustspielartig zu sein, sie wird possenhaft. Es ist aber schwer, diesen Punkt genau zu bezeichnen. Diejenigen Classiker, die man bisher als die Muster unter den Lustspieldichtern aufgestellt hatte, geniren sich gar nicht, im gegebenen Falle auch durch Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen einen komischen Effect herbeizuführen. Vielleicht ließe sich besser, als ästhetisch, empirisch der Unterschied zwischen der Posse und dem Lustspiel in der Weise bezeichnen, daß das Lustspiel keine Couplets enthält und nur ein wohlwollendes Lächeln oder freundliches Lachen hervorruft, während die erstere mit Gesangseinlagen bei Wallner gegeben wird, die Zuschauer bis zu Thränen zum Lachen zwingt und ihnen, während sie sich köstlich amüsiren, den Schmerzensruf entreißt: „Herr, Gott, ist das dumm!"

„Ultimo" enthält keine Couplets, es wird aber bei Wallner gegeben man lacht Thränen, Viele sagen: „Gott, ist das ein Unsinn!" amüsiren sich aber köstlich dabei — es bleibt einem Jeden überlassen, ob er das Moser'sche Stück nun eine Posse oder ein Lustspiel nennen will.

Die Idee, welche dem Stück zu Grunde liegt, ist jedenfalls ganz lustspielartig. Es handelt sich um einen Gelehrten, der mit großer Verachtung auf das niedere Börsentreiben der Krämerseelen hinabsieht, der ads Geldverdienen für eine Kleinigkeit hält, und der nun von einem seiner Anverwandten dazu veranlaßt wird, seine Logik und seine Gelehrsamkeit auf dem Geldmarkte probeweise zu bewähren. Es versteht sich von selbst, daß der Gelehrte vollkommen Fiasko macht und von dem Credit, welchen ihm jener Verwandte eröffnet hat, bei der ersten Ultimoregulirung eine sehr bedeutende Summe durch unsinnige Speculationen eingebüßt hat. Das ist, wie mir scheint, ein echtes Lustspielmotiv; es gehört sogar zur höheren Ordnung, denn es ist sittlich und didaktisch. Es hat, wie man sich vielleicht erinnern wird, mit dem Motive zu Ernst Wicherts neuem Lustspiele „Die Realisten" eine große Aehnlichkeit, aber Moser hat dasselbe ungleich geschickter angewandt. Bei Wichert trat der absichtliche Belehrungs- und Bekehrungseifer des Dichters in hellste Rampenbeleuchtung. Er zeigte uns das ganze Lustspiel hindurch die Irrungen, die Verlegenheiten und schließlich die Besserung. Moser rückt die eigentliche Haupthandlung mit großem Bühnenverständniß in die zweite Reihe. Er sagt sich sehr richtig, daß an dem Irrthum des Professors kein verständiger Mensch im Publicum ein besonderes Interesse nehmen kann, da man doch ganz genau weiß, wie die Sache verlaufen muß. Man weiß von dem Augenblick an, da der Professor sich anheischig macht, binnen vier Wochen ein reicher Mann zu werden, wenn ihm nur die Gelegenheit, an der Börse zu speculiren, durch Eröffnung eines Credits gewährt werde, daß er das Geld, welches ihm sein Verwandter vorschießt, bis auf den letzten Heller oder ungefähr verlieren wird. Aus diesem Grunde läßt Moser dieses Motiv keineswegs aufdringlich hervortreten. Eine Liebesgeschichte, welche mit demselben in gar keiner Beziehung steht, fesselt uns durch ihre komische Darstellung weit mehr, und die Bekehrung des Professors wird in der Oekonomie des Stückes, eben weil sie nicht sonderlich interessant sein kann, mit Recht auf die beschiedensten Verhältnisse herabgesetzt.

Moser arbeitet mit dem glücklichen Leichtsinn, welcher nur dem Talente beschieden ist. Das neunundneunzig Mal Dagewesene verwerthet er, wenn es ihm in den Kram paßt, zum hundertsten Male. Um eine Situation komisch zu gestalten, stattet er eine der auftretenden Persönlichkeiten mit einem bestimmten Charakterzuge aus, den er, sobald er ihn nicht mehr zu verwerthen braucht, augenblicklich wieder fallen läßt. Seine Personen haben unter Umständen einen Charakter für eine Scene. Mit einer göttlichen Nonchalance bringt er seine Figuren auf die Bühne, und unter dem fadenscheinigsten Vorwande von der Welt entfernt er sie wieder von derselben, sobald sie ihre Schuldigkeit gethan haben. Aber überall zeigt sich eine solche liebenswürdige Keckheit, eine so echte Heiterkeit, daß man, wenn man ein Moser'sches Stück im Theater sieht, weder nach der Originalität noch nach der Wahrscheinlichkeit und Logik fragt, sondern sich durch die Munterkeit und lustige Laune des Verfassers in die angenehmste Stimmung versetzt fühlt.

Gerade jetzt veröffentlicht Ernst Wichert in diesen Blättern einen Aufsatz „über den Anspruch auf Originalität im Lustspiele", welcher das Wort des Ben Akiba: „Alles ist schon da gewesen" für diesen speciellen Fall commentirt und die Kritik eindringlich warnt, mit dem Vorwurf wegen Mangel an Originalität nicht gar zu schnell zur Hand zu sein. Die Warnung ist gewiß sehr beherzigenswerth; aber gleichwohl kann ich nicht umhin, bei der Besprechung dieses Stückes doch wieder einzelne Momente hervorzuheben, welche nach meinem Dafürhalten die Originalität in zu hohem Grade vermissen lassen. Ich habe mich schon öfter über die Lebensrettungen ereifert. Selbstverständlich ohne den geringsten Erfolg. Moser hat hier wiederum diesen unerträglichen Heirathsstifter angewandt. Und das Schlimmste ist: es ist wieder ein Pferd dabei, das diesmal allerdings nicht durchgeht, aber vor einen Wagen gespannt ist, welcher das junge Mädchen unzweifelhaft überfahren hätte, wenn eben der junge Mann als Retter aus der Noth nicht rechtzeitig dazwischen gesprungen wäre. Die Thatsache, daß der junge Mann bei der Gelegenheit sein theueres Blut vergießt, hat uns aber Moser nicht geschenkt. Geht es denn gar nicht ohne Lebensrettung? Gibt es denn kein anderes Mittel, um das Interesse, welches die Grete plötzlich für ihren Hans empfindet, zu motiviren? Das statistische Bureau würde sich einer dankenswerthen Arbeit unterziehen können, wenn es authentische Zahlen darüber sammelte, wie viele Gatten in Wahrheit ihrer Gemahlin früher einmal das Leben gerettet und wie viel junge Leute in den Lustspielen diejenige, die sie schließlich kriegen, aus Todesgefahr befreit haben. Die Vergleichung dieser beiden Zahlen und das unglaubliche Mißverhältniß, welches diese ergeben würde, könnte vielleicht unsere Lustspieldichter auf die Ungereimtheit dieses kläglichsten Hülfsmittels aufmerksam machen.

Auch der Anverwandte aus America, der dort entweder steinreich geworden oder ein armer Teufel geblieben ist, könnte füglich mit der Zeit aus der Requisitenkammer unserer moderner Lustspiele beseitigt und in die Rumpelkammer gebracht werden. Noch bedenklicher aber ist „der Ring meiner Mutter" — „la croix de ma mère" ist in Frankreich ein ständiger Witz zur Verhöhnung des verbrauchten typischen Schauspieleffects geworden. Dieser Ring verläßt so gewiß nicht die Hand dessen, der ihn trägt, trotz allem Jammer, den er zu erdulden hat, wie ihm im entscheidenden Momente seines Daseins, wo er seinem Leben ein gewaltsames Ende bereiten will, irgend etwas Blaues vor die Augen kommt, welches ihn an geliebte Augen daheim erinnert, und von seinen selbstmörderischen auf vernünftige Gedanken bringt. In „Ultimo" ist es eine blaue Muschel. Georg wollte in's Wasser springen, da sah er am Ufer die blaue Muschel; er dachte an die Freundin seiner Jugend, an seine Verwandten — und er sprang nicht. Sie blieb sein Talisman, machte die ganze Reise mit, und er schenkt sie seiner Freundin.

Wenn man sich das Alles überlegt und bedenkt, daß in dem neuen Moser'schen Lustspiele der Held, Georg Richter, aus America kommt, dort sich das Leben hat nehmen wollen, durch eine blaue Muschel von seinem Plane aber abgebracht wird, den Ring seiner Mutter stets am Finger getragen hat und als erste That in der Heimath eine Lebensrettung vollbringt, indem er das junge Mädchen, welches er am Schlusse des fünften Actes heirathen wird, vor dem Ueberfahrenwerden rettet, so kann man nicht umhin zu gestehen, daß das Alles recht gründlich mangelhaft originell ist. Aber Moser stattet den alten Plunder mit so zahlreichen, frischen, erfreulichen Zuthaten aus, oder richtiger gesagt: in dem frischen und erfreulichen Ganzen verschwindet der alte Plunder so sehr, daß man dessen kaum gewahr wird, und daß der Verdruß, den man darüber empfinden mag, schnell verfliegt, wenn er bei der heiteren Laune, in welcher uns Moser beständig erhält, überhaupt aufkommen kann. Nicht neu aber sehr komisch ist die Liebesscene mit zu engen Stiefeln. Die Leiden eines Unglücklichen, der an seinen Füßen durch zu enges Schuhwerk geplagt wird, sind in dem köstlichen Schwank „Ein Königreich für einen Strohhut" in sehr glücklicher Weise auf der Bühne dargestellt worden, und Paul de Kock hat in einem seiner besten Romane eine ganz ähnliche Liebesscene geschrieben, wo ebenfalls der Geliebte durch unbequemes Sitzen eines Bekleidungsgegenstandes, dieweil sein Herz himmelhoch jauchzt, zu Tode betrübt wird. Bei Paul de Kock sind es keine Stiefeln. Auch für den über Alles wüthenden, immer aufgeregten, ein jedes Wort übelnehmenden Professor, der natürlich behauptet, die Sanftmuth selbst zu sein, war in „un Monsieur qui prend sa mouche" schon ein Modell vorhanden — vieler kleinen Züge, die vor Moser schon Andere dramatisch verwerthet haben, gar nicht zu gedenken.

Auf den Professor indessen lasse ich nichts kommen. Der Charakter ist mit großer komischer Consequenz durchgeführt worden. Ebenso der Commerzienrath Lebrecht Schlägel, ein gemüthlicher, trefflicher Mann, dem ich nur den Excess von Edelmuth zum Vorwurf mache. Aber auch

Digitized by Google

er besitzt schon jene Eigenthümlichkeit, auf die ich vorhin hinwies, nämlich eine ausgesprochene Liebhaberei für irgend etwas, das der Dichter mit einer gewissen Ostentation zunächst hervorhebt, so daß man glaubt, es würde sich diese Eigenheit im Verlaufe der Handlung noch mehrfach kund geben, die aber sofort von der Bildfläche verschwindet, wenn die beabsichtigte komische Wirkung für einen Moment erzielt worden ist. Schlägel wird uns zunächst dargestellt als ein Mann, der für den Sect eine ausgesprochene Zuneigung besitzt. Seine Frau will ihm das Secttrinken abgewöhnen. Es versteht sich von selbst, daß er bei seinem Auftritt sofort eine Flasche Sect bestellt. Man lacht, und Moser hat erreicht, was er gewollt hat. Im zweiten Acte kommt die Sectgeschichte noch einmal vor. Wiederum mit komischer Wirkung. Dann hört man nichts mehr davon. Das Publicum hat zweimal gelacht und deswegen hat Schlägel zweimal Sect trinken müssen, aus keinem andern Grunde. Uebrigens trank der Darsteller Lebrun den Sect mit einer solchen Kennermiene, und einem so vollendeten Realismus, als wenn er am Stammtisch bei Rudolf Dressel unter den Linden gesessen hätte.

Noch schärfer tritt die für den Moment erfundene Charakteristik in der Frau des Commercienraths hervor. Moser führt dieselbe als eine schmachtende, himmelnde und poetisch verzückte Person ein. Bei dieser Einführung bewendet es auch; nachher ist sie meist ganz verständig. In einer anderen Situation macht es Moser Spaß, alle auf der Bühne Befindlichen mit schwachen Nerven auszustatten. Sowie es klingelt, schreien sie entsetzt auf und erschrecken sich gegenseitig fürchterlich. Man lacht wiederum, und mit Recht; denn es ist sehr komisch. Sobald aber dieser Effect abgenutzt ist, kehren die normalen Nerven bei den betreffenden Persönlichkeiten wieder.

Wer selbst einmal dramatisch zu arbeiten versucht hat, der weiß, welche Mühe es kostet, Personen, die man einmal auf die Bühne gebracht hat, in plausibler Weise herunter zu bringen. Auf dem Papier bleiben sie wie angewurzelt stehen; und es ist doch nicht immer ein Nebenzimmer da, in dem man sich ein Bild besehen könnte. Da ist es nun wahrhaft erfreulich zu beobachten, wie Moser diese Schwierigkeit spielend bewältigt. Seine Personen verschwinden, man weiß gar nicht wie; auf einmal ist die Bühne wieder leer. Gewöhnlich wird ihnen „irgend etwas gezeigt". So verschwindet Therese einmal, weil ihr die Mutter ihr Zimmer zeigen will, ein andermal, um ein Gedicht zu holen, das sie Georg zeigen will, ein drittes Mal werden Blumen im Nebenzimmer gezeigt; aber es kommt auch vor, daß Jemand verschwindet, um noch etwas zu besorgen; kein Mensch weiß allerdings, was zu besorgen ist, aber das schadet nichts: es bleiben gerade die Personen auf der Bühne, die Moser just gebrauchen kann. Welche Sicherheit des Blicks, welche Bühnenerfahrung gehören dazu, um sich solche Freiheiten gestatten zu dürfen.

Das Moser'sche Stück besitzt, abgesehen von allen Einzelheiten, die man mehr oder minder scharf rügen darf, eine Haupteigenschaft: es ist sehr amüsant; und der Abend, den „Ultimo" in Anspruch nimmt, ist nicht verloren. Das Lustspiel ist ungewöhnlich lang, aber auch nicht einen Augenblick langweilig. Es hat meine Ansicht über den Verfasser auf's neue bestätigt, daß Gustav von Moser unstreitig zu den talentvollsten der lebenden deutschen Lustspieldichter gehört. Die einzige Scene, die sogenannte „Feuerprobe" der Liebenden, konnte dies schon beweisen.

Das vorzügliche Spiel der Darsteller am Wallnertheater vervollständigte den Erfolg. In erster Reihe sind Lebrun als Commercienrath, Kurz als Professor und Kadelburg als Georg Richter summa cum laude zu nennen. Auch die weniger bedeutenden Rollen wie Caroline, Therese, Onkel Lange, Herr von Haas, Schönemann wurden von Fräulein Carlsen, Fräulein Hofmann, den Herren Keller, Engels und Neuber vortrefflich wiedergegeben. Man kann dem Dichter und dem Director zu dem glänzenden Abend Glück wünschen.

**Paul Lindau.**

## Notizen.

Der Reichstag eilt seinem Ende entgegen, zeigt jedoch nicht im mindesten ein hippokratisches Gesicht, ist vielmehr offenbar gestärkt und erfrischt aus den letzten Kämpfen hervorgegangen. Die fadenscheinigen Spöttereien über das deutsche Septennat gereichen dem Mutterwitz der Urheber nicht zu großer Ehre. Diese wissen augenscheinlich nicht, wie es mit der versailler Nationalversammlung bestellt ist, welcher unser Parlament, um mit Shakespeare zu reden, fast so gleicht wie etwa Apollo einem Satyr. Auch die politischen Persönlichkeiten auf beiden Schaubühnen sind gründlich verschieden. Bei uns sterben die Minister in der Regel lebenssatt und resignirt, nicht an zurückgetretenem Ehrgeiz oder ähnlichen politischen Kinderkrankheiten. Beispielsweise wird niemand das Hinscheiden des Herrn von Mühler, der sich längst selbst überlebt hatte, mit dem vor kurzem unter verdächtigen Umständen erfolgten Tode des Herrn von Beulé in Parallele stellen wollen. Dieser war in früheren Jahren ein von Dilettanten geachteter Archäologe und rühmte sich, er habe den Eingang zur Akropolis in Athen entdeckt, was übrigens von dem gelehrten griechischen Minister und Diplomaten Rangabé bestritten ward. Beulé schrieb indessen über seine Entdeckung ein dickes Buch und veranstaltete als ein französischer Schliemann auch interessante Nachgrabungen in Karthago. Gegen das Ende des Kaiserreichs überkam ihn die Sehnsucht nach politischen Lorbeern. Er ließ sich als Republicaner in den gesetzgebenden Körper wählen und wollte später Minister werden. Aber Herr Thiers hielt nicht viel von seinen Gaben. Erst nach dem Sturz des letzteren erlangte er ein Ministerportefeuille, aber nicht das von ihm gewünschte des öffentlichen Unterrichts, für welches er den in Versailles einflußreichen Klericalen nicht genug jesuitisch geschult war. Er mußte sich mit dem Ministerium des Innern begnügen. Hier zeigte er sich durchaus unfähig, und als das Septennat eingerichtet wurde, gab man Herrn Beulé einfach seinen Abschied. Seitdem verfiel er in Melancholie und er ist vor einigen Tagen tief verstimmt gestorben. Nach anderen Angaben soll er sich sogar umgebracht haben, weil ihn bei einem Besuch der Kunstschule die Eleven mit einem sarkastischen: „Es lebe Thiers" empfangen hatten. Jedenfalls war sein Tod um solchen kleinlichen Grames wegen herzlich dumm, fast so albern wie der des großen langweiligen Dichters Racine, der es nicht überleben konnte, daß er bei Ludwig XIV. in Ungnade gefallen war und Seine Majestät ihm, wenn sie zu Bette lag, nicht mehr das Vorlesen erlauben wollte. Wie hatte Racine sich nicht über seine Geliebte, eine bekannte Schauspielerin, moquirt, die ihn fragte, woher er eigentlich den Stoff zu seiner Athalie genommen habe, und auf seine Antwort: Aus dem alten Testament! in ihrer naiven Unwissenheit bemerkte: Warum aus dem alten? Ich glaube mich doch zu erinnern, daß es ein neues gibt! Racine lachte herzlich und nannte die Dame sa charmante petite bête!... Aber als er an dem bezeichneten Seelenleiden starb, zeigte sich, daß auch er durch klaren Verstand nicht geglänzt hatte. Allerdings sollen die größten Sottisen dieser Welt gerade von den Genies begangen werden, womit natürlich nicht gesagt ist, daß unkluge Streiche immer ein Beweis von hohen Geistesgaben sind. Sonst würden sich Gramont und Genossen darauf etwas einbilden, daß sie in namenloser Verblendung ihr Land durch die tollste Kriegserklärung, welche die Geschichte kennt, in's Unglück gestürzt haben. Die jetzt vollständig an das Licht gekommene Depesche des Herrn v. Beust vom Juli 1870 hat wieder gezeigt, welche Bewandtniß es mit den Allianzen vor dem Kriege hatte, deren sich Gramont so oft gerühmt. Wer den Mann übrigens früher kannte, bezeugt ihm, daß er stets ein Lügner war. Dies hat noch neulich ein sächsischer Diplomat versichert, der sonst gar nicht reichsfreundlich gesinnt ist. Gramonts Mangel an Wahrheitsliebe wird nur durch seine notorische Unfähigkeit aufgewogen. So oft er sich durch veröffentlichte Schreiben oder Broschüren weißbrennen wollte, hat er sich stets noch tiefer in die Beweise seines Ungeschicks und seiner beispiellosen Kurzsichtigkeit verwickelt. Sollte es einmal wirklich wieder zu einem zweiten Kriege kommen, wünschen wir Deutschland keinen anderen Minister des Auswärtigen in Frankreich. Bis auf weiteres wird allerdings wohl Frieden bleiben, zumal die Franzosen uns jetzt trotz klericaler und ultraradicaler Verbissenheit auf sieben Jahre hinlänglich gerüstet wissen. Man kann sich bei uns nach Beendigung der Militärkrisis geselligen Freuden wieder ungestört hingeben. Der neuliche Garçonsball aristokratischer Kreise in den Sälen der Passage, einer der letzten der Saison, war denn auch glanzvoll ausgefallen. Einer der Herren vom Comité, Prinz Friedrich von Hohenzollern, mußte infolge der plötzlichen Familientrauer in Bukarest fehlen. Aber die anderen Amphitryons und Gäste waren erschienen, vor allem der Kaiser, der den jungen Leuten die Freude nicht stören wollte und nachsichtiger als die ausgebliebene Kaiserin und das kronprinzliche Paar die zu große Exclusivität verzieh, die fast nur courfähige Personen zugelassen hatte. So fehlte denn die ganze hohe Finanz, was böse Zungen allerdings noch durch andere Gründe erklären wollten. Irgendwelcher Ausschließlichkeit werden wir niemals das Wort reden und in den schönen Passagesalons wurde vorige Woche auf dem vielbesprochenen Ball diese und jene anmuthige Dame

Digitized by Google

aus der berliner Gesellschaft gewiß ungern vermißt. Die Folge davon war, daß auch die Fürstin Bismarck und ihre Tochter, die, von der Krankheit des Reichskanzlers ganz abgesehen, solche Ostracismen nicht begünstigen, ebenfalls durch ihre Abwesenheit glänzten. Die übrigens liebenswürdigen Wirthe werden es sich wohl gesagt sein lassen und für die Zukunft etwas neutraler zu Werke gehen...

* * *

**Wilhelm von Kaulbach. Beurtheilt von einem Franzosen.** Das „Paris-Journal" veröffentlicht in seiner Nummer vom 11. April einen Aufsatz, der wegen seines sonderbaren Inhalts und seiner Form von den meisten deutschen Blättern bereits erwähnt worden ist, der aber, wie uns scheint, seinem Wortlaute nach in Deutschland bekannt zu werden verdient. Wir theilen ihn daher in extenso mit. Der Titel lautet: „Wilhelm von Kaulbach, idealistischer officieller deutscher Maler", und der Aufsatz selbst beginnt also:

„Es gibt Künstler, deren Tod für die gesammte Civilisation eine allgemeine, unermeßliche Trauer ist; es gibt andere, deren Tod nur eine locale Trauer ist. Es gibt Künstler, deren Leben eine Reihe leichter Triumphe bildet, vor denen sich die Pforten aller Akademien erschließen, auf deren gesticktem Frack alle Ordenszeichen sich breit machen, deren Namen von aller Welt nur mit bewunderndem Kopfnicken ausgesprochen werden, deren Werke aber niemand kennt, und welche bei demjenigen, der etwas von denselben kennen gelernt hat, keineswegs das Verlangen hervorrufen, mehr davon zu sehen. Der Tod solcher berühmten Lebenden ist meistens nur eine Kirchthurmtrauer. Und das ist der Fall bei Kaulbach.

„Kaulbach ist gestorben."

„Wirklich? Es war ein großer Künstler, nicht wahr?"

„Man sagt es."

„Man hat davon gehört, man wiederholt es, und man glaubt lieber daran, als daß man sich durch den Augenschein überzeugen will."

„Aber nein! Kaulbach war kein großer Künstler; Kaulbach war weder ein großer Künstler noch ein großer Maler noch ein großer Zeichner. Kaulbach war der officielle Kalligraph der deutschen Ideen in Sachen der Religion und Geschichte. Er besaß nicht einmal die energische Ueberzeugung der beiden Lehrer, deren Schüler er ist: des Spiritualisten Overbeck und des Realisten Cornelius. Der Realismus des einen und der Spiritualismus des andern hatten übrigens mit der Kunst gar nichts zu thun. Diese beiden Formeln stellen bei jenen nur die ideologischen Manieren dar, die Aufgabe der Kunst zu verstehen, keineswegs aber wie bei uns zu Lande die eigentlichen Kunstformen selbst. Bei denen da drüben entspricht die Beschaffenheit des Realisten oder Spiritualisten durchaus keinem unbezähmbaren Impulse eines persönlichen Genius, sondern einer aus dem Forschen nach dem „Warum" und „Deshalb", dem „Wenn" und dem „Vielleicht" zusammengekünstelten Conception des Gehirns.

„Kaulbach war ein Mischlingsproduct dieser beiden Systeme. Er setzte die kauderwelschen Rebus, den dumpfen finstern, unentwirrbaren Symbolus Overbecks fort und übertrug dessen Geist — wenn man das überhaupt Geist nennen kann — aus den Gebieten der katholischen, ascetischen und mystischen Idealität auf das Gebiet der Geschichte, welches Cornelius als haarspaltender, engsinniger und platter Archäologe ausgebeutet hatte. Daher war denn auch in den Kaulbach'schen Compositionen ein flagrantes Tohuwabohu, ein beständiges Durcheinander der beiden Principien, ein immerwährender Conflict zwischen kaltem Wahnsinn und trockener Vernünftelei, zwischen Abstractionen, die sich nicht in eine Form bringen lassen, und kleistrigen Realitäten. Die guten deutschen Köpfe verstehen diesen Unsinn, wie es scheint. Wir nicht. Gott sei gelobt! Aber wir sind so leichtgläubig, so schnell empfänglich, so gutmüthig, daß es nichts weiter bedurfte als der naseweisen Behauptungen jener deutschen Race, um uns ihre falschen Ruhmeshelden mit geschlossenen Augen und offenem Munde zu octroyiren. Wir haben viel mit dem Baron Destouches gemein, der da sagt: „Wenn ich etwas sehe, was ich nicht begreifen kann, dann bewundere ich es immer". Unsere Bewunderung für die Overbecks, Cornelius, Kaulbachs hat nach dieser Richtung hin keine Grenzen.

„Wenn diese nebelhaften Dogmatiker wenigstens sich die Mühe gäben, auf ein Ende Band, welches aus dem Munde ihrer Figuren herausreichte, die Gedanken und die Absichten, welche sie denselben beilegen wollten, aufzuschreiben. Aber dann würden ihre Worträthsel ja verstanden werden; dann würde man das Nichts dieses Abgrundes von Pedanten sehen; dann würde man nicht mehr bewundert.

„Man erinnert sich des unermeßlichen Cartons, den Kaulbach auf unsere Ausstellung im Jahre 1867 gesandt hatte. Es war die Zeichnung eines der sechs großen Freskogemälde, welche er mit eigener Hand im Treppenhause des Neuen Museums in Berlin ausgeführt hat. In Berlin wird diese Reihe von Compositionen als das „größte Werk der modernen Kunst" ausgeschrieen. „Modern" ist doch recht bescheiden von Seiten der Berliner. Kaulbach hat damit — allegorisch natürlich — darstellen wollen — man rathe was? Du lieber Gott! es ist ganz einfach: die Entwicklung der Civilisation.

„Diese Deutschen sind wahrhaftig köstlich! Uns Lateiner würde es in Verlegenheit setzen, mit Hülfe der plastischen Form ein so feierliches Ding wie eine Idee oder ein Princip darzustellen. Denen da drüben macht es gar keine Schwierigkeiten. Keine Verirrung ist stark genug, um sie zur Umkehr zu bewegen. So hat denn auch Kaulbach in jenen sechs Compositionen eine metaphysische Speculation auf die andere geschichtet, Spruch und Widerspruch aneinander gebracht, System auf System gestülpt, Meinung auf Meinung gethürmt und die großartigsten Anachronismen angehäuft, hat auf demselben Bilde die große Völkerscheidung und den Thurmbau zu Babel dargestellt, überall die Zeiten durcheinander geworfen und mit dem Uebernatürlichen das Wirkliche vermischt. Wir haben in Paris das sechste und letzte dieser Bilder gesehen, welches das „Zeitalter der Reformation" darstellt. Die Scene stellt gleichzeitig dar die Räume einer Kathedrale, das Atelier eines Künstlers und das Observatorium eines Forschers. In dieser Drei-Gruppe bewegen sich eine unzählbare Anzahl von Leuten, die einander gar nicht zu kennen scheinen, und von denen Jeder thut, was ihn gut dünkt — mythologische, heroische, historische Persönlichkeiten, von der göttlichen Minerva bis auf den Pedanten Kaulbach sogar herab. Luther ist in der Mitte der Composition angebracht und beherrscht dieselbe ganz. Freilich kehrt ihm alle Welt den Rücken zu, man weiß nicht recht weshalb. Aber man darf nicht daran zweifeln, daß diese von allen acceptirte Haltung im Grunde — natürlich im tiefsten Grunde — eine sehr interessante Bedeutung für die germanischen Gehirne hat.

„Aber genug davon. Wenn Kaulbach mit der Kunst überhaupt etwas zu thun, so verdankt er dies seinem wirklich tragischen Jugendwerke, welches ein „Narrenhaus" darstellt. Wenn ich den Stich betrachte und an das Wesen dieser deutschen Kunst denke, welcher die Grundbegriffe der echten Kunst so fern liegen, so komme ich zu dem Schluß, daß dieses „Narrenhaus" das deutlichste Symbol ist, welches sie überhaupt ausgedrückt hat. Auf diesem Bilde und nicht auf den Außenwänden der Neuen Pinakothek, wie man gewöhnlich es glaubt, hat Kaulbach „die wahrhafte Geschichte der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert" dargestellt.

„Ueberlassen wir die farb- und sinnlosen Pedanten ihren platten Hieroglyphen, ihrer Einförmigkeit, ihrer tödtlichen Langweile, ihren methodischen Rubricirungen; lassen wir sie in dem Wahne, daß die Geschichtsmalerei eine Doctorthese, daß ein historisches Gemälde eine geschichtliche Handlung, daß die Landschaft eine Landkarte ist. Fernand Desnoyers hat einmal auf einen französischen Dichter ein Spottgedicht geschrieben, in dem es hieß: „Es gibt Todte, die man tödten muß". Kaulbach stirbt bei seinem Tode ganz und gar; es sei denn, daß die kleinen Kaulbachs, die sich in allen Schulen Deutschlands im Jahre 1867 herumtrieben, und denen Frankreich damals die Ehrenmedaille zu geben die unverzeihliche Schwäche besaß, seine Kunst wieder aufweckten.

„Noch ein Wort. Der Mann war doch keine vollkommene Null. Seine Zeichnung ist richtig, scharf, präcis und frei wie ein kalligraphischer Schnörkel. Aber welche Schwerfälligkeiten, welche Verleugnung alles Zarten, aller Anmuth, aller Eleganz!

„Ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich diese Zeilen geschrieben habe. Der Artikel wurde nach dem Titel überflüssig: „Wilhelm von Kaulbach, idealistischer officieller deutscher Maler"; ich hätte nur noch hinzuzusetzen brauchen: „Ritter aller europäischen Orden" und allenfalls: „geboren im Jahre 1805, gestorben gestern".

„Und nun laßt uns zu unserer lateinischen Kunst zurückkehren, die da besteht in der Wahrheit, in der Klarheit, im Leben, Licht und blauen Himmel, im Geist und in der Einbildungskraft, in der Leidenschaft, Poesie und Schönheit."

Der Mann, welcher den Muth gehabt hat, seinen Namen unter diesen Artikel zu setzen, heißt: Ernest Chesneau.

Lassalle hat schon früher einmal auf die eigenthümliche Neigung der Hunde aufmerksam gemacht, die sich vorzugsweise große Denkmäler aufsuchen, um diese zu verunreinigen.

Digitized by Google

# Inserate.


Soeben erschien in **Mauke's Verlag** (Hermann Dufft) in Jena:

## Vier Psychologische Vorträge

von

**Dr. C. Fortlage,**

Professor in Jena.

**Inhalt:** I. Ueber den innern Sinn. II. Ueber die Verschmelzung des Gleichen in der Seele. III. Ueber das Verhältniß von Leib und Geist. IV. Ueber den psychologischen Begriff des Wunders.

Preis 1 Thlr.

---

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Logau's Sinngedichte

ausgewählt und erneut

von

**Karl Simrock.**

Mit illustr. Umschlag von Wilhelm Busch.

24 Ngr.

**MEYER & ZELLER'S VERLAG**

(Friedrich Vogel)

in **Stuttgart.**

---

Verlag von E. A. SEEMANN in Leipzig,

vorräthig in allen Buchhandlungen:

**Populäre Aesthetik. Von Dr. Carl Lemke, Prof.** an der Akademie zu Amsterdam. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit vielen Illustrationen. gr. 8°. 1873. brochirt 3 Thlr., elegant geb. 3½ Thlr.

**Umrisszeichnungen zu den Tragödien des** Sophokles. Sechzehn Blätter in Kupferstich mit erläuterndem Text von **F. Lachmann,** Prof. am Johanneum zu Zittau. Kupferstich von Louis Schulz. Mit einem Vorwort von Joh. Overbeck. Preis cart. 4 Thlr., in Callico geb. 5 Thlr. — Ausg. auf chines. Papier geb. 8 Thlr.

**Goethe's Goetz von Berlichingen. Für den** deutschen Unterricht auf Gymnasien herausgegeben von Dr. **Gustav Wustmann,** Lehrer an der Nicolaischule in Leipzig. Mit einer historischen Karte. gr. 8°. 1871. br. 18 Gr.

---

**Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

## Arzt und Publikum.

Medicinische Skizzen

für

Laien und practische Aerzte

von

**Dr. Conrad Küster,**

pract. Arzte zu Berlin.

**Inhalt:**

1. Entwickelung und gegenwärtiger Standpunkt der Medicin.
2. Die gegenwärtigen practischen Vertreter der Medicin.
3. Medicin und Publikum.
4. Der Hausarzt.

8°. broch. Preis 15 Sgr.

---

Sämmtliche in der „**Gegenwart**" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**

Berlin W., Markgrafenstrasse 52, Ecke der Behrenstrasse.

---

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin:

(Besser'sche Buchhandlung, 7 Behrenstraße W.)

## Kaiser Wilhelm's Gedenkbuch

## 1797—1873.

gr. Octav sehr eleg. geheftet Preis 2⅓ Thlr., gebunden 2¾ Thlr.

In demselben Verlage erschienen 1874 ferner u. A.:

**Ernst Curtius, Ephesos.** Ein Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Mit zwei Lithographien. Preis elegant geheftet 20 Sgr.

**Friedrich Harms,** Professor d. Phil. an der Universität zu Berlin, **Arthur Schopenhauers Philosophie.** Ein Vortrag. Preis geheftet 10 Sgr.

**Schleiermachers Räthsel u. Charaden.** Preis elegant geheftet 10 Sgr.

**Protokolle** der im October 1873 im Königl. Preußischen Unterrichtsministerium über verschiedene Fragen des höheren Schulwesens abgehaltenen Conferenz. Preis geheftet 20 Sgr.

---

## Photographien nach Originalen

soeben erschienen.

**Ludwig Knaus,**

Professor.

**Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.**

Gross Imperialformat 6⅔ Thlr.

**A. Lüben, Aschermittwoch.**

Imperialformat 3⅓ Thlr.

Eine grosse Auswahl nach Originalen aus der **Kunsthalle der Wiener Welt-Ausstellung.**

Ferner stets vorräthig:

**Wilhelm von Kaulbach,**

**Wandgemälde im Neuen Museum.** In eleg. gebd. Albums wie in einzel. Blättern.

**Der Engel zu Gott.** In 4 verschiedenen Grössen.

**Berlin,** W., Friedrichstr. 188. I. **Gustav Schauer.**

---

Friedrich von Hellwald,

## Culturgeschichte

in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.

9—10. Lief. à 36 kr. oder 12 Sgr. Lief. 1 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

---

**Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Ueber Mundarten und mundartige Dichtung

von

**Klaus Groth.**

gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.


---

**Dieser Nummer liegt ein Prospect der Verlagshandlung Leykam-Josefsthal in Graz bei.**

Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von H. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 2. Mai 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.18

# Die Gegenwart.

Ausland.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Bundesgedanke und der Staatsgedanke im Deutschen Reiche. Von Max Seydel. — Der Gesetzentwurf über die Bestrafung des Contractbruchs vor dem Reichstage. Von Karl Dietzel. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Gedichte von Bret Harte. Uebersetzt von Ferdinand Freiligrath. I. Habichtsnest. — Vorwort zu den Autobiographieen aus der Gegenwart. Von P. L. — In meiner Jugend Stadt. Ein Stückchen Autobiographie. I. Von Friedrich Spielhagen. Mit einem Vorwort an den Herausgeber. — Aus der Hauptstadt: Musikalische Aufführungen. Aida. Oper von Verdi, Text von Ghislanzoni, deutsch von Julius Schanz. Besprochen von H. Ehrlich. — Ueber die Ausstattung der „Aida". Von Paul Meyerheim. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Der Bundesgedanke und der Staatsgedanke im Deutschen Reiche.

Unter den politischen Schlagworten der Gegenwart nimmt bei den liberalen Parteien eine nicht niedrige Stufe ein das Schlagwort: der „deutsche Staat". Der politische Gedanke, der hinter diesem Worte sich birgt, ist der, daß durch die Schöpfung des Jahres 1870 das deutsche Volk seine Einigung zu einer unzerreißbaren Rechts- und Interessengemeinschaft gefunden habe. Dieser Gedanke ist ein unbestreitbar wahrer, wer ihn bekämpft, wer dieses Band der Einheit lockern oder zerreißen will, der ist ohne allen Zweifel ein Reichsfeind.

Eine andere Frage aber ist die, in welcher rechtlichen Form die Einigung Deutschlands vollzogen wurde. Diese Betrachtung der thatsächlichen Erscheinung und ihre Unterstellung unter den zutreffenden Begriff ist eine wissenschaftliche Thätigkeit, sie ist unabhängig von jeder Parteistellung. Bei einer derartigen Untersuchung wird sich der Staatsrechtsgelehrte der Prüfung nicht enthalten können, ob das politische Schlagwort, mit welchem der politische Gedanke der neuen Erscheinung zum Ausdruck gebracht werden wollte, auch wissenschaftlich als richtige Bezeichnung sich erprobe. Will der Politiker den Gelehrten in dieser Thätigkeit stören oder beeinflussen, so kann dieser letztere mit vollem Rechte durch ein noli turbare circulos meos die Einmischung abweisen.

Man hat bis jetzt — und die herrschende Meinung hält den Satz noch aufrecht — den Bundesstaat als die rechtliche Form der Vereinigung Deutschlands betrachtet, eine Form, die sowohl dem Bundesgedanken als dem Staatsgedanken seinen gebührenden Antheil zuzuweisen scheint, und sich der politischen Anschauungsweise gerade um dieses vermittelnden Charakters willen höchlichst empfahl.

Das konnte nun offenbar die Wissenschaft nicht hindern, sich die Frage vorzulegen, ob denn ein solcher Begriff wie der des Bundesstaates überhaupt möglich, ob er ein logisch denkbarer sei. Nach der Meinung der Anhänger des Bundesstaatsbegriffs soll es politische Gebilde geben können, welche das Wesen von Staaten an sich tragen und aus Bestandtheilen sich zusammensetzen, denen selbst wieder die staatliche Eigenschaft zukommt. Es war kein schwieriges Werk, allen Verfechtern dieser Theorie aus ihren eigenen Sätzen über den Staatsbegriff nachzuweisen, daß ein Staatswesen der eben geschilderten Art eine juristische Unmöglichkeit sei, daß überall da, wo man einen Bundesstaat als vorhanden annehme, nur das Dilemma bliebe: entweder ist das Ganze ein Staat, dann sind es die Theile nicht; oder die Theile sind Staaten, dann kann das Ganze kein Staat sein.

Eine Widerlegung dieses Gedankengangs habe ich bisher trotz aller Angriffe noch nirgends versucht gefunden. Denn was R. v. Mohl in seinem Reichsstaatsrechte (S. 38) gegen mich vorbringt, kann man wohl kaum eine Widerlegung nennen. Mohl meint nämlich, daß das Vorhandensein des Bundesstaats weiter gar nicht des Beweises bedürfe, da es durch „offenkundigste Thatsachen" erhärtet sei. Das ist eine höchst wunderliche Logik. Der Streit dreht sich ja gar nicht um das Dasein oder Nichtsein von Thatsachen — die Existenz der Vereinigten Staaten, der Schweiz oder des Deutschen Reichs zu leugnen, ist wohl noch keinem Menschen beigefallen — es handelt sich vielmehr darum, unter welchen rechtswissenschaftlichen Begriff diese Thatsachen zu bringen seien.

Mag man diese Frage beantworten wie man will, jedenfalls ist die Antwort der Ausdruck einer wissenschaftlichen, nicht einer politischen Ueberzeugung.

Auch dem Voreingenommensten wird dies klar werden, wenn ich darauf hinweise, daß mein entschiedenster Gegner auf dem Gebiete des Reichsrechts, Hänel, und ich, von einem und demselben juristischen Grundgedanken ausgehen, nämlich von dem Gedanken der Untheilbarkeit der Staatshoheit und daher der Unmöglichkeit des Bundesstaatsbegriffs, wie Waitz ihn aufstellte.

„Es ist augenscheinlich," sagt Hänel (S. 62 seiner Studien), „daß diese Auffassung in einen grellen Widerspruch tritt mit den begrifflichen Merkmalen des Staats, wie sie in allem Wesentlichen trotz der Verschiedenheit ihrer Begründung und ihrer systematischen Ordnung feststehn, mag man sie Vollkommenheit, Selbstständigkeit, Selbstgenugsamkeit, Souveränetät, Einheit, das Sein als höchste Gemeinschaft u. s. w. nennen". Und derselbe Schriftsteller bestätigt a. a. O. S. 241 ausdrücklich: „Wir haben die Annahme als einen theoretisch und praktisch unversöhnlichen Widerspruch anerkannt, daß der volle, der nicht für den einzelnen Fall umgebogene, der an wesentlichen Merkmalen nicht beschädigte Staatsbegriff sich im Gesammtstaate und im Einzelstaate gleichzeitig und in ihrer Nebenordnung wiederfinden können".

Es war mir, wie ich gestehe, keine geringe Genugthuung, daß ein so scharfsinniger Jurist wie Hänel meiner wissenschaftlichen Hauptthesis unumwunden sich angeschlossen hat. In Folge dieser unserer gemeinschaftlichen Grundanschauung mußten Hänel und ich zu dem Satze gelangen, daß alle jene politischen

Digitized by Google

Bildungen, welche man Bundesstaaten zu nennen pflegt, entweder einfach Staaten oder Staatenbünde seien. Es ist also nicht ganz zutreffend, wenn Pözl im neuesten Hefte der kritischen Vierteljahrsschrift zu diesem Satze bemerkt: So gebietet es unser Autor! Dies gebietet weder Hänel noch ich, sondern eine Macht, der man ein gewisses Ansehen nicht wird absprechen können, die Macht der Logik.

Der gemeinsame Ausgangspunkt von Hänels und meiner Erörterung ist auch der Calhouns. Auf der Idee der Untheilbarkeit der Staatsgewalt ruht das ganze System des americanischen Staatsmannes.

Erst in der Frage der Anwendung des allseitig anerkannten Grundsatzes auf die thatsächliche Erscheinung scheiden sich die Wege. Hänel löst das oben aufgestellte Dilemma dahin, daß das Deutsche Reich der deutsche Staat sei, ich dagegen dahin, daß der „ewige Bund", den laut des Eingangs der Reichsverfassung die Fürsten und freien Städte Deutschlands geschlossen haben, in Wahrheit auch das sei, als was er sich bezeichnet, eine Verbindung von Staaten.

Ich habe dabei darzulegen versucht, daß es sich bei den sogen. Bundesstaaten um nichts andres handle, als um eine ausgedehntere Anwendung des dem Staatenbunde zu Grunde liegenden Gedankens. Der Staatenbund ist eine Vereinigung von Staaten zur gemeinschaftlichen Ausübung von Hoheitsrechten. Während sich nun früher die Gemeinsamkeit der deutschen Staaten nur auf völkerrechtliche Hoheitsrechte erstreckte, hat das neue Bundesverhältniß auch die gemeinschaftliche Ausübung staatsrechtlicher Hoheitsrechte (wie z. B. der bürgerlichen und Staatsgesetzgebung) in den Bereich seiner Aufgaben gezogen. Eine neue juristische Form der Vereinigung ist aber damit nicht geschaffen worden.

Meine Auffassung des Deutschen Reichs, welche die Allg. Zeitung als eine den Strebungen des Ultramontanismus verwandte denuncirt hat, wird in eben derselben Allg. Zeitung (Beil. vom 28. December v. J.) auch von Prof. Schröder vertreten, was dem Scharfblick der Redaction offenbar entgangen ist. Schröder äußert: „Theoretisch war das Reich bis zu seiner Auflösung im Jahre 1806 ein Einheitsstaat. Was ist nun dem gegenüber von dem heutigen Reiche zu sagen? Zunächst fehlen alle Keime für Conflicte, wie das alte Reich sie zu seinem Schaden in seinem Schoße barg. Unser Reich ist kein Wahlreich, die Kaiserwürde ist erblich. Unser Kaiser beansprucht keine Weltherrschaft, er ist nicht römischer, sondern deutscher Kaiser. Aber freilich *Souverän ist er als Kaiser nicht*. Unser Reich ist kein Einheitsstaat, wie das alte war, es ist *ein Bund selbstständiger Staaten, die Fülle der Souveränetät ruht in den Einzelstaaten*. Diese entbehren nur die Rechte und das Reich hat ihnen gegenüber nur die Rechte zu beanspruchen, welche dem Reiche von ihnen ausdrücklich übertragen worden sind".

Ich erachte es hier nicht als meine Aufgabe, meine Ansicht nochmals zu begründen. Was ich darthun will, ist nur, daß die Verschiedenheit der eben entwickelten juristischen Auffassungen nicht nothwendig auch einen politischen Gegensatz bedingt; ja ich behaupte geradezu, daß der politischen Einigung Deutschlands meine Theorie, soweit dies bei einer Theorie überhaupt möglich ist, weit mehr die Wege ebnet als die der Gegner.

Die oberflächliche Betrachtung, aber auch nur diese, wird dem gegenüber sofort mit dem Hinweise bei der Hand sein, daß die Calhoun'sche Staatenrechtsdoctrin für die Südstaaten den Rechtsgrund zu ihrer Lossagung von der nordamericanischen Union abgegeben habe. „Die einzig richtige Kritik dieser (meiner) Phrasen hat 1861—1865 im Interesse der Selbsterhaltung die Vereinigte-Staaten-Regierung gegeben, und dieselbe nur noch energischere und schneidigere Kritik würde das Deutsche Reich mit dem Schwerte schreiben, wenn es je einem deutschen Staate einfallen sollte, die Seydel'schen Sätze in die Praxis zu übersetzen." So sagt Herr Friedrich Kapp bei einer Besprechung meines Werkes. Darum also haben Nord- und Südstaatler fünf Jahre lang sich die Hälse gebrochen, weil jene für den Bundesstaats-, diese für den Staatenbundsbegriff schwärmten! Der americanische Bürgerkrieg war nur eine noch etwas handgreiflichere Form wissenschaftlicher Polemik, als sie in Deutschland üblich ist. Man hat sonst wohl geglaubt, daß der Krieg aus dem Widerstreit feindlicher Interessen entstehe, daß insbesondere in den Vereinigten Staaten die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Entwicklung des Nordens und Südens, der Gegensatz der freien Arbeit und der Sklaverei es war, der die auch geographisch scharf getrennten Hälften der Union mit unabweislicher Nothwendigkeit in den Kampf trieb — nichts von alledem ist wahr; es war der wissenschaftliche Eifer, der sie hinriß, sie wollten einen Katheder-streit ausfechten! Da machten es denn die praktischen Americaner wie jene beiden Schuljungen, die darüber uneins wurden, ob felis die Katze masculini oder feminini generis sei, ein Zwist, der sich schließlich dahin erledigte, daß der stärkere Vorkämpfer des männlichen Geschlechts den Gegner so lange prügelte, bis dieser zugab, felis sei in der That ein masculinum.

Doch Scherz bei Seite, ist es nicht unendlich naiv zu glauben, eine juristische Meinungsverschiedenheit habe den americanischen Krieg entzündet? Sie hat das so wenig, daß, wie bei Holst (Verfassung und Demokratie der Ver. Staaten) nachzulesen ist, die beiden Parteien, Nordstaaten und Sklavenhalter, je nachdem es ihnen augenblicklich paßte, bald aus der einen, bald aus der andern Theorie heraus argumentirten.

Die Calhoun'sche Theorie war nicht die Ursache des Sonderbundskriegs, und es ist im Grunde genommen Zufall, daß sie gerade das Deckungsmittel für jene Partei abgeben mußte, der unsere politischen Sympathien nicht gehören. Hätte in den Vereinigten Staaten der sklavenhaltende Süden die Oberhand im Congresse behalten, so würde wahrscheinlich der Norden secessionistisch, der Süden unionistisch gesinnt gewesen sein.

Uebrigens ist es auch nicht der Calhoun'sche Grundgedanke, den, wie gezeigt, Hänel vollkommen theilt, sondern die daraus für das americanische Recht abgeleiteten Folgerungen sind es, welche den Abfall des Südens juristisch rechtfertigen sollten. Ob jene Folgerungen für das americanische Recht stichhaltig waren, will ich hier nicht entscheiden; jedenfalls können sie für das deutsche Reichsrecht nicht gezogen werden. Denn Calhoun leitete aus seiner Behauptung, daß die Souveränetät nicht bei der Union, sondern bei den Staaten sei, das Nullificationsrecht und das Recht der freien Secession ab. Erst diese Folgerungen haben eine politische Tragweite — diese aber habe ich für das Deutsche Reich nicht gezogen und konnte dies auch nicht thun.

Sie laufen in Kürze auf folgenden Gedankengang hinaus.

Die Bundesorgane sind nicht Träger einer Staatshoheit, sondern sie handeln kraft Auftrags der verbündeten Staaten. Entsteht daher Streit zwischen der Bundesregierung und einem einzelnen Staate darüber, ob erstere bei einem einzelnen Acte innerhalb der Grenzen ihres Auftrags sich bewege oder nicht, so kann dieser Streit nur von denen entschieden werden, welche den Auftrag ertheilten, d. i. von den souveränen Staaten. Bis diese Entscheidung getroffen ist, hat der die Zuständigkeit der Bundesgewalt bestreitende Staat das Recht, den nach seiner Ansicht verfassungswidrigen Act der Unionsregierung zu *nullificiren*. Aber selbst der Beschluß der verbündeten Staaten verpflichtet den widersprechenden Staat nicht unbedingt, und sei er selbst in den Formen der Verfassungsänderung erfolgt. Denn sollte „die Natur der bewilligten Gewalt eine solche sein, daß sie den Zweck der Verbindung vereitelt, so würde das ein Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Parten und somit ein Fall sein, wo *Secession* am Platze wäre". (Holst a. a. O. S. 410.)

Dies sind — politisch genommen — die entscheidenden Sätze der sog. Staatenrechtsdoctrin.

Nach der deutschen Reichsverfassung sind *beide* Folgerungen, deren Berechtigung im americanischen Rechte mindestens zweifelhaft ist, geradezu ausgeschlossen. Es ist mir daher auch

Digitized by Google

nie beigefallen, die Nullifications- oder Secessionslehre mir anzueignen.

Von einer Nullification kann im Reiche um deswillen keine Rede sein, weil das oberste Bundesorgan, der Bundesrath, eine unmittelbare Vertretung der verbündeten Souveräne durch von ihnen instruirte Gesandte enthält. Alle Zweifel über die Verfassungsmäßigkeit einer Maßregel des Reichs erledigen sich durch Verhandlung und Abstimmung im Bundesrathe, und da zudem die Verfassung jederzeit in den Formen des Art. 78 ad hoc abgeändert werden kann, da überdies nach Art. 2 der Reichsverfassung das Reichsgesetz dem Landesgesetze unbedingt vorgeht, so ist nicht die Möglichkeit einzusehen, wie überhaupt die Nullificationslehre eine theoretische, und vollends nicht, wie sie eine praktische Bedeutung in Deutschland sollte gewinnen können.

Ebenso wenig Boden hat die Secessionslehre. Denn nach dem Eingange der Reichsverfassung ist der abgeschlossene Bund ein ewiger und ich habe daraus (S. 25 meines Commentars) die Folgerung gezogen, daß ein einseitiges Ausscheiden eines Bundesgenossen aus dem Reiche unzulässig, das freie Kündigungsrecht des einzelnen Vertragstheiles also ausgeschlossen sei.

Daß das Reich durch Vertragsbruch oder Gewalt gesprengt werden kann, ist eine durch keine Theorie zu beseitigende Möglichkeit. Man kann dieselbe zugeben und doch sehr von Herzen wünschen, daß diese Eventualität nicht eintreten möge.

Nach alledem dürfte erwiesen sein, daß die Staatenbundtheorie, selbst wenn sie zu allgemeinerer Anerkennung gelangen würde, auch dem reichsfreundlichsten Politiker keinen Anlaß zu Befürchtungen bieten könnte. Sie hat mich nicht gehindert, in der Frage der Auslegung des Art. 78 der Reichsverfassung — einer Frage, die allerdings von der hervorragendsten politischen Bedeutung ist — mich für die Berechtigung des Reichs zur Erweiterung seiner Zuständigkeit zu entscheiden, während z. B. Twesten im verfassunggebenden Reichstage vom Standpunkte des Bundesstaatsbegriffs aus dagegen sich aussprach. Freilich hat die Allg. Zeitung zum Lohne dafür, daß ich 11 Seiten meines Commentars an eine eingehende Widerlegung der von den sogenannten Patrioten im bayrischen Abgeordnetenhause vertretenen Ansicht wandte, mir nachgesagt, ich hätte in meinem Buche die Meinungen wissenschaftlich zu vertreten gesucht, welche die Ultramontanen und Demokraten in der bayrischen und württembergischen zweiten Kammer aufgestellt hätten. Das wurde denn allenthalben nachgedruckt, und als ich mich dagegen verwahrte, entgegnete man, jene Bemerkung hätte sich nicht auf Art. 78 bezogen! Allein gerade über diesen Artikel und nichts anderes war in beiden Kammern gestritten worden. Die richtige Antwort wäre wohl die gewesen, daß man manchmal auch über Bücher schreibt, die man noch nicht gelesen hat.

Ich habe oben behauptet, daß die Theorie, welche das Reich als Staatenbund auffaßt, politisch genommen der Entwicklung desselben zuträglicher sei als die Bundesstaatstheorie und die Ansicht Hänels.

Der besonnene Politiker wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß der Ausbau des Reichs und seine Wohlfahrt zum guten Theile von der Gesinnung abhänge, welche die deutschen Fürsten demselben entgegenbringen. Die Bundesstaatstheorie sagt ihnen nun, daß sie das, was sie bisher ganz und voll besessen, mit einem anderen Staate theilen, daß sie der werthvollsten Rechte der Krone zu Gunsten des Reichs sich entäußern müssen. Die Hänel'sche Ansicht spricht ihnen vollends die Souveränetät ganz ab, macht sie zu Erbstatthaltern des souveränen Reichs. Wo solche Auffassungen immer und immer wiederholt werden, da ist es wohl psychologisch sehr erklärlich, wenn diejenigen, welchen man solche Opfer an Rechten oder gar den politischen Selbstmord zumuthet, in eine gereizte, ja feindliche Stimmung getrieben werden, und, indem sie dem Drange der Selbsterhaltung zu folgen wähnen, jeder Maßregel sich entgegenstemmen, welche sie um einen Schritt weiter der Mediatisirung zuzutreiben scheint. Dies hat Fürst Bismarck als praktischer Staatsmann sehr wohl erkannt, und es wird kaum eine Aeußerung von ihm angeführt werden können, welche die Souveränetät der deutschen Fürsten irgend wie in Zweifel zieht.

Ein ganz verschiedenes Ansehen gewinnt die Sache, wenn man den Begriff des Staatenbundes zu Grunde legt. Hier handelt es sich nicht um ein einseitiges Hingeben von Rechten, sondern um ein Geben und Empfangen. Die staatliche Souveränetät bleibt voll und unangetastet; zur gemeinschaftlichen Ausübung von Hoheitsrechten vereinigen sich die Herrscher. Was immer der Bund thun mag, es geschieht in jedem Staate kraft der von dem Herrscher übertragenen Gewalt. Das Recht, dessen alleinige Ausübung der Landesherr hingibt, erhält er wieder als Glied der Gesammtheit und er findet eine Genugthuung darin, daß, wie die übrigen Verbündeten über Gesetze mitbeschließen, die in seinem Lande gelten sollen, so er selbst für die Gesetzgebung der andern Staaten mitbestimmend ist. Mit einem Worte, der Fürst fühlt sich als Gleicher neben Gleichen, nicht in der unfürstlichen Stellung eines einer höhern Gewalt Untergebenen.

Nicht diejenigen schädigen das Reich, welche jene erste Auffassung fördern, wohl aber jene, welche nach vorgefaßten theoretischen Meinungen den bestehenden Organismus zuschneiden wollen. Ein wirklicher Staatsmann wird z. B. nie auf den Gedanken Mohls kommen, dem Kaiser das Recht der Gesetzessanction zuschreiben zu wollen, sondern wird sich sagen, daß ein solcher Versuch der Sache des Reichs besten Falls wenig nützen, sehr wahrscheinlich aber unendlich viel schaden würde. Er wird sich sagen, daß, wenn er die Bundesfürsten geneigt erhalten will, er ihnen das Gefühl der ungeschwächten Souveränetät erhalten müsse. Fürst Bismarck wies im verfassunggebenden Reichstag deutlich darauf hin, als er sagte: den Bundesrath in seinen Bestandtheilen außerhalb des Präsidiums soweit herunterzudrücken, daß er einer Pairskammer ähnlich würde, halte er für unmöglich, und er würde es niemals wagen, das einem Herrn gegenüber, wie der König von Sachsen sei, auch nur anzudeuten.

Auch der häufig erhobene Vorwurf, daß die Staatenbundstheorie die Rechtsordnung des Reichs lockere, das Reich in „ein loses Gefüge" verwandle und wie all die Redensarten heißen mögen, ist unbegründet. Ist die Reichsverfassung denn besser gehütet, wenn sie wie ein fremder Körper in die Rechtsordnung des Landes hineinragt, wenn sie, wie die Anhänger der Bundesstaatstheorie wollen, das Recht eines andern Staatswesens als dasjenige ist, dem der Einzelne zunächst und in den meisten Lebensbeziehungen angehört; oder dann, wenn sie für Fürst und Volk das höchste Gesetz des eignen Landes ist, ebenso heilig und unverletzlich wie die Landesverfassung? Es ist durchaus unrichtig, wenn behauptet wird, die Theorie des Staatenbunds verknüpfe die Staaten des Reichs nur durch ein völkerrechtliches Band. Ganz im Gegentheil, das Reich und sein Bestand erhalten gerade durch diese Theorie die denkbar stärkste staatsrechtliche Sicherung. Das Verhältniß, welches sich für die deutschen Fürsten aus der Begründung des Reichs ergeben hat, ist ganz analog demjenigen, in welches ein bisher unumschränkter Herrscher durch Erlassung einer Verfassung tritt. Gleichwie dieser letztere durch seinen eigenen gesetzgeberischen Act sich in die rechtliche Unmöglichkeit setzt, die gegebene Verfassung einseitig wieder aufzuheben, so haben die deutschen Verbündeten die Reichsverfassung zum Verfassungsgesetz ihres Landes gemacht und eben hierdurch sich des Rechtes begeben, eine Abänderung oder Aufhebung derselben auf einem andern als dem reichsverfassungsmäßigen Wege zu bewirken. Hiernach erscheint jeder Bruch der Reichsverfassung im Lichte nicht der Verletzung eines fremden Staatsgesetzes, sondern als ein Bruch des Rechtes des eignen Landes, der selbstgegebenen Verfassung. Während bei der bundesstaatlichen Auffassung der Herrscher, der die Reichsverfassung bricht, nur fremdes Recht von sich abwirft, begeht er nach

Digitized by Google

der Staatenbundstheorie einen Bruch seiner Landesverfassung, einen Act der politischen Selbstvernichtung.

Hier ist sonach von keiner Lockerung, sondern vielmehr von einer Verstärkung des Bandes die Rede, welches die deutschen Staaten umschlingt.

Nach alledem dürfte so viel dargethan sein, daß nicht der mindeste Grund besteht, die von mir angeregte wissenschaftliche Streitfrage auf das politische Gebiet hinüberzuspielen und den Kampf statt mit Gründen mit politischen Verdächtigungen zu führen.

Möchten diejenigen, an deren Adresse sie zumeist gerichtet waren, die Schlußworte meines Commentars beherzigen:

„Die Verfassung des Reichs und das gemeinsame Recht unseres Volkes sind kein Gegenstand für den leidenschaftlichen Zank der Parteien. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, unbeirrt von persönlichem Wünschen und Wollen das zu entwickeln, was ihr nach unbefangener Erwägung als Inhalt dieses gemeinsamen Rechtes sich darstellt".

Max Seydel.

---

## Der Gesetzentwurf über die Bestrafung des Contractbruchs vor dem Reichstage.

Von Carl Pietzcker.

(Schluß.)

Die gegenwärtige Lage der socialen Verhältnisse im Deutschen Reiche und den Einzelstaaten entspricht im Wesentlichen der allgemeinen Darstellung, welche wir im Obigen gegeben haben. Die sociale Frage stellt sich in Deutschland jetzt ausschließlich als die Arbeiterfrage dar, d. h. als der Gegensatz der Interessen und als der sociale Kampf zwischen den Arbeitgebern in der Industrie, dem Gewerbe und der Landwirthschaft und den Arbeitern dieser Productionszweige. Der Standpunkt für die Gesetzgebung des Reiches in der socialen Frage ist daher durch die im Obigen entwickelten Gesichtspunkte ebenfalls bereits bezeichnet.

Nachdem durch die volle Gewerbefreiheit und Niederlassungsfreiheit die großen allgemeinen Grundlagen für die ungehinderte Entwicklung der gewerbtreibenden Classen gelegt sind, nachdem durch die volle Coalitionsfreiheit der Arbeiterclasse das Recht und die Handhabe zur ausgedehntesten Verfolgung und Geltendmachung ihrer socialen Ansprüche gewährt ist, muß es als die besondere Aufgabe der Reichsgesetzgebung in der unmittelbaren Gegenwart betrachtet werden, die sociale Gesetzgebung nach den beiden oben erwähnten Richtungen hin zu vervollständigen und innerlich weiter auszubilden. Sie hat also einerseits für die Organisation der Arbeiterclasse und für die besonderen Formen, in welchen dieselbe ihre socialen Bestrebungen zu verfolgen sucht, soweit sie dieselben anzuerkennen vermag, die geeigneten neuen gesetzlichen Formen zu finden. Sie hat andererseits die nöthigen Bestimmungen zu treffen zur Aufrechthaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung und zum Schutz derselben gegen die verschiedenen Mißstände, welche mit der Ausübung der Coalitionsfreiheit und der Führung des socialen Kampfes verbunden sind.

Was wir im Obigen als den besonderen, eigenthümlichen Standpunkt der socialen Gesetzgebung entwickelt haben, muß daher auch für die dermalige sociale Gesetzgebung im Reiche mit allem Nachdruck geltend gemacht werden. Denn der richtige gesetzgeberische Standpunkt läßt sich hier auf den meisten Seiten noch allzusehr vermissen. Von der einen Seite wird die Reichsgesetzgebung bestürmt, um der Organisation der Arbeiterpartei zum socialen Kampfe erweiterte gesetzliche Grundlagen zu geben. Von der andern Seite bedrängt man sie mit der Forderung, die Arbeitgeber gegen die Ausschreitungen der Arbeiter zu schützen. Daher stammt denn die allgemeine Meinung, als ob es sich bei dieser gesetzgeberischen Aufgabe darum handle, sich für oder gegen die Arbeiterclasse und ihre Ansprüche zu erklären. Diese Auffassung ist aber auch im vorliegenden Falle durchaus unrichtig.

In dieser Hinsicht ist der nachtheilige Einfluß leider noch sehr bemerkbar, welchen die unbedingte Freihandelsschule und der Kathedersocialismus gerade auf die Kreise der politisch Gebildeten ausgeübt haben. Durch ihre tendenziöse Natur wurden diese Richtungen, besonders aber die letztere, zu einer einseitigen Parteinahme im socialen Streite hingeführt.

Innerhalb der Freihandelspartei ist es allerdings nur die extreme Richtung, welche einestheils durch die ausschließliche Betonung des Princips der freien Concurrenz, anderentheils durch die unwillkürliche Rücksichtnahme auf die Interessen der in ihren Reihen hervorragend vertretenen Classe der Capitalisten und Großindustriellen sich zu einer einseitigen Auffassung der socialen Frage im Interesse der Arbeitgeber verleiten ließ. Aber es ist nicht zu leugnen, daß dies auch auf die Auffassungen der in gemäßigter Weise dem freihändlerischen Princip Huldigenden Einfluß geübt hat, so daß auch in deren Reihen die Neigung, die Arbeiterfrage zunächst vom Standpunkte des Arbeitgebers aufzufassen, wenigstens insoweit vorwaltet, daß man vorzieht, es bei dem bestehenden Zustand zu belassen und sich gegen gesetzliche Aenderungen im Interesse der Arbeiter abwehrend verhält.

Viel verderblicher ist aber der Einfluß geworden, welchen das kurze Aufflackern des Kathedersocialismus mit seiner einseitigen Parteinahme für die Arbeiterclasse geübt hat. Die wenigen Männer, welche als die Wortführer desselben zu betrachten sind, haben sich sowohl in ihren Worten, wie in ihren praktischen Vorschlägen in so drastischer Weise der Verherrlichung der Arbeiter und der Geringschätzung, ja Herabwürdigung der „Bourgeoisie" oder des dritten Standes hingegeben, daß dies vom Standpunkte der Wissenschaft geradezu unbegreiflich erscheint. So wenn z. B. Brentano von dem pharisäischen Hochmuth der Bourgeoisie, von der schamlosen Ausbeutung, von den hochschlotigen Fabriken als feudalen Zwingburgen in der Mitte ihrer Hörigen spricht, oder wenn Schmoller noch neuerdings an den preußischen Staat die Aufforderung richtet, mittelst seines Beamtenthums den „vierten Stand" jetzt ebenso gegenüber dem dritten Stande zu begünstigen und emporzubringen, wie er es in der Stein-Hardenberg'schen Periode für den dritten Stand gegenüber dem Feudaladel gethan; — ein ungeheuerlicher Gedanke, vor dessen Verwirklichung der Himmel den preußischen Staat bewahren möge.

Obgleich derartige Ideen und Rathschläge vom Standpunkte der Wissenschaft aus ihre Verurtheilung in sich selbst tragen, so ist es doch in weiten Kreisen der Gebildeten seitdem Mode und gewissermaßen Anstandssache geworden, sich in den gegenwärtigen Streitfragen mehr auf die Seite der Arbeiter zu stellen. Die Ausschreitungen, welche gleichzeitig auf Seite des Capitalistenstandes hervortraten und im „Gründerthum" ihre verderbliche Spitze erreichten, wirkten nothwendig in demselben Sinne und machten diejenigen, welche das letztere scharf verurtheilen zu müssen glaubten, noch mehr geneigt, sich auf die Seite der Arbeiterpartei zu stellen. Für Viele drängte sich daher die Frage nach der Wahl ihres Standpunktes in die Alternative zusammen, ob sie sich für die Gründer oder für die Arbeiter entscheiden sollten. Dieser Standpunkt ist aber ein durchaus falscher. Die bezeichneten Erscheinungen sind beide gleichermaßen als Ausschreitungen zu betrachten; sie sind gleichmäßig zu verwerfen und mittelst der socialen Gesetzgebung zu bekämpfen. Es kommt darauf an, gegenüber denselben einen neutralen unabhängigen Standpunkt einzunehmen, der gegenüber beiden gleichmäßig das Interesse der gesellschaftlichen Ordnung und der gesunden Erhaltung ihrer Grundlagen, der damit also das Interesse der Gesammtheit gegenüber den einzelnen Classen vertritt.

Wenn wir nun von diesem Standpunkte aus noch einen Blick auf den Gesetzentwurf werfen, so wird es sich zunächst um die Frage handeln, ob der Contractbruch seinem Wesen nach unter die angeführten Gesichtspunkte der socialen Gesetzgebung fällt, und sodann um die andere, ob der Gesetzentwurf in seiner Fassung diesen besonderen Gesichtspunkten entspricht.

Die erstere Frage wird im Allgemeinen zu bejahen sein, obgleich zugestanden werden muß, daß es noch an genügendem Erfahrungsmaterial zur endgültigen Beurtheilung der Sache fehlt und dasselbe jedenfalls nicht in genügendem Maße zur Begründung der Vorlage beigebracht ist.

Der widerrechtliche Bruch des Arbeitsvertrages hat seine ent-

Digitized by Google

scheidende Bedeutung darin, daß er ein wirksames Mittel in den Händen der Arbeiter zur Verschärfung der Wirkungen der Arbeitseinstellung oder auch anderer Schritte zur Erzwingung besserer Arbeitsbedingungen ist. Es wird damit beabsichtigt, einen Nothstand des Arbeitgebers herbeizuführen und damit einen gewaltsamen Druck zum Nachgeben in dem Interessenstreite auf ihn auszuüben. In indirecter Weise wirkt dieser Willenszwang — und kann daher auch absichtlich gerichtet sein — gegen diejenigen, welche mit ihren wirthschaftlichen Bedürfnissen auf Lieferungen seitens des betreffenden Arbeitgebers angewiesen sind und darauf gerechnet haben. Der beabsichtigte Druck und Willenszwang kann sich daher auf sehr weite Kreise, möglicherweise auf einen ganzen Bruchtheil der bürgerlichen Gesellschaft beziehen, wo es sich um öffentliche Einrichtungen, beispielsweise Gaseinrichtung, Wasserwerke u. s. w. handelt.

Die Wirkung des Contractbruches der Arbeiter macht sich nach zwei Richtungen hin geltend. Erstlich hinsichtlich der volkswirthschaftlichen Production, für welche sie eine Störung und Unterbrechung herbeiführt und sie möglicherweise auf lange Zeit in ihren Grundlagen schädigen kann. Zweitens durch ihren Einfluß auf den socialen Zustand, welcher durch die Steigerung des feindlichen Gegenüberstehens der Arbeiter und Arbeitgeber, insbesondere in Zeiten socialer Bewegungen, zu einer ernsten Störung der öffentlichen Ordnung führen kann und jedenfalls immer zu einer Verschärfung der socialen Lage führt.

In letzterer Hinsicht ist noch als ein besonderer Umstand hervorzuheben, daß in der Mehrzahl der Fälle bei dem absichtlichen Contractbruch die Absicht, dadurch Verwirrung und Unordnung herbeizuführen, von Anfang an vorhanden ist, weil nur dadurch der Zweck der Erzeugung einer socialen Störung — als Mittel des Willenszwanges — erreicht werden kann. Es ist ferner im Auge zu behalten, daß der Contractbruch regelmäßig mit Massenbewegungen oder Massenbestrebungen zusammenhängt, da in vielen Fällen nur der gleichzeitige Contractbruch zahlreicher Arbeiter eine Wirkung thun kann, wodurch sich seine sociale Natur deutlich kennzeichnet und sein Zusammenhang mit den Auswüchsen des Coalitionswesens, insbesondere mit der Willensbeeinflussung der Arbeiter durch ihre streitenden Genossen deutlich hervortritt.

In allen diesen Hinsichten ist beim Contractbruch eine gesellschaftswidrige Tendenz unverkennbar und ist zugleich der Umfang seiner schädlichen socialen Wirkungen ein so bedeutender, daß er unter den die gesetzliche Ordnung bedrohenden Auswüchsen der socialen Bewegung eine erhebliche Stelle einnimmt.

Der Schutz der volkswirthschaftlichen Production bedarf noch einer besonderen Hervorhebung, abgesehen von den socialen Störungen, welche eine Unterbrechung oder gar Stockung derselben hervorbringen muß. Das bestehende System der volkswirthschaftlichen Production beruht dermalen noch vollständig auf dem Princip der Unternehmung, also auf dem Zusammenwirken von Unternehmern und Arbeitern unter entscheidender Leitung der ersteren. So lange aber kein anderes System vorhanden ist, hängt das Gedeihen der Production und damit die Bedürfnißbefriedigung des ganzen Volkes von der ungestörten Function des bestehenden ab. Der Schutz desselben gegen widerrechtliche Störungen, gegen zeitweise Außerkraftsetzung, liegt daher im Interesse der ganzen Volkswirthschaft oder der Gesammtheit nnd damit auch im Interesse des Arbeiterstandes. Die schädlichen Wirkungen ihrer übermäßigen Ansprüche in den letzten Jahren haben die Arbeiter vieler Industriezweige jetzt schwer zu empfinden, nachdem dadurch diese Industrien in Rückgang gekommen sind, insbesondere im Exportgeschäft nicht mehr zu concurriren vermögen und daher auch selbstverständlich die Unternehmer nicht mehr die bisherigen hohen Löhne zu zahlen im Stande sind.

Die schädlichen Wirkungen des Contractbruches, sowohl hinsichtlich der socialen Störungen wie betreffs der Schädigung der Production treten besonders in bestimmten Fällen und bei bestimmten Gewerbszweigen hervor. Bei diesen tritt deshalb der Contractbruch auch meistentheils ein und wird deshalb die sociale Gesetzgebung auf sie vorwiegend ihr Augenmerk zu richten haben.

Es sind dies erstens die Fälle, in welchen es sich um übernommene, an bestimmte Zeit gebundene Bestellungen oder Lieferungen handelt, da hier eine kurze Zeit der Unterbrechung schon hinreichen kann, um die beabsichtigte Störung herbeizuführen. Sodann diejenigen, bei welchen es sich, wie z. B. beim Häuserbau, um ein Zusammenwirken vieler und verschiedenartiger Arbeiter auf längere Zeit nach einem voraus festgestellten Plane handelt, wo daher der widerrechtliche Contractbruch einzelner alle anderen in Mitleidenschaft zieht und das Ganze in's Stocken bringen kann. Sodann bei solchen Gewerben, in welchen es sich um fortlaufende tägliche Production handelt, wie z. B. beim Zeitungsdruck, wo die Unterbrechung daher auf's empfindlichste wirkt, weil ein Nachholen des Unterbliebenen gar nicht möglich ist. Am schädlichsten wirken diese Umstände häufig bei dem kleinen Handwerksbetrieb, dessen Schutz daher vorzugsweise in's Auge zu fassen ist. Von besonderer Wichtigkeit sind die Fälle, wo es sich um Arbeiten handelt, bei welchen Gefahr im Verzuge ist und deren Unterlassung daher einerseits große Vermögensbeschädigung und wirthschaftliche Zerstörungen herbeiführen, andererseits Menschen in Lebensgefahr bringen kann, wie z. B. bei manchen Wasserwerken, bei Feuerlöschanstalten u. s. w. Hieran reihen sich dann noch diejenigen Fälle, in welchen durch die widerrechtliche Unterlassung übernommener Arbeiten eine öffentliche Calamität herbeigeführt werden kann, wovon die londoner Gasarbeiter neuerdings ein bekanntes Beispiel geliefert haben.

Wird die gesetzliche Bekämpfung des Contractbruches nach diesen Gesichtspunkten in's Werk gesetzt und daher im Wesentlichen auf die angeführten und die ihnen verwandten Fälle beschränkt, so kann in derselben keine Beeinträchtigung der vollen persönlichen Rechte der Arbeiter einschließlich des Coalitionsrechtes, und also auch keine gegen den Arbeiterstand gerichtete Maßregel erblickt werden. Denn wenn dies der Fall wäre, so würden der Bestrafung desselben allerdings die erheblichsten Bedenken entgegenstehen. Das Verbot des Contractbruches bedeutet aber nur das Verlangen des ehrlichen Kampfes im socialen Streite, der als solcher den Arbeitern vollkommen zugestanden wird. Sie werden dadurch keineswegs gehindert, den Kampf mittelst Arbeitseinstellungen zu führen, sondern nur an denjenigen Zeitpunkt gebunden, welchen sie selbst bei Eingehung des Arbeitsvertrages mit festgestellt haben. Selbst für eine scharfe Anwendung des Mittels der Arbeitseinstellung bildet dieses Gebundensein kaum eine erhebliche Schranke. Denn die Arbeitsverträge werden bekanntlich gegenwärtig in den meisten Arbeitszweigen auf eine ganz kurze Frist — in der Regel nur wenige Tage — abgeschlossen. Daß aber die Einhaltung eines ihnen so wenig — wenn überhaupt — lästigen Vertrages auch von den Arbeitern wie von allen andern Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft verlangt wird, kann nicht als ein feindlicher Act gegen den Arbeiterstand bezeichnet werden. Es liegt dies vielmehr im Interesse der ehrenhaften großen Mehrzahl derselben und ist gegenüber der socialistisch aufgeregten Minderheit ein heilsames Mittel zur Weckung der Gewissen und zur Bekämpfung jenes eingerissenen Geistes der Zuchtlosigkeit, von welchem die Motive des Gesetzentwurfes sprechen.

Es bedarf nunmehr noch der Untersuchung der Bedürfnißfrage in der Hinsicht, ob zur Bekämpfung des Contractbruches nicht die vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen ausreichen, und ob es dazu eines neuen Gesetzes bedürfe?

Diese Frage muß nach unseren gesammten Ausführungen im letzteren Sinne beantwortet werden. Daß die civilrechtlichen Bestimmungen nicht dem Zwecke entsprechen, folgt ganz einfach aus unserem Hauptgesichtspunkte, daß es sich bei der socialen Gesetzgebung nicht um die Ansprüche der beiden Parteien, sondern um den socialen Zweck der Aufrechterhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung handelt. Im Uebrigen ist die Civilklage bekanntlich ganz unzureichend, um auch nur die rechtlichen Ansprüche des geschädigten Arbeitgebers zu befriedigen, geschweige denn, um dem Arbeiter das Bewußtsein seiner gesellschaftswidrigen Handlungsweise zu erwecken. Die allgemeinen strafrechtlichen Sätze sind unanwendbar und die analoge Ausdehnung der Bestimmungen über die einige Aehnlichkeit zeigenden Vergehen des Betruges, der Erpressung u. s. w. ebenfalls nicht angängig. Es ist daher auch nicht

Digitized by Google

rathsam, auf die Revision des Strafgesetzbuchs zu warten, um dann den gewerblichen Contractbruch irgendwo unterzubringen. Sondern es ist ein Specialgesetz hier geradezu nothwendig, wenn Klarheit in die richterliche Behandlung des Contractbruches kommen soll, weil es sich hier um ein ganz eigenthümliches Vergehen handelt, welches die neueren socialen Bewegungen erst in's Leben gerufen haben und welches daher nur von diesem Standpunkte aus richtig begriffen und beurtheilt werden kann.

Wird aber ein Specialgesetz erlassen, dann ist es allerdings von besonderer Wichtigkeit, daß dasselbe in durchdachter Weise und in klarer Fassung das von ihm zu treffende Vergehen des strafbaren Contractbruchs genau und richtig bezeichne, also das eigentlich strafwürdige Moment der Bedrohung oder Gefährdung der gesellschaftlichen Ordnung bestimmt im Auge behalte. Denn hierdurch allein rechtfertigt es sich als ein Specialgesetz. Es werden dadurch zugleich die Angriffe derer verstummen müssen, welche die Unterscheidung des Bruches des Arbeitsvertrages vom Bruche anderer Verträge (wie beispielsweise bei Lieferungscontracten) nicht zu finden wissen, und welche daher meinen, man dürfe den Arbeitsvertragsbruch nicht unter Strafe stellen, wenn man dies nicht zugleich bei allen anderen Vertragsbrüchen thue. Diese Unterscheidung liegt eben darin, daß bei diesen anderen Contractbrüchen eine sociale Gefährdung entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht in ähnlichem Maße vorliegt.

In der Regierungsvorlage ist dieser richtige Standpunkt im Allgemeinen, wenn auch nicht mit genügender Klarheit und Durchdachtheit festgehalten. Es ist dies jedenfalls bei ihr in viel höherem Maße der Fall, als es bei der ersten allgemeinen Berathung im Reichstage und bei den Commissionsverhandlungen der Fall war. Trotzdem dürfte an ihr mancherlei auszusetzen und mehrfach die bessernde Hand anzulegen sein.

Mehrfach ist besonders die mangelnde Bezeichnung des eigentlichen strafbaren Momentes, des Bewußtseins der absichtlichen rechtswidrigen Handlungsweise (dolus) angegriffen worden. Die Regierungsmotive erläutern dies dahin, daß dieses Moment ein selbstverständliches und deshalb als überflüssig mit Absicht weggelassen sei. Wir stimmen ihnen darin bei, sobald die richtige Auffassung des Gesetzes sowohl im Volke, wie insbesondere bei dem es handhabenden Richterstande vorausgesetzt werden kann. Dies ist jedoch unstreitig nicht in genügendem Maße der Fall, und ist daher sicherlich nichts dagegen einzuwenden, wenn es gelingt, diesem besonderen, die Strafbarkeit begründenden Momente im Gesetze einen präcisen Ausdruck zu geben.

Ein anderer wichtiger Punkt besteht darin, die Richtung des Gesetzes gegen die Arbeitgeber, nach gleichem Maße wie gegen die Arbeitnehmer, deutlich hervortreten zu lassen. Die bloße Gleichstellung im wörtlichen Ausdrucke vermag diesen Zweck nicht zu erfüllen. Denn ohne Zweifel ist das Entlassen oder Zurückweisen von der Arbeit ohne Einhalten der Kündigungsfrist ein äußerst seltenes Vorkommniß im Vergleich zu der Häufigkeit des Verlassens der Arbeit ohne vorausgegangene Kündigung. Es werden daher Arbeitgeber nur sehr selten den Strafbestimmungen für den directen Contractbruch verfallen und daher ganz vorwiegend nur die Arbeiter von demselben betroffen werden.

Die Betheiligung der Arbeitgeber am Contractbruch besteht vielmehr zum weitaus größten Theile darin, daß der eine Unternehmer die Arbeiter des anderen diesem abspenstig macht und dadurch zum Contractbruch verleitet, also in einer Theilnahme und Mitschuld am Contractbruch der Arbeitnehmer. Da nun dieser die vorwiegend gesellschaftswidrige Art des Contractbruchs ist und die Betheiligung eines Arbeitgebers daran nicht, wie die des Arbeiters, aus vermeintlich berechtigtem socialem Gesichtspunkte entspringt, sondern fast nur in niederem Eigennutze ihre Wurzel hat, so ist eine solche mit Contractbruch verbundene Abspenstigmachung die verwerflichste nicht nur, sondern auch die socialgefährlichste und darum strafwürdigste Art der Betheiligung am Contractbruchswesen überhaupt.

Der diesjährige Gesetzentwurf hat im Unterschiede von dem vorjährigen diese Art der Verleitung zum Contractbruch als „Zuwendung oder Zusicherung von Vortheilen" unter die strafbaren Fälle aufgenommen. Aber es scheint uns, daß dieses Vergehen einer besonderen Stellung und Hervorhebung bedarf und mit einem höheren Strafmaß belegt werden muß. Dies ist nicht nur an sich nöthig und im Hinblick auf das überhaupt für den Contractbruch wohl zu niedrig gegriffene Strafmaß geboten, sondern besonders erforderlich im Vergleich mit der Einwirkung auf den Contractbruch durch körperlichen oder Willenszwang, gegenüber welchem die Verleitung zum Contractbruch durch Abspenstigmachung als ein viel schwereres Vergehen erscheint und daher nicht auf gleiche Linie gestellt werden darf.

Auch bei der vollkommensten Fassung des Gesetzes wird jedoch hinsichtlich der Wirkung desselben in Bezug auf die gesellschaftlichen Zustände schließlich alles von seiner richtigen Anwendung durch den Richterstand abhängen. Diese kann nur erfolgen, wenn bei dem Richter einerseits das richtige Verständniß des Gesetzes in dem entwickelten socialgesetzlichen Sinne vorhanden ist, und wenn er andererseits die Befähigung besitzt, die vorkommenden Fälle nach ihrem inneren Wesen, das heißt also nach ihrer socialen Natur zu erkennen. Daß dieses Verständniß und diese Befähigung zur richtigen Auffassung des concreten Falles nur durch eine vorausgehende wissenschaftliche Beschäftigung mit den betreffenden Erscheinungen des Volkslebens erworben werden können, liegt auf der Hand. Nur eine vollständige wissenschaftliche Erkenntniß des volkswirthschaftlichen und des socialen Organismus kann den Richter in den Stand setzen, die seinem Urtheile unterbreiteten socialen Vorkommnisse und Vergehen richtig zu verstehen und im Geiste des geltenden Rechtszustandes zu beurtheilen.

Wir kommen hiermit wieder auf den großen Mangel und Uebelstand zurück, welcher in der ungenügenden und einseitigen Pflege und Behandlung der Staatswissenschaften, insbesondere der volkswirthschaftlichen und socialen Wissenschaft, auf unseren Universitäten und in der durchaus mangelhaften Einrichtung des staatswissenschaftlichen, bezw. juristischen Studiums besteht, wodurch dann wieder die Unklarheit und Verkehrtheit der öffentlichen Meinung wesentlich mit erzeugt wird. Möge der vorliegende Fall eine erneute dringende Aufforderung für die Staatsregierungen bilden, durch eine durchgreifende neue Organisation dieser Wissenszweige und Studien auf den Universitäten dem vorhandenen großen Uebelstande abzuhelfen.

## Literatur und Kunst.

### Gedichte von Bret Harte.

Uebersetzt von
**Ferdinand Freiligrath.**

I.

**Habichtsnest.**
(Sierras.)

Scharf bog der rothe Heerweg sich, — mit Grausen
Hinschritten wir ihn sacht;
Tief unter uns, wohl tausend Fuß, das Sausen
Der Tannenwipfelnacht.

Im Blauen hoch hing über Schlucht und Matten
Der Habicht athemlos;
Glitt, längs der Kluft, als ein geschwingter Schatten
Durch Ginst und Dorn und Moos;

Glitt längs der Bergwand, der zerfurchten, rauhen, —
Wo, Maulwurfshügeln gleich,
Verlass'ne Stollen, düster anzuschauen,
Vorlugten durch's Gesträuch.

Wir blickten schweigend in die Wälderöde
Jenseits, — da unterbrach
Die Stille plötzlich unsres Führers Rede,
Handfest und derb; — er sprach:

Digitized by Google

„Walker von Murphy's schoß ein Loch durch Peters,
Weil der ihn Lügner schalt;
Dann über'n Grat hier, o des Schwerenöthers!
Und sich versteckt im Wald!

Wir Alle nach! Ich mein', daß er uns spürte!
Wir hetzten, Mordio!
Ihn bis zum Kamm hier, (Peters' Bruder führte!) —
Ich selbst, und Clark, und Jo'.

Er trotzt' uns keck; da, — weiß ich, wie's gekommen?
Zündschwamm, — ein dürrer Strauch, —
Vielleicht von Feuern, die am Boden glommen,
Ein fliegend Fünkchen auch, —

Genug: Ein Gluthmeer unter ihm die Tiefen,
Allwärts, — auf Einen Ruck!
Wir, über ihm, den Kamm bewachend, riefen;
Und, — nun, er hatte Muck!

Er hielt sich still; zu Füßen ihm die Hölle,
Um ihn die Hölle glüh!
Wir warteten, ob nicht sein Ruf erschölle, —
Sein Schritt, — — Verlor'ne Müh'!

Auf einmal, — da! — dort, bei der Felsenmauer,
Da war's! — Aus Busch und Tann
Vorkroch ein Etwas: war's ein Bär, ein grauer?
Wie, oder war's ein Mann?

Etwas, das heult', und knirschte mit den Zähnen,
Von Rauch und Gluth geschwärzt;
Das dann hinabsprang in des Abgrunds Gähnen, —
Bär? — Mensch? — Was auch: beherzt!

So war's! Nun ja, der Pfad scheint etwas „risky",
Und schaut randüber ihr,
So kann's euch schwindeln, — hum, ein Tropfen Whiskey
Wär' nicht so übel hier!"

## Vorwort zu den Autobiographieen aus der Gegenwart.

Sainte-Beuve leitet die Charakteristik eines französischen Classikers mit den Worten ein: „Es ist werthvoll und bedeutend, auch nur einen Menschen mehr, namentlich wenn dieser Mensch eine entscheidende und hervorragende Persönlichkeit ist, recht genau kennen zu lernen".

Von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt, richteten wir vor einiger Zeit an eine selbstverständlich nur beschränkte Anzahl verdienstvoller und erfolgreicher Zeitgenossen und Landsleute zunächst die vertrauliche Anfrage, ob sie sich entschließen könnten, für die „Gegenwart" eine autobiographische Skizze zu schreiben. Wir glaubten, daß solche Selbstgespräche ein doppeltes Interesse haben müßten, daß sowohl dem Leser wie dem Schreiber mit einer derartigen Publication gedient sein würde — dem Leser, der für die Erlebnisse und den Entwicklungsgang des Schriftstellers oder Gelehrten, dessen Werke er liebgewonnen oder bewundern gelernt hat, eine leicht begreifliche warme Theilnahme hegt; dem Schreiber, dem hier die Gelegenheit geboten, gewisse Dinge zu sagen, die er allein weiß, die aber auszusprechen ihm der Anlaß oder der Antrieb fehlt und von denen es ihm doch wünschenswerth sein muß, daß sie nicht ungesagt bleiben, weil gerade diese zum Verständniß und zur richtigen Würdigung seines Wirkens und seiner Leistungen wesentlich beitragen.

Man mag sagen, was man will: man kennt Niemand so genau, wie sich selbst, wenn man den ernsten Willen hat, seine eigene Bekanntschaft zu machen. Wir erwarteten daher von der in Aussicht genommenen Veröffentlichung einer Reihe von Selbstbiographieen einen redlichen Nutzen und erheblichen Gewinn. Wir hofften dadurch werthvolles Material für die Literaturgeschichte anzusammeln.

Ueber das Gelingen unseres Vorhabens kann erst die Folge entscheiden. Vergeblich war unser Mühen jedenfalls nicht. Denn die Conversationslexica, die Literatur- und Culturgeschichten, welche den Lebenslauf unserer vornehmsten Zeitgenossen schildern, haben den Stoff der Natur der Sache nach nicht erschöpfen können. Die ersteren müssen sich ihrer ganzen Anlage nach beschränken auf eine möglichst objective, nüchterne Wiedergabe der Thatsachen. Das schüchterne Urtheil verhüllt sich vor lauter Decenz bis zur Unerkenntlichkeit. In den Literaturgeschichten und ähnlichen Werken aber wirkt naturgemäß die persönliche Auffassung des Verfassers, sein ästhetischer, politischer oder religiöser Standpunkt als bestimmendes Moment bei der Beurtheilung erheblich mit. Zur Vervollständigung des Bildes, welches diese Werke von einem Mitlebenden zu geben vermögen, zu der farblosen Objectivität des Nachschlagebuchs und der selbst im besten Sinne tendenziösen Färbung der Literaturgeschichte gehörte noch ein dritter Factor: die Subjectivität des Zeitgenossen selbst. Aufschlüsse über die intimere Individualität des Schriftstellers, des Gelehrten, einen wenn auch nur fragmentarischen Selbstbericht über das, was er erstrebt und erreicht, über seine Erfolge und Niederlagen oder auch nur über eine bedeutsame Epoche, ja über einen entscheidenden Augenblick in seinem Dasein zu erlangen — das war das Ziel, welches wir im Auge hatten.

Wir gaben uns keinen Täuschungen hin über die Schwierigkeit, dasselbe zu erreichen. Wir wußten im Voraus, daß wir auf alle Fälle schon durch die äußeren Bedingungen einer periodischen Zeitschrift, deren Raum ein beschränkter ist, auf Vollständigkeit verzichten mußten, und daß wir, selbst unter der Voraussetzung ihrer Zustimmung, nicht allen verdienstvollen Männern die Möglichkeit gewähren konnten, diesen Selbstbericht zu erstatten; aber wir waren der Ansicht, daß es immerhin der Mühe lohnen würde, den Versuch zu wagen, wenn nur eine gewisse Anzahl bedeutender Schriftsteller unserm Antrage zustimmte. Auch konnten wir nicht die Erwartung hegen, daß diejenigen, bei welchen unser Vorschlag Anklang gefunden hatte, in dem knapp bemessenen Raume, den wir ihnen zur Verfügung stellen konnten, ihre ganze Lebensgeschichte uns erzählen und alles das sagen würden, was ihnen zu ihrer Selbstcharakteristik erforderlich schiene. Aber auch das konnten wir nicht als einen entscheidenden Nachtheil betrachten. Die nothgedrungene räumliche Beschränkung war in unsern Augen sogar ein Vortheil. Gerade dadurch, daß es unter den gegebenen Verhältnissen dem Einzelnen nicht möglich war, sein Leben und den Gang seiner Entwicklung von der Wiege bis zum heutigen Tage in der erwünschten, ja nothwendigen Breite zu schildern, verschwand die Gefahr, welche die Aufeinanderfolge einer ziemlich langen Reihe von stoffähnlichen Aufsätzen mit sich zu bringen drohte: die Gefahr der zu großen Aehnlichkeit der Aufsätze mit einander, ja der Einförmigkeit. Wir überließen es daher jedem Einzelnen, die autobiographische Skizze nach eigenem Ermessen anzulegen und auszuführen. Wir stellten keine andere Bedingung als die, daß der Betreffende über sich und seine Leistungen schriebe. Ob er nun seinen ganzen Lebenslauf in chronologischer Folge schildern, ob er, wie bemerkt, ein entscheidendes Moment aus seinem Dasein herausgreifen und dieses eingehend besprechen, ob er seine Gesammtthätigkeit oder ein bestimmtes Werk, ob er eine allgemeine Charakteristik seines Schaffens oder eine specielle Schilderung eines Zweiges seiner Wirksamkeit geben, ob er uns sich in seinen Anfängen oder in seiner Reife, als dankbar Werdender oder als Fertiger, dem nichts recht zu machen ist, darstellen wollte — das Alles konnten wir dem Gutbefinden jedes Einzelnen unterwerfen. So konnte schon die Art und Weise, wie der Betreffende unsern Vorschlag auffaßte und ausführte, als ein ihn charakterisirender Zug gelten.

Wir wandten uns, da wir im Laufe des Jahres verhält-

Digitized by Google

nißmäßig doch nur wenige solcher Biographieen veröffentlichen konnten, an eine sehr beschränkte Anzahl von Schriftstellern, Gelehrten und Politikern. Die letzteren billigten unser Unternehmen zwar in den wärmsten Worten, hielten den Gedanken für glücklich und durchführbar, erklärten aber in ihrer Mehrheit, für den Augenblick aus diesem oder jenem Grunde ihre Mitwirkung versagen zu müssen. Da unsere Galerie von Selbstportraits aber nur dann eine berechtigte war, wenn die hauptsächlichen Führer in derselben vertreten waren, so entschlossen wir uns kurzweg, das Gebiet, das wir zunächst zu weit gezogen hatten, enger abzugrenzen und die eigentlichen Fachpolitiker, die ihre Hauptthätigkeit auf die Wirksamkeit in den Kammern concentriren, vor der Hand ganz auszuschließen. Umsomehr, als uns aus dem Kreise der Schriftsteller und Gelehrten, die dabei ja auch Politiker sein mochten, so überaus zahlreiche Zusagen zugingen, daß wir vollauf zu thun haben werden, um das Material, welches zum Theil bereits vorhanden ist, zum andern Theil binnen Kurzem vorhanden sein wird, zu bewältigen. Wir können für das vertrauensvolle Entgegenkommen, für die freudige Zustimmung, welche unser Vorschlag gefunden hat, nicht genug danken.

Nur zwei oder drei haben uns durch Nichtbeantwortung unseres ersten Briefes der Mühe enthoben, die Correspondenz mit ihnen fortzusetzen, alle Anderen haben sich binnen kürzester Frist entschieden, und selbst diejenigen, welche unsere Anfrage verneinen zu müssen glaubten, haben mit herzhaften Worten der Sympathie für das Gelingen unseres Unternehmens, mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme nicht gekargt.

Von denen, welche Nein sagten, hat nur ein Einziger die Tendenz, welche wir im Auge hatten, völlig verkannt. Dieser meinte, die Sache würde auf eine Selbstberäucherung hinauslaufen — ein Mißverständniß, vor dem wir uns offen gesagt durch die Richtung unserer Zeitschrift von vornherein gewahrt glaubten. Die übrigen der Verneinenden billigten sämmtlich unser Project, zum Theil sogar in enthusiastischer Weise.

Die Gründe, welche sie gleichwohl bewogen, an dessen Durchführung sich nicht zu betheiligen, waren gar verschiedener Art.

Der Eine schrieb: „Sie haben keine Vorstellung, lieber Freund, wie viel ich von mir halte. Wollte ich der Welt zeigen, wie vortrefflich ich bin, so würde sie in ihrer gewerbsmäßigen Bosheit mich für einen eitlen Gecken halten. Am Ende bin ich es auch. Aber ich selbst fühle doch nicht gerade das dringende Bedürfniß, mir dies Zeugniß meiner Anmuth auszustellen. Jedenfalls möchte ich abwarten, wie es die Anderen anfangen. Die Galerie wird auf alle Fälle sehr interessant werden, vielleicht sogar nützlich. Jedenfalls möchte ich mein Bild in ein Seitengemach aufhängen. Also lassen Sie mir zur Entscheidung noch einige Wochen Frist, bis ich mich im Salon carré umgesehen habe".

Ein Anderer schrieb ähnlich wie Alfons Karr, als man ihn aufforderte, biographische Notizen über sich für ein Conversationslexicon zu geben: „Mir ist eigentlich nie etwas passirt".

Zwei der hervorragendsten Naturforscher, von denen der Eine im Norden, der Andere im Süden Deutschlands lebt, und die unmöglich mit einander communicirt haben konnten, antworteten in beinahe wörtlicher Uebereinstimmung: „Alles was ich von mir sagen kann, steht im Conversationslexicon, und was nicht darin steht, braucht Niemand zu wissen. Im Uebrigen besten Glückwunsch zu der vortrefflichen Idee ꝛc." Zwei Dichter schrieben ebenfalls beinahe gleichlautend, sie seien zu alt und hätten Alles, was sie über sich zu sagen hätten, bereits mehrfach gesagt. Drei Andere — ein bedeutender politischer Publicist, ein dramatischer Dichter und ein Gelehrter und Forscher — erklärten, „sie seien zu jung, sie seien noch nicht zu demjenigen Standpunkte eigener Entwicklung gelangt, an dem man mit objectiver Ruhe auf den durchlaufenen Lebensgang zurückzublicken habe, wenn es beabsichtigt wird, mit einer Selbstschau vor die Oeffentlichkeit zu treten". Einer unserer angesehensten Lyriker erklärt uns, daß seine Hand wohl

„Der Leier zarte Saiten
Doch nie der Prosa Kraft gespannt"

habe; es fehle ihm der Muth, mit einer prosaischen Darstellung zu debütiren, ein Anderer: es fehle ihm die Stimmung dazu.

Von denen, welche ihre Zustimmung zu unserm Projecte aussprachen, erhielten wir zum Theil überaus interessante Antworten, die wir leider, da sie offenbar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, hier nicht vollständig mittheilen können.

„Ich denke", schrieb Einer, „konnte man durch die Klippen des Lebens steuern, so muß man auch die Klippen der Darstellung zu überwinden wissen", und ein Anderer rühmte die Absicht unseres Blattes als eine löbliche und ersprießliche. „Wiederholt habe ich die Erfahrung gemacht, wie oberflächlich und ungenau die von den Blättern gebrachten biographischen Skizzen zu sein pflegen. Selbst wenn man sich dazu Angaben von dem Helden der Biographie selbst zu beschaffen der Mühe werth erachtet, wird durch die schleuderige Benutzung und Redaction derselben ein ungenügender Artikel geschaffen, dessen Irrthümer und Ungereimtheiten sich von einem Abschreiber auf den andern fortpflanzen." Ein Anderer stimmte zu, indem er sich auf die Ansicht Armand Carrels berief, daß „in letzter Instanz ein tüchtiger Schriftsteller eben so berufen sei, über sich und seine Bestrebungen, Arbeiten und Erfolge sich auszusprechen wie ein tüchtiger Soldat oder bedeutender Staatsmann allgemein pour historien de ses propres actions acceptirt werde". Wieder ein Andrer schrieb: „Lassen Sie uns hoffen, daß Ihre Idee sich verwirkliche. Der Gedanke ein Album von »Naturselbstabdrücken« der Zeitgenossen herauszugeben ist neu und pikant: er appellirt im Gegensatz zu anderen literarischen Encyklopädien an die Bescheidenheit der Mitarbeiter".

So hatten wir wenige Wochen nachdem wir den ersten Schritt zur Verwirklichung unseres Projects gethan, die freudige Gewißheit, daß dasselbe gelingen werde. Mit besonderer Genugthuung mußte es uns erfüllen, daß auch diejenigen, und gerade mit besonderer Liebenswürdigkeit diejenigen, welche alle Ursache haben mochten, sich über literarische Rücksichtslosigkeiten des Herausgebers dieser Blätter zu beschweren, unserm Vorschlage zustimmten und nicht daran dachten, den Redacteur die Sünden des Kritikers büßen zu lassen.

Es erübrigt uns, die Namen der Schriftsteller und Gelehrten hier anzuführen, welche entweder bedingungslos ihre Zustimmung gegeben, oder dieselbe an Bedingungen geknüpft haben, die zu erfüllen wir leicht im Stande waren, so daß auch die bedingte Zusage dieser Letzteren zu einer definitiven geworden ist. Wir geben sie in alphabetischer Reihenfolge.

**Berthold Auerbach** in Berlin,
**Bluntschli** in Heidelberg,
**Friedr. v. Bodenstedt** in Meiningen,
**Moriz Carriere** in München,
**Franz v. Dingelstedt** in Wien,
**Karl Gutzkow** in Wiesbaden,
**Robert Hamerling** in Graz,
**Hermann Hettner** in Dresden,
**Paul Heyse** in München,
**Gottfried Keller** in Zürich,
**Levin-Schücking** in Münster,
**Hermann Kingg** in München,
**Alfred Meißner** in Bregenz,
**S. v. Mosenthal** in Wien,
**W. H. Riehl** in München,
**Friedrich Spielhagen** in Berlin,
**Adolf Stahr** in Berlin,
**Heinrich v. Sybel** in Bonn,
**Fr. Vischer** in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Liste ist noch nicht geschlossen. Wir stehen noch mit einer Anzahl anderer hervorragender Persönlichkeiten in Unterhandlungen, die voraussichtlich ebenfalls zu einem guten Resultate führen werden.

Bei der Veröffentlichung kann von einer bestimmten Rangordnung selbstverständlich nicht die Rede sein. Wir werden versuchen, in der Aufeinanderfolge die größtmögliche Mannichfaltigkeit walten zu lassen, so daß der Skizze eines Dichters sich die eines Gelehrten anschließen würde, einer längeren eine kürzere, der Charakteristik eines entscheidenden Momentes im Entwicklungsgange die Schilderung eines größeren Lebensabschnittes ꝛc.

In der heutigen Nummer beginnen wir mit einer Skizze von Friedrich Spielhagen.

Als Herausgeber dieser Zeitschrift können wir über das vorläufige Gelingen unseres Planes nur unsre vollste Genugthuung aussprechen, denn dies bereichert unser Blatt um eine Reihe von Beiträgen der bedeutendsten mitlebenden Schriftsteller. Wir zweifeln nicht an dem endgültigen Gelingen, an der reizvollen Ausführung, an dem interessanten Inhalt und dem praktischen Nutzen dieser Selbstschilderungen; und wie bisher so rechnen wir auch jetzt mit voller Zuversicht auf die freundliche Gesinnung, welche der Leser diesen Publicationen entgegenbringen und mit welchen er dieselben begleiten wird. An Ihn, den merkwürdigsten Menschen von der Welt, der so schwer und so leicht zu befriedigen, so gewaltig und so schwach ist, richten wir schließlich dieselben Worte, mit welchen Lafontaine dem Dauphin seine Fabeln übersandte:

„Et si de t'agréer je n'emporte le prix,
J'aurai du moins l'honneur de l'avoir entrepris".

F. L.

---

## In meiner Jugend Stadt.

### Ein Stückchen Autobiographie.

Von **Friedrich Spielhagen.**

Mit einem Vorwort an den Herausgeber.

Verehrter Freund!

Ein vortrefflicher Gedanke! Was könnte Ihren Lesern willkommener sein als die Portraits derjenigen, welchen sie für so manche lehrreiche oder ergötzliche Stunde verpflichtet sind! Und diese Portraits — peints par eux-mêmes — gemalt von eben diesen lehrreichen oder ergötzlichen Leuten! Und sie selbst, die Trefflichen, wie freudig werden sie die Gelegenheit ergreifen, der Welt ein Conterfei, ein wahrhaftiges, lebensgetreues, lebensvolles Abbild von sich zu geben, anstatt der seelenlosen Schattenrisse in den Conversationslexicis, oder der gräulichen Caricaturen in den illustrirten Zeitungen, belletristischen Journalen, Literatur- und sonstigen Geschichten! — Ein vortrefflicher, ein ganz vortrefflicher Gedanke!

Schade nur, daß ich so wenig zur Realisirung desselben beitragen kann! denn, was ich Ihnen hiermit vorlege, ist — ich will nicht sagen alles Mögliche; aber ganz gewiß nicht das, was Sie gewollt haben. Sie wollen — und können auch nichts Anderes wollen als ein mit sichrer Hand hingeworfenes Bild — mehr Umriß, als Ausführung, mehr Skizze, als Portrait, oder doch ein Portrait in kleinem Maßstabe, und trotzdem in ganzer Figur, welches die springenden Punkte, die charakteristischen Züge klar und scharf hervortreten läßt, also daß Freund und Feind sagen müssen: Wahrlich, das ist der Mann —

Nichts verlindert, und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt!

Nun möchte ich nicht behaupten, daß ich so gar nicht im Stande wäre, ein solches Bild von mir selbst zu machen; im Gegentheil! ich glaube, ich hätte wohl den Muth und auch die Hand dazu; aber da muß Ihre Aufforderung, mich Ihrem Reigen anzuschließen, denselben vielleicht gar zu eröffnen, mich gerade bei einem Tanze finden, der nach einer ganz andern Musik und in einem ganz andern Tact und Tempo getanzt wird! Sehen Sie selbst! Nicht wahr, das geht doch nicht! Und ginge es einmal — was sollte aus dem kostbaren Raum Ihres Tanzsaales werden, wenn jeder solche Sprünge machen wollte! Und ich bin nun einmal im Zuge; ich muß so tanzen, oder gar nicht.

Doch da fällt mir etwas ein, was uns möglicherweise aus der Verlegenheit hilft. Wenn meine Arbeit (an welcher der letzte Strich gethan war, als Sie den ersten an Ihrem Einladungsschreiben machten) gewiß nicht als löbliches nachahmenswerthes Paradigma aufzustellen ist, so kann sie doch vielleicht als abschreckendes Beispiel dienen, wie die Andern es nicht machen sollen. Was meinen Sie dazu? Jedenfalls stelle ich Ihnen diese Blätter „aus meinem Skizzenbuch" zur Verfügung, und werde mich sehr freuen, wenn Sie dieselben bei der Ausführung Ihres in jeder Hinsicht löblichen Planes so oder so verwerthen können.

### I.

Nach der Aussage Aller, die etwas davon verstehen, ist die Rückkehr Verstorbener zu den Stätten, wo sie im Leben geweilt, eines der melancholischsten Geschäfte. Ich kenne jetzt eines, das nicht minder melancholisch ist, und vermuthlich aus ähnlichen, vielleicht denselben Gründen. Dies Geschäft aber besteht darin: nach vierzehn, fünfzehn Jahren, als Mann, wiederzukehren zu der Stadt, in welcher man seine Jugend verlebt, aus der man damals ausgezogen ist „den übelgemachten Helm" seiner Unerfahrenheit auf dem Kopfe, und in dem Kopfe alle die Narrenspossen, die man Andern für Lebenspläne, Zukunftsentwürfe u. dergl. ausgab und — was das Schlimmste war — selber dafür hielt.

Meine Kenntniß ist noch nicht alt, ein paar Tage erst, die paar Tage, die ich eben in meiner Jugend Stadt verträumt habe.

Ich kann nicht sagen meiner Vaterstadt, oder Heimathstadt, oder wie sonst die schönen ehrwürdigen Worte heißen. Ich bin in einer andern Stadt geboren, zu der ich — wie das bei Kindern aus dem Beduinenstamme der Beamten der Fall zu sein pflegt — so wenig ein gemüthliches Verhältniß habe, wie eine ausgewachsene Krähe zu der Eiche, in deren Zweigen das Nest hing, in welchem sie das Licht der Welt erblickte. Es hätte ja auch in der benachbarten Buche, oder eine Meile weiter in der großen Linde hangen können! In diese Stadt aber kam ich als ein Bürschchen von sechs Jahren, und blieb da in ununterbrochener Folge, bis ich in meinem achtzehnten die Universität bezog; dann bin ich abwechselnd noch bis zum 24. dort aus- und eingegangen, und dann in die Welt gewandert.

So ist sie sicher nicht meine Vaterstadt; aber meine Heimath ist sie eben so wenig. Ich habe keinen Theil an ihr und ihrem Weichbild als höchstens den precären der paar Quadratfuß Kirchhoferde, unter denen meine Eltern schon lange schlafen; kein Mensch lebt hier, dem das Mittagsessen auch nur ein wenig weniger gut schmecken würde, wenn er fünf Minuten vorher in der Zeitung gelesen hätte: Aus X. schreibt man uns, daß der Schriftsteller u. s. w. — Ja, ich bin diese Tage Straße auf, Straße ab gegangen und habe den Leuten in die Gesichter gestarrt, und Keiner hat mich erkannt, Keiner! ich hätte, ein Fremder, wieder fortgehen können, wie ich gekommen, wenn ich gewollt hätte. Eine solche Stadt, die einem eine so liebevolle Erinnerung bewahrte, kann man auch in der sentimentalsten Stimmung nicht seine Heimath nennen; aber, wie gesagt, meiner Jugend Stadt ist sie, bleibt sie; als solche wird sie dermaleinst vielleicht sogar in die Conversationslexica kommen*); und, was mir wichtiger ist: ich weiß, daß dem so ist; ich weiß, daß, wenn ich keinen Theil an der alten Stadt und ihrem Weichbilde habe, sie desto größeren Theil an mir hat; ich habe es in diesen Tagen erfahren.

Da war kein Markt, keine Kirche, keine Straße, keine Straßenecke, kaum ein Haus, da war kein Weg und kein Steg in der Umgebung, die mir nicht gesagt hätten: ich stehe auch noch in deiner Erinnerung, wenn du die Güte hast, dich darauf zu besinnen; du runzelst die Stirn? und deine Augen blicken düster? diese, jene Erinnerung ist dir nicht lieb? thut mir leid, aber geschehen ist nun geschehen; und, wenn's in der Jugend geschehen, doppelt, dreifach, hundertfach; denn, siehst du, man hat sein Leben lang daran zu tragen, so oder so.

*) Ist bereits geschehen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Es ist gewiß keine originelle Bemerkung, die ich da eben niedergeschrieben, und sie macht auch nicht den geringsten Anspruch in dieser Beziehung; aber ich gestehe gern, daß mir die hausbackne Wahrheit doch nie in so, ich möchte sagen, greifbarer Klarheit vor der Seele gestanden, wie in diesen Tagen. Wir Menschen sind, zu welch' herrlichem Metall wir auch im Lauf der Jahre erhärten, in der Jugend weiches Wachs den Eindrücken gegenüber, welche unsere Umgebung in jeder Bedeutung des Wortes auf uns macht. Wir könnten uns dem in keiner Weise entziehen, selbst wenn wir wollten, was aber als Regel durchaus nicht der Fall ist; im Gegentheil! Wir geben uns ihnen mit dem vollen Vertrauen der Unerfahrenheit hin, ganz hin, mit Leib und Seele; und wenn wir wirklich zur Einsicht kommen, daß es besser, viel besser gewesen sein würde, wenn dies und das anders gekommen wäre, ist das Glück längst eingekehrt und das Unglück schon lange da, und wir sind, was wir als Kinder dieser Eltern, mit diesen Geschwistern, in dieser Umgebung, in dieser Schule, bei diesen Lehrern, unter diesen Cameraden, unter all' den tausend und aber tausend Eindrücken (wie bezeichnend das Wort ist!) werden mußten, wie das Kupfer oder Gold werden mußten, was der Stempel aus ihnen prägte. Sie gehen hernach noch durch viele Hände, der arme Dreier oder der kostbare Friedrichsd'or; und ihr Gepräge kann wohl undeutlicher, vielleicht ganz abgegriffen werden; aber ein neues Gepräge — nein — das bekommen sie in dieser Phase ihrer Seelenwanderung nicht mehr.

Natürlich, daß auch der ehrgeizigste Dreier es unter andern Umständen nie zu einem Friedrichsd'or gebracht hätte! Und wäre ich in Wallensteins Lager zum Dragoner geboren — ich würde wohl immer ein Stück von einem Träumer geblieben sein; aber daß hier kein Entrinnen war, für mich war; daß ich hier recta via in's Traumland auf den Wolken segeln, auf den Winden getragen werden mußte — das ist mir doch jetzt erst klar geworden.

Oder sollte es seitdem stiller in der alten Stadt geworden sein? ich glaube nicht. Zwar die zweirädrigen uralterthümlichen Karren wunderbarster Construction, auf denen die Güter — besonders das Korn — aus den Speichern nach dem Hafen oder umgekehrt geschafft wurde — Strandkarren nannte man sie, und die Leute, welche sie handhabten, nannte man — nicht ganz etymologisch richtig — Strandkarrer — sie sind nicht mehr, und das will gewiß etwas sagen; denn sie waren, in Ermangelung anderer Fuhrwerke, oft die einzigen, die man an einem langen Sommertag zu sehen oder zu hören bekam und sie machten auf dem holprigen Pflaster in den abschüssigen Hafenstraßen ein erkleckliches Geräusch — aber das kann doch nicht der Grund sein, weshalb mir jetzt die alte Stadt so still, so träumerisch still erschien. Jenen, zu ihren Ahnen — den Ichthyosauren und Megatherien der Vorzeit — versammelten Strandkarren sind sicher andere Fuhrwerke gefolgt; ja, es ist mir aufgefallen, daß anstatt der drei oder vier Privat-Equipagen, die es damals gab, gewiß noch mindestens ein halbes Dutzend hinzu gekommen sind; und auf dem alten Markt mußte man sogar, wenn man aus dem Rathhause trat, zwischen den Köpfen von zwei Pferden hindurch, welche eine Droschke hinter sich und wie es schien, diese höchst auffallende Vis-à-vis-Stellung nur deshalb angenommen hatten, um sich gegenseitig von der Wahrheit zu überzeugen, daß sie auf ihre alten Tage ein so sonderbares Schicksal getroffen — mit einem Worte: es war auf den Plätzen, auf den Straßen ganz entschieden ein regeres Leben, als es damals gewesen sein kann — dennoch, wie hat sich mir die Stille schier ängstlich auf's Herz gelegt! wie habe ich ein paar Mal, wenn auch nicht ein lebendes Wesen sich am hellen Tage auf einer ganzen langen Straße sehen ließ, halb und halb gefürchtet: ich sei wirklich ein Gespenst, oder auch: ich wandelte als Traumbild in einer Traumstadt, der Stadt meiner Jugend, und habe — wie man ja im Traum Alles nur halb thut — die Häuser zwar wieder in der Erinnerung aufgebaut, aber die Menschen hineinzusetzen vergessen.

Es ist ja auch gewiß eine Einbildung, aber ich habe mich während dieser ganzen drei Tage nicht von der Empfindung losmachen können, daß die Sonne hier anders als anderswo scheine — mit einem gedämpften, milden Licht, — und als ob der Wind hier eine andere Stimme habe — eine articulirtere, deutlichere, dem Menschenohr faßlichere Stimme. Selbst die kleinen Wellchen plätscherten an der „Ballastkiste", wie ich sonst nirgend das Wasser an Hafenquais habe plätschern hören: daß es ordentlich wie Menschenrede klang, oder doch wie Musik, — wie eine halb vergessene Melodie aus der Jugend Tagen.

Freilich war es gerade hier, am Hafen, wirklich stiller als es je gewesen. War es doch eigentlich gar kein Hafen mehr, nur noch so viel davon, wie der directe tägliche Verkehr mit der Insel drüben erforderte — ein auf den Altentheil gesetzter Hafen, während sein junger Nachfolger nach einer ganz andern Stelle gezogen war und sich dort äußerst stattlich und kostbar mit gewaltigen Mauern und Molen, Werften und sonstigem Apparat eingerichtet haben sollte. Ich fühlte kein Bedürfniß, dem Nachfolger meine Aufwartung zu machen; ich setzte mich zu dem Alten und plauderte mit ihm von vergangenen Tagen.

In der Stille um mich her traten sie fast greifbar, fast körperlich vor mich: die Sommertage, an welchen ich in diesem blauen, stillen Wasser — da linker Hand an dem flachen, sonnigen Strand lag noch immer die Badeanstalt — so weit hinausschwamm, daß die Zelte klein wurden wie die Häuschen in Liliput; oder noch viel weiter auf dem kleinen Boot hinausruderte, das in dem Hafen jederzeit für mich bereit lag — viel weiter! wie oft mutterseelenallein hinüber nach der Insel, in einem Schlage, ohne daß meine kräftigen jungen Arme erlahmten! Nur einmal, als ein heftiger Südwest aufsprang, hatte ich meine liebe Noth, wieder in den Hafen zu gelangen! — Und dann die Wintertage, wenn dieselbe Entfernung, die zurückzulegen eine Stunde emsigen Ruderns erforderte, auf Schlittschuhen oft in wenigen Minuten durchmessen wurde, und über der herrlichsten Lust der Abend herabsank mit all den flimmernden Sternen, und es nur immer schöner und schöner wurde, und das junge Herz und die jungen Glieder sich nicht ersättigen konnten, trotzdem es schon eine gute Zeit her war, daß der letzte Schlitten vorübergeklingelt und ich allein war auf der weiten Fläche, ganz allein.

Es war das letzte Mal für den Winter gewesen; in der Nacht war der Wind nach Süden umgesprungen und starkes Thauwetter eingetreten; die Fährleute hatten ihre liebe Mühe gehabt, hinüber und herüber zu kommen; erst noch zu Fuß mit Hülfe langer Stangen, an denen sie sich, wenn sie einbrachen, oben hielten; dann auf einem schmalen Canal, den sie die halbe Meile bis hinüber mit der Axt durch das Eis hauen mußten, und dann wareu schon große Löcher entstanden, in denen das Wasser in kleinen Wellen an dem Eis leckte, und dann war in einer einzigen Nacht die Decke, die gestern Abend noch grau und unheimlich, so weit das Auge reichte, sich in die Dämmerung streckte, verschwunden, und im hellen Licht der Märzsonne, die von einem blauen Himmel schien, hüpften die blauen Wellen, und hier und da überschlugen sie sich so lustig, daß es eine Lust war, es mitanzusehen.

Und wieder eines Tages — es war im Spätherbst und an der „Ballastkiste" ankerte Schiff neben Schiff — da wurden aus den lustig hüpfenden Wellen zornige Wogen, die in schweren Massen herangerollt kamen, eine immer höher wie die andere, daß sie zuletzt hier über die „Ballastkiste" wegfegten, wie über das Deck eines Schiffes. Und die Schiffe an der „Kiste", die hier so sicher zu liegen geglaubt hatten wie in Abrahams Schooß, da ihnen seit Menschengedenken hier noch nie etwas passirt war, machten, daß sie von dieser Stelle kamen, die plötzlich zum Felsenriff geworden war, an welchem eine fürchterliche Brandung tobte, und suchten sich weiter draußen auf der Rhede an ihren Ankern zu halten, so gut es ging, und den Sturm durchzuwettern. Drei Schiffe aber hatten nicht fortgewollt oder nicht mehr fortgekonnt, ich weiß es nicht; jedenfalls lagen sie noch da, als der Sturm seinen Höhepunkt

Digitized by Google

erreichte — oder vielmehr sie tanzten auf und nieder, wie Nußschalen, zwei große englische Schiffe, ein Barkschiff und ein Vollschiff, und hatten zwischen sich einen jener holländischen Schooner, die so tief im Wasser liegen, daß sie viel kleiner aussehen, als sie in Wirklichkeit sind; und die drei Schiffe wurden von jeder neuen Welle wie in einen Haufen zusammengeschleudert, daß die Planken krachten und die Masten gegen einander schlugen und mit der Takelage in einander geriethen, bis die nächste Welle wieder Alles aus einander riß und die nächste wieder Alles in einen Haufen auf einander schleuderte. Das war für die drei Schiffe schlimm, am schlimmsten aber für den armen Holländer, der die Schläge von beiden Seiten auszuhalten hatte und noch immer mit seinen soliden Planken aushielt, aber nicht lange mehr aushalten würde, wie die Männer sagten, neben denen ich stand. Es war mir, als in der Stadt die alten Häuser wackelten, Fensterscheiben eingedrückt wurden, Fensterläden wie Castagnetten klappten und die Ziegel haufenweise von den Dächern in die schmalen Höfe und auf die menschenleeren Straßen polterten — es war mir eingefallen, daß es am Hafen wild hergehen müsse; und so hatte ich mich auf den Weg gemacht und ein paar Minuten gebraucht, um durch das Hafenthor zu kommen, denn der Sturm wollte mich nicht durchlassen und ich mußte mich Zoll für Zoll an der rauhen Mauer hinausziehen. Dann war ich auf der Ballastkiste vorwärts geschwankt, wie auf dem Deck eines Schiffes bei rollender See, und hatte instinctiv den ersten Schutz aufgesucht, der sich darbot — einen mächtigen Haufen südlicher Hölzer — und da standen denn auch ein halbes oder ein ganzes Dutzend Seeleute und sagten, daß der Holländer es nicht lange mehr aushalten könne.

Sie sagten es aber mit den Händen an dem Mund, trotzdem sie Schulter an Schulter standen.

Auf einmal kam eine große Aufregung in die Gruppe. An Bord des gefährdeten Schiffes befand sich die Frau des Capitäns, und diese Frau war nicht in der Lage, selbst etwas zu ihrer Rettung thun zu können. Gewiß war das den Männern, zu denen ich mich gesellt, von Anfang an bekannt gewesen; aber jetzt war irgend ein Manöver, das die Schiffe auseinanderbringen sollte, mißglückt, total mißglückt, und die Gefahr größer als je, in der That so groß, daß jeder nächste Augenblick die Entscheidung bringen mußte.

Von dem, was folgt, habe ich nur eine sehr undeutliche Vorstellung. Ich erinnere mich nur, daß ich zusammen mit ein paar Dutzend Leuten — Matrosen, der Himmel weiß was — aus Leibeskräften an einem dicken Strick zog, und daß wir uns gegenseitig mit: ho! hioh! halt fest! noch einmal! ho! hioh! halt fest, Jungens! zur äußersten Kraftanstrengung anfeuerten, während die Brust keuchte und die Gesichter glühten und die Haut von den Händen an dem Strick sitzen blieb und von Zeit zu Zeit zur Abkühlung einige Tonnen Salzwasser über uns wegfegten. Und dann habe ich — es muß gewesen sein, während wir uns so abarbeiteten — ein flüchtiges, ganz flüchtiges Bild von einer Gruppe auf dem Deck des Holländers — einer Gruppe von Männern, die etwas trugen — und dann weiß ich nur noch, daß ich die gänzlich menschenleere Straße hinaufging, durch die noch immer der Sturm in unverminderter Wuth fegte, und auf die die Ziegel noch immer herunterklapperten und daß ich keine Ahnung davon hatte, es würde mir, was ich eben erlebt, jetzt nach fünfundzwanzig Jahren bei der Schilderung eines Sturmes in einem Romane, an dem ich eben schreibe*), trefflich zu Statten kommen. — —

So träumte ich am Hafen, der kein Hafen mehr war und als ich aus meinen Träumereien aufblickte, erschien mir, nach den Bildern, die eben an meines Geistes Aug vorübergezogen, was ich nun wirklich sah, doppelt still und friedlich. Ein kleiner plumper Dampfer, der jetzt den Verkehr zwischen der Stadt und der Insel vermittelt, kam herangeschaufelt; man hörte ihn schon aus weiter Ferne; sonst war auf der ganzen großen Wasserfläche auch nicht ein Segel zu sehen; und auf den flachen Ufern des Festlandes und den etwas höheren der Insel lag der Sonnenschein, als sei er trotz des hellen Morgens ein wenig eingeschlafen, — so auf ein Viertelstündchen — mit offenen Augen.

Ich glaube wirklich, die Sonne hat hier nie anders geschienen — ein verschleiertes Scheinen trotz der größten Helligkeit.

Ich muß mir schon damals dieser eigenthümlichen Thatsache halb und halb bewußt gewesen sein, und daß ich meinem Schicksal, ein Träumer und — wenn die Musen wollen — Poet zu werden, unter diesen Umständen nicht entgehen könne; ich muß gefühlt haben, daß ich zum Opfer ausersehen, und daß ich für die Heerde der Gesunden nicht tauge. Welches Geschöpf, das sich im Uebrigen keiner Schuld bewußt war, hätte sonst die stille Oede und öde Stille der guten alten eingeschlafenen Stadt noch zu laut und lebhaft gefunden und die Einsamkeit noch einsamer zu machen versucht, wie ich es that! Ach! ich erinnere mich ja nur zu wohl, wie ich, wenn mir in der öden Straße ein Mensch begegnete, auf die andre Seite ging, und am liebsten umkehrte, oder in eine andre Gasse bog. Und wie ich aufathmete, wenn ich auf meinem Boote so weit auf die See hinausgerudert war, daß mich kein Mensch zurück- oder anrufen konnte! oder, wenn ich mich des Abends aus dem Thor gestohlen hatte und auf den weiten Uferwiesen umherirrte und dem Ruf der wilden Schwäne lauschte, die in dem Herbstnebel unsichtbar über meinem Haupte hinzogen; oder an schönen Sommernachmittagen auf den großen Teichen, welche die Stadt nach der Landseite umgaben, wiederum zu Boot, in die fernste Ecke floh und dort, in Schilf und Binsen verborgen, ein Buch hervorzog, vielleicht auch von den Büchern träumte, die ich einst schreiben würde.

Nicht, als ob ich damals bereits mich mit so schlimmen, menschenfeindlichen Absichten getragen hätte! ich kann beschwören, daß dies nicht der Fall gewesen, daß ich im Gegentheil die poetischen Allotria jener Jahre ohne alle und jede sträfliche Nebenabsicht, ganz „wie Essen und Trinken frei" getrieben. Ja, als ich in meinem vierundzwanzigsten Jahre wieder einmal eine Novelle schrieb, habe ich ihr keineswegs angesehen oder sie darauf hin angesehen, daß sie gedruckt werden solle, könne oder müsse, wie es denn später (vier Jahre später) wirklich geschah; sondern ich schrieb, wie ich immer geschrieben, weil es mir — ich kann nicht sagen eine Lust oder ein Schmerz — sondern einfach eine Nothwendigkeit war. So kann ich auch Niemand nur im mindesten der moralischen Mitschuld bezichtigen — Niemand hat mich aufgefordert, ermuntert, angereizt, verführt, weder direct, noch indirect. Im Gegentheil! als es sich später nicht mehr ganz verbergen ließ, was ich heimlich gesponnen, hat man über mich die Achseln gezuckt und gemeint: das komme davon, und wie man's treibe, so gehe es; und das werde nimmer gut, vielmehr noch sehr schlecht gehen; und das einzig Gute dabei sei, daß ich kein Stadtkind, sondern Gott sei Dank! mit sammt meiner Familie nur ein Eingewanderter, der auch eben so gut eines schönen Tages wieder auswandern könne und hoffentlich werde, daß sie keinesfalls für mich zu sorgen hätten, wenn ich verloren ginge; und mithin über Alles, was noch daraus entstehen möge, ihre Hände in Unschuld waschen könnten.

Nein, ich kann Niemand anklagen; Niemand hat mir auch nur so verstohlen mit den Augen Muth zugewinkt! ja, ist schon einmal von Verführung die Rede, so habe ich viel mehr Ursache, an meine sündige Brust zu schlagen und zu bekennen, daß ich es mindestens an Versuchen nicht habe fehlen lassen, und daß es nicht dem Mangel meines bösen Willens, sondern der angebornen Güte jener biedern Naturen zuzuschreiben, wenn ich, soweit mir bekannt, kein Unheil gestiftet, kein Aergerniß angerichtet, keinen in die böhmischen Wälder gelockt, also — objectiv gesprochen — mir keinen Mühlstein, geschweige denn Rad und Galgen um die echten Stadtkinder verdient habe.

Ich sehe sie noch — so ein halbes Dutzend von ihnen

*) Hammer und Amboß.

Digitized by Google

etwa, und es waren noch wirkliche Kinder, oder doch kleine Knaben, so von zehn bis zwölf Jahren; und der eine hatte ein Stück rothes Zeug um die Schultern, der andere ein grünes, und die Beinkleider in den Stiefeln, und die frischen Gesichter waren mit mächtigen Bärten von gebrannter Kohle verziert, und ein oder zwei staken sogar in Mädchenkleidern; und ich war ebenfalls, so oder so, ausstaffirt, und überdies in einer ganz fürchterlichen Aufregung, denn, wenn die Aufführung nicht besser ging, als die letzte Probe, so konnte ich überall nicht viel Ehre mit meiner großen Tragödie einlegen. Die Aufführung aber fand in meiner elterlichen Wohnung in einer nach dem Hofe hinausliegenden Parterrestube statt, welche bis zu diesem denkwürdigen Tag (und noch Jahre nachher) den imposanten Namen Kinderstube führte; die Coulissen waren aus Bettschirmen construirt und ein oder zwei ausgehobenen Thüren (um die Sache wahrscheinlicher zu machen); das Publicum war äußerst klein und bestand, wenn ich mich recht erinnere, aus ein paar Mitgliedern meiner Familie und vielleicht ebensoviel Verwandten der Knaben, welche mit mir meine Tragödie tragirten. Natürlich war es eine Räubergeschichte (ich fürchte mit starken Anleihen bei den Schiller'schen Räubern) und es ging ganz grausam rührend her; um so unverzeihlicher war die Heiterkeit, welche nicht von dem Gesichte der Amalia (ich fürchte, sie hieß auch Amalia) weichen wollte. Es war ein rundes Gesicht mit dicken glänzend rothen Backen und kleinen schwarzen, blitzenden, lachlustigen Augen und, wie gesagt, diese Augen lachten lustig weiter und die dicken rothen Wangen zitterten ordentlich vor Behagen, wie es eine Räuberbraut nun und nimmer empfindet, und meine nun schon gar nicht empfand, bis ich — als Dichter, Regisseur, Souffleur und Mitspieler hinter einer jener Coulissenthüren stehend — die Qual des Widerspruchs zwischen dem thränenreichen Ideal in mir und der lachenden Verkörperung vor mir nicht länger ertragen konnte, sondern mit dem Sprunge des Tigers hervorstürzte, der mir zugewandten rothen Wange eine schallende Ohrfeige applicirte und eben so schnell in meinen Versteck zurücksprang. Armer K. v. K. — wenn du noch lebst, ich bitte dir diesen dummen Streich auf deine Kinderbacke von Herzen ab, obgleich du versichert sein kannst, daß eine uneigennützigere, ich möchte sagen objectivere Ohrfeige niemals gegeben ist und auch nicht gegeben werden kann.

Als ich mich wieder auf dem Geschäft des Finklers für die guten Vögel, meine Cameraden, ertappe, sind vier bis fünf Jahre vergangen. Wir sitzen bereits alle in Secunda, oder vielmehr in diesem Augenblicke in meinem kleinen Zimmer und einer liest aus einem Hefte vor, für dessen Inhalt er für diese Woche in jeder Beziehung — materiell und formell — verantwortlich ist. Der zweite Theil seiner Verantwortlichkeit hat ihn weniger gedrückt; er nimmt es vorläufig noch in dieser Beziehung nicht so genau (und die Andern erst recht nicht), aber die Herbeischaffung des nöthigen Materials hat ihm schwere Sorge gemacht. Die Herren Mitarbeiter haben sich wieder einmal als gänzlich unzuverlässig bewiesen; nur ein paar kleine, ganz kleine Beiträge von durchaus fraglichem Werthe, die höchstens als Lückenbüßer dienen können, sind eingegangen; das Uebrige: die Novelle des Abends, das Hauptstück, den lyrischen Theil, das Feuilleton — er muß es Alles, Alles selber liefern.

Niemand kann zween Herren dienen, besonders wenn der eine von ihnen eine Herrin und nun gar eine von den neun Musen ist. So muß denn ein Unwohlsein, das mich drei Tage hindurch die Schule zu besuchen verhindert, zu meiner Rettung rechtzeitig sich einstellen; und mit Hülfe dieser drei Tage und einiger auf Kosten meiner jungen Nerven requirirter Nachtstunden steht am Donnerstag Abend der Herausgabe, resp. Vorlesung der fälligen Nummer nicht nur nichts im Wege, im Gegentheil: die Nummer ist um mehrere Bogen stärker, als zu welchen der Redacteur verpflichtet ist, und er hat Zeit und Mühe nicht verloren. Alles findet den wärmsten Beifall seines erleuchteten Auditoriums. Die Novelle — es ist eine historische und spielt irgendwo in Oberitalien zur Zeit der ersten Invasion Napoleon Bonapartes, so daß Franzosen, Oesterreicher, Italiener, Soldaten, Diplomaten, Briganten ein hübsch buntes Ganzes abgeben können — die Novelle ist eine jener Co-i-noors der Literatur, über die man nicht viele Worte macht, weil sich Alles, was man darüber sagen könnte, von selbst versteht. Auch die lyrischen Beiträge sind Perlen von reinstem Wasser (und das waren sie auch!), in der Ballade aber habe ich mich wirklich übertroffen. Ich gestehe den Freunden, daß der Stoff nicht freie Erfindung, daß ich denselben wenigstens in der Hauptsache einer jüngst gelesenen Novelle im Hausfreund (so, glaube ich, hieß das Blatt) verdanke. Meine Kritiker sind in dieser Beziehung (und noch sonst sehr vielen) durchaus liberal; die Fassung sei doch mein, gehöre mir, Strophe für Strophe, Vers für Vers, Wort für Wort! Und welche Verse, welche Worte:

Wenn von dem Rodensteine der Wandrer steigt zu Thal
— Es glühn die waldigen Wipfel im letzten Abendstrahl —
Da stößt sein Fuß auf Trümmer, von Epheu dicht umringt,
Von Eichen rings umdüstert, durch die kein Lichtstrahl dringt.
Hier hausten vor alten Zeiten die Ritter von Rodenstein —
— — —

Das war Klang, das war Sang, das war echte Poesie!

Ich bin es zufrieden; aber sehr unzufrieden bin ich, ja auf's höchste erschrocken, auf's tiefste indignirt, als ein paar Tage später in der Declamationsstunde einer aus unserer Gesellschaft auf das Podium tritt, sich räuspert, und

Wenn von dem Rodensteine der Wandrer steigt zu Thal —

Heiliger Himmel! ohne mir ein Wort zu sagen, ohne mir die Gnade einer sorgfältigen Revision, ja nur eines Stoßgebets zu gewähren, in meiner Sünden Maienblüthe — vor versammelter Secunda, in Gegenwart des manchmal etwas indifferenten, doch mit Recht hochverehrten Dr. S... — ist je seit dem schnöden Mord in Helsingör eine solche grause That verübt! Und ich wußte, in dem Moment, da er den Mund öffnete, wie es kommen würde; wußte, daß er Fehler über Fehler in der heimlich genommenen Abschrift gemacht hatte, daß er Wörter ausgelassen oder hinzugefügt, und meine Verse und meine Reime verstümmelt und geschändet! und vor allem wußte ich, daß er das lange Gedicht nicht ordentlich auswendig gelernt, daß er sich nach den paar ersten Strophen auf's Rathen legen würde, daß er ganz stecken bleiben auf halbe Minuten, ganze Minuten, in welchen der gute Doctor in dem gräulichen Manuscripte nach dem abgerissenen Faden gemächlich fischte und ich glaubte, daß mir vor Scham und Gram das Herz springen werde.

Indessen, auch die schlimmste Folter muß so oder so ein Ende nehmen.

Von wem ist das Gedicht?

Irgend eine lahme Ausrede.

Nun, von wem es auch immer sei — der es gemacht, ist noch kein Dichter, der seine Werke bereits produciren darf; aber ich glaube, er wird einmal so weit kommen.

Als ich drei Jahre später zur Universität ging, benutzte ich die Gelegenheit, dem verehrten Manne den Sachverhalt zu erzählen; er erwiderte mir lächelnd, er habe keinen Augenblick gezweifelt, daß das Gedicht von mir gewesen; und er habe mir das Dichten auch gar nicht verleiden, sondern mich nur zur strengsten Selbstkritik anspornen wollen. Und, fügte er hinzu, das hat Ihnen sicher nichts geschadet.

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Musikalische Aufführungen.

### Aida.

Oper von Verdi, Text von Ghislanzoni, deutsch von Julius Schanz. Zum erstenmale aufgeführt in der Königl. Oper am 20. April.

Eine gute italienische Oper ohne Leierkastenmelodien ist an und für sich ein so erstaunliches musikalisches Ereigniß, daß „Aida" schon als solches von Jedem beachtet zu werden verdient, der überhaupt noch moderne italienische Opern hören will. Ich für meinen Theil habe eine besondere Schwäche für den Leierkasten; ich lasse jetzt bei dem Besuche einer italienischen Oper die höheren ästhetischen Forderungen zu Hause, und erwarte nur sinnlich-melodischen Reiz und angenehm behagliche Stimmung; — soll ich bei dem freundlichen Gedudel erst noch recht aufpassen und nachdenken, dann wird mir zu Muthe, als müßte ich beim Champagner eine theologische Abhandlung anhören. Doch diese rein subjective Anschauung kann durchaus nicht als Maßstab der Beurtheilung aufgestellt werden und auch Verdis Verdienst nicht schmälern. Denn sehr verdienstlich bleibt es immer, wenn ein italienischer Componist, der Einzige, der in der Neuzeit überhaupt noch lebensfähige Opern seiner Sprache geschrieben hat, der letzte musikalische Vertreter seiner Nation, der noch von dem Feuer („il brio") und von der Leidenschaftlichkeit („la passione") besitzt, wodurch seine Vorgänger sich ausgezeichnet haben — wenn dieser Mann den Pfad der leichtfertigen Melodienbildung, den er mit „Ernani", „Rigoletto" und „Troubadour" wandelte, nunmehr verläßt und sich offenbar einem ernsten Streben hingibt, wenn er der Charakteristik, der künstlerischen Behandlung der Recitative, der Stimmführung in den Chören, der Instrumentation und Harmonisation so große Sorgfalt widmet, wie er in der „Aida" gethan.

Die Oper ist bekanntlich im Auftrage des Vicekönigs von Aegypten für die italienische Oper in Cairo geschrieben worden. Der Textdichter hat vielleicht deshalb die Handlung seines Dramas nach Aegypten, und zwar in die Zeit der Pharaonen, verlegt, und man muß ihm zugestehen, er hat den Stoff mit Geschick behandelt, und manche wirksame, sogar poetische Scenen geschaffen. Die Heldin Aida, die Tochter des äthiopischen Königs Amonasro, ist in die Gefangenschaft der Aegypter gerathen und Sklavin der Prinzessin und Thronerbin Amneris. Sie liebt den tapfersten Heerführer der Aegypter, Radames, und wird von ihm geliebt; er hofft durch irgend eine glänzende Waffenthat des Königs Gunst in dem Maße zu gewinnen, daß er Aidas Freiheit und Hand als Lohn erbitten dürfe, und ahnt nicht, daß auch Amneris ihn liebt, zum Gemahle erwählen will, daß diese Aida mit eifersüchtigem Auge überwacht. Die Aethiopier überziehen Aegypten mit Krieg; Amonasro will sein Land rächen und sein Kind befreien; Radames wird von dem Oberpriester der Isis als der von der Gottheit erwählte Heerführer bezeichnet und zieht in den Kampf. Aida bleibt im furchtbarsten Zwiespalte der Gefühle — wie soll sie dem Geliebten Sieg wünschen über ihren Vater, über ihr Land? Die Aethiopier werden geschlagen, Amonasro selbst wird gefangen, verhehlt aber seinen Rang, um sich leichter befreien zu können. Radames kehrt im Triumphe zurück, der König überhäuft ihn mit Ehren, bietet ihm die Hand seiner Tochter und Erbin an und sagt ihm Gewährung jedes Wunsches zu. Der Sieger bittet um Freilassung Aidas und ihrer gefangenen Landsleute. Der König ist nicht abgeneigt, sein Wort zu halten, aber die Priester treten ihm entgegen: Wenn die Kriegsgefangenen, anstatt dem Tode überliefert zu werden, die Freiheit wieder erlangen sollen, so muß wenigstens der tapferste ihrer Krieger und Aida zurückbleiben als Gewähr des Friedens. Ihr Spruch entscheidet. Aida ist gezwungen, in der Nähe des geliebten Mannes zu verweilen, der seine Hand der verhaßten Nebenbuhlerin geben muß. Er aber ist entschlossen, das Joch abzuschütteln. Vor dem Tempel der Isis, in welchem Amneris sich zur Trauung vorbereitet, trifft er mit Aida zusammen, ihre Bitten bewegen ihn zu dem Entschlusse, mit ihr zu entfliehen; da erfährt er durch Amonasro, der herzutritt, daß dieser der König der Aethiopier selbst ist, und vor dem Gedanken, sich dem grimmigsten Feinde seines Landes zu verbinden, ihm die Pfade zu zeigen, auf welchen er eindringen könnte, bebt er zurück. Während Aida und ihr Vater ihn bestürmen, tritt die Prinzessin mit den Priestern aus dem Tempel — Amonasro stürzt sich mit dem Dolche auf sie, wird von Radames aber zurückgehalten, und zur Flucht getrieben — der Held bleibt zurück, die Priester rufen ihn vor ihr Strafgericht, er weiset jede Vertheidigung, jede Hülfe der Prinzessin ab, und läßt ruhig das Urtheil über sich ergehen. In ein unterirdisches Gewölbe — unter dem Tempel — eingemauert, ist er dem Hungertode verfallen; er denkt nur an Aida. Da erscheint diese plötzlich vor ihm. Sie war heimlich zurückgekehrt und noch während des Gerichtes, dessen Ausgang sie voraussah, in die Gruft hinabgestiegen, um mit ihm zu sterben; während oben im Tempel — die Bühne ist bei dieser Scene in zwei Stockwerke getheilt — Amneris auf dem Steine, der das Gewölbe schließt, niederkniet, und für ihn betet. Die Fabel der Handlung kann als eine glücklich erfundene bezeichnet werden. Der Dichter hätte viel größeren Vortheil aus ihr ziehen können, wenn er die beiden Hauptcharaktere, Aida und Radames minder weich und verschwommen schwärmerisch, und selbst die racheschnaubende Prinzessin zuletzt noch als edelmüthige Dulderin dargestellt hätte — man interessirt sich schließlich nur noch für den „Bösewicht", für den herrschsüchtigen Oberpriester, den Einzigen, der eigentlich weiß, was er will. Nichtsdestoweniger gehört dieser Operntext zu den besten italienischen, welche seit langer Zeit gedichtet worden sind, und steht unendlich hoch über „Troubadour", „Rigoletto" (? D. Red.) und tutti quanti.

In Betreff der Musik haben wir gleich zu Anfang dieser Besprechung angedeutet, daß Verdi ein höheres Ziel anstrebt, als in seinen früheren Opern, und es ist ihm manches gelungen, was wir als ihm unerreichbar erachteten und nun fast bewundernd anerkennen müssen. Er hat Themata organisch entwickelt, ja sogar contrapunktisch gearbeitet, wie gleich in der Introduction des ersten Actes und in dem großen Chore des zweiten Actes. Freilich kommt hie und da manches Krause zum Vorschein, über das der Deutsche nur kopfschüttelnd lächelt; aber ein italienischer Componist, dem Erfindung nicht abgesprochen werden kann, der bisher nur in roher Manier arbeitete und nun auch der künstlerischen Arbeit Sorgfalt widmet, erwirbt sich hierdurch das Recht auf Anerkennung seines guten Willens — und auf Unterstützung seiner Hoffnung, daß, wenn die Muse ihm einmal recht frische musikalische Gedanken bringt, er dieselben auch in künstlerischer Weise verwerthen wird. An frischen Melodien ist „Aida" allerdings nicht reich, dagegen sind Trivialitäten vermieden.

Manche Phrasen sind sehr edel gehalten, wie z. B. die der Arie Aidas vor dem Schlusse des ersten Actes; in dieser bemerkten wir einen Zwischensatz von sehr bedeutender echt dramatischer Erfindung („Die Worte der Thörin, Ihr Götter" u. s. w.), leider ist diese Phrase, die ganz gut zu einer breiten Entwicklung geeignet war, so kurz, daß sie fast unbemerkt, wirkungslos vorübergeht. Auch das Duett zwischen Radames und Aida, und das Finale des 2. Actes enthält schöne Momente. Die von den Trompeten ausgeführte Melodie des Triumphmarsches ist außerordentlich wirksam und frisch. Es gibt also in der Oper des Interessanten genug für das Publicum.

Daß sich eine Verschiedenartigkeit des Stiles kundgibt, daß bald Meyerbeer'sche, selbst Wagner'sche Anklänge auftauchen, darf wohl niemanden verwundern. Es geht der italienischen Oper jetzt wie den italienischen Künstlerpersonalen. Unter diesen findet man jetzt ja immer einen deutschen, französischen, spanischen oder vlämischen Namen neben den italienischen. Der Kosmopolitismus hat sich überall Bahn gebrochen, daher auch in der italienischen Operncomposition. Der einheitliche Stil ist jetzt eine subjective Begabung, nicht mehr Sache der Schule, und zwar nicht blos in der Musik. Wenn nun Verdi in der Aida selbst orientalische Melodien mit eingeflochten hat, so darf ihn kein Vorwurf treffen, da sie recht originelles Colorit tragen; allerdings hätte er mit der Verwendung etwas sparsamer sein können.

Im Ganzen genommen, wird diese neue Oper, wie wir glauben, Lebensfähigkeit bewähren, besonders wenn die Parteien im Publicum sich zu einem „Compromiß" verständigen wollen; wenn diejenige, welche nur rein italienische Musik will, fremde Beigaben nicht zurückweist, wenn andrerseits die deutschnationale dem romanischen Elemente etwas von der Toleranz angedeihen läßt, die im Saaltheater des königlichen Schauspielhauses ꝛc. in vielleicht zu ausgedehntem, dem deutschen Kunstbewußtsein befremdlichem Maße jetzt gewährt wird.

Die Aufführung, um welche sich Capellmeister Eckart sehr verdient gemacht hatte, war nach allen Seiten hin eine vortreffliche. Frau

Digitized by Google

Mallinger in der Titelrolle und Herr Niemann als Radames, Fräulein Brandt als Amneris, der unübertreffliche Meister Betz als Amonasro, die Herrn Fricke (Oberpriester) und Salomon (König) leisteten Ausgezeichnetes. Wenn wir den Wunsch aussprechen, daß im Ganzen etwas raschere Tempi genommen würden, so gehen wir dabei von der Ueberzeugung aus, daß die Oper hierdurch bedeutend gewinnen würde; manche Längen würden weniger ermüdend wirken, und dies dünkt uns sehr wichtig bei einer Vorstellung, die über drei Stunden dauert. Chöre und Orchester hielten sich vortrefflich. Die Ausstattung mag von einem Kundigeren gewürdigt werden. **H. Ehrlich.**

---

## Ueber die Ausstattung der „Aida".

Wenn in den Blättern eine neue Oper oder sonst ein neues Schauspiel besprochen wird, so pflegt der Kritiker seine Recension mit einer Phrase zu schließen, die ungefähr lautet: „Die neuen Costüme und Decorationen waren, wie es von einem königl. Theater nicht anders zu erwarten war, überaus reich, glanzvoll und prächtig". Man sollte also meinen, es wäre in der Hinsicht das Fabelhafteste mit vieler Mühe erreicht worden. Dennoch halte ich es seit geraumer Zeit für richtig, daß auch dieser hervorragende Theil der heutigen Bühne einmal, und womöglich recht oft, einer ernsthaften Kritik unterworfen werde; denn es werden dem in diesem Punkte zart fühlenden und anspruchsvolleren Zuschauer bisweilen Dinge zugemuthet, die man bei einem Kunstinstitute ersten Ranges gern vermissen würde.

Ich breche die Gelegenheit vom Zaune, um über die Ausstattung der neuen Oper „Aida" einige Notizen zu machen. Vielleicht hilft guter Rath, und das Hoftheater läßt einige geschmackvolle Decorationsmaler aus der guten Schule von Mailand kommen.

Es scheint, als hätte man für „Aida" keine Kosten gescheut: es sind viele Theaterschneider in Bewegung gesetzt worden; mit neuen Decorationen aber hat man sich nicht gerade besonders angestrengt. Ich fange mit der ersten an, da ich vom Theatervorhang nicht sprechen will, über den sich übrigens auch manches sagen ließe. Er geht auf und wir erblicken:

1. Act. Saal im Königspalaste zu Memphis.

Vorn ein Säulenvorhof mit Sonnenschein von rechts, hinten Säulenhalle mit Sonnenschein von links. Vorn aus der Zauberflöte, hinten aus Joseph. Gebe der Zuschauer nur genau acht, er würde staunen, was im Wunderland der Pyramiden passiren kann. Und nun die Bemalung mit Hieroglyphen! Es gibt doch kaum von einem Lande so genaue Ueberlieferungen in Bild und Sculptur wie gerade von Aegypten, und die Arbeit ist eine so geringe, aus guten Werken die Wandmalereien zu copiren und in seine Farbentöne zu übersetzen. Wozu muß denn bei allen Farben auf der Bühne das Grellste angewendet werden, da doch das minder Grelle viel feiner und poetischer wirkt! Vergoldete Inschriften hat es an Memphis' Tempeln gewiß nie so reichlich gegeben; die galgenartige Verbindung der Palastmauern mit den Säulen ist eine willkürliche und unwirksame Erfindung des Decorationsmalers. Keine Säule ist so schön, wie sie mit Leichtigkeit nach einem Originale hätte copirt werden können. Eine Decoration soll doch wesentlich dazu beitragen, das Bild einer Zeit zu geben; diese Aufgabe konnte bei der Dauerhaftigkeit der ägyptischen Bauten und Bemalungen durch gute Reproduction mit Leichtigkeit erfüllt werden.

Von der Decoration der zweiten Scene gilt ziemlich dasselbe. Im Textbuch steht: „Geheimnißvolles Licht von oben"; ich habe zwar nur Dunkel bemerkt, doch man hat ja eine bereits vorhandene Decoration verwerthet. Der sitzende Götze könnte übrigens erheblich größer sein, da in Aegypten mit Bildhauerarbeit in kolossalen Dimensionen nicht gegeizt wurde.

2. Act. Saal in Amneris' Wohnung.

Ein Gemach, in dem eine ägyptische Pharaonentochter den holden Geheimnissen der Toilette sich hingibt, habe ich mir anders gedacht. Auch der Componist der Oper hat sicherlich hier einen zauberischen Mackartartigen Effect im Sinne gehabt.

Statt aller Pracht und Poesie eines solchen Gemaches werden wir hier in ein gruftartiges Gefängniß versetzt; wenige unverständig dicke Säulen tragen die Deckbalken; im Hintergrunde kauert in Windlöchern eine Galerie Mumien — Ahnensculpturen —, die Wand selbst hat man in der Art decorirt, wie im 14. Jahrhundert die Kirchen, indem man unten gemalte Draperien anbrachte. Hinten Aussicht auf einen Zufluß des Nil von der Breite der Panke, da er ein Drittel so breit ist wie die Länge einer Palme. Ein Tisch und ein Stuhl bilden das Geräth der armen Pharaonin. Kein Bett, kein Lager, kein Vorhang, um sich zu verstecken, keine Rauchkessel, keine Blumen, keine Gerüthe. Es ist das Trockenste und Prosaischste, was man sehen kann. Wer Gelegenheit hatte, auf dem jüngsten Künstlerfeste in dem tollen Spiel „Kleopatra" die mit wenig Mitteln hergestellte Toilettirung derselben zu sehen, hatte einen unvergleichlichen Göttergenuß gegen den im 2. Act der „Aida".

2. Scene. Gegend am Nil, jedoch da, wo er nicht zu breit ist. Der Vorhang verhüllte bei der ersten Vorstellung geschmackvollerweise zum Versuch den oberen Theil der Decoration, und sie sah wirklich auf Augenblicke reizend aus; als er sich ganz hob, überbot aber das grell beleuchtete Zeltdach hoch oben jeden hellen Effect auf der Scene, so daß nichts recht sonnig aussehen wollte. Diese Pointe könnte noch übermalt werden.

Wie strahlend und wirkungsvoll könnte und müßte diese Decoration sein! Doch sie ist ohne Effect und Pointe von rechts nach links; sie hat — wie der verewigte Meister Hildebrand von Bildern sagte —, sie hat kein Auge, und das Auge, das sie hat, sitzt an der falschen Stelle — ganz hoch oben.

3. Act. Am Ufer des Nils. Nacht.

Soll auf der Bühne Nacht gemacht werden, so merkt man schon einige Minuten vorher: Aha! es sind grüne Lampen aufgesteckt!. Der Maschinist nimmt die zur Nacht bestimmte Decoration und die grünen Gläser besorgen die Nacht. Der Effect erinnert meist, und auch hier, an gewisse Aussichtspunkte in Thüringen und der sächsischen Schweiz, auf denen ein Sortiment bunter Gläser zum Beschauen der Gegend angebracht ist; das grünste davon ist wie eine Opernnacht. Um eine poetische Nachtdecoration herzustellen, muß dieselbe nur dazu gemalt sein, auf der Bühne zu Nachtscenen verwendet zu werden; sie darf nicht auch gelegentlich zu Sonnenschein dienen*). Der poetische Zauber der Nacht wirkt durch die Einfachheit der Farbe, durch die großen unentwirrbaren dunkeln Massen und das Geheimniß des Schattens. Da darf man nicht jedes Blättchen an den verkümmerten Palmen nachzählen können, nicht ein jedes Gräschen an den Topfgewächsen, die alle so zahm und zaghaft wachsen. Wo ist da die Ueppigkeit des Orients, wo der Zauber einer Mondnacht auf dem Nil? Alles ist in Grün getaucht, wie eine Botanisirtrommel.

4. Act. Saal im Königspalast.

In der Mitte eine Thür, welche in den unterirdischen Gerichtssaal führt. An der großen Thür, wo der Fußreiniger angebracht wird, steht ein altes Schillergitter, und da hinab steigen die Priester; es macht auf viele den Eindruck des Einzugs in eine Weinstube.

Der Vordertheil des Decors ist so traurig, wie es die Handlung verlangt. Der falschen Perspective in den Gesimsen soll nicht gedacht werden, auch nicht des Blickes auf den Orangecorridor, auf dem nur der Kleiderriegel fehlt.

Die Schlußdecoration ist auf dem Schiff der Africanerin errichtet; — dies soll kein Vorwurf sein —, oben der nicht üble Tempel Vulkans (in Aegypten?!), unten eine aquariumartige Vorkehrung im grünen Halbdunkel, die von dem Tempel mit einer schnurgeraden rücksichtslosen Linie abgetheilt ist.**)

Soviel über die Decorationen. Die Costüme sind denselben vollständig ebenbürtig. Da erinnert fast nichts an die alten ägyptischen Bilder — Frau Mallinger ausgenommen. Ihre Kleider liegen gut an, sind von faltigem Stoff, der ihre Figur gut belebt und zeigt; die Farben sind nicht zu schreiend bunt, mit Ausnahme der blauen Schärpe; sie ist eine alt-orientalische Raceerscheinung. Alle andern aber erscheinen wie vom Buchbinder gemacht. Da kommt der König, kein Zoll an ihm Aegypter; ein thörichter Helm deckt sein Haupt, ein blauer Mantel in griechischem Schnitt seine Schultern. Man sieht doch auf alten Bildern, wie Königsmützen ausgesehen haben und könnte das Publicum belehren. Einige der Begleiter haben solche echten Pharaonenhelme in Blasenform

*) Ist aber in der Praxis schwer durchzuführen, sintemalen dieselbe Landschaft, welche beim Beginn des Actes in nächtiges Dunkel gehüllt ist, am Actschluß oft in hellstem Sonnenschein glänzen muß. D. Red.

**) Unser gestrenger Kritiker wird aber zugeben, daß diese Schlußdecoration auf das Publicum bedeutend wirkt. D. Red.

Digitized by Google

auf; nur müßten sie nicht ganz von Blech sein und nicht jeder sollte die Orionsschlange am Kopf tragen, die ein Zeichen der Gottgeweihtheit und königlichen Würde ist. Niemanns Feldherrnanzug gleicht täuschend dem eines Kartenkönigs. Die blaue Stahlrüstung ist früh mittelalterlich und contrastirt zu grell mit dem rothen Mantel. Sein erstes Costüm ist zu weiblich, sein letztes sehr unglücklich gewählt, und nicht tief genug in der Farbe. Ueber Betz' Anzug herrscht nur eine Stimme: er ist abscheulich. Frl. Brandt sieht durchaus nicht königlich genug aus; rosa ist in dem Costüm nicht zu wählen. Die Sucht, alles zu grell bunt zu machen, nimmt dem poetischen Kopfputz eines goldenen Geiers allen Reiz, er wirkt nur wie eine bunt gespickte Pute. Alle weiblichen Kopfbedeckungen sind verfehlt. Die Choristinnen wirken mit den falschen Kappen und rothen Busenschleifen, den weißen Shirtingreifröcken mit blauen Franzen wie schwäbische blonde Bauernmädchen; nur bei 4 Exemplaren hat man die schwarze Perrücke angewandt, um zu zeigen, wie der Kopfputz hätte sein müssen. Die Harfen sind nicht bedeutend genug und müßte der Statistendirector darauf sehen, daß sie gleichmäßig gehandhabt werden; nur so wird der Eindruck eines Chors von Harfenistinnen gut werden und altägyptisch wirken, während die Instrumente jetzt wie vergoldete Stickrahmen behandelt werden.

Die Costüme der Priester sind gleichfalls zu grell weiß, mit zu bunten Streifen besetzt; ein weicher gelblicher Stoff wäre besser. Wie können bei diesem grellen Statistenchaos überhaupt die Solisten wirken, die doch auch im Costüm sich von dem Volk abheben sollen! Statt eines bunten Durcheinanders sollte eine dem Auge wohlthuende Bildwirkung erzielt werden.

Bei dem Ballet sind löbliche Absichten vorhanden.

Hoffen wir, daß die oberste Leitung bald tüchtige Künstler für die Decoration, tüchtige und geschmackvolle Costümiers gewinne, und daß es namentlich nicht den Schauspielern überlassen bleibe, sich selbst ihren Anzug zu wählen; so etwas will studirt sein und darf nur kundigen Händen anvertraut werden. Das Publicum wird auch dafür seine Augen schärfen und Bildungsfähigkeit zeigen. Ein Blick auf den pariser Don Juan und den unsern zeigt uns den enormen Abstand.

Das Wesen des Theaters ist, die Zuschauer eine Zeit lang in einer Illusion leben zu lassen. Darauf muß mit allen Kräften hingearbeitet werden. Das rein Aeußerliche gehört aber wesentlich dazu. Die erforderlichen Kräfte sind vorhanden; man suche und man wird sie finden. Es gibt gute Decorationsmalerschulen, und aus ihnen müssen die besten Maler entnommen werden; es gibt Künstler, die mit Costümen gut Bescheid wissen, man frage sie und richte sich nach ihnen.

**Paul Meyerheim.**

## Notizen.

Die Session des deutschen Parlaments ist geschlossen und den zahlreichen Leaders, mit welchen die politischen Tageblätter, soweit sie verständig und einflußreich sind, die Ergebnisse der Reichstagsarbeit gefeiert haben, kann sich unsere Wochenbetrachtung nur anschließen. Es war wirklich eine fruchtbare Zeit. Früher hatten die preußischen Kammern mit ihrer gigantischen Arbeitskraft und im Stolze des virgilischen labor improbus im guten Sinne auf den Reichstag wie auf eine Art von Parvenu herabgesehen, als sei die jüngere Versammlung mehr zur Repräsentation und zum Glanz vorhanden, als zur ernsten Thätigkeit. Diesmal jedoch hat sich der Emporkömmling trefflich bewährt. Zuerst die glückliche Schwergeburt des Militärcompromisses, an dessen Wiege alle Genien des Friedens und der politischen Weisheit standen, während die feudal-klerical-radicalen bösen Geister der Zwietracht, des Parteigezänks und des schließlichen Bankrotts wie Bertram in Robert dem Teufel am Schluß des fünften Actes in die bekannte Oeffnung versanken. Beim Verschwinden in den Orkus ließen die Betroffenen im tiefsten Baß noch einige Arien in Form von Leitartikeln über das bedrohte Königthum, die national-liberale Bedientenhaftigkeit und ähnliche schöne Dinge hören, welche die Verfasser der Libretti oder Ladenhüter ohne große poetische Kraftanstrengung an den Mann bringen wollten. Die Hauptsache bleibt der Beweis, daß die Majorität des Reichstages etwas gelernt hat und nicht wie die weiland Orthodoxen aus Hinterpommern an den Conflictsreminiscenzen der sechziger Jahre, die nachgerade langweilig werden, herumnagt. Die guten Leute müßte doch endlich eine Ahnung überkommen, daß eine neue Zeit mit starken Schritten herannaht, wo verbrauchte Formeln und Schablonen etwa denselben Werth haben werden wie gewisse nicht mehr ganz moderne Toilettenrequisiten auf dem Mühlendamm. So war denn das Militärgesetz über alle Fährnisse hinweg geborgen. Dann kam das Kirchengesetz, das verhindern soll, daß ein abgesetzter Geistlicher das Privilegium beanspruche, dem Gericht mit einer spöttischen Verbeugung seine Hochachtung auszudrücken und hinterher zu thun, was ihm gefällt. Auch müssen sich die Bischöfe darein finden, daß, wenn ihnen die Staatsbehörde nothgedrungen und nach langen Formalitäten den Pelz wäscht, dieser nicht trocken bleibt; sie müssen sich mit dem Spruch des unsterblichen Rothfuß trösten, daß man nasser als naß nicht werden kann. Die Bischöfe sollen sich nicht mehr einbilden, man könne bei uns, ohne in Conflict mit Staatsanwalt und Polizei zu gerathen, sich bei ungesetzlichem Betragen als Unterthan eines auswärtigen Souveräns geriren und mit dieser Abhängigkeit noch obenein großthun. Der Staat mußte seine Autorität stabiliren und der Klerus wird denn auch nachgeben. Früh oder spät wird er Frieden anbieten. Wir möchten allerdings diese Hoffnung nicht ausschließlich an ein oft besprochenes künftiges Ereigniß knüpfen und nicht in den Fehler einer vornehmen, durch ihre Zerstreutheit bekannten römischen Dame verfallen. Diese hatte vor einiger Zeit eine Unterredung mit Pius IX., der sich in gewohnten Wehklagen über die Leiden der Kirche erging. Die edle Römerin hörte etwas theilnahmlos zu und bemerkte in halb träumerischer Wiederholung eines gebräuchlichen Trostwortes: Heiliger Vater! Gewiß ist das Alles sehr traurig, aber es wird mit dem Tode des gegenwärtigen Papstes schon anders werden! . . . . In Wahrheit möchte niemand den genauen Zeitpunkt des Friedensschlusses vorhersehen, aber einlenken wird das vaticanische Lager ohne jeden Zweifel. Das im Reichstage angenommene Kirchengesetz wird gewiß dazu beitragen. Diesem schloß sich in der Reihe der wichtigen Resultate der letzten Session das Preßgesetz an, bei dem wir Alle, die Manuscript in den Druck geben, betheiligt sind. Das neue Gesetz ist nach den Umständen ganz erträglich gerathen. Die Fälle, in welchen der Schriftsteller einen ehrenwerthen Herrn auf dem Molkenmarkt zum ausschließlichen Leser erhält, sind doch wenigstens sehr eingeschränkt worden. Wir gestehen, daß Beschlagnahmen wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung bei unserer geringen Neigung zu solchen Beschäftigungen uns ziemlich kalt lassen. Auch empfinden wir selten das Bedürfniß, unsere Mitmenschen zu unerlaubten Handlungen zu verführen oder sie gegen einander zu hetzen. So werden uns denn die der Polizei bis auf Weiteres noch übrig gebliebenen Befugnisse wenig geniren. Wir wollen schon mit ihr fertig werden und freuen uns inzwischen, daß die Ryno Quehl'sche Hinterlassenschaft des Zeitungsstempels nebst Zubehör, die sich für Culturkämpfer eigenthümlich ausnahm, endlich in die Rumpelkammer reactionären Plunders, wohin sie schon lange gehörte, verwiesen ist. Jetzt werden die Blätter allerdings der neuen Aera, die für sie emporsteigt, gerecht werden müssen. Der Sündenbock des berufenen Stempels, der alle Missethaten der Zeitungsverleger tragen mußte, wird bald nicht mehr existiren. Wenn die Eigenthümer und Herausgeber öffentlicher Blätter jetzt nicht ihre Versprechungen halten, nicht besseres Papier, bessere Typen schaffen, nicht Luft und Licht in ihre Spalten bringen, so werden wir sie zwar nicht geradezu verachten, was wenig collegialisch wäre, aber wir werden ihnen denjenigen Grad von Respect widmen, der ihrer Selbstachtung in hellen Augenblicken der Erkenntniß entsprechen dürfte. . . .

## Bibliographie.

Ueber das Gestaltungsgesetz der Festlandsumrisse und die symmetrische Lage der großen Landmassen. Von R. Dorr. Liegnitz 1873, Kaulfuß.

Die Thiere in der indo-germanischen Mythologie. Von Angelo de Gubernatis. Uebersetzt von M. Hartmann. 2 Bände. Leipzig 1874, Grunow.

Handbuch der Zoologie. Von G. v. Hayek. 1. Lfrg. Wien 1874, Gerold.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

## Inserate.

**Zur gefl. Beachtung**
für Redactionen und Zeitungs-Verleger.

Feuilletons allgemeinen und speciell berlinischen Charakters, Berichte aus Berlin, literarische Essays, literarische und Theater-Kritiken aus der Feder eines anerkannten und gewandten Journalisten werden nachgewiesen durch die

Verlagsbuchhandlung **Georg Stilke** in Berlin NW. 32 Louisen-Str.

Im Verlage von **H. R. Mecklenburg** in Berlin C., Klosterstr. 38, ist erschienen:

**Beiträge zum Verständniß Kant's**
von
Dr. **Joh. Witte.**
Preis 20 Sgr.

Der Verfasser dieser Schrift will den Ergebnissen der Kant'schen Philosophie von Seiten der Ethik die Anerkennung ihrer bleibenden Bedeutung sichern. Jedoch hat er auch deren theoretische Grundlage selbstständig geprüft und zwar unter eingehender Rücksicht auf die in den letzten Jahren von Bona Meyer und Herm. Cohen über Kant verfaßten Schriften.

**Deutsche Roman-Zeitung.**
2. Quartal 1874. Preis 1⅙ Thlr.
Zu beziehen durch Post u. Buchhandlungen.
Inhalt: **Benedikt** von Fanny Lewald, **Samarow, Todesgruss der Legionen.**
Verlag v. O. Janke in Berlin, Anhalt-Str. 11.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.
Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp** un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch. 21 Sgr. geb. 27 Sgr.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena** zum Quickborn. Preis geb. 1 Thlr.

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelin,** plattdeutsche Erzählungen. Preis geh. 22½ Sgr., geb. 1 Thlr.

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**
Berlin W., Markgrafenstrasse 52,
Ecke der Behrenstrasse.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin:
(Besser'sche Buchhandlung, 7 Behrenstraße W.)

**Kaiser Wilhelm's Gedenkbuch 1797—1873.**

gr. Octav sehr eleg. geheftet Preis 2⅓ Thlr., gebunden 2¾ Thlr.

Verlag von **C. A. Challier & Co.** in Berlin S.-W.:

**Musikalien-Verlags-Catalog**
(2. Nachtrag.) **1871—1873.** (2. Nachtrag.)

Derselbe enthält unter vielem Andern Clavierpositionen von
**Baumfelder — Golde — Kücken — Gust. Lange — Loeschhorn — Raff — Schlottmann — Tappert — Taubert — Trehde** — Lieder und andere Vokal-Compositionen von **Abt — Dorn — Graben-Hoffmann — Gumbert — Lessmann — Rüfer — Sabbath — Schlottmann — Tappert — Teschner Urban — Vierling.**

Derselbe steht auf gefl. Anfragen **gratis** und **franco** zu Diensten.

**Rich. Wagner's**
**Liebeslied aus der Walküre.**
**Walthers Preislied aus den Meistersingern.**
**Am stillen Heerd a. d. Meistersingern.**
**3 Paraphrasen für Pianoforte**
von
**A. Loeschhorn.**
Op. 115. Preis 2 Mark.

**C. A. Challier & Co. in Berlin S.-W.**

**Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.**
9—10. Lief. à 36 kr. oder 12 Sgr. Lief. 1 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.
Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

**BAD HOMBURG**
**bei Frankfurt am Main.**

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des Magens und Unterleibs erzeugt werden, auch bei chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs, namentlich der Leber und Milz, bei der Gelbsucht, Gicht etc.

Mineralbäder, Gas-, Dampf-, Sool- & Kiefernadelbäder. Molkenkur.

Das Orchester spielt täglich 3 Mal, ausserdem Militair-Concerte im Kurgarten, Matinées, Extra-Concerte bedeutender Künstler, Theater, Bälle, Réunions, Kinderfeste, Illuminationen, Feuerwerke, in steter Abwechslung.

Im Kurhause elegante Conversations- und Tanzsäle, Lesezimmer, Café mit Billards. Der bisherige Restaurant Chevet unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende Anlagen und Park mit Orangerie und Palmenhaus.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende, die günstige Lage im Mittelpunkt Europa's eine halbe Stunde von Frankfurt a. M., zur angenehmen Villegiatur.

**Mineral-Wasser-Versandt nach allen Weltgegenden das ganze Jahr hindurch.**

**WIESBADEN.**
Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.)
Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.
Eröffnung der Sommercur am 1. Mai.

Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medizinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Electricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken- und Ziegenmilch. Kumys-Heilanstalt (ächt russischer Kumys). Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung.

Täglich Concerte des städtischen Curorchesters im Curhaus, in den Gärten und im Curbrunnen. Militair-Concerte und Extra-Concerte. Lesecabinet mit 200 Zeitungen. Spielzimmer, Cafésalons und Restaurationssäle, Billards. Park-Anlagen und Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater, Bälle und Réunions. Jagd und Fischerei.

Im Herbst: Grosse Pferderennen.

Anerkannte Lehranstalten und Institute. Gymnasien und Pensionate.

Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage und bekannte reizende Umgebung, in nächster Nähe des Rheins. Ausflüge in's Rheingau, Nahethal, nach Mainz, Darmstadt und Frankfurt.

Directe Eisenbahnverbindung nach allen Richtungen.

Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden: F. Hey'l.


Dieser Nummer liegt ein Prospect der Verlagshandlung von Leonhard Simion in Berlin bei.

Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 9. Mai 1874. Band V.

AP
30
G295
v.5
no.19

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Zur Geschichte der Temperenzbewegungen in den Vereinigten Staaten. Von E. Schlaeger. — Obligatorische oder facultative Fortbildungsschulen. Von E. v. Eynern. — **Literatur und Kunst:** Gedichte von Bret Harte. Uebersetzt von Ferdinand Freiligrath. II. Was die Locomotiven sagten. — Eine Erinnerung aus dem Leben von Kaulbach. Von Bluntschli. — In meiner Jugend Stadt. Ein Stückchen Autobiographie. Von Friedrich Spielhagen. II. — Ueber „Der deutsch-französische Krieg. Von Sinclair". — **Aus der Hauptstadt:** Gesammtgastspiel der meininger Hofschauspieler. Von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

### Zur Geschichte der Temperenzbewegungen in den Vereinigten Staaten.

Der plötzliche Ausbruch des Frauenkrieges gegen König Alkohol im Staate Ohio, seine Erfolge und seine Verbreitung über benachbarte westliche Staaten finden ihre nächste Erklärung in zwei Umständen. Die Masse freier Zeit, welche in Folge der noch immer andauernden Geschäftskrisis an die Stelle angestrengter Arbeit für viele getreten ist, begünstigt die religiösen Erweckungen und die Kirchen, worunter keineswegs nur die Geistlichkeit zu verstehen, benutzen die zum ersten Male seit 1857 sich ihnen darbietende Gelegenheit, um für sich Propaganda zu machen und wo möglich durch schlagende Beweise ihren Einfluß auf das wirkliche Leben zu zeigen und eben dadurch zu verstärken.

Die großen, religiösen Gemeinschaften in den Vereinigten Staaten, deren Bedeutung durch den Namen „Secten" mit Unrecht verdunkelt ist, begnügen sich keineswegs mit einer idyllischen Seitennischenexistenz, zu welcher auf dem europäischen Continent die Kirchen allmählich herabgesunken sind, sie wollen im Gegentheil das Centrum des Lebens sein und sie lassen es sich in der That angelegen sein, das Gemeindeleben durch eine Menge Dinge anziehend zu machen, an welche ihre mehr oder weniger eingeschlafenen Schwesterkirchen auf der andern Seite des Meeres nicht einmal im Traume denken. Das geht so weit, daß im Sommer nicht allein von den verschiedenen religiösen Gemeinden Erdbeer- und Eiscrêmepicnics der Sonntagsschüler arrangirt werden, sondern daß selbst declamatorische und theatralische Abendunterhaltungen in den Betsälen unter oder auch in der Kirche selbst stattfinden. Wie Luther es für Unrecht erklärte, dem Teufel die besten Melodien zu lassen, so bekämpfen in den Vereinigten Staaten die Kirchen den Teufel gleichsam mit seinen eigenen Waffen. Während sie das Tanzen, namentlich das Walzen als Satansschlingen verdammen, während sie vor dem Besuch der Theater warnen, werden die geistlichen Lieder nach den weltlichsten Melodien (meistens deutschen) gesungen, und wenn man durch die in den Städten oft vorzüglichen Chöre die frömmsten Texte Flotow'schen Quartetten aus „Martha" angepaßt hört, glaubt man sich eher in einem Opernhause als einem Gotteshause zu befinden, eine Täuschung, zu welcher der überall sich aussprechende Comfort, die rothsammtenen Kissen, das durch gemalte Bogenfenster fallende träumerische Halbdunkel nicht wenig beitragen. Auf dem Lande ist die Macht der Religion am größten, die große Mehrzahl der Landbewohner gehört einer oder der andern Secte an und jede derselben bildet eine Art öffentlicher Meinung, deren Einfluß in socialer und politischer Hinsicht ein ganz außerordentlicher ist.

In großen nationalen Krisen, wie 1860 und 1864 tritt allerdings die religiöse Färbung hinter den zu nationalen gewordenen politischen Parteikämpfen zurück, in Zeiten jedoch, wo die Parteidisciplin stark gelockert, das Interesse an den rein politischen Angelegenheiten kein brennendes ist, finden die Religiösen mit ihren specifischen Weltverbesserungsplänen ihre Rechnung um so mehr, wenn sie es verstehen, ihrem Auftreten einen sensationellen Beigeschmack zu geben, ihre Reformschauspiele mit neuer Ausstattung geschickt in Scene zu setzen. Daß ihnen das mit ihren die Wirthschaften mit Gebet und frommen Liedern belagernden Chören von angesehenen Frauen, hier und da durch ganze Mädchenschulen verstärkt, unter Mitwirkung von Glockengeläut, Temperenz- und Farmerconventionen in merkwürdiger Weise gelungen ist, beweist der bisherige Erfolg. Zur vollen Erklärung desselben reichen jedoch die angeführten Umstände nicht hin, und selbst der weitere nicht, daß die americanischen Frauen im Westen eine weit höhere Stellung einnehmen, einen weit größeren Einfluß in Familie und Gesellschaft besitzen als ihre Mitschwestern auf dem europäischen Festlande. Um den eigentlichen Sinn dieses neuesten Kreuzzuges gegen die Wirthschaften zu verstehen, ist ein Rückblick auf die verschiedenen Stadien nothwendig, welche der vor beinahe 50 Jahren zuerst begonnene Kampf gegen den Verkauf berauschender Getränke durchlaufen hat.

Zuerst trat derselbe in sehr milder Form auf. Es bildeten sich, wie das auch vor 40 Jahren in England und Deutschland geschah, Enthaltsamkeitsvereine, nur daß sie in den Vereinigten Staaten Enthaltung nicht blos wie in Deutschland vom Branntwein, sondern von allen berauschenden Getränken verlangten. Die Säufer wurden so lange bearbeitet, bis sie das Enthaltsamkeitsgelübde leisteten, die Kinder wurden zu Hoffnungsschaaren organisirt, welche mit Fahnen und Musik von Zeit zu Zeit paradirten, und die öffentliche Meinung wurde allmählich so umgestimmt, daß die bisherige Sitte, Besuchern ein Glas Branntwein oder Wein vorzusetzen, in Verruf kam und das Geschäft „flüssige Verdammniß" zu verkaufen, zuletzt unter dem Gesichtspunkte einer Gemeinschädlichkeit (Nuisance) anfing betrachtet zu werden. Mit einem solchen Geschäft glaubte man nicht viel Federlesens zu machen nöthig zu haben, und da es von jeher unter außerordentlichen, es von andern Gewerben unterscheidenden Polizeiverordnungen gestanden hatte, fand die Behauptung leicht Eingang, daß der Staat auch das Recht habe, ein Geschäft ganz zu verbieten, dessen Beschrän-

Digitized by Google

kung ihm anerkanntermaßen zustand. Die religiösen und andern Gesellschaftsreformer agitirten deshalb bald für ein Gesetz, welches den Verkauf aller berauschenden Getränke bei schweren Geld- und Gefängnißstrafen verbot. Man erklärte, daß die Versuchung beseitigt werden müsse und stellte die Wirthe mit Pharobankhaltern in mit denen von Prostitutionshäusern auf eine Linie. Den Einwurf, daß darin eine Bevormundung, eine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit liege, suchte man durch die Erklärung zu beseitigen, daß es jedem nach wie vor freistehe, in seinem Hause so viel zu trinken als er wolle (und die Getränke aus dem Auslande oder den Inlandstaaten zu beziehen, in welchen noch kein Verbotgesetz bestehe), daß nur dem öffentlichen Verkauf von Gegenständen ein Ende gemacht werden solle, auf deren Genuß man neun Zehntel aller Verbrechen und aller Armuth statistisch zurückführen zu können behauptete.

In den Neuenglandstaaten begann das neue Experiment zuerst und war eine Zeit lang auf dem Lande von einem gewissen Erfolg begleitet. In vielen der kleinen Fabrikorte von Massachusetts war Jahre lang kein Bier zu bekommen, man müßte sonst nahe der Grenze eines Staates sein, welcher den Verkauf von Bier noch frei ließ. Die größeren und großen Städte waren jedoch nicht unter das Joch zu beugen, der Einfluß der oft Tausende zählenden Wirthe bei den städtischen Wahlen war so stark, daß die von den neugewählten Bürgermeistern und Stadträthen abhängende Polizei das Verbotgesetz zum todten Buchstaben werden ließ. Man griff nicht selten zu dem alten System zurück, das Wirthshausgeschäft durch Erlaubnißscheine zu reguliren, statt es ganz zu verbieten, man erhöhte mitunter die jährlich zu zahlende Summe, um das Geschäft in relativ anständigen Händen zu concentriren.

Der letzte große Krieg öffnete natürlich die Schleusen des Trinkens in ausgedehntestem Maße und man versuchte es nach 1865 dagegen neue Dämme aufzuwerfen, seitdem der Glaube an die Möglichkeit der Durchführung strenger Verbotgesetze stark erschüttert war. Zwei neue Maßregeln wurden von den Temperenzlern in's Feld geführt. Die eine war das sogenannte „local option"-Gesetz, durch welches man den Kampf zwischen Temperenzlern und Wirthen aus den Hallen der Staatsgesetzgebung in die Stimmkasten eines einzelnen Orts oder Districts verlegen, localisiren wollte. Dadurch wurde es auf dem Lande oder in Städten, in welchen das americanische, oder genauer das puritanische neuengländische Element vorherrschte, den Temperenzlern leicht, bei den Localwahlen zu siegen und die Wirthschaften einfach dadurch zum Schluß zu bringen, daß man ihnen den Boden gesetzlicher Existenz, die Licenzen oder Erlaubnißscheine nicht wieder erneuerte. (Im Staat Indiana hat man in neuester Zeit auf dasselbe Ziel durch ein Gesetz hingearbeitet, welches jedem Wirth als Bedingung der Eröffnung seiner Wirthschaft die Beibringung von 50 Unterschriften der Bürger seines Wahlbezirks auferlegt, eine Bedingung, die in americanischen Vierteln schwer oder gar nicht zu erfüllen ist.)

Noch größeren Erfolg versprach man sich in Ohio von dem sogenannten Adair-Gesetze. Dasselbe ging, auf den oben bereits berührten Anschauungen fußend, von dem Gesichtspunkte aus, daß der Verkauf berauschender Getränke kein Geschäft sei wie andere Geschäfte, daß vielmehr die Wirthe, etwa wie die Verkäufer von Gift, einer Extraverantwortlichkeit unterlägen, einer Verantwortlichkeit, welche unter Umständen zu der Verhängung schwerer Schadenersatzstrafen führen könne und solle. Breche so jemand in der Betrunkenheit den Hals, so müsse der betreffende Wirth der ihres Ernährers (durch ihn) beraubten Familie den Werth desselben in ähnlicher Weise ersetzen, wie eine Eisenbahngesellschaft im Fall eines durch ihre Schuld verunglückten Familienvaters; werde ein Betrunkener durch Sturz arbeitsunfähig, so müsse wieder der Wirth für den dadurch jenes Angehörigen erwachsenden Schaden aufkommen. Das Gesetz gab es in die Hand jeder Frau, gegen jeden Wirth, der ihrem Manne Getränke verkauft, eine Klage auf Schadenersatz anzustrengen. Das geschah denn auch in nicht wenigen Fällen, und mehrmal mußten Wirthe ganz anständige Summen zahlen. Aber das Gesetz war doch nicht summarisch genug, um eine durchgreifende Wirksamkeit zu entwickeln, die Frauen, denen man seitens der Gesetzgebung, d. h. seitens der Männer, seit Jahrzehnten versprochen hatte, dem Trinken ein Ende zu machen, ihre Gatten und Söhne dem Wirthshause zu entreißen, in welches bekanntlich americanische Frauen nie gehen, sahen sich wieder und wieder getäuscht und aufgeregt durch die diesen Winter auftretende religiöse Erweckung haben sie den Krieg auf eigene Rechnung eröffnet und versuchen nun, welche Kraft im Gebet sei.

Was die Wirkung dieses merkwürdigen Kreuzzuges sein wird, d. h. nicht die augenblickliche, sondern die spätere, ist nicht leicht zu bestimmen. Das Verlangen nach Frauenstimmrecht wird dadurch ohne Zweifel verstärkt werden, man wird die Frauen als Personen hinstellen, deren Ernst zu der Lösung von Problemen nothwendig sei, zu welchen die Männer, wie die Temperenzgesetzgebung, d. h. die Nichtdurchführung derselben, beweise, nie Ernst machen, man wird ferner den Erlaß neuer Verbotgesetze wieder verlangen und hat in Ohio bereits eine Convention der Anhänger solcher Gesetze abgehalten und eigene Candidaten für die höchsten, im Herbst zu besetzenden Staatsämter aufgestellt, man wird ferner bei allen Localwahlen die Frage „Licenz oder keine Licenz" zum Austrag bringen. Ein Politiker äußerte neulich bereits in Ohio, daß wenn die Sache so fortgehe, die republicanische Partei ihrer Auflösung entgegen gehen müsse. Der Druck, welchen die wie eine Epidemie sich verbreitende Frauenbeterei ausübt, kann allerdings so stark werden, daß die großen politischen Parteien sich genöthigt sehen könnten, sich dafür oder dawider zu erklären. In Chicago hat der Versuch der americanischen Republicaner, das im englischen gemeinen Recht selbst fußende Sonntagsgesetz durchzuführen, zu einem Abfall aller Deutschen von der republicanischen Partei und zu einer über Nativismus und Puritanismus siegreichen Verbindung von Deutschen, Skandinaviern und Irländern geführt. Trotzdem jedoch dürften im Ganzen die Deutschen, in deren Händen eine ungemein große Anzahl Wirthschaften sich befinden, mit der Zeit noch mehr in's Gedränge kommen als jetzt.

Selbst im Congreß macht sich die neue Strömung geltend und wahrscheinlich wird eine Bundescommission ernannt werden, um über die Wirkungen des Verkaufs alkoholischer Getränke Untersuchungen anzustellen und Bericht zu erstatten. Die deutsche Auffassung des Trinkens, ja des Lebensgenusses überhaupt, steht der americanischen so schroff gegenüber, daß heftige Zusammenstöße kaum ausbleiben werden. Um so wichtiger ist es, auch der americanischen insoweit gerecht zu werden, daß man ihre Entwicklung recapitulirt und sich erinnert, daß der Americaner die Familie als das Centrum, und alle sie gefährdenden Einflüsse für gemeinschädlich betrachtet, daß er ferner für die Massenvergnügungen der Deutschen, an welchen Männer und Frauen theilnehmen, keinen rechten Sinn noch Geschmack hat (und namentlich die americanischen Frauen), daß überhaupt das Problem feinerer Geselligkeit noch ein ungelöstes ist. Neben dem modernsten Realismus im praktischen Leben steckt im Americaner noch ein gut Theil Mittelalter, noch ein gut Theil auf uns unschuldig vorkommende Genüsse als sündige Fleischeslust blickender Puritanismus, der in Zeiten großer nationaler Erregung wohl hinter die Front tritt, jedoch gelegentlich, ähnlich wie der Knownoblingismus 1854—55, in erschütternder Weise zu gigantischen Dimensionen emporsteigt, um hoffentlich wie sein erwähnter Zwillingsbruder ebenso rasch wieder unterzutauchen.

**E. Schlaeger.**

Digitized by Google

## Obligatorische oder facultative Fortbildungsschulen?*)

Schon lange Jahre vor dem Ausbruch der deutschen Bewegung versuchte die volkswirthschaftliche Reaction, die Schutzzöllner und die Zunftgenossen, ihr Haupt auf's neue zu erheben. Die Agitation, auf Zurückführung mittelalterlicher Gewerbszustände gerichtet, erreichte ihren Höhepunkt im Juli 1848 auf dem Handwerkercongreß zu Frankfurt a. M. und verkündete dort ihr Unfehlbarkeitsdogma in Gestalt des Entwurfs zu einer neuen Gewerbeordnung. Da aus allen Theilen Deutschlands die betheiligten Handwerkerkreise diese Agitation kräftig unterstützten, so gewann sie Einfluß auf die Gesetzgebung. Der volkswirthschaftliche Ausschuß des deutschen Parlaments beschloß, „daß der selbstständige Betrieb eines Gewerbes im Deutschen Reich von einem Fähigkeitsnachweise abhängig gemacht werden dürfe", und Preußen machte einen halben Schritt zurück, nachdem es zwei Schritte vorwärts gethan. Seit 1810 hatte es vollständige Gewerbefreiheit verkündigt; jetzt hob es diese Bestimmungen zum Theil wieder auf und setzte eine gemilderte Form des alten Innungswesens mit Prüfungscommissionen und geprüften Meistern wieder ein. In anderen Ländern hinderte die rückläufige Bewegung noch bedeutender die Fortschritte zur Gewerbefreiheit. Als Preußen 1866 seine Annexionen vollzogen hatte, mußte es, um die Hindernisse der Freizügigkeit zwischen alten und neuen Provinzen zu beseitigen, die bestehenden Gewerbegesetzgebungen der neuen Länder soweit thunlich außer Kraft setzen. In Schleswig-Holstein waren zur Zeit der Annexion Concessionswesen und Zünfte in vollem Bestande; in Hannover war ein geordnetes Concessionswesen, aber die Zünfte wurden noch für politisch so mächtig gehalten, daß König Georg einer derselben als Mitglied beigetreten war; in Kurhessen herrschte ein ungemein weit verbreitetes Concessionswesen. Mit der neuen Gewerbeordnung vom 21. Juli 1869, also endlich nach über zwanzig Jahren, wurden alle diese letzten Reste der damaligen frankfurter Congreßwünsche definitiv beseitigt. Durch das ganze Gebiet des Norddeutschen Bundes wurde die Gewerbefreiheit eingeführt; in dem neuen Gesetz behielten die Zünfte und Innungen nur noch eine Stellung *als private Vereine*.

In einigen der jetzt zu Preußen gekommenen Länder bestanden noch auf Grund der früheren Gewerbeordnungen gewerbliche Fortbildungsschulen mit obligatorischem Schulzwang für gewisse Gewerbetreibende. Solcher Schulen gab es nach der Berichterstattung darüber im Hause der Abgeordneten am 14. Februar 1873 in der Provinz Hannover 48, in Nassau 47, in Schleswig-Holstein 1. Diese Schulen behielten rechtmäßig ihren Charakter als obligatorische Fortbildungsschulen durch den §. 106 der neuen Gewerbeordnung, welcher bestimmt: „Durch Ortsstatut können Gesellen, Gehülfen und Lehrlinge, sofern sie das 18. Lebensjahr nicht überschritten haben oder einzelne Classen derselben zum Besuch einer Fortbildungsschule des Orts, Arbeits- und Lehrherren aber zur Gewährung der für diesen Besuch erforderlichen Zeit verpflichtet werden". §. 126 dehnt diese Bestimmung auf die Lehrlinge von Apothekern und Kaufleuten aus. §. 142 stellt dann im allgemeinen fest, daß Ortsstatuten der Genehmigung der höheren Verwaltungsbehörden bedürfen.

Die „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung", mit welcher ich mich in meinem Artikel „Ueber obligatorische Fortbildungsschulen" beschäftigte, will durch die Unterrichtsgesetzgebung die obligatorische Fortbildungsschule der Volksschule organisch einfügen (Seite 7 ihres Jahresberichts). Sie will also Einrichtungen, die über das augenblicklich gesetzlich Statthafte hinausgehen. Bis zum Erlaß dieses erstrebten Unterrichtsgesetzes kann sie, wenigstens für den Umfang des preußischen Staates, praktische Erfolge ihrer Agitation nur innerhalb der Grenzen obiger Bestimmung erwarten und mit Rücksicht darauf ist es von Wichtigkeit, diese einer nähern Besprechung zu unterziehen.

Ebenso wie ich meine Ansicht gegen den durch Zwang herbeizuführenden Ausbau der Volksschule ausgesprochen habe, möchte ich mich gegen das Zwangsrecht aussprechen, welches oben angeführte Schulen auf Grund des §. 106 geltend machen können. Weder die preußische Gewerbeordnung von 1845 noch diejenige von 1849 kannten eine solche Bestimmung. Erstere stellte zwar folgendes, wie ein Märchen aus alter Zeit klingende fest: „Der Lehrling muß bei seiner Aufnahme (bei dem Lehrherrn) darthun, daß er lesen, schreiben und rechnen kann, ingleichen durch eine Bescheinigung seines Religionslehrers nachweisen, daß er in der Glaubens- und Sittenlehre genügende Kenntnisse besitzt". Letztere bestimmte, daß die Meister genöthigt werden könnten, zu Einrichtungen beizusteuern, welche die Fortbildung von Lehrlingen, Gesellen und Gehülfen bezweckten. Aber Bestimmungen wie diejenigen in §. 106 zu treffen, blieb merkwürdiger Weise der neuen freisinnigen Gewerbeordnung vorbehalten.

Dieser §. 106 verdankt seine jetzige Fassung einem Abgeordneten aus der Provinz Hannover und auch andere Abgeordnete dieser Provinz haben sich bei verschiedenen Gelegenheiten für den Inhalt desselben ausgesprochen. Es ist demnach möglich, daß dieser §. 106 auf die in der Provinz Hannover bestehenden Zustände paßt, wo die Zahl der Gewerbetreibenden verhältnißmäßig gering ist und wo die Industrie, einige wenige Etablissements ausgenommen, sich weder mit der rheinisch-westphälischen, noch mit der berliner und sächsischen Industrie messen kann, wo außerdem die Vorliebe für Zünfte und damit zusammenhängenden Zwang noch nicht ausgestorben sein mag. Für den Großgewerbebetrieb paßt derselbe nicht und in den Rahmen dessen, was unter volkswirthschaftlicher Freiheit zu verstehen ist, paßt er zu allerletzt hinein. Ich bin der Ansicht, daß Deutschland, da es eine hohe Stufe gewerblicher Entwicklung erreicht hat, um so mehr ferner gedeihen wird, je weiter man die gewerbliche Freiheit, mit ihrer Selbstverantwortlichkeit eines Jeden für sein Thun und Lassen, einführt; und da nach dem Ausspruch von Walter Scott den besten Theil seiner Erziehung der Mensch sich selbst gibt, so sollte man auch an der zur Selbstständigkeit heranwachsenden Jugend nicht soviel herumdrücken und herumzwingen. Man sollte es mehr den Eltern überlassen, die Freiheit der persönlichen Entwicklung des Kindes zu beschränken und staatlich allein darauf hinwirken, dem bei Jünglingen und Jungfrauen erwachenden Wissensdurst die Gelegenheit zur Befriedigung zu geben. Dieser Wissensdurst ist, sobald es sich um das Erlernen praktischer für das Leben brauchbarer Kenntnisse handelt, überall mehr vorhanden als man gemeiniglich annimmt. Und nicht die Menge des Wissens thut es, sondern die Zweckmäßigkeit desselben.

Der §. 106 legt nun ein Recht, welches nur in organischen Staatsgesetzen seinen Ausdruck finden dürfte, ein Zwangsrecht gegen heranwachsende Staatsbürger, in die Hand von Gemeinden. Ich habe gewiß nichts dagegen, wenn alle Magistrate unseres Landes Fortbildungsschulen errichten; je mehr, je besser! Aber Magistrate sind durchschnittlich nicht unfehlbar und höhere Behörden, welche Ortsstatuten zu genehmigen haben, sind es auch nicht in allen Fällen. Und wenn ein hochweiser Magistrat von Mottenburg eine Fortbildungsschule gründet, dann ist gewiß niemand von der Vortrefflichkeit derselben mehr überzeugt wie er selbst, die Schule mag noch so schlecht organisirt, unbedeutend in ihren Leistungen und mit unfähigen Lehrkräften besetzt sein. Da hilft alles nicht. Auf Grund des §. 106 werden die Kinder bis zum vollendeten 18. Jahr hineingesteckt. Die Bestimmung, daß die Kinder bis zum 14. Jahr die Volksschule besuchen müssen, ist nach einer langen Erfahrung durch die besten und weisesten pädagogischen Kräfte festgestellt worden, gleichzeitig ist auch der Unterrichtsplan von einer sachverständigen Centralbehörde festgestellt. Das erscheint hier nicht nöthig! Jede höhere Verwaltungsbehörde hat genügende Weisheit dazu! Sogar die Lehrlinge von Apothekern und Kaufleuten sind vor diesem Paragraphen nicht sicher. Ueber Apothekerlehrlinge und über das Maß der von ihren Lehrherrn bei deren Eintritt geforderten Kenntnisse kann ich nicht urtheilen. Die Bestimmung über Kaufmannslehrlinge scheint mir aber von jemand erfunden zu sein, der vom Großhandel und seinen Bedürfnissen keinen Begriff hat und der, wie es in manchen Theilen unserer Monarchie der Fall ist, sich unter der Bezeichnung von Kaufmann einen Mann oder einen Jüngling vorstellt, der hinter dem Ladentische steht, gesalzene Heringe verkauft und ein Loth Zimmet abwiegt.

Die Phrase: der deutsche Schulmeister hat bei Sadowa gesiegt, hat das eine Gute hervorgebracht, daß überall ein sehr reger Bildungstrieb sich verbreitet. Wohin man hört, werden Bildungsvereine

*) Dieser Aufsatz hat länger als uns lieb war, in der Redactionsmappe gelagert. D. Red.

Digitized by Google

gegründet, vielfach mit daran sich anschließenden Fortbildungsschulen. Nun hört man häufig die Klage: Seht, da haben die Jungens die schönste Gelegenheit weiteren Unterricht zu genießen, aber sie kommen nicht, unsere Schulen sind noch leer. Anstatt nun zu schaffen und sich zu mühen, bis die liberalen Ideen sich durch eigene Kraft, dann aber festwurzelnd, Bahn brechen, weiß man nichts anders zu thun, als die Staatsallmacht zu Hülfe zu rufen. Meint man nun, es sei doch außerordentlich bedenklich, wenn man jede kleine Schwierigkeit der wirthschaftlichen Verhältnisse, denn um diese, um die Stärkung unserer gewerblichen Kraft, handelt es sich doch hier, durch die Staatsmacht löse oder zu lösen versuche, dann heißt es: Du bist ein Mann des laisser faire laisser aller, so ein baumwollner Manchestermann, mit dir und deinen Ansichten kommen wir nicht weiter. Wir tischen ein neues Gericht auf (es ist zwar noch älter, als die spartanische schwarze Suppe), welches da heißt: Größere Beschränkung der individuellen Freiheit und ausgedehnte staatliche Einmischung in die Gewerbthätigkeit der Nation. Das klingt in der stillen Gelehrtenklause recht hübsch, nimmt sich aber auf dem lauten Markt des Lebens ganz anders aus. Ich frage mich, ob es nicht weit besser wäre, auf dem nach englischem Vorbilde eingeschlagenen Weg weiter zu gehen und die Beschränkungen gewerblicher Thätigkeit aus den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft und aus der freien Erkenntniß derselben sich entwickeln zu lassen. In England bestehen Mechanics institutions, unsern Handwerkerfortbildungsschulen ähnlich, überall und daneben die Working men's colleges, welche jungen Leuten wissenschaftlichen Unterricht gegen geringes Entgeld geben. Welchen günstigen, jedem Laien in die Augen springenden Fortschritt verdankt die englische Kunstindustrie diesen Anstalten! Aber von obligatorischem Schulzwang ist bei denselben nicht die Rede. Die moralische Verantwortlichkeit des einzelnen rücksichtlich seiner Handlungen und seiner Lage ist in England auch nach dieser Richtung hin festgestellt und ein §. 106 würde dort mit großen Augen angesehen werden.

Das Gute an diesem §. 106 ist nun aber, abgesehen davon daß er wohl bei der nächsten Revision unserer Gewerbeordnung beseitigt werden wird, daß Anstalten zu seiner Anwendung nur sehr spärlich getroffen worden sind. Herr Franz Leibing, der Secretär der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung hat darüber zwar einiges ihm recht erfreulich Dünkende zu melden, es ist aber für die alten preuß. Provinzen nur recht Unbedeutendes. Ueber die Frage von obligatorischen Fortbildungsschulen belehrt mich Herr Leibing in zwei Artikeln, deren erster in seinem Organ „Der Bildungsverein" erschien und sich in einer eigenthümlich bildungsreichen Sprache bewegte. Er wirft mir darin „Leichtfertigkeit" und „Unwissenheit", außerdem „Unkenntniß von Thatsachen" vor und stellt meine Arbeit „als ein Beispiel hin, wohin es führt, wenn Jemand über Dinge schreibt, welche ihm völlig unbekannt sind".

Der zweite Artikel, in Nr. 52 dieser Zeitschrift, wahrscheinlich für einen weniger bildungsbedürftigen Leserkreis berechnet, behält von diesen Artigkeiten nur die „Unkenntniß von Thatsachen" bei. Und diese Unkenntniß von Thatsachen soll darin bestehen, daß ich von der Existenz der obligatorischen Fortbildungsschulen in Hannover, Hessen, Nassau und Schleswig-Holstein keine Kenntniß hätte. Ich führe nun zwar schon in meinem ersten Artikel obligatorische Fortbildungsschulen als bestehend an, es paßt aber Herrn Leibing nicht diesen Umstand zu beachten. Dann bin ich in den Augen des Herrn Leibing unwissend, weil ich nicht wisse, daß die obligatorische Fortbildungsschule als ein Theil der Volksschule bereits in Sachsen, Sachsen-Gotha und Sachsen-Meiningen gesetzlich eingeführt sei. So sagt Herr Leibing. Nach der Fassung seines Satzes muß man glauben, in diesen sächsischen Länder und in den angeführten Provinzen existire die allgemeine Fortbildungsschule als ein Theil der Volksschule, existire also etwas, was ich auf große Verhältnisse ausgedehnt für ganz unausführbar erachtet habe. Es lohnt sich wohl der Mühe, diese Angaben näher zu untersuchen.

In Beziehung auf Sachsen-Gotha befindet sich Herr Leibing nun wohl zunächst augenscheinlich in einem Irrthum. Nach meinen Erkundigungen besteht in Sachsen-Gotha ein Gesetz vom 3. Juni 1872, welches in §. 2 ausdrücklich besagt: „Die Fortbildungsschule ist Gemeindeanstalt: ihre Errichtung hängt von dem Beschlusse der betreffenden Gemeinde ab". Durch Ortsstatut kann der Besuch obligatorisch gemacht werden. Dieses Gesetz ist demnach eine erweiterte Ausführung des §. 106 der Gewerbeordnung; von einer Fortbildungsschule als einem Theil der Volksschule, deren Besuch obligatorisch für alle aus der Volksschule entlassenen Kinder ist, steht nichts im Gesetz. In Sachsen-Meiningen liegt die Sache wahrscheinlich ähnlich. Es sind dort, wie der Jahresbericht der Gesellschaft für Volksbildung besagt, 40 Gemeindefortbildungsschulen errichtet, was noch nicht viel sagen will, da das Ländchen vierhundert und einige zwanzig Gemeinden zählt. Bevor Herr Leibing fernerhin auf die in diesen Ländern eingerichteten Gemeindefortbildungsschulen verweist, möchte ich ihm anempfehlen, sich des Näheren über dieselben zu erkundigen. Mir ist durch einen befreundeten Pädagogen aus Gotha die Mittheilung zugegangen, daß sich die Schulmänner sehr ungünstig über die Lebensfähigkeit derselben äußern. Wäre das aber auch nicht der Fall, wären dort alle Ideale von obligatorischen Fortbildungsschulen verwirklicht, so würde ich daraus noch nicht die Möglichkeit ihrer allgemeinen Einführung folgern können. Von den beiden Ländchen hat das eine weniger Einwohner wie Cöln, das andere etwas mehr und die gewerblichen Verhältnisse sind in beiden bescheidener Art. In solch engen Schranken ist vieles zu erziehen und zu erzwingen, was anderwärts sich als unerträglich herausstellen würde.

Ein anderes ist es mit dem Königreich Sachsen, wo große gewerbliche Verhältnisse sind. Ich weiß dort von vielen blühenden facultativen Fortbildungsschulen in Chemnitz, Leipzig ꝛc.

Dann hat allerdings die sächsische Regierung unterm 26. April 1873 ein Gesetz das Volksschulwesen betreffend erlassen, welches die Fortbildungsschulen als zur Volksschule gehörig bezeichnet und worin der Besuch derselben (unter mancherlei Beschränkungen) auf drei Jahre nach Entlassung aus der Volksschule, also bis zum vollendeten 17. Jahr für Knaben vorgeschrieben wird. §. 14 nimmt auch Fortbildungsschulen für Mädchen in Betracht. Aber zur Ausführung ist das Gesetz nach meinen vielfachen Erkundigungen nicht gekommen, weder allgemein, noch in irgend nennenswerther beschränkter Weise; dazu ist es auch wohl noch zu jung. Ein Gesetz, welches nur auf dem Papier steht und auch wohl noch sehr lange blos darauf stehen wird, ist kein Beweisstück gegen Meinungen, die die praktische Ausführbarkeit des Inhalts dieses Gesetzes bezweifeln.

Die obligatorische Fortbildungsschule besteht aber in Hannover, Nassau und Schleswig-Holstein. Wenden wir uns zu diesen Provinzen. Schleswig-Holstein mit seiner einen Schule darf ich wohl unberührt lassen. In Nassau sollen, nach dem sich doch auf officielle Angaben jedenfalls stützenden Berichterstatter des Abgeordnetenhauses, 47 derartige Fortbildungsschulen mit Schulzwang bestehen. Nun führt der Jahresbericht der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung folgendes an: „Der Vorstand des Zweigvereins Wiesbaden beschloß in der Sitzung vom 20. Juli 1872 auf die Vervollständigung der in Hessen-Nassau bestehenden 38 Fortbildungsschulen hinzuwirken und den Besuch derselben durch Ortsstatut für Knaben obligatorisch, für Mädchen facultativ zu machen." Da stimmt weder Zahl, weder Land (denn das ganze ehemalige Kurfürstenthum Hessen ist mit hineingebracht), weder Sache. Herr Leibing sagt, es existiren dort obligatorische Fortbildungsschulen und ich habe es ihm geglaubt. Sein eigner Bericht sagt das Gegentheil. Es ist meine Sache nicht, diesen Widerspruch aufzuklären.

Für Hannover sind im Abgeordnetenhause 48 Schulen angegeben. Es sind das zwar nicht, wie Herr Leibing zu meinen scheint, obligatorische Fortbildungsschulen als ein Theil der Volksschule, sondern es sind gewerbliche Fortbildungsschulen, die wie Herr Miquel darüber im Abgeordnetenhaus berichtete, sich nur in den untern Classen an den Elementarunterricht anlehnen, in den höheren Classen an die gewerblichen Bedürfnisse anknüpfen, indem sie auf das Zeichnen, Bossiren, Buchhalten u. s. w. Rücksicht nehmen. Es ist aber gar nicht zu leugnen, in Hannover existirt die obligatorische Fortbildungsschule; es fragt sich nur wie!

Hannover hatte nach der Volkszählung von 1867 eine Einwohnerzahl von 1,937,637 Seelen, 3670 Volksschulen und 310,615 Schulkinder. Die obligatorischen Fortbildungsschulen dieser Provinz wurden dagegen nach den mir darüber vorliegenden Mittheilungen von etwas über 5000 Schülern besucht. Es mögen jetzt

Digitized by Google

mehr sein, ob sie aber im Verhältniß zu dem Besuch der facultativen Fortbildungsschulen im Königreich Württemberg stehen, wovon ich weiter unten sprechen werde, bezweifle ich sehr. Daß die in Hannover bestehenden Schulen dieser Art nicht als eine Fortsetzung der Volksschule mit obligatorischem Zwang für alle Kinder angesehen und dafür auch in ihrer Grundlage nicht eingerichtet sind, beweist das mir vorliegende Ortsstatut vom 15. März 1870 der Stadt Hannover. Darin werden auf Grund des §. 106 der Gewerbeordnung die Handwerkslehrlinge sämmtlicher Gewerbe bis zum vollendeten 18. Lebensjahr zu einem dreijährigen Cursus in der Gewerbeschule verpflichtet, und die Gegenstände dieser Gewerbeschule sind: Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Modelliren, Bossiren. §. 4 sagt: Lehrlinge, welche ohne genügende Entschuldigung die Meldung zur Gewerbeschule bez. den Besuch derselben versäumen, sind mit Geldbuße bis zu 5 Thlr. und im Falle des Unvermögens mit verhältnißmäßigem Gefängniß bis zu drei Tagen zu bestrafen. Früher war in den Statuten dieser Gewerbeschule bestimmt, daß wenn das Abgangszeugniß unter „mittelmäßig" laute, die Zulassung zur Gesellenprüfung zweifelhaft bleibe. In ihrem Bericht von 1869 klagt die Handelskammer von Hannover, daß der Besuch der Gewerbeschulen in Hannover und Nienburg, der formell noch obligatorisch war, in den letzten Jahren sehr wesentlich gesunken sei; man scheine in den betheiligten Kreisen die Ansicht gehabt zu haben, daß der Schulzwang in Folge der neuen Gewerbegesetzgebung beseitigt sei. Und allerdings war der Besuch der Gewerbeschule der Stadt Hannover sehr gesunken. Von 941 Schülern in 1867/68 auf 754 Schüler in 1868/69 und auf 529 Schüler (356 in der Vorschule, 173 in der Hauptschule) in 1869/70. Das erwähnte Ortsstatut sollte da Abhülfe schaffen. Dasselbe scheint aber, trotz der angedrohten Strafen sich keines großen Erfolges rühmen zu können. Zwar hob sich die Schülerzahl in 1871 wieder auf 680, blieb damit aber noch beträchtlich unter der Zahl von 1867/68, obschon die Stadt seitdem in der Zahl ihrer Bewohner, also unzweifelhaft auch in der Zahl ihrer dem Zwangsbesuch der Gewerbeschule unterliegenden Lehrlinge bedeutend zugenommen hat. Man darf daraus wohl den Schluß ziehen, daß das mit den neuen Verhältnissen in Hannover eingezogene neue gewerbliche Leben den zwingenden Bestimmungen des Ortsstatuts widerstrebt, und daß es seine Schwierigkeiten hat, die obligatorische Schule selbst für sehr kleine leicht zu übersehende Kreise wirklich durchzuführen.

Ich habe hiermit und weil es zur Sache gehört, Herrn Leibing gegenüber meine Unkenntniß constatiren wollen. Herr Leibing hat vielleicht die Freundlichkeit, wenn er wieder einmal gegen mich schreibt, den Ausdruck „ungenügende Information" als den höflicheren zu gebrauchen, wie ich denselben hiermit in aller Bescheidenheit gegen ihn anwende. Kann er aber zu meiner Information etwas beitragen, so bin ich ihm sehr dankbar. Das zersplitterte Material zusammenzufinden ist nicht leicht und dasselbe zu vermehren, so daß die Frage unter bisher nicht beachteten Gesichtspunkten zu behandeln wäre, ist gewiß im allgemeinen Interesse. Geht doch die Agitation dahin, ein neues Unterrichtsgesetz mit einem ausgedehnteren Schulzwang herbeizuführen und eine solche Agitation ist wohl von eminenter Bedeutung zu einer Zeit, wo auf allen andern Gebieten der Kampf um das moderne Staatsrecht, dessen Grundlage das Princip der individuellen Freiheit ist, immer lebhafter wird.

An die Möglichkeit der Ausführbarkeit eines solchen allgemeinen über das 14. Lebensjahr hinausgehenden Zwanges glaubt aber Herr Leibing ebensowenig wie ich. Ich erlaubte mir die „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung" vor die praktische Beantwortung der Frage zu stellen, wie sie die obligatorische Fortbildungsschule nach ihren Ideen in meiner Vaterstadt Barmen in's Leben rufen wolle. Herr Leibing antwortet damit, indem er den Umfang seiner Wünsche derart beschneidet, daß fast nichts mehr davon übrig bleibt. Zunächst schließt er wenig galant die Mädchen, die zukünftigen Mütter eines wissensreichen Geschlechts, von der Fortbildungsschule aus und nimmt die Knaben auch nur bis zum vollendeten 16. Jahr in Betracht. Damit kommt er dann allerdings auf nur 1338 Schüler. Bei diesen 1338 Schülern handelt es sich aber auch noch nicht um Fortbildung, sondern wie Herr Leibing sagt, „einfach um Erhaltung und Befestigung von Elementarkenntnissen" und nur bei den fortgeschrittenen Schülern um zweckmäßige Ergänzung. Da bleibt allerdings nur eine einfache Repetirschule übrig, und so zweckmäßig eine solche Schule sein mag, für sie braucht wirklich kein allgemeiner Zwang in Scene gesetzt zu werden. Herr Leibing reducirt seine Wünsche auf dieses geringe Maß, weil unsere vorhandenen Erfahrungen noch gering seien. Erfahrungen sind indessen auch innerhalb der Grenzen des preußischen Staats mit obligatorischen Schulen gemacht worden und zwar in einem Regierungsbezirk Westphalens. Dort existirten solche Schulen de facto, wenn auch meines Wissens nicht de jure. Ich habe einen hervorragenden Pädagogen, der eine solche Schule geleitet, mittheilen hören, wie gering die Leistungen dieser zwangweise zugeführten, vielfach störrigen Schüler waren und wie die Einrichtungen aufgehoben wurden, weil der Erfolg der aufgewendeten Kraft in keiner Weise entsprach. Daß Herr Leibing die Einrichtung von obligatorischen Schulen in Barmen schwieriger findet wie anderswo, weil Barmen die größte Bevölkerungsdichtigkeit Preußens habe, begreife ich nicht recht. Ich denke, wo die Menschen nahe zusammenwohnen, ist die Beaufsichtigung der schulpflichtigen Schüler leichter als in ländlichen Bezirken. Zum mindesten hat hier die Polizei kürzere Wege zu machen, wenn sie die 16jährigen Jungen in die Schule holt. Auch das Vertrauen, welches Herr Leibing hegt, aus den Elementarlehrern der Stadt die Lehrkräfte für Fortbildungsschulen „mit Leichtigkeit" zu gewinnen, wage ich selbst in Bezug auf die bloßen Repetirschulen nicht zu theilen. Wer da weiß, wie zum wirklich fortbildenden Unterricht größerer, nur in den Elementarfächern vorgebildeter Kinder, neben wahrer Engelsgeduld ein fast angeborenes Lehrtalent und eine Menschenliebe gehört, die regelmäßig Jahr aus Jahr ein die sonntäglichen oder abendlichen Erholungsstunden zu opfern weiß, der wird diese Schwierigkeiten nicht „mit Leichtigkeit" zu überwinden glauben.

Ich frage mich aber, ob denn nicht dasselbe, was die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung will und was wir alle wollen: ein größeres Maß praktischer für das Leben tauglicher Ausbildung, herbeigeführt werden kann ohne Zwang! Ich habe schon auf das Beispiel Englands verwiesen. Sollte es nicht auch bei uns angehen, den Gewerben zu überlassen, ihre Bedürfnisse zu erkennen und selbstthätig gegen die Mängel einzugreifen mit dem frischen Muth, den alles Handeln aus eigener freier Initiative einflößt? Der Staat mag diese Bewegung energisch befördern, selbst in beschränktem Maße leiten, aber er soll nicht in Experimenten die Kräfte von Lehrern, Eltern und Schülern vergeuden.

Und dieses Handeln, hervorgerufen durch die sittliche Energie des Volkes, hat schon überall im großen Vaterlande stattgefunden. Was brauchen wir da den Zwang? Nach der Zeitschrift des königl. statistischen Bureaus (9. Jahrgang 1869, S. 108) betrug die Anzahl der Handwerkerfortbildungsschulen pro 1864: 445 Schulen mit 29,123 Schülern für den damaligen Umfang des preuß. Staates. Seitdem muß die Zunahme eine sehr beträchtliche gewesen sein. Nehme ich z. B. den Regierungsbezirk Düsseldorf, so befanden sich darin (Mülman, Statistik des Regierungsbezirks Düsseldorf) im Jahre 1865 25 Schulen mit 2716 Schülern. Es ist mir nicht möglich gewesen diese Zahlen bis auf die neuere Zeit zu ergänzen. Aber in dieser Aufstellung von 1865 ist die Zahl der die Fortbildungsschule besuchenden Schüler in den Städten Barmen, Duisburg, Crefeld, Mülheim a/Ruhr mit zusammen 1055 Schülern angegeben. Jetzt zählt Barmen 726, Duisburg 1871/72: 222, Crefeld 1872/73: 171, Mülheim a/Ruhr 1870/71: 324 Schüler, zusammen 1443 Schüler, nach den Verwaltungsberichten dieser Städte. Und überall sind seit 1865 neue solcher Schulen entstanden, so daß man gewiß für den Regierungsbezirk Düsseldorf mäßig gerechnet 4000 Schüler annehmen darf.

Gehen wir nach dem Süden unseres Vaterlandes, so finden wir im Königreich Württemberg, für das Schuljahr 1871/72: 155 gewerbliche Fortbildungsschulen mit 9763 Schülern, wovon 7430 unter, 2333 über 17 Jahre. So werden die Zahlen im „Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammern in Württemberg", einem ausgezeichneten, jährlich erscheinenden Werke, angegeben. Natürlich ist der Besuch dieser Schulen facultativ und trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, ist der Besuch ein größerer wie wahrscheinlich in Hannover, wo obligatorische Schulen sind. Von den Unterrichts-

Digitized by Google

fächern waren am besuchtesten: Rechnen, Freihandzeichnen, deutsche Sprache, Fachzeichnen, geometrisches Zeichnen, Buchführung, Geometrie. Stuttgart stand mit 1399 Schülern oben an. Diese württembergischen Schulen werden zum Theil vom Staat mit unterhalten, der dafür im letzten Jahre (1872) 38,046 fl. bezahlte, also für jeden einzelnen Schüler durchschnittlich 3 fl. 54 Kr.

Gegen Herrn Leibing möchte ich noch anführen, daß die gewerblichen Fortbildungsschulen der Stadt Barmen Ende 1873 zusammen 726 Schüler zählten. Zunächst ist da der „Verein für Kunst und Gewerbe" schon 1827 gegründet, dessen Schulen ausschließlich aus den Mitteln der Vereinsmitglieder unterhalten werden. Derselbe unterrichtete in einem zum großen Theil aus Actienzeichnungen der Geschäftshäuser der Stadt mit einem Kostenaufwand von 32,000 Thlrn. erbauten Gesellschafts- und Schulhaus 428 Schüler. Unterrichtsgegenstände waren Zeichnen in erster Linie, Decimalrechnen, Geometrie und Weben, letzteres in einer mit Lehrmaterial unter Staatsbeihülfe ausgezeichnet ausgestatteten Webeschule. Ferner unterrichtete die städtische gewerbliche Fortbildungsschule 134 Schüler, die Handwerker-Fortbildungsschule in Unterbarmen 139 und die Schulen im Vereinshause (Rechnen, Schreiben, Patronenzeichnen) 25 Schüler, zusammen also 726 Schüler.

Sollte diese Zahl von freiwilligen Schülern nicht etwas schwerer in's Gewicht fallen wie die 1338*) Schüler, welche Herr Leibing ausrechnet? Wenn die Quantität geringer, die Qualität überwiegt doch wohl diejenige der größeren Zahl. Diese 726 Schüler lernen freiwillig das, was sie zu ihrem zukünftigen Beruf erforderlich erachten, die 1338 des Herrn Leibing werden mit Zwang und gewiß zum größten Theil widerwillig in Repetirschulen hineingebracht, wenn sie sich, was ich auch bei Androhung aller möglichen Strafen zu bezweifeln wage, überhaupt hineinbringen lassen.

Ich hoffe, vor Beschlußfassung über ein neues Unterrichtsgesetz mit erweitertem Schulzwang wird eine genaue Enquete über das, was an facultativen Schulen in Deutschland besteht und über das, was darin geleistet wird, stattfinden und diese wird meines Erachtens den Beweis liefern, daß das Ersehnte ohne Zwang zu erreichen ist. Ich bin weit davon entfernt zu glauben, daß die von mir angeführten Anstalten das Höchste im Fortbildungsunterricht schon leisten, viele wichtige Fächer sind darin noch unberücksichtigt. Wenn sich aber einmal die Aufmerksamkeit des preußischen Staates und seine Unterstützung wie in Württemberg diesen Anstalten mehr zuwendet, dann werden sie sicherlich Besseres und Ersprießlicheres leisten als die wohlorganisirteste Schule mit zwangsweisem Besuch. Für den tiefer stehenden Mann kommt es darauf an, gründlich das zu wissen, was er zum Leben nöthig hat; dann kann er eine gelehrte Bildung, die einmal allgemein nicht zu erreichen ist, sehr wohl entbehren.

Die Unterrichtscommission des Abgeordnetenhauses hat noch in der letzten Session ihre Meinung dahin ausgesprochen, daß die Volksschule in Deutschland noch keineswegs zu der den Gesetzen und dem nächsten Bedürfniß entsprechenden Entwicklung gebracht sei. Sollte es sich da nicht empfehlen die Hülfe des Staates, zunächst für das Näherliegende anzurufen, anstatt ihn auf Zukunftsideale hinzuweisen?

Wenn man Gesetze macht, soll man sie vor allen Dingen derart machen, daß die Durchführbarkeit derselben nicht dem geringsten Zweifel unterliegen kann. Die Achtung vor dem Gesetz, welche man dem englischen Volke nachrühmt, hat in erster Linie darin seinen Grund, daß der englische Gesetzgeber nach dieser Regel handelt und daß dort veraltete, dem Zeitbewußtsein entgegenstehende gesetzliche Bestimmungen, wenn sie formell auch nicht immer aufgehoben werden, einfach einschlafen. Ein Gesetz, welchem die davon Betroffenen Apathie und Widerwillen, ja consequenten, mit Erfolg gekrönten Widerstand entgegensetzen, birgt die Gefahr in sich, daß diese Mißachtung sich generell auf die allgemeinen Landesgesetze überträgt und das dient wahrlich nicht dazu die patriotische Hingabe an das Vaterland und an seine Institutionen zu vermehren. Diejenigen, welche von dieser Anschauung ausgehend, die ihnen unmöglich dünkende Einführung von obligatorischen Fortbildungsschulen bekämpfen, bekämpfen demnach ein Gesetz, welches ihrer Ansicht nach statt einer Kräftigung eine Schwächung des Staates herbeiführen würde.

Zum Schluß noch eine mehr persönliche Bemerkung. Herr Leibing versichert sehr lebhaft, die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung verbreite keine volkswirthschaftlichen Parteilehren, sie vereinige in sich die äußersten Pole der Manchesterpartei und des Kathedersocialismus. Nun erlaubte ich mir zu bemerken, daß die Socialdemokratie wissenschaftlich und agitatorisch eine diesen Richtungen entgegengesetzte volkswirthschaftliche Lehre verbreite und es ist meines Erachtens gewiß nicht das schlechteste Verdienst der Gesellschaft, wenn sie nach Kräften die Verbreitung dieser Lehre bekämpft. Deshalb braucht ihre Lehre, welche Herr Leibing die „unabhängige wissenschaftliche Lehre" nennt, als ob keine andere Berechtigung habe, noch keinen Anspruch auf Verbreitung durch Staatsanstalten mit hineingezwungenen Schülern zu erheben, das gäbe eine officielle Staatswirthschaftslehre! Habe ich mich in der Annahme, daß die Gesellschaft dieses bezwecke, geirrt, so finde ich den Jahresbericht nicht geeignet einen solchen Irrthum zu verhindern. Ich will aber gerne den Versicherungen des Herrn Leibing Glauben schenken. Wenn Herr Leibing schreibt: „Die thätigen Volksbildungsfreunde werden ihr moralisches Gewicht in die Wage legen, daß in dem Lehrplan der durch die Fortbildungsschule erweiterten Volksschule auch die Elemente der Wirthschaftslehre aufgenommen werden", so werde ich also annehmen, daß ich es hier nicht mit der Gesellschaft, sondern mit einer privaten Meinung ihres Secretärs zu thun habe. Im übrigen werden wir diese specielle Frage bis zu dem Zeitpunkt vertagen können, wo die obligatorische Fortbildungsschule uns in nähere Ferne gerückt ist wie heute. Dann dürfte die Regierung, nach dem preußischen Wahlspruch Suum cuique, auch der socialdemokratischen und socialultramontanen Wirthschaftslehre einen Platz in dem Lehrplan einzuräumen geneigt sein, nachdem vorher die „thätigen Volksbildungsfreunde" des Herrn Leibing das immerhin etwas schwierige Problem gelöst haben, die beiden Pole der „unabhängigen wissenschaftlichen Lehre" zusammenzuführen.

E. v. Eynern.

*) Die Berichtigung dieser Zahl auf 2677 Schüler durch Herrn Leibing in Nr. 2 der Gegenwart kam mir erst nach Absendung meines Artikels zu. Die geänderte Zahl ändert nichts an dem Kernpunkt der Frage und beweist nur vergrößerte locale Schwierigkeiten. Ich glaube, viele Pädagogen werden auch darin mit mir übereinstimmen, daß 726 freiwillig aus eigenem Antrieb lernende Schüler an Qualität besser sind, wie die 3½fache Anzahl großer Jungen, welche durch Zwang in die Schule gebracht werden. D. V.

## Literatur und Kunst.

### Gedichte von Bret Harte.

Uebersetzt von
**Ferdinand Freiligrath.**

II.

**Was die Locomotiven sagten.**

(Eröffnung der Pacific-Eisenbahn.)

Was — auf ihrer ersten Reise,
Dampfend auf dem Einen Gleise,
Zischend Kopf an Kopf gestellt,
Jede eine halbe Welt
Hinter sich mit Höh'n und Tiefen —
Sagten die Locomotiven?
Dies wohl, mein' ich, ist's gewesen,
Unberichtet und ungelesen!

Sprach zuerst mit wicht'ger Miene
Aus dem Westen die Maschine, —
Sprach und pfiff es etwas phrasig:
„Her vom Kamm der Sierra ras' ich,

Digitized by Google

Und wenn Höh' ein Maßstab ist,
Calculir' ich, daß zur Frist
Du von mir geschlagen bist."

Hört man die vom Ost versetzen:
„Wer recht schafft, wird wenig schwätzen!
Pfeif' nur deine Bremsen nieder!
Rührtest wacker zwar die Glieder,
Aber was denn nur, sag' an,
Hast Besondres du gethan?
Doch, — ist das 'ne Unterhaltung!
Mögen die Herrn von der Verwaltung
Bei Champagner heut' und morgen
Selber doch für's Puffen sorgen!

„Horch! Wo die Atlant'sche See
Sommergluth bespült und Schnee;
Wo Indianerherbste strahlen,
Wampumfarb die Wälder malen, —
Dort dem flieh'nden Sonnenball
Jagt' ich nach mit freud'gem Schall,
Schau'nd, was seinem Blick begegnet,
Segnend rings, was er gesegnet,
In der Eisenbrust sein Sprüh'n,
All sein lebenweckend Glüh'n,
Seine Wolken für und für
Ueber meiner Funkenhaube,
Und, soweit ich rastlos schnaube,
Alle Schatten hinter mir."

Sprach die Westmaschine: „Puh!"
Und pfiff lang und leis dazu.
„Du verstehst es aufzuschneiden!
Du, — und stellst dich so bescheiden!
Du prahlst mit dem Osten? Mir?
Was, — ich bring' den Osten Dir!
Kürzesten Wegs vom fernsten Meer
Orients Reiche bring' ich her,
Und die Sonne, deren Lauf
Hier du folgst, geht bei mir auf.
Grad heraus, (wenn man zum Gruß
Sich 'ne Grobheit sagen muß,)
Grad heraus denn: Wegeslänge
Ist nicht geograph'sche Länge."

Sprach die Union: „Nun schweig,
Sonsten überfahr' ich gleich
Einen Verwaltungsrath, Director,
Oder mindestens Inspector."
Die Centrale: „Friedlich sehr
Bin ich, wie mein stilles Meer,
Doch, wenn man mich aufbringt, werd' ich
Ganz entsetzlich ungeberdig.
Aber heut' laß uns nicht streiten!
Machen wir nur diesen Leuten
Die Moral klar: wie daß, ihnen
Vor den Augen, zwei Maschinen
Ohne Ineinanderrennen
Friedlich sich begegnen können!"

So die beiden biedern Wesen;
Dies ist ihr Gespräch gewesen,
Unberichtet und ungelesen.
Etwas näselnd war der Fluß
Ihrer Rede, sonst Ein Guß,
Und mit einem Pfiff am Schluß.

## Eine Erinnerung aus dem Leben von Kaulbach.

Von Alexandrowitsch.

Kaulbach liebte eine freie und edle Geselligkeit. Sein Haus in der Gartenstraße zu München war der Sammelplatz einer gewählten Gesellschaft. Selten kam ein Künstler, ein Gelehrter ein geistig bedeutender Mensch nach München, ohne in seinem gastlichen Hause eine freundliche Aufnahme zu finden.

Kaulbach selber sprach nicht viel. Aber er verstand es, durch eine scharfe Bemerkung zu lebhaftem Gespräch anzuregen, oder durch ein witziges und kritisches Wort den Widerspruch zu reizen. Seinem Geiste war es natürlicher und bequemer, sich in Bildern als in der Rede auszusprechen. Die künstlerische Hand diente ihm besser als die Zunge, seine Gedanken mitzutheilen.

Zuweilen aber ließ er sich doch in vertrautem Freundeskreise zu mündlichen Mittheilungen bewegen über sein Leben und Streben. Ich erinnere mich einiger solcher Momente. Der plötzliche Tod des großen Künstlers hat das Gedächtniß daran wieder in mir aufgefrischt.

Das erste Bild, welches dem Künstler einen Ruf verschaffte und die öffentliche Aufmerksamkeit ihm zuwendete, war seine Darstellung einer Irrenanstalt. Das Bild macht auf jeden Beschauer einen tiefen und meistens einen unauslöschlichen Eindruck. Man glaubt in demselben die Leidensgeschichte der Irren und die Wahnvorstellungen, von denen sie befangen sind, wie in einem Spiegel deutlich erkennen und wahrnehmen zu können. Die geisteskranken Männer und die Frauen, welche in dem Hofe sich beisammen finden, sind durchaus individuell gezeichnet. Die menschlichen Leidenschaften, in diesen Irren zum Wahne verzerrt und gesteigert, erscheinen mit genialer Meisterhand ausgeprägt.

Kaulbach gab über die Entstehung dieses Bildes folgenden merkwürdigen Aufschluß. Cornelius war von König Ludwig von Bayern nach München berufen worden, um mit seinen besseren Schülern die Zimmer in dem neuen Königspalast mit Wandgemälden auszuschmücken. Der junge Kaulbach wurde von dem Meister nicht mitgenommen. Er war damals für einen solchen Auftrag noch nicht reif genug und mußte daher mit anderen jüngeren Schülern in Düsseldorf zurückbleiben. Kaulbach begriff das wohl, aber es verdroß den begabten Jüngling doch, daß ihm eine so schöne Gelegenheit, sich auszuzeichnen, entgangen war. In solcher gedrückten Stimmung traf ihn ein älterer Freund, der Arzt einer Irrenanstalt in der Nähe von Düsseldorf, und heiterte ihn mit folgendem Vorschlage auf: „Ich kann Ihnen und Ihren Freunden auch einen schönen Auftrag zu Wandzeichnungen geben. In dem Kreuzgang, der zu meiner Anstalt gehört, da könnt Ihr zeichnen und malen nach Herzensluft. Geld freilich kann ich dafür nicht zahlen; ich kann Euch nur mit einem Glas Wein erfrischen und Euren Appetit mit Brod und Käse stillen". Kaulbach ging mit Eifer auf das Anerbieten ein und schmückte, im Verein mit andern Mitschülern, die leeren Wände mit Bildern. Als endlich die Arbeit vollzogen war, da lud jener Arzt seine jungen Freunde eines Abends als Gäste zu sich ein und sagte: „Ich möchte mich gerne dankbar erweisen für Eure Leistungen. Ich weiß aber nicht besser zu danken, als indem ich Euch eine gute Lehre für Euer Leben mitgebe. Ihr habt alle auch schlummernde Leidenschaften in Eurem Innern und müßt mit denselben ringen. Indem ich Euch das Leben meiner Irren schildere, werdet Ihr sehen, daß viele deshalb wahnsinnig geworden sind, weil sie sich von ihrer Leidenschaft in's Unmäßige und Ungemessene hinein haben fortreißen lassen". In diesem Sinne erzählte er nun die Geschichte einiger Geisteskranken, die er pflegte.

Dieser Abend hatte Kaulbach tief ergriffen. Auch in seiner Brust regten sich die Triebe und Keime maßloser Leidenschaften. Er fing an, sich vor denselben zu fürchten. Die Lebensgeschichten der Wahnsinnigen verfolgten ihn bei Tage und bei Nacht wie entsetzliche Mahnungen und Drohungen. Auch nachdem er Düsseldorf verlassen und ein ärmliches Dachstübchen in München be-

Digitized by Google

zogen hatte, kam er noch nicht zur Ruhe vor diesen heftigen Eindrücken. Da faßte er den Gedanken, sich von dieser Verfolgung dadurch zu befreien, daß er die Bilder dieses Wahnsinns künstlerisch darstelle. Er machte in einer anderen Irrenanstalt bei München noch weitere Studien. So entstand das lebensvolle Bild und Kaulbach fühlte sich nun von den Dämonen befreit.

Ein speculativer Verleger aus Mitteldeutschland machte damals dem jungen Künstler den Antrag, derselbe solle noch eine Anzahl ähnlicher Bilder von „Narren" zeichnen, und versprach ein gutes Honorar. Kaulbach erwiderte ihm, er sei gerne bereit, eine Reihe von Bildern aus der deutschen Geschichte zu liefern, aber mit der Darstellung von „Narren" könne er sich nicht weiter beschäftigen. Darauf erwiderte der Verleger, er könne sich auf einen geschichtlichen Stoff nicht einlassen, Kaulbach habe sein Talent, Irre zu zeichnen, glänzend erwiesen und thue wohl, in dieser Richtung fortzufahren und sich darauf zu beschränken. Kaulbach antwortete: „Wollte ich auf diesen Vorschlag eingehen, so müßte ich in meinem nächsten Bilde Sie selber zeichnen, und das wäre doch unangenehm". Natürlich war damit die Verhandlung abgebrochen. —

Lassen Sie mich noch eine andere, für die Gesinnung des Künstlers charakteristische Anekdote aus seinem reiferen Leben hinzufügen. Kaulbach war schon ein berühmter Historienmaler geworden, als eines Tages ein Ultramontaner ihn besuchte und ihn fragte, ob er schon das Buch eines katholischen Gelehrten gelesen habe, in welchem dieser sorgfältig den Klatsch über Luther aus der Reformationsperiode gesammelt hatte. Als Kaulbach das verneinte, ließ er ihm das Buch zurück, das Kaulbach zu lesen versprochen hatte. Nach einiger Zeit fragte der Ultramontane den Künstler: „Was halten Sie nun von Ihrem Reformator? Sind Sie jetzt über den wahren Charakter desselben aufgeklärt?" Kaulbach erwiderte: „Sie wissen, ich kann meine Meinung mit Worten nur schwer und unvollkommen ausdrücken. Aber ich habe mir ein Bild gemacht von dieser Art Geschichtschreibung, wie sie in dem Buche Ihres Freundes geübt worden. Ich fürchte aber, das Bild wird Ihnen wenig gefallen". Dann zeigte er ihm folgendes Bild. Luther ritt auf dem geflügelten Pegasus stolz und kühn über den festen Boden der Erde hinauf in die Himmelshöhe. Aber das Pferd hob den Schwanz und ließ einige Roßäpfel fallen, die von einem hintenstehenden Gelehrten mit rührender Sorgfalt in einer Schale aufgefangen wurden. „Sehen Sie, so kommt mir eine solche Geschichtschreibung vor." Die Antwort war deutlich. Heute wird jener Gelehrte selber darüber lächeln, daß er einst den großen Reformator so klein beurtheilt hatte.

---

## In meiner Jugend Stadt.

### Ein Stückchen Autobiographie.

Von **Friedrich Spielhagen.**

### II.

Nein, geschadet hat mir das wohl nicht; aber der Mann hätte viel mehr für mich thun, er hätte mir positiv nützen, Unendliches nützen können: hätte mir helfen können, auf den rechten Weg zu kommen oder doch den rechten Weg leichter zu finden, hätte mir Jahre, trübe, trübste Jahre rathlosen Suchens, Umhertappens, schwersten Herzeleids, das ich mir selbst und, was schlimmer ist — Anderen bereitete, ersparen können.

Wirklich? Das sagt man denn so, und ist doch vielleicht eitel Trug, einer jener ellenhohen Socken, auf die man seinen Fuß setzt, um sich einen Zoll größer zu dünken; das Fallstaff'sche Défini: „so lag ich aus" — in das Conditionnel verwandelt: so würde ich ausgelegen, so meine Klinge geführt haben. Vielleicht! !"

Vielleicht auch nicht! Jedenfalls habe ich immer im späteren Leben mit Neid auf diejenigen geblickt, die von der Schule, vom elterlichen Hause jenen Schatz von Kenntnissen und Einsichten aller Art mitbrachten, den man dem Unterricht niemals, sondern immer nur dem intimen Verkehr mit hochgebildeten Menschen, der directen persönlichen Einwirkung auch nur eines solchen Mannes auf unser Denken, Fühlen, unser Studium, unsere Lectüre verdanken kann. Was unser Einer spät, manchmal gar nicht, immer aber auf langen, zeitraubenden Umwegen lernt und sich aneignet: Büchertitel, historische Data, Kenntniß der persönlichen Verhältnisse und Beziehungen in der Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlerwelt — jenen Glücklichen hat das Alles nichts gekostet, keine Mühe verursacht, als daß sie nur die Ohren nicht zumachten, wenn die Andern über diese Dinge sprachen; nur die Augen nicht schlossen vor der Welt, die in jenen hochbeglückten Häusern der Phantasie eines Jünglings aus Gemälden, Statuen, Büsten, Kupfer- und Bildwerken aller Art so freundlich und lockend entgegenkommt.

Es ist unglaublich, wie dürftig es nach allen diesen Seiten vor dreißig, vierzig Jahren in einer kleinen Provinzialstadt aussah, noch dazu, wenn diese Stadt auf die äußerste Peripherie der geistigen Bewegung (soweit von einer solchen damals überhaupt geredet werden konnte) schon durch die räumliche Entfernung von dem Centrum und durch die Ungunst der Verhältnisse gedrängt wurde, wie das bei der Stadt meiner Jugend der Fall war. Erst seit einem Menschenalter wiederum zum Staatsverbande gehörend, hatte man sie mit einer fast ängstlichen Pietät in dem fast unbeschränkten Besitz und Genuß ihrer berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten gelassen. Keine Spur von dem moralischen Eroberungsfieber unserer Tage! Im Gegentheil! ein äußerst behagliches: Laissez aller und laissez faire, und kommen sie heute nicht, kommen sie morgen! Ja, man hatte ihnen das Kommen selbst in rein physischer Beziehung nicht eben erleichtert, sintemalen noch im Jahre 35 von ihrem Thore aus, bis man an die Chaussee kam, ein paar Meilen auf dem alten Landwege zurückgelegt werden mußten, den vermuthlich bereits Wallensteins Schaaren und die Reiter des großen Churfürsten gezogen waren. Es war im genannten Jahre, als wir — an einem regnerischen Maiabend — dort unsern Einzug hielten; damals sah man von der Landstraße aus links die neue Chaussee, an der sie eben eifrig bauten. Als ich jetzt nach einigen dreißig Jahren desselben Weges gefahren kam, war es auf der Eisenbahn, und rechts von derselben sah man einen alten, verlassenen, menschenleeren, mit Bäumen bepflanzten Weg sich melancholisch durch die Felder und Wiesen winden — es war die Chaussee, die neue Chaussee, an der sie damals so eifrig bauten!

In dieser, der modernen Cultur nicht unzugänglichen, aber doch nicht ohne alle Mühe zu erreichenden Stadt lebte ein ehrenfestes, alle Wege tüchtiges Geschlecht, das der übrigen Welt einigermaßen entbehren zu können glaubte, weil es — sans comparaison — in der übrigen Welt doch unzweifelhaft keine Stelle gab, die sich auch nur annähernd mit ihrer Stadt vergleichen ließ hinsichtlich der Schönheit der Lage, oder der Würdigkeit des Anblicks, oder der Leichtigkeit der Lebensbedingungen und der daraus resultirenden Annehmlichkeit des Lebens. Und sollte es wirklich, was indessen schwerlich anging, noch eine derartige Stadt geben, — wohl, so mochten die Bewohner dieser unbekannten Stadt in Frieden und mit Bewußtsein der Vortheile ihrer Lage sich erfreuen, wie sie sich der Vorzüge und Vortheile ihrer Situation in Frieden und mit Bewußtsein sich zu erfreuen gedachten bis an ihr seliges Ende.

Eine solche Sinnesart befördert ohne Zweifel das, was der Deutsche mit dem Namen Gemüthlichkeit zu bezeichnen liebt, d. h. eine Stimmung der Nerven, die in dem Kampf des Lebens, in dem Kampf um's Dasein, in dem harten Ringen des Ehrgeizes, in dem heftigen Aufeinanderplatzen der Geister gar nicht conservirt werden kann. Sie ist überhaupt sehr conservativ, diese Gemüthlichkeit: sie conservirt, wie die trockene ägyptische Luft, Alles, was nur irgend in ihren Bereich kommt, oder petreficirt es gar, wie karlsbader Sprudel: Sitten, Ge-

Digitized by Google

wohnheiten, Redensarten, gute Witze, schlechte Witze, Straßenpflaster, Kellerhälse, Zunftzopf und lübisches Recht, Liebe und Haß — besonders den letzteren! Ich bin in diesen Tagen einem paar solcher gemüthlichen Menschen begegnet; ich hatte ganz sicher irgend einmal etwas gegen sie gesündigt, aber die Jahre hatten längst die letzte Spur davon aus meiner Seele gebleicht und ich kam ihnen mit offener Hand und offenem Herzen entgegen; ich zog die Hand bald genug zurück und schloß mein Herz wieder zu: ich hatte nicht gewußt oder nicht bedacht, von wie zähem Gedächtniß der Haß eines gemüthlichen Menschen ist.

Selbstverständlich gedieh diese Gemüthlichkeit besonders üppig in dem autochthonischen, erbgesessenen Bürgerthum ersten, zweiten und dritten Grades, welche Grade alle, jeder in seiner Weise, nicht blos das Recht, sondern die Pflicht hatten, sich gegen den plebejischen Andrang hassenswerther oder verächtlicher Neuerungen (unlogischer Pleonasmus, als ob nicht jede Neuerung zu der einen oder der andern Kategorie und oft genug zu beiden gehörte!) ablehnend zu verhalten. Aber auch jenes Beduinenvölkchen der nomadisirenden Beamten, die heute hier ihr Zelt aufschlagen müssen und morgen an einem andern Ort, diese wackern Pioniere des modernen Staates — sie schienen den besten Theil ihres Wesens und ihrer Fähigkeiten zu verlieren, sobald sie längere Zeit in der conservativen Atmosphäre, die über der guten alten Stadt und ihrem Weichbilde lag, geathmet hatten. Selbst die oberste ihrer Fähigkeiten: die Beweglichkeit. Sie blieben, wo sie nun einmal waren, als wären sie für ein hochlöbliches Decernat der persönlichen Angelegenheiten ihres betreffenden Ministeriums in Lethes Strom versunken, sobald sie das kleine Flüßchen überschritten, welches den Regierungsbezirk gegen das übrige Vaterland abgrenzte. Wohl kam und ging einmal ein Assessor, Referendar oder Auscultator, ein Bauconducteur oder Forstcandidat — aber es waren doch nur meteorische Erscheinungen, welche die Constellation und den Anblick der Sternbilder der verschiedenen Verwaltungscollegien nicht weiter alteriren konnten. Ich erinnere mich nicht, daß einer dieser würdigen Herren: Präsidenten, Oberregierungs-, Regierungs- und sonstigen Räthe anders als durch den Tod von seiner Stellung abberufen wäre. Sie durften mit dem ersten Chor der feindlichen Brüder singen und sagen:

Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Verhängnißvolles Wort, das buchstäblich zur Wahrheit an den braven Männern wurde!

Sie gehorchten! der Himmel weiß es, und ihre Vorgesetzten, die Geheimen im Ministerium, wußten es ohne Zweifel auch, würden es auch sehr übel vermerkt haben, wenn es anders gewesen wäre. Sie gehorchten, — Einige habe ich sogar im Verdacht: mit jenem Eifer, der vor den Augen eines absoluten Monarchen selbst in der Uebertreibung noch schön ist, Andere mit einer gewissen Lässigkeit, die etwa in ihrer Natur lag, gegen seine Ueberzeugung — ich bin davon fest durchdrungen — keiner. Ich meine natürlich im Ganzen und Großen der Pflichterfüllung, wobei ja eine gelegentliche Differenz der Ansichten, die der Untergebene selbstverständlich zu tragen hat, nicht weiter in Rechnung kommt. Sonst aber dienten diese Männer mit ächtester Loyalität, wie sie denn ausnahmslos ohne allen und jeden Zweifel jeder in seiner Weise vom Präsidenten bis zum Canzleisecretär Typen des ehrenfesten, fleißigen, nüchternen alten Beamtenthums waren, dem unser Staat nicht zum kleinsten Theil seine jetzige Größe und Machtstellung verdankt!

Sie selbst freilich! sie wurden als Steine in das Fundament dieser Größe gemauert, und wurden nicht gefragt, ob sie sich ihr Leben einstmals anders gedacht hatten, oder heute anders wünschten. Dergleichen Gedanken und Wünsche waren für einen ordentlichen Staatsdiener überhaupt gänzlich unschicklich, und ich habe auch vollkommen den Eindruck, als ob sich die meisten von ihnen das Wünschen mittlerweile — sie hatten Zeit dazu gehabt — nach dieser Seite wenigstens so ziemlich abgewöhnt hatten, und — ich fürchte — auch das Denken. Ich schreibe das äußerst ungern hin, weil es wie schlimme Pietätlosigkeit aussieht; aber ich meine es nicht ganz so schlimm. Ich meine nur, daß Jemand, der gezwungen ist, Jahr aus Jahr ein dieselben Themata zu bearbeiten, dieselben Aufgaben zu bewältigen, mit denselben Personen zu verkehren; dem seine Stellung und seine Verhältnisse größere Reisen, vielleicht das Reisen überhaupt verbieten, der zum Ersatz dafür keine Zeitung von außerhalb in die Hand bekommt, die nicht mindestens drei Tage alt ist (und meistens viel, viel älter!), der nach und nach — weil er nichts mehr zu schreiben hat — die in den ersten Jahren eifrig gepflegte Correspondenz mit den Freunden in Berlin und sonst in größeren, bewegteren Verhältnissen aufgibt — ein solcher Mann müßte wahrlich ein Genie sein, wenn er nicht mit der Zeit ein wenig einnicken sollte. Und wenn er ein Genie wäre, würde es ihm auch nichts helfen; er riskirte nur lüderlich oder einfach verrückt zu werden.

Diese Herren waren alle nüchterne, zum Theil sehr methodische Leute, und ich habe niemals eine leiseste Spur von Ueberspanntheit bei ihnen bemerkt. Aber freilich das Denken — man wird mich jetzt nicht mehr mißverstehen — hatten sie in einem gewissen Sinne aufgegeben.

Ich habe die schärfste Erinnerung der Gespräche, welche in der Gesellschaft dieser Männer gepflegt wurden. Dieselben waren entweder rein geschäftlicher Natur — was meistens der Fall war — oder es waren (sehr selten!) Reminiscenzen aus ihrer Jugend oder ihren jüngeren Jahren, oder jenes bunte Allerlei, das aus Jagdgeschichten (fast Alle waren Jäger), Personalien u. s. w. ununterscheidbar gemengt und gemischt ist. So war es ein Mal, wie alle Mal das ganze Jahr hindurch, alle Jahre hindurch. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß unter diesen Männern, die doch sämmtlich ihre Universitäten besucht hatten, jemals ein längeres und eifriges Gespräch über Literatur oder Kunst, sei es vergangener Tage, sei es der Gegenwart geführt worden wäre — höchstens daß ein oder das andere Mal des Schauspiels und der Oper Erwähnung geschah, d. h. der Genüsse, welche der Eine oder der Andere vor Jahren einmal gehabt hatte oder gehabt zu haben glaubte. Und was gewiß noch viel auffallender scheint, es aber im Grunde gar nicht ist: das Ganze, das wir Volk, Nation nennen, und für das sie im Grunde unausgesetzt arbeiteten, hatte für sie nur ein sehr untergeordnetes Interesse; sie fühlten sich auch gar nicht eigentlich als Mitglieder des Volkes, der Nation; sie waren eben Beamte, welche das Volk, die Nation im Namen des Königs zu regieren hatten: königliche Beamte; der Begriff des Staates — so weit er nicht in dem König und Allem, was königlich war, sich darstellte — war ihnen befremdlich, unheimlich, geradezu verhaßt; und wenn Friedrich Wilhelm IV. später gelegentlich den Staat einen „Racker" nannte, sprach er damit nur die Empfindung des bei weitem größten Theils seiner alten und keineswegs schlechtesten Beamten aus. Ja, die trefflichen Männer waren nicht abgeneigt, diese Empfindung und das Wort selbst auf alle diejenigen zu übertragen und anzuwenden, welche über jenen unheimlichen Begriff auch nur als Professoren, Publicisten ꝛc. theoretisirten; und wer nun gar die theoretisch gewonnenen und in dieser Sphäre allenfalls noch diskutabeln und erträglichen Resultate in die Praxis umsetzen wollte, war ihnen ein Tollhäusler, wenn er nicht ein Schelm war. Glücklicherweise für die Gemüthsruhe dieser braven Herren gab es damals nicht viel solcher Leute: einige hirnverbrannte Poeten, denen man ihre Reimereien schließlich nicht so hoch anrechnen wollte, und allerdings hier und da in Schlesien, am Rhein — die Ständeversammlungen — nun, der König hatte sie sehr ungnädig verabschiedet; aber es war ja auch wirklich zu arg: Preßfreiheit, Geschworenengerichte, Constitution — und diese alten Marotten wieder und immer wieder vorzubringen, Jahr aus, Jahr ein — sollte der König da nich endlich auch die Geduld verlieren! er (Sprecher) für sein Thei

Digitized by Google

habe sie schon lange verloren, und ich glaube, College, Ihnen wird es nicht anders ergangen sein.

So sprachen die Herren unter einander mit gedämpfter Stimme und ernsten Gesichtern über diese Dinge in Ausdrücken, die auf den Knaben-Jüngling den tiefsten Eindruck machten, allerdings nicht ganz den, welchen die Herren beabsichtigt haben würden, hätten sie bei dergleichen Reden in Beziehung auf uns junge Menschen überhaupt eine Absicht gehabt. Nichts aber lag ihnen ferner als der Gedanke, wir könnten neugierig den Schleier lüften wollen von Geheimnissen, an denen sie selbst mit frommem Schauder vorübergingen. Und doch war dies der Fall, wenigstens bis zu einem gewissen Grade; meine Neugier war erregt, und was daran Böses sein sollte, wenn man „eine scharfe Zunge und eine scharfe Feder" führte, konnte ich auch nicht herausfinden. Es war gewiß keine oppositionelle oder gar revolutionäre Stimmung, in die ich mich nun hineingearbeitet hätte; ganz und gar nicht; ich war viel zu unwissend, als daß ich mir eine bestimmte Vorstellung von den Dingen hätte machen können, über welche die Herren geredet; aber ich hatte doch hingehorcht, aufgehorcht, einen Eindruck empfangen, der lebhaft genug gewesen sein muß, da ich heute nach so langer Zeit mich der betreffenden Personen, des Ortes, der Stunde, des Gegenstandes dieser und jener Unterredung erinnere. Es war ein einzelnes Korn aus dem wohlverschlossenen Sack auf den Weg gefallen; vielleicht zertritt es der Fuß des nächsten Wanderers, vielleicht picken es die Vögel; vielleicht nimmt es der Wind und wirft es auf den Acker nebenan, und deckt's mit ein wenig Erdkrume zu, und dann kann man nicht wissen, was das arme Korn von diesem Umstand noch Alles für Umstände im Leben hat und Andern macht.

Ich gebe natürlich herzlich gern zu, daß, was ich hier als Norm und Regel der Denk- und Fühlweise jener Ehrenmänner hingestellt, auch seine Ausnahmen gehabt hat; aber im Ganzen der Umrisse und der Farbengebung ist das Bild sicher nach dem Leben. Wenn ich für mich selbst einer Bestätigung meines Urtheils bedürfte, so fände ich dieselbe in der Form, welche für die geselligen Vergnügungen in diesen Kreisen damals ganz allgemein acceptirt war, so allgemein, daß man durch die Beschreibung eines Frosches neunundneunzig andere Frösche nicht genauer schildern kann, als sämmtliche Abendgesellschaften einer Saison durch die Schilderung einer einzigen Abendgesellschaft.

Man versammelte sich aber zwischen sieben und acht Uhr so schnell, als die wenigen Privatequipagen, über welche die Gesellschaft verfügte, und die drei oder vier Lohnwagen, welche die Stadt aufzuweisen hatte, und sonst die Füße der Betheiligten es eben zuließen. Junges Volk wurde für gewöhnlich grundsätzlich nicht geladen; und unter „jungem Volk" Alles verstanden, was man zu dem Hauptgeschäft des Abends eben seiner Jugend wegen absolut nicht verwenden konnte, wie man denn auch mit Einladungen an ältere und alte Leute, welche, wenn auch aus andern Gründen, in die Kategorie nicht verwendbarer Gäste fielen, so sparsam wie möglich war. Bis die Gesellschaft sich vollzählig versammelt hatte, vielleicht auch noch eine halbe Stunde länger, ging und stand man, (die Herren mit den Hüten in den Händen) theetrinkend, plaudernd umher, während man den Wirth oder einen von ihm mit dem wichtigen Auftrag betrauten gewandten jüngeren Collegen oder Kameraden — Referendar oder Lieutenant — durch die plaudernden Gruppen gleiten, und Jedem — sei es Dame oder Herr — ein paar Namen in's Ohr flüstern oder etwas in die Hand drücken sah, auf welches der Gedrückte einen flüchtigen Blick warf, um es sodann seinem Nachbar oder seiner Nachbarin zu zeigen etwa mit den Worten: Werde ich heute Abend das Glück haben, Frau Oberregierungsräthin? Bedaure sehr, lieber Herr Regierungsrath. — Sieh da, Frau Oberforstmeisterin! eine seltene Ehre! — die Sie zu schätzen wissen werden, Herr Assessor, indem Sie heute Abend etwas besser aufpassen, als letzten Freitag bei Oberpostdirectors. — Oder gestern auf der Jagd. — O, Sie unverbesserlicher Leichtfuß; aber ich sehe, die Frau Präsidentin hat bereits Platz genommen; darf ich um Ihren Arm bitten, lieber X. Y. Z.; wo steht denn eigentlich unser Tisch? — Hoffentlich nicht da, wo Ihres Herrn Gemahls Ponto gestern unweigerlich stand. — Und das war? — Wo er nichts zu suchen hatte. — Wann werden Sie vernünftig werden! —

Die ganze Gesellschaft hat jetzt zu drei, oder vieren — je nachdem Tarok, L'hombre, Whist oder Boston gespielt wird, an Tischen Platz genommen, die in den Nebenzimmern mit Kerzen, Lichtern, Spieltassen, Spielmarken, Spielkarten und den obligaten Stühlen arrangirt standen — fünf, sechs, sieben, zehn, zwölf oder in wie viel Theile sonst der Quotient der Gesellschaft durch drei oder vier getheilt werden kann. Es ist niemand übrig geblieben, außer der Wirthin, die erklärt hat, nicht spielen zu wollen, sich aber endlich doch erbitten läßt, an dem einen Bostontisch als „Strohmann" einzutreten; und dem Referendar v. B., der erst seit 14 Tagen in der Stadt ist, und gebeten hat, ihm noch ein paar Studienabende zu gönnen, und der sich nun mit discreter Haltung bald hierhin, bald dorthin an einen der Tische stellt, und während des Abends vierundzwanzig Mal (über die Schulter) mit „Jonas" angerufen wird, weil Jeder glaubt, es sei der alte Lohndiener.

Jonas hat unterdessen eine Welt von Arbeit: die Zubereitung von zwei Mal so viel Tischchen als Spieltische in den Zimmern sind, jeden mit zwei Gedecken, und je einer Flasche Wein. Jonas ist heute schlechter Laune, weil die „Müller'sch" kocht, anstatt der „Schulz'sch", und die Müller'sch „das" Fricassée immer mit einer langen Sauce anrichtet, was einmal gar nicht fein ist, und sich ganz schlecht servirt. Im Uebrigen unterscheidet sich das Essen der Müller'sch so wenig von dem, was die Schulz'sch gekocht haben würde, daß selbst der Regierungsrath v. M. — trotz seiner notorisch und gefürchtet feinen Zunge heute Abend nicht herausbringen kann, ob es von der einen oder von der andern Künstlerin ist. Er wendet zur Entscheidung dieser wichtigen Frage den Speckhals nach der Wirthin um, die ihm dos-à-dos an dem Nachbartische sitzt, aber augenblicklich nicht antworten kann, weil sie acht grandissimo ohne Mitgang (den sie sich verbeten) angesagt hat und sich in Folge dessen in einer sehr erklärlichen Aufregung befindet.

Das Souper, das unweigerlich aus drei Gängen besteht, wird in längeren Zwischenpausen servirt, da die Spielenden keineswegs geneigt sind, das Geschäft des Abends auf mehr als höchstens ein paar Minuten zu unterbrechen, und gleichsam nur so im Vorübergehen soupiren, wie ein Pferd auf der Landstraße von dem vorüberfahrenden Heuwagen nascht. Es ist eine Kunst, die gelernt sein will; Neulingen passirt es wohl, daß sie hungriger aufstehen, als sie sich vor drei Stunden hingesetzt haben; die Erfahrenen wissen natürlich von solchen Calamitäten nichts.

Dafür wissen sie sämmtliche Hauptspiele, so an dem Abend vorgekommen, auswendig, und der Austausch dieser Merkwürdigkeiten oder die Mittheilung sonstiger besonders erfreulicher oder fataler Peripetieen des Glücks bilden den immer willkommenen sach- und zeitgemäßen Stoff der Unterhaltung für die zehn Minuten, welche man, nachdem man sich von den Spieltischen erhoben, noch in den gastlichen Räumen (die Herren wieder mit den Hüten in den Händen) stehend und umhergehend (sich die Beine zu vertreten, sagt der witzige Regierungsrath v. M.) zubringt. Dann leeren sich die Zimmer sehr schnell, und der Wirth geht von Spieltisch zu Spieltisch, das „Kartengeld" an sich nehmend, das man in dem „Pot" deponirt hat (den vollen Preis für 2 Spiele, wenn die Karten ganz neu sind, sonst à discretion).

So, genau so habe ich Dutzende von Gesellschaften in meinem elterlichen Hause oder in den Häusern der Collegen und Freunde meines Vaters verlaufen sehen. Was blieb im besten Falle dabei für die Conversation übrig, ohne die wir uns eine abendliche Zusammenkunft gar nicht denken können!

Digitized by Google

Daß junges Volk an solchen Abenden eingeladen wurde, war, wenn ich mich recht erinnere, eine Neuerung, die so in dem Anfang der vierziger Jahre eingetreten sein muß, als die Söhne und Töchter der befreundeten Familien (besonders die letzteren) heranwuchsen oder herangewachsen waren und — unter Assistenz eines halben oder ganzen Dutzend der Offiziere der Garnison — Tanzabende, ja richtige Bälle arrangirt wurden. Es ging fast ausnahmslos sehr heiter bei diesen Gelegenheiten zu, und der Umstand, daß Jeder Jeden kannte und es eigentlich immer dieselben Personen waren, die sich zusammenfanden, schien den Genuß eher zu erhöhen als zu vermindern. Die Damen waren meistens schon zu der nächsten Gelegenheit für alle Tänze engagirt, und wenn sie einen oder den andern offen ließen, so war es, um dem Lieutenant X. oder dem Referendar v. Z. (die heute Abend nicht zugegen waren, aber am nächsten Abend da sein würden) eine Chance zu geben. Auch mir ist diese Gunst wohl zu Theil geworden trotz meiner 17 Jahre und meiner bescheidenen Primanerstellung; ich schließe daraus absolut nichts, als daß die jungen Damen damals in ihren Ansprüchen bescheidener gewesen sein müssen, als ihre Schwestern von heute.

Denn daß jene jungen Damen mir auf meine literarische Zukunft creditirt hätten, ist in keiner Weise anzunehmen. Einmal wäre eine derartige Zukunft, falls sie sich jemals — was ich stark bezweifle — die Möglichkeit einer solchen vorgestellt, kaum nach ihrem Geschmack oder auch nur mit ihren Ansichten von dem, was ein junger Mann von guter Familie seinen Eltern, den Freunden des Hauses, seinen eigenen Freunden (und Freundinnen) schuldig ist, vereinbar gewesen. Sodann hatte wohl die eine oder die andere auf ihrem Geburtstagstisch neben einer Blume, oder sonst bei einer passenden Gelegenheit und zu günstiger Stunde Verse gefunden und gelesen, oder gehört, die ich nirgendwoher abzuschreiben brauchte, da sie mir leichtlich in die Feder und über die Lippen kamen; man rechnete auch bei Aufführungen von Charaden oder sonstigen *kleinen theatralischen* Versuchen auf meine Erfindungsgabe und mein Darstellungsvermögen, als auf etwas, was sich von selbst verstand, aber ich erinnere mich nicht, daß jemals jemand auf diese Gaben von so fraglichem Werth irgend ein Gewicht gelegt hätte, und ich wüßte auch in der That nicht, weshalb das nöthig gewesen wäre. Um so weniger, als gerade in dieser Zeit, der letzten, die ich in meiner Jugend Stadt verbrachte, der letzten überhaupt meiner eigentlichen Jugend, die Lust am Fabuliren in einer sonderbaren Weise nachließ und eigentlich auf Jahre hinaus bis zum scheinbaren Erlöschen dahinschwand.

---

## Der deutsch-französische Krieg.

Von Sir J. G. T. Sinclair (Berlin bei Asher).

In dem Aufsatze unseres verehrten Mitarbeiters Schulze-Delitzsch: „Deutschland und Frankreich nach dem Friedensschluß" (Nr. 6 u. 7 der „Gegenwart") ist das Buch des englischen Parlamentsmitgliedes Sir J. G. T. Sinclair: „Der deutsch-französische Krieg" mehrfach erwähnt. Es scheint uns nicht überflüssig, unsere Leser auf dieses merkwürdige Buch nicht nur wegen seiner deutschfreundlichen Tendenz, sondern auch wegen seines interessanten Inhalts nochmals ganz besonders aufmerksam zu machen. Der während des Krieges in Frankreich anwesende Verfasser hat dieses Buch recht eigentlich zur Ehrenrettung unserer Nation veröffentlicht gegen das freche Lügengewebe, mit welchem unsre Gegner sich selbst und die Welt in unerhörter Weise über die Anlässe, Führung und Zwecke des Krieges zu betrügen suchen. Das Werk enthält eine große Menge von Erlebnissen des Verfassers, sowie die Wahrnehmungen englischer und französischer Augenzeugen, nebst Documenten und Kundgebungen der interessantesten Art seitens bedeutender Männer, aus Zeitschriften u. dergl., wie sie mit solchem Fleiße und Gewissenhaftigkeit zusammengestellt wohl nirgends weiter sich vorfinden.

Bei Auswahl einiger Excerpte mußten wir uns auf einzelne herausgegriffene, besonders drastische Stellen beschränken; sie werden indessen hinreichen, um das Interesse für die Lectüre eines Buches zu schärfen, welches als das unparteiische Product redlicher Arbeit eines Zeitgenossen nicht blos der Gegenwart zu vielfacher Belehrung, sondern auch dem Historiker als wichtige Quelle seiner Forschung in Zukunft dienen wird.

Wir geben die Notizen in folgende Hauptgruppen gesondert, mit Verweisung auf die Seitenzahl des Sinclair'schen Buches.

### 1. Die nationale Mission Frankreichs, und Deutschlands Bestimmung ihr gegenüber. Rheingrenze. Das politische Gleichgewicht.

Sir Rathbone Grege (Sinclair Seite 203. 204): Die Franzosen sind das edelste Porzellan, das aus dem Menschenthon geformt ist; die anderen Völker sind nur gewöhnliche Thonwaaren. Jene haben eine Art angeborne Anwartschaft zur höchsten Gewalt und Führerschaft, welche klar zu Tage liegt. — — — — —

Sie ragen hervor an der Spitze der Civilisation. Ihre Ueberlegenheit springt in die Augen. Ihre Soldaten sind, ihrer Natur nach, unbesiegbar; alle Thatsachen, die dem widersprechen, sind rein zufällig. Wenn sie je unterliegen, so liegt das daran, daß sie an Zahl übertroffen oder verrathen und verkauft worden sind. Es ist unmöglich, daß sie in ehrlichem Kampfe besiegt werden. Sogar die Sittengesetze, welche für gewöhnliche Menschenkinder gut sind, finden kaum ihre Anwendung auf die Franzosen. Was Frankreich andern Völkern zufügen darf, das ist, von andern Völkern an Frankreich verübt, eine furchtbare Anmaßung. Frankreich darf in andere Länder einfallen, andere Städte nehmen, andere Hauptstädte belagern, aber wenn andere Staaten, die nur zur Masse der Menschen, zur Canaille gehören, Wiedervergeltung üben, so entrüstet das die Franzosen als ein frevelhaftes, vatermörderisches Unternehmen.

Graf Gasparin (Sincl. S. 153) ... Man gesteht es jetzt ein, daß man den Krieg gewollt hat. Das Gleichgewicht Europas war in Frage gestellt, man hat also einen Gleichgewichts-Krieg angefangen. Preußen ist zu groß und Frankreich ist nicht groß genug, daher beginnen wir einen Krieg, um das erstere zu verkleinern und das letztere zu vergrößern.

Edmond About bei Beginn des Krieges (Sincl. S. 264). .. Dieses Land (Deutschland) scheint dazu gemacht zu sein, im Nu erobert und confiscirt zu werden.

Edmond About im Soir, während des Krieges, Ende August (Sincl. S. 224): Wir müssen ernsthaft daran denken, erstens die preußischen Truppen, dann Preußen selbst zu vernichten. Nach Berlin! dem Nest der Barbaren und des Feudalismus! Von den Heerstraßen, welche dorthin führen, müssen wir die durch Baden, Württemberg und Bayern wählen. Das sind drei kleine Staaten, welche uns ihr Dasein verdanken, da wir sie aus eigner Initiative geschaffen haben. Jetzt sind diese jammervollen Geschöpfe, welche den Staub von unserm Schuhwerk mit ihren Bärten abwischen würden, um Geld von uns zu bekommen, die Kriegssklaven Preußens. Ihr werdet uns unsre Verluste mit Zinsen zurückzahlen, ihr schmutzigen Schurken! — Frankreich kann sich nur durch die Ausrottung alles dieses deutschen Ungeziefers retten. In einem Jahrhundert müssen wir an unserer östlichen Grenze ein zerstückeltes und umgestürztes Deutschland haben.

Edmond About nach Beendigung des Krieges (Sinclair S. 264): Eine politische Nothwendigkeit ersten Ranges will, daß der Rhein in seinem ganzen Laufe frei (?) sei. Kaiser Wilhelm hätte sich zum Vollstrecker dieses Schicksalsgebots machen können. — —

Sir George Sinclair in „Reisen in Deutschland im Jahre 1816" (Sincl. S. 205): .... Am Hofe von Ballenstedt erzählte mir Herr von Salmuth, daß er in einem Gespräche über den Krieg einem in seinem Hause in Bernburg einquartierten französischen General die Bemerkung machte, es sei doch ein großes Unglück für Deutschland, stets der Schauplatz kriegerischer Unternehmungen gewesen zu sein. Gewiß, erwiderte der Gast kühl, aber können Sie mir ein andres Land nachweisen, das sich ebenso sehr für dieselben eignet? ...

### 2. Die Popularität des Krieges in Frankreich. Französische Barbarei.

M. de Girardin in La Liberté (Sincl. S. 149. 150): Die Wartesäle der Eisenbahnen sind überfüllt von einem enthusiastischen Publicum

Digitized by Google

Alle die verschiedenen Truppengattungen, Infanterie, Cavallerie, Train und Artillerie werden gleichmäßig gut empfangen, aber man muß es eingestehen, daß der glänzendste Empfang den Zuaven und Turcos zu Theil wird, denn diese sind von einer Schrecken erregenden Begeisterung (!), von einem niederschmetternden Feuer erfüllt. „Ja!“ sagen sie, „die Preußen haben die africanische Menagerie sehen wollen! Nun, gut! sie sollen sie sehen!“

M. de Mazade in Revue des deux Mondes, bei der Kriegserklärung (Sincl. S. 152): Das Kriegsfieber bemächtigt sich aller Geister, die ganze Nation empfindet den elektrischen Schlag und vergißt ihre Streitigkeiten, um sich nur diesem einen Gedanken hinzugeben und mit gleicher Begeisterung in diesen großen Kampf zu begeben .... Warum ist der Krieg so plötzlich populär geworden? Warum hat er das ganze Land mit sich fortgerissen?

Graf Gasparin (Sincl. S. 134 u. 135): Handelt es sich um Grausamkeiten, so dürfte sich Jedermann darüber entrüsten, nur wir nicht. .... Ferner haben die Turcos, die sich schon 1859 auf's traurigste im italienischen Kriege ausgezeichnet hatten, dieselbe Grausamkeit im Kriege gegen die Deutschen an den Tag gelegt. Und eben ihre Verwendung als wilde Truppen war es, welche unsere Zeitungen um die Wette bejubelten. ... Man rühmte ihre Wildheit, man wünschte sich Glück zu dem Schrecken, den ihre Grausamkeit unter dem Feinde verbreiten würde. Und sie haben wirklich Köpfe abgeschnitten, man hat bei ihnen abgehauene Finger gefunden. ....

Felix Pyat in Le Combat (Sincl. S. 139): Was will man mit dem Kriegsrecht? Was verlangt man von dem Völkerrecht? ... Als ob die Preußen Menschen wären! als ob der Krieg ein Recht hätte! Er kennt weder Treue, noch Gesetz, wie Bismarck .... Der Feind will den Krieg, er will ihn absolut, er tödtet, raubt, vergewaltigt und brennt in systematischer Weise. Alle Mittel sind also gut! Sammeln wir daher Geld für die Brander!

E. Feydeau (Sincl. 170): Ob das (der Rachezug gegen Deutschland) in 10 oder 20 Jahren geschieht ... dann wird man gar nicht nöthig haben, einen Vorwand zu suchen, oder gar sich den Luxus einer Kriegserklärung zu gestatten — dann wird es Zeit für uns sein, wenn wir der Verbündeten sicher sind, unsere Leute zu sammeln und einfach, ruhig, ohne vorher den Feind zu warnen, über die Grenze zu setzen. Für das Uebrige wird Gott sorgen!

Le Siècle (Sincl. S. 139): Ehe wir Menschen sind, sind wir Franzosen!

### 3. Französische Lügen und unparteiische Stimmen.

Georges Sand in Revue des deux mondes (Sincl. S. 163): Unsere zurückkehrenden verwundeten oder kranken Soldaten erzählen uns, daß der Preuße selbst nicht kräftig ist und ihnen keine Furcht einflößt. — Wenn man sich unbewaffnet auf ihn stürzt, so läßt er sich, selbst wenn er bewaffnet ist, gefangen nehmen!

Victor Hugo (Sincl. S. 236): Wälzet Felsen hinunter, thürmt das Pflaster auf, verwandelt Eure Pflugschaare in Beile, die Furchen Eurer Felder in Gräben, kämpfet mit allem, was Euch unter die Hände fällt, nehmt die Steine von Eurer heiligen Erde und steinigt die Länderräuber mit den Gebeinen unsers mütterlichen Frankreichs! Mögen die Straßen der Städte den Feind verzehren, mögen die Fenster sich wüthend öffnen, die Dächer ihre Ziegel herabschleudern, die Gräber aufschreien! ... Fallt sie hier an, donnert sie dort nieder, wühlt den Boden auf ... Francticureurs, benutzt den Schatten und die Dämmerung, kriecht wie Schlangen in den Schluchten umher, schleicht heimlich umher, windet Euch im Staube, legt an, zielt gut und rottet sie aus!

Sir J. G. T. Sinclair (Sincl. S. 239): Die von Rückzügen begleiteten Siege und renommirenden Berichte über die französischen Heldenthaten, trotz der angeblichen (aber unwahren) überwältigenden Ueberlegenheit der Deutschen (an Zahl), die ich bereits angeführt habe, erinnern mich an die bekannte 4. Scene des 2. Actes von Shakespeares Heinrich IV., wo Prinz Heinrich Europa und Falstaff Frankreich vorstellen könnte.

Aus einem Leitartikel der Times (Sincl. S. 192): Wenn wir sehen, wie ein Ministerpräsident, fast mit Trompetenschall, große Siege verkünden läßt, von denen der geschlagene Feind offenbar keine Ahnung hat, so können wir uns nicht darüber wundern, wenn eine Zeitung sagt: „Mögen die Preußen unbelästigt abziehen, dann wollen wir von ihnen keinen Schadenersatz verlangen“.

Edgar Quinet (Sincl. S. 163): Entfernt Euch von hier, Ihr Barbaren! — Entfernt Euch aus diesem freien Lande, oder vielmehr, wir wollen machen, daß Ihr nie wieder herauskommt!

Th. Carlyle in einem Briefe an die Times (Sincl. S. 226 u. 227): Die Menge bewußter Lügen, die das officielle und nicht officielle Frankreich in letzterer Zeit, namentlich seit dem Juli von sich gegeben hat, ist erstaunlich und fürchterlich ... Die Franzosen glauben offenbar, daß all das traurige, schmutzige und halbverrückte und zum großen Theil höllische Zeug, welches die französischen Literaten uns seit fünfzig Jahren vorgepredigt haben, ein wirkliches neues Evangelium sei .... Die Franzosen haben es auf dem Wege der Täuschung und Selbsttäuschung weit gebracht; sie sind der stärksten Verblendung anheimgefallen, bis ihnen zuletzt Lügen als eitel Wahrheit erschienen. Und jetzt in der höchsten kritischen Noth scheinen sie nur zur Selbsttäuschung und zur scheinbar heldenmüthigen Prahlerei greifen zu können!

Pays Roumain v. 21. Aug. 1870 (Sincl. S. 172): Die Niederlage Frankreichs ... wird nach Rache schreien als ein ungeheurer Fehler in der allgemeinen Logik der Dinge, als eine Schändung des Schicksals! ... Weh! wenn Frankreich unterläge, wenn dieser Mord begangen würde, wenn das Unmögliche wirklich würde, wenn dieser blutige Gassenbubenstreich der Vorsehung sich vollzöge ... Es würde die erschreckte Menschheit die ewige Gerechtigkeit anklagen und in das Reich des Zweifels und der Verneinung zurückstürzen ... Dann wird das zerrissene, vernichtete Frankreich sich als ein furchtbarer Richter wieder erheben, vor der verblendeten Gottheit im Purpurkleide erscheinen und mit seinen rauchenden Eingeweiden das Antlitz des Himmels geißeln ...

### 4. Friedensbedingungen und Sicherung Deutschlands gegen die unaufhörlichen französischen Angriffe.

Aus einem Briefe an die Times (Sincl. S. 196): „Ich würde es für ein entsetzliches Verbrechen halten, wenn irgend ein deutscher Staatsmann Straßburg und die Vogesenkette an Frankreich zurückgeben wollte ....

Was würde der König von Preußen auf eine etwa so lautende Appellation der Badenser antworten können: „Als Frankreich Ihnen den Krieg erklärte, haben wir, das kleine Baden, das am meisten einer französischen Invasion ausgesetzt war, ohne zu zögern, in loyalster Weise unsere Verpflichtung anerkannt, uns an der Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes zu betheiligen. Für Frankreich war damals kein Preis zu hoch, den es uns Süddeutschen nicht gezahlt hätte, wenn wir Sie im Stiche ließen. Wir haben uns aber nicht nur mit Ihnen verbündet, sondern wir haben unsere Soldaten unter Ihren Befehl gestellt. Wollen Sie uns jetzt dafür der Willkür jenes unruhigen, streitsüchtigen Volkes preisgeben? Wollen Sie ihm die Mittel in Händen lassen, wieder unsere friedfertigen, unbefestigten Städte abzubrennen? Wollen Sie uns der Gnade der Franctireurs überliefern, damit sie ihre heimlichen Versuche erneuern können, unsern Schwarzwald anzuzünden? Sollen wir stets in der Furcht leben, daß irgend ein französischer General seine Turcos auf unsere friedliche Heimat loslasse? Sollen wir stets von französischen Kanonenbooten auf unserm Rhein bedroht sein?“

Th. Carlyle in einem Briefe an die Times (Sincl. S. 225): Kein Volk hat je einen so schlechten Nachbar gehabt, wie Deutschland an Frankreich seit 400 Jahren; schlecht in jeder Beziehung, frech, raubsüchtig, unersättlich, unversöhnlich, stets zum Angriffe bereit. Und jetzt gibt es in der ganzen Geschichte keinen frechen, ungerechten Nachbar, der so vollständig und schmählich niedergeschmettert worden wäre, wie Frankreich von Deutschland.... Es wäre, nach meiner klaren Ueberzeugung, ein thörichtes Volk, wenn es nicht die günstige Gelegenheit dazu benutzte, zwischen sich und einem solchen Nachbar eine sichere Grenzschutzmauer zu errichten. Ich kenne weder ein natürliches, noch göttliches Recht, wonach Frankreich allein von allen Erdenwesen von der Verpflichtung befreit wäre, einen Theil seines Raubes zurückzuerstatten, wenn sein ursprünglicher Besitzer, dem er gewaltsam entrissen worden, Gelegenheit hat, ihn zurückzunehmen. ...

### 5. Frankreichs Ruin.

Graf Gasparin (Sincl. S. 159 u. 178): Mein Schmerz ist älter als unser jetziges Unglück und hat sich 1851 und während dieser ganzen Zeit des sittlichen Verfalls, den man das Kaiserreich nennt, verschlimmert. ... Dieser wahnsinnige Krieg (von 1870) hat ihn auf's

Digitized by Google

höchste gesteigert.... Es schmerzt mich zu sehen, wie mein Land eine Ungerechtigkeit begeht, wie die Charaktere entarten, die Ueberzeugungen verschwinden, wie das Böse unvergleichliche Fortschritte macht, wie die Freiheit, der Fortschritt, die Glückseligkeit, die Sittlichkeit in allen ihren Formen preisgegeben werden und vielleicht verloren gehen; das quält mich, das zerreißt mir das Herz ...

..... Die sittliche Ueberlegenheit hat uns besiegt ... Unsere Eitelkeit hat uns ruinirt ... Es bleibt gewiß, daß diese Menschen tüchtiger sind, als wir. Alle Deutsche, aus den verschiedensten Classen der Gesellschaft, sind marschirt, haben sich geschlagen, haben gehorcht, sind ohne Murren gestorben, um mitzuwirken an dem ungeheuren Werke, ohne auch nur einen Augenblick glänzen zu wollen. Ihr sittliches Verhalten war tadelfrei; Trunkenheit und Lüderlichkeit kamen nicht vor.

M. Littré im Temps (Sincl. S. 159 u. 160): Frankreich gehört nicht mehr zu den Großmächten Europas. Eine der offenbaren Folgen der Niederlagen, die wir erlitten, ist die, daß wir diesen Rang eingebüßt haben .... Es ist unnütz, uns über diesen Punkt zu täuschen; wir sind von der Stellung herabgestürzt, die wir einst einnahmen, und wir haben unsern Fall verdient.

Oberst Stoffel (Sincl. S. 156): Mit Preußen verglichen, ist Frankreich mehr als fünfzig Jahre, sowohl was allgemeine Bildung, als was seine Institutionen betrifft, zurück, während es demselben um zwei Jahrhunderte in Bezug auf Erschlaffung, materielle Genußsucht und gesellschaftliche Auflösung voraus ist.

## Aus der Hauptstadt.

### Gesammtgastspiel der meininger Hofschauspieler.

Dem berliner Publicum ist in den letzten Tagen die Gelegenheit geboten worden, zwischen der Darstellung Shakespeare'scher Dramen durch unsere heimischen Künstler und der Interpretation dieser Dramen durch zwei fremde Schauspielergesellschaften einen interessanten Vergleich zu ziehen. Es wird nicht leicht sein, sich im ersten Augenblicke die volle Unbefangenheit im Urtheil zu wahren; vielleicht liegt die Gefahr nahe, daß einerseits der Localpatriotismus das Gute, welches uns die Fremden bieten, nicht nach seinem Werthe würdige und das Fehlerhafte, welches uns in der fremden Darstellung entgegentritt, zu schonungslos verurtheile, — daß andrerseits der seichte Kosmopolitismus das von den Gästen uns dargebotene Vortreffliche zu überschwänglich preise und sich einer Ungerechtigkeit schuldig mache unseren vorzüglichen schauspielerischen Kräften gegenüber. Wir halten es für das Richtige, wenn wir vor der Hand von jedem Vergleiche, dessen Facit für den einen oder anderen Theil etwas Kränkendes haben müßte, absehen. Wir wollen zunächst die nähere Bekanntschaft unserer Gäste machen, um unser Urtheil nicht durch blendende Aeußerlichkeiten zu günstig, durch Fehler, welche im ersten Augenblick uns verdrießen und die wir vielleicht später mit größrer Nachsicht betrachten werden, zu ungünstig beeinflussen zu lassen.

Ueber Ernesto Rossi, der gegenwärtig mit einer von ihm engagirten Gesellschaft im Victoriatheater gastirt, behalten wir uns eine eingehende Besprechung vor. Für heute muß uns der einfache Hinweis genügen auf diese ganz ungewöhnliche künstlerische Erscheinung. Rossi ist ohne allen Zweifel einer der allerbedeutendsten lebenden Tragöden. Die Gesellschaft, welche ihm als Folie dient, trägt zwar zur Erhöhung des Kunstgenusses nicht viel bei, aber sie stört denselben auch nicht geradezu. Schade nur, daß die Ausstattung, auf welche sich das Victoriatheater doch sonst mit Recht etwas einbilden darf, beim Gastspiele der Italiener so unverzeihlich lüderlich ist. Eine venetianische Straße zu Othellos Zeiten mit Gaslaternen und einem Wirthshausschilde, von welchem jedes mit dem Gucker bewaffnete Auge die Worte „Bierausschank" ablesen kann, ein Interieur auf Cypern mit dunkelrothen Sammtfauteuils, wie man sie im Wartezimmer wenig beschäftigter Zahnärzte in kleineren Städten bisweilen noch anzutreffen pflegt, Desdemonas Schlafgemach mit einem Alkoven, in welchem es derart zieht, daß die schmutzigrothen Gardinen von einem Theaterarbeiter zugehalten werden müssen, um nicht aufzuflattern — das geht denn doch wohl über den Spaß.

Da lobe ich mir die Meininger, welche am 1. Mai im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ihr Gesammtgastspiel eröffnet haben. Seit Monaten hatte uns eine mit vielem redactionellen Tact durchgeführte Einleitung in den verschiedenen Blättern auf dies Ereigniß vorbereitet. Die Freunde des Gastspiels hatten es verstanden, gleichzeitig die Neugier zu erwecken, ohne darum die Erwartungen zu hoch zu schrauben. Man versäumte es nicht, bei jedem Anlaß darauf hinzuweisen, daß der Natur der Sache nach ein kleines Theater in einer kleinen Stadt, welches fast ausschließlich dem opferfreudigen Kunstsinn des Herzogs seine Existenz verdankt, nicht lauter hervorragende Künstler aufweisen könne; das Charakteristische an diesem Theater sei aber die sinnreiche Verwerthung des Mittelmäßigen zum allgemeinen Guten, das treffliche Ensemble und die wahrhaft künstlerische Ausstattung.

Die Vorstellung des „Julius Cäsar" hat im wesentlichen diesen Erwartungen entsprochen. Was vor allem die äußere Ausstattung anbetrifft, die Decorationen, die Costüme und Requisiten, so ist dieselbe geradezu tadellos. Der gesammte äußerliche theatralische Apparat verdient das unbedingte und uneingeschränkte Lob. Selbst wenn uns officiöse Notizen die übrigens dankenswerthe Belehrung versagt hätten, daß die Decoration des Forums nach den Angaben des römischen Archäologen Visconti ausgeführt worden ist, so würden wir, was wir nun wissen, schon vermuthet haben, daß uns hier ein möglichst getreues Bild jener historischen Stätte geboten wird. Alle Decorationen machen überhaupt den Eindruck der Echtheit, und nirgends wird das Auge durch grobe anachronistische Schnitzer, welche nur zu häufig die glänzendsten Decorationen gewöhnlichen Schlages entstellen, beleidigt. Jedes einzelne dieser decorativen Bilder bietet uns interessante und charakteristische Einzelheiten; und wir würden in Verlegenheit gerathen, welchem wir den Vorzug einräumen sollten. Die überaus langweilige erste Scene des vierten Actes lassen wir nur deshalb gelten, weil sie uns die Bekanntschaft mit dem schönen Gemach des Marcus Antonius und dem stilvollen Zimmerschmuck vermittelt. Die Decorationen sind nicht nur correct, sie sind auch von schöner künstlerischer Wirkung.

Und die Costüme geben ihnen nichts nach. Wir wollen uns nicht auf den Specialisten herausspielen und unter dem bewährten Beistande von Weiß' „Costümkunde" mit einer gründlichen Kenntniß der altrömischen Trachten prunken. Wir können nur sagen, diese gewaltigen faltenreichen Togen, diese Rüstungen, Schwerter, Beile, Schilder und Helme — alles das macht den Eindruck des Richtigen und Wahren. Es ist — und das ist ja auch nicht zu verachten — nebenbei für die meisten dieser falschen Römer und Römerinnen auch kleidsam. Einige geriethen mit dem ungeheuren Ellenmaße der Togen allerdings bisweilen in Conflict und die Belastung der einen Schulter durch das erhebliche Quantum wuchtigen Stoffes störte hie und da die Wohlgefälligkeit der Linie. Aber das Gesammtbild war immer ein erfreuliches. Wir dürfen auch die Sorgfalt, welche auf die Treue der Requisiten verwandt wird, nicht unberücksichtigt lassen. Das Hausgeräth, die Sessel, Lampen, Becher und Gefäße sind ohne Zweifel nach den besten Mustern ausgeführt. Mit einem Worte, die Ausstattung ist eine wahrhaft künstlerische; und von Rechts wegen sollte über das meininger Gastspiel nicht ein gewöhnlicher Theaterkritiker, sondern ein Archäologe, ein Costümkundiger oder ein Maler schreiben.

Das Shakespeare'sche Drama „Julius Cäsar" war vorzüglich gewählt, um den anticipirten Ruf des meining'schen Ensembles zu begründen. Gerade hier wird beständig mit großen Massen operirt. Es jauchzt und lärmt und tobt und schreit mit geringfügigen Unterbrechungen fünf Acte hindurch. Und darauf sollten sich, wie uns die Fama verkündete, die Meininger gar vorzüglich verstehen.

Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß der Regisseur des herzoglichen Hoftheaters kein Geringerer ist, als Se. Hoheit der regierende Herzog Georg. Das könnte einen harmlosen Theaterkritiker, wenn er sich tadelnd über die Regie auszusprechen hätte, in nicht geringe Verlegenheit bringen. Zum Glück ist die Gefahr, daß wir durch die Kritik der meining'schen Regie des von unserm liebenswürdigen Strafgesetzbuch vorgesehenen Vergehens der Beleidigung eines deutschen Reichsfürsten uns schuldig machen, diesmal ausgeschlossen; denn die Regie ist wirklich ganz vortrefflich. Wir haben nur einen, allerdings erheblichen Einwand zu machen: den der Uebertreibung.

Das Ensemble gibt uns Gutes, aber des Guten zu viel. Wenn viel weniger geschähe, würde viel mehr geschehen. Fast überall haben wir den Wunsch, daß die zu stark aufgetragenen Farben gemildert werden. Das wilde Volksgeschrei kann wohl einmal ausbrechen, aber das beständige

Digitized by Google

Tosen verfehlt die beabsichtigte Wirkung. Ebenso sind die Bewegungen im Volke, das Markiren der Aufmerksamkeit, der Erregung, der Freude oder des Entsetzens, das stumme Spiel viel zu lebhaft und grell. Da selbst das meining'sche Chorpersonal doch nicht aus lauter überaus geistreichen Leuten besteht, so tritt das Eingedrillte zu deutlich hervor; man sieht die Drähte, von welchen die Puppen regiert werden. Zuweilen streift es sogar an das Lächerliche. Aber es wäre unbillig, darauf zu großes Gewicht zu legen, und die vielen geistvollen und wirksamen Leistungen der Regie zu verkennen.

Zu den Glanzpunkten des Abends rechnen wir die Ermordung des Cäsar und die unvergleichliche Scene auf dem Forum vor den Rostren. Da ist nicht nur die geschickte Inscenesetzung, die gewöhnliche Beobachtung, — da ist sogar eine wirkliche poetische Kraft der Regie zu rühmen. Der entsetzte Aufschrei des Volks, als es Cäsar nach Cascas Stich vom Throne taumeln sieht, die Todtenstille, welche darauf folgt, während die anderen Verschworenen den Mächtigen stumm niedermetzeln, das wild aufbrausende Geheul, welches sich alsdann erhebt, als das Volk vom ersten Schrecken sich erholt hat und das Unerhörte zu begreifen anfängt, das wüste Durcheinander, — dies „Schreien und Laufen, als wär der jüngste Tag" bringt eine ganz gewaltige Wirkung hervor.

Ebenso ist es fein beobachtet und realistisch, wenn auf dem Forum Romanum der Volkshaufen, nachdem Brutus seine kurze ehrliche Rede geendet und Marc Anton die Rednerbühne bestiegen hat, beim Beginn der herrlichen Gleißnerei des Freundes Cäsars weiter tobt, so daß die ersten Verse des Marc Anton

„Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an,
Begraben will ich Cäsarn, nicht ihn preisen,
Was Menschen Uebles thun, das überlebt sie ꝛc. ꝛc." —

daß diese Worte vom Volkstumult fast erstickt werden und nahezu ungehört verhallen; daß erst ganz allmählich in die schreienden Massen die Ruhe einkehrt. In der Ueberleitung der Volksstimmung von der Begeisterung für Brutus zur Begeisterung für Cäsar machte sich der vorher gerügte Fehler der Uebertreibung wieder in störender Weise bemerkbar. Ganz vortrefflich hingegen war der Schluß: der jauchzende Triumph, welcher den Marc Anton begleitet, die Darstellung der Episode mit dem Dichter Cinna und die dann erfolgende Rückkehr des Marc Anton, der, während das Volk sich mit Bränden versieht, um der Verschwörer Häuser anzuzünden, im Vollgenuß der Rache nachdenklich an einer Säule lehnt, befriedigt auf den von ihm heraufbeschworenen Sturm blickt und stumm die Worte zu wiederholen scheint, die er vorher gesprochen:

„Nun wirk' es fort! Unheil du bist im Zuge!
Nimm, welchen Lauf du willst".

Der wundervolle dritte Act bekommt dadurch einen wahrhaft poetischen und gewaltigen Abschluß.

Die Schlachtscenen im letzten Act sind ganz gewiß so vortrefflich wie möglich arrangirt; wollte ich aber behaupten, daß sie meine Ansicht über den Fluch der unbeabsichtigten Komik, der meines Bedünkens auf allen Massenkampfscenen auf der Bühne lastet, erheblich erschüttert hätten, so würde ich nicht ganz aufrichtig sein. Derjenige Regisseur, dem es gelingen wird, die beiden letzten Acte des „Cäsar" bühnenwirkend zu gestalten, muß übrigens noch geboren werden. Mit dem gigantischen dritten Acte ist das Interesse erloschen, und es wird nie möglich werden, dasselbe auf künstlerische Weise wieder zu entzünden.

Unwillkürlich habe ich in meinem Referate zunächst von dem rein Aeußerlichen, von den Decorationen, Requisiten und Costümen, und dann von Massen gesprochen. Jetzt komme ich auf die Einzelleistungen; und da merke ich, daß in dieser Reihenfolge und Anordnung des Stoffes eigentlich schon meine ganze Kritik enthalten ist. Um nicht ein vorschnelles Urtheil abzugeben, will ich über die Darstellung der Hauptrollen für heute noch schweigen. Nur einer der Gäste, Herr Barnay, machte sich durch sein bedeutendes Darstellungstalent als Marc Anton bemerkbar; er trug die berühmte Rede mit großer Leidenschaft und großer Wirkung vor, wenngleich ich mit seiner Auffassung nicht ganz übereinstimme. Es fehlte seinem Vortrage, wie mir scheint, das „engelhafte" Moment im Demagogen, der Jesuitismus in der Volksaufwieglung. Aber wie gesagt, ich will ja heute nicht von den Einzelleistungen sprechen; erwähnt sei nur, daß die Absichtlichkeit der Verdeutlichung bisweilen recht unangenehm wirkte. Das starke Unterstreichen, das bedeutsame Anblicken sind, wie man weiß, die Fehler, in welche vornehmlich diejenigen Schauspieler verfallen, die nicht an das Publicum einer sehr großen Stadt gewöhnt sind. Für Berlin hätte manches nicht so deutlich gemacht zu werden brauchen; ich wette, wir hätten es auch so ganz gut gemerkt. Auch wenn Cassius auf eine viel simplere Weise den Casca zu Tisch geladen hätte, so würden wir uns doch gesagt haben, Cassius ladet seinen Freund Casca nicht blos ein, um ihm einen guten römischen Braten vorzusetzen; beim Punsch à la romaine zwischen Birne und Käse wird gewiß allerhand von Politik gesprochen. Das hätten wir ganz gewiß gemerkt, auch wenn Cassius nicht zwischen jedes Wort drei Gedankenstriche gesetzt und die Pause durch unheimliches Blitzen mit den Augen bengalisch beleuchtet hätte. In den Einzelleistungen machte dieser „Julius Cäsar" stellenweise den Eindruck der vortrefflichen Schulausgabe des bellum gallicum von Doberenz mit Anmerkungen für Quartaner, Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

**Paul Lindau.**

## Notizen.

Die diplomatischen Enthüllungen über das Concil haben zu der Reise des Grafen Arnim nach Berlin geführt, der von der Sorge, wie das Klima an den Ufern des Bosporus ihm und seiner Familie zusagen werde, durch die Wendung in seiner Carrière, wie sich ein allzu vorsichtiger Officiöser ausgedrückt hat, befreit werden sollte. Auch mehrere Blätter sahen sich durch das Ereigniß von einer Verlegenheit erlöst, die wenigstens während einiger Zeit recht peinlich gewesen war. Als die ersten Denkschriften Arnims bekannt wurden, wußten gewisse Zeitungen nicht, wer die Publication veranlaßt habe und ob sie nicht etwa im Einverständniß mit dem Reichskanzler erfolgt war, der vielleicht irgend einen Schachzug gegen die römische Curie damit ausführen wollte. In dieser Voraussetzung wurde die scharfsinnige Prophezeiung jenes Memorandums wegen der Folgen der erwarteten Dogmen, die ja wirklich Anerkennung verdiente, als ein Vorzug der deutschen Diplomatie gepriesen. Doch wurden hier und da Stimmen laut, die bedauerten, daß man die warnenden Berichte des Botschafters nicht besser beachtet, die erforderlichen Maßnahmen dem Concil gegenüber nicht rechtzeitig getroffen habe. Da erschienen die Bismarck'schen Weisungen an Arnim, die des Kanzlers abwartende Haltung zu rechtfertigen unternahmen. Jetzt zeigte sich der Gegensatz. Die Galerie wurde aufmerksam. Man witterte ein Gefecht hinter den Coulissen, und diejenigen Zeitungen außerhalb Berlins, die Arnims Promemoria unvorsichtiger Weise gelobt hatten, waren voll innerer Zerknirschung und Reue. Eine nach der anderen trat den Rückzug an und gelangte nach einigem Laviren zu der Erkenntniß, daß Arnim sich denn doch über die Mittel und Wege, wie die Wirkung des Concils neutralisirt werden konnte, gründlich getäuscht habe. Die reichsfreundlichen Provinzialblätter indessen, die sich mit ihrem verfrühten Urtheil zu Gunsten Arnims vorgewagt hatten, konnten einigen Trost in dem Umstande finden, daß es den Officiösen nicht besser ergangen war. Diese hatten ebenfalls, wie ihnen das wohl passirt, mehrere Tage umhergetastet und, von der Parole im Stich gelassen, augenscheinlich nicht sogleich die richtige Witterung gehabt. Für den kühleren Beobachter war das Duell im übrigen von nahezu dramatischem Interesse. Der zwischen den Zeilen sich hinziehende Streit, wer klarer die Situation beurtheilt, wer sich zu energischen Schritten bereitwilliger erwiesen habe, erinnert an eine Antwort, welche Louis Philipp einmal Herrn Thiers ertheilte, als ihm dieser etwas selbstbewußt gesagt hatte: „Ew. Majestät hat da sehr fein operirt; ich bin indessen noch feiner gewesen..." Doch nicht, Herr Thiers, unterbrach ihn der König, Sie beweisen das Gegentheil, indem Sie mir es sagen!... Was half es dem Grafen Arnim, daß er für Manchen Recht zu behalten schien, wenn er schließlich, statt in Paris den amüsanten Krieg mit Frau von Rothschild weiterzuführen oder in Konstantinopel die Intriguen seiner Collegen zu durchkreuzen, eine theuere Wohnung in Berlin miethen und die precären Vergnügungen der deutschen Hauptstadt aufsuchen muß. Der Vorgang hat wieder die historische Erfahrung aus Scribes Lustspiel von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen bestätigt. Wäre Graf Arnim alsbald nach seiner Ernennung zum Botschafter bei der Pforte von Paris abgereist, so konnte er vielleicht noch eine gute Zeit diploma-

Digitized by Google

tische Berichte schreiben, und dafür sorgen, daß Frankreich am goldenen Horn nicht mehr als nöthig Regen und Sonnenschein mache. Aber Frau und Kinder bekamen die Masern. Er durfte Paris nicht verlassen und wurde durch die Lectüre einiger deutscher Blätter überrascht, die eine Versetzung nach Konstantinopel durch die schon bei dem Sturze des Herrn Thiers bewiesene Connivenz mit den Klericalen erklärten. Seine in Wien publicirten Depeschen haben alsdann die Beschuldigung im Schach gehalten. Er hat öffentlich bestritten, daß er den Abdruck veranlaßt habe, aber eine gewisse Gunst der Meinung wurde dadurch, wie bemerkt, wenigstens in vorübergehender Weise jedenfalls thatsächlich für ihn erzeugt. So haben für Arnim die Masern seiner Kinder Folgen gehabt, von welchen er zuerst keine Ahnung haben mochte. Versichert er doch in öffentlichen Schreiben, daß sein Brief an Döllinger mißverstanden worden sei. Es wäre nicht das erstemal, daß ein Staatsmann sich über die Wirkung dessen, was er schreibt, auf das Publicum gründlich getäuscht hätte. Die Moral der Sache ist jedoch mit der Betrachtung, an welchen Fäden die menschlichen Geschicke hangen, nicht erschöpft. Es hat sich auch hier wieder gezeigt, um welchen Preis oft eine scheinbar glänzende Stellung erworben und behauptet wird. Man ist ein nichts weniger als unbedeutender Staatsmann; man glaubt wohldurchdachte, stilistisch correcte Depeschen zu schreiben und sieht sie, wie man glaubt mit Unrecht, zu den Acten gelegt. Nach Jahren will ein Freund uns einen Dienst dadurch erweisen, daß er zwei davon in die Oeffentlichkeit bringt und dem Publicum den Beweis liefert, daß der Verfasser weder zu den Durchschnittsdiplomaten noch zu den ausgesprochenen Jesuitenfreunden gehört. Die Folge ist ein Streit, in dessen Verlauf man seine Stellung gefährdet. Arnims Rolle ist indessen schwerlich ganz zu Ende, zumal, wenn er sich vor den Feudalen in Acht nimmt, die ihn schon mit offenen Armen begrüßen. Wohin ihre Gunst führt, hat das Beispiel des Generals von Manteuffel gezeigt, der mit allerlei hochfliegenden Planen nach Berlin kam und beinahe schon vergessen ist. Arnim konnte Fehler begehen, aber er ist doch zu klug, als daß er sich das Gebet, der Himmel möge ihn vor seinen Freunden bewahren, nicht ersparen sollte.

## Offene Briefe und Antworten.

Sebnitz, den 14. April 1874.

Herr Redacteur!

In Ihrer Recension des Waldfried zeihen Sie Berthold Auerbach eines Irrthums in Betreff des fünften Gebots. Sie sind doch im Irrthum. Luther hat an den Geboten der Gesetzestafel die Aenderung vorgenommen, daß er das 10. Gebot in zwei Gebote (unser 9. und 10.) zerrissen, und das 2.

„Du sollst Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen ꝛc. *(bis:)* Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!" eigentlich noch weiter bis „Gebote halten".

ganz ausgelassen hat. Ich weiß nicht mehr mit Sicherheit, ob Luther damit eine Neuerung machte, oder ob er diese Aenderung aus der römischen Kirche mit übernommen hat. Doch haben meines Wissens die Calvinisten (oder sagen wir lieber Reformirten) die alttestamentliche Zählung der Gebote beibehalten (oder wiederhergestellt). Nach dieser allein richtigen Zählung ist das Gebot „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren" allerdings das fünfte. Einen etwa noch vorhandenen Zweifel darüber wird Ihnen eine Vergleichung der beiden Bibelstellen

2. Mose 20, 17 und
5. Mose 5, 21

in Betreff des 9. und 10. Luther'schen Gebots sofort lösen, auch ohne Zurückgehen auf den hebräischen Text und seine Strophenabtheilung.

Hochachtungsvoll ergebenst

**Fr. Ohnesorge,** Director.

## Bibliographie.

Das Mikroskop im Dienste des landwirthschaftlichen und gewerblichen Lebens, sowie der Familie. Von August Arnold. Lfrg. 1—3. Berlin 1874, Lobeck.

Die Geographie in Uebersichten und Schilderungen. Von Lauckhart. Bd. 3—5. Mannheim 1873, Schneider.

Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände. Von Karl Vogt. Lfrg. 1. 4. Aufl. Gießen 1873, Ricker.

Nach dem griechischen Orient. Reisestudien von K. B. Stark. Heidelberg 1874, Winter.

Grundzüge eines Systems der Nationalökonomie. Von Hermann Bischof. 1. Lfrg. Graz 1874, Leykam-Josefsthal.

Bunte Blätter. Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst. Von A. W. Ambros. Neue Folge. Leipzig 1874, Leuckart.

Freie Studien. Von Ludwig Pfau. 2. Aufl. Stuttgart 1874, Ebner & Seubert.

Naturethik. Von Hermann J. A. Körner. Bd. I. und II. Hamburg 1873, Meißner.

Die Moral der Jesuiten. Quellenmäßig nachgewiesen aus ihren Schriften von einem Katholiken. Celle 1874, Schulze.

Die Reform der Lehrerseminare nach den Forderungen unserer Zeit und der heutigen Pädagogik. Von Karl Richter. Leipzig 1874, Brandstetter.

Aristoteles' Metaphysik, eine Tochter der Sankhyalehre des Kapila. Eine indisch-griechische Studie von C. B. Schlüter. Münster 1874, Russell.

In Sachen des Strauß'schen Buches. Eine Streitschrift gegen Professor Huber in München. Von Theobald Ziegler. Schaffhausen 1874, Baader.

Reform des menschlichen Erkennens. Von Karl Uphues. Münster 1874, Russell.

August Comte und der Positivismus von John Stuart Mill. Uebersetzt von E. Gomperz. Leipzig 1874, Fues.

Aus dem Reiche der Frau. Bilder aus dem Frauenleben von Emma Laddy. Stuttgart 1873, Metzler.

Geschichte des Alterthums. Von Max Duncker. I. Bd. Lfrg. 1. Leipzig 1874, Duncker und Humblot.

Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Karl Schnaase. 2. Aufl. Bd. 6. Düsseldorf 1874, Buddeus.

Die Kunstindustrie auf der wiener Weltausstellung 1873. Von Jacob Falke. 2. Abth. Wien 1873, Gerold.

Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt in Aphorismen. Von J. G. Kohl. Neue Folge. Bremen 1874, Müller.

Eduard von Hartmanns Philosophie des Unbewußten für das Bewußtsein weiterer Kreise bearbeitet von Gustav Hansemann. Cöln und Leipzig 1874, Mayer.

Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Von Max Müller. 1. Hälfte. Straßburg 1874, Trübner.

Aus bewegten Tagen. Erzählung von Louise Hohndorf. Halle 1873, Gesenius.

Novellen von Albert Stutzer. Leipzig 1874, Günther.

Kleine Erzählungen von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von W. Reinhardt. Bd. I. und II. Bremen 1874, Kühtmann.

Die vier Sergeanten von La Rochelle von Clémente Robert, übersetzt von W. Reinhardt. Bd. I. und II. Bremen 1873, Kühtmann.

Der Kampf um's Dasein. Roman von Charles Reade. Aus dem Englischen von Emil Lehmann. Bd. I. bis V. Leipzig 1874, Günther.

Kennelm Chillingly. Roman von Edward Bulwer. Uebersetzt von E. Lehmann. Bd. I. bis III. Leipzig 1874, Günther.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

# Inserate.


Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Soeben erschien:

**Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika.**

Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

von

**Friedrich Kapp.**

Zweite vermehrte u. verbesserte Auflage.

Preis 4 Mark 20 Pf. (1 Thlr. 12 Sgr.),

**Verlagsbuchhandlung von Julius Springer in Berlin.**

**Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Quickborn**

von

**Klaus Groth.**

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

**Otto Speckter.**

Preis broch. 2 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. mit Goldschn. 3 Thlr.

**Pracht-Ausgabe**

davon

auf feinstem Velinpapier

Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.

**Miniatur-Ausgabe.**

Preis br. 1 Thlr. 6 Sgr., geb. 1 Thlr. 18 Sgr.

**Octav-Ausgabe**

mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis brochirt 22½ Sgr.

**Interessante Novität**

für

**Sänger, Schauspieler und Lehrer der Gesang- und Rede-Kunst.**

In unserm Verlage erschien soeben von

**Gustav Engel**

**Die Consonanten der deutschen Sprache.**

**Erster theoretischer Theil.**

Ein Beitrag zur Lehre von der Gesang- und Rede-Kunst. Preis 20 Sgr.

**Zweiter praktischer Theil.**

Consonanten-Tabellen für die deutsche Sprache zum Gebrauch beim Gesang- und Deklamations-Studium. Pr. 15 Sgr.

Wir erlauben uns auf dieses ebenso interessante als praktische Werk des geschätzten Gesanglehrers und Kunstkritikers ganz besonders aufmerksam zu machen.

**Die Königliche Hochschule, Die neue Akademie der Tonkunst**

haben dasselbe als Unterrichts-Material eingeführt.

**C. A. Challier & Co.**

**Berlin** S.-W. 56. Leipzigerstrasse.

Sämmtliche in der „**Gegenwart**“ erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**

Berlin W., Markgrafenstrasse 52, Ecke der Behrenstrasse.

**Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.**

9—10. Lief. à 36 kr. oder 12 Sgr. Lief. 1 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin:

(Besser'sche Buchhandlung, 7 Behrenstraße W.)

**Kaiser Wilhelm's Gedenkbuch**

**1797—1873.**

gr. Octav sehr eleg. geheftet Preis 2⅓ Thlr., gebunden 2¾ Thlr.

**Kaulbachs weltberühmte Compositionen.**

**In meisterhaften Stichen.**

Stichgrösse: 53 Ctm. Höhe zu 64 Ctm. Breite.
Papiergrösse: 83 Ctm. Höhe zu 100 Ctm. Breite.

Der Babelthurm.
Homer und die Griechen.
Die Zerstörung von Jerusalem.
Die Hunnenschlacht.
Die Kreuzfahrer von Jerusalem.
Das Zeitalter der Reformation.

**Preise:** für Drucke
a) mit der Schrift 12 Thlr.
b) mit der Schrift chines. 15 Thlr.
c) vor der Schrift 18 Thlr.
d) vor der Schrift chines. 24 Thlr.
e) Erste (Künstler-) Drucke ch in. 30 Thlr.

Obige 6 Blatt zusammen, Ausgabe a. 63 Thlr; — b. 78¾ Thlr.; — c. 94½ Thlr.; — d. 126 Thlr.; — e. 157½ Thlr.

**In vortrefflichen Photographieen** nach obigen Stichen, Bildgrösse 27 Ctm. Höhe zu 33 Ctm. Breite, 3 Thlr. pro Stück und bei gleichzeitiger Abnahme der sechs Blatt 15 Thlr. 15 Sgr. — In Stichen kleinen Formats à 1 Thlr. pr. Blatt.

In allen Buch- und Kunsthandlungen.

Berlin: **Alexander Duncker.**

**Leuckart's Hausmusik**

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig erschienen soeben:

**Robert Franz-Album.**

Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von **Robert Franz.** Op. 9, 34, 35 u. 36. Neue Ausgabe mit hinzugefügtem englischem Text von Elisabeth Lindner. Gr. 8. In farbigem Umschlage mit Portrait und Facsimile von Rob. Franz. Geheftet. Preis 1 Thlr.

**Adolf Jensen-Album.**

Ausgewählte Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von **Adolf Jensen.** Original-Ausgabe. In einem Bande gr. 8. In farbigem Umschlage mit Portait und Facsimile Adolf Jensen's. Geheftet. Preis 1 Thlr.


Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 16. Mai 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.20

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Cosas de España. Von Wilhelm Lauser. — Die Controversen unseres Reichsverfassungsrechts. Von Alpha. — Die Deutschen in Brasilien und die brasilianische Auswanderungsfrage. Von H. Bartling. — **Literatur und Kunst:** In meiner Jugend Stadt. Ein Stückchen Autobiographie. Von Friedrich Spielhagen. III. (Schluß.) — Ein deutscher Culturgeschichtsmaler. Von Karl Albert Regnet. — **Aus der Hauptstadt:** Ernesto Rossi. Von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

### Cosas de España.

Wie oft ist schon behauptet worden, hinter den Pyrenäen höre Europa auf; wie oft schien Spanien gänzlich die Theilnahme der übrigen Welt an seinen endlosen innern Wirren, an dem für Fernerstehende schwer verständlichen Treiben seiner Parteien verscherzt zu haben! Und doch bewährt es sich auch hierin als das altberühmte Land der Ueberraschungen, daß immer wieder, und zwar seltsamer Weise in ziemlich regelmäßigen Unterbrechungen, ein Augenblick eintritt, in welchem die *allgemeine Aufmerksamkeit* sich auf die Vorgänge innerhalb seiner Grenzen richtet, die Reisebücher über Spanien zu Ehren kommen und die Zeitungen, die auf ihren Ruf halten, eigne Berichterstatter nach der Pyrenäenhalbinsel entsenden. Und daß eben jetzt wieder die Blicke Europas auf Spanien, auf jenem Winkel spanischen Landes ruhen, wo die Entscheidung zwischen dem republicanischen und carlistischen Heere gefallen ist, dies hat seine ganz besonders guten Gründe.

Denn sobald durch die Schwäche der madrider Regierung der Carlistenaufstand von der Vorstufe der Mordbrennereien eines Pfaffen Santa-Cruz und der Zerstörung von Brücken und Bahnhöfen zum ernsthaften Bürgerkriege weiter geschritten war, mußte sich doch Jeder, so kalt ihn auch sonst die Frage der besten Regierungsform in Spanien lassen mochte, sagen, daß im republicanischen Lager für europäische Freiheit und Gesittung gekämpft wurde, während unter Don Carlos' Fahne die Rückschrittsmänner aller Länder sich Stelldichein gegeben hatten. Nie hätte der Carlismus zu einer so großen Gefahr anschwellen können, wenn ihm nicht die legitimistischen Präfecten und Junker Südfrankreichs freundnachbarlichen Vorschub geleistet hätten; die Rechte der versailler Nationalversammlung hatte sich durch eigene Abgesandte mit dem Carlistenlager in Verbindung gesetzt und betrieb die Anerkennung der Empörer als Kriegführender; und immer dringender wurde an den Grafen Chambord von seinen Getreuen das Ansinnen gestellt, gleich seinem Bruder Carlos VII., das Schlachtroß zu besteigen und mit seiner guten Klinge von Toledo für das Königthum von Gottesgnaden zu streiten. England hat zwar, nach der Väter Sitte, auch diesmal wieder Lieferungen für die beiden Heere gemacht; aber ein Theil seines reichen Adels pflegte die Sache der Carlisten als eine Art Sport und gab bedeutende Gelder dafür aus. In Oesterreich trösteten sich die Kirchenmänner und czechischen Adeligen über die fortgesetzten Niederlagen der letzten Zeit mit den Fortschritten der carlistischen Sache, welche sie als den Beginn einer Umkehr ganz Europas ansahen; und es ist ein öffentliches Geheimniß, daß der beste Theil der Hülfsgelder, die in den Kriegsschatz Don Carlos' flossen, in Gulden österreichischer Währung bestand. Daß der Vatican schließlich die Waffenbrüderschaft der Bourbonisten aller Länder unter seine Fittiche nahm, versteht sich von selbst; man hatte sich dort in den Gedanken des Sieges der guten Sache bereits dermaßen eingelebt, daß selbst die reichen Anhänger des Königs Bomba in den Säckel griffen, um sich in die allgemeine bourbonistische Restauration einzukaufen. Ueber diese Lire, Gulden, Franken, Guineen müssen die edlen Spender jetzt das Kreuz machen; die Gefahr toller Restaurationsversuche ist für Frankreich und Italien wieder in die Ferne gerückt und der bourbonische Legitimismus wieder eine Macht ohne Land geworden.

Daß die Kämpfe um Bilbao, welche mit der Niederlage der Carlisten endeten, nicht blos von allgemein politischer, sondern auch von ganz besonderer Bedeutung für die militärischen Fachmänner waren, wollen wir nur im Vorbeigehen andeuten. Diese Carlistenbanden, die sich Tage, ja Wochen vor der Entscheidung ihr Schlachtfeld herrichten, dieses Regierungsheer, das, nach dem überkühnen Sturm auf San Pedro de Abanto, Angesichts der weittragenden Schießwaffen der Gegner, mit allen spanischen Ueberlieferungen bricht und statt in Frontalangriffen sein Heil in Flankenmärschen und Umgehungen sucht, sind dies nicht merkwürdige Erscheinungen, die zugleich beweisen, daß die von den Deutschen im letzten Feldzug mit großem Erfolg geübte Kriegskunst bereits jenseits der Pyrenäen gelehrige Schüler gefunden hat? Und einen wie seltsamen Verlauf, der die Theilnahme selbst des ermüdetsten Zeitungslesers spannen mußte, nahm diese ganze Entwicklung! Vor vier Monaten, als in Spanien alles aus Rand und Band zu gerathen drohte, überkam Marschall Serrano, durch den Staatsstreich des General Pavia, die Militärdictatur, die alles dem Zweck der Beendigung des Bürgerkrieges unterordnen sollte. Einen Monat darauf schien es auch wirklich, als seien die Carlisten vom Regierungsheer rettungslos an die Mauer der Pyrenäen gedrückt, da winden sie sich durch geschickte Züge aus der eisernen Umarmung wieder los, und — es sind jetzt zwei Monate her — General Moriones schreibt verzweifelnd nach Hause, er müsse seinen Befehl niederlegen und alles für verloren geben, wenn nicht Serrano selber komme und ein doppelt großes Heer herbeiführe. Unter den Kundgebungen allgemeiner vaterländischer Begeisterung verläßt Serrano, die letzte Hoffnung des Volkes, die Hauptstadt. Wiederum vergeht ein Monat langen Wartens, da trifft die Kunde von seinem muthigen, aber erfolglosen Angriff auf Abanto ein; die Hoff-

Digitized by Google

nungen Spaniens sinken auf's neue, man raunt sich Gerüchte von schwachmüthigen Abmachungen mit dem Feinde in das Ohr, das Ausland spottet bereits über die beiden Gegner, die sich so lange auf der Mensur gegenüberstanden, ohne zuzuschlagen. Mit einem Male aber, bevor man noch von neuen Kämpfen etwas vernommen, kommt zur Ueberraschung aller die Nachricht, die Carlisten seien aus ihren festen Stellungen gewichen und fast spurlos in das unwegsame Hochgebirge verduftet.

Am 2. Mai, dem großen Festtage, an welchem die Spanier die Erinnerung an Madrids Erhebung und den Befreiungskrieg gegen die Franzosen feiern, ist Serrano als Sieger und Befreier in das belagerte Bilbao eingezogen, das mit Heldenmuth, wie ehedem, den Carlisten widerstanden; und jetzt umrauscht der Jubel der Hauptstadt den Marschall, der geschworen hatte, nur als Sieger oder als Leiche auf seinem Schilde heimzukehren. In dem Besieger der Carlisten mag wohl bei dem Triumphzug durch die Straßen Madrids die Erinnerung an jene Herbsttage des Jahres 1868 auftauchen, da er vom Schlachtfelde von Alcolea herkam und das Volk ihm zujauchzte als dem Befreier von dem verhaßten Joche Isabels II. Er mag sich sagen, wenn er an die blutigen Namen von Cuba, Cadix, Jerez, Malaga, Cartagena, wenn er an die Zerstörungen des Carlistenkrieges, wenn er an die Zerrüttung des Staatsschatzes und der öffentlichen Verhältnisse denkt, daß sein Vaterland die Septemberrevolution gar theuer bezahlt habe. Wenn er aber dann die Mittel erwägt, seinem schwer kranken Vaterland wieder aufzuhelfen, mag er trotz alledem nicht ohne Trost in die Zukunft schauen. Er braucht heute nicht neben sich einen überlegenen Nebenbuhler zu fürchten, wie Prim, der seine Pläne mit schlauer Berechnung durchkreuzte und ihn selbst unter glänzenden Ehren erstickte und lahm legte. Er hat aus dem allgemeinen Schiffbruch wenigstens Eines gerettet, das Heer, dem er Manneszucht und Selbstbewußtsein zurückgegeben. Er wird getragen von dem nationalen Gefühl, das, nach so langer Zeit, endlich einmal wieder einig ist in dem Danke und der Freude über den beendigten Bürgerkrieg.

Heute zwar stehen sich die vielen Parteien Spaniens noch so feindlich entgegen wie je. Aber dahin ist die Anmaßung und die Berechtigung zur Herrschaft bei den drei großen Parteien, welche die Septemberrevolution gemacht. Die Unionisten, als deren Führer Serrano selbst nach O'Donnels Tode gelten konnte, haben sich nach allen Seiten zersplittert, theils mit den alten Moderados vereinigt, theils zu den Progressisten abgezweigt. Der letzteren Einfluß ist gebrochen, seitdem Prim und Olózaga mit Tode abgegangen und die Partei sich in zwei feindliche Lager gespalten hat, von welchen das eine, fortschrittliche, unter der Führung von Ruiz Zorrilla, das andere, conservative, unter derjenigen von Mateo Práxedes Sagasta steht. Die Demokraten schließlich haben, nachdem ihr Haupt, Cristino Martos, im vorigen Herbste sich endlich zum republicanischen Programm bekannt hat, aus ihrer Vergangenheit nichts bewahrt als den Namen und als den Ehrgeiz, überhaupt mitgezählt zu werden.

Was nun die große republicanische Partei betrifft, welcher Spanien seine gegenwärtige Staatsform, aber auch die Erinnerung an Cartagena und die Auflösung des Heeres und die Carlistengefahr verdankt, so hatte Castelar bekanntlich, als er seine Dictatur antrat, unumwunden bekannt, daß sich mit den Idealen, deren Herold er in der Opposition gewesen, nicht regieren lasse; und er hat in seiner neuesten Kundgebung, das vaterländische über das Interesse der Partei stellend, erklärt, er und die Seinigen wollen der Regierung dienen, welche die Ordnung und Freiheit, den Fortschritt und die Stetigkeit versöhne. Von dieser Seite würde Serrano also um so weniger Widerstand zu befürchten haben, je fester er entschlossen ist, an den wesentlichen Errungenschaften der Septemberrevolution festzuhalten. Schwieriger würde es ihm werden, wenn er es je der Mühe werth hielte, dies auch nur zu versuchen, jenen seltsamen Käuzen gerecht zu werden, die sich, geschaart um den früheren Cortespräsidenten Salmeron, die unlösbare Aufgabe gestellt haben, die unverdauten Sätze der Krause'schen Philosophie auf die spanische Tagespolitik anzuwenden. Und was schließlich jene Massen angeht, die dem fanatischen Doctrinär Pi y Margall folgen, die Helden von Cartagena, die „unversöhnlichen" Republicaner, so wird sich Serrano den Dank der sämmtlichen angeführten Parteien verdienen, wenn er diese lediglich durch Kartätschen und Bajonette zur Vernunft zwingt.

Dies Eine muß man überhaupt fest im Auge behalten, wenn man die jetzige Lage Spaniens und die Aufgabe Serranos richtig ermessen will, daß nämlich zur Stunde in Spanien nichts mehr aufrecht steht als das Heer, daß die Freunde der Ordnung keinen andern Hort mehr sehen als das Heer, und daß das Heer selbst gewiß nicht gesonnen ist, sobald wieder den Schwätzern und Ränkespinnern im Congreß und in den Clubs, oder den Barricadenkämpfern der Straße den Platz zu räumen. Das Beispiel Esparteros, des Helden im ersten Carlistenkrieg, neben dessen Namen er jetzt den seinigen gestellt sieht, mag für Serrano heute eine Warnung sein, allzu früh auf den Kriegslorbeeren auszuruhn und dadurch sich selbst und sein Land Parteiumtrieben preiszugeben, wie diejenigen waren, durch welche er selber, damals noch „der hübsche General", zum Sturze des Veterans der spanischen Liberalen mitgewirkt hatte.

**Wilhelm Lauser.**

---

## Die Controversen unseres Reichsverfassungsrechts.

Die politischen Gegensätze, die im deutschen Volke lebendig sind, werden im diesjährigen Reichstag sich besonders scharf zuspitzen. Schon sind hie und da Befürchtungen laut geworden, daß die reichsfeindlichen Parteien einer Fortbildung der durch die Verfassung gegebenen Institutionen und der Schöpfung neuer, auf Stärkung der Centralgewalt gerichteter Gesetze ernstliche Schwierigkeiten bereiten werden. Manche sehen bereits in Folge der aufreizenden Reden der Socialdemokratie die zahlreichen Gruppen der deutschen mißvergnügten Arbeiter in enger Vereinigung nicht nur mündlich, sondern auch thätlich gegen den Staat Front machen. Andere wollen gar in den religiösen Leidenschaften, welche die mit der Dornenkrone des Martyriums bekleidete Centrumsfraction in den unteren Schichten der katholischen Mitbürger aufgestachelt hat, die Gefahr eines Religionskrieges heraufdämmern sehen.

Die Hegung derartiger Befürchtungen braucht nicht gerade unverständig genannt zu werden; dies würde sie nur dann sein, wenn sie sich bis zu dem Wunsche steigerte, die den Verhandlungen des Reichstages gewährleistete Rede- und Preßfreiheit beschränkt zu sehen. Sind einmal derartige Kräfte in unserem Volke vorhanden, wie sie in der katholischen, socialdemokratischen, particularistischen Partei sich concentrirt haben, so muß ihnen auch im öffentlichen Leben das freie Wort gegönnt werden. Das ruhmlose Ende unseres alten, deutschen Bundestages beweist genug, wohin ein Ignoriren und Supprimiren der Wünsche und Bestrebungen des ganzen Volkes oder einzelner socialer Schichten führt. Richtig sagt eine Note der bairischen Regierung vom Jahre 1848, daß der heimliche Bundestag den Deutschen erst ein Gegenstand der Scheu, dann kalter Anwiderung geworden sei, und die französische Deputirtenkammer wurde zur Zeit ihrer rein plutokratischen Organisation nicht viel milder von der französischen Nation beurtheilt.

Eine Grenze freilich ist der freien Meinungsäußerung der mit der zeitigen Regierung nicht harmonirenden Parteien gesetzt: die Verfassung und die sie schützenden Bestimmungen unseres Reichsstrafgesetzbuchs. Man muß bei der Beurtheilung der verschiedenen Parteien davon ausgehen, daß alle gesetzgeberische Neuschöpfungen und Vervollkommnung der Verfassung nur im Interesse des gemeinen Besten erstrebt werden. Was freilich „das gemeine Beste" ist, auf welchem Wege demnach Gesetzgebung und Verfassungsänderung zu erfolgen hat,

Digitized by Google

darüber gehen die Meinungen vielfach auseinander. Mag dies sein; wenn nur eine jede Partei bei ihren volksbeglückenden Bestrebungen innerhalb derjenigen Grenze bleibt, wo Reform und Revolution sich scheiden.

Wer sich, wo über Aenderung der Verfassung verhandelt wird, nicht auf den Boden der bestehenden stützt, mit dem ist nicht weiter zu polemisiren. Die Argumente, mit denen ein gewaltsamer Bruch der bestehenden Verfassung vertheidigt wird, — mögen erstere auch historisch und politisch von großer Beweiskraft sein, sind vom Rechtsstandpunkt aus undiscutirbar. In Zeitverhältnissen, wo das geltende Recht, die Form des politischen und wirthschaftlichen Lebensinhalts des Volkes, diesem zu eng geworden ist, und von ihm ohne Rücksicht auf bestehende Verfassungsparagraphen gesprengt wird, verstummt die Logik und Rhetorik der parlamentarischen Debatte. Der Wille der herrschenden Partei findet nicht mehr seinen Ausdruck in der gesetzlichen Abstimmung durch die Mehrheit, sondern in der einfachen Formel: je veux, que je veux. An die Stelle des Ministers tritt der General.

Damit hat es in unserem neugegründeten Reiche nun wohl noch gute Wege. Es ist bemerkenswerth, daß keine der Parteien die Rechtsverbindlichkeit der Verfassung für sich leugnet. Ein jeder stützt sich, wenn er die Zweckmäßigkeit seiner Anträge oder Amendements erörtert, zugleich darauf, daß diese sich völlig innerhalb des Rahmens der Verfassung halten. Aber, wenn auch sämmtliche Parteien darüber einig sind, daß sie nur Verfassungsmäßiges wollen, sind sie auch darin stets einig, was denn der Verfassung widerspricht und was ihr gemäß ist? Höchst selten! Wir werden das Schauspiel in der diesjährigen Reichstagssession zum öfteren erleben, daß der Nationalliberale einen Verfassungsartikel ganz anders interpretirt, als der Centrumsgenosse, während der Socialdemokrat einen Sinn hineinlegt, von dem keiner bisher eine schwache Ahnung gehabt hat. Man denke nur an die Artikel 15 und 18 der preußischen Verfassung und ihre Aenderung in *Folge der Maigesetze!*

Es hat sich nun während der bisherigen Legislaturperioden unserer Reichsvertretung eine Reihe von principiell höchst wichtigen Controversen herausgebildet, welche, sowie die Debatten einen principiellen Charakter annehmen, immer von neuem darin hervortreten. Sie bilden gleichsam den Grundbaß im vielstimmigen politischen Concert unserer Reichstagsboten. Einige sind von praktischer Bedeutung, andere von rein theoretischer, aber nicht minder wichtig. Denn gerade die letzteren, der concentrirte Ausdruck des Parteigeistes, sind die Fahnen, um die sich die Parteigenossen sammeln. Weiß man z. B., wie ein Abgeordneter den Artikel 78 Absatz 2 interpretirt, so weiß man auch sofort, ob er zu den Freunden der Verstärkung der Reichsgewalt, oder zu ihren Gegnern gehört, eine Formel, die unserem politischen Leben wohl den allgemeinsten Ausdruck verleiht.

Die folgenden Ausführungen sollen jene Hauptcontroversen unseres Reichsraths den Lesern vorführen, vielleicht ein willkommenes Orientirungsmittel in den durch die täglichen Zeitungen gehenden Reichstagsverhandlungen. Daß unsre Controversenentscheidung allen Lesern als richtiger Compaß erscheint, können wir nicht vermuthen. Denn unseres Urtheils Magnetnadel wird sich stets nach derjenigen Richtung lenken, wo die Stärkung der Reichsgewalt im Interesse der Wohlfahrt des gesammten deutschen Volkes, nicht einzelner Classen desselben liegt.

Wie kommt es, möchte man freilich fragen, daß überhaupt Streitpunkte möglich sind? Warum hat man bei Redaction der einzelnen Artikel ihnen keine derartig präcise Fassung gegeben, daß jedes Mißverständniß ausgeschlossen ist? Der Grund der Unmöglichkeit liegt allein in der Mangelhaftigkeit unseres sprachschöpferischen Organs, der Vernunft. Unser Denken in Begriffen kann niemals so präcis, wie das in Zahlen sein. Kein Begriff hat eine so abgegrenzte Sphäre, daß er von dem Einen wie von dem Andern in derselben Weise aufgefaßt wird, wie eine numerische Größe. Denke man auch noch so klar, der sprachliche Ausdruck wird dem Gedanken nie völlig adäquat sein. Der Andere wird das von uns Gesagte oder Niedergeschriebene nie in die gleichen Begriffe umbilden, welche wir in den gedachten äußeren Handlungen auszuprägen beabsichtigten. Deshalb ist auch aus einer rein juristischen Interpretation der einzelnen Artikel der Reichsverfassung kein allzugroßer Gewinn zu hoffen. Der Streit dreht sich einmal um das Verständniß des begrifflichen Ausdrucks, den die gesetzlichen Vorschriften des einen oder anderen Artikels gefunden haben; vor allem aber um das Verhältniß verschiedener Verfassungsartikel zu einander, inwieweit sie sich ergänzen, oder erweiternd oder verengernd modificiren. Bleibt man hier bei der rein subjectiven Interpretation, gestützt auf Logik und Grammatik, stehen, so wird man in den allermeisten Fällen zu dem Resultate kommen: die Sache ist zweifelhaft, die Gründe des A für seine Meinung sind den Gründen des B für die seinige ziemlich gleichlautend. Mischt man den Parteistandpunkt in die Auslegung hinein, so wird ihr Resultat natürlich ganz werthlos, da alsdann nicht mehr das Erkennen, sondern das Interesse den Interpretirenden leitet. Neben den bloßen Hülfsmitteln der Interpretation, Logik und Grammatik, steht ihr Hauptmittel: das Eindringen in den Geist der Gesetze, der allein aus ihrer historischen Entstehung geschöpft werden kann. Welche Absichten leiteten den Gesetzgeber bei seiner Schöpfung? Was konnte deshalb im gegebenen Fall auch nur die Meinung seiner Worte sein, worin er seine Gedanken formulirte? Widerspricht die oder jene Interpretation nicht vollständig Allem, was aus mündlichen oder schriftlichen Aeußerungen der Factoren hervorgeht, welche die Bundesverfassung vereinbarten? Einer solchen objectiven Interpretation wollen wir uns im Folgenden befleißigen, ausgehend von dem Grundgedanken, der die Regierungen leitete, als sie 1866 den Norddeutschen Bund schlossen, und dem sie 1871 bei Gründung des Deutschen Reiches einen noch prägnanteren Ausdruck gaben: ihre Hoheitsrechte insoweit an die Centralmacht (das Reich) abzutreten, als das zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben gültigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes nothwendig sei.

Mit dem eben ausgesprochenen Satze berühren wir aber zugleich die erste Controverse unseres Verfassungsrechts.

1. Existirt denn überhaupt eine von den einzelnen Staaten abgesonderte, höhere Staatsgewalt; oder ist das Deutsche Reich nur eine vertragsmäßige Einigung der deutschen Regierungen, welche sich zu Gunsten der Krone Preußen und der im Reichstag geeinten Nationalvertretung einige Beschränkungen ihrer Hoheitsrechte gefallen lassen? Einige behaupten: wie im ehemaligen deutschen Bunde eine über den Einzelregierungen stehende Staatsgewalt gar nicht vorhanden gewesen ist, so ist eine solche auch nicht durch die deutsche Reichsverfassung geschaffen worden; vielmehr „ist die Gesammtheit der verbündeten Monarchen und Senate als Träger der Bundesgewalt anzusehen". (So G. Meyer, Grundzüge des norddeutschen Bundesrechts und ähnlich v. Martitz, Betrachtungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes.) So richtig eine derartige Auffassung für unser ehemaliges deutsches Bundesrecht vor 1866 ist, so grundverkehrt ist sie für das moderne Reichsrecht. Die deutsche Bundesacte ließ allerdings das Princip der Souveränetät der einzelnen Bundesstaaten unberührt. Wenn ein Beschluß seitens der deutschen Bundesversammlung gefaßt wurde, so hatte dieser nicht als solcher in den einzelnen Bundesstaaten Geltung, sondern mußte vorerst durch jeden Bundesstaat besonders publicirt werden, und war erst dann für die Angehörigen der einzelnen deutschen Staaten rechtlich bindend. Ganz anders unser heutiges Reichsrecht: hier sind wirklich von der Substanz der Hoheitsrechte der einzelnen Staaten bedeutende Stücke losgetrennt, und aus diesen losgetrennten Stücken eine neue selbstständige Staatsgewalt „das Reich" geschaffen. Diese neue Staatsgewalt ist nicht die Summirung einer Reihe von Einzelsouveränetäten, sondern eine eigene, für

Digitized by Google

sich existirende Rechtspersönlichkeit. Es sind daher die Unterthanen der Einzelregierungen auch unmittelbare Unterthanen der Reichsregierung. Die Beschlüsse derselben binden sämmtliche Angehörige des Reichs sofort mit der Publication im Reichsanzeiger, nicht erst mit der Publication durch die Landesregierungen. Diese Consequenz, die freilich auch von den vorgenannten Schriftstellern anerkannt wird, da sie auf ausdrücklicher gesetzlicher Bestimmung beruht, läßt sich eben nur juristisch erklären, wenn man ein directes Herrschaftsverhältniß der Reichsgewalt zu den Angehörigen des Reichs, nicht blos über die Regierungen der Einzelstaaten, wie es nach der deutschen Bundesacte der Fall gewesen ist, behauptet.

2. Im engen Zusammenhang mit der vorigen steht eine zweite Streitfrage: ist das Deutsche Reich ein Bundesstaat oder ein Staatenbund? Unsere Staatsgelehrten haben eine sehr ausgebildete Theorie dieser beiden Verfassungsformen ausgearbeitet, größtentheils aus generalisirenden Ableitungen aus den Verfassungen Nordamericas, als Prototyp des Bundesstaats, und des ehemaligen deutschen Bundes, als Prototyp des Staatenbundes gebildet. Fügte man dann den Einheitsstaat hinzu, als dessen Muster Frankreich gelten konnte, so hatte man 3 Kategorien geschaffen, unter welchen sich eine jede Verfassung subsumiren lassen mußte. Bei der norddeutschen Bundesverfassung hatte dies aber seine großen Schwierigkeiten. Mit Recht sagt v. Gerber in seinen trefflichen Grundzügen des allgemeinen Staatsrechts, daß bei der Begründung des Bundes weniger, als es vielleicht sonst bei der Bildung solcher Gesammtstaatsverhältnisse der Fall zu sein pflegt, theoretische Normalmaße angelegt worden seien, daß man sich mehr nur von dem Eindrucke der Thatsachen habe führen lassen.

Anfänglich verlor die Theorie, als es sich um die Unterbringnng der Bundesverfassung in eine der drei beliebten Kategorien handelte, völlig den Kopf; allmählich wieder zur Besinnung gelangt, erkannte sie, daß trotz vielfacher Abnormitäten die Bundesverfassung nur in die Kategorie des Bundesstaats passe. Kaum aber hatte sich diese Theorie einigermaßen bei den Gelehrten des Staatsrechts festgesetzt, da wird sie von Dr. Max Seydel (einem Baiern) mit juristisch scharfen Waffen angegriffen und behauptet: das Deutsche Reich ist ein Staatenbund; ein Bundesstaat kann es schon deshalb nicht sein, weil eine solche Form überhaupt eine Unform, ein non ens ist. Seydel schreibt nur den beiden Gegensätzen, Einheitsstaat und Staatenbund wahrhafte Existenzberechtigung zu, und erklärt die Mischform Bundesstaat für eine falsche Construction juristischer Theoretiker. Da nun das Deutsche Reich ein Einheitsstaat entschieden nicht ist, so muß es nothwendig ein Staatenbund sein, und Seydel läßt es sich große Mühe kosten, aus allen Bestimmungen unserer Reichsverfassung die particularistischen Elemente, die sie ja in großer Anzahl enthält, herauszufinden und zu Gunsten seiner Ansicht zu gruppiren.

Der in der ersten Streitfrage besprochene Punkt, daß das Reich keine von den Einzelstaaten abgelöste selbstständige Gewalt besitzt, bildet eigentlich den Fundamentalsatz der Seydel'schen Theorie. Verneint man ihn, wie wir es gethan, so führt dies nothwendig zu der Auffassung des Deutschen Reichs als Bundesstaat, eine Auffassung, die ganz zweifellos ist, wenn man sich die Machtsphäre unseres Reiches in die Erinnerung zurückruft.

a. Das Reich hat innerhalb seiner Competenz (Art. 4) eine oberaufsehende und gesetzgebende Gewalt.

b. Es steht dem Reiche ein bedeutendes Gebiet selbstständiger Regierung und Verwaltung zu (Auswärtige Angelegenheiten, Kriegs-, Post-, Telegraphen-, Zollwesen), welche es größtentheils durch direct von ihm ernannte Beamte vollzieht.

c. Das Reich hat seine eigenen Finanzquellen (Zölle auf inländischen Zucker, Salz, Tabak, Bier und Branntwein).

d. Es existirt ein eigenes Bundesindigenat mit höchst wichtigen Rechten für die Reichsbürger.

Die Abweichungen, die sich in unserer Verfassung von derjenigen Nordamericas und der Schweiz vorfinden, namentlich die, daß die Reichsgewalt nicht so scharf und klar von der Gewalt der Einzelstaaten abgelöst ist, wie es bei der Bundesgewalt der genannten Staaten der Fall ist, sind nicht im Stande, ihren Charakter als Bundesstaatsverhältniß zu alteriren. Allerdings sind dem Staate Preußen größere Rechte beigelegt worden, als dem Staate Baiern, diesem wieder größere als dem Staate Württemberg, diesem wieder größere als dem Staate Baden. Aber alle diese Anomalien, eben keine goldenen Früchte am Lebensbaum unserer Reichsverfassung, stehen mit der grauen Theorie vom Bundesstaate nicht im Widerspruch, sondern modificiren dieselbe blos.

Was aber den Haupteinwurf Seydels betrifft: zwei Souveränetäten, Souveränetät des Einzelstaats und darüber stehende Souveränetät der Reichsgewalt, seien zwei logisch unvereinbare Dinge, so ist dagegen zu erinnern, was wir vorhin von jener rein logischen, subjectiven Interpretation sagten. Seydel versteht unter Souveränetät gewiß dasselbe wie wir; er wird auch mit uns annehmen, daß der Inhalt der Souveränetät ein sehr verschiedener sein kann, wenn wir ihn an die Souveränetät des russischen Zaren und des schwedischen Königs erinnern. Dennoch meint Seydel, daß, wenn die Einzelstaaten sich eines so bedeutenden Theiles ihrer Hoheitsrechte **wirklich entäußert** hätten, wie sie in der Reichsverfassung geeint sind, so könne von einer Souveränetät nicht mehr die Rede sein. Er will deshalb nur von einer vertragsmäßigen Beschränkung der Ausübung der an sich unverletzt erhaltenen Souveränetätsrechte der Einzelstaaten gesprochen wissen. Wir glauben unsrerseits, daß auch bei der Annahme einer wirklichen Entäußerung von Hoheitsrechten an die Reichsgewalt, dennoch von einer **beschränkten Souveränetät** der Einzelstaaten gesprochen werden kann. Denn wie viel noch von der Substanz der Hoheitsrechte übrig bleiben muß, um den Begriff der Souveränetät aufrecht zu erhalten, kann weder durch Maß, noch Gewicht bestimmt werden. Dr. Seydel faßt den Begriff der Souveränetät enger, wir fassen ihn weiter; wessen Begriffssphäre die richtige ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist dafür gesorgt, daß dergleichen Theoreme, mit welchen die particularistischen Neigungen juristisch trefflich zu coloriren sind, unsre Centralgewalt nicht zu schwächen vermögen. Sollte ein oder der andere Bundesstaat seine Souveränetät im Widerspruch mit der Reichsverfassung gar zu sehr negiren, so bestimmt Artikel 19: „Wenn Bundesglieder ihre verfassungsmäßigen Bundespflichten nicht erfüllen, so können sie dazu im Wege der Execution angehalten werden".

(Schluß folgt.)

---

## Die Deutschen in Brasilien und die brasilianische Auswanderungsfrage.

Von **H. Barking.**

Seit dem Besuche des Kaisers von Brasilien in Europa ist es mit einem male wieder außerordentlich rege geworden im Lager derjenigen, welche bezahlt oder unbezahlt, in Büchern, Broschüren, Zeitungen und Annoncen das Lob des südamericanischen Kaiserreichs in allen Tonarten singen, um Emigranten und europäisches Capital anzulocken. Unter den jüngsten literarischen Erzeugnissen, welche Brasilien zum Gegenstande haben, ist ein Buch unter dem Titel: „Rio Grande do Sul und seine deutschen Colonien"*), das von einem aufblühenden Deutschen Reiche in fernen, unbekannten Regionen Zeugniß ablegt, unzweifelhaft das Interessanteste und Verlockendste. Der Autor, der im Sommer 1872 einen Ausflug von Buenos Ayres nach der brasilianischen Provinz Rio Grande machte, scheint Redacteur des im genannten Orte erscheinenden „Standard" zu sein, also ein Mann, der wohl befähigt sein dürfte, ein competentes Urtheil über die Gegenden, welche er bereiste, zu fällen. Wir wollen es, indem wir uns eingehend mit seinem Buche beschäftigen, nicht so machen, wie neulich der Americaner Eugene Schuyler im londoner

*) Rio Grande do Sul and its german colonies. By Michael G. Mulhall. London, Longmans & Co.

Digitized by Google

Athenäum mit dem gelehrten Reisenden Vambéry, und bezweifeln, daß Mulhall jemals in Rio Grande do Sul war. Doch darüber können wir unsere gerechte Verwunderung nicht verhehlen, daß er, der Redacteur einer in Südamerica, an den Grenzen Brasiliens erscheinenden Zeitung, sich so mancher groben orthographischen Fehler in der portugiesischen Sprache und in der Rechtschreibung bekannter Ortsnamen schuldig macht. So schreibt er, um nur einzelne Beispiele zu erwähnen (S. 9) San Paulo und San Leopoldo anstatt São Paulo und São Leopoldo; (S. 53) Pedras Blancas anstatt Pedras Brancas; St. Vincent anstatt São Vicente; (S. 93) chacra anstatt chacara (ein Landhaus); (S. 62) yacaré anstatt jacaré (ein Alligator). Wir wollen jedoch über diese sichtlichen Zeichen geringer Sprachkenntniß nicht zu hart urtheilen und aus ihnen keine, der Glaubwürdigkeit des Verfassers nachtheilige, Folgerungen ziehen. Was nun den sachlichen Theil des Buches anbetrifft, so müssen wir gestehen, daß er in jeder Hinsicht anziehend, verlockend ist, und wohl dazu angethan, goldne Träume im Geiste derjenigen wachzurufen, welche mit dem Loose in ihrer Heimat unzufrieden sind. Das Buch ist äußerst geschickt angelegt, und alles, was es über Brasilien mittheilt, trägt, mit einem Schein der Realität umkleidet, den Stempel des Großartigen an sich. Man muß sehr nüchternen und skeptischen Sinnes sein, um sich nicht durch seinen Inhalt hinwegreißen zu lassen und die Fähigkeit zu behalten, die Schattenseiten an dem herrlichen, vor uns hingezauberten Gemälde zu entdecken. Wir wollen das letztere hier versuchen, obgleich wir Grund haben, annehmen zu dürfen, daß unsere Stimme ungehört verschallen wird.

Mulhall eröffnet sein Buch mit einer Einleitung über die heutige politische und finanzielle Lage Brasiliens, welche für einen jungen Staat eine vielverheißende ist. Der Schlüssel aber zu dem verführerischen Inhalte des Buches liegt verdeckt in den ersten Phrasen besagter Einleitung. Dort heißt es: „Das brasilianische Kaiserreich hat nicht nur in allen Zweigen materieller Entwicklung, sondern auch in aufgeklärter Politik, welche in Dom Petro Segundo und in seinem Minister Vicomte Paranhos do Rio Branco, eifrige Förderer gefunden hat, große Fortschritte gemacht. Dem Emancipationsgesetz von 1871 folgt ein ausgedehntes Programm englischer und deutscher Einwanderung und große Anstrengungen werden gemacht, um in den niederen Volksschichten nützliche Kenntnisse zu verbreiten.“ Also, man braucht weiße Arbeit, weil die schwarze mit der Zeit ein Ende nehmen wird; — „dem Emancipationsgesetz folgt ein ausgedehntes Programm zur Herbeischaffung englischer und deutscher Arbeiter!“ Mit dieser offenen und unumwundenen Erklärung stets vor Augen, können wir getrost den verlockenden Schilderungen folgen, welche uns der Autor von Rio Grande do Sul und seinen deutschen Colonien macht. Seinen persönlichen dort gemachten Erfahrungen sendet Mulhall einen Bericht über die Geographie, die Handelsverhältnisse und die Bevölkerung dieser südlichsten der zwanzig Provinzen Brasiliens voraus, eine Provinz, welche, obgleich eine der kleinsten, doch 8,250 □M. Flächeninhalt hat. Was dem Reisenden bei seiner Landung in Rio Grande, und noch mehr in Port Alegre, sofort in die Augen fällt, das ist die überall herrschende Regsamkeit. Die Großindustrie liegt größtentheils in englischen Händen und englisches Capital ist der Lebensquell, aus dem sie ihre Nahrung zieht. Den Großhandel dagegen theilen Engländer, Deutsche und Portugiesen fast in gleichen Verhältnissen unter sich. Port Alegre am nördlichen Ende des großen, unter dem Namen Lagoa dos Patos bekannten Binnensees, mit dem Mirimsee im Süden, bildet einen der charakteristischsten geographischen Züge der Provinz, und zählt bereits 40,000 Einwohner. Unser Autor, der die Reise dorthin von Rio Grande aus auf einem Dampfer machte, erzählt uns Folgendes: „Unsere Passagiere am Bord sind meistens Deutsche, weil Port Alegre in gewisser Hinsicht eine deutsche Ansiedlung ist, denn dort wurde 1825 die erste Colonie angelegt, und nun befinden sich in der Provinz bereits 60,000 Deutsche. Gleich den Irländern in Nordamerica und Buenos Ayres denken sie niemals daran nach Europa zurückzukehren und werden beständige Ansiedler in ihrer Adoptivheimath. Nichts desto weniger hängen sie mit ganzem Herzen an ihrem Vaterlande, und bleiben demselben in Sprache, Sitten und Gewohnheiten so getreu, als wenn sie nur Reisende in einem fremden Lande seien. Als die Sonne hinter den Pelotasbergen unterging, stimmte einer der Passagiere die Wacht am Rhein an, und die breiten Wasser des Sees wiederhallten von dem Chor:

Fest steht und treu
Die Wacht am Rhein.

Erinnerungen ans Vaterland, Sagen vom Rhein und Erzählungen von den Schlachtfeldern in Frankreich, verkürzten die Stunden, und der junge Maimond war schon weit auf seinem mitternächtlichem Wege, da wir uns zur Ruhe niederlegten.“ Was nun die industriellen Unternehmungen in und um Port Alegre anbetrifft, so ist die bedeutendste unzweifelhaft die Neuhamburgbahn, durch welche man den Weg nach der Hauptcolonie im Innern, nach São Leopoldo, um die Hälfte abkürzt, und an der entlang jetzt drei Dampferlinien thätig sind. Die Bahn soll den Hauptstamm anderer Linien nach dem atlantischen Ocean und nach Urugay bilden, doch ihr unmittelbarer Zweck ist Port Alegre in directe Verbindung mit den deutschen Colonien zu bringen, diesem neusten Wunder der Welt, das der Provinz Rio Grande den Namen der Kornkammer Brasiliens verschafft hat. Auf dies neue und in der That bewunderungswürdige Element im Gedeihen der Provinz, hat unser Autor sein Hauptaugenmerk gerichtet und das viele Neue und Interessante, das er uns über dasselbe mittheilt, verleiht seinem Buche die Hauptanziehungskraft. Ehe die Deutschen, welche der Autor ein bewunderungswürdiges Volk und Ansiedler par excellence nennt, nach Brasilien kamen, nahmen alle von Irländern, Americanern und Portugiesen gemachten Colonisationsversuche ein klägliches Ende. Erst deutsche Ausdauer, deutsche Muskeln, deutscher Fleiß, aber auch vielfach hingeopferte Gesundheit und Familienglück, verwandelten die Urwaldungen in wogende Kornfelder und ersetzten das bewegliche Zelt durch friedlich feste Hütten. Sie allein waren es, die dem Ackerbau den ersten Aufschwung gaben und aus ihm ihren Lebensunterhalt, und nicht selten auch Wohlhabenheit zu ziehen wußten. Aehnlich, wie sich die Industrie fast ausschließlich in den Händen der Engländer befindet, so liegt der Ackerbau ganz allein in den Händen der Deutschen. Die Eingebornen treiben meistens Viehzucht und die ersten Estancias wurden hier 1715 angelegt, als Juan de Magelhaes mit einer Bande von Abenteurern auf Befehl des Gouverneurs von Santa Catharina nach Rio Grande kam. Die Zubereitung von Häuten und das Dörren von Rindfleisch gibt Tausenden lohnende Beschäftigung in den verschiedenen Charqueadas oder Saladeros zu Palatas und anderen Orten. Diese Producte liefern die hauptsächlichen Exportartikel, obgleich auch Cerealien in großer Menge von den deutschen Colonien nach anderen Theilen Brasiliens verschifft werden. Vom Hafen von Rio Grande allein exportirt man alljährlich an 1 Million Häute und an 30—40,000 Tonnen gedörrten Rindfleisches. Das Zollamt in Port Alegre bringt dem Staate allein eine Einnahme von 2½ Mill. Thlr. ein, wovon zwei Drittel von Eingang-, ein Sechstel von Ausfuhrzöllen und der Rest von Taxen herrühren. Die Schifffahrt liegt zu einem Drittel in Händen der Engländer, zu einem Zehntel gehört sie den Brasilianern; die Deutschen, Holländer, und Portugiesen theilen sich in die übrige Tonnenzahl. Von den vier und vierzig jetzt in der Provinz Rio Grande blühenden Colonien ist die von São Leopoldo die älteste. Sie wurde vom Vater des jetzt regierenden Kaisers, Dom Pedro I., in den fruchtbaren Landstrichen der alten Feitoria Real de Canhamo (königl. Flachsfactorei), noch heute Feitoria Velha genannt, an den Ufern des Sinosflusses vor 48 Jahren angelegt. Der erste Schub von Ansiedlern, aus 26 Familien und 17 unverheiratheten Personen bestehend und im ganzen 126 Köpfe zählend, traf am 25. Juni 1825 ein, ihm folgten wenige Monate später 157 Familien mit 909 Personen. In den vier folgenden Jahren belief sich die Zahl der neuen Ankömmlinge auf 3701, doch der Ausbruch der Bürgerkriege machte der Einwanderung bis zum Frieden von 1844 ein schnelles Ende, und in 1846 belief sich die Gesammtzahl der Einwanderer nur auf 1515 Seelen. Eine neun Jahre später vorgenommene Volkszählung wies bereits 11,172 Colonisten nach, mit Einschluß von 3,680 im Lande geborenen Kindern; die von ihnen bewohnten Häuser beliefen sich auf 2083. In ganz ungeheurem Maße übertraf die Zahl der Geburten die der Sterbefälle, auch wurde die

Digitized by Google

Zahl der Colonisten noch durch die nach dem Kriege aufgelösten Regimenter deutscher Jäger und Grenadiere beträchtlich vermehrt, da sie von der Regierung Landschenkungen erhielten. Im Jahre 1866 gab der Inspector der Colonien die Zahl der Deutschen (mit Einschluß der im Lande geborenen Kinder) in dem einen Districte von São Leopoldo auf 25,000 an und ihre Farmen hatten einen Durchschnittswerth von 7—15,000 Thlr. Man ist jedoch der Ansicht, daß die Colonien einen viel schnelleren Aufschwung genommen haben würden, wenn man bei ihrer Gründung mit größerer Vorsicht vorangegangen wäre. Major Schäffer nämlich, der im Auftrage der brasilianischen Regierung die ersten Ansiedler in Deutschland engagirte, wählte nicht die passendsten Personen, wie kleine Ackerbauer und Tagelöhner, sondern er nahm sie wie sie kamen, und noch bis auf den heutigen Tag findet man unter den alten Ansiedlern eine Mischung von Schuhmachern, Schneidern, Küfern, Sattlern u. s. w., welche alle im Anfange so wenig Lust zur Landwirthschaft verspürten, daß viele unter ihnen für eine Flasche Schnaps ihre Landschenkung verkauften. Auf der anderen Seite aber muß man diesen verschiedenen Handwerken, nachdem sie einmal unter eine richtige Leitung gebracht waren, den großen und staunenerregenden Aufschwung zuschreiben, welchen verschiedene Handwerke in der Provinz Rio Grande nahmen. „Es würde," so schreibt Mulhall, „ganz unmöglich sein die Sägemühlen, Oelpressen, Brauereien, Gerbereien, Destillationen, Zuckerpressen, Hut-, Gewehr- und Waffenfabriken, Eisenwerke u. s. w. aufzuzählen, welche sich zu São Leopoldo, Hamburgerberg, Feitoria, Hortensio und weiter im Lande herum befinden. Alle Sattlerarbeiten für die Armee und die Farmer werden hier gemacht, sowie Lanzen, Sporen, und andere zur militärischen Ausrüstung gehörigen Dinge. Nach allen Theilen des Landes versendet man ferner gegerbte Häute, während São Leopoldo Port Alegre mit Butter, Eiern, Geflügel und Schweinefleisch versieht. Die officiellen Berichte schätzen die Producte von São Leopoldo allein auf 7 Mill. Thlr. pro Jahr. In letzter Zeit haben die Colonisten auch die Cultur des Weinstocks begonnen und man keltert bereits über tausend Pipen Wein. Nicht minder hat man seine Aufmerksamkeit auf die Bienenzucht gerichtet, und da Flachs und Baumwolle leicht gedeihen, so ist die Manufactur dieser Stapelwaare im steten Steigen begriffen. Die Ausfuhr aus São Leopoldo betrug 1854 ungefähr 600,000 Thlr., im Jahre 1867 war sie auf das Zehnfache gestiegen. Im Jahre 1854 unterhielt der Handel 282 flache Boote, heute hat er Dampfer und Eisenbahnen nöthig. Im Jahre 1854 schätzte man den Werth der den Colonisten gehörenden Ländereien auf 4 Mill. Thlr., heute würden sie mindestens das Zehnfache kosten." Alle vier und vierzig Ansiedlungen, von denen São Leopoldo die Muttercolonie ist, zu durchreisen, würde nach Mulhalls Angabe mindestens einen Monat in Anspruch nehmen. Er hielt es deshalb für genügend eine kleine Rundreise von vier bis fünf Tagen durch das Baumschneitzthal, Neuhamburg, Schwabenschneitz (d. h. Lichtung), Theewald, Kaffeeschneitz, und die dazwischen liegenden „Picadas" zu machen. „Vergegenwärtige man sich," so schreibt er, „ein Land fast so groß, wie Belgien oder Holland, herausgeschnitten aus den brasilianischen Wäldern, wo die Bewohner ausschließlich Deutsche sind, die nur ihre Muttersprache sprechen; wo Capellen und Schulen uns aus jeder Lichtung entgegenschauen, wo die Bergabhänge in vielen Fällen abgeholzt worden sind, um wogenden Kornfeldern Platz zu machen, wo die Frauen in voller Sicherheit allein durch die Wälder reisen, wo Ackerbau und Industrie unbelästigt blühen, wo Verbrechen unbekannt sind und wo der öffentliche Unterricht fast auf gleich hoher Stufe, wie in Preußen steht, mit einem Wort, wo individuelles Glück mit dem Gedeihen der Gemeinde Hand in Hand geht, umgeben von der reichen, tropischen Vegetation Brasiliens und begünstigt durch den großen Vortheil eines gesunden Klimas und die Segnungen von Frieden, Ordnung und guter Regierung. Obgleich die römisch-katholische Religion Staatsreligion ist, so scheinen doch religiöse Schwierigkeiten durch die herrschende Toleranz vermieden zu werden, denn protestantische Capellen und Schulen, sowie gemischte Heirathen sind häufig. Uebrigens ist hierbei zu bemerken, daß die beiden Glaubensbekenntnisse in gleicher Stärke vertreten sind. Ueber die Anlage der Colonien ist nur so viel zu sagen, daß dieselbe nach ein und demselben Princip geschah: ein Agent oder ein Handlungshaus, welches so und soviel Familien, entweder aus ihrem Mutterlande oder einer benachbarten Colonie herbeischafft, erhält von der Regierung eine Prämie von 15 bis 35 Thlr. pro Kopf. In der ersten Zeit gewährte man den Ansiedlern freies Land, doch später mußten sie es gegen einen niedrigen, in jährlichen Raten abzuzahlenden Preis kaufen." Nach Mulhalls Angaben kommen die meisten deutschen Colonisten aus Pommern und den Rheinlanden, doch auch Sachsen, Schwaben und die Schweiz liefern ansehnliche Contingente, welche meistens durch Knorr u. Comp., Robert Schlobäck in Hamburg und durch die Hamburger Colonisationsgesellschaft hinübergeschafft werden. Doch Franzosen, Italiener und Americaner wollen nicht recht in Rio Grande fortkommen. Von letzteren erzählt Mulhall, nach Angaben des Inspectors der Colonien, daß man von denen, welche 1867 in New-York engagirt worden seien, 157 nach Port Alegre gesandt habe, um sie in den Colonien zu vertheilen. Einige wenige, die verheirathet waren, schlugen gut ein, doch die anderen waren faule, werthlose Vagabunden und aus Engländern, Iren, Schotten und 13 Americanern zusammengewürfeltes Volk, deren sich die New-Yorker Polizei zu entledigen suchte. Halb nackend und barfuß anlangend verlangten sie von der Regierung sofort Kleider, verweigerten aber für sich zu kochen, und zwangen die brasilianischen Behörden ihnen einen Koch zu stellen. Das ihnen gelieferte Brod verschacherten sie gegen Schnaps, und um ihrem schlechten Betragen die Krone aufzusetzen benutzten sie die Thüren, Fenster und Bänke des von ihnen bewohnten Hauses als Brennholz bei ihrem Kochen. Auf ihrem Wege nach dem Innern begingen sie Diebstähle, verursachten eine Menge Schwierigkeiten, und als sie in Nova Petropolis ankamen, wiederholten sie ihren Vandalismus, indem sie in ihrem Quartier alles Holz- und Gitterwerk, an das sie Hand legen konnten, verbrannten. Sechs dieser Vagabunden wurden nach Santa Angelo gesandt und mit Land, Haus und einer kleinen Summe baaren Geldes beschenkt, doch bei der ersten Gelegenheit gingen sie über die Grenze nach Banda Oriental. Fünf und vierzig andere nach Nova Petropolis Expedirte desertirten gleichfalls zur großen Erleichterung und Freude der Behörden. Ganz anders sieht es mit den deutschen Ansiedlern aus, von denen der bereits mehrfach genannte Inspector folgende Beschreibung gibt: „Die deutsche Einwanderung ist die einzige, welche in dieser Provinz fortkommt, und der Erfolg dieser Leute rührt einfach von ihrem geduldigen und ausharrenden Fleiß und dem Anbau ihrer kleinen Farmen her, welche sie mit Stolz ihr eigen nennen, was sie in Deutschland niemals konnten. Nicht blos sind sie arbeitssam, sondern auch sparsam und ganz dazu geeignet, Entbehrungen und Anstrengungen zu ertragen, weshalb ihr Fortschritt meistens langsam, aber allezeit sicher ist". Ueber die Zukunft der Provinz spricht Mulhall sehr hoffnungsvoll und unterstützt seine Ansichten mit glänzenden statistischen Angaben. Wenn die öffentliche Schuld Brasiliens, welche 455 Mill. Thlr. beträgt, auch etwas schwer für einen jungen, schwach bevölkerten Staat zu sein scheint, so ist es doch für seine Bewohner beruhigend, daß diese Last nur ein siebenjähriges Einkommen beträgt. Außerdem ist nicht außer Acht zu lassen, daß die Production des Landes in den letzten vier Jahren über das Doppelte gegen früher gestiegen ist, und zwar in Baumwolle 150%, Kaffee 8%, Gummi 44%. Wenn man diese vier Hauptausfuhrartikel addirt, so findet man, daß Brasilien 1864 an 300,000 Tonnen, und 1868 über 450,000 Tonnen ausführte. Der Werth der Ausfuhr belief sich 1864 auf 67 Mill. Thlr. und in 1868 auf 92 Mill. Thlr. Große Erwartungen scheint man, und vielleicht nicht mit Unrecht, von dem Ausbau der verschiedenen Eisenbahnen zu hegen, namentlich wenn unterstützt durch die Ausbeute der Kohlenbergwerke zu São Jeronimo, welche an 6 Mill. Tonnen jährlich zu liefern versprechen und zwar unter der Hälfte des Preises, den englische Kohlen in Brasilien haben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## In meiner Jugend Stadt.

Ein Stückchen Autobiographie.

Von Friedrich Spielhagen.

III.

(Schluß.)

Wenn ich mich heute frage, wie das möglich gewesen, so stellt sich mir eine ganze Reihe von Ursachen dar, die sicherlich alle mitgewirkt haben, ohne daß ich anzugeben wüßte, in welchem Grade oder in welcher Folge oder Vermischung. Zuerst war es wohl eine Illustration der alten Bauernregel, daß „die Hähne, die zu früh singen, nicht alt werden". Ich hatte zu früh gesungen und — ich war erschöpft. Das klingt wunderlich genug, wenn man es von einem siebzehn-, achtzehnjährigen Jüngling in der vollsten Blüthe seiner physischen Kraft sagt, und doch vermuthe ich, daß es sich so verhielt. Seitdem mein kindisches Gehirn nur irgend die Fähigkeit dazu in sich gespürt, hatte es angefangen zu fabuliren, zu dichten, sich neben der Welt, die es percipirte und percipiren sollte, eine andre aufzubauen, in der unbegrenzter Raum und unbegrenzte Zeit für Alles war, was hier auf dieser sublunarischen Welt weder jenen noch diese finden zu können schien. Man würde diesen unwiderstehlichen Hang, von nie erlebten Dingen zu berichten, den man bei so manchen — übrigens nicht immer geistreichen — Kindern beobachtet, mit dem Worte „Lügen" sehr unstatthaft bezeichnen. Einmal ist die eigentliche Lüge immer eine Gelegenheitsdichtung, während jenes Fabuliren bei jeder Gelegenheit hervorbricht, d. h. gar keiner bedarf. Sodann fehlt dem letzteren durchaus das hauptsächliche Merkmal der Lüge: das Wissen um sich selbst, und damit der bewußte Zweck. Das fabulirende Kind wacht wie aus einem Traum auf, wenn man ihm die pragmatische Unwahrheit oder logische Unmöglichkeit *seiner Träume* ad oculos demonstrirt, und am allerwenigsten will es etwas damit erreichen, nicht einmal die Glorie der Heldenhaftigkeit, obgleich es natürlich immer oder doch zumeist selbst der Held seiner Geschichten ist. Das Fabuliren ist so wenig Lügen, daß es mit der tiefsten, frömmsten Wahrhaftigkeit und Wahrheitsliebe durchaus Hand in Hand gehen kann. Ich erinnere mich noch nur zu genau, daß, als die erste nackte, freche Lüge vor mich trat — ich hatte einem Knaben einen kleinen Aufsatz Wort für Wort dictirt und er behauptete Anderen und mir selbst in's Gesicht, es sei sein eigenstes Werk und ich habe keinen Theil daran — ich zuerst meinen Ohren nicht trauen wollte, und als nun doch die Gewißheit über mich kam, daß dies kein Scherz, daß diese Unmöglichkeit wirklich, daß dieses Ungeheuer mit dem Löwenkopf und dem Drachenschwanz ein sonderbares scheußliches Leben habe — ja, da glaubte ich buchstäblich, daß die Welt aus den Fugen gehen und die Sonne sich verfinstern müsse. Nichtsdestoweniger war ich keinen Augenblick vor den Einbläsereien jenes erfinderischen Asmodeus sicher. Ein langaufgeschossener, ich glaube ziemlich einfältiger Junge, Nachbarskind und Spielkamerad, mit welchem ich auch zusammen in die Vorbereitungsschule ging, war besonders die geduldige Lederpuppe, an welcher ich meine phantastische Garderobe probirte; aber es war Niemand sicher, selbst nicht meine Eltern, daß ich sie aus meinen Vexirgläsern trinken ließ. Und wie gut die Imitation manchmal gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß noch nach Jahren gewisse Anekdoten von mir in der Familie circulirten, die ich alles Ernstes, aber ganz vergeblich als Erfindungen darzustellen versuchte, und mir damit einen wunderlichen Beweis des Aristotelischen Satzes gab, daß die Poesie in gewissem Sinne philosophischer, d. h. wahrer ist als die Geschichte.

Und so war's fortgegangen in einem ununterbrochenen, sich nur allmählich erweiternden und vertiefenden Strom bis etwa in mein sechzehntes Jahr, das ich als die Akme, die Blüthe meiner früheren Jugend bezeichnen möchte, und an das ich noch jetzt mit wehmüthiger Freude zurückdenke. Ich war geistig und körperlich voll frischester Kraft, die sich ohne Ueberstürzung, in behaglicher Weise weniger ausgab als bethätigte. Was ich in die Hand nahm, vornahm, gelang mir, und alles wurde mir leicht; man hatte mich gern, und ich glaube, ich verdiente es; man verzog mich sogar in einer Weise, über die ich jetzt erstaune, ja erschrecke, und die mich doch nicht verdarb, nicht einmal eitel machte. Es war ein lustiges Leben und eine Lust zu leben.

Dann kommt die Periode, von der ich jetzt spreche. Wir waren wieder einmal ausgezogen in ein Haus, das nach vorn auf eine unschöne, öde Straße sah, und dessen lang sich streckendes Hintergebäude (in welchem sich mein Zimmer befand) über die schon erwähnten melancholischen Teiche und weiten Wiesenflächen unmittelbar in die untergehende Sonne blickte. Das Haus, oder unsre Wohnung in diesem Hause, kommt mir jetzt wie ein Bild der unglücklichen Zeit vor, die nun für mich hereinbrach: eine leere, öde Gegenwart und eine Zukunft, die oft und oft in wunderbaren Farben zu spielen schien, nur, um mich zu äffen, nur, um mir die Gegenwart noch leerer, noch öder erscheinen zu lassen.

Nicht als ob das unweigerlich so gewesen wäre! Es kamen gewiß Tage, Wochen vielleicht der alten Munterkeit, der alten Lebenslust und — ich darf es ja jetzt nach so viel Jahren wohl sagen — der alten Liebenswürdigkeit; aber es waren doch nur noch Lichtblicke an einem Himmel, an welchem sich ein Gewitter von allen Seiten zusammenzuziehen scheint. Ich hatte die Freude an der Arbeit verloren; ich war unzuverlässig, träge geworden zur Verwunderung meiner Lehrer, die ich daran gewöhnt hatte, auf mich mit Sicherheit rechnen zu dürfen; ich konnte mich wohl noch für diese oder jene Disciplin, für dieses oder jenes Thema erwärmen, aber es hatte keine Folge, keine Dauer; selbst die Süßigkeit einsam nächtlicher Stunde, in welcher ich jetzt zum ersten Mal Goethe las: Faust, Götz von Berlichingen, Werther — war mit Wehmuth und Schwermuth allzureichlich gemischt.

Ich weiß jetzt so deutlich, was mir fehlte, daß ich gar nicht begreifen kann, oder vielmehr, daß es mir kaum glaublich scheint, wie es nicht ein oder der andre verständige Mann, der mir Theilnahme schenkte, habe sehen müssen; und daß dieser Mann nicht Mitleid mit dem armen Jungen gehabt und ihn bei Seite genommen und zu ihm gesagt habe: Sie sind ein junger Mensch, bei dem sich eine gewisse Frühreife zeigt, wie sie oft bei Künstlernaturen vorkommt. Denn ich vermuthe, daß Sie eine solche Natur sind und eines Tages unter die Schauspieler, Maler oder Dichter gehen; ja, im Grunde bereits jetzt schon in der einen oder der andern, vielleicht in allen drei Künsten zu gleicher Zeit dilettiren. Hätten wir hier am Orte eine Akademie, oder ein gutes Theater, oder ein literarisches Leben, so würden Sie wenigstens Korn auf Ihre Mühle bekommen, die jetzt in einer melancholischen Weise leer klappert; Sie würden sehen, hören, vergleichen, herausfinden, wohin Ihr Talent neigt, vor Allem herausfinden, daß, wohin das auch sei, Sie sicherlich nicht weit kommen werden, wenn Sie nicht ernstlich gearbeitet haben. So nehmen Sie denn Leopold Schefers Wort: die Zukunft heißt darum so, weil sie kommen wird, und bis sie kommt und Sie zum Kampf, in den Kampf ruft, der Ihnen jetzt in allen Gliedern spukt, stählen Sie sich, rüsten Sie sich, arbeiten Sie; es bleibt Ihnen jetzt nicht nur nichts anderes, sondern, wie die Verhältnisse auch immer lägen, einem Jüngling in Ihren Jahren bleibt nichts Besseres zu thun; und seien Sie überzeugt, wenn Sie ein echtes Talent haben, und lassen wir uns annehmen, daß Sie eines haben: mit dem echten Talent ist es, wie mit dem braven Reiter und dem rechten Regen, von denen Georg im Götz von Berlichingen — den Sie da vorhin aus der Hand legten — sagt, daß sie „überall durchkommen". Also Muth, mein junger Freund, Muth! und ein wenig Geduld, und inzwischen tüchtig, ehrlich gearbeitet! Sie glauben nicht, wie weit Sie's damit noch einmal in derselben Welt bringen können, die Ihnen jetzt ein dunkles Labyrinth scheint.

Digitized by Google

Hätte so oder ähnlich ein Mann, dem ich Vertrauen schenken durfte, mit mir gesprochen!

Es gab vielleicht nur einen in der ganzen Stadt, der es gekonnt, und vielleicht gesollt hätte, eben weil er es gekonnt hätte. Es war jener bereits oben erwähnte Lehrer, ein Mann, noch jung genug, um mit der Jugend zu sympathisiren und für ihre Leiden ein Verständniß zu haben, und Poet genug, um zu wissen, wie einem jungen Dichter, der gar nicht weiß, daß es so um ihn steht, zu Muthe ist. Auch beobachtete er mich fortwährend, oder verlor mich doch nicht aus den Augen; er hatte — ich erfuhr es Jahre später — an einem kleinen herzlichen Gedicht, das ich an eine junge Dame gerichtet, in deren Familie er verkehrte, seine innige Freude gehabt; als ich in der Stunde einmal, im Gegensatz zu der ganzen Prima, behauptete: ich fände den und den Vergleich sehr treffend und echt poetisch, sagte er mit seiner sanften Stimme und einem ruhig klaren Blick der schönen Augen, den ich nie vergessen werde: ich wußte es, daß Sie es finden würden! Dergleichen Züge habe ich noch so manche in treuem Herzen bewahrt; auch bin ich überzeugt, daß er mich persönlich lieb hatte. Es war, als ob er mir vom Gesichte ablese, ob ich etwas wüßte oder nicht; so bin ich ihm während der drei und ein halbes Jahr, die er mich in Secunda und Prima unterrichtet, nie eine Antwort schuldig geblieben, denn er hat mich nie gefragt, wenn ich es nicht wußte.

War es diese Weichheit seiner Seele, die ihn vor der Verantwortlichkeit, in das Seelenleben eines lieben Schülers energisch vielleicht für immer bestimmend, einzugreifen, zurückschrecken ließ, — war es, daß seine Einsicht in den Fall doch nicht klar genug oder seine Kenntniß der Welt doch nicht groß genug war, um die Möglichkeiten des Falles mit mir in Erwägung ziehen zu können, — überschätze ich nachträglich in der Dankbarkeit für das, was er mir an Liebe gewährt, den unausgesprochenen, verborgenen Rest — ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß er mich in die Irre gehen ließ, wie die Andern auch.

Hier, wo die Männer schwiegen, wäre nun für das gute, beruhigende, zurechtweisende Wort einer liebe- und geistvollen Frau so recht die Stätte gewesen. Aber jenes hohe Glück, das die Himmlischen in einer solchen Krisis schon so Manchem gewährt haben und Jedem gewähren sollten — mir ward es nicht zu Theil. Ja, wie um mich ganz zu vereinsamen, mußte das Unglück wollen, daß meine Mutter, die seit der Geburt ihres letzten Kindes — seit vierzehn Jahren — beständig gekränkelt, und ihre Häuslichkeit immer mehr als ein fremdes Etwas oder gar als ein nothwendiges Uebel zu betrachten sich gewöhnt hatte, jetzt von einer geradezu krankhaften Leidenschaft für Ruhe erfaßt wurde, und in wochen- ja monatelangem Verweilen bei uns befreundeten Familien auf dem Lande die contemplative Stille und das Behagen suchte, welche ihr die Stadt und das Leben in der eigenen Familie nicht gewähren zu können schien. Sie hätte mir nicht im eigentlichen Sinne helfen können — dazu übersah sie die einschlagenden Verhältnisse wohl nicht klar genug — aber ich hätte doch an ihr einen Halt gehabt, um so mehr als die mit den schönsten Geistesgaben ausgestattete, von der Natur mit dem heitersten Sinn und dem elastischsten Temperament reichbegabte Frau den Knaben schon durch ihr besonderes Vertrauen oft weit über seine Jahre geehrt hatte. Nun entfremdete sie sich in seltsam bizarrer Laune ihrem Gatten, ihrem Hause, ihren Kindern, und raubte mir vor Allem die Ratherin, die Freundin, welche dem frühreifen, von der Gegenwart unbefriedigten, von Ahnungen der Zukunft umdüsterten, von schweren Wolken der Sinnlichkeit wie von Gewittern, die am Sommerhimmel aufsteigen, beklemmten und geängsteten Jüngling gerade jetzt so herzlich nöthig gewesen wäre.

Nicht als ob ich mir aus dieser Zeit irgend etwas Schlimmes vorzuwerfen hätte, oder doch gewiß nichts Schlimmeres, als was ein kluger Mentor, der die menschliche Natur kennt und weiß, „was unsres Fleisches Erbtheil", ganz gewiß an seinem Telemach tadeln, aber nicht minder gewiß in seinem Herzen verzeihen würde. Vor gröberen Abwegen bewahrte mich schon mein inniges Verhältniß zur Natur, mein inniger Verkehr mit der Natur. Meine einsamen Streifereien in die Umgegend der Stadt, die Wiesen, Felder und Wälder, auf das Meer hinaus nahmen nun größere Dimensionen an in dem Maße, als ich für die Unruhe, die immer wilder in mir wühlte, eines immer größeren Gegengewichtes bedurfte, und mein junger starker Körper jeder Anstrengung gewachsen und eigentlich nicht zu ermüden war. Die Freude, die Lust am Sport: am Schrittschuhlaufen, Rudern, Segeln, Reiten, Jagen wurde zur Leidenschaft. Ich brachte es in allen diesen Künsten bald zu einer Art von Virtuosität, und das war erklärlich genug, da mir eine entschiedene Begabung innewohnte und es überdies an Gelegenheit, mein Talent zu üben, meinen Eifer zu bethätigen, in keiner Weise fehlte.

Ich verdankte das der Stellung meines Vaters, welcher als oberster Beamter in seinem Fach alle Bauten des Regierungsbezirkes sowohl die Land- als die Wasserbauten zu leiten und zu überwachen hatte, und in Folge dessen sich fast ein Viertel des Jahres auf Dienstreisen befand. Diese Reisen erstreckten sich auch in einem ziemlich regelmäßigen Turnus über sämmtliche Domänen, an welchen der Regierungsbezirk ganz besonders reich war und bis auf den heutigen Tag ist. Nun hatte der Vater, als ein geselliger Mann, der in seiner Weise sehr an seinen Kindern hing, von jeher die Gewohnheit gehabt, eines oder das andere oder auch ein paar mitzunehmen, vor allem auf den Seefahrten, aber auch über Land, wenn es sich bequem einrichten ließ. Und es ließ sich oft bequem einrichten, da er mit eigenem Geschirr fuhr, und von den Herren Domänenpächtern im Laufe der Jahre so mancher ihm befreundet worden war und Familienbesuche hinüber und herüber sich von selbst verstanden. Die Herren Domänenpächter waren freilich meistens nebenbei auch Rittergutsbesitzer, oder umgekehrt; jedenfalls waren sie alle substantielle, gastfreie, joviale Männer und selbstverständlich tüchtige Jäger. Das ließ sie in den Augen meines Vaters nicht schlechter erscheinen, der selbst ein großer Jäger vor dem Herrn und sowohl mit der Büchse, vorzüglich aber mit dem Doppelgewehr einer der besten Schützen war, die ich je gesehen. Sein Vater, mein Großvater, war Forstmann gewesen; er hatte es auch werden wollen und war erst später zum Baufach übergegangen. Ich hatte das Jägerblut von Vater und Großvater und sehr wahrscheinlich noch verschiedenen Ahnen in direct aufsteigender Linie geerbt, nur daß irgendwie jenes „Tröpfchen Fegefeuer" hineingemischt war, welches den damit Behafteten im Grunde keine Wahl läßt, sonst wüßte ich nicht, weshalb ich nicht die Jägerei gewählt haben sollte. So hatte ich mich denn begnügt, wann immer es die Schulpflichten erlaubten (und ich fürchte, ein oder das andere Mal, wo sie es nicht erlaubten) den Vater mit nimmer müden Beinen auf die Jagd zu begleiten; und jetzt hatte ich längst meine Lehrlingszeit hinter mir, und durfte mich, wie so ziemlich nach allen Seiten, so auch nach dieser vollkommen frei bewegen. Das wurde mir wesentlich durch einen Umstand erleichtert, der in dieser Periode meines Lebens von keiner untergeordneten Bedeutung ist. Ich besaß ein Reitpferd, oder durfte wenigstens das, welches mein Vater neben den beiden Wagenpferden, die er ex officio halten mußte, aus Liebhaberei hielt, als mein eigenes betrachten. Es war von einem ungeschickten Reitmeister total verritten worden und hatte meinen Vater gleich bei dem ersten Versuch in nicht ungefährlicher Weise abgeworfen. Er mochte es nicht wieder besteigen, und wollte es verkaufen, bis es meinen Bitten gelang, ihn davon abzubringen und mir die Erlaubniß auszuwirken, versuchen zu dürfen, ob ich mit dem Braunen nicht zurecht kommen könnte. Der Versuch war glänzend gelungen; ich hatte dem durchaus gut gearteten Pferde alle schlechten Sitten, die ihm von dem Herrn Reitmeister mühsam beigebracht waren, wieder abgewöhnt; es scheute nicht mehr; es nahm breite Gräben und ansehnliche Hecken mit einer spielenden Leichtigkeit, die auf

Digitized by Google

einigen kleinen Parforcejagden mir das schmeichelhafteste Lob meiner Centaurenfreunde eintrug. Ich verdanke dem schönen, treuen Thiere herrlichste Stunden. Wie oft saß ich am Sonnabend Mittag eine Viertelstunde nach Schulschluß im Sattel und war fünf Minuten später zwischen den sonneüberglänzten Wiesen und Feldern auf dem Wege nach einem benachbarten Gute, wobei die Nachbarschaft nach Meilen gemessen wurde; wie oft bin ich des Montags in der Morgenfrühe durch die nebligen Wiesen und Felder denselben Weg zurückgejagt, um zur rechten Zeit wieder auf meinem Platz auf der Schulbank zu sein. Es war aber glücklicherweise nicht immer solche Eile nöthig. Die Ferien kamen: Pfingst-, Hundstags-, Michaelis-Ferien; und nachdem Wäsche und sonstiger Bedarf durch eine der vielen „Gelegenheiten" voraus geschickt war, folgte ich auf meinem Braunen, frei und leicht und — in solchen Stunden — glücklich, so glücklich, daß ich noch jetzt nicht ohne Wehmuth daran zurückdenken kann. Ein seliger Müßiggang, der doch keiner war. Wenn mir früher und jetzt wegen der Wärme und Treue meiner Naturschilderungen viel Liebes und Freundliches gesagt wurde und wird, wenn einer oder der andere meiner Kritiker findet, daß ich nach dieser Richtung hin nicht nur mein Bestes leiste, sondern es überhaupt das einzige Gute und Löbliche an meinen Dichtungen sei — nun, ich verdanke es unter anderm auch diesen Streifereien, die ich zu jeder Jahres-, zu jeder Tages-, ja, zu jeder Nachtzeit — denn ich bin oft genug in stockfinsterer Nacht geritten — durch das Land unternahm.

Ich verdanke ihnen und so den andern Ausflügen zu Lande und zu Wasser freilich auch noch mehr: daß ich — ganz abgesehen von der Gesellschaft der Stadt — so ziemlich alle Stände: den Fischer und den Schiffer, vom Capitän bis zum Matrosen, den Landmann, vom großen adligen Gutsbesitzer bis zum elenden Häusler, und die lange Liste der Existenzen, die sich so als Lootsen, Baggermeister, Schiffbauer, Jäger, Gärtner, Händler, Handwerker, kleine Beamte, Feldmesser, Aufseher, Chausseewärter ꝛc. ꝛc. zwischen durch bewegen, kennen *gelernt habe* — *nicht* im Vorübersliegen, sondern in tage-, wochen-, monatelangem intimsten Verkehr.

Und sie kennen gelernt habe in diesen jungen Jahren, in denen der durch die spätere überwältigende Menge der Eindrücke noch nicht geschwächte Blick mit solcher Schärfe und Klarheit jeden Umriß nachzeichnet und jede feinste Nüance des Ausdrucks, jeden bedeutenden Zug, jede Abweichung bemerkt und festhält, ohne es zu wollen, weil er muß, spielend selbst da, wo schon eine Art von Absicht durchzuschimmern scheint. So erinnere ich mich, daß ich als kleiner Knabe eine lange Liste sämmtlicher Personen, welche gesellschaftlich in meinem elterlichen Hause verkehrten, angefertigt hatte, auf der einer jeden eine besonders charakteristische Aeußerung in den Mund gelegt war, und daß ich diese Sentenzen, Phrasen, gelegentliche Bemerkungen in dem Ton und mit dem Ausdruck der Originale wiederzugeben wußte.

Und wenn ich später keine Listen weiter über meine Erfahrungen und Entdeckungen führte, so geschah es wohl deshalb nicht, weil ich mich auf mein Gedächtniß glaubte verlassen zu dürfen, und wirklich verlassen durfte.

Ich habe es in diesen Tagen auf die Probe stellen können, auf eine strenge Probe — vierzehn Jahre sind eine lange Zeit; der ununterbrochen daherrauschende Strom der Eindrücke verändert und erweitert das alte Bett, welches sich die Eindrücke der Jugend in unserm Denken und Empfinden gegraben hatten und verwischt die Bilder, die scheinbar keine Bedeutung und also auch kein Interesse mehr für uns haben. Ich sage scheinbar, denn in Wirklichkeit ist es nie der Fall. Selbst der am weitesten Gewanderte oder Herumgeschleuderte, selbst der am höchsten Gestiegene oder Höchstgeborene — sie werden trotz ihres Ueberblickes und erhabenen Standpunktes sich immer wieder darauf ertappen (oder könnten sich doch ertappen), wie sie ihre große Welt an der kleinen ihrer Kinder- und Jugendjahre messen, wie sie die neuen Menschen fortwährend nach einigen wenigen Kategorien rubriciren und diese Kategorien sich auf gewisse Typen basiren, die ihnen als normativ erscheinen, und diese Typen, die ihnen so gleichsam zu Repräsentanten der Menschheit geworden, eben die paar oder doch verhältnißmäßig wenigen Menschen sind, die — so oder so — in ihr junges Leben bestimmend eingriffen oder doch hineinblickten.

Aber wie hat man auch den Blick dieser Menschen erwidert! Es ging mir in diesen Tagen wie dem Zigeunerweib in der Goethe'schen Ballade: „Ich kannte sie all', ich kannte sie wohl..." trotz der Veränderungen, welche die Zeit mit ihnen vorgenommen. Manchmal waren diese Veränderungen zum Vortheil der Betreffenden ausgefallen, wenn z. B. ein täppischer Junge in einen kräftigen jungen Mann, oder ein kleines Mädchen, das immer eine schmutzige Nase hatte, in eine sehr reinliche, hübsche junge Dame umgewandelt war; für gewöhnlich und als Regel aber hatte sich die Zeit mit den Gestalten und Gesichtern Dinge erlaubt, welche die Betroffenen, hätten sie sie (oder sich) im rechten Lichte gesehen, keineswegs für Scherze gehalten haben würden, obgleich sie mir anfänglich so erschienen. Aber auch nur anfänglich. Dann fand ich sehr bald, daß diese Scherze im Grunde einen bittern, sehr bittern Geschmack hatten, und dieser Geschmack liegt mir noch, indem ich diese Zeilen schreibe, auf der Zunge.

Ja, bitter ist nicht einmal das rechte Wort; es war manchmal ordentlich unheimlich und gespenstisch, in Gesichter zu blicken, in die ein feiner oder grober Pinsel mitleidslos Linien und Striche hineingezeichnet und Farben hineingemalt die diese Menschen wie Caricaturen ihres einstigen Menschen erscheinen ließ — Caricaturen, welche die Sache ganz ernsthaft nahmen, von denen keine lachte, keine an den Papierzöpfen und Korkbärten, welche ihnen die Zeit angesteckt und angemalt, irgend etwas Auffallendes fand. Es war schauerlich.

Und doch wieder höchst ergötzlich, wenn ich sah, wie ein Bäcker-, Fleischer- oder Schusterjunge sich in einen Bäcker-, Fleischer-, Schustermeister travestirt hatte, und scheinbar ganz ernsthaft verlangte, daß man das ernsthaft nehmen sollte; oder ein junges, schlankes, braunes Ding von einem sechzehnjährigen Mädchen in eine stattliche Matrone, die nur noch Augen für ihre Kinder zu haben schien; und was denn dergleichen Possen mehr waren. Am tollsten wurde die Maskerade natürlich in dem Kreise meiner Schulkameraden, die jetzt als Polizeidirectoren, Senatoren, Rechtsanwälte, Doctoren ꝛc. das Wohl und Wehe der guten alten Stadt, ihrer Vaterstadt — denn sie waren ausnahmslos Stadtkinder — in unnahbaren Händen hielten, wenn man aus der Beflissenheit und Ehrfurcht, mit welcher man ihnen allerseits begegnete, einen Schluß auf ihren Werth und ihre Würde machen durfte. Ich erwartete jeden Augenblick, daß sie Scepter und Krone zu Boden schleudern und den Purpurmantel von den Schultern reißen würden; aber nichts der Art geschah; sie dirigirten, debattirten, consulirten, curirten, ohne eine Miene zu verziehen, und — was noch viel wunderlicher war: die Andern verzogen auch keine Miene.

Dann machten sich einige dieser ernsthaften Männer mit mir noch einen besonderen Scherz. Sie gingen mit mir durch die Straßen, über die Plätze, um die Wälle, an den Hafen, alle die bekannten Wege, von denen ich jeden Tritt und Schritt im Dunkeln machen könnte; und lenkten — immer ohne eine Miene zu verziehen — meine Aufmerksamkeit auf die großen, bedeutenden, einschneidenden Veränderungen, welche während dieser Zeit die Stadt zu ihrem Heile erfahren; ja sie schienen zu erwarten, daß ich mich gar nicht mehr oder doch nur mit Mühe „auskennen" würde, wie der Wiener sagt. Sie zeigten auch die Rinnsteine, die jetzt hübsch ordentlich an den Seiten der Straße und nicht wie früher in der Mitte liefen; sie stießen mit ihren Stöcken auf das schmale Trottoir, das an Stelle der beseitigten langen Kellerhälse entstanden; sie blieben vor einem neuen Hause stehen und ihre Blicke fragten: wie findest du das? und dann der Hafen, der verlegte, und der Bahnhof, der neu angelegte, und so noch ein Dutzend (wenn das reichte) neue Anlagen, oder Anlagen, die so gut wie neu waren. Es war erstaunlich.

Digitized by Google

Nur nicht für mich; ich wußte es besser.

An dem einen der beiden Märkte hatten wir in einem Hause, das der Kirche gehörte, welche den weiten Platz beherrscht, die ersten fünf oder sechs Jahre unsres Aufenthalts in der Stadt verlebt. Das Haus gehörte nicht nur der Kirche, es lag auch im Schatten der Kirche, in des Wortes ernstester und für das betreffende Haus und dessen Bewohner unvortheilhaftester Bedeutung. Mit der Sonne hatten wir nur im Hochsommer ein vertrauteres Verhältniß; in den übrigen Jahreszeiten standen wir mit ihr nur auf dem Grüßfuß; im Winter sahen wir sie oft wochenlang nicht; in den nach dem Markt, d. h. streng nach Norden gelegenen Vorderräumen hatte sie natürlich nichts zu suchen, und die nach Süden gelegenen konnte sie, dank dem berghohen Kirchdach, nicht finden; so herrschte vorn und hinten eine ewige graue Dämmerung. Es war im Sommer folglich angenehm kühl in dem Hause und im Winter unangenehm kalt; dazu kam, daß sich zu dieser gemäßigten Temperatur noch eine gewisse Feuchtigkeit gesellte, welche eine Folge des Grundwassers war, das von den hart hinter der Kirche gelegenen großen Teichen immer reichlich genährt wurde und in unsern Kellern oft ellenhoch stieg. Mit einem Worte: das Haus war nicht so gesund, als es im Interesse der Betheiligten wünschenswerth war, und, Alles in Allem, mit seinen mancherlei Nebengebäuden: Holzschuppen, Waschschuppen, Pferdestall, Wagenremise, seinem Hof und verhältnißmäßig großen Garten nebst Gartenhaus ein so sonderbares, unschönes, uncomfortables, dunkles, feuchtes, für Menschen gänzlich ungeeignetes Anwesen, wie man es nur in alten Städten findet, in denen sich nie etwas verändert, so lange man in ihnen lebt, und die sich, wenn man den Autochthonen glaubt, auf den Kopf stellen, sobald man den Rücken wendet.

Nun, das alte Haus stand noch auf den Füßen und so stand die hohe, aus ungehobelten, mit brauner Theerfarbe angestrichenen Brettern gezimmerte Gartenwand, deren eine Seite in einer Linie mit der Front des Hauses gegen den Platz liegt. In der Hausfront war allerdings eine Veränderung eingetreten. Die Hausthür war verschwunden und hatte einem Fenster Platz gemacht. Das ließ auf bedeutendere Veränderungen im Innern des Hauses schließen, und raubte mir den Muth näher zu treten. Sollte ich gerade hier mich überzeugen, daß vierzehn Jahre kein Kinderspiel selbst für den Ort sind, wo man seine Kinderspiele gespielt hat!

Freilich, es handelte sich hier nicht sowohl um vierzehn, als um beinahe achtundzwanzig Jahre, denn wir waren bereits so um das Jahr 40 aus dem Hause gezogen, das dann, glaube ich, eine Zeit lang leer stand, und schließlich einem würdigen Geistlichen, dem Vater eines meiner Schulkameraden, zur Amtswohnung überwiesen wurde, der viele Jahre nach uns hier gewohnt und im vorigen Jahre gestorben war. Jetzt hauste nur ein Castellan darin.

Ich war an die Gartenwand getreten; und hatte durch die Spalten zwischen den einzelnen Bretern — sie waren während der Zeit nicht schmaler geworden — durchgeblickt. Was ich sah, hob meinen Muth wieder in etwas: es standen von den alten Bäumen noch einige, und wenn andre fehlten: ich wußte, daß sie schon damals morsch gewesen und Bäume können doch auch nicht ewig vorhalten. Und dann: der alte Breterzaun, mit seiner Theerfarbe roch noch genau so, wie er damals gerochen. Das entschied; ich ging um das Haus herum nach der Westseite — das Haus liegt frei — klingelte an der neuen Hausthür und nannte der öffnenden Magd oder wer das junge Ding sein mochte, meinen Namen, der keinen Eindruck auf sie hervorbrachte und mein Anliegen, welches sie einigermaßen zu befremden schien. Ich sagte ihr, daß ich sie nicht lange aufhalten wollte; ich möchte nur eben einen Blick auf den Hof, in den Garten werfen.

Mein Aussehen, mein Betragen, die paar erläuternden Worte, die ich in unvergessenem Platt hinzugefügt, hatten das gute Kind durchaus beruhigt; sie öffnete mir die Thür, die jetzt aus „der Kinderstube" — früher war ein Fenster an der Stelle gewesen — auf den Hof führte und ließ mich allein.

Und wie ich mich nun in dem alten stillen, schattigen Hofe umschaute, und außer der neuen Thür, der ich den Rücken wandte, Alles, Alles fand, wie es vor meiner Seele diese langen Jahre gestanden und immer stehen wird: da, der hohe Breterzaun, der den Hof von dem Garten trennte, und über welchen der Apfelbaum seine halbkahlen Zweige streckte — es waren erbärmliche Aepfel, die nie reif wurden und wie sollten sie auch! — vor mir der höhere Giebel des Pferdestalles mit dem Heuboden, daneben der Wasch- und der Holzschuppen, die unter einem Dach lagen, zwischen dessen großen braunen Ziegeln dunkelgrünes Moos in dicken Büscheln wuchs, darüber weg die Kirche mit der fensterdurchbrochenen Wand ihres Längsschiffes und dem ungeheuren Dach, wie ein Gebirge aufragend — es wurde mir sonderbar zu Muthe in dieser kühlen, sonnelosen Herbstabendstunde, während ich so allein auf dem alten grasübersponnenen Hofe weilte und kein Laut sich vernehmen ließ, als ein gelegentliches Krächzen der Krähen, die da oben um die Thürme flatterten und schrien — gerade wie in den alten Tagen.

Ich hob die Klinke an der Gartenthür und blickte hinein; ich hatte nicht den Muth weiter zu gehen; ich ließ die Klinke — sie wackelte, wie sie immer gewackelt — leise wieder sinken.

Vor dem Pferdestall war — aber bereits unter demselben Dache — eine Art Vorraum, in welchem verschiedene kleine Gelasse angebracht waren. Geradeaus ein hölzerner Verschlag für die Hühner. Wie oft hatte ich an dem Thürchen gehorcht und durch das Gitterchen gesehen, ob sie auch recht behaglich auf den Stangen saßen, die ich aus schierer Liebe für das gackernde Volk, sobald es etwas kalt wurde, mit Stroh sorgsam umwickelte. Mit den Enten nahm ich es weniger genau, obgleich ich auch ihnen meine Sorgfalt keineswegs entzog. Im Gegentheil! ich sorgte, daß sie zu ihrem Futter und daß sie des Abends regelmäßig in ihr Ställchen kamen, welches ebenfalls in diesem Raume lag, und an dem ich eines Tages, als die Thür aus den alten, total verrosteten Angeln gegangen war —

Großer Gott, ist es möglich! Ich traute meinen Augen nicht; ich glaubte, die Phantasie, die von den Bildern der Vergangenheit zum Ueberfließen volle, spiele mir einen Streich — da, an der viereckigen, dem schrägen Verschlage aufliegenden Thür — die beiden breiten Streifen von dickem ungegerbten Leder, die ich da sah, — es konnten doch unmöglich die Streifen sein, die ich mir von Friedrich, unsrem Kutscher hatte geben lassen, um sie anstatt der verrosteten Haspen und Angeln nicht ohne einige Mühe an die Thür zu nageln — das war ja vor jetzt mindestens achtundzwanzig Jahren geschehen, vor einem Menschenalter fast! mit diesen meinen Händen, die damals kleine eifrige Kinderhände waren —

Es wurde mir dunkel vor den Augen, und dann verließ ich still das stille Haus; und als am Abend bei einem alten Schulkameraden, der mir wirklich eine freundliche Gesinnung bewahrt hatte, über der Flasche die Rede wieder auf die großen Veränderungen kam, die in der guten alten Stadt seit den letzten zwei, drei Decennien vor sich gegangen, da sah ich wieder die Entenstallthür mit den ledernen Scharnieren und ich sagte nichts, aber dachte mir mein Theil.

---

## Ein deutscher Culturgeschichtsmaler.

— Hermann Dyck. —

Es hat viele größere Künstler gegeben, als der am 25. März 1874 heimgegangene Director der Münchener Kunstgewerbeschule Hermann Dyck, aber kaum einen zweiten, der mit so warmer Anhänglichkeit an sein Vaterland den Muth verband, in den trübsten Tagen politischer Bevormundung und brutalster Reaction

Digitized by Google

den Gewalthabern ohne Scheu die Stirne zu bieten und über sie die wuchtige Geißel der geistvollsten Satire zu schwingen, wie er gethan.

Ausgerüstet mit reicher und vielseitiger Bildung, die er sich auf der Universität seiner Vaterstadt Würzburg angeeignet, hatte er sich der Kunst gewidmet, ein in sich gefesteter Charakter von höchster moralischer Reinheit, ideal und poetisch angelegt und zugleich mit einer übersprudelnden Phantasie ausgestattet, die seiner scharfen, sarkastisch witzigen Lebensbetrachtung nicht nur keinen Eintrag that, sondern ihn bei der Gestaltung des Erlebten auf das glücklichste unterstützte, war er so recht dazu angethan, die vielgeschmähte Gedankenmalerei bei Ehren zu erhalten.

Ursprünglich Architekturmaler, nahm er später in seine figürlichen Compositionen etwas von architektonischem Aufbau herüber und wußte denselben den Stempel des Bedeutungsvollen aufzudrücken, während sein frischer Humor und seine ungewöhnliche Begabung für das decorative Element die Schärfe der Gedanken anmuthig milderten. Unerschöpflich im Auffinden ungesuchter Beziehungen, umgab er seinen Grundgedanken mit bedeutsamen Attributen, die so innig mit demselben verwachsen waren, daß sie wohl den Reiz des Zufälligen, aber auch die ganze und volle Bedeutung des Nothwendigen in sich trugen.

Allerdings hatte er seinen Witz schon früh an dem Lächerlichen geübt, das ihm im Leben entgegengetreten war, aber es gehörte mehr als gewöhnlicher Muth dazu, dieses Talent auf die Schilderung politischer und socialer Zustände überzutragen.

Der Bundestag in Frankfurt unterdrückte jede freiheitliche Regung, und in Baiern, dem engeren Vaterlande Dycks, stand unter König Ludwigs Regierung Abel an der Spitze der Geschäfte und inaugurirte ein System von kirchlicher und politischer Heuchelei, dessen Nachwehen noch nach mehr als einem Vierteljahrhunderte zu verspüren sind. Nur wer sich zu sklavischem Gehorsam gegenüber Kirche und Staat verstand, durfte sich einer jämmerlichen Ruhe erfreuen, und über Allen schwebte das Damokles-Schwert der Denunciation — und denuncirt sein hieß verurtheilt sein.

Das war die Zeit, in der sich die edelsten Männer in trauriges Schweigen hüllten, wie stark es in ihnen auch gähren mochte. Aber der Most der jungen Freiheitsideen mußte Luft haben, sollte er nicht das Faß zersprengen. Vereins- und Versammlungsrecht kannte man nur dem Namen nach und die Presse lag in Fesseln.

In solchen Tagen warfen Braun und Schneider in München die Fliegenden Blätter unter das deutsche Volk, das sie begierig haschte und in den unverfänglichsten Scherzen hochpolitische Anspielungen sah. So bewährte sich Goethes Wort an seine Ausleger: Und liegt nichts drin, so legt was unter! auch hier.

Eine Wochenschrift wie die Fliegenden Blätter schien für Dyck so recht gemacht, darin seinem Humor und seiner Satire die Zügel schießen zu lassen, und der Reiz war um so größer, als es galt, den Censor entweder günstig zu stimmen oder aber hinter's Licht zu führen. Die Unternehmer, selber noch jung und den insgeheim sich regenden liberalen Ideen zugethan, nahmen den reichbegabten Mitarbeiter mit offenen Armen auf.

Man muß damals (1844) in München gelebt haben, um zu begreifen, wie die ganze Stadt mit Spannung dem Erscheinen einer Nummer der Fliegenden Blätter entgegensah, die damals — und das trug nicht wenig dazu bei, die Spannung zu erhöhen — ganz zwanglos ausgegeben wurden. Und wenn das ganze deutsche Publicum dem jungen Unternehmen, das bald zu einem glänzenden Finanzgeschäfte ward, mit warmer Theilnahme entgegenkam, so war das zum großen Theile Dycks Verdienst.

Seine Thätigkeit für die Fliegenden Blätter begann Dyck schon in Nummer Sechs derselben mit fünf köstlichen „Moderne Treibhauspflanzen" überschriebenen Zeichnungen, welche das Eingreifen des weiblichen Geschlechts in Wissenschaft und Kunst, sowie Ueberschwänglichkeiten desselben in Bezug auf Toilette, Pietismus und Sport geißeln. Daran reihten sich die „Musikalischen Meteore"; ein Virtuose — Liszt täuschend ähnlich —, der mit Händen und Füßen, und ein einjähriges Kind, das auf seinem Topfstühlchen sitzend mit beiden Fäusten das Clavier bearbeitet. Nicht minder ließ er in seiner „Ehrsamen Zunft der Steckenreiter": Horologiophile, Alterthümler, Kunstliebhaber, Incunablensammler, Hundeliebhaberin, Proceßkrämer, Landwehrhauptmann und Geognostin seinem Humor die Zügel schießen, setzte den Erfindern des Frackes, des Stiefelknechtes, des Rebus und der Polka köstliche Monumente, brachte eine prächtige Abbildung der Mausfalle, in welche die Frauen die Männer locken, zeigte uns die lockende Villa eines Gourmand und die Bekehrung des Teufels, der, als er wieder auf die Beine kam, der alte Teufel geblieben. In seinem Congreß deutscher Zeitschriften führte er die ganze Censurmisere der vormärzlichen Zeit vor Augen und charakterisirte in geistreichster Weise die bedeutendsten Tagesblätter jener Tage. Da stolzirt die „Preußische Allgemeine Zeitung" mit Pickelhaube und Pfauenschweif, da trägt der Cotta'sche „Greif" über Kolb und Altenhoefer von der „Augsburger Allgemeinen" den schützenden Sonnenschirm, da watschelt der Sinologe Neumann im Mantel des „Auslandes", da schreitet die Leipziger „Illustrirte" mit Stiefel und Sporen und federgeschmücktem Hute, da schmaucht der „Schwäbische Merkur" sein Pfeifchen und schwingt die „Dorfzeitung" den Dreschflegel. Den Congreßgästen zu Ehren gibt die Stadt ein Turnier und nun rennen die bekanntesten Correspondenten, statt durch Helmschmuck und Devise, durch ihre Correspondenzzeichen gekennzeichnet, lustig gen einander. Den Schluß aber macht Ball und Thee beim Herrn Bürgermeister der Stadt mit obligatem Kehraus. Mit dem nächsten Blatte: „Deutsches Zollmanöver" trat Dyck offen für ein freies einiges Deutschland und zugleich gegen das Princip des Freihandels ein. Damit war das Eis gebrochen, und indem Dyck in humoristischer Weise Schaubeins Erfindung des Schießpulvers verherrlichte, zog er zugleich gegen den lächerlichen Zunftzwang zu Felde: „Die brodlosen Pulverhörner bitten den Zollcongreß um Verbot der Rohbaumwolle in den Zollvereinsstaaten", erhalten aber nur einen Hofbescheid. Auch den Lieutenant Waghorn im Bunde mit dem österreichischen Lloyd führte der sich für jeden Fortschritt begeisternde Künstler vor. Als Gegensatz zur englisch-ostindischen Ueberlandpost zeigte Dyck dann das „Uebernachten des Pariser Zeitungsfelleisens auf der Post in Carlsruhe". Nur keine Ueberstürzung war damals das Losungswort unserer Behörden, und was schadete es zudem, wenn die Nachrichten aus dem unruhigen Paris um einen Tag später nach Deutschland kamen?

Uebrigens nahm Dyck, wo es galt, auch eine persönliche Fehde auf und schlug eine gute Klinge. Die bekam auch ein Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu fühlen, der geglaubt hatte, sich über Dyck lustig machen zu dürfen, weil dieser Fragen der Zeit und der Wissenschaft in das Gebiet der Fliegenden Blätter gezogen. In seinem „Versuche zur Belebung und schmerzlosen Gewinnung des Geistes bei Zeitungscorrespondenten" schickte er den Spötter derart heim, daß er für alle Zeit Ruhe vor ihm hatte.

Es empörte Dyck mit Recht, sehen zu müssen, wie man in Deutschland von jeher seinen Sympathien für die Fremde Ausdruck gab und darüber die Heimath vergaß. Eine „Stiftung zur Bekehrung und Beglückung der Chinesen" mit dem Sitze in Cassel gab ihm Anlaß zu einem köstlichen Blatte, auf welchem das Directorium in dem Augenblicke dargestellt ist, in welchem es den Armen Deutschlands ihre Pfennige für die Chinesen abschwindelt, während eine Dame nebenan an einem deutsch-chinesischen Stiftungsstrumpf strickt. Das Blatt machte um so mehr Aufsehen, als es insbesondere auch dem Pietismus scharf zu Leibe ging.

Dycks unbeugsam rechtlicher Sinn sah mit Verachtung auf die Fuchsschwänzler, welche jedesmal die neue Sonne anbeten, und er ging mit ihnen in seinen „Neumodischen Windfahnen" so strenge in's Gericht, als die Charakterlosen es verdienten.

Auch dem Eisenbahnbauwesen wendete Dyck seine Aufmerksamkeit zu und machte sich über dessen Ausschreitungen und Abwege in einer Weise lustig, daß er alle Lacher auf seiner Seite hatte, so in seinen Zeichnungen zur „Geckenstadt-Aktenberger

Digitized by Google

Eisenbahn", in denen er über gewisse Betriebszustände seine scharfe Geißel schwang.

Dyck hatte Gelegenheit gehabt, gar manchen Blick in das Treiben der Bureaukratie zu thun, und liebte es, seine Erfahrungen in einer Weise zu verwerthen, welche den Herren alles eher als angenehm war. In seiner „Neuesten Citronenpresse" führte er das Publicum in die Geheimnisse bureaukratischen Schaffens ein und zeigte, wie dabei schließlich alles darauf ankommt, die Maschine gut arbeiten zu lassen.

Im Juni 1847 trat Dyck, der deutsche Patriot, begeistert und muthig für die deutsche Sache in den Herzogthümern Schleswig und Holstein ein; den nächsten Anlaß gab ihm die Abschaffung der deutschen Sprache in der Schule zu Hadersleben, gegen die das deutsche Element sich erhob. Auf seinem Blatte: „Schulreform zu Hadersleben" fungirt der dänische wilde Mann als Schulmeister und bedroht die bärtigen deutschen Schuljungen nicht blos mit dornenreicher Ruthe, sondern steht auch im Begriffe, ihnen das Königsgesetz von 1665 an den Kopf zu werfen.

Im nächsten Bande der Fliegenden Blätter finden wir von Dycks Hand eine Reihe humoristischer Illustrationen zu deutschen Liedern und mehrere größere Zeichnungen politischen Inhalts. Auf dem ersten Blatte langt der deutsche Michel am Gängelbande seiner strengen Frau Mutter nach allerlei hübschen Dingen, die ihm die Zeit in ihrer Bude in Aussicht stellt. Da ist eine revidirte Karte Deutschlands mit Curland, Livland und Esthland, Elsaß, Holland und Flandern, dann Religions-, Lehr- und Preßfreiheit, Gesammtrepräsentation des Volkes, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und anderes mehr, was uns die Zeit inzwischen wirklich gebracht hat.

Das zweite Blatt illustrirt die „Leiden eines deutschen Satirenzeichners", der mit schweren Gewichten an den Händen angstvoll zwischen Censur, Nachcensur und Postdebitentziehung vor dem geschlossenen Schlagbaume sitzt, und von dem jenseits desselben stehenden Mr. Punch verhöhnt wird.

Mit der Bureaukratie gab es noch manches andere Hühnchen zu pflücken, wie u. a. seine Scene vor Gericht beweist, in welcher einem zu Gericht Bestellten bis zu dessen Vornahme der glatt rasirte Bart wieder lang gewachsen ist.

Das Jahr 1847 war für Dyck und die Fliegenden Blätter ein überaus fruchtbares gewesen, und Dyck schloß seine Thätigkeit für die genannte Wochenschrift mit einem trefflichen Blatt „Post festum", das die Erbitterung Frankreichs und anderer Mächte über die Austreibung der Jesuiten aus der Schweiz zur Anschauung brachte, und dem noch die Illustration einer köstlichen Parodie der nadowessischen Todtenklage unter dem Titel: „Literarische Todtenklage" folgte, zu der sich die deutschen Tagesblätter um die Bahre des Censors versammeln.

Vom 8. Februar 1848 schon, also noch aus der Zeit vor den Märzstürmen, datirt das bedeutsame: „Beginnendes Erwachen", das im deutschen Parlamente das Ziel seiner Wünsche sieht. „Präventiv oder repressiv" ist ein bald darauf folgendes Blatt überschrieben, auf welchem wir die deutschen Zeitschriften und Tagesblätter in charakteristischen Thiergestalten aus der Preßarche hervorkommen sehen, die der Doppeladler Oesterreichs überragt. In den „Staatspapieren auf Reisen im März 1848" zeigte Dyck in humoristischer Weise die Abneigung des Marktes gegen Werthpapiere, und im „Johannisberger 1848er, gereift in den letzten dreißig Jahren" schwingt der deutsche Michel zum erstenmale sein siegreiches Schwert gegen Bundestag und Bureaukratie. Schon zwei Tage später, am 15. März, entstand: „Des deutschen Michels ehemalige Amme als Trödlerin", die Censurscheeren, Grenzpfähle, Bundesacten, Nachtwächterspieße und ähnliches Gerümpel zum Verkaufe ausbietet; und die in derselben Nummer gebrachte „Proclamation des deutschen Bundes vom 1. März 1848" beweist, daß das Volk recht wohl wußte, daß der Bund nur der Gewalt nachgab. Auf dem Blatte: „Herkules am Scheidewege" steht Michel-Herkules zwischen Friedrich Wilhelm von Preußen, der sich halb in die deutsche Tricolore hüllt, und

'tin der Freiheit, deren dargebotene Rechte er eben muthig

Wir haben wiederholt unseren Künstler gegen jede Beschränkung des materiellen und geistigen Verkehrs ankämpfen sehen und freuen uns mit ihm der Berserkerwuth Michels, mit der dieser auf einem Blatte vom 24. März 1848 den Hochwald der Schlagbäume und Grenztafeln lichtet. In: „Michel und der Schneider" erhält jener, der sich in seiner wappenbunten Jacke, wie er meint, nicht mehr sehen lassen kann, von diesem den nicht mißzuverstehenden Rath, sich schnell einen schützenden Mantel und eine brauchbare Mütze machen zu lassen — ein Rath, den Michel zu seinem schweren Schaden bekanntlich nicht befolgte. „Deutschland unter Einem Hute" zeigt die russische Pelzmütze, die phrygische Mütze, unter der ein feister Mönch angstvoll hervorblickt und sich umschaut, wie er entwische, die Kaiserkrone mit dem Doppeladler und zahlreichen Fürstenköpfen, und endlich die alle Stände vereinigende Krone des Parlaments, des Künstlers politisches Ideal.

Daß Dyck sich bald genug enttäuscht fühlte, dafür spricht seine „Politische Kaffeemühle" mit der Umschrift: Divide et impera! Was er wollte, ließ er in seiner Zeichnung zu dem politischen Gedichte: „Brei oder Strauß — das ist die Frage" deutlich genug erkennen: ihm lag die wahre Einheit in der Gleichberechtigung der einzelnen Stämme. Er war wohl enttäuscht, aber nicht entmuthigt, und rief den Vorkämpfern der Freiheit im Streite gegen Pfaffen und Aristokraten und die Mißgunst des Auslandes am 18. April ein kräftiges: „Fasset Muth!" zu.

Der Juli 1848 brachte den Fliegenden Blättern: „Die deutsche Schleppschifffahrt"; der deutsche Reichsverweser, ein stattlicher Dampfer, zieht die Schifflein der deutschen Fürsten hinter sich drein. Schade, daß die Sache gerade umgekehrt war, was die damalige Begeisterung freilich leicht übersehen konnte.

Hunderte wandten sich im nächsten Jahre unwillig von der Politik ab. Auch Dyck suchte sich ein neues Gebiet für sein künstlerisches Schaffen und so entstanden seine für die Sittengeschichte der damaligen Zeit so überaus werthvollen und zugleich an Vorwürfen für die deutschen Regierungen reichen: „Erinnerungen aus dem deutschen Badeleben", bestehend aus Titelblatt, Einzug des Spielpächters, Salon des modes, letztem Walzer, grünem Tisch, Le jeu est fait und einer Reihe von Studien am grünen Tisch, Croupiers, Spieler und Spielerinnen darstellend. Auch die treffliche Zeichnung zu dem Gedicht: „An die Langeweile" datirt aus dieser Zeit. Michel sucht der vollbusigen Schäferin Langeweile zu entfliehen, indeß ist es noch zweifelhaft, ob er sich des kolossalen Krebses wird entledigen können, dessen Scheeren sein Bein umklammert halten.

Aber schon zu Anfang September 1848 sehen wir Dyck wieder mitten in der Politik: „Michel als Laokoon kämpft vergeblich gegen die Schlange": Waffenstillstandsvertrag von Malmö. Die Art und Weise, in der das Frankfurter Parlament die Dinge in die Hand nahm, flößte Dyck mit Recht lebhafte Besorgnisse ein, denen er in dem Blatte: „Der Bau unserer Grundrechte", energischen Ausdruck gab und die sich leider nur allzu wohlbegründet erweisen sollten. Im „Nächsten Weg" illustrirte unser Künstler in einschneidender Weise die Geschichte vom Hinterpförtchen, das allein zum Ziele führt, und in der Immediatfrage zeigt er dem Publicum Michel, der die 34 Reichsäpfel einschmilzt, um den kräftigen Reifen: Reichsgewalt daraus zu schmieden. Auch Maler können Propheten sein.

Mit viel Humor ist das Blatt: „Die Einberufung zum Landtage" gezeichnet, indem es in zahlreichen Abtheilungen die verschiedensten Situationen zur Anschauung bringt, in denen den Landboten ihr Einberufungsschreiben zugestellt wird. Im „Gliedermann", gezeichnet Ende December 1848, spricht unser Künstler die Hoffnung aus, Michel werde dereinst aus einem willenlosen Gliedermann ein kräftiger, geistesfrischer Kämpe werden und wir dürfen uns freuen, daß Dyck diese Metamorphose noch erlebt hat.

Das nächste Blatt datirt erst vom 3. October 1849 und zeigt von der tiefen Verstimmung des Künstlers über den Verlauf der Dinge in Deutschland im Allgemeinen und Baiern im Besonderen. Sein „Monarchisch-constitutionelles deutsches Staatenindividuum", das in Gestalt der Schwanthaler'schen Bavaria er-

Digitized by Google

scheint, ist die schneidendste Satire auf den bairischen Particularismus. Bavaria schwingt statt des Lorbeers, den sich niemand verdienen wollte, den Bierkrug, deckt die Blöße ihres Busens züchtig mit einem Feigenblatt und erhält eben unter Beistand der Jesuiten einen Heiligenschein, während ein riesiger Dreispitz mit ebensolcher blauweißer Cocarde das Haupt ihres Löwen bedeckt und im Pulcinellakasten zu ihren Füßen, Hof- und Nationaltheater genannt, eine Komödie: „Die constitutionelle Monarchie", aufgeführt wird.

Auch im Blatte: „Abgelöst" behandelt Dyck bairische Zustände in herber Weise und zeigt, wie vormalige Minister theils als Staatsräthe im ordentlichen, theils als solche im außerordentlichen Dienste sich dem Dolce far niente widmen, während das Portefeuille des Finanzministers eine leere Börse zur Schau trägt.

Die schmähliche Bettelei des „Peterspfennigs" mußte Dycks Zorn anfachen, und er geißelte sie in einem trefflichen Blatte, dem eine Stelle aus Walther von der Vogelweide beigegeben war.

Die Vermittlungsrolle zwischen Oesterreich und Preußen, welche das künstlich hinaufgeschraubte Baiern 1849 übernehmen zu sollen glaubte, reizte unsern Künstler zu der scharfen Satire: „Der Friedensstifter", die in Regierungskreisen viel böses Blut machte. Aber er ließ über dem kleinen Baiern nicht die große Welt aus den Augen und widmete 1850 dem heimgegangenen Lieutenant Waghorn ein zweites geistvolles Blatt. Die Folgen der Aufhebung des Jagd- und Zehentrechtes führte Dyck in seinem köstlichen Blatte: „Auch Europamüde" vor und geißelte in seinen: „Deutschen Wirthschaften" die volkswirthschaftlichen Bestrebungen Baierns, Württembergs und Sachsens und ihre particularistischen Tendenzen.

In: „Der neue Orpheus oder die Macht der Noten", vom 5. April 1850 feierte der Künstler die Erfolge der Schweiz gegenüber den anderen Staaten in köstlich humoristischer Weise und legt in: „Ein Spaziergang durch die 25 Fußeisen des bairischen Proceßgesetzes vom 17. März 1850", das noch heute gilt, seinen scharfgespitzten Stift gegen dieses Gesetz ein. Im selben Jahre bot ihm die vielbesprochene Frage des Vortrittes im Bundesrathe Gelegenheit zu einer köstlichen Satire: „Wer hat den Vortritt? — Gouverneur oder Gouvernante?" worin der österreichische Adler als Gouverneur und der preußische als Gouvernante erscheint, während die kleinen Staaten durch die Köpfe ihrer Wappenhalter gekennzeichnet als Zöglinge demüthig der Entscheidung harren.

Dem bezeichneten Blatte reihten sich in rascher Folge zwei andere an, in denen Dyck seinem Unmuth über die deutsche Politik Luft machte: das erste zeigt die „Fortschritte der Gartenkunst im Jahre 1850, welche beweisen, daß deutsche Eichen die Scheere wohl vertragen", das zweite die arme „Germania in den papierenen Banden" des londoner Protokolls und des berliner Friedens mit Dänemark. In der „Deutschen Table d'hôte" schwang unser Künstler über die politisch-culinarische Thätigkeit Oesterreichs, Preußens und Baierns zum Nachtheil des Magens des deutschen Volkes seine scharfe Geißel.

Die politische Misere des Jahres 1851 gab unserm Künstler Stoff zu dem von tiefer Verstimmung zeugenden Blatte: „Das neue Lied (alte Melodie)", das Michel inmitten verrotteten Hausraths der Reaction als versoffenen Pfannenschmied zeigt, während das deutsche Reichsschild mit Spinnweb überzogen in der Ecke hängt. Ein harmloses Gedicht: „Die gute Haut", spitzte sich unter Dycks Stift zur herben politischen Satire zu, in der Michel den von Freund, Knecht und Braut (Rußland, Bureaukratie und Bundestag) Geprellten spielt. Aber es gab doch auch hie und da einen Lichtblick in diesem nächtlichen Dunkel, und Dyck säumte nicht, ihn zu feiern. Das that er bezüglich der deutschen Zolleinigung in dem hübschen Blatte: „Außerordentliche Tragkraft eines Blattes der Victoria regia" und bewies so, daß er das Gute überall gern anerkannte, wo es ihm begegnete.

Der Mode des Tischrückens verdankten die Fliegenden Blätter ein hübsches Blatt: „Das Divanrücken", wobei die Krallen des russischen, österreichischen und französischen Adlers auf dem Divan eine Kette bilden, und diese Anstalt machen, ihn zu rücken, als zu ihrem Verdruß der britische Löwe das Experiment unterbricht. Damit verschwindet Dyck aus der Reihe der Mitarbeiter. —

Als ich zum Zwecke dieser Studie die alten Jahrgänge der Fliegenden aus den Schränken der münchener Hof- und Staatsbibliothek hervorholen ließ, bedurften sie gar sehr der Säuberung von Staub und Mader. Aber der Same, den Dyck darin gesäet, er ist aufgegangen und hat Blätter und Blüthen getrieben, an denen sich unser Herz erfreut. Der Künstler aber arbeitete rüstig an anderer Stelle an dem Ausbau des deutschen Culturlebens fort, indem er das deutsche Kunstgewerbe von der Fessel des Franzosenthums befreien half. Waren auch seine Kräfte seit Jahren gebrochen, er blieb bis zur letzten Stunde auf dem Schlachtfeld und ist als Sieger heimgegangen.

Carl Albert Regnet.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Ernesto Rossi.

Das Gastspiel des italienischen Tragöden Ernesto Rossi hat hier wie in Wien einen vollständigen künstlerischen Erfolg gehabt. Wenn derselbe finanziell minder glänzend gewesen ist, so liegt die Schuld lediglich an dem fremden Idiom, das nur von einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl unserer Landsleute vollkommen beherrscht wird. Von den Rollen, welche Rossi bis jetzt hier gegeben hat, sind es vornehmlich zwei, die eine eingehende Würdigung beanspruchen dürfen: Othello und Ludwig XI.

Ernesto Rossi besitzt zunächst alle äußerlichen Gaben, welche ihn zu einem Darsteller ersten Ranges befähigen: eine kräftige männliche, wohlproportionirte Gestalt, einen edeln, ausdrucksvollen Kopf mit sprechenden Augen; sein Organ ist von schönem, vollem Klang und gleich wohllautend im leisesten Piano wie im Fortissimo. Durch ein sorgfältiges, von einer natürlichen Begabung geleitetes Studium hat dieser bedeutende Künstler die vollkommenste Herrschaft über sich errungen. Er geht und steht, er setzt sich und erhebt sich mit gleicher Meisterschaft. In der Ruhe wie in der wildesten Leidenschaft sind seine Bewegungen gleichermaßen malerisch und schön. Und ebenso ist sein Gesichtsausdruck immer wahr, charakteristisch und selbst in dem Abscheulichen künstlerisch vollendet. Ernesto Rossi ist wohl der hervorragendste Virtuose der realistischen Darstellung, der gegenwärtig lebt. Er mag durch seine bis auf's äußerste getriebene Keckheit in der Wiedergabe des Wahren befremden, ja bisweilen sogar verletzen, aber Niemand wird ihm die imponirende Gewalt seines einzigen Talentes absprechen können.

Seiner realistischen Auffassung und virtuosen Durchführung nach bildet der Othello des italienischen Tragöden just den Gegensatz zu dem merkwürdigen Othello des durch und durch naturalistischen Ira Aldridge, der in den fünfziger Jahren in den Hauptstädten Europas gastirte. Die Eigenthümlichkeit in der Wiedergabe dieser Shakespeare'schen Rolle durch den Neger beruhte ausschließlich darin, daß derselbe die viehisch wilde Leidenschaftlichkeit seiner Race mit einer bis an das Groteske grenzenden Naturtreue und ohne alle künstlerische Verfeinerung auf die Bühne brachte. Dieser Othello war eine Naturmerkwürdigkeit, ein Curiosum, ein Meßausstellungsobject, wie der einbeinige Tänzer Donato, wie die Azteken; Rossi aber ist vor Allem und im Othello ganz besonders ein großer Künstler. Auch er faßt den Mauren, wie es Shakespeare gethan hat, als Mohren auf, nicht der Gesichtsfarbe nach, aber im Temperament. Er schminkt sich nur bräunlich, aber er verfällt in seiner Auffassung nicht in die Afterweisheit derer, welche den Shakespeare'schen Mohren auf Grund vortrefflicher Quellenstudien weiß waschen wollen; wie dies zuletzt Friedrich Gerstäcker mit mehr Beharrlichkeit als Glück versucht hat. Der Shakespeare'sche Othello ist seinem ganzen Charakter nach ein vollblütiger Neger. So hat ihn Shakespeare sich gedacht und so hat er ihn an zwanzig bis dreißig Stellen seines Trauerspiels deutlich gezeichnet. Jago nennt ihn einen „Barberhengst", Brabantio spricht von des „Unholds pechschwarzer Brust", wie in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung das „sooty" „rußig", „schmutzig-dunkel" allerdings etwas zu stark übersetzt ist; in der neuen Shakespeare-Ausgabe

Digitized by Google

von Ulrici ist dies gemildert, es heißt: „an Deine Brust, Du Schwarzer". Der Vater erklärt es für Unverstand, anzunehmen, daß „das Gute gegen alles Naturgesetz also irren könne". Desdemona sagt: „Mir war Othellos Antlitz sein Gemüth", und der Doge:

„Wenn man die Tugend muß als schön erkennen,
Dürft Ihr nicht häßlich Euren Eidam nennen".

Jago schildert in der ersten Scene des zweiten Actes in der Unterredung mit Rodrigo den „schwarzen Teufel", wie er Othello nennt, mit so deutlichen Farben als Neger, daß die Mohrenwäsche geradezu unbegreiflich erscheint. Kurzum es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Shakespeare sich unter dem Helden seines Trauerspiels einen richtigen africanischen Neger vorgestellt hat; und dieser Auffassung wird der Schauspieler sich zu fügen haben.

Das thut Rossi. Seine Leidenschaft für Desdemona besitzt in seiner Darstellung eine wahrhaft unheimliche Sinnlichkeit. Wenn man ihn sieht, wie er bei der Begrüßung auf Cypern das gebrechliche kleine Ding an seine Brust drückt, um die Hüfte packt und mit ihr abgeht, so drängt sich dem Beschauer die Ueberzeugung auf, daß Desdemona diese ungestüme Männlichkeit nicht blos deshalb lieb gewinnen konnte, weil Othello Gefahren bestanden, weil er ihr durch seines Lebens wundervolle Fahrt, durch seine Tapferkeit und seinen Heldenmuth imponirte, sondern daß gerade die überschäumende Leidenschaftlichkeit des interessanten Halbwilden das schüchterne Herz der zarten Jungfrau gewinnen mußte. In keinem der allerfranzösischesten Demimondestücke ist eine Unzweideutigkeit so schroffer und greller Art aufzuweisen, wie sie Rossi in das eine Wort „andiamo" legt, mit welchem er sein geliebtes Weib in die cyprische Kemenate schleppt. Würde dieser Abgang nicht durch die vollkommenste Kunst in der Darstellung geadelt, er wäre unaussprechlich anstößig.

Wie schade, daß der gute Roderich Benedix Rossi nicht mehr gesehen hat; er würde sonst schwerlich in seiner harmlosen Verunglimpfung Shakespeares gelegentlich des „Othello" die hausbackene Bemerkung gemacht haben: „Wie ist es möglich, daß eine zarte, weiße Jungfrau wie Desdemona einen Neger lieben konnte, der noch obendrein schon im vorgerückten Alter steht? Sie konnte ihn bewundern, verehren, aber nicht lieben, sich seinen Küssen und Umarmungen hingeben". Ach ja, das konnte sie doch! Und wer Ernesto Rossi als Othello gesehen hat, begreift Desdemonas Neigung vollkommen. Desdemona ist eben keine sittsame Thusnelda aus einem Benedix'schen Stücke, und Othello kein schwarzgefärbter Assessor in einer kleinen Kreisstadt, wie ihn Benedix sich vorgestellt hat: Desdemona ist eine vollblütige Venetianerin und Othello ein ganzer Mann und im Sinnlichen schöner Mann, wie ihn Rossi zu veranschaulichen weiß.

Von großartiger Wirkung ist in der Rossi'schen Darstellung die Scene, in welcher der durch Jagos Verleumdungen geschürte Argwohn zum ersten Mal zum Ausbruch kommt und zunächst sich in der Wuth gegen den Verleumder äußert. Wie eine Katze springt Othello auf Jago zu, packt ihn mit nervigen Fäusten an der Gurgel, hebt ihn auf, schleudert ihn zu Boden, schüttelt ihn hin und her, daß man glaubt, Jagos letztes Stündlein habe geschlagen, kniet auf ihn, röchelt und stöhnt, bis ganz langsam die Ueberlegung über die viehische Natur die Oberhand gewinnt. Eine Nachahmung dieses Zornausbruches auf der deutschen Bühne wäre schon deshalb nicht möglich, weil sich schwerlich ein Jago finden würde, der sich so mißhandeln ließe wie der italienische Schauspieler. Julius Stettenheim hat neulich in einem seiner witzigen kleinen Feuilletons in der berliner „Tribüne" die Folgen, welche eine solche Copie des Rossi'schen Spiels auf einer deutschen Bühne haben würde, sehr hübsch exemplificirt. Er läßt den deutschen Othello zu seinem Partner Jago sagen: „In diesem Momente habe ich eine Nüance. Ich packe Sie, schmeiße Sie an die Erde und gebe Ihnen einen gehörigen Fußtritt". „Schön," sagt der deutsche Jago. „Dann habe ich auch eine Nüance. Sobald Sie mir den Fußtritt geben, stehe ich auf und gebe Ihnen eine fürchterliche Knallschote."

Dasselbe gilt von der Ermordung Desdemonas. Etwas Gräßlicheres, Entsetzlicheres läßt sich nicht denken, als wir es hier mit Augen vor uns sehen. Rossi bleibt zunächst, wie sich von selbst ergibt, möglichst ruhig. Er betrachtet sich ja als Scharfrichter der höheren Moral. Als aber Desdemona die vermeintliche Lüge ausspricht, als der Gedanke an das, wie er glaubt, von ihr an einen Buhlen schnöde weggeschenkte Andenken, das er ihr verehrt hat, in ihm aufblitzt, da kommt plötzlich über ihn die wilde und blinde Mordlust. Der Schaum steht ihm vor dem Munde. Er kreischt und schreit, er springt auf das Bett, er faßt das schwache, kleine Weibchen mit seinen muskulösen Eisenarmen, drückt sie unter sich, den Kopf nach unten, daß ihre Haare den Boden streifen, und mit einer Wuth ohne gleichen stößt er den Kopf auf das Lager zurück und drückt das Kissen darauf. Man kann das nicht schildern, man muß es sehen. Bei allem Schreck, bei allem Grausen ein großartiges Gemälde. Man hält eine Steigerung für unmöglich. Rossi beweist das Gegentheil. Seine Ermordung des Jago und sein Selbstmord überbieten den Mord der Desdemona noch an Grausen. Es ist fürchterlich, wie er sich geberdet, sobald er die Erkenntniß von Jagos Niedertracht erlangt. Viehische und unarticulirte Laute ausstoßend, das Auge voll unheimlichen Feuers, voll entsetzlicher Freude an dem bevorstehenden Genuß, seine Rache zu sättigen, umgeht er in immer kleineren Kreisen den Unglücklichen, den er sich zum Opfer auserkoren hat, wie ein wildes Thier seine sichere Beute. Mit einem wahren Jubel zieht er den krummen Säbel; und immer enger wird der Kreis. Und jetzt steht er hinter ihm und ein Hieb in den Nacken trennt nahezu den Kopf vom Rumpfe. Und da bricht der Schmerz los über die unglückliche Desdemona. Ruhig, mit erstickten Thränen erzählt er das Abenteuer in Aleppo und bei dem verhängnißvollen Gleichniß zieht er den Dolch und schneidet sich den Hals durch. Der Dolch bleibt im Halse stecken. Das ist wohl die äußerste Grenze des auf der Bühne gestatteten Realismus. Er taumelt, bricht zusammen, schleppt sich an das Lager der Desdemona — und stirbt.

Als Ludwig XI. überbietet Rossi noch die realistische Darstellung des Othello. Da das Trauerspiel von Casimir Delavigne in Deutschland weniger bekannt ist, so sei es mir verstattet, einige Worte über das Stück zu sagen. Das Schauspiel hat sich in Frankreich bis heute auf dem Repertoire erhalten; weniger wegen seiner dichterischen Eigenschaften als der vorzüglichen Titelrolle halber, welche ein Paradepferd für alle tragirenden Virtuosen ist. Es versteht sich von selbst, daß Ludwig XI. in dem Trauerspiele nicht in seinen großen Eigenschaften als Monarch, sondern lediglich in seiner menschlichen Verworfenheit aufgefaßt ist. Gepeinigt von der Furcht vor dem nahen Tode schleppt er sich in den letzten Tagen seines Lebens als ein sich selbst belügendes und die unerhörtesten Grausamkeiten und Verbrechen begehendes Scheusal dahin.

Der eigentliche Held des Stückes ist der junge Herzog von Nemours, derselbe, welcher der Hinrichtung seines Vaters auf Befehl des Königs im Festgewande beiwohnen mußte und dem selbst Voltaire, um mit Gustav Planche*) zu reden, „inmitten seiner kalten und engherzigen Spötteleien einige aufrichtige Thränen nachgeweint hat". Der junge Herzog liebt die am Hofe des Königs aufgewachsene Tochter von Philipp de Comines, Marie geheißen, in welche auch der junge Dauphin, später Karl VIII., verliebt ist. Nemours ist vom Hofe des Königs verbannt, die Liebe zu Marie aber treibt ihn in die gefährliche Nähe des Königs zurück, wo wir ihm unter dem Namen eines Grafen von Nethel in der Eigenschaft eines Gesandten des Herzogs Karl von Burgund begegnen. Aber nicht nur die Liebe, auch der Gedanke, Rache zu nehmen für das vergossene Blut seines Vaters, rechtfertigt das Wagniß. Dem jungen Mädchen wird durch den verschlagenen König das Geheimniß entlockt. Der König erfährt, welchen gefährlichen Gast er in seinem Schlosse beherbergt. Er bewilligt ihm eine Audienz in Gegenwart des Dauphins und aller Großen des Reichs. Er provocirt ihn, so daß Nemours schließlich den Handschuh hinwirft, den der Dauphin aufhebt. Der Herzog wird verhaftet und eingesperrt. Der königliche Leibarzt aber, der dem jungen Nemours von ganzem Herzen zugethan ist, verschafft ihm den Schlüssel zu einem geheimen Gange, durch welchen er entkommen kann, und verläßt ihn in der allerdings sehr berechtigten Annahme, daß Nemours diese günstige Gelegenheit wahrnehmen werde. Nemours thut dies aber nicht. Er kehrt um, verbirgt sich im Alkoven des Königs und belauscht ihn, wie dieser seinem Beichtvater das umfangreiche Geständniß aller von ihm begangenen fürchterlichen Verbrechen ablegt. Nachdem der Beichtvater den König verlassen und der alte Fürst einige Gebete herlallt, dringt Nemours mit dem gezückten Dolche aus dem Alkoven hervor. Der König stammelt um Gnade und Nemours schenkt dem alten Sünder sein Restchen Leben. Leblos von Schreck bricht Ludwig zusammen. Die Kräfte versagen ihm, er kann sich nicht mehr erheben und die unförmliche Masse am Boden winselt und jammert um Hülfe. Die Wachen eilen

*) Portraits littéraires.

Digitized by Google

herbei, schleppen den König auf sein Lager, und Nemours wird auf's neue verhaftet. Der König stirbt; so glaubt man wenigstens. Während der Dauphin zum König ausgerufen wird und die Krone schon auf sein Haupt gesetzt hat, erwacht der Todtgeglaubte wieder, schleppt sich zu seinem Erben hin und sucht ihm den Königsschmuck noch einmal zu entreißen. Die Krone fällt, der König bricht zusammen und ist diesmal wirklich todt. Marie hatte von dem Dauphin während des Scheintodes Ludwigs XI. die Begnadigung des Herzogs von Nemours erwirkt. Der zum Leben wiedererwachte König hatte aber die Begnadigung aufgehoben und die sofortige Vollstreckung des Urtheils angeordnet. In dem Augenblick, wo König Ludwig wirklich das Leben aushaucht, kommt die Meldung, daß die Hinrichtung stattgefunden hat.

Ich weiß nicht, ob Rossi sich um den historischen Ludwig XI. viel gekümmert hat. Ich glaube es nicht. In der Maske wird mit dem bekannten Portrait, welches sonst alle Darsteller dieser Rolle copiren, die Aehnlichkeit nicht einmal angestrebt. Ludwig XI. starb im Alter von 60 Jahren. Rossi stellt einen Greis dar, der die Mitte der Siebziger gewiß überschritten hat. Es ist mir nicht bekannt, daß das Gesicht des Königs, augenscheinlich durch einen Schlaganfall, in der Weise verzerrt war, wie es Rossi mit einer grausenhaften Virtuosität die ganze Rolle hindurch andeutet. Ebensowenig weiß ich, ob der alte Ludwig an der Rückenmarksdarre gelitten hat. Aber gleichviel. Die Entsetzen erregende Persönlichkeit, welche Rossi uns vorführt, dieser lebendige Leichnam, aus dem die Befriedigung einer viehischen Sinneslust alle Lebenskraft ausgesogen hat, dieser fürchterliche Mensch mit den rothumränderten Augen, dem schiefstehenden Munde, dem abgemagerten Halse, den hastigen und unruhig zappelnden Bewegungen, dem hüpfenden, unsicheren Gange, dieses zitternde, aufgezehrte Gespenst hat etwas schrecklich Packendes. Wenn man die Auffassung überhaupt zuläßt, wenn man die ästhetische Toleranz so weit treibt, daß man sagt, auch das Widerwärtige und Abscheuliche hat auf der Bühne seine Berechtigung, so wird man Rossis Ludwig XI. als eine Meisterleistung ersten Ranges betrachten. Ich habe nie auf der Bühne etwas Entsetzlicheres, Furchtbareres gesehen als dieses königliche Ungeheuer. Bald überläuft's Einen, bald steigt Einem der Ekel auf, aber immer muß man sich sagen, es ist als virtuose Leistung etwas ganz *Unglaubliches*. Und wer an den tiefen Nachtseiten des menschlichen Daseins Gefallen findet, wer einmal Hospitäler besucht hat, in denen siechе Greise die letzten Tage ihres Jammers zubringen, der wird wissen, mit welcher unerhörten Naturwahrheit Rossi seinen königlichen Siechling reproducirt. Am schauderhaftesten ist er, wenn er darstellt, wie der König bestrebt ist, die längst verglommene Lüsternheit durch ein hübsches Gesicht, durch einen frischen Kuß noch einmal anfachen zu lassen. Es läuft Einem eiskalt über den Rücken bei diesem ekeln Anblick. Wie in der Gesammtheit so beweist auch in den Einzelheiten diese Rolle die technische Meisterschaft des großen Künstlers. Die beiden letzten Acte enthalten Momente, welche in schauspielerischer Beziehung unerreichbar dastehen.

Ich fasse mein Urtheil über Rossi in ein Wort zusammen: vielleicht einer der größten Darsteller, die jetzt leben, und jedenfalls der vollkommenste Virtuose; ein voller, gottbegnadeter Künstler, der den Zuschauer auch da mit sich fortreißt, wo er sich mit Schaudern abwenden möchte.

**Paul Lindau.**

## Notizen.

Der Besuch des Kaisers Alexander, obgleich schon der fernen Vergangenheit von vierzehn Tagen angehörend, ist noch nicht ganz verklungen. Die Feste, Paraden, Revues und Manöver haben die Hofjournalisten wie immer in Athem gehalten. Ein großer Theil des Publicums muß solche Beschreibungen, obgleich sie, was hundertmal erzählt wurde, oft in denselben Ausdrücken wiederholen, doch mit lebhaftem Interesse erwarten; sonst würden die Blätter nicht ihre Spalten damit füllen. Auch das Menu des Galadiners findet gewiß aufmerksame Leser, mag es auch auf manchen den Eindruck machen, als sollte man durch ein Fenster des berliner Schlosses, beziehentlich von der Tribüne des Weißen Saales aus, zusehen, wie die hohen Herrschaften essen und trinken, was doch einen besonders submissen und passiven Appetit erfordert. Vielleicht indessen hat der Speisezettel in den Augen der Restaurants und Köche, die daran Studien machen können, noch einen besonderen, für gewöhnliche Sterbliche unfaßbaren Werth. Die Neigung, von Kreisen, wohin man aus mangelnder Coursähigkeit nicht gelangt, wenigstens zu hören und zu erzählen, ist übrigens nicht etwa nur monarchischen Völkern eigenthümlich, die damit, zum Theil wenigstens, eine Anhänglichkeit für das angestammte Herrscherhaus kundgeben. Die Americaner machen es nicht besser. Die wohlgestellten Bürger der Union drängen sich überall zu den Hoffesten; die anderen reden davon mit Vorliebe. Die Motive dieses Wohlgefallens an Erzählungen, Anekdoten, ja, wo es angeht, an medisirendem Klatsch aus dem unnahbaren high life zu untersuchen, wäre von psychologischem Interesse. Auch die Nachahmungssucht findet ihre Rechnung dabei. Alle Welt will glänzende Diners und Soupers geben, und die gesunde Einfachheit muß darunter leiden. In diplomatischen Kreisen nun gar, wie die Journalisten mit geweihtem Tone sich auszudrücken pflegen, übersteigt der Luxus der Tafelfreuden nach und nach jedes zulässige Maß. Ein bedeutendes übrigens durch seine Gastfreundschaft wohlbekanntes Mitglied jenes Corps hat zwar neuerdings eine Reform unternommen und seinen Gästen sehr gute exquisite, aber in der Zahl der Speisen vernünftig begrenzte Diners serviren lassen, auch in der Anzahl der vorzüglichen Weine ein ähnliches Verfahren beobachtet. Ob der Versuch aber durchdringen wird, steht dahin. Die Menge der Weinsorten, wenn auch von jeder in der Regel nur ein Glas dargeboten wird, ist nur bei uns, nicht in Frankreich oder England einheimisch und jedenfalls schon unter sanitätlichem Gesichtspunkt ein Uebel. Von culinarischem Interesse ist andererseits die oft seltsame Reihenfolge der Gerichte. So wird, wie man uns verbürgt mittheilt, bei den Ministern v. Stosch, Achenbach und Camphausen nach altem Brauch der Fisch erst nach dem Rindfleisch servirt. In einigen Häusern Berlins erscheint sogar noch die süße Speise vor dem Braten! Politische Bedeutung hat das wohl nicht, aber es kann vielleicht von einem zeitgenössischen Culturhistoriker verwerthet werden, wohlverstanden in der Voraussetzung, daß es die Officiösen, die offenen oder die sich ihrer Quellen schämen und dieselben verleugnen, ohne Berichtigung hingehen lassen. Was wir indessen geschrieben haben, das ist geschrieben. Sehr beliebt sind bekanntlich auch in der Presse diplomatische Nachrichten im allgemeinen, wenn auch gerade das wirklich Interessante häufig übergangen wird. So hat gelegentlich der Ernennung des Grafen Perponcher zum Gesandten in Brüssel unseres Wissens in den Blättern niemand in Erinnerung gebracht, wie die Familie Perponcher bei uns einheimisch geworden ist. Der Vater war holländischer General, hatte bei Waterloo neben Wellington sich ausgezeichnet und vertrat in den vierziger Jahren die Niederlande als Gesandter in Berlin. Er ließ seine beiden Söhne in preußische Dienste treten. Der eine war Secretär oder Attaché bei einer Gesandtschaft, der andere Lieutenant in der Armee. Als der König von Holland dies bei einem Besuche in Berlin erfuhr, stellte er den General zur Rede und bald darauf zur Disposition. Sein Nachfolger wurde deswegen in den hiesigen Salons längere Zeit mit etwas ungünstigen Augen angesehen und hatte eine schwierige Stellung. Die Perponchers sind inzwischen seit geraumer Zeit ganz und gar Preußen geworden. Der soeben zum Gesandten in Brüssel ernannte Graf Perponcher ist ein Hofmann und hat gute Manieren. Im Haag soll er sich, vielleicht unter dem Einfluß der erwähnten Reminiscenzen, nicht sehr behaglich gefühlt haben. Holland ist auch sonst wenig amüsant, wenn auch das Schimpfen in den Blättern über Deutschland, wie es nach dem Kriege infolge einer panischen Angst vor unseren Annexionsgelüsten üblich war, etwas nachgelassen hat. Man bekommt überall einen Begriff von unserer Friedfertigkeit und unserem musterhaften politischen Betragen. Die richtige Sympathie, auf deren Eroberung wir trotz Moltkes berühmter Rede noch nicht ganz verzichtet haben, hat ohnehin den Respect zum Ausgangspunkt, und diesen der Welt einzuflößen, hat der weiland deutsche Michel, seit er die Flegeljahre zurückgelegt, denn doch endlich verstanden.

Digitized by Google

# Inserate.


**Zur gefl. Beachtung**
für Redactionen und Zeitungs-Verleger.

Feuilletons allgemeinen und speciell berlinischen Charakters, Berichte aus Berlin, literarische Essays, literarische und Theater-Kritiken aus der Feder eines anerkannten und gewandten Journalisten werden nachgewiesen durch die
Verlagsbuchhandlung **Georg Stilke** in Berlin NW. 32 Louisen-Str.

Ein litterarisch gebildeter, 23jähriger praktischer junger Mann wünscht, um die Laufbahn eines Publicisten zu ergreifen, in das Redactionsbüreau einer liberalen Zeitung Berlins einzutreten.
Näheres auf Verlangen mündlich.
Herm. Birckenstädt,
Hôtel Schlösser, Jägerstr. 17.

**Carl Wilhelm's Lieder.**

Am 8. Mai werden ausgegeben:
**Carl Wilhelm,** Sämmtliche (72) Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. gr. 8. Preis 2 Thlr.
(Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Augusta gewidmet.)
**Carl Wilhelm,** Sämmtliche (62) ein- und zweistimmige Lieder für die heranwachsende Jugend, mit Pianofortebegleitung. 8. Preis 1 Thlr.

Der bei entsprechendem Absatz zu erzielende Honorar-Ertrag ist als Beitrag zur Beschaffung eines würdigen Denksteins auf das Grab des gefeirten Componisten der
**„Wacht am Rhein"**
bestimmt. —
Alle Buch- und Musikalienhandlungen nehmen Bestellungen an.
Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

MEYERS KONVERSATIONS LEXIKON

*Subskriptions-Einladung auf die*
*Dritte Auflage*
*mit*
*360 Bildertafeln und Karten.*

**Heftausgabe:**
*240 wöchentliche Lieferungen à 5 Sgr.*
**Bandausgabe:**
*30 broch. Halbbände à 1 Thlr. 10 Sgr.*
*15 Leinwandbände . . à 3 - 5 -*
*15 Halbfranzbände . à 3 - 10 -*
***Bibliographisches Institut***
*in Hildburghausen.*

Erschienen ist der I. Band (A—Asiat Türkei) und in allen Buchhandlungen vorräthig. Der II. Band (Asien—Berlicke) wird Ende Juni komplet.

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von
**Leo Liepmannssohn,**
Berlin W., Markgrafenstrasse 52,
Ecke der Behrenstrasse.

**Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.**

**Inhalt der 1. Lieferung:** Die Naturkräfte. Die Geschichte der Erde. Abstammung des Menschen. Der Ursprung des Lebens. Stellung des Menschen in der Natur. Alter und Urzustand des Menschen. Entstehung der Sprache. Die ältere Steinzeit. Die Rennthierperiode. Fortschritt und Entwicklung. Ursprung der Religion. Die Erfindung des Feuerzündens und ihre Folgen. Religion und Ideal. Anfänge der Familie. Die Arbeit ein Naturgesetz. Jäger- und Fischervölker. Hirtenvölker. Uebergang zum Ackerbau. Abhängigkeit des Menschen von der Natur. Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit. Ursitz, Bildung und Verbreitung der Racen. Wirkungen der ethnischen Verschiedenheiten. Der geographische Gang der Cultur. Ursprung und Alter der chinesischen Cultur. Die chinesische Schrift. Aelteste Culturschätze. Die angebliche Erstarrung der chinesischen Cultur.

Das Werk erscheint in 9—10 Lief. à 36 kr. oder 12 Sgr. und wird im Laufe dieses Jahres complet. Lief. 1 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.
Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

Verlag von **Wilh. Gottl. Korn** in **Breslau,** vorräthig in allen Buchhandlungen:
**Schlesiens Heilquellen und Kurorte.**

Flinsberg, Warmbrunn, Görbersdorf, Charlottenbrunn, Salzbrunn, Demuthquelle zu Salzbrunn, Cudowa, Reinerz, Landeck, Königsdorf-Jastrzemb, Goczalkowitz, Muskau, Johannesbad, Altwasser, Nieder-Langenau, Carlsruhe, Wilhelmsbad (Kokoschütz), Gräfenberg, Carlsbrunn (Hinnewider).
**Mit einem Führer durch das schlesische Gebirge,** 13 Ansichten schlesischer Kurorte und einer Karte von Schlesien.
Nach Mittheilungen des ersten Schlesischen Bädertages von
**Dr. Carl Deutsch.**
Preis 25 Sgr.

Schlesien, durch seinen Reichthum an Mineralquellen, durch die landschaftlichen Reize seiner Kurorte und durch die Schönheit des Gebirgslandes ausgezeichnet, ist seit langer Zeit das willkommene Ziel vieler Tausende von Badegästen und Touristen.
Bisher fehlte es noch immer an einer Schrift, welche außer ihrem Zwecke, dem ärztlichen und besonders dem Heilung suchenden Publikum als Wegweiser zu dienen, auch dem reisenden Naturfreunde dankeswerthe Führung und Belehrung zu bieten geeignet wäre. In vorstehender Schrift ist alles darauf Bezügliche mit genauester Orts- und Sachkenntniß in gedrängter Kürze dargestellt und nicht nur das Balneologische, sondern auch das Locale und das Oekonomische der einzelnen Kurorte ausführlich behandelt.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.
Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
**Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp** un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch. 21 Sgr. geb. 27 Sgr.
— — **Hundert Blätter. Paralipomena** zum Quickborn. Preis geb. 1 Thlr.
— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln,** plattdeutsche Erzählungen. Preis geh. 22½ Sgr., geb. 1 Thlr.

**Gustav Schauer,**
Berlin W., Friedrichsstr. 188 I.,
empfiehlt:
**Wilh. von Kaulbach's Wandgemälde**
**im Neuen Museum.**
Photogr. 4°. in eleg. gebund. Album. compl. 12 Thlr.
Desgl. nur die 6 Hauptbilder geb. 7 Thlr.
Sämmtliche Blätter auch einzeln:
Ferner:
**Kaulbach, Der Engel zu Gott.**
Photographie in verschiedenen Formaten.
**Vollständige Cataloge gratis!**

**Inserate**
von **Behörden** und **Privaten**
finden durch die in **Erfurt** täglich erscheinende
**Thüringer Zeitung,**
welche in mehr als **50 Städten Thüringens** und ausserdem auf dem Lande zahlreich gelesen wird, **die allgemeinste Verbreitung.**
Insertionspreis pro Zeile 2 Sgr.
**Um Verwechslung mit anderen hiesigen Blättern zu vermeiden, wolle man bei Zusendungen von Insertions-Aufträgen das Wort Thüringer auf der Adresse gefälligst unterstreichen.**
Die Expedition
der **Thüringer Zeitung** in Erfurt.
**(Fr. Bartholomäus.)**

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin:
Ueber
**Mundarten und mundartige Dichtung**
von **Klaus Groth.**
gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.


**Dieser Nummer liegt ein Prospect der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin bei.**

Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 23. Mai 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.21

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

**Inhalt:** Vorschlag zur Verminderung der Verbrechen. Von Albrecht Böhme. — Die Deutschen in Brasilien und die brasilianische Auswanderungsfrage. Von H. Bartling. (Schluß.) — Die Controversen unseres Verfassungsrechts. Von Alpha. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Gedichte von Bret Harte. Uebersetzt von Ferdinand Freiligrath. III. An einen Seevogel. — Pariser Briefe an den Herausgeber der „Gegenwart". Von Leopold Richter. — John Stuart Mills Autobiographie. Von A. Lammers. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Papst Sixtus V." Tragödie in fünf Aufzügen von Julius Minding. Dargestellt von den Mitgliedern des herzogl. meiningen'schen Hoftheaters. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Vorschlag zur Verminderung der Verbrechen.

Von Albrecht Böhme.

Manche Irrthümer und Verschrobenheiten einer unlängst vergangenen Periode sind in neuester Zeit durch unerbittliche Thatsachen beleuchtet und widerlegt worden. So ist es auch den Ansichten über Verbrechen und Verbrecher ergangen. In einer vor nicht viel mehr als zwanzig Jahren zuerst veröffentlichten und viel gelesenen Dichtung heißt es: „Ein Verbrecher gleicht einer erstarrten Schlange, die man an seinem Busen erwärmen muß". — „Um sich zum Dank von ihr verwunden zu lassen?" sagt ein anderer der dort Sprechenden, worauf der erstere erwidert: „Ich wählte kein gutes Bild. Nehmen Sie den Verbrecher sich selber nah, entziehen Sie ihm die Möglichkeit des Fehlens, erwärmen Sie ihn durch Liebe und Vertraulichkeit, erheben Sie ihn dadurch, daß Sie zu ihm niedersteigen . . . ich will nicht sagen, daß alle dem Bessern zu gewinnen sind: mancher ist es; warum sollt ich ihn nicht suchen?"*)

Dergleichen sentimentale Sympathien für Verbrecher sind verschwunden. Seit diese einst fast geliebten Individuen durch Messerstiche und andere fühlbare Unfreundlichkeiten lästiger geworden, verlangt man Strenge. Dem ruhigen Bürger ist das Verbrechen näher auf den Leib gerückt. Die Regierung spricht das Bestreben aus, die Strafen zu verschärfen.

Die preußische Regierung scheint die praktische Unzulänglichkeit des vor nicht eben langer Zeit eingeführten deutschen Strafgesetzbuches vorausgesehen zu haben, denn kurz nach dessen Inkrafttreten begann sie zur Vorbereitung einer Revision Materialien darüber zu sammeln, ob und wo das Strafgesetzbuch sich in praktischer Anwendung nicht bewähre. Jetzt schon hält unsere Regierung den Zeitpunkt für gekommen, um bei dem Bundesrath auf Revision anzutragen. Die betreffende Auslassung der Regierung, welche in der zweiten Hälfte des Februar von verschiedenen Blättern mitgetheilt ward, bezeichnet zunächst einige der Abänderung bedürftigen Bestimmungen und lautet wie folgt:

„Nach den in Preußen gemachten Erfahrungen gehören hierher an erster Stelle diejenigen Paragraphen des Strafgesetzbuchs, welche den Antrag der betheiligten Privatperson zur Vorbedingung der strafrechtlichen Verfolgung machen. Insbesondere hat die Bestimmung im § 64, nach welcher der von dem Privatbetheiligten gestellte Strafantrag auch nach Erhebung der Anklage, ja bis zum Augenblick der Urtheilsverkündigung, zurückgenommen werden darf, zu großen Unzuträglichkeiten geführt, denn sie hat, wie amtlich constatirt worden, vielfach veranlaßt, daß zwischen dem Verbrecher und dem durch das Verbrechen Verletzten ein Handel über den Abkauf der Strafe gepflogen wird, eine Procedur, die dem Rechte geradezu Hohn spricht und darum dem Rechtsbewußtsein des Volkes zu gerechtem Anstoß gereicht. Ferner sind die Vorschriften über die Strafzumessung bei Körperverletzungen ungeeignet erschienen, indem behauptet wird, daß die ersteren, insbesondere bei Raufhändeln, der erforderlichen Energie entbehren, und die Strafen deshalb zu schärfen seien. Sodann wird die Bestimmung über den Diebstahl gegen Personen, in deren Kost und Lohn der Dieb sich befindet, als eine das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten schädigende bezeichnet; und der im § 55 festgesetzte Beginn der Strafmündigkeit erst mit Vollendung des zwölften Lebensjahres wird aus dem Grunde bemängelt, weil dies Verhältniß von gewissenlosen Eltern vielfach dazu ausgebeutet werde, ihre Kinder unter zwölf Jahren zu Vergehen, namentlich zu Holzdiebstählen und Feldfreveln zu benützen. Gestützt auf diese Momente hat die preußische Regierung gegenwärtig beim Bundesrathe den Antrag gestellt, eine Revision bezw. Abänderung des deutschen Strafgesetzbuchs in den hierzu Anlaß bietenden Bestimmungen herbeizuführen. Sie betrachtet indessen den Kreis der letzteren mit den angeführten Beispielen nicht als abgeschlossen, bezeichnet vielmehr diese Beispiele nur als die hauptsächlichsten unter den einer Abhilfe bedürftigen Punkten und setzt außerdem voraus, daß sämmtliche Bundesregierungen in der Lage sein werden, Beiträge für das in Angriff zu nehmende Revisionswerk zu liefern."

Auffallen kann bei nicht tieferem Eingehen, daß die erst nach dem zwölften Lebensjahre eintretende Strafmündigkeit bemängelt wird, da doch das ältere peinliche Recht und auch das preußische dieselbe noch weiter hinaussetzte. Nach dem gemeinen peinlichen Rechte ward die Zurechnung ausgeschlossen durch „jugendliches Alter und zwar 1) die Kindheit (infantia) unbedingt, 2) die Unmündigkeit (bis zum 14. Jahre) unter der Voraussetzung, daß nicht aus der besonderen Beschaffenheit der That oder der Person deren Zurechnungsfähigkeit sich ergibt". Man nahm hierbei an: „Bosheit erfüllt das Alter".*)

*) „Die Ritter vom Geiste."

*) Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts von Anselm Ritter von Feuerbach. Neunte vermehrte und verbesserte Ausgabe Gießen 1826. § 90.

Digitized by Google

Das Allgemeine Landrecht bestimmte: „Unmündige und schwachsinnige Personen können zwar zur Verhütung fernerer Vergehungen gezüchtigt, niemals aber nach Strenge der Gesetze bestraft werden". (A. L.-R. Th. II. Tit. 20 § 17.) Als Kinder wurden diejenigen bezeichnet, welche das siebente und als Unmündige solche Individuen, welche das vierzehnte Jahr noch nicht erreicht hatten. (A. L.-R. Th. I. Tit. 1 § 25.)

Hiernach ist das Aufschieben der Strafmündigkeit bis zu Vollendung des 14. Jahres kein vollständiges, denn bei strafbaren Handlungen der Unmündigen trat mit kurzem Proceß Züchtigung, d. h. eine oft sehr nachdrückliche Prügelstrafe ein. Ueber die Ausführung derselben sind von der früheren an Reskripten reichen Ueberleitung der Justiz verschiedene Ministerialrescripte ergangen. In England scheint die Prügelstrafe nicht wie bei uns aus dem peinlichen Recht verschwunden und in neuerer Zeit gegen Verbrecher, welche die Straßen von London unsicher machten, mit Erfolg in Anwendung gebracht zu sein, wie ich aus einer Notiz in Nr. 3 dieses Blattes entnehme. (1874, S. 45.) Dagegen dürfte in Deutschland nach den vorherrschenden Ansichten ein Zurückgreifen auf diese Strafe selbst für Vergehen der Unmündigen schwerlich eine Rechtfertigung finden.

Uebrigens schreibt der bemängelte §. 55 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich vor: „Wer bei Begehung einer Handlung das zwölfte Lebensjahr nicht vollendet hat, kann wegen derselben nicht strafrechtlich verfolgt werden". Auf diesen Paragraphen folgt in §. 56 eine ziemlich dehnbare Bestimmung dahin lautend: „Ein Angeschuldigter, welcher in einer Zeit, als er das zwölfte, aber nicht das achtzehnte Lebensjahr vollendet hatte, eine strafbare Handlung begangen hat, ist freizusprechen, wenn er bei Begehung derselben die zur Erkenntniß ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besaß. — In dem Urtheile ist zu bestimmen, ob der Angeschuldigte seiner Familie überwiesen oder in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt gebracht werden soll. In der Anstalt ist er so lange zu behalten, als die der Anstalt vorgesetzte Verwaltungsbehörde solches für erforderlich erachtet, jedoch nicht über das vollendete zwanzigste Lebensjahr". — Wird aber ein etwa 17 Jahre alter junger Verbrecher nur seiner Familie überwiesen, so wird er im Grunde gar nicht bestraft, auch hat sich ja die Erziehung in seiner Familie so mangelhaft oder unwirksam gezeigt, daß er von Begehung eines Verbrechens dadurch nicht abgehalten ward.

Der Herr Justizminister hat zur Erläuterung des erwähnten § 55 in einem Erlaß an die Staatsanwälte vom 6. October v. J. ausgesprochen, daß Eltern, welche ihre noch nicht zwölf Jahre alten Kinder zu Feldfreveln benutzen, selbst als die Thäter zu betrachten sind, und verordnet, daß die bei Feldfreveln ergriffenen noch nicht zwölfjährigen Kinder über den veranlassenden Beweggrund vernommen und wenn sich hierbei oder aus anderen Gründen ergibt, daß die Kinder zu ihrer Handlungsweise von ihren Eltern oder anderen Gewalthabern bestimmt worden sind, die strafrechtliche Verfolgung gegen die letzteren gerichtet werden soll.

Doch ich stelle die Frage, ob und wie etwa eine Veränderung in Bestrafung der von Unmündigen begangenen Vergehen in das Strafrecht aufzunehmen sei, der Weisheit unserer Gesetzgeber anheim und wende mich zu dem allgemeineren Vorschlag, den ich hier anzudeuten beabsichtige.

Unsere jetzige Culturstufe erfordert allerdings, das Strafrecht der fortgeschrittenen Humanität anzupassen und die Härten früherer Zeiten zu beseitigen. Nach dieser Richtung ist auch schon vieles Anerkennenswerthe geschehen. Ueber die Anwendung der Todesstrafe sind die Ansichten bekanntlich sehr getheilt. Im Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich ist sie nicht ausgeschlossen.

Indem man auf dem Wege der mildernden Humanität fortgeschritten ist, drängt sich in der neuesten Zeit daneben ein Gesichtspunkt für das Strafrecht auf, den man früher weniger beachtet hat. Das mit dem starken Anwachsen der Bevölkerung zusammenhängende bedenkliche Steigen in der Zahl der Verbrecher und Verbrechen hat zu dem Verlangen nach geschärften Maßregeln zum Schutze der bürgerlichen Gesellschaft geführt. Man ist in allerneuester Zeit auch strenger gegen die Verbrecher vorgegangen. Auf diesem Wege könnte man aber zu einer noch lästigeren Anfüllung der Gefängnisse und Zuchthäuser gelangen. Zweckmäßiger dürfte die Deportation solcher Verbrecher erscheinen, die als gemeinschädlich erkannt werden, nach einem überseeischen Verbannungsort. — Aber wir haben keinen solchen. Darauf werde ich weiter unten zurückkommen.

Unter den Verbrechern finden wir nicht wenige rückfällige, die kürzlich aus dem Zuchthause entlassen waren. An diesen ist die Gemeinschädlichkeit am leichtesten zu erkennen. Gemeinschädlich erscheint ein Individuum, welches durch unzweideutige Handlungen einen solchen Einblick in sein Inneres zugelassen, daß sich dessen dauernde Schädlichkeit mit Grund vermuthen läßt. Diese Erkenntniß ist allerdings nicht immer leicht, am leichtesten vielleicht bei gemeinen Dieben. Wer zum fünften Male beim Diebstahl ergriffen wird, ist ein Gewohnheitsdieb und gemeinschädlich. Bei Einbrechern, die mit den betreffenden Werkzeugen gut umzugehen verstehen, dürfte eine geringere Zahl von Fällen genügen, um Verbrecher als gemeinschädlich zu erkennen. Seit die Gewohnheit des Messerstechens unter der niederen Bevölkerung Berlins so bedenklich um sich gegriffen, ist man darauf aufmerksam geworden, daß das bestehende Strafrecht auch zum Schutze gegen Körperverletzungen nicht ausreicht.

Körperverletzungen dürften allerdings auf's strengste zu bestrafen sein, sie mögen nun durch Messer, irgend welche andere Waffen, Werkzeuge, Stöcke oder blos mit Händen oder Füßen beigebracht werden. Je nach den Umständen dürfte keine sonderliche Zahl solcher Verletzungen abzuwarten sein, um den Verbrecher als gemeinschädlich zu erkennen, denn Schutz des Staates gegen Verletzung des unersetzlichen Körpers kann gerechterweise verlangt werden. Die Grenzen der Nothwehr dürften hierbei nicht zu eng zu bemessen sein, denn gerade bei Unsicherheit der Straßen kommt der Einzelne öfter in die Lage, sich seiner Haut wehren zu müssen, wobei es nicht immer glatt abgehen kann.

Es gibt Verbrecher, deren erster Fall ihrer verbrecherischen Handlungsweise ihre gefährliche Gemeinschädlichkeit erkennen läßt. So z. B., wenn ein schlau und bösartig angelegter Mordversuch durch das Zusammentreffen unerwarteter Umstände entdeckt und vereitelt wird, ohne daß ein Schade eintritt. Hier würde blos der Versuch zu bestrafen sein, der natürlich und auch nach dem Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich (§. 44 und 49) milder zu bestrafen ist als das vollbrachte Verbrechen. Es würde also den Verbrecher nur eine zeitweise Freiheitsstrafe treffen. Gleichwohl hat man hierbei den Einblick in die Gemüthsart eines Menschen gewonnen, der sehr gefährlich werden kann, wenn er wieder in Freiheit gesetzt ist; denn daß der Mordversuch nicht gelang, lag außerhalb seines Willens.

Die Deportation solcher gemeingefährlicher Verbrecher dürfte zur Abschreckung*) durch das Gesetz eindringlicher wirken als Zuchthaus und Gefängniß. Es gibt Verbrecher, welche das Leben im Zuchthause so gewohnt sind, daß es ihnen nicht auf das Wagniß ankommt, wieder ein paar Jahre so zu verleben, in der Hoffnung, dann das Geschäft von neuem zu beginnen. Bei der Deportation wirken schon die unbestimmten Vorstellungen von der weiten Ferne. Die Deportation hat auch den Vortheil, daß Fluchtversuche fast bis zur Unmöglichkeit verhindert werden, während nicht selten gerade die gefährlichsten Verbrecher ihre Flucht aus Zuchthäusern und Gefängnissen bewerkstelligen.

*) Feuerbach bezeichnet diese Abschreckung als psychologischen Zwang und sagt darüber: „Die zusammenstimmende Wirksamkeit der vollstreckenden und gesetzgebenden Macht zu dem Zwecke der Abschreckung bildet den psychologischen Zwang." Lehrbuch u. s. w. § 14.

Digitized by Google

Käme es blos auf Zweckmäßigkeit an, so würde allerdings praktisch erscheinen, die Deportation in jedem Falle auf Lebenszeit zu verhängen, um gefährliche Individuen auf immer aus dem Lande zu entfernen. Eine solche Bestimmung könnte aber doch für zu hart erachtet werden. Dagegen könnte sich rechtfertigen lassen, den auf eine gewisse Zeit deportirten Verbrecher, wenn er nach seiner Rückkehr rückfällig wird, er mag nun dasselbe oder ein anderes Verbrechen begehen, auf Lebenszeit zu deportiren, denn er hat sich nun als dauernd gemeinschädlich gezeigt.

Allen, welche die hier entwickelten Ansichten pessimistisch und die angedeuteten Vorschläge zu hart finden, möchte ich empfehlen, solche öffentliche Blätter eine Zeit lang aufmerksam zu lesen, welche über viele Criminalfälle berichten. Sie werden nicht allein die bedenkliche Zunahme der Verbrechen ersehen, sondern auch die rücksichtslose Rohheit und Unmenschlichkeit nicht weniger Verbrecher.

Gemeinhin sind die Erscheinungen in der Entwicklung der Völker nicht aus einer einzigen, sondern aus mehreren Ursachen abzuleiten. Es würde auch ungerecht sein, den zu milden Bestimmungen des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich, das doch nicht wenig Anerkennenswerthes enthält, einen großen Antheil an Vermehrung der Verbrechen beizumessen. Unter den Ursachen, die man angeführt hat, ist auch der letzte Krieg mit dem Bemerken bezeichnet worden, daß auch früher nach großen Kriegen Verbrecher und Verbrechen sich vermehrt hätten. Dieser Vergleich paßt nicht, erstens wegen der kurzen Dauer des letzten Krieges und zweitens wegen der Zusammensetzung des deutschen Heeres. Anders war es, als langdauernde Kriege durch Heere geführt wurden, die theils aus geworbenen, theils aus gewaltsam gepreßten Leuten bestanden, von denen nach Beendigung des Krieges ein großer Theil entlassen ward.

Dagegen dürfte das schnelle Anwachsen der Bevölkerung, vorzüglich in den großen Städten, zu den Ursachen einer Vermehrung der Verbrechen zu rechnen sein. Berlin z. B. soll 1688 nur ungefähr 20,000 Einwohner gehabt haben. Später hatte es

1800: 172,132; 146,911 Civilbevölkerung
1860: 495,901; 473,941 "
1867: 702,437; 683,673 "
1871: eine Civilbevölkerung von 826,341
und
1873 im August: eine Civilbevölkerung von 909,580.

Es schreitet also mit raschen Schritten auf die Million zu. Hiermit ist allerdings die Volksmenge von London und Paris bei weitem nicht erreicht; aber diese Städte können uns auch in der Anschwellung der Bevölkerung eher zur Warnung als zum Vorbild dienen.

Aber wo ist nun der Verbannungsort? Nach meiner Vorstellung gibt es drei verschiedene Gegenden der Erde, wo man einen solchen durch Kauf oder Besitznahme erwerben könnte. Ich unterlasse aber, diese Gegenden zu bezeichnen, nicht aus Geheimnißkrämerei, sondern weil ich dann meine Ansicht auch begründen und fürchten müßte, die Leser dieses Blattes durch zu ausgedehnten geographischen Stoff zu langweilen. Es gibt ja in Deutschland viele ausgezeichnete Geographen, welche wohl besser als ich einen Verbannungsort ausfindig machen können. Dann würde es eine Aufgabe der Flotte sein, denselben zu untersuchen. Eine Insel mit nicht ungesundem Klima dürfte den Vorzug vor einem Flecke des Festlandes verdienen, weil sie übersichtlicher ist. Es gibt Inseln, die wenig bekannt und weder von europäischen noch americanischen Weißen in Besitz genommen sind. — Die italienische Regierung, an welche das Bedürfniß eines Verbannungsortes herantrat, hat kürzlich herrenlose Inseln gefunden und in Besitz genommen. Sollte das große Deutsche Reich mit seiner Macht und Wissenschaft nicht dasselbe bewerkstelligen können?

Kaum brauche ich zu erwähnen, daß hier nur die alleräußersten Umrisse des mitgetheilten Vorschlages angedeutet sind.

## Die Deutschen in Brasilien und die brasilianische Auswanderungsfrage.

Von S. Barking.

(Schluß.)

Dies ist in großen Umrissen der Inhalt des Mulhall'schen Buches, zu dem wir nun die Kehrseite, und zwar vom europäischen Standpunkte aus zu zeigen gedenken, gestützt auf andere, unzweifelhaft glaubwürdige Quellen und auf unsere eignen, während unserer Reisen in Central- und Südamerika gemachten Erfahrungen. Es kann gar nicht abgeleugnet werden, daß deutsche Colonisation in Brasilien nach ungeheuren Opfern an Geld von Seiten des Staats, und an Blut und Schweiß von Seiten der Einwanderer, endlich als eine lebende Thatsache, Wurzel in Brasilien gefaßt hat, wahrscheinlich auch mit der Zeit Früchte tragen und ferner nicht mehr auf den ungewissen Wegen des Experiments hin und her geworfen werden wird. Prediger, Lehrer, Ingenieure, Kaufleute, kurz alle nur erdenklichen Berufsarten haben Brasilien, neben einem bedeutenden Contingent von Ackerbauern, aus unserem deutschen Vaterlande mit Menschen versorgt. Ihr Kampf um's Dasein war ein furchtbarer, harter, unsäglich schwerer; aber er ist durch deutsche Ausdauer und Beharrlichkeit siegreich ausgefochten worden, und im großen und und ganzen dürfen wir auf unsere Erbschaft in dem wohlhabenden und friedlichen Brasilien stolz sein. Auch kann ferner nicht abgeleugnet werden, daß fleißige, abgehärtete Landleute, die ihre Augen offen zu halten wissen, nicht ganz mittellos sind und sich keinen Illusionen hingeben, nach schlechteren Plätzen als nach Rio Grande do Sul, auswandern können. Doch trotzdem erheben wir warnend unsere Stimme gegen alle verlockenden Anerbietungen brasilianischer Agenten, mögen sie nun von Hamburg, Bremen, Antwerpen oder Bristol aus ihren Lockruf erschallen lassen. Wir wollen hier nicht die bitteren Klagen wiederholen, welche seiner Zeit unser braver Consul Haupt über die Leiden der Deutschen in Brasilien ausgestoßen hat, sondern wir wollen einfach als vielsagende Warnungstafel den in den Times vom 29. August 1873 durch die englische Auswanderungscommission veröffentlichten Brief eines armen englischen Auswanderers hier hersetzen. Der Brief lautet in getreuer Uebersetzung seines ungebildeten Englisch: „Rio de Janeiro, den 21. Juni 1873. Theurer Vater und Mutter. Ich mache mir das Vergnügen einige Zeilen an Euch zu schreiben, hoffend, daß sie Euch so wohl finden mögen, wie sie mich, dank Gott, augenblicklich gesund hier verlassen. Ich schreibe, um Euch zu benachrichtigen, daß wir nach Cananea abgereist sind. Man hatte zwei Commissäre von Rio gesandt, und wir baten sie, uns nach England zurückzuschicken, und sie sagten uns, wir sollten uns bereit halten, um am 6. (April) nach Rio abzugehen. Sie sandten unsere Kisten nach Cananea, acht Tage bevor wir dahin aufbrachen, und dort wurden sie aufgebrochen und nahe an 70 Pfd. St. Werth an Geld und Kleidungsstücken daraus gestohlen. Es befand sich darunter 9 Pf. St. mir gehöriges Geld, doch von meinen Kleidern war nichts abhanden gekommen. Wir reisten am 14. (April) von Cananea ab und landeten in Rio am 4. (Mai). Herr Phipps, ein zur Gesandtschaft in Rio gehörender Herr, kam zu uns. Er nahm unsere Aussagen auf und sagte, daß wir uns in sehr schlechten Umständen befänden, da der größere Theil weder Schuhe noch Strümpfe und kaum einige Kleider auf dem Leibe hatte .... Wir befinden uns im Emigrant's Home in Rio. Sie wollen, daß wir nach einer anderen Colonie in Rio Grande gehen, doch das haben wir verweigert. Sie sagen uns, wenn wir das nicht thäten, so würden sie uns am 13. das Essen entziehen, und die folgende Notiz wurde, um uns bange zu machen, angeschlagen; unter derselben befand sich keine Unterschrift. „Notiz! Den englischen, aus der Colonie zurückgekehrten und sich augenblicklich im Emigrant's Home befindenden Auswanderern wird hierdurch bekannt gemacht, daß sie sich in acht Tagen zu entschließen haben, ob sie nach der Colonie Santa Maria de Soledale in der Provinz Rio Grande do Sul, oder einer anderen, ihrer Wahl überlassenen Staatscolonie gehen wollen. Im Fall sie

Digitized by Google

sie ihren Entschluß, nach einer dieser Colonien abreisen zu wollen, nicht abgeben, so wird ihre Beköstigung am 13 d. M. aufhören, an welchem Tage die ihnen zu ihrem Entschluß gegebene Frist abläuft. — Emigration Boarding House, den 4. Juni 1873." — Es geschah denn auch diesmal und wir hatten kein Frühstück. Wir gingen nach dem Büreau und sie gaben uns eine Anweisung auf Verpflegung für einen Tag; und heute morgen kam ein englischer Herr und sagte uns, daß die brasilianische Regierung uns bis zum 4. Juli und nicht länger verpflegen werde. Er sagte, daß er mit dem brittischen Minister und dem brittischen Consul gestern Abend eine Zusammenkunft gehabt habe, und daß sie zu der Entscheidung gelangt seien, sie könnten nichts für uns thun und sie wünschten uns, nach Rio Grande do Sul zu gehen; doch wir haben beschlossen nicht dahin zu gehen. Sie forderten uns auf, eine Angabe über das zu machen, was wir von der Regierung zu haben wünschten, wenn wir gingen; wenn wir das aufgeschrieben hätten, würden sie unseren Bitten willfahren. Wir erklärten, daß wir nicht gehen wollten, denn wir könnten in das, was sie sagen, kein Vertrauen setzen, da wir von ihnen betrogen worden sind. Wir können nicht glauben, was sie sagen. Wie man mir erzählt hat, gab es viele Emigranten, die nicht bleiben wollten; die Beamten gingen zu ihnen und fragten sie, ob sie nach England oder America zu gehen wünschten. Sie alle sagten England und zeichneten ihren Namen nach dort. Sie wurden an Bord gebracht und alle dachten, daß man sie nach England sende, doch statt dessen brachte man sie nach Rio Grande, wo ihnen der Capitän, als sie das Schiff nicht verlassen wollten, sagte, daß, wenn sie nicht gleich gingen, er die Polizei holen lassen würde, um sie herunter zu bringen. Hierauf gingen sie, und liegen nun, wie ich gehört habe, auf der Straße ..... Thos. Sheasby." Zu diesem Briefe wollen wir noch bemerken, daß der Briefschreiber und seine Cameraden, vor wenigen Wochen durch Vermittelung der englischen Regierung und durch Private unterstützt, in ihre Heimath im elendesten Zustande zurückkehrten und daß ihre Berichte über die Zustände in Brasilien geradezu haarsträubend sind. So viel über die Behandlung und die Gefahren, denen Emigranten, die sich für ihr Fortkommen auf die Hülfe von Speculanten und des Staats verlassen müssen, unmittelbar nach ihrer Landung in Brasilien ausgesetzt sind. Wie steht es nun, wenn die ersten, im gedachten Briefe beschriebenen, Gefahren glücklich überwunden sind, mit den Gesetzen betreffs Eingewanderter? Ueber diese Frage gibt uns der von Mr. Phipps, Mitglied der englischen Gesandtschaft in Brasilien, dem englischen Unterhaus im vergangenen Jahre unterbreitete officielle Rapport den besten Aufschluß. Er spricht daselbst von einem im October 1837 erlassenen Gesetz über Locacaodos serviços de estrangeros d. h. über ein Gesetz der Dienstcontracte mit Ausländern. Artikel 9 dieses Gesetzes lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Die gemiethete Partei, welche ohne gerechte Ursache resignirt, oder sich vor Ablauf des Contracts entfernt, soll, wo man sie antrifft, aufgehoben, und nicht eher wieder in Freiheit gesetzt werden, bis sie dem Miether das Doppelte von dem bezahlt hat, was sie ihm schuldete, minus die ihr schuldigen Tagelöhne. Sollte die Partei zahlungsunfähig sein, so soll sie dem Miether ohne Vergütigung alle die Zeit dienen, welche noch zur Vollfüllung des Contracts abzulaufen hat. Sollte sie sich wiederum entfernen, dann ist sie zu verhaften und gemäß des vorhergehenden Artikels zu verurtheilen" — nämlich zu Zwangsarbeit bei öffentlichen Bauten auf so lange Zeit, wie zur Nettoliquidation dessen nöthig ist, was sie dem Miether schuldet! Dieses Gesetz schafft, wie leicht ersichtlich, eine monströse Ungleichheit 1. zwischen den Brasilianern und den Ausländern, um so mehr als erstere nach brasilianischem Gesetz keiner Schuldhaft unterworfen sind; 2. zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern. Jeder Einwanderer, der sich contractlich verpflichtet hat einem Brasilianer zu dienen, sei es für die Rückzahlung verauslagter Ueberfahrtskosten, oder für ihm in seiner hülflosen Lage nach seiner Ankunft gemachten Vorschüsse, und der unfähig ist seinen Contract zu erfüllen, läuft, wenn er „ohne guten Grund" resignirt und sich entfernt, Gefahr für immer seine Freiheit einzubüßen und wie ein Zuchthaussträfling behandelt zu werden, wenn es möglich ist seine Arbeitsunfähigkeit in Arbeitsscheu zu verdrehen. Wenn wir hierzu noch in Betracht ziehen, daß sehr häufig unvorsichtige Auswanderer dazu verleitet wurden, sich als Haupt der Familie nicht blos für ihre eignen Schulden, sondern auch für die der Frau und der Kinder und für die sogenannten Glieder der Familie haftbar zu machen und daß der Erbe gezwungen wurde diese traurige Erbschaft anzunehmen, dann haben wir eine Idee von der in Brasilien zum Ersatz der Sklaverei der Schwarzen geschaffenen Leibeigenschaft der Weißen. Was nun die Mittel und Wege anbetrifft, welche dem Fremden offen stehen, sich durch einen Proceß oder durch einen Appell an seine Consularbehörde, Recht zu verschaffen, so belehrt uns Mr. Phipps in seinem Rapport darüber in folgenden Worten: „Von Indianern, ausgenommen im fernsten Südwesten ist nichts zu fürchten und alle, fremden Ansiedlern oder Colonisten angethanen Ungerechtigkeiten, werden unter dem Mantel der Gesetzlichkeit, als ein Resultat der besonderen in verschiedener Hinsicht gegen die Fremden in Brasilien bestehenden Gesetze ausgeführt und infolge der für Fremde notorischen Schwierigkeit, sich ihr Recht bei den Localbehörden zu schaffen und infolge der ungeheuren zu durchreisenden Entfernungen, welche es den Consularbehörden schwierig machen, die von ihren Landsleuten vorgebrachten Beschwerden zu untersuchen". Mit einem Worte: der Himmel ist hoch und der Kaiser weit!

Wenn nun Mulhall in seinem Werke über die große in Brasilien herrschende Toleranz und religiöse Freiheit spricht, so ist darauf nur zu erwidern, daß Protestanten, da wo sie in Menge zusammenwohnen, und an Zahl den Katholiken gleich sind, wenig von der Staatsreligion zu leiden haben. Doch schließt sie das Gesetz als Ketzer von allen öffentlichen Aemtern aus und verbietet ihnen, Thürme auf ihre Kirchen zu bauen. Auch greift das Gesetz arg in die Familienverhältnisse eines Protestanten, namentlich wenn Bekehrungsfälle im Spiele sind. Auch die Erbschaftsgesetze sind derart, daß sie bei einem jeden Emigranten ernstes Bedenken erregen müssen. Man bedenke nur, daß ein Ehemann, beim Tode seiner Frau, wenn kein Ehecontract existirt, das Recht auf die Hälfte seines schwer erworbenen Eigenthums einbüßt, welches auf seine Kinder, und wenn solche nicht vorhanden, auf die Verwandten der Frau übergeht. Auch liegt die Verwaltung des Eigenthums aller Waisen ganz und gar in Händen einer in Rio de Janeiro sich befindenden Centralbehörde, die, so ehrlich sie auch sein mag, doch bei den ungeheuren Entfernungen und schlechten Communicationsmitteln, nicht jeden einzelnen Fall genau überwachen kann. Die natürliche Folge davon ist, daß das Schicksal der Waisen, sowie alle die Nachlassenschaft eines verstorbenen Colonisten betreffenden Angelegenheiten praktisch in Händen der Localautoritäten liegen und so brasilianischem Gesetz und brasilianischer Verschleppung unterworfen sind.

Bei einer jeden beabsichtigten Auswanderung hat man sich die wichtige Vorfrage zu stellen: Verlohnt es sich der Mühe nach diesem oder jenem Lande auszuwandern? Wir wollen diese Frage betreffs Brasiliens an der Hand bekannten Thatsachen zu beantworten suchen. Die große Masse der Auswanderer zerfällt in zwei Kategorien, in unbemittelte Handwerker und in unbemittelte Ackerbauer und Tagelöhner. Bietet Brasilien nun einem Handwerker größere Vortheile, bessere Aussichten auf ein gutes und gesichertes Auskommen dar, wie heute sein deutsches Vaterland? Hören wir, was uns der bereits erwähnte Rapport des Mr. Phipps darauf antwortet. „Die portugiesische Einwanderung," so heißt es in demselben, „gehört einer ganz besonderen Classe an und beschränkt sich hauptsächlich auf die Provinz Rio Janeiro, auf die Hauptstadt und die Städte Bahia und Pernambuco. Sie ist ganz und gar spontan im Charakter und besteht nur aus Handwerkern und kleinen Handelsleuten. Von den angeblich 10 Mill. Einwohnern des brasilianischen Kaiserreichs nimmt man an, daß 1 Mill. entweder geborene Portugiesen, oder Kinder von Portugiesen sind, welche seit 20 Jahren im Lande wohnen. Im Jahre 1870 landeten im Hafen von Rio allein 6 bis 7000 Portugiesen. Die Immigration dieser Classe beträgt indessen ein Halb der gesammten Einwanderung. Fast alle kleinen Krämer in Rio sind Portugiesen und die Handwerker gehören ebenfalls mit wenigen Ausnahmen dieser Nationalität an. In Folge der Identität ihrer Rasse und Sprache mit den Brasilianern gedeihen sie natürlich besser als andere Einwanderer; sie halten

Digitized by Google

zusammen wie eine Gilde oder Clan, und ich nehme daher Gelegenheit gleich im Anfange meines Rapports darauf hinzuweisen, daß kein Handwerker aus dem nördlichen Europa nach Brasilien mit irgend welcher Hoffnung auf Erfolg auswandern sollte. Ein in hohem Amte stehender Brasilianer, dem die beste Gelegenheit zu einem competenten Urtheile zu Gebote steht, gab mir die Versicherung, daß er es noch ganz neulich unmöglich gefunden habe für 31 aus Nordeuropa gekommene Auswanderer Arbeit zu finden. Vergebens wandte man sich an öffentliche Werkstätten, an die Staatseisenbahnen und Privatunternehmungen, um Arbeit zu finden. In den Staatscolonieen, welche bereits auch mit Auswanderern aus dem Handwerkerstande überfüllt sind, würden ihre Aussichten gleich hoffnungslos sein; und in der That, in allen in letzter Zeit von der Regierung verliehenen Contracten, ist es ausdrücklich bestimmt, daß die Handwerker nicht ein Zwanzigstel der Gesammtzahl der Einwanderer übersteigen dürfen." Wenn man zu dieser doch gewiß verständlichen und einleuchtenden Warnung noch die Thatsache hinzufügt, daß der höchste einem geschickten Handwerker in Brasilien gezahlte Arbeitslohn $1\frac{1}{2}$ Thlr. pro Tag beträgt, und wenn man ferner erwägt, daß er für diese Summe in einem heißen, ungesunden Klima arbeiten und alle Lebensbedürfnisse und Annehmlichkeiten viel theurer, als in der Heimath bezahlen muß, so springt das Widersinnige einer Auswanderung von Handwerkern nach Brasilien von selbst in die Augen. Was nun die Ackerbauer und Tagelöhner anbelangt, so haben wir schon weiter oben auf die ihnen so ungünstigen und gefährlichen Arbeits- und Erbschaftsgesetze hingewiesen. Doch muß Ackerbauern weiter in's Gedächtniß gerufen werden, daß Brasilien ein ungeheuer ausgedehntes, menschenarmes Land ist, von dem noch gar keine genauen Aufnahmen existiren, wo Communicationsmittel und schnelle Absatzquellen für Producte fehlen, wo man an Dränirungen noch gar nicht gedacht hat, und wo, dies ist das schlimmste aller Uebel, für den Ackerbauer bei der Anlage einer neuen Colonie, gutes Bauholz fehlt, das größtentheils von Schweden eingeführt wird und für den armen Colonisten unerschwinglich ist. Ferner darf derjenige, welcher sich in Brasilien ansiedeln will, den Umstand nicht aus den Augen verlieren — gedenkt er ein freier Mann zu bleiben —, daß er mindestens vier Jahre nöthig hat, um seine Farm ertragfähig zu machen. Woher nimmt er nun, wenn er keine Mittel hat, die Existenzmittel für sich und die Seinigen während dieser Zeit, und womit bezahlt er die sich während der gedachten Zeit aufhäufenden Schulden und das ihm vorgestreckte Ueberfahrtsgeld? Mit seiner auf lange Jahre, vielleicht auf immer verwirkten Freiheit, mit seiner schweren Arbeit, deren Segen nicht ihm, sondern den großen Speculanten und dem Staat, die ihn hinüber gebracht haben, zu Gute kommt.

Wir fassen nun unsere über die Auswanderung nach Brasilien gewonnenen Ansichten kurz dahin zusammen, daß dieselbe 1. Handwerkern und kleinen Handelsleuten ganz und gar keine Aussicht zu ihrem Fortkommen darbietet und daß 2. Ackerbauer und Tagelöhner in der Provinz Rio Grande do Sul, und in keiner anderen Gegend Brasiliens hoffen dürfen, sich nach harter Arbeit von mehreren Jahren zu Landeigenthümern aufzuschwingen. Diese Hoffnung können sie jedoch nur realisiren, wenn sie mit einem kleinen Capital versehen auswandern und sich von aller Protection und Hülfe der Speculanten und des Staats fern halten. Wenn sie das aber nicht vermögen, dann gehen sie einer gefährlichen und sehr ungewissen Zukunft entgegen. Wir können im Interesse der Sache nicht besser thun als die Ansicht eines Mannes hier anzuführen, der längere Zeit in Brasilien zubrachte und sich eine sehr gesunde Ansicht über das Land bildete*). Er sagt: „Wenn Brasilien erst seine Felder vermessen und hergerichtet und die auf seine Sache anwendbaren Gesetze begriffen und angewandt, seine natürlichen Wasserstraßen geklärt und reparirt hat, dann werden die Quellen von selbst von den Hügeln herabfließen und in Myriaden kleiner Bäche Fruchtbarkeit im Lande verbreiten, und wenn dieser Tag anbricht, dann werden weder Druck noch hochtönende Propaganda auf der einen Seite, noch feierliche Warnung auf der anderen nöthig sein. Alle Zeit denn zwischen spontaner und individueller Emigration und Massenauswanderung unterscheidend, auch nochmals die Vortheile der ersteren Form, welche die wahrer Colonisation ist, betonend — will ich nicht sagen, daß für die angelsächsische Race keine Aussichen unter dem südlichen Kreuz sind. Mögen intelligente, nüchterne, fleißige Menschen, wenn möglich mit einem kleinen Capital in der Tasche, entweder nach dem gesunden Bergwerksdistrict von Minas oder nach den kühlen südlichen Provinzen gehen, und wenn sie zu arbeiten verstehen, dann werden sie ihr Auskommen finden, wenn nicht reich werden. Doch sie werden in ihrem Trinkwasser weder Diamanten, noch Goldstaub unter den Sohlen ihrer schmutzigen Schuhe finden, sondern werden hart zu kämpfen haben, gegen eine fremde Sprache, gelegentliche Vorurtheile, die Concurrenz billiger Arbeit, gegen schlechte, theure Wohnungen und Kleidung und theures Fleisch; während sie, wenn mit den obengedachten Eigenschaften begabt, jedenfalls ebensogut, wenn nicht besser, anderswo hätten fortkommen können".

Schließlich wollen wir noch das Publicum und die Behörde darauf aufmerksam machen, daß ein großes englisches Handlungshaus Beaton in Bristol sich contractlich verpflichtet hat, 100,000 theils englische, theils deutsche Emigranten nach Brasilien hinüberzuschaffen und daß genannte Firma, oder vielmehr deren Agenten, ein Hauptaugenmerk auf Elsaß und Lothringen geworfen haben, um aus der dortigen politischen Lage Vortheil zu ziehen. Wir mahnen die Elsaß-Lothringer ernstlich den Einflüsterungen brasilianischer Agenten ihre Ohren zu verschließen, damit es ihnen in Brasilien nicht so gehe, wie manchen ihrer Landsleute in Algerien.

*) Brazilian Colonisation from an European Point of View. By Jacaré Assu. London, Stanford.

---

## Die Controversen unseres Reichsverfassungsrechts.

(Schluß.)

3. Wie die beiden vorhergehenden Controversen unter sich eng zusammenhängen, so steht auch die dritte mit beiden in einem eng verbundenen Verhältniß. Es ist nicht unbestritten, wie die historisch ja allgemein bekannten Vorgänge der Schöpfung unserer Bundes- und späteren Reichsverfassung vom staatsrechtlichen Gesichtspunkt aufzufassen sind. Da meint die kleinere Anzahl von theoretischen und praktischen Politikern, sie sei entstanden aus einem Vertrage, und die Verfassung des Deutschen Reichs sei demnach nur ein völkerrechtliches Band, das die Einzelstaaten umschlossen halte. Eine wirre und krause Vorstellung, daß die 25 deutschen Staaten durch gegenseitige Verträge ihrem Einheitsbewußtsein Ausdruck gegeben haben, die principiell nicht anders zu beurtheilen, als jene Handelsverträge, die vom Deutschen Reich mit den südamericanischen Staaten abgeschlossen sind! Dazu kommt noch folgendes komische Resultat: Da nicht blos die Krone Preußen mit einem jeden der deutschen Staaten einen Vertrag geschlossen, woraus denn nur 24 Verträge resultiren würden, sondern jeder einzelne Staat mit einem jeden der übrigen 24, so würde sich nach Adam Riese die ansehnliche Anzahl von $24 \times 25 = 600$ Verträgen ergeben, aus denen unsere Reichsverfassung zusammengesetzt wäre. Das ginge wirklich noch über unsere alte deutsche Reichsverfassung, die 1806 zu Grabe getragen wurde, und die schon Samuel Pufendorf ein Monstrum, einen irregulären Körper genannt hat.

Die Vorstellung, daß das Deutsche Reich ein auf einem Vertrage basirendes Bundesverhältniß sei, die von so tüchtigen Publicisten, wie von G. Meyer, getheilt wird, beruht auf jener unglücklichen Analogie mit dem ehemaligen deutschen Bunde. Dieser war allerdings nur ein völkerrechtliches Verhältniß, und demnach Deutschland zu jener Zeit nur ein geographischer Begriff; unser Reich aber ist ein wirklich selbstständiges, durch eine Verfassung geschütztes Staatsgebilde, ein Rechtsstaat in realer Existenz.

Digitized by Google

Allerdings ist richtig, daß Verträge die Grundlage zur Bildung der Reichsverfassung gegeben haben: vorerst die Verträge Preußens vor dem Kriege von 1866 mit seinen Verbündeten; nach dem Kriege die mit seinen ehemaligen Gegnern nordwärts des Mains. Aber mit diesen Verträgen der Regierungen der Einzelstaaten unter einander nahmen die Einheitsbestrebungen kein Ende. Die Verträge wurden von den Landtagen der Einzelstaaten vorgelegt und von diesen genehmigt, darauf in eine Verfassungsurkunde zusammengefaßt, welche von der Nationalvertretung Norddeutschlands, dem Reichstag, als das Regierungen wie Unterthanen der norddeutschen Einzelstaaten in gleicher Weise bindende Bundesrecht erklärt wurde. So hatte sich ein neues pactirtes Bundesstaatsverhältniß gebildet, lediglich nach dem Inhalte der Bundesverfassung und nicht demjenigen der vorausgegangenen Staatsverträge zu beurtheilen. Dieser selbstständigen, über den norddeutschen Einzelstaaten stehenden Bundesgewalt unterwarfen sich nun nach dem großen, glorreichen deutschen Kriege die süddeutschen Staaten, allerdings durch Verträge in das Bundesverhältniß eintretend, die aber, sowie der Eintritt erfolgt war, und die Bundesgewalt sich zur Reichsgewalt erweitert hatte, hinter die Reichsverfassung zurücktraten. Die Abweichungen vom gemeinen Reichsrechte (die sog. Reservatrechte), die sich einige Staaten ausbedungen hatten, wurden als integrirende Momente in die Reichsverfassung aufgenommen, und nur diese, nicht die Verträge, welche sie hervorgerufen, haben staatsrechtliche Geltung. v. Gerber drückt dies so aus:

„Ein ursprünglicher Vertrag der Regierungen hat nach der Absicht der Contrahenten durch Verabschiedung mit den Vertretern des deutschen Volkes in selbstständiges, d. h. nicht mehr auf dem Willen der einzelnen Contrahenten beruhendes Verfassungsrecht verwandelt werden sollen; und dies ist durch hinzutretende Verabschiedung in den einzelnen Staaten anerkannt worden."

4. Der Artikel 78 unserer Reichsverfassung lautet:

„Veränderungen der Verfassung erfolgen im Wege der Gesetzgebung. Sie gelten als abgelehnt, wenn sie im Bundesrath 14 Stimmen gegen sich haben.

Diejenigen Vorschriften der Reichsverfassung, durch welche bestimmte Rechte einzelner Bundesstaaten in deren Verhältnisse zur Gesammtheit festgestellt sind, können nur mit Zustimmung des berechtigten Bundesstaates abgeändert werden".

In den Verhandlungen der süddeutschen Kammern wurde der letzte Absatz von der bairischen Patriotenpartei und den württembergischen Demokraten nun in dem Sinne aufgefaßt, daß unter Zustimmung des betreffenden Staates die Zustimmung seiner sämmtlichen Factoren zu verstehen sei, also Zustimmung der Regierung und der Volksvertretung. Ein aus überwiegend ultramontanen Elementen bestehender Ausschuß der bairischen Kammer brachte den Antrag ein: „Jedes Reichsgesetz, durch welches ein in den versailler Verträgen dem Staate Baiern vorbehaltenes Verfassungsrecht berührt wird, ist für Baiern ohne Geltung, wenn nicht vorerst hierzu die Zustimmung des bairischen Landtags erfolgt ist". — Vom Abgeordneten Oesterlen wurde in der württembergischen Kammer ein Antrag gleichen Inhalts eingereicht. Dieser aber, wie der bairische wurde von der Kammermajorität verworfen, in Folge energischer Bekämpfung seitens der Minister v. Lutz und v. Mittnacht. Auch im Reichstag kam die Sache zur Sprache, und hier erklärte v. Delbrück: „Eine authentische Interpretation kann ich hier nicht geben; ich kann aber nur sagen, daß ich unter dieser Zustimmung nichts anderes verstanden habe, als die Zustimmung im Bundesrathe und daß mir bisher eine entgegengesetzte Auffassung nicht bekannt geworden ist".

☞ Gewiß sind diese Worte aus dem Geiste unserer Reichsverfassung geschöpft. Reichsrecht geht vor Landesrecht! Dies ist gleichsam die Seele, welche unsre Verfassungsurkunde durchdringt. Was Reichstag und Bundesrath beschlossen haben, kann nicht durch ultramontane und ultrademokratische wechselnde Majoritäten für nichtig erklärt werden. Es hieße der Reformentwicklung unserer Bundesverfassung einen schweren Hemmschuh anlegen, wenn man sie von einem außerhalb der Reichsorgane stehenden Willen abhängig machen wollte. Die Frage, ob das Ministerium eines Einzelstaats bei Aufgabe eines Reservatrechtes an die Zustimmung der Volksvertretung gebunden ist, fällt in das Gebiet des inneren Staatsrechts des betreffenden Einzelstaats. Der bairische Minister kann möglicherweise seinem Landtage verantwortlich sein, wenn er z. B. durch die 6 bairischen Stimmen im Bundesrathe sich mit der Aufhebung der selbstständigen Verwaltung des bairischen Heeres in Friedenszeiten einverstanden erklärt hat. Bundesrath und Reichstag sind verpflichtet, diesen Verzicht als einen vollständig gültigen entgegenzunehmen; und das auf Grund desselben neu erlassene Gesetz bindet die bairischen Unterthanen unmittelbar, trotzdem die Landesvertretung vielleicht mit Entrüstung sich dagegen erheben wird und ihrem Premierminister den Proceß vor dem Staatsgerichtshof zu machen beschließt.

5. Noch zu einer zweiten, vielleicht der bedeutendsten Controverse von allen hat der Art. 78 Veranlassung gegeben. Bedeutende Publicisten und parlamentarische Größen verneinen nämlich die Frage, daß auf Grund des Absatz 1 des genannten Artikels auch die Competenz des Reichs abgeändert werden könne. Die der Reichsgesetzgebung unterliegenden Gegenstände sind nämlich im Artikel 4 der Verfassung aufgezählt. Soll das Gebiet der gesetzgebenden und oberaufsehenden Gewalt des Reiches nun erweitert werden, so bedarf es dazu nicht blos der Uebereinstimmung des Reichstags und des Bundesraths, sondern auch der Zustimmung der Landesvertretungen der Einzelstaaten. So meinen nicht blos die centrifugalen Kräfte unserer Nation, sondern die reichsfreundlichsten Männer verschiedenster Parteien, z. B. der verstorbene Twesten, der Staatsrechtslehrer Zachariae, der Generalstaatsanwalt Schwarze, u. a. m Die Herren argumentiren so: Der Ausdruck „Verfassung" in Artikel 78 bezeichne nicht den ganzen voraus gehenden Theil der Verfassungsurkunde, sondern nur diejenigen Bestimmungen, welche in Wahrheit die Verfassung des Bundes betreffen. Die in Artikel 4 enthaltenen Competenzbestimmungen könnten ihrer Natur nach nicht Bestandtheil einer Verfassung sein und deshalb könne sich auch Artikel 78 nicht darauf beziehen. Denn die Festsetzung der Competenz sei Zweck der Verfassung, und letztere nur Mittel dazu gewesen; wenn man die Competenz zur Verfassung rechnen wolle, so wirre man Zweck und Mittel durch einander. Wenn es im Anfang der Reichsverfassung heiße „der Bund soll folgende Verfassung haben", so sei hier Verfassungsurkunde darunter verstanden, in Artikel 78 aber Verfassung im eigentlichen Sinne. Es ist dies eine jener künstlichen, grammatischen Interpretationen, denen wir schon zu wiederholten Malen begegnet sind. Nirgends macht das Gesetz einen derartigen Unterschied; dieser ist rein willkürlich von außen hineingetragen. Es ist ferner logisch ganz verkehrt, die Competenzbestimmungen und die Verfassung in das Verhältniß von Zweck und Mittel zu setzen. Die Verfassung als Rechtsinstitut ist Selbstzweck; sie ist nur insofern Mittel, als sie zur Erfüllung einer Reihe ethischer, politischer und wirthschaftlicher Bedürfnisse des deutschen Volkes dient. Die Competenzbestimmungen des Artikels 78 sind ebenso gut wie der rechtliche Inhalt eines jeden anderen Artikels der Verfassung Theile der Verfassung als Rechtsinstitut und es ist eine geradezu komische Verdrehung der Verhältnisse, wenn man behauptet, der Zweck bei der Gründung der Bundesverfassung sei die Schöpfung von Competenzbestimmungen gewesen, und als Hülfsmittel habe man sich dazu eine Verfassung geschaffen. — Der tiefere Grund dieser wunderbaren Auffassung liegt aber in der Idee des Vertragsverhältnisses, welches nicht blos Veranlassung der Schöpfung der Reichsverfassung, sondern auch ihr juristischer Erklärungsgrund sein soll. Und mit dieser Idee ist eng verknüpft die Furcht, durch unbeschränkte Erweiterung der Competenzbestimmungen geradezu dem Einheitsstaat entgegenzusteuern, von dem allerdings die Theorie behauptet,

Digitized by Google

daß er sich darin hauptsächlich vom Bundesstaate unterscheide, daß in dem letzteren eine Erweiterung der Competenz nur durch einen neuen Bundesvertrag möglich sei, während beim Einheitsstaat selbstverständlich eine derartige Voraussetzung wegfalle. — Aber unsre gesetzgebenden Factoren haben sich keine theoretischen Scrupel gemacht. Trotz der Natur des Bundesstaats, die unsere Verfassung trägt, sind Competenzerweiterungen ohne Zustimmungen der Landesvertretungen erfolgt:

1) Der Artikel 4 Nr. 13 wurde erweitert dahin, daß dem Reiche die Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht und das gerichtliche Verfahren, einschließlich der Gerichtsorganisation zugewiesen ist.

2) Auch die Bestimmungen über Presse und Vereinswesen (Art. 4 Nr. 16) sind der Competenz des Reichs unterworfen.

Wenn das Vereinswesen dem Reiche unterstellt ist, so liegt die Frage nahe: gehören dazu auch die kirchlichen Vereine? Das Jesuitengesetz beweist, daß sie zu bejahen. Heftige, interessante Debatten, welche für die kirchlichen Vereine eine exceptionelle Stellung behaupteten, sind bei der Berathung des genannten Gesetzes geführt worden. Aber einmal erlaubt uns der Raum nicht, sie hier näher zu beleuchten; andrerseits wird unseren Lesern wohl die Gelegenheit geboten werden, aus den Debatten des Reichstags neue Gründe pro et contra zu sammeln, um Zweck und Rechtmäßigkeit der Gesetzgebung und Oberaufsicht des Reiches über kirchliche Vereine zu beurtheilen. Denn sehr fraglich erscheint es, ob Preußen allein im Stande sein wird, die hierarchischen Leidenschaften zu bändigen; und sehr möglich erscheint es, daß die Centrumsfraction eine Aufhebung der preußischen Maigesetze mit Hülfe des Reichstages durchzusetzen sucht. Bei den dann folgenden Debatten steht uns schon das Bild des Reichskanzlers vor Augen, und wir werden betreffs Form und Wirkung seiner Reden das virgilische Wort aussprechen können:

„Quos ego! sed motos praestat componere fluctus".

**Alpha.**

## Literatur und Kunst.

### Gedichte von Bret Harte.

Uebersetzt von

**Ferdinand Freiligrath.**

III.

**An einen Seevogel.**

(Santa Cruz, 1869.)

Herwärts gleitend auf lässigen Schwingen,
Sorgloser Vagabund der See, —
Wenig gilt dir der Brandung Singen,
Der Barre Donnern, der Felswand Klingen, —
Komm, sei Genoß mir auf dieser Höh'!

Wenig Neues hast du zu sagen:
Sturm und Schiffbruch, — so war es von je!
Mich auch widert dies Treiben und Jagen;
Was noch sorgen, was wünschen, was klagen, —
Ich am Ufer, und du auf der See!

All dein Wandern, hier muß es enden!
All dein Wandern in Fern und Näh'!
Meins auch seh' ich sich hier vollenden;
Hier die Schranke muß Trost uns spenden, —
Mir am Ufer und dir auf der See.

Lässig gewiegt von der Meerfluth Grauen,
Fühlen wir beide dasselbe Weh;
Du suchst dein Nest am Gestade zu bauen,
Ich suche Rast auf den Wassern, den rauhen, —
Ich am Ufer und du auf der See.

## Pariser Briefe an den Herausgeber der „Gegenwart".

Salon, Theater, Romane.

Paris, Mitte Mai 1874.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Als ich Sie vor mehreren Monaten zum letzten Male sah, waren Sie so freundlich, mich aufzufordern, Ihnen von Paris regelmäßige Berichte einzusenden. Sie sagten mir damals, daß man sich in Deutschland noch immer lebhaft für Frankreich interessire, und daß ich, wenn ich mir Heine oder Börne zum Muster nehmen wollte, auf ein aufmerksames und zahlreiches Lesepublicum rechnen könnte. Diese schmeichelhafte Zumuthung hatte mich zunächst etwas entmuthigt und möge das von mir beobachtete längere Schweigen erklären. — Briefe, wie Heine und Börne zu schreiben, ist an und für sich keine leichte Aufgabe; dazu kommt aber nun noch, daß meine lieben Landsleute von 1874 schwerlich zufrieden sein würden, wenn der Pariser Correspondent eines deutschen Blattes Aufsätze für sie nach Berlin schicken wollte, wie die Verfasser von „Lutetia" und „Menzel, der Franzosenfresser" sie in den Jahren 1830—50 in die Welt senden konnten.

Heine sagt in seiner Vorrede zu „Lutetia", daß er seine Berichte über französische Zustände hauptsächlich aus „Haß gegen die sogenannten Nationalitätsrepräsentanten in Deutschland verfaßt habe", er nennt diese Männer „falsche Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und die Nachbarvölker besteht, und welche Tag für Tag ihre Galle über Frankreich ausschütten". Paris bezeichnet er als „seine allerschönste und vortrefflichste Freundin, die er um Verzeihung bittet, wenn er sie jemals unwissentlich beleidigt habe".

Sie werden zugeben, verehrter Herr Doctor, daß ich mich Unannehmlichkeiten aussetzen würde, wenn ich heute in diesem oder einem ähnlichen Tone nach Berlin berichten wollte. Meine Briefe würden in den Papierkorb geworfen werden; Sie würden sich wahrscheinlich jede weitere Correspondenz von mir verbitten und bei Gelegenheit dürften Sie sich sogar veranlaßt fühlen, Freunden und Bekannten von mir die wohlmotivirte Mittheilung zu machen, daß ich ein Mensch sei, mit dem ein anständiger Deutscher anständiger Weise keinen Umgang mehr pflegen könne. — Und Sie würden vollständig recht haben.

Ich will hier nicht zu erörtern versuchen, ob Heinrich Heine durch seine Briefe aus Paris Gutes oder Schlechtes gewirkt habe. Der Dichter ist seit langen Jahren todt. Er hat das große Deutschland nicht gekannt. Er liegt auf dem Kirchhofe von Montmartre begraben, und auf seinem Grabstein liest man „Henri" nicht „Heinrich Heine". Die Franzosen nennen ihn: „le moins Allemand des Prussiens" und citiren oft und mit sichtlichem Vergnügen, daß er sich selbst als „Prussien libéré" bezeichnet habe. Ich kann mich dessenungeachtet des Gedankens nicht erwehren, daß das deutsche Herz des deutschen Dichters stolz geschlagen haben würde, wenn er die Helden von St. Privat und Sedan in den Champs Elysées erblickt haben könnte. — Aber wie dem auch sei, ich habe nur constatiren wollen, daß Heine'sche Briefe aus Paris heute wenig Erfolg in Deutschland haben und verdienen würden. Die Welt ist, seitdem Heine schrieb, eine andere geworden. Die blinde Bewunderung für Alles, was französisch ist, existirt nicht mehr. Es genügt nicht mehr, die Franzosen zu preisen und die deutschen Landsleute lächerlich zu machen, um sich daheim den Ruf eines witzigen, vorurtheilsfreien Schriftstellers

Digitized by Google

zu schaffen. Viel leichter wäre es vielleicht jetzt Erfolg bei dem deutschen Lesepublicum zu erringen, wenn man alles Französische tadeln und alles Deutsche loben wollte. — Auch das wird mir schwer. — Aber ich will nicht in diesem meinem ersten Briefe ein Programm aufstellen, das ich später zu erfüllen vielleicht nicht im Stande wäre; ich halte es vielmehr für gerathen, diese Vorrede, die bereits etwas lang geworden ist, zu schließen, um endlich auf den Gegenstand meiner Missive überzugehen. Ich werde ja dann schon gelegentlich von Ihnen erfahren, ob meine Anschauungen und die Art und Weise, wie ich dieselben vortrage, bei den Lesern der „Gegenwart" Anklang finden oder nicht.

Die französische Kunst hat ein neues Lebenszeichen von sich gegeben. Die am 1. Mai im Industriepalaste eröffnete Ausstellung vereinigt mehrere Tausend Werke lebender französischer Künstler. Auch einige Deutsche haben den Muth gehabt, sich dem Urtheil einer französischen Prüfungscommission und des französischen Publicums zu unterwerfen. Ich glaube nicht, daß sie daran wohl gethan haben. Die Franzosen wollen augenblicklich nichts von uns wissen, und wir sollten ihnen, so scheint es mir, nicht den Gefallen thun, uns bei ihnen einzuführen. Der weise Mann bleibt aus dem Hause fort, in dem seine Familie nicht gern gesehen wird; es sei denn, daß er sich berufen glaube, dieselbe dort zu rehabilitiren. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, um nicht zu sagen geradezu unmöglich, daß dies heute einem Deutschen in Frankreich gelingen würde; und ich glaube deshalb, Herr Liebermann und Genossen hätten die Würde des deutschen Künstlernamens besser gewahrt, wenn sie sich von der französischen Kunstausstellung fern gehalten hätten. Es mag der Unparteilichkeit der Kunstrichter, welche deutsche Gemälde in die diesjährige Ausstellung aufgenommen haben, zur Ehre gereichen, daß sie diese Arbeiten nicht ohne Weiteres und einfach, weil es Arbeiten deutscher Künstler waren, verworfen haben, gerade wie ihre Vorgänger im vorigen Jahre sich weigerten Courbet'sche Bilder aufzunehmen, nicht etwa weil Courbet ein schlechter Maler, sondern weil er ein verurtheiltes Mitglied der Commune war. Der Haß gegen die Deutschen ist in Frankreich nicht geringer als die Furcht und der Abscheu vor der Pariser Commune; und die französische Presse weiß den Mitgliedern der Prüfungscommission schlechten Dank dafür, daß sie als Kunstkenner und nicht als Patrioten gehandelt haben. Herr Liebermann wird wahrscheinlich wenig Ruhm und Profit davon ernten, die Aufmerksamkeit des hiesigen Publicums auf sich gelenkt zu haben.

Ich beabsichtige nicht, Ihnen einen ausführlichen Salonbericht zu übersenden. Die meisten Ihrer Leser werden die Bilder, von denen ich sprechen könnte, nicht sehen. Eine Beschreibung oder Kritik derselben dürfte des allgemeinen Interesses entbehren. Ich begnüge mich daher mit der Bemerkung, daß die diesjährige Kunstausstellung in Paris viel gute, und zwei oder drei ganz bedeutende Bilder aufzuweisen hat. Unter letzteren will ich nur den Bonnat'schen „Christus am Kreuze" nennen, der für den hiesigen Schwurgerichtssaal bestimmt ist. Sämmtliche französische Kunstkritiker beschäftigen sich eingehend mit diesem hervorragenden Werke; auch fehlt es nicht an Geschichten über den Ursprung desselben, welche wohl in der Absicht verbreitet werden, die Persönlichkeit des Künstlers interessant zu machen und dem krankhaften Sensationsdurst der Franzosen einige Befriedigung zu verschaffen. So wird unter Anderem erzählt, Herr Bonnat habe sich vierzehn Tage lang mit einem am Kreuze aufgehängten Leichnam eingeschlossen, um das grausig realistische Bild zu schaffen, welches der große Triumph der Ausstellung zu werden verspricht.

Ehe ich den Salon verlasse, will ich noch erwähnen, daß man in demselben einige Schlachtenbilder bemerkt, auf denen die Franzosen Alles niederreiten, was sich ihnen entgegenstellt. Selbstverständlich findet man im Ehrensalon das unvermeidliche Bild des Staatschefs, des Marschalls Mac Mahon. Auch einer der Thronprätendenten, nämlich der junge kaiserliche Prinz, hat sich mit einem Ordensbande geschmückt abmalen lassen. Auf dem Tische, auf welchen sich der Prätendent stützt, liegt ein Veilchenstrauß, Symbol der Bescheidenheit der bonapartistischen Partei. — Die Prinzen von Orleans, immer zurückhaltend und vorsichtig, haben es nicht für gerathen gehalten, sich dem pariser Publicum in Gemälden vorstellen zu lassen. Dagegen sieht man die großen, schönen Gestalten der Herzöge von Chartres, Alençon und Penthièvre täglich auf den Boulevards, in Theatern und im Bois de Boulogne. Die Bonapartisten würden viel darum geben, wenn sie ihren hübschen, blauäugigen jungen Prinzen dem pariser Publicum in derselben Weise vorführen könnten; vorläufig betrachten sie es als einen Sieg, ihn im Industriepalaste in getreuer Abbildung zeigen zu können.

Ueber die neuesten Productionen französischer Schriftsteller läßt sich nicht soviel Gutes sagen, wie über die von lebenden Künstlern jüngst geschaffenen Gemälde. Von den letzten zwei bedeutendsten Erscheinungen auf dem Felde der französischen Literatur, von den Romanen „Quatre-vingt-treize" von Victor Hugo und „la tentation de St. Antoine" von Flaubert ist das erstgenannte Werk bereits ausführlich in der „Gegenwart" besprochen worden. Ueber den merkwürdigen Flaubert'schen Roman behalte ich mir vor, gelegentlich einen besondern Bericht einzusenden. Trotz der Fehler, von denen die Arbeit wimmelt, ist dieselbe wohl werth, daß man sich ausführlich mit ihr beschäftige. Aber wenn ich von den relativen Höhen herabsteige, auf welche Victor Hugo und der Verfasser von „Salambo" seine Leser erhebt, so befinde ich mich plötzlich in der flachsten aller Ebenen.

Die jüngst in Frankreich erschienenen Romane und Dramen sind so schwach, so schlecht sogar, daß es verlorenes Mühen sein würde, dieselben einer Kritik zu würdigen. Ich spreche hier nicht von den anspruchslosen, witzigen Possen, welche im Palais Royal und im Théâtre des Variétés zur Aufführung kommen. Unter diesen findet man hie und da ganz vorzügliche Stücke, welche Dank dem unvergleichlichen Talente von Komikern, wie Geoffroy, Lhéritier, Lasouche, Baron und Schauspielerinnen, wie Madame Chaumont ihren Zweck, das Publicum zu erheitern, vollständig erreichen. So kann ich z. B. einem Jedem Ihrer Leser, der nach Paris kommen sollte, anempfehlen „La petite Marquise" zu sehen. — Meine Bemerkung über die Erbärmlichkeit der heutigen französischen Literatur bezieht sich auf die prätentiösen Schriftsteller, welche ihre Dramen dem Publicum des Théâtre français und des Gymnase vorlegen, oder ihren Romanen in den Spalten der ehrwürdigen Revue de deux Mondes und in den bekannten gelben Bänden, welche bei Michel Lévy erscheinen, Raum zu verschaffen wissen.

Die Lieblinge des pariser Theaterpublicums, Alexander Dumas Fils, Octave Feuillet, Victorien Sardou haben in den letzten Jahren nichts geschaffen, was eine oder zwei kurze Theatersaisons zu überleben würdig erscheint. Dumas hat mit seinem „Monsieur Alphonse" einen bedeutenden und keineswegs verdienten Erfolg gefeiert. Wir sind in Deutschland glücklicher Weise nicht der Gefahr ausgesetzt, unsern Geschmack durch die Aufführung dieses Stückes noch mehr verderben zu lassen, da der bescheidene Dumas, wie wohl bekannt ist, Elsaß-Lothringen als Tantième gefordert hat, um den deutschen Theatern das Recht zu concediren, seine jüngsten Stücke aufzuführen.

Victorien Sardou scheint, nachdem er als Schauspieldichter außerordentlich große Erfolge gehabt hat, sein Glück mit der Posse versuchen zu wollen. Seine letzten Stücke sind im Palais Royal und in den Variétés gegeben worden. Sie mögen hier ungenannt bleiben, denn sie verdienen nicht gekannt zu werden. Das Talent der vorzüglichsten Komiker der beiden genannten Theater hat nicht genügt den jüngsten Kindern der alt gewordenen Sardou'schen Muse mehr als ein kurzes Leben zu fristen. Während Rabagas trotz seiner handgreiflichen Fehler und Schwächen ein volles Jahr auf den Zetteln des Vaudeville prangte, haben die letzten Possen Sardons kaum einige Wochen den kleinen Saal des Palais Royal füllen können.

Aber schlimmer als der paradoxale Dumas und der etwas albern gewordene Victorien Sardou erscheint mir der sentimentale, gezierte, nach Effecten haschende, von falschen Gefühlen strotzende Octave Feuillet. Daß Stücke wie „Jean de Thommerais" und der „Sphinx" auf dem Théâtre français gegeben werden

Digitized by Google

können, ist eine Schande für dies durch seine darstellenden Künstler unvergleichlich dastehende Theater und beweist deutlicher als lange Aufsätze und Kritiken, wie tief die dramatische Kunst in Frankreich gesunken ist.

Die jüngst erschienenen französischen Romane sind nicht lesenswerther, als die jüngst aufgeführten französischen Dramen sehenswerth sind. Es würde reiner Zeitverlust sein, sich damit zu beschäftigen. Wären sie unmoralisch und amüsant, oder langweilig und belehrend, so könnte man sich dies noch gefallen lassen, — aber sie sind schlecht und langweilig zugleich. Nicht einer unter den modernen Schriftstellern reicht den Helden der französischen Romantik, den Victor Hugo, Balzac, George Sand, Alexander Dumas Père ꝛc. auch nur bis an die Knie.

Der große Ruf, dessen sich vor Jahren die französischen Romane bei uns erfreuten, war gewissermaßen gerechtfertigt. Wir hatten derzeit nur wenig bedeutende Romandichter aufzuweisen, während die französischen Schriftsteller das Lesepublicum zu fesseln und zu amüsiren verstanden. Heute aber, wenn wir die altgewordenen Dichter Victor Hugo und George Sand unberücksichtigt lassen, gibt es nicht einen Romanschreiber in Frankreich, dessen Werke sich mit den letzten Productionen unserer Spielhagen, Auerbach, Heyse messen könnten. Es ist zu hoffen, und es ist wahrscheinlich, daß diese Wahrheit über kurz und lang in das große Publicum dringen, und daß das Bedürfniß, neue französische Romane in der Uebersetzung zu lesen, mehr und mehr abnehmen wird. Wir haben noch immer Manches von den Franzosen zu lernen, aber in der Literatur haben sie aufgehört, Vorbilder für uns zu sein. Ich behalte mir vor, für diese allgemeinen Bemerkungen in späteren Berichten Beweise zu liefern. Heute schließe ich diesen langen Brief, der trockener und ernsthafter geworden ist, als ich zuerst beabsichtigte. Möge derselbe von Ihnen, Herr Redacteur, und von den Lesern der „Gegenwart" als ein erster Versuch betrachtet werden, die nicht politischen Zustände Frankreichs, welche durch die letzten Ereignisse gar zu sehr in den Hintergrund gedrängt sind, einer Untersuchung zu unterwerfen.

Ihr ergebenster

**Leopold Richter.**

---

## John Stuart Mills Autobiographie.

Die Autobiographie, welche in John Stuart Mills Nachlaß gefunden und dann rasch hinter einander in zwei Auflagen herausgegeben worden ist, schildert ein Leben voller Geistesthätigkeit, nicht voll bunter äußerer Ereignisse. An solchen war Mills Leben im ganzen so arm, daß er selbst in seiner Bescheidenheit es überall nicht, wie er sagt, der Aufzeichnung werth erachtet haben würde, wäre darin nicht von einer merkwürdigen Erziehung und von einem noch merkwürdigeren ebenso starken Einfluß auf ihn im reiferen Mannesalter Rechenschaft abzulegen gewesen.

Die Erziehung war ganz und allein das Werk seines Vaters. Die Mutter wird nicht einmal erwähnt; die jüngeren Geschwister nur, weil sein Vater ihn anhielt sie zu unterrichten. Sein Vater, James Mill, erst bloßer Schriftsteller und dann Beamter im Dienste der ostindischen Compagnie auf ihrem Hauptcomptoir zu London, war gleichzeitig ein Denker von hervorragender Befähigung und eine zum Wirken auf Andere vorzüglich angelegte überlegene Persönlichkeit. Nicht Bentham sondern er war der Ruhm der Benthamiten oder Utilitarier, die seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts von sich reden zu machen, an der Universität Cambridge und anderswo Anhang zu gewinnen und die Schule und Partei der englischen philosophischen Radicalen zu bilden begannen. Bentham hat allerdings durch seine Reformschriften, namentlich durch die von dem Genfer Dumont in's Französische übertragenen mächtiger auf die zeitgenössische Welt im ganzen gewirkt und eine tiefere Spur in der Geschichte hinterlassen. Aber persönlich leitend und agitatorisch wirkte er nicht. Das überließ er seinem Gefährten James Mill, der in der Stille auf einen Kreis talentvoller Freunde und Jünger den bedeutendsten vorwärtstreibenden Einfluß ausübte, darunter Männer ersten Ranges wie der Nationalökonom Ricardo und der Geschichtschreiber George Grote, und der außer seiner bekannten trefflichen Geschichte Indiens auch sonst allerhand geschrieben hat, das ihn überdauert, namentlich seine für die Entwicklung der philosophischen Anschauungen in England wichtige Analyse der Phänomene des menschlichen Geistes oder analytische (empirische) Psychologie.

Dieser Mann, dessen gewaltige Arbeitskraft an Amtsgeschäften und wissenschaftlicher Schriftstellerei zusammen noch nicht genug hatte, unterwarf nun seinen ältesten, 1806 geborenen Sohn einer wohl einzig dastehenden Erziehung. Er besorgte sie völlig selbst; von dem Besuch einer Schule oder selbst nur der aushilfsweisen Heranziehung von Privatlehrern war keine Rede. Der Knabe war eben drei Jahre alt, da mußte er schon anfangen griechische Vocabeln auswendig zu lernen. Mit Grammatik wurde er nicht viel geplagt; es ging gleich an's Lesen, erst von Aesops Fabeln, dann von Xenophons Anabasis, bald aber sogar den leichteren Dialogen Platos. Fehlte ihm ein Wort, so half statt des Lexicons sein gegenübersitzender und an der ostindischen Geschichte schreibender Vater aus. Abends am Familientische mußte gerechnet werden. Die übrigen Tagesstunden füllte großentheils eine Lectüre, von der die gewöhnlichen Jugendschriften zwar nicht grundsätzlich ausgeschlossen waren, aber doch wenig Raum einnahmen. Geschichts- und Reisewerke wogen vor; was der kleine John aus ihnen behalten hatte, mußte er andern Morgens auf ihrem regelmäßigen Spaziergange vor der Frühstunde dem Vater wieder erzählen.

So ging es bis zum achten Jahre. Dann kam Lateinisch hinzu; aber auch hier wurde wesentlich nur in der Lectüre der Classiker geübt, nicht im Lateinischschreiben oder gar in der sonst bei den Engländern so beliebten Anfertigung lateinischer Verse. Das Griechische wurde daneben mit den schwereren Autoren fortgesetzt, und aus dem Plato oder Demosthenes mußte laut vorgelesen werden. Mill bezeichnet dies als eine seiner unangenehmsten Uebungen, da der Alte sich ein eigenes System richtigen Vortrags zurecht gezimmert hatte und streng danach verfuhr, ohne ihm doch je durch Beispiele zu zeigen, wie es besser zu machen wäre. Auch die ihm bereits auferlegte Unterweisung der jüngeren Kinder in dem, was er selbst kaum verdaut hatte, will er namentlich der moralischen Wirkungen wegen nicht loben. Besser zufrieden ist er mit seiner frühen Einweihung in die Regeln des Denkprocesses. Logik, gut gehandhabt, hält er für einen völlig geeigneten Unterrichtsgegenstand des reiferen Knabenalters. Dasselbe gilt ihm von der Volkswirthschaftslehre, in welche ihn sein Vater vom dreizehnten Jahre an nach Ricardo und nach eigenen Heften, nicht nach Adam Smith einführte. Er trug ihm auf jedem Morgenspaziergang ein Capitel vor, das dann im Laufe des Tages aus dem Gedächtniß niederzuschreiben und bis zu völliger Genauigkeit zu verbessern war.

Die Methode des alten Mill war bei dem allen durchaus auf die Entwicklung des Denkvermögens und selbständiger Geistesthätigkeit gerichtet. Er stellte seinem Zögling eher zu schwere als zu leichte Aufgaben. Er hütete sich wohl, ihm zu früh auf die Sprünge zu helfen; lieber ließ er ihn eine Weile sich fruchtlos abquälen und der Schwierigkeit der Lösung vollauf inne werden. Dadurch in Verbindung mit den gewählten Unterrichtsstoffen wurde der Knabe schon in frühester Jugend an geistige Anstrengungen außerordentlich gewöhnt, und lernte sich nicht mit leeren Redensarten oder halben und unklaren Gedanken abspeisen lassen. Einen Trugschluß in sein Nichts aufzulösen, sagt er, sei fast seine erste Fertigkeit geworden.

Dieser starken Seite der ihm zugewendeten Erziehung stand aber natürlich auch eine schwache gegenüber. James Mill war ein äußerst lebensgewandter, schlagfertiger Mann; sein Sohn wurde es so wenig, daß er stets eher das Bild eines schüchtern-unbeholfenen deutschen Stubengelehrten als eines englischen Geschäfts- und Weltmanns gewesen ist. Keine der nützlichen körperlichen Uebungen, an denen die britische Erziehung und Lebenspraxis so reich ist, bildete seine Muskeln aus, stählte seine Nerven, und hielt sein Wesen im Gleichgewicht. Ohne die täglichen langen Spaziergänge würde er die scharfe Geisteszucht seines Vaters schwerlich heil überstanden haben. Auch so trat im zwanzigsten Jahre eine Nervenverstimmung ein, deren krankhafte Geistesabsonderungen dieser sonst so nüchterne und naturalistische Denker auffälliger Weise ganz ernsthaft als eine „geistige Krisis" behandelt.

Nüchtern und naturalistisch mußte der jugendliche Philosoph allerdings schon dadurch werden, daß sein Vater von der Poesie wenig hielt und von der Religion eigentlich gar nichts. Religionsunterricht hat

Digitized by Google

Mill der Jüngere daher überhaupt nicht und in keiner Form genossen, — ein in England wohl noch viel seltenerer Fall auf den Höhen der Bildung, als bei uns in Deutschland. Doch prägte ihm sein Vater, der sonst mit keiner seiner radicalen Ueberzeugungen hinter dem Berge hielt, die Nothwendigkeit ein, dieses gespannte Verhältniß zu Kirche und Religion nach außen hin nicht merken zu lassen. Mill ist dieser Lehre bis an seinen Tod treu geblieben, obwohl er ihre Begründung später in Zweifel gezogen zu haben scheint; seine religiösen Ideen waren die einzigen, über welche er bei seiner Wahl in's Parlament im Jahre 1865 Auskunft zu geben verweigerte, und auch die Autobiographie theilt uns schlechterdings nichts Näheres darüber mit.

Die Poesie fand in Mills Umgebungen ebenfalls keine rechte Stätte. Bentham war geradezu ihr Gegner; er schalt alle poetische Darstellung kurz und gut Entstellung. Seine Nachfolger, denen er 1823 die Westminster Review zum Tummelplatz ihrer Propaganda schuf, gingen mit den Dichtern der Zeit übel genug um; Bingham sagte z. B. einmal von Thomas Moore, er sei ein Dichter und folglich kein Denker. Indessen behauptet Mill, der Schein sei doch schlimmer gewesen als die Wirklichkeit, und von sich selbst sagt er aus, daß Wordsworth in jener hypochondrischen Epoche der späteren zwanziger Jahre geradezu heilend, daß auch Goethe mächtig umstimmend auf ihn gewirkt habe.

Mit dieser Wirkung Goethes auf den jungen englischen Denker hat es allerdings eine eigenthümliche Bewandtniß. Er stellt ihn in dieselbe Reihe mit Coleridge und Carlyle, was den allgemeinen Einfluß auf seine Seelenstimmung betrifft, und behandelt ihn als Repräsentanten der Reaction gegen das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland, also so zu sagen als einen Romantiker. Während von unseren Philosophen höchstens Fichte eine etwas realere Bedeutung für ihn erlangt zu haben scheint, verwandelte sich in seinem durch und durch philosophischen Geiste auch die Lectüre Goethes zu derartigem sublimirtem Nahrungsstoff.

James Mill, meint sein Sohn, war noch ganz ein Mann des achtzehnten Jahrhunderts im besten Sinne des Worts. Er glaubte an keine angeborenen Vorstellungen oder Begriffe, und hielt in der Politik die repräsentative Demokratie für die einzig menschenwürdige Staatsform, wenn er auch nicht grade, wie Bentham, absoluter Republicaner war. Gegen diesen politischen Standpunkt hauptsächlich kehrte sich in seinem Sohne die erwähnte innere Reaction. Er lernte die nothwendige Aufeinanderfolge der Culturepochen, die Relativität aller politischen Institutionen und Formen würdigen, wozu die Bekanntschaft mit den französischen Saint-Simonisten und namentlich August Comte, sowie mit Tocquevilles classischem Buche über die Demokratie in America nicht wenig beitrug. Als daher sein Vater 1836 starb und er die inzwischen durch Sir William Molesworth mit der London Review verschmolzene Westminster Review zu redigiren übernahm, geschah dies in einem von seinem Ausgangspunkte ziemlich abweichenden Sinne. Neben den alten Genossen seines utilitarischen Debattirclubs ließ er Thomas Carlyle und verschiedene Anhänger Coleridges in die Spalten der Zeitschrift ein; sein Motto war „Vielseitigkeit", die er uns hier nun auch als eine Devise Goethes bezeichnet.

„Ich dachte immer," sagt er, „bescheiden von meiner Befähigung als origineller Denker, ausgenommen in solchen Wissenschaften wie der Logik, der Metaphysik und den abstracteren Theilen der Nationalökonomie oder der Politik. Für meinen wahren Beruf nahm ich von jeher die Vermittlung zwischen originellen Denkern und dem großen gebildeten Publicum." Ein solcher origineller Denker sollte ihm noch während der zweiten Hälfte seines Lebens näher treten, und die Gestalt desselben füllt denn auch den Schluß der Autobiographie ähnlich alldurchdringend aus, wie seines Vaters mächtige Figur den Anfang.

Es war ein weibliches Wesen, dieser große originelle Denker. Mill hatte sie kennen gelernt, als er 25, sie 23 Jahre alt war, sie hieß damals Mrs. Taylor; ihr Mann war der Enkel eines alten Herrn, der in Mills Kinderjahren ihr Nachbar gewesen war und ihn zuweilen in seinem Garten hatte spielen lassen. Ein gut erzogener, freisinniger Ehrenmann — Droguist in einer Londoner Vorstadt nach der Edinburgh Review — besaß Mr. Taylor doch nicht jene geistigen oder künstlerischen Interessen, welche ihn zu dem wirklichen Lebensgefährten seiner hochbegabten Frau gemacht haben würden, obwohl sie sich gegenseitig liebten und achteten. So geschah es, daß Mill darin mit der Zeit an seine Stelle trat. Es geschah nicht rasch; etwa von Ende der dreißiger oder Anfang der vierziger Jahre an. Es geschah auch nicht in dem Sinne, daß er thatsächlich ihr Gatte geworden wäre, während der rechtmäßige Inhaber dieses Platzes noch lebte. Die Liebenden beschränkten sich nach Mills Versicherung darauf, in Mrs. Taylors Wohnung, gleichviel ob sie bei ihrem Manne in der Stadt oder auf ihrem Landsitz mit ihrer kleinen Tochter allein war, oder auch auf gelegentlichen gemeinsamen Ausflügen den Geistesverkehr mit einander zu pflegen, der ihnen zum Lebensbedürfniß geworden war. Erst nachdem Mr. Taylor 1849 unerwartet das Zeitliche gesegnet hatte, fiel anderthalb Jahre später zwischen seiner Wittwe und ihrem geistig ebenbürtigen Freunde auch das letzte äußere Band und sie wurden auf achtehalb Jahre Mann und Frau.

Die Leser von Mills kleineren Schriften waren schon durch frühere kurze Andeutungen darauf aufmerksam gemacht worden, wie außerordentlich hoch er seine Frau stellte. Aber erst die Autobiographie verbreitet darüber volles Licht. Er führt sie uns jetzt als ein geistig und sittlich nahezu vollkommenes Wesen vor, dabei keineswegs, wie man meinen könnte, körperlich vernachlässigt oder im Umgang zurückhaltend und schwerfällig, sondern als eine schöne und geistreiche Frau von ihren Kreisen gefeiert, lange bevor sie einen der einflußreichsten zeitgenössischen Schriftsteller und Redner inspirirte. Diesem aber wurde sie wirklich, was einst der römischen Sage nach die Nymphe Egeria dem König Numa war. Er brauchte sie nicht etwa erst zu seiner eigenen geistigen Höhe heranzuziehen. Leugnet er auch nicht, ihr durch Zuführung von Stoff oder durch raschere und bequemere Orientirung auf wichtigen Geistesgebieten seinerseits bedeutende Dienste geleistet zu haben, so will er doch entschieden mehr empfangen als gewährt haben. Nachdem sie sich soweit in inneren Einklang versetzt hatten, daß sie ihre Gedanken gemeinschaftlich spazieren schicken konnten, fand er, daß die ihrigen den seinen beständig voraus eilten. Die neuen Wahrheiten, welche ihr aufstießen, däuchten ihm überdies kaum je von mitunterlaufendem Irrthum befleckt. Er gab sich ihrem Einfluß rückhaltlos hin, und pries sich glücklich, ihre Ideen in seiner Auffassung und Form der Welt überliefern zu können. Das waren dann eben die Kinder ihrer Ehe; Sprößlinge von Fleisch und Blut ergab sie nicht.

Mill ist bekanntlich mit einem sehr weit gehenden Buche über die Gleichberechtigung der Frauen hervorgetreten, und hat auch im Parlament zuerst den seitdem mehr oder weniger ständig gewordenen Antrag auf Ertheilung des politischen Stimmrechts an wirthschaftlich selbstständige Frauen eingebracht. So läge es nahe zu vermuthen, daß dies besonders der Gedankenpfad gewesen, auf welchen ihn der Verkehr mit seiner genialen Freundin hingeführt hätte. Aber grade hier brauchte sie seine Führerin zufällig nicht erst zu werden. Er hatte schon als junger Mensch sammt seinen damaligen Genossen unter Benthams Billigung, aber ohne die förmliche Sanction seines Vaters, volle rechtliche Gleichstellung des weiblichen Geschlechts verlangt. Damals wußte er noch von keiner Mrs. Taylor. Es war also gewiß ein eigener Zufall, der ihn, den philosophischen Anhänger der Frauenemancipation, einem weiblichen Geschöpf auf seinem Lebenswege begegnen ließ, welches so ungemein geeignet war, den Satz von der wesentlich gleichen Naturanlage beider Geschlechter zu bekräftigen. Immerhin wäre zu wünschen, daß man für die Art und den Grad der Begabung von Mrs. Mill noch irgend ein anderes zuverlässiges Zeugniß hätte als das ihres schwärmerischen Verehrers; obwohl dieser gewiß kein gewöhnlicher Zeuge und seine Aussage im Texte der Autobiographie von imponirender Bestimmtheit, Durchsichtigkeit und Ruhe ist. Einer der englischen Kritiker der Autobiographie, aber allerdings ein sehr eingenommener und einseitiger, erklärt, Frau Mill sei eine Frau von Tact, einiger Originalität und viel Zärtlichkeit für ihren zweiten Mann gewesen, — mehr nicht.

Was empfing Mill denn nun aber an geistigen Schätzen oder Directiven von dieser wunderbaren Frau? Zunächst natürlich, da sie über die Stellung ihres Geschlechts im Leben ohne Zweifel zuerst und am häufigsten nachgedacht hatte, eine Fülle von concretem Stoff, um seine abstracte These von der Gleichberechtigung der Frauen oder von den üblen Folgen ihrer Unterordnung und Ausschließung lebendig zu erläutern. Dann jedoch gleichzeitig — überraschend, aber wahr — eine Richtung auf den Socialismus und eine Richtung auf die Freiheit. Das Capitel in seiner Nationalökonomie über die voraussichtliche Zukunft der arbeitenden Classen, das ihn in den Ruf eines Socialisten gebracht hat, würde er nach seinen jetzigen Enthüllungen ohne sie offenbar nicht verfaßt oder mindestens nicht so verfaßt haben. In dem Buche über die Freiheit aber, dem er von allen seinen Werken die längste Lebensdauer zutraut, hat ihr

Digitized by Google

Geist, versichert er uns, gewissermaßen seinen lesbaren Niederschlag erfahren, — sie lebt darin fort.

Es begreift sich hiernach die Wahl des Gegensatzes, in welchen er die Freiheit des Individuums hauptsächlich stellt. Nicht, wie bei seinem großen Vorgänger Wilhelm von Humboldt, ist es die geregelte, aber doch mehr äußerlich vorgehende Zwangsgewalt des Staats, sondern es ist die unsichtbare Tyrannei der Sitte oder öffentlichen Meinung, wogegen der englische Philosoph vorzugsweise das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen zu wahren unternimmt. Einer Frau, mochten ihre Gedanken auch noch so weit schweifen, mußten diese Fesseln und Bande der Abschüttelung jedenfalls dringlicher bedürftig dünken als übermäßig einengende Gesetze; vollends in England, wo die Herrschaft des Geistes der Habeas-Corpus-Acte und der Freihandelsidee den Gesetzgeber seinerseits ja leidlich in Schranken hält.

Das größtmögliche Maß individueller Bewegungsfreiheit und Selbstbestimmung ist danach auch die Bedingung, von welcher Mill seine Unterstützung socialistischer Tendenzen abhängig macht. Auf eine baldige Verwirklichung derselben war sein Beistand überhaupt nicht gerichtet. Er wollte jenen Ideen nur nicht einfach alle Zukunft abgesprochen wissen. Wie er bei den Ergebnissen der Wirthschafts- oder Gesellschaftswissenschaft unterschied zwischen solchen wahren Naturgesetzen, die aus unabänderlichen Grundtrieben des menschlichen Wesens hervorgehen, und der bloßen Nachwirkung lange bestehender, aber unveränderlicher Gesetze, Sitten und Gewohnheiten — so hielt er es auch für denkbar, daß mit der Zeit der Gemeinsinn eine hinlänglich starke Triebfeder in der Masse der Menschen werde, um sie zu Leistungen anzuspornen, deren jetzt nur der Selbsterhaltungstrieb fähig ist. Sowie der gemeine Mann heute nicht sowohl in England als in Deutschland und anderswo für sein Vaterland in den Tod geht, so könnte er nach Mill auch lernen für sein Vaterland oder die bürgerliche Gemeinschaft, statt blos für sich, zu graben oder zu weben. Ob dies Illusion ist oder eine vernünftige Erwartung, kann hier dahingestellt bleiben. Genug, daß der Socialismus von Mr. und Mrs. Mill weder für die Gegenwart bereits praktisch gemeint war, noch überhaupt viel mehr als den Namen gemein hat mit den populären socialistischen Systemen und Ideen, bei denen allen die persönliche Freiheit fast ebenso schlecht wegkommt wie in irgend einem despotischen Staate des Orients.

Wie jedoch die englischen Arbeiter sind und denken, genügte diese theoretische Ermuthigung, sie zu Mills entschiedenen Freunden zu machen. Das erfuhr er bei seiner Wahl in's Unterhaus sowohl, wo nicht einmal der zufällige und von seinen Gegnern weidlich ausgebeutete Umstand, daß er einmal öffentlich auf den Hang des Arbeiterstandes zum Lügen hingewiesen hatte, ihm ihre Unterstützung kostete, als auch später bei den unruhigen Auftritten nach der Schließung des Parks, wo sein mündlicher Hinweis auf die Folgen die erregten Massen abhielt der militärischen Gewalt revolutionäre Gewalt entgegenzusetzen.

Da wo die Autobiographie an diese kurze parlamentarische Episode (1865—68) in Mills Leben gelangt, verändert sich einigermaßen ihr Ton. Ein stärkeres Selbstbewußtsein drängt sich hervor; der Leser hat zuweilen das Gefühl, als schreibe Mill sich etwas zuviel Verdienst oder Bedeutung zu, welches ihm in den früheren Partien des Buches sicher nie gekommen ist. War es, weil hier weder sein Vater noch seine 1858 bereits verstorbene Frau an dem Ruhme seiner Leistungen stillen Antheil hatten? oder ging es Mill wie Paganini, der die Lobsprüche über sein unvergleichliches Geigenspiel mit der Frage abzuschneiden pflegte, was man denn aber gar erst zu der Grazie seiner Verbeugungen sage? Er hat allerdings gezeigt, daß ein Mann seines Schlages auch im Hause der Gemeinen sich Gehör und Beachtung zu erzwingen im Stande sei, aber zu einer maßgebenden Rolle hat er es nicht gebracht und hätte es auch bei längerer Anwesenheit schwerlich. Dafür hatte der Dienst bei der Ostindischen Compagnie, mit welchem er in seines Vaters Fußtapfen trat, so ersprießlich er für die Praktikabilität seiner politischen Ideen gewesen sein mag, ihn doch nicht ausgiebig genug vorbereitet. Ein reines Denkerleben läßt sich nicht willkürlich bei vorgerückten Jahren noch mit einem erfolgreichen Leben in der handelnden Welt vertauschen.

Mills Autobiographie wird diejenigen unfehlbar enttäuschen, welche in ihr irgend etwas wie bequeme Unterhaltung suchen. Die Bewegungen, welche sie schildert, sind rein geistige; von der sichtbaren und handgreiflichen Welt ist so wenig die Rede, als bei einer Lebensbeschreibung nur überhaupt möglich. Zudem sind die Stoffe die höchsten, welche einen modernen Menschen beschäftigen können, religiöse und kirchliche Fragen freilich ausgenommen. In der Darstellung fehlt der Humor oder der Witz ebenso vollständig wie die poetische Blume oder der höhere pathetische Schwung. Ununterbrochen geht es in dem Flusse ernster sachlicher Erzählung und Auseinandersetzung vorwärts. Sogar bei den Portraits, welche ziemlich zahlreich entworfen werden, begnügt der Maler sich, mit den nothwendigsten Strichen nur die Form getreu wiederzugeben; die Farbe verschmäht er gänzlich. Weder von seinem Vater noch von seiner Frau erfahren wir das mindeste, wie sie ausgesehen, was ihre Lebensgewohnheiten u. dgl. mehr — nichts als was unbedingt dazu gehört, um uns den Gedankengehalt, auf welchen es ankommt, erschöpfend und klar zu überliefern. Dagegen ist der Stil höchst einfach, durchsichtig, kraftvoll und bezeichnend. Die Schwerfälligkeit seiner größeren Werke erscheint hier durchaus überwunden. Mit Einem Worte also: es ist wohl das abstracteste Buch, das je unter dem Titel einer Lebensbeschreibung erschienen ist, aber für Leser von ernstem sachlichem oder persönlichem Antheil trotzdem eine so einnehmende bedeutungsvolle Lectüre, wie sie sie sich nur immer wünschen werden.

A. Lammers.

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Papst Sixtus V."

Tragödie in fünf Aufzügen von Julius Minding. Dargestellt von den Mitgliedern des herzogl. meiningen'schen Hoftheaters.

Vor vier oder fünf Jahren wurde in dem literarischen Theile aller deutschen Blätter die Nachricht abgedruckt, daß ein vor einem Vierteljahrhundert geschriebenes und völlig in Vergessenheit gerathenes Trauerspiel aus dem Staube alter Theaterbibliotheken wieder ausgegraben sei, und daß dieses Trauerspiel dichterische Schönheiten erster Größe enthalte. Der literarische Schliemann, welcher sich um diese Ausgrabungen verdient gemacht hatte, war der oldenburgische Theaterdirector Becker. Bald darauf erschien dieses Trauerspiel im Druck im Verlag der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg mit einer Einleitung von Clemens Rainer, Oberregisseur am Stadttheater in Zürich, und August Becker, Theaterdirector in Oldenburg. Außer diesem Vorwort und der Bearbeitung des Minding'schen Trauerspiels enthielt der Band noch eine einleitende Abhandlung „über die tragische Schuld und die poetische Gerechtigkeit", welche ebenfalls aus der Feder des Herrn Becker stammte. Von diesem Buche liegt uns gegenwärtig die zweite Auflage vor. Sie hat noch eine Bereicherung erfahren. Ein Bogen Petitdruck enthält alle vortheilhaften Aussprüche bedeutender und unbedeutender Kritiker, maßgebender und unerheblicher Blätter, zu welchen die Minding'sche Dichtung Veranlassung gegeben hat. Aus der Einleitung erfahren wir, daß „seit den Classikern keine zweite Dichtung oder nur wenige ebenbürtige von solch tragischer Wucht und gleicher Vollendung der Form das Licht erblickt haben". Die Kritiken scheinen diese Auffassung zu bestätigen.

Auf einigen kleineren Theatern wurde das Trauerspiel des inzwischen verstorbenen Dichters aufgeführt, und die Zeitungen berichteten regelmäßig über die bedeutenden Erfolge, welche das Stück in seiner neuen Bearbeitung errungen habe. Die Bühnen ersten Ranges verhielten sich der Minding'schen Tragödie gegenüber bis jetzt theilnahmlos. Die Theilnahmlosigkeit wurde von den Kritikern häufig und nicht immer gelinde getadelt. Bei der Aufführung eines jeden neuen Stückes, welches wenig oder gar keinen Erfolg an den Hoftheatern hatte, wurde den obersten Leitern das Minding'sche Trauerspiel auf unliebsame Weise in Erinnerung gebracht. „Weshalb erspart Ihr uns nicht die Langweile und den Verdruß, den die dramatischen Nichtsleister unserer Zeit uns beständig bereiten? Weshalb gebt Ihr uns nicht „Sixtus V.", jenes Meisterwerk, welches ꝛc.?" Noch vor kurzem machte die „Nationalzeitung" in wenig verbindlicher Weise die Generalintendanz auf diese Unterlassungssünde aufmerksam.

Nun haben wir denn den Meiningern also die uns lange vorent-

Digitized by Google

haltene Freude zu verdanken. Wir haben das Stück mit seinen classischen Schönheiten in einer sorgfältigen Darstellung gesehen, wir haben uns's andächtigste gelangweilt und wir begreifen nun vollkommen, daß das Minding'sche Trauerspiel trotz aller Anstrengungen der guten Freunde nicht in weitere Kreise gedrungen ist.

Die Herren Becker und Rainer haben es ohne Zweifel mit der Minding'schen Muse sehr gut gemeint; ich zweifle nicht im entferntesten an der vollen Aufrichtigkeit ihres Enthusiasmus. Die Berechtigung desselben aber scheint mir mindestens fraglich zu sein. Die Herausgeber haben dem Andenken Mindings durch die unglaubliche Ueberschätzung des Dichters einen schlechten Dienst erwiesen. Die Zuversicht allein genügt ja nicht, uns eine allerdings recht anständige, strebsame, aber doch höchstens mittelgute Arbeit als ein halbclassisches Meisterwerk zu octroyiren. Die Herausgeber haben das Minding'sche Werk auf ein so hohes Piedestal gestellt, daß man bei der Beurtheilung desselben die höchsten Anforderungen zu machen verpflichtet ist. Diesen Anforderungen aber genügt das Werk durchaus nicht. Nicht Bosheit, nicht Gehässigkeit, nicht Kurzsichtigkeit haben, wie die Herausgeber glauben und mit Vermessenheit aussprechen, das frische Aufblühen dieser verborgenen Wunderblume bis jetzt verhindert; ihre eigene Lebensohnmacht allein ist daran schuld.

Wir wollen uns das Stück etwas näher ansehen. Minding macht es uns bequem, die Handlung kurz zu erzählen, denn es ist keine Handlung da. Der Inhalt läßt sich in einem Satze wiedergeben. Der ehrgeizige Cardinal Montalto, dem es gelungen ist, durch erheuchelte Gebrechlichkeit und erlogene Stupidität seine Umgebung zu täuschen, wird gerade dieser vorgeblichen Mängel wegen nach dem Ableben Gregors XIII. zum Papste gewählt, zeigt sich nun plötzlich als energischer, kräftiger Regent und wird auf Anstiften der Jesuiten, die er unter das päpstliche Joch beugen will, vergiftet. An diese Conversationslexiconsweisheit hat Minding noch eine Liebesgeschichte angekleckst, die mit dem inneren Organismus des Stückes in keiner Weise verbunden ist. Von Zeit zu Zeit läßt er eine junge Römerin über die Bühne rasen, der ein junger Römer eiligen Fußes folgt. Beide scheinen hohe politische Ideale zu haben, und das bekommt ihnen schlecht. Denn der junge Römer wird als Revolutionär gehängt, und sie vergiftet aus Versehen den Papst, der, wie sich nachträglich herausstellt, eigentlich ihre Ideale verwirklichen wollte. Sie hatte davon keine Ahnung, die Gute. Sie erfährt es erst, nachdem sie dem Papst das Gift beigebracht hat. Und sie erfährt es — dies ist charakteristisch — durch seine eigenen Worte, nicht etwa durch seine Handlungen. Mit dieser Einzelheit ist eigentlich das ganze Stück kritisirt. Der begeisterten Mathilde Gräfin von Castelferro — so heißt die junge politische Dame — kann man es gar nicht übel nehmen, daß sie sich im Minding'schen Trauerspiel über die Fähigkeiten und die Energie des Papstes vollkommen irrt, denn er thut — im Trauerspiel — wirklich nichts, was ihn als einen bedeutenden Menschen bezeichnen könnte. Erst als sein Auge bricht, sagt er, daß er bedeutend gewesen ist. Und da muß man's ihm wohl glauben.

Die Minding'sche Dichtung enthält in der Form und in den Gedanken einige wirklich schöne Eigenschaften. Es ist das Werk eines talentvollen Mannes, der von der Bühne leider nicht das Mindeste verstanden hat. Aber es ist geradezu ein Hohn, diese Dichtung zu einer classischen Tragödie aufblähen zu wollen. Jeder Redaction werden im Laufe des Jahres, namentlich von den Gymnasiallehrern in kleineren Städten, einige Dutzend historischer Trauerspiele zugesandt, die niemals zur Aufführung gelangen. Wer diese Stücke durchblättert, wird ein Gefühl der Wehmuth niemals gänzlich unterdrücken können. Man findet in denselben häufig poetische Einzelheiten, welche über die Mittelmäßigkeit weit hervorragen. Sie enthalten sprachliche Wendungen voller Kraft und Originalität, die Charaktere sind zum Theil scharf ausgeprägt — kurzum diese Arbeiten bekunden eine entschiedene Begabung ihrer Verfasser. Und dennoch bleiben sie völlig unbeachtet, weil sie für die Bühne unbrauchbar sind, weil sie an einer entsetzlichen Schwerfälligkeit in der Entwicklung und Ungeschicklichkeit in der Technik leiden. Ganz denselben Eindruck macht das Minding'sche Trauerspiel. Ich habe in meiner redactionellen Praxis schon mehrere Dramen von unbekannt gebliebenen Verfassern gelesen, welche dem Minding'schen durchaus nicht nachstehen. „Papst Sixtus V." ist gar keine Bühnendichtung, es ist ein Stück in so und soviel Zwischenvorhängen mit malerischen Gruppen und einem, bisweilen poetischen, verbindenden Text dazu.

Bekanntlich läßt sich jedes Ding auf Erden in drei Theile zerlegen. So auch das Minding'sche Trauerspiel: in den ersten, den zweiten und den dritten Theil. Im ersten Theile sehen wir den Cardinal Montalto, der Altersschwäche erlügt und die Stimmen zur Papstwahl auf diese Weise gewinnt. Von einem Interesse an dem Ausgang dieses Manövers kann schon aus dem Grunde nicht die Rede sein, weil das Stück „Papst Sixtus V." heißt und alle Welt weiß, daß Montalto zum Papst gewählt werden wird. Im zweiten Theil sehen wir den Cardinal Montalto also als Papst. Jetzt, meinen wir, wird die Handlung wohl beginnen. Wir lassen es uns gefallen, daß der neuerwählte Papst in pomphaften Worten sein Programm entfaltet und in glorioien Futuren von alle dem spricht, was er zu thun beabsichtigt. Wir hören

„Eine große That in Worten,
Die Du einst zu thun gedenkst".

Aber bei dieser Verkündigung bleibt es auch, und wir müssen, je weiter wir in der Nichthandlung vordringen, mit dem Dichter weiter citiren:

„O, ich kenne solche Worte,
Geist'ger Schuldenmacher längst,
O, ich kenne das Geflunker
Künftiger Unsterblichkeit".

Es geschieht auch nicht das Geringste, welches uns die Ueberzeugung aufnöthigt, daß wir einem großangelegten thatkräftigen Manne gegenüber stehen. Im dritten Theile wird der Papst vergiftet. Und nun erfahren wir, daß während des Fallens der zahlreichen Zwischenvorhänge alle möglichen Großthaten geschehen sein müssen. Wir müssen auch das glauben. Denn die Gräfin Castelferro glaubt es ja auch, bedauert, daß sie den großen Mann getödtet hat und stürzt zusammen. Wir aber gähnen uns langsam aus dem Theater in's Freie.

Mit Ausnahme einer einzigen Scene — derjenigen zwischen Montalto und Toledo vor dem Conclave, welche den Anlauf zu einer dramatischen Spannung nimmt — ist dieses Trauerspiel der dramatischen Wirksamkeit völlig bar. Von Zeit zu Zeit kann man sich über einige schöne Gedanken in edler Form erfreuen; aber von irgend welchem Interesse an den Vorgängen, von irgend welcher wahren Sympathie für eine der uns entgegentretenden Persönlichkeiten ist nicht die Rede. Jedesmal, wenn wir leise hoffen, daß wir uns allmählich erwärmen werden, fällt der Zwischenvorhang und stellt jene eisige Scheidewand zwischen den Vorgängen auf der Bühne und der Theilnahme des Publicums her, gegen welche hervorragende Kritiker bei Besprechung der Leistungen unserer Hofbühne mit Recht eifern. Wir bekommen auf diese Weise lauter lauwarme Stückchen und kein Stück. Selbst die freundliche Gesinnung, welche das Publicum den meininger Gästen entgegenbrachte, konnte das Minding'sche Trauerspiel vor dem laulich-fröstelnden Halbachtungserfolge nicht bewahren.

Im ursprünglichen Texte hat der Verfasser Michel Angelo, Torquato Tasso und Galileo Galilei mit Statistenrollen bedacht. In der meininger Bearbeitung hat man mit Recht zwei dieser großen Namen vom Zettel gestrichen und sich auf die Einführung des Galilei beschränkt. Die frohe Ahnung des Publicums, daß es die schönen Worte „Und sie bewegt sich doch!" zur Abwechslung wieder einmal hören werde, bestätigte sich. Galilei unterhält sich in der That mit Sixtus; es werden uns einige versificirte Capitel aus Bernsteins naturwissenschaftlichen Volksbüchern vorgetragen, und bei der Gelegenheit kann es sich Galilei nicht versagen, das historische Wort auszusprechen.

Wir können den Meiningern nur Dank wissen, uns die Gelegenheit geboten zu haben, das Minding'sche Trauerspiel kennen zu lernen. Der Aberglaube, daß ein Meisterwerk der deutschen Dichtung bisher schnöde mißhandelt worden sei, ist durch die Aufführung am 11. Mai zerstört worden, und man wird nun wohl nachgerade aufhören, die Intendanten auf ihre Pflichtversäumniß aufmerksam zu machen; denn es ist keines Menschen Pflicht, seine Mitmenschen zu enttäuschen und zu langweilen.

Noch in einer anderen Beziehung war die Aufführung lehrreich. Sie zeigte uns, daß zu dem großen Erfolge des „Julius Cäsar" doch auch Shakespeare, wie viele Kritiker im Augenblicke vergessen zu haben scheinen, einiges beigetragen habe. In dem Minding'schen Trauerspiele sahen die Meininger ganz anders aus, als sie uns zunächst erschienen waren. Gelegentlich des meininger Gastspiels hat die berliner Presse so freundliche Seitenblicke auf das berliner Hoftheater geworfen, hat unserm Schauspielhause so vielerlei als nachahmungswürdig angemerkt, daß auch wir uns, zwar widerstrebend, zu einem Vergleich des uns von den Gästen und

Digitized by Google

von unseren heimischen ersten Künstlern Dargebotenen hingedrängt fühlen. Nichts liegt uns ferner, als die sehr reellen Verdienste unserer Gäste herabzusetzen. Freudig müssen wir anerkennen den künstlerischen Ernst, welcher das Ganze leitet, den Eifer der einzelnen Mitglieder, zu einem guten Ensemble mitzuwirken, die Sorgfalt in der äußeren Ausstattung und die geschickte Inscenirung. Aber in den Einzelleistungen werden uns doch Dinge zugemuthet, die wir, wenn sie uns auf unserer Hofbühne geboten würden, mit dem bittersten Hohne aufnehmen würden. Man denke sich einmal die Theaterbösewichterei der Herren Teller und Stoppenhagen, man denke sich das Liebespaar Fräulein Setti und Herrn Timm, mit diesen Bewegungen, mit diesem Organ, mit diesem Vortrag auf die Bretter des Gensdarmenmarktes versetzt — welche Klagen würden dann um die Fleischtöpfe Egyptens erhoben werden! Nein, wir wollen keine Vergleiche anstellen! Wir wollen es unsern Gästen nicht anthun; — und unsern heimischen Künstlern auch nicht! So weit wir bis jetzt haben Umschau halten können über die Kräfte des meininger Hoftheaters, erscheinen uns nur Herr Hellmuth-Bräm, der einfach und anständig spricht, sich gut hält und, wie wir schon von seinen früheren Leistungen her wissen, ein bühnengewandter Künstler ist, und Herr Weilenbeck, dessen Gabe für scharfe Charakteristik durch die leider nicht genügenden Mittel allerdings beeinträchtigt wird, erwähnenswerth. In den Episoden macht sich Herr Chronegk vortheilhaft bemerkbar und Herr Wallner, ein blutjunger Anfänger, scheint ein vielversprechendes Talent zu besitzen. Von Herrn Barnay kann hier nicht die Rede sein, da er nicht Mitglied des meininger Hoftheaters ist.

Nun bin ich noch immer der Ansicht, daß zu einem guten Schauspiel neben manch anderem Guten auch gute Schauspieler gehören. Ich begreife vollkommen, daß es unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten würde, eine genügende Anzahl hervorragender Künstler in Meiningen zu fesseln; und es ist mir erklärlich, daß der kunstsinnige Herzog, der ein begeisterter Theaterfreund ist, als Surrogat für die innere Tüchtigkeit den äußeren Glanz, für die innerlichen Vorzüge die äußerliche Kunst gewählt hat, um wenigstens nach einer Seite hin sich den vollen Genuß am Schauspiel zu gönnen. Er mußte auf die erste Silbe des Wortes „Schauspiel" den Nachdruck legen; für die Kritik ist die zweite aber doch wohl mindestens eben so wichtig, und es wäre wünschenswerth, wenn die Kritik nicht blos schaute, sondern auch hörte.

Was in Meiningen als künstlerischer Nothbehelf erscheint und völlig gerechtfertigt ist, möchten wir doch nicht als allgemein zu befolgende Regel für wichtigere Bühnenleitungen aufstellen. Wohin würde es führen, wenn man beständig den Schleier christlicher Liebe über die ungenügenden Leistungen werfen wollte und nur noch ein offenes Auge behielte für den künstlerischen Geschmack und die künstlerische Treue der Costüme und Decorationen! Wir würden zu einer Veräußerlichung der Kunst gelangen, die geradezu entsetzlich wäre.

Ich belauschte hinter mir im Parquet des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters einen Dialog, der mir das recht hübsch veranschaulichte. Während des vierten Actes, als allmählich die Reihen der Zuschauer sich lichteten — ein bequemeres Stück für die Garderobe gibt es gar nicht als „Sixtus V." — sagte ein Herr, der hinter mir saß, zu seinem Nachbar: „Jetzt halte ich es nicht mehr aus. Kommen Sie mit?" Antwort: „Warten Sie noch bis zum Anfang des nächsten Actes, vielleicht kommt noch eine hübsche Decoration!" — Armer Dichter!

An stimmungsvollen Decorationen, interessanten und getreuen Costümen und malerischen Gruppirungen ist auch im „Sixtus" kein Mangel. Aber diesmal sollte es nicht mehr genügen. Es kam dazu, daß das, was bei der Aufführung des „Cäsar" als neu und packend überraschte, jetzt in der Wiederholung in sehr abgeschwächter Wirkung hervortrat, daß das, was im „Cäsar" nur übertrieben erschien, im „Sixtus", durch die Wiederholung aber verstärkt, einen unabsichtlich komischen Eindruck hervorrief. Ich rechne dazu hauptsächlich das lebhafte Bedürfniß der Communication, welches unter den Statisten herrscht, und die allzusichtbare Offenbarung ihrer geheimsten Gefühlsregungen.

Diese Lebhaftigkeit! Geht ein Mensch vorüber, so zeigen fünf Personen mit Fingern auf ihn, die Andern stoßen sich zum mindesten an; für jeden Vorfall hegen sie die unbegreiflichste Theilnahme; Dinge, die kaum bemerkenswerth sind, versetzen sie in den höchsten Grad des Erstaunens; und macht Einer unter ihnen eine Bemerkung, welche ein wohlwollender Richter als mäßigen Witz bezeichnen könnte, so verfallen sie in eine stürmische Heiterkeit. Die Leute sind in einer Gemüthsverfassung, als ob alle Tage ein Cäsar ermordet würde.

Außerdem müßte die beständige Wiederkehr derselben Nüancen vermieden werden. Nur ein Beispiel: Sixtus zieht den revolutionären Massen mit dem erhobenen Crucifix entgegen und zwingt sie, den Einen nach dem Andern, das Knie zu beugen. Das ist nun auf der Bühne so arrangirt, daß zunächst einige Frauen vor dem Anblick des Gekreuzigten zu Boden sinken, während Andere trotzig stehen bleiben und die Niederknieenden durch stummes Spiel wegen ihrer Schwäche verhöhnen und rügen. Das erste Mal wirkt das vortrefflich; aber der Spaß wiederholt sich drei oder vier Mal auf beiden Seiten der Bühne. Das zweite Mal erscheint es überflüssig, das dritte Mal wirkt es lächerlich.

Eine Regie, welche auf die Richtigkeit so großen Werth legt, wie die meiningen'sche, darf auf folgende Punkte aufmerksam gemacht werden. Es wird uns das erwachende Rom vorgeführt. Die Straße belebt sich nach und nach. Da fällt zunächst auf, daß von der einen Seite fast kein Mensch, von der andern Seite aber Massen kommen, woraus geschlossen werden muß, daß Rom nur zur Hälfte bewohnt ist. Die Leute sind eben aufgestanden. Sie legen sich aber sofort wieder an die Erde, um eine malerische Gruppe hervorzubringen. Man hört eine innere Stimme aus Offenbachs „Orpheus", man citirt: „Seid Ihr Alle malerisch gruppirt?" Pause. „Nun, wenn Ihr Alle malerisch gruppirt seid, dann kann die Geschichte losgehen." Und dann geht's in der That auch los.

Im Conclave wird sogar im Geruch, durch Verbrennen eines starken Quantums Weihrauch die Naturtreue angestrebt. Das ganze Theater war von dem penetranten Dufte erfüllt. Gottlob, daß das Stück nicht in der Köthener Straße spielt. Was hätten wir sonst riechen müssen! Die Decorationen, die Gruppirung, die Farbenzusammenstellung wirkt in dem Bilde übrigens bedeutend. Aber es ist doch geradezu unbegreiflich, daß die Regie im Conclave, um ein schönes Bild herzustellen, auch die Schweizergarden verwerthet hat, daß sich auf diese Weise die Papstwahl in Gegenwart von nichtpriesterlichen Zeugen vollzieht, vor einem solchen starken Mißgriffe hätte doch schon das einfache Wort „Conclave" bewahren sollen.

Der überschätzten Dichtung und der überschätzten Darstellung gegenüber habe ich die mildesten Worte zu wählen mich bemüht, denn der Eifer und der Fleiß der thüringischen Künstler machen der Kritik die Milde zur Pflicht und gemahnen sie an die alte lateinische Weisheit, daß das löbliche Streben anzuerkennen ist auch dann, wenn die Kräfte versagen.

**Paul Lindau.**

## Notizen.

Die Gespräche über die Kriegs- und Friedensfrage, wie sie neuerdings in verschiedenen Parlamenten stattgefunden, lassen schon die herannahenden Sommerferien erkennen, wo statt der Störche, Schwalben und anderer Frühlingsboten schwerfälligere Gäste in der wohlbekannten Gestalt fetter Zeitungsenten zu erscheinen pflegen. Denn offenbar war es eine Vision solch watschelnden Geflügels, die den braven Graf Russell veranlaßte, sich in der besten Absicht bei dem Minister Derby zu erkundigen, wie es jetzt eigentlich mit Frankreichs Revancheprojecten und Bismarcks Planen kriegerischer Defensive stehen möge. Die Interpellation war im Grunde eine hochpolitische Kannegießerei. Man soll sich nicht etwa vorstellen, daß Journalisten, die mit halben Wahrheiten oder ganzen Erfindungen ihr oft saures, mehr oder weniger ehrliches Brod verdienen, von derartigen Dingen viel weniger wissen, als wohlgestellte Abgeordnete und Gesandte. Der Unterschied besteht darin, daß die Journalisten unermüdlich sind, während die Diplomaten umgekehrt zuweilen etwas müde und blasirt erscheinen, obgleich das allerdings, da sie mehr Zeit haben, ihrer Pflichterfüllung keinen Abbruch thut. Im Uebrigen hat sich bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt, wie viel praktischer und, offen gestanden, auch klüger wir Deutsche geartet sind. Unnütze Anfragen bei den Ministern, Interpellationen und Demonstrationen sind hier zu Lande viel seltener geworden und werden als Zeitverlust möglichst vermieden. Man denke sich Herrn Lasker oder ein anderes namhaftes Reichstagsmitglied

Digitized by Google

in einer Conversation mit Bismarck, selbst in dessen gesunden Tagen, über die Aussichten in Europa. Die Herren haben Besseres zu thun. Betrachtungen über künftige Ereignisse, gewöhnlich euphemistisch Conjecturalpolitik genannt, überlassen sie gern den Correspondenten, deren Amt es ist. Große Heiterkeit hat inzwischen der pariser Berichterstatter eines süddeutschen Blattes erregt. Dieser Herr hatte über neuerdings erfolgte französische Schritte bei den Höfen wegen eines Friedensbündnisses gegen Deutschland mancherlei geflunkert. Er wurde durch Lord Derbys Erklärung, in der Nachtsitzung des Oberhauses vom 4. Mai, im Verein mit andern Schicksalsgenossen desavouirt. Hinterher behauptete der Correspondent mit charakteristischer Unverfrorenheit, durch den Vorgang im englischen Parlament habe sich alles, was er geschrieben, als richtig erwiesen. Dies erinnerte an die Sprachweise eines bekannten Publicisten, wie er sich nannte, auf den pariser Boulevards, der, wenn er für seine Nachrichten von allen Seiten die gebührende Abfertigung erhalten hatte, seinen Bekannten nicht ohne Selbstbewußtsein zu sagen pflegte: J'ai eu là un grand succès de démentis! . . . Jedenfalls haben diejenigen, die sich auf die Sommerfrische im Juli freuen, die Vorboten der kommenden politischen Ruhe nicht ohne ein stilles Behagen in der phantastischen Detailmalerei öffentlicher Blätter erblickt. Der alte Russell ist jenen Historien und Gerüchten zum Opfer gefallen. Wir in Berlin wissen besser, was die Glocke geschlagen hat. Die Franzosen ergehen sich in Declamationen über Wiedergeburt, Zurückeroberung Elsaß-Lothringens und ähnliche Zukunftsprogramme. Jede französische Regierung muß, um nicht über Nacht gestürzt zu werden, laut oder im Stillen diese Fragen offen halten. Aber niemals mehr als jetzt war das isolirte Frankreich entfernter von der Möglichkeit einer ernsthaften Revanche oder auch nur den für den Weltfrieden gefährlichen Vorbereitungen auf einen Krieg, der ihm sofort Belfort nebst einigen bekannten Ortschaften nach der italienischen Grenze hin kosten würde. Man weiß in Versailles sehr gut, daß mit der Demission Piccones und dem Selbstmord seines Landsmannes die Frage von wegen des unrechtmäßigen, mit Hülfe von Gensdarmen, Polizisten und klingender Corruption bewirkten Erwerbes von Savoyen-Nizza nicht aus der Welt geschafft ist. Die Franzosen suchen ihr böses Gewissen damit zu beschwichtigen, daß sie dem Fürsten Bismarck die Kinderei zutrauen, er werde dem etwas sehr gesprächigen Könige Victor Emanuel, der, was Discretion angeht, als ein umgekehrter Moltke bekannt ist, einen Nizza-Savoyischen Floh in's Ohr prakticiren und den alten Bundesgenossen von 1866 gegen Frankreich hetzen. Die mit solchen Thorheiten beschäftigte Presse ist offenbar stark überarbeitet und nervös. Alle Welt bedarf der Erholung, und wer kann, richtet sich darauf ein. Die stereotype berliner Winterfrage: Wo, gnädige Frau, haben Sie den Sommer zugebracht? ist schon seit einiger Zeit durch die parallele Erkundigung im Futurum ersetzt. Vor des Geistes Auge steigt die schäumende Salzfluth oder die erhabene Region der Alpen und Gletscher auf. Die zeitgenössischen Nerven werden sich beruhigen und Politiker wie Schriftsteller werden in einigen Monaten erfrischt, geheilt, auf solide Arbeit bedacht wiederkehren. Auch Graf Russell wird vergessen, daß er dem von ihm in's Leben gerufenen Sympathiemeeting zur Förderung der Bismarck'schen Kirchenpolitik beizuwohnen durch einen unzeitgemäßen Schnupfen verhindert war. Er wird nicht mehr für nöthig halten, diesen Echec durch neugierige, an Lord Derby gerichtete Fragen wiederherzustellen. Kammern und Parlamente werden zu der gewohnten Tagesarbeit zurückkehren und die hohe Politik den Staatslenkern überlassen, die, in Verbindung mit scharfsinnigen und wohlinformirten Zeitungscorrespondenten, für diese Beschäftigung vollkommen ausreichen.

* * *

**Justus Liebig über Deutschland und Frankreich.** Liebig gab 1840 durch seine chemischen Briefe in der Allgemeinen Zeitung den Ton an für die rechte Popularisirung der Naturwissenschaft nicht durch Dilettanten, sondern durch die Meister des Faches selbst: als Buch herausgegeben gehören sie durch Form und Inhalt unsrer Nationalliteratur an. Ihnen gesellt sich die eben erschienene Sammlung seiner **Abhandlungen** und **Reden** zu. Von den ersteren sind mehrere auf die Fortbildung des Unterrichtswesens in Oesterreich, Preußen, Bayern von entscheidendem Einfluß gewesen; die letzteren haben das Verhältniß von Leben und Wissenschaft, von Theorie und Praxis vielseitig erörtert, die Methode der Naturforschung beleuchtet, Fragen der Zeit freimüthig besprochen. Aus den Eröffnungsworten einer akademischen Festsitzung nach dem Friedensschlusse 1871 theilen wir Folgendes mit:

„Die Träume unsrer Jugend sind verwirklicht worden. Der Name Deutschland hat aufgehört ein geographischer Begriff zu sein. Das Wort „Vaterland" (fatherland), womit der Engländer spottweise Deutschland bezeichnete, hat jetzt auch für ihn einen respectablen Inhalt gewonnen, dessen Bedeutung Bedenken in ihm erweckt, weil er so unerwartet groß, noch nicht begrifflich für ihn geworden ist".

Der Redner fragt nun nach den Gründen unsrer kriegerischen Erfolge, und wirft einen Blick auf die Entwicklung einiger friedlicher Beschäftigungen wie der Heilkunde, der Landwirthschaft; er fährt dann fort:

„Die Gründung des deutschen Kaiserreiches und die stetig einander folgenden Siege der deutschen Armeen stehen in engster Verbindung mit den Kriegsereignissen, durch welche vor 66 Jahren der in der Routine erstarrte und gealterte Staat Friedrichs des Großen zu Boden geschmettert und zertrümmert worden war.

Es gab nur einen Weg, die blutenden Wunden des Staates zu heilen und ihn wieder zu erfüllen mit neuer Kraft, und diesen Weg schlug Preußen zum Heile Deutschlands ein; durch die Gründung der Universität Berlin im Todesjahre der hochsinnigen Königin Louise 1810 war er sichtbar gemacht und vorgezeichnet. Was die mangelnden und erschöpfbaren materiellen Kräfte nicht zu Stande bringen konnten, mußte durch die unerschöpflichen geistigen ergänzt und geschaffen werden.

Die deutsche Wissenschaft sollte der Born eines neuen, jugendlich frischen Staatslebens werden.

Von dieser Zeit an sehen wir im preußischen Volke eine strenge beharrliche Arbeit um den Erwerb der Macht sich entwickeln, welche das Wissen verleiht; wir alle sind Zeugen gewesen, zu welchen Früchten dieses ernste Ringen geführt hat.

Es ist klar, daß die Thatsachen in einem Kriege, ein Sieg oder eine Niederlage, ihre Ursachen haben, welche ebenso erforschbar wie die Bedingungen einer Naturerscheinung sind, und es ist nicht zu verkennen, daß das Studium der Kriegsgeschichte in dieser Richtung auf der Grundlage der exacten Methode der Naturforschung, überhaupt die genaue Erforschung und Bekanntschaft mit den bedingenden Factoren der Erfolge und Nichterfolge, die wahre Stärke der preußischen Heerführung ausgemacht haben.

Die Naturwissenschaften, welche die Kräfte zu leiten lehren, die an den Kriegsereignissen betheiligt sind, nehmen als Lehrfächer auf der preußischen militärischen Hochschule in Berlin eine der ersten Stellen ein, so zwar, daß der ganze Erwerb derselben im Verlaufe eines halben Jahrhunderts verwerthbar für militärische Aufgaben wurde.

Und wie in der Lösung hoher Probleme in der Naturwissenschaft der Forscher mit dem Kleinen, scheinbar Geringfügigen beginnen muß, ehe er das Große begreift und bewältigt, so haben wir in Deutschland eine lange Schulzeit durchmachen und uns Ideologen von den sogenannten eminent praktischen Völkern schelten lassen müssen; es ist aber bei Gleichheit aller übrigen wirkenden Factoren die Wissenschaft gewesen, welche in den Kriegen von 1866 und 70/71 den Sieg über die Empirie und die grundsatzlose Praxis davongetragen hat; es ist das „Wissen" gewesen, welches dem „Können" das Maß, die Stärke und die richtige Oekonomie verliehen und in unsern Gegnern die dem Entsetzen gleiche Furcht vor dem deutschen Spionenwesen hervorgerufen hat.

Der Antheil, den die deutschen Universitäten an der Entwicklung der nationalen Idee der Einigung der deutschen Stämme genommen haben, ist von unserm Collegen Herrn von Giesebrecht in seiner vortrefflichen Rectoratsrede hervorgehoben und betont worden, wie durch sie das Nationalbewußtsein, lange Zeit nur ein glimmender Funke, in der Sage erhalten, dann durch die deutschen Dichter gepflegt und genährt, auf unsern Mittelpunkten deutscher Wissenschaft seine Reife empfing.

Wir sind stolz darauf, daß unser König der Erste unter Deutschlands Fürsten war, welcher dem nationalen Gedanken des deutschen Kaiserreiches den Ausdruck gab; seine That wird ein glänzendes Denkmal in der Geschichte für ihn sein.

Es ist hier vielleicht der Ort von Seiten unserer Akademie offen zu bekennen, daß ein Stammeshaß der germanischen Völker gegen die romanischen Nationen nicht besteht.

Wir sehen das schwere Leid, welches das französische Volk über Deutschland in früherer Zeit gebracht hat, gleich einer Krankheit an, deren Schmerzen man völlig mit der Gesundheit vergißt.

Digitized by Google

In der eigenthümlichen Natur des Deutschen, seiner Sprachenkenntniß, seinem Verständniß für fremdes Volksthum, seinem culturhistorischen Standpunkte liegt es, anderen Völkern gerecht zu sein, oft bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst, und so verkennen wir nicht, was wir den großen Philosophen, Mathematikern und Naturforschern Frankreichs verdanken, die in so vielen Gebieten unsere Lehrer und Musterbilder gewesen sind.

Vor 48 Jahren kam ich nach Paris, um Chemie zu studiren; ein zufälliges Ereigniß lenkte die Aufmerksamkeit Alexanders von Humboldt auf mich, und ein empfehlendes Wort von ihm veranlaßte Gay-Lussac, einen der größten Chemiker und Physiker seiner Zeit, mir, dem Knaben von 20 Jahren, den Vorschlag zu machen, eine von mir begonnene Untersuchung mit seiner Beihülfe fortzusetzen und zu vollenden; er nahm mich zu seinem Mitarbeiter und Schüler in sein Privatlaboratorium auf; mein ganzer Lebenslauf ist dadurch bestimmt worden.

Niemals werde ich vergessen, mit welchem Wohlwollen Arago, Dulong, Thenard, dem deutschen Studenten entgegengekommen, und wie viele meiner deutschen Landsleute, Aerzte, Physiker und Orientalisten, könnte ich nennen, welche gleich mir, der wirksamen Unterstützung zur Erreichung ihrer wissenschaftlichen Ziele dankbar gedenken, die ihnen von den französischen Gelehrten zu Theil geworden ist.

Eine warme Sympathie für alles Edle und Große und eine uneigennützige Gastfreundschaft gehören zu den schönsten Zügen des französischen Charakters, sie werden zunächst auf dem neutralen Boden der Wissenschaft wieder lebendig und wirksam werden, auf welchem die besten Geister der beiden Nationen in dem Streben nach dem hohen, gemeinschaftlichen Ziele sich begegnen müssen, und so wird denn die nicht zu lösende Verbrüderung auf dem Gebiete der Wissenschaft nach und nach dazu beitragen, die Bitterkeit zu bekämpfen, mit welcher das tief verwundete französische Nationalgefühl durch die Folgen eines uns aufgezwungenen Krieges gegen Deutschland erfüllt ist."

* * *

**Englische Mundarten.** Ein höchst verdienstliches Werk hat der unlängst in England gegründete „Verein für Sammlung englischer Volks-Mundarten, „Englisch Dialect Society", unternommen, an dessen Spitze ein bekannter Fachgelehrter und Kenner des Alt-Englischen, Herr Walter W. Skeat in Cambridge, steht.

Mancherlei nützliche Arbeiten sind schon vorhanden, welche sich auf Englands Völkerstimmen beziehen. Die genannte Gesellschaft hat nun den Zweck, alle diejenigen, welche eine Antheilnahme für den Gegenstand fühlen, womöglich zusammenzubringen; einen Mittelpunkt für die bisher vereinzelten, zerstreuten Bemühungen zu bilden; die vorliegenden besten Wörterbücher dieser Art in handlicher, gleichmäßiger Form wieder abdrucken zu lassen; Sammlungen mundartlicher Worte, die nur erst handschriftlich veranstaltet sind, nach gehöriger Sichtung zu veröffentlichen und durch Angabe von Quellen allen an der Forschung sich Betheiligenden nach Kräften Beistand zu leisten.

Bereits vor einigen Jahren bemerkte Hr. Aldis Wright, daß es „binnen Kurzem zu spät" sein dürfte, die noch vorhandenen mundartlichen Wortschätze für die Sprachwissenschaft zu retten. Mit jedem Jahre, welches in unserem Zeitalter der raschen Verkehrsmittel und der gleichmachenden Bewegung verfließt, gewinnt dieser Ausspruch an bedrohlicher Bedeutung. Der Natur der Sache nach ist somit der von dem Verein erlassene Aufruf sozusagen der letzte, der überhaupt noch gemacht werden konnte, wenn man die rasch verbleichende Spur alterthümlicher Sprachweise noch erhalten wollte.

Mit der Ableitung der zu sammelnden Worte befaßt sich der Verein vorerst grundsätzlich nicht. Von denjenigen, welche solche Worte beisteuern, wird sogar eher gewünscht, daß sie keine betreffenden Vermuthungen aufstellen, da vielleicht nicht mit Unrecht angenommen wird, es könne dies der getreuen Mittheilung Eintrag thun, indem der Sammler oft unwillkürlich, um seine Ansicht über Abstammung eines Wortes zu rechtfertigen, den einen oder den anderen Umstand beim Hören außer Acht lasse oder auffasse. Den wahren Sinn, den wahren Gebrauch, die genaue Oertlichkeit, wo ein Wort vorkommt, und ob es häufig oder selten ausgesprochen wird: wie auch von welchem Theile des Volkes — dies zu erfahren, ist dem Verein vor allem von Wichtigkeit. Auf Mittheilung sprüchwörtlicher Redensarten wird ebenfalls Werth gelegt, da in ihnen so oft alte Wortformen enthalten sind. Endlich beschäftigen sich die Herren James Britten und Robert Holland mit Sammlung volksmäßiger Pflanzennamen zum Zwecke der Herausgabe eines eigenen Werkes.

Um eine gleichmäßige Buchstabirung aller englischen Mundarten zu erzielen, hat der durch seine Arbeiten im Alt-Englischen ebenfalls rühmlich bekannte Hr. Alexander J. Ellis eine Schreibart vorgeschlagen, die sich auf den ersten Blick freilich sehr fremdartig darstellt, den beabsichtigten Zweck jedoch erreichen würde. Der Franzose, der die Worte: „Ai p'wee uen vyaiy Kaa'ravny' ai un'n) on'fon' bao'rny' oan' von'due deo moavae van' oa poeplh bae't" hört, würde vielleicht nicht sofort erkennen, daß dies so viel bedeutet, wie: „Et puis une vieille carogne et un enfant borgne ont vendu de mauvais vin au peuple bête." Auch würde der Deutsche wohl nicht gleich wissen, was er mit der auffallenden Aeußerung: „Ahkh! aaynu' aayntseegghu' ue blu' foyreegyhu 'mueku' koentu' v'oal ahwkwh meekyh boe'zu' mah khu'n!" anfangen solle, die so viel bedeutet, wie: „Ach! eine einzige feurige Mücke könnte wohl auch mich böse machen!" — Wundern wird man sich darnach nicht, daß sich ein Stück schottischer Mundart folgendermaßen darstellt: „Dhe) r' ti'wkwh sahkwhs graow un e dhe Ri'wkwh Hi'wkwh Hahkwh." Oder ein Stück mundartlichen Vortrages des hohen Liedes Salomonis durch einen Mann aus Derbyshire in folgender Weise: „La'hyk th lilli umóa'ng tháurnz, sùi'w iz màhy lùuv umóa'ng th) dùuwt'-t'urz." Hat man sich jedoch einmal ein bischen eingeübt, so geht schon Alles ganz glatt.

Die Veröffentlichungen des Vereins werden nach demselben Format erfolgen, wie die des Vereins für Herausgabe alt-englischer Handschriften („Early English Text Society") der „Chaucer-Gesellschaft", und der „Gesellschaft für Sprachwissenschaft" („Philological Society"). Deutschen Forschern sei der junge Verein hiermit ebenfalls empfohlen. Die Wohnung des Vorstehers desselben, des Rev. Walter W. Skeat, ist: 1, Cintra Terrace, Cambridge; die des Schatzmeisters, des Rev. J. W. Cartmell: Christ's College, Cambridge.

Mit jedem Jahr steigt in England der Eifer für Forschungen auf dem Gebiete germanischer Vergangenheit. Die Vereinigung englischer und zum gleichen Zweck deutscher Kräfte ist gewiß wünschenswerth. Ein erster Band von Veröffentlichungen der Gesellschaft liegt bereits vor, enthaltend den Wiederabdruck mundartlicher Wortsammlungen aus den Jahren 1781—1811; und zwar aus Nordengland, aus Ostyorkshire, aus Ostnorfolk, aus dem Glouceſterthale, aus den Mittlandgrafschaften, aus Westdevonshire und dem Westriding von Yorkshire.

London. **Karl Blind.**

## Bibliographie.

Stillleben mit Hindernissen. Schelmischer Roman in 2 Bänden von Karl Cubasch. Würzburg 1874, Kellner.

Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. Novellen von Sacher-Masoch. Leipzig 1874, Günther.

Diesseits und jenseits der Alpen. Erlebtes und Erdachtes von Martin im Grund. Münster 1874, Russell.

Bekehrt. Novelle von Adolf Streckfuß. 2 Bde. Berlin, Brigl.

Perpetua und Felicitas. Erzählende Dichtung von August Trümpelmann. Wittenberg 1873, Kölling.

Aquarellskizzen von Elise Polko. Bremen 1874, Kühtmann.

Die nordisch-germanische Vorzeit, von Dr. W. Wägener. Leipzig 1874, Spamer.

Die vorgeschichtliche Zeit. Erläutert durch die Ueberreste des Alterthums ꝛc. von Sir John Lubbock, übersetzt von A. Passow. Mit Vorwort von R. Virchow. Bd. I. Jena 1874, Costenoble.

Geschichte der Mauren in Spanien von R. Dozy. 2 Bde. Leipzig 1874, Grunow.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

# Inserate.


Verlag von **Wilh. Gottl. Korn** in **Breslau.**
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Erneute Beachtung verdienen die vor mehreren Jahren erschienenen Werke:

## Die Leichenverbrennung

als die geeignetste Art der Todtenbestattung

**oder Darstellung der verschiedenen Arten und Gebräuche der Todtenbestattung aus älterer und neuerer Zeit, historisch und kritisch bearbeitet von Dr. med. J. P. Trusen.**

21 Bogen gr. 8. geb. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

## Denkschrift

über die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Einführung von

## Leichenhäusern.

Von **Friederike Kempner.**

Sechste Aufl. gr. 8. geb. Preis 16 Sgr.

## Carl Wilhelm's Lieder.

Am 8. Mai werden ausgegeben:

**Carl Wilhelm,** Sämmtliche (72) Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. gr. 8. Preis 2 Thlr.
(Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Augusta gewidmet.)

**Carl Wilhelm,** Sämmtliche (62) ein- und zweistimmige Lieder für die heranwachsende Jugend, mit Pianofortebegleitung. 8. Preis 1 Thlr.

Der bei entsprechendem Absatz zu erzielende Honorar-Ertrag ist als Beitrag zur Beschaffung eines würdigen Denksteins auf das Grab des gefeierten Componisten der

**„Wacht am Rhein"**

bestimmt. —

Alle Buch- und Musikalienhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

MEYERS KONVERSATIONS LEXIKON

*Subskriptions-Einladung auf die*

*Dritte Auflage*

*mit*

*360 Bildertafeln und Karten.*

**Heftausgabe:**

*240 wöchentliche Lieferungen à 5 Sgr.*

**Bandausgabe:**

| | | |
|---|---|---|
| *30 broch. Halbbände* | *à 1 Thlr.* | *10 Sgr.* |
| *15 Leinwandbände* | *à 3 -* | *5 -* |
| *15 Halbfranzbände* | *à 3 -* | *10 -* |

***Bibliographisches Institut***
*in Hildburghausen.*

Erschienen ist der I. Band (A—Asiat. Türkei) und in allen Buchhandlungen vorräthig. Der II. Band (Asien—Berlicke) wird Ende Juni komplet.

Sämmtliche in der **„Gegenwart"** erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**
Berlin W., Markgrafenstrasse 52
Ecke der Behrenstrasse.

In der **Haude- und Spener'schen Buchhandlung** (F. Weidling) in Berlin, Dessauer Strasse 34a, erschien soeben, und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Die Börsen-Papiere. I. Theil.

### Die Börse und die Börsengeschäfte.

Dritte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.
41 Bogen in Leinwand gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.
**Nach Orten, an denen keine Buchhandlung besteht, wird auf Bestellung pr. Postanweisung franco geliefert.**

**Verlag von C. F. Simon in Stuttgart:**

## Touristen-Lust und Leid in Tirol.

### Tiroler Reisebuch von Gustav Rasch.

26 Bogen. 8. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 25 Ngr.

In **„Touristen-Lust und Leid in Tirol"** schildert der auch auf dem Gebiete der Reiseliteratur rühmlichst bekannte Verfasser in **belletristischer** Manier aus eigener neuester Anschauung das ganze mittlere und südliche Tirol und seine landschaftlichen Schönheiten. Während er die schlechte Verpflegung, den Mangel an Comfort, die Gleichgültigkeit der Bevölkerung in Aufnahme der Fremden geiselt, die guten sowie die schlechten Gasthöfe und Wirthschaften aufführt, bietet er dem Reisenden ein ausführliches Reisehandbuch, in welchem derselbe nicht allein alle praktischen und materiellen Notizen zu einer Reise durch Tirol, sondern auch die landwirthschaftliche Charakteristik, die landschaftlichen Schönheiten, die geognostischen und geologischen Verhältnisse beschrieben findet. **Das Reisebuch ist mit dem Reisehandbuch verschmolzen.** Zum **ersten mal** ist darin die neue Eisenbahn geschildert, welche seit zwei Jahren das **Pusterthal** und seine **Seitenthäler** durchschneidet. Eine Reihe interessanter Touren führen denjenigen, der **Lienz, Brixen, Bozen, Meran, Trient** zu einem längern Aufenthalte wählt, in die schönsten Seitenthäler sowie in die „Welt des Erstarrtseins".

## Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

**Protectorat:**
**Se. Königliche Hoheit Karl Alexander, Großherzog von Sachsen.**
**Se. Königliche Hoheit Prinz Georg von Preußen.**

Erschienen sind soeben:

Aus dem Nachlasse
**Mirza Schaffy's.**
Neues Liederbuch,
mit Prolog und erläuterndem Nachtrag
von **Friedrich Bodenstedt.**

**Vorträge u. Aufsätze**
von
**Heinrich von Sybel.**

**Die Schweizer.**
Daheim und in der Fremde.
Von
**Eduard Osenbrüggen.**

Ende Mai wird erscheinen:

**Epochen und Katastrophen**
von
**Ad. Schmidt,**
ord. Professor in Jena.

**Jahresbeitrag für 7 Bände, 20—25 Bogen stark, in 8., eleg. gebunden, 10 Thlr. oder 30 Mark.**
Ein ausführliches, die Zwecke und Statuten des Vereins darlegendes Programm steht durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis zu Diensten.
Gefällige Beitrittserklärungen bei allen Buchhandlungen und in dem Bureau des Vereins in Berlin (A. Hofmann & Co.) Kronenstraße 17.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

## Johann Sebastian Bach.

Von **Philipp Spitta.**

Erster Band. XXVIII und 856 Seiten. gr. 8. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Notenbeispielen und gestochenen Musikbeilagen. Preis 5½ Thlr.

Dieses Werk giebt eine möglicht ausführliche, quellengetreue Biographie Seb. Bachs, eine Darstellung seiner künstlerischen Entwicklung, eine Kritik und Analyse seiner Tonschöpfungen, beleuchtet daneben aber zugleich des Meisters Verhältniss sowohl zu seiner Zeit, als auch besonders zum 17. Jahrhundert, und überhaupt seine Gesammtbedeutung für die deutsche Kunst- und Culturgeschichte. Ein zweiter Band wird das Ganze abschliessen.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Bionville.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen
von **E. v. Wildenbruch.**

8°. brosch. Preis 15 Sgr.

**Dies Gedicht, dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des großen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit **vaterländischer und dichterischer** Begeisterung.

**Verlag von Georg Stilke,**
Berlin NW., Louisenstraße 32.


**Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen von F. A. Brockhaus und Oswald Mutze in Leipzig.**

Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 30. Mai 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.22

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Sturz des Ministerium Broglie. Von Leopold Richter. — Bruchstücke aus Briefen Prince-Smiths. Mitgetheilt von Wolfgang Eras. — Frankreichs alte Eroberungssucht und seine innere Lage. (Fortsetzung.) Von Karl Blind. — Literatur und Kunst: Blumtschli. Eine autobiographische Skizze. — Erzählungen und Novellen von Rudolf Lindau. Besprochen von Oscar Blumenthal. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Vorstellung für die „Berliner Presse". Gäste. Die Meininger. Von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### Der Sturz des Ministerium Broglie.

Von Leopold Richter.

Vor einem Jahre wurde Herr Thiers von den vereinigten Orleanisten, Legitimisten und Bonapartisten gestürzt. Der Grund seines Falles war, daß er als Präsident der Republik republicanische Gesinnungen an den Tag gelegt und sich bemüht hatte, die Republik zu constituiren. Dieser Versuch war von seinen politischen Gegnern als ein Bruch des Vertrages von Bordeaux gedeutet worden. Eine Majorität von vierzehn Stimmen zwang den greisen Staatsmann, dem man noch vor wenig Tagen als dem Befreier des Vaterlandes gehuldigt hatte, die Zügel der Regierung niederzulegen. Der Marschall von Mac Mahon wurde an seiner Stelle zum Präsidenten der Republik ernannt, und der Herzog von Broglie, welcher den parlamentarischen Feldzug gegen Thiers geleitet hatte, übernahm die Bildung eines neuen Ministeriums.

Das conservative oder richtiger das monarchische Frankreich, welches seit dem Friedensschluß mit Deutschland darüber geklagt hatte, daß die Republik täglich neue Fortschritte mache, begrüßte in dem Vicepräsidenten des Ministerrathes den wirklichen Retter des Vaterlandes. — Die Franzosen lieben es, unter ihren Zeitgenossen Retter des Vaterlandes zu besitzen. Napoleon III., Thiers und Broglie sind einer nach dem andern als solche bezeichnet worden. — Während mehrerer Wochen waren sämmtliche orleanistische, legitimistische und bonapartistische Zeitungen voll des Lobes des edlen Herzogs. Man bezeichnete ihn dort als Chef des Ministeriums der „moralischen Ordnung". Der Marschall Mac Mahon selbst wurde durch den Glanz, mit dem man seinen ersten Beamten umgab, gewissermaßen in den Schatten gestellt. Zwar geizte man auch ihm gegenüber nicht mit Schmeicheleien: man nannte ihn den „loyalen Soldaten", den „Sieger von Magenta", den „glorreich Besiegten von Reichshoffen"; aber seine Capacität als Staatschef erweckte weder große Hoffnungen, noch flößte sie unbedingtes Vertrauen ein. Dies ging deutlich daraus hervor, daß ihm die ganze monarchische Presse mit seltener Einstimmigkeit empfahl, die gesammte Last der Regierung auf den Schultern des gewandten Herzogs von Broglie ruhen zu lassen, und sich damit zu begnügen, die glänzende und durch die Verantwortlichkeit seines Ministeriums vollständig gedeckte Stellung eines constitutionellen Staatsoberhauptes zu bekleiden. Es ist anzuerkennen, daß der Marschall von Mac Mahon in richtiger Würdigung seiner eignen Befähigungen die ihm anvertraute Rolle bis heute mit großer Consequenz und Bescheidenheit durchgeführt hat.

Das Ministerium Broglie ließ es sich zunächst angelegen sein, alles aufzubieten, um das Vertrauen seiner Freunde zu rechtfertigen. Es fing damit an, die republicanischen Beamten als unmoralisch und aufrührerisch zu bezeichnen, dieselben abzusetzen und an ihrer Stelle ordnungsliebende und moralische Präfecten, Sousprafecten, Maires und Feldwächter zu ernennen. Diese neuen Staatsdiener wurden selbstverständlich aus den Reihen bewährter Monarchisten gewählt; und da Bonapartisten, Legitimisten und Orleanisten bei dieser Gelegenheit ziemlich gleich gut bedacht werden konnten, so steigerte sich die Popularität des neuen Ministeriums. Fast hatte es den Anschein, als ob Frankreich einer ruhigen Zukunft entgegen gehe. Die französische Rente stieg, der französische Kaufmann prophezeite das Wiederaufleben des französischen Handels und die französischen Zeitungen füllten ihre Spalten mit dem Lobe des „modernen Bayard" und seiner edlen Genossen, und mit Schimpfereien gegen den „verbrecherischen" Thiers und seine Helfershelfer.

Es sei hier beiläufig bemerkt, daß es im allgemeinen eine der Hauptbeschäftigungen der französischen Presse ist, eine jede bestehende Regierung bis in den Himmel zu erheben und die letztgefallene Regierung auf das rücksichtsloseste zu beschimpfen. Mac Mahon ist von einem enthusiastischen Redacteur des Figaro geradezu als „Gott" — le dieu de la France — bezeichnet worden; Herr Thiers dagegen muß sich seit einem Jahr gefallen lassen „le vieillard sinistre" genannt zu werden. Er wird in dieser Beziehung von seinen Landsleuten nicht besser und nicht schlechter behandelt, als Carl X., Louis Philipp, die Männer der Revolution von 1848, Napoleon III., und unmittelbar vor ihm die Helden vom vierten September — Gambetta, Jules Favre, Jules Simon, Crémieux, Arago, Rochefort, Glais-Bizoin — behandelt worden sind. Auch dem Marschall Mac Mahon steht wohl noch ein ähnliches Loos bevor.

Die ersten Wochen der neuen Regierung waren Wochen ungetrübter Befriedigung für die Monarchisten. Aber die Freude konnte unmöglich lange dauern. Der Sieg über den Expräsidenten der Republik war von einer Coalition errungen worden, deren Interessen sich schroff gegenüber standen. Es war offenbar, daß diese Parteien in einen Streit gerathen mußten, sobald es sich darum handelte, die Früchte des Sieges zu theilen. Die Bonapartisten wollten den errungenen Erfolg zu Gunsten Napoleons IV. ausbeuten; die Legitimisten für Heinrich V.; auch in der orleanistischen Partei machte sich der Mangel an Throncandidaten nicht fühlbar. Der alte, weise

Digitized by Google

Herr Thiers hatte die Sachlage richtig beurtheilt, als er seine Feinde kurz vor seiner Niederlage fragte, wie sie mit einem Thron drei Thronprätendenten zu befriedigen gedächten.

Es wurde der Regierung des Marschalls Mac Mahon bald klar, daß sie an ihre eigene Sicherheit zu denken habe, um nicht von irgend einem ihrer Verbündeten beseitigt zu werden. Nachdem sie also soviel als möglich moralische Beamte ernannt hatte, wagte sie eines Tages schüchtern anzufragen, ob es nun nicht vielleicht an der Zeit sei, endlich auch die Stellung des höchsten aller moralischen Beamten, des Marschalls Mac Mahon selbst, zu berücksichtigen. Man hatte diesem den pompösen Titel „Präsident der Republik" gegeben; es handelte sich nur darum — so meinte die Regierung — festzustellen, was dieser Titel eigentlich bedeute, welche Pflichten er dem loyalen Soldaten auferlege, und welche Rechte er dem modernen Bayard einräume.

Diese Zumuthung stieß auf heftigen Widerstand. Die Legitimisten verweigerten entschieden eine Regierung zu befestigen, welche drohte, „den König sieben Jahre lang vor den Thoren Frankreichs warten zu lassen". — Die Bonapartisten behaupteten, es sei ihnen nie eingefallen, für eine siebenjährige republicanische Präsidentschaft zu stimmen; sie hätten sich nur damit einverstanden erklärt, daß der Marschall Mac Mahon sieben Jahre lang Präsident sei. Viel weiser erschien es ihnen, Mac Mahon einfach als Chef der Executivgewalt zu betrachten und zu bezeichnen. Die Orleanisten allein, die während eines zwanzigjährigen Exils zu warten gelernt haben, waren bereit, auch diesmal wieder geduldig zu sein. Sie erklärten sich für Anhänger der Regierung und versprachen die von derselben vorgeschlagenen Maßregeln per fas et nefas zu vertheidigen. Der Marschall Mac Mahon selbst nahm einige Gelegenheiten wahr zu wiederholen, daß er gesonnen sei, seine Sellung mit allen Kräften aufrecht zu halten.

Der Kampf zwischen den Bonapartisten und den Legitimisten einerseits und der regierungsfreundlichen Partei andererseits, der zunächst in den Zeitungen entbrannt war, wüthete mehrere Wochen lang, ohne daß es zu einer Entscheidung kommen konnte. Die Kammer war nämlich vertagt, und das Ministerium hegte Zweifel über die Haltung, welche die Legitimisten und Bonapartisten dort einnehmen würden. Nach den Zeitungen zu urtheilen, standen sich die politischen Parteien am 12. Mai, dem Tage der Wiedereröffnung der Kammer, wie folgt, gegenüber:

Die orleanistische Partei, welche circa 220 Stimmen zählte, verlangte, daß das Septennat durch constitutionelle Gesetze consolidirt werde. Unter diesen Gesetzen befand sich in erster Linie das Gesetz über die Bildung eines Senats, welcher im Verein mit dem Chef der Executivgewalt, dem Marschall Mac Mahon, gesetzliche Kraft haben sollte, den Wahlkörper, die Nationalversammlung aufzulösen.

Die legitimistische Partei, aus ungefähr 130 Stimmen bestehend, hatte sich getheilt. Die gemäßigten Mitglieder derselben waren bereit mit den Orleanisten zu stimmen; sie thaten dies nicht, weil sie das Septennat wirklich consolidiren wollten, sondern nur, weil sie die wohlberechtigte Befürchtung hegten, daß eine Niederlage der Regierung ein Sieg für die republicanische Partei sein würde. Einige fünfzig fanatische Anhänger des Grafen von Chambord dagegen sträubten sich irgend eine Maßregel zu votiren, welche die Restauration der Monarchie auf mehrere Jahre hinausschieben werde.

Die 25 bonapartistischen Kammermitglieder sprachen sich nicht mit derselben Offenheit aus, jedoch wußte man, daß sie keine Sympathien für eine Regierung hegen konnten, welche den Namen Republik führe, und daß der Chef eines republicanischen Ministeriums sehr unweise handeln würde, wenn er mit Sicherheit auf ihre Unterstützung rechne.

Die drei republicanischen Parteien endlich verhielten sich wohlweislich ruhig und sahen dem Kampfe, den ihre alten Feinde sich unter einander lieferten, mit stiller Zufriedenheit zu. Die vereinigten republicanischen Parteien zählten etwa 330 Mitglieder.

Die Regierung schien mit Blindheit geschlagen. Sie konnte und mußte wissen, daß sie auf der Linken nur erbitterte Feinde besaß. Sobald also ungefähr 70 Mitglieder der Rechten — 50 Legitimisten und 20 Bonapartisten — mit Abfall drohten, war die alte Majorität compromittirt.

Zwei Wege standen dem Herzoge von Broglie offen, um sich zu retten: er mußte entweder nach rechts abbiegen und sich auf diese Weise der Unterstützung der ganzen legitimistischen Partei versichern, oder er mußte sein Heil auf der Linken suchen und sich Anhänger im linken Centrum verschaffen.

Der Herzog von Broglie sah die Gefahr nicht oder glaubte derselben spotten zu können. Er hatte vielfach Beweise von dem Kleinmuth der conservativen Partei gehabt, und er hoffte vielleicht, daß seine alten Kampfgenossen sich im entscheidenden Augenblicke wieder um sein Banner schaaren würden. Auf alle Fälle wollte er so rasch wie möglich der Ungewißheit, in der er seit mehreren Wochen lebte, ein Ende machen. Er benutzte deshalb die erste Gelegenheit, um der Versammlung seine Pläne vorzutragen und ein Vertrauensvotum dafür zu verlangen. Der Kampf dauerte nicht lange. Der Herzog von Broglie, noch bleicher als gewöhnlich, hielt eine kurze Rede. Der Beifall, der ihn sonst zu begrüßen pflegte, war verstummt. Eine unheimliche Schwüle lagerte über der Versammlung. Die Freunde des Ministers sahen sich ängstlich an. Herr Numa Baragnon, der Advocat aus Südfrankreich, einer der eifrigsten Vertheidiger des bedrohten Cabinets, war in eifriger Unterhaltung mit ehemaligen Genossen der äußersten Rechten; er gesticulirte lebhaft, seine Zuhörer blieben kalt. Auf der andern Seite des Hauses vertheilte Gambetta das Losungswort. Ueberall, wohin sein Auge sich fragend und auffordernd wandte, wurde ihm Zustimmung zugewinkt. Der junge Exdictator war sichtlich befriedigt. Er sah sich diesmal an der Spitze einer siegreichen Partei. — Herr Buffet, der Präsident der Kammer, verlor die Ruhe, die dem Ministerium Broglie vor einem Jahre so gute Dienste geleistet hatte. Er versprach sich mehrere Male und verließ den Präsidentensessel und den heißen Saal, sobald er der Kammer die Frage vorgelegt hatte, welche über das Schicksal des von ihm mitgegründeten Ministeriums entscheiden mußte. Man ging zur Abstimmung vor, und nach wenig Stunden wußte ganz Frankreich, daß das Ministerium Broglie von einer Majorität von mehr als 60 Stimmen gestürzt sei.

Der Fall eines Ministeriums hat für Frankreich größere Bedeutung als für ein anderes Land, in dem der Parlamentarismus herrscht. Wenn ein Ministerium Gladstone durch ein Ministerium Disraeli ersetzt wird, so ändert dies nichts an der Stellung der Königin von England. Diese verweilt nach wie vor in den hohen, über Parteien erhabenen Regionen, welche die Constitution ihr angewiesen hat. Ganz anders ist es in Frankreich; dort wird die Stellung des Herrschers gewissermaßen erst durch die seines Ministeriums definirt. Die Republik, das Kaiserthum, die legitime Monarchie und der Orleanismus, eine jede Partei glaubt augenblicklich gleich berechtigte Ansprüche auf die Regierung machen zu können. Mac Mahon und ein Ministerium Dufaure-Rémusat würde Frankreich zur Republik machen! Mac Mahon und ein Ministerium Rouher-Magne würde gleichbedeutend mit Wiederherstellung des Kaiserreichs sein. Mac Mahon und ein Ministerium Larcy-Kerdrel würde Restauration der legitimen Monarchie bedeuten, und Mac Mahon endlich mit einem Ministerium Broglie konnte mit Recht als Einleitung zum Orleanismus betrachtet werden. Mit dem Herzog von Broglie fiel deshalb nicht nur ein conservatives Ministerium; die Stellung des Staatsoberhauptes selbst konnte dadurch bedeutend modificirt werden. Der 16. Mai 1874 eröffnete von neuem die Frage, unter welcher Staatsform die Franzosen für die nächste Zukunft leben werden.

Die Aufregung, welche diesem Ereigniß folgte, war daher wohl erklärlich; zu verwundern ist sogar, daß dieselbe nicht größer gewesen ist. Um die relative Ruhe, welche während

Digitized by Google

der sechstägigen Ministerkrisis in Paris geherrscht hat, zu erklären, muß man bedenken, daß die Menschen sich mit einiger Uebung an vieles gewöhnen, was zuerst ungewöhnlich scheint, und daß die Franzosen während der letzten Jahre vielfach Gelegenheit gehabt haben, mit Revolutionen, Staatsstreichen und ähnlichen politischen Ereignissen vertraut zu werden.

Das neue Ministerium, welches seit dem 23. Mai mit der Leitung der Geschäfte betraut worden ist, scheint kaum geeignet, den Franzosen eine lange Periode der Ruhe zu sichern. Zwar befindet sich an der Spitze desselben ein alter bewährter Soldat, der General von Cissey, dem es im geeigneten Momente kaum an Energie fehlen dürfte, einigen unbequemen Schreihälsen den Mund zu stopfen; aber es ist wohl zu berücksichtigen, daß dies Ministerium ausschließlich aus Mitgliedern zusammengesetzt ist, welche am 16. Mai für den Herzog von Broglie, also gegen die Kammermajorität gestimmt haben, und daß deshalb gar nicht vorauszusehen ist, wie dieses Ministerium auf die Dauer sich einer Majorität versichern kann. Der Gedanke, daß Frankreich einmal wieder einen „Retter" gebraucht, greift mehr und mehr um sich. Frankreich steht am Vorabend eines Staatsstreiches. Aber selbst die Feinde des Marschalls Mac Mahon behaupten, daß dem „loyalen Soldaten" die nothwendige politische Unehrlichkeit fehle, um in die Fußtapfen Napoleons III. zu treten, und wahrscheinlich ist es deshalb, daß wir in nicht zu langer Frist von einer neuen Ministerkrisis in Frankreich zu sprechen haben werden.

---

## Bruchstücke aus Briefen Prince-Smiths.

Mitgetheilt von **Wolfgang Eras.**

Den Winter 1865—66 brachte ich in Berlin zu, fast täglich mit Prince-Smith verkehrend. Die folgenden Sommermonate, bis in den Spätherbst hinein, verlebte er mit seiner Familie in Wiesbaden, wo ich damals die „Mittelrheinische Zeitung" herausgab. Nachdem er nach Berlin zurückgekehrt war, während ich in Wiesbaden blieb, um später nach Essen und Bielefeld überzusiedeln, entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen uns, der erst nach dem Kriege, bei der zunehmenden Kränklichkeit und Schwäche meines hochverehrten Freundes und Lehrers eingestellt wurde. Ich theile im Folgenden Bruchstücke aus einigen seiner Briefe mit, welche in Prince-Smiths Denkweise manchen interessanten Einblick gewähren — außerdem aber auch Authentisches melden über einige leider unausgeführt gebliebene literarische Projecte, mit denen sich der theure Verstorbene in seinen letzten Lebensjahren trug.

Breslau.

**W. Eras.**

---

20. August 1867.

... Ich mache Rundreisen durch den Kreis Oberbarnim, wo ich als alleiniger Candidat der Liberalen aufgestellt bin. Das letzte Mal siegte man mit 6000 gegen 4500 Stimmen, also 4 zu 3 — eine ansehnliche Majorität. Aber die Regierung hat ihre Maschinerie kennen gelernt und kann sie vielleicht besser benutzen, d. h. von den 8000 nicht abgegebenen Stimmen der Gleichgültigen wohl einen guten Theil herbeitreiben, so daß das Resultat sehr ungewiß bleibt. Auch ist bei den Liberalen große Lauheit. Sie sagen: was nützt das Wählen? Was hat der Reichstag gebracht? — Darum bin ich bemüht darzuthun, daß mit der Errichtung des norddeutschen Bundes Großes erreicht sei, und daß der Reichstag durch seine Amendements wesentliche Concessionen durchgesetzt habe... Und daß dem Reichstage Aufgaben gestellt sind, bei denen es sehr darauf ankommt — für die unmittelbaren praktischen Interessen — ob sie im Sinne der Selbstregierung oder im Sinne der Bevormundung gelöst werden... Sollte es der Regierung gelingen, eine Majorität von Junkern in den Reichstag zu schicken, so thäte sie sich selber den größten Schaden damit, — nicht nur die Vereinigung mit dem Süden wäre auf lange Zeit vertagt, sondern auch die Einigkeit im Bunde erschüttert...

27. September 1867.

... Leider versteht unsere publicistische und kaufmännische Welt so wenig von Volkswirthschaft, daß sie deren Bedeutsamkeit gar nicht ermessen. Sie sehen die sämmtlichen Führer der Socialisten in den Reichstag wählen, und ... denken sich dabei weiter nichts!... Mir recht! Zur Einsicht kommen die Bourgeois erst dann, wenn ihnen das Messer an die Kehle gesetzt wird! Und lange bleibt dies nicht aus! Daß der Socialismus Blödsinn ist, macht ihn nicht weniger gefährlich. Denn seine Bedeutung und seine Kraft liegt eben darin, daß er die Phantasie der Arbeitermassen beschäftigt und wenigstens die Köpfe derer erfüllt, denen er nicht den Magen füllen kann. Es schmeichelt den Massen gewaltig, sich nicht mehr als Schwanz einer politischen Partei, als Hefe der Demokratie vorstellen zu müssen, sondern als selbstständige Macht mit eignen Zielen aufzutreten, und sich zu organisiren, sogar im großen Stile, mit internationalen Delegirtenversammlungen, und europäische Strikes anzuordnen, und ihre Wortführer im Reichstag zu haben. Und glaubt man, daß die Siege der Arbeiter in Chemnitz, Barmen ꝛc. nicht nächstens zu ähnlichen Erfolgen in anderen Städten führen werden?... Wenn nicht gerade um Staatshülfe zu fordern (wird man die Arbeitervertreter schicken), so doch um die Mittel zu legalisiren, wodurch die Arbeiter Zwang gegen die Capitalisten anwenden möchten. Das allgemeine Wahlrecht wird seine Consequenzen ziehen. Dennoch ist daran nichts zu ändern; auch steckt der Fehler nicht im Wahlgesetz, sondern in der Unwissenheit der Massen, die durch dasselbe zur Macht gelangen. Also müßten die besitzenden Classen sich für die Verbreitung volkswirthschaftlicher Einsicht regen und uns kräftigst unterstützen. Damit sie aber dazu den nöthigen Anstoß erhalten, müssen 50 Socialisten in den Reichstag gewählt werden...

9. Juni 1869.

... Meine nächste Aufgabe wird die Herausgabe meiner gesammelten Abhandlungen sein*). Da nun diese immerhin nur für solche Leser berechnet sind, welche mit concentrirter Aufmerksamkeit eine ganz knappe Logik verfolgen können, so dürfte eine populäre Bearbeitung meiner Auffassungen und Grundsätze wohl wünschenswerth sein; und ich glaube, Sie könnten diese am besten machen. Ich müßte die Disposition und Eintheilung, auch die zur Illustration erforderlichen Beispiele angeben und Sie hätten das Ganze in eine leichter lesbare Form zu gießen. Der Sache entsprechend wäre dann der Titel:

„John Prince-Smiths Darstellung des Volkshaushalts, populär bearbeitet von Dr. W. Eras".

Ueberlegen Sie dies. Etwas Zeit hat die Sache jedenfalls. Denn ich würde erst meine Originalaufsätze ausgeben; und erst wenn diese bei dem kleineren Leserkreis ihre Wirkung gethan, würde aus dem Erfolg das Bedürfniß einer Bearbeitung sich geltend machen.

16. Juni 1870.

... Im nächsten Abdruck des Aufrufs der Vereinigung deutscher Freihändler soll „verschiedener Parteien" stehen, statt „der verschiedensten". Ihre Bedenken theile ich nicht**). Die Fortschrittspartei hielt sich fern, aus einem Gefühl der Unsicherheit bei den bevorstehenden Wahlen. Sie wittert Unheil für sich und mit Recht. Das Interesse für politische Formfragen ist abgenutzt. Am Anbeginn unseres Verfassungslebens war es

*) Leider ist Prince-Smith dazu nicht gekommen. W. E.

**) Ich gehörte zu den Unterzeichnern des Aufrufs und hatte P.-S. gegenüber meine Bedenken dagegen geltend gemacht, daß die Unterschriften der Fortschrittsparteiführer fehlten, während das conservative Element vom Lande zahlreich vertreten war. W. E.

Digitized by Google

berechtigt, — aber man fängt an einzusehen, daß die Grenzstreitigkeiten zwischen Volksvertretung und Executive endlich ruhen müssen; — einerseits weil die veränderte Staatsstellung dem Auslande gegenüber, und der Hinblick auf die Assimilirung der neuen Gebietstheile eine weitere Schwächung der Executive nicht rathsam machen, wenn sie der Verantwortung ihrer gesteigerten Aufgabe gewachsen bleiben soll; — andererseits, weil die Volksvertretung noch lange nicht die Befugnisse, die sie schon hat, praktisch zum Vollen ausnutzt, in der Förderung naheliegender Interessen. Es ist noch vieles zu schlichten im Interessenconflict — und vor allem im Kampfe zwischen Freihandel und Schutzzöllnerei. Es ist mir lieb, wenn die Frage recht lebhaft agitirt wird. Und wenn persönliche Animosität der Agitation noch Leben einhaucht, so ist mir dies lieber, als die Gleichgültigkeit, mit der die Sache in letzter Zeit behandelt wird. Wenn der Fortschrittspartei fortan noch der politische Grenzstreit mehr behagt als die Arbeit des Ausbaus des materiellen Culturbodens, so darf dies uns nicht abhalten, an die Arbeit, die wir für dringend halten, zu gehen. Ich scheue nicht einen Conflict zwischen Politik und Volkswirthschaft, — aus dem Kampfe wird als Sieger hervorgehen, wer für die gegebenen Verhältnisse das Nützlichere leistet — nach Darwins Gesetz. Ich will nicht mit den Politikern politisiren. Wenn die conservativen Junker mitgehen, so sind sie mir willkommen, als Freihändler. Wenn die conservativen Commerzienräthe Schutzzöllner sind, so will ich sie als solche bekämpfen... Ich bin überzeugt, und es gibt bedeutsame Zeichen für die Annahme, daß ein Umschwung sich vorbereitet, ja zum großen Theil schon vollzogen hat, im Sinne einer Interessenpolitik — nicht etwa des breslauer Programms; — das war nur eine krankhafte Uebertreibung, wie solche sich immer zeigt beim Einschlagen einer neuen Richtung; — die maßlosen Forderungen der Landwirthe werden in ihre angemessene Grenze zurückgewiesen; — aber man will sich mehr den materiellen Fragen zuwenden; — und die Forderungen der Arbeiterinteressen, und der Landwirthsinteressen, die an einseitiger — —*) den ersteren keineswegs nachstehen, werden andere Forderungen hervorrufen — und wir haben einen heilsamen Kampf auf gesundem Boden... In dem entbrannten Kampfe ist mir um das Durchschlagen des Freihandels nicht bange — denn der einzig mögliche Friedensschluß ist eben eine Capitulation auf Grund eines Freihandelsvertrags.

Sind Ihre Bedenken nicht eher die eines Wahlcandidaten in fortschrittlichen Bezirken, als die eines Freihändlers? Und verfehlen sie nicht bei mir den Eindruck, weil ich fest entschlossen bin, mich um keinen Preis wählen zu lassen?**)

Die Fortschrittszeitungen sind bemüht gewesen, den Aufruf als ein Wahlmanöver zu denunciren. Nun wird jeder öffentliche Schritt in Erwägung gezogen bei den Wahlen und kann auf den Ausgang einwirken. Aber mit irgend einem Hinblick auf die Wahlen wurde die Vereinigung nicht beschlossen. Vielmehr mußte jeder Unterzeichner sich sagen, der Schritt kann ihm Stimmen abwendig machen: politische Parteigänger könnten es ressentiren, daß er seinen Namen auf ein Blatt setzte mit politischen Widersachern; die socialistischen Arbeiter und auch wohl die Arbeiterparteien anderer Schattirung könnten gegen ihn aufgebracht werden: er mache Partei mit dem Capital gegen die Arbeit, mit dem Auslande gegen die nationale Arbeit u. s. w., u. s. w. Die Zeichner aber haben dieser Gefahr getrotzt; die Sache, die sie für eine gute hielten, galt ihnen höher, als ihre persönlichen Wahlchancen.

Der Fluch des Repräsentativsystems ist es, daß die Wähler ihre Stimmen meist nur denjenigen geben, die sich bis auf das Niveau des Urwählerverstandes herabstimmen, anstatt einem, der durch Erringung oder Erhaltung einer hervorragenden Lebensstellung sich als klug und durch anerkannte Reinheit und Festigkeit des Charakters als zuverlässig erwiesen hat. Die Wähler müssen nicht einen wählen, der sagt, was sie selber sagen; sondern einen, der ihr Interesse besser versteht, als sie es sich vorzustellen wissen; sie müssen wählen nicht auf Einverständniß, sondern auf Vertrauen hin. — Ich habe erfahren, was es heißt, sich wählen zu lassen auf ein Programm hin, das man dem Verständniß der Unverständigen zugeschnitten hat!

25. Juni 1870.

... Wenn ich für mich spreche oder schreibe, so bezeichne ich den Freihandel im radicalsten Sinne, wie ich ihn schon Ihnen vortrug. Und es wäre mir lieb, wenn radicale Freihändler genug sich fänden, um eine Partei zu bilden und etwas auszurichten. Der Compromiß der „Vereinigung" bringt gewiß keine Lauheit in die freie Wirthschaftsbewegung; — ich durfte die Sache nicht von der Hand weisen. Die Leute im Reichstag wollten die Vereinigung. Ich machte eindringliche Gegenvorstellungen — vergebens. Hätte ich mich geweigert, die Leitung zu übernehmen, so wäre die Sache todt gewesen; — aber dann hätte es geheißen, ich hätte sie getödtet. Sie können wegen der Conservativen beruhigt sein; denn nicht sie werden den Freihandel für die Vereinigung machen, sondern ich werde ihn machen, und gefällt ihnen das nicht, so mögen sie sich wieder absondern.

Mich wählen kann ich nicht lassen, nicht wegen der Wähler, sondern weil ich meine Zeit und Kraft rein verschwende, und meine Gesundheit aufreibe in einer Versammlung, wo ich gar nicht hineinpasse und ohne Wirksamkeit sitze. Ich bin Schriftsteller und nicht Redner, und habe noch Dinge im Kopfe, die ich zu Papier bringen möchte, während der wenigen Jahre, die ich noch vor mir haben dürfte*).

6. Juli 1870.

Der Compromiß der Freihändler ist nur für deren Verhalten als „Vereinigung" maßgebend. Er hindert die Einzelnen nicht, in Rede und Schrift so radical vorzugehen, wie sie nur wollen. Es wäre mir z. B. sehr fatal, wenn man glauben sollte, daß das Programm, welches ich für die Vereinigung geschrieben habe, etwa für mein freihändlerisches Glaubensbekenntniß gehalten werden sollte. Es ist darin nur angegeben, wozu die von Freihändlern verschiedener politischer Parteien aufgebrachten Beiträge verwendet werden sollen. Aber damit ist niemand in seiner Agitation für durchgreifenden Freihandel aus eigner Kraft beschränkt, die als „offen" bezeichneten Fragen lassen offenes Spiel. Durch Beitritt und Beitrag fördert jeder das umgrenzte Wirken der Vereinigung, was zur Erzielung praktischer Resultate in absehbarer Zeit zweckmäßig sein mag. Aber außerdem mag er auch wenn der Geist ihn dazu treibt, weitere und höhere Ziele sich stecken, welche, wenn auch nicht so nahe greifbar, doch das Pathos in die Bewegung bringen, ohne welches schwerlich eine wirksame Bewegung erhalten werden kann. — Können Sie nicht in eine Zeitung, etwa Nat.-Ztg., einen Artikel in diesem Sinne hineinbringen — damit man nicht glaube, die alten Freihändler, weil sie einmal eine Handelsflagge benutzten zur Deckung neutralen Guts, hätten darum ihre alte Kriegsflagge eingezogen? — Wenn Sie dies nicht thun, so muß ich heraus damit. Aber lieber wäre es mir, Sie rückten in's Feld. Sie können immer sagen, Sie wüßten, daß Ihre Ansicht die der Alten sei.

---

*) Unleserlich. W. E.

**) Dieser Entschluß, von dem Prince-Smith auch in einem folgenden Briefe spricht, wurde glücklicher Weise durch berliner Freunde später zum Wanken gebracht. Prince-Smith nahm ein Mandat zum ersten deutschen Reichstage an, und hielt eine vortreffliche Rede über das Münzgesetz. W. E.

*) Eines der interessantesten jener literarischen Projecte, die leider unausgeführt blieben, betraf eine vergleichende Darstellung der alten und der neuen Lehre vom Volkshaushalt. Darüber schrieb mir P.-S. im folgenden Jahre u. a.:

„Hätten Sie Zeit, die Schriften von Adam Smith und Ricardo genau durchzusehen und die Stellen zu excerpiren, in welchen versucht wird, feste Größen hinzustellen für die wirthschaftlichen Ausgleichungen? Ich will nämlich einen Aufsatz über die alte und die neue Lehre der Volkswirthschaft schreiben. Denn was ich gethan habe, ist, daß ich die Lehre von dem entgegengesetzten Ende anfange, von dem, wovon man früher ausging ... Wenn Sie Zeit haben, will ich genau meine Ansicht abgeben." W. E.

Digitized by Google

6. Januar 1871.

... Eine Druckschrift von 6—8 Bogen ist schon ein Buch. Mit 3 Bogen hat eine Broschüre einen Umfang, bei dem zum aufmerksamen Durchlesen ein Entschluß gehört. Ich finde, daß man nicht gut thut, zwei Bogen zu überschreiten*). Es ist besser, wenn der Stoff es irgend zuläßt, ihn lieber zu theilen und ein paar Broschüren zu machen ...

Aufmerksam möchte ich noch darauf machen, daß, wenn der Elsaß von Frankreich abgesondert wird durch eine Zollgrenze, das Angebot elsasser Waare in Frankreich zunächst fehlen wird — also werden die Preise ähnlicher französischer Waaren so steigen, daß von einer Ausfuhr derselben nicht die Rede sein kann. Der Elsaß wird also die ganze Ausfuhr haben können, die bisher ganz Frankreich von solcher Waare bewirkte; — ja er wird noch nach Frankreich ausführen können, welches den eignen Bedarf für's Erste nicht wird decken können; und wenn der Elsaß auch hierbei mit England, der Schweiz und dem Zollverein zu concurriren haben wird, so hat er den Vortheil, am besten auf den französischen Geschmack eingerichtet zu sein, die Kundschaft zu kennen und Verbindungen zu besitzen. — Er hat viel zähe Gewohnheit zur Bundesgenossin. Die Franzosen werden die gewohnte elsasser Waare nicht sofort entbehren und ebensowenig durch andere Waare sobald ersetzen lernen**).

Mit den Betrachtungen „über wirthschaftliche Annexionen überhaupt" muß man sehr vorsichtig sein. Eine wirthschaftliche Annexion gibt es nur, wenn zwischen zwei Gebieten die Zollgrenze fällt; also auf dem Wege absoluter Handelsbefreiung. Wir können auch durch Streichung einzelner Zollpositionen einzelne Productionszweige des Auslands annectiren. Streichen wir z. B. alle unsere Eisenzölle, so arbeiten die britischen Hochöfen und Hütten gerade eben so gut für die Bewohner des Zollvereins, als für die Bewohner Großbritanniens; der Berliner steht zur Staffordshire-Industrie gerade so wie der Londoner, abgesehen von dem etwaigen Frachtunterschiede, welcher nicht in der Handels- und Staatspolitik, sondern in der Geologie und Geographie seinen Grund hat.

Anders ist es mit „politischen Annexionen", bei denen ein Industriebezirk aus einem staatlichen Zollkreis in einen andern gewaltsam versetzt wird. Dies ist immer eine wirthschaftliche Vergewaltigung und mit Störungen, also Verlusten für die Wirthschaft verknüpft. Aber die Welt ist jetzt von politischer Tollheit beherrscht, — wohl in der Fieberraserei acuter politischer Entwicklungskrisen, — und man darf gegen ihre politische Agitation nicht mit wirthschaftlichen Einwendungen kommen. — „Was schiert mich Weib, was schiert mich Kind?" — was kümmern mich die elsasser Spinner und Weber, — „mögen sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind;" — das alte Reichsland muß wieder in den politischen Reichsverband und unter dem Kaiser stehen, wenn auch alle Städte und Dörfer mit Bomben und Granaten niedergehagelt werden — also der politische Zweck durchgesetzt, koste es was es koste, — gerechnet wird nicht! Wenn man früher zurückschrak bei dem Vorschlag, mit 100 Millionen alle deutschen Ströme durch ein Canalnetz zu verbinden, zählt man jetzt gar nicht die Hunderte von Millionen, die verwendet werden sollen zu Zerstörungszwecken! Ich tadle dies eben so wenig, als ich ein Erdbeben tadle, oder ein Weib, welches im Wochenbettfieber ihr Hemd zerreißt. Man muß nur darauf Rücksicht nehmen und nicht mit Vorstellungen kommen, für die kein Ohr zu finden ist bei der herrschenden Geistesverfassung.

19. Januar 1871.

***s Kritik ist arg. Daß er die Schrift als eine „leichte Arbeit" so geringschätzig behandelt, ist nicht, was mich ärgert. Daß er aber die schwere Arbeit unserer Partei so wenig begriffen hat, um von „Betheiligung der Arbeiter am Geschäftsgewinn" zu reden, beweist daß wir an ihm unsere ganze Mühe verschwendet haben, und daß ihm der Verstand für Volkswirthschaft gänzlich fehlt, denn er hat noch nicht den Grundunterschied zwischen uns und den Gegnern erfaßt. Wenn die Arbeiter „Productivassociationen" machen, so sind sie Unternehmer, und genießen, als solche, den Gewinn, den sie etwa machen. Bei einer „industrial Partnership" haben sie, wenn es gut geht, als Actionäre Dividende. Prämien für besondere technische Leistung, Schonung des Rohstoffs, Heizmaterials u. s. w. sind sehr zu empfehlen. Aber „Tantièmelöhnung", bemessen nach dem kaufmännischen Erfolge der Leistung der Geschäftsführung, ist gerade dasjenige, wogegen sich unsere ganze Polemik richtete. Und doch sagt er, mit dem Inhalte der Kritik sei er einverstanden ... Wenn er sie nur verstanden hätte!

Er verdient, daß ihm nachdrücklich der Standpunkt klar gemacht werde, — oder vielmehr, — daß ihm jeder klare Gesichtspunkt, also auch ein fester Standpunkt, fehle. Woran liegt dies? Ist es Diplomatie? Wollen es die ***lichen Capitalisten nicht verderben mit den Arbeitern? Wollen sie dem Teufel den kleinen Finger geben, damit er nicht die ganze Hand nehme? In meinem Aufsatze gegen die „Socialdemokratie auf dem Reichstage" habe ich davor, als vor der Hauptgefahr gewarnt. Die Capitalisten müssen zur Einsicht gebracht werden, daß es ihre Pflicht sei, energisch einzutreten für die Sicherung des Capitals vor Experimenten, die unsere ganze wirthschaftliche Cultur gefährden, — und die Existenz der Millionen von Arbeitern bedrohen. Sie haben mit ihrem Capital diese Millionen in's Leben gerufen, — es ist ihre Pflicht, die Subsistenzquelle derselben, das Capital, zu schützen vor Angriffen des Unverstandes.

Wollen Sie dies nicht ausführen?

*) Es handelte sich um meine Schrift: „Handelspolitische Aufgaben bei der Annexion des Generalgouvernements Elsaß", — nachmals im Verlage von Kortkampf erschienen, und durch die „Vereinigung" nebenher als Agitationsbroschüre vertheilt. W. E.

**) Ich benutzte auf P.-S. Wunsch diese Stelle a. a. O., Abschnitt III, S. 22 u. ff. W. E.

---

## Frankreichs alte Eroberungssucht und seine innere Lage.

Von Karl Blind.

### VIII.

Wie Frankreich sich seit Jahrhunderten in Uebergriffen gegen Deutschland erging, so ist es auch unablässig in Eifersucht mit England zusammengerathen.

Schottland und Irland waren lange Zeit hindurch unablässig das Augenmerk der französischen Staatskunst. Mit Hülfe der Schotten und der Iren wollte man die Engländer in die Zwickmühle nehmen. „Das treulose Albion!" — so lautete der ständige Schmähruf. Die „Rache für Waterloo" wurde unablässig gefordert. In seinen „Idées Napoléoniennes" entwickelte Ludwig Bonaparte denselben Gedanken, um sich dadurch ein Anrecht auf Wiederherstellung des Kaiserreichs zu erwerben. Noch im Jahre 1859 drohten Napoleons rasende Rolande in der berüchtigten, sogar vom „Moniteur" abgedruckten Zeitschrift der Obersten, „die englische Räuberhöhle mit Feuer und Schwert zu säubern". Um die gleiche Zeit standen französische Sendlinge mit den damaligen „Phönix"-Bündlern in Irland in geheimem Verkehr. Der Phönix-Bund war der Vorläufer des auf Zerreißung der englischen Reichseinheit ausgehenden Fenier-Bundes.

Wenn sich nun gleichwohl im Jahre 1870, und ganz besonders nach Sedan, in England eine auffallende Neigung zu Frankreich kundgab — und zwar in den beiden entgegengesetzten Lagern: in der conservativen und in einem Bruchtheile der radicalen Partei — so mochten die Deutschen, deren Kämpfe doch auch den Engländern zugute kamen, sich billig darob verwundern. Die gehässigste Haltung nahm die kleine, aber thätige Schule der „Comtisten" ein. Ihre Wortführer predigten förmlich in öffentlichen Versammlungen, mittelst der von ihnen gewonnenen und mißleiteten Arbeiterführer, den Krieg gegen Deutschland. Mit 40,000 Mann, sage vierzig-

Digitized by Google

tausend Mann, wohlgezählt, sollte das Abenteuerchen begonnen werden!

Die comtistische Schule in England ist, wie ihr Name schon zeigt, ein Ableger französischer Anschauungen. Sie verehrt Auguste Comte als ihr geistiges Haupt, den Schöpfer der Philosophie des Positivismus. Diesem Manne ist zwar in einigen Dingen die Gedankentiefe nicht abzusprechen, schon frühe zeigten jedoch seine Arbeiten da und dort einen Schatten jener Wolke, die schließlich seinen Geist mit Nacht umfing. Noch frisch ist mir in der Erinnerung der vor Jahren in Gemeinschaft mit einem französischen Freunde von hier aus geführte Briefwechsel mit Comte. Damals bereits leidend, erging er sich allmählich in so sonderbaren Traumgesichten, daß mir der Abbruch des Briefwechsels rathsam erschien.

Seine hiesigen Jünger sind von dem Gedanken erfüllt, Frankreich habe in Europa eine „Sendung", zu deren Durchführung der Widerstand jedes sich nicht beugen wollenden Volkes niedergebrochen werden müsse. Den Comtisten ist Frankreich der natürliche Mittel- und Lichtpunkt Europas — das heilige Mekka des gesellschaftlichen Evangeliums. Die paar Unterhaltungen, die ich mit Führern der Schule gepflogen, bewiesen mir, daß sie, in scheinbar revolutionärer Form, einfach dem alten Plane Heinrichs IV. von Frankreich anhingen. Das ganze Festland sollte nach Heinrichs Entwurf um Frankreich gruppirt werden. Die sämmtlichen Nachbarvölker waren dabei in möglichst losen, bündischen Verfassungen zu halten. Frankreich dagegen sollte sich einer stets schlagbereiten Einheit erfreuen. Ein ähnlicher Gedanke geht durch die comtistische Schule.

Mit gleicher Heftigkeit sprach sich, merkwürdig genug, ein Theil der Torypresse gegen Deutschland aus. Das vereinigte Wirken dieser beiden, so verschiedenen Parteien zog auch eine Anzahl dazwischen stehender Liberalen mit fort. Noch nach Schluß des Krieges klang diese gegnerische Stimmung in allerhand thörichten Broschüren über die „Dorkings-Schlacht", den „Kampf in Frau Europens Schule" u. s. w. aus.

## IX.

Man würde gleichwohl irren, zu glauben, daß es nicht eine beträchtliche Anzahl Männer in allen Parteilagern und von allen Ständen gab, die Deutschlands Sache fest anhingen. Gladstone war freundlicher für uns gesinnt, als er es öffentlich einzugestehen für gut hielt. Ein ihm zugeschriebener Aufsatz in der „Edinburgh Review" enthält die Beläge dafür. Er gibt dort zu, daß alle Parteien Frankreichs — die katholische, die orleanistische, die republicanische, die socialistische — größtentheils vom Rheingrenzgelüste angesteckt waren und auf die Spaltung und Demüthigung Deutschlands ausgingen.

Disraeli war den Deutschen gewogener, als Viele von seiner Partei. Ich habe die Bestätigung aus seinem eigenen Munde; er gab sie in Gegenwart eines liberalen Unterhausmitgliedes. Ein gemäßigt liberaler Mann in hervorragender Regierungsstellung, Sir John Duke Coleridge, sprach sich für Deutschlands Recht in den Tagen des Kampfes mit den wärmsten Worten aus. Das Gleiche geschah von Sir J. G. Tollemache Sinclair, dem Abgeordneten der schottischen Grafschaft Caithneß, der in seinem Werke über den Deutsch-Französischen Krieg Alles zusammengetragen hat, was ihm irgendwie gegen Frankreich zu sprechen schien. Der radicalste, republicanisch gesinnte Vertreter im Unterhause, Hr. P. A. Taylor, trat nach Sedan muthig gegen eine Arbeiterpartei hervor, welche ihn eingeladen hatte, an einer Versammlung theil zu nehmen, in der man sich für Frankreich erklären wollte.

In der Arbeiterwelt selbst war die Stimmung eine sehr getheilte. Ein Arbeiterführer erschien im Beginn des Krieges als Abgesandter bei mir, um mich aufzufordern, nach Deutschland hin einen jener Friedensaufrufe verbreiten zu helfen, in welchem dem deutschen Volke gesagt wurde, es handle sich hier lediglich um einen „Streit zwischen den Häusern Hohenzollern und Bonaparte", und ein richtiger Freiheitsmann habe mit der Sache gar nichts zu schaffen! Derselbe Arbeiterführer gab, nach einer kurzen Unterhaltung, Deutschlands Recht und Pflicht, tapfer dreinzuhauen bereitwillig zu und reiste von der Seeküste, wohin er mir nachgefolgt war, ganz vergnügt ab.

Wie Carlyle dachte, ist bekannt genug. Daß auch John Stuart Mill, der doch in seiner Bildung Frankreich Manches verdankte und stets einen großen Theil des Jahres auf seinem dortigen Gute zubrachte, von Anfang bis zu Ende die Siege Deutschlands mit seinen besten Wünschen begleitete, ist nicht so bekannt. Ich kann dafür einstehen. Er selbst hat mir eine bezügliche Aeußerung zugehen lassen, welche seine Stellung klar und deutlich kennzeichnet. Ich erwähne dieser Dinge, um Irrthümer zu zerstreuen und zu zeigen, daß Deutschland unter den Hervorragenden aller Parteien Englands manchen trefflichen Freund besaß. Dem lärmenden Geschrei der Mißgunst lag jedenfalls keine so tiefe oder allgemeine Abneigung zu Grunde, wie man es oft hat annehmen wollen.

## X.

Wie das Unterhausmitglied Sir Tollemache Sinclair auf liberaler, so hat Lord Dunsany, einer der Peers des Oberhauses, auf conservativer Seite seine deutsch-freundliche Gesinnung in einem gehaltvollen Werke niedergelegt. Es führt die Aufschrift: „Gallier oder Germane? Erwägungen über unsere zukünftigen Bundesgenossen". („Gaul or Teuton? Considerations as to our Allies of the Future.")

In beiden Werken findet sich Manches, was unseren Parteigrundsätzen stracks widerspricht. Ueber die Beurtheilung der französischen Staatsumwälzung, über die zukünftige Gestaltung Deutschlands u. s. w. werden unsere Ansichten mit denen der genannten Verfasser nicht leicht in Einklang zu bringen sein. So scharf indessen die Trennung auf diesem Gebiete sein mag: die Anerkennung aller deutschen Vaterlandsfreunde gebührt den beiden englischen Parlamentsmitgliedern für den Muth, die Wärme und die Sachkenntniß, mit der sie für unsere nationalen Rechte eingetreten sind.

Lord Dunsany hat ein Werk von hohem geschichtlichem Werthe geliefert. Kraftvoll erhebt er sich gegen die Ungerechtigkeit, mit welcher Deutschland hier vielfach beurtheilt wurde. „Wenn die Befreiung von den verschrobenen unsittlichen Ueberlieferungen, wegen deren Europa zur Befriedigung französischer Eitelkeit mit Blut überschwemmt worden ist, als ein der Menschheit geleisteter Dienst betrachtet werden muß, so hat Deutschland" — schreibt der Verfasser — „einen Anspruch auf den Dank der Welt. Die festländischen Völker schulden ihm den ersten Zoll der Anerkennung; England den zweitnächsten — wenn in der That Frankreich selbst nicht den größeren Vortheil davon hat. Den Deutschen verdankt Frankreich die Erlösung von jener persönlichen Willkürherrschaft, deren erniedrigende und entnervende Wirkung es jetzt selbst anerkennt und beklagt. Das Recht auf Selbstregierung, und die Würde eines wahrhaft freien Volkes, sind wohlfeil erkauft durch den Verlust einer soldatischen Oberherrschaft, zu welcher Frankreich sittlich nicht einmal das Zeug hat."

Wie man sieht, ist Lord Dunsany, der das am 4. September zurückerrungene „Recht auf Selbstregierung" betont, jedenfalls kein Tory vom Schlage gewisser Junker, die da meinen, das Volk sei naturgemäß mit einem Sattel auf dem Rücken zur Welt gekommen, und die Beherrscher desselben mit Sporen, um es zu reiten. Mit den französischen Marquis von Carabas, mit den Vertretern der politischen Steinzeit, haben auch die Tories in England keinen inneren Zusammenhang. Lord John Manners, der in seiner Jugend den berühmten schönen Reim verübte:

„Was soll uns Bildung, Recht, Gewerb' und Handel nützen?
Mög' Gott nur unsern alten Adel schützen!" —

oder wie die Worte eigentlich noch crasser in der Urschrift lauten:

Digitized by Google

Let law and learning, trade and commerce die!
But God preserve our old nobilitie! —

Lord John Manners ist einer der Wenigen nur, die in England solch' vorweltlichen Ansichten huldigen. Das Dunsany'sche Werk ist auch nach dieser Richtung hin in ganz anderem Geiste gehalten.

Die von dem Verfasser gelegentlich geäußerte Meinung, als berühre die Fernhaltung Rußlands von der Türkei weder die Sicherheit der englischen Macht in Asien, noch Europas überhaupt, halte ich für unbedingt irrig. Vollkommen beipflichten muß man ihm jedoch in seiner Auseinandersetzung, daß es mit dem angeblichen „Edelmuthe", den Frankreich im Krimmkriege bewiesen haben will, so schlecht wie nur möglich beschlagen ist. Rußlands und Frankreichs ehrgeizige Bestrebungen kreuzten sich im Mittelmeer. Frankreichs Ziel war, das Mittelmeer zu einem „französischen See" zu machen — wie auch Napoleon III. später am mexikanischen Golfe ein „lateinisches Kaiserreich" als eine Gegenmacht wider die nordamericanische Republik zu gründen gedachte. Frankreich, das den Papst schützte, indem es ein Heer in den Kirchenstaaten hielt, vertrat in dem Schlüsselstreite zu Jerusalem die katholische Oberherrlichkeit, als deren Schirmvogt es sich aufwarf. An dem Ruhme des Krimmkrieges schrieb Frankreich sich überall den Löwenantheil zu — von den Schlachtberichten an bis zu den Gemälden, in denen es sich selbst verherrlichte und verewigte.

Wie die Franzosen ihre Stellung zu England auffassen, zeigt u. a. eine Stelle in dem Schreiben des Herrn Thiers an Jules Favre, datirt: London, den 13. September 1870. Thiers war bekanntlich herübergekommen, um englische Hülfe nachzusuchen. Er gründete Frankreichs Anspruch auf die „Ehrlichkeit (loyauté) unserer Haltung während der indischen Meuterei!" Der Gedanke wird Einem dadurch nahe gebracht, daß französische Staatsmänner es im Grunde für ein ganz besonderes Verdienst hielten, England nicht angegriffen zu haben, während es gegen eine, die Bildung und den Fortschritt bedrohende Empörung ankämpfte.

Die gewaltigen Befestigungen zu Cherbourg; die, durch keine weitläufigen überseeischen Besitzungen oder auch nur durch bedeutenden Handel gerechtfertigte, ungeheure Vermehrung der französischen Kriegsflotte; endlich die im Jahre 1858 herübergeschleuderten Drohungen hatten England wiederholt in große Unruhe versetzt. Eine Folge davon war die Bildung des Freiwilligenheeres — „zum Schutz, nicht zum Trutz," wie der Sinnspruch desselben lautet. Vielen von dem jüngeren Geschlechte — bemerkt Lord Dunsany —, die heute die Reden Lord Lyndhursts, Lord Howdens, Sir Karl Napiers, Horsmanns und Anderer läsen, würde die in jenen Jahren herrschende erschreckte Stimmung auffallend vorkommen.

Lord Howden, der größtentheils in Frankreich wohnte, und dessen gesellschaftliche Beziehungen ihn, nach seiner eigenen Angabe, hauptsächlich auf Frankreich anwiesen, äußerte damals: er sei zwar überzeugt, daß kein vernünftiger Franzose England zu erobern gedenke; allein sicher sei er, daß „jeder Franzose Tag und Nacht sich mit dem Gedanken trage, dies Land zu demüthigen, es der Stellung zu berauben, die es allein unter den Völkern Europas durch die Unverletztheit seines Bodens einnehme". Lord Howden fügte bei: „Sämmtliche Parteien Frankreichs würden einem Kriege gegen England zujauchzen. Wie verwegen auch ein solcher Krieg wäre; wie wenig Aussicht er auch auf Erfolg hätte — jede Wittwe in Frankreich gäbe ihren letzten Sohn dafür her; jeder Bettler seinen letzten Sou!"

So sprach ein Mann, der zu vielen Franzosen in persönlich freundschaftlichem Verkehre stand.

Kaum weniger deutlich ließ sich Lord Palmerston als erster Staatsminister noch im Jahre 1860 vernehmen. „Es ist schwer, zu sagen" — rief er aus —, „wo der Sturm losbrechen wird; aber der Gesichtskreis ist von Wolken bedeckt, welche die Möglichkeit des Gewitters verkünden. Der Ausschuß weiß natürlich, daß ich wesentlich von unseren nächsten Nachbaren jenseits des Kanals spreche. Diese Thatsache verhüllen zu wollen wäre nutzlos." Aehnlich sprach sich der Kriegsminister Hr. Sidney Herbert aus.

Eine ganze Flugschriftenliteratur war damals in Frankreich verbreitet, welche einem Bruche mit England vorarbeitete: „Werden wir den Krieg mit England haben?" lautete der Titel einer derselben aus dem Jahre 1858. „Was ist der geheime Gedanke, den Europa dem Kaiser zuschreibt?" heißt es darin. „Trotz des Bündnißvertrages, trotz der amtlichen Kundgebungen, trotz der Umarmung in Osborne, welche in Cherbourg wiederholt wurde, weiß jeder Verständige in Europa, daß alle Zuneigung zwischen Frankreich und England unmöglich ist; Napoleon mag der Bundesgenosse, er kann nicht der Freund Englands sein. Ein Zweikampf zwischen dem Kaiserreiche und dem Hofe von St. James scheint bevorzustehen."

Eine andere Abhandlung*), die 1859 bei Dentu erschien, wo bekanntlich viele halbamtliche Schriften verlegt wurden, geht auf die Frage eines bevorstehenden Krieges mit England ein. Dem Anscheine nach war der Verfasser ein höherer See-Offizier. „Den Haß gegen England," sagt derselbe, „finden wir bei uns Allen in unseres Herzens Tiefe. In jedem Zeitalter steht die Gestalt Englands gleich dem steinernen Gaste vor uns, der unsere Irrthümer bewacht, unsere Demüthigung besiegelt, die starken Ueberlieferungen seines bürgerlichen Lebens mit unseren erbarmungswürdigen Schwächen vergleicht ..... Dies Benehmen nennen wir Treulosigkeit bei unseren Nachbarn; und darum finden die Gerüchte von bevorstehenden Feindseligkeiten einen so lauten Wiederhall in Frankreich. Man braucht nur die Ohren offen zu halten, um überall zu hören, daß, gleichviel welches die Aussichten auf Erfolg seien, Alle mit Befriedigung dem kommenden Ereignisse entgegenblicken".

Also Rache, Rache für Waterloo — selbst wenn die Aussichten auf den Erfolg verdüstert erscheinen!

Ludwig Napoleon fand — wie Lord Dunsany richtig ausführt — bei seiner Gelangung in's Präsidentschaftsamt, daß England, dessen Zustände er bei seinem Hiersein selbst erforscht hatte, nur ein Heer von ein paar tausend Mann auf heimischem Boden hatte. Ersatzmannschaft war keine vorhanden; auch keine Volkswehr und keine Freiwilligen. Die Flotte selbst war in vernachlässigtem Zustande. Andererseits war der Haß gegen die Engländer noch in Frankreich glühend. Um sich beliebt zu machen, dachte Napoleon an einen Bruch mit England. Da der Lauf der Dinge im Ganzen auf eine andere Wendung hintrieb, Napoleon auch keine persönliche Feindschaft gegen England hegte, so zog er es vor, Frankreich auf dem Festlande die erste Rolle spielen zu lassen und England als eine Art Bundesgenossen, der die zweite Fiedel spielen mußte, neben sich herzuziehen.

Der Gedanke, die deutschen Rheinlande und Belgien an sich zu reißen, schwebte ihm aber unablässig dabei vor. Ueber letztere Frage mußte er allerdings eines Zusammenstoßes mit England gewärtig sein. Daher die ab und zu aufblitzende Feindseligkeit, welche sich Jahre hindurch, trotz der äußerlichen Freundschaftsbeziehungen, in so vielen in Frankreich veröffentlichten Schriften gegen England kundgab.

Der Sieg Frankreichs gegen Deutschland mußte unfehlbar zum Bruche auch zwischen Frankreich und England führen. Napoleon III., als Eroberer zu Berlin installirt, hätte — nach Lord Dunsanys Worten — die gleiche Stellung eingenommen, wie Napoleon I. nach Jena. Jeder derselben würde zuerst Oesterreich und Rußland geschlagen und dann keinen unbesiegten Nebenbuhler mehr vor sich gehabt haben, ausgenommen England; und Europa hätte infolge dessen das Gesetz von Frankreich empfangen müssen. Wiederum wäre Englands Lage,

*) Recherches sur les forces maritimes, marins et hommes de mer dans l'Orient; suivies de quelques mots sur les condicions d'une lutte avec l'Angleterre.

Digitized by Google

im Jahre 1870, dieselbe gewesen, wie im Jahre 1806 — nur daß ihm die Oberherrschaft auf dem Meere, der Ruhm kürzlich erfochtener Seesiege gemangelt hätte! Wolle man behaupten, daß, wenn auch die Charaktere der beiden Napoleone verschieden gewesen seien, so zeige der enthüllte Plan gegen Belgien, daß sie in politischer Sittlichkeit einander ziemlich gleich kamen. Nachdem der Krieg die französischen Absichten zu Falle gebracht, vergaßen Viele höchst ungerechter Weise, daß Deutschland allen Grund hatte, die französische Politik nach dem von ihr gehegten Plane zu beurtheilen, und nicht nach der Wendung, die durch die Ungunst der Ereignisse in ihr hervorgebracht ward.

Das Dunsany'sche Werk, welches, wie das Sinclair'sche, jetzt ebenfalls in deutscher Uebersetzung*) erschienen ist, enthält noch viele vortreffliche Betrachtungen. Fast auf jeder Seite drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie es möglich war, daß „nach Sedan" ein solcher, wenn auch nicht gerade die besten Köpfe in England berührender Umschwung der Meinungen eintreten konnte. Ein Glück, daß man sich hier nicht zu verkehrter That hinreißen, daß man es nur bei thörichten Aeußerungen bewenden ließ. Der Sturz Frankreichs hätte sonst auch England mit niedergezogen und auf lange Zeit hinaus zwei Völker verfeindet, die durch Abstammung und Bestrebungen auf freundschaftlichen Verkehr angewiesen sind und in der ganzen Geschichte noch nie sich als Feinde gegenüber, wohl aber wiederholt als Bundesgenossen Schulter an Schulter gestanden haben.

*) Gallier oder Teutonen? Von Lord Dunsany. Uebersetzt von A. Kolb. Berlin. 1874. G. van Muyden.

## Literatur und Kunst.

### Bluntschli.

Eine autobiographische Skizze.

Mein Leben wurde abwechselnd von der Wissenschaft und von der Politik erfüllt und bewegt. Die Wissenschaft gewährte mir eine reinere Befriedigung. Aber die Politik regte meine Natur heftiger auf und zog sie mächtiger an. Wenn ich von politischen Kämpfen verwundet oder ermüdet war, dann suchte ich Heilung und Erholung in der Wissenschaft. Wenn ich von dem wissenschaftlichen Stillleben gesättigt war und öffentliche Gefahren oder große Ereignisse meine Aufmerksamkeit erregten, dann folgte ich dem Ruf der Politik. Auch meine wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit hatte doch zumeist die Richtung auf den Staat und das Staatsleben und daher zugleich eine politische Bedeutung. Wo ich beides verbinden konnte, Wissenschaft und Politik, da fand ich meine Natur am vollsten befriedigt. Wenn ich aber heute, am Abend eines längeren Menschenlebens dieses überschaue, so finde ich, daß vielleicht im Gegensatz zu meiner Neigung die wissenschaftliche Thätigkeit überwiegend und fruchtbarer geworden ist als die politische Thätigkeit.

Meine Jugend und die ersten noch jugendlichen Jahre des männlichen Alters, bis zu vierzig Jahren habe ich in meinem angeborenen Vaterlande, in der Schweiz verlebt. Nur einige Universitätsjahre hatte ich auf den deutschen Universitäten Berlin und Bonn zugebracht (1827—1829) und am Schluß derselben noch einen halbjährigen Aufenthalt in Paris (Winter 1829—1830) hinzugefügt. Meine wissenschaftliche Bildung aber war durchaus von der deutschen Wissenschaft geleitet; und meine wissenschaftlichen Arbeiten waren vorzugsweise dem deutschen Rechte zugewendet. Der Schweizernatur und Erziehung verdankte ich aber ein offenes Auge für das praktisch Brauchbare und den freien Sinn, der sich nicht scheut, die erkannte Wahrheit rückhaltlos auszusprechen.

Die reiferen Mannesjahre, nun bereits während mehr als eines Vierteljahrhunderts habe ich in meinem Adoptivvaterlande, Deutschland, zugebracht und mich an dem wissenschaftlichen und politischen Leben der deutschen Nation unmittelbar betheiligt.

Mein Leben floß nicht, wie ein sanftes Bächlein über den ebenen Wiesengrund anmuthig und heiter dahin. Das Schicksal hat mich öfter unsanft gepackt. Es sind mir schwere und heftige Kämpfe, sowohl innere als äußere nicht erspart worden. Ich habe vor, zunächst für meine Kinder und Enkel, eine vollständige Geschichte dieses Lebens zu schreiben. Wenn ich heute der Redaction der „Gegenwart" nach ihrem Wunsche eine kurze Skizze desselben zur Verfügung stelle, so muß ich mich darauf beschränken, mit wenigen scharfen und kecken Zügen mein Bild eher anzudeuten als auszumalen. Ich hoffe aber, daß meine Freunde und meine Feinde in dem unvollständigen Porträt doch die wahren Züge meines Wesens und Lebens erkennen werden. Wenigstens habe ich den Glauben, daß ich mich selber besser noch kenne, als irgend ein Anderer mich kennt und den aufrichtigen Willen, in der Darstellung meiner Erkenntniß wahr zu sein.

Ich wurde in der Stadt Zürich am 7. März 1808 geboren. Das Geschlecht der Bluntschli war schon seit mehr als vier Jahrhunderten in der schweizerischen Stadt verbürgert. Durch die helvetische Revolution von 1798 hatte die Stadt ihre Souveränetät über das Land verloren; aber in der Restaurationsperiode von 1814 bis 1830, in welche meine Jugend hineinfiel, wurde die Stadtbürgerschaft durch die Verfassung doch wieder sehr bevorzugt und das stolze Selbstgefühl der Stadtbürger vielfältig begünstigt. Mein Vater war ein schlichter Bürger, der sich durch Einsicht und Fleiß ein ansehnliches Vermögen erworben hatte. Ich zeigte frühzeitig eine eifrige Lernbegierde und eine gute Fassungskraft und wurde daher von meinen Eltern zu einem gelehrten Studium bestimmt. Wenn man damals in meiner Vaterstadt von Studirenden sprach, so dachte man fast ausschließlich an das Studium der Theologie. Meine fromme Mutter wünschte sehr, daß ich ebenfalls Theologe und reformirter Pfarrer werde. Mein aufgeklärter Vater hatte für diesen Beruf keine besondere Vorliebe. Es war ihm recht, daß ich studire, aber er überließ meiner eigenen Wahl die Art und Richtung der Studien. Meine besten Jugendfreunde studirten Theologie und ich verkehrte viel und gerne mit jungen Theologen. Ich ging auch anfangs mit ihnen zusammen, und genoß noch an der höheren theologischen Schule der Stadt den Unterricht in dem Hebräischen.

Aber das kirchliche Dogma überzeugte mich nicht und selbst die rationalistische Auslegung desselben, wie sie damals in Zürich geübt wurde, befriedigte mich nicht. Das Dogma erschien mir unnatürlich und unwahr, und der Rationalismus wie eine fadenscheinige Umhüllung desselben. Ich bekannte meinem Lehrer meine Zweifel an der Kirchenlehre und erklärte meinen Entschluß, mich einem weltlichen Beruf zuzuwenden. Die innere Neigung führte mich der Jurisprudenz und dem Staate zu.

Es gab damals in Zürich noch keine Universität, aber es war ein sogenanntes „politisches Institut", eine Rechts- und Staatsschule eingerichtet worden. In dieses Institut ging ich nun über. Auf meine politische Bildung übte der Stadtschreiber Ferdinand Meyer, der schweizerisches Staatsrecht lehrte, und auf die juristische Bildung der Pandektist Professor Keller, ein Schüler und der spätere Nachfolger Savignys, einen bedeutenden Einfluß aus. Keller führte mich in die Lehre und Methode der geschichtlichen Rechtsschule ein. Durch seine Empfehlung kam ich als Studirender der Universität Berlin mit Savigny in nähere Beziehung. Ich war oft in dem Savigny'schen Hause und arbeitete oft in der Bibliothek Savignys. Ebenso wurde ich in Bonn von dem großen

Digitized by Google

Historiker Niebuhr und von dem scharfen Juristen Hasse freundlich aufgenommen und in meinen Studien unterstützt.

Ich war damals ein eifriger Anhänger der historischen Schule, deren Methode, das Recht aus den kritisch durchforschten Quellen zu schöpfen und aus der Geschichte der Völker zu erklären, gründlicher und solider schien, als die lustige Speculation, welche in dem sogenannten Naturrechte eine Anzahl abstracter Rechtssätze ohne Kern angesammelt hatte.

Im Frühjahr 1830 kehrte ich, ein junger Doctor beider Rechte von Paris in meine Vaterstadt zurück. Noch war ich im Zweifel, ob ich da bleiben oder auf einer deutschen Universität als Privatdocent meine Kräfte versuchen solle. Die Liebe und die Freunde hielten mich in Zürich. Die jüngeren, auf deutschen Universitäten gebildeten Männer hielten damals als eine wissenschaftliche Reformpartei fest zusammen. Es war ihnen bereits geglückt, die Bedeutung des Großen Rathes gegenüber der Regierung zu erhöhen, die Preßfreiheit einzuführen, die ganze Rechtspflege grundsätzlicher zu gestalten, und in der Verwaltung einige principielle Verbesserungen durchzusetzen. An diese Partei schloß ich mich an.

Als Regierungssecretär für „administrative Streitigkeiten" angestellt lernte ich auch die Mängel des herkömmlichen Verfahrens kennen, das zwar wohlwollend aber nicht frei von Willkür und Laune war.

Der Glaube an den Bestand der Restauration war durch die lange Friedenszeit befestigt und verbreitet worden. Nun zeigte auf einmal die pariser Revolution im Juli 1830 der Welt, wie unsicher der Boden sei, auf welchem man die Restauration aufgerichtet hatte. Die pariser Revolution, welche das reactionäre und absolutistische Königthum Karls X. gestürzt und den bürgerfreundlichen und constitutionell gesinnten Ludwig Philipp auf den Thron erhoben hatte, wirkte auf die Schweiz, wie ein Vorbild. Unter den „Jüngern" wurde die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Verfassung besprochen. Im Einverständniß mit Keller und Meyer brachte ich in einer Denkschrift: „Ueber die Verfassung des Standes Zürich" im Sommer 1830 die Reformfrage zur Sprache. Ich bekannte mich darin als einen „entschiedenen Feind alles blos Revolutionären, d. h. alles dessen, was bei dem kleinsten Mißbehagen sogleich Umsturz des Bestehenden fordert und sich an der Zerstörung und Umwälzung ergötzt", aber als einen Freund der naturgemäßen Entwicklung und der Verbesserung der öffentlichen Zustände. Ich schlug eine Reform der Repräsentation vor und verlangte an der Stelle des Vorzugs der Stadtbürgerschaft Gleichstellung von Stadt und Land, volle Unabhängigkeit der Gerichte von der Regierung, Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung in den oberen Stufen, Beseitigung der halbgeistlichen Ehegerichte, Förderung der wissenschaftlichen Cultur.

Indessen die Regierung widersetzte sich jeder gründlichen Reform, bis auch in Zürich die Revolution erschien. Dann sank ihr Muth und ihre Autorität brach zusammen. Der neuen Verfassungscommission, die nun von dem Großen Rath eingesetzt wurde, diente ich als Secretär. In dieser Zeit spaltete sich die bisherige Reformpartei. Einige der hervorragenden Führer, insbesondere Keller und Hirzel, stellten sich an die Spitze der Bewegung und gelangten, von der Gunst des Landes emporgehoben, in den Besitz der öffentlichen Gewalt. Die andern, wie namentlich Meyer und Finsler, geriethen aus Widerwillen gegen die roheren und radicalen Elemente in der Bewegungspartei, in eine Oppositionsstellung. Die ersteren hatten die Mehrheit der Landbevölkerung für sich, die letzteren stützten sich auf die Gesinnung der Hauptstadt. Jene mußten zuweilen der mißtrauischen Stimmung des Landes und den radicalen Doctrinen Zugeständnisse machen, diese konnten sich nicht immer der absolutistischen Neigungen und der überlieferten Vorurtheile der städtischen Gesellschaft erwehren. In der Stadt wurden jene als Radicale gehaßt und diese als liberale Reformer verdächtigt. Auf dem Lande wurden jene als freisinnige Männer verehrt, aber gelegentlich als Doctrinäre mit einigem Mißtrauen angestaunt, und diese wurden als Aristokraten gescholten und angefeindet.

Erfüllt von den Lehren der historischen Rechtsschule und voll Geringschätzung der naturrechtlichen Theorien des Radicalismus, entschied ich mich für die zweite Partei, welche sich die „Gemäßigten" oder die „Freisinnigen" nannte, aber eher eine conservative als eine liberale Richtung annahm und nur in den städtischen Angelegenheiten entschieden für liberale Reformen arbeitete. Ich wagte es, dem damals aufgeblähten Souveränetätsschwindel der Menge entgegen zu treten, und in einer Schrift: „Das Volk und der Souverän" (Zürich 1831) den Gedanken auszuführen, daß sogar in der Republik nicht die Menge der Bürger, sondern das oberste Organ des Staatswillens, in den Schweizercantonen der Große Rath oder die Landesgemeinde, die Souveränetät ausübe. Die Repräsentativverfassung erklärte ich im Gegensatze zu Rousseau als die civilisirte Staatsform der Gegenwart, und die repräsentative Republik für weit vorzüglicher als die rohere Demokratie wie die repräsentative Monarchie für besser als die absolute Monarchie. Die deutschen Preßzustände duldeten damals nicht, daß die Schrift in Preußen öffentlich angezeigt werde. In der Schweiz dagegen erregte sie eine eifrige und heftige Polemik. Sie verkündete einige staatsrechtliche und politische Wahrheiten, und half die Einsicht klären, aber sie war noch befangen in den engen Begriffen der geschichtlichen Schule und beachtete einseitig nur die Macht des Staatshauptes, und nicht ebenso die Souveränetät des Staates selber. Die Absolutistischen schalten sie revolutionär, die Radicalen warfen ihr einen reactionären und aristokratischen Sinn vor.

Meine juristischen Studien wendeten sich nun der Erforschung der zürcherischen Rechte zu, voraus des Privatrechts. Die Wissenschaft der schweizerischen Rechte, welche seither eine reiche und fruchtbare Ausbildung erfahren hat, existirte damals kaum in den ersten Anfängen. Keller lehrte wohl zürcherisches Recht mit juristischer Klarheit und Schärfe, aber Keller war vorzugsweise Romanist und mit dem deutschen Rechte wenig bekannt. Er hatte auch keine rechtsgeschichtlichen Studien gemacht. Mir war es klar, daß das schweizerische Recht vornehmlich aus dem älteren deutschen Rechte zu erklären sei und daß es den national deutschen Charakter viel reiner und entschiedener bewahrt und fortgebildet habe, als das Recht in Deutschland, welches durch die Universitätsgelehrten viel mehr romanisirt worden sei. Ich entschloß mich, die einheimische Rechtsgeschichte zu erforschen und den nationalen Charakter des zürcherischen Rechts darzustellen.

So ist das Werk entstanden: „Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich" (11 Bände, Zürich 1838, 1839. Zweite Auflage 1856). Meine praktische Stellung zuerst als Gerichtsschreiber des Amtsgerichts Zürich und Notar der Stadt, später als Rechtsconsulent und Vertreter der Stadt Zürich vor Gericht führte mich in die Rechtspraxis ein. Und die Universitätsstellung, früher als Privatdocent an dem „politischen Institut", seit 1833 als Professor der Rechte an der neugegründeten Universität Zürich verschaffte mir die Muße und die Gelegenheit zu wissenschaftlichen Studien. Das Buch eröffnete der schweizerischen Rechtswissenschaft eine neue Bahn und wurde auch in Deutschland als eine Bereicherung der Wissenschaft des deutschen Rechts günstig aufgenommen.

Meine wissenschaftliche Grundansicht über die Natur des Rechts erweiterte sich allmählich. Ich überzeugte mich, daß die einseitige geschichtliche Methode ungenügend sei, um das Wesen des Rechtes zu begreifen, und daß sie der Vervollkommnung der menschlichen Zustände durch ihre ausschließliche Beachtung der Vergangenheit ernstliche Hemmnisse bereite. Ich fing an, den Werth der philosophischen Methode höher zu schätzen, und selbst die Ideen des Naturrechts höher zu würdigen. Es schien mir der alte Streit der geschichtlichen und der philosophischen Rechtsschule auf wechselseitigem Mißverständniß zu beruhen und in beiden Schulen zu verderblichen Irrthümern zu verleiten

Digitized by Google

Ich verlangte die Verbindung der philosophischen und der geschichtlichen Methode, damit sie sich beiderseitig controliren und ergänzen, damit die philosophische Betrachtung die geistige Einheit und Allgemeinheit und die logische Richtigkeit der Begriffe begründe und sichere und die geschichtliche Prüfung die Brauchbarkeit derselben im Leben, und die Entwicklung in den wirklichen Zuständen der Völker klar mache. In einer Schrift: „Die neueren Rechtsschulen der deutschen Juristen", welche zuerst in den Halle'schen Jahrbüchern abgedruckt wurde und dann in zwei besonderen Auflagen 1839 und 1862 nochmals veröffentlicht wurde, legte ich diese Gedanken den Rechtsgelehrten vor. Es war das die Verkündung des Friedens innerhalb der Rechtswissenschaft. Seither ist der Gedanke, auf den natürlich auch andere selbstständig gekommen sind, zu einem Gemeingut deutscher Wissenschaft geworden.

Das wissenschaftliche Streben wurde damals oft von den politischen Kämpfen unterbrochen. Ich war in der Stadt in den Großen Rath gewählt worden (1837), sobald ich das erforderliche Alter erreicht hatte. Da machte ich die erste praktische Schule des parlamentarischen Lebens durch. Mein früherer Lehrer und nunmehriger College Keller wurde damals als das geistige Haupt der liberal-radicalen Partei geehrt. Ich trat ihm als einer der Führer der constitutionellen und städtischen Partei entgegen. Aber ich verkehrte trotzdem mit ihm in freundlicher Weise. Die politische Stellung und Richtung war parteimäßig geschieden, die Individuen und ihre Familien pflegten vertrauliche Beziehungen. Ich habe nach Kellers Tode in den „Erinnerungen an F. A. Keller" (München 1861) über dieses Verhältniß berichtet.

Die zürcherische Revolution des Jahres 1839 stürzte die radicale Regierung. Sie war eine Empörung des Volks, welches in seinen religiösen Grundansichten und in seiner kirchlichen Gewohnheit sich durch die Berufung von David Strauß zum Professor der christlichen Dogmatik verletzt und bedroht fühlte, wider eine Herrschaft, welcher man theils eine entschiedene Feindschaft gegen die christliche Religion, theils eine frivole und materialistische Gesinnung zuschrieb. Ihre bewegende Kraft ruhte auf der Entrüstung der Landbevölkerung. Aber die Stadt, die fortwährend wider den Radicalismus gerungen hatte, schloß sich der Bewegung an. Der Charakter derselben war kirchlich-conservativ, aber alle politisch-reactionären Elemente folgten der Strömung. Die Form der Bewegung war die einer Gegenrevolution wider die radicale Revolution. Ich gehörte nicht zu ihren Führern, aber ich war mit manchen Führern derselben befreundet uud war ein offener Gegner des Radicalismus.

Als nun infolge des Septemberputsches alle obersten Behörden einer Neuwahl unterworfen wurden, und es darauf ankam, den Staat neu zu ordnen, konnte und wollte ich mich der Aufgabe nicht entziehen. Ich wurde in die neue Regierung und zugleich in den eidgenössischen Staatsrath gewählt. Ich gelangte so in das Centrum der Verwaltung und der politischen Leitung und erfuhr auch die schwere Verantwortlichkeit und die gereizte Feindschaft, welcher in bewegten Zeiten die ausgesetzt sind, welche die Staatsleitung übernommen haben.

Während der politischen Sorgen und in den Schwankungen der Parteien lernte ich zu Ende des Jahres 1841 einen jungen Deutschen kennen, dessen seltsame und höchst eigenartige Natur mich interessirte und dessen genialer Geist mich mächtig anzog, Friedrich Rohmer. Für die speculative Philosophie hatte ich wenig Neigung uud geringes Verständniß. In meiner Jugend hatte vorzüglich Schleiermacher auf meine Weltanschauung eingewirkt. Hegel hatte mich eher abgestoßen als befriedigt. Gegen die Naturphilosophie verhielt ich mich skeptisch. Eher sagte mir die nüchterne Verständigkeit der Kantischen Schule zu, aber ich fand wenig lebensvollen Gehalt in ihren abstracten Formeln. Dagegen gewährte mir nun die Bekanntschaft mit der Rohmerischen Psychologie, deren Ergebnisse in keinem Buche dargestellt, sondern nur in mündlichem Verkehr mir mitgetheilt wurden, eine kaum gehoffte Befriedigung und eine Fülle von Aufschlüssen über den Charakter und Geist der Menschen und Völker. Die Ahnungen meiner Jugend fanden sich in ihr erfüllt. Gegenüber diesen bedeutenden Eindrücken kam mir alles Uebrige, was an dem ungewöhnlichen Manne und seinen Freunden Bedenkliches und Ueberspanntes erschien, nur unerheblich vor, wenngleich es den Widerspruch und die Abneigung Vieler herausforderte. Ich trotzte der öffentlichen Meinung, die ihn nicht begriff, und verband mich mit ihm auch zu gemeinsamer Bekämpfung der beiden Extreme, von deren gefährlicher und schädlicher Wirkung auf den Staat und die Gesellschaft ich überzeugt war, des Radicalismus auf der einen und des Ultramontanismus auf der andern Seite.

Damals ist die Lehre von den „politischen Parteien" entstanden, welche zuerst ausführlich von Theodor Rohmer, dem jüngeren Bruder und Schüler Friedrich Rohmers dargestellt wurde (Zürich 1866) und die ich später nach weiteren Lebenserfahrungen nochmals ausgeführt habe (Nördlingen 1869). Das Büchlein ist in fremde Sprachen übersetzt worden und die Lehre hat gerade unter Staatsmännern und praktischen Politikern viele Freunde gewonnen. Die Vergleichung der vier großen Parteitypen: Radicale, Liberale, Conservative und Absolutisten mit der Eigenart der vier Lebensalter, Knaben, Jünglinge, reife Männer und alte Männer (pueritia, adolescentia, juventus, senectus) ist zwar von den Meisten als eine bloße Analogie verstanden worden, sie ist aber nicht so gemeint. Vielmehr geht die ganze Auffassung und Erklärung von der Annahme aus, daß die individuelle Charakter- und Geistesart der einzelnen Menschen, abgesehen von der Altersentwicklung, die jedermann in gleicher Weise durchmacht, ebenso verschieden ausgestattet sei, und daß es Individuen gebe, welche bis in das Greisenalter ähnlich wie Knaben empfinden und denken, und ebenso Einzelmenschen, die schon in ihrer Kindheit etwas Altkluges und Berechnendes haben, wie es dem höheren Alter eigen ist. Es gibt individuelle Jünglinge trotz der weißen Haare ihrer späteren Lebensjahre und innerlich conservative Naturen, deren Besonnenheit und feste Haltung schon in früher Jugend sichtbar wird.

Die erste Darstellung der psychologischen Parteienlehre trat mitten in dem heftigen Wahlkampfe des Jahres 1862 in die Oeffentlichkeit über. Deshalb wurde sie von den Gegnern wie ein künstliches Manöver, um Verwirrung zu stiften, mißverstanden und mit Wuth bekämpft. Aus demselben Grunde aber wurden auch die extremen Parteien mit leidenschaftlicher Ungunst geschildert und es wurde zu wenig beachtet, daß niemand für seine Natur selber verantwortlich ist und daß auch die extremen Parteien nach dem großen göttlichen Weltplane, der aus der Natur erkannt wird, ihre Berechtigung haben. Meine neuere Bearbeitung der Lehre suchte diesen Mängeln abzuhelfen.

Die hergebrachte und allgemein verbreitete Ansicht war, daß der Liberalismus in dem consequenteren und energischeren Radicalismus seinen höheren Ausdruck finde und daß die Absolutisten und Reactionäre die entschiedensten Conservativen seien. Die Rohmerische Parteienlehre verwarf und widerlegte diesen gefährlichen Irrthum, welcher die Herrschaft der Extreme begünstigte. Sie erklärte ganz im Gegentheil die liberalen und conservativen Mittelparteien für die wahrhaft männlichen Parteien und als vorzugsweise befähigt und berufen, den Staat zu leiten.

Damals wurde in Zürich die erste liberal-conservative Partei gegründet. Der Grundgedanke war, die liberalen und die conservativen Führer sollten sich verbinden und gemeinsam die beiden Extreme überwinden. Ich war mir nun selber wohlbewußt geworden, daß meine individuelle Natur liberal sei, und ich machte daraus auch gegen meine conservativ gesinnten Freunde kein Hehl. Die Partei erstarkte zusehends, zunächst im Canton Zürich, dann auch in andern Cantonen der Schweiz, vorzüglich in Bern, Waadt, Genf, weniger in

Digitized by Google

den katholischen Cantonen, obwohl sie auch da gute und sichere Freunde hatte. Aber es gelang ihr nicht, die liberalen Elemente, welche mit den Radicalen gemischt und verbunden waren, von diesen abzulösen und zu sich herbei zu ziehen. Die Mehrzahl ihrer Anhänger und Freunde war conservativ, nicht liberal gesinnt und selbst eine absolutistische Beimischung war nicht zu vermeiden. So kam der Gedanke nicht zu voller Geltung und Wirksamkeit. Die Partei scheiterte aber vornehmlich an der ultramontanen Reaction, welche in den katholischen Cantonen der Schweiz ihr Haupt erhob.

Die Berufung der Jesuiten nach Luzern regte die protestantische Bevölkerung der Schweiz, welche darin eine Kriegserklärung gegen den Protestantismus erblickte und die liberalen Katholiken, welche auch die Unterdrückung jeder Freiheit fürchteten, heftig auf. Diese Erregung war dem Radicalismus günstig. Die Massen vertrauten eher den Radicalen als den Liberal-Conservativen, daß sie den Kampf wider den Ultramontanismus und die Jesuiten energischer durchführen werden. Ich hatte eine vermittelnde Stellung eingenommen, und arbeitete an der friedlichen Lösung der entzündeten eidgenössischen Streitfragen, fand aber keine ausreichende Unterstützung. Schon 1846 war ich aus der Regierung ausgetreten und hatte mich nun ausschließlich meiner Professur gewidmet, die ich vorher nicht aufgegeben, aber doch beschränkt hatte. Im Jahre 1847 machte ich noch einen letzten Versuch, den Kampf der Extreme zu verhindern theils durch Herstellung des confessionellen Friedens (Berücksichtigung der Wünsche der katholischen Stände in dem Klosterstreit und Entfernung der Jesuiten), theils durch eine politische Bundesreform. Ich schrieb auch an den Papst Pius IX., um denselben im Interesse des Friedens zur Abberufung der Jesuiten zu veranlassen. Alle diese Versuche scheiterten mehr noch an dem Eigensinn und dem Fanatismus der katholischen Partei als an dem Widerspruch und Drängen der Radicalen. Der Sonderbundskrieg brach aus. In raschem Siegeslauf hatte die äußere Schweiz den Widerstand der katholischen innern Schweiz niedergeworfen.

Es war nun entschieden: die Bundesreform und die Neugestaltung der Schweiz konnte nicht, wie es meine Absicht gewesen war, von der liberal-conservativen Partei, sie konnte nur von der liberal-radicalen geleitet und durchgeführt werden. Wohl gingen manche Ideen und Ansichten jener Partei nun auf diese über. Aber die Führerschaft gebührte dieser, nicht jener. Ich schrieb damals noch eine namenlose Flugschrift: „Stimme eines Schweizers für und über die Bundesreform" und schlug darin eine nationale Vertretung des Schweizervolks vor. Aber damit schloß ich meine politische Laufbahn in der Schweiz ab.

(Schluß folgt.)

---

## Erzählungen und Novellen von Rudolf Lindau.

(Berlin, Otto Janke, 2 Thle. in 1 Bd.)

Daß es schwierig ist, „Diamanten im Kiese zu suchen", sagt zwar schon Dr. Gotthelf Häbler in seinen unvergeßlichen „55 Sätzen", es ist aber trotzdem wahr. Niemand wird daran zweifeln, wenn er je die Pflicht gehabt hat, aus den novellistischen Hervorbringungen, die alljährlich auf den Büchermarkt befördert werden, die lesenswürdigen auszumustern. Ich glaube, der liebe Gott hätte noch eher in Sodom und Gomorrha zehn Gerechte finden können, als unter der Novellenheerschau zehn brauchbare Dichtungen. Fast auf keinem andern literarischen Arbeitsfeld zeigt sich die Ueberproduction so abschreckend und verderbnißvoll. Unersättlich fordern die Unterhaltungszeitschriften und die Leihbibliotheken neue Proviantcolonnen — und da werden denn selbst begnadete Schriftsteller verleitet, das Dichten an den Nagel zu hängen und es mit dem Schreiben zu versuchen und in gewinnsüchtigem Eifer das edle Gold ihrer Begabung so platt zu schlagen, daß nur noch dünne werthlose Goldblättchen davon übrig bleiben. Die Leser der „Gegenwart" kennen zweifellos Paul Heyses „Kinder der Welt". Sie erinnern sich also auch des russischen Fürsten, der den biedern Maler Philipp König gegen ein anständiges Jahresgehalt verpflichtete, ohne Auftrag keinen Pinsel mehr anzurühren — der Auftrag aber wird ihm nie zu Theil: Ebenso sollten Verleger, die wirklich der Literatur dienen wollen — man gestatte diese Annahme per impossibile! — unsere berühmten Novellisten nicht durch günstige Verträge verlocken, jährlich so und so viel an Romanen und Novellen zu produciren, sondern sie vielmehr gegen hohes Honorar veranlassen, jährlich so und so viel an Romanen und Novellen zu — verschweigen: Ich wette, die Herren würden unter dieser Voraussetzung eine ebenso große Fruchtbarkeit im Schweigen entwickeln, wie gegenwärtig im Produciren — ein bündiger Beweis, daß sie zum Schreiben keine innere Nöthigung getrieben hat, sondern vielleicht nur eine äußere Noth. Man liebt es, schamroth und verstohlen an solchen Mißerscheinungen vorüberzuhuschen, und dagegen läßt sich ja vom Standpunkt kameradschaftlicher Gefälligkeit Nichts einwenden: Wer aber gewohnt ist, klar und unbeeinflußt die Dinge so anzuschaun, wie sie ihn anschaun, wird zugeben, daß von der trüben Regel selbst die gefeiertsten Novellisten kaum eine Ausnahme machen. Für die Menge ist aber leider die Berühmtheit der Autorennamen die einzige Richtschnur bei der Auswahl der Lectüre. Und Rudolf Lindau selbst berichtet uns, daß ihm „deutsche und französische Romane von unbekannten Schriftstellern einen unüberwindlichen Respect einflößten". Da nun doch aber meines Wissens selbst die besten Novellendichter die Eigenthümlichkeit hatten: bevor sie bekannt wurden, unbekannt zu sein, so würde es gar keine Berühmtheiten geben können, wenn Jedermann die Taktik Rudolf Lindaus zur seinigen machte. Ich befürchte nun, daß dann der treffliche Autor selbst, der hier zum ersten Mal mit einem Novellenband in die Arena tritt, ebenfalls kein Publicum fände. Und das wäre für ihn wie für das Publicum Schade, denn seine Dichtungen zeigen eine reife und kernige Begabung, die Gutes gezeitigt hat und Besseres verheißt.

Der ungebildete Geschmack sucht bei der Novelle zunächst nur stoffliche Unterhaltung. Er will vor Allem „starke Getränke schlürfen". In das Wort „Spannung" faßt er seine Lieblingssehnsucht zusammen. Eine abenteuerlich verknotete Handlung ist sein Hauptleckerbissen. An Erzeugnissen fehlt es nicht, die behend und willig solchem Ungeschmack entgegenkommen. Spannen freilich können diese Erzeugnisse auch den Gebildeten — d. h. aber auf die Folter; und er begreift nicht, wie das große Publicum nur solche Machwerke so eifrig „verschlingen" mag, da sie doch so schwer zu — verdauen sind. Rudolf Lindaus Novellen ermangeln durchweg eines prickelnden erfindungsreichen Raffinements, was geeignet wäre, den groben Gaumen der Haufenleser zu kitzeln. Die Stoffe, die er behandelt, sind außerordentlich einfach. Er erzählt uns nicht, wie viele von seinen Collegen neue Geschichten, die niemals alt werden, sondern nur überall eine von jenen alten Geschichten, die ewig neu bleiben. Diese aber durchdringt und beseelt er mit so urinnigen Empfindungen, vermittelt sie uns in so reizvolle und fesselnde Darstellung, daß wir schließlich in der alten Geschichte in der That nur das Ewig-Neue merken. Da erscheint selbst das Triviale oft geistvoll und eigen.

Kann es z. B. etwas Gewöhnlicheres geben, als die Klage über das rasche Dahinschwinden der Jugend? Kaum sollte man glauben, daß sich aus dieser in tausend Formen ausgeseufzten Jeremiade noch etwas Originelles, Anziehendes, Ergreifendes gestalten ließe. Nun lese man Rudolf Lindaus Skizze: „Erste Liebe" (Bd. II, S. 1—9) — und man wird die Darstellungsgabe des Verfassers hochschätzen müssen. Die Allegorie ist ganz vortrefflich durchgeführt — und aus den Worten Gastons, der die dahingeschwundene Jugend als eine treulose erste Geliebte betrauert, wird das feinere Ohr die unvergänglich poetischen Trauermelodien des allgemeinen Menschengeschickes heraushorchen:

Digitized by Google

„Wie war die Welt so schön, als ich sie mit ihr sah, der Himmel so blau, die Luft so mild. Wir eilten Hand in Hand von Ort zu Ort, und überall, wo wir ankamen, lachte uns die Freude entgegen, bot uns den Genuß zu weilen... Sie hing so fest an meinem Arm, sie schmiegte sich so innig an meine Seite, daß ich meinte, ich könnte sie nun und nimmermehr verlieren. Der Gedanke an einen möglichen Wechsel kam mir nie, trübte mich nie. So lebte ich lange Zeit. Wochen, Monate, Jahre flogen dahin, ohne daß ich es bemerkte... Eines Abends, nachdem wir den Tag noch lauter und lustiger, als gewöhnlich, verlebt hatten, erschien sie mir urplötzlich verstimmt und kalt. Eine furchtbare Angst, die ich nicht zu beschreiben vermag, überfiel mich. Es überrieselte mich eiskalt. „Sie wird Dich verlassen," sagte ich mir, „sicher, gewiß, sie wird Dich verlassen." Es fiel mir ein, wie wenig ich mich eigentlich um sie gekümmert, wie ich ihrer Treue und Anhänglichkeit vielleicht zu viel zugemuthet hatte. Zum ersten male fühlte ich mein Vertrauen zu mir und zu ihr wanken und ängstlich forschte ich in ihren Augen. Aber ihr Blick wandte sich müde von mir ab und gab mir keinen Bescheid. — Meine Ruhe war dahin, mein Leben ein anderes. Wohl drückte sie mich noch manchmal stürmisch an ihre Brust, aber die Süße ihres Kusses war verschwunden; oft stieß sie mich unfreundlich zurück, und ich sah zu meiner namenlosen Pein, daß meine Liebe sie ermüdete. Und als ich einst zu später Stunde ermattet und niedergeschlagen nach Hause kam, fand ich das Zimmer dunkel, kalt und leer; sie, meine Freude, mein Licht, mein Alles war verschwunden... Jetzt begann eine elende Existenz für mich. Der Verlust, den ich erlitten, nagte mir am Herzen; aber meine Sorge war, diesen Verlust der Welt zu verbergen. Ich bemühte mich, ein freundliches, glückliches Gesicht zu zeigen; ich suchte die Gesellschaft junger lustiger Leute; ich verwandte große, früher bespöttelte und nicht gekannte Sorgfalt auf mein Aeußeres und auf meinen Anzug... Aber dieses Heucheln und Komödiespielen dauerte nicht lange. — Ich wurde des Treibens bald müde und das Sagen der Welt kümmert mich heute nicht mehr. Ich weiß, daß mich die Geliebte verlassen, daß nichts sie zurückbringen wird, und jedermann, der mich kennt, mag es wissen und erkennt den Verlust, den ich erlitten, an meiner Gestalt. Aber ich beweine die Verlorene noch immer, sie fehlt mir überall; nichts, nichts kann sie mir ersetzen und ich gäbe gern alles, was ich besitze, und jede Freude und jedes Glück, das mir noch aufbewahrt sein mag, um sie noch einmal mein nennen zu können, um noch einmal die schöne kurze Zeit zu durchleben, während der allein ich glücklich war."

Diese Probe wird auch die Beredsamkeit und leichtflüssige Eleganz des Stils von Rudolf Lindau beweisen. Er versteht es meisterlich — besonders auch in seinen culturbildlichen Schilderungen aus Frankreich und Japan — einen echt weltmännischen Conversationston festzuhalten: Seine Diction ist am besten mit dem Wort gentlemanlike zu bezeichnen. Nirgend kränkt er uns durch einen täppisch zudringlichen Doctrinarismus, auch da nicht, wo er augenscheinlich viel besser unterrichtet ist, als wir. Und jene gefallsüchtigen Wendungen, in welchen die Novellisten so gern mit ihren Lesern liebängeln, hat er mit feinem Tact gänzlich vermieden. Ihn leitet überall der bekannte Voltaire'sche Ausspruch: „Le secret pour être ennuyeux, c'est de tout dire." Und infolge dessen hat er in einzelnen Novellen — wie „Fred" „Der Candidat", „Frauenliebe" — durch halbe Andeutungen und verschwiegene Winke eine größere Wirkung erzielt, als sie der geschwätzigen Deutlichkeit möglich ist, die durchaus keinen Rest lassen will.

Das hängt innig mit einem andern charakteristischen Vorzug Rudolf Lindaus zusammen: daß er nämlich nur das erzählt, was er wirklich wissen kann. Das klingt ungeheuer selbstverständlich. Man sollte glauben, daß es das Fundamentalgesetz der novellistischen Technik ist. Und doch wird selbst in sogenannten Meister- und Musterromanen fort und fort dagegen gesündigt. Auch Rudolf Lindau scheint weniger durch eine berechnete künstlerische Einsicht, als durch ein unbewußt glückliches Feingefühl zu jenem Vorzug gelangt zu sein. Es spricht für diese Annahme der Umstand, daß er in einer Novelle — „Der Squire" — ebenfalls die unbegreifliche Allwissenheit der Romanschriftsteller verräth, die von Anbeginn der Dinge im Rath der Götter gesessen haben müssen, denn sonst könnten sie nicht über Vorgänge wunderbar unterrichtet sein, die doch kein Menschenohr erlauscht haben kann. Man wird sich zur Vertheidigung dieser merkwürdigen Eigenschaft auf die unveräußerlichen Rechte der dichterischen Phantasie berufen. Man wird auf den Vater des Epos, auf Homer, hinweisen, der ja sogar die Gespräche der Olympier mit stenographischer Treue wiedergibt. Aber bei diesem Hinweis vergißt man, daß beim Homer alle Räthsel durch die Eingebungen der Muse erklärt sind, auf welche er in den Eingangsversen seiner ewigen Gesänge hindeutet. Hierin finde ich die bisher mißverstandene, eminent künstlerische Tendenz jener Anrufungen der Muse — denn da dem Sänger Alles von der Göttin eingegeben wird, so existirt eben nichts mehr, was er nicht wissen kann. Dem modernen Leser fehlt aber die naive Gläubigkeit der hellenischen Hörer. Ihm drängen sich tausend widerspruchsvolle Zweifelfragen auf die Lippen, wenn ihm der allwissende Novellist ein Märchen aufbinden will — und dieser muß seine Phantasie mit den unsäglich trockenen Werkeltagsgesetzen der Logik in Einklang bringen, wenn er noch von Verständigen verstanden werden, wenn er nicht auf die Erregung einer dichterischen Illusion vollständig verzichten will. Es ist dies ein Gesichtspunkt, der noch wenig beachtet worden ist und auf den ich hier nur flüchtig hinweisen wollte. Die Frage verdient eine tiefere Behandlung und wird auf die Romantechnik einen umgestaltenden Einfluß ausüben. Novellen, wie Rudolf Lindaus „Fred" und „Frauenliebe", beweisen, wie sehr die Glaubwürdigkeit der Dichtung durch eine Befolgung des oben ausgesprochenen Gesetzes erhöht wird.

Oscar Blumenthal.

---

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### Vorstellung für die „Berliner Presse". — Gäste. — Die Meininger.

Die letzte Woche hat uns im Theater des Erwähnenswerthen so viel gebracht, daß wir, um für eine eingehendere Besprechung der von den meininger Hofschauspielern gebrachten Novitäten den erforderlichen Raum zu erübrigen, nur ganz kurz über die Festvorstellung zu Gunsten der Unterstützungscasse des Vereins „Berliner Presse" im Schauspielhause und über die Gastspiele am Stadttheater und Residenztheater berichten können.

Die Vorstellung für die „Berliner Presse" hat dank dem freundlichen Entgegenkommen der Leiter und Künstler der königlichen Hofbühne, des Wallner-Lebrun- und des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters den besten Erfolg gehabt. Das Haus war bis auf den letzten Platz ausverkauft und, obgleich durch die Herstellung des Orchesters einige Reihen vom Parket in Anspruch genommen wurden, konnte bei den hohen Preisen doch eine Einnahme von über 1300 Thalern erzielt werden. Ein von Julius Rodenberg gedichteter, von Berndal gesprochener Prolog, die Aufführung des kleinen Lustspiels „In diplomatischer Sendung" von Paul Lindau durch die Mitglieder des Hoftheaters, der Operette „Der Schauspieldirector" von Mozart und Ludwig Schneider durch die Mitglieder der Friedrich-Wilhelmstadt mit ihrem Orchester unter Leitung des Herrn Kleffel, einer von Bial componirten Festpolonaise unter Leitung des Componisten durch das Orchester des Wallnertheaters und der lustigen Haber'schen Posse „Ein Stündchen im Comptoir" durch die Mitglieder des Wallner-Lebrun-Theaters (mit August Neumann von der Friedrich-Wilhelmstadt) bildeten das Programm des Abends. Allen Mitwirkenden gebührt der herzlichste Dank. Wir haben selten so trefflich abgerundete, frische und freudige Aufführungen gesehen, wie an jenem Preß-Abend. Das Publicum war in der rosigsten Stimmung und rief nach jedem Stücke die darstellenden Künstler stürmisch und wiederholt hervor.

Im Stadttheater — nicht auf dem denkbar günstigsten Terrain — gastirt gegenwärtig Adolf Sonnenthal mit dem gewöhnlichen großen und verdienten Erfolge. Wir haben gelegentlich der früheren Gastspiele

Digitized by Google

eies bedeutenden Künstlers über die bezaubernde Natürlichkeit, die Frische, leganz und Wärme seiner Darstellung schon so viel gesprochen, daß wir es heute auf die einfache Bemerkung beschränken können: er ist der Alte blieben.

Am Residenztheater gastirt neben dem großartig begabten, aber ider unberechenbar gewordenen Charakterspieler Kläger die talentvolle nd üppig-schöne Frau Hermine Claar-Delia. Mit der Wahl des tückes, in welchem sie zuerst wieder vor das berliner Publicum getreten , hat sie kein Glück gehabt. Es ist das Dumas'sche Schauspiel „Das eib des Claudius", welches, wie man sich vielleicht erinnern wird, vor wa einem Jahre zu einem burlesken Briefwechsel zwischen dem Theaterenten Steinitz und dem Verfasser die Veranlassung gab. Herr Steinitz t dem jüngeren Dumas für das Recht, dieses Stück in Deutschland ufzuführen, 5000 Franken und Dumas antwortete: „Die 5000 Franken, e Sie mir bieten, genügen mir nicht: ich verlange das Elsaß". Der heateragent Steinitz befindet sich augenblicklich im Irrenhause. Dumas ht noch frei in Paris herum. Er hat seine Ansprüche, wie es scheint, was herabgesetzt. Aus einer stilistischen Uebung des Herrn Albert osenthal, gegenwärtig Director am Residenztheater, haben wir erfahren, ß Dumas der Frau Claar-Delia das Recht, „Das Weib des Claudius" i ihren Gastspielen aufzuführen, übertragen habe. Aber so geht es. un haben wir das Recht, das Stück zu sehen, und machen doch keinen ebrauch davon. „Das Weib des Claudius" ist hier ausgelacht worden. ur Beruhigung des Herrn Rosenthal bemerke ich, daß der patriotische roll dabei ganz unbetheiligt ist, und daß lediglich die ästhetischen Rückhten, als deren Förderer wir den Director des Residenztheaters nach ner eigenen Versicherung zu verehren haben, die Schuld an dem Mißfolge tragen.

Am 20. Mai brachten uns die Meininger das Shakespeare'sche ckspiel „Was Ihr wollt" und am 23. „Die Bluthochzeit" von bert Lindner. Die Aufführung des Shakespeare'schen Lustspiels verittelte uns die Bekanntschaft mit zwei neuen und erwähnenswerthen äften des kleinen meininger Theaters. Wir meinen Fräulein Hausann und Fräulein Weidt. Fräulein Hausmann besitzt sehr hübsche d ausdrucksvolle Augen — sie weiß es auch — eine schlanke, anthige Gestalt und ein kleines angenehmes Organ. Einzelheiten gegen ihr als Viola ganz vortrefflich, so namentlich die Scene, in welr Olivia ihre zwecklose Zärtlichkeit an ihr verschwendet. Aber auch Ganzen war die Rolle hübsch angelegt, fein durchgeführt und machte en durchaus sympathischen Eindruck. In ihr und Fräulein Weidt, che die „Maria" mit köstlichem Humor und voller Frische darstellte, nten wir zwei Künstlerinnen kennen, welche im Verein mit den früher reits Genannten das Ensemble der Mittelmäßigkeit einigermaßen ben. Vortrefflich war Herr Hellmuth-Bräm als Junker Tobias, d — wenn man die starke Caricatur als berechtigt gelten läßt, wie r sie gelten lassen — Herr Chronegk als Junker Bleichwang. Die lle der Maria wird von Fräulein Weidt wirksamer und necklscher spielt, als von der Darstellerin derselben Rolle an der Hofbühne. Die ei anderen genannten meininger Künstler brauchen den Vergleich mit ren Nebenbuhlern am Schauspielhause nicht geradezu zu scheuen; iniges gelang ihnen sogar besser, Anderes wieder weniger gut. Auf einen rgleich aber zwischen Fräulein Setti und einer Künstlerin wie Fräulein eßler, zwischen Herrn Teller und Raupp und einem Künstler wie hle, einem Meister wie Döring verzichten wir vollständig. Und ßt der Enthusiasmus eines großen Theiles der berliner Kritik hat s noch nicht davon überzeugen können, daß herumhopsende Ungrazie r den Humor eines Shakespeare'schen Narren oder ein zum Trübsinn ngender Stockschnupfen für die unvergleichliche Komik des Malvolio geeignete Ausdruck sei. Neben dem natürlichen Stockschnupfen der ola und des Narren noch ein künstlicher des Malvolio — das ist des ten doch zu viel.

Auch diese Vorstellung war wieder vortrefflich eingedrillt und die ppe hat wiederum vollen Anspruch auf eine gerechte Würdigung ihrer hen Verdienste. Die sinnvolle Vereinfachung des Scenariums, die legung all der zahlreichen Verwandlungen auf einen Ort der Handng ist sehr glücklich und geschickt. Allerdings muß sich die Regie da chheiten gestatten, welche strenge Kritiker ihr bisher versagt hatten. ese Regie setzt nämlich voraus, daß jedes Haus verschiedene unsichtre Aus- und Eingänge hat; sonst könnte man nicht begreifen, wo die ute herkommen und wie sie verschwinden. Viola, die wir erst rechts haben abgehen sehen, überrascht uns plötzlich links oben auf der Treppe. Wir halten es für ganz verdienstlich, daß man diesen Zopf endlich einmal abschneidet. Diese Willkürlichkeiten stören den Zuschauer durchaus nicht.

Als hervorragende Momente der Darstellung haben wir die Kneipscene mit dem tollen Lachen der Maria und die außerordentlich wirksam arrangirte Scene, in welcher Malvolio den Brief findet und von den Junkern beobachtet wird, hervorzuheben.

Die Decorationen und die Beleuchtung derselben zeugten auch diesmal von großem künstlerischem Geschmack. Der Contrast zwischen dem vollen Mondenschein, in welchem der Garten und Olivias Haus erglänzen, und dem Lampenlichte, welches durch die Scheiben dringt, ist von schöner, malerischer Wirkung. Aber die sorgfältige Regie sollte doch bedenken, daß die Baumzweige, welche über das Dach des Olivia'schen Hauses ragen, ebenfalls vom Mondenschein und nicht vom Lampenlicht beleuchtet werden müssen; denn es ist anzunehmen, daß Olivias Haus bei den geordneten Vermögensverhältnissen der Herrin mit einem Dach versehen war.

Das Lied des Narren, „Komm herbei, Tod", welches die meininger Bearbeitung der Viola zuertheilt, fand den reichsten Beifall. Es ist von dem vortrefflichen düsseldorfer Musikdirector Julius Tausch componirt, der anläßlich einer Festvorstellung im „Malkasten" zu dem shakespeare'schen Lustspiel eine meisterhafte Musik geschrieben hat, die allen Bühnen, welche dieses Lustspiel darstellen, nicht angelegentlich genug empfohlen werden kann. Das prächtige Schlußlied des Narren „Und als ich ein winziges Bübchen war" wurde leider nicht gesungen, sondern mittelmäßig declamirt. Leider? Ach nein. Die spärlichen Gesangsproben, welche uns von unserm meininger Darsteller des Narren gespendet wurden, gaben uns ja die freudige Zuversicht, daß wenn wir durch die Declamation auch nicht viel gewonnen, wir durch die Unterlassung des Gesanges auch nicht viel verloren haben.

Am vergangenen Samstag gelangte Albert Lindners „Bluthochzeit" zur ersten Aufführung. Ich hatte das Stück früher gelesen und davon den Eindruck einer echt dramatischen Dichtung empfangen, die bei vielen Schwächen doch eine ungewöhnliche Kraft der Composition und eine seltene Energie in der Sprache bekundete. Wenn ich das Stück nicht von den meininger Hofschauspielern gesehen hätte, so würde ich vielleicht ganz vernünftig darüber schreiben können. Durch die Darstellung aber ist beinahe jede Spur des Eindrucks, den ich von der Lectüre empfangen hatte, verwischt worden; und ich würde mich ganz ungewöhnlich und erfolglos anstrengen müssen, wollte ich dem Werke des Dichters in einer kritischen Besprechung einigermaßen gerecht werden. Nicht daß die Vorstellung durch die Meininger hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben wäre; im Gegentheil: ich halte die Aufführung der „Bluthochzeit" für die interessanteste Gabe, welche uns das Gesammtgastspiel geboten hat. Aber es war eben nicht die Aufführung eines Lindner'schen Stückes, sondern die Zurschaustellung der schönsten Decorationen und Costüme, welche Geschmack und Kunstsinn, die keine Kosten zu scheuen brauchen, herzustellen vermögen. Unter der Last der wunderbaren Ausstattungspracht wurde die Dichtung bis zum Unerkennbaren erdrückt. Auch auf den besten pariser Bühnen habe ich niemals so echt künstlerisch treue und wirksame Decorationen, so herrliche Costüme und Requisiten gesehen. Ein Prunkgemach des Louvre ist immer schöner als das andere; das Mobiliar kann das Entzücken eines Antiquitätensammlers hervorrufen und die Costüme sind so blendend schön und richtig, daß man sie nicht genug bewundern kann. So schweift das Auge des Beschauers von einem interessanten Gegenstande auf den andern; und da das gewöhnliche menschliche Individuum doch nur ein gewisses Quantum von Sinnesthätigkeit in einem bestimmten Zeitraume absolviren kann, so schweigen alle anderen Sinne, um dem Auge allein die unbeschränkte Herrschaft einzuräumen. In dem Moment aber, da das Auge ermattet ist, und da man sich der süßen Hoffnung hingeben kann, nun auch einmal ungefähr zu verstehen, was die Leute, die so schön aussehen, in den schönen Zimmern mit den schönen Möbeln ungefähr sagen, knattern die Gewehre los und stellen durch ihren Höllenlärm die Einheitlichkeit im Nichtverstehen her. Kurz und gut, ich bin nicht im Stande, über die Lindner'sche Dichtung heute zu schreiben. Ich entsinne mich aber von früher her, daß der Dichter mit einer beneidenswerthen Ungenirtheit sich über das Vorurtheil der ungefähr zu beobachtenden geschichtlichen Treue hinwegsetzt.

Es liegt mir fern, dem Dichter, der, wenn ich nicht irre, Pädagog gewesen ist und als solcher die geschichtlichen Daten genau kennt, mit

Digitized by Google

Schlossers Weltgeschichte aufwarten zu wollen. Aber meiner Ansicht nach ist es doch nicht gerade erforderlich, daß die Wahrheit in einer freien Dichtung wie hier geradezu auf den Kopf gestellt wird, daß Margarethe von Valois gleichzeitig mit Karl IX. stirbt, daß Heinrich IV. seine Gattin überlebt und unmittelbar auf Karl IX. folgt, daß aus Margarethe, der verbuhltesten aller königlichen Dirnen, ein sittsammes Weib gemacht wird, die sich allerdings ein kleines harmloses Ehebrüchelchen verstattet, dasselbe aber mit Zähren der Reue, als ob es auch in ihren Augen Gott weiß was wäre, ihrem Gatten beichtet. Vielleicht hätte Lindner besser daran gethan, das Beispiel der discreteren Behandlung der Geschichte, wie es mit demselben Stoff Scribe gethan, zu befolgen. Scribe hat auf die großen historischen Namen verzichtet bis auf Margarethe, und dann diese Margarethe allerdings, von lüsternen Hofdamen umgeben, in das zweifelhafte Licht französischer Vorurtheilslosigkeit gerückt, in dem allein sie auch auf der Bühne möglich erscheint. Die gute Lindner'sche Margarethe hat mit der lüderlichen Margot auch nicht die geringste Familienverwandtschaft.

Da habe ich gerade ihre Memoiren*) zur Hand, und in der einleitenden Notiz, welche Lalanne dazu geschrieben hat, finde ich unter Anderem auch die Liste ihrer notorisch bekannten nicht-platonischen Liebhaber, welche dem „divorce satirique" und den Aufzeichnungen von Tallemant des Réaux entnommen ist. Gezählt sind deren dreiundzwanzig. Der Herzog von Guise bildet Nummer drei; Nummer fünf, sechs und sieben sind ihrer drei Brüder: Karl IX., Heinrich III. und Franz von Anjou. Der Ehegemahl ist natürlich nicht mitgezählt. Dagegen finden wir in der Liste unter Anderen ihren Koch, ihren Leibdiener, einen Kesselflicker und sonstige Plebejer.

Die „Memoiren" enthalten einen sehr interessanten Bericht über die Bartholomäusnacht, den ich in Ermangelung einer Kritik des Lindner'schen Stückes im Auszug, aber in wortgetreuer Uebersetzung, hier wiedergeben will. Margarethe berichtet ausführlich über die Vorbereitungen zur Bartholomäusnacht. Dann fährt sie fort: „Man sagte mir von alledem kein Wort. Ich sah die ganze Umgebung in großer Thätigkeit. Die Hugenotten waren entrüstet über die Verwundung des Admirals Colligny. Die Anhänger des Herrn von Guise fürchteten, daß man Rache nehmen möchte und flüsterten sich gegenseitig in's Ohr. Die Hugenotten beargwohnten mich, da ich Katholikin und die Katholiken, weil ich den König von Navarra geheirathet hatte, der Hugenotte war. Und so kam es, daß mir Niemand ein Wort sagte bis auf den Abend, als ich dem Coucher der Königin, meiner Mutter, beiwohnte, welche neben meiner Schwester Claudia, Herzogin von Lothringen, saß. Claudia war tieftraurig. Die Königin, meine Mutter, unterhielt sich mit verschiedenen Personen. Als sie mich bemerkte, sagte sie zu mir, ich solle mich zur Ruhe begeben. Als ich meine Verbeugung machte, nahm mich meine Schwester am Arm, hielt mich fest und fing an laut zu weinen, indem sie zu mir sagte: „Mein Gott, liebe Schwester, geh nicht zu Bett". Darüber erschrak ich außerordentlich. Die Königin, meine Mutter, bemerkte das, rief meine Schwester herbei und war sehr aufgebracht über sie. Sie verbot ihr, mir ein Wort zu sagen. Meine Schwester entgegnete ihr, es sei nicht wohl gethan, mich auf diese Weise hinopfern zu lassen; man würde jedenfalls, wenn irgend etwas entdeckt würde, Rache an mir nehmen. Die Königin, meine Mutter, gab zur Antwort, es würde mir, so Gott wolle, kein Unheil zustoßen. Was aber auch immer geschehen möchte, ich müßte zu Bett gehen, damit die Andern keinen Argwohn schöpften, welcher den Anschlag vereiteln würde. Ich merkte nur, daß man sich zankte, aber ich verstand nicht ihre Worte. Die Königin befahl mir noch einmal und in barscher Weise, mich zur Ruhe zu begeben. Meine Schwester zerfloß in Thränen, wünschte mir gute Nacht, konnte es aber nicht über sich gewinnen, noch ein Wort hinzuzufügen, und ich war im höchsten Grade erschrocken, fast außer mir, ohne ersinnen zu können, welche Gefahr mir bevorstünde. Sobald ich mich in mein Gemach zurückgezogen hatte, betete ich zu Gott, daß er mich in seinen heiligen Schutz nehme und mich bewahre, ohne daß ich wußte, vor welcher Gefahr. Darauf befahl mir der König, mein Gatte, der schon im Bett lag, mich hinzulegen. Ich that das und fand sein Bett umgeben von dreißig bis vierzig Hugenotten, die ich noch gar nicht kannte, denn ich war ja erst seit wenigen Tagen verheirathet. Diese unterhielten sich die ganze Nacht hindurch von dem Unglück, welches den Admiral (Colligny) betroffen hatte und faßten den Beschluß, sobald der Tage graute, Rechenschaft beim König wegen des Herzogs von Guise zu fordern und wenn ihnen die Gerechtigkeit versagt werden sollte, sich selbst solche zu verschaffen. Ich hatte im Herzen noch immer die Thränen meiner Schwester und konnte nicht einschlafen; so hatte sie mich in Angst versetzt, ohne daß ich wußte weshalb. Ich brachte so die Nacht zu, ohne die Wimpern zu schließen. Beim Tagesanbruch sagte der König, mein Gemahl, wolle Ball spielen gehen und damit die Zeit verbringen, bis König Karl erwacht sein würde. Er verließ mein Zimmer und alle seine Edelleute mit ihm. Da ich sah, daß der Tag schon graute und annahm, daß die Gefahr, von welcher meine Schwester gesprochen hatte, vorübergegangen sei, sagte ich, vom Schlaf überwältigt, zu meiner Amme, sie solle die Thür schließen, damit ich behaglich der Ruhe pflegen könnte. Eine Stunde später, als ich im tiefsten Schlafe war, schlägt ein Mensch mit Händen und Füßen an die Thür und schreit: „Navarra! Navarra! Mein Amme läuft in dem Glauben, daß es der König, mein Gemahl sei, hurtig zur Thür und öffnete dieselbe. Es war ein Edelmann, Namens Léran, der einen Degenstich im Ellenbogen und eine Wunde mit der Hellebarde am Arme hatte. Vier Bogenschützen folgten ihm auf dem Fuße und drangen unmittelbar nach ihm in mein Schlafgemach ein. Um sich vor ihnen zu retten, warf er sich auf mein Bett. Als ich den Menschen fühlte, der mich fest hielt, verkroch ich mich in's äußerste Bettende; er hinter mir her, indem er meinen Körper immer umschlungen hält. Ich kannte diesen Menschen gar nicht und wußte nicht, ob er gekommen sei, um mir eine Schmach anzuthun, und ob die Bogenschützen gegen ihn oder gegen mich vorgehen wollten. Wir schrieen Beide und waren der Eine ebenso erschrocken wie der Andere. Schließlich wollte Gott, daß Herr von Nançay, Capitain der Leibwache, herbeieilte, der als er mich in diesem Zustand erblickte, obgleich er von Mitgefühl ergriffen war, sich des Lachens nicht erwehren konnte. Er war empört über die Indiscretion der Bogenschützen, befahl ihnen, sofort das Zimmer zu verlassen, und schenkte mir das Leben des armen Menschen, der mich umfaßt hielt. Diesen ließ ich dann sich betten, und in meinem Cabinet verbinden. Während ich mein Hemd wechselte, das ganz mit Blut besleckt war, erzählte mir Herr von Nançay die Vorgänge der letzten Nacht und versicherte mich, daß der König, mein Gemahl, im Gemach des Königs (Karl IX.) sicher und geborgen, und daß ihm kein Leid widerfahren sei. Er warf einen Nachtmantel über mich und geleitete mich in das Zimmer meiner Schwester, der Herzogin von Lothringen, wo ich mehr todt als lebendig ankam. Als ich in das Vorzimmer trat, dessen Thüren weit offen standen, taumelte mir ein Edelmann, Namens Bourse, der von Bogenschützen verfolgt wurde, entgegen. Er war durchbohrt von einem Hellebardenstich und brach drei Schritt vor mir zusammen. Ich sank nach der andern Seite beinahe ohnmächtig in die Arme des Herrn von Nançay. Als ich wieder zu mir gekommen war, trat ich in das kleine Zimmer, in welchem meine Schwester schlief. Dort suchten mich zwei Edelleute aus dem Gefolge des Königs, meines Gemahls, auf und beschworen mich, ihnen das Leben zu retten. Ich warf mich dem König und der Königin, meiner Mutter, zu Füßen, um sie darum zu bitten; und endlich erfüllten sie meinen Wunsch."

Dies der naive Bericht der Königin Margot, über ihre Betheiligung an den Schreckensscenen der furchtbaren Nacht. Es wird mir schwer, von dieser historischen Reminiscenz den Uebergang zu der meininger Aufführung des Lindner'schen Dramas zu finden, so schwer, daß ich darauf verzichten will. Das Wesentliche habe ich ja auch bereits im Eingang gesagt. Ich halte es für undenkbar, daß man die Genauigkeit in der Ausstattung weiter treibt, als dies hier geschehen; ich gebe zu, daß hier dem Zuschauer eine Reihe von historischen Bildern geboten werden, wie er sie schwerlich sonst auf irgend einer Bühne zu sehen bekommt; ich räume ein, daß dies in hohem Grade interessant und dankenswerth ist. Aber ich stimme keineswegs ein in den Lobgesang der berliner Kritik, daß dadurch das Theater gefördert werde.

Im Gegentheil! Was ich nach dem „Cäsar" dunkel geahnt, was sich bei mir nach den Vorstellungen des „Sixtus" und des Shakespeare'schen „Was Ihr wollt" als eine zu befürchtende Möglichkeit gedacht hatte, hat sich jetzt in mir bis zur felsenfesten Ueberzeugung herausgebildet: das ist, daß diese Uebertreibung in der Pflege des Aeußerlichen, wenn sie allgemein gehandhabt würde, ein Verderb für die Bühne wäre. Die Form, welche uns gezeigt wird, ist so berückend für das Auge, daß man nach dem Gehalt gar nicht mehr fragt. Hand auf's Herz! Wer hat von den

*) Mémoires de Marguérite de Valois. Paris 1858, P. Jannet.

Digitized by Google

Zuschauern am Samstag Abend einen tiefen Eindruck von der Dichtung bekommen können? wer hat auch nur verstanden, was auf der Bühne gesprochen worden ist, während die königlichen Brüder sich in ihren übermüthigen Costümen in der vollen Pracht ihrer Insolenz zum ersten Male den Augen des Zuschauers aussetzten? wer hat auch nur die leiseste Regung während der Metzeleien der Bartholomäusnacht verspüren können? und wem hat dieses allerdings sehr realistische aber vollständig unsinnige Gewehrfeuer hinter der Scene mit dem pestilenzialischen Pulverrauch, der das ganze Haus derart durchstänkerte, daß Einem der Athem benommen wurde, — wem hat dieser lärmende, qualmende, stinkende Nonsens inmitten des allgemeinen Hüstelns die Möglichkeit zu einem kunstgenuß-ähnlichen Empfinden gewähren können? Für diese Art von Schönheit fehlt mir der Sinn; und wenn das die Aufgabe der Bühne ist, solche Empfindungen hervorzurufen, dann zähle ich jede Stunde, die ich diesem unseligen Institute gewidmet habe, zu den verlorenen, dann hole Dieser und Jener die ganze dramatische Kunst! In den Circus mit solchem Firlefanz!

Ich bin glücklich, constatiren zu können, daß meine Ansicht nicht allgemein getheilt wird. Nach dem sehr lebhaften Beifall zu schließen, war das Publicum ganz entzückt — nicht nur die handfesten Freunde, welche, wie mir schien, in ziemlich geschlossenen Reihen vorangingen, auch die Unbetheiligten klatschten lebhaft, und oft, und viel. Alle Darsteller wurden gerufen — bei offener Scene und nach dem Fallen des Vorhangs. Ich wunderte mich, daß man den Salvenschießern, die doch wesentlich zu dieser Art von Erfolg beigetragen, nicht dieselbe Ehre erwiesen, und daß man das unglückliche Thier, an welchem der Magus seine Vergiftungskünste erprobt, unbehelligt hinter den Coulissen hat verenden lassen. Alle, Alle wurden gerufen; nach dem zweiten Act sogar der Dichter. Und die Schauspieler leisteten diesem Rufe bereitwillig Folge.

**Paul Lindau.**

## Notizen.

Von den letzten Vorgängen in Frankreich hat das wunderliche Duell zwischen dem Herzog v. Montebello und dem Fürsten Metternich auch das deutsche Publicum zum Theil wenigstens während einiger Tage noch mehr interessirt als der sonderbare Ministerwechsel, aus welchem trotz aller pariser Commentare die Wenigsten klug werden konnten. Das Duell war Alles in Allem eine schreiende Beleidigung des gesunden Menschenverstandes. Schiller mag mit seinem melancholischen Spruch Recht haben und das Leben nicht der Güter höchstes sein. Aber es läßt doch eine eigenthümliche Geistesanlage vermuthen, wenn jemand seine Existenz auf's Spiel setzt, weil die Fürstin Metternich ihn nicht gegrüßt oder wegen politischer Undankbarkeit gegen den verstorbenen Kaiser Napoleon mit einigen spitzen Redensarten geärgert hat. Die Fürstin mag in jüngeren Jahren ihre Verdienste gehabt haben, als sie an dem Hofe der durch ideale Weiblichkeit glänzenden Kaiserin Eugenie jene Theresa, nicht die heilige sondern die andere, meisterhaft copirte und mit der hochblonden Herrscherin in der Erfindung extravaganter Toiletten wetteiferte. Aber daß ein Cavalier sich wegen der alternden Launen oder wegen des affectirten Schmollens der Fürstin Metternich geschlagen hat, das ist denn doch eine Verirrung, die man selbst einem stets nach Emotionen lüsternen und daher auf ein Duell leicht erpichten Franzosen kaum zugetraut hätte. Die kühle Temperatur des diesjährigen Frühlings war für solche Dinge sicherlich nicht angethan, und bis die Hundstage eintreten, wird sich der Herzog von Montebello wohl darüber beruhigt haben, daß er die Achtung der intimen Freundin Ihrer Majestät der Exkaiserin entbehren muß. Bei uns wäre ein solcher Scandal unmöglich. Unsere Chronik, wie oft bemerkt, bewegt sich in anständigen Grenzen. Man versteigt sich nicht über harmlose Scherze, wenn es Herrn Cretzulesco aus Bucharest, der mit allerlei ehrgeizigen Plänen nach Berlin kam, nicht gelingen will, in das diplomatische Corps aufgenommen zu werden. Herr Cretzulesco ist ein lehrendes Beispiel, wie die Menschen ihr wirkliches Glück verkennen und vergeblich nach dem Schimmer haschen. Der frühere rumänische Minister wird hier in der höheren Gesellschaft geradezu verhätschelt. Er wird ausschließlich zugleich mit den Botschaftern, halb als Vertreter eines Hohenzollernfürsten, halb als distinguirter Fremder zu den Hoffesten geladen. Aber er grämt sich, weil er nicht wie der erste beste Geschäftsträger oder Secretair zu der regelmäßigen Diplomatie gerechnet wird! Sagt er sich bei einem Botschafter als diplomatischer Agent an, so vermeidet jener in der sehr höflichen Antwort seinen eigenen Titel und schreibt: Herr So und So wird die Ehre haben, Herrn Cretzulesco an dem und dem Tage zu empfangen. Als der Herzog von Edinburgh in Berlin war, machte sich der Kronprinz das Vergnügen, die Chefs der verschiedenen Missionen seinem Schwager selbst vorzustellen. Herr Cretzulesco stand sehr erkennbar zur Seite und wartete. Er wartete jedoch eine Zeitlang vergebens. Erst als die Vorstellung zu Ende und eine kleine Zwischenpause verstrichen war, erblickte ihn der Kronprinz plötzlich und sagte: O, Herr Cretzulesco, kommen Sie doch, daß ich Sie dem Herzog vorstelle! . . . Dieser war sehr freundlich gegen den persönlich wirklich liebenswürdigen Rumänen. Aber Herr Cretzulesco, obgleich ihn auch die Kaiserin kurz vorher eigens aus dem Kreise geholt und der Gräfin von Flandern vorgestellt hatte, nahm wieder den selbstgeschaffenen Verdruß mit hinweg, daß er stets mit Auszeichnung, niemals aber als einfaches Mitglied des diplomatischen Körpers angesehen werde. Herr Minister Cretzulesco sollte bedenken, daß es dem Grafen Hatzfeldt Seitens der berliner Officiösen noch viel schlimmer ergangen ist. Wie hatte sich nicht der Graf über seine Bezeichnung zum Gesandten in Madrid gefreut. Aber jene unerbittlichen Correspondenten sagten ihm in dreißig- und vierzigfacher Wiederholung, er solle sich nur ja nichts vor der Zeit einbilden. Er sei bis auf Weiteres ein Privatmann, der in Madrid oder Aranjuez schöne Tage verleben, auch gelegentlich wohl Pässe visiren und sonstige laufende Geschäfte stillvergnügt besorgen könne. Aber mit der Gesandtschaft sei es vor der Hand nichts. Da kann man sich nicht wundern, daß die Gräfin Hatzfeldt auf Reisen ist und ihre Salons noch nicht sobald in der ohnehin jetzt heißen Hauptstadt Spaniens eröffnen mag. Trotzdem wird es dem Grafen Hatzfeldt nicht vergessen werden, daß er einer der Ersten die Adresse der schlesischen Staatskatholiken unterzeichnet hatte. Der Kampf gegen Rom kann nie genug Streiter aufbieten. Seit die Kammern geschlossen, wird der Krieg in der Presse fortgesetzt. Neutralität ist nicht mehr zulässig. Jeder muß Partei ergreifen, muß Hammer oder Amboß sein! Und schließlich wird der widerspenstige Klerus nebst seinen Anhängern sich doch wohl zu der letzteren Function bequemen müssen.

## Offene Briefe und Antworten.

Berlin, d. 20. Mai 1874.

Geehrte Redaction!

Die Nr. 31, 1874 des Leipziger „Hausfreund, illustrirtes Familienblatt" bringt die beiden Märchenbilder von Paul Meyerheim: Aschenbrödel und Rothkäppchen in Holzschnitt, und dazu wörtlich folgende Bemerkung:

„ . . . . . In neuester Zeit sind es besonders die Gebrüder Oswald und Andreas Achenbach, welche mit Meisterhand ihre Zeichnungen zu den deutschen Volksmärchen entworfen; unsere heutigen Illustrationen sind Nachbildungen dieser genialen Schöpfungen der beiden Düsseldorfer Maler." Sollte man einem Kunstreporter, der das schreiben konnte, nicht von Polizeiwegen die Concession entziehen können?

Errare humanum est, aber Paul Meyerheim mit Andreas und Oswald Achenbach verwechseln ist doch ein bischen zu stark.

Ergebenst

v. W.

Digitized by Google

# Inserate.


Verlag der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Detmold.

## Grabbe's, C. D.

**sämmtliche Werke.**

**Erste kritische Gesammtausgabe**

mit handschriftlichem Nachlass

und dem Portrait des Dichters

herausgegeben und erläutert von

**Oskar Blumenthal.**

4 Bände Preis 3 Thlr.

elegant in 4 Leinwbd. 4 Thlr. 5 Sgr.,

sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

**Zum ersten Male** werden hier die Werke des genialsten Dramatikers nach Schillers Tode, in einer wirklich vollständigen Gesammtausgabe vorgelegt. Der Herausgeber hat mit unermüdlichem Fleiss seit Jahren alle handschriftlichen Reliquien des Dichters, die sehr umfangreich und werthvoll sind, gesammelt, durch freundliche Unterstützung von **Ferdinand Freiligrath, Wolfgang Müller von Königswinter** und **Ignaz Hub**, die dem Herausgeber während der ganzen Dauer der Arbeit mit **Rath und That beigestanden haben**, ist es ihm gelungen in den Texten lückenlose Vollständigkeit und in den Erläuterungen quellenmässige Zuverlässigkeit zu erreichen. Der Text der Dramen ist hier zum ersten Mal auf Grundlage der Originalhandschriften kritisch festgestellt. Der höchst interessante **Briefwechsel** des Dichters, bisher noch ungedruckt und aus beinahe 300 Briefen bestehend, liegt hier zum ersten Male gesammelt vor, mehrere für verloren gehaltene Dichtungen und etwa 60 unbekannt gebliebene Kritiken und kleinere Aufsätze Grabbe's werden **zum ersten Male** durch den Druck veröffentlicht. Endlich hat der Herausgeber versucht, den Genuss und das Verständniss der einzelnen Dramen durch ausführliche kritisch-ästhetische Einleitungen zu erhöhen und zu klären.

Das Werk, das von keinem Literaturfreunde wird umgangen werden können, ist allen auf's Wärmste zu empfehlen, die ihre Freude daran haben, wenn ein mit Unrecht vernachlässigter Dichtergenius wieder zu Ehren gebracht wird.

**Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

## Quickborn

von

**Klaus Groth.**

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

**Otto Speckter.**

Preis broch. 2 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. mit Goldschn. 3 Thlr.

**Pracht-Ausgabe**

davon

auf feinstem Velinpapier

Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.

**Miniatur-Ausgabe.**

Preis br. 1 Thlr. 6 Sgr., geb. 1 Thlr. 18 Sgr.

**Octav-Ausgabe**

mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis brochirt 22½ Sgr.

Ueber

**Mundarten und mundartige Dichtung**

von **Klaus Groth.**

gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**

Berlin W., Markgrafenstrasse 52,

Ecke der Behrenstrasse.

## Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Protectorat:

**Se. Königliche Hoheit Karl Alexander, Großherzog von Sachsen.**

**Se. Königliche Hoheit Prinz Georg von Preußen.**

Erschienen sind soeben:

Aus dem Nachlasse

**Mirza Schaffy's.**

Neues Liederbuch,

mit Prolog und erläuterndem Nachtrag

von **Friedrich Bodenstedt.**

**Vorträge u. Aufsätze**

von

**Heinrich von Sybel.**

**Die Schweizer.**

Daheim und in der Fremde.

Von

**Eduard Osenbrüggen.**

Ende Mai wird erscheinen:

**Epochen und Katastrophen**

von

**Ad. Schmidt,**

ord. Professor in Jena.

**Jahresbeitrag für 7 Bände, 20–25 Bogen stark, in 8., eleg. gebunden, 10 Thlr. oder 30 Mark.**

Ein ausführliches, die Zwecke und Statuten des Vereins darlegendes Programm steht durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis zu Diensten.

Gefällige Beitrittserklärungen bei allen Buchhandlungen und in dem Bureau des Vereins in Berlin (A. Hofmann & Co.) Kronenstraße 17.

Verlag von G. van Muyden Berlin. 11 Carlstr.

## Der moderne Socialismus.

Karl Marx. Die Internationale. Lassalle und die deutschen Socialisten

von Dr. **Eugen Jäger.**

Preis 2½ Thlr.

Anerkannt ist die Unentbehrlichkeit des obigen, von der Kritik als hervorragend bezeichneten Werkes zur Orientirung im Feldlager des Socialismus.

MEYERS KONVERSATIONS LEXIKON

*Subskriptions-Einladung auf die*

*Dritte Auflage*

*mit*

*360 Bildertafeln und Karten.*

**Heftausgabe:**

*240 wöchentliche Lieferungen à 5 Sgr.*

**Bandausgabe:**

*30 broch. Halbbände à 1 Thlr. 10 Sgr.*
*15 Leinwandbände . à 3 - 5 -*
*15 Halbfranzbände . à 3 - 10 -*

***Bibliographisches Institut***

*in Hildburghausen.*

Erschienen ist der I. Band (A—Asiat. Türkei) und in allen Buchhandlungen vorräthig. Der II. Band (Asien—Berlicke) wird Ende Juni komplet.

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## David Friedrich Strauß.

Eine Charakteristik

von

**Wilhelm Lang.**

8. Preis 12 Sgr.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

## Reden und Abhandlungen

von

**Justus von Liebig.**

21½ Druckbogen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

In demselben Verlage ist erschienen:

**Chemische Briefe** von **Justus von Liebig.**

Wohlfeile Ausgabe. 35 Druckbogen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Soeben erschien in **zweiter Auflage:**

## Bilder und Balladen

von

**Hermann Hölty.**

Zweite Auflage, durchgesehen und vermehrt. Broschirt 20 Sgr. Feiner Reliefband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Verlagshandlung von **Carl Meyer** in Hannover.


**Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung von J. Engelhorn in Stuttgart.**

Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 6. Juni 1874. Band V.

AP
30
.295
v.5
no.23

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der General von Cissey und das neue französische Ministerium. Von Leopold Richter. — Die Zukunft der deutschen Presse. Von R. Elcho. — Literatur und Kunst: Die Mitlebenden. Von Hermann Lingg. — Bluntschli. Eine autobiographische Skizze. II. — Zweiunddreißig geflügelte Worte, die nicht im Büchmann stehen. Von A. Döring. — Aus der Hauptstadt: Schumanns Scenen aus „Faust" von Goethe. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

### Der General von Cissey und das neue französische Ministerium.

Von Leopold Richter.

Es wird immer schwieriger, die Silhouetten jüngst berühmt gewordener französischer Staatsmänner zu zeichnen, aus dem einfachen Grunde, weil diese Leute in vielen Fällen ihren eigenen Landsleuten unbekannt sind. Ueber Herrn Thiers und seine Umgebung: Dufaure, Rémusat, Casimir Périer, Jules Simon u. s. w. war es leicht ein Urtheil zu fällen und zu begründen. Man hatte mit Männern zu thun, welche seit einer Reihe von Jahren und lange ehe sie Minister wurden, sich als Schriftsteller, Redner oder Staatsmänner ausgezeichnet hatten. Vapereau allein in seinem vielfach getadelten und vielfach benutzten Dictionnaire des Contemporains lieferte mehr als hinreichendes Material, diese Persönlichkeiten zu charakterisiren. — Der Marschall Mac Mahon bot jedem Publicisten reichlichen Stoff zu einem Artikel. Ein Mann hört auf ein Alltagsmensch zu sein, wenn er den Malakoff an der Spitze einer Sturmcolonne erobert, wenn er bei Magenta für Frankreich gesiegt und bei Sedan für Frankreich geblutet hat. Es ist zweifellos eine Ehre, die Pariser Commune unterdrückt und durch Rath und That zur Reorganisation einer vollständig demoralisirten großen Armee beigetragen zu haben. Mac Mahon hatte das und vieles Andere gethan, ehe er berufen wurde, Herrn Thiers als Präsident der französischen Republik zu ersetzen. Auch der Herzog von Broglie ist keineswegs der erste beste General, Advocat, Ingenieur oder Journalist. Er ist ein Mann, dessen Name weit und breit bekannt war, und bekannt zu sein verdiente, ehe ihn Glück und Gewandtheit zum Chef des parlamentarischen Complotts machten, welchem Thiers unterliegen mußte. — Aber was ist von den jüngst plötzlich berühmt gewordenen französischen Staatsmännern, vom General Cissey, von den Herren Grivart, Caillaux, Tailhand, Montaignac und Cumont zu sagen? — Vapereau schweigt in den meisten Fällen, und selbst Figaro und Paris-Journal, die sich die Aufgabe stellen, jede Persönlichkeit zu photographiren, welche die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zieht, und die vor keiner Indiscretion zurückschrecken, um ihren Zweck zu erreichen, müssen sich in dem vorliegenden Falle für incompetent erklären. Wir lesen in diesen Zeitungen, daß die obengenannten Herren respective General, Advocat, Ingenieur, Magistrat, Admiral und Journalist sind, und daß [illegible]rsönlichkeiten der wohlwollendsten und der böswilligsten Kritik gleich wenig Veranlassung zum Lobe oder zum Tadel bieten.

Die Franzosen scheinen damit zufrieden zu sein, daß die Männer, welche nun an die Spitze der Regierung berufen worden sind, noch keine Ansprüche auf Berühmtheit geltend zu machen haben. Man hat in Frankreich eine nicht ganz unberechtigte Furcht vor großen Männern und man meint dort, daß die einfachen und anspruchslosen Geschäftsleute, welche durch die letzte parlamentarische Umwälzung an das Tageslicht gefördert worden sind, mehr geneigt sein dürften, für das Glück Frankreichs zu arbeiten, als gewisse hervorragende Persönlichkeiten, welche in dem Verdachte stehen, oder jedenfalls in kurzer Zeit in den Verdacht gerathen würden, ihre persönlichen Interessen über die des Landes zu stellen.

Die Bedeutung des neuen Ministeriums liegt in seiner Unbedeutsamkeit; sein Zweck ist, keine der Kammerparteien — mit Ausnahme vielleicht der Radicalen — zu verletzen; seine Aufgabe: Nichts zu thun. Die Franzosen nennen es ein Ministerium der Beruhigung, Ministère de la détente; Louis Veuillot bezeichnet es als ein chloroformirendes Cabinet. Die hervorragendsten Persönlichkeiten in demselben sind: der General de Cissey, der Herzog Decazes und die Herren Magne und de Fourtou.

Cissey ist ein kleiner, schlichter Mann mit einem nicht unschönen, echt französischen Gesichte: schmale hohe Stirn, lebhafte kluge Augen, scharf ausgeprägte Züge. Der Ausdruck seiner Physiognomie ist etwas malitiös; aber man versichert allgemein, daß er ein wohlwollender grader Mann sei. Seine Haltung in der Kammer, wo er als Kriegsminister des Herrn Thiers bereits häufig erschien, ist eine eigenthümliche. Er ist der kürzestgefaßte Redner, welchen die mit wortreichen Sprechern so wohlversorgte Nationalversammlung in Versailles aufzuweisen hat. Seine bedeutendsten Reden sind in fünf Minuten beendet; seine längsten Sätze sind aus zehn Worten zusammengesetzt. Er steigt die Stufen, die zur Tribüne führen, langsam und gesenkten Hauptes hinauf, stützt sich, sobald er oben angelangt ist, auf beide Hände, wodurch seine Gesticulationen sehr vereinfacht werden, und sagt, ohne das Haupt zu erheben, mit klarer wohlverständlicher Stimme, was er zu sagen hat. Sobald die kurze Rede gehalten ist, verläßt der General die Tribüne wieder, ohne sich dem Anschein nach darum zu kümmern, ob er Applaus oder Mißbilligung geerntet hat, und seine Gestalt verschwindet in der ihn umringenden Menschenmasse. Herr von Cissey ist 62 Jahre alt. Er hat die Feldzüge in Africa und in der Krim mitgemacht und sich bei vielen Gelegenheiten als ein tapferer, umsichtiger

Digitized by Google

Offizier gezeigt. Während des letzten Krieges commandirte er eine Division im Armeecorps Ladmirault; er wohnte den Schlachten von Mars la Tour und St. Privat bei, wurde in Metz eingeschlossen, betheiligte sich bei den Capitulationsunterhandlungen und ging schließlich als Kriegsgefangener nach Deutschland. Als Minister des Herrn Thiers hat er sich den Ruf eines fleißigen und zurückhaltenden Mannes erworben. Seine Gegner werfen ihm Mangel an Initiative und Energie vor; sie sagen, er habe sich Herrn Thiers vollständig untergeordnet und erscheine vielmehr berufen zu gehorchen als zu befehlen. Die Ehre, Chef des heutigen Cabinets zu sein, verdankt er dem Umstande, daß er General oder vielmehr, daß er Kriegsminister ist. Man nimmt an, der Marschall Mac Mahon habe durch diese Wahl betonen wollen, daß seine Regierung von nun an eine rein militärische sein werde.

Der College des General von Cissey, der Herzog Decazes, Minister des Auswärtigen, ist 54 Jahre alt und erfreut sich des Rufes eines liebenswürdigen und sehr gewandten Menschen. Er hat das Aussehen eines vornehmen Mannes; in seinem Gesichte fallen besonders die großen klugen Augen auf; er hat eine Glatze, trägt einen Backenbart nach englischem Schnitt und hat vielmehr das Ansehen eines englischen Gentleman als das eines französischen Edelmanns. Seine Manieren sind höchst verbindlich und angenehm. Während des Kaiserthums hatte er in aristokratischer Zurückgezogenheit gelebt; seit dem Sturze Napoleons erst ist er als politische Persönlichkeit bekannt geworden.

Der Finanzminister Herr Magne gehört seinen wohlbekannten politischen Gesinnungen nach der bonapartistischen Partei an. Er bekleidete seinen jetzigen Posten bereits im Cabinet des Herzogs von Broglie; seine Wiederernennung ist auf großen Widerstand gestoßen, da die orleanistische Partei, sehr unwillig darüber, von den Bonapartisten im Stich gelassen zu sein, sich bemühte deren Vertreter von einem neuen Cabinet fern zu halten. Aber Herr Magne ist ein guter Finanzminister und flößt der pariser Börse großes Vertrauen ein. Sein Rücktritt würde eine Baisse der französischen Rente zur Folge gehabt haben; sein Verbleiben im Ministerium ist hingegen mit einer Hausse begrüßt worden. Diesem Umstande, sowie dem persönlichen Ansehen, dessen er sich bei dem Marschall Mac Mahon erfreut, verdankt er es, daß ihm ein Portefeuille reservirt worden ist und zwar trotz der Opposition der Orleanisten und Legitimisten und trotz des geringen Einflusses, den er in einer Kammer ausübt, wo seine Partei, die bonapartistische, nur einige zwanzig Mitglieder zählt. Herr Magne ist nahe an 70 Jahre. Gleich seinen Altersgenossen, den Herrn Thiers, Rémusat und Dufaure hat er eine außerordentliche Frische und Lebhaftigkeit des Geistes bewahrt. Als parlamentarischer Redner zeichnet er sich durch Klarheit und Mäßigung aus.

Herr von Fourtou, der neuernannte Minister des Innern — im Cabinet Broglie hatte er das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts inne — gehört der neuen Generation französischer Berühmtheiten an. Ich habe bis jetzt nur erfahren, daß er sich in der kleinen Stadt Ribérac als Advocat ausgezeichnet und daß er sich bei Gelegenheit einiger wichtiger Kammerdiscussionen den Ruf eines scharfsinnigen und schlagfertigen Redners erworben hat. Er wird — so sagt man — berufen sein, die Politik eines Cabinets zu vertheidigen, dessen Hauptaufgabe es ist, keine Politik zu haben.

Ueber Herrn Grivart, den Handelsminister, kann ich nur die von Herrn Millaud im Figaro veröffentlichte Charakteristik wiederholen und bekräftigen. Dieselbe lautet ungefähr folgendermaßen:

Kennen Sie Herrn Grivart?
Nur dem Namen nach.
Kennen Sie ihn?
Von Ansehen.
Was für eine Art Mensch ist er?
Er hat einen kleinen Schnurrbart.
Sind Sie dessen sicher?
Ich glaube wohl.
Spricht er gut?
Er hat niemals gesprochen.
Berechtigt er zu Hoffnungen?
Man kann Alles von ihm hoffen; Alles ohne Ausnahme, denn er hat noch Nichts gethan.

Dasselbe, vielleicht etwas Mehr, vielleicht aber auch etwas weniger läßt sich von den andern neuesten Ministern sagen: von den Herrn Tailhand, Minister der Justiz; Montaignac, Marineminister; Caillaux, Minister der öffentlichen Arbeiten und Cumont, Minister des öffentlichen Unterrichts. Die Ernennung des Letzteren macht dem Pariser Publicum ganz besondere Freude, weil der Name des Ministers ergiebigen Stoff zu mehr oder weniger verständigen Wortspielen bietet. Dieselben werden vom Figaro, Paris-Journal, Gaulois und ähnlichen Blättern erfunden und von andern ernsthaften Zeitungen mit sichtlichem Vergnügen wiederholt. Le Français est né malin. —

Das neue Ministerium, das am Freitag den 22. Mai ernannt worden ist, hat während der ersten Woche seiner Existenz noch nicht Gelegenheit gehabt, vor die Kammer zu treten. Ein demselben befreundeter Deputirter hat am Tage nach der Constituirung des Cabinets den Antrag gestellt, daß sich die Kammer bis Donnerstag vertagen solle, um den neuernannten Ministern auf diese Weise Zeit zu geben, sich einigermaßen mit den ihnen übertragenen Geschäften bekannt zu machen. Aber man kann bereits heute sagen, daß die Stellung des Generals von Cissey und seiner Collegen, der Kammer gegenüber keineswegs eine leichte sein wird. Die verschiedenen Parteien stellen dort die verschiedensten Ansprüche an das Cabinet und machen es demselben schlechterdings unmöglich, sich auf eine feste Majorität zu stützen.

Die vereinigten republicanischen Parteien unter der Führung von Thiers, Grévy und Gambetta verlangen die Consolidirung der Republik mittelst sofortiger Vorlage der bereits vor einem Jahre angekündigten constitutionellen Gesetze; sie berufen sich auf Aeußerungen des Marschalls Mac Mahon, wonach dieser verlangt, seine Stellung an der Spitze der Republik so bald als möglich definirt zu sehen. Sie wissen, daß die republicanische Partei nur eine starke Minorität in der Kammer bildet; sie hoffen, daß Neuwahlen ihnen eine Majorität geben würden und sie dringen deshalb auf Auflösung einer Versammlung, welche ihre Ohnmacht, dem französischen Volke eine Constitution zu geben, bei vielen Gelegenheiten gezeigt hat.

Der orleanistischen Partei ist natürlich gar nicht daran gelegen, die Republik zu befestigen. Dagegen erheischen die Interessen dieser Kammerfraction, die Stellung des Präsidenten der Republik genügend zu consolidiren, um dieselbe vor Angriffen der Opposition, — ob republicanisch, legitimistisch oder bonapartistisch — zu schützen. Die Orleanisten, deren Politik ihren hervorragendsten Vertreter in dem gestürzten Minister, dem Herzog von Broglie, findet, verlangen demnach, daß das neue Ministerium ohne unnöthigen Zeitverlust, zur Discussion eines neuen Wahlgesetzes und der vom Herzog von Broglie gemachten Vorlage über die Zusammensetzung einer zweiten Kammer — des Senats — übergehe.

Die legitimistische Partei hat, wie sie dies nun offen erklärt, bei der Ernennung des Marschalls Mac Mahon zum Präsidenten der Republik nur die Absicht gehabt, den Weg zur Restauration anzubahnen. Sie wünscht deshalb, daß der General von Cissey Nichts thun solle, was das bestehende, nämlich die Republik, irgendwie consolidiren könne; sie widersetzt sich aus demselben Grunde der Discuffion aller constitutionellen Gesetze, ganz besonders derjenigen, welche Bestimmungen über den Nachfolger des Marschalls enthalten würden. Nach ihrer Ansicht liegt dem heutigen Chef des Staates keine andere Pflicht ob, als das Provisorium so lange aufrecht zu erhalten, bis Heinrich V. den Thron seiner Väter besteigen und ein Definitivum, die legitime Monarchie, herstellen kann.

Digitized by Google

Die Bonapartisten sind mit den Legitimisten vereint, um sich jeder Maßregel zu widersetzen, welche den heutigen Zustand befestigen könnte; dagegen trennen sie sich von den Conservativen und schließen sich den Republicanern an, wenn es sich um die Discussion des Wahlgesetzes handelt. Auch sie verlangen Aufrechterhaltung des allgemeinen Stimmrechtes, da ein Plebiscit allein im Stande wäre, das Kaiserthum wiederherzustellen.

Der Marschall Mac Mahon endlich, der doch wohl auch in Betracht gezogen werden muß, trotzdem er sich wirklich die allergrößte Mühe gibt, so wenig als möglich die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken — der Marschall kann sich unmöglich in der falschen Stellung wohl befinden, welche ihm das überstürzte Votum im November v. J. geschaffen hat. Die Würde seiner Stellung verlangt gewissermaßen, daß klar und deutlich gesagt und verstanden werde, welche Pflichten ihm der Titel „Präsident der Republik" auferlegt, und welche Rechte und Prärogative ihm derselbe einräumt.

Das neue Ministerium soll also gleichzeitig „thun und nicht thun". — Was es auch thun möge, es stößt auf Widerspruch; — was es auch unterlassen möge, es ist sicher, angegriffen und getadelt zu werden. Es ist das richtige Ministerium einer vollständig unklaren Uebergangsepoche, — und es muß an dem Tage verschwinden, an dem die Franzosen endlich müde werden, nicht zu wissen, was sie wollen, und den Muth finden zu erklären, daß sie sich für irgend etwas bestimmen, sei es die Republik, die Monarchie oder das Kaiserthum. Dies kann jedoch noch einige Zeit dauern und es ist wohl möglich, daß das todtgeborene Cabinet Cissey während einer langen Frist den Platz eines lebensfähigen Ministeriums ausfüllt.

---

## Die Zukunft der deutschen Presse.

Vor wenig Wochen hat der Kaiser das neue Preßgesetz durch seine Unterschrift sanctionirt, und am 1. Juli tritt dasselbe in Kraft. Diese Frucht am Baume der deutschen Reichsgesetzgebung wurde von der Majorität des Reichstags nicht etwa darum gepflückt, weil sie reif und besonders wohlschmeckend ist, sondern weil man die umfassende legislatorische Arbeit, welche man auf ihr Gedeihen verwendete, nicht umsonst gethan haben wollte. Erst als die directe und unumgehbare Fragestellung des Freiherrn von Hoverbeck dem Präsidenten des Reichskanzleramtes die Erklärung abpreßte, daß Deutschland nur das Compromiß-Preßgesetz oder gar keines erhalten könne, biß das Haus in den sauren Apfel. Beschlagnahme und manche Belästigung der „Neuigkeitsverkäufer", wie Dr. Lasker die Redacteure nicht ganz mit Unrecht nennt, sind uns trotz der glänzenden Rede Albert Trägers zu Gunsten einer wahrhaft freien Presse geblieben. Eine schwere Last nur wurde von ihren Schultern genommen, das ist die Besteuerung durch Cautionen und Stempelabgaben. In wenig Wochen kann jeder, der das Geld für Papier uud Druckerschwärze erschwingt, eine Zeitung herausgeben, und es wird an publicistischen Gründungen auch gewiß nicht fehlen.

Nun gibt es aber eine große Anzahl heißblütiger Sanguiniker, welche die steuerfreie Presse bereits in den Himmel wachsen sehen. Eine große Revolution steht nach ihrer Ansicht in kurzer Zeit dem Journalismus bevor. Berlin wird es in kurzer Zeit mit Kopenhagen aufnehmen können, das uns bisher durch die Zahl seiner Blätter und deren Abonnentenreichthum beschämte. Natürlich, was andere Culturvölker vermögen, wird das deutsche doch auch können, sobald sich nur die materielle Lage der Presse verändert hat. Konnte der „Herald" in Newyork seine Druckerei in einen Marmorpalast verlegen und Herrn Stanley an der Spitze einer Expedition nach Afrika senden, um Levingstone zu suchen, warum sollte dann „Tante Voß" nicht jemand nach Tschifu schicken, um den Durchgang der Venus zu beschreiben? Kann die „Daily-News" zur Zeit der Hungersnoth einen Reporter nach Indien senden, so wird „Das Organ für Jedermann" wohl bald die Mittel übrig haben, um von Macao oder Callao aus die Greuel des Kulihandels zu überwachen und der Humanist Consul Sturz wird sich dieser Mission gewiß gern unterziehen. Konnte ein Reporter in Washington bei dem Steuercensus sein Jahreseinkommen auf 80,000 Dollars angeben, warum sollte dieser und jener berliner Reporter weniger vermögen? Laßt nur die Schneekruste des Steuerdrucks unter der Sonne des neuen Preßgesetzes geschwunden sein und der Weizen der Journalisten wird kräftig in die Halme schießen!

Freilich, an Zeitungen wird es in nächster Zeit nicht fehlen, aber es wird uns nach wie vor an etwas anderem fehlen, und zwar — an Lesern. An diesem einen Umstande scheitern alle unsere Zukunftsträume.

Es gibt kaum ein anderes Culturvolk, das so viel *schreibt* und so wenig *liest*, wie das deutsche. Jede Nation hat bekanntlich ihre höher begabte Minorität, welche der großen Masse des Volks auf den Pfaden der Cultur voranschreitet; eine Minorität, welche die Majorität belehrt, anfeuert und den Fortschritt der Gesellschaft hervorbringt. Diese Minorität ist in Deutschland eine ungewöhnlich große, Dank den vortrefflichen höheren Bildungsanstalten; allein die große Masse des Volks steht von ihr geistig zu weit ab, Dank der schlechten Volksschule und den socialen wie politischen Schranken, denen das öffentliche Leben bei uns bisher unterworfen war. Ich befürchte, daß auch die Befreiung der Presse in nächster Zeit keine wesentliche Aenderung hierin hervorrufen wird.

Ehe ich die Gründe für diese Voraussetzung entwickle, werfen wir einmal um des Vergleiches willen einen Blick auf das Lesebedürfniß jenes Volkes, in dessen Staatswesen die Presse sich die größte Machtstellung erworben hat, betrachten wir die Verhältnisse in Nordamerica.

In diesem Lande bildet die Presse einen der wichtigsten Factoren im Familien- und Staatsleben und tritt in der äußern Erscheinung mit großer Opulenz auf. Wir haben viel von dem Reichthum americanischer Zeitungsverleger gehört, von dem Schotten Gordon Bennet, der das erste Exemplar seiner Zeitung auf einer umgestülpten Mehltonne verkaufte, und der als Besitzer des „Herald" und einiger Millionen starb, oder von Horace Greeley, der als Setzer seine Laufbahn begann und als Präsidentschafts-Candidat abschloß. Jedem von uns ist auch der reiche Inhalt americanischer Riesenblätter und die staunenswerthe Verbreitung derselben bekannt. Während die periodische Presse in ganz Deutschland es bis heute nur auf ungefähr 2500 Journale gebracht hat, besaßen die Freistaaten von Nordamerica schon im Jahre 1870 nicht weniger als 5858 verschiedene Blätter. Die Stadt Chicago konnte vor dem letzten Brande 115 Blätter mehr aufweisen, als Berlin heute zählt. Seit dem Jahre 1870 aber hat sich die Zahl der americanischen Journale auf weit über 8000 gehoben. Bei alledem sind die americanischen Neuigkeitsverkäufer ihren deutschen Collegen nur in zwei Punkten überlegen: in der Beurtheilung politischer und wirthschaftlicher Verhältnisse und im Erfinden pikanter Anekdoten. Der americanische Journalismus ist stärker nach der realen Seite hin, der deutsche nach der idealen.

Das entscheidende Moment in der Entwicklung der Presse bildet die *Quantität* der Leser, von der *Qualität* hängt nur die Gliederung derselben ab. Nun gibt es aber kein Volk der Erde, das so fleißig liest als das americanische und der Ausspruch des Engländers Fraser: „Dem Americaner ist seine Zeitungslectüre so unentbehrlich, wie seine Mahlzeiten und beide verschlingt er mit gleicher Gier," hat seine volle Berechtigung. Wie tief in America das Bedürfniß der Zeitungslectüre bis in die untersten Volksschichten gedrungen ist, dafür will ich nur wenige Züge anführen, welche mich einst zu gleicher Zeit überraschten und beschämten.

Während des americanischen Bürgerkriegs lag ich einige

Digitized by Google

Tage krank in den Hospitälern der Belagerungsarmee von Vicksburg darnieder. An meiner Seite befand sich ein junger Soldat aus Minnesota, den seit vielen Monaten das Sumpffieber derart geschüttelt hatte, daß nichts mehr an ihm geblieben war, als ein mit gelber Haut überspanntes Skelett und zwei dunkle flehende Augen. Der junge Mensch erzählte mir eines Tages von einer Farm im Norden, auf welcher er drei glückliche Jahre verlebte, die aber sein Vater dann verkaufte. Der Kranke schilderte mir den Ort als ein Stückchen Paradies mit reichen Jagdgründen, eiskalten Quellen, üppigen Saatfeldern und einem Wald von Ahornbäumen, die Syrup, Cyder, Essig und Zucker lieferten.

„Warum verkaufte denn Ihr Vater das kleine Eldorado?" fragte ich mit ungläubigem Lächeln. — Der kranke Nachbar blickte mich treuherzig an und erwiderte: „Der schöne Ort war leider so abgelegen, daß wir keine Zeitungen mehr bekamen und ohne Zeitungen kann der Mensch doch nicht leben".

Ich starrte den Mann sprachlos an. Mir war dieser Grund vollkommen unfaßbar und ich gedachte dabei eines ostpreußischen Rittergutsbesitzers, der in seiner Jugend auf sechs Universitäten gekneipt hatte, mir aber später, als er seine Besitzungen selbst verwaltete, ehrlich gestand, er lese nur dann eine Zeitung, wenn er die Geburt eines gesunden Jungen allen Freunden und Bekannten angezeigt habe; denn die Viehmärkte finde er ja im Kalender aufgeführt.

Als die Uebergabe der ausgehungerten Festung Vicksburg erfolgte, rückten einige mit Proviant befrachtete Wagentrains in die Stadt. Ich sah ganze Schaaren ausgemergelter Südländer auf die ersten Wagen zustürzen und meinte, die Leute schrieen um Brod, allein sobald ich näher kam, hörte ich nur den Ruf: Zeitungen!

Während des ganzen Bürgerkrieges bildete der Zeitungshandel eines der einträglichsten Geschäfte und in dem halbverwüsteten Nordvirginien hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie die ruinirten Farmer täglich von weither nach den Eisenbahnstationen schickten, um für wahrhaft fabelhafte Preise einige Zeitungen zu erhandeln. Anfänglich glaubte ich, die Kriegsereignisse allein reizten die Virginier zu dieser Neugierde, allein ich sollte bald eines Bessern belehrt werden. Eines Tages ritt ich nach einer ferngelegenen Farm, um Eier für unsere Menage einzukaufen. Ich fand eine alte Frau vor, die mit einigen Schwarzen den Hof bewirthschaftete. Die Alte füllte meinen Korb mit Eiern, während ich auf der Veranda saß und den „Ledger" las. Als ich die Waare bezahlen wollte, warf die Frau einen sehnsüchtigen Blick auf das Journal und sagte: „Bitte, Sir, geben Sie mir kein Geld, geben Sie mir das Blatt; ich habe seit drei Wochen keine Zeitung mehr gelesen".

Solche Dinge klingen einem deutschen Ohr wie Märchen, und ich werde gut thun, mich auf Zeugen zu berufen. So erzählte uns der verewigte Boz Dickens in den dreißiger Jahren, als er von seiner ersten americanischen Tour zurückkehrte, daß die Fabrikmädchen von Lowell ihre eigene Zeitung hätten, für welche nur Arbeiterinnen schrieben und die nur von Arbeiterinnen redigirt würde. Der englische Humorist spendete dem Blatt das Lob, daß es mit jeder englischen Provinzialzeitung den Vergleich aushalte.

Dieses Factum ist zweifellos und es ließen sich heute mehrere Arbeiterinnenorgane anführen, von denen die meisten Vereinsinteressen gewidmet sind, die aber alle einen reichen belletristischen Lesestoff enthalten. In den Aufsätzen dieser Schriftstellerinnen, die es „Gott sei Dank nicht nöthig haben", spricht sich eine ungemein harmlose und naive Weltanschauung aus. Es soll auch keineswegs behauptet werden, daß durch jene Zeitungen der Literatur große Dienste erwiesen würden, allein die Fabrikmädchenorgane liefern dafür einen sprechenden Beweis, daß der Majorität des americanischen Volkes die Presse zur geistigen Atmosphäre geworden ist, in der sie lange geathmet hat und deren sie sich nicht mehr entschlagen kann. Lectüre ist in diesem Lande allen Ständen zum Bedürfniß geworden. Der bekannte Reisende Hippeau sah in Newyork eine greise Frau auf den Stufen des Bowerytheaters sitzen und Streichhölzer feilbieten, wobei sie aufmerksam in einem Buche las. Neugierig gemacht, setzte Hippeau das alte Mütterchen in Nahrung und während er ihr das Geld reichte, blickte er in das Buch und erkannte — Longfellows Gedichte.

Der schon erwähnte englische Schulmann Fraser erzählt einen ganz analogen Fall. Ein Student der Harwarduniversität kommt während der Ferien nach seinem heimatlichen Dorfe und geht nach der Bibliothek der Schule, um „die Geschichte der Revolution der Niederlande" zu verlangen. „Das Buch wird gelesen," sagt die als Custos fungirende Lehrerin.

„Von wem?"

„Von der Wäscherin ihrer Familie." — Der Student verlangt dieser Frau das Buch ab, diese aber antwortet: „O nein, das Buch enthusiasmirt mich; ich kann es nicht eher fortgeben, als bis ich es gelesen habe. Sie sollen es erhalten, wenn ich Ihnen die Plätthemden bringe".

Eine in der „Nation" geführte Controverse zwischen den Freunden der Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" und deren Verleger gibt uns einen ungefähren Aufschluß über die Verbreitung, deren ein Buch in den Vereinigten Staaten fähig ist. Die Vertreter der Beecher-Stowe warfen dem Verleger des Buches vor, er habe mit dem Sensationsroman ein Vermögen erworben und die Dichterin sei mit lumpigen 30,000 Dollars abgefertigt worden. Hierauf erwiderte dieser, er habe „Onkel Toms Hütte" unter sehr bedenklichen politischen Verhältnissen laut Contract für 20,000 Dollars erworben und in Umsatz gebracht. Als sich die Verbreitung desselben in überraschender Weise erweiterte, hätte er der Verfasserin aus freien Stücken 10,000 Dollars extra zum Geschenk gemacht; damit glaube er der Frau Beecher-Stowe in vollem Maße gerecht geworden zu sein, andere Menschen aber hätten keinen Deut darnach zu fragen, wenn er in redlicher Weise mit dem Buche 280,000 Dollars verdient habe. 310,000 Thlr. Nettogewinn mit einem Buch erzielt! So einnehmender Dichter und Verlagsbuchhändler besitzen wir in Deutschland doch nur wenige, und, dem Himmel sei es geklagt, viele deutsche Geisteswerke, darunter vorzugsweise Alexander von Humboldts und Liebigs Schriften, werden in America mehr benutzt als in der eigenen Heimath.

Wie kommt America zu diesem Vorzug? Wohl in erster Linie um deswillen, weil in den Vereinigten Staaten die freie Presse vollkommen so alt ist, wie das Princip des selfgovernment. Freies Staatswesen und freie Presse gingen Hand in Hand an's Werk, um jene mächtige Union zu gründen, in welcher Cultur und freiheitliche Entwicklung so Staunenswerthes geleistet haben. Jene drei Staaten, welche vor fast einem Jahrhundert alle modernen Freiheiten proclamirten und das Princip der Volkssouveränetät mit den Worten aufstellten: „We put the power in the people" bedurften einer freien Presse, um alle Organe der Selbstverwaltung durch eine öffentliche Kritik vor Ausartung zu schützen, um großen wirthschaftlichen Reformen die Bahn zu brechen, um die Lüge zu geißeln und der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, um den Egoismus zu beschneiden und die Ideale zu wecken. In diesem großen demokratischen Staatswesen hat die Presse eine hohe Mission erfüllt, und sie erntete, was sie gesäet, denn mit der Macht und inneren Kraft des Staates wuchs ihre eigene Macht. Die hervorragenden Staatsmänner, welche in der Union am Ruder standen, gingen von dem Grundsatz aus: Wenn wir der öffentlichen Meinung in unserm Staate eine so gewaltige Macht einräumen, so ist es unbedingt nothwendig, daß diese Meinung eine geläuterte sei. Die öffentliche Meinung läßt sich aber nur durch zwei Dinge heranbilden und das sind Schule und Presse. Darum verwandte Nordamerica von jeher die reichsten Staatsmittel dazu, einen guten Volksunterricht zu schaffen und leistete der Presse jeden erdenklichen

Digitized by Google

Vorschub. In der Schule wird das Nationalbewußtsein in den jungen Staatsbürgern geweckt und gefördert, durch die Presse wird das politische Leben derselben geläutert und frisch erhalten. In der politischen Bildung dieses Volkes bewundern wir oft dessen freien unbefangenen Blick und diesen verdankt es nur der Presse. Die Presse bringt bei den Americanern auch eine nivellirende Wirkung insofern hervor, als sie die untern Schichten der Gesellschaft geistig fördert und erhebt. In keinem andern Lande finden wir mehr Autodidakten als in der Union; wir finden diese self-made-men an der Spitze der größten Unternehmungen und selbst auf dem Präsidentenstuhl. Die Presse schafft ein geistiges Band, welches alle verbindet und nur mit ihrer Hülfe und mit der des Unterrichts war es möglich, ein Experiment zu lösen, das alle staatsmännischen Berechnungen zu Schanden machte, nämlich eine solche Riesenrepublik zu erhalten, wie die Geschichte keiner Nation eine zweite aufzuweisen hat.

Wie aber eine freie Selbstverwaltung nicht ohne freie Presse bestehen kann, so die freie Presse nicht ohne diese. In einem despotisch regierten Staate kann die Kunst recht gut eine vorübergehende Blüthezeit erlangen, also auch die schöne Literatur; allein die Presse in ihrer Allgemeinheit und namentlich der politische Theil derselben fristet auch unter dem duldsamsten Despoten nur ein kümmerliches Dasein. Friedrich der Große konnte immerhin sagen: „Man soll die Gazetten nicht geniren," diese kamen doch nicht zur Entwicklung, geschweige denn zur Machtfülle. Nur bei einer Nation, in welcher fast jeder Bürger sich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen kann und *will*, nur in einem Lande, in welchem jeder Bürger das Interesse des Staates identisch macht mit seinem eigenen Interesse, wird die Presse groß und machtvoll werden können. Nur, wo politisches Leben im Staate pulsirt, wird das Bedürfniß für politische Blätter vorhanden sein, denn nur der, welcher für die öffentlichen Vorgänge im Staate Interesse hat, wird nach der öffentlichen Meinung fragen. Die nahegelegene Schweiz gibt uns für diese Behauptung den besten Belag. Hier hatte schon im Jahre 1872 jede Stadt und jedes Dorf ihr eigenes Organ, so daß in den verschiedenen Cantonen 412 Journale veröffentlicht wurden. Eine erleuchtete Minorität, welche sich dem Staate und seiner Verwaltung zuwendet, wird nie eine Presse von einiger Bedeutung zu erzeugen im Stande sein. Die ganze Nation muß regen Antheil am wirthschaftlichen und politischen Leben nehmen, dann wird der Ausdruck der öffentlichen Meinung in tausend Stimmen gepredigt und *begierig gehört* werden.

Die Nutzanwendung auf deutsche Verhältnisse ergibt sich von selber. Seit wenig Jahren erst bilden wir Deutsche ein Reich, eine geeinte Nation, und das Princip der Selbstverwaltung erhielt erst vor ganz kurzer Zeit eine thatsächliche Anwendung. Dazu kommt, daß unser Volksunterricht bisher ein ziemlich formaler war, dem vor allem die *nationale Seite* gänzlich fehlte. Ja, noch mehr! Selbst in den höheren Unterrichtsanstalten erbaute sich bis zum Jahre 1866 die deutsche Jugend nur an den Thaten der Vorfahren, ohne die Errungenschaften dafür zu sehen. Fast nirgends war ein Lehrer aufzufinden, welcher den Schülern den Begriff des Staates und des freien Bürgerthums bei einer andern Gelegenheit, als beim Vortrage über Hellas und Rom zur Anschauung gebracht hätte. Kein Mensch begeisterte die Knaben — von den Mädchen gar nicht zu reden! — für die nationalen Aufgaben.

Weil uns aber eine nationale Erziehung und das Recht der Selbstverwaltung bis in diese Tage fast ganz fehlte, so ist trotz der großen aufgeklärten Minorität, welche wir glücklicherweise besitzen, die materielle Lage unserer Presse bisher eine so kümmerliche geblieben, daß wir andern Nationen *gegenüber* wahrlich tief beschämt sein müssen. Wir, die Compatrioten von Lessing, Kant, Humboldt, Goethe, Fichte, Schiller, Feuerbach und vielen andern Dichtern und Denkern geben heute, wie Julius Rodenberg an der Hand der Statistik nachwies, per Kopf und Jahr 8 Silbergroschen für unsere Lectüre aus. Ganze 8 Silbergroschen!

Wahrhaft traurig aber ergeht es unserer politischen Tagespresse. Wir wollen gar nicht davon reden, daß es Dörfer von mehreren Hundert Feuerstellen gibt, in denen man die Erfindung Guttenbergs nur aus den Schulbüchern, der Bibel, dem Gesangbuch und einem vereinsamten Amtsblättchen kennt. Man sehe sich sogar Städte von 3—10,000 Einwohnern an und man wird die Erfahrung machen, daß von den wenigen Abonnenten, welche dortige Localblätter besitzen, nicht die Hälfte mehr liest als den Inseratentheil, einige Frauen vertiefen sich in den Roman des Feuilletons und den Stadtklatsch und nur eine kleine Anzahl versteigt sich bis zum Leitartikel.

Eine Aenderung dieser Zustände ist seit den großen Ereignissen der letzten 8 Jahre sicherlich zu erwarten. Durch die Einigung Deutschlands, durch eine Reihe wichtiger Gesetze und Verordnungen, welche das Recht der Selbstverwaltung erweitern, das Unterrichtswesen verbessern, die Theaterfreiheit gewähren, und endlich durch den Kampf des Reiches mit dem Vatican hat die deutsche Presse einen fruchtbaren Boden gefunden und sie wird nach der Einführung des neuen Preßgesetzes immer mehr an Terrain gewinnen, allein goldene Berge verspreche sich für das erste Jahrzehnt niemand. Das öffentliche Interesse für Politik und Kunst wird nicht mit einem Schlage geweckt — so, als ob die Schildwache Heraus! riefe; es muß vielmehr langsam angebaut und groß gezogen werden. Bei der großen Masse unseres Volkes ist vorläufig nur ein ganz geringes Bedürfniß für Lectüre vorhanden und so werden manche der neuzugründenden Zeitungen so rasch gehen, wie sie gekommen sind, weil sie niemand halten wird.

Die deutsche Presse hat aber gerade in unsern Tagen eine recht schwere Mission zu vollziehen. Wie sie bei den jüngsten politischen Ereignissen in vollem Maße ihre Pflicht gethan, indem sie das deutsche Volk zu einem gewaltigen Kampfe aufrief und enthusiasmirte, so bleibt ihr jetzt eine schwere Rolle vorbehalten bei der Consolidirung unserer innern Zustände, bei der Entwicklung unserer socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse, bei der Pflege und Leitung unserer Bildungsbestrebungen. Es ist das eine heiße und dornenvolle Arbeit. Noch sind mächtige Polizei- und andere Schranken niederzureißen, welche eines modernen Rechtsstaates unwürdig sind, noch muß vieles gethan werden, um den Boden vorzubereiten, auf dem die Blüthen der Cultur sich überall entfalten sollen. Viele werden ermüdet die Hände sinken lassen, allein die besten Männer werden rastlos weiter schreiten auf der Bahn des Fortschritts, geleitet von der Liebe für Recht und Wahrheit und begeistert für die Zukunft unseres Vaterlandes. Die Presse trete vor allem für den möglichst besten Volksunterricht ein, denn kein moderner Staat kann auf die Dauer bestehen, ohne sittliche und gut unterrichtete Bürger in allen Schichten des Volks zu haben; sie rede einer Frauenbildung das Wort, welche weniger Schein und mehr Inhalt hat, denn ohne tugendhafte und gut unterrichtete Mütter richten die besten Schulen nur wenig aus. Die Presse rede nach bester Einsicht und Kraft allem das Wort, was nützlich, edel und schön ist, und sie geißele ohne Nachsicht das Verwerfliche in der Gesellschaft, auf dem Kunstgebiet und im Staate. Sind Wind und Fluth auch anfangs nicht auf ihrer Seite, so möge die Vertreter der Presse der tröstende Gedanke immer von neuem beleben, daß alles, was sie für die Zukunft unserer Nation thun, auch gleichzeitig für die Zukunft der deutschen Presse geschieht.

**M. Echo.**

Digitized by Google

## Literatur und Kunst.

### Die Mitlebenden.

Krystallner Bergfluth reiner Quell
Aus Felsenbrunnen, klar beschattet
Von hoher Buchen Dämmerhell,
Das hier zu ruh'n gestattet,
Laut'rer der Eichen Genosse Du!
Stolzer Sohn der Natur!
Du kennst hier Frieden und Freiheit nur,
Und horch ich Deiner Wellen
Melodischem Gang,
Wie Tönen, die steigen und schwellen,
Wie ferner Gesang,
So frag ich, warum sich hassen,
Die sich Zeitgenossen sind?
Ist Jeder doch der Mutter Kind,
Deren Arme mitfühlend uns umfassen,
Athmet doch in uns Allen
An ihrer Brust
Des Daseins Lust,
Das Wohlgefallen
An Frühlingsblumen, Sonnenschein,
An Lieb' und Wein,
An den Stunden, die golden
Vorüberschwanken,
An den Träumen, den holden,
Und an den großen, erhab'nen Gedanken.
Und spricht es nicht
Zum Auge vom Licht:
Auch das und Alles ist Dein,
Aber nicht Dein allein!
Mit den Letzten und Aermsten auf Erden
Sah derselbe Sonnenblick
Auch Dich geboren werden,
Und euch trennt ein klein Geschick,
Verwebt in's gleiche große
Menschheitbild sind eure Loose.

Wie reih'n sich und runden
Auf dieser, unser Aller Bahn,
Wie schön verbunden,
Die Lebensalter sich einander an!
Um den Säugling breitet
Die Liebe sich schützend aus,
Und ein Kind geleitet
Wieder den Greis nach Haus!
Vor des Feuers Uebergriff,
In der Stürme Gefahren
Trotzen zu Schiff
Der Männer vereinte, muthige Schaaren.
Auch im Bergschacht, im Kohlendampf
Und als der länderdurchfurchenden Züge Lenker
Steh'n sie beständig im Kampf,
Während in einsamer Stille der Denker
Sinnige Werke vertieft und vollendet,
Grüße das Fest zum Feste sendet,
Und bei lieblichen Melodien
Süße Stunden im Reigen entflieh'n:
Aber Arbeit wie Freude sprießt
In Eins empor, und es schließt
Was Alle gelebt und gethan
Zu einer Blüthe der Zeit sich an.
Die Signatur,
Die That des Jahrhunderts zu vollbringen,
Strebt jeder, seines Daseins Spur
Dem großen Ganzen einzuringen.

So wandeln sie auf und wandeln nieder
Die holden und strengen Gestalten,
Aufsteigend die Jugend, hoch oben die Alten,
Und die seh'n und erkennen sich wieder
Als die nämlichen Bilder der Welt,
Als die sie selber einst erschienen,
Nur auf andre Stufen gestellt,
Und um neuem Zwecke zu dienen,
Was die Einen waren, sind die Andern geworden,
Aber in reichern und vollern Accorden.
Wer Sieger ward oder wer fiel,
Es ist in des Schicksals Geweben
Miteingeflochten sein Leben;
Nach einem tiefverhüllten Ziel
Ringt Aller noch so verschiednes Streben.
Wie von gewaltigen Symphonien
Ertönt es durch der Weltgeschicke Gang,
Jedem Menschenherzen ist ein Klang
In dem unendlichen Einklang verliehen,
Und wie der Adler im Aether kreist
Umschwebt uns Alle ein ewiger Geist.

**Hermann Lingg.**

---

### Bluntschli.

Eine autobiographische Skizze.

II.

Ich hatte gegen Ende des Jahres 1847 mit dem Fürsten von Wallerstein, dem leitenden Minister des Königs Ludwig von Bayern über meine Berufung als Professor an die Universität München unterhandelt, und war dann im Vertrauen auf diese Verhandlung unmittelbar vor dem Ausbruch der deutschen Revolution im März 1847 nach München übergesiedelt. Da hatte ich nun die Gelegenheit gefunden, den politischen Krach, die Thronentsagung des Königs Ludwig, die Erhebung des Königs Max, den Sturz des Ministeriums Wallerstein in der Nähe zu beobachten. Meine Berufung verzögerte sich aber bis in den Herbst 1848. Während dreizehn Jahren 1848 bis 1861 verblieb ich in dieser Stellung als Professor des deutschen Privatrechts und des Staatsrechts an der Universität München.

Mit meiner ursprünglichen Heimath blieb ich noch während einiger Jahre durch die Redaction des „privatrechtlichen Gesetzbuchs" für den Canton Zürich, welche mir übertragen war, in Verbindung. Dieses Werk, in welchem sich Wissenschaft und Praxis einigten, war mir in jeder Hinsicht lieb und werth. Es war für mich eine große persönliche Genugthuung, daß nicht blos meine politischen Freunde sondern ebenso meine politischen Gegner in dem Großen Rathe mir mit Vertrauen die Redaction des Gesetzbuchs aufgetragen hatten und den Auftrag erneuerten, nachdem ich von Zürich nach München ausgewandert war. Die Berathung des Entwurfs in der Gesetzgebungs-Commission, zu welcher Männer der ver-

Digitized by Google

schiedensten Richtungen und Meinungen friedlich zusammen wirkten, ist mir in freundlichster Erinnerung geblieben. Die Civilgesetzbücher, welche damals in anderen Cantonen der Schweiz bestanden, hatten sich meistens entweder an den französischen Code Napoléon angelehnt oder an das österreichische Gesetzbuch. Meine Absicht war, ein originelles Werk zu schaffen, das sich als eine zeitgemäße Fortbildung des herkömmlichen zürcherischen Rechts darstelle und so den schweizerischen Ursprung deutlich erkennen lasse, aber zugleich den Forderungen der höheren Rechtscultur und insbesondere der deutschen Rechtswissenschaft entspreche. Seine Sprache sollte zugleich die Juristen befriedigen, die an präcise logische Sätze gewöhnt sind, und durch ihre Klarheit und Verständlichkeit auch für den einfachen Bürger und Bauern ein brauchbares Buch schaffen. In der That, ich erlebte die Freude, daß das neue Gesetzbuch, mit den Erläuterungen, die ich demselben beifügte, dem Volke lieb geworden ist und auch außerhalb des Cantons Zürich in andern schweizerischen Cantonen eine freiwillig anerkannte Autorität bekommen hat und von der deutschen Rechtswissenschaft mit Achtung aufgenommen worden ist.

Während meiner münchener Periode arbeitete ich mehrere wissenschaftliche Werke aus. Zuerst führte ich in dem „Allgemeinen Staatsrecht" (erste Auflage, München 1852, vierte Auflage 1869) den Gedanken aus, den ich in den „deutschen Rechtsschulen" als die Aufgabe der Staatswissenschaft in der nächsten Zeit angedeutet hatte, nämlich die erforderliche Ergänzung der philosophischen Anschauung des Staats durch die historische Betrachtung der wirklichen Staaten. Die sorgfältige und energische Unterscheidung des öffentlichen Rechts und des Privatrechts, die Hervorhebung des männlichen Grundcharakters, der den Staat der weiblich gearteten Kirche selbstständig und frei gegenüber stellt, der Gegensatz des modernen Staates gegen den antiken und den mittelalterlichen Staat, die Erklärung des einheitlichen Staatswillens aus dem Gemeingeist der Volksrasse, die nationale Staatenbildung der Neuzeit, die organische Durchbildung des Staatskörpers mit seinen verschiedenen Aemtern, Repräsentationen, Behörden und deren Functionen, die fortwährende unmittelbare Beziehung des Staates auf das naturgemäße Volksleben, die Anerkennung der Repräsentativverfassung als der wahren Verfassungsform für unsere Zeit und der Volksfreiheit als Volksrecht sind charakteristische Züge dieser Staatslehre. Dieselbe bedarf noch der Ergänzung durch die Politik, an der ich gegenwärtig arbeite.

Mit meinem theuern Freunde Brater, auch einem Märtyrer, dessen der nationalen Entwicklung des deutschen Staates und einer rechtlich geordneten Freiheit geweihtes Leben von einer engherzigen Büreaukratie niedergedrückt und in dem schweren Kampfe aufgezehrt wurde, bevor Deutschland geeint und zu einem mächtigen und freien Staate erhoben war, gab ich das encyklopädische Werk: „Deutsches Staatswörterbuch" heraus. (Elf Bände von 1857 bis 1870.) Ein Auszug daraus mit Verbesserungen ist in drei Bänden seit 1869 erschienen und dem Abschluß nahe.

Neben dem Staatsrecht beschäftigte mich vorzüglich das deutsche Privatrecht, welches ich in einem Lehrbuch (erste Auflage 1853, 1856, dritte Auflage von Professor Dahn besorgt, 1864) darstellte. Ich vertrat darin mit Vorliebe die nationalen deutschen Institutionen und Rechtsgedanken im Gegensatze zu den römischen Rechtsbegriffen und der romanisirenden Tendenz vieler deutscher Universitätsprofessoren. Wenn ich aber damals noch hoffte, daß der nationale Geist auch in der Jurisprudenz der Universitäten siegen werde, so habe ich seither diese Hoffnung aufgegeben. Nur eine nationale Gesetzgebung und nicht die Doctrin wird die moderne Fortbildung unseres deutschen Rechts bringen und von der Herrschaft der römischen Rechtsgelehrsamkeit befreien.

In Verbindung mit meinen Collegen Arndts und Pözl gründete ich damals die „Kritische Ueberschau für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", an deren Stelle dann nach Jahren die noch bestehende „Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" getreten ist. In dem Programm zu jener Zeitschrift verkündete ich den Gedanken, daß der alte Streit der philosophischen und der historischen Rechtsschule nun erledigt sei und die heutige Rechtswissenschaft auf der Verbindung beider Methoden beruhe.

Allmählich arbeitete ich mich in München auch in die politischen Verhältnisse meiner neuen Heimath ein. Die Beobachtungen und die Erfahrungen, die ich hier machte, bestimmten mich, manche Hüllen, mit welchen meine Erziehung und meine frühere Parteistellung in der Schweiz meine liberale Natur umgeben und verdeckt hatten, wegzuwerfen und dieselbe offener zu bekennen und entschiedener wirken zu lassen. Während manche Männer, wenn sie ein reiferes Alter erreichen, ihren Besitz vermehrt, eine feste Wirksamkeit und höhern Rang in der Gesellschaft errungen haben, conservativer zu werden pflegen, so trat umgekehrt bei mir mit dem Fortschritt meiner Stellung und Wirkung im Leben der liberale Charakter meines Wesens sicherer hervor. Ganz ebenso lernte ich die Impotenz des Deutschen Bundes und die Unfähigkeit der deutschen dynastischen Politik, die große Anlage der deutschen Nation zu verstehen und zu befriedigen, aus der Praxis näher kennen. Ich wurde ebenso von Jahr zu Jahr entschiedener national gesinnt.

Gewohnt, meine Meinung unverhohlen auszusprechen, erregte ich natürlich an manchen und hohen Orten gelegentlich Anstoß. Die Hauptstadt München war damals noch nicht so frei und nicht so national gesinnt wie heute. Die „fremden Professoren" wurden von Vielen wie Eindringlinge scheel angesehen und mit Ungunst behandelt. Die Regierung schützte dieselben, weil der König das wissenschaftliche Streben liebte und ehrte, aber nur soweit es unvermeidlich schien. Zwischen den bayrischen Beamten und uns gab es nur sehr wenig Verkehr. Ich hatte wohl nicht blos unter den alt-bayrischen Collegen sondern auch unter den Beamten einige Freunde gewonnen, aber trotzdem lastete auch auf mir, wie auf der ganzen „Fremden Colonie," die alt-bajuvarische Mißgunst. Erst in den letzten Jahren meines münchner Lebens kam ich mit einigen liberalen und nationalen Mitgliedern der bayrischen Kammer, hauptsächlich durch Brater, in nähere freundliche Beziehung. Ich erinnere an Buhl, M. Barth, Völk. Von den Ultramontanen wurde ich mit beharrlichem Eifer angefeindet, besonders nachdem ich gegen Ringseis die wissenschaftliche Lehrfreiheit vertheidigt und die kirchliche Bevormundung als unwürdig abgelehnt hatte. Trotzdem war ich gerne in München und baute sogar ein Haus in der Gartenstraße. Das Privatleben und die gesellschaftlichen Verbindungen, auch mit Künstlern, waren durchaus behaglich und reich an Genüssen. Auch die wissenschaftliche Berufsthätigkeit war befriedigend. Ich konnte mit voller Freiheit als Schriftsteller wirken. Es wurde mir manche Auszeichnung zu Theil. Während längerer Zeit ward ich auch zu den Symposien des Königs zugezogen. In allen diesen Beziehungen gefiel es mir in München recht gut. Aber Eines fehlte mir. Die praktischen Triebe meiner Natur fanden keinen Wirkungskreis. Ich hatte weder an den landständischen Arbeiten und Kämpfen einen Antheil, noch wurde ich für die Gesetzgebung von der Regierung beigezogen. Diese praktischen Neigungen und Kräfte meines Wesens waren zur Unthätigkeit verdammt und brach gelegt. Die Aussicht, welche mir die badische Regierung eröffnete, diesen schwer empfundenen Mangel zu berichtigen, zog mich im Jahre 1861 von München an die Universität nach Heidelberg. Ich erhielt an der Universität Heidelberg den Lehrstuhl für Staatswissenschaft, den Robert von Mohl aufgegeben hatte. Als akademischer Lehrer fühlte ich mich hier doch freier als in München. Die Durchschnittsbildung der heidelberger Juristen, die aus allen Ländern in der reizvollen Neckarstadt zusammenströmen, erschien mir erheblich höher als der Mittelschlag der bayrischen Studenten, obwohl ich auch unter diesen viele tüchtige Kräfte gefunden hatte. Der akademische Beruf in Heidelberg steigerte daher auch die Arbeit des Lehrers.

Baden hatte es zuerst gewagt, das Concordat mit Rom,

Digitized by Google

womit die jesuitische Politik die moderne Staatsentwicklung umstrickte und gefangen halten wollte, zu zerreißen und zu durchbrechen. Das neue Ministerium, in welchem Stabel als Jurist, Lamey als Liberaler und von Roggenbach als Vertreter der nationalen Politik zusammenwirkten, förderte die Reform. Der Großherzog Friedrich war persönlich der freien und der nationalen Richtung seiner Minister günstig gesinnt. Der aufgenöthigte Kampf mit dem Ultramontanismus wurde mit besonnener Vorsicht aber entschieden und glücklich durchgeführt. An diesen Bestrebungen nahm ich gerne Antheil. Sie harmonirten mit meiner Natur und meinen Ansichten. Mit Roggenbach und Lamey, welche meine Berufung mit Rücksicht auf diese politischen Aufgaben eingeleitet hatten, war ich persönlich befreundet. Der Großherzog ernannte mich zum Mitglied der ersten Kammer. Wenn die badische Erste Kammer in den sechziger Jahren sich von den Ersten Kammern der meisten andern deutschen Staaten wesentlich unterschied, und ihre Aufgabe nicht als die eines politischen Hemmschuhes auffaßte, sondern ernstlich für die Reform einstand und jeder Zeit ein freundliches Verhältniß zu der Zweiten Kammer zu wahren suchte, so entsprach das ganz meiner Neigung und meiner Gesinnung. Ich fühlte mich bald in Baden heimisch, mehr als in Bayern. Neben der Politik mochte allerdings auch die alamannische Rasse, welche das badische Oberland mit der Schweiz verbindet, dieses Gefühl begründen.

Noch von München aus hatte ich mich an der Stiftung des deutschen Juristentags betheiligt. Diese Einigung der deutschen Juristen hatte damals noch eine andere Bedeutung als heute, eben weil es noch keine deutsche Reichsgesetzgebung und kein deutsches Parlament gab. Der Juristentag jener Zeit hatte die Bestimmung, im Gegensatze zu blos particularistischer Rechtsbildung das Bewußtsein in dem deutschen Juristenstande zu wecken, daß wir einer gemeinsamen nationalen Rechtsbildung bedürfen, Vorschläge zur Reform der deutschen Gesetzgebung zu machen und einem künftigen Parlamente vorzuarbeiten. Als die zweite Hauptversammlung des deutschen Juristentags im Jahre 1861 in Dresden stattfand, zeigten sich die politischen Gegensätze von Oesterreich und Preußen, der nationalen Einigung und der particularistischen Absonderung auch in seiner Mitte. Ich wurde damals, während Wächter verhindert war, sein Amt als Vorsitzender zu führen, zum Präsidenten des Juristentags gewählt. Ich hatte das Glück, eine einigende Formel vorzuschlagen und die Zustimmung der Versammlung zu gewinnen, durch welche der Widerstreit der politischen Meinungen ausgeglichen und der nationale Gedanke zur Anerkennung gebracht wurde.

In ähnlicher Weise und Richtung war ich unter den Gründern des deutschen Abgeordnetentages (zu Pfingsten 1862), der ebenso die Mitglieder der verschiedenen deutschen Kammern in Ermangelung eines nationalen Parlaments zu gemeinsamer Verständigung zu einigen suchte. Auch in dem Sechsunddreißigerausschuß war ich thätig, welcher für die Befreiung der Herzogthümer Schleswig und Holstein von der dänischen Herrschaft wirkte.

War so meine politische Thätigkeit in vollem Maße angeregt, so fand dieselbe eine weitere praktische Ergänzung in der Stiftung des deutschen Protestantenvereins im Jahre 1864, an der ich theilnahm. Ich war nicht der Meinung vieler Liberaler, welche das kirchliche Leben mit geringschätziger Gleichgültigkeit betrachteten und die Einwirkung der Kirche auf das Volksleben und daher auch auf den Staat mißachteten. Es war mir schon sehr früh klar geworden, daß eine kranke Kirche, und daß religiöser Fanatismus oder irreligiöser Materialismus eine große Gefahr und ein Verderben sei auch für ein gesundes Staatsleben. Nicht blos innerhalb der katholischen Kirche war während des letzten Menschenalters der finstere Geist der jesuitisch erzogenen Hierarchie herrschend geworden. Auch in der protestantischen Kirche war, von den romantischen Neigungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und von den deutschen Höfen begünstigt, eine kirchliche Orthodoxie mächtig geworden, wie sie der Unwissenheit und der Leidenschaft des siebzehnten Jahrhunderts entsprach, aber dem modernen Geiste des neunzehnten Jahrhunderts und dem Fortschritte der Wissenschaft zuwider und verhaßt war. Die Gefahr, daß diese Orthodoxie die gebildeten Classen der Kirche gänzlich entfremden werde, war groß. Der deutsche Protestantenverein hatte den ausgesprochenen Zweck, die religiöse Seite des Volkslebens wirksam zu erhalten und das Christenthum mit der Culturentwicklung unserer Zeit zu versöhnen. Es ist seit seiner Stiftung vor zehn Jahren etwas besser geworden in der protestantischen Kirche. Die Verfolgung aller nichtorthodoxen Geistlichen hat an Eifer und Macht eine Einbuße erfahren. Man hat sich auch an den höchsten Stellen daran gewöhnt, verschiedenen Ansichten über Dogmen und kirchliche Dinge eine freie und ehrliche Aeußerung zu gestatten. Aber auch heute noch steht der zeitgemäße Fortschritt des kirchlichen Geistes und Lebens hinter dem gewaltigen Fortschritte des politischen Lebens sehr weit zurück. Heute noch ist es nützlicher, ein bornirter als ein wissenschaftlicher Theologe zu sein. Heute noch übt der Geruch orthodoxer Kirchlichkeit sogar auf das politische Vertrauen mancher Höfe einen fördernden und die Besorgniß vor der Geistesfreiheit einen schädlichen Einfluß aus.

Als nach dem Austritte Roggenbachs aus dem badischen Ministerium sich eine politische Schwenkung aus der nationalen in das particularistische Lager der Mittelstaaten vorbereitete, warnte ich in der Ersten Kammer ernstlich aber erfolglos vor diesem Irrwege Wie durchweg die Liberalen, war auch ich in der Zeit des preußischen Conflictes durch ein ungünstiges Vorurtheil gegen den leitenden preußischen Minister, von Bismarck, eingenommen und getäuscht. Aber ich war doch einer der ersten unter den Liberalen, welche diesen Irrthum abschüttelten und eine bessere Meinung von dem großen Staatsmanne gewannen. Ich scheute mich nicht, das auch öffentlich in der Kammer auszusprechen und wurde natürlich deshalb von der selbstbewußten öffentlichen Meinung im Lande als ein „reactionärer Bismarcker" arg gescholten. Als nun im Jahre 1866 der deutsche Bürgerkrieg, in dem ich die militärisch vollzogene deutsche Revolution erkannte, unvermeidlich geworden war, sprach ich nochmals in der ersten Kammer meine Ueberzeugung, daß nur eine nationale Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Führung den alten Streit zu beendigen und die deutsche Nation zu befriedigen vermöge, und meine zuversichtliche Hoffnung aus, daß die moderne nationale Staatenbildung über die dynastische Tradition und Zerfahrenheit der letzten Jahrhunderte siegen werde. Ich stand damals in Baden mit Jolly und wenigen andern ziemlich vereinzelt mit dieser Meinung und war eine Zeit lang wie ein Geächteter persönlichen Insulten ausgesetzt. Freilich lernte ich damals auch den Werth treuer Freunde und die persönliche Achtung, deren ich bei den schlichten Bürgern von Heidelberg genoß, kennen und schätzen. Die Siege Preußens, die entscheidende Niederlage der österreichischen Armee bei Königsgrätz und die offenbar gewordene Schwäche der süddeutschen Bundesarmee klärten die öffentliche Meinung auch in Baden auf. Es entstand ein Umschwung, mit dem ich mich wieder in voller Harmonie fand.

Nun kam es darauf an, die Bundesreform, welche die norddeutschen Staaten geeinigt, aber an dem Main Halt gemacht hatte, auch über Süddeutschland auszudehnen und die Spaltung Deutschlands in einen norddeutschen und einen süddeutschen Bund zu verhindern. Hauptsächlich in dieser Absicht nahm ich die Wahl in das deutsche Zollparlament an, zu welchem mich das Vertrauen des Wahlkreises Eppingen-Sinsheim-Mosbach berief. Ich half in Berlin den Verein süddeutscher Abgeordneter für die „Mainbrücke" stiften.

Ebenso wie ich in Berlin für die nationale Entwicklung mitarbeitete, so trat ich in Baden in Gemeinschaft mit Lamey, Eckhard und Kiefer auch für die liberale Fortbildung ein, die mir durch ein Ueberhandnehmen büreaukratischer Tendenzen

Digitized by Google

gefährdet schien, fühlte mich aber wohl befriedigt, als es zu einem erneuten Verständniß und Frieden zwischen der Regierung und der Kammer kam. Ich wurde damals von manchen verdächtigt, daß ich nach einem Ministerposten begierig sei. Obwohl ich weit davon entfernt bin, das Amt eines badischen Ministers für bedeutungslos zu halten und gering zu schätzen, so darf ich doch mit Wahrheit behaupten, daß dasselbe nach allem, was ich erlebt und erfahren habe, für meine Person keinen anlockenden Reiz hat und daß ich in höherem Alter für diese Form des Staatsdienstes überhaupt keine Neigung empfinde.

Ich pries mich glücklich, daß ich im Jahre 1870/71 noch die Erhebung des deutschen Volkes, den Sieg der deutschen Politik und des deutschen Heeres, die Wiedergeburt des deutschen Reiches, die Neuschöpfung des deutschen Kaiserthums und eines machtvollen und freien deutschen Gesammtstaates erlebt hatte. Die Sehnsucht der Jugend war nun erfüllt, herrlicher als ich gehofft hatte. Ich konnte in der großen Zeit des Ringens der beiden Culturvölker nur in der bescheidenen Stellung eines Krankenpflegers mitwirken. Ich stand damals als Vorstand an der Spitze der heidelberger Reservelazarethe und erhielt überdem für diese humane Leistung, die meinem Herzen ohnehin wohlthat, mehr äußere Anerkennung als sie verdiente.

Schon hatte ich auf die Fortsetzung meiner parlamentarischen Thätigkeit verzichtet, und auch die angetragene Wahl in den Reichstag mit Rücksicht auf meinen akademischen Beruf abgelehnt. Da kam der neue große Weltkampf des kirchlichen Absolutismus wider den modernen Staat und des Jesuitismus wider die geistige Freiheit und regte von neuem meine politischen Instincte und meine Theilnahme an. Ich nahm nun auch die Wahl in die zweite badische Kammer, welche mir die freien Männer des Schwarzwaldes zugewendet hatten, an, und entzog mich nicht der Uebung politischer Pflicht, wenngleich mein Eifer ermäßigt und meine Kraft geschwächt ist.

Mit der politischen Thätigkeit, welche in meiner badischen Periode mehr als in der bayrischen angeregt und belebter geworden war, wechselte auch hier die wissenschaftliche und schriftstellerische ab. Für diese kurze Skizze genügt es, an einige Werke zu erinnern, die in Heidelberg geschrieben worden sind. Das deutsche Staatswörterbuch wurde vollendet und die abgekürzte Ausgabe in drei Bänden besorgt. Veranlaßt durch die historische Commission, welche König Max II. von Bayern bestellt und dotirt hatte, schrieb ich eine Geschichte der neueren Staatswissenschaft, des allgemeinen Staatsrechts und der Politik (München 1864), welche in zwei Auflagen erschienen ist. Es folgten die „Altasiatischen Gottes- und Weltideen" (Nördlingen 1866) und die schon früher erwähnte Schrift: „Charakter und Geist der politischen Parteien" (Nördlingen 1869).

Das wichtigste rechtswissenschaftliche Werk aber, das ich in Heidelberg schrieb, war: Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt. Ich war durch die Redaction der americanischen Kriegsartikel, welche Professor Franz Lieber in Newyork im Auftrag des Präsidenten Lincoln für die nordamericanische Unionsarmee besorgt hatte, angeregt worden, noch vor dem Beginn des deutschen Krieges im Jahre 1866 ein codificirtes „Kriegsrecht der civilisirten Staaten" herauszugeben, und das Wagniß einer wissenschaftlichen Codification des Völkerrechts zu unternehmen. So kam das Werk zu Stande, das in Europa und in America sehr günstig aufgenommen wurde und seit 1867 bereits zwei deutsche und zwei französische Auflagen erlebt hat. Ich hatte dabei die Absicht, durch eine zeitgemäße, scharfe und allgemein verständliche Aussprache des Völkerrechts das Bewußtsein der civilisirten Welt klären und das Völkerrecht selber so weit als möglich fortbilden zu helfen. Es war im Grunde dasselbe Werk, welches ich früher in Zürich auf dem engen Raum eines kleinen Gemeinwesens und mit Bezug auf das Privatrecht mit Glück versucht hatte, übergetragen auf den weiten Raum der civilisirten Staatenwelt und angewendet auf den noch flüssigen Strom der völkerrechtlichen Beziehungen und Rechtsmeinungen. Ich war sehr entschieden von der Ueberzeugung erfüllt, daß das Völkerrecht in einer großartigen menschlichen Entwicklung begriffen und daß es die Pflicht der Wissenschaft sei, in Ermanglung einer völkerrechtlichen Gesetzgebung, diese Entwicklung zu erkennen und durch ihre Aussprache nicht etwa die hergebrachten zum Theil noch rohen Gewohnheiten zu befestigen, sondern vielmehr die humane Fortbildung des Völkerrechts zu fördern. Ich war nicht überrascht, in dieser Hinsicht öfter auf den Widerspruch sowohl einzelner Rechtsgelehrter als der Politiker zu stoßen, deren momentane Interessen dadurch gefährdet schienen. Aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die günstige Beurtheilung und Aufnahme meines Werks bei Rechtsgelehrten, bei Praktikern und bei politischen Männern überhaupt unter allen Völkern gerade darauf beruhte, daß meine Völkerrechtssätze ihrem Rechtsbewußtsein entsprachen und für den Fortschritt des civilisirten Völkerrechts einstanden.

Die in Gent 1873 vollzogene Stiftung eines wissenschaftlichen Instituts für Völkerrecht (siehe Gegenwart von 1873, Nummer 45), an welchem sich die Koryphäen der Völkerrechtswissenschaft aus den verschiedenen europäischen und americanischen Staaten betheiligen, betrachte ich als ein Werk, dessen große Bedeutung für den Frieden der Welt und für eine civilisirte Weltordnung erst den späteren Geschlechtern ganz klar werden kann. Ich habe in meinem Leben neben vielen Anfeindungen auch manche werthvolle Auszeichnung erhalten und manche Ehre erworben, sowohl von wissenschaftlichen Körperschaften und Akademien, als von den Fürsten und Regierungen. Aber die Anerkennung, welche mir von meinen internationalen Collegen in Gent zugewendet worden ist, ist für meine Gesinnung die werthvollste und befriedigendste. Daher will ich auch mit dieser Erwähnung die Skizze eines Lebens abschließen, das hoffentlich noch einige wissenschaftliche Spätfrüchte zeitigen wird, aber in der Hauptsache vollendet ist.

---

## Zweiunddreißig geflügelte Worte, die nicht im Büchmann stehen.

Von **A. Döring.**

Selten hat ein schriftstellerisches Erzeugniß einen so raschen und unzweifelhaften Erfolg gehabt wie die „Geflügelten Worte". Der originelle Gedanke, den „Citatenschatz des deutschen Volkes" zu sammeln und die Reichhaltigkeit des gleich in der ersten Auflage Gebotenen empfahlen das Buch und der hübsche Titel diente als wirksame Reclame. Bald hatte der Verfasser die halbe Welt zu Mitarbeitern und als das „Weltblatt" des Herrn Keil ihn unlängst unter seine Fittiche nahm (richtiger sollte es vielleicht heißen: „auf seine Fittiche", entsprechend der Horazstelle: „Den trägt auf nie ermattendem Fittich unvergänglicher Nachruhm!") und allerlei interessante Interna aus der Werkstätte des Buches ausplauderte, da war es eine unangezweifelte Celebrität ersten Ranges. Längst schon durfte der Verfasser mit Recht den Titel seines eigenen Buches als ein in diesem Sinne von ihm selbst geschaffenes „geflügeltes Wort" — ich werde gleich selbst zum Beweise seiner Berechtigung! — in seine Sammlung aufnehmen. Die rasch folgenden Ausgaben vermehrten und vervollständigten fortwährend den Schatz; ein geflügeltes Wort, das nicht im Büchmann steht, scheint heute fast ein Widerspruch in sich selbst zu sein. Und unzweifelhaft ist der, der einige solche seltene Bissen aufzutischen hat, berechtigt, dies mit einem gewissen Selbstgefühl zu thun, wenn gleich der Natur der Sache nach diese Art von Entdeckungsarbeit in dem weiten Gebiet unserer Sprache, die, reich wie unsere Cultur, von allenthalben sich Elemente assimilirt hat, noch lange nicht beendigt ist.

Digitized by Google

Es ist nicht ganz leicht, ein geflügeltes Wort als solches unzweifelhaft zu verificiren. Zwei Merkmale sind dazu erforderlich: erstens, daß es wirklich von Munde zu Munde fliegt, was oft ein sehr subjectives Meinen, eine Art von Geschmacksurtheil uns trüglich vorspiegelt — auch bei Büchmann findet sich manches, was von diesem Gesichtspunkte aus beanstandet werden kann —; zweitens, daß es von einem nachweisbaren literarischen, oder, da Büchmann mit Recht die auf geschichtlichen Anlässen beruhenden Citate mit aufgenommen hat, geschichtlichen Ursitze aus seinen Flug durch die Sprache begonnen hat. Dieser Nachweis ist oft recht schwer und auch die achte „verbesserte und vermehrte" Auflage weist noch manches Wort auf, das seiner ganzen Physiognomie nach einem solchen örtlich bestimmbaren Ursitze entsprungen scheint und deshalb auch auf sein ehrliches Gesicht hin aufgenommen ist, bei dem aber das Attest einer bestimmten Heimathsberechtigung einstweilen noch zu erbringen bleibt.

Die Vermehrungen der achten Auflage haben auch meinen seit einigen Jahren angelegten Schatz einigermaßen beeinträchtigt; so durch den Nachweis von Interim aliquid fit S. 150, durch die „Platonische Liebe" S. 145, durch „Litera non erubescit" S. 156, (wo freilich das Citat falsch ist, indem das Ciceronianische „Epistola non erubescit" nicht *de Divinatione* V, 12, steht, welche Schrift überhaupt nur zwei Bücher hat, sondern *Epistolae ad Familiares* V, 12) und endlich durch: „Roma locuta" S. 194. Die Herkunft des letzten Satzes ist freilich auch noch bei Büchmann in das Dunkel eines Fragezeichens gehüllt; meiner Erinnerung nach heißt der Satz vollständig: Roma locuta, causa finita.

Ich gebe nun zunächst meine zweiunddreißig Citate, bei denen ich Mann und Roß anzugeben vermag, und von denen ich auch glaube, daß sie sich genügend als „geflügelte" ausweisen können. Ich gebe sie nach der von Büchmann befolgten Eintheilung und Anordnung. Weiterhin folgt dann noch eine Anzahl solcher Worte, die mir ihrem Charakter als allgemein gebrauchte nach zweifelhaft sind. Ferner einige Ergänzungen und Berichtigungen Büchmann'scher Anführungen und endlich einige Citate, deren Stammsitz ich nicht nachzuweisen vermag.

### I. Citate aus deutschen Schriftstellern.

1. Das Wort „Capuzinade", das wir, wie die Sache, heute oft genug zu hören bekommen, stammt wohl unzweifelhaft aus der Capuzinerpredigt in Wallensteins Lager.

2. „Geschäftiger Müßiggang" ist ein Wort des Goethe'schen Götz von Berlichingen, der im vierten Act die Aufforderung, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben, mit den Worten beantwortet: „Schreiben ist ein geschäftiger Müßiggang".

### II. Englische Citate.

3. „Bereit sein ist Alles" (the readiness is all) sagt Hamlet in der zweiten Scene des fünften Actes in ahnender Voraussicht der Katastrophe.

4. Auch der in der fünften Scene des ersten Actes vorkommende Ausruf Hamlets: „O, mein prophetisches Gemüth!" (O, my prophetic soul!) ist in der verkürzten Form: „O, meine Ahnung!" nicht nur von einer Anzahl nachshakespeare'scher Tragiker, wie z. B. zuletzt noch in der Ninon de l'Enclos von Franz Leibing, verwerthet worden, sondern auch, wenn gleich mehr im komischen, als im tragischen Sinne, in den allgemeinen Gebrauch übergegangen.

### III. Lateinische Citate.

Hier verdanken wir zunächst dem braven Horaz noch drei unzweifelhafte Citate; es sind folgende:

5. Der „Thespiskarren", der aus Ars poetica, V. 275 ff., stammt:

„Ignotum tragicae genus invenisse Camenae
Dicitur et plaustris vexisse poemata Thespis,
Quae canerent agerentque peruncti faecibus ora".

6. „Virtus post nummos", stammend aus V. 53 ff. der ersten Epistel des ersten Buches: O cives, cives, quaerenda pecunia primum est; Virtus post nummos!

7. Das hübsche Wort „anima candida" stammt aus der Brundusischen Reise, Satiren I, 5, 41 ff., wo Horaz von den begegnenden Freunden Plotius, Varius und Virgil sagt:

„Animae, quibus neque candidiores,
Terra tulit, neque quis me sit devinctior alter".

8. Genügend bekannt ist ferner der Vers Ovids aus den Tristien, den Klageliedern aus der Pontischen Verbannung, Buch V, Elegie 10, V. 37: „Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli".

9. Merkwürdig herabgekommen von seiner ursprünglichen Dignität ist, wie freilich so manches andere treffliche Wort, das Citat „in puris naturalibus". Denn ein Citat ist es, und zwar aus den katholischen Dogmatikern der Reformationszeit. Dieselben bezeichneten mit diesem Ausdruck die im Menschen vor dem Sündenfalle vorhandene natürliche Güte, die durch den Sündenfall geschwächt aber nicht verloren wurde. Sie bildet den Gegensatz gegen das donum superadditum oder supernaturale, das leider durch den Fall Adams ganz abhanden kam. So sagt der scharfsinnige jesuitische Dogmatiker, Cardinal Bellarmin: Quare non magis differt status hominis post lapsum Adae a statu eiusdem in puris naturalibns, quam differt spoliatus a nudo.

10. Der Ausdruck „in flagranti" ist ein Citat aus der juristischen Literatur der Römer; dies beweist z. B. folgende Stelle aus dem Codex Justinianeus, einem Theile des Corpus Juris (9, 13, 1 § 1). Ubi inventi fuerint in ipsa rapina et adhuc flagranti crimine comprehensi.

11. Aus Virgils Aeneis (X, 63) stammt der Ausdruck „altum silentium". Daselbst läßt nämlich Juno sich im Rathe der Himmlischen also vernehmen:

„Quid me alta silentia cogis
Rumpere et obductum verbis vulgare dolorem!"

### IV. Griechische Citate.

Aus Homer stammen folgende geflügelte Worte:

12. „Sardonisches Lachen" (oder Lächeln). Im 20. Buche der Odyssee, kurz vor der Katastrophe wirft einer der Freier mit einem Rindsfuß nach dem in Bettlergestalt unter ihnen weilenden Odysseus; dieser weicht dem Wurfe durch eine leichte Beugung des Kopfes aus und „lächelte im Herzen so recht sardonisch" (*μείδησε δὲ θυμῷ σαρδάνιον μάλα τοῖον*, V. 302). Die Ableitung des Wortes ist zweifelhaft; es wird z. B. schon im Alterthum von einem Giftkraut der Insel Sardo (Sardinien) abgeleitet, das Zuckungen und krampfhaftes Lachen bewirken sollte; nach einer andern Meinung von *σαίρειν τοῖς ὀδοῦσιν*: mit den Zähnen knirschen. Bei den spätern griechischen Schriftstellern kommt es z. B. in Platos Republik, Buch I. (S. 337b) vor, zu welcher Stelle die Scholien eine längere Explication über den Ursprung des Ausdrucks geben.

13. und 14. Auch die für ein Wein einschenkendes Wesen männlichen oder weiblichen Geschlechts üblichen Ausdrücke „Ganymed" oder „Hebe" sind ihrem ersten Ursprunge nach auf Homer zurückzuführen. Von Ersterem berichtet im 20. Buche der Ilias Aeneas, indem er sich in längerer Rede über das Troische Fürstengeschlecht verbreitet, v. 232 ff.:

„Ganymedes, der schönste von allen sterblichen Menschen;
Ihn entrissen der Erde die Götter, weil er so schön war,
Täglich zu füllen den Becher Kronions, zu wohnen bei Göttern".

Und von Hebe lesen wir zu Anfang des vierten Buches der Ilias:

„Bei Kronion waren die Götter zu Rathe versammelt,
Sitzend im goldenen Saal; die schöne jungfräuliche Hebe
Schenkte Nectar".

Digitized by Google

15. Ein griechisches Citat ist ferner auch der „Deus ex machina“, der sich im modernen Gebrauche fast schon zum bloßen Ausdruck des unerwartet Eintretenden verflacht hat. Schon Plato verwendet ihn wiederholt bildlich, aber mit strengerem Festhalten an der ursprünglichen Bedeutung. So im Kratylos (S. 425d), wo es heißt: „wir müßten denn, wie die Tragödiendichter, wenn sie in Verlegenheit sind, zu den Maschinen ihre Zuflucht nehmen und die Götter daherschweben lassen, so auch unsrerseits uns mit der Sache abfinden“. Die Lösung des tragischen Conflicts durch eine erscheinende Gottheit an sich, abgesehen von der sprüchwörtlichen Verwendung, wird gewürdigt bei Aristoteles, Poetik Cap. 15, 7, wo er bemerkt, daß „die Lösung in den tragischen Stoffen aus dem Stoffe selbst hervorgehen und nicht, wie in der Medea des Euripides, von der Maschine aus erfolgen“ müsse.

## V. Biblische Citate.

16. „Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn“ war nach 1. Mos. 10, V. 9 zuerst Nimrod, weshalb, wie der Verfasser der Stelle ausdrücklich bemerkt, schon zu seiner Zeit die Redensart bestand: „Das ist ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, wie Nimrod“. Auch der Name „Nimrod“ ist ja in gleichem Sinne sprüchwörtlich geworden.

17. Der Ausdruck „gehen, um die Töchter des Landes zu besehen“ stammt aus 1. Mos. 34, 1, wo er von Dina, der Tochter Jacobs, selbstverständlich ohne die matrimonielle Nebenbedeutung, die der heutige Sprachgebrauch damit verbindet, gebraucht wird.

18. Jedenfalls aus dem 2. Buche Mos. stammt der Ausdruck „Würgengel“, obwohl das Wort selbst sich an keiner der betreffenden Stellen (2. Mos. 11, V. 4 ff., C. 12, V. 23, V. 29) findet, vielmehr die vernichtende Thätigkeit, entweder dem „Herrn“ selbst oder dem „Verderber“ zugeschrieben wird. Auch im Hebräerbrief C. 11, V. 28 heißt es ohne Personenbezeichnung nur: „der die Erstgeburten würgete“.

19. Die Redensart „den Garaus machen“, die nach Weigands deutschem Wörterbuch schon bei Schriftstellern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts vorkommt, scheint sich ebenfalls aus einigen Stellen der Luther'schen Bibelübersetzung entwickelt zu haben. So lesen wir in den Klageliedern Jeremiä, C. 3, V. 22: Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind. Auch Psalm 77, V. 9 heißt es: Ist's denn ganz und gar aus mit seiner Güte? und Hiob 24, V. 24: „Sie werden ganz und gar ausgetilgt werden“; doch scheint die zuerst angeführte Stelle aus den Klageliedern die eigentliche Ursprungsstätte des Ausdrucks zu sein.

Aus dem Neuen Testament hat uns die Geschichte vom verlorenen Sohne, Lucas 15, zwei sprüchwörtlich gewordene Ausdrücke (20. und 21.) geliefert, nämlich die „Träber, so die Säue aßen“, V. 16, und das „gemästete Kalb“, das V. 23 geschlachtet wird.

22. Die Redensart: „nach Jemandes Pfeife tanzen“ stammt jedenfalls aus den Worten Christi Matth. 11, V. 16 ff.: Wem soll ich aber dies Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindlein gleich, die an dem Markt sitzen und rufen gegen ihre Gesellen und sprechen: Wir haben euch gepfiffen und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklaget und ihr wolltet nicht weinen.

23. Auch das Wort „Talent“ ist weiter nichts als ein biblisches Citat. Es stammt aus dem Gleichniß von den anvertrauten Centnern, Matthäus 25, V. 14—30. Im Griechischen steht hier τάλαντον, im Lateinischen talentum. Die parallele Erzählung bei Lucas (19, 12 ff.) hat statt Centner Pfund (griechisch μνᾶ), woher die Redensarten „mit seinem Pfunde wuchern“; „sein Pfund vergraben“.

24. Ich knüpfe hier gleich ein ähnliches Wort an, das, obwohl in die nüchternste Sprache des alltäglichen Lebens übergegangen, doch von Haus aus einer durchaus supranaturalen biblischen Begriffswelt und Redeweise angehört. Es ist das Wort „Beruf“. Moses und die Propheten werden in Visionen zu ihrem eigenthümlichen Dienste im Reiche Gottes berufen; in unzähligen Wendungen bezeichnet das Wort im neuen Testamente theils die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde als Folge eines besondern göttlichen Gnadenrufs, theils die Bestimmung zu besonderen Diensten in der Gemeinde. In ersterem Sinne kann außer vielen andern Stellen auf II. Petrus 1, 10 verwiesen werden: Thut desto mehr Fleiß, euren Beruf und Erwählung fest zu machen. Im zweiten Sinne werden beispielsweise Mark. 6, 7 die Jünger Jesu und Röm. 1, 1 Paulus zum Apostelamt berufen.

25. Das Wort „Schächer“ kommt schon im Altdeutschen vor und heißt Räuber; nach Weigand hat es außerdem noch die Bedeutung „Tropf an Geist“ und in der That sprechen wir ja in diesem verächtlichen Sinne gern von einem „armseligen Schächer“ oder einem „Schächer“ schlechthin. Das Mittelglied nun zwischen diesen beiden scheinbar so weit auseinander liegenden Bedeutungen, das eben auch zugleich das Wort zu einem biblischen Citat stempelt, bildet die Stelle Lucas 23, V. 40—43, wo der eine der beiden mit Christo gekreuzigten Uebelthäter dem andern seine Lästerung verweist und sich zerknirscht und gläubig zeigt, worauf Christus ihm verheißt: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. — Die Unterscheidung des reumüthigen Uebelthäters von dem verstockten findet sich nur bei Lucas; Matthäus (Cap. 27, V. 38 und 44) und Markus (Cap. 15, V. 27 und 32) lassen beide „Mörder“ ihn lästern; Johannes (Cap. 19, V. 18) erwähnt die Lästerung gar nicht. Der Ausdruck „Schächer“ nun findet sich bei Luther in keinem der vier Evangelisten; dennoch kennt die theologische Literatur eine „Schächergnade“ und die beiden „Schächer“ am Kreuz sind uns ein ganz geläufiger Begriff. — Der moderne Sprachgebrauch aber, nach dem der Schächer ein armseliger Tropf ist, entwickelte sich offenbar aus diesem biblisch-theologischen, indem zunächst die Lucasstelle den Begriff des schweren, aber reumüthig zerknirschten Sünders lieferte und dieser alsdann verflacht wurde in den eines armen, trübseligen Tropfes.

26. „Die Freiheit zum Deckel der Bosheit machen“ steht I. Petri 2, 16 und die Redensart „im siebenten Himmel sein“ (27.) beruht offenbar auf II. Corinther 12, 2—5, wo der Apostel von sich allerdings nur berichtet, er sei bis in den dritten Himmel entzückt worden, nämlich in das Paradies und habe daselbst unaussprechliche Worte gehört; wozu dann die auf der jüdischen Vorstellung beruhende kirchliche Lehre von sieben Himmeln das Ihrige hinzuthat.

## VI. Historische Citate.

28. Aus dem römischen Staatsleben haben wir den Ausdruck „homo novus“, der ja gerade neuerdings in unsern parlamentarischen Verhältnissen wieder eine besondere, bestimmtere Bedeutungssphäre erhalten hat.

29. Ebenfalls die altrömische Geschichte liefert uns die Gestalt des „Cincinnatus“, des Dictators vom Pfluge her. Auch diesen Begriff hat die neueste deutsche Geschichte wieder unserm Verständniß näher gerückt, so daß der Kladderadatsch unlängst sogar einen „Barzincinnatus“ vor dem erstaunten Blicke auftreten lassen konnte.

30. Der Ausdruck „Pyrrhussieg“, mit dem wir selbst auf dem Gebiete geistiger Kämpfe einen Sieg von zweifelhaftem Werthe bezeichnen, verdankt seine Entstehung der Schlacht bei Asculum in Apulien 279 vor Chr., in der Pyrrhus solche Verluste erlitt, daß er sagte: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren“.

31. Die Redensart „seinen Kohl bauen“ im Sinne der Zurückgezogenheit von öffentlichen Angelegenheiten spielt auf das Leben des Kaisers Diocletian an, der sich i. J. 305 von der Regierung zurückzog und sich bis zu seinem Tode i. J. 313 bei Spalatro in Dalmatien mit Gärtnerei beschäftigte.

32. Zu diesen historischen Worten aus altrömischer Zeit füge ich schließlich noch eins von einem Staatsmann und Gesetzgeber von relativ neuem Datum hinzu, der freilich jetzt auch

Digitized by Google

schon dazu übergegangen ist, seinen (dramatischen) Kohl zu bauen. Wer kennt nicht den Gesetzgeber „aus Bosheit"?

Dies sind meine zweiunddreißig hoffentlich genügend als solche legitimirten „Geflügelten"; ich füge zunächst in aller Kürze einige ebenfalls bei Büchmann fehlende Worte an, deren geflügelter Charakter mir nicht über allen Zweifel erhaben zu sein scheint. Zunächst aus der deutschen Literatur. Nach dem bekannten Weltschmerzpoeme Kotzebues hört man wohl den Ausdruck: „er sieht aus, wie Kotzebues Verzweiflung"; der Vers: „Ich bin von denen, die am Wege sterben" findet sich in Gutzkows Uriel Acosta im letzten Auftritt und Wort und Begriff „Cäsarenwahnsinn" stammt offenbar aus der überaus geistvollen Entwicklung des Professors in Freytags Verlorener Handschrift, Band III., S. 52, deren erste Auflage 1864 erschien. Von Horaz rechne ich in die zweifelhafte Kategorie den Anfang der 34. Ode des ersten Buchs: „Parcus deorum cultor et infrequens" und Vers 467 der Ars poetica: „Invitum qui servat, idem facit occidenti".

Zu Berichtigungen oder Ergänzungen geben mir folgende Citate Büchmanns Anlaß: die Redensart „mit fremdem Kalbe pflügen" beruht allerdings, wie Büchmann S. 201 richtig bemerkt, auf Richter 14, V. 18, wo aber Luther hat: „Wenn ihr nicht hättet mit meiner Kalbe gepflügt" (nicht wie Büchmann hat, „mit meinem Kalbe", was nur der gedankenlose Gebrauch, dem das alterthümliche Femininum unrichtig erschien, eingeführt hat).

S. 214 wird eine Redensart „aus dem Tempel jagen" als auf der bekannten, bei allen vier Evangelisten vorkommenden Erzählung von der Austreibung der Wechsler beruhend aufgeführt; wir wenden aber vielmehr mit Vorliebe die Worte: „zum Tempel hinaus" an, die sich wörtlich Johannes 2, 15 finden.

Auch S. 221 findet sich eine ähnliche Ungenauigkeit in der Fassung des geflügelten Wortes. Die Redensart „den alten Adam ausziehen" wird nur sehr mangelhaft, wie Büchmann will, durch die Stelle Epheser 4, 22 und 24 gedeckt, in der weder der alte Adam, noch das Ausziehen vorkommt. Noch viel weniger aber passen die andern bei Büchmann angeführten Stellen. Der Fehler liegt in der zu engen Fassung des Citats, das vielmehr nur lauten muß: „der alte Adam". „Der alte Adam" wird in mancherlei Verbindungen gebraucht; man sagt z. B. „das ist sein alter Adam!" oder: „da kommt der alte Adam wieder zum Vorschein!" Der „alte Adam" aber stammt nicht aus der Bibel, sondern aus dem vierten Hauptstück des kleinen Katechismus, woselbst auf die Frage: „Was bedeutet denn solch Wassertaufen?" geantwortet wird: „Es bedeutet, daß der alte Adam in uns durch tägliche Reu und Buße soll ersäufet werden". Das Wort ist somit auch aus dem Capitel der biblischen Citate in das der Citate aus den deutschen Schriftstellern zu versetzen.

Für den „Schlaf des Gerechten" möchte der biblische Ursprung anstatt in den beiden von Büchmann angeführten Stellen, die eigentlich nichts mit ihm gemein haben, vielmehr in folgenden beiden Psalmstellen zu suchen sein. Psalm 4, 9: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne" und Psalm 3, 6: „Ich liege und schlafe und erwache; denn der Herr hält mich"; wenn man es nicht vielleicht vorzieht, die internationale, auch im Französischen, Englischen und Italienischen übliche Redensart aus den Worten Psalm 127, 2: „Denn seinen Freunden gibt er es schlafend" abzuleiten, wo freilich der „Schlaf des Gerechten" in erster Linie nicht sowohl als ein friedlicher, sondern vielmehr als ein lucrativer beschrieben wird.

Zu dem Archimedischen „noli turbare circulos meos" bemerkt Büchmann S. 225: „Eine Quelle für dies Wort weiß ich nicht.... Lübkers Reallexicon gibt bei diesem Worte drei Stellen an, wo es nicht steht". Diese Bemerkung ist nicht ganz richtig. Die dritte der bei Lübker angeführten Stellen, Valerius Maximus Exempla mirabilia VIII, 7 erzählt die Anekdote ausführlich und läßt Archimedes ausrufen: „Noli obsecro, istum (den Staub, in den die Figuren gezeichnet waren) disturbare". Wie es freilich mit der Geschichtlichkeit eines Zuges steht, der Cicero und Livius unbekannt ist — beide erwähnen zwar die Umstände der Tödtung, nicht aber die Aeußerung des Archimedes — und der zuerst bei einem Anekdotensammler um's Jahr 30 nach Chr. auftaucht, ist unschwer zu ermessen.

Noch muß ich schließlich die Herleitung des Ausdrucks „himmelschreiend" (S. 198) berichtigen. Büchmann führt denselben auf die eine Bibelstelle I. Mose 4, 10 zurück, wo vom Blute Abels die Rede ist. Er beruht aber auf fünf Stellen, in denen fünf verschiedene Sünden als zu Gott schreiend bezeichnet werden. Die alte Dogmatik hatte aus diesen Stellen den Begriff der „peccata clamantia" gebildet und dieselben in folgenden Versen zusammengefaßt:

> Clamitat ad coelum vox sanguinis et Sodomorum,
> Vox oppressorum, viduae, pretium famulorum.

Die Stellen sind: I. Mose 4, 10; I. Mose 18, 20 und 19. 13; II. Mose 3, 7; II. Mose 22, 23; Jacobus 5, 4. Streng genommen schreit freilich die Sünde selbst nur in den beiden ersten und der letzten Stelle; in den beiden mittleren geht das Schreien vom Geschädigten aus.

Zum Schluß noch ein ganz kurzes Verzeichniß von Worten, bei denen ich außer Stande bin, den Ursprung nachzuweisen, die aber im übrigen alles Anrecht zur Aufnahme zu haben scheinen. Es sind folgende: „Brustton der Ueberzeugung"*), „ab nach Cassel", „Sacrificio del intelletto", „Docti male pingunt", „Minima non curat praetor", „Abusus non tollit usum", „Ilias post Homerum", „Homo unius libri", „Cacatum non est pictum" (mit zugehöriger Anekdote), „Experimentum fiat in corpore vili".

Möchte denn die vorstehende Aufzählung auch abgesehen von ihrem nächsten Zwecke, eine Ergänzung zu Büchmann, resp. einen Beitrag zu dessen neunter Auflage, die freilich vielleicht schon wieder unterwegs sein mag, zu bieten, möchte sie auch außerdem einiges Interesse erwecken als eine kleine Probe aus dem unendlich reichen historischen Leben der Sprache.

## Aus der Hauptstadt.

### Schumanns Scenen aus „Faust" von Goethe.

Vom Stern'schen Gesangvereine unter J. Stockhausens Leitung in der Singakademie aufgeführt am 18. Mai.

Keine Dichtung hat je so viel Tonwerke angeregt, als Goethes „Faust"; sie enthält ja unendlich Vieles, das bei nicht genauer Prüfung dem Musiker Stoff zur Beschäftigung seiner Phantasie bietet. Die innereu Kämpfe Fausts, die Doppelnatur, die „zwei Seelen" in seiner Brust, sein Verhältniß zu Gretchen, ihr Schmerz und ihr Untergang, sein Verkehr mit der Geisterwelt, endlich sein Tod und seine Rettung sind eben so viele Motoren musikalischer Empfindungen. Nimmt man jedoch Goethes Drama zur Hand, liest man es mit Aufmerksamkeit, so gelangt man bald zur Ueberzeugung, daß mit Ausnahme der Scenen, in welchen Gretchen erscheint, und etwa der ersten zwei Strophen des ersten Chores „Christ ist erstanden" keine dramatische Dichtung gerade in ihren höchsten Momenten mehr der Musik Incommensurables, Unzugängliches enthält, als „Faust"; selbst dort, wo sie äußerlich Situationen bietet, welche auch eine tonliche Unterlage, eine Illustration durch Musik erlauben, steht sie

*) Der Vater dieses Wortes ist H. v. Treitschke in seinen historisch-politischen Aufsätzen. D. Red.

Digitized by Google

so hoch, so selbstständig da, daß der Componist im Hintergrunde bleiben muß. Der Kampf zwischen Faust und Valentin, die Scene im Dome, und die im Kerker, erscheinen auf den ersten flüchtigen Blick vielleicht zur musikalischen Composition geeignet, aber nicht Goethes Verse lassen sich musikalisch wiedergeben, man muß andere bequemere an ihre Stelle setzen, wie die Textdichter des Herrn Gounod es gethan haben — dann geht es freilich. Berlioz in seiner „Damnation de Faust", Wagner in seiner Faustouverture haben höchst interessante Tongemälde geschaffen, jeder von ihnen hat sich seinen Faust auf seine Weise zurecht gelegt, der Goethes hat nur den Namen dazu hergegeben. — Unter allen Componisten erschien nun keiner mehr berufen, die Dichtung Goethes musikalisch nachzudichten, als Schumann. Keiner hat vor ihm eine so eigenthümliche gleich edle und charakteristische, scharf hervortretende Harmonik, eine so merkwürdig gesonderte Rhythmik, eine so wirksame Verwendung der Vorhalte entwickelt, die in hohem Grade symbolisch das Wühlen verschiedenartigster Regungen, das in sich selbst Versinken, das selbstquälerische Grübeln wiedergeben, keiner steht unserer modernen Lyrik mit ihrem unbefriedigten Sehnen, ihrem jähen Wechsel der Stimmung, ihrem zugespitzten Ausdrucke der Empfindung so nahe als er; keiner war also geeigneter, die Doppelnatur Fausts, die „zwei Seelen in seiner Brust" musikalisch anzudeuten. Auch hatte er bereits im „Manfred" ein herrliches unvergängliches Tonbild geschaffen, dem theilweise die oben angedeuteten Seelenzustände zu Grunde lagen. Allerdings waren hier schon mehrere Hauptmomente melodramatisch behandelt, wie z. B. die Ansprache Manfreds an den Geist seiner geliebten Astarte, bei welcher Schumann eine wunderbare Melodie im Orchester ertönen läßt, und es konnte daraus der Schluß gezogen werden, daß er selbst einsah, wie die Dichtkunst auf ihrer Höhe sich der gänzlichen Verschmelzung mit der Musik entzieht; aber immerhin stand fest, daß nach Beethoven Schumann der berechtigtste Componist war, sowohl durch seine specifische tonkünstlerische Begabung, wie durch die Reinheit seiner Empfindungen, die Scenen aus dem „Faust" als Text zu wählen. Nun ist es sehr bezeichnend für seinen ganzen Ideengang, daß er mit dem letzten Stücke, mit dem Epilog, begann, daß er dann die Musik zu Manfred componirte, hierauf zu Faust zurückkehrte und die Scenen im Garten, im Dome wählte, und daß die Ouvertüre in das letzte Jahr seines Schaffens fällt wo nach und nach auf seinen Geist die Dämmerung sich legte, die zur Nacht werden sollte. In dieser Weise entstand ein Werk, das Momente enthält, die nur den herrlichsten Eingebungen ihres Schöpfers verglichen werden können, aber auch solche, die zu den schwächsten des großen Tondichters gehören. Die Ouvertüre ist ein in düsterster Stimmung gehaltenes Stück, dessen Motive und Entwicklung dem großartigen Gedanken nicht entsprechen, den sie musikalisch ausdrücken sollen. Auch vom specifisch musikalischen Standpunkte aus betrachtet, in dem Bau und der Gliederung ist diese Ouvertüre nicht der Ouvertüre zu „Manfred" vergleichbar, und hinterläßt keinen nachhaltigen Eindruck. Die folgende „Scene im Garten" ist eine sehr liebenswürdige geistreiche Conception; dafür, daß die Musik hier immer hinter den Worten zurückbleibt, darf nicht den Componisten ein Vorwurf treffen. Es gibt eben gewisse Kunstschöpfungen, die für sich allein bleiben wollen. Hätte Goethe versucht, das Thema der 5., 8. oder 9. Symphonie oder das Adagio der 3. (Eroica), 7. oder das Andante der 8. Symphonie (ich wähle absichtlich diesen letzten Gegensatz) in Versen zu beschreiben, so wären diese hinter der Musik geblieben, sie konnten nie und nimmer diesen packenden überwältigenden Eindruck hervorbringen. Und wo sind die Worte, die das schildern, was den fühlenden Menschen bei den ersten vier einleitenden Tacten von Sarastros Gebet „O Isis und Osiris" überkommt, die ihn gleich dieser Musik sofort allem Irdischen entrücken? Nun aber nehme einer die „Scene im Garten" in die Hand und lese den Erguß eines reinen verliebten Mädchenherzens:

„Gesteh ich's doch, ich wußte nicht was sich
Zu Eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte,
Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf Euch nicht böser werden konnte."

er stelle sich den Moment, in welchem Gretchen die Blume zerpflückt, recht lebhaft vor, und dann entscheide er, was der Tondichter mit diesen Dingen anfangen soll? „Illustriren?" das ist ein recht bequemes Auskunftsmittel, und einem Geiste, wie Schumann, wird es auch gelingen, auch hierin Edles und Schönes zu schaffen, aber an die Dichtung wird er nicht hinan reichen, weil diese eben sich selbst am besten illustrirt. Das Gebet Gretchens an die Mater dolorosa und die Scene am Dome sind der Musik viel zugänglicher; aber das erste verlangt eine vollkommen objective Auffassung: tiefster herzbrechender Schmerz erfüllt Gretchen; dennoch bleibt sie immer das einfache, unendlich liebende Mädchen, das nur beten aber nicht bereuen kann und soll. In Schumanns schön erfundener, aber ungemein reicher Instrumentation, in seiner manchmal herben Harmonik geht jener rührende fromme Ausdruck verloren, der doch den wesentlichsten Inhalt des Gebetes bildet. Dagegen konnten andrerseits für die großartigen Momente der Scene im Dome wohl noch charakteristischere Töne gefunden werden, als wie sie in Schumanns Musik erscheinen; namentlich verschwindet der Gegensatz des religiösen Requiem und der Stimme des bösen Geistes vollständig. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß hier die Musik, wenn sie auch nicht zur Höhe der Dichtung hinanreicht, eine sehr wirksame ist. Mit ihr endigt Schumann seine Composition des ersten Theiles (wie merkwürdig, daß er die Kerkerscene ganz unbeachtet ließ!) und geht auf den zweiten Theil über. Da begegnen wir nun gleich zum Beginn im „Sonnenaufgang" hellsten Sonnenblicken der Tonkunst. Die Melodienverwebung in dem Chore „Wenn sich lau die Lüfte füllen" reiht sich würdig dem Schönsten an, das die größten Tonmeister geschaffen haben, und es ist bewunderungswürdig, wie Schumann die Worte der reinen Betrachtung „Alles kann der Edle leisten der versteht und rasch ergreift" mit der lebhaft malenden Strophe „Thäler grünen" so glücklich zu vereinen wußte, daß jene ganz verschwinden, und nur der herrliche Gesammteindruck zurückbleibt. Auch der Anfang des folgenden Sologesanges Fausts „Des Lebens Pulse" gehört mit zu den herrlichsten Momenten; dagegen ist der zweite Theil dieses Gesanges („So ist es also") das vollständigste Muster einer unendlichen Melodie nach Wagner'schen Principien, in welcher jedem einzigen Worte ein concreter Ausdruck musikalisch angepaßt werden soll. Und wahrlich, es läßt sich ohne besondere Beweisführung entschieden behaupten: Wäre das Publicum nicht durch die Wagner'schen Opern, und durch dessen endlose und „unendliche" Melodien schon auf derartige Experimente vorbereitet gewesen, es hätte diesem Gesange Fausts keine Sympathien entgegen bringen können. Wir aber sagen: was bei Wagner bekämpft wird, darf nicht bei Schumann bedingungslos angenommen werden. Um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, betonen wir, daß uns das künstlerische Wirken Schumanns höher steht, als das Wagners, dessen Genie wir nicht verkennen, und daß es nach unserer Ueberzeugung ein nachhaltigeres der Kunst mehr Früchte bringendes sein wird, als das Wagners. Aber diese Ueberzeugung darf uns nicht hindern, dasjenige auch bei Schumann als unannehmbar zu bezeichnen, was ja bei Wagner als der Hauptpunkt bezeichnet wird, gegen den die Angriffe gerichtet werden müßten. Schon die Worte dieses Gesanges sind eben von jener incommensurabeln Gattung — man prüfe:

„So ist es also wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich treulich zugerungen
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammenübermaß, wir stehn betroffen,
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Flammenmeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb, ist's Haß, die glühend uns umwinden
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier".

Ich glaube auch der Wagnerianer der strictesten Observanz wird Bedenken tragen, solche Worte unbedingt als möglichen Gesangestext zu bezeichnen; wenn sie als solcher gewählt worden sind, dann allerdings können sie nur in Wagner'scher Manier in Musik gesetzt werden, sodaß jedes Wort seinen charakteristisch sein sollenden Accord und Ausdruck erhält. Die auf diese Scene folgende „Mitternacht", die vier grauen Weiber, dann das Zwiegespräch Fausts mit der Sorge, der Chor der Lemuren zeigen wieder Schumann in hohem Glanze; und wenn auch die letzte reflectirende Arie Fausts der unendlichen Melodie verfällt, so sind dagegen die Schlußstücke dieser Abtheilung nach den Worten „es ist vollbracht" von unvergänglicher Schönheit, wie auch fast die ganze letzte Abtheilung „Die Verklärung". Nur der letzte „Chorus mysticus" steht leider in gar keinem Verhältnisse zu dem Ganzen, und ist auch unrichtig aufgefaßt. Es ist wohl nicht zu bestreiten, daß Goethe diesen Chor erst er- und verklingen läßt, nachdem

Digitized by Google

alles andere in Aether verschwand — er ist der letzte Hauch aus höheren Welten, er kommt und geht vorüber wie ein Hauch. Und wenn nun die Worte: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan", zuerst in einer musikalisch wenig bedeutenden Phrase erscheinend, sieben Mal, gegen Ende gar zehn Mal hintereinander im Wechselgesange wiederholt werden, wie der Text irgend eines Capellmeister-Opernchores, so liegt dieser Darstellung ein Verkennen der Idee zu Grunde, das von Schumann am wenigsten zu erwarten stand. Der Leser, den unser apodiktisches Urtheil vielleicht verwundert, nehme die letzte Scene des 2. Theils von Faust zur Hand, lese sie mit Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende, dann wird ihm sein natürliches Gefühl über diesen Chorus mysticus und über die Nothwendigkeit, daß er kaum aus der Ferne ertöne, und nicht sich in breite Durchführungen ergehe, mehr sagen als unsere Darlegungen sagen können. Doch dieser Moment ist auch der einzige störende in der dritten Abtheilung, alles andere ist des Himmels würdig, in dem die Handlung sich entfaltet!

Dem Stern'schen Vereine und seinem trefflichen neuen Dirigenten gebührt der beste Dank des Publicums und aller Musikfreunde für die Vorführung und die vortreffliche Wiedergabe des Werkes. Herr Stockhausen hat es mit größter Sorgfalt einstudirt und mit Sicherheit dirigirt. Die Einsätze der Chöre, die oft sehr schwere Begleitung des Orchesters leitete er mit fester Hand. Allerdings wurde dieses Mal die Orchesterpartie von der königlichen Hofcapelle ausgeführt, und man konnte sich dem ungetrübten Genusse reiner Stimmung und technisch künstlerischen Zusammenwirkens hingeben; aber nichtsdestoweniger bleibt selbst mit solchen Kräften dem Dirigenten eine tüchtige Aufgabe, die Herr Stockhausen in anerkennenswerther Weise gelöst hat. Die Solopartien befanden sich alle in den besten Händen. Fräulein Lili Lehmann sang in der ersten Abtheilung das Gretchen, dann in den spätern die Sopranstellen mit vollkommen reiner Intonation und richtigem Vortrage. Frau Schulze-Osten, Fräulein Aßmann, Fräulein Booß und Frau Leo förderten in ihren kleineren Partien das Gelingen des Ganzen in bester Weise. Ganz ausgezeichnet war wieder Herr Betz als Faust und Doctor Marianus; ihm würdig zur Seite stand Herr Bletzacher in den Baßpartien. Herr Diener (Ariel, pater exstaticus) ließ seine schöne Stimme in voller Stärke erklingen; etwas Mäßigung hätte wohl hie und da die Wirkung eher erhöht als vermindert. Die Chöre waren ausgezeichnet; der Eindruck des Werkes kann als ein tiefer bezeichnet werden.

**H. Ehrlich.**

## Notizen.

Der Bonapartismus macht große Fortschritte in Frankreich: diese Parole geht seit einiger Zeit durch einen Theil der europäischen, namentlich auch der deutschen Presse. Seitdem nun gar das kriegerisch gesinnte Nièvre-Departement neulich einen alten Stallmeister des Exkaisers zum Abgeordneten gewählt hat, weil man den Wählern vorgespiegelt, der Besuch des Kaisers Alexander in London bedeute eine Allianz mit der französischen Revanchepartei gegen Deutschland, seitdem sind die französischen und anderweitigen Bonapartisten aus Rand und Band. Alle Nachrichten sind darin einig, daß der unfähige Herzog von Broglie, der aus Abneigung gegen die Republicaner zahllose Imperialisten zu Maires und Präfecten gemacht hatte, die vielberufene Wahl auf seinem ohnehin genug belasteten Gewissen hat. Welche Bewandtniß es jedoch mit den bonapartistischen Fortschritten hat, muß sich erst zeigen. Man spricht davon seit bald vier Jahren, bei uns sogar mit einem kaum verhehlten, im Uebrigen unverständigen Behagen. Der Bonapartismus in Deutschland, über welchen ein Buch zu schreiben wäre, setzt sich aus allerlei großentheils ungesunden Ingredienzen zusammen. Natürlicher Haß gegen den klericalen, politisch impotenten Chambord; bestellter Haß gegen die Orleanisten, die höheren Orts seit 1830 schlecht angeschrieben und auch sonst Niemandem sympathisch sind; instinctiver Haß gegen die Republik, deren Propaganda überflüssiger Weise gefürchtet wird: alle diese negativen Gefühle kommen den Bonapartisten zu Gute. Prophezeiungen für oder gegen ihre Chancen sind im Uebrigen wohlfeil und gleichgültig. Wenn sie da sind, werden wir mit ihren diplomatischen Conspirationen nach Benedetti'schem Muster so gut fertig werden wie mit ihren berühmten Feldherren aus der Schule der Bazaine und Leboeuf. Aber sich zum Herold ihres Kommens zu machen und ihnen Reclamen in der Presse zu fabriciren, dazu mag sich hergehen, wer Lust dazu hat. Die sich vor den klericalen Einflüssen und Hetzereien fürchten, und deswegen die alten französischen Parteien perhorresciren, würden mit den Napoleoniden vom Regen in die Traufe kommen. Der Klerus steht zwischen Bonapartisten und Legitimisten wie das bekannte Thier zwischen den zwei Heubündeln. Die Einen sind in Wahrheit so viel werth wie die Andern. Für uns aber besteht der Unterschied, daß die Lilienritter oder die Orleanisten offene Feinde wären, während die Anhänger des Bonaparte als geborne Verschwörer das alte Spiel hinter den Coulissen wieder beginnen würden. Wer aber bürgt uns dafür, daß stets ein Bismarck da sein und ihren Schlichen gewachsen sein wird!... Selbst eiserne Charaktere wie Bismarck entgehen ja hier auf Erden nicht dem Erbtheil inneren Widerspruchs und mangelhafter Logik. Der Reichskanzler selbst gestand einmal öffentlich, daß er vorkommenden Falles inconsequent zu sein und von den Ereignissen zu lernen, sich zur Ehre anrechne. Sein früherer Zwiespalt mit Herrn von Werther hat ihn denn auch diesen dem Kaiser zum Botschafter in Constantinopel vorzuschlagen nicht verhindert. Die Officiösen waren viel länger mit unserem Vertreter in Paris unzufrieden, und es wird behauptet, Herr von Werther habe deswegen den Posten eiligst angenommen, um gegen die verdrießlichen Aeußerungen jener Federn in der Presse endlich geschützt zu werden. Wir möchten das allerdings so wenig verbürgen wie die angebliche Absicht Bismarcks, dem nächsten Reichstage ein Gesetz nicht mehr gegen die widerspenstigen Bischöfe, sondern gegen die renitenten Botschafter vorzulegen. Es wird damit wohl gute Wege haben. Hat sich doch auch Prinz Reuß bei einer bestimmten, nicht allzu hoch gegriffenen Summe für den Ausbau seines Hotels in Petersburg schließlich beruhigt... Die preußische Disciplin läßt wahrlich in der Diplomatie wie in der Presse wenig zu wünschen übrig. Sollte einmal Heinrich V. oder Pius IX. statt des sogenannten kaiserlichen Prinzen eine wenn auch nur scheinbar höhere Begünstigung erfahren, so stehen wir nicht dafür, daß nicht ein Dutzend Zeitungen für den Einsiedler von Frohsdorf oder für den Unfehlbaren ein Hosianna intoniren und durch die Verkündung der heranmahenden neuen Aera das Publicum umzustimmen versuchen möchten. Es wird indessen immerhin noch seelenstarke Männer und Verfasser von Wochennotizen geben, die solchen Verlockungen muthig widerstehen werden.

## Offene Briefe und Antworten.

Verehrter Freund!

Sie werden schwerlich einen meiningischen Orden bekommen; — daß es einen solchen gibt, dafür bürgt mir das ehrwürdige Alter des meiningischen Herrscherhauses, das Knopfloch vieler Schauspieler und das Empressement diverser Commerzienräthe; — daß Sie ihn aber nicht bekommen werden, dafür bürgt mir Ihre Besprechung der meiningischen Hofbühne. Wenn ich nun zu Ihren Resolutionen in Sachen meiningischer Kunstreform ein Amendement zu stellen mir erlaube, so ist es nicht, weil ich sie zu streng und zu rücksichtslos, sondern weil ich sie zu milde finde. Es lohnt nicht, die Wahrheit zu sagen, wenn man nicht die ganze Wahrheit sagen will. Zwar begreife ich die günstige Stimmung des Publicums und auch eines Theils der Tagespresse sehr gut: in einer Zeit, wo Herzöge, Fürsten und Grafen neben den Strousberg und Wagener auf der Armesünderbank des Gründerthums sitzen, wo selbst die Rennpferde des hohen Adels von dem kostbareren Vollblut der Börsenleute um einige Nasenlängen geschlagen werden, da thut es wohl, einen regierenden Herrn, den die Reichsverfassung der Sorge um Heer, Diplomatie und einige andere Kleinigkeiten überhoben hat, das redliche und ehrenvolle Gewerbe eines Theaterdirectors, oder vielmehr eines Selbstintendanten, mit Eifer und einer selbstständigen Auffassung betreiben zu sehen. Aber höher, als

Digitized by Google

die moralische oder socialpolitische Betrachtung, steht in diesem Fall die ästhetische. Trotz Bismarck und Moltke, sollte die deutsche Nation auf den seit Lessing und Winckelmann so wohl begründeten Ruhm, die wahren Grundsätze der Aesthetik gefunden und philosophisch durchgebildet zu haben, nicht leichtfertig verzichten. Man hört und liest jetzt täglich Urtheile, die auf eine gewisse Verwilderung des Geschmacks schließen lassen, Urtheile, über welche sich unsere Classiker im Grabe umdrehen würden, — da die Leichenverbrennung bei ihnen bekanntlich noch nicht eingeführt war. Das Publicum ist allerdings gewissermaßen hingerissen, und mich als Politiker interessirt es, in welcher Weise eine falsche Meinung Verbreitung und Gestalt gewinnt. Auch auf anderen Gebieten, z. B. dem politischen und wirthschaftlichen, erlebt man zuweilen, daß ein Satz, der mit zwei Worten zu widerlegen wäre, durch eifrige Verbreitung zum Axiom, zum Dogma wird. Oder auf ästhetischem Gebiete: Als die Theorie der Zukunftsmusik in die Welt gesetzt wurde und alle Verständigen sich vor Gelächter den Bauch hielten, wer hätte da gedacht, daß einige Jahre später die Partei der Zukunftsmusik eine Macht sein würde? — Non vi, sed saepe cadendo!

In unserem Falle ist mit Geschick präludirt worden. Man gab zu, daß die meininger Schauspieler nichts Besondres leisteten; um so mehr mußten der Lärm und das Geschrei durch das „Ensemble" und die „historische Darstellung" gerechtfertigt sein. Auf einmal schwärmten alle Philister für diese Qualitäten und legten wenig Werth auf das Näseln oder die Windmühlengesten eines Schauspielers. Eine „Reform der Schaubühne" war verkündigt. „Ensemble" ist freilich eine schöne Sache: es läßt sich aber nur herstellen durch ein gleichmäßiges Niveau der schauspielerischen Kräfte. Bei Wallner-Lebrun, wo sie innerhalb gewisser Fachgrenzen fast alle gut sind, bewundre ich das Zusammenspiel sehr; beim Herzog von Meiningen, wo sie durchweg unbedeutend, jedenfalls kaum mittelmäßig zu nennen sind, erkenne ich es auch noch an, weil in diesem mittelmäßigen Spiel eine gewisse, wenn auch falsche, doch gleichmäßig wirkende Methode ist, die dem Director, wenigstens nach der Seite der Energie und des Fleißes hin, zu großer Ehre gereicht: eine gewisse Holzschnittmanier mit unendlichen Druckern u. s. w., wie sie bei wandernden Truppen und auf den Jahrmärkten abgelegener Landstädtchen wohl am Platze sein mag und wie sie uns auf englischen Bühnen stets mißfallen hat.

Doch ich will ja Ihnen nicht in's Handwerk pfuschen; das alles haben Sie viel besser, feiner und vorsichtiger (rücksichtsvoller) gesagt. Worauf ich hinaus kommen will, ist der zweite Punkt: die historische Darstellung. Ich sehe in der Art, wie diese hier betrieben wird, nicht einen Gewinn, nicht eine schöne, hübsche oder auch nur überflüssige Zugabe, nicht ein opus supererogationis, nicht ein superfluum non nocens, sondern geradezu eine ästhetische Verirrung, den Ruin den Kunst.

Wenn die dramatische Darstellung auf das völlig unerreichbare Ziel einer grob-sinnlichen, realistischen Wahrscheinlichkeit lossteuert, so entsagt sie zunächst der Berufung an die mitgestaltende, mitschaffende Phantasie des Hörers; sie macht den Beschauer mundtodt und befängt ihn in sklavischer Receptivität. Alle Bühnendarstellung hat etwas Symbolisches: ich glaube niemals an diese Landschaften, Zimmer, Möbel u. s. w. Auch bei der besten Inscenirung sind die faustdicken Unwahrscheinlichkeiten absolut unvermeidlich. Entwöhnt man nun das Publicum des genießenden Selbstdenkens, so wird die Aufgabe immer schwieriger, immer unerfüllbarer. Ich verlange nicht, daß wie zu Shakespeares Zeiten ein Pfahl mit dem Worte „Wald" oder „Haus" den „Wald" oder das „Haus" bedeute. Wenn wir auch nicht wärmer empfinden, nicht voller genießen, als damals, wenn uns der gemalte Wald auch nicht mehr beglückt, als der auf jenem Brett der Phantasie vorgeschriebene, unsere Bedürfnisse und Forderungen sind doch mit den Fortschritten der Mechanik und den daraus entsprungenen Gewohnheiten andere geworden. Ich mag allerdings den alten Attinghausen oder Ludwig XI. nicht auf einem modern vergoldeten Sessel aus Siemsöes Fabrik verscheiden sehen; aber ob der Sessel, auf welchem diese Herren zu sterben pflegen, gerade aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammt, wenn er nur alterthümlich aussieht oder völlig unscheinbar ist, das kümmert mich nicht, und darüber haben nicht fünf Leute im Parquet ein Urtheil; nicht drei werden davon in ihrer Stimmung beeinflußt. Ob im „Kaufmann von Venedig" echtes oder falsches Venetianerglas auf dem Seitensims bei Porcia steht, ob im „Julius Cäsar" Brutus und Cassius aus hildesheimer Silberfund oder aus barbedienne'scher Imitation den Versöhnungstrunk nehmen, das hat auf den Ausgang der Schlacht bei Philippi gar keinen Einfluß. Wir brauchen Shakespeares Stücke nicht anders zu sehen, als er selbst sie im Geiste geschaut hat. Und was wußte der große Brite von diesen Sachen. Er hat sich nicht gescheut, im Coriolan trommeln zu lassen und wäre im Stande gewesen, seinen Timon von Athen mit einem Pince-nez zu versehen, wenn er das Ding gekannt hätte. — Welche Bedeutung hat die Wahrheit von Requisiten und Utensilien neben der freien oder frechen Umgestaltung der geschichtlichen Thatsachen! Soll man bei Lindners „Bluthochzeit" hohen Werth auf die historische Treue der Tapetenmuster legen, wenn man es ertragen muß, daß in den Ereignissen und treibenden Motiven der geschichtlichen Wahrheit ungescheut in's Gesicht geschlagen wird? Die tugendhafte Margarethe von Valois ist ja doch ein ganz anderes Weib, als die wirkliche Margarethe des 16. Jahrhunderts. Wird einmal auf die Unwissenheit des Publicums gerechnet, so erschüttere man auch diese den Bühnendichtern kostbare Eigenschaft nicht!

Ein anderer Gesichtspunkt drängt sich uns ferner auf: Wenn bei Philippi Antonius und die Seinen zwischen den Felsen erscheinen und dadurch den Anschein gewinnen, als hätten sie Gletschergröße oder Thurmhöhe, so beweist das die Absurdität solcher Realistik auf der Bühne. Eine Schlacht auf der Scene ist für den nicht Hingerissenen stets nur ein lächerliches Pappendeckelgeklapper, ob nun die Schwerter und Schilde von Theodor Mommsen und Ludwig Friedländer approbirt seien oder nicht. Ob eine Volksscene von 15 oder von 50 Mann ausgeführt wird, ist ziemlich gleichgültig; das Eine wie das Andere reicht nicht entfernt an die Wirklichkeit. Aber wenn auf einer kleinen Bühne das populäre Element sich so affectirt vordrängt, so gibt das dieselbe Unwahrheit, wie wenn in einem historischen Gemälde alle Partien mit gleichem Nachdruck und gleichem Licht, „gleichwerthig" gemalt würden. Der letzte Statist nimmt so viel Platz ein, wie Cäsar oder Brutus: die Nüancen, die Abtönungen fallen weg, und wir erhalten einen chinesischen Ofenschirm ohne Vertheilung von Schatten und Licht. Den Kritikern, welche Schillers Briefe über ästhetische Erziehung gelesen haben, welche die Ueberlegenheit der Naturwahrheit des classischen Idealismus über den Realismus eines Courbet u. s. w. in der Malerei sehr wohl erkennen, sollte doch nicht erst nachzuweisen sein, daß dieselben Gesetze auch für die Bühne gelten. Ich bin nicht vom Fach, aber ich sehe diese Herren im Widerspruch mit sich selbst und mit ihren früheren Darlegungen, und möchte deshalb um Aufklärung oder Belehrung bitten.

Besten Gruß

Ihres

**H. B. Oppenheim.**

(In Folge eines Unfalls ist dieser Brief nicht bereits in der vorigen Nummer veröffentlicht worden.) D. Red.

* * *

Dr. in Moskau. Die gewünschte Adresse von Fr. S. ist: Berlin W., Hohenzollernstraße 12.

## Bibliographie.

Geschichte des Johanniterordens. Von J. Spencer-Northcote. Uebersetzt von Studemund. Münster 1874, Russell.

Der vorgeschichtliche Mensch. Von Wilhelm Bär. II. Bd. Leipzig 1874, Spamer.

Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin. Münster 1874, Russel.

Geschichte der Jahre 1813 bis 1815. Von W. Kopp. Berlin 1874, Müller.

(Wird fortgesetzt.)

Wir ersuchen unsere Herren Mitarbeiter die **Briefe rein redactionellen Inhalts, Manuscripte** etc. bis auf Weiteres nicht an die Person des Herausgebers, sondern an die

**Redaction der „Gegenwart"**

(Verlag von Georg Stilke)

Berlin NW., Louisenstrasse 32

zu adressiren.

Digitized by Google

# Inserate.


Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Vionville.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen
von **E. v. Wildenbruch.**
8°. brosch. Preis 15 Sgr.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des großen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

**Verlag von Georg Stilke,**
Berlin NW., Louisenstraße 32.

---

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ueber
## Parlamentarische Debatten.
Ein Vortrag
von
**J. H. von Kirchmann.**
Preis 1 Mark 20 Pf. (12 Sgr.)
Verlagsbuchhandl. v. **Julius Springer**
in Berlin.

---

Im Verlage von **Quandt & Händel** in Leipzig ist neu erschienen:

## Physik des täglichen Lebens.

Rationelle Naturlehre für Gebildete überhaupt und für vorgeschrittene Schüler an Gymnasien, Realschulen und Schullehrerseminarien. Von Professor **H. Fahle,** Oberlehrer am Gymnasium in Posen und Dr. **H. Lampe,** Lehrer am Gymnasium in Danzig. gr. 8°. XXIV u. 421 S.
Preis 2⅓ Thlr.

---

## Adolf Hepner,
**Bibliographische Centralagentur,**
Breslau, Gräbschnerstr. 33,
Vermittlung von Kauf und Verkauf ganzer **Bibliotheken** und von **Verlags-Manuscripten.**

---

Verlag von **G. van Muyden.**
Berlin, 11 Carlstr.

Soeben erschien:

## Gallier oder Teutone?

Betrachtungen
über unsere zukünftigen Alliirten.
von
**Lord Dunsany.**
Uebersetzt von **A. Kolb,** Redacteur der Londoner Zeitung.
Preis 1 Thlr.
In No. 22 der „Gegenwart" bezeichnet K. Blind das Werk als eine hervorragende politische Erscheinung.

---

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**
Berlin W., Markgrafenstrasse 52,
Ecke der Behrenstrasse.

---

## Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Protectorat:
**Se. Königliche Hoheit Karl Alexander, Großherzog von Sachsen.**
**Se. Königliche Hoheit Prinz Georg von Preußen.**

Erschienen sind soeben:

Aus dem Nachlasse
**Mirza Schaffy's.**
Neues Liederbuch,
mit Prolog und erläuterndem Nachtrag
von **Friedrich Bodenstedt.**

**Vorträge u. Aufsätze**
von
**Heinrich von Sybel.**

**Die Schweizer.**
Daheim und in der Fremde.
Von
**Eduard Osenbrüggen.**

Ende Mai wird erscheinen:

**Epochen und Katastrophen**
von
**Ad. Schmidt,**
ord. Professor in Jena.

**Jahresbeitrag für 7 Bände, 20—25 Bogen stark, in 8., eleg. gebunden, 10 Thlr. oder 30 Mark.**
Ein ausführliches, die Zwecke und Statuten des Vereins darlegendes Programm steht durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis zu Diensten.
Gefällige **Beitrittserklärungen** bei allen **Buchhandlungen** und in dem **Bureau des Vereins** in Berlin (A. Hofmann & Co.) Kronenstraße 17.

---

## Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

**Inhalt der 2. Lieferung:** Familien- und Geschlechtsleben der Chinesen. Religiöse Entwicklung. Geistige Entwicklung. Das Inselreich des Ostens. Aelteste Cultur der Aryer. Ursprung und Entwicklung der Kasten. Die Sclaverei. Brahmanen und Brahmanismus. Entwicklung der Inder. Der Buddhismus. Geistige Höhe der Inder. Die Erânier. Zarathustra's Lehre. Babel und Assur. Die Semiten. Materielle Cultur der Assyrer und Babylonier. Sociales Leben. Die Religion. Verbreitung des Astarte-Cultus. Die Meder. Die Cultur der Perser.

Das Werk erscheint in 9—10 Lief. à 36 kr. und wird im Laufe dieses Jahres complet. Lief. 1 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.
Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

---

**Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Ueber Mundarten und mundartige Dichtung

von
**Klaus Groth.**
gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.

Zur Geschichte
der
**Republikanischen Partei in England**
von
**Karl Blind.**
(8. Sonderabdruck aus der „Gegenwart.")
Preis brochirt 5 Sgr.

**Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp** un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch. 21 Sgr. geb. 27 Sgr.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena** zum Quickborn. Preis geb. 1 Thlr.

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln,** plattdeutsche Erzählungen. Preis geh. 22½ Sgr., geb. 1 Thlr.

---

**Hierzu eine Beilage mit Abbildungen der Gyps-Gießerei von Gebrüder Micheli in Berlin und ein Katalog der Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig.**


Redaction, Kronprinzenufer 21, Berlin NW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 13. Juni 1874. Band V.

AP
30
G295
v.5
no.24

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der New-Yorker Tammanyring. Von E. Schlaeger. — Ueber den Geldverkehr und das Bankwesen in England. Von H. Bartling. — Literatur und Kunst: Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Eduard Devrient. V. Band. Ueber Theateragenturen. Besprochen von Paul Lindau. — Goethes Faust in England. Von Hermann Kindt. — Rom im Frühjahr 1874. Von Alfred Meißner. — Aus der Hauptstadt: Aus den Theatern. Von M. v. Szelisti. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### Der New-Yorker Tammany-Ring.

Das Problem der Verwaltung unsrer modernen Großstädte wird seit Jahren auf beiden Seiten des atlantischen Oceans discutirt, ohne daß bis jetzt eine Lösung gefunden wäre. Bemerkenswerth ist, daß, während man in Deutschland von einigen Seiten die Ausdehnung des directen und allgemeinen Stimmrechts auf Municipalwahlen verlangt, in den Vereinigten Staaten die Ergebnisse desselben in den großen Städten so wenig befriedigend gewesen sind, daß eine Reaction dagegen in den höheren Kreisen erfolgt ist. Man kommt mehr und mehr von der Idee zurück, daß, um die besten Männer zu finden, nichts weiter nöthig sei, als an den Stimmkasten sich um Aufschluß zu wenden; man betrachtet die 1846 mit der neuen Verfassung des Staates New-York in das politische Leben eingeführte Manie, alle möglichen Beamten, und sogar auch die (bis dahin vom Gouverneur ernannten) Richter direct vom Volke wählen zu lassen, als einen Fehlgriff. Man hat gefunden, daß unter jenem System eine Corruption in der Staatsgesetzgebung, auf der Richterbank, in der Advocatur, in der Verwaltung großer Städte sich entwickelte, deren Abstellung noch vor wenigen Jahren unmöglich schien. So schlimm sah es noch 1869 mit den Hoffnungen der Reformer auf Abschüttelung des schmählichen Jochs des über New-York herrschenden Tammany-Rings aus, daß Charles F. Adams am Schluß seines „Erie-Kapitels" die Frage stellt, ob nicht auf die neue Welt das Wort Anwendung finde, mit welchem Mommsen die Römer der Ciceronianischen Zeit charakterisirt: „Was Demosthenes von seinen Athenern sagte, galt von den Römern dieser Periode; die Leute waren sehr eifrig für Action, so lange sie um die Rednerbühne standen und den Reformvorschlägen lauschten; aber wenn sie nach Hause gingen, dachte keiner mehr an das, was er auf dem Marktplatze gehört hatte. Jene Reformer mochten das Feuer schüren so viel sie wollten, es half nichts, denn es fehlte der Brennstoff".

Daß es trotzdem am 7. November 1871 zum Sturze der alle Macht in der Stadt New-York in Händen habenden Herrscher kam, lieferte den Beweis, was sich selbst mit der unbehülflichen Waffe des allgemeinen Stimmrechts ausrichten läßt, wenn dieselbe durch die vereinte Kraft aller großen Zeitungen und der angesehensten Männer der beiden großen politischen Parteien gelenkt wird. Die Geschichte dieses Kampfes, dessen Epiloge sich noch jetzt vor den Gerichten, den durch ihn von corrupten Mitgliedern gereinigten Gerichten, abspielen, gehört zu den lehrreichsten Capiteln über die Wirkungen des modernen americanischen Parteilebens und des allgemeinen Stimmrechts in Großstädten. Ein kurzer Rückblick auf die Entstehung des Tammany-Ringes ist zum Verständniß des Kampfes gegen denselben nothwendig. Die Stadt New-York hat von jeher bei Stadt- und Staatswahlen demokratische Mehrheiten abgegeben. Als Candidat der demokratischen Partei aufgestellt zu werden, war mit Erwählung gleichbedeutend. Kein Wunder, daß die Aufstellung dieser Candidaten ein gesuchtes, weil ungemein werthvolles Geschäft wurde, und daß zuletzt ein demokratischer Club mit einer Art Logenorganisation, von seiner Halle Tammany-Hall-Club genannt, das Monopol dieser Candidaturen an sich riß, daß er zuletzt die Steuerzahler von New-York nur als ebenso viele möglichst oft und möglichst stark zu scheerende Schafe betrachtete. Allerdings mußte bei diesem Scheergeschäfte eine gewisse Vorsicht beobachtet werden; diese modernen Raubritter unterschieden sich dadurch von ihren mittelalterlichen Collegen, daß sie die Pistolen, welche sie den Steuerzahlern auf die Brust setzten, von der Staatsgesetzgebung selbst sich anfertigen ließen. Zur Beschaffung dieser gesetzlichen Waffen für Plünderungszwecke wurde die Maschinerie der sogenannten „Ringe" erfunden: eine Verbindung von einflußreichen Männern beider politischen Parteien, die, während sie sich vor dem Volke in scheinbar heftigster Weise bekämpfen, insgeheim ihre vereinte Macht dazu verwenden, auf Kosten desselben Volkes in einer die Mauern des Zuchthauses mehr als streifenden Weise sich die Taschen zu füllen. Die politischen Parteiführer erscheinen dabei in der Rolle jener römischen Auguren, die sich nicht ansehen konnten, ohne zu lachen. Man begreift eben deshalb, wie nothwendig es ist, daß Parteien, welche die Ziele, zu deren Erreichung sie gebildet sind, längst überlebt haben, von der Bühne entfernt werden, auf welcher sie nicht mehr als Reformer, sondern als Marodeure fungiren, und daß eben jetzt das große Hinderniß aller gründlichen Besserung in den Vereinigten Staaten die Anwesenheit der demokratischen Partei ist, weil dieselbe die Bildung einer wirklichen Reformpartei verhindert.

Die Entstehung des „Ringes" in der Stadt New-York datirt bis 1857 zurück. Damals wurde ein neuer Verwaltungskörper, die Commission der Superrevisoren, geschaffen, deren Wahlart so bestimmt war, daß jede Partei sechs Superrevisoren erwählen konnte, die republicanische Minderheit der Wähler ebensogut wie die demokratische Mehrheit. Die Schöpfung dieser eigenthümlichen, zu nichts Gutem ausgedachten Körperschaft war das Werk einer republicanischen Staatsgesetzgebung, es war das „Eine Hand wäscht die andere" in ein System gebracht, welches außerordentlicher Aus-



Digitized by Google

dehnung und Vervollkommnung fähig war. Diese Weiterbildung wurde denn auch bald genug mit merkwürdigem Talente betrieben. Während nach außen von Seiten des Tammany-Ringes die demokratische Firma natürlich beibehalten wurde — denn darin bestand ja sein politisches, in Dollars umzusetzendes Parteicapital — standen seine Führer mit der republicanischen Mehrheit oder den Führern derselben in der Staatsgesetzgebung in dem Verhältnisse des Auftraggebers zum Agenten, des Bestechers zum Bestochenen. Alle wichtigen, d. h. Geld in sich bergenden Maßregeln wurden zuletzt nicht mehr im Stadtrath von New-York, sondern in Albany in der Staatsgesetzgebung ausgebrütet und durchgesetzt; die Stadtwahlen wurden zur Farce, da weder Mayor noch Aldermen etwas zu sagen hatten, weil Alles via Albany im Interesse des „Ringes" gefixt wurde. Wie vollständig ausgehöhlt das alte Parteiwesen war, kann man aus der Thatsache ersehen, daß es für die Häupter des Ringes im Jahr 1870 geradezu unangenehm war, daß ihre Parteigenossen, die Demokraten, bei den Staatswahlen eine Mehrheit ihrer Candidaten für die Staatsgesetzgebung erwählt hatten, und zwar deshalb unangenehm, weil die Demokratie, um zu siegen, der Stadt New-York die Wiederherstellung ihrer Selbstregierung d. h. das Aufhören eben jenes Systems hatte versprechen müssen, durch welches der Ring mit Hülfe der republicanischen Staatsgesetzgeber die Steuerzahler der Stadt seit Jahren auszuplündern verstanden hatte. Dennoch gelang es dem Ring, der am 1. Januar 1869 sein Werkzeug, den früheren Republicaner und Advocaten Oakey Hall zum Mayor der Stadt hatte erwählen lassen, die Licht- und Ehrlichkeitsperiode, welche hereinzubrechen drohte, nicht allein abzuwenden, sondern sich durch neue Staatsgesetze fester als je auf den Nacken der unglücklichen Stadt zu setzen. Dies geschah durch den von Tweed, dem Chef des Ringes, in Albany mit großartigen Geldsummen und Aemterzusicherungen durchgesetzten neuen Charter oder Verfassung der Stadt New-York. Für Tweed war dieser Charter eine politische Macht- und Lebensfrage. Obgleich Tweed bei den untern Classen, namentlich den Irländern, populär und eben deshalb zu der heuchlerischen Politik des Tammany-Rings unentbehrlich, war doch sein Ruf zu bedenklich, um ihn direct durch den Stimmkasten zu den höchsten Stadtämtern erwählen zu können; man mußte eine indirecte Besetzung dieser Aemter decretiren lassen, um ihm auf weitere Jahre hin den Schlüssel zum Stadtschatz zu sichern. Das war um so mehr nöthig, als bereits Betrügereien zum Betrage von Millionen in den Jahren 1869 nnd 1870 durch Tweed und seine Verbündeten am Stadtschatz begangen waren, welche an den Tag gekommen wären, wenn den Einwohnern der Stadt ihre wichtigsten Beamten wieder selbst zu wählen verstattet worden wäre. Der neue Charter war ein wahres Räubermeisterstück. Durch denselben wurde William M. Tweed (wenn auch sein Name darin nicht vorkommt, so doch in Wirklichkeit) zum Commissar der öffentlichen Arbeiten auf 4 Jahre ernannt, ohne irgendwelche praktische Verantwortlichkeit gegen irgend Jemand, außer dem Mayor (Oakey Hall oder dessen Nachfolger) und selbst dann nur mittelst eines weitläufigen, vor dem vollen Gerichtshof der Common Plear einzuleitenden Anklageverfahrens. Oakey Hall stellte Tweed sofort als Commissär an, ferner ernannte er dessen und seine eigenen Verbündeten, Peter B. Sweeney, Thomas C. Fields und H. Hilton zu Commissären der öffentlichen Posten, ferner wurde die Leitung der Polizei auf 5—8 Jahre den Verschworenen — denn das ist der dem Ring just zukommende Name — gesichert und schließlich der bisherige Oberrechnungsbeamte oder Comptroller Connolly sowie der Stadtanwalt O'Gorman auf weitere 2 Jahre beibehalten, kurz alle Aemter von Wichtigkeit in der Stadt mit den Mitgliedern und Werkzeugen des Ringes besetzt. Der Sieg vom 5. April 1870 in Albany setzte die Verschworenen in den Stand, nicht allein die bereits begangenen Diebstähle zu verdecken, sondern noch weit kolossalere, im Ganzen von etwa 14 Millionen, zu begehen. Der Ring stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht. Die ganze Maschinerie der städtischen Verwaltung, die Disposition über ein jährliches Budget von 30 Millionen Dollar, über die Polizei, über 12000 im Dienste der Stadt stehende Arbeiter, über die Gerichte und über die Wahlrichter und Wahlinspectoren war in seinen Händen und damit die Erwählung von 5 (demokrat.) Senatoren und 21 Mitgliedern des Hauses der Staatsgesetzgebung, genug, um in Verbindung mit bestochenen republicanischen Senatoren die Aufhebung des schamlosen Charters zu verhindern, welcher New-York an Händen und Füßen gebunden an Tweed und Co. überliefert hatte. Die gefährliche Tragweite dieses neuen Charters wurde denn auch klar genug von der N.-Y.-Tribune, Evening Post und namentlich auch von der durch Herrn O. Ottendorffer (ein Mitglied der Wiener Studentenlegion von 1848) herausgegebenen N.-Y.-Staatszeitung (demokr.) erkannt, aber der von ihnen und hervorragenden ehrlichen Demokraten wie S. J. Tilden unternommene Widerstand konnte die Annahme des Charters durch die bestochenen Gesetzgeber nicht hindern und die republicanische N.-Y.-Times, auf deren Rolle im späteren Kampfe gegen Tweed und Co. wir nachher kommen werden, wagte es sogar, jenen Charter als eine Reform und als einen Fortschritt hinzustellen, für dessen Durchsetzung den Republicanern Anerkennung und Antheil an der Beute, d. h. an den durch Oakey Hall zu besetzenden Aemtern gebühre; ein Beutevertrag, der dann auch in der That ausgeführt wurde. Den Ring aus seiner fast uneinnehmbaren Position zu vertreiben, gab es nur ein Mittel: ihm die Erwählung der oben erwähnten Staatssenatoren und Abgeordneten zu entreißen und durch die am 7. November 1871 zu wählende neue Staatsgesetzgebung das Werk vom 5. April 1870 wieder aufheben zu lassen, die Stadt New-York wieder zur Herrin ihrer eigenen Geschicke und namentlich ihres Schatzes zu machen. Zu dem Ende war vor allem nöthig, den Tammany-Ring in der demokratischen Partei des Staates zu discreditiren, seinem bisher ausgeübten Monopol, sich als Vertreter der N.-Y. Demokratie auf den Parteitagen der Demokratie des ganzen Staats zu geriren, ein Ende zu machen. Dazu bedurfte es außerordentlicher Mittel. Der bloße schlechte Ruf genügte dazu keineswegs. Die Landesdemokratie betrachtete den zwischen den ehrlichen Demokraten wie Tilden, und den Tweed-Demokraten in der Stadt New-York bestehenden Zwiespalt als eine locale Erscheinung, in welche sie um so weniger Lust hatte sich zu mischen, als Tweed und Co. bisher die Geldmittel zur Führung der Wahlkämpfe der Partei im ganzen Staate stets sehr liberal (man brauchte ja nur zu stehlen) geliefert und dadurch den Demokraten auf dem Lande erspart hatten. Da erschienen im Juli 1871 in der N.-Y.-Times die berühmten Enthüllungen über die Diebstähle, welche in Form von zur Zahlung durch Hall, Tweed und Connolly angewiesenen Rechnungen von Garvey, Keysa, Ingerroll und Miller am Stadtschatz begangen waren. In der einzigen Sitzung jener als Rechnungsrevisionscommission auf ihre eigene Veranlassung via Albany bestellten Triumvirn wurden nicht weniger als 6,312,500 Dollar für Arbeiten zur Auszahlung verordnet, welche höchstens 63,000 Dollar werth gewesen waren. S. J. Tilden gelang es, in den Büchern der Broadway-Bank den Beweis zu finden, daß nur $\frac{1}{3}$ jener Gelder in die Hände der Garvey, Ingerroll ꝛc. ihren Weg gefunden, und daß die andern $\frac{2}{3}$ unter hohe Beamte und ihre Verbündeten vertheilt waren. Mit solchen Beweisstücken ausgerüstet vermochte man die an Erfolg gegen das bis dahin siegreiche Laster nur zu wenig glaubende öffentliche Meinung zu einer letzten Anstrengung möglicherweise aufzustacheln, die demokratische Partei des Staats von der Unwürdigkeit Tweeds, in ihrem hohen Rathe weiter zu sitzen, möglicherweise zu überzeugen. Das letztere gelang wenigstens so weit, daß Tilden im Stande war, einen großen Theil der Demokratie der Stadt New-York mit den Republicanern der Stadt zu verbinden, und dadurch eine aus den ehrlichen Elementen beider Parteien be-

Digitized by Google

stehende Union-Reformbewegung zu Stande zu bringen, welche am 7. November 1871 der Tweeddictatur ein Ende machte, unter Anderen den General Sigel zum Registrator mit 82,565 Stimmen erwählte und die Aufhebung des Tweed-Charters vom 5. April 1870 durch die neu erwählte Staatsgesetzgebung sicherte, obgleich sie die Wiedererwählung Tweeds selbst in den Staatssenat nicht zu hindern vermochte. Eine solche Verschmelzung der Mitglieder der beiden großen politischen Parteien war nur durch außerordentliche Anstrengungen in's Werk zu setzen gewesen. Die angesehensten Bürger, seit Jahren in einer ähnlichen Lage wie die reichen Athener gegenüber der Ochlokratie zur Verfallzeit Athens, hatten sich aufraffen und permanent auf Schildwache stellen müssen.

In einer im September 1871 in Coopers Institut abgehaltenen Versammlung der Notabeln aller Parteien war jenes Siebzigercomité gebildet, dessen Namen den Bürgern die sehr nöthige Bürgschaft dafür gaben, daß es sich nicht um ein Verdrängen des alten Wespenschwarms durch einen neuen, sondern um wirkliche Reform handele. Dennoch glaubte noch spät am Abend des 7. November niemand an den Sieg, geschweige denn an die Größe desselben. Obgleich nicht alle damaligen Hoffnungen erfüllt sind, so wurde doch außerordentlich viel erreicht. Zunächst ging es an die Reinigung der Gerichtsbank von den Werkzeugen des mit Tweed eng verbrüderten Fisk von der Eriebahn; Anklageartikel wurden gegen die Richter Cardozo und Mc Cunn aufgesetzt, Barnard kam seiner Absetzung durch Abdankung zuvor. Tweed selbst, der Millionär, trotzte noch eine Zeit lang dem Arme der Gerechtigkeit. Aber auch ihn ereilte am 22. November 1873 die Strafe. Nach einem von beiden Seiten mit allem Aufwande von Scharfsinn und Mühe geführten Processe verurtheilte Richter Dawis den ehemaligen Dictator der Stadt und des Staates New-York zu zwölfjähriger Zuchthausarbeit und 12,750 Dollars Geldbuße. Das Urtheil wurde, was gleichfalls ein Zeichen der neuen Zeit war, sofort vollstreckt und Tweed wird in der Jacke des Sträflings sterben; seine Verbündeten haben sich entweder vor der ihnen gleichfalls drohenden Verhaftung durch die Flucht gerettet, oder sehen ihrer Verurtheilung noch entgegen. Fisk ist bekanntlich von Stokes erschossen worden.

Die Lehre des gewaltigen Sturzes des allmächtigen Ringes ergibt sich von selbst. Nur dies Eine sei noch bemerkt, daß auf der einen Seite aus der in den letzten Jahren in New-York sich eine Zeit lang breit machenden Corruption nicht auf ähnliche Zustände in der ganzen Union zu schließen ist, und daß ferner die Ueberwindung jener Corruption selbst in New-York den Beweis geliefert hat, daß die Demokratie (das Wort im allgemeinen, nicht im Parteisinn genommen) mit Schwierigkeiten wenn auch langsam, so doch sicher fertig wird, und zwar ohne alle außerordentlichen Maßnahmen, nur mit Anwendung der gewöhnlichen, wenn auch mitunter sehr weitläufigen gesetzlichen Mittel und Maschinerien. Und am Ende ist die Arbeit, welche zu dem Zwecke von den Massen selbst aufgewendet werden mußte, von einem so hohen sittlich kräftigenden und erneuernden Werthe, daß dadurch der durch die Corruption selbst angerichtete Schaden mehr als getilgt erscheint. Der Werth des politischen Lebens beruht schließlich nicht sowohl in irgendwelchen zu erreichenden Zielen, als eben in der unausgesetzt sich erneuernden Arbeit zur Beseitigung neuer Hindernisse und Verdunkelungen der politischen Entwicklung. Die Grundbedingung der Republik gleicht der des Meeres: es ist ewig rein, weil ewig in Bewegung.

**E. Schlaeger.**

## Ueber den Geldverkehr und das Bankwesen in England.*)

Von **H. Barkling.**

Bei der Wichtigkeit, welche die Frage der Bankgesetzgebung augenblicklich für Deutschland hat, dürfte es nicht ohne Interesse sein, die öffentliche Aufmerksamkeit auf ein, vor etwa einem Jahre von Walter Bagehot unter dem Titel: „Lombard Street" veröffentlichtes Werk zu lenken, das einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der Theorie und Praxis des Weltgeldverkehrs liefert. Gedachte Abhandlung ist, wie alle Schriften des bekannten Autors, klar und faßlich geschrieben, trägt jedoch andererseits auch den allen gemeinschaftlichen Fehler an sich, alte bekannte Wahrheiten in langen Auseinandersetzungen dem Leser vorzuführen. Uns liegt es an diesem Platze durchaus nicht an einer Kritik des vorliegenden Buchs, die übrigens auch schwer werden dürfte, da es sich, wie Bagehot selbst sagt, nur mit concreten Thatsachen beschäftigt, und gegen Thatsachen läßt sich nicht ankämpfen. Unsere Absicht vielmehr ist es, eine kurze Analyse des Buchs zu geben und uns daneben bei einigen wichtigen theoretischen Fragen aufzuhalten, welche der Autor nur kurz berührt.

Bagehot sagt in der Einleitung: „Ich erlaube mir diesen Essai „Lombard Street" und nicht „Geldmarkt" zu nennen, da ich mich mit concreten Wirklichkeiten zu befassen wünsche und zeigen will, daß ich es in der That beabsichtige. Es herrscht die Meinung vor, daß der „Geldmarkt" etwas so unfaßbares sei, daß man von ihm nur in sehr abstracten Ausdrücken sprechen kann, und daß deshalb Bücher über denselben zu schreiben außerordentlich schwierig sein müsse. Doch ich behaupte, daß der Geldmarkt ein ebenso reales und concretes Ding ist, wie irgend ein anderes; daß er mit einfachen Worten beschrieben werden kann und daß am Schriftsteller liegt, wenn das was er sagt nicht klar ist." Dies liest sich recht fließend und ist sehr verständlich, aber was man in London und anderen großen Börsenplätzen unter Geldmarkt versteht, oder was der Leser darunter zu verstehen hat und woraus sich eigentlich der Geldmarkt zusammensetzt, das erfahren wir nicht. Von Geschäftsleuten wird der Ausdruck „Geldmarkt" meistens in sehr loser Weise angewandt und selten begriffen, was er besagt. Was ist also Geldmarkt? Zu sagen, was er nicht ist, hält durchaus nicht schwer. Es ist kein Markt für Geld — ein Platz wo Geld (gemünzte Gold- und Silberstücke, Papiergeld, Banknoten) ganz besonders feilgeboten werden. Auf allen Bankplätzen, und namentlich auf dem größten, London, findet man nur sehr wenig von dem in den resp. Ländern umlaufenden Gelde. Nur einen einzigen Platz gibt es, wo es in ungeheuren Mengen existirt und das ist, ganz abgesehen von dem Baarvorrath in anderen großen Banken, die Bank von England; und doch wird der dort aufgespeicherte Vorrath nicht auf den Markt gebracht. Die Haufen von Goldbarren, welche dort nach dem Gesetze von 1844 (Peels Bank Act) gegen die Ausgabe von Banknoten gelagert werden müssen, sind nicht zum Verkauf da; sie können nicht wie irgend eine andere Waare gehandhabt und dem ersten besten Käufer über den Ladentisch hin verkauft werden. Größtentheils sind sie dazu verurtheilt niemals das Tageslicht zu sehen; ihre Bestimmung, welche immer sie auch sein mag, ist — nicht auf den Markt gebracht zu werden. Die anderen Theile des Geldvorraths, die Banknoten und Sovereigns, welche sonst noch in der großen Handelsmetropole vorkommen, können sich keiner außerordentlich großen Zahl gegenüber den im Lande umlaufenden rühmen. Es gibt in London mehr als in Manchester, in Paris mehr als in Lyon, in Berlin mehr als in Hamburg Noten und Goldmünzen, einfach weil dort größere Umsätze stattfinden. Was ist nun, so wiederholen wir, eigentlich der Geldmarkt? Was versteht die Handelswelt im großen Ganzen darunter? Diese Fragen mit einem einzigen Satze zu beantworten ist unmöglich. Das Wort

*) Lombard Street: a Description of the Money Market. By Walter Bagehot. London, H. S. King & Co.

Digitized by Google

Geldmarkt ist ein Substantiv der Menge: es umfaßt unter einem Titel manche verschiedene und selbst heterogene Dinge: es ist eine Etiquette, welche man auf eine Schublade geklebt hat, in der sich eine Menge verschiedener Papiere befinden. Unzweifelhaft wird man das Geschäft an der Börse einen Theil des Geldmarkts nennen; doch aus welch verschiedenen Elementen ist dies zusammengesetzt! Man nehme nur einmal den täglichen Courszettel zur Hand. Worauf fällt unser Auge zuerst? Auf die Preisnotirungen verschiedener Eisenbahnactien. Eine Eisenbahngesellschaft jedoch steht in keiner besonderen Verbindung mit Geld. Und hier bei dem Worte „Geld" müssen wir wiederum einmal anhalten, um fest zu stellen, was „Geld" ist. Professor Adolph Wagner sagt in seinem verdienstvollen Buche „Beiträge zur Lehre von den Banken": „Man kann zwei Functionen unterscheiden, in welchen die Sache, welcher der Name Geld am allgemeinsten beigelegt wird, dient, als Preismaß und als Umlaufs- oder Tauschmittel. Nun nennt man entweder die Dinge Geld, welche in dieser doppelten Weise fungiren, oder auch alle die, welche ein Umlaufsmittel, mit Rückbeziehung auf das Preismaß sind. Offenbar ist die erstere Beschränkung consequenter". Diese Erläuterung scheint uns nicht ganz erschöpfend zu sein. Nehmen wir einmal die Digesten zur Hand und lesen wir was im Liber XIII, Tit. 50, 1. gesagt ist: „Der Verkauf begann durch Tausch; ehemals gab es kein Geld und nichts unterschied die „Waare" vom „Preise". Ein jeder, gemäß der Nothwendigkeit der Zeit und der Sachen, vertauschte das, was ihm unnütz war, gegen das, was ihm Nutzen darzubieten schien; denn man nimmt sehr häufig wahr, daß das, was der eine zu viel hat, dem andern fehlt; da es nicht immer und nicht leicht vorkam, daß der eine das besaß, was der andere wünschte, und so umgekehrt, so suchte man nach einer Materie, deren öffentliche und dauernde Feststellung erlaubte, den dem Tausche gewöhnlichen Schwierigkeiten abzuhelfen, durch die Identität der Werthschätzung: diese mit einer officiellen Prägung bekleidete Materie, trägt nicht mehr den Namen „Waare", sondern den von „Preis". Hier haben wir eine präcise, genaue und vollständige Erklärung. Das Geld ist der „Preis" der Sachen: es ist also die Seele aller Verträge. Hieran wollen wir noch Wolososkys Ausspruch über „Geld" fügen, er sagt: „Das Geld, und alles was das Geld repräsentirt, ist gleichsam ein Wagen, der die Waaren fortschafft, aber es ist nicht die Waare selbst. Das Gold und die Noten sind nichts anderes als Fuhrwerke, dazu bestimmt die Waare aus einer Hand in die andere gelangen zu lassen. Alle Dinge der Welt ändern ihre Form durch die Industrie, ihren Platz durch den Transport, und die Hände, in denen sie sich befinden, durch Kauf und Verkauf".

Doch zurück zu unserem Gegenstande. Wir sagten, eine Eisenbahngesellschaft habe keine besondere Verbindung mit Geld. Eisenbahnen sind einfache Fuhrleute und kein wissenschaftlicher, sondern nur ein sachlicher Unterschied kann zwischen ihnen und einem einfachen Kärrner gemacht werden. Doch die Eisenbahnen sind öffentliche Gesellschaften, und was im Courszettel aufgeführt wird, ist die Summe Geldes, für welche ein Antheil an diesem Eigenthum gekauft werden kann. Oeffentliche Gesellschaften aber bilden nicht nothwendiger Weise einen Theil des Geldmarkts: es gibt sicherlich in einem jeden Lande eine Menge öffentlicher Gesellschaften, d. h. Handelsassociationen, bei denen sich niemand einfallen lassen würde, sie in den Geldmarkt einzuschließen. So ist es auch mit den Bergwerken und andern im Courszettel aufgeführten Arten des Besitzes und Vermögens: sie sind Handelscorporationen und weiter nichts. Was soll man weiter von Regierungsfonds sagen, von der Rente, von in- und ausländischen Staats- und Communalpapieren? Sind diese kein Geld, und sind Umsätze darin keine Umsätze in Geld? Wenn man diese Fragen bejahend beantworten will, muß man dann nicht eine jede Annuität, welche irgend eine Versicherungsanstalt garantirte, als dem Geldmarkte angehörend ansehen? Oeffentliche Fonds sind nichts anderes als Annuitäten, nur daß bei ihnen die stipulirte Annuität von der Regierung garantirt worden ist. Der für consolidirte Rente notirte Preis ist einfach die Summe, welche der Käufer willens ist für ein jährliches Einkommen von sage 5 Thlr. zu zahlen. All' das bisher Gesagte hilft uns aber sehr wenig zum Verständniß des Ausdrucks „Geldmarkt". Wir gewinnen viel mehr Licht durch eine Erklärung, welche man diesem Begriffe zuweilen gibt, indem man ihn „Anleihe- und Ausleihemarkt" nennt. Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß Anleihen den wichtigsten und charakteristischsten Zug des Geldmarkts bilden; doch wir bedürfen mehr, um der Sache auf den Grund zu gelangen. Täglich werden Anleihen und Anlagen gemacht, welche weit außerhalb der Grenzen des Geldmarkts liegen: Anlagen in Land und Häusern, Anlagen in Hypotheken, Ankäufe von Antheilen jeder Art von Handelsgeschäften, welche zusammengenommen höchst wahrscheinlich die Umsätze, welche der Geldmarkt als ihm angehörend reclamiren kann, weit übersteigen. Der wahre Kern ist vielmehr in jenen nicht verwendeten Fonds zu suchen, deren hauptsächliche Depositäre Bankiers und Finanzinstitutionen sind. Das Wort Geldmarkt hat seine directeste Beziehung zu den von Bankiers gewährten Anleihen und dem Zinsfuße, den sie für diese Vorschüsse berechnen. Und da Handel, vor allem auswärtiger Handel, meistens mit Hülfe dieser Fonds ausgeführt wird, ausgeliehen für die Discontirung von Wechseln, so erringt die Lieferung dieses „Geldes", wie es genannt wird, dieser Mittel zum Kaufen, dieses kaufenden Instruments, wie man sagen könnte, eine hohe Bedeutung. Dies ist der wahre Geldmarkt, dessen Lage zu verstehen höchst wichtig für so viele Handelstreibende ist, um mit einem solchen Verständniß ausgerüstet beurtheilen zu können, ob die Möglichkeit zu borgen leichter oder schwerer, billiger oder theurer wird. Nur Kaufleute lassen sich zu der Annahme verleiten, daß diese Mittel zum Ausleihen in der Form von Geld bestehen, in tangiblen Goldmünzen und Noten, und scheinen nicht gewahr zu werden, daß sie aus Schulden zusammengesetzt sind, aus Eintragungen in Hauptbüchern, aus der durch den Verkauf von Waaren erlangten Kraft, aus Schulden, zahlbar und fällig für den Waarenvorrath im Lande und übertragen von den Bankiers auf Händler, welche Waaren durch ihre Vermittlung zu kaufen wünschen. Geld, wirkliches, wahres Geld spielt eine sehr untergeordnete Rolle in diesen Operationen.

Von dieser Abschweifung wenden wir uns wieder dem Buche Bagehots zu.

Sein Inhalt beschäftigt sich im Wesentlichen mit dem Beweise dreier Hauptpunkte, nämlich 1) daß der, Lombard Street genannte, finanzielle Mittelpunkt das gesunde Resultat einer Reihe historischer und industrieller Kräfte ist, welche sich selbst überlassen, einen Mechanismus von wunderbarer Kraft und Zartheit geschaffen haben; 2) daß die Ur- und controllirende Achse der ganzen Maschine in dem Besitz und der Verwaltung einer einzigen Centralbaarreserve durch die Bank von England besteht, einer Reserve, von deren Hinlänglichkeit das Bank- und Handelssystem des Landes abhängt, und 3) daß die drohende Gefahr und der sichtbare Fehler von Lombard Street, wie sie jetzt existirt, in dem Mangel irgend eines anerkannten Princips mit Rücksicht auf die Unterhaltung und Verwaltung dieser Hauptfunction der Baarreserve liegt.

(Schluß folgt.)

## Literatur und Kunst.

### Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Eduard Devrient.

V. Band.

**Ueber Theateragenturen.**

Mit dem soeben erschienenen fünften Bande hat die gehaltvolle und interessante „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" von Eduard Devrient*) ihren Abschluß gefunden.

*) Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1874.

Digitized by Google

Das Material, welches der Verfasser in diesem letzten Bande zu bewältigen versucht, ist überreich. Auf den 350 kleinen Seiten behandelt er die Bühnengeschichte der letzten vierzig Jahre. Dabei läßt er kein einigermaßen erhebliches Datum unerwähnt; er beschränkt sich nicht nur auf die Schilderung der bedeutsamen Directionsepochen der wichtigsten Hofbühnen; auch die Theater in den kleinen Residenzen und bedeutenden Provinzialstädten werden einer Beschreibung gewürdigt, und die artistischen Leiter wie die hervorragendsten darstellenden Künstler (also Raupach, Küstner, Holbein, Laube, Marr, Gutzkow, Redern ꝛc., Seydelmann, Ludwig und Emil Devrient, Dawison ꝛc.) werden sogar durch ein abschließendes Urtheil charakterisirt.

Bei dieser Ueberfülle des Stoffes, bei dem sichtlichen Bestreben des Verfassers, in der Registrirung der Thatsachen vollständig zu sein und bei der Knappheit der Darstellung, die er sich auferlegte, waren gewisse Uebelstände unvermeidlich: der Autor, der durchaus multa geben wollte, mußte auf das multum verzichten; er war oft in die leidige Nothwendigkeit versetzt, es bei der bloßen Erwähnung bewenden zu lassen auch da, wo ein liebevolles Eingehen willkommen gewesen wäre, sowie diese oder jene Einzelheit, die wir gern ergründet gesehen hätten, nur obenhin und flüchtig zu berühren; und endlich, da er die platzraubende Motivirung seiner Urtheile auf das bescheidenste Maß zu beschränken hatte, seinen ästhetischen Ansichten und Ueberzeugungen, seiner Kritik bisweilen einen zu wenig vermittelten und daher schroff erscheinenden Ausdruck zu geben.

Diese Eigenthümlichkeiten der Eduard Devrient'schen Schauspielgeschichte, die wir uns durch das zwischen der Breite des Stoffes und der Knappheit in der Behandlung desselben bestehende Mißverhältniß genügend erklären können, würden sich von einer wenig wohlwollenden Kritik recht ergiebig ausbeuten lassen. Und auch der freundlich gesinnte Leser, der nach der vielversprechenden Inhaltsangabe irgend ein Detail, das für ihn besonderes Interesse hat, im Buche nachliest, mag nicht immer ganz befriedigt werden, da er in dieser Schauspielgeschichte doch eben nur in einer möglichst objectiven und freundlichen Schilderung findet, was er, wenn er sich für die Sache interessirt, selbst schon weiß. Aber vergessen wir nicht, daß diese Geschichte die erste in ihrer Art ist, daß der Verfasser, wenn er sich irgend welchen praktischen Nutzen von seiner mühevollen und trefflichen Arbeit versprechen wollte, sich diese räumliche Beschränkung auferlegen mußte, und daß er daher wohl daran gethan hat, uns zunächst einen Leitfaden an die Hand zu geben, der das vorhandene Material mit Einsicht, Geschmack und Klarheit gruppirt, ein bequemes Buch, das für die Bibliothek eines jeden Theaterfreundes bestimmt ist, anstatt für die gelehrten Bibliotheken zu spärlichster Benutzung einige Folianten wissenschaftlich gründlicher Schauspielgeschichte zu schreiben.

Man würde, glauben wir, die Absicht Eduard Devrients und die Tendenz seiner Schrift gänzlich verkennen, wollte man als Kritiker seine, des Kritikers Ansichten, wenn sie von den individuellen Auffassungen des Verfassers abweichen, geltend machen. Das wäre zum mindesten höchst überflüssig. Denn Eduard Devrient hat gewiß nicht daran gedacht, seine Auffassungen, die er mit rühmlicher Offenheit und Bestimmtheit unverhohlen ausspricht, als dogmatische Grundsätze aufzustellen; dieselben bleiben füglich der Controverse unterworfen; und er wird es nicht übel nehmen, wenn man über diese oder jene Persönlichkeit ganz anders denkt als er, wenn man seinen Auslassungen über Kritik, Reformpläne u. dergl. nur bedingungsweise oder gar nicht zustimmt. Darüber mag immerhin jeder Einzelne seine eigenen Ansichten haben; Devrient läßt es sich genügen, die seinigen klar und deutlich auszusprechen, und es verlohnt gewiß der Mühe, das Urtheil eines so erfahrenen und tüchtigen Bühnenmannes über hervorragende Männer der Bühne und über die wichtigen Theaterfragen, die noch immer der Lösung harren, zu vernehmen.

Eine ernsthafte, eingehende Discussion aller der Fragen, zu deren Debatte die Devrient'sche Schrift anregt, wäre endlos. Wir wollen daher für heute nur eine Einzelheit herausgreifen, welche bis jetzt auffallend wenig öffentlich besprochen worden ist: wir meinen die sogenannten „Theateragenturen".

Ich habe über dieses Geschäft früher einmal in Julius Rodenbergs „Salon" einen satirischen Artikel geschrieben und später in „Maria und Magdalena" einen solchen Geschäftsmann — mit denjenigen Verstärkungen, welche die Bühne mir zu erfordern schien — auf die Bretter gebracht. Beide Male machte ich die Wahrnehmung, daß das Publicum nicht genügend vorbereitet war und den Dingen, die ich ihm da erzählte, wie einer unglaublichen Uebertreibung ziemlich befremdet gegenüberstand.

Ich wunderte mich nicht darüber; denn diese „Agenten", die nur mit den Bühnenangehörigen zu verkehren hatten, kamen mit dem großen Publicum fast gar nicht in Berührung; sie hatten bei der Eigenartigkeit ihres Geschäfts auch gar kein Interesse daran, dasselbe der allgemeinen Controle zu unterwerfen, und bei dem notorischen Abhängigkeitsverhältniß, in welchem die Schauspieler zu ihnen standen, war auch von dieser Seite eine unliebsame Publicität nicht zu befürchten. So war es ihnen gegönnt, ihre Thätigkeit in dem abgeschlossenen Kreise der Bühnenwelt ungestört und unbehelligt entfalten zu können, ohne daß ein indiscreter Späherblick der unbetheiligten Außenwelt auf sie gefallen, ohne daß ihre Geschäftspraxis, welcher Art sie auch immer sein mochte, an die große Glocke geschlagen wäre. Bei dem völligen Mangel an einer ernsthaften Controle auf der einen Seite, andrerseits bei dem unleugbaren Einfluß, den sie sich theils durch reelle Dienste, die sie den Directoren und Mitgliedern der Bühnen zu leisten vermochten, theils durch Einschüchterungen und Pressionen erworben hatten, hätten diese Agenten ideale und engelhafte Naturen besitzen müssen, wenn sie auf eine Ausbeutung dieser Privilegien verzichtet hätten. Sie waren aber nur in den allerseltensten Fällen Ideale und Engel. Bei einigen — und zwar den bedeutungsvollsten unter ihnen — gestaltete sich die „Agentur" sogar zu einem Handwerk der schlimmsten Sorte, das mit den verwerflichsten Mitteln und in der willkürlichsten Weise ohne Reu und Scheu betrieben wurde. Eine wahrheitsgetreue Charakteristik dieses Treibens konnte daher dem unbefangenen Laien, der sich um diese Dinge nicht bekümmert hatte, unglaublich und zum mindesten übertrieben erscheinen; und daß dies geschehen ist, habe ich durch achtbare und wohlwollende Kritiken an mir selbst erfahren.

Es ist mir daher besonders werthvoll, in Eduard Devrient einen rüstigen Kampf- und Bundesgenossen gefunden zu haben. Diesem wird man wohl schwerlich die Sachkenntniß und Competenz absprechen können. Er, ein Glied der berühmtesten Schauspielerfamilie Deutschlands, in früheren Jahren selbst ausübender Künstler und später Leiter einer angesehenen Hofbühne, hat in seinem langen und reichen Bühnenleben mehr als irgend einer die Gelegenheit gehabt, das Treiben der Herren Theateragenten gründlich kennen zu lernen und ihnen auf die Finger zu sehen. Wir dürfen daher seiner Schilderung dieser modernen Bühnenspecialität das volle Vertrauen schenken.

Wie vieles Gute, so ist auch die „Theateragentur" von Frankreich zu uns herübergekommen. Im Jahre 1832, so berichtet Devrient*), erbot sich die Redaction der in Leipzig erscheinenden „Allgemeinen Theaterchronik", ähnlich wie die in Frankreich schon bestehenden agences théatrales, den Vertrieb

*) S. 291 u. ff.

Digitized by Google

von dramatischen Arbeiten, Engagements und dergl. zu vermitteln. Zwei Jahre darauf eröffnete in Berlin ein früherer Souffleur, Namens Wolff, die erste selbstständige Theateragentur. Schon im Jahre 1847 konnte der Mann von seinen Lorbeeren ausruhen und mit einem namhaften Vermögen sich vom Geschäft zurückziehen. Die Einträglichkeit der Agentur reizte natürlich viele andre unternehmende Köpfe und in kurzer Zeit entstanden derartige Vermittlungsbüreaus in großer Zahl. Ein Umstand förderte den Aufschwung dieser Büreaus in hohem Grade: die Errichtung der Sommertheater. Bekanntlich besitzt nur ein außerordentlich geringer Procentsatz der deutschen Bühnen ein stabiles Personal. Weitaus die meisten sind sogenannte „Saisontheater", welche im Herbst eröffnet und um Ostern geschlossen werden. Die Directionen dieser letzteren können daher mit ihren Mitgliedern nur Engagements auf die Dauer der Saison abschließen, und vom Frühling bis zum Herbst würde die große Mehrheit der deutschen Schauspieler aller Existenzmittel beraubt sein, wenn nicht in der Errichtung der Sommerbühnen ein allerdings recht zweifelhaftes Mittel gefunden wäre, ein starkes Contingent der engagementslos gewordenen Schauspieler ungefähr zu versorgen. Sommer- und Winterbühnen stehen nur in Ausnahmefällen unter derselben Verwaltung. Und so kommt es, daß Tausende und aber Tausende von Schauspielern unstät mit jedem Frühling und jedem Herbst von dannen ziehen uud sich eine neue provisorische Heimath auf ein halbes Jahr suchen müssen. Ein Institut, welches diese artistische Völkerwanderung organisirte, die Massenengagements, welche in den meisten Fällen unmöglich direct zwischen den Schauspielern und den Directoren hergestellt werden konnten, vermittelte, konnte nur willkommen sein; es kam einem wirklichen Bedürfniß entgegen. Die Büreaus der Theateragenten wurden, wie Devrient sich ausdrückt, „zu den eigentlichen Werkstätten, in denen Directoren wie Theatermitglieder suchten, was ihnen noththat".

Hätten sich die Agenten auf dieses einfache Vermittlungsgeschäft beschränkt und den ehrlichen Gewinn daraus gesucht — wie dies ja glücklicherweise bei einigen freilich wenigen rühmenswerthen Ausnahmen noch der Fall sein soll — so ließe sich nur Gutes darüber sagen. Aber, wie schon früher bemerkt, artete das Commissionsgeschäft, wie es von vielen gehandhabt wurde, mit der Zeit in wahrhaft schreckenerregender Weise zu einem höchst unsauberen Handwerk aus.

Durch den im Jahre zweimal erfolgenden Wechsel des Bühnenpersonals gewannen die unvermeidlich gewordenen Vermittler einen unglaublichen Einfluß. Directoren wie Schauspieler waren gleichermaßen auf sie angewiesen und hatten um ihre Gunst zu buhlen, ihre Ungunst zu scheuen. Denn die Gunst des Agenten konnte dem Director ein brauchbares Personal zuführen, dem Schauspieler ein gutes Engagement verschaffen, seine Ungunst aber den Director ruiniren und den Schauspieler brodlos machen.

Die darstellenden Künstler spürten sehr bald an ihrem Leibe die Nothwendigkeit, sich mit dem Agenten, der über ihr Wohl und Wehe zu entscheiden hatte, „gut zu stellen". Sie merkten, daß mit der einfachen Erfüllung ihrer geschäftlichen Verpflichtungen, mit der Zahlung des für das vermittelte Engagement stipulirten Procentsatzes von der Gage noch nicht viel erreicht sei, daß ihnen aus dieser einfachen Erfüllung einer vertragsmäßig festgestellten Verbindlichkeit jedenfalls kein Anspruch auf eine besondere Berücksichtigung erwachsen konnte. Jeder Schauspieler mußte aber das Verlangen hegen, von den Agenten besonders begünstigt, bevorzugt, bei vortheilhaften Engagements in erster Reihe empfohlen zu werden. Und so bildete sich neben dem ehrlichen, offenen geschäftlichen Verkehr zwischen dem Agenten und den Schauspielern häufig noch ein clandestiner, geheimer, privater, den wir, um die Sache mit einem Worte auszusprechen als fortgesetzte und systematische Corruption bezeichnen dürfen. Diese Corruption wurde in mannichfacher Weise betrieben: sei es, daß sich die Schauspieler durch Unterschreibung eines Reverses außer den üblichen geschäftlichen Provisionen noch zu einem besondern Gagenabzuge verpflichten, oder eine sogenannte „Prämie" bei wichtigen Engagements zahlen mußten, sei es, daß sie sich einen Anspruch auf das Wohlwollen des Agenten durch ein sinniges Geschenk in ehrlichem Courant oder von leicht zu realisirendem Werthe zu verschaffen suchten. Hübsche junge Schauspielerinnen, die wie Mutter Angot „gar nicht spröde und nicht blöde" waren, kamen bisweilen wohlfeilern Kaufs davon, da sich, wie die Fama erzählt, auch unter den Theateragenten für weibliche Reize nicht unempfängliche Biedermänner befinden sollen. Kurz, es bewährte sich auch diesen Agenten gegenüber die alte Wahrheit, daß, wer am besten schmiert, am besten mit ihnen fährt.

Zur Förderung ihrer Günstlinge und zur Vernichtung derer, die ihrer Gewalt trotzten, ersannen die Agenten ein einfaches, aber praktisches Mittel. Sie begründeten die sogenannten, „Theaterzeitungen", welche unter dem harmlosen Programm „die Geschäftsinteressen des Büreaus publicistisch zu vertreten" die Unehrenhaftigkeit und Bestechlichkeit zum Princip erhoben.

Daß diese Revolverpresse, über deren Charakter kein Mensch im Unklaren ist, jemals — wenn auch nur in den Kreisen der Bühnenangehörigen — zu irgend welcher Bedeutung hat gelangen können, bleibt eine Schmach für die deutschen Schauspieler und Directoren. Dem Fernstehenden erscheint dies völlig unbegreiflich.

Diese Theaterzeitungen sind leicht charakterisirt. Sie machen für diejenigen Künstler, welche mit dem Büreau in „naher" Verbindung stehen, schamlos Reclame und reißen die anderen ebenso schamlos herunter. Um die Wahrheit bekümmern sie sich natürlich nicht; ein vollständiger Abfall wird, wenn der vom Publicum abgewiesene Künstler keine Kosten scheut, zu einem „epochemachenden" Erfolge aufgeblüht, ein wirklicher Erfolg unter Umständen zum Fiasco degradirt — darüber hat allein „das Geschäft" zu entscheiden. Das ist der eine Theil des Blattes. Ein zweiter besteht aus wohlriechendem Selbstlob, das sich die Schauspieler fabriciren, und das sie, wenn es ihnen gelungen ist, sich mit dem Agenten auf die oben bezeichnete Weise „gut zu stellen", durch das Sudelblatt weiteren Kreisen zugänglich machen dürfen. Der dritte Theil besteht aus Ausschnitten aus anderen Zeitungen, welche ebenfalls von den Schauspielern eingesandt werden, jedoch meist mit einigen „redactionellen Abänderungen", sodaß jedes tadelnde Wort des Kritikers gestrichen und nur das, was er Gutes sagen durfte, stehen geblieben ist. Kleine Notizen berichten über die unglaublichen Erfolge der durch das Büreau Engagirten und über den Kunstsinn der Directoren, welche ihre Mitglieder von dem Büreau „beziehen". Endlich bringt das Blatt noch Inserate, Engagements-Gesuche und -Anerbietungen, öffentliche Wohnungen u. dergl.

Für diese Blätter, die das miserable Papier, auf dem sie gedruckt werden, nicht werth sind, müssen die Schauspieler einen horrenden Preis bezahlen! Abonniren sie nicht, so werden sie herunter gerissen, und immer wieder und immer wieder, bis sie sich eines Bessern besinnen und das Sündengeld zahlen.

Alle Schauspieler und Directoren verachten die Theaterblätter, alle wissen, aus welchem Mehl sie gebacken werden, — und dennoch abonniren sie, lesen sie und, so unglaublich es klingen mag, legen Werth darauf. So stark, so mächtig ist die Gewalt des gedruckten Wortes, daß selbst die allgemein erkannte Lüge, wenn sie nur regelmäßig wiederkehrt und da sie im Druck nicht schamroth werden kann schwarz auf weiß dem Leser entgegengrinst, dem Einzelnen schaden oder nützen kann! Alle kennen

Digitized by Google

die Schurkerei, und Niemand ist im Stande, sich ihrer Wirkung vollständig zu entziehen.

Devrient, der die Entwicklung und Entartung der Agenturen eingehend und trefflich schildert, bestätigt dies mit den Worten, welche dies leidige Capitel schließen: „Da die Agenten die Hände in allen Theatergeschäften hatten, ein abergläubischer Machtschimmer ihre Zeitungen, ihre Büreaus umgab, Alles ihrer unentrinnbarer Gewalt sich tributär, ja leibeigen ergab, der Einzelne schwach, leichtsinnig, mittellos sich aus dem Zauberbann nicht befreien konnte, gemeinsame Willenskraft dagegen nicht zusammenzubringen war, weil die Unnatur der Saisontheater immerhin die Agenturen nothwendig erhielt — so konnten diese inmitten unsrer geordneten Rechtszustände ein System der Erpressung und Despotie erbauen, das in unsern Staatszuständen kaum in der Organisation klericaler Gesellschaften eine Vergleichung findet. Diese Vampyre des Theaterlebens unschädlich zu machen, sollte selbst ein energischer Anlauf der verbundenen Hoftheater im Bühnenverein nicht stark genug sein".

Und, fügen wir hinzu, auch die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", jener jugendkräftige Verein, der schon tausende von Mitglieder zählt, hat sich bis jetzt zu schwach dazu erwiesen. In der letzten Generalversammlung der Genossenschaftsmitglieder zu Dresden erlangte der Antrag auf Begründung einer Genossenschafts-Agentur mit obligatorischer Benutzung für die Mitglieder nicht die erforderliche Stimmenzahl, um zum Beschluß erhoben zu werden. Es wird also einstweilen Alles beim Alten bleiben.

Damit wollen wir für heute des grausamen Spiels genug sein lassen. — Hoffentlich werden wir nicht in die Lage kommen, dasselbe Thema noch einmal zu erörtern; wir würden dann an der Hand uns bekannter Thatsachen den Beweis führen müssen, daß unsere herben Anklagen begründet sind, und, so erwünscht es uns wäre, bei diesem Anlaß die ehrenhaften Ausnahmen namhaft machen zu können, so peinlich würde es uns sein die odiosen Namen zu nennen und die saubern Geschichtchen dieser Herren nachzuerzählen.

Paul Lindau.

---

## Goethes Faust in England.*)

Von Hermann Kindt.

Man darf wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß von keinem Werke irgend einer Literatur so viele englische Uebersetzungen erschienen sind, als von dem ersten Theil des Goethe'schen „Faust". Er scheint der Prüfstein zu sein, an dem begabte Männer und hervorragende Gelehrte und Dichter Englands ihre Kenntniß der deutschen Sprache versuchen, oft mit Erfolg, oft vielleicht nur mit einer freudig-anregenden Wirkung auf den Zirkel oder die Clique, der sie angehören. Vier der größten englischen Dichter dieses Jahrhunderts, vielleicht angeregt durch die eigenthümliche Richtung oder Stimmung, welche sie je individuell in ihren Werken vertreten und welche ihnen in der herrlichen Conception Goethes besonders zum Herzen spricht, geben direct oder indirect den Anlaß, der eigenen Muttersprache das große Gedicht anzueignen. Sie ziehen durch den großen Einfluß, den sie ausüben, die allgemeine und große Aufmerksamkeit darauf hin, begeistern den engern Kreis der Freunde, und, wenn auch nicht selbst ausführend, regen zur Ausführung von Uebertragungen an. Ich meine Sir Walter Scott, den Romantiker, Samuel Taylor Coleridge, den Metaphysiker, Lord Byron, den Sensualisten, und Percy Bysshe Shelley, den Idealisten. Scott gab die größte Anregung in weithinwirkenden Kreisen, Coleridge beabsichtigte eine Uebertragung oder gar Uebersetzung, Byron ahmte, direct oder indirect, nach (in „Manfred"), und Shelley machte sich an einige Scenen des Gedichts („Scenes from the Faust of Goethe." Posthumous Poems, London 1824), die in dieser Uebersetzung viel von der bis zur höchsten Kunst gesteigerten anscheinenden Kunstlosigkeit („artlessness which is an art") der Sprache des Dichters an sich tragen, welche mitunter eine Vergleichung mit Goethe selbst zuläßt. Byron ließ sich den Faust viva voce vorübersetzen, dachte bei seiner Unkenntniß der deutschen Sprache natürlich nicht an eine Uebersetzung, konnte jedoch dem Einfluß des Gedichtes nicht widerstehen und erschuf „Manfred". Der Impuls war gegeben worden, ein Widerstand bei einer gleich hochbegabten Dichterseele bei dieser „Fülle der Gesichte" nicht möglich, und „die seinen Zwecken zusagenden Motive waren auf eigne Weise benutzt worden, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern". (Goethe über „Manfred".) Lord Byron schreibt darüber selbst an seinen Verleger Murray von Venedig aus unterm 15. Februar 1817: „Ich vergaß zu erwähnen, daß eine Art Gedicht in Dialogform oder eine Art Drama, von dem „die Beschwörung" ein Auszug ist und welches ich im vorigen Sommer in der Schweiz begonnen habe, nun vollendet ist. Es ist in drei Acten, jedoch von einer sehr wilden, metaphysischen und unerklärbaren Art. Beinahe alle Personen — mit Ausnahme von zwei oder drei — sind Geister der Luft, der Erde oder des Wassers; die Scene ist in den Alpen; der Held eine Art Zauberer, welcher von einer Art Gewissensangst gequält wird, deren Ursache jedoch halb unerklärt bleibt. Er wandert rastlos umher und ruft jene Geister an, welche ihm zwar erscheinen, jedoch von keinem Nutzen sind; er sucht endlich den Sitz des bösen Princips in propria persona auf, um einen Geist zu beschwören, der ihm erscheint, ihm jedoch eine sehr doppelsinnige und unangenehme Antwort gibt; und im dritten Act finden ihn seine Begleiter sterbend in einem alten Thurme, in welchem er seine Kunst studirt und ausgeübt hat. Sie können sich nach diesem Umriß denken, daß ich selbst keine große Meinung von diesem Phantasiestück habe; aber ich habe es wenigstens ganz unmöglich für die Bühne gemacht, für welche mein Verkehr mit Drury Lane mir die größte Verachtung eingeflößt hat. Ich habe es selbst noch nicht einmal ausgeschrieben, und bin auch augenblicklich zu faul, mich an das Ganze zu wagen; aber wenn ich es gethan habe, will ich es Ihnen schicken, und Sie mögen es dann in's Feuer werfen oder nicht."

Im März und April desselben Jahres schickt er jedoch die folgenden Scenen und Acte, schätzt den Verlagspreis auf dreihundert Guineen (2100 Thaler), schreibt den dritten Act vor der Veröffentlichung (1817) nochmals um, und das Ganze erscheint unter dem Titel: „Manfred. A Dramatic Poem." („The Poetical Works of Lord Byron." London 1866, Murray, pp. 175. 176). Einige Jahre darauf, im Juni 1820, schreibt er wieder an Mr. Murray:

„Eingeschlossen ist etwas, das Sie interessiren wird, nämlich die Meinung des größten Mannes in Deutschland, ja vielleicht in Europa, über einen der großen Männer Ihrer Anzeigebogen — kurz gesagt, eine Kritik Goethes über „Manfred". Hier ist das Original, eine englische und eine italienische Uebersetzung: bewahren Sie alles in Ihrem Archiv, denn die Meinung eines Mannes wie Goethe, ob günstig oder nicht, ist immer interessant, und diese hier ausgesprochene ist es um so mehr so, da eine günstige. Seinen „Faust" habe ich nie gelesen, denn ich verstehe kein Deutsch; doch übersetzte Matthew Monk Lewis, im Jahre 1816, in Coligny, mir das Meiste davon viva voce, und ich wurde selbstverständlich tief ergriffen davon. Aber es waren der Steinbach und die Jungfrau und noch etwas anderes, mehr als der Faust, die mich den Manfred schreiben hießen. Die erste Scene indessen und die von „Faust" sind sehr ähnlich." (Siehe oben, ebd. S. 191).

Die erwähnte Kritik Goethes war in „Kunst und Alterthum" erschienen, und beginnt:

„Eine wunderbare mich nahberührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred, von Byron. Dieser seltsame geistreiche

*) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf ein vor kurzem erschienenes Werk, in welchem so ziemlich alles Wissenswerthe aus der Faustliteratur zusammengetragen ist. Es führt den Titel: Das Volksschauspiel Doctor Johann Faust. Mit geschichtlicher Einleitung und einem Verzeichniß der Literatur der Faustsage von 1510 bis Mitte 1873. Herausgegeben von Karl Engel. Oldenburg 1874, Schulze'sche Buchhandlung. Die Red.

Digitized by Google

Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen." (Werke in 40 Bdn., XXXIII. S. 153—156.)

Interessant bleibt noch zu bemerken, daß die Bühne, ohngeachtet des quite impossible des Dichters, und merkwürdigerweise grade das von ihm verachtete Drury-Lane-Theater in London sich des Stückes bemächtigt hat: Mr. Phelps, der durch sein vor längeren Jahren in Berlin gegebenes Gastspiel auch in Deutschland ein gutes Andenken genießen mag, hat „Manfred" bühnenrecht gemacht, wie er ebenfalls den Goethe'schen „Faust", nach der später erwähnten und am meisten von allen Uebersetzungen aufgelegten Hayward'schen Uebersetzung, auf die Bühne gebracht hat.

Coleridge (1772—1834), wie schon erwähnt, beabsichtigte eine Uebersetzung, hauptsächlich, so scheint es, durch Scott dazu angeregt, früher indessen wohl schon durch seine eigenen metaphysischen Speculationen, seine Vorliebe für die deutsche Literatur und vielleicht durch den Umgang mit Tieck und dem bedeutenden Maler Gottlieb Schick während seines römischen Aufenthaltes in den Jahren 1806 und 1807. Denn in den letzteren Jahren war „Faust, eine Tragödie", in Tübingen erschienen, nachdem zuerst ein Fragment des Gedichtes in dem siebenten Bande seiner „Gesammelten Schriften" (8 Bde. Leipzig 1787—1790) von Goethe veröffentlicht worden war. Lockhart, der geistvolle Schwiegersohn Scotts, schreibt unterm October 1818 in dessen Biographie:

„Scott sagte mir, er habe einen Band der neuen Ausgabe von Goethes Werken auf meinem Tische bemerkt — wollte ich ihm denselben eine kurze Zeit leihen? Er nahm den Band also gleich in Empfang und zog sich damit in seine „Höhle" zurück. Er enthielt den „Faust" und ich glaube in einer vollständigeren Gestalt als er dieses Meisterstück seines alten Lieblings (eine der ersten Arbeiten Sir Walter Scotts war bekanntlich eine Uebersetzung des „Götz von Berlichingen") bis dahin gesehen hatte. Als wir einige Stunden später uns am Frühstückstisch trafen, war er ganz voll von dem Gedicht — blieb mit wahrer Begeisterung bei der erhabenen Schönheit der lyrischen Stellen stehen, wie auch bei der schrecklichen Scene vor der Mater Dolorosa, und der so überaus großen Geschicklichkeit, welche sich in der verschiedenen, zart abschattirten Charakteristik zwischen Mepistopheles und dem armen Gretchen zeigt. Er bemerkte indessen, bei der einleitenden Scene, daß „Blut sich zeigen wölle" („blood will out", wie das gewöhnlichere „murder will out") — daß, wie ein hochvollendeter Künstler Goethe auch sei, er dennoch durchaus deutsch bleibe, da niemand als eben ein Deutscher jemals eine Vergleichung mit dem Buch Hiob, dem größten Gedichte, welches jemals geschrieben worden sei, hervorgerufen haben würde. Er fügte noch hinzu, daß er den Verdacht hege, das Ende der Geschichte sei etwas im Dunkeln gelassen, aus wahrer Verzweiflung, der Schlußscene in unserm eigenen Marlowe'schen Doctor Faustus nicht gleichkommen zu können. Mr. Wilson (der unter seinem Pseudonym Christopher North rühmlichst bekannte schottische Dichter und Essayist) erwähnte darauf das Gerücht, daß Coleridge an einer Uebersetzung des „Faust" arbeiten solle. Ich hoffe, es ist wahr, sagte Scott; Coleridge hat Schillers „Wallenstein" noch schöner gemacht, als er ihn vorfand*), und so wird er es hiermit auch machen. Kein Mensch besitzt alle Hülfsquellen der Dichtkunst in solcher Fülle wie er, aber er hat nicht die Gewalt über sie, um etwas Eigenes und seinem Genie Würdiges in einem großen Maßstab hervorzubringen. * * * Ich erwarte kein großes eigenes Gedicht von Coleridge, aber er könnte sich leicht einen großen Ruf als poetischer Uebersetzer schaffen — das würde etwas vollkommen Einziges und sui generis sein". („Life of Scott", ed. 1842, p. 380.)

Als die Umrisse zu Goethes Faust in Stuttgart 1820 erschienen waren (eine englische Ausgabe unter dem Titel: Retsch's Outlines to Goethe's Faust, engraved by J. Kennerly, containing twenty-six plates, with a portrait of the author" wurde 1827**) in London publicirt), sandte Goethe dem großen Romantiker Schottlands ein Exemplar, und einem vor mir liegenden Briefe des tüchtigen englischen Malers William Bewick*) (1795 bis 1866) entnehme ich hierüber Folgendes:

„Ich erinnere mich eines außerordentlich interessanten Abends bei Sir Walter Scott in Abbotsford, als er so freundlich war, mir und der um ihn versammelten Gesellschaft ein Exemplar der Original-Illustrationen zu „Faust" zu zeigen, welche ihm von dem großen Dichter selbst übersandt worden und grade angekommen waren. Und ich erinnere mich noch, mit welchem Entzücken, als Künstler, ich zum ersten Male jene schönen Arbeiten betrachtete, noch dazu im Hause eines gegenseitigen Freundes sowohl als auch Correspondenten Goethes, denn Sie wissen wohl, Sir Walter war ein ausgezeichneter Kenner des Deutschen". — Nach der Begeisterung des englischen Künstlers zu schließen, scheinen es indessen die ungleich erhabeneren Illustrationen von Cornelius gewesen zu sein. Auch „der verdienstvolle Nauwerk"**) („Annalen", 1811) schickte Goethe Zeichnungen zu „Faust", die später lithographirt wurden, und von denen der Dichter einige Exemplare nach England sandte.

Ob Goethe um diese Bestrebungen, das Gedicht der englischen Sprache anzueignen, wußte, kann ich nicht sagen. Ich weiß auch nicht, ob die schon oben erwähnten Fragmente, welche Shelley übersetzte, ihm bekannt geworden sind. Spurlos sind sie in der englischen Literaturgeschichte nicht verschwunden, bilden auch noch, zusammen mit der weiter unten erwähnten Uebersetzung von Lord Francis Leveson Gower, den Gegenstand eines Artikels in der Quarterly Review, XXXIV. Vol. Von dieser Lord Gowerschen Uebersetzung, die unter dem Titel: „Faust: a Drama by Goethe, with Translations from the German" erschien, gibt es zwei Auflagen, 1823 und 1825, in zwei Bänden. Dieselbe wurde in den „Blättern für literarische Unterhaltung", Juli 1827, besprochen. Vor Lord Gower soll übrigens Mr. Taylor von Norwich schon Fragmente des „Faust" übersetzt haben, auch von ihm die hübsche treue Wiedergabe des bekannten „Nachbarin, Euer Fläschchen!" durch „Neighbour, your brandy-bottle!" herrühren. Ist ja doch auch leider die brandy-bottle die treue Trösterin manches gefallenen Gretchens in good old England.

Erst nach dem Tode des großen Dichters treten die Uebersetzungen in Masse auf. Die bedeutendste der ersten Jahre ist die schon oben erwähnte von A. Hayward, deren erste Auflage unter dem Titel: „Faust: a Dramatic poem by Goethe. Translated into English Prose, with remarks on former Translations and Notes", im Jahre 1833 erschien. Sie wurde lobend in der Aprilnummer desselben Jahres der Quarterly Review besprochen, und im nächsten Jahre folgte eine zweite Auflage. Die achte Auflage mit vielen Verbesserungen und Zusätzen, ist aus dem Jahre 1864, und ist jedenfalls eine große Hülfe für diejenigen Engländer, die sich mit der fast wörtlichen Uebersetzung des Originals bekannt machen wollen. Ein Herr Boileau veröffentlichte ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage „A Few Remarks on Mr. Hayward's English Prose Translation of Goethe's „Faust", etc." Dasselbe Jahr (1834) bringt auch die folgenden Uebersetzungen:

(Anonymus) „Faustus: A Tragedy". London.

David Syme, „Faust: A Tragedy". Edinburgh.

John Anster, „Faust: A Dramatic Mystery". London. Eine zweite Auflage dieser Wiedergabe des bekannten Dubliner Professors erschien 1868, und Tauchnitz hat dieselbe in seiner neuen „Collection of German Authors" ebenfalls nachgedruckt. Sie wird immer als mustergültig in Styl und feinem Verständniß der Sprache gelobt.

John Stuart Blackie, „Faust: a Tragedy by J. W. Goethe.

*) Man sehe die beiden höchst interessanten Briefe Ferdinand Freiligraths über „Coleridge's Manuscript of Schiller's Wallenstein", im Athenaeum, Juni und August 1861. —

**) Eine frühere Ausgabe auch schon 1820, siehe Goethes „Annalen", 1820. „Werke", XXVII. p. 366.

*) Es ist derselbe, der einst als junger Mensch unter den Auspicien des berühmten Malers Haydon große schöne Zeichnungen nach den bekannten Elgin Marbles für Goethe anfertigte („Memoirs of B. R. Haydon, ed. by Tom Taylor", London 1853, Vol. III. p. 138.), deren Goethe auch in seinen Briefen an Zelter und den Großherzog Karl August erwähnt und die sich in dem Kunstcabinet in Weimar befinden.

**) Der intime Freund Fernows starb vor mehreren Jahren als Geheimer Hofrath in Neustrelitz. Goethe erwähnt seiner öfter, auch im Zelter'schen Briefwechsel. N. beschickte auch die Weimar'sche Kunstausstellung

Digitized by Google

Translated from the German." Edinburgh. Eine schöne Arbeit eines geistvollen Mannes, des durch vortreffliche ästhetische und kritische Werke („On beauty") berühmten Edinburgher Professors, dem die deutsche Literatur eine große Menge vortrefflicher Kritiken über ihre hervorragendsten Leistungen in den besten englischen periodischen Journalen verdankt. Diese Uebersetzung hat sowohl eine Vorrede, als auch eine höchst beredte und charakteristische Einleitung. Mich selbst hat die Widmung „An Goethe", in deutscher Sprache, am meisten berührt und ich kann nicht umhin, die schönen Zeilen hier vollständig wiederzugeben: —

„An Goethe.

Versuch' ich's, mich so kühnlich hoch zu heben,
Zu den Gefilden reiner Lebensstrahlen?
Und wag' ich's frech, mit schwacher Hand zu malen,
Was dir nur ziemt, das buntbewegte Leben?
Wie soll der Kinderzunge lallend Streben
Aussprechen, was des Mannes Kraft gesungen?
Wie soll des Menschen Stimme wiedergeben,
Was aus der tiefen Götterbrust entsprungen?
O! wenn der Liebe ungestümer Drang
Mich trieb, daß ich das Heiligste entweihe,
Und zu berauschter frecher Sünde zwang;
So schaue Du, aus der Verklärten Reihe,
Aus Himmelsharfen liebevollem Klang,
Und wenn Du mich nicht loben kannst, verzeihe!"

Die „Einleitung" beschäftigt sich viel mit der „Moral" des Gedichtes; unter anderem heißt es darin: — „Die höchste Vernunft, in einem Anfall verzweifelten Wahnsinns, steht nicht an, in eine Verbindung mit der niedrigsten Brutalität zu treten. In dieser Ansicht der menschlichen Natur haben wir sogleich den Plan und die Moral von „Faust". Wie eine zu weit getriebene Anstrengung des Geistes, welche sich bestrebt, über seine von der Natur gesteckten Grenzen hinwegzugehen, einerseits ein Uebel ist, so ist der Versuch, in einer zügellosen Genugthuung von Leidenschaften Befriedigung zu finden, nichts weniger ein Uebel andererseits. Der Mensch ist ebenso wenig fähig, der absoluten Sklaverei der Sinne sich zu unterwerfen, als er im Stande ist, bis zu der durch nichts getrübten reinen Thätigkeit eines ungefesselten Geistes sich zu erheben. In Uebereinstimmung hiermit ist Faust, als vergeblich nach einem glücklichen Zustand suchend, dargestellt, selbst inmitten des ungestörten Genusses der Liebe. Obwohl nicht mit einer genügenden Festigkeit moralischen Charakters begabt, um das Verhältniß (company) mit dem bösen Geiste abzuschütteln, trägt er dennoch eine genügende Wahrnehmung des Unterschiedes zwischen Recht und Unrecht in sich, um ihn zu verhindern, jene Freuden, welche für ihn mit einer schuldigen Hand gehascht sind, ohne Beigeschmack zu genießen. Er besitzt nicht Tugend genug, um den Eingebungen seines guten Geistes zu folgen, aber dennoch genügend, um die Freuden des Lasters stets mit Gift gepaart zu genießen: und so wird er zur Zerstörung geschleift, halb willig und halb unwillig — bald ein frommer Mystiker, bald ein sinnlicher Lüstling — und läßt immerfort die Wälder und Höhlen mit seiner unnützen Klage widertönen.

'So reel I from desire on to enjoyment
And in enjoyment languish for desire!'"

Als gediegene und zart nachempfundene Uebersetzungen dieses geistvollen Platonikers mögen hier noch die von Schillers „Kampf mit dem Drachen" und von Rückerts „Sterbende Blume" erwähnt sein. Sehr schön wiedergegeben ist die „Widmung" zu „Faust", die überhaupt mit zarter Nachempfindung von Theodor Martin, Bayard Taylor, Charles T. Brooks (Americaner) und Miß Swanwick behandelt worden ist.

Die dreißiger Jahre brachten auch noch die folgenden Uebersetzungen:

The Hon. Robert Talbot, „The Faust of Goethe attempted in English Rhyme", London 1835.

Eine zweite durchgearbeitete Auflage erschien 1839. Sie bildet mit der in 1839 ebenfalls erschienenen von

J. Birch, „Faust: a Tragedy by J. Wolfgang von Goethe. Tanslated into English Verse" (Leipzig), den Gegenstand eines kritischen Aufsatzes in dem bekannten Blackwood's Magazine für Februar 1840, wo auch die Uebersetzungen von Professor Blackie (1834), Mr. Syme (1834), Professor Anster (I. Ausg. 1834) und andern besprochen werden. Im Jahre 1835 erschien ebenfalls eine kleine kritische Schrift über Faustübersetzungen von einem Buchhändler, die nicht nur Speculation ist, sondern viel interessante anekdotische und philologische Einzelheiten bespricht, die einzelnen Ungenauigkeiten der Hayward'schen Uebertragung in Prosa erklärt, und außerdem die Uebersetzungen von Professor Blackie und Mr. Syme kritisirt. In einer Sammlung von Essays, die der geistvolle Schriftsteller John Galt unter dem phantastischen Titel „die Frau des Junggesellen" („The Bachelor's Wife») auch in den dreißiger Jahren veröffentlicht hat, werden ebenfalls einzelne englische Uebersetzungen des Gedichtes erwähnt. Die buchhändlerische Schrift heißt mit vollem Titel: — „Faust Papers, containing Critical and Historical Remarks on Faust and its (English) Translations, with some Observations upon Goethe. By Dr. W. H. Koller." Das Jahr 1839 brachte noch S. Taylors „Passages from Faust", und, wenn ich nicht sehr irre, eine zweite Auflage des 1834 erschienenen travestirten Goethe'schen „Faust" von Alfred Crowquill, einem höchst geistreichen Dessinateur und Caricaturisten, unter dem Titel: „Faust: A Seric-Comic Poem", mit zwölf Umrißillustrationen. Die vierziger Jahre bringen gleich zu Anfang des Jahres 1840 eine rhythmische Uebersetzung von John Hills, einem intimen Freunde des Ritter Bunsen. In der schönen deutschen Uebersetzung von Bunsens Biographie von Professor Nippold in Heidelberg (Leipzig 1864) finden sich im zweiten Bande mehrere Briefe von Bunsen über diese von Mr. Hill unternommene Uebersetzung, namentlich ein interessanter über „Faust" selbst, datirt von Hanover (Wales) April 9, 1839. In einem andern Briefe vom März desselben Jahres, den Frau von Bunsen, die Verfasserin jener Biographie, erwähnt, aber nicht abgedruckt hat, hatte Bunsen dem Freunde gerathen, seine Uebersetzung mit einem Essay über die Tragödie zu begleiten, da das Publicum — Bunsen spricht hier wohl von dem englischen Publicum besonders — im Großen und Ganzen damit bekannt gemacht werden müsse, was eine Tragödie denn wirklich sei, und warum Goethes „Faust" als die Tragödie aller Tragödien zu betrachten wäre, oder, wie eine englische Dame zu Frau von Bunsen erwähnte, die Tragödie der Seele im neunzehnten Jahrhundert. („Josias von Bunsen", Leipzig 1869, Bd. II. S. 76). Mr. Hill, den Frau von Bunsen den „edlen Hill" nennt, war ein vortrefflicher Kenner der deutschen Sprache und Literatur. Seine Uebersetzung erschien in London und Berlin (Asher) und er ist wohl einer der ersten, der es sich angelegen sein ließ, den rhythmischen Charakter des Originals beizubehalten, welches sich seitdem fast alle Uebersetzer angelegen sein ließen, vorzüglich Miß Swanwick, Theodore Martin, Charles T. Brooks, Bayard Taylor (beide Americaner) und andere.

(Schluß folgt.)

---

## Rom im Frühjahr 1874.

Von **Alfred Meißner.**

Verwundern mußte sich der Fremde, der in der Osterwoche dieses Jahres in Rom verweilte, die Stadt so still, weit stiller zu finden, als jede andere größere katholische Stadt um diese Zeit zu sein pflegt. Die Anwesenheit einiger hundert Fremden mehr konnte die Physiognomie der „ewigen Roma" nicht verändern; im Uebrigen fehlte jede der gewohnten öffentlichen Kundgebungen in der Metropole der katholischen Welt.

Am meisten fühlte derjenige den Contrast, der Rom zuletzt in der Osterwoche des Concilsjahrs 1870 gesehn. Damals wogte es in allen Straßen von Menschen, Tag für Tag gab's eine feierliche Auffahrt zum Vatican. In ganzen Zügen fuhren die Galacarossen der Cardinäle heran — drei Bediente hinten, ein vierter auf dem Bocke neben dem Kutscher, ein wunderlicher Anblick! Wie zufrieden blickten aus den Wagenfenstern die Gestalten in purpurfarbener Seide, den rothen Hut auf dem Kopfe! Am

Digitized by Google

Ostersonntag Missa papalis, Segen vom Balcon des Vaticans, Kuppelbeleuchtung, am Montag Girandola — der Fremde sollte, um alles zu sehen, von früh bis Mitternacht auf den Füßen sein. In den Straßen wimmelte es von zwei Menschengattungen: von Soldaten und Geistlichen. Die Soldaten theilten sich in Franzosen, Legionäre von Antibes, Schlüsselsoldaten, päpstliche Zuaven, römische Bürgerwehr, die Mönche aber waren zahllos wie der Sand am Meere und ihre Varietäten unaufzählbar. Das Ganze hatte einen aggressiven, militärisch-klericalen Charakter. Die Kirche stand stolz aufgerichtet da im Schutze ihrer krapproth behosten Söldner; Processionsfahnen und Bayonette schienen eine Allianz geschlossen zu haben. Es war, als solle „zur Anbetung" commandirt, und an jenen, welche sich nicht zur Kniebeugung bequemen würden, die Wirkung der neuerfundenen Chassepots erprobt werden.

Ich gestehe, daß Rom damals einen halb grotesken, halb grauenhaften Eindruck auf mich gemacht hat.

Wie schnell sollte dieser Spuk, diese Widererweckung alter Gespenster ein Ende finden! Fünf Monate später wurde die Besetzung Roms und des Kirchenstaats durch italienische Truppen vollzogen. An der Porta Pia entbrannte ein heftiger Kampf, der von Seite der Päpstlichen doch nur ein Scheinkampf war, den Gewaltact der Confiscation zu constatiren, und nachdem etwa hundert Mann auf beiden Seiten gefallen, gelangte der päpstliche Befehl an die Truppen, das Feuer einzustellen. Da vollzog sich der Wechsel der Dinge. Der Papst, der mit der Abreise nach Malta gedroht, entschied sich für's Bleiben, jedoch für ein Verbleiben in selbstgewählter Clausur. Das Concil wurde vertagt — (ad Graecas calendas).

Wer jetzt in der Osterwoche den Vatican besucht, findet ihn entsetzlich verwaist. Am Eingang rechts durch den Säulengang am Petersplatz halten noch die Schweizer Wache. Es sind dieselben hochgewachsenen Gesellen im grauen Colett mit den Pumphosen von dreierlei Bandstreifen, schwarz, roth und gelb, sie schultern noch ihre Gewehre, der Fremde vernimmt ihr Schweizerdeutsch mit einer wunderlichen Empfindung. Doch ob ihrer noch wie vordem volle hundert sind? Das Ganze macht den Eindruck eines reducirten Haushalts.

Es war Gründonnerstag, die Messe, die in einer Seitencapelle gehalten worden, war, als wir eintraten, gerade zu Ende, die Geistlichen ordneten sich zu einer Procession, um das Allerheiligste von dieser Capelle in eine andre zu übertragen. An einer Wand lehnten einige hundert Wachskerzen, je zu vieren in ein Bündel zusammengelegt, sie wurden angezündet, was einen argen Qualm verbreitete, und nun durch Kirchendiener an die verschiedenen Domherren, Prälaten, Abbés, Chorknaben, welche bei der Procession mitwirkten, vertheilt. Die meisten trugen runde Pelerinen von grauem Pelz sibirischer Eichhörnchen, ein Kleidungsstück, das zur Wintertoilette jeder Dame hätte benutzt werden können; das in die Höhe gerafft Ende desselben ließ ein Futter von violetter Seide sehn. Andere noch höher Gestellte hatten dieselben Mäntelchen von weißem Hermelin, doch ohne die dazu gehörigen schwarzen Schwänzchen, welche, wie es scheint, nur den Cardinälen gebühren. Als der Pontificirende — man bezeichnete mir ihn als Monsignor Howard — das „Allerheiligste" aus dem Tabernakel nahm, wurde ein großer Sonnenschirm von weißem Atlas aufgespannt und über den Cardinal gehalten, bis er unter den bereit gehaltenen Baldachin trat. Die Sänger der päpstlichen Capelle stimmten einen Gesang an. So schritt der Zug durch die Kirche, wir folgten. In der Seitencapelle, in der wir Halt machten, stand der schöne weiße Sonnenschirm wieder bereit. Er wurde in gleicher Weise benutzt, bis das Allerheiligste wieder im Tabernakel verwahrt war. Dann wurden die Lichter ausgelöscht, die Sache war zu Ende.

Von irgendwelcher Andacht war bei den Anwesenden natürlich nicht die Rede, die Neugier ergötzte sich an einem sonderbaren Schauspiel; das war alles.

Mich hatten hauptsächlich die Sänger interessirt, ich hatte mich ganz nahe an sie gedrängt. Begreiflicherweise fixirte ich besonders die Sopranisten. Der eine derselben, der gerade vor mir stand, war ein Mann von etwa dreißig Jahren. Er sang in den höchsten Noten, ein zweiter ältlicher Sopran secundirte ihm. Seitwärts von ihnen standen die zwei Mezzosoprane, weiter zurück die übrigen Sänger. Der, allerdings nur schwache Schnurrbart auf der Oberlippe des mir zunächststehenden Soprano machte mich irre. Sollte ich mich nicht vielleicht doch täuschen? War, was ich hörte, nicht etwa Falsett? Sollten noch im Rom von heutzutage die Sopranisten sich erhalten haben? Doch wohl; die Töne kamen so hell und klar aus der Brust hervor, daß man über deren Natur gar nicht in Zweifel sein konnte. Ich hatte trotz seines Schnurrbarts einen echten Nachfolger der Farinelli und Caristini vor mir. Ebensowenig war der zweite Sopran, ebensowenig die beiden Mezzosopranisten zweifelhaft. Es waren alle vier ausgezeichnete Künstler. Sie hatten aber auch das Hauptgedicht der Cantate zu tragen, die übrigen Stimmen bildeten nur sozusagen das Gerüste, an welchem die Melodien der Discantisten rankten.

Sind Sie nicht auch entzückt? rief mich in diesem Augenblicke jemand auf deutsch an. „Sie sehn mich hingerissen — außer mir — als hätte ich den Gesang der Engel gehört."

Ich kehrte mich um und sah zu meinem größten Mißbehagen eine Persönlichkeit vor mir, die hier in Rom immer wieder vor mir auftauchte. Ich hatte den Mann bereits an zehn Orten getroffen und mich jedesmal kaum von ihm losmachen können. Seinen Namen, seine Heimath und Lebensstellung hatte ich nicht erforschen wollen, doch ein Preuße war er und der unzweifelhafteste Itzig Veitel, wie er nur aus einer Breslauer oder Posener Judengasse hervorgehen kann. Seine landsmannschaftliche Zuneigung war durch keine Unhöflichkeit abzuwehren und seine Suada durch keinen Lakonismus zu brechen. Ein merkwürdiger Mensch! Noch in Erscheinung, Neigungen und Dialekt mit allen Kennzeichen seiner Herkunft behaftet, glühte er — vermuthlich ein Convertit von wenig Monaten — von echtkatholischem Geiste und trug eine Kenntniß klericaler Dinge zur Schau, die einem alten Doctor der Theologie Ehre gemacht hätte. Er konnte kaum einen Satz sprechen, in welchen sich nicht etwas von Mission, Exercitien, Homilie, Allocutio u. s. w. mischte.

„O dieser Palestrina," hob er mit schwärmerischen, emporgerichteten Augen an, indem er sich die Schweißperlen von der krausumlockten Stirn wischte, „dieser Palestrina ist doch göttlich! Nur Pergolese erreicht ihn zuweilen. Wahrlich, ein Liebling der heiligen Cäcilie." —

„Können Sie mir vielleicht," fiel ich ihm trocken in die Rede, „diese Sänger anbelangend —"

Er hörte mich nicht.

„Sie sehen mich schweißbedeckt," fiel er wieder ein. „Ich renne mich halb zu Tode. Uebermorgen ist Audienz beim heiligen Vater. Es sind an vierhundert Personen vorgemerkt. Die Damen haben zu erscheinen ohne Hut — einen schwarzen Schleier auf dem Kopfe — in schwarzem Kleide — ohne Schmuck, ohne Bracelet, ja ohne Handschuhe, die Herren im schwarzen Leibrock, weißer Cravatte, weißer Weste, weißen Handschuhen — doch den Handschuh nur an der linken Hand. Ich habe die ganze Toilette beisammen — aber meine Vormerkung schwebt noch — ich eile eben zum Monsignor Camerlingo —"

Der merkwürdige Mann eilte vorwärts, ohne daß ich meine Frage bei ihm, dem Wohlunterrichteten, hatte anbringen können.

Am folgenden Tage wohnte ich den „Lamentationen" in der Laterankirche bei. Es war in den Nachmittagsstunden, gegen fünf. Von einem Zudrang war abermals keine Rede, die Kirche hätte eine zwanzig- bis dreißigmal größere Menge mit Leichtigkeit gefaßt. Viele Damen der römischen Aristokratie, sämmtlich schwarz gekleidet, waren in ihren Equipagen herbeigekommen, die Fremden stachen durch ihre bunten Kleider ab. Ein Crucifix, von Lichtern umgeben, lag in der Mitte der Kirche auf der Erde, reiche und arme Frauen rutschten auf den Knien herbei und küßten die Stellen der Wundmale, nicht ohne sie zuvor mit ihren Taschentüchern abgewischt zu haben.

Wieder erklangen von der Höhe des Chors die Discantstimmen der päpstlichen Capelle,

Digitized by Google

Der unabweisbare Landsmann war wieder da und trat an mich heran.

„Nicht wahr, eine herrliche Basilika!“ rief er. „Und von höchster Pracht, ihrem Range gemäß als bischöfliche Kirche Roms. Sehen Sie diesen Altar, freistehend in der Mitte der Kirche, wo die Kreuzschiffe auslaufen, das ist der päpstliche Altar! Dort sehen Sie die Scala sancta, die altberühmte Treppe, welche ehedem in dem Palaste des Pilatus gestanden und welche der Heiland hinanstieg, um vor seinen römischen Richter geführt zu werden .....“

„Gut, gut,“ unterbrach ich ihn. „Scheint Ihnen aber der Gesang dem Charfreitag angemessen? Mir scheint er eher Freudigkeit als Trauer auszudrücken.“

„So ist es allerdings,“ war die Antwort. „Gestern hieß es noch: Tenebrae factae sunt in universam terram. Heute aber schon: Quid quaeritis viventem cum mortuis? Es spricht sich bereits in den Tönen die Ahnung aus: er ist ein Gott! das Grab vermag ihn nicht zu halten .....“

In diesem Augenblicke traten andere Bekannte heran, der begeisterte Neophyt kam mir aus den Augen.

Abends im Café Cavour hatte ich endlich Gelegenheit mit einem deutschen Musiker von Fach über die Sänger der päpstlichen Capelle zu sprechen. „Sie haben,“ sagte er, „in St. Johann zu Lateran die zweite Hälfte derselben gehört. Die andre sang zur selben Stunde die Lamentation in der Petruskirche. Der Schnurrbart des Sängers in St. Petri oben, von dem Sie sprechen, darf Sie nicht beirren. Ein Bart ist kein ausschließliches Privilegium des Mannes, er ist ja auch auf der Oberlippe mancher energischen Frau zu sehen. Die Stimmen, die Sie gehört haben, besitzen eine Stärke, wie sie keiner Frau zu eigen. Die Töne werden frei mit der Bruststimme hervorgebracht. Der hohe Discant erreicht mit Leichtigkeit das dreimal gestrichene f und g.“

Aber wie ist's doch möglich — wollte ich fragen.

Ein dabeisitzender Italiener mischte sich in das Gespräch.

„Sie werden wissen,“ sagte er, „daß schon Clemens XIV. gegen diesen scheußlichen Mißbrauch auftreten wollte. Doch wie ist es diesem Papste mit all seinen beabsichtigten Reformen ergangen! Seine Decrete sind sämmtlich unberücksichtigt geblieben, so auch das bezüglich der Castraten. Diese Sänger stammen aus dem Neapolitanischen, wo entmenschte Eltern ihre Kinder nicht schonten, um an ihnen Geld zu verdienen. Man schiebt alles auf einen accidente, die Knaben erhalten auf päpstliche Kosten Musikunterricht und trifft sich's, daß sie Stimmen haben, so wird ein Sänger der päpstlichen Capelle daraus. Alles ad majorem Dei gloriam.“

* * *

Ich wohnte diesmal im Hotel de la Minerva. Das ist ein Haus mit mindestens zweihundert Zimmern, unfern vom Pantheon in der besten Lage; man kann dort zufrieden sein. Es gehört dies Hotel den Jesuiten, die ja von jeher für finanzielle und commercielle Unternehmungen einen entwickelten Sinn hatten, aber das störte mich nicht. Höchstens hätte ich gern versucht, ihnen an der Table d'hote durch gesunden Appetit einen kleinen Schaden zuzufügen. Es ist aber schwer thunlich; die frommen Väter machen mit dem Gasthofe speciell ein glänzendes Geschäft.

Eigentlich merkt man in der „Minerva“ gar nicht, in wessen Hause man ist. Auf den Absätzen der schönen weißen Marmortreppe stehen keine Heiligen, sondern Statuen heidnischer Göttinnen und Grazien, auch wird das Fastengebot am Freitag gar nicht berücksichtigt. Nur zwei Umstände deuten auf die unsichtbar bleibenden Leiter des Hotelunternehmens hin: das Vorkommen des „Univers“ und des „Osservatore romano“ unter den Zeitungen im Lesesalon und das Einkehren außergewöhnlich vieler Geistlicher, Abbés und klericaler Seelen.

Man wird selten die Treppen hinaufgehen, ohne dort oder in den Corridors einem schwarzgewandeten Abbé zu begegnen. Man trifft aber auch ganze Familien, deren Toilette einen absonderlich klösterlichen Zuschnitt hat; es sind dies durchreisende, oder in Rom verweilende katholische Exaltados aus Irland oder Polen, mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern.

Alle diese Persönlichkeiten waren am Ostersamstage in großer Aufregung. Sie erschienen zeitiger als sonst beim Frühstück, alle feierlichst gekleidet; denn sie sollten im Laufe des Vormittags in der großen Gesammtreception beim heiligen Vater erscheinen. Ihr Anzug war der, welchen wir bereits aus der flüchtigen Andeutung des „Neophyten“ kennen.

Pio nono hat, wie man weiß, jede öffentliche Thätigkeit eingestellt und verläßt nicht mehr den Vatican, der allerdings an und für sich Spielraum genug bietet. Der Palast bedeckt ja mit seinen Gärten einen Platz, der nach einer Berechnung vom Jahre 1845 so groß wie das ganze damalige Turin war. Zwanzig Höfe, acht große, und zweihundert kleinere Treppen, eine Unzahl von Galerien, Hallen, Gärten, dabei viertausend vierhundert und zweiundzwanzig Zimmer gewähren einem Freunde körperlicher Uebungen Platz vollauf. Um so leichter wird es einem Manne von dreiundachtzig Jahren auf diesem Territorium die Rolle eines Gefangenen zu spielen.

Pio nono führt aber auch in der Peterskirche selbst keine Procession mehr an, er wandelt nicht mehr, von Fächern von Pfauenfedern umfächelt unter dem goldbordirten Baldachin von weißer Seide, er weiht keine goldne Rose mehr, um damit Könige und hochbegünstigte Fürsten zu beschenken, er ertheilt sogar am Ostertage keinen Segen mehr orbi et urbi. Wie er das mit seinem Gewissen zu vereinigen vermag, begreife ich eigentlich nicht. Hält er diesen Segen für wirksam — und dafür muß er ihn doch halten — so sollte er ihn, trotz alledem, der Welt zukommen lassen, die doch nicht blos aus Ketzern und Ungläubigen besteht.

Stundenlang wandelt er in seinen Gärten umher. In einem derselben läßt er das Thal von Lourdes mit seiner Quelle, den Schauplatz der jüngsten Marienerscheinung, im Kleinen nachbilden. Personen, die ihm nahe zu treten Gelegenheit hatten, bezeichnen seine geistige Haltung als ruhig, wiewohl getränkt mit Bitterkeit. Den geheimen Gang aus dem Vatican in die Engelsburg — er führt auf der Mauer hin, die an der Caserne der Schweizergarden vorbeizieht und man übersieht ihn ganz deutlich von der Spitze der Engelsburg — hat er zumauern lassen. „Denn wenn dieser Gang,“ hat er gesagt, „vom Vatican zur Engelsburg geht, so geht er umgekehrt auch von der Engelsburg in den Vatican.“

Und die Engelsburg ist ja in Feindes Hand!

Bei der diesjährigen Gesammtreception hatte sich Pio nono in seiner Allocution kürzer als je gefaßt. Zugleich hatte er von einer hohen Dame eine Cassette mit dreißigtausend Napoleons entgegengenommen.

Wie doch die Zeiten sich ändern! Unser Jahrhundert fördert auch im Vatican Neues zum Vorschein. Der Nepotismus hat aufgehört, und die Frauen, die in frühern Zeiten soviel Geld aus dem Vatican fortgetragen, bringen jetzt das Geld in den Vatican. Die berühmte Donna Olympia, die vom September 1654 ab angefangen hatte, sich jeden Abend in der Sänfte zu Papst Innocenz X. tragen zu lassen, setzte, wie dies der naive und glaubwürdige Chronist Gigli erzählt, die Sänftenträger täglich dadurch in Erstaunen, daß sie beim Kommen so leicht und beim Nachhausegehen so schwer wog. Dafür stellte sich aber auch heraus, setzt derselbe Gigli hinzu, daß, als der Papst im Februar 1655 starb, die zwei großen Geldkisten, die unter seiner Heiligkeit Bett standen, völlig geleert erschienen. Jetzt kommen fromme Damen von Golde schwer beim Papste an, und fahren, leicht geworden, davon.

Am Abend des Tages, an welchem die Audienz ertheilt worden war, ging in der „Minerva“ unter den übrigen Gästen eine Debatte hin und her, ob die Vorgelassenen den Fuß des Papstes geküßt hätten. Einen Deutschen interessirte die Sache insofern, als sie ein paar seiner Landsleute anging und er wandte sich an eine Dame mit der Aeußerung: es gäbe da wohl vielerlei Ceremonien. . . .

„In der That,“ erwiderte die Dame, welche die Tragweite

Digitized by Google

seiner Frage wohl verstand, „ist die Audienz mit verschiedenen Ceremonien verknüpft. Aber sie gehen so schnell vorüber, daß man sich ihrer hinterher kaum zu erinnern weiß."

In dieser Antwort lag allerdings ein Eingeständniß des Fußkusses, doch aber auch das der Beschämung, ihn gegeben zu haben.

* * *

„Die Wölfe vom Hause Savoyen werden nicht lange im Palaste der Mediceer hausen," hat einst Monsieur Thiers in einer seiner Kammerreden pathetisch ausgerufen.

Diese Weissagung des, wie man sieht, dem neuen Italien höchst wohlwollenden Staatsmannes ist in Erfüllung gegangen, allerdings im conträren Sinne. Victor Emanuel residirt nicht gern mehr im finstern Palaste Pitti, er zieht die lachende Villa reale in Neapel und den herrlichen Quirinal in Rom als Wohnsitz vor.

Diese Umsiedelung, der Einzug von Tausenden von Beamten aus dem gebildeten Norditalien und die Umwandlung Roms in die Hauptstadt eines modernen, vom Geist der Bildung erleuchteten Staates ist das Signal zu einer totalen Säuberung derselben geworden. Und gleichwie ein ehrwürdiger alter Faullenzer nicht wiederzuerkennen ist, nachdem er polizeilich gezwungen worden, sich das Gesicht zu waschen, sein struppiges graues Haar schneiden und seinen von Epizoen bevölkerten Bart rasiren zu lassen, so erscheint auch Rom heute demjenigen total verändert, der es auch nur vor vier Jahren gesehen.

Rom ist erwacht und das Erste, was ein braver Mann unmittelbar nach dem Erwachen zu thun hat, ist, sich zu waschen. Von diesem Gesichtspunkte hat die neugewählte Municipalität die Sache angesehn. Aber ein alter Faullenzer betrachtet solche ihm aufgetragene Säuberung, solches Attentat auf seinen Schmutz und seine Epizoen als einen Eingriff in sein unveräußerliches Eigenthum und seine angeborenen Menschenrechte. Es hat anfangs viel böses Blut in Rom gemacht, als städtische Commissionen von Gasse zu Gasse gingen, sich die Stätten allzu arger Verwahrlosung aufschrieben, und Tags darauf den Hauseigenthümern die Aufforderung zuschickten, ihre Höfe putzen, ihre Cloaken fegen oder umbauen, ihre rissigen, nie getünchten Mauern ausbessern und frisch anwerfen zu lassen. Es gab ein allgemeines Sträuben dagegen. Da aber dictirte man Strafen oder schickte den betreffenden Leuten Maurer in's Haus, die Arbeit auf ihre Kosten zu unternehmen.

So kommt es, daß Rom heute ein ganz anderes Aussehen hat.

Darüber großes Wehklagen fanatischer Alterthümler und Freunde der Localfarbe, welche behaupten, daß Rom seine eigenthümliche Patina verloren habe. Allerdings spielte die Patina hier eine große Rolle. Jeder Gasseujunge hatte eine solche. Aber alle Leute, die weniger Alterthümler sind, freuen sich herzlich dieser Säuberung. Sie finden, daß Rom durch diese unendlich gewonnen und wollen nur hoffen, daß sie sich ausdehne und in die Gewohnheit übergehe.

Dies scheint auch wirklich der Fall zu sein. Immer wieder kommt man zu Palästen, deren Aeußeres und Inneres in Reparatur begriffen. Die Mauern werden getüncht, rissige Wände ausgebessert, das auf dem Balcon wuchernde Gras fortgenommen. Man glaubt gar nicht, welche schwebenden Gärten oder vielmehr schwebenden Wiesen sich da während einer langen Periode der Verwahrlosung angesetzt haben. . . .

Es erstreckt sich aber auch der Erneuerungsproceß über die ganze Stadt. Ein neuer Bahnhof ist erstanden und wird architektonisch erst gehörig wirken, wenn das alte Gebäude davor entfernt sein wird. Der Platz an den Thürmen des Diocletian sieht bereits ganz anders aus, seitdem Anpflanzungen von Bäumen und Gesträuch dort gemacht worden. So sind auch um den Quirinal herum Straßenregulirungen in Angriff genommen. Bald wird von dort eine neue prachtvolle Straße zum Forum Trajanum führen; freilich wird dabei mancher altrömische Rest in der Nähe des sogenannten Thurmes Neros zu Grunde gehn. Das neue Rom kann allerdings nicht wie bisher ein archäologisches Museum bleiben.

Aber nicht nur in Bezug auf Reinlichkeit, auch in Bezug auf Sicherheit hat Rom Fortschritte gemacht. Dafür sorgt die Schutzmannschaft, die außerordentlich verstärkt worden ist. Allerdings bleibt in diesem Punkt noch viel zu wünschen übrig: es lassen sich die alten Mißstände eben nicht mit einmal wegfegen. Die Tageschronik der römischen Blätter erzählt wohl noch immer Geschichten im alten Stil, wie bald da, bald dort vor den Thoren ein Wagen angefallen und die Leute darin ihres Geldes und ihrer Pretiosen beraubt worden, in der Regel aber folgt immer einige Tage später der Bericht, daß man die Thäter aufgefunden und eingezogen. Interessant ist es zu sehen, wie da die Alten sich lieber in die verjährten Mißstände fügen, als ihnen muthig und beherzt entgegentreten möchten, und die Geschichte eines gewissen Benedetto Galli, die sich während meiner Anwesenheit in Rom zutrug, ist in dieser Beziehung so lehrreich, daß ich sie hier erzähle:

Benedetto Galli, ein ehrsamer Maurermeister, erhielt in den ersten Tagen des April einen Drohbrief, wie ein solcher im früheren Rom nicht ungewöhnlich war: Er möge in den nächsten Tagen tausend Lire zu sich stecken. Es werde ihm ein Mann begegnen, der sich ein Schnupftuch vor dem Munde halten werde, diesem habe er das Geld auszuliefern. Im Falle er es unterlasse, könne er früher oder später eines guten Messerstichs gewärtig sein.

Benedetto war ein römischer Spießbürger alten Schlags. Er sprach mit seinen Schwiegersöhnen von dem unheimlichen Briefe, meinte aber, es sei das gerathenste, das Geld auszuliefern. Der Schreiber desselben gehöre sicher einer weitverzweigten Bande an. Könne ihn die Polizei vor einer solchen schützen? So ließ er es sich denn doch auch angelegen sein, mindestens siebenhundert Lire zusammenzubringen, um sich gegebenen Falles von den Schurken loszukaufen.

Tags darauf passirte Benedetto, seinen Geschäften nachgehend, eben ein Gäßchen unfern vom Quirinal, also in einem sehr besuchten Stadttheile, als ein Kerl vor ihm stehen blieb, der wirklich sich sein Fazoletto vor den Mund hielt.

„Ich weiß schon, was Sie wollen," sagt Benedetto, indem er dem Menschen das Päckchen mit den Banknoten überreicht. „Entschuldigen Sie aber gütigst, daß ich nur siebenhundert Lire bringe. Die ganze Summe habe ich in der Schnelligkeit nicht auftreiben können. Ich verspreche Ihnen aber, den Rest baldmöglichst nachzutragen. Haben Sie Nachsicht mit mir..."

Der Kerl nimmt das Geld und geht davon. Benedetto freut sich, so leichten Kaufs weggekommen zu sein. Da sieht er, wie sich zwei Männer auf den Menschen stürzen. „Das sind zwei Spießgesellen, die mit ihm theilen wollen," denkt er. „Wie recht hab ich gehandelt!"

Aber die zwei Männer waren keine Spießgesellen, sie greifen in ihre Tasche, ziehen Handschellen hervor und legen sie dem Kerl an. Es sind Polizisten, und Benedetto hat eine zu geringe Meinung von ihnen gehabt. Seine Schwiegersöhne sind auf die Quästur gegangen und haben die Anzeige des Vorfalls gemacht.

Doch Benedetto sagt: „Sie haben mir den schlimmsten Gefallen erwiesen! Diesmal erhalte ich mein Geld zurück. Aber wer bürgt mir dafür, daß ich nicht nächster Tage schon mein Leben lassen muß?"

So streiten im Rom von heutzutage die beiden Principien der alten und modernen Anschauung mit einander.

Ich denke, die moderne Anschauung wird schließlich den Sieg behalten.

Wer wird Rom wiedererkennen, der es vor zwanzig Jahren gesehn?

* * *

In den Gartenanlagen des Monte Pincio, zu welchen die Römer täglich ihren Spaziergang lenken, stand schon vor Jahren eine Reihe von Marmorbüsten, die großen Namen Italiens den Besuchern vor die Augen zu halten.

Digitized by Google

Diese Reihe ist in neuester Zeit außerordentlich erweitert worden. Sie geht von den frühesten Zeiten bis auf die neueste. Sieht man sie aber näher an, so begegnet man fast ausschließlich den Bildnissen solcher Italiener, die für den Geist freier Forschung eingetreten, die für die Schöpfung eines einigen Italiens gekämpft haben und Feinde des Papstthums gewesen sind.

Da ist Giordano Bruno, der philosophische Dominikaner, den die Inquisition als Ketzer verbrennen ließ, hier Rienzi der Volkstribun, der das entartete Rom der Päpste zu altrömischer Verfassung wieder zurückführen wollte, hier Silvio Pellico, Azeglio, Guerrazzi, Cavour.

Alle schauen gegen den Vatican und die Peterskirche, die wie der verkörperte Papstgedanke am Saume der Stadt steht...

Diese Büsten von weißem Marmor regen wohl täglich tausend und tausend Köpfe zum Nachdenken an.

Solchen Erscheinungen gegenüber, einer Presse gegenüber, die Tag für Tag am Papstthum die schärfste Kritik übt, mußte ich mich immer wieder fragen, welche Zukunft doch das Papstthum hat?

Es ist von kirchlichem Sinne gar wenig zu sehen. . . . .

Mir ist oft zu Muthe gewesen, als habe die eigentliche römische Kirche bereits aufgehört und als gleiche sie den Leichen in manchen Gewölben, welche noch die volle menschliche Gestalt zeigen, aber in sich völlig zerfallen sind, so daß der nächste Luftzutritt sie in ihre Atome auflöst. . . . .

Ist es nicht wunderbar, daß die Beseitigung der weltlichen Gewalt des Papstes in Italien selbst auch nicht im entferntesten den Charakter eines Religionskrieges an sich trug und daß sich alle Gemüther ohne Unterschied bis auf eine kleine, nicht in Betracht zu ziehende Minorität mit den neuen Thatsachen ausgesöhnt haben?

Die klericale Presse ist völlig machtlos geworden, ja man kann sagen, sie sei verschwunden.

Und so ist die merkwürdige Erscheinung da, daß, während die übrige Welt den Kampf mit den Ultramontanismus kämpft, deren Princip in Rom nur auf die Jesuiten und auf den eigentlichen Vatican zurückgedrängt und dort so zu sagen festgesetzt ist.

Es kann nicht anders sein. Die, welche in unmittelbarer Nähe des Papstthums wohnen, kann keine Encyklica, nicht die beredteste, vom übernatürlichen Ursprung und der übernatürlichen Gewalt dieser Herrschaft überzeugen. Es ist bekannt, wie Huß und Luther gerade dadurch, daß sie nach Rom kamen, zur Abwendung vom Papstthum gelangten und diesen selben Proceß macht jeder einzelne Römer in sich durch. Keine Stadt der Welt hat sich so oft gegen ihre Herrscher erhoben, wie eben Rom.

Die in der übrigen Welt noch bestehenden ultramontanen Sympathien haben auch tiefe ideale Wurzeln. Man hat den Leuten ein ideales Papstthum vorgepredigt, das nie bestanden hat und die Leute glauben daran. In Italien und vollends in Rom konnte sich ein solcher Glaube nicht halten.

Auch rein menschliches Mitgefühl mit der Person eines kranken, achtzigjährigen Mannes, der gefangen sitzt, auf einem Strohbündel, von Wächtern umgeben, ist mit im Spiel. In Italien weiß auch der Dümmste, wie die Sachen stehen und die Geschichten davon könnten selbst im entlegensten Gebirgsdorfe nicht erzählt werden.

So sind auch die wüthenden Kanzelredner, wie sie in vielen Theilen Deutschlands im Schwunge, hier nirgends zu hören. Auch der Klerus tritt nicht mehr für den weltlichen Besitz des Papstes ein; dies Princip ist todt und ohne jede Zukunft.

Das Papstthum erscheint mir immer unter dem Bilde eines riesigen Baumes, der seine Schößlinge rings herum geschlagen. An seinem Stamme ringelt sich die Schlange mit dem dreifachen Krönlein auf dem Kopfe hinan, in seiner Krone hängen die bösen betäubenden Früchte, die so viel Wahnsinn, Hader und Unglück über die Welt gebracht. Aber indeß die Schößlinge rings herum noch üppig treiben, stirbt der Hauptstamm völlig ab und es verläßt ihn sogar schon das Ungeziefer von allen Farben, das sich an ihm nicht mehr zu nähren vermag.

Wie wird es sein, wenn der morsche, von allen Seiten durchhöhlte Stamm endlich zusammenbricht?

---

# Aus der Hauptstadt.

## Aus den Theatern.

Die drei Vorstellungen, welche Herr Gaetano Campo im Saaltheater des Schauspielhauses gab, verdienen, obwohl zwischen ihnen und dem Erscheinen dieser Nummer bereits fast vierzehn Tage liegen, noch nachträglich erwähnt zu werden. Herr Campo, der bisher noch nicht als Schauspieler thätig war, sah sich, da es ihm nicht möglich gewesen, mitwirkende, der italienischen Sprache mächtige Kräfte herbeizuschaffen, genöthigt, allein aufzutreten und der Phantasie der Zuschauer es zu überlassen, sich die fehlenden Personen und ihre Worte zu ergänzen. Der Vorwurf, den man den Meiningern macht, daß ihre Costüme, ihre Decorationen und sonstigen Aeußerlichkeiten die Aufmerksamkeit von den Leistungen der Schauspieler und dem Inhalt des Stückes abzögen, konnte gegen Herrn Gaetano Campo nicht erhoben werden: eine Saaldecoration im Othello und im Richard III., eine mit ein paar Bäumen bemalte Hinterwand im Lear, ein Stuhl, eine Bank und ein wenig einladend aussehendes Lager für Desdemona — das war alles, was neben der Person des Künstlers auf der Bühne zu sehen war; und da man eben nur ihn sehen, hören und beurtheilen wollte, so war das genug. Ein Theil des Publicums ging sogar so weit, sich darüber zu wundern, daß Herr Campo in Costüm auftrat, da er doch nur ganz allein und folglich das Ganze keine Theatervorstellung sei; doch schien mir diese Verwunderung unberechtigt, weil der Künstler nicht zeigen wollte, was er als Declamator, sondern was er als Schauspieler leisten könne. Ich habe wohl schon einmal bei einer wandernden Truppe einen Wilhelm Tell gesehen, der im Frack und hohen Hut den Bogen spannte und mit geschufterter Armbrust im Hohlwege monologisirte; aber trotz des hohen Genusses, den ich dieser künstlerischen Leistung verdankte, hätte ich doch Herrn Gaetano Campo nicht anempfehlen mögen, den Othello, den Lear und Richard III. im Gesellschaftsanzuge zu spielen. Daraus, daß er als Othello ein fragwürdiges, durch einen umgehängten weißen Frisirmantel vervollständigtes Türkencostüm angelegt hatte, möchte ich ihm sehr viel eher einen Vorwurf machen: denn Othello ist zwar seiner Geburt nach ein Schwarzer — also auch noch kein Türke — im übrigen aber ein Christ in venetianischen Diensten; er kämpft gegen die Türken und hat nicht die geringste Ursache, diese in der Kleidung nachzuahmen. Auch der Tyrolerhut, mit dem der alte Lear seine Krone vertauschte, erschien mir nicht genügend historisch beglaubigt. Doch das sind Kleinigkeiten, an welche Herr Gaetano Campo später einmal, wenn er sich völlig der Bühne gewidmet hat, denken mag; vorläufig sind sie bei ihm noch irrelevant.

Der Gesammteindruck, den ich von den Leistungen des jungen Künstlers empfangen habe, ist der, daß er in hohem Grade schauspielerisch begabt ist. Seine Technik steckt allerdings noch in den Kinderschuhen, trotzdem überrascht er zuweilen durch schöne Bewegungen, durch ausdrucksvolles Mienenspiel und durch feine Nüancen in der Tonbildung. Der Umfang der Stimme ist sehr beschränkt; sie ist das, was man, wenn ich nicht irre, eine italienische Polentastimme zu nennen pflegt, es fehlt ihr der sonore Klang. Alle Energie und alles Feuer des Spiels vermochte die fehlende Energie des Organs nicht zu ersetzen. Das ist jedoch ein physischer Mangel, mit dem viele große Schauspieler gekämpft haben und der durch Uebung, Studium und hervorragende Begabung nach anderen Seiten hin entweder vergessen oder wenigstens zu einem nebensächlichen gemacht werden kann.

Ich versage mir hier ein näheres Eingehen auf die einzelnen Leistungen und beschränke mich darauf, zu constatiren, daß der Richard III. des Herrn Campo vortrefflich war, und daß es in dieser Rolle dem Künstler ganz besonders gut gelang, dem Shakespeare'schen Ungeheuer trotz aller seiner Scheußlichkeiten und Heucheleien einen Zug von Majestät zu bewahren. Der Lear war mir etwas zu weinerlich, obwohl die feine Auffassung der Rolle seitens des Künstlers an vielen Stellen in bewunderungswürdiger Weise zu Tage trat. Der Othello geberdete sich zu sehr wie

Digitized by Google

ein gewöhnlicher Neger; das unarticulirte Grunzen und Röcheln, welches er hier und da hören ließ, klang zwar sehr bestialisch, aber nicht sehr künstlerisch schön. Es war übrigens derselbe Laut, mit welchem Rossi Pausen in der Declamation auszufüllen liebte; ob das eine Rossi'sche Erfindung ist, welche Herr Campo nachgeahmt hat, oder ob alle Italiener sich solcher Naturlaute zur Unterstützung des Gefühlsausdrucks bedienen, weiß ich nicht.

Der Gesammteindruck — ich wiederhole es — war der, daß Herr Gaetano Campo nur einer sorgfältigen Ausbildung bedürfe, um ein bedeutender Schauspieler zu werden. Hoffen wir, ihn als solchen einmal auf der Bühne wiederzufinden. —

Das Mitleid, welches der Zustand der berliner Bühnen nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb Berlins erregt zu haben scheint, documentirt sich in uneigennützigster Weise in den Gesammtgastspielen, durch welche auswärtige Kunstinstitute uns erfreuen. Die kampfesfrohen Thüringer im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater sind nicht mehr die einzigen Gäste, welche das Interesse des Publicums in Anspruch nehmen, wenn auch der durch sie entfachte Streit immer weitere Kreise in Mitleidenschaft zieht; im Victoriatheater ist es die Strampfer'sche Gesellschaft, und in dieser hauptsächlich die Soubrette Fräulein Finaly und der Komiker Herr Schweighofer, welche uns darüber belehren, wie man als Soubrette maßvoll nnd doch pikant, und wie man als Komiker possenhaft ausgelassen und doch voll echten Humors sein kann. Im Woltersdorff-Theater aber zeigen uns die braven plattdeutsch snakenden Künstler des hamburger Carl Schulze-Theaters, daß der hamburger Dialekt gemüthlicher klingt als der berliner; sie lehren uns, daß selbst ein Döring und eine Frieb-Blumauer plattdeutsche Concurrenten und Miniatur-Pendants in einem Herrn Kinder und einer Frau Mende haben können; sie lehren uns, daß wir Berliner trotz unserer Blasirtheit durch urwüchsigen Humor doch noch zum Lachen gebracht werden können selbst in Stücken, welche kein einziges Couplet und keine einzige politische Anspielung enthalten; sie lehren uns ferner — ja, was lehren alle diese Gesammtgastspiele noch? Denn von der lehrhaften Seite müssen sie doch aufgefaßt werden, nachdem das Factum, daß wir Berliner in Sachen des Theaters eigentlich nur armselige Schächer sind, ziemlich unumstößlich nachgewiesen ist. Aber das thut nichts, wir werden schon noch lernen; und wenn wir erst auch im Schauspielhause bessere Decorationen und bessere Costüme, als sie dort augenblicklich für classische Werke disponibel sind, angeschafft haben, dann wird vielleicht selbst der Kritiker, welcher neulich dem Generalintendanten von Hülsen zu verstehen gab, die Meininger würden den Hamlet viel besser gespielt haben, als unser Hoftheater, zugeben, daß wir trotz alledem und alledem noch hoffen dürfen, uns selbst den meiningen'schen Idealen zu nähern. Wer aber nicht gerade eines Ordensbändchens dringend bedarf, braucht sich während dieses Bildungsprozesses nicht in fanatischer Parteinahme so zu echauffiren, daß er das, was er bei fremden Leistungen als gut und nachahmenswerth anerkennt, nur dann würdig zu behandeln glaubt, wenn er es als das einzig Wahre darstellt, dem gegenüber keine andere Richtung in Betracht käme, und jede einheimische Leistung nur mitleidigen Spott oder bittern Tadel verdiene.

**M. v. Szeliski.**

## Notizen.

Die Presse wird zum 1. Juli eine größere Fülle von Freiheit erlangen, aber nicht sogleich wissen, was sie damit beginnen soll. Die stille Zeit ist für die Entfaltung der von finanziellen Fesseln losgelösten Kräfte nicht überaus geeignet. Unter diesem Gesichtspunkt wäre das Aufhören der Stempelsteuer am 1. October vortheilhafter gewesen. Aber Wohlstand und Behagen treffen nicht immer in der wünschenswerthen Stunde ein: man wird sie deswegen nicht undankbar abweisen. Denn Vermögen, wie schon das Wort ausdrückt, ist Macht, die, mit Erkenntniß verbunden, schließlich den Platz behauptet. Die Presse muß inzwischen sehen, wie sie über den Sommer hinwegkommt. Einige Erleichterung in der Nachrichtenwüste wird ihr der brüsseler Congreß über Krankenpflege und Gefangene im Kriege bereiten. Die Humanität des Kaisers von Rußland, der den Congreß angeregt, erstreckt sich nicht etwa nur auf diese Opfer blutigen Haders, sondern auch auf die Zeitungsschreiber, die damit ein Labsal für die ausgedörrte Strecke erhalten, welche sie fast drei Monate lang durchwandern müssen. Ein menschlich Rühren überkommt jeden, der, mit Reiseplänen beschäftigt, muthigere und fleißigere Collegen zurückläßt. Man möchte diesen gern einige ergiebige Themas der Bearbeitung nachweisen und ihre schon halb müde Aufmerksamkeit darauf lenken. Zuerst ist da die Anzeige derjenigen Vorlagen, die den Reichstag oder die preußischen Kammern kommenden Herbst und Winter beschäftigen werden. Die Zeit, wo sich derartige Meldungen verwirklichen sollen, ist noch fern. Man riskirt daher mit der Sache nicht viel. Etwaige Dementis lassen sich discutiren, werden auch als officiös leicht verdächtigt. Auch kann man, was heute berichtet wurde, nach einigen Tagen wieder selbst in etwas anderer Form zurücknehmen. Eine halbwahre oder falsche Nachricht hat im Allgemeinen den Vorzug vor einer einfach richtigen, daß sich über die letztere anständiger Weise nur einmal schreiben läßt, während die andere mindestens zwei Mittheilungen veranlaßt, nämlich die Antwort auf das Dementi oder die Selbstberichtigung mitgerechnet. Facit: zwei Briefe, beziehentlich Telegramme. Doch wir wollten hier keine Fingerzeige für ehrenwerthe Journalisten geben, die sie nicht brauchen, da sie sich selbst schon zu helfen wissen, sondern ihnen nur einige Stoffe für die todte Saison bezeichnen. Abgesehen von angeblichen künftigen Gesetzentwürfen läßt sich auch mit dem Bundesrath mancherlei anfangen. Das bürgerliche Civilrecht beispielsweise ist ein weitschichtiger Gegenstand, und bis es zu Stande kommt, werden Jahre vergehen. Die Vorbereitungen dazu haben immerhin Interesse und lassen sich mit einiger Uebung bald so bald so darstellen. Hier ist eine Fundgrube von Neuigkeiten, wenn sonst nichts passirt. Die Reisen hoher Persönlichkeiten bilden eine dritte Gruppe fruchtbarer Combinationen. Man hat dafür zu seiner Verfügung mindestens drei Kaiser, einen Reichskanzler sowie ein halbes Dutzend weniger bedeutender Fürsten und Minister. Die vermuthlichen Badecuren dieser Potentaten und Staatsmänner sind eine unerschöpfliche Quelle. Einige Verlobungen von Prinzen und Prinzessinnen leisten ihrerseits gleichfalls gute Dienste. Und dann erst die auswärtige Politik! Eine ganze Reihe von Fragen wartet nur darauf, daß man sie so zu sagen studire und mit wechselnder Lösung bedenke. Die Anerkennung Spaniens ist ein stehender Artikel seit Monaten, aber trotzdem noch nicht erschöpft. Mit der preußischen Candidatur in Madrid ist es allerdings Dank der gewöhnlichen Mißgunst der berliner Officiösen, die keine harmlose Erfindung unbehelligt lassen können, leider schon nach kaum acht Tagen vorbei gewesen. Aber die pariser Blätter werden bald wieder etwas Aehnliches aufbringen, was sich trefflich verwenden läßt, Und zuletzt, aber nicht als Letztes, bleibt der Orient. Die Vasallenstaaten an der Donau regen sich. Man kann für sie Partei ergreifen, für ihre Selbstständigkeit schwärmen. Russische Beziehungen sind bald ersonnen und der englischen Presse, die es mit den Verträgen und der Erhaltung der Türkei allzu genau nimmt, mag der Text gelesen werden. Die deutsche Regierung will damit nichts zu thun haben und hält sich ziemlich neutral. Um so freier kann die Phantasie walten, wo kein zu starker Verstoß gegen eine officiöse Formel zu befürchten ist. Bald aber hätten wir die französischen Zustände vergessen. Diese unsicheren, schwankenden, unberechenbaren Zustände! Jede Woche läßt sich mindestens ein Leitartikel darüber schreiben, auch die unvermeidliche Ankunft der Bonaparte proclamiren. Je länger es noch währt, je ungefährlicher ist das prophetische Gesicht. Alle diese Objecte überlassen wir dem geneigten Nachdenken der Blätter. In Wahrheit ist so viel Material vorhanden, daß die drei schlimmen oder vielmehr verleumdeten Sommermonate für die Bewältigung kaum ausreichen dürften. Am 1. October wird der Kreislauf dieses Programms wohl umschrieben sein nud die Weltgeschichte wird sich auf demselben Fleck befinden, wie vorher. Dann gibt es wieder etwas solidere Waare und der befriedigte gutmüthige Leser hat für sein Abonnement so viel erhalten, wie er in der Ruhepause politischer Geschäfte billiger Weise nur erwarten konnte.

## Offene Briefe und Antworten.

An die Redaction der „Gegenwart."

Ich muß mir eine kleine Berichtigung der Berichtigung des „New-Yorker Demokrat" erlauben.

Der einzige Passus in der Constitution der Vereinigten Staaten, der sich auf das Wahlrecht bezieht, lautet wie folgt:

Digitized by Google

Artikel 1., Section 2. „Das Repräsentantenhaus soll aus Mitgliedern bestehen, die in jedem zweiten Jahre durch das Volk der verschiedenen Staaten gewählt worden. Die Wähler in jedem Staate müssen die Qualification besitzen, die für Wähler des zahlreichsten Zweiges der Staatslegislatur erforderlich sind."

Der Staat also hat die Bedingungen festzusetzen, unter denen ein Bürger Wähler sein kann und die Vereinigten Staaten haben nicht die Befugniß darüber zu entscheiden. Das V.-St.-Bürgerrecht schließt nicht das Wahlrecht ein; denn Bürger der V.-St. sind nach dem 14. Amendement:

„Alle Personen, die in den V.-St. geboren oder naturalisirt oder der Jurisdiction derselben unterworfen sind."

Ferner — „soll kein Staat ein Gesetz machen oder in Kraft setzen, das die Privilegien oder Immunitäten von Bürgern der V.-St. verkürzt."

Das 15. Amendement erklärt: „Das Stimmrecht soll nicht wegen Rasse, Hautfarbe oder früheren Zustandes der Sklaverei (Servitute) verkürzt werden."

Wäre also das Wahlrecht das Attribut par excellence eines jeden Bürgers oder gehörte es zu den Privilegien desselben nach der Verfassung, so könnte es weder den Frauen, noch Minderjährigen u. s. w. vorenthalten werden, die ebenfalls Bürger sind, aber weder wählen können, noch wählbar sind. Wäre das Wahlrecht das Attribut des Bürgers, so wäre das 15. Am. überflüssig gewesen, da dann die Neger sofort nach ihrer Emancipation das Wahlrecht von selbst gehabt hätten. In diesem Amendement liegt die einzige Beschränkung, die die V.-St. den Staaten in der Ausübung dieses Hoheitsrechtes auferlegt haben. Im Uebrigen trifft jeder Staat seine eigenen Bestimmungen über Wahlrecht und Wählbarkeit und ist darin mehr oder weniger liberal. Die westlichen Staaten, um Ansiedler heranzuziehen, sind besonders freigebig in dieser Beziehung. Minnesota, Texas u. s. w. gewähren das Wahlrecht nach einem einjährigen Aufenthalte in der Union und von vier Monaten im Staate von dem Tage der Wahl. Es ist also nicht einmal festgesetzt, daß man Bürger der V.-St. sein müsse, um unter den Staatengesetzen wählen zu können. Allerdings muß die Absicht erklärt sein, Bürger werden zu wollen. Zur vollen Naturalisition ist ein Aufenthalt von fünf Jahren erforderlich.

In Massachusets muß der Wähler die Verfassung in englischer Sprache lesen, seinen Namen schreiben können, ein Jahr im Staate und sechs Monate in seinem Wahldistricte gelebt und während der letzten zwei Jahre eine Steuer bezahlt haben.

Rhode Island verlangt sogar einen Aufenthalt im Staate von zwei Jahren nebst der Erlegung einer Steuer von einem Dollar. Während die V.-St.-Verfassung dem Congreß verbietet, Gesetze zu machen, die sich auf Errichtung einer Staatsreligion beziehen oder die Qualification zu einem Vereinigten-Staaten-Amt von der Confession abhängig zu machen, ist in North Carolinas Verfassung enthalten, daß:

„Geistliche, die noch ihrem Berufe obliegen, von der Volksvertretung und Wählbarkeit zu Executiv-Aemtern ausgeschlossen sind." Ebenso ist dort jeder, der Gott oder die Wahrheit der christlichen Religion oder die göttliche Autorität, des alten und neuen Testamentes leugnet, von der Bekleidung eines Civilamtes ausgeschlossen.

Es steht also den Staaten zu, über das Wahlrecht zu verfügen, denn dasselbe ist kein absolutes Bürgerrecht. Es wird nicht von den Vereinigten Staaten verliehen, sondern von den Staaten. Die V.-St. gewährleisten das Bürgerrecht jedem auf ihrem Boden Geborenen oder unter ihrer Jurisdiction Stehenden, die Staaten nach allgemeinen ihnen gutdünkenden Gesetzen das qualificirte Wahlrecht.

New-York, 3. Mai 1874. **J. Schoenhof.**

* * *

Geehrter Herr Redacteur!

Denunciren ist sonst nicht meine Sache, aber wenn man eine falsche Münze cursiren sieht, muß man das arglose Publicum warnen. Mit einem polnischen Achtgroschenstück betrügt man Niemand mehr, aber unter der schützenden Firma 20 Mark ist manche grobe Fälschung in Umlauf.

Solch ein falsches Goldstück sind die Propyläen zu den Elegieen des Tibull von J. H. E. Delagrise, Dr., eine bei W. Beyer in Helmstedt erschienene Uebersetzung, die dem des Lateinischen nicht genugsam kundigen Leser „Stimmung geben will zum Eintritt in das Heiligthum" römischer Poesie. Um besagten Leser vor einer ernstlichen Verstimmung zu bewahren, mache ich darauf aufmerksam, daß sich die hier gebotene Verdeutschung zum Original ungefähr gerade so verhält, wie Blumauers Aeneide zu Virgil. Nur ist dieses Verhältniß bei Herrn Delagrise ein total unbewußtes. Mit rührender Naivetät tischt er uns seine absichtslose Travestie als „geistig treue" Uebertragung auf und erweckt so den falschen Glauben, nicht er selbst, sondern der arme gefühlvolle Tibull sei der sich dem Leser producirende poetische Spaßvogel. Die Verantwortlichkeit für fremde Kalauer aber kann ich meinem alten Freunde Tibull unmöglich aufbürden lassen.

Herr Delagrise will, wie er in der Vorrede sagt, durch seine Uebersetzung „nicht die Aehnlichkeit, sondern die Verschiedenheit zweier Sprachgenien in's Licht stellen". Wenn er aber bei diesem Verfahren ehrlich zu Werke gehen will, darf er nicht seinen eigenen fragwürdigen Genius dem seiner Muttersprache substituiren. Die Partie wird für die lateinische Sprache zu ungleich, wenn er in berechtigter Eigenthümlichkeit die alten Römer mit dem Beile „schnitzen", Vögel und Landleute Lieder „sprühen" und den armen Tibull gar Flüche „speien" läßt.

Wie es mit der schon erwähnten „geistigen Treue" bestellt ist, zeigt sich vor allem da, wo Tibull, wie jeder andere verliebte Jüngling, dem die lichten Augenblicke nicht gänzlich versagt sind, seine sentimentalen Jugendeseleien ein wenig ironisirt. Er thut dies stets in pikanter, geistreicher Weise. Sein Uebersetzer aber sucht ihm entweder durch gar zierliche Ausdrücke gerecht zu werden, wie „ich war borstig" (asper eram), „Gegrein" (fletus), „fort mit Schaden" (vale), oder aber er leistet sich unsterbliche Verse, wie etwa die folgenden:

„Nicht mehr ward thierisch vegetirt,
Obst ward gezogen und verbessert,
Der Garten künstlich cultivirt,
Zu höhrer Fruchtbarkeit bewässert".

Diese denkwürdigen Verse führen uns ganz allmählich auf das Gebiet des höheren Blödsinnes, dessen Betretung uns der Uebersetzer keineswegs erspart. So möchte ich wohl einmal sehen, wie Herr Dr. Delagrise „tief im Staub das Angesicht als Flehnder dahinwallt", oder wie ein aus dem Fenster gestürztes Kind:

„Ein Häuflein blutbespritzter Schnee
Hinuntersteigt zu Hades Hallen".

Gar sinnig sind besonders die einem Geburtstagscarmen entnommenen Verse:

„Ja den Geburtstag feiern wir
Nun all' zusamm' im frohen Kreise,
Denn den gab ja das Schicksal Dir
So unvorhergeseh'ner Weise".

Gegen Schluß seiner Vorrede glaubt Herr Dr. Delagrise zu wissen, daß er „zwar nicht Goldfische geangelt, daß seine Jagdbeute aber auch nicht zum Geschlechte der Lurche gehöre". Da er, wie ich zu meinem Schrecken auf dem Umschlage seines Büchleins gelesen, nächstens weiter zu angeln gedenkt, möchte ich ihn bitten, sich seine Jagdbeute ja vorher noch einmal genau anzusehen, vielleicht sind es doch Lurche, und

Fische fangen und Vögel stellen,
Verdarb schon manchen Junggesellen.

Indem ich etwaige weitere Jagdresultate dieses geistreichen Dragomans Ihrer Aufmerksamkeit, geehrter Herr Redacteur, bestens empfehle

Hochachtungsvoll

Selchow. **G. Malkowsky.**

---

Wir ersuchen unsere Herren Mitarbeiter die **Briefe rein redactionellen Inhalts, Manuscripte** etc. bis auf Weiteres nicht an die Person des Herausgebers, sondern an die

**Redaction der „Gegenwart"**

(Verlag von Georg Stilke)

Berlin NW., Louisenstrasse 32

zu adressiren.

Digitized by Google

# Inserate.


## Kleine Mythologie

der Griechen und Römer unter steter Hinweisung auf die künstlerische Darstellung der Gottheiten und die vorzüglichsten vorhandenen Kunstdenkmäler bearbeitet von Otto Seemann, Oberlehrer am Gymnasium zu Essen. Mit 63 Holzschnitten. br. 1 Thlr.; fein geb. 1⅓ Thlr.

Die Ausstattung dieses Buches mit trefflichen Abbildungen, die auch dem Auge die Schönheit der Antike erschliessen, leiht ihm einen unbedingten Vorzug vor anderen Publicationen gleicher Gattung. Jede Buchhandlung ist in Stand gesetzt, das Werk zur Ansicht vorzulegen und

**ein Freiexemplar an Lehrer,**

welche die Einführung belieben, zu verabfolgen. Bei Text und Bild ist darauf Rücksicht genommen, *dass selbst der Einführung in Töchterschulen kein Bedenken entgegensteht.*

**Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.**

Verlag von G. van Muyden.
Berlin, 11 Carlstr.

Soeben erschien:

## Gallier oder Teutone?

Betrachtungen
über unsere zukünftigen Alliirten.
von
**Lord Dunsany.**

Uebersetzt von **A. Kolb**, Redacteur der Londoner Zeitung.
Preis 1 Thlr.

In No. 22 der „Gegenwart" bezeichnet K. Blind das Werk als eine hervorragende politische Erscheinung.

Sämmtliche in der „Gegenwart" erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**
Berlin W., Markgrafenstrasse 52,
Ecke der Behrenstrasse.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

## Bungert, A., Junge Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte.

**Op. 1. Erstes Buch** . . . . . 25 Sgr.
1. Der Harfner. Wer nie sein Brot mit Thränen ass. — 2. Mein Herz ist wie die dunkle Nacht. — 3. Geh' ich einsam durch die schwarzen Gassen. — 4. Winterruhe. Rauh ist es draussen. — 5. Die Liebste zur Antwort. Dir ist sonst der Mund verschlossen. — 6. Wohin mit der Freud'? O, du blauer, klarer Himmel.

**Op. 2. Zweites Buch** . . . . . 25 Sgr.
1. Minnelied. Wol mich der Stunde. — 2. Was gilt die Scheidewand. — 3. Wenn ich auf dem Lager liege. — 4. Die Liebste. Sie trug ein Band. — 5. Sie sagten ihr Glück nicht leise noch laut. Sie sprach zu ihm. — 6. Die Liebende schreibt. Ein Blick von Deinen Augen.

**Op. 3. Drittes Buch** . . . . . 22½ Sgr.
1. Und gestern Noth und heute Wein. — 2. Du bist wie eine Blume. — 3. All' meine Herzgedanken. — 4. Die Glocken läuten das Ostern ein. — 5. Einsame Blumen — einsame Herzen. Viel tausend Blumen, auf der Au'. — 6. Auf eines Berges Gipfel, da möcht' ich mit Dir steh'n.

**Op. 4. Viertes Buch** . . . . . 25 Sgr.
1. Nachtlied. Nun ist der Tag geschieden. — 2. O, wär' ich ein See. — 3. Nach der Nacht. Es rauscht der Wald. — 4. Jünglingsklage. Winter so weichst du. — 5. Beim Scheiden. Vater, Mutter, lasst das Klagen. — 6. Glück. Wie jauchzt meine Seele.

**Op. 5. Fünftes Buch** . . . . . 22½ Sgr.
1. Lebe wohl. Lebe wohl, mein Lieb. — 2. Scheiden und Meiden. So soll ich nun Dich meiden. — Auf der Wanderung. So hab' ich nun die Stadt verlassen. — 4. Morgenlied. Noch ahnt man kaum der Sonne Licht. — 5. In der Ferne. Will ruhen unter den Bäumen hier.

**Op. 6. Sechstes Buch** . . . . . 27½ Sgr.
1. Minnelied. Unter der Linden, an der Haide. — 2. So wundersüss hab' ich geträumt. — 3. Die Liebste harrend. Ich habe, bevor der Morgen. — 4. Wer's nur verstände! Was ist gescheh'n? — 5. O, reiche mir nur den Mund. — 6. Liebeslust. Die Welt ruht still im Hafen.

**Op. 7. Letztes Buch** . . . 1 Thlr. 10 Sgr.
1. O, wie wunderschön ist die Frühlingszeit. Wenn der Frühling auf die Berge steigt. — 2. Seh' ich Deine zarten Füsschen an. — 6. Gemma. Lass mir diese schöne Sehnsucht. — 4. Gemma. Sind sie's wirklich denn, die Sterne Deiner Augen. — 5. Wärst Du krank, dass ich Dich könnte pflegen. — 6. Morgenthau. Wir wollten mit Kosen und Lieben. — 7. Rauschende Bäche quellenden Lebens. Epilog an die Liebste. O, danke nicht für diese Lieder.

Musikalisches Wochenblatt: „Die Bungert'schen Liederhefte zeugen von einem sehr ehrenwerthen Bestreben, namentlich hinsichts nobler Melodiebildung, sowie der Wahl charakteristischer Ausdrucksmittel."

Zu beziehen durch jede Musikalien-Handlung, vorräthig in **Berlin** bei

**C. A. Challier & Comp.** 56 Leipziger-Str. S.-W.

## Adolf Hepner,

**Bibliographische Centralagentur,**
Breslau, Gräbschnerstr. 33,
Vermittlung von Kauf und Verkauf ganzer Bibliotheken und von Verlags-Manuscripten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.
Ueber
**Mundarten und mundartige Dichtung**
von **Klaus Groth.**
gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.


## Zur gefälligen Beachtung für unsere Leser.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten, sowie diejenigen Leser, welche von jetzt an auf die „Gegenwart" abonniren wollen, *die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das* dritte Quartal *gefälligst umgehend zu erneuern* resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

*Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal* 1 Thlr. 15 Sgr. *Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Bestellungen an und besorgen auch, sowie die unterzeichnete Expedition, im Fall der Aufenthaltsveränderung während der Sommermonate* die Nachsendung unter Kreuzband.

**Original-Einbanddecken in Leinwand**
*(dauerhaft und elegant mit blinder und vergoldeter Pressung)*

zu dem mit No. 26 geschlossenen V. Bande der *Gegenwart*, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von 15 Sgr. *durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Verlag und Expedition der „Gegenwart".
Georg Stilke.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 20. Juni 1874. Band V.

AD
30
.G2
v.5
no.25

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Deutschfeindliche Kundgebungen in Lothringen. Von Eugen Huhn. — Ueber den Geldverkehr und das Bankwesen in England. Von H. Bartling. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Wie ich die bildende Kunst kennen lernte. Ein Fragment aus meiner Lebensgeschichte. Von Berthold Auerbach. I. — Ueber Molières „Kranken in der Einbildung". Von Paul Lindau. — Ueber Goethes Faust in England. Von Hermann Kindt. (Schluß.) — Julie Capulet von Gabriel Max. Besprochen von Albert Regnet. — — **Aus der Hauptstadt:** Das Gastspiel der Meininger. „Zwischen den Schlachten" „Der Kaufmann von Venedig" „Der eingebildete Kranke". Besprochen von M. v. Szeliski. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### Deutschfeindliche Kundgebungen in Lothringen.

In unseren deutschen Zeitungen wird viel darüber berichtet, daß die Lothringer sich im Ganzen unter dem neuen Regime ruhig verhalten und daß Demonstrationen gar nicht vorkommen, während sich im Elsaß der Oppositionsgeist viel zäher und anhaltender zeige. Dies ist aber nur wahr, wenn man die Dinge lediglich von der Oberfläche betrachtet. Laute Kundgebungen kommen allerdings in Lothringen nicht vor, denn man sieht eben ein, daß die deutsche Herrschaft zu befestigt ist, als daß man ihr in ruhigen Zeiten Trotz bieten könnte; dessenungeachtet ist der Grimm im Herzen der Leute nicht erloschen, man hütet sich zwar vor gewaltsamen Ausbrüchen, gibt aber seine eigentliche Stimmung zuweilen in recht unangenehmer Weise zu erkennen. Im Anfang nahm man es nicht übel, wenn die Metzer uns Deutschen scheu auswichen, unsere Gesellschaft mieden, sich von der Esplanade nach dem botanischen Garten Frescatelli zogen und selbst durch schwarze Kleider ihre Trauer zu erkennen gaben. Wir wußten den Schmerz derer zu würdigen, welche sich zu entscheiden hatten, ob sie das Land ihrer Jugendzeit verlassen sollten, und erkannten, wie schwierig für Viele der Entschluß war, von Freunden und Verwandten durch Bleiben oder Gehen sich zu trennen und entweder ganz andere Lebenspfade einzuschlagen, oder in ungewohntem Boden wieder neue Wurzel zu fassen, während es in ungewisser Aussicht stand, ob dies auch nur möglich sein werde. Doch zeigte sich die Abneigung gegen uns damals weniger in schroffer, als manchmal sogar in recht komischer Weise; denn die eingeborenen französischen Einwohner glaubten ja die ersten Jahre hindurch nicht an den Bestand der deutschen Herrschaft, sahen sie nur als vorübergehend an, erachteten die Option blos als eine Form, welche nicht verhinderte, daß sie alsbald wieder in's Land zurückkehren und darin bleiben könnten, und glaubten sogar an eine friedliche Wiederauslieferung des Landes. In diesen Anschauungen wurden sie auch durch verschiedene Regierungsmaßregeln bestärkt z. B. durch die Nichtbeeidigung der Municipalbeamten, Beibehaltung der Feuerwehruniform, Belassen der Schulbrüder und Schulschwestern, und Bewahrung des ganzen Apparats der gesammten Verwaltung, sowie des Steuerwesens, nachdem man doch so lange und so laut davon gesprochen hatte, wie sehr nun die der Staatsschuld entledigten Reichslande an Steuern und Abgaben erleichtert werden würden. Das Einzige, was die Eingebornen sich gegen die deutsche Bevölkerung erlaubten, waren ihre, zum Theil nicht ungerechten, Spöttereien über das Vordrängen gewisser eingewanderter Deutscher, welche Stellen am Handelsgericht für sich in Anspruch nahmen und sich unter die Notabeln zu schieben suchten. Außerdem machte ein des Lateins Kundiger sich das Vergnügen im „Courrier de la Moselle" eine Epistel des erdichteten angeblichen Lateiners Rutilius abzudrucken, worin derselbe darüber jammerte, daß durch den Einbruch der Alemannen die schön aufgeblühte Colonie zu Metz mit ihrer römischen Cultur plötzlich zu Grunde gerichtet worden sei. Der französische Einsender mag jedoch wohl selbst eingesehen haben, daß sein Vergleich der Alemannenkämpfe mit dem heutigen Einrücken der deutschen Cultur an die Stelle der französischen gewaltig hinkt und vielleicht ganz unzulässig ist.

Seit einiger Zeit hat sich die Lage der Dinge verändert. Die Eingeborenen glaubten mit den Wahlen in die Bezirks- und Kreistage imponiren und die deutsche Regierung lahm legen zu können und als dies nicht ganz gelang, als sogar in diesem Winter auch der Bezirkstag zu Stande kam, so glaubten sie wenigstens durch die Reichstagswahlen noch einen entscheidenden Schlag zu führen. Jedoch auch hier erreichten sie nicht ihr Ziel, denn wohl haben die vier lothringer Abgeordneten treulich zusammen gehalten und nach abgegebenem Protest wieder den Weg nach Hause genommen, aber der größere Theil der Elsässer hat sich von ihnen getrennt, ist geblieben, und hat so den Schritt der Lothringer unwirksam gemacht. Da daneben sich die Lostrennung des Landes von Frankreich als wirklich unwiderruflich erweist, ein Gürtel der stärksten Forts Deutschlands Besitz erfolgreich schützt und nun auch die neue Regelung der Bischofssprengel seitens Frankreichs und Deutschlands den Entschluß bestätigt an der neuen Ordnung nicht so bald etwas ändern zu lassen, sondern alles definitiv zu gestalten, — da endlich auch die französischen Wühler über die Grenze gewiesen werden, so regt sich schon seit längerer Zeit bei den Einheimischen ein weit entschiedenerer und heftigerer Groll als früher und macht sich an allem Luft, was wir Deutschen nur anfangen und ausführen, mag es auch noch so solid und vortrefflich sein. Haben es ja doch nicht Franzosen gemacht und das ist ein Fehler, selbst wenn man der Tüchtigkeit des Ausgeführten die stille Anerkennung nicht versagen kann.

Zuerst ward daran gemäkelt, daß und wie die Kathedrale durch deutsche Hände nach ihrer langen Vernachlässigung mit großen Summen wieder restaurirt wurde. Die französische Regierung hatte während der langen Zeit ihrer Herrschaft kein Geld dazu und beachtete es nicht, daß die Steine verwitterten, nach und

Digitized by Google

nach abbröckelten, manches dem Zusammensturze entgegenging und die schönsten Verzierungen bereits theilweise zerstört waren oder ganz fehlten. Schon jetzt kann man bedeutende Erfolge der neuen Arbeiten sehen, und das Werk wird zuletzt seinen Abschluß damit finden, daß die störenden Einbauten entfernt, verwüstete Seitentheile und Capellen wieder neu hergestellt und namentlich an Stelle des abscheulichen Portals aus der französischen Zopfzeit ein neues im ächten Stile der Kathedrale errichtet wird. Gerade das letztere erregte nun den Groll der Franzosen und indem sie die deutsche Kunst und ihre Meister herabsetzten, wußten sie nichts eifriger zu thun, als verschiedene ältere französische Projecte zum Portalbau zu empfehlen und über alles zu loben, als ob die Deutschen nichts Aehnliches und gleich Gutes liefern könnten. Haben aber die Franzosen für diese Projecte kein Geld gehabt, so sollten sie es wenigstens den Deutschen nicht verübeln, wenn sie, welche die Arbeit machen und die Mittel dazu anweisen, auch prüfen, was an diesen Plänen ist und ob nicht ein schon seit langer Zeit gerade in solchen Arbeiten sehr bewährter deutscher Baumeister etwas Entsprechenderes und Besseres zu schaffen vermöge.

Nun kam vor einiger Zeit noch eine andere Maßregel hinzu, durch welche man sogar in den Bereich der Thätigkeit gewisser einheimischer dilettantischer Alterthums- und Kunstforscher hineinzugreifen wagte. Von Seiten der Reichsregierung ist nämlich der Auftrag ergangen, historischen und Kunstdenkmälern möglichsten Schutz zu gewähren und deren Erhaltung zu sichern. In Folge dessen hat der Dombaumeister Schmitt sein Augenmerk zunächst denjenigen uralten Wandmalereien zugewandt, die sich in der alten Citadelle in einem Baue befinden, welcher als früheres Refectorium der Tempelherren bezeichnet wird. Diese Malereien sind seit vielen Jahren bekannt; zur Zeit, wo noch mehr davon vorhanden war, hat auch Herr Prost davon Zeichnungen gemacht, aber dieselben waren nicht so ganz genaue Copien, um nöthigenfalls die Originale zu ersetzen. Die metzer Archäologen haben es niemals dahin gebracht, von der französischen Regierung, oder von Privaten die geringste Summe zu erhalten, um diese Malereien vor Vernichtung zu sichern. Herr Schmitt ließ nun durch eine geeignete Kraft neue Copien machen und diese zur allgemeinen Betrachtung in einem der Säle des Lyceums aufstellen, worüber in den deutschen Zeitungen Nachricht gegeben wurde. Vielleicht hat der Verfasser der betreffenden Notiz nicht gewußt, was früher darüber schon geschrieben wurde, und die Sorgfalt der deutschen Behörde für dieses Kunstwerk etwas zu sehr betont. Dies aber verletzte die Eigenliebe der Franzosen nicht wenig und sie ließen darüber in metzer Blättern und der „Correspondence Havas" ihrem Grolle alle Zügel schießen. Die Deutschen, welche sich mit Liebe um die Geschichte und Archäologie von Metz zu bekümmern begannen, wurden dénicheurs und Eindringlinge in ihnen nicht gebührende Gebiete genannt und auf das kräftigste für etwas ausgescholten, was sicherlich mehr Lob als Tadel verdiente.

An der Spitze aller dieser Ergrimmten stehen die Herren Bouteiller und Dr. Abel, von welchen der erstere seit seiner Ausweisung Metz jetzt wohl ganz meiden wird. Um so eifriger agirt der zweite, Reichtagsabgeordneter in partibus, gegen die neue Regierung und die Deutschen überhaupt; vor seinem Auge hat überhaupt nichts Geltung, was aus Deutschland kommt.

Herr Abel hat in der Akademie von Metz eine Rede gehalten, in welcher er sich über die Thätigkeit der Akademie seit dem Kriege verbreitet und sein Verdict über den inzwischen eingetretenen Wechsel der Dinge abgibt; diese Rede ist in Nancy gedruckt worden, wahrscheinlich aber auch noch etwas milder, als sie ursprünglich gelautet hat, wenngleich auch jetzt noch der Sprudel des Grolls armesdick aus dem beredten Munde hervorquillt.

Die Rede beginnt damit, zu erklären, die Nachwelt werde begierig sein, die gegenwärtige Epoche und besonders die Periode unter einem Regime zu studiren „dont le droit des gens n'a pas encore offert d'exemple au jurisconsulte". Als wenn zum Völkerrecht alle Jahre neue Satzungen hinzugefügt würden, als ob dies überhaupt von den Juristen und einer Regierung abhinge! Aber wahrscheinlich wollte Herr Abel damit sagen, daß von Frankreich dies geschehen sei. Da erinnern wir ihn denn an die französischen Heldenthaten im Völkerrecht, an die Reunionskammern Ludwigs XIV., an den Mordbrennerkrieg in der Pfalz und Baden, an die gewaltsame Entführung des Herzogs von Enghien aus Ettenheim, an die neuesten Ausweisungen der Deutschen und das ganze Verfahren gegen sie. — Herr Abel erklärt, inmitten von „tant de ruines morales et materielles amoncelées autour d'elles" hätten die Mitglieder der Akademie nur im Vertrauen auf die ewige Gerechtigkeit ausgehalten, nach dem Horazischen Spruche impavidum ferient ruinae.

Schon bei Erwähnung der ersten Arbeiten der Akademie über Agricultur muß Herr Abel Deutschland Eins versetzen; denn er kann nicht umhin zu behaupten, immer sei es im Innern Deutschlands gewesen, wo sich die ersten Fälle der Rinderpest zeigten. Allerdings wissen sonst schon die Schulbuben, daß diese Seuche noch nie anderswo entstanden ist, als in den Steppen von Podolien und im fernen Osten, und daß sie, um Lothringen zu erreichen, weil sie nicht fliegen kann, zuerst den Weg durch Deutschland nehmen muß. Aber es kommt Herrn Abel eben alles Schlimme aus Deutschland und weiter will er ja nichts sagen.

Bei den Arbeiten während der Belagerung galt es hauptsächlich praktischen Dingen, namentlich der Herstellung von Salz u. dergl.; aber der Redner bleibt nicht lange dabei, sondern will sofort auf das ihm ersehntere Feld der schönen Künste übergehen, da die Akademie auch Preise für Poeten und Prosaisten ausgesetzt hatte. Es lief aber keine Bewerbung ein, obgleich, wie der Redner beifügt, es an Gegenständen nicht fehlte, weder für die Satire, noch auch für ein episches Gedicht. Weshalb nun solche nicht gefertigt und eingereicht wurden, dafür weiß Herr Abel auch wieder einen triftigen Grund, den wir mit seinen eigenen Worten der Nachwelt aufbewahren wollen.

Er erklärt es nämlich wörtlich also: „Nos lauréats habituels ont sans doute été arrêtés par la difficulté de faire rimer entre eux les noms allemands. C'est ce qui avait déjà empêché Boileau de raconter les guerres du Palatinat. Tout le monde connaît ces deux vers:

Et qui peut sans frémir aborder Werden?

Wurtz ... ah! quel nom, grand Dieu, quel Hector que ce Wurtz!

Semblable difficulté avait aussi frappé Virgile lorsqu'il se proposait de chanter les exploits d'Auguste et de ses généraux contre les Daces, les Germains et les Bretons. Il ne put jamais faire entrer dans un hexamètre les noms des chefs d'au delà du Danube et du Rhin".

Interessant ist es von Herrn Abel zu erfahren, daß nur die Schwierigkeit des Reimens daran schuld war, wenn Boileau nicht den französischen Mordbrennerkrieg in der Pfalz zum Gegenstand eines epischen Lobgedichts für seinen Ludwig XIV. gemacht hat. Wir hatten nämlich bisher den Dichter Boileau für unfähig gehalten, ein solches Bubenstück auch noch in Versen zu verherrlichen und haben fast Herrn Abel im Verdacht, daß er selbst den Gegenstand zur poetischen Preisaufgabe seiner Akademie habe machen wollen, wenn nur eben die schwierige Reimerei nicht gewesen wäre. Ferner werden die römischen Sprachforscher sich sehr freuen dürfen, wenn ihnen Herr Abel aus jedenfalls noch unedirten Quellen seine Mittheilung beweist, daß Virgilius die Erfolge des Augustus und seiner Feldherrn gegen die Dacer, Germanen und Bretonen in Hexametern habe besingen wollen und nur dadurch daran verhindert worden sei, daß er die Namen der Führer der Letzteren nicht in die Hexameter habe bringen können. Sonst haben die Römer dies doch recht gut vermocht und die erwähnten Kriege sind in einer ganzen Reihe römischer epischer Gedichte verherrlicht.

Digitized by Google

Im Weiteren kommt Herr Abel auf seine eigene Wirksamkeit zu sprechen, nämlich auf seine Auslassung über eine juristische Episode, qui acquiert de l'importance historique depuis les récents tentatives faites pour transformer brusquement nos lois séculaires. Er spricht nämlich von dem Widerstande, den die Metzer einst der Einführung des Schwabenspiegels entgegensetzten, dabei sich berufend auf die autonomie mettine, qui depuis des siècles s'inspirait du droit romain et du droit canonique, wobei er aber ganz und gar nicht bedenkt, daß dieses Festhalten am römischen und canonischen Recht gerade der schlagendste Beweis dafür ist, wie sehr die Rechtsentwicklung und der geistige Fortschritt hier zurückgeblieben sind.

Trotz dieser und anderer Jeremiaden will jedoch Herr Abel mit seinen Genossen die Arbeiten der Akademie fortsetzen, die Traurigkeit und Ungewißheit, welche über der Gegend lagere und selbst die Brust der Optimisten drücke, ertragen, die Hoffnung auf das Urtheil der Nachwelt setzen und mit Bossuet sagen: Il n'y a pas de droit contre le droit. Leider vergißt der Redner dabei nur das Eine und Wichtigste, daß es sich bei der Erwerbung des Elsaß an Deutschland um Recht, Gewaltthaten und Unterdrückung gar nicht handelt, sondern daß die Metzer für die Abtretung des Landes nicht die Deutschen, sondern lediglich ihre französischen Landsleute verantwortlich machen dürfen, welche den Krieg so leichtsinnig anfingen und nach Jahrhunderte langer, fortwährender Bedrohung Deutschlands uns endlich genöthigt haben, die westliche Grenze besser und gründlicher zu sichern.

Soweit die Auslassungen des Grolls und Hasses, durch welche Herr Abel ohne Zweifel seinen Stammesgenossen zu imponiren gedachte; wie es scheint, hat er die Absicht, noch von einer andern Rednertribüne aus Fortsetzungen zu geben, denn er schrieb dieser Tage in der Diedenhofener Zeitung, „wenn er im Reichstage das Recht zu sprechen erhalte," werde er noch mehr vorbringen. Die Zeitungen zogen daraus den Schluß, daß er sich auf seinem Gute Gentringen wahrscheinlich eifrig mit dem Studium der deutschen Sprache beschäftige.

Das scheint allerdings sehr nöthig zu sein, denn bis jetzt versteht Herr Abel noch so wenig von derselben, daß er nicht einmal einen deutschen Buchtitel richtig abschreiben kann. Seite 122 seiner neusten Schrift über die goldene Bulle citirt er wörtlich Herder „dans ses Ideen philosophischen für Geschichte von Menschheit".

Er erwartet für Metz vielleicht den Besuch des deutschen Kaisers und stellt Betrachtungen an über dessen Empfang, gegenüber jenem, den die Stadt einst „aux Rois Romains et aux Empereurs" bereitete. Sollte man es nun wohl für möglich halten, daß jemand über die goldene Bulle schreibt und nicht weiß, daß römische Könige nie in Metz waren, es in Deutschland nie solche gab und das deutsche Staatsoberhaupt stets nur den Titel „deutscher König und römischer Kaiser" hatte?

Endlich erzählt er uns, wie 1871 nicht mehr Kurfürsten den neuen Kaiser wählten; in Versailles war es „le descendant du comte palatin le roi de Bavière qui a joué le principal rôle en présence du roi de Saxe le descendant du grand maréchal". Herr Abel hat wahrscheinlich die Zeitungen von 1871 nicht gelesen, daß er diese beiden Könige die neue Kaiserwahl vornehmen läßt; aber es scheint auch, daß er noch in den Anfangsgründen der Geschichte steckt, indem er den König von Sachsen vom — Marschall von Sachsen abstammen läßt.

Wahrlich, wir haben schon viel Oberflächliches und große Unkenntniß bei den Franzosen gesehen, aber noch niemals, neben so großer Anmaßung und Absprecherei, einen so gänzlichen Mangel der ersten Elementarkenntnisse bei einem Manne, der sich Mitglied einer Akademie nennt und uns Deutsche zu meistern sich herausnimmt. Es wird dies ohne Zweifel keine Empfehlung für ihn sein, wenn er auf der Rednerbühne des deutschen Reichstags sein Licht leuchten lassen will. In französischen Dingen mag sein Urtheil berechtigt und vielleicht eine Autorität sein, von deutschen Zuständen und Angelegenheiten aber versteht er nichts.

Eugen Hahn.

---

## Ueber den Geldverkehr und das Bankwesen in England.

Von H. Bartling.

(Schluß.)

Lombard Street wird dargestellt als die „bei weitem größte Combination ökonomischer Kraft und ökonomischer Zartheit, welche die Welt jemals gesehen". Wenige Personen, so sagt der Autor mit Recht, sind sich bewußt, wie viel größer die Geldkraft in England, als anderswo auf der Welt ist: Zahlen beweisen dies.

Der „Loan-Fund" — d. h. die bekannten Depositen der Banken, welche Bilanzen veröffentlichen — war 1873 in London, 120; in Paris, 13; in New-York, 40 und in Deutschland nur 8 Mill. Pf. St.; und die unbekannten Depositen — d. h. die Depositen in den Händen von Bankiers, Börsenmaklern, Kaufleuten und anderen, welche keine Abrechnungen veröffentlichen — sind in London viel größer, als irgendwo anderwärts. Es ist wahr, außerhalb der Banken in Frankreich und Deutschland und in allen Ländern ohne ein entwickeltes Bankwesen, existirt viel mehr klingende Münze, als in England und Schottland, wo das Bankwesen entwickelt ist, gefunden werden kann. Doch jene klingende Münze ist kein Geldmarkt „Geld". Englisches Geld ist „leihbares" Geld. Eine Million in den Händen eines einzelnen Bankiers ist eine große Kraft. Concentration des Geldes in Banken ist, wenn auch nicht die einzige, so doch die Hauptursache, welche den Geldmarkt Englands zu dem größten und mächtigsten in Europa gemacht hat. England wird zum Leihen aufgefordert, und es leiht ungeheure Summen, welche anderwärts einfach nicht aufzutreiben wären. Englische Bankiers selbst leihen fremden Staaten nur in ganz geringer Weise, aber sie leihen große Summen denen, welche leihen, und auf diese Weise werden durch die Engländer und durch englisches Kapital gewaltige Werke ausgeführt.

Der englische Handel wird in einer Ausdehnung mit geborgtem Kapital betrieben, von der ein Fremder keine Idee hat. Wenn ein Kaufmann 50,000 Pf. St. eignes Kapital besitzt, so muß er, um 10% an demselben zu gewinnen 5000 Pf. St. jährlich machen, und demgemäß die Preise für seine Waaren stellen; doch wenn ein anderer nur 10,000 Pf. St. hat und 40,000 Pf. St. sich durch Discontos verschafft, so verfügt er gleichfalls über 50,000 Pfd. St. und kann viel billiger verkaufen. Selbst zu 5% werden ihm seine geborgten Mittel nur 2000 Pf. St. kosten, und wenn er, gleich dem ersten Kaufmann 5000 Pf. St. jährlich macht, so würde die Differenz von 3000 Pf. St. gleich 30% an seinem eigenen Kapital sein, und diese 30% würden es ihm wohl ermöglichen billigere Preise zu stellen, als sein reicher Concurrent. Diese demokratische Structur des englischen Handels wächst von Tag zu Tag. Zweifelsohne hat sie ihre Nachtheile.

Solchen erblichen Familien von Kaufmannsfürsten, wie sie in Genua, Venedig und Augsburg existirten, ist sie höchst ungünstig. Diese werden durch die schmutzige Menge kleiner Leute vertrieben. Doch diese kleinen Leute werden von dem heftigsten Wunsche beseelt große Männer zu werden und der einzige ihnen offen stehende Weg zur Ausdehnung ihres Geschäftes beruht auf Billigkeit und Energie. Daher kommt es denn auch, daß in keinem anderen europäischen Lande der Handel so wenig träge ist, wie in England; in keinem anderen Lande erfassen die Handeltreibenden neue Vortheile so schnell. „In diesem beständigen, chronischen Borgen spielt Lombard-Street den Zwischenhändler. Sie ist eine Art stehender Makler zwischen den ruhig sparenden Districten des Landes und den thätig verwendenden Districten." Dies ist kurz zusammengefaßt das Fundament der Bagehot'schen Argumente in der ersten Abtheilung seines Buches, in der seine sorgfältige Vermeidung eines kritischen Eingehens auf den „Bank

Digitized by Google

Charter Act von 1844 (den s. g. Peel'schen Act)" auffallend ist. So weit wie möglich kümmert sich Bagehot nur um die späteren Wirkungen.

Ueber das Heilsame oder Unheilsame dieses Actes sind die Meinungen sehr getheilt, und die Vertheidiger und Gegner desselben stehen sich ebenso feindlich gegenüber, wie der unfehlbare Papst und die Altkatholiken; von einer Verständigung beider, oder von einem Nachgeben des Einen oder des Andern ist keine Rede

Obgleich wir voraussetzen dürfen, daß die Einzelnheiten des gedachten Bankacts genugsam bekannt sind, so wollen wir doch der Erinnerung wegen die Hauptzüge desselben, so wie sie uns Bagehot in seinem Buche gibt, hier wiederholen; er sagt: „Nach dem englischen Gesetze sind Gold und Silber (letzteres nur für kleine Summen) und die Noten der englischen Bank gesetzliches Zahlungsmittel. Doch unsere Banknotenausgabe ist nicht wie bei den americanischen „green backs" vom Willen des Staats abhängig, sie ist durch die Bestimmungen der Acte von 1844 beschränkt. Diese Acte theilt die Bank von England in zwei Hälften. Das Issue Departement (Abtheilung für die Notenausgabe) allein gibt Noten aus und kann für 15 Mill. Pf. St. Noten auf Staatssicherheiten ausgeben. Diese Sicherheiten bestehen zum größten Theil aus der Schuld der Regierung an die Bank, welche seit Rückzahlung eines Viertels im Jahre 1833, 11,015,100 Pf. St. beträgt. Genannte Summe bildet das eigentliche Betriebscapital der englischen Bank, für das Uebrige muß sie edles Metall (Buillon) deponirt haben. Nehmen wir z. B. eine Bilanz, welche als ein Durchschnittsspecium der letzten wenigen Jahre angesehen werden kann — die der letzten Wochen des Jahres 1869:

Emissions-Departement.

| Passiva. | | Activa. | |
|---|---|---|---|
| Emittirte Noten . . . | £ 33,288,640 | Staatsschuld . . . . . | £ 11,015,100 |
| | | Andere Sicherheiten. | „ 3,984,900 |
| | | Goldmünzen und Barren . . . . . | „ 18,288,640 |
| | | Silberbarren . . . . | „ „ „ „ |
| | £ 33,288,640 | | £ 33,288,640 |

Bank-Departement.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Bank-Capital (d h. Capital der Eigenthümer) . . . . . | £ 14,553,000 | Staatssicherheiten . . | £ 13,811,953 |
| Reserve (Rest) . . . . | „ 3,103,301 | Andere Sicherheiten. | „ 19,781,988 |
| Oeffentliche Depositen | „ 8,585,215 | Noten in Reserve . . | „ 10,389,690 |
| Andere Depositen . . | „ 18,204,607 | Gold- und Silber-Münzen . . . . . | „ 907,982 |
| 7 Tage- und andere Wechsel . . . . . | „ 445,490 | | |
| | £ 44,891,613 | | £ 44,891,613 |

„Hier finden wir 15 Mill. Banknoten gegen Sicherheit emittirt und 18,288,640 Pfd. St. werden durch Goldmünzen und Barren vertreten. Die englische Bank hat nicht die legale Macht, die Concurrenz in irgend einer andern Weise zu vermehren. Den einmal stipulirten Betrag hält sie gegen Sicherheiten und für den Rest muß sie Goldmünzen und Barren haben. Dies ist das „eiserne System", die harte und feste Linie, von der die Gegner der Acte sagen, sie ruinire uns, und von der die Anhänger der Acte behaupten, daß sie uns rette. Doch mit der Thunlichkeit derselben habe ich hier nichts zu thun, sondern nur einzig und allein damit, daß unser „papierenes legales Zahlungsmittel", unsere Banknoten, nur auf diese Weise zu erhalten ist. Wenn deshalb ein englischer Bankier eine seinen Verbindlichkeiten angemessene Summe in Noten der englischen Bank oder in Münzen zurückbehält, so hat er eine genügende Summe des gesetzlichen Zahlungsmittels dieses Landes und braucht an nichts anderes zu denken. Hierbei jedoch muß man einen Unterschied machen und bemerken, daß man in die Bankreserve, im eigentlichsten Sinne des Wortes, nicht das „gesetzliche Zahlungsmittel" oder die „Cassa", welche die Bank hält, um ihre täglichen Geschäfte zu machen, mit einschließen darf. Diese ist, ebenso wie ihre Pulte und Bureaux, ein Theil ihres täglichen Handelsfonds; aber welchen Ausdruck wir auch immer gebrauchen mögen, so müssen wir sorgfältig zwischen diesem in der Casse liegenden Gelde, das täglich gebraucht wird, unterscheiden, und dem „Sicherheitsfonds", wie man ihn nennen kann, — der speciellen Reserve, welche die Bank hält, um außerordentlichen und nicht häufig vorkommenden Anforderungen zu genügen.

Welches ist nun unter dieser präliminären Annahme der Betrag des von den Bankiers gegen ihre Verpflichtungen in Händen gehaltenen gesetzlichen Zahlungsmittels?

Die Antwort ist eine bemerkenswerthe und bildet den Schlüssel zu unserem ganzen System. Dreist kann gesagt werden, daß keine Bank in London oder außerhalb irgend eine bedeutende Summe in baarem Gelde oder gesetzlichem Zahlungsmittel, überhalb dessen, was sie zum täglichen Geschäfte braucht, in Händen hält mit Ausnahme der Bankabtheilung der Bank von England. Die Passiva dieses Departements beliefen sich am 29. December 1869 auf: — Oeffentliche Depositen 8,585,000 Pfd. St. — Privatdepositen 18,205,000 Pf. St. — 7 Tage- und andere Wechsel 445,000 Pf. St., oder im Total von 27,235,000 Pf. St. und eine Cassenreserve von 11,297,000 Pf. St. — Und dies ist, wie wir uns gar sorgfältig erinnern müssen, die ganze baare Reserve, welche das Bankdepartement der Bank von England, wie wir es schwerfällig nennen, — die Bank von England für ihre Bankgeschäfte besitzt. Dies Departement kann eben so wenig wie irgend eine andere Bank Banknoten machen oder vervielfältigen. Am obengenannten Tage hatte die Bank von England nur 11,297,000 Pf. St. in ihrer Casse gegen Passiven von einem fast dreimal größeren Betrage. Sie hatte Consols und andere Sicherheiten, welche sie feil bieten konnte und die, wenn verkauft, den Vorrath von Banknoten vermehrt haben würden."

An diese Angaben knüpft der Autor eine eingehende Besprechung über die Ursachen, welche London in den letzten Jahren zu dem einzigen internationalen Wechselplatz von Europa gemacht und Paris, das vor dem Kriege der zweite große Platz war, daraus verdrängt haben.

Von großem praktischem Werth und von Interesse sind ferner Bagehots Bemerkungen über den englischen Handel und die große Ausdehnung, welche das Creditsystem in diesem Lande genommen hat.

Der englische Handel ist hauptsächlich ein Handel mit erborgtem Kapital und dieser Umstand involvirt eine ungeheure Oekonomie der den Reichthum producirenden Kräfte des Landes. Nur durch die Verfeinerung seines Banksystems ist es England möglich, den Handel zu treiben, den es treibt, oder so vielen Stürmen zu begegnen. Doch im Verhältniß zu der Kraft dieses Systems steht auch seine Zartheit, steht auch seine Gefahr. Von den vielen Millionen erborgten, zum Handel benutzten Geldes, befindet sich der größte Theil bei den londoner und anderen Bankiers gegen kurze Kündigung oder zahlbar auf Verlangen. Wenn es nun eines Tages den meisten der Eigenthümer dieses Geldes einfallen sollte, Zahlung zu verlangen, so würde das industrielle System Englands bis auf den Grund erschüttert werden. Eine Finanzpanik meint einfach, daß einige dieser Darleiher Zahlung verlangen.

Nun entsteht die Frage, welche Fähigkeit, welche Kraft die Londoner Bankiers und die Brokers besitzen, um das von ihren Depositären geliehene Geld zurückzuzahlen? Wo ist die nöthige Cassenreserve, um dem Verlangen ihrer Creditoren, sollten sie einmal furchtsam werden, zu begegnen? Die londoner Bankiers erhalten zu diesem Zwecke keine eigene Reserve; sie bewahren in ihren Cassen keine substantiell hohe Summe, überhalb der zu den täglichen Geschäften nöthigen. Sie lassen, wenn sie das Geld sicher anlegen können, nicht einen Shilling unproductiv liegen: sie alle haben ihre Hauptreserve in der Bank von England. Dies ist nicht blos der Fall mit den londoner Banken, sondern mit allen Banken des Landes.

Digitized by Google

Bagehot sagt hierüber (S. 30): „Alle Provinzialbanken haben ihre Reserve in London. In einer jeden Provinzialstadt behalten sie nur das Minimum der zu den täglichen laufenden Geschäften in jener Provinzialstadt nöthigen Casse. Lange Erfahrung hat sie auf's genaueste gelehrt, wie viel dies ist, und sie verschwenden kein Capital und verlieren keinen Profit, indem sie es unbenutzt liegen lassen. Sie senden ihr Geld nach London, legen einen Theil desselben in Sicherheiten an und halten den Rest bei den londoner Bankiers und den Bill Brokers. Die schottischen und irischen Bankiers handeln fast ebenso. All ihr überflüssiges Geld befindet sich in London und ist angelegt, wie alles andere londoner Geld, und deshalb ist die Reserve im Bankdepartement der Bank von England nicht blos die Bankreserve für die Bank von England, sondern für ganz London — und nicht blos für ganz London, sondern für ganz England, Irland und Schottland."

Weiter weist der Autor darauf hin, daß die Verbindlichkeiten Londons, namentlich aber der englischen Bank, in den letzten Jahren noch gewaltig gestiegen sind. Seit dem deutsch-französischen Kriege sind die londoner Banken die Geldreservoire für Europa geworden, und zwar weil das Depositen-Bankwesen auf dem Continent ein sehr geringes ist und in dieser Hinsicht keine große Reserve gehalten zu werden braucht. Eine gleiche Reserve, wie sie in England oder Schottland nöthig ist, braucht man in anderen Ländern nicht. Doch alle großen Gemeinwesen haben zu Zeiten große Summen in baarem Gelde zu zahlen und von diesem baaren Gelde muß irgendwo ein großer Vorrath gehalten werden. Früher hatte man in Europa zwei solcher Niederlagen, die eine war die Bank von Frankreich, die andere die Bank von England. Doch seitdem die Bank von Frankreich Zahlung in klingender Münze suspendirte, hat sie aufgehört ein Reservoir für Metallgeld zu sein. Niemand kann einen Cheque auf dieselbe ziehen und sicher sein, Gold oder Silber für denselben zu erhalten. Consequenter Weise ist die ganze Verbindlichkeit solcher internationalen Zahlungen in Metall und Münzen auf die Bank von England gewälzt, und von ihr hängt das ganze Creditsystem des Landes ab.

„Von der Weisheit der Directoren dieser einen Actienbank hängt es ab, ob England zahlungsfähig oder zahlungsunfähig sein soll." Hieraus ergibt sich, daß es die Pflicht der Bank von England ist, eine genügend große Baarreserve zu halten, um im Stande zu sein, einer plötzlichen Anforderung zu begegnen.

Sehr häufig hat man behauptet, die Stellung der Bank von England sei durchaus keine besondere, und sie müsse nach denselben Principien verwaltet werden, wie andere gut verwaltete londoner Banken. Dem gegenüber weist Bagehot mit Recht nach, daß zwischen der Bank von England und allen anderen Banken ein großer Unterschied stattfinde, und sehr lehrreich ist es, was er hierüber sagt: — „Man muß nicht denken, daß die Leitung einer Bank einfach ein Problem des Bankwesens ist: es ist im Grunde ein moralisches. Alle Handeltreibenden befinden sich unter Verbindlichkeiten; sie haben in kurzer Zeit Wechsel zu decken und sie können dies nur, wenn sie Wechsel auf andere Handeltreibende discontiren. Mit anderen Worten, alle Handeltreibenden sind davon abhängig, ob sie Geld borgen können, und große Kaufleute hängen von der Anleihe großer Geldsummen ab. Bei den geringsten Symptomen einer Panik wollen viele Kaufleute mehr borgen, als gewöhnlich; sie beabsichtigen sich mit Mitteln zur Deckung ihrer Wechsel zu versehen, so lange, wie diese Mittel noch zu haben sind. Wenn die Bankiers den Kaufleuten willfahren, so müssen sie, gerade wenn sie es am wenigsten wünschen, stark ausleihen: willfahren sie aber den Kaufleuten nicht, dann tritt eine Panik ein."

Eines der wichtigsten Capitel des Buches ist das, welches von den Actienbanken handelt. Bagehot, selbst Chef eines großen Bankhauses, ist im Großen und Ganzen kein Freund und Fürsprech derselben; doch läßt er ihren Vortheilen volle Gerechtigkeit widerfahren, und warnt nur davor, sich durch den großen Erfolg, den sie namentlich in England gehabt, täuschen zu lassen.

In dem glänzenden Erfolge, in dem großen Aufschwunge der Actienbanken, lassen sich zwei zweifelhafte Punkte nachweisen. Zuerst einmal haben diese großen Banken nicht nöthig eine so große Reserve gegen ihre Verbindlichkeiten zu halten, wie es die Natur ihrer Stellung als Institute erster Größe verlangt. Der zweite Punkt des Zweifels und der Aengstlichkeit liegt in der Verwaltung. Ist dieselbe eine solche, daß sie genügende Sicherheit gewährt für ein gutes Ausleihen und die sichere Erhaltung so vieler Millionen? Diese Actienbanken werden, wie jeder weiß, durch ein Directorium oder einen Verwaltungsrath verwaltet, dem ein Generalgeschäftsführer, Dirigent, Director zur Seite steht. Nun, solche Personen können in London, und wahrscheinlich auch an jedem anderen großen Handelsplatze, mit Leichtigkeit herangezogen werden. Dies dürfte genügend erscheinen, und man könnte fragen, was man noch mehr verlange. „Bedeutend mehr," so antwortet Bagehot.

Das Höchste und Beste, was ein gutes Directorium oder Verwaltungsrath thun kann, ist, zu einer guten Entscheidung über Punkte zu gelangen, welche ihm der Geschäftsführer vorlegt, vielleicht auch noch über einen und einige Punkte, welche ein oder zwei Mitglieder der Körperschaft zur Discussion vorbringen. Eine Versammlung von 15 oder 18 Personen ist ganz und gar nicht dazu angethan, ein Geschäft, wie das angedeutete, abzuthun. Discussion eines einfachen praktischen Punktes durch eine solche Zahl von Personen, ist ein gar langwieriges Ding, weil viele sprechen wollen und manche erst langsam zur Entscheidung gelangen können. Eine andere Schwierigkeit besteht darin, daß verschiedene Verwaltungsräthe gar nicht in der Lage sind, von ihrer Zeit so viel zu ersparen, wie wirklich zur Abwicklung solcher Geschäfte nothwendig ist. Und selbst wenn es einzelne gäbe, so würden sie, da sie stets Personen von hoher Stellung, sowohl in der Gesellschaft, wie in den Handelskreisen sind, solch einen Gehalt beanspruchen, wie ihn die Bank, ohne großen Nachtheil für die Actionäre, gar nicht zu zahlen im Stande wäre. Da nun eine durchgreifende Ueberwachung von seiten des ganzen Verwaltungsraths ein Ding der Unmöglichkeit ist, so steht sehr zu fürchten, daß das ganze Geschäft in die Hände des Geschäftsführers geräth. Manche unglückliche Fälle haben bewiesen, daß dies sehr gefährlich ist. Selbst wenn die Geschäfte der Actienbanken geringer wären, und wenn die ihnen anvertrauten Depositen eine kleinere Summe betrügen, so würde es doch vorkommen, daß einmal ein Geschäftsführer zum Betrüger würde, oder was schlimmer ist, daß er große Fehler beginge. Denn Irrthum ist hier viel gefährlicher als Betrug: die Fehlgriffe eines Geschäftsführers sind viel mehr zu fürchten, als der Diebstahl eines unehrlichen Geschäftsführers. Falsche Auffassung ist gewöhnlicher, als lang vorherbedachter Betrug. Und die Verluste, zu denen ein unternehmender und plausibler Geschäftsführer eine Bank in gutem Glauben zu verleiten vermag, sind vergleichsweise viel größer, als die, welche ein betrügerischer zu verbergen im Stande ist, selbst mit der größten Vorsicht. Für eine Bank gibt es gar keine unsichrere Verwaltung, als einen eifrigen und unternehmenden Geschäftsführer, der nur von einem zahlreichen Directorium oder Verwaltungsrath beaufsichtigt wird. Das einzige Heilmittel dieses Uebels ist die Bildung eines sogenannten Arbeitsausschusses, eines engeren Concils, einer Art von Cabinet, das täglich zusammenkommt, beständig mit dem Geschäftsführer in Verbindung steht, alle großen Geschäfte prüft, über die Lage eines jeden bedeutenden Borgers in Kenntniß gesetzt und dadurch in den Stand gesetzt wird, den Geschäftsführer von allen gewagten Unternehmungen abzuhalten. Hierbei muß man jedoch nicht aus den Augen verlieren, daß eine gewisse Anzahl von täglich durch die Rotation zusammenkommenden Verwaltungsrathsmitgliedern keinen Ersatz für ein permanentes Comité bildet. Ein täglich sich durch Rotation änderndes Comité kann gar keine Verantwortlichkeit haben, denn die Transactionen, denen heute ein Theil der Verwaltungsräthe seine Zustimmung ertheilt, können möglicherweise morgen von dem anderen Theile verworfen werden. Bei den Entscheidungen über die meisten Geschäfte, und namentlich bei den Bankgeschäften, ist es wesentlich, daß sie beständig von ein und denselben Personen gefaßt werden: Die Kette der Geschäfte muß durch ein und die-

Digitized by Google

selben Köpfe laufen. Ein großes Geschäft kann recht gut von einer ruhigen Gruppe untergeordneter Männer geleitet werden, wenn sie stets dieselben bleiben, doch seine Verwaltung durch eine fluctuirende Körperschaft, selbst wenn sie aus den fähigsten Männern besteht, ist unmöglich. Ebensogut könnte man es versuchen, die Geschäfte der Nation durch ein ähnliches, wechselndes Cabinet zu leiten.

Nachdem Bagehot im Schlußcapitel des Buches noch eingehend die Principien behandelt hat, welche die Höhe der in der Bank von England zu haltenden Reserve reguliren sollten, gelangt er zu dem Schluß, daß das in England herrschende Banksystem, wo die Bank von England die Urreserve hält, ein unnatürliches sei. Das natürliche besteht seiner Ansicht nach darin, daß mehrere Banken ihre eigene Baarreserve halten, mit der Strafe des Bankerotts bedroht, wenn sie dies vernachlässigen.

„Doch," so sagt der Autor weiter, „ich habe nachgewiesen, daß unser System das einer einzelnen, die gesammte Reserve haltenden Bank ist, ohne irgend welche Strafe für einen eventuellen Zusammensturz. Und trotzdem schlage ich vor, es beizubehalten und versuche nur es zu verbessern und zu beschönigen. Darauf kann ich nur erwidern, daß ich die Beibehaltung dieses Systems deshalb anrathe, weil ich sicher bin, es würde ganz zwecklos sein, dessen Aenderung vorzuschlagen. Ein Creditsystem, das langsam mit dem Laufe der Jahre herangewachsen ist, das sich dem Gange der Geschäfte angepaßt, sich der Gewohnheit der Menschen aufgedrungen hat, wird niemals geändert werden, weil Theoretiker nichts von ihm wissen wollen, oder weil man Bücher gegen dasselbe geschrieben hat. Eben so gut und noch besser, könnte man versuchen die englische Monarchie abzuschaffen und die Republik an deren Stelle zu setzen, als die bestehende Verfassung des englischen, auf die Bank von England gegründeten Geldmarktes zu ändern, und an Stelle desselben ein System zu setzen, in welchem eine jede Bank ihre eigene Baarreserve hält. Unmöglich ist's, eine einer so ungeheuren Reconstruction angemessene Kraft zu finden, und deshalb ist es nutzlos sie vorzuschlagen."*)

## Literatur und Kunst.

### Wie ich die bildende Kunst kennen lernte.

Ein Fragment aus meiner Lebensgeschichte.

Von **Berthold Auerbach.**

I.

An einem hellen Sommertage war ich auf dem Rigi. Ich lag stundenlang ausschauend und mit offenen Augen träumend am Bergeshang; da kam ein Bekannter zufällig in die Nähe und nachdem er gefragt, was ich da treibe, sagte er: „Wie macht man's nur, daß man Freude an der Natur bekommt?"

Diese Frage scheint seltsam, ja fast lächerlich, aber bei näherer Betrachtnahme liegt in ihr doch ein Zeugniß der Wahrhaftigkeit. Wie viel Menschen lügen und heucheln — oder, wenn das besser klingt — täuschen sich und andere mit ihrer Naturschwärmerei.

Man ist in neuester Zeit in die ergebnißreiche Erörterung eingetreten, wie der Sinn für Naturschönheit bei Völkern und Individuen auf verschiedenen Bildungsstufen sich erschließt. Das liegt indeß zunächst ab von dem hier vorgesetzten Thema. Ich möchte aber den nachfolgenden kleinen Wahrnehmungen eine allgemeine Erörterung psychologischer und ethischer Natur vorausschicken, ich glaube damit Grund und Folge dieser fragmentarischen Aufzeichnungen aus meinem Leben, die ich hoffentlich noch in das Gesammte einfügen kann, zu bestimmen.

Fragen wir also: In welchem Kunstgebiet kann sich das Scheininteresse oder gradaus gesagt, die Lüge des empfangenden Publicums am leichtesten und häufigsten aufthun?

Die Einen sagen in der Musik, andere in der Plastik und Architektur, und wieder andere in der Malerei und hier wird besonders behauptet, daß für Bilder aus der altitalienischen und altdeutschen Schule viel schönthuerisches Interesse geheuchelt werde.

In der Musik ist es allerdings am schwersten, die Wahrhaftigkeit der Empfindung zu constatiren, denn da läßt sich nicht abfragen, wie und über was man entzückt und erhoben ist; die Empfindung hält sich hier im allgemein Elementarischen. Bei der Plastik ist dem schon eher beizukommen, denn die Freude an der Anschauung der freien Menschengestalt und das Interesse für die reine Form muß sich in bestimmten Ausdrücken kund geben können, ähnlich wie für die Harmonie in der Architektur.

Es bedarf einer exacten Analyse, um zu scheiden, was ein Jeder aus der Tradition überkommen hat und was in Wirklichkeit aus seinem eignen Wahrnehmen stammt. Wie es schwer ist, den Kreuzungspuukt der zwei großen Daseinsströmungen aufzufinden, in welchen die Bedingungen von Geschichte und gegenwärtiger Außenwelt die eingeborne Willenskraft durchschneiden, eben so voller Probleme ist der Durchschneidungspunkt von Autorität und Freiheit in der Aufnahme der idealen Gebilde.

Wir überkommen eine große Summe von Bildung schon durch die Sprache und deren feststehende Begriffe und Regeln. Der Naturmensch als solcher ist nicht vorhanden, und war es nie.

Es wäre erforderlich, die Begriffe „Naivetät" und „Bildung" nach der heutigen Methode neu umzugießen.

Alle Bildung entstammt im weitesten Sinne einer historischen Autorität. Die Naivetät als Gegensatz zur Bildung empfindet ein Gegebenes neu und persönlich. Das Problem ist: die Naivetät beim Antritt der Culturerbschaft nicht zu opfern; die Naivetät hat ein erkleckliches Theil Respectlosigkeit, sie wehrt sich mit einem Naturrecht gegen Anmuthungen und Zumuthungen, die eine bestimmte Geltung verlangen.

Das Naturburschenthum — und es gibt auch eines mit doppelt geknöpften Handschuhen — sagt gern: Ich fasse die Weltdinge ganz und allein nur aus mir selber und kümmere mich nicht um bestehende autoritative Geltung.

Mag Beethoven ein anerkannter Heros der Musik sein — mir persönlich geht er nicht ein; mögen Goethe und Raphael gepriesen werden — mir sind sie fremd.

Der bedingten Berechtigung dieser Empfindung gegenüber muß sofort gesagt werden: der Respect vor der Tradition erzeugt Andacht des Geistes und aus dieser Andacht kann Erkenntniß und Empfindung sich entwickeln als persönliche und lebendige. Das Dogma soll erwecken und erproben, was zur eigenen Seelenerfahrung werden kann; scheide dann in dir aus, was deiner Natur widerspricht, so bist du im vollen, persönlichen Rechte, denn du hast dich mit der Erbschaft der Geschichte auseinandergesetzt. Die Vergangenheit erscheint wie der Geist von Hamlets Vater „in fragwürdiger Gestalt" und du mußt den Muth haben, Rede zu stehen.

Du mußt anerkennen, daß die großen Producte der Kunst eine persönliche Zurechtsetzung mit ihnen verlangen; diese Autorität darf nicht umgangen werden; du mußt dir nur die Freiheit wahren, das Anerkannte selbst zu erkennen. Du darfst nicht lügen und nicht heucheln, dich nicht mit Phrasen aufputzen; du sollst wahr vor dir sein, aber diese Wahrhaftigkeit verlangt auch, daß du das historisch Bestehende, selbst mit Ueberwindung, dir nahe bringest; erst wenn es nach redlichem Bemühen dir fremd bleibt, hast du ein Recht zu sagen: „Ich kann mich der allgemeinen Autorität nicht einfügen, beruhe

*) Soeben ist eine Uebersetzung des Bagehot'schen Buchs erschienen unter dem Titel: Lombardstreet. Der Weltmarkt des Geldes in den londoner Bankhäusern. Von Walter Bagehot. Auf Veranlassung und mit einem Vorwort von Prof. Dr. Franz von Holtzendorff nach der vierten Auflage des Originals übersetzt von Dr. H. Beta. Leipzig 1874, H. Hartung. Die Red.

Digitized by Google

dieser Widerstand nun in einem Mangel meiner Natur oder in einer positiven Kraft".

Wie jeder mit seiner Muttersprache eine geschichtliche Erbschaft der Bildung antritt, aber seine Diction frei und persönlich gestaltet, so ist's mit aller Bildung. Der gebildete Geschmack wirkt als eigene Kraft im Wesen des Genies — sei es des producirenden, sei es des aufnehmenden. Ein Sinn für das Gemäße, ein gewisser Naturtact, stammt aus der Naivetät.

Darum wird nie eine Theorie — weder für den schaffenden, noch für den aufnehmenden — ausreichen, und was im Gebiete der Religion als Gnadenwahl bezeichnet wird, das ist im Gebiete des Schönen der im Seelengrunde ruhende Naturtact. Die Naivetät kann eine einzelne Empfindung, ein einzelnes Bild in überraschend naturgetreuer Weise festhalten, so z. B. im Volksliede. Aber eine in sich geschlossene, schrittmäßig sich fortbewegende Reihe von Empfindungen und Entwicklungen und den Aufbau einer figurenreichen Composition kann nur die Kunst bewältigen. Inmitten solcher zu Höhepunkten sich auffammelnden Gestaltungen tritt, in Durchempfindung des Einzelnen, wiederum die Naivetät als künstlerischer Tact ein, aber das Gesammte ist von der überschauenden Bildung und dem Bewußtsein beherrscht.

Alle Kunst — und an der bildenden ist das am anschaulichsten — ruht zugleich auch auf einer durch vorangegangene Perioden ausgebildeten Technik. Wie Luther, Lessing, Goethe unsere Sprache gebildet haben, so ist auch eine Sprache gebildet worden in Tönen, Farben und Formen. Der Rhythmus der Erscheinungen, sei es nun der Rhythmus im Tone oder in der Gruppirung einer erzählten oder dramatisch veranschaulichten Geschichte oder in einem Bildwerk, beruht auf dem Kunstverstand, der hingerissene Begeisterung und klare Erkenntniß als Einheit in sich hat. Der sogenannte angeborene, prosaische Verstand, das persönliche Maß der Naivetät, das man auch Mutterwitz nennen kann, reicht da nicht aus; der Sinn für Wohlklang und Wohlgestalt muß gebildet werden. Denn Wohlklang und Wohlgestalt erscheinen wohl flüchtig in der Wirklichkeit; werden aber in der höhern Wirklichkeit, d. i. in der Wahrheit durch die Kunst festgehalten.

„Ich glaube an die Schönheit" — so könnte der Katechismus der Idealität beginnen. Alle Producte des Genies entstammen dem Glauben an die Schönheit, und wer diese Producte aufnehmen will, der muß im selben Glauben stehen.

„Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst"

heißt es in einem Verse Eduard Mörikes. Ich kenne keine zutreffendere Definition des vielumworbenen Schönheitsbegriffes.

Die Schönheit als solche erscheint nicht leicht im Alltag; sie ist und bleibt ein Wunder in der objectiven Erscheinung und in der subjectiven Aufnahme.

Aber es tritt ein Moment ein, der wie eine Offenbarung ist. Da wird man plötzlich im Gewohnten eine Durchleuchtung, eine Harmonie der Formen und Bewegungen gewahr und sie haftet in der Seele und das „Ich glaube an die Schönheit" verwandelt sich und heißt „Ich kenne die Schönheit".

Schiller ist auch in diesem Betracht ein leuchtendes Vorbild der Wahrhaftigkeit: in der Art, wie er mit einem historisch Anerkannten sich zurechtsetzte und wie er das offen bekennt. Schiller spricht selten von sich selber, um so bemerkenswerther ist die Stelle in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung", wo er erzählt: „Als ich in einem sehr frühen Alter Shakespeare zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte u. s. w.". Schließlich kam Schiller zu der Erkenntniß, daß sich Shakespeare „wie ein Gott hinter seinen Schöpfungen verberge". Das ist mir immer als Mahnung erschienen, ehrlich nachzuforschen, wie der Aufschluß über ein anerkanntes Kunstwerk oder über ein ganzes Kunstgebiet sich mir ergab.

Ich will an kleinen sehr dürftigen Wahrnehmungen darthun, wie der Glaube an die Schönheit, die Sehnsucht nach ihr, in mir zur Wirklichkeit und persönlich erkannt wurde.

## Ueber Molières „Kranken in der Einbildung".

Am 17. Februar, am Todestage Molières, wird alljährlich im Théâtre français eine würdige und rührende theatralische Feier begangen. Das erste Theater Frankreichs ehrt das Andenken seines Begründers durch eine festliche Aufführung des kurz vor dem Tode des Dichters vollendeten Lustspiels „der Kranke in der Einbildung".

Es ist dies der letzte und übermüthigste Feldzug, welchen Molière, der mit einer Verspottung der Aerzte debütirt hatte, gegen die Quacksalber und medicinischen Pfuscher seiner Zeit unternehmen sollte. Während er diese tolle Posse schrieb, einstudirte und die Hauptrolle spielte, hatte er schon unter körperlichen Beschwerden bitter zu leiden. Seit Jahren wurde er bereits von einem bösartigen, hartnäckigen trockenen Husten gequält, der ihn bisweilen auch auf offener Scene überfiel. Im „Geizigen" spielt er darauf an und macht sich lustig darüber. Im Sommer des Jahres 1672 hatte er auf Anrathen eines ihm innig befreundeten Arztes eine Milchcur gebraucht; die erhoffte Wirkung blieb jedoch aus. Zu dem Husten gesellten sich Brustschmerzen und asthmatische Beklemmungen. Der Winter und die starken Anstrengungen, welche derselbe für den Dichter, Director, Regisseur und Schauspieler mit sich brachte, erschütterten seine durch das Jahre alte Leiden unterwühlte Gesundheit vollends. Und in dieser Stimmung schrieb Molière, der sich sein Leiden nicht eingestehen oder es durch Verspottung mildern mochte, seine ausgelassene Posse, verhöhnte Der, der des ärztlichen Rathes so sehr benöthigt war, die Heilkunst als Quacksalberei, schrieb der wahrhaft Kranke den „Kranken in der Einbildung".

Argan — der „Held" — ist ein unvergänglicher Possentypus. Dieser närrische Kauz, der beständig an seinem Körper herumdoctort, der jeden Morgen mit einem neuen Leiden, das er sich einredet, aufwacht und dasselbe durch Hausmittel und ärztliche Verschreibungen zu curiren beflissen ist, dessen Schwäche von habgierigen Charlatans und Apothekern ausgebeutet wird, der diejenigen, die es wahrhaft gut mit ihm meinen und ihm die erfreuliche Wahrheit sagen, als seine schlimmsten Feinde betrachtet, für das böse Weib und dessen Helfershelfer aber, die ihn in seinem Wahne bestärken, Herz und Hand offen hält — dieser Argan ist eine der ergötzlichsten Bühnenfiguren, die man sich denken kann. Im großen und ganzen ist das Stück in jenem übermüthigen, völlig ungebundenen Tone gehalten, für welchen wir heutzutage den Ausdruck „possenhaft" zu gebrauchen pflegen. Der Dichter gestattet sich alle Freiheiten und wagt das Aeußerste, wenn er eine komische Wirkung damit zu erzielen hofft. Das Stück wimmelt von den unverhülltesten Derbheiten; es enthält keine Zweideutigkeit. Zu diesen Derbheiten fordert der Stoff heraus; denn es ist natürlich, daß in einem Stück, dessen Held sich beständig um den Zustand seines Leibes und die Functionen desselben bekümmert, sehr viel von den Mitteln und Instrumenten, welche den Gang der Verdauung beschleunigen und retardiren, wie von den Wirkungen dieser Mittel und instrumentalen Applicationen die Rede sein muß. Das ist natürlich — und naturalia non sunt turpia. Dies Gemälde gehört also zur „niederländischen Schule"; und wer die Genrebilder der alten Holländer, welche Menschen und Thiere in den ungenirtesten, wenn auch unvermeidlichen, in den gesellschaftlich unmöglichsten Situationen mit Vorliebe darstellen, wer den breiten, hagebüchenen Humor des Rabelais — „rein wie ein anatomisches Lehrbuch," sagte Jean Paul von ihm — wer Rabelais, der über Dinge, die man nicht einmal „unter uns Herren" auszusprechen sich getraut, lange behäbige Seiten schreibt, wer die von Höfer veranstaltete Sammlung der sprüchwörtlichen Redens-

Digitized by Google

arten, die aus dem Volke hervorgegangen und bei demselben im Gebrauch sind, unanständig findet, der wird das Molière'sche Lustspiel kaum mit einem glimpflicheren Worte bezeichnen können. Darüber mag ein Jeder nach seinem Geschmack und seiner Sinnesart denken, was er für das richtige hält; aber niemand, auch nicht der Zimperlichste, wird die unwiderstehlich komische Wirkung dieser Molière'schen Späße in Abrede stellen können. Wer die tolle Scene, in welcher die Tochter zu ungelegener Zeit dem Vater ein erstes Geständniß von dem Geheimnisse ihres Herzens machen will und daran behindert wird, dieweil der Vater, Argan, eine energische Medicin eingenommen hat, welche ihn zu häufigerem Ortswechsel durchaus nöthigt — wer jene unbeschreiblich lächerliche Scene ohne Lachen mitansehen kann, dem haben die Götter diese wohlthätige Gymnastik der Seele überhaupt versagt.

Aber neben diesen naturwüchsigen Derbheiten enthält das Lustspiel auch komische Einzelheiten aus feinerem Stoffe; ja, das hauptsächliche Motiv und der satirische Ausgang der Komödie — die Heilung des Kranken von seiner Einbildung dadurch, daß ihn seine Angehörigen zum Doctor der Medicin promoviren lassen — gehören ihrer Erfindung nach, wenn auch nicht überall in der Ausführung, unbedingt der sogenannten „höheren Richtung" an. Vielleicht erinnert man sich aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe, welche Bewunderung unserm großen Dichter gerade dieses Lustspiel einflößte. Goethe erklärte die köstliche Scene, in welcher Argan seine kleine Tochter aushorchen will, in der Composition wie in der Durchführung geradezu für ein Meisterwerk, welches jedem Lustspieldichter als Muster dienen könne.

Ja, man ist noch weiter gegangen; man hat in dem „Malade imaginaire" nicht nur die unbändige Ausgelassenheit der Posse, nicht nur die züchtige Komik des höheren Lustspiels — man hat in demselben sogar eine gewisse Tragik wahrnehmen wollen; und wer Molières Leben einigermaßen kennt, wer sich die allerdings grausige Tragik vergegenwärtigt, unter welcher dieses Lustspiel entstanden ist, der wird diese Auffassung theilen müssen, auf den muß gerade die wilde Lustigkeit desselben schauerlich und schmerzlich wirken. Dieses Krankenzimmer mit dem Tisch voll Medicinflaschen, Pillen, Salben und Droguen, dieser Mensch, der sich hartnäckig von allen lichten Freuden des Daseins abschließt, der nur an seine Recepte denkt, das frevle Spiel, welches die geldgierigen Quacksalber mit ihm und seiner Gesundheit treiben, dieses erbärmliche Weib, das für den Armen Theilnahme heuchelt, um sich in sein Testament hineinzuschwindeln, und das bei der Nachricht von seinem Tode frohlockt, — alles das hat etwas Wehmüthiges, Betrübendes, das, wenn man einmal aus dem Lachen herauskommt, tief schmerzen muß.

Und es kann einem das Lachen vergehen, wenn man unglücklicherweise daran denkt, daß ein Todtkranker dies Stück geschrieben, daß ein Sterbender zum erstenmal die Rolle des „Kranken in der Einbildung" dargestellt hat. Am 17. Februar 1673 fand die dritte Vorstellung des „Malade imaginaire" statt. Molières Zustand flößte schon am Vormittag die ernstlichsten Bedenken ein, sodaß die ihm Nahestehenden ihm dringlich riethen, die Vorstellung abzusagen. Molière befolgte den Rath nicht, weil er, wie sein erster Biograph berichtet, den armen Leuten, die am Theater beschäftigt waren, den Tagelohn nicht entziehen wollte. Er raffte alle seine Kräfte zusammen und spielte — der Himmel weiß, mit welchen Qualen — das Stück tapfer durch bis zur letzten Scene. Da, in der letzten Scene, in der burlesken Promotion, in welcher Argan den rothen Doctorhut erwirbt und dadurch Genesung von seinem Wahne findet — da verließen ihn seine Kräfte, da war es aus mit dem grausen Spiel. Bei dem zweiten „juro", welches Argan auf die von dem Präses der Doctoren an ihn gerichtete Frage zu antworten hat:

„Will Er die Vorschriften der Alten
Getreulich stets in Ehren halten,
Selbst wenn die Wirkung schädlich wäre?"

Argan:

Ich schwöre!

— bei diesem Worte: „juro" überfiel Molière, den Darsteller der Titelrolle, ein Krampf, den er unter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen bemüht war; ein Blutgefäß war gesprungen. Auf die dritte Frage des Präses vermochte er das wieder vorgeschriebene „juro" nicht mehr zu antworten. Im Zuschauerraum wurde das gar nicht bemerkt — ungehört verhallte das Röcheln des Sterbenden inmitten des tollen Spuks auf der Bühne. Die travestirten Aerzte und Apotheker feierten im lächerlichsten Küchenlatein die Aufnahme des Candidaten „in nostro docto corpore", jubelten „dignus, dignus est intrare", das Publicum lachte und klatschte, der Vorhang fiel, und Molière blieb in dem lächerlichen Aufputz des neu creirten Doctors bewußtlos auf dem Lehnstuhl sitzen. Jetzt erst merkten die Mitspielenden den Zustand, in welchem sich dieser „Kranke in der Einbildung" befand. Er wurde in seine nahe dem Theater gelegene Wohnung in der Rue Richelieu getragen, und dort machte ein Blutsturz seinem Leben ein Ende — wenige Stunden, nachdem der Vorhang gefallen war.

Deshalb feiert das Théatre français alljährlich den Todestag Molières mit der vollständigen Aufführung dieses Lustspiels, während es sich sonst wohl verstattet, das Schlußtableau, die Doctorpromotion, zu streichen. Sehr mit Unrecht! denn diese Ceremonie gehört durchaus zur Sache und ist nicht etwa ein Anhängsel an das Stück, sondern der durchaus nothwendige Schluß desselben. Die Streichung der Ceremonie ist denn auch verdientermaßen heftig gerügt worden; und eine Regie, welche es sich zur Aufgabe stellt, den Geist der Dichtung zur Geltung zu bringen, wird in diese große Versündigung wider den Geist der Dichtung nicht verfallen können. Ich habe daher zur Regie des meininger Hoftheaters, von welcher ich das Beste denke, das volle Vertrauen, daß sie diesen Fehler, dessen sich das Théatre français von Zeit zu Zeit schuldig macht, nicht nachahmt. Das Théatre français bietet des Nachahmungswürdigen gar viel; aber gerade in diesem Punkte kann es nicht als Vorbild dienen, und

Quand sur une personne on prétend se régler,
C'est par les beaux cotés qu'il lui faut ressembler,
Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle
.... que de tousser et de cracher comme elle,

sagt Molière. Ich habe, da ich gerade nicht in Berlin anwesend war, der Darstellung des „Kranken in der Einbildung" durch die Meininger nicht beiwohnen können; aber ich bin fest überzeugt, daß sie sich jenen geistwidrigen Strich nicht erlaubt haben*). Sonst würden sie die Verkündiger ihres Ruhmes in einige Verlegenheit versetzen — die Kritiker, welche die geniale Regie der Meininger mit enthusiastischen Lobsprüchen ehrten und, noch ganz vor Kurzem, im Gegensatz zu den meininger Wunderthaten, auf die frevelhaften Zerfetzungen der classischen Meisterwerke, wie sie bisweilen beliebt werden, kraftvoll und entrüstet hinwiesen, z. B. auf die unsinnige Streichung des letzten Actes des „Kaufmanns von Venedig". Die Streichung der Ceremonie in „Malade imaginaire", welche den durchaus nothwendigen Abschluß des Stückes enthält, ist gerade so widersinnig. Deshalb nehme ich als sicher an, daß den Berlinern durch das meininger Gesammtgastspiel das höchst interessante Schauspiel einer parodistischen Doctor-

*) Das ist doch geschehen; siehe die Besprechung unten. v. Sz.

Digitized by Google

promotion im XVII. Jahrhundert geboten worden ist. Und hier können die Meininger ihre unbestrittene Force, durch Entfaltung einer originellen, minutiös genauen und charakteristischen Ausstattung auf das Auge zu wirken, in hellstem Glanze zeigen. Undenkbar, daß sie diese prächtige Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen.

Am Todestage Molières hat die Ceremonie im „Malade imaginaire" einen feierlichen Charakter. In der Mitte der weit geöffneten Bühne erhebt sich im Hintergrunde ein Podium, auf welchem der Sessel des Präses steht. Vor dem Präsessitze steht auf einer Säule die wundervolle Porträtbüste Molières von Houdon; rechts und links wird die Bühne von einer Reihe von Bänken abgeschlossen, welche sich amphitheatralisch erheben.

Unter den Klängen eines altfränkischen Marsches treten, sobald der Vorhang aufgezogen ist, die sämmtlichen am Théâtre français engagirten Mitglieder auf, die tragischen wie die komischen Schauspieler, vom ersten bis zum letzten, Herren und Damen — alle mit dem hermelinverbrämten rothen Doctormantel und dem hohen rothen Doctorhute, oder mit den Insignien der Apotheker — mit mannshohen Klystierspritzen — zu zwei und zwei; sie ziehen langsam an der Rampe vorüber, werden je nach der stärkeren oder geringeren Gunst, deren sie beim Publicum genießen, lebhaft oder matt beklatscht, und nehmen auf den Bänken rechts und links ihre Sitze ein.

Als letzter in diesem Aufzug erscheint der Präses, dem sich die Schauspieler, welche im „Malade imaginaire" am Festabend mitgewirkt haben, anschließen.*)

Die Musik schweigt, und nun beginnt in der von Molière vorgeschriebenen Weise das Examen. Bei dem zweiten „juro" — dem letzten Worte, das Molière auf der Bühne gesprochen hat — erheben sich sämmtliche Mitglieder; es tritt eine mehrere Secunden lange, tiefe Pause ein, dann nehmen die Mitglieder ihre Sitze wieder ein und die Ceremonie wird ausgespielt. Zum Schluß ziehen die Doctores, wieder zu zwei und zwei, an der Rampe vorüber, treten an die Büste Molières heran und legen dort Lorbeerkränze nieder; das älteste Mitglied des Theaters, der „Decan" (le doyen) setzt den Kranz auf das Haupt des großen Dichters.

Es sind lange Jahre vergangen, seitdem ich diesem feierlichen Schauspiele zum letzten Male beiwohnte; aber der Eindruck, den dasselbe auf mich machte, ist noch nicht erloschen. Und wie wurde das Stück gespielt! Provost als Argan, Regnier als Diafoirus, Got als Diafoirus' Sohn, die unvergleichliche Soubrette Augustine Brohan als Toinette, Samson als Präses der Doctoren — man kann sich nichts Vollendeteres denken.

In Bezug auf die Ausstattung hatte das Théâtre français, das, seinem Gebote der Tradition folgend, sich ganz genau nach der Molière'schen Inscenirung zu richten hatte, nichts Besonderes thun können. Dieselbe war, genau wie zu Molières Zeiten, von einer an Aermlichkeit grenzenden Einfachheit. Eine völlig schmucklose Decoration, wenige Möbel ohne jedes besondere Kennzeichen — darunter ein Kinderstuhl mit schmalem Sitze und sehr hohen Füßen, der Argans jüngstem Töchterchen gehört, und eine kostbare Reliquie: ein alter wurmstichiger Lehnstuhl mit zerrissenem und ganz schäbig gewordenem Lederpolster, angeblich derselbe, auf welchem Molière von dem tödtlichen Anfall heimgesucht wurde. Wenn auch neuere Forschungen die Authenticität dieses Möbels in Abrede stellen wollen und nachzuweisen suchen, daß der historische Lehnstuhl bei dem großen Theaterbrand, welcher die sämmtlichen Manuscripte Molières verheerte, mit verbrannt sein müsse, so glauben die Freunde des Théâtre français doch an die Echtheit dieses Stuhls, ehren ihn als letztes Andenken an den Dichter mit rührender Pietät und lassen sich denselben von den Gelehrten eben so wenig wegdisputiren, wie die Schweizer ihren „Wilhelm Tell". Der Kinderstuhl wird zu einer sehr komischen Wirkung verwerthet. Das Krankenzimmer ist, wie bemerkt, sehr spärlich möblirt, so spärlich, daß in der großen Scene, in welcher der Doctor Diafoirus und sein Sohn auftreten, nicht eine genügende Anzahl von Stühlen für alle auf der Bühne befindlichen Personen vorhanden ist. Die Magd Toinette weiß sich aber zu helfen: sie setzt dem jungen Doctor Diafoirus den Kinderstuhl hin, in welchen sich dieser nicht ohne Anstrengung hineinzwängt und auf welchem er sich auch dann nicht sehr behaglich fühlt, da ihm die hohen Stuhlbeine nicht gestatten, den Fuß auf die Erde zu setzen und die Benutzung des Trittbretts seine Beine zu einem höchst unbequemen spitzen Winkel nöthigt, welcher seine Knie bis zur halben Brusthöhe bringt.

Die Costüme waren natürlich echt, aber ohne alle Prätension, ohne Vordringlichkeit, ohne im mindesten die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Und wie wirkte das Stück bei dieser völligen Decenz und Zurückhaltung in der Ausstattung! Da wurde man des Plunders nicht gewahr, da hörte man nur den Dichter und sah nur die meisterhaften Darsteller. Und das kann ich noch immer, trotz aller Belehrungen, die ich mir gelegentlich meiner Besprechungen der meininger Darstellungen von gewiegten Kritikern zugezogen habe, nicht für ein Unglück halten. Ich meine noch immer, die Bühne hat gar nicht die Aufgabe, die Wirklichkeit voll und ganz zu copiren — und wenn diese Meinung, wie mir jetzt häufig klar gemacht wird, eine ganz irrige ist, so kann ich mich wenigstens darauf berufen, daß andere Leute ebenso denken, und gedacht haben; u. a. auch Friedrich Schiller, der den Wahn, daß es auf der Bühne hauptsächlich auf die Kunst ankommt, in die folgenden, jedenfalls nicht schlecht gemachten Verse gekleidet hat:

„Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan.
Nichts sei hier wahr und wirklich, als die Thräne;
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die Falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Wenn Schiller die Meininger gesehen und sich die Anschauungen, welche Dr. Adolf Schwarz in der „Nationalzeitung" entwickelt hat, zu eigen gemacht hätte, so würde er diese Verse „an Goethe, als er den »Mahomet« von Voltaire auf die Bühne brachte", nicht haben richten können; ich für meinen Theil würde das bedauern, denn ich finde sie, wie gesagt, im Gedanken und in der Form nicht schlecht.

**Paul Lindau.**

*) Bei der Gelegenheit will ich eine kleine Geschichte von der Rachel erzählen, welche eine Charaktereigenthümlichkeit dieser großen Künstlerin trefflich illustrirt: Rachel erhielt jeden Abend 500 Franken Spielhonorar. Dieses Spielhonorar beanspruchte sie auch für die Vorstellung am 17. Februar, weil sie sich als „Doctor" an dem Aufzuge betheiligt hatte. Als man ihr diese Summe für den lautlosen Spaziergang über die Bretter zu Molières Ehren später nicht mehr bewilligen wollte, erschien sie auch nicht mehr am Festabende auf der Bühne.

Digitized by Google

# Goethes Faust in England.

Von **Hermann Kindt.**

(Schluß.)

Ferner erschienen in den vierziger Jahren:
Sir J. G. Lefevre, „Faust" 1841.

Jonathan Birch, von dem schon 1839 eine Uebersetzung des ersten Theils (mit 29 Radirungen) erschienen war, veröffentlichte 1843 eine Uebertragung des zweiten Theils (mit 11 Radirungen). Die Umriß-Illustrationen der beiden Bände sind von John Brain nach den bekannten von Moritz Retsch. Um dieselbe Zeit muß auch eine andere Uebersetzung des zweiten Theils unter dem Titel: „English Translation of Faust, Part. II. by Leopold J. Bernays." * * * Reference made in preface thereof to a translation by Mr. Hayward of Part I. * * * erschienen sein, die ebenso, wie die Birch'sche Uebertragung beider Theile nur eine sehr mittelmäßige sein soll, mit langer schwülstiger Vorrede und dito Erklärungen. Der zweite Theil des „Faust" wird überhaupt nur wenig in England geschätzt und gelesen, und ist natürlich auch seltener übersetzt worden. Mr. Theodore Martin, dessen schöne Uebersetzung des ersten Theils später besprochen werden wird, hat einzelne Scenen daraus (besonders gut gelungen sind die lyrischen Stellen) in einem nur für „private Circulation" bestimmten Bande Uebersetzungen aus dem Deutschen abgedruckt; auch wenn ich nicht irre (die Biographie ist mir leider nicht augenblicklich zur Hand) Mr. Lewes in seinem „Life of Goethe" (2. Aufl., 1855 und 1864; zweimal nachgedruckt in Leipzig und Frankfurt a. M.). Mr. Lewes hat auch eine Vergleichung des Goethe'schen „Faust", erster und zweiter Theil, mit dem Marlowe'schen „Doctor Faustus" (Christopher Marlowe, 1562—1592) in der Foreign Review veröffentlicht. In derselben Review erschien auch im Jahre 1828 schon das vorzügliche Essay von Carlyle: „Goethe's Helena", seitdem in dem ersten Bande der „Critical and Miscellaneous Essays" des Verfassers abgedruckt. Dieses Essay gehört vielleicht zu dem Wichtigsten und Schönsten, was in englischer Sprache über „Faust" geschrieben worden ist. Carlyle war ein Freund und Correspondent Goethes („Werke" in 40 Bdn., XXXIII. pp. 169—190.) und durchdrungen von dem hohen weltumfassenden Werthe des Dichters, und er war es auch, der vor mehr als einem halben Jahrhundert die Engländer auf diese Bedeutung des Dichters aufmerksam machte. Er nennt den „Faust" im emphatischsten Sinne ein Kunstwerk; „ein Werk, gereift in den geheimnißvollen Tiefen eines ungeheuren, eines wunderbaren Geistes, und verkörpert mit jener Wahrheit und sonderbaren glücklichen Form des Ausdrucks, in welcher dieser Dichter gewöhnlich als ohne lebenden Rivalen bezeichnet wird. Solch' ein Werk in einer andern Sprache neu aufzubauen; dasselbe in seiner kräftigen und doch anmuthigen Strenge wiederzugeben; mit jenen leichten bezaubernden Zügen von Pathos oder Sarkasmus, jenen Lichtblicken von ernster Feierlichkeit oder tiefem Schrecken, und so vielen Widerspiegelungen und dem Widerhall tieferer Bedeutung, welche dieses Werk in sonderbarer Vereinigung mit der ganzen Unendlichkeit des Gedankens verbindet — dies wäre die Aufgabe eines Mannes mit größern Kräften als diejenigen besitzen, welche bisher Uebersetzungen aus dem Deutschen versucht haben". („Essays". I. pp. 115. 116. Edinb. London 1857.)

Von weiteren Uebersetzungen des ersten Theils erschienen in den vierziger Jahren die mir nur dem Namen nach bekannte eines Capitän Knox (1847) und die schon erwähnte von Miß Anna Swanwick, welche dieselbe für die Bohn'sche Bibliothek deutscher Uebersetzungen unternahm, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, gediegene (leider öfter verfehlte) Uebersetzungen deutscher Meisterwerke zu bringen. Miß Swanwicks Uebersetzung besitzt geistvolle Nachahmung des Versmaßes, liest sich leicht und angenehm und bestrebt sich treu wiederzugeben.

Die funfziger Jahre bringen die folgenden Uebersetzungen, welche mit Ausnahme der Uebersetzung von Mr. Brooks, wohl nur ein vorübergehendes Interesse erregt haben.

„Goethe's Faust: By a German Lady." (Hamburg 1852). Edgar A. Bowring: „Faust", London 1853. Mr. Bowring ist der Sohn des berühmten Sir John Bowring, und hat sich durch seine schönen Uebersetzungen von Heine und Schiller einen Namen gemacht.

Falck Lebahn: „Faust", London 1853. G. L. Filmore: „Faust, Translated into English Verse", Universal Library, London 1853. Charles T. Brooks: „Faust", Boston 1855. Mr. Brooks, ein der unitarischen Kirche angehörender Geistlicher und groß geworden unter dem directen oder indirecten Einfluß von Emerson, Longfellow, Lowell und Oliver Wendell Holmes, ist, wenn ich nicht irre, der erste Americaner, der sich an den Goethe'schen Faust wagte. Sein erster Lehrer im Deutschen war Karl Follen, damals (zu Anfang der dreißiger Jahre) Professor der deutschen Sprache an Harvard University, und Verfasser mehrerer Burschen- und Freiheitslieder, die um die Zeit der Entstehung der Burschenschaft viel gesungen wurden. Das auf Körner: „Unterm Schall der Kriegeshörner" und das andere: „Schalle du Freiheitsgesang" dürften noch heute nicht verklungen sein."*) Begeistert wie Follen für deutsche Dichtkunst war, wirkte er auf seinen Schüler, dessen sonstige poetische Begabung ihm nicht unbekannt war, dahin, aus dem Deutschen zu übersetzen. So erschien denn bald nach seiner Anstellung als unitarischer Geistlicher zu Newport (Rhode Island), Mr. Brooks Uebersetzung von Schillers „Wilhelm Tell", der später eine Menge gelungener Uebersetzungen unserer beliebtesten Dichter folgten, unter andern die von Jean Pauls „Titan" und „Hesperus", Schefers „Laienbrevier", Kortüms „Jobsiade", u. s. w. „Faust" war eine Lieblingsübersetzung und zeigt große Schönheiten und zarte Empfindung des metrischen Tonfalls. Ich sprach schon von der schönen Nachempfindung der „Widmung", von der die beiden letzten Verse lauten:

„These latter songs of mine, alas! will never
Sound in their ears to whom they first were sung!
Scattered like dust the friendly throng for ever!
Mute the first echo that so grateful rung.
To the strange crowd I sing, whose very favour
Like chilling sadness on my heart is flung;
And all that kindled at those earlier numbers
Roams the wide earth or in its bosom slumbers.

And now I feel a long-unwonted yearning
For that calm, pensive spirit-realm, to day;
Like an Æolian lyre (the breeze returning)
Floats in uncertain tones my lisping lay.
Strange awe comes o'er me, tear on tear falls burning,
The rigid heart to milder mood gives way;
What I possess I see afar off lying,
And what I lost is real and undying!"

Ein Jahr nach dieser Brooks'schen Uebersetzung erschien noch:

„Goethes Faust: Part I. with an Analytical Translation and Etymological and Grammatical Notes. By L. E. Peithmann." Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage, Leipzig und London 1856. Diese Uebersetzung, wie eine später zu notirende von Mr. Beresford, die ebenfalls in Deutschland erschien, sind in Engelmanns „Bibliothek der neueren Sprachen" (Leipzig 1868, II. Suppl.-Heft, S. 76) erwähnt. Der Name Peithmann läßt auf einen Deutschen schließen; ein englischer Freund, der übrigens nur, wie Mephistopheles in das Gebetbuch Gretchens, „hineingeschaut" hatte, sagte mir, die ganze Geschichte sei so langweilig wie der Titel und habe nichts vom Geiste des großen Originals.

Um dieselbe Zeit soll auch die englische und italienische Uebersetzung unter dem Titel: — „Faust: a Lyric [!] play in English and Italian" erschienen sein, und das folgende Jahrzehnt brachte:

G. G. Zerffi: „Faust", London 1860.
J. Galsan: „Faust", Dublin 1860.
G. W. Grant: „Faust," London 1867.

*) Follen hatte Deutschland in Folge demagogischer Untersuchungen verlassen müssen, und kam 1841 durch Explosion eines Dampfschiffes, zwischen Newyork und Newport (Rhode Island), ums Leben.

Digitized by Google

„Faust: Translated by Beresford". Göttingen 1862.

Theodore Martin: „Faust", London and Edinburg, erste Auflage 1865, zweite 1867, die sich durch metrischen Schwung auszeichnet. Es ist schon oben erwähnt worden, daß Mr. Martin auch einen Theil des „zweiten Theils" übersetzt hat.

Die bedeutendste Uebersetzung der letzten Jahre ist indessen die von Mr. Bayard Taylor 1871 veröffentlichte, von der, gleich der Anster'schen, ein autorisirter Nachdruck bei Brockhaus erschienen ist. Mr. Bayard Taylor, ein Americaner von Geburt, reiste zu Anfang der vierziger Jahre in Deutschland und sog hier seine große Vorliebe für deutsche Dichtkunst und Literatur ein (Siehe sein liebenswürdiges autobiographisches Reisebuch: „Views Afoot"). Seine Uebersetzung zeugt von einem tiefen Studium der Sprache, Anmuth und Leichtigkeit in der so schwierigen Wiedergabe des Versmaßes, und von einem gänzlichen Hineinleben in das Original. Englische Kritiker, denen eine Besprechung der Faustübersetzungen beinahe schon „toujours perdix" sein muß, rühmen diese Wiedergabe sehr. Eine eingehende Kritik in der „Saturday Review" erschien auch übersetzt im Beiblatt der „Allg. Augsburger Zeitung". Einzelne Ungenauigkeiten der Wiedergabe, die dort gerügt sind, zeigen natürlich nur, wie schwer eine vollkommene idiomatische und geistvolldichterische Uebersetzung sein würde, und bewahrheiten das Wort Carlyles: „He who would study all this must for a longtime, we are afraid, be content to study it in the original". (Essays. I. p. 116.) Für die große Masse des englischen Volkes ist der Goethe'sche „Faust" wohl „Caviar" geblieben. Eine scenische Bearbeitung nach Mr. Haywards Uebersetzung konnte, auf die Bühne*) gebracht, keine Wirkung haben. Sie hatte im Großen und Ganzen nur ein succès d'estime; und die englische Bühne heißt ja fast nur „London". Eine der geistvollsten Schauspielerinnen Englands äußerte einst, es sei ihr lebenslanger Wunsch gewesen, einmal das „Gretchen" zu spielen, aber das englische Publicum sei nicht fertig dafür, den Goethe'schen „Faust" zu verstehen. Sollte dieses Urtheil, wie das Bunsen'sche Wort an Mr. Hill, Uebersetzer zurückschrecken? Hoffentlich nicht; wenn der große Haufe, „the great unwashed," auch nur indirect davon profitirt — so profitirt er doch!

---

## Julie Capulet

von Gabriel Max.

Die Kunstkritik hat wiederholt auf die Gefahr der Wahl von Motiven aus Dichterstellen durch die bildende Kunst hingewiesen und dabei dargethan, daß die in der Phantasie des Lesers sich bildende Vorstellung von einer bereits dichterisch gestalteten Scene durch die Uebertragung in Form und Farbe niemals ganz gedeckt werden kann, vielmehr immer eine Differenz gegen das Bild der Phantasie bleiben wird, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Poesie der bildenden Kunst gegenüber als die höhere Kunstgattung erscheint. Und diese Differenz wird um so empfindlicher, je feiner das Werk des Dichters durchgebildet, je lebensfrischer die Charakteristik, je naturwahrer die Seelenschilderung desselben ist. Im besten Falle wird das Werk des bildenden Künstlers zu einer Copie der Dichtung werden, und wenn dieselbe allezeit nur eine mangelhafte sein kann, so liegt das in der Natur der bildenden Kunst. Während nämlich der Dichter seine Gestalten, sei es in der Form des Dramas, des Epos oder auch blos des Liedes, nach ihren verschiedenen Seiten zu entwickeln in der Lage ist, während er sich des Nacheinander bedienen kann, erlaubt dem bildenden Künstler seine Kunst nicht, von dem Elemente der wechselvollen innerlichen und äußerlichen Bewegung Gebrauch zu machen; sie zwingt ihn vielmehr mittels des Nebeneinander nur einen einzigen Moment festzuhalten. Etwas anderes erlauben ihm seine Mittel nicht.

Wenn unsere Künstler trotz alledem und alledem mit Vorliebe in den Schatz einheimischer und fremder Poesie greifen, so hat das wohl seinen Grund darin, weil sie recht wohl wissen, daß viele Arbeiten ihre Popularität und selbst Berühmtheit hauptsächlich dem Umstande verdanken, daß sie namentlich romantischen Dichtern entnommenen Stoff, der sich des Beifalls des Publicums erfreute, nach ihrer Weise gestalteten. Uns allen ist übrigens bekannt genug, wie derartige Werke selbst eines Kaulbach hinter den Originalen der Dichter zurückblieben. Bei aller Anerkennung des mannichfach Schönen, das sich z. B. in Kaulbachs „Die Frauengestalten Goethes" vorfindet, kann man sich doch nicht verhehlen, daß der Künstler in den meisten Fällen des Dichters Gedanken nicht getroffen hat. Es fehlt diesen Frauengestalten namentlich jener unnennbare Reiz echter Weiblichkeit, jene Zartheit und Keuschheit der Empfindung, welche den Frauengestalten des Dichters eigen ist und ihnen einen unendlichen Zauber naiver Anmuth verleiht. Zudem verfuhr Kaulbach in der Wahl seiner Stoffe willkürlich genug, und hielt sich ebenso wenig streng an die Auffassung und Darstellung des Dichters bezüglich der einzelnen Gestalten selbst.

Ein Künstler, der einen Dichter illustrirt, muß sich mit derselben Gewissenhaftigkeit an sein Original halten, wie der Uebersetzer desselben. Seine Aufgabe ist es, durch die Mittel der Zeichnung und der Farbe nicht etwa den Dichter frei nachzudichten, ihm nach Belieben und Gutdünken, wo es ihm in seinem eigenen Interesse zu liegen scheint, andere Absichten oder gar andere Thatsachen unterzulegen, sondern die ideellen Gestalten des Dichters in seiner Weise für das körperliche Auge sichtbar zu machen, wie sie der Dichter dem geistigen vorgeführt. Das aber ist nur möglich, wenn er sich in die specifische Anschauungsweise des Dichters versetzt und die Gestalten desselben aus sich verkörpert.

Zu solchen Gedanken und Betrachtungen kam ich, als ich in den Münchener Tagesblättern angekündigt las, Gabriel Max habe eine Julie Capulet vollendet und stelle dieselbe zu Gunsten des Liebigdenkmals für München aus.

Shakespeares Frauen haben alle, eben weil sie echte und wirkliche Frauen sind, geliebt oder sind doch für die Liebe empfänglich: Julie aber ist die verkörperte Liebe. Ihr ganzes Sein ist in Leidenschaft aufgegangen und außer ihr hört ihre Existenz auf. Die Liebe, in Porzia so rein und edel, in Miranda so lustig zart und doch so furchtlos, in Perdita so süß vertrauensvoll, in Imogen so standhaft, in Rosalinda so scherzhaft, in Desdemona so hingebend, in Helena so glühend, in Viola so zart — sie ist in Julien dieses alles zusammen. Lord Byron bemerkt irgendwo von den italienischen Frauen — und er hatte seine Erfahrungen in diesem Capitel — sie seien die einzigen in der Welt, die sehr plötzlicher und zugleich dauernder Eindrücke fähig seien, was man bei keinem anderen Volke finde. So hätte denn Shakespeare auch hierin durch geistige Intuition das Rechte getroffen.

Die Leidenschaft, welche Juliens ganze Seele eingenommen, hat die hinreißende, unwiderstehliche Kraft eines Stromes, aber sie selbst ist so „zart bewegt", so schön, so sanft, so geschmeidig wie die Weide, die sich darüber beugt und deren Blätter schon von der Bewegung der Wellen erbeben, die darunter hineilen. Julie ist voll Energie; aber diese hat ihren Grund nicht in der Stärke des Charakters, sondern des Affectes, sie ist mehr zufällig als angeboren, sie steigt und fällt mit der Ebbe und Fluth des Gefühles oder der Gemüthsstimmung. Julie ist eine Schwärmerin; aber ihre Schwärmerei hat nichts Idyllisches, noch Phantastisches, sondern sie ist die Schwärmerei eines zärtlichen Herzens und einer dichterischen Einbildungskraft. Wir sehen in ihr eine Mischung von Eigensinn und Schüchternheit, von Kraft und Schwäche, von Vertrauen und Zurückhaltung, von der Heftigkeit eines verzogenen und dem Muthwillen eines noch halb kindlichen Mädchens. Einmal aber erhebt sich das Mädchen zur vollen Majestät, da, als ihr die Amme räth, Romeo zu vergessen und Paris zu heirathen. Und dann die ruhige, gesammelte Kraft ihres Entschlusses:

„Schlägt Alles fehl, hab ich zum Sterben Kraft."

*) Schon am 8. November 1828 wurde „Faust" in einer französischen Bearbeitung auf dem Theater der Porte St. Martin in Paris gegeben, und im Jahre 1829 schrieb Hector Berlioz die Musik dazu.

Digitized by Google

Das leidenschaftliche, ungeduldige, zaghafte Mädchen wird Weib und Gattin; die Leiden, die auf sie hereinstürmen, haben sie muthig, der Druck von außen hat sie schlau gemacht.

Gabriel Max liebt es, dem Publicum Räthsel aufzugeben. Ich erinnere nur an sein junges Mädchen, das, die Hände vor das Gesicht gepreßt, auf seinem reichen Lager sitzt, an seine junge blinde Römerin mit den Wundenmalen an den Armen, am Eingang in die Katakomben; an den „Letzten Gruß", die Rose zu Füßen der zum Tod in der Arena Verurtheilten, und an den Herbstreigen.

So zeigt er uns diesmal Julien am frühen Morgen angekleidet auf ihrem Bette liegend, die Augen geschlossen, die linke Hand auf die Brust gepreßt, und vor dem Fenster Musikanten ihr ein Ständchen bringend.

Das scheint auf die fünfte Scene des vierten Actes des Shakespeare'schen Trauerspieles hinzudeuten, in der die Wärterin in Juliens Kammer tritt, um die Braut zum Kirchgang mit dem Bräutigam zu wecken und sie nun todt findet, worauf die Eltern, Lorenzo, Paris und die zum Brautgang bestellten Musikanten herbeikommen.

Gegen diese Annahme aber spricht der Umstand, daß in den Zügen der schlafenden Julie nichts den Tod andeutet. Ihr Teint ist von jener reizenden Bronzefarbe, die den Frauen Italiens eigen, und auch an den streng geschlossenen Lippen findet sich keine Spur des Todes.

Eine andere Scene aber, auf welche Max' Composition bezogen werden könnte, ist bei Shakespeare weder ausgeführt noch angedeutet, und deshalb sind nur zwei Annahmen möglich: entweder hat der Maler die oben erwähnte fünfte Scene des vierten Actes von Romeo und Julie wiedergeben wollen, oder er hat dies nicht gethan und Julie einfach auf ihrem Bette schlafend dargestellt.

Im ersten Falle hat er in der Ausführung des Gedankens seines Originals fehlgegriffen, im zweiten erscheint seine Bezeichnung des Bildes mit „Julie Capulet" ganz willkürlich und durch nichts gerechtfertigt.

In beiden aber hat er die von mir oben präcisirte Aufgabe des einen dichterischen Stoff wählenden Künstlers nicht gelöst, insofern seine Julie mit der Shakespeares auch nicht die geringste geistige Aehnlichkeit hat. Von all den Eigenschaften, deren ich oben gedachte und die in ihrer Vereinigung das innerste Wesen Juliens bilden, erscheint bei Max auch nicht Eine angedeutet. Seine Julie ist nichts weiter als ein hübsches junges Mädchen. Ihre Formen sind von einer so allgemeinen Schönheit, daß er sie dem Gretchen auf dem Blocksberg und der zum Tod verurtheilten Christine in der Arena geben könnte, ohne damit einen Verstoß zu begehen; mit einem Worte, es ist ein Modell, das aller Innerlichkeit, aller Individualität und geistigen Durcharbeitung entbehrt. Dieser Kopf mit den dunklen Flechten und dem scharf gezeichneten Munde könnte mit demselben Rechte auf den Schultern einer Miranda, Desdemona, Perdita, Helena oder selbst einer Viola sitzen, um nur Shakespeare'sche Frauen zu nennen.

Das ist der Eindruck, den Alle von dem Bilde empfingen, und deshalb kann man wohl mit Recht behaupten, daß der Künstler seine Aufgabe nicht gelöst hat.

Viel günstiger freilich gestaltet sich unser Urtheil, wenn wir in dem Bilde nichts weiter sehen, als ein in den hellen Morgen hineinschlafendes junges Mädchen, wobei wir natürlich die vom Künstler gewählte Bezeichnung ganz außer Acht lassen müssen.

Dann haben wir an die junge Dame keine anderen Anforderungen zu stellen, als an Hunderte ihrer Schwestern, dann stoßen wir uns nicht an ihrem Costüme noch an der im Renaissancegeschmacke gehaltenen Einrichtung ihres Schlafzimmers, welche beide wir mit der von den Veronesen festgehaltenen Aufstellung, die Geschichte Romeos und Juliens spiele im Jahre 1303, auch beim besten Willen nicht in Einklang bringen können. Dann freuen wir uns ungestört des wunderbar feinen und harmonischen Colorits und der kühnen und doch sorgfältigen Technik, sowie des hohen Ernstes, der aus dem Ganzen spricht. Und dann rechten wir auch nicht mit dem Künstler darüber, daß er es verschuldet hat, wenn die Mehrzahl der Beschauer ihre Blicke immer wieder von dem Gesichte und der Gestalt des Mädchens hinüberschweifen läßt zu dem rosigen Strahl der Morgensonne, der durch die Scheiben bricht und sich über das braune Getäfel zieht, und der mit einer Virtuosität gemalt ist, wie mir noch keine vorgekommen. Und milder gestimmt, wie wir sind, gehen wir dann auch mit dem Künstler weniger streng in's Gericht, das er durch seine argen Zeichnungsverstöße verdient hätte. Denn wir tragen unserer Zeit, die von der bildenden Kunst nicht sowohl Gedanken als brillante Erscheinung verlangt, mehr Rechnung als unsere Gegner zu glauben scheinen.

München.

**Regnet.**

---

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### Das Gastspiel der Meininger.

„Zwischen den Schlachten" — „Der Kaufmann von Venedig" — „Der eingebildete Kranke".

Das einactige Schauspiel Björnstjerne Björnsons: „Zwischen den Schlachten" ist ein hoch poetisches, aber so sehr nationales Werk, daß es uns fast fremdartig berührt. Die kurzangebundene Rauhheit, das trotzige Wesen der handelnden Personen gemahnt uns an die Helden der alten nordischen Sagen, die knapp skizzirten Charaktere, die auf einen kleinen Raum und eine kurze Spanne Zeit zusammengedrängte Handlung verlangen vom Zuschauer ungewöhnlich viel Aufmerksamkeit und Hingabe; wollte man den Inhalt des Stückes in einer Erzählung wiedergeben, so würde diese wohl doppelt so viel Raum beanspruchen als der Text des Stückes selbst. Der Dichter führt uns sofort medias in res und überläßt es uns, an der Hand dessen, was wir sehen und hören, uns das, was zur Erklärung nothwendig ist, durch Nachdenken und Nachfühlen zu reconstruiren.

Im Mittelpunkte des Stückes, das zur Zeit der norwegischen Bürgerkriege des frühsten Mittelalters (ungefähr 1170) spielt, steht ein junges Ehepaar: Halvard Gjäla und dessen Weib Inga, welche aus Liebe zu Halvard aus dem Hause ihres Vaters Thorkel entflohen ist und nun hoch oben im einsamen norwegischen Gebirge an der Seite ihres Gatten lebt. Allmählich aber regt sich in ihr wieder die Erinnerung an ihren alten Vater, dem sie eine schlechte Tochter gewesen, und in Halvard regt sich trotz der innigsten Liebe zu seinem Weibe das Bewußtsein, daß er als Mann nicht thatenlos dahinleben dürfe, daß ihn seine Kraft und sein Werth hinausdränge zur Theilnahme an den Kämpfen, die sein Vaterland durchtoben. Beide Gatten fühlen instinctiv, was sie quält; aber keiner mag es dem andern eingestehen, die Furcht mißverstanden und des Mangels an Liebe angeklagt zu werden, verschließt ihnen den Mund. Da naht eine Katastrophe; das Heer König Sverres, dessen Sache sich Halvard zuneigt, lagert in der Nähe der einsamen Hütte, und Inga fühlt, daß es nur eines geringen Anstoßes bedürfe, um Halvard zum offnen Anschluß an Sverre zu veranlassen; sie vermag den Gedanken nicht zu ertragen und beschließt alles zu versuchen, um Halvard von einem solchen Schritte zurückzuhalten. Echt weiblich folgert sie, daß, wenn Sverre nicht mehr da sei, dann auch jeder Grund für Halvard, aus der Einsamkeit sich in die Welt zu Kampf und Sieg hinauszusehnen, fortfalle, und da sie erfährt, daß König Sverre am Vorabend einer Schlacht mit mehreren seiner Begleiter in die Hütte kommen werde, so macht sie sich auf, um das gleichfalls in der Nähe lagernde Heer des Gegenkönigs Magnus davon zu benachrichtigen und um einen Trupp feindlicher Krieger herbeizuführen, welche Sverre und sein Gefolge gefangen nehmen sollen. Ingas Vater, Thorkel, ist ein Parteigänger des Königs Magnus; sie hofft ihn bei dieser Gelegenheit wiederzusehen und mit ihrem Gatten zu versöhnen. Allerdings darf Halvard nichts von dem Verrath wissen, den

Digitized by Google

sein eignes Weib — wenn auch aus Liebe zu dem Gatten — gegen den Gastfreund plant; aber Inga hofft, daß der Ueberfall schon ausgeführt sein wird, bevor Halvard heimkehrt; was nachher geschieht, daran denkt sie eigentlich gar nicht; genug, wenn nur erst der verhaßte Sverre aus dem Wege geschafft ist, der nicht nur ihres Vaters Hof niedergebrannt hat, sondern ihr nun auch das Herz des Gatten zu rauben droht.

Das ist das, was dem Augenblick, in welchem der Vorhang sich hebt, vorangeht und zur Erklärung dessen, was geschieht, nothwendig ist. Nun geschieht aber sehr wenig.

Halvard kehrt früher heim, als seine Gattin erwartet hat; er kommt in Gesellschaft des alten Thorkel, den er nicht von Angesicht kennt, und des Königs Sverre, der sich für Eistein, einen Kundschafter des Gegenkönigs Magnus ausgibt. Halvard und Sverre haben den alten Mann aus dem Schnee des Gebirges gerettet; sie bringen ihn zur Ruhe und Halvard, in welchem durch den Umstand, daß seine Frau nicht im Hause ist, alle selbstquälerischen Gedanken mit einem Schlage wieder erweckt werden, klagt Sverre sein Leid. Inga kommt; nach einigen schmerzlichen Anklagen, die sie und Halvard gegen einander erheben, entfernt sich Halvard, und nun klagt auch Inga dem ihr nur als Eistein bekannten Sverre alles, was ihr Gemüth bewegt und bittet ihn schließlich, ihr, da der gegen Sverre beabsichtigte Ueberfall vereitelt scheint, die Krieger des Königs Magnus wieder vom Halse zu schaffen, bevor Halvard sie bemerkt. Sverre, der inzwischen auch noch Zeit gefunden hat, in einem längeren, allerdings sehr schönen Monologe über seinen Charakter und sein vereinsamtes Herz Aufschluß zu geben, lockt mit Hülfe eines gleichfalls längeren Zwiegespräches mit dem Krieger Eindride, die Feinde in eine Falle, veranlaßt die beiden Gatten sich mit einander auszusprechen und versöhnt Halvard endlich auch mit dem alten Thorkel, der zur rechten Zeit aus seinem Winkel hervorgekrochen ist. Während die von den Feinden angezündete Hütte in Flammen aufgeht, liegt sich drinnen Alles versöhnt in den Armen und sieht einem glücklicheren Leben am Hofe König Sverres entgegen, dessen Krieger schon zum Entsatz herbeigeeilt sind.

Man sieht, der Inhalt ist sehr poetisch und geeignet für treffliche Seelenschilderungen; aber es geschieht wenig, es wird fortwährend nur erzählt und geschildert.

Nun bedenke man die Situation: mittelmäßige Schauspieler, die sich zum Theil in der Auffassung ihrer Rolle vergriffen haben, arbeiten langsam ihr Pensum ab, zwar voll pflichtgetreuen Strebens, aber doch ohne das Vermögen, durch innere Kraft dem träge dahinfließenden Strom der Erzählungen das Leben zu verleihen, welches allein ihn befähigen könnte, das Interesse des Publicums nicht ermatten zu lassen.

Während sie aber sprechen und sprechen, ist die Bühne ein Raritätencabinet, dessen Inhalt die neugierigen Zuschauer unendlich mehr anlockt, als die endlosen Schilderungen halb fremdartiger, halb unverstanden bleibender seelischer Conflicte. Björnson bezeichnet als Ort der Handlung eine Balkenhütte auf einem norwegischen Gebirge; er hat dabei sicherlich die Absicht gehabt, seinem prunklosen Werke auch eine möglichst einfache, schlichte Umgebung zu geben. Aber er kannte die Meininger nicht.

Sie hatten allerdings auch nur eine Balkenhütte aufgebaut, aber was hatten sie nicht alles hinein zu thun gewußt. Die Wände waren mit Geweihen, mit Jagdtrophäen, mit Waffen geziert, der Boden nach nordischer Sitte mit Tannenreis bestreut, jeder Winkel mit echten Geräthschaften ausgefüllt; im Hintergrunde der niedrige Herd, über dessen Feuer der mächtige Kessel an dem Querbaume hing, Kleiderschragen mit seltsamen, farbigen Gewändern, eine Drehbank und was weiß ich sonst noch Alles. Und dazu nun diese Männer und Frauen in prächtigen Rüstungen und nationalen Gewändern, die man sich doch auch genau ansehen wollte; es war wirklich kaum alles zu bewältigen in der kurzen Zeit des einen Actes, während dessen es vergönnt war, diese schönen Dinge zu betrachten.

Was war die Folge? Der größte Theil des Publicums verstand das Stück gar nicht — und das gestanden selbst Kritiker von sich ein, die den Meiningern sonst ganz günstig gesinnt waren. Man verstand es aber nicht etwa deshalb nicht, weil es seinem Inhalt nach schwer zu verstehen war, sondern weil das schwache, nur wenig interessirende Spiel die Aufmerksamkeit erschlaffen ließ und die Aeußerlichkeiten sie geradezu ablenkten. Ein evidenter Beweis dafür, daß schlechte Schauspieler sich nicht mit allzu guten Decorationen vertragen, wenn bei einer Aufführung der Schwerpunkt des Ganzen in dem Inhalt des Stücks und in der schauspielerischen Darstellung liegt.

Wohlwollende Leute schoben diesen zweifelhaften Erfolg des Björnson'schen Werkes auf das Stück selbst; wer es gelesen hat, wird zugestehn, daß es zwar nicht sehr bühnenwirksam ist, daß aber aus den einzelnen Rollen von guten Schauspielern ungemein viel gemacht werden kann.

Die Meininger vermögen eben nichts daraus zu machen; wer das bei „Zwischen den Schlachten" nicht mehr haben wollte, mußte es wenigstens bei der Aufführung des „Kaufmanns von Venedig" zugeben.

Das einstimmige Urtheil lautet dahin, daß der „Kaufmann von Venedig" die schwächste Leistung der Meininger gewesen sei. Warum? Sind etwa die Rollen des Antonio, des Bassanio, des Graziano, der Porzia nicht dankbar — von dem Shylock ganz zu schweigen? Bietet sich etwa nicht in einer jeden Scene Gelegenheit dar, die herrlichsten Decorationen, die sinnreichsten Arrangements anzubringen? Ist das Werk nicht geradezu zu einem Paradestück wie geschaffen? Und trotzdem dieser — wenigstens relative — Mißerfolg!

Jeder wird anerkennen, daß der im Mondschein daliegende Garten vor dem Landhause Porzias nicht schöner sein konnte, als er hier war, daß die Gerichtsscene im höchsten Grade geschickt und malerisch arrangirt war, daß an der äußern Ausstattung auch nicht ein Tüpfelchen fehlte. Aber was half das? Der Unterschied zwischen dem, was die einzelnen Rollen verlangten, und dem was hier geboten wurde, war doch zu groß, so groß, daß keine Aeußerlichkeit die Ueberzeugung ersticken konnte: Die Kräfte der Meininger reichen für das Schauspiel nicht aus.

Es ist das ja keine Schande, denn nicht jeder Schauspieler kann bedeutend sein und nicht jedes Theater kann bedeutende Schauspieler haben; aber das evidente Hervortreten dieser Thatsache mag wohl als eine Niederlage derer zu betrachten sein, welche sie bisher nicht zugestehen wollten, ja, es darf sogar als ein Gegenbeweis gegen die Behauptung gelten, daß schöne Decorationen, ein gutes Ensemble, und schlechte Schauspieler dem weniger guten Ensemble, den schlechteren Decorationen und besseren Schauspielern vorzuziehen seien: Die Decorationen waren sehr gut, das Ensemble vortrefflich, denn alle Schauspieler mit Ausnahme des Herrn Weilenbeck (Shylock) waren gleich unbedeutend, und die unbedeutenden Schauspieler verdarben doch den Erfolg.

Und nun diese eine gute Leistung des Herrn Weilenbeck, war sie denn wirklich so bedeutend wie es nach dem vom Hause gespendeten Beifall schien? Ich kann mich beim besten Willen nicht davon überzeugen, daß sie es war. Herr Weilenbeck documentirte eine klare, verständige Auffassung des complicirten Charakters des Shylock, er spielte voll Mäßigung und Sicherheit, aber weiter auch nichts; er war der gute Charakterspieler, als der er bekannt ist, aber kein Shylock, dessen hervorragende Bedeutung irgendwie im Stande gewesen wäre, jenes oben näher definirte Ensemble zu gefährden.

Eines muß ich constatiren, daß im „Kaufmann von Venedig" kein Zuviel in den Costümen, Decorationen oder Arrangements störte; das einzige, was zu erwähnen, wären höchstens allzu krampfhafte Bewegungen in der Volksgruppe, die sich links im Hintergrunde des Gerichtssaals befand.

Mit den Leistungen der Meininger im Schauspiel wären wir fertig; werfen wir nun noch einen Blick auf ihre Leistungen im Lustspiel.

Sowohl Shakespeares „Was ihr wollt" als „der Eingebildete Kranke" Molières gehören zu dem grobkörnigen Genre des Lustspiels. Unleugbar stehen dem Meiningen'schen Hoftheater für dieses Genre bessere Kräfte zu Gebot, als für irgend ein anderes. Herr Weilenbeck, Herr Chronegk und vor allem Fräulein Weidt sind in ihrer Art vortrefflich. Es wäre Unrecht, wollte man hier nicht auch Herrn Hellmuth-Bräm erwähnen; doch er ist ein Schauspieler, der sich weniger durch Begabung für ein besonderes Fach, als vielmehr dadurch auszeichnet, daß er keine Rolle verdirbt und in mancher sogar recht gut ist.

Was nun im besonderen die Aufführung des „Malade imaginaire" betrifft, so war sie ohne weiteres als eine gute zu bezeichnen. Herr Weilenbeck als Argan und Fräulein Weidt als Toinette ließen in Spiel und Humor auch der strengsten Kritik nichts zu wünschen übrig, und auch Herr Chronegk war als Thomas Diafoirus sehr komisch. Mir schien es jedoch, als ob man Molière's Werk zu niedrig auffaßte. Das, was der Dichter an starken komischen Effecten vorschreibt, ist schon ganz genug; und wenn die Molière'sche Regie das Kinderstühlchen für den jungen Diafoirus bestimmte, so finde ich das recht komisch, aber auch gerade noch erträglich.

Die Meiningen'sche Regie verdient für die Ausstattung des Krankenzimmers volle Anerkennung; sie hat darin gerade das Richtige getroffen;

Digitized by Google

für die Behandlung des Stückes darf ihr leider nicht ein gleiches Lob gespendet werden.

Daß sie principiell selbst die stärksten Stellen nicht mildert, ist eine Eigenthümlichkeit, die sie auch bei den Shakespeare'schen Stücken zu erkennen gegeben hat, und über die sich hie und da aus dem Gesichtspunkt des guten Geschmacks streiten läßt; doch das mag hingehen. Daß sie aber den Schluß des „Malade imaginaire", die herrliche Promotion fortgelassen nnd statt dessen den eingebildeten Kranken, nachdem er in die Heirath seiner Tochter mit Eléanthe gewilligt hat, einfach sagen läßt: Nun soll mir aber auch kein Arzt mehr in's Haus kommen! Und wenn Dr. Purgon kommt, so werft ihm diese große Flasche an den Kopf! — Das finde ich nicht blos pietät-, sondern auch geschmacklos. Ein hausbackner, abgerissner Satz statt einer ganzen mit köstlichster Ironie gesättigten Scene! Doch darüber mögen die Leser Paul Lindau hören, der oben von der Aufführung des „Malade imaginaire" im Théâtre français erzählt.

Ich resumire zum Schluß den Ueberblick über die Leistungen der Meininger.

Das Repertoire, mit welchem die Gäste sich für den Besuch in Berlin ausgerüstet hatten, reicht einigermaßen aus, um ein Urtheil über ihr künstlerisches Wollen und Können zu gestatten.

Der „Eingebildete Kranke" hat gleich „Was ihr wollt" bewiesen, daß die Meininger einige für das Lustspiel sehr brauchbare Kräfte haben; der „Kaufmann von Venedig" und „Zwischen den Schlachten" haben den Schleier zerrissen, mit welchem Decorationspracht und äußerliche Theatereffecte in „Julius Caesar", in der „Bluthochzeit" und in „Sixtus V." die Mittelmäßigkeit, ja Unbrauchbarkeit der großen Mehrheit der Schauspieler verhüllt hatten.

Die Discussion über die Frage, welchen Werth die Gesammtleistungen des Meiningen'schen Hoftheaters für die Kunst und deren Förderung haben, wird dadurch wesentlich vereinfacht; wer Partei nehmen will, hat nur zu wählen zwischen mittelmäßigen Schauspielern und prachtvollen Decorationen auf der einen und guten Schauspielern und schlichten Decorationen auf der andern Seite. Wohlgemerkt — es ist das die Alternative in der verallgemeinerten Form, nicht ganz die in dem concreten Fall eines Vergleichs zwischen der Meiningen'schen und der Berliner Hofbühne zutreffende, obwohl diese beiden Institute die gegebenen Größen sind, von welchen ausgehend man zu jener principiell mehr zugespitzten Alternative gelangt.

Die Frage, in welchem Verhältniß die schauspielerischen Kräfte und die theatralischen Aeußerlichkeiten zu einander stehen müssen, damit die Schaubühne allen Anforderungen völlig gerecht werde, bleibe hier unerörtert; daß aber bei den Meiningern nicht das richtige Verhältniß vorhanden ist, scheint mir dargethan zu sein.

**M. v. Szeliski.**

## Notizen.

Das kleine Nachbarland **Belgien** hat in der letzteren Zeit wieder viel von sich reden gemacht und dadurch bewiesen, daß man von den Staaten nicht wie von den Frauen sagen kann, die beste sei diejenige, von welcher am wenigsten gesprochen werde. Denn das belgische Volk hat trotz eigenthümlicher Launen, Neigungen und Absonderlichkeiten seine unbestreitbaren Verdienste. Die Belgier sind großentheils ordentliche Leute, fleißig, arbeitsam und ernsthaft geartet. In den flämischen Gegenden ein wenig klericaler als nöthig wäre, in den größeren Städten auf eine gewisse Nachahmung des französischen Wesens versessen, lassen sie sich dort von den Bischöfen oft ein X für ein U machen und ziehen sich hier den Spitznamen von Fransquillons zu. Aber es ist doch viel Leben und Bewegung in diesem rührigen Bienenschwarm. Auch sind sie politisch glücklich. Dank der europäischen Garantie, lassen sie Andere für sich sorgen und befinden sich ganz wohl dabei. Der leidenschaftliche Dante wollte von den Neutralen nichts wissen und hat im dritten Gesang seiner Hölle einige böse Verse gegen sie geschmiedet. Aber die Belgier fragen den Teufel nach den Guelfen oder Ghibellinen, wenn nur ihre Hochöfen lustig rauchen und die andere Arbeit nicht stille steht. Die auswärtigen Staatsmänner mögen mit ihnen Schach spielen so viel sie wollen, Frankreich vor Sehnsucht nach ihnen verschmachten, Benedetti mit dem Handel um sie sich selbst dupiren und unsterblich lächerlich machen, was kümmert es die Belgier! Brüssel bleibt darum doch ein klein Paris, und wenn es seine Leute nicht übermäßig politisch bildet, so lebt sich's dort immerhin ganz angenehm. Dem interessanten Schlaraffenlande sind die schwierigen Aufgaben einer Großmacht, die überall den Ton mit angeben und die repräsentiren muß, vollständig erspart. Schon die Holländer mit ihren Kolonien, ihrer Armee und ihren sonstigen Obliegenheiten sind übler daran. Müssen sie sich doch mit den malpropren Atchinesen herumraufen und ihre Reputation im Staatencomplex aufrecht halten. Wenn ihr Kronprinz nach Petersburg auf Freiersfüßen geht nnd sich von der nachmaligen Herzogin von Edinburgh einen Korb holt, so empfinden sie das wie eine Niederlage. Aimez-vous les Oranges? fragte beim Dessert der Hoftafel der niederländische Thronerbe mit gefährlichem Wortspiel, und er bekam dafür von der Großfürstin eine Antwort, die wir aus Schonung für das Haus Oranien lieber nicht wiederholen wollen. So etwas wäre den klugen, vorsichtigen Belgiern nicht passirt. Zuweilen mag es diesen durch den Kopf gehen, ob sie nicht besser daran gethan hätten, sich die Revolution nach 1830 zu ersparen und vereint mit den Holländern die von dem Wiener Congreß projectirte starke Barriere gegen Frankreich zu bilden. Aber das sind vergangene Dinge. Der König der Niederlande war ihnen antipathisch; sie wollten sehen, wie sie ohne ihn fertig werden könnten. Bis jetzt ist ihnen das vortrefflich gelungen und sie werden auch wohl weiterhin in anständiger Weise existiren. Mit einigem berechtigten Selbstgefühl sehen sie gewöhnlich auf die Luxemburger herab, die um ein Haar das Nadelgeld für eine von dem König von Holland begünstigte Dame geliefert hätten. Im letzten Augenblick bekam der König Angst und fragte in Berlin an, ob man dort wohl Einwendungen hätte, wenn das Großherzogthum für einen billigen Kaufschilling den Franzosen überlassen würde? Natürlich ward die naive Frage bejaht, und als Benedetti, der stets alle möglichen und unmöglichen Concessionen Bismarcks in der Tasche zu haben glaubte, dem Reichskanzler eine Scene machte, präsentirte ihm dieser den stenographischen Bericht der Norddeutschen Reichstagssitzung, wo Bennigsen wegen Luxemburgs interpellirt und die entsprechende Antwort erhalten hatte. Preußen gab die Festung, deren Bundesstellung strittig war, auf und wollte trotz Moltkes Einspruch keinen Krieg anfangen, wo es Europas nicht sicher war, und namentlich Rußland mindestens nicht für sich hatte. Aber englischen Blättern war durch berliner Telegramme insinuirt worden, wenn keine Collectivgarantie für Luxemburg zu Stande komme, werde Preußen doch dreinschlagen, worauf denn England eiligst mit den Anderen garantirte. Hinterher wollte sein Minister die Bürgschaft wieder weginterpretiren, aber neuere Erklärungen haben bewiesen, daß Großbritanien sich der übernommenen Verpflichtungen denn doch wohlbewußt ist. Die Luxemburger indessen sind keine Nation geworden und in ihren Buchhandlungen oder Leihbibliotheken findet man alle französischen Romane, jedoch nicht einmal die Uebersetzungen, geschweige die Originale der deutschen Classiker. Ihre jungen Leute „machen ihr Recht", d. h. studiren Jura, in Paris und bilden sich auf ihr schlechtes Französisch etwas ein. Welche Thorheit war es neulich, daß man uns ein Gelüste nach der Verschlingung Luxemburgs zutraute oder zuzutrauen vorgab. Wir danken für die Acquisition, haben überdies mit der Verdauung Elsaß-Lothringens sowie einiger dänischer und polnischer Bissen, welche unsere wunderbare Geschichte uns aufgezwungen hat, über und über zu thun. Der Gedanke, daß wir bei einem zweiten Kriege mit den unverbesserlichen Franzosen noch mehr fremdes Gebiet wegnehmen müßten, ist nicht nur Moltkes oberste Sorge. Dieser Gesichtspunkt ist eine der bedeutsamsten Friedensbürgschaften, ganz davon abgesehen, daß jetzt alle Welt in die Ferien tritt und von einer neuen Umgestaltung der europäischen Karte bis zur Rückkehr im Herbst keine Rede sein kann.

Digitized by Google

# Offene Briefe und Antworten.

Herr Redacteur!

Zu Nr. 18 der interessanten Sammlung von „Zweiunddreißig geflügelten Worten, die nicht im Büchmann stehen" (Gegenwart Nr. 23, S. 363) gestatten Sie dem Unterzeichneten eine nöthige, also gewiß auch, Herrn Döring und den Lesern willkommene Berichtigung. Nach Herrn Döring stammt der Ausdruck „Würgengel" jedenfalls aus dem zweiten Buche Mosis, „obwohl das Wort selbst sich an keiner der betreffenden Stellen (2. M. 11, 4; 12, 23, 29) findet". Das Richtige indessen ist, wie ich meine, den fraglichen Ausdruck auf die biblische Erzählung von der Pest unter David, veranlaßt durch die Volkszählung, zurückzuführen. Die Erzählung (2. Buch Samuel Cap. 24 und 1. Buch Chronik Cap. 21) spricht ausdrücklich und zu wiederholten Malen von einem „verderbenden Engel" oder „Würgengel", welcher „die Hand über Jerusalem ausstreckt, um es zu verderben", und der dann auf Gottes Geheiß seine Hand zurückzieht, womit die Pest aufhört. Ein solcher Würgengel, als Personification plötzlichen und massenhaften Sterbens, kommt aber auch in dem Berichte von des assyrischen Belagerungsheeres Untergang vor, indem „ein Engel des Ewigen auszieht und im assyrischen Lager 185,000 Mann tödtet". (2. B. Könige Cap. 19, V. 35; Jesaias Cap. 37, V. 36).

Mit aller Hochachtung

Breslau. Dr. W. Bacher.

* * *

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir, dem Döring'schen Aufsatz über geflügelte Worte in Nr. 23 Ihres Blattes eine kurze Notiz hinzuzufügen:

Der Satz: „minima non curat praetor" wird von dem Juristen bei der Lehre von der in integrum restitutio citirt mit der Bedeutung: Nur wenn der erlittene Nachtheil kein ganz unbedeutender ist, läßt der Prätor die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand eintreten.

Diese Regel findet sich in den Justinianischen Rechtsbüchern verschiedentlich ausgesprochen und angedeutet; die Stellen, wo dies der Fall ist, und was sich für und gegen die Richtigkeit dieser Regel sagen läßt, können Liebhaber in jedem Pandektenlehrbuch nachsehen.

Der Wortlaut unseres Citats dürfte auf des vierten Buches der Pandekten ersten Titel, der de in integrum restitutionibus handelt, zurückzuführen sein, woselbst es in der lex 4 heißt: Scio, illud a quibusdam observatum, ne propter minimam rem ..... audiatur is, qui in integrum restitui postulat.

Unser Satz wird im technischen Sinne gewiß häufig genug angewandt, dennoch ist es mir, wie bei so manchem andern der von Herrn Döring citirten Worte, auch bei diesem höchst zweifelhaft, ob man ihm das Prädicat „geflügelt" zuerkennen darf.

Hochachtungsvoll

H.

* * *

Bezüglich der Redensart: „Ab nach Cassel" erhalten wir verschiedene Auskunft. Man schreibt uns:

Geehrter Herr!

Unter den von H. Döring in Nr. 23 der „Gegenwart" eingegebenen „geflügelten Worten", deren Ursprung er nicht nachweisen könne, befindet sich auch „ab nach Cassel". Das Wort entstand im Jahre 1862 (wenn ich mich nicht in der Jahreszahl irre) in meiner Heimath am Niederrhein, als die dort in Garnison liegenden Regimenter als Executionstruppen dem verflossenen Kurfürsten uneingeladen zum Besuch auf den Hals kamen und denen beim Einschiffen auf dem Bahnhof in Wesel im Scherz zugerufen wurde: Macht, daß ihr weg kommt, ab nach Cassel!

Ergebenst

Hamburg. E. H.

Eine andere Erklärung lautet:

„Ab nach Cassel" ist eine bei geflügelten Worten bekanntlich häufig vorkommende Corruptel für das ursprüngliche „Abgang nach Cassel". Gemeint ist nicht die Haupt- und Residenzstadt des Ex-Churfürstenthums Hessen an der Fulda, sondern die gleichnamige am rechten Rheinufer gelegene Vorstadt von Mainz. Auf einer daselbst benachbarten Station rief der betreffende Bahnbeamte — es war während der Pfingstfeiertage 1858 — die Worte Abgang nach Cassel so unermüdlich und so auffallend im reinsten Ae-Tone eines Fähnrichs, daß es fast klang wie Aebgäng näch Cässell. Junge Studenten aus Bonn, die sich gerade auf einem Ferienausfluge daselbst befanden, griffen das Wort auf und wiederholten es auf der Eisenbahn, auf dem Dampfschiffe und in Bonn. Seitdem hat es sich als geflügeltes Wort unverdientermaßen allenthalben verbreitet.

Derselbe Herr Einsender schreibt:

„Sacrificio dell' intelletto" ist zum geflügelten Worte geworden, seit die bekannten Conciliumsbriefe der A. Allg. Zeitung diesen Ausdruck aus dem Jesuitenblatte Civiltà cattolica citirten und persifflirten.

* * *

Geehrter Herr Redacteur!

In Nummer 24 der „Gartenlaube" besorgt Herr George Hiltl eine dankenswerthe Berichtigung zu dem in Nummer 19 derselben Zeitschrift abgedruckten Artikel: „Zur Naturgeschichte der deutschen Komödianten".

Im Eifer für die gute Sache entfährt ihm aber folgender Passus: „Goethe sei seines Wissens nie in Berlin gewesen".

Dem gegenüber erlaube ich mir zu bemerken, daß Goethe meines Wissens wohl in Berlin anwesend war, wenn auch nur einmal in seinem langen Leben. Zwar sind die Mittheilungen über diesen Aufenthalt dürftig und widersprechend, gewiß ist aber, das Goethe im Jahre 1778, als infolge der von Oesterreich auf Niederbayern erhobenen Ansprüche ein neuer Krieg zwischen Preußen und Oesterreich drohte, mit Herzog Karl August aus politischen Gründen eine Reise dorthin machte und daß Beide in Berlin und Potsdam vom 15. bis zum 23. Mai verweilten. Kleinlaut und mißmüthig kehrte Goethe nach Weimar zurück und brachte nichts weiter mit als die Einsicht in das „große Uhrwerk, das Eine große Walze treibt" und in die Hohlheit des Hoftreibens. Bei dem Prinzen Heinrich, der den Dichter freundlich aufnahm, war er mit dem Herzog zu Tische; doch verhielt er sich unter so vielen Generalen beobachtend und zurückhaltend, oft sein vis-à-vis im Stillen „bedauernd". Ob er Friedrich den Großen selbst gesprochen oder nicht, ist mir unklar geblieben. Einige behaupten, der König selbst sei schon am 5. Mai zur schlesischen Armee abgegangen, Andere wieder das Gegentheil. Das Erste scheint das Richtigere zu sein. Goethe selbst schreibt über den Berliner Aufenthalt: „Es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nahe geworden. Da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, zerrissene Vorhänge und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören." Vergl. Riemers Mittheil. II. S. 60.

Den berühmten deutschen Hogarth, den Kupferstecher Daniel Chodowiecki und die Karschin suchte er auf. Die anderen unbekannten literarischen Berühmtheiten beobachtete er mit dem Rücken und daß vornehmlich Nicolai darüber die Lärmtrommel rührte, ist bekannt.

Mit Hochachtung ganz ergebenst

Berlin. Wilhelm Röseler.

---

Wir ersuchen unsere Herren Mitarbeiter die **Briefe rein redactionellen Inhalts, Manuscripte** etc. bis auf Weiteres nicht an die Person des Herausgebers, sondern an die

**Redaction der „Gegenwart"**

(Verlag von Georg Stilke)

Berlin NW., Louisenstrasse 32

zu adressiren.

Digitized by Google

# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Als eine **„Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt"** erscheint vom 1. Januar 1874 ab die obige Zeitung in jährlich 48 Nummern. Bekanntlich ist die „Modenwelt," die am 1. October 1865 begründet wurde und in elf Sprachen unter allen bestehenden Moden-Zeitungen die grösste Verbreitung gefunden hat, längst in allen Kreisen ein kaum noch entbehrlicher Rathgeber geworden. Wenn sich nun zu derselben ein Unterhaltungsblatt gesellte, dem es gelang, unter unseren Schriftstellern und Künstlern die hervorragendsten Kräfte zu gewinnen, so gestaltete sich daraus ein Journal, das von vornherein des allgemeinsten Beifalls sicher war, um so mehr, als der Preis ein verhältnissmässig niedriger ist.

Neben der **„Illustrirten Frauen-Zeitung"** erscheint im Uebrigen die **„Modenwelt"** nach ihrer bisherigen Weise fort. Indem wir zum Abonnement auf die eine oder andere Zeitung hiermit einladen, verweisen wir zugleich auf nachstehende kurze Inhalts-Uebersicht.

## Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „Modenwelt" mit Unterhaltungsblatt.

*Erscheint wöchentlich.*

### Kleine Ausgabe.

Pro Quartal 25 Sgr.

Jährlich:

24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, wie bei der „Modenwelt."

12 Beilagen mit Schnittmustern etc., wie bei der „Modenwelt."

12 Grosse colorirte Modenkupfer.

24 Illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

### Grosse Ausgabe.

Pro Quartal 1 Thlr. 12½ Sgr.

Jährlich, ausser Obigem:

noch 36 Grosse colorirte Modenkupfer, darunter 12 Blätter mit etwa 150 historischen und Volks-Trachten, wie bei der „Modenwelt."

## Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

*Erscheint alle vierzehn Tage.*

### Ausgabe ohne Modenkupfer.

Pro Quartal 12½ Sgr.

Jährlich:

24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, gegen 2000 Abbildungen enthaltend.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weissstickerei, Soutache etc.

### Ausgabe mit Modenkupfern.

Pro Quartal 1 Thlr. 5 Sgr.

Jährlich, ausser Obigem:

48 Grosse colorirte Modenkupfer, darunter 12 Blätter mit etwa 150 historischen und Volks-Trachten.

**Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.**

**Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Paetel in Berlin.**

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 27. Juni 1874. Band V.

AP
30
.G295
v.5
no.26

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der 15. Juni in der versailler Assemblée. Von M. L. — Frankreichs alte Eroberungssucht und seine innere Lage. Von Karl Blind. Schluß. — Literatur und Kunst: Wie ich die bildende Kunst kennen lernte. Ein Fragment aus meiner Lebensgeschichte. Von Berthold Auerbach. II. — Jules Janin, „der Fürst des Feuilletons". Von Paul Lindau. — Aus der Hauptstadt: Das Gastspiel des Fräulein Clara Ziegler. Von M. v. Szeliski. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate. — Bibliographie.

### Der 15. Juni in der versailler Assemblée.

Die Tage folgen, aber sie gleichen einander nicht — vor allem gilt dies von den Tagen, welche in den Annalen der versailler Assemblée als wichtige Daten verzeichnet stehen und die Jedermann sich zu merken hat. Da wird, ohne Hinzufügung der Jahreszahl, von einem „24. Mai", von einem „20. November" und dann wieder von einem „16. Mai", von einem „15. Juni" gesprochen, und jeder dieser Tage hat seine eigene Plage und Sage und bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der französischen Nationalversammlung und der französischen Nation. Bleibt jene noch lange versammelt — und wenn es nach dem Willen einiger ihrer Parteien ginge, so möchte das in Englands Geschichte berüchtigte „lange Parlament" von ihr an Dauer noch übertroffen werden — so würden im Kalender nicht Daten genug sein, um jeder „journée" ihren besonderen Platz anzuweisen, und das nulla dies sine linea seine buchstäbliche Erfüllung finden. Einer so hochansehnlichen Versammlung gegenüber, wie es die mit der vollen Souveränetät einer großen Nation ausgestattete Assemblée zu Versailles ist, könnte es fast unziemlich erscheinen, den Ton leichtfertigen Spottes anzuschlagen, zumal wenn man bedenkt, daß ihr in der Geschichte Frankreichs und Europas ein bleibender Name vorbehalten ist, den kein absprechendes Urtheil der Zeitgenossen auslöschen kann; indessen der geschichtlichen Bedeutung dieser Assemblée unbeschadet, wer fühlte nicht, wenn er Tag für Tag ihrem Lebenswege folgt, daß selten ein Parlament sich selber in eine so schiefe Lage gebracht und in derselben sich unwürdiger gebärdet hat. Eine Horde von Schulbuben, die zuchtlos durch die Gassen streichen, hat einen herrenlosen Thron gefunden, reißt seinen Purpur in Fetzen, um sich daraus phrygische Mützen zu machen, oder schlägt sich mit den Sesselbeinen um die Ohren, dabei mit gegenseitigen Schmähungen und Herausforderungen sich die Zeit vertreibend, wie dies so gallische Art seit Pfahlbauers Zeiten gewesen. Man kann in Frankreich selber die Thatsache, daß dem so ist, nicht leugnen und sucht, um von der Nation die Mißachtung fern zu halten, welche die Nationalversammlung sich durch ihr Gebahren zugezogen hat, zu demonstriren, daß wenigstens ein großer Theil der Volksvertreter über derartige skandalöse Vorgänge die tiefste Beschämung empfinde und nichts sehnlicher als die Auflösung einer so entarteten Versammlung wünsche; daß andere hinwieder lediglich in der Absicht „Scenen" herbeiführen, um dadurch die Gegner zu Wuthausbrüchen zu provociren und durch den Unwillen, welchen solche Vorgänge erregen müssen, dem Gedanken einer Auflösung in immer weiteren Kreisen Anhänger zu gewinnen. Immerhin ist es ein probates Mittel, Jemanden zur Aufhebung einer Position zu nöthigen, indem man Berge von Unrath um ihn häuft, der so widerlich duftet, daß der thatsächlich empfundene Ekel schließlich den doch nur im Traume von Zukunftsgenüssen sich befriedigenden Machtkitzel überwindet. Man kann nicht lange in einer moralischen Senkgrube ausharren, auch wenn man auf die Trüffeln an Königs Tafel und die Einlösung vielverheißender Liebespfänder als Lohn seiner Standhaftigkeit sich Rechnung macht.

Sind aber erst die Royalisten so weit gebracht, daß ihre Hoffnung das Königthum wiederherzustellen nicht mehr dem Widerwillen in der Assemblée auszuharren die Waage hält, dann scheint sich für einen Beschluß, welcher die Auflösung der Nationalversammlung ausspricht, die Majorität bald zusammenfinden zu können. Die gesammte Linke vom äußersten Flügel, wo man den Communards die schwielige Bruderhand drückt, bis zu Herrn Thiers hinüber, der doch nur ein Republicaner du lendemain ist, betreibt seit lange schon mit Ernst nur einen Plan, nämlich die Nationalversammlung in eine Lage zu versetzen, wo ihr nichts andres übrig bleibt, als sich selber aufzulösen. Und, wenn die Chevauxlegers, welche vom Grafen Chambord sich die Parole holen, zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Thron Frankreichs für das Haupt des Hauses Frankreich sich nimmer aufrichten läßt, so werden sie, wie sie am 16. Mai d. J. mit der Linken stimmten, um den Herzog von Broglie als Vicepräsidenten des Staatsraths zu stürzen, weil dieser ganz ersichtlich auf eine Generalstatthalterschaft des Herzogs von Aumale hinsteuert, auch an irgend einem andern „historischen Tage" für die Auflösung einer Nationalversammlung stimmen, in der sie für ihren Traum eines legitimen Königthums auf eine Verwirklichung nicht mehr rechnen können. Das Votum vom 16. Mai war nur der Vorläufer eines andern Votums, welches den Tagen der Assemblée ein Ziel setzt und der französischen Nation das Recht der Selbstbestimmung wieder zurückgibt. Und darum werden einem solchen Votum auch die Bonapartisten zustimmen, welche sich in einer Versammlung, die damit begann, zu Bordeaux in feierlichster Form die „Déchéance" des Kaiserreichs zu erklären, nur als die bêtes noires fühlen können, auf welche Jeder, dem es beliebt, seine Geschosse schleudert in dem sichern Gefühle, daß er dafür überall wenn auch nicht lauten Beifall, so doch stillen Dank erntet.

Inmitten zwischen diesem Votum vom 16. Mai und jenem, welches in dem oben erläuterten Sinne sich noch erst ereignen soll, steht nun als eine Etappe das Votum des 15. Juni. Es erklärt sich aus der gesammten Lage Frank-

Digitized by Google

reichs in dieser Zeit. Die einzelnen Vorgänge, welche ihm als Einleitung dienten, haben es nicht herbeigeführt, sondern sind nur für die Wahl des Tages und die äußeren Umstände, unter denen es erfolgte, bestimmend gewesen. Die innere Lage Frankreichs ist aber die, daß der politische Einfluß der royalistischen Parteien, welcher nach den militärischen Niederlagen des zweiten Kaiserreichs und der dritten Republik ganz naturgemäß zur Geltung gelangen mußte — im Unglück greift man gern zum Glauben der Kindheit zurück —, allmählich wieder geschwunden ist, weil von Seiten der Royalisten selber so gut wie nichts geleistet wurde, um ihn in Kraft zu erhalten, geschweige denn zu vermehren. Die Legende des Königthums ist in der That aus den französischen Volkstraditionen geschwunden und konnte nur mittelbar durch ihre Verwebung in die clerikale Propaganda dem Volke wieder zur Anschauung und Verehrung gebracht werden. Die „Lilien" sind nur noch zur Schmückung von Kirchenparamenten verwendbar; losgetrennt von denselben besitzen sie den geringen Werth, welchen dem Welken preisgegebene Blumen auf dem Markte des Lebens haben; man wirft sie bald weg und legt sich höchstens eine oder die andere als Zeichen schmerzlich süßer Erinnerungen in's Stammbuch ein, darunter Kreuz und Datum, wann die Himmlische verschied.

Die katholische Kirche bedarf zur Förderung ihrer Interessen kräftigerer Mittel als im Erblassen begriffener geschichtlicher Reminiscenzen, die erst von ihrer Pflege und ihrem Segen eine Auffrischung erwarten, und solche Mittel darf sie bei der bonapartistischen Partei zu finden hoffen, welche in den französischen Volksmassen ihre Anhänger nach Millionen zählt. Ueberall, wo das politische Verständniß und demgemäß auch das Interesse an politischen Dingen ein minimales ist, wo die Sorge um öffentliche Angelegenheiten nicht über das heimische Weichbild und die täglich beschrittene Feldflur, als die Basis der wirthschaftlichen Existenz, sich hinauserstreckt, da wird ein Regime auf Anhänger zählen können, welches für das Gedeihen der wirthschaftlichen Interessen, des materiellen Wohlstands, der individuellen Behaglichkeit au sein de sa famille und einer vergnüglichen Lebensweise außerhalb dieses Schooßes Bürgschaften bietet. Wie tief auch die öffentliche Moral in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich gesunken sein mochte, wie bleiern auch sein Druck auf dem Flügelschlage freier Seelen lastete, wie dürftig auch die Blüthen waren, welche es den edleren Seiten menschlicher Geistesarbeit entsprießen ließ — die breite Masse des Philisterthums in Dorf und Stadt hat sich dabei vortrefflich befunden; das Empire ging nicht an der Geringschätzung, sondern an der Ueberschätzung der Nation und der in ihr lebenden Kräfte zu Grunde. Daß für ein großes Volk und Reich der Cäsarismus als die einzig mögliche Regierungsform übrig geblieben sein kann, außerhalb deren die Anarchie droht, das hat uns das römische Volk und Reich gezeigt, vielleicht sind die Franzosen bei dieser Phase rückläufiger Entwicklung angelangt, wo sie nur noch vom Cäsarismus zu einem Staatswesen zusammengehalten werden können. Daß sich für die Aufrichtung eines solchen der Bund zwischen dem künftigen Cäsar und dem gegenwärtigen Pontifex leicht schließt, lehrt die Erfahrung. Sobald die politischen Auguren des Pontifex merken, daß in Frankreich der Flug der Vögel dem Cäsarensohne günstig ist, werden sie den Einfluß der Kirche ihm zur Seite gehen lassen; es wäre nicht das erste Mal, daß es geschähe. Begreiflicherweise wachsen, wo so gute Zeichen winken, den Bonapartisten die Schwingen; ja sie haben dieselben schon geprüft und der dabei erzielte Erfolg — die Wahl des kaiserlichen Stallmeisters Philippe de Bourgoing im Nièvre-Departement — hat denn auch alsbald alle anderen Parteien in Allarm gesetzt.

Die Republicaner zumeist, welche, soweit sie de pur sang, der Nationalversammlung bisher die constituirenden Befugnisse absprachen und diese einer eigens zu wählenden „Constituante" vorbehalten wollten — Grund dessen war wohl lediglich die Annahme, daß die gegenwärtige Assemblée die Republik nicht constituiren werde — haben es plötzlich sehr eilig, die republicanische Staatsform zur Anerkennung zu bringen; sie fürchten, daß, wenn die allgemeinen Wahlen zur neuen Nationalversammlung stattfinden, während die Frage der Staatsform noch eine offene ist, der Einfluß der „Minister des Marschalls Mac Mahon" — wie Herr v. Fourtou sich und seine Collegen neulich mit absichtlichster Wiederholung nannte, trotzdem ihm von der Linken zugerufen wurde: „Sagen Sie doch lieber des Präsidenten der Republik", den bonapartistischen Candidaturen zu Gute kommen und daß die neue Nationalversammlung eine bonapartistische Mehrheit aufweisen möchte. Ob diese Furcht in den thatsächlichen Verhältnissen begründet ist, oder, lediglich um taktischer Zwecke willen vorgegeben, zum wenigsten übertrieben wird, das vermag erst die Zukunft zu lehren; sie war vielleicht nicht ernst gemeint und könnte sich nachträglich doch als eine begründete herausstellen. Ueberall wird jetzt von den republicanischen Blättern und Deputirten Bonapartismus gewittert. Das ganze Land, so wird geschrieben und gesagt, sei mit einem dichten Netze von bonapartistischen Agenten überstrickt, welche an den in ihrer überwiegenden Mehrzahl bonapartistisch gesinnten Präfecten, Unterpräfecten, Maires, Polizeidienern, Flurschützen u. s. w., u. s. w. Mitschuldige oder doch Mitwisser ihres Treibens besäßen. Ja, Herr Gambetta hat von der Tribüne herab die Minister des Präsidenten der Republik selber der Mitschuld an den bonapartistischen Umtrieben bezichtigt, und einer derselben, Herr v. Fourtou, hat denn auch eine Aeußerung fallen lassen, die, wenn sie nicht eine bloße Verlegenheitsphrase war, nur den Sinn haben kann, daß die Minister des Marschalls Mac Mahon diese ihnen denuncirten bonapartistischen Umtriebe für nicht gefährlicher als die Umtriebe anderer Parteien halten, so daß also, wenn die Neuwahlen zur Nationalversammlung unter den Auspicien des Mr. de Fourtou oder eines gleich „unparteiischen" Amtsnachfolgers vor sich gehen sollten, die Bonapartisten trotz der „Déchéance" des Kaiserreichs für die Wahl von Deputirten, welche die Wiedereinsetzung desselben als ersten Artikel ihres politischen Glaubensbekenntnisses aufstellen, nach Möglichkeit würden wirken können; sie würden aus der Gestattung dieser Freiheit sofort die „Moral" ziehen und den Wählern zur Befolgung einschärfen, daß „wer nicht wider, für das Kaiserreich" sei, und daß mithin die Regierung des Marschalls Mac Mahon die Wiederherstellung desselben begünstige. Um einer solchen Praxis den Riegel vorzuschieben, möchten nunmehr dieselben Republicaner, welche bislang der Nationalversammlung die Befugniß zu constituiren principiell aberkannten, daß nach dem Artikel I. der Dufaure'schen Vorlage vom 19. Mai 1873 die Staatsform Frankreichs als „die Republik" definirt würde; sie würden dabei das Zweikammersystem und den Marschall Mac Mahon als ersten Präsidenten dieser Republik bis zum 20. November 1880 — dem Endpunkte des „Septennats" — mit in den Kauf nehmen, wie schwer es ihnen auch fallen mag, einen solchen Wechsel zu acceptiren und diese Republik als empfangene Valuta zu buchen. Doch um selbst nur für eine solche Republik die Zustimmung der Majorität der Nationalversammlung zu erhalten, mußte den zwischen Königthum und Republik schwankenden und nur wegen der „zur Zeit" unmöglichen Wiederherstellung des ersteren zur Proclamirung der zweiten sich bequemenden Deputirten vom rechten Centrum — ohne diese gibt's nun einmal keine Majorität für die Proclamirung der Republik — außerdem noch die Clausel der Revision zugestanden werden, um ihnen durch diese offene Thür den Rücktritt auf den Boden der Monarchie freizuhalten, sobald diese „möglich" geworden sei. Diese Clausel ist jedoch ohne praktische Bedeutung, da für eine „mögliche" Staatsform in Frankreich noch stets die Leute sich fanden, die sie unter Beseitigung der „unmöglich" gewordenen in die Wirklichkeit überführten, und der Eid auf die Verfassung der Republik, wenn ein solcher verlangt würde, könnte auch von den Royalisten ohne jene Revisionsclausel mit derselben Seelenruhe geschworen werden, mit welcher die Herren Jules Favre, Léon Gambetta, Henri

Digitized by Google

de Rochefort und alle die anderen „Septembermänner" einst vor dem Throne des Kaisers diesem den Treueid geschworen haben, ohne welchen niemand in den Corps législatif seinen Einzug halten und als Volkstribun das Recht der Unverantwortlichkeit für seine Reden beanspruchen konnte, eine Vorsicht, die schließlich dem, der sie ersann und anwendete, doch nichts geholfen hat.

Herr Gambetta ließ, um einen formellen Anlaß zur Brandmarkung dieser Elenden, „die Frankreich vom 2. December nach Sedan führten", zu haben, seinen Collegen Girerd wegen des angeblich im Nièvre-Departement verbreiteten Wahlcirculars eines zu Paris bestehenden „Centralcomités der Berufung an das Volk" zwei Anträge unter einem an die Minister des Innern und der Justiz richten. Als Herr Rouher, der ehemalige Staatsminister des Kaiserreichs, wie nicht anders zu erwarten, die Existenz eines solchen bonapartistischen Centralcomités in Abrede stellte, war der gesuchte Anlaß vorhanden. Was mit psychologischer Nothwendigkeit folgen mußte, konnte vorausgesehen werden und gehörte zu dem Plane. Die schmachvollen Scenen in der Assemblée, wo man mit „Schuft" und „Schurke", „Korse" und „Genueſe" — hier als Synonyma jener gebraucht — sich gegenseitig regalirte, wo die Huissiers die sich raufenden Bonapartisten und Radicalen auseinander bringen mußten; die Fortsetzung dieser Scenen am Buffet und in den Couloirs des Parlamentshauses, wo Herr Rouher von seinen radicalen Collegen mit Rippenstößen tractirt wurde; schließlich die von beiden Seiten fast mit der Virtuosität eines meininger Hoftheaterregisseurs arrangirten „Volksscenen" am Bahnhof St. Lazare zu Paris, wo die Freunde der Republik und die Freunde Cäsars ihre Liebeserklärungen tauschten — das alles gehörte zum Plane; dieser aber war kein andrer, als den Bonapartismus durch die schlimmsten Provocationen zum Abwerfen der eleganten Maske, zur Enthüllung seiner bodenlosen Gemeinheit zu zwingen, wenn man dabei auch selber zu ihm — hinabstieg und dadurch die französische Nation in ihren „Besten" der Verachtung der Welt überlieferte. Es ist und bleibt doch ein Komödiantenvolk und Herr Gambetta — das hat er schon als Dictator zu Tours und Bordeaux gezeigt — ist einer der größten unter diesen Komödianten, was ihm, wenn er lange genug lebt, auch wohl noch ein andres Mal sehr hohe Ehren eintragen wird.

Der bonapartistische Schrecken hat gewirkt in der Nationalversammlung; freilich war die Wirkung noch keine vollständige. Aus Furcht, daß, wenn diese Nationalversammlung auseinander geht, ohne Frankreich eine legale Staatsform, sei es nun die Republik oder die Monarchie, gegeben zu haben, die Neuwahlen eine bonapartistische Mehrheit und die Wiederherstellung des Kaiserreichs ergeben möchten, haben diejenigen Royalisten, welche „das Königreich zur Zeit für unmöglich" halten, die Republik aber immer noch dem Kaiserreich vorziehen, ihrem Herzen einen Stoß gegeben und unter des Mr. de Goulard Führung — auch Herr Target desertirte wieder in das alte Lager zurück — vom rechten Centrum, das in seiner Mehrheit noch bei den früheren orleanistischen Velleitäten beharrt, sich getrennt und mit den Fractionen der Linken vereint, am 15. Juni für die Dringlichkeit des von Herrn Casimir Périer eingebrachten Antrages des linken Centrums gestimmt. Dieser Antrag besagt: Proclamirung der Republik mit zwei Kammern und einem Präsidenten als Chef der Executivgewalt, Marschall Mac Mahon Präsident der Republik bis zum 20. November 1880 (Septennat) und Revisionsrecht ohne Einschränkung. Die Dringlichkeit hat in Folge dessen eine Majorität von — 4 Stimmen gefunden; 345 Deputirte stimmten für, 341 gegen dieselbe. Dieses Votum ist allen nachträglichen Anfechtungen gegenüber vom Präsidenten der Nationalversammlung aufrecht erhalten worden. Die „Minister des Marschalls Mac Mahon" haben aus der „Frage der geschäftlichen Behandlung" keine Cabinetsfrage gemacht; sie haben in der Debatte über die Dringlichkeit nicht das Wort ergriffen; dagegen, wie Tags darauf der Vicepräsident des Ministerraths und Kriegsminister General de Cissey erklärte, sämmtlich gegen die Dringlichkeit gestimmt. Merkwürdigerweise haben sich in den Urnen die blauen Stimmzettel des Herrn de Cissey und seines Collegen des Bautenministers Caillaux nicht vorgefunden, welcher interessante Umstand leider unaufgeklärt geblieben ist.

Da die „Minister des Marschalls Mac Mahon" gegen die Dringlichkeit der Proclamirung der Republik gestimmt haben oder gestimmt haben wollen — gegen die übrigen Theile des Antrags Périer haben sie wohl nichts einzuwenden — so muß daraus wohl der Schluß gezogen werden, daß Marschall Mac Mahon selber zwar ganz gern „Präsident", aber nicht eben so gern „Präsident der Republik" ist, obwohl er bei dieser Definition als Inhaber einer verfassungsmäßigen Stellung einer weit höheren Autorität genießen müßte wie gegenwärtig, wo die Präsidentschaft lediglich für seine Person und für eine im Voraus bestimmte Zeit votirt worden ist.

Marschall Mac Mahon trägt wohl Bedenken, ob er in einer Republik, welche die linke Seite der Nationalversammlung ohne Mitwirkung des Gros der conservativen Parteien begründet, die Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten vermöchte; er will nicht den „Hintermännern" des linken Centrums die Wege ebnen. Doch das ist schon Zukunftspolitik; vorläufig ist der Antrag Périer noch in den Berathungen des Dreißigerausschusses und es steht dahin, ob er in der Nationalversammlung die Majorität findet; der Dreißigerausschuß kann seiner Zusammensetzung nach darüber nur negative Conclusionen an die Versammlung bringen. Erst wenn ein Beschluß der Versammlung im Sinne des Antrags Périer vorliegt, würde auf Grund desselben an die Ausarbeitung der constitutionellen Gesetze für eine Republik herangetreten werden können, die dann von der neuen republicanischen Mehrheit der Versammlung wohl in andre Hände als des, von einer royalistischen Mehrheit gewählten Dreißigerausschusses gelegt werden würde.

Inzwischen scheint es so, als ob die Constituirung der Republik auf viele Schwierigkeiten stoßen wird. Die Republicaner de pur sang können kaum ein Interesse daran haben, für eine Republik organische Gesetze von einer Versammlung beschließen zu lassen, in welcher sie in der Minderheit sind und nur dadurch zu einer Mehrheit gelangen, daß sie zu derselben Royalisten heranziehen, welche die Republik als ein pis aller, als das geringere von zwei unvermeidlichen Uebeln hinnehmen. Herr Thiers sogar räumt der Auflösung den Vortritt ein und zwischen dem „schlauen Diplomaten" Thiers und dem „wüthigen Narren" Gambetta dehnt sich doch noch ein mit mannichfachen Nüancen ausgefüllter Abschnitt des republicanischen Spectrums aus. Von den Fractionen der „Linken" und „äußersten Linken" wird einzig und allein auf die Proclamirung der Republik als definitiver Staatsform Werth gelegt, nicht wegen der Sache selbst, sondern weil die Republicaner meinen, daß dadurch der „loyale Soldat des Gesetzes", welcher an der Spitze Frankreichs steht, sich in seinem Gewissen gebunden erachten möchte, bei den allgemeinen Wahlen zu der neuen Assemblée die Umtriebe der Bonapartisten wenigstens keiner Gunst von Oben her theilhaftig werden zu lassen. Was das Ende von allem dem sein wird, das wagt noch niemand zu prophezeien; daß es aber „Republik oder Kaiserreich" lauten wird, steht wohl jetzt schon mit Sicherheit fest. Zum Glück ist Deutschland dabei nicht eben sehr interessirt; die Zeit der querelles allemandes ist vorüber und die querelles françaises lassen uns kühl bis an's Herz hinan.

B., 23. Juni 1874. **M. L.**

Digitized by Google

# Frankreichs alte Eroberungssucht und seine innere Lage.

Von Karl Klaud.

(Schluß.)

## XI.

In äußerster Verblendung über die Stimmung Süd-Deutschlands gegenüber dem Norden hatte Frankreich seinen Krieg im Jahre 1870 freventlich begonnen. Die gleiche Verblendung ließ seine Führer, nach Sedan, nicht die wahre Stimmung Europas erkennen.

Mit geringen Ausnahmen hatten seit längerer Zeit die Häupter der verschiedensten Parteien Frankreichs nach der Rheingrenze gestrebt — den Besitz des zu zwei Drittheilen niederdeutschen Belgiens als ein Recht ihres Volkes betrachtet — der italienischen Einheit sich offen oder hinterrücks feindselig erwiesen — die „Schweizer Kantone" (das war der beliebte Ausdruck) als eine Art Meierei angesehen, wo sich nur Dorfgeschichten abspielen — Spanien mit Achselzucken und Lächeln und etwa dem Ausrufe: „Tout cela n'est pas sérieux!" abgethan — gegen England Rachegedanken für Waterloo gehegt und mit den Iren kokettirt: kurz, alle umliegenden Nationen beleidigt und mißachtet.

Und nun glaubte man trotzdem, Europa werde sich Frankreichs in einem Kriege annehmen, den dieses zum Zwecke der Eroberung weiteren deutschen Gebietes begonnen, und den es damit hatte abbrechen wollen, daß es dem so schmählich angegriffenen, so oft beraubten Volke „weder einen Stein, noch einen Zoll unseres (?) Bodens" zur Sicherung abtreten zu können erklärte!

Die Franzosen stehen im Rufe großer Verschlagenheit. Ebenso diplomatisch gewandt, wie zum plötzlichen kriegerischen Ansturm tauglich, wußten sie sich, dank der deutschen Zersplitterung, allmählich zu einer Führerrolle in Europa emporzuschwingen. Auf diesem Gipfel einmal angekommen, schlug ihre Schlauheit aber sozusagen in einen naiven Ehrgeiz um. Nicht blos betrachteten sie selbst sich als die „Leuchte der Welt", sondern sie nahmen auch als ganz selbstverständlich an, daß andere Völker das Gleiche von ihnen denken! Ueber das gänzliche Mißlingen der Thiers'schen Sendung waren sie daher wirklich betroffen. Es schien ihnen, als begehe Europa damit nicht allein einen „Verrath" an Frankreich, sondern sogar an sich selbst!

Wäre den Männern, in deren Hände ein glückliches Geschick am 4. September die oberste Macht legte, ein staatsmännischer Blick eigen gewesen, so hätten sie das von ihnen damals geforderte verhältnißmäßig geringe Zugeständniß an Deutschland gemacht, den Frieden dadurch erlangt, und hätten dann sofort ihre ganze Kraft auf den Ausbau der republicanischen Verfassung richten können. Statt dessen nannten sie sich „Landes-Vertheidigungs-Ausschuß"; und ihr eifrigstes Bestreben war, die schlimmsten Gegner der Republik in den Besitz militärischer Stellungen, d. h. der thatsächlichen Gewalt, zu bringen oder sie darin zu erhalten. Der „Rache-Krieg" war ihr einziger Gedanke. Die natürlichen politischen Folgen davon konnten nicht ausbleiben.

## XII.

Denke ich heute an die Verblendung zurück, welche damals eine Reihe mir persönlich bekannter Franzosen von hervorragendem politischem Namen beherrschte, so macht es mir fast den Eindruck, als sei in jenen Tagen eine ganze Nation in geistigen Taumel und Irrsinn verfallen gewesen. Gern unterlasse ich es, die auffälligsten Beispiele aus nächster Erfahrung mitzutheilen. Nur eines sei erwähnt.

Noch im December 1870 kam ein französischer Freund, der sich in Gefängniß und Verbannung stets treu zugethan erwiesen, aus Paris — dem er während der Belagerung mit dem Ballon entflogen war, um in England für die Sache seines Landes zu wirken — bei mir an. Er wollte mir beweisen, daß die Franzosen „den eisernen Ring der Belagerer durchbrechen, die deutschen Heere über den Rhein zurückwerfen und im Namen der Republik auch Deutschland befreien" würden! Der Führer der englischen Comtisten begleitete den sonderbaren Schwärmer bei der Unterredung, in welcher ich diese erstaunliche Mittheilung empfing. Ich antwortete darauf: „es würden höchstens drei Monate vergehen, so sei Paris genommen. Stände es übrigens ganz anders, so möchten die Franzosen doch von ihren Befreiungs-Anträgen ablassen, mit denen kein echter Deutscher etwas zu thun haben könne. Das Beste wäre, sie verlören keinen Tag, um schnell Frieden zu machen. Je länger sie zögerten, desto schwerer müßten naturgemäß die ihnen aufzuerlegenden Friedensbedingungen werden, und desto furchtbarer wachse die Gefahr für die ohnedies schwer bedrohte Republik an".

Mit einem gewissen erhabenen Lächeln ging der französische Freund, den ich sonst als einen klar blickenden Mann gekannt, nebst dem Haupte der englischen Comtisten von dannen.

Die in England verbliebenen Franzosen urtheilten nach Sedan nicht minder verkehrt, als dieser republicanische Ikaros, der sich damals in englischen Versammlungen heiße Mühe gab, die hiesige öffentliche Meinung für Frankreichs Sache zu erwärmen. Aus einer literarisch-politischen Fehde, die ich mit einem der Franzosen in England im October 1870 hier zu führen hatte, mag es mir gestattet sein, dem damals von mir veröffentlichten Schriftchen: „Die Rheingrenze; oder Frankreichs überlieferte Staatskunst seit dem fünfzehnten Jahrhundert"*) einige Stellen zu entnehmen.

Mein französischer Gegner hatte, gleich den Andern, für die Waffen seines Landes den Sieg erhofft und war der Entrüstung darüber voll, daß man die Republik nicht als vollgenügende Gewähr ansehen wolle. Ich hatte ihn daran zu erinnern, daß alle die Männer, welche die Regierung vom 4. September bildeten, dem gestürzten Tyrannen die Mittel zum Krieg zugebilligt, sich also an dem Kriege mitverantwortlich gemacht hatten. Die Schlußstelle lautete so:

„Was die französische Republik anlangt, so ist sie mehr dem Namen, als der Wirklichkeit nach vorhanden. Trochu, Leflo, Keratry sind Orleanisten. Bazaine — „unser ruhmreicher Bazaine", wie Favre ihn nennt! —, an dessen Namen sich die scheußlichen Thaten in Mexico knüpfen, ist sicherlich von republicanischen Grundsätzen weit entfernt. Ist Bourbaki darin etwa besser? Sind die Chouans unter Chatelineau, die Leute, die ihre Eingebungen von der heiligen Jungfrau empfangen, etwa Republicaner? Gibt es nicht verschiedene Theile von Frankreich, wo die Republik gar nicht anerkannt wird? Hat man nicht in gewissen Festungen des Südens Soldaten bestraft, weil sie die kaiserlichen Abzeichen entfernten? Hat nicht Trochu ausdrücklich erklärt, er nehme den Vorsitz in der obersten Behörde nur unter der Bedingung an, daß die Frage der Regierungsform unentschieden bleibe?.... Welche Sicherheit liegt denn in solchen Zuständen?"

Ferner:

„Mich schmerzt es tief, daß die republicanische Sache so gefährdet wird. Von ganzem Herzen wünsche ich, daß sie sich halte und befestige. Sie kann sich aber unmöglich befestigen, wenn bei all' den inneren Gefahren auch noch dieser gewaltige Krieg fortdauert. Schließen die jetzigen Häupter Frankreichs nicht unverzüglich Frieden, so wird die kaum in der Bildung begriffene Republik entweder einem soldatischen Gewalthaber oder einer fürstlichen Wiederherstellung erliegen. Man stößt vergebens mit dem Kopfe gegen die Wand, um einen Ausgang zu suchen; man geht besser zur Thür. Die Thür, durch welche man einer Anhäufung von

*) The Rhine Frontier; or: The Traditional Policy of France, since the XV. Century. Glasgow 1870.

Digitized by Google

Gefahren entgeht, ist der ungesäumte Friedensschluß. Möge die „Republik" sich mit dem Friedensschluß beeilen, wenn sie sich retten will! Die Männer, welche für Ludwig Napoleons Kriegsbudget stimmten; die Männer, welche von „Entschädigung" und „Grenzberichtigung" redeten, sind die allerletzten, die der deutschen Nation einen Vorwurf daraus machen könnten, daß sie eine Bürgschaft gegen die Wiederholung solcher ungerechten Angriffe fordert. Dieses thörichte Geschwätz: „Keinen Stein! Keinen Zollbreit Boden! und scheert euch davon!" wird der Ruin der werdenden Republik sein. Der Gedanke an eine Wiederherstellung der Fürstenmacht in Frankreich ist für mich ein gehässiger, und mit unaussprechlichem Bedauern erfüllt mich die Aussicht auf eine abermalige Zerstörung des schwachen Keimes republicanischer Regierung, der sich in Frankreich zu entwickeln begonnen hat. Aber diejenigen, die da meinen, man könne zugleich die tief beleidigte deutsche Nation — das „teutonische Ungeziefer", die „Barbaren", die „Legionen Attilas" — bekämpfen und dabei auch die Republik retten, werden, wenn es zu spät ist, auf ihre Kosten schon herausfinden, daß sie weder das Eine, noch das Andere zu vollbringen im Stande waren!"

Diese Worte, im October 1870 veröffentlicht, versetzten meinen französischen Gegner in gelinde Raserei. Heute, nachdem nicht bloß Elsaß-Lothringen und die fünf Milliarden für Deutschland eine unter den Umständen gewiß nicht zu hohe Entschädigung bilden, sondern auch die Regierungsgewalt in Frankreich zwischen einem „soldatischen Gewalthaber" und einer auf „fürstliche Wiederherstellung" abzielenden National-Versammlung getheilt ist, wird jener ruhmredige Franzose vielleicht selbst einsehen, daß der deutsche Widersacher ein besserer Freund der Republik war, als er selbst und seine Gesinnungsgenossen, welche die Politik des Mit-dem-Kopf-an-die-Wand-Rennens damals so eifrig verfochten.

## XIII.

Als der Landes-Vertheidigungs-Ausschuß, nur um den „Rache-Krieg" fortsetzen zu können, den Orleanisten, Legitimisten, Bonapartisten einen Befehlshabersäbel in die Hand drückte oder in der Hand ließ, legte er den Grund zu der heutigen politischen Lage. Als das allgemeine, gleiche Stimmrecht beibehalten wurde, war der Republik das Urtheil gesprochen.

Nicht mehr als 200,000 Wähler hatten unter Ludwig Philipp das Stimmrecht unter einer Bevölkerung von etwa 35,000,000 geübt, welche zwischen 9—10,000,000 erwachsener Männer in sich schloß. Durch einen einzigen Federzug erlangten diese 10,000,000 im Jahre 1848 das Wahlrecht. Der Uebergang war zu plötzlich, als daß nicht der Freistaat, welchem die neuen Wahlberechtigten ihre Stellung verdankten, zuerst hätte darunter leiden müssen.

Wenn Bürger einen Staat sollen regieren helfen, so darf man unter heutigen Verhältnissen zum Mindesten von ihnen verlangen, daß sie des Lesens und Schreibens kundig sind. Gerade in diesem Punkte aber steht es bekanntlich in Frankreich schlimmer, als in vielen anderen Ländern Europas. Dem allgemeinen Stimmrecht entspricht dort keine allgemeine Verbreitung der einfachsten Bildung. Paris saugt den Geist der Nation in sich auf. Noch ein paar andere Städte gibt es, welche dem übrigen Theile der Bevölkerung weit voran sind. In der Mehrzahl der Landbezirke herrscht jedoch jene dichte Finsterniß, welche auf der berühmten Duruy'schen Karte in dicken schwarzen Strichen sichtbar wird.

Während vor einigen Jahren in den gegen die deutsche, schweizerische und belgische Grenze gelegenen Departements, wie auch in der nächsten Umgebung von Paris, nur zwischen 2,23 und 8,61 Procent der Bevölkerung nicht lesen und schreiben konnten, gab es andere Departements, z. B. Corsika, das Frankreich sein letztes Herrscherhaus geliefert, wo sich die Zahl der gänzlich Unwissenden auf 60 Procent erhob. In den alten Vendéer Gegenden, wo die römische Kirche und das unbeschränkte Königthum stets ihre Stütze hatten, stieg die Zahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen auf über 61 Procent! In einzelnen Departements, wo der Bonapartismus und die Reaction überhaupt Einfluß übten, stieg die Ziffer gar auf 70 und 75 Procent!

War es nicht eine Thorheit, bei solchen Bildungsverhältnissen aus der Einführung des allgemeinen, gleichen Stimmrechtes eine republicanische Mehrheit zu erwarten?

Das allgemeine, gleiche Stimmrecht erzeugte 1848 — sogar unter einer aus Republicanern bestehenden provisorischen Regierung — eine verfassung-gebende Versammlung, die in ihrer Mehrheit aus Reactionären bestand. Nur unter dem Drucke des bewaffneten Volkes von Paris konnte diese innerlich reactionäre Mehrheit zur Ausrufung des Freistaates veranlaßt werden. Das allgemeine, gleiche Stimmrecht setzte im December desselben Jahres einen Bonaparte in's Präsidentschaftsamt ein. Das allgemeine, gleiche Stimmrecht wählte 1849 eine gesetzgebende Versammlung, deren Mehrheit wiederum aus Orleanisten, Legitimisten, Ultramontanen und Bonapartisten bestand. Diese, ihrer Mehrheit nach eigentlich royalistisch gesinnte Versammlung gerieth 1851 in Widerstreit mit dem Bonapartismus. Der Staatsstreich brachte die Lösung. Mit der Versammlung, welche der Republik feind war, fiel zugleich die Republik selbst.

## XIV.

Durfte man nicht erwarten, daß nach solchen wiederholten Lehren endlich die bessere Einsicht um sich greifen, daß man nach dem 4. September im republicanischen Lager endlich den Muth haben werde, sich zu einer Maßregel zu entschließen, welche allein die Republik sichern konnte?

Die Einsicht war wohl bei Einzelnen gewachsen. Allein der sittliche Muth fehlte, die gewonnene Ueberzeugung zu äußern, sie zu bekennen und zu vertheidigen.

In den langen Jahren der napoleonischen Macht hatte ich häufig Gelegenheit, mit Führern der republicanischen und socialistischen Partei Frankreichs die Frage zu besprechen, was zu thun sei, wenn ein großes Ereigniß ihnen wieder einmal die Macht in die Hände gebe. Da meine Ansicht 1869, und wiederum 1871, in besonderen Abhandlungen*) niedergelegt wurde, so möge auch daraus ein kurzer Auszug verstattet sein.

„Wenn das Glück" — wurde in einer dieser Abhandlungen gesagt — „Euch nochmals an die Macht gelangen läßt, entweder durch den plötzlichen Tod des Usurpators oder in Folge seiner Niederlage in einem Krieg, wäre es da nicht klug, die Freiheit mit besseren Bürgschaften zu umgeben, als dies früher geschah? Paris — wer wollte daran zweifeln? — wird beim Eintreten einer solchen hochwichtigen Wendung sicherlich die Republik ausrufen. Die anderen großen Städte werden bereitwillig ihre Zustimmung ertheilen. Die Landbezirke werden sich etwas grämlich fügen, oder auch eine halbverhüllte Abneigung gegen die neue Regierungsform kundgeben, bis die Zeit kommt, wo sie ihre Stimmen können laut werden lassen. Nun ist die Rechnung eine höchst einfache. Von 37,000,000 Einwohnern Frankreichs leben 26,500,000 in den Landbezirken. Nicht ganz 11,000,000 rechnet man als städtische Bevölkerung; wovon fast 2,000,000 in dem einzigen Seine-Departement wohnen — der Rest in den verschiedenen Provinzial-Städten. Die Gefahr ist somit stets vorhanden, daß die Partei des Fortschrittes, der Bildung, der Freiheit, bei der allgemeinen Abstimmung durch eine unwissende Masse geschlagen wird..... Vergeblich sucht man über diese Thatsache des Mangels an geistiger Vorbildung unter den Massen des französischen Volkes hinwegzukommen. Paris mag kühn vorangehen; immer steht es in Gefahr, der nothwendigen Mitwirkung in den Provinzen zu entbehren. In einer Zeit des revolutionären Ueberganges wird die Hauptstadt vieles mit der scheinbaren Zustimmung

*) The Condition of France. London 1869. — The Frenche Republic and the Suffrage Question. London 1871.

Digitized by Google

der Nation ausführen können. Sobald aber der Augenblick verhältnißmäßiger Ruhe eintritt, wird der Reactionsgeist sich wieder geltend machen. Dann wird ein Theil der Pariser in Erbitterung darüber losbrechen; der reactionäre Haß gegen Paris wird sich daran nur um so mehr nähren. Das Ganze endigt dann mit einem Zusammensturze, unter welchem die vorgeschrittenen, wie die gemäßigten Republicaner gleichmäßig leiden."

Der Schluß lautete so:

„Was ist da zu thun? — Das einfachste Verfahren dünkt uns dies, das allgemeine Stimmrecht dem Grundsatze nach unangetastet zu lassen, die Ausübung desselben aber an eine gewisse Bildungsbedingung zu knüpfen. Keiner soll stimmen, der nicht seinen Namen schreiben, sich über politische Dinge nicht durch Lesen unterrichten kann. Diese Bedingung würde niemanden für immer ausschließen; sie wäre blos für Jeden, der sich um die Angelegenheiten seines Landes und um seinen eigenen politischen Vortheil kümmert, ein Sporn, mindestens die Anfangsgründe alles Wissens sich anzueignen. Dabei wäre es natürlich die Pflicht eines freien Gemeinwesens, endlich für ganz Frankreich einen Volksunterricht einzuführen, durch welchen das allgemeine Stimmrecht zu einer berechtigten Möglichkeit würde. Im wahren Interesse des Fortschrittes sollte indessen noch eine weitere Maßregel ergriffen werden — eine Maßregel, die keinen endgültigen Charakter zu haben brauchte, jedoch ohne Ungerechtigkeit als zweitweiliges Schutzmittel angewandt werden könnte. Wir meinen die verhältnißmäßig ausgedehntere Vertretung der Städte. Die Städte sind die Mittelpunkte der geistigen und gewerblichen Bewegung. Dort pulsirt das große Leben der Nation, während in den zerstreuten Weilern und Bauernhöfen eine völlige Versumpfung herrscht. Man gebe deshalb das Wahlrecht Jedem, der lesen und schreiben kann; allein gleichzeitig theile man, wenigstens unter den jetzt noch obwaltenden Umständen, eine größere Anzahl Vertreter demjenigen Elemente zu, das ausgedehnter vertreten zu werden würdig ist. Also weise man Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux und den anderen Städten im Verhältnisse mehr Abgeordnete zu, als die Landbezirke stellen. Man blicke der Wirklichkeit offen in's Angesicht! Man zerstöre nicht, was an freiheitlichen Einrichtungen eben erst gestiftet wurde, durch ein schwächliches Hängenbleiben an politisch-mathematischen Formeln! Nur so werdet Ihr die Republik erhalten können!"

Derselbe Mangel an Bürgermuth, welcher 1870 Manchen in das Kriegsgeschrei einstimmen ließ, der sich der Verderblichkeit dieser Unternehmung wohl bewußt war; derselbe Mangel an rückhaltlosem Einstehen für die bessere Ueberzeugung, dem es wesentlich zuzuschreiben ist, daß auch die klarer Urtheilenden in den Tagen des tiefen Sturzes nicht wagten, ein Wort der Warnung denen zuzurufen, die das Volk zur Fortsetzung eines hoffnungslos gewordenen Krieges hetzten — dieser selbe Mangel an sittlichem Muthe hat es auch verschuldet, daß man nach dem Falle der napoleonischen Tyrannei dem Götzen des politischen Formelwesens opferte, statt vor allem daran zu denken, wie der Freistaat zu gründen und zu halten sei.

## XV.

In folgerichtigem Verlaufe ist denn Frankreich wieder dahin gekommen, daß sich, dank einem ganz frei geübten allgemeinen Stimmrechte, in seiner Nationalversammlung nichts bespiegelt, als eine tiefe Zerrissenheit von Parteien, deren Kräfte sich gegenseitig aufheben, während die thatsächliche Gewalt wieder „auf des Degens Spitze" ruht. — Die Hälfte des Landes — die geistig zurückgebliebenere — strebt zur fürstlichen Reaction in der einen oder der anderen Form zurück. Die andere Hälfte — großentheils aus städtischer Bevölkerung bestehend — will den Freistaat. Hätten die Führer der republicanischen Partei das gethan, was fast in allen monarchischen Verfassungsstaaten als Regel gilt, nämlich den Städten eine verhältnißmäßig zahlreichere Vertretung zuzutheilen, so wäre heute in der französischen Nationalversammlung eine sichere Mehrheit für die Republik vorhanden —, und Frankreich ginge den Weg einer ruhigen Entwicklung.

„Die Geschichte," sagt man, „wiederholt sich unaufhörlich". Sie thut es namentlich in Frankreich. Wie das allgemeine, gleiche Stimmrecht 1848 und 1849 reactionäre Versammlungen erzeugte, ähnlich der jetzigen in Versailles: so vereinigten sich auch damals — ganz wie im vorigen Jahre bei der Wahl Mac Mahons — die Orleanisten, Legitimisten und Ultramontanen, um Ludwig Napoleon an die Spitze zu stellen, den man, wie Mac Mahon, für eine „politische Null" hielt. Hinter der bedeutungslosen Person des Napoleoniden glaubten die Reactionsparteien der Nationalversammlung von 1848 — 51 ihre eigene Politik verfolgen zu können. Der Staatsstreich sollte sie auf's furchtbarste enttäuschen.

Jetzt auch geschieht wieder alles, um den Marschall, der über Frankreichs hundert Legionen gebietet, förmlich zur Verübung eines Staatsstreiches heranzuerziehen. Die tief gespaltene, sich beständig mit haltlosen Entwürfen abmühende Versammlung führt ein Schauspiel auf, das einen des Befehls gewohnten Mann nur ermuthigen kann, plötzlich so dazwischen zu fahren, wie General Pavia es erst vor einigen Monaten zu Madrid gethan. Schon zweimal ist der Marschall über die Rolle hinausgetreten, die ihm ursprünglich bestimmt war. Das erste Mal, als er sich durch eine gewisse drohende Haltung die siebenjährige Amtsdauer ertrotzte. Das zweite Mal in diesen jüngsten Tagen, als er ein innerhalb der Versammlung mühsam zusammengebrachtes Ministerium aus eigener Machtvollkommenheit sofort wieder auflöste und selbst ein neues bildete, dem — bezeichnend genug — ein Kriegsmann vorsteht, während fast sämmtliche andere Cabinets-Mitglieder dunkle Gestalten sind, die keine Partei-Grundsätze vertreten und je nach Umständen zu mancherlei verwendbar sind.

Damit ist die Lage von 1851 wieder da: eine durch Streitigkeiten zerrüttete, in schwacher Mehrheit royalistische, mit der republicanischen Minderheit tief verfeindete Nationalversammlung; und ein Staatsoberhaupt, das einstweilen stumm beobachtend zuschaut, der Republik ebenfalls feind ist und sich in der Lage befindet, einfach den Truppen Befehl geben zu dürfen, um das ganze politische Kartenhaus mit einem Ruck zusammenzuwerfen.

---

# Literatur und Kunst.

## Wie ich die bildende Kunst kennen lernte.

Ein Fragment aus meiner Lebensgeschichte.

Von **Berthold Auerbach.**

### II.

Ich habe das Glück gehabt, zehn Jahre lang in fast täglichem Verkehr mit Ernst Rietschel in Dresden zu leben. Ich habe die Standbilder Lessings, Schillers und Goethes und Karl Maria Webers in ihrem ersten Ansatz und Entstehen, habe sie ummodeln und vollenden sehen und ebenso das Modell zum Lutherdenkmal und die Hauptfigur selbst. Rietschel hat meine Laienbetrachtungen beachtet. Ein Kunstwerk soll und muß allerdings einem Künstlerauge mehr bieten als jedem Laien. Aber im Großen und Ganzen ist es eine Verirrung der Kunst, wenn sie vornehmlich auf künstlerische Betrachtnahme gestellt ist. Ein Kunstgebilde soll für die gesammte gebildete Welt sein und in diesem Betracht hat der Laie, der von den technischen Bedingungen nichts kennt, ein wohlbegründetes Urtheilsrecht; der Gesammteindruck ist bei ihm unbefangener und bestimmter als bei einem Kunstgenossen.

Digitized by Google

Die Stunden im Atelier dieses Freundes und in andern Ateliers gehören zu den schönsten meines Lebens, sie gewährten wundersame Einblicke in die Seele des Schaffenden.

Es gibt nicht leicht etwas Anmuthenderes als die Werkstatt eines bildenden Künstlers. Wie ganz anders ist die eines Dichters, eines Gelehrten, eines Staatsmannes! Man kann schon das als charakteristischen Unterschied bezeichnen, daß die Werkstatt des Bildners nur dem allschaffenden Sonnenlichte und nicht dem künstlichen Lampenlichte offen steht; im Strahl der Sonne und unter Pfeifen und Singen entstehen die Gestalten, und wenn dann ein Moment lautloser Stille eintritt, da ist es, als ob der Genius in stummer, weihevoller Verklärung seine Kraft ausströme.

Wenn ich vom Leben in der Werkstatt Rietschels bis auf meine Kindheit zurückschaue, welch' ein Weg!

Vor Jahren war ich im Wirthshaus zu Oberkirch im Renchthale. Ein blondhaariger Knabe trug ein Büchlein mit sich herum. Ich erkannte es: es war der von mir herausgegebene Volkskalender, und die Wirthin erzählte mir, der Knabe sei „ganz vernarrt in die Bilder darin". Wenn ich bedenke, wie so ganz anders es mir in meiner Kindheit war und wie dieser Knabe nun die Meisterzeichnungen eines Menzel, Schwind, Ludwig Richter, Kaulbach, Ramberg, Meyerheim und Thumann in seine Phantasie aufnimmt — — ich gestehe, daß es mir eine besondere Erquickung war, die Werke der Besten so mit hinaustragen zu dürfen in die weitesten Kreise.

Wie ganz anders meine eigene Kindheit!

In die Seele des christlichen Dorfkindes, zumal des katholischen, tritt die bildende Kunst sofort mit der religiösen Lehre und Empfindung. Ganz anders ist es mit dem jüdischen Dorfkinde, in dessen Lebenskreis der Satz aus 2. B. Mose, Cap. 20 V. 4 steht: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend eine Nachahmung machen, weder dessen, was im Himmel, noch dessen, was auf Erden ist".

Wenn ich mich auf die ersten Kindeseindrücke, noch bevor ich in die Dorfschule kam, besinne, so sehe ich sieben bis acht Bilder vor mir, die an den weißen Wänden meiner Elternstube hingen. Sie stellten die Geschichte von Joseph in Egypten dar und waren, wie ich nachher erfahren habe, nürnberger Lithographien, etwas blaß colorirt mit viel rosa Roth in den Gewandungen, namentlich im Mantel Vicekönig Josephs.

Mein Onkel Maier, der Stolz der großen Familie, gebrauchte immer das jüdische Sprichwort: Jede Familie muß ihren Joseph haben (er sprach es Jôsseph aus); das heißt, in jeder Familie müsse Einer sein, der die Anderen zu Glanz und Ansehen erhebe.

Was gibt es für die jugendliche Phantasie Anregenderes als die Geschichte von dem verkauften Bruder, der zum König wird und seinen alten Vater und seine schlimmen Brüder in Wohlleben und Glanz versetzt. Dazu war der Patriarch unser directer Stammvater und mein Vater hieß wie er Jakob.

Ich bin das drittjüngste von elf Geschwistern; ich wollte oft über die Bilder in der Elternstube fragen, weil ich diese oder jene Stellung nicht verstand (namentlich da, wo Joseph im Staatswagen dahin fährt und die Egypter sich vor ihm zur Erde werfen, da waren rechts im Bilde zwei zum Boden geneigte Köpfe mit ausgestreckten Armen und hintendran fehlten die Körper, das konnte ich mir nicht erklären; auch die Potipharscene gab mir viel zu denken) aber wenn ich eins meiner älteren Geschwister darüber fragte, wurde ich barsch abgewiesen. Die Bilder hängen da, wer wird noch viel darüber fragen!

Als ich später in der dresdener Galerie das Bild von Ferdinand Bol sah, wie Joseph seinen Vater dem Pharao vorstellt, ging mir dasselbe vor allen Anderen am ersten ein, wohl in Erinnerung an die Bilder im Heimathshause, und es ist in der That sehr wirksam, wie Bol die Gegensätze gefaßt hat: hier der weichliche, zerlassen, auf seinem Thron sitzende egyptische Fürst, vor ihm der edle Erzvater, durchgeistigten Antlitzes, und zwischen ihnen der jugendlich-schöne Joseph.

Im Hause meines Onkels Mendel, der sogar eine tapezierte Stube und ein Sopha hatte, hingen Bilder mit der Geschichte der Genovefa. Genovefa und Joseph von Aegypten verschlangen sich in meiner Phantasie.

Droben auf der kleinen Anhöhe beim Brunnen wohnte meine Tante Beele und in ihrer Stube hingen Spottbilder auf Napoleon. Ich weiß bestimmt, daß man mir den Reim unter einem Bilde sagte und daß ich ihn auswendig lernte — er ist mir entfallen; ich sehe aber noch, daß ein Mann in grauem Rock mit dreieckigem Hut und hohen Stiefeln im Straßenkoth watete. Auch besaß sie ein Bild, das mich sehr viel plagte. Es war ein Vexirbild mit senkrecht gestellten linealmäßigen Blättern; wenn man das Bild von links ansah, stellte es einen Hirsch, von rechts einen Jäger dar. Was es gradaus zeigte, weiß ich nicht mehr.

Wer mag ergründen, wie diese verschiedenartigen Bilder auf eine Knabenphantasie wirken?

In mir erweckten sie eine eigene von anderen unterschiedene Empfindung.

Ich hatte einen älteren Vetter, der ein heftiger vielgehänselter Mann war; er lebte daher abgeschieden von seinen Altersgenossen, mir aber war er besonders zugethan. Auf einer Versteigerung in Rottenburg erwarb nun dieser Vetter neben vielem Andern auch ein kleines Büchlein. Ich sehe es noch deutlich, es war roth eingebunden, und das schenkte er mir. Es war, wie ich in späteren Jahren sah, ein Almanach von Archenholz, drin ein kleiner Kupferstich (von Chodowiecki) die Scene darstellend, wie der Prinz Friedrich Wilhelm im Cabinet Friedrich des Großen Ball spielt und Friedrich der Große zu dem Knaben, der den Ball trotzig wiederverlangt, sagt: „Du wirst Dir Schlesien nicht nehmen lassen". Meine Schwester Babi hatte mir gelesen, was unter dem Bilde steht, und da stand ich am Stuhl, sah das Bildchen an und wiederholte, ohne es zu verstehen, immerfort: „Du wirst Dir Schlesien nicht nehmen lassen!" Ich trug das Büchlein auf der Straße mit herum, es war mein werthvollstes Besitzthum, aber es ist verloren gegangen.

Ich hatte bis zu meinem dreizehnten Jahre außer den Schulbüchern kein anderes Buch, und von Illustrationen war damals überhaupt noch nicht die Rede.

In der Synagoge, wo ich ein äußerst andächtiges Kind war, betrachtete ich oft lange die geschnitzten, gelb und braun bemalten Löwen, mit ausgestreckter rother Zunge, die hüben und drüben mit ihren Tatzen die beiden Tafeln der zehn Gebote hielten. In der Elternstube war noch ein Ofen, daran das württembergische Wappen mit Hirsch und Löwe abgebildet war. Diese beiden gaben mir die ersten Eindrücke von plastischen Kunstwerken.

In's Dorf kam der alte Glassammler von Dummelsberg, er hielt mit seinem Karren auf der Straße, die Kinder brachten ihm zerbrochene Scheiben, Flaschen und Gläser und erhielten Bilder dafür. Wir Judenkinder durften nicht zu ihm; denn er verschenkte nur Heiligenbilder. Ein Gespiele von mir, des benachbarten Schreiner Kuchs Mechtilde, zeigte mir einmal ein in ihr Gesangbuch gelegtes Heiligenbild aus einem rothen durchsichtigen Stoff und sagte, es in der warmen Hand haltend: „Schau, wie es sich zusammenrollt. Das ist von Menschenhaut!" Ich hatte nun noch mehr Furcht vor dem Bilde, das doch nur aus einer dünnen Leimschicht bestand.

Da die Mehrheit meines Heimathsdorfes katholischer Confession ist, waren an Häusern und Wegen, offen oder unter Glasrahmen, viele Heiligenbilder zu sehen; aber ich wendete den Blick nicht darauf, das war religiöses Gebot, und dazu hatte ich schon früh das Gefühl, daß die hier Dargestellten daran schuld sind, daß wir Juden so vielfach hintangesetzt und verspottet werden.

Von kirchlichen Bildern sah ich nur flüchtig die in der Wallfahrtskirche zum Daberwasen. Um den Weg abzukürzen, geht man da durch die Vorkirche, aber ich ging in Furcht immer rasch vorbei. Ich darf auch nicht vergessen, welch einen

Digitized by Google

erschreckenden Eindruck das große Crucifix in der Hohlgasse auf mich machte. Die angenagelte hagere Gestalt mit dem gebeugten Kopfe und der offenen blutrothen Wunde hatte etwas Furchterweckendes für mich, und einmal in der Dämmerung, als ich mit einer Kuh von der Weide heimkehrte, bekam ich eine solche Angst, daß ich das Leitseil losließ und unser Knecht in der Nacht die Kuh suchen mußte.

Von diesem Knechte wurde ich auf unserm Heuboden in die deutsche Sage eingeweiht. Er hatte das Büchlein vom „hörnenen Siegfried" und von „der schönen Magelone" und darin waren auch Holzschnitte, die mir aber gar seltsam vorkamen.

Am Osterabend, wo es überaus feierlich in unserem Hause zuging, hat man ein besonderes Buch von Gesängen und Gebeten, darin waren auch Holzschnitte und unvergeßlich ist mir die Darstellung der vier Kategorien: des Weisen, mit Turban und mächtigem Bart und stattlicher Erscheinung, des Frommen mit Schlapphut und Kaftan, des Einfältigen, der so erbarmungswürdig dreinsieht, klein und dürftig, und des Bösewichts, der ein Schwert hat und Schild und Flügel auf dem Helme und mit dem einen Beine ausschlägt wie ein böses Pferd. Ich mußte aber damals schon ein Gefühl von Proportion und Perspective haben, denn bei dem Bilde, das Moses darstellt, der mit einer Keule den bösen Aegypter todtschlägt, sagte ich, auf den Hintergrund der mehrstöckigen Häuser und des hohen Thurmes deutend zu meinem ältesten Bruder Maier: „Der Stock ist ja höher als der Thurm", und er sagte, „Du hast Recht, aber bete weiter". Mein Bruder Maier sah schon von Kindheit an in mir den Mann gelehrten Berufes, natürlich einen Theologen. Er war ein gar milder Mensch, der sich als Ochsenhändler sehr unglücklich fühlte; er wäre gern ein Gelehrter gewesen, und an Samstagen und Feiertagen las er viel, besonders die Schriften von Moses Mendelssohn, die er aber streng vor mir verbarg.

Der Pfarrer im Dorfe hatte einen Neffen, mit dem ich gern spielte. Er nahm mich mit in die Kirche zum Läuten. Wir ließen uns an den Seilen auf- und abziehen. Ich sah da auch die Heiligenbilder, aber ich wagte es nicht, sie genau zu betrachten.

Der Zerstörung eines Heiligenbildes erinnere ich mich ganz genau. Am Rathhause, ganz nahe an unserm Elternhause, war ein Bild, die Krönung Mariä darstellend. Ich erinnere mich noch des schönen blauen Mantels und des geneigten Kopfes der Maria. Hüben und drüben waren Engel in langen Gewändern und mit Flügeln auf dem Rücken. Sie hielten eine Krone über dem Haupte Marias und darüber schwebte eine Taube in einer goldenen Sonne. Das Bild war verwittert und verwaschen. Ich stand beim Brunnen an des Sattler Jakoben Haus, als das Rathhaus neu angestrichen wurde, und sah, wie der Maurer Marte mit dem Pinsel voll weißen Kalks der Maria in's Gesicht fuhr und sie auslöschte; diesen Moment empfand ich wie einen Schnitt, wie einen Schreck, der mich lange nicht verließ.

Es gab auch zwei Maler in unserm Dorfe, der eine hieß Ankele und wohnte draußen im Scheubuß. Er war Meister darin, die Anfangsbuchstaben des Namens mit breitem Pinsel auf die Kornsäcke zu malen und staunend sahen wir Kinder zu, wie er auf die Säcke des Adlerwirthes einen Adler, auf die meines Onkels mütterlicher Seits, der Sonnenwirth war, eine Sonne, und auf die meines Großvaters, der Ochsenwirth war, einen Ochsen hinmalte — alles nur in einer schwarzen Farbe. Wir Kinder durften nur von ferne zusehen, denn wer ihm zu nahe kam, dem malte er das Gesicht schwarz.

Ein Maler ganz anderer Art war der Sohn meines alten Lehrers, der Marketender gewesen war. In der Privatschule, wo ich den ersten Unterricht erhielt, hing an der Wand gegen Osten ein sogenannter Misrach, ein eingerahmter Druden-Fuß, als Zeichen, daß man nach dieser Himmelsgegend hin beim Gebet sein Antlitz zu richten habe; denn gegen Osten steht die Ruine des Tempels zu Jerusalem. Die Worte im Misrach besagten in hebräischer Sprache: „Von dieser Seite kommt der Hauch des Lebens". Der ehemalige Marketender, der, wie es scheint, noch keinen andern Beruf zu wählen wußte, machte aus der Noth eine Kunst und zeichnete für verschiedene Familien Misrachs, die er dann mit Farben aus Muscheln belegte.

Aus der regelrecht geordneten Volksschule erinnere ich mich nur noch der Abbildungen der Giftpflanzen, die an der Wand hingen: unser Lehrer besaß auch das Buch „Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend" von Salzmann. Es war uns Kindern verboten, darin zu lesen, aber ich habe doch einmal heimlich in dasselbe hineingesehen und erinnere mich nur noch des Bildes, wie ein Mann mit einer Zipfelmütze auf einem Schaukelpferde sitzt, um sich Bewegung zu machen.

Neben den Anschauungen des unmittelbaren Dorflebens war meine Jugend ausschließlich mit alttestamentlichen Vorstellungen angefüllt. Ich glaube, daß ich 16 Jahre alt war, ehe ich klar wußte, daß es je Römer und Griechen gegeben habe.

Eine Erzählung aus der Bibel wurde mir schon als Kind zu einem deutlich gedachten Bilde. Es wird erzählt, daß der Erzvater Isaak im Zelte krank lag, und da sagt er seinem Sohne, er möge ihm ein Wild erjagen, es zubereiten und er wolle ihn segnen. Als nun der Sohn in das Zelt tritt, ruft ihm der Vater zu: „Mein Sohn, dein Athem ist der Athem des Feldes, das Gott gesegnet hat".

Ich sah es ganz deutlich: da liegt der alte Mann in der dumpfen, verschlossenen Hütte; sein Sohn kommt herein und eine Luftschicht von Waldgeruch und Feldluft dringt mit ihm hinein und der Alte athmet die Frische von da draußen.

Wenn ich mich frage, ob mir als Kind die Naturschönheit — und meine Heimath hat deren reichlich — aufgegangen war, so muß ich das mit Nein beantworten. Ich lernte in der Schule den Vers:

„O wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein,
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieses schönen Daseins freun".

Ich wollte sehen, wie wunderschön die Erde ist. Ich ging das Dorf hinaus, in die sogenannte Au hinab, wo vor Zeiten ein Schloß Hartmanns von der Aue gestanden haben soll, ich fand aber gar nichts Schönes an Berg und Wald und Wiese und Bach. — —

Ich verließ das Heimathsdorf und kam in das Seminar der Talmudschule zu Hechingen. Ich verbrachte dort ein traurig Stück Leben, von dem ich ein andermal erzählen will. Von Kunstgebilden sah ich hier nur die grausenhaft starrblickenden aus einer elsässer Fabrik stammenden lithographirten Porträts verschiedener Rabbinen mit breiten oder spitzen Bärten und mit schwarzen Käppchen auf dem Haupt. Aber hier sah ich auch die ersten beiden Oelbilder, die Gestalten meines Rabbi und seiner gesprächsamen Ehehälfte. Auch eines großen Porträts im Elternhause eines meiner Mitschüler, das seine Mutter darstellte, sehr schmachtenden Ausdruckes mit sehr hoher Lockenfrisur und entblößten Nackens, erinnere ich mich.

Einstmals, als wir einen Ausflug nach dem fürstlichen Schlosse Lindig machten, sah ich durch ein offenes Fenster das Bild einer nackten Frau. Wen es darstellte, kann ich nicht wissen; denn als es mein Rabbi bemerkte, riß er mich schnell weg und deckte mir die Augen mit der Hand zu; ob ein Schlag voranging, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Ich kam nach Karlsruhe auf die höhere Talmudschule. Auch hier nichts von bildender Kunst, die Schönheit der häuslichen Umgebung schien der Religion zu widersprechen; denn man sollte sich nie vollauf wohl fühlen, sondern stets eingedenk sein, daß Jerusalem zerstört ist. Als in dem Hause, wo ich mit noch zwei Kameraden wohnte, die Stuben neu tapeziert wurden, ging der überaus fromme Hausherr, Rabbi Jokef Weil, durch alle Zimmer und machte da und dort einen Oel-

Digitized by Google

flecken in die Tapete oder riß ein Stück ab. Das sollte eben an die Zerstörung Jerusalems erinnern. Ja, ein Verwandter von mir, ein sonst weltlich gesinnter Mann, der sich neue silberne Armleuchter angeschafft hatte — er nannte sie Girandolen, und das Wort Girandole imponirte mir ungemein — holte eine Feile und feilte den silbernen Figuren, die die Leuchter trugen, etwas von den Zehen oder den Fingern ab; denn es steht ja geschrieben in den zehn Geboten: „Du sollst dir kein Bild machen" u. s. w.

Wie sollte der jugendlichen Seele in dieser Sphäre etwas von Kunst aufgehen? Wir trieben aber bereits im Geheimen Ketzerei. Ein Kamerad hatte einen Band von Herders Schriften bekommen; wir lasen im Geheimen darin, konnten aber nicht herausfinden, was der Mann eigentlich wolle. Es war das Buch Persepolis; ich glaube, daß in jenem Bande auch von Hogarths Bildern und von der dazu gegebenen Erklärung Lichtenbergs Erwähnung geschah. Eines Sabbath Morgens schlich ich mich mit einem Kameraden aus der Synagoge weg; wir wußten, wo die Staatsbibliothek neben dem Schlosse war, und daß dort ein öffentliches Lesezimmer sei. Ich war der Keckere, ging hinein und bat um die Bilder von Hogarth. Sie wurden uns gebracht und wie eine heimliche Sünde sahen wir die Bilder an und lasen den erklärenden Text. Das war mein erster näherer Einblick in Kunstschöpfungen.

Ich kam nach Stuttgart, und während ich mich privatim für das obere Gymnasium vorbereitete, wurde ich unversehens ausübender Künstler. Ich wohnte, oder vielmehr ich schlief in einer Dachkammer, unmittelbar unter dem Dache, am Tage aber durfte ich unten in der Stube im Erker — das Haus liegt in der Eßlinger Straße — neben einem Schlafgenossen, Namens Laible, mein Latein und Griechisch lernen (ich gab einem Präceptor des Morgens von 5—6 hebräische Stunde, er mir dafür von 6—7 Uhr Griechisch und Latein). Laible war ein Künstler; er colorirte die mir vom Heimathsdorfe her wohlbekannten Bilder der Genovefa. Auf hunderten von Blättern wurde nacheinander Golo sein gelber Mantel gegeben und dann mit Roth ebenso der Genovefa und dem Schmerzenreich die rothen Backen und die rothen Lippen. Ich hatte es auch nöthig, Geld zu verdienen, und ich weiß nicht, wie viel mal ich Golo mit dem gelben Mantel bekleidete, aber Laible behauptete, ich sei am geschicktesten, die Tannen grün zu machen, und ich habe viele Wälder begrünt; wer weiß, in welchen Stuben sie hängen. Als ich endlich in das Gymnasium eintrat, wo der Unterricht im Zeichnen dem persönlichen Belieben anheimgegeben war, ließ ich mich für denselben einschreiben. Ich hatte großes Verlangen, in die Kunst einzutreten. Ich zeichnete nach Vorlagen und kam sogar bis zum Zeichnen nach Gipsfiguren. Der Lehrer erklärte uns mit großem Eifer während des Zeichnens die Bedeutung der Kunst und der einzelnen Gestalten. Der Zeichenunterricht war auf den Mittwoch Nachmittag verlegt und da ich genöthigt war, viele Privatstunden zu ertheilen, mußte ich das Zeichnen aufgeben.

Auf der Universität Tübingen, wo uns die Hegel'sche Philosophie und die politische Zeitbewegung ganz einnahm, war nur von einem sehr untergeordneten Kunstzweig etwas vorhanden. Ein Kamerad von mir, der von italienischer Abkunft war, malte auf Pfeifenköpfe: das tübinger Schloß und andere Landschaftsbilder, und während er malte, las ich ihm vor.

Als ich nach München zur Universität ging, begleitete mich der Bruder dieses Pfeifenmalers, der Maler von Beruf war; er hieß mit Vornamen Bartholomäus, und ich bat ihn dringend, mir in den Galerien das tiefere Wesen der Kunst aufzuschließen, und vor diesem und jenem Bilde blieb er stehen und sagte: „Du, da guck, dees isch g'molt".

„Das sehe ich."

„Guck, dees isch g'molt. O Herrgott! Die hen male könne," und dabei führte er die Faust ballend mit dem Daumen die Linien in der Luft nach und rief beständig, die Zähne aufeinander beißend: „Ja, die hen male könne". Das war die ganze Erklärung, die ich von ihm erhielt, und als ich meine Freude an den niederländer Bildern ausdrückte, die mir am schnellsten eingingen, sagte mir ein andrer Kamerad: „Auf dem Stoppelnbart des alten Mannes kann man mit einer Lupe die Poren der Haare sehen". Ich glaubte das ganz unbefangen und wurde die Albernheit erst gewahr, als ich dieses mein neues Wissen einem Andern mittheilte, der mich derb auslachte.

Weit eher als die Malerei ging mir in München die Plastik auf, allerdings zunächst nur archäologisch. Ich hatte gehofft, daß es in München einen Professor der Kunstgeschichte gäbe, der, ähnlich wie ein Professor der Botanik, mit den Schülern hinauszieht und in unmittelbarer Anschauung der Objecte deren Natur und Charakter, ihre historische Bildung und die Bedingungen des Bodens und des Klimas erklärt. Davon war aber nichts zu finden.

Man mußte auf gut Glück sehen, wie man von selber und zufällig in das große Gebiet der Kunst gelangte. Die Figurenbilder zogen mich weit weniger an, als die Landschaften, und namentlich weiß ich, daß das, was ich von Rubens sah, mir ganz ungeheuerlich erschien. Mein erster Führer, Bartel, ging bald mit Kameraden nach Partenkirch, und wenn er wiederkam, brachte er Skizzen von Bauern und Bauernhäusern und von sogenannten Intérieurs mit. Ich begeisterte mich aber damals nur für Claude Lorrain. Es ist mir jetzt unzweifelhaft, daß ich mich damals in die Begeisterung hineinredete, weil ich eben gehört hatte, daß das einer der berühmtesten Landschaftsmaler sei, und wie Vielen wird es so ergehen bei Kunstwerken der verschiedensten Art. Diese Tradition hat doch auch ihr Gutes. Die Thatsache, daß bedeutende Menschen einem Kunstwerke einen unbestreitbaren hohen Rang zuerkannten, spornt die Seele des Neulings, das Gleiche erkennen zu wollen und was Anfangs Bestreben, autoritative Andacht war, kann sich dadurch allmählich innerlich erwahren. Das Vorurtheil, auch das der Verehrung, kann zu einer Entwicklungsstufe werden, wenn es eben nicht als solches bestehen bleibt und wenn man nicht in der Selbsttäuschung verharrt, Angenommenes für Selbstgewonnenes zu betrachten.

Es ist möglich, daß in meiner Kindheit, bei dem Leben im Freien sich der Sinn für Landschafterei mehr ausgebildet hat und ich dadurch empfänglicher für die Kunst Claude Lorrains war, als für eine andere, und sie trat mir um so näher, da ich die große Werkstätte Claude Lorrains, seinen Blick über die Landschaft und auf den Himmel in der Nähe Münchens erneuern konnte.

In Gemeinschaft mit meinem schwäbischen Landsmann, der ein Findelkind war und sich zu den Juden besonders hingezogen fühlte — er glaubte steif und fest, er stamme von Juden —, wanderte ich oft da draußen herum.

Es war ein heller Sommerabend. Die Burschenschaft, zu der ich gehörte, hatte ein Fest auf der Menderschweig festgesetzt. Wir waren droben in Harlachingen und ich konnte da in der wirklichen Natur meinem Genossen manches lebendig zeigen, was ich in den Bildern Claude Lorrains gefunden hatte. Jener Sommerabend im Jahre 1833 auf der Menderschweig ist ein Hochpunkt und ein Wendepunkt meines Lebens geworden. Nicht aus der menschlichen Gestalt trat mir zuerst die Schönheit in der Kunst entgegen, sondern aus dem großen Naturleben. Und wie da die Lichter spielten, wie die Bäume im Abendwind sich bewegten, wie der Blick in's Weite sich ergoß, und wie die Wolken am Himmel hinziehend sich umgestalteten, anders färbten, da ward ich in seliger Sättigung gewahr:

„O wunderschön ist Gottes Erde".

Es war ein Moment, wo man sich nicht trennen mag aus dem gehobenen Zustand und wo man Etwas haben, Etwas bewirken möchte, das den gespannten Empfindungen entspräche.

Viele Jahre später — am 3. Juni 1865, als die Gedenk-

Digitized by Google

tafel in Harlachingen enthüllt wurde — erfuhr ich, daß der Aufenthalt Claude Lorrains da oben eigentlich mythisch sei. Ich hatte also meinen Einblick in die Landschaftsmalerei durch Vergleich mit dem vorhandenen Objecte einem Mythus zu verdanken — aber was thut's? Indem ich mich in die Naturandacht des Künstlers hineinversenkte, ging sie mir selber auf, mag nun sein Aufenthalt da droben historisch wahr sein oder nicht.

Es wurde Nacht. Von der Halle her tönte Musik, unser Fest war in der Nähe. Wir gingen hin, wir tanzten die ganze Nacht und als wir singend heimzogen, da leuchtete der Mond und „füllte Busch und Thal still mit Nebelglanz" und wie ein Himmelsthau senkte sich's auch in die Seele.

Ich hatte mich kaum zur Ruhe gelegt, als ich wieder geweckt wurde.

Zwei Gensdarmen standen an meinem Bette und verhafteten mich und die Genossen auf Befehl des Hohen Bundestages als Burschenschafter.

Doch davon, und von meinen ferneren Bestrebungen, in die bildende Kunst einzudringen, ein andermal.

---

## Jules Janin,

### „der Fürst des Feuilletons".

Jules Janin, der geistvollste und populärste Kritiker Frankreichs, ist vor einigen Tagen im Alter von 70 Jahren auf seinem Landsitze zu Passy bei Paris gestorben. Nahezu vierzig Jahre hat er im Feuilleton des „Journal des Débats" durch seine berühmten dramatischen Plaudereien, welche an jedem Montag Morgen in dem einflußreichen Blatte erschienen, eine fast unumschränkte Gewalt auf das gebildete pariser Publicum ausgeübt. Als echter Journalist, wie er gelebt hatte, ist er gestorben; und als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, war die Tinte daran kaum getrocknet. Ungeachtet der schweren körperlichen Leiden, die ihm die letzten zwanzig Jahre seines Lebens verbittert haben, erschien er mit der Regelmäßigkeit eines Soldaten, der zur bestimmten Stunde auf die Wache zieht, an jedem Montag Morgen im Erdgeschoß des angesehensten pariser Blattes, welches ihm so wesentlich sein Ansehen und seine literarische Bedeutung zu danken hat; frisch und rüstig wie der Jüngsten Einer, mit dem wohlwollenden Lächeln, das um seine breiten Lippen spielte, immer mit einem guten Citat aus einem seiner heißgeliebten römischen Dichter zur Hand, der liebenswürdigste laudator temporis acti, den man sich denken konnte, der sich sein gegenwärtiges Siechthum durch eine schwelgerische Erinnerung an die herrlichen Kämpfe und Siege seiner ruhmvollen Vergangenheit hinwegzuscherzen wußte. Erst vor wenigen Monaten mußte er, da ihm sein Gichtleiden den Theaterbesuch nicht mehr gestattete, von dem Ehrenposten weichen; Clement Caraguel hat ihn abgelöst, ohne ihn ersetzen zu können.

Jules Janin hat — abgesehen von seinen Uebersetzungen und Bearbeitungen (u. a. Clarisse Harlowe), von seinen literar- und kunsthistorischen Schriften, seinen „Einleitungen" zu berühmten Werken und seinen politischen Gelegenheitsbroschüren — eine ganze Reihe von Romanen veröffentlicht, von welchen einige sogar viel von sich reden gemacht haben. Ich will hier nur an die seltsam verschrobene, die Verrücktheit streifende Geschichte vom „todten Esel oder der guillotinirten Frau" erinnern, in welcher die unnennbarsten und widerwärtigsten Dinge mit einem solchen Talente und einem so liebevollen Verweilen geschildert werden, daß sich die Gelehrten bis zur Stunde noch nicht darüber haben einigen können, ob diese Schilderungen ernsthaft gemeint oder als eine boshafte Satire auf die Geschmacklosigkeiten der sogenannten „littérature charogne" zu betrachten seien. „La religieuse de Toulouse", „Gaietés champetres", und besonders „Le chemin de traverse" konnten sich in den literarischen Kreisen eines guten Erfolgs rühmen; ebenso „La fin d'un monde", dessen Held derselbe „Neffe Rameaus" ist, welchen Brachvogels „Narciß" in Deutschland populärer gemacht hat, als die meisterhafte Uebersetzung des Diderot'schen Gesprächs durch Goethe.

Aber der Schwerpunkt der Janin'schen Thätigkeit, die Erklärung seiner unglaublichen Beliebtheit und seiner Macht liegt im kritischen Feuilleton, als dessen „Fürst" er mit vollem Recht von seinen Collegen — und sogar von sich selbst bezeichnet werden durfte. „Le prince du feuilleton" oder „le prince de la critique" war während der letzten zwanzig Jahre in den französischen Blättern, wenn sie Jules Janin zu erwähnen hatten, ein so feststehendes schmückendes Prädicat, wie das des „Altmeisters", ohne welches man sich die Erwähnung Dörings in einer berliner Theaterkritik, wie sie sein soll, ebenfalls nicht mehr denken kann.

Keiner der französischen Kritiker kann sich rühmen, von seinen Collegen mit einer solchen Ehrerbietung und Unterwürfigkeit behandelt worden zu sein, wie der gemüthlich schmunzelnde dicke Jules Janin in den letzten Jahrzehnten seiner Wirksamkeit; selbst die boshaftesten Witzler in der „kleinen Presse" beugten sich vor der imponirenden Autorität seines Wissens und der erstaunlichen Frische seines Geistes: sie nahmen gern die Gelegenheit wahr, um dem Alten einige verbindliche Worte zu sagen und dem „Meister" — „notre maitre à nous tous" — ihre hochachtungsvolle Ergebenheit zu bezeugen.

Früher war das anders; und das Feuilleton, das Janin selbst mit der Rose verglichen hat — mit der Rose, die man einem naiven Grönländer zeigt, der hastig danach greift, aber mit einem schmerzlichen Aufschrei die Hand eben so hastig wieder zurückzieht, und den man nun mit der Auskunft beruhigt: „es brennt nicht, aber es sticht" — diese Rose des Feuilletons hatte auch für Janin ihre Dornen. Er, der allwöchentlich vor der tonangebenden Gesellschaft von Paris seine kritischen Fechterkünste zeigte, der unter dem allgemeinsten Beifall den Einen mit seiner eleganten Klinge kitzelte, einen Anderen mit dem scharfen Fleuret leicht ritzte und die Brust eines Dritten tödtlich durchbohrte, konnte gar nicht darauf rechnen, aus diesen beständigen Plänkeleien und ernsthaften Kämpfen heiler Haut herauszukommen; und wir werden noch sehen, wie geschickt seine Gegner die Blößen, die er sich gab, benutzten.

Als ganz junger Mensch, in der Mitte der zwanziger Jahre, trat Jules Janin in die Redaction des (alten) „Figaro"; das Blatt huldigte der freigeistigen und demokratischen Tendenz. Seine Artikel erregten Aufsehen, und ihr Verfasser gelangte zu einer gewissen, allerdings nicht sehr beneidenswerthen Berühmtheit, als man erfuhr, daß derselbe eines schönen Tages seine Rolle an dem demokratischen und Voltaire'schen „Figaro" mit einem Posten in der Redaction des ultramontanen und legitimistischen Hauptorgans, „La Quotidienne" vertauscht hatte. Aber die leichtlebigen Pariser nahmen diese merkwürdige Elasticität in der Gesinnung nicht allzu tragisch, und am leichtesten nahm es die beneidenswerthe Frivolität Janins selbst, der sich von seinen demokratischen Collegen mit den Worten verabschiedete: „Nun, Kinder, wollen wir zur Abwechslung 'mal ein bischen »in Thron und Altar« machen". Er versicherte in seinem Austrittsartikel, daß der Wechsel seiner Stellung seine Gesinnungen unberührt lassen, daß er auch in der „Quotidienne" derselbe bleiben werde; und es läßt sich nicht leugnen, daß er während seiner Thätigkeit für das fromme Bourbonenblatt sich eine große Reserve auferlegt und das Klügste gethan hat, was er thun konnte: nämlich möglichst

Digitized by Google

wenig von sich reden zu machen. Als Polignac an die Spitze der Regierung kam, trat er aus der Redaction aus.

In den ersten Jahren der Julimonarchie gehörte Janin keinem Blatte als ständiger Redacteur an. Im Jahre 1836 wurde ihm das kritische Feuilleton im „Journal des Débats" übertragen. Der Eintritt Janins in die Redaction dieses Blattes ist der Wendepunkt in seinem Leben; man hat denselben sogar ohne Uebertreibung als „ein entscheidendes Moment in der Geschichte der zeitgenössischen Kritik" bezeichnen können.

Janin wird häufig der „Vater des Feuilletons" genannt. Wenn damit gesagt sein soll, daß er das Feuilleton in's Leben gerufen habe, so ist das nicht ganz richtig; aber er ist der Erzieher, der Lehrer des neugeborenen Kindes gewesen, dessen leiblicher Vater früh starb und der das unbeholfene Wesen in hülflosem Zustande als dem sichern Tode geweiht zurückließ. Das Feuilleton, wie es sich entwickelt hat, wie es jetzt ist, verdankt seinen Charakter, seine Eigenart, sein Temperament allerdings Jules Janin.

Der chronologisch erste Feuilletonist ist der Abbé Geoffroy, ein scharfsinniger, ziemlich witziger, aber pedantischer Schriftsteller, dem zur Zeit des ersten Kaiserreichs auf der ersten Seite des Journals der untere Raum der beiden ersten Spalten freigehalten wurde, und der dort den Parisern die Eindrücke, welche er von den neuen Stücken und Schauspielern empfangen hatte, nicht ohne Scharfsinn aber ziemlich nüchtern mittheilte. Das Genre gefiel; und vorübergehend hatte sich Geoffroy der Vogue zu erfreuen. Nach seinem Tode setzten einige Schriftsteller, welche ebenso vergessen sind, wie der Begründer des Feuilletons, diese Specialität fort, bis endlich Jules Janin sich dieses verkümmerten und schwächlichen Dinges annahm.

Durch ihn wurde das Feuilleton neugeboren. An die Stelle der vornehmen Gespreiztheit, in welcher seine Vorgänger ihre wohlerwogenen Ansichten ausgedrückt hatten, setzte er eine lustige, flotte Natürlichkeit, die selbst in ihren Unarten, weil sie eben lustig und flott war, liebenswürdig erschien. Er kümmerte sich den Teufel um die sogenannte „Würde des Stils" — um jene entsetzliche „Würde", den schäbigen, verschossenen Theaterhermelin, in welchen noch heutzutage die kritischen Geistesbettler ihr Nichtswissen und Nichtskönnen hüllen, um die Leute glauben zu machen, daß sie Könige seien. Er verschmähte nicht einen guten oder schlechten Witz, wenn er sich ihm darbot. Er war der Ansicht, daß die Heiterkeit der Form den Ernst des Inhalts nicht schädigen könne, daß die Unterhaltung die Belehrung nicht ausschließt, und daß es keine Sünde ist, seine Mitmenschen zu amüsiren.

Und keiner war geeigneter als Er, die Richtigkeit dieser Auffassung zu beweisen: neben einer immer lustigen, ausgelassenen Stimmung, die sich bisweilen zum tollsten Uebermuthe steigerte, neben einer witzigen Schlagfertigkeit, die einzig genannt werden kann, neben einer wundervollen Anmuth und Gemüthlichkeit im Ausdruck, besaß Janin auch einen Scharfblick, der, wenn er nicht durch Rücksichten auf persönliche Motive getrübt wurde, wie kein Zweiter das Gute und das Schlechte zu erkennen wußte, war Janin auch ein Dichter, der jeder poetischen Regung die wärmste Empfänglichkeit entgegenbrachte, hatte sich Janin endlich eine Summe von Kenntnissen, von positivem Wissen erworben, eine classische Bildung zu eigen gemacht, die namentlich in Frankreich zu den größten Seltenheiten gehört, über die vielfach gespöttelt wurde, die aber im Grunde des Herzens Alle beneideten und die ihnen allesammt imponirte. Er kannte seine Classiker auswendig; und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, irgend ein treffendes Wort von ihnen zu citiren, das von allen denen, die es nicht übersetzen konnten, verhöhnt wurde. Eine besondere Vorliebe hatte er für die weniger gelesenen Alten, namentlich für Martial, Tibull, Properz, Apulejus; ohne ein Citat aus diesen war ein Feuilleton von Janin kaum zu denken. In der unausgesetzten Lectüre der Alten erfrischte und verjüngte er sich; er selbst hat es in einem Feuilleton ausgesprochen: „Das Mittel den Geist jung zu erhalten, ist: ihn beständig mit den Alten zu nähren".

Janin hat dem Feuilleton seinen Stempel aufgedrückt; und alle Feuilletonisten, wie sie da sind, haben sich wissentlich oder unwissentlich in seiner Schule gebildet. Er ist der Vater des sogenannten „Feuilletonstils", und im Feuilleton ist er, so weit meine Kenntnisse reichen, noch von keinem erreicht, geschweige denn übertroffen. Wenn es auch richtig ist, daß sein Stil sich zu einer gewissen Manier ausgebildet, daß seine Nachahmung des Rococogeplauders etwas Affectirtes hatte, daß seine beständigen Citate bisweilen langweilig wurden, daß er namentlich in der letzten Zeit an einer gewissen Geschwätzigkeit laborirte, so ist es doch ebenso richtig, daß hunderte seiner Feuilletons dem Inhalt wie der Form nach geradezu literarische Meisterwerke genannt werden können, — hunderte unter den Zweitausend, die er für das „Journal des Débats" geschrieben hat. Ich habe kein Feuilleton von Janin ohne redlichen Gewinn aus der Hand gelegt.

Der Erfolg, den die durch Janin eingeführte publicistische Neuerung hatte, war großartig. Sein kritisches Debüt fiel in die Zeit der erbitterten literarischen Fehden zwischen den französischen „Classikern" und „Romantikern", zwischen den Anhängern und Nachtretern der Racine und Corneille und den Fanatikern der „neuen Richtung", die Victor Hugo auf den Altar der gestürzten Götzen setzten. Die Zeit war so günstig wie nur möglich, um die Tageskritik zu einer Macht zu entwickeln; und Janin nützte den Augenblick. Janin trat entschlossen und mit dem ganzen Rüstzeug seines Geistes für „die Jungen" ein, ohne es deshalb mit den „Alten" ganz zu verderben. Sein Geist, seine Frische, sein prächtiger Humor bewahrten ihn vor dem Mißgeschick, unter dem die „Vermittler" gewöhnlich zu leiden haben: — beiden Parteien zu mißfallen; er erwarb sich begeisterte Freunde in beiden Heerlagern. Ganz Paris riß sich um seine Feuilletons; was er sagte, galt.

Sein Ansehn befestigte sich von Woche zu Woche; und ein kritischer Erfolg, den er, kaum zwei Jahre nach dem Eintritt in die Redaction der „Débats" feierte, befestigte seine Autorität vollends.

Es war im heißen August des Jahres 1838. Janin, der nicht recht wußte, was er seinen Lesern erzählen sollte, ging am 18. Abends in das Théâtre français, in welchem eine vor kurzem engagirte Anfängerin vor leeren Bänken die „Camilla" in den „Horatiern" spielte. Das junge Mädchen war bereits sechsmal aufgetreten, ohne daß sich ein Mensch um dasselbe bekümmert hätte. Am 18. war das Haus wieder ganz leer. Am 20. August Morgens erschien die Kritik von Jules Janin; und am 20. August Abends war das Théâtre français bis auf den letzten Platz gefüllt und die Anfängerin eine Berühmtheit. Diese Anfängerin hieß Rachel.

Ich kann es mir nicht versagen, dies Feuilleton, welches den Ruhm der großen Tragödin begründete, hier in der Uebersetzung mitzutheilen:

„Hört meinen Worten aufmerksam zu und bereitet Euch auf große Dinge vor. In dem Augenblicke, wo ich zu Euch spreche, feiert das Théâtre français, ja ich wiederhole es, das Théâtre français, einen unerwarteten Sieg, einen jener seltenen Triumphe, auf die eine Nation, wie die unsrige, mit Recht stolz sein darf, wenn sie zurückkehrt zu ehrenhaften Gefühlen, zur stolzen Sprache, zur keuschen, züchtigen Liebe, und den namenlosen Gewaltthätigkeiten, den Barbarismen ohne Ende entrissen wird.

„Ja, jetzt besitzen wir das erstaunlichste, wunderbarste kleine Mädchen, welches die gegenwärtige Generation jemals auf den Brettern gesehen hat, dies Kind — merkt Euch seinen Namen! — dies Kind heißt Frau

Digitized by Google

lein Rachel. Vor ungefähr einem Jahre debütirte sie auf dem Gymnase, und ich allein sagte schon damals, daß hier ein ernstes, natürliches, tiefes Talent, daß hier eine unbegrenzte Zukunft vorhanden wäre. Man wollte mir aber nicht glauben; man sagte, ich trüge zu stark auf .... Allein konnte ich das kleine Mädchen auf dem kleinen Theater nicht aufrecht erhalten. Wenige Tage nach dem Debüt war das Kind vom Gymnase verschwunden, und ich war vielleicht der Einzige, der sich seiner noch erinnerte. Jetzt plötzlich erscheint es wieder auf dem Théâtre français in den unvergänglichen Tragödien von Racine, Corneille und Voltaire. Jetzt endlich ist es in das Drama eingetreten, welches allein seinem frühzeitigen Genie gewachsen ist. Wunderbar! ein kleines unwissendes Ding, ohne künstlerische Bildung, ohne Schule, mitten in unsre alte Tragödie geworfen. Und dies kleine Mädchen haucht der alten Tragödie neues kräftiges Leben ein! Ja, Leben und Funken sprühen um sie her! Fürwahr, es ist wunderbar. Und nun vergesse man nicht, daß das Kind klein und ziemlich häßlich ist, engbrüstig, gewöhnliches Aussehen, niedrig triviale Sprache. Ich bin ihr gestern hinter den Coulissen begegnet: „Ich bin auf's Gymnase gewest", sagte sie zu mir, worauf ich natürlich antworten mußte: „Ich that es wissen thun."*)

„Fragt sie nur nicht, was Tankred ist, was Horatius, Hermione, der trojanische Krieg, Pyrrhus und Helena; davon weiß sie nichts, sie weiß überhaupt nichts. Aber sie hat etwas Besseres als erlerntes Wissen, sie hat den göttlichen Funken des Genies, der Alles rings um sie her erhellt. Kaum betritt sie die Bühne, so wächst sie riesengroß empor, sie hat die Gestalt der homerischen Helden, ihr Haupt erhebt sich, ihre Brust breitet sich aus, ihr Auge belebt sich, ihre Geste ist wie ein Laut, der aus der Seele dringt; ihr von der Herzensleidenschaft ganz erfülltes Wort dringt in die Weite und verhallt. Und so schreitet sie im Drama Corneilles dahin und säet Schrecken und Entsetzen um sich. Leidenschaft, Majestät, Großartigkeit, nichts ist ihr fremd. Hier ist der Himmel und die Erde für dies wunderbare Kind. Sie ist in den Gefilden der Poesie geboren und kennt alle ihre verborgensten und geheimsten Stellen; sie enthüllt all diese märchenschönen Geheimnisse. Die Schauspieler, die mit ihr spielen, sind über diese Verwegenheit bestürzt; die alte Tragödie athmet hoffnungsvoll auf.

„Laßt es nur groß werden, dies kleine Mädchen, das, ohne es zu wissen, eine große Revolution vollbringt. Laßt nur noch einen andern begeisterten Jüngling auftauchen und die wahren Götter der poetischen Welt werden wiederkehren, wir werden sehen, wie auf den Altären von Racine, Corneille und allen Göttern die erloschene Kerze von neuem angezündet werden wird.

„Es handelt sich um etwas sehr Ernstes: mit Vorsicht, mit Liebe, mit einer wahrhaft väterlichen Fürsorge muß über den neuen Ankömmling des Théâtre français gewacht werden, der bald die Ehre dieses Theaters sein wird! Und, wenn wir die Künstlerin einmal recht herzlich ermuthigt und angespornt haben, dann wird es uns auch gestattet sein, ihr einige nützliche Wahrheiten zu sagen, die wir nicht ihr vorenthalten wollen. Sie bekundet Eifer und Muth und, beim Apollo! sie gehört nicht zu jenen untergeordneten Persönlichkeiten, denen die Kritik im Vorübergehen einige süße Redensarten als Almosen hinwirft, um sich nicht mehr darum zu bekümmern zu brauchen.

„Fräulein Rachel ist eine lebhafte, mächtige Intelligenz, die durch schwache Organe bedient wird, eine Klinge von Gold in thönerner Scheide; ein bewunderungswerthes Beispiel für das, was Herz und Seele in der Kunst zu vollbringen vermögen, unabhängig von ihrer sterblichen Hülle.

„Vorläufig wollen wir einmal sehen, ob Ihr jungen Damen, die Ihr nur schön seid, wenn Ihr Euch überzeugt haben werdet, wohin es diese unwissende, gebrechliche Kindheit durch die Gewalt der dramatischen Inspiration allein gebracht hat, — ob Ihr, nach wie vor, dem undankbaren Parterre jene schmachtenden Blicke zuwerfen, ob Ihr bei jenen flehenden Geberden, bei jenem süßen Lächeln, bei jenen lieblichen, einschmeichelnden, allerliebsten Albernheiten beharren werdet, die eben so weit davon entfernt sind, Komödie zu sein, wie der Lacküberzug auf dem Bilde davon entfernt ist, Malerei zu sein."

*) Der angeführte Ausspruch Rachels und Janins Antwort lassen sich im Deutschen natürlich nicht wörtlich wiedergeben. Im Orginal lautet der betreffende Passus in seinem frevelhaften Französisch wörtlich folgendermaßen: Elle me dit: C'est moi qui j'étai t'au Gymnase, à quoi j'ai dû répondre: Je le savions!

Die Wirkung, welche diese Kritik hervorbrachte, läßt sich am besten in Zahlen ausdrücken.

Die ersten Aufführungen, in welchen Rachel mitwirkte, ergeben folgende Einnahmen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 12. Juni 1838 | Horace | 753 Frs. | 05 Ct. | | |
| 16. „ „ | Cinna | 558 „ | 80 „ | | |
| 23. „ „ | Horace | 303 „ | 20 „ | | |
| | | | | 1615 Frs. | 05 Ct. |
| 9. Juli „ | Andromaque | 373 Frs. | 20 Ct. | | |
| 11. „ „ | Cinna | 342 „ | 45 „ | | |
| 15. „ „ | Andromaque | 736 „ | 85 „ | | |
| | | | | 1452 „ | 50 „ |
| | | | Juni und Juli | 3067 Frs. | 55 Ct. |

Am 20. August erschien die Kritik von Jules Janin.

Vom 20. August bis zum 31. December 1838 spielte Rachel im Ganzen 40 mal und diese 40 Vorstellungen brachten dem Théâtre français 167,755 Francs ein, also für jede dieser Vorstellungen durchschnittlich 4193 Frs. 90 Ct. Der Durchschnitt für die sechs ersten Vorstellungen (vor der Kritik) beträgt 511 Frs. 27 Ct.

Auf dieses Feuilleton, die „Entdeckung der Rachel", that sich Janin noch im Alter etwas zu gute. Es gehört zu seinen berühmten, wie das über seine Vermählung (16. October 1841) zu seinen berüchtigten gehört. Er beging nämlich die Geschmacklosigkeit, das sehr intime Ereigniß seiner Vermählung „le mariage du critique" in einem zwölf Spalten langen Feuilleton seinen Lesern zu erzählen; er berichtete, wie seine reizende Frau zitternd an seiner Seite vor den Altar trat, wie sie ihn anblickte, welche Gedanken der Blick in ihm erregte, was sie dabei empfinden mußte, weshalb er sich überhaupt verheirathe, wie das keineswegs ihn zum Philister machen, wie im Gegentheil das verständnißvolle Zusammenleben und der intime Gedankenaustausch sein Urtheil reifen werde — und tausend andere Dinge, um die sich Niemand zu kümmern hatte. Jahre lang wurde ihm diese Versündigung gegen den guten Geschmack, diese ungeheuerliche Tactlosigkeit bei jeder Polemik aufgemutzt und Jahre lang lief er mit dem Spitznamen „le critique marié" in der pariser Presse umher. Seine Autorität als Kritiker wurde dadurch aber nicht erschüttert.

Sie trotzte auch ernsteren Stürmen. Janin faßte den Journalismus von der allerleichtesten Seite auf. In vielen Fächern besaß er, wie ich schon bemerkte, bedeutende und gründliche Kenntnisse; darauf fußte er, um auch über Dinge, von denen er gar nichts verstand, mit der erstaunlichsten Unbefangenheit haarsträubende Phantasien als Thatsächlichkeiten auszugeben. Wenn er auf dem lahmen Pferde ertappt wurde, so lachte er gemüthlich und zuckte die Achseln. Hier ein Beispiel: Janin fühlte eines Tags das Bedürfniß, berühmte deutsche Schauspieler namhaft zu machen. Er gab sich nicht die Mühe, Nachforschungen zu halten; und so konnte man denn eines Montags Morgens im „Journal des Débats" berühmte deutsche Schauspielernamen wie etwa die folgenden lesen: „Quiddelbags", „Schumradlug", „Kokpaty", „Rschumblx" und Aehnliches. Ich machte damals in einer Correspondenz aus Paris auf diesen Scherz aufmerksam, und die Notiz machte die Runde durch die deutschen Blätter. Einige Tage, nachdem jene Kritik erschienen war, wohnte ich mit einem deutschen Landsmann, der Janin genau kannte, einer ersten Vorstellung bei. Ich erzählte meinem Bekannten die Geschichte, und dieser interpellirte Janin, mit dem wir im Foyer zusammentrafen.

„Aber, theurer Meister," begann mein Begleiter „was haben Sie denn neulich Ihren Lesern für wunderbare Namen deutscher Schauspieler mitgetheilt? . . Sie wissen doch, daß man Sie mystificirt hat.« Das sind gar keine deutschen Namen".

Digitized by Google

Janin lachte. „Dann habe ich es also nicht getroffen! Was schadet denn das, mein lieber Freund; unsern Lesern ist es ganz egal, wie Ihre deutschen Komödianten heißen, und für Sie und Ihre Landsleute schreibe ich ja nicht — ich dachte mir gleich, daß ich es nicht treffen würde . . . Im Uebrigen geht es immer noch gut?"

„Ich danke, und Ihnen?"

„Die verwünschte Gicht, sonst ganz gut. Auf Wiedersehn, lieber Freund!" Und Janin ging fröhlich weiter.

Und da ich gerade am Geschichtenerzählen bin, will ich hier noch eine ebenfalls als wahr verbürgte Anekdote von ihm mittheilen:

Fürst Metternich, der Besitzer des Johannisbergs, bat den berühmten Kritiker um ein Autograph für seine Sammlung. „Gern," erwiderte Janin, setzte sich an den Tisch und schrieb:

„Bon pour 25 bouteilles de Johannisberg.

Jules Janin".

Er hat sich den Wein gut schmecken lassen.

Janin besaß vielleicht den schärfsten Blick unter allen Kritikern Frankreichs. Seine gelegentlichen Bemerkungen über diesen oder jenen Schriftsteller sind so treffend und so erschöpfend zugleich, daß man aus den Feuilletons, wenn sie von einem geschmackvollen und feingebildeten Schriftsteller gesichtet würden, eine wahrhaft classische Literaturgeschichte Frankreichs herstellen könnte. Unglücklicherweise wurde sein richtiges Urtheil durch seine persönlichen Beziehungen mit der Zeit sehr gefälscht — niemals zu Ungunsten, aber oft zu Gunsten der von ihm besprochenen Autoren. Es war ihm nicht möglich, Schriftsteller, mit welchen er in einem angenehmen geselligen Verkehr lebte, herunterzureißen, auch wenn sie es verdienten. Als ihm eines Tags in dem Salon einer seiner Freundinnen wieder einige Tagesberühmtheiten vorgestellt wurden, sagte er zur Dame vom Hause: „Sie erwerben mir so viel gute Freunde, daß mir mein ganzes bischen Geist zum Teufel geht".

Uebrigens hatte er, wenn er sich in der Verlegenheit befand, über ein schlechtes Werk eines seiner „Freunde" öffentlich sprechen zu müssen, eine sehr geschickte Art und Weise, sein Lob unschädlich zu machen. Er lobte so über alle Maßen die früheren Arbeiten des Schriftstellers, daß selbst ein hausbackenes Lob der neuesten Production keine Wirkung mehr ausüben konnte; daß die anerkennende Kritik in diesem Falle einer Malice so ähnlich sah wie ein Ei dem andern. „Ich möchte nicht von Jules Janin außerordentlich gelobt werden," sagte der feine Sainte-Beuve. — Oder er sprach, anläßlich des zu besprechenden Werkes, von allem Möglichen — nur nicht von dem Werke selbst. Ich entsinne mich eines wahrhaft meisterhaften Feuilletons dieser Art. Janins Freund Meurice hatte ein schlechtes Drama geschrieben, welches durchfiel. Ich weiß nicht mehr, wie es hieß; aber ich weiß, auf dem Titel kam das Wort „bohème" vor. Flugs setzte sich Janin hin und schrieb eine wahrhaft entzückende Causerie über den poetischen Zauber des pariser Künstler- und Bummellebens, der „bohème", wie sie Murger geschildert hat; er schrieb eine köstliche Schilderung von zwölf Feuilletonspalten, so poetisch, so reizend wie nur denkbar und ganz am Schlusse sagte er ungefähr: „Und in diese lustige flotte Welt, die so oft lacht und so selten weint, versetzt uns das neue Stück unsres Freundes Meurice. Ihr kennt sein Talent, meine lieben Leser, Ihr werdet errathen, wie er sich seiner Aufgabe entledigt hat". Das war die Kritik.

Durch seine soliden, tüchtigen, gehaltvollen Abhandlungen hatte er sich das Recht zu solchen Scherzen mit seinen Lesern erworben. Und selbst, wenn er ihnen nichts zu sagen hatte oder ihnen nichts sagen wollte, unterhielt er sie durch seine nie versiegende Laune, durch die unbeschreibliche Anmuth seines Stils. Sainte-Beuve konnte mit Recht von ihm sagen: „Jules Janin schreibt seine Feuilletons, wie ein Baum seine Blätter treibt".

Der Baum ist gefällt, aber die „kleinen Blätter" sind nicht verweht. Jules Janin hat sich durch die „kleinen Blätter" den Anspruch auf eine erste Stelle in der zeitgenössischen Literatur Frankreichs erworben, und mit Fug und Recht hat ihm die Akademie endlich die Pforten geöffnet. Sein Genre war klein, aber er war in seinem Genre groß; und mit Musset, dem er zugejubelt hatte, konnte er von sich sagen: „Mon verre est petit, mais je bois dans mon verre". Er war in Wahrheit der erste, der geistvollste und liebenswürdigste Feuilletonist.

**Paul Lindau.**

## Aus der Hauptstadt.

### Das Gastspiel des Fräulein Clara Ziegler.

Fräulein Clara Ziegler hat bereits früher durch ihr Gastspiel am königlichen Schauspielhause dem berliner Publicum und der berliner Kritik Gelegenheit gegeben, sie kennen und würdigen zu lernen; das diesjährige Gastspiel ist daher für die Beurtheilung der Leistungsfähigkeit der Künstlerin nur in soweit noch von Belang, als es sich bei demselben um neue Rollen handelt, in welchen Fräulein Ziegler hier noch nicht aufgetreten ist, in denen sie aber ihre Begabung von einer ganz neuen bisher nicht bekannten Seite zu zeigen vermag oder wenigstens zeigen will.

Die Rolle, mit welcher Fräulein Ziegler das Gastspiel im Wallner-Theater eröffnete, — die Medea in Grillparzers Tragödie „Medea", ist als eine der glänzendsten Leistungen der Darstellerin bekannt; die declamatorische und schauspielerische Aufgabe, welche hier zu erfüllen ist, sagt der Begabung der Künstlerin mehr als irgend eine andere zu. Kämen nicht leider einige Stellen vor, wo Worte und Töne wirklich aus dem tiefsten Herzen herauskommen müssen, um das auszudrücken, was sie ausdrücken sollen, und wo jede Darstellerin, ob talentvoll oder nicht, wenn auch nur für wenige Augenblicke aufhören muß, nur eine gut eingelernte, hauptsächlich pathetische Declamation und Bewegung verlangende Rolle herunter zu spielen —, kämen eben nicht leider einige solche Stellen vor, so dürfte man Fräulein Ziegler als eine vollendete „Medea" bezeichnen. Der äußere Eindruck allein ist schon so bestechend, daß man nur widerwillig dem Gedanken Raum gönnt, daß diesem von der Natur zur Darstellung heroischer Rollen offenbar geschaffenen Körper auch nur eine solche Kleinigkeit, wie die Seele fehlen könnte. Freilich fehlt sie — oder richtiger: sie ist in dem Spiel Clara Zieglers nicht zu entdecken; und da bisher die schärfsten Köpfe dieses zuweilen recht wünschenswerthe Ding bei der Künstlerin nicht zu erspähen vermocht haben, so muß man sich durch die Annahme darüber hinwegsetzen, daß es große Schauspielerinnen ohne Seele geben könne. Wenn es aber deren geben kann, so ist auch Fräulein Ziegler in diesem Sinne unstreitig als große Schauspielerin zu bezeichnen.

Das, was sie erreicht, erreicht sie durch äußere Mittel. Ihre Figur, ihr Organ, ihre schönen Arme, ihre Bewegungen machen beinahe das glauben, was das Fehlen der Wahrheit und Innerlichkeit in den Worten unglaubwürdig erscheinen läßt. Ueber eine gewisse, enggesteckte Grenze geht die Fähigkeit, den Gefühlen in der Stimme, den Bewegungen und dem Mienenspiel entsprechenden Ausdruck zu geben, freilich auch nicht hinaus, und selbst innerhalb dieser Grenzen herrscht oft Monotonie.

Sehr natürlich also, daß Fräulein Ziegler in sogenannten antiken Rollen ihre größten Erfolge hat; dort vermag man leicht aus der Noth eine Tugend zu machen und die fehlende Lebendigkeit und seelische Vertiefung des Spiels für classisches Maßhalten auszugeben.

In Berlin war Fräulein Ziegler als Katharina II. in dem Birch-Pfeiffer'schen Stück: „Katharina II. und ihr Hof" noch nicht bekannt. Ich sehe nicht den geringsten Grund ein, warum sie uns in dieser Rolle nicht auch fernerhin unbekannt geblieben ist. Lederner, langweiliger, fader und abgenutzter als dieser Birch-Pfeiffer'sche Schmarren, kann doch kaum ein

Digitized by Google

anderer und eine innerlich unbedeutendere Rolle als die dieser Katharina wird auch schwer zu finden sein. Was in aller Welt mag also wohl Fräulein Ziegler bewogen haben, dieses Stück für ihr Gastspiel zu erwählen?

Wenn man keine andern Anhaltspunkte für die Beurtheilung eines Menschen hat, dann hält man sich an die Antecedentien. Thun wir das bei Fräulein Ziegler, so steigt in unserer Erinnerung das Bild eines dunkelrothen Schlafrocks mit hellgelben Aufschlägen empor; er war einst in Gemeinschaft mit ein paar koketten Kniehöschen der Grund, dem zu Liebe Fräulein Ziegler den Armand von Fronsac spielte in einem gleichfalls jenen Kleidungsstücken zu Liebe geschriebenen „historischen Genrebild" Kohleneggs: „Macchiavella". Das Costüm war so reizend und die persönlichen Vorzüge der Künstlerin traten dabei in ein so helles Licht, daß es ihr lohnend erschienen sein mag, trotz ihrer sonstigen Bedeutung in einem so albernen Stück, wie „Macchiavella" mitzuwirken. Und in Katharina II.? Nun, es gibt da zwar keinen rothen Schlafrock und Kniehöschen, aber doch prachtvolle Toiletten und kleidsame Puderfrisuren und wer gerade die Kaiserin spielt, darf majestätisch bis zur Unglaublichkeit sein; es hat ihr kein Mensch etwas zu sagen.

Eduard Devrient erzählt in dem soeben erschienenen letzten Bande seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" von einem „Katechismus des Virtuosenthums", dessen einzelne Maximen mir sehr einleuchtend und interessant genug erschienen, um an dieser Stelle kurz erwähnt zu werden. So steht nach Devrient bei allen Virtuosen z. B. fest*): „Der große Künstler darf nie auftreten ohne des beifälligsten Eindrucks gewiß zu sein".

„Ferner darf der große Künstler nie ohne Beifall von der Bühne abtreten." „Der große Künstler wächst durch geringe Umgebungen, darum ist es zweckmäßig, seine Gastrollen an untergeordneten Bühnen zu spielen, auch durch Einrichtung der Stücke die Rollen der Mitspieler unbedeutender zu machen." Von ihnen sich abzusondern, weicht er schon im Anzuge vom allgemeinen Costüm ab, spricht entweder leiser als alle Andern, gewöhnlich aber viel lauter; sie in Schatten zu stellen und die Aufmerksamkeit auf sich allein zu concentriren, kommen alle die Mittel an die Reihe, die seit Iffland so unendlich überboten sind. „Den großen Künstler kennzeichnet die Prätention," darum sucht er ein Aufsehen erregendes Auftreten und läßt, bevor er seinem Mitspieler antwortet, entweder eine kleine Pause der Spannung oder er schneidet ihm durch rasches Einfallen das letzte Wort ab. In Auffassung der Rolle sucht er zu überraschen, lange Pausen, gleichgültige Haltung, selbst eine Weile langweiligen Vortrags müssen den Glanz der plötzlich hervortretenden Effecte (greller Aufschrei u. s. w.) vorbereitend steigern u. s. w.

So schildert Devrient. Fräulein Ziegler hat Grund sich über den unglücklichen Zufall zu beklagen, der sie in dem Birch-Pfeiffer'schen Stück, welches sie auf die Bühne des Wallner-Theaters gebracht hat, als Jüngerin jener früheren von Devrient gekennzeichneten und verurtheilten Virtuosen erscheinen läßt.

Die einzige Rolle von einiger Bedeutung in „Katharina II. und ihr Hof" ist zufällig Katharina; sie ist Kaiserin, sie verliebt sich in einen jungen hübschen Offizier, von dem sie sich geliebt glaubt, sie sieht sich getäuscht, kann als Kaiserin Zorn und Rache schnauben nach Herzenslust und endlich edelmüthiger sein, als die wirkliche Katharina je gewesen, indem sie dem ungetreuen Liebhaber nicht den Kopf vor die Füße, sondern ihm nur ihr Mündel als Gattin in die Arme legt. Zum Schluß endlich kann sie sogar bei der bengalischen Beleuchtung einer aufgehenden Sonne eine opferfreudige Rede über ihren Herrscherberuf halten.

Das Mündel ist ein unbedeutendes, weißgekleidetes Mädchen, der hübsche Offizier ein langweiliger Patron von ziemlich niedrigem Charakter; der böse Intrigant, der unter dem Namen: Potemkin einhergeht, alles andere eher als ein Potemkin, die Oberstthofmeisterin Fürstin Daschkoff so eine Art alter Kinderfrau mit fürstlichem Namen — genug, die Rolle der Katharina ist zufällig die einzige von relativer Bedeutung.

Ebenso zufällig ist Fräulein Ziegler so ziemlich die einzige Persönlichkeit, welche bei der Besetzung des Stückes im Wallner-Theater eines Blickes auf die Bühne und einiger Aufmerksamkeit werth ist, höchstens verdient noch Herr Kurz als Potemkin lobend erwähnt zu werden.

Ferner sind zufällig die Costüme — mit Ausnahme derjenigen des Fräulein Ziegler — nicht sehr glänzend und da auch die persönliche Erscheinung keiner andern mitwirkenden Dame mit der des Fräulein Ziegler sich zu messen vermag, so hatte der Zufall alles, was die Leistung dieser Künstlerin in das beste Licht stellen kann, vereinigt.

Mit der Rolle selbst ist nicht viel anzufangen; banale Redensarten, gespreizte Scherze, wie sie sich nach der Ansicht der seligen Birch für eine Kaiserin schicken und der gewöhnliche Hausbedarf frostiger, phrasenhafter Gefühle und conventioneller Gemüthsbewegungen sind alles, womit die Schauspielerin wirthschaften muß. Hat sie nichts eigenes hinzuzuthun, so mag sie noch so sehr als große Künstlerin verrufen sein — sie interessirt in einer solchen Rolle nicht mehr als eine mittelmäßige Schauspielerin.

So geht es auch Fräulein Ziegler. Sie ist majestätisch, ungeheuer majestätisch; sie geht nur mit feierlichen Schritten und wirft den Kopf häufig in den Nacken; aber das ist auch alles. Und viel mehr kann sie beim besten Willen nicht geben, da selbst solche kleinen Kunstgriffe, wie Devrient sie schildert, die in Frage stehende Rolle nicht wesentlich zu heben vermögen. Nun frage ich nochmals: aus welchem Grunde hat die Künstlerin dieses Stück erwählt? —

Fräulein Ziegler ist schon so oft auf ihre verhängnißvolle Schwäche für falsche Betonung aufmerksam gemacht, daß ich bei der Festigkeit, mit welcher die Künstlerin derartige Rügen unberücksichtigt läßt, es für überflüssig halten würde, Worte darüber zu verlieren, wenn es sich hier nicht blos um ein einziges Wort handelte. Die Muse des Tanzes, nämlich Terpsichore, hat den Accent auf der drittletzten Silbe, und nicht auf der vorletzten, wie Fräulein Ziegler anzunehmen scheint. Helmerding spricht allerdings auch den Namen mit einem langen, betonten „o" aus; da er aber gleich einen Schritt weiter geht und „Terpsichorje" sagt, so macht es sich hübscher als in der von Fräulein Ziegler beliebten Form.

Doch das nebenbei. Ich schließe mit dem Wunsche, daß die Künstlerin nicht wieder ihre Kraft an eine so nichtige Aufgabe, wie diese Katharina II., vergeuden möge. Mag man sich ihren Leistungen gegenüber noch so skeptisch verhalten — man muß zugestehen, sie vermag Besseres und hat keinen ersichtlichen Grund, bei einem Gastspiel etwas anderes als das Bessere darzubieten. **M. v. Szeliski.**

*) S. 280 ff.

## Notizen.

**Vom schmutzigen deutschen Gelde.** In einem Referat über frühere, wie über die damals gerade in der Mache begriffenen neuen deutschen Preßgesetze in Nr. 13 der „Gegenwart" wird mit Recht über die in technischer Hinsicht so überaus mangelhafte Herstellung Klage geführt, welche die Mehrzahl der deutschen Zeitungen zu ihrem Nachtheil so sehr vor ihren österreichischen, französischen und englischen Collegiinnen auszeichnet, daß der Kellner eines Petersburger Hotels deren schmutziges Aussehen geradezu als ihr unfehlbares Ursprungszeugniß hinstellen konnte. Was dieser Ehrenwerthe aber von den deutschen, bezw. berliner Journalen behauptete, das gilt leider in einem noch weit höheren Grade von dem deutschen Silbergelde, von dem deutschen kleinstaatlichen Papiergelde, das ja bereits dem Flammentode und phönixgleicher Wiederauferstehung geweiht ist und von seiner Schmutzerei reden wir gar nicht mehr. Daß schon Mancher durch die Berührung mit schnödem Gelde unsaubere Finger bekam, das war, in moralischem Sinne verstanden und mithin nicht nur auf unser deutsches Geld anwendbar, zwar längst eine feststehende Thatsache; aber jenes andere Factum: daß die deutsche Silberscheidemünze die schmutzigste der Welt ist, haben wir zu unserm Erstaunen noch niemals öffentlich constatiren und rügen gehört, sogar nicht einmal bei den endlosen Münzdebatten des deutschen Reichstags. Es wäre gewiß von Interesse, von einem Sachverständigen einmal die Frage erörtert zu sehen: Warum ist dem so? Und was ließe sich bei Gelegenheit der deutschen Münzreform, in der wir ja eben mitten drin sind, wohl thun, um jene häßliche Thatsache aus der Welt zu entfernen? Vielleicht schafft uns einer der Münz-Gelehrten der „Gegenwart" Auskunft und Abhülfe! „Jetzt oder nie," heißt die Parole. Wie blank, wie reinlich und zweifelsohne sieht doch so ein französischer Ganz-, Halb- und Viertels-Frank, ein englischer Schilling, eine italienische Lira aus neben unseren Drei- und Sechskreuzerstücken, unsern Silb[er]-

Digitized by Google

groschen, Drittel- und Sechstel-Thalern! Wer in der unangenehmen Lage ist, den Inhalt nur einer einzigen Rolle dieser Münzsorten durch die Hand laufen zu lassen, der muß — wenn er anders ein Mensch von reinlichen Grundsätzen ist — entweder Handschuhe anziehen, um dies malpropre Geschäft zu erledigen, oder sich doch nachher gründlichst die Hände waschen, denn die Mehrzahl jener Stücke findet sich mit einer oft mehrere Millimeter dicken Schmutzkruste überzogen, welche meist jedes Gepräge unkenntlich macht. Wir fragen nochmals: woher nur dieser Schmutz gerade des deutschen Klein-Silbergeldes? Wir selbst sind doch hoffentlich nicht schmutziger als andere Culturvölker?! . . . Oder ließen seither unsere väterlichen Regierungen diese Münzen allzulange in Umlauf, ehe sie sie wieder dem Reinigungsbade des Schmelztigels unterzogen? Und nicht nur uns selber gegenüber empfinden wir Aerger und Verdruß ob solcher Schmutzfinkerei, auch gegenüber den Angehörigen anderer Nationen mit reinlicherem Kleingelde regt sich uns darob so etwas wie Beschämung in der im übrigen jetzt von so stolzem Nationalbewußtsein geschwellten Brust. Von dem Gelde, das jener römische Imperator aus der „Fructificirung" der römischen Kloaken zog, sagte er zwar: „non olet! — Es stinkt nicht!" Aber ein Gleiches läßt sich doch kaum von unsern jetzigen christlich-germanischen Scheidemünzen älteren Stils behaupten. Liegt es etwa am mangelhaften Gepräge, daß sich daran so viel Schmutz absetzt? Und steht zu hoffen, daß unsere neuen Reichsmünzen nicht das gleiche Schicksal im Laufe der Jahre erwartet? Wer rathen kann, der rathe! — Wer zu helfen berufen ist, der helfe! F.

* * *

Wir sind genöthigt, zu dem Artikel „Deutschfeindliche Kundgebungen in Lothringen", welchen wir in Nr. 25 der „Gegenwart" veröffentlichten, nachträglich eine Bemerkung zu machen. Der Herr Verfasser wirft dem lothringischen Reichstagsabgeordneten Abel vor, er halte den König von Sachsen für einen Nachkommen des Marschalls Moritz von Sachsen. Wie wir uns durch den Einblick in den nunmehr uns vorliegenden Text der Rede des Herrn Abel überzeugen, scheint es uns jedoch sehr wohl möglich, daß Herr Abel, wenn er den König von Sachsen „le descendant du grand Maréchal" nennt, dabei nicht an Moritz von Sachsen sondern an das einst bei Sachsen befindliche Amt des „Erzmarschalls des Reichs, le grand Maréchal de l'empire", gedacht hat. Obwohl man sonst für gewöhnlich das Wort „archimaréchal" zur Bezeichnung dieses Würdenträgers anwendet, so spricht doch nichts gegen den Gebrauch jenes andern Ausdrucks, den Herr Abel, wie wir annehmen müssen, in dem angedeuteten Sinne verstanden wissen will. Die Fortlassung der Worte „de l'empire" dient allerdings auch noch dazu, die Auffassung, welche der Herr Verfasser des in Frage stehenden Artikels kundgibt, zu unterstützen; trotzdem glauben wir uns nach näherer Prüfung des Zusammenhangs in diesem Punkte auf die Seite des Angegriffenen stellen zu müssen.

## Offene Briefe und Antworten.

### Ueber geflügelte Worte.

Verehrl. Redaction!

Unter Bezugnahme auf den interessanten Aufsatz in Nr. 23 Ihrer „Gegenwart", 6. Juni 1874 „Zweiunddreißig geflügelte Worte, die nicht im Büchmann stehen", nehme ich mir die Freiheit, zu bemerken, daß das geflügelte Wort: „Cacatum non est pictum" unser Dichter Bürger zuerst gebraucht hat in seinem Gedichte: „Die Entführung der Europa durch Jupiter". Dort schließt ein Vers:

„Beherzigt doch das Dictum,
Cacatum non est pictum".

Das geflügelte Wort: „Er weiß, wo Barthel den Most holt" steht auch nicht im Büchmann. Ich erlaube mir, über dieses Wort folgendes mitzutheilen.

Das Diminutiv Bartel kommt ohne Zweifel von Barthold her. Der Name kann aber auch aus Bard und Telin, ein Telin-Sänger entstanden sein. Wäre das der Fall, dann ließe sich das Wort: „Er weiß, wo Barthel den Most holt", um einen witzigen Menschen zu bezeichnen, so deuten: er weiß, woher der Barde seine Weisheit hat, wie man es anfangen muß, um gewitzigt zu sein.

Denn unter Most oder Meth dachten sich die nordischen Völker Weisheit und Dichtkunst; man erinnere sich an die Fabel von Zwergentrank (Snorres Edda. Mythe 60).

In Wales führte der Hofbarde von seiner Harfe, Telin genannt, auch den Namen Bard-Teulu.

Hochachtungsvoll

Stuttgart. Dr. H. Sauter.

* * *

An die Redaction der Gegenwart.

Herr Dr. Döring veröffentlicht in Nr. 23 der „Gegenwart" eine Sammlung geflügelter Worte, und führt unter I, 2, auch den Ausdruck „geschäftigen Müßiggang", als aus Goethes „Götz" stammend, an.

Ich erlaube mir Sie und Ihre Leser darauf aufmerksam zu machen, daß Goethe, dessen Verehrung Lessings bekannt ist, diesen Ausdruck höchst wahrscheinlich aus der Dramaturgie des Genannten geschöpft hat. In diesem seinem unsterblichen Werke führt Lessing im 52. Stück Schlegels „Triumph der Frauen" an, und gleich darauf den „geschäftigen Müßiggänger", den er unbarmherzig durchhechelt.

Ich kann mir nicht versagen diese Stelle hier anzuführen. Sie lautet:

„Der geschäftige Müßiggänger war der erste jugendliche Versuch, und fiel aus, wie alle solche jugendliche Versuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen und räche sich nie an ihnen, die allzuviel Witz darin gefunden haben. Er enthält das langweiligste Alltagsgewäsche, das nur immer in dem Hause eines Meißnischen Pelzhändlers vorfallen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführt worden, und ich zweifle, daß seine Vorstellung dürfte auszuhalten sein".

Uebrigens findet sich „otium laboriosum" schon im Cicero.

Hochachtungsvoll

Pforzheim. J. v. M.

## Bibliographie.

Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürgers und anderen meist handschriftlichen Quellen herausgegeben von Adolph Strodtmann. 4 Bde. Berlin 1874, Paetel.

Briefe und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. 4. Bd. Berlin 1874, Wedekind.

Die deutsche Volkssage. Beitrag zur vergleichenden Mythologie mit eingeschalteten tausend Originalsagen. Von Dr. Otto Henne-Am Rhyn. Leipzig 1874, Krüger.

(Wird fortgesetzt.)

Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer zu Ende geht, werden höflichst gebeten, **dasselbe umgehend pro III. Quartal zu erneuern,** damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung eintritt.

**Zur Bestellung der Einbanddecke** beliebe man sich des eingelegten Zettels zu bedienen.

Berlin NW., Louisenstrasse 32.

**Verlag und Expedition der „Gegenwart"**
**Georg Stilke.**

Digitized by Google

## Inserate.

Soeben erschien in unserm Verlage:

**Die weiße Rose.**

Eine Novelle nach dem Italienischen des dall' Ongaro

von

**B. J.**

156 Seiten. Preis 27 Sgr.

**Reise-Erinnerungen**

aus

Italien, Griechenland u. dem Orient

von

**A. Janke,**

Premier-Lieutenant im 8. Pommerschen Inf.-Regim. No. 61, commandirt zum großen Generalstabe.

8°. 515 Seiten. geheftet 2 Thlr. 12 Sgr. elegant gebunden 2 Thlr. 25 Sgr.

**Berlin** W., Unter den Linden 21.

**F.-Schneider & Comp.**

(Goldschmidt & Wilhelmi.)

Verlag von **Wedekind & Schwieger** in Berlin.

Soeben erschienen:

**Oriola.**

Eine Erzählung aus dem altenglischen Bühnenleben

von **Alfred Meißner.**

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

**Die Bildhauer von Worms.**

Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert

von **Alfred Meißner.**

2 Bände. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von G. van Muyden.
Berlin, 11 Carlstr.

Soeben erschien:

**Gallier oder Teutone?**

Betrachtungen
über unsere zukünftigen Alliirten.

von

**Lord Dunsany.**

Uebersetzt von **A. Kolb,** Redacteur der Londoner Zeitung.

Preis 1 Thlr.

In No. 22 der „Gegenwart" bezeichnet K. Blind das Werk als eine hervorragende politische Erscheinung.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.

**HELGOLAND.**

Nordseestudien von **E. Hallier.** 1 Thlr.

**Die nordfriesischen Inseln.**

Von **G. Weigelt.**

Zweite Auflage mit 2 Karten. 1 Thlr.

**Das Nordseebad Föhr.**

Von **Schiödte.** 15 Sgr.

Sämmtliche in der **„Gegenwart"** erwähnten Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur sind vorräthig oder zu beziehen durch die Buchhandlung von

**Leo Liepmannssohn,**

Berlin W., **Markgrafenstrasse 52,**
Ecke der Behrenstrasse.

Mit No. 27 beginnt die

**Jenaer Literaturzeitung** im Auftrag der Universität Jena herausgegeben von Anton Klette, welche sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens, durch das Hervorragen ihrer Mitarbeiter die größte Anerkennung erworben, das III. Quartal.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Jena, Juni 1874. **Mauke's Verlag** (Hermann Dufft).

Verlag von **Fr. Bassermann** in **Heidelberg.**

**Neues von Wilhelm Busch.**

**Dideldum!**

Mit 100 Holzschnitten.
Preis 20 Sgr.

**Die fromme Helene.**

Sechste Auflage.
Mit 180 Holzschnitten.
Preis 20 Sgr. eleg. gebunden 25 Sgr.

**Bilder zur Jobsiade.**

Dritte Auflage.
Mit 104 Holzschnitten.
Preis 20 Sgr. eleg. gebunden 25 Sgr.

**Pater Filucius.** Allegorisches Zeitbild. Zweite Aufl. Mit 74 Holzschnitten. Preis 12 Sgr.

**Der Geburtstag oder die Partikularisten.** Vierte Auflage. Mit 100 Holzschnitten. Preis 20 Sgr.

Friedrich von Hellwald,

**Culturgeschichte**

**in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.**

**Inhalt der 3. Lieferung:** Die hamito-semitischen Völker. Ethnologische Verhältnisse. Die Hebräer in Aegypten. Der Auszug aus Aegypten. Die Religion der Hebräer. Die Cultur der Hebräer. Die Araber. Die Phöniker und ihr Land. Politische Verfassungen der Phöniker. Handel und Colonien der Phöniker. Nautische Leistungen der Phöniker. Industrie, Kunst und Religion der Phöniker und Carthager. Alter und Abstammung des ägyptischen Volkes. Der Staat Meroe. Anfänge der ägyptischen Cultur. Priesterschaft und Cultus. Wissenschaftliche Höhe der Aegypter. Abgeschlossenheit Aegyptens. Sociale Verhältnisse. Die materielle Cultur Aegyptens. Ursprünge der hellenischen Cultur. Ethnologie der Balkan-Halbinsel. Phönikische und ägyptische Einflüsse auf die älteste hellenische Cultur. Aelteste Zustände.

Das Werk erscheint in 9—10 Lief. à 36 kr. und wird im Laufe dieses Jahres complet. Lief. 1—3 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** erschien soeben:

**Lombardstreet.**

**Der Weltmarkt des Geldes in den Londoner Bankhäusern.**

Von **Walter Bagehot.**

Auf Veranlassung und mit einem Vorworte von Prof. Dr. **Franz von Holtzendorff** nach der 4. Auflage des Originals übersetzt von Dr. **H. Beta.** Preis: 1 Thlr.

In Bezug auf den Werth und die Tendenz dieses Buches verweisen wir auf den Artikel des Herrn H. Bartling in den Nummern 24 und 25 der „Gegenwart".

Verlag von **Fr. W. Grunow** in Leipzig.

**Die Sansara.**

Roman in vier Bänden

von **Alfred Meißner.**

**Vierte Auflage.**

Preis 3 Thlr.

Deutsche Zeitung: „Die Sansara von Alfred Meißner wird unter allen Romanen unseres Volks stets in vorderster Reihe glänzen."

Friedr. Hebbel (Ges. Werke, X. Band): „Die Sansara ist der erste deutsche Roman, bei dem die Verwahrung gegen unbefugte Uebertragung ins Französische und Englische mir nicht grade zu lächerlich vorkam."

**Hierzu eine Beilage von Friedr. Bruckmann's Verlag in München und Berlin.**


**Redaction und Expedition:** Louisen-Str. 32. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin NW. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

# Die Gegenwart.

AP
30
.G295
v.6

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

Sechster Band.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
32 Louisen-Straße.

Digitized by Google

AP
30
G295
v. 6

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

# Register.

## Sechster Band.

### 1. Politische Aufsätze.

#### Allgemeines.


Seite

Die europäische Aussprache des Kriegsvölkerrechts. Von Bluntschli . . . . . 257. 275
Glauben und Reichstreue. Von Theobald Ziegler . . . . . 369
Ueber parlamentarische Debatten. Von H. v. Unruh . . . 241. 259
Der König von Bayern in Paris. Von *** . . . . . 161
Das augenblickliche Verhältniß Frankreichs zu Deutschland und die Friedensaussichten. Besprochen von Leopold Richter . . . 325


#### Inland.


Das Deutsche Reich und das neueste Geschrei wider dasselbe. Von W. Wackernagel . . . . . 209
Die Sedanfeier und Bischof Ketteler. Von M. L. . . . . 145
Zur Entwicklungsgeschichte des katholischen Vereinswesens unter dem Ministerium von Mühler. Von Franz Leibing . . . . 180
Die Führer des Altkatholicismus. Von Wilhelm Rullmann . 385


#### Ausland.


Die Feudalpartei im österreichischen Abgeordnetenhause. Von Judex 305
Der Ultramontanismus in Holland. Von Th. Wenzelburger . 177
Disraeli der Vielgestaltige. Von Karl Blind . . . . . 17
Irische Unabhängigkeit und englische Freiheit. Von demselben 81. 104
Mac Mahon „Dictator". Von Leopold Richter . . . . . 33
Führer und Redner der französischen Nationalversammlung. Von demselben . . . . . 337. 356. 371. 387
Spanien und die französische Republik. Von demselben . . . . 113
Politische Betrachtungen auf Monte Pincio. Von Italicus . . 1
Der politische Umschwung in den Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel . . . . . 405


### 2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.


Gibt es einen vierten Stand? Von Karl Dietzel . . . . . 49. 97
Eisenach. Von Ludwig Bamberger . . . . . 273
Herr Roscher und seine Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. Von Hermann Roesler . . . . . 353


### 3. Vermischte Aufsätze.


Die Bürgerweihe als Volksfest. Von Bluntschli . . . . . 66. 83
Noch einmal die Fortbildungsschulen. Von E. v. Eynern . . . 85
Arzt und Publicum. Von J. Pauly . . . . . 205
Die Pariser Spitäler. Von Medicus . . . . . 406
Der Komet von Coggia. Von W. Zenker . . . . . 68
Die arktischen Expeditionen der Americaner, Schweden und Oesterreich-Ungarns. Von Joseph Chavanne . . . . . 321
Marie Antoinette und Maria Theresia. Von H. M. Richter . 69. 90
Die Piccolomini. Von W. Goldbaum . . . . . 124
Wunder und Wallfahrten . . . . . 114. 131
Von den socialen Wirkungen des großen Wiener Börsensturzes. Von Ferdinand Kürnberger . . . . . 289
John Stuart Mills religiöse Hinterlassenschaft. Von Karl Blind 309. 340
Ein geistlicher Freund des „Armen Konrads" in England. Von demselben . . . . . 193
Eine kirchlich-diplomatische Note. Von Th. Wenzelburger . . 228
Der päpstliche Nuntius und der Erzbischof von Utrecht. Von demselben . . . . . 52
Auf der Höhe von Kirche und Gesellschaft. Von Udo Brachvogel 225
Henry Rochefort in Newyork. Von demselben . . . . . 8
Zwei Pfadfinder der Presse. Von *** . . . . . 19. 35
Die Spiritisten in America. Von M. Raven . . . 129. 147. 163
Les Echos de l'Alsace-Lorraine. Von A. Schricker . . . . 171
Die Antigone des Sophokles: Ein Zeugniß gegen die Centrumspartei. Von A. Döring . . . . . 54. 72
Um eine Rose. Von Karl Gutzkow . . . . . 215. 234
Funkelnagelneues über den alten Abraham. Von Paul Lindau. 10
Aus Wien. Von demselben . . . . . 375
Pariser Briefe. Von Leopold Richter . . . . . 103
Zum Tage von Sedan. Von Klaus Groth . . . . . 133
Ein Vorwort zu Hermann Kletkes Jubelfeier. Von Albert Traeger 41
Vereinstag der Gemüseheiligen. Von Julius Duboc . . . . . 195


### 4. Litterarische Aufsätze.

#### a. Gedichte.


Das Mädchen vom Don. Von Emanuel Geibel . . . . . 4
Ode. Von demselben . . . . . 65
Aus dem „Brevier eines Ketzers". Von Johannes Scherr . . 21
Jauffre Rudél. Von Albert Traeger . . . . . 87
Urbestimmungen. Von Hermann Lingg . . . . . 180
Franz. Von Adolf Wilbrandt . . . . . 211
Der arme Mann. Von Hieronymus Lorm . . . . . 340
Ein Traum. Von demselben . . . . . 360


#### b. Essais.


Erziehungsweisheit im Sprichwort. Von Jürgen Bona Meyer. 148. 167. 199
Sprache und Sprachwissenschaft von J. Jolly. Von M. Carriere. 119. 136
Stand und Beruf der Personen im Lustspiele. Von Ernst Wichert. 245. 265. 279. 295
Aphorismen über die Kunst der poetischen Uebertragung. Von Ernst Eckstein . . . . . 92
In Sachen einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung. Von Daniel Sanders . . . . . 75
Zur literarischen Technik. Von Arthur Michelis . . . . . 43. 76
Beiträge zur Geschichte der Autorenrechte. Von Paul Lindau . . 27
Französische Schriftsteller unter Ludwig XIV. Von demselben . . 70
Die deutsche Bühnenbearbeitung Shakespeares. Von Gisbert Vincke 153
Das Wiener Stadttheater unter Heinrich Laube. Von H. Wittmann 218
Die anonyme Krise im Wiener Stadttheater. Von Siegmund Schlesinger . . . . . 261
Einige bisher noch nicht gedruckte Briefe von J. G. Hamann. Von Wilhelm Röseler . . . . . 187


Digitized by Google

Seite

Ernst Haeckel und die Weltanschauung der Zukunft. Von Carus Sterne . . . . . 230
Fritz Reuter. Von Klaus Groth . . . . . 54
Abraham Geiger. Von Berthold Auerbach . . . . . 291
Hieronymus Lorm. Von Oskar Blumenthal . . . . . 277. 314
Der verunglückte Reformator der deutschen Schaubühne. Von Paul Lindau . . . . . 107
Gustav Flaubert. Von demselben . . . . . 151. 184. 202
Aus den „Memoiren der Deborah". Von S. v. Mosenthal . . 311

Autobiographische Skizzen.

Rückblick auf mein Leben. Von Karl Gutzkow . . . . . 7. 22. 38
Im Vaterhause. Von Friedrich Bodenstedt . . . . . 88. 105
Eine Skizze meines Lebens. Von S. von Mosenthal . . 117. 134
Erinnerungen. Von Levin Schücking . . . . . 164. 181
Autobiographische Skizze. Von Hermann Lingg . . 212. 232. 246
Mein Lebensgang. Von Fr. Vischer 306. 327. 342. 360. 377. 392. 411

c. Literarische Kritik.

Schloß Roncanet. Von R. Waldmüller. Von Alfred Meißner. 26
Benedict. Von Fanny Lewald. Von Paul Lindau . . . . . 56
Oriola. Von Alfred Meißner. Von demselben . . . . . 111
Die Bildhauer von Worms. Von Alfred Meißner. Von demselben . . . . . 139
Elfrida von Monte Salerno. Von G. Conrad. Von demselben . . 248
Eine Posse von Richard Wagner. Von demselben . . . . . 293
Neue dramatische Dichtungen. Von demselben . . . . . 409
Moderne Epiker. Von M. v. Szeliski . . . . . 58
Feldflüchters. Von Eduard Hobein. Von Klaus Groth . . . 326
Pädagogisches Skizzenbuch. Von Ludwig Noiré. Von G. S. . . 189
Meyers Reisebücher. Oberitalien von Dr. Th. Gsell-Fels. Von Alfred Woltmann . . . . . 390
Poetische Abende. Von Rudolf Genée. Von E. Bürde . . . . 345
Literarische Reparaturen. Von Wilhelm Goldbaum . . . . 413
Magyarische Literatur. Von Gottfried Kinkel . . . . 251. 266
Eine neue Hunnenschlacht. Von Adolf Dux . . . . . 197
L'argent des autres. Von Emil Gaboriau. Von A. Rutenberg 268

d. Bühnenkritik.

Das plattdeutsche Theater in Berlin. Von J. Stettenheim . . 61
Nicht über das plattdeutsche Theater. Von Paul Lindau . . . 94
„Alltagsleben." Von Adolph L'Arronge. Von demselben . . . . 174
„Herodes und Mariamne." Von Fr. Hebbel. Von demselben . . 222
Dilettantenvorstellung zum Besten der Abgebrannten in Meiningen. Von demselben . . . . . 237
„Marino Falieri" von Albert Lindner und „Monsieur Alphonse" von A. Dumas Fils. Von demselben . . . . . 297
„Die Versucherin" von G. v. Moser und „Die Darwinianer" von J. B. v. Schweitzer. Von demselben . . . . . 347
„Die Sirene" von Mosenthal. Von demselben . . . . . 395
Paul Lindaus „Erfolg" in Wien. Von Heinrich Laube . . . 362
„Alte Schweden". Von A. E. Brachvogel. Von M. v. Szeliski 281
Ein Wort an den Reichsrath. Von O. F. Berg. Von demselben . . 30

5. Musik und bildende Künste.

„Die Fledermaus". Von H. Ehrlich . . . . . 45
Neue Compositionen. Von demselben . . . . . 318
„Cäsario". Von Taubert. Von demselben . . . . . 347

Seite

Die Concertsaison. Von demselben . . . . . 396
Drei Oratorien. Von demselben . . . . . 417
In Kunstangelegenheiten. Von Gustav Floerke . . . . . 155
Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin. Von demselben . . . . . 220. 254. 283. 299. 431. 364
Literarische Neuigkeiten auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft. Von Bruno Meyer . . . . . 109

6. Verschiedenes.

Aus Karlsbad. Von — p. . . . . 12
Aus Lothringen. Von G. Abel . . . . . 78
Die Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten. Von Paul Lindau . . . . . 179
Gelegentlich des Lustspiels „Ein Erfolg". Von demselben . . . . 329
Der heilige Cyriacus. Von J. Kolkmann . . . . . 381
Die Berliner in französischer Beleuchtung . . . . . 415

7. Aus der Hauptstadt.

Das Rathssilberzeug der Stadt Lüneburg. Von Albrecht Böhme. 126. 140
Die Zukunft Berlins. Von y. . . . . 316

8. Offene Briefe und Antworten.

In Sachen der Meininger.
a. Von Adolph Schwarz.
b. Von Paul Lindau.
c. Von einem deutschen Schauspieler . . . . . 14
Ueber Jules Janin. Von C. Spielmann und Paul Lindau . 47
Ueber „geflügelte Worte". Von einem stud. phil. . . . . 15
„ „ „ Von Fr. Latendorf . . . . . 63
„ „ „ Von Georg Büchmann . . . . . 191
„ „ „ Von Fr. Latendorf . . . . . 207
Zum Capitel der Verballhornungen. Von C. P. . . . . 127
Ein Brief des Marschalls Bazaine . . . . . 142
Herrn Dr. Ernst Eckstein. Von Ferdinand Freiligrath . . . 143
Zu Ecksteins „Aphorismen zur Uebersetzungskunst". Von Gisbert Vincke. . . . . 143
Die Gräfin Terzky . . . . . 143
Warnung vor Gänsefüßen. Von Gustav Kühne . . . . . 158
Warnung vor Fußangeln. Von Karl Gutzkow . . . . . 158
Zum Mallinckrodt-Denkmal. Von Kolkmann . . . . . 158
In Sachen Reuters. Von E. K. . . . . 207
Zu den Briefen Hamanns. Von Dr. Julian Schmidt . . . . 223
Deutsche Herkunft eines angeblich ungarischen Volksliedes. Von Adolph Strodtmann . . . . . 302
Our goodman came hame at e'en. Von Ferdinand Freiligrath 335
Zur Kunstausstellnng. Von L. P. . . . . 303
Ueber Ahnen. Von v. Flemming . . . . . 350
In Sachen der „Gemüseheiligen" . . . . . 382

9. Notizen.

S. 31. 46. 62. 79. 95. 175. 206. 238. 255. 271. 287. 301. 318. 334. 349. 367. 380. 397. 399. 418.

10. Bibliographie.

S. 31. 63. 95. 111. 159. 238. 303. 319. 335. 383. 400. 419.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 4. Juli 1874. Band VI.

1.1
30
G295
v.6
no.27

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Politische Betrachtungen auf Monte Pincio. Von Italicus. — Henry Rochefort in Newyork. Von Udo Brachvogel. — Literatur und Kunst: Das Mädchen vom Don. Von Emanuel Geibel. — Rückblicke auf mein Leben. Von Karl Gutzkow. — Funkelnagelneues über den alten Abraham. Von Paul Lindau. — Verschiedenes: Aus Karlsbad. Von — p. — Offene Briefe und Antworten. In Sachen der Meininger. Beiträge von Adolf Schwarz, Paul Lindau und einem Deutschen Schauspieler. — Inserate.

### Politische Betrachtungen auf Monte Pincio.

Während der jüngsten Wochen habe ich bei meinen abendlichen Spaziergängen auf dem Pincio wiederholt die Gesellschaft und das Gespräch eines eigengearteten italienischen Freundes genossen. Eigengeartet nenne ich ihn, weil er im Gegensatze zu den vielen Leuten, welche hierzulande sich in einem überaus bequemen politischen Optimismus wiegen, die Mühe, die für einen Patrioten schmerzliche Mühe nicht scheut, auch die Kehrseite zu betrachten jenes wunderbaren Glückes, welchem Italien das so rasche und leichte Gelingen seiner Einheitsbestrebungen dankt.

Ich glaube wohl daran zu thun, wenn ich einige Bemerkungen dieses Ausnahmsitalieners in einem deutschen Blatte wiedergebe. Die italienische Presse pflegt solchen unbequemen Rednern nicht leicht das Wort zu leihen. Massimo d'Azeglio sagt in einem seiner Briefe an Rendu mit Bezug auf die italienischen Preßzustände: „C'est curieux de voir comme un parti dominant peut s'arranger avec la liberté de la presse tout aussi bien qu'avec la censure; de là ces horizons factices qui trompent et égarent les bonnes gens". In der That, einige wenige der herrschenden Partei angehörige Blätter stellen jenen künstlichen Horizont her, innerhalb dessen die sogenannte öffentliche Meinung Italiens als ein seichter doch keineswegs breiter Strom langsam dahinfließt, auf kurzen hohlen Wellen eine schlaffe Regierung und ein schlaffes Parlament tragend. Die paar oppositionellen Zeitungen sind wenig gelesen und füllen ihre Spalten mit inhaltloser Parteirhetorik und persönlicher Polemik. Eine sachliche objective Kritik der Handlungen der Regierung und der parlamentarischen Berathungen findet sich nirgends, und sobald ein ausländisches, ein deutsches oder englisches Blatt sich erlaubt den Mund aufzuthun und die bedenkliche Finanzwirthschaft oder die schwächliche Kirchenpolitik zu tadeln, so ist in neun von zehn Fällen dafür gesorgt, daß das italienische Publicum von solchem Tadel nichts erfahre. Die Blätter der herrschenden Partei hüten sich wohl, derartige Artikel zu übersetzen, und die der Opposition haben vor lauter Polemik nicht Zeit sie zu lesen. Wenn einmal in einem zehnten Falle solch eine transalpinische Stimme so laut in's Land hereinschallt, daß sie sich nicht todtschweigen läßt, dann antwortet der Chorus der italienischen Journalisten mit der abweisenden Empfindlichkeit gekränkter Unschuld oder aber versichert stolz, daß der vorlaute fremde Kritiker „nicht ein Acca" von italienischen Dingen verstehe. Ein autochthoner Italiener aber, der es unternehmen wollte, die heimathlichen Zustände zu besprechen nicht mit dem tendentiösen Zorne des oppositionellen Puritaners, sondern mit der Gelassenheit des unbefangenen, auf keine Parteifahne eingeschworenen Beobachters, ein solcher landsmännischer Störenfried, gegen den man nicht wie gegen einen Ausländer den Vorwurf der Lieblosigkeit, des Vorurtheils, der Unwissenheit erheben könnte, der müßte, um zu Wort zu kommen, sich seine eigene Zeitung gründen. Da mein Freund hierzu keine Lust und keinen Beruf verspürt, es mir aber nicht in den Kopf wollte, daß seine Betrachtungen über die italienischen Zustände nur von mir und den Bäumen und Statuen des Pincio gehört worden sein sollten, so habe ich mir seine Reden gemerkt und für die „Gegenwart" aufgeschrieben — natürlich ohne mir einzubilden, daß sie auf dem Umwege über Deutschland zum Ohr des italienischen Publicums gelangen könnten.

Wir gingen also eines Abends auf der Terrasse des Pincio auf und ab und angesichts der zu unsren Füßen liegenden „ewigen Stadt" pries ich Italien glücklich, weil es zugleich als Nation so alt, als Staat so jung sei.

„Ein Glück, ja, das wäre es — so rief mein Begleiter aus — wenn die Natur gestattete, zugleich alt und jung zu sein, allein „wir sind wieder auferstanden, um zu gewahren, daß wir todt sind!" Wissen Sie, wer dies von dem jungalten Italien gesagt hat? Alessandro Manzoni."

Nun — erwiderte ich — der war gewiß keiner von den Todten.

„Nein — versetzte mein Freund — indessen wie erklären Sie es, daß die größte dichterische Kraft, die Italien seit Ariost und Tasso hervorgebracht, daß der fast neunzig Jahre altgewordene Manzoni uns nicht mehr als zwei, drei dünne Bände hinterlassen hat? Ist das nicht ein Symptom der Erschöpfung, der Greisenhaftigkeit der Nation?"

Ich versuchte meinem Freunde die Unzulänglichkeit dieses sonderbaren Argumentes darzuthun; ich sagte ihm, daß er sich mit hypochondrischen Grillen plage. Aber an diesem Abend kam das Gespräch nicht wieder in Gang.

Einige Tage später saßen wir wieder einmal auf der Pincioterrasse; ich sprach mein Bedauern aus, drei volle Stunden in der Halle von Monte Citorio verloren zu haben.

„Wer heißt Sie auch das italienische Parlament besuchen! Wenn dasselbe wenigstens in einer americanischen, seit gestern aus Holz und Backstein erbauten Stadt tagte! Aber in Rom, wo jeder Schritt auf ein marmornes Denkmal vergangener italienischer Größe stößt!"

Ich wollte meinem Freunde nicht gestatten, sich wieder seinem Trübsinn hinzugeben, und sprach die Erwartung aus, daß auch in die italienische Politik bald wieder ein kräftigerer Lufthauch hineinwehen würde.

Digitized by Google

„Hoffen wir es — rief mein Begleiter — einstweilen sehe ich nur das Gegentheil.“ Und nun entwickelte er mir eingehend seine Anschauung von den hiesigen politischen Zuständen; ich gebe seine Aeußerungen so treu als möglich wieder.

„Solange es galt, die venetianische und die römische Frage zu lösen, schwebte unsrem nationalen Fühlen und Denken ein großes und bestimmtes Ziel vor, ein für die verschiedenen politischen Parteien gemeinsames Ziel. Die Parteien unterschieden sich nach den Mitteln, welche die eine und die andere behufs der Lösung jener Fragen vorschlug, und obwohl unser Parlament als gesetzgebender Körper nichts zu Stande brachte und als Aufsichtsrath nicht viel mehr als nichts — eine gründliche und fruchtbare Berathung des Staatshaushaltes ist nie vorgekommen — so setzte doch jener Streit der Meinungen bezüglich der besten Methode, die nationale Einheit zu vollenden, die constitutionelle Maschine in ernstliche und ersprießliche Bewegung. Als aber mit der Einverleibung von Rom das neue Italien ausgewachsen war, da ermangelte ihm mit einem Male jeder Zweck und jeder Stoff politischer Lebensthätigkeit: eine zunehmende Apathie ließ allen neuen Trieb erlahmen; und nach und nach wurde es klar, in welcher sonderbaren Verfassung die Nation sich befand, in der Verfassung eines äußerlich verjüngten Geschöpfes, das aber im Innern die Blutarmuth und Schlaffheit des Alters nicht losgeworden ist. Die italienische Politik verlor alle Sprungkraft, alle Idealität, alle Bestimmtheit des Ziels: Garibaldiner und Moderati vermischten sich zu einer einzigen Masse von unbestimmter Färbung; die früheren Meinungsverschiedenheiten hatten keinen Sinn mehr oder wurden überschwemmt und ertränkt in der Flut der Ungewißheiten, der Zweifel, der Unbegreiflichkeiten, welche plötzlich inmitten und in Folge des ungeheuren Erdbebens des deutsch-französischen Krieges über uns hereinbrach. Die Katastrophe ist für die Franzosen selbst kaum unerwarteter, unbegreiflicher gekommen als für uns Italiener. Seit 1870 finden wir uns nicht mehr zurecht. Zwar unsre Kammer, unsre Presse spricht noch dieselbe Sprache wie in dem vorhergehenden Jahrzehnt; aber die einst so leidenschaftlich zuckenden Lippen bewegen sich nur noch aus Gewohnheit, ohne Kraft, ohne Ueberzeugung, die Sprache ist todt wie die der italienischen Akademien des vorigen Jahrhunderts.

Unsere regierende Partei hatte lange Jahre hindurch eine Politik verkündet und betrieben, welche durch Abmachungen, durch Zugeständnisse an das Papstthum und das napoleonische Frankreich zum Besitz von Rom, zur Vollendung der nationalen Einheit gelangen wollte. Da zwang der Sieg der Deutschen über die Franzosen unsre Regierung, die Ohnmacht Frankreichs zu benutzen und mit Kanonenkugeln Bresche zu schießen in die römische Stadtmauer. Unsern Politikern von der gemäßigten Partei war es zu Muthe, als wären sie selbst mit dem Kaiser Napoleon und dem Herzog von Magenta bei Sedan besiegt worden, und siehe da! betroffen, bestürzt wie sie waren, zogen sie als Triumphatoren in Rom ein — zogen in Rom ein kraft jenes ihnen als so barbarisch geltenden Rechtes der Gewalt, der Eroberung, sie, welche zehn Jahre hindurch in Turin und Florenz versichert hatten, die römische Frage sei nur durch moralische Mittel lösbar. Man denke sich die Verlegenheit dieser Partei, der einzigen regierungsfähigen, die wir haben. Da befand sie sich nun plötzlich in Rom einem Papste gegenüber, der schlechterdings nicht einsehen wollte, daß man, indem man ihn gewaltsam der weltlichen Herrschaft beraubt, ihm und der Kirche den größten Liebesdienst erwiesen habe. Und doch — dieser unbewußte Wahn oder diese bewußte Heuchelei, das war das ganze moralische Mittel, wodurch die römische Frage hatte gelöst werden sollen. Hätte man nun wenigstens eingesehen, daß, nachdem man einmal den Streit über den Besitz des römischen Gebietes nicht durch ein friedliches Abkommen mit dem Papste erledigt hatte, durch diese Erledigung der Papst ganz gewiß nicht freundlicher, versöhnlicher gestimmt worden war! Aber nein, nun steifte sich unsre Regierungspartei erst recht, den über die gewaltsame Beraubung ergrimmten Pontifex zu einem guten Freund Italiens machen zu wollen. Und in der That, wenn es sich nur darum handelte, den Schmerz des Papstes über den Verlust seines weltlichen Königthums zu beschwichtigen, so ließe sich ja denken, daß man durch Geduld und gute Worte zum Ziele gelange. Aber trauert wirklich der Papst nur um die verlorene Krone und bestand die römische Frage nur in dem Streit um den Kirchenstaat? Oder ist nicht vielmehr die eigentliche römische Frage noch heute so ungelöst wie vor dem 20. September 1870? Nicht allein der Papst im Vatican flucht dem Räuber seines Thrones, sondern die römische Kirche verflucht den italienischen Staat. Das aber wollen unsre herrschenden Politiker nicht hören, oder stellen sich, als hörten sie es nicht. Eine Partei, die ihren Traditionen, Sympathien, Tendenzen gemäß den offenen lauten harten Kampf überhaupt nicht liebt, am wenigsten mit dem Papstthum, in welchem sie nach wie vor eine Glorie und die moralische Grundlage Italiens sieht, und mit Frankreich, das sie als ihren natürlichen Verbündeten zu betrachten gewohnt ist, diese Partei kann sich nicht darein finden, daß sie mit der Kirche im Kriege lebe und mit Frankreich in Krieg gerathen könne. Darum klammert sie sich an die Formel von der freien Kirche im freien Staate, an den Buchstaben des Cavour'schen Programms, obwohl sie dieser Formel, diesem Programm zuwider nach Rom gelangt ist — weder im Einverständniß mit der Kirche noch mit Frankreich; darum klammert sie sich an das französische Bündniß, obwohl sie fühlt und weiß, daß Italien keinen anderen Bund zu fürchten hat als den Frankreichs mit dem Papste. So ziehen Erinnerungen und Neigungen unsere Regierung hierhin, Thatsachen und Besorgnisse dorthin; sie liebt Frankreich und fürchtet es; Deutschland ist ihr unverständlich, unsympathisch, aber sie sieht sich doch gezwungen, auf seinen Beistand zu hoffen gegen die ihr drohenden Gefahren. Wieviel Kraft, wieviel Beharrlichkeit, wieviel Würde unter sothanen Umständen unsren moderirten Staatsmännern beiwohnen kann, ist leicht zu begreifen, und daß ihnen nichts übrig bleibt, als ein möglichst geschicktes Schaukelspiel zwischen Einsicht und Neigung, zwischen Patriotismus und Papstthum, zwischen ihrer liberalen Gesinnung und ihrem katholischen Empfinden, zwischen der deutschen und der französischen Allianz.

„Nicht sowohl das Gegenstück als das Seitenstück unsrer Regierungspartei ist unsre parlamentarische Opposition. Sie ist freilich 1870 eine grimmige Widersacherin des kaiserlichen, des napoleonischen Frankreich gewesen und hat gegen die Abhängigkeit unsrer Politik von der des Kaisers Napoleon beharrlichen und nachdrücklichen Einspruch erhoben; allein ihr demokratisches oder vielmehr demagogisches Evangelium, dessen alte jacobinische Formeln durch den neuen Ruhm Garibaldis eine frische Weihe erhalten hatten, war im Wesen gar nicht weniger französisch als das Programm der „Consorteria“. Der Triumph des „feudalen“ Königs von Preußen und des „reactionären“ Herrn von Bismarck, die Niederlage nicht allein des napoleonischen Kaiserreichs, sondern auch der französischen Republik, die jämmerliche Impotenz, welche die radicalen Doctrinen und Führer Frankreichs bewährten, mußten nothwendiger Weise eine erschreckliche Verwirrung anrichten in den Köpfen und in den Reihen unsrer Demokraten. Und obwohl die gemäßigte Partei, als sie in Folge der deutschen Siege unter dem Drucke der öffentlichen Meinung sich des Rumpfkirchenstaats bemächtigte und den Papst absetzte, nur das revolutionäre Recept der Opposition zur Ausführung brachte, so schien es doch nun in der neuen „conservativen“ Aera, welche man mit dem Triumphe des monarchischen Deutschland über das republicanische Frankreich für die Welt angebrochen sah, erst vollends unmöglich, daß das Königreich Italien von Demokraten und Garibaldinern regiert würde; so sehr die Männer der gemäßigten Partei sich durch die Ereignisse von 1870 in ihren Erwartungen getäuscht, in ihren Wünschen gekreuzt, in ihrem Handeln zum geraden Gegentheil ihrer Ansichten und Absichten

Digitized by Google

gedrängt gesehen hatten, so galten sie doch nach wie vor und mehr denn zuvor für die einzigen, welche, als Leute von Autorität und Erfahrung, in der neuen Strömung der Zeit am Ruder des Staates bleiben konnten.

„Und so geschah es, mußte es geschehen. Allein in der Nation, im Parlament, in der Regierung ist seitdem mehr und mehr die Empfindung erwacht, daß zu der neuen Lage der Dinge die Programme der beiden alten parlamentarischen Parteien nicht mehr passen. Leider ist's nur bei dieser rein negativen Empfindung geblieben, und sie hat blos das negative Ergebniß gehabt, die verschiedenen parlamentarischen Gruppen ganz und gar zu zerreißen und durch einander zu wirren. Aus alter Gewohnheit möchte man noch etwas unterscheiden wie eine Rechte und eine Linke, und aus Gewohnheit stimmen wohl auch noch die ehemaligen Parteigenossen dann mit einander, wenn nicht ein stärkeres Motiv, als die Gewohnheit sie veranlaßt, gegen einander zu stimmen. Nur das ist in all dieser Unklarheit klar: als solch stärkeres Motiv wirkt niemals ein Princip, eine Doctrin, eine allgemeine Ueberzeugung über die in der inneren oder äußeren Politik zu befolgende Richtung, über die Behandlung dieser oder jener wichtigen Frage. Jede Abstimmung trägt den Charakter des Zufälligen; jeder Tag zeigt ein andres Bild, und will man schlechterdings einen Zusammenhang, eine Folge und Regel in diesem steten Wechsel finden, so kann man eben nur sagen, daß Interessen gegen Interessen kämpfen, Interessen von Personen, Coterien, Anstalten, Localitäten; welch eine unabsehbare Reihe von Combinationen und Permutationen da denkbar ist, brauche ich nicht zu sagen; — und auf diesem schwanken Boden steht unser Parlamentarismus."

Die Sonne war hinter dem Monte Mario untergegangen; um diese Stunde bleibt man hierzulande nicht gern im Freien und so hatte für diesmal unser Gespräch ein Ende in eben dem Augenblick, da mein Freund sich anschickte, mit der Zerbröckelung der italienischen Parteien und der Zerfahrenheit der Meinungen die Beschaffenheit des römischen Bodens zu vergleichen, der, klaftertief aus Schutt und Scherben bestehend, es noch zweifelhaft erscheinen lasse, ob er dazu tauge, die moderne Hauptstadt eines modernen Staates zu tragen.

Rom, im Frühjahr 1874. **Italicus.**

## Henry Rochefort in Newyork.

Es ist wunderbar, wie wenig in Frankreich dazu gehört, zu einer „Sensation" machenden Erscheinung zu werden. Nur ausnahmsweise ist es das „Was", um welches es sich bei den dortigen Tagesgottheiten handelt. Fast immer steht das „Wie" in der ersten Reihe. Der Zauber der Mache, von der großen akademischen Posse bis zum Straßenskandal, entscheidet Alles. Ein Gelehrter, ein Denker, ein tief angelegter Künstler, ein wirklicher Förderer der Menschheit — und wer wollte leugnen, daß die Franzosen auch ihrer zu allen Zeiten gehabt? — kann Jahre und Jahrzehnte lang mit dem kargenden Geschick um jedes Atom seines Erfolges, seines Ruhmes ringen. Ein Gassenjunge, ein Verrückter, ein bis zum Frevel Rücksichtsloser kann ungekannt und mit knurrendem Magen zu Bett gehen und als eine Macht und im Ueberfluß erwachen. Versteht er es dann nur Gassenjunge, Verrückter oder Radicaler mit Eclat und bis zu den äußersten Consequenzen zu sein und zu bleiben, so kann er auch der Treue und des Beifalls seiner Landsleute ebenso gewiß sein, wie er inmitten eines schwerfälligeren Volkes allgemeiner Zurückweisung, des Narrenhauses oder gar des Gefängnisses sicher sein könnte.

Gassenjunge, Verrückter, Gewissenloser, — der vielgenannte Franzose, welcher sich während der letzten Wochen auf flüchtigem Besuch in Newyork aufhielt und dessen Name in dieser Zeit die Parole des Tages war —, **Henry Rochefort** ist sicherlich keiner dieser drei Kategorien französischer Berühmtheiten ganz oder überhaupt nur zuzurechnen. Davor schützt ihn die Schneidigkeit seines Literatenthums, schützt ihn die Methode, die in seiner Excentricität liegt, und schützt ihn endlich die starre Consequenz seines Radicalismus. Aber etwas von einem jeden dieser drei Ingredienzen, denen schon so manches Menschenkind, das außerhalb Frankreichs eine Unmöglichkeit gewesen wäre, innerhalb desselben eine nationale Berühmtheit verdankte, hat er doch. Am wenigsten in seiner äußeren Erscheinung. Dieselbe hat in ihrer eleganten Gemessenheit nicht das Mindeste von jenem Diogenes, den man sich von einer Laterne, wie die seinige, unzertrennlich denken sollte. Nach dieser Seite hin war er den Americanern eine Ueberraschung oder, je nachdem man will, eine Enttäuschung. In allem Uebrigen hat er den Erwartungen der Freunde von etwas Ungewöhnlichem, Schneidigem, Radicalem hinlänglich entsprochen, wie sehr er auch Geschmack und Grausamkeit genug besaß, nicht nur allen öffentlichen Demonstrationen nach Kräften aus dem Wege zu gehen, sondern auch nur von wenigen Eingeweihten an Bord begleitet, die ihm so gastlichen Gestade dieses Landes in aller Stille wieder zu verlassen.

Was Rochefort in den Augen jeder republicanischen Bevölkerung eine unleugbare Bedeutung verleihen muß, ist sein Haß des Imperialismus und zwar des Imperialismus in jeder Gestalt. Allerdings hat er mit demselben lange nicht so gewirkt, als er vermöge seines Talentes hätte wirken können. Der Gabe der positiven und besonnenen Kritik ganz und gar baar, warf er sich mit der vollen ätzenden Schärfe des ihm innewohnenden Geistes der Verneinung auf ein schonungsloses, keinen Unterschied kennendes Niederreißen von allem und jedem, was auch nur vom Fittich des kaiserlichen Adlers gestreift war. Von fünf Malen schoß er vier Mal über sein Ziel hinaus, und seine Laterne — wie sehr es auch den Anschein haben mochte, daß ihre Strahlen, um ein sehr gewagtes Bild zu gebrauchen, gleich Scheidewasser auf die unlautere Regierung des zweiten Empire niederzischten — seine Laterne war in ihrer Wirkung doch nur ein Symptom für die schon damals bis zur Haltlosigkeit erschütterte Stellung des Bonapartismus. Selbst und allein erschüttern, untergraben und zertrümmern hätte dieses publicistische Instrument, so wie es war, niemals können. Dazu fehlte es dem, der es handhabte, an Kraft und Ernst. Rochefort erging sich zu ausschließlich im rein Persönlichen und Nebensächlichen. Seine Angriffe auf die Kaiserin Eugenie waren über die Maßen geschmacklos, ja geradezu empörend. Aber wie dem auch war, und zu welchen Mitteln er auch griff, — sein Haß gegen den Imperialismus war echt. Er war so echt, so zu seinem zweiten, nein, zu seinem ersten und eigentlichen Wesen geworden, daß er nach Zusammenbruch des Kaiserreichs sich auch sofort nach einer andern Gewalt umsehen mußte, um dieselbe unter den Focus seiner Laterne zu bringen. Es war nur sein natürlicher Weg, der ihn zur Commune und zu einem Kampf auf Leben und Tod gegen die neuen Mächte führte, welche in seinen Augen Frankreich nur einem neuen Imperialismus in anderer Gestalt entgegendrängten.

Und darin hat keine Deportation und keine Gefangenschaft etwas zu ändern vermocht. Eben erst unter außerordentlichen Gefahren dem Schrecken des neuen Cayenne entronnen, ist sein erster Athem ein erneuter Kriegsruf. Schon in San Francisco, wo er von Australien kommend, zuerst den Boden der nordamericanischen Republik betrat, hatte er sich in einer Zuschrift an eine dortige Zeitung dahin ausgesprochen: daß die neue Freiheit ihm nur gleichbedeutend sei mit dem alten Kampf. Vor dem newyorker Publicum aber erschien er außer in einer Vorlesung „über die gegenwärtige Lage Frankreichs", die er zum Besten der Familien seiner neucaledonischen Leidensgefährten hielt, mit einem vollständigen Manifest, welches der „Newyork Herald" unter dem Titel „Die Laterne in Newyork" bereits am Tage seiner Ankunft veröffentlichte. Beide Kundgebungen mögen sich noch exaltirter und theatralischer ausnehmen, als irgend etwas, das er in seiner alten Laterne geleistet — aber mit dem, was er darin verspricht, ist es ihm Ernst, und er wird es halten. Sein neuer Napoleon III. heißt Mac Mahon. Gegen ihn faßt er sein Programm in den nachstehenden Worten zusammen:

Digitized by Google

„Der Patriotismus Robespierres hat es sich sicherlich nicht träumen lassen, was wir heute erleben: daß nicht der Sieg, sondern die Schande der Niederlage berufen werden könnte, an die Spitze der Nation zu treten. Der arme Mac Mahon, dieser ruhmreiche Verwundete, dessen Ruhm man ebensowenig zu entdecken vermochte, wie seine Verwundung, hat selbst wohl kaum eine Ahnung von der blutigen Bedeutung, welche dieser Titel als sein Rechtstitel auf die Präsidentschaft für ihn hat. Er glaubt sich Präsident einer Republik und ist in Wirklichkeit nichts als der Commandant eines in Belagerungszustand erklärten Gemeinwesens. Aber es gibt angesichts dieser und aller sonstigen Ungereimtheiten für Frankreich nur eine Nothwendigkeit: die der wirklichen Republik, und das Machtwort der Nation wird sie denjenigen endgültig aufzwingen, welche sich heute die Männer der Ordnung nennen, welche uns aber die Männer des Umsturzes sind. Fox — der nämliche Fox, welcher seine politische Weisheit ganz wo anders als in Algier und auf Feldzügen gegen die Cabylen gelernt hat — ist es, der uns das Wort gelehrt hat: „Die schlimmsten Revolutionen sind die Restaurationen".

Mit diesem Programm wird Rochefort den Boden Europas wieder betreten. Jede andere Erde brennt ihm offenbar unter den Füßen. Er hat America von San Francisco nach Newyork nur im Fluge durchreist und es soll in letzterem seinen Landsleuten die größte Mühe gekostet haben, ihn nur für eine oder anderthalb Wochen zu fesseln.

Rochefort ist heute ein Mann von vierundvierzig Jahren und hat somit noch einen vollbemessene Tagewerkszeit vor sich. An allerlei Haß aber, seinem publicistischen Lebenselement (denn nur in der Publicistik wird er wirken können, — als Staatsmann ist er ein Unding!) fehlt es ihm weniger als je. Jede Spalte seiner newyorker Laternennummer ist voll davon. In schwungvollem Französisch geschrieben liest sie sich fesselnd und spannend vom ersten Buchstaben bis zum letzten; selbst die miserable englische Uebersetzung, die beigefügt war, hat dieses Interesse nicht zu schmälern vermocht. Sie erstreckt sich von dem letzten Jahr des Kaiserreichs bis zu ihres Autors Flucht von Neucaledonien. Mit besonderer wenngleich schon mehr melodramatischer Kraft malt er die Greuel aus, welche die Niederwerfung der Commune begleiteten. Er mißbilligt die Excesse der Communards, die er selbst zu hindern gesucht, aber er tritt ganz und voll für die Besiegten ein, welche, „Civilisatoren der Barbarei", von ihren Siegern mit der ganzen „Barbarei der Civilisation" zermalmt wurden. Dieser Abschnitt des Manifestes liest sich fast wie ein Schriftstück von Victor Hugo. Dagegen klingen in die Schilderung Neucaledoniens und des Elendes der Verbannung Töne wie aus jenen Saiten hinein, aus denen einst die pontischen Tristien emporstiegen. Im Ganzen liegt jedoch auch über diesem Theil des Briefes ein Hauch der Uebertreibung, welcher dem Leser wieder und immer wieder das Wort auf die Lippen drängt: „Weniger wäre mehr".

Ueber seine und seiner Gefährten, darunter Pascal Grousset's Flucht aus der Strafkolonie selbst ist Rochefort ziemlich einsilbig. Er erklärt dies mit den Worten, daß er Personen, welche einstweilen noch unter Mac Mahons Autorität ständen, nicht compromittiren dürfe. Ein Entkommen von der Insel war nur mit Hülfe eines fremden Fahrzeuges möglich, welches durch Schwimmen erreicht werden mußte. Ein solches ward durch die Vermittlung dreier Bewohner der Kolonie in dem englischen Dreimaster des Capitain Law gefunden. Was jedoch das Wegschwimmen von der Insel anbelangt, so hatte der französische Marineminister mit derselben Kenntniß geographischer Verhältnisse, welche (wie Rochefort sarkastisch hinzusetzt) die französischen Officiere während des Krieges gegen Deutschland auszeichnete, es für unmöglich erklärt, daß es von den die Insel umschwärmenden Haifischen gestattet werden würde. Diese ministerielle Gewißheit war es, die Rochefort und seinen Gefährten (Grousset, Jourde und Oliver Pain) zuerst ihre Gewißheit von der Möglichkeit des Gegentheils gab, und da ihnen bekannt war, daß die mörderischen Thiere besonders eine kleine Halbinsel, auf der sich die Schlachthäuser der Kolonie befinden, zu umschwärmen pflegen, dann aber, von den ihnen daselbst dargebotenen Abfällen reichlich gesättigt, auf badende Menschen keine Angriffe machen, so beschlossen sie, von dort aus ihre Flucht zu bewerkstelligen. Oliver Pain, der des Schwimmens völlig unkundig war, hatte diese zur Ausführung ihres Planes so unumgänglich nothwendige Kunst erst noch erlernen müssen, war jedoch im Lauf eines Monats, seinen Gefährten gleich, ein Meister darin geworden. Endlich kam der entscheidende Tag. Hören wir Rochefort selbst:

„Der wackere Law, obwohl er genau wußte, von welcher Wichtigkeit die Gefangenen waren, die er an Bord nehmen sollte, erklärte sich doch bereit, uns nach Australien hinüberzuschaffen. Aber die Halbinsel, von der allein wir unsere Flucht bewerkstelligen konnten, war zu stark bewacht, als daß er nahe heran kommen konnte, und alles, was er uns zu versprechen vermochte, war, daß er an einem Punkte, etwa drei Stunden vom Ufer entfernt, auf uns warten wolle. Die Schwimmpartie dorthin war eine der dramatischsten Episoden unserer Flucht, und wir würden den Anstrengungen sicherlich erlegen sein, wenn nicht unsere drei Freunde von Neu-Caledonien noch ein Mal zu unserer Hülfe herbeigekommen wären und uns unter dem Schutze der Nacht mit einem Walfischfängerboot, in welches sie uns nackt, erstarrt und von peitschenden Wellen und scharfkantigen Klippen, wie von Rasirmessern zerschnitten, aufnahmen, den längsten Theil des Weges erspart hätten. Der unerschrockene Capitän Law erkannte mich und sah sofort, wen er, um ihn zu retten, an Bord genommen. Aber anstatt schwankend zu werden, wiederholte er mit erhöhter Feierlichkeit sein Versprechen, uns zu schützen und zu vertheidigen. Der Rest der Nacht, den wir der herrschenden Windstille halber, ruhig liegen bleiben mußten, war ein fürchterlicher für uns. Wie leicht konnte eine solche Verzögerung unser Verderben werden. Endlich nach zweistündiger Stille, welche wir füglich die „Stille des Todes" nennen durften, erhob sich der Wind und blieb uns so ununterbrochen günstig, daß wir in etwas weniger als sieben Tagen Sidney erreichten, — eine Reise, welche deren oft fünfundzwanzig und mehr erfordert.

Und so durften wir das Licht auf's neue begrüßen, nachdem wir drei tödtliche Jahre im Grabesdunkel geschmachtet hatten. Drei tödtliche Jahre, während deren jene, die uns Aufrührer nennen, das Feld frei für sich gehabt haben. Drei Jahre, in denen wir nicht zur Stelle waren, — eine lebendige Drohung für jene Gesetzgeber, die unsere Opposition in Schach hielt. Auf Gnade und Ungnade lag Frankreich in ihren Händen. Man sehe nur hin, was sie daraus gemacht haben!"

Ja, was sie daraus gemacht! An Beleuchtungen davon wird es der unverwüstliche Laternenmann nicht fehlen lassen. Daß dieselben maßvoller und darum praktischerer Natur sein werden, als jene, in welchen er einst die Träger des Kaiserreichs vor die Welt hinstellte, das darf man einstweilen nur wünschen, höchstens hoffen. Verbürgen möchte sich niemand dafür, der die beiden americanischen Kundgebungen des französischen Diogenes gelesen. Wäre er nur etwas weniger so ganz und gar französisch — was ließe sich nicht für sein Land von ihm erhoffen. Freilich bliebe es auch fraglich, ob er dann, wie er nun einmal ist, überhaupt etwas wäre!

Newyork, Anfang Juni.

**Ado Brachvogel.**

## Literatur und Kunst.

### Das Mädchen vom Don.

Von **Emanuel Geibel.**

Mein Freund Gregor, mit dem ich manchen Tag
Verschwärmt einst zu Athen, wo damals er,
Der nordischen Gesandtschaft zugesellt,
Bei müss'ger Zeit mit mir die Alten las,
Besuchte letzten Herbst, da südwärts schon
Die Schwalben wanderten, mich unverhofft
Im stillgeword'nen Bad am Ostseestrand.
Ein sehnlich Ruhbedürfniß hatt' auch ihn

Digitized by Google

Dorthin geführt und bei verwandter Stimmung
Und gleichem Freimuth fiel es uns nicht schwer,
Das alte Bündniß zu erneu'n. Wir sahn
Beim ersten Gruß, daß fünf und zwanzig Jahr
Uns nicht verwandelt hatten, nur gereift,
Und bald in trautem Austausch, wie vordem,
Verplauderten wir wieder Tag für Tag
Des Abends Neige, nun der Gegenwart
Streitfragen prüfend, nun in's Zauberland
Erinnrungsreicher Jugendtage schwärmend.
In solcher Stund' einst — während über'm Meer
Der Vollmond aufstieg und der Brandung Schlag
Gedämpft herüberscholl — erzählt' er mir
Von einem Mädchen, das er zu Athen
Gekannt und das auch mir begegnet war,
Wiewohl nur flüchtig. Doch es zählt' ihr Bild
Zu jenen, deren Reiz man schwer vergißt,
Sah man sie einmal nur. Voll Antheil drum
Vernahm ich ihr Geschick und wie's der Mund
Des Freundes mir berichtet, schrieb ich's nieder.

---

Sie war die Nicht' im Hause. Frühverwaist
Und arm an Gut nur, wuchs sie bei den reichen
Verwandten auf, des Oheims Liebling zwar,
Allein der stolzen Bas' im Aug' ein Dorn;
Denn sie war schön gleich ihr, fremdart'ger nur
In ihrem Reiz, der an die Märchenwelt
Hochasiens mahnte. Schlug die Wimpern sie
Des mandelförm'gen Auges plötzlich auf,
So war's wie Blitz; man dacht' an Turandot.
Zum Räthsel wölbten sich die feinen Brau'n,
Und wenn sie's losband, floß ihr blauschwarz Haar
Bis zu den Knöcheln. Gerne sah's der Ohm
Und hieß sein artig Nixlein sie vom Don;
Doch wenn er gütig war und sie mit Schmuck
Behängt' und prächt'gen Stoffen, peinigte
Die Base sie mit Launen, ließ von ihr,
War die leibeigne Zofe nicht zur Hand,
Das Haar sich strählen und den Ballstaat rüsten
Und schmollt' und schalt um jeden kleinen Fehl.
So wuchs sie auf geliebkost und gequält,
Prinzeß in der Gesellschaft, Aschenbrödel
Am eignen Heerd. Doch trug sie Glanz und Druck
Mit gleicher Spannkraft, wie zur Frühlingszeit
Die herbe Knospe Sonn' und Regenguß
Erträgt und fortschwillt. Niemals fand ich sie
Verstimmt noch müde; nur verschloß sie sich,
Wie sie vom Kind zur Jungfrau leis' erwuchs,
Gemach in Schweigen, flüchtig Lächeln ward
Ihr silberhelles Lachen, feuchter'n Glanz
Gewann ihr Aug', und wenn sie, spät noch wach,
Am Flügel träumte, wühlten ihre Hände
Anstatt in muntern Weisen, wie vordem,
In Chopins dunklen Zaubermelodien.

So stand's, als ich nach Mittag einst im Herbst,
Da Bas' und Oheim auf Besuch zur Stadt,
Von unserm Sommerlandsitz am Kephiss
Mit ihr hinausritt. Auf den Feldern rings
Lag silbernes Gespinnst, das Purpurlaub
Der Rebenhänge brannt' im Sonnenschein
Und vom Gebirg her durch die Pinien zog
Der Wellenschlag der himmlisch reinen Luft.
Entzückt aufathmend lachte sie mich an
Und hob den Zaum und gab dem Roß die Gerte
Und sausend flogen wir dahin am Wald
Und über's Blachfeld, wo der Haidegrund,
Elastisch, Flügel unsern Rennern lieh,
Dem alten Kloster zu, das halb zerstört,
Von Schwalben nur bewohnt und wilden Tauben,
Im wald'gen Kessel lag. Zum Reden gab
Der hast'ge Ritt nicht Zeit, doch trunken hing
Mein Blick am Bild der schönen Reiterin,
Wie sie in ihres Stamms entfesselter
Nomadenlust den biegsam schlanken Leib
Im Sattel wiegt' und jauchzt' und wilder stets,
Den Schleier hoch im Wind, voran mir flog,
Bis wir die Schlucht erreicht. Doch als ich dort
Absaß und langsam nun hinab am Zaum
Ihr türkisch Grauroß führte durch's Geröll,
Da hub sie plötzlich an: Nicht wahr, Gregor?
Ihr meint es gut mit mir, ich darf euch traun
Und schweigen könnt ihr auch?
„Gewiß."
Ich bin
So gar allein. Der Ohm ist Sechzig bald
Und mit Geschäften ewig überhäuft,
Die Bas' ein Gletscher. Schwestern hab' ich nicht,
Auch keinen Freund, Gregor, wenn ihr's nicht seid,
Und Jemand muß ich's sagen, wenn ich nicht
Ersticken soll an meinem Glück.
„Marie,
Um Gott, ihr liebt? Denn so spricht Liebe nur."

Sie schlug die seid'nen Wimpern langsam auf
Und nickte nur und glühte. Vor uns lag
Des Klosters Pforte jetzt, umrankt mit Wein,
Von riesigen Platanen überwölbt.
Helft mir vom Pferde, sprach sie, dort im Grün
Sag' ich euch mehr. Und bald auf mächt'gem Block,
Den Jahr um Jahr mit gold'gem Sammt gepolstert,
Mir gegenüber saß sie, Gert' und Hut
Im Schooß nachlässig, und indeß umher
Die Rosse grasten und des Taubers Gurren
Vom Wipfel scholl, erzählte sie:
Ich kannt' ihn
Aus meiner Kindheit her, da ich am Don
Noch bei der Mutter wohnt' auf unserm Gut.
Er war des Priesters Sohn und mein Genoß
In Lehr' und Spiel, in Allem mir voraus,
Doch freundlich stets zu mir, obwohl die Knaben
Im Dorf ihn fürchteten; denn er bezwang
Die Stärksten selbst. Im Winter, wenn der Schnee
Um Mittag knisternd blinkte, fuhr er mich
Im leichten Schlitten windschnell durch den Park
Und schnallt' auf festgefrornem Teich die Eisen
Mir an zum Lauf und jauchzend sauft' ich dann
An seiner Hand die blanke Fläch' entlang.
Zu Neujahr bracht' er Heil'genbilder mir,
Geweiht vom Bischof, und am Osterfest
Die schönsten Eier stets mit Kreuz und Lamm.
Doch wenn's in Wald und Garten Frühling ward
Und grün die Steppe wie ein wellig Meer
Sich dehnte, ging die rechte Lust erst an.
Wir haschten Falter, sonnten uns im Gras,
Und sahn im Blau die wilden Schwäne ziehn.
Verzauberte Prinzessen nannt' er sie

Digitized by Google

Und wundervolle Märchen wußt' er dann
Mir zu erzählen, daß ich athemlos
Ihm lauscht' und satt nicht ward. Auch half er mir
Im Garten bei den Blumen gern und pflanzte
In's Mohnbeet kunstreich meinen Namenszug,
Ein blühend M in Purpurroth und Blau.
Und wenn in's Feld wir schweiften, lehrt' er mich
Des Finken Lockruf und den Drosselschlag
Und zeigte mir der Wachtel Nest im Korn.
Sein Mantel war im Forst mein Sitz, sein Arm
Trug durch's beschilfte Ried mich, daß ich nicht
Die feinen Stiefel netzte, kurz er wußte
Mir stets zu dienen, ohne daß ich bat,
Und fiel mir etwas schwer, so sprach er nur
Mit klarer Knabenstimme: Laß doch mich!
Und was ich wünschte war im Nu gethan.
Ich aber nahm das Alles hin, als könnt' es
Nicht anders sein und dankt' ihm kaum dafür.

Da starb die Mutter, sieben Jahre sind's,
Und unter Thränen zog ich fort und kam
Hieher zum Oheim. Doch, wie Kinder sind,
Vom Reiz des Neuen leicht zerstreut und ganz
Erfüllt vom Gegenwärt'gen, lebt' ich bald
Im kleinen Glück und Leid des Tages wieder
Und blaß im Nebel hinter mir verschwamm,
Was früher war. Der Mutter Bild allein
Blieb hell in mir. An Boris dacht' ich kaum;
Nur träumt' ich manchmal noch von ihm, doch kam's
Nicht oft und wie ein Wetterleuchten blos,
Das aufzuckt und verschwindet ohne Spur.
Da hört' ich plötzlich, vor'gen Winter war's
Um Faschingszeit, er dien' im Heere jetzt
Und sei als Stabscourier mit eil'ger Botschaft
Hieher entsandt. Ich freute, wie ein Kind
Mich auf das Wiederseh'n, doch hatte dran
Die Neugier mit der Freundschaft gleichen Theil,
Vielleicht im Stillen auch die Lust, mich ihm
Im vollen Schmuck zu zeigen, die er nur
Ein unreif Ding in ländlich schlichter Tracht
Bisher gesehn; was weiß ich's heut? — Genug,
Er kam, wir hatten Ball, und er war da.

Ich hätt' ihn kaum erkannt, so schlank und hoch,
So männlich stand er da im schimmernden
Ulanenkleid, gebräunt vom Sonnenstrahl
Des Kaukasus. Doch harrt' ich lang umsonst.
Er schien mich nicht zu sehn, und als er endlich
Herantrat, zaudernd, war's, als läg' auf ihm
Ein fremder Zwang, der, wie er steif mich grüßte,
Auch mich befing. Wir sprachen dies und das
Von heut und gestern, wie's Gesellschaftsbrauch,
Und suchten selbst zu scherzen, doch wir fanden
Den alten Ton nicht mehr. Auch als er drauf
Zum Tanz mich führte, blieb er stumm und herb.
In sich versunken, statt mir in's Gesicht
Zu blicken, starrt' er in den Glanz der Kerzen
Und wenn vom Strome der Musik gewiegt
Im raschen Tact wir durch die Reihen flogen,
Eiskalt in meiner fühlt' ich seine Hand.
Fast war ich froh, als Geig' und Flöte schwieg
Und mich die Baf' entsandte, frische Sträußer
Beim Gärtner zu bestellen. Draußen erst
Besann ich mich, daß er mit keinem Wort
Der alten frohen Zeit am Don gedacht,
Und grollt' auf ihn und fremdzuthun, gleich ihm,
Entschlossen war ich, als ich wiederkam.

Da, wie ich rasch empor die Treppe sprang,
Riß mir das Band am Schuh. Ich schlüpfte sacht
In's Seitenzimmer, dort den Fehl zu bessern,
Doch eingeschnürt in Seiden, wie ich war,
Behängt mit Schmuck und Spitzen, müht' ich mich
Vergebens ab und, hülflos, brach ich fast
In Thränen aus. Da schreckt' ein leicht Geräusch
Mich jählings auf, und — er war neben mir.
Marie Paulowna, sprach er, laßt doch mich!
Und eh ich's weigern konnte, kniet' er schon
Und hatt' es rasch beschickt. Ich stand verwirrt,
Umsonst ein scherzend Wort des Danks noch suchend,
Da fühlt' ich plötzlich, daß ein heißer Kuß
Den Fuß mir sengte; wie ein Feuerstrom
Schoß mir's an's Herz und zürnend wollt' ich fliehn.
Doch konnt' ich's nicht. Denn als er sprachlos jetzt,
Bleich vor Erregung, nur mit stummem Flehn
Das Auge zu mir aufschlug, las ich drin
Das glühendste Geständniß, wie's kein Wort
Je fassen mag und überwältigend
Durch meine Blindheit brach's wie Sonnenlicht.
Nun wußt' ich plötzlich, daß er mich geliebt
Von Jugend auf, daß all sein Frost vorhin
Ein Kampf nur war, die tiefe Gluth zu bergen,
Und daß nun ein glückselig Ungefähr
Zusammen uns geführt auf immerdar.
Ein Wonnetaumel fiel mich an, ein Rausch,
Und lachend, weinend, jauchzend, wie ein Kind,
Lag ich an seiner Brust, bis die Musik
Uns enden hieß, die zur Mazurka rief.
Wie anders schwebt' ich jetzt an seinem Arm
Durch's Lichtermeer des Saals, das Herz geschwellt
Vom seligsten Triumph! Wie anders strömt'
Ihm jetzt das Wort und was das Wort nicht sprach,
Das sprach der Blick, der warme Druck der Hand.
Ein Glück nur, daß die Base, dicht umdrängt
Vom Kreis des Hofes, mein nicht achtete.
Sie hätte sonst mein strahlend Glück gesehn
Und rasch vernichtet. Ach — ihr kennt sie ja,
Die keinen Willen duldet neben ihrem,
Und kennt den Zwang, dem ich mich fügen muß.

Drei Tage blieb er und wir sahn uns viel,
Im Saal vor aller Welt und insgeheim
Im Garten, wo die Veilchen dufteten,
Wenn tief im Blau des Halbmonds Sichel schwamm.
In solcher Frühlingsnacht auch, Lieb' und Treu
Auf ewig uns gelobend, schieden wir
In bittern Schmerzen. Aber größer war
Das Glück, das er zurück mir ließ. Und heut —
Das ist's, Gregor, was mich nicht schweigen ließ —
Heut schreibt er mir, daß er am Kaukasus
Beim Lagersturm die erste Schanze nahm.
Zwei Jahre noch, so wird er Oberst sein
Und holt mich heim. Was sind zwei Jahre denn,
Wenn man so jung noch ist, Gregor, wie ich,
Und liebt!

Sie schwieg und wie sie jetzt den Blick
Glückstrahlend zu mir aufschlug, Stirn und Haar

Digitized by Google

Vom letzten Abendgoldlicht überströmt,
Das durch die Zweige brach, erschien sie mir
Verklärt fast, wie das Bild der Hoffnung selbst.
Mit treuem Handschlag dankt' ich ihr und hub
Sie ehrerbietig dann auf's Grauroß wieder,
Die nun als Braut vor meiner Seele stand.
Und durch die Felder, drauf im Dämmerschein
Noch sommerlich, wie leiser Geigenton,
Das Nachtlied der Cicaden schwebte, ritten
Wir beide still und voll Gedanken heim.

Am nächsten Morgen war der Ohm zurück
Und Alles ging im alten Gleis. Marie
Blieb still und heiter nach wie vor. Wir sahn
Uns kaum allein, und nur ein Blick bisweilen,
Ein rasch geflüstert Wort gemahnte mich
An ihr Geheimniß. So verging der Herbst.
Man zog zur Stadt und bald darauf entführte
Ein wicht'ger Auftrag mich nach Petersburg,
Der Wochen lang mich dort gefesselt hielt.

Erst gegen Weihnacht kam ich heim. Ich fand,
Als ich sofort mich vorzustellen ging,
Das Haus im Festschmuck, Pforten und Gesims
Bekränzt mit Wintergrün, die Dienerschaft
Im reichen goldbetreß'ten Gallakleid,
Das Vorgemach voll Weihrauchduft. Was gibt's?
Frug ich den Pförtner. —
Je, so wißt ihr's nicht?
Marie Paulowna hält Verlobung heut.

Marie Paulowna, sagst du? —
Ja, wer sonst!
Die Nichte unsres Herrn —
Verlobt? mit wem?
Sag' an! —
Ei nun, sie darf zufrieden sein.
Der alte Staatsrath führt sie heim, ihr wißt,
Der reiche Hinkfuß aus der Krimm, der stets
Vierspännig fährt. An dreizehntausend Seelen
Bringt er ihr zu. Beliebt nur einzutreten!
Die Feier ist vorüber und ihr kommt
Zum Glückwunsch eben recht.
Ich starrt' ihn an
Als wie vom Blitz betäubt, doch faßt' ich mich
Und schritt hinauf. Im Saale brannten schon
Die hohen Kerzen und es wogte rings
Ein Schwarm von Gästen summend durcheinander.
Da trat die Wirthin lächelnd auf mich zu:
Willkommen hier, Gregor! Ich weiß, ihr nehmt
An unsrem Glücke Theil. Nun darf Marie
Von Sorgen ledig in die Zukunft sehn.
Der Staatsrath ist ein Ehrenmann; er warb
Bei mir zuerst, mit Freuden sagt' ich Ja,
Und herzlich dankt sie mir's, das theure Kind.
Nur kam es fast zu rasch und hat sie mehr,
Als nöthig war, erregt. So spürt sie heut
Ein wenig Kopfweh, das sie zaghaft macht,
Doch morgen wird sie blühn, wie eine Rose.
So plauderte die Dame, daß ich nicht
Zu Worte kam und nur mit stummem Gruß
Zurücktrat in's Gewühl. Da streifte mich
Mein alter Freund Euchar. Welch freudlos Fest
Kommst du zu feiern, raunt' er mir in's Ohr,
Die arme Braut! Wie hat sie sich gesträubt
Vor diesem Unglücksbund! Man sagt sogar,
Sie wollt' entfliehn, allein ihr Fluchtversuch
Mißlang und wehrlos endlich, mattgequält
Ergab sie sich in Alles. —
Zaudernd sucht' ich
Marien jetzt und fand sie. Angehaucht
Von Marmorblässe, regungslos, die Wimpern
Gesenkt, daß man die Spur der Thränen nicht
Gewahre, stand sie da, den Kranz im Haar,
Im weißen Brautkleid Iphigenien ähnlich,
Da zum Altar sie schritt. Und neben ihr,
Sein höflichst Lächeln um den welken Mund,
Zum Jüngling aufgestutzt der lahme Greis,
Gewandt mit stets bereitem Flüsterwort
Ihr Schweigen deckend und den üblichen
Glückwunschtribut als Leu des Tags empfangend.
Ich trat heran. Sie reichte zitternd mir
Die kalte ringgeschmückte Hand und sah
Mich wie um Mitleid flehend an, indeß
Ihr Bräut'gam mich mit einer lauen Fluth
Gewählter Phrasen überschüttete
Und mir sein Glück und seine Güter pries.
Erschüttert eilt' ich fort.
Am andern Tag
Hieß es, Marie sei krank, ein hitzig Fieber
Hab' über Nacht sie plötzlich heimgesucht,
Sie red' im Irrsinn und der Arzt des Hauses
Befürchte für ihr Leben. Wochenlang
Lag sie darnieder so. Ich hätt' ihr fast
Den Tod gewünscht; doch ihre Jugendkraft
Bezwang die Wuth des Uebels. Sie genas
Und — Alles blieb beim Alten.
Als die Hochzeit
Gefeiert wurde, war ich fern bereits,
Vom schönen Süden nach Paris versetzt,
Und lange Jahre blieb ich ohne Kunde
Von Allem, was Mariens Loos betraf.
Da sprach ein Maler, der aus Moskau kam,
Nicht ahnend, daß sie einst mich Freund genannt,
Mir wiederum von ihr. Sie leb', erzählt' er,
Wie eine Fürstin dort, noch immer schön,
Hoch angesehn als Schützerin der Kunst
Und viel umfreit als kinderlose Wittwe,
Doch jedes Zeichen wärmrer Huldigung
Stolz von sich weisend. Nur ein General,
Einst der Tscherkessen Geißel, dürfe sich
Des Vorzugs rühmen, ihr vertraut zu sein,
Ein schweigsam ernster Kriegsmann, vor der Zeit
Im Feld ergraut und unvermählt gleich ihr.
Ob er sich Boris nannt', erfuhr ich nie.

---

## Rückblicke auf mein Leben.

Von **Karl Gutzkow.**

### I.

Montaigne hat gesagt: Mon métier c'est vivre.

Der scharfsinnige Franzose wird in der Hauptsache unter seinem „Leben als Lebenskunst" kaum etwas Andres verstanden haben, als was Terenz eine seiner dramatischen Personen sagen läßt: Homo sum, nil humani a me alienum puto.

Digitized by Google

Dieser offenen Ehrlichkeit, die weiland Sitte gewesen, als man noch für die Männer allein, nicht für die Frauen Literatur machte, verdanken wir die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, die Bekenntnisse Jean Jacques Rousseaus, die Denkwürdigkeiten Alfieris und selbst die von Goethe übersetzten Plaudereien des Benvenuto Cellini. Denn wenn auch der letztere, der gewiß eitel war, wie nur ein Italiener eitel gewesen sein konnte, bei seinen Prahlereien überall die Miene annimmt, als wollte er sagen: Gott schuf die Welt und dann vorzugsweise für dieselbe den Erzähler, um die größte Offenbarung der Jahrhunderte, seinen (höchstmittelmäßigen) florentinischen Perseus, zu erschaffen, so fällt er doch zuweilen in solchem Grade aus der Rolle der Selbstbiographie neuesten Datums mit Choral und Glockengeläut, daß er Wendungen von sich braucht, die etwa auf ein: „Hier war ich wieder einmal Esel genug —!" hinauskommen dürften. Der vielgerühmte neueste Selbstbiograph, der badische und Reichstagsdeputirte „Waldfried" würde sich in seinem Nimbus absoluter „Reinheit" und wieder nur der „Reinheit" anders ausgedrückt haben. Etwa: „Mein arglosES Herz war wieder einmal bethört genug, sich täuschen zu lassen".

Mit Glockengeläut und Choral kann Referent von seinem Leben nicht sprechen. Er lügt sich nicht den Ruhm an, als wäre er mit einem feierlichen, fertigen, in seiner letzten Lebensstunde bis auf den richtigen Schlußparagraphen gelösten Programm auf die Welt gekommen. Er ist nie vor sich selbst auf die Kniee gesunken und hat den Gott in seinem Busen als ein ihm persönlich höchst Merkwürdiges angebetet. Höchstens einmal im Zorn konnte er mit Emphase von seinem Wollen oder Wirken sprechen. Redliche Absichten, hohe Ziele hat es gewiß auch für ihn gegeben. Aber mit in den Kauf gingen Unüberlegtheiten, unbewußte Instinctandlungen, Zuckungen und Reflexhandlungen, wie wir deren nur im Traume zu machen pflegen. Und „das Leben ist ein Traum!" Wer fühlt es nicht in seinen sechziger Jahren! Und wie oft war es ein böser Traum! Böse, wie ein Alp drückend, und drückend durch unsere Schuld! Wenigstens unter Schriftstellern oder Künstlern suche man doch nicht vollkommene Menschen! Selbst Goethe fühlte die Unmöglichkeit, immer von sich mit Choral zu sprechen. Er schob bei seiner Selbstbiographie der „Wahrheit", die sein Gewissen drückte, die „Dichtung" unter. Vollkommne Menschen können nur die Männer gewerbmäßiger Berufsart, die hohen politischen Streber des Tages, die Geheimen Ober-Regierungsräthe, die Besitzer einer Brust voll Orden sein, die Börsenmillionäre, alle, die in der Welt nicht rechts, nicht links gesehen haben, sondern immer nur schnurstracks losgingen auf ein und dasselbe Ziel.

Wenn ich nun der auch an mich ergangenen Aufforderung folge und dem Herrn Herausgeber dieser Zeitschrift, ohne viel Rancüne über einige früher auch mir zu Gute gekommene „Rücksichtslosigkeiten" seiner ironischen Feder, einige Beiträge zur zeitgenössischen Literatur-Selbstschau (Vollständigkeit gestattet ja der Raum nicht) gebe, so geschieht es vorzugsweise in Berücksichtigung des schönen Morgens, wo demnächst oder dereinst, kurz früher oder später, ein gewissenhafter Zeitungsredacteur zu dem Bücherbord hinauflangt, das über seinem Schreibtisch allerlei lexicographisches Material zum Nachschlagen und Citiren für seine vortreffliche Zeitung enthält. Auf ein ihm als Neuestes begegnendes „Gestern starb" — wird er von einem Conversationslexikon den Buchstaben G oder wohl gar Gustav Kühnes „Männer der Zeit" hervorsuchen und daraus ein zeitgemäßes Excerpt für sein reichhaltiges Feuilleton zusammenstellen. Aber wie trocken sind doch da die Büchertitel neben einander aufgezählt! Wie unwahr ist so vieles, was sich, mit der unerschütterlichen Sicherheit eines Lehrers der Literaturgeschichte für höhere Töchterschulen, als ganz besonders charakterisirendes Kennzeichen, ankündigt! Wie unvermittelt stehen die Notizen neben einander! Der wahre Mensch, der noch unverleumdete, das gesunde Fleisch, eben Montaignes Mêtier oder Mestier, wie Rabelais' jüngerer Zeitgenosse noch schrieb, das Leben zu dem todten Gerippe von Namen und Jahreszahlen ist nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen. „Das junge Deutschland wollte nicht blos leben" heißt es z. B. bei Gustav Kühne in seinem beliebten Nekrologslieferanten, den eben citirten „Männern der Zeit", „sondern auch gut leben". Du edler, großherziger Kamerad, der du dich nicht nur selbst zum „Jungen Deutschland" rechnetest, sondern auch mehr zu ihm gehörtest, als jetzt in der Allgemeinen Zeitung sogar Berthold Auerbach in seinen Anfängen zum „Jungen Deutschland" gerechnet wird, wie ist doch die Wahrheit gerade an dieser Stelle, wo deine Verurtheilung auf Genußsucht steht, eine so ganz andere, geradezu entgegengesetzte! Greifen wir doch gleich in das volle „Leben" hinein und geben ein Beispiel, wie etwa ich meine Rückblicke, wenn die Ausführlichkeit gestattet wäre, schreiben möchte! Da würde sogleich zu lesen stehen: „Es war im Jahre 1837 und im wunderschönen Monat Mai. Ich wollte grade meinen Erstgebornen taufen lassen. Aber in solchem Grade hatten damals die preußischen Verbote meiner Bücher, der erschienenen und der erst künftig erscheinenden (!), die Verwerthung meiner Feder gehemmt, daß ich im Augenblick nicht einmal die Mittel besaß, nach dem feierlichen Acte — die Taufgäste eine Stunde im traulichen Kreise festzuhalten! Der „Gutleber" Gustav Kühnes, der Quelle meines Nekrologs, stand 1837 in Frankfurt am Main des Morgens um 5 Uhr auf und dictirte bis 7 Uhr ein Buch, das sich bei so systematischer, von Herrn von Nagler in Frankfurt (siehe den inepten Briefwechsel des Bundestagsgesandten mit seinem Secretär Kelchner!) geleiteter Verfolgung als Uebersetzung aus dem Englischen des Bulwer ankündigte. Um 8 Uhr mußte der „Gutleber" in einer Druckerei erscheinen, die eine lediglich aus seiner Tasche bezahlte, nicht den achtzigsten Theil der Kosten deckende „Frankfurter Börsenzeitung" herstellen sollte und dabei nur Lehrjungen zu verwenden hatte, die in jedem Worte drei Buchstabenfehler machten, sodaß der Redacteur zugleich ein wahrer Sklave im Correctordienste war. Bis drei Uhr sollte täglich die aus schaudervollsten Bürstenabzügen sich bis dahin einigermaßen gutenbergswürdig gestaltende Nummer fertig sein. Der Abend gehörte dann dem Beiblatt „Telegraph", als welcher sich später, wo die Börsenzeitung eingegangen war, in Gestalt eines selbstständigen belletristischen Blattes erhalten hat, aber ebenso zwei Jahre lang nur durch die Mittel erhalten wurde, die sich der Redacteur auch hier wieder am Munde abdarben mußte. Kaum deckte der Absatz die Hälfte der materiellen Herstellung. Auf die besondere Versendung dieses Beiblattes an die Buchhändler und auf die Hoffnung einiger Einnahmen durch die Ostermesse bauend, appellirte der „Gutleber" an den frankfurter Buchhändler Streng, der für 50% die Commission übernommen hatte, und bat diesen um einen Vorschuß — zum „Gutleben" bei der Taufe! Nicht ohne Stirnrunzeln gab der geldliebende Mann die erbetenen 50 Gulden, gab sie aber sämmtlich in Rollen von Sechskreuzerstücken. Der Empfänger, der seine Hülfe von der altberühmten „Buchgasse" auf den „Wall" nach Hause trug, kam sich gedemüthigt wie Correggio vor, als dieser seinen Ehrensold in Kupfermünze empfangen hatte und unter der Last des Sackes, den ihn ein boshafter Käufer nach Hause zu tragen zwang, zusammenbrach. Doch Kühne sagt: „Das junge Deutschland wollte nicht blos leben, sondern auch gut leben" —! und Kühne ist ein ehrenwerther Mann. Diese vielleicht etwas zu „intim" ausgefallene Anekdote hat für unsern Zweck das Gute, daß sie für meine Widersacher gleich von vornherein constatirt, ich sei allerdings zuerst nichts als Journalist gewesen.

Meine Herkunft, mein Schulleben, meinen Bildungsgang habe ich schon in meinem Buche: „Aus der Knabenzeit" erzählt. Ueberarbeitet und fortgeführt bis zum achtzehnten Jahre findet es sich in meinen „Gesammelten Werken" (Costenoble'sche Ausgabe) Band I. Dann stehen Erinnerungen an die berliner Universitätszeit von 1829 — 1831 in dem Aufsatz: „Das Kastanienwäldchen in Berlin" („Lebensbilder" [Stuttgart,

Digitized by Google

Hallberger] Band II). Ursprünglich Theolog, Philolog, wurde ich noch 1832 in Heidelberg Jurist. Nicht aus gedankenlosem Umsatteln oder innerer Haltlosigkeit, sondern mit dem festen von frühster Kindheit angestrebten Ziele: Vervollkommne dich nach Kräften! Und die Jünglingszeit machte noch die besondere Devise daraus: Uebe dich so viel du kannst in Führung der neuzeitlichen Waffen! Der Constitutionalismus hatte grade im Lande Baden seine festesten Wurzeln geschlagen. Schon ging der eigentliche Drang meines Gemüths über die Schranken der Schule und Disciplinen hinaus. Es war die Zeit und das noch ungelichtete Chaos ihrer Forderungen, es war das mächtige Wehen und Rauschen in den neuen Luftströmungen, es war das deutlich vernehmbare Läuten einer zur Zeit noch unsichtbaren neuen Kirche des freien Geistes, das die Jünglingsseele fast nur noch allein erfüllte. Wie sich eine sanguinisch-cholerische Natur, die ich indessen nicht war, zum Allgemeinen aufschwingen, wie sie am Leben der Zeit, am Leben einer Nation ihre heißeste Sehnsucht, sich als Bürger und Denker zu bewähren, zu befriedigen vermag, das ersah ich recht nach den frühern, anders gestalteten Burschenschaftsschwärmereien in den Juni- und Julitagen des denkwürdigen Jahres 1830. Der vor kurzem verstorbene St. Marc Girardin, damals ein junger Professor vom pariser Collège Louis le Grand, der Vorstufe zur Sorbonne, war in Berlin durch einen Zufall mein Schüler im Deutschlernen geworden. Der junge Gelehrte sollte die Schuleinrichtungen des preußischen Staates studieren. Doch lebte der heißblütige Franzose nur für sein ihm täglich geschicktes Journal des Débats, dessen Mitarbeiter er bis in die Thiers'schen Tage von Versailles geblieben ist. Ob damals Fürst Polignac bestimmt war, gestürzt zu werden, ob die imposante liberale Minorität der 221 wenn nicht in der pariser Kammer, doch in der öffentlichen Meinung Frankreichs den Sieg davontrug, ob es zur Auflösung der Legislative kam, das allein waren die täglichen Fragen, denen sich der junge französische Publicist hingab und die im komischsten Contraste standen zu unserer Lectüre des Kotzebue'schen „Vielouissêer" („Vielwisser"), den der ältere Schüler als Grundlage unserer Conversationen im Hotel de Rome „Unter den Linden" dem Vorschlage des jüngern Lehrers, Schiller oder Goethe zu wählen, vorzog. Wunder nimmt mich, daß das von mir in etwa 20 Stunden erlernte Deutsch nicht beim Friedensschluß von Frankfurt am Main verwerthet worden ist! Denn früher als Doctrinär der heftigste Gegner von Thiers, hatte sich St. Marc Girardin in den neuesten Unglückstagen Frankreichs mit dem Präsidenten der Republik, dem Wahrer der gesetzlichen Ordnung und Beschicker des frankfurter Congresses, versöhnt.

Die Ordonnanzen waren erschienen, die Kammern wurden aufgelöst, doch siegten die 221 durch eine Erhebung des französischen Volkes, die vielleicht Louis Philippe vorbereitet, vielleicht bezahlt hat, vielleicht auch nicht. Jedenfalls hatten die Bourbons aufgehört zu regieren. Die Julirevolution erschütterte den Continent. Nur in Berlin blieb alles ruhig. Hatte man doch in Preußen das beste aller politischen Systeme, die privilegirte Intelligenz, die Büreaukratie, Hegel und seine Schule, am vorhaltendsten gegen die Demagogie jedenfalls die Vermehrung der Gensdarmen und das schnellste Unschädlichmachen jedes Menschenkindes, das sich, wenn auch nur gelegentlich und hätte es sich nur um die Gesundheit desselben gehandelt, in auffallender Weise auf dem öftern Wiederholen des Wortes „Constitution" ertappen ließ. Grade in den ersten Tagen des August, als der Flügeltelegraph auf dem Akademiegebäude, meiner Geburtsstätte, unablässig „die Hände über dem Kopf zusammenschlug", wie die Berliner von den hölzernen, sich in der Luft verschränkenden Armen der ersten Vermittelungsform von Telegrammen zu sagen pflegten, da sie eine Schreckensnachricht nach der andern aus Paris zu verkündigen hatten, gewann der junge Student zwar eine goldne Medaille, 25 Ducaten an Werth, für die Lösung einer akademischen Preisaufgabe über die Schicksalsgottheiten der Alten, aber es war dies eine vergebliche Lockung zu einem Leben zurück, das sich auf Examina begründen mußte. Nur noch auf die anbrechende große Zeit war sein Sinnen gerichtet. Immer unregelmäßiger wurden die Collegia, die er „belegt" hatte, besucht. Bücher, Zeitschriften ersetzten das ermattende Studium. Ging auch noch das letztere auf eine Oberlehrerstelle, die in der That im Jahre 1833 ambirt wurde (auf dem Actentisch des Schulraths Otto Schulz, gewöhnlich Lynkeus genannt, weil der treffliche Grammatiker nur ein Auge hatte, müssen sich lange die schriftlichen Prüfungsarbeiten des Schulamtscandidaten G. umgetrieben haben), aber als schon „Maha Guru, Geschichte eines Gottes", von dem Zweiundzwanzigjährigen, und sogar beim Schiller-Goethe-Verleger Cotta, erschienen war, da bestellte Examinandus seine Meldung zur mündlichen Prüfung ab. Schon zum zweitenmale hatte ihn Wolfgang Menzel, über dessen Bedeutung für seinen Bildungsgang in seinen „Gesammelten Werken" Band I. S. 243 das Nähere zu lesen, von Berlin abberufen, um den gefürchteten stuttgarter Kritiker bei seinem „Literaturblatt" zu unterstützen. Der bekannte Goetheverächter war für die Stadt Bahlingen in Schwaben in die württembergische Kammer gewählt worden.

Es stehen von Wolfgang Menzel Memoiren zu erwarten. Bis diese erschienen sind, lege ich mir über diese Verbindung mit dem wissensreichen, aber dämonischen Manne Schweigen auf. Nur so viel sei schon gesagt, daß hingegebener, treuer, bewunderungerfüllter kein junger Schriftsteller sich je einem ältern angeschlossen und untergeordnet hat, als ich mich Menzeln. Vollkommen war ich jener junge Schüler des ersten Theils vom „Faust", der zum Mephisto, der zur Abwechselung einmal den Doctortalar angezogen hatte, gewallfahrtet kam in heiliger Scheu, auch Scheu vor Stuttgarts classischem Boden. Jetzt haben wir in solchen Fällen erster Entwicklung schriftstellerisch aufkeimender Triebe nur noch die Schüler vom zweiten Theil des „Faust", wo diejenigen, denen sie ihre unreifen Producte erst mit der Widmung: „der Schüler dem Meister" verehrt haben, nur zu bald, ihrer Untreue, Undankbarkeit, Arroganz wegen, ihrem Abfall mit Goethe nachrufen möchten: „Fahr hin, Originalgenie, in deiner Pracht!" Daß ich das Dienen bei Menzel, das Lesen und Recensiren der ihm zugesandten Bücherstöße, das Ansammeln aller Unpopularität, die Menzel als Goetheverächter und rücksichtsloser Verurtheiler der damaligen Modebelletristik, vorzugsweise in Norddeutschland, genoß, auch auf mein jugendliches Anfängerhaupt, kurz ein höchst mißlich und mir Decennien lang hinderlich gewesenes erstes literarisches Tirocinium von selbst unterbrochen hätte, daran wäre in meinem Herzen nie ein Gedanke aufgestiegen. Die Aufforderung, mich von Menzel zu befreien, kam von mancher Seite. Sie kam von Hegel, der mir persönlich eines Tages sagte: „Wie kann man sich einem solchen Manne anschließen!" Sie kam von keiner Stelle so lebhaft, als aus jenen Kreisen Leipzigs, in deren alte belletristische Hofrathsluft damals Heinrich Laube die resolute Frische eines breslauer Studenten eingeführt hatte. Durchaus wollte man in Leipzig doch noch Heinrich Heine, Goethe, die alten Götter Griechenlands neben der Turnerei beibehalten. Laube war Burschenschafter gewesen und hatte noch später dafür vom Geist der alten carlsbader Beschlüsse zu leiden. Aber sein Wesen war nicht Menzelisch altdeutsch, sondern eher slavisch. Wohlgefallen fand er nicht am entblößten Halse mit aufgeschlagenem Hemdkragen, sondern an der polnischen Kurtka mit hängenden Schnüren und Troddeln und rüstete sich schon früh, eine neue Nationaltracht zu erfinden, geniale Mützen und Ueberwürfe, die lange in Leipzig seinen Namen getragen haben! Der Correspondenz, die sich zwischen den jungen Neuerern entsponnen hatte, sah der grimme Hagen, der Alleinherrscher auf dem Gebiet der Kritik, von seinem Hause in Stuttgart, in dessen Garten ich mit ihm herbstlich Nüsse und Aepfel brach, düster zu, murrte und schalt nicht wenig über die „Zeitung für die elegante Welt", dies der sächsischen Hof-

Digitized by Google

rathsbelletristik abgewonnene Laube'sche Terrain. In jeder Woche brachte diese Zeitschrift einen im Wesentlichen unreifen, im Stil desultorischen Artikel, der aber ein Thema des Tages mit anziehender Frische und Natürlichkeit behandelte. War ich von diesen Manifesten auch nur halb gewonnen, konnte ich meinen Pedantismus, der unter anderm gründlichere Kenntnisse wollte, mein Verlangen nach überzeugenden Motiven nicht verleugnen, konnte ich die schneidige Art, wie Unreifes, Unmotivirtes, Willkürliches festgehalten, durchgeführt, ja sozusagen commandirt wurde, nur erschreckend finden, so trat doch immer mehr persönliche Berührung, ja Freundschaft zwischen den jungen Tageshelden ein. Im Sommer und Herbst 1833 las ich Heinrich Laubes „Junges Europa" in Gegenwart des Verfassers auf den Wellen des schönen Gardasee, ärgerte mich, daß einer der Helden des Buches (Prototyp späterer Freytag'scher Matadore) durchweg „Hyppolit" gedruckt war, aber die Beziehung zu Menzel wurde doch lockrer und lockrer. Im Winter des Jahres 1833 schickte ich meinem Herrn und Meister seine Recensenda unerledigt zurück. Was war geschehen? Ich hatte zu zwei Bändchen „Novellen" (bei Hoffmann und Campe erschienen) eine Vorrede geschrieben, worin ich scherzhaft den Gedanken ausführte, daß jeder Schriftsteller, während er schrieb, an eine bestimmte Persönlichkeit dächte. „Der junge Poet dichtet einige Jahre hindurch nur für seine Geliebte oder er denkt nur an den Nelkenstock seiner Mutter. Er besingt bis in sein dreißigstes Jahr die Wiese, wo vor seinem Dörfchen die Wäsche getrocknet wird. Dann wagt er sich weiter. Gesteht es nur alle, die Ihr je eine deutsche Gansfeder angesetzt habt, Ihr Goethe, Schiller, Theodor Hell, Borromäus von Miltitz, Ihr dachtet bei Euren unsterblichen Werken zunächst an Euren Vater oder Onkel, an Eure Freunde oder Euren Pudel! Fürst Pückler schreibt für einige Leute in Berlin, die er durch seinen Geist ärgern will" u. s. f. Und in dieser Auslassung, in deren Manier der pariskundige Herausgeber der „Gegenwart" sofort den Einfluß des damals bewunderten Jules Janin erkennen wird, kam zuletzt vor: „Wolfgang Menzel schreibt keine Zeile, ohne zu denken, was wohl Paulus in Heidelberg dazu sagen würde". Ach! Schon bei Uebersendung dieser „Novellen" bat ich meinen Freund und Meister um Vergebung für diese unbedachte Plauderei, der jedoch vielleicht das Erkennen einer Schwäche desselben (Nachwirkung persönlicher Verstimmungen auf sein Urtheil) zum Grunde lag. Doch erhielt ich von ihm brieflich eine so heftige, kränkende Abstrafung, daß ich die Verbindung lösen mußte. Als ich hierauf selbst ein Literaturblatt (zum „Phönix" in Frankfurt am Main) herausgab, da hatte ich an dem Manne nur noch einen unversöhnlichen Feind. Um die Blöße, die ich mir im Herbst 1834, in völliger Unklarheit über die Tragweite des gedruckten Buchstabens, mit meinem Buche „Wally, die Zweiflerin" (Band IV. meiner „Gesammelten Werke") gegeben, denuncirte er mich an die Bücherpolizei. Nicht äußere Persönlichkeiten sind es, die ich hier erzähle, sondern das Persönliche wurde ja Wendepunkt, Hebel oder Angel neuer Entwicklungen so für andre, wie für mich.

---

## Funkelnagelneues über den alten Abraham.

Zu den wenigen Vorzügen, deren ich mich rühme, rechne ich den: daß ich eine glückliche Hand habe. Wenn ich an einem jener stimmungslosen Tage, an welchen mich weder die Classiker erfrischen, noch meine modernen Lieblingsschriftsteller reizen können, an welchen ich weder fünf vernünftige Sätze zu consumiren, noch eine halbwegs vernünftige Zeile zu produciren vermag — wenn ich an einem solchen Tage das erste beste Buch, das mir unter die Finger geräth, aufschlage, so bin ich meiner Sache schon im Voraus gewiß: es bringt mir freudige Ueberraschungen. So geschah es auch gestern. Eine gewitterschwüle Luft lag über dem Garten, in welchem ich mich, unter dem Vorwande nachzudenken, mit Nichts in der Welt beschäftigte. Aber mein „far niente" hatte durchaus keinen Anspruch auf das süß-schmeichlerische Prädicat, welches der beschauliche Italiener seiner liebsten Beschäftigung beilegen darf. Ich war mir meines Nichtsdenkens vollkommen bewußt und unangenehm davon berührt. Ich fühlte in meinem Schädel eine Leere, eine Hohlheit, als ob ich das in Leipzig verheimlichte „Centralorgan der gesammten literarischen Production Deutschlands und des Auslandes" gelesen hätte, dessen Herausgeber sich in die vergeblichsten Insertionskosten stürzt, um mich zu einer Polemik mit ihm zu provociren. Da schlug ich ein Buch auf, das ich zufällig mit Zeitungen und Recensionsexemplaren in den Garten genommen hatte; und auch diesmal war mir der Zufall gewogen. Nach fünf Minuten war die Stimmung da; ich hatte wieder einen Schatz gehoben, den ich nicht, wie Frau Schliemann den ihrigen, in der Schürze vor den Augen der neidischen Welt bergen, sondern jedem, der danach Verlangen trägt, zugänglich machen will.

Das Buch führt den Titel: „Das alte Testament von der-von-Schiloh. Für jeden Wahrheitsliebenden dem wirklichen Inhalte nach zum ersten Male verständlich ausgeschrieben von H. Haug."*)

Mit einer „Bitte an die Leser" beginnt der Verfasser. Nachdem er uns erzählt, daß er absichtlich und aus triftigen Gründen das Gebiet seiner Darstellung „wie ein Labyrinth" angelegt und den Haupteingang zu demselben „vergleichsweise durch ein fast uneinnehmbares Festungswerk geschützt" habe, ersucht er uns, die wir das Buch lesen wollen, „die Einleitung und den Anfang dieses Werkes zunächst zu überschlagen und mit dem 12. Capitel, Abrahams Geschichte (S. 122), zu beginnen".

Es war mir eine Freude, diesem Wunsche zu willfahren. Ich ging sogar noch weiter; nachdem ich mit Abrahams Geschichte begonnen und die 100 Seiten, welche dieser Schilderung eingeräumt sind, durchlesen hatte, hörte ich auch damit auf. Ich dachte an die traurige Geschichte von dem übermüthigen Zecher, dem sein Knecht die Grabschrift widmete:

Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est

— und beschränkte mich im Genuß. Deshalb kann ich über das Werk nicht urtheilen; denn um in den Augen des Herrn Haug diese Berechtigung zu erlangen, müßte ich mich „mit der Darstellungsweise, der hohen Intelligenz, und vor allem der Naturwahrheit des Verfassers vertraut gemacht" haben, und nachdem diese Prüfung bestanden, „mit dem eigentlichen Anfang des Werkes beginnen, um es nun ganz zu bewältigen".

Das erschien mir zu anstrengend, und deshalb habe ich es vorgezogen, auf die Ehre, das Buch zu kritisiren, zu verzichten. Aber es wird mir, so hoffe ich, vergönnt sein, auf das umfangreiche Bruchstück, das ich in mich aufgenommen habe, hinzuweisen und an diesem einige durchaus unmaßgebliche Andeutungen über die Tendenz und die Methode des gelehrten Verfassers zu geben.

Wenn ich Herrn Haug als einen Gelehrten zu bezeichnen mir verstatte, so ist dieses Wort nicht in dem gebräuchlichen und schulmäßigen Sinne zu verstehen. Ich habe sogar einige Ursache anzunehmen, daß Herr Haug mit der lateinischen Sprache in Unfrieden lebt. Sonst könnte ich mir den verdächtigen Accent aigu, welchen Herr Haug wiederholt auf das e in „nomine" setzt „Abram nominé Abraham" (S. 122, 200 ꝛc.) nicht recht erklären; es sei denn, daß er sich des Vorzugs erfreute, mit einer in

*) Ein Band. 393 Seiten. Mit einer Karte von Kanaan. Berlin, Theobald Grieben.

Digitized by Google

Berlin sehr bekannten, aristokratisch gewordenen Bankiersgattin zu verkehren, welcher die böse Welt eine gewisse Freiheit in der Behandlung der Fremdwörter nachsagt, und die den Namen der sensitiven Blume ebenfalls französisch, also mit dem Nasallaute: „noli me tangère“ aussprechen soll.

Aber auf das bischen Latein kommt es ja nicht an. Im Hebräischen scheint sich der Verfasser beneidenswerther Specialkenntnisse zu erfreuen. Ich schließe das aus der sehr verzwickten Schreibweise der biblischen Eigennamen: „Jizchak“ (Isaac), „Jischmael“ (Ismael) u. s. w. Da ich der hebräischen Sprache leider nicht mächtig bin, hat mir das sehr imponirt.

Wie denken Sie sich, meine liebenswürdige Leserin, weß Glaubens Sie auch sein mögen — wie denken Sie sich den Erzvater Abraham? Ich müßte mich sehr in Ihnen irren, wenn Sie sich unter dem Vater der Völker nicht einen ehrwürdigen, patriarchalischen Mann vorstellten, mit einem langwallenden weißen Bart, der den edelgeschnittenen Kopf voll Ruhe und Klarheit umfaßt, — eine mächtige, imposante Erscheinung, die Respect gebietet. — Da kommt nun so ein moderner Realist, wie Herr Haug — und ehe Sie sich dessen versehen, ist das schöne harmonische Bild des biblischen Greises aus Ihrer Phantasie verwischt und die widerwärtig verzerrten Züge eines höchst unangenehmen Herrn grinsen Sie an, und der häßliche Mensch stellt sich Ihnen vor: „Kennen mich doch? Bin ja der Alte aus dem ersten Buch Mose, nominé Abraham mit dem Accent aigu — nichts zu handeln?“

Herr Haug kann nämlich Abraham nicht ausstehen. Und Herr Haug ist ein leidenschaftlicher Mann, der kein Blatt vor den Mund nimmt. Seine Sympathien und seine Antipathien sind gleich stark. Das gibt der Darstellung ein wohlthätiges Gleichgewicht. Sympathisch sind ihm Sarah, Abimelech und die Sodomiter; verhaßt sind ihm Abraham und alle, die mit diesem auf gutem Fuße stehen, also Elieser, Isaak und vor allem — ich copire wieder die gelehrte Schreibweise — Elohim und Jahve. Aus der Vergleichung der Haug'schen mit der Luther'schen Uebersetzung ist mir klar geworden, daß unter dem letztern Jehovah zu verstehen ist. Mich überkam bei dieser Wahrnehmung zunächst ein gelinder Schrecken. Aber Herr Haug war ganz der Mann dazu, denselben zu verscheuchen und mich in Betreff der über alle Begriffe respectwidrigen Behandlung, die er seinen Elohim und Jahve angedeihen läßt, zu beruhigen. Die Sache liegt ganz anders. Luther hat falsch übersetzt, auf den Schulen wird falsch gelehrt, — von dem Herrn, wie Luther schreibt, ist in der ganzen Geschichte Abrahams überhaupt nicht die Rede. Alles ist ganz anders, als wir es denken und glauben, als wir es gelernt haben und als es gelehrt wird. Lesen Sie Haug! dann wird Ihnen ein Licht aufgehen.

Es bestand nämlich zu Abrahams Zeiten, wie uns Herr Haug lehrt, eine priesterliche Vereinigung, für welche unser Forscher den Namen „Pfaffenbund“ anwendet und deren einzelne Mitglieder von ihm als „Bundespfaffen“ bezeichnet werden. Mit diesem Bunde unterhielt Abraham eine geheime Verbindung; und gegenseitig leisteten sie sich alle möglichen Dienste. Die Sprecher dieser Genossenschaft werden nun, nach Haugs geistvoller Hypothese, in der Genesis Elohim und Jahve genannt. Und auf diese Weise ist es Herrn Haug gestattet, über seine Elohim und Jahve die unnachsichtigste Kritik zu üben und sich ihnen gegenüber der schärfsten Ausdrücke zu bedienen, ohne deswegen sich des Vergehens schuldig zu machen, welches nach dem Urtheil des berliner Stadtgerichts Zacharias Zinnober begangen haben soll.. Und wahrlich! er schont sie nicht. Habgier und Herrschsucht und alle schlechten Eigenschaften, alle Tücken und Ränke, die man den Weltpriestern nachgesagt hat, ladet er auf ihr schuldig Haupt. Bald sind sie Abraham dabei behülflich, seine Geschäftsfreunde zu überlisten, bald überlisten sie ihn. Alles das und noch viel merkwürdigere Dinge liest Herr Haug aus dem 1. Buch Mose, Cap. 12—18, heraus.

Die „Bundespfaffen“ waren, wie Herr Haug uns belehrt, Leute, die wir heute „Wahrsager“ nennen würden; sie betrieben dies Geschäft mit all den überflüssigen Künsten und Dünsten, die wir noch bis heutigen Tag an den desselben Täuschungsgeschäfts Beflissenen in den Jahrmarktsbuden wahrnehmen können. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet unser unerbittlicher Realist u. A. auch die im 15 Cap. der Genesis gegebene rührend einfache Schilderung des Opfers von einer Färse, einer Ziege, einem Widder, einer Turteltaube und einer jungen Taube, welches Abraham auf Geheiß des Herrn zu bringen hat — und man kann sich denken, was nun daraus wird. Aus den Worten der Schrift: „Und Abraham zertheilte solches alles, aber die Vögel zertheilte er nicht ... da nun die Sonne unterging, fiel ein tiefer Schlaf auf Abraham, und siehe, Schrecken und große Finsterniß überfiel ihn ... Als nun die Sonne untergegangen und finster worden war, siehe, da rauchte ein Ofen und eine Feuerflamme fuhr zwischen den Stücken hin —“ aus diesen Worten folgert Herr Haug, daß der „Wahrsager“, der sich von Abrahams Aberglauben überzeugt hatte, ihm gegenüber „mit seinen größten Zauberstücken herausrückt“ (S. 140). Mit einer bei Herrn Haug merkwürdigen Reserve heißt es dann wörtlich: „Wie er (der „wahrsagende Bundespfaffe“) Abrahams Betäubung zu Stande gebracht hat, läßt sich ihm heute nicht mehr nachrechnen“. Aber über das Andre ist sich unser Hellseher in die Vergangenheit ganz klar. Daß Abraham das Fleisch der Säugethiere zertheilen muß, geschieht nur, „um es zum Transport bequem“ zu machen; beim Geflügel war das nicht erforderlich. Das zwischen die Stücke fahrende Feuer ist in seinen Augen nur ein Kunststück, welches er mit einem an der Börse üblichen Ausdruck für unlautere Geschäfte bezeichnet, — ein Kunststück, „um das Fleisch in des fremden Herrn Besitz zu transferiren, wahrscheinlich mittels eines Helfershelfers“, und um den Glauben zu erwecken, „als seien die Fleischstücke vom Feuer verzehrt, statt durch Menschenhand bei Seite geschafft“. (S. 141.)

Man sieht „Mr. Haug ne se mouche pas du pied“; sein Scharfsinn ergründet alles. Interessant ist es, wenn man beobachtet, wie sich im Laufe seiner Erzählung seine Wuth über die „Bundespfaffen“, welche er in dem 1. Buch Mose entdeckt hat, immer mehr steigert. Zunächst erwähnt er ihrer mit einer gelehrten Kühle, dann erzählt er Geschichten, wie die obige, von ihnen, welche sie in den Augen jedes rechtschaffenen Lesers gründlich discreditiren müssen, und mit der Zeit wird er geradezu grob gegen sie; wenn sich dies Verhältniß zwischen Herrn Haug nnd den „Bundespfaffen“ in derselben Weise weiter entwickelt, so wird er unzweifelhaft am Ende der Genesis mit ihnen handgemein werden.

Aber noch unangenehmer ist ihm Abraham. Der bloße Name des Erzvaters macht auf Herrn Haug schon den Eindruck, den das vorgehaltene rothe Tuch des Capeadors auf den Stier hervorbringt: er geräth außer sich und stößt wüthend um sich. Weshalb diese Wuth? Nach viertausend Jahren! Es ist doch lange genug her, um wieder kaltblütig zu werden. Ich kann es mir nicht erklären, aber die Sache hat ihre Richtigkeit: Herr Haug ist ein ganz persönlicher Feind Abrahams. Er schildert uns den Gemahl der Sarah als einen Geschäftsmann der allerbösesten Sorte, als einen Mann, der nur dem Geldmachen lebt und der kein Mittel scheut, um einen Profit zu machen. Alles und jedes, was uns von Abraham berichtet wird, bringt unser Forscher mit diesem Grundzuge des Abraham'schen Charakters zusammen. Daß Abraham nach Kanaan auswandert, geschieht lediglich aus Geschäftsrücksichten, docirt Herr Haug. Daß er den Namen „Abram“ mit „Abraham“ vertauscht, hat — immer nach der

Digitized by Google

gar nicht anzuzweifelnden Autorität des Herrn Haug — seinen Grund darin, daß er in der Heimath die alte Firma durch zweifelhafte Geschäfte compromittirt hatte. Die Begegnungen der Sarah mit dem aegyptischen Pharao und Abimelech werden ebenfalls auf kaufmännische Motive zurückgeführt; der Krieg, von welchem im 14. Capitel die Rede ist, und an dem sich Abraham mit 318 Waffengeübten betheiligt, ist nach Herrn Haugs authentischer Interpretation nichts als ein ganz gewöhnlicher Raubzug und Abraham selbst „ein mobiler Räuber, der sich hinter einem unverfänglichen Ladengeschäft (dem Viehhandel) verkriecht". (S. 211.) Ich würde hier den Accusativ dem Dativ vorziehen; aber ich bin kein gelehrter Forscher und weiß also auch nicht, wie wenig ein armseliger Casus in der Wagschaale einer großen wissenschaftlichen Entdeckung wiegt. In der Erkenntniß meiner kritischen Unzulänglichkeit muß ich es mir auch versagen, meine Bedenken über gewisse Kühnheiten in den von Herrn Haug angewandten Wortbildungen und sprachlichen Bildern zu äußern. Es wird wohl stilistisch ganz in der Ordnung sein, wenn Herr Haug Abraham als ein „Tauschgenie von höchster Unscrupulosität" bezeichnet (S. 200); und eine ebenso berechtigte Unequivoquicität wird es wohl sein, wenn Herr Haug auf S. 123 schreibt: „die im 9. Capitel gekeimten Drohungen beginnen voller zu tönen"; man könnte statt dessen vielleicht auch sagen: „die im 9. Capitel leise tönenden Drohungen beginnen üppig auszuschlagen". Weshalb sollte man das nicht sagen können? Es kommt blos auf den guten Willen an.

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß Herr Haug das Opfer Isaaks für eine zwischen Abraham und einem Wahrsager abgekartete Geschichte hält, welche er mit den kräftigsten, der dramaturgischen Terminologie entlehnten Ausdrücken bezeichnet; daß er über Isaaks Abstammung Ansichten hegt, welche, wie alles, was uns Herr Haug berichtet, zum mindesten durch ihre Neuheit frappiren. Herr Haug ist auch gerade der Mann, der Abraham die Vaterfreuden gönnt — da kennen Sie ihn schlecht! Sprechen Sie ihm nur nicht von Abraham! Reizen Sie ihn nicht — er stößt.

Aber Ein Wort genügt, um den durch Abraham aufgeregten Mann zu beruhigen: Sarah! Und siehe da, seine bebenden Pulse schlagen sanft, und ein liebliches Lächeln umspielt die Lippen des Forschers.

Ich ertappe mich auf einer Verwechslung: Das liebliche Lächeln, um das es sich handelt, spielt um Sarahs Lippen, und Herrn Haug verdanken wir nur die Mittheilung darüber: „Das liebliche Lächeln ihres Mundes; der feuchte Glanz ihres Auges, dessen phosphorescirendes Leuchten ahnungsvoll und viel versprechend durchschimmerte; eine schwer zu trübende Fröhlichkeit des Herzens; und eine noch schwerer zu überwältigende Güte der Gesinnung voller geduldiger Ergebung und Entsagung: sie gewannen ihr aller Herzen". Sie glauben die Beschreibung einer „Venus im Pelz" von Herrn Sacher-Masoch zu lesen? Sie irren. Es handelt sich immer noch um Sarah (S. 127). Und jedesmal, wenn im biblischen Texte von Sarah die Rede ist, hält der gelehrte Schäker inne, um ihr irgend etwas Angenehmes zu sagen. Sie hat es ihm mit dem phosphorescirenden Leuchten ihres ahnungsvollen Auges angethan.

Wie Tiberius, Caligula, Lucrezia Borgia und andere als Bösewichter verschrieene Tugendbolde ihre Mohrenwäscher gefunden haben, so ist auch den vielverleumdeten Sodomitern in Herrn Haug ein Retter ihrer Ehre erstanden. Diese Sodomiter waren ganz respectable Leute. So versichert Herr Haug, und der muß es doch wissen, — Er, dem das phosphorescirende Lächeln aus Sarahs Augen ahnungsvoll entgegengeschimmert. Im vollen Vertrauen auf seine Kenntniß des genauen Sachverhalts, hält er die Erweisung desselben mit Recht für überflüssig. Er sagt: „Die Sodomiter sind anständige Menschen" — und damit ist die Sache entschieden. Wer etwas dagegen einzuwenden hat, braucht sich nur zu melden.

Ich habe mich hier auf wenige Andeutungen beschränken und die in der energischen Sprache des selbstbewußten Gelehrten niedergeschriebenen Forschungen bei meiner Wiedergabe in der Sache wie in der Form außerordentlich abschwächen müssen. Und weshalb ich die Wiedergabe überhaupt versucht, weshalb ich aufgestöbert habe, was Herr Haug bei Herrn Theobald Grieben in Berlin so weislich verlegt hatte? Ich habe vor Ihnen ja schon das offene Geständniß abgelegt, daß es unter Umständen, namentlich wenn die Sonne auf den Kopf und das Feuer unter den Nägeln brennt, recht schwierig ist, über Vernünftiges vernünftig zu schreiben; und ich füge hinzu, daß ich heute dieser Schwierigkeit nicht Herr zu werden mir bewußt war und daß mir Herr Haug seinen Commentar des Genesis mit einem liebenswürdigen Briefe geschickt hat. Ich weiß zwar nicht, womit ich das verdient habe; aber ich bin ihm darum nicht minder dankbar.

Paul Lindau.

## Verschiedenes.

### Aus Karlsbad.

„Wird er wieder im Helenenhof wohnen, wo er die berühmte Stoßins-Herz Politik plante? Oder wird er zuvor nach Kissingen gehen und erst im Juli nach Karlsbad kommen, um den mannichfachen Aerger, den ihm die demokratischen Ultramontanen und Herr Teutsch aus Elsaß bereitet haben, in Schloßbrunnen und Sprudel zu ersäufen?" — Diese Fragen bildeten das Hauptthema an den Stammtischen der Bierhäuser in Karlsbad.

Er kam aber gar nicht, des deutschen Reiches Staatskanzler, sondern ging nach Varzin.

Dagegen erschien sein ehemaliger Pariser Procurist, Herr Graf Harry von Arnim, der, wie ihm die officiösen Zeitungen niemals haben verzeihen können, den nöthigen Scharfsinn besitzt, um eigene Politik zu treiben. Er muß das verwegene Beginnen, in einer entscheidenden Frage anders und vielleicht sogar einmal richtiger gedacht und anders gesprochen zu haben, als sein strenger Herr und Vorgesetzter mit 3 Bechern täglich und abgekühlten Wannenbädern büßen.

Wer das ganze Jahr am Schreibtisch oder im Atelier sitzen, dumpfe Stubenluft athmen und steifbeinige Gesellschaften mitmachen muß, wird sich, auch wenn er nicht mit den hier üblichen Leiden der Fettsucht, der Leberhypertrophie, Zuckerruhr u. s. w. behaftet ist, in diesem stillen schönen Thal unendlich wohl fühlen. Ist man so glücklich gewesen, in der Gartenzeile, fern vom geschäftigen Treiben der großen Gesellschaft in der Nähe lieblicher Parkanlagen eine Wohnung zu finden, so streift man gern die Sorgen ab und überläßt seinen Leib der culinarischen Fürsorge der Gastwirthe, welche nur leicht verdauliche Kost, unverdorbenes Fleisch und saftige Gemüse verabreichen dürfen. Ist man aber krank, verdrossen, lebensmüde, so braucht man nur fleißig auf den Bergen herumzusteigen und die heilenden Quellen zu trinken, dann wird mit der Gesundheit auch Frohsinn und Heiterkeit in die Seele kehren.

Karlsbad dehnt sich in Form einer langen unregelmäßigen Gasse an beiden Ufern des kleinen Teplflusses und an den das schmale Flußthal begrenzenden Hügeln aus. Der Corso Karlsbads, die sogenannte alte Wiese, bildet den Mittelpunkt der eleganten Welt. Die dort gelegenen beiden Cafés „zum Elephanten" und „zur goldenen Krone" versammeln in den ersten Nachmittagsstunden Alles, was Karlsbad an Celebritäten unter seinen Gästen zählt.

Das erstere, wo Heinrich Laube — wie wir in Walters Sprudelsteinen lesen — i. J. 1848 häufig verkehrte und fulminante Reden an die deutsche Nation hielt, wofür ihn die dankbaren Karlsbader in's Frankfurter Parlament sandten, hat seinen demokratischen Charakter längst verloren und ist aristokratisch oder vielmehr, dem Zuge der Zeit folgend, nationalliberal geworden.

Digitized by Google

Die Badegesellschaft, welche um diese Zeit Karlsbad belebt, ist größtentheils in Berlin und Umgegend geboren.

Unfehlbare Kammergerichts-Assessoren, behäbige Tapetenfabrikanten mit ihren Gemahlinnen, Landwehrlieutenants a. D. und Gutsbesitzer aus der Uckermark, pensionirte Rechnungsräthe und die unvermeidlichen Wittwen mit ihren Töchtern sind hier in jeder Ausgabe und jedem Format zu sehen.

Ein pünktlicher Stammgast beim Kaffee ist neben Theodor Wachtel, der beliebte Lustspieldichter Herr von Moser, dessen gutmüthig dreinschauendes, sanftes, langgescheiteltes Haupt nicht die malitiösen Situationen errathen läßt, in die er seine Helden zu bringen weiß.

Seit einigen Tagen weilt auch ein gekröntes Haupt hier, welches die Aufmerksamkeit der ordensleckeren Knopflöcher auf sich lenkt: der durch seine brillanten Reitergefechte bekannte Großherzog von Mecklenburg, vor dem sich die übrigen hier anwesenden Feldherrn aus dem französischen Feldzuge, die Generale Werder und Goeben, mit geziemender loyaler Bescheidenheit zurückziehen.

Ich lasse ihn nebst seinem kleinen Gefolge vollbärtiger Obotriten-Häuptlinge Revue passiren, schlürfe meinen Mokka und gedenke vergangener Zeiten.

Karlsbad zählte schon im 14. Jahrh. einen deutschen Kaiser, Karl IV., zu seinen Kurgästen. Nicht blos dieser Umstand, noch mehr der frühere Name des Ortes, Vary (d. i. Warmbad), welcher in einer vom König Johann von Böhmen herrührenden Urkunde vorkommt, deutet darauf hin, daß der Sprudel damals schon längst bekannt und renommirt war. Karl stattete den Ort, welcher sich nach seinem Namen nannte, mit städtischen Privilegien aus und baute sich ein Schloß, an dessen Stelle jetzt das Rathhaus steht.

Die Curen waren ehemals sehr energische, wie der älteste medicinische Schriftsteller, der über die Wirkung der Karlsbader Thermen geschrieben hat, der Badearzt Dr. Wenzel Paier anno 1522 genau auseinandersetzt; die Kranken mußten mehrere Stunden im Bade sitzen und ganz unglaubliche Mengen Wasser trinken.

Heute, wo eine sensible Baronesse ihren stämmigen Sohn unweigerlich dem Tode verfallen glaubt, wenn dieser einmal 4 statt 3 Becher getrunken hat, erscheinen jene ärztlichen Anordnungen durchaus nicht „curgemäß". Eigentlich müßte dieses Wort hier groß geschrieben werden; denn es ist das Zauberwort, auf dem die sociale Ordnung im karlsbader Leben beruht.

Die Bevölkerung wird dadurch vor blutigen Revolutionen, die heirathslustige Kokette vor Erkältungen, verstockte Hämorrhoidarier vor Sodbrennen, loyale schwarz-gelbe Oesterreicherohren vor der Wacht am Rhein, aufgeschwemmte Weinreisende vor Katzenjammer und kurzsichtige Schützen-Hauptleute vor Verstümmelungen bewahrt, die zanksüchtige Gattin wird dadurch zum Gehorsam gezwungen und die Kinder — die großen wie die kleinen — werden damit zu Bett gebracht. Die Staatsmänner fanden zu allen Zeiten vielen Geschmack an der karlsbader Regierungsmaxime, aber die karlsbader Beschlüsse erschienen dem deutschen Volke keineswegs curgemäß.

Das arme deutsche Volk erhielt hier den Dank für die ideale Begeisterung und die opferfreudige Treue, mit der es das Joch des Franzosenkaisers abgeschüttelt und für den heimischen Herd und seine vielen kleinen Zaunkönige in den Kampf gezogen war.

Deutschlands edelste Jugend, seine Zukunft, in deren Herzen das wiedererwachte Nationalgefühl mächtige Triebe zu schlagen begonnen hatte, wurde verwehmt, die Presse geknebelt, und der Geist der Freiheit, der Menschenwürde mit Füßen getreten. Die Reaction feierte ihre Triumphe und Metternich und Hardenberg tanzten ein Menuett dazu.

Das deutsche Volk aber legte Trauerkleider an und weinte blutige Thränen; nur der Verfasser der karlsbader Edicte, Hofrath Gentz, lachte, lachte über die Unfähigkeit seiner Vorgesetzten, lachte über die Gutmüthigkeit des deutschen Volkes, lachte über das viele Geld, das bei dem Geschäft für ihn abgefallen war.

Und dreißig Jahre duldete das Volk, bis es sich erhob und die ihm vorenthaltenen Rechte forderte. Aber der Völkerfrühling war nur ein Frühlingsschauer.

Die deutsche Nationalidee ward abermals in Ketten geschlagen und aus dem Lande verbannt, bis ein genialer deutscher Staatsmann die karlsbader Schuld zu sühnen und das Deutsche Reich wiederherzustellen unternahm.

Und seltsam! Gerade wieder in Karlsbad, während König Wilhelm mit seinem Civil- und Militärcabinet in Begleitung des Herrn von Bismarck in den Jahren 1863, 64 und 65 hier die Cur gebrauchte, soll, wie die Sage geht, der Plan zum böhmischen Feldzuge besprochen und ausgearbeitet worden sein.

In denselben Gemächern aber, die der siegreiche preußische König inne gehabt, wohnte im Spätherbst 1866 König Johann von Sachsen und wartete des Schicksals, welches der Friede ihm und seinem Lande bereiten werde.

Die preußischen Herrscher, vom ersten Friedrich an, haben von jeher eine große Vorliebe für den böhmischen Badeort an den Tag gelegt und sich gern hier aufgehalten. Freilich waren es meist sparsame Herren, deren Anwesenheit keine Gelegenheit zu glänzenden kostspieligen Festlichkeiten bot, wie sie der starke August von Sachsen seiner geliebten Königsmark bereitete.

Auf der alten Wiese steht auch das Haus, in welchem, wie eine Erinnerungstafel erzählt, Peter der Große bei seinem zweimaligen Aufenthalt wohnte. Noch werden die Gemächer gezeigt, wo er mit dem Philosophen Leibniz, den er für sein Land zu gewinnen suchte, debattirte und civilisatorische Pläne für seine halbwilden Russen entwarf. Wer jemals ein wohlgetroffenes Portrait des jungen Zaren sah, wird frappirt sein, wenn ihm in der Person des hiesigen Badearztes Dr. Ferd. Fleckles das leibhaftige Ebenbild Peters I. entgegentritt.

Bekanntlich ist Fleckles unter dem Namen Julius Walter einer unserer besten Feuilletonisten.

Seine „Sprudelsteine" und sein vor kurzem erschienenes „Querfeldein" sind mit sprudelndem Humor geschrieben; seine kleinen Novelletten sind prickelnd, geistreich und in leichtlebiger französischer Manier, seine Cultur- und Reisebilder sind frisch und lebendig, und seine politischen Schlaglichter sind treffend und originell. Wiewohl er auch bisweilen warme Gefühlstöne anzuschlagen versteht, so zeigt er doch meist einen bitteren scharfen Sarkasmus: ein eigenthümlicher Zug, wie er häufig dem Arzte, wenn er schriftstellert, eigen zu sein pflegt.

Mag der Geist des kritischen Skepticismus, der das Studium der Medicin beherrscht, mag die Disharmonie zwischen den humanitären Idealen, die den Jüngling entflammten und der aschgrauen Wirklichkeit, welche dem jungen in die Praxis tretenden Arzte entgegen tritt, die Schuld tragen: jedenfalls wird der Mediciner, wenn er die Feder anstatt oder neben der Lanzette führt, eher zu einem Heine oder Börne als zu einem Schiller oder Mathisson neigen.

Julius Walter legt übrigens soeben die letzte Feile an den II. Theil seiner Sprudelsteine und gedenkt nächstens seine „Pariser Eindrücke" herauszugeben.

Neben seiner ärztlichen und literarischen Thätigkeit vertritt er mit Eifer karlsbader Reformpläne. Sein Vorschlag, das neue Curhaus am Ende der alten Wiese im Schatten der Pupp'schen Allee zu erbauen, wurde leider nicht acceptirt, sondern es wurde mit enormen Kosten in unzweckmäßiger Weise an unpassendem Orte aufgeführt. Vernachlässigt und verödet steht das große Gebäude jetzt da wie ein verlassener Ringstraßen-Palast, dessen einstiger Besitzer an der Börse ein schnelles „Glück und Ende" gefunden.

Melancholische Düfte steigen an heißen Sommertagen aus den mit unverdrossener Liebenswürdigkeit allen Koth und Unrath in sich aufnehmenden Wässern der Tepl und umgeben den vereinsamten Cursalon und die benachbarte eisig-kalte Campo-Santo-Colonnade mit dem Trauerflor einer zweifelhaften Atmosphäre.

Es muß jedoch andererseits auch dankend anerkannt werden, daß die karlsbader Bürgerschaft nach Kräften bestrebt ist, den Curgästen den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Die vielen reizenden Ausflüge und schattigen wohlgepflegten Spaziergänge machen einen wohlthuenden Eindruck, besonders wenn man andere Badeorte gesehen hat, deren Bevölkerung nur Geld verdienen, aber nichts dafür bieten will.

Die Dankbarkeit der Curgäste, welche hier von jahrelangem Leberleiden und hartnäckigen Stockungen des Unterleibes, die ihre Lebenslust vergällten und ihren Muth darnieder drückten, befreit wurden, hat sich auf allen Wegen und Stegen in gereimter und ungereimter Weise ausgesprochen. Es findet sich wohl auch manches gute Verslein auf diesen Gedenktafeln, welche mehr als alle Zeitungsreclame den Ruhm der karlsbader Heilquellen predigen.

Digitized by Google

Karlsbad ist ein wirkliches Bad, welches nicht blos Erholung und angenehme Sommerfrische, sondern Heilung von wirklichen, nicht nur eingebildeten Leiden, Genesung und Gesundheit gewährt. Hier findet sich kein Feld für die internationalen Aventuriers, welche die rheinischen Bäder, wenigstens als Madame Roulette dort noch regierte, aufsuchten; hier gibt es keine Demimonde, die mit bemalten Wangen und extravaganten Toiletten ihre vielbegehrten Reize zur Schau trägt: hierher kommen fast nur ernsthafte Kranke, deren grüngelbes Aussehen, deren hypertrophische Fettmassen, deren griesgrämige Klagen die Quelle ihrer Leiden laut verkünden.

Karlsbad ist aber auch ein classischer Boden; hier dichtete Schiller, hier schrieb Goethe seine Geologie der karlsbader Gebirge. Im Jahre 1791 waren die beiden Dichterfürsten zugleich mit Tiedge hier. Auch Gellert, Herder, Kotzebue und Theodor Körner, dem der hiesige Männergesangverein eine Erinnerungssäule gewidmet hat, schlürften Gesundheit an den hiesigen Quellen. In Karlsbad stand auch die Wiege Alfred Meißners, der sich jetzt im lieblichen Bregenz an der Seite eines geliebten Weibes ein trauliches Heim gegründet hat.

Kurz jedes Haus, jeder Stein, jeder Baum hat hier seine Geschichte und birgt interessante Erinnerungen. Sie erzählen dem Wanderer von unvergeßlichen Tagen, da die Schönheit dem Genius Kränze flocht und die Mächtigen der Erde Weltgeschichte schufen. — p.

## Offene Briefe und Antworten.

### In Sachen der Meininger.

I.

Berlin, im Juni.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

In Ihrem interessanten Artikel „Ueber Molières Kranken in der Einbildung" (Nr. 25 der „Gegenwart") sagen Sie zum Schlusse: „Ich meine noch immer, die Bühne hat gar nicht die Aufgabe, die Wirklichkeit voll und ganz zu copiren —" hierin pflichte ich Ihnen durchaus bei; gewiß ist dies nicht ihre Aufgabe, aber, wenn sie auch nach dieser Seite hin Anstrengungen machen kann und will, warum ihr das zu einer „Sünde wider den heiligen Geist" anrechnen? Sie theilen uns mit, daß man in Paris des „Plunders" nicht gewahr geworden, daß man nur den Dichter hörte, nur den Darsteller sah. Nun, in Ihrer geschätzten Wochenschrift konnten Sie lesen, daß die meiningen'sche Regie für die Ausstattung des Krankenzimmers (der einzigen Decoration) volle Anerkennung verdient und darin gerade das Richtige getroffen habe, und trotzdem hat die Aufführung sehr gefallen! Darf ich Sie bei dieser Gelegenheit an die eben so glänzende, wie bis in alle Details sorgfältige mise en scène Ihrer „Diana" und an die Pracht der Toiletten im königlichen Schauspielhause erinnern, wogegen Sie nichts einwendeten; wahrscheinlich, weil Sie davon keine Beeinträchtigung Ihres Werkes befürchteten.

Sie brauchen zwar niemand, der für Sie denkt, aber in Ihrer angebornen Farbe der Bescheidenheit können Sie nicht anders; Sie sehen sich nach einem „Denkgenossen" um, und wählen keinen Geringeren, als Friedrich Schiller, um durch den Zauber, welcher die über allen Streit erhabene Autorität dieses Namens umstrahlt, mich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle zu erdrücken. Die angeführten Verse würden auch auf mir „wie Keulenschläge auf einem Helm lasten", wenn es nicht fraglich wäre, ob Schiller mit dem „rohen Leben", „dem Schein, der nie die Wirklichkeit erreichen soll", die Aeußerlichkeit der Bühne, oder die Aeußerung des Charakters im Auge hatte. Ich meine, das Letztere; denn, so viel mir bekannt, beziehen sich jene Stellen auf Ifflands jeder Idealität bare Spielweise. Indessen ist es möglich, daß ich mich irre, und für diesen Fall erlaube ich mir nach Mascarills Rath in Immermanns „Schule der Frommen": „Brich Deinen Stecken da, wo sich (sans comparaison) Dein Feind ihn bricht", die gefeierten Waffen aus demselben Geistesarsenale, wie Sie, zu holen und die ersten vier Zeilen der fünften Strophe desselben Gedichts in Ihrem Sinne zu meinen Gunsten auszulegen. Sie lauten:

„Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt".

Nach wie vor

Ihr

Sie hochschätzender

**Adolf Schwarz.**

II.

Es ist schwer, mein verehrter Herr Doctor, sich einem Manne gegenüber, der absolut mißverstehen will, verständlich zu machen. Wo und wann um alles in der Welt habe ich jemals eine geschmackvolle, richtige und charakteristische Ausstattung bekämpft? Haben nicht meine Bemerkungen ausschließlich der Vordringlichkeit, der Unbescheidenheit und Arroganz der Aeußerlichkeit, die sich über die Darstellung und Dichtung zu erheben vermißt, gegolten? Das haben Sie ja gerade so gut verstanden wie ich; aber es paßt Ihnen just, sich meine Aeußerungen nach den Bedürfnissen Ihrer Polemik zurechtzulegen, mir meine Ansichten wegzuescamotiren und Einfachheiten an deren Stelle zu setzen, die siegreich zu widerlegen selbst einer minder geschickten Feder als der Ihrigen eine Bagatelle sein würde. Ich muß es mir gefallen lassen, denn Sie verfahren ja auch Schiller gegenüber mit derselben burschikosen Gewandtheit. Ich brauche Sie nicht darüber aufzuklären, daß die von Ihnen citirten Verse, deren Bekanntschaft bei mir vorauszusetzen Sie vielleicht die Gefälligkeit haben, nicht auf die Außenseite, sondern auf den Inhalt des Theaterstücks zu beziehen sind, wie die Fortsetzung, die Sie als störend mit gutem Grunde verschweigen, recht deutlich zeigt:

„Verbannet ist der Sitten falsche Strenge
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held" 2c.

Bei dem menschlichen Handeln und Fühlen hat Schiller wohl schwerlich an das von Ihnen citirte „naturgetreue Bild" der Fresen, Stulpstiefel, Ohrringe, Kniebänder 2c. gedacht. In der fünften Strophe spricht Schiller eben nur vom Inhalt der Dichtung; in der sechsten, von mir citirten, geht er aber allerdings zur Darstellung — und zu dem Aeußerlichen des Schauspiels über — und hier verlangt er, „daß der Schein nie die Wirklichkeit erreichen" soll. Diese sechste bildet nicht die Fortsetzung, sondern den Gegensatz zur fünften Strophe, wie das Schiller für jeden, der lesen kann, durch das Wörtchen „Doch" recht deutlich markirt hat:

„Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen" 2c.

Aber wozu das alles? Sie bedürfen keines Commentars zu den Gedichten Schillers, und ich fühle nicht die mindeste Neigung in mir, einen solchen für Sie zu schreiben.

In einem Punkte erkenne ich Ihre Superiorität mit der mir angeborenen „Farbe der Bescheidenheit" (veilchenblau?) ohne Bedenken an: Sie sind auf der Bühne praktisch thätig gewesen, ich nicht. Die „Nationalzeitung" hat nicht versäumt, uns Laien gegenüber Ihre praktische Erfahrung geltend zu machen — und sie hat dies doch jedenfalls nicht gethan, um Ihre Autorität zu vermindern und die unsrige zu heben. Und wenn ich Ihnen, dem Publicisten gegenüber, nicht allein fertig werden konnte und mir Friedrich Schiller zur Verstärkung heranholen mußte — vergeblich, wie mich Ihr Brief belehrt hat — so bin ich als Laie Ihnen, dem praktischen Bühnenmann gegenüber des Beistandes noch in weit höherem Maße bedürftig. Deshalb werden Sie es nicht für ungut nehmen, wenn ich den Brief eines ebenfalls praktischen Bühnenmannes dem meinigen anschließe. Der Kampf wird dadurch noch immer nicht ungleich. Der bekannte Herkules Jean Lüttgens, „Rheinlands Eiche" nimmt es ja mit vier erwachsenen Männern auf einmal auf; und wir sind unser nur drei: Friedrich Schiller, der deutsche Schauspieler und

Ihr hochachtungsvoll ergebener

**Paul Lindau.**

III.

Das Gastspiel der Meininger in Berlin ist so lebhaft in den öffentlichen Blättern besprochen worden, daß das Urtheil eines Schauspielers, der dieser Bühne ein Jahr angehört hat und also in die Geheimnisse dieser plötzlich erstandenen Kunst-Reformatoren eingeweiht ist, vielleicht nicht ohne Interesse sein dürfte. Nicht durch die blendende Ausstattung allein, sondern — und zwar hauptsächlich — durch die außerordentliche

Digitized by Google

Dressur — ich werde die Wahl dieses etwas hart klingenden, aber einzig zutreffenden Wortes rechtfertigen — haben die Meininger die unleugbar starke Wirkung auf das Publicum hervorgebracht. Wer in Meiningen spielen will, muß sich jedes selbstständige Denken und Empfinden abgewöhnen, er muß „ein schwaches Gefäß in der Hand seines Herrn" werden. Erst wenn „der Geist ausgetrieben, und die Theile geblieben" — erst dann ist man für Meiningen geschickt. Nur derjenige, der sich Bewegung und Betonung eindrillen läßt, dem „die Costüme sitzen", der „auf Befehl" Rollen auffaßt, und die richtige Länge hat — mit einem Wort nur das gefügige Instrument ist für das meininger Kunst-Institut tauglich. Von dem Principe Immermanns, daß, so wie die Dichtung, auch die Darstellung aus einem Haupte entspringen muß, scheint allerdings der Herzog von Meiningen auszugehen, nur vergißt er, daß Immermann bemüht war, den Geist der Dichtung so getreu wie möglich wiederzugeben, eine künstlerische Einheit zu erzielen — während er selbst nur die Aeußerlichkeit, im weitesten Begriff im Auge hat; dies war auch die Ursache, weshalb Bodenstedt, den der Herzog vor mehreren Jahren nach Meiningen berief, die Leitung der Hofbühne nach kurzem Martyrium niederlegte.

Der Corporal der meininger Truppe heißt Grabowsky. Er leitet die Proben, die — eine Unterbrechung von etwa zwei Stunden abgerechnet — oft von 10 Uhr früh bis Mitternacht dauern. Der Herzog wohnt den Proben im Parterre häufig bei und läßt, nachdem erst das Arrangement der Decorationen und Möbel — oft nur von einer Scene — mehrere Stunden gedauert hat, sein Factotum ruhig gewähren. Das Treiben auf einer meininger Probe ist geradezu unbeschreiblich, und jede Schilderung bleibt der Wirklichkeit gegenüber matt. Nicht eine Zeile vermag der Schauspieler ungestört zu sprechen. Wenn — beispielsweise einige Statisten im Hintergrunde „die Diagonale stören", so wird der Macbeth zwanzig Mal in seinem Monologe unterbrochen, — wie denn überhaupt die Gruppe im Hintergrunde das Wichtigere ist, obwohl auch dem Macbeth der Platz streng angewiesen wird, wo er seinen Monolog zu halten hat. — Man hört nur die jedes Organ übertönende Stimme unseres militärisch strammen Dramaturgen, der ununterbrochen auf der Bühne umherläuft, seine Leute rechts und links richtet und ordnet — nicht selten auch durch handgreifliche Schiebungen seine Intentionen verdeutlicht. Nur wenige Ausnahmen entgehen dieser Behandlung — und wie manche Dame, die zum ersten Mal diese Bühne betrat, habe ich bei der Probe weinen sehen! — Ununterbrochen hört man unsern Kraftregisseur schreien: „Mayer, stehen Sie doch diagonal!" Herr Grabowsky belehrt die jungen Leute, die er alljährlich in Hamburg, Berlin ꝛc. aus Theaterschulen hervorholt, daß „der Schmerz hohe Töne" — und „die Furcht ein rasches Tempo" bedingt, er beweist seinen Jüngern, daß „im Gange die Thräne charakterisirt werden muß". Er belehrt den Erdgeist (Faust), daß „ein Gott in Pausen spricht"; er verlangt, man möge „die Sappho drastisch cachiren" — das ist, sich so stellen, daß Phaon die Sappho nicht gleich erblickt; er ruft in der Rütliscene dem greisen Reding, bei der Stelle „ich kann die Hand nicht auf die Bücher legen ꝛc." zu: „Sie müssen den Mann älter spielen, denn Sie hören ja, daß er so alt ist, daß er die Hände nicht mehr auf die Bücher legen kann". — Jede Entgegnung des Schauspielers wird durch das stabile: „— Pst — so ist's, so wird's gemacht" — erstickt.

Die Schauspieler gehen daher zur Probe und haben nicht mehr für ihre Rollen gethan, als sie memorirt, denn „das Uebrige besorgt ja doch Grabowsky", heißt es. Sind nun mehrere Stücke „fertig", so wird ein Competenter verschrieben, der im herzoglichen Schlosse absteigen und von der herzoglichen Seitenloge aus die Vorstellung bewundern darf; einem hervorragenden berliner Recensenten war es sogar vergönnt, das Schauspiel von der großen Loge aus zu bewundern. — Daß nun von der Leitung eines solchen Mannes nicht mehr zu erwarten ist, als ein durch wochenlanges Eindrillen hervorgebrachtes „Zusammenklappen", eine genaue Beobachtung aller Aeußerlichkeiten, und höchstens ein effectvolles Arrangement, liegt auf der Hand. Egmonts Spiel ist nicht so wichtig als die Schlägerei im 2. Act (der Herzog liefert für derartige Scenen Zeichnungen, die die Stellung jedes Statisten fixiren, und nach denen sich Grabowsky streng zu richten hat); und wieder hier ist es mehr oder weniger Nebensache, ob die Gleichgesinnten sich gegenseitig fassen — wenn nur die ganze Prügelei „drastisch" wirkt. — Und da steckt auch das ganze Geheimniß der Meininger! Das Publicum läßt das Ganze auf sich einwirken — sieht nur den äußern Apparat und nicht, was dahinter steckt. Die exacte Inscenirung, das „Zusammengreifen", dazu die pompöse Ausstattung, die prachtvollen, echten Costüme und Möbel ꝛc. ꝛc. — dies alles beschäftigt derart den Zuschauer, daß ihm gar keine Zeit bleibt, die Hohlheit zu bemerken, die ihm geputzt vorgeführt wird. Oder haben etwa die meininger Künstler als solche in ihrer Gesammtheit, oder auch nur in ihrer Mehrheit in Berlin gefallen? Gewiß nicht. Ich bin sogar überzeugt, daß Schauspieler, die im meininger Ensemble ganz gut wirken, an andern nur leidlich guten Bühnen nicht fähig wären, zu spielen, da ihre Selbstständigkeit systematisch untergraben wird.

Das meininger Institut hat sicherlich seine Verdienste, und es ist mir wohl verständlich, daß es bei seiner Eigenart auch als Curiosität in großen Städten Anziehungskraft üben kann; wenn aber dem berliner Hoftheater, dem wiener Hofburg- und Stadttheater und andern Bühnen ersten Ranges das meininger Princip als nachahmungswürdig empfohlen wird, wenn man die individualitätsbaren Meininger mit einer Frieb-Blumauer und Erhartt, mit einem Döring, Liedtke, Berndal, Oberländer, Kahle u. s. w., u. s. w. in eine Kategorie bringen will, und die Herabwürdigung des classischen Stückes zur Ausstattungskomödie als musterhaft hinstellt, mit einem Wort, die geschickte „Mache" als Ideal der Schauspielkunst verherrlicht, so muß jeder für die Kunst warm fühlende Mensch, im Interesse der guten Sache, auch auf die Gefahr, erbitterte Gegner herauszufordern, gegen diese Verhimmelung einer derartigen Verirrung protestiren.

Ein deutscher Schauspieler.

* * *

Herr Redacteur!

Der neulich in Ihrem Blatte veröffentlichten Sammlung von geflügelten Worten, die Büchmanns scharfem Auge entgangen sind, kann ich ein neues hinzufügen, dessen Ursprung ich sicher gefunden zu haben glaube. Es ist die Redensart: „Da liegt der Hase im Pfeffer", welcher man den Charakter eines ἔπος πτερόεν schwerlich wird absprechen können. Der berühmte Vorläufer Luthers, Johann Gailer von Kaisersberg, Prediger zu Straßburg, hat das Wort in einer seiner Predigten, und unzweifelhaft zuerst, gebraucht: dieselbe erschien im Jahre 1510 zu Augsburg in einer Sammlung, betitelt:

„Das buch granatapfel. im latin genant Malogranatus. helt in ym gar vil und manig haylsam vnd susser underweysung und leer..... Meereres tails geprediget durch den hochgeleerten Doctor Johanem Gayler von Kaisersperg".

In diesem Werke befindet sich ein Abschnitt mit der Ueberschrift: „Ain gaistliche bedeutung des heßlins: wie man das in den pfeffer berayten soll, die da gibt clare vnderrichtung, wie ain mensch ..... sich berayten, schicken und halten soll, nach den guten aigenschafften die das forchtsam, vnachtber, klein thierlein, das häßlin in seiner art an jm hat". Es wird zuerst auseinandergesetzt, welche anderen Aehnlichkeiten zwischen dem Hasen und dem Christen bestehen: er ist furchtsam, wird von Jägern umstellt, gehetzt, geschossen, das Fell ihm abgezogen u. s. w. Dann folgen diese Worte:

„Man muß das häßlin in ainen pfeffer machen..... Nun sprichst du Was ist der pfeffer: Es ist das closter".

Es werden darauf sieben Eigenschaften des Pfeffers angeführt, die er mit dem Kloster gemein hat, von denen uns hier insbesondere die letzte interessirt:

„Die siebend aigenschafft des pfeffers ist Wie der haß in den pfeffer komet so ist er dinn Wie ain mensch in ain closter compt, so ist er dinn ..... Also kompst du in ain closter Du bist jung vnd bist ain kind, vnd bist gezwungen von vater vnd von mutter man überredt dich vnd betrügt vnd besch....t dich, das du hinein kompst Du bist im pfeffer".

Zugleich erlaube ich mir, auf einen Irrthum in dem ersten Aufsatze über geflügelte Worte aufmerksam zu machen: der Ausdruck „unter seine Flügel nehmen" hat bestimmt mit der citirten Horazstelle (es war wohl Carm. II. 2, 1 gemeint) nichts zu thun: vielmehr ist das Bild von der Henne entlehnt, die bekanntlich ihre Küchlein buchstäblich mit den Flügeln bedeckt. Man vergleiche dazu den bekannten Choralanfang: „Breit aus die Flügel beide!"

Hochachtungsvoll

Ein Stud. phil.

Digitized by Google

# Inserate.


**Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Theater von Paul Lindau.

II. Auflage.

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

8°. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

## Vionville.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen

von **E. v. Wildenbruch.**

8°. brosch. Preis 15 Sgr.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des großen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

## Arzt und Publikum.

Medicinische Skizzen

für

Laien und practische Aerzte

von

**Dr. Conrad Küster,**

pract. Arzte zu Berlin.

**Inhalt:**

1. Entwickelung und gegenwärtiger Standpunkt der Medicin.
2. Die gegenwärtigen practischen Vertreter der Medicin.
3. Medicin und Publikum.
4. Der Hausarzt.

8°. broch. Preis 15 Sgr.

Verlag von **G. van Muyden**, Berlin.

## Molières Werke

mit

**deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen.**

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Adolph Laun**

in Oldenburg.

Band I. Le Misanthrope. 20 Sgr.
„ II. Les Femmes savantes. — Les Précieuses ridicules. 1 Thlr.
„ III. Le Tartuffe. 25 Sgr.
„ IV. Le Bourgeois gentilhomme. 18 Sgr.

**J. A. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.**

Soeben erschienen:

## Die Gestirne

und

## die Weltgeschichte.

Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit.

Von

**Dr. Felix Eberty.**

Professor in Breslau.

Dritte Auflage.

Preis 12 Sgr.

Im Verlage von **A. Kröner** in **Stuttgart** erscheint soeben:

## Gesammelte Werke von Hermann Kurz.

**Mit einer Biographie des Dichters,**

herausgegeben von

## Paul Heyse.

**Erste Lieferung. — Preis 5 Sgr. — 18 kr. südd.**

Die **„Gesammelten Werke von Hermann Kurz"**, von welchen wir hiermit die erste Lieferung dem deutschen Lesepublikum vorlegen, werden 30 Lieferungen à 5 Sgr. — 18 kr. südd. oder 10 Bände à 15 Sgr. — 54 kr. südd. umfassen und bis Ende d. J. vollständig in den Händen der Subscribenten sein.

**Inhalt der einzelnen Bände:**

Band 1. **Biographie des Dichters** von **Paul Heyse.** — **Gedichte.** (Dieser Band wird als Schluß der Lieferungsausgabe erscheinen und ein gelungenes Portrait des Dichters in Stahlstich enthalten.)
„ 2—4. **Schiller's Heimathjahre.** Roman in 3 Bänden.
„ 5—7. **Der Sonnenwirth.** Roman in 3 Bänden.
„ 8. **Vier Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten. — Das Wittwenstüblein. — Bergmärchen. — Das Wirthshaus gegenüber.**
„ 9. **Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie. — Wie der Großvater die Großmutter nahm. — Das weiße Hemd. — Den Galgen sagt der Eichele. — Die Zaubernacht. — Das Arcanum. — Die blasse Apollonia. — Wiederfinden. — Ein Herzensstreich. — Das gepaarte Heirathsgesuch. — Satyrische Dorfgeschichte.**
„ 10. **Die beiden Tubus. — Der Weihnachtsfund.**

Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen auf die Lieferungsausgabe der „Gesammelten Werke von Hermann Kurz" entgegen.

**Stuttgart,** im Juni 1874. **A. Kröner.**

Soeben erschien in unserm Verlage:

## Norwegen.

Praktisches Handbuch für Reisende,

herausgegeben von

**Yngwar Nielsen,**

Assistent am kgl. Norweg. Reichsarchive.

**Mit einer Karte.**

Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Der „Hamburger Correspondent" sagt u. A.: „Der Verfasser in Christiania hat viele Reisen in seinem Vaterlande gemacht, er ist ein gründlicher Kenner seiner heimischen Gegenden, der viele Erfahrungen sammelte und daher vor Anderen vorzüglich geeignet ist, den Fremden ein Führer zu sein."

Hamburg. **W. Mauke Söhne.**

Im Verlage von **A. Kröner** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Treue siegt.

Eine Geschichte von der See

von

**Edmund Hoefer.**

Kl. 8. broch. Preis 24 Sgr. oder fl. 1. 24 kr. rhein.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Karl Gutzkow,**

## Die Ritter vom Geiste.

Fünfte Auflage. 4 Bände. 2 Thlr.

**Karl Gutzkow,**

## Der Zauberer von Rom.

Vierte Aufl. 4 starke Bände. 3 Thlr.

(H. 61727.)

Soeben erscheint in unserm Verlage:

## Herman Grimm, Fünfzehn Essays.

(Zweite vermehrte Auflage der „Neuen Essays".) Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

In diesem Bande sind nunmehr die geschichtlichen und literargeschichtlichen Essays vereinigt. Von den hier aufgeführten sind sieben in den früheren Bänden nicht enthalten.

Inhalt: Voltaire. — Friedrich der Große und Macaulay. — Goethe in Italien. — Schiller und Goethe. — Goethe und die Wahlverwandtschaften. — Goethe und Louise Seidler. — Heinrich von Kleist's Grabstätte. — Lord Byron und Leigh Hunt. — Alexander von Humboldt. — Schleiermacher. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Gervinus. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Ralph Waldo Emerson.

Berlin. **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhdlg.** (Harrwitz & Goßmann).

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## Aus meinem Skizzenbuch

von **Friedrich Spielhagen.**

**Inhalt.**

In meiner Jugend-Stadt. (Ein Stückchen Autobiographie.) — Aus der Schweiz. — Aus Unter-Italien. — Herbsttage auf Norderney. — Ein Idyll auf dem Thüringer Walde. — Anton von Werner. — Carl Helmerding. — Breite Schultern.

Preis brosch. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

**L. Staackmann** in Leipzig.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin NW.

Ueber

## Mundarten und mundartige Dichtung

von **Klaus Groth.**

gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.


**Redaction und Expedition:** Louisen-Str 32. Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin NW.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 11. Juli 1874. Band VI.

NP
30
.G295
v.6
m.28

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Disraeli der Vielgestaltige. Von Karl Blind. — Zwei Pfadfinder der Presse. — Literatur und Kunst: Aus dem „Brevier eines Ketzers". Von Johannes Scherr. — Rückblicke auf mein Leben. Von Karl Gutzkow. II. — Schloß Roncanet. Roman in vier Bänden von R. Waldmüller (Duboc). Besprochen von Alfred Meißner. — Beiträge zur Geschichte der Autorenrechte. Die Beziehungen zwischen den französischen Bühnendichtern und den Schauspielern im vorigen Jahrhundert. Von Paul Lindau — Aus der Hauptstadt: Victoria-Theater. Gesammtgastspiel der Wiener Strampfer-Gesellschaft. Ein Wort an den Reichsrath. Oesterreichisches Volksstück in 4 Acten von O. F. Berg. Besprochen von M. v. Szeliski. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Disraeli der Vielgestaltige.

Von Karl Blind.

Gibt es eigentlich eine blutigere Ironie auf die Tory-Partei und auf sich selbst, als diejenige, welche Disraeli soeben in einer Rede vor der „Gesellschaft der Handelsschneider" in der londoner City zum Besten gegeben hat?

Diese Handelsschneider, Geldprotzen vom reinsten Wasser, rühmen sich seit vielen Jahren, in der sonst liberalen City eine nie wankende Stütze des Conservatismus zu sein. Johann von Leyden und Knipperdolling sind ganz sicherlich nie ihre Vorbilder gewesen. Ja, es gab Zeiten, wo diese toryistischen Handelsschneider einen einfachen Liberalen lieber in einem Käfig an's Temple-Bar-Thor gehängt, als zum Vertreter der Altstadt gewählt hätten. Zu Ehren-Mitgliedern ihrer Gilde ernennen sie daher beharrlich seit einem halben Jahrhundert nur dreifach in der Wolle gefärbte Fürsprecher des Stillstandes, oder noch lieber des Rückschrittes. Seit 1835, wo Robert Peel, damals noch Erz-Tory, die hohe Auszeichnung erhielt, zum Handelsschneider geschlagen zu werden, ist diese Ehre nur fünfzehn Gerechten widerfahren. In der That wird die akademische Ausschließlichkeit bei der gedachten Gilde so weit getrieben, daß Lord Derby, der zusammen mit Disraeli und dem Marquis von Salisbury der Ehren-Mitgliedschaft für würdig befunden worden ist, seinen Namen noch auf derselben Blattseite des großen Buches einzeichnen konnte, wo es seinem Vater, vor so und so viel Jahren, seinen Namen als unsterblicher Handelsschneider einzutragen vergönnt war.

Der Beschluß, durch welchen Herrn Benjamin Disraeli diese Auszeichnung zuerkannt ward, hebt deutlich hervor, daß es nicht blos um seiner Dienste als Staatsmann willen geschieht, sondern auch ganz besonders wegen seiner glänzenden schriftstellerischen Erfolge. „Akademisch" ist also gewiß das richtige Wort. Es gibt nun freilich Leute in England, welche die Krone gern zur Quelle auch aller literarischen Ehren machen möchten — welche nicht damit zufrieden sind, daß sich der Hof einen „lorbeergekrönten Dichter" hält, der den Einzug der zahlreichen vermählten fürstlichen Paare besingen muß und dafür einen Jahresgehalt, auch gelegentlich ein Faß Sherry empfängt. Diese Leute möchten nach französischer Art eine Akademie gegründet sehen, wo vierzig ausgediente Ritter der Feder sich versteinert auf ihren curulischen Sesseln bewundern lassen. So lange England jedoch seine „Gesellschaft der Handelsschneider" besitzt, wäre eine solche Einrichtung offenbar vom Ueberfluß. Die literarischen Patente, die in der City-Anstalt zugeschnitten werden, erfüllen den Zweck ganz genügend. England hat augenscheinlich schon seine Akademie.

Was biß nun aber den so geehrten Premier-Minister, daß er, das Tory-Haupt, vor den gestrengen conservativen Rhadamanthussen, welche die Literatur so geschickt mit ihrer Elle messen, ein Loblied auf die Liberalen sang? Wie kam es, daß bei dem Bankette dieser anti-revolutionären Handelsschneider plötzlich der Geist der Deborah und des Barak in ihn fuhr? Daß er den Schmiedehammer pries, mit welchem die liberale Jael dem Sissera des engbegrenzten Wahlrechtes, des Schutzzolles und der irischen Staatskirche den Nagel in die Schläfe trieb? War es nur der bekannte Geist des Widerspruches, der den Premier trieb, vor Tories den Liberalen zu spielen? Wollte er blos das Vergnügen genießen, sich selbst wieder einmal umzureden — also sich eine Erholung von den Grundsätzen zu gönnen, die er gewöhnlich zu verfechten hat, innerlich aber nicht theilt?

Da er der gescheidte, oder im Grunde noch mehr der geschickte Führer der sogenannten „stupiden Partei" ist, kann man's ihm schon zutrauen. Jedenfalls begann er seine Reden, wie folgt — ohne Zweifel unter innerlichem Schütteln des Kopfes einer großen Anzahl der versammelten Freunde der Literatur:

„Es ist mehr als ein Menschenalter vergangen — sagte Disraeli — seitdem ich zum ersten Male die Ehre genoß, mich an die Handelsschneider in dieser Halle zu wenden. In jenen Tagen stand ein ausgezeichneter Staatsmann, einer der hervorragendsten Edelleute des Landes, ebenso berühmt durch seine seltenen Fähigkeiten, wie durch seine Tugenden, an der Spitze einer gebrochenen, entmuthigten Partei. Während eines langen Zeitraumes war nämlich die Tory-Partei nicht mit dem Volke von England in gebührender Beziehung gestanden; und zwar hatte sich ein Mangel an Uebereinstimmung in drei Fragen ergeben, welche dem Volke besonders nahe gehen — in Fragen der allgemeinen Freiheit, des Gewerbfleißes und der Religion. Herr Pitt, Lord Grenville und andere Staatsmänner, wie auch die berühmtesten Führer der politischen Verbindung, der wir angehören, hatten sich in den drei genannten Fragen nicht zu den Grundsätzen zu bekennen vermocht, welche von der Nation schließlich angenommen wurden. Wären diese Grundsätze früher angenommen worden, es hätte uns vierzig Jahre der heftigen Bewegung erspart. (Hört! hört!)"

Jawohl; — hört! hört! Weise Daniels-Worte hat Disraeli da gesprochen.

Digitized by Google

Aber wie? Enthalten dieselben nicht ein klares Bekenntniß: „Vater, ich habe gesündigt?“ War nicht Disraeli, um einen früher erwähnten Ausdruck zu gebrauchen, einst selbst der Bravo, welcher dem die Freihandels-Reform erstrebenden Robert Peel mit tückischen Stößen unabläßig nachging? Hat nicht Benjamin Disraeli, der ehemalige Radicale, der Wahlrechts-Reform so lange störrisch Widerstand geleistet, bis ihn eine glückliche Verwirrung der Parteiverhältnisse an's Ruder brachte, wo er dann, um den Liberalen ein Schnippchen zu schlagen, plötzlich in der Ausdehnung des Wahlrechtes sogar noch weiter griff, als sie selbst, indem er hoffte, dadurch auf die bekannte „stille Schicht“ des Pöbel-Conservatismus zu gelangen? Haben wir nicht Disraeli als den Vertheidiger des Staats-Kirchenthums gesehen, der sich nicht scheute, die Liberalen als „Kirchenschänder“, „Räuber“ und „Einbrecher“ zu bezeichnen? Stand er damals nicht geierhaft über den Tisch des Unterhauses gebeugt, der die schmale Trennung von der Ministerbank bildet — mit dem scharfen Schnabel unabläßig auf den Gegner einhackend?

Und nun wären uns plötzlich „vierzig Jahre der heftigen Bewegung erspart“ worden, wenn die Tory-Führer sich früher zu den Grundsätzen bekannt hätten, welche die Nation schließlich doch annahm?

Ei wohl! — aber welchen Werth hat dann die lange politische Laufbahn dieses neuesten Ehren-Mitgliedes der Gesellschaft der Handelsschneider?

Mit einem Rückblicke auf die großen festländischen Kriege, welche Europa bald nach der französischen Staats-Umwälzung in Anspruch nahmen, bemerkte Disraeli: „Kein Führer von gebietender Stellung erhob sich damals unter uns, der das Land wieder auf den Pfad hätte leiten können, von dem es abgewichen war. Unsere politischen Gegner ergriffen endlich die Gelegenheit, um die Beschwerden abzustellen und den Mängeln abzuhelfen, unter denen die Nation Jahre hindurch gelitten hatte. Um ihren Zweck zu erreichen, nahmen sie gewisse, wesentlich auf dem Festlande erwachsene Staatslehren an, die unter dem Namen der freisinnigen Meinungen bekannt sind. Sie waren das Ergebniß des Nachdenkens von Philosophen; es waren darunter viele geistreiche, auch manche tiefgedachte Lehren. Niemand kann bestreiten, daß die Anwendung derselben in vielen Beziehungen sich dem Staatswohle als förderſam erwiesen hat“.

Es ist der Tory-Führer, der dies sagt! Aber wenn seine Aeußerungen wirklich gelten sollen, haben denn dann die Handelsschneider der City auf ihrer langen Jagd nach dem wahren Conservatismus nicht einen argen politischen Bock geschossen?

Der Redner wäre indessen nicht Disraeli, wenn er sich nach diesem liberalen Eingang nicht abermals selbst umgeredet hätte. Ehe man sich's versah, nur so im Handumdrehen stand er auf einmal wieder „auf dem Meinigen“ und bewies ganz genau, daß „der Genius von Pitt und Grenville alles das weise vorausgesehen“ habe, was diese selben Männer einst so heftig verfolgten! Solche Kunststücke sind bei Disraeli nicht mehr ungewöhnlich. Sie sind das eigentliche Geheimniß seiner persönlichen Erfolge. Die höhere politische Kunstreiterei, bei welcher man sich rasch von einem Sattel auf den anderen überschwingt, bald auf dem Hintertheil des einen Pferdes steht, bald an der Mähne des anderen hängt, bald über zweie oder dreie hinaus durch den Reif springt, ist Disraelis eigenste Stärke.

Nach dem Lobliede auf die Liberalen strich er also wieder den Tories den Bart, daß sie sich ganz angenehm aufgelegt fühlten. Die politische Geschwindigkeit, welche er dabei entwickelte, war wiederum erstaunlich, obwohl es dem unbetheiligten Zuschauer auffallen muß, wie sich die Opfer seiner künstlerischen Handbewegungen so gar leicht täuschen ließen. In Bezug auf die Wahlrechts-Reform that er z. B. eine Aeußerung, welche in das grob Erbsenhafte der Taschenspielerei überging und selbst von einem Mitgliede der „stupiden Partei“ leicht als handgreiflicher Betrug hätte erkannt werden sollen. Die Stock-Tories wollen ihm bekanntlich immer noch übel, weil er zuletzt zu einer bedeutenden Ausdehnung des Stimmrechtes die Hand bot. Selbst daß aus diesem Stimmrechte ein conservatives Unterhaus hervorging, kann ihren Unmuth nur wenig mildern. Sie meinen immer, der leicht-bewegliche Pöbel werde eines Tages auf einmal einen bösen radicalen Anfall bekommen und das toryistische Philisterium mit demselben Eselskinnbacken schlagen, den Disraeli den Massen so unvorsichtig dargereicht.

Um sich nun zu vertheidigen, sprach der Premier diesmal ungefähr so:

„Seht her! Das Volk von England, durch den Sturz so mancher Reiche, durch den häufigen Wechsel der Herrschaft in festländischen Staaten belehrt, ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Majestät der Krone die Majestät des Gesetzes bedeutet. Es ist froh, in seinem Hause der Lords einen erblichen Senat zu besitzen, der, auf örtliche Landsässigkeit gegründet, wesentlich einen vertretenden Charakter besitzt. Wohl haben jetzt, in Folge der Ausdehnung der politischen Vorrechte, mehr als zwei Millionen von Ihrer Majestät Unterthanen die Befugniß, bei Erwählung der Abgeordneten mitzuwirken; allein immerhin gibt es noch dreißig Millionen, welche in Bezug auf gute Regierung und Aufrechthaltung ihrer Rechte lediglich den herrschenden Einrichtungen, bei denen sie keine Stimme haben, vertrauen müssen“. (Hört! hört!)

Ja wohl; — hört! hört! denn zu den dreißig Millionen, die kein Wahlrecht besitzen, zählt Disraeli eben auch die Frauen, die noch nicht Mündigen, die ganze Kinderwelt! Es erinnert das an Gambettas Ausruf während des Krieges: Die Franzosen müßten siegen, denn die Deutschen, welche nach Frankreich eingedrungen, seien nur Eine Million; die Franzosen aber siebenunddreißig Millionen!

Beiläufig gesagt, ist Disraeli allerdings für das Frauen-Stimmrecht. Wenigstens hat er unter Gladstones Regierung, und während seine eigene, politisch gewürfelte Gemahlin noch lebte, dafür gestimmt. Man schreibt Disraeli oft etwas Sphinxartiges zu. Mit Hülfe des so radical aussehenden Vorschlages, die Frauen zur Staatsregierung zu berufen, denkt er wohl, für die Partei, der er vorsteht, eine neue Beihülfe zu gewinnen. Die Sphinxe haben Löwengestalt, mit einer Frauenbüste und einem Frauenkopf. Im Nothfalle würde der reißende Leu der Reaction schon gern auch in diese weibliche Maske kriechen. Uebrigens hat Disraeli, seit er wieder an der Regierung, in der Frauenstimmrechts-Frage doch etwas die Segel gerefft. Er nannte unlängst die Frauen „das schönere, aber keineswegs das schwächere Geschlecht“. Frei übersetzt, heißt dies wohl, daß ihm die Sache anfängt, unbequem zu werden.

Nachdem er zuerst warm liberal und dann kalt conservativ geblasen, wandte er sich zu den Angelegenheiten der Staatskirche. Wenn er auf diese Frage kommt, wird er stets außerordentlich beredt. Er liebt es nämlich, sich als getreuen Sohn der Kirche, als Vertheidiger des echten Christenglaubens zu geberden. Manchmal gebraucht er dabei Redensarten, die unter den christlichen Gottesgelehrten nicht ganz landläufig sind. So suchte er diesmal die Befürchtung, als könne aus dem Streite der Parteien innerhalb der Staatskirche eine Gefahr für dieselbe entstehen, mit dem Hinweise zu beschwichtigen, daß es auch schon in der Kirche zu — — Jerusalem, unter den Juden, allerhand Parteien gegeben habe. Man heißt dies gewöhnlich „aus der Rolle fallen“.

Die Sphinx-Natur, die Freude am räthselhaften Schillern, bewies er wieder dadurch, daß er zuerst ein Wort einlegte für jene römelnde Richtung in der englischen Hochkirche, welche den rauhen Protestantismus mit farbigem Tuch verkleiden und seine Herbigkeit mit Weihrauch umhüllen will. Kaum hatte er dies jedoch gethan, so war er auch schon der mephistophelische Anwalt, der advocatus diaboli jener rationalistischen Schule, die dem „freien Gedanken“ nachhängt.

Digitized by Google

Diese beiden geistlichen Pferde trieb er lustig vor sich her. Wenn sie nur zusammen den Wagen ziehen wollen, auf dem er satirisch lächelnd sitzt, gönnt er ihnen schon verschiedenes Geschirr, und läßt das eine mit dem Scheuleder, aber mit einem Blumenstrauß am Kopf geschmückt, das andere ohne Scheuleder, aber auch ohne Putz, vor sich hertraben.

Den Schluß der merkwürdigen Rede bildete eine Verherrlichung des John-Bullthums. Mit dieser Art britischer Selbstgenügsamkeit hat Disraeli innerlich wohl ebensoviel Mitempfindung, wie ein Krokodil mit einem Stier. Indessen, das John-Bullthum zieht bei den Tories. Der Redner spielte also auch diese Weise ganz kunstgerecht. Erst konnte er sich's freilich nicht versagen, etwas anzüglich über den bekannten, aus der britischen Steinzeit stammenden Satz zu spötteln, daß „ein Engländer drei Fremden gewachsen" sei. Dann erklärte er es jedoch für ein Leichtes, jeden Engländer der Gegenwart geistig und körperlich so auszubilden, daß derselbe drei Engländer der Vergangenheit übertreffe — so daß in „Wirklichkeit eure dreißig Millionen eigentlich neunzig Millionen sind!"

Die Millionen-Rechnung schien dem Redner diesmal besonders zu gefallen. Nicht blos, daß er zuerst aus dreißig Millionen Menschen beider Geschlechter und aller Lebensalter dreißig Millionen Männer herstellte. Nein, die so gewonnenen dreißig Millionen Männer verwandelte er dann auch noch in neunzig Millionen. Aarons Zauberstab und die Vervielfältigung der Schaubrode — altes und neues Testament — sind nichts gegen solche Wunderthat. Wenn Disraeli so fortmacht, wird er noch der politische „Messer Millione", ein neuer Marco Polo des John-Bullthums werden.

Auf Herrn Disraeli folgte Earl Derby mit einer Ansprache. Ihm schien die marktschreierische, kunstreiterische Manier des Rosselenkers Disraeli keineswegs zu behagen. Er ließ deshalb ein paar höchst spitzige Bemerkungen vom Stapel. Er meinte, es gebe „eine richtige Zeit und einen richtigen Ort für alles; diese Zeit und dieser Ort seien aber nicht richtig gewählt für eine politische Rede". Auch äußerte er, offenbar im Hinblick auf das Loblied, welches Disraeli im Eingang den Liberalen gesungen: es sei „zwar eine große Sache, die Regierungsmacht zu erlangen; aber eine noch größere, daß man wisse, wie man sich dieser Macht zu bedienen habe. Was helfe es, daß man auf dem Kutschenbock sitze, wenn man nicht zu fahren weiß, oder nicht einmal weiß, wohin man überhaupt fahren will!"

„Hört, hört!" riefen hier Viele, die ganz bedeutende Zweifel an Disraeli bekamen. Dieser weiß übrigens ganz gut, wie man fährt. Auch weiß er schon, wohin er fahren will. In der Staatscarosse umherzufahren, mit der Uniform als Premier-Minister angethan, ist ihm überhaupt genug. Wenn es nur vorhält, so lange er lebt; — nach ihm mag England hinfahren, wo es will.

---

## Zwei Pfadfinder der Presse.

### I.

Wenn man die Reihe der Wunder überblickt, mit denen der Americaner in der kurzen Zeit von drei Menschenaltern die Welt überraschte, so ist seine Tagespresse wahrlich nicht das geringste, denn trotz ihrer verhältnißmäßigen Jugend — das erste ephemere Zeitungsblatt auf der westlichen Hemisphäre wurde am 25. September 1690 in Boston gedruckt — ist sie heute, wie Herr Elcho bereits in Nr. 23 der „Gegenwart" dargelegt hat, die verbreitetste, an materiellen Mitteln reichste und politisch mächtigste der Welt.

Die Erklärung dieses beispiellosen Wachsthums ist in der demokratischen Natur des americanischen Volkes zu suchen; dasselbe hat sich noch nicht in verschiedene Kasten abgesondert, von denen jede ihren speciellen Conversationston cultivirt und ihr eigenes Organ verlangt: der Plantagenbesitzer und der Bauer, der Fabrikherr und der Arbeiter, der Staatsbeamte und der Handwerker, der Nabob und der Bettler stehen in vielen Fällen auf einem Niveau der Bildung, keiner, selbst der Minister nicht ausgenommen, versteht in der Regel mehr als plain english und eine in gutem Englisch geschriebene Zeitung geht deshalb in alle Kreise, sie findet Eingang im Palaste und in der Hütte.

Die günstigen Vorbedingungen würden aber doch nicht ausgereicht haben, die americanische Tagespresse zu dem zu machen, was sie ist, hätte sie nicht ihre großen Männer, ihre Pioniere und Pfadfinder gehabt. — Man rühmt von der Journalistik, daß sie die Schöpfung des großen Cäsar ist, daß der Imperator Roms der erste war, welcher die Idee faßte, Tagesneuigkeiten in den Acta diurna zu sammeln und zu commentiren; das Werk hat sich seines Schöpfers würdig erwiesen, es hat wie er die Welt erobert und zwar eine Welt, gegen welche das Gebiet des einstigen römischen Weltreiches nur eine Provinz ist. Aber es waren geistige Cäsaren nöthig, um es auf diese Stufe zu bringen, um der noch vor einem halben Jahrhundert als elendes Wucher- und Schmarotzerpflänzchen vegetirenden Tagespresse die Eroberungsidee einzuhauchen, aus der unwürdigen Magd eine Macht, eine Weltmacht zu machen.

Die zwei hervorragendsten Führer der americanischen Tagespresse auf diesem Weltgange der Journalistik waren James Gordon Bennett und Horace Greeley. Wenn der erstere verdient, das größte Zeitungsgenie des Jahrhunderts genannt zu werden, so muß man in Greeley den einflußreichsten Journalisten Americas bewundern. In beiden Männern und ihren Schöpfungen hat sich die Aufgabe der Tagespresse scharf abgegrenzt, gewissermaßen crystallisirt; beide haben sie auf die Höhe der Zeit gestellt, der Eine die Zeitung, das Neuigkeitenblatt (Newspaper), der Andere das politische Organ als Steuerruder der öffentlichen Meinung. Beide hatten ein Streben gemein, in ihrer Art das Höchste und Beste zu leisten; ihre Ansichten über das, was die höchste Aufgabe der Tagespresse sei, gingen dagegen weit auseinander. Bennett sah dieselbe darin, jeden Morgen zu berichten, was am vorhergegangenen Tage auf der weiten Welt in Politik und Leben, Krieg und Frieden passirt war, über jedes Ereigniß den umfassendsten objectiven Bericht zu bringen und die bedeutenderen mit einem ihre Genesis und wahrscheinliche Tragweite in's Auge fassenden Commentar zu versehen; ihm war die Zeitung ein Vehikel der Tagesgeschichte, ein Spiegel der Zeit. Greeleys Bestrebungen zielten dahin, der öffentlichen Meinung des Landes ein leitendes Organ zu schaffen, auf Politik und Leben fördernd, hebend, bildend und veredelnd einzuwirken, nicht sowohl mit der Strömung zu treiben, als vielmehr derselben ihre Richtung zu geben; und dieses hat er in hohem Grade erreicht. — Bennett war ein Publicist, dem die Neuheit des Stoffes über alles ging, ob derselbe nun Völkergeschicke oder eine Preisboxerei behandelte, Greeley legte ihm nur dann Werth bei, wenn sich Ideen daran knüpfen ließen, wenn dieselben für seine Gemeinde, für sein Volk, oder für die Menschheit besondere Tragweite hatten. Bennett war der Materialist, Greeley der Idealist der americanischen Tagespresse, jener war Neuigkeitensammler oder Chronist, dieser war Journalist in der edelsten und höchsten Bedeutung des Wortes. Beide Männer traten fast gleichzeitig zu Anfang der dreißiger Jahre in Newyork auf, jeder schuf ohne irgend welche materiellen Mittel ein Journal, welches sich im Laufe eines Menschenalters einen Rang unter den Weltblättern eroberte und beide starben kurz hintereinander, Bennet am 1. Juni und Greeley am 29. November 1872.

Man muß die Leistungen auf dem Gebiete der americanischen Journalistik vor Bennett und Greeley kennen, um das würdigen zu können, was sie geschaffen haben. — Vor Bennett und Greeley war die Zeitung Parteidienerin, welche mit dem Eifer des Bedienten die politischen Freunde pries und die Gegner schmähte und verleumdete, welche für die Partei durch Dick und Dünn ging, alles durch die Brille der Partei sah, consequent nur das berichtete, was in den Kram ihrer Protectorin paßte und den eigentlichen Zweck der Tagespresse, eine Chronik der Tagesereig-

Digitized by Google

nisse zu sein, ganz außer Acht ließ; die dann für solche treuen Dienste alle Gunst und Patronage forderte, welche die Partei und ihre Machthaber zu vergeben hatten. — Bennett schuf die unabhängige Zeitung, Greeley den unabhängigen Journalisten; Bennett zeigte, daß eine Zeitung existiren könne, ohne Parteiblatt zu sein, Greeley führte den Beweis, daß ein Journal Exponent einer politischen Richtung sein kann, ohne daß es deren Thorheiten huldigt, oder deren Auswüchse billigt. Vor dem Auftreten dieser Männer war die Journalistik ein Zufall, der den in seiner Carrière verunglückten Fachgelehrten, den erfolglosen Juristen, den verdorbenen Pastor, den strebsamen Schulmeister, den nach Einfluß hungernden Agitator und ehrgeizigen Politiker, oder auch nur den von der bittern Nothwendigkeit gezwungenen Herausgeber und Drucker erfaßte und in die Arena drängte, um im Interesse des Broderwerbs öffentliche Meinung machen zu helfen, für Principien und Ideen zu kämpfen, sehr oft auch nur zu lärmen oder zu schreien; Bennett und Greeley dagegen haben die Journalistik zum Berufe erhoben, der zwar noch immer seine Leute aus allen Stellungen und Kreisen recrutirt, die aber heute vor allen Dingen inneren Beruf haben müssen, um in diesem Stande Carrière machen zu konnen. Früher zog man einen Mann, der leidlich schrieb und gerade nichts Besseres zu thun hatte, in die Redaction einer Zeitung, er lieferte täglich seinen Artikel, und der Journalist war fertig; heut zu Tage muß jemand, der auf diesen Rang Anspruch macht, in vielen Sätteln gerecht sein und die bedeutendsten Journalisten sind gewöhnlich der Reihe nach alles gewesen, Corrector und Reporter, Factor der Druckerei und Geschäftsführer, Anzeigenagent, Politiker, Leitartikelschreiber und mancher americanische Zeitungsmagnat denkt heute mit Stolz der Tage, an denen er vor dreißig Jahren die in der Nacht eigenhändig geschriebene, gesetzte und gedruckte Zeitung morgens den wenigen Lesern persönlich in's Haus trug. Es ist damit nicht gesagt, daß der americanische Journalist diese verschiedenen Fächer alle betreibt, aber er muß sie, um ein Geschäft erfolgreich leiten zu können, alle mehr oder weniger genau kennen, denn das beste Blatt verliert durch eine schlechte Mache, der schönste Artikel wird durch nachlässige Correctur verdorben, aller Geist kann gegen liederliche Geschäftsführung nicht aufkommen und was nützt der pikanteste Commentar über „die Situation", wenn die Börsenberichte oder die Schnapspreise falsch notirt sind. — In America ist es deshalb nicht der Gelehrtenstand, welcher die Journalistik ausschließlich für sich gepachtet hat und dieselbe mit seinen „Männern vom verfehlten Berufe" besetzt; unter den americanischen Journalisten befinden sich alle möglichen Kostgänger des lieben Gottes, ehemalige Schriftsetzer und Zeitungsjungen, Bauern, Kaufleute, Advocaten ꝛc., die gar manches nicht haben, was ihre europäischen Collegen in so umfassender Weise besitzen, wissenschaftliche Bildung, oder gesellige Manieren, aber sie haben in der Regel Talent und Beruf. Wie der Prophet Amos müssen viele dieser Männer von sich sagen: „Ich bin kein Prophet, noch eines Propheten Sohn, sondern ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieset: aber der Herr nahm mich von der Heerde und sprach: „Gehe hin und weissage"". Bennett besaß nur die Rudimente einer wissenschaftlichen Bildung, Greeley brachte nicht einmal das mit, was wir heut zu Tage Elementarschulkenntnisse nennen, dennoch schwangen sich beide Männer auf die Höhe der Zeit.

Horace Greeley war der Sohn eines neuengländer Bauern irischer Herkunft und wurde am 3. Februar 1811 in Amherst, im Staate New-Hampshire, geboren. Nach lückenhaftem Schulbesuche kam er in eine Druckerei, wo er das Schriftsetzen lernte. Als Setzer suchte er zu Anfang der dreißiger Jahre in Newyork Beschäftigung, welche zu finden dem altmodisch gekleideten, schüchternen und linkischen Bauernjungen ziemlich schwer wurde. Mehrere Jahre arbeitete er bescheiden am Setzkasten, lernte aber dabei das Geheimniß der journalistischen Routine kennen; strebsam, wie er war, bildete er sich selbst weiter und begann eines Tages anonyme Artikel für ein gelesenes Blatt zu schreiben; später gründete er ein Wochenblatt, welches jedoch in die Brüche ging. Erst die Campagne von 1840 (die so viel Aehnlichkeit mit Greeleys eigener Bewerbung um die Präsidentschaft hatte) verschaffte ihm ein Renommée, die Partei von Old Tippecanoe, welche er durch sein Wahlblättchen „The Log Cabin" unterstützte, siegte und auf dem Fundamente der ephemeren „Blockhütte" erhob sich der stolze Bau des „New-York Tribune", dessen erste Nummer als Tagesblatt am 10. April 1841 erschien. Greeley hat dieses Blatt mit geringen Unterbrechungen 31 Jahre lang geleitet und es zu demjenigen Organ der öffentlichen Meinung gemacht, welches sich rühmen darf, am mächtigsten auf die Entwicklung der americanischen Nation eingewirkt zu haben. — Horace Greeley war kein gebildeter Mann im eigentlichsten Sinne des Wortes, er verstand nur eine Sprache gut und hat kein wissenschaftliches Fachstudium betrieben, aber mit seinem angeborenen Wissensdurste bewältigte er alles, was erforderlich war, um ihn zum öffentlichen Sprecher seines Volkes zu machen und was er einmal wußte, verstand er zu verwerthen. Vor allen Dingen vermochte er, der Liebe und dem Hasse, der Bewunderung und dem Abscheu seiner Zeitgenossen zündende Worte zu leihen, seine Leser durch sein plain english, welches er so meisterhaft schrieb, für eine Idee zu begeistern, sie „hineinzupeitschen" in die Zeitbewegung und so durch des Wortes zwingende Gewalt öffentliche Meinung, wenn man will — Geschichte zu machen. — Als Journalist stand Greeley natürlich auf der „Zinne der Partei" und er hat seine besten Kräfte der republicanischen Partei des Landes gewidmet, zu deren Begründern er gehörte; sein Blatt darf die Säugamme dieser Partei genannt werden. Aber er hatte den Muth, sich von der Partei loszusagen, als sie aufhörte, Vorkämpferin einer großen Idee zu sein und zu einer Coterie interessirter Politiker herabsank. Greeleys Tribune stand immer für freiheitliche Ideen ein und hat stets dem Fortschritte gedient. Lange vorher, ehe man an die Aufhebung der Sklaverei dachte, hat Greeley die „eigenthümliche Einrichtung" angefeindet, ehe noch die republicanische Partei begründet war, exponirte schon der „Tribune" ihre Grundsätze. Aber auch außerhalb der Parteipolitik versuchte Greeley bildend und veredelnd auf sein Volk einzuwirken, dessen Vorurtheile zu bekämpfen und seine noblen Eigenschaften zu entwickeln. Als vor fünfzehn Jahren der Fremdenhaß das americanische Volk wie eine geistige Krankheit erfaßte, war der „Tribune" eines der wenigen öffentlichen Organe und unter den wenigen jedenfalls das bedeutendste, welches gegen diese Manie ankämpfte. Greeley hat sich im Laufe der Zeit zum Vorkämpfer verschiedener Systeme gemacht und ist wegen seiner ismen von politischen Gegnern gar oft verhöhnt worden; er war jedoch stets verständig genug, eine Sache fallen zu lassen, sobald er ihre Unzulänglichkeit erkannt hatte. Wie eifrig er den Kreuzzug gegen die südlichen Sklavenhalter predigte, ist weltbekannt; dennoch gehörte er auch wieder zu den Ersten, welche dem zu Boden geworfenen Süden die Hand der Versöhnung boten; er war sogar einer der Bürgen für Jefferson Davis, als dieser im Jahre 1867 in Freiheit gesetzt wurde. — Als der deutsch-französische Krieg ausbrach und die öffentliche Meinung in America — ungeachtet oder vielleicht gerade wegen der nachhaltigen Begeisterung der Deutschen im Lande für die gerechte Sache des Mutterlandes — sich auf die Seite Frankreichs zu neigen drohte, war es speciell der „Tribune", welcher mit Nachdruck die Sache Deutschlands vertrat, und durch glänzende Artikel, sowie durch eine meisterhafte Berichterstattung dem deutschen Heere die Sympathie des americanischen Volkes gewann. Der „Herald" hat mehr in bewunderungswürdiger Berichterstattung geleistet, aber die Großthat des „Tribune" wird doch so bald nicht vergessen werden, durch welche dieses Journal am Tage nach der Schlacht bei Gravelotte, während sich halb Berlin vor den Litfaßsäulen drängte, um zu erfahren, „daß eine große Schlacht geschlagen war", dem americanischen Volke eine spaltenlange, gediegene Schilderung dieser Schlacht mit einem Kostenaufwande von nahezu 3000 Dollar bot, eine journalistische Leistung, die am Tage nach der Schlacht von Sedan, überhaupt bei jedem wichtigen Ereignisse des Krieges, wiederholt wurde und noch dadurch an Werth und Interesse gewann, daß die Berichte gleichzeitig in deutscher Sprache erschienen. — Als vor ungefähr zwei Jahren der „Herald" seinem in Kleinasien weilenden Correspondenten Stanley die Weisung zugehen

Digitized by Google

ließ: „Suche Levingstone und ziehe auf den Herald", beschloß der „Tribune" die Verbrechen eines newyorker Privat-Irrenhauses zu enthüllen. Wie man dieses anfing, ist fast ebenso interessant zu hören, als Stanleys Bericht: „How I found Levingstone". J. Chambers, ein in New-Orleans stationirter Correspondent des „Tribune" kam nach Newyork und stieg in einem größeren Hotel ab; kaum zwei Tage anwesend wird der Mann wahnsinnig und verräth deutliche Anlagen zur Tobsucht. Der Hotelier läßt ihn binden und durch Aerzte behandeln, zufällig entdeckt man unter den Papieren des Verrückten die Adresse eines bekannten newyorker Bürgers, dieser wird gerufen und erkennt in dem Kranken einen Neffen, die Aerzte stellen die üblichen Papiere aus und Chambers kommt als Wahnsinniger in die betreffende Irrenanstalt. Niemand kannte seinen Stand oder ahnte die wirkliche Sachlage. Der Correspondent war sieben Wochen lang unter Irrsinnigen und Tobsüchtigen eingesperrt und während man ihn selbst als geisteskrank behandelte, machte er seine Beobachtungen. Die ganze Zeit hindurch spielte er seine Rolle vortrefflich. Endlich wurde er auf Betreiben des Redacteurs des „Tribune" durch ein Gerichtsverfahren befreit und nun folgte eine Reihe von Enthüllungen über Ungerechtigkeiten und Schandthaten, die sich hinter den durch Gesetze geschützten Mauern sicher gewähnt, welcher jener Marteranstalt für immer das Handwerk legten. Das war ein der Humanität geleisteter Dienst, welcher jedenfalls eben so sehr, wenn auch nicht so hoch geschätzt werden muß, als das Auffinden Livingstones. Unermüdlich ist der „Tribune" im Interesse des Publicums thätig; bald zieht er die Fleischer, welche ungesundes Fleisch ausbieten, vor das Forum der Oeffentlichkeit, bald denuncirt er die Bäcker oder Brauer, welche sich an den Consumenten versündigen, oder er läßt die Milch einer Anzahl großer Milchhandlungen chemisch untersuchen und theilt mit, wie viel Procent Wasser, aufgelöste Kreide darin enthalten war. — Da ich einmal von der Thätigkeit americanischer Journale im Dienste des Gemeinwohls spreche, so will ich auch noch bemerken, daß es ein verhältnißmäßig armes newyorker Journal — die „Times" — war, welches die mächtigste und corrupteste Coalition der Stadt und des Landes, den sogenannten Tammanyring, sprengte und die Millionendiebe Tweed und Consorten an den Pranger stellte. — So versteht der americanische Journalist seine Aufgabe und so erfüllt er dieselbe.

Greeleys erfolglose Aspiration auf das Präsidentenamt ist bekannt; der Mißerfolg hat ihn um den Verstand gebracht und ihm das Herz gebrochen, er ist im Wahnsinn gestorben. — Man hat das Ende Greeleys ein tragisches genannt und ein solches war es in der That, wenn auch frei von Bühneneffecten. Es war dem Ende des Ajax zu vergleichen, der sich zu Tode raste, weil das Griechenheer dem Ulysses die Waffen Achills zuerkannte, auf die er gerechtere Ansprüche zu haben glaubte. Viele von Greeleys Collegen haben seine Candidatur als einen Fehltritt bezeichnet; der Journalist soll kein Amt wollen, sagten sie, selbst das höchste nicht, denn sein Amt, eine unsichtbare Macht hinter dem Thron zu sein, ist hehrer und wichtiger, als irgend eins, welches Menschen vergeben können. Doch wir wollen wegen dieser Schwäche mit dem sonst ausgezeichneten Manne nicht in's Gericht gehen; seine Absichten waren ohne Zweifel mehr patriotisch, als selbstsüchtig. Jedenfalls hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Wechsel in der Administration dringend nothwendig sei und er hielt die Gelegenheit, das durch einen verheerenden Bürgerkrieg zerrissene Land wieder vollständig zu einigen, für den schönsten Abschluß seiner bewegten Laufbahn. — Es mag vergessen werden, daß Greeley Parteipolitiker war, ebenso, wie gar bald niemand daran denken wird, daß er in der Präsidentenwahl eine Niederlage erlitt; aber so lange noch eine Nummer des „Tribune" erscheint, wird man des großen Journalisten Greeley gedenken. Diesem Gedanken gibt er in seiner berühmten Autobiographie selbst Ausdruck, indem er schreibt: „Ruhm ist Dunst; Popularität ein Zufall, Reichthum verfliegt, die einzige irdische Gewißheit ist Vergessenwerden. Niemand kann voraussagen, was der nächste Tag bringen wird; denn die, welche heute Hosiannah rufen, können morgen ihr „Kreuzige" schreien: und dennoch hege ich die Hoffnung, daß das Journal, welches ich in's Leben rief, noch blühen wird, nachdem meine Gebeine längst in Staub zerfallen sind, geleitet von größerer Weisheit, das Rechte zu erfassen, obgleich niemals von mehr Bereitwilligkeit, es zu thun und um jeden Preis zu vertheidigen, und daß der Stein, welcher meine Asche deckt, auch noch in ferner Zukunft dem Beschauer die Inschrift zeigen möge: Founder of The New-York Tribune".

## Literatur und Kunst.

### Aus dem „Brevier eines Ketzers".

Von **Johannes Scherr.**

1. Juli.

Auf meinem Tische stand ein hübsch Gefäß,
Ein Blumenkelch, den ich geschenkt bekommen.
Das Ding sah ganz so aus, als wär's Kristall,
Nicht aus der Glasfabrik, nein, aus der Bergkluft
Herstammend, und gar zierlich auch geformt,
Zwar „Imitation", doch ganz „modern".
Und Blumen standen drinn, auch ganz „moderne",
Voll Saft und Farbe, aber ohne Duft.
Der Kelch war Glas, die Blumen Treibhauswaare;
Ich wußte das, doch hatt' ich Freude dran:
Man täuscht sich eben immer wieder gerne
Mit in der großen Welt- und Lebenstäuschung,
Im Kleinen wie im Großen. Diesmal aber
War's mit dem schönen Schein gar bald vorbei.
Des Nachbars Kind, die kleine wilde Hummel,
Kam in die Stube mir gesaust, um sich
Gewohntermaßen in dem Schaukelstuhl
Zu wiegen; satt des Spiels dann fuhr
Nach ihrer Art sie hastig hin und wieder,
Beguckend dies und das, und plötzlich — krach! —
Hatt' sie vom Tisch den Blumenkelch gestoßen,
Daß er am Boden schrill zersplitterte.
Losbrechen wollt' ich, zornig schelten; aber
Als ich die Kleine bleich und wie vernichtet
So vor mir steh'n sah, hielt ich an und sagte:
Es ist wie Glück und Glas! — Das Sprichwort kam
Mir nur so auf die Lippen; doch das Kind,
Nachdem es sich durch tiefes Athemholen
Die Brust erleichtert, echo'te den Satz
In Frageform: „Gelt, nur wie Glück und Glas?"
Und zur Bekräftigung lacht' es hellauf . . . .
Dankbar hab' ich geküßt den Kindermund,
Der, „unbewußter Weisheit froh," bestätigt,
Daß, wenn ein „Glück" dahin, zumeist nur Glas
Zerbrochen ist. — Wirf's zu den andern Scherben!

2. Juli.

Religionsgeschichte heißt die Mumiensammlung,
Allwo die Götterleichen, balsamirt
Und rubricirt und numerirt, zur Schau
Gestellt sind — schöne Raritäten!
Die meisten ungeheuerlich, ja gradezu
Barnum'sche Fratzen, wüste Höllenbreughel,
Der armen Menschheit grause Wahnsinnsträume,
Wodurch sie sich ihr Elend, ihre Noth,
Ihr ewig Hangen-Bangen zwischen Furcht
Und Hoffnung gegenständlich machen und

Digitized by Google

Den Jammer, Mensch zu sein, zu einem Klumpen
Zorn, Haß, Verzweiflung, kurz, zu einem Götzen
Zusammenballen wollte, um davor
In unbewußter Selbstironisirung
Zu knieen und zu räuchern . . . Nur einmal
War licht und hold der Traum, als Hellas träumte
Von idealen Menschen, die als Götter
Und Göttinnen in stiller Marmorschönheit
Verkörpern alles, was auf Erden gut,
Erstrebenswerth und herrlich . . . . Aber wir,
Was werden wir der Nachwelt überliefern
Für Götter? Keine oder höchstens etwa
Den Deus Schwindel oder auch die Dea
Utilitas mit Cul de Paris, Chignon,
Gummigaloschen, in der einen Hand den
Curszettel, in der anderen das Töpfchen
Liebig'schen Fleischextracts. Denn wir sind praktisch,
Realpolitisch und, soweit es nützlich,
Realreligiös, kurzum höchst positiv.
Der Teufel mag die Ideale holen!
Thatsachen wollen wir und nur Thatsachen!
In unsern Augen überragt ein fetter,
Solider Düngerhaufen den Olymp;
Und weil wir ungeheuer klug und praktisch
Und weil so fürchterlich wir fortgeschritten,
Liegt hinter uns das Märchen von den Göttern
Und glauben wir, des „neuen Glaubens" Gläub'ge,
Als an den Urgott nur noch an den Urdreck.

---

3. Juli.

Des Jahres Hochpracht liegt jetzt auf der Erde,
Heiß, wie das Abendroth dort auf dem See
Nach schwülem Tag, und in der Abendstille
Glaubt man von fern die tausend Katarakte
Droben im Hochgebirg rauschen zu hören.
Da drunten in der Stadt ist auch allmählich
Verstummt des Lebens tausendfach Geräusch
Und allum breitet sich der Dämmerfriede,
Als hüllte sich die müdgeschaffte Welt
In ihre Schlummerdecke, um behaglich
Die Glieder streckend sich der Nacht zu freu'n.
Zu solcher Stunde hebt im Menschenherzen
Die Nachtigall Erinnerung ihr Lied
Zu singen an, den Sang von alle dem,
Was gut und schön und lieb dereinst gewesen,
Und wie du mir, du Unvergessene,
Weil Unvergeßliche, am Fenster hier
An solchen Abenden zur Seite saßest
Und wir des wundersamen Augenblickes
Mitsammen harrten, wo vom Firnschneehaupt
Des Tödi jählings fiel ein Silberblick
In's Dämmergrau der Thalgebreite rings.
Wir kannten das: es war ein Gruß, dem Riesen
Von seinem Freund, dem Monde, zugeworfen,
Wann dieser in der Fülle seines Lichtes
„Still und bewegt", ein goethe'sches Gedicht,
Im Osten kam herauf . . . . Auch heute kam er
Und grüßte seinen alten Freund, den Tödi,
Und goß verschwenderisch die Silberfülle
Auf Land und See, auf Blatt und Blüthe nieder.
Und als, von tiefem Sehnen angefaßt
Nach dir, der unvergeßlich Unvergeßnen,
Ich träumend in das bleiche Lichtmeer schaute,
Da regte sich's darin wie Händewinken,
Wie zärtlich Händewinken, und ein Flüstern,
So sanft und süß, als wär's des Mondlichts Stimme,
Floß an und in die Seele mir: „Ja, balde"!

---

4. Juli.

Sie nennen's vornehm jetzt den „Kampf um's Dasein"
Das eherne Gesetz, kraft dessen Hunger
Und Haß den Riesenkessel heizen, der
Erzeugt den treibenden Entwicklungsdampf.
Das braust und saust und rasselt und rumort
Und reißt unwiderstehlich vorwärts, vorwärts
Den Eilzug nach Schlaraffia, dessen Auen —
So sagen unsre neuesten Propheten,
Die alles wissen und noch etwas mehr —
Schon in der Ferne sichtbar, ja so nah' schon,
Daß deutlich die gebratnen Tauben man
'rumfliegen sieht und alles übrige
Schlaraffische sich reizend präsentirt, —
So reizend, wie nur je ein Lug- und Trug-
Eden sich in Saharaluft gespiegelt . . . .
Glück auf zu dem gelobten Land der Zukunft,
Allwo zur vollesten Verwirklichung
Gelangt sein wird des Aristoteles
Prophetischer Satz: „Der Mensch ist von Natur
Ein Staatsvieh". Folgerichtig also
Der Zukunftsstaat vielmehr ein Zukunftsstall,
Wo jedem seine Raufe, seine Krippe,
Sein täglich Quantum Heu und Hafer, item
Die gleiche Schütte Streu et ceterum
Von der „Gesellschaft" zugemessen wird.
Das liebe aristoteles'sche „*Ζῶον Πολιτικὸν*" muß sich behaglich finden
In solcher Stall-Egalité, wo jedes
Und alles uniform, so daß sogar
Die Hörnerlänge bis auf Zoll und Linie
Genau dieselbe sein muß und kein Bürger
Darf weniger Durst als wie der andre haben,
Auch keine Bürgerin Liebhaber mehr
Als ihre Nachbarin . . . . Jedoch die Menschen —
So fragt ihr — was wird aus den Menschen wohl
Im Zukunftsparadiesesstall? — Thörichte Frage!
Denn Menschen gibt's darin ja keine mehr.

---

## Rückblicke auf mein Leben.

Von **Karl Gutzkow.**

### II.

In meinem Schaffen, um mich endlich der Emphase auch über den eignen Genius, dem Prospectus- und Buchhändleranzeigen-Stil zu nähern, gab es einen Scheideweg, über welchen ich in den literargeschichtlichen Compendien, in den lobenden, wie in den tadelnden, über mich nichts finde. Es läßt sich zum Glück davon erzählen, ohne in Choral zu verfallen oder mit sich selbst besonders schön zu thun. Wenn wir Heinrich Laube einen Goethe nennen wollen, so war jedenfalls ein gewisser Gustav Schlesier in frühster Zeit sein Merck. Ich sage: „ein gewisser Gustav Schlesier". Denn nach seinem Buch: „Oberdeutsche Staaten und Stämme" und seinen Arbeiten über Wilhelm von Humboldt ist der Mann verschollen; ich weiß kaum, ob der kühne Anläufer zu einem neuen Varnhagen oder gar zum zweiten Friedrich Gentz noch unter den Lebenden weilt. Heinrich Laube besaß von je die Kunst, im

Digitized by Google

Kreise seines nächsten persönlichen Wirkens enthusiastische Freunde zu gewinnen. Wer je mit ihm eine Cigarre geraucht oder an der Table d'hôte des Hôtel de Bavière in Leipzig hinterm Ofenschirm seinen maßgebenden Orakelsprüchen gelauscht hatte, ging für ihn durch's Feuer. Es war der Zauber der Anlehnung an die sicherste Beherrschung des Lebens. Wer möchte sich nicht gern im Gedräng und unter den Stürmen des Geschicks am Saume eines Mantels halten, den er kräftig angezogen weiß! Robert Hellers Begeisterung für seinen Freund Laube war antik und kam unmittelbar hinter Orest und Pylades. Ja, ich gestehe, Hellers Schwärmerei für Laube hat mir als Modell gesessen für die Liebe meines Thiebold de Jonge zu Benno im „Zauberer von Rom". Gustav Schlesier, ein geistvoller kleiner Herr, war das Prototyp des sächsischen Gelehrten. Magister durch und durch verband er mit der Pedanterie Allüren von Eleganz. Leipzig ist ein „Klein Paris und bildet seine Leute". Im Schlafrock ganz nur Stubengelehrter und pedantisch wie nur Gottsched pedantisch gewesen, war Gustav Schlesier Abends, vielleicht am Theetisch einer schönen liebenswürdigen jungen Wittwe, die sich später sein Freund als Gattin gewann, ganz Petitmaitre. Selbst das zu vorschnell gekommene Bäuchlein des behäbigen jungen Mannes gab ihm das Ansehen eines Abbés der alten Schule. Sein Wissen war bedeutend, doch nicht in solchem Grade, daß damit die Sicherheit seiner Urtheilabgabe hätte für entschuldigt gelten können. Ein aus Dresden Gekommener war er jedenfalls in Kunstanschauungen und unter guten Theatereindrücken aufgewachsen.

Ohne Zweifel gesteht Heinrich Laube zu, daß ihm Gustav Schlesier in vielen Dingen die Directive gegeben. Nun — dieser scharfsinnige Kopf, der sich indessen trotz seines Scharfsinns ebenso oft von Anfang bis zu Ende zu irren vermochte, wie nur der Positivismus der Kritiker heute etwas behaupten kann, was er morgen, falls es der Ehrgeiz erlaubte, selbst zurücknehmen würde, sagte mir eines Tages, als ich in Leipzig und sogar bei Laube selbst wohnte: „Uebrigens sind Sie in Ihrer Production ganz auf dem Holzwege! Sie ahmen Voltaire und Diderot nach! Voltaire und Diderot haben sich als ästhetische Muster überlebt; Sie brauchen ja nur an Wieland zu denken. Ihr „Maha Guru" liest sich wie Zadig oder Candide. Herzblut müssen Sie zeigen! Den Charakter der Gegenwart treffen! Sich Ihre Brust aufreißen! Nur „modern", specifisch „modern" muß man sein! Die deutsche Literatur darf nur noch den Weg gehen, den allen Literaturen Europas die Baronin Dudevant, Georg Sand, vorgezeichnet hat!"

Sprach's — und ich gestehe, das Wort schmetterte mich nieder. Weder Zadig noch Candide hatte ich gelesen. Doch kannte ich Wieland. Auf der Schule war ich, wie ich Band I. meiner Gesammelten Werke S. 208 erzählt habe, zur förmlichen Verachtung des Verfassers der „Abderiten" erzogen worden. Ich fand Wieland langweilig. Aber das ist wahr, Lucian von Samosata hatte ich mit Vorliebe gelesen, Lucian, den griechischen Spötter, das gemeinschaftliche Muster Voltaires, Diderots und Wielands. „Herzblut —?" Nun wohl! Ich hatte ein mich mächtig fortreißendes „Herzblut", aber nur, wenn ich von den Ideen der Zeit sprach. Sowie ich das künstlerische, selbstschaffende Gebiet betrat, dämmte ich die Wallungen des Herzens zurück, legte seinem mächtigen Pulsschlage Mäßigung auf, dachte nur an die vorsichtige Arbeit des Malers, des Bildhauers, die ebenso nicht mit dem bloßen Kohlenumriß, nicht mit dem ersten Bearbeiten und Kneten des Thons ihre Schöpfungen für abgeschlossen erklären. Aus Kälte des Gemüths beschränkte ich mich nicht. Es war nur die nachhaltige Scheu vor den Gesetzen der Kunst. Ich haßte allen rohen Naturalismus, besonders in der Erzählungsliteratur des Tages. Bei der tief dem Kritiker innewohnenden Scheu, seinerseits selbst in die Fehler zu verfallen, die er an andern gerügt haben würde, vergaß ich dabei, daß leider nur ein tobsüchtiges Arbeiten, etwa wie die damalige Grabbe'sche Dramenfabrik, sich vor den Deutschen den Schein der Genialität zu geben vermag. Noch jetzt verharren ja Publicum und Kritik bei uns auf dem Standpunkt, nur das Regellose anzustaunen, das ewig fragmentarisch oder genialisirende Grimasse Gebliebene. Doch gestehen muß ich, daß damals Gustav Schlesiers Auslassung meine Vorrede zu Schleiermachers Briefen über die Lucinde und die Wally veranlaßte. Sein Spott hatte mich aus meinem Frieden gerissen. Er hatte es leicht damit. Denn im eigenen Schaffen war ich das „zerstoßne Rohr" und der „verglimmende Docht" des Evangeliums. Anerkennung war dem Mitarbeiter des auf dem damaligen Parnaß verhaßten Wolfgang Menzel bei keiner einzigen Instanz zu Theil geworden. Meine Arbeiten erster Periode, mein „Sadducäer von Amsterdam", der, wie ich höre, von Vielen, die mich sonst nicht mögen, meinen spätern Arbeiten vorgezogen wird, „Nero", „Maha Guru" waren so gut wie nicht erschienen. Sogar Heinrich Laube, der mir hätte die Stange halten sollen, verspottete mich in seinen „Reisenovellen" als „Archivar des Königs"; also wohl als eine Art Clavigo, dem nur der rechte, ihm die matadorische Aufwiegelung gebende Carlos fehlte. Aber wo war der größere Werth der Leistungen der Matadore? Konnten selbst die Heine'schen Arbeiten, die damals schwächer und schwächer wurden, mich nicht von Platen oder den bessern schwäbischen Lyrikern abwendig machen, so mußte in mein Gemüth Erbitterung einziehen und meine Stellung die eines Einsiedlers werden. Es entstanden damals unter den jungen Schriftstellern jener Periode die gehässigen Fehden, die in den Literaturgeschichten meist nur mir allein zugeschrieben werden, während sie doch nur die Folge des glücklicher situirten Uebermuths der Andern waren. Allerdings trug mein unverwüstlicher Gerechtigkeitstrieb manche Schuld dieser ewig wechselnden Stellungen, die ich jedoch durch keine Unterordnung unter Varnhagen von Ense oder den Fürsten Pückler mir bestimmen lassen wollte. Die trüben Folgen der veränderten Richtung meiner Feder für meine Person, meine Freiheit, mein Lebensglück verbitterten nicht minder mein Gemüth. Die Sorge schlug ihre Harpyenkrallen in die täglichen Berechnungen über Woaus und Woein. Erst im Jahre 1839 heilte ich meinen Unmuth dadurch, daß ich für die Bühne zu schreiben anfing, dieselbe Bühne, zu der mich längst eine wohlwollende Förderung hätte ermuntern sollen. Selbst Karl Seydelmann, in Stuttgart mir so nahebefreundet, wußte auf zwei Acte eines Trauerspiels: „Marino Falieri", die ich in's Morgenblatt hatte einrücken lassen, mir keine andere Ermunterung zur Fortsetzung zu geben, als die: „Nur ja keinen schwachen Helden!" Der Held war allerdings achtzig Jahre alt, mußte demnach drei Acte lang schwach sein, vollends war er verliebt, bis der alte Löwe erwachte. Das kritische Wort einer solchen Autorität ließ mir die Hände in den Schooß sinken; ich glaubte mein Talent verurtheilt. Wie ich später die Bühne, wie sie ist, habe kennen lernen, wußte ich, daß Seydelmann kalt geblieben war, weil — die Rolle des achtzigjährigen Marino Falieri nicht an ihn, sondern an seinen Widerpart, den nicht unbedeutenden Schauspieler Maurer hätte kommen müssen. So sind die meisten Schauspieler. Der Liebhaberspieler bleibt kalt bei der Lectüre eines Dramas, wo die Chance, nach jedem Acte gerufen zu werden, auf den Charakterspieler fällt.

Meine Selbstschau würde nicht aufrichtig sein, wenn ich hier nicht die Erzählung der literarischen Entwicklung unterbrechen und eingestehen wollte, daß es neben dem Geist der Zeit noch eine andere Sphäre gab, die parallel die volle Hälfte meines jugendlichen Ich's in Anspruch nahm. In dem allbeliebten dramatischen Scherz Wilhelmis „Einer muß heirathen" sind die Brüder „Zorn" geschildert, die ihre Ehe und die Wahl einer Lebensgefährtin durch das Loos bestimmen lassen. Jacob Zorn jubelt, daß er zu seinen Büchern zurückkehren dürfe, zu seinen berühmten Studien, denen wir und unsere Nachkommen bis in's fünfte Glied die enormen Kosten der Anschaffung des „Deutschen Wörterbuchs" verdanken. Roderich Benedix hat in seiner „Hochzeitsreise" einen deutschen Professor

Digitized by Google

geschildert, der nicht mehr existirt, einen Gelehrten, dem sein Stiefelwichser mehr an's Herz gewachsen ist, als seine ebenerheirathete junge Frau. Mit solcher Kühle hat sich Referent zum Frauenthum nicht verhalten können. Er schildert hier ein Dichterleben und muß es daher eingestehen, daß ihn der Zauber des weiblichen Geschlechts früh unterjochte. Das Gefühl der Vereinsamung eines gegen den Strom Schwimmenden, der Druck, der immer und immer auf dem verkannten Gemüth lastete, der Mangel an Glück kam diesem Zuge des Herzens und der Sinne entgegen. Sage man doch nicht, daß sich die Seele selbst genügen könnte! Nicht einmal das physische Leben erwehrt sich der Stockungen ohne den Sonnenschein des Glücks. Und wo das Glück finden? Ministern, Verlegern, dem Publicum gegenüber hatte ich kein Glück. Aber Compensationen für das Glück muß es im Gemüth geben. Abrechnungen eines Minus hier gegen ein Plus dort. Sonst erliegen wir. Frühe schon hatte ich gegen die Rabbinenweisheit der Entsagung und Selbstkasteiung geeifert, hatte in Heinrich Heines Unterscheidung zwischen den beiden Lebensprincipien, dem Nazarenerthum und dem Hellenismus, einen seiner Lichtblicke gefunden, hatte das, was sich die Menschen ihre Tugend nennen und an sich und Anderen glorificiren, so oft nur für organisch bedingte Empfindungslosigkeit und Stumpfheit, nach spätern Erfahrungen für die Alleinbeschäftigung mit ihrem Ehrgeiz, die Narcissusgenüge an der Widerspiegelung ihres geliebten Ich erkannt. Das nagende Prickeln der Eitelkeit, die nur ihren Erfolgen, ihrem Namen, der Pflege des Schattens, den man in der Sonne wirft, lebt, ich hatte es nie. Aber mir blieb das Bedürfniß, wenigstens in Andern auszuruhen. Früh schloß ich leidenschaftliche Freundschaften. Aber was sind studentische Freundschaften? Bald gehen die Lebensbahnen auseinander. Vollends war die damalige Zeit in einer Weise eine andere, daß sie sich jetzt kaum noch fassen, kaum schildern läßt. Auf drei freigesinnte, gleichgestimmte junge Akademiker kamen wenigstens in Berlin 97, die nur am Gegebenen hafteten, die nur fromme August Neander'sche Pastoren werden wollten, sich nur als Beamte, Richter in dem Sinne zu sehen wünschten, wie der damalige Staat seine Beförderungen gewährte. Es waren meist nur Menschen von absolut erkältender Wirkung. Und Camerad schaft, dem jugendlichen Gemüth so unerlaßlich wie der Biene die Blumenwelt, bildet sich da am wenigsten, wo sich literarische Anfängerschaft zeigt! Spricht sich diese nicht mit der aufdringlichen Eitelkeit junger Lyriker aus, wo dann wohl eine gleichgestimmte Richtung zuweilen unter jungen Cameraden dem beständig aus der Rocktasche gezogenen Portefeuille bewundernd entgegenkommt, so wird eine auf aparten Meinungen sich gründende literarische Entwicklung unter Schul- und Universitätscameraden fast immer allein stehen. Ein Nachkomme Bürgers, selbst Bürger geheißen, ein Hauslehrer beim Professor F. W. Gubitz in Berlin, war bis 1833 mein treuster Freund, bis ihn der Strudel des Theaterlebens ergriff und von seinen Studien und von mir selbst fortriß.

Frauen gegenüber fühlt dann freilich der Jüngling nicht Freundschaft, sondern sogleich Liebe. In dem Spiegel eines Mädchenauges fängt sich ihm die ganze Welt auf. Und sie fängt sich ihm nur in harmonischer Schöne auf. Des Mondes blasses Licht, das Geflüster einer vertrauenden Seele beim Wandeln unter den sanftbewegten Wipfeln eines Baumganges, die Berathschlagungen über künftige, vielleicht schon gemeinsam gewordene Lebensziele — in diese bestrickenden Zauber, die von Neander, Schleiermacher, Boeckh, Lachmann abzogen, war ich allzufrühe gerathen. Der erste Theil meiner „Seraphine" (Gesammelte Werke Band III) ist selbsterlebt. Die dort Geschilderte hieß Leopoldine Spohn. War ich hier gefesselt wider Willen, verzweifelte ich wie unter einem mir zufällig übergeworfenen Nessushemd, so schlug mein Herz desto freier und leidenschaftlicher bald darauf für eine sechszehnjährige Brünette von mehr kleinem als mittlerem Wuchs, mächtigen schwarzbewimperten blauen Augen, blendend weißen Zähnen, keine Schönheit an sich, aber anziehend in allem, was in und an ihr mit geistigem und leiblichem Auge gesehen, mit dem Ohr gehört werden konnte. Am meisten fesselte sie durch ihre Stimme, die so sonor, so tiefliegend war, daß sie allem, was sie sprach, schon dadurch allein den Charakter bedeutungsvoller Reife gab. In Berlin ist alles, was ehedem Garten hieß, im nächsten Umkreis der alten Stadtmauer bis auf den letzten Baum getilgt. Aber die Trauerweide, wo nach zweijährigem „Minnewerben" das angebetete Mädchen zitternd die Worte sprach: „Ich kann nicht mehr" — („mich beherrschen" erstickte an der Brust eines sich redlich zum Oberlehrerexamen Rüstenden) und ringsum die anderen Bäume, in deren Schatten bereits von einer künftigen Wohnung bei einem Oberlehrergehalt von 600 Thalern geträumt wurde, sie steht noch in der Königin-Augusta-Straße zwischen Potsdamer- und Schellingsstraße. Vierzig Jahre später ist die halb und halb mir verlobt Gewesene unvermählt grade im unmittelbaren Gegenüber dieser Bäume auf dem „Tempelhofer Ufer" gestorben. Warum erzähle ich diese Momente der Vergangenheit? Dieser Bund hat Tage, Wochen, Monate der Verzweiflung heraufbeschworen. Er bestimmte eine Richtung meines Schaffens. Denn die innigste Liebe hatte hier die gehorsamste Tochter nicht bewegen können, dem Gebote einer Mutter, die mich heute in ihre Arme schloß, morgen mit dem Messer drohen konnte: „Er oder Ich!" auf die letzte Drohung entsagend Folge zu leisten. Der „ahnungsvolle Engel" hatte sich bewahrt vor dem Schicksal, die Bahnen eines irrewandelnden Kometen zu theilen. „Gottesleugner" nannten mich die berliner Journale. Die Thüren eines Gefängnisses thaten sich auf. Der schmale Weg, den ohnehin der Schriftsteller jener Zeit durch's Leben gehen mußte, wurde enger und enger. Mit dieser schlechtbestandenen Probe eines liebenden Herzens gingen mir unermeßliche Schätze des Lebens zu Grunde. Der Nibelungenhort, den ich im Frauenthum gefunden zu haben glaubte, versank mir wie unwiederbringlich. Keinen Muth, keine hochherzige Willenskraft hatte die Reinste ihres Geschlechts zu zeigen vermocht; Charlotte Birch — staune nicht, lieber Leser — die richtige Charlotte Birch-Pfeiffer, die mir damals innig befreundet war (erst da haßte sie mich, als ich für die Bühne schrieb und in ihr und dem verbündeten Intendanten Küstner die Usurpatoren der königlichen Bühne Berlins sehen und fühlen lernen mußte), hatte sie noch einmal im Auftrage des damals Dreiundzwanzigjährigen besucht, um den Versuch zu machen, einigen Heroismus zum „Handeln", wie eben Liebende „handeln", zu erwecken. Umsonst! Die Mutter zeigte auf's Messer und mir erstarb — der Glaube an die Bewährung des Frauenthums für jene Welt, welcher mein Leben gehörte. Sie können nicht theilnehmen, rief mein sich krümmender Schmerz, am großen Kampfe der Zeit! Und wenn auch damals Berlin den Tod der Stieglitz erlebte, wenn auch Rahel die unbefangene Lebensauffassung ihres damals zuerst entsiegelten Briefwechsels zu verbreiten begann, nichts half, um vorzugsweise die berliner Welt aus ihrer anmaßenden, kalten Selbstgenüge aufzurütteln. Goethe, Tieck, Steffens, Raumer, Chamisso, Hitzig beherrschten die öffentliche Meinung. Später erstanden allerdings Frauen, die bei der inzwischen erschreckend gewordenen Zunahme an politischen Märtyrern sich für ihre Ehegatten einen muthigen Aufschwung zu geben verstanden — die mir befreundete Gattin des Darmstädters Wilhelm Schulz befreite den ihrigen aus der Feste Starkenburg am Odenwald; ich selbst fand die Hand eines Mädchens, das sich in der Zeit meines Unglücks bewährt hatte — aber die Abneigung, die in mir entstanden war, die Verhimmelungen der lyrischen Muse über den Werth der Frauen zu theilen und beim Schreiben speciell nur der Frauen zu gedenken, denen vorzugsweise zu huldigen, dem Gedankenkreise zu schmeicheln, an dem den Frauen nach Goethe am meisten gelegen sein müsse (die Huldigung sollte sich bald bis zum Schwindel und zur permanenten Affectation steigern) blieb, blieb in meinem „Blasedow und seine Söhne"

Digitized by Google

(Gesammelte Werke Band V und VI) fast bis zum Cynischen, blieb — — ohne — daß darum bei mir das Suchen nach dem Schlüssel des Paradieses, den Gott, als er sein Eden schloß, zur Verwahrung in's Frauenherz zurückgelegt zu haben scheint, an sich selbst aufhörte! Mit der Feder sprach ich jedoch diese Sehnsucht nicht aus.

Den Gedankengängen des sich immer mehr zum Siege hindurchringenden neuen Geistes der Zeiten gegenüber stand ich von Jahr zu Jahr gefesteter Rede. Mein „Telegraph", ein Schmerzenskind, war in anständige buchhändlerische Versorgung gekommen. Ich zog aus dem Bereich des Bundestages, der Frankfurter Späher und Zuträger, seiner feigen auf dem Frankfurter „Römer" geübten Censur (Frankfurter Bürgermeister wie Thomas, von Meyer, Günderode trugen das ihnen von Nagler, Münch-Bellinghausen, Blittersdorf auferlegte Joch mit Begeisterung) in die freiere Freistadt Hamburg und fühlte die volle Kraft, in den Kölnischen Wirren gegen den Görres'schen „Athanasius" zu schreiben, gegen Leo in Halle im Hegelingenstreit aufzutreten, gegen die ständischen Prätensionen des Fürsten von Solms-Lich zu opponiren und so mich in meiner Weise an jeder bedeutenden Frage in längerer oder kürzerer Rede zu betheiligen. Bei öffentlichen Festen, am Guttenbergsfest in Mainz, bei Errichtung des Schwanthalerschen Goethe in Frankfurt am Main wurden mir officielle Toaste übertragen. Die Bosheit von Männern wie Carové in Frankfurt, Karl Buchner in Darmstadt, C. von Wachsmann und des Theodor Hell'schen Kreises in Dresden, die Alles, was von mir ausging, begeiferten, kümmerte mich nicht mehr. Hätte ich dem geheimen Förderer und Berather der jüngeren Literatur, Varnhagen von Ense, wie Laube, Mundt, Kühne und die anderen jungen Autoren zu huldigen mich überwinden können, ich würde für die Geltendmachung meiner Vota mich noch eines festern Untergrundes erfreut haben. Doch verzichtete ich auf Protection, seitdem ich die demüthigenden Folgen der Menzel'schen Kritik erlebt hatte. Selbst die Anerkennung derer, die ich hochverehrte, suchte ich nicht. Sah ich wohl, da ich zu reisen liebte, deutsche Städte, wo so mancher berühmte Name lebte, dessen Nimbus mir fleckenrein und anziehend erschien, so mochte ich doch nicht bei ihm anklopfen. Denn mein Gemüth wußte, daß sich der Angesprochene erst aus einem Wust von Mißtrauen und falscher Nachrede über mich, aus Bildungsstandpunkten, deren objective Berechtigung ich anerkennen mußte, herauszulösen hatte, ehe er mein offenes Wort, meine dargereichte Rechte zu würdigen verstand. Solche Ueberdreistigkeit, die einige damals mit mir zugleich aufstrebende jüngere Schriftsteller später gezeigt haben, daß sie sich überall an die ersten Namen der Zeit zu machen wußten, wo dann Uhland und Meyer, Schelling und Meyer, Kaulbach und Meyer bis in's Elysium Hand in Hand gehen sollen, ist mir bis zum heutigen Tage zuwider gewesen. Unter solchen Umständen mußte mich wohl die wie aus der Luft gekommene Aufforderung des Curators der Universität Bonn, J. Ph. von Rehfues, überraschen, der mich ermunterte, ich sollte meine gegenwärtige Carrière unterbrechen, mich an einer Universität der Schweiz oder einer kleinen in Deutschland, Gießen oder Marburg, als Privatdocent habilitiren, er würde dafür sorgen, daß ich in kürzester Zeit Berufung an eine preußische Universität erhielte. So sicher stand doch noch Altenstein, der nächste Anhalt für Rehfues, dem Hausminister Wittgenstein und seinem Polizeischergen Tzschoppe gegenüber, daß eine solche Wendung meines Lebens, bei wahrscheinlich vorausgesetzter einiger „Reue", als denkbar angenommen werden konnte. Der mich schon lange geistig fördernde Verkehr mit dem durch Herzensgüte ausgezeichneten, wenn auch vielverkannten Mann war die Folge einer vor Jahren von mir geschriebenen Kritik über seinen Scipio Cicala. Jener Aufforderung konnte ein schon für Weib und Kind zu sorgen Verpflichteter nicht folgen. Der Verleger des „Telegraphen" war glücklicherweise Julius Campe geworden, derselbe Buchhändler, der Heine, Börne, theilweise Anastasius Grün, Raupach, Maltitz und a. verlegte. Doch gab ich, gelegentlich bemerkt, niemals meine Feder dazu her, gegen meine Ueberzeugung ein Buch seines Verlags zu loben. Wie ich auch andererseits dem, wie der ältere deutsche Buchhandel es weiß, wunderlich gearteten Manne nachzurühmen habe, daß er niemals die Prätension gemacht oder in unwürdiger Weise, wie gewisse neuere Zeitungen, ein von ihm verlegtes Journal zur steten Anpreisung seiner Autoren hat benutzen wollen. Ich erwähne dies Verhältniß um deswillen, weil sich im Kopfe des kürzlich verstorbenen Hoffmann von Fallersleben eine Anekdote zusammengewirrt hat, die in seinen, bei Rümpler in Hannover erschienenen Memoiren, diesem traurigen Sammelsurium von Gelegenheitsgedichten, Tischtoasten und ausgeschnittenen Zeitungslobhudeleien, in Bezug auf mein Verhältniß zu Julius Campe meinen Charakter nicht wenig verunglimpft. Ich hatte, wie den ganzen Mann, so auch Hoffmanns „Unpolitische Lieder" gut der Gesinnung nach, für Mittelgut als Dichterwaare befunden. Einige Jahre später begegnete ich ihm im schönen Taunusgebirg, auf der Promenade des Bades Soden, wo ich meine Gattin besuchte, die dort mit den Kindern verweilte. „Sieh den schönen Strauß, den mir der Professor geschenkt hat!" rief meine Frau, als sie mit dem Ueberall und Nirgends, der damals am Rhein und Main seine Breslauer Quiescenz in kaum zu schildernder Weise genoß, daherkam, mir entgegen. „Versöhnt Euch Beide!" setzte sie bittend hinzu. Die Schwester der drei wackern Büchner, Georg, Alexander, Louis Büchner, die geistvolle Luise Büchner, war mit vielen Andern zugegen. Ich bot dem Straußwinder die Hand. „Aber sagen Sie mir, wie haben Sie denn das vor Campe durchbringen können, daß Sie seine eigenen Verlagsartikel in dem von ihm bezahlten Blatt herunterrissen?" fragte mich Hoffmann, als er mich vertraulich zur Seite gezogen. Ich schwieg eine Weile, stutzend über die grobnaive Erinnerung an jene Kritik, die mir eine Ueberzeugungssache gewesen, und machte die ausweichende Bemerkung: „Campe hat am wenigsten etwas dagegen gehabt. Gönnt er doch seinen Autoren, daß sie zuweilen etwas geduckt werden". Wer Julius Campe gekannt hat und je gesehen, wie sich dieser Tyll Eulenspiegel der Leipziger Messe die Hände reiben und darüber amüsiren konnte, wenn er sah, daß für die Bäume, daß sie nicht in den Himmel wüchsen, wieder einmal gesorgt war, wird mein Wort harmlos deuten und es nehmen wie es gefallen. Doch aus diesem Gespräch, das von einem Knäuel von Curgästen, in welches wir geriethen, unterbrochen wurde, hat sich der Eitelste der Eiteln, nachdem er mich zehn Jahre darauf freundschaftlichst in Dresden besucht hatte, in späterer Zeit, wo er sich einbildete, ich hätte nicht in der Schillerstiftung für ihn gesorgt (die Acten beweisen das Gegentheil) den Vers gemacht: G. gestand mir einst mit — (ich citire aus dem Gedächtniß. Aber „schamloser Frechheit" oder etwas Aehnliches versteht sich in solchen Fällen unter deutschen Autoren von selbst), er hätte mich im Auftrage Campes getadelt, nur damit dieser den Vortheil gewann, daß ich weniger Honorar forderte! Lieber Leser, wie viel Selbstbeherrschung muß ein Schriftsteller über sich gewinnen, um solcher, nur das Böswilligste voraussetzenden Schmähsucht gegenüber nichts zu thun, als zu sagen: Legt's zum Uebrigen! Aus dem Duellanbieten (wozu ich in ähnlichen Fällen zweimal in der That gegriffen habe), aus dem Gegen-Erklären, dem Berichtigen, Herumzanken in den Zeitungen käme ein solcher „Bestverleumdeter" nicht mehr heraus.

Digitized by Google

## Schloß Roncanet.

Roman in vier Bänden von R. Waldmüller (Duboc). Hannover 1874, Rümpler.

„Schloß Roncanet!" sagte ein Freund, als er das Buch auf meinem Tische fand. „Sind Sie, sprödester und ungeduldigster aller Leser wirklich mit diesen vier dicken Bänden fertig geworden? Ich stelle die Frage, ohne das Buch zu kennen."

Gewiß, erwiderte ich.

„Dann liegt dem Romane wohl eine tragische, starkfesselnde Geschichte zu Grunde, die Hauschronik einer mächtigen, verschollenen Familie mit merkwürdigen Schicksalen, mit starker Verflechtung der einzelnen Theile?"

Keineswegs! war meine Antwort. Schloß Roncanet ist eine einfache Dorfgeschichte oder Gutsherrngeschichte, die Erzählung von Vorgängen, die ein Gast im benachbarten Molkenbade im Laufe eines Sommeraufenthalts beobachten konnte.

„Also hat Sie die ausgearbeitete Psychologie gefesselt, welche eigenthümliche Geistes- oder Gemüthsentwicklungen des Helden begleitet?"

Auch das nicht! Der Held des Buches macht gar keine Entwicklung durch. Er ist eigentlich so uninteressant wie nur möglich. Ein praktisch-thätiger Oekonom, starr, spröde, von hausbackner Trockenheit. Höchstens seine Vorgeschichte, die Geschichte seiner Jugendliebe, fesselt. Wir gewinnen ihn so wenig lieb, daß wir nicht einmal für ihn zittern, wenn seine Ehre bedroht erscheint. Er heirathet schließlich ein Stubenmädchen.

„Und doch hat Sie das Buch interessirt?"

In hohem Grade. Ich gestehe, daß ich mit Leichtigkeit durch diese vier starken Bände gekommen bin und denselben die vielfachste Anregung entnommen habe. Vermuthlich hole ich es — was mir selten geschieht — nach ein paar Jahren wieder hervor.

„Wunderlich."

Wunderlich allerdings, und wunderlich ist vieles im Buche.

Ich schicke dies Gespräch, das meine Eindrücke kurz zusammenfaßt, voraus, und will mich nun näher erklären.

Was mich schon vor allem andern für das Buch eingenommen, ist die Wahl des Gegenstandes. Hier hat endlich einmal ein Autor, abweichend vom gewöhnlichen Brauche, Entdeckungsreisen in wenig begangene, wenig bekannte Gebiete beabsichtigt. Er hat aber auch redlich und gewissenhaft studirt, scharf und eingehend beobachtet, und als Ausbeute eine ganze Reihe interessanter und conflictreicher Motive aufzufinden und hineinzubringen verstanden. Er hat sie theilweise vortrefflich, ja manchmal unnachahmlich zu gestalten gewußt und das ist schon viel, wenn auch das Buch als Ganzes manchen Fehler hätte. Es hat wenigstens den Reiz relativer Neuheit und ist eine Bereicherung des romantischen Gesichtskreises.

Es war bis vor kurzem ein still angenommener Grundsatz norddeutscher Erzähler, vor den schwarzgelben Schranken Halt zu machen und „Oesterreich den Oesterreichern" zu überlassen. Der eine Erzähler war in Schweden oder Norwegen daheim wie ein Skandinavier, ein anderer in Welschland wie ein Italiener, andere bewegten sich mit größter Terrainkenntniß in Paris, London oder St. Petersburg oder gar auf den griechischen Inseln; die eigentlichen österreichischen Erblande so nahe liegend und in ihrer Mischung von Nationalitäten, in ihrer eigenthümlichen Anschauungswelt so stoffreich und interessant, blieben literarisch unbesucht und unbegangen. Jenseits des Erzgebirgs gab's eigentlich lauter böhmische Dörfer. Führte dann und wann ein norddeutscher Novellist einen Oesterreicher vor, so begnügte er sich damit, ihn in jedem Satz das Wort halter anbringen zu lassen und glaubte ihn damit genügend charakterisirt zu haben. Der Norddeutsche läßt sich eigentlich bis auf den heutigen Tag nicht überzeugen, daß ein Wort halter nur in seinem eigenen Kopfe existirt, in Wahrheit aber eben so wenig vorhanden ist, wie ein Wort docher oder aucher. Es gibt nur ein halt, d. h. meines Dafürhaltens.

Karl Frenzel ist, wie ich glaube, der erste norddeutsche Erzähler gewesen, der keine Scheu trug, dann und wann auf's wenig befahrene Terrain österreichischen Bodens hinüberzugehn. Mit einer eigenthümlichen Divinationsgabe ausgestattet, traf er oft Ton und Haltung der dortigen Leute (z. B. in seinem „Lucifer" sehr glücklich); indeß war es ihm doch mehr um den landschaftlichen Hintergrund für romantische Scenen zu thun. Da kommt nun der Sachse Robert Waldmüller und bringt speciell österreichisches Leben, ja er vertieft sich so sehr darein, daß man seinen Roman einen specifisch ethnographischen nennen möchte.

„Schloß Roncanet" spielt im österreichischen Alpenlande und zwar in Steiermark. Auf diesem Boden ist schon seit einer Reihe von Jahren Karl Rosegger, ein ausgezeichneter Schilderer des Volkslebens und der Bergnatur, seßhaft und beherrscht diese Gegenden als poetischer Rübezahl. Er hat die Berge, die Seen, die Hütten, die „Einöden" und ihre Bewohner mit unübertrefflicher Poesie zu malen verstanden. Aber er liebt seine Heimath so sehr, daß er nur das satteste Grün, das schönste Azurblau bei seinen Bildern verwendet und — als Geistesverwandter Adelbert Stifters — alle seine Skizzen mit Alpenrosen durchflicht. Auch ist er nie aus seiner ihm eigenen Welt herausgetreten, um sie mit der Welt draußen zu vergleichen. Da kommt nun so ein vielgewanderter Norddeutscher auf dasselbe Terrain, beobachtet mit scharfen Augen, vertieft sich mit großer Gewissenhaftigkeit in's Studium von Land und Leuten. Die Frucht dieser Studien ist ein großes, von den Rosegger'schen Bildern sehr verschiedenes, vielleicht gar zu umfangreiches und figurenbeladenes Gemälde, das aber in vielfacher Beziehung sich gar wohl sehen lassen darf.

Auf diesem Boden der österreichischen Alpen erhalten die Typen aus dem Volke ihr eigenthümliches Colorit ganz besonders durch die Religion und das kirchliche Element, in welchem sie leben. Waldmüller hat das rasch bemerkt und bringt aus dieser Welt heraus die interessantesten Conflicte. Da ist z. B. der Pfarrer Wögerer, der mit dem Cölibat in Conflict gekommen und beichten gehen will. Da ist der Stiegenbauer im verwunschenen Hofe, der heimliche Protestant oder vielmehr Autodidakt im Protestantismus in starr katholischer Umgebung, mit der düstren Geschichte seiner früheren Schuld. Da ist endlich Dilly, das sinnarme d. h. halbblödsinnige Mädchen, das gefallen ist und von seinem Fall eigentlich nichts mehr weiß, in Folge dessen es durchaus „prangen gehn" d. h. mit den weißgekleideten, rosmarinbekränzten Jungfrauen am Processionstage ziehen möchte. Der Kampf dieser Dorfophelia gegen die päpstliche Gewalt, die dem obstinaten, auf ihren Wunsch versessenen Kinde das verwehren will, ihr Seelenkampf, der zuletzt in einem Sprung in den Teich gipfelt, sind mit hoher Meisterhaftigkeit und tiefem Eingehen in den psychologischen Proceß gemalt. Kurz, allenthalben treten uns Bilder entgegen, die ein wahres Lesergemüth erregen und ergreifen müssen.

An anderen Theilen des Buches ist's wieder das Landschaftscolorit, die sinnvoll darstellende Malerhand, die uns Bewunderung abzwingt. Die Volksscene vom Viehaustrieb auf die Alm, ein echt homerisches Bild, endlich die Schilderung des Hochgebirgs, auf dem die Gemsen sich scheu verstecken und, von einer Felswand beschützt, die Sennhütten stehn, sind in seltener Weise vollendet. Man athmet förmlich den frischen Hauch der Bergwelt.

Digitized by Google

Waldmüller hat uns nun als Gegensatz zu seinem Neuholdhofe, der den Mittelpunkt seiner Geschichte bildet, auch eine slavische Wirthschaft geschildert. Ich kenne Steiermark zu wenig, um zu wissen, ob dieser „Kreml" dort eigentlich vorkommen kann; so viel aber kann ich sagen, daß Käuze wie Papa Polcic im Bereich der „Wenzelskrone" allerdings vorkommen und der mit einer großen, allerdings entsetzlichen Naturwahrheit geschilderte panslavische Czeche kein Unicum ist.

Doch wir sprechen von lauter Episoden und müssen leider bekennen, daß sich das so talentvolle Werk allzusehr in solche auflöst. Eine Haupthandlung im Centrum ist wohl da, aber zu schwach, um dieses ganze Planetensystem von Nebenhandlungen richtig zu tragen. Daß Pepi Neuhold, der Mauthgraf (von einer umfangreichen Straßenmauthpachtung so genannt), seiner Mutter auf dem Todtenbette versprochen hat, vor Ablauf des dreißigsten Jahres zu heirathen, daß der Vater im Testament verfügt hat, daß sein Gut, wenn der Sohn kinderlos sterbe, seinem Bruder, einem geistlichen Stiftsherrn anheimfallen solle, daß nun die Heiraths- und Successionsfrage herantritt, eine Partei dem Helden eine Braut schaffen will, eine andere auf seine Ehelosigkeit hinarbeitet — das alles ist zu wenig, oder vielmehr zu unklar dargelegt. Immer wieder wird die große Ausführlichkeit in Nebensachen von Nachtheil für's Ganze. Die Theile der Handlung, die wie Glieder einer elektrischen Kette auf einander wirken sollten, damit jenes eigenthümliche Element, künstlerische Spannung genannt, aus ihnen frei werde und sich entbinde, sind nicht in lebendigen Contact zu einander gebracht, vielmehr wie emballirt und durch dazwischen eingeschobene Intermezzos von einander geschieden. Immer wieder bleiben wir in Anfängen stecken — die Ereignisse culminiren nicht gehörig.

Oft ist da das Vorgehen des Autors ganz unbegreiflich. Ein Beispiel: Der Mauthgraf, ein exacter Landwirth, der mit seiner Braut, der coquetten Libussa Polcic, auf die Alm gefahren ist, läuft in der Nacht, statt ritterlich in der Nähe seiner Braut zu bleiben, einer Kuh, die sich verlaufen, nach, und ein militärischer Don Juan findet indessen Zeit, ihm die Braut zu verund entführen. Was wird nun geschehen? Welche Rache wird den Entführer treffen? Was wird sich fürder aus den Vorgängen ergeben? Nichts. Wir erfahren hinterher ganz gelegentlich, daß der Lieutenant Petroniewitz ein Duell, wohlgemerkt mit einer ungenannten, außerhalb des Rahmens des Romans stehenden Person gehabt hat und erschossen worden ist. Oder: Der Schwiegervater der aufgegebenen Braut bedroht den Mauthgrafen. Man merkt, es soll diesem an Gut und Leben gehen. Brücken brechen unter ihm ein, Brände entstehen und sind offenbar angelegt worden. Wie wird das alles culminiren? Papa Polcic räumt das Feld und alles wird wieder gut. Wer gedächte solchem Vorgehen des Autors gegenüber nicht des Verses:

> Er reißt den Degen aus der Scheide,
> Versucht die Spitze und die Schneide,
> Und steckt ihn ruhig wieder ein.

Ebenso möchten wir fragen: Warum muß sich die Zigeunerin Urtika dem Helden bei seinem nächtigen Ritt auf's Pferd setzen? Doch nicht blos des Effects wegen? Oder: was soll le colonel Lambert, der Domherr, was sollen noch zwanzig andere Personen im Buche? Sie sind da; daß sie aber die Handlung vorwärts bringen, soll mir einer beweisen, sie verzögern sie und schwächen die Wirkung des Ganzen, indem sie die Aufmerksamkeit des Lesers ablenken und zerstreuen.

Oder noch ein Beispiel, wie wir immer in Anfängen stecken bleiben. Der sogenannte Kastenstimmer hat den Kryptoprotestanten, den Stiegenbauer, jahrelang mit falschen Zuschriften betrogen. Er salvirt sich nach dessen Tode, indem er die Papiere in's Feuer wirft und verbrennt damit auch das Testament, das den Kastenstimmer zum Erben einsetzt. Sehr gut, ein glücklicher Zug! Doch darf es dabei sein Bewenden haben? Gehört nicht logisch mit dazu, daß der Kastenstimmer erfahre, welchen Schaden er sich selbst zugefügt hat? Soll nicht erst da die wirksamste Scene erfunden werden? Ist nicht das Interesse voreilig getödet, wenn er nicht erfährt, was er gethan?

Wir haben gelobt, und haben getadelt, jedenfalls haben wir anerkannt, daß wir es mit einem bedeutenden Talente zu thun haben. Möge dieses Talent dahingelangen, seine Stoffe knapper zusammenzufassen und die in denselben liegende dramatische Kraft zu steigern, dann können wir statt einer Gruppirung brillanter, wahrhaft virtuos gemalter Episoden das nächste Mal einen wahren Roman erhalten.

**Alfred Meißner.**

---

## Beiträge zur Geschichte der Autorenrechte.

Die Beziehungen zwischen den französischen Bühnendichtern und Schauspielern im vorigen Jahrhundert.*)

Im vierten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, als Corneille am Théâtre du Marais seine Tragödien zur Aufführung brachte, stimmte eine Schauspielerin dieser Bühne, Mademoiselle Beaupré, die rührende Klage an: „Herr Corneille hat uns viel Schaden gebracht! Früher zahlten wir für Theaterstücke, die man in einer Nacht für uns zusammenschrieb, 3 Ecus (nach heutigem Geldwerth etwa 9 bis 10 Thaler); so war es üblich, und wir verdienten viel dabei; jetzt kosten uns die Stücke des Herrn Corneille viel Geld, und wir verdienen wenig".

Corneille scheint demnach der erste Bühnendichter gewesen zu sein, der dank dem beispiellosen Erfolge des „Cid" eine einigermaßen anständige Honorirung seiner dramatischen Dichtungen bei den Schauspielern durchsetzen konnte. Die Schauspieler waren damals nicht, wie jetzt allgemein bräuchlich, mit einer festen Gage von einem Director engagirt, sondern bildeten eine Genossenschaft, deren Mitglieder auf Theilung spielten. Somit hatten sie ein Interesse daran, den Kaufpreis eines Bühnenstücks möglichst knapp zu bemessen; und so erklären sich die lebhaften Debatten, ja die oft erbitterten Kämpfe zwischen Schauspielern und Autoren über die Frage, bei welcher die Gemüthlichkeit aufhört — jene endlosen Streitereien, die mit der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnen und am Ende des 18. Jahrhunderts ihren Abschluß noch nicht erreicht haben.

*) *Les auteurs dramatiques et la Comédie-Française à Paris aux XVII. et XVIII. siècles.* D'après des Documents inédits extraits des Archives du Théâtre-Français par *Jules Bonnassies.* Paris 1874, *Léon Willem. Paul Daffis.* Wir verdanken die Mittheilung dieser sehr interessanten und materialreichen kleinen Schrift der liebenswürdigen Theilnahme eines wissenschaftlichen Freundes, welcher dieselbe in Paris gekauft hat. Ohne diese freundliche Vermittlung würde es uns schwerlich gelungen sein, in den Besitz jener werthvollen Sammlung bisher noch nicht veröffentlichter Actenstücke zu gelangen, da das Werk des Herrn Bonnassies mit der jedem Bibliophilen begreiflichen und in Frankreich nicht seltenen Coquetterie keineswegs für die große Oeffentlichkeit bestimmt, sondern nur in einer sehr kleinen Auflage erschienen ist, damit es ausschließlich die Bibliotheken literarischer Feinschmecker schmücke. Von dieser Schrift, welche einen Theil der „Collection de Documents rares ou inédits rélatifs à l'histoire de Paris" bildet, sind im ganzen nur 350 Exemplare abgezogen worden. Jedes einzelne Exemplar ist numerirt. Schon die Ausstattung — papier vergé des Vosges, Elzevierische Typen, Druck von Alcan-Lévy in Paris — verräth die Bestimmung der kleinen Schrift für wahrhafte Bücherfreunde, welche auch für die geschmackvolle und charakteristische Aeußerlichkeit des Druckwerks Empfänglichkeit und Verständniß besitzen. P. L.

Digitized by Google

Bis zum Aufschwung des französischen Theaters, der eben von Corneilles „Cid" her datirt, mußten sich die Autoren mit einem kümmerlichen Zehrpfennig, den ihnen die Gnade der Komödianten zuwarf, begnügen. Von da an trat in ihrer finanziellen Lage eine erhebliche Besserung ein; und aus dem Register des Regisseurs der Molière'sche Truppe, La Grange, ersieht man, daß schon damals die berühmten Autoren für ihre Werke Honorare bezogen, welche nach deutschen Begriffen noch bis auf den heutigen Tag höchst anständig genannt werden können. So zahlten die Molière'schen Schauspieler an Corneille für dessen Tragödie „Bérénice" 2000 Livres (das Livre dürfte nach dem heutigen Geldwerth etwa auf einen Thaler zu berechnen sein) und sogar für den altersschwachen „Attila" dieselbe Summe.

Molière nahm als beliebtester Autor seiner Zeit, als Director und hervorragendster Schauspieler seiner Gesellschaft eine Ausnahmestellung ein. Er konnte den Schauspielern seine Bedingungen auferlegen. Er erwarb sich ein bedeutendes Vermögen, zu welchem seine geistige Production etwa 60,000 Livres stellte. Molière bezog für seine Dichtungen theils feste Honorare (z. B. für das kleine Lustspiel „Les précieuses ridicules" 1000 Livres, für den „Cocu imaginaire" 1500 Livres ꝛc.) theils einen Theil der Tageseinnahme, Tantième, (z. B. für die „Frauenschule", „Tartüffe" ꝛc. ꝛc.).

Die Bedingungen, unter welchen die Schauspieler die Stücke erwarben, waren bisher in keiner Weise geregelt und wurden für jeden speciellen Fall nach gegenseitigem Uebereinkommen festgestellt. Die Annahme der Stücke erfolgte gewöhnlich in der Weise, daß der Autor einen ihm befreundeten Schauspieler für seine Dichtung zu interessiren wußte, und daß dieser dann die Vorlesung derselben vor seinen Collegen veranlaßte. Durch Stimmenmehrheit wurde dann über das Schicksal des Stückes entscheiden. Wurde dasselbe zur Aufführung angenommen, so trat man in Unterhandlung mit dem Autor und vereinbarte mit ihm entweder eine runde Summe, die selbstverständlich so niedrig wie es der Dichter irgend zuließ gegriffen wurde; oder — und dies war die Regel — der Autor trat für die Tage, an welchen sein Stück gegeben wurde, als Theilhaber in die Gesellschaft ein; mit anderen Worten: er wurde an den Ausgaben und den Einnahmen des Theaters während der Dauer der Aufführung seines Stücks betheiligt, bis zu dem Augenblick, wo dasselbe wegen ungenügender Einnahmen vom Repertoire abgesetzt wurde. Wiederaufnahmen des Stücks kamen nur in den seltensten Fällen vor. Das Stück gehörte dann den Schauspielern.

Dem Autor wurde bei dieser Theilung gewöhnlich ein Schauspieler-Antheil nach Abzug aller Kosten gewährt. In der Molière'schen Truppe (Palais Royal) schwankte die Zahl dieser Schauspieler-Antheile zwischen 10 und 15; nach Molières Tode waren die Schwankungen noch erheblicher: man berechnete von 7¾ bis 24½ solcher Schauspieler-Antheile, sodaß die Einnahme der Dichter, die immer auf *einen* Schauspieler-Antheil fixirt blieb (die beliebtesten Autoren setzten allerdings bisweilen auch zwei Schauspieler-Antheile von der Tageseinnahme nach Abzug der Kosten durch) je nach dem größeren oder geringeren Divisor (Schauspieler-Antheil) sehr erheblich variirte. — Im Jahre 1685 wurde die Zahl der Schauspieler-Antheile auf 23 festgesetzt; später auf 18.

Von diesem Jahre datirt die erste gesetzliche Regulirung der Beziehungen zwischen Autoren und Schauspielern in Frankreich; das betreffende Reglement, welches vom 3. April datirt ist, setzt zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen beiden Parteien, zur Verhängung von Strafen über diejenigen, welche den Bestimmungen des Reglements zuwiderhandeln ꝛc. eine ordentliche richterliche Behörde ein: die Premiers Gentilshommes de la Chambre. Im Artikel 5 wird den Autoren das Recht der Rollenbesetzung zum erstenmal unbedingt eingeräumt. Reclamationen von Seiten der Schauspieler sind bei der richterlichen Behörde anzubringen.

Im Jahre 1697 wird ein neues Reglement, welches den Rechten und Pflichten der Autoren und Schauspieler bestimmtere Grenzen zieht, vereinbart. Dies sehr interessante Actenstück enthält u. A. folgende Abmachungen:

Wenn ein Stück zur Aufführung eingereicht ist, so versammeln sich die Schauspieler und lassen es sich vorlesen. Hierauf hat sich der Verfasser zurückzuziehen, um die Berathung der Schauspieler nicht zu stören. Durch Stimmenmehrheit wird über die Annahme oder Ablehnung Beschluß gefaßt.

„Der Herr Verfasser" (Monsieur l'autheur) besetzt die Rollen. Kein Schauspieler hat das Recht, eine ihm zuertheilte Rolle zurückzuweisen.

Stücke, welche von Schauspielern verfaßt sind, werden nur im Sommer gegeben; der Winter bleibt für diejenigen Stücke reservirt, welche von Nichtschauspielern (autours externes) herrühren.

Wenn die Einnahmen bei den Vorstellungen eines neuen Stücks zweimal hintereinander im Winter (vom 1. November bis Ostern) unter 550 Livres sinken, so wird das Stück vom Repertoire abgesetzt und der Verfasser verliert jedes Anrecht darauf. Dasselbe geschieht, wenn die Einnahmen im Sommer (von Ostern bis Anfang November) zweimal hintereinander das Minimum von 350 Livres nicht erreichen.

Die Autoren beziehen von den 18 Schauspielerantheilen 2 (also $^1/_9$) nach Abzug aller Kosten. (Wir sprechen immer nur von den Stücken, welche, wie man sich heutzutage ausdrückt, „den Abend füllen". Bei den kleinern Stücken treten natürlich entsprechende Ermäßigungen des Autorenantheils ein.) Also nach jeder Vorstellung wird der Cassensturz gemacht, die Kosten, Saalmiethe, Beleuchtung, Dienerschaft ꝛc. ꝛc. werden vorweg genommen und der Ueberschuß wird in 18 gleiche Theile getheilt, von welchen dem Dichter 2 zufallen; die übrigen 16 Theile werden nach den speciellen Vereinbarungen, die die Schauspieler unter sich getroffen haben, vertheilt.

Die Autoren erhalten für jede Vorstellung ihres Stücks 4 Freibillets.

Die Frage der Freibillets scheint schon damals ein Zankapfel gewesen zu sein. In Deutschland steht diese Frage noch völlig im Belieben der Theatervorstände, und kein Autor, wäre er auch der beliebteste und meistgespielte, hat das Recht, ein Freibillet für sich, geschweige denn Freibillets für gefällige Freunde zu beanspruchen. In Frankreich mischen sich schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Behörden in diese Privatsache und entscheiden „zu Gunsten der Autoren" — wenn man das als eine Gunst betrachten will — unterm 27. October 1712 wie folgt:

„Da Wir in Erfahrung gebracht haben, daß durch die Laune der Komödianten den Autoren der freie Besuch des Theaters bisweilen verweigert wird, so beschließen Wir: daß denjenigen, deren Stücke zur Aufführung angenommen oder bereits dargestellt worden sind, der freie Eintritt zum Theater zu bewilligen ist; die Autoren werden dieses Rechts verlustig, wenn sie, nachdem sie für das (stehende) Theater gearbeitet haben, für die Wandertruppen der Märkte Stücke schreiben, oder, wenn ihnen nachgewiesen wird, daß sie durch Umtriebe und beschimpfende Kritiken das Schauspiel stören. Dieser Beweis muß vor Uns geführt werden. Der Schauspieler, welcher dieser Verordnung zuwiderhandelt (also derjenige, welcher an der Casse sitzt), wird mit einer Geldbuße von 20 Livres bestraft".

Noch entschiedener wird dies in dem nächsten Reglement vom 15. November 1719 ausgesprochen, welches außerdem noch andere Bestimmungen von Wichtigkeit enthält, u. a. die, daß der Schauspieler, welcher eine ihm vom Autor zuertheilte Rolle zurückschickt, das erste Mal eine Geldbuße von 100 Livres, im Wiederholungsfalle eine noch höhere Strafe zu zahlen hat. Art. 18 lautet wörtlich:

„Da Uns von den Autoren, welche gearbeitet und Stücke geschrieben haben, so von der Schauspielergesellschaft zur Aufführung angenommen worden sind und zur Belustigung des Publici beigetragen haben, der

Digitized by Google

Beweis erbracht ist, daß man ihnen oft den Zutritt zum Theater verweigert je nach dem launenhaften Befinden desjenigen Schauspielers, welcher an der Casse sitzt, wider Recht und Brauch, dessen sich die Autoren allzeit erfreut haben; und da selbiges den Eifer abkühlen könnte, welchen sie vielleicht haben könnten: für das Vergnügen des Publici und zu Nutz und Frommen der Schauspielertruppe selbst weiterzuarbeiten —

„so wird hierdurch den Komödianten aufgegeben: nach altem Brauche dem Autor, welcher ein Stück zur Annahme oder zur Aufführung gebracht hat, den persönlichen Eintritt zum Theater zu gewähren. Der Zuwiderhandelnde wird mit einer Geldbuße von 20 Livres, welche in die Armencasse fließt, belegt.

„Jedoch haben nur diejenigen Autoren, welche mindestens ein dreiactiges Stück zur Aufführung gebracht haben, das Recht des unentgeltlichen Theaterbesuchs auf Lebenszeit; die Verfasser eines einactigen Stückes genießen dieses Beneficii nur auf die Dauer von drei Jahren. Die Autoren, welche, wie vor den Behörden nachgewiesen werden muß, durch Umtriebe oder schmähliche Kritiken das Schauspiel stören, werden dieses Vorrechts verlustig."

Ein sehr umfangreiches Reglement der inneren Verwaltung des Théâtre français vom 23. December 1757 — Bonnassies theilt in der vorerwähnten Schrift Einzelheiten aus demselben bis zum 66. Artikel mit — setzt namentlich die Bestimmungen über die Annahme eines neuen Stückes und über die Verpflichtungen, welche den Schauspielern daraus erwachsen, fest. Wir theilen einiges aus demselben mit, weil es ganz vernünftig ist, anderes, weil es den bureaukratischen Zopf der Zeit vortrefflich charakterisirt. Es heißt da: Das neue Stück wird dem zweiten Wochenregisseur eingereicht, welcher auf den folgenden Montag die Schauspieler zu einer Generalversammlung beruft; in dieser Generalversammlung wird der Tag der Vorlesung des neuen Stückes vor dem Plenum festgesetzt. Der Autor wird davon benachrichtigt; außer ihm und den Schauspielern darf niemand bei der Vorlesung zugegen sein. Nach der Vorlesung findet zwischen dem Autor und den Schauspielern ein Meinungsaustausch über das Stück statt; und darauf hat sich der Verfasser in ein anderes Zimmer zu begeben. Der erste Regisseur gibt sodann jedem Schauspieler drei Bohnen: eine weiße für die unbedingte Annahme; eine marmorirte für die bedingte Annahme (acceptation avec changements); eine schwarze für die Ablehnung. Nun hat jeder Schauspieler seine Ansicht über das Stück auszusprechen und dann erfolgt die Abstimmung, welche dem Autor durch den zweiten Regisseur kundgegeben wird. Ueber alle Vorgänge in dieser Sitzung haben die Schauspieler das Geheimniß zu bewahren; verstoßen sie gegen diese Bestimmung, so wird ihnen — auf eine von der Behörde zu bestimmende Frist — das Stimmrecht entzogen. Der Autor allein besetzt die Rollen seines Stücks.

„Niemand darf — es sei denn, daß man von den Behörden als triftig anerkannte Gründe anzuführen hätte — die Uebernahme einer Rolle verweigern, auch nicht unter dem Vorwande, daß diese nicht zu seinem Fach gehöre; bei einer Geldstrafe von 50 Livres und mehr, wenn es die Behörden für richtig befinden."*)

Wenn die Schauspieler ihren den Autoren gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten nicht nachkommen, so zahlen sie 300 Livres Strafe.

Die Autoren beziehen $^1/_9$ der Einnahme nach Abzug der Kosten und erhalten für jede Vorstellung sechs Freibillets zum Amphitheater. Sinkt die Einnahme zweimal hintereinander oder dreimal im Laufe der Vorstellungen unter 1200 Livres im Winter und 800 Livres im Sommer, so wird das Stück vom Repertoire abgesetzt und geht in den Besitz der Schauspieler über. Die Verfasser von zwei fünfactigen, oder von drei dreiactigen, oder von vier einactigen Stücken genießen auf Lebenszeit des freien Eintritts; die Verfasser eines fünfactigen haben ein persönliches Freibillet für drei Jahr, die eines dreiactigen auf zwei und die eines einactigen Stückes auf ein Jahr. Die Autoren dürfen sich den Platz wählen; der Zutritt zum Orchester, zu den Logen zweiten Ranges und zum Parterre ist ihnen aber nicht gestattet.

Bemerkenswerth ist, daß in diesem Reglement die Minimaleinnahme, welche den Verfasser seiner Anrechte auf das Stück entäußert, von 350 und 550 Livres auf 800 resp. 1200 Livres hinaufgeschraubt wird. Man darf indessen nicht außer Acht lassen, daß, wie Bonnassies auch (S. 39) hervorhebt, in den letzten 60 Jahren, namentlich durch die Finanzoperationen Laws, des Vaters unsrer „Gründer", das Geld im Werthe sehr bedeutend gesunken war.

Zu diesem Reglement wurde unter'm 1. Juli 1766 ein wieder sehr paragraphenreicher Zusatz verordnet, der einige wichtige Bestimmungen enthält. Aus den bisher analysirten Actenstücken wird man ersehen haben, daß die dramatische Production in jenen glücklichen Tagen dem Quantum nach noch so bescheidene Verhältnisse einnahm, daß ein jedes Stück, welches geschrieben wurde, berücksichtigt werden und zur Kenntniß der competenten Richter gelangen konnte. In unsern Zeiten der dramatischen Massenproduction, in welcher nach einer grausamen statistischen Notiz in Deutschland allein gegen 1000 Stücke jährlich gedruckt werden, sodaß also ungefähr alle neun Stunden irgendwo im Deutschen Reiche oder in Deutsch-Oesterreich ein Stück, das der Verfasser für druckreif hält, fertig wird, — heutzutage klingt jene Thatsache wie ein unwahrscheinliches Märchen. Indessen schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die dramatische Dichtung, wenn sie auch hinter der ungeahnten Fruchtbarkeit unserer Zeit noch weit, weit zurückblieb, doch schon so ergiebig, daß die Schauspieler nicht mehr im Stande waren, jedes Stück, das ihnen eingereicht wurde, zur Vorlesung vor dem Plenum zuzulassen. Dies wurde jetzt bereits eine Vergünstigung; und das Zusatzreglement vom 1. Juli 1766 bestimmte nun, in welcher Weise die Sichtung des Materials erfolgen sollte.

Demzufolge wurden fortan nur diejenigen Stücke zur Vorlesung von dem Plenum zugelassen, von welchen „ein Schauspieler bezeugen konnte, daß sie dessen würdig wären". Konnte der Schauspieler, der mit der Prüfung des Manuscripts betraut war, dies Zeugniß nicht abgeben, so hatte er dies schriftlich zu begründen, und zwar in einer möglichst verbindlichen Form: „le plus honnêtement qu'il sera possible." Das Schriftstück wurde dem Verfasser gleichzeitig mit dem Manuscripte zugestellt.

Ferner heißt es in demselben Actenstück:

„Um den Umtrieben der Komödianten und der Rollenerschleichung vorzubeugen, muß der Autor (eines zur Prüfung vor dem Plenum angenommenen Stücks) vor der Vorlesung die Besetzung versiegelt dem Comité einreichen, welche, sobald das Stück zur Aufführung bestimmt ist, den Schauspielern bekannt gemacht wird.

„Nach der Vorlesung gibt jedes Mitglied schriftlich seine Gründe für die unbedingte, oder für die bedingte Annahme oder für die Ablehnung des Stückes an, in einer deutlichen und höflichen Weise. Diese Gutachten werdem dem Autor unterbreitet."

Endlich wird noch bestimmt, daß die Aufführung der Stücke genau nach der Reihenfolge der Annahme stattfindet; jedoch so, daß abwechselnd eine neue Tragödie, ein neues großes Lustspiel und ein neues kleines Lustspiel auf das Repertoire gebracht werden.

In einem zweiten Aufsatz wollen wir über den Verkehr zwischen den französischen Dichtern und Schauspielern in den

*) „Personne ne peut, sans raisons valables soumises à l'approbation des Gentilshommes, refuser un rôle, même sous prétexte, qu'il n'est pas de son emploi, à peine de 50 livres d'amende, et de plus grande peine, si les Gentilshommes le jugent opportun."

Digitized by Google

letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts und namentlich über die Zerwürfnisse zwischen dem Théatre Français und den dramatischen Autoren unter Führung Beaumarchais' berichten.

**Paul Lindau.**

## Aus der Hauptstadt.

### Victoria-Theater.

Gesammtgastspiel der Wiener Strampfer-Gesellschaft.

### Ein Wort an den Reichsrath.

Oesterreichisches Volksstück in 4 Acten von O. F. Berg.

Erster Act: Ein Lump mit Namen Carl Fuchs fälscht einen Wechsel und entschuldigt sich damit, daß er als Findelkind und als moderner Mensch nicht verpflichtet sei, auf solche Kleinigkeiten wie Ehre und Gewissen Gewicht zu legen. Ein tugendhafter Sohn, Herr Julius Troll, protegirt einen alten Fabrikarbeiter und verführt dessen Enkelin Fräulein Emma Weiß. Ein zartfühlender Vater, Maschinenfabrikant Herr Franz Troll, inquirirt auf offener Scene die Erzieherin seiner Kinder, ob sie eventuell mit oder ohne Myrthenkranz zu trauen sein werde. Ein schüchternes Mädchen, Fräulein Emma Weiß, Enkelin des alten Fabrikarbeiters und Gouvernante in Trolls Hause, beeilt sich, die Fragen des Hausherrn in entgegenkommendster Weise dahin zu beantworten, daß sie allerdings auf die Myrthe verzichten müsse, da sie aus Dankbarkeit und Liebe gegen Herrn Julius Troll zu nachgiebig gewesen sei. Eine tolerante Mutter, Frau Minna Troll, meint, dabei sei auch eigentlich gar nichts, und befürwortet eine nachträgliche Heirath zwischen Emma und Julius. Der Vater Troll aber erklärt, er habe andere Pläne mit seinem Sohn; Emma habe diesen verführt und sei nun verpflichtet, ihren Fehltritt dadurch gut zu machen, daß sie schnell einen andern jungen Mann heirathe. Emma gibt sich nicht weiter die Mühe, zu betonen, daß sie eigentlich die Verführte und der junge Herr Troll der Verführer gewesen sei, sondern erklärt sich sofort zu einer standesgemäßen Heirath, durch welche Julius Troll seine Freiheit wieder erhält, bereit. Der Ehrenmann Vater holt den Lump Carl Fuchs herbei und zwingt ihn durch die Drohung, er werde die Wechselfälschung den Behörden denunciren, Fräulein Emma Weiß zur Frau Fuchs zu machen. Schlußtableau: Fuchs erhält den gefälschten Wechsel zurück und die glückliche Braut 2000 Thaler als Mitgift; der Großvater der Braut feiert sein fünfzigjähriges Arbeiterjubiläum und erhält einen Zuckerhut, ein Stück Leinwand und eine Uhr geschenkt. In der linken Seitencoulisse erklärt der junge Troll, der das von ihm verführte Mädchen so sehr liebt, daß er nicht die Courage hat, seinem Vater den Umfang seiner Liebe zu enthüllen oder das Mädchen selbst an der Verlobung mit einem Andern zu verhindern, er beabsichtige Priester zu werden.

Nachdem der Vorhang gefallen, bleibt der Zuschauer noch ein Weilchen stumm und starr sitzen, sinnend darüber, welche von den Figuren des Dichters für das Zuchthaus am reifsten sei.

Der zweite Act spielt sechs Jahre später und in einer Sacristei. Der junge Troll soll die priesterliche Weihe erhalten. Da er aber vorher seine frühere Geliebte belauscht und erfährt, daß sie und vor Allem ihr Kind von ihrem Manne schlecht behandelt werde, so verzichtet er auf die Betheiligung an dem feierlichen Act, zu dem sich bereits ein größeres Publicum versammelt hat, und verkündet, er wolle erst seinen Bürger- und Vaterpflichten nachkommen. Er zerreißt die Soutane und geht zum Erstaunen der Zuschauer davon, ohne daß die Geistlichkeit, die er sechs Jahre lang an der Nase herumgeführt hat, ihm auch nur einen einzigen Fluch nachsendet.

Dritter Act. Spielt einen Tag später in einem Circus, in welchem der ehemalige Wechselfälscher Fuchs als Stallmeister fungirt. Er trinkt viel Branntwein, liebt die Kunstreiterin Finette, prügelt Weib und Kind und ist eifersüchtig, obwohl er seine Frau nie geliebt hat. Als er erfährt, daß sie ihren früheren Geliebten Julius Troll wiedergesehen habe, bestraft er sie dafür, indem er in ihrer Abwesenheit das verhaßte Stiefkind an einen Seiltänzer verkauft, der es, um Sensation zu machen, als Balancirstange benutzen will. Wie zu erwarten, läßt dieser gewandte Künstler das Kind fallen; es wird selbstverständlich von seinem Vater Julius Troll aufgefangen, unversehrt auf die Bühne gebracht und auf die ohnmächtig daliegende Mutter hinaufgelegt. Große Enttäuschung im Publicum, da man vom Dichter wenigstens erwartet hat, er werde den dramatischen Höhepunkt nicht hinter die Coulissen verlegen, sondern das Kind auf der Bühne sichtbarlich seiltanzen, stürzen und vom Papa aufgefangen werden lassen. Man hofft jedoch, durch den vierten Act entschädigt zu werden, in welchem jedenfalls der Kinderverkäufer bei bengalischer Beleuchtung an einem Galgen baumelnd zu sehen sein wird.

Vierter Act. Abermalige Enttäuschung. Julius Troll und Frau Fuchs befinden sich in großer Verlegenheit, da letztere zwar civiliter von ihrem unholden Gemahl geschieden ist, aber als Katholikn in Oesterreich sich nicht zum zweiten Mal verheirathen darf. Man beschließt auszuwandern, wird jedoch dieser Mühe überhoben, da Fuchs auftritt und nachdem er erfahren, daß seine geliebte Kunstreiterin Finette sich mit einem Andern verheirathet, und daß kein Mensch mehr mit ihm etwas zu thun haben will, sich erschießt. Da das nur mit einem einfachen Pistol geschieht, so bleibt es effectlos. An der Leiche spricht ein Vetter, ein Domherr, folgende Schlußworte: — Doch halt! ich habe ob der Schilderung der unmoralischen Vorgänge ganz vergessen, die moralischen Episoden zu erwähnen, durch welche diese Schlußworte erst verständlich werden. Also: im ersten Act ist moralisch eine Unterhaltung darüber, ob es nothwendig, daß man an Gott glaubt, daß es Priester und eine Religion gibt oder nicht. Kleiner Excurs eines Atheisten, Entgegnung eines Klerikers mit Anknüpfung an die brennenden kirchenpolitischen Streitfragen, welche das Publicum natürlich durch lebhaften Applaus bei einem Schlagworte des staatsfreundlichen Atheisten entscheidet. Der zweite Act spielt in einer Kirche, enthüllt mit Hülfe einiger drastischer Episoden die populären Geheimnisse des Beichtstuhls und zeigt mit großer Deutlichkeit, was dabei herauskommen kann, wenn die Kirche weder zur Verheirathung eines Katholiken mit einer Andersgläubigen ihren Segen geben, noch die unglückliche Ehe zweier Katholiken lösen will. Die erbaulichen Betrachtungen über dieses Thema wechseln geschickt ab mit kleinen zeitgemäßen Seitenblicken auf den Petrospfennig und den Gefangenen im Vatican. Die Vertrautheit des Publicums mit diesem Gegenstande trägt das ihrige dazu bei, um die Claque in eine höchst wohlwollende Stimmung zu versetzen.

Der dritte und vierte Act behandeln in ihrem moralischen Theil das katholische Dogma von der Unlöslichkeit der Ehe.

Wenn wir diese moral-philosophisch-theologischen Ergebnisse fest im Auge behalten, von dem Stück völlig absehen, und uns lebhaft vergegenwärtigen, daß augenblicklich in Oesterreich die Frage der Civilehe auf der Tagesordnung steht, so begreifen wir nunmehr auch die poetischen Schlußworte, welche der Domherr an die illegitim geborne kleine Marie richtet, nachdem sich der böse Stiefvater erschossen hat.

„Wir stehen hier vor einer offnen Frage!

constatirt er, indem er auf die Leiche deutet,

Zuviel der Greuel! Jeder fragt: Wozu?
Wer weiß? Erleben wir noch bessre Tage?
Du bist noch jung, vielleicht erlebst sie du!"

Vermittelst einiger scharfsinniger Combinationen gelangt man dann ferner auch noch zum Verständniß des Titels: „Ein Wort an den Reichsrath"; und die Erkenntniß, daß das Ganze ein Exhortatorium für die österreichischen Gesetzgeber sein soll, läßt uns schließlich sogar den Wunsch unterdrücken, dem Dichter seine eigenen Worte zuzurufen: „Zuviel der Greuel! Jeder fragt: Wozu?"

Mag man also die Entstehung dieses Werkes als für Oesterreich motivirt betrachten. Die Aufführung ist in Oesterreich verboten worden. Ich muß gestehen, daß dieses Verbot meine Achtung vor dem Geschmack der österreichischen Behörden bedeutend gesteigert hat.

Das also soll ein österreichisches Volksstück sein! Was mag sich wohl diesmal Herr O. F. Berg, der sich doch durch frühere Werke einen guten Ruf als Dichter von Volksstücken zu erwerben gewußt hat, — was mag er sich wohl unter dem Worte „Volk" gedacht haben?

Eines sei anerkannt: die theatralische Mache des Verfassers, die sich besonders in dem Arrangement der Episoden, in consequenter Charakter-

Digitized by Google

zeichnung und in der Verwerthung „vorhandener Stoffe" kundgibt. Die Scene im Circus erinnert jedoch allzulebhaft an das alte Stück: „Bajazzo und seine Familie".

Wohin es aber führt, wenn ein schwerfälliger Deutscher die Franzosen in der realistischen Zeichnung der Gemeinheit nachahmen will, dafür ist vor Allem der erste Act des Berg'schen Opus ein Beispiel.

Und nun diese Zugabe von Erörterungen religiöser Fragen auf der Bühne! Jeder anständige Mensch, und wäre er in kirchlichem Sinne der gottloseste Heide, muß sich verletzt fühlen durch die Geschmacklosigkeit derartige Dinge dazu zu benutzen, um durch Tiraden, die sich zu den bekannten trivialen und deshalb populären Schlagwörtern zuspitzen, ungebildete Hohlköpfe im Zuschauerraum zu demonstrativem Beifallsscandal zu veranlassen.

Dadurch wird der Sache, welche bekämpft werden soll — in diesem Falle vorgeblich die intoleranten Satzungen der katholischen Kirche und der Ultramontanismus — nicht geschadet, sondern geradezu genützt.

Wenn auch das berliner Publicum sich weniger für die specifisch österreichische Grundlage des Stückes interessirt, so ist es doch möglich, daß die nicht abzuleugnende theatralische Mache, die leider immer auf die große Menge wirkende Mischung von grausigen und rührenden Effecten, dieses „Volksstück" längere Zeit auf dem Repertoire des Victoriatheaters erhält.

Lebte Mutter Gräbert noch, — sie, welche Trauerspiele, in denen zwei bis drei Mordthaten vorkamen, für fünf Thaler und einmal Abendessen auf ewige Zeiten zu erwerben pflegte, — sie würde für das Berg'sche Volksstück, obwohl nur ein ganz gewöhnlicher Selbstmord darin verübt wird, sofort zehn Thaler bezahlen und wir hätten dann die Genugthuung, dieses Werk am richtigen Ort, in der Vorstadt aufgeführt zu sehen.

Da Mutter Gräbert todt ist und das Berg'sche Stück dem Victoriatheater verbleibt, so ist nur zu wünschen, daß das anständige berliner Publicum Zumuthungen, wie sie hier der Dichter stellt, mit Protest zurückweist und das „Wort an den Reichsrath" in leerem Hause verhallen läßt.

Das Unglück, dieses Werk nicht gesehen zu haben, ist wahrlich kein großes. Zu bedauern ist nur, daß einzelne tüchtige Schauspieler ihre Kräfte an solche Aufgaben verschwenden.

**M. v. Szeliski.**

## Notizen.

Die ersten beiden Bände der Neuen Mittheilungen aus Goethes handschriftlichem Nachlaß bringen die naturwissenschaftliche Correspondenz — und leider sehr wenig. Die Briefe Goethes sind sehr spärlich, und die Naturforscher senden gar oft nur ein Buch oder eine Abhandlung mit ein paar harmlos verehrenden Worten. Nur der junge Johannes Müller erscheint mit seinem Brief sogleich als der bedeutende Mann, der schöpferische Geist. Martius und Nees von Esenbeck wissen wenigstens anziehend zu schreiben. Der Herausgeber Batraneck hat in einer Einleitung viele Worte gemacht; den classischen Vortrag von Helmholtz über Goethe als Naturforscher scheint er gar nicht zu kennen; möge er sich dort sein Licht anzünden! Was soll in aller Welt das Folgende: „Und gar sonderbar mochte Goethe der Zufall anmuthen, daß in demselben Jahre, als er mit seinem Werther eine Brandfackel in die faulen Zustände der Gesellschaft schleuderte, die verrottete Alchymie durch die Entdeckung des Phlogiston von Scheele und von Priestley den Todesstoß erhielt".!! Das hat Goethe gar nicht angemuthet. Er sagt einmal in den Xenien: „Ei schon wären wir los', dich, Phlogiston!" Das hat mit der verrotteten Alchymie gar wenig zu thun; es bezeichnet in Stahls Theorie ein Element der Brennbarkeit, von dem man meinte, daß es bei der Verbrennung entweiche; Lavoisier zeigte aber, daß ein Körper durch das Verbrennen oder Oxydiren nicht leichter, sondern schwerer werde, daß es ein Sichverbinden des Sauerstoffs mit Kohle, Eisen, Wasserstoff u. s. w. sei; der Sauerstoff war die Entdeckung, die damals der Hypothese des Phlogistons ein Ende machte und eine neue Epoche in der Chemie begründete; Priestley und Scheele haben ihn als Element erkannt und dargestellt. Bei einem der Revolutionsfeste in Paris warf Frau Lavoisier als Personification der Chemie die Puppe Phlogiston feierlich in's Feuer.

## Bibliographie.

Liebe, Lenz und Leben. Gedichte von Karl Loevenich. Hamburg 1874, Hoffmann und Campe.

Tuisko von Hermann Wald. Offenburg 1874, Trube.

Aus jungen Herzen. Gedichte von Adolf Alt und Robert Lutz. Stuttgart 1874, Galler.

Redleb. Eine poetische Erzählung von Ferdinand Bender. Heidelberg 1874, Winter.

Aus meiner Liedermappe. Gedichte von Heinrich Pfeil. 3. Auflage. Leipzig, Theile.

Shakespeares dramatische Werke, übersetzt von Schlegel und Tieck. Erste illustrirte Ausgabe mit Einleitungen und Anmerkungen von R. Gosche und B. Tschischwitz. Berlin 1874, Grote. Lfrg. 1—12.

Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart 1874, Kröner. Lieferung 1.

Der moderne Diogenes. Culturgeschichtlicher Roman in drei Büchern von H. Riotte. Leipzig 1874, Günther.

Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch. Von Joh. Scherr. 2. Auflage. Leipzig 1874, Günther.

Nachklänge. Aus den hinterlassenen Papieren des Dr. Karl Wilhelm Junge. Bearbeitet und herausgegeben von Otto Hüttig. Breslau 1874, Trewendt.

Stephan Nikititsch Sarafanow. Aus dem kirchlich-politischen Leben Livlands. Erzählung von Rudolf Schulz. Leipzig 1874, Bidder.

Geschichte der englischen Dichtkunst nebst einer Skizze der wissenschaftlichen Literatur Englands von S. Gätschenberger. 2. Aufl. London 1874, Wohlauer.

Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart von Heinrich Otte. Mit über 300 Holzschnitten und mehreren Tafeln. Leipzig 1874, Weigel.

David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften geschildert von Eduard Zeller. Bonn 1874, Strauß.

Fünfzehn Essays von Hermann Grimm. Berlin 1874, Dümmler.

Untersuchungen über Albrecht Dürer. Von Alfred von Sallet. Berlin 1874, Weidmann.

Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Jahrg. 1—3. Augsburg 1874, Lampart.

Theodor Schachts Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit u. s. w. Achte vollständig neu bearbeitete Auflage von Dr. Wilhelm Rohmeder. 10. Jahrg. Mainz 1874, Kunze.

Der Weltverkehr und seine Mittel. Ergänzungsband zum Buch der Erfindungen. 2. Aufl. Jahrg. 1—8. Leipzig, Otto Spamer.

Müller und Mothes. Illustrirtes archäologisches Wörterbuch der Kunst des germanischen Alterthums, des Mittelalters sowie der Renaissance. Jahrg. 3, 4. Leipzig, Spamer.

Ikonographie Gottes und der Heiligen von J. E. Wessely. Leipzig 1874, Weigel.

Die literarischen Dilettanten im alten Rom. Rede von Prof. Onorato Occioni in Rom. Deutsch von Julius Schanz. Berlin 1874, Calvary.

Die sociale Gemeine, ein Weg zur Lösung der socialen Frage Von F. A. F. Flensburg 1874, Westphalen.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

## Inserate.


Im Verlage von **Veit & Comp.** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Schillers**

**Briefwechsel mit Körner.**

Von 1784 bis zum Tode Schillers.

Zweite vermehrte Auflage.
Herausgegeben
von
**Karl Goedeke.**

Erster Theil: 1784—1792.
Gr. Octav. 496 S. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Soeben erschien und ist in jeder Buchhandlung zu haben:

**Deutsche Volkssage.**

Beitrag zur vergleichenden Mythologie mit 1000 eingeschalteten Original-Sagen von

Dr. **Otto Henne-Am Rhyn.**

35 Bogen in gr. 8°. Preis broch. 2½ Thlr. = 4½ fl. ö. W. = 9½ francs.

**Leipzig**, Verlag von **Joh. Wilh. Krüger.**

Zur fünften Säcularfeier

**Petrarkas.**

Soeben erschien im Verlage von
**Duncker & Humblot** in Leipzig:

**Petrarka**

von

**Ludwig Geiger.**

Ein Band. gr. 8°. Velin-Papier.
Preis 1 Thlr. 22 Sgr.

**Inhalt:** Petrarka an die Nachwelt. — Petrarka und der Humanismus. — Petrarka und Italien. — Petrarka und Laura. — Anmerkungen.

„Am 18. Juli feiert Italien den Tag, an welchem seiner größten Dichter und Denker einer vor einem halben Jahrtausend gestorben. Es ziemt sich, daß auch wir Deutsche denselben als einen würdigen Gedenktag begehen, denn wir verdanken einen guten Theil unserer Bildung der großen Wirksamkeit Petrarkas" (aus dem Vorwort).

**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

# Die Gartenlaube

**16 Sgr.**

bringt im dritten Quartal die Fortsetzung der mit so großem Beifall aufgenommenen Erzählung

**„Gesprengte Fesseln"** von **E. Werner,**

welcher sich eine interessante Novelle: **„Das Kapital"** von **L. Schücking** anschließt. Außerdem eine Reihe belehrender und unterhaltender Artikel von den bekannten tüchtigen Mitarbeitern.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Postämter nehmen Bestellungen à 16 Sgr. nur bis 1. Juli an, Buchhandlungen zu jeder Zeit.

**Neue Romane von Samarow und Fanny Lewald.**

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gregor Samarow, **Der Todesgruss der Legionen.**

Histor. Zeitroman (1870/71). 3 Bde. Gr. 8. geh. Eleg. Velin-Papier. **Preis 6 Thlr.**

Fanny Lewald, **Benedikt.** 2 Bde. Gr. 8. geh. Eleg. Velin-Papier **Preis 3½ Thlr.**

**Otto Janke** in **Berlin**, Anhalt-Str. 11.

**Drastisch-komische Original-Solo-Scenen** mit auch ohne Gesang werden gesucht. Offerten **A. Z. 48** poste restante **Königsberg** i. Pr. erbeten.

**Verlag v. F. C. W. Vogel in Leipzig.**

Soeben erschien:

**Gedichte**

der

**Christlich-lateinisch. Literatur**

von ihren Anfängen
**bis zur Zeit Karls des Grossen.**

Von

**Adolf Ebert.**

4 Thaler.

Die Forschungen
über das
**Nibelungenlied**
**seit Karl Lachmann.**
Eine gekrönte Preisschrift
von
Dr. **H. Fischer.**
1 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.

**HELGOLAND.**
Nordseestudien von **E. Hallier.** 1 Thlr.

**Die nordfriesischen Inseln.**
Von **G. Weigelt.**
Zweite Auflage mit 2 Karten. 1 Thlr.

**Das Nordseebad Föhr.**
Von **Schiödte.** 15 Sgr.

**Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Theater von Paul Lindau.**

**II. Auflage.**

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

8°. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Ueber

**Mundarten und mundartige Dichtung**

von **Klaus Groth.**

gr. 8. brochirt. Preis 15 Sgr.

**Einbanddecken** zum 5. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 15 Sgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.


**Redaction und Expedition:** Louisen-Str. 32. **Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.** **Druck von B. G. Teubner in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 18. Juli 1874. Band VI.

AP
30
.6295
v.6
no 29

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Mac Mahon „Dictator". Von Leopold Richter. — Zwei Pfadfinder der Presse. II. — **Literatur und Kunst:** Rückblicke auf mein Leben. Von Karl Gutzkow. III. — Ein Vorwort zu Hermann Kletkes Jubelfeier (1. August). Von Albert Traeger. — Zur literarischen Technik. Von Friedrich Michelis. — **Aus der Hauptstadt:** Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Die Fledermaus. Komische Operette mit Tanz in 3 Acten nach Meilhac und Halévy, bearbeitet von C. Haffner und R. Genée. Musik von Joh. Strauß. Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### Mac Mahon „Dictator".

Von **Leopold Richter.**

Die eigentliche Aufgabe der Zeitungen ist es, die Geschichte des Tages zu schreiben; aber nur wenige Journalisten begnügen sich damit, diese einfache Pflicht zu erfüllen. Die meisten Redacteure und Correspondenten politischer Blätter glauben im Gegentheil berufen zu sein, weniger von der Geschichte, d. h. von der Vergangenheit, als von der Zukunft zu sprechen. Sogenannte Leitartikel haben im Allgemeinen keinen andern Zweck, als dem Publicum zu sagen, welche Entwicklung gewisse politische Ereignisse logischer Weise nehmen müssen. Jeder wichtige Vorfall: die Annahme eines constitutionellen Gesetzes, der Sturz oder die Ernennung eines Ministeriums, die Krankheit oder das Ableben einer hochgestellten Persönlichkeit — u. s. w. werden in diesem Sinne von der Presse commentirt.

Das Handwerk des Propheten, welches sich der Journalist zu eigen gemacht hat, bietet wenig Gefahr und bringt von Zeit zu Zeit nicht geringen Ruhm. Hat man falsch prophezeit, so übergeht man die Sache später einfach mit Stillschweigen. Das Publicum, welches an manches Andere, als an die Prosa des Journalisten zu denken hat, vergißt dessen Vorhersagungen und macht ihm durchaus kein Verbrechen daraus, ein Lügenprophet gewesen zu sein. — Trifft im Gegentheil das ein, was der Journalist vorhergesagt hatte, so verfehlt dieser selbstverständlich nicht, dem Publicum seine Aussagen in's Gedächtniß zurückzurufen, um dadurch den Beweis zu führen, daß er ein außerordentlich weit- und klarsehender Mann sei und daß seine Zeitung eigentlich von allen denjenigen gelesen werden müsse, denen daran gelegen ist, sich ein Bild von der Zukunft zu machen.

Ich bin heute in der glücklichen Lage, in diesem Sinne schreiben zu können, indem ich mir erlauben darf, die Leser der „Gegenwart" an einen Artikel zu erinnern, der in der Nummer vom 29. November 1873 unter dem Titel „Mac Mahon" erschien und dessen Schlußsatz wörtlich wie folgt lautete:

„Man hebt hervor, daß die große Mehrzahl der 378 Deputirten, welche dem Marschall eine siebenjährige Präsidentschaft octroyirt haben, offene oder verkleidete Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten sind; und man nimmt deshalb an, daß dem „biederen Soldaten" eine seiner Biederkeit unwürdige Rolle übertragen worden ist. Er, der muthige, einfache Mann, soll, darüber kann gar kein Zweifel sein, den Weg bahnen, auf dem die kleinmüthigen, intriganten Politiker, die ihn umgeben, die ersehnte Monarchie erreichen zu können hoffen ..... Es scheint uns, als ob die Herren Monarchisten, welche den Marschall Mac Mahon bei lebendigem Leibe beerben möchten, etwas zu sehr auf die Gutmüthigkeit des „modernen Bayard" speculiren. Absoluter Herr von Frankreich sein, muß doch wohl eine höchst angenehme sociale Stellung sein, denn sonst würden die leidenschaftlichen Bestrebungen der verschiedenen französischen Thronprätendenten vollständig unerklärlich bleiben. Der Herzog von Magenta hat die Süßigkeit des Herrschens noch nicht ordentlich gekostet. Wir sollten uns gar nicht wundern, wenn er an der kostbaren Speise mehr Geschmack fände, als diejenigen, die ihm den Tisch gedeckt haben, ursprünglich vermutheten. Der Marschall-Präsident ist kein Halbgott, kein Heiliger, der Gelübde der Enthaltsamkeit und des Entsagens geleistet hat. Er ist ein gerader biederer Ehrenmann, er ist ein Mensch, und es ist menschlich, daß er eine theure, beneidenswerthe Habe, die ihm auf rechtlichen Wegen zugekommen ist, mit der Kraft seines männlichen Muthes vertheidigen wird.

Als der Marschall vor zwanzig Jahren Malakoff erstürmt hatte, berichtete er über seine Heldenthat in kurzen Worten: „j'y suis et j'y reste". Es wäre gar nicht zu verwundern, und es geschähe seinen royalistischen Freunden schon ganz recht, wenn er auf deren höfliches Ersuchen, einem Könige den Platz einzuräumen, den kurzen männlichen Bescheid gäbe: „Hier bin ich — und hier bleibe ich"." —

Alles dies ist ganz genau so eingetroffen, wie es in der „Gegenwart" vor mehr als sechs Monaten vorhergesagt war.

Der Marschall Mac Mahon, der sich wirklich hatte bitten lassen, die Nachfolgerschaft des Herrn Thiers anzutreten, war während der ersten Wochen seiner Regierung vollständig in dem Hintergrund der großen Scene geblieben, auf der sich die französische, politische Komödie abspielte. Seine Minister sprachen für ihn, handelten für ihn und wurden gelobt oder getadelt, ohne daß dies den Marschall im geringsten zu berühren schien. Im vollständigen Gegensatz zu seinem Vorgänger, Herrn Thiers, der stets Alles selbst thun wollte und der Meinung war, daß Niemand Etwas so gut thun könne wie er, schien der Marschall Mac Mahon weiter gar Nichts zu verlangen, als daß man ihn im friedlichen und ungestörten Genuß der hohen Stellung lasse, die ihm von der Nationalversammlung anvertraut worden war. Niemals hörte man, daß er auch nur irgend einen Wunsch in Beziehung auf irgend ein Gesetz, auf irgend eine Institution, auf irgend eine Per-

Digitized by Google

sönlichkeit geäußert habe. Seine Minister kämpften wüthende Schlachten in der Kammer und in der Presse; er, der Marschall, nahm nicht den geringsten Antheil an diesen Streitigkeiten. — Die Republicaner wiederholten an jedem Morgen, der „Präsident der Republik" sei eo ipso ein Republicaner. Der Marschall ließ sie ruhig sprechen und antwortete nicht. — Die Bonapartisten behaupteten, daß ein „maréchal de l'empire" Nichts sehnlicher wünsche als die Wiederherstellung des Kaiserthums. Der Herzog von Magenta hörte auch dies ruhig an, ohne Widerspruch zu erheben. — Der Graf von Chambord endlich erfand für ihn den Ehrentitel des „modernen Bayard" und sämmtliche Royalisten Frankreichs beeilten sich mit ihrem Heinrich V. Chorus zu machen und dem „biederen Soldaten" Lob zu spenden, wie es nur französische Schmeichler zu spenden wagen. Der Redacteur eines legitimistischen Blattes nannte ihn einmal „Gott" — le dieu de la France. Mac Mahon ließ sich die Vergötterung gefallen, ohne eine Miene zu verziehen.

Diese unerschütterliche Ruhe angesichts des dreieinigen Lobes, nämlich des republicanischen, bonapartistischen und royalistischen, gab derjenigen Partei, welche in der Nationalversammlung am stärksten vertreten ist, der monarchischen, schließlich den Muth, einen Versuch zur Ueberrumpelung des Staatschefs zu machen. Einen ernstlichen Widerstand schien man dabei nicht zu fürchten. Der Marschall hatte mehrere Monate lang jeden Tag in den französischen Zeitungen lesen können, daß ihn die Vorsehung erkoren habe, um die Monarchie in Frankreich wieder herzustellen; er hatte gegen diese Aussage niemals protestirt; und der Glaube, daß er nicht weit entfernt sei, ein Monk zu werden, hatte deshalb feste Wurzel in den Herzen der unglaublich abergläubischen französischen Royalisten gefaßt. So kam es, daß eines Tages einer der naivsten legitimistischen Fanatiker, der junge Herr Cazenove de Pradines ganz unverhohlen in der Kammer erklärte, er und seine politischen Freunde, die Herren Belcastel, Dahirel, Larochefoucauld-Bisaccia, Franclieu, du Temple 2c. 2c., seien der einigen, maßgeblichen und trostreichen Ueberzeugung, daß „der „moderne Bayard" den Grafen von Chambord, den legitimen König, nicht an den Thoren Frankreichs warten lassen werde, wenn dieser Einlaß begehren sollte".

Ob dieser Rede entstand in den hohen und höchsten französischen Regierungskreisen ein allgemeines Schütteln des Kopfes. — Ich könnte im Stil der Jobsiade fortfahren, ohne der Wahrheit ungetreu zu werden. Der Präses, d. h. der Präsident der Republik, nahm die erste Gelegenheit wahr, um öffentlich zu erklären, daß er unter keiner Bedingung den ihm anvertrauten Posten verlassen werde und daß Frankreich auf eine siebenjährige Periode der Ruhe und des Friedens unter seiner Herrschaft rechnen könne. Diese Rede wurde vor der pariser Handelskammer gehalten. Secundum ordinem sprachen darauf der Herzog von Broglie, Ministerpräsident, und der Herzog Décazes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und andere hohe Persönlichkeiten, und zwar in der Nationalversammlung von Versailles sowohl, wie in den ihnen zur Verfügung stehenden officiösen Preßorganen.

Die unerwartete Energie des Marschalls erregte mehr als Erstaunen. — Sie stieß auf vollständige Ungläubigkeit. — Die Royalisten wollten und konnten nicht annehmen, daß der gutmüthige, stille Mann, der sich so lange hatte nöthigen lassen, um die Zügel der Regierung zu ergreifen, der diese Zügel mit so schlaffer, theilnahmloser Hand gehalten, — daß derselbe Mann dessen ungeachtet so fest entschlossen sei, die Zügel und auch die Peitsche sogar, die er ebenfalls ergriffen hatte, nicht fallen zu lassen.

Die Ungewißheit über diesen Punkt, der sämmtliche politische Parteien in Frankreich in hohem Grade interessirte, wurde den dabei Betheiligten mit der Zeit geradezu unerträglich. Die Royalisten wollten sich vergewissern, ob sie sich in dem Marschall Mac Mahon wirklich so bitter getäuscht hatten, wie dies nun der Anschein nahm; — auch die Republicaner waren nicht abgeneigt, dem Marschall eine Gelegenheit zu bieten, sich gegen die Monarchie und ergo, wie sie argumentirten, für die Republik auszusprechen.

Herr Casimir Périer, ein hervorragendes Mitglied des linken Centrums, brachte deshalb in der Sitzung vom 15. Juni eine Vorlage ein, welche dem Anscheine nach die Consolidirung der Stellung des Marschalls, in Wahrheit die Erklärung der Republik als definitive Staatsform Frankreichs bezweckte. Das Document hatte den erwünschten Erfolg: Mehrere Freunde des Marschalls glaubten sich gerechtfertigt, wenn sie in dieser Frage mit ihren politischen Feinden auf der Linken stimmten; und so kam es, daß die Dringlichkeit der Proposition Casimir Périer mit einer, wenn auch schwachen Majorität von der Kammer angenommen wurde. Die dadurch wahrscheinlich gewordene Annahme des Projectes selbst würde der Todesstoß der Monarchie gewesen sein.

Die Legitimisten wollten die Waffen nicht strecken, ohne wenigstens einen letzten verzweifelten Versuch gemacht zu haben, ihre Sache vor einer gänzlichen Niederlage zu bewahren. Der edle Herzog Larochefoucauld-Bisaccia, der französische Botschafter in London, der ganz besonders nach Paris herübergeeilt war, um auf dem Posten zu sein, wenn es sich darum handele, für die heilige Legitimität zu kämpfen und zu fallen, stand auf, und verlangte inmitten des verwunderten Schweigens der Kammer, daß sich dieselbe für die sofortige Wiederherstellung der Monarchie unter Heinrich V. erklären solle.

Seit diesem verhängnißvollen Tage wurde es jedem klarsehenden Politiker unzweifelhaft, daß die Legitimität, vorläufig wenigstens, unterliegen müsse. Dieselbe hatte gleichzeitig gegen die republicanische, die bonapartistische und gegen die Regierungspartei, die sogenannte septennalistische zu kämpfen. In der großen Masse konnte diese Wahrheit jedoch nicht so schnell durchdringen. Hie und da machten sich noch Befürchtungen und Hoffnungen bezüglich der endlichen Lösung der Frage Luft.

Der Graf von Chambord beeilte sich dieser Ungewißheit ein vollständiges Ende zu machen. Sein letztes Manifest, das heute wohl noch im Gedächtniß aller Leser der „Gegenwart" ist, fiel, um einen Ausdruck des Timescorrespondenten zu gebrauchen, wie „eine Bombe in eine Piknikgesellschaft": Der räthselhafte Prätendent von Frohsdorf zeigte in diesem Schriftstück ein so unglaubliches Verkennen der Situation, daß die französische Regierung, trotz allen Respectes, den sie bis dahin für den letzten Bourbonen an den Tag gelegt hatte, nicht umhin konnte, ihn in ganz directer und gar nicht mißzuverstehender Weise zur Ordnung zu rufen. Die „Union", das officielle Organ des Grafen von Chambord — eine Zeitung, welche sich während der letzten Monate die Aufgabe gestellt zu haben schien, die bestehende Regierung als ungesetzlich zu erklären —, die „Union" wurde am andern Tage, nachdem sie das Chambord'sche Manifest veröffentlicht hatte, von der Regierung unterdrückt.

Die französischen Legitimisten erfreuen sich des Rufes, Ehrenmänner zu sein. Fern sei es von mir, ihnen denselben streitig zu machen. Aber man kann ein Ehrenmann sein, ohne deshalb unbedingt auf Gewandtheit und außerordentliche Intelligenz Anspruch machen zu dürfen. — Die französischen Legitimisten ließen die Gelegenheit nicht vorübergehen, um einen neuen Beweis ihrer politischen Bornirtheit zu liefern. Der Schlag, den sie von der Regierung dadurch empfangen hatten, daß diese den Grafen von Chambord direct anzugreifen gewagt hatte, war sicherlich ein empfindlicher; aber man hätte dies vielleicht nicht so bemerkt, wenn die Geschlagenen selbst nicht darüber so lautes Geschrei erhoben hätten. Sie dürsteten nach Rache, nach dem Sturze des Ministeriums, welches es gewagt hatte, Hand an die geheiligte Person des Königs zu legen. Lucien Brun, der gewandteste Redner der fanatischen legitimistischen Kammerfraction, wurde beauftragt, das Cabinet zu interpelliren.

Sobald es sich in Versailles darum handelt, irgend ein Ministerinm zu stürzen, finden sich immer zahlreiche und heterogene Elemente zusammen, welche bereit sind, an diesem Zer-

Digitized by Google

störungswerke mit zu arbeiten. Der Sturz des conservativen Ministeriums, welches genöthigt gewesen war, als Antagonist der legitimistischen Prätentionen aufzutreten, mußte auch den republicanischen Kammerfractionen willkommen sein. Diese waren deshalb nicht abgeneigt, sich mit den Legitimisten zu vereinigen. Das Cabinet Ciffey erlitt, dank der Coalition der Legitimisten und Republicaner, am 8. Juni eine vollständige parlamentarische Niederlage.

Die Legitimisten hatten einen ersten Sieg erfochten; aber sie verdankten dies der Allianz mit den Republicanern. Unter keinen Umständen wäre es ihnen möglich gewesen, das Ereigniß zum Nutzen und Frommen ihrer Partei auszubeuten. Der Marschall Mac Mahon übernahm es, ihnen zu zeigen, wie gänzlich nutzlos dasselbe für sie gewesen: der einfache schlichte Soldat war der fortwährenden Discussionen, in denen seine Person auf's Spiel gesetzt wurde, ohne daß man ihn deswegen um Rath fragte, augenscheinlich müde geworden. Er erließ deshalb an dem Tage, der der Niederlage seines Ministeriums folgte, eine Botschaftsrede an die Kammer, aus der ich nur einen kurzen Passus ausziehen und zu dem ich nur einen ebenso kurzen Commentar hinzusetzen will:

Der Marschall sagt in seiner Botschaftsrede den Mitgliedern der Nationalversammlung: „Indem Ihr mich auf sieben Jahre zum Präsidenten der Nationalversammlung ernannt habt, habt Ihr selbst Eure Souveränetät beschränkt. (enchaîné)".

Die hochofficiöse „Presse", indem sie diese Worte erläutert, fügt hinzu: „Die Nationalversammlung hat am 20. November 1873 einen Act vollzogen und ein Versprechen gemacht. Der Act ist: die Ernennung des Marschalls Mac Mahon zum Präsidenten der Republik auf sieben Jahre; das Versprechen: diese Stellung durch constitutionelle Gesetze zu consolidiren. — Der Act ist unwiderruflich und besteht fort, selbst wenn das Versprechen nicht gehalten werden sollte".

Dies ist klar und deutlich, und, um es mißzuverstehen, müßte man geradezu ein französischer Legitimist sein. Der Marschall erklärt der Nationalversammlung, daß sie aufgehört hat „souveraine" zu sein, daß er dagegen anzufangen beabsichtigt, „souverain" zu werden. Das officiöse Preßorgan fügt hinzu, daß die Abdankung der Nationalversammlung zu Gunsten der Souveränetät Mac Mahons unwiderruflich (irrévocable) sei.

Und so wäre denn diese Nationalversammlung, die drei Jahre lang nicht oft genug wiederholen konnte, daß sie Selbstherrscherin der Franzosen sei, — daß Gesetze und Personen ihr gehorchen müßten, — daß sie heute errichten und morgen wieder zerstören könne, was sie errichtet habe, — daß sie aus eigner Machtvollkommenheit alles thun und lassen könne, was sie wolle, — so wäre denn diese 720köpfige Despotie eines unerwarteten und gewaltsamen Todes gestorben. Mit einem einzigen Schlage hat sie der Marschall vernichtet: „Vous avez enchaîné votre souveraineté!" d. h.: „Ihr habt Euch selbst in Fesseln geschlagen; Ihr habt mich zu Euerm Herrn gemacht. Ich fühle, daß ich Euer Herr bin, und Ihr mögt Euch immer drehen und wenden, wie Ihr wollt, — ich halte Euch unter meiner starken Hand und werde bis zum Ende Euer Herr bleiben".

Der Herzog von Magenta, Marschall von Mac Mahon, der am 20. November 1873 von der Nationalversammlung auf sieben Jahre zum Präsidenten der Republik ernannt worden war, hat sich am 9. Juli 1874 aus eigner — ihm von der Nationalversammlung eingeräumter Machtvollkommenheit zum militärischen Dictator von Frankreich ernannt. Ich hatte Recht, vor sechs Monaten zu sagen, daß er seiner Devise: „s'y suis et j'y reste" treu bleiben würde, und ich constatire mit einer gewissen Befriedigung, daß ich bei dieser Gelegenheit ein guter Prophet gewesen bin.

---

## Zwei Pfadfinder der Presse.

II.

„Was sagen Sie zu dem neuesten Unternehmen des jungen Bennett; er will eine dänische Prinzessin heirathen?" fragte ich im vorigen Frühjahr einen americanischen Zeitungsbesitzer. „Well — sagte der Mann bedächtig und mit einem Anflug von Laune — in diesem Falle macht die dänische Prinzessin eine ganz gute Partie; die Verbindung würde einfach zeigen, daß der König von Dänemark consequent handelt und seine Töchter nur mit den Kronprinzen von Großmächten vermählt, und wer weiß, welche von den dreien, mit denen dann das dänische Königspaar verschwägert wäre, am längsten dauert: das Haus Hannover kann in den Wogen der Revolution versinken, das Haus Holstein-Gottorp kann fallen, wie schon andere vor ihm gefallen sind, das Haus „Herald" kann weder Revolution noch Erbfolgekrieg vernichten, so lange es seinem Princip treu bleibt, die erste Zeitung des Landes und der Welt zu publiciren." Der Herr, welcher dieses sprach, war vor 35 Jahren ein armer Zeitungsjunge, welcher durch eine witzige, schlagfertige Antwort die Aufmerksamkeit des alten Bennett erregte, von diesem zum Berichterstatter herangebildet wurde und jetzt an der Spitze eines Zeitungsgeschäftes steht, dessen Jahreseinkünfte die eines kleinen Fürstenthums bei weitem übersteigen. — Der Deutsche wird über die Vermessenheit, welche in der obigen Antwort liegt, spöttisch lächeln, aber dennoch ist etwas Wahres darin; der „Herald" ist eine Großmacht. Nicht gerade in dem Sinne, in welchem der talentvolle Journalist heute allenthalben in der civilisirten Welt als Bildner und Führer der öffentlichen Meinung eine Machtstellung einnimmt: der „Herald" hat keinen seiner Circulation entsprechenden Einfluß und kann aus sehr begreiflichen Gründen keinen haben; aber er ist dennoch eine gewaltige Macht, die sich allenthalben Anerkennung verschafft, wo man Energie und Unternehmungsgeist im Dienste des Publicums zu schätzen weiß. Dieses Blatt hat die ganze Welt zu seinem Gebiete ausersehen; seine Berichterstatter sind bei allen Haupt- und Staatsactionen anwesend, dieselben mögen nun in Washington, oder in Peking, in Paris, London oder Kairo, an der Newa, der Spree, der Donau oder am Manzanares vor sich gehen; seine Commissäre ziehen mit den Russen durch die Wüsten Centralasiens, oder sie durchstreifen auf eigene Faust mit einer kleinen Armee die Wildnisse des unerforschten Africa; man findet seine Reporter im Lager der Holländer vor Atchin und bei den Engländern, welche die schwarze Majestät von Ashanti bekriegen, der „Herald" ist in der Gerichtssitzung des fernen Westens, welche eine cause célèbre verhandelt, eben so gut vertreten, als beim londoner Tichborne-Proceß, oder im Newyorker Polizeigericht; seine Agenten durchstreifen Cuba trotz der angedrohten Todesstrafe und begleiten wissenschaftliche Expeditionen bis in die eisigen Regionen des Nordpols, wenn es nicht anders sein kann, sogar in der Eigenschaft von Matrosen. Es gibt keine bedeutende Telegraphenlinie der Welt, welche nicht täglich für den „Herald" arbeitete und über seinen Correspondenzbüreaus geht die Sonne niemals unter. Was in der Welt Wichtiges und Bedeutendes geschieht, der „Herald" berichtet es, wenn auch nicht immer vor allen anderen Blättern, doch wenigstens gleichzeitig mit den anderen. — Auch große englische, französische und deutsche Journale haben Correspondenten in allen Erdtheilen und Hauptstädten; ihre Berichte machen jedoch eine zu langsame Reise und sind nicht selten, ehe sie in den Druck gelangen, durch den raschen Gang der Ereignisse anticipirt. Das Princip des „Herald" ist Geschwindigkeit. Soweit der Telegraph reicht, wird er in Requisition gesetzt; ist kein Telegraph vorhanden, so werden Stafetten oder Extradampfer gemiethet, oft nur, um eine einzige Depesche zu befördern. — Der „Herald" mag manche Sensationsnachricht in die Welt schicken, und ist vielleicht nicht immer correct in seinen Angaben — das läßt sich nun einmal nicht vermeiden, wenn man es sich zur Regel macht, das Neueste womöglich zuerst zu berichten; der ihm von Concurrenten so oft gemachte Vorwurf, daß

Digitized by Google

man Sensationsberichte im Redactionszimmer fabricire, trifft jedoch den heutigen Herald nicht; wenn einmal einer seiner Correspondenten einen Tartaren fängt, so darf man versichert sein, daß derselbe keine Gelegenheit erhält, das Publicum zum zweiten Male zu foppen, im Falle es ihm nicht gelingt, den Mißgriff in genügender Weise zu erklären; in der Regel haben sich in den letzten Jahren auch die seltsamsten und unglaublichsten Berichte bestätigt, das Wunderbare an denselben war nur, daß sie der „Herald" stets zuerst publicirte.

Es ist kaum glaublich, daß dieses immense Geschäft, welches sein bei der Herstellung und dem Vertrieb thätiges Personal nach Tausenden und seine jährlichen Einnahmen nach Millionen zählt, vor kaum 39 Jahren von einem armen Manne mit leeren Händen begründet wurde; das Schöpfergenie, welches diese Welt in der Welt schuf, hieß James Gordon Bennett.

Der große Journalist war der Sohn einer schottischen Bauernfamilie französischer Abstammung und wurde 1795 in der Nähe von Keith, Schottland, geboren. Die Eltern bestimmten ihn für den Priesterstand, und er besuchte drei Jahre lang das Priesterseminar in Aberdeen. Von allen Büchern, welche er als Jüngling las, machte Franklins Selbstbiographie den größten Eindruck auf ihn, und diese Lectüre hat ihn wahrscheinlich bestimmt, nach America auszuwandern. Mit 25 Dollars in der Tasche traf er im Frühjahr 1819 in Halifax ein, wandte sich aber von dort bald nach den Vereinigten Staaten, wo es ihm, nachdem er abwechselnd Schulmeister, Privatlehrer, Corrector einer Verlagshandlung und Buchführer gewesen war, gelang, eine Stelle als untergeordneter Mitarbeiter einer Zeitung zu finden. Zehn Jahre lang war er als „Preßzigeuner" (Bohemian) für verschiedene Blätter thätig, bald in Charleston, bald in Philadelphia, dann in Newyork, in Washington und dann wieder in Newyork. Nachdem er als Journalist einigen Ruf erlangt, wagte er seine Ersparnisse in verschiedenen publicistischen Unternehmungen, dieselben starben jedoch sämmtlich an der Theilnahmlosigkeit des Publicums. Nachdem das dritte Blatt, an welchem er betheiligt gewesen, zu Grunde gegangen war, stand Bennett zu Anfang des Jahres 1835 abermals unbeschäftigt und von aller Welt verlassen in Newyork. Er versuchte, eine Handelsschule zu gründen, aber niemand wollte sein Schüler sein, er bot den bestehenden Zeitungen seine Dienste als Berichterstatter oder Hülfsredacteur an, vergeblich. Diese zahlreichen Mißerfolge führten den Mann zu einem verzweifelten Entschluß und das Resultat desselben war der New-York-Herald.

Bennett associirte sich mit zwei Schriftsetzern; das Kleeblatt legte seine aus kaum 300 Dollars bestehende Baarschaft zusammen und am 5. Mai 1835 erschien ein Blättchen, nicht größer als ein Quartbogen, welches in den Straßen für den unerhört billigen Preis von 1 Cent verkauft wurde. Das Publicum lachte über dieses sonderbare Product mit dem prätentiösen Namen, aber da es billig war, fand es Abnehmer. — Ein Keller in der Wallstraße war die erste Heimath der Zeitung, welche jetzt in einem der stolzesten Marmorpaläste der Metropole residirt. Dicht an der Thüre des dumpfen, unheimlichen Raumes standen zwei leere Mehlfässer, über die ein breites Brett gelegt war. Hinter diesem improvisirten Schreib- und Zahltische saß ein langer, hagerer Mann, in dessen Gesicht bereits die Sorge ihre Kummerfalten gegraben, derselbe war Chefredackeur, Hülfsredacteur, Reporter, Corrector, Geschäftsführer und wenn es Noth that, sogar Träger des Blattes — es war Bennett. Einer seiner Collegen, welcher die Anfänge des „Herald" beobachtete, schreibt: „Aber in jenem dumpfen Keller und hinter dem halbzerbrochenen Stuhle dieses wackeren Ringers mit einem widerwärtigen Geschick stand die Göttin des Erfolgs, unsichtbar zwar für den gemeinen großen Haufen, dessen Augen zu blöde, ihre glänzende Gestalt zu erblicken und dessen Ohren zu taub, um das ermuthigende Rauschen ihrer Schwingen zu vernehmen". — Das unscheinbare Blättchen verbreitete viel Licht und war voll genauer, interessanter Neuigkeiten. Es verkaufte sich vom ersten Tage an gut, dennoch machte Bennett eine schreckliche Zeit durch. Er that alles selbst, fegte den Keller persönlich aus, trug die Zeitung herum, schrieb die Artikel und die Kritiken, sammelte und compilirte die Neuigkeiten. Er saß stundenlang schreibend an seinen Fässern, und wenn jemand eintrat, und ein Blatt verlangte, so sagte er, ohne von der Arbeit aufzusehen: „Legen Sie Ihren Cent dorthin und nehmen Sie eins". — Bennett war einer von den Männern, deren Tag 25 Stunden hat, von denen im Nothfalle jede der Arbeit gewidmet wurde. Von 5—8 Uhr Morgens schrieb er die Leitartikel, während der Geschäftsstunden besorgte er die Routinearbeit, um 1 Uhr waren die Setzer mit Manuscript genügend versehen und Bennett ging nach der Börse, oder er durcheilte die Stadt als Berichterstatter. Von 4 — 6 Uhr war er wieder in seinem Keller, um die Geschäfte des Tages abzuwickeln, dann besuchte er Theater, Concerte, Bälle, Versammlungen ꝛc., und erst, nachdem über alles getreu und pikant berichtet, die letzte Fahne corrigirt und die zweite Form in der Presse war, gönnte er sich kurze Rast. Ein neuer Atlas, trug er diese werdende Welt allein auf seinen Schultern.

Drei Monate später brannte die primitive Bude ab und die beiden Compagnons zogen sich entmuthigt aus dem noch immer zweifelhaften Unternehmen zurück. Bennett aber fing von neuem an, diesmal allein. Wiederholt suchte er durch Anzeigen einen Theilhaber mit etwas Capital, niemand wollte anbeißen und er mußte sich ohne Hülfe durchschlagen. Im September betrug die Circulation 2000 und das Geschäft deckte die Kosten. Selbstverständlich war der „Herald" nur Localblatt, aber als solches frisch, pikant und jeden Tag funkelnagelneu. Während nach dem damaligen Redactionssysteme nur Localberichte in die Blätter gelangten, auf welche die Herren Redacteure durch Zufall aufmerksam wurden, oder die man ihnen zuschickte, verstand es Benett, die Neuigkeiten aufzusuchen und was nur im geringsten für seine Leser Interesse haben konnte, wurde von ihm berichtet oder geschildert. — Im December desselben Jahres wüthete eine furchtbare Feuersbrunst in Newyork, welche das ganze Geschäftsviertel der Metropole einäscherte. Bei dieser Gelegenheit zeigte Benett, was er vom Zeitungsschreiben verstand; er engagirte sofort jeden unbeschäftigten Reporter, durchstreifte selbst die Brandstätte, und das, was die anderen Blätter mit einer kurzen Notiz und einigen bedauernden redactionellen Bemerkungen abthaten, gab ihm Stoff zu spaltenlangen Berichten; er ließ einen Holzschnitt anfertigen, um ein Bild des abgebrannten Stadttheils zu geben und wochenlang war das Blatt mit Schilderungen interessanter Einzelnheiten gefüllt. Von Stund an war der „Herald" die Zeitung der Stadt und diesen Rang hat er trotz aller Concurrenz siegreich behauptet. Jetzt war selbst das Schicksal es müde, den wackeren Mann noch länger zu verfolgen, und die Glücksgöttin goß fortan ihr Füllhorn mit ungezählten Millionen über ihn aus.

Jeder Dollar Ueberschuß wurde auf das Geschäft verwendet. Alles, was in und an der modernen Zeitung heutigen Tages Bewunderung erregt — die genaue Berichterstattung über die neuesten Ereignisse, die telegraphischen Depeschen und Correspondenzen, der Finanzartikel und die Schiffsberichte, die interessanten Berichte über wissenschaftliche Expeditionen, die Umgestaltnug des Anzeigesystems, die Commentare der laufenden Tagesneuigkeiten, die vortreffliche redactionelle und technische Mache — ist vom „Herald" zuerst eingeführt und wurde von Bennett zum größten Theile erfunden. Kaum hatte Morse die erste Telegraphenlinie zwischen Washington und Newyork hergestellt, als auch schon Bennett das Unerhörte that und sich die Congreßverhandlungen von Washington täglich telegraphiren ließ. Die „Associirte Presse", das Modell für „Reuters Telegraph" und die „Agence Havas" war das Werk Bennetts, Greeleys und zweier anderer Journalisten der Metropole. Das erste Boot der Pionierdampferlinie zwischen Liverpool und Newyork, welches von letzterer Stadt abging, hatte den rührigen Bennett als Passagier an Bord, er reiste nach London und Paris, um geeignete Correspondenten zu engagiren. Vor dem Auftreten Bennetts als selbstständiger Journalist waren außerordentliche Nachrichten über Krieg oder Politik nur das Privilegium der von den maßgebenden Behörden begünstigten Journale. Bennett kehrte den Spieß um. Seine

Digitized by Google

Stafetten-Arrangements im mexicanischen Kriege waren so vollkommen, daß er die Nachrichten vom Kriegsschauplatze immer eher wußte, als die Regierung und diese durch die Berichte über den Sieg bei Buena-Vista und die Einnahme von Mexico zu Dank verpflichtete. Sogar in Europa stach der „Herald" die Regierungen aus; ich brauche nur auf seine Berichte über den Krimkrieg, den italienischen Feldzug, den Krieg in Abessinien und den Zug der Russen nach Khiwa zu verweisen.

Heute, wo es überall große und unternehmende Zeitungsgeschäfte gibt, kann man sich kaum einen Begriff machen, auf welcher Stufe die Journalistik vor 38 Jahren stand; speciell die americanische. „In jenen Tagen — sagt Henry Watterson — war die Publicistik in America ein riesiger Ulk (a big joke) und die americanischen Journalisten eine Bande halbbetrunkener irrender Ritter, die im Dienste der Parteien täglich ihre überspannten Fanfaronnaden verübten, sich gegenseitig bewunderten oder ausschimpften und den großen und kleinen Skandal ihrer Stadt, besonders wenn er persönliche oder politische Gegner betraf, cultivirten. Wer es vermochte, durch seine Polemik und wenn dieselbe auch mit den rohesten Schimpfworten gespickt war — den Gegner zum Schweigen zu bringen, der galt für einen bedeutenden Journalisten". — Auch der „Herald" begann als Sensationsblatt, aber das Neue an ihm war, daß er bitteren Ernst machte und niemanden schonte; mochte die Sensationsgeschichte in den höchsten oder niedrigsten Kreisen passirt sein, im „Herald" war sie getreu zu lesen. Bennett wurde wegen dieser Skandalgeschichten wiederholt von den betreffenden Persönlichkeiten ausgepeitscht, dieses war jedoch für ihn nur Stoff zu einem neuen Berichte. Das Publicum begann, sich über das prickelnde Blättchen zu ärgern, der „Herald" wurde von der Kanzel aus verpönt und in der Gesellschaft geächtet, aber trotz alledem gekauft. Kurz, das Blatt war nicht todt zu machen. Das Geheimniß dieser Lebensfähigkeit war, daß die Zeitung neben den Skandalgeschichten viel Nützliches, Wissenswerthes und Unentbehrliches bot. Bis zum Jahre 1835 dachte in Newyork keine von den vorhandenen 9 Zeitungen daran, etwas Anderes über die Börse zu berichten, als das, was der eine oder andere Bankier einsandte. Bennett besuchte die Börse persönlich und zeichnete dort seine Beobachtungen auf. Die Kaufleute ärgerten sich anfangs darüber und hielten dieses für eine unverschämte Einmischung in ihre Privatangelegenheiten, bald aber war ihnen das Blatt unentbehrlich. Bennett lehrte seine Reporter Neuigkeiten zu suchen und ging ihnen mit gutem Beispiel voran. Für eine interessante Nachricht war ihm kein Preis zu hoch. Dem Capitän eines Chipper-Schooners, der ihm die Nachricht brachte, daß ein Passagierdampfer bei Neufundland gestrandet sei, zahlte er in den vierziger Jahren 600 Dollars. Sobald er die Mittel hatte, ließ er eine schnell segelnde Jacht bauen, welche den Oceandampfern und Packetschiffen bis Sandyhook entgegenfahren und die Zeitungen in Empfang nehmen mußte. Heute unterhält das Geschäft beständig mehrere kleine Dampfer und hat verschiedene eigene Telegraphenlinien.

Während des americanischen Bürgerkrieges beschäftigte dieses Blatt außer dem starken regelmäßigen Personal 63 Kriegscorrespondenten, die im Laufe der vier Jahre 525,000 Dollars kosteten. Wie wohlthätig das von Bennett der americanischen Presse eingehauchte Leben auf den Journalistenstand selbst wirkte, wird erst heute recht ersichtlich. Es ist noch nicht so lange her, daß es eine sehr zweifelhafte Stellung war, Mitarbeiter eines Blattes zu sein, daß man den Reporter eo ipso als „Freiberger" und „Nassauer" anzusehen gewohnt war. Dies hat sein Ende erreicht. Die großen, anständigen Zeitungsgeschäfte des Landes stellen ihre Leute so, daß sie von niemandem eine Gunst anzunehmen brauchen und mit den Angesehensten auf gleichem Fuße verkehren können. Die Folge ist, daß die Leute ihren Stand lieben lernen und selbst einen Unternehmungsgeist entwickeln, den nur das Bewußtsein, daß es sich lohnt, erzeugen kann. Die „Herald"-Reporter sind mit allen Hunden gehetzt; sie kommen hinter alles, scheuen aber auch weder Kosten, noch Mühe. — Vor drei Jahren wurde in Baltimore ein angesehener Geistlicher vor einem geistlichen Gerichte wegen Vergehen gegen die Sittlichkeit processirt. Die Verhandlungen waren geheim und nicht einmal die zahlreichen Localblätter hatten eine Ahnung davon. Am folgenden Tage enthielt der „Herald" eine drei Spalten lange telegraphische Depesche über die Affaire. Der Reporter, dem man selbstverständlich den Zutritt verweigert, hatte sich an die Thüre gestellt und sämmtliche Zeugen der Reihe nach aufgefangen; er bezahlte die Leute für Zeitversäumniß und Gefälligkeit, nahm sie auf sein Zimmer und begann dort, nach ihren Aussagen die ganzen Verhandlungen niederzuschreiben. Nachs 11 Uhr wurde er fertig, 1½ Stunde später war die Sache telegraphirt.

Das Auffinden des verschollenen Africareisenden Livingstone durch einen Reporter des „Herald" ist weltbekannt. Wer kann in Abrede stellen, daß die civilisirte Welt in der kurzen Zeit von einigen Wochen durch die Berichte des „Herald" mehr über das Innere des geheimnißvollen Welttheils erfahren hat, als durch alle die berühmten Gelehrten und Reisenden, welche ihn erforschten!

Der „Herald" war das erste Blatt, welches im Frühjahr 1873 die Ankunft der Tyson'schen Partie von Capitän Halls verunglückter Nordpolexpedition meldete, nicht etwa durch eine kurze Depesche, sondern in einem mehrere Spalten langen durch Extradampfer und Telegraph übermittelten Berichte, in welchem gleich alle Erlebnisse der Expedition und der Schiffbrüchigen auf der Eisscholle genau geschildert waren.

Als im April v. J. der Dampfer „Atlantic" gestrandet und jedermann, der Freunde und Verwandte aus Europa erwartete, um deren Schicksal besorgt war, aber niemand sagen konnte, wer sich auf dem Unglücksschiff befunden, ließ der „Herald" noch in derselben Nacht sämmtliche 1100 Namen der Passagiere und Bemannung von Liverpool telegraphiren; rechnet man, daß jeder Name nur einen Dollar kostete, so kann man sich einen Begriff machen, was es sich dieses Geschäft kosten läßt, um dem Publicum zu dienen.

Bennett wies der täglichen Zeitung eine ganz neue Sphäre an; er brach mit dem System, welches die Presse zur Magd einer Partei und den Journalisten zum Gladiatoren eines politischen Programms machte und stellte es als Zweck und Ziel eines Blattes hin, täglich das Wichtigste, Interessanteste und Wissenswertheste über Politik und Leben, Wissenschaft und Kunst, Handel und Wandel getreu zu berichten und das Bedeutendste mit Geist, Witz und guter Laune zu commentiren. Die Anathemas der Parteibonzen kümmerten ihn nicht im geringsten. „Wir werden nie in der Minorität sein," sagte er vertrauensvoll zu seinen Lesern, als er wegen der unabhängigen Haltung des „Herald" von den fanatischen Parteiblättern angefeindet wurde; und die Zeitung hat während ihrer 38jährigen Carrière dieses Wort wahrgemacht. Wer wissen will, welche Partei in einer Wahl gewinnt, braucht nur dieses Blatt aufmerksam zu lesen, dasselbe zeigt mit der Genauigkeit des Thermometers den Wärme- oder Kältegrad der öffentlichen Meinung an.

Bennett war keiner von denen, welche die Zeitung als Mittel zum Zweck betrachten, ihm war sie Selbstzweck. Wie oft sein Blatt auch dem rohen Skandal gedient und der dummen Menge geschmeichelt haben mag, der Mann selbst blieb unnahbar; kalt, stolz und isolirt ging er durch's Leben und keine Verlockungen und Schmeicheleien waren im Stande, ihn von seiner Bahn abzuleiten. Als ihm Buchanan im Jahre 1858 einen hohen Gesandtschaftsposten anbot, lehnte er denselben kühl ab; als kurz vor dem Beginne des Bürgerkrieges ein Comité südlicher Politiker ihn besuchte, um ihn zu veranlassen, den Einfluß seines Blattes zum Besten des Südens wirken zu lassen und einer der Herren ihm in's Gedächtniß rief, daß der Süden den „Herald" immer liberal unterstützt habe, antwortete der finstre Schotte: „Unterstützt hat mich niemand. Wenn immer Sie den „Herald" lesen, erhalten Sie jedenfalls den Werth Ihrer 4 Cts.; wenn Sie es aber doch Unterstützung nennen, so muß ich Ihnen sagen, daß mich die newyorker Dienstmädchen in einem Monate liberaler unterstützten, als der ganze Süden im Laufe des Jahres, aber es fällt mir deshalb noch lange nicht ein, mein Blatt zum aus-

Digitized by Google

schließlichen Organ der Dienstmädchen zu machen." — Der Premier des Cabinets, W. Seward, ließ zu derselben Zeit den Journalisten zu einer Besprechung nach dem Astor-Hause bitten, Bennett ging nicht hin, sondern ließ zurücksagen, daß es ihm Vergnügen machen werde, den Minister in seinem Sanctum zu empfangen. — Dieser Stolz und Unabhängigkeitssinn zeigt, daß der Mann sich seiner Stellung bewußt war.

Um eine Idee von dem Umfange und der Einrichtung des „Herald" zu gewähren, will ich hier eine Nummer analysiren; es sei die vom 2. Mai v. J., welche den ersten Weltausstellungsbericht enthielt. Dieselbe war 16 Seiten stark mit 96 Spalten à 250 Zeilen; von denen fast jede Zeile neu gesetzt war, denn laufende Anzeigen hat das Blatt fast gar nicht. Zuerst findet man einen Wegweiser durch die 32 Spalten Anzeigen, deren die Nummer im Ganzen 1425 enthält. Die Preise jeder Insertion differiren zwischen 100 Dollars und 25 Cts. pr. Anzeige. Dienstmädchen und Arbeitsuchende zahlen nämlich nur 26 Cts. für ihre Annoncen, alle Anderen aber 50 Cts. bis 1 Dollar pr. Zeile. Der „Herald" ist somit das billigste und das theuerste Anzeigenblatt Newyorks. Der wiener Weltausstellung sind 32 volle Spalten gewidmet; zuerst eine kurze Geschichte Oesterreichs, Lage, Länder, Verfassung und Regierungsform des Kaiserstaates behandelnd, dann biographische Skizze des Kaisers zusammen $1^1/_2$ Spalten; ferner Geschichte der bisherigen Weltausstellungen 2 Spalten; Wien und der Prater $1^1/_2$ Spalten, Namen der österreichischen und ausländischen Commissionäre, Verzeichniß der Preise 5 Spalten, die Gruppirung der Ausstellungsgegenstände $1^1/_2$ Spalten, der Patent-Congreß und dessen Zwecke $^1/_4$ Spalte, Vogelperspective des Ausstellungsplatzes und Diagramm des Industriepalastes, 1 Seite; deutsche Kabeldepeschen über die Eröffnungsfeier von Louise Mühlbach und Berthold Auerbach 8 Spalten; englische Kabeldepeschen von J. Russell Young und Edmund Yates 7 Spalten; ein englischer Leader über die Ausstellung $1^1/_2$ Spalten; ein deutscher Leitartikel und endlich das americanische Departement mit den Namen sämmtlicher americanischer Aussteller. Außerdem enthielt die Nummer noch 2 Spalten Kabeldepeschen aus Italien, Spanien, Deutschland, Rußland, England, Asien, Australien, Brasilien (via Lissabon) und Cuba, 2 Spalten inländischer Depeschen, $2^1/_2$ Spalten Gesetzgebungsverhandlungen, $1^1/_2$ Spalten telegraphirte Berichte über den Mexicokrieg, 4 Spalten Finanz- und Marktberichte und $1^1/_2$ Spalten Schiffsberichte aus allen Häfen der Welt. — Nun rechne Einer, was ein solches Blatt täglich herzustellen kostet! Und dieses Geschäft ist nicht der geheime Stipendiat der Regierung, einer Partei, oder eines Consortiums speculativer „Gründer", sondern es entnimmt seine Mittel zur Bestreitung der enormen Ausgaben legitimen Quellen; die täglichen Einnahmen für Anzeigen betragen durchschnittlich 10,000 Dollars, die Circulation mag ebenfalls 3000 Dollars täglich einbringen.

Bennett ist todt, aber sein Geist lebt in dem Systeme, welches seine Schöpfung regiert und augenscheinlich auch in dem Sohne, der seinen Namen trägt und den „Herald" nebst diversen Palästen, Landsitzen und Millionen erbte. Man hat über den jungen Mann viel müßiges Geschwätz verbreitet; ich kenne ihn nicht persönlich und weiß deshalb nicht, ob er nur der Sohn seines Vaters, oder ob er thatsächlich James Gordon Bennett ist. Eins verdient jedoch Anerkennung und Beachtung; nämlich, daß er die reichen Einkünfte seines Geschäftes nicht wie viele andere Typenbesitzer nutzlos aufspeichert, oder im tollen Treiben durchbringt, sondern daß er den größten Theil derselben auf seine Zeitung verwendet; das allein schon gibt ihm Anspruch auf die Achtung aller, welche ein Weltblatt zu schätzen wissen.

Es gibt viele strebsame, tüchtige Journale, die auf ihre Leser und die Parteien einen gewaltigen Einfluß üben — der „Tribune" steht als Führer der öffentlichen Meinung im Lande längst nicht mehr allein —, aber es gibt in der ganzen Welt nur einen „Herald", der, was man auch sonst über seine Schwächen sagen mag, doch täglich die Bewunderung aller derer herausfordert, welche einen Begriff von der Bedeutung und dem Umfange eines solchen Riesenwerkes haben.

Dieses ist in kurzen Zügen die Geschichte der beiden bedeutendsten americanischen Journalisten und ihrer Schöpfungen. — Die Frage, was diesen beiden Männern eine solche Bedeutung verschaffte, erfordert eine ziemlich lange Antwort; ihr Schriftstellertalent kommt vielleicht erst in zweiter Linie in Betracht, obgleich dasselbe bei beiden ein ungewöhnliches war. Es war vor allen Dingen eine große Administrativfähigkeit, die sie in den Stand setzte, ein so verzweigtes Etablissement mit seinen unzähligen Branchen, von denen keine vernachlässigt werden darf, gehörig zu controliren; ferner besaßen sie ein instinctives Gefühl, die Strömung der öffentlichen Meinung zu wittern, ein klares Verständniß ihrer Zeit, eine genaue Kenntniß der Bedürfnisse ihrer Leser sowie den redlichen Willen, denselben immer vollkommen Rechnung zu tragen, endlich aber eine aufopfernde Hingabe an ihr Geschäft, eisernen Fleiß und unerschütterliche Berufstreue. — Bennett war jedenfalls der genialste; er sah Menschen und Dinge mit vorurtheilsfreien Augen an und wußte alles an die gehörige Stelle zu setzen, aber Greeley hatte doch einen unschätzbaren Vorzug vor ihm; er verstand es, das Gewissen des americanischen Volkes zu wecken, er vermochte eine Sprache zu führen, die alle hinriß, die eine ganze Nation in den Bann seines Geistes schmiedete. Die Schöpfungen Beider werden das Jahrtausend überdauern.

## Literatur und Kunst.

### Rückblicke auf mein Leben.

Von **Karl Gutzkow.**

III.

(Schluß.)

Die Zeit brach an, wo dem „Jungen Deutschland" die Tonangabe in der Kritik (denn diese besaß es) entwunden wurde. Es geschah dies durch die Stiftung der „Hallischen Jahrbücher". Das Kurze, Desultorische, Subjective und Willkürliche hörte jetzt auf. Lange Abhandlungen, die vom Ei anfingen, aber ebenso subjectiv, ebenso willkürlich waren, traten an seine Stelle. Die junghegel'sche Arbeit hat reiche Früchte getragen, vorzugsweise für die Universitäten, die akademische Jugend und die Lehrer. Daß dabei Männer wie R. E. Prutz ihren eigenen Ursprung, die Schule ihrer Bildung verleugneten und die Kritiker, die bisher im Vordergrunde standen, mit den herbsten Ausdrücken der Geringschätzung verfolgten, lag in der Eigenheit jeder neuen Epoche, zumal in Deutschland; die Kinder tödten durch ihre Geburt die Mutter. Schon hatten auch die einzelnen Mitglieder jenes Bundes, der nie bestand, des „Jungen Deutschland", neue Phasen ihrer Entwicklung angetreten. Heinrich Heine kehrte von seinen so mißlichen prosaischen Ausflügen auf deutsche Literatur und Philosophie zum politischen Tagesvers zurück; Heinrich Laube folgte meinem Vorausgang und wandte sich mit glücklichstem Erfolg der Bühne zu; Gustav Kühne, derselbe, der von seinen Gesinnungsgenossen sagte: „Sie wollten nicht blos leben, sondern auch gut leben", hatte das richtige Theil ergriffen, er heirathete eine junge Dame, die ihm ein Erbgut von 80,000 Thalern mitbrachte; Theodor Mundt kam durch Louise Mühlbach in ein neues Stadium seiner gewandten, leider nie recht unmittelbaren und deshalb reizlos gebliebenen Feder; Ludolf Wienbarg konnte schon seit lange für verschollen gelten, denn er war hinter den schönen Hoffnungen, die sein erstes Auftreten hatte wecken dürfen, weit zurückgeblieben. Als der Bedauernswerthe vor einigen Jahren starb, forderten mich vier unserer ersten Zeitungen auf, ihm einen Nachruf zu schreiben.

Digitized by Google

Allen stand das Bild vor Augen, das einst grade von ihm der Mann der „Männer der Zeit" entworfen. „Am Strande der Nordsee steht reckenhaft Ludolf Wienbarg mit im Sturm flatternder Locke, Möven umkreisen ihn u. s. w." So oder ähnlich war seine Erscheinung stereotypirt. Jahre lang hieß es zu meinem Nachtheil: „Wie anders dagegen Ludolf Wienbarg —!" Nun wohl! Ich mußte die Aufforderung ablehnen. Was mir bei dem Dahingegangenen Undankbarkeit an persönlichem Leid zugefügt hatte, das konnte in dem Nekrolog verschwiegen bleiben, aber nicht der traurige Verfall im Streben und Leisten, ein geistiger Schwund, der ganz Hamburg zum Zeugen hatte. Gesagt mußte doch werden, ob Immermann bei gesunder Vernunft gewesen, als er in seinem von Putlitz veröffentlichten Tagebuch über die Wienbargschen Augen gesagt, „sie müßten viel geweint haben!" Geweint —! Die Kenner der betreffenden Augen werden mit Mühe die Bemerkung unterdrücken, daß hier wohl eine Abbreviatur in Immermanns Tagebuchnotizen nicht richtig gelesen worden ist. Hamburger Erinnerung sieht den Nordlandsrecken, für welchen die Freunde einst die Subscription für sechs Vorlesungen zu Stande gebracht hatten, im Kreise von 10 oder 12 Zuhörern auf dem Hamburger Lloyd, eintretend statt um 12 um halb 1, mit allen Zeichen bedeutungsvoller Erinnerung an seine Kieler Docentenschaft sich räuspernd, ein Glas Zuckerwasser nehmend, ein Manuscript entfaltend, dasselbe langsam ablesend und sich nach — 15 Minuten schon wieder mit den Blättern, die plötzliche Leere zeigten, entfernend! Vom Thurm der Katharinenkirche hatte es eben erst ¾ geschlagen. Ludmilla Assings treues Gedächtniß wird die Richtigkeit dieser Scene, der sie beiwohnte, bestätigen. Näherte man sich dann aber dem Nordlandsrecken, so schlug er seine oben geschilderten Augen auf, sprach mit lispelnder Stimme einzelne bedeutungsvolle Worte und wollte uns glauben machen, daß er der Mittelpunkt der deutschen Literatur des Tages sei. Später gab ihm noch die Sache seines engern Vaterlandes, Schleswig-Holstein, einigen Aufschwung, doch verlief sich auch dieser, wie die Kenner nur zu gut wissen, anders, als in den „Männern der Zeit" zu lesen sein wird. Nur um zu zeigen, daß ich trotz der Empfindungen, deren ganzen Unmuth über die stereotype Willkürlichkeit in den Urtheilen und Parallelen des Literaturgeschichtsgeschwätzes ich zurückdränge, doch für etwas Poetisches auch in diesem mir von der löblichen Collegenschaft Vorgezogenen nicht blind gewesen, erwähne ich, daß ich ein Drittheil des Stoffes, aus welchem ich später meinen „Klingsohr" im „Zauberer von Rom" formte, von eben jenem Wienbarg entlehnt habe. Die Herkunft der beiden andern Drittel, nicht minder typisch für eine gewisse norddeutsche Richtung, bezeichne ich gelegentlich.

Das Allgemeine der Zeit, die Signatur der neuen Ideen hatte sich trotz der geschilderten journalistischen Thätigkeit in dem inzwischen männlicher Gewordenen und leider zu früh in die Oeffentlichkeit Gedrängten allmählich als ein einiges Ganzes ausgebildet. Stütze und Halt fand er schon lange nur in sich selbst. Daß sich eine Anzahl junger Männer, auch Frauen aus den Kreisen der immer mehr sich entwickelnden weiblichen Literatur, um die von mir gehaltene Fahne schaarte, vielversprechende Namen, Dingelstedt, Herwegh, Uffo Horn; daß fast die ganze jüngere Literatur, wenn sie nicht zur Richtung der schwäbischen Lyrik gehörte, sich mit mir in Verbindung setzte, durfte mir Schadloshaltung erscheinen für den Mangel an Ermuthigung bei den Männern einer ältern Periode, Rehfues ausgenommen. Aber nicht Belletristen allein waren es, die meine „Coterie", meine „Handlanger" genannt wurden (viele dieser Treuen deckt schon das Grab); auch fachwissenschaftliche Namen, Männer wie Detmold, Oppermann, jener zu früh gestorbene geistvolle Mediciner Siebert in Würzburg und viele andere schlossen jene Freundschaft mit mir, die jedem vertrauensvollen Worte freudig Gehör gibt und Gefälligkeit zu üben für gebotene Pflicht hält. Aber doch fühlte ich mehr und mehr, daß die Fortsetzung des großen neuzeitlichen Kampfes andere Waffen erforderte, als ich zu führen verstand. Die politischen Aufgaben erforderten immer mehr das reichere specielle Wissen des Rechtskundigen. Die Ausbeute, die mir ein einjähriger juristischer Cursus in Heidelberg und München gegeben hatte, war nur der Anfang einer Specialität, die selbst durch das Studium der Schriften eines Zachariae, Weitzel, Say, Adam Smith, Mac Culloch, Klüber nicht gleichen Schritt halten konnte mit der immer mehr sich erweiternden Breschelegung in den damaligen Staat. Wurden doch auch die Principien der ebengenannten Namen schon wieder durch die Umwälzungsmethode, die in dem Journal der strebenden Privatdocenten, den „Hallischen Jahrbüchern", gepflegt wurde, wieder über den Haufen geworfen. Die andere Incompetenz fühlte ich auf dem speculativ-philosophischen Gebiete. Obschon ein Schüler Hegels, hatte mir doch von je das abstracte Formeldenken widerstrebt. Die Leichtigkeit des Umspringens mit den logischen Kategorieen, wie sie damals von den „Hallischen Jahrbüchern" geübt wurde und wiederum jetzt von den jungen Adepten des Pessimismus geübt wird, erregte mir wohl staunende Bewunderung; doch konnte ich selbst nur denken mit concreten Unterlagen, in der Weise wie die Engländer, Lessing, Herder philosophirten. Den damals zu enthusiastischer Empfehlung gelangten, jetzt bereits wieder vergessenen Ludwig Feuerbach fing ich zu lesen an, gestehe aber, daß mir der Satz: Der Mensch ist das Maß aller Dinge! nicht sicher zu sein schien vor der Klippe, in's Triviale zu gerathen. Bei alledem mich bescheidend und den feurigen Zungen, die jetzt die neuen Botschaften verkündeten, nicht widersprechend, pflegte ich meine Lust am Einzelnen, meinen alten Sinn für künstlerische Abrundung und Einheitlichkeit. Allerdings konnte mir der damals immer mehr aufkommende Formenschiller in unserer „Goldschnittlyrik", die jetzt so vergessen und vergilbt die Buchläden hütet, nur ein Uebermaß dessen erscheinen, worauf es in der Literatur zumeist anzukommen schien. Die ästhetische Formengebung beschäftigte mich indessen nicht wenig, ja in solchem Grade, daß ich die Lust und selbst das Vermögen zu eigener Production verloren haben würde, umsomehr, als jene Lyrik, so edle Blüthen sie trieb, die Entwicklung einer wahren Nationalliteratur mehr zu hemmen, als zu fördern anfing und die Wegbahnerin des Manierirten und der kleinen Detail-Tiftelei wurde, wenn mir nicht die Bühne, die mir in Hamburg in ihrer ganzen unmittelbaren Wirkung auf die Gemüther entgegentrat, ein Heilmittel geworden wäre für meist trübe und entsagende Stimmungen.

Wenn vom Schein der Esse umglüht, der Schmied am Feuer steht und in die vom angezogenen Ventilator angefachte und immer neu verstärkte Gluth so lange das Eisen hineinhält, bis es in den rechten Grad des Schweißens gelangt, hurtig das halbflüssige Metall dann auf den Amboß trägt und mit nerviger Faust darauf den wuchtigen Hammer fallen läßt, so erinnert sich das Kinderauge mit Wonne, wie sich ein Lauschen an der Schmiede durch den prächtigen Anblick der ringsum sprühenden Funken belohnt. Solche Funken sprüht der poetische junge Genius, wenn er das Drama als erste Offenbarung seines Schaffens wählt. So Schiller in den Räubern und Fiesko; so Goethe im Götz. Der ganze Mensch, im Bedürfniß sich zum Erstenmale auszusprechen, gibt sich in diesen Dramen kund, in solchen Erstlingen der dichterischen Jugendkraft. Kleist, Immermann, Grabbe haben uns nicht in vollem Glanz dies titanische Schauspiel hinterlassen. Der erste nicht, weil ihm das Sonderthümliche seiner Stoffe sofort das Gesetz der Beschränkung, sozusagen der Zuspitzung zum Epigramm auferlegte; der zweite nicht, weil er kalt und ironisch von Hause aus war; der dritte nicht, weil er der Welt aus dem Urgrund seines Innern nichts besonders Edles, Tiefes oder Hochgemuthes zu sagen wußte. Grabbe hat nur die Grimasse der Genialität zu zeigen verstanden.

Den Reiz dieser schriftstellerischen Jungfräulichkeit konnten die Dramen eines Autors nicht haben, der seinen Menschen, sein Ich schon zehn Jahre lang, in Poesie und Prosa, aus-

Digitized by Google

gesprochen hatte. Diese Funken des Weltenstürmers, diese bestrickenden Zauber einer genialen Unreife, die immer und immer mit fesselnden Wendungen vom Stoffe abzuirren droht und sich doch wieder durch den angeborenen Künstlersinn zu ihm zurückfindet, sie fehlten meinen Dramen. Das erste „König Saul" gehörte noch ganz den Einflüssen des Zeitalters der Ironie und Satire an, wie man wohl am besten die Zeit der Tieck'schen Suprematie bezeichnen würde. Diese Zeit hat im Wesentlichen bis 1840 gedauert. Saul kämpfte mit den Philistern. Philistern! Da kann der Tieckianer nicht widerstehen, zwei Fürsten „Flach" und „Oberflach" einzuführen, wie nur in Tiecks ernsten Dramen das Pathos des nicht einmal recht ernst gemeinten Ernstes allzuschnell aus der Rolle zu fallen pflegt. Das zweite Drama „Richard Savage" machte schon glücklicher seinen Weg. Es führte mich in die Bretterwelt ein, die Bretterwelt vor und hinter den Lampen, vor und hinter den Coulissen. Doch erst mit dem dritten Versuch „Werner oder Herz und Welt" gewann ich mir die nachhaltige Gunst des Publicums. Hier hatte ich den Stoff aus mir selbst entlehnt, aus meinem eigenen Leben. Es war nicht das von Gustav Schlesier gemeinte „Herzblut", nicht die Heinrich Heine'sche Actualität, was ich wiedergab; es war etwas Besseres; die erste meiner Arbeiten, die mich in eine vertrauliche Beziehung zum Begriff „Publicum" brachte und mir diesen Begriff minder verächtlich erscheinen ließ. Raffinirt war bei dieser Erfahrung nichts. Es war ein Zufall, daß ich, der ich nie an die Leserinnen der Leihbibliothek, nie an die Voraussetzungen der gespannt sein wollenden Blasirtheit gedacht hatte, zu dem genialen Schauspieler Jean Baptiste Baison in Hamburg sagte: „Kürzlich war ich in Berlin. Ich besuchte den Vater eines Mädchens, das ich vor Jahren leidenschaftlich liebte! Ich wurde gütig von ihm aufgenommen. Die Angebetete, die zu meiner Beglückung nichts hatte wagen wollen, sich nicht hatte entschließen können, sich für mich zu bekennen, hat dennoch alle Bewerbungen, die sie reichlich empfing, abgelehnt. Ich gestehe Ihnen bei aller Achtung vor meiner Gattin, daß ich vor dem Vater der ehemaligen Geliebten, einer edlen idealen Mannesnatur, mit Erschütterung stand, ja daß ich noch jetzt zuweilen über dies Verfehlthaben eines Zuges meines Herzens vor Schmerz und Wehmuth" — Doch ich will nicht fortfahren in einem Tone, der vielleicht nur posthume Berechtigung hat. Ich verweise auf jenes Schauspiel, das ich auf's eifrigste Zureden des mir Freund Gewordenen in wenigen Tagen schrieb. Die rigoristische Tugendkritik unsrer Zeit hat dies Drama, wie so viele andere meiner Charaktere und Erfindungen, vom Standpunkt der neueingeführten poetischen Criminalgerichtsbarkeit, einem der schwächsten, elendesten ästhetischen Standpunkte, die es nur geben kann (muß er nicht z. B. aus dem Vicar of Wakefield eine einzige Erbärmlichkeit machen?), verworfen und damit die Nerven, die Stricken gleichen, als maßgebend für die Literatur des 19. Jahrhunderts bezeichnet, nicht die empfindsamen oder „kranken". Aber das Erzeugniß Eurer „Molluskenseele" zündete in Hamburg in solchem Grade, daß es eine Reihe von gefüllten Vorstellungen rasch hinter einander erlebte. Bei der fünften oder sechsten begegnete mir im gedrängtvollen Parterre Friedrich Hebbel, der eben bei der Direction seine „Judith" eingereicht hatte. Auch er hat es der obenbezeichneten Hausbackenheit nie recht machen können. Aber leider stand Hebbel damals auf dem Gipfel der Verblendung über seinen Beruf. Mit Orsina zu reden, möcht' ich's bezeichnen: „In einem Tone — in einem Tone —" der auch nur Friedrich Hebbel eigen gewesen, wenn er von der Cheops-Pyramide seines Selbstbewußtseins herab verachtend und doch die Höflichkeit fast wie „Elias Krumm" nicht aus den Augen verlierend, sprechen wollte, warf er mir en passant ein langgezogenes „Guten Abend!" entgegen. Nach dem dritten Act war es, wo die Darstellerin der Julie soeben dreimal gerufen worden war, dieselbe Christine Enghaus, die später seine Gattin werden sollte und bei hereinbrechender Beeinträchtigung ihrer Stellung am Burgtheater sich Jahre lang mit dieser so frisch von ihr erfaßten Rolle wieder in ihrem Werth geltend zu machen wußte und dann gewiß zur Freude des Mannes, dem schon 1839 eine blinde Vergötterung einiger Menschen in Hamburg vorgeredet hatte, er allein sei der Messias des deutschen Theaters und der denn auch damals für mich nichts hatte, als sein hämisches „Guten Abend!", das mir durch die Seele schnitt.

Man legt wohl einen Stein auf eine leichte, mit Wiesenblumen gefüllte Schale. Die Blumen soll der Stein festhalten, soll die in ein wenig Wasser getauchten Vergißmeinnicht glauben lassen, daß sie noch am Bachesrande stünden und fortfahren könnten zu träumen wie gewohnt. Aber das Schicksal wirft uns oft auch in den Frühling unserer Entwicklung Steine hinein, um diesen zu hemmen. Dann müssen die nicht erdrückten Keime sich mühsam unter ihnen hindurch winden. Oft heben sie ihre Köpfchen erst wieder nach langem Ringen und Prüfen, ob sie auch in ihrer Wurzel ungebrochen geblieben sind. In Hamburg schuf mir mein endlich gekommenes Glück, der Erfolg Richard Savages und Werners, eine wahre Meute von Widersachern und hinterrücks mich Schmähenden. Das Stadttheater, ausgezeichnet geleitet von F. L. Schmidt, einem Zögling der alten Schule, sollte durchaus Jedem gehören, wenn er auch nur eine Uebersetzung zu Stande gebracht hatte. Und einige Leute lebten in Hamburg ganz nur von einem fabrikartig betriebenen Uebersetzen. Andere, wie Toepfer, der sich den Schein eines Originaldichters gegeben hatte, der er in den seltensten Fällen war, sahen nicht minder mißmuthig auf jede neue Concurrenz. Alle hatten sie die Presse, ja die Stimmung im Theater selbst, im Parterre, in den Corridoren, den Büffets in der Hand. Ein Nicolaus Bärmann, der nie etwas Eigenes, außer plattdeutschem Gequatsch, zu Stande gebracht hatte, aber doch immer etwas betrieb, was die Repertoire des Theaters in Anspruch nehmen sollte, war der Erfinder jener Kritiken, die man im Jargon des Theaterlebens „kuhwarme" zu nennen pflegt. Hatte er der Vorstellung neuer Stücke kaum bis zum Schlusse beigewohnt, so eilte er abends halb elf in die Druckerei des gelesensten Hamburger Blattes, der „Nachrichten", und ließ die Leser der über Nacht gedruckten Nummer schon am frühen Morgen erfahren, ob die Novität von gestern Abend gut oder schlecht gewesen, gut oder schlecht aufgenommen wurde. Wie mußte mich dieser Mann, der sich bei diesen Referaten selten an die Wahrheit hielt, hassen, als ich ein unter seinem Namen gegebenes Drama „Frauenehre", worin wiederum Christine Enghaus mit fortreißender Kraft und Natürlichkeit gespielt hatte, ein Drama, das er als „nach dem Spanischen des Don Mendez Truxillo" von ihm selbständig geschaffen angekündigt hatte, für eine wörtliche Uebersetzung eines Stückes erklärte, das ich mir hatte aus Paris kommen lassen, der Marie Padille des französischen Akademikers Ancelot. Diese ganze Hamburger Gesellschaft fing an, mir die neue Tragödie „Judith" zum Stein zu machen, über den ich fallen sollte. Friedrich Hebbel genoß die Protection eines Kreises von Gönnern, den in edelster Absicht die Schriftstellerin Amalie Schoppe für ihn zusammengebracht hatte. Der junge Gerichtsschreiber von Wesselburen sollte die Mittel gewinnen, noch nachträglich zu studiren. Eben von München gekommen, brachte er das Bewußtsein mit, daß er die Erwartungen, die man auf einen großen Genius, eben auf den Messias der Bühne, setzte, zu erfüllen im Stande war. Der Anblick der Judith von Horace Vernet hatte ihm sein bekanntes, knapp epigrammatisch gehaltenes, all jener obenbezeichneten Funken des ersten Schlags auf schweißendes Eisen entbehrendes Drama abgewonnen. Oder die sprühenden Funken müßten dann in der Großsprecherei des Holofernes gelegen haben. Töpfer, taub und gewohnt, so nachdrücklich zu sprechen, als wenn alle Welt taub wäre, raunte mir zuerst wie mit Fracturschrift ins Ohr: „Das gibt den neuen Shakespeare!" Nun gut! Da hatte ich den Stoß, ertrug ihn jedoch ruhig. Ein Messias der deutschen Bühne hieß ja auch ich in auswärtigen Kritiken. Ich hatte die Sprache der Neuzeit, das war mein unbestreitbarer Ruhm, die

Digitized by Google

Sprache der neuen Ideen zum ersten Male in den Mund der Schauspieler gelegt, als welche bisher in der Prosa überwiegend nur Blum, Raupach, Töpfer und die Weissenthurn zu sprechen gewohnt waren. Die Schauspieler bekannten es, unter meinem Dialog geistig zu wachsen. Das Shakespearefieber grassirte schon, gehörte aber nur der Buchästhetik an. Vollends ein „neuer Shakespeare" für die Bühne sein zu wollen, hatte ich keine Prätension, umsoweniger, als ich bei täglichem Besuch des Hamburger Theaters alle Versuche von Dichtern, mit dem Schwan von Avon zu wetteifern, im Theaterjargon ausgedrückt, „auf die Nase fallen" sah. Auch die gepriesene „Judith" wurde gegeben. Das Haus war erschreckend leer, Niemand von den Bewunderern, die nach vier Wochen Bewunderung in der fünften schon wieder neidisch geworden waren, rührte die Hand; selbst die Juden, denen doch der Stoff hätte sympathisch sein sollen, fanden die Ausführung desselben zu unbiblisch, „Judith", ihrem französischen Ursprunge gemäß, zu sehr femme incomprise des Tages. Ich war nicht der einzige, der das Werk in der Presse lobte; aber eine Kritik durch zwei volle Nummern meines Journals über die darauf folgende und gänzlich „abfallende", nirgends berücksichtigte „Genoveva" Hebbels war eine mit ihrem Wohlwollen so alleinstehende, daß sie mir in spätern Jahren öffentlich und mündlich des Verfassers Dank eingetragen hat. Als dann Hebbel gar auf der Höhe seines wohlbegründeten Rufes in Wien stand, als er wohlgemuth diese „Genoveva" — horribile dictu! — in eine „Magellone" umgedichtet hatte, das heißt, wie einen verbotenen Operntext verändert und dann noch die Magellonenfabel dem Burgtheaterpublicum zu Liebe mehrmals umgeworfen, sagte er mir beim Spazierenschlendern am Stephansplatz: „Lieber Freund, ich bin von manchen Dingen zurückgekommen! Ich rede mit den Menschen menschlich und gestehe alles zu, was man nur will! Nur Geld! Nur Geld! Das Uebrige ist mir gleichgültig!" Das Uebrige war ihm natürlich keineswegs gleichgültig und die Devise „Geld! Nur Geld!" galt ihm wie uns allen nur für gewisse Augenblicke. Aber die Wandlungsfähigkeit selbst des Titanen, die Accommodation selbst des gebornen Michel Angelo war doch constatirt und jedenfalls hatte ich eine Genugthuung für jenes verurtheilende „Guten Abend!", das ich nicht etwa dem Mangel an Gemüth (Hebbel hätte Ursache haben können, mir damals mehr als höflich, sogar dankbar zu sein), nicht der eigenen Ueberschätzung zuschreibe, sondern lediglich dem Verranntsein in jene Principien, die auch Otto Ludwig ruinirt haben und dem Messiaswahn, der leider im Publicum und unter den jungen Nachwuchsköpfen nicht aussterben will, immer wieder neue Opfer bringen wird.

Nathan der Weise klagt bei Lessing, daß doch der Mensch durch seinen eigenen Mund so oft das Zeugniß seines wahren Werthes sich nicht zu geben wisse! Dieser elegische Gedanke, von Hebbel, den ich in diesem Fall dem Tempelherrn verglichen haben möchte, auf mich angewendet, sollte mir anrathen, für heute in meinen Rückblicken aufzuhören. Sind sie doch, obschon nur summarisch gefaßt, schon längst über den, den Selbstbiographieen der „Gegenwart" zugemessenen Raum hinausgewachsen. Seien sie denn vorläufig geschlossen mit dem Bekenntniß, daß die Rivalität bildend und erziehend gewirkt hat und daß auch ich in meiner anspruchsloseren, von Großprahlern geringgeschätzten, vom Halloh! der theatralischen Tageskritik umlärmten Arbeitswerkstatt immer mehr auf Vertiefung bedacht zu werden lernte, ohne darum in jene Selbstquälerei zu verfallen, die vor einem ewigen Wühlen und Grübeln nach Gedankentiefe, nach dem theoretisch Gesetzmäßigen, praktisch nicht zur Ausführung gelangen kann. Diejenigen Kritiker und Literarhistoriker, die einen Dichter, der wie ich gewohnt gewesen, überall sein Gemüth einzusetzen, zu Gunsten einer nägelkauenden Impotenz, die sich mit hochtönenden Tagebuchsphrasen über ihr mäßiges Schaffen hinwegzulügen sucht, verkleinern und dem Publicum zu verleiden suchen, versündigen sich am Genius der Poesie, wenigstens dem der dramatischen gewiß. Denn die dramatische Muse wird nie wissen, was ihr die von Gedankenblässe und Theorieensucht angekränkelten dramatischen Hamlets nützen sollen.

Vielleicht nehme ich die Fortsetzung dieser Bekenntnisse, die Entwicklung des gereifteren Autors, demnächst wieder auf.

---

## Ein Vorwort zu Hermann Kletkes Jubelfeier.

— (1. August.) —

„Mit dem Abzeichen für fünfundzwanzigjährige Dienstzeit" sei ihm das Ehrenkreuz allgemeinster Anerkennung verliehen, unserm lieben Freunde Hermann Kletke. Am ersten August 1849 ward er Mitredacteur der „Vossischen Zeitung", deren Oberleitung er 1867 nach dem Tode Otto Lindners übernommen; seit Neujahr 1871 zeichnet er als verantwortlicher Redacteur, und mit seinem Namen an der Spitze hat die „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" am 23. Februar 1872 das seltene Fest des einhundertfünfzigjährigen Bestehens gefeiert. Als Hermann Marggraff, dessen Name noch heute das kaum überwundene Elend deutschen Schriftstellerthums in wehmüthige Erinnerung bringt, Ostern 1838 Berlin verließ, trat er das Kunstreferat für die Vossische Zeitung an den ihm befreundeten Kletke ab. Auch seinem Leben gab das Jahr der allgemeinen Erhebung und Erweckung die neue Richtung, er wandte sich den öffentlichen Angelegenheiten zu und stellte sich als ein Führer in die vordersten Reihen des heute noch währenden Kampfes. Der Dienst der Freiheit ist bekanntlich ein schwerer Dienst, den unsere Preßgesetze niemals erleichtert haben, und gerade in der Stadt Friedrichs des Großen hat man seinem Befehl, „die Gazetten nicht zu geniren", stets zuwidergehandelt. Jenen schweren Dienst, in welchem früh das Haar ihm ergraute, hat Kletke treu, fest und männlich gethan und in allen Strömungen und Wandlungen des wechselvollen Tages dem von ihm geleiteten Blatte die freisinnige Haltung auf dem Boden der Fortschrittspartei ohne Wanken bewahrt, so daß er selbst seinen Traum zur Wahrheit gemacht:

„Ich aber träum' ein kühnes Schiff,
Das fest und rasch die See durchfliegt
Und der verborgnen Felsen Riff'
Gleichwie den offnen Sturm besiegt.

Ein Schiff, an dem die wüste Macht
Des Meers vertost, das Eis zerschellt,
Ein Schiff, das frei durch Sturm und Nacht
Die Bahn sich bricht im Kampf der Welt".

Kletke ist nicht etwa blos „und Poet dazu", er ist ein echter, gottbegnadeter Dichter, dem der frische Liederquell im glühenden Steppensand der Tagespolitik nicht vertrocknet. Auch den Uebergang zu dieser hat ihm die Poesie vermittelt.

„Worte der Liebe und des Trostes", eine Gedichtsammlung, die er 1837 zu einem wohlthätigen Zwecke herausgegeben, fanden den Beifall des kritischen Selbstherrschers der Vossischen, Rellstab, in so hohem Grade, daß ein näheres Verhältniß des Dichters zum Recensenten und bald auch zur Zeitung selbst dauernd hergestellt ward. Ein Namenloser war Kletke schon damals nicht mehr, von dem Sechzehnjährigen hatte bereits eine beliebte Zeitschrift seiner Vaterstadt Breslau Gedichte und eine Erzählung in Prosa zum Abdruck gebracht, und blieb er seitdem ein ständiger und fleißiger Mitarbeiter namentlich von leipziger und wiener Blättern. Die sehr angesehene „Wiener Zeitschrift" veröffentlichte 1835 sein Lied „In die Ferne", das in Folge eines Preisausschreibens des mannheimer Musikvereins eine Anzahl von Compositionen anregte und mit einer von ihnen bis heute in ungeschwächter Volksthümlichkeit sich erhalten hat. Die erste Sammlung seiner „Gedichte" erschien 1836 zu Breslau und fand allseitig die freund-

Digitized by Google

lichste Aufnahme, zu deren Stimmführer der treffliche Bernstein sich machte, der am 28. März d. J. sein fünfundzwanzigjähriges Jubelfest als politischer Redacteur gefeiert, damals aber unter dem Namen „Rebenstein" im „Gesellschafter" eine der schärfsten und geistvollsten Feder führte. Als Kletke anfangs des folgenden Jahres nach Wien ging, empfingen ihn die bedeutendsten literarischen Persönlichkeiten mit Wohlwollen und Anerkennung, namentlich schloß sich Lenau in Freundschaft ihm an, er ließ sich jedoch nicht halten, und übersiedelte bald gänzlich nach Berlin, dem er und das ihm seitdem treu und zugethan geblieben.

Hier ist denn auch 1873 im Verlag von E. H. Schroeder die „vermehrte Gesammtausgabe" seiner „Gedichte" erschienen, im tagesüblichen Schmucke des Goldschnittes und mit dem Bilde des Dichters geziert, während die erste Sammlung mit dem Löschpapier jener anspruchsloseren Tage fürlieb nehmen mußte. Es spricht zunächst gewiß für den Menschen, daß der Redacteur einer so einflußreichen Zeitung, an dessen Tactstock die ganze Janitscharenmusik der Reclame hängt, niemals die Trommel rühren, sondern die Kinder seines Herzens ohne väterliche Nachhülfe den rauhen Weg durch die neidische Welt sich selber bahnen ließ. Und sie haben ihn gemacht aus dem Herzen in die Herzen, und der Name des Poeten ist bekannt und geliebt auch in Kreisen, denen seine Verdienste als Redacteur niemals offenbar geworden, wie er denn auch jedem politischen Liede, deren er viele und treffliche gesungen, die Aufnahme in sein Buch versagt hat. Nicht zu dessen Schaden, das jedenfalls an Einheit der Stimmung und des Klanges dadurch gewonnen hat. Und doch ist dieses Buch der ganze Mann, denn es erkennt sich daraus, daß er auf jedem Felde seines Wirkens mit der ganzen Festigkeit und Zuverlässigkeit seines Willens, der vollen Hingebung seiner Treue eintritt, und daß die Sehnsucht nach dem Frieden die Tapferkeit im Kampfe ihm nicht beeinträchtigt. Und ein schönes Buch ist es, das nur dem keine volle Befriedigung gewähren wird, der gewaltsame Aufregungen, glühende Leidenschaft oder eisigen Hohn, himmelstürmenden Aufflug oder schlammaufwühlenden Tiefgang begehrt. Durch diese Lieder pulst ein gleichmäßiger, ruhiger Herzschlag, eine gewisse stille Trauer ist allen eigenthümlich, jene „sinnende Melancholie", welche den armen Lenau leider weniger glücklich durch das Leben geleitete, als seinen Freund Kletke. Kletke ist ein Schlesier, und die Schlesier sind geborne Dichter, weil sie, wie die Gebirgsbewohner, am Heimweh leiden. Gern ziehen sie früh hinaus, allein das Land der Jugend, die engbegrenzte Stätte der Heimath, steht ihnen ewig im Gemüthe, die Sehnsucht in die Ferne und der Trieb heimwärts bekämpfen sich unablässig. Das erklärt manches auch in der Stimmung des Dichters. Zugleich hat er sich jene frische Unmittelbarkeit der Auffassung und jenes bescheidene Zurücktreten hinter den Gegenstand erhalten, die den Nachmärzlichen verloren gegangen. Keine gemachten Gefühle, keine verzerrten Empfindungen spreizen sich anspruchsvoll, die schlichte Wahrheit wirkt mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt. „Natur und Herz" ist die Ueberschrift nur eines Abschnittes, zugleich aber auch der Bannerspruch der ganzen Sammlung. Eine anmuthigere Naturschilderung und zugleich ein herzigeres Liebeslied, als „Waldesrauschen" dürfte in unserer ganzen Literatur nicht zu finden sein:

„Doch wer dies Rauschen will versteh'n,
Der muß im Wald zu Zweien geh'n!"

Ein volles Menschenleben umschließt dieses Buch, und ist reich und mannichfaltig wie ein solches, und für jede Stufe und Lage des Lebens ist Anregung und Erhebung, Trost und Beruhigung darin zu finden. Es ist jene stimmungsvolle, reinen Klanges in sich selbst tönende Lyrik, die immer seltener wird, und wenn ein solcher Dichter auch keine neuen Bahnen wandeln kann, so beherrscht er doch den ewig vorgezeichneten Kreis mit selbstständiger Eigenart ohne Anklänge und Entlehnung. Daß Kletke ein Liebling der Frauen, versteht sich von selbst, aber auch die Männer, welche sich mit vornehmer Gleichgültigkeit von der Lyrik abwenden und sie höchstens als Backfischfutter gelten lassen, werden sich ihm nicht entziehen können.

Ein werthvoller Schmuck des Buches ist die Abtheilung: „Aus dem Märchen- und Sagenwald". Märchen — ein Wort, das auf jedes Menschengemüth einen ganz besonderen Zauber übt und dem spätesten Alter noch das volle Glück der Kindheit zurückruft! Die Sage ist die Amme der Völker, die erfindungsreiche Lehrerin ihrer Jugend, je älter aber Völker und Menschen werden, desto mehr verliert sich die schöpferische Kraft auf diesen Gebieten und das Vermögen der Nachbildung. Wie arm die Neuzeit in dieser Hinsicht, erkennen wir erst, wenn es gilt den Weihnachtstisch unserer Kleinen zu füllen, immer wieder sehen wir uns denn auf die bewährten Freunde unserer eigenen Jugend, die bereits unsere Eltern entzückt, angewiesen. Zu diesen Freunden gehört auch Kletke, dessen kindliches Gemüth, verbunden mit einem Hang zu träumerischem Insichhineinleben und den Nachklängen der Romantik, welche seine Jugendjahre beherrschte, früh schon den Beruf zum Märchenerzähler ihm aufnöthigte, den er bis auf die neueste Zeit unermüdlich bethätigt hat. In den Anfangsjahren der vierzig erfolgte die erste Herausgabe verschiedener Sammlungen eigener Märchen: „Almanach deutscher Volksmärchen" (1840), „Almanach deutscher Volks- und Kindermärchen" (1841), „Phantasus" (1841), „Liedermärchen" (1842), „Spinnstube" (1842), deren größter Theil mit den 1851 erschienenen „Märchen meiner Großmutter" in den Jahren 1867 bis 1874 in drei Bänden unter dem Titel: „Buch der Märchen"; „Neues Buch der Märchen"; „Märchen am Kamin" zu Berlin in wiederholten Auflagen neu herausgegeben worden. Einzelne, darunter „Jacob und sein Vetter" (1857) und „Prinzeß Tausendschön" (1858) die bekanntesten, sind selbstständig mit Fröhlich'schen Silhouetten erschienen. Das vollste Lob aller dieser Schöpfungen läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß es echte Märchen zu wahrer Lust für Klein und Groß sind, in den poetischen findet sich jene neckische Tonmalerei, die seit dem unvergeßlichen Kopisch niemand mehr mit so vielem Glück und Geschick gehandhabt hat. Auch der „Märchensaal aller Völker" (1844), eine Zusammenstellung der vorzüglichsten Volksmärchen in drei starken Bänden, ist ein treffliches Werk. Daß Kletke auch noch auf anderen Gebieten für die Kinder- und Jugendwelt thätig, erklärt sich leicht. Unter seinen darauf berechneten Erzählungen hatten die „Savoyardenkinder" (1841) einer besonders freundlichen Aufnahme und zahlreicher Auflagen sich zu erfreuen, seine „Kinderlieder" (1846) sind vielfach componirt und zum Schulgebrauche verwendet, ein Heftchen daraus erschien 1848 mit von Ludwig Erk untergelegten Volksweisen.

Ein Mann von so liebenswürdigem und bescheidenem Wesen, so theilnahmvoller Hingabe an Sache und Personen, hat nothwendig auch verständnißinnige Freude an fremdem Schaffen. Es kommt hinzu, daß Kletke die ersten Anregungen in der umfangreichen Bibliothek seines Vaters empfing, die ihm, wie dessen nicht unbeträchtliche Gemäldesammlung, seit seiner frühesten Jugend völlig freigegeben war. So wuchs neben der Liebe zur deutschen Literatur auch der eigene Sammeltrieb. Ein schönes Zeugniß dieser zwiefachen Lust ist das „Album deutscher Dichter" (1846), das in zehn starken Auflagen verbreitet ist und wohl den zahllosen Sammlungen gleicher Tendenz die Bahn gebrochen hat. Und doch ist es noch unübertroffen. Denn Kletke hat mit feinem Tact aus den Dichtern selbst gesammelt, während die meisten der späteren Anthologien sich damit begnügen, einander gegenseitig aus- und abzuschreiben. So schleppen sich durch alle diese Bücher, an denen der Einband das werthvollste, unabänderlich dieselben Gedichte desselben Dichters, und nicht immer zu seinem Vortheil, wie eine ewige Krankheit fort. Auch dem schönen Geschlechte hat Kletke mit „Deutschlands Dichterinnen" (1852) seine Huldigung gebracht. Nach viermaliger Auflage ist der weibliche Parnaß längst vergriffen und harrt der Erneuerung, für welche der bedrängte Musenführer noch immer keine Zeit gefunden, vielleicht schreckt ihn auch die bedeutende Erweiterung, die inzwischen erforderlich geworden. Ein großartig angelegtes Unternehmen, bei dem Kletke die Gesammtheit eingehender literarischer Studien zu verwerthen hoffte: „Deutschlands Dichter und Denker von Lessing bis Heine", in ausführlichen Biographien und Proben, mußte trotz der vielversprechenden Aufnahme bei Kritik und Publicum,

Digitized by Google

wegen eigenthümlicher Verhältnisse des Verlegers, mit dem zehnten Bande abgebrochen werden, das Ganze war auf zweihundert Bände berechnet! Durch die speciellste Kenntniß des ungeheuren Stoffes und den Besitz einer eigenen großen Bibliothek mit selten gewordenen Hülfsmitteln wäre Kletke befähigt und im Stande gewesen, ein Denkmal unserer neueren Literatur von staunenswerther Erhabenheit in diesem Werke aufzurichten.

In die Jahre 1852 bis 1862 fällt die Herausgabe zahlreicher volksthümlicher Sammlungen und Bearbeitungen literargeschichtlichen, geographischen und historischen Inhalts, zum Theil für pädagogische Zwecke: „Friedrich der Große im Spiegel deutscher Dichtung"; „Deutschlands Kriegs- und Siegesjahre"; u. s. w., die sich sämmtlich in andauernder Beliebtheit erhalten haben, vor allen eine „Darstellung der Humboldt'schen Reisen in America und Asien" in vier Bänden, vielfach aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt.

Kletke ist am 14. März 1813 geboren, mithin ein angehender Sechziger. Ein verhältnißmäßig langes Leben, und doch wie kurz im Vergleiche zu der gewaltigen Arbeitsfülle, die es so erfolgreich bewältigt hat, was muß dieser Mann, ganz abgesehen vom eigenen Schaffen, allein gelesen und studirt haben! Und dabei fünfundzwanzig Jahre lang Redacteur der ältesten und vielleicht einflußreichsten politischen Zeitung Berlins, eine Thätigkeit, die allein schon den ganzen Mann in Anspruch nimmt und ihm außerdem noch das Opfer zeitraubender äußerer Repräsentation aufnöthigt. Kletke sucht die Oeffentlichkeit nicht, entzieht sich ihr aber ebensowenig, und ist überall der erste auf dem Platze, wo es die Vertretung wahrhaft gemeinnütziger Interessen gilt. Für die bedingungslose Freiheit der Presse ist er stets auf das entschiedenste eingetreten, und als im vorigen Jahre jener ungeheuerliche Preßgesetzentwurf wie ein Versuchsballon plötzlich auftauchte, berief er sofort eine Versammlung freisinniger berliner Redacteure, deren Protest schleunigst durch die Unterschriften von nahezu zweihundert deutschen Blättern wirksam unterstützt ward. Auch für die Ehre und Würde des eigenen Standes ist er unausgesetzt thätig und in seiner fleckenlosen, jedem Angriffe unzugänglichen Haltung ein leuchtendes Vorbild für seine Berufsgenossen. Im Vereine mit gleichgestimmten Freunden regte er den am 20. August 1862 constituirten Verein „Berliner Presse" an, hauptsächlich zur Vermittlung einer fruchtbaren Geselligkeit unter den bis dahin gänzlich vereinzelten Schriftstellern, dessen zeitlicher Vorsitzender er für das laufende Jahr ist. Auf dem deutschen Journalistentage nimmt er eine hervorragende Stellung ein, wie er auch die Seele des inzwischen wieder entschlafenen deutschen Schriftstellertages war.

Ist es nach alledem noch nöthig, zu versichern, daß Kletke ein liebenswürdiger, allgemein geliebter und hochgeachteter Mann, ein treuer Freund und geschätzter College ist, und wie sonst noch alle die Zeugnisse bürgerlichen Wohlverhaltens lauten, die bei solchen Anlässen ausgestellt zu werden pflegen. Der Mann zeugt für sich selbst, und es zeugt für ihn der wahrhaft herzliche Antheil, der allseitig an seinem Feste genommen wird. Mögen alle die guten Wünsche bei dieser Gelegenheit für ihn reichliche Erfüllung finden! Da es nun aber doch einmal hauptsächlich dem Politiker gilt, so sei die „Gedenktafel", die er Ulrich von Hutten geweiht, auch zu seinem eignen Gedächtniß aufgerichtet:

„Wenn Lüge frech das Haupt erhebt,
Herrschsucht den Geist zu knechten strebt,
Dann steh' zur Freiheit Du, ein Mann,
Frag' nicht um Feinde, Acht und Bann,
Dann wirf, wie Hutten unverzagt,
Den Würfel hin: „Ich hab's gewagt!""

**Albert Traeger.**

---

## Zur literarischen Technik.

Von **Arthur Michels.**

Nirgend in der Welt wird so viel geschrieben und gedruckt, nirgend ist die Zahl der berufsmäßigen Schriftsteller und der gelegentlich für die Presse Thätigen so groß als in Deutschland. Das Lesen- und Schreibenkönnen ist Nationaleigenthum, kein Wunder, daß unter den vierzig Millionen so Viele sind, welche dem Wunsche, einen Theil ihrer Tinte in Druckerschwärze verwandelt zu sehen, nicht widerstehen können. Die Statistik dringt nun zwar heutzutage in die verborgensten Tiefen des Menschenlebens und der Menschenseele, noch ist es ihr aber nicht gelungen, zu ermitteln, in welchem Verhältnisse die Manuscripte, welche ihre Carrière bis in die Setzerhände machen, zu denjenigen stehen, die, zum Vortheile der Reichspostcasse, von Redaction zu Redaction, von Verleger zu Verleger reisen, bis sie endlich in einer Schublade oder einem Papierkorbe eingesargt werden, oder den Feuertod sterben. Die vorliegenden Zeilen haben nicht die Vermessenheit, an diesen Verhältnissen rütteln zu wollen. Die deutsche Literatur mag den Gang nehmen, den ihr die Götter bestimmen, die Semesterkataloge und Zeitungsspalten sind schon voll genug; nicht ist es darauf abgesehen, ihnen neuen Zuwachs zu ermitteln, sondern nur einige Ansichten über Aeußerlichkeiten von Manuscripten und Drucksachen sollen der Prüfung übergeben werden, zu Nutz und Frommen solcher Autoren, die Brauchbares, vielleicht Treffliches, Bedeutendes zu schaffen verstehen, nicht aber dieses so einzurichten wissen, daß es leicht, rasch und ohne Fährlichkeiten sich in Druckbogen ausgestalten kann; daneben sollen auch manchem stillen Sehnen des Lesepublicums Worte geliehen werden. Gar mancher verdienstvolle ältere Schriftsteller ist unter jenen, der alle seine Kräfte für den Inhalt und die geistige Form seiner Werke einsetzt, aber in der technischen Behandlung seiner Schreib- und Drucksachen an Gewohnheiten hängt, welche ihm selbst und allen Betheiligten in der Arbeit hinderlich werden, auch später der Brauchbarkeit des vollendeten Buchs Eintrag thun können.

Ich kannte einen alten Gelehrten — jetzt ist er schon geraume Zeit dahingeschieden, alle Conversationslexica aber nennen seinen Namen und die lange Reihe seiner Bücher in Ehren — der mir einst gestand, er könne nahezu das zweite Mal seinen dreißigjährigen Krieg mit Druckereien und Verlegern feiern. Der Mann lebte und starb der Ueberzeugung, daß diese beiden Berufsclassen als ihre irdische Mission betrachten, Schriftsteller zu bedrücken und zu ärgern. Als Mensch war er von seltener Gutherzigkeit und Friedfertigkeit, über die „Rechtssphäre des Schriftstellers" jenen und dem Publicum gegenüber hatte er aber seine eigene Meinung. Aus Gesprächen mit ihm sind zu mehreren der nachfolgenden Aufzeichnungen die Anregungen geschöpft.

Daß die Gelehrten in der Regel schlecht schreiben, ist eine aus dem classischen Alterthume stammende Erfahrung, die sich mit wenigen Ausnahmen bis heute bewährt hat. Mit daher mag es rühren, daß die Forschung immer neue Irrthümer in den wichtigsten alten Abschriften, die uns in Ermangelung der Originale als Quellen dienen, aufzuweisen vermag. Wir haben uns also damit abzufinden, gleichviel, ob wir es als ein Weltgesetz oder nur als eine unabänderliche, mit der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge zusammenhängende Thatsache betrachten. Wie nun ein Zahnarzt, welcher nicht allen Zuspruch verlieren will, mit gewissen Schwächen der Leute capituliren muß und nicht verlangen darf, daß jeder unbrauchbare Zahnstummel ausgerissen werde, so hüten auch wir uns, mit dem Antrage zu beginnen, daß jeder mit einer unleserlichen Handschrift behaftete Autor einen kalligraphischen Cursus machen möchte. Fern von uns sei ein solcher Radicalismus, welcher nur der modernen Gleichmacherei Vorschub leistete, alle graphische Romantik lahm legen, den Autographensammlern den Spaß verderben, ja den Urkundenfälschern ihr schnödes Handwerk erleichtern könnte. Nein, gehen wir subtil, schonungsvoll zu Werke. Was ist, ist vernünftig, sagt Hegel; schlechte Handschriften gibt es und wird es stets geben.

Digitized by Google

Wie soll sich nun aber der Inhaber einer solchen zu den Leuten verhalten, welche geschäftlich mit ihren Erzeugnissen zu thun haben? —

Zuvörderst hat er, wie uns scheint (womöglich von einem gewiegten Setzer oder Buchdruckerfactor) untersuchen zu lassen, ob Methode in dieser Schlechtigkeit ist, ob die einzelnen Buchstaben, so oft sie wiederkehren, in gleicher Weise mißgestaltet sind. Ist das der Fall, so mag die Eigenthümlichkeit der Schrift als existenzberechtigt gelten und fortbestehen für und für, denn ein gewandter Setzer kann allenfalls damit fertig werden. Sitzt den Schriftzügen aber der Höker bald vorn bald hinten, fehlt ihnen hier das rechte Bein, dort der linke Arm, dann — wehe den Blättern, die über dem Letterkasten eingeklemmt werden, und dreimal wehe dem Menschen, der davor steht! — Das Reich des Aberwitzes hat begonnen und schadenfrohe Kobolde treiben ihr Spiel. Meistens veranstalten sie es so, daß — nicht etwa baarer Unsinn zu Tage kommt: das wäre ja noch erträglich, denn jeder verständige Leser würde ihn nicht dem Verfasser zur Last legen — nein, die Kobolde verführen den Setzer, allemal just den Gedanken, welcher den Angelpunkt der ganzen Entwicklung bilden sollte oder für den eine besonders glückliche Fassung gefunden war, zu einer Plattheit zu verhunzen oder in eine Lächerlichkeit zu verkehren. Jeder von uns hat schon von solchen Druckfehlern gehört und darüber gelacht. Lacht die unbarmherzige Welt doch auch über Liebeskummer, über Seekrankheit, über Hypochondrie, ohne daran zu denken, wie jämmerlich dem Belachten zu Muthe sein muß.

In diesem Falle, wenn sich nämlich die graphische Mißgestalt systemlos zeigt, entsteht die Frage: willst Du Besitzer einer solchen zuvörderst eine orthopädische Behandlung versuchen, oder —? Nein, ich sehe schon, davon kann nicht die Rede sein, Deine Frau und Kinder würden ja lächeln, wenn Du von neuem Schreibunterricht nähmst. — Lieber bei jeder Wetterveränderung Zahnschmerzen haben, als die böse Zahnwurzel ausziehen lassen. Freilich, freilich, Deine Kinnlade könnte ja, wenn Du es thätest, zusammenfallen, vielleicht würdest Du nicht mehr recht sprechen und kauen können; das ist's, was entgegensteht, nicht die Angst vor dem Schmerz des Ausreißens; übrigens ist auch gar nicht der Zahnrest, sondern Erkältung daran schuld. Die Wurzel soll sitzen bleiben, nur täglich mit einer Lösung von mangansaurem Kali der Mund ausgespült werden, Punctum. — Wir stehen also jetzt vor der Frage: soll der Patient einer schwer zu entziffernden und ungleichartigen Handschrift sie abschreiben lassen oder originaliter zur Druckerei geben?

Ersteres scheint gerathen, wenn er einen zuverlässigen Amanuensis hat oder auftreiben kann und trotzdem die Copie vor Ablieferung gründlich durchsehen will, denn sonst würde er offenbar neben den Druck- mit allen Schreibfehlern zu kämpfen, und schließlich noch eine runde Summe für „Extracorrecturen im Blei" zu vergüten haben. Setzte sich aber auch der Verfasser über solche Ausfälle vom Honorar hinweg oder wäre die Verlagshandlung mit den Kosten davon „gesattelt", wie die Engländer sagen, so dürfte doch bald genug der Fluch der bösen That auch ihn ereilen. Erfahrungsmäßig ist nämlich mit solchen Extracorrecturen im Blei das Signal gegeben zu Willkürlichkeiten, Verschleppungen und Streitigkeiten zwischen Setzer und Factor, Factor und Principal, Druckerei und Verlagshandlung, die festgesetzten Zeitfristen und Preise werden hinfällig 2c. Jedes einzelne Glied der langen Kette, einschließlich des Correctors und der Laufjungen, betrachtet sich als Opfer der Uebrigen und wirft seinen Hauptgroll auf den ersten Anstifter des Uebels, den Autor. Sei dieser nun auch noch so sehr dem irdischen Treiben entrückt, wohne sein Geist auch nur in den hehren Alpenregionen des Gedankens, ganz unberührt bleibt er nicht von dem Bürgerkriege, den er hier unten entzündet, Flammen oder Rauch dringen hinauf auf seine Höhe.

Darum, o Autor, Du seiest jung oder alt, berühmt oder unberühmt, thue was Du irgend vermagst, um ein leserliches Manuscript zu liefern!

Ist kein geschickter Copist zu haben, nun — so mag allerdings lieber das Calibanmanuscript selbst, als dessen aus seiner Vermählung mit einer täppischen Schreiberhand hervorgegangener Sprößling zur Druckerei wandern. Diesem aufrichtigen, aber unter allen Vorbehalten und ohne Uebernahme einer Verantwortlichkeit gegebenen Rathe muß jedoch noch die Clausel hinzugefügt werden: Alles vorher wenigstens noch einmal Zeile für Zeile im Tempo moderato durchzusehen und nach Kräften zu verdeutlichen. Ist der Druckort fern, muß aller Verkehr brieflich vor sich gehen und drängt die Zeit, so könntest Du ja einem Stenographen die Abschrift dictiren. Die Stenographie wird noch immer viel zu wenig beachtet von den Männern der Wissenschaft und der Feder. Wer keine Lust hat, diese Fertigkeit selbst zu erlernen, kann sich die Dienste eines ihrer Jünger in der Regel verhältnißmäßig billig verschaffen. Dann brauchte nur die Reinschrift des Stenogramms abzugehen, das Original bliebe in den Händen des Verfassers, um später bei der Druckrevision gelegentlich zu Rathe gezogen zu werden.

Unvorsichtig ist es, das Resultat mühsamer Forschungen oder Berechnungen, ohne Abschrift zu behalten, auf eine weite, gefährliche Reise zum Verleger, Drucker, Factor, Setzer, Corrector, Laufburschen und wieder rückwärts zu schicken, denn selbst „recommandirte" Sendungen gehen zuweilen verloren und die Vergütung von vierzehn Thalern, welche die Post in Verlustfällen gewährt, bietet kein Aequivalent.

Oft hört man behaupten, daß schlecht beschaffene Handschriften noch immer am besten davonkämen, weil sie von den Factoren in die geschicktesten Hände gelegt würden, ebenso wie Satz in fremden Sprachen von Leuten, die gar nichts von ihnen verstehen, fehlerfreier ausfalle, als wenn diese eine oberflächliche Kenntniß darin haben, was meistens zu einer flüchtigen Behandlung der Arbeit verleite, während der ganz unkundige Setzer das Original (nur von gedruckten Originalen kann hier überhaupt die Rede sein, denn geschriebene fremdsprachige sollten einem Setzer, der nichts von der Sprache versteht, gar nicht übergeben werden) schärfer in's Auge fasse. Angenommen indessen auch, die Behauptung wäre richtig, so möchte ich doch einem graphischen Pessimismus mitnichten das Wort reden, im Gegentheile handelt jeder Autor im Interesse seiner Werke, wenn er sich der Deutlichkeit befleißigt. Denn abgesehen davon, daß neuerdings, und mit vollem Rechte, für den Satz schlechter Handschriften höhere Preise berechnet werden, so wird sich immerhin das typographische Ergebniß günstiger stellen, der Reindruck schöner und correcter werden, wenn die handschriftliche Grundlage alle ferneren Arbeiten nicht ungewöhnlich schwierig gestaltet. Jede Veränderung, die erst auf den Correcturbogen vor sich geht, wenn sie sich weiter erstreckt, als auf wenige Buchstaben, Scheidezeichen und derlei, beeinträchtigt die typographische Schönheit der Columne. Schon hinzukommende oder wegfallende einzelne Wörter nöthigen oft den Setzer, den Raum zwischen den Nachbarworten übermäßig zu schmälern oder auszudehnen, können sogar unter Umständen ein „Umbrechen" bis zum nächsten Alinea, ja mehrerer Seiten verlangen, wobei nicht selten allerhand üble Zwischenfälle eintreten. Die Spuren solcher Nachträglichkeiten lassen sich meistens am Reindruck eben so deutlich erkennen, wie an Menschenkörpern die Narben chirurgischer Operationen. Die Schwierigkeit erhöht sich, wenn das Hinzukommende oder Wegfallende ungefähr den Raum einer halben Zeile füllt, deshalb pflegen Manche, wo sich's leicht thun läßt, lieber die halbe in eine ganze Zeile zu verlängern, d. h. also einige Worte mehr zu streichen oder zuzufügen.

In Anschlag kommt ferner, daß in Folge der socialistischen Bewegung, welche in das Buchdruckergewerbe besonders tiefe Furchen gerissen hat, die Principale und Factore den Gehülfen gegenüber in eine recht schwere Stellung gekommen sind und tüchtigere Arbeiter, um sie nicht aus ihrer Officin zu verscheuchen, ziemlich autonom schalten lassen. Findet ein solcher ein Manuscript nicht nach seinem Geschmacke, so lehnt er es oft einfach ab, in mehr oder minder höflicher oder socialdemokratischer Form, und so kann es leicht in die Hand eines Lehrlings oder Stümpers fallen.

Die Elemente des Correcturlesens sollen hier nicht dargestellt werden, das ist anderweitig oft genug geschehen. Auch

Digitized by Google

Verfasser, welche die allgemeinen Regeln kennen, pflegen gern beim Factor der betreffenden Officin nach den in derselben gebräuchlichen Einzelnheiten sich zu erkundigen, wohl auch Rücksprache mit dem Corrector über Orthographie und Interpunction zu nehmen, damit nicht etwa der Krieg darum erst auf den Correcturbogen ausgefochten werde. Herausgeber von Sammelwerken und Zeitungen verlangen mit Recht von ihren Mitarbeitern Unterwerfung in diesen Dingen. Jeder, dem gewisse Minutien der Schreibung nicht etwa Herzenssache sind, wird sich leicht fügen, wenigstens einen Compromiß schließen, wenn es ihm auch eine Handvoll c, k, h, ph, ß, Kommata ꝛc. kostete. Linguistische Schriften mögen für sprachliche Reformen eintreten, Tagesblätter den Vorpostenkampf für Umgestaltungen auf sich nehmen, Schriftsteller jedoch in allen anderen ernsten Wissenschaften, ebenso Dichter und Belletristen thun unzweifelhaft wohl, wenn sie sich vorläufig nicht weit vom Gebräuchlichen entfernen, sei auch vieles Verkehrte darunter, denn durch auffallende Besonderheiten der Schreibung wird die Aufmerksamkeit des Lesers vom Hauptgegenstand abgelenkt und der Eindruck geschwächt.

(Schluß folgt.)

# Aus der Hauptstadt.

## Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.

### Die Fledermaus.

Komische Operette mit Tanz in 3 Acten nach Meilhac und Halévy, bearbeitet von C. Haffner und R. Genée. Musik von Joh. Strauß.

Das Libretto der komischen Oper ist ein treues Spiegelbild des Gesellschaftstones der jedesmaligen Zeit, und zwar noch in höherem Grade als das Lustspiel. Denn hier muß der Dichter manchmal Rücksichten nehmen, den „Anstand wahren", er kann auch einmal den Versuch anstellen, seine Leute auf der Bühne eleganter und gebildeter reden zu lassen, als sie im gewöhnlichen Leben sprechen; aber in dem Texte einer komischen Oper folgt er nur dem herrschenden Geschmacke, und was diesem zusagt, das bietet er dem Componisten als Anregung für musikalische Inspirationen. Man kann das am besten an der Entwicklung der französischen komischen Oper und des deutschen Singspieles nachweisen. In Paris sehen wir bei Dalayrac, Grétry, Berton, Isouard, Boieldieu noch liebenswürdige, mitunter sentimentale Texte mit schöner einfacher melodischer Musik; dann kamen Auber, Adam, Grisar; der Text wird immer geistreicher, witziger, die Musik immer pikanter, charakteristischer — endlich hört die eigentliche komische Oper ganz auf, und Offenbachs Reich beginnt. In Deutschland schilderten die Singspiele des verflossenen Jahrhunderts das bürgerliche Leben oder die Märchenwelt (auch Mozarts „Belmonte und Constanze" war ein Singspiel); dann kamen die wiener Zauberpossen — und endlich war's ganz vorbei. Neben den Erzeugnissen Aubers u. a. fanden zwar die deutschen eklektischen und sehr verdienstlichen Versuche Flotows „Martha" und „Stradella", auch Nicolais derselben Gattung beizuzählende „Lustige Weiber von Windsor" eine Zeit lang vielen Anklang, aber sie sind nun auch fast von den meisten Bühnen verschwunden, oder dem „höheren" Repertoire einverleibt; der „Zug" folgt der Offenbach'schen „Muse". Und wenn man den Weg prüft von der „Weißen Dame" Boieldieus und dem „Maurer und Schlosser" von Auber, über den „Schwarzen Domino", den „Postillon von Lonjumeau" bis zum „Orpheus", der „Schönen Helena" und „Pariser Leben", so gelangt man zur Ueberzeugung, daß die französische komische Oper die in Musik gesetzte Geschichte des französischen Gesellschaftstones bietet. Als noch Boieldieu componirte, da sang Rossini in den Tuilerien als geladener Gast eine Arie aus der „Dame blanche"; in demselben Palaste sang 40 Jahre später die Fürstin Metternich die Arien der Theresa. Lebte Voltaire heute, er würde nicht gesagt haben „le qui est trop bête pour être dit, on le chante", sondern „le qui est trop impudique" ꝛc. Allerdings scheint selbst in Paris ein leises Bedürfniß nach anderen geistigen Anregungen rege geworden zu sein, wenigstens läßt sich aus den Texten zu „La fille de madame Angot" und „Javotte" ein solch optimistischer Schluß ziehen, aber Offenbach wird seine Herrschaft gewiß nicht so leichten Kaufes aufgeben, und in dieser Periode der Wallfahrten und Wundererscheinungen hat er mit seinen Zoten viel mehr Chance als jedes anständige oder vernünftige Unternehmen; die Heilige von Lourdes und die schöne Helena passen gleich vortrefflich dazu, ein Volk zu regeneriren. In Deutschland können wir eine solche organische Entwicklung wie die in Frankreich glücklicherweise nicht nachweisen. Mit den Singspielen und den oben angeführten Versuchen Flotows und Nicolais endete auch die eigentliche deutsche komische Oper. Die Textdichter gingen nicht weiter, sie versuchten nicht mit den Franzosen in Wettstreit zu treten. Nicht etwa blos aus Anstandsgefühl, sondern auch, weil sie nicht konnten; aber ich betrachte dieses Nicht-Können als ein Verdienst.

So ist auch der Text zu der „Fledermaus" kein von einem Deutschen erfundener, sondern ein nach einem französischen Muster zugestutzter. Bevor wir uns mit ihm beschäftigen, müssen wir dem Componisten einige Worte widmen. Herr Strauß ist nicht blos ein beliebter Tanzcomponist, sondern ein in seinem Fache durchaus genialer Mann; er hat in der Instrumentation und in der Melodienführung Neues geschaffen, und manche seiner Walzer sind wahre Genrebilder. Seit einigen Jahren hat er nun begonnen, Opern zu schreiben. Seine erste „Indigo und die vierzig Räuber", deren Text ein romantisch-phantastischer Unsinn genannt werden konnte, und die hier im Victoriatheater gegeben wurde, zeigte neben einigen anmuthigen Stellen wienerischen Gepräges schon das bedenkliche Streben, die französische „Pikanterie" nachzuahmen. Dieses Streben gelang ihm nicht, und alle wahren Freunde seiner großen Begabung sahen darin mit Vergnügen ein Zeichen, daß er den Weg des gemüthlichen deutschen Singspieles einschlagen müsse. Wie es jedoch scheint, geht man in Wien von dem Grundsatze aus, daß nur mit Offenbach'schem Genre Erfolg zu erzielen und „Geschäfte zu machen" seien, und so nützt denn Strauß ein großes Talent in derartigen Experimenten ab. Den „Carneval in Rom" haben wir zwar nicht gesehen, konnten aber aus allen Berichten entnehmen, daß er jener Richtung angehört, und die „Fledermaus" ist nun gar ein Stück, das selbst die weitest gesteckte Grenze überschreitet, und dem gegenüber man nicht mehr bestimmen kann, wohin wir noch kommen dürften! Um dieses Urtheil zu motiviren, wollen wir uns der peinlichen Arbeit unterziehen und den Inhalt genau ohne alle Zuthat erzählen: Der Notar, Doctor Falke und der Rentier von Eisenstein sind Jugendfreunde. Als sie beide noch studirten, hat Eisenstein eines Tages im tollen Uebermuthe den Freund bei einem Privatcostümballe auf dem Lande als Fledermaus verkleidet eingeführt, ihn dort total betrunken gemacht, und den Schlafenden dann irgendwo auf die Landstraße gelegt, von wo er nach dem Erwachen den Rückweg nach Hause im Costüm antreten mußte, zum großen Gaudium aller Gassenjungen ꝛc. ꝛc. Falke schweigt, wartet aber auf Gelegenheit sich zu rächen, und diese bietet sich eben, als das Stück beginnt. Eisenstein ist mit einer hübschen, liebenswürdigen Frau verheirathet, und soll eine rasche heftige That (wenn ich nicht irre, hat er jemandem eine Ohrfeige gegeben) mit Gefängnißstrafe büßen. Während die erste Scene sich abspielt, befindet er sich auf dem Gerichte mit dem Advocaten, um einen Versuch zur günstigeren Wendung anzustellen. Seine Frau ist allein in Zagen und Bangen um die Entscheidung, und verweigert, weil sie nicht ganz allein bleiben will, ihrem Stubenmädchen die Erlaubniß, am Abend noch auszugehen. Diese hat einen Brief ihrer Schwester erhalten, worin sie eingeladen wird, beim Prinzen Orlofsky zu soupiren, und sich eine Robe ihrer Herrschaft zu annectiren. Plötzlich erscheint Herr „Alfred", der ehemalige Gesanglehrer der Dame, für den sie einst ein Faible hegte, und der bisher vergeblich gesucht hat, sie zu sehen und zu sprechen. Ohne viel Umstände bewegt er sie zu dem Schwure, daß, sobald ihr Mann „brummt" und sie Strohwittwe ist, sie ihn empfangen werde, und entfernt sich schnell. Nun erscheint Herr von Eisenstein, ein blühender junger Elegant, und erklärt seiner geliebten Gattin, daß er noch am Abend in's Gefängniß wandern müsse.

Die Beiden klagen, der Gatte schickt das Kammermädchen in die nächste Restauration, um ein feines Souper herbeizuschaffen, er will mit seinem lieben Weibchen noch einmal zusammen essen. Während sie sich vorbereiten, kommt der Dr. Falke, der oberwähnte Jugendfreund, dieser ladet Eisenstein hinter dem Rücken seiner Frau ein, mit ihm zu einem glänzenden Souper beim Fürsten Orlofsky zu kommen, wo er „schöne Mädchen auserlesen", „Ballerinen leicht beschwingt" ꝛc. ꝛc. finden würde. In's Gefäng-

Digitized by Google

niß könne er ja am frühen Morgen gehen, jetzt solle er sich noch ein paar Stunden recht amüsiren. Herr von Eisenstein nimmt die Einladung mit Freuden an und berathet sich noch mit dem Freunde, wie man dem lieben Weibchen in zärtlichen Worten den Glauben beibringen könne, daß er seine Strafe ohne Aufschub antreten müsse. Falke entfernt sich, und die beiden Gatten verabschieden sich von einander, wobei das Stubenmädchen mitsingt; ein jeder spricht zum andern von seinem Schmerze, singt „es gibt ein Wiedersehen" und freut sich im Stillen auf das bevorstehende Amüsement; eine Scene, wie sie pikanter und schamloser nicht erdacht werden kann — doch es kommt noch besser! Der Gemahl ist nun fort, die junge Frau gibt mit einem Male dem Mädchen die früher verweigerte Erlaubniß auszugehen, und — erwartet den Sänger. Zweimal will sie die Thüre verschließen, damit er nicht eintreten könne, doch beide Male „fehlt ihr die Kraft", und er tritt ein. Aber nicht etwa von Liebe, von Sehnsucht, von Freude des Wiedersehens spricht er zu seiner ehemaligen Schülerin; er zieht sich den Schlafrock des Herrn von Eisenstein an, setzt, oder vielmehr legt sich auf das Sopha, und fällt heißhungrig über das zurückgelassene Souper her; die Dame aber, anstatt den widrigen Burschen fortzuweisen, oder sich selbst zu entfernen, läßt sich von ihm bewegen, mit ihm zu trinken und singt zuletzt „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist". — — — — Doch Geduld, lieber Leser, es kommt noch besser! die Beiden werden in ihrem Gesange von dem Gefängnißdirector Frank unterbrochen, welcher kommt, um Herrn von Eisenstein abzuholen. Der Gesanglehrer, den Frank für den Hausherrn hält, will nicht mitgehen, doch die Dame bewegt ihn, als ihr Gemahl zu erscheinen. Dem Gefängnißdirector kommt die Geschichte etwas verdächtig vor, doch die junge Frau beweist ihm singend: „Mit dem Schlafrock, mit der Mütze, so blasirt, so ennuyirt kann nur allein der Gatte sein". Herr Alfred nimmt zärtlichen Abschied, und der erste Act endet.

Der zweite spielt im Hause des Fürsten Orlofsky. Dieser ist ein blutjunger Nihilist (von einer Dame dargestellt), der sich immer langweilt, aber von seinen Gästen verlangt, daß sie sich sehr gut amüsiren und sich betrinken, denn

„Wenn sich einer ennuyirt
So pack' ich ihn ganz ungenirt
Und werf' ihn hinaus zur Thür".

Und

„Wer mir beim Trinken nicht parirt
Dem werfe ich ganz ungenirt
Die Flasche an den Kopf".

Man sieht, der Jüngling gehört zur besten Gesellschaft! Er gibt eben einen Ball, den, wie es scheint, der Notar Dr. Falke anordnet; denn dieser führt zuerst seinen Freund Eisenstein als „Marquis Renard" ein, dann den Gefängnißdirector Frank als „Chevalier"; das Kammermädchen Eisensteins hat er ebenfalls durch jenen Brief geladen, den sie von ihrer Schwester geschrieben wähnte — sie gilt für eine Schauspielerin. Endlich kündigt er die Ankunft einer ungarischen hochgebornen Dame an, die aber durchaus maskirt bleiben will. Diese erscheint auch, ist aber keine andere als — Frau von Eisenstein; Falke will sie davon überzeugen, daß ihr Gatte sie betrogen hat. Das ist seine Revanche für die Fledermausaffaire. Nun entspinnen sich allerlei pikante Situationen: Eisenstein erkennt sein Kammermädchen, wagt aber doch nicht zu behaupten, daß sie es sei; dann macht er seiner maskirten Frau den Hof, die ihm seine Uhr abschwatzt, dann schließt er intime Freundschaft mit dem Chevalier, dem Gefängnißdirector, der ihn selbstverständlich nie gesehen hat; dieser proponirt unter allgemeinem Beifalle eine allgemeine „Duz-Brüderschaft" der Herren und Damen, es wird getanzt, gejubelt, bis die Uhr Sechs schlägt und der Director und Eisenstein sich erinnern, jener, daß er sein Gefängniß inspiciren, dieser, daß er sich stellen muß; Beide entfernen sich eiligst. — Im dritten Acte erscheint erst ein total betrunkener Gerichtsdiener, der immer das „fidele" Gefängniß preist, dann sein ebenso betrunkener Director, der die Walzermelodien vom Balle pfeift, hin- und herwankt, herumtanzt, endlich in einen Stuhl sinkt und vom Diener sich Rapport abstatten läßt; dann kommt Eisensteins Kammerjungfer, welcher der Director später anbietet, „sie als Freund und Vater" (!!) für's Theater ausbilden zu lassen — dann kommt Eisenstein, dann seine Frau, dann der Gesanglehrer, dann ein Advocat, dann der Notar Dr. Falke, endlich sogar der Fürst Orlofsky mit seiner ganzen Gesellschaft — (immer im Vorsaale des Gefängnisses). Es gibt Untersuchungen, Aufklärungen, Versöhnungen, alles jubelt und die Gesellschaft befindet sich schließlich unendlich wohl.

Zu diesem Texte hat Herr Strauß eine Musik componirt, die mehrere sehr hübsch gemachte Nummern enthält, wirklich gut erfunden ist nur der reizende Walzer-Schlußchor des zweiten Actes. Der geniale Componist hat in seinem „An der Donau", in seinem „Wellen und Wogen" mehr edle und originelle Melodien, mehr Gesangsmotive geschaffen, als in seinen sämmtlichen drei Opern. Und warum? Weil er eben mit seinem großen Talente Gutes anstrebte und nicht einen ordinären Text noch pikant illustriren wollte.

Die Aufführung muß als eine ganz vortreffliche gerühmt werden. Herr und Frau Swoboda als Ehepaar Eisenstein, Heer Bollmann als Gefängnißdirector, Herr M. Schulz in der kleinen Rolle des Gerichtsdieners boten geradezu Meisterleistungen, einer bessern Sache würdig. Fräulein Preuß als Kammermädchen, Herr Carl Swoboda als Gesanglehrer, Herr Brandt als Dr. Falke waren ausgezeichnet. Das Publicum nahm die Novität, besonders den ersten Act, sehr günstig auf. — Ob es hierbei nur das vortreffliche Spiel anerkannte, oder Befriedigung seines Kunstgeschmackes fand, das vermag ich nicht zu entscheiden, da mir die in jenen Räumen herrschenden Richtungen nicht genügend bekannt sind. Ich eilte nach Hause, und spielte die „Schöne Helena" von Offenbach, um mich gradatim auf gute Musik und anständige Texte vorzubereiten.

**H. Ehrlich.**

## Notizen.

Etwas vom Citiren, namentlich vom falschen. Zur vollen Würdigung der „Geflügelten Worte" von Büchmann, welche neulich in diesen Blättern die beste Anerkennung durch schätzenswerthe Bereicherung erhielten, würde auch der Nachweis der Wirkungen des trefflichen Büchleins gehören. Wenn dasselbe, in so viel Auflagen verbreitet, das schon viel länger und weiter verbreitete falsche Citiren einigermaßen beschränken, wenn es recht viele Leser zur Gewissenhaftigkeit im Gebrauch eines so edlen fremden Eigenthums aufmuntern würde: welches Verdienst müßte das in den Augen nicht etwa blos eines pedantischen Alexandriners und Byzantiners, sondern jedes Freundes einer soliden Bildung sein! Aber es ist fast zu fürchten, daß in dieser Richtung das Buch eher Unheil stiften, daß nun mancher mit leichterem Schulsack ausgerüstete Redner und Schreiber lediglich aus der von ihm gekauften oder entlehnten Sammlung citiren und dann naturgemäß öfters verkehrt citiren wird. Wir werden wohl öfter als früher von solchen, die mit der Quantität der lateinischen Silben auf etwas gespanntem Fuße stehen, falsch scandiren hören müssen, wenn auch nicht gerade: si tacuisses, philosóphus mansisses — denn dieses Wort fehlt noch im Büchmann. — Dabei fällt uns die Scene in einer kleinstaatlichen Kammer ein, da der gewesene Minister jene Redensart dem im Amt befindlichen zurief, dieser sie in ein: „si tacuisses, Latinus mansisses" verwandelte und jener replicirte, daß man nicht von jedem Minister verlangen könne, er solle wie der Corrigirende früher Präceptor gewesen sein. Ja, aber wenigstens dies, daß, wenn der Herr Minister einmal in fremder Sprache citiren will, er diese wenigstens nothdürftig aussprechen kann. Doch von der Zukunft ist die Rede. Mancher Leser Büchmanns wird beim Anwenden des Gelesenen für einen Vers halten, was keiner ist; stritt doch einmal jemand mit mir: mundus vult decipi, decipiatur ergo sei doch ein ganz guter Pentameter. (Pentametér! Büchmann, 8. Aufl. S. 62.) Andere werden aus wirklichen Versen sich ihre Privatprosa zurechtmachen, wie: Fata sua habent libelli (Ueber Land und Meer 1872. S. 126) oder Interdum dormitat pater Homerus (ebendas. 1873. Nr. 39) oder, wie besonders häufig geschieht, peccatur intra et extra, ter quaterque etc. Wieder andere werden verschlimmbessern nach Art jenes schwäbischen Landtagsboten: ultra posse nemo potest, was unseres Wissens im Corpus juris (ad impossibile?) nemo obligatur heißt.

Viel häufiger werden die Entstellungen und Verderbungen des Deutschen sein. Bringen es doch die wenigsten Menschen, die in literarischen Dingen mitreden und schreiben, dazu, ein besonders häufiges und wichtiges Citat, die Namen selbst von so berühmten Männern wie D. F. Strauß und J. V. Scheffel, ganz genau zu citiren. Neunmal unter zehn ist Strauß, der Lebenslang von den Seinigen Fritz genannt wurde, der David Strauß, wahrscheinlich weil es wunderlich, so etwas

Digitized by Google

wie eine contradictio in adjecto klingt; und Scheffel, daheim von jeher Joseph gerufen, muß überall Victor heißen, weil das wohl schöner sein soll. Noch schlimmer jedoch als mit den Vornamen geht es den Dichtern mit ihren Worten. Dieselbe Augsburger Allgemeine, die einmal klagte, daß von 100 Citaten, die ihr zur Controle vorlägen, nicht 10 auf quellenmäßige Richtigkeit Anspruch machen könnten, läßt in einer guten Recension von Stockmars Denkwürdigkeiten stehen: „Edel sei der Mensch, hilfreichend und gut", läßt einen bekannten wiener Feuilletonisten aus Uhlands „gutem Cameraden" einen „treuen" machen und schreiben: „er lag zu meinen Füßen". Selbst über Roquettes „Geschichte der deutschen Dichtung" mußten wir in einer Recension das kaum Glaubliche lesen, daß darin citirt wurde: „Ach die Geister, die ich bannte, werd' ich nun nicht los". Weiter notirten wir uns aus wenigen Blättern und Büchern in wenigen Wochen: „Wie herrlich weit wir's doch gebracht"; „was kein Verstand der Verständigen sieht, das glaubt in Einfalt ein kindlich Gemüth"; „da findest du die Wurzel deiner Kraft"; „wer hat dich so schön gebaut" u. a. m.

Noch sei uns eine Bemerkung über ein geflügeltes Wort erlaubt, das seit etlichen Jahren auf hohen Vorgang hin besonders beliebt geworden ist: „Das walte Gott!" Gewiß gehört es zu den durch unsern reichsten freigebigsten Spender, durch Luther, in specie seinen Katechismus, eingebürgerten Citaten und ist dann durch ein Kirchenlied von Betichius († 1722): „Das walte Gott, der helfen kann" vollends populär geworden, obschon die Redensart viel älter als Luther ist. Ueber den Sinn hörten wir einmal einen tüchtigen Theologen und Pädagogen, der sich an dem Accusativ statt des Genitiv bei Walten stieß, ernstlich docciren: Das Wort sei ein verstärktes „es walte Gott", d. h. Gott lebe, regiere, helfe! Wer wird das glauben wollen? Ein so prägnantes „das" ist und bleibt demonstrativ, auch wenn Luther den Tag mit dem Sprüchlein anfangen heißt: Das, nämlich mein Aufstehen, Beten, Frühstücken walte, d. h. schirme, versehe Gott! Ueber den Accusativ aber sagt das Grimm'sche Wörterbuch III, 1115: „ehmals hing von Walten der Genitiv ab, wie er sich zu Gewalt haben, gewaltig sein einstellt; so noch Kaisersberg: des walt Got! ja Lessing: des größern (Schatzes) waltet sein Vater noch. Allein schon Agricola, während er Sprichw. 596 im Text schreibt: „Gott walt es"! gibt die Ueberschrift: Das walt Gott! meint also auch unter „es" den Accusativ. Nicht anders Fischart, sogar mit doppeltem Accusativ: „Das walt sie der Teufel!" so daß unser heute oft vernommenes „Gott walt's" den Genitiv wie den Accusativ enthalten könnte und der Sprachfehler: „Das walte Gott" statt „Dessen walte Gott" häufig und pathetisch begangen wird. Bei Gryphius: „Das walte, der es walten kann" sind gleichfalls schon zwei Accusative gemeint."

**J. Hartmann.**

* * *

Im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart erscheint jetzt in Lieferungen ein Prachtwerk, auf das wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen. Es führt den Titel „Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna". Die Schilderung von Oberitalien hat Karl Stieler, die von Toskana Eduard Paulus, die von Rom und Unteritalien Woldemar Kaden übernommen. Die berühmtesten Künstler haben zu diesem Werke Illustrationen geliefert. Die Verlagshandlung macht u. A. folgende namhaft: G. Bauernfeind, A. Calame, G. Cloß, L. Dill, B. v. Fiedler, R. Heilbuth, A. Hertel, E. Kanoldt, H. Kaulbach, W. v. Kaulbach, F. Keller, C. Kirchner, Lindemann-Frommel, A. Metzener, L. Passini, P. F. Peters, R. Schick, G. Schoenleber, F. Skarbina und A. v. Werner. Von der Zusammenwirkung solcher Kräfte läßt sich etwas Außergewöhnliches erwarten, und die erste uns vorliegende Lieferung erfüllt diese Erwartungen in jeder Beziehung. Die großen Blätter wie die kleineren in den Text eingestreuten Zeichnungen, sind sowohl in der Composition wie in ihrer technischen Ausführung wahrhafte Kunstwerke. Die Holzschnitte gereichen dem A. Cloß'schen Atelier zur größten Ehre; auch im übrigen ist die Ausstattung — Papier, Druck (Gebrüder Mäntler in Stuttgart) — dem künstlerischen Werthe des Inhalts entsprechend, musterhaft. Wir behalten uns vor auf das Werk, dessen Preis relativ sehr niedrig bemessen ist, eingehender zurückzukommen, sobald es vollendet vorliegen wird.

# Offene Briefe und Antworten.

## Ueber Jules Janin.

Friedland (Mecklbg.), 29. Juni 1874.

Sehr geehrter Herr!

Sei es mir erlaubt, zu Lindaus Jules Janin-Artikel in Nr. 26 noch eine kleine Anekdote von dem „prince du feuilleton" beizubringen, deren Wahrheit ich allerdings nicht verbürgen kann, da ich mich nicht mehr zu entsinnen weiß, weder wo, noch aus wessen Munde ich sie habe erzählen hören, die mir aber im Gedächtniß geblieben ist, eben weil sie sich an den Namen Jules Janin knüpfte.

Janin war Feinschmecker. Das Gegentheil würde auch ein Wunder gewesen sein. Pariser Restaurateure pflegen nun mitunter zum Scherz eine für die Tafel angerichtete Hummernpyramide mit einem lebendigen, roth angestrichenen und mit Draht an ein paar gekochte Cameraden befestigten, zu krönen, welcher Küchenscherz einst den geistvollen Feuilletonisten verleitete, bei einem gastronomischen Divertissement in der Ekstase seiner Geschmacksnerven den sublimen Ausspruch zu thun: „Der Hummer ist der Cardinal des Meeres!"

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster

**C. Spielmann.**

Die Anekdote ist in Paris allgemein bekannt; man erzählt sie dort so, daß Janin, dessen zoologische Kenntnisse nicht sehr bedeutend gewesen sein sollen und der den Hummer nur in gekochtem Zustande auf dem Tisch gesehen hatte, im guten Glauben in einem seiner Feuilletons dieses Thier als „le cardinal de la mer" bezeichnet habe.

Die Zahl der über Janin coursirenden Geschichten, der ihm zugeschriebenen Bonmots und der witzigen und boshaften Bemerkungen, zu denen namentlich seine Corpulenz die Veranlassung gab, ist Legion. „Jules Janin," schrieb einer seiner Gegner über ihn, „ist ein dicker Mensch. Sein Kinn fällt über das Jabot; das Jabot über seinen Bauch, sein Bauch über das Feuilleton, und sein Feuilleton über alle Welt her".

Janin blieb die Antwort in solchen Fällen gewöhnlich nicht schuldig. In einer Polemik gegen Felix Pyat nannte er diesen, von dem seine Gegner sagen, daß er mit dem Radicalismus seiner Gesinnungen einen sehr ausgesprochenen Trieb der Selbsterhaltung verbinde, „einen Hasen, der die Trommel schlägt". **F. L.**

* * *

L. B. in C. Ob wir in der „Deutschen Revue", welche zum ersten October unter der Leitung von Julius Rodenberg erscheint, eine „gefährliche Concurrentin der Gegenwart" erblicken? Ganz und gar nicht! Sowohl in der Erscheinungsweise, wie im Inhalt unterscheiden sich beide Blätter sehr wesentlich von einander. Die „Revue" bringt Novellen und Erzählungen, die „Gegenwart" nicht; die „Revue" erscheint in Monatsheften, die „Gegenwart" in Wochenlieferungen; und schon dadurch ist ja eine grundverschiedene Behandlung desselben Stoffes geboten. Beide Blätter werden, wie ihre Herausgeber, als gute Cameraden freundschaftlich neben einander hergehen. Durch dieses angenehme collegialische Verhältniß ist natürlich die Möglichkeit einer gelegentlichen Polemik nicht ausgeschlossen; aber der Austausch verschiedener Meinungen wird in den beiden Blättern niemals einen gehässigen oder verächtlichen Charakter annehmen können. Wir begrüßen das Erscheinen der „Deutschen Revue" mit herzlicher Theilnahme und hoffen, daß die Monatsschrift unter der geschickten Leitung unsres Freundes Rodenberg die Schwierigkeiten, die sich jedem jungen Unternehmen entgegenstellen, schnell und vollständig überwinden wird.

V. J. in W. An der Leipziger Directionsgeschichte ist kein wahres Wort. Sauregurkenzeit, das Bedürfniß eines stoffarmen Blattes, durch ein Dementi die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken — was bedarf es einer weiteren Erklärung?

Digitized by Google

# Inserate.


Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.

**HELGOLAND.**
Nordseestudien von E. Hallier. 1 Thlr.

**Die nordfriesischen Inseln.**
Von G. Weigelt.
Zweite Auflage mit 2 Karten. 1 Thlr.

**Das Nordseebad Föhr.**
Von Schiödte. 15 Sgr.

Soeben erschien:

**Das Leben des Weibes.**
**Diätetische Briefe**
von Dr. **A. Baginsky**, pract. Arzt.
1874. Preis 1 Thlr.

**Inhalt:**

1. Pflege des weiblichen Kindes.
2. Jungfräuliche Entwicklung.
3. Diätetik des jungfräulichen Alters.
4. Die Schwangerschaft.
5. Diätetik für Schwangere.
6. Beschwerden der Schwangerschaft und deren Abhilfe.
7. Die Geburt.
8. Diätetik der Wöchnerin.
9. Beschwerde des Wochenbettes und deren Abhilfe.

Eine Beurtheilung dieses Buches competenter Seite (in der Zeitschrift für praktische Medicin vom 1. Mai 1874) sagt uns zum Schluß: „In dieser muntern Darstellung ist ziemlich das ganze Buch geschrieben und wird dieselbe nicht wenig dazu beitragen dem Buch eine große Verbreitung zu bringen. Außerdem berührt es ja Verhältnisse, die von der größesten Tragweite sind und wünschen wir aufrichtig dem Buche aufmerksame Leserinnen und Beherzigung der gegebenen Rathschläge".

**Denicke's Verlag** in **Berlin**, Louisenstr. 45.

Soeben erschien:

**Wandertage**
in
**Italien**
von
**Woldemar Kaden.**

Eleg. geh. Thlr. 2. — od. fl. 3. 36 kr.

„Poesiereiche heitere Künstlerfahrten durch Land und Leute, nicht an Bädeker oder Heerstrassen gebunden — Alles ungezwungen in bunter Laune des wechselreichen Tages — viel Luft, Duft und Sonnenschein."

**Meyer & Zeller's Verlag**
(Friedrich Vogel)
in Stuttgart.

**Ges. Werke von Karl Gutzkow.**

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena**:

**Erste vollständige Gesammt-Ausgabe.**
**Erste Serie.**
12 Bde. in etwa 80 Lieferungen. 8°.
**Eleganteste Ausstattung.**
Subscriptions-Preis für jede Lieferung
**nur 6 Sgr.**

Der Verfasser, noch in voller frischer Thätigkeit, hat an alle diese Schriften, wahre Kernwerke eines jugendlichen, originellen, Wahrheit anstrebenden Geistes, die letzte Hand gelegt, sie theilweise gänzlich umgearbeitet, alle aber durch interessante neue Zusätze noch anregender mit den Erfahrungen der Gegenwart vermittelt.

Einzelne Bände werden nur zu einem höheren Preise von je 2 Thlrn. abgegeben.

**Lieferung 1 und 2 mit ausführlichem Prospect sind in jeder Buchhandlung vorräthig.** — Alle 8—14 Tage eine Lieferung.

**Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.**

**Inhalt der 4. Lieferung:** Die alten Hellenen. Untersuchung über den Ursprung freiheitlicher Regungen. Staatliche Einrichtungen in Hellas nach den Wanderungen. Zustände zur Zeit der Perser-Kriege. Religiöse Entwicklung. Geistige Cultur. Einfluss der Perserkriege auf die griechische Kunst. Zeitalter des Perikles. Die Culturleistungen der Demokratie zu Athen. Wirthschaftliche Verhältnisse. Sociales Leben der Griechen. Das Familienleben und der Hetärismus. Griechenland's Niedergang. Nationalität und frühere Zustände der Makedonier. Philip und Alexander. Allgemeine Culturfolgen der makedonischen Eroberungen. Aufblühen der Wissenschaft. Griechenland und die Seleukiden. Aegypten unter den Ptolemäern. Das alexandrinische Museum und seine Wirkungen. Das alte Etrurien. Rom und seine Cultur. Aelteste Zustände. Die Königsherrschaft.

Das Werk erscheint in 9—10 Lief. à 36 kr. und wird im Laufe dieses Jahres complet. Lief. 1—3 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Soeben erschien:

**Die Natur und Entstehung der Träume.**
Von
**L. Strümpell,**
Professor an der Universität zu Leipzig.
Gross Octav. VIII und 126 Seiten. Preis 20 Sgr.
**Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

**Beachtenswerthe Neuigkeit.**

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Geschichte**
morganatischer und legitimirter
**Fürsten- und Grafen-Ehen**
in Deutschland.

Nebst Mittheilungen über damit verwandte Erscheinungen und einem Inhalts- und Namen-Register. 8. geb.
Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Geschichtlich und interessante Lectüre für höhere u. gebildete Kreise, für Lesezirkel, Leihbibliotheken 2c.

Halle. **G. Schwetschke'scher Verlag.**

**Einbanddecken** zum 5. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 15 Sgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.


**Redaction und Expedition:** Louisen-Str. 32. **Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.** **Druck von B. G. Teubner in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 25. Juli 1874. Band VI.

P1
30
.G295
v.6
no 30

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Gibt es einen vierten Stand? Von Carl Dietzel. — Der päpstliche Nuntius und der Erzbischof von Utrecht. Ein Beitrag zur Geschichte der päpstlichen Unfehlbarkeit. Von Th. Wenzelburger. — **Literatur und Kunst:** Fritz Reuter. Von Klaus Groth. — Die Antigone des Sophokles: ein Zeugniß gegen die Centrumspartei. Von A. Döring. — Benedikt. Von Fanny Lewald. Roman in zwei Bänden. Besprochen von Paul Lindau. — Moderne Epiker. Von M. v. Szelisli. — **Aus der Hauptstadt:** Das plattdeutsche Theater in Berlin. Von Julius Stettenheim. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

### Gibt es einen vierten Stand?

Von **Karl Dietzel.**

I.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die socialistische Bewegung in Deutschland demnächst in ein weiteres Stadium ihrer thatsächlichen Entwicklung zu treten beabsichtigt und vielleicht dazu bestimmt scheint, uns noch in der saison morte durch den Schlachtruf des Classenkrieges oder wenigstens durch das Knallfeuerwerk weltumstürzender Resolutionen in Aufregung zu versetzen. Der Ton in den Organen der Socialdemokratie nimmt zusehends an Schärfe und Feindseligkeit zu und die Rührigkeit in den verschiedenen socialistischen Lagern ist in Vereinen, Versammlungen, dem Austheilen von Parolen u. s. w. eine außerordentliche.

Man ist versucht, den Grund dieses schärferen Hervortretens zunächst in dem ermuthigenden Eindrucke zu erblicken, welchen die siegreichen Erfolge der Socialdemokratie bei den letzten Reichstagswahlen hervorgebracht haben. Die tiefer liegende Ursache aber dürfte darin zu finden sein, daß die Führer der verschiedenen Arbeiterparteien die gegenwärtige allgemeine Lage und die durch den Rückgang der in den letzten Jahren den Arbeiterforderungen so günstigen Conjuncturen bewirkte allgemeine Unzufriedenheit der Arbeiterclasse für geeignet halten, um mit ihren Plänen einen Schritt weiter vorzurücken.

Dem gegenüber ist die ungewöhnliche Energie, mit welcher die Regierungsorgane in verschiedenen Staaten gegen diese erhöhte socialistische Thätigkeit einschreiten, ein nicht minder bedeutsames Anzeichen. Wenn dieses sich in Baiern hauptsächlich in der scharfen Handhabung der vereinsgesetzlichen Bestimmungen bei dem Verbot und der Auflösung socialdemokratischer Versammlungen gezeigt hat, so haben die kürzlich stattgehabten Haussuchungen bei den Führern des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins in Berlin ein noch größeres Aufsehen gemacht, weil sie auf beabsichtigte umfassende Maßnahmen gegen die ganze socialistische Organisation hinzudeuten scheinen. Ein solcher Schritt ist Seitens der preußischen Regierung um so auffallender, als man bisher nach verschiedenen Anzeichen über deren eigentlichen Standpunkt gegenüber den socialistischen Tendenzen sehr im Unklaren sein mußte. Aber man scheint auch an dieser Stelle die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß eine Gefahr im Anzuge ist, und sucht nun derselben mit den Mitteln der bestehenden Gesetze entgegenzutreten.

Dieses plötzliche Aufraffen der Staatsregierungen gegenüber der stetig wachsenden socialistischen Kampfesorganisation hat seinen Grund unverkennbar in der durch neuere Erscheinungen gesteigerten Erkenntniß, daß die theoretische Grundlage wie die praktische Organisation der hauptsächlichsten deutschen Arbeiterparteien sich direct und absolut gegen den Staat der Gegenwart richtet und daher unmittelbare Gefahren für die bestehenden Staaten und die bestehenden Staatsgewalten in sich birgt. Dem aufmerksamen Beobachter, sowie demjenigen, welcher tiefer in das Wesen des Socialismus hineingeblickt hat, konnte dies schon lange kein Geheimniß sein. Das neuerliche Auftreten der socialistischen Parteien aber muß diese Einsicht auch bei allen denen zur Folge haben, welche bisher mit einer gewissen Arglosigkeit dem socialistischen Treiben zugesehen hatten oder sich durch ein bestimmtes politisches Interesse oder eine mißverstandene humane Theilnahme an dem Loose der arbeitenden Classen für ein ungehindertes Gewährenlassen der socialistischen Agitatoren entschieden hatten.

Es ist nicht nöthig, zum Beweise der politischen Bedeutsamkeit der socialistischen Bewegung in Deutschland auf die verhältnißmäßig erhebliche Stimmenzahl hinzudeuten, welche die Socialdemokratie bei den jüngsten Reichstagswahlen gewonnen hat, und welche sich bei künftigen Wahlen wahrscheinlich progressiv steigern wird. Es bedarf ebensowenig der Hinweisung auf das unumwundene und jede Verständigung zurückstoßende Auftreten der socialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage, obgleich hierin das Eingreifen des Socialismus in den Gang der politischen Dinge sich am unmittelbarsten zeigt. Es genügt vielmehr, auf die neueren Kundgebungen der socialdemokratischen Parteien innerhalb ihrer Vereinsthätigkeit einen Blick zu werfen, um sich sofort von den weitgehenden und unmittelbaren politischen Absichten und Tendenzen derselben zu überzeugen.

Der Allgemeine deutsche Arbeiterverein hat bei seiner neulichen Generalversammlung in Hannover verschiedene Resolutionen gefaßt, deren erste es für die Pflicht aller Arbeiter, aller Handwerker, aller kleinen Beamten erklärt, durch Agitation auf die Einführung des allgemeinen, gleichen und directen Wahlrechts für alle gesetzgebenden Körper hinzuwirken, damit nur Arbeitercandidaten zur Wahl gelangen, und deren zweite durch rastlose socialistische Agitation die Verwirklichung der Vorschläge Lassalles: Productivgenossenschaften mit Staatshülfe überall einzurichten, erstrebt, indem der Kampf zwischen Capital und Arbeit nicht eher endigen könne. Die socialdemokratische Arbeiterpartei hat auf die Tagesordnung ihres diesjährigen, im Juli in Coburg stattfindenden Congresses die politische

Digitized by Google
UNIV. OF MICH.

Stellung der socialdemokratischen Arbeiterpartei als ersten Berathungsgegenstand gesetzt und in welchem Sinne die Beschlußfassung hierüber ausfallen wird, das läßt sich nach den Vorgängen auf dem vorjährigen Congresse und nach der Ausdrucksweise ihres Parteiorgans mit Leichtigkeit vorhersehen.

Damals war ein Antrag eingebracht worden auf Streichung des Punktes im Parteiprogramm, welcher die „staatliche Förderung des Genossenschaftswesens und Staatscredit für freie Productivgenossenschaften unter demokratischen Garantien" verlangt, weil die Grundsätze des Programms es geradezu verböten, die Lösung der socialen Frage im heutigen (Classen-) Staate zu versuchen, weil dieser Punkt die Regierungen veranlassen könne, in feindseliger Absicht und nur zum Schein die Initiative in dieser Richtung zu ergreifen, die proletarische Classenbewegung hierdurch aber einen Rückschlag erfahren müßte, und weil es vielmehr Pflicht sei, das gesammte Proletariat als Classe zu organisiren, damit die Bewegung mit Bewußtsein auf ihr Ziel — den Staat ohne Privatbesitz und ohne Lohnarbeit — marschire. Der Antrag wurde als zur Zeit inopportun an eine Commission verwiesen. Er wird auf dem diesjährigen Congresse unzweifelhaft zur Annahme gelangen.

Der Ton und die Ausdrucksweise in den Organen der Socialdemokratie und theilweise auch in den verschiedenen Blättern, welche aus diesen und jenen Gründen mit den socialistischen Tendenzen zu sympathisiren für angemessen halten, dient diesen Beschlüssen zur weiteren Illustration und zeigt durch seine zunehmende Schärfe und Feindseligkeit, mit welcher Bestimmtheit die Führer der Bewegung auf ihr Ziel — die Vernichtung des gegenwärtigen Staates und des gegenwärtigen wirthschaftlichen Gesellschaftsorganismus — lossteuern.

Durchgehends tritt uns hier eine, oft geradezu höhnische, Zurückweisung aller noch so wohlgemeinten Bestrebungen entgegen, welche auf Grund der bestehenden Verhältnisse und mittelst der Gesetzgebung oder sonstigen Mitwirkung der Staatsgewalt die Lage der arbeitenden Classen zu verbessern oder die socialen Nothstände zu lindern bemüht sind. Das Heil liegt allein im Socialismus! Der heutige Staat wird als der „Classenstaat", d. h. als derjenige Staat, in welchem die anderen, die besitzenden Classen auch noch ein Wort mitzureden haben, schlechthin verworfen und ein gänzlicher Neubau desselben auf socialistischer Grundlage, d. h. ein solcher Staat, in welchem die socialistische Partei allein regiert, gefordert. Daher wird denn auch der eigentliche socialistische Gedanke, die absolute feindselige Gegenüberstellung der arbeitenden oder unteren Classe gegenüber den anderen Bevölkerungsclassen, immer schärfer hervorgekehrt und die Organisirung dieser „Proletarierclasse" zum Zweck der gewaltsamen Verdrängung der anderen Classen aus ihrer jetzigen Stellung im Gesellschaftszustande und im Staate als oberster oder alleiniger Zweck betrachtet. Der Classenkrieg wird unverhüllt als das alleinige Mittel, welches zum Ziele führen kann, verkündet, und dieses Ziel besteht in der Alleinherrschaft der Socialistenpartei im Staate der Zukunft.

Unter den Schlagwörtern, mit welchen diese wüste Agitation, diese gewaltsame Erzeugung einer absolut feindseligen Stimmung der arbeitenden oder wirthschaftlich bedrängten Classen gegen die besitzende Classe und die bestehende Staatsordnung vorzugsweise betrieben wird, tritt daher auch das Schlagwort vom vierten Stande, welcher noch nicht zur gerechten Anerkennung gelangt sei und sich daher seine Gleichberechtigung gegenüber dem bevorrechteten dritten Stande erkämpfen müsse, wieder häufiger hervor.

Die Meisten verbinden allerdings keinen festen, bestimmten Sinn mit diesem Worte. Man denkt sich darunter die Gesammtheit derjenigen, welche hinter dem dritten Stande kommen. Unter diesem versteht man dann ausschließlich die besitzende bürgerliche Classe oder den besitzenden Theil des Bürgerstandes, der wohl auch mit noch engerer Begrenzung mit dem Schlagwort „Bourgeoisie" belegt wird. Im Munde der socialistischen Agitatoren ist daher der vierte Stand gleichbedeutend mit der besitzlosen oder Arbeiterclasse, oder mit der Gesammtheit derjenigen, deren sociale Unzufriedenheit in ihrem Gegensatze zur besitzenden oder Capitalistenclasse wurzelt.

Aber es verbindet sich doch noch ein specieller Nebenbegriff mit der Bezeichnung als vierter Stand, um dessentwillen dieselbe gerade gewählt wird, wenn er auch von vielen nur dunkel empfunden wird. Es soll damit ausgedrückt werden, daß die Gesammtheit derjenigen, welche nicht zu der besitzenden Classe gehören, oder welche sich in dauernder wirthschaftlicher Bedrangniß befinden, durch die bestehende Rechtsordnung und den bestehenden Gesellschaftszustand benachtheiligt oder wenigstens ungünstiger behandelt würden, als der ihnen gegenüber bevorrechtete dritte Stand oder die besitzende Classe. Die hieraus unmittelbar sich ergebende Folgerung ist dann diese, daß der vierte Stand sich sein Recht auf Bestand oder seine Gleichberechtigung mit dem dritten Stande erst noch zu erringen habe, daß er sie erkämpfen müsse und zu diesem Kampfe berechtigt sei, wie ehemals der dritte Stand gegenüber den bevorrechteten Ständen der früheren Jahrhunderte.

In dieser Hinsicht ist die ganze Vorstellung von einem vierten Stande eine durchaus verkehrte und der häufige Gebrauch dieses Ausdruckes ein sehr beklagenswerther. Denn es werden damit die besitzende und die besitzlose Classe einander gegenübergestellt, als ob sie absolut von einander geschieden wären und auf theilweise verschiedenartigem Rechte beruhten, wie es bei den früheren Ständen der Fall war. Die zwischen denselben befindliche Kluft, an sich bereits tief genug, wird dadurch zu einer unausfüllbaren gemacht.

Daß die Führer der socialistischen Parteien von einem vierten Stande reden, ist vollkommen begreiflich und von ihrem Standpunkte aus durchaus folgerichtig. Denn sie wollen ja gerade die Kluft zwischen der besitzenden und der arbeitenden Classe zu einer unübersteiglichen machen und bekämpfen daher jede Maßregel, welche dieselbe auszufüllen im Stande wäre. Für sie ist jener Ausdruck gleichbedeutend mit dem gegenwärtig noch häufiger gehörten Schlagwort von der „enterbten Classe", worunter diejenigen verstanden werden sollen, welchen von den vorhandenen Gütern nicht dasjenige zu Theil geworden sei, was ihnen vermeintlich gebührte, welche also hinsichtlich der Gütervertheilung ungerecht behandelt worden wären und noch behandelt würden.

Mit den Socialisten läßt sich daher über dieses Wort nicht streiten und ihnen der Gebrauch desselben auch nicht bestreiten, da es in ihre Zwecke paßt. Um so bedauerlicher aber ist es, wenn auch in der nichtsocialistischen Presse dieser Ausdruck gebraucht wird und damit die Vorstellung von einem rechtlich benachtheiligten oder staatlich zurückgesetzten vierten Stande sich auch in weiteren Kreisen der Gebildeten festsetzt und einbürgert. Am beklagenswerthesten aber ist es, wenn auch von wissenschaftlicher Seite aus dieser Ausdruck und dieser Begriff gebraucht und in dem obigen socialistischen Sinne gehandhabt werden, wie dies bekanntlich seitens einiger Socialpolitiker geschieht. Denn es entsteht dadurch der Schein, als ob dieser vierte Stand sich wissenschaftlich begründen und rechtfertigen lasse, was natürlich seiner Einbürgerung in den Vorstellungskreis der gebildeten und der politisch maßgebenden Kreise in Deutschland einen wesentlichen Vorschub leisten würde.

So hat noch neuerdings Schmoller es für die Aufgabe des preußischen Staates — und insbesondere seines Beamten- (und König-)thums — in der socialen Frage erklärt, sich des vierten Standes jetzt ebenso anzunehmen und ihn durch Staatsmaßregeln gegenüber den ihn vermeintlich bedrängenden anderen Ständen zu begünstigen und zu heben, wie er es im vorigen Jahrhunderte mit dem dritten Stande gegenüber den damaligen bevorrechteten Ständen und privilegirten Classen gethan. Ganz abgesehen von der wissenschaftlich und historisch gleich unrichtigen Auffassung, welche dieser Aufforderung zu Grunde liegt, müssen wir diesen Vorschlag als einen für die sociale Frage, wie für den preußischen Staat gleich unheilvollen bezeichnen. Nichts würde größere Gefahren in sich bergen, als wenn der

Digitized by Google

Staat in diesem socialen Interessenstreite einseitig Partei ergreifen wollte. Denn er würde dann einen gewissen ständischen Gegensatz zwischen den beiden Parteien durch seine Maßregeln erst recht erzeugen, indem er sie staatlicherseits verschieden behandelte und insofern gewissermaßen unter verschiedenes Recht stellte, und dieser neue ständische Gegensatz müßte dann unzweifelhaft zu einem neuen ständischen Kampfe führen, wie ihn die frühere Scheidung der Stände zur Folge gehabt hat.

Wir fürchten zwar nicht, daß das preußische Beamtenthum sich durch die schmeichelhafte Verlockung der Socialpolitiker auf die verhängnißvolle Bahn der Großziehung eines „vierten" Standes mittelst theilweiser Zurückdrängung des dritten oder besitzenden Standes — denn nur so kann sie gedacht werden — fortreißen lassen wird, obgleich man doch nicht ganz ohne Besorgniß in dieser Hinsicht sein darf, da die socialpolitischen Anschauungen — durch die Gunst äußerer Umstände zu plötzlicher Geltung gelangt — ziemlich hoch in die preußischen Beamtenkreise gedrungen sind und sich daher bei einem Theile der jüngeren Generation die Meinung gebildet hat, daß wenigstens ein bischen Socialpolitik zu den Eigenschaften eines guten preußischen Beamten gehöre. Denn die wissenschaftliche Nationalökonomie weiß den Werth des preußischen Beamtenthums und seine hohe Bedeutung, insbesondere in jener Zeit vor Begründung des Verfassungsstaates, ebensowohl zu würdigen, wie die socialpolitische, und es werden daher ihre Lehren auch in diesen Kreisen wieder zur Geltung gelangen, wie es früher zum Heile des Staates der Fall gewesen.

Aber es verlohnt sich doch wohl der Mühe, diesem Schlagwort vom vierten Stande etwas näher in's Angesicht zu sehen, um seine innerliche Unberechtigtheit nachzuweisen. Denn wenn auch so extreme Vorschläge, wie der Schmoller'sche, glücklicherweise wohl nicht zur Ausführung kommen werden, so wird doch die sociale Frage während der nächsten Jahre unzweifelhaft an erster Stelle auf der Tagesordnung unseres gesammten öffentlichen Lebens stehen und daher sowohl die Gesetzgebung und die Staatsverwaltung, wie auch die weitesten Kreise des Volkes lebhaft in Anspruch nehmen. Alle praktischen Versuche zur Beseitigung der socialen Nothstände, alle Discussionen und theoretischen Untersuchungen über die socialen Verhältnisse werden aber unendlich erschwert und großentheils am Erfolg verhindert, wenn man sich die beiden streitenden Classen, die besitzende und die arbeitende, als in ihren Interessen sich absolut gegenüberstehend vorstellt. Die Lösung der socialen Frage auf nicht gewaltsamem Wege muß als etwas Unmögliches aufgegeben werden, sobald man diese Classen als dritten und vierten Stand einander gegenüberstellt.

Erste Bedingung zur Lösung oder Milderung des gegenwärtigen socialen Streites ist das Begreifen des Zusammengehörens und Aufeinanderangewiesenseins der beiden streitenden Theile, nämlich der Arbeitgeber und der Arbeiter. Beide zusammen bilden die producirende Classe, insbesondere bei der gewerblichen und industriellen Production. Daher besteht eine untrennbare Gemeinsamkeit und ein Zusammenhang ihrer Interessen hinsichtlich des Erfolges der gemeinschaftlichen Production, und der Streit der Interessen zwischen beiden Classen wurzelt eben in diesem untrennbaren Zusammenhang. Der Kernpunkt für die Lösung dieses Streites ist die Anerkennung der Nothwendigkeit der Berücksichtigung der gegnerischen Interessen von beiden Seiten.

Diese Anerkennung ist erstens erforderlich, um die richtige Einsicht und das richtige Denken über die socialen Verhältnisse herbeizuführen, damit richtige Gesetze über dieselben gegeben und zweckentsprechende Anordnungen hinsichtlich ihrer getroffen werden können. Zweitens aber und in beinahe noch höherem Grade, damit das persönliche Verhältniß zwischen beiden Classen, welches in seiner gegenwärtigen Gestalt an der Schärfe des socialen Gegensatzes einen erheblichen Theil der Schuld trägt, sich besser gestalten und auf richtigeren Grundlagen aufbauen könne. In beiden Beziehungen, vorzüglich aber in der letzteren, ist an eine Besserung nicht zu denken, wenn die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer als getrennte Stände sich gegenüberstehen.

Die Frage über das Vorhandensein oder Entstehen eines vierten Standes hat zugleich eine große Bedeutung in culturlicher Hinsicht. Sie ist daher, auch abgesehen von ihrer unmittelbaren Beziehung zur socialen Frage, für alle diejenigen, welche sich für das Culturleben interessiren und insbesondere für die gebildeten Classen hinsichtlich ihrer eigenen Stellung innerhalb der ganzen Volksgesellschaft von großem Interesse.

Wie das Culturleben überhaupt mit den socialen Verhältnissen eng zusammenhängt und wesentlich auf ihnen beruht, so müßten auch die gegenwärtigen Culturzustände auf das nachdrücklichste davon berührt und erschüttert werden, wenn in der That ein vierter Stand vorhanden wäre und zu einer siegreichen Gegenüberstelluug gegen die anderen Stände gelangte, wie seine Wortführer sie im Auge haben. Wenn es wirklich einen vierten Stand gäbe und derselbe sich in ähnlicher Lage gegenüber einem dritten Stande befände, wie es in der Zeit vor 1789 einen dritten Stand gab und wie dieser gegenüber den bevorrechteten beiden ersten Ständen gestellt war, dann würden wir allerdings auch auf diesem Gebiete einem Culturkampf entgegen gehen, einem Culturkampf mit der rothen Internationalen, gewaltiger und gefährlicher, als wir ihn gegenwärtig gegen die schwarze Internationale durchzukämpfen haben. Denn das scheint keinem Zweifel unterliegen zu können, daß die Massen in den maßgebenden Bevölkerungscentren gegenwärtig von den socialistischen Ideen und Tendenzen viel mächtiger aufgeregt werden, als vom Kirchenglauben und kirchlichen Bedürfniß, und daß die Aufreizungen der Socialistenführer, sobald sie wirklich zur Eröffnung des Krieges entschlossen sind, ganz andere Erfolge haben werden, als die Aufhetzungen der Priester.

Wenn nun aber auch eine solche Gefahr keineswegs als bereits am Horizonte auftauchend angesehen werden kann, weil eben ein solcher Gegensatz eines vierten Standes gegen die anderen Volksclassen gar nicht vorhanden ist, so hat doch die gegenwärtige scharfe Ausbildung der socialen Gegensätze, welche zu dieser Annahme eines vierten Standes geführt hat, eine erhebliche Bedeutung für die gesellschaftlichen Culturverhältnisse. Allerdings geht in der neueren Zeit, hauptsächlich als Folge der Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse, eine bedeutsame Umgestaltung auch hinsichtlich des gesellschaftlichen Gegenseitigkeitsverhältnisses der verschiedenen Bevölkerungsclassen vor sich. Das auf Besitz und Bildung oder auch auf einzelne besondere Momente sich gründende gegenseitige Rangverhältniß der verschiedenen Bevölkerungsclassen, das man wohl auch uneigentlich mit dem Worte „Stand" bezeichnet, indem man von höheren und niederen Ständen spricht, erleidet gegenwärtig eine wesentliche Veränderung.

Aber diese Bewegung, welche langsam und unvermerkt, jedoch stetig fortschreitet, ist nicht sowohl auf die Erzeugung neuer Standesunterschiede oder auf die Verschärfung der bestehenden, sondern umgekehrt auf die Abschwächung der letzteren und auf die zunehmende gänzliche Verwischung des Standesunterschiedes gerichtet. Der demokratische Zug der neueren Zeit, welcher in Frankreich bereits eine vollständige Nivellirnng der Gesellschaft herbeigeführt hat, ist auch in Deutschland in ununterbrochener Wirksamkeit. Diese Bewegung erfolgt durchweg zu Gunsten der arbeitenden oder besitzlosen Classe, so daß deren gesellschaftliche Stellung in diesem engeren Sinne sich in der neueren Zeit nicht nur nicht verschlechtert, sondern bedeutend gehoben hat. Man kann daher auch in dieser besonderen Hinsicht unmöglich von einem vierten Stande reden, welcher gegenüber dem dritten Stande oder der besitzenden Classe ungerechterweise zurückgesetzt sei und sich seine Gleichberechtigung zu erkämpfen habe.

Digitized by Google

## Der päpstliche Nuntius und der Erzbischof von Utrecht.

Ein Beitrag zur Geschichte der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Selten wird jemand in Deutschland, Theologen und Historiker natürlich ausgenommen, vor dem letzten vaticanischen Concil und der dadurch hervorgerufenen Reformbewegung in der katholischen Kirche selbst, sich die Mühe gegeben haben, die nähere Bekanntschaft der „altbischöflichen Klerefie", oder wie sie schlechtweg mit einem von den Jesuiten in Schwang gebrachten Spitznamen bezeichnet wird, der „Jansenisten" zu machen. Und doch besteht schon seit 150 Jahren eine Kirchengenossenschaft mit etwa 6000 Mitgliedern, die etwa 25 Gemeinden bilden, mit einem Erzbischof, zwei Bischöfen, einem Seminar und einer verhältnißmäßig sehr zahlreichen Parochialgeistlichkeit, eine Kirchengemeinschaft, welche sich den Charakter der wahren Katholicität vindicirt, die ununterbrochene Fortsetzung der alten katholischen Kirche in den Niederlanden bildet und, da sie die Beschlüsse des Tridentiner Concils rückhaltslos anerkennt, den Vorwurf des Schismas auch mit Recht von sich abweisen kann. Sie erkennt den Principat des römischen Stuhles bereitwillig an, aber sie bestreitet die centralisirende absolute Macht desselben und die Thatsache, daß jedesmal die Curie von der Wahl eines Erzbischofs oder Bischofs benachrichtigt wird, beweist genügend, daß sie nichts mehr wünscht, als die alten Beziehungen mit dem h. Stuhl wieder anzuknüpfen.

Wer den langen, von der Zeit der Errichtung der niederländischen Bisthümer durch Philipp II. sich datirenden Entwicklungsgang der katholischen Kirche in den Niederlanden näher betrachtet, wird als den rothen, sich durch zwei Jahrhunderte hinziehenden Faden den Antagonismus erkennen, der zwischen der bischöflichen Autorität und dem nivellirenden, diese Selbstständigkeit untergrabenden System der Jesuiten bestand. Wer den Schleichwegen folgt, auf denen die Jünger Loyolas ihr Ziel zu erreichen suchten, wird dabei denselben die Anerkennung einer im menschlichen Leben gewiß sehr seltenen Beharrlichkeit nicht versagen können.

Es kann nicht in unserem Zweck liegen, auf die merkwürdigen Ereignisse, welche die Lostrennung der alten Klerefie von der jesuitisch-römisch-katholischen Kirche vorbereitet und herbeigeführt haben, näher einzugehen, obwohl das Studium derselben besser als alles andere den eigentlichen Lebenszweck der Gesellschaft Jesu erkennen läßt; der Zweck der folgenden Zeilen soll nur der sein, einen Vereinigungs- und Versöhnungsversuch, zu dem die Curie selbst die Hand bot, näher zu charakterisiren. Denn, da die katholische Kirche sich dem Protestantismus gegenüber stets auf die compacte, jeden Sectengeist mit innerer Nothwendigkeit ausschließende Einheit beruft, so muß folgerichtig die Existenz dieser altkatholischen Kirche ein sehr empfindlicher Pfahl im Fleisch ihres Einheitsbewußtseins sein. Annäherungsversuche lagen also im Interesse der Curie selbst, die sich zu denselben natürlich erst dann entschloß, als die Hoffnung, mit brutaler Gewalt zum Ziele zu gelangen, durch die Verhältnisse für immer vereitelt war.

Während die Staaten von Holland im vorigen Jahrhundert den Erzbischof von Utrecht gegen Rom sehr eifrig in Schutz genommen hatten, weil ihnen die nationale Entwicklung des Katholicismus natürlich wünschenswerther erscheinen mußte, als eine katholische, unter der unbeschränkten Herrschaft Roms stehende Kirche, verhielt sich die Sache später gerade umgekehrt. Napoleon I. hatte zwar mit richtigem, scharfem Blick die Wichtigkeit der altbischöflichen Klerefie als eines bei seinem Kampfe gegen den Papst wohl zu verwerthenden Elementes erkannt, aber er fand nicht die Zeit, die Idee weiter auszuführen; Ludwig Napoleon trat geradezu feindlich und mit Vernichtungsgedanken auf und als Wilhelm I. den Thron bestieg und mit der Curie ein Concordat abschließen wollte, machte diese die vollständige Vernichtung und Unterdrückung der utrechter Kirche durch die Staatsgewalt zur Bedingung für die Eröffnung der Verhandlungen. Die Anmaßung, mit der die Curie damals auftrat, bestimmte die Regierung, die Verhandlungen abzubrechen, der päpstliche Unterhändler, Nazalli, mußte unverrichteter Dinge nach Rom zurückkehren (1824); aber einige Jahre später beauftragte die Curie ihren Nuntius Capaccini im Haag, die utrechter Bischöfe auf gütlichem Wege zu überreden, ihre bischöfliche Würde niederzulegen.

Der damalige Erzbischof von Utrecht, van Santen, hat seine Unterredung mit Capaccini aufgezeichnet und da dieselbe den gegenseitigen Standpunkt prägnant charakterisirt, die päpstliche Unfehlbarkeit schon in nuce enthält und ein höchst interessanter Belag für die Art ist, in welcher der Jesuitismus und Ultramontanismus mit Gewissensfragen umzuspringen im Stande sind, so soll sie hier vollständig mitgetheilt werden; zuvor jedoch noch eine erläuternde Vorbemerkung.

Oben wurde bemerkt, daß der Name Jansenisten ein von jesuitischer Seite erfundener und verbreiteter Spitzname sei. Jansenius (geb. 1535) war bekanntlich Bischof von Ypern und ist hauptsächlich durch sein Werk: „Augustinus oder die Lehre des h. Augustinus über die Gesundheit, Krankheit und Genesung der menschlichen Natur" bekannt, das übrigens erst nach seinem Tode erschien. In den Pelagianern, die Jansenius hier hauptsächlich befehdet, konnte jeder Leser des Buches die damaligen Jesuiten erkennen; wenn sich also der Haß der letzteren besonders auf die Bewunderer und Freunde des gestorbenen Jansenius concentrirte, so darf man sich darüber nicht wundern. Bald wurde denn auch das Werk auf Befehl der Inquisition verboten und durch die Bulle „In eminenti" (1642) ausdrücklich festgesetzt, daß fortan über Augustinus kein Wort mehr geschrieben werden solle. Aber das utrechter Capitel zählte gerade die meisten Anhänger Augustins und es leuchtet sonach ein, nach welcher Seite hin die Spitze der eben genannten Bulle eigentlich gerichtet war. Bald wußten es die Jesuiten durchzusetzen, daß jeder Bischof vor seiner Installirung die sogenannte Formel Alexanders VII. unterzeichnen mußte, in welcher fünf besonders namhaft gemachte Sätze aus dem Buche von Jansenius verdammt wurden. Wir dürfen uns der Mühe überheben, diese besonders anzuführen, da sie sich in den Regionen des höhern scholastischen Blödsinns bewegen, zumal da es sich trifft, daß diese fünf Sätze gar nicht im Buche von Jansenius gefunden werden, daß ferner die, welche von den Jesuiten mit dem Namen Jansenisten bezeichnet wurden, diese Sätze selbst verdammten. Es wurde also von den Bischöfen nichts mehr und nichts weniger verlangt, als diese fünf Sätze in das Buch von Jansenius hineinzulügen, und diese bewußte Lüge eidlich zu bekräftigen und abzuschwören! Das war aber gerade die jesuitische Taktik, die unbedingte Unterwerfung unter die päpstliche Autorität zu verlangen und die von früheren Theologen gemachte Unterscheidung zwischen jus und factum, d. h. den Satz, daß sich der Papst zwar in Thatsachen, aber keineswegs in Glaubenssachen irren könne, einfach zu negiren. Die genannten fünf Sätze mußten also nicht nur als solche, sondern als von Jansenius aufgestellte Lehren verdammt werden und mit der Formel Alexanders VII. in der Hand konnten die Jesuiten jeden Gegner niederschlagen. Die Bischöfe von Utrecht verweigerten aber standhaft die Unterzeichnung der Formel und diese Weigerung führte am Anfange des vorigen Jahrhunderts den vollständigen Bruch mit Rom herbei; um die Formel und ihre Unterzeichnung dreht sich auch die folgende Unterredung.*)

Der Nuntius Capaccini begann damit, die Vorsicht, Mäßigung und wissenschaftliche Bildung des Erzbischofs van Santen zu preisen und meinte dann, daß die ganze Differenz zwischen den Jansenisten und dem päpstlichen Stuhl auf einen einzigen, unbedeutenden Punkt reducirt werden könne, eine Kleinigkeit, welche für einen so kirchlich gesinnten und vorsichtigen Mann, wie der Erzbischof, unmöglich Schwierigkeiten ergeben könne. Van Santen begriff alsbald, was Capaccini unter dieser „Kleinigkeit" verstand und sagte: „ich verstehe — die Formel".

*) Diese Unterredung ist dem Werke entnommen: „Geschiedenis der oud-roomschkatholieke Kerk in Nederland. Bijdrage tot de Kennis van den tegenwoordigen strijd in de roomschkatholieke Kerk; door Dr. R. Beninк Janssonius. 'sGravenhage 1870, M. J. Visser."

Digitized by Google

Capaccini: „Es ist eine bloße Form; was ich von Ihnen verlange, ist nur dies, daß Sie Ihren Namen unter einen Streifen Papier setzen und damit ist alles in Ordnung".

van Santen (entrüstet): „Jede Form hat eine Bedeutung, und ich kann kein Schriftstück unterzeichnen, und dasselbe eidlich bekräftigen, es sei denn, daß ich in meinem Gewissen vor Gott von der Wahrheit dessen, was ich unterzeichnen soll, überzeugt bin".

Capaccini: „Aber Sie sind in Ihrem Gewissen vor Gott gebunden, die Autorität des h. Vaters anzuerkennen, und wenn Se. Heiligkeit die Wahrheit der Formel versichert, dann genügt dies, um jedes Bedenken zu entfernen. Jeder Zweifel entspricht bei Ihnen einer persönlichen Meinung, während auf der andern Seite die volle Autorität steht, um Sie zu belehren, daß die Formel die Wahrheit enthält, um von Ihnen zu verlangen, daß Sie die Wahrheit als zweifellos anerkennen".

van Santen: „Ich habe den Augustinus von Jansenius mehr als einmal durchgelesen: ich weiß, daß die fünf verurtheilten Sätze in dem Buche nicht gefunden werden; wie kann ich dann als ehrlicher Mann und als Christ eine Erklärung als wahr unterzeichnen, in der eine wahre Thatsache geleugnet wird? Ich habe mit Gott und meinem Gewissen zu thun, mag auch der Papst und die ganze Kirche falsch berichtet sein. Da beide keine Thatsache verändern können, so haben sie auch keine Macht von Gott, um zu verlangen, daß ich meinen Namen unter eine Erklärung setze, die einer Thatsache widerspricht".

Capaccini versuchte nunmehr dem Erzbischof den Begriff der unbedingten Unterwerfung unter den h. Stuhl auseinanderzusetzen, und operirte dabei folgendermaßen:

„Sie sehen, van Santen," fuhr er fort, „daß der Tisch, an dem wir sitzen, mit einem grünen Teppich bedeckt ist. Denken wir uns, ein Vater hätte seinen Kindern ernstlich verboten, in dieses Zimmer zu kommen oder nur einen Blick in dasselbe zu werfen; nun hat aber eines derselben durch das Schlüsselloch geblickt und kam durch seinen Ungehorsam dahinter, daß der Tischteppich grün ist. Wenn nun der Vater alle im Zimmer befindlichen Gegenstände inventarisiren ließe und — sei es aus Versehen, oder mit Absicht, dies ist einerlei — diesen Teppich als roth bezeichnen und auf Grund seiner väterlichen Autorität von jedem seiner Kinder verlangen würde, das Inventar als vollkommen richtig zu unterzeichnen, so würde es dem Kinde, welches den Teppich gesehen hat, nicht erlaubt sein, von der durch seinen Ungehorsam erhaltenen Kunde Gebrauch zu machen und die Unterschrift aus dem Grunde zu verweigern, weil die Farbe des Teppichs in dem Inventar roth genannt wird. Der Vater hatte das Recht, seinen Kindern zu verbieten, einen Blick in das Zimmer zu werfen, und er hatte ebenso das Recht, seinen Kindern vorzuschreiben, was sie zu unterzeichnen hatten. Keine That früheren Ungehorsams von Seiten eines Einzigen konnte sie der Verpflichtung überheben, sich augenblicklich dem Gebot des Vaters zu fügen".

van Santen: „Sie bedienen sich hier eines sonderbaren Bildes; die Schlußfolgerung? Wie können Sie selbst in einem solchen Falle die Unterzeichnung einer bewiesenen Unwahrheit rechtfertigen?"

Capaccini: „In dem Falle, den ich angenommen habe, kann von Unwahrheit überhaupt gar nicht die Rede sein. Das Kind ist unbedingt verpflichtet, seinem Vater zu glauben, und da der einzige Grund etwaiger Gewissensbisse die Folge seines sündhaften Ungehorsams sein könnte, so müßte es sagen: Gottes Gebot verlangt, daß ich meinem Vater gehorche; ich muß ihm also, selbst mit Verleugnung meiner eigenen Meinung, in diesem Punkte zu Willen sein, und da ich durch meine Pflichten gegen Gott zu der Erklärung verbunden bin, daß ich den Teppich für roth halte, so mag ich auch vernünftigerweise annehmen, daß meine Augen sich beim Anblick des Teppichs getäuscht haben. Vielleicht hat mich ein Sonnenstrahl verhindert, die Farbe richtig zu unterscheiden, oder hat mich vielleicht zur Strafe meines Ungehorsams eine optische Täuschung betrogen. Einer von diesen Gründen genügt, um mich vollständig zu rechtfertigen, wenn ich erkläre, aufrichtig zu glauben, daß der Teppich wirklich roth und nicht grün ist".

van Santen: „Aber welche Schlußfolgerung machen Sie aus dem Begriff einer durch Ungehorsam erhaltenen Kunde für die Entscheidung einer Thatsache, wie sie durch die Unterzeichnung der Formel gegeben ist?"

Capaccini: „Ich werde meine Meinung vollständig sagen. Sie sind sich dessen sehr wohl bewußt, daß auf religiösem Gebiet keine Tugend glänzender strahlt, als die des blinden Gehorsams. Die h. Schrift, die Väter und Lehrer der Kirche empfehlen diese Tugend so sehr, daß es unnöthig ist, noch ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Der Gehorsam würde verlangen, daß das Werk von Jansenius, seit es von Urban VII. verurtheilt ist, überhaupt nicht gelesen wird. Folglich kann alles, was jemand von diesem Buche weiß, nur durch Verletzung des schuldigen Gehorsams gewußt werden. Niemand kann also das Recht haben, zu wissen, was das Buch enthält, mit Ausnahme dessen, was sich auf die verurtheilten Sätze bezieht, und dies nur aus der Schrift, in der sie verurtheilt werden. Sie, als gehorsames Kind der Kirche, dürfen sich also nicht darauf berufen, daß Sie nach dem, was Sie durch Ungehorsam erfahren haben, handeln wollen. Es geziemte sich, daß Sie in Demuth erkennen, daß Sie sich beim Lesen des verurtheilten Buches geirrt haben könnten, ja, daß sie sich geirrt haben müßten, daß Gott Ihnen keine klarere Einsicht geschenkt hat, als sie so vermessen handelten, so daß alles, was Sie zu thun haben, nur ist: die Formel ohne Vorbehalt und Widerspruch zu unterzeichnen, und den Segen, der dieser Verleugnung des eignen Willens folgen muß, zu empfangen, während Sie auf diese Weise zugleich das befriedigende Bewußtsein haben, den Frieden in der Kirche wiederhergestellt zu haben".

van Santen: „Wenn es sich um den Frieden der Kirche handelt, warum stört diesen denn der Papst auf Grund der einfachen Frage einer Thatsache? Sie haben die Unterzeichnung so eben eine bloße Formalität genannt, warum wird dann dieser eine solche Bedeutung zugeschrieben?"

Capaccini: „Ich habe den von uns besprochenen Punkt einzig und allein erklärt, um Ihren Gewissensbeschwerden entgegenzukommen. Ich kann nicht annehmen, daß Sie Ihre persönliche Meinung hartnäckig festhalten werden, zumal da Sie wissen, wie viele weise und gelehrte Männer damit übereinstimmen, daß die fünf Sätze im Buche von Jansenius stehen".

van Santen: „Ich will mein Urtheil durchaus nicht über das Anderer stellen, nur bitte ich: lassen sie mich die fünf verurtheilten Sätze im Buche von Jansenius sehen und beweisen Sie mir, daß sie da in dem Sinn, in dem sie verurtheilt sind, vorkommen, d. h. nicht in dem Sinne, in welchem etwas Aehnliches in den Werken des h. Augustinus gefunden wird. Sie wissen, daß die Formel diese Bedeutung hat und der Papst hat noch nie erklärt, daß er den h. Augustinus verurtheile; er kann auch keine Sätze verurtheilen, wenn sie in orthodoxem Sinne in dem des h. Augustinus aufgefaßt werden".

Capaccini: „Es kann von mir gewiß nicht erwartet werden, daß ich Dinge beweisen soll, bei denen nichts als einfache Unterwerfung verlangt wird. Man kann den h. Augustinus sehr leicht mißverstehen und wir könnten von dem fraglichen Punkte abweichen, wenn wir uns in eine Untersuchung seiner Meinung hinsichtlich solch' tiefsinniger Fragen einließen".

van Santen: „Aber hinsichtlich der Formel ist es für mich doch nothwendig zu fragen, was der h. Augustinus geschrieben hat und was im Jansenius steht. Sie verlangen ja von mir die feierliche Erklärung, daß Jansenius die Lehre des h. Augustinus verkehrt und falsch vorgetragen hat. Wie kann ich eine solche Erklärung abgeben, wenn ich nicht weiß, was diese Lehre ist und ob sie falsch vorgetragen wurde oder nicht?"

Capaccini: „Wir können über diesen kleinen Differenzpunkt gewiß leicht in's Reine kommen. Es ist ja nur auf Grund seiner Unterscheidungen, welche Sie zwischen dem Sinne, in welchem Worte aufgefaßt werden können, machen, daß Sie Bedenken tragen, zu unterzeichnen. Sie wissen nicht, wie ernstlich der gute Wille und das Mitleid des h. Vaters für Sie alle ist. Sein väterliches Herz verlangt danach, Sie als zurückkehrendes Kind willkommen zu heißen. Gewiß, Sie dürfen ihm glauben, wenn er Sie versichert, daß die Meinung über gewisse Sätze diejenige ist, welche ihnen die Kirche zuerkannt hat. Sie wissen nicht, wie günstig der Papst über viele Ihrer Gefühle denkt; die Kirche hat z. B. das Dogma der werkthätigen Gnade, das so hoch bei Ihnen angeschrieben steht, nie verworfen und da dasselbe nicht verurtheilt ist, so sehen Sie, wie Alles zwischen uns beigelegt werden kann, wenn Sie nur der Form halber Ihren Namen unterzeichnen. Ein Tropfen Tinte, eine Secunde — und die Sache ist in Ordnung; dies ist Alles, was der h. Vater verlangt".

van Santen: „Muß ich dies so verstehen, daß Se. Heiligkeit von mir verlangt, daß ich mit einem feierlichen Eid Gott zum Zeugen anrufe, daß ich das glaube, was ich nicht glaube — wovon der Papst weiß, daß ich es nicht glaube, — wovon der allmächtige Gott, der Kenner

Digitized by Google

der Herzen, weiß, daß ich es nicht glaube? Muß die katholische Kirche durch einen Meineid, diese furchtbare Sünde vor Gott und Menschen, gehandhabt werden? meinen Sie damit, daß, wenn ich mit Wissen und Willen diese Sünde begehe, ich das thue, was der Papst von mir begehrt?"

Capaccini: „Der h. Vater verlangt nur das von Ihnen, was innerhalb der Grenzen der ihm zustehenden Macht liegt. Wenn die Kirche Sie lehrt, was Sie glauben müssen, dann sind Sie verpflichtet, alle Gewissensbeschwerden zum Schweigen zu bringen".

van Santen: „Ich kann meine Entrüstung nicht unterdrücken, wenn ich Ihre Anstrengungen sehe, mich in Gottes Gegenwart zu einer Lüge überreden zu wollen. Mein Gewissen ist ihm unterworfen und mit seiner Hülfe will ich in seiner Furcht handeln. Ich muß bei meiner Weigerung beharren, meinen Namen unter eine Formel zu setzen, die ich verwerfe. Meine Hand darf meinem Herzen nicht widersprechen".

Jetzt riß dem päpstlichen Unterhändler der Geduldsfaden und er sprach mit zorniger Stimme über den Erzbischof und seine Kirche die päpstliche Verfluchung aus.

Eines Commentars bedarf diese Schlüssellochtheorie nicht; in der That, man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern muß, über den Leichtsinn, mit dem dieser verschmitzte Italiener über Gewissensbeschwerden hinweggeht und seinen Gegner auf den Standpunkt der bona fides zu drängen sucht oder über die diplomatische List, mit der er die Hauptsache eigentlich gar nicht berührt, sondern nur die untergeordnete jansenistische Frage behandelt. Denn daß das Bisthum von Utrecht in dem angeführten Sinne gar nie jansenistisch gewesen ist, wußte Capaccini natürlich recht gut; die Hauptfrage, nämlich die Wahrung der episcopalen Rechte gegenüber den Anmaßungen der Curie wurde auch nicht mit einem Worte berührt. Die ganze Frage drehte sich also einzig und allein um die Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit und der absoluten Suprematie des h. Stuhles. Dies geschah im Jahre 1828.

Delft, Juli 1874.

**Th. Wenzelburger.**

## Literatur und Kunst.

### Fritz Reuter.

Nu is he hin de Mann, de so Vele hett lachen makt dat se Thranen weenten; nu is he hin, den Weg lank den Jeder alleen geit, un vun wo he nich wedder kumt. Se hebbt em herut dragen vergangn Mittweken, stumm un still, den Mann de der spreken kunn do he lev, as ünner Hunnertdusend nich Een; un Vele mak he to ween' do he still sweeg, de mit em lacht hebbt as mit nich Een.

Se hebbt Fritz Reuter begravt op den Karkhof bi de Wartborg; een vun de grötsten Dichter is hin un singt ni mehr.

Wi Dütsche sünd doch en wunnerli Volk: wenn mal Een bi uns recht wat warrn un leisten schall, so makt wi em eerst toschann un tonichten. Wi lat em insteken, utwannern, hungern un dörsten, un wenn wi denn toletz wis ward dat dat en Lerch is oder en Adler, dat dat Een is vun unse Besten, wenn wi em muchen op Hann dregen un mit unse Hann plegen: denn is vaer em längst dat Beste dervan un vun't beten Leben hett he nix recht mehr as dat Tosehn.

Fritz Reuter is nich de Eenzigste den dat drapen hett, em frilich mit am argsten. Wer säben Jahr op de Festung sitt in sin besten Jahrn, un noch tein achterher Hunger un Kummer litt: dat mutt en Held sin de denn aewerhaupt den Kopp noch baben hett, — mehr noch as dat wenn he aewer allen Jammer spaßen, aewer den Kummer lachen kann, vergeten wat achter em liggt, Arger un Groll afschütteln un Freud an de Welt un Lev gegen Minschen sik bewahrn, as harr he nix belevt as Gunst und Glück.

So weer de Mann, un darum war he so'n groten Redner. Wi hebbt sins Liken ni hatt un kriegt em nich wedder. Lessing Goethe Schiller, nömt se all uns groten Lüd, Klopstock un Herder darto oder so wit ji se kennt — se makt doch jümmer en gar eernsthafti Gesicht: mit lachen Munn all dat Schöne to seggn, dat weer noch nich erfunn int dütsche Rik. Wenn se't versöchen so weer't oft man half gesund, vaer Jedermann gewis keen Kost.

Und dar leeg't: mank dat Elend, int dägli Eenerlei, bi de sure Arbeit, inn slechten Rock wat gut un schön is to sehn, wa de Sprak darvaer fehlt se to finn dat man't versteit un daran glövt, vaer disse Lüd ok mal de Sünnschin uttogeten, se to wisen wo se't hebbt un wo se't fehlt: dat hett Fritz Reuter leist, dar kumt em keen vun de Groten int Rik neeg, un süllst de ol Goethe ward em dar baben de Hand recken, wenn't maegli, un em en Platz neben sik fri maken.

Ik denk noch an de Tid, gegen Wihnachten, in de langn Abends, ik meen 1860, as ik toerst de Geschicht „Ut de Franzosentid" to Hand kreeg. Ik les' se min junk lütt Fru aewern Disch hin vaer, keem awer bald in de Art vun Lachen dat ik ünnern Disch rutsch un mi mit de Hann de Bost heel. — Ik weer wul de Mann darto den dat am eersten drop, un ik reep — as harr ik der wat an dan —: So wat hett weder Boz noch Cervantes makt, dat geit aewer de Pickwickier un den dwattschen Ritter ut Spanien.

Aewrigens harrn wi uns wul mal hakt un wrangelt. Denn ik weer toerst untofreden dat en Man as he blot Anekdoten to'n Spaß vertell, muchen se noch so gut vertellt sin; un ik sä em lut „op offenbarlige Strat", dat he höger langn muß, denn he kunn dat.

Fiting war banni fünsch, un schrev sin „Olle Kamellen".

Wat denn? Kann man en leben Minschen opwisen den man an de Knöp kennt as Onkel Bräsig? Un wenn he nich mehr utsneden harr as dissen een, man muß doch seggn: Keen harr uns Norddütsche so int Hart keken as he.

Dat ward em ganz Dütschland nich vergeten, de int Süden nich minner, de uns bet darhin kum den Rock na ansehn harrn un uns vaer Berliner heeln samt un sunners. Fiting hett ok op sin Maneer den Main aewerbrüggt.

Awer vaer uns hett he am meisten dan. Wer weet wat in uns Modersprak stickt un mit er verlarn gan weer, de sleit de Hann tosam vaer Dankbarkeit wenn he föhlt dat platt nu nich mehr gemeen heet un Plattdütsch sik in sin Art so vaernehm makt as man en Stimm int grote dütsche Rik sunst.

Nu ward se nich ünnergan
de ole frame Red,

oder wenn se't deit ward se er Beste aewerlewert hebbn in de grote Reichsschatz. Awer ok denn noch ward de „Ollen Kamellen" in er Art lest warrn as nu noch de Nibelungen in de ere, un en Nam, nich uttowischen, dervaer:

Fritz Reuter.

Kiel, Sünnabend 18. Juli 1874. **Klaus Groth.**

### Die Antigone des Sophokles: ein Zeugniß gegen die Centrumspartei.

Von **A. Döring.**

Die gewaltigen Redekämpfe in den gesetzgebenden Versammlungen sind verhallt und über den beiden feindlichen Heerlagern breitet sich die friedliche Stille der sommerlichen Erholungspause im Völkerleben aus: sollte es da nicht auch selbst für die narbenvollen Recken der streitenden Parteien ein lieber Zeitvertreib sein, einmal in einem Spiegelbilde aus längstvergangener Zeit den gleichen Kampf zu betrachten und der Verkündigung zu lauschen,

Digitized by Google

die die milde Weisheit der attischen Muse über die große Principienfrage „Staat oder Religion“ im heitern Spiel der Dichtung ergehen läßt?

Wer dies Bedürfniß empfindet, dem empfehle ich die Antigone des Sophokles. Nachstehende Bemerkungen wollen dazu einige Anregung und Anleitung geben. Sie gehen allerdings von der Voraussetzung aus, daß das richtige Verständniß des Stückes und seiner Intention unserer Zeit mehr oder minder abhanden gekommen ist. Wie die Athener den Dichter verstanden, das möchte aus der freilich nicht sicher verbürgten Anekdote zu schließen sein, daß sie ihm zum Lohne für seine Dichtung zusammen mit Perikles, dem Reichskanzler des atheniſchen Bundes, ein Feldherrnamt übertrugen. Daß uns diese Auffassung des atheniſchen Volkes verloren gegangen ist, mag in etwas auch Schuld der Tragödie sein; größtentheils aber liegt sie bei uns, in unsern romantischen und dialektischen Träumereien, und vielleicht ist gerade der gegenwärtige Culturkampf geeignet, unser Verständniß für die Intentionen auch des attischen Dichters zu schärfen. Im Hinblick auf diesen großen Principienkampf der Gegenwart will ich versuchen, eine von den bisher bei uns gangbaren durchaus abweichende Auffassung der Antigone des Sophokles zu begründen.

Nach dem Tode des Oedipus haben die aus der Ehe mit seiner Mutter Jokaste entsprossenen beiden Söhne Eteokles und Polynices sich geeinigt, abwechselnd die königliche Würde zu führen. Da Eteokles dem Polynices nicht rechtzeitig den Platz räumt, wirbt dieser Bundesgenossen und zieht gegen seine Vaterstadt. Der Krieg der Sieben gegen Theben endigt damit, daß bei einem Sturme auf die sieben Thore der Stadt die sieben feindlichen Anführer fallen. Eteokles hat an dem betreffenden Thore gegen Polynices gekämpft und Beide haben sich gegenseitig getödtet. Am Morgen der Befreiung beginnt die Handlung unsrer Tragödie und vollendet sich am gleichen Tage. Das unumschränkte Herrscheramt ist in rechtmäßiger Weise an Kreon, den Oheim und Schwager des Oedipus, übergegangen. Dieser hat angeordnet, daß Eteokles mit allen Ehren beerdigt, der Leichnam des Polynices aber, als eines Feindes und Verräthers des Vaterlandes, den Vögeln und Hunden zum Fraße unbestattet liegen gelassen werden soll. Antigone, die Schwester der Beiden übertritt das Gebot und wird dafür vom Könige lebendig in eine Felsenkammer eingeschlossen, um dort zu sterben. Durch das Auftreten des Sehers Tiresias wird der König umgestimmt; der Todte wird begraben, Antigone soll befreit werden. Aber diese hat sich inzwischen in der Grabkammer erhängt; ihr Verlobter Hämon, Kreons einziger Sohn, der, leider zu spät, in die Kammer eingedrungen ist, zückt das Schwert gegen den zur Befreiung herannahenden Vater und stürzt sich dann selbst in dasselbe. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen entleibt sich Euridice, die Gattin des Kreon: er selbst erscheint als ein Verzweifelter, Gebrochener, als Schatten seiner selbst auf der Bühne.

Eine ästhetische Ausdeutung dieser tragischen Vorgänge hat die Fragen zu beantworten: Wie wird hier die poetische Gerechtigkeit geübt? Wer ist die tragische Person und für welche Verschuldung wird sie gestraft? In der Beantwortung dieser Fragen bietet sich, wenn wir zwei im Grunde unmögliche, aber thatsächlich vorhandene Standpunkte mitrechnen, eine vierfache Auswahl. Entweder alle Beide, Antigone und Kreon, haben in gleichem Maße Recht; oder alle Beide haben in gleichem Maße Unrecht; oder Kreon ist der eigentlich Schuldige; oder es ist Antigone. Die erste dieser Auffassungen hat offenbar gegenwärtig noch die weiteste Verbreitung; zu ihren Vertretern zählen: Hegel, Solger, Süvern, K. O. Müller, Völcker, Köchly und neuerdings O. Ribbeck (Virchow-Holtzendorff'sche Vorträge Nr. 83). Nach ihr ist das Stück ein „Principiendrama“, d. h. es kommen in ihm zwei an sich völlig gleichberechtigte Principien, das der Familienpflicht und Religion und das der staatlichen Autorität unglücklicherweise in einen Conflict, der, weil selbstverständlich keines der gleichberechtigten weichen kann, zu gegenseitiger Vernichtung führen muß. Gegen das Principiendrama an und für sich ist nun zwar soviel nicht einzuwenden; wohl aber gegen ein solches mit völlig gleichberechtigten Principien. Diese sind weiter nichts, als ein Paar Locomotiven, die einander im Zusammenstoß zerschmettern, bloß weil sie durch einen unglücklichen Zufall auf das nämliche Geleise gerathen sind. In der That hat auch einer der Vertreter dieser Auffassung, Friedrich Förster, die Consequenz nicht gescheut die unheilvolle Thatsache des Conflicts in der Antigone, „den selbst die Götter nicht zu entwirren vermögen“, auf ein Verhängniß zurückzuführen. Wir sollten eine solche Auffassung füglich der dialektischen Spielerei der Hegel'schen Schule überlassen; in Wirklichkeit gibt es zwei solche in abstracter Gleichberechtigung sich gegenüberstehende ethische Principien nicht; und wenn es sie gäbe, würde man gut thun, sie wenigstens aus der Tragödie gänzlich fern zu halten. Schwerlich dürfte auch das „Principiendrama“ Antigone einem unverkünstelten ästhetischen Geschmack zusagen; mir wenigstens hat es nie munden wollen.

Die entgegenstehende Ansicht, nach der Beide Unrecht haben, ist von Boeckh aufgestellt und neuerdings in zwei Aufsätzen in der Zeitschrift für Gymnasialwesen von Bergk ausführlich vertreten worden. Das Unrecht liegt nach ihr in der beiderseitigen Schroffheit der Charaktere, die allerdings, wie nicht zu leugnen, in erheblichem Maße vorhanden ist. Auch hier ist es im Grunde wieder, wie bei der ersten Auffassung, das reine Malheur, daß gerade zwei solche Charaktere auf einander treffen müssen. Ferner aber trifft ein Bedenken, das wir eigentlich schon bei der ersten Auffassung hätten erheben müssen, hier in verstärktem Maße zu: wir haben statt einer tragischen Person deren zwei, die nicht etwa in einer und derselben Richtung verbunden, sondern feindlich gegen einander wirken und dadurch die tragische Wirkung, die jede von beiden für sich hervorrufen könnte, paralysiren und in nichts auflösen. Schon in der Mechanik bewirken zwei gegeneinander wirkende gleiche Kräfte Stillstand; dasselbe widerfährt hier unserm ästhetischen Interesse und ein unbehagliches Gefühl ästhetischen Zweifels ist das einzige bleibende Resultat. Denn auch der moralischen Belehrung, daß blinder Eifer vom Uebel ist, thut die fatale Doppelheit der Subjecte, an denen sie veranschaulicht wird, empfindlichen Abbruch.

Die dritte Classe umfaßt die eigentlichen romantischen Ritter der „edeln, heldenmüthigen Jungfrau“ Antigone, die übrigens auch schon unter den Vorfechtern der ersten Auffassung anzutreffen sind. Ich nenne Th. Schacht, A. Passow, Preller. Nach ihnen ist allein Kreon der schuldige Theil. Er hat nicht nur mit seinem Bestattungsverbot durchaus Unrecht, sondern ist im Besitz aller möglichen übeln Eigenschaften, wofür es ihm denn natürlich auch herzlich schlecht ergeht. Antigone stirbt als reines Opfer, als verfolgte Märtyrerin. Ich hoffe es durch meine nachstehende Entwicklung dahin zu bringen, daß sich dieser Auffassung nicht nur Windthorst und die beiden Brüder Reichensperger mit Ueberzeugung anschließen, sondern daß das gesammte Centrum wie ein Mann sich ihr mit Leidenschaft in die Arme wirft. Aber, fragen wir zunächst, mußte denn Sophokles, wenn die Sache so gemeint war, seine Tragödie nicht „Kreon“ nennen? Und ferner, was ist denn Tragisches dabei, wenn es einem schlechten Menschen schließlich schlecht geht? Hat nicht schon Aristoteles gelehrt, daß dies beim Zuschauer lediglich ein Gefühl der Befriedigung errege? Das Schlimmste aber ist, daß Kreon selbst gar nicht einmal recht leidet, sondern lauter Unschuldige zu Tode kommen.

Versuchen wir es denn einmal mit der vierten Auffassung, die bis jetzt noch gar keinen Vertreter gefunden hat. Ihre Berechtigung steht und fällt mit der Wahrheit des Satzes, daß nach der Ueberzeugung des Sophokles das Recht der gesetzlichen Staatsautorität das heiligste und unverbrüchlichste aller Rechte ist; daß Sophokles in dem Spruche des Solon: „Gehorche den Herrschern im Gerechten und im Ungerechten“ den Ausdruck seiner vollen Ueberzeugung fand; daß die Worte, die er dem Kreon in den Mund legt (Donner V. 663 u. ff.):

„Doch wer gewaltsam übertritt Gesetz und Recht,
Wer denen, die gebieten, vorzuschreiben denkt,
Der wird des Lobes nie von mir gewürdiget.

Digitized by Google

Nein, wen das Volk einsetzte, dem gehorche man
Im Kleinen und Gerechten — und im Gegentheil.
Der Uebel größtes ist die Zügellosigkeit:
Sie rottet aus die Städte, wandelt Wohnungen
In Wüsteneien, bricht hinaus zu jäher Flucht
Im Lanzenkampfe; wo die Reihn geordnet stehn,
Bewahrt Gehorsam tausend Leben vor Gefahr".

völlig aus seiner eignen Seele gesprochen sind; und daß er den Worten des Apostels Paulus: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" u. s. w., rücksichtslos beistimmen würde. Und es ist ja auch nicht weiter wunderbar, daß Sophokles mit voller Ueberzeugung auf dem Boden der Staatsidee, der höchsten sittlichen Idee der antiken Welt, steht, und daß somit Unterordnung unter die Autorität des Staats für ihn die höchste sittliche Forderung ist. Als gebildeter Athener konnte er ja kaum etwas Anderes als eingefleischter Staats-Katholik sein.

Diese seine Ueberzeugung nun hatte er an dem tragischen Geschick der Antigone in paradoxer Zuspitzung zur Anschauung bringen wollen. Zu diesem Zwecke entkleidet er die obrigkeitliche Autorität, die hier gebietet, jeder innern Hoheit und Würde und läßt ihr fast keinen Schatten innerer Berechtigung, so daß sie sich fast nur auf ihr abstractes Recht, auf die Thatsache, daß sie die Obrigkeit ist, stützen kann. Kreon ist ein Autokrat, der Niemand um Rath fragt, ja nicht einmal Jemand gestattet, eine Meinung zu äußern, ein Umstand, der bei dem demokratischen Volke von Athen doppelt in's Gewicht fallen mußte; er ist als Herrscher jung und unerfahren; dabei leidenschaftlich und eigensinnig bis zur Verneinung jeder Besonnenheit; und was das Schlimmste ist, was er geboten hat, ist nach dem Urtheile sämmtlicher außer ihm in den Stücke auftretenden Personen und der öffentlichen Meinung von Theben sowie ohne Zweifel des Dichters selbst und seines Publicums sachlich, inhaltlich ein entschiedenes Unrecht. Den überwältigenden Zeugnissen und Gründen für dieses Unrecht gegenüber sinkt der einzige Umstand, auf den er sachlich sich stützen kann, die feindselige Haltung des Polynices gegen das Vaterland, in nichts zusammen.

Dem gegenüber steht auf Antigones Seite das sachliche Recht, gestützt auf heilige Satzungen; ferner sympathieerweckend ihr jungfräulicher Stand und die Leiden ihrer Hauses. Aber sie ist Rebellin. Ausgehend von dem dem Weibe so natürlichen innigen Antheil an den Angehörigen, den auch der Frevel und das Verbrechen nicht erstickt, hat sie sich unter Einwirkung gewisser an sich berechtigter religiöser Vorstellungen, die in bigotter Weise in den Vordergrund ihres Bewußtseins treten, in einen religiösen Fanatismns hineingearbeitet, der sie ausschließlich beherrscht, so daß ihr die Pflichten gegen die Staatsautorität gegenüber den religiösen Pflichten als nichtig erscheinen. Anstatt sich auch nur einen Augenblick die Frage vorzulegen, ob sie gerade die Verpflichtung habe, das wirklich verletzte göttliche Recht wieder herzustellen, oder ob sie nicht vielmehr dies vertrauensvoll den Göttern selber zu überlassen habe, betrachtet sie sich daher unter Nichtachtung ihrer höchsten Pflicht und gleichgültig gegen Schwester und Bräutigam vermessen ohne Weiteres als Sachwalterin dieses göttlichen Rechtes.

Wie Antigone als Weib zu einer solchen sonst gerade ihrem Geschlecht fremden Stellung zur Obrigkeit gelangen konnte, das hat der Dichter in zweiter Linie ausgezeichnet motivirt durch ihren Charakter. Dieser ist vielfach für lieblich und liebenswürdig ausgegeben worden. Aber dafür konnte ein Rechtstitel aus dem Stücke selbst nicht entnommen werden.

Vielmehr zeigt sie sich als mit einer ganz ungewöhnlichen Dosis herber, schroffer, leidenschaftlicher, verletzender Eigenwilligkeit ausgestattet, in einem Maße und Grade, daß man ein förmliches Grauen bei dem Gedanken an das Loos des Unglücklichen empfindet, der möglicherweise als Gatte in die Hände dieser Widerspenstigen gefallen wäre. Ihr bräutliches Verhältniß zu Hämon ist denn auch in der That eine einfache Unbegreiflichkeit; ihr ganzes Denken erscheint von einem unbegrabenen Leichnam absorbirt; ihr höchster Wunsch ist zu sterben, und ihres sogenannten Verlobten gedenkt sie, abgesehen von einer zweifelhaften Stelle, im ganzen Stücke mit keiner einzigen Silbe. Ein überaus feiner Zug der Composition ist es denn auch, daß sie nicht durch die Maßregeln des Tyrannen, sondern gerade infolge dieser wilden Eigenwilligkeit aus eigener Wahl den Tod erleidet.

Eine etwas eingehendere, wenn auch dem Zwecke dieser Zeilen gemäß gedrängte Analyse des Stückes möge diese Auffassung rechtfertigen.

(Schluß folgt.)

---

## Benedikt.

Von Fanny Lewald.

Roman in zwei Bänden. Berlin 1874, Otto Janke.

Unter den deutschen Schriftstellerinnen der Gegenwart nimmt Fanny Lewald wohl unbestritten die erste Stelle ein. Sie hat ihre literarische Bedeutung — in dieser Beziehung ähnlich wie George Sand — allerdings auf Kosten derjenigen Eigenschaften errungen, welche man im gewöhnlichen Leben von der Weiblichkeit ungern gesondert sieht. Um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, sei jedoch gleich bemerkt, daß die Opfer, welche die deutsche Dichterin ihrer Berufsthätigkeit gebracht hat, ganz anderer Art sind, als diejenigen, zu welchen sich die geniale Französin zur Entwicklung ihrer ungewöhnlichen dichterischen Gabe bequemen wollte. Fanny Lewalds verständige Sittsamkeit und Strenge in den Grundsätzen der gewöhnlichen Moral hat mit der wilden Rauhheit des Temperaments der George Sand, das sich in der Entfesselung der Leidenschaften die Bahn durch die von der Gesellschaft aufgerichteten Schranken bricht, und darüber wie über morsch gewordene Baufälligkeiten schäumend hinwegbraust, auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Die weiblichen Eigenschaften, welche die Schriftstellerin Fanny Lewald vermissen läßt, sind gerade diejenigen, durch welche George Sand besonders glänzt: die Lieblichkeit, die Anmuth, die Innigkeit. Fanny Lewald ist immer klar, klug und kalt; sie besitzt die wesentlichste Eigenschaft des Erzählers: die Objectivität. Sie steht über den Ereignissen, die sie schildert; sie betheiligt sich niemals daran, weder mitwirkend, noch als Zeuge; sie thront darüber wie ein Richter.

Wie ihre früheren Arbeiten, so ist auch ihr neuester Roman „Benedikt" ein sauber ausgeführtes, reifes Werk, das Respect gebietet. Die Geschichte, welche uns erzählt wird, ist fein erdacht, fesselnd, einfach und originell. Die Composition verräth die kunstgeübte Hand der Verfasserin. Sparsamkeit und Ordnung, welche Fanny Lewald in ihren „Frauenbriefen" als höchste Frauentugenden preist, erweist sie auch in der Dichtung. Nirgendwo tändelnde Ueberflüssigkeiten, die die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und verwirren, keine Episoden, die sich breit machen, und sogar in dem nöthigsten Ausschmuck eine berechnende Knappheit. Bei der Lectüre eines Romans von Fanny Lewald ist einem zu Muthe, als ob man in das Wohnzimmer eines spärlich besoldeten Beamten in einer kleinen Provinzialstadt versetzt wird, in welchem eine tüchtige Hausfrau waltet. Alles ist ordentlich, sauber und steht am rechten Flecke; der Blick durch die blanken Fensterscheiben in's Freie wird durch die schmalen, leichten Tüllgardinen nicht erschwert; man kann sich da recht behaglich fühlen, wenn auch von dem verschönenden Ueberfluß nicht die Spur wahrzunehmen ist.

Das wenig figurenreiche Bild ist leicht zu übersehen. In der Mitte steht die Schweizerin Jakobäa Anschafft, eine rüstige, kräftige Frauengestalt, auf welche die Schläge des Schicksals unbarmherzig herabgefallen sind. Sie hat, weil ihr Ehrgeiz, das Anschafft'sche Besitzthum beisammen zu erhalten, ihr Herz auf

Digitized by Google

den Miterben gelenkt hatte, ihren Vetter Maurus Anschafft geheirathet, als dieser nach wilden Soldatenjahren, die er in Africa unter der Fremdenlegion durchlebt, in die Heimath zurückgekehrt ist. Zwei Töchter sind aus dieser Ehe hervorgegangen, als es ruchbar wird, daß Maurus in Africa bereits verheirathet ist. Der Verbrecher flieht, und Jakobäa weiht die Kinder, die sie in der unbewußten Sünde gezeugt, dem Kloster, dessen Besitzthum an das Anschafft'sche Grundstück stößt. Bald nach der Flucht des Maurus schenkt Jakobäa noch einem dritten Kinde von ihm, einem Sohne, das Leben, welcher nach dem Heiligen, dem das Kloster geweiht ist, den Namen Benedikt erhält. Mit ihrer ganzen Liebe klammert sich die unglückliche Mutter an diesen Sohn, der sich körperlich und geistig vortrefflich entwickelt. Das Kloster macht aber, als der Knabe das erforderliche Alter erreicht hat, seine Ansprüche auf ihn geltend; und es setzt dieselben durch, weil der kluge Abt das Gemüth des nichts ahnenden Knaben durch die plötzliche Enthüllung des Geheimnisses auf das tiefste zu erschüttern und den Plänen des Klosters zugänglich zu machen weiß. Benedikt empfängt die priesterlichen Weihen.

Inzwischen sind durch die rapide Vermehrung und Erleichterung der Verkehrswege die Fremden auch bis zu dem seither von aller Communication abgeschlossenen Thale gedrungen, in welchem das stattliche Bauernhaus der Jakobäa Anschafft steht. Ein junger Arzt hat in der Nähe ein Curhaus errichtet; und die erste Patientin, welche dort die Genesung von ihrem gar nicht vorhandenen Leiden sucht, ist eine geadelte Banquiersfrau, die, um sich der Bürgerlichkeit entledigen zu können, rechtzeitig auch den Glauben ihrer Väter abgelegt hat, und nun häufig zur Messe und Beichte geht.

Die Baronin Landesheimer — ein mit schärfster Beobachtungsgabe gezeichneter und mit wenigen Strichen überaus wirkungsvoll durchgeführter Charakter — wird von ihrer Tochter Viktorine begleitet. Viktorine ist die sorgfältigst ausgeführte, und künstlerisch gelungenste Figur des Romans. Das schöne Mädchen, welches bereits die ersten Jugendjahre hinter sich, viel gesehen, viel aufgefaßt und mancherlei durchgemacht hat, ist schwer zu rubriciren, weil es eben durchaus naturgetreu und gerade deshalb nicht einheitlich ist. Sie ist nicht schlecht; im Gegentheil, sie besitzt manche reizende und sogar gute Eigenschaft. Ohne gelehrt zu sein, hat sie eine tüchtige Bildung erhalten, und da sie mit natürlicher Klugheit ausgestattet ist, wirklich viel gelernt. Sie ist gewiß nicht im Stande, bewußtvoll etwas Unrechtes zu thun; und es ist ganz natürlich, daß ihre Mutter sie vergöttert, daß ihre Freundinnen mit Bewunderung zu ihr hinaufblicken, und daß es nicht ihr Geld und ihre Schönheit allein ist, welche die Söhne der „besten Firmen" und des Adels von blauestem Blut vor ihren Triumphwagen schirren. Sie könnte ein ideales Weib sein, wenn nicht ihre egoistische Leichtfertigkeit und der frivole Trieb, alles, was sie umgibt, Menschen und Dinge, den Launen ihrer geistigen Zerstreuungssucht dienstbar zu machen, sie tief in das Reale herabzögen. Diese frevelhaft unbedachte Aufregungssucht ihres Herzens und ihres Geistes — Fanny Lewald findet dafür den hübschen Ausdruck: „Viktorine spielte mit den Männern, da sie nicht wie ihr Vater an der Börse spielen konnte" — führt den Conflict herbei, in welchem allerdings nicht die Schuldige untergeht. Das Opfer ist Benedikt, der junge Mönch.

Viktorine, die selbst sehr musikalisch und mit einer schönen Stimme begabt ist, hat in der Klosterkirche Benedikt singen hören. Die männlichen, vollen Töne seines Organs haben sie tief ergriffen, und es reizt ihre Neugier, den Sänger kennen zu lernen. Als sie erfährt, daß es derselbe ist, dessen traurige Geschichte sie vernommen hat, und als sie ihn sieht, jung und schön, erstarkt diese Neugier zur Theilnahme, — in so weit sie nämlich der Theilnahme fähig ist. Dieselbe ist aber immerhin stark genug, um die Einsamkeit Viktorinens mit den kühnsten Plänen zu beleben, um sie aus der Geistesträgheit in angenehmer Weise aufzurütteln und sie zu zerstreuen. Der junge Mann muß dem Kloster, für das er ganz gewiß nicht paßt, entzogen, er muß Sänger werden — darüber ist Viktorine mit sich völlig im Klaren. Sie sucht sich ihm zu nähern; sie hat wirklich Gelegenheit, mit ihm zusammen zu kommen; es schmeichelt ihrer Eitelkeit, sich in möglichst liebenswürdiger Beleuchtung vor ihm zu zeigen, und ohne daran zu denken, welche Stürme ihr halb muthwilliges, halb ernst gemeintes Spiel in dem Herzen des Jünglings hervorruft, macht sie ihm in der verführerischen Manier einer gewandt plaudernden Weltdame begreiflich, daß er nicht für die strenge Zucht des Geistlichen berufen, vielmehr für die erfreuende und erhebende Kunst geschaffen sei. In ähnlicher Weise hat sie bereits mit Jakobäa, Benedikts Mutter, unterhandelt und bei dieser sonst so starren und unzugänglichen Frau den günstigsten Boden für die Förderung ihres Unternehmens gefunden, weil Jakobäa auf die Mönche, — die ihr die einzige Freude, ihren Sohn, genommen haben und von denen sie ganz genau weiß, daß sie auf ihr Hab und Gut speculiren, — trotz der frommen Einfalt ihres Gemüths schlecht zu sprechen ist.

Benedikt, der niemals die Grenzen seiner engsten Heimath überschritten hat und den Leichtsinn der Welt nicht kennt, wird durch das einschmeichelnde Wesen Viktorinens völlig gefesselt; er verliebt sich in sie, und die Versuchung befleckt sein bis dahin makelloses Gemüth. Die weltlichen Gelüste, die er bisher nur dem Namen nach gekannt, und die Viktorine nun plötzlich als in der Wüste seines Lebens mit den Sinnen wahrnehmbare Fata Morgana hervorgezaubert hat, zerstören seine Andacht und geben seinen Gedanken eine nach den Klosterregeln sündige Richtung. Als auch seine Mutter die geheime Flamme nährt und ihn zur Flucht aus dem Kloster geradezu herausfordert, treibt ihn sein Gewissen in den Beichtstuhl, und er klagt sich seiner großen Sünde ehrlich an. Bei seinem Beichtvater, dem milden und wahrhaft herzensfrommen Pater Theophilus, findet er Trost und Stärkung.

Viktorine hat inzwischen mit einigen Verwandten, die zum Besuch angekommen sind, einen Ausflug gemacht und denkt wohl nicht an die Erschütterungen, die sie in der Seele des jungen Paters hervorgerufen; — wenn sie daran denkt, dann doch nur gelegentlich und wie an eine angenehm zerstreuende Episode in ihrem an Episoden reichen Leben. Nach ihrer Rückkehr muß sie aber wahrnehmen, daß Benedikt sie geflissentlich meidet. Benedikt hat in der That den festen Vorsatz gefaßt, die weltlichen Gedanken von sich abzustreifen und wiederum ganz den Klosterpflichten zu leben. Als eine solche erachtet er es auch, seine Mutter dazu zu bestimmen, ihr Hab und Gut dem Kloster zu vermachen. Jakobäa thut es mit blutendem Herzen. Viktorine, welche davon Kenntniß erhält, und die aus Jakobäas eigenem Munde noch vor wenigen Tagen selbst erfahren hatte, daß diese den Klosterleuten den Anschafft'schen Besitz nicht gönnt, ist über diese Wandlung im Sinne der Anschafft etwas pikirt — das ist so ungefähr der höchste Grad von Erregung, dessen Viktorine fähig ist — pikirt, weil sie sofort durchschaut, daß dieses Vermächtniß auf Benedikts Betreiben gemacht worden ist, und weil diese Thatsache im Zusammenhange mit der unverkennbaren Absichtlichkeit ihr aus dem Wege zu gehen, deren Benedikt sich ihr gegenüber schuldig macht, ihr die Gewißheit verschafft, daß Benedikt zu seinen geistlichen Berufspflichten zurückgekehrt ist, daß also aus ihrem schönen Plane, den interessanten Mönch aus der Zelle zu befreien und auf die Bühne zu bringen, nichts wird. Eine weitere Bedeutung hat die Sache für Viktorine nicht. Daß sie den Seelenfrieden dieses Unglücklichen vernichtet, davon ahnt sie nichts, und wenn diese Ahnung sie vielleicht beschleicht — sie

Digitized by Google

verscheucht sie als ein unbedeutend Hirngespinnst, und überdies hat sie auch an ganz andere Dinge zu denken. Graf Stefano, ein junger römischer Patricier, den der Baron von Landesheimer und seine Frau zu ihrem Schwiegersohne sich ersehen, kommt an. Viktorine verlobt sich mit ihm, als dem liebenswürdigsten unter ihren bisherigen Bewerbern. Benedikt begegnet dem jungen Paar, das sich zärtlich umschlungen hält, an derselben Stelle, wo sie die Netze ihrer Verführung über sein arglosses Herz gebreitet hatte. Die Tiefe seines grundlosen Elends wird ihm bei diesem Anblicke bewußt. Er weiß, daß er die Ruhe seiner Seele nimmermehr wiederfindet, und diese Ueberzeugung treibt ihn zum Selbstmord. Viktorine und ihre Angehörigen sind von dem bedauerlichen Vorfall recht ergriffen; und ganz natürlich ist der Wunsch Viktorinens, daß ihr Bräutigam, Graf Stefano, möglichst wenig von dem unliebsamen Zwischenfall erfahre. Da der Baron an der Stelle, wo Benedikt sich das Leben genommen hat, eine hübsche Capelle errichtet, so ist jedenfalls auch alles geschehen, was zur Beruhigung von Viktorinens Gewissensqualen erforderlich sein kann. Graf Stefano, Viktorine und ihre Angehörigen verlassen unmittelbar nach dem tragischen Ende Benedikts die Schweiz. Damit schließt der Roman. Man kann hundert gegen eins wetten, daß Viktorine eine vortreffliche Frau bleibt, so lange es dem Grafen Stefano gelingt, sie zu unterhalten und zu zerstreuen.

Es ist möglich, daß die in den Schulbegriffen herangewachsenen Aesthetiker die übliche Frage nach der poetischen Gerechtigkeit aufwerfen und über diese Lösung bedenklich den Kopf schütteln. Denn Viktorine, die wahrhaft Schuldige, müßte ihren verbrecherischen Leichtsinn, dem ein Menschenleben zum Opfer fällt, anders büßen als durch eine standesgemäße Ehe mit einem anständigen Menschen. Aber gerade diese Lösung, die eigentlich keine ist, gibt der Erzählung den Charakter des Wahren und Wahrscheinlichen. Eine weitere und gründlichere Entwicklung hätte der Schluß unseres Erachtens allerdings erfordert, die Dichterin macht es sich gegen das Ende des Buches hin etwas bequem nnd übersieht die Schwierigkeiten, um sie nicht überwältigen zu brauchen. Gegenüber der großen Kunst, welche Fanny Lewald hier in der Anbahnung des Conflicts offenbart — man ahnt den Conflict gleich im Anfang, aber die Dichterin verlegt die erste Begegnung zwischen Viktorine und Benedikt erst an den Schluß des ersten Bandes; und es gelingt ihr vollauf, ohne irgendwie zu den rohen Mitteln der gewöhnlichen Leihbibliothekenversorger zu greifen, die Spannung zu erhalten — dieser künstlerischen Sorgfalt gegenüber, welche die Dichterin auf die Verwicklung angewendet hat, muß das Gewaltsame in der Entwicklung befremden. Nicht die ungenügende Befriedigung der Forderung nach poetischer Gerechtigkeit, sondern die auf den Schluß des Romans in geringerem Grade verwandte dichterische Mühe und in Folge dessen die sich dem Leser aufdrängende Wahrnehmung, daß die Erzählung im Ausgang von ihrem poetischen Werthe etwas eingebüßt hat, lassen zunächst eine gewisse Verstimmung zurück, wenn man das Buch zuschlägt. Aber ungerecht wäre es, wollte man, weil der Schluß weniger sorgsam ausgearbeitet und deshalb weniger gelungen ist, die zahlreichen Schönheiten, welche diese interessante und sorgfältige Arbeit in sich schließt, verkennen.

In der Charakteristik, namentlich der Frauen, bewährt die kluge Verfasserin eine außergewöhnliche Schärfe der Beobachtung. Jeder der kleinen Züge, welche Fanny Lewald zur Charakterisirung Viktorinens und ihrer Mutter anführt, ist frappant; jeder dieser Züge ist bedeutsam und ein jeder durchaus wahr. Auch Benedikts Mutter, Jakobäa, ist ein vorzüglich durchgeführter Charakter. Die Verfasserin mag an der Schilderung der energischen, klugen, berechnenden und thatkräftigen Schweizerin eine besondere Freude gehabt haben, da sie selbst etwas der Schweizernatur Verwandtes in ihrer schriftstellerischen Individualität besitzt. Einzelheiten sind geradezu meisterhaft. So z. B. das Gespräch (Anfang des II. Bandes), welches die Baronin mit der Wirthin führt, und in dem sie die Vorzüge und die Eigenart ihrer Viktorine schildert. — Rührend und ergreifend tritt uns die alte Jakoböa entgegen, als sie in der Nacht vor der Unterzeichnung des Legats, durch welches das Besitzthum der Anschaffts, das Jahrhunderte lang in derselben Familie geblieben ist, an das Kloster übergehen soll, ruhelos von ihrem Lager aufgescheucht wird, durch alle Zimmer des großen Hauses geht, alle Schubladen und Truhen aufschließt und ihre gesammten Habseligkeiten mit dem bittern Gefühl mustert, daß das Alles, ihr Stolz, ihre Freude, den Klosterleuten zufallen soll. Der Held Benedikt ist nicht hervorragend. Viel feiner und interessanter sind der kluge Abt des Klosters und der duldsame Pater Theophilus.

Das Buch ist in sauberem und klarem Deutsch geschrieben. Das Bedürfniß des Klarmachens verleitet die Verfasserin bisweilen zu einer gewissen Breitspurigkeit im Ausdruck. Bei der gewöhnlichen Sorgfalt im Stil fallen einige Incorrectheiten und Gallicismen besonders auf. So heißt es gleich auf der fünften Seite: „In der Kirche war die Dämmerung bereits Meister über das Licht geworden, und sie (die Dämmerung?) war fast leer". Das französische „vivre au jour le jour" übernimmt Fanny Lewald ohne Weiteres in's Deutsche: „den Tag am Tage leben" (I. S. 41); ebenso die französische Wendung: „elle a seize ans de plus" „sie hat sechzehn Jahre mehr" (I. S. 172), während wir im Deutschen dafür doch gewöhnlich und verständlicher „von der Hand in den Mund leben" oder „in den Tag hinein leben" und „sie ist sechzehn Jahre älter" sagen würden. Auch Wendungen wie „Sie bot ihr die Zeit" (II. S. 203) und ähnliche berühren seltsam. Aus dem Munde einer Frau — auf dem Titel steht ja der Name der Verfasserin, und der Leser kann niemals ganz vergessen, daß ihn eine Dame in anregender Weise unterhält — klingen gewisse derbe Ausdrücke nicht immer ganz angenehm; z. B. „Sie kommt zu Fleisch", „Strapazen setzen sich nicht in die Kleider, sondern gehen in die Knochen". Aber darüber entscheidet der Geschmack allein; und der Dichterin soll damit durchaus kein Vorwurf gemacht werden. Wenn Fanny Lewald, wie es den Anschein hat, (I. S. 157) die Worte:

„O sanctissima
O piissima
dulcis virgo Maria"

für den Text des Schubert'schen Liedes „Ave Maria" hält, so ist dies ein kleines Versehen, das sich leicht berichtigen läßt. Die Geringfügigkeit dieser Ausstellungen spricht am besten für den Werth der gewissenhaften, interessanten, fein ersonnenen und knapp durchgeführten Arbeit als Ganzes. Frau Fanny Lewald kann „Benedikt" mit Genugthuung zu ihren reifen und gelungenen Dichtungen zählen.

**Paul Lindau.**

## Moderne Epiker.

„Bionville." Ein Heldenlied in drei Gesängen von E. v. Wildenbruch. (Berlin, Stilke.) „Deutschlands Kampf und Sieg" von Karl Ludwig Netz. (Bärfelden.)

Es ist ein eigen Ding um patriotische Dichtungen; der Kritiker kommt bei ihnen nie aus einem gewissen Zwiespalt des Gefühls und des Verstandes heraus: muß er auf der einen Seite die Gesinnung des Dichters hochachten und sich über sie freuen, so kann er sich auf der andern Seite doch auch nicht verhehlen, daß der vom ästhetischen Standpunkt aus beurtheilte poetische Werth in den meisten Fällen ein verschwindend geringer ist. Ich kenne wenige patriotische deutsche Dichtungen, auf die nicht noch

Digitized by Google

immer jene Worte passen, mit welchen Lessing Gleims „Kriegslieder von einem Grenadier" charakterisirt. Er vergleicht den Grenadier mit den alten Dichtern, die einst ihr Vaterland verherrlichten und ihre Landsleute zu neuen Siegen anfeuerten und sagt dabei: „— mit dem Pindar hat er nichts weiter gemein, als das anhaltende Feuer und die ὑπέρβατα der Wortfügung. Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht eben so natürlich wären, als einem Spartaner. Und dieser Heroismus ist die ganze Begeisterung unseres Dichters. Es ist aber eine sehr gehorsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht".

Das Heldenlied E. v. Wildenbruchs: „Vionville" rubricirt gleichfalls unter diejenigen Dichtungen, bei welchen man sich am Heroismus und Patriotismus schadlos halten muß für das, was sie an poetischem Werth vermissen lassen.

Der Titel „Ein Heldenlied" erweckt Hoffnungen, welche nicht erfüllt werden. Man erwartet ein in sich vollendetes Epos zu finden und man findet nichts weiter als drei von einander äußerlich unabhängige Schilderungen einzelner Gefechtsmomente: Die Beschreibung des Kampfes der Brandenburger, der Reiterschlacht bei Mars-la-tour und des Kampfes der Westphalen. Diese drei Momente bilden allerdings äußerlich zusammengefaßt ungefähr den Kampf bei Vionville und so gewissermaßen ein Ganzes; an sich aber sind sie nichts Anderes, als drei verschiedene Schlachtenbilder. Die Bezeichnung „Ein Heldenlied" ist daher schon in Bezug auf die Form nicht zutreffend. Aber auch nicht in Bezug auf den Inhalt. Der Dichter schildert eigentlich nur die Vorgänge, nicht die bei ihnen mitwirkenden Personen. Zwar nennt er diesen und jenen Namen, hebt diesen und jenen tapfern Degen hervor oder preist den Heldenmuth dieser und jener Truppe; doch er individualisirt so gut wie gar nicht. Die Namen bleiben Schemen, welche einer dem andern folgen; man hört sie, aber keiner hinterläßt einen charakteristischen Eindruck; es ist zwar die breite Masse da, mit welcher das Epos operiren soll, aber es fehlt die dichterische Gruppirung und Belebung.

Wenn man einen der Gesänge Wildenbruchs durchgelesen hat, so ist man vollkommen überzeugt, daß es wild hergegangen sei bei Vionville und daß der Verfasser auch nicht im geringsten übertrieben habe; aber es ist vorwiegend ein historischer Eindruck, den man empfängt, etwa wie von einer Reimchronik — wenig mehr. Das genügt aber nicht, da es sich hier nicht um eine, der größten historischen Genauigkeit bedürfende Chronik, sondern um eine dichterische Schöpfung handelt, welche zwar auf historischer Basis beruht, sich aber gewisse Abweichungen zu Gunsten des künstlerischen Eindrucks gestatten darf und muß. Das anhaltende pindarische Feuer läßt keine Gefühlssteigerung zu und der tyrtäische Heroismus ist ja nach Lessings ihn und uns ehrendem Ausspruch bei einem Preußen ebenso selbstverständlich, wie bei einem Spartaner.

Die Anforderungen also, welche man an ein „Heldenlied" im gebräuchlichen Sinne des Wortes stellen muß, werden von dem Wildenbruch'schen Werke nicht erfüllt. Man thäte jedoch Unrecht, wollte man ihm jede poetische Eigenschaft absprechen.

Des Verfassers dichterische Begabung ist unverkennbar. Die wogende Menge der Reime ist der geringste Beweis; ein besserer schon die Fähigkeit, den spröden der Monotonie leicht verfallenden Stoff immer wieder in andern und nicht unpoetischen Bildern zu behandeln, für die Schilderungen des Kampfes immer wieder neue Worte und neue Wendungen zu finden. Daß man trotzdem schließlich ermattet, liegt an dem Mangel jeder Individualisirung; die großen Worte bleiben eben Worte, da keine Figuren da sind, durch deren Realität sie an Leben gewinnen könnten.

Den besten Beweis für das poetische Talent geben die mit lyrischen Elementen stark versetzten Schlußstrophen der einzelnen Gesänge; zwar erinnern die Gedanken in ihnen stark an Balladen und Romanzen von Heine, Zedlitz u. a., aber sie bekunden immerhin poetische Empfindung und Kraft.

Gehen wir ein wenig näher auf die Dichtung ein.

Einen verhängnißvollen Mißgriff hat der Verfasser bei der Wahl der Strophe begangen. Sie ähnelt jener von Schiller und Wieland geschaffenen und von ersterem ganz besonders für moderne Epen empfohlenen Abart der ottave rime, deren Reime nach Belieben einmal oder zweimal wiederkehren können. Schon die Frage, ob sich diese Strophe für ein modernes Epos eignet, dürfte trotz Schiller nicht so bedingungslos zu Gunsten derselben zu entscheiden sein; sicherlich aber eignet sich das Strophenungethüm, das E. v. Wildenbruch cultivirt, weder zur Anwendung, noch zur Nachahmung. Er ist nämlich nicht zufrieden mit acht Zeilen, sondern nachdem er zwei in sich reimende vierzeilige Strophen zusammengeschweißt hat, hängt er ihnen noch ein Reimpaar an, welches dem Ganzen einen stanzenartigen Abschluß gibt.

Das ist das Verhängniß des Dichters; denn in dieser zehnzeiligen Strophe werden so viel Reime consumirt, daß auch der gewandteste Versifex in Verlegenheit gerathen und sich mit Flickworten, mit nachschleppenden nichtssagenden Phrasen behelfen muß, um nur immer den Anforderungen der einmal gewählten Form gerecht zu werden.

Als Beispiel diene die zweite Strophe des ersten Gesanges:

„Da barg sich hinter ihren schwarzen Thoren
Die Nacht, die rings auf dem Gefilde lag,
Zum Lichte war ein Schreckenstag geboren,
Des blut'gen Erndtemonds sechszehnter Tag.
Und die Geschichte rollt in ihrem Buche
Ein Blatt ihm auf, noch war es leer und rein,
Sie hob die Hand, daß sie den Griffel suche
Der da am allertiefsten grübe ein:
Von Eisen war der Griffel, den sie wählte,
Daß er der Nachwelt diesen Tag erzählte."

Diese Muse scheint ihren Griffel verlegt zu haben, sonst ist die Umständlichkeit, mit der sie die Hand hebt, „daß sie den Griffel suche" nicht zu verstehen; oder man muß annehmen, daß der Dichter die Handlung der Muse nur deswegen so retardirt und in die einzelnen Momente zerpflückt, weil er noch ein paar Zeilen für seine Strophe braucht. Dafür spricht auch das häßliche Flickwort „da" in der Zeile:

„Der da am allertiefsten grübe ein"

und die beiden höchst überflüssigen, gleichfalls nur in Folge der einmal gewählten Strophenform nothwendigen Schlußzeilen:

„Von Eisen war der Griffel, den sie wählte
Daß er der Nachwelt diesen Tag erzählte".

Das sieht fast so aus, als ob die Muse der Geschichte zuweilen auch mit Schiefergriffeln oder Bleifedern schriebe; sie hat aber gar nichts zu wählen, da ihr die mythologische Ueberlieferung nur mit ehernen Griffeln zu schreiben gestattet.

Die angeführte Strophe ist übrigens lange nicht die schlimmste; bei so manchen andern muß sich der Dichter noch in viel weniger gelungener Weise auch dadurch helfen, daß er das zu erzählende Factum auf ein Prokrustesbett spannt und zum Schluß irgend einen höchst unepischen, subjectiven Ausruf oder eine zuweilen recht triviale Betrachtung anhängt, bei der sich zwei Reime machen lassen.

Eine weitere üble Folge ist die, daß der Dichter fortwährend im Tempus wechseln muß. Kaum wird man durch eine lebendige Schilderung im Präsens gepackt — bums, da fährt ein schwerfälliges, langweiliges Imperfectum dazwischen; und sieht man nach, mit welchem Recht sich der Störenfried eindrängt, so findet man fast immer, daß es die Rücksicht auf das Metrum oder den Reim war, welche den Dichter zwang, ihm Einlaß zu gewähren. In vielen Fallen übrigens ist dabei zu große Nachsicht geübt worden, es ließen sich leicht Verbesserungen machen.

Die Schilderung ist jedoch, wie schon bemerkt, im Ganzen lebendig, abwechslungsvoll und in edler, poetisch durchhauchter Sprache gehalten.

Zuweilen macht es freilich den Eindruck, als ob der Ver-

Digitized by Google

fasser à tout prix poetisch hätte sein wollen; er greift in seinem „schönen Wahnsinn" ohne Wahl nach allen Gleichnissen, die ihm unter die Finger kommen.

Auf Seite 11 vergleicht er die Leute des achten Regiments, welche sich in den Wald von St. Arnould werfen, um zu verhindern, daß er von den Franzosen besetzt wird, mit des „Menschen Jagdgenossen", den Rüden, die

„— wenn die Gefahr dem Herren droht,
Voran in's Dickicht stürzen, unverdrossen
Aus seinem Pfad zu scheuchen Noth und Tod".

Da der alte Homer den Ajax mit einem Esel vergleicht, so darf sich auch kein Mann aus dem achten Regiment darüber beschweren, daß er von Herrn v. Wildenbruch mit einem Hunde verglichen wird; aber das Gleichniß paßt auf die Situation ganz und gar nicht.

Den Brigadegeneral v. Bredow, der an der Spitze der halberstädter Cürassiere und der altmärkischen Ulanen in den Tod hineinbraust, ehrt der Dichter durch folgendes Gleichniß:

„Wie der Gänserich fliegt mit gewaltigem Flug
Durch die Lüfte des Himmels, den Seinen voran,
Wenn der laue Wind an's Gefieder ihm schlug,
Wen der Wanderzug in die Ferne begann.
So auf steigendem Rosse der Reiter-Gen'ral,
Der wackere Bredow, weit sprengt er vorn;" u. s. w.

General v. Bredow bei dem berühmten Todesritt — und ein Gänserich! das Gleichniß ist doch wirklich etwas zu friedlich. Nebenbei sei hier bemerkt, daß dieses Ueberspringen aus dem jambischen in's anapästische Metrum zu Gunsten der Tonmalerei in einem regelrechten Epos auch nicht statthaft wäre.

Auf Seite 4 läßt der Dichter einen Aar „heiß lauschen" aber nicht mit den Ohren, sondern

„mit dem glühn'den Augenpaar".

Wäre es nicht der deutsche Aar, um den es sich hier handelt, so würde ich das äußerst erstaunlich und unnatürlich finden.

Auf Seite 36 wird von dem „Gekrächz" der Kanonen gesprochen; soll das andeuten, daß sie in Folge des langen Schießens schon sehr verschleimt sind, oder muß es sich nur auf „rechts" reimen? Sonst pflegen sie doch zu donnern oder zu brüllen.

Seltsam macht es sich, wenn der Dichter auf Seite 15 plötzlich mitten in den poetischen Text prosaische, veritable Zahlen hineinmarschiren läßt:

„Vernehmt: von einem Regiment erlitten
Den bittren Tod 1250 Mann
Und 42 Offiziere schritten
Den treuen Männern in den Tod voran".

Es heißt zwar vorher:

„Kommt starre Zahlen, hier seid ihr am Orte
Sprecht lauter jetzt als heiße Dichterworte" —

aber ich finde nicht, daß sie in dieser Form lauter sprechen, als wenn sie mit Buchstaben geschrieben wären. Ich finde nur, daß Zahlen stets unpoetisch sind, daß sie mindestens den chronikartigen Charakter des Gedichts zu Ungunsten des poetischen Eindrucks hervorheben, und daß daher Worte passender gewesen wären. Außerdem kann ein böswilliger Leser den Dichter in arge Verlegenheit bringen, wenn er nicht „Zwölfhundert fünfzig", sondern „Eintausend zweihundert und fünfzig" Mann liest und dann behauptet, in dem betreffenden Verse stimme die Silbenzahl nicht.

Unbedingte Anerkennung verdient die geschmackvolle Art und Weise, in der E. von Wildenbruch sich mit den prosaischen, in einem Gedichte sich zuweilen geradezu komisch machenden modernen Namen abfindet, wie er zu vermeiden weiß, daß durch irgend welche unpassende Epitheta, durch Rang- oder Titelbezeichnungen, das Unpoetische solcher Namen zu grell hervortritt. Nur einmal achtet er nicht genau auf den Ausdruck und zwar gerade bei einem bevorzugten Helden des ersten Gesanges, dem tapfern Hauptmann Hildebrand vom 52. Regiment:

„Noch aber ragt aus Tod und Wuthgeheule
Ein letzter Held von dieser Heldenschaar
Wie in Ruinen eine letzte Säule,
Die trauernd sagt, wie schön der Palast war.
Er trägt den Namen, den in alten Zeiten
Ein Recke trug, berühmt im deutschen Land;
Zum alten Recken nennt nun auch den zweiten,
Denn dieser Mann war Hauptmann Hildebrand.
Wie jener sah auf die erschlag'nen Gothen,
Blickt' er auf die Kam'raden, auf die todten".

Der Satz: „Dieser Mann war Hauptmann Hildebrand" macht einen ziemlich ungeschickten und unpoetischen Eindruck; einen komischen außerdem noch auf jeden, der die militärische Redeweise und die Anwendung des Ausdrucks: „dieser Mann" kennt.

Nicht minder gut weiß E. von Wildenbruch die militärischen Commandos anzuwenden oder wenn sie nicht poetisch klingen zu umschreiben.

Als Beweis dafür, sowie zugleich als größere Probe mögen die folgenden Strophen dienen. Hauptmann Hildebrand steht mit dem kleinen Häuflein Zweiundfünfziger, das der Tod noch übrig gelassen hat, unbeweglich da, den Ansturm der französischen Reiterei erwartend.

„Er aber stand, der Feinde Schritte zählend,
Und näher klirrt und näher es herbei;
Und plötzlich nun, die rechte Stunde wählend,
Entrollt er seine Schaar in langer Reih'.
Ein Dornenzaun mit Stacheln und mit Spitzen
So stehn sie lautlos, Bajonett nach vorn;
„Schnellfeuer!" tönt's, Reih' auf und ab ein Blitzen.
Krachend entlädt sich lang verhaltner Zorn.
Die Kugeln peitschen wie ein Hagelschauer
Der Cürassiere stolze Panzermauer.

Doch nicht von Stahl nur ist ihr Herz bedecket,
Nein, dieser Männer Herz ist selber Stahl:
Wie schmetternd sie der Tod zur Erde strecket,
Zertheilt der Reiterschwarm sich auf einmal,
Und rechts und links auf schaumbesprühten Rossen
Umreiten sie die glüh'nde Eisenwand
Und hinten neu zusammen dann geschlossen
So packen sie im Rücken Hildebrand.
Auf, Held, hier ist nicht Zeit mehr zu berathen,
Mit That ertheile Antwort du auf Thaten!

O wackrer Mann, der du am rechten Orte
Dem Wort gebietest, das zur Stunde paßt!
„Kehrt!" schallt sein Ruf, und von dem kurzen Worte
Als wie von einer Eisenhand gefaßt,
Dreht rasselnd sich die starre Eisenreihe
Der Zweiundfünfz'ger wirbelnd auf dem Fleck:
Den Cürassieren weisen sie auf's Neue
Das finstre Angesicht zu neuem Schreck;
Der Führer selbst der tapfern Cürassiere
Kracht auf den Grund mit seinem treuen Thiere."

Ich finde diese Beschreibung einer modernen Gefechtsscene und der einzelnen taktischen Evolutionen recht gut gelungen. Und da auch noch vieles andere recht hübsch ist, so darf ich das ganze Werkchen mit gutem Gewissen zur Lectüre empfehlen. Für solche, die „damals mit dabei waren", wird es ja außerdem noch ein ganz besonderes Interesse haben. —

Das zweite Heldenlied, das mir hier vorliegt, „Deutschlands Kampf und Sieg" von Karl Ludwig Netz ist eines der hervorragendsten Producte patriotischer Bänkelsängerpoesie, die mir je zu Gesicht gekommen sind. Es fängt gut an (S. 3):

Digitized by Google

„Fliege, Deutschlands Banner, hoch!
Hört, der Erde Völker alle,
Wie es jüngst zum Kampfe zog
Und den Feind gebracht zu Falle.
Lenz und Sommer prangend haben
Sich gesenkt auf Flur und Stadt;
Alter König will erlaben
Geist und Leib im rheinschen Bad".

Nun geht es in formlosen Strophen und in heiligster Unschuld ungefähr ebenso weiter wie in dem humoristischen Liede:

„König Wilhelm saß ganz heiter" u. s. f.

Nachdem die Geschichte mit Benedetti in einer nur für nähere Bekannte des Dichters verständlichen Weise erzählt ist, heißt es:

„Greiser König nicht mehr weilet
Dort im Bad; im Flug enteilet
Er nach Haus; er weiß was kommt
Und was jetzt noch einzig frommt".

Nachdem ich das gelesen, konnte ich allerdings auch schon wissen, was kommen würde; und meine Ahnungen trogen nicht. Nur noch einmal schwingt sich der Verfasser zu frei dichtender Thätigkeit auf, indem er schildert:

„Fort ist das Heer,
Erwartungsschwer
Liegt Deutschland da, das große.
Komm an, komm an,
Zum Rhein heran
Kriegkündender Franzose!
Er kommet schon.
Ein Bataillon
Behütet uns Saarbrücken;
Napoleon
Mit seinem Sohn
Siegdürstend will's erdrücken".

Dann aber nimmt er eine Geschichtstabelle und die telegraphischen Depeschen zur Hand und bringt sie, ohne zu verschnaufen, von Anfang bis zu Ende in Verse.

Wer dem Dichter dabei folgt, der lasse alle Hoffnung, sobald er die dritte Seite der eigentlichen Kriegsschilderung (S. 10 des Buchs) passirt hat; er lasse sich hier nicht durch die an den anheimelnden Tonfall des „Böckchen, Böckchen schiele nicht" gemahnende schöne Stelle bethören:

„Dörflein, Dörflein, sorgenschwer,
Athme leichter; dir zur Wehr
Deutschland zieht heran;
Und der Prinz hält an:
„Leute, laßt den Muth nicht fallen,
Fünf Minuten — dann wird's knallen!" — — —

„Und es knallt!" —

fährt der Dichter zur Beruhigung des athemlosen Lesers fort. Auf diesen Knall aber folgt hundertundvierzig Seiten lang ein so wüstes Wortgetöse, eine so schauerlich gähnende Leere an Geist und Poesie, daß man, halb todtgeschlagen von den mitleidslosen Knüttelversen, Gott dankt, wenn der Autor sein Wüthen mit den Paraden in Belfort und bei Paris beschließt, bei welchen er den Truppen das Lob ertheilt:

„Die stehen wie von Erz und Stahle". (S. 132.)

Aufathmend wiederholt man vielleicht noch:

„Musik, die ganze,
Stimmt an: Heil dir im Siegerkranze!" (S. 135.)

und legt das Buch fort.

Es widerstrebt mir des Stoffes halber, weitere Bemerkungen über die Art und Weise zu machen, in welcher der Verfasser den großen Krieg verarbeitet. Ich constatire nur, daß ich nicht weiß was ich mehr bedauern soll, den erhabenen Stoff, oder die edle Dichtkunst; beide werden in diesem Buche gleich sehr mißhandelt.

Als ich mit dem Lesen fertig, war ich so ziemlich überzeugt, daß der Verfasser des Liedes von dem Cigarrenhändler Schünemann und seinem Mörder auch der Vater dieses Heldenliedes sei; aber o Entsetzen! da stand vorne auf dem Titelblatt: „Ein Heldenlied von Karl Ludwig Netz, evangelischem Oberpfarrer und Decan".

Ein Oberpfarrer und Decan!

— „vor solchen Zeichen
Da muß ich allerdings mich beuchen" —

würde der Herr Oberpfarrer wahrscheinlich singen. Und ich beuge mich, aber nur in der Voraussetzung, daß der Herr Verfasser sein Heldenlied ernst gemeint hat; daß er nicht etwa einer der renitenten orthodoxen Herren ist, die mit den Errungenschaften des letzten Krieges nichts weniger als zufrieden sind, und daß er nicht absichtlich das Erhabene in den Staub zu ziehen versucht hat. Und doch: Wehe! — Wenn ich mir vorstelle, daß es noch mehr Oberpfarrer und Decane geben könnte, welche derartige Gedichte machen! Wie Schade, daß die neuen preußischen Gesetze über die Bildung der Geistlichen noch nicht in ganz Deutschland gelten und daß sie keine rückwirkende Kraft haben!

**M. v. Szeliski.**

## Aus der Hauptstadt.

### Das plattdeutsche Theater in Berlin.

Die sterbende Saison grüßte den meininger Cäsar. Bald war sie todt. Die saure Gurke erschien auf der Bildfläche und begleitete den Bewohner der Residenz zu den grünen — Aalen. Die Zeit war gekommen, wo das Publicum nicht mehr, oder nur sehr schwer zu den Zerstreuungen des Winters und Frühlings heranzuziehen ist, wo es aus der Wüste der Stadt zu den wenigen Oasen vor den Thoren flüchtet, dorten ein schattiges Plätzchen und einen giftfreien Athemzug zu finden. Die Hofbühnen waren geschlossen, und die Parktheater wurden nur noch von Wenigen und von den Meisten dieser Wenigen mehr wegen des Parks als wegen des Theaters aufgesucht.

Da eröffnete ohne langes Vorsichherwerfen üblicher Reclameschatten eine Bühnentruppe ein Gastspiel in dem an dem äußersten Saum Berlins gelegenen Woltersdorfftheater, eine kleine, bisher nicht genannte und nicht gekannte Künstlergesellschaft. Sie war nicht in dem Thal geboren, sie kam aus einer der beiden Vorstädte Hamburgs, aus St. Pauli, und war auch gar nicht darauf gefaßt, am Bahnhof von weißgekleideten Journalisten begrüßt zu werden. Sie führte keinen Eisenbahntrain voll Decorationen und Costümen mit, wie die Meininger, für welche die Bezeichnung Thespiskarren als höchst unpassend in Thespisequipage oder Thespiswaggon umzuwandeln ist. Die St. Paulianer Theatergesellschaft wurde geführt von dem Director Karl Schultze, einem sehr wackeren Darsteller, dessen Name zwar den Berlinern ohrgerecht war, — Schultze! — von dessen Existenz und Fähigkeit aber niemand eine Ahnung gehabt hatte.

Am Abend der Ankunft begann das Gastspiel. Das Woltersdorfftheater war leer, Cassirer und Logenschließer sind an solchen unheimlichen Anblick so gewöhnt, daß keine öde Bank sie mehr aus der Fassung bringt. Nur die Presse erinnerte sich trotz der herrschenden Schwüle ihrer Pflicht und war vollständig erschienen. Da saßen die Kritiker und Recensenten Schulter an Schulter. Die Logen waren ganz unbevölkert. Der Sommer, die weite Reise nach Berlin N. und der Respect vor der plattdeutschen Mundart hatten die Bewohner von Berlin W., SW., C. und NO. zurückgeschreckt. Die hamburgische Gesellschaft spielte ein einactiges, von Mansfeld, einem Mitglied derselben, durchweg plattdeutsch geschriebenes

Digitized by Google

Liederspiel „De Leev in Beerlan'n" (Die Liebe in Bierlanden) und ein größeres Volksstück von Julius Ernst (Dr. Stinde), betitelt „Hamburger Leiden".

Und ein seltsames Wunder begab sich. Trotz der todten Saison, trotz der Naivetät der unangemeldet eintretenden Truppe, trotz der befremdenden fremden Sprache und trotzdem das etwa noch vorhandene Interesse für Theater von den letzten Abenden des meininger Gastspiels und der eben auftauchenden Clara Ziegler vollkommen aufgezehrt wurde, füllte sich doch nach wenigen Abenden das Woltersdorfftheater mehr und mehr, wies die Presse immer dringender auf die Plattdeutschen hin, und wendete sich das Publicum mit wirklicher Begeisterung der neuen Erscheinung zu.

Dies Wunder ist rasch erklärt, es ist kein Betrug, wie die Quelle von Lourdes und die stigmatisirte Donna des Herrn Majunke, noch weniger wie die künstlichen Kunsterscheinungen der neueren Zeit. Nie zuvor, am allerwenigsten auf der komischen Bühne, hatte Berlin Darsteller und Darstellung von so unverwässerter, unversäuerter und unverzückerter Natur gesehen, wie sie der plattdeutschen Gesellschaft eigen sind. Das plattdeutsche Theater hat ein Repertoire, das diesen Namen kaum verdient. Es haben sich außer dem obengenannten Verfasser der „Hamburger Leiden" noch keine Autoren bei ihm eingefunden, die durch bühnengerechte Werke ihre Talente glänzend zu verwerthen wissen, es hat auch keine Ausstattung, als die nothdürftige; dem Publicum wird, obschon es durch eine lange Reihe von Jahren an solche dramatische Paprikagenüsse gewöhnt war, nicht durch politische Couplets und Zweideutigkeiten Gelegenheit zu Dacaporufen, Gelächter und — Auseufzern gegeben. Das Geheimniß der großen Wirkung, welche die Plattdeutschen auf den Zuschauer ausüben, liegt darin, daß sie zur Einfachheit zurückgekehrt sind, daß sie die Natur auch nicht durch die kleinste Concession an den herrschenden Geschmack verzerren, daß sie Menschen und keine Bajazzos darstellen, daß sie ihre Typen und Charaktere aus dem Leben nehmen und treu wiedergeben. Der Mensch, wie er weint und lacht, ist der Vortragsmeister dieser Bühne. Der Freund einfacher Natur und natürlicher Einfachheit athmete auf und war erfreut und ergriffen.

Zwei Mitglieder des plattdeutschen Theaters sind vor allen als Vertreter dieser „Umkehr der Darstellungswissenschaft" namhaft zu machen: Frau Mende und Herr Kinder. Wer kannte sie, als sie zum ersten Mal auftraten? Und von diesem Abend an sind sie die Lieblinge unseres Publicums. Sie erscheinen nicht, ohne begrüßt, treten nicht ab, ohne hervorgerufen zu werden. Beide zeichnen sie Figuren aus dem Volk und der bürgerlichen Gesellschaft mit einer Treue, welche ihre Beobachtungsgabe geradezu bewundern läßt, gleich gewissenhaft, ich möchte sagen, hogarthisch wahr, in heiteren und tragischen Momenten. Das Ehepaar Snut in „Hanne Nüte", die Tante Grünstein und der Polizeidiener Gaetjens in „Hamburger Leiden" sind künstlerische Leistungen, für welche ich eine ganz zahlreiche Gruppe von Rollen, welche durch die Mätzchen des modernen Virtuosenthums zu Glanzpartien des reisenden Seelenmalers geworden und in dem Koffer des comédien-voyageur als Saisonmuster mitgeführt werden, freudig hingebe.

Frau Mende ist von der Direction des berliner Residenztheaters weggefischt worden. Nach Herrn Kinder sind die Netze ausgeworfen. Mit diesem Künstlerpaar verliert das plattdeutsche Theater seine stärksten Pfeiler und kommt in's Wanken. Es hätte alsdann in Berlin nicht nur die höchste Anerkennung gefunden, sondern auch seinen Untergang. Dies wäre zu beklagen, denn Hamburg hat kein zweites plattdeutsches Theater zu versenden.

**Julius Stettenheim.**

## Notizen.

Noch einmal der „Sturmvogel" Dr. A. Schütte. (Gegenwart Nr. 11 und 16, Bd. V.) Am 15. Januar 1858 — mein Wohnort war damals Münster in Westphalen — begegnete mir Freund Levin Schücking und erzählte gesprächsweise, daß der Dr. Schütte ihn heute besucht habe. Es war mein Wunsch, den interessanten Mann kennen zu lernen, darum bat ich Schücking, ihm eine Einladung von mir für den Abend auszurichten und auch selber sich einzufinden. Die Beiden erschienen, wir saßen zu Dritt bis spät in die Nacht hinein, und ich wüßte kaum, daß mir die Stunden ein anderes Mal rascher vergangen wären. Dr. Schütte trug freilich vorzugsweise die Kosten der Unterhaltung durch fragmentarische Mittheilungen aus seinen Erlebnissen, welche anziehend, leicht und unbefangen ohne jede Spur persönlicher Eitelkeit vorgetragen wurden. Er urtheilte mit objectiver Ruhe, ließ den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren, suchte die Schwächen der Freunde nicht zu verbergen und war immer bedacht, niemanden zu compromittiren. Sein Entkommen aus Wien, nachdem Fürst Windischgrätz am 1. November 1848 die Stadt eingenommen hatte, schilderte er folgendermaßen:

„Während der ersten Zeit hielt ich mich in sicherem Versteck und zog Erkundigungen ein über die Maßregeln der Behörden denen gegenüber, welche die Stadt verlassen wollten. Der dreisteste Weg erschien mir der sicherste, darum wünschte ich vor allem zu wissen: ob man unter Umständen mit der Eisenbahn abreisen könne? Ich erfuhr, daß dazu eine besondere Ministerialgenehmigung erforderlich sei, welche durch Ausfüllung gedruckter Formularkarten ertheilt werde. Eine solche Karte war bald in meinem Besitz, sie lautete auf den Ministerialbeamten — „Müller" meinetwegen. Was ich aber nicht erfahren hatte, war der Umstand, daß die Farbe dieser Karten, um Unterschleife zu erschweren, täglich wechselte. Am bestimmten Tage machte ich mich auf den Weg, erreichte ungefährdet den Bahnhof und nahm meinen Platz im Coupé ein, ohne durch irgend eine Controle behelligt zu werden. Der Zug füllte sich immer mehr; man hatte augenscheinlich die Passagiere in möglichst wenige Wagen zusammengepreßt, zur Erleichterung der Uebersicht. Die Abfahrtszeit rückte heran — da erschienen Militärmannschaften, welche den Perron und die Ausgänge besetzten; zugleich trat ein Polizeibeamter an jedes Coupé mit den Worten: „Die Permissionskarten, ich bitte". Unbefangen reichte ich die meinige hin — der Polizeimann schaute verwundert, „Aber das ist nicht die heutige Farb'", sagte er. Der gefährliche Mißgriff wurde mir sofort klar; die Sache war kritisch, allein hier galt kein Besinnen. Ich blickte dem Polizeimann scharf in's Gesicht. mit den Worten: „Esel, lesen Sie, wer ich bin". Und ein unterthänigstes: „Verzeihn's, Ihr' Gnoden!" brachte mir meine Karte zurück. Zwei Minuten später dampften wir in's Land hinaus".

Die Flucht aus der Festung Josephsstadt wurde, nach Schüttes Erzählung, mit zwei Leidensgefährten am 29. Juni 1857 ausgeführt, ohne irgend eine Hülfsleistung von Seiten des Aufsichtspersonals; vielmehr war, wie er ausdrücklich bemerkt, alles so vorgekehrt worden, um dieses Personal gegen jede Beschuldigung der Theilnahme oder Nachlässigkeit sicherzustellen. Im Vorzimmer des Platzcommandos hing eine Specialkarte von Böhmen; Schütte mußte dort eine Zeit lang antichambriren, und benutzte dies, um sich genau alle Wege und Stege bis zur preußischen Grenze zu merken, wonach er dann aus der Erinnerung eine Karte des einzuschlagenden zweckmäßigsten Weges entwarf. Die Gefängnisse wurden um 4 Uhr Nachmittags geschlossen und erst um 6 Uhr am nächsten Morgen erschien der wachthabende Corporal mit dem Frühstück: für die Vorbereitungen der Flucht blieben also täglich 14 Stunden ungestörter Zeit. Zu diesen Vorbereitungen gehörte auch, daß die Gefangenen, als sie sich erst einen Weg in's Freie gebahnt hatten, während verschiedener sternklarer Sommernächte die Umgegend der Festung genau recognoscirten, damit später kein unvermuthetes Hinderniß den Ausmarsch gefährde; worauf sie sich dann jedesmal nach ihrer Klause zurückbegaben. In den dunklen Räumen diente ihnen als Blendlaterne ein Trinkglas, welches mit den erforderlichen Vorkehrungen versehen war. Das einstöckige Zwingergebäude, die Wohnung der Gefangenen, bildete mit seiner Rückwand die innere Seite des Festungswalles; sie gelangten also zunächst durch den Schornstein auf den Dachboden und von diesem durch eine Thüre, die leicht zu eröffnen war, unmittelbar auf den Festungswall, nachdem sie zuvor ihre Reisetoilette gemacht hatten. Von hier stiegen sie auf einer hinabführenden Treppe in den Gang eines Ausfallthores, dessen schweres Vorlegeschloß glücklicherweise offen an der Kette hing. So wurde der Hauptfestungsgraben erreicht; dann ging es weiter im Zickzack, mit Uebersteigung einiger Mauern, zum zweiten, dritten und vierten Graben, endlich direct auf das Glacis. Schon um 10 Uhr Abends passirten die drei Gefährten das Dorf Alt-Pleß, um 7 Uhr am andern Morgen überschritten sie die preußische Grenze. Da aber der wachthabende Corporal zu Josephsstadt, als er mit dem Frühstück erschien, durch drei costümirte Puppen sich täuschen ließ, welche die Stelle der Ausgeflogenen in deren Betten vertraten, so wurde die Flucht dort nicht vor 10 Uhr Morgens entdeckt.

Digitized by Google

Das zur Abendtoilette erforderliche Waschwasser war in Flaschen durch den Schornstein hinaufgezogen worden.

Dr. Schütte hat eine ausführliche Schilderung dieser nächtlichen Wanderfahrt in den „Westdeutschen Blättern" erscheinen lassen, dieselbe verschweigt aber manches Detail der mündlichen Mittheilung, durch welches möglicherweise dieser oder jener compromittirt werden konnte. Er verweilte dann, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, einige Zeit zu Coesfeld, seiner Vaterstadt.

Ich habe ihn nach jenem Januarabend nicht wiedergesehen.

**Gisbert Vincke.**

* * *

Wir werden von einem Freunde der „Gegenwart" darauf aufmerksam gemacht, daß Herr Carl Albert Regnet in München für den in Nr. 25 unseres Blattes veröffentlichten Artikel Mrs. Jamesons Schrift „Shakespeares Frauengestalten" in einer das Original des Aufsatzes sehr empfindlich beeinträchtigenden Weise benutzt hat.

* * *

Infolge eines Versehens ist bei dem Aufsatz: „Zwei Pfadfinder der Presse" (Nr. 28 und Nr. 29) der Name der Verfassers nicht angegeben worden. Der Verfasser ist Herr B. Leyh in Washington.

## Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Die schätzbaren Materialien und Nachträge, die Döring zu Büchmanns geflügelten Worten in Nr. 23 der Gegenwart dem Urtheil Ihrer Leser unterbreitet hat, haben bereits eine solche Fülle von Einzelmittheilungen an Sie hervorgerufen, daß ich billig Bedenken trüge, ihre Zahl noch weiter zu vermehren, wenn ich nicht von vornherein mich mit den meisten der bisherigen Correspondenten in directem Gegensatz wüßte. Jene möchten, soweit ich sehe, den von Büchmann gesammelten Stoff nach Kräften vermehren; mein Augenmerk richtet sich zunächst darauf, ihn zu vermindern. An Büchmanns Buch selbst diese kritische Liebespflicht zu üben, hoffe ich schon in der nächsten Zeit die nöthige Muße zu finden; heute bitte ich Sie nur um die Erlaubniß, an „Döring und Consorten" eine ähnliche kritische Ausmerzung in kleinerem Maßstab vornehmen zu dürfen.

Folgende vier Wendungen: Den Garaus machen; er weiß, wo Barthel Most holt; cacatum non est pictum; da liegt der Has' im Pfeffer scheinen mir nichts mehr und nichts weniger als althergebrachte volksthümliche Redensarten zu sein, für die der Nachweis eines bestimmten individuellen Ursprungs nicht zu erbringen ist; was Ihre Correspondenten wenigstens in diesem Genre geliefert haben, ist mit leichter Mühe zurückzuweisen. Zu dem ursprünglichen Charakter von Büchmanns Sammlung paßt keins dieser Worte.

Am augenfälligsten ist der Irrthum bei dem Herrn Studiosus, der den „Hasen im Pfeffer" in Geiler von Keisersberg „unzweifelhaft zuerst" angewendet findet. Es genügt darauf hinzuweisen, daß Wander dieses Sprichwort unter Hase bereits aus S. Brants Narrenschiff von 1494 nachweist. Der Eifer des Herrn Studiosus wird es nun auch wohl kaum unterlassen, in Zarnckes Commentar (s. das Register) nachzusehen, wie schon dieser Herausgeber auf Geiler hingewiesen und Simrocks schöne neuhochdeutsche Ausgabe (Berlin 1872, Lipperheide) wird ihn nicht minder durch den wiederholten Nachweis erfreuen, wie tief Brant aus dem Born der Volksrede geschöpft hat.

Gewichtiger ist der Irrthum des Herrn Dr. Döring; und wenn ich auch das Prädicat „unverzeihlich" unter allen Umständen ungerecht finde, schwer begreiflich bleibt es dennoch, wie Döring sich hat einreden können, daß unsre Muttersprache „den Garaus machen" erst aus Luthers Bibel und noch dazu aus einer bestimmten Stelle der Klagelieder Jeremiä (3, 22) gelernt habe. Er erwähnt selber, daß die Wendung schon bei Fischart und andern Schriftstellern des 16. Jahrhunderts gang und gäbe ist; er hätte weiter aus dem Lutherlexikon von Dietz sehen können, daß Luther selbst sich ihrer in sprichwörtlichem Sinne bedient hat. Wer heute öffentlich von Sprichwörtern und verwandten Stoffen handelt, und dabei die Wörterbücher von Grimm und Sanders, von Dietz, von Frommann, die Specialarbeiten von Wander, Harrebomée, Suringar u. a. nicht zuvor vergleicht, entzieht sich selber nur die Mittel, seine Irrthümer wirksam zu controlliren und erschwert seinen Mitarbeitern und Nachfolgern die Arbeit; der direkten Schädigung nicht zu gedenken, die der Raub eines so kostbaren Gutes mit sich bringt, wie es die unserm Leben so sparsam zugemessene und so leicht und oft unter Nichtigkeiten zerrinnende Zeit ist.

Die beiden Sprüche des Stuttgarter Herrn behandle ich kürzer. Er hätte seine gelehrten Vermuthungen über „Barthels Most" wohl für sich behalten, wenn er die Nachweisungen bei Wander unter dem Worte Barthel verglichen und etwa noch damit verbunden hätte, was weiland W. Wackernagel in Pfeiffers Germania und Aug. Lübben in einem oldenburger Programm von 1863 über die Thiernamen im Reineke Vos gelegentlich dieses Bartholomäus bemerkt haben. Und wäre noch, was leicht möglich und wie ich es von mir gern bekenne, ein Rest von Zweifel übrig geblieben, er wäre nach solchen Vorgängern gegen sich selbst um so mißtrauischer geworden. Erstlingseinfälle sind selten für die Oeffentlichkeit reif; est — heißt es bei uns Philologen; ich meine nach Gottfried Hermann, aber ohne eigene und Büchmanns Gewähr — est aliqua et nesciendi ars.

Wenn endlich Bürger, wie Sauter mittheilt, singt

> Beherzigt doch das Dictum:
> Cacatum non est pictum,

so liegt, meine ich, auf der Hand, daß der Dichter selbst den Spruch nicht erfunden, sondern überkommen haben will. Im deutschen Gewande ist er, wie Wander u. a. darthut, schon bei Fischart nachweisbar; daß er aber auch heute noch nicht ausgestorben, zeigt u. a. der kräftige Ausspruch, der in Hoefers schöner Sammlung einem Johann Schönfeld in den Mund gelegt wird. Der wißbegierige Leser findet denselben Spruch auch neuerdings bei Wander IV. 123, Nr. 25.

Nun könnte mir Sauter sagen: Gut, aber bei Bürger wird der Spruch doch zuerst lateinisch in der Literatur gefunden. Auch hier waltet ein Irrthum ob. Wenn Fr. Aug. Wolf nicht geflissentlich geflunkert hat, so hat weiland Christian Thomasius einem schüchternen Studenten den lateinischen Spruch mit griechischen Buchstaben als ein προπεμπτικόν in sein Album geschrieben. So wird in Wolfs literarischen Analekten erzählt. Da ich die Zeitschrift aber augenblicklich nicht aufzutreiben weiß, kann ich aus bloßer Erinnerung nicht entscheiden, ob Fr. Aug. Wolf die Rolle des Schalkes in eigener Person dem Thomasius gegenüber spielt, der das classische Latein aus den akademischen Vorlesungen zu verdrängen angefangen, oder ob der alte hallenser Professor bereits selber mit mephistophelischer Grandezza über gelehrtes Zopfthum sich lustig macht. Mir ist es aber fast, als ob Wolf die humanistischen Kenntnisse eines Apostaten classischer Form verdächtigen wollte. Der Spruch wird sich sicher im 16. Jahrhundert nachweisen lassen; am leichtesten muthmaßlich bei Bebel oder dem Freundeskreise, der sich um Ulrich von Hutten gruppirt.

In hochachtungsvoller Ergebenheit

Schwerin i/M. **Friedr. Latendorf.**

## Bibliographie.

Das Salz. Eine volkswirthschaftliche und finanzielle Studie. Von Dr. Alfred Schmidt. 2. Aufl. Leipzig 1874, Bidder.

Zur nordschleswig'schen Frage. Historisch-politische Skizze von Chevalier A. E. Wollheim da Fonseca. Leipzig 1874, Hartknoch.

Die Natur und Entstehung der Träume. Von L. Strümpell. Leipzig 1874, Veit.

Eine Missionsrede von Max Müller. Straßburg 1874, Trübner.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

# Inserate.


Im Verlage von **Velt & Comp.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
**geographische Lage**
der
**Hauptstädte Europa's.**
Von
J. G. Kohl.

Gross Octav. 466 Seiten. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

**Es werde Licht!**

Poesieen
von **Leopold Jacoby.**
II. Auflage. Preis 15 Sgr.
Berlin, Louisenstraße 45, **H. E. Oliven.**

Im Verlage von **Julius Buddeus** in **Düsseldorf** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
**Administration Andrew Jackson's**
in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Demokratie
in den
**Vereinigten Staaten von Amerika.**
Von
Dr. **H. von Holst,**
o. ö. Professor a. d. Universität Freiburg.
gr. 8. broschirt: 10 Gr.

**Geschichte der Revolutionszeit**
von 1789—1800.
Von
**Heinrich von Sybel.**
Fünfter Band. Erste Abtheilung.
gr. 8. broschirt: 2 Thlr. 15 Gr.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.
**Girndt. Dramatische Werke.**
I. Band. **Charlotte Corday. — Y l. — Paroli.**
II. Band. **Politische Grundsätze. — Meine Mutter hat's gewollt. — Preussisches Strafrecht. — Eine Stunde aus Schillers Leben.**
Preis 2⅓ Thlr.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschien soeben:

**Bunte Blätter.**

Skizzen und Studien für Freunde der Musik und bildenden Kunst
von
**A. W. Ambros.**

**Neue Folge.** Elegant geheftet 1½ Thlr., elegant gebunden 2 Thlr.

Inhalt:

I. **Musikalisches.** Musikalische Wasserpest. — Hamlet, Oper von Ambroise Thomas. — Zumsteeg, der Balladencomponist. — Der erste Keim des Freischütz-Textes. — Musikalische Uebermalungen und Retouchen. — Franz Lachner's Requiem. — Bachiana. — Rubinstein. — Halbopern und Halboratorien. — Schubertiana. — Allerlei Beethoven'sche Humore. — Ein Kapitel von musikalischen Instrumenten.

II. **Zur bildenden Kunst.** Von Wien nach Nürnberg. — Orcagna, Holbein und Kaulbach. — Kaulbach's Carton: Die Christenverfolgung unter Nero. — In den Raphael-Sälen des Vaticans.

III. **Aus meiner italienischen Reisemappe.** Goethe in Italien und seine Nachfahrer. — Italienischer Frühling. — Ein Bilderbogen voll Figuren. — Der Gesundheitspaß von Orbetello. — Römische Ostern. — S. Maria alla morte in Rom. — Orvieto.

**Autoren,**
welche den materiellen Erfolg ihrer Arbeiten sich selbst aneignen wollen, empfiehlt sich der Unterzeichnete zur commissionsweisen Besorgung ihrer buchhändlerischen Geschäfte.
Seine in langjähriger Thätigkeit erworbene Sachkenntniß und Umsicht und seine **nicht blos von der Routine** getragene Geschäftsweise dürften jeden erreichbaren Erfolg sichern.
Berlin S. W., Beuth-Str. 5.
**R. Trenkel.**

**Verlag v. F. C. W. Vogel in Leipzig.**

Soeben erschien:
**Geschichte**
der
**Christlich-lateinisch. Literatur**
von ihren Anfängen
**bis zur Zeit Karls des Grossen.**
Von
Adolf Ebert.
4 Thaler.

Die Forschungen
über das
**Nibelungenlied**
seit Karl Lachmann.
Eine gekrönte Preisschrift
von
Dr. **H. Fischer.**
1 Thlr. 20 Sgr.

Soeben erschien:
**Wandertage**
in
Italien
von
**Woldemar Kaden.**
Eleg. geh. Thlr. 2. — od. fl. 3. 36 kr.
„Poesiereiche heitere Künstlerfahrten durch Land und Leute, nicht an Bädeker oder Heerstrassen gebunden — Alles ungezwungen in bunter Laune des wechselreichen Tages — viel Luft, Duft und Sonnenschein."
**Meyer & Zeller's Verlag**
(Friedrich Vogel)
in Stuttgart.

!!! **Rheinreise.** !!!
Voigtländer's
**RHEINBUCH.**
**Handbuch und Führer für Rheinreisende.**
Mit Karten und Plänen. **4. Auflage.**
Eleg. roth geb. **nur** 1 Thlr.
Elsass. Baden-Baden. Carlsruhe. Heidelberg. Mannheim. Die Pfalz. Der Rhein von Mannheim bis Cleve. Taunus und Taunusbäder. Frankfurt. Bergstrasse. Nahethal. Saarthal. Metz. Lüxemburg. Trier. Mosel. Lahnthal. Brohlthal. Ahrthal. Düsseldorf, Elberfeld. Die Schlachtfelder von Spichern, Weissenburg, Wörth, Gravelotte.
„Voigtländer's Rheinbuch" ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

**Einbanddecken** zum 5. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 15 Sgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag und Expedition der „Gegenwart".
Georg Stilke.


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 1. August 1874. Band VI.

AP
30
.G295
v.6
no.31

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Ode. Von Emanuel Geibel. — Die Bürgerweihe als Volksfest und politisches Bildungsmittel. Von Bluntschli. I. — Der Komet von Coggia. Von W. Zeuker. — Literatur und Kunst: Marie Antoinette und Maria Theresia. Von H. M. Richter. I. — Französische Schriftsteller unter Ludwig XIV. Von Paul Lindau. — Die Antigone des Sophokles: ein Zeugniß gegen die Centrumspartei. Von A. Döring. (Schluß.) — In Sachen einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung nebst einer kurzen sprachlichen Auseinandersetzung über das Wort „Alldeutschland". Von Daniel Sanders. — Zur literarischen Technik. Von Friedrich Michelis. (Schluß.) — Verschiedenes. Aus Lothringen. — Notizen. — Inserate.

# ODE.

Verflucht das Blei, das finst'rer Gedanken voll
Im Schooss der Nacht blutdürstige Tücke goss
Und drachenmilchgenährter Wahnsinn
Wider das tapferste Herz geschleudert!

Schaut her, ihr Eifrer, die ihr, die Boten nicht
Der Gnade mehr, unheiligen Groll gesät,
Schaut her, nun schiesst er auf in furchtbar
Blutigem Frevel, euch selbst zum Schrecken.

So warf am Brunnen, wo der Entgürtete
Sich Labung schlürfte sorgen- und waffenlos,
Verruchter Hass einst, feig von hinten
Zielend, den tödtlichen Speer nach Siêgfried.

Doch besser traf den Helden im Odenwald
Der Stahl; die felsher sprudelnde Welle trank
Sein strömend Blut und nicht erweckt' ihn
Fürchterlich schreitend die späte Rache.

Rein blieb von solchem Greuel der Saale Fluth,
Die freudig aufgohr, als die Verrätherfaust
Versagt', und dankbar jubelt Deutschland,
Dass ihm das theuerste Haupt gerettet,

Das Haupt, das schlaflos sinnend den Riesenbau
Entwarf des glorreich einigen Vaterlands
Und, unter'm Zelt, des Kaiserpurpurs
Grossen Gedanken zu denken wagte,

Der Eisenarm, der Pöbel- und Pfaffenwuth
Zu zügeln Kraft fand und die gewaltige
Dem Atlas ähnlich mit des Reiches
Eherner Wölbung belad'ne Schulter.

Verkünden hört' ich, dass der gewappnete
Erzengel, der das Banner der Kaiser einst
Umrauschte, mit dem Demantschilde,
Michael selber, den Liebling schützte.

O rühre jetzt sein schimmernder Fittich auch
Die Fluth des Heilborns, dass sie gesegnet sei
Dem Wasser gleich, das zu Bethesda
Von der Berührung des Cherubs brauste!

Doch Er, dem Deutschlands Liebe der Wunde Schmerz
Wie Balsam kühle, trinke Genesung dort,
Wo über längst entsühnten Gräbern
Heute die Rosen des Friedens duften.

Der Hauch des Lebens, welchen die salzige
Wie Rebenschaum aufperlende Woge sprüht,
Durchström' ihn ganz und wie ein Adler
Kehr' er verjüngt in den Kampf zurück uns,

Den deutsche Freiheit wider das Römerthum
Standhaft, wie einst im Walde der Teutoburg,
Nicht um den Glauben, wie sie lügen,
Nein, um die Krone der Herrschaft ausficht;

Und hoch wie Hermann wieder, der Bändiger
Der ries'gen Wölfin, rag' er ob allem Volk,
Europas Friedenshort und Deutschlands
Mächtiger Pfeiler, der Mann der Männer.

Schwartau, im Juli 1874. **Emanuel Geibel.**

Digitized by Google

## Die Bürgerweihe als Volksfest und politisches Bildungsmittel.

Von Bluntschli.

I.

Das allgemeine Stimmrecht gewährt und sichert den großen Volksclassen einen bedeutenden Einfluß auf die Ordnung und Leitung des Staats. Werden die Wahlen, wie im Deutschen Reich, unmittelbar von den Massen der Urwähler vollzogen, so wird auch ein unmittelbares Vertrauensverhältniß begründet zwischen den Wählern und den Gewählten. Die Mehrheiten, welche in den einzelnen Wahlkreisen siegen, bestimmen die Stärke der Parteien im Reichstag und in den Kammern der Abgeordneten. Wenn eine Partei in der Mehrzahl der Wahlkreise siegt, so bildet sie auch die Mehrheit in der Volksvertretung und wirkt dann oft entscheidend auf die ganze politische Richtung der Staatsleitung, oder wenn ihre Macht nicht so weit reicht, jedenfalls doch durch die Hemmnisse und Schwierigkeiten, welche sie der Regierung bereitet, negativ auf die Gesetzgebung und Verwaltung bedeutend ein.

Wie die allgemeine Steuerpflicht, die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht, so folgt auch die Institution des allgemeinen Stimmrechts dem demokratischen Zuge unserer Zeit und verstärkt seine Macht. Keine frühere Periode der Weltgeschichte war der Erhebung der unteren Volksclassen so günstig wie unser Zeitalter. Die Ausbreitung der bürgerlichen und der politischen Rechte und Freiheiten auf alle Classen der Bevölkerung, welche ein Kennzeichen des modernen Staates ist, und die Erhebung der vormals rechtlosen Arbeiter zu vollberechtigtem und menschenwürdigem Dasein lassen sich an tief greifender Wirkung höchstens mit der anfänglichen Ausbreitung der christlichen Religion vergleichen, welche den Armen, den Leidenden, den Niedergedrückten das Gefühl erweckte, daß sie ebenso wie die Reichen, die Glücklichen und die Herrschenden Kinder Gottes und der Erlösung theilhaft seien.

Jedermann sieht aber auch, daß mit der Erhebung und der wachsenden Macht der unteren Classen, die mehr durch ihre Zahl in's Gewicht fallen als durch ihre Einsicht hervorragen, für den civilisirten Staat und für die allgemeine Wohlfahrt des Volkes und der Gesellschaft ernste Gefahren verbunden sind. Alle Wahl setzt Unterscheidung, Schätzung, Urtheil voraus, und den großen Massen gebricht es nur zu oft an der nöthigen Einsicht, um richtig zu urtheilen. Durchweg lassen sie sich von Autoritäten bestimmen, denen sie folgen. Der Staat aber und die Gesellschaft sind nicht sicher, daß sie nicht von falschen Autoritäten beherrscht und geleitet werden, oder durch verwerfliche Mittel sich gewinnen lassen, für oder gegen einen Candidaten zu stimmen. Es ist nicht so leicht, wie sich's manche vorstellen, die Rechte eines freien Volkes mit Bewußtsein und verständig auszuüben.

Als Autoritäten, welche hauptsächlich die Massen der Wähler bewegen und daher die Wahlen derselben leiten, haben sich in Deutschland folgende vier gezeigt:

1. Die Autorität der Regierung, welche durch die Staatsbeamten und mittelbar auch durch die Vorsteher der Gemeinden Einfluß übt. Da die Volksvertretung die zwiefache Aufgabe hat, das Recht und die Interessen des Volkes und der Gesellschaft auch gegenüber der Regierung zu wahren und die Verwaltung zu controliren, so würde die Uebermacht der Regierungsautorität die Grundlagen der Repräsentativverfassung gefährden und jede freie Verfassung würde unmöglich, wenn die Massen ohne Prüfung und bedingungslos von der Autorität der Beamten ihre Wahlen leiten ließen. Daher müssen das Gesetz und die Wachsamkeit der Parteien dafür sorgen, daß jede ungehörige Autoritätsübung der Regierung und insbesondere aller Zwang, alle Drohung und alle Corruption von Seite der Beamten, verhindert und die so beeinflußten Wahlen cassirt werden.

Auf der andern Seite aber haben auch die Massen, wenn ihre Interessen und die allgemeine Wohlfahrt durch eine tüchtige Regierung gut verwaltet werden, die politische Pflicht, eine solche Regierung gegen ihre Gegner, unter Umständen gegen eine staatsfeindliche Opposition durch ihre Volkswahlen kräftig zu unterstützen; und man kann es vernünftiger Weise auch der Regierung nicht zumuthen, daß sie der Wahlschlacht, deren Ausgang sie hebt oder fällt, mit affectirter Gleichgültigkeit zuschaue; während alle politischen Rücksichten sie dahin drängen, ihre moralische Autorität in erlaubter Form auszuüben.

2) Die Autorität der Kirche und des Klerus. Die Wirksamkeit der protestantischen Geistlichen ist nur gering. Dagegen haben wir erfahren, wie mächtig die Autorität der katholischen Kirche, die wie eine einheitliche politische Macht organisirt ist, durch die Bischöfe, die Pfarrer und die Caplane zumal auf die Landbevölkerung wirkt. Diese Autorität ist, so groß sie ist, doch insofern immer eine falsche Autorität für politische Wähler, als diese Wahlen nicht dem religiösen und kirchlichen Leben, sondern dem politischen und staatlichen Leben angehören, und die Kirche in ein fremdes Gebiet übergreift, wenn sie die Politik beherrschen will. Die Wähler aber, welche sich von dem Dictat der Priester ihre Stimmzettel ausfüllen lassen, beweisen durch diese Unterwerfung unter eine falsche Autorität ihre Unreife und ihre Unfähigkeit zur Ausübung des staatlichen Stimmrechts. Dieser Einfluß wird sogar bis zur Stockfeindschaft gesteigert, wenn die Kirche das religiöse Vertrauen der Gläubigen dazu ausbeutet und mißbraucht, um die verfassungsmäßige Autorität des Staates zu bekriegen.

Daher ist es eine Hauptaufgabe des modernen Staats, seine Bürger von dieser falschen Ansicht zu befreien und zu verhüten, daß die staatlichen Rechte und die staatliche Freiheit nicht wider den Staat selber, dem sie dienen sollen, gekehrt werden.

3) Die Autorität einzelner durch geschichtlichen Rang, oder persönliche Auszeichnung hervorragender Individuen, die als Fürsten und große Grundherren oder als berühmte Generale oder Staatsmänner einen Namen haben, welcher der Menge imponirt und sie anzieht. In der Regel hat diese Form der Autorität einen aristokratischen, nur selten und ausnahmsweise einen demokratischen Charakter. Diese Autorität hat nicht dieselben Bedenken, wie die beiden vorher genannten Formen der Autorität. Sie drückt nicht übermächtig die Freiheit der Wahlen, sondern ist mit dem freien Vertrauen derselben wohl verträglich.

4) Die Autorität der politischen Parteien, welche durch die Presse, durch Vereine, Versammlungen, Agenten auf ihre Gesinnungsgenossen einwirken. Im normalen Zustande ist diese Autorität die stärkste und sie paßt am besten zu der freien Volkswahl. Die Parteien, die im tiefsten Grunde ihren Ursprung in den psychologischen Gegensätzen in der Menschennatur haben und deshalb nothwendig sind, mögen mit einander ringen um den Einfluß auf die Wahlen und die Richtung des Staatslebens. Das ist, wenn die Schranken des Rechts und die Gebote der Moral geachtet bleiben, kein Uebel, sondern fördert und steigert das gesunde Staatsleben.

In allen Fällen aber ist die unerläßliche Grundbedingung einer verständigen Wahl eine relative Urtheilsfähigkeit der Wähler. Sie dürfen sich nicht blindlings, nicht unbedingt von der Autorität leiten lassen, der sie zunächst vertrauen. Je gefährlicher eine falsche Autorität für die Staatswohlfahrt ist, um so nöthiger ist es, die Einsicht der Wähler aufzuklären und das Gewissen derselben zu schärfen, damit sie lernen, die falsche Autorität von der wahren zu unterscheiden und sich jener zu entziehen. Das aber kann nicht geschehen durch Straf- und Polizeigesetze, sondern nur durch politische Erziehung und Bildung Aller, auch der unteren Volksclassen. Auch in dem gegenwärtigen Kampfe zwischen dem modernen Staate und der mittelalterlichen Kirche ist ein dauerhafter und gesicherter Sieg des Staates nur auf diesem mühsamen Wege

Digitized by Google

zu erreichen. Ohne Volksbildung keine politische Freiheit.

Das Bedürfniß der politischen Erziehung und Bildung ist für alle modernen Staatsvölker vorhanden, aber für keine Nation in höherem Grade als für die deutsche. Die deutsche Natur ist mehr für die freie Selbstständigkeit der Personen als für die Staatseinheit und für die Unterordnung unter den Staat angelegt. Der Deutsche ist von Natur eher ein Familienmensch und ein Genossenschaftsmensch, als ein Staatsmensch. Es ist der Weltgeschichte schwer geworden, die deutsche Nation zum Staate zu erziehen und in dem Staate zu einigen. Mehr als einmal sind ihre Versuche dazu verunglückt. Dennoch hat die Geschichte Preußens und die neuere Geschichte Deutschlands unwiderleglich bewiesen, daß die deutsche Nation zum Staate herangebildet werden kann, freilich nicht ohne energische Führung und nicht ohne sorgfältige Erziehung. Die deutsche Nation ist überdem so geistig angelegt, daß sie nur die Dinge schätzt, welche sie geistig erkannt und sich geistig angeeignet hat. Ihr lebhaftes Bildungsbedürfniß entspricht ihrer großen Bildungsfähigkeit. Damit sie lerne, dem Staate zu leben, muß sie mehr als bisher zum Staate erzogen werden.

Die höhere politische Bildung wird erst spät von den erwachsenen Männern in dem praktischen Leben gewonnen, in der Theilnahme an politischen Sorgen und Arbeiten, in der Uebung der bürgerlichen Pflichten. Indem die moderne Repräsentativverfassung den Gemeinden ein volles Maß der Selbstverwaltung verstattet und den Bürgern das Recht gewährt, für die Interessen ihrer Heimath selber zu sorgen, indem sie aus den Staatsbürgern Geschworene und Schöffen bezieht zur Verwaltung der Rechtspflege, Bezirksräthe und Kreisausschüsse den Aemtern beiordnet zur Verwaltung der Polizei und zur Wahrung der gemeinsamen Interessen, indem sie von den Wählern Abgeordnete erwählen läßt für die gesetzgebenden Körper, übt sie fortwährend einen bildenden und erziehenden Einfluß aus auf die Masse der Staatsbürger. Die Presse verbreitet überdem täglich eine Summe von Kenntnissen und Gedanken, welche das politische Gesammtleben beleuchten. Vereine und Versammlungen wecken gelegentlich die politischen Interessen und Meinungen und klären dieselben.

Aber eben in dieser Praxis wird auch der Mangel an politischer Vorbildung schwer empfunden. Die großen Volksclassen lesen in Deutschland noch wenig Zeitungen und noch weniger gut geschriebene Zeitungen. An Vereinen und Versammlungen nehmen sie selten theil, und wenn sie theilnehmen, so sind sie nur zu sehr der Mißleitung und Verführung der Demagogen schutzlos preisgegeben. Ihre Urtheilsfähigkeit ist nicht gehörig entwickelt; ihre Rechtskenntniß und ihre politische Einsicht ist überaus ärmlich und mangelhaft. Ja bis in die höheren Kreise der Gesellschaft nehmen wir gar nicht selten eine naive Unwissenheit wahr in politischen Dingen, welche dem stolzen Selbstgefühl der heutigen Völker sehr schlecht ansteht.

Kann hier die Schule, voraus die Volksschule helfen? Manche haben die Frage bejaht, und vorgeschlagen, man solle die Volksschule benutzen, um die Knaben mit der Verfassung des Staates, mit den staatlichen Grundbegriffen, mit den öffentlichen Rechten und Pflichten bekannt zu machen, und ihnen so von früher Jugend an einige politische Bildung beizubringen. Ich bin nicht dieser Meinung.

Wohl kann und soll die Volksschule, mehr als bisher, die politische Bildung vorbereiten, indem sie den heranwachsenden Geschlechtern die geistige Erbschaft der vorausgegangenen Geschlechter in allgemeiner Cultur überliefert und diesen Schatz fortwährend vermehrt und vollkommener macht, indem sie den Geist der Kinder aufklärt und übt, indem sie auch Einiges von der Geschichte des Volks und Staats mittheilt und die Vaterlandsliebe nährt und pflegt. Aber der kindliche Geist der Volksschüler ist noch nicht befähigt, den Staat zu fassen. Alle Versuche, schon in der Volksschule die politische Bildung zu pflegen, sind gescheitert und werden immer scheitern, weil es den Schülern an dem Interesse und an dem Verständniß fehlt für das Staatsleben. Der Staat und die Politik sind eben Sache der Männer, nicht der Kinder.

Die große Lücke in der öffentlichen Erziehung und Bildung zum Staate liegt daher zwischen der Schulzeit und der späteren Theilnahme der Männer am Staate. Diese Lücke zu erfüllen, das ist die Aufgabe.

Zum Theil wird die Lücke bereits ausgefüllt durch die militärische Erziehung der jungen Männer. Die allgemeine Wehrpflicht erstreckt sich über alle Volksclassen, und die Dienstpflicht im Heere wirkt wie eine hohe Staatsschule. Der Geist der Zusammengehörigkeit aller zu einem großen und mächtigen Gesammtkörper, zur Armee — wird in allen Soldaten geweckt, die strenge Ordnung und die militärische Zucht nöthigen jeden zur Unterordnung unter das Ganze, die männlichen Tugenden der Tapferkeit, der energischen Pflichterfüllung, der Opferwilligkeit für das Vaterland und das Staatshaupt werden entwickelt.

Aber so werthvoll diese Art der Erziehung zum Staate ist, so kann sie doch nicht genügen. Sie bedarf der friedlichen und bürgerlichen Ergänzung. Der regelmäßige Zustand des Staates ist nicht der Krieg, sondern der Friede, und die Bürgertugend ist nicht gleich der militärischen Tüchtigkeit. Der Staat wird nicht begriffen, wenn er einseitig von dem Standpunkt der Armee und ihrer Waffenerfolge betrachtet wird. Der civilisirte Staat umfaßt und fördert das gesammte Volksleben in allen seinen Aeußerungen. Damit ein Culturvolk seine Bestimmung erfülle, darf nicht die stramme Disciplin allein herrschen, es muß auch der Geist der Freiheit sich entfalten und fruchtbar wirken. Ein staatliches Volk bedarf auch der Geistesnahrung mit staatlichen Ideen und politischer Wissenschaft.

Der moderne Staat kann hier noch manches lernen von der älteren Kirche, deren Vormundschaft er doch erst in neuerer Zeit entwachsen ist. Mit großem Geschick hatte schon im Mittelalter die Kirche verstanden, die reifer gewordene Jugend, bevor sie dieselbe zu dem Vollgenuß der kirchlichen Gnadenmittel, insbesondere zur Communion zuließ, mit ihren Glaubenssätzen und mit ihren religiösen Ideen zu erfüllen. Sie unterrichtet die Confirmanden mit der ganzen reichhaltigen Kirchenlehre über Gott und die Menschen, Christus und die Apostel, die Hierarchie und die Sacramente. Diese Lehre, welche großen Theils der Jugend in dem Alter beginnender Geschlechtsentwicklung mitgetheilt wird, wirkt tief ein auf das Gemüth der Jugend und bildet einen Wendepunkt in der geistigen Entwicklung der Individuen. Vieles davon wird später wieder vergessen, vieles abgestreift; aber manches und das Wichtigste bleibt doch. Die nachhaltige Wirkung dieses Confirmandenunterrichts auf die gesammte christliche Bevölkerung ist überall wahrzunehmen. Der innere Zusammenhang der Gemeinde, die Autorität der Geistlichkeit, die religiöse Volkssitte, die Gemeinschaft der Kirche, beruhen zu gutem Theile auf dieser Erziehung, an deren Schluß die erhebende und bekräftigende Einweihung des neuen Mitgliedes der Kirche durch die erste Communion gefeiert wird.

Mir scheint, der moderne Staat bedarf aus analogen Gründen und zu ähnlichen Zwecken einer entsprechenden Institution. Der Staat hat auch die Pflicht und ein politisches Interesse, dafür zu sorgen, daß die jungen Männer, bevor sie als Staatsbürger theilnehmen an der Einwirkung auf das Staatsleben, mit den Grundbedingungen der Staatsordnung und mit den wichtigsten Staatsideen bekannt gemacht werden. Wie die Kirche ihren Katechismus den Confirmanden mittheilt und einprägt, so soll der Staat mit seinen Staatsprincipien den Geist der jugendlichen Staatsbürger erleuchten und befruchten.

Digitized by Google

## Der Komet von Coggia.

Wieder ist einer jener nicht seltenen aber seltsamen Gäste von unserem nächtlichen Himmel verschwunden, die demselben durch ihre schnelle, oft geradezu gewaltsame Veränderlichkeit für die Zeit ihrer Sichtbarkeit den Charakter der Ruhe rauben, der ihm sonst eigen ist. Wandelt auch der Mond schnell zwischen den Sternen dahin und verwandelt dabei sein Ansehen von Nacht zu Nacht, so geht doch dieser Wechsel in ruhevoller Weise oder mit regelmäßiger Wiederkehr der Erscheinungen vor sich. Und ähnlich bei allen Körpern unsres Sonnensystems, die schon durch ihre Bewegungen ihre nahe Zusammengehörigkeit beweisen und sich von den Kometen unterscheiden. Denn im ganzen Sonnensysteme gehen die Bewegungen der Planeten in Ebenen vor sich, die mit wenigen Ausnahmen von der des Sonnenäquators nur um geringe Neigungswinkel abweichen, und in diesen Bahnen bewegen sich alle Planeten in demselben Sinne, in welchem die Punkte des Sonnenäquators um die Axe der Sonne rotiren. Daher konnte der berühmte Mathematiker Laplace die Vorstellung fassen, die sich einem jeden bei Betrachtung dieses Verhältnisses aufdrängt, daß alle Planeten ursprünglich an der Drehung des Sonnenkörpers als Stücke desselben theilgenommen hätten, und etwa nur durch Abschleuderung von ihm losgelöst worden wären.

Ganz davon abweichend die Kometen. Aus jeder beliebigen Richtung des Raumes brechen sie ungeahnt hervor, oft dem Lauf der Planeten entgegengerichtet, nähern sich mit immer zunehmender Geschwindigkeit der Sonne, schießen in engeren oder weiteren Bogen um sie herum, dabei ihre größte Sonnennähe erreichend, und begeben sich, anfangs noch reißend schnell, dann aber, durch die Attractionskraft der Sonne zurückgehalten, in immer abnehmender Geschwindigkeit zurück in die fernen Räume, aus denen sie gekommen waren — meist auf Nimmerwiederkehr.

So auch der jetzt eben verschwundene. Am 17. April d. J. entdeckte ihn, als den dritten des Jahres 1874, fernab von der Ekliptik im hohen Norden des Himmels, der Astronom Coggia zu Marseille als rundlichen Nebel, dessen Lichtkraft damals nur erst derjenigen eines Sterns elfter Größe glich. Länger konnte er nicht dem suchenden Auge der Astronomen entgehen. Während aber bei den meisten Kometen wenige Beobachtungen genügen, um danach ihre ganze Bahn mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen, zeigten sich hier eigenthümliche Schwierigkeiten. Der Komet blieb infolge der gleichzeitigen Bewegung der Erde fast unbewegt an dem Ort seiner ersten Auffindung, sodaß seine Bahn nur mit großer Unsicherheit bestimmt werden konnte. Erst als er sich gegen Anfang Juli aus dieser reservirten Stellung herausbegab, um nun in schneller Bewegung sich scheinbar der Sonne zu nähern, und dann sich unseren Blicken gänzlich zu entziehen, da war er genöthigt, das bisher bewahrte Geheimniß seiner Curve zu verrathen und die Lage seiner Heimath anzugeben.

Spreche niemand den Wunsch aus, ihn dahin zu begleiten! Mehr als 4000 Jahre wandert der Einsame, ehe er in seiner fernsten Ferne anlangt, und wenn er dann endlich seinen Lauf zur Sonne zurückwendet, so sieht er sie aus achthundertsechzigfach größerer Entfernung als wir, sodaß ihr Strahl ihn nur noch mit der Lichtkraft einer schmalen Mondessichel erleuchtet und — erwärmt. Unsre härtesten Polarwinter müssen in der That milde sein gegen die Kältegrade, in denen der Komet seine Jahrtausende zubringt.

Nach solcher Zeit auf wenige Monate in das Gebiet der Sichtbarkeit zurückkehrend, kann der Komet, wie nahe er auch der Sonne komme, natürlich nicht in seiner ganzen Masse durchwärmt werden. Er bleibt, was er war, ein Eiskoloß oder eine Gruppe von solchen, an deren Oberfläche die Sonnenwärme nagt, Dämpfe entwickelnd, die um so rapider aufsteigen, als ihnen kein atmosphärischer Druck hemmend entgegentritt. Ebenso schnell aber erschöpft sich durch die Ausdehnung der kleine Wärmevorrath, der sie in Dampf verwandelte, und zu Eistheilchen condensirt, werden sie erst jetzt nebelartig als sogenannter Kometenkopf rings um den Kern her sichtbar. Die Untersuchung des Lichts der Kometen in diesem Zustande mit dem Spectroskop hat ergeben, daß bei den meisten diese Dämpfe nicht allein von Wasser herrühren, sondern wahrscheinlich gleichzeitig auch von Kohlenwasserstoffverbindungen, wie sie etwa im Petroleum vorkommen. Denn das Licht eines durch solche Dämpfe gehenden elektrischen Funkens zeigt die größte Aehnlichkeit mit dem Eigenlichte des Kometenkopfes, das auch wohl elektrischen Processen seine Entstehung verdanken mag.

Es läßt sich aber zugleich auch erkennen, daß von diesen Nebeln außerdem noch Sonnenlicht reflectirt wird, welches an den letzten Tagen der Sichtbarkeit des Kometen von Coggia sogar als der weit überwiegende Theil erschien.

Die Bildung der Dämpfe und Nebel geht in der Nähe der Sonne stürmisch vor sich. Oft sieht man Dampfgarben aufschießen, deren Höhe nach Tausenden von Meilen zu messen ist und die wie ein Pendel hin und her schwanken, ungeheure Wolkenbildungen finden statt, Schichtungen der Nebelmasse treten auf und endlich scheint oft der ganze Kometenkopf in Drehung begriffen zu sein. Jeder Komet ist darin neu, ja nicht einmal sich selbst gleich, sondern von Moment zu Moment wechselnd.

Der eigentliche feste Kern ist von so dichten und glänzenden Nebeln umgeben, daß man wohl nur höchst selten seine wahre Gestalt und Größe hat erkennen können. Derselbe dürfte auch bei den größten Weltkörpern dieser Art niemals mehr als 100 deutsche Meilen im Durchmesser haben. Der Kopf dagegen ist um so mächtiger und hatte bei dem Kometen von Coggia einen Durchmesser von etwa 10,000 Meilen. In diesem ganzen Gebiete aber sind die einzelnen Massentheilchen so locker vertheilt und die Dämpfe von so geringer Dichtigkeit, daß selbst in nächster Nähe des Kerns hindurchstrahlende Fixsterne nicht nur gesehen wurden, sondern sogar ihr scheinbarer Ort bei dem Vorübergang des Kometen nicht wahrnehmbar verschoben wird.

Von den erwähnten Schneewolken des Kopfes geht auch die Bildung des Kometenschweifes aus, in welchem die Theilchen sehr dünn vertheilt aber doch als Ganzes noch sichtbar, mit ungeheurer Geschwindigkeit in der von der Sonne abgekehrten Richtung dahinfliegen und viele Millionen von Meilen in kurzer Zeit durchmessen. Isaac Newton betrachtete im Jahre 1680 einen Kometen, der, in engem Halbkreise die Sonne umfliegend, in 2 Tagen einen Schweif von 60 Millionen Meilen hervortrieb. Die Schweifbildung ist jedenfalls die auffallendste und fremdartigste aller Erscheinungen bei den Kometen; denn in ihr sieht man von der Sonne eine Abstoßung ausgeübt, während diese doch sonst auf Planeten wie auf Kometen nur mächtig anziehend durch ihre Masse wirkt. Wie soll diese Umkehr der Wirkung erklärt werden? Man ist versucht, an Elektricität zu denken; denn bekanntlich stoßen gleichartige Elektricitäten einander ab; doch müßte man dann annehmen, daß die Sonne eine der beiden Elektricitäten im Ueberschuß enthalte, welche Annahme sehr gewagt wäre und sogar bald zu Widersprüchen führt. Vermuthlich ist bei der Schweifbildung nur die Wärmestrahlung der Sonne im Spiel, welche wie am Kometen selbst, so auch an den Schneetheilchen, auf ihrer der Sonne zugekehrten Seite von neuem eine Verdampfung veranlaßt. Indem nun die entstehenden Dämpfe mit großer Geschwindigkeit nach dieser Seite hin ausströmen, stoßen sie das Schneetheilchen selbst in entgegengesetzter Richtung zurück, ebenso wie eine Rakete durch das Ausströmen der Pulvergase in entgegengesetzter Richtung fortgestoßen wird. Und da sich dieser Vorgang von Augenblick zu Augenblick wiederholt, so können dadurch in kurzer Zeit außerordentliche Geschwindigkeiten entstehen und ungeheure Wege in der Richtung von der Sonne fort zurückgelegt werden.

Je nach der Geschwindigkeit, mit der die Theilchen sich bewegen, nimmt der Schweif eine geradere oder mehr ge-

Digitized by Google

krümmte Gestalt an; auch scheinbare Spaltungen desselben können stattfinden. Aber die so weit fortgetriebenen Massen kehren nur zum kleinsten Theile wieder zum Kometen zurück; die überwiegende Menge derselben geht verloren und vertheilt sich unbemerkbar im Weltraum. Es ist daher denkbar, daß sich die verdampfbaren Massen des Kometen allmählich ganz von ihm trennen und nur die unverdampfbaren, so zu sagen, als Staubwolke übrig bleiben. So gibt es denn auch viele schweiflose Kometen, deren Theilchen nach einem Gesetz, welches der berühmte Director der Mailänder Sternwarte, Schiaparelli, hergeleitet hat, durch die Anziehung der Sonne lockerer und immer lockerer längs ihrer Bahn vertheilt werden. Solche Schwärme von Körperchen erscheinen, wenn sie in die Atmosphäre der Erde gelangen, als — Sternschnuppen.

Bei dem Kometen von Coggia geschah die Schweifbildung nicht mit so großer Heftigkeit wie bei dem Kometen von 1680 oder auch nur denen von 1858 oder 1861. Dennoch mag der Schweif, der sich bis in den großen Bären hinein erstreckte, wohl eine Länge von 6—8 Millionen Meilen erreicht haben und da der Komet am 20. und 21. Juli fast direct zwischen der Sonne und der Erde hindurchging, so kann nicht bezweifelt werden, daß die Erde selbst durch den Schweif des Kometen gegangen ist. Man hätte deshalb in der Nacht vom 21/22. Juli einen Sternschnuppenfall erwarten dürfen, dessen Beobachtung leider, wenigstens für Berlin, durch die Trübung des Himmels unmöglich wurde. Vielleicht sind aber auch die Massentheilchen des Schweifs nicht von der Beschaffenheit und der Größe, welche zur Bildung einer leuchtenden Sternschnuppe erforderlich sind!

So unbemerkt also auch das Zusammentreffen der Erde mit dem Schweif eines Kometen vorübergehen kann, so furchtbar würde doch ein Zusammentreffen mit dem Kern selbst sein. Wenn einer dieser Kolosse, und hätte er auch lange nicht die oben als Maximum angegebene Größe, mit rasender Geschwindigkeit auf die Erde einschlüge, würde der Stoß sicherlich als furchtbares Erdbeben durch den ganzen Planeten hindurch empfunden werden, und für den Ort des Anpralls selbst könnte man sich die Katastrophe nicht furchtbar genug vorstellen. Jedoch belehrt uns die Wahrscheinlichkeitsrechnung, daß unter einer Milliarde von Fällen, wo ein Komet der Sonne näher kommt, als die Erde es ist, mit Wahrscheinlichkeit nur einmal ein Zusammenstoß erfolgt. Wir dürfen daher auch fernerhin die Erscheinung eines Kometen ohne Furcht und Schrecken immer wieder begrüßen als eine Gelegenheit, neue Kenntnisse über diese merkwürdigen Weltkörper zu sammeln, und unsere Vorstellungen über den Aufbau und die Entwickelung des Weltganzen zu klären.

**W. Zenker.**

## Literatur und Kunst.

### Marie Antoinette und Maria Theresia.*)

Nach den geheimen Papieren des Grafen Mercy.

Von **H. M. Richter.**

I.

„Was wird das Schicksal Antoinettens sein und worin besteht ihr Verbrechen? In jugendlicher Unbesonnenheit, in der Vernachlässigung der Pflicht, sich die allgemeine Hochachtung zu erwerben, in zu großer Leichtgläubigkeit für die Huldigungen der Schmeichler, welche in einer verderbten Gesellschaft an einem zuchtlosen Hofe sie umgeben —" Mit diesen Worten begleitete die Königin Caroline von Neapel, die Schwester der Marie Antoinette die Nachricht von der Hinrichtung Louis XVI. und sie charakterisirt damit treffend jene Unbesonnenheiten, welche dem rächenden Schreckensregimente die Gemahlin des Bourbonen als eine Verbrecherin erscheinen ließen. Die historische Gestalt von Marie Antoinette ist seit einer Reihe von Jahren Gegenstand geschichtlicher Forschung geworden, weil ein unwiderstehlicher Drang sich dahin richtet, die Wahrheit über diesen Charakter zu erfahren, der bald von enthusiastischer royalistischer Seite als der einer Märtyrerin, bald wiederum als der einer Schuldigen geschildert wird. Nachdem Edmond und Jules de Goncourt mit ihrer Geschichte der Marie Antoinette (Paris 1858) das Interesse für diese Gestalt neu belebt haben, hat Dr. C. v. Weber in Dresden in seinem interessanten Buche über die Kurfürstin Marie Antonia von Sachsen neues Material beigebracht, welches wohl geeignet schien, die Beschuldigungen der Mde. de Campan zu begründen. Der Briefwechsel der Marie Antoinette, von Feuillet de Conches und Graf Hunolstein veröffentlicht, hat endlich auch die Schätze des wiener Staatsarchives aus ihrem Verstecke gelockt und Herrn v. Arneth vermocht in einer Reihe von Publicationen („Maria Theresia und Marie Antoinette, ihre Correspondenz"; „Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II., ihr Briefwechsel"; „Maria Theresia und Joseph II., ihre Correspondenz") uns werthvolle Aufklärungen über die erste Zeit von Antoinettens Hofleben in Versailles zu geben. So wichtig und so belehrend für den Historiker, wie für das allgemeine Publicum diese auch gewesen sein mögen, sie werden bei weitem übertroffen durch die neuesten von uns in der Anmerkung angeführten Veröffentlichungen, zu welchen sich Herr v. Arneth, der Director des wiener Staatsarchivs, mit Herrn M. A. Geffroy, dem Professor an der Faculté des lettres in Paris, dem bekannten Verfasser des interessanten Buches über Gustav III. und den französischen Hof, verbunden hat.

Wir erhalten ganz merkwürdige Details über das Privatleben der unglücklichen Königin von Frankreich und sind in der Lage einen tiefen Blick zu werfen in ihre Umgebung. Durch 10 Jahre verfolgen wir in dieser geheimen Correspondenz das Treiben am Hofe von Versailles; denn von der Stunde angefangen, als Maria Theresia sich von ihrer jüngsten Tochter, welche sie im Jahre 1757 an den Dauphin von Frankreich verheirathete, trennte, bis zu ihrem Tode, ließ sie sich von ihrem Gesandten, dem Grafen Mercy, fortwährend geheime Berichte über das Thun und Treiben ihrer Tochter erstatten, Berichte, welche für uns begreiflicher Weise die interessantesten Aufschlüsse enthalten. Neben den Briefen der Königin an ihre kaiserliche Mutter, welche stets voll der zärtlichsten Ausdrücke sind, bringen Couriere, die ihren Weg über Brüssel nehmen, die intimsten Nachrichten Mercys aus Versailles. Die Briefe selbst sind meistens an den Privatsecretär der Maria Theresia, an Pichler, adressirt; häufig bediente sich Mercy des Grafen Starhemberg für seine geheimen Berichte. Man ersieht neuerdings aus diesem Briefwechsel, in welch' unglückliche Position das Opfer der Kaunitzischen Politik, Marie Antoinette, der Preis der französisch-österreichischen Allianz, gerathen war. Mit 14 Jahren auf den heißen Boden des versailler Parquets gestellt, hat dieses schüchterne Wesen, in welchem niemand den passiven Heroismus jener Königin erkennen würde, welche 20 Jahre später, inmitten der Stürme der Revolution die Bewunderung der Welt auf sich lenkte, keinerlei Unterstützung, keinen Freund. Der Unterricht der jungen Königin ist unvollendet, ihr mündlicher und schriftlicher Ausdruck ist uncorrect; es fehlt ihr an Haltung, an Würde, an Trieb der Thätigkeit und sie sucht deshalb in fortwährendem Vergnügen den Ersatz für die stillbeglückte Häuslichkeit, die ihr fehlt. Der König, ihr Gemahl, läßt sie niemals den Herrn nnd Meister fühlen, seine Gleichgültigkeit, Unmännlichkeit und Zaghaftigkeit sind nicht im Stande ihr Achtung einzuflößen. Es vergehen fast 8 Jahre, bis sie sich der Würde der Königsgemahlin und der Pflicht der Mutter bewußt werden kann. Ihre edle Natur sträubt sich gegen die Anerkennung der Herrschaft einer Dubarry, welcher vom alten König Louis XV.

*) Marie Antoinette. Correspondance secrète entre Marie Thérèse, et le comte de Mercy-Argenteau, avec les lettres de Marie Thérèse et de Marie Antoinette. Publié par A. v. Arneth et Geffroy. Tomes I. et II. Paris 1874, Didot Frères. Den dritten Band konnten wir durch die Gefälligkeit des Verlegers in Aushängebogen benutzen.

Digitized by Google

an angefangen alles unterthan war und blieb bis zu dem Augenblick, wo der Tod des Königs die Maitresse de titre aus Versailles und vom Hof für immer vertrieb. Als Königin wirft sich Antoinette in den Strudel der Vergnügungen und begegnet dabei der unseligen Unterstützung ihrer beiden Schwäger, des Grafen von der Provence und des Grafen von Artois, von denen der erstere ein Tartüffe, der letztere ein Wüstling war. Die Extravaganz der Kleidung, die Verschwendung ungeheurer Summen für Schmuck, ihre Leidenschaft für das Hazardspiel, ihre Ritte bei Mondenschein in dem Gehölz von Boulogne in Gesellschaft des Grafen von Artois, ihr Besuch der verrufenen Maskenbälle in der Oper — waren fürwahr nicht geeignet, ihr die Achtung der öffentlichen Meinung zu erringen. Als ein wahres Verhängniß durfte Marie Antoinette den Sturz Choiseuls betrachten, des Stifters ihres Ehebundes und all ihre Versuche, ihn wieder an's Ruder zu bringen, waren nur geeignet, sie in Intriguen zu verwickeln, nicht aber ihren Zweck zu erreichen.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die Kaiserin Maria Theresia vom ersten Augenblick an ihrer Tochter mahnend und warnend folgte, mit gewohntem Scharfsinn die Gefahren erkennend, welchen das Kind ausgesetzt war. Neben den verschiedenen gefährlichen Subjecten, die sich in der Gesellschaft der Königin umhertrieben, waren es die Brüder des Königs selbst, welche die Königin mit Ränken und Umtrieben umgarnten, und deren Gemahlinnen, wie endlich auch die drei alten Jungfer-Tanten, Töchter Louis XV. Umsomehr gemahnt die Kaiserin ihre Tochter, ihren Beruf ernst zu erfassen und allem aus dem Wege zu gehen, was der stets bereiten Verleumdungssucht neue Nahrung geben könnte. So schreibt Maria Theresia an die Königin: „Ich fürchte nur Deine Vergnügungssucht, den einzigen Feind, den Du zu scheuen hast, Du mußt Dich in den Stand setzen, dem Könige als Rathgeber zu dienen und mußt Dir deshalb die Kenntnisse erwerben, durch welche allein Du diese Aufgabe erfüllen kannst. Weshalb würde mich dieser Punkt so sehr beschäftigen, wenn ich nicht wüßte, daß Dein ganzes Glück davon abhängt?"

Allein Antoinette beachtete die wohlgemeinten Rathschläge nicht und benutzte den gewonnenen Einfluß auf den König in der schlimmsten Weise. Man hat eine Vorstellung von der Achtung, welche die Königin vor ihrem Manne hatte, wenn sie von ihm in Briefen, die an den Grafen Rosenberg gerichtet waren, mit dem Epitheton „bonhomme" spricht. Die kaiserliche Mutter gerieth darüber in gerechten Zorn und bricht in die Worte aus: „Quel style! quelle façon de penser!" Vergebens warnte die Kaiserin ihre Tochter vor den vergeblichen Versuchen und Intriguen, Choiseul wieder in's Amt zu bringen. Antoinette konnte es nicht unterlassen, sich mit wahrer Leidenschaftlichkeit jener anzunehmen, welche als Parteigänger des gestürzten Ministers angesehen wurden. So ließ sie z. B. dem Grafen de Guines ihren Schutz angedeihen, welcher eben unter der Anklage stand, seine Privilegien als Gesandter in England zum Schmuggel mißbraucht und mit öffentlichen Geldern an der londoner Börse gespielt zu haben. Sie widersetzte sich der Entscheidung des Ministers Vergennes und als der Staatsrath dem Minister zustimmte, setzte sie alle Hebel in Bewegung, um den Angeklagten dennoch zu befreien und es gelang ihr in der That, die Verurtheilung des Anklägers wegen Verleumdung durchzusetzen. Allein sie begnügte sich auch damit nicht und bestand auf der Verbannung des Herzogs von Aiguillon. Sie intriguirte ferner mit einer fast unglaublichen Geschicklichkeit und einem schwer begreiflichen Hasse gegen das Reform-Ministerium Turgot-Malesherbes, welches vielleicht im Stande gewesen wäre, die hereinbrechende Revolution aufzuhalten. Weder die Anerkennung des Königs gegenüber den lobenswerthen Bestrebungen dieser beiden Minister, noch der Beifall, welchen Maria Theresia denselben schenkte, konnte die Königin von ihrem unseligen Treiben zurückhalten. Es wirft ein eigenthümliches Licht auf ihren Charakter, wenn sie mit der unschuldigsten Miene von der Welt ihrer Mutter die Entlassung der beiden Minister meldet und dazu die Bemerkung macht, sie habe sich in diese Angelegenheiten nicht gemischt.

Wahrhaft verhängnißvoll war das Günstlingswesen, dem die Königin schrankenlos huldigte. Um nur ein Beispiel anzuführen, erhielt die Gräfin Polignac in den 2 Jahren von 1779 und 80 400,000 Livres, um ihre Schulden zu bezahlen, eine Landanweisung auf 35,000 Livres Einkommen und 800,000 Livres in Silber als Mitgift für ihre Tochter und Graf Julius Polignac erhielt als erster Stallmeister jährlich 80,000 Livres. Baron von Besenval, die Herzoge von Lauzun und Coigny und Graf Valentin Esterhazy gehörten in jenen Kreis, der den täglichen Umgang der Königin bildete. Die Berichte Mercys stimmen in Bezug auf die Kühnheit Besenvals gegenüber der Königin mit den graviren den Aussagen der Mde. Campan überein. Von dem Herzoge von Lauzun ist es bekannt, daß er im Alter von 26 Jahren sein Vermögen von 100,000 Thlrn. Jahresrente verzehrt hatte, und durch seine Gläubiger, denen er über 2 Millionen schuldete, verfolgt wurde. Er war mit dem Herzoge von Coigny vielfach Anlaß zu jenen Verleumdungen, welche ihre erste Quelle im Palais royal hatten und den Ruf der Königin im Volke so sehr schädigten. Endlich war Graf Valentin Esterhazy von der Königin wie ein Landsmann aufgenommen und sie unterhielt mit demselben einen Briefwechsel, welchen die Kaiserin, ihre Mutter, als sie davon erfuhr, einen die Königin von Frankreich erniedrigenden nannte. Es ist von Wichtigkeit auf Grund der authentischen Berichte des kaiserlichen Gesandten all' jene tausendfachen Erzählungen über das unbesonnene Auftreten der Königin in der Oper, im Schauspiele, beim Wettrennen und auf den nächtlichen Promenaden auf der Terrasse von Versailles, welche sich in den Memoiren der Zeitgenossen finden, bestätigt zu sehen. Die vorgenannten Cavaliere fanden sich in den Soiréen der Prinzeß de Guémenée und der Mde. de Lamballe, woselbst auch die Königin zum Spiele erschien. Außerdem wurde Landsknecht und Pharao in den Gemächern der Königin und selbst im Sommer in Compiègne und Fontainebleau gespielt. So kamen beispielsweise die Bankhalter am Abend des 30. October und hielten die Bank die ganze Nacht und noch den Morgen des 31.

Die Königin blieb bis 5 Uhr Morgens, nachdem sie die ganze Nacht sich am Spiele betheiligt hatte und auch am folgenden Tage fesselte sie das Interesse am Hazardspiel bis zum Morgen des anbrechenden Allerheiligentages. Diese Vorgänge drangen in die Zeitungen, wurden so in ganz Europa bekannt und erregten nicht zum mindesten den Unmuth Joseph II. und der Kaiserin Maria Theresia. Joseph nannte den Hof von Frankreich eine Spielhölle und prophezeite im Mai 1777 wörtlich: „La révolution sera cruelle". Die Kaiserin mahnte, warnte, prophezeite ihrer Tochter das Verderben und drohte endlich selbst an den König in ernsthafter Weise zu schreiben.

---

## Französische Schriftsteller unter Ludwig XIV.

Wir haben vor kurzem nach Bonnassies einzelne Data über die Autorenrechte der französischen Bühnendichter im 17. und 18. Jahrhundert mitgetheilt. In einem anderen französischen Werke, welches neuerdings die Presse verlassen hat*), finden wir einige interessante Angaben über das Einkommen, welches den französischen Schriftstellern unter Ludwig XIV. aus ihren durch den Buchhandel verbreiteten Werken zugeflossen ist. Wir legen diese Arbeit des Herrn Eugène Despois dem folgenden Aufsatze zu Grunde.

Damals wie heute zahlte das Theater die Schriftsteller viel besser als der Buchhandel. Die Honorare, welche die Verleger den bedeutendsten Autoren bewilligten, waren so gering, daß es denselben, wenn sie nicht außerdem das Talent besaßen,

*) Le Théâtre français sous Louis XIV par Eugène Despois. Paris 1874, Hachette & Co.

Digitized by Google

für die Bühne zu arbeiten, geradezu unmöglich war, von ihrer Feder zu leben. Von dem einfachen und redlichen Verdienst ihrer Arbeit konnten sie nicht das Dasein fristen; und um zu existiren, blieb ihnen nur die Wahl zwischen zwei Mitteln, die beide für den Schriftstellerstand gleichermaßen demüthigend waren: die Widmungen und die Pensionen. Es ist traurig, aber wahr, daß beinahe alle Schriftsteller des „vergoldeten Zeitalters" mit den ersteren Mißbrauch trieben und nach den letzteren mit allen Kräften strebten.

Die Widmungen brachten gewöhnlich nicht soviel ein, wie die Autoren es wünschten. Darüber belehrt uns schon Scarron, der erste Gatte der Frau von Maintenon, der in einer Anwandlung von Offenheit die betrübende Thatsache mittheilt, daß „die Zueignungen nur denjenigen Schriftstellern einen wirklichen Vortheil brachten, deren Werke beim Publicum großen Anklang fanden". Scarron sprach aus Erfahrung. Hatte er doch selbst seine Arbeiten einigen Dutzend grands Seigneurs „zugeeignet"; und eine seiner Widmungen beweist deutlich, daß die früheren nicht den gewünschten Zweck erreicht hatten. Eines seiner Werke ist „der verehrungswürdigsten und belustigendsten Hündin, Dame Guillemette, dem kleinen Windspiel meiner Schwester" gewidmet. In dieser Widmung heißt es: „Obgleich Sie nur ein armes Thier sind, will ich Ihnen doch lieber meine Arbeit zueignen, als einem großen Herrn, dessen Ruhe durch meine Widmung gestört werden könnte; denn die großen Herren haben, o theures Hündchen, vor den zueignenden Autoren eine große Furcht; und der Anblick dieser letzteren erscheint ihnen nicht minder erschrecklich, als der eines Gläubigers". Ohne bittere Erfahrungen würde sich Scarron dazu schwerlich entschlossen haben; denn aus den Memoiren Segrais' geht hervor, daß der Dichter des „komischen Romans" aus solchen persönlichen Verwerthungen seiner Schriften früher ganz hübsche Nebeneinkommen bezogen hatte. So zahlte ihm Herr von Bellièvre hundert Pistolen für eine Widmung, und „Mademoiselle", die Nichte des Königs Ludwig XIV., für eine andere fünfzig Pistolen. Corneille erhielt für seine Widmung des „Cinna" von Montauron zweihundert Pistolen. Als Corneille den „Polyeukt" dem König Ludwig XIII. widmen wollte, verbat sich dieser die Widmung zunächst, weil er fürchtete, daß ihm die Geschichte zu kostspielig werden würde. Erst als der Vermittler dem König versicherte, daß ihm daraus keine Kosten erwachsen würden, nahm er die Widmung an.

Sehr komisch, wenn auch für die Ehre des Schriftstellerstandes mehr als entbehrlich, ist die Ausbeutung der Widmungen, welche ein schlauer Gascogner, Namens Rangouze, ersonnen hat. Dieser veröffentlichte ein Buch unter dem Titel: „Heroische Briefe an die Großen des Staates. Auf Kosten des Verfassers gedruckt 1645". Er hatte den Drucker angewiesen, die Seiten nicht zu numeriren, und der Buchbinder mußte bei jedem Exemplar des Bandes mit eine mandern Briefe beginnen, so daß dieses eine Buch einigen dreißig bis vierzig Personen gewidmet werden konnte. Und richtig! Jeder der von dem Buchbinder mit der ersten Stelle Beehrten zahlte dem höflichen Verfasser eine angemessene Summe, so daß derselbe mit dem einen Bande die sehr erhebliche Summe von 15,000 Livres verdiente. (Das Livre beträgt nach heutigem Geldwerth nahezu einen Thaler.) Das Beispiel fand natürlich Nacheiferung. Aber der schlechte Witz ließ sich nur einmal machen, und die „Großen des Reichs" waren das zweite Mal vorsichtiger.

Durch diese und ähnliche Streiche kamen die Widmungen allmählich in Mißcredit, und Furetière brandmarkte das verächtliche Treiben seiner Berufsgenossen dadurch, daß er eines seiner Bücher dem „sehr erlauchten und sehr gefürchteten Herrn Jean Guillaume, dem Henker von Paris" widmete.

Die Schriftsteller verzichteten also allmählich auf den zweifelhaften Gewinn, den sie von der Widmung ihrer Bücher an begüterte Aristokraten erhofften, und hielten es für praktischer, ihre Werke dem Könige oder den Mitgliedern des königlichen Hauses zuzueignen, in der Hoffnung, daß sie dann bei der Vertheilung der Staatspensionen früher oder später berücksichtigt werden würden. Ludwig XIV. hatte zur Unterstützung der Schriftsteller die Summe von hunderttausend Livres im Jahresbudget ausgeworfen. Chapelain wurde mit der Vertheilung dieser Summe beauftragt. Es versteht sich, daß er sich nicht vergaß. Das Zeugniß, welches er sich selbst zur Begründung seiner Unterstützungswürdigkeit ausstellte, beginnt also: „Chapelain. Dieser Mann liebt die Tugend über alles und ohne Interesse. Er ist namentlich seelenrein und ohne Falsch". Diese Interesselosigkeit und Seelenreinheit, die sich Chapelain selbst attestirt hatte, wurde vom Staat mit einer Jahrespension von dreitausend Livres belohnt. Nach Chapelain wurde Perrault auf diesen Vertrauensposten berufen. In seinen Memoiren erzählt er, in welcher Weise mit diesen Pensionen verfahren wurde. „Im ersten Jahre wurden dieselben den Schriftstellern, welche in Paris wohnten, durch einen Beamten des königlichen Schatzes in wundervollen goldenen Börsen in's Haus getragen, im zweiten Jahre in ledernen Börsen. Und da nun alle Dinge in der Welt sich verändern und verschlechtern, so mußten in den folgenden Jahren die Schriftsteller sich selbst zu dem Schatzbeamten bemühen, um die Pensionen in gewöhnlichem Gelde in Empfang zu nehmen. Mit der Zeit wurden die Jahre immer länger und zählten bald fünfzehn bis sechzehn Monate; und als der spanische Krieg erklärt wurde, wurde ein großer Theil dieser Pensionen überhaupt gestrichen". Die von Perrault erwähnte Thatsache, daß die königlichen Beamten es allmählich so einrichteten, daß die Jahrespensionen für die Unterstützung auf fünfzehn bis sechzehn Monate berechnet wurden, hat Corneille in einer Widmung an den „großen König" sehr witzig verwerthet. Er wünscht dem König, daß er noch hundert Jahre Gesetze geben möge und daß alle seine Jahre fünfzehn Monate zählen, wie die Pensionsjahre der Schriftsteller bei den königlichen Beamten.*)

Es ist schmerzlich genug, daß die Schriftsteller auf diese Betteleien angewiesen waren; aber auf der andern Seite kann es einigermaßen entschuldbarer dadurch erscheinen, daß diejenigen, welche der Staatsunterstützung nicht theilhaftig wurden, wie z. B. Lafontaine, sich genöthigt sahen, bei guten Freunden und Bekannten herumzulungern und sich beherbergen und beköstigen zu lassen. Lafontaine konnte für seine Fabeln zunächst gar keinen Verleger finden; und erst auf Boileaus Empfehlung hin hatte ein Drucker den Muth, das Werk in Verlag zu nehmen. Innerhalb der ersten zehn Jahre wurde von diesem Meisterwerke der französischen Dichtung, außer der ersten und theuren Luxusausgabe, nur eine einzige billige Auflage gedruckt. Lafontaines „Psyche" bezahlte der Verleger mit 1500 Livres, und er machte ein schlechtes Geschäft damit. Auch der Verleger des „Tartüffe", der Molière zweihundert Pistolen (1000 Livres) für die Veröffentlichung des Lustspiels als Buch gezahlt hatte, kam nicht auf seine Kosten. Nach Molières Tode verkaufte seine Wittwe sieben bisher noch nicht im Druck erschienene Lustspiele ihres Gatten für 1500 Livres.

Die Romanschriftsteller bezogen für den Band, der anderthalb Livres im Buchhandel kostete, ein Honorar, welches sich bis auf dreißig Pistolen (600 Livres) erhob. Schöne Titel wurden besonders gekauft und verkauft. Da die Verleger pro Band contrahirten, so richteten es schlaue Autoren so ein, daß ihr Roman, der nach dem Contracte meinetwegen zwei Bände stark sein sollte,

*) Puissiez-vous, dans cent ans, donner encor des lois,
Et puissent tous vos ans être de quinze mois,
Comme vos commis font les nôtres!

Digitized by Google

am Ende des zweiten Bandes noch lange nicht abgeschlossen war, so daß der Verleger sich genöthigt sah, einen neuen Vertrag wegen der Fortsetzung abzuschließen.

Die Kunststücke, welche die verschiedenen Schriftsteller anwandten, um Reclame zu machen, sind genau dieselben, die heutzutage noch mit mehr oder minder Glück versucht werden. Despois führt namentlich folgende an: 1) Die Schriftsteller mietheten auf Tage prächtige Wohnungen und Wagen, um den Verlegern, mit denen sie unterhandelten, zu imponiren. 2) Sie schrieben selbst boshafte und alberne Kritiken über ihre Werke, um die Gelegenheit zu haben, den ungeschickten anonymen Feind glänzend abzuführen. So kam es, daß Pradon, der im Parterre der Vorstellung eines seiner Stücke beiwohnte und glücklicherweise neben einem Enthusiasten saß, heftig zischte. Der Nachbar wurde wüthend und versetzte dem Autor eine Ohrfeige. Pradon freute sich außerordentlich darüber. 3) Sie ließen unmittelbar vor dem Erscheinen eines großen Werkes die Nachricht verbreiten, daß sie gestorben seien.

Es mag hier noch ein anderes Manöver erwähnt werden, welches gleichfalls die Herren Schriftsteller und das Publicum des „großen Jahrhunderts" in einem sehr trüben Lichte erscheinen läßt. Die Autoren gaben ihren Büchern, die als Ladenhüter liegen blieben, bisweilen neue Titel, und es kam vor, daß sie dann wirklichen Erfolg hatten. So versichert ein zuverlässiger Schriftsteller, daß Nicole sein Werk „Abhandlung über die Erziehung eines Fürsten", das gar nicht verkauft wurde, als „Essais de morale" umgetauft, und daß es unter diesem neuen Titel einen solchen Erfolg gehabt habe, daß der Verfasser auch ein anderes seiner Werke „Erläuterungen zu den Evangelien" unter demselben Titel herausgegeben habe. Auch bei dem Theater kamen solche Titelveränderungen vor. Boursault schrieb ein Stück: „Die Prinzessin von Cleve", welches durchfiel. Zwei Jahre darauf gab er dasselbe Stück unter dem Titel „Germanicus" mit veränderten Personennamen, und es hatte Erfolg. Man kann sich denken, wie getreu ein solches Stück, das ursprünglich in Cleve und in der neueren Zeit spielte, die Zeit der Cäsaren und die römische Localfarbe dichterisch wiedergeben mußte. Dasselbe Kunststück hat übrigens im Jahre 1809 Briffaut gemacht, als sein Stück „Don Sancho von Castilien" von der Censur verboten wurde. Er verlegte die Handlung von Spanien nach Babylonien, nannte das Stück „Ninus II., König von Assyrien", und die Censur ließ es durchgehen. Bekanntlich hat auch Alexander Dumas sich denselben Spaß erlaubt.

Alle diese Dinge sind wohl geeignet, den Enthusiasmus über das „große Zeitalter" Ludwigs XIV. recht bedeutend herabzustimmen. So viel steht fest, daß die modernen französischen Autoren weder in Betreff ihres Einkommens noch ihrer socialen Stellung irgendwelche Ursache haben, auf ihre „großen Vorfahren" mit Neid oder mit Stolz hinzublicken. Wenn Racine, Molière und andere Bevorzugte am Hofe von Versailles verkehren durften, so war dies erst möglich, nachdem ihnen die königliche Huld irgend ein erbärmliches Titelchen hingeworfen, und sie dadurch, durch eine kleine Hofcharge zum Verweilen am Hofe legitimirt hatte. Nicht die Dichter des „Tartüffe" und der „Phädra" wurden in Versailles empfangen, sondern, wie die amtlichen Actenstücke aus der Zeit darthun, Molière, der „Königliche Tapezierer und Kammerdiener", und Racine, der „Königliche Zahlmeister".

**Paul Lindau.**

---

## Die Antigone des Sophokles: ein Zeugniß gegen die Centrumspartei.

Von **A. Döring.**

(Schluß.)

Im Prolog, d. h. in der dem Einzuge des Chors voranliegenden Expositionsscene, hat Antigone ihre Schwester Ismene in den Vorhof des Palastes gerufen und theilt ihr mit, daß soeben, am Morgen nach dem Abzuge des belagernden Heeres, Kreon das öffentliche Verbot erlassen hat, Polynices zu beerdigen, und zwar bei Strafe der Steinigung. Gleichzeitig fordert sie die Schwester auf, dennoch mit ihr die Bestattung vorzunehmen. Ismene schrickt vor einer Handlung „gegen das Staatsgesetz" zurück. Sie weist darauf hin, daß auch sie, die nach dem schrecklichen Untergange ihrer sämmtlichen Angehörigen (Oedipus wird hier als Selbstmörder unmittelbar nach der Entdeckung seiner unbewußten Greuel gedacht) allein Uebriggebliebenen, durch solche Auflehnung gegen das Gesetz sich einem gleichen Geschicke überliefern würden. Sie bittet den Todten, es zu verzeihen, wenn sie als Weib sich zu schwach fühlt, der Obrigkeit nicht zu gehorchen.

Antigone weist jetzt mit verletzender Schroffheit jede, künftig auch etwa freiwillig angebotene, Mithülfe der Schwester zurück. Ihr ist es eine Freude, bei einer solchen That den Tod zu finden, denn länger bedarf man der Billigung von „denen da unten" d. h. den Göttern der Unterwelt, welche die Pflicht der Todtenbestattung auflegen, und bei denen man ewig weilt, als von der irdischen Obrigkeit. Der um die Entdeckung der beabsichtigten That zärtlich sorgenden Schwester wirft sie noch die Aufforderung entgegen, dieselbe doch ja öffentlich bekannt zu machen — sie ist ja zum Tode bereit — und scheidet in Unfrieden von ihr.

Der Chor besteht aus thebanischen Edlen, die eine Art von Vertrauensstellung bei dem Herrscher einnehmen. Sie sind von Kreon herbeschieden, um eine Mittheilung entgegenzunehmen und ziehen mit einem Jubelgesang auf den Tag der Befreiung ein.

Kreon erscheint und theilt dem Chor mit, daß er, nachdem die legitime Herrscherwürde ihm zugefallen, sein Amt so zu führen gedenke, daß er ohne Menschenfurcht und Rücksichtnahme nur das Wohl des Staates im Auge behalte. In diesem Sinne habe er auch den Befehl erlassen, dem Vaterlandsverräther, der die Stadt mit sammt den Heiligthümern der Götter habe mit Feuer zerstören, die Bürger umbringen oder in die Sklaverei führen wollen, die Ehren der Bestattung vorzuenthalten, zum Schrecken der Bösen, zur Stärkung der Wohlgesinnten. Der Chor beugt sich in Unterthänigkeit dem Willen des Herrschers, der das einzige Gesetz des Staates ist. Um seine Meinung ist er nicht gefragt und gibt dieselbe nicht kund. Die Aufforderung, Wächter des Gebotes zu sein, lehnt er ab, indem er sich stellt, als ob er sie buchstäblich verstehe und dazu Jüngere für geeigneter erklärt. Kreon theilt mit, daß er in diesem Sinne schon für Wächter gesorgt habe und von ihnen nur gehorsame Gesinnung verlange, was sie als selbstverständlich für den bezeichnen, dem sein Leben lieb sei. Deutlicher kann die Stellung des blos passiven Gehorsams ohne innern Antheil nicht gekennzeichnet werden.

In diesem Augenblick erscheint einer der Leichenwächter und meldet, daß sie soeben — es ist noch immer früh am Morgen — den Leichnam des Polynices durch Menschenhand ganz mit feinem Staube bestreut gefunden haben. Dieser Wächter ist Zug um Zug mit der unfreiwilligen Komik einer gemeinen, niedrig denkenden Natur ausgestattet, die, wie schon Boeckh bemerkt, in der Donner'schen Uebersetzung nicht mit der im Original hervortretenden Stärke markirt ist. Diese kleinliche Sorge um die eigene Sicherstellung der für die höheren, tragischen Bezüge des Vorgangs jedes Verständiß abgeht, bildet einen Contrast, wie wir ihn sonst wohl bei Shakespeare finden. Der Chorführer verräth unwillkürlich seine Gesinnung, indem ihm die Vermuthung entschlüpft, es möge hier am Ende ein göttliches Wirken vorliegen, muß sich

Digitized by Google

aber dafür von dem Autokraten mit einer Grobheit abfertigen lassen, die mit der soeben erst aus dessen Munde vernommenen Begrüßung der Choreuten als angesehener, dem Königshause treu ergebener Bürger in schroffem Widerspruche steht. Kreon weiß es besser: eine heimliche Oppositionspartei in Theben hat die Wächter selbst durch Bestechung zu der That verleitet. Der Unglücksbote erhält daher den Bescheid, daß er ihm entweder den Thäter vor Augen zu liefern oder der Strafe der Auspeitschung und Hinrichtung gewärtig zu sein habe.

Jene Vermuthung des Chorführers war nur ein flüchtiger Einfall gewesen, mehr geeignet, seine Stellung zu dem Verbot zu verrathen, als ernsthaft festgehalten zu werden; das jetzt ertönende berühmte Chorlied: „Vieles Gewaltige lebt" setzt die That als eine menschliche voraus und gibt uns das Urtheil des Chors über dieselbe vom Standpunkt der staatlichen Autorität, das eben bei der offenbaren Mißbilligung des Verbots, gegen das der unbekannte Thäter gehandelt, um so schwerer in's Gewicht fällt. Gewaltiges hat der Mensch auf seinem Culturgange geleistet, das Höchste in seinem staatbildenden Triebe; das Gesetz des Landes ist das höchste, durch heilige Schwüre bei den Göttern besiegelte Recht. In der Stellung des Menschen ihm gegenüber entwickelt sich der sittliche Gegensatz von Gut und Böse; gut ist nur, wer durch Gehorsam gegen das Gesetz — das freilich im vorliegenden Falle, wie der Chor so eben noch in unerfreulicher Weise erfahren mußte, weiter nichts als der souveräne Wille eines leidenschaftlichen Tyrannen ist — das Heil des Staates fördert; böse, wer durch Ungehorsam ein Staatszerstörer wird. — Bedarf es wohl eines weiteren Zeugnisses, um für die Auffassung der Tragödie auf den richtigen Weg geleitet zu werden?

Jetzt führt der Wächter von vorhin Antigone als Gefangene heran. Den gesteigerten Contrast einer scurrilen Gesinnung gegen die gesteigerte Tragik der Handlung hat sich der Dichter nicht entgehen lassen. Antigone hat sich auf's neue mit einem ehernen Kruge dem Leichnam genähert, um dem Todten auch noch den üblichen Weiheguß darzubringen, und hat, da sie den aufgestreuten Staub wieder beseitigt sieht, auch diesen mit den Händen erneuert. Dabei ist sie von den Wächtern gefaßt worden. Sie gesteht, auf die zunächst ruhigen nnd maßvollen Fragen Kreons, die Handlung begangen und um das Verbot gewußt zu haben.

Kreon fragt nach den Beweggründen ihrer gewagten That. Hier war die Möglichkeit eines freundlichen Vergleichs gegeben, da unzweifelhaft auch Kreon etwas verdutzt sein mußte, in der königlichen Jungfrau, der Tochter seiner Schwester, die Uebertreterin seines Gebotes zu erblicken. Freilich mußte dazu der Herrscher ein Entgegenkommen von Seiten Antigones erwarten; Entschuldigung ihrer That, Genugthuung gegenüber der verletzten Herrscherwürde durch unumwundene Anerkennung ihres Zurechtbestehens, demüthige Bitte um Verzeihung mußten ihm von ihrer Seite entgegengebracht werden. Statt dessen findet sie sich veranlaßt, wie freilich nach ihrem Auftreten im Prolog nicht wohl anders zu erwarten war, dem beleidigten Herrscher mit erbitternder Schroffheit, unversöhnlichem, einseitigem Fanatismus und persönlicher Kränkung entgegenzutreten. „Nicht bist du Zeus, nicht die Gottheit jenes Rechts, das den unterirdischen Göttern zur Seite steht; nicht so gewaltig erachtete ich deine Gebote, daß sie den ungeschriebenen, unverbrüchlichen Gesetzen der Götter, die nicht von heute und von gestern, sondern von Ewigkeit her sind, überlegen sein könnten. Mir ist Sterben nicht Schmerz, sondern Gewinn; Schmerz wäre es für mich nur, den leiblichen Bruder unbestattet zu wissen." Schließlich wirft sie dem Könige, dessen Benehmen gegen sie bis dahin noch in keiner Weise verletzend gewesen ist, ja, der noch in keiner Richtung sein Urtheil oder seine Willensmeinung kundgegeben hat, in ganz unmotivirter Weise eine unerhörte persönliche Beleidigung an den Kopf:

> Und schein' ich thöricht jetzo dir in meinem Thun,
> Mag wohl der Thorheit mich ein Thor beschuldigen.

Den Chor, dem von vornherein der Gedanke an die Möglichkeit einer Ausgleichung gewiß nicht fern gelegen hat, ergreift bei dieser Art des Auftretens ein förmliches Entsetzen, das in den Worten des Chorführers:

> Wild tritt des wilden Vaters Art am Kind hervor:
> Dem Mißgeschick zu weichen hat sie nicht gelernt!

einen durchaus verständlichen Ausdruck findet.

Und in der That müßte Kreon nicht Kreon, der leidenschaftliche mißtrauische, auf seine persönliche Autorität eifersüchtige Selbstherrscher, sondern ein wahres Engelsgemüth und Wunder von Sanftmuth sein, wenn nicht nach solchen Proben herbster Jungfräulichkeit die Hoffnung auf eine Milderung der Strafe seinerseits so gut wie ausgeschlossen sein sollte.

Seine Gegenrede entspricht denn auch allen Erwartungen. Zum Frevel der That füge sie den zweiten, sich der That zu rühmen und ihn zu verhöhnen; sie, ein Weib, widerstrebe ihm, eine doppelt unleidliche Sache; der Umstand, daß er Ismene außer sich vor Schmerz über das Geschehene hat umherlaufen sehen, genügt ihm, auch diese zu beschuldigen und als zweites Opfer seiner Rache in Anspruch zu nehmen.

Es folgt ein Austausch von herben Worten, der weiter nichts ergibt, als daß Kreon dem Angreifer des eigenen Vaterlandes gegenüber keine Pflicht der Pietät anerkennt, Antigone aber sich wiederholt auf die Rechte und Satzungen der unterirdischen Götter beruft. In diesem Zusammenhange spricht sie den von ihren Vertheidigern oft übermäßig hervorgehobenen und zu ihren Gunsten ausgebeuteten Vers:

> Nicht mitzuhassen, mitzulieben leb' ich nur.

Statt der letzten drei Worte würde man, wenn der Vers es erlaubte, richtiger sagen: „schuf mich die Natur". Diese vereinzelte Aeußerung hat aber durchaus nicht die weittragende Bedeutung die man zu Gunsten des Charakters der Antigone ihnen gerne beilegt; sie ist vielmehr nur ein Ausdruck ihres Widerspruchs gegen das Argument Kreons, daß man den Feind des Vaterlandes hassen müsse. Antigone führt, wie auch sonst religiöse Parteimenschen und Fanatiker, die Liebe im Munde statt im Herzen; es ist eine Liebe, die nur Streit und Unheil anrichtet.

Jetzt tritt Ismene, von ihrem schmerzlichen Antheil an den Vorgängen draußen getrieben, aus dem Palaste heraus und wird sofort von Kreon als Mitschuldige in Anspruch genommen. Sie nimmt die Mitschuld auf sich und trägt in rührender Weise der herb abweisenden Antigone ihre Gemeinschaft im Tode an. Auf Kreons Zorn sucht sie mildernd einzuwirken, bis dieser, noch immer sie als Mitschuldige betrachtend, den Befehl ertheilt, vorläufig beide in sichern Gewahrsam zu bringen.

Das folgende Chorlied bezeugt auf's neue, daß an dem Unglück Antigones außer dem düstern Geschicke ihres Hauses „der Rede Thorheit und des Geistes Wahnsinn" schuld ist. Es scheint fast, als ob der Chor hier ausschließlich das unbesonnene und maßlose Auftreten gegen Kreon, dessen Zeuge er eben gewesen ist, im Auge hätte; jedenfalls weisen die Worte „der Rede Thorheit" deutlich auf dieses in gleichem Maße ihrer fanatischen Verblendung, wie der Schroffheit ihres Temperaments entfließende Auftreten hin.

Die folgende Scene zwischen Kreon und Hämon ist, entgegen der Ansicht von G. Freytag (Technik des Dramas) für den Höhepunkt des Dramas zu halten, nicht nur wegen ihrer Stellung in der Mitte des Stückes, sondern weil sie die letzte, höchste Stufe der Steigerung im Auftreten des einzigen Sohnes des Königs für Antigone, und im nachdrücklichen Aussprechen der beiderseitigen maßgebenden Grundsätze, zugleich aber auch die erste schwache Spur der rückgängigen Bewegung des Dramas darstellt. Letztere besteht nämlich nicht nur in der Katastrophe der Antigone, sondern auch darin, daß Kreons Unrecht zur Erkenntniß bei ihm und zur Ahndung an ihm gelangt.

Den traurig herankommenden Hämon sucht Kreon zunächst in ruhiger Weise zu überreden, der Antigone, deren Tod unabänderlich beschlossen sei, in kindlichem Gehorsam zu entsagen. Der

Digitized by Google

Gehorsam im Hause sei die Grundlage des Gehorsams im Staate, ohne den kein Gemeinwesen bestehen könne. Hier findet sich die schon oben angeführte Stelle über den Gehorsam. Die Erwiderung Hämons ist im bescheidensten Tone gehalten; nicht eigene Ansichten stellt er dem Vater gegenüber, sondern das allgemeine Urtheil der Bürger, das kennen zu lernen er in seiner Stellung besser Gelegenheit gehabt habe als der Herrscher und das die That der Antigone als eine ruhm- und lohnwürdige betrachte. Man müsse nicht hartnäckig auf der eigenen Meinung, als der allein richtigen bestehen: rechtzeitiges Nachgeben sei ein Sache der Klugheit.

Es ist nicht lächerliche Urtheilslosigkeit, daß der Chor sowohl die Rede des Vaters, als die des Sohnes lebhaft billigt. Auf Seiten Kreons erkennt er das Herrscherrecht an, erblickt aber in der von Hämon befürworteten Nachgiebigkeit, in einer gnadenreichen Milde, den richtigen Ausweg und schöpft auf's neue Hoffnung, daß diese Auskunft noch ergriffen werden möge.

In dem nun folgenden knappen Redewechsel wird Hämon durch die Heftigkeit des Vaters allmählich aus seiner objectiven Haltung, deren Stützpunkt die Volksstimme war, herausgedrängt und zum Aussprechen seiner persönlichen Ueberzeugung gereizt. Diese steht ganz auf Seiten der Verlobten und geht dahin, daß der Vater sich schwer gegen die Rechte der Götter versündige. Als schließlich Kreon droht, Antigone vor seinen Augen hinrichten zu lassen, stürzt er mit den Worten fort, der Vater werde ihn niemals wiedersehen.

Das kurze Zwiegespräch mit dem Chorführer, das jetzt folgt, beweist, daß Kreon, obschon er äußerlich den schroffen Ton seiner Rede nicht herabstimmt, doch so weit wankend geworden ist, daß er einen zwar ganz kleinen Schritt rückwärts macht. Er erkennt, daß Ismene an der That der Antigone keinen Antheil hat, und es wandelt ihn eine Scheu an, geradezu Antigones Blut zu vergießen. Er glaubt nämlich dadurch, daß er sie in eine Lage versetzt, wo sie ohne sein Zuthun dem Tode entgegengeht, sich vor den etwaigen göttlichen Strafgerichten, die infolge der Tödtung sonst eintreten möchten, gesichert zu haben. Hiermit ist denn auch zugleich in feiner Weise die Situation herbeigeführt, deren der Dichter bedarf, um Antigone durch ihre eigene Hand sterben zu lassen und es ist zugleich erreicht, daß der Zuschauer bis zur Schlußkatastrophe über das Geschick der Antigone in Spannung bleibt.

Nach einem kurzen Lobgesange des Chors auf den Allbesieger Eros, in dem der Eindruck des Seelenzustandes Hämons auf den Chor widerklingt, wird nun Antigone, zum letzten Gange bereit, hervorgeführt und beginnt mit dem Chor einen strophisch gegliederten Wechselgesang, in dem sie ihr Loos beklagt und vom Leben Abschied nimmt. Für den Gang der Handlung ist diese Scene ohne Bedeutung; für das Urtheil über That und Charakter der Antigone bringt sie noch einige Momente bei. Ihr Dasein verdankt diese Scene wohl hauptsächlich der Willfährigkeit des Dichters gegenüber der Observanz seiner Bühne, die in der Tragödie solche unmittelbar und stark auf das Gefühl wirkende Scenen verlangte; vielleicht auch gegen die schöne Stimme seines Protagonisten. Und in der That scheint diese Willfährigkeit ihn ein klein wenig vom richtigen Wege der Charakteristik abgelenkt zu haben. Wie kann diese wildherzige, widerspenstige Jungfrau, die jedem, der es hören wollte, fortwährend betheuert hat, der Tod sei das höchste Ziel ihrer Wünsche, die von ihrem bräutlichen Verhältniß auch nicht mit einer Silbe Notiz genommen hat, mit einem Male in weiche Klagen sich ergießen, daß sie in der Blüthe der Jugend ohne Brautlied vom Leben scheiden soll? Daß eine Umstimmung im Angesichte des Todes, die übrigens auch zu der ganzen Anlage ihres Charakters nicht stimmen würde, nicht beabsichtigt ist, werden wir bald gewahr, denn bald bricht die alte Leidenschaftlichkeit wieder hervor. Klagend hat sie ihr Loos mit dem der Niobe verglichen, die auch, da sie der Schmerz versteinerte, vom Fels umschlossen wurde. Der Chor bemerkt: Jene war göttlichen Namens, wir sind sterblich: ein Ruhm freilich ist es, im Todesgeschicke Göttlichen zu gleichen. Diese sanfte Zurechtweisung betrachtet Antigone als eine Verhöhnung, über die sie laut jammert. Der Chor erspart ihr nicht die Bemerkung, daß sie bis zum Aeußersten des Trotzes vorgeschritten sei, und der Dike hohen Thron angetastet, das heißt das geheiligte Recht des Staates verletzt habe. Diese Worte treffen um so schärfer, als Antigone sich vorher auf eine andere Dike, die über dem Rechte der Unterirdischen walte, berufen hat. Mildernd fügt der Chor hinzu, es vollende sich in ihrem Unglück der Fluch ihres Hauses. Antigone weicht jenem Vorwurf aus und geht nur klagend auf den letzten Satz ein, aber der Chor läßt sie nicht los: die Todten zu ehren ist fromm, aber das Herrscheramt zu mißachten steht keinem zu; dich stürzte eigenwilliger Trieb. Antigone bleibt unbewegt, da der Chor nicht auf ihrer Seite steht, klagt sie, daß sie freudlos den Todesweg gehe; aber sie tröste sich der Lieben im Hades; die werden sie anerkennen und ihre Liebe vergelten. Es folgt noch eine gesprochene Rede von ihr, deren größter Theil, von Vers 905 (bei Donner 895) an, weil durch größere absurde Einschiebungen entstellt, für die Beurtheilung unbenutzbar ist. Antigone bleibt sich treu; ihr letztes Wort ist, sie dulde, weil ihr Heiliges heilig gegolten. Daß auch ihre Gemüthsstimmung die gleiche geblieben, dafür spricht in den Worten:

> Noch tobt, wie zuvor, mit derselben Gewalt
> Der selbige Sturm in der Jungfrau Brust —

das Urtheil des Chores.

So wird sie fortgeführt. Nach einem dem Geschick der Antigone gewidmeten Klagegesange des Chors, der für die Gesammtauffassung ohne Bedeutung ist, beginnt alsdann in kräftiger Weise der gegen Kreon gerichtete Theil der Handlung.

Der blinde Seher Tiresias erscheint und berichtet von den beunruhigendsten Erscheinungen, die sich bei seiner Beobachtung des Vögelflugs und des Verbrennens eines Opfers gezeigt haben. Die Ursache kann seiner Ansicht nach nur die Verunreinigung der Altäre durch Stücke des von Vögeln und Hunden zerfetzten und verschleppten Leichnams sein. Er knüpft an diese Mittheilung die milde, aber bestimmte Mahnung, den begangenen Fehler zu erkennen und wieder gut zu machen. Offenbar bedeutet diese Aufforderung im Munde des Sehers, daß jetzt noch das Strafgericht abgewendet werden kann. Aber Kreon ist so leicht nicht zu erweichen; er behauptet schroff sein Recht, deutet auf Bestechlichkeit des Sehers hin und ist nach kurzem Redewechsel wieder einmal auf der höchsten Stufe der polternden Grobheit angelangt. Jetzt verkündigt der erzürnte Seher die herannahende Vergeltung. Einen Todten hat Kreon der Unterwelt vorenthalten, eine Lebende im Grabe geborgen: dafür wird der Tod in seinem eigenen Hause einkehren. Und auch auf den Staat wird das Unheil sich erstrecken; denn die Verunreinigung der Heiligthümer wird auch über die Grenzen Thebens hinaus sich ausdehnen und dann werden die Nachbarn mit gewaffneter Hand den auch sie bedrohenden Frevel rächen.

Der Seher geht; Kreon ist tief erschüttert, aber immer noch bäumt sich sein starrer Eigenwille gegen das Nachgeben. Doch beugt er sich auf Zureden des Chors und geht mit den nöthigen Begleitern, um den Todten zu bestatten und Antigone zu befreien, hoffend, das angedrohte Todesgeschick noch rückgängig machen zu können. Diese Hoffnung tönt noch fort in dem folgenden Chorgesang auf Bacchus, der als heimischer Gott Thebens angerufen wird, seiner Stadt in der schlimmen Noth zu Hülfe zu kommen.

Und so ist denn zugleich in ausgezeichneter Weise das Moment der letzten Spannung unmittelbar vor der Katastrophe herbeigeführt, einer Spannung nicht nur in Bezug auf das äußere Geschick der Antigone, sondern auch in Bezug auf die thatsächliche Entscheidung der großen Principienfrage. Wird der Ausgang Antigone doch noch Recht geben und Kreon, indem er ihn zur einfachen Zurücknahme seiner Herrscheracte, zur bedingungslosen Uebergabe an die Gegnerin verurtheilt, jeden Schatten von Recht absprechen?

Ein Bote bringt die Lösung: Antigone im Grabgemach durch eigne Hand erhängt: Hämon bei ihrer Leiche mit dem Schwert vergeblich den Vater anfallend und dann sich selbst den Tod

Digitized by Google

gebend. Eurydice, die Königin, hat den Bericht angehört und ist dann schweigend in den Palast gegangen. Dann erscheint Kreon, jammernd über den Tod des Sohnes; da wird aus dem Palaste die zweite Schreckensbotschaft gemeldet: Eurydice hat sich erdolcht. Nach unserm Gefühl ist dieser Selbstmord etwas unmotivirt und forcirt, aber der Dichter glaubte seiner offenbar zu bedürfen, um Kreon in völliger Vereinsamung, ganz elend und gebrochen erscheinen zu lassen. So gipfeln denn auch die neuen Ausbrüche seiner Verzweiflung in dem Satze, daß er ein Nichts, ein nicht mehr Seiender geworden. Der Vertreter der Staatsautorität in abstractester, gehässigster Form ist selbst ein Abstractum geworden; er steht da, ein entlaubter Stamm, aber er steht doch noch. Die fanatische Leugnerin der Heiligkeit der gesellschaftlichen Ordnung aber ist gefallen, gefallen nicht durch fremde Gewalt, sondern als ein Opfer ihrer eigenen wilden rebellischen Gemüthsart.

Das Stück ist für unsern Geschmack etwas zu sehr auf die Spitze gestellt und mit haarspaltender Dialektik ausgetüftelt. Der Grieche liebte das; unserem Geschmack würde eine mehr breite, massige Geltendmachung der ethisch-politischen Tendenz besser zusagen. Diese haarscharfe Zuspitzung des Gegensatzes erklärt auch die Erscheinung, daß die größte Zahl der modernen Ausleger, nämlich die Vertreter der beiden ersten oben charakterisirten Auffassungen, eine gleichmäßige Vertheilung, sei es des Rechts oder des Unrechts, nach beiden Seiten als vom Dichter beabsichtigt haben annehmen können. Im Uebrigen würden auch wir vielleicht, wie die weiland Athener, dem edlen Dichter, der so würdig von der Heiligkeit des Staates zu zeugen verstand, gern gestatten, ein Wörtchen in Staatsangelegenheiten mitzusprechen.

Unsere Herren vom Centrum werden nun freilich, falls es mir gelungen sein sollte, sie von der Richtigkeit meiner Auffassung zu überzeugen, gegen die Nutzanwendung auf die Gegenwart den Einwurf erheben, die gute Lehre unserer Tragödie möge für die antike Welt ganz angebracht sein, aber auf moderne Verhältnisse, wo Christenthum und Kirche mit höherer Autorität dem Staate gegenüberständen, sei sie nicht anwendbar. Darauf nur noch ein kurzes Wort. Das Christenthum kann füglich aus dem Spiele bleiben, es versteht sehr wohl, in dem sittlichen Organismus des gesetzlichen Staates seine Stelle zu finden; den weltlichen Herrschaftsansprüchen der Kirche gegenüber hat der moderne Staat, unbeschadet der weiterreichenden, dem Alterthum allerdings noch verschlossenen Idee der Menschheit, auch heute wieder wesentlich die erhabene Stellung einzunehmen, die ihm Sophokles in seiner Antigone anweist. In diesem Sinne werden wir hoffentlich mit der Zeit Alle mit dem wackern Dichter gute „Staatskatholiken" werden.

## In Sachen einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung nebst einer kurzen sprachlichen Auseinandersetzung über das Wort „Alldeutschland".

Die „Gegenwart" hat zur Zeit meine ersten Aufsätze über die mir ungemein am Herzen liegende Frage der einheitlichen deutschen Rechtschreibung gebracht und so, hoffe ich, wird sie auch diesmal mir wieder ihre Spalten öffnen, die zahlreichen Freunde dieser Angelegenheit unter ihren Lesern auf das Erscheinen eines zweiten Heftes meiner „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland" aufmerksam zu machen durch einige Mittheilungen aus dem Vorwort.

In diesem setze ich auseinander, wie das eigentlich von mir aufzurichtende Bauwerk das orthographische Wörterbuch für Alldeutschland ist, zu dessen Aufführung aber theils als Grundbau, theils als Baugerüste vorher noch manches nothwendig ist, das ich eben in den beiden Heften meiner „Vorschläge" und in meinem „Katechismus der deutschen Orthographie" (3. Aufl. 1873). niedergelegt habe, so daß es möglich sein wird, mit Hinweis hierauf und unter Bezugnahme auf die einfachsten Regeln der Rechtschreibung in dem Wörterbuch für jedes deutsche oder im Deutschen eingebürgerte Wort mit noch irgendwie schwankender Schreibweise eine bestimmte anzugeben, welche der Nachschlagende als die richtige anzuwenden hat. So habe ich denn auch in dem eben erschienenen zweiten Hefte der „Vorschläge" eine Anzahl von Fragen, welche in den bisherigen Schriften über deutsche Rechtschreibung kaum oder nur obenhin berührt worden sind, eingehend erörtert und, wie ich hoffe, dem Abschluß und der endgültigen Entscheidung nahe gebracht, wozu freilich — eben so wie sie dem ersten Hefte zu Theil geworden — eine recht vielseitige Prüfung und Erörterung gehören wird. Nur durch die regste allgemeine Betheiligung — fahre ich fort — kann erreicht werden, was ich erstrebe und was gewiß mit mir sehr viele für ein höchst wünschenswerthes und eifrigst zu erstrebendes Ziel erachten: die endgültige Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. Natürlich werde ich, mit der größten Sorgfalt und peinlichsten Gewissenhaftigkeit alle Gründe des Für und Wider abwägend, keine Entscheidung zu treffen suchen, von der ich nicht vollständig überzeugt bin oder doch sein zu können glaube, daß sie die dem allgemeinen Sprachbewußtsein entsprechendste und somit die richtigste sei. Trotzdem — oder vielmehr eben deshalb versteht es sich, daß ich, der ich mich überhaupt in dieser Angelegenheit nur als das Werkzeug betrachte, dem allgemeinen Volksbewußtsein und Willen den getreuesten Ausdruck zu geben, bereitwilligst in meinen Aufstellungen jede Aenderung vornehmen werde, welche sich als eine Forderung, wenn nicht der Gesammtheit, doch einer überwiegenden Mehrheit des Volkes kund gibt. Auf diese Weise — und nur auf diese wird es möglich sein, in dem orthographischen Wörterbuch für Alldeutschland in seiner endgültigen Gestaltung eine bindende Richtschnur zu gewinnen für alle, welche in vollem Ernst und mit Hintansetzung aller selbstischen Willkür eine einheitliche deutsche Rechtschreibung wollen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eine kurze Bemerkung hinzuzufügen über das — wie man sieht — auch diesmal von mir beibehaltene Wort „Alldeutschland", mit Rücksicht auf die dagegen in Nr. 6 dieser Zeitschrift von Klaus Groth erhobene Ausstellung, an welche ich durch die „Newyorker Nation" vom 19. März wieder erinnert worden.

Wenn Klaus Groth das von E. M. Arndt geschaffene Wort „Alldeutschland" als ein ihm erschreckliches Wort- und Sprachungeheuer bezeichnet, so läßt sich dagegen allerdings nichts sagen, in sofern er selbst eben dieses sein Gefühl mit dem Namen einer „nervösen Idiosynkrasie" belegt. Nur dürfte er dann nicht verlangen, daß alle so eigenthümlich fühlen sollen wie er. Das Wort „Alldeutschland" — schreibt er — erinnere ihn immer an die „ganzen Menschen", die auf der Vogelwiese Lärm machten, als er in Dresden wohnte. Diese Erinnerung kann ihm aber doch nicht durch die Aehnlichkeit, sondern nur durch das Gegentheil entstehen. Der mundartliche weit verbreitete Gebrauch von ganz statt all beruht (s. mein Wörterbuch I, 536 c) darauf, daß „das Einzelne zur Gesammtheit und Einheit verbunden gedacht wird", vergl. z. B. die richtig hoch- und schriftdeutschen Ausdrücke: das ganze (oder das gesammte) Publicum; die ganze Stadt; das ganze Heer; das ganze Gebiet und die mundartlichen Ausdrücke: die ganzen Menschen; die ganzen Bewohner; die ganzen Soldaten; die ganzen Grenzen. Gewiß würde Klaus Groth keinen Anstoß an meinen Worten genommen haben, wenn ich von „einer einheitlichen Rechtschreibung für ganz Deutschland" gesprochen hätte. Aber damit hätte ich eben meinen Gedanken nicht ganz und voll ausgedrückt; denn so hätte ich auch sagen und schreiben können in einer früheren Zeit, ehe Deutschland ein wirklich geeintes und eines, eine einheitliche Gesammtheit geworden. Näher gekommen wäre ich dem von mir Auszudrückenden schon durch die Worte „Rechtschreibung für das gesammte Deutschland"; aber auch in dieser den Begriff durch drei Wörter darstellenden Ausdrucksweise fehlte immer noch etwas und ich war dem schöpferischen Dichter E. M. Arndt dankbar, daß er mit glücklichem Griff mir für den einen Begriff

Digitized by Google

auch in dem Wort Alldeutschland ein einziges, meine Gedanken vollkommen deckendes Wort geschaffen. Aber — so fährt Klaus Groth fort, um seine Idiosynkrasie als dem allgemeinen Sprachgefühl entsprechend nachzuweisen — das ist doch, wie wir Plattdeutsche sagen würden, „allen all lang" bekannt, daß alle Welt „all" nur mit abstracten Substantiven zusammensetzt, mit Macht, Güte und ähnlichen.

Hierin sehe ich aber nur den Beweis, in wie hohem Grade eine nervöse Idiosynkrasie den Blick gegen die offenkundigsten Thatsachen blind machen kann. Ohnedies wäre es mir unbegreiflich, daß Klaus Groth nicht beim Niederschreiben seiner Worte sich sofort an Zusammensetzungen erinnert haben sollte, wie Allvater, Allmutter, Alltage ꝛc. Nur nebenbei erwähne ich schließlich, daß z. B. bei einer Besprechung des ersten Heftes meiner „Vorschläge" im „Boston Daily Advertiser" vom 10. April d. J. das in Rede stehende Wort ohne jeden Anstoß durch Allgermany wiedergegeben ist.

Ob ich mit dieser kurzen Auseinandersetzung die Idiosynkrasie von Klaus Groth gegen „Alldeutschland" überwunden haben werde, weiß ich nicht; jedenfalls aber hoffe ich, daß der geehrte Herausgeber dieser Zeitschrift trotz Klaus Groths Bitte, niemals etwas mehr für oder wider „Alldeutschland" aufzunehmen, mir für diesen Aufsatz seine Spalten nicht verschließen werde und so darf ich denn wohl zum Schluß wiederholt die einheitliche Rechtschreibung für Alldeutschland und meine Vorschläge zur Feststellung einer solchen den Lesern dieser Zeitschrift zur eingehenden Prüfung und Erörterung angelegentlich empfehlen.

**Daniel Sanders.**

---

## Zur literarischen Technik.

Von **Friedrich Michelis.**

(Schluß.)

Das Geschlecht der guten Correctoren, zumal der für Tagesblätter thätigen, stirbt leider allmählich aus, selbst in Leipzig, einst der hohen Schule für diese literarisch-publicistischen Geburtshelfer; sorgsame Behandlung der Handschrift und der Revisionsbogen erscheint somit noch unerläßlicher, als ehedem.

Unter die kleinen Desiderien der Druckereien, durch deren Erfüllung diesen und ihren Producten manche Unzukömmlichkeit erspart wird, zählt noch: daß wir die Revisionsbogen nicht aufschneiden, sondern ganz lassen; daß wir keinen Streusand verwenden, dessen Körner sich in die Lettern leicht eindrängen und sie verstopfen; daß wir für Manuscript und Correcturen nicht Bleistift, sondern Tinte verwenden, und zwar tief schwarze Tinte und recht weißes Papier.

Die meisten Schriftsteller sind wohl hauptsächlich darum so schlechte Revisoren ihrer Drucksachen, weil sie bei dieser Arbeit ihrer Aufmerksamkeit und Thätigkeit eine falsche Richtung geben oder zu viel gleichzeitig thun wollen. Streng genommen sollte der revidirende Autor sich nur der Prüfung widmen, ob in der Officin wirklich gelesen und gesetzt wurde, was geschrieben stand und sich aller Aenderungen enthalten, auch ganz absehen von einzelnen falschen oder auf den Kopf gestellten Buchstaben, Scheidezeichen, „Spießen" ꝛc., weil erfahrungsmäßig jeder im Revidiren von Drucksachen nicht sehr geübte Schriftsteller, sobald er sich mit letzterem eingänglich befaßt, nothwendigere Dinge zu übersehen pflegt. Auch mancher Chefredacteur großer Zeitungen vergeudet auf diese Weise viel kostbare Zeit, welche Wichtigerem entzogen wird. Die Fähigkeit, diese verschiedenartigen Functionen unbeschadet mit einander zu verbinden, ist nun einmal den Sterblichen bis auf seltene Ausnahmenaturen versagt, deshalb besteht die Weisheit auch des Revisionsgeschäfts in der Beschränkung. In den meisten Fällen wird jedoch an jenem strengen Grundsatz nicht festgehalten, in manchen wäre es auch unthunlich, darum ist jetzt der Gang in der Regel folgender. Von der ersten Correctur werden zwei „Abzüge" (Abdrücke) gemacht, einer für den Verfasser und einer für den Corrector. Der erstere liest dieselbe, ohne sich mit Kleinigkeiten abzugeben, „nach dem Sinne". Gleichzeitig besorgt ein Corrector von Fach unter Beihilfe eines anderen, welcher das Original nachliest, die erste gründliche Wäsche des Bogens, d. h. er zeichnet ebensowohl alle kleinen Buchstabenfehler an, wie auch etwaige Auslassungen („Leichen"), Wiederholungen und Sinnentstellungen, und trägt endlich, bevor der Setzer den Bogen zurückerhält, darauf nach, was etwa der Verfasser sonst noch eingeschrieben hat. Dessen Exemplar geht sodann an ihn (den Verfasser) zurück und bleibt in seinen Händen, einstweilen als Stellvertreter des später erfolgenden reinen „Aushängebogens". Auf dem ersten Correcturbogen darf der Autor auch kleine Berichtigungen, Nachbesserungen, Zusätze vornehmen, von denen sein Manuscript nichts enthielt. Die weiteren Etappen und ihre Behandlung richten sich nach der Beschaffenheit der Handschrift, der Geschicklichkeit der Setzer und anderen Zufälligkeiten. Jeder Schriftsteller, der für sein Werk echte Vatergefühle hegt, wird von der Druckerei noch eine eigentliche letzte Revision verlangen und diese, je nach Umständen, entweder noch einmal von A bis Z lesen, oder wenigstens nachsehen, ob seine neuen Notate berücksichtigt sind. Bei diesem Revisionsabdruck handelt es sich aber lediglich um Untersuchung, ob Setzer und Corrector ihre Schuldigkeit gethan, der Verfasser muß also etwaige bei ihm erwachende neue Aenderungs-Velleitäten niederkämpfen, denn sie würden, wenn er sie in's Werk setzte, lange Gesichter und noch längere Extraberechnungen hervorrufen.

Einzelne Autoren sind grundsätzlich gegen alles, im Druck durch „gesperrte Schrift" wiedergegebene Unterstreichen. Sie halten dafür, daß der gebildete Leser schon selbst das Hervorzuhebende herausfinden werde und daß seinem Verständnisse vorgreifen zu wollen ihn nur verstimmen könne. Sicherer bleibt es, diesem Scrupel keinen Raum zu geben, denn, denke der Autor auch noch so hoch von sich selbst und seinem Publicum: daß jeder Leser allen Ausführungen Seite für Seite mit gespannter Aufmerksamkeit folge, darf er billigerweise nicht voraussetzen, er wird deshalb durch jene kleinen graphischen Nachhilfen schwerlich etwas Ueberflüssiges thun. Natürlich ist Maß zu halten, den zu vieles Unterstreichen verfehlt seinen Zweck — es macht den Eindruck eines Redners, der unablässig schreit und gesticulirt — und verräth Mangel an Geschmack.

Unter den landläufigen Autorenvorurtheilen obenan steht die Meinung: daß alle umfänglicheren Manuscripte geheftet sein müssen. Sobald, wie es meist der Fall ist, mehr als ein Setzer die typographische Herstellung übernehmen muß, werden solche Hefte vom Druckerfactor zertheilt, der zusammenhaltende Faden verschwindet und jedes Blatt ist auf seine Seitenzahl angewiesen. Diese letztere ist der leitende Faden für die Druckerei, darum muß von Haus aus alles so behandelt werden, daß keine Verwechslung der verschiedenen Theile, des Textes, des Anhangs, der Anmerkungen ꝛc. möglich und die ursprüngliche Reihenfolge stets leicht wiederherzustellen ist, selbst wenn das Ganze bunt durcheinander gerathen wäre. Lockere, kleine Zettel sind ganz zu vermeiden. Am förderlichsten erscheinen gleichformatig und glatt vom Buchbinder geschnittene Blätter.

Ah bah, höre ich Anhänger der Heftmethode unwirsch murmeln, mit lockeren Blättern mag ich nichts zu schaffen haben, die können sich verzetteln, durcheinander geworfen werden, verloren gehen. — Noch ein wenig Geduld, meine Herren, wenn ich bitten darf. Wer freilich die Gewohnheit hat und unter allen Umständen festhalten will, von der Arbeit am Schreibtische aufzustehen und, während auf demselben die Scripturen offen liegen bleiben, das Zimmer zu verlassen, muß die oben empfohlene Weise höchst gefährlich finden. Zugegeben. Denn in seiner Abwesenheit wirthschaftet vielleicht irgend eine Rike oder Hanne mit Besen und Wischlappen, öffnet Thür und Fenster, es entsteht Zugluft und die Blätter werden flügge. Einiges über dieses Capitel ist in Jean Pauls „Siebenkäs" nachzulesen. Hier sei nur beiläufig (nicht im Sinne von nebensächlich) verzeichnet, daß das letzte Drittel unsres findigen Jahrhunderts die werthvolle Entdeckung gemacht

Digitized by Google

hat, daß jeder geschlossene Raum, in welchem Menschen athmen, mag darin geraucht werden oder nicht, täglich mehrfach wiederholt, und zwar in allen vier Jahreszeiten, gelüftet werden muß, aus Gründen der Gesundheitspflege. Wie nun aber der Seefahrer mit seinem Stubengeräth auf die Bewegungen des Schiffs Rücksicht nimmt, so hat natürlich auch der Schreibende, bevor er seine Papiere verläßt, Sorge zu tragen, daß diese unter den Bewegungen der Luft Stand halten können, sie also hinlänglich zu beschweren, sofern er sie nicht verschließen will. Im Uebrigen hantiert es sich mit solchen lockeren Blättern, welche an der Seite einen nicht zu schmalen weißen Rand behalten, bequem und bei einiger Ordnungsliebe, ohne Gefahr eines Untereinandergerathens und Verlorengehens. Während der Arbeit werden die beschriebenen Blätter zwischen zwei gleichgeschnittenen, dünnen, biegsamen Cartondeckeln gehalten, und nach jeder Benutzung durch ein paar einfache Handgriffe (ähnlich wie beim Kartenspiele) zurecht gestoßen, so daß alle vier Schnittwände wieder eben und glatt werden. Zur Sonderung der Unterabtheilungen können verschiedenfarbige Deckel gewählt werden. In dieser Gestalt darf Gedrucktes und Geschriebenes getrost Verleger- und Setzerhänden anvertraut werden, denn es ist besser geschützt gegen Verzettelungen, als durch Faden, Kleister, Leim und alle möglichen mündlichen und schriftlichen Einschärfungen.

Das nämliche Verfahren ist auch für die Umarbeitung neuer Auflagen anzuwenden. Manche Gelehrte pflegen zu diesem Behufe ihren Verleger contractlich zur Lieferung eines Exemplars auf großformatigem Schreibpapier zu verpflichten, so daß jede Seite rundum einen breiten weißen Rand erhält, was die Druckerei zu einer Extraberechnung veranlaßt und häufig nicht den nöthigen Spielraum gewährt. Andere lassen vom Buchbinder zwei Exemplare zerschneiden und auf größere Blätter kleben, haben davon aber die Unbequemlichkeit, daß das Ganze keine compacte Masse bildet, sondern an den Rändern locker liegt, leicht aus dem Formate geräth, brüchig wird und die Handhabung erschwert. Alles das wird vermieden, wenn man vom Buchbinder den Band an allen vier Seiten glatt beschneiden läßt, so daß lauter gleichformatige einzelne Blätter entstehen. Ist das Druckpapier „ungeleimt", so muß es vorher „planirt" werden, damit sich mit Tinte darauf schreiben läßt. Genau in gleichem Formate muß ein Päckchen weißer Schreibpapierblätter angefertigt werden, von welchen, je nachdem es die Arbeit erfordert, eines nach dem anderen, die schriftlichen Zusätze enthaltend, anschließend paginirt und mit Verweisungen (s. unten) versehen, zwischen die Druckblätter eingefügt wird. Dies geschieht natürlich nur mit solchen Zusätzen, die nicht auf dem Rande des Hauptblattes Raum finden können.

In England und America ist es seit alter Zeit allgemeiner Brauch bei Manuscripten, zumal für Zeitschriften bestimmten, die Blätter nur auf einer Seite zu beschreiben, weil das Gegentheil dem Buchdruckerfactor die Vertheilung unter die Setzer sehr erschwert. Auch bei uns ist die allgemeine Einführung dieses Verfahrens dringend zu befürworten. Große Zeitungen pflegen es ihren Mitarbeitern sogar zur Bedingung zu machen, weil es für sie unentbehrlich ist. Papierersparniß in diesem Bereiche würde unter die kostspieligen Knausereien gehören, deren es in Deutschland so viele gibt. Außerdem bietet die einseitige Beschreibung dem Verfasser den in's Gewicht fallenden Vortheil, daß er spätere Zusätze auf der leeren Rückseite unterbringen kann, eingeführt durch einen vom betreffenden Orte bis zum weißen Rande der Vorderseite geführten Strich, welcher hier das „verte a", „verte b" ꝛc. einklammert und mit denselben Buchstaben der Rückseite correspondirt. Einzelnes kann behufs noch größerer Deutlichkeit mit rother und blauer Tinte oder wohlgespitzten, verschiedenfarbigen Pastellstiften markirt werden. Bei verwickelten Correcturen und Verweisungen ist etwas der Art geradezu nothwendig.

Der empfohlene weiße Rand der Schreibblätter dient auch füglich zur (eingeklammerten, mit lateinischen Buchstaben geschriebenen) Wiederholung solcher Wörter, deren Verdruckfehlerung erfahrungsmäßig zu befürchten steht, ungewöhnlicher Wortbildungen, Namen und technischer Ausdrücke. Wer z. B. auf die „Iden des Märzen" Bezug nehmen will thut wohl, an die Seite einmal zu setzen: „Iden, nicht Ideen"; beim Gebrauch des Wortes „nichtig" am Rande zu wiederholen: „nichtig nicht richtig" u. s. w.

Ein anderes Vorurtheil schriftstellerischer Neulinge ist, sie, die Deutlichkeit der vermeintlichen Schönheit opfernd, wo ein Manuscript geändert werden muß, dies in die alten Worte hineincorrigiren, anstatt letztere zu streichen und die neuen darüber oder daneben einzuschalten. In der That ist dem besten Setzer Fertigkeit in der Entzifferung von Palimpsesten nicht anzusinnen. — Ferner empfiehlt es sich, Sätze, die eine neue Construction erhalten sollen, lieber zu streichen und darüber oder an den Rand umzuschreiben, als die veränderte Wortstellung durch Haken oder Ziffern anzuzeigen. Alle im brieflichen Verkehre althergebrachten Höflichkeitsrücksichten dürfen bei allem zum Druck Bestimmten füglich ganz bei Seite bleiben. Ein verständiger Redacteur oder Verleger erwartet nicht, daß jedes Manuscript glatt und sauber wie ein Brief sei, und beeinträchtigt wird sein „erster Eindruck" nicht durch Ausgestrichenes und Eingeschaltetes, sondern nur durch Undeutlichkeiten irgend welcher Art, die ihm wiederholte Lesung und förmliches Hineinstudiren zumuthen.

Anweisungen für das Typographische werden am besten nicht mündlich oder brieflich an den Verleger oder Herausgeber, sondern auf dem ersten Manuscriptblatt gegeben, so daß sie mit diesem Schritt halten durch alle Stationen, folglich auch dem Factor und dem Corrector zu Gesicht kommen müssen. Wer umfängliche Instructionen zu geben hat, kann ein ganzes Blatt dazu verwenden, an dessen Fuß nur die ersten zwei Zeilen des Textes, welche in der ersten Schrift gestrichen werden, zu stehen kommen. Diese dienen gewissermaßen als Schutzgeleite.

Warum wohl mögen alphabetische Sachregister bei englischen (nicht belletristischen) Werken die Regel, bei deutschen die Ausnahme sein? — Selbst wo eins vorhanden ist, erweist es sich meistens unvollständig und incorrect. — Trägheit und Mangel an Beharrlichkeit gehört doch sonst nicht unter die Teutonismen. Sollten die Briten wirklich mehr „Sinn für's Praktische" haben, als wir, oder ist etwa ein wenig Hochmuth im Spiele? Denkt etwa mancher deutsche Gelehrte: habe ich mir die große Mühe gegeben, das Buch auszuarbeiten, so kannst Du Leser auch die kleine Mühe daran setzen, das darin zu suchen, was Du brauchst? — Ein Mann, der vielleicht eine Reihe von Jahren auf die Herstellung eines Werks verwandt hat, könnte doch, sollte man meinen, leicht einen Gehilfen finden, der unter seiner Anleitung ein solches Sachregister anlegt und, falls kein anderer als der Verfasser im Stande wäre, die Registratur zu vollziehen, auch noch das verhältnißmäßig kleine Opfer an Zeit und Anstrengung bringen, um das Ganze übersichtlicher, brauchbarer zu machen. Denn chronologisch geordnete Inhaltsangabe ersetzt einen alphabetischen Index nur in seltenen Fällen, stets sollte jene den Anfang und dieser den Schluß des Buchs bilden. Wahrscheinlich würde dies auch noch in andrer Weise der Sache zugute kommen, auf Lücken, Wiederholungen, Mängel in der Gruppirung des Stoffs oder der Darstellung aufmerksam machen und zur Abhülfe drängen. Mahnten doch schon so viele gewichtige Stimmen in den verschiedensten Gebieten, daß in einem großen Theile der wissenschaftlichen deutschen Literatur die Form allzusehr vernachlässigt werde. Schon ein Blick auf die massenhafte Production genügt zur Rechtfertigung des Wunsches, daß Sachregister in wissenschaftlichen Werken häufiger werden möchten. Für die Schriftsteller künftiger Generationen müßte sonst die jetzige Literatur theilweise todtes Capital bleiben, wenn schon so viele Zeitgenossen klagen, daß das jetzt vorhandene Material sich kaum bewältigen lasse. Selbst ein dürftiges Register ist immer noch besser, als gar keines.

Die Anlegung eines solchen Index ist durchaus nicht so mühsam, als es von fern gesehen scheint. Dessen Grundlage kann jeder Verfasser dadurch unschwer beschaffen, daß er selbst, nachdem der erste „Aushängebogen" aus der Druckerei eingegangen ist, Seite für Seite die aufzunehmenden Stichwörter unterstreicht, und so weiter bis zum letzten Bogen. In der Regel wird dann die Alphabetisirung von andrer Hand geschehen können. Bei jener Revision der fertigen Druckbogen werden sich auch hier

Digitized by Google

und da übersehene Corrigenda finden, die dann gleich vorgemerkt werden. — Der Mechanismus der Alphabetisirung, wenn es sich um sehr umfängliches Material handelt, schließt sich am besten dem von Bibliothekaren und Antiquaren bei Anlegung von Katalogen gebrauchten an: — Die Notate werden auf gleichformatige Zettel nicht zu dünnen Papiers geschrieben, geordnet und schließlich, ehe sie zur Druckerei gelangen, auf große Bogen geklebt, nicht etwa in ihrer lockeren Zettelform gelassen. Die Procedur vereinfacht sich dadurch, daß über die Mitte dieser Bogen ein Pinsel mit Kleister geführt wird, und auf die einige Finger breite Zone von Klebstoff die Zettel dicht untereinander gereiht zu liegen kommen. Ein anderer, bei minder weitschichtigem Stoff anwendbarer Modus ist der, daß die Stichwörter nebst Seitenzahl gleich auf alphabetisirte Bogen starken Papiers oder Cartons geschrieben werden, und zwar vorläufig mit Bleistift. Das Auffinden des Gesuchten wird dem Leser wesentlich erleichtert, wenn freigebig Synonyma an ihrer Stelle eingeschaltet und Verweisungen nur dann angebracht werden, wenn dadurch Zeilen zu ersparen sind.

Oft liegt dem Schriftsteller schon während seiner Arbeit daran, ungefähr zu übersehen, wieviel die bereits fertigen Theile des Manuscripts „im Drucke geben" würden. Auch diese Berechnung läßt sich weit leichter machen, als die meisten Autoren meinen. Die Buchdrucker haben einen andren, schärfer zutreffenden Modus, Schriftsteller dürften den folgenden bequem und für ihre Zwecke ausreichend finden. Man zählt nämlich von zehn Zeilen des Geschriebenen die Silben zusammen, theilt die Summe durch Zehn, multiplicirt die so erhaltene Durchschnittsziffer mit der Zahl der Zeilen einer Schreibseite und sodann dieses Facit mit der Summe der Seiten. Ebenso wird mit dem Gedruckten verfahren, auf dessen Norm das Manuscript zurückgeführt werden soll, also berechnet, wieviel Silben ein Druckbogen enthält, mit der jetzt gefundenen Zahl in jene andere Totalsumme dividirt und dadurch ermittelt, wieviel Druckbogen die Handschrift füllen wird. Die Zählung gestaltet sich natürlich schwieriger, wenn das Manuscript sehr ungleich gehalten, viel gestrichen, eingeschoben, bald enger, bald weiter geschrieben ist. Denn dann müßten die gestrichenen Stellen abgeschätzt, auf Seiten reducirt und von der Gesammtsumme abgezogen, die Einschiebsel hinzugeschlagen, endlich die enger mit den weiter geschriebenen Seiten compensirt werden. Wer diese Umständlichkeit scheut, könnte auch, anstatt die Zeilen nur einer, der ersten besten Seite zum Maßstabe zu nehmen, immer jede zehnte Seite der Schrift nach Zeilen auszählen und das Totale durch Zehn dividiren, um einen annähernd zutreffenden mittleren Durchschnitt zu finden.

Die obigen Ausführungen könnten den Verdacht erwecken, als stellten sie sich allzusehr auf eine Seite und nähmen Partei gegen die geistigen Producenten, denen alle möglichen Lasten aufgebürdet werden sollen, um nur den literarisch-technischen Geschäftsleuten den Himmel auf Erden zu bereiten. Diesem Schein entgegenzuarbeiten, muß der Verfasser sich heute versagen, um den vorliegenden, für eine Wochenschrift bestimmten Aufsatz nicht das billige Maß überschreiten zu lassen, er behält sich jedoch vor, es in einem späteren Artikel zu thun. Dieser würde u. a. Gegenstände wie „allgemeine typographische Schönheitsregeln", „Titelsatz", „lebende Columnentitel", „Selbstverlag", „Abrechnungen zwischen Autor und Verleger" in's Auge fassen und könnte leicht über einzelne Punkte Separatvota beibringen, welche wieder jenen Geschäftsleuten einseitig und gegnerisch erscheinen.

Nicht streng programmmäßig, doch aber vielleicht als Beiläufer mag hier noch ein Wort in Sache „Uebersetzungen" gestattet sein. Bei volksthümlichen und schönwissenschaftlichen Zeitschriften und Verlagshandlungen gehen fortwährend so viele Anfragen ein, ob man Uebersetzungen aus dieser oder jener Sprache brauchen könne, daß ersteren kaum zuzumuthen ist, sie alle zu beantworten, mögen die Zuschriften auch mit vorzüglichster Hochachtung und ganz ergebenst gezeichnet sein und flehentlichst um Antwort bitten. Die Zahl der Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche aus dem Englischen uud Französischen correct in's Deutsche übertragen können, darf wohl auf Tausende veranschlagt werden, und derjenigen Jünglinge, jungen und alten Jungfrauen, Männer, Frauen, Greise, die es zu können meinen, auf Hunderttausende. Ihnen allen ist zu rathen, wenn sie an Stellen, wo man sich überhaupt mit derlei befaßt, anklopfen wollen, dies nicht zu thun, ohne zugleich eine Probe ihrer Kunst beizulegen. Denn jeder Redacteur oder Verleger, welcher von der Literatur des Auslands geschäftlich Gebrauch macht, pflegt schon Uebersetzer und Bearbeiter nahe zur Hand und wenig Neigung zu haben, Experimente mit fremden und fernen Federn zu machen. Wird hingegen etwas druckfertig eingeschickt, das nach Form und Inhalt für den betreffenden Kreis geeignet scheint, so findet es wohl Annahme und der Einsender hat Aussicht auf eine fortgesetzte Verbindung. Nicht sowohl die mehr oder minder geschickte Behandlung ist in erster Reihe das Entscheidende, sondern das Aufspüren passender Stoffe.

## Verschiedenes.

### Aus Lothringen.

Wir erhalten von dem lothringischen Reichstagsabgeordneten Dr. Abel einen längeren Aufsatz in französischer Sprache, den wir zum Theil wörtlich, zum Theil im Auszuge hier wiedergeben. Wir haben selbstverständlich gar keine Veranlassung, Herrn Dr. Abel das Recht der Vertheidigung, das wir einem Jeden, der in der „Gegenwart" ernstlich angegriffen worden ist, zugestehen, irgendwie zu verkürzen. Wir haben zur Bezeichnung der Tendenz, in welcher diese Entgegnung abgefaßt ist, auch einige von einer durchaus deutschfeindlichen Gesinnung zeugende Stellen nicht unterdrücken wollen, aber es kann uns nicht in den Sinn kommen, das Recht der Vertheidigung Herrn Abel gegenüber soweit auszudehnen, daß wir diesem gestatten würden, ohne irgendwelchen sachlichen Anlaß verletzende Aeußerungen über Deutschland unter der Aegide der „Gegenwart" in Deutschland zu veröffentlichen. Ebenso haben wir es für richtig erachtet, die Polemik, um sie mit der Sprache, deren sich die Mitarbeiter der „Gegenwart" bedienen, in Einklang zu bringen, in vielen Punkten zu mildern. Die sachlichen Einwendungen dagegen, welche Herr Abel gegen die Auslassungen des Verfassers der „Deutschfeindlichen Kundgebungen in Lothringen" erhebt, haben wir sämmtlich berücksichtigt.

Wir durften dieselben allerdings bedeutend kürzen, da die Ausführungen des Herrn Dr. Abel nichts anderes bezwecken, als seine Gelehrsamkeit, die wir persönlich gar nicht bezweifeln wollen, darzuthun. In dieser Bearbeitung und Uebersetzung lautet der Artikel wie folgt:

#### Deutsche Umtriebe in Lothringen.

**Antwort auf den Aufsatz: „Deutschfeindliche Kundgebungen in Lothringen".**

Herr Eugen Huhn hat vor kurzem in der „Gegenwart" unter dem Titel „Deutschfeindliche Kundgebungen in Lothringen" einen Artikel veröffentlicht, in welchem dieser Publicist constatirt, daß die Annexion mit Deutschland keineswegs so dankbar aufgenommen worden ist, wie es eigentlich sein sollte. Herr Eugen Huhn beschuldigt mehrere Personen aus Lothringen, die deutschfeindliche Bewegung zu leiten, und er erweist mir die Ehre, mich an die Spitze derselben zu stellen. Herr Huhn scheint unser Land wenig zu kennen. Der verehrungswürde Herr von Moltke hat von der Tribüne herab unzweideutig seinen Landsleuten zugerufen: „Wir haben seit dem letzten Kriege an Sympathien nicht gewonnen", und Fürst Bismarck hat dies durch die Aeußerung ergänzt, daß den Preußen die Kunst, sich beliebt zu machen, versagt ist. Ebenfalls von der Tribüne des Reichstags herab hat der Herr Reichskanzler auf den Protest der Abgeordneten aus Elsaß und Lothringen geantwortet: „Sind denn Elsaß und Lothringen zu ihrem Glück mit Deutschland verbunden worden?" Entkleidet man diese Geständnisse der beiden großen Staatsmänner jeder künstlichen Umhüllung, so findet man darin die ganze Erklärung für das Gefühl, welches Herr Huhn im Herzen meiner Landsleute entdeckt zu haben meint. Unser Land war nothwendig für die strategische Vertheidigung Deutschlands, seine Einverleibung wurde von der Diplomatie verlangt und mit der Gewalt der Waffen durchgesetzt. Den Elsassern und

Digitized by Google

Lothringern bleibt keine Wahl, sie haben sich der Gewalt zu unterwerfen; ob die neuen Brüder ihnen feindlich gesinnt, ob die widerwillig Annectirten über die Situation unglücklich sind, welche ihren Familien, ihrem Vermögen, ihrem Handel und ihrer Industrie bereitet worden ist — darauf kommt wenig an. Sie haben sich der staatlichen Nothwendigkeit zu fügen, die Pickelhaube aufzusetzen — und: Vorwärts! Marsch!

Und nun wundert Ihr Euch, daß das Land noch nicht zufrieden ist. Es gehört wirklich eine gewisse Einfalt dazu, um anzunehmen, daß die Mißstimmung und der Verdruß in den Herzen der früher französischen Einwohner von Elsaß-Lothringen durch die Umtriebe einiger in unserm Lande beliebter Männer hervorgerufen seien.

Ich habe die Ehre gehabt, durch 16,000 Stimmen meiner Mitbürger in den Reichstag gesandt zu werden, um in ihrem Namen gegen die Annexion von Lothringen an Deutschland zu protestiren. Das hat Herrn Huhn genügt, um sich berechtigt zu glauben, dente superbo meine Veröffentlichung als Mitglied gelehrter Gesellschaften zu zerfleischen. Wahrscheinlich ist Herr Huhn selbst ein Gelehrter, und ich zweifle nicht daran, daß er eine große Reihe wissenschaftlicher Arbeiten herausgegeben hat, deren Wichtigkeit und Verdienste gewiß auch dereinst in Lothringen bekannt zu werden bestimmt sind.

Die Behauptung, daß ich im Mai dieses Jahres in einer Sitzung unserer Akademie in meinem Haß gegen Deutschland mich hätte dazu hinreißen lassen, die holländische Stadt Werden in die Pfalz zu verlegen, ist unrichtig. Ich habe in dieser Sitzung den Mund nicht aufgethan. Vor drei Jahren habe ich allerdings in der Akademie die Stadt Werden erwähnt, in der Weise, daß ich die Bemerkung machte, Boileau, der den holländischen Krieg besungen, habe den Krieg in der Pfalz unberücksichtigt gelassen, wahrscheinlich wegen der Schwierigkeit, französische Reime zu den Eigennamen zu finden, — eine Schwierigkeit, die er schon empfunden, als er von Werden und General Wurtz zu sprechen hatte. Ich habe also von der holländischen Stadt Werden gesprochen und gar nicht daran gedacht, dieselbe für eine Stadt in der Pfalz zu halten.

Herr Huhn wirft mir mit einem großen Aufwande homerischer Epitheta vor, daß ich in einer Studie über die „goldene Bulle" gelegentlich bemerkt haben soll, der alte König von Sachsen, Albert, stamme von einem Marschall von Sachsen ab, dem Bastard von August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen. Wo hat Herr Huhn das gefunden? Ich habe in einer Studie über eine altfranzösische Uebersetzung der „goldenen Bulle", die ich in Metz entdeckt und mit Bemerkungen herausgegeben habe, hervorgehoben, daß diese erste Constitution starke Contraste zu den Verfassungen bietet, welche 1867 und 1871 zu Stande gekommen sind. Ich erwähnte, daß von den sieben Kurfürsten, welche früher den Kaiser zu wählen hatten, heutzutage nur noch vorhanden wären: der Kurfürst von Brandenburg, heute Kaiser von Deutschland, der in Versailles vom König von Bayern in Gegenwart des Königs von Sachsen acclamirt worden sei, — und diese beiden letzteren habe ich bezeichnet als „Erben zweier Kurfürsten, des Pfalzgrafen und des Herzogs von Sachsen, Großmarschall des Reichs". Herr Huhn hat also mißverstanden, wenn er „grand maréchal" auf den „Marschall von Sachsen" bezogen hat. Es war nicht von dem Titel des Marschalls Moritz, sondern von der Würde des sächsischen Kurfürsten die Rede.

Wenn Herr Huhn sich darüber wundert, daß ich von „römischen Königen" in Metz gesprochen habe und das für eine französische Oberflächlichkeit erklärt, so muß ich ihm den Vorwurf der Oberflächlichkeit zurückgeben. Der Titel „rex Romanorum", den die deutschen Herrscher führten, kann eben nicht anders übersetzt werden, als ich es gethan habe, und so ist er auch bereits von dem Uebersetzer der „goldenen Bulle" im Jahre 1389 wiedergegeben worden.

Metz, im Juli.

**Ch. Abel,**
Dr. jur. an der pariser Facultät,
Vicepräsident der Akademie von Metz.

---

Um die Polemik abzuschließen bemerken wir noch Folgendes:

1. In dem Artikel der „Gegenwart" (Nr. 25) können wir die Behauptung, welche Herr Dr. Abel zurückweist, daß Herr Huhn ihm eine geographische Unkenntniß vorgeworfen und ihn eine holländische Stadt nach der Pfalz habe versetzen lassen, nicht finden.

2. Das Mißverständniß „grand maréchal" als „großer Marschall" (Moritz von Sachsen) anstatt als Großmarschall aufgefaßt zu haben, ist — zum Theil wenigstens — durch Herrn Abel selbst verschuldet.

Wenn Herr Abel die Worte „grand-maréchal" durch ein[e] verbunden hätte, so würde er keine Veranlassung, sich gegen ei[n] ständniß zu verwahren, gegeben haben. Und da der Satz an [s]ächliche Unrichtigkeiten enthält, so konnte man auch diese als möglich voraussetzen. Herr Abel schreibt in der That auf Seite 124 [d]er vorerwähnten Broschüre (über die „goldene Bulle") Folgendes: „Der Nachkomme des Pfalzgrafen, der König von Baiern hat bei der Krönung die Hauptrolle gespielt, in Gegenwart des Königs von Sachsen, des Nachkommen des Großmarschalls". Da die Krönung in Versailles weder in Gegenwart des Königs von Sachsen noch in Gegenwart des Königs von Baiern vollzogen worden ist, so enthält jener Satz zwei allerdings recht erhebliche Ungenauigkeiten. Möglich, daß Herr Dr. Abel blos figürlich gesprochen haben will; aber dann darf man doch seine Verwunderung darüber aussprechen, daß ein von der pariser Facultät promovirter Doctor der Rechte so wenig präcis sich ausgedrückt hat. Die Broschüre, in welcher dieser sonderbare Passus sich befindet, ist im Jahre 1873 erschienen, also sehr wahrscheinlich vor dem Tode des Königs Johann, da, wie man weiß, die Druckwerke, welche in den letzten Monaten des Jahres veröffentlicht werden, fast immer die Jahreszahl des folgenden Jahres tragen. Herr Abel scheint also in der That anzunehmen, daß der alte König Johann von Sachsen Krönungszeuge gewesen ist; und in dem Briefe, den er uns sendet, begeht er die neue Verwechslung, daß er diesen „alten König" Albert nennt! Er spricht in der That vom „vieux roi de Saxe Albert". Selbst einem geschickteren Advocaten, als Herr Dr. Abel es ist, wird es schwerlich gelingen, den Nachweis zu führen, daß man berechtigt ist, die Thatsache der Krönung in Versailles in Gegenwart des Kronprinzen Albert von Sachsen und der Prinzen vom baierischen Königshause in der Weise zu umschreiben, daß man sagen dürfte: die Krönung hat stattgefunden in Gegenwart des alten Königs Albert von Sachsen, den es bis jetzt noch gar nicht gibt, und des Königs von Baiern, der niemals den französischen Boden betreten hat.

3) In Betreff des Titels „römischer König" hat Herr Dr. Abel Recht und Herr Huhn hat sich geirrt.

Hiermit glauben wir mit gutem Gewissen die Debatte über diese Angelegenheit schließen zu können.

---

## Notizen.

Wir möchten nicht pietätlos erscheinen, aber wir halten es doch für angemessen, unsere guten Landsleute vor dem Uebereifer, der im Denkmalsetzen sich jetzt kund gibt, recht eindringlich zu warnen. Kaum hat Fritz Reuter die Augen geschlossen, so geht durch alle Zeitungen die Nachricht, daß ein hamburger Theaterdirector einen Aufruf wegen Errichtung eines Reuter-Denkmals an das deutsche Volk erlassen hat. Der Umstand, daß jener hamburger Director einem plattdeutschen Theater vorsteht, legitimirt ihn unseres Erachtens noch nicht dazu, die Initiative in der Sache zu ergreifen. Fritz Reuter hat nichts Bedeutendes für das Theater geschrieben. Mag der Gedanke, dem großen plattdeutschen Dichter ein Standbild zu setzen, im deutschen Volke auch Anklang finden — die Sache hat doch nicht so fürchterliche Eile. Andere Dichter, auf die die Nation eben so stolz sein darf, haben schon seit Jahrzehnten die Augen geschlossen und warten noch immer geduldig auf diese sichtbare Verewigung ihres Ruhmes. Wir nennen nur Heinrich Heine.

Bei Fritz Reuter ist die poetische Größe wenigstens unbestritten; daß aber auch Hoffmann von Fallersleben durch ein Monument geehrt werden soll, scheint uns wirklich des Guten zu viel zu sein. Man befestige an das Geburtshaus oder an eine bedeutsame Stätte der Wirksamkeit des verehrten Mannes eine Gedenktafel, welche von der Dankbarkeit unseres Geschlechts Kunde gibt; alle Welt wird das ganz in der Ordnung finden — aber man erspare späteren Generationen das beschämende Gefühl, vor einem Denkmal Hoffmanns von Fallersleben die Frage aufzuwerfen, was der Mann eigentlich geschrieben hat.

---

Digitized by Google

auch in den vollkommen Grot... gefü... wohl der...

...tate.

...deker's

**...andbücher.**

**Holland.** 12. Auflage. 1873. **Mittel- und Nord-Deutschland.** 1874. 2 Thlr. — **Süd-Deutsch- und Oesterreich.** 16. Aufl. 1873. 2 Thlr. — **Deutschland und Oesterreich complet** in einem Bande. 15. Aufl. 1872. 3½ Thlr. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. 1873. 1½ Thlr. — **Südbaiern** und die **oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 16. Aufl. 1874. 1⅔ Thlr. — **Ober-Italien.** 7. Auflage erscheint im Herbst. — **Mittel-Italien.** 4. Aufl. 1874. 2 Thlr. — **Unter-Italien.** 3. Aufl. 1872. 1⅔ Thlr. — **London.** 4. Aufl. 1871. 1⅔ Thlr. — **Paris.** 7. Aufl. 1870. 1 Thlr. 18 Sgr. — **Rheinlande.** 18. Auflage. 1874. 1 Thlr. 18 Sgr. — **Schweiz.** 15. Aufl. 1873. 2 Thlr. — **Conversations-buch** in 4 Sprachen. 21. Aufl. 1 Thlr.

Leipzig.

**Verlag von K. Bædeker.**

---

**Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.**

Soeben erschien und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

**Handbuch des Schachspiels.**

Von

**P. R. v. Bilguer.**

**Fünfte durchgehends vermehrte und verbesserte Auflage.**

Mit einem Bildnisse P. R. v. Bilguer's.

Lexicon-Oct. 41 Bg. Preis geh. 6 Thlr., in Origin.-Prachtbd. geb. 7 Thlr. 10 Sgr.

---

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Jubiläums-Ausgabe**

der

**NOVAE EPISTOLAE OBSCURORUM VIRORUM.**

Zum ersten Male mit Erläuterungen versehen.

**Erinnerungen**

**aus den Frankfurter Parlamentstagen**

von

**Gustav Schwetschke.**

8. geh. Preis 10 Sgr.

**G. Schwetschke'scher Verlag** in Halle a. S.

---

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin:

**Diana.**

Schauspiel in 5 Acten

von **Paul Lindau.**

---

**Friedrich Culturgeschichte**

von

**Hellwald,** in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

**Inhalt der 4. Lieferung:** Die alten Hellenen. Untersuchung über den Ursprung freiheitlicher Regungen. Staatliche Einrichtungen in Hellas nach den Wanderungen. Zustände zur Zeit der Perser-Kriege. Religiöse Entwicklung. Geisttge Cultur. Einfluss der Perserkriege auf die griechische Kunst. Zeitalter des Perikles. Die Culturleistungen der Demokratie zu Athen. Wirthschaftliche Verhältnisse. Socialles Leben der Griechen. Das Familienleben und der Hetärismus. Griechenland's Niedergang. Nationalität und frühere Zustände der Makedonier. Philip und Alexander. Allgemeine Culturfolgen der makedonischen Eroberungen. Aufblühen der Wissenschaft. Griechenland und die Seleukiden. Aegypten unter den Ptolemäern. Das alexandrinische Museum und seine Wirkungen. Das alte Etrurien. Rom und seine Cultur. Aelteste Zustände. Die Königsherrschaft.

Das Werk erscheint in 9—10 Lief. à 36 kr. und wird im Laufe dieses Jahres complet. Lief. 1—3 ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

---

In Stuttgart erscheint das

**Süddeutsches Sonntagsblatt.**

**Für die Gebildeten aller Confessionen.**

Herausgegeben von

Dr. **Johannes Fehr.**

**Auf dem Boden der modernen Weltanschauung, der Ergebnisse der fortschreitenden wissenschaftlichen Forschung stehend, bekämpft dasselbe ebenso den Jesuitismus und Ultramontanismus wie die protestantische Starr- und Stockgläubigkeit, die Unfehlbarkeit des Papstes wie die Unfehlbarkeit der Bibel, den Aberglauben der ungebildeten Menschen wie den Unglauben einer falschen, auf Abwege gerathenen Bildung. Dagegen sucht es mit den christlichen Wahrheiten nach den reformatorischen Grundsätzen der Geistes- und Gewissensfreiheit Ernst zu machen, den Glauben an einen geistigen und sittlichen Fortschritt, der ohne eine ewige göttliche Vorsehung nicht denkbar ist, festzuhalten, für ein menschenwürdiges Dasein aller Einzelnen zu wirken, die Erkenntniß von der Menschheitsbestimmung zu fördern und insbesondere für die hohen culturhistorischen Aufgaben des deutschen Volkes in unserer großen Zeit mit Ernst und Würde einzutreten.**

Abonnementspreis 2 Thlr. per Jahr. — Man abonnirt direkt bei der

**Exped. d. Süddeutschen Sonntagsblattes in Stuttgart.**

---

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Gewerbegericht und Contractbruch.**

Zur Revision der deutschen Reichs-Gewerbe-Ordnung

von

**H. B. Oppenheim.**

8°. IV. und 100 Seiten. Preis 12 Sgr.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

---

**Carl Wilhelm's Lieder.**

Am 8. Mai werden ausgegeben:

**Carl Wilhelm,** Sämmtliche (72) Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. gr. 8. Preis 2 Thlr.

**(Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Augusta gewidmet.)**

**Carl Wilhelm,** Sämmtliche (62) ein- und zweistimmige Lieder für die heranwachsende Jugend, mit Pianofortebegleitung. 8. Preis 1 Thlr.

Der bei entsprechendem Absatz zu erzielende Honorar-Ertrag ist als Beitrag zur Beschaffung eines würdigen Denksteins auf das Grab des gefeierten Componisten der

**„Wacht am Rhein"**

bestimmt. —

Alle Buch- und Musikalienhandlungen nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

---

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Bionville.**

Ein Heldengedicht in drei Gesängen

von **E. v. Wildenbruch.**

8°. brosch. Preis 15 Sgr.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des großen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

**Verlag von Georg Stilke,**

Berlin NW., Louisenstraße 32.

---

**Einbanddecken** zum 5. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 15 Sgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 8. August 1874. Band VI.

AP
30
.G295
v.6
n 32

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

**Inhalt:** Irische Unabhängigkeit und englische Freiheit. Von Karl Blind. — Die Bürgerweihe als Volksfest und politisches Bildungsmittel. Von Bluntschli. II. — Noch einmal die Fortbildungsschulen. Von E. v. Eynern. — **Literatur und Kunst:** Jauffre Rudel. Von Albert Traeger. — Im Vaterhause. Autobiographische Skizze. Von Friedrich Bodenstedt. — Marie Antoinette und Maria Theresia. Von H. M. Richter. II. — Aphorismen über die Kunst der poetischen Uebertragung. Von Ernst Eckstein. — **Aus der Hauptstadt:** Nicht über das plattdeutsche Theater. Von P. L. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Irische Unabhängigkeit und englische Freiheit.

Von Karl Blind.

I.

Die Iren sind ein tapferes, beredtes und heißblütiges, aber unbeständiges Volk. Ihrer engeren Heimat sind sie meist mit Leidenschaft ergeben. Die höheren Bürgertugenden gehen ihnen jedoch nur allzuhäufig ab. Ihrer Gemüthsart nach bilden sie ein sonderbares Gemisch von Gutmüthigkeit und Tücke, von theilnahmvoller Herzlichkeit und grausamer Nachsicht, von zuthulichem Wesen und äußerstem Mißtrauen, von plauderhafter Einfalt und tiefer Verschlagenheit. Ihr Charakter, mit einem Worte, ist nicht aus Einem Gusse. Iberier und Galen, Phöniker und Germanen scheinen ihre Blutkügelchen unter diesem Volke abgesondert zurückgelassen zu haben; und je nachdem die einen oder die anderen dieser Blutkügelchen sich lebendiger umtreiben, ist der Ire „ganz ein anderer Mensch".

Quertreiberische Streitsucht und Wankelmuth sind die bedauerlichsten Züge des sonst persönlich liebenswürdigen Volkes. Diese Eigenschaften, von allen anderen Gründen abgesehen, bilden an sich schon ein Hinderniß gegen dasjenige Maß von unabhängiger Selbstverwaltung, das die „Repealer" und die „Home-Ruler" für die Insel in Anspruch nehmen — von den Feniern zu schweigen, welche die unbedingte Losreißung erstreben. In seiner Eingangsrede bei dem Antrage auf Herstellung einer eigenen irischen Landesvertretung bemerkte Herr Butt: die Macht des vereinigten Parlamentes von Großbritannien und Irland beruhe, was den letzteren Reichstheil betreffe, auf einem ebenso großen Verbrechen, wie dasjenige, welches die Theilung Polens bewerkstelligte. Ohne den Vergleich für zutreffend zu halten, muß man doch anerkennen, daß Herr Butt mit diesen Worten unwillkürlich eine gewisse Wahrheit aussprach. All' der Geist der Uneinigkeit, der Polen zerrüttete, ehe die drei Gewaltherrscher an der endlich nach Besserung ihrer Zustände strebenden Nation das Verbrechen der gänzlichen Zerreißung begingen, ist unter den Iren — trotz des glühenden Hasses, den so viele derselben gegen England hegen — in einer Weise vertreten, welche es nur zu wahrscheinlich macht, daß in einem unabhängigen Irland sofort die furchtbarsten inneren Kämpfe ausbrechen und das Land zum Schauplatz der zwecklosesten Greuel machen würden. Schon deshalb muß man wünschen, daß England die jetzige Machtstellung gegenüber Irland beibehält.

Der Beweis für die Richtigkeit des soeben Gesagten ist leicht zu führen. Die irischen Abgeordneten im Parlament zu London haben ihn selbst geführt. Als über die sogenannte „Zwangs-Bill" abgestimmt wurde, durch welche Irland gewissen Ausnahmebestimmungen in Sachen der persönlichen Freiheit unterworfen werden sollte, sprachen sich das erste Mal 340 Mitglieder des Unterhauses dafür, nur 12 — sage zwölf! — dagegen aus. Bei der zweiten Abstimmung erklärten sich 283 dafür; und nur 11 — sage elf! — dagegen.

Wo waren da die 103 irischen Vertreter, von denen nahezu drei Viertheile, jedenfalls mehr als zwei Drittel, aus den katholischen, gegen England ungünstig oder feindselig gestimmten Bezirken sind? Ist es nicht klar, daß selbst die Masse der irischen Abgeordneten einen geheimen Schrecken über die Zustände empfand, welche sich ergeben würden, wenn man Repealern oder Home-Rulern ihren Willen ließe?

II.

Unter den vier Provinzen, aus denen Irland besteht, ist Ulster diejenige, welche als die „eiserne Klammer" bezeichnet werden kann, mittelst deren die Insel stark an's Reich geheftet ist. In Ulster, im Nordosten, wohnt der größte Theil der protestantischen, vielfach aus englisch-schottischen Einwanderern bestehenden Bevölkerung. Hier haben die Oranien-Vereine ihren Sitz. Hier steht das reichstreue Protestanten-Volk unablässig auf der Wacht, in seiner Festigkeit gestärkt durch furchtbare Erinnerungen aus alter Zeit. An den Gebrauch der Waffen gewöhnt, in regelmäßige Genossenschaften mit erkorenen Häuptern und festgesetzten Losungsworten eingetheilt, getrauen sich die Männer von Ulster, für sich allein, auch ohne englische Truppenhülfe, einen Theil von Irland in Ordnung halten zu können. Dieser kühne, trotzige Sinn, ist freilich auch die Ursache häufiger blutiger Zusammenstöße mit dem ohnedies händelsüchtigen ultramontanen Pöbel, der im Nordosten mit den Protestanten untermischt ist. Die Jahrestage von Schlachten, Erstürmungen und Entsetzungen aus der Geschichte irischer Parteikämpfe führen daher auch heute noch oft zu gewaltthätigen Auftritten.

Tritt man über Ulster hinaus, so ist eine protestantische Einwohnerschaft nur noch da und dort, dünn gesäet, vorhanden. Sie ist umringt von einem bigotten, durch fanatische Priester geleiteten Volke, welches den Engländer noch heute als einen „Eindringling", einen Eroberer, einen Dränger betrachtet. Bedenkt man, welche Menge von Iren in Englands Heer und Flotte, in seiner Verwaltung und in allen seinen Geschäftszweigen dient oder thätig ist, und wie die beiderseitigen Bevölkerungen überdies durch Zwischenheirathen durcheinander verflochten sind, so erscheint diese gehässige Stellung beinahe

Digitized by Google

unbegreiflich. Es ist eine der Charaktereigenthümlichkeiten der Iren, daß sie nicht verzeihen oder vergessen. Durch Geschlechter hindurch werden die Ueberlieferungen an erlittene Unbill gepflegt. Nach korsischer Art nährt Rache sich an Rache.

Geht man auf die Parteizustände näher ein, so findet sich eine ziemlich bunte Verschiedenheit. Die Bodenbildung Irlands kann, im Ganzen genommen, einem felsigen Ringe verglichen werden, in dessen Mitte eine vielfach sumpfige, moorige Ebene liegt. Diese Mitte des Landes bildet wesentlich den Ackerbau-Bezirk und das bessere Weideland der Insel. In ihr sind seit vielen Jahren die Geheim-Bündeleien der Agrar-Vehme thätig gewesen, welche unter dem Namen der „Weißbuben", der „Morgendämmerungs-Gesellen" (White-boys; Peep o'Day Boys) u. s. w. umgingen. Mit geschwärztem Gesicht, das Hemd über die Kleidung gezogen, um sich unkenntlich zu machen, traten sie nächtlicher Weile, oder auch am hellen Tage, bei dem erkorenen Opfer ein; oder lauerten ihm früh Morgens von hinter der Hecke her auf. Die Unsicherheit des Lebens wurde dadurch so groß, daß die Gutsherren selbst es vorzogen, ihre Einkünfte auf englischem Boden zu verzehren. Die Gutsverwalter, Pächter oder Zins-Eintreiber mochten unterdessen auf Lebensgefahr die Bewirthschaftung besorgen oder dem Besitzer zu seinen Ansprüchen zu verhelfen suchen.

Die Ansicht, daß der Grund und Boden dem irischen Volke eigentlich geraubt nnd dasselbe befugt sei, sich mit Waffengewalt zu seinem Rechte zu verhelfen, ging und geht fortwährend durch einen großen Theil der irischen Ackerbauern. Während in England diese Anschauung seit Jahrhunderten unter dem gedrückten Hauerlingsstande ganz ausgestorben war, und erst jetzt unter der Führung von Joseph Arch, Ball, Taylor und sonstiger Bewegungsmänner allmählich eine andere Meinung sich herausbildet, haben die Iren seit alter Zeit auch in dieser Beziehung eine Ueberlieferung gepflegt. Streng genommen, ist diese Ueberlieferung freilich eine unächte. Der irische Kleinpachter, der das Stück Land, welches er bebaut, zu eigen haben möchte, kann sich nicht auf die der englischen Herrschaft vorhergegangenen Einrichtungen berufen. Damals war der Boden in Irland, wie einst in Schottland, Sippengut, nicht Einzelgut. Dieses Sippengut ging dann, infolge der Niederwerfung der irischen Unabhängigkeit, in die Hände der Anhänger Englands über.

Immerhin hat die handfeste Gewaltthätigkeit irischer Vehmbündler den Erfolg gehabt, daß die englische Regierung endlich für Irland eine Grundeigenthums-Bill vorschlug, durch welche die aristokratische Härte gemildert wurde. England selbst hat noch heute auf eine solche Bill zu warten, durch die dem Pachter oder dem Heuerling sein Recht zu Theil würde.

## III.

Ist die Mitte der Insel — mit Ausnahme der in Irland wenig zahlreichen und meist auch nicht stark bevölkerten Städte — bisher hauptsächlich durch den Vehmgeist der Agrar-Bündelei bezeichnet gewesen, so spielten die mehr politischen Bestrebungen wesentlich auf dem äußeren Umkreise des Eilandes. Dies ist namentlich in Bezug auf den Fenier-Bund der Fall.

In den gebirgigeren Theilen des Südens und Westens die sich am ehesten für Aufstandsversuche eignen, hat dieser auf gänzliche Losreißung von England abzielende Geheimbund seinen Hauptsitz. Unter den Städten ist namentlich die wichtige Hafenstadt Cork dafür bekannt, daß sie viele Fenier in sich birgt. Sonst ist dieser, England todtfeindliche Verein noch in einigen Städten der Mitte und des Ostens vertreten. Die Masse des Landvolkes hält sich jedoch dort augenscheinlich von demselben fern.

Den Hauptstützpunkt des Fenierthums bildet indessen die zahlreiche irische Auswanderung in den Vereinigten Staaten von America, deren Mitglieder, sonst eher „demokratisch", d. h. sklavenhalterfreundlich gesinnt, nur deshalb eine Zeit lang unter der Unionsfahne kämpften, weil sie ein starkes America als „künftige Zuchtruthe für England" erhalten wollten. Während die Deutschen in America beinahe durchweg für Union und Sklavenbefreiung stritten, wollten die irischen Auswanderer meist nur die Union stützen, und machten gegen Ende des Krieges sogar gemeinsame Sache mit jenen scheußlichen, bezahlten Rotten in New-York und anderwärts, die durch Mordbrennerei und Niedermetzelung von Schwarzen dem Heere der Südstaaten Beihülfe zu bringen suchten.

Neben den Feniern sind unter den politischen Parteien die Repealer und die Home-Ruler zu nennen. Die „Repealer" verlangen bekanntlich, nach der alten O'Connell'schen Losung, die Wiederaufhebung der parlamentarischen Vereinigung zwischen England und Irland, welche im Jahre 1800, nach siebzehnjähriger Dauer einer besonderen irischen Landesvertretung, durch eine grobe Bestechung der letzteren in's Werk gesetzt wurde. Das ausgesprochene Ziel der Repealer ist die einfache Personal-Union, etwa wie zwischen Schweden und Norwegen. Von einem Reichs-Parlamente wollen sie nichts wissen. Großbritannien und Irland sollen zwar unter dem gleichen Herrscherhause stehen, im übrigen jedoch ganz getrennte Vertretung und Verwaltung haben. So wenigstens denken die entschiedeneren Repealer. Sie stehen den Feniern am nächsten.

Die Home-Ruler wollen ebenfalls die Auflösung der im Jahre 1800 beschlossenen Union, nebst einem eigenen irischen Parlamente, das zu Dublin tagen soll. Dies Parlament soll jedoch lediglich „irische Angelegenheiten" — freilich ein höchst dehnbarer Ausdruck! — zu behandeln haben. Die Reichsangelegenheiten seien beim allgemeinen britischen Parlamente zu belassen. Führer der Home-Ruler ist gegenwärtig Herr Isaac Butt, der ursprünglich auf ganz anderer Seite stand, die Grundsätze gewechselt hat und daraufhin, wie dies bei Abtrünnlingen oft der Fall, unter der Partei, der er sich zugewandt hat, eine hervorragende Stellung in Anspruch nimmt. Ihm zur Seite, oder vielmehr nebenbuhlerisch gegenüber, steht Herr Patrick Smyth, der ebenfalls der Erste unter den Home-Rulern zu sein wünscht. Welches eigentlich der Unterschied zwischen ihm und Herrn Butt ist, hat die Außenwelt noch nicht zu ergründen vermocht. Unter den vierzig Rittern der Home-Rule-Partei soll es jedoch infolge dieser persönlichen Eifersüchteleien schon häufig zu heftigen Auftritten an der Tafelrunde gekommen sein.

Den Home-Rulern ist es in letzter Zeit gelungen, sich sowohl in der Mitte des Landes, wo der eigentlich politische Geist bisher schwächer vertreten war, wie auch im Süden und Westen größeren Anhang zu verschaffen. Eine Anzahl Fenier hat sich ihnen zugewandt; augenscheinlich in der Annahme, daß Home-Rule als Vorstufe für weitergehende Zwecke benutzt werden könnte. Man muß dies im Auge behalten, um die eigentliche Bedeutung des Butt'schen Antrages zu erkennen. Mag der Führer der Home-Ruler verhältnißmäßig versöhnlich reden, hinter ihm steht ein Anhang, in dessen Reihen sich bittere Feinde Englands befinden. Diese wollen Home-Ruler als eine maskirte Batterie benutzen. Die völlige Trennung ist ihr wahres Ziel.

## IV.

„Irland für die Irländer!" lautet der gemeinsame Ruf der England feindlichen Parteien. In freier, aber eigentlich doch ganz getreuer Uebertragung heißt diese Losung so viel wie: „Irland für den Papst!" Außer Agrar-Bündlern, Feniern, Repealern und Home-Rulern besitzt die Insel nämlich vor allem eine ultramontane Partei; oder vielmehr, diese Partei besitzt geistig zwei Drittel der Insel.

Ungleich England, dessen Bevölkerung zur Hälfte aus städtischer, zur anderen Hälfte aus ländlicher Bevölkerung besteht, hat Irland wenig städtische Einwohnerschaft; seine Bauernschaft aber ist ganz in den Händen der katholischen Priester. Diese Priester gehen selbst meist aus dem Bauernstande hervor, halten fest zu dem Volke, dem sie entsprossen sind, und haben

Digitized by Google

deshalb eine ganz andere Stellung, als die Geistlichen der Hochkirche in England, welche gewöhnlich den höheren Gesellschaftsschichten oder dem oberen Bürgerstande angehören.

Ohne sich allzuweit herauszulassen, schürt der irische Priester gleichwohl emsig die Flamme der Unzufriedenheit. Er haßt tief die ketzerische Nachbar-Nation. Seine Schlangenklugheit gebietet ihm nur, sich für die äußersten Fälle sicher zu stellen. Unter manchem Altar fand man schon Waffen geborgen. Den Priester der Mitwissenschaft zu überführen, gelang jedoch kaum je. Daß die Meineide gar keine Daseinsberechtigung hätten, gilt in Irland, sobald es sich um Agrar-Fragen und dergl. handelt, von vornherein als stehender Satz. Vollends wenn es sich darum handelt, einen Diener des Papstes und der Jungfrau Maria zu decken, ist das Irenvolk viel zu gut jesuitisch geschult, als daß der Gesalbte je etwas von seinen Beichtkindern zu befürchten hätte.

In der irischen „National-Gesellschaft", welche Repealer und Home-Ruler in sich faßt, ist priesterlicher Einfluß sehr stark thätig, obwohl man, um den Schein zu wahren, einige mit der Home-Rule-Partei gehende Protestanten, die theils der Ehrgeiz, theils die Verkehrtheit zu dieser Rolle antreibt, gern mit an der Spitze läßt. Ein französischer, der irischen Unabhängigkeit günstig gesinnter Freund, der mit guten Empfehlungen in die „inneren Zirkel" der genannten Gesellschaft gelangte, erzählte mir mit erstaunter Betroffenheit, wie viele geistlich ölige oder jesuitisch hagere Gesichter er dort aus dem Pfaffenrock habe hervorschauen sehen. Die Franzosen aller Parteien, von der legitimistischen bis zur republicanischen, sind gewöhnlich für die Iren eingenommen. Die chauvinistische Eifersucht erklärt dies zur Genüge. Noch keinen freisinnigen Franzosen habe ich jedoch getroffen, der Irland besucht und nicht von da an seine Ansicht geändert hätte.

Die Frage wird oft erörtert, ob nicht wenigstens Ultramontane und Fenier in Irland außer allem Zusammenhang stehen? Ich glaube, man gibt sich in diesem Punkte einigermaßen einer Täuschung hin. Unzweifelhaft befinden sich unter den Feniern manche, die dem römischen Pfaffenthume abhold sind. Dies gilt namentlich von einer Anzahl Fenier, welche sich in America längere Zeit aufgehalten haben und in die Heimath zurückkehren. Gleichwohl glaube ich versichern zu können, daß auch zu einem Theile der Fenier die ultramontane Priesterschaft in einer gewissen Beziehung steht. Mir ist darüber von einer Seite, bei welcher kein Zweifel an der Richtigkeit der Darstellung möglich ist, vor mehreren Jahren eine ausführliche Mittheilung geworden, auf deren Einzelheiten ich hier nicht eingehen will. Der „Fenier-Bund" selbst erwuchs aus einem ihm vorhergegangenen, von Mönchen gegründeten „Phönix-Bunde". Der ähnlich lautende Name wurde von den ersten Stiftern des fenischen Vereins absichtlich gewählt; ja, schon zur Zeit des „Phönix"-Bundes tauchte hie und da die „fenische" Bezeichnung auf.

V.

Wenn nun aber auch das ultramontane Priesterthum sich leitend oder beobachtend hinter die verschiedensten Parteien zu stecken sucht, so sind doch diese Parteien selbst, und noch mehr ihre einzelnen Gruppen, vermöge des unverträglichen, händel- und raufluſtigen Charakters der Iren so unter einander durch Zänkereien verfeindet, daß der Vorschlag, Irland ganz oder halb unabhängig zu stellen, sofort das unerquickliche Bild eines wüsten Durcheinanders wachruft. Könnten sich aber auch die zwei Drittel der katholischen Bevölkerung unter einander einigen, so wäre das reichstreue Drittel im protestantischen Norden nur um so mehr bedroht. England müßte dann doch wieder einschreiten — und die Gewaltmaßregeln, die dabei anzuwenden wären, würden nur die Sache des Fortschrittes hüben wie drüben zurückwerfen. Ließe sich aber der fast undenkbare Fall annehmen, daß England die englisch-schottische Bevölkerung in Ulster einfach dem fanatischen Treiben der Ultramontanen preisgäbe, so würde Irland zu einer papistischen Zwingburg werden, welche bald die Sicherheit Englands selbst bedrohen könnte.

Hier heißt es also unbedingt: „Principiis obsta!" Zu Deutsch: „Wer da?" und: „Halt!"

(Schluß folgt.)

---

## Die Bürgerweihe als Volksfest und politisches Bildungsmittel.

Von Bluntschli.

II.

Der moderne Staat ist nicht blos eine wirthschaftliche Gemeinschaft, auch nicht blos eine Waffenbrüderschaft. Er ist eine Culturgenossenschaft und eine politische Geistesgemeinschaft des Volkes. Wenn sich der Staat seines Geistes bewußt geworden ist, so muß er dieses Bewußtsein auch den Bürgern mittheilen, die er beruft, um seine Werke auszuführen und seine Thaten zu vollbringen.

Man sage nicht, der Bauernbursche, der Tagelöhnerssohn, der Handwerksgeselle und der Fabrikarbeiter, die wohl alle in der Volksschule lesen und schreiben gelernt haben, dann aber zu täglicher harter Arbeit angehalten worden sind, seien nicht fähig, die Staatslehre zu fassen und die Staatsideen und Staatsbegriffe zu verstehen. Wenn diese jungen Männer schon mehrere Jahre früher von der Kirche für befähigt gehalten worden sind, in den Geheimnissen der Religion unterrichtet zu werden und räthselhafte abstracte Dogmen zu erlernen, so hat der Staat keinen Grund daran zu zweifeln, daß sie in reiferem Alter befähigt seien, die klaren Grundbegriffe zu erfassen, welche die Staatsordnung und das Staatsleben beleuchten. Indem der Staat diesen Classen Wahlrechte gewährt, setzt er voraus, daß diese Wähler ihre Staatspflichten begreifen können und ist deshalb veranlaßt, dafür zu sorgen, daß dieselben den Staat kennen und erkennen lernen, dem sie dienen und dessen Wohlthaten sie genießen.

Das geeignete Alter für diesen Staatsunterricht wird etwa 5 bis 6 Jahre später zu setzen sein, als das Alter für den kirchlichen Confirmandenunterricht. Wenn dieses dem Alter der geschlechtlichen Entwicklung und der Mündigkeit entspricht, so setzt jenes diese Entwicklung als vollzogen voraus und bereitet die politische Volljährigkeit vor. Die Jünglinge von 20 Jahren haben das geniale Blüthenalter der Geschlechtsentwicklung bereits hinter sich, sie sind reifer geworden. Aber sie sind doch noch sehr empfänglich für die Aufnahme neuer Ideen, und zum Lernen noch geneigt. Ihr Gemüth ist noch weich und ihr Geist noch beweglich genug, um von einer veredelnden Erziehung sich leiten zu lassen. Wenn die moderne Staatslehre recht gelehrt wird, so eröffnet sie dem jungen Manne eine überraschende und erhebende Aussicht in das große Gesammtleben des Volkes und beleuchtet seinen Geist mit einer ungeahnten Fülle von brauchbaren Wahrheiten.

Die Lehrmittel müssen diesem reiferen Jugendalter angepaßt werden. Die kirchliche Form der Fragen und Antworten eignet sich hier nicht mehr. Eher entspricht dem Bedürfniß eine zusammenhängende Darstellung in logischen Sätzen mit geschichtlichen Ueberblicken. Der Inhalt der Lehre soll vorzüglich die sittlichen und rechtlichen, die nationalen und humanen Grundwahrheiten und Hauptideen mit präciser Schärfe und in volksverständlicher Sprache verkünden. Es kommt weniger darauf an, die Verfassungs- und Gesetzesvorschriften im Auszuge zu sammeln und zu wiederholen, als darauf, das Wesen und die Aufgaben des modernen Staates in großen Zügen der Seele des jungen Bürgers einzuprägen und seine politische Einsicht in das Staatsleben zu schärfen und zu üben, seine Vaterlandsliebe zu klären und zu kräftigen, ihm zugleich mit den politischen Rechten auch die politischen Pflichten an's Herz zu legen.

Digitized by Google

Der Staat kann füglich die Herstellung solcher Lehrmittel der freien Thätigkeit der publicistischen Schriftsteller anheim geben. Es können unbedenklich viele Lehrbücher der Art neben einander im Gebrauch sein. Die städtische Bevölkerung wird höhere Anforderungen an ein gutes Lehrbuch stellen, die ländliche wird sich mit einer einfacheren Geistesnahrung eher begnügen. Die Lehrer und viele Gebildetere werden eine ausführlichere und wissenschaftlich begründete Darstellung zum Selbstunterrichte wünschen.*) Die Mehrzahl der wenig gebildeten Schüler wird sich einfach an die kurzen Ergebnisse halten.

Aber der Staat kann, so weit es sich hier um eine staatliche Vorbildung handelt, nicht darauf verzichten, die Lehrmittel durch sachkundige Männer prüfen zu lassen und ihren öffentlichen Gebrauch gutzuheißen oder zu untersagen. Es ist das noch öffentliche Erziehung unter Staatsleitung und Staatsaufsicht. Die volle individuelle Geistesfreiheit beginnt erst nachher. Der Staat muß sich aber sehr davor hüten, daß er nicht ein Mißtrauen gegen seine unbefangene und freie Prüfung hervorruft, denn das Mißtrauen würde die Empfänglichkeit der Jugend stören und behindern und den ganzen Unterricht unfruchtbar machen. Die schreienden Parteifarben dürfen diese für jedermann dienende Staatslehre nicht entstellen; nur das durchaus Staatswidrige und Culturwidrige wie z. B. die Verkündigung der Vormundschaft der Kirche über den Staat oder der Communismus ist aus der Staatslehre zu verweisen und im Uebrigen mögen die Gegensätze der Ansichten und Richtungen, wenn sie nur die Grundbegriffe des Staatsrechtes und der Politik nicht verletzen, auch hier im Einzelnen sichtbar werden.

Weniger günstig als die Kirche ist der Staat gestellt mit Rücksicht auf die Auswahl tüchtiger Lehrer. Der Staat hat nicht, wie die Kirche, in jeder Gemeinde einen wissenschaftlich gebildeten, redegewandten Mann, dem er mit Vertrauen den Unterricht in der Staatslehre anvertrauen kann. Heute noch ist in der idealen Einwirkung auf die großen Volksclassen die Kirche dem Staate überlegen. Die Macht der Kirche über die Massen beruht wesentlich darauf, daß die Pfarrer und ihre Gehülfen fortwährend durch die Predigt, die Sacramente, die Seelsorge in unmittelbaren Verkehr mit den Familien und Individuen treten, und die Gemüther mit dem Geiste der Religion und der Kirche bald trösten und erbauen, bald ermahnen und züchtigen. Der Staat besitzt kein ähnliches Institut, um die Bevölkerung mit dem Geiste der Wissenschaft und des modernen Staats und Rechts zu erfüllen und zu nähren.

Dennoch ist die Schwierigkeit, taugliche Lehrer zu finden, jetzt schon nicht unüberwindlich und es wird auch in andern Richtungen wohlthätige Folgen haben, wenn der Staat an dieser Stelle den Anfang macht, eine Lücke in seinem Organismus auszufüllen und sich mit seinen Bürgern in einen geistigen Rapport zu setzen.

In jedem Amtsbezirke oder Kreise werden sich doch einige Männer unter den Staatsbeamten und unter den Mitgliedern des Lehrerstandes finden lassen, welche sich dieser fruchtbaren Aufgabe, ohne an ihrem Berufe Schaden zu leiden, mit Erfolg widmen. Vorerst ist in den Städten die Auswahl nicht schwer und es wird dem Staate nicht zu viel zugemuthet, wenn von ihm verlangt wird, daß er diese Lehrer honorire. Ein Nebenhonorar mögen die Schüler entrichten, welche durch den Unterricht geistig bereichert und entwickelt werden. In den kleineren Dorfgemeinden wird es schwieriger sein, taugliche Lehrer zu finden und doch ist gerade auf dem Lande diese ergänzende Erziehung noch weit nöthiger als in der Stadt, deren allgemeine weltliche Cultur ohnehin die Bewohner auch für den Staat vorbildet. Allmählich aber werden sich auch auf dem Lande fähige Lehrer gewinnen lassen. Auch die Kirche hatte anfangs nicht in jeder Gemeinde einen Pfarrer oder Caplan, sie mußte ursprünglich durch Pastoration von den Hauptorten aus und durch Missionäre helfen. Der Staat kann heute dasselbe thun, was die Kirche vor mehr als tausend Jahren mit größtem Erfolge gethan hat.

Ein Unterricht von 20 bis 30 Winterabenden dürfte genügen, um die unentbehrlichsten Kenntnisse und Begriffe mitzutheilen. Am Schlusse des Curses müßte eine Prüfung der Schüler erfolgen. Die Consequenz der Institution würde, wenn erst dieselbe vollwirksam geworden ist, dahin führen, daß nur denen, welche die Prüfung bestanden haben, die Ausübung der politischen Stimm- und Wahlrechte verstattet wird.

Wie die feierliche Confirmation, durch welche die Kirche ihre mündig gewordenen Glieder als Genossen aufnimmt, als Schlußact dem Confirmandenunterricht folgt, so würde der Staat die nun staatlich gebildeteten jungen Männer durch einen feierlichen Schlußact, die Bürgerweihe, in die Gemeinschaft des Staatsbürgerthums aufnehmen.

Ich denke mir diese Bürgerweihe als ein jährlich wiederkehrendes Staats- und Volksfest, welches die Herzen erfreut und die Köpfe erhellt. Sie sollte gleichzeitig im ganzen Deutschen Reiche vollzogen werden, am besten wohl an einem Sonntage in dem schönen Monat Mai, dessen Frühlingsluft die Triebe und Hoffnungen voraus der Jugend erweckt und belebt, aber auch dem Alter eine heitere, lebensfrohe Stimmung bereitet. An dem festlichen Tage versammeln sich die jungen Männer, die nun zum ersten Mal als Staatsbürger unter dem Volke erscheinen in dem Hauptorte, zu dem sie einberufen werden, geschmückt mit den Farben des Reichs, sei es in der Cocarde oder den flatternden Bändern. Sie marschiren in wohlgeordnetem Zuge, die Führer voran, mit wehenden Fahnen in das Rathhaus oder die Kirche, oder wo sonst die Weihe vollzogen wird. Musik und Männerchöre eröffnen und schließen die Feier. Die Beamten des Kreises oder Bezirks beehren die Versammlung durch ihre Gegenwart, in Amtstracht. Die Deputirten und die Gemeindebeamten werden ebenfalls dazu eingeladen. Durch vaterländische Reden wird die Bedeutung der Handlung dargestellt, das Pflichtgefüht gegen den Staat und die Vaterlandsliebe nochmals angeregt und jede Bürgertugend gepriesen. Wenn eine solche Rede von einem der Lehrer gehalten worden, dann mag einer der besten Schüler im Namen seiner Genossen deren Dank aussprechen und die edeln Vorsätze verkünden, zu denen sie entschlossen sind.

In solchen gehobenen Momenten versenkt sich das deutsche Gemüth in die Tiefe, zu dem Urgrund des Menschenlebens und erhebt der deutsche Geist seinen Blick hinwieder zu den höchsten Ideen menschlicher Bestimmung. Dann wird der Deutsche des Zusammenhanges inne der Staatsordnung mit der sittlichen Weltordnung und der Staats- und Bürgerpflicht mit den Zielen der Menschheit. So wird ihm die staatsbürgerliche Handlung zu einer heiligen Handlung. Indem der junge Mann nun das Gelübde der Treue ablegt gegen König und Vaterland, Verfassung und Volk, empfängt er einen nachhaltigen Eindruck in seiner Seele, der wohlthätig wirkt auf sein Leben.

An diesen ernsten Act kann sich naturgemäß ein heiteres Volksfest anschließen. Die Familien der jungen Männer, die nun freigesprochene Staatsbürger geworden sind, die Gemeinden, denen sie angehören, werden gerne theilnehmen und durch ihre Theilnahme das Fest verschönern. Die jugendlichen Männer regen auch das Interesse der weiblichen Hälfte der Gesellschaft an. Zu mancherlei Spiel und Lust ist in der schönen Jahreszeit der Anlaß willkommen und zugleich bewahrt der ideale Grundzug der Feier vor Ungebühr und Ausschweifung. Auch das heitere Spiel wird durch den patriotischen Charakter der Bürgerweihe geadelt und gleichsam verklärt.

Die so verstandene Bürgerweihe ist allerdings nicht ein

*) Ich habe versucht, diesem ersten Bedürfniß zahlreicher gebildeter Reichsbürger, die nicht auf einer Universität Staatswissenschaft studirt haben und doch nähere Kenntnisse vom Staate sich zu erwerben wünschen, Befriedigung zu verschaffen durch die demnächst erscheinende Herausgabe der „Deutschen Staatslehre für Gebildete". Nördlingen 1874, Beck'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

kirchliches, sondern ihrem Wesen nach ein weltliches und staatliches Fest. Gerade deshalb dient sie dem Staate. Sie wird das Staatsgefühl und den Staatsgeist in dem ganzen Volke beleben und stärken. Sie wird den idealen Werth des Staates jedermann veranschaulichen, sie wird auch die Herzen für den Staat erwärmen und der Phantasie des Volkes einen Schwung verleihen, wie es bisher nur die Kirche, nicht der Staat verstanden und geübt hat.

---

## Noch einmal die Fortbildungsschulen.

Am 4., 5. und 6. Juli d. J. hielt die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" ihre jährliche Generalversammlung in Bonn ab. Der daselbst vom Centralausschuß erstattete Bericht über die Wirksamkeit des Vereins während des Geschäftsjahres 1873—1874 liegt mir vor. Ich habe in früheren Artikeln (Nr. 48, Bd. IV., Nr. 19, Bd. V. dieser Zeitschrift) die Agitation der Gesellschaft für Einführung von obligatorischen Fortbildungsschulen besprochen und fahre darin heute fort, an der Hand des diesjährigen Jahresberichts und der in der „Köln. Ztg." Nr. 188 wiedergegebenen Rede des Herrn Miquel, welche derselbe in seiner Eigenschaft als erster Beisitzer im Vorstande des Centralausschusses gehalten hat.

Ich schicke voraus, was ich schon früher betonte, daß ich die allgemeine gute Wirksamkeit dieser Gesellschaft freudig anerkenne, und daß mir nichts ferner liegt, als ihren Bestrebungen, Bildung in die Massen zu bringen, irgendwie nahe treten zu wollen. Ob der richtige Weg darin liegt, eine so weit gehende, allerbarmende Versöhnungspolitik zu vertreten, wie die Gesellschaft das zu thun vorgiebt, wage ich allerdings zu bezweifeln. Herr Miquel sagte in seiner Rede über den Verein, daß alle politischen Parteien daran theilnehmen könnten, daß alle Confessionen in ihm willkommen seien, daß Manchesterleute, Kathedersocialisten, selbst Socialisten Alle mitarbeiten könnten für seine Zwecke. Also sogar Socialisten. Früher waren es, nach Herrn Dr. Leibing, doch nur die beiden „Pole" der „unabhängigen wirthschaftlichen Lehre", nämlich Manchesterleute und Kathedersocialisten. Jetzt sind die Socialisten zugesellt, dieselben Socialisten, von deren Lehre der diesjährige Bericht Seite 33 folgendes sagt: „Der Jesuitismus lenkt die Gemüther der Massen mit der Furcht, der Socialismus mit der Habsucht. Er (das wird sich doch wohl auf den Socialismus beziehen) ist für die protestantischen Völker des von der Natur spärlich begünstigten Nordens eine unendlich viel drohendere Gefahr als für die katholischen Völker des Südens". Nach dieser Definition erscheint mir das Zusammengehen der Gesellschaft mit dem Socialismus denn doch etwas bedenklich. Vielleicht liegt aber in dem Aussprechen dieser und ähnlicher Ansichten über die Ziele des Vereins die Erklärung für die Ursache der Klage, daß der Verein in einer Reihe von großen Städten nicht die geringste Theilnahme oder Unterstützung gefunden hat, wie der Bericht sagt. Es sind doch vielleicht nicht bloße „Mißverständnisse", wie Herr Miquel meint, auf welche der Verein und seine Wirksamkeit selbst bei Freunden wahrer Volksbildung stößt, sondern eine klare Einsicht in sein Wesen liegt zu Grunde. Jedes Wirken eines starken Mannes ist seiner Natur nach einseitig, sagt Heinrich von Treitschke irgendwo, und in unserer Zeit des härtesten politischen, religiösen und socialen Kampfes sind Vereine mit solchen Programmen voller unendlicher Liebe vielleicht nicht ganz zeitgemäß, abgesehen davon, daß dieser Verein noch das Steckenpferd der obligatorischen Fortbildungsschule vor seinen Wagen gespannt hat, was auch nicht jedermanns Fuhrwerk ist.

Daß die Gesellschaft an Mitgliedschaft die von den Leitern erhoffte Zunahme nicht gefunden, wird sehr bitter empfunden. Der Bericht sagt Seite 17: „Die Schlaffheit unserer gebildeten Classen ist und zwar keineswegs blos auf dem Lande und in kleineren Städten noch ebenso groß, wie ihre politische und volkswirthschaftliche Bildung im Ganzen gering". Herr Miquel bemerkte gar, nach einem Zeitungsreferate, datirt Bonn, 10. Juli, daß „unter den sogenannten gebildeten Classen eigentlich die meisten Ungebildeten zu finden seien". Und diese höflichen Vorwürfe entstammen dem Umstande, daß diese gebildeten oder ungebildeten, schlaffen Classen (wie man es nun nehmen will) sich nicht in größter Anzahl in die Mitgliedschaft der Gesellschaft aufnehmen lassen. Es ist gewiß nothwendig, daß jemand, der sich eine schwere Aufgabe gestellt hat, diese mit einem gewissen Fanatismus, mit einer schönen Erregung des Gemüthes erfaßt; das erwirbt Anhänger und reißt Gleichgültige mit fort. Aber diese Erregung erscheint mir doch ähnlich, als wenn der Gesundheitsapostel Ernst Mahner jeden für einen erbärmlichen Schwächling erklären wollte, der nicht wie er ein Vergnügen daran findet, zwischen Eisschollen herumzuschwimmen, oder als wenn der Friedensapostel Eliuh Burrit alle diejenigen zu Menschenschlächtern gestempelt sehen möchte, die seine Olivenblätter für's Volk nicht inbrünstig nachbeten. Es gibt vielleicht auch außerhalb der Mitgliedschaft der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung Gelegenheit für das Volkswohl zu wirken. Es stände schlimm um unsern Staat von 40 Millionen Einwohnern, wenn dazu nur 3123 Menschen geneigt wären.

In Bezug auf die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschulen, äußert sich der diesjährige Bericht nicht ganz so hoffnungsreich wie der vorigjährige. Der Secretär des Vereins, Herr Dr. Franz Leibing, der die Seele der ganzen Organisation ist, scheint meine Einwände gegen die obligatorische Fortbildungsschule nicht unbeachtet gelassen zu haben. Von solchen Schulen in Nassau, Gotha, Meiningen ist nicht mehr die Rede und vom Königreich Sachsen, wo nach der früheren Versicherung des Herrn Leibing die obligatorische Schule existiren sollte, wird zugegeben, daß dort noch die Ausführungsbestimmungen des Gesetzes vom 26. April 1873 fehlen, so wie ich es ihm gesagt hatte. In Betreff meiner Hinweisung auf Württemberg mit seinen in hoher Blüthe stehenden nicht obligatorischen Fortbildungsschulen wird der Versuch gemacht, die gute und segensreiche Wirksamkeit dieser Schulen zu bemängeln. Nach dem Urtheil eines Herrn W. Falkenstein, Chef des Bureaus für Arbeitsnachweis, sei in Württemberg eine Abnahme derjenigen Arbeiter zu bemerken, die sich angelegen sein ließen, ihre gewerblichen Kenntnisse auf die höchst mögliche Stufe zu bringen. Ob ein Gleiches nicht der Fall ist in denjenigen Orten, wo mit Anwendung des § 106 der Gewerbeordnung die obligatorische Fortbildungsschule eingeführt ist und ob der Grund dieser Erscheinung nicht in erster Linie in den für die gewöhnliche Handarbeit hoch gesteigerten Arbeitslöhnen zu suchen ist, wird unerörtert gelassen. Dagegen werden zwei für Einführung des obligatorischen Fortbildungsunterrichts gefaßte Resolutionen mit großer Genugthuung angeführt. Zunächst eine solche des landwirthschaftlichen Congresses, gefaßt auf Antrag des Herrn Miquel „unter Anwesenheit des Handelsministers Dr. Achenbach"; als ob die Anwesenheit eines Ministers auf einem Congreß so etwas Absonderliches wäre und als ob diese seine Zustimmung zu den beschlossenen Resolutionen bedinge! Mit noch größerer Genugthuung, nämlich mit dem Hinweis auf eine dadurch sich offenbarende größere Reife des Urtheils der deutschen Arbeiter gegen die Arbeiter aller andern Länder, wird erzählt, daß der Centralrath der deutschen Gewerkvereine eine Resolution angenommen habe: die obligatorische Fortbildungsschule sei ein unabweisbares Bedürfniß des gegenwärtigen Wirthschafts- und Culturzustandes. Da Herr Franz Duncker, Schatzmeister der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, zugleich Vorsitzender der deutschen Gewerkvereine ist oder war, deren praktische Thätigkeit durch Unterstützung und Ermuthigung des für die Arbeiter so traurig verlaufenen Strikes der Waldenburger Bergarbeiter (1869) in Erinnerung stehen wird, so ist diese Resolution und die dieselbe begleitende Schmeichelei erklärlich. Eine Hand wäscht die andere.

Die Tendenz, die ungenügenden Leistungen der facultativen Fortbildungsschulen hervorzuheben und dagegen auf die Blüthe zu verweisen, in welche diese Schulen, sobald sie einmal obliga-

Digitized by Google

torisch eingeführt sind, kommen sollen, herrscht entschieden in dem Bericht vor. Ich hatte die Anzahl der Schüler angegeben, welche die durch Ortsstatut zu obligatorischem Besuch verpflichtende Handwerkerschule der Stadt Hannover unterrichtet. Nach den genauesten Erhebungen waren das 1870: 508, 1871: 591, 1872: 531, 1873: 582 Schüler. Damit vergleiche man die facultativen Schulen (1873) in Stuttgart mit 1399, in Barmen mit 726, in Cöln mit 657 Schülern und beweise daraus und nicht aus Resolutionen den größeren Segen und den glänzenderen Erfolg eines Schulzwangs auf große Jungen.

Die Statistik wird aber dieses Mal auch in dem Berichte des Centralausschusses in's Feld geführt. Als Beweis, daß die freiwillige Fortbildungsschule ungeeignet sei, die Masse der Bevölkerung „zu erfassen", veröffentlicht der Jahresbericht folgende statistische Erhebung, welche seitens des rheinisch-westphälischen Bezirksverbandes der Gesellschaft für 17 Städte der Provinz Westphalen und der Rheinprovinz veranstaltet worden sei:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Minden | hat bei | 4435 | Einw. | 60 Fortbildungsschüler |
| Lüdenscheid | „ | 7546 | „ | 178 „ |
| Bochum | „ | 21193 | „ | 80 „ |
| Witten | „ | 19141 | „ | ? „ |
| Hattingen | „ | 6134 | „ | 55 „ |
| Hörde | „ | 12366 | „ | 105 „ |
| Unna | „ | 6915 | „ | ? „ |
| Siegen | „ | 11070 | „ | 176 „ |
| Bielefeld | „ | 22033 | „ | 26 „ |
| Aachen | „ | 74238 | „ | 183 „ |
| Remscheid | „ | 22017 | „ | 158 „ |
| Essen | „ | 51840 | „ | 853 „ |
| Mülheim a. d. R. | „ | 14718 | „ | 212 „ |
| Barmen | „ | 74496 | „ | 191 „ |
| Elberfeld | „ | 71775 | „ | 90 „ |
| Mülheim a/R. | „ | 14511 | „ | 85 „ |
| Bonn | „ | 26020 | „ | 3631 „ |

Diese Aufstellung nennt der Bericht eine „höchst werthvolle Erhebung"! Wo mag doch der rheinisch-westphälische Bezirksverband seine Zahlen herbekommen haben? In 17 Städten sind Erhebungen angestellt. Bei zwei Städten bezeichnen zwei Fragezeichen die Gründlichkeit dieser Arbeit. Da lobe ich mir doch die Arbeit in Bonn, wo das Kind im Mutterleibe schon zur Fortbildungsschule zu gehen scheint. Ich glaubte zuerst diese Zahl von 3631 Fortbildungsschülern sei ein Druckfehler, aber im Druckfehlerverzeichniß finde ich sie nicht berichtigt. Es muß damit also seine Richtigkeit haben. Die siebente Person, der man in Bonns Straßen begegnet, ist ein Fortbildungsschüler, nicht einmal Schülerin; bei den hohen Zwecken hört das Geschlecht auf. Da leugne noch einer den günstigen Einfluß der Hochschule, und da vertheidige man noch die Nothwendigkeit der Einführung der obligatorischen Schule! Wie kreucht das arme industrielle Barmen hinterher mit nur 191 Schülern, obschon es deren in Wirklichkeit 726 hatte. Der unterbarmer Bürgerverein, welcher als Mitglied der Gesellschaft aufgeführt ist, und der Tüchtiges leistet, hatte allein 139 Schüler, und sein Vorstand hätte gewiß dem famosen Statistiker des rheinisch-westphälischen Bezirksverbandes gerne mitgetheilt, wie viele Schüler neben ihm die übrigen Vereine der Stadt haben. Es ist mir unbegreiflich, wie ein so völlig werthloses Material veröffentlicht werden kann, und wie man den Muth hat, daraus so kühne Schlüsse zu ziehen. In seiner bonner Rede sagt Herr Miquel, daß in der classischen Zeit des 18. Jahrhunderts die Bildung tiefer gewesen sei, während sie sich heute in der Verbreiterung im Ganzen vielleicht verflache. An Beweisen dafür scheint allerdings kein Mangel zu sein.

Da diese „höchst werthvollen Erhebungen" sich auf Rheinland und Westphalen beziehen, so gestatte ich mir eine Aufstellung über die Anzahl der Fortbildungsschüler des gewerbreichsten Regierungsbezirks dieser Provinzen, des Regierungsbezirks Düsseldorf, zu veröffentlichen, welche ich der freundlichen Gefälligkeit eines Mitgliedes der düsseldorfer Regierung verdanke. Dieselbe bezieht sich auf das Jahr 1873 und beruht auf amtlichen Erhebungen. Danach zählten:

| | | |
|---|---|---|
| Stadt Barmen | 657 | Fortbildungsschüler |
| Kreis Cleve | 151 | „ |
| Stadt Crefeld | 271 | „ |
| „ Düsseldorf | 135 | „ |
| „ Duisburg | 268 | „ |
| Kreis Mülheim a. d. R. | 458 | „ |
| Stadt Elberfeld | 38 | „ |
| „ Essen | 270 | „ |
| Landkr. Essen | 54 | „ |
| Kreis Gladbach | 249 | „ |
| „ Grevenbroich | 32 | „ |
| „ Kempen | 140 | „ |
| „ Lennep | 113 | „ |
| „ Mettmann | 92 | „ |
| „ Neus | 130 | „ |
| „ Rees | 168 | „ |
| „ Solingen | 179 | „ |

Zusammen 3405. Meine Zählung bei Barmen ist unbedeutend höher, weil ich auch solche Schüler zugezogen habe, die im Verwaltungsbericht der Stadt nicht aufgeführt werden. Diese Aufstellung erachte ich nun für höchst werthvoll. Sie beweist, einen wie guten Grund die Selbstfürsorge für die eigenen Interessen und Angelegenheiten in diesem Regierungsbezirk gelegt hat und man thut gewiß wohl daran, darauf weiter zu bauen, statt ein staatliches Gängelband, nach welchem nur ein schwaches Volk stetig zu schreien pflegt, unter die Arme dieser kräftigen Bevölkerung zu binden. Wenn man glaubt, das, was die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung unter „Bildung" zu verstehen scheint, nämlich eine Vermehrung des Wissens, eine Vergrößerung der Fertigkeit im Rechnen, Zeichnen, Lesen und Schreiben, verjage den Geist des Jesuitismus und des Socialismus, so möchte ich diesen Glauben mit Hinweis auf die häufig sehr tüchtige, wissenschaftliche Ausbildung der Führer und vieler Anhänger dieser Parteien nicht theilen. Einen ungewöhnlichen Mangel an Wissen wird man weder Herrn Windthorst, noch Herrn Marx vorzuwerfen geneigt sein. Was diese Geister verjagen wird, ist die Tränkung des Volkes mit freiheitlichen Ideen, ist die Erziehung zur Selbsthülfe, die Erweckung des Vertrauens des Individuums zur eigenen Kraft. Die angerufenen staatlichen Einmischungen bewirken aber das grade Gegentheil. Sie befördern das apathische Abwarten, die leichte und sich selbst genügende Abwälzung der Verantwortlichkeit auf andere Schultern, sie verringern den Wirkungskreis des tüchtigen Mannes und stellen die Nation unter eine Staatsbevormundung, aus der wir uns eben herauszuarbeiten beginnen möchten. Unserer jüngsten selbstdenkenden Generation gellt noch das Geschrei über den „Polizeistaat" in den Ohren nach. Wir wollen abwarten, mit welcher Stärke es wiederum ertönt, wenn die menschheitbildenden Ideen der erweiterten Zwangsbildung einmal in's Leben treten sollten. — Daß viele Organe der Staatsgewalt sehr geneigt sind, sich solche Ideen, ebensowohl wie die volkswirthschaftlichen Ideen des Kathedersocialismus anzueignen, weiß ich sehr wohl. Eine starke Staatsgewalt, wie wir sie auf dem ihr zustehenden politischen Gebiet endlich Gottlob besitzen, mag sehr leicht ihre Wirksamkeit auch auf ihr nicht zustehende Gebiete auszudehnen geneigt sein. Ich vertraue aber, daß die preußische staatsmännische Schule, der wir die Zollvereinsgründung, die Ausführung der Principien des Freihandels und die Entfesselung unserer wirthschaftlichen Kraft durch die Gewerbefreiheit verdanken, noch lange die Zügel unseres Staatswagens in der Hand behält, und daß sie der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" nicht dankbar ist, wenn diese, wie Herr Miquel es vorhat, die ihr als solche erscheinenden Zwecke des Staats, weit über dessen eigene Mittel hinaus, fördert.

Man wird sich erinnern, daß Herr Dr. Franz Leibing behauptet hatte, in Nassau existire die obligatorische Fortbildungsschule, während sein eigener Bericht, durch Mittheilung einer

Digitized by Google

vom wiesbadener Zweigverein gefaßten Resolution, das grade Gegentheil sagte. Ich bemerkte, als ich das anführte, es sei meine Sache nicht, diesen Widerspruch aufzuklären. Inzwischen dürfte es doch angebracht sein, über die Wirksamkeit der Fortbildungsschulen in Nassau Näheres mitzutheilen. Es existiren dort 46 Fortbildungsschulen mit 3087 Schülern; viele dieser Schulen sind durch Ortsstatut obligatorisch gemacht worden. Es liegt mir der „Bericht des Centralvorstandes des Gewerbevereins für Nassau über den Stand und die Leistungen der gewerblichen Fortbildungsschulen im Schuljahr 1872/1873" vor. Darin heißt es über die Einführung solcher Ortsstatuten: „Endlich wird in den Berichten (nämlich der einzelnen Schulvorstände) des Mißstandes gedacht, daß durch Zwang so viele widerstrebende Elemente in die Schule gebracht würden, daß die Aufrechterhaltung der Disciplin des Lehrers Kraft in hohem Maße in Anspruch nähme und die bessern Schüler nicht den Gewinn hätten, der ihnen bei freiem Schulbesuch sicher sei". Ein Vorstandsmitglied des Gewerbevereins führt in einem Schreiben diesem Bericht Folgendes bei: „Im allgemeinen sind die besten Lehrer und Förderer unserer Anstalten gegen die Zwangsfortbildungsschulen, weil bei den vorhandenen Mitteln wenige Schüler eher gut ausgebildet werden können, wenn sie freiwillig zur Schule gehen, als wenn der Hause gezwungen wird". Diese Urtheile mögen den Urtheilen der praktischen, der Fortbildungsschule nahestehenden Pädagogen, welche ich letzthin anführte, zugesellt werden und den theoretischen Aufstellungen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung gegenüberstehen. Bis jetzt hat diese Gesellschaft noch kein Urtheil eines Pädagogen, der an einer obligatorischen Fortbildungsschule gewirkt hat, angeführt. Ich brachte solche aus dem Regierungsbezirk Arnsberg, aus Gotha und aus Nassau, und kein einziges lautete zustimmend. Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens gold'ner Baum.

Ich blätterte kürzlich in einer Schrift „Des Deutschen Reiches Ausbau", von Dr. Ledderſteger (Berlin 1874, Eugen Mahlo). Da fand ich zu meiner Freude, daß der Verfasser für die Wohlfahrt des Deutschen Reiches politische Fortbildungsschulen unumgänglich erforderlich erachtet. Diese müssen dabei nothgedrungen folgende Bedingungen erfüllen: Unentgeltlichkeit des Unterrichts, Unterrichtszwang und parteilose Unterweisung. Nicht weniger — ich theile hier die Vorschläge des Herrn Dr. Ledderſteger mit — nicht weniger würden Vorschulen erfordert werden, welche etwaigen Analphabeten und jungen Leuten mit ungenügender Elementarbildung die nothwendigsten Vorkenntnisse beizubringen hätten. Der obligatorische Besuch würde in die Zeit zwischen der Entlassung aus der Volksschule und den Militärdienstjahren zu fallen haben, auf ein Jahr im allgemeinen sich beschränken und mit einer schriftlichen oder mündlichen Prüfung zu schließen haben, nach deren Befinden unter Umständen ein längerer Besuch von höchstens einem halben Jahr gefordert werden kann. Dem Unterricht in der Geschichte, Geographie und deutschen Sprache soll als neues Bildungsmittel die Kenntniß der wichtigsten, modernen Verfassungsformen, sowie die Einführung in die staatsbürgerlichen Pflichten und Rechte hinzutreten, unter stetem Hinblick auf die im Reiche geltende Rechts- Abgaben- und Verwaltungspraxis. Einem neuen Schul- und Unterrichtsgesetz mit solcher obligatorischer, politischer Fortbildungsschule, wenn dasselbe einmal Zeit gehabt hat ein Menschenalter zu wirken, schreibt Herr Dr. Ledderſteger die Wirkung zu, die geistige Abhängigkeit der großen Masse von den Priestern allgemach zu vernichten.

Ich wüßte nicht, weshalb die Vorschläge des Herrn Dr. Ledderſteger, wenn er es einmal versteht, dafür einen großen Verein mit 3123 Mitgliedern und dem nothwendigen Nimbus festredender Abgeordneter zu gründen, nicht dieselbe Beachtung verdienen sollten, wie diejenigen des Herrn Dr. Leibing. Herr von Bismarck, in dessen Ressort diese Schulen fallen würden, wird sich dieses Vorschlags gewiß mit derselben Wärme annehmen, wie Herr Dr. Leibing dasselbe für seine Vorschläge von Herrn Dr. Falk hofft. Wie herrlich würde des Deutschen Reiches Ausbau dabei wachsen, wenn dem staunend oder zwangsweise offenstehenden Munde unserer Jugend alle die von Herrn Dr. Leibing und Herrn Dr. Ledderſteger dafür zurückgestellten Kenntnisse eingetrichtert würden. Wie es aber dann nach einem Menschenalter mit der Charakterentwicklung dieser an Selbstnachbildung entwöhnten, an staatliche Bevormundung in allen Lebenslagen gewöhnten Nation aussehen würde, ist eine wohlaufzuwerfende Frage.

E. v. Cynern.

## Literatur und Kunst.

### Jauffre Rudél.

1.

Jauffre Rudél, der bleiche Troubadour,
In unerhörter Leidenschaft entbrannte
Für eine Niegeseh'ne, Unbekannte,
In seinen Liedern klang die Sehnsucht nur;
Sein ganzes Leben hing an ihrer Spur,
Seit ihm die Sage ihren Namen nannte,
Und von dem Reiz der schönen Melisante
Die märchenhafte Kunde er erfuhr.

Wohl nickten der Provence holde Frauen
Dem finstern Sänger glückverheißend zu,
Doch mochte keine mehr sein Auge schauen;
In stillen Schatten irrt' er schmerzverloren,
Und nirgend ward dem kranken Herzen Ruh',
Das einem Traumbild Liebe zugeschworen.

2.

An des Altanes hochgewölbten Bogen
Steht Tripolis' erhab'ne Herrscherin,
Gefangen hält den ruhelosen Sinn
Das leise Lied der mondbeglänzten Wogen.
Um ihres Herzens schönstes Glück betrogen
Für einer Krone gleißenden Gewinn,
Lebt sie am Tage still verschmachtend hin,
Doch Nachts fühlt sie zum Meere sich gezogen.

Dann ist's, als ob aus unerforschter Tiefe
Mit sehnsuchtsvollem, wunderbarem Klang
Fern eine Stimme ihren Namen riefe;
Und sieht ein Schiff sie mit den Fluthen ringen,
An seinem Wimpel hängt ihr Auge bang,
Als müßt' es endlich den Ersehnten bringen.

3.

Und einst, als wieder sie die Sterne grüßen,
Da gleitet an die Mauer sacht ein Kahn,
Da schwingt es sich hinauf zu dem Altan,
Da liegt ein bleicher Mann zu ihren Füßen.
Nicht konnt' er länger leben fern der Süßen,
Weit über's Meer trieb ihn der Liebeswahn,
Er jagte durch die sturmgepeitschte Bahn,
Sollt' er das Wagniß mit dem Leben büßen!

Und er entrann dem drohenden Verderben,
Dem schwer erkämpften Ziele ist er nah,
Um ihre Minne darf er glühend werben —
Doch einen Todten hält ihr Arm umschlungen,
Als seinen Traum er übertroffen sah,
Vor Wonne ist sein volles Herz zersprungen.

Albert Traeger.

Digitized by Google

## Im Vaterhause.

Autobiographische Skizze.

Von **Friedrich Bodenstedt.**

Wenn man von Braunschweig nach Hannover fährt, oder von Hannover nach Braunschweig, und sich in der einen Richtung etwa eine halbe, in der andern eine ganze Stunde lang gewundert hat über die einschläfernde Nüchternheit der gleichmäßig flachen Gegend, sieht man plötzlich hinter Pappeln, Linden und andern Bäumen einen etwas schwerfälligen Spitzthurm über Häuser mit rothen Ziegeln zu sehr bescheidener Höhe aufsteigen. Das Bahnhofgebäude, vor welchem der Zug anhält, sieht aus wie ein kleines Landhaus. Der Schaffner ruft mit hannoverscher Reinheit der Aussprache: „Station Peine! Fünf Minuten Aufenthalt!" Ungefähr ebensoviel Personen wie er Minuten genannt, steigen aus und ein, ein gellendes Pfeifen folgt und der Zug braust weiter.

Wir sind in meiner Vaterstadt, die freilich zu der Zeit, an welche sich die nachfolgenden Erinnerungen knüpfen, mir weit schöner und großartiger erschien als heute, obgleich sie damals kaum halb so groß war und noch keine Ahnung davon hatte, dereinst durch Schienenstränge in den großen Weltverkehr hineingezogen zu werden.

Ich habe ihren „Schützenplan" in harmloser Jugend als ein irdisches Paradies besungen, ihre Töchter — wenigstens einige davon — als Engel, und ihr alljährlich sich wiederholendes „Freischießen" — ein Volksfest, zu welchem die ganze Umgegend herbeiströmte — in blühenden Versen mit den olympischen Spielen verglichen, und einigen dieser Gedichte ist sogar die Ehre zu Theil geworden, in dem „Peiner Wochenblatt" abgedruckt zu werden. Ich habe die großen Theerfässer, vermittelst welcher wir das „Osterfeuer" darstellten, in Wirklichkeit und im Liede mit angezündet und auch geholfen, sie in den fast zwölf Fuß tiefen Abgrund beim „Pferdemarkte" hinabzurollen, und damals kam mir meine Vaterstadt sammt Umgegend nichts weniger als nüchtern vor.

Mein erster poetischer Erguß, dessen ich mich erinnere, und der sich erhalten hat, fällt in mein neuntes Lebensjahr, und knüpft sich an eine Begebenheit, wobei es sich für mich um Sein oder Nichtsein handelte.

Mein Vater hatte mich früh an's kalte Baden gewöhnt, wogegen sich meine empfindliche Haut Anfangs sehr sträubte. An warmen Tagen fand ich selbst Vergnügen daran, im kühlen Wasser herumzuplätschern, allein er pflegte mich schon in früher Morgenstunde mitzunehmen, wenn die Wiesen, durch welche der kleine heimathliche Fluß — der mir damals als ein mächtiger Strom erschien — sich schlängelte, vom Thau noch ganz naß waren, und die Luft oft so rauh, daß mich in meinem dünnen Jäckchen schon bei dem Gedanken fror, mich ganz entkleiden zu müssen. Aber mein Vater machte nicht viel Umstände mit mir, und wenn ich zähneklappernd zögerte, in's Wasser zu springen, so warf er mich hinein wie eine junge Katze. Daher empfand ich jedesmal ein heimliches Grausen, wenn es zum Baden ging, und es dauerte lange, bis mir das Wasser ein freundliches Element wurde. Auch mit dem Schwimmen, wozu mein Vater mich eifrig antrieb, wollte es nicht schnell vorwärts gehen. Ich konnte nicht schwimmen, wenn ich mich unbehaglich fühlte und unter strenger Aufsicht wußte, wollt' es aber doch gern lernen, um meinem Vater eine Freude zu machen, und ging deshalb zu wärmerer Tageszeit öfter allein zum Baden, um mich im Schwimmen zu üben. Bei einer solchen Gelegenheit gerieth ich einmal in eine tiefere Stelle im Flusse, wo ich gewähnt hatte festen Fuß fassen zu können, und statt dessen versank und sicher ertrunken wäre, wenn mich nicht ein rüstiger junger Mann, der auf der Wiese beschäftigt war, gerettet hätte. Die Wiesen gehörten zum sogenannten Telgt, einer kleinen Meierei vor der Stadt, und mein Retter war der Sohn des Landwirths vom Telgt, Specht mit Namen. Ich hatte schon viel Wasser geschluckt, als er mich herauszog, und es muß ziemlich lange gewährt haben bis ich wieder zu mir kam, denn es hatten sich inzwischen nicht blos meine Angehörigen, sondern auch viele andere Leute um mich versammelt. Was mir dann in den Stunden der Genesung das junge Herz bewegte, drückte ich in folgenden Versen aus:

„Ich rief nach dir,
Du halfest mir!
In tiefer Fluth gebettet
Ward ich durch dich gerettet.
Auf der Wiese ward das Gras gemäht,
Da hat mich Specht vom Telgt erspäht.
Er sprang herab,
In's Wassergrab
Und zog mich von des Todes Thür.
Mein Gott, ich danke dir dafür,
Daß mir die Sonne wieder scheint
Und meine Mutter nicht mehr weint!"

Die ersten poetischen Anregungen, deren ich mich entsinnen kann, bestanden in den alten Liedern, welche meine Mutter mir in traulichen Dämmerstunden vorsang, ohne Begleitung und mit ungeschulter, aber wohltönender und zum Herzen dringender Stimme. Ich versuchte unwillkürlich oft selbst solche Lieder hervorzubringen, aber es wollte mir nicht gelingen, und ich bewunderte meine bei uns wohnende Großmutter (mütterlicherseits), eine schlichte sinnige Frau, die immer geschäftig noch in ihren alten Tagen alle ihr denkwürdig erscheinenden Erlebnisse mit Leichtigkeit in Verse brachte, und dazu mit der Scheere allerliebste Bildchen aus Papier schnitt. Wahrscheinlich ist ihr Beispiel nicht ohne Einfluß darauf geblieben, daß es mich trieb, auch mein erstes für mich denkwürdiges Erlebniß zu besingen. Darüber zu brüten fand ich im Bette Zeit genug; dennoch erschien es mir als ein großes Wunder, daß bei meinem Brüten etwas herauskam, während doch alle früheren poetischen Anläufe fruchtlos geblieben waren.

Das ziemlich müheloſe Gelingen meines ersten Gedichts spornte mich bald zu weiteren Versuchen, aber das Wunder wollte sich nicht wiederholen. Vergebens strengte ich mein aufgeregtes Gehirn an, neue Texte zu den Melodien zweier allbekannter Lieder zu ersinnen, die ich oft gehört hatte, und deren Anfänge lauten: „Beschattet von der Pappelweide", und „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus". Erst viel später, als jene Zeit schon wie ein Traum hinter mir lag, begriff ich, warum ich in dem einen Falle glücklicher gewesen war, als in dem andern. Ich begriff dann auch ganz die Wahrheit des Goethe'schen Wortes, von welch' großem Vortheil es sei, schon früh auf das aufmerksam gemacht zu werden, worauf man selbst erst nach langem Irren kommt. Jene Verse waren mir leicht aus dem Kopfe gesprungen als Nachklang eines tiefgehenden Erlebnisses. Ich sage absichtlich Nachklang, nicht Ausklang, denn sie erschöpften den Gegenstand nicht, weil ich noch nicht poetisch sprechen, nur stammeln konnte. Aber was ich stammelte, enthielt doch das Wesentlichste von dem, was ich zu sagen hatte, und suchte die klare Vorstellung, der es entsprang, zu poetischem Ausdruck zu bringen. Bei meinen andern Versuchen hingegen fehlten mir meist solche klare Vorstellungen, und deshalb gelangen sie mir selten. — Der Zauber der Natur wirkte mächtig auf mich, zu mächtig, denn ich verlor mich oft darin, alles Andere darüber vergessend. Wir hatten verschiedene Gärten, und in dem kleinsten, der dicht hinter unserem Hause lag, war jedem von uns Kindern ein umgrenztes Stückchen Landes angewiesen, das wir selbst bearbeiten, besäen, bepflanzen und in Ordnung halten mußten. Ich lag meiner Gärtnerei mit großem Eifer ob, und erinnere mich heute noch lebhaft der unbeschreiblichen Aufregung, die mich, ich weiß nicht mehr, in welchem Kinderjahre, überwältigte, als ich zum erstenmale meinen Namen, nach eigener Zeichnung, in Kresse aus der schwarzen Erde hell emporgrünen sah. Er

Digitized by Google

sah aus wie hingehaucht; es war nur ein zarter Ansatz zu dem, was werden sollte, wenn die Kresse erst voll emporschoß, aber der Name war doch schon zu erkennen, und das grüne Wunder erschien mir um so größer, als ich selbst daran mitgewirkt hatte. Ich machte unsern vierschrötigen Hausknecht Heinrich, der eben durch den Garten kam, darauf aufmerksam, erwartend, daß er meine Begeisterung theilen werde, aber er sah erst die Kresse, dann mich mit überlegenem Lächeln an und sagte: „Dobi is doch nix tau verwunnern. Et mot ja heruter; dat is doch ganz natürlich!"

In der Gesindestube gab dann — wie ich am folgenden Tage erfuhr — Heinrich seine Ueberlegenheit durch die Aeußerung kund, daß er mich wirklich früher nicht für so dumm gehalten habe, mich darüber zu wundern, wenn Kressensamen aufgehe.

Ich habe diese kleine Geschichte hier angeführt, weil sie kurz und bündig mein Verhältniß zu den Durchschnittsmenschen meiner Umgebung charakterisirt. Für mein eigenartiges Empfinden fand ich kein Verständniß und suchte mich deshalb daran zu gewöhnen, es gar nicht laut werden zu lassen, wie schwer mir das bei meiner mittheilsamen Natur auch wurde. An den Spielen meiner Jugendgenossen nahm ich meist mit großem Eifer Theil, aber es geschah auch hin und wieder, daß die vielen Rohheiten, die dabei mit unterliefen, mich und Gleichgesinnte abstießen und zu Parteiungen führten, bei deren Austrag es blutige Köpfe setzte.

Die Kinder einer kleinen Stadt führen ein ungebundenes Leben und werden in einer Weise durcheinander gewürfelt, wovon die großstädtische Jugend keine Ahnung hat. Unser Haupttummelplatz für Kreiseltreiben, Ballschlagen und ähnliche Vergnügungen war der große Marktplatz, auf welchem sämmtliche Straßen des Städtchens ausmündeten und in den Freistunden die muntre Jugend zusammenströmte. Doch je mehr die Jungen heranwuchsen, desto mehr sonderten sich kleine Gruppen von der großen Schaar ab, um sich fern vom Markte auf eigene Faust die Zeit zu vertreiben. Ich trieb jedes Spiel eine Zeit lang mit förmlicher Leidenschaft, aber dann war mir auf einmal die Lust dazu wie ausgetrieben und ich sehnte mich nach etwas Anderem. Die erste Abwechslung bot das Schießen mit sogenannten Schlüsselbüchsen in unsern Gärten. Mein Vater kam dahinter und bestrafte mich dafür, erlaubte mir aber dann mit ordentlichen Pistolen nach einem Ziele zu schießen. Daneben experimentirte ich jedoch noch in anderer Weise mit Pulver, indem ich einen kleinen feuerspeienden Berg herzustellen suchte, der auch sehr gut gelang. Als ich jedoch das Experiment mit einigen Schulkameraden wiederholte, fing das Pulverglas eines derselben Feuer und wir alle wurden jämmerlich beschädigt, am meisten ich selbst im Gesicht und an der Hand, wie denn überhaupt kein Jahr verging, ohne daß ich ein oder mehreremal durch irgend einen Unfall meine Eltern in Angst und Sorgen versetzt hätte, sei es durch Einbrechen beim Schlittschuhlaufen, oder durch in's Wasser Fallen beim Umhertreiben auf den losgelösten Schollen beim Aufthauen des Eises, oder durch einen Sturz vom Pferde, wenn ich — ein Hauptvergnügen für mich — mit dem Knechte die Pferde in die Schwemme ritt und mein Pferd dann beim Heimkehren von neidischen Jungen beworfen, gehetzt und geprügelt wurde, daß es nicht wußte, wohin mit sich und mit mir. Ich thue dieser Unfälle nur deshalb Erwähnung, weil sie mich öfter an's Haus bannten und mich dann immer zu meinen poetischen Grübeleien zurückführten, die sich nach rasch wechselnder Stimmung bald in sonnigen Erinnerungen an freudvoll verlebte Stunden, bald in trüben Betrachtungen darüber ergingen, an welch' dünnen Fäden ein Menschenleben hängt, welches ein kalter Luftzug ausblasen, eine Welle auslöschen und jeder geringste Anlaß bedrohen kann. Solche Betrachtungen drängten sich immer in den Vordergrund, wenn ich, was öfter vorkam, in Folge einer Erkältungskrankheit das Bett längere Zeit hüten mußte. Diese Krankheiten waren meistens die Folgen der unglücklichen Abhärtungsversuche, welche mein guter Vater, der selbst eine harte Jugend durchgemacht hatte, unbeugsam mit mir anstellte nach dem Grundsatz, daß man den Knaben daran wagen müsse, um einen Mann zu gewinnen. Er selbst setzte sich noch in späteren Jahren leichtbekleidet jeder Unbill des Wetters aus und glaubte, was er ertragen könne, müsse auch ich ertragen können, ohne in Erwägung zu ziehen, daß die Natur mein sterbliches Theil mit einer weit feineren Haut umwoben, als das seine. Die strengsten Winter, welche ich in Deutschland erlebt habe, fallen in die letzten zwanziger Jahre, und in solchen Wintern, die an Kälte dem kältesten wenig nachstanden, den ich später, wärmer umhüllt, in Rußland erlebte, mußte ich, im einfachen Flausröckchen, weite Wege wandern, um mit aufgesprungenen Händen und Füßen zurückzukehren. Die Frostbeulen wurden dann sorgfältig mit Schnee eingerieben, aber ich merkte keine Besserung davon und dachte am Abend mit Schrecken daran, die schmerzenden Füße am folgenden Morgen wieder in die engen Stiefel hineinzwängen zu müssen. Erlöste mich dann eine innere Krankheit von der Stiefelqual, so konnte ich in der unheizbaren Kammer mit Gypsboden, wo mein Bett stand, den Aushauch meiner trüben Gedanken auf der Bettdecke zu Eis gefrieren sehen, und Angesichts der Eisblumen am Fenster, durch welches kein Sonnenstrahl drang, offenen Auges von den Blumen des Sommers träumen.

Zwar waren nicht alle Winter so streng, aber auch während der milderen konnte ich mich in dem überall von Zugluft durchwehten, finsteren Hause nicht wohl fühlen. Unser möglichst unregelmäßig gebautes Haus, das sein Alter nach — ich weiß nicht wie vielen — Jahrhunderten zählte, war in der Front ziemlich schmal, so daß neben dem Flur unten nur für ein Zimmer nebst Alkoven Platz blieb, aber nach hinten etwas weit ausgestreckt und durch neue Anbauten vergrößert. Eine ziemlich breite Treppe führte vom hintern Flur in das einzige hohe und geräumige Zimmer, welches mit einer gewissen an Eleganz streifenden Behäbigkeit eingerichtet war und mit einem entsprechend eingerichteten Schlafzimmer zusammenhing. Diese beiden Räume waren aber eigentlich nur für den Festtagsgebrauch und für Verwandtenbesuch da und wurden sonst äußerst selten betreten. Links von ihrer Schwelle führte eine alte dunkle Treppe in den zweiten Stock des Vorderhauses dessen Gang oder Corridor so niedrig war, daß ein erwachsener Mann sich bücken mußte, um den Kopf nicht an den Querbalken der Decke zu zerstoßen. Die Zimmer zu beiden Seiten waren etwas höher, aber nur gerade soviel, daß dem Kopfe keine Gefahr drohte. Nur die beiden vordern kleinen Zimmer, deren Fenster auf den großen Marktplatz hinausgingen, an welchem unser Haus lag, konnten Himmelslicht in sich aufnehmen; ein wenig davon erhielt noch ein auf den Hof blickendes Schlafgemach; was dazwischen lag, war bei Tage fast so dunkel, wie bei Nacht.

Die Niedrigkeit des Corridors und der Zimmer hatte ihren Grund buchstäblich in dem Untergrunde, d. h. in einem unteren Raume, der sich über den ganzen ersten Stock ausdehnte, mit starker Beeinträchtigung des zweiten. Zu diesem unheimlichen unteren Raume, der in den früheren Jahrhunderten wohl als Verließ oder Versteckort gedient haben mag, führte eine Fallthüre, welche sich dicht an der Schwelle des rechten Vorderzimmers befand. Wandte man sich nun von diesem helleren Theile des Corridors nach dem dunkleren, so gelangte man, links abbiegend, in einen Raum, wo auf der einen Seite eine uralte, schmale Wendeltreppe zu einem ebenso alten hohen und langen Saal emporführte, und auf der andern Seite eine Stiege zu weitgestreckten Bodenräumen. Der Saal hatte noch Fenster mit kleinen, kreisförmigen Scheiben und barg außerdem in allerlei reisigem Zeug, verrosteten Ringelpanzern und Waffen, Ueberbleibsel der alten Zeit. Mein Vater, welcher mit dem Hause ziemlich ansehnlichen Besitz an Ländereien erworben hatte, legte später im neuhergestellten Hintergebäude eine Brauerei an, und da er aus dem alten Rittersaale sonst nichts zu machen wußte, schnitt er einen Theil davon durch

Digitized by Google

eine Wand ab und benutzte denselben zu wirthschaftlichen Zwecken. Später, als sich die Nothwendigkeit einer Erweiterung der Wohnungsräume herausstellte, wurde in einer Ecke des Saales noch ein Zimmer gebaut, und der Saal blieb trotzdem immer noch groß genug, um seinen Namen zu verdienen und Alles an altem Gerümpel und Hausgeräth in sich aufzunehmen, was sonst nicht untergebracht werden konnte.

(Schluß folgt.)

---

## Marie Antoinette und Maria Theresia.

Nach den geheimen Papieren des Grafen Mercy.

Von **H. M. Richter.**

II.

Mit einem fast divinatorischen Scharfblicke erkannte Maria Theresia in dem Coadjutor von Straßburg den gefährlichsten der Gesellen und bittet flehentlich ihren Gesandten Mercy, fortzufahren der Königin gute Rathschläge zu geben. Absichtlich spricht sie in ihren Briefen an die Königin viel von Politik, offenbar nur um die Aufmerksamkeit derselben auf ernstere Dinge zu lenken und nie verfehlt sie die Ermahnung beizufügen, doch ja alles aufzubieten, um sich in der Achtung der öffentlichen Meinung zu befestigen.

Mercy ließ es nun allerdings in keiner Weise an guten Rathschlägen fehlen. Er genoß das Vertrauen der Königin, trotzdem diese wohl wußte, daß er die Rolle eines Aufpassers zu spielen die Aufgabe hatte. Seiner Beobachtung entgeht nichts von den Handlungen der Königin, er berichtet nach Wien ob, wann und wie oft Antoinette Versailles verlassen, das Theater oder den Ball besucht, ob sie häufiger oder seltener Promenaden zu Wagen und zu Fuß macht, viel oder weniger verausgabt; ob sie Billard spielt und wer von den Höflingen besonders begünstigt wird. Er erzählt uns von den Jagden der Königin in der schlechten Jahreszeit, von dem Besuch der Maskenbälle und von den Schulden Antoinettens, welche im Jahre 1777 487,000 Livres betrugen und die der sparsame König gezwungen war zu bezahlen. Mercy und Abbé Vermond machten der Königin Vorstellungen über ihre exorbitanten Auslagen, schilderten ihr gleichzeitig ihre Umgebung und die Persönlichkeiten vom Schlage des Herzogs Lauzun und der famosen Prinzeß de Guéméné, bei welcher die Königin inmitten der corrupten versailler Jugend ihre Abende zubrachte. Antoinette, gerührt, versprach sich von dieser Gesellschaft zu trennen, ohne jedoch ihrem Worte treu zu bleiben. Eine cause célèbre, welche unmittelbar folgte, wäre allerdings wohlgeeignet gewesen, der Königin den Abgrund zu zeigen, vor welchem sie stand.

Die Frau des Hofschatzmeisters Cahuet de Villers lieh auf den Namen der Königin große Summen und bediente sich dabei mancher Fälschung. Sie kam in die Bastille und es wurde ihr der Proceß gemacht. Während der Untersuchung stellte es sich heraus, daß sie Briefe der Königin fabricirt hatte. Mercy, der sehr wohl wußte, daß die Reputation der Königin auf dem Spiele stand, schlug vor, die Verhandlung vor dem regelmäßigen Gerichtshofe stattfinden zu lassen; allein die Minister widersetzten sich, insbesondere Maurepas, aus Furcht, daß sein Neffe, der Herzog von Aiguillon, als Complice in den Scandal verwickelt werden könnte. Natürlich litt darunter am meisten der Ruf der Königin, über welche damals die absurdesten Gerüchte im Schwunge waren. Die Beunruhigung der Kaiserin über das leichtsinnige und unüberlegte Auftreten Antoinettens, dessen Anlaß sie jenen mauvais sujets aus der Umgebung der Königin zuschrieb, war damals auf das höchste gestiegen. Ihre einzige Hoffnung klammerte sich noch an den Einfluß Joseph II., der damals seine berühmte Reise als Graf von Falkenstein machte und auch Paris zu längerem Aufenthalte ausersehen hatte. Man weiß, mit welcher Zärtlichkeit die Königin von Frankreich an ihrem ältesten Bruder hing, den sie als das Haupt der Familie und wegen seiner geistigen Ueberlegenheit wahrhaft verehrte. Allein die gewissenlose Umgebung wußte gleichwohl die Königin mit Mißtrauen gegen den Kaiser zu erfüllen und dieselbe sah der Ankunft Josephs mit sehr getheilten Gefühlen entgegen. Erst als er in Paris, im Frühjahr 1777, eintrifft und mit brüderlicher Zärtlichkeit ihr Zutrauen gewinnt, gelingt es ihm, die Königin auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche ihr angenscheinlich drohen. Er beobachtet genau die Umgebung, er scheut es nicht, mit der Königin die Abendgesellschaft bei der Prinzeß de Guéméné zu besuchen und ist entsetzt über den dort herrschenden Ton, nachdem er Gelegenheit hatte zu bemerken, daß einzelne Gäste sich in Anwesenheit der Königin über das falsche Spiel ihrer Partner beklagten. Joseph versuchte alles, seine Schwester von den schlimmen Wegen zurückzubringen, auf welchen sie wandelte; er machte ihr die ernstesten Vorwürfe und beschwor sie zugleich, sich dem Könige mehr zu nähern und mit demselben ein intimeres Familienleben zu führen. Als sie den Kaiser für die Gräfin Polignac einzunehmen versuchte, erwiderte dieser mit dem Hinweis auf deren Umgang mit den verdächtigsten Personen. Seine Abneigung gegen den Grafen von Provence (später Louis XVIII.) zeigte er unverhohlen und den Grafen von Artois bezeichnet er treffend als „petit maitre dans toutes les formes". Bald darauf sollte Joseph Zeuge einer Scene sein, welche das Verhalten der Königin gegenüber ihrem Gemahl genügend illustrirte. Es sollte nämlich Louis XVI. eine Reise durch das Land machen und es handelte sich darum, ob die Königin ihn begleiten sollte. Der Kaiser vertrat die Ansicht, daß bei solchen Gelegenheiten die Anwesenheit der Königin überflüssig sei; eine Meinung, welcher auch der König beizupflichten sich erlaubte. Antoinette bediente sich jedoch bei dieser Gelegenheit einer so wenig respectvollen Sprache, daß Joseph sich veranlaßt fühlte, ihr in einer sehr lebhaften Weise ihren Mangel an Ergebenheit, ihren Eigensinn und ihre Widersetzlichkeit gegen den König in herben Worten vorzuhalten. „So kann es auf die Länge nicht weitergehen und die Revolution wird grausam sein, wenn Ihr derselben nicht zuvorkommt" — waren die ernsten Mahnworte des Kaisers.

In der Hälfte Juni 1777 reiste Joseph ab. Der Abschied und die eindringlichen Worte des Bruders hatten die Königin sehr ergriffen. Es war in ihr nicht blos eine traurige Stimmung, sondern auch der feste Vorsatz zurückgeblieben, ihre ganze Lebensweise zu verändern. Durch 8 Tage unterließ sie jede Promenade; vom Hazardspiele hielt sie sich ganz ferne und beschäftigte sich vielmehr unausgesetzt mit dem Könige, der sich auf der Jagd leicht verwundet hatte. In einem Briefe an die Kaiserin-Mutter gibt Antoinette den Eindruck wieder, welchen Joseph hinterlassen. Alle Welt habe ihn bewundert, sie selbst habe von ihm die aufrichtigsten Beweise brüderlicher Liebe empfangen, gewiß werde sie alle seine guten Rathschläge beherzigen. Viel bemerkenswerther ist die Antwort der Kaiserin. Aeußerst anziehend und liebenswürdig spricht sich der echte, unverfälschte mütterliche Ton darin aus und ihre Liebe für die Kinder gewinnt jenen dieser kräftigen Natur eigenthümlichen, unmittelbaren Ausdruck, der an Maria Theresia so sehr anmuthet. Mit wahrem Stolz spricht sie von Joseph, mit Zärtlichkeit von und zu der Königin von Frankreich, deren Portrait sie sich wünscht, da sie ja die „schöne Königin" als ein Kind von Wien habe scheiden sehen müssen. Schon im August ging, trotzdem Antoinette damals leidend war — sie gebrauchte Pillen und Bäder — das flotte Leben am französischen Hofe wieder los, zunächst in Choisy, dem damaligen Aufenthalte. Mit wahrer Leidenschaft, verstärkt durch die längere Zurückhaltung, ergibt sich die Königin dem Hazardspiele. Die Theatervorstellungen, Wasserfahrten und sonstigen Vergnügungen können ihr das Spiel nicht ersetzen. Sie kann wieder einmal die hohen Schulden, welche sie für den Ankauf von Diamanten contrahirt hatte, nicht bezahlen. Mercy erneuert abermals seine Vorstellungen, macht auf die öffentliche Meinung aufmerksam; er gesteht aber gleichzeitig der Kaiserin, keinerlei Hoffnung auf eine Besserung des Wandels der Königin mehr zu hegen.

Digitized by Google

Es gab mitunter stürmische und in hohem Grade unschickliche Scenen, in welchen von Seiten der Bankhalter beim Hazardspiel den Hofdamen Vorwürfe über ihre Art „de corriger la fortune" gemacht wurden. Die Verluste der Königin häuften sich, ihre Finanzen waren erschöpft und sie behielt keine Mittel übrig, um irgendwelche Acte der Wohlthätigkeit zu üben. Mercy klagt über das Ungeziemende einer neuen Art der königlichen Vergnügungen. Nach 10 Uhr Abends ließ man Musikchöre auf der Gartenterrasse von Versailles spielen, welche stets eine ungezählte Volksmenge anlockten, die dichtgedrängt hin- und herwogte. In der Mitte derselben bewegte sich die Königin am Arme irgend einer Dame ihres Gefolges, ohne Schutz, trotzdem bekanntlich diese Amusements das Rendez-vous der frechsten jungen Leute waren, welche zur Ehre des Grafen Artois, des Regisseurs dieser Abendunterhaltungen, es an der eifrigsten Mitwirkung nicht fehlen ließen. Neue Mahnungen der besorgten Mutter, strenge und ernste Rügen des kaiserlichen Bruders folgten; umsonst. Des Letzteren Briefe verfehlten, um des harten Tones willen, bei der eigensinnigen Antoinette gänzlich ihre Wirkung; sie beantwortete sie gar nicht.

Eine Zeit enthielt sich die Königin des Reitens und Fahrens, indem sie sich, wie fast alljährlich durch einige Wochen, einbildete, gesegneten Leibes zu sein. Um so eifriger war sie nun am Spieltische — Mercy klagt darüber, daß zur Zeit, wo die Königin nicht spielt, sie wenigstens darüber nachdenkt, — die Pharaobank zu halten, wurde bald ein Vorzug am Hofe. Der Herzog v. Fronsac, der Marquis v. Ossun mußten sich in Folge von Beschuldigungen von dem Geschäfte zurückziehen. Andere ruinirten sich in einem Abende, da die Einsätze enorm waren. Bald fand sich niemand mehr, der sein Vermögen wagen wollte. Da kam die Königin dem Bankhalter zu Hülfe und interessirte sich oft mit großen Summen an der Bank, gegen welche sie spielte! Das Schlimmste war, daß die Leidenschaft des Hazardspiels die verdächtigste Gesellschaft in die Nähe der Königin brachte. Abbé Vermond war es, neben Mercy, der vornehmlich die Königin von diesem Treiben abzubringen suchte. Seine Worte wurden nicht beachtet, und er erklärte deshalb, sich zurückziehen zu wollen. Mercy klagt unausgesetzt, daß die Schützlinge des Herzogs von Coigny die ersten Finanzstellen erhalten und die Creaturen der Gräfin Polignac fortwährend Geldgeschenke in großen Summen empfangen, die Minister aber sich für unfähig erklärt haben, ihren Widerstand gegen die Verschwendung der Königin zur Geltung zu bringen. Die Königin entfernt sich mehr und mehr vom Könige, verlegt ihr Schlafgemach abseits; und dies hatte seinen guten Grund. Louis geht früh zu Bette, um früh aufzustehen; er weiß niemals, wann die Königin sich zurückzieht, um die Gemahlin „nicht zu geniren", wählt er entfernt seinen Ruheplatz. Einige Veränderung bringt der Aufenthalt in Fontainebleau. Antoinette berichtet selbst darüber an ihre Mutter. Sieht man diese Schilderung, so glaubt man sich in die stille Villegiatur einer gebildeten Dame versetzt. Sie erzählt, daß sie fleißig lese, Handarbeiten und das Zeichnen wieder aufgenommen habe, mit einem Singmeister Gesang, mit einem Musiklehrer Harfenstudien treibe. Sie behauptet, seit Monaten nicht Karten gespielt zu haben. Man braucht blos dagegen Mercys Berichte zu verfolgen, um zu erkennen, wie sehr diese Selbstschilderung von der Wahrheit entfernt war.

Bezeichnend für den Rechtssinn, welcher am Hofe herrschte, ist folgende von Mercy mitgetheilte bemerkenswerthe Begebenheit: Kurze Zeit vor der Abreise der königlichen Familie nach Fontainebleau, wollte Artois seiner Schwägerin, der Königin, ein Fest geben. Zu diesem Zwecke hatte er den Plan gefaßt, das Häuschen „Bagatelle", welches er im Bois de Boulogne besaß, rasiren, ganz neu aufbauen und einrichten zu lassen, um daselbst das Fest zu feiern. All das sollte in 6 — 7 Wochen geschehen. 300 Arbeiter mußten Tag und Nacht schaffen, und als es endlich an Baumaterial fehlte, gab Artois den Befehl, daß Patrouillen der Schweizer Garde die Landstraßen durchstreifen und die Zufuhren, die ihnen begegneten, für den Bau des Prinzen confisciren sollten. Diese Art von Wegelagerei rief allgemeine Entrüstung hervor, und wieder war es die Königin, auf welche sich der ganze Haß des Volkes concentrirte. Der König ist fortwährend auf der Jagd, und überläßt seine Gemahlin ihrem eigenen Leichtsinn. Deshalb beginnt Theresia einmal einen Brief, in ihrer derben Weise, mit den Worten: „Dem Könige wünsche ich das — schlechteste Wetter, damit er nicht jage und der Königin nicht Gelegenheit gebe, ihre Zeit mit dem Kartenspiel hinzubringen". Nach einer langen Unterredung mit dem Abbé Vermond verbietet die Königin das Pharao und trifft die Anordnung, daß in Zukunft nicht mehr als 10 Louisd'or auf eine Karte gesetzt werden. Das genirte wieder den Grafen Artois und den Bankier. Es fand sich bald kein Croupier mehr, nachdem vorübergehend ein Gardecapitän sich dazu hergegeben hatte. In der folgenden Wintersaison, in welcher das Spiel nur zu bald wieder seinen früheren wilden Charakter angenommen hatte, bildeten die Maskenbälle Antoinettens Hauptvergnügen. Sie blieb mitunter bis 7 Uhr Morgens. An 2—3 Abenden in der Woche wurde jedoch ausschließlich hazardirt, wobei die Königin zwischen 300—400 Louisd'or verlor. Zu den Bällen fuhr sie stets in der Nacht von Versailles nach Paris. Im versailler Theater, zu welchem sie sich einen ihre Gemächer mit dem Theatersaale verbindenden gedeckten Corridor bauen ließ, erschien Antoinette häufig und stets ohne alle Ceremonie. Sie empfing daselbst regelmäßig den Grafen Valentin Esterhazy, während die Cavaliere des Hofes dieser Auszeichnung niemals theilhaftig wurden, ein neuer Grund, sie bei den Höflingen verhaßt und dem Publicum auffällig zu machen, das bald bemerkt hatte, daß die Königin bei jedesmaligem Erscheinen und in jedem Theater den Grafen bei sich hatte.

Wirksamer als alle Ermahnungen war der Umstand, daß die Königin nach achtjähriger kinderloser Ehe 1778 sich, diesmal mit Grund, Mutter fühlte, und diese Umstände veränderten die Lebensweise Antoinettens und ihr Verhältniß zum Könige. Musik und Conversation bilden ihre Unterhaltung, das Spiel wird seltener. Mitunter verfällt sie allerdings in die alte Leidenschaft und verliert in Marly 1400 Louisd'ors. Die ernsten politischen Ereignisse in Folge des bairischen Erbschaftsstreites, welche einen Krieg zwischen Joseph II. und Friedrich dem Großen bevorstehend erscheinen lassen, die Intervention, welche sie bei dem Könige für das Interesse ihrer Verwandten machen muß, versetzten Antoinette in die ernsteste Stimmung, so daß sie die angekündigten Festlichkeiten in Trianon untersagte. Sie beschäftigt sich fortan ernst und eingehend, wenn auch nicht glücklich, mit der Politik, nimmt den ernstesten Antheil an den Staatsgeschäften, wird eine zärtliche Gattin und eine liebevolle Mutter. Aber die literarische Revolution hat bereits die Axt an die Wurzel des Königthums von Gottes Gnaden gelegt, die Königin hat bereits durch ihre Leichtfertigkeit das Königthum auch in seiner persönlichen Autorität zu sehr verletzt, zu viel des Hasses auf sich geladen. Die kaiserliche Mutter stirbt rechtzeitig, um nicht Zeuge der verhängnißvollen Halsbandgeschichte sein zu müssen. Beaumarchais' kühner Angriff macht Maria Theresia für das Schicksal ihrer Tochter zittern, und ihre letzten Briefe beweisen, mit welchen Sorgen um das geliebte Kind, das sie an einem Allerseelentage zur Welt gebracht, die Kaiserin aus dem Leben schied. Das Verhängniß schreitet schnell! Der treue Mercy ist während der Revolution in den Niederlanden. Dorthin will Antoinette fliehen; allein die Flucht wird vereitelt. In diesem Unglück sehen wir ihren Charakter wachsen und sich veredeln, sie ringt sich durch zu dem Heroismus, der ihr gleich zu Beginn die Worte an Mercy dictirt: „Wenn wir schon fallen müssen, so soll dies nicht ruhmlos geschehen", ein Heroismus, den wir 1791 wiederfinden, als sie an Mercy (Feuillet II, 220) schreibt: „Niemals werde ich irgend etwas thun, was meiner unwürdig ist. Erst im Unglücke fühlt man so recht, was man ist". Inmitten des Pöbels bewahrt sie in den Tuilerien am 20. Juni 1792 ihre königliche Haltung, die sich nicht in der Conciergerie verändert, ja nicht einmal vor dem Revolutionstribunal, als ihr die denkbar schändlichsten Anklagen die Zornesröthe in's Gesicht treiben. Besäßen wir doch Briefe von Antoinette aus ihren letzten Lebens-

Digitized by Google

tagen, von ihrer Einkerkerung im Temple bis zu ihrem Tode! Ihr letztes wohlbekanntes Schreiben an ihre Schwägerin Elisabeth, zusammengehalten mit den hier besprochenen Correspondenzen, zeigt die merkwürdigste Wandlung in dem Seelenleben dieser Königin, deren Jugendsünden, wie man aus jeder neuen Quellenforschung sieht, nur allzusehr ihr trauriges Ende erklären.

---

## Aphorismen über die Kunst der poetischen Uebertragung.

Von Ernst Eckstein.

Schleiermacher unterscheidet in seiner Abhandlung „Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens" zwei wesentlich divergirende Hauptwege. Der Uebersetzer kann nämlich einmal beabsichtigen, dem Leser bis in's kleinste begreiflich zu machen, was der Originalautor unter dem Banne seiner nationalen und sprachlichen Eigenthümlichkeiten hervorbringen mußte; oder aber, er bestrebt sich, an der Hand des fremden Originals ein Parallelwerk zu liefern, wie es der Autor hervorgebracht haben würde, wenn er in der Sprache des Uebersetzers geschrieben hätte. Für Werke, denen kein dichterisches Interesse innewohnt, ist die erste Methode offenbar die naturgemäße. Bei poetischen Schöpfungen, zumal in gebundener Rede, erscheint sie indeß mehr als bedenklich, denn was hier die Uebertragung an Treue gewinnt, das verliert sie an Stimmung und Colorit. Eine Schädigung aber, die sich auf das eigentliche künstlerische Element erstreckt, ist offenbar unerträglicher, als eine gelinde Verfälschung der rein accidentiellen Aeußerlichkeiten. Bei einem lyrischen Gedicht kann überhaupt von einer Uebersetzung kaum die Rede sein, denn zu übersetzen vermag jeder intelligente Mensch, der die Sprache beherrscht. Was aber diese intelligente Sprachbeherrschung leistet, wenn es ein poetisches Kunstwerk gilt, das beweisen, exempli gratia, die zahlreichen Verhunzungen Byron'scher Gedichte, die uns von sonst sehr ehrenwerthen und gebildeten Männern zum größten Leidwesen Apollos und der neun Himmlischen octroyirt worden sind. Eine poetische Schöpfung läßt sich eben nur nachdichten, und wer nicht selbst einen Funken des göttlichen Feuers in der Brust trägt, der wird niemals dem Leser überzeugende Kunde von der Flamme auf dem fremden Altar übermitteln. Eine Nachdichtung ist freilich nicht das absolute Alterego des Originals, aber sie verhält sich doch allermindestens zu ihm, wie der Gipsabguß zu der Statue, während die sogenannte „wörtliche" Uebersetzung das Kunstwerk in Stücke schlägt, die Trümmer über die Grenze schmuggelt, und dann ein Monstrum zusammenleimt, dessen Verrenkungen uns mit Ekel erfüllen.

* * *

Wo die Nachdichtung dies mit ihren höheren Principien vereinen kann, da soll sie sich allerdings auch an den Wortlaut des Originals halten. Sie wird dem Ideal aller Uebertragungskunst um so näher kommen, je mehr sie die äußerliche Treue mit der inneren Vollendung verbindet. Das Gros der oben erwähnten Byronübersetzer zeichnet sich unter anderem dadurch aus, daß es in beiden Richtungen gleichweit vom Ziele entfernt bleibt, also ein umgekehrtes Ideal liefert, ein unschönes, formloses Machwerk, das den Gedanken und den Ausdruck des Urtextes verballhornt.

Es gibt indeß Fälle, in denen der Uebersetzer meines Erachtens verpflichtet ist, von der Ausdrucksweise des Originals abzuweichen, selbst wenn eine genaue Verdeutschung keine künstlerischen Schwierigkeiten böte. Es ist ein albernes Vorurtheil, den Unsinn mit Pietät zu behandeln; ja, ich halte es geradezu für ungentil, die Schwachheiten eines im übrigen talentvollen Dichters durch eine Uebertragung gleichsam an die große Glocke zu hängen und ihm ein doppeltes Conto im Schuldbuche der Weltliteratur zu eröffnen. Der literarische Durchschnittspöbel meint zwar, es komme dem schlichten Uebersetzer nicht zu, einen anerkannten Poeten zu „corrigiren": ich nehme mir indeß die Freiheit, bei einer etwaigen Verdeutschung fremder Schöpfungen das absolut Unberechtigte durch etwas Besseres zu ersetzen, wie ich es denn meinem Copisten sehr verübeln würde, wenn er die Tintenkleckse, die sich in meinem Concepte finden, in seine Reinschrift mit hinüber nähme.

Ein Beispiel!

In dem berühmten Longfellow'schen Gedichte „A psalm of Life" finden sich folgende Strophen:

Lives of great men all remind us,
We can make our lives sublime,
And, departing, leave behind us
Footprints on the sands of time;

Footprints, that perhaps another
Sailing o'er life's solemn main,
A forlorn and shipwrecked brother,
Seeing, shall take heart again.

Wörtlich heißt das wie folgt:

„Das Leben großer Männer erinnert uns daran, daß wir so (nämlich indem wir handeln, indem wir uns der That weihen) unser Dasein veredeln nnd beim Scheiden Fußspuren im Sande der Zeit hinter uns lassen können, —

„Fußspuren, die vielleicht ein Anderer, der über des Lebens erhabenes Meer segelt, ein verlorner schiffbrüchiger Bruder, erblickt und dadurch neuen Muth faßt".

Longfellow vermischt hier in höchst unkünstlerischer Weise zwei grundverschiedene Gleichnisse, nämlich das vom Wüstenwanderer und das vom Seefahrer. Wie man Fußspuren wahrnehmen soll, wenn man über das Meer segelt, das ist eine Frage, deren Beantwortung selbst der americanischen Dialektik schwer fallen dürfte. Seltsamer Weise figurirt dieser auch sonst an mannichfachen Schwächen und Dunkelheiten laborirende „Lebenspsalm" in allen Chrestomathien und Blüthenlesen, ohne daß es einem der begeisterten Sammler beigefallen wäre, die lernbegierige Jugend auf den kolossalen Lapsus des transatlantischen Dichters aufmerksam zu machen. Wenn ich nun, mehr aus Anhänglichkeit an die Erinnerungen meiner Schuljahre, denn aus poetischer Sympathie, das gottwohlgefällige Lied des frommen Henry verdolmetsche, soll ich alsdann den Unsinn von den Stiefelspuren auf der Wasserfläche in mein geliebtes Deutsch übertragen, und so durch mein „Vidi", für das ich doch eine gewisse Verantwortlichkeit habe, sanctioniren? Mit nichten! Ich entscheide mich vielmehr für eines der beiden veramalgamirten und dadurch verpfuschten Gleichnisse, und übersetze wie folgt:

„Helden sind voran geschritten,
Die sich ganz der That geweiht:
Laßt wie sie von euren Tritten
Spuren in dem Sand der Zeit;

Spuren, die vielleicht ein Andrer,
Der den steilen Pfad beginnt,
Ein verirrter, müder Wandrer,
Schaut und neuen Muth gewinnt".

In dieser Uebertragung bringe ich das, was Herrn Henry Wadsworth Longfellow vorschwebte, viel klarer und correcter zur Gestaltung, als das Original. Es wäre geradezu lächerlich, wenn ich die beiden Strophen, die sich so ganz behaglich lesen, um einer leidigen Wortklauberei willen in dummes Gewäsche verwandeln wollte. Quoiqu'on en dise, — in einem solchen Falle erlaube ich mir, in freier Entschließung vom Urtext abzuweichen.

* * *

Wenn wir oben eingeräumt haben, daß sich die poetische Uebertragung in der Regel zum Original verhält wie der Gipsabguß zur Statue, so wird mir der Leser jetzt zugestehen, daß ausnahmsweise eine dichterische Uebertragung besser sein, d. h. dem dichterischen Ideal näher kommen kann, als das Ori-

Digitized by Google

ginal. Das gilt namentlich von gelungenen Nachdichtungen englischer Lieder. Die Hauptschwierigkeit liegt hier in dem Umstande, daß die der englischen Sprache eigenthümliche Fülle an einsilbigen Wörtern den Vers mit einer beträchtlich größern Menge von Begriffen sättigt, als dies für gewöhnlich in unserem endungsreichen Idiom möglich ist. Glückt es einmal, diese Klippe ohne allzu empfindliche Havarie zu umsegeln, so hat der talentvolle Uebersetzer ein verhältnißmäßig leichtes Spiel: denn die farbenprächtigsten englischen Dichtungen leiden nicht selten an einer äußeren Formlosigkeit, die für ein deutsches Ohr unerträglich und in der Uebertragung unschwer zu vermeiden ist. Man merkt der gesammten englischen Verskunst an, daß sie weder einen Voß noch einen Klopstock gehabt hat. Von wirklicher Metrik ist nirgends die Rede.

Die Satire Platens, der einen Daktylus wie „Holzklotzpflock" dem Gelächter preisgibt, würde in England gar nicht verstanden werden, denn die größten Dichter (den sonst so feinfühligen Thomas Moore nicht ausgenommen) leisten noch Schlimmeres. Diese Holzklotzpflockmetrik hängt zum Theil mit der oben erwähnten Einsilbigkeit der meisten echt-englischen Wörter zusammen; zum Theil beruht sie indeß auch auf dem auffälligen Mangel an musikalischer Befähigung, der dieser Nation vor allen übrigen europäischen Völkern erb- und eigenthümlich ist. Besäße die englische Lyrik nur eine dämmernde Ahnung von den Principien des Wohllautes, so hätte sie längst auf alle daktylischen und anapästischen Versmaße verzichtet, deren halbwegs correcte Construction in der Regel nur mit den größten geistigen Opfern erkauft werden kann. Merkwürdiger Weise zeigen indeß die beiden hervorragendsten Lyriker der Neuzeit, Lord Byron und der eben erwähnte Thomas Moore, eine besondere Vorliebe für diese dem Geiste der englischen Sprache schnurstracks zuwiderlaufenden Metra und tischen mit urwüchsiger Naivetät die schwerfälligsten Molossus-Unholde als leichtfüßige „Emporspringer" auf. Bleierne Spondeen, die mit krampfhafter Verzerrung der rythmischen Gesetze als Kürzen zu lesen sind, finden sich in den besten Dichtungen dieser Meister zu Hunderten; selbst der vorletzte Versfuß, der von jedem einigermaßen geschulten Gehör unter allen Bedingungen in seiner vollen Reinheit begehrt wird, erleidet im Englischen die furchtbarsten Verketzerungen. Man scandire sich z. B. Verse wie die folgenden:

– ˘ ˘ – | ˘ ˘ – | ˘ ˘ – | ˘ ˘ – | ˘
And I'll gaze | on thy gold | hair as grace|ful it wreath|es

– ˘ ˘ – | ˘ ˘ – | ˘ ˘ – | ˘ ˘ – | ˘
And hang | o'er thy soft | harp as wild|ly it breath|es

oder:

– ˘ ˘ – | ˘ ˘ – | ˘ ˘ – | ˘ ˘ – | ˘ ˘ –
There is not | in the wide | world a val|ley so sweet

˘ ˘ – ˘ | ˘ ˘ – ˘ | ˘ ˘ – ˘ | ˘ ˘ – ˘ | ˘ ˘ –
As the vale | in whose bos|om the bright | waters meet.

Wollte ein deutscher Dichter in ähnlicher Weise die zeitliche Geltung der Silben auf den Kopf stellen, man würde seine Schöpfungen einfach als Stümpereien ad acta legen.

Dazu kommt die polizeiwidrige Willkür in der Accentuation und im Reim. Die besten Dichtungen der versgewandtesten Lyriker enthalten die gröbsten Verstöße gegen die naturgemäße Betonung. Wörter, die von Rechtswegen einen jambischen Rhythmus haben, werden als trochäisch untergeschoben und vice versa. Der Engländer denkt gar nichts mehr dabei, wenn er upón und befóre, die ebensogut auf der zweiten Silbe betont sind wie unser deutsches „gewiß" und „zurück", in lendenlahme Trochäen verwandelt. Man stelle sich ein deutsches Gedicht vor mit einer Monstruosität wie:

„Verlornes Glück ersehne
Nie zurück, mein Gemüth!"

oder wie:

„Ja gewiß ist das Eine,
Mein Kind, ich liebe Dich!"

Dergleichen passirt allenfalls im Gebiete der plattesten Komik: ernst gemeint gehört es zu den Unmöglichkeiten.

Die mangelhafte Selbstkritik der englischen Lyrik im Punkte des Reimes trägt vollends dazu bei, mitunter die schönsten poetischen Stimmungen in ihrer Wirkung zu beeinträchtigen. Wenn Platen den Reim „Schläfe — Löve" als eine carnevalistische Tollheit rügt, so streift dieses Specimen bereits hart an die Grenze dessen, was unser Ohr überhaupt noch als Reim empfindet. Wir lassen eine solche Differenz nur mit Widerstreben als Gleichklang gelten. Anders der Engländer. Es berührt im höchsten Grade peinlich, wenn man Wortpaare wie place und peace, tree und by, theme und fame als Versschlüsse, d. h. also an einer Stelle findet, wo dem Ohr durch die Identität der Klänge die Architektonik der Strophe fühlbar gemacht werden müßte. Der Leser ist so gewissermaßen geprellt, denn die Reflexion muß ihm erst sagen, was ihm die sinnliche Wahrnehmung unmittelbar an die Hand geben sollte.

Alle diese Mißstände trüben die ästhetische Wirkung der sonst so wundersamen englischen Lyrik nicht unwesentlich. Die Engländer selbst mögen anderer Ansicht sein: es fehlt ihnen, wie gesagt, das Organ, um diese musikalischen Mängel ihrer Poetik herauszufühlen. Wir Deutschen haben eine bessere literarische Schule genossen, und wie wir den großen britischen Dramatiker vollkommener gewürdigt haben, als seine eignen Landsleute dies im Stande waren, so verstehen wir uns auch intimer auf die Geheimnisse ihrer Lyrik.

Ist es der Nachdichtung eines englischen Poems nun gelungen, die inneren Vorzüge des Originals infolge einer glücklichen Inspiration zu erreichen, so wird sie, falls sie überhaupt den Anforderungen unserer Poetik entspricht, in ihrer Totalität ein vollendeteres Kunstwerk repräsentiren, als das Original.

Wir haben bereits angedeutet, daß dieser Fall zu den Ausnahmen gehört, weil es nämlich nur selten glückt, den gedanklichen Inhalt und das Colorit ohne Einbuße zu reproduciren: wo dies jedoch gelingt, da neigt sich, wie gesagt, die Wagschale entschieden zu Gunsten der Uebertragung.

* * *

Neben der formellen Correctur, deren Recht ich dem Uebersetzer vindicirt habe, läßt sich in gewissen Fällen auch eine sachliche, compositionelle, vertheidigen. Henry Wadsworth Longfellow hat eine Reihe höchst stimmungsvoller Dichtungen, die in der Schlußstrophe schwächlich und wirkungslos ausklingen. Soll eine Nachdichtung den kräftigeren und kunstgemäßeren Accord, der sich fast wie von selbst einstellt, nur deswegen von der Hand weisen, weil das Original fehlgegriffen hat? Hierher gehört z. B. die tief empfundene Elegie auf den Tod eines Kindes, die sich unter dem Titel „Resignation" in der Abtheilung „By the Fireside" findet. Die vorletzte Strophe ist nach Stimmung und Ausdruck großartig; die letzte klingt fast banal, und der Schlußvers ist geradezu farblos. Als Uebersetzer kann ich es nicht über mich gewinnen, dieses jämmerliche Geklimper beizubehalten. Ich verharre vielmehr in dem eingeschlagenen Choralton und schließe so mit Klängen, die der ganzen Composition würdiger sind.

Das Finale des angeführten Gedichtes lautet in meiner Verdeutschung:

„Und wenn das Herz in einer dunklen Stunde
Den Kummer nicht mehr trägt,
Und stöhnend wie das Meer aus tiefstem Grunde
An seine Ufer schlägt, —

So lehre du uns, Herr! dem Sturm gebieten,
Der wild im Busen tobt!
Du hast ja Trost für jedes Weh hienieden.
Dein Name sei gelobt!"

Im Original heißt die letzte Strophe, wörtlich verdolmetscht, wie folgt:

Digitized by Google

Wir wollen geduldig sein und die Gefühle lindern,
Die wir nicht völlig dämpfen können,
Indem wir schweigend heiligen, nicht verhehlen,
Den Kummer, der seinen Lauf haben muß.

Man kleide diese spießbürgerlichen Gedanken zehnmal in das Gewand der Melodie, — sie werden stets mit der vorletzten Strophe einen peinlichen Contrast bilden. Und doch liegt der Ausdruck einer feierlichen Ergebung in Gottes Willen so nahe, — ja der ganze Ideengang des Gedichtes leitet mit Nothwendigkeit darauf hin! Nur ein Pedant kann verlangen, daß die Uebertragung den Mißgriff des Dichters nachahme. Wer ein so heiliges Interesse an Longfellow nimmt, daß ihm selbst seine Irrthümer und Mängel wichtig erscheinen, der mag sich die Mühe nehmen, das Original zu studiren. Ich habe zunächst nur das Recht und die Pflicht ein lesbares Gedicht zu liefern. Es fällt hier noch der Umstand in's Gewicht, daß der Leser instinctiv alles, was ihm an meiner Uebertragung mißfällt, mir, dem Uebersetzer, zur Last legt, während er das Ansprechende und Schöne auf's Conto des Originals setzt. Der matte Schluß würde also unfehlbar meiner künstlerischen Unfähigkeit in die Schuhe geschoben: daher bin ich schon aus diesem Grunde autorisirt, das Bessere gelten zu lassen, wo ich das Schlechtere ohne Mühe bei Seite schieben kann.

## Aus der Hauptstadt.

### Nicht über das plattdeutsche Theater.

„Haben Sie Frau Mende und Herrn Kinder schon gesehen?"
— Ich bin erst seit vorgestern wieder in Berlin.

„Versäumen Sie es ja nicht, sich am ersten freien Abend die Plattdeutschen bei Woltersdorff anzusehen. Frau Mende und Kinder sind wahrhafte Künstler; und Frau Frieb-Blumauer wie Döring werden gar nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man ihre gefeierten Namen gleichzeitig mit denen der ebengenannten, bis vor wenigen Wochen nur im engsten Kreise des heimathlichen Freistaates bekannten Schauspieler ausspricht. Lassen Sie sich die Gelegenheit nicht entgehen, die erfrischende Komik dieser naturwüchsigen nnd gesunden Schauspieler auf sich wirken zu lassen. Ein so voller und reiner Kunstgenuß wird uns selten geboten. Diese Plattdeutschen sind vielleicht berufen, eine heilsame Umwälzung in unserer modernen Schauspielkunst herbeizuführen. An ihnen können sich unsere jüngeren Darstellungstalente bilden, denn sie weisen ihnen von den Irrpfaden des Virtuosenthums die Rückkehr zur Natur."

Das ist so ungefähr der Kern der Unterhaltung, die in den letzten drei Tagen zehn bis zwölf meiner Freunde und Bekannten mit mir geführt haben. Ich entsinne mich nicht, jemals einer solchen Einstimmigkeit begegnet zu sein, wie in dem Urtheile: daß Kinder und Frau Mende Künstler von hervorragendster Bedeutung sind. Ich glaube es. Ich muß nur meinen Unstern beklagen, der mich gerade am vergangenen Samstag Abend in das Woltersdorff-Theater führte; denn nach dem, was ich an jenem Abend gesehen, muß ich noch immer bei dem Glauben an die frohe Botschaft verharren, und die Gelegenheit, mich von der künstlerischen Bedeutsamkeit der beiden Träger des plattdeutschen Theaters überzeugen zu können, ist mir leider versagt geblieben.

Daran ist das neue Stück, welches am Sonnabend zum erstenmale gegeben wurde, allein schuld. „Hamburger Leben" nennt es sich, und der Verfasser ist ein Mitglied der plattdeutschen Bühne, Herr A. Mansfeldt, von welchem bereits ein kleines Liederspiel von den hamburger Gästen in Berlin mit Erfolg gegeben worden ist. Dieses größere „Charaktergemälde", wie der Verfasser sein Stück nennt, ist eine sehr flüchtige und sehr verfehlte Arbeit, ein witzloser Abklatsch der berliner Posse, wie sie nicht sein soll, mit stark auf den Effect hin zurechtgemachten hochpathetischen Stellen, einigem Muttersluch mit Tremolo im Orchester, frommen Erhebungen zu Gott in der Höhe, Couplets mit tiefsittlichen Refrains und sonstigen Geschmacklosigkeiten.

Rudolf Hohenfeld soll nämlich, weil er der Sohn einer wohlhabenden Frau ist, ein reiches Mädchen heirathen. Aber er will nicht. Er will um so weniger, als er ein armes Mädchen liebt, die Tochter des Schullehrers Ehrhard. Damit ist aber, wie man sich nach dem bereits Vermeldeten ungefähr denken kann, Madame Hohenfeld ganz und gar nicht einverstanden, und in dem Augenblick, da Rudolf der Schullehrertochter seine Hand reichen will, tritt sie dazwischen und ruft die erschütternden Worte aus: „Nimmst Du Dein Weib aus meiner Hand, so will ich Dich segnen; wählst Du aber diese da, so trifft Dich mein Fluch! Entscheide Dich! Meine Equipage wartet!" Authentisch. Und ähnlich wie jener Schulknabe, der sich in der Alternative zwischen einer Ohrfeige und der stummen Verachtung des Lehrers für die letztere entschied, wählt auch Rudolf den Fluch der Mutter. Die Mutter besteigt die Equipage, welche gewartet hat, und kehrt heim. Das junge Paar flüchtet nach America, bei der Ueberfahrt aber strandet das Schiff und geht mit Mann und Maus unter. So will uns der Verfasser glauben machen; aber wir denken uns gleich, die Sache wird doch wohl nicht so schlimm verlaufen sein; ein paar Menschen werden doch wohl gerettet sein, und es müßte ganz curios zugehen, wenn sich unter diesen nicht zufällig Rudolf und seine Frau befinden sollten. Und so ist es auch. Das junge Paar kommt zurück. Die Mutter segnet sie, und die Equipage braucht nicht mehr zu warten.

Trotz der überaus freundlichen Stimmung des ziemlich zahlreichen Publicums, das die beste Absicht hatte, sich zu unterhalten und alles Mögliche unterhaltend zu finden, fiel das Stück durch. Dem Langmüthigsten müßte auch bei dem diesmal Gebotenen die Geduld ausgehen. Von dem eigenartigen derben Humor der Plattdeutschen ist keine Spur darin wahrzunehmen; und es ist ein starker Irrthum, wenn der Verfasser glaubt, witzloses Zeug könne schon dadurch amüsant und komisch werden, daß es in der plattdeutschen Mundart vorgetragen werde.

Abgesehen von allen andern Mängeln, krankt das Stück auch an lauter reizlosen und wenig ergiebigen Rollen. Die einzige Ausnahme macht allenfalls der Thürmer Puttfarken, den der Director des hamburger Theaters Herr Carl Schultze zwar recht gewandt, aber doch nicht so meisterlich darstellte, daß man über das vollkommene Spiel die Dürftigkeit des Stücks hätte vergessen können. Herr Carl Schultze hat in seinem Auftreten etwas ungemein Sicheres und Siegesgewisses, das unter Umständen ganz angenehm wirken mag, inmitten einer offenbaren Niederlage aber eher etwas verstimmt. Frau Mende gab sich in der Rolle der Regina Puttfarken die ersichtlichste Mühe, sich auf der Höhe ihres schnell erworbenen Rufes zu erhalten; an gewissen Kleinigkeiten konnte man auch, wenn man sich Mühe gab, das seltene Darstellungstalent, welches dieser Künstlerin von den Urtheilsfähigsten nachgerühmt wird, ungefähr erkennen; aber die der Künstlerin zugewiesene Aufgabe war diesmal so undankbar, daß man Frau Mende nur dann bedeutend finden konnte, wenn man von ihren andern Leistungen wußte, daß sie wirklich bedeutend ist. Dasselbe gilt von Herrn Kinder, der nur in einer kleinen Scene als „Bummler" auftrat. Er hatte eine entsetzlich realistische Maske gemacht. Herr Kinder theilt die Auffassung des italienischen Tragöden Ernesto Rossi, daß auch die naturgetreue Copie des absolut Widerwärtigen auf der Bühne statthaft ist; darüber läßt sich streiten. Wenn der hamburger „Bummler" die Cocarde der Schnapskneipe etwas weniger unverkennbar zur Schau getragen hätte, würde ich nichts vermißt haben.

Von dem ständigen Personal des Woltersdorff-Theaters waren zum Theil Mitglieder zur Unterstützung herangezogen worden, denen eine einigermaßen einsichtige und tactvolle Direction die Demüthigung, sich von einem hauptstädtischen Publicum verhöhnen zu lassen, hätte ersparen sollen. Aber darüber ist kein Wort mehr zu verlieren. Was Herr Woltersdorff in dieser Beziehung wie in Betreff der Ausstattung seit Jahren den Berlinern bietet, ist allbekannt.

F. L.

Digitized by Google

# Notizen.

Musikalische Verballhornungen classischer Gedichte. Schon häufig ist mit Verwunderung hervorgehoben worden, wie ein so feinfühliger und für die poetischen Schönheiten so empfänglicher Künstler wie Mendelssohn das herrliche Gedicht Heines

„Ich wollt', meine Schmerzen ergössen
Sich all in ein einziges Wort",

um dasselbe zu einem Liedertext zuzustutzen, in der Weise verunstalten konnte, daß er jedesmal, wo der Dichter von Schmerzen spricht, die Liebe hineincorrigirte, und so den tragischen Inhalt zu einem freundlichen Kosen travestirte. Auf diese Weise heißt es also bei Mendelssohn:

„Ich wollt', meine Liebe ergösse
Sich all in ein einziges Wort"

dann

„Sie tragen zu Dir, Geliebte.
Das lieberfüllte Wort",

statt „schmerzerfüllte Wort"; und die Drohung des Dichters:

„Und hast Du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird Dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum"

wird bei Mendelssohn sogar zu dem holden Versprechen:

„So wird mein Lied Dich umschweben
Bis in den tiefsten Traum," —

was allerdings wenig Sinn hat. Wunderbar genug, daß Mendelssohn diesen Text zu einem Duett geeignet fand, daß er also immer bei zwei gleichgearteten Seelen den Wunsch voraussetzte, daß ihre Liebe in ein einziges Wort sich ergieße, daß die Winde dieses lieberfüllte Wort zur Geliebten tragen, und daß dieses lieberfüllte Wort im dritten Verse sich zu einem Lied erweitert, von welchem wiederum Beide den Wunsch hegen, daß es die schlummernde Geliebte auch im Traum umschwebe.

Ebenso, vielleicht noch stärker, ist die Verballhornung, welche das wundervolle Goethe'sche Abendlied in einer Composition des Herrn Kuhlau erlitten hat. Einer unserer Mitarbeiter übersendet uns das Programm der Gesangsvorträge des deutschen Männergesangvereins in Prag, welches am 18. Juni zum Besten der „Abbrändler in Falkenau" stattgefunden hat. Unser Correspondent rühmt die vorzügliche Ausführung dieser Vorträge; aber der musikalische Genuß hat ihn doch über die Mißhandlung, welche der Dichter bei der Gelegenheit erleiden mußte, nicht vollkommen beruhigen können. Das Goethe'sche Gedicht lautet im Original bekanntlich wie folgt:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh'.
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest Du auch."

Auf dem Programm heißt es dagegen also:

„Unter allen Wipfeln ist Ruh',
In allen Zweigen höreſt Du
Keinen Laut;
Die Vöglein schlafen im Walde!
Warte nur, balde
Schläfst auch Du!"

Aber damit noch nicht genug. Es hat sich ein Herr J. Falk bereit finden lassen, das Goethe'sche Lied stimmungsvoll fortzusetzen; ein Vers wäre ja zu wenig für ein rechtschaffenes Quartett. Herr Falk wird also gerufen und begeistert sich zu folgendem Dacapo-Vers:

„Unter allen Sternen ist Ruh',
In allen Himmeln höreſt Du
Harfenlaut;
Die Englein spielen, das schallte!
Warte nur, balde
Spielst auch Du!"

* * *

Fritz Reuters Schriften, gedruckte und ungedruckte, bilden jetzt einen beliebten Gegenstand der öffentlichen Unterhaltung; aber das Richtige wird dabei nicht immer vom Unrichtigen gesondert. Außer den 13 Bänden, welche als „Sämmtliche Werke von Fritz Reuter" im Verlage der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung (Wismar, Rostock und Ludwigslust) erschienen sind, ist noch folgendes Gedruckte zu nennen:

1. Polterabend-Gedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart von Fritz Reuter. Zweite sehr vermehrte Auflage. Schwerin 1863, August Hildebrand.

2. Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen. Lustspiel in 3 Acten. Blücher in Teterow. Dramatischer Schwank in 1 Act von Fritz Reuter. Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Greifswald und Leipzig 1857, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (Th. Kunike). (Die verschiedenen Personen des ersten Lustspiels, welches ganz in Prosa geschrieben ist, sprechen nach ihrem Charakter hochdeutsch, plattdeutsch, messingisch, berlinisch. Dem Stücke fehlt nicht dramatischer Gehalt, wohl aber Bühnenkenntniß. Ebenso wechselt der Dialekt in der folgenden dramatisirten Anekdote, die aber durchweg Reimverse enthält.)

3. Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat, von Fritz Reuter. Berlin 1858, Rudolph Wagner. 51 Seiten. (Scharfe Polemik eines Angegriffenen, der sich mit reichlichem Humor seiner Haut zu wehren weiß.)

4. Die „Lieder zu Schutz und Trutz", Berlin 1870. 1871, Verlag von Franz Lipperheide, bringen in der vierten Sammlung (S. 55) drei Gedichte Reuters, unter der Gesammtüberschrift: „Großmutting, hei is dod".

Manches andre Gedruckte findet sich wahrscheinlich in dem „Unterhaltungsblatt für Mecklenburg und Vorpommern", welches Reuter während der fünfziger Jahre redigirte; doch wurde daraus schon verschiedenes in „Schurr-Murr" (Sämmtl. Werke VI) übernommen.

Aus derselben Zeit ist noch ein Lustspiel: „Die drei Langhänse", welches Feodor Wehl neuerdings für die Bühne bearbeitete und im Druck erscheinen ließ.

An einer humoristisch-satirischen „Urgeschichte Mecklenburgs" arbeitete Reuter bereits vor Jahren. Jeder, der ihn aus dem Manuscripte vorlesen hörte, hatte seine Freude über mannichfache Witze und Wendungen; aber nicht alle waren der Meinung, daß das Ganze gedruckt werden sollte.

Ob verschiedene Novellenanfänge, die sich in Reuters Mappe befanden, noch zu Ende gebracht worden sind? vermag ich nicht zu sagen.

G. F.

## Bibliographie.

Die Sonne im Dienste der Kartographie von Dr. Joh. Gottfr. Lüdde. Neue Ausgabe. Bearbeitet von Franz Matthes. Weimar 1874, Photolithograph. Landkarten- und Kunstverlag.

Der Kampf um's Dasein am Himmel. Die Darwin'sche Formel nachgewiesen in der Mechanik der Sternenwelt. Von Dr. Karl Freiherr du Prel. Berlin 1874, Denicke.

Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen nebst zwei Essays über „Falsche Analogieen" und „Philosophie der Mythologie" von Max Müller. 2. Hälfte. Straßburg 1874, Trübner.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

# Inserate.


Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.

**Girndt. Dramatische Werke.**

I. Band. **Charlotte Corday. — Y l. — Paroli.**

II. Band. **Politische Grundsätze. — Meine Mutter hat's gewollt. — Preussisches Strafrecht. — Eine Stunde aus Schillers Leben.**

Preis 2⅓ Thlr.

**Bædeker's**

**Reisehandbücher.**

**Belgien** und **Holland.** 12. Auflage. **1878.** 1⅓ Thlr. — **Mittel-** und **Nord-Deutschland.** 16. Aufl. **1874.** 2 Thlr. — **Süd-Deutschland** und **Oesterreich.** 16. Aufl. **1878.** 2 Thlr. — **Deutschland** und **Oesterreich complet** in einem Bande. 15. Aufl. **1872.** 3⅓ Thlr. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. **1878.** 1⅓ Thlr. — **Südbaiern** und die **oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 16. Aufl. **1874.** 1⅔ Thlr. — **Ober-Italien.** 7. Auflage erscheint im Herbst. — **Mittel-Italien.** 4. Aufl. **1874.** 2 Thlr. — **Unter-Italien.** 3. Aufl. **1872.** 1⅔ Thlr. — **London.** 4. Aufl. **1871.** 1⅔ Thlr. — **Paris.** 7. Aufl. **1870.** 1 Thlr. 18 Sgr. — **Rheinlande.** 18. Auflage. **1874.** 1 Thlr. 18 Sgr. — **Schweiz.** 15. Aufl. **1878.** 2 Thlr. — **Conversationsbuch** in 4 Sprachen. 21. Aufl. 1 Thlr.

Leipzig.

**Verlag von K. Bædeker.**

Verlag v. **Ernst Julius Günther** in Leipzig.

In jeder Buchhandlung ist vorräthig:

**Johannes Scherr,** **Novellenbuch.** Erster bis sechster Band. Preis pro Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt:

**Schiller.** Culturhistorische Novelle. 2. Auflage. 2 Bände.

**Rosi Zurflüh. — Brunhild. — Werther-Graubart.** 1 Band.

**Die Tochter der Luft.** Zweite Auflage. 1 Band.

**Nemesis.** Zweite Auflage. 1 Band.

Die Jesuitin. — Gottlieb Rapser. — Rafael Spruhz. — Die rothe Dame. — Alles schon dagewesen. 1 Band.

**Johannes Scherr,** Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Dritte Aufl. 2 Bd. Preis 3 Thlr.

**Johannes Scherr,** **Werther-Graubart.** (Ergänzung des Michel.) Preis 10 Ngr.

**Johannes Scherr,** **Die Gekreuzigte,** oder: **das Passionsspiel von Wildisbuch.** Zweite Aufl. 1 Band. Preis 1 Thlr.

Bei **F. E. C. Leuckart** in Leipzig erschien soeben:

**Die Frage im Unterricht.**

**Zugleich Versuch einer praktischen Logik.**

Herausgegeben von

**Alwin Reinstein.**

Geheftet. Pr. 15 Sgr.

Bei **Eduard Heinrich Mayer** in Cöln und Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Jesuiten,**

**ihre Lehre und ihr Wirken**

in

**Kirche, Staat und Familie**

von

**Carl Julius Weber,**

Verfasser des „Demokritos".

(Special-Abdruck aus des Autors grösserem Werke: „Die Möncherei".)

Motto: „Ersehend, dass wenn die Gesellschaft Jesu bestehen bleibt, es ausserordentlich schwer, wo nicht rein unmöglich ist, den Staaten fortdauernde Sicherheit und der Kirche bleibenden Frieden zu schaffen, heben wir sie auf und unterdrücken sie."

gr. 8. 174 Seiten. Eleg. brosch. Preis 20 Sgr.

**Friedrich von Hellwald,** **Culturgeschichte** in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

**Inhalt der 5. Lieferung:** Entwicklung der staatlichen Verhältnisse Roms. Das römische Volksthum. Der Kampf um die Volksrechte. Die römischen Kriege und ihre Folgen. Griechischer Einfluss in Rom. Die Cultur der Republik. Niedergang der Republik. Die römische Welt: Die Aufgabe des Cäsarismus. Die ethnische Umbildung des Römerthums. Politische Zustände unter den Cäsaren. Literatur, Religion und Philosophie. Die römische Gesellschaft unter den Kaisern. Wirkungen des römischen Kaiserthums. Die Iberer. Geographische Ausbreitung der Kelten. Cultur der Kelten in Gallien. Die Kelten Galliens und Mitteleuropas. Die Germanen. Der Orient. Aufkommen des Christenthums. Roms Niedergang: Sittliche Zustände des verfallenden Reiches. Oekonomische Verhältnisse.

Das Werk erscheint in 9—10 Lief. à 36 kr. oder 12 Sgr. und wird im Laufe dieses Jahres complet. Lief. 1—5 sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

**Verlag von *Lampart & Comp.* in Augsburg.**

In unserm Verlage erschien:

**Richard Wagner's**

**Liebeslied aus der Walküre. — Walthers Preislied a. d. Meistersingern. — Am stillen Heerd aus den Meistersingern.**

**3 Paraphrasen für Pianoforte**

von

**A. Loeschhorn.**

Op. 115. Pr. 2 Mark.

**C. A. Challier & Co.** in Berlin S.-W.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Soeben erschien:

**Pädagogisches Skizzenbuch**

von

**Ludwig Noiré.**

Manches habe ich gelernt von meinen Lehrern, mehr von meinen Genossen, das meiste von meinen Schülern.

Talmud.

Seien denn auch wir Verkünder
Einer jüngern Brüderschaar,
Deren Bau und Wuchs gesünder,
Höher sei, als unsrer war!

Uhland.

Gr. Octav. X u. 331 Seiten. Preis 2 Thlr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin NW.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Theater von Paul Lindau.**

II. Auflage.

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

8°. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

An einer freisinnigen polit. Zeitung sucht ein junger Mann ohne Connexion und Referenzen Stellung als

**Mitarbeiter.**

Offerten **sub J. P. 8996** befördert **Rudolf Mosse, Berlin S. W.,** worauf nähere Mittheilung über bisherige Thätigkeit, Confession, Alter ꝛc. erfolgen wird.


Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung von August Schindler in Berlin.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 15. August 1874. Band VI.

P
.G273
v.6
no 33

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Gibt es einen vierten Stand? Von Karl Dietzel. — Irische Unabhängigkeit und englische Freiheit. Von Karl Blind. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Pariser Briefe. Von Leopold Richter. — Im Vaterhause. Autobiographische Skizze. Von Friedrich Bodenstedt. (Schluß.) — Der verunglückte Reformator der deutschen Schaubühne. Von Paul Lindau. — **Verschiedenes:** Literarische Neuigkeiten aus dem Gebiete der Kunstwissenschaft. Von Bruno Meyer. — Bibliographie. — Inserate.

### Gibt es einen vierten Stand?

Von **Karl Dietzel.**

Man kann wohl annehmen, daß die Mehrzahl derjenigen, welche gegenwärtig von einem vierten Stand reden, der noch nicht zur Geltung und Gleichberechtigung gelangt sei, dabei vergleichsweise an den ehemaligen dritten Stand und an dessen Lage im vorigen Jahrhundert vor dem Beginn des Zeitalters der Revolution denken. Unter dem bevorstehenden Kampfe desselben um Gleichberechtigung pflegt man sich in Folge dessen etwas ähnliches vorzustellen, wie den damaligen Kampf des dritten Standes gegen die bevorrechteten Stände, welcher in der Revolution von 1789 und ihren Nachwirkungen einen so gewaltsamen Verlauf nahm, und unter den staatlichen oder Regierungsmaßregeln zur friedlichen Emancipirung desselben etwas ähnliches, wie die Verwaltungsmaßregeln und die großen staatlichen Reformen, welche die Regierungen jener Zeit, — und an erster Stelle allerdings Preußens Könige — zur Befreiung der wirthschaftlichen Kräfte und insbesondere der unteren Classen von den Fesseln der ständischen Gebundenheit und der zünftigen oder sonstigen Bevorrechtung getroffen haben.

Bei näherer Betrachtung dieser vergleichsweisen Auffassung zeigt sich sofort das gänzlich Unhaltbare des Begriffes vom vierten Stande und besonders seine gänzliche Unberechtigtheit auf dem Gebiete der Wissenschaft. Das Verhältniß der verschiedenen Volksclassen zu einander und der Gesammtbau der Gesellschaft haben sich seitdem so vollständig und so grundsätzlich verändert, daß die analoge Ausdehnung der Begriffe von damals auf die gegenwärtigen Zustände vollkommen unzulässig ist. Es gibt überhaupt keine Stände mehr im Sinne jener Zeit und ihrer Rechtsordnung. Auch die Bezeichnung als dritter Stand kann nur noch in einem ganz allgemeinen, mehr figürlichen Sinne gebraucht werden. Daher gibt es auch keinen vierten Stand, welcher ihm gegenübergestellt werden könnte, und kann keinen solchen geben. Denn zum Wesen der Stände gehört wesentlich mit der Begriff des Gegensatzes des einen zu dem anderen.

Bis zu der Epoche der französischen Revolution von 1789 bestand thatsächlich das Ständewesen und hatte sich gerade während des achtzehnten Jahrhunderts und in der jener Epoche unmittelbar vorhergehenden Zeit am vollkommensten ausgebildet. Die Gesammtheit des Volkes zerfiel in scharf getrennte Classen oder Stände, welche sich durch den verschiedenen, jedem einzelnen eigenthümlichen Rechtszustand, durch die Verschiedenheit der ganzen Lebensrichtung und Lebensführung und durch die verschiedene äußere Geltung in der Gesellschaft und insbesondere im Staate scharf unterschieden.

Diese ständische Gliederung des Volkes beherrschte den gesammten Gesellschaftszustand, wie die Lebensentwicklung und das Schicksal der Einzelnen. Denn sie war eine für jeden Einzelnen gegebene und im wesentlichen unabänderliche, daher ihn für sein ganzes Leben bindende. Der Uebertritt aus einem Stande in einen anderen war in der Regel nicht möglich. Jeder gehörte zunächst seinem Stande an, und diese Zugehörigkeit war entscheidend für sein ganzes äußeres Leben und insbesondere für die Möglichkeit und für das Maß seiner Theilnahme am öffentlichen und Staatsleben.

Denn die ständische Gliederung beherrschte nicht nur die Gesellschaft oder das Gesellschaftsleben, sondern vollständig auch das Staatsleben oder dasjenige, was von Staatsverfassung und politischem Leben damals vorhanden war. In der ständischen Gesellschaft galt jeder nur als Glied seines Standes. Seine gesellschaftliche Stellung, seine wirthschaftliche Thätigkeit, seine Berufswahl waren ihm damit innerhalb gewisser Grenzen vorgeschrieben. Ganz ebenso im ständischen Staate. Ein Anrecht zur Theilnahme am Staats- oder politischen Leben gab es nur für die Angehörigen eines bestimmten Standes, und eine politische Wirksamkeit nur innerhalb eines Standes und nur für dessen besondere Interessen. Der ständische Staat des vorigen Jahrhunderts kannte nur Stände, keine Staatsbürger.

Diese ganze ständische Gesellschaftsordnung nun ist durch die große weltgeschichtliche Umwälzung, welche in der französischen Revolution von 1789 ihren Mittelpunkt hat und ihren großartigsten und gewaltsamsten Ausbruch nahm, für die Länder Westeuropas und damit auch für Deutschland nicht nur umgestaltet, sondern vollständig oder doch in allem Wesentlichen beseitigt worden. In Frankreich geschah dies sofort und durchgreifend durch den gewaltsamen Act der großen Revolution. In Deutschland theils alsbald unter dem zwingenden Einflusse jener gewaltigen Epoche und der von ihr erzeugten machtvollen Geistesströmung, theils allmählich im Laufe der folgenden Jahrzehnte, entweder durch eine einsichtsvolle Gesetzgebung und Regierungsgewalt oder infolge der späteren einzelnen Revolutionen.

Die erste französische Revolutionsepoche hat daher nicht sowohl, oder doch nicht allein, den dritten Stand zur Geltung gebracht, wie dies häufig aufgefaßt wird, sondern sie hat das ganze Ständewesen in seiner eigenthümlichen Wesenheit, wie

Digitized by Google

es bis dahin bestand und jener Auflehnung und jenem Kampfe des dritten Standes zu Grunde lag, überhaupt aufgehoben. In der Gesellschaft und dem Wirthschaftsleben oder hinsichtlich der politischen Rechte unbedingt bevorzugte und in dieser Bevorzugung durch das Recht des Staates geschützte Classen gibt es nicht mehr. Damit ist aber sowohl die frühere ständische Gesellschaft, welche auf der Bevorrechtung der einen Classe vor der anderen beruhte, in Wegfall gekommen, als auch der Staat mit ständischer Verfassung zur Unmöglichkeit geworden.

Somit ist die ganze Auffassung, welche dem jetzigen Gerede von einem vierten Stande zu Grunde liegt, als ob damals nur derjenige Theil der in der ständischen Gesellschaftsordnung zurückgesetzten Classen, welcher den dritten Stand bildet, zur Geltung und Gleichberechtigung gelangt sei, während derjenige Theil, welcher den vierten Stand bildet, dabei zu kurz gekommen sei und dies jetzt nachholen müsse, eine vollkommen hinfällige. Durch jene große Revolutionszeit sind diejenigen Classen, welche den vermeintlichen vierten Stand bilden, ebenso wohl und ebenso vollständig emancipirt worden, wie die den dritten Stand bildenden.

Allerdings ging die Bewegung damals von dem dritten Stande aus und wurde der Kampf gegen die bevorrechteten Stände von ihm und in seinem Namen geführt, so daß in der ersten Zeit der französischen Revolution der tiers état die eigentliche kämpfende politische Partei darstellte, während die unteren Classen und insbesondere die unfreie landbauende Classe an dem ersten Anstoß zur revolutionären Bewegung unbetheiligt waren. Es konnte dies auch kaum anders sein, da der dritte Stand alle Elemente der Gesellschaft in sich schloß, welche durch Besitz, Bildung, Intelligenz und errungene sociale Stellung längst die Berechtigung zur vollen Theilnahme am Staatsleben besaßen, durch die ständische Ordnung aber von der Ausübung derselben ausgeschlossen waren, während die bis dahin unfreien und infolge dessen vom Staatsleben gänzlich ausgeschlossenen Classen weder die erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigten, noch das Bedürfniß danach empfanden.

Aber naturgemäß und mit innerer Nothwendigkeit mußte die Bewegung dahin führen, daß die Gleichberechtigung nicht nur für den bis dahin vorhandenen dritten Stand, sondern überhaupt für alle beansprucht und erkämpft wurde. Der Kampf des dritten Standes gegen die privilegirten Stände war ein Kampf gegen das Ständewesen überhaupt und konnte nur von diesem Standpunkte aus zum Siege führen. Es lag dies bereits in jenem berühmt gewordenen Ausspruch von Sieyes, welcher das Programm der ersten Epoche der Revolution von 1789 enthält. „Qu'est ce que le tiers état? Rien! — Que doit-il être? — Tout!“ Nun, der dritte Stand ist alles geworden, und damit hat er die gesammte ständische Ordnung und auch sich selbst als „Stand“ in Wegfall gebracht.

Die allgemeine Auffassung und Meinung war denn auch in jener Zeit offenbar nicht dahin gerichtet, in diesem tiers état einen neuen rechtlich bevorzugten Stand in gleichheitlicher Weise neben die bisherigen bevorrechteten Stände zu stellen und ihn damit den nicht zu ihm gehörigen unteren Volksclassen, als einem vierten Stand entgegensetzen zu wollen. Im Gegentheil. Die Bestrebungen mußten sich alsbald und vorzugsweise auf die Befreiung und Gleichberechtigung der von den jetzigen socialistischen Wortführern zum vierten Stande gerechneten Classen, insbesondere der unfreien Bauern und ländlichen Arbeiter, sowie der unter dem Zunftwesen bedrückten gewerblichen Arbeiter richten. Denn nur dadurch war das Uebergewicht der privilegirten Stände dauernd zu brechen. Der sogenannte vierte Stand hat daher aus jenem Kampfe um Beseitigung der ständischen Ordnung verhältnißmäßig viel größeren Nutzen gezogen, als der dritte, weil er aus viel ungünstigerer und drückenderer Lage befreit und zur persönlichen und wirthschaftlichen Selbstständigkeit emporgehoben wurde, und zwar, ohne daß er selbst Erhebliches dazu mitgewirkt hätte, indem vielmehr der dritte Stand alle diese Vortheile für ihn erkämpfte.

Am allerwenigsten aber kann es vom preußischen Staate behauptet werden, daß er damals nur die Befreiung und Hebung des dritten Standes im Auge gehabt, den vierten hingegen vernachlässigt habe, so daß es nunmehr seine Aufgabe und seine Pflicht sei, diese Versäumniß nachzuholen und seine Staatsmaßregeln in einseitiger Weise auf die Emporhebung und Begünstigung des vierten Standes zu richten, wie dies Schmoller von ihm verlangt.

Die Politik des preußischen Königthums und die Wirksamkeit des preußischen Beamtenthums während des 18. Jahrhunderts und im Beginne des neunzehnten waren nicht einseitig auf die Förderung einer bestimmten Classe, sondern ganz allgemein auf die Entwicklung der Volkskräfte und die möglichste Hebung und Förderung des gesammten wirthschaftlichen Lebens gerichtet. Sie waren daher zu Gunsten aller derer, welche unter den ständischen und corporativen Vorrechten an ihrer freien Entwicklung gehindert waren, indem sie dieselben von der rechtlichen Gebundenheit und den hemmenden Fesseln der ständischen Gesellschaftsordnung zu befreien strebten. Sie kehrten sich daher nur gegen die eigentlichen privilegirten Classen, insbesondere den Stand des Grundadels. Allen übrigen Volksclassen war ihre Gunst in gleichem Maße zugewendet und ward der Nutzen daraus in gleicher Weise zu Theil.

Wie man nun gar die großen Reformen der Stein-Hardenberg'schen Periode, in welcher doch jene Politik des preußischen Königthums und Beamtenthums ihren Höhe- und Glanzpunkt findet, als eine Begünstigung des dritten Standes im Gegensatze zu einem vierten, bezeichnen mag, ist uns vollkommen unverständlich. Denn die bäuerliche Classe, welche damals von der Hörigkeit befreit wurde, und die gewerblichen Arbeiter, welchen die Einführung der Gewerbefreiheit zu Gute kam, müssen doch wohl auch vom Standpunkte des Katheder-socialismus zum vierten Stande gerechnet werden, wenn es überhaupt einen solchen geben soll.

Wie vollständig auch auf dem speciell staatlichen oder politischen Gebiete die ganze ständische Gesellschaftsordnung seitdem in Wegfall gekommen ist und die damalige Zurücksetzung der unteren Stände einer vollkommenen Gleichberechtigung Platz gemacht hat, wollen wir an dieser Stelle nur andeuten, da uns hier ganz vorzugsweise die gesellschaftliche oder sociale Bedeutung des ständischen Wesens interessirt. Indessen hängt die politische Bedeutung der ständischen Ordnung mit ihrer gesellschaftlichen Natur unmittelbar zusammen, wie sich schon darin zeigt, daß jener weltgeschichtlich gewordene Kampf des dritten Standes um Gleichberechtigung zunächst auf dem staatlichen Gebiete ausbrach und seine politische Gleichstellung als nächstes Ziel im Auge hatte. Die vollkommene Austilgung oder doch wenigstens größtmögliche Zurückdrängung des ständischen Princips im politischen Leben, wie sie sich seitdem nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland vollzogen hat, ist daher ebenfalls ein wesentlicher Beweis für unsere Behauptung, daß von einem Gegensatz der Stände nicht mehr geredet werden kann.

Am allerwenigsten aber können die Wortführer des sogenannten vierten Standes über eine Zurücksetzung oder mangelnde Gleichberechtigung desselben in dieser politischen Hinsicht klagen. Auch hinsichtlich dieser haben diejenigen Classen, welche den vierten Stand bilden sollen, seit jener Epoche der beginnenden Bekämpfung der ständischen Ordnung weitaus den größten Gewinn gemacht, und jedenfalls einen verhältnißmäßig viel größeren, als der dritte Stand. Man kann sich in der That kaum einen größeren Gegensatz denken, als die ständischen Staatsordnungen des vorigen Jahrhunderts und das suffrage universel der Gegenwart. Der Löwenantheil an den Vortheilen dieser Umgestaltung ist aber den unteren Classen oder dem vierten Stande zugefallen. Damals ohne alle und jede Berechtigung zur Theilnahme am Staatsleben mittelst einer

Digitized by Google

Vertretung, ist ihm heute bei dem allgemeinen und directen Wahlrecht auch im Deutschen Reiche die Entscheidung bei der Wahl der Volksvertreter in die Hand gegeben.

Dieser ganze historische Verlauf entspricht nun auch vollkommen dem Wesen der Sache, d. h. der Natur der gesellschaftlichen Factoren und den Entwicklungsgesetzen der menschlichen Gesellschaft. Es kann daher die Behauptung von dem Vorhandensein und der zu erstrebenden Gleichberechtigung eines vierten Standes auch nicht etwa damit gestützt werden, daß man behauptet, diese Umgestaltung der ständischen Ordnung seit 1789 habe einen unrichtigen oder einseitigen Verlauf genommen und sei durch den Einfluß der Betheiligten oder durch die Macht der Staatsregierungen einseitig zu Gunsten des dritten Standes und zu Ungunsten des vierten geleitet worden. Am allerwenigsten aber kann seitens der Wissenschaft, welche jene Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft zu erkennen hat, jenes Gerede über einen vierten Stand anerkannt werden.

Die ständische Organisation gehört der mittleren Epoche der Volksentwicklung an. Nachdem sich durch eine vorausgegangene Entwicklung eine bestimmte Scheidung der Volksgesammtheit in verschiedene Classen oder Gruppen vollzogen hat, wird es das natürliche Bestreben der bevorzugten oder herrschenden Classen, den bestehenden Gesellschaftszustand aufrecht zu erhalten und zu einem dauernden und unverrückbaren zu machen. Indem dieses Ziel dadurch verwirklicht wird, daß die Classen äußerlich und formell gegen einander abgeschlossen werden und der Besitz, als die wirthschaftliche Grundlage der gesellschaftlichen Stellung, unveränderlich an die Familien der herrschenden Classe gebunden wird, indem dadurch die Bevorzugung und die Herrschaft der höheren über die niederen Classen zu einer unverrückbaren Ordnung gemacht wird und sich infolge dessen das persönliche Wesen der Einzelnen und ihre ganze Lebensführung in den Classen eigenthümlich ausprägt und verschiedenartig gestaltet, — werden diese Classen zu Ständen.

Das Wesen der ständischen Ordnung besteht daher in der durch die Rechtsordnung dauernd gemachten Scheidung der Volksclassen, und in der Herrschaft der einen Classe über die andere oder wenigstens der verschiedenartigen Berechtigung der einzelnen Classen und der vorherrschenden Geltung der einen gegenüber den anderen im gesellschaftlichen wie im Staatsleben.

Dieser Zustand ist nur möglich und aufrechterhaltbar bei gänzlicher Verschiedenheit der Grundlagen der wirthschaftlichen Existenz der einzelnen Classen. Das Ständewesen gehört infolge dessen wesentlich der Epoche des vorherrschenden Ackerbauthumes und der damit verbundenen Unfreiheit der arbeitenden Classe an. Denn nur der Grundbesitz ermöglicht eine sichere Vererbung der Grundlagen des Standes und der ständischen Herrschaft.

Mit der höheren Ausbildung der gewerblichen Production und des Handels uud der dadurch herbeigeführten freieren Entwicklung der Volkswirthschaft wird die ständische Gesellschaftsordnung allmählich untergraben und kommt in Wegfall.

Gewerbe und Handel erzeugen den Bürgerstand, um welchen sich dann alle Elemente schaaren, welche nicht in die herrschenden Stände des Grundadels oder Priesterthums aufgenommen werden und sich über den unfreien Stand erheben. Er wird damit zum dritten Stande, welcher, da er alle Fortschrittselemente der Gesellschaft und alle aus der fortschreitenden Entwicklung hervorwachsenden geistigen Kräfte in sich schließt, zu jenen beiden herrschenden Ständen in immer schärferen Gegensatz tritt. Hierdurch führt er zwar zunächst die vollständigste Entfaltung und Ausprägung des Ständewesens herbei, bewirkt dann aber auch durch seinen regelmäßig eintretenden Sieg die allmähliche Auflösung und Zerstörung desselben. Denn er selbst kann nicht mehr zu einem herrschenden Stande werden, weil seine hauptsächlichste wirthschaftliche Grundlage — der bewegliche Besitz — einem stetigen Wechsel unterworfen ist, daher keine sichere Vererbung ermöglicht und andererseits von einem Jeden erworben werden kann.*)

Allerdings entstehen mit der fortschreitenden volkswirthschaftlichen Entwicklung fortwährend neue Unterschiede in der Gesammtheit neben den fortdauernden der früheren Zeit. Denn jede höhere Entwicklung der Volkswirthschaft führt unvermeidlich zu neuen Unterschieden und Ungleichheiten zwischen den einzelnen Individuen der Volksgesammtheit. Diese Ungleichheit nicht wollen, heißt einfach und kurzweg auf jeden Fortschritt verzichten. Insbesondere die Industrie hat in unseren Tagen zu Ungleichheiten zwischen den Unternehmern und den Arbeitern geführt, wie sie bei der früheren gewerblichen Production nicht zu Tage traten und nicht zu Tage treten konnten.

Diese entstehenden Unterschiede führen zu einer neuen Classenbildung im Volke oder wenigstens zu einer bedeutenden Erweiterung und Verschärfung der bereits bestehenden Classenunterschiede. Aber diese Besitzesclassen sind ihrem Wesen nach keine Stände und können nicht zu solchen werden, weil ihnen die wesentlichsten Merkmale derselben fehlen. Denn eine scharfe und feste Abgrenzung zwischen denselben ist nicht möglich, weil der bewegliche Besitz — das Capital im engeren Sinne — in einer unendlichen Menge von Uebergängen von dem kleinsten bis zum größten Betrage vorhanden ist und sich fortwährend neu bildet, und zweitens, weil der Capitalbesitz seinem Wesen nach der fortwährenden Veränderung unterliegt, bei dem Einen entsteht oder sich mehrt, bei dem Andern sich mindert oder verschwindet, und daher die sichere Fortdauer und Vererbung der Grundlage der Classenangehörigkeit eine Unmöglichkeit ist.

Dies nun ist der für unsere specielle sociale Frage entscheidende Punkt. Eine Gegenüberstellung der Arbeiter als vierten Stand gegen die Unternehmer und Capitalbesitzer als dritten Stand ist schon deshalb unmöglich, weil keine feste Grenze zwischen denselben bestimmt werden kann, und weil zweitens die in einem jedesmaligen Zeitpunkte vorhandene Grenze niemals zu einer dauernden werden und somit auch nicht zu einer ständischen Scheidung führen kann.

Die Unternehmer stammen aus den Reihen der Arbeiter und jeder Arbeiter kann in die Reihen der Unternehmer aufsteigen, wenn er denselben Weg befolgt, den jene, die es bereits sind, oder doch deren nächste Vorfahren gemacht haben. Die Richtigkeit dieses Satzes wird dadurch nicht aufgehoben, daß es nur die Wenigeren sind, denen dieses glücken kann und die es wirklich erreichen. Dieser Uebergang von den Arbeitern zu den Unternehmern hat unzählige und mannichfaltige Stufen, so daß die Grenze für eine ständische Scheidung nirgends gefunden werden kann. Will man etwa den hoch ausgebildeten und gut bezahlten höheren Arbeiter im Maschinen- oder Ingenieurfach zum vierten Stande rechnen und den kleinen Handwerker, der für sich allein arbeitet und kümmerlich sein Dasein fristet, zum dritten?

Ebenso nahe ist der Zusammenhang zwischen den Unternehmern und der Arbeiterclasse wegen der raschen Entstehung des großen industriellen Capitalbesitzes und des kurzen Alters alles vorhandenen industriellen Reichthums, sowie andererseits der Schwierigkeit seiner dauernden Erhaltung und der Häufigkeit seines Wiederuntergangs durch Geschäftsverluste oder Zersplitterung. Keine Art des Reichthums entsteht bei persönlicher Tüchtigkeit und bei günstigen Umständen so rasch, als der industrielle, insbesondere bei der Großindustrie. Aber keiner ist auch größeren Chancen des unvorhergesehenen Verlustes und des plötzlichen Untergangs ausgesetzt. Die Ereignisse des letzten Jahres haben dafür hundertfache Beispiele geliefert.

Die eine wichtige Folge dieses Umstandes ist, daß die

*) Wer sich für das Wesen der Stände und die gesetzmäßige Entstehung der gesellschaftlichen Classenunterschiede näher interessirt, findet das Nähere hierüber in meinem Werke: „Die Volkswirthschaft und ihr Verhältniß zu Gesellschaft und Staat". Besonders in Capitel 25.

Digitized by Google

große Masse alles industriellen Capitalbesitzes jederzeit sehr jungen Ursprungs ist und meistentheils von seinen jetzigen Besitzern in der laufenden Generation erworben worden ist. Eine dauernde Erhaltung und Ansammlung desselben durch Vererbung in denselben Familien ist im Durchschnitt nicht möglich und fehlt ihm daher gerade die wesentlichste Eigenschaft, wodurch der unbewegliche Grundbesitz mittelst seiner viele Jahrhunderte langen Festhaltung in denselben Familien zu einer so vortrefflichen Grundlage der Standesbildung geworden ist.

Eine zweite Folge jener Eigenthümlichkeit des industriellen Reichthums, welche in seiner häufigen Kurzlebigkeit besteht, ist, daß ein großer Theil der vorhandenen Unternehmer, und gerade die reichsten, weil glücklichsten, unter ihnen, entweder selbst in ihrer ersten Jugend noch Arbeiter gewesen sind, oder daß doch ihre Eltern und nächsten Vorfahren es waren. Infolge dessen und im Zusammenhang mit ihrer fortwährenden persönlichen Betheiligung an der Production, welche ihren fortwährenden Umgang und Verkehr mit den Arbeitern nöthig macht, stehen sie in ihren ganzen Auffassungen der Arbeiterclasse noch hinreichend nahe. Ein Standesbewußtsein gegenüber dieser letzteren kann daher bei ihnen nicht wohl entstehen, ebensowenig wie die Arbeiter unter solchen Umständen die Empfindung einer ständischen Trennung innerhalb ununterbrochenen gewerblichen Zusammenlebens haben können.

So zeigt sich also, daß eine Scheidung in Stände innerhalb der Gesammtheit der an der gegenwärtigen wirthschaftlichen und insbesondere an der industriellen Production betheiligten Volksclassen sowohl vom historischen, wie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus der erforderlichen Grundlagen entbehrt und in der Wirklichkeit sich unmöglich vollziehen kann. Es ist eine durchaus verkehrte Uebertragung der Begriffe und Rechtsinstitutionen einer vergangenen Epoche auf die Zustände und Verhältnisse der Gegenwart, wenn man die arbeitende Classe zu einem vierten Stande stempeln und ihre heutige Lage als eine Folge ständischer Zurücksetzung gegenüber der Capital besitzenden und Unternehmerclasse bezeichnen will. Zum Wesen des Ständethums gehört unerläßlich die Bevorrechtung des einen Standes vor dem andern. Seitdem diese Bevorrechtung durch die neuere Staatsgesetzgebung gebrochen ist, kann von eigentlichen Ständen nicht mehr geredet werden.

Wenn nun aber auch das Ständewesen in seiner rechtlichen Bedeutung auf dem socialen und staatlichen Gebiete nicht mehr besteht, so ist doch immer noch ein Theil des früher mit demselben verbundenen Begriffes übrig geblieben, daher wir auch jetzt noch, wenngleich in uneigentlichem Sinne, von Ständen reden. Diese übrig gebliebene Bedeutung beruht in dem Rangunterschiede hinsichtlich der gesellschaftlichen Ehrenstellung der verschiedenen Volksclassen, welcher mit dem Ständethum verbunden war. Die oberen Stände genossen eine höhere Ehrenstellung als die nachfolgenden, weil der Begriff der gesellschaftlichen Ehre mit dem Stande als solchem verbunden war.

Das Bedürfniß nach Ehre und Auszeichnung wurzelt tief in der menschlichen Natur und ist auf höheren Stufen der menschlichen Entwicklung bei den höher entwickelten Individuen eine der mächtigsten Triebfedern ihres gesammten Thuns und Schaffens. Sobald daher in einer Gesellschaft sich ein bestimmter Unterschied zwischen höher und niedriger entwickelten Classen gebildet hat, und so lange ein solcher besteht, wird es auch das dauernde Bestreben der ersteren sein, eine gesellschaftliche Ehrenstellung und Auszeichnung vor der letzteren in Anspruch zu nehmen und diese höhere Stellung auch äußerlich darzustellen, um das Gefühl der Ehre und der Auszeichnung vor den Anderen jederzeit bewußt zu empfinden.

Dieses Bedürfniß nach gesellschaftlicher Auszeichnung ist auch nach dem Absterben der ständischen Gesellschaftsordnung natürlicherweise in vollem Maße vorhanden geblieben und hat sogar wegen der seitdem erfolgten außergewöhnlichen Steigerung und Ausbreitung der Culturverhältnisse sich erheblich gesteigert und neue Formen angenommen. Das zu seiner Befriedigung dienende Verhältniß bezeichnen wir noch jetzt mit dem Ausdruck „Stand", indem wir von höheren und niederen Ständen reden. Aber wir verbinden damit einen ganz anderen Sinn als früher.

Für uns fällt der Begriff der gesellschaftlichen Ehre nicht mehr zusammen mit der Angehörigkeit zu einer bestimmten Classe, so daß also der Adel eine höhere gesellschaftliche Ehre genösse, als der Bürgerstand, und dieser wieder eine höhere, als der Bauernstand. Sondern wir bestimmen den Grad der gesellschaftlichen Ehrenstellung unmittelbar nach dem Maße des Vorhandenseins derjenigen Eigenschaften, welche die höhere Natur des menschlichen Wesens ausmachen und welche wir in dem Worte Bildung oder Cultur zusammenfassen.

Unter den höheren Ständen verstehen wir daher die Gesammtheit derjenigen, welche an der in der Gegenwart erreichten Culturstufe und der darauf sich gründenden Lebensführung in vollem Maße Theil nehmen, unter den niederen Ständen alle diejenigen, bei welchen dies nicht der Fall ist. Diese Scheidung ist natürlicherweise keine scharf bestimmte, so daß man vielleicht richtiger nur von einem höheren oder geringeren Maß der Betheiligung am Culturleben reden würde. Dabei ist es aber auf beiden Seiten ganz gleichgültig, welchem Stande im früheren Sinne die Einzelnen angehören, obgleich es sich von selbst ergibt, daß wegen des engen Zusammenhanges der Cultur mit dem Wohlstande die besitzenden Classen im Allgemeinen mit den höheren Ständen, die besitzlosen mit den niederen Ständen zusammenfallen.

Es hängt unmittelbar mit diesem Begriffe der gesellschaftlichen Ehrenstellung, welchen wir nach dem jetzigen Wortgebrauche ausschließlich mit dem Worte „Stand" verbinden, zusammen, daß gewisse Berufsclassen noch vorzugsweise als Stände bezeichnet werden. So sprechen wir von einem Officierstande, einem Beamtenstande u. s. w. Der Grund hiervon liegt aber allein darin, daß von diesen Berufsclassen eine höhere Ehrenstellung in der Gesellschaft beansprucht wird und dieselbe ihnen im Allgemeinen auch noch zugestanden wird. Doch fällt schon jetzt auch in diesen besonderen Fällen der Sinn des Wortes „Stand" fast ganz mit dem der „Berufsclasse" zusammen. Der gleichbedeutende Gebrauch der Worte „Classe" und „Stand", wie er jetzt allgemein üblich geworden ist, beweist aber noch weiter, daß dem Worte „Stand" sein früherer besonderer Sinn vollständig abhanden gekommen ist.

Die jetzigen Stände sind daher etwas von den Ständen der früheren ständischen Gesellschaftsordnung durchaus und grundsätzlich Verschiedenes. Es zeigt sich dies daher auch in der sprachlichen Bezeichnung derselben. Die früheren Stände drückten eine ganz bestimmte rechtliche Stellung der einzelnen Volksclassen, eine Bevorrechtung der einen vor der anderen aus. Sie waren gewissermaßen numerirt, als erster, zweiter, dritter Stand. Die jetzigen Stände hingegen bezeichnen nur ganz allgemeine Unterscheidungen, ohne irgend welche Bedeutung für die rechtliche Stellung ihrer Angehörigen in der Gesellschaft oder im Staate.

Diese Unterscheidung ist nicht ohne Bedeutung für die Beurtheilung unseres Schlagwortes vom „vierten" Stande. Dieser soll im Allgemeinen mit der arbeitenden oder besitzlosen Classe zusammenfallen, und wird daher auch, bei der jetzigen Gleichbedeutung von Berufsclasse und Stand, vielfach als Arbeiterstand bezeichnet. Aber es liegt zwischen beiden Worten doch ein Unterschied, wegen dessen man absichtlich das eine oder das andere wählt. Mit dem Worte Arbeiterstand wird einfach nur die Berufsclasse bezeichnet, mit dem Ausdrucke „vierter Stand" soll aber an einen ständischen Unterschied im früheren Sinne, an eine ungerechte Zurücksetzung desselben hinter den dritten erinnert werden.

Wie wenig aber auch in dieser gegenwärtigen Bedeutung des Wortes die arbeitende Classe sich über eine Zurücksetzung als Stand zu beklagen berechtigt ist, und wie unmöglich es ist, in dieser Hinsicht, einen vierten Stand von dem dritten abzu-

Digitized by Google

zweigen und ihm gegenüber zu stellen, das lehrt eine Vergleichung der Gegenwart mit der jüngsten Vergangenheit.

Während des ersten Drittels dieses Jahrhunderts, ja beinahe bis zur Mitte desselben war, obgleich das Ständethum in seiner alten Bedeutung entweder ganz beseitigt war oder doch die stärkste Erschütterung erfahren hatte, dasselbe doch in Bezug auf die gesellschaftlichen Rangverhältnisse noch so sehr im Bewußtsein der Bevölkerungen fortlebend, daß es unbewußt und freiwillig anerkannt wurde und in Geltung blieb. Es war das die Zeit der Restauration, welche die Schöpfungen der Revolutionsepoche wieder zu beseitigen trachtete; und in Deutschland zugleich die Zeit der Ständeversammlungen, d. h. der Volksvertretungen, welche man noch nach Möglichkeit auf ein ständisches Princip zu begründen trachtete.

Der Begriff der höheren Stände fiel damals noch mehr oder weniger mit dem der früher bevorrechteten Stände zusammen. Es erhielt sich die Bezeichnung als Standespersonen oder Personen von Stande, worunter nur Angehörige dieser letzteren verstanden wurden. Die ganze gewerbtreibende Classe wurde nicht hinzugezählt und war von dem Leben der höheren Stände fast ganz ausgeschlossen. Wenn diese standesartige Scheidung sich auch gegenüber der Unternehmerclasse und den Reicheren allmählich milderte, so war sie dagegen eine absolute gegenüber der Arbeiterclasse, welche einer gesellschaftlichen Stellung ganz entbehrte.

Wie hat sich das alles seit der großen Bewegung von 1848 und im Laufe unserer seitherigen Entwicklung geändert! Jene Nachwirkung des Ständewesens ist vollständig verschwunden und die gewerbtreibende Classe ist mit den anderen in Hinsicht des gesellschaftlichen Ranges vollkommen gleichgestellt. Ihre Spitzen, die großen Unternehmer, werden in den höchsten Ständen als gleichberechtigt aufgenommen und der Arbeiter ist ein geachtetes Mitglied der Gesellschaft geworden, im Range den unteren Schichten des dritten Standes völlig gleichstehend. Wenn diese rasche Aenderung in der gesellschaftlichen Stellung der Arbeiterclasse zu einem großen Theile ihrer politischen Gleichstellung im Wahlrechte zuzuschreiben ist, so hat andrerseits die industrielle Entwicklung so viele neue Unterschiede in den Reihen der Unternehmer wie der Arbeiter zur Folge gehabt, daß eine Abscheidung der letzteren als vierter Stand auch hinsichtlich der gesellschaftlichen Rangstellung ganz unmöglich ist.

Auf dem Boden dieser Entwicklung und durch Förderung all der Einrichtungen und Maßregeln, welche die arbeitende Classe wirthschaftlich und gesellschaftlich zu heben geeignet sind und damit den bestehenden Classengegensatz zu mildern dienen, muß die Besserung der gegenwärtigen Lage gesucht werden, nicht aber durch die Erweiterung dieser Kluft mittelst der künstlichen Schaffung eines „vierten Standes".

Ueberlassen wir daher dieses Schlagwort den Agitatoren der Socialdemokratie und vermeiden wir es bei der unparteiischen Discussion, sowie vor allem da, wo, wie auf unseren Universitäten, doch eigentlich nur die Wissenschaft zu Worte kommen sollte!

---

## Irische Unabhängigkeit und englische Freiheit.

Von **Karl Blind.**

(Schluß.)

### VI.

Wenige Menschen befassen sich, beim Studium geschichtlicher und politischer Fragen, mit der dazu erforderlichen Statistik. Schnell fertig sind die Meisten mit dem Urtheil. Es ist ja viel bequemer, Meinungen abzugeben, als Thatsachen gegen einander abzuwägen. Mit Worten läßt sich trefflich streiten. Man kann dabei auf Kosten der Wahrheit geistreich sein; und den Ruhm, eine geistreich scheinende Aeußerung gethan zu haben, zieht weitaus die Ueberzahl dem Ruhme der unbequemen Genauigkeit vor. Sogar Statistiker sind gegen diese Schwäche nicht immer gefeit; — damit ist alles gesagt.

Die Vertheidiger des „Home-Rule" weisen gern auf die in Irland stattgehabte und fortwährend andauernde Verminderung der Bevölkerungszahl als auf einen Beweisgrund für die Untauglichkeit der englischen Regierung und die Nothwendigkeit der Einführung einer unabhängigen irischen Landes-Regierung hin. Nun ist es allerdings richtig, daß Irlands Bevölkerungszahl furchtbar herabgegangen ist. England (mit Wales) hatte im Jahre 1801 über 9,000,000 Einwohner. Es zählt deren heute nahezu 23,000,000. Schottland hatte damals 1,600,000 Einwohner. Heute besitzt es deren nahezu 3,400,000. Irland hatte im Jahre 1801, nach ungefährer Schätzung — denn genaue Aufnahmen fanden damals auf der Insel noch nicht statt — über 4,000,000 Einwohner. Im Jahre 1841 war die Zahl auf 8,175,124 gestiegen. Im Jahre 1851 sank sie auf 6,552,385; 1861 auf 5,792,055; 1871 auf 5,402,759 herab. Während somit in England seit Beginn dieses Jahrhunderts eine Zunahme von 120 Procent, in Schottland eine solche von 90 Procent stattfand, weist Irland eine Abnahme von 30 Procent auf.

Ist nun einfach die „englische Mißregierung" dafür verantwortlich zu machen?

Sicherlich nicht!

Dreierlei Hauptursachen haben zur Entvölkerung Irlands mitgewirkt. Einmal: wiederholte Mißernten in demjenigen Nahrungsmittel, auf welches der Ire wesentlich angewiesen ist. Sodann die theils aus Noth, theils aber auch aus dem Wunsche, in der neuen Welt rascher fortzukommen, hervorgehende Massenauswanderung nach America. Endlich, was nicht zu vergessen, die mit jedem Jahre steigende Einwanderung von Iren nach dem diesseitigen England und Schottland — was zugleich als eine Ursache der Zunahme der katholischen Bevölkerung auf englischem Boden zu betrachten ist.

Wie bereits früher ausgeführt wurde, litt Irland keineswegs unter einer größeren Härte der aristokratischen Grundeigenthums-Ordnung, als der übrige Theil des Vereinigten Königreichs. In Schottland zum Beispiel wird die Hälfte des Bodens von zwölf Familien geeignet! Im eigentlichen England war und ist der alles Grundeigenthums enterbte Heuerling oder Kottsasse in viel gedrückterer Stellung, als der irische Bauer oder Kleinpächter es auch vor der, lediglich zu Gunsten Irlands eingeführten Land-Bill war.

Allein während Irland mehr unbenutzten, schlechten, kaum urbar zu machenden Boden hat, als das vielfach steinige, öde Schottland und sogar als selbst das so viel größere England, ist der irische Stamm nicht blos sehr kinderreich, sondern lebt auch meist sorglos in den Tag hinein. Zu den vielen katholischen Feiertagen macht sich der Ire gern noch andere. Obwohl arbeitstüchtig und von Naturanlage kräftig, hat er häufig unwiderstehliche Anfälle von Müßiggängerei und rauft lieber, als daß er schanzt. Daraus erklärt sich der zahlreiche Eintritt junger Iren in's englische Heer. Ihre Raufsucht und ihre Abneigung gegen die regelmäßige Arbeit siegt immer noch über den Haß gegen den „tyrannischen Sachsen".

Bei aller Fruchtbarkeit an Futtergräsern hat nun aber das feuchte, vielberegnete Irland verhältnißmäßig Mangel an Korn. Schon die Bequemlichkeit, zu welcher das Volk neigt, hat dem Kartoffelbau übermäßig Vorschub geleistet. Die Kartoffel nimmt der Ire sowohl zum Hauptbestandtheil seines Mahls, wie auch zur Bereitung eines Fusels, dem die Nation leidenschaftlich ergeben ist. Eine Kartoffel-Mißernte hat daher allerdings eine furchtbare Bedeutung in Irland. Der bigotte Sinn des Volkes nimmt eine solche „Heimsuchung" mit stumpfer Ergebenheit hin, statt alle Kraft aufzubieten, um die Folgen des Uebels zu mildern. Selbst die freigebige Beihülfe Englands hatte daher bei der großen Hungersnoth der vierziger Jahre wenig Nutzen.

Damit soll gewiß nicht bestritten werden, daß eine ganz-

Digitized by Google

liche Aufhebung des Feudalwesens in den Grundeigenthums-Verhältnissen die Lage des Irenvolkes bedeutend verbessert hätte. Zeigen wollte ich nur, daß Irland an und für sich in diesem Punkte nicht ungünstiger gestellt war. Daß durch „Home-Rule" der Pächter- und Feldarbeiter-Stand zu Freiholden umgeschaffen werden würde, ist auch nicht zu hoffen. Selbst diejenigen Home-Ruler, welche sich den liberalsten Anschein geben, wagen eine solche Hoffnung nicht auszusprechen.

Wegen der häufigen Mißjahre hat die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, zum Theil auch nach Canada, Australien und Neu-Seeland zugenommen. Bei der Auswanderung nach der americanischen Union spielte jedoch seit Jahren noch ein anderer Gesichtspunkt mit: der Wunsch, mit der dortigen Leitung des Fenier-Bundes in Berührung zu kommen und dereinst vielleicht am „großen Rachetage" bei einem Angriffe auf England theilnehmen zu können. Das leicht erregbare, phantastischen Gebilden nachhängende Volk glaubte, westwärts blickend, ein flammendes Schwert am Himmel leuchten zu sehen, das dereinst züchtigend auf den „Sassenach" niederfahren würde.

Der dritte Grund der Entvölkerung Irlands hat ebenfalls doppelten Ursprung. Irische Arbeiter wandern jetzt zahlreicher nach den englischen und schottischen Großstädten sowohl des höheren Lohnes wegen aus, wie auch, weil die Anwesenheit eines starken irischen Bevölkerungstheiles in Liverpool, Bradford, Leeds, Manchester, Birmingham, Sheffield, London u. s. w. von den Führern des fenischen Bundes als nützlich erachtet wird. Die neuere Losung lautet dahin, den Engländern auf dem eigenen Boden Eins am Zeuge zu flicken. Die irischen Knüppelthaten im Hyde-Park bei Gelegenheit der Garibaldi-Versammlungen; die versuchte Befreiung fenischer Gefangenen, am hellen Tage, auf offener Straße, in Manchester, wobei der Polizeibeamte Brett durch die Kugel fiel; die Clarkenweller Pulversprengung u. dergl. m.: das alles beweist, daß das irische Element in den größeren Städten Englands bereits sehr keck zu Werke geht.

Wenn also das grüne Erin heute weniger Einwohner zählt, so hat dafür England jetzt um so mehr Iren in seinem eigenen Schooße. Dieser Umstand ist bei der Rechnung wenigstens in einem gewissen Maße in Anschlag zu bringen. Die Iren beklagen sich oft, daß Engländer und Schotten von Ulster her immer weiter nach der Mitte der Insel vordringen. Wenn diese Klage Berechtigung hätte, könnten die Engländer mit eben so gutem Fug sagen, die nächste Folge der Einführung des Home-Rule müßte die sein, daß man die auf englischem Boden lebenden Iren „nach Hause beordere". Diese Form des Home-Rule dürfte den Iren indessen sehr wenig munden.

## VII.

Sehr richtig bemerkte ein Unterhausmitglied bei der neulichen Verhandlung: Herr Butt habe bei seinem Antrage wohlweislich vermeiden, eine nähere Ausführung zu geben, wie die eigene Landes-Regierung für Irland des Genaueren einzurichten sei. „Der Grund dieser Unterlassung," rief der Redner aus, „ist der, daß jedes Eingehen in die Einzelheiten die Home-Rule-Partei auseinandersprengen würde!"

Unter dem Namen der Home-Ruler versteckt sich nämlich neben solchen, die nur „besondere irische Angelegenheiten" durch ein Parlament in Dublin behandelt sehen möchten, auch eine andere Partei, die auf förmliche Losreißung ausgeht. Diese letztere Partei theilt sich wieder in Fenier und Ultramontane. Die Fenier glauben sich berufen, unter gewissen Umständen — d. h. wenn England von außen durch mächtige Feinde angegriffen wäre — den Anstoß zur Erhebung zu geben, um „Grün über Roth zu stellen". Angenommen, daß eine solche Lage je einträte, wird kein wirklicher Kenner Irlands zu bestreiten vermögen, daß, wenn auch die Fenier den Anstoß gäben und vermöge einer durch zahlreiche äußere Feinde erfolgenden Umringung Englands sogar den Sieg davon trügen, der politische Sieg schließlich bei den Ultramontanen verbleiben würde. Es wäre also die Unabhängigkeit Irlands gleichbedeutend mit der Errichtung einer katholischen Zwingburg.

Man sagt wohl, ein für ausschließlich irische Angelegenheiten berufenes Parlament werde doch nicht die Tollheit begehen, nach förmlicher Losreißung zu streben, so lange England noch Zähigkeit besitzt und ihm keine äußere Gefahr droht. Die Iren kennt schlecht, wer sich damit trösten wollte. Beredtsamkeit ist für sie berauschend. Einmal in Dublin als Parlament versammelt, würden sie sich durch die feurigen Aufrufe der weitergehenden Partei leicht zu Maßregeln verleiten lassen, die den ganzen Bestand des Reiches in Frage stellen müßten.

Die strenge Personal-Union, die politische Scheidung in aller und jeder Beziehung, einschließlich des Heeres und der Flotte, würde bald genug verlangt werden — und ginge England, wie sich von selbst versteht, nicht darauf ein, so wäre der Widerstreit da. Unter dem Schutze des eigenen Parlaments würden sich Schaaren irischer Landesvertheidiger sammeln, sei es als Parlamentstruppen oder als unabhängige Freiwillige; und den Anordnungen Englands würde einfach Trotz geboten. Damit wäre der Zustand wieder da, der am Ende des vorigen Jahrhunderts so blutige Folgen hatte.

Ein eigenes Parlament in Dublin wäre gleichbedeutend mit der Ausscheidung Irlands aus dem englischen Fortschrittsverbande, gleichbedeutend auch mit dem Sturze aller größeren englischen Reichspolitik. Englands Reich in Asien ist heute ein weit umfangreicheres, viel unmittelbarer durch die britische Macht beherrschtes, als es vor Jahren der Fall war. Wie aber sollte, nachdem die Sipoy-Empörung einen Abgrund der Gefahr aufgethan hat, wie sollte England in Indien volle Macht entfalten können, wenn seine Kraft auf den britischen Inseln selbst in zwei Hälften auseinandergebrochen wäre?

Man mag über den Aufbau des britischen Reiches in Asien denken, wie man will: sein gegenwärtiger Bestand ist der Weltcultur gewiß förderlam. Der Sturz Englands in Indien würde Rußland auch in Süd-Asien zum Gebieter machen. Wer dem weiteren, culturfeindlichen Vordringen des Moskowiterthums nicht Beihülfe will geleistet sehen, der muß daher wünschen, daß die britische Reichseinheit erhalten werde.

Ein unabhängiges oder halb-unabhängiges Irland wäre heute, trotz der Spannung zwischen römischem und griechischem Katholicismus nur ein neuer Vorschub für russische Eroberungspläne. In der That jubelte die ganze England feindliche Presse Irlands bei der Sipoy-Empörung laut auf und wünschte denen, die Englands Herrschaft abwerfen wollten, allen Erfolg, trotzdem daß irische Soldaten in Indien gegen die Sipoys ihr Leben einzusetzen hatten. Versuche der Aufwiegelung unter den Truppen irischer Abkunft kamen damals mehrfach vor. Katholische Einflüsse gaben sich dabei unzweifelhaft kund. Stimmen wurden um jene Zeit häufig in Irland laut, daß es wünschenswerth sei, Englands Macht in Asien gebrochen zu sehen, selbst wenn der Czar dadurch an Einfluß und Gebiet gewönne. Manche Wortführer in der irischen Presse drückten sogar ihr Bedauern über den Gang des kurz vorher beendigten Krim-Krieges aus.

Das Alles waren Winke, die ein englischer Staatsmann zu beachten hat, und vielleicht um so mehr beachtet, je weniger er öffentlich davon spricht.

## VIII.

Schottland war bekanntlich früher gegen die Reichseinheit so widerhaarig, wie nur möglich. Geschichtlich und staatsrechtlich waren die Schotten einst eine besondere Nation; und noch heute halten sie in ihrer großen Mehrheit an diesem Titel fest. „Engländer" will der Schotte nicht sein. Auf keiner Volksversammlung, in keinem Blatte kann jenseits des Tweed die Bezeichnung „Engländer" angewandt werden. Man muß „Schotte" oder „Brite" sagen; die andere Benennung gilt als eine Mißachtung der Nationalität.

Aus jacobitischen Rebellen sind die Schotten jedoch im

Digitized by Google

Laufe der Zeit, bei allem Stolze auf das eigene Volksthum und die eigene Geschichte, zu ganz reichstreuen, in ihrer überwiegenden Mehrzahl politisch liberalen (wenn auch religiös noch stark muckerhaft aufgelegten) Bürgern des vereinigten Königreiches geworden. Bei der Abstimmung über den Butt'schen Antrag erklärten sich sämmtliche schottische Unterhaus-Mitglieder gegen das irische Home-Rule — bis auf Einen, den Vertreter von Dundee. Auch dieser erklärte jedoch nachträglich, er habe dem Butt'schen Antrage nur deshalb seine Stimme gegeben, damit eine Erörterung über die ganze Frage der von der parlamentarischen Zuständigkeit auszuscheidenden Provinzial-Angelegenheiten stattfinden könne. Von irischem Home-Rule aber wolle er entschieden nichts wissen.

Hätte Irland Anspruch auf eigene Landesregierung, warum nicht, mit noch viel mehr Grund, auch Schottland? Geschichtlich wäre der Anspruch für Schottland gewiß viel leichter zu begründen. Wendet man ein, daß die Iren dem Stamme nach von den Engländern verschieden seien, so ist darauf zu erwidern, daß allerdings keltisches und noch mancherlei anderes Blut in Irland vorhanden ist, germanisches aber im Nordosten der Insel in fast einem Drittel der Gesammtbevölkerung sich findet. Ueberdies sind die sogenannten Kelten Irlands selbst stark mit germanischem Blute gemischt — so namentlich an den Küsten und in der Grafschaft Tipperary. Die Sprache der Iren aber ist, mit geringen Ausnahmen im Südwesten, heute die englische.

Gerade so hat Schottland in seinen Berggegenden noch ein Gälisch sprechendes Volk, während die Tieflande von einer germanischen oder germanisirten Bevölkerung bewohnt sind.

Soll der religiöse Unterschied gelten, so sind freilich zwei Drittel der Iren Katholiken. Indessen die Schotten, obwohl in ihrer überwiegenden Mehrzahl Protestanten, gehören doch meist einem von der englichen Hochkirche verschiedenen Bekenntnisse an. Religionsfragen sind aber in Schottland leider von nur zu großer Bedeutung. Home-Rule könnte daher auch für Schottland aus diesem Grunde gefordert werden.

Und wie stände es mit Wales?

Die Masse der Waliser besteht zwar aus Protestanten, jedoch aus solchen, die von der englischen Hochkirche getrennt sind. Der Nationalität nach sind die Waliser gewiß viel ungemischtere Kelten, als die Iren. Zudem spricht die Mehrzahl der Bewohner des dortigen „Fürstenthums", wie das Bergland heute noch amtlich heißt, eine keltische Mundart, das Kymrische — und mehr noch: die Meisten verstehen bis zur Stunde blos Kymrisch!

Da hätte man denn einen weiteren Fall für Home-Rule!

In seiner Rede betonte Herr Butt, wenn auch nur vorübergehend, den Grundsatz des „Föderalismus". Fühlt man den irischen Home-Rulern auf den Zahn, so kann man in der That gewahr werden, daß viele derselben für ihr eigenes Land vorerst die reine Personalunion mit England erstreben, es jedoch gern sähen, wenn sich auf dem diesseitigen, englisch-schottischen Gebiete ein weiterer „föderalistischer" Auflösungsproceß vollzöge. England mit dem politischen Secirmesser ganz auseinanderzulegen, wäre den Home-Rulern und Feniern Hochgenuß. Dem Reiche wäre damit der Lebensnerv durchschnitten.

IX.

Gegenüber solchen Strebungen bedarf es für jeden mit etwas Staatsblick Begabten nur einer kurzen Ueberlegung, um sich in dieser Home-Rule-Frage klar zu werden. Lediglich der Umstand, daß der moderne Liberalismus sich so leicht durch bloße Redensarten und allgemeine, für den einzelnen Fall gar nicht anwendbare Grundsätze fangen läßt, kann es erklären, daß in England sogar Männer, die sich der verderblichen Endziele der Home-Ruler wohl bewußt sind, nicht den sittlichen Muth haben, ein starkes Wort zur rechten Zeit zu sprechen.

So wie die Iren aber geartet sind, ist es die klügste und zugleich menschlichste Politik, ihnen rechtzeitig ein entschiedenes „Halt!" zuzurufen. Andernfalls verrennen sie sich gar leicht auf Wege, die dem Blutpfade zuführen.

Die Abwerfung des Butt'schen Antrages in einem Parlamente mit conservativer Mehrheit, bei der jedoch auch die meisten Liberalen und Radicalen gegen „Home-Rule" stimmten, war allerdings von vornherein zu erwarten. Noch eindrucksvoller wäre es gewesen, hätte Gladstone, statt seine Redekraft auf eine Kirchenfrage aufzusparen, bei diesem Anlasse klare Farbe gezeigt. Angriffen zu trotzen, wenn die Gefahr auf's höchste gestiegen ist, mag groß sein. Gefahren durch rechtzeitige Entschlossenheit abzuwenden, ist des wahren Staatsmannes erste Pflicht.

Wer Englands Freiheit und Fortschritt will, kann Irlands Unabhängigkeit nicht wollen. Gladstone, dem liberalen Führer, lag es daher ob, auch sein Wort in die Wagschaale zu werfen. Daß er es zu thun unterließ, mag Taktik des Oppositionsmannes sein. Solcher kleinlichen Taktik befleißigt sich aber nicht, wer aus vollem Gusse geformt ist und mit eherner Festigkeit die als richtig erkannten Ziele verfolgt.

## Literatur und Kunst.

### Pariser Briefe.

#### Lebensüberdruß.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Ich erinnere mich auf Ihrem Arbeitstisch eine ziemlich reiche Auswahl französischer Zeitungen gesehen zu haben. Wenn Sie an einem beliebigen Tage irgend eines dieser Blätter öffnen wollen, so werden Sie auf der dritten Seite unter der allen hiesigen Zeitungen gemeinschaftlichen Rubrik „Faits divers" einen Abschnitt finden, der „Suicides" überschrieben ist. Unter diesem Titel sind tagtäglich drei, vier, sehr häufig noch mehr Fälle verzeichnet. Die Todesanzeigen haben sämmtlich eine große Aehnlichkeit unter einander. Das Auge des professionellen Zeitungslesers gleitet gleichgültig darüber hinweg; auf den Moralisten aber machen diese kalten, wortkargen Notizen durch ihre immer häufiger werdende Wiederholung einen höchst peinlichen Eindruck. Gewöhnlich heißt es in denselben, man habe in den Netzen von St. Cloud oder an irgend einem Brückenpfeiler einen Leichnam aufgefischt, den man, da die Identität desselben nicht festzustellen war, nach der Morgue geschafft habe. Zur Abwechslung liest man hie und da, daß die Bewohner irgend eines Hauses durch einen Pistolenschuß erschreckt worden seien, daß man den Polizeicommissarius gerufen, und daß dieser die Thür einer Wohnung erbrochen habe, in der die Leiche eines der Miether gefunden worden sei. Außerdem hört man häufig von jungen Mädchen sprechen, die sich durch Kohlendampf erstickt, und von alten Leuten, die es vorgezogen haben, einer elenden Existenz durch Erhängen ein Ende zu machen. Am häufigsten ist in Frankreich der Selbstmord durch Ertränken; am seltensten durch Messer oder Dolch. Dieser letztere Modus erfordert einen Aufwand von Energie, dessen nur Wenige fähig zu sein scheinen. Aber ein Sprung in das Wasser ist rasch gethan; — und dann ist Alles vorbei. —

Der pariser Berichterstatter, dem jede gedruckte Linie vier bis sechs Sous einbringt, begnügt sich nicht gern damit, das einfache Factum des Selbstmordes zu registriren. Zum Nutzen seiner Tasche und zur Befriedigung eines sensationsdurstigen Publicums hat er drei bis vier stereotype Phrasen — sogenannte clichés — zu seiner Verfügung, die den Schluß der Anzeige bilden, und gewöhnlich wie folgt lauten: „Der Selbstmord des jungen Mannes

Digitized by Google

oder des jungen Mädchens soll seinen Grund in Liebeskummer haben". — „N. N. hatte durch unglückliche Speculationen einen bedeutenden Theil seines Vermögens eingebüßt, und hat sich aus Verzweiflung darüber entleibt." — „Die Ursachen des Ereignisses sind noch unbekannt. Wir versprechen unsern Lesern dieselben auszufinden und auf diese geheimnißvolle Tragödie in einer späteren Nummer unserer Zeitung zurückzukommen." — Am nächsten Tage sind der junge Mann, das junge Mädchen, N. N. und der mysteriöse Selbstmörder vergessen und werden in dem theilnahmlosen Geiste des Lesers durch andere anonyme Unglückliche ersetzt.

Die Zeitungen vom 15. Mai bringen ausnahmsweise einmal eine ausführlichere Notiz über einen Selbstmord. Es handelt sich um Herrn Joseph Vincentis, einen Millionär aus Beziers in Südfrankreich, einen 70jährigen Greis, dem Liebe schon seit langen Jahren keinen Kummer mehr gemacht hatte, und dessen Geschäft, wie die Zeitungen sagen, im blühendsten Zustande war. Man hat den alten Mann eines Morgens todt in seinem Bette gefunden, neben ihm eine entladene Pistole und auf dem Tisch der Stube, in der er sich entleibt hatte, zwei mit fester Hand geschriebene Zeilen:

„Des Lebens müde, gebe ich mir den Tod.
Joseph Vincentis."

„Fatigué de la vie" — welch' trübe Geschichte liegt in den wenigen Worten. „Des Lebens müde" d. h. ich habe keine Freude mehr, ich hoffe, ich wünsche, ich fürchte nichts mehr; mich kümmert weder Weib noch Kind, weder Freunde noch Verwandte; mir blüht keine Blume, mir singt kein Vogel, mir leuchtet kein Stern. Weder Reichthum, noch Ehre, noch Genuß können mir frommen; mein Herz ist todt; rings um mich her Kälte und Oede; und auf meinen müden Schultern ruht die Last eines unerträglich einförmigen, hoffnungslosen Daseins. Ich bin des Lebens müde; ich will ruhen und ich gebe mir den Tod, um Ruhe zu finden, „fatigué de la vie je me donne la mort".

Ich kann mich der Ansicht nicht erwehren, daß Viele von denjenigen, welche die Pariser Berichterstatter aus Liebeskummer oder aus Geldnoth sterben lassen, sich wie der alte Joseph Vincentis kalten Blutes das Leben genommen haben, einfach weil sie desselben müde geworden waren.

Das Leben in Frankreich ist in den letzten drei Jahren ein anderes geworden, als es früher war. Unter dem Kaiserreiche, vor dem Kriege, waren die Franzosen wirklich stolz darauf, Franzosen zu sein, und hatten, dem äußeren Anscheine nach, guten Grund dazu. Sie sprachen von sich als von der „großen Nation"; ihre siegreiche Armee galt in ihren Augen für unbesiegbar; französische Mode, französischer Geschmack, französisches Theater, französische Kunst beherrschten die Welt; und die pariser Zwerge hatten sich selbst ein so hohes Piedestal errichtet, daß sie von demselben herab mit unbeschreiblicher Selbstgefälligkeit auf alles Nichtfranzösische hinabblicken konnten.

Dem ist heute nicht mehr so: die französischen Armeen sind geschlagen worden, als sie es gewagt haben sich den deutschen Truppen entgegenzustellen; die Kritik nagt mit scharfem Zahn an allen Productionen der französischen Kunst und Literatur; und das, was man früher bei den Franzosen als liebenswürdige und verzeihliche Schwächen bezeichnete, nennt man heutzutage Laster und Verbrechen. Die Welt ist in wenigen Jahren eine andere geworden. Das französische Prestige ist zerstört, es ist wie eine Seifenblase zerplatzt; nichts, aber auch gar nichts ist davon übrig geblieben.

Das Leben in Frankreich hat allen Reiz verloren. Leidenschaftliche Streitereien über politische Fragen, gehässige Anfeindungen, wüthende Drohungen haben die früher in Frankreich vorherrschende Höflichkeit und Liebenswürdigkeit verdrängt. Der gesellige Ton aller Classen des Volkes ist ein verstimmter. Die Geschäfte gehen schlecht; Handel und Wandel stocken; die vor kurzem noch bemitleideten Nachbarvölker sind jetzt Gegenstand des Neides geworden. Erbitterung und Ingrimm haben überall Wurzel geschlagen und trostlose Verzweiflung, von der man kaum glaubte, daß das leichte französische Herz sie fassen könnte, hat sich vieler Gemüther bemächtigt.

Dieser allgemeine Zustand hat seine Rückwirkung auf das einzelne Individuum nicht verfehlen können; und so ist es gekommen, daß viele Menschen, die sich vor einigen Jahren noch des Lebens freuen konnten, des Lebens, das ihnen das Heute bietet, müde geworden sind.

Selbstmord aus Lebensüberdruß und Lebensmüdigkeit ist ganz besonders denjenigen Nationen eigenthümlich, welche einen hohen Civilisationspunkt erreicht hatten und von demselben auf eine geringere Stufe zurücksinken. Auch bei halbcivilisirten Völkern kennt man den Selbstmord sehr wohl; aber dort tritt er infolge ganz bestimmter und leicht zu erkennender Ursachen auf. Der Tod eines Prevost-Paradol, Beulé und Vincentis dagegen muß auf allgemeine Ursachen zurückgeführt werden.

Beulé, der jüngstverstorbene Exminister des Innern, war von St. Beuve „l'heureux Beulé" genannt worden. Er stand im kräftigsten Mannesalter, er war wohlhabend, reich sogar, und er bekleidete, selbst nachdem er aufgehört hatte Minister zu sein, als Director der Akademie der schönen Künste eine hohe und von Vielen beneidete Stellung. Aber Beulé war des Lebens müde geworden und eines Morgens fand man ihn todt in seinem Bette; — er hatte sich ein Messer durch das Herz gestochen. Seine Freunde behaupten, er habe sich das Leben genommen, um einer schmerzhaften Krankheit ein Ende zu machen. Das Geheimniß seines Todes ist mit ihm begraben. Wahrscheinlich ist es, daß ihm, dem Patrioten, dem feinfühlenden Schriftsteller und Künstler, dem scharfsinnigen, gebildeten Manne, das Treiben der Welt, in der er leben mußte „ekel, schaal und unerspießlich" erschien und daß er sich aus Verdruß darüber das Leben nahm.

Auch Prevost-Paradol, der französische Minister in Washington, der sich den Tod gab, als ihn die Kunde erreichte, daß Frankreich Deutschland den Krieg erklärt habe, erschien wie Beulé ein vom Glück besonders begünstigter Mann. Er war als Schriftsteller hochgeachtet und ausgezeichnet — die französische Akademie hatte ihm früh ihre Pforten geöffnet —; unerwartet, zur Ueberraschung Vieler, war er ein Gegenstand hoher kaiserlicher Gunst geworden und verdankte diesem Umstande, daß ihm plötzlich ein diplomatischer Posten von nicht unbedeutender Wichtigkeit anvertraut wurde. Prevost-Paradol war jung; ein langes Leben voll Ruhm und Ehre schien vor ihm zu liegen; seine Geldverhältnisse waren einfach und vollständig geordnet; seine Häuslichkeit eine glückliche. — Nichts schien ihm zu fehlen, bis sein Tod zeigte, daß ihm Alles gefehlt hatte. Er war des Lebens müde geworden und hatte sich den Tod gegeben.

Der alte Vincentis endlich war in den hauptsächlichsten Beziehungen in derselben Lage wie Beulé und Paradol: reich, von seinen Mitbürgern geachtet, am Abend eines langen, ruhigen Lebens, gebrach ihm plötzlich die Kraft, des Daseins Last noch weiter zu tragen. „Fatigué de la vie", dies sind seine letzten Worte.

In der französischen Armee hat der Selbstmord dermaßen zugenommen, daß der Kriegsminister vor einigen Monaten einen Befehl ergehen ließ, in dem er die Soldaten daran errinnerte, daß ihr Leben nicht ihnen, sondern dem Vaterlande gehöre, und daß diejenigen, welche ihrem Dasein freiwillig ein Ende machten, als schlechte Patrioten, ja als Feiglinge handelten. Ein Mann, der sich das Leben nimmt, ist aber kein Feigling im gewöhnlichen Sinne des Wortes und er weiß dies; und ein Mann, der des Lebens müde geworden ist, findet es deshalb nicht erträglicher, weil ihm ein Kriegsminister das Fristen seines erbärmlichen Daseins als die Erfüllung einer patriotischen Verpflichtung anempfiehlt.

Der Charakter des Menschen zeigt sich am deutlichsten in der Art und Weise, wie er Glück und Unglück erträgt. Die Franzosen, die im Glück so liebenswürdige Leute waren, haben sich im Unglück recht allgemein als Helden von der traurigsten Gestalt gezeigt. Die Rohheit und Verlogenheit der französischen Presse sind in den letzten Jahren sprüchwörtlich geworden; die Sitzungen in Versailles, wo eine Versammlung tagt, die so ziemlich alles vereinigt, was Frankreich an hervorragenden Staatsmännern, Publicisten, Grundbesitzern und Industriellen aufzu-

Digitized by Google

weisen hat, geben der Welt ein bis zur Uebersättigung wiederholtes Schauspiel von kleinlichem, eifersüchtigem, ohnmächtigem Parteigeist. — Auch in der Literatur spiegelt sich der Verfall der ehemals großen Nation deutlich wieder. Ueberall herrscht Unklarheit, Selbstüberschätzung, Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, Ohnmacht etwas Großes und Gutes zu schaffen.

Louis Veuillot, der bekannte Herausgeber der ultramontanen Zeitung „L'Univers" erklärt das Zunehmen der Frequenz des Selbstmordes durch das Abnehmen der Religiösität. Er meint, die freidenkende Republik mache die Menschen zu Bösewichtern im Allgemeinen und bei derselben Gelegenheit auch zu Selbstmördern. Eine gut katholische Monarchie unter Heinrich V. würde dagegen den vielen Uebeln und darum auch dem Lebensüberdruß, der in Frankreich jetzt so bemerkbar wird, ein schnelles Ende machen.

Es hat nicht den Anschein, als ob die Franzosen Lust hätten, das Veuillot'sche Hausmittel zu probiren. Heinrich V. ist trotz seines letzten Manifestes weit vom Throne, und wenn er allein berufen sein sollte, die in Frankreich grassirende Manie des Selbstmordes zu heilen, so ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieselbe bald verschwinden werde.

Ich glaube übrigens, Herr Veuillot irrt sich ebenso wie der Herr Kriegsminister. Die Zahl der Selbstmorde hat in Frankreich zugenommen, weil die Annehmlichkeiten des Lebens dort abgenommen haben; — und die Annehmlichkeiten des Lebens haben in Frankreich abgenommen, weil die Franzosen nichts in der Schule des Unglücks gelernt haben und nichts vergessen wollen. Derjenige, der das hier constatirte Uebel curiren will, müßte im Stande sein, das kranke Frankreich gesund zu machen, müßte die Franzosen vor allen Dingen davon überzeugen können, daß es weiser ist, sich nach der Decke zu strecken und sich mit dem zu begnügen, was aus dem großen Schiffbruch des nationalen Glückes gerettet worden ist. Aber damit hat es gute Weile bei einem Volke, das, weit entfernt sich in das Unvermeidliche zu fügen, von nichts träumt, spricht und schreibt, als von der Zukunft eines auf den Ruinen der Nachbarländer neu errichteten großen und mächtigen Frankreichs.

Ich verbleibe, verehrter Herr Redacteur,

Ihr ganz ergebener

Paris, Anfang August 1874. **Leopold Richter.**

---

## Im Vaterhause.

Autobiographische Skizze.

Von **Friedrich Bodenstedt.**

(Schluß.)

Nun ging unter dem Gesinde die Sage, daß es in dem alten Rittersaale spuke und weder Magd noch Knecht überstieg Abends gern die schmale Wendeltreppe, welche in den unheimlichen Raum führte; wenn aber einer gehen mußte, um etwas zu holen, so nahm er gern einen zweiten mit. Ich, der, seit ich lesen gelernt, jedes Buch verschlang, das mir unter die Augen kam, hatte den Kopf schon früh mit allen möglichen Räuber- und Gespenstergeschichten angefüllt, die mir um so glaubwürdiger erschienen, als ich selbst in der Kindheit zwei Raubeinbrüche in unserem Hause erlebte, welche vom Garten her, durch vermummte Räuber so verwegen, schnell und geschickt ausgeführt wurden, daß die mit ihrer Beute Entfliehenden von den Nachsetzenden weder zu erkennen noch einzuholen waren. Was Wunder, daß danach auch die Spukgeschichten der Gesindestube meine kindliche Phantasie lebhaft bewegten! Sobald mein Vater das merkte, beschloß er, mich gründlich zu curiren, und ich hatte solche Furcht vor ihm, daß ich vor nichts Anderem Furcht zu äußern wagte Wenn er mich in der Dunkelheit mit einer kleinen Laterne die drei Treppen hinaufschickte, in den alten Saal, so ging ich mit zitterndem Herzen, aber ich ging, ob mir oben die Knie auch wankten und ich allerlei unheimlich Geräusch vernahm und Geister vorbeihuschen sah, die im Dunkel verschwanden.

Wenn ich dann mit bleichem Gesichte zurückkam, mußte ich meinem Vater alles berichten, was ich gesehen und gehört, und er erklärte mir, daß das seltsame Geräusch wahrscheinlich von Ratten und Mäusen herrührte, und die Geister dem Lichtschein meiner Laterne, oder den durch die kleinen Ringelfenster gebrochenen Mondstrahlen ihr Dasein verdankten, oder wohl gar nur Geschöpfe meiner zu lebhaften Einbildung seien. Aber die Geister wirkten mächtiger auf mich, als die Erklärung; sie erschienen mir im Traume, wie mir schon früher Engel im Traume erschienen waren, mit großen goldenen Flügeln, auf welchen sie mich in den Himmel tragen wollten, wohin ich ihnen gar zu gern gefolgt wäre.

Meine gute Mutter, obwohl von Natur eben so furchtlos wie mein Vater, war doch nicht einverstanden mit seiner gewaltsamen Art auf mein Gemüth zu wirken, allein ihre unsanft aufgenommenen Einwendungen hatten nur zur Folge, daß mir das neuerbaute Gemach in dem alten Saale zum Schlafzimmer angewiesen wurde. Der Himmel weiß, wie viel unruhvolle Nächte ich dort zugebracht habe, bis ein jüngerer Bruder meiner Mutter, der in der Schlacht von Waterloo Lieutenant geworden und es zu der Zeit, von welcher ich erzähle, noch war, aus Hildesheim auf einige Wochen zu Besuch kam und einmal etwas spät in der Nacht, aus einer Gesellschaft heimkehrend, mir auf der Treppe begegnete in einem Zustande, der ihn befürchten ließ, daß ich den Verstand verloren habe, oder nachtwandle. Ich ging, wie er zu bemerken glaubte, mit geschlossenen Augen, in eine Bettdecke gehüllt, die ich krampfhaft festhielt, die Füße unbekleidet. Mir war, als ich durch ihn wieder zu mir und zu Bett gebracht wurde, als ob ich aus einem wilden Traume erwacht wäre. Ich liebte meinen freundlichen Onkel sehr und schämte mich in solchem Aufzuge vor ihm erschienen zu sein.

Doch mit jener Nacht verschwand meine Geisterfurcht. Die Nähe meines Onkels wirkte merkwürdig beruhigend und wohlthuend auf mich, und im ganzen Hause schien, solange er bei uns war, eine mildere Luft zu wehen als sonst. Ich hatte das schon früher bemerkt, als er mit seiner Compagnie noch in unserm Städtchen stand. Er war einer der stattlichsten unter den Officieren, gern von den Damen gesehen und sehr angenehm im Verkehr. Ich fand bei ihm eine gewinnende Freundlichkeit, welche ich bei meinem Vater oft schwerzlich vermißte, den ich nie zärtlich gegen meine Mutter oder gegen eins von uns Kindern gesehen habe, obgleich er ein vortreffliches Herz hatte und für verschämte Arme und Nothleidende weit mehr that, als seine Mittel erlaubten. Aber alles, was an Zärtlichkeit streifte, erschien ihm bei Männern als weibisch, besonders das Küssen, so daß ich mich aus meiner ganzen Jugendzeit keines Kusses von ihm erinnern kann. Da ich nun von Kindesbeinen auf eine sehr liebebedürftige Natur war, so hielt ich mich mehr zu meiner Mutter und zu deren ebenso trefflicher Schwester, welche bis zu ihrer Verheirathung in unserem Hause wohnte und nach allen Seiten den besten Einfluß übte.

Ein so urwüchsig eigenartiger Mann wie mein Vater war, ist mir nie wieder vorgekommen. Er steht vor mir in der Erinnerung in kräftiger, mäßig hoher Gestalt mit energischem ausdrucksvollem Gesicht, in dessen vielfach durchfurchten Zügen der ganze Ernst des Lebens lag. Die Grübchen in Kinn und Wange zeigten, daß er einst auch hatte herzlich lachen können; aber die Zeit war vorüber: ich habe ihn selten lachen sehen. Die kurzgehaltenen schwarzen Locken auf dem großen Kopfe spielten schon früh in's Graue hinüber. In Haltung und Kleidung war er die Einfachheit selbst, ohne jeden Anflug von Eleganz. Er hatte viel gelesen, erlebt und gedacht, und die selbstständige Art wie er das Erworbene in sich verarbeitete, überraschte jeden, der mit ihm in's Ge-

Digitized by Google

spräch kam. Seine Ausdrucksweise war so wenig elegant wie seine ganze Erscheinung, aber was er sagte, traf immer den Kern der Sache; es kam nie ein unnützes Wort aus seinem Munde. In städtischen wie in privaten Angelegenheiten wurde oft sein Rath eingeholt, und er war ein guter Rathgeber, drängte sich aber niemals vor, wie ihm denn alle Schaustellung und Eitelkeit fremd blieb. Als eifriger Politiker gehörte er zu den Unzufriedenen im Lande, welches damals noch unter englischer Hoheit stand und den Herzog von Cambridge zum Vicekönig hatte, der als ein wohlwollender aber schwacher und unfähiger Herr galt, völlig gelenkt von dem allmächtigen Minister, Grafen von Münster. In meiner Heimath wurde viel über Mißregierung geklagt und zuletzt eine Deputation von Vertrauensmännern erwählt, um dem Regenten die Klagen der Regierten zu Gehör zu bringen. Auf meinen Vater rechnete man bei dieser Gelegenheit vor allen, da er sich schon zur Franzosenzeit in ähnlichen Fällen der Stadt nützlich gemacht hatte, wobei ihm seine gute Kenntniß des Französischen sehr zu Hülfe gekommen war. Allein er ging diesmal sehr ungern mit, weil er meinte, daß ihm die nöthige Gewandtheit der Rede fehlte: ein anderer solle das Wort führen. Meine Mutter war weit weniger besorgt um seine Rednergabe, als um seinen Frack, dessen Schnitt ihr gar nicht gefiel. Indeß erlaubte die drängende Zeit nicht, einen neuen machen zu lassen. Mein Vater suchte meine Mutter durch das Versprechen zu beruhigen, sich möglichst im Hintergrunde zu halten, und so brach die Deputation auf nach Hannover. Ein Senator A... führte bei der Audienz das Wort und sprach sehr fein und gewählt, sagte aber nichts oder wenig von dem, was eigentlich gesagt werden sollte. Mein Vater, der nach dieser Anrede die ganze Sendung für verfehlt hielt, konnte sich in der Aufregung so wenig beherrschen, daß er unwillkürlich mit dem Fuße auf den Boden stampfte. Diese am Hofe ungewöhnliche Kundgebung lenkte die besondere Aufmerksamkeit des Vicekönigs auf ihn, der auf die huldvoll verlegene Frage, ob er etwas zu sagen habe, antwortete: „Ja, die Hauptsache!" und dann, als das Eis einmal gebrochen war, in seiner kernigen Weise alles vorbrachte, was er auf dem Herzen hatte.

Ich muß hinzufügen, daß der Vicekönig dies sehr huldvoll aufnahm, Abhülfe versprach, und meinem Vater seinen besonderen Dank dafür ausdrückte, ihm die ganze Wahrheit gesagt zu haben.

Diese Hof- und Familiengeschichte kam in die hannover'schen Zeitungen und wurde sogar von Georg Harrys, dem Herausgeber der „Posaune" besungen bei Gelegenheit eines der Deputation zu Ehren gegebenen Banketts. Jedes Mitglied der voll der schönsten Hoffnungen heimkehrenden Deputation erhielt ein schön gedrucktes und zierlich umrändertes Exemplar des Gedichtes mit auf die Reise, und meine Mutter bestand darauf, das poetische Angedenken in Glas und Rahmen bringen zu lassen und in der Wohnstube aufzuhängen.

Doch ich sehe zu meinem Schrecken, daß mich meine Aufzeichnungen schon viel weiter geführt haben als sie sollten und daß ich mir zum Schluß nur noch wenige kurze Andeutungen erlauben darf, wenn ich nicht Gefahr laufen will, statt der paar losen Blätter, die ich Ihnen schicken wollte, ein ganzes Buch zu schreiben. Der poetische Drang, der mich in den ersten Jahren, von welchen ich erzählt habe, beunruhigte, nahm eine andere Richtung als mir mein Vater ein Puppentheater zum Weihnachten schenkte, für welches ich nun mit großem Behagen kleine Stücke schrieb, deren Inhalt und Aufführung selbst meinen Vater oft in gute Laune versetzte. Diese dramatischen Anfänge, welche manchen Winterabend angenehm ausfüllten, führten im Sommer zu anderen Aufführungen unter freiem Himmel. Es waren mir Schilderungen aus den Kreuzzügen mit Bildern in die Hände gefallen und ich wußte eine Anzahl meiner Spielkameraden für den Plan zu begeistern, die Eroberung von Jerusalem in Scene zu setzen. Die Vorbereitungen dazu nahmen viel Zeit in Anspruch, denn abgesehen von der ritterlichen Ausrüstung der Kreuzfahrer, mußten die Mauern von Jerusalem erst erbaut werden, eh' sie erstürmt werden konnten. Die Sache sollte nämlich „ganz natürlich" vor sich gehen und das Mauerwerk aus wirklichen Steinen aufgeführt werden und zwar auf dem sehr geräumigen Hofe unsers würdigen Nachbars, des Senators Ebeling, dessen Söhne, obgleich ich sie als Vertheidiger der Veste später zu bekämpfen hatte, vorläufig meine werthvollsten Verbündeten waren, da ihr Vater an der Spitze der Polizei stand, deren Nachsicht eine Hauptbedingung zum Gelingen unsers Werkes war, da wir sämmtliche Steine heimlich aus dem Material herbeischaffen mußten, welches auf dem Markte zum Bau eines neuen Rathhauses in bequemer Nähe lag. Ich muß es mir leider versagen, die Geschichte des in allen Theilen glücklich ausgeführten Unternehmens zu erzählen, um noch für Anderes Raum zu gewinnen. Nur so viel sei ergänzend bemerkt, daß wir nach der Eroberung von Jerusalem das ganze, etwa fünf Fuß hohe und ziemlich weite Gemäuer wieder abbrechen und die geraubten Steine auf den Marktplatz zurückschaffen mußten. Diese Zerstörung von Jerusalem verleidete mir die Lust an neuen Aufführungen und ich warf mich nun mit ganzem Eifer auf ein anderes Kunstgebiet, welches mich bald so fesselte, daß ich ihm gern mein ganzes Leben gewidmet hätte. Ich meine die Malerkunst, in welcher Unterricht zu nehmen mein Vater mir erlaubte, sobald sich Gelegenheit dazu bot. Ich hatte schon ein paar Jahre — freilich nur spärlichen und dürftigen — Unterricht im Bleistift- und Federzeichnen gehabt, aber, obwohl mein Lehrer mit meinen Fortschritten zufrieden war, auf die Dauer keine rechte Freude daran gefunden, weil meine etwas schwere Hand mir die Führung des Stiftes und der Feder immer zu einem sehr anstrengenden Geschäfte machte. Mit dem Pinsel gelang es mir besser, wie ich mich durch meine Versuche mit Tusche zu Hause überzeugte. Nun sollte ich gar Unterricht in der Oelmalerei erhalten. Mein neuer Lehrer war freilich seines Zeichens nur ein Lackirer, aber galt doch nebenbei für einen ganz geschickten Oelmaler, und ich machte unter seiner Leitung rasche Fortschritte. Allein die Freude sollte nicht lange dauern, da mein Vater fürchtete, daß meine Sprachstudien, die ihm nützlicher schienen, zu sehr darunter litten. Aus demselben Grunde wurde mir das Dichten bei schwerer Strafe verboten, auf den Rath eines Lehrers, der einmal ein Gedicht in meinem lateinischen Exercitienhefte gefunden und meinem Vater erklärte, daß die Duldung solcher Narrheiten nur unglückliche Folgen für mich haben könne. Ich gab mir dann, als gehorsamer Sohn, auch alle mögliche Mühe durch angestrengtes, wenn auch nicht immer erfolgreiches Lernen meine poetischen Regungen zu unterdrücken, und wenn mir einmal Verse durch den Kopf summten, behielt ich sie für mich oder suchte sie wieder zu vergessen.

Die hier flüchtig skizzirten Erinnerungen reichen nur bis in mein dreizehntes Lebensjahr hinein. Ich hätte nun, auch ohne diese enggesteckte Grenze zu überschreiten, noch über Manches zu berichten, was mir einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat, wie z. B. über meinem Verkehr mit dem damals noch blühenden Kapuzinerkloster meiner Vaterstadt; über eine Fußwanderung in den Harz; über die Nachwirkungen der pariser Julirevolution, welche auch bei uns Alles aus Rand und Band brachten, und über so manches andere, — doch ich muß zum Schluß eilen und schließe mit einer kleinen Geschichte, welche über die oben gezogene Grenzlinie zwei Jahre weit hinausreicht und nur deshalb hier angeführt wird, weil sie für mein Leben von größter Bedeutung geworden ist. Sie hängt mit meiner Confirmation zusammen. Unser Religionslehrer, Pastor Link — ein Bruder des berühmten Naturforschers — stand in Folge eines langwierigen Rechtshandels auf gespanntem Fuße mit meinem Vater, welcher fürchtete, daß ich darunter zu leiden haben könnte und mir deshalb einschärfte, keinen Fleiß zu sparen, um ein gutes Zeugniß zu verdienen, aber auch den Kopf nicht hängen lassen, wenn ich es nicht erhielte. Die Prüfung ging über alles Erwarten glücklich vorüber, allein ich fürchtete mich doch vor dem Spruche

Digitized by Google

welchen der Pastor mir in's Gesangbuch schreiben und in der Kirche vortragen würde. Meine Furcht sollte sich in Freude verwandeln: ich erhielt den schönsten Spruch von allen, der meine Fähigkeiten in einer Weise hervorhob, daß das Lob zugleich ein Sporn für das ganze Leben werden mußte. Dieser Spruch hat sich mir als ein wahrer Talisman bewährt in Zeiten, wo ich gar oft das müde Auge mit dem Wunsche schloß, es nie wieder aufzuthun. Er hat mich vor Verzweiflung bewahrt und mir neues Vertrauen eingeflößt, wenn ich an mir selbst irre wurde. Denn es sollten bald schwere Heimsuchungen über mich kommen, deren Schatten meine ganze Jugend verdunkelten. Sie hingen zum Theil zusammen mit einem lange vernachlässigten qualvollen Leiden meines Vaters, welches ihn, wegen wiederholter Operationen, öfter und lange vom Hause und von den Geschäften fernhielt, wodurch diese schweren Schaden nahmen. Er starb unter schrecklichen Schmerzen. Meine Mutter hatte sich in seiner Pflege selbst aufgerieben, überlebte ihn aber noch lange, und trotz ihres fortwährenden Leidens blieben ihre schönen Augen noch im hohen Alter so klar, wie sie in der Jugend waren. Unter meinen Gedichten machte ihr am meisten Freude das der Sammlung voranstehende, welches überschrieben ist „Mein Lebenslauf" und worin sie selbst vorkommt. Noch kurz vor ihrem Tode summte sie immer die Verse vor sich hin:

„Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang in's Herz mir wunderbar;
Zu ihren Füßen saß ich nieder,
Sie streichelte mein lockig Haar.
Wie oft zu ihr sehnt' ich mich wieder
Als ich in fremden Landen war!
Die Mutter sang uns alte Lieder,
Das klang in's Herz mir wunderbar".

## Der verunglückte Reformator der deutschen Schaubühne.

Wir können von unseren Lesern kaum erwarten, daß sie sich noch eines gewissen Herrn Georg Köberle erinnern; und deshalb erlauben wir uns, dem Gedächtniß etwas nachzuhelfen. Dieser Herr Köberle trat aus dem ihm so zuträglichen Dunkel vor etwa drittehalb Jahren mit einem Buche über „die Theaterkrisis im Deutschen Reiche" hervor. Aehnlich wie dem französischen Marschall Leboeuf gelang es Herrn Köberle, sowohl durch sein prahlerisches Auftreten, als auch durch die absolute Dürftigkeit seines Rüstzeuges vorübergehend die Blicke des Publicums auf sich zu lenken. Herr Köberle hatte das Verdienst, alle Heulereien, welche namentlich von denjenigen Autoren, deren Stücke nirgends aufgeführt werden, über den Verfall der deutschen Bühne und über die schlechte Leitung der großen Theater angestimmt werden, in einen Schmerzensschrei zusammenzufassen, und er besaß den Scharfsinn, an dem Geschicke seiner völlig unbrauchbaren Dramen den Nachweis zu führen, daß es um die dramatische Kunst in Deutschland schlecht bestellt sei.

Zwei mächtige Factoren verhalfen dem Buche zu seinem ephemeren Erfolg: der Scandal und die Lächerlichkeit.

Herr Köberle griff die obersten Leiter und Regisseure der bedeutendsten Bühnen unseres Vaterlandes mit einer solchen Schonungslosigkeit und unter einer so freien Behandlung der vorhandenen Thatsachen an, daß mehrere derselben sich genöthigt sahen, diesem Herrn, der es, wie bemerkt, mit der Wahrheit nicht zu genau nahm, eine öffentliche Züchtigung zu Theil werden zu lassen. In unserem Blatte verwahrten sich, um nur einige Beispiele zu erwähnen, unter anderen der jetzige Intendant der stuttgarter Hofbühne, Dr. Feodor Wehl, gegen die unrichtigen Behauptungen, welche Herr Köberle über ihn geäußert hatte; und der Regisseur des k. k. Hofburgtheaters, Josef Lewinsky, bezeichnete diesen selben Herrn (in Nr. 44, II. Bd., der „Gegenwart") wegen einer anderen Unwahrheit, die er ausgesprochen hatte, öffentlich als einen „gemeinen Verleumder". Ebenso fanden sich die in Kassel versammelten Bühnendirectoren und Intendanten veranlaßt, Herrn Köberle wegen seiner unberechtigten Auslassungen über die Leitung der königl. Schauspiele in Berlin ein schmähliches Mißtrauensvotum zu geben.

Somit hatte dieser Herr erreicht, was er gewollt hatte. Er hatte, allerdings in wenig schmeichelhafter Weise, von sich reden gemacht: er hatte den Scandal.

Für die Lächerlichkeit brauchte er nicht zu sorgen, dazu verhalf ihm schon sein angeborenes Talent. Für jeden einigermaßen Unterrichteten trat diese letztere Eigenthümlichkeit des Buches auf jeder Seite hervor — ausgewachsen, völlig entwickelt, groß und stark wie der Zauberer Merlin bei seiner Geburt. Einer unserer Mitarbeiter hat diese Eigenthümlichkeit des Buches in der „Gegenwart"*) so hell beleuchtet, und die verworrenen Gemeinplätze, die trübe Unausgegohrenheit, die ganze rudis indigestaque moles, die sich in diesem unwirthbaren Schädel herumwälzt, so klar dargelegt, daß wir darüber kein Wort mehr zu verlieren brauchen. Es wurde diesem Herrn nachgewiesen, daß er, der die Reform der deutschen Schaubühne theoretisch anbahnen und praktisch durchführen zu können vermeinte, von den elementaren Begriffen der Aesthetik und Dramaturgie auch nicht eine blasse Ahnung hatte, und daß seine praktischen Vorschläge wegen ihrer Kindlichkeit eine ernsthafte Beachtung überhaupt nicht beanspruchen durften.

Einem flüchtigen Leser indeß konnte die Keckheit der Sprache, die in dem Vollbewußtsein ihrer grammatikalischen Unzulänglichkeit stets die stärksten Worte wählte, allenfalls imponiren; und es läßt sich begreifen, daß selbst ein Gebildeter, welchem die Alluren in den Kellerwohnungen der Literatur nicht bekannt sind, davon betroffen werden konnte und sich sagte: der Mann muß doch wohl Recht haben, sonst würde er nicht so auftreten können! Wenn auch nicht wahrscheinlich, möglich ist es ja immerhin, daß die verschiedenen Theaterdirectoren wirklich einen Geheimbund gegen Herrn Georg Köberle geschlossen haben, um die dramatischen Meisterwerke dieses Herrn, wie er selbst behauptet, zu unterdrücken; möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, ist es ferner, daß dieser Mann gewisse unleugbare Schäden unserer Bühne wird beseitigen können, denn an der erforderlichen Energie scheint es ihm ja nicht zu fehlen. Man sollte es doch einmal mit ihm versuchen!

In einer solchen Stimmung mag der Großherzog von Baden das Buch des Herrn Köberle gelesen haben. Sein Hoftheater, welches in den letzten Jahren, auch unter Eduard Devrients Leitung schon stagnirt hatte, war unter der Direction von Kaiser noch träger und unbeweglicher geworden und hatte sich unter dem folgenden Interregnum eines Regiecollegiums aus seiner schweren Lethargie nicht aufgerappelt. Da schien ein Hecht im Karpfenteich ein ganz geeignetes Mittel, um in die versumpften Theaterverhältnisse wieder Leben und Bewegung zu bringen. Vielleicht thut's Köberle! mochte der Großherzog denken; und er erwies dem Manne den bösen Dienst, ihn auf eine kurze Zeit im Glanze einer angesehenen Theaterstellung schillern zu lassen.

So wurde Herr Georg Köberle im September 1872 Hoftheaterdirector in Karlsruhe.

Ich bemerkte damals in der „Gegenwart" zu der mir unbegreiflich erscheinenden Berufung: „Nun Herr Köberle in Rhodos ist, sind wir auf seine Sprünge recht gespannt". Er ist gesprungen. Trotz eines unkündbaren Contractes, welcher ihm bis zum 1. October 1874 die „Rechte und Pflichten der großherzogl. Generaldirection des Hoftheaters" übertrug, mußte er bereits im April 1873 infolge einer ununterbrochenen Reihe von Mißgriffen sein Ränzel schnüren. Ein wirklich erfahrener Dramaturg und begabter Bühnendichter, G. zu Putlitz, ist an seine Stelle getreten.

Die Leistungen des Herrn Köberle als Theaterdirector

*) S. Ein Reformator der deutschen Schaubühne. II. Bd. Nr. 35, 36, 38.

Digitized by Google

in Karlsruhe beschränken sich, wie wir aus den Zeitungen seiner Zeit erfahren haben, und wie er uns in der von ihm soeben erschienenen Broschüre*) bestätigt, darauf, daß er durch sein unkluges Auftreten und seine unpraktischen Maßnahmen die Disciplin gelockert, sich die fähigsten Mitglieder des Hoftheaters und des Orchesters entfremdet, einige der brauchbarsten und beliebtesten Künstler veranlaßt hat, das Weite zu suchen und an der Tages- und Abendcasse Barrièren für das Publicum hat errichten lassen (S. 35).

Für diese Leistungen wurden ihm von Seiten des Publicums folgende Ovationen gespendet: ein riesiger Zwiebelkranz von den Studirenden am Polytechnikum (S. 19), ferner eine Stadtpostsendung mit einem Dolch und einem Strick, sowie der Aufforderung, sich des einen oder anderen dieser Werkzeuge möglichst schnell bedienen zu wollen (S. 22).

Das ist so ungefähr der sachliche Inhalt der soeben erschienenen Broschüre. Es versteht sich, daß Herr Köberle diesem Sachverhalt eine andere Darstellung gibt. Er kann sich nicht erklären, daß ein so bedeutender Mann, wie er, anders als durch Intriguen hat beseitigt werden können. Und gerade so, wie er früher sich einen Geheimbund der Directoren zur Unterdrückung seines dramatischen Talentes zurechtgelegt hatte, erfabelt sich hier sein trostbedürftiges Gemüth einen Geheimbund des Publicums und der Presse, welcher seinen Sturz als Director mit den erbärmlichsten Mitteln erstrebt und schließlich auch durchsetzt. Poverino! Das Gute liegt so nah! Weshalb an die Intriguen und an die Bosheit anderer denken, wenn die eigene Unfähigkeit so völlig zur Erklärung des Geschehenen ausreicht!

Aber Herr Köberle leidet in der ausgesprochensten Weise an Größen- und Verfolgungswahn, und seine Broschüre empfiehlt sich den psychiatrischen Untersuchungen des Dr. Puschmann auf's angelegentlichste.

Er spricht zum Theil deutlich, zum Theil in unverkennbaren Andeutungen folgendes aus: bevor er noch an die Stelle, die ihm so wenig Freude bereiten sollte, berufen wurde, hätte sich bereits in Karlsruhe eine Verschwörung, deren Fäden in der Hand des Herrn v. Hülsen zusammenliefen, gegen ihn gebildet; von Berlin aus sei das Losungswort gegeben worden: Köberle muß stürzen! — Auch Laube scheint bei diesem schwarzen Plane betheiligt gewesen zu sein; ich weiß allerdings nicht genau, inwiefern, aber jedenfalls wird Laube in der Broschüre mehrfach als ein erbitterter Feind Köberles genannt. Dieser Verschwörung in Karlsruhe gibt Köberle den Namen „Association"; und dieser Association sollte er also zum Opfer fallen. Er erzählt nun in der offenherzigsten Weise, wie er sich mit einem Künstler und Verwaltungsbeamten nach dem andern überworfen hat. Alle diese traten natürlich in die „Association" ein. Schließlich begeht er auch die Geschmacklosigkeit, eine Dame, die er mit vollem Namen nennt, die Frau eines Hofbeamten, in den gegen ihn angezettelten Carbonaribund hineinzuziehen und diese als die eigentliche Urheberin seines Mißgeschicks zu bezeichnen.

Für jeden, der lesen kann, ergibt sich aus der Schilderung ganz klar, daß der Großherzog, der sich von der renommistischen Untauglichkeit, der administrativen Ungeschicklichkeit und gesellschaftlichen Unzulänglichkeit des Herrn Köberle hatte überzeugen müssen, den Fehler, diesen Mann nach Karlsruhe zu berufen, schließlich eingesehen und nun dem Scandal ein schnelles Ende zu machen beschlossen hat.

Hätte Herr Köberle sein Mißgeschick mit Anstand getragen, so würden wir über diesen Todten kein Wort mehr verloren haben, da sich ja Gutes über ihn nicht sagen läßt; das Mitleid würde uns den Mund geschlossen haben. Wenn aber der zu Boden Geworfene sich aufrafft, wenn er den Beweis gibt, daß ihm die verdiente Demüthigung nicht gefruchtet hat, und wenn er dem Verdruß über seine Ohnmacht und das dadurch verschuldete Fiasco durch Schmähungen und Verleumdungen einen widerwärtigen Ausdruck gibt, so hört das Mitleid auf, so muß die aufdringliche Mittelmäßigkeit aus dem Wege geräumt werden, weil sie sonst die friedlichen Passanten genirt; so muß, selbst auf die Gefahr hin, einer traurigen, unsauberen Schreiberei eine unverdiente Verbreitung zu verschaffen, dem Herrn Köberle gesagt werden: daß ihn die gänzliche Unbedeutendheit seiner Persönlichkeit doch nicht völlig straflos macht. Das Recht der öffentlichen Verleumdung können wir Keinem, auch nicht dem besiegten, zu Boden geworfenen, prahlerischen Schwächling zugestehen.

Ich hatte über Köberles Direction in Karlsruhe einige Zeilen in der „Neuen freien Presse" veröffentlicht. Der Natur der Sache nach konnten diese nicht sehr schmeichelhaft sein. Darüber schreibt nun Herr Köberle: entweder hätten mich die „journalistischen Notizensammler" bei der Veröffentlichung dieses Aufsatzes in der „Neuen freien Presse", die ich manchmal „aus dem Papierkorbe der „Gegenwart" mit Material zu versehen scheine", „abscheulich betrogen", oder: „Paul Lindau selbst liebt es, seine pikante Feder manchmal auf Bestellung an einen publicistischen Schwindel zu verpachten".

Darauf entgegnete ich Herrn Köberle: daß ich mir in meiner publicistischen Wirksamkeit noch niemals etwas habe bestellen lassen; daß noch niemand die Unverschämtheit gehabt hat, den Antrag an mich zu richten, meine Feder zu verpachten; und daß ich eine solche Verdächtigung zu meinem Leidwesen mit demjenigen Ausdruck bezeichnen muß, welcher durch einen Abgeordneten in der Conflictszeit parlamentarischen Cours erhalten hat, nämlich bezeichnen muß als „bubenhafte Infamie".

Herr Köberle fährt fort: „Wie viel Herr Lindau aus seiner eigenen Küche, wie viel er vielleicht an Hülsenfrüchten und Laubsaft oder Associationskümmel in die für mich präparirte Henkersspeise eingerührt haben mag, laß ich ununtersucht".

Aus dem Kauderwälsch des Herrn Köberle in's Deutsche übersetzt, soll das so viel heißen wie: ich hätte mich in meiner Polemik gegen diesen Ritter von der traurigen Gestalt von Herrn v. Hülsen und Heinrich Laube oder von der imaginären Clique in Karlsruhe beeinflussen lassen.

Hierauf diene zur Antwort, daß ich in Karlsruhe gar keine Verbindungen und von der „Association" erst seit gestern, seitdem ich Köberles Broschüre kenne, Kenntniß erhalten habe; daß ich ferner meines Wissens weder mit Herrn v. Hülsen noch mit Laube jemals über Köberle ein Wort gesprochen habe; wir hatten immer über viel Vernünftigeres zu sprechen.

Nachdem ich diese kleine Privatsache mit Herrn Georg Köberle erledigt habe, wende ich mich wieder zu seiner Broschüre und gebe ihm den guten Rath, die unfreiwillige Muße, die ihm jetzt gegönnt ist, zur Vervollkommnung seiner Kenntniß der deutschen Sprache zu verwerthen. So darf man z. B. im Deutschen nicht von einer „Umschiffung klaffender Personallücken" sprechen (S. 16); man darf auch nicht sagen, daß man Wünsche „bevorwortend" dem Großherzog unterbreiten wolle, wenn man sie befürworten will (S. 18); es ist undeutsch zu sagen, daß der Sturm „die Siegespalme zubläst" (S. 23) ꝛc. Vielleicht erweist ein Quartaner Herrn Köberle die Gefälligkeit, ihm das Pensum das nächste Mal vor dem Druck zu corrigiren.

Außerdem wäre es sicherlich gut, wenn Herr Köberle die unleugbare Wahrheit beherzigte, daß, wenn man die Gesinnungen eines Bedienten hegt, es dennoch nicht rathsam ist, denselben öffentlich Ausdruck zu geben. Schon in seiner Ansprache an die Karlsruher Bühnenmitglieder hatte Herr Köberle von einer „von höchster Stelle befohlenen Ueberzeugung" gesprochen. Von einem Manne, der sich die Ueberzeugung „befehlen" läßt, kann man allerdings annehmen, daß er bei Anderen voraussetzt, sie verpachten ihre Feder und schreiben „auf Bestellung". Auch in der neuesten Broschüre heißt es auf S. 30: „Wenn die Richtung (welche sich dem deutschen Kunstideal nähert) von allerhöchster Seite anbefohlen ist, dann glaube ich meine Wahl als eine solche empfehlen zu können". Der Mann läßt sich erst seine Kunstrichtung und später seine Ueberzeugung befehlen! Angenehm! Aber das „Sich-befehlen-lassen" ist ihm zur zweiten Natur geworden. Und so schließt er denn (S. 38) mit der Versicherung, daß er es „mit der Kunst und mit der Bedienung des groß-

*) Meine Erlebnisse als Hoftheaterdirector. Von Georg Köberle. Leipzig, Oswald Mutze.

Digitized by Google

herzoglich baden'schen Hofes grundehrlich meinte". Der Diener suche sich nun einen anderen Herrn.

Wir haben mit ihm ein- für allemal jetzt abgerechnet. Unsere Leser werden uns verzeihen, dieses Herrn überhaupt noch einmal gedacht zu haben, denn sie werden es begreiflich finden, daß man die öffentliche Verleumdung der literarischen Ehrlichkeit nicht ungezüchtigt durchgehen läßt.

Paul Lindau.

## Verschiedenes.

### Literarische Neuigkeiten aus dem Gebiete der Kunstwissenschaft.

Unter den zahlreichen auf die Weltausstellung bezüglichen Publicationen nimmt neben dem umfassenden Werke: „Kunst und Kunstgewerbe" von Karl von Lützow, welches gleich bei seinem ersten Hervortreten an dieser Stelle besprochen worden, und von dem gegenwärtig bereits acht Hefte vorliegen, das Büchlein Jakob Falkes: „Die Kunstindustrie auf der Wiener Weltausstellung. I. Abth. Die Länder. II. Abth. Die Industriezweige. Mit dem Plane der Weltausstellung." (Wien 1873, Karl Gerolds Sohn.) die erste Stelle ein. In seiner bekannten treffenden, ruhigen, sicher urtheilenden und die charakteristischen Merkmale in den Gruppen des wirren Details zusammenfassenden Weise mustert der Verfasser die moderne Kunstindustrie zuerst unter dem Gesichtspunkte der nationalen Eigenthümlichkeiten, und demnächst unter demjenigen der einzelnen Industriezweige. Bei dieser doppelten Betrachtung ergeben sich für die Vergleichung zahlreiche interessante Gesichtspunkte, die für die Nationen wie für die Industrien selber von der größten Wichtigkeit sind, und namentlich stehen die nationalen Eigenthümlichkeiten in einem so engen Zusammenhange mit der immer dringender und brennender werdenden nationalökonomischen Seite der Förderung der Kunstgewerbe, daß für diese die Beobachtungen eines Falke während des großen Wettkampfes im wiener Prater gewissermaßen als Leitstern dienen können. Namentlich im Deutschen Reiche ist eine gründliche Beachtung dessen, was hier und an manchen anderen Stellen von berufenster Seite gerade über das deutsche Kunstgewerbe im Vergleiche mit dem französischen, englischen und österreichischen geurtheilt worden ist, nicht dringend genug der Berücksichtigung zu empfehlen, umsomehr als aus mißverstandenem Patriotismus vielfach versucht worden ist, den wirklichen Thatbestand durch allerdings sehr durchsichtige Beschönigungsversuche zu verschleiern.

Von solchem übel angebrachten Eifer hat sich Julius Lessing in seinen für die Nationalzeitung geschriebenen Berichten, die jetzt unter dem Titel „Das Kunstgewerbe auf der wiener Weltausstellung 1873" (Berlin 1874, Verlag von E. Wasmuth) als Buch erschienen sind, glücklich fern zu halten verstanden. Im Gegentheil gibt bei ihm die lehrhaftige Tendenz, welche ihm nach seinen amtlichen Beziehungen zu der Beförderung der Kunstgewerbe in Preußen nahe liegt, die Grundfarbe der Darstellung, und er hat gewissermaßen nur die Gelegenheit der Ausstellung wahrgenommen, um das, was er über den Zustand und die Bedürfnisse des modernen Kunstgewerbes längst erkannt und auf dem Herzen hatte, auszusprechen, wo er gerade auf den Jahrmarkt im wiener Prater als eine reiche Beispiel- und Belegsammlung verweisen konnte. Ueber Einzelnes ließe sich rechten, so namentlich darüber, daß die Schilderung des österreichischen Kaiserpavillons in seinem unfertigen Zustande auch in dem Buche stehen geblieben ist, wie sie ihrer Zeit in dem Feuilleton noch sachlich begründet war. Die sehr ruhige Vortragsweise und das ungemein vorsichtige und schonende Urtheil wird von vielen Seiten mit Nachdruck anerkannt werden und verdient auch als Meisterleistung in ihrer Art auszeichnendes Lob. Nach meinen Erfahrungen aber wird in gewissen Kreisen eine so merkwürdige Art des Lesens cultivirt, daß Gefahr ist, die gleichmäßig freundliche und anmuthige Darstellung werde dort den Eindruck eines durchaus rosigen Zustandes hervorrufen. Für denjenigen freilich, der die ernste Absicht und die Fähigkeit hat, sich zu belehren und in den Sinn des Verfassers einzudringen, steht ungemein viel Treffliches in dem Buche und — zwischen den Zeilen, und jedenfalls ist es neben den Arbeiten Falkes (der auch bei Lützow über das Kunstgewerbe berichtet hat) das Beste und Belangreichste, was über die kunstgewerbliche Seite der wiener Weltausstellung geschrieben worden ist, und behält dauernden Werth, gerade vielleicht in erhöhtem Maße wegen seiner gewissermaßen nur gelegentlichen Anknüpfung an die vorübergehende Erscheinung der wiener Weltausstellung.

Ergänzend tritt diesen Werken „Die Kunst im Hause, geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung", von Jacob Falke, die schon in zweiter fast ganz unveränderter Auflage vorliegt, (Wien 1873, Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn), zur Seite. Die geschichtlichen Skizzen der Hauseinrichtung in den verschiedenen Stilperioden sind eben so präcise, wie die nach den Gesetzen der künstlerischen Wohnungsausstattung suchenden ästhetischen Abhandlungen klar und überzeugend sind.

Demselben Gebiete der Studien gehört das neue Unternehmen von Bruno Bucher in Wien und A. Gnauth in Stuttgart: „Das Kunsthandwerk", Verlag von W. Spemann in Stuttgart, an, welches in Format und Ausstattung im engsten Anschlusse an die französische Zeitschrift „L'art pour tous" mustergültige stilvolle Originale aus allen Zweigen der künstlerischen Technik und aus allen Stilen der Vergangenheit zu publiciren verheißt, so daß das Werk sich allmählich zu einem historischen Atlas der Kunstgewerbe entwickeln soll. Die ersten beiden Monatshefte berücksichtigten allerdings mit einer jedenfalls befremdenden Ausschließlichkeit das 16. Jahrhundert, doch hatte dies sicher in äußeren Verhältnissen seinen Grund, über welche ein neues Unternehmen bei seinen ersten Schritten selten so Herr sein kann, daß, was gegeben wird, wirklich als der Absicht des Herausgebers vollkommen entsprechend angesehen werden darf. Seither — es sind jetzt 10 Monatshefte mit 72 Tafeln ausgegeben — ist auch vielfach das 17., seltener das 15. und 18. Jahrhundert, vereinzelt die Antike und das Mittelalter berücksichtigt worden, so daß zwar eine gleichmäßige Vertheilung der Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Kunstepochen noch nicht erreicht, aber das erfolgreiche Bestreben, Einseitigkeit zu vermeiden, ersichtlich ist. Wenn übrigens die Bevorzugung der Renaissance, und zwar hauptsächlich der deutschen Renaissance, zwar einigem Vorwurfe nicht entgehen kann, so entspricht sie doch einer allgemeinen Richtung der Studien, welcher die nationale Erhebung der letzten Jahre den höheren Impuls gegeben hat; und „L'art pour tous" hat für die Verherrlichung der französischen Kunst so eifrig gearbeitet, daß es nur geziemend ist, wenn auch etwas Entsprechendes für die deutsche Kunst geschieht. Nach alledem verdienen die Herausgeber den wärmsten Dank und ist die Zeitschrift sehr empfehlenswerth. In dem Herausgeber Professor A. Gnauth tritt uns ein dem Director des „art pour tous" E. Reiber in der Composition immer neuer, mit dem Stile der Darstellung auf dem ersten Blatte des Heftes übereinstimmender Titelköpfe, vollkommen ebenbürtiges Talent entgegen. Die Holzschnitte, für welche nur eine etwas weniger glatte und gleichförmige und dafür mehr stoffbezeichnende Behandlung zu wünschen wäre, gereichen der A. Cloß'schen Officin in Stuttgart zur Ehre, und auch die Farbendrucke, deren jedes Heft einen bringt, sind gut ausgeführt. Derjenige im 12. Hefte wird nach einer Zeichnung des Professor Gnauth eine Abbildung des berühmten einst von dem Herzoge Karl von Braunschweig geraubten und jetzt aus seinem Nachlaß wieder zurückgelangten sogenannten mantuanischen Gefäßes enthalten. Ein ganz kurzer Text unter den Abbildungen gibt die nöthigen Mittheilungen über Stoff, Herkunft u. s. w. Jedes Heft, welches 6 bis 8 Blätter enthält, kostet 2 Reichsmark.

Aus dem Streben, mit der deutschen Kunst der Renaissancezeit in einer ausgiebigeren Weise als bisher bekannt zu machen, sind zwei Werke hervorgegangen, von denen das eine jetzt abgeschlossen vor uns liegt, das andere bereits zu einer stattlichen Fülle angeschwollen ist. Das erstere ist Wilhelm Lübkes „Geschichte der deutschen Renaissance", zugleich als Schlußband für Kuglers Geschichte der Baukunst dienend, Stuttgart bei Ebner und Seubert. Lübke bietet hier eine umfassende und sehr detaillirte, durchaus wissenschaftlich behandelte Darstellung eines Theiles der Kunstgeschichte, dem bisher die Aufmerksamkeit allzu wenig zugewandt gewesen ist. So hat denn dem Verfasser auch die Sammlung des Materials für sein Werk in einem Umfange obgelegen, wie das selten bei einem so reichen Stoffe noch dem Forscher begegnen mag. Durch ganz Deutschland hat er aus eigener Anschauung sich eine gründliche

Digitized by Google

Kenntniß von den erhaltenen Renaissance-Bauwerken, beziehentlich architektonischen Ornamenten ꝛc. verschafft und durch Zuhülfenahme der auf Gemälden und in Reliefs vorkommenden architektonischen Gebilde auf dem Hintergrunde einer sehr bedeutenden culturgeschichtlichen Zeitschilderung ein geschichtliches Bild von der deutschen Renaissance entrollt, dessen Stattlichkeit nach der bisherigen Kenntniß von diesen Dingen im höchsten Grade überrascht und erfreut. Es ist dies eine nationale Arbeit im besten Sinne des Wortes, ohne jede Coquetterie, ohne jedes Schaugepränge mit dem nationalen Charakter, aber hervorgegangen aus einer innigen Versenkung in ein bedeutsames Stück nationalen Lebens in der Vergangenheit, welches uns nach dieser gleichfalls sehr reichen und fruchtbaren Seite bisher nicht genügend geschildert war.

Das zweite Werk ist die „Deutsche Renaissance" von A. Ortwein in Nürnberg, Verlag von E. A. Seemann in Leipzig, ein in autographirten Blättern erscheinendes Abbildungswerk, in welchem namentlich Ornamente und Geräthe, aber auch architektonische Details aus der deutschen Renaissancezeit nach Originalaufnahmen bewährter Künstler veröffentlicht werden. Das Werk ist in Abtheilungen gegliedert, deren jeder ein besonderer District oder eine Stadt Deutschlands zugewiesen ist, und es sind solcher Abtheilungen bis jetzt elf begonnen und im Ganzen 26 Hefte (à 24 Sgr.), jedes 10 Blätter Abbildungen nebst Text enthaltend, erschienen. Das Werk bietet zu den übrigens zahlreichen und meist vortrefflich ausgeführten Abbildungen des Lübke'schen Werkes eine erwünschte Ergänzung. Mit Recht ist auch die Schweiz in den Kreis desselben hineingezogen.

Ein einzelnes Hauptbauwerk der deutschen Renaissance, ein Muster des Palastbaues, erfährt gleichzeitig eine mustergültige Publication, nämlich die Münchener Residenz, über welche unter den Auspicien des Königs Ludwig von Baiern im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig ein Prachtwerk ersten Ranges erscheint. Dasselbe wird vom Architekten G. F. Seidel herausgegeben; die Stiche rühren von Eduard Obermayer her, ein Theil der Blätter wird in Farbendruck bei Winckelmann und Söhnen in Berlin ausgeführt. Bis jetzt ist eine Lieferung von 4 Blättern größten Formates erschienen. — Eine ähnliche Publication über das berliner Schloß, unter der Leitung des Dr. R. Dohme, ist von derselben Verlagshandlung vorbereitet, auch wohl die erste Lieferung schon erschienen, mir jedoch noch nicht zu Gesichte gekommen.

Mit welchem Eifer sich das Interesse des deutschen Publicums den künstlerischen Heroen der deutschen Renaissance zuwendet, dafür ist das Erscheinen einer neuen Auflage von Alfred Woltmanns „Holbein und seine Zeit", welche vor einiger Zeit die Presse verlassen hat (bei E. A. Seemann in Leipzig), ein vollgültiger Beweis. Selten hat sich einem Autor der Stoff unter den Händen so verwandelt, wie das mit der Kenntniß von Familie, Leben und Werken des jüngeren Hans Holbein innerhalb der letzten zehn Jahre, seitdem Woltmanns Specialstudien begonnen haben, der Fall gewesen ist. So erklärt es sich, daß Woltmann sein mit gerechtem Beifall aufgenommenes Werk gegenwärtig in vollständiger Umarbeitung dem Publicum vorlegt und zwar in einem doppelten Sinne glücklicher. Einmal ist das Buch lesbarer und auch für weitere Kreise genießbarer gemacht, als es bis dahin war, dadurch, daß der Autor alles gelehrte Detail, alle Streitfragen und exact wissenschaftlichen Beweisführungen aus seiner Darstellung verbannt hat und das jetzt als positiv und sicher Geltende schlechtweg in dem stattlichen Bande vorträgt, auch ohne sich jene Excurse über fremdartige Dinge zu gestatten, welche — an sich interessant und werthvoll — vereinzelt in der ersten Auflage den ruhigen Gang der Darstellung unterbrachen. Alles, was nur den Forscher interessirt, Verzeichnisse, Beläge und dgl., wird in einem später erscheinenden zweiten Bande zusammengefaßt werden, und das weitere kunstliebende Publicum nur auf diesen einen Band angewiesen sein. Eine wesentliche Verbesserung hat sodann das Buch dadurch erfahren, daß der Stoff in sich viel geschickter gegliedert, viel organischer entwickelt und in Folge der eigenen Klarheit des Verfassers viel klarer dargestellt wird. Ueber jene halsbrechenden Kunststücke, welche zu machen waren, um den früheren Hans Holbein nach seinem glänzenden Auftreten in Augsburg durch die Anfänge der baseler Zeit hindurchzulaviren, ist Woltmann durch die Entdeckungen über Hans Holbein den Vater glücklich hinweggekommen. Die Laufbahn des jüngeren Holbein, wenn der Künstler auch eine große Anzahl der hauptsächlichsten Werke an den Vater abtreten muß, hat jetzt einen viel ruhigeren, überzeugenderen Fluß, und sein Charakter in der Kunstgeschichte ist weniger schwankend und schillernd als zuvor. Mit ganz neuer Wucht tritt nun auch Hans Holbein der Vater in die Reihe der bedeutendsten Künstler seiner Zeit ein, da ihm jetzt die früher sogenannten Jugendwerke seines Sohnes mit Sicherheit beigelegt werden können, und seine nach früherer Auffassung gewissermaßen im Sande verlaufende Entwicklung ihn jetzt auf die höchste Höhe seiner Kunst führt. — Auf Einzelheiten an dieser Stelle einzugehen, ist wohl nicht der Ort. Mit dem wissenschaftlichen Werthe und der Gliederung des Stoffes hat sich auch sowohl die äußere Form der Darstellung wie der Reichthum der Ausstattung verbessert.

Auch ein anderes Werk, welches sich mit der Vergangenheit vorwiegend der deutschen Kunst beschäftigt, hat soeben eine neue Auflage erlebt: das Erstlingswerk Wilhelm Lübkes, die „Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters" ist in 6. Auflage, abermals um einen wesentlichen Theil vermehrt, erschienen (Leipzig, E. A. Seemann). Der neue Theil behandelt die kirchlichen Paramente und die liturgischen Gewänder hauptsächlich in Anlehnung an die Forschungen Bocks, und das Buch darf nach dieser Erweiterung beanspruchen, wirklich das ganze Gebiet der kirchlichen Kunst des Mittelalters zu umfassen.

Auch von einem anderen Werke Lübkes ist bereis eine sechste Auflage nöthig geworden, von dem „Grundrisse der Kunstgeschichte", Stuttgart, Ebner u. Seubert. Das Buch ist abermals sorgfältig durchgearbeitet, hat zumal den ersten Versuch gemacht, die Ergebnisse Lübkes selber in seiner „Geschichte der deutschen Renaissance" in die Gesammtdarstellung der Kunstgeschichte einzureihen, und hat die Schilderung der beiden Hans Holbein, Vater und Sohn, nach den neuen Forschungen umgearbeitet, anderer nicht unwichtiger Veränderungen und Verbesserungen zu geschweigen. Auch die Abbildungen sind wieder vermehrt worden; doch bietet diese Seite unserer Kunstliteratur, trotz vieler dankenswerther Bemühungen und ersichtlicher Fortschritte, noch immer einen etwas wunden Fleck dar; höchstens die architektonischen Illustrationen können — nicht nur in diesem Buche, sondern überhaupt — im allgemeinen als ziemlich genügend bezeichnet werden. Man thut gut, daran immer wieder von Zeit zu Zeit zu erinnern, damit ja der Eifer nicht erkaltet, fortgesetzt an der Verbesserung der kunstgeschichtlichen Abbildungen zu arbeiten.

Karl v. Lützows „Meisterwerke der Kirchenbaukunst" haben auch vor einiger Zeit eine zweite Auflage erlebt, bei welcher Gelegenheit der unermüdliche Autor es an Verbesserungen und Erweiterungen nicht hat fehlen lassen; namentlich betreffen dieselben die Baugeschichte der beiden in jüngster Zeit nach schwierigen Restaurationen und Ausbauten der Vollendung entgegengeführten gothischen Dome von Wien und Regensburg.

Gleichfalls in einer neuen Auflage liegt Jakob Burckhardts „Cicerone" vor; der Bearbeiter der 2. Auflage, Albert von Zahn in Dresden, hat leider die Vollendung dieser neuen, dritten Auflage nicht erlebt: die letzten Bogen haben müssen durch Dr. Wilhelm Bode ihren Abschluß erhalten. — Dieser nachgerade unentbehrlich gewordene Italienführer ist wiederum durch Beiträge von den verschiedensten Seiten berichtigt und bereichert worden. Freilich erkennt man auch an einzelnen Stellen, daß ein solches Werk eben nie fertig wird, daß es trotz aller aufgewandten Sorgfalt nicht nur von einem Herausgeber, sondern von Seiten der Vertreter fast der ganzen Wissenschaft, nicht immer auf dem Laufenden erhalten werden kann. Zum Theil steht der Forderung der Vollständigkeit allerdings auch der nothwendig in gewisse Grenzen gebannte Umfang eines derartigen Buches entgegen, und so sind als eine Art von räumlich nicht gebundener Ergänzung bereits früher die „Beiträge zum Cicerone" von Otto Mündler (gleich dem „Cicerone" selber: Leipzig, bei E. A. Seemann) erschienen, von denen demnächst eine zweite durch W. Bode besorgte und vermehrte Auflage zu erwarten steht, oder bereits erschienen ist.

Vor einiger Zeit ist sodann auch die zweite umgearbeitete Auflage von Karl Schnaases großer „Geschichte der bildenden Künste" (Düsseldorf bei Julius Buddeus) bis zum 6. Bande vorgerückt. Der 5. Band, die Entstehung und die Glanzzeit der Gothik behandelnd, ist in Gemeinschaft mit dem Verfasser von Alfred Woltmann bearbeitet und hat die seit dem ersten Erscheinen des Werkes massenhaft angewachsene Literatur und die durch vielseitige Forschung festgestellten neuen Thatsachen und Anschauungen vollständig und mit großem Geschick mit dem früher Gegebenen verflochten. Es hat sich die Nothwendigkeit großer Umstellungen, die zum Theil selbst bis in den folgenden Band hineinreichen, ergeben, und einzelne Theile sind so gut wie neu geschrieben, so namentlich der auf neuen Forschungen

Digitized by Google

an Ort und Stelle beruhende Abschnitt über die Kunst des Elsaß, über welche Woltmann schon seit längerer Zeit in der Zeitschrift für bildende Kunst einzelne Abschnitte einer demnächst zu erwartenden vollständigen Geschichte der bildenden Kunst im Elsaß erscheinen läßt. — Den 6. Band, an dessen Inhalt die neuere Kunstforschung nur weniger durchgreifende Aenderungen nothwendig gemacht, hat der ehrwürdige Autor selber ohne fremde Beihülfe besorgt. Möchte die Frische und das Selbstvertrauen, welches sich darin bekundet, als eine Gewähr für eine zu erhoffende Weiterführung des ja noch sehr unvollständigen Werkes durch seinen Urheber selber aufgefaßt werden dürfen!

Die vor etwa einem Jahre von mir in meinem Aufsatze über den modernen Kupferstich erwähnten Publicationen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien sind bis zum 7. Hefte und bis zur 3. außerordentlichen Publication vorgeschritten. In den neuen Albumheften ist nichts ausnahmsweise Bedeutendes hervorzuheben, außer etwa der Unger'schen Radirung nach Adolph Menzels bekanntem kleinen Meisterwerke „Aus der Gesellschaft". Die zweite außerordentliche Publication ist eine Chromolithographie von Marastoni nach des verstorbenen Eduard Bitterlich edel schönem Rundbilde der drei Grazien, im Besitze des Baron Sina in Wien, eine durch Weichheit und Klarheit der Ausführung wie durch Harmonie und Glanz der Färbung gleich ausgezeichnete Leistung. Als dritte außerordentliche Publication ist eine Radirung William Ungers nach dem Altarbilde des heiligen Ildefonso von Rubens, dem ersten großen Werke, welches er auf Befehl des Erzherzoges Albrecht und seiner Gemahlin Clara Eugenia Isabella nach seiner Rückkehr in die Heimath für die Brüderschaft des heiligen Ildefonso ausführte, und welches so einen wichtigen Wendepunkt in seiner künstlerischen Entwicklung bezeichnet, ausgegeben worden. Das herrliche Bild, eine der schönsten Zierden des Wiener Belvedere, hat durch Ungers Radirung, wunderbarerweise die erste nennenswerthe Reproduction dieses Meisterwerkes, eine Interpretation erfahren, durch welche Unger manche ihm in letzter Zeit mit Recht zum Vorwurfe zu machende Willkürlichkeiten und Manierirtheiten in der Wiedergabe seiner Vorbilder vergessen gemacht hat. Es ist dies eine vom technischen wie vom künstlerischen Standpunkte gleich vorzügliche Leistung. — Hierbei sei noch erwähnt, daß die früheren Publicationen der Gesellschaft bis einschließlich zum 6. Hefte jetzt auch im Handel als Band erschienen und auch heftweise zu beziehen sind. Zugleich benutze ich die Gelegenheit, um hier auf ein Blatt im fünften Albumhefte aufmerksam zu machen, welches seiner Gattung nach damals ganz außerhalb meines Weges lag: das in einer ganz neu erprobten Technik, im Farbenholzschnitt, trefflich reproducirte Porträt nach van Eyck, welches sich auch vorzüglich zum Einrahmen als Zimmerschmuck eignet, und jetzt einzeln zu dem verhältnißmäßig sehr billigen Preise von 2 Thlrn. abgegeben wird.

Eine eigenthümliche und bemerkenswerthe Erscheinung sind die „Umrißzeichnungen zu den Tragödien des Sophokles" von Ferdinand Lachmann, eingeführt durch Johann Overbeck (Leipzig, E. A. Seemann). Der Urheber dieser Zeichnungen, der zugleich der Verfasser des begleitenden Textes ist, Prorector am Gymnasium in Zittau, hat die hier in Umrißstich von Louis Schulz vorliegenden 16 Cartonzeichnungen der archäologischen Section der Leipziger Philologenversammlung im Frühling v. J. vorgelegt und dort mit denselben berechtigtes Aufsehen erregt. Man that ihm sogar in der ersten Erregung die Ehre an, sich durch ihn an Carstens erinnern zu lassen, eine Ueberschätzung, die ihm selbst wohl nicht angenehm gewesen sein mag. Die Zeichnungen sind flüssig componirt und trotz einzelner Schwächen in der Linie im allgemeinen gut und sicher gezeichnet. Wenn nicht manchmal allzusehr das tragische Pathos in ihnen vermißt würde, so wäre kaum etwas Wesentliches gegen sie vorzubringen. Jedenfalls zeugen sie von einer ernsten und tiefen Empfindung und Kunstauffassung, und es ist für gewisse jetzt energisch in Aufnahme gekommene Bestrebungen von Interesse zu sehen, wie ein Schulmann durch seine Beschäftigung mit der alten Poesie unmittelbar zu künstlerischen Schöpfungen angeregt worden; und wenn die Philologenversammlung einer solchen Erscheinung ihre warme Theilnahme zugewandt hat, so wird vielleicht zu hoffen sein, daß die Antipathie der Philologen gegen die Einführung der „monumentalen Studien", wie man es genannt hat, d. h. gegen die Einführung der Kunstgeschichte in den Kreis des Gymnasial- und Realschulunterrichtes, allmählich schwinden wird.

Schließlich seien auch noch zwei Lehrbücher der Aesthetik erwähnt, die uns in neuen Auflagen vorliegen: die zweite von dem Werke Moriz Carrières (Leipzig, F. A. Brockhaus) und die vierte von der „populären Aesthetik" von Karl Lemcke (Leipzig, E. A. Seemann). Ueber das erstere Werk ist es unmöglich, an dieser Stelle in eine Betrachtung einzutreten, zumal die neue Auflage keine wesentlichen Veränderungen gegen die frühere aufweist. Daß Lemcke in dem kurzen Zeitraume von acht Jahren es bis zur vierten Auflage gebracht hat, ist allerdings nicht ohne sein Verdienst geschehen, denn eine lebhafte und klare Vortragsweise, die mit einer gewissen Wärme auf den Gegenstand eingeht, ohne ihn für den populären Leser allzu tief anzufassen, und ein geschickter Eklekticismus, der in jeder einzelnen Abtheilung die ansprechendste Auffassung eines der ästhetischen Hauptautoren ohne großen Skrupel sich zu eigen macht, ist vom Standpunkte des Populären unzweifelhaft ein Verdienst, so fraglich es noch heute, auch nach vier Auflagen dieses Buches, sein mag, ob die Aesthetik bereits zu einer populären systematischen Behandlung reif ist. Einen großen Theil des Erfolges aber verdankt das Buch unzweifelhaft dem allgemeinen Bedürfnisse des Publicums, welches sich über künstlerische Dinge auch ihrem Wesen nach eine Belehrung zu verschaffen wünscht und deswegen mit Begierde das erste für weitere Kreise genießbare Hülfsmittel dazu ergreift. Das Vorhandensein solch eines Bedürfnisses zuerst bemerkt und zu seiner Befriedigung mit Glück eingesprungen zu sein, ist an und für sich schon ein Verdienst.

**Bruno Meyer.**

## Bibliographie.

Geschichte der Stadt Zabern im Elsaß seit ihrer Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit. Von D. Fischer. Zabern, Fuchs.

Narciß. Trauerspiel von A. E. Brachvogel. 4. Aufl. Jena, Costenoble.

Zwei dramatische Dichtungen von F. Coppée. Uebersetzt von W. Grafen Baudissin. Leipzig, Hirzel.

Florentiner Studien. Von P. Scheffer-Boichorst. Leipzig, Hirzel.

Die weiße Frau. Roman von W. Collins. Berlin, Janke.

Pseudo-Shakspere'sche Dramen. Herausgegeben von N. Delius. 2. Bd. Elberfeld, Friderichs.

Hellas und Rom. Von A. Forbiger. 1. Abtheilung, 3. Band. Leipzig, Fues.

Die hohe Bedeutung der neueren Rechtsphilosophie im Allgemeinen und insbesondere für den Rechtsstaat. Von H. Freiherrn von Leonhardi. Prag, Tempsky.

H. Laubes dramatische Werke. 5. Bd. Gottsched und Gellert. 2. Aufl. Leipzig, Weber.

F. Gerstäckers gesammelte Schriften. Volks- und Familien-Ausg. Jena, Costenoble.

Der Bildungsgang des Menschen nach Darwin u. A. Von G. Annemüller. Berlin, Lichtwerck.

Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach America. Von Friedrich Kapp. Berlin, Springer.

Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden. Von Ph. R. Seydel. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Ulrich Zwingli. Dramatisches Geschichtsbild. Von A. Wyßard. Zürich, Schabelitz.

Unsere deutschen Dichterheroen und die sogenannte Shakespearomanie. Von M. Maaß. Thorn, Lambeck.

Die Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Von H. v. Sybel. 5. Bd. Düsseldorf, Buddeus.

Erzählungen aus der Heimath. Von E. Hoefer. Jena, Costenoble.

Siege der That. Von M. v. Schlägel. Jena, Costenoble.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

# Inserate.


Zur fünften Säcularfeier

**Petrarkas.**

Soeben erschien im Verlage von **Duncker & Humblot** in Leipzig:

**Petrarka**

von

**Ludwig Geiger.**

Ein Band. gr. 8°. Velin-Papier. Preis 1 Thlr. 22 Sgr.

**Inhalt:** Petrarka an die Nachwelt. — Petrarka und der Humanismus. — Petrarka und Italien. — Petrarka und Laura. — Anmerkungen.

„Am 18. Juli feierte Italien den Tag, an welchem seiner größten Dichter und Denker einer vor einem halben Jahrtausend gestorben. Es ziemt sich, daß auch wir Deutsche denselben als einen würdigen Gedenktag begehen, denn wir verdanken einen guten Theil unserer Bildung der großen Wirksamkeit Petrarkas" (aus dem Vorwort).

**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Vionville.**

Ein Heldengedicht in drei Gesängen

von **E. v. Wildenbruch.**

8°. brosch. Preis 15 Sgr.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des großen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

**Verlag von Georg Stilke,**
Berlin NW., Louisenstraße 32.

**Bædeker's**

**Reisehandbücher.**

**Belgien** und **Holland.** 12. Auflage. **1873.** 1⅓ Thlr. — **Mittel-** und **Nord-Deutschland.** 16. Aufl. **1874.** 2 Thlr. — **Süd-Deutschland** und **Oesterreich.** 16. Aufl. **1873.** 2 Thlr. — **Deutschland** und **Oesterreich complet** in einem Bande. 15. Aufl. **1872.** 3⅓ Thlr. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. **1873.** 1⅓ Thlr. — **Südbaiern** und die **oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 16. Aufl. **1874.** 1⅔ Thlr. — **Ober-Italien.** 7. Auflage erscheint im Herbst. — **Mittel-Italien.** 4. Aufl. **1874.** 2 Thlr. — **Unter-Italien.** 3. Aufl. **1872.** 1⅔ Thlr. — **London.** 4. Aufl. **1871.** 1⅔ Thlr. — **Paris.** 7. Aufl. **1870.** 1 Thlr. 18 Sgr. — **Rheinlande.** 18. Auflage. **1874.** 1 Thlr. 18 Sgr. — **Schweiz.** 15. Aufl. **1873.** 2 Thlr. — **Conversationsbuch** in 4 Sprachen. 21. Aufl. 1 Thlr.

Leipzig.

**Verlag von K. Bædeker.**

Verlag von **G. van Muyden** Berlin. 11 Carlstr.

**Der moderne Socialismus.**

**Karl Marx. Die Internationale. Lassalle und die deutschen Socialisten**

von Dr. **Eugen Jäger.**

Preis 2½ Thlr.

Anerkannt ist die Unentbehrlichkeit des obigen, von der Kritik als hervorragend bezeichneten Werkes zur Orientirung im Feldlager des Socialismus.

Königliche Rheinisch-Westphälische

**Polytechnische Schule zu Aachen.**

Beginn der Vorlesungen Anfang October d. J. Programme, Aufnahme-Bedingungen ꝛc. von dem Director, Baurath v. Kaven, franco gegen 10 Sgr. in Briefmarken.

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte

der

**Preußischen Politik**

von

**Joh. Gust. Droysen.**

I. Die Gründung. Zweite Aufl. 2 Thlr.
II. 1. 2. Die territoriale Zeit. Zweite Aufl. 4 Thlr. 12 Sgr.
III. 1—3. Der Staat des großen Kurfürsten. Zweite Aufl. 8 Thlr.
IV. 1. Friedrich I., König von Preußen. Zweite Aufl. 2 Thlr.
IV. 2. 3. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. 2 Bde. 4 Thlr. 24 Sgr.
IV. 4. Zur Geschichte Friedrich's I., und Friedrich Wilhelm's I. von Preußen. 3 Thlr.
V. 1. Friedrich der Große. 1. Bd. 3 Thlr.

**Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Quirkhorn**

von

**Klaus Groth.**

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

**Otto Speckter.**

Preis broch. 2 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. mit Goldschn. 3 Thlr.

**Pracht-Ausgabe**

davon

auf feinstem Velinpapier

Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.

**Miniatur-Ausgabe.**

Preis br. 1 Thlr. 6 Sgr., geb. 1 Thlr. 18 Sgr.

**Octav-Ausgabe**

mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis brochirt 22½ Sgr.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die

**Idee der Entwickelung.**

Eine sozial-philosophische Darstellung von

**Leopold Jacoby.**

Erster Theil. Berlin 1874. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

**H. E. Oliven,** Luisenstraße Nr. 45.

**Leuckart's Hausmusik.**

Soeben erschienen:

**Franz-Album.** Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von **Robert Franz.** Op. 9, 34, 35 und 36. Neue Ausgabe mit hinzugefügtem englischem Text von **Elisabeth Lindner.** Gr. 8. In farbigem Umschlag mit Porträt und Facsimile **Rob. Franz'.** Geheftet. Preis 1 Thlr. Gebunden 1½ Thlr.

**Jensen-Album.** Ausgewählte Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von **Adolf Jensen. Original-Ausgabe.** In einem Band. gr. 8. In farbigem Umschlage mit Portrait und Facsimile **Adolf Jensen's.** Geheftet. Preis 1 Thlr. Gebunden 1½ Thlr.

**Leipzig, F. E. C. Leuckart.**

Im Verlage von **C. Baader in Schaffhausen** sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

**Wanderstudien aus der Schweiz,**

von

**Ed. Osenbrüggen.**

Professor der Rechtswissenschaft und Mitglied des schweizerischen Alpenclubs. **Vierter Band.** 8° in eleg. Umschlag br. fl. 2. 20. Thlr. 1. 10 Ngr. Fr. 5.

Inhalt: I. Aus dem Wallis; II. Der St. Gotthard; III. Das Unterengadin; IV. Nidwalden und Engelberg; V. Schaffhausen und Hohentwiel; VI. Verschwundene Ortschaften und verlorne Bergpässe; VII. Das Sernsthal.

Dr. Eduard Löwenthals **„Grundzüge zur Reform und Codification des Völkerrechts"** werden franco versandt gegen Einsendung von 5 Sgr. in Briefmarken an den **Deutschen Flugschriften-Verlag in Berlin,** Commandantenstr. 7.

Verlag von **Oskar Leiner** in Leipzig.

**Geschichte der Juden**

von

**den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart**

Aus den Quellen neu bearbeitet

von

Professor Dr. H. Graetz.

11 Bände. gr. 8°. à 8 Reichsmark.


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. H. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 22. August 1874. Band VI.

III
35
.G895
v.6
no.34

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Spanien und die französische Politik. Von Leopold Richter. — Wunder und Wallfahrten. Erinnerungen und Betrachtungen eines alten Westfalen. — **Literatur und Kunst:** Eine Skizze meines Lebens. Von S. v. Mosenthal. — Sprache und Sprachwissenschaft. Whitneys Vorlesungen über die Principien der vergleichenden Sprachforschung für das deutsche Publicum bearbeitet und erweitert von Julius Jolly. Besprochen von M. Carriere. — Oriola. Von Alfred Meißner. Besprochen von Paul Lindau. — Die Piccolomini. Von W. Goldbaum. — **Verschiedenes:** Das Rathssilberzeug der Stadt Lüneburg. Von Albrecht Böhme. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### Spanien und die französische Politik.

Von Leopold Richter.

Von einer bestimmten Politik Frankreichs kann heute kaum die Rede sein. Die Franzosen haben sich im Laufe der letzten drei Jahre successive gegen alle bestehenden Regierungsformen erklärt. Weder das Kaiserthum, noch die Monarchie, weder die conservative noch die radicale Republik haben Gnade vor der Nationalversammlung und vor der öffentlichen Meinung gefunden.

Die Nationalversammlung in Versailles, die ihre Ohnmacht, irgens etwas zu constituiren, bei zahlreichen Gelegenheiten an den Tag gelegt hat, dieselbe Nationalversammlung ist in allen Fällen stark genug gewesen, jedem Versuche, eine bestimmte Regierung herzustellen, mit mehr oder minder schwacher Majorität entgegenzutreten. Die Regierung, welche in letzter Instanz an die Spitze des Landes gerufen worden ist, hat ihre Existenz bisher nur dadurch fristen können, daß sie freiwillig oder gezwungen auf alles das verzichtet hat, was unter normalen Verhältnissen eine Regierung constituirt. Der Marschall Mac Mahon ist einfach Chef der Executivgewalt, und als solcher in der That absoluter Herr Frankreichs. Aber die Franzosen haben sich noch vorbehalten, darüber zu bestimmen, ob Frankreich Kaiserthum, königliche Monarchie oder Republik sein soll; sie machen es dadurch der bestehenden Regierung unmöglich, nach Innen oder nach Außen hin irgend eine bestimmte Politik zu verfolgen. Sobald es dem Präsidenten der Republik einfällt, eine liberale Maßregel unterstützen zu wollen, verfehlen die Royalisten und Bonapartisten der Kammer und der Presse nicht, ihn daran zu erinnern, daß sie es sind, die ihn zum Herrscher von Frankreich gemacht haben; zeigt der Marschall dagegen zu deutlich, daß seine wohlbekannten Sympathien für eine Monarchie ihn zu Schritten hinreißen könnten, welche die Erklärung des Kaiserthums oder Königreichs zur Folge haben dürften, so erheben die republicanischen Deputirten und Zeitungen ein lautes Geschrei und klagen den Marschall an, seine Pflichten als „Präsident der Republik" zu vergessen. Die sogenannte Schaukelpolitik, deren Erfindung man Herrn Thiers zuschreibt, liegt in der Natur der heutigen französischen Verhältnisse. Der Nachfolger und Feind des Herrn Thiers ist deshalb auch genöthigt, mag er wollen oder nicht, in dieser Beziehung in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten und bald zur Rechten, bald zur Linken hinzuneigen, um selbst im Gleichgewicht zu bleiben und nicht umzufallen oder umgestoßen zu werden.

Die französische Politik gegenüber Spanien liefert ein Bild der Unklarheit, welche den französischen Verhältnissen eigenthümlich ist. Die Verwirrung ist so groß, daß selbst heute, nachdem die Regierung einen entscheidenden Schritt gethan, d. h. nachdem sie sich bereit erklärt hat, die Regierung des Marschall Serrano anzuerkennen, dieser dennoch berechtigte Zweifel hegen darf, ob er in Frankreich einen Freund oder einen Feind erblicken soll.

Die französische legitimistische Partei hat sich bei jeder Gelegenheit unumwunden für Don Carlos erklärt. Die Orleanisten sind, seitdem in der Theorie wenigstens eine Versöhnung zwischen ihnen und den Legitimisten stattgefunden hat, gezwungen, jede Maßregel zu vermeiden, welche als anticarlistisch gedeutet werden könnte. Auch die Bonapartisten, obgleich sie nicht Partei für Don Carlos genommen haben noch nehmen werden, haben sich häufig als Feinde der spanischen Republik gebärdet. Es ist aber eine Thatsache, daß der Marschall Mac Mahon nur Sympathien für Imperialisten und Royalisten hegt, und daß das heutige Cabinet ausschließlich aus Legitimisten und Orleanisten, d. h. aus Feinden der spanischen Republik zusammengesetzt ist. Aus diesen Umständen ist es wohl erklärlich, daß Serrano den ihm jetzt von der französischen Regierung dargebrachten Freundschaftsversicherungen nur wenig Glauben schenkt. Er darf mit gutem Rechte annehmen, daß der Marschall Mac Mahon und seine Regierung sich bereitwillig gezeigt haben würden, Don Carlos als König von Spanien anzuerkennen, und daß man diesen Schritt mit Freuden thun wird, wenn sich in naher oder ferner Zukunft Gelegenheit dazu bieten sollte.

Spanien darf nicht der Undankbarkeit angeklagt werden, wenn es sich den jüngsten französischen Freundschaftsbezeugungen gegenüber sehr kühl zeigt. Die Geschichte der Verhandlungen, welche bezüglich der Anerkennung der spanischen Regierung zwischen Deutschland, Frankreich und England geschwebt haben, liefert, obgleich dieselbe nur theilweise in das Publicum gedrungen ist, zahlreiche Beweise dafür, daß die französische Regierung gethan hat, was sie thun konnte, um den Marschall Serrano in seinem Zweikampfe mit Don Carlos zu isoliren. Heute, nachdem sie es gerathen gefunden hat, mit den andern Großmächten vereint, die spanische Regierung anzuerkennen, kann sie es nicht unterlassen, ihr Bedauern darüber auszusprechen, diesen Schritt gethan zu haben.

Die „Presse", eine pariser Zeitung, deren intime Verbindungen mit dem Herzog Décazes, dem Minister des Auswärtigen, für Niemand ein Geheimniß sind, — die „Presse" bringt lange Leitartikel und kurze Notizen, in denen ausdrücklich gesagt wird, daß Frankreich dem Drucke Deutschlands

Digitized by Google

gewichen sei, als es sich entschlossen habe, für Serrano und dadurch gegen Don Carlos aufzutreten. Es ist nicht schwer, diese Sprache zu erklären: der Herzog Décazes will den französischen Legitimisten keine Ursache geben, ihm als offene Feinde entgegenzutreten; er sagt ihnen deshalb, daß, wenn er sein eigner Herr gewesen wäre, er ganz anders gehandelt haben würde, als er nun „unter dem Drucke Deutschlands" gehandelt hat. Es ist zweifelhaft, daß ihm diese Politik die Freundschaft und das Vertrauen der Legitimisten wiedergeben wird; es ist ganz sicher, daß sie ihm Spanien und diejenige französische Partei, welche der spanischen Regierung wohl will, entfremden muß. — Man würde dessenungeachtet Unrecht thun, dem Herzog Décazes aus dieser seiner Handlungsweise ein Verbrechen zu machen.

Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten darf wohl als dasjenige Mitglied des heutigen französischen Cabinets bezeichnet werden, welches die wenigsten Sympathien für Don Carlos hegt. Aber er darf es nicht wagen, sich mit den Legitimisten zu entzweien; er muß gleich Herrn Thiers und dem Marschall Mac Mahon eine „politique de bascule" verfolgen. Er hat sie nicht freiwillig adoptirt; dieselbe ist ihm im Gegentheil von den Umständen aufgezwungen. Zu constatiren ist eben nur, daß Spanien ebensowenig wie Italien auf die Freundschaft einer Regierung rechnen kann, deren Mitglieder Legitimisten und Orleanisten, mit andern Worten Carlisten und Klericale sind, und in der der Herzog Décazes mit seinen gemäßigten und vernünftigen Meinungen in Bezug auf äußere Politik gewissermaßen allein dasteht.

Die französische Presse, welche bei Gelegenheit des von Deutschland ausgehenden Vorschlages der Anerkennung Spaniens nicht umhin konnte, von Deutschland zu sprechen, hat natürlich nicht versäumt, dasselbe soviel als möglich anzugreifen und zu verdächtigen. Sogar die republicanischen Zeitungen, deren Politik in dieser Frage mit der deutschen übereinstimmte, haben es für nothwendig erachtet, sich in gehässigen Leitartikeln über die „politique tortueuse" des Fürsten Reichskanzlers zu ergehen. — Die einfache Thatsache, daß die Ermordung des Hauptmann Schmidt der deutschen Regierung das Recht gab und die Verpflichtung auferlegte, Schritte zu thun, um das Leben und Eigenthum deutscher Bürger in Spanien zu schützen, wird allgemein und vollständig ignorirt. Die Blätter aller politischen Färbungen sind darüber einig, daß diese Mordthat dem Fürsten Bismarck einen erwünschten Vorwand gegeben habe, in Spanien zu interveniren. Um dies glaubwürdig zu machen, wird der unglückliche Hauptmann Schmidt noch im Grabe beleidigt und als Verräther, Spion und Feigling dargestellt.

Die deutsche Intervention, denn als solche wird der Vorschlag zur Anerkennung Spaniens und die Absendung des Nautilus und Albatros in die spanischen Gewässer bezeichnet, die deutsche Intervention bezweckt in den Augen der französischen Legitimisten lediglich, den Krieg gegen den Ultramontanismus nun auch in Spanien zum Ausbruch zu bringen; die republicanischen Blätter wollen dieselbe dadurch erklären, daß sie sagen, der Fürst Bismarck suche sich nun in Spanien Freunde zu machen — nachdem ihm dies dank den Fehlern der französischen Regierung in Italien bereits gelungen sei —, um Frankreich nach allen Seiten hin vollständig zu isoliren.

Die Legitimisten klagen die französische Regierung an, dem Fürsten Bismarck nachgegeben zu haben; das „Univers" nennt dies geradezu „eine Schande für Frankreich" — die Republicaner sind erzürnt darüber, daß das Cabinet des Marschall Mac Mahon dem Fürsten Reichskanzler nicht zuvorgekommen sei. „Frankreich" — so schreiben sie — „hätte den Dank Spaniens für die Anerkennung Serranos ernten sollen, einen Dank, der nun Deutschland gezollt wird".

Die Anerkennung Spaniens in Folge der deutschen Initiative ist keiner politischen Partei Frankreichs erwünscht. Eine jede würde dieselbe gern ungeschehen machen; eine jede hat sich bemüht, dieselbe hinauszuschieben, zu hintertreiben oder die Motive Deutschlands zu entstellen.

Spanien ist Frankreich in der That nicht zu Dank verpflichtet. Spanien hat in Frankreich nur Feinde oder im besten Falle ohnmächtige Freunde gefunden. Es ist wohl anzunehmen, daß man dies auch in Madrid zu würdigen beabsichtigt und daß die französischen Declamationen über die natürlichen Allianzen der lateinischen Racen dort ebenso wenig Widerhall finden werden wie in Rom. Die Hauptstadt von Italien ist trotz der Franzosen, nicht dank ihnen italienisch geworden; und wenn Spanien von den Gräueln des Bürgerkriegs befreit wird, wenn eine starke und geachtete Regierung dort festen Fuß faßt, so wird auch dies trotz des französischen Einflusses, nicht dank der französischen Politik geschehen.

---

## Wunder und Wallfahrten.

**Erinnerungen und Betrachtungen eines alten Westfalen.**

„Es geschehen keine Wunder mehr." „Die Zeiten der Wunder sind vorbei."

Wie oft habe ich diese und ähnliche Redensarten gehört, als ich ein Kind war, und nichts weiter dabei gedacht, nicht darüber nachgegrübelt, warum denn in unsern Zeiten nicht mehr Wunder geschehen sollten, ebenso wie vor Alters. Daß es eine Zeit gegeben, wo die Thiere sprechen konnten, wo Heiligenbilder oder Talismane oder mächtige Zauberer allerlei Wunder thaten, daran zweifelte ich keineswegs. „Es war einmal" — diese geheiligte Formel schloß jedes Bedenken, jede Kritik aus. „Es war einmal —; aber das ist schon lange her."

In meinem elterlichen Hause fand sich, von den Großeltern, vielleicht von den Ur-Großeltern her, ein altes Gebet- und Erbauungsbuch, betitelt: „Die Hand des Herrn". Diese Worte trug das Titelblatt in großen rothen Buchstaben; dann noch verschiedene Nebentitel mit „oder", die ich vergessen habe. Das Buch enthielt viele Holzschnitte, wunderthätige Krucifixe und Heiligenbilder darstellend, deren Geschichte und Mirakel dann kurz erzählt wurden, mit Angabe der Ablässe, die durch Wallfahrten oder Andachten zu jedem derselben zu verdienen seien. Ich blätterte gern in dem Buche, las die Wundergeschichten mit demselben Interesse, womit ich ein Märchen erzählen hörte, und manche der Bilder sind mir noch jetzt gegenwärtig. Die meisten stellten Mütter Gottes — oder, wie sie am Rhein sagen, „Muttergötteſe" — dar in Reifröcken und steifen Brocatmänteln; keine Rafael'sche Madonna war darunter.

Es gab zwar in der Gegend einige Wallfahrtsorte mit wunderthätigen Heiligenbildern, die noch von nah und fern — mehr von fern — Pilger heranzogen; aber daß sie in meinem Heimathsort und in meiner Umgebung in großer Verehrung gestanden hätten, will mir nicht scheinen. Durchziehende Pilgergruppen oder Processionen von Paderbornern, die zur „Mutter Gottes von Werl" zogen, wurden mit aufgeklärter Ueberlegenheit, mit einer gewissen Neugier betrachtet, wie Ueberreste von Sitten und Zuständen, die bei uns längst der Vergangenheit angehörten. Uebrigens hörte man nicht, daß die Mutter Gottes zu Werl noch kürzlich oder seit Menschengedenken irgend ein Wunder gethan hätte. Wohl kam es noch hin und wieder vor, daß eine arme Mutter sich und ihr Kind „nach Werl gelobte", wenn dieses kränkelte oder nicht gedeihen wollte. Aber der Pastor, wenn er von solchen Gelübden hörte, rieth Aufschub, bis der Junge vierzehn Jahr alt sei und auf eigenen Füßen die sieben Stunden Weges machen könne. Und dabei gab er Anweisung und Vorschriften, wie das Kind zu behandeln und zu nähren sei, und die Jungfer Köchin fügte wohl aus Küche und Keller Einiges bei, um die Vorschriften ausführbar zu machen. Wenn dann das Kind gesundete, kräftiger wurde und gedeihlich heranwuchs, so schrieben die meisten Leute

Digitized by Google

im Dorfe — ich muß es nur gestehen — diese Wirkung eher den Rathschlägen des Pastors, den Suppen und Brocken der „Junfer" zu, als dem Gelübde oder der Mutter Gottes zu Werl. Dennoch wurde das Gelübde wohl immer gewissenhaft erfüllt, und wer durchaus nicht selbst nach Werl gehen konnte, der schickte eine andere Person hin, die für ein mäßiges Almosen die Wallfahrt und die versprochenen Andachtsübungen übernahm und ausführte.

Ich erinnere mich indeß einer Wallfahrt, die ich selbst gemacht, und zwar nach Paderborn zum Fest des h. Liborius. Ich mochte 12—13 Jahre alt sein und ging mit meinem Vater sehr früh Morgens vom Hause weg. Die Veranlassung weiß ich nicht mehr; um ein Gelübde handelte es sich nicht. Das Liboriusfest, was es auch jetzt sein mag, war damals eine große Kirmeß, der von weit und breit viel Menschen zuströmten, die meisten mehr aus Neugier und Schaulust, als aus Andacht. Ein belebter Jahrmarkt bot Gelegenheit und Veranlassung, allerlei einzukaufen und den Daheimgebliebenen „eine Kirmeß" mitzubringen. Für die Meisten war Paderborn mit seinem Dom und andern ansehnlichen Gebäuden, mit dem kirchlichen und bischöflichen Pomp, mit der Pader, die voll, reich und klar unter dem Dom selbst hervorquillt, ein merkwürdiger Ort, „die Stadt" kurzweg, die sie wenigstens einmal in ihrem Leben zu besuchen wünschten. Und selbst dieser bescheidene Wunsch wurde nicht allen erfüllt. Es gab noch keine Eisenbahnen und man reiste nicht so leicht und so viel wie heut zu Tage.

Es war eine lange und beschwerliche Tagereise für einen Knaben in meinem damaligen Alter; der Weg beträgt gegen sieben Stunden. Der frühe Julimorgen war herrlich, und ich schritt so flink und rüstig neben dem Vater dahin, als könnte ich nicht müde werden. Ich sang hell und freudig alle Lieder, die ich kannte, religiöse und weltliche, und der Vater secundirte. Dazwischen erzählte er mir im voraus von Paderborn, vom h. Liborius, dessen Gebeine aus Frankreich gekommen, und wie ein prächtiger Pfau dem Wagen vorausgeflogen sei, bis nach Paderborn. Dann von dem tollen Christian, der den silbernen Sarg des Heiligen, sowie zwölf große silberne Apostelbilder aus dem Dom raubte, zerbrechen und einschmelzen ließ, um Thaler daraus schlagen zu lassen, indem er zu den Aposteln spöttisch sagte: „Was stehet ihr hier müßig? Gehet hinaus in alle Welt und predigt das Evangelium!" Aber später habe man die Thaler wieder eingesammelt, so viel man noch haben konnte und wieder einen Liboriuskasten daraus gemacht, in dem die Reliquien noch jetzt aufbewahrt werden. Und diesen herrlichen und merkwürdigen Liboriuskasten sollte ich jetzt sehen.

Auf dem Wege trafen wir wohl mit Leuten zusammen oder gingen an solchen vorüber, die abwechselnd Kirchenlieder sangen und den Rosenkranz beteten, wobei sie die Schnur zwischen den Händen hielten, an deren Kügelchen die „Vater unser" und die „Gegrüßet seist Du Maria" abgezählt wurden. Ich kannte zwar die Gebete und Betrachtungen, die unter dem Namen „Rosenkranz" sich im Anhang zum Gesangbuch befinden, und sich an die verschiedenen „freudenreichen, schmerzreichen und glorreichen Geheimnisse' oder evangelischen Ereignisse anschließen. Aber nie hatte ich einen „Rosenkranz" gesehen, nie unter dem Namen „Gebet" diese endlose, monoton summende und augenscheinlich gedankenlose Wiederholung derselben und immer derselben Worte gehört. Die Mutter bewahrte in einem Kästchen, neben einem silbernen Kreuzchen und andern Andenken, einige Perlen oder Kügelchen von einem Rosenkranz, der der Großmutter angehört hatte und nach ihrem Tode als Andenken vertheilt worden war. Auf unsere Fragen nach Gebrauch und Zweck wurde uns gesagt: „Früher, als die Leute noch nicht lesen konnten, habe man daran gebetet". Aber ich hatte das nie verstanden. Ein Gebetbuch redete zu mir, und seine Worte riefen in mir Gedanken und Empfindungen hervor, die Gebet. waren. Daß aber jene Kügelchen ähnlich wirken oder dienen könnten, war ja unmöglich, und daß es sich darum handelte, dem lieben Gott die Gebete, die man hersagte, vorzuzählen, um einen Mechanismus zur Erleichterung einer correcten Buchführung und Abrechnung, davon wußte ich gar nichts. Der Religionsunterricht war offenbar damals sehr ungenügend.

Der Vater nahm jedesmal, wenn wir an einer solchen summenden und murmelnden Gruppe vorbeikamen, den Hut ab und ich, nach seinem Beispiel, die Mütze. Nach einiger Zeit fragte ich ihn jedoch, ob denn das „Beten" sei, und ob die Leute dieselbe Religion hätten, wie wir, Katholiken wären. „Sie meinen es gut," antwortete er mir, „und das ist die Hauptsache. Früher wurde auch bei uns so gebetet; ich erinnere mich's noch aus meinen Kinderjahren".

Es war schon gegen Abend, als wir in Paderborn ankamen, denn um die Mittagszeit hatten wir in einem Wirthshaus am Wege, oder vielmehr im Baumhof desselben, ein paar Stunden lang geruht, und das letzte Drittel des Weges war mir recht schwer geworden. Wir fanden in einem schon überfüllten Hause ein Unterkommen. Es war ein Bauernhaus, wie mir schien, und wurde zum Gasthause oder zur Caravanserei wohl nur für die Dauer der Liboriseier umgewandelt. Ein großer Bodenraum, ganz mit Stroh bedeckt, war der gemeinsame Schlafsaal für etwa fünfzig Personen, jedes Alters und Geschlechts. Für Speise und Trank, für Reinlichkeit oder sonstige Bedürfnisse sorgte jeder, wie er konnte. Doch konnte man am andern Morgen in der Küche für einige Pfennige eine Portion Kaffee (?) bekommen, d. h. wenn man irgend ein Geschirr oder Geräthe besaß, um das lauwarme Getränk aufzunehmen, das unter diesem Namen verkauft wurde.

Nachdem wir noch, trotz meiner Müdigkeit, in der Stadt umhergegangen, die Kirchen von außen besehen, eben vor Thoresschluß einen Blick in den Dom geworfen und dann die geheimnißvollen Paderquellen betrachtet hatten, kehrten wir zu unserm Gasthof zurück und begaben uns, da es schon dunkel wurde, auf den Schlafboden. Noch wenige Pilger hatten ihre Ruhestätte aufgesucht, die übrigens jeder nahm, wo er wollte oder konnte. Wir suchten uns eine vom Eingang entfernte Ecke aus, wo wir hoffen durften, von den später Kommenden nicht zu sehr gestört oder belästigt zu werden. Nachdem wir uns das Stroh nach Bequemlichkeit zurechtgelegt, mit einer Erhöhung für den Kopf, legten wir uns, natürlich völlig angekleidet, zur Ruhe nieder. Aber, so müde ich war, es dauerte lange, ehe ich einschlafen konnte. Allmählich kamen die andern Pilger und Pilgerinnen heran, geräuschvoll, lachend und schwatzend, oft auch zankend und schreiend; dann wurden geistliche Lieder angestimmt, plötzlich der fromme Gesang unterbrochen durch einen Schrei, oder durch eine mir unverständliche Bemerkung, die ein lautes Gelächter hervorrief, und zur Abwechselung wurde dann wieder fromm gesungen, oder auch ein „Gesetz" vom Rosenkranz gebetet.

Nun ich war endlich dennoch eingeschlafen und fand am andern Morgen, da ich aufwachte, daß wir beinahe die letzten waren. Eigentlich habe ich von diesem langen, heißen und ermüdenden Tage nichts zu erzählen, wenn ich nicht etwa eine Beschreibung von Paderborn oder eine Schilderung der Eindrücke geben will, welche die großen und schönen Kirchen, die Pracht des Gottesdienstes und besonders der Procession mit dem geheimnißvollen glänzenden Heiligenschein auf den Knaben machten, der nie einen größern Pomp als den der heimathlichen Dorfkirche gesehen. Wunder geschahen keine, ja es war nicht einmal davon die Rede. Doch! Ich erinnere mich einer Wundergeschichte, die mein Vater mir erzählte.

Im Hofe des Franciscanerklosters sahen wir das Standbild des h. Franciscus aus einem nun leeren und trockenen Wasserbecken sich erheben. Der Vater erklärte mir, es sei eigentlich ein Springbrunnen oder eine Wasserkunst, und wenn ein im Innern des Klosters befindlicher Behälter mit Wasser gefüllt und dann die Hähne geöffnet würden, so spränge aus jedem der fünf Wundmale ein Strahl hervor. Früher, als das Kloster in Flor war, als die Termine reichlich einbrachten und außerdem die Bauern der Umgegend nie in die Stadt kamen,

Digitized by Google

ohne den Mönchen etwas mitzubringen, — der Eine einen Sack Gerste, der Andre einen Scheffel Weizen, noch Andre Eier, Hühner, eine fette Gans, oder auch ein gemästetes Kalb — da ging es hoch her, besonders am Fest des h. Franciscus. An diesem Tage war es Sitte, daß die Wasserkunst mit Bier gefüllt wurde, das dann schäumend aus den Wundmalen des Heiligen hervorsprudelte, und jeder konnte es mit einem Gefäß auffangen oder aus dem Becken schöpfen und davon trinken nach Herzensluft. Es mag oft bunt dabei hergegangen sein. Und das muß man den Mönchen lassen: sie brauten gutes Bier und keinem, der kam und hungrig und durstig war, wurde eine Kanne Bier und ein gutes Stück Brod versagt.

Der alte Hakemeier in E., bei dem man noch jetzt das beste Bier kriegt, hat hier im Kloster das Backen und Brauen gelernt. Sein Ohm war Schlüter (Schließer, Oekonom) hier. Hakemeier war damals ein ausgelassener, wilder Junge von sechzehn oder siebzehn Jahren; er hat mir manchen tollen Streich erzählt, den er im Kloster gemacht. Einmal aber wäre es ihm beinahe übel bekommen. Es war das Fest des Heiligen und aus dem ganzen paderborner Lande, ja noch aus dem Kölnischen, waren viele Leute herbeigekommen. Aber die alte Sitte, daß die Wasserkunst an diesem Tage mit Bier gefüllt wurde, war schon seit mehreren Jahren außer Gebrauch. Man konnte es den Mönchen nicht verdenken, die Termine brachten nicht mehr so viel ein, wie früher; die Bauern kamen seltener zum Kloster, oder kamen mit leeren Händen; und eigene Einkünfte haben ja die Franciscaner nicht. Nun, was sie nicht hatten, oder wenigstens nicht übrig hatten, das konnten sie auch nicht geben. Also spendeten die Wundmale des Heiligen schon seit mehreren Jahren nichts als klares Wasser. Dieses wurde nun zwar auch von vielen frommen Leuten, besonders von Weibern, getrunken und in Krügen mit nach Hause genommen, gegen allerlei Uebel. Aber die meisten hätten doch lieber Bier gehabt und murrten unzufrieden über den Verfall der guten alten Sitte und der Religion.

Nun war am Tage des h. Franciscus und zur Stunde, da die Wasserkunst spielen mußte, der Klosterhof dicht mit Leuten gefüllt; die Einen hatten Krüge, Kannen oder Töpfe mitgebracht, die Andern waren blos aus Neugier gekommen, um die Wasser springen zu sehen. Auf den Glockenschlag sprangen die Strahlen empor aus den Füßen, aus den Händen, aus der Seite des Heiligen; aber es war nicht klares Wasser, die Flüssigkeit war roth, — es war Blut. Ein Wunder! Ein Wunder! Lauter und lauter erschallte es durch das ganze Kloster: Ein Wunder! Der Heilige thut ein Wunder!

In dem Wirrwarr und Tumult hörte man einzelne Stimmen, die gar nicht geneigt schienen, das Wunder zu Gunsten der Mönche oder des Klosters auszulegen. „Das wird Euch lehren! Ihr wollt Euer Bier nicht hergeben; der Heilige gibt sein Blut!“ — Einzelne Mönche, die herbeieilten, konnten nicht zu Worte kommen, die aufgeregte Menge nicht beschwichtigen. Plötzlich hörten die blutigen Strahlen zu springen auf, und gleich darauf erschien der Pater Gardian umgeben von allem, was im Kloster das Habit trug. Vollständige Stille herrschte jetzt im Klosterhof. Der Pater Gardian redete die Volksmenge feierlich an: Das Ereigniß, dessen Zeugen alle gewesen, sei noch nicht aufgeklärt; es solle genau untersucht und geprüft werden. Wie wunderbar und unerklärlich es auch scheinen möge; an ein wirkliches Wunder könne und dürfe man erst dann glauben, wenn nach sorgfältiger Untersuchung und Prüfung die Kirche erkläre, es liege in der That ein Wunder vor. Bis dahin lade er die versammelten Gläubigen ein, dem ferneren Gottesdienst andächtig beizuwohnen, den Klosterhof aber zu verlassen und lieber in die Kirche zu gehen, wo bald die feierliche Vesper beginnen werde.

Die Menge ging auseinander. Aber weder während des Festes, noch später, noch in den folgenden Jahren wurde das Ergebniß der Untersuchung bekannt gemacht. Aus den Wundmalen des Heiligen floß nie wieder Blut, noch Bier, sondern nur an bestimmten Tagen klares Wasser, dessen besondere Heilsamkeit sich auch zu verlieren schien; denn es wurde nur noch als schöne „Wasserkunst“ angegafft, oder höchstens von einem Durstigen getrunken, nicht aber in allerlei Gefäßen nach Hause getragen für Mensch und Vieh. Mit der Zeit verfiel die Wasserkunst, oder es kam ein Schaden daran, der nie reparirt wurde, und nun steht sie schon seit Jahren trocken, und viele wissen nicht einmal, daß es eine Wasserkunst ist.

Eine Untersuchung hatte indessen doch stattgefunden und sehr schnell eine ganz natürliche Aufklärung des Wunders ergeben. Man fand in dem Behälter, der den Springbrunnen speiste, das Wasser ganz roth und erkannte bald, daß es mit einer großen Menge Blut gemischt war. Da für das Fest stark geschlachtet war, so vermutheten die wenig wundergläubigen Mönche alsbald, daß jemand das Blut der getödteten Thiere hineingeschüttet habe. Koch und Schlüter und ihre Untergebenen wurden vernommen, und die Vermuthung fand sich bald bestätigt und der Thäter entdeckt Es war des Schlüters Neffe, Anton, der jetzt Hakemeier in E. ist. Der Strick von Jungen hatte das Blut von einem geschlachteten Kalbe in den Behälter gegossen, der schon das nöthige Wasser enthielt. Er hatte sich wollen einen Spaß machen, natürlich wurde er weggejagt, und man kam überein, die Sache geheim zu halten und einschlafen zu lassen.

Mir hat der alte Hakemeier den ganzen Streich mehr als einmal erzählt.

Das war meines Vaters Erzählung, und dies das einzige Wunder, von dem ich auf meiner Wallfahrt nach Paderborn reden hörte.

Wenn man nun aus dem ziemlich abgeschwächten Wunderglauben und in Vergessenheit gekommenen Rosenkranz schließen wollte, daß es mit der Religion oder mit dem kirchlichen Leben schlecht bestellt gewesen sei, so würde man sich sehr irren. Die Leute waren nicht blos gut und rechtschaffen, sondern in den wesentlichen Glaubenslehren wohl unterrichtet und keineswegs gleichgültig gegen dieselben. Die Kirche wurde sehr fleißig besucht und der Gottesdienst mit dem gut geleiteten und gepflegten Gemeindegesang war feierlich und erhebend. Noch heute bewegt und rührt mich die Erinnerung an die Gluth und Inbrunst, an die Begeisterung und das Entzücken, womit ich als Knabe und Jüngling an den kirchlichen Feierlichkeiten theilnahm, mit welcher Seligkeit ich um Weihnachten in das „Ehre sei Gott in der Höhe!“ einstimmte, mit welcher Erschütterung der Passionsfeier in der Charwoche beiwohnte, mit welchem Jubel ich sang: „Halleluja! Christus ist auferstanden!“ Und dann die Processionen durch blühende Wiesen oder wogende Kornfelder, mit wehenden Fahnen und hellen, vollen Gesängen! Die Lerchen droben schmetterten mit darein und die Glocken der Schaafheerden mischten sich mit den Klingeln der Chorknaben. An einem Heiligenhäuschen unter einer duftenden Linde, oder in einer Capelle, die kaum den Priester und seine nächste Umgebung faßte, wurde Station gemacht, und die Gläubigen knieten oder lagerten umher auf dem Rasenanger. Es war ein Cultus so einfach und doch so feierlich, so innig und doch so heiter, Ausdruck zugleich und Nahrung echter, warmer Religiosität, fromm ohne Frömmelei, gläubig ohne Grübeln, ernst ohne Fanatismus. Und das nennt man heutzutage gern die Zeit der religiösen Verflachung und Gleichgültigkeit! Anders ist seitdem Vieles geworden; ich zweifle ob es besser ist.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Eine Skizze meines Lebens.

Von F. v. Mosenthal.

### I.

Der Dichter, der sich selbst biographirt, ist, wie der Maler, der sich selbst porträtirt, zwischen Eitelkeit und Bescheidenheit eingeklemmt; er mag weder idealisiren, noch entstellen, und kann nichts Besseres thun, als sein Leben Zug für Zug so zu zeichnen, wie er es im Spiegel der Erinnerung erblickt. Wenigstens hat ein solches selbstentworfenes Bild vor andern das voraus, daß es weder von fremder Speculation abenteuerlich colorirt, noch von fremder Scheelsucht absichtlich verzeichnet wird. Wenn ich den schlichten Verlauf meines Lebens und Strebens wahrheitsgetreu erzähle und nur Erlebnisse, nicht Urtheile verzeichne, so wird mir die ruhigste Objectivität nicht allzuschwer.

Mein Vater war Chef eines angesehenen Handelshauses in Cassel, und bereits mit 6 Kindern erster Ehe und einem Sohn zweiter Ehe gesegnet, als ich im Januar 1821 zur Welt kam. Am selben Tage brach das längst auf unsichern Stützen ruhende und durch den Leichtsinn und die Treulosigkeit eines Compagnon in's Wanken gebrachte Geschäft völlig zusammen, und am Tage meiner Geburt reiste mein Vater nach Frankfurt, die Diamanten meiner Mutter zu verkaufen, um mit seiner letzten Habe seinen ehrlichen Namen zu retten. Die junge Mutter, im 22. Jahre aus täuschendem Glanz in drohende Noth gestürzt, mag den Tag meiner Geburt wohl damals bitter beweint haben; später hat sie ihn, wie ihr überfließend liebreiches Herz es mir vertraut, zehnfach gesegnet.

Aus dem steinernen Stammhaus in der Mittelgasse, das jetzt im Besitz des bekannten Buchhändlers Luckhard ist, zog die Familie in eine entfernte Vorstadt, aus den Trümmern des früheren Wohlstandes nichts mit sich nehmend, als ihren geachteten Namen. Es war seltsam, daß dieser Nimbus nicht unter dem Schatten der Armuth verblich, und die Familie, die der Vater als Buchführer in einem fremden Haus, die Mutter durch ein kleines Putzlädchen, das den pomphaften Namen „Industriecomptoir für feine Damenhandarbeiten" führte, kümmerlich ernährten, dennoch fortwährend zu den „Honoratioren" der Gemeinde zählte. Wenn der Vater am Sabbath uns zum Tempel führte mit weißer Halsbinde à la Jérôme, und mit dem aus bessern Zeiten sorgfältig conservirten feingefälteten Battistjabot, so schritt er so vornehm einher, als habe er all die Qualen und Demüthigungen der ungewöhnten Abhängigkeit vergessen, und seine anspruchslose Seele trug die Entbehrungen von heut so selbstverleugnend, wie den Wohlstand von ehedem; und wenn die Mutter zwischen Tages- und Kerzenlicht uns jüngere Kinder zum „Dämmerstündchen" um sich sammelte, uns Schillers Balladen und Monologe aus seinen, aus Goethes, Grillparzers und Müllners Dramen recitirte, oder Lieder vorsang: „In Myrtills zerfallner Hütte", „Wer nie sein Brod in Thränen aß", dann legte sich über die zerfallene Hütte und das oft mit Thränen gewürzte Brod ein Glanz des Ideals, den die prunkvollen Säle der reichen Nachbarn nicht kannten. Der Mutter unergründlich reiches Herz umfaßte uns alle mit gleicher Liebe und Sorgfalt, so daß das widerliche Wort „stief" uns so unbekannt blieb, daß ich in meinem 13. Jahre erst von einem Schulcameraden hören mußte, meine älteren Geschwister seien meine „rechten" nicht, und diese „Verleumdung" durch einen heftigen Ausbruch knabenhafter Wuth zu vergelten suchte. Dennoch muß ich, um ganz gerecht zu sein, eingestehen, daß die Mutter mich vor allen andern in's Herz geschlossen hatte. Nicht nur, weil ich der Jüngste war, ich war auch der Gelehrigste in der mütterlichen Elementarschule der Poesie. Ich declamirte schon im „Flügelkleide" den Räuber „Jaromir", „Lebt wohl ihr Berge" und die „hohle Gasse", verfaßte im siebenten Jahre poetische Episteln zu den Geburtstagen der Eltern, und besang die hessische Revolution von 1831 in hunderten von gereimten Versen und ungereimten Tiraden. Mein guter Vater copirte alle diese „Dichtungen" mit seiner kaufmännisch-kalligraphischen Handschrift in ein dickes Buch, das ich heute noch besitze.

Inzwischen hatte ich das dreizehnte Jahr erreicht; die Confirmation nahte und mein Pathe, das Originalmodell zu Cumberlands Schewa, hatte mir eine dreigehäusige goldne Uhr gebracht, deren Pracht und Corpulenz mich sprachlos machte. Ein solcher Schmuck legte mir die Verpflichtung auf, der Kinderstube und den Gespielinnen meiner jüngeren Schwester den Rücken zu kehren und an die Wahl dessen zu denken: was ich werden wollte! Ich hatte bisher den Unterricht in der jüdischen Privatschule genossen, die mein Onkel, Dr. Büdinger (der Vater des jetzt bekannten Historikers), ein echter Schüler Pestalozzis, fast ohne Dotation der Gemeinde in humanster Weise leitete.

Der Eintritt in das einzige Gymnasium der Stadt, das Lyceum Fridricianum, dessen Rector den Namen Cäsar gleich lucus a non lucendo führte, war Judensöhnen nicht gestattet. Meiner Mutter jedoch galt ich in allem als Ausnahme und ermuthigt durch diese Ueberzeugung trat sie vor den Rector, solange mit Gründen und Thränen ihn bestürmend, bis Cäsar über den Rubicon und ich über die Schwelle des Lyceums schritt. Doch die Tage dieser privilegirten Humanitätsschule waren gezählt. Während sie, von außen mit den lebensgroßen Steinbildern der Religion und der Wissenschaft geschmückt, noch lange in der „Königsstraße" prangte, war sie von innen verödet und von der aerugo nobilis der Pensionirung angehaucht, indeß in einem fast stallartigen Gebäude, dem neu errichteten Gymnasium frisches Leben keimte. Dort wirkten die trefflichen neu berufenen Professoren Weber, Flügel, Theobald und eine Zeit lang auch Franz Dingelstedt. Die Zöglinge dieser Anstalt haben zu der deutschen Gelehrtenwelt ein namhaftes Contingent gestellt.

Bei meinem Eintritt in die vorletzte Classe wurde von zweien der tonangebenden Schüler sofort ein Attentat auf meine jüdische Rechtgläubigkeit gemacht. Als ich dies aber statt mit einer Denunciation mit tüchtigen Rippenstößen beantwortete, hatte ich mir die Achtung und Liebe der beiden germanischen Vorkämpfer errungen und ein Band innigster Freundschaft hielt uns seitdem verbunden, die gegenseitig fördernd und ausgleichend von größtem Einfluß auf unsre Lebenswege blieb, wie weit diese auch schließlich auseinander führten. Der Eine ist seitdem eine juridische Celebrität in der Schweiz, der andre Erzengel der Irwingianer geworden.

In kurzer Zeit beherrschte unser Triumvirat nicht nur die Classe, sondern fast das ganze Gymnasium. Wir stifteten eine Verbindung, die, halb Hain- halb Tugendbund, Moral und Poesie zu ihren Principien, und Burschenschaftliches und Vehmgerichtliches zu ihren formellen Regeln nahm. Die begabtesten Jünglinge des Gymnasiums gehörten ihm an. In meinem Zimmer, das über einer Maurerwerkstatt gelegen durch seine Oede und Größe den Namen „der Wald" mit Recht führte, versammelten wir uns Abends, oft unter Theilnahme der Professoren Theobald und Flügel. Hier wurden gemeinschaftlich Classiker gelesen, Lieder gesungen, Tragödien aufgeführt, die Braut von Messina und Antigone, in welchen selbstverständlich ich die Rollen des ersten Liebhabers, meine Schwester die der Primadonna spielte.

Aus der mütterlichen Elementarschule war ich unvermerkt in die Grammatikalschule der Poesie getreten. Gedichte, die ich damals (1837) verfaßt, hatte ich den Muth an Friedrich Rückert nach Erlangen zu schicken, der sie mit nachsichtiger Freundlichkeit aufnahm, und kleine Novellen, die ich schrieb, erschienen in Lewalds „Europa" und dem von Dingelstedt redigirten belletristischen Wochenblatt: „Der Salon".

Die älteren Brüder hatten seitdem das Elternhaus ver-

Digitized by Google

lassen und sich rastlos durchgekämpft, bis sie den Weg nach Südafrica fanden, wo sie später ein Haus gründeten, das ihren Wohlstand und den der weitverzweigten Familie befestigt hat. Ich selbst schwankte in der Wahl eines Berufs. Das Ministerium Hassenpflug eröffnete den Juden in Hessen nichts weniger als glänzende Perspectiven.

Da trat plötzlich ein entscheidendes Ereigniß für mich ein. Der Bruder meiner Mutter, der, in Stuttgart ansässig, neben einer anerkannten publicistischen Thätigkeit bei bedeutenden industriellen Unternehmungen von Einfluß war, besuchte uns in Cassel und stellte mir vor, wie viel leichter und schneller das Studium positiver Wissenschaften mich zur Selbstständigkeit führen würde. Wenn ich einige Jahre in Stuttgart oder Carlsruhe die polytechnische Schule besucht hätte, so würden seine Verbindungen mir rasch eine gesicherte Existenz begründen. Das leuchtete mir ein. Mehr aber noch und überzeugender leuchteten mir die Augen meiner zehnjährigen schwäbischen Base Lina, die damals schon alle jene reizenden und sinnigen Motive in sich vereinte, aus denen Auerbach sein Lorle schuf. Das silberne Ringlein, das ich ihr damals auf dem casseler Markte kaufte und an den Finger schob, wurde 17 Jahre später von mir gegen den goldnen Ehering eingetauscht.

Der immerhin schwere Entschluß, den eingeschlagenen Lebensweg zu verlassen, wurde durch einen eigenthümlichen Zwischenfall beschleunigt.

Unsere „geheime Burschenschaft" war der Polizei denuncirt worden, man witterte Staatsgefährliches, und mit der Wichtigkeit einer Metternich'schen Staatsaction fahndete die Behörde auf die Rädelsführer. Relegation war die nächste, die Festung Spangenberg die weiterliegende Aussicht. Sofort beschwor ich meine Commilitonen, die ganze Last der Schuld auf mich zu bürden und entzog mich der Verantwortung durch eiligste Fahrt nach Stuttgart, von wo mein Oheim mich nach Carlsruhe brachte, um meine technische Laufbahn zu traciren. Später verfolgten mich dort noch die kurhessischen Polizeirecherchen, deren Endresultat natürlich ein lächerliches Fiasco war.

So stand ich nun, dem elterlichen Haus mit schwerem Herzen entrückt, ein rothwangiges und rothlockiges Muttersöhnchen, allein auf fremdem Boden, vor einer neuen Lebensaufgabe, die meiner Natur diametral entgegenstand. Der theoretische Theil derselben, das Studium der Chemie und Physik am polytechnischen Institut ward mir weniger schwer, denn ich fand alsbald in dem vortrefflichen Professor der Physik, Wilhelm Eisenlohr, einen liebreichen Meister und Freund. Aber der praktische Theil! Ich sollte in der Keßler'schen Maschinenfabrik Eisen drehen und feilen lernen, und sicher hat Hamlet am Spinnrocken keine komischere Figur gemacht als ich am riesigen Schraubstock unserer Werkstatt. Auch glich das erste Lineal, das ich aus einer Stahlbarre zu feilen und zu schleifen verurtheilt war, dem Gewebe der Penelope oder dem Felsblock des Sisyphus und brauchte zu seiner problematischen Vollendung längere Zeit, als die Dampfmaschine meines Nachbars, eines Maschinenarbeiters aus Creuzot, der seine Feile so graziös handhabte, wie Vieuxtemps seinen Bogen. Ironisch schielte er während der Arbeit auf mein unverbesserliches Lineal; aber dafür imponirte ich Mr. Heurtevent, wenn ich ihm in der Feierstunde, gelagert unter den Ulmen der benachbarten Wiese, Lessings Nathan und Julius von Tarent, die ich in der Hildburghauser Groschenausgabe in der Tasche trug, ex tempore auf französisch vorlas. Dann klopfte er mir oft beim Heimschleichen zur Arbeit mitleidig auf die Schulter und sagte: Mon ami, il ne faut jamais lutter contre la nature.

Und in diesem erfolglosen Kampf contre la nature wäre ich verzweifelt, hätte ich nicht in Carlsruhe ein Asyl gefunden, das, wie eine blühende Oase mich die Wüste ringsum vergessen gemacht hätte! Es war das Künstlerhaus Haizinger. Das Genie und der Humor der unvergleichlichen Künstlerin Amalie Haizinger, die heute noch im Silberschein des Greisenalters alle Welt bezaubern, leuchteten damals (1840) in vollem Glanze der Jugendfrische. Anton Haizinger, der berühmte Tenor, ein ächt österreichischer Gemüthsmensch, hatte Gedichte von mir gelesen, componirt und gesungen und prophezeite mir treuherzig eine dichterische Zukunft. Und neben dem künstlerischen Elternpaar stand die hochbegabte 18jährige Tochter Adolphine Neumann, ein Wesen von so engelhafter Schönheit, daß die Erde sie in der That nur kurze Zeit zu fesseln vermochte. Hier war mein Zufluchtsort! Sobald das russige Hemd der Fabrik abgestreift war, trat ich, neugeboren, in eine Atmosphäre der Schönheit, der Poesie und der Kunst! In dem kleinen Hause in der Waldstraße lernte ich die trefflichen Künstler des carlsruher Theaters kennen, Ludwig Dessoir, Fritz Demmer, die Sängerinnen Fischer und Lerr, Auffenberg, August Lewald, der eben nach Carlsruhe übergesiedelt war, Carl Andree und was von fremden Größen in dieser einzigen Bucht der öden Fächerstadt einlief; hier wurden die Dichtungen großer Meister lebendig, hier klang das Lied Schuberts, hier strudelte der Humor der genialen Mutter, hier rauschten die Engelsflügel der blonden Adolphine. Welch ein begeisterndes, berauschendes Leben! Das Theater stand mir durch diese Verbindung offen, und kehrte ich von der Gegenwart bestrickt Abends in mein Stübchen ein, dann entrollte mir meine alte Wirthin, die Wittwe des Schauspieldirectors Wilhelm Vogel, ein Bild der halbvergangenen Tage, wo sie selbst neben Ginditta Pasta, Charlotte Unger und Henriette Sonntag auf der Bühne gewirkt hatte.

Je seliger ich mich in dieser Atmosphäre fühlte, um so entsetzlicher war mir der Höllenzwang der Fabrik, das Poltern der Hämmer, das Sausen der Räder, das Dampfen der glühenden Essen! Oftmals kehrte ich an dem Thor, an dem ich im Geiste die Worte: „lasciate ogni esperanza" las, stürmisch um und irrte allein, oder von lieben Cameraden begleitet durch die Thäler der Alb und Murg, bis die erschöpfte kleine Baarschaft zur Umkehr zwang.

So vergingen nahezu 2 Jahre. Die Sommerferien kamen und führten mich nach Stuttgart. Ich wagte es nicht, meinem Oheim Rechenschaft über meine Studien abzulegen; aber wenn mein Blick auf mein liebliches Bäschen fiel, die das silberne Ringlein treulich am Finger trug, dann erschien ich mir als der leichtsinnigste Abenteurer, der seine Zukunft und die Hoffnungen seiner armen Eltern einem lügnerischen Phantom opferte und nahm mie vor, wie Mr. Heurtevent zu feilen. Aber nun wanderte ich durch das liedertönende Schwabenland, ich lernte Uhland und Gustav Schwab auf seinem Dörfchen in der Alb kennen, ich saß in Weinsberg an Justinus Kerners Tisch und lauschte den Liedern Lenaus und Alexanders v. Württemberg, die Aeolsharfen der Weibertreu klangen mir nach bis an die Thore Karlsruhes, bis an den Eingang der russig-qualmenden Fabrik. Da kehrte ich um, ich hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß mein Weg zu den praktischen Wissenschaften ein Irrweg sei. Aber welchen Weg nun einschlagen?

Wenn auch Gedichte und Novellen von mir in Journalen freundliche Aufnahme fanden, Operntexte von den Tonsetzern Krug und Kalliwoda componirt, selbst von Lindpaintner begehrt worden waren, so war ich doch nicht eitel genug, meine ganze Zukunft an die schillernden Flügel solcher Hoffnungen zu heften. Tag und Nacht suchten meine Gedanken qualvoll nach einem praktischen Lebensziel. Endlich erschloß ich mein Herz meinem liebevollen Meister Eisenlohr, der mich nicht nur mit milden Worten mit mir selbst versöhnte, sondern nach entschiedenem Rath zur entscheidenden That schritt. Es lebte in Carlsruhe ein alter Herr, Namens Gamm, dessen blaugefrorne Nase wir mit manchem Epigramm beehrt hatten. Er hatte sich dies Andenken in Sniebirsk an der Wolga geholt, wo er in einem fürstlichen Hause als Erzieher stand. Sein Zögling suchte jetzt für die eignen Söhne einen deutschen Mentor, von dem Kenntnisse der Naturwissenschaft und der französischen Sprache verlangt wurden, an Rubeln, Dienern und Pferden war hinlänglich viel versprochen. Der Mann mit der blauen Nase hatte sich an Eisenlohr gewandt, der nun freudigst

Digitized by Google

zu ihm eilte und mich ihm mit warmer Beredtsamkeit empfahl. Tags darauf wurde ich eingeladen; eine mehrstündige Conversation schien Hrn. Gamm von meiner mir selbst unbekannten Qualification zum Pädagogen überzeugt zu haben, er schlug mich sofort seinem tatarischen Fürsten vor und versprach mir die Antwort nach Frankfurt zu senden, wohin ich mich am Schluß des Semesters begab, im Hause meines Oheims die Entscheidung abzuwarten. Meinen Eltern verschwieg ich den Plan, in die russischen Steppen zu wandern, nur meinem Oheim erklärte ich entschieden, daß ich gesonnen sei, mein Schicksal jetzt, ohne fremde Unterstützung auf eigne Schultern zu nehmen. Der treffliche — auch in der pädagogischen und literarischen Welt rühmlichst bekannte Mann, Dr. Jacob Weil, belobte meinen Entschluß und bot mir bis zu dessen Verwirklichung sein Haus als Heimath an. Die 4 Monate, die ich dort verlebte, waren ernsten Studien gewidmet; ich wohnte dem Unterricht in dem bedeutenden Pensionat meines Oheims bei und betheiligte mich an demselben; ich arbeitete mit an der „Anthologie aus griechischen und römischen Classikern, in deutschen Uebersetzungen", die mein Vetter herausgab und lernte im Verkehr mit den Freunden des Hauses, den Dichtern Creiznach und Schwarzschild, den Componisten Hiller und Schnyder von Wartensee mein literarisches und künstlerisches Urtheil läutern und bilden.

Noch bevor die Antwort von Smiebirsk eintraf, hatte ein hochgeachteter Banquier in Wien, ein geborner Frankfurter sich an drei seiner ehemaligen Lehrer in Frankfurt gewandt mit der Bitte, ihm einen Erzieher für seine Söhne zu empfehlen. Ohne Verabredung hatten alle drei meinen Namen genannt, und der Ruf nach Wien kam fast gleichzeitig mit dem nach der Wolga. Da gab es kein Wählen, kein Zögern mehr, Ja und nein flogen brieflich davon und wenige Tage später zog ich mit dem Reichspostwagen der Kaiserstadt zu, die ich am 30. November 1842 wohlbehalten erreichte.

---

## Sprache und Sprachwissenschaft.

Whitneys Vorlesungen über die Principien der vergleichenden Sprachforschung für das deutsche Publicum bearbeitet und erweitert von Julius Jolly. München, bei Th. Ackermann.

Schon im Alterthum hat man Sprachen gelernt, um sich mit fremden Völkern zu verständigen oder ihre Schriftwerke zu lesen; griechische und noch vorzüglicher indische Gelehrte haben Grammatiken abgefaßt; die Sprachwissenschaft aber ist eine Tochter unseres Jahrhunderts. Nicht das in und mittels der Sprache Dargestellte, das Wesen der Sprache selbst, ihr Ursprung, ihre Geschichte, ihr eigenes Leben, die nothwendigen und einheitlichen Gesetze in der Mannigfaltigkeit der Sprachen, deren Unterschiede wie deren Verwandtschaft, die Bedeutung der Rede für den menschlichen Geist und die Cultur will sie ergründen. Den Anlaß bot das Bekanntwerden des Sanskrit in Europa; sein bewundernswerther Formenreichthum, seine Eigenart wie seine Verwandtschaft mit dem Griechischen, dem Deutschen regte die Betrachtung an; was Friedrich Schlegel mit geistreichen Einfällen begann, das führten drei Heroen der Wissenschaft aus. Bopp schrieb die vergleichende Grammatik der arischen Sprachen, und zeigte das Gemeinsame im Indischen und Persischen, im Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Slavischen; dann sind auch Kelten und Armenier in diesen Kreis eingetreten; Jacob Grimm schuf die historische Grammatik, indem er unsere Muttersprache vom Gothischen an bis auf die Gegenwart in ihrer Entwicklung als einen werdenden Organismus aufzeigte; Wilhelm Humboldt sah in der Sprache die fortwährende Arbeit des menschlichen Geistes den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu gestalten; die Sprache war ihm das Werk des Vernunftinstinctes, der unbewußt durch sie das Selbstbewußtsein gewinnt; wie die Griechen mit Logos zugleich Vernunft und Rede bezeichnen, so ward die Sprache als das bildende Organ der Gedanken erkannt. Auf solchen Grundlagen entwarf Heyse sein System der Sprachwissenschaft, und machte Steinthal sich zur Lebensaufgabe psychologisch den Ursprung und die Ausbildung der Sprache in der Seele des Menschen und mit deren eigner Entwicklung darzulegen; sie geht aus der Natur des Geistes hervor, ohne beabsichtigt oder gewollt zu sein. Es ist ein Keim im Menschen, der sich zur Sprache entfaltet, es gilt die Bedingungen zu erforschen, unter denen er aufgeht; es gilt einzusehen, daß das Sprechen immerdar ein Zeugen, eine Neuschöpfung ist, die ewig aus verborgenem Quell uns zufließt: „die Erforschung des Ursprungs der Sprache bewegt sich nicht um ein einmaliges, mehr oder weniger von Zufälligkeiten zusammengesetztes Ereigniß der Urzeit, sondern um den zeitlosen unwandelbaren Ursprung einer Kraft und Bethätigung im Bewußtsein des Menschen überhaupt, oder um die Gesetze des Seelenlebens, nach denen Sprache wird, heute wie am Anfang und zu allen Stunden".

So ward die Sprachwissenschaft, das Kind unseres Jahrhunderts, auch die Tochter Deutschlands; und wo Ausländer mitarbeitend eingreifen, wie in Frankreich Renan, in America Whitney, da erkennen sie dies dankbar an. Aber zum zweiten Mal geschieht es, daß die Vermittlung der neueren Wissenschaft mit den weiteren Kreisen der Gebildeten in englischer Sprache unternommen und durch die Uebersetzung uns Deutschen geboten wird. Das erste Mal waren es Vorlesungen, welche Max Müller in Oxford gehalten; nicht systematisch streng, sondern geistvoll hier und dort die Fäden an Bekanntes anknüpfend, um zum Unbekannten hinzuleiten, durch glücklich gewählte Beispiele und ihre Erläuterung veranschaulichend, anregend, Geschichte und Lehre sinnig erweckend. Ihnen stellte sich Whitney mit seinen Vorträgen in Washington und Boston ergänzend zur Seite; statt des poetischen Hauchs eine nüchterne plan und ruhig voranschreitende Behandlungsweise; von der gegenwärtigen englischen Sprache aus die Betrachtung ihrer Geschichte, ihrer Verwandtschaft zunächst mit dem Deutschen, dann mit dem indo-germanischen Sprachstamm; dessen Stellung zu dem Semitischen; Unterschiede und Beziehungen zu den anderen Sprachen, dem stabilen Chinesischen, den rasch wechselnden americanischen Mundarten; endlich die Untersuchung des Ursprungs der Sprache überhaupt, ihrer Entfaltung aus einfachen Elementen, wie des Ersatzes der früheren Formenfülle und des sinnlichen Reichthums durch Hülfswörter und Gedankenbestimmtheit. Wer sich mit der deutschen Sprachwissenschaft vertraut gemacht, erfährt kaum etwas Neues, aber zur Einführung ist das Buch geeignet; sein Vorzug ist die Mannichfaltigkeit des Thatsächlichen und die klarverständige Auffassung; philosophische Tiefe und Schärfe der psychologischen Analyse sind seine Sache nicht. Der Leser kann dankbar annehmen, was Whitney bietet, aber er möge sich nicht dabei beruhigen. Die deutsche Bearbeitung hat ein junger Gelehrter übernommen, Julius Jolly, der sich früh einen Namen im Felde der Sprachvergleichung erworben; er hat mit Recht das Deutsche, in Rücksicht auf unsere Muttersprache, dem Englischen des Originals substituirt, und das Werk durch eine kurze Geschichte der Sprachwissenschaft erweitert.

Es war übertrieben, wenn Schleicher und Max Müller die Sprache der Naturforschung zuweisen wollten; sie geht allerdings aus der Natur des Geistes hervor, aber sie gehört ihm an, sie ist Gegenstand der geschichtlichen Forschung, der Geisteswissenschaft, das betont Whitney. Als mit dem achtzehnten Jahrhundert das Weltalter des Geistes angebrochen war, da trat das Eigenthümliche des Geistes im Unterschied von Natur und Gemüth, das Selbstbewußtsein und die Selbstbestimmung, der Verstand und freie Wille übermächtig in den Vordergrund; man schrieb vieles der beabsichtigten Erfindung, der Ueberlegung zu, was der unwillkürlichen, unbewußten Naturseite der Menschheit, was dem instinctiven Drange und dem Gemüthe angehört, man glaubte alles mit dem Verstande machen zu können, Verfassungen, Religion, Gedichte. Da sah man auch in der Sprache eine menschliche Erfindung, ein Ergebniß des Uebereinkommens, ein selbstgemachtes Verständigungsmittel. Der Rückschlag kam im 19. Jahrhundert.

Digitized by Google

Das naturwüchsige Volksthümliche ward betont im Staat wie in der Poesie; man wies auf das Gegebene, Gewordene, der geschichtliche Sinn erwachte und machte sich geltend, wir erhielten eine Philosophie des Unbewußten, und der Materialismus versicherte, daß alles Geistige nur das nothwendige Erzeugniß des Naturmechanismus sei. Wir lassen uns dadurch nicht irren; wir wissen, daß das Volkslied sich nicht selber singt, sondern einen Verfasser hat, daß dieser aber in herkömmlicher Weise dichtet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, unter Eindrücken aus Empfindungen und Anschauungen heraus, die auch seine Umgebung mit ihm theilt, so daß er ihr melodischer Mund ist, der ausspricht, was alle fühlen und wissen. Wir wissen jetzt, daß im Symbol keineswegs bereits fertige Gedanken in ein sinnliches Bild eingekleidet werden, daß ein Mythus nicht mit berechnender Absicht erfunden, noch dem Volke von Priestern aufgeschwatzt wird; vielmehr erwecken Natureindrücke Gedanken in der Seele des Menschen, und diese Gedanken bleiben mit der Erscheinung verknüpft, die sie hervorruft, und prägen durch dieselbe sich aus. Sinn und Bild verwachsen mit einander; aus der wesengleichen Vernunft, aus äußern Antrieben, die auf alle wirken, entspringt das bezeichnende Wort, und der es ausspricht wird verstanden, weil er zu Tage fördert, was allen im Gemüthe lag; darum wird es behalten und fortgebildet, indem die Anderen, zumal die nachwachsenden Geschlechter ab- und zuthun je nach ihren eigenen Erlebnissen.

Von hier aus hat sich der Streit gelöst, ob die Sprache den Menschen gegeben oder von ihnen erfunden und gemacht sei. Schon unter den Griechen behauptet Heraklit: sie sei von Natur: φύσει; Demokrit: sie sei durch Uebereinkommen gesetzt: θέσει. Wo so große Geister, wie hier der weinende und der lachende Philosoph, eine gegensätzliche Entscheidung fällen, da kann man wohl annehmen, daß sie ein Recht, daß sie gute Gründe haben, daß sie eine Seite der Sache erfassen; ist ja doch auch das Weltleid wie die Weltverlachung in der Seelenstimmung des einen wie des andern hinreichend durch die Welt selbst veranlaßt, die Tragödie wie die Komödie. Die Denker haben Recht in dem, was sie behaupten, Unrecht in dem, was sie verneinen, insofern sie ihren Satz für die alleinige Wahrheit ausgeben. Ist nun hier und sonst der ein Halber, welcher der ganzen Wahrheit nachtrachtet, und der ein Ganzer, welcher sich an eine Einseitigkeit hartnäckig und ausschließlich anklammert? Heraklit hat Recht: Die Menschen sind nicht absichtlich und willkürlich übereingekommen, die Dinge, ihre Eigenschaften und Beziehungen so und so zu wechselseitigem Verständniß zu bezeichnen; das hätte ja auch schon ein Wissen von der Sprache, ja diese selbst vorausgesetzt. Aber ist die Sprache nicht unsere Erfindung, so ist sie ebensowenig uns durch Natur oder göttliche Offenbarung gegeben, da hat Demokrit wieder Recht; denn es ist unmöglich, uns mit einer fertigen Sprache zu beschenken, das Wort ist ja dadurch Wort und kein leerer Schall, daß ein Begriff, eine Anschauung in ihm ausgeprägt ist, und ehe wir diese Begriffe selber gedacht, diese Anschauungen selber gehabt, sagt es uns nichts; wir müssen Laut und Gedanken selber in uns bilden, im Bewußtsein ist nur wirklich, was es in sich hervorbringt. Also: gegeben und von Natur ist das Sprachvermögen, die Vernunftanlage, die in der Seele so gut wie im Pflanzenkeim oder dem Ei liegenden organischen Bildungsgesetze; gegeben ist das leibliche Vermögen den Laut zu articuliren; aber diese Gabe ist zugleich die Aufgabe sie zu entwickeln, durch eigene That die einzelnen Wörter und Formen zu erzeugen. Heraklit hat Recht: die Worte sind Bilder der Dinge; er vergleicht sie der Abspiegelung eines Baumes im Wasser. Aber wir fügen hinzu: die Seele ist kein passiver Spiegel, die Aetherwellen werden erst in ihr zur Lichtempfindung, sie gewinnt durch die Energie ihrer eigenen Sinnlichkeit erst die Eindrücke der Töne, der Farben, und bildet daraus die Anschauung einer Erscheinungswelt, die so nur in ihr vorhanden ist, die sie außer sich setzt und vorstellt, und diese ihre Anschauung bezeichnet sie durch ein Lautbild, das sie schafft. Demokrit hat Recht: wir bilden die Worte; er vergleicht sie den Statuen. Aber wir fügen hinzu: die Künstlerin, die Seele, bringt diese Bildwerke nicht mit Reflexion hervor, sondern im unbewußten Drang sich dadurch erst der Welt und ihrer selbst bewußt zu werden. Unwillkürlich gibt unser Gefühl in Geberden und Mienen wie in Lauten, im Schrei des Schmerzes und der Freude sich kund, und von hier aus verstehen wir andere, wenn wir ähnliche Bewegungen bei ihnen sehen, ähnliche Töne von ihnen hören; solche erinnern uns an die Empfindungen, die wir hatten, als wir sie hervorgebracht. Ebenso wirken die Eindrücke der Außenwelt auf uns, auf viele Menschen zugleich; und wir reagiren gegen dieselben ganz unwillkürlich durch Bewegungen, die wir machen, durch Töne, die wir ausstoßen. (Steinthal setzt darum die Anfänge der Sprache in eine Reihe mit den Reflexbewegungen.) In solchen Lauten bezeichnen wir den Eindruck der Sache, und wenn Andere sie treffend finden, so wiederholen sie dieselben, bewahren sie dieselben; oder sie modificiren dieselben, und welche articulirte Laute als zweckentsprechend erscheinen, die behaupten sich, während Hunderte und Tausende ungenügendere vergessen werden. Wir bilden die Sprache in der Gemeinsamkeit, wie die Bienen ihre Zellen bauen, ohne daß ein Einzelner den Plan zum Aufbau des Ganzen entworfen hätte; das Gewonnene wird behalten und dient zum Material weiterer Entwicklung; der herrliche Organismus der Sprache ist das unbeabsichtigte Ergebniß vielfältiger und vieljähriger Thätigkeit. Daß dies sein kann, bezeugt mir eine alle einzelnen Geister durchwaltende allgemeine Vernunft, ein Zusammenwirken des Göttlichen und des Menschlichen.

Indeß hat Whitney diesen schwierigeren Weg von dem Ursprung und den Anfängen aus nicht eingeschlagen, sondern er geht umgekehrt vom Gegenwärtigen aus. Er fragt: warum sprechen wir englisch oder deutsch? Weil wir es als Kinder in der Familie gelernt haben. Aber unser heutiges Deutsch war vor 1500 Jahren ein anderes, es klingt uns das Gothische, Angelsächsische wie eine fremde Sprache. Woher diese Veränderung? Warum ist der herrliche Formenreichthum des Gothischen verfallen, und wie hatte er sich gebildet? Die Formen sind zerfallen, indem die Bequemlichkeit der Menschen sie allmählich verschluckte und abschliff, und nun ward es um des Verständnisses willen nothwendig durch Hülfszeitwörter, Artikel, Präpositionen sie zu ersetzen. Aber auch diese Formendungen der Declination und Conjugation waren einmal selbstständige Wörter und sind den Stammsilben angefügt worden, mit ihnen verschmolzen. Wir geben ein paar Beispiele. Durch allmähliches Verschlucken und Zusammenziehen ist aus advocatus Vogt, aus paraveredus Pferd geworden; episcopus ward Bischof bei uns, evescopo, vescovo, evesque, evêque bei den Italienern und Franzosen. Bischof und evêque! Wer hört da noch denselben gemeinsamen Ursprung heraus? Deshalb ist die Etymologie der Wörter erst durch die historische Sprachforschung eine Wissenschaft geworden. — Sagen wir gnadenvoll, so empfinden wir die Zusammensetzung zweier Wörter, sagen wir gefährlich, so empfinden wir sie nicht mehr; das lich hat gothisch leik gelautet und bedeutet Gestalt; daraus wurde das englische like in der Bedeutung von ähnlich; gefährlich war also ursprünglich gefahrgestaltet, das lich ist aber zur bloßen Bezeichnung der Eigenschaft herabgesunken, zu einem formalen Element geworden, um das der Gefahr Verwandte auszudrücken. Launenhaft heißt mit Launen behaftet; bar heißt bringen und tragen; daraus ist in eßbar, brauchbar der Sinn des Verwendbaren geworden. So sind schaft Beschaffenheit, tum Urtheil zu Endsilben geworden in Wissenschaft, Christenthum u. s. w.

Ganz ähnlich war es mit den Endungen der Flexion. Ich liebte, I loved enthält in dem d und t den Rest von did und that, und besagt genau was: I did love, ich thät lieben; aus ich liebethät ist ich liebte geworden. Streng genommen: Im Altdeutschen war unser that teta, und daraus hat sich aus liobteta durch Abschleifen der Schlußsilbe unser liebte ergeben. J'aimer-ai (j'ai aimer) ich habe zu lieben ward die Bezeichnung des Zukünftigen. In den griechischen Zeitwörtern auf mi (δίδωμι, δίδωσι, δίδωτι ꝛc.) liegt die ursprüngliche, im Sanskrit durchweg erhaltene Form der Conjugation vor; das mi, von dem unser mi-r, mi-ch stammt, heißt ich; das t heißt der, unser t in liebt und gibt ist der Nachklang davon. Die Pluralendung

Digitized by Google

lautete ursprünglich masi, tasi, anti, wir, ihr, sie; lagamasi, lagatasi, laganti, also liegenwir, liegenihr, liegensie; es klingt nach im Lateinischen legimus, legitis, legunt wir lesen, ihr leset, sie lesen. Je weniger man nun diese Endungen betonte, je mehr sie sich abschliffen, desto zweckmäßiger schien es, die Person wieder voranzustellen, wenn sie nachdrücklich bezeichnet ward, und wenn man wir, ihr, sie voranstellte, so konnte nun wir liegen, ihr liegt, sie liegen aus lagamasi, lagatasi, laganti ohne Schaden für das Verständniß werden. Die Lateiner haben den Artikel vermieden; sie bezeichnen durch i daß mehrere Augen, oculi, gemeint sind; ὄμμα-τα heißt im Griechischen Augen-die; erst in der nachhomerischen Zeit pflegte man auch noch Artikel vorzusetzen. Indem aber in den romanischen Sprachen und im Englischen die Endungen abfielen, mußte man mit Vorwörtern a, de, to, of einen Ersatz bieten. Unser Deutsch steht auf einer Zwischenstufe, wir declíniren mit dem Artikel: der Mann, des Mannes, dem Manne, wo der Engländer the man, of the man, to the man ohne alle Beugung sagt; dem Lateiner genügte vir, viri, viro, virum. Der Artikel der, die, das heißt ursprünglich dieser, diese, dieses und ist hinweisendes Fürwort: aus der Mann ist der Mann geworden.

Der flectirenden Sprache liegt also eine Periode voraus, in welcher nur kurze selbstständige Wörter aneinander gereiht wurden; unsere neueren Sprachen haben einen Theil der Flexionen verloren und wieder durch Hülfswörter ersetzt. Erst in der flectirten Sprache, das hätte Withney betonen sollen, ist der Satz ein Organismus; erst da ist an jedem Wort die Beziehung gesetzt, in welcher es für die andern steht, die Einwirkung sichtbar, die es von andern erfährt; erst in der flectirten Sprache sind Dinge, Eigenschaften, das Thun und Leiden, die Wechselwirkung des Lebendigen ausgedrückt; erst sie ist das geistige Aequivalent einer lebendigen Welt im Gemüth. Es war etwas Heilvolles, daß die Elemente der Zusammensetzung nicht mehr als solche empfunden wurden, daß sie zu Bezeichnungen der Einheit oder Mehrheit, des Geschlechts, der Verhältnisse, des Eigenschaftlichen, des Gegenwärtigen, Vergangenen oder Künftigen, des Thuns oder Leidens, wurden; so erschien nun das einfache ursprüngliche Wort als der Kern oder Stamm, und aus ihm wie Zweige oder Laub schienen die Endungen hervorgesproßt besondere Verhältnisse und die Wechselbeziehungen der Wörter auszudrücken.

Von dem Stamm müssen wir noch einen Schritt weiter zurückgehen, um den Begriff der Wurzel zu finden. Auch hier hat sich Withney zu wenig um das Psychologische bekümmert, und muß, wer sich gründlich unterrichten will, sich zu Steinthal wenden. Vor der Beugung sind die Wörter nicht von Anfang an in Hauptwörter, Eigenschafts- und Zeitwörter unterschieden worden. Auch die ursprüngliche Anschauung erfaßt ja etwas als Ganzes, das Ding mit seinen Eigenschaften, in seiner Lage, und es erfordert einige Zeit, bis derselbe Mensch als gehend, schlafend, essend, das Gehen, Schlafen, Essen auch bei andern Wesen, das Roth des Abendhimmels, des Blutes, der Rose auf unterscheidende und wieder zusammenfassende Weise wahrgenommen, bis der Begriff des Dinges mit vielen Eigenschaften, bis Begriffe des Thuns, Strebens, Leidens, der allgemeinen Eigenschaften gebildet werden, und gerade für sie bedarf der denkende Geist eines Trägers, einer Bezeichnung, es ist nur mittelst der Sprache möglich. Ursprünglich bezeichnet das Wort einen Gesammteindruck, und die Chinesen sind über solche 4 — 500 Stammworte nicht hinausgekommen; Stellung, Betonung, zuletzt Schriftzeichen müssen aushelfen. Bei uns bestreitet das gewöhnliche Leben seinen Bedarf mit 4000 Wörtern; der Dichter Milton verwandte 8000, Shakespeare, der allumfassendste Dichter, 16000; der ganze Vorrath des Englischen beträgt etwa 40000; kein Mensch hat ihn inne; man denke nur an die technischen Ausdrücke der Handwerker wie der Wissenschaften. Aber dieser ganze Reichthum beruht wieder auf 4—500 Wurzeln, aus denen die Sprache all ihren Bedarf bestreitet. Sie entstammen der Urzeit, neue werden nicht mehr gebildet; Eisenbahnen, Telegramme, Dampfwagen kommen als neue Erfindungen auf, aber sie werden nicht durch neugeschaffne Wurzelworte, sondern durch Neubildung aus den vorhandenen Wurzeln bezeichnet. Es ist ein bekanntes Beispiel, wie Indier und Deutsche, Römer und Griechen das Wort für den Menschen selbst geprägt haben, es ist charakteristisch für ihre Auffassungsweise. Der Römer nimmt homo von humus, die Erde, er nimmt die Sache materiell: Erdensohn; der Indier und Deutsche sieht auf's Innere, ihm ist das Denken das unterscheidende Merkmal, von der Wurzel man, denken, bildet er manuscha, Mensch; das Wort ist auch im Lateinischen mens, Geist, da; der Grieche hält sich auch hier an das Aesthetische, ihm ist der Mensch der das Antlitz aufwärts Richtende, ἄνθρωπος.

Die meisten Wurzeln sind verbal, denn durch ihre Thätigkeit, durch ihre Wechselwirkung mit anderen, vornehmlich durch ihre Wirkung auf ihn selbst geben die Dinge sich dem Menschen kund; seine eignen Handlungen galt es zu bezeichnen, und Lazar Geiger hat gewiß Recht, daß der Mensch der Urzeit nicht das Allgemeine, Draußenliegende, Ferne, sondern das Nahe, unmittelbar ihn Angehende, von ihm Ausgehende ausdrückte. Nicht vom Weltmeer, sondern von der eigenen Thätigkeit des Reibens nahmen Italer und Germanen den Ausgang zur Bezeichnung vieler Gegenstände oder Zustände; zur Wurzel mar bot das Geräusch der aufeinander bewegten Steine den Anlaß. Danach nannte der Grieche das Kämpfen (marmamai) ein sich aneinander Reiben, und der Römer seinen Kriegsgott den Zermalmenden Mars, und in unserm Malmen, Malen, ist das r durch das weichere l ersetzt; aber auch mors der Tod, morbus die Krankheit, und Mord wurden als die Zerreiber, Zerstörer bezeichnet. Maru ist im Sanskrit das Verwüstete, Oede. Als sie aus dem Binnenlande an das unabsehbare Wasser kamen, da nannten die Italer mare, die Germanen Meer die große Wasserwüste oder die große Zerreiberin am Strande; die Germanen sahen auch auf das Wogende, Wallende, und von Sieden aus bildeten sie das Wort See, das auch der Seele, dem bewegten und bewegenden Princip in uns, zu Grunde liegt.

**M. Carriere.**

(Schluß folgt.)

---

## Oriola.

Von Alfred Meißner.*)

Philipp Massinger, welcher den Literarhistorikern als einer der begabten Dichter der Ben Jonson'schen Schule bekannt ist, im Jahre 1584 geboren wurde und im Jahre 1640 in London starb, ist der Held des neuen Romans von Alfred Meißner.

„Oriola" ist der Titel einer Tragödie dieses Dichters. Man darf der Autorität Alfred Meißners wohl vertrauen und seiner Versicherung, daß diese Dichtung ein wahrhaftes Meisterwerk sei, Glauben schenken. Ich bekenne offen, daß ich den Titel dieser Tragödie erst aus der Meißner'schen Erzählung kennen gelernt habe, und daß in den mir zugänglichen literar-geschichtlichen Werken zwar von vielen anderen Tragödien Massingers, nicht aber von „Oriola" die Rede ist.

Wir finden diesen jugendlichen Dichter beim Beginn des Romans in der üblichen Dachstube. Er hat die ganze Nacht hindurch gearbeitet und eben das letzte Wort an seinem neuen Trauerspiel „Oriola" geschrieben. Er tritt an's Fenster, betrachtet das mächtige Gebäude des Großhändlers Josuah Banks, welches gerade gegenüber liegt; und wir erfahren, daß dieser Banks ein steinreicher Krämer, ein in der City wohlbekannter Großhändler, aber ein trockner verdorrter Zahlenmensch ist, der eine anmuthige Tochter, Namens Edith, besitzt.

Nachdem uns Massinger mit diesen Verhältnissen in einem Monolog bekannt gemacht hat, empfängt er den Besuch des Dr. Laing, und dieser theilt dem jungen Dichter mit, daß er, Massinger,

*) Berlin 1874, Wedekind und Schwieger.

Digitized by Google

um die Seelenruhe der armen Edith wieder herzustellen, sein Dachstübchen verlassen und sich in dem großen London nach einem anderen Unterkommen umsehen müsse. Massinger hat nämlich der Tochter des Großhändlers das Leben gerettet. Banks, der tief in den Vorurtheilen der damaligen Zeit steckt und gegen alles, was mit der Bühne irgendwie im Zusammenhange steht, einen unüberwindlichen Abscheu hegt, hat seine Schuld an denjenigen, der seiner Tochter das Leben gerettet, durch einen flüchtigen Dank genügend abzutragen geglaubt und sich um den Theaterdichter nicht weiter bekümmert. Aber Edith gedenkt ihres Retters. Sie beobachtet von ihrem Fenster aus das Leben und Treiben des interessanten jungen Mannes, sie überzeugt sich, daß er einen äußerst sittlichen Lebenswandel führt; von außen her bringt von Zeit zu Zeit ein Wort über das große Talent des Poeten zu ihren Ohren; und kurz und gut, sie verliebt sich in ihn und verzehrt sich in Sehnsucht, da sie die Gesinnungen ihres Vaters ganz genau kennt. Der Hausarzt hält es daher für richtig, die Ursache des Uebels durch örtliche Entfernung zu beseitigen; und aus diesem Grunde richtet er an Massinger die etwas befremdliche Bitte. Obgleich nun der junge Dichter selbst für Edith ein warmes Interesse gefaßt hat, und obgleich auf einen gewöhnlichen Sterblichen diese Zumuthung des Doctors gerade die entgegengesetzte, als die beabsichtigte Wirkung haben, nämlich die aufglimmende Liebe zu hellen Flammen anfachen und den Helden zu einem Kampf auf Tod und Leben gegen den hartherzigen Vater, der ihm den Besitz eines liebenden und geliebten Herzens streitig machen will, anspornen würde, ist Massinger doch so ungewöhnlich edelmüthig und so außerordentlich vernünftig, daß er der Bitte des Arztes ohne weiteres Gehör schenkt und sich aus der beseligenden Nähe der Geliebten freiwillig verbannt.

Aber damit nicht genug. Als ihm der Zufall bald darauf die Gelegenheit gibt, der liebenden Edith sein Herz auszuschütten, läßt er sich diese Gelegenheit entgehen und räumt wiederum sittlich und vernünftig den Kampfplatz. Trotz dieser achtbaren Passivität, welche eine weniger engelhafte Natur als die der Edith gründlich verstimmen müßte, nährt die Jungfrau in ihrem keuschen Herzen die Liebe für den Dichter. Inzwischen wird „Oriola" gegeben und erzielt einen glänzenden Erfolg. Der Wunsch, das Stück zu sehen, regt sich mächtig in Edith, und der Zufall begünstigt die Erfüllung desselben. Ihr Vater hat eine größere Geschäftsreise nach Holland unternehmen müssen. Sie ladet sich einen alten Commis des Hauses zu Tische und überredet ihn dazu, sie in das Nicolastheater zu begleiten. Da zu jener Zeit der Besuch derartiger Theater keinem wohlerzogenen Mädchen gestattet wurde, so ist das Beginnen immerhin etwas abenteuerlich; aber der alte Buchhalter fügt sich schließlich doch Ediths dringenden Wünschen. Mit der Halbmaske vor dem Gesicht wohnt sie der Vorstellung bei. Währenddem kommt ihr Vater unerwartet aus Holland zurück. Er fragt nach Edith. Die alte Haushälterin getraut sich nicht mit der Wahrheit heraus. Aber sie kann dieselbe nicht lange verschweigen, denn plötzlich ertönt die Alarmglocke, das Volk rennt wild auf den Straßen zusammen und unter dem Schrei des Entsetzens: „das Nicolastheater brennt!" stürzt alles nach dem Schauplatz des furchtbaren Ereignisses. Das Haus steht in hellen Flammen und ist unnahbar, als der unglückliche Vater an der Unheilsstätte eintrifft. Unter furchtbarem Gekrach stürzt die Decke zusammen; und noch immer fehlen mehrere der im Theater befindlich Gewesenen — unter ihnen auch Edith und Massinger. Jede Hoffnung, daß dieselben noch am Leben sein könnten, ist dahin.

Und doch leben sie! Während durch die mit Todesangst wild hinausströmende Menge die Treppen nicht mehr zu passiren sind, hat sich Massinger eines mit einer eisernen Fallthür verschlossenen unterirdischen Ganges erinnert, welcher von der Bühne Gott weiß wohin führt. Es ist ihm gelungen, die Thür zu heben. Er hat Edith ergriffen und dort in Sicherheit gebracht; er hat laut gerufen, daß hier ein Weg der Rettung sei; aber nur wenige haben in dem allgemeinen wilden Lärm seinen Ruf vernommen. Mit etwa acht Schicksalsgenossen hat er in diesem Gange eine Zuflucht gefunden und dann die schwere Eisenthür wieder zufallen lassen. Eine Lampe, die man noch mit gerettet, spendet der Gesellschaft spärliches Licht. Während oben die Flammen das Theater zerstören, gesteht unten Massinger Edith seine Liebe. Und sie sind so gänzlich in ihr Glück versunken, daß sie das „furchtbare Gekrach", welches durch den Einsturz der Decke hervorgerufen wird und allen übrigen einen wilden Aufschrei entringt, nicht einmal vernehmen. Ich führe diese Einzelheit hier an, weil sie mir sehr unwahrscheinlich vorkommt. So lange die Lampe brennt, ist die kleine Gesellschaft der Abgeschiedenen, die sich ihrer Situation, von dem Trümmerhaufen verschüttet zu sein, vollkommen klar ist, noch immer guten Muthes. Aber Stunde um Stunde vergeht, die Lampe erlischt, der Hunger stellt sich ein, die Muthlosigkeit und schließlich die Verzweiflung greift Platz. Der Samstag vergeht, ohne daß sich den Verschütteten die Hülfe naht. Am Sonntag feiert London; da ist keine Aussicht, daß Rettung von außen kommen werde. So schleicht der Samstag Abend bleiernschwer heran. Die Unglücklichen jammern oder stieren in brütendem dumpfem Schweigen vor sich hin und sehen dem Hungertode entgegen. Edith, von den Entbehrungen und den namenlosen Seelenqualen erschöpft, lehnt in einem ohnmachtähnlichen Schlafe an Massingers Brust. Plötzlich fährt sie auf. Sie glaubt Musik zu hören. Massinger hält dies für eine akustische Täuschung der Fieberkranken. Aber auf einmal ist es auch ihm, als höre er ganz in der Ferne seltsame Töne. Er ruft die Andern; sie lauschen — alles ist still. Auch Massinger und Edith hören nichts mehr. Gewiß, es war nur das Fieber, das diese Sinnestäuschung hervorgerufen.

Am Sonntag wird in der nahe dem Nicolastheater gelegenen Capelle — das Nicolastheater selbst war früher ein Kloster gewesen — für die armen Seelen der Todtendienst abgehalten. Die Gemeinde singt mit feierlicher Inbrunst den Choral, der Prediger steigt auf die Kanzel und spricht ergreifende Worte zu der andächtigen Zuhörerschaft. Da hört man deutlich klopfen, unmittelbar an der Kanzel. Die Gemeinde stutzt. Das Klopfen wiederholt sich und wird immer hastiger — und die Bestürzung weicht der Freude. Man ahnt die Ursache. Die Steine werden aufgerissen und die Verschütteten, die wenn auch tödtlich ermattet, noch alle am Leben sind, werden gerettet. Der Gang, welcher keinen Ausgang zeigte, führt vom Kloster in die Capelle. Am Samstag Abend hatte der Organist auf der Orgel gespielt; und das waren die Töne, die Edith und Massinger vernommen hatten. Der volle Choral und der Gesang der Gemeinde zeigte an Sonntag allen den Pfad der Rettung.

Josuah Banks, der den Verlust seines Kindes so tief empfunden und sich in seinem Unglück sogar mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, seine Tochter dem Auserwählten ihres Herzens zu geben, ändert schnell seinen Sinn, sobald er Edith gerettet weiß. Mit einer Einladung zum Diner und einer anständigen Remuneration für die abermals vollbrachte Lebensrettung hofft er auch diesmal davonzukommen. Aber Massinger nimmt die Einladung zum Diner nicht an, und zum dritten Male flieht er die Geliebte. Der Bund, der unter den ungewöhnlichsten Verhältnissen geschlossen worden ist, wird auf die allergewöhnlichste Weise gelöst. Massinger schreibt seiner Edith, daß er der Bühne nicht entsagen könne, daß ihm diese ein spärliches Einkommen gewähre, welches nicht im Stande sein würde, ihn mit einer Familie zu ernähren, daß er auf eine Unterstützung seines Schwiegervaters nicht rechnen könne und wolle, und daß

Digitized by Google

er deshalb es vorziehe, das geträumte Glück der dira necessitas zu opfern. Wiederum sehr edelmüthig, sehr vernünftig, aber trotz der lebhaftesten Versicherung Meißners und Massingers nicht sehr verliebt! Edith stirbt bald darauf, und Massinger, für den wir nach seinem beständigen kampflosen Entweichen die Sympathie mit der Zeit verloren haben, treffen wir in einem Epilog wieder, ungefähr dreißig Jahre nach dem Brande des Nicolastheaters, freudlos, gealtert, ruhebedürftig. Er begegnet einem Jugendfreund, dem Schauspieler und Dichter Nathanael Field, der ebenfalls sehr vernünftig gewesen ist und die wenig Gewinn bringende Arbeit des Dichters mit dem einträglicheren Geschäfte eines Pflanzers in der neuen Welt vertauscht hat. Bei ihm will der Bühnendichter die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe verbringen. Aber als Field wenige Tage darauf den Freund aufsucht, findet er ihn todt. Das Fieber hat ihn hinweggerafft.

Die Fabel dieses Meißner'schen Romans ist, wie man sieht, gut erfunden und fesselnd; es macht aber auf mich den Eindruck, als ob sich der so reichbegabte Dichter diese Arbeit etwas bequem gemacht und auf die Composition, namentlich aber auf die scharfe Ausprägung der Charaktere nicht alle Sorgfalt, die wünschenswerth gewesen wäre, verwandt hat. Bei einem Schriftsteller von der Bedeutung Alfred Meißners macht man ja selbstverständlich andere Ansprüche als bei dem großen Haufen der Romanlieferanten en gros. Die billigen Nothbehelfe, die man diesen willig nachsieht, erscheinen bei ihm rügenswerth. Wenn jene sich die Arbeit der Composition dadurch erleichtern, daß sie den Leser für den Dichter arbeiten lassen, so schweigt man, weil man sich sagt: der Lieferant hat die Waare in dem stipulirten Umfange zur stipulirten Frist abgeben müssen, es hat ihm an der nöthigen Zeit gefehlt, seine Arbeit selbst kunstgerecht auszuführen. Aber bei einem Schriftsteller, der für die Elite des Publicums schreibt, erträgt man es nicht ohne Weiteres, wenn auch er zu dem bequemen Mittel greift, den Leser an seiner Geistesarbeit zu betheiligen.

Ich halte es immer für einen Fehler in der Composition, wenn der Verfasser genöthigt ist, mit dem Leser in directen Verkehr zu treten; wenn er also z. B. sagt: soweit war dies und das gediehen, als die Ereignisse eintraten, welche unsere Leser aus dem Vorhergehenden kennen. Ein recht schlagendes Beispiel dafür ist der Anfang des 7. Capitels, S. 122. Da heißt es bei Meißner:

„Es ist längst Zeit, daß wir in's Theater zurückkehren und uns nach Edith Banks umsehen, die wir mitten in der Gefahr zurückgelassen haben. Wir begeben uns deshalb in der Zeitfolge unserer Geschichte einen ganzen Tag zurück und treffen Edith an der Seite ihres Begleiters auf der rechten Seite im Parterre sitzend".

Bei einer sorgfältig componirten Erzählung darf eine solche Zumuthung an die Leser gar nicht gestellt werden. Der Dichter muß dafür sorgen, daß der Leser, ohne daß er es merkt, in das Theater zurückkehrt und sich nach Edith Banks umsieht; und die angesonnenen Sprünge um einen Tag zurück sind nicht zulässig.

Es ist mir durchaus nicht unbekannt, daß es nicht leicht ist, solche Forderungen zu erfüllen. Aber ein Schriftsteller wie Meißner hat sich auch keine leichte Aufgabe zu stellen. Ich habe mich der Ansicht nicht verschließen können, daß er dieser Schwierigkeiten Herr geworden wäre, wenn er es nur ernsthaft gewollt hätte. Aber Meißner hat sich, wie gesagt, die Sache leicht gemacht. Das zeigt auch seine Zeichnung der Charaktere.

Es könnte einem so begabten Dichter nicht schwer fallen, diejenigen seiner Geschöpfe, für welche er die warme Theilnahme seiner Leser erringen will, mit kräftigeren, tieferen, lebenswahreren und individuelleren Zügen auszustatten, als er es diesmal gethan hat. Sein Massinger, seine Edith und sein Banks — die drei Hauptfiguren — würden bei einer Prüfung zwar das Prädicat „vorschriftsmäßig" erhalten — denn der Eine ist der echte Dichter, wie man sich gewöhnlich den Dichter denkt, die Andere das echte liebende Mädchen, wie es sein muß, und der Dritte der echte kaltsinnige Zahlenmensch, wie er sein soll — aber Allen fehlt das eigentlich Individuelle, das uns dieselben menschlich näher bringt und sie aus der leblosen Rubrik und kalten Kategorie in das warme volle Leben hineinträgt.

Was thut Massinger? Er schreibt ein Trauerspiel; er hat die Gelegenheit, zweimal das Leben eines Mädchens zu retten, von dem er sich einredet, daß er es liebt. Da sind doch gewiß alle Vorbedingungen gegeben, um den Leser darauf gespannt zu machen, was Massinger nun thun wird, um der Schwierigkeiten Herr zu werden, welche ihm durch den Widerstand des Josuah Banks entgegen treten. Aber davon ist nicht mehr die Rede. Massinger weicht diesen Schwierigkeiten mit einer Scheu aus, die uns sogar an dem Muth, den er bei der Lebensrettung bethätigt, irre werden läßt. Wenn er Edith nicht liebte, so wäre seine Flucht begreiflich. Aber die Liebe calculirt nicht das Einkommen der künftigen Familie; und wenn sie auch, nachdem sie den Besitz errungen hat, mit dem Verstande sich in Einvernehmen setzen mag — während des Erringens läßt sie die Mahnungen der Vernunft immer unbeachtet. Daß Massinger den Drang seines Herzens, die Geliebte zu erringen, aus Vernunftgründen meistern kann, mag an und für sich sehr respectabel sein; aber in den Augen des Lesers bringt sich dieser Held gerade dadurch um die rechte Sympathie. Wäre er weniger correct, er wäre viel liebenswürdiger gewesen. — Ganz ähnliche Bedenken hätten wir in Betreff der Charakteristik Ediths und ihres Vaters zu äußern. Auch sie sind, wie gesagt, zu vorschriftsmäßig.

Meißner hat in seine Erzählung zwei für den bescheidenen Umfang derselben verhältnißmäßig große Episoden eingeschaltet: eine vortreffliche Satire der Puritanerpredigten und die Schilderung eines Schöngeistervereins in der Teufelstaverne. Er führt da die bedeutendsten Dichter der Zeit, unter Anderen auch Ben Jonson, John Fletcher, George Chapman ꝛc. redend ein. Man unterhält sich über die letzten Dramen Shakespeares und über die sonstigen neuen Bühnenstücke. Es versteht sich von selbst, daß der Leser da die höchsten Ansprüche macht; und diesen höchsten Ansprüchen genügen die Schöngeister nicht ganz. Was sie sich erzählen, ist gewiß ganz unterhaltend und für das literarische Coterienwesen aller Zeiten charakteristisch! aber wenn man darauf vorbereitet wird, die bedeutendsten Dramatiker Englands zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts über die größten Bühnenwerke aller Zeiten sprechen zu hören, so erwartet man eben noch mehr als einige belustigende Aeußerungen und die Bestätigung einer allbekannten Wahrheit; besonders hier, wo die Episode mit dem Gange der Handlung in gar keiner Verbindung steht und eigens dazu angebracht zu sein scheint, ein Bild des wunderbar regen Geisteslebens jener Zeit zu entrollen. Für einen solchen Zweck ist diese Schilderung zu skizzenhaft gehalten.

Die Sprache in dieser neuen Erzählung Meißners ist klar und gut, namentlich ist der erzählende Theil vortrefflich geschrieben. Im Dialog kehrt eine Eigenthümlichkeit so oft wieder, daß sie mit der Zeit stört: die Weglassung des Fürworts. Wenn Mutter Bridget, die Wirthin Massingers, von dem neuen Trauerspiele sagt: „Darf aber auch nichts Anderes als ein junger Riese sein. Muß eine wunderbar gute Lunge mitbringen", so findet man das ganz natürlich. Wenn ein paar Seiten darauf Massinger von Josuah Banks spricht: „Commandirt dreißig Schreiber; steht mit allen vier Welttheilen in Verbindung", so bemerkt man schon, daß Massinger ebenso spricht wie seine Wirthin. Wenn nun auch der Freund des Dichters, Nathanael Field von der Dachstube

Digitized by Google

Massingers sagt: „Sah wirklich fürstlich aus, wenn die neuen Vorhänge aufgehängt waren", so wundert man sich, daß auch ein Dritter diese Eigenthümlichkeit in der Redeweise besitzt. Aber das Erstaunen wächst mit jeder neuen Figur, die auftritt. Denn auch der alte Banks kommt von seiner Reise mit den Worten zurück: „Wollte Euch plötzlich überfallen", und Ben Jonson sagt: „Müßte lästig sein, seinen Nekrolog zu lesen". Ebenso äußert Parker, dessen Sohn Edith heirathen sollte, von dieser: „War vermuthlich eine geschickte Heuchlerin" und einer der Mitverschütteten, ein Seemann, ruft aus: „Habe schon manche Nacht in einem schlechteren Loche verbracht". Durch diese Wiederkehr derselben Eigenthümlichkeit bei den verschiedensten Personen verliert dieselbe ihren Charakter und wird ein Fehler.

Einige Schilderungen, namentlich die der Hauptscene, der Lage der Unglücklichen in dem unterirdischen Gange, unter dem Schutt, bekunden die große schriftstellerische Begabung Alfred Meißners auf's neue. Bis auf die Einzelheit, die ich schon hervorgehoben habe — daß die Liebenden beim ersten Austausch ihrer Gefühle den Krach der zusammenstürzenden Decke nicht hören — wirkt diese tragische Situation durch die Treue der Wiedergabe ergreifend und aufregend. Hier, wie bei vielen anderen Einzelheiten zeigt sich der wahre Dichter. Unter diesen letzteren wollen wir nur ein Beispiel anführen. Als wir dem alten Massinger wieder begegnen, wird er uns von Meißner wie folgt geschildert: „Des Mannes Gesicht war tiefernst, jeder Zug gleichsam eine Narbe, die er sich aus dem Kampfe des Lebens geholt".

Gleichzeitig mit „Oriola" hat der Dichter einen zweibändigen Roman „Die Bildhauer von Worms" veröffentlicht. Wir werden hoffentlich Gelegenheit haben, auch mit diesem Werke unsere Leser näher bekannt zu machen, wenn sie es nicht vorziehen, dasselbe vor unserer Besprechung kennen zu lernen.

**Paul Lindau.**

---

## Die Piccolomini.

An Commentaren zur Wallenstein-Trilogie ist kein Mangel, und zwar an gelehrten noch weniger, als an ungelehrten. Was man bei Hofmeister vergebens sucht, das wird man bei Döring oder Sauppe gewiß finden, und wo auch diese versagen, da wird bei Gödeke oder Palleske sicherlich Rath zu holen sein. Ob es als ein Glück zu erachten, daß das poetische Gold mit so dickem Gelehrtenstaube überzogen ist, das ist freilich eine andere Frage; allein wir Deutsche vertragen nun einmal ganz unglaubliche Quantitäten trockener Gelehrsamkeit, und am Ende haben wir uns ja auch daran gewöhnt, nichts Verwunderliches darin zu erblicken, daß die Kärrner zu thun haben, wenn die Könige bauen. Ohne Ausleger an unserer Seite, meinen wir in unserem Dichterwalde wie in einem Irrgarten umherzutaumeln, und wenn uns auch der Cicerone bisweilen frevelhaft langweilt oder zum Mindesten durch seine Spitzfindigkeiten den Verdacht erweckt, daß er besser zum Unter-, als zum Ausleger befähigt sei, so bescheiden wir uns seufzend mit der Einsicht, daß ein veritabler Deutscher ohne einen profunden, ausbündig gelehrten Apparat gleich einer Axt ohne Griff, gleich einem Messer ohne Stiel sei. Nun denn! da es gewissermaßen zu unserer nationalen Profession gehört, an jede farbige Blase der Phantasie eine tiefsinnige Abstraction und an jeden Naturlaut der Empfindung eine philosophische Erörterung zu knüpfen, so wird man es uns wenigstens nicht verargen, wenn wir von dem Mentor, der uns in die Werkstätten unserer Dichter geleitet, die Gabe, schön und instructiv zu reden, und die Befähigung, über den Stoff Gewalt zu üben, verlangen. Und in diesem Punkte sind — Gott sei es geklagt! — die meisten unserer im Uebrigen hochweisen Commentatoren recht nüchterne, um nicht zu sagen lederne Pappenheimer. Wieviel des ungehörigen Materials gibt uns nicht der trostlos gelehrte Düntzer mit in den Kauf! Die Dichtung, welche er commentirt, ächzt und stöhnt förmlich unter der Ladung, welche er ihr, einem flotten, lustigen Schifflein, mit nimmermüder Hand auflädt, und am Ende wird es uns, anstatt klar und licht im Aetherbereiche des Poeten, von der gespreizten Eloquenz des Interpreten im Kopfe so dumm, als gingen uns diverse Mühlräder darin herum.

Im Allgemeinen verwahre ich mich gegen die Annahme, als ob wir Commentare zu unseren classischen Dichterwerken an und für sich unbequem oder überflüssig erschienen. Dem intuitivsten Leser Goethe'scher oder Schiller'scher Dramen wird hie und da ein instructiver Wink, ein lehrsamer Hinweis sehr willkommen und von Nutzen sein. Die Poesie wird auch durchaus nichts einbüßen, wenn bisweilen das materielle Verständniß durch die Anführung eines historischen oder sonstigen sachlichen Factums erleichtert wird. Aber leider thun unsere Interpreten des Guten viel zu viel; sie kramen ihre gesammte Gelehrsamkeit bei jeder unpassenden Gelegenheit aus und erwägen nicht, daß es ungleich praktischer ist, anstatt der riesengroßen Anmerkungen aparte Monographien zu schreiben, in denen, wer die Lust verspürt, sich über controverse oder tiefer liegende Dinge orientiren mag. Wer soll denn den Faden der dramatischen Entwicklung geduldig festhalten, wenn ihm jede Nasenlänge ein Bündel voll Gelehrsamkeit zwischen die Beine geworfen wird, darüber er mit beklägl icher Unbeholfenheit stolpert?

Ich bin zu diesen Reflexionen angeregt durch eine in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge kürzlich erschienene Arbeit des Wiener Professors Heinrich Moritz Richter über „Die Piccolomini". Und zwar erscheint mir diese wenig umfangreiche Publication als ein Musterbeitrag zu dem Verständnisse der Wallenstein-Trilogie. Warum? Das will ich zunächst mit wenigen Worten sagen, um es sodann durch eine gedrängte Reproduction zu erhärten. Vor allen Dingen ist das Schriftchen knapp und durchsichtig stilisirt, ohne rhetorischen Prunk, aber auch ohne Unbeholfenheit und gelehrte Plumpheit. Das kommt, wie mich dünkt, daher, daß der Autor den Professor für ein Weilchen beurlaubt und dem Journalisten, der er ist, das Wort eingeräumt hat. Professor M. H. Richter gehört nämlich zu den hervorragendsten Mitarbeitern der angesehensten Wiener Zeitung, und die Aufgabe, nahezu alltäglich einem enormen Leserkreise die Weltereignisse journalistisch zu vermitteln, hat seine Feder nicht nur an elegante Leichtigkeit, sondern auch an schlichte, ungeschminkte Volksthümlichkeit gewöhnt. Sodann aber haben sich die geschichtlichen Forschungen Richters niemals, wie es bei so vielen seiner Collegen der Fall ist, allzuweit von dem lebendigen Strome der Gegenwart entfernt; sie sind vielmehr mit dem rastlos fluthenden Volksleben in Rapport geblieben, und dieser Umstand sichert ihnen den Vortheil, daß sie nicht in abstruse Themata sich vergraben, sondern stets das Interessante packen, wo immer es sich finde.

Das natürliche Ergebniß dieser Eigenschaft zeigt sich auf das glänzendste an dieser Arbeit über „Die Piccolomini". Literarisches und geschichtliches Interesse vereinigen sich, um ihr eine freudige Aufnahme in allen Kreisen zu sichern, welchen das größte dramatische Werk Schillers ernstlich an das Herz gewachsen ist. Wir wissen ja im Allgemeinen in den historischen Geschicken Octavio Piccolominis Bescheid, und auch der unhistorische Max, wie lieb er uns im Uebrigen ist, vermag uns darüber nicht zu täuschen, daß er eine Phantasiegestalt des Dichters ist. Gleichwohl hat eine gewissenhaft zusammengetragene und quellenmäßig begründete Nachweisung über den geschichtlichen Vater, wie über den ungeschichtlichen Sohn bisher gefehlt. Wir lächelten abschätzig, wenn wir von der in dem böhmischen Städtchen Nachod geläufigen Sage vernahmen, daß im Ahnensaale des dortigen Schlosses Schiller die Conception der beiden Piccolomini-Gestalten gefaßt habe. Wußten wir ja, daß unser großer Dichter niemals die Stadt Nachod betreten, daß er zum Mindesten niemals eines Besuches derselben mit einem Sterbenswörtchen erwähnt habe! Piccolomini-Bilder sind allerdings in dem Schlosse von Nachod vorhanden, und zwar vierzehn an der Zahl, davon eines auch zweifellos den Feldherrn Octavio Piccolomini darstellt. Aber dieser nämliche Octavio ist, wie Richter nachweist, wenn auch die äußere Veranlassung, doch keineswegs das getreue Original der gleichnamigen

Digitized by Google

Gestalt Schillers. Er hat zunächst niemals einen Sohn gehabt, sondern seine Erbschaft einem Großneffen hinterlassen. Sodann war er bei der Ermordung Wallensteins keineswegs der „Alte", als welchen ihn die Dichtung ausgibt, sondern ein Mann in der Blüthe des Lebensalters, ein Fünfunddreißiger. Endlich wurde er nicht zum Lohne für den Verrath an dem Friedländer, sondern erst sechzehn Jahre nach dessen Tode gefürstet.

Auch sonst hat Schiller seine Wallenstein-Trilogie nicht mit sklavischer Aengstlichkeit auf den geschichtlichen Thatsachen aufgebaut. Mit Ausnahme des Friedländers selber, welchen er im Sinne der zeitgenössischen Auffassung lediglich als einen abenteuerlichen Verräther modellirte, sind fast alle übrigen Figuren dem Interesse der Dichtung und nicht demjenigen der geschichtlichen Wahrheit unterworfen. Die Gräfin Terzky war Wallensteins Schwägerin, nicht seine Schwester; auch war nicht sie, sondern seine andere Schwägerin, die Gräfin Kinsky, eine eifrige Politikerin und in seine ehrgeizigen Pläne eingeweiht. Von einer Vergiftung der Gräfin Terzky weiß die Geschichte ebenfalls nichts; die Dame scheint im Gegentheil sehr lebenslustig gewesen zu sein, denn sie gab sich kurz nach ihres Gatten Ermordung dem Freiherrn v. Scharffenberg zum Gemahl und brachte nachträglich noch sechs muntere Menschenkinder zur Welt. Daß Wallenstein von seiner zweiten Frau eine Tochter besaß, ist verbürgt; aber diese hieß nicht Thekla, sondern Marie Elisabeth, später verheirathete Gräfin Kaunitz, und war bei dem Tode ihres Vaters noch nicht über das zehnte Lebensjahr hinausgekommen.

Man erkennt daraus, wie frei und unabhängig, wie souverain Schiller mit seinem Stoffe waltete. Ist es schon an diesen Figuren evident, welche Gestaltungskraft den Dichter auf die höchsten Höhen nicht blos seines eigenen, nein, des universellen dramatischen Könnens emporhob, so setzt eine Betrachtung der Piccolomini-Gestalten sein Genie in das blendendste Licht. Octavio ist in Wahrheit das nicht gewesen, wozu Schiller ihn machte; er half Wallenstein verrathen, aber er war nicht der alleinige Verräther. In ungleich höherem Maße war es Gallas, waren es die übrigen kaiserlichen Führer. Aber der Dichter kann nur Einen Verräther brauchen und zwar einen solchen, welchen er noch überdies mit dem Odium des Undanks zu belasten vermag. So fällt der Verräther Wallenstein durch den Verräther Octavio, den er emporgehoben hat zu Ehren und Würden, dem er seine Leibgarde und schließlich den Oberbefehl über seine gesammte Cavallerie übergab. Auf den Schultern dreier Personen lastet Wallensteins Mord; die Trias heißt: Gallas-Colloredo-Piccolomini. Allerdings aber ist Octavio, einmal dem Plane gewonnen, der eifrigste des Kleeblattes, und von der italienischen Gluth eines eingebildeten Hasses so vollauf erfüllt, daß er sogar vorschlägt, die Leiche des ermordeten Friedländers auf den Prager Schindanger (loco abominabile) werfen zu lassen. Eine gemeine Natur voll niedriger Leidenschaften und bei Weitem nicht von der immerhin Respect einflößenden Thatkraft ihres Abbildes in der Dichtung; doch ist zum Wenigsten in den Hauptzügen die Gestalt Octavios mit der geschichtlichen Wahrheit vereinbart. Nennt ja Terzky ihn in dem Gedichte wiederholt einen „Fuchs" und einen „wälschen Verräther"! Hingegen ist Max Piccolomini ganz und ausschließlich ein Product des Dichters. Alle Versuche, das Modell für diese Idealgestalt jugendlicher Mannesschönheit unter den Mitgliedern der Familie Piccolomini aufzufinden, haben sich als verfehlt erwiesen. Im Ahnensaale der Piccolomini zu Nachod hängt das Bild eines jungen Piccolomini mit großen, schönen, schwärmerischen Augen. Vielleicht ist dies Schillers Max? Die Combination ward von dem Freiherrn Arnor v. Weyhe-Eincke in dem Schriftchen: „Die historische Persönlichkeit des Max Piccolomini im Schiller'schen Wallenstein" (1870) aufgestellt und auf einen Joseph Silvio Piccolomini gelenkt, welcher in späteren Urkunden häufig „Max" zubenannt worden. Allein dieser Joseph Silvio hat selber niemals gelebt. Ein Joseph und ein Silvio Piccolomini haben existirt; Silvio fiel 1634 in der Schlacht bei Nördlingen, Joseph 1645 bei Jankau; Silvio war ein Neffe Octavios, Joseph nicht. Sollte jener Silvio mit Schillers Max identisch sein? Die Geschichtsforschung schüttelt verneinend ihr Haupt, und Richter deutet dieses Nein, indem er ohne Bedenken den Max in das unbestrittene Eigenthum des Dichters verweist. Damit schließt das historische, aber keineswegs das ästhetische Material, welches in dieser auf fünfundzwanzig Seiten zusammengedrängten Monographie entrollt wird.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die literarischen und dramaturgischen Ergebnisse der Untersuchung von den rein historischen Resultaten bei Weitem überboten werden. Richter ist Historiker, und sein Augenmerk war zunächst darauf gewendet, das Thema nach der geschichtlichen Seite hin zu erschöpfen. Die Versuchung lag nahe genug, bei dieser Gelegenheit allerhand tiefsinnige Betrachtungen über das Verhältniß des Dramatikers zur historischen Wahrheit anzustellen. Gerade der Octavio Schillers ist so kaum merklich und doch wiederum so entschieden mit dem historischen Octavio auseinander gehalten, daß es nahezu verführerisch ist, den Anlaß zu einer ästhetischen Grenzbestimmung zwischen dem Geschwisterpaare zu benützen, welches sich Geschichte und Poesie nennt. Die Geschichte hängt sich ja so gern in den Arm der schöneren Schwester, um mit ihr über rauchende Schlachtfelder und durch brennende Städte, an die Wiege der Lieblinge der Menschheit wie an die Todtenstatt ihrer tragischen Opfer zu pilgern. Allüberall wohin Klio ihren Fuß setzt, erscheinen auch ihre Schwestern, die Musen, bald mit traurig verhülltem Antlitze und bald mit leuchtend begeistertem Auge. Umgekehrt sträubt sich nicht selten die Poesie, der Geschichte auf deren verhängnißvollen Wegen zu folgen; sie wandelt gern ihre eigenen Pfade, am liebsten dorthin, wo abseits von der großen Heerstraße der Ereignisse rein menschliche Episoden sich abspielen. Und weil sie nun doch einmal so oft im Geleite der Geschichte mitten in die großen Actionen des Völkerlebens hineingeräth, so sucht sie zum Mindesten auch dort die bescheideneren Zeichen der reinen Menschlichkeit zu erspähen und zu deuten. Nirgends so sichtbar als in der Wallenstein-Trilogie und kaum irgendwo so drastisch als an der Figur Octavio Piccolominis zeigt sich dieser Dissens zwischen geschichtlicher und poetischer Wahrheit. „Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie," sagte Schiller, „und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden". Ganz hat sich auch Richter der Verlockung nicht entschlagen, das streng sachliche Gebiet der historischen Untersuchung zu verlassen und einen flüchtigen Blick in die Werkstatt des Dichters zu werfen. Aber als geschulter und wohldisciplinirter Historiker hat er dieser Seite der Frage nur eine geringe Beachtung geschenkt, vermuthlich in der richtigen Erwägung, daß die Arbeit des Poeten eo ipso in das rechte Licht falle, wenn man das geschichtliche Material zusammenstelle und gruppire, welches jener als stoffliche Grundlage gedient. Immerhin ist auch die Manipulation Schillers einer kritischen oder vielmehr nachempfindenden Beurtheilung unterworfen, und es stellt sich heraus, daß der Dichter mit vollem Bewußtsein und mit eindringlicher Kenntniß des Geschichtsmaterials seine Figuren just eben so gestaltet habe, wie sie allein zu einer Wiederauferstehung in der Poesie geeignet waren.

Historiker haben insgemein ein zunftgemäßes Recht auf eine gewisse Einseitigkeit; Wahrheit beweist mehr als Dichtung. Aber es ist eben nicht das Beweisen, worauf es die Poesie absieht, sondern das Wiederspiegeln menschlicher Schicksale im Reflexe des Aesthetisch-Schönen. Und da, meine ich, gibt es in der gesammten Weltliteratur kaum ein einziges poetisches Werk, welches so erschütternd und getreu zugleich der Historie über den Weg leuchtete, als die Wallenstein-Trilogie. Der Genius Schillers hat sich niemals wieder zu dieser fortreißenden Gewalt emporgeschwungen, weder vorher noch nachher, und Goethe hatte schon Recht, als er sagte, daß in der Art dieses Werkes zum zweiten Male nichts Aehnliches vorhanden sei. Es wird deshalb auch noch viel daran gedeutet und erläutert, errathen und commentirt werden. Wollte Gott! es geschähe stets mit der nämlichen Paarung historischer Ruhe und ästhetischer Feinfühligkeit, wie dies von der vorliegenden Untersuchung Richters zu rühmen ist.

**Wilhelm Goldbaum.**

Digitized by Google

# Verschiedenes.

## Das Rathssilberzeug der Stadt Lüneburg.

Der lüneburger Silberschatz besteht aus 36 Stücken und ist bekanntlich vom Staate für den Preis von 220,000 Thalern angekauft worden. In Lüneburg waren 37 Stücke vorhanden, allein ein Humpen aus dem 17. Jahrhundert, der nach einer Inschrift nicht verkauft werden durfte, ist zurückgeblieben; die 36 angekauften Stücke sind im hiesigen Deutschen Gewerbemuseum (Königgrätzer Straße 120) ausgestellt. Herr Dr. Julius Lessing, Director der Sammlung des Deutschen Gewerbemuseums, hat ein sehr brauchbares Verzeichniß herausgegeben, dessen Folgenreihe in den Nummern wir hier zu Grunde legen und dem wir zur Erläuterung Nachstehendes entnehmen:

„Die Arbeiten gehören dem 15. und 16. Jahrhundert an und sind fast sämmtlich Schenkungen und Vermächtnisse lüneburger Familien oder einzelner Würdenträger an die Stadt. Die Jahreszahlen, welche sich auf den Widmungsinschriften befinden, bezeichnen daher keineswegs immer die Entstehungszeit der Stücke, welche oft aus älterem Familienbesitz entnommen sind. Für den Entstehungsort fehlt es auch noch an sicheren Zeichen, jedenfalls aber sind sie sämmtlich deutsche Arbeiten. Die meisten Geräthe tragen den Silberstempel von Lüneburg, darunter auch einige, welche fast zweifellos als nürnberger Arbeiten zu bezeichnen sind. Es scheint also, daß auch von außerhalb eingeführte Gegenstände behufs eines Schutz- und Einfuhrzolles von der lüneburger Zunft abgestempelt worden sind. Daneben befinden sich Goldschmiedestempel in Buchstaben und Zeichen, deren Lesung vorbehalten bleibt und vielleicht weitere Aufklärung bieten wird".

Diese Silberarbeiten sind nicht sowohl als charakteristische Erzeugnisse der Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts, als vielmehr zur Benutzung für das Kunstgewerbe, also mehr oder minder als Vorbilder für dasselbe angeschafft worden, was sich schon daraus schließen läßt, daß sie gerade im Gewerbemuseum aufgestellt sind; auch erklärte der Herr Finanzminister, als er die Bewilligung des Ankaufspreises im Hause der Abgeordneten befürwortete, daß dieses Silberzeug für die Kunstindustrie angekauft werden sollte. Von diesem Standpunkte werden die Bemerkungen ausgehen, welche sich uns bei Betrachtung dieser Gegenstände aufgedrängt haben. Wir lassen in der Aufzählung die ganz unbedeutenden bei Seite.

1. (Kleines) Standbild der Maria mit dem Christkinde, in Silber getrieben. Das Gewand ist nicht vergoldet, das vergoldete Haar hängt weit über den Rücken hinab. Auf der ausgestreckten linken Hand hält Maria das nackte Christkind, in der Rechten einen Zweig mit Blüthen und Früchten. Auf dem Kopfe trägt die Figur eine weit ausgebauchte durchbrochene Krone. Der achteckige Sockel ist mit durchbrochenen gothischen Strebepfeilern aus vergoldetem Silber versehen. Gesicht und Hände der Maria, sowie das Christkind sind mit Lackfarbe bemalt. Dies Werk rührt aus dem 15. Jahrhundert her. — Das Gesicht der Maria ist nicht gerade schön, aber nicht ohne Lieblichkeit. Die Behandlung des Gewandes mit ineinandergebrochenen Falten, ungefähr wie auf manchen gleichzeitigen Bildern, ist nicht ohne künstlerisches Verdienst, kann sich aber mit der freieren und edleren Behandlung der Gewänder, wie sie uns die Bildnerei der Antike zeigt, nicht messen. Schwerlich darf diese Statuette als Vorbild für die Kunst unserer Zeit betrachtet werden; wenn von einem Silberschmied jetzt eine Statuette der Jungfrau Maria verlangt wird, so stehen ihm bessere Vorbilder zu Gebote.

2. Reliquienkästchen oder sogenannter Bürgereidscristall, ein verziertes, mehr oder minder vergoldetes Kästchen aus Silber, vom lüneburger Goldschmied Hanns Lassert 1414 wesentlich im gothischen Stile angefertigt. Das Kästchen ist rechteckig. An der dem Beschauer zugekehrten Langseite sieht man die sitzende Figur Christi in einem vertieften Oval. Gewand und Haar sind vergoldet. Das Gesicht und der zum Theil entblößte Oberkörper zeigt unvergoldetes Silber, das aber unscheinbar, ja theilweise schwärzlich geworden. Die Figur ist kaum drei Zoll hoch und sitzt auf dem vergoldeten Segment eines Bogens, das einen Regenbogen vorstellen soll. Christus scheint dargestellt zu sein, wie er zum jüngsten Gericht wiederkehrt. Zu beiden Seiten Christi sieht man je zwei Figuren in Nischen unter gothischen Baldachinen.

Die dem Beschauer abgekehrte Langseite enthält nach dem Verzeichniß „in der Mitte Christus am Kreuze, unter den Kreuzesarmen Maria und Johannes. Zu beiden Seiten in Nischen unter Baldachinen je zwei Apostel, darunter Petrus und Paulus".

An den Schmalseiten sind Thüren angebracht mit Nischen, die sich oben in Halbkreisen schließen. In jeder dieser Nischen steht eine kleine Figur und zwar in der einen der heilige Georg im Harnisch zu Fuß, wie er den Drachen ersticht. — In der Nische der anderen Schmalseite sieht man die Figur der heiligen Margarethe mit einem Palmenzweige.

Der untere Rand dieses Kästchens ist an allen Seiten mit unscheinbaren Halbedelsteinen verziert, der obere Rand ist mit gothischen Verzierungen versehen. Als Decke des Kästchens ragt ein nicht vergoldetes Silberblech in der Wölbung des Segmentes eines Rundbogens hervor. Auf diesem Deckel befindet sich ein Glascylinder von geringerer Länge, an beiden Oeffnungen mit einem Verschluß von vergoldetem Silber, an welchem zwei kleine knieende Engel angebracht sind. In dem Kästchen wurden Reliquien, und in dem Glascylinder, wie es scheint, solche von besonderer Heiligkeit, verwahrt, so daß man sie sehen konnte. Unter Berührung dieses Cylinders leistete vormals jeder neue Bürger Lüneburgs den Bürgereid.

3. Trinkhorn aus einem Elephantenzahn. „Der Zahn ist seiner Länge nach in zehn durch flache Felder getrennte Rippen getheilt." Die Metallarbeit besteht aus vergoldetem Silber im spätgothischen Stile, sowie denn auch alle an anderen Gefäßen dieser Sammlung vorkommenden gothischen Formen der späteren Gothik angehören, da die Blüthe des gothischen Stiles zur Zeit der Entstehung dieser Silberarbeiten vorüber war. — Die Spitze ist mit einer gothischen Kreuzblume verziert. Nach hinten zu ist ein kleiner Fuß angebracht. Nach vorn, unter dem stärkeren Theile des Zahns, sieht man eine eigenthümliche Stütze zum Stehen des Trinkhorns. Zwei kleine Elephanten aus vergoldetem Silber tragen ebenfalls vergoldete gothische silberne Thürme, welche durch einen flachen Bogen verbunden sind, auf dem der Zahn ruht. Am oberen Rande ist ein breiter Beschlag und gewölbter Deckel aus vergoldetem Silber angebracht. Der obere Beschlag enthält in seiner Gravirung reiche Zeichnungen, auch ist darauf die Jahreszahl 1486 zu lesen. — Dieses Trinkhorn ist jedenfalls ein interessantes Stück und charakteristisch für die Zeit, aus der es herrührt, aber eben wegen seiner Eigenart im mittelalterlichen Geiste schwerlich zum Vorbilde für das Kunstgewerbe unserer Zeit geeignet.

Der größere Theil dieser Sammlung besteht aus Trinkgefäßen, Pocalen und Bechern. Es ist hier nicht der Ort, sie insgesammt anzuführen, sondern es sollen nur einige hervorgehoben werden, um den Charakter derselben und ihren ästhetischen Gehalt für die Frage zu bezeichnen, inwiefern dadurch das Kunstgewerbe unserer Zeit gefördert werden kann.

Das Gemeinsame im Aeußeren dieser silbernen meistens vergoldeten Trinkgefäße, besonders der größeren Pocale, von denen manche zwei Fuß und darüber hoch sind, ist, daß die Umrisse des oberen Behälters keine ungestörte gerade oder gebogene Linie zeigen. Diese Gefäße sind vielmehr verschiedentlich ausgebaucht und eingezogen oder gleichsam eingeschnürt. Bei einigen ist um die eingezogene Stelle ein schmales Band gelegt, bei anderen fehlt dasselbe, bei noch anderen ist in der Mitte an einer eingezogenen oder verengten Stelle ein breiteres verziertes Band wahrzunehmen.

Die Pocale sind reich mit verschiedenartigen Verzierungen bedeckt: mit Buckeln in gothischen Fischblasenformen, mit Reliefs; auch arabische Bandmuster kommen vor. Die Deckel sind ebenfalls mehr oder minder reich verziert. Als Beispiel mag zunächst

Nr. 4, ein großer Pocal, hervorgehoben werden, welcher aus Silber getrieben, mit Buckeln in Fischblasenformen verziert und vergoldet ist. Der Rand des Deckels ist mit gothischem Blattwerk umgeben. „Den Knauf bildet eine Distel mit reichem Blattwerk; auf derselben der heilige Christophorus mit dem Christkinde." — Eine lateinische Inschrift besagt, daß der am Tage vor Andreas 1486 verstorbene Bürgermeister Ludolph Garlop diesen Pocal gegeben hat.

Nr. 5, großer Pocal, ebenfalls in Silber getrieben, mit Buckeln verziert und vergoldet. Ohne hervorragende Eigenthümlichkeiten.

Nr. 10. Ein großer mannichfaltig verzierter Pocal aus vergoldetem Silber im Stile der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das Gefäß zeigt drei Ausbauchungen, von denen die obere sich kelch-

Digitized by Google

künstlich construirt. Unter derselben ist der mittlere Theil verengt und mit einem breiten Bande umgeben, das in vierzehn Bogenstellungen getheilt ist. In sieben derselben stehen die Figuren der sieben Kurfürsten in Hochrelief; in sieben schmäleren flachere weibliche Halbfiguren als Karyatiden, die sich immer wiederholen. Nach diesem breiten Bande folgt nach unten eine gebuckelte Ausbauchung und nach einer Einschnürung durch ein schmaleres Band noch eine dritte kleinere Ausbauchung. Diese beiden letzteren Ausbauchungen sind durch freistehende tragende Kinderfiguren verbunden. An der oberen der beiden zuletzt erwähnten Ausbauchungen sind in drei kleinen Ovalen Reliefdarstellungen aus der alten Geschichte angebracht: „Alexander läßt die Werke des Homer in den kostbaren Schrein legen, der Selbstmord des Cato und ein Gastmahl". In der folgenden Ausbauchung sind ebenfalls drei kleine Reliefs: „Die Flucht der Cloelia, ein Kampf mit einem Drachen, M. Valerius Corvus ersticht einen Gallier". Der Schaft hat drei Bügel mit Bocksfüßen. Der Fuß besteht aus zwei Wulsten, welche durch drei knieende Kinderfiguren gestützt verbunden sind. Der obere gebuckelte Wulst ist ebenfalls mit drei kleinen Reliefs verziert: „Mucius Scävola verliert seine Hand, Marcus Curtius stürzt sich in den Abgrund, Horatius Cocles vertheidigt die Brücke". Auf dem unteren Wulst sind zwischen reichen Verzierungen wieder drei kleine Reliefs angebracht: „Die Wölfin mit Romulus und Remus, die Erbauung Roms, die Ermordung des Remus". — Auch der Deckel ist reich verziert mit Büsten und drei kleinen Reliefs: „Siegeszug eines Königs". Auf der Spitze steht ein Krieger mit der Lanze.

Wir haben die kleinen Reliefs nach dem Verzeichniß angeführt, der Beschauer wird aber nur das Wenigste davon sehen, da die ausgestellten Gefäße wie auch andere Gegenstände im Gewerbemuseum in verschiedenen Reihen in jener bekannten Art von Glasschränken ausgestellt sind, deren Wände nach allen Seiten aus Glastafeln bestehen. Diese an sich zweckmäßige Aufbewahrung läßt aber nur die dem Beschauer zugekehrte Seite sehen. Uebrigens sind die kleinen Reliefs ohne sonderlichen Kunstwerth und nicht eben scharf ausgeführt. Am meisten fallen die Kurfürsten in Hochrelief in die Augen.

Nr 11. Großer Pocal, der Interimsbecher. Aus vergoldetem Silber. Durch denselben wird der Schluß des Interims gefeiert und die damalige Feindseligkeit des Protestantismus gegen den Katholicismus dargestellt. Eine lateinische Inschrift besagt: „Das Interim hat begonnen zu Augsburg unter Kaiser Karl V. im Jahre 1548, ist aber aufgehoben durch den Kurfürsten Moritz und die Verbündeten im Jahre 1552". Der untere Theil des Fußes ist reich mit Reliefverzierungen vorzüglich aus dem Pflanzenreiche bedeckt, die aber weder scharf noch fein gearbeitet sind. Als Schaft über dem Fuße dient die Figur Christi mit der Dornenkrone, es fehlt aber das Scepter. Er steht als Sieger über dem Antichrist, einem Ungeheuer mit drei Köpfen, Papst, Türke und Heide.

Auf diesem Schafte steht der stark ausgebauchte Kelch mit einer Einschnürung. An der unteren Ausbauchung sind vier Büsten angebracht, an der oberen mit bezüglichen darüber geschriebenen lateinischen Bibelsprüchen vier längliche Bilder aus dem Leben Christi, nämlich: die Taufe im Jordan, die Himmelfahrt, Christus predigend und Christi Versuchung. Den Deckel krönt die Figur des babylonischen Weibes aus der Apokalypse, auf dem siebenköpfigen Thiere sitzend. Sie ist in der Tracht des 16. Jahrhunderts dargestellt, Kopf und Hals fehlen. „Vor ihr knieen, zu je zwei in einem Felde dargestellt, Papst und Cardinal, Kaiser und König, zwei weltliche Herren, Priester und Mönch." — Das siebenköpfige Thier ist ziemlich plump und unbeholfen gearbeitet. „An dem Knaufe hinter der Figur Wappen der Witzendorp und Thöbing."

Nr. 12. Großer Pocal aus getriebenem Silber und an den meisten Theilen vergoldet. Durch denselben soll der Stammbaum Christi dargestellt werden, wie eine lateinische Inschrift auf dem Deckelrande besagt. Zu deutsch: „Der Stammbaum unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus aus dem Samen Davids bei Matthäus im 1. und Lucas im 3. Capitel erzählt, ist hier bildlich dargestellt im Jahre 1562 nach seiner Geburt".

Auf dem etwas hügelförmigen mit Laubranken bedeckten Fuße liegt in Hochrelief gearbeitet die Figur des Stammvaters Abraham. Man könnte zweifelhaft sein, ob er todt oder schlafend dargestellt ist, indessen wird die Angabe des Verzeichnisses, daß er schlafend gedacht werden soll, dadurch bekräftigt, daß die rechte Hand an den Kopf gelegt ist. Aus dem Leibe dieser Figur erwächst ein kurzer etwas gewundener Baumstamm, der dann das mannichfaltig verzierte Trinkgefäß trägt. „Die Aeste verzweigen sich über dem Kelch zu Rundbildern, je drei auf jeder Ausbuchtung; von diesen enthält je das mittelste eine Blume, die beiden äußeren die Halbfigur eines Königs." Unter den Königen läßt sich David erkennen, da er eine Hand auf eine Harfe gelegt hält. Auf dem Rande des Kelches ist folgende Inschrift angebracht:

Juchheie in god dinem heren
dat heet di mit billigheit
nemandt to vorkeren.
mit danksagginge drinck unde it,
godt sin wort unde der armen nummer vorgit.
was froich mit dinen gesten,
itt unde drinck des besten.
sulkes kann got wol liden
over den avervlot scholtu miden
und wasdi godt mer heft vorbaden
darmede scholtu din harte nicht beladen.

Auf der Wölbung des Deckels sind sechs Halbfiguren angebracht und oben auf dem Deckel steht eine kleine etwa zwei Zoll hohe Figur der Jungfrau Maria mit dem Kinde. Dieselbe ist ohne Füße und läuft nach unten im Gewande etwa in der Gegend der Knie glockenförmig aus. Diese kleine Figur ist nicht von sonderlicher Arbeit und erinnert an die ähnlich geformten Stehaufchen.

Die Idee, einen Baumstamm aus dem Leibe eines Menschen wachsen zu lassen, ist mittelalterlich roh und geschmacklos.

**Albrecht Böhme.**

(Fortsetzung folgt.)

---

## Offene Briefe und Antworten.

### Zum Capitel der Verballhornungen.

Leipzig, den 11. August 1874.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 32 der „Gegenwart" wird unter dem Titel „Musikalische Verballhornungen classischer Gedichte" eine Bearbeitung des Goethe'schen „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" mitgetheilt, die an Geschmacklosigkeit, zumal was den zugedichteten Vers betrifft, in der That ihres Gleichen sucht. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß aber doch bemerkt werden, daß der Verfasser des betr. Artikels gut gethan hätte, nicht die von ihm angezogene Fassung des Goethe'schen Gedichts zum Vergleich daneben zu stellen, sondern vielmehr die weniger bekannte, aber ältere Form. Vergleicht man diese beiden, so muß man zugeben, daß die Sache immer noch schlimm genug, aber doch wenigstens in dieser Strophe nicht ganz so arg ist, als es zunächst den Anschein hatte. Es lautet dann nämlich:

| Das Original. | Die Verballhornung: |
|---|---|
| Ueber allen Gipfeln ist Ruh; | Unter allen Wipfeln ist Ruh. |
| In allen Wäldern höreſt du | In allen Zweigen höreſt du |
| Keinen Laut! | Keinen Laut! |
| Die Vöglein schlafen im Walde; | Die Vöglein schlafen im Walde; |
| Warte nur! balde, balde | Warte nur, balde |
| Schläfſt auch du! | Schläfſt auch du! |

Ergebenst

**E. P.**

---

Digitized by Google

# Inserate.


Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des

**Aristophanes Werke.**

Uebersetzt

von

**Joh. Gust. Droysen.**

**Zweite Auflage.**

Groß Octav, XVI. und 896 Seiten. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Bei **Fr. Frommann** in Jena ist erschienen:

**Dr. Hermann Frommann,** Gymnasiallehrer, Harmlose Studien. I. Prosaische Aufsätze. Preis 24 Sgr.

Inhalt: Populärwissenschaftliche Vorträge. 1) Martial. 2) Der Schmarotzer. — Lateinisch und Deutsch, sprachvergleichende Beobachtungen des stilistischen Geschmacks. — Pädagogische Aufsätze.

Desselben:

Die Fahrt nach Schwarzburg, ein Reise-Idyll in fünf Gesängen. Preis 10 Sgr. Ein Bild thüringschen Lebens mit Humor nach dem Leben geschildert.

Soeben erschien:

**Wandertage**

in

Italien

von

**Woldemar Kaden.**

Eleg. geh. Thlr. 2. — od. fl. 3. 36 kr.

„Poesiereiche heitere Künstlerfahrten durch Land und Leute, nicht an Bädeker oder Heerstrassen gebunden — Alles ungezwungen in bunter Laune des wechselreichen Tages — viel Luft, Duft und Sonnenschein."

**Meyer & Zeller's Verlag**

(Friedrich Vogel)

in Stuttgart.

Soeben erschien in der **Th. Kaulfuß**'schen Buchhandlung in Liegnitz:

**Das Recensententhum des Professor Kirchhoff in Halle und die Jenaer Literaturzeitung.** Ein Beitrag zur Würdigung der literarischen Kritik unserer Tage. Zugleich ein Nachtrag zu meiner Schrift: „Ueber das Gestaltungsgesetz der Festlandsumrisse und die symmetrische Lage der großen Landmassen."

Von Dr. **Rob. Dorr.**

2 Bogen 8°. Preis ½ Mark.

**Herr von Hülsen und das deutsche Theater.** Von einem Eingeweihten. Pr. 10 Sgr. Verlag v. Elwin Staude in Berlin. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Soeben ist erschienen:

**Das Leben und Wirken des Grafen Cavour.**

Von

**Guiseppe Massari.**

Aus dem Italienischen mit historischen Anmerkungen und einem alphabetischen Sachregister.

Nebst Anhang: **Das Ende Graf Cavour's** von Gräfin Alfieri.

**Vollständige deutsche Ausgabe**

von

**Ed. Züffer.**

Lex.-Oct. Preis 2⅔ Thlr.

Unsere Uebersetzung wurde durch einen mit den italienischen Verhältnissen genau vertrauten Militärschriftsteller und Historiker unter Berücksichtigung der ganzen Zeitgeschichte und mit historischen, politischen und militärischen Erläuterungen von hohem Werthe besorgt.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die

**Idee der Entwickelung.**

Eine sozial-philosophische Darstellung von

**Leopold Jacoby.**

Erster Theil. Berlin 1874. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

**H. E. Oliven,** Luisenstraße Nr. 45.

Im Verlage von **Julius Buddeus** in **Düsseldorf** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

**Administration Andrew Jackson's**

in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Demokratie

in den

**Vereinigten Staaten von Amerika.**

Von

**Dr. H. von Holst,**

o. ö. Professor a. d. Universität Freiburg.

gr. 8. broschirt: 10 Gr.

**Geschichte der Revolutionszeit**

von 1789—1800.

Von

**Heinrich von Sybel.**

Fünfter Band. Erste Abtheilung.

gr. 8. broschirt: 2 Thlr. 15 Gr.

Bei **F. E. C. Leuckart** in Leipzig erschien soeben:

**Die Frage im Unterricht.**

**Zugleich Versuch einer praktischen Logik.**

Herausgegeben

von

**Alwin Reinstein.**

Geheftet. Pr. 15 Sgr.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Gewerbegericht und Contractbruch.**

Zur Revision der deutschen Reichs-Gewerbe-Ordnung

von

**H. B. Oppenheim.**

8°. IV. und 100 Seiten. Preis 12 Sgr.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Verlag v. **Ernst Julius Günther** in **Leipzig.**

In jeder Buchhandlung ist vorräthig:

**Johannes Scherr,** Novellenbuch. Erster bis sechster Band. Preis pro Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt:

**Schiller.** Culturhistorische Novelle. 2. Auflage. 2 Bände.

**Rosi Zurflüh. — Brunhild. — Werther-Graubart.** 1 Band.

**Die Tochter der Luft.** Zweite Auflage. 1 Band.

**Nemesis.** Zweite Auflage. 1 Band.

Die Jesuitin. — Gottlieb Rapser. — Rafael Spruhz. — Die rothe Dame. — Alles schon dagewesen. 1 Band.

**Johannes Scherr,** Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Dritte Aufl. 2 Bd. Preis 3 Thlr.

**Johannes Scherr,** Werther-Graubart. (Ergänzung des Michel.) Preis 10 Ngr.

**Johannes Scherr,** Die Gekreuzigte, oder: das Passionsspiel von Wildisbuch. Zweite Aufl. 1 Band. Preis 1 Thlr.

**Verlag v. F. C. W. Vogel in Leipzig.**

Soeben erschien:

**Geschichte**

der

**Christlich-lateinisch. Literatur**

von ihren Anfängen

**bis zur Zeit Karls des Grossen.**

Von

**Adolf Ebert.**

4 Thaler.

Die Forschungen

über das

**Nibelungenlied**

**seit Karl Lachmann.**

Eine gekrönte Preisschrift

von

**Dr. H. Fischer.**

1 Thlr. 20 Sgr.


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 29. August 1874. Band VI.

AP 30 G2 95 v.6 no 35

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Spiritisten in America. Von M. Raven. I. — Wunder und Wallfahrten. Erinnerungen und Betrachtungen eines alten Westfalen. Von Peregrinus. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Zum Tage von Sedan. „Das blutige Jahr" von Paul Jane, übersetzt von Gustav Dannehl. Von Klaus Groth. — Eine Skizze meines Lebens. II. Von S. v. Mosenthal. — Sprache und Sprachwissenschaft. Whitneys Vorlesungen über die Principien der vergleichenden Sprachforschung für das deutsche Publicum bearbeitet und erweitert von Julius Jolly. Besprochen von M. Carriere. (Schluß.) — Die Bildhauer von Worms. Von Alfred Meißner. Besprochen von Paul Lindau. — **Verschiedenes:** Das Rathssilberzeug der Stadt Lüneburg. Von Albrecht Böhme. (Schluß.) — Offene Briefe und Antworten. Ein Brief des Marschalls Bazaine an den Herausgeber. — Zu Gunsten Longfellows und gegen Ernst Eckstein. Von Ferdinand Freiligrath und Gisbert Vincke. — Die Gräfin Terzky. Von E. — Inserate.

### Die Spiritisten in America.

Von **M. Raven.**

I.

Die unbedingte Freiheit der Religion und der Meinung in den Vereinigten Staaten von Nordamerica hat dort bekanntlich eine Menge von Secten in's Dasein gerufen; die merkwürdigste, schon durch ihre rasche Ausbreitung, möchte unter ihnen wohl die der Spiritisten sein. Ihre Entstehung datirt vom März des verhängnißvollen Jahres 1848, in welchem auch das Gold in San Sacramento in Californien entdeckt wurde, ein Zusammentreffen, das von den Spiritisten als bedeutsam hervorgehoben wird. Zwanzig Jahre später hatte sich der neue Glaube schon so ausgebreitet, daß am 31. März 1868 in allen großen und sehr vielen kleineren Städten der Union das Jubiläum dieses Tages, an welchem zuerst die „Spirits" den erfolgreichen Versuch machten, mit den Bewohnern dieser Erde in Verbindung zu treten, mit Festversammlungen und Aufzügen gefeiert wurde.

Die Festversammlung von Cleveland in Ohio telegraphirte bei dieser Gelegenheit an die in Boston: „Der Westen an den Osten, Gruß! Eins im Handeln heute, eins in Vaterland, eins in Zweck, eins im Fortschritt, eins in Bestimmung".

Und die in Boston antwortete: „Dreitausend Versammelte senden Gruß! Spiritismus triumphirend! Eine glorreiche Zukunft erwartet uns".

Schulkinder in Procession sangen in Boston eine Hymne, die angeblich von einem „Spirit", d. h. einem Abgeschiedenen, John Pierrepont, gedichtet war und in welchem die Strophe vorkam:

Des Fortschritts Donner erschrecket den Herrscher im Königssaal;
Der Hauch des Auferstehns wecket die Todten im Schattenthal.
Die alten Altäre zerfallen, der „König der Schrecken" erbebt,
Wo unsere Banner wallen, wo unser Fußtritt sich hebt.

Und einer der Festredner sagte: „Niemals vorher hat ein religiöses oder philosophisches System so rapide Fortschritte gemacht. Ein schrecklicher und verzweifelter Krieg hat die neue Welt verwüstet und von Grund aus umgestaltet. Legionen von menschlichen Wesen, Priester, Schriftsteller, Staatsmänner, Führer der öffentlichen Meinung in sich begreifend, haben sich zu Bataillonen der Verfolgung zusammengeschaart. Aber alles ist vergebens gewesen. Die Legionen der spiritistischen Armee sind vorwärts geschritten von Eroberung zu Eroberung, trotz Tod, Wechsel, Krieg und Verfolgung. Das schmale Bächlein hat sich zu einem Ocean erweitert. Das leise Pochen ist angeschwollen zu einem Chorus von elf Millionen Stimmen".

Ja, die Redner sprachen die Hoffnung aus, Christi Prophezeiung von „einem Hirten und einer Herde" werde dahin sich erfüllen, daß zuletzt alle unter das weiße Banner des Spiritismus sich schaaren.

Möglich, daß die Zahl von elf Millionen für die „Legionen des Spiritismus" um ein Ansehnliches zu hoch gegriffen ist, mit den „Bataillonen der Verfolgung" hat es seine Richtigkeit. Selten wohl ist eine neue Lehre einer so allgemeinen Ungunst begegnet. Die Geistlichkeit aller Confessionen, die orthodoxeste am lautesten, verdammte sie und verfolgte ihre Anhänger mit Feuer und Schwert. Der Pöbel stürmte mehr als einmal die Locale, wo die Spiritisten Vorträge hielten, es wurden wiederholt Leute in's Irrenhaus gebracht, nur weil sie Spiritisten waren, und angesehene Beamte, wie der Judge Edmonds, Präsident des obersten Gerichtshofes in Newyork, wurden aus demselben Grunde gezwungen, ihre Stellen niederzulegen. Auch die Presse (und die Presse hat etwas zu bedeuten in America) nahm entschieden Partei gegen sie und hatte, wenigstens in der ersten Zeit, nur Spott und Beleidigung für die Spiritisten, die ihrerseits eine bewundernswerthe Ausdauer bewiesen und allen Feinden herzhaft die Spitze boten.

Schlimmeren Kampf noch als mit den äußeren Feinden hatte der Spiritismus mit den Leidenschaften seiner Bekenner. Herrschsucht, Eitelkeit, Sinnlichkeit, Gewinnsucht wollten sich geltend machen, es traten Propheten, „Schwärmgeister", Marktschreier auf, und zu einer Zeit, als das Mountain Cove Movement (ein communistisches Unternehmen) eine große Bedeutung gewann, stand es so schlimm mit dem neuen Glauben, daß eine der gegnerischen Zeitungen sagte: „Wir werden unsere Angriffe als überflüssig einstellen; der Spiritismus arbeitet an seinem eigenen Verderben so gründlich wie nur möglich, und wir haben nichts mehr zu thun, als Stricke genug in Bereitschaft zu halten, damit er sich selbst aufhängen kann". Indessen zeigten sich diese Stricke als „verfrüht"; der Spiritismus überwand für's Erste auch seine innern Feinde. Die Geschichte dieses innern Kampfes ist für die americanischen Verhältnisse höchst charakteristisch, überhaupt gewährt das Studium dieser Bewegung und ihrer Verbreitung durch die zahlreichen, durch Klima, Bevölkerung und Sitte so sehr von einander verschie-

Digitized by Google

denen Staaten der Union überraschende Einblicke in das religiöse, politische und sociale Leben derselben und macht es erklärlich, wie gerade in diesem Lande die neue Lehre so rasch und weit um sich greifen konnte. Zwar gibt es auch in England, Frankreich, Belgien, selbst in Deutschland Spiritisten, aber ihre Zahl ist verschwindend klein gegen die der Americaner.

Am härtesten wurden sie von der Geistlichkeit angegriffen, denn die americanischen Spiritisten sind entschiedene Freidenker, für die kein Vorurtheil durch Verjährung oder Autorität geheiligt wird. Sie haben von Anfang an in religiöser, politischer und wissenschaftlicher Beziehung für den Fortschritt gestrebt und gestimmt, waren Gegner der Sklaverei und lassen sogar Farbige und Frauen in ihren Versammlungen als Redner zu. Deshalb half es ihnen auch wenig, wenn sie ihren frommen Gegnern sagten: „Die Bibel, das neue Testament sowohl wie das alte, ist ja voll von Spiritismus. Und wir lehren ganz dasselbe, wie Ihr, daß der Geist des Menschen mit dem Tode nicht aufhört, ja wir bringen sogar thatsächliche Beweise dafür". Die orthodoxe Geistlichkeit blieb dabei: „Der Spiritismus der Bibel ist von Gott, der moderne ist vom Satan". Denn freilich setzen die Spiritisten hinzu: „Unsere religiösen Meinungen werden durch den Spiritismus gar nicht berührt, wir haben Menschen, wie aus allen Ständen so aus allen Confessionen unter uns. Wir bilden keine Kirche, haben keinen Priester, keinen Cultus und kein Dogma. Es handelt sich gar nicht um Glauben, sondern um eine wissenschaftliche Entdeckung, die, wie das Fernrohr und das Mikroskop eine bis dahin verborgene Welt des unendlich Kleinen und unendlich Entfernten aufschloß, einen Verkehr mit der Welt des Unsichtbaren möglich macht".

Die Gelehrten wollten von dieser neuen wissenschaftlichen Entdeckung so wenig wissen wie die Geistlichkeit von dem neuen Glauben, und wiesen alle Aufforderungen, die Sache zu prüfen, mit Verachtung zurück, trotzdem die Spiritisten nicht müde wurden, zu wiederholen: „Wenn Ihr die Sache nicht geprüft habt, so habt Ihr kein Recht, darüber zu urtheilen, noch weniger, uns zu verdächtigen. Millionen erwachsener Menschen für verrückt oder betrogen, dreißigtausend „Mediums" für Betrüger zu erklären, ohne Untersuchung, ist Leichtsinn oder baare Ungerechtigkeit, völlig so groß wie die derer, welche Galilei zum Widerruf zwangen, Simon de Caus, den Entdecker der Dampfkraft, in's Irrenhaus sperrten, Fultons Dampfboot für eine Thorheit und Morses Telegraph für Humbug erklärten. Sagt einem, der von dem elektrischen Telegraphen nichts weiß, ihr hättet Mittel, den Gegenfüßlern Nachricht zu senden und in derselben Stunde Rückantwort zu erhalten, — er wird glauben, Ihr wolltet ihn zum Besten haben. Sagt einem, der kein Wort von Spectralanalyse gehört hat, die Gelehrten wüßten, aus welchen Bestandtheilen die Sonne zusammengesetzt sei — er wird Euch auslachen —, prüft erst die Sache, ehe Ihr redliche Forscher ausspottet und verdammt".

Sechs Jahre nach Beginn des „Geisterklopfens" wurde dem Congreß in Washington eine Petition überreicht, die von 15,000 Personen aus allen Ständen unterzeichnet war und um die Niedersetzung einer Commission zur Prüfung der spiritistischen Vorgänge bat. An der Spitze der Petition stand der Name des ehemaligen Gouverneurs von Wisconsin, Senator Tallmadge, und der General Shields hatte versprochen, sie einzureichen und sie im Congreß zu befürworten.

Er hielt sein Wort, aber auf eine Weise, wie sie die Petenten schwerlich erwartet hatten und die geeignet schien, dem ganzen Spiritismus ein Ende zu machen.

Zuerst hatte General Shields kurz den Inhalt der Petition referirt: von vielen Orten und von verschiedenen Personen seien seit Jahren sonderbare Phänomene beobachtet, z. B. eine verborgene Kraft, die sich im Aufheben und Fortbewegen schwerer Gegenstände, sowie in Lichtern von verschiedener Farbe und Intensität und in Tönen von mannichfaltigem Charakter äußere, und die anscheinend im Widerspruch mit den bekannten Naturgesetzen stehe. Die Erklärung für diese Phänomene wurde von einigen in der Annahme einer bis dahin unbekannten Kraft, der Elektricität ähnlich, gesucht, andere meinten, die Geister der Verstorbenen verkehrten auf diese Weise mit den Lebenden. Man bitte um eine Prüfung, da man sich überzeugt halten müsse, daß diese verborgenen Kräfte bestimmt seien, die Bedingungen unseres Daseins, den Glauben und die Philosophie des Jahrhunderts und die Regierung der Welt abzuändern.

Dann aber fügte General Shields hinzu: „Ich habe es mir zur Regel gemacht, dem Senate jede Petition zu überreichen, die in ihren Ausdrücken anständig und den Respect nicht verletzend ist. Aber nachdem ich mich dieser Pflicht entledigt habe, muß es mir erlaubt sein, meine Ansicht auszusprechen, daß das Ueberhandnehmen der Delusion in unserem jetzigen Zeitalter, unter einem so beträchtlichen Theile unserer Mitbürger in einem mangelhaften Erziehungssystem oder in einer theilweisen Zerrüttung der geistigen Fähigkeiten seinen Grund haben muß.

Verschiedene Zeitalter haben verschiedene Illusionen gehabt. Alchymie beschäftigte die eminentesten Köpfe früherer Jahrhunderte. Roger Bacon, einer der größten Männer und größten Alchymisten des dreizehnten Jahrhunderts, entdeckte das Teleskop, das Brennglas und das Pulver, während er nach dem Stein der Weisen suchte. Der Verfolg dieser Delusion führte zu einer Menge nützlicher Entdeckungen. Im sechzehnten Jahrhundert hatte Cornelius Agrippa alle Geister der Luft und alle Dämonen der Erde unter seinem Commando. Paulus Jovius sagt, daß der Teufel, in Gestalt eines großen schwarzen Hundes, den Agrippa begleitete, wohin er ging. Auf die Bitte des Lord Survey rief Agrippa mehrere der großen Philosophen des Alterthums aus dem Grabe, unter andern Cicero, den er veranlaßte, seine berühmte Rede für Roscius zu recitiren u. s. w."

Nachdem General Shields eine Menge ähnlicher Anekdoten vorgebracht hatte, kam er auf die Rosenkreuzer, von denen er ebenfalls eine Reihe ergötzlicher Geschichten erzählte und schloß mit Cagliostro.

„Das waren spiritistische Vorstellungen", rief er, „für die es noch der Mühe werth war, zu bezahlen, und unsere degenerirten „Mediums" hätten alle Ursachen, ihre Häupter schamvoll vor Cagliostro zu verhüllen. Es würde merkwürdig genug sein, dieser „verborgenen Wissenschaft" durch alle Phasen des mineralischen und animalischen Magnetismus u. s. w. zu folgen, bis wir die letzte und zahmste von allen, den modernen Spiritismus, erreichten. — Aber ich habe genug gesagt, um die Wahrheit von Thomas Buckles köstlichem Ausdruck zu zeigen: „Die Leichtgläubigkeit der Betrogenen ist so unerschöpflich, wie die Erfindungsgabe der Betrüger"."

Diese „Befürwortung" wurde mit der größten Aufmerksamkeit angehört, die nur zuweilen von Gelächter unterbrochen wurde.

Senator Weller fragte: „Was beantragt Senator Shields, daß mit der Petition geschehen soll?"

Senator Petit: „Ueberweist sie einer Commission von dreitausend Geistlichen". (Gelächter.)

Mr. Weller: „Ich schlage vor, sie dem Comité der „Auswärtigen Angelegenheiten" zu überweisen. Es könnte sein, daß wir in auswärtige Verbindungen mit den „Spirits" uns einlassen müßten. (Gelächter.) Es könnte für Americaner nöthig werden, sich zu erkundigen, ob sie ihr Bürgerrecht verlieren, wenn sie diese Welt verlassen".

Mr. Mason: „Ich denke, der ehrenwerthe Senator, der die Petition einbrachte, hat den Beweis geliefert, daß er tiefer in die Sache eingedrungen ist, als wir alle. Ich schlage deshalb vor, sie der militärischen Commission, deren Vorsitzender General Shields ist, zu überweisen. Am besten wäre es vielleicht, über die Petition zur Tagesordnung überzugehen".

General Shields: „Dies ist ein Gegenstand von Wichtigkeit, über den nicht so leichtfertig hinweggegangen werden sollte. (Schallendes Gelächter.) Ich hatte daran gedacht, daß man

Digitized by Google

nicht den Gegenstand vor das Comité der Posten und Poststraßen bringen könnte? Es kann sich vielleicht die Möglichkeit zeigen, einen spiritistischen Telegraphen zwischen der materiellen und der spirituellen Welt zu errichten". (Lautes Gelächter.)

Mr. Mason: „Ich stelle den Antrag, die Petition auf den Tisch des Hauses (ad acta) niederzulegen". (Angenommen.)

Auf diese Weise mit Spott und Hohn von der Legislatur zurückgewiesen, wandten sich die Spiritisten an die Vertreter der Wissenschaft mit eben so schlechtem Erfolge. Eine Einladung an die „American scientific association", die in Washington ihre Meetings hielt, der Vorlesung eines Rev. T. J. Harris über Spiritismus beizuwohnen, wurde von den gelehrten Herren nicht einmal des Anhörens gewürdigt und einfach bei Seite gelegt. Die Spiritisten rächten sich durch die boshafte Bemerkung, die Association habe allerdings viel wichtigere Sachen auf der Tagesordnung gehabt; die gelehrten Herren hätten eine ausführliche und gründliche Discussion über das merkwürdige Phänomen geführt, daß Haushähne in der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr krähen.

„Mehrere wahrhaft geniale Erklärungen," sagt ein spiritistisches Blatt, „dieser für die Menschheit so unendlich wichtigen Thatsache wurden vorgebracht, und zuletzt einigte man sich zu der Supposition, daß um halb eins in der Nacht eine elektrische Woge von Süden nach Norden über die Erde gehe und das Hühnervolk in seinem Schlafe beunruhige. Wir sind der Ansicht, daß die „Association" den Nagel auf den Kopf getroffen hat und eine Medaille vom Congreß verdient für diese Bereicherung der Wissenschaft".

Einige Male ließen sich die Gelehrten zu einer Art von Prüfung herbei. Ein Resultat scheint sich jedoch nicht ergeben zu haben.

---

## Wunder und Wallfahrten.

Erinnerungen und Betrachtungen eines alten Westfalen.

(Schluß.)

Bald nachher war allerdings wieder viel mehr von Wundern und wunderbaren Dingen die Rede. Oder vielmehr mir wurde dergleichen erst nachher bekannt, und ich habe mich mehr als gut war damit beschäftigt, schwärmend und grübelnd, ängstlich, verwirrt, zweifelnd und abergläubisch. Nicht aus dem Volke entsprang dieser neue Aberglaube; von Gebildeten ging er aus und wurde genährt oder vorbereitet durch die Romantik und Mystik in der Literatur und durch den Charlatanismus in der Wissenschaft. Mesmer und die Magnetiseurs, Jung Stilling, der fromme und ehrliche Mystiker, Justinus Kerner und seine Geisterseherei und viele Andere haben dahin gewirkt und dazu beigetragen, die Welt nach Wundern wieder lüstern zu machen und die Zeit der modernen Mirakel vorzubereiten. Schon das Mirakel der Nonne von Dülmen fand mehr in diesem modernen Pseudo-Mysticismus, als in dem alten, naiven Wunderglauben des Volkes Boden und Nahrung. Im Ganzen verhielt sich die Kirche und die Geistlichkeit ablehnend und abwehrend. Die Wunder, von denen man sprach, hatten keinen ersichtlichen demonstrativen Zweck. Das einzige Wunder, das bei der Ausstellung des h. Rockes in Trier geschah, war eben so lahm, als die hochadelige Dame vor und nach ihrer Berührung. Unterdessen wirkte der Schäfer zu Niederempt unzählige miraculose Heilungen, und erwarb sich ein ganz hübsches Vermögen, um das er noch schneller als er es erworben, und ohne alles Wunder, von einem schlauern Betrüger betrogen wurde. Augenscheinlich war die Neigung zum Wunderglauben reichlich vorhanden, und sie auszubeuten mußte bei einigem Geschick nicht schwer werden. Mundus vult decipi! Der alte Spruch bewährt auch heute noch seine Richtigkeit.

Aber man denke nur nicht, daß Wunder- und Leichtgläubigkeit vorzugsweise oder ausschließlich bei dem „dummen Volk", den ungebildeten Massen zu finden sei. Man höre doch endlich auf, über die Leichtgläubigkeit der unwissenden Massen, namentlich des Landvolkes, zu klagen. Sie sind so leichtgläubig nicht; sie glauben Euch ja nicht, wenn Ihr sie aufklären wollt. Sie glauben, was ihrer gewohnten Denkweise, ihren vorhandenen Vorbegriffen entspricht, besonders wenn es ihnen von Jemand gesagt wird, in den sie Vertrauen haben. Und darin gleichen sie ganz genau den gebildeten Leuten, nur daß diese vielleicht schon an eine correctere, kritisch geübte Denkweise gewöhnt sind, richtigere und klarere Begriffe haben, und die geistige Freiheit und Fähigkeit besitzen, ihre eigenen Vorurtheile und Vorbegriffe auf neue Thatsachen zu prüfen und nach denselben zu berichtigen.

Der üppige Aufschuß des religiösen Wunders, den wir seit einigen Jahren in manchen Ländern und Gegenden beobachten, beweist, daß der alte Boden seine Fruchtbarkeit nicht verloren oder daß er sie durch langes Brachliegen wiedererlangt hat und nur einer geschickten Bearbeitung, hie und da vielleicht einer Neubesamung bedarf, um Wunder in Fülle hervorzubringen. Bemerkenswerth ist die ganz besondere Fruchtbarkeit des französischen Bodens. Die germanischen Länder zeichnen sich dagegen bisher durch ihre Sterilität aus. — Man könnte das dem Protestantismus zuschreiben, welcher, selbst unfähig Mirakel zu erzeugen, auch in seinem Bereich und soweit sein Schatten fällt, den Boden vergiftet und keine Wunder aufkommen läßt. Man könnte ferner sagen, das liege daran, daß die meisten Reliquien, die Deutschland besitzt, laut einer Erklärung der Voce della Verità falsch sind, also keine Wunder thun können. Aber das trifft auch den rechten Punkt nicht; denn erstens haben diese vorgeblich falschen Reliquien doch früher Wunder gethan, und zweitens sind es in Frankreich nicht alte Reliquien, — die übrigens eben so unecht sein sollen, wie die deutschen, — sondern ganz neue Erscheinungen der h. Jungfrau, oder der „unbefleckten Empfängniß", oder des Herzens Jesu, welche die modernen Wunder thun. Auch aus andern romanischen Ländern werden keine nennenswerthen Mirakel berichtet. In Spanien ist es nur die Tapferkeit und Menschlichkeit der Carlisten, die „Wunder thut". In Italien geschahen vor mehreren Jahren, als der h. Vater von der Revolution bedroht war, zahlreiche Wunder, die ohne Ausnahme darin bestanden, daß Heiligenbilder die Augen verdrehten, Thränen vergossen oder Blut schwitzten. Das dauerte eine Zeit lang; seit aber die „Revolution" den h. Vater beraubt hat und in Rom die Polizei übt, haben die Heiligenbilder aufgehört zu weinen und zu schwitzen. Es hatte ja doch nicht geholfen.

In Frankreich beginnt die neue Wunder-Epoche, wenn meine Erinnerung richtig ist, zu La Salette, wo die h. Jungfrau zwei Hirtenkindern im Felde erscheint. Sie spricht zu ihnen vom Zorn Gottes wegen der Ungläubigkeit und Gottlosigkeit der Menschen, von der Kartoffelkrankheit und andern Strafen; aber sie, die h. Jungfrau, bittet für Frankreich und hofft den Zorn ihres Sohnes zu besänftigen, wenn die Menschen sich bekehren und wieder fromm werden. Die Kinder erzählen, was sie gesehen und gehört haben; ihre offenbare Aufrichtigkeit findet Glauben; das Gerücht verbreitet sich und zahllose Schaaren pilgern bald zu dem Orte, und da die Pilger nicht selbst der Erscheinung gewürdigt werden, so schöpfen sie wenigstens Wasser aus der nahen Quelle, deren heilende Kraft bald weltberühmt wird. Eine Untersuchung der Angelegenheit durch geistliche und weltliche Behörden stellt unterdessen heraus, daß eine halb verrückte alte Jungfer, ein „adeliges Fräulein" aus der Gegend, theatralischen Neigungen folgend, sich als heilige Jungfrau verkleidet und so den Kindern gezeigt hatte, um sie zur Frömmigkeit zu ermahnen. Aber das Ergebniß der Untersuchung verbreitete sich nicht ebenso, wie die Wundergeschichte, und selbst wo jenes bekannt wurde, da entfernte man nicht wieder aus den Kirchen und von den Altären die Bilder von Notre Dame de La Salette, und das Wasser der Quelle

Digitized by Google

wurde ein bedeutender Handelsartikel und trug, neben dem Besuch der Pilger, der Geistlichkeit und den Bewohnern der Localität mehr ein, als irgend ein Sauerbrunnen des Taunus einträgt.

Aber Concurrenz muß sein. In Lourdes, in den Pyrenäen, erschien einem dreizehnjährigem Mädchen von krankhafter Anlage — es befindet sich seitdem, heißt es, in einer Irrenanstalt — ebenfalls die Mutter Gottes in einer malerischen Felsengrotte, aus der eine Quelle hervorrieselte. „Ich bin die unbefleckte Empfängniß!" sagte sie. Die „Unbefleckte Empfängniß" von Lourdes hat anfangs gegen den Geschäftsneid benachbarter Gnadenorte und wunderthätiger Jungfrauen zu kämpfen; aber ihre Patrone sind Geschäfts-Genies, der Bischof von Tarbes stellt sich auf ihre Seite, die Politik der katholischen Regeneration, der legitimistischen und päpstlichen Restauration und der Revanche an Deutschland bemächtigt sich der Wundererscheinung und nationale Wallfahrten werden in großartigem Maßstabe organisirt. Das Wasser der Piscine heilt von allen Gebrechen und wird ebenfalls in alle Welt versandt. Abbildungen der Grotte mit der Erscheinung der h. Jungfrau und der Ueberschrift „Je suis l'immaculée Conception" sind bei allen katholischen Kunsthändlern zu haben; ja das Geschäft in articles de piété hat durch dieselben und durch das Wasser der Piscine einen großen Aufschwung genommen. Der h. Vater selbst hat in den Gärten des Vaticans ein genaues Facsimile der Grotte von Lourdes errichten lassen und das Wasser der Piscine wird, wenn es austrocknet oder erschöpft ist, immer aus der echten Quelle erneuert.

Die Einzelheiten über Parai le Monial und andere französische Wunder- und Wallfahrtsorte bieten nach dem Gesagten kaum noch ein besonderes Interesse. Die Erscheinungen und Wunder beweisen eine merkwürdige Armuth an Erfindung und Einbildungskraft; so sehr gleichen sie einander. Ueberall ist ferner das Wunder in Frankreich patriotisch, und die wiedererwachte Frömmigkeit identificirt sich mit dem Haß der Deutschen. Im Elsaß, an verschiedenen Stellen des Wasgenwaldes, sprangen kurz nach der Eroberung die Wundererscheinungen wie Pilze aus dem Boden: h. Jungfrauen zeigten sich im Waldesdunkel, in Baumwipfeln, und die Fensterscheiben bedeckten sich allnächtlich mit geheimnißvollen Zeichen. Aber die Saat welkte in der Blüthe; die Gegenwart der „Preiße" läßt das Wunder nicht aufkommen. Ihnen gegenüber hatten sogar die Chassepots, die doch bei Mentana „Wunder gethan", ihre Wunderkraft nicht bewährt.

In Deutschland ist seit einiger Zeit viel von einem belgischen Wunder gesprochen worden, und zwar von dem lebendigen, wenn auch kränklichen Wunder der stigmatisirten und ekstatischen Louise Lateau zu Bois d'Haine. Dr. Rohling aus Münster und Kaplan Majunke aus Berlin haben die Begnadigte besucht, Latein, Deutsch, Syrisch und Chaldäisch mit ihr gesprochen, ihre Wundmale, ihre Blutungen, ihre Ekstasen betrachtet und beobachtet. Sie bezeugen nun, was sie gesehen und gehört haben, und verlangen von Protestanten, Juden und Ungläubigen, daß sie entweder die Unwahrheit der von ihnen berichteten Thatsachen beweisen, oder aber dieselben auf natürlicherem Wege erklären, oder endlich, wenn sie weder das Eine noch das Andere vermögen, ihren Glauben an das Wunder bekennen und sich zum Katholizismus bekehren. Der Glaube der Gläubigen aber, meinen sie, müsse durch dasselbe noch bedeutend gestärkt werden. Es ist wirklich zu verwundern, daß es demnach noch immer Protestanten, Juden und Ungläubige in Deutschland gibt, und ich möchte wohl wissen, wie sie dem Dilemma des Dr. Rohling ausweichen, was sie auf seine Logik erwidern können. Das heißt, ich wüßte wohl ungefähr, was ich dem Dr. Rohling antworten würde; aber vielleicht ist es nicht stichhaltig oder nicht genügend. Die vorgeblichen Thatsachen zu untersuchen, würde ich sagen, dazu habe ich weder Gelegenheit, noch Muße, noch Geschick. Bois d'Haine ist weit; und wenn es vor meiner Thür wäre, — es gelingt mir nicht einmal, die Hokuspokus-Kunststücke eines gewöhnlichen Jahrmarkts-Taschenspielers aufzudenken und zu erklären, geschweige denn die eines Bosco oder eines Frickel. Ich bin nun einmal so ungelehrt, und Jene sind so geschickt. Bleiben dennoch „Thatsachen" als unstreitbar und unbezweifelbar feststehend übrig, welche die Wissenschaft nicht zu erklären weiß, so mag sie es lernen, und zwar auf demselben Wege, auf dem sie bisher Alles gelernt hat, was sie weiß: durch Beobachtung, Vergleichung, Gruppirung der Thatsachen, aus denen sie dann das Gemeinsame als Gesetz abstrahirt. Für Manches hat sie Jahrtausende gebraucht; laßt ihr auch für die Erklärung der Erscheinungen bei Verzückten (die Holländer sagen „verrükkten") noch einige Zeit. — Uebrigens will mir gar nicht einleuchten, wie ein Wunder einen Ungläubigen überzeugen soll. Haben nicht auch falsche Religionen ihre Wunder, ja oft um so mehr und wunderbarere, je falscher sie sind? Thun nicht auch Teufel und böse Geister Wunder oder verleihen Zauberern ihre Wunderkraft? Wie soll man da ein echtes und göttliches Wunder von allen falschen und teuflischen Wundern unterscheiden? Natürlich lehrt uns die heilige unfehlbare Kirche, wo wir ein echtes, göttliches Wunder anzunehmen haben, und die Gläubigen sind dadurch vor der schrecklichen Gefahr geschützt, Teufelswerk und Heidenfabeln für heilige Gotteswunder zu halten. Aber den armen Irr- und Ungläubigen, Ketzern, Schismatikern und Juden ist wirklich damit nicht geholfen. Oder sollen sie etwa sagen: „Ich glaube an die unfehlbare katholische Kirche wegen dieses Wunders, und ich weiß, daß dies ein Wunder ist, da die unfehlbare k. Kirche es sagt?" Einen regelmäßigern Cirkel hat wohl noch nie ein Professor der Logik seinen Schülern zum warnenden und abschreckenden Beispiel vorgehalten.

Uebrigens kümmert man sich in Belgien gar wenig um Louise Lateau und das moderne Wunder gedeiht in diesem katholischen Lande um nichts besser als in Deutschland. Es wirft sich also immer wieder die Frage auf: Warum entwickelt es gerade und ausschließlich in Frankreich eine so üppige Triebkraft? Die Franzosen sind weder religiös gläubiger, noch mehr zum Aberglauben geneigt, als die Deutschen; vielleicht kann man von Beiden das Gegentheil behaupten. Auch sind sie wohl nicht leichtgläubiger als wir. Sie glauben ziemlich leicht, was mit ihren Vorstellungen und Wünschen übereinstimmt, und darin gleichen sie allen Menschen. Nun könnte man vielleicht in den gegenwärtig in Frankreich vorherrschenden Vorstellungen und Wünschen den Erklärungsgrund für das Auftauchen und die willige Aufnahme so vieler neuen Wunder nachweisen. Aber eine andere Ursache darf jedenfalls nicht übersehen werden.

Die Franzosen zeichnen sich aus durch einen ganz ungewöhnlichen Geschmack an allem Theatralischen und ein hervorragendes Talent für die Kunst der mise en scène. Der Effect ist bei Allem, was sie thun und anfangen, die Hauptsache, und sie verstehen sich auf die Mittel, Effect zu machen. Sehen nicht ihre modernen Wundererscheinungen mit Felsengrotten, Gebirgslandschaften und verklärten Jungfrauen gerade aus, wie Scenen aus einer romantischen Oper? Und nun erst die Reclame, die Kunst de faire mousser une affaire, Pilgerzüge zu arrangiren, — da sind unsere Theaterdirectoren und Regisseurs nur erst Stümper gegen sie.

Unterdessen nährt und kräftigt man in Deutschland fleißig den Glauben an solche Wunder, die durch Hunderte von Meilen oder von Jahren von uns entfernt sind, und wo die Phantasie die mangelnde scenische Illusion ersetzen kann. Indessen wir werden schon von Frankreich lernen; und wenn die großen und kleinen Heiligthümer zu Aachen den 700,000 Pilgern, welche sie kürzlich besuchten, nicht ein einziges kleines Wunder vorgemacht haben, wenn die Mütter Gottes zu Kevelaar und zu Werl das früher schwungvolle Geschäft nicht wieder aufnehmen wollen; was wird uns hindern nächstens eine deutsche Bearbeitung der neusten französischen Stücke in Scene zu setzen? Aber den Unternehmern möchte ich rathen, wenn sie den Erfolg sichern wollen, Studien an Ort und Stelle

Digitized by Google

zu machen; denn von ihren französischen Collegen können sie viel lernen.

Wenn nur die Polizei sich nicht hineinmischt!

Peregrinus.

## Literatur und Kunst.

### Zum Tage von Sedan.

„Das blutige Jahr" von Paul Jane, übersetzt von Gustav Dannehl. Breslau 1874, Josef Max und Co.

Von dem herrlichen Gedicht von Paul Jane, das am Schluß des Jahres 1871 unter dem Titel L'année sanglante erschien und mit Erstaunen gelesen und (auch von mir) in der deutschen Presse besprochen und mit herzlicher Freude begrüßt wurde, ist durch Meisterhand die oben verzeichnete deutsche Uebersetzung erschienen.

Das Erstaunen wie die Bewunderung war allgemein. Denn wer unvorbereitet das Buch in die Hand bekam, der öffnete es gewiß mit der Erwartung des vollen Gegentheils von dem, was er vorfand. Wir waren gewohnt, im Französischen nur die Sprache des Feindes zu hören, vom „kleinen About" bis zum großen Victor Hugo, in Tagesblättern und Geschichtswerken, in Versen und Prosa, von Kritikern wie Taillandier und Romanschreibern wie George Sand nur Rache- und Schmähworte zu vernehmen. Und hier erschien „niedergelegt auf dem Altare deutschen Ruhmes eine Verherrlichung der Thaten unseres Volkes, und die wahrhaft prophetische Gewalt und doch so maßvolle Schönheit der Sprache ließ ahnen, daß ein gereifter philosophisch gebildeter Dichtergeist hinter dem Pseudonym Paul Jane verborgen sei".

Der Uebersetzer spricht dann noch fernerhin aus, wie wir dankbare Bewunderer mit Recht mehr als blos neugierig waren, zu wissen, wer der Dichter sei, welcher Nation und Lebensstellung derselbe angehören möge. Ein Deutscher konnte es nicht wohl sein, so curiose Leute wir auch im Auslande — die Vorrede war aus London datirt — theils still verborgen, theils in hohen wissenschaftlichen und socialen Ehren sitzen haben oder hatten, Herrscher selbst im fremden Idiom, wie Winckelmann einst im Italienischen, die Humboldt im Französischen, Max Müller und Karl Schurz im Englischen: das war eingeborener Mutterlaut, was Paul Jane redete. Dennoch war's unmöglich, daß ein Franzose sich zu solcher Vorurtheilslosigkeit hinaufschwingen mochte.

„Ich war daher über die Person und Nationalität des Autors durchaus im Ungewissen," darf auch ich mit dem Uebersetzer sagen. Ich selbst freilich hatte die Freude, zunächst brieflich in ihm einen Freund meiner Arbeiten zu finden und bald darauf einen der feinsten und liebenswürdigsten Männer auf meiner Reise nach Oxford in ihm in Brüssel kennen zu lernen, noch jugendlich frisch und viel versprechend, einen der Führer der vlamischen (niederdeutschen) Bewegung und gesellschaftlich hochgestellt.

Herr Dr. Dannehl hat die Erlaubniß erhalten, unsern Feund mit Namen zu nennen, Paul Jane ist der als Dichter und Kunstschriftsteller rühmlichst bekannte belgische Ministerialdirector Herr Adolphe van Soust de Borckenfeldt; wie er sich mir bezeichnete und als kenntnißreicher Führer in den Museen Brüssels höchst angenehm und belehrend war: inspecteur des beaux arts.

Der Herr Uebersetzer schickt mir seine Arbeit zur Feier des nahenden Tages von Sedan. Und in der That möchte ich das Gedicht statt dieser Besprechung meinen Lesern für jenen Tag vorlegen. Zum Feste gehören Lieder, und ein würdigeres zu dieser großen Nationalfeier möchte kaum gedichtet sein oder gedichtet werden, als „Das blutige Jahr".

Mancher zieht es vielleicht vor, das Buch der Telegramme aus dem kriegerischen Jahr durchzublättern, um sich in Erinnerung zu weiden, zu demüthigen und zu erheben. Wer es aber liebt, sich in weiter gehenden Betrachtungen zu ergehen oder in Schilderung von Einzelnheiten oder Empfindungen zu vertiefen, der wird gern die Macht der Poesie zu Hülfe rufen. Der deutsche Gesang hat den Krieg begleitet und auch nach seiner Beendigung ihn in epischer Form in mancherlei Gestalt darstellend besungen. Allein die nüchterne Welt, wenigstens die des verwandten Auslandes wie z. B. England, hat über unsere lyrischen Ergüsse, wie sie etwa in der Sammlung von Lipperheide herausgegeben, nicht lobend geurtheilt. Von dem, was ich gelesen, haben mir die Lieder aus Frankreich von einem deutschen Soldaten (sie sind von unserm Kieler Wilhelm Jensen) am besten gefallen, einzelne von Geibel dazu gerechnet.*)

Mit den epischen Verherrlichungen unserer Thaten scheinen wir nach dem Urtheil unserer eignen Kritiker noch weniger Glück gemacht zu haben. Der Leser verzeihe es mir, wenn ich mich wegen Unbelesenheit für incompetent erkläre. Um von einem heimischen Product zu sprechen, das ich kenne, so ist das Heldengedicht von Karl Heinrich Keck unter dem Titel „Sedan" trotz der geschickten Hand und der poetischen Begabung des Verfassers für mich zu sehr Geschichte.

Für uns Deutsche liegen vielleicht die Ereignisse noch zu nahe, als daß wir sie in breite weite Ferne epischer Betrachtung rücken könnten. Wir kommen, wie auch Keck, nicht leicht dazu, von Personen abzusehen, wie der Fremde das vermag.

Paul Jane sagt selbst: „Andere werden Kränze der Muse um die Stirn der Triumphatoren flechten, welche sich persönlich berühmt gemacht haben... Wir haben vor allem das deutsche Volk feiern wollen, jenen namenlosen Helden, dessen Blut so reichlich geflossen ist auf den Schlachtfeldern zur Vertheidigung des Vaterlandes".

Und so thut er, und wer könnte es besser thun, als ein Verwandter, der uns liebt, während unser eignes Lob doch immer etwas nach Selbstlob schmecken wird. Ja, man liest es mit einem gesicherten Gefühl der Ueberzeugung, wenn wir von unsern deutschen Stämmen hören, wie sie an den Rhein strömen, alten Hader vergessend, um das Vaterland zu schützen:

„Der Stauf, im Felsen tief geborgen,
Der deutschen Hoffnung, hebt sodann
Das Auge wieder auf zum Morgen,
Und bricht den hundertjähr'gen Bann.
Vom deutschen Aar verscheucht, entweichen
Die Raben von des Berges Eichen,
Der Auferstehungstag bricht an,
Vereint wirst du empor dich raffen,
Unüberwindlich Volk in Waffen,
Zum Licht empor geht deine Bahn.

Du Wald mit deinen Eichenkronen,
Der du auf den geweihten Grund
Einst sinken sah'st Roms Legionen,
Die Zeus empfahl Augustus' Mund,
Gleich wolkenscheuchendem Sturmeswehen,
Die Enkel Herrmanns auferstehen
Aus deinem düstern Aufenthalt,
Um Frankreichs Cäsar zu umstricken,
Dem Varus gleich ihn zu erdrücken,
Ein wandelnder lebend'ger Wald".

Den größten Schwung erreicht das Gedicht in der Ode Nr. 4, wo in kürzester Uebersicht die Schlachten geschildert werden unter dem Bilde, wie eine Lawine über Frankreich hereinbricht. Aus dieser herrlichen Ode mögen als Probe folgende Verse angeführt werden, da sie eben direct vom Tage von Sedan und der Gefangennahme Napoleons handeln:

„Nun vorwärts, Cäsar! Auf! Zu Ende ist der Traum!
Betritt den Weg, auf welchen dieses Schwert dich weist,
Du Sieger von Saarbrücken, Flüchtling von Privat,
Zu sterben gilt's als Kaiser oder als Soldat!

*) Und Freiligrath? D. Red.

Digitized by Google

Dir folget Frankreich, hoffend, daß der Schlachtenruhm
Mit seines Mantels Glanze der Decemberschmach
Gedächtniß decke, — im Gefühle seiner Schuld,
Sühnt deine Schuld und seine Fehler es zugleich.
Ihr beide wolltet steigen zu den Sternen auf,
Da öffnet' unter euch des Unglücks Abgrund sich.
Nun ist's geschehen! Und nimmer wirst in Zukunft du
Vom Siegesbogen als ein Heldenkaiser schau'n,
Nicht die Quadriga siegreich lenken himmelwärts,
Noch herrschen ob der Welt mit deines Namens Ruf.
Das Heldenlied ist aus! Und dieses ist der Schluß:
Dein Land zermalmt in gräßlichem Zusammensturz!
Doch da du schufst des Unglücks größ're Hälfte ihm,
Wie Curtius handle, der dem Abgrund sich geweiht!
Hörst du den Aufruhr, der um Sedan sich erhebt?
Siehst den Vulkan du, den der Horizont umschließt?
In seinem Krater rauchen Mouzon und Cerney,
Indeß Bazeille in Staub und Asche sich begräbt.
Der letzte Kampf ist das, der letzte Schicksalsschlag,
Der Mord und Brand macht zu Gesellen wider dich.
Sei stärker nun als das Geschick, in düstrer Angst
Stürz' in die Racheflamme dich, erbleichend nicht;
Gleich dem Titanen, der aus luft'ger Höhe fiel,
Tritt ab als Held nun, in der Donnerkeile Schein, —
Denn nur ihr tödtlich Leuchten kann noch frommen dir:
Und die Geschichte wird dereinst vergöttern dich!
Dank dieser Stunde tragischer Verherrlichung,
Erscheinst du dann geheiligt durch das Mißgeschick.
Beaumont, Nonart, Balan, Givonne und Lamoncelle
Sah'n, wie dein Feldherr treu sein Leben hat gewagt,
Und deiner Krieger stromweis hingeopfert Blut,
Es ruft der Welt zu, wie so tapfer sie gekämpft:
Doch der gerechten Sache gab der Herr den Sieg!
Erinn're dich an Actium, wo Augustus focht,
Du, der du schwankend bald nach rechts und bald nach links,
Dem schnellen Schifflein gleichend in des Webers Hand,
Fern von der kugelsaatzerriß'nen Fahne irrst,
Indeß um sie die Feldschlacht immer grimmer tobt.
Schau hin! Von Deutschen sind die Höh'n erklommen rings,
Von wo die Deinen trafen in des Feindes Herz,
Und im Kreuzfeuer, das von allen Hügeln fegt,
Begräbt in Trümmern Sedan seine Kinder jetzt.
Und fürchterlicher scheint der Eisenhagel nur,
Den die Geschütze schleudern, wenn der Abend naht.
Soweit zum fernen Horizont das Auge dringt,
Rings um die Stadt, in der die Feuer höllentstammt
Zusammenlaufen all' und sich vereinigen,
Sieht einen Zirkel man von Gluth und Eisen nur!
In dieser Esse, ungeheuer, grauenvoll,
Vollzieht der Kampf sich, schrecklich und erbarmungslos.
Der Krieg, der unerbittlich immer ist, hat nie
In seinem Grimm geboren stechendere Qual.
Blut überall, vom Blut geröthet ist die Maas,
Dem weißen Tischtuch gleichend nach dem Trinkgelag',
Verlassen treibt auf ihrer Wellen Lauf dahin
Von manchem Mann, von manchem Roß der todte Leib.
D'rauf wandelt sich das Bild und neuer Graus beginnt,
Denn Schmerz und Wahnsinn, Raserei und Todeskampf,
Sie streiten um das menschenblutbefleckte Feld,
Wo Helden weinend sterben, krampfgeballt die Faust.
Wie auf der Tenne unterm Flegel liegt zermalmt
Das Stroh, so decken Menschenleichen rings das Feld.
Beseufzen muß die Menschlichkeit, was sie erblickt!
Und übersättigt ist vom Blut die Erde selbst!
That diese blut'ge Düngung noth, daß nach der Saat
Die junge Ernte keime neu in ihrem Schooß?
Ist's nicht genug, daß unter schwerer Arbeit Druck
Der Mensch von früh bis spät mit seinem Schweiß sie netzt?
Genug, genug! O, mache Gott in heil'gem Zorn
Ein schnelles Ende, wenn sich's gar nicht wenden will,
Und mit des Wetterstrahles allgewalt'gem Schlag
Erstücke jählings allen Kampf in tiefe Nacht!
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Singt das Te deum! Denn es weicht, es flieht der Feind!
Hoch, Deutschland, hoch! Dir aber, Frankreich, gnade Gott!
Nun wird aus Sedans Mauern, wo sie eingepfercht,
Gefangen und verstümmelt, deine Jugend ziehn.
In Strömen fließt indeß ihr Blut auf's Pflaster hin,
Wo Kugeln sausen, wie der Wolken Saat so dicht.
Gedränge überall! Durchbrochen sind die Reih'n,
Und Krieger jeder Gattung bilden wirre Knäu'l.
O welch ein Wirrsal! Drängend stürzt von Thor zu Thor,
Den Ausweg suchend, jetzt die Masse halberdrückt.
Wild schweifen draußen ohne Reiter tausende
Von Rossen, blutend, weit die Nüstern aufgebläht.
In diesem Lärm, den das Geschütz nur übertönt
Verhallt umsonst der Führer Ruf, des Schlachthorns Klang.
Da endlich schimmert durch des Pulverdampfes Schwall
Die weiße Fahne aufgehißt hoch auf dem Wall.
Bei diesem Anblick stimmt der Sieger ruhmberauscht,
Den Dankeshymnus in des Lagers Umkreis an,
Und auf der Sturmfluth tausendstimmigen Gesangs,
Erbebt der Ruf: Gefangen ist Napoleon! . . ."

Der Leser sieht aus diesen Proben zugleich, daß, wenn ihm das Original nicht zugänglich ist, er die Uebersetzung völlig wie jenes lesen und genießen kann.

Zum Schluß möge noch der Leser aus der Vorrede des Dichters ein jedes deutsche Gewissen festigende Wort lesen: „Selten wohl hat ein Ereigniß eine so allgemeine Verurtheilung erfahren, wie der Angriff Frankreichs auf Deutschland im Juli 1870, durch welchen der europäische Friede so plötzlich gestört wurde.

An demselben Tage, wo diese ebenso verbrecherische, als thörichte Handlung officiell bekannt wurde, äußerte sich die englische Zeitung „Times" mit folgenden Worten darüber: „Das größte nationale Verbrechen, welches wir seit der ersten französischen Republik zu unserem Schmerze zu verzeichnen hatten, ist begangen! Der Krieg ist erklärt, ein ungerechter, aber vorbedachter Krieg!""

Klaus Groth.

## Eine Skizze meines Lebens.

Von F. v. Rosenthal.

### II.

Wenn ein 21jähriger kaum selbst erzogener Jüngling in einer Weltstadt als Erzieher aufzutreten wagt, so muß er eine ziemliche Dosis Leichtsinn oder Selbstbewußtsein besitzen. Beides war mir fremd. Ich stützte mich nur auf den festen Vorsatz, mit ganzer Seele mich den mir anvertrauten Kindern hinzugeben, ihnen ein treuer Camerad, kein pedantischer Lehrer zu sein, was ich selbst nicht wußte, mit ihnen zu lernen, wobei mir mein reiferer Geist einige Schritte Vorsprung gestattete. Ich muß hier, als Richtschnur für Eltern, die ihre Söhne einem fremden Hofmeister anzuvertrauen genöthigt sind, constatiren, daß diese Erziehungsmaxime sich glänzend bewährt hat. Kamen mir einerseits die Einsicht der Eltern, die vertrauensvoll mir die Leitung ihrer Söhne überließen, und die durchaus liebenswürdigen Eigenschaften dieser Kinder glücklich entgegen, so habe ich andrerseits durch einen Zeitraum von 10 Jahren meine ganze Kraft, mein ganzes Herz diesen Pfleglingen geweiht, die heute noch, zu angesehenen Männern gediehen, mit kindlicher Liebe nnd Verehrung an mir hängen nnd den 30. November, an welchem ich ihr elterliches Haus zuerst betrat, als ein Familienfest mit mir zu feiern gewöhnt sind.

Ich erwachte nach 5tägiger Fahrt mit der Courierpost in Purkersdorf, der letzten Poststation vor Wien, die ich für

Digitized by Google

Wien hielt und die Inschrift auf einer Villa: „Willkommen!“ begrüßte mich glückverheißend. Der Weg durch die herbstlich vergoldeten Wälder, an dem reizenden Schönbrunn vorbei, durch die schönste Vorstadt der Kaiserstadt bis zu ihrem Wahrzeichen, dem riesigen Stephansthurm, erfüllte mich mit dem freudigen Vorgefühl, den Boden gefunden zu haben, in welchem ich Wurzel schlagen und gedeihen sollte, und diese Empfindung hat mich nicht getäuscht. Ich habe in Oesterreich ein zweites Vaterland gefunden, in dem ich mit allen Fasern meines Herzens wurzele, eine Atmosphäre, für die ich prädestinirt war, und wenn je ein dichterisches Werk von mir das deutsche Publicum erfreut hat, so danke ich dafür der Vorsehung, die meine schwankenden Schritte nach Wien gelenkt hat!

Am ersten Feiertag besuchte ich den Tempel, in welchem der berühmte Cantor Sulzer betete und sang. Entzückt von dem Zauber seiner Stimme und der stürmischen Inbrunst seines Vortrags eilte ich in seine Wohnung, ihm die Hand zu drücken. Er wollte sich mir auch als vollendeter Liedersänger zeigen und griff nach einer jüngst erschienenen Ballade Haekls, die damals in Wien durch Sulzers wundervollen Vortrag Aufsehen erregt hatte. Sie trug den Titel: „Der Deserteur“, und ich erkannte darin ein Gedicht von mir, das vor kurzem in einer belletristischen Wochenschrift erschienen war. Wir beide waren gleich überrascht und erfreut, und Sulzer führte mich zu dem Compositeur, der damals, seltsamer Weise, im Verein mit Proch und Titl das Reich der Lieder in Wien der Art beherrschte, daß Schuberts Genie für einen Augenblick vergessen schien. Ich ward als Dichter begrüßt und in die Künstlergesellschaft Concordia geladen, die jeden Samstag Abend in einem Gasthaussaal der Vorstadt auf altgemüthliche Weise Dichter, Tonsetzer, Maler, Sänger und Schauspieler vereinigte.

Hier fand ich Grillparzer, den Dichter meiner Kindheitsträume, Bauernfeld, dessen „letztes Abenteuer“ mein erstes theatralisches gewesen war, Prechtler, der sich eben mit Glück in's Burgtheater eingeführt hatte, den ewigjugendheitern Greis Castelli, Frankl, Seidl und eine Anzahl jüngerer strebsamer Poeten, den liebenswürdigen Sänger der österreichischen Alpen Alex. Baumann, den geistvollen Liedercompositeur Dessauer und Hoven und ihren unerreichbaren Interpreten Jos. Staudigl. Hier recitirte Ludw. Loewe mit dem Jugendfeuer, das ihm bis in's Greisenalter treu blieb, die Verse, die Der oder Jener eben mitgebracht hatte, oft seine eigenen; während die Maler Ranftl, Waldmüller, Gauermann und Ammerling ihre neusten Bilder von einer improvisirten Oellampe beleuchtet zur Schau stellten. Mit klopfendem Herzen ließ ich einige meiner Gedichte vortragen; sie gefielen uud erschlossen mir das Herz Grillparzers, der seit jener Stunde aus meinem Ideal zu meinem Meister und Freund geworden war. Mit einem Schlage sah ich mich in die Gilde der wiener Poeten aufgenommen.

Erst im Jahre 1845 wagte ich den ersten dramatischen Versuch, Wilh. Hauffs Sage vom steinernen Herzen zu einem Volksstück unter dem Titel: „Der Holländer Michel“ zu gestalten. Das Theater in der Josephstadt unter Franz Pokorny cultivirte mit großem Glück dieses Genre und Tolds „Zauberschleier und Todtentanz“ zogen ein Jahr lang allabendlich ein zahlreiches Publicum in die entfernte Vorstadt. Der Hofrath der kaiserl. Censurbehörde Werneking, der durch persönliche Milde und Einsicht das Odium seiner Stellung vergessen machte, war mir zufällig bekannt und übernahm es, mein Stück bei Pokorny einzureichen. Es verging fast ein Jahr. Als aber eine Störung im Repertoire entstand und man rathschlagte, was nun zu geben sei? da entschied der gute Director Pokorny in seiner sprichwörtlich gewordenen böhmischen Diction: Gebema Stuck von Hofrath Werneking! und sofort ging mein „Volksdrama“, von Titl musikalisch illustrirt, in Scene. Als Curiosum muß ich hier beifügen, daß ein Unterbeamter der Censur nachträglich die rothen Hosen des Teufels beanstandete: weil dies Generalsuniform sei, und die Heldin mußte für o Gott! stets o Himmel! substituiren.

Niemals, in der langen Zeit meiner theatralischen Praxis hat die Aufführung eines meiner Stücke oder dessen Erfolg mir eine ähnlich ungetrübte Freude verursacht! Die Gefahren nicht ahnend, an der bunten Gestaltung meiner Ideen mich ergötzend, von der Freundlichkeit der Schauspieler, die ihr Bestes einsetzten, entzückt, begaffte ich selbst mein naives, noch sehr unbeholfenes Erstlingswerk, das am 10. Mai 1846 in Scene ging und den Bewohnern der Vorstadt, vor allen aber meinen Zöglingen und mir selbst bald Thränen der Rührung, bald stürmischen Beifall entlockte. Auch Bäuerles Theaterzeitung, damals das tonangebende Journal, war des Lobes voll und Witthauers treffliche Wiener Zeitschrift hatte ermunternde Worte für den jungen Autor, der nun mit stolzem Selbstbewußtsein sich als „dramatischer Dichter“ fühlte!

Doch was ist ein wiener Dramatiker ohne „die Burg“? Ein Lakai, der im Vorzimmer prunkt, während die Gesellschaft im Salon sich ergötzt. Ich mußte ein Stück für „die Burg“ schreiben. Den Stoff gaben mir die Schilderungen meiner Brüder in Südafrika; das Stück hieß: „Die Sclavin“, und spielte unter holländischen Colonisten, Kaffern und Malayen. Ich hatte damals Victor Hugo mit größter Spannung gelesen und ihm die erschütternden Bühneneffecte ziemlich abgelauscht. Der damalige Intendant des Hofburgtheaters, Graf Dietrichstein, las meine Sclavin, die sein Onkel, der Hofschauspieler Korn, ihm sogar anempfahl, machte mir viele Complimente über die „schöne Diction und die sichere Bühnenwirkung“, doch könne das Burgtheater unmöglich alle Farben auf die Bühne bringen! So wanderte die Sclavin zu Pokorny, der damals das große Theater „an der Wien“ besaß, und die Rollen mit den trefflichen Künstlern Jerrmann, Kunst, Nolte, Bachmann, Amalie Weißbach und Therese Grafenberg besetzte, welche letztere durch ihre graziöse Darstellung der Colonistentochter sofort den Weg in's Burgtheater fand. Das Drama ward mit allen Ehren aufgenommen und beurtheilt; nur schüttelte mein Meister Grillparzer über das „Zuviel“ darin bedenklich den Kopf, während Hermansthal, der Dichter des Ziani, mir die Hand schüttelte und sagte: Guter Wein, aber nicht ausgegohren! Die „Sclavin“ wurde später nach dem großen Erfolg der Deborah auch in Hamburg und anderen Städten zur Aufführung begehrt; aber der Erfolg bestätigte nur die Lehre, daß man nie nach den überwundenen Stadien eines Dramatikers zurückkehren soll.

So nahte der Sturmfrühling von 1848. Ich hatte meine Rolle mitgespielt, mein Gewehr getragen, meine Wache bezogen, im Sicherheitsausschuß meine Compagnie vertreten, begeistert mitgetrunken aus dem schäumenden Becher, bis die schmutzige Hefe aufstieg. Als am 26. Mai die eine Compagnie der Bürgerwehr auf die andre zu feuern begann, legte ich meine Waffe nieder und folgte der Familie meiner Zöglinge in ein nahe gelegenes Landhaus. Die Siegeslust über althergebrachte Vorurtheile, die Ideen der Freiheit und Gleichberechtigung der Menschheit hatten alle Herzen erfüllt und schwirrten wie berauschende Frühlingsdüfte durch den Aether. In dem kleinen Gärtchen in Döbling vollendete ich meine Deborah, den letzten Act, während die Kanonen auf das Dach des kaiserlichen Zeughauses wetterten. Fast erschrak ich selbst vor der Verwegenheit des Stückes, das Liebe und Haß, Rache und Versöhnung in den grellen Tönen gemalt hatte, die der Reflex jener Tage waren. Grillparzer war fern von Wien; mein Freund Prechtler, dem ich den Einschlag des Stoffes danke, las es zuerst, umarmte mich uud verhieß mir einen großen Erfolg. Damals war Herr von Holbein Director des Burgtheaters, er behielt das Manuscript einige Wochen und sandte es mir dann, wie die vom Buchbinder zufällig verklebten Blätter bewiesen, ungelesen zurück. Prechtler rieth mir, es nach Hamburg zu senden, wo Antonie Wilhelmi kurz vorher in einem seiner Dramen ihre Meisterschaft bewährt hatte. Baison leitete das hamburger Stadttheater nach ächt künstlerischen Principien, es war die letzte Glanzperiode dieser für das deutsche Schauspiel nun verlorenen Bühne. Er empfing mein

Digitized by Google

Manuscript schwer erkrankt, doch seine Lebenskraft — so schrieb er mir — würde hoffentlich ausreichen, bis er dieses Werk in Scene gesetzt habe; und tiefgerührt muß ich dem wackern Künstler nachrühmen, daß er bis zur Todesstunde dafür gewirkt; er starb am 16. Januar 1849, am Tage, nachdem Deborah, von dem hamburger Publicum mit Begeisterung begrüßt, in die Welt trat.

Es ist nicht meine Sache, zu untersuchen, aus welchen Motiven, durch äußere Zufälle oder innere Berechtigung, Deborah von Hamburg aus im Sturmschritt über alle Bühnen Deutschlands und der Nachbarländer zog. Wenn ich selbst jetzt in reifsten Jahren dieses Drama kritisch mustere und betroffen von seinen Mängeln ausrufe: si jeunesse savait! so füge ich wohl auch wehmüthig hinzu: si vieillesse pouvait! Die Jugend bleibt trotz ihrer Fehler stets herzgewinnend und beneidenswerth!

Ich constatire nur aus ziemlich genauen Aufzeichnungen, daß Deborah in 13 Sprachen übersetzt und beispielsweise in Newyork und London an je 400 Abenden aufgeführt worden ist. Theilnehmer der Nordpolexpedition hörten sie in Hammerfest norwegisch, und ein Verwandter von mir in den Goldgruben Australiens englisch declamiren. Von Adelaide Ristori, Kate Bateman, Charlotte Wolter und Clara Ziegler bis auf die armseligste „Heldin" fahrender Comödianten hat sicher jede als Deborah „geflucht".

In Wien war es wiederum Pokorny, der das Stück im Theater an der Wien mit Amalie Weißbach in der Titelrolle brachte, wo es tüchtig dargestellt und vielfach wiederholt wurde. Später gastirten an dieser Bühne darin Zerline Würzburg (Gabillon) und Fanny Janauschek. Erst 12 Jahre später gelang es der energischen Fürsprache H. Laubes, es an's Burgtheater zu bringen, wo es durch die meisterhafte Darstellung selbst der kleinsten Rollen ein neues Relief erhielt. Adelaide Ristori spielte die Deborah zum ersten Mal in italienischer Sprache am Carltheater in Wien und trug sie auf ihren Triumphzügen mit durch die ganze gebildete Welt.

Weit entfernt, die irrende Jüdin auf ihren Kreuz- und Querzügen zu verfolgen, will ich hier nur noch bei einer Vorstellung verweilen, die entscheidend für mein ganzes Leben blieb, der ersten nämlich in Berlin, wo Herr von Küstner im Sommer 1849 trotz längeren Zögerns des Comités sich für die Darstellung im königlichen Schauspielhaus entschied. Die Titelrolle lag in den Händen der geistvollen, leider der Kunst zu früh entrissenen Bertha Thomas, Moritz Rott lieferte in dem blinden Abraham ein vollendetes Cabinetstück. Ich war nach Berlin geeilt, wo mein stuttgarter Onkel, Dr. Carl Weil, ein politisches Blatt redigirte und fand mein Bäschen als herrlich erblühte Jungfrau wieder. Wir hatten niemals über unsere Zukunft geplant, und dennoch hatte sie jeden andern Antrag mit einem stillen, seelenvollen Blick auf das silberne Ringlein des Vetters abgelehnt. Am Nachmittag der Vorstellung, in banger Aufregung über den entscheidenden Abend, waren wir Arm in Arm durch schattige Alleen gewandelt; ich hatte sie gefragt, ob sie ihr Geschick an das eines Poeten fesseln wolle, der keine Versorgung, keine sichere Existenz, nur ein Herz voll treuester Liebe böte? Ich wart' auf dich! hatte sie geantwortet. Und als nach der Vorstellung deren glücklicher Erfolg aus ihren Augen nachleuchtete, die Familie sich zum Abendessen einte, da hatte sie ein Myrthenstöckchen, das sie seit Jahren gepflegt, auf den Tisch gestellt und dabei gesagt: Wir sind einig. Und das waren wir durch zehn Jahre einer glückseligen Ehe, und die Schatten der Krankheit und oft getäuschte Hoffnungen haben nur dem Licht treuester Liebe zur erhebenden Folie gedient!

Als glücklicher Bräutigam kehrte ich heim über Cassel und Marburg, um mir den Segen meinergeliebten Eltern und auf meiner Landesuniversität das philosophische Doctordiplom zu holen.

Nicht lange nachher, im December 1849, öffneten sich mir auch die Pforten des Burgtheaters. Eine Tragödie aus dem Hohenstaufencyklus, Cäcilia von Albano, errang sich hier ehrenvollen Erfolg und mir das Heimathsrecht auf der ersten deutschen Bühne, welches sie mir bis heute freundlichst bewahrt hat. Dasselbe Drama ließ der kunstfreundliche König Friedrich Wilhelm IV. im Beisein Humboldts und Raupachs sich von seinem geistreichen Lector Louis Schneider vorlesen und zeichnete mich durch eigenhändiges huldvolles Schreiben aus.

Die wechselnden Schicksale des Poeten blieben mir fortan nicht erspart; ich habe Mißerfolg und stürmischen Beifall erfahren, oft da, wo ich sie am wenigsten vorausgesetzt. 19 Dramen und fast eben so viele Opernbücher (darunter für Nicolai: Die lustigen Weiber von Windsor) habe ich dem deutschen Publicum gegeben und eine große Anzahl derselben hat es freundlich angenommen. In fremden Ländern gegeben wurden noch: der „Sonnwendhof" (in 6 Sprachen übersetzt, darunter von Andersen dänisch), Pietra (englisch), Isabella Orsini (englisch und italienisch) und Madeleine Morel (englisch), keines hat je an Popularität die ältere Schwester Deborah erreicht. Ich verzeichne sie in chronologischer Folge: Ein deutsches Dichterleben (Bürger und Molly) nach Otto Müllers gleichnamigem Roman; der Dorflehrer, Gabrielle von Precy, der Sonnwendhof, der Goldschmidt von Ulm (mit Musik von Marschner), das gefangene Bild; Düweke, die deutschen Comödianten, Pietra, der Schulz von Altenbüren, Isabella Orsini, Maryna, Madeleine Morel und die Sirene (eine Komödie). Gesammelte lyrische Gedichte und eine Sammlung und Uebersetzung österreichischer Minnesinger erschienen bei Gerold in Wien.

Ich hatte mich, bevor ich in die Ehe trat, um eine Stelle im kaiserlichen Staatsdienst beworben. Graf Leo Thun, damals Unterrichtsminister, gab mir im Jahre 1851 eine solche als — Canzelist in seinem Ministerium. Er hatte wie mein Rector Cäsar den Rubicon überschritten und einen Juden über den bisher unverrückten Grenzpfahl treten lassen; aber er ließ mich an diesem Grenzpfahl stehen und erst späteren Nachfolgern und späteren Principien war es vorbehalten, meine Arbeitskraft entsprechend zu verwerthen, indem mir die ehrenvolle Stelle eines Bibliothekars im Ministerium des Cultus und Unterrichts verliehen wurde, der die Gnade des Kaisers den Titel eines Regierungsraths und die Erhebung in den erblichen Ritterstand der Monarchie hinzufügte.

Im Jahre 1851 hatte ich mein geliebtes Weib heimgeführt — im Jahre 1862 raubte sie mir der Tod. Und wenn des Dichters Spruch Wahrheit ist: „Getheilter Schmerz ist halber Schmerz, getheilte Freude doppelt Freude" — so ist es eben so wahr, was ich seitdem erprobt: Einsamer Schmerz ist doppelt Schmerz, einsame Freude — halbe Freude!

---

## Sprache und Sprachwissenschaft.

**Whitneys Vorlesungen über die Principien der vergleichenden Sprachforschung für das deutsche Publicum bearbeitet und erweitert von Julius Jolly. München, bei Th. Ackermann.**

(Schluß.)

Aber wie kommen wir zu den Wurzeln? Max Müller sagt: „sie sind weder Interjectionen, noch Schallnachahmungen, sondern phonetische Grundtypen, die durch eine der menschlichen Natur innewohnende Kraft hervorgebracht werden. Sie existiren, wie Plato sagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato hinzufügen sollten, daß wir, wenn wir sagen durch die Natur, damit meinen: durch göttliches Wirken. Es gibt ein Gesetz welches sich fast durch die gesammte Natur hindurchzieht, daß jedes Ding, das ist, einen Klang von sich gibt. Jede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Wir können auf die mehr oder weniger vollkommene Structur der Metalle und ihrer Vibrationen schließen aus der Antwort, die sie ertheilen, wenn man sie nach ihrem Naturklange fragt. Gold erklingt anders

Digitized by Google

als Zinn, Holz anders als Stein, und verschiedene Klänge entstehen je nachdem die Erschütterung des Körpers verschieden ist. Ebenso war es mit dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken der Natur. Der Mensch war in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt seine Empfindungen durch Interjection und seine Wahrnehmungen durch Onomatopöie auszudrücken, er besaß auch das Vermögen, den vernünftigen Conceptionen seines Geistes einen bessern, seiner articulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herangebildet. Es war ein Instinct, ein Instinct des Geistes, ebenso unwiderstehlich wie jeder andre Instinct. Soweit als die Sprache das Product jenes Instincts ist, gehört sie dem Reiche der Natur an. Der Mensch verliert seine Instincte, indem er aufhört ihrer zu bedürfen. Seine Sinne werden schwächer, wenn sie, wie der Geruchsinn, unnütz werden. So erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie zum erstenmale durch das Gehirn drang, einen deutlichen Ausdruck verlieh, sobald es seinen Zweck erfüllt hatte.

Hier ist so viel richtig, daß wir keine Wurzeln mehr bilden, sondern mit dem Vorrathe derselben nur Vorstellungen bezeichnen. Wären aber die Wurzellaute Naturlaute, instinctiv, so wären sie überall gleich. Das ist aber nicht der Fall. Das Vermögen sie hervorzubringen hat sich der Mensch allerdings nicht angebildet, aber er bildet es aus, und zwar mit Freithätigkeit, der eine macht diesen, der andre jenen Gebrauch davon, und das wird in der Gemeinsamkeit behalten, was allen Genossen zusagt. Und da sind unleugbar eine Reihe von Schallnachahmungen vorhanden, im Namen des Kukuks wie in Schnarchen, Poltern, Donnern, Rollen; ebenso sind die Interjectionen zum Ausdruck der Gemüthszustände vorhanden. Das Wichtigere und viel Häufigere aber ist, daß der Mensch für die Anschauung, die er aus dem Sinneseindruck sich bildet, und die meisten Eindrücke bietet ihm das Gesicht, daß er für sie ein analoges Lautbild schafft, ein Symbol oder Aequivalent für das Ohr, das diesem den entsprechenden Eindruck macht wie die sichtbare Sache dem Auge. Schon Herder weist auf das Wort Blitz; Quelle ist für das Aufsprudelnde ebenso bezeichnend. Aehnlich ist plu für das aus dem Innern sich Entfaltende, Ergießende, mit einem Hauch in flu das Fließende, und daher fluvium, flumen, fluere, Fluth; oder weicher blu das Aufbrechende in der Blume und Blüthe. W ist bewegender Hauch in Wind und Wehen, st ist das Haltgebietende, ist das Ständige in stare, starr, steif, stellen. Dies lebendige Lautgefühl ist allerdings stumpfer geworden, um so mehr, je geistiger die Zwecke waren, für die der Mensch dann die Wurzeln verwandte; wenn wir von einem hartnäckigen Widerstand reden, den Herbart gegen die Hegel'sche Philosophie übte, wer denkt da an den harten Nacken, an das leibliche Sichentgegenstemmen? Selbst unser Begreifen ist ein Zusammengreifen und Probiren, um etwas betastend in die Hand, in die Gewalt zu bekommen, seiner inne zu werden. So wird das Sinnliche zum Symbol und Zeichen des Geistigen. Ich nannte oben mar als eine noch sinnenfällige, empfindbare Wurzel für Reiben; warum Maß, Messen mit ma bezeichnet wurde, weiß ich freilich nicht zu sagen; man wurde daraus denken, ein Ermessen, wie wir sagen, erwägen von Wage, der Franzose penser von pensare schwingen. Renan sagt wohl endgiltig: La liaison du sens et du mot n'est jamais nécessaire, jamais arbitraire: toujours elle est motivée.

Wenn der Grieche mit dem einen Worte λόγος sowohl Vernunft wie Sprache bezeichnet, so lag ihm die Untrennbarkeit von beiden nahe. In neuerer Zeit ist man so weit gegangen, zu sagen, daß der Mensch durch die Sprache zur Vernunft gekommen sei; man muß das nur in dem Sinne nehmen, daß die Vernunft in ihm erst mittels der Sprache ihrer selbst bewußt wird, dann ist es richtig; keineswegs aber wird eine nicht vorhandene Vernunft durch die Rede hervorgebracht, umgekehrt: Der Mensch spricht, weil er denkt — aber er denkt in Worten. Das hat Whitney nicht recht eingesehen; er ist da etwas trivial geblieben und meint selbst: man werde seine Ansicht eine niedrige nennen, aber es schade nichts, wenn man niedrig zielend die Scheibe treffe. Er nennt die Sprache recht platt eine menschliche Einrichtung, er meint: erst denke man, dann empfinde oder finde man eine Bezeichnung, um das Gedachte Andern mitzutheilen. Allerdings geht unser geistiges Leben nicht in Worten auf; oft ist eine Miene, eine Geberde wirksamer, wir nennen selbst Gefühl unsagbar, und wir haben neben der Poesie auch bildende Kunst und Musik, weil weder der ganze Gehalt der Anschauungswelt, noch der Empfindungsinnerkeit in Gedanken und Worten befaßt wird, weil vieles aber auch angeschaut und gefühlt sein will. Aber von den Anschauungen und Empfindungen unterscheiden wir die Vorstellung, wie das Gemeinsame oder Allgemeine von dem Besondern und Mannichfaltigen; die Vorstellung aber bedarf eines Trägers, und das Wort ist immer Ausdruck eines Allgemeinen. Daß allgemeine Ordnungen und Gesetze der Erscheinungswelt vorhanden sind, das sagen uns nicht die Sinne, sondern das Denken findet es, die Vernunft entwickelt sich daran, daß sie ihr eignes Wesen in der Wirklichkeit wiederfindet. All unser Erkennen ist ein Unterscheiden; aber in der chaotischen Fülle der Sinneswahrnehmungen würden wir nicht zu Halt und Klarheit kommen, wenn wir nicht gewahrten, daß wir anders den Vater von der Mutter als von einem Stein, anders die Tanne von der Eiche als von einem Thier unterscheiden. Ich erwähnte schon: Wir sehen ein und dasselbe Wesen gehen und liegen, arbeiten und schlafen, wir haben vom Blut, von der Rose, von dem Abendhimmel den ähnlichen Farbeneindruck; daraus bildet unsre Vernunft den Begriff des Dinges mit wechselnden Zuständen, die Vorstellung der gemeinsamen Eigenschaft für viele Dinge; um dies festzuhalten brauchen wir das Wort, wir benennen das Rothe und unterscheiden es vom Weißen, wir bilden uns viele ähnliche Sinneseindrücke, die Vorstellung des Pferdes, des Menschen, und ihr nothwendiger Träger ist das Wort. Wir bilden über Pferde und Vögel und Fische hinaus den Begriff des Thieres im Unterschied von Stein, Pflanze, Mensch; dazu brauchen wir ein Wort, und wenn die Bezeichnung der Jagdbeute auch in der Wurzel von therion liegt und das englische deer noch Wild bedeutet, so ist eben das Wurzelbewußtsein für uns längst verblaßt, und darum haben wir das Wort verwenden können; der Grieche hielt sich an das Leben (ζῶον), der Lateiner an das Athmende (animal), um den Begriff des Thieres zu bezeichnen. Unser Denken ist ein Unterscheiden und Beziehen von Vorstellungen, und dadurch daß wir für sie, daß wir für geistige Kategorien wie das Gute, das Schöne, Wahre, für sittliche Gefühle und Begriffe wie Muth, Liebe, Freiheit, überhaupt für allgemeine Thätigkeitsweisen und Verhältnisse Worte finden, Bezeichnungen schaffen, dadurch wird es Licht in uns und kommen wir zur klaren Bestimmtheit einer idealen Welt der geistigen Güter, einer Gedankenwelt, die wir über dem Reiche der Natur aufbauen. Hier liegt das eigentliche Wesen der Sprache, hier erst vollendet sich ihr Begriff. Begriffe haben wir in und mit dem Wort; begehren, fühlen, anschauen können wir ohne Sprache, denken nicht. Wir haben nicht die Ideen und ersinnen dann die Worte, um jene auch andern mitzutheilen, sondern erst mittelst der articulirten Laute (die wir bereits unwillkürlich zum Ausdruck von Empfindungen und Anschauungen gebildet haben), indem wir das Sinnliche zum Symbol des sich an ihm entwickelnden, zum Bewußtsein kommenden Geistigen nehmen, bildet auch unser Denken sich aus; die allgemeinen Vorstellungen haben nun unterscheidende Bezeichnungen und bestimmte Träger, für uns selbst wie zur Mittheilung für andre. Wir denken in benannten Vorstellungen; wir vermehren unsre Kenntnisse von den Dingen, die Vorstellungen werden zu deutlichen Begriffen, tiefer, inhaltreicher, und so wird das Wachsthum der Menschheit an Weisheit in der Sprache niedergelegt und fortwährend in ihr erhalten und verwerthet. Sprechen- und Denkenlernen war eins für uns, mit jedem Satz der Rede knüpfen wir an das gemeinsame Bewußtsein unsers Volkes, der Menschheit an, deren Glied wir sind.

Die Sprache ist also etwas mehr als eine Einrichtung, um für sich fertige Gedanken auch andern mitzutheilen; sie ist das

Digitized by Google

Mittel der Gedankenbildung selbst, und so ist der Gedanke durch sie erst in unserm Selbstbewußtsein wie in der Aeußerung für andre wirklich. Darum trat ich der Vischer'schen Auffassung entgegen, daß die Sprache nur Vehikel der dichtenden Phantasie sei; sie ist ebenso gut ihr Darstellungsmittel wie der Ton für die Musik, Linie und Farbe für die Malerei; der Dichter benutzt sie nicht als bloßes Transportmittel für seine Ideen, diese gewinnen vielmehr ihre sinnliche Erscheinung, ihre Gestalt und Verwirklichung durch die Sprache; sonst würde ja auch die Poesie aufhören eine Kunst und schön zu sein, Form und Inhalt, Gedanken und Erscheinung würden einander äußerlich bleiben, während sie in der That sich durchdringen. Die Prägung des Wortes ist die Urphilosophie und Urpoesie der Menschheit; was die Intelligenz von den Dingen wie vom Geiste erkennt, das drückt die Phantasie in articulirten Lauten aus. Diesen Antheil der Phantasie an der Sprache hat meine Aesthetik betont. In der Phantasie haben wir die Gestaltungskraft der Seele überhaupt; sie ist das Vermögen, das innerlich Wesenhafte, Zustände, Gefühle in Formen auszuprägen und so im Redner zu verwirklichen; sie ist die organisirende Künstlerin, welche im Aufbau des Leibes die ideale Wesenheit offenbart und dieser selbst wie der Außenwelt gegenständlich macht; daher auch die fortwährende Einwirkung der Einbildungskraft auf körperliches Befinden und seine Vorgänge, die sich bis zu den so genannten Heilungswundern steigert; „dein Glaube hat dir geholfen," sagt Christus; nicht seine Rede, die Einbildungskraft des blutflüssigen Weibes selbst brachte die Genesung. Immer noch in der Sphäre des Unbewußten, aber bereits für das Bewußtsein thut die Phantasie das Zweite, daß sie die Empfindungen aus den Affectionen unsrer Sinne in Anschauungen verwandelt, diese außer sich versetzt und so für den Menschen aus dem Chaos seiner wechselnden Zustände unter dem Einfluß der auf ihn einwirkenden Kräfte und Bewegungen, die Bilder der Dinge, das geordnete Ganze einer Erscheinungswelt hervorbringt. Das Licht, die Farben, die Sichtbarkeit der Welt, das Reich der Töne sind ja nichts für sich Fertiges ohne das Auge, ohne das Ohr, sondern entstehen erst in der fühlenden Subjectivität, sind deren Lebensart, wahrgenommene und in Anschauung umgesetzte Empfindungen; die Phantasie vollbringt dies letztere, sie schafft die Anschauungsbilder aus den Affectionen der Sinne. Diesen stellt sich dann die Subjectivität als das Eine im Wechsel der Zustände, als das Innre im Unterschiede von der Aeußerung und der Außenwelt gegenüber; so kommt sie zum Selbstbewußtsein, und wie nun auch die Phantasie in den Dienst des Bewußtseins tritt, wie auch bei dem künstlerischen Schaffen der Verstand, die Ueberlegung, die Absicht eintreten und ihr Recht erhalten, immer quillt das Beste ungerufen, unberechnet aus der Tiefe des Unbewußten, immer bleibt das Unwillkürliche nothwendig, und in der Eingebung, in der überwältigenden Begeisterung bezeigten die Künstler selber eine oft über ihr Wollen und Verstehen hinausreichende, nicht von außen, sondern von innen sich bezeugende Offenbarung. Und so ist auch die Phantasie die formende Kraft, die der Laut articulirt und ihn dadurch zum Tonbild, zum Symbol der Anschauung macht und wieder in sinnlich bedeutsamem Wort das Uebersinnliche, Geistige veranschaulicht.

Die Völker treten mit ihrer Sprache und Mythe in die Geschichte ein; die Dichtkunst findet hier Darstellungsmittel und Stoff, die bildende Kunst findet hier in Göttern und Helden die Ideale, die sie sichtbar machen soll. Darum schien es mir nothwendig in der Sprachen- und Sagenbildung eine Grundlage und Vorhalle für die Literatur- und Kunstgeschichte zu bereiten, und ich habe dies in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung versucht. Haben wir uns diese Bildungsprocesse klar gemacht, haben wir erkannt, daß sie immer noch fortdauern, sowie ja auch der vom Mutterleib ausgetragene und ausgebildete Organismus seine Bildungskraft in fortwährender Erneuerung und Selbsterhaltung bethätigt, — so verstehen wir dann viel leichter auch das Individuelle wie das Gemeinsame in der Volkspoesie, im Epos wie im dorischen oder gothischen Tempelbau.

Das Dichtungsvermögen der Menschheit geht ursprünglich in der Sprachbildung auf, die Sprache selbst wird dadurch zum Kunstwerk und ihre vollste und schönste Blüthe, der größte Reichthum der Formen und Töne bei dem noch lebendigen Wurzelbewußtsein, bei noch nicht erloschener Empfindung für die anschauliche Bedeutung der Worte, dies liegt vor der Literatur. Sobald die Literatur die Sprache zum Darstellungsmittel macht und die Gedanken sich in der Sprache immer reiner, freier, allgemeiner entwickeln, schleifen die formalen Endungen sich ab, und verblasst die Anschaulichkeit der Rede. Und so wie es für den Organismus der Sprache ein Fortschritt war, daß die ursprüngliche und selbständige Bedeutung der einem Stammbegriff angehängten Wörter erlosch und diese dadurch Flexionsendungen wurden, die den Casus, die Zeit, die Personen bezeichnen, so gewann unser Denken eine viel größere Beweglichkeit und Freiheit, wenn in den Worten, welche Begriffe oder Vorstellungen ausdrücken, nicht immer auch das Anschauungsbild mit hervorgerufen wurde in der Seele, sondern der Gedanke als solcher unmittelbar und für sich vernommen wurde. Wir denken bei der Frage nach der Zweckmäßigkeit der Kirchengesetze nicht an den schwarzen Holznagel in der Scheibe, nach dem der Schütze zielt (Zweck), noch an das Maß, womit wir Flüssigkeiten oder Zeug messen, noch an das körperliche Setzen und Sitzen, auch nicht an den Gott dem Herrn geweihten Bau; wir reden von einer Herrschaft der Vernunft, ohne dabei an das Verhältniß von Herr und Knecht, ohne an das äußerliche Vernehmen und Nehmen uns zu erinnern, ohne daß diese Anschauungsbilder vor uns vorüberziehen und die Enge unsres Bewußtseins ausfüllen; nur dadurch daß wir davon abstrahiren lernen, gewinnen wir Raum für die Entwicklung des Wissens selbst. Freilich wird die Sprache damit abstracter, sie wird prosaisch, und die Dichtkunst erhält die Aufgabe, durch künstliche Mittel das ursprünglich Anschauliche im Wort wieder zu beleben. Daher die Bildlichkeit der Rede, die malenden Beiwörter, die Gleichnisse, die Metaphern. Das ist alles kein leerer Schmuck, sondern naturgemäß und künstlerisch nothwendig. Wie die Poesie als Kunst die Ideen in Charakteren und Ereignissen gestaltet, so setzt sie auch in der Sprache, damit Form und Inhalt, Innres und Aeußres einander gemäß sind, das Concrete, anschaulich Besondere, an die Stelle des Abstracten und Allgemeinen, so ersetzt sie durch Beiwörter und Vergleiche die verblaßte Anschaulichkeit, die ursprünglich im Tonbild lag. Dies ist das plastische Element der poetischen Sprache; ihr musikalisches ist der Vers. Das Lautgefühl schwächt sich gar sehr bei unserm stummen Denken und Lesen, die Freude an der Tonfülle wird beeinträchtigt durch das Verlangen nach Kürze und leichter Verwendbarkeit der Ausdrücke; da muß durch den Rhythmus der Worte im Satz, da muß durch Hervorhebung der Klangfarbe bedeutungsvoller Worte, die durch Allitteration, Assonanz und Reim andre Worte zu sich heranziehen und die Zusammengehörigkeit auch dem Ohre vernehmlich machen, da muß, sage ich, durch das wiederholende Echo des Lautes seine Bedeutung wieder empfindlich gemacht werden. Die Poesie ist die Kunst des Geistes; sie kann in Bezug auf sinnliche Schönheit und Anschaulichkeit es der Malerei so wenig gleich thun, als in Bezug auf harmonischen Zusammenklang und auf unmittelbare Darstellung der organischen Bewegung in der Entwicklung der Welt wie des Gemüthes mit der Musik wetteifern; ebenso wenig kann die Malerei oder Musik den Gedanken als solchen aussprechen, die Erkenntniß des Menschen und der Welt, die Kämpfe des Geistes, die Thaten des selbstbewußten Willens so darstellen wie Dante, Shakespeare, Goethe. Was sind alle gemalten Hamlet und Faust gegen die gedichteten? So hat jede Kunst etwas, das sie allein und am besten kann. Wie der selbstbewußte Geist nicht natur- und gemüthlos ist, vielmehr das Dasein und das Selbstgefühl voraussetzt und in sich trägt, so offenbart sich auch das innerlich Ideale der Poesie durch die anschauliche Bildlichkeit der Rede und durch den Wohllaut des Verses.

M. Carriere.

Digitized by Google

## Die Bildhauer von Worms.

Von Alfred Meißner.*)

Der Titel dieses gleichzeitig mit „Oriola" erschienenen Romans läßt etwas Anderes erwarten, als der Inhalt bietet. Man glaubt nach dem Titel, der an die „Meistersinger von Nürnberg" anklingt, daß es sich um eine Art Künstlergeschichte handeln werde, und ist überrascht, daß die Sache schließlich auf eine sehr verwickelte Criminalnovelle hinausläuft. Allerdings sind einige der handelnden Personen Bildhauer; aber das ist rein zufällig. Ihre Kunst steht mit dem Geschick, welches sie zu erdulden haben, in gar keiner Beziehung; und das Motiv, durch welches die vielverschlungenen Fäden des Knotens geschürzt werden — ein Lotteriegewinn — kann ebenfalls nicht als ein specifisch künstlerisches bezeichnet werden.

Auch mit dieser Erzählung hat sich Meißner nicht die höchste Aufgabe stellen wollen. Es ist ihm nicht daran gelegen gewesen, ein Culturbild aus der deutschen Vergangenheit zu geben, welches uns durch die treu charakteristischen Schilderungen und durch die Richtigkeit des Colorits interessirt, belehrt und anregt; nicht, ein philosophisches Problem in der Form der Erzählung zu entwickeln und zu lösen; nicht, eine eindringliche, tiefe psychologische Darstellung zu schreiben — er hat es sich genügen lassen, seine Leser durch eine kunstvoll ersonnene, sehr verwickelte Geschichte zu spannen und zu unterhalten. Als Unterhaltungsschrift erfüllen „Die Bildhauer von Worms" ihre Aufgabe vollkommen; und wer sich für fesselnde Criminalgeschichten interessirt, wird das Buch mit Vergnügen lesen.

Aus einigen beiläufigen Andeutungen ersehen wir, daß die Handlung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor sich geht. Die ersten Gesänge des „Messias" waren eben erschienen, heißt es an einer Stelle; an einer andern: Pigalle und Coustou standen in ihrer Blüthezeit. Die traurigen Rechtszustände der guten Stadt Worms und die Prätensionen eines ganz kleinen souveränen Fürsten bestätigen, daß die Geschichte vor hundert Jahren spielt. Im Uebrigen ist die Zeit der Handlung ebensowenig von Bedeutung, wie der Künstlerstand der Helden.

Es ist keine leichte Aufgabe, eine so complicirte Geschichte wie diese, zu deren Erzählung der Verfasser zwei allerdings recht bescheidene Bände braucht, in kurzen Worten wiederzugeben. Wir wollen uns daher hier auf eine ganz skizzenhafte Reproduction beschränken, ohne daß wir hoffen könnten, die reizvolle Composition des Originals auch nur annähernd zu treffen.

Es lebt da in Worms um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein junger Bildhauer, Robert Lenz, der sich natürlich in die holde Tochter seines Meisters Fernthaler verliebt. Fernthaler will aber von dem Bunde vorläufig noch nichts wissen und er schickt den Gesellen aus seinem Hause fort. Wenn sich Robert in der Welt als tüchtiger Künstler bewährt, so mag er wieder kommen, und dann soll er die Hand der schönen Claudia erhalten; früher nicht. Mit schwerem Herzen verabschiedet sich Robert von dem Hause, in dem er sein Herz verloren hat, und zieht in die weite Welt. Aber nicht weit. In der nächsten Nähe von Worms stößt dem Wagen ein Unfall zu, der die Passagiere zum Aussteigen nöthigt. Robert rastet in der Wirthsstube und findet dort den angesehenen Bildhauer Franz Lippert, der just einen Gehülfen braucht und Robert engagirt; so kehrt der junge Bildhauer schon am andern Tage in die Stadt zurück, die er auf lange Zeit verlassen zu müssen geglaubt hatte.

Franz Lippert ist mit einer schönen und geistvollen Aristokratin, Wally von Erdmann, verheirathet, die viel jünger ist als er. Die Ehe ist zwar keine unglückliche aber auch keine ganz glückliche. Das genügt, um die Stadtbasen zu der Verleumdung zu berechtigen, daß zwischen dem jungen und schönen Robert und der jungen und schönen Wally ein strafbares Verhältniß bestehe. Dieses Gerede wird auch der Claudia Fernthaler zugetragen; die unerwartete Rückkehr ihres Geliebten hat sie schon verwirrt gemacht, die Eifersucht erwacht in ihrem Herzen, es kommt zu einer kleinen Zänkerei zwischen Beiden, die schließlich zu ernstlichem Zwiespalt führt.

An demselben Abende hat Lippert hohen Besuch empfangen: den kunstsinnigen Fürsten von Saalfeld, der auf seiner Durchreise nach Italien dem von ihm hochverehrten Meister seine Aufwartung macht — nicht aus blos künstlerischer Verehrung, sondern weil er Wally geliebt hat und das Verlangen hegt, der schönen Frau die Huldigung seiner respectvollen Verehrung zu Füßen zu legen.

Bald darauf macht auch Lippert eine Reise. Erst leise und dann immer vernehmlicher und drohender tritt das Gerücht auf, daß Lippert ermordet sei; und zwar ermordet von Robert Lenz mit Hülfe seiner Buhle, der Frau Wally Lippert. Das Gerücht wird durch eine Reihe von Thatsachen derart verstärkt, daß die hohe Justiz einschreiten zu müssen glaubt und unter der Anklage des Mordes die beiden angeblichen Thäter verhaftet.

Die Untersuchung wie die Verhandlungen des Processes ergeben in der That die gravirendsten Momente: Lippert soll plötzlich und ganz unmotivirt abgereist sein und zwar zu seiner Mutter. Dort ist er nicht angekommen. Er hat sich keinen Paß verschafft, er hat nicht das Postschiff benutzt, sondern ist, nach der Aussage der Angeklagten, bei Nacht und Nebel an Bord eines von diesen nicht zu bezeichnenden Schiffes gestiegen, das vor seinem am Rhein gelegenen Hause angehalten haben soll, um den Passagier an Bord zu nehmen. Die Dienstboten haben, ohne daß sie darum gebeten hatten, von der Frau Lippert die Erlaubniß erhalten, ein Tanzfest in dieser Nacht mitzumachen. Die Nachbarn haben gehört, wie — immer in derselben Nacht — Frau Lippert entsetzlich aufgeschrieen hat; wirre Stimmen sind aus dem Hause gedrungen. Plötzlich ist alles still geworden, und ein Nachbar hat gesehen, und bekräftigt dies mit seinem Eide, daß Robert Lenz einen schweren Gegenstand, der wohl ein menschlicher Körper sein könnte, — in ein Tuch gehüllt, aus dem Hause geschleppt und im Rhein ersäuft hat. Man hat Blutspuren gefunden.

Robert und Frau Lippert wollen diese sehr bedenklichen Anklagen durch die Aussage entkräften, daß in der Nacht, in welcher Franz Lippert abgereist, eine große wüthende Dogge mit wilden Sätzen plötzlich in's Zimmer gesprungen sei. Frau Lippert habe Robert zu Hülfe gerufen, und dieser habe das wüthende Thier mit einem Schlage getödtet und in den Rhein geworfen. Eine scheinbare Bestätigung dieser Aussage wird dadurch gegeben, daß man in der That ein großes mit Silber beschlagenes Hundehalsband auffindet, welches zum Kauf angeboten wird; und dieses Halsband trägt den Namen des Hundebesitzers: Fürst von Saalfeld. Aber dieses Beweisstück verliert seine Bedeutung durch die Constatirung der Thatsache, daß jener Hund dem Fürsten bereits vor mehreren Wochen in Basel abhanden gekommen ist. Die Annahme, daß der Hund von dort nach Worms gelaufen sein sollte, erscheint in der That nicht sehr glaublich. Vollends wird die Schuld der Angeklagten dadurch nahezu zur Gewißheit, daß am Rhein ein in ein Hemd gewickelter Leichnam aufgefischt wird dessen Kopf durch einen Schlag mit einem schweren Gegenstand bis zur Unkenntlichkeit zertrümmert ist, und der an seinem Finger den Ring des Meisters Lippert getragen hat.

Wir übergehen an dieser Stelle die Bemühungen des Fürsten zu Saalfeld, Wally zu retten. Von dieser Episode werden wir später sprechen.

*) 2 Bde. Berlin 1874, Wedekind und Schwieger.

Digitized by Google

So erscheinen denn Robert Lenz und Wally Lippert vor dem Gericht. Sie werden von der Wucht der Anklage erdrückt und zum Tode verurtheilt. Glücklicherweise wird das Urtheil nicht vollstreckt und der ermordet geglaubte Franz Lippert erscheint rechtzeitig auf dem Schauplatz und erklärt den Sachverhalt: Er hat heimlich in der holländischen Lotterie gespielt und, um seine Frau zu überraschen, von dem ihm zugefallenen bedeutenden Gewinne nichts gesagt. Schiffer, von denen es sich später herausstellt, daß es Bauernfänger zu Wasser sind, Diebe und Schmuggler, haben ihn, als er am Ufer spazieren ging, gefragt, ob er auf billige Weise mit nach Holland fahren wolle, und er hat ihr Anerbieten angenommen. Sie haben in jener Nacht vor seinem Hause gelandet und ihn an Bord genommen. Ein Hund, den sie in Basel gestohlen hatten, ist an's Land gesprungen. Sie haben Lippert einen Schlaftrunk gegeben, sich seiner Papiere bemächtigt und daraus ersehen, daß er, um einen ansehnlichen Lotteriegewinn einzustreichen, nach Holland hat gehen wollen. Während seiner Betäubung hat Einer der Bande Lippert noch auf eigene Faust bestohlen. Er ist dabei von den Uebrigen ertappt und mit dem Ruder erschlagen worden. Man hat die Leiche entkleidet und in den Rhein geworfen. Daß der Erschlagene auch Lipperts Ring geraubt und diesen am Finger getragen hatte, ist nicht bemerkt worden. Lippert ist von den Gaunern festgehalten worden, bis der Lotteriegewinn eingestrichen worden ist. Lippert hat dazu die Vollmacht ausfertigen müssen und diese auf den Namen Robert Lenz ausgestellt. Die Kunde von dem angeblichen Morde Lipperts durch Robert Lenz ist aber inzwischen bis nach Holland gedrungen; der Mensch, dessen sich die Bande bedient hat, um das Geld zu erheben, wird festgenommen. Er legt umfassende Geständnisse ab, und diese ermöglichen es, daß die Polizei der Strolche habhaft wird und Franz Lippert aus seiner Gefangenschaft befreit.

So ist denn alles erklärt. Wally kehrt in die Arme ihres Gatten zurück, gefestigt durch die Schicksalsschläge, die auf sie herniedergefallen sind, und als treubewährtes Weib; Robert führt Claudia Fernthaler heim. Er hat allerdings sein Probejahr in einer etwas sonderbaren Weise bestanden und nicht viel gethan, um die künstlerischen Anforderungen seines Schwiegervaters zu befriedigen. Aber das schadet nichts. Man gönnt ihm seine Claudia.

Auch in dieser Erzählung ist die dichterische Erfindung der Vorgänge das Bemerkenswerthe. Den handelnden Personen wird wenig Gelegenheit geboten, besonders interessante Seiten ihrer Charaktere zu zeigen. Robert kann nichts weiter thun, als seine Unschuld betheuern, Claudia nichts weiter, als an die Unschuld Roberts glauben. Lippert, der uns in der Exposition so sympathisch entgegentritt, wird während der ganzen Handlung eingesperrt. Und so ist es eigentlich nur Frau Lippert gegönnt, in einem kritischen Momente zu zeigen, daß sie eine anständige und vernünftige Frau ist. Das thut sie denn auch; und man muß gestehen, daß ihr der Dichter die Sache nicht zu schwer gemacht hat. Denn der Fürst von Saalfeld, der sie in diese kritische Situation versetzt, benimmt sich höchst unverständig. Auf die Nachricht, daß die Geliebte unter der Anklage eines fürchterlichen Verbrechens in's Gefängniß gebracht sei, kommt er eilends nach Deutschland zurück. Er besticht den Schließer, und es gelingt ihm, mit Wally eine Unterredung im Kerker zu haben. Er macht ihr den Vorschlag, sie zu entführen.

„Und was dann?" fragt Wally.

Der Fürst vertauscht das höfliche „Sie" mit dem vertraulichen „Du", wird sehr vehement und sagt: „Du bist das einzige Weib, das ich jemals geliebt, meine Gefühle für Dich sind noch immer dieselben. Soll es denn für uns Beide kein Glück mehr auf Erden geben? Jetzt ist keine Schranke mehr da, die uns trennt.

Zum Glück ist Wally weniger stürmisch. Sie nennt den Fürsten „Sie" und sagt mit Recht: „Ein Weib, mit dem furchtbarsten Verdachte belastet, darf Ihr Weib nicht werden, selbst wenn es ausgemacht wäre, daß ich Lipperts Wittwe bin — doch das ist nicht ausgemacht. . ."

„Wenn Du mich liebtest, Wally, dann wäre alles noch gut. An meiner Seite durch's Leben wandelnd, durch meinen Namen und meinen Degen gedeckt, kann Dir der Verdacht nichts anhaben."

„Da sprechen Sie in der Aufregung des Augenblicks." Und sie setzt ihm auseinander, daß die Annahme seines unbedachten Vorschlags Wahnsinn wäre. Die Welt würde ihn, den Fürsten, als den Mörder Lipperts und Robert Lenz nur als sein Werkzeug bezeichnen.

Da wird der Fürst, anstatt auf diesen verständigen Einwurf eine verständige Antwort zu geben, der reine Phraseur.

„O Welt! Welt!" rief der Fürst, die Hände zusammenschlagend. „Jammervolle Welt des Scheins! Und diese Welt mit ihren blöden Maulwurfsaugen, mit ihrem kurzsichtigen Verstande, mit ihrem vertrockneten, mitleidslosen Herzen, sollen wir respectiren und über uns zu Gericht sitzen lassen? Feigheit nenne ich es, sich ihr zu fügen!"

Wally, die sich wie gesagt, in dieser ganzen Scene sehr correct benimmt, und zu dem höchst thörichten und phrasenhaften Gebahren des Fürsten einen wohlthuenden Gegensatz bildet, geht also auf den Antrag nicht ein. Da beschließt denn der Fürst, die Geliebte wider ihren Willen zu entführen. Er läßt ihr einen Schlaftrunk geben — es ist der zweite in diesem Roman — aber der Fluchtversuch mißlingt, und das ist gut; denn es wäre eine schöne Geschichte geworden, wenn der Fürst die Gattin des lebenden Franz Lippert zum Weibe genommen hätte.

Meißners Roman hat den unbestreitbaren Vorzug, durch eine geschickt erdachte spannende Fabel den Leser zu unterhalten. Ich glaube nicht, daß der Dichter noch etwas anderes beabsichtigt hat, und in diesem Falle darf er seine Arbeit als eine gelungene bezeichnen.

**Paul Linden.**

## Verschiedenes.

### Das Rathssilberzeug der Stadt Lüneburg.

(Schluß.)

Nr. 13. Großer Pocal von vergoldetem Silber. „Ganz bedeckt mit reicher Renaissanceverzierung in feinster getriebener Arbeit, Voluten, Masken, Fruchtgehänge und Felder mit figürlichen Darstellungen." — Dieser Pocal hat im allgemeinen schlanke Umrisse und gehört zu denen, deren Kelchmittelstück durch ein breites Band verengt ist. — Die obere Ausbauchung des Kelchs enthält drei ovale Felder mit liegenden weiblichen Gestalten: Frühling, Herbst und Winter. An dem breiten Bande sind drei sitzende Eroten angebracht. Die untere Ausbauchung des Kelchs enthält drei Felder mit Jagdstücken. Zwischen diesen Darstellungen schlingen sich reiche Verzierungen im Renaissancestile hin. Drei Bügel sind zwischen Kelch und Schaft angebracht. Schaft und Fuß bestehen ebenfalls aus Ausbauchungen nnd Einziehungen, von denen erstere mit verschiedenen reichen Verzierungen bedeckt sind. Ebenso besteht der Deckel aus Ausbauchungen und Einziehungen, unter letzteren ein kleiner Reliefstreifen, auf dem man undeutlich zwei sehr kleine Figuren sieht, die im Verzeichniß als Venus und Adonis bezeichnet werden. Auf der Spitze des Deckels steht ein römisch gerüsteter Krieger, dessen linker Arm sich auf ein großes Wappenschild stützt. In der Rechten trägt er eine verhältnißmäßig sehr große Hellebarde. (Im Verzeichniß ist angegeben: „ein Ritter mit Lanze"). Nach dem Verzeichniß ist dieser Pocal wahrscheinlich eine nürnberger Arbeit aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, was sich auch bestätigen dürfte. — Er gehört zu denjenigen Stücken der Sammlung, die einen erfreulichen Eindruck machen.

Digitized by Google

Nr. 15. Silberner Münzpocal, der wegen der eingesetzten Münzen so genannt wird. Derselbe unterscheidet sich in der Form von den anderen Pocalen und nimmt sich fast wie eine tiefe bauchige Schale auf einem Schaft aus. In der bauchigen Wölbung ist er mit getriebenen Buckeln verziert, zwischen denen schmale vergoldete Ränder angebracht sind. In den Deckel sind Münzen, darunter auch Bracteaten eingesetzt. Knauf des Deckels ist ein Januskopf. Um diese Büste zieht sich ein Kranz von neun eingesetzten Bracteaten. Die Büste reicht etwas über die Schultern herab und ist in der Tracht des 16. Jahrhunderts bekleidet. Das Haar und der Bart des alten Gesichts sind vergoldet, wogegen das alte Gesicht und das jugendliche unbärtige nicht vergoldetes Silber zeigen. Man muß bekennen, daß dieser verunglückte Januskopf als germanische Nachbildung einer antiken Vorstellung den Mangel an Formen- und Schönheitssinn des deutschen Naturells in einer geistlos spießbürgerlichen, hausbackenen und hölzernen Auffassung und Ausführung merklich vor Augen bringt.

Unter jenem Kranz von neun Bracteaten befindet sich ein Schriftband mit einer lateinischen Inschrift. Zu deutsch: „Als zweiköpfiger Janus, das Bild der Klugheit, beobachte klug Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft". Auf einem zweiten Schriftbande ist folgende deutsche Inschrift angebracht: „De wise man sicht hinden und vor, was vergangen itzich und noch vor der dor. Astbroch der münte deit uns leren, wo sich der werlde scheste vorkeren."

Nach einer im Verzeichniß mitgetheilten Inschrift im Innern ist dieser Pocal von Johannes Koller 1536 geschenkt worden.

Nr. 16. Doppelpocal. Zwei aus vergoldetem Silber gearbeitete Pocale sind so eingerichtet, daß die oberen Ränder der Kelche in einander passen und somit der eine auf den andern verkehrt gesetzt werden kann. Jeder dieser Pocale hat einen bauchigen, in der Mitte eingezogenen, mit Buckeln verzierten Kelch. Sie sind auf einander gesetzt aufgestellt, so daß der Fuß des einen emporragt und bilden zusammen den höchsten der Pocale dieser Sammlung.

Nr. 17. Großer Pocal, an dem eine Mischung biblischer und griechisch-römischer Vorstellungen bemerkenswerth ist. Auf dem Deckel ist nämlich Jonas, dem Wallfisch entsteigend, wie ein antiker Triton dargestellt. Nach dem Verzeichniß ist dieser Pocal eine Arbeit aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Von dem Pocal Nr. 19 wollen wir anführen, daß er von einem Kurfürsten von Brandenburg herrührt. Eine lateinische Inschrift sagt nämlich folgendes: „Im Monat Juni 1586 hat der durchlauchtigste und großmächtigste Herr und Kurfürst von Brandenburg Johann Georg, nachdem er mehrere Tage mit seinem Sohne Joachim Friedrich in dem Hause des Herrn Ludolph von Dassel gewohnt hatte, diesen Becher zu seinem ewigen Andenken geschenkt, denselben hat seinerseits der Bürgermeister von Lüneburg Ludolf von Dassel dem hochlöblichen Senate von Lüneburg zu seinem ewigen Andenken gestiftet, um denselben zwischen den Schaugeräthen des Senates aufzustellen. Der Herr Bürgermeister selbst hat ihn nach Abhaltung der Fürsprache in eigener Person dem Senate überreicht".

Den Schluß der Trinkgefäße macht

Nr. 20, ein kleiner Pocal aus Silber getrieben, gebuckelt und vergoldet. An dem mit Blattwerk verzierten Knaufe des Fußes sind drei Bügel angebracht. Auf dem Deckel sieht man eine Vase mit einem bemalten, aber jetzt unscheinbar gewordenen Blumenstrauße. Dieser Pocal wird im Verzeichniß als eine Arbeit vom Ende des 16. Jahrhunderts angegeben.

Hierauf folgen eigenthümliche Gebilde, nämlich hohle Löwen als Kannen und zwar: Nr. 21, Gußkanne in Gestalt eines stehenden Löwen, aus welcher nach dem Essen das Waschwasser gegossen wurde. Dieser Löwe ist aus Silber getrieben, die Mähne vergoldet. Der Schweif mit zwei Wedeln ist auf dem Rücken gekrümmt. Am Nacken und Kopf des Löwen kriecht ein kleiner Drache hinan, der seinen dünnen Schwanz um den des Löwen schlingt. Die rechte Vordertatze ruht auf einem Wappenschilde, welches die Wappen der Stöterogge und Storketo enthält, sowie eine lateinische Inschrift, welche besagt, daß Hartwig Stöterogge dieses Stück 1540 dem Senate geschenkt hat. Aus dem Maule des Löwen ragt eine Ausgußröhre, die sich in zwei Röhren mit Drachenköpfen als Mündungen verzweigt.

Nr. 22. Ein kleiner Löwe, ebenfalls aus Silber getrieben mit vergoldeter Mähne. Der Schweif mit drei Wedeln ist wie bei dem größeren auf dem Rücken gekrümmt, doch ohne einen Drachen. Aus dem Maule ragen ähnliche Ausgußröhren wie bei dem vorher erwähnten hervor. An der Brust Wappen der Familie Döring in Schmelzfarben. Unter dem Bauche Schriftband: „Dirck und Johann Darrinck anno 1541".

Das Innere des Maules dieser Löwen ist roth bemalt. Sie stehen mit den Gesichtern gegen einander und fletschen die Zähne. Sie mögen für die Zeit ihrer Entstehung charakteristisch sein, aber ästhetisch schön sind sie nicht und als Vorbilder für das Kunstgewerbe unserer Zeit dürfte man sie schwerlich empfehlen können.

Der Markuslöwe in Venedig, den Goethe als „geflügelten Kater" bezeichnet, ist ein ideales Gebilde gegen diese lüneburger Löwen.

Nr. 23. Große Schüssel, bei dem Uebergießen der Hände nach dem Essen benutzt. Der Rand ist vergoldet, mit acht kleinen Reliefs verziert, Darstellungen aus der älteren römischen Geschichte enthaltend. Diese vergoldeten Reliefs sind weder von künstlerischem Werth noch scharf. Sie enthalten an den Figuren ein Gemisch von antikisirenden Rüstungen und Trachten des 16. Jahrhunderts. Zwischen diesen Reliefs sind verschiedene Wappen und in der Mitte wieder zwei Wappen, sowie ein Schriftband mit einer lateinischen Inschrift, welche in der Uebersetzung lautet: „Die Freiheit, welche die Vorfahren errungen, sollen die Nachkommen mit höchster Sorgfalt wahren". — Auf der Platte ist ein anderes großes Schriftband ebenfalls mit einer lateinischen Inschrift, zu deutsch: „Hieronymus Witzendorp ist in Lüneburg 16 Jahre Senator und 23 Jahre Bürgermeister gewesen, er schied 63 Jahre alt am 8. Juni 1556 aus dem irdischen Leben und hat aus Liebe zu seiner Stadt dieses Geräth anfertigen lassen".

Nr. 26. Große Schale auf drei Füßen. Dieses ziemlich abenteuerlich geformte vergoldete Gefäß aus getriebenem Silber wird von drei phantastischen mit Schild und Lanze bewehrten knieenden Figuren getragen, die nach ein und demselben Modelle gegossen sind. „Der Rand der Schale ist tief gebuckelt und nach innen hin mit einem Kranze von gothischem Astwerke abgeschlossen. Das gehobene Mittelstück enthält ein aus vergoldetem Silberdraht geflochtenes Gehege mit Thüren und Vorhängeschloß In demselben ein Hirsch (das Geweih fehlt) auf einem Hügel mit grüner Schmelzfarbe. Um das Gehege ein frei gearbeiteter Kranz mit krausem gothischen Blattwerke und Früchten." — Im Verzeichniß wird diese Schale als eine Arbeit aus dem Ende des 15. Jahrhunderts bezeichnet.

Nr. 33. Eine Schale auf hohem Fuße. Dieselbe ist aus Silber getrieben und theilweise vergoldet. In der Mitte sieht man das Wappen der Stadt Lüneburg in Schmelzfarben, der Rand zeigt auf silbernem Grunde geschmackvolles, flach gearbeitetes, vergoldetes Blattwerk mit eingesetzten Medaillons, Brustbildern von Männern und Frauen. Der schlanke Fuß ist mit Akanthuslaub verziert. Dieses Geräth ist im besten deutschen Renaissancestil gearbeitet (nach dem Verzeichniß aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts).

Nr. 34, eine Schale auf hohem Fuße, ist der unter Nr. 33 erwähnten ähnlich.

Diese beiden Schalen gehören zu den besten Stücken der Sammlung.

Zuletzt sind zwei Streulöffel unter Nr. 35 und 36 hervorzuheben.

Nr. 35, von Silber und theilweise vergoldet, ist im gothischen Stile gearbeitet. Der untere Theil des Stiels ist gedreht, der obere endigt in eine kleine männliche Figur. Der Löffel selbst ist schaufelförmig und der Länge nach gefurcht. Vorn ist die Schaufel offen, an den Langseiten aber mit einem durchbrochenen, emporstehenden Rande versehen. Dieses Stück wird in dem Verzeichniß als eine deutsche Arbeit aus dem 15. Jahrhundert bezeichnet.

Der Streulöffel unter Nr. 36 ist ähnlich wie der vorher erwähnte geformt, indessen befindet sich am Stiele keine Figur. Der Stiel schließt zum Ansatz an die Schaufel wie eine zweizinkige Gabel an.

---

Charakteristisch für die Zeit ihrer Entstehung ist, daß die Mehrzahl dieser Prunkgeräthe aus Pocalen, zum großen Theile von ausschweifender Größe, besteht. Es fragt sich nun, ob die Pocale der lüneburger Sammlung ihrer Form nach unserem Kunstgewerbe zu Vorbildern dienen können? — Man darf diese Frage entschieden mit nein beantworten. Schon die äußeren Umrisse der Gefäße mit verschiedenen Ausbauchungen und Einschnürungen sind viel zu complicirt, um geschmackvoll zu sein. Eine sehr complicirte Form und Ueberladung mit Verzierungen ist gemeinhin das Zeichen eines barbarischen oder gesunkenen Geschmackes. — Ja, man darf

Digitized by Google

behaupten, daß diese Sammlung sogar verwirrend und schädlich auf unser Kunstgewerbe einwirken kann. Die Leute, welche das letztere ausüben, sind nicht immer Männer, die Gelegenheit fanden, ihren Geschmack an classischen Mustern zu bilden. Ein strebsamer junger Metallarbeiter kann leicht die verschrobenen Züge des jetzigen Geschmacks in sich aufgenommen haben und in dem lüneburger Silberzeuge eine Bestärkung zur Fortbildung einer falschen Richtung finden, besonders da so übertriebene Lobpreisungen desselben verbreitet wurden. Als Beispiel davon kann der Artikel in der Sonntagsbeilage der „Voss. Zeitung" vom 18. Januar dienen (unter der Ueberschrift: „Der Silberschatz von Lüneburg"). Dort heißt es von diesen Silbersachen: „Sie beweisen einen Reichthum der Stadt und in ihr eine Blüthe der Goldschmiedekunst, welche jeden Vergleich mit der italienischen der damaligen Zeit aushält und die heutige fast aller Länder überragt. Durch diese Vollendung in Form und Composition repräsentiren sie einen Schatz, der kaum seines Gleichen hat, und der dafür geforderte Preis, obgleich der eigentliche Metallwerth desselben nur 6000 Thlr. beträgt, erscheint durchaus gerechtfertigt, wenn nicht mäßig."

Diese Anpreisung ist in mehr als einer Hinsicht unbegründet. Zunächst verleitet sie zu meinen, Lüneburg sei in damaliger Zeit der Hauptsitz der edlen Metallarbeiter in Deutschland gewesen. Aber unter den Silbersachen, welche dort aufbewahrt wurden, sind die nürnberger Arbeiten die besten, da die Nürnberger in lebhaftem Verkehr mit den Italienern standen, deren Erzarbeiten in der Zeit der Renaissance wir höher stellen müssen, als die der Deutschen, wollen wir uns nicht von patriotischer Verblendung den freien Blick beeinträchtigen lassen. Nur sehr vereinzelt gibt es deutsche Erzarbeiter aus jener Zeit, welche den italienischen an die Seite gestellt werden können und unter diesen wenigen guten Arbeiten ragt wieder vorzüglich die eines Nürnbergers, nämlich Peter Vischers Sebaldusgrab hervor. Die üppigen Seejungfern an dieser bewunderungswürdigen Arbeit werden von keiner Figur des lüneburger Rathssilbers erreicht. Gleichwohl zeigt gerade Peter Vischers Sebaldusgrab, daß es Arbeiten aus der Zeit der Renaissance gibt, die bei aller Vortrefflichkeit zum Vorbilde für das Kunstgewerbe unserer Zeit nicht zu empfehlen sind. Diese Arbeit ist nämlich in einer eigenthümlichen Mischung von Gothik und Renaissance ausgeführt, die man zwar als gelungen bezeichnen, aber zur Nachahmung um so weniger empfehlen kann, als sie nur mit Peter Vischers Genie möglich ward; es läßt sich aber nicht bei allen, welche im Kunstgewerbe thätig sind, Genie voraussetzen. — Uebrigens befindet sich in einem andern Glasschranke desselben Zimmers, in welchem das lüneburger Rathssilberzeug ausgestellt ist, die Nachbildung eines sehr großen Pocals nach einem nürnberger Original, der an Größe und wohlausgeführter Arbeit im Renaissancestil alle Pocale übertrifft, die von Lüneburg acquirirt worden sind.

Die Ueberschätzung der ausgestellten Silberarbeiten hängt mit dem Rückfall in die mittelalterliche Romantik zusammen, welche so verwirrend auf die Entwicklung unsrer Kunst eingewirkt hat. Es ist jener gewissermaßen tändelnde Versuch, die Kunst des Mittelalters wieder für uns zu beleben. Seit man in dieser Richtung die Antiken als Leitstern verlassen hatte, tappte man ohne festen Halt in den Stilen verschiedener Zeitalter umher.

So ist man, besonders auch im Kunstgewerbe, auf weitem Umwege wieder an die Antike gekommen, aber nicht sowohl an ihre ursprünglichen reineren Formen, sondern an die Renaissance. Durch Nachahmung der Renaissance stellen wir uns aber ein Armuthszeugniß aus, denn dieser Versuch ist die Nachahmung der Nachahmung, ist die Auffassung der Antike, wie sie vor dreihundert Jahren versucht ward. Warum wollen wir uns nicht unmittelbar an die Quellen wenden, aus denen die Meister der Renaissance schöpften? — zumal da sie für uns weit reichlicher fließen, als damals, denn wir haben unter anderem jetzt den reichen Schatz der in Pompeji gefundenen Arbeiten des antiken Kunsthandwerks vor Augen, den man vor dreihundert Jahren nicht kannte. Doch, um die eben angedeuteten Ansichten nur einigermaßen ausführlich zu begründen, müßte ich einen weit größeren Raum beanspruchen, als er mir hier vergönnt ist. Ich will nur noch darauf hindeuten, daß ein beträchtlicher Theil unseres Kunstgewerbes in dem schwülstigen und geschmacklosen Rococostil stecken geblieben ist. Um nur eine Art von Arbeiten zu bezeichnen, mache ich auf die in verschiedenen Läden Berlins ausgestellten silbernen oder versilberten Leuchter aufmerksam. Unter denselben wird man im seltensten Falle Formen erblicken, denen man nach dem Maßstabe eines an classischen Mustern gebildeten Geschmackes einigermaßen beipflichten kann.

Die neuesten Bestrebungen zur Hebung des deutschen Kunstgewerbes wurden durch das Fiasco angeregt, welches dasselbe auf der großen pariser Ausstellung von 1867 machte. Nun hat unser Kunstgewerbe auf der wiener Ausstellung von 1873 gleichfalls nicht eben geglänzt, wir müssen also dessen Hebung mit Ernst, Klarheit und Nachdruck angreifen, wenn etwas Tüchtiges geleistet werden soll. Dies ist schwerlich durch den Hinblick auf eine Sammlung mit verschiedenen mittelalterlichen Anklängen möglich. Alles derartige Liebäugeln mit altspießbürgerlichen Curiositäten dürfte dem edlerem Aufschwunge unseres Kunstgewerbes nur hinderlich werden. Wir müssen uns vielmehr an die besten Vorbilder halten, welche uns die alte griechische und griechisch-römische Kunst darbietet.

Anders stellt sich die Betrachtung über die Erwerbung des lüneburger Rathssilberzeuges heraus, wenn wir den Standpunkt verändern und nicht davon ausgehen, daß Vorbilder für das Kunstgewerbe, sondern charakteristische Erzeugnisse in der Entwicklung der deutschen Kunst eines vergangenen Zeitalters ausgestellt werden sollten. Von diesem Standpunkte aus sind diese Arbeiten allerdings interessant, nur würde dann nicht sowohl das Gewerbe-Museum, sondern ein anderes, etwa das neue Museum, der geeignete Platz ihrer Aufstellung gewesen sein. Aber auch mit dieser Modification ist der Ankaufspreis keineswegs ein „mäßiger", wie es in der angezogenen Sonntags-Beilage der „Voss. Zeitung" heißt, sondern ein enormer. Da jedoch die Finanzen des preußischen Staates jetzt günstig liegen, so können sie diese an sich wohlgemeinte Verschwendung ohne sonderlichen Nachtheil vertragen. Wir lassen uns daher nicht in rechnende Erörterungen über die Höhe des Preises ein, sondern erkennen vielmehr dankbar die Absicht der Staatsregierung an, für einen idealen Zweck eine nicht unerhebliche Aufwendung zu machen, wenn man auch einen Mißgriff dabei nicht vermieden hat.

Albrecht Bühme.

---

## Offene Briefe und Antworten.

### Ein Brief des Marschalls Bazaine.

An dem Tage, an welchem die telegraphische Nachricht in Berlin eintraf, daß Marschall Bazaine in Köln angekommen und im Hôtel du Nord abgestiegen sei, richtete der Herausgeber der „Gegenwart" an denselben die Bitte, ihm, wenn es seine Zeit erlaubte, für die „Gegenwart" eine gedrungene Schilderung der damals noch nicht bekannten Einzelheiten seiner Entweichung von Ste. Marguérite zu geben. „Nässer als naß kann man nicht werden", sagt Auerbach in seinem neuesten Roman, und das Schlimmste, was uns passiren konnte, war, daß der Marschall ablehnend oder gar nicht antwortete. Die „Kölnische Zeitung", die dasselbe Verlangen hegte, ihre Leser schnell und zuverlässig über alle Einzelheiten eines Ereignisses zu unterrichten, das die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog, und die durch ihr tägliches Erscheinen an dem Orte, an welchem sich Marschall Bazaine vorübergehend aufhielt, besonders begünstigt wurde, brachte schon an demselben Tage, an welchem die „Gegenwart" den Marschall Bazaine um einen Beitrag ersucht hatte, von einem ihrer Mitarbeiter, der den Marschall sofort aufgesucht hatte, einen vortrefflich geschriebenen und sehr vollständigen Bericht, sowie unmittelbar darauf den Brief der Frau Marschallin Bazaine an den französischen Minister des Innern. Damit war indirect unser Brief schon beantwortet worden, denn gerade die Mittheilungen, welche Bazaine der „Kölnischen Zeitung" gegeben hatte, hatten wir von ihm erbeten. Trotzdem beantwortete Marschall Bazaine unsern Brief noch direct. Seine Antwort kann der Natur der Sache nach nichts Neues mehr enthalten, aber sie bestätigt die inzwischen bekannt gewordenen Thatsachen, und deswegen halten wir es immerhin noch für interessant, das Wesentliche dieses Briefes in wörtlicher Uebersetzung hier folgen zu lassen. Er lautet wie folgt:

An den Herrn Herausgeber der „Gegenwart"
Paul Lindau in Berlin.

Köln, den 18. August.

Mein Herr! Ich beantworte sofort Ihren freundlichen Brief und gebe Ihnen hier die näheren Mittheilungen, welche Sie verlangen.

Digitized by Google

Die „Kölnische Zeitung" hat vorgestern, in dem Augenblicke, wo Sie Ihren Brief schrieben, bereits einen Bericht veröffentlicht, den die Marschallin an den Minister des Innern erstattet hat, und der so vollständig wie nur möglich ist. Dieses Schreiben der Marschallin enthält schon die hauptsächlichen Mittheilungen, die Sie zu haben wünschen, und ich kann mich daher auf die Hinzufügung dessen beschränken, was mich betrifft.

Etwas vor zehn Uhr Abends (9. August) habe ich, als ich mich von dem Gefängnißdirector, der mich allabendlich begleitete, verabschiedete, mich dessen Blicken entziehen können, nachdem mich derselbe auf die zu meiner Zelle führende Treppe hatte hinaufsteigen sehen. Es ist mir gelungen, die Umfassungsmauer zu erreichen und mich dort bis zur Ankunft des kleinen Schiffes, das von der Marschallin geführt wurde, verborgen zu halten.

Zur Vervollständigung des Berichts der Marschallin sende ich Ihnen den Brief, den ich heute an den Minister des Innern absende. Wahrscheinlich wird man die Veröffentlichung dieses Briefes in Frankreich nicht dulden . . .

Genehmigen Sie ꝛc.

Marschall Bazaine.

In der Voraussetzung, daß sein Brief an den französischen Minister des Innern in Frankreich nicht veröffentlicht werden würde, hat sich Bazaine getäuscht. Aus diesem Grunde konnten wir für die „Gegenwart" von der interessanten Beilage keinen Gebrauch mehr machen und haben dieselbe der „Nationalzeitung" zur Verfügung gestellt, welche das Schreiben in wörtlicher Uebersetzung mitgetheilt hat.

Den Schluß des Bazaine'schen Briefes an den Herausgeber haben wir unterdrückt. Obgleich Marschall Bazaine nicht darüber in Zweifel sein konnte, daß die uns gegebenen Mittheilungen für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, glauben wir doch, daß der Schlußpassus, in welchem der Marschall über die unbillige Behandlung, die er in seinem Vaterlande erfahren hat, Beschwerde führt, von den französischen Blättern in der tendenziösesten Weise ausgebeutet und zu heftigen Ausfällen gegen den früheren Oberbefehlshaber der Rheinarmee veranlassen könnte. Wir aber haben keine Veranlassung, einem Manne, der sich uns gegenüber überaus gefällig gezeigt hat, durch Publicirung einer zwar sachlich berechtigten aber nicht ganz vorsichtig gefaßten Aeußerung möglicherweise zu schaden.

Auch die an uns gerichteten Schreiben sind auf dem Hôtelpapier geschrieben, welches links oben die Aufschrift trägt: „Actiengesellschaft Hôtel du Nord. Köln." Man weiß, daß das unglückliche Wort „Actiengesellschaft" die französischen Publicisten zur Entdeckung einer neuen also genannten Stadt in Deutschland angeregt hat.

* * *

## Herr Dr. Ernst Eckstein

(s. seine „Aphorismen über die Kunst der poetischen Uebertragung" in Nr. 32 der „Gegenwart") scheint wirklich nicht zu wissen, daß die Pluralform „the Sands" im Englischen nicht allein zur Bezeichnung sandiger Wüstenstrecken dient, sondern daß dieselbe, und zwar viel häufiger, auch für den durch die Ebbe bloßgelegten Ufersand des Meeres gebraucht wird. „Extensive tracts of sand exposed by the ebb of the tide", definirt Webster das Wort. Kennt Herr Dr. Eckstein denn nicht den biblischen „Sand am Meere"; hat er Ariels Lied im Sturm „Come unto these yellow sands" vergessen; ist ihm Charles Kingsleys berühmtes Gedicht „The Sands of Dee" fremd geblieben; hat er nicht als Knabe von den Fußspuren im Ufersande von Robinsons Insel gelesen; und wird er mir schließlich gestatten, dem Dichter der „Evangeline" und des „Hiawatha", zur Unterstützung seiner guten Sache, einen alten Vers von mir selbst (aus den „Sandliedern" von 1835) in den Mund zu legen?

„Ich meine nicht den Wüstensand,
Den Tummelplatz des wilden Hirschen;
Die Körner mein' ich, die am Strand
Des Meeres unter mir erknirschen."

Doch genug und mehr als genug! Die Sache liegt ja auf der Hand. Wozu erst noch beweisen wollen, daß Longfellow, wenn er einen „o'er life's solemn main" Segelnden und auf diesem Meere Scheiternden sich an's Ufer retten und dort — am sandigen Gestade, nicht auf dem Sande der Wüste — die Fußstapfen früherer Schicksalsgenossen „on the sands of time" finden läßt, durchaus nicht „in höchst unkünstlerischer Weise zwei grundverschiedene Gleichnisse, nämlich das vom Wüstenwanderer und das vom Seefahrer", vermischt, („veramalgamirt und dadurch verpfuscht"), und daß darum von einem „kolossalen Lapsus des transatlantischen Dichters", — „des frommen Henry", wie es Herrn Dr. Eckstein im Gefühle seiner Ueberlegenheit gefällt, den von ihm „Corrigirten" zu nennen, — überall nicht die Rede sein kann. Nur von einem „kolossalen Lapsus" des Herrn Dr. Eckstein selbst. Er ist in der That gründlich „auf den Sand" gerathen.

Da es lediglich meine Absicht ist, einen verehrten fernen Freund vor einer muthwilligen Verunglimpfung in Schutz zu nehmen, so beschränke ich mich auf die im Vorstehenden gegebene Berichtigung, und lasse den sonstigen Inhalt von Herrn Dr. Ecksteins Aufsatze auf sich beruhen. Nur im Vorbeigehen will ich bemerken, daß seine wunderbare Theorie vom „Corrigiren" ausländischer Dichtungen durch den „schlichten Uebersetzer" denn doch auf entschiedenen Widerspruch stoßen dürfte, und zwar nicht allein von Seiten des „literarischen Durchschnittspöbels". „Stiefelspuren" für „Fußspuren" ist wohl auch eine „Correctur"? Und, to wind up, ist „gebieten" und „hienieden" (in der zweiten der von Herrn Dr. Eckstein als Musterverdeutschung gegebenen beiden Strophen) denn wirklich ein untadeliger Reim? Es liegt natürlich wenig daran: aber wer die (übrigens längst gekannten und oft genug besprochenen) Mißstände englischer Verskunst, wer überhaupt Menschen und Dinge so scharf und so selbstgefällig von oben herab bemängelt, wie Herr Dr. Eckstein, sollte sich auch nicht den kleinsten der von ihm gerügten Verstöße zu Schulden kommen lassen.

**Ferdinand Freiligrath.**

* * *

## Zu Ecksteins „Aphorismen zur Uebersetzungskunst".

Freiburg in Baden, den 9. August 1874.

Verehrter Herr Redacteur!

In den „Aphorismen über die Kunst der poetischen Uebertragung" (Nr. 32 der „Gegenwart") ist Henry Wadsworth Longfellow recht schlecht weggekommen, denn seinem Gedichte „A psalm of Life" wird ein „kolossaler Lapsus", sodann „Unsinn" und endlich „dummes Gewäsche" zur Last gelegt. Die Sache dürfte sich aber für den transatlantischen Dichter wesentlich günstiger gestalten durch die Erwägung, daß „sands" nicht blos „Sand" heißt, sondern auch „Sandbänke", daß mithin ein „Schiffbrüchiger" auf der Sandbank, an welcher er scheitert, recht wohl Fußspuren entdecken kann. Die Einheit des Bildes bleibt dadurch gewahrt, und der berufene Uebersetzer wird in diesem Falle doch besser thun, sich mit möglichster Treue an das Original zu halten.

Ihr ergebenster

**Gisbert Vincke.**

* * *

## Die Gräfin Terzky.

Nr. 34 der „Gegenwart" enthält einen sehr hübschen Artikel von W. Goldbaum: Die Piccolomini überschrieben. In demselben wird, wohl an der Hand des besprochenen Richter'schen Vortrags, unter den Abweichungen, die sich Schiller im Wallenstein von der Geschichte erlaubt, S. 128, angeführt: „Die Gräfin Terzky wäre Wallensteins Schwägerin, nicht seine Schwester".

Nun auch in der Tragödie ist dieselbe Wallensteins Schwägerin, nicht seine Schwester. Dies besagt das Personenverzeichniß aller Ausgaben ganz ausdrücklich. Ueberall wird sie dort als „der Herzogin Schwester" aufgeführt. Allerdings nennt sie den Herzog öfters Bruder und dieser sie Schwester. Bis auf den heutigen Tag ist eben die Bezeichnung: Bruder und Schwester unter Verschwägerten sehr häufig, und einmal (Piccolomini, Act III., Scene 2) bezeichnet sie Wallenstein namentlich und ausdrücklich als ihren Schwager. Das ist doch unter Blutsverwandten schlechterdings unmöglich.

Der offenbare Irrthum ist übrigens ein sehr verbreiteter und schändete bis vor kurzem z. B. den Zettel des hiesigen Hoftheaters.

Sollten Sie nicht in Ihrem vielgelesenen Blatte etwas für dessen Berichtigung thun?

Dresden, den 22. August 1874. **E.**

Digitized by Google

# Inserate.

Eingesandt.

Ein eingehender Artikel des „Berliner Tageblattes" vom 11. d. richtet die Mahnung an den Verleger der Reuter'schen Schriften, durch eine billige Volksausgabe derselben doch selbst dem verstorbenen Dichter sofort ein Denkmal zu errichten, wie es dem bescheidenen Sinne Reuters am meisten entsprechen würde.

---

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die

## Idee der Entwickelung.

Eine sozial-philosophische Darstellung von

**Leopold Jacoby.**

Erster Theil. Berlin 1874. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

**H. E. Oliven,** Luisenstraße Nr. 45.

---

## Leuckart's Hausmusik.

Soeben erschienen:

**Franz-Album.** Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von **Robert Franz.** Op. 9, 34, 35 und 36. Neue Ausgabe mit hinzugefügtem englischem Text von **Elisabeth Lindner.** gr. 8. In farbigem Umschlag mit Porträt und Facsimile **Rob. Franz'.** Geheftet. Preis 1 Thlr. Gebunden 1½ Thlr.

**Jensen-Album.** Ausgewählte Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von **Adolf Jensen. Original-Ausgabe.** In einem Band. gr. 8. In farbigem Umschlage mit Portrait und Facsimile **Adolf Jensen's.** Geheftet. Preis 1 Thlr. Gebunden 1½ Thlr.

**Leipzig, F. E. C. Leuckart.**

---

Demnächst erscheint in **2. Auflage:**

## Vionville.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen

von **E. v. Wildenbruch.**

8°. brosch. Preis 15 Sgr.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des großen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

**Verlag von Georg Stilke,**
Berlin NW., Louisenstraße 32.

---

Im Verlage von **L. Rosner** in Wien sind von

## L. Anzengruber

erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Pfarrer von Kirchfeld.**
Volksstück mit Gesang in 4 Acten.
20 Ngr.

**Der Meineidbauer.**
Volksstück mit Gesang in 3 Acten.
20 Ngr.

**Die Kreutzelschreiber.**
Bauernkomödie mit Gesang in 3 Acten.
24 Ngr.

**Elfriede.**
Schauspiel in 3 Acten.
16 Ngr.

---

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Feldmarschalls

## Grafen York von Wartenburg

von

**Joh. Gust. Droysen.**

Mit York's Bild und 6 Plänen.

Sechste Auflage.

Kl. Octav, 2 Bände in 1 Band, 750 Seiten. Preis geh. 2 Thlr., geb. in ganz Leinwand 2 Thlr. 10 Sgr.

---

(**Maurus Jókai's „Goldmensch"**) — einer der brillantesten Romane der Neuzeit, im ungarischen Original 5 Gulden, in einer ersten deutschen Ausgabe 4 Thlr. kostend — erschien nun übersetzt von „einem Landsmann und Jugendfreunde des Dichters" in der sehr verbreiteten „Universal-Bibliothek" von Philipp Reclam jun. in Leipzig, alle 5 Theile, 33 Druckbogen, 608 S. stark, zusammen für **10 Sgr., geb. 15 Sgr.** — No. 521 bis 523 derselben „Universal-Bibliothek" brachte auch Jókai's historischen Roman „Die goldene Zeit in Siebenbürgen", deutsch von Leopold Rosner, für 6 Sgr.

---

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin:

**E. von Wildenbruch,**

## Die Söhne der Sibyllen und der Nornen.

Ein historisches Gedicht, welches in allegorischer Gestalt die Entstehung, Entwicklung und schliessliche Entfaltung des Romanenthums und des Germanenthums, in deren Verhältniss zu einander zur Darstellung bringt.

Preis broch. 20 Sgr.

---

# BAD HOMBURG

## bei Frankfurt am Main.

**Homburgs Heilquellen** sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch bei **chronischen Leiden der Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht etc.**

**Mineralbäder, Gas-, Dampf-, Sool- & Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal, ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Matinées, Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinderfeste, Illuminationen, Feuerwerke,** in steter Abwechslung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.**

Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkt Europa's eine halbe Stunde von Frankfurt a. M., zur angenehmen **Villegiatur.**

**Mineral-Wasser-Versandt nach allen Weltgegenden das ganze Jahr hindurch.**

---

# WIESBADEN.

**Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.)**

**Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.**

Eröffnung der Sommercur am 1. Mai.

Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medizinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Electricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken- und Ziegenmilch. Kumys-Heilanstalt (ächt russischer Kumys). Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung.

**Täglich Concerte des städtischen Curorchesters** im Curhaus, in den Gärten und im Curbrunnen. **Militair-Concerte** und **Extra-Concerte. Lesecabinet** mit 200 Zeitungen. **Spielzimmer, Cafésalons** und **Restaurationssäle,** Billards. **Park-Anlagen** und **Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater, Bälle** und **Réunions. Jagd** und **Fischerei.**

Im Herbst: **Grosse Pferderennen.**

Anerkannte **Lehranstalten** und **Institute. Gymnasien** und **Pensionate.**

**Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage** und **bekannte reizende Umgebung,** in nächster Nähe des Rheins. Ausflüge in's Rheingau, Nahethal, nach Mainz, Darmstadt und Frankfurt.

**Directe Eisenbahnverbindung nach allen Richtungen.**

**Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden:** F. Hey'l.

---

**Einbanddecken** zum 5. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 15 Sgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART",
Georg Stilke.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 5. September 1874. Band VI.

III
30
(-25
v.6
no.36

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Sedanfeier und Bischof Ketteler. Von M. L. — Die Spiritisten in America. Von M. Raven. II. — Literatur und Kunst: Erziehungsweisheit im Sprichwort. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. I. — Gustav Flaubert. Madame Bovary. Salammbô, die Versuchung des heiligen Antonius. Besprochen von Paul Lindau. I. — Die deutsche Bühnenbearbeitung Shaksperes. Von Gisbert Vincke. — In Kunstangelegenheiten. Aus Weimar. Von Gustav Floerke. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

### Die Sedanfeier und Bischof Ketteler.

„Mögen sie unsertwegen von einem Nationalfeste reden: das katholische Drittel der Nation betheiligt sich nicht daran" — so stand neulich in einem katholischen Blatte zu lesen; besagtes Nationalfest aber war die Sedanfeier vom 2. September 1874 und das betreffende Blatt die am 17. August selbigen Jahres in der Hauptstadt des Deutschen Reichs ausgegebene „Germania". Wir verstehen es, wenn der „Osservatore Romano" oder die „Voce della verità" die Gedächtnißfeier des Tages, an welchem im Jahre 1870 die italienischen Truppen durch die Breschen der Porta Pia in die Hauptstadt der katholischen Welt einrückten und sie zur Capitale des Königreichs Italien säcularisirten, nicht zu den Nationalfesten rechnen, an welchen ein seiner Kirche ergebener römischer Katholik, mag er gleich ein treuer Bürger des Königreichs Italien sein, sein Haus mit Fahnen, Kränzen und Lichtern schmücken und patriotischen Reden lauschen kann, ohne gleichzeitig dadurch sein katholisches Gewissen zu beschweren; nicht verstehen wir es aber, wenn ein auf seinen deutschen Patriotismus nicht wenig pochendes Blatt, wie die berliner „Germania" den deutschen Katholiken die Betheiligung an der Gedächtnißfeier eines der herrlichsten Ehrentage des deutschen Volks auszureden sucht.

Oder wollte die „Germania" lediglich dem Satze zur öffentlichen Anerkennung verhelfen, dessen stille Geltung man in vielen Dingen schon verspürt hat: Moguntia locuta causa finita? Der Herr Bischof von Mainz hat bekanntlich unterm 19. August ein Hirtenschreiben erlassen, welches die Zeit nicht dazu angethan erklärt, daß „wir" — „das katholische Deutschland" heißt es an andern Stellen — „Freudenfeste feiern", und in Sonderheit „an der Sedanfeier, wie sie jetzt von unsern Gegnern betrieben wird, uns betheiligen können, ohne die Religion zu entwürdigen und ohne unsern Charakter und unsre Ehre zu verletzen". Der Herr Bischof von Mainz ist freilich, soweit die Kenner des katholischen Kirchenrechts in solchen Dingen unterrichtet sind, nur dazu befugt, für seine mainzer Diöcese Anordnungen zu erlassen; da aber die andern katholischen Bischöfe Deutschlands sich zu ähnlichen Kundgebungen nicht bewogen gefunden haben, obwohl auch in ihren Diöcesen die katholische Kirche sich im „Verfolgungszustande" befindet, so scheint die „Germania" dieses Schweigens wegen sich zu dem Schlusse berechtigt gehalten zu haben, daß der Bischof von Mainz vom Vatican den besonderen Auftrag erhalten hat, dem „katholischen Deutschland" sein Verhalten der Sedanfeier gegenüber vorzuzeichnen. Man könnte bei dem zu verschiedenen Malen bemerkten Tone positivster Gewißheit, mit welchem in der „Germania" über Dinge, die nur den Intimen des Vaticans bekannt sein können, Mittheilungen gemacht worden sind, vielleicht auch annehmen, die „Germania" sei dahin informirt, daß Bischof Ketteler vom Vatican überhaupt als dasjenige Mitglied des deutschen Episcopats ausersehen worden ist, durch dessen Mund Rom spricht, wenn es an das katholische Deutschland Befehle zu richten hat, so daß man es in seinem Hirtenschreiben zur Sedanfeier mit einer Kundgebung jenes geheimen Kirchenregiments zu thun hat, welches neben der staatlich anerkannten Hierarchie der katholischen Kirche sich aufbaut nnd in dem jeweilig regierenden Papste mehr sein Werkzeug, als seine leitende Spitze sieht.

Es mag daher gleichgültig erscheinen, ob hier und da ein katholischer Geistlicher, ja selbst ein Mitglied des Episcopats wie der apostolische Vicar im Königreich Sachsen und Bischof von Leontopolis i. p. Herr Forwerk, in Widerspruch zu den Weisungen, welche der Bischof Ketteler officiell nur für seine mainzer Diöcese ertheilt hat, anordnet, daß „die hellen Kirchenglocken laden zu des Festes Glanz". Keine Regel ist ohne Ausnahme und bei der Ertheilung von Dispensen, die von der Befolgung der Regel die im Allgemeinen dazu verpflichteten Gewissen entbinden, hat die römisch-katholische Kirche stets von politischen Klugheitsmaximen sich leiten lassen. Die politische Klugheit gebot in diesem Falle aber, mit dem letzten Worte vorläufig noch zurückzuhalten: der 2. September 1874 sieht das Deutsche Reich noch stark und mächtig trotz aller Versuche, seine Grundlagen durch Aufreizung des katholischen Drittels der Nation zu unterwühlen. Eine Kriegserklärung des katholischen Deutschlands an das Deutsche Reich ist heute noch nicht an der Zeit; deshalb wird auch den Katholiken, welche ihrer amtlichen Stellung wegen von der Sedanfeier nicht gut abkommen können, gestattet, dieselbe mitzumachen; nur sollten sie bei Angriffen, welche die Festredner sich etwa gegen die katholische Kirche möchten zu Schulden kommen lassen, dem Verdachte entgegentreten, als ob sie durch ihre Theilnahme an dem angeblich harmlosen Feste ihre katholische Ueberzeugung verleugnen. Wir können aus allem dem wohl den Schluß ziehen, daß es bei dem immerhin durch allerlei Dispensationen erleichterten Verbote der Betheiligung an der Sedanfeier für die Leiter der katholischen Actionspolitik sich vorläufig nur darum handelt, vor der Welt zu bekunden, daß die äußere Einheit Deutschlands nichts als ein leerer Schein ist, indem ein Drittel der deutschen Nation blutige Thränen weint über die Verfolgung, welche die Kirche, zu der es sich bekennt, erleidet, und nicht unter dem Hohngelächter und den

Digitized by Google

lügenhaften Anschuldigungen seiner Verfolger an einem angeblichen nationalen Freudenfeste sich betheiligen will.

Auf die innere Zerrissenheit Deutschlands haben dessen äußere Feinde stets ihre Anschläge basirt. Das durch die Reichsverfassung dem Auslande gegenüber zu einer politischen Einheit zusammengefaßte Deutschland soll jetzt als ein vom Hasse der Confessionen im Innern zerfressener und dadurch der Möglichkeit einer dauernden Existenz beraubter Körper erscheinen, welcher bei dem ersten Stoß von außen her in Stücke bricht. Die Darstellung, welche Bischof Ketteler in seinem Hirtenschreiben von der innern Lage des Deutschen Reichs gegeben hat, scheint uns der Hauptzweck des ganzen Opus zu sein; die Beantwortung der Gewissensfrage, welche an die deutschen Katholiken mit der Aufforderung, an der Sedanfeier sich zu betheiligen, herantritt, ist von weitaus geringerer Bedeutung. Daß dies nationale Fest in solchen Gegenden, wo die Bevölkerung von ultramontanen Einflüssen beherrscht ist, wenn überhaupt, nur unter sehr schwacher Betheiligung begangen worden wäre, auch ohne daß der Bischof von Mainz seine Kundgebung veranstaltet und die Presse dieselbe bis in die finsterſten Winkel des katholischen Deutschland verbreitet hätte, verstand sich von selbst. Die leider in der Minderheit befindlichen deutschen Katholiken, welche das deutsche Vaterland mehr lieben, als sie die Ungelegenheiten, die ihnen wegen einer Bekundung ihres deutschen Patriotismus Priesterhand zu bereiten vermag, fürchten, werden nun erst recht an der Sedanfeier sich betheiligen. Jene dem ultramontanen Wesen ergebenen Katholiken endlich, welche um gewisser Rücksichten willen die Sedanfeier contre coeur mitmachen „müssen", würden den Dispens dazu, der ihr Gewissen beruhigt, von ihrem Beichtvater so wie so erhalten haben. Wozu bedurfte es also, falls den deutschen Katholiken bloß eine „Gewissensfrage" beantwortet werden sollte, einer besonderen „Kundgebung". Wir würden glauben, dem Herrn Bischof von Mainz gegenüber uns einer Geringschätzung schuldig zu machen, wenn wir seiner Kundgebung nicht eine tiefere Bedeutung beilegten. Der Herr Bischof wollte nicht blos den Pfarrern der mainzer Diöcese die Mittheilung machen, daß er ihnen gestatte, am Tage von Sedan oder dem folgenden Sonntage nach Ermessen ein Gebet oder Bittamt abzuhalten, um Gottes Gnade und Segen über Deutschland zu erflehen, daß dagegen jedes feierliche Geläute und jede Art des Gottesdienstes, die den Charakter eines Freudenfestes an sich tragen würden, zu unterbleiben haben; dem Bischof von Mainz kam es vor allem darauf an, daß die Motive, welche ihn zum Erlasse dieser Weisungen bestimmen, ihren Weg in die Oeffentlichkeit fänden; er war bei seiner autoritativen Stellung sicher, daß ganz Deutschland und das Ausland, so weit es an deutschen Angelegenheiten ein Interesse nimmt, diese Motive mit Erläuterungen begleiten und aus ihnen Information über die Meinung des katholischen Deutschland schöpfen würde. Ob die Stimmung wirklich in weiteren katholischen Kreisen eine so erbitterte ist, wie sie das Ketteler'sche Hirtenschreiben darstellt, vermag nur Jemand, dem in die tiefsten Herzensfalten seiner Mitmenschen zu blicken vergönnt ist, zu entscheiden; jedenfalls bemüht sich der Bischof von Mainz redlich, die Dinge dahin zu treiben, daß die Wirklichkeit nicht hinter der davon entworfenen Schilderung zurückbleibt. Er zählt in geschickter Zusammenstellung alles auf, was dazu geeignet ist, einen auf Priesterworte schwörenden Katholiken zu fanatischem Hasse gegen die angeblichen Verfolger seiner Kirche zu entflammen; in dieser unheimlichen Gluth muß unfehlbar auch der Rest von politischer Einsicht verzehrt werden, der sich bei der mit ultramontanen Gesinnungen erfüllten Masse der katholischen Bevölkerung noch erhalten hat. Dem „katholischen Deutschland" wird ein vorläufig noch nicht mit einem bestimmten Namen bezeichnetes Etwas gegenüber gestellt, dem aber stets die gleiche Feindseligkeit gegen die katholische Kirche eigen ist. Zuerst ist dies eine „Partei" und heißt es von ihr: „Sie feiert in der Sedanfeier nicht so sehr den Sieg des deutschen Volkes über Frankreich, als die Siege ihrer Partei über die katholische Kirche". Dann wird jener anonyme Feind der katholischen Kirche also gekennzeichnet: „Fünf deutsche Bischöfe sitzen im Gefängniß, zahlreiche Priester theilen deren Schicksal oder werden aus der Heimath verbannt; alle Mitglieder katholischer Vereine sind unter den Verdacht staatsfeindlicher Bestrebungen gestellt" u. s. w.; fast scheint es so, als ob der Herr Bischof die königlich preußische Staatsregierung meine oder sollten wir uns auf das Lesen zwischen den Zeilen so wenig verstehen? Endlich ist es fast die gesammte liberale Presse, namentlich die sogenannte offiziöse Presse, welche den religiösen Fanatismus auf das schmachvollste ausgebeutet hat, indem sie das katholische Deutschland mit verantwortlich machte für das Kullmann'sche Attentat. Wir rathen dem Herrn Bischof, daß er sich für sein Preßbureau einen andern Lector anschafft; der, welcher ihm über die liberale Presse also berichtet hat, hat ihn — belogen.

Eine Partei, eine Regierung und die im Sinne, beziehentlich Solde der einen und andern schreibenden Presse — das sind die drei Träger der „antichristlichen Richtung", welche der Herr Bischof von Mainz im Deutschen Reiche zu dessen Unheil herrschen sieht. Nach der jedenfalls nicht absichtslosen Disposition des Hirtenschreibens zu schließen, mißt der Herr Bischof der „Partei" den größern Antheil der Schuld bei; sie ist es, welche ihre Siege über die katholische Kirche am Sedantage feiern will und derselben ansinnt, über ihre eigenen Wunden zu jubeln; die bewußte Regierung — man bemerke, wie fein der Herr Bischof seine Insinuationen bei einer gewissen allerhöchsten Stelle anzubringen weiß — erscheint dagegen mehr in dem milderen Lichte einer halb erzwungenen Mitschuld, die der Verzeihung sicher ist, wenn das Verhältniß zu der kirchenfeindlichen Partei gelöst wird; die Presse endlich leistet in dieser Sache, zumeist gegen Sold, schmachvolle Handlangerdienste. Das ist zwar ein harter Vorwurf und noch dazu, für die liberale Presse wenigstens, ein unverdienter; indessen ist hier nicht der Ort, für die Ehrenhaftigkeit und Unabhängigkeit unsrer liberalen Blätter mit dem Bischof von Mainz eine Lanze zu brechen; es genügt die einfache Zurückweisung jenes Vorwurfs.

Warum stellt nun wohl der Herr Bischof von Mainz jene „Partei, welche sich fälschlich als die Vertreterin des deutschen Volkes gebärdet", an die Spitze seiner Betrachtungen? Er will damit — wenigstens wissen wir kein andres Motiv dafür — das was in Deutschland von Reichs wegen geschieht, im Wesentlichen als auf Betreiben und zum Besten einer Partei geschehend stigmatisiren. Es ist eine Partei, die in Deutschland regiert, und dabei die übrige Nation, vornehmlich das, was der Herr Bischof „das katholische Deutschland" nennt, bei Seite schiebt.

Nach der ganzen Denkweise des Bischofs Ketteler ist sein Antagonismus gegen diese „Partei" leicht erklärlich; es ist dieselbe nämlich nichts andres als die Gesammtheit aller nationalgesinnten Deutschen, die freilich nicht mit der Gesammtheit der Bevölkerung des Deutschen Reichs sich deckt, aber doch die große Mehrheit derselben umfaßt. Wenn man von dem „Willen einer Nation" spricht, so hat man darunter alle Zeit nur den Willen einer Mehrheit dieser Nation verstanden. Wer sich bemüht den Glauben zu erzeugen, daß in Deutschland eine Parteiregierung herrsche, der versucht eine falsche Anschauung über die deutschen Verhältnisse in Umlauf zu setzen, und wird die, welche aus solcher Beschränkung heraus ihre Politik einrichten, in Schaden bringen. Der Bischof von Mainz wird gut thun, dem Vatican zu berichten, daß man sein Hirtenschreiben nicht wörtlich zu nehmen habe; im Vatican wird man schon dafür sorgen, daß diese Note in usum delphini an die Stelle gelange, die darnach sich zu achten hat.

Und nun noch ein Wort zum Schlusse. Wenn unter den nationalgesinnten Deutschen es auch solche gibt, die den Tag von Sedan als einen epochemachenden Wendepunkt für die Culturgeschichte auffassen und in diesem Sinne ihn gefeiert

Digitized by Google

haben und ferner feiern werden, so haben dieselben doch wohl gerade nicht den Gedanken damit verbunden, daß an diesem Tage eine Partei ihre Siege über die katholische Kirche feiern könne. Wohl ist infolge der Niederlage Frankreichs bei Sedan die italienische Nation in die Möglichkeit versetzt worden, ohne daß ein unmittelbarer Conflict mit Frankreich die Folge davon war, sich in den Besitz ihrer Hauptstadt Rom zu setzen. Die katholische Kirche ist aber — und darin denken wir vielleicht von ihr größer als der Herr Bischof von Mainz — eine Institution von so breit und tief gewurzelter Autorität, daß der Verlust des Dominium temporale dieselbe ganz ungeschwächt läßt. Wenn die katholische Kirche die Gefahren zu überwinden weiß, welche ihr von dem auf weltliche Ziele gerichteten Ehrgeiz einer herrschsüchtigen Partei in ihrem eigenen Schooße drohen, so wird sie an den Wunden, die ihr Sedan schlug, nicht dahin siechen. Der Sieg, durch welchen die katholische Kirche zu Falle gebracht wird, will unter einem andern Zeichen gewonnen sein und es wird eine ganze lange Periode der menschlichen Geschichte mit den geistigen Kämpfen, die ihr vorangehen, erfüllt sein. Ob man dann noch in Deutschland einen Sedantag feiern wird?

M. L.

---

## Die Spiritisten in America.

Von M. Raven.

### II.

Das Spukhaus in Hydesville. Geisterklopfen. Der ermordete Hausirer. Spiritistischer Telegraph. Benjamin Franklin. Geister sind Menschen.

Den Beginn der Bewegung bilden die „Rochester Knockings", eine reine Spukgeschichte.

In dem Dorfe Hydesville nicht weit von Rochester wohnte im Winter 1847/48 ein einfacher Farmer, John Fox, mit seiner Frau und zwei kleinen Töchtern zur Miethe in einem Häuschen, von dem das Gerücht ging, es sei unter einem früheren Bewohner ein Hausirer darin ermordet und im Keller verscharrt worden. Bald nach ihrem Einzuge wurde die Familie Fox des Nachts durch allerlei Geräusch, Klopfen, Knarren u. dgl. beunruhigt, das sich hauptsächlich in der Schlafstube hören ließ und von dem unter derselben befindlichen Keller auszugehen schien. Im December hatte die Familie das Haus bezogen, und im Februar 1848 war das Geräusch so stark und so unausgesetzt geworden, daß Mrs. Fox ihrem Sohne David, einem Farmer, der einige Meilen entfernt wohnte, davon Mittheilung machte. Ihre Geschichte wurde aber sehr ungläubig angehört, als auf Einbildung beruhend oder durch „die einfachste Ursache von der Welt" zu erklären. Am Freitag den 31. März 1848 zog sich die Familie früher als gewöhnlich zurück, weil sie völlig erschöpft war durch die vorhergegangenen schlaflosen Nächte. Den Kindern wurde streng befohlen, still zu liegen und sich um das Geräusch gar nicht zu kümmern. Aber gleichsam als Tadel für ihre Unempfindlichkeit war es an diesem Abend lauter und hartnäckiger als je. Ruhe war unmöglich. Die Kinder saßen aufrecht im Bette, horchten auf das Geräusch und begleiteten es mit Ausrufen. Mr. und Mrs. Fox untersuchten Fenster und Thüren, Alles umsonst. Das Klopfen kam gleichsam neckend, als Antwort auf den Lärm, den der Vater machte, indem er die Fensterladen rüttelte. Zuletzt wurde dem jüngsten Kinde, Käthe, einem Mädchen von sieben bis acht Jahren, die Sache komisch; sie schnappte lustig mit ihren Fingern und rief: „Hier, Meister Spaltfuß, thue wie ich thue!" Die Wirkung war eine augenblickliche. Der unsichtbare Klopfer antwortete, indem er die Zahl ihrer Bewegungen nachmachte. Käthe machte darauf eine bestimmte Anzahl Bewegungen mit dem Finger und dem Daumen in die Luft, aber lautlos, und ihre Verwunderung und kindische Freude wurde verdoppelt, als eben so viel Mal geklopft wurde, wie sie geräuschlos mit den Fingern geschnappt hatte. „O Mutter," rief sie, „guck, es kann eben so gut sehen wie hören!"

Die erstaunte Mrs. Fox wandte sich nun ebenfalls an den unsichtbaren Klopfer. „Zählt zehn!" rief sie. Zehn Schläge erfolgten augenblicklich. „Wie alt ist meine Tochter Margaret?" „Wie alt Käthe?" Beide Fragen wurden deutlich und richtig beantwortet, eben so andere derselben Art. Dann fragte Mrs. Fox: „Ist es ein Mensch, der klopft?" — Keine Antwort. „Ist es ein Geist?" — Feste und deutliche Schläge bejahten. Als die Frage, „ob es klopfen würde, wenn sie ihre Nachbarn herbeiriefe," ebenfalls bejaht wurde, schickte sie ihren Ehemann zu einer Mrs. Redfield, die, nachdem sie ebenfalls den Klopfer befragt und befriedigende Antworten erhalten hatte, in großer Aufregung hinlief, noch Andere herbeizuholen. Einer der Nachbarn, Mr. Dausler, der früher auch eine Zeitlang mit seinem Vater in demselben Hause gewohnt hatte, und der später behauptete, er hätte niemals an „Spukhäuser" geglaubt, fragte den Unsichtbaren: „Seid Ihr ein gekränkter Geist?" (injured spirit). — Klopfen. — „Seid Ihr gekommen, einem der Gegenwärtigen etwas zu Leide zu thun?" — Keine Antwort. — „Habe ich oder hat mein Vater Euch Unrecht gethan?" — Keine Antwort. — „Hat Mr. N. (der Mann, der vor Mr. Fox das Haus bewohnt hatte, und den das Gerücht als Mörder bezeichnete) Euch verletzt, so macht es kund durch Klopfen!" — Darauf erfolgten drei starke Schläge und die Bettstelle krachte. Dann wurde weiter gefragt, ob er des Geldes wegen ermordet sei, ob die Summe drei-, vier-, fünfhundert Thaler betragen habe u. s. w., und das ausbleibende oder erfolgende Klopfen wurde als verneinende oder bejahende Antwort genommen.*)

Mrs. Fox und ihre Töchter, geängstigt und sehr ermüdet, verließen das Haus, um die Nacht bei einer befreundeten Familie zuzubringen. Aber die Männer blieben mit einer sich immer vergrößernden Menge von Nachbarn und setzten unermüdlich ihre Fragen fort. Ein Versuch, das Verfahren abzukürzen, indem sie das Alphabet hersagten und den Geist ersuchten, bei dem betreffenden Buchstaben zu klopfen, wollte aber diesmal noch nicht gelingen. Sie brachten aber auch so heraus, wie alt der Ermordete gewesen, ob er eine Frau, wie viel Kinder er habe, und sogar das Datum des Tages, an welchem er getödtet worden.

Mit der Nacht hörte das Klopfen auf und begann erst wieder am Sonnabend um sieben Uhr Abends. Am Sonntag ließ es sich aber auch bei Tage hören und lockte ganz Hydesville herbei. Am Nachmittag begann David Fox mit einigen Nachbarn im Keller, wo der Hausirer verscharrt sein sollte, zu graben, traf aber schon in einer Tiefe von zwei bis drei Fuß auf Wasser, da das Haus sehr niedrig lag und der nahe Fluß hoch angeschwollen war. Das ganze Haus wurde bei dieser Gelegenheit von den Hunderten, die es bei Tag und Nacht belagerten, gründlich durchsucht, es blieb kaum eine Planke, ein Brett, ein Dachziegel an seinem Platze, aber man fand nichts, was das Klopfen erklärte. Auch die Kinder konnten es nicht verursacht haben, schon deshalb nicht, weil es in der Nacht, wo sie mit ihrer Mutter das Haus verlassen hatten, nicht aufgehört hatte.

Der Aufenthalt in dem Spukhause wurde für die Familie Fox mit jedem Tage unangenehmer, da die unheimlichen Vorgänge nicht aufhörten, die neugierigen Besucher das Häuschen keinen Augenblick leer ließen und zudem der verletzendste Argwohn sich zu verbreiten begann. Mr. Fox namentlich, ein stiller, einfacher Mann, der sich zur Methodistengemeinde hielt, und dem sein Prediger scharf in's Gewissen redete wegen des

*) Der Autor von „Modern American Spiritualism", dem wir in dieser Erzählung folgen, bemerkt, daß dieser Vorfall an den deutschen „Poltergeist" erinnere. Eigenthümlich genug ist, daß Mr. Dausler und Mr. Fox von deutscher, Mrs. Fox von französischer Abkunft sind; wenn wir wollen, können wir uns also die „Entdeckung des Spirits" zuschreiben. Vergleiche auch Goethes Ausgewanderte.

Digitized by Google

gegebenen Aergernisses, war die ganze Sache höchst unangenehm. Und da sich das Klopfen hauptsächlich in der Nähe der kleinen Käthe vernehmen ließ, so wurde das Kind aus dem Hause geschickt, nach Auburn, zu einem Mr. Capron. Aber das half nichts, jetzt heftete sich der Klopfgeist an die andere Tochter, Margaret, und zuletzt sah sich Mrs. Fox, der nach spiritistischen Berichten das Haar in einer einzigen Woche grau geworden war vor Schrecken über den Spuk und vor Kummer über die Verdächtigungen ihrer Mitbürger, veranlaßt, Hydesville zu verlassen und nach Rochester zu ziehen, wo ihre älteste Tochter, Mrs. Fish, als Musiklehrerin lebte.

Aber der Klopfgeist folgte ihnen zu ihrem großen Kummer nach Rochester und verließ sie nicht, obgleich sie mit ächt methodistischem Eifer beteten, daß sie von dieser Heimsuchung erlöst werden möchten, die sie um Glück und guten Namen zu bringen drohte. Sie waren aus ihrer Gemeinde gestoßen, alte Freunde wurden kalt gegen sie, Mrs. Fish verlor ihre Musikstunden und die abscheulichsten Gerüchte verbreiteten sich auf ihre Rechnung. Sie wandten sich endlich um Rath an einen alten Freund, Mr. Isaak Post, einen sehr geachteten Quäker in Rochester. Und jetzt beginnt eine völlig neue Phase des „Geisterklopfens". Aus dem Spuk wird eine „wissenschaftliche Entdeckung".

Wir geben den Bericht wörtlich nach „Modern American Spiritualism", indem wir dem Autor die Verantwortung überlassen.

Mit Hülfe des Herrn Isaak Post gelang es ihnen, durch das Alphabet mit der unsichtbaren Kraft mittelst Klopfens zu verkehren. Telegraphische Nummern wurden festgesetzt, um „Ja", „Nein", „Zweifelhaft" u. s. w. zu bezeichnen, und so wurden Sentenzen herausbuchstabirt, durch welche man die erstaunlichen Thatsachen erfuhr, daß nicht allein „Charles Mosna", der angeblich ermordete Hausirer, sondern Schaaren von Geistern, gute und schlechte, hohe und niedere, unter gewissen, für Sterbliche jetzt noch unverständlichen Bedingungen, mit der Erde verkehren könnten; daß ein solcher Verkehr durch die Kräfte des spirituellen und menschlichen Magnetismus, in chemischer Affinität, bewirkt werde; daß die Varietäten des Magnetismus in verschiedenen Individuen dem Einen „Mediumkraft" verliehen, dem Andern versagten; daß die magnetischen Verhältnisse, die nöthig seien, um Phänomene hervorzurufen, sehr subtil, Störungen ausgesetzt und vorzüglich empfindlich gegen den Einfluß von Gemüthsbewegungen seien; daß die Geister, welche hauptsächlich bei der Einführung dieser Telegraphie thätig sich bewiesen, philosophische und wissenschaftliche Köpfe wären, von denen manche während ihres Erdenlebens die Elektricität und andere Imponderabilien zu ihrem Specialstudium gemacht hätten, und unter diesen wurde der Name Benjamin Franklin am häufigsten genannt. Außer diesen Mittheilungen, die das Object und Einiges von dem Modus operandi zu erklären beabsichtigten, erfreuten zahlreiche „Spirit"-Freunde der Familie und derer, welche sich an ihren Untersuchungen betheiligten, die Herzen ihrer erstaunten Anverwandten mit deutlichen und unerwarteten Beweisen von ihrer Gegenwart. Sie kamen, ihre Namen, ihr Alter, und verschiedene Zeichen ihrer Identität richtig buchstabirend und die frohe Botschaft verkündigend, daß sie Alle „noch lebten", „noch liebten" und mit der Zärtlichkeit menschlicher Zuneigung und mit der Weisheit einer höhern Sphäre die Existenz der Geliebten überwachten und leiteten, von welchen sie als todt betrauert wurden.

Die „Spirits" empfahlen die Vereinigung der Freunde der Familie zu harmonischen „Meetings", welche seitdem den Namen „Spiritscirkel" erhalten haben, und in diesen ward die Anwendung von animalischem Magnetismus auf einige der Anwesenden angerathen, als ein Mittel, die Erscheinungen des Hellsehens (Clairvoyance) hervorzurufen.

Es ist bemerkenswerth, daß die Spiritisten hervorheben, nicht von ihnen, sondern von den „Spirits" sei diese Methode des Verkehrs zwischen der Erde und der Geisterwelt erfunden und die „Spirits" hätten das Haus in Hydesville deshalb zu ihren ersten Versuchen gewählt, weil es mit der „Aura", die erforderlich ist, um es zu einer Batterie für die Thätigkeit des Telegraphen zu machen, beladen gewesen, und weil die Familie Fox mit ähnlichen Eigenschaften begabt sei.

Ebenso erklärten die „Spirits" wiederholt, dieser Verkehr mit der Erde und die Kraft, wodurch derselbe bewerkstelligt werde, sei eine völlig neue Entdeckung, die noch in den ersten Anfängen begriffen und den „wissenschaftlichen Köpfen" in der Geisterwelt, die sich damit beschäftigten, selbst noch unvollkommen bekannt sei. Dem entsprechend war auch das „Klopfen" lange Zeit die einzige Form, in welcher dieser Verkehr stattfand, nicht allein bei der Familie Fox sondern auch an andern Orten und bei andern „Mediums". Erst später zeigte sich die räthselhafte Kraft fähig, schwere Gegenstände in Bewegung zu setzen. Noch später wurden die elektrischen Ströme (wir brauchen den Ausdruck in Ermanglung eines andern, denn die „Spirits" erklären, es sei nicht Elektricität, was bei diesem Verkehr angewendet werde) auf musikalische Instrumente gelenkt und Töne dadurch hervorgerufen. Dann kamen auch Lichter (den elektrischen ähnlich) von verschiedener Intensität und Farbe zum Vorschein, meistens unmittelbar, und in Gegenwart der „Mediums", dann aber auch Kundgebungen durch die Mediums, Zeichnungen, Musik, Schriften in fremder, den Schreibenden gänzlich unbekannter Sprache u. s. w.

Dabei wurde wiederholt eingeschärft, „daß die Geisterwelt von der Erdenwelt bevölkert werde", daß „Spirit"-leben von dem Punkte beginne, wo die sterbliche Existenz endet, daß das Leben, dort wie hier, Fortschritt und nicht gewaltsamer und unnatürlicher Wechsel sei, mit einem Worte, daß „Spirits" Menschen seien und daß die Seele durch den bloßen Act der physischen Auflösung sich nicht verändere. Also müssen den „Spirits" gegenüber dieselben Regeln der Klugheit und der Moral gelten wie bei Sterblichen. Man dürfe nur annehmen, was wahr, und thun, was gut oder vernünftig sei, möge es ein Mensch oder ein Spirit rathen. — Eine Lehre, welche den Spiritisten dienlich und nöthig ward für die Folgen.

---

## Literatur und Kunst.

### Erziehungsweisheit im Sprichwort.

Eine Betrachtung

von

**Jürgen Bona Meyer.**

I.

„Aller Anfang ist schwer." Mit diesem gemeinplätzlichen Seufzer meine Betrachtung über Erziehungsweisheit im Sprichwort zu beginnen, mag nachsichtig verstattet werden. Der Seufzer kommt von Herzen und hat guten Grund. Es ist im vorliegenden Fall der Anfang wirklich besonders schwer in zwiefacher Hinsicht, sowohl weil die Grenzen des Begriffs Sprichwort, als auch weil die Anfangsgrenzen der Geltung des Sprichworts in der Erziehung schwer zu ziehen sind.

Was ist ein Sprichwort? — Das ist eine Vorfrage, über die eine kurze Verständigung gesucht werden muß. Das Sprichwort muß einen allgemeinen Erfahrungssatz oder eine allgemeine Lebensregel in einer besonderen Form ausdrücken. Particular, einen einzelnen Fall hervorhebend und bildlich ist häufig die Ausdrucksform, allgemein ist stets der Sinn: „wer die Leiter hinauf will, muß von unten anfangen" sagt das Sprichwort für Jeden, der irgend eine Arbeit beginnen will. Aber diese particulare, bildliche Form ist nur der häufige dichterische Schmuck des Sprichworts, nicht, wie unüberlegt mehrfach behauptet ist, die unerläßliche Bedingung des Sprichworts; vielmehr erscheinen ge-

Digitized by Google

rade die meisten und gangbarsten Sprichwörter, wie „Aller Anfang ist schwer", „Ehrlich währt am längsten" ohne eine derartige sinnige bildliche Einkleidung. Und derselbe Satz erscheint bald mit, bald ohne Bild; ein scharfer Unterschied zwischen Sprichwort und sprichwörtlicher Redensart ist daher mit Rücksicht darauf nicht zu machen. Die Hauptsache ist, daß kurz und bündig eine im Volke gangbare Klugrede ausgedrückt ist. Auf den Umfang der Verbreitung kommt es natürlich weniger an, aber die meisten und treffendsten Sprichwörter finden sich allerdings dem Sinne nach fast überall und allezeit unter den Menschen wieder, nur ihr Gewand wechselt je nach Land, Stand und Zeit. Das Sprichwort enthält demnach eine Art Lebensphilosophie des denkenden Menschengeistes aller Völker und Zeiten. Ob man die Geister kennt oder nicht, welche dieser Volksweisheit ihren sinnreichen Ausdruck geben, ist gleichgültig. Manche Sentenzen Schillers und Goethes sind in unserm Volke Sprichwörter geworden und hören nicht auf es zu sein mit dem Wissen um diesen Ursprung. Kurz — sagen wir mit dem alten Frank von Wörd: „Das Sprichwort ist eine kurze, weise Klugred, die Summa eines ganzen Handelns, Gesetz oder langen Sentenz: als der Kern in ein enges Sprüchlein und verborgen Grifflein gefasset, da mehr etwas andres verstanden, als geredt wird".

Damit mag über besagte Schwierigkeit der Begriffsbestimmung für den Zweck unserer Betrachtung das Nöthige beigebracht sein, genug jedenfalls, um anzudeuten, in welchem Sinne hier der Ausdruck Sprichwort gebraucht werden soll.

Wir wollen nun in Betracht ziehen, ob sich in solchen Klugreden auch wohl ein Niederschlag von Erziehungsweisheit abgesetzt hat.

Da stoßen wir gleich auf eine zweite Schwierigkeit, wenn wir nach der Entwicklungszeit in der Erziehung forschen, für welche die Bedeutung solcher Klugreden sich einstellt; wenn wir fragen, ob das Sprichwort die Erziehung von Anbeginn begleitet oder erst später seinen Rath ertheilt. Die Antwort darauf wird erschwert durch die Unsicherheit der Pädagogen über den Anfang der Erziehungsaufgabe. Manche sagen, daß die Erziehung schon vor der Geburt zu beginnen habe; mir ist aber kein eigentliches Sprichwort bekannt, das mit seiner Erziehungsweisheit so weit zurückgreift, es sei denn etwa der sprichwörtliche Satz Goethes:

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn nur die Eltern erzogen wären.

Nach diesem Satze von der Nothwendigkeit, die Erziehung der Kinder mit der Erziehung der Eltern zu beginnen, handelte der Philosoph Fichte, nachdem er bei der Familie Ott im Züricher Gasthof zum Schwerdt als Hauslehrer eingetreten war. Der Vater Ott ließ ihn in der Erziehung gewähren, aber die Mutter konnte sich in seine Weise nicht finden und verdarb durch verkehrtes Handeln, was Fichte an den Kindern glaubte gut gemacht zu haben. Da entschloß sich Fichte ein Tagebuch über die elterlichen Erziehungsfehler zu führen und allwöchentlich Abrechnung mit den Eltern zu halten. Zur Durchführung einer so ungewöhnlichen Erziehungsmaxime gehörte jedenfalls die durchgreifende, Achtung gebietende Geistesart eines Fichte und die Güte und Achtbarkeit Ott'scher Eheleute. Schwerlich werden Verhältnisse häufig sein, in welchen Hauslehrern solche Freiheit gestattet war, und selbst Fichtes Verhältniß zu Otts war nur von kurzer Dauer. — Immerhin dürfte der Goethe'sche Spruch unter Hauslehrern und Gouvernanten gar wohl ein beliebtes Sprichwort werden, was aber natürlich in der Meinung der Eltern stets als eitele Anmaßung gelten wird.

Das Sprichwort erstreckt übrigens vorsichtig seine Weisheit so weit nicht hinauf, es beschränkt sich darauf den jungen Weltbürger, der das Tageslicht erblickt hat, mit seinen Lehren in Obhut zu nehmen. Nur in Rücksicht auf die Ungewißheit dieses Erscheinens ist das Sprichwort so übervorsichtig darüber zu spotten, daß die Eltern die Wiege schon zuvor bestellen, und ist so weise den Müttern zu rathen, ihre Töchter nicht schon vor der Geburt zu verheirathen.

Das Erscheinen des Kindes begrüßt das deutsche Sprichwort in vielen Wendungen als Glück und mit Gottvertrauen. „Je mehr Kinder, je mehr Glücks"; „ein Kind kein Kind, zwei Kinder ein halbes Kind, drei Kinder ein Kind"; oder „ein Kind Angstkind, zwei Kinder Spielkinder". — Freilich „viel Kinder, viel Mäuler", und der Schweizer sagt wohl: „alle Jahr ein Käs wenig Käs, alle Jahr ein Kind viel Kind"; aber kein Sprichwort redet von zu viel, vielmehr heißt es: „viel Kinder viel Vaterunser, viel Vaterunser viel Segen", denn „gibt Gott Häschen, so giebt er auch Gräschen" oder, wie es derber in Pommern lautet: „wem unse Herrgott Kinner gift, dem gift he auk Bukſen".

Drum bemerkt das Sprichwort denn auch nur mit halber Trauer den Widersinn: „Arme haben Kinder, Reiche die Rinder", denn andererseits „gibt Gott Kinder, so gibt er auch Rinder". Ein französisches Sprichwort nennt daher die Kinder geradezu Reichthümer der Armen.

Unter allen Verhältnissen hält das Sprichwort daran fest, daß der Besitz von Kindern als eine Himmelsgunst zu preisen ist. Der Perser nannte die Kinder „eine Brücke zum Himmel"; „Kinder sind — nach Psalm 127, 3 — eine Gabe des Herrn". Eine zahlreiche Nachkommenschaft erschien den Juden als eine besondere Gunst des Himmels. „Viel Kinder, viel Segen" ist durchweg die Gesinnung der betreffenden Sprichwörter aller Völker und Zeiten; sie offenbaren uns, wie tief die Liebe zu den Kindern in aller Menschenbrust wurzelt, wie schlecht daher derjenige sein muß, der sie verleugnet.

Das Sprichwort weiß am besten, daß Kinder das Glück der Ehe und des Hauses bauen helfen: „wer ein säugendes Kind hat, sagt es, der hat eine singende Frau".

Und doch verkennt das Sprichwort keineswegs leichtsinnig die Sorgen und Mühen der Kinderzucht; es weiß auch recht gut, daß diese Sorgen nicht von kurzer Dauer sind, auch mit den Jahren nicht schwinden, sondern nur andere werden: „Kleine Kinder kleine Sorgen; große Kinder große Sorgen", „kleine Kinder machen Kopfweh, große Kinder Herzweh", oder wie der (Berliner) Volksmund sagen soll: „kleine Kinder treten auf die Scherzen, große auf die Herzen". Trotz alle dem das Kind darf man ja nicht mit dem Bade ausschütten; das Sprichwort fordert sorgfältige Pflege und Erziehung. Der Chinese empfiehlt dies auch in Rücksicht auf den Nutzen im Alter: „Kinder aufziehen und ruhig das Alter erwarten, ist wie Früchte einsammeln, um der Hungersnoth zu wehren".

Klug und weise kennt und schätzt das Sprichwort für diese Sorgfalt die verschiedene Bedeutung von Vater und Mutter, sagt auch treffliche und traurige Wahrheiten über den Werth ungetrübter Familienverhältnisse und den Schaden der leider nicht seltenen Familienzwiste.

Der Mutterpflege überweist das Sprichwort zunächst für die Gesammterziehung das Meiste: „Auf der Mutter Schooß werden Kinder groß", „Mutterschooß ist arm, aber warm", „Muttertreu ist täglich neu". Das Sprichwort behauptet sogar; „was der Mutter an's Herz geht, geht dem Vater nur an die Knie".

Doch will es diese Muttersorge und Muttermilde nicht über Gebühr ausgedehnt wissen, sonst ist es mit seinem Spott über das „Muttersöhnchen" und die „Affenliebe" rasch bei der Hand. Das Sprichwort kennt manchen Scherz über allzu große Mutterliebe, über das Vernarrtsein in das eigene Kind. „Es meint jede Frau, ihr Kind sei ein Pfau", oder wie der Engländer dasselbe sagt: „Jeder hält seine Gänse für Schwäne", oder mit anzüglichem Spotte auf die von Müttern nicht selten hoch gepriesenen oder doch wenigstens in den Vordergrund gedrängten Talente der lieben Töchter: „ein Jeder meint, sein Kuckuk sänge besser als die Nachtigall", was der Holsteiner auch kurzweg so ausdrückt: „den een sin Ul, is den annern sin Nachtigall".

Solcher mütterlichen Schwäche gegenüber läßt das Sprichwort auch dem Vater sein Recht widerfahren; es weiß, daß „des Vaters Wort hilft mehr als der Mutter Schläge" und „daß des Vaters Strafe die rechte Liebe ist".

Die schwache Seite des Vaters vergißt das Sprichwort

Digitized by Google

freilich auch nicht. In feiner Weise bezeichnet es die entsprechenden Schwächen von Vater und Mutter. Von der letzteren sagt es: „die Mutter drückt ein Auge zu", von dem ersteren bemerkt es spöttisch: „der Vater sieht nicht wohl". Das Augen-Zudrücken ist Absicht, das nicht Sehen Unachtsamkeit. Das Sprichwort weiß also gut, daß oftmals die Erziehungsschwäche der Mutter in ihrer unangemessenen Milde und der Erziehungsfehler des Vaters in seinem zu geringen sich Kümmern um die Erziehung der Kinder besteht.

Nicht unbekannt sind dem Sprichwort die elterlichen Bevorzugungen hinsichtlich des Geschlechtes der Kinder. Es bespöttelt die Gunst, in der gemeiniglich die Knaben zu stehen pflegen. „Mütter lieben Töchter — heißt es — aber Söhne noch viel mehr"; und zu den preußischen Sprichwörtern soll gar (nach Frischbiers Sammlung) auf die Frage nach der Kinderzahl die Antwort gehören: „Ich habe nur ein Kind, die andern sind Mädchen". Auch scheint das Sprichwort diese Volksvorliebe für Knaben zu theilen, es nimmt es wenigstens leicht mit der Erziehung der Mädchen. „Töchter sind leicht zu erziehen — sagt es — aber schwer zu verheirathen".

An die Erziehung der Mädchen werden eben von Alters her im Volke geringe Ansprüche gemacht. Schon in dem alten von Confutse gesammelten Liederbuch Schi-King sagt ein Gedicht: „Haus- und Geschlechtsgründung":

„Es kommt ein Mädchen dann zur Welt,
Doch kaum darauf ein Auge fällt.
Man legt sie an den Boden hin,
Bedeckt mit schlechter Leinwand.
Gut, wenn sie Böses meiden kann,
Was thäte sie auch Gutes?
Lern kochen, backen, brauen sie,
Nur dafür sind die Frauen hie.
Sie lerne werden unterthan
Jedwedem Ungemache;
Sie werd' den Eltern lästig nicht,
Und später nicht dem Gatten,
Wenn es der Eltern Wille ist,
Daß sie ein Gatte sich erkiest".

Im Ganzen kann man wohl sagen, daß die altchinesische Begnügsamkeit der Ansprüche an weibliche Bildung fast überall Volksgesinnung gewesen und zum Theil auch noch geblieben ist. Die größere Achtung vor den Frauen und die mit ihr sich steigernden Ansprüche auch an ihre geistige Bildung erscheinen erst auf den höheren Stufen der Volkscultur. Die Volksweisheit, welche im Sprichwort niedergelegt ist, spricht wenig von den Mädchen; Lehrerinnen höherer Töchterschulen werden sich daher beim Sprichwort wenig besonderen auf ihre Thätigkeit bezüglichen Rath holen können.

Um so tiefere Blicke hat das Sprichwort in das für die Erziehung so wichtige Familienleben gethan. Aber traurige Wahrheiten bekommen wir hier zu hören über die so oft fehlende Geschwisterliebe. Weit verbreitet unter den Völkern sind sprichwörtliche Klagen über den Bruderzwist. Nach altem deutschen Sprichwort „haben Brüder ein Geblüte, aber selten ein Gemüthe". Sollte damit nur gesagt sein, daß Geschwister so oft verschiedenen Geistes sind, so wäre die Bemerkung gewiß willkommen, denn die Mannichfaltigkeit der geistigen Anlagen muß auch im Familienkreise als ein Glück angesehen werden. Lauter Genies wären in einer großen Familie eben so schwer zu ertragen, wie lauter Dummköpfe. Eine wohl abgestufte Mischung ist am leidlichsten. Aber jenes Sprichwort deutete gewiß auf etwas Anderes, weniger Erfreuliches hin. „Brüder haben selten ein Gemüthe" sagte es und meinte, Brüder seien leider oft feindlich in ihrem Gemüthe gegen einander gestimmt. Am schwersten drückt diese traurige Wahrheit ein polnisches Sprichwort also aus: „Wenn du weiter keinen Feind hast, so bringt dir die Mutter einen zur Welt" — eben an dem Bruder. Und Viele können es leider bestätigen, daß „Bruderzwist gar heftig ist". Fügt doch das Sprichwort gar zusammen „Bruderzorn und Teufelszorn".

Diese Sprichwörter enthalten sicherlich für alle Eltern eine ernste Mahnung, ihrerseits in der Erziehung jede ungerechte Bevorzugung zu meiden, die den Keim zu solchem Bruderzwist legen und nähren kann, denn es ist wiederum wie die Bibel sagt: „nichts herrlicher, als wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen".

Weniger ernst und schwer dürfen wir es nehmen, wenn das Sprichwort „Freundschaft über Verwandtschaft" im weiteren Sinne stellt und diese Gesinnung auch gelegentlich in seiner Erziehungsweisheit merken läßt. Wahre Freundschaft ist freie Herzensneigung, die an Freud und Leid des Lebens gern und willig theilnimmt; das natürliche Band der Verwandtschaft dagegen ist gar oft nur ein äußerlich und locker geknüpftes Band, an dem man zu stark nicht ziehen darf, wenn es halten soll. Keineswegs wollen wir das Glück unterschätzen, welches eintreten kann, wenn das Band der Natur und das Band der freien Neigung sich verschlingen, glauben vielmehr, daß solche Schlinge den festesten Knoten bildet; aber wir dürfen uns nicht wundern, wenn dieses Glück zu den seltenen zählt. Dürfen wir darüber dem Leben nicht allzu sehr zürnen, so dürfen wir es auch dem klugen Sprichwort nicht verübeln, wenn es seine Vorschriften darnach bemißt, vielmehr können wir mit heiterer Laune seine Vorsichtsregeln hören und ad notam nehmen. Der Engländer hat Recht, wenn er den Kindern zuruft: „Geht zu eurer Tante, aber nicht zu oft". denn allzu oft wird lästig. Ueberdies ist es ja allbekannt, wie leicht eine freundliche Tantenschaft die Erziehung erschwert. Eltern und Hausgenossen liebt das Kind von Natur und täglicher Gewöhnung; Gevattern und Tanten außer dem Hause müssen sich diese Liebe oft erst erkaufen und sie wählen dazu bekanntlich nicht immer die pädagogisch besten und richtigsten Mittel. Besonders gefährlich sind die unverheiratheten Tanten und Onkel, welche die Sorgen der Kindererziehung nur aus der Entfernung kennen, und oft geneigt sind die Strenge der elterlichen Erziehung zu verbessern. Sie geben gern den Groschen, den die Eltern verweigerten, und bewahren gern im geheimen Schubfache einige Süßigkeiten für die besuchenden Neffen und Nichten. Es ist ja auch wohl menschlich, daß sie sich gern mit geringster Mühe ein freundliches dankbares Kinderlächeln erkaufen, aber eben darum behält das englische Sprichwort Recht: „geht zu eurer Tante, aber nicht zu oft". — Es ist weise vom Sprichwort, daß es sich von diesem Einfluß nichts verspricht, vielmehr für die Erziehung Alles von den Eltern, den Lehrern und dem Leben erwartet.

Merkwürdig klug redet das Sprichwort vom Werthe des persönlichen Beispiels. Es schätzt diesen Werth, aber überschätzt ihn nicht und weiß gerade für die Erziehung von mancher widersprechenden Erfahrung. Mit Seneca wiederholt es: „lang ist der Weg der Vorschriften, kurz und wirksam der Weg durch Beispiel". Es gibt auch im Allgemeinen zu, daß „böses Beispiel gute Sitten verdirbt", daß „ein Bube viel Buben macht", und legt daher Gewicht auf gute Gemeinschaft. Aber wohl weiß das Sprichwort, daß dies vorzugsweise unter Altersgenossen gilt, daß dagegen in Beziehung der Kinder zu den Eltern die Erfahrung nicht selten Entgegengesetztes lehrt. Wenn auch im Allgemeinen der Spruch gilt: „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen", und wenn auch das bekannte Sprichwort sagt, „der Apfel fällt nicht weit vom Stamme" und ein anderes Sprichwort sogar behauptet „arg läßt ärger Kind", so bezeugen doch auch andere Sprichwörter daneben Erfahrungen vom Gegentheil. „Böse Eltern machen fromme Kinder" heißt es, oder in besonderer Anwendung: „fleißige Mutter hat faule Tochter" und andererseits: „faule Mutter hält ihre Tochter zur Arbeit". Das Sprichwort liebt es solche einander widersprechende Erfahrungen gegenüber zu stellen. Die tiefere Wahrheit der beiden letzten einander widersprechenden Sätze läßt sich auch leicht erklären und verstehen. Faule Mutter hält ihre Tochter zur Arbeit, schon darum, weil sie selbst die Arbeit nicht thun mag, und fleißige Mutter hat faule Tochter, weil sie selber Alles thun will und somit der Tochter nichts zu thun übrig läßt.

So wirken naturgemäß die Beispiele der Eltern oft das

Digitized by Google

Gegentheil von dem, was man erwartet; das Böse schreckt bisweilen ab und das Gute zieht nicht immer an. Das gute Beispiel für sich vermag nicht Alles; der junge Mensch soll auch noch zur Nachfolge erzogen werden. Man traut namentlich der Anziehungskraft des Guten zu viel zu im irdischen Leben, wenn man glaubt, es übe diese Kraft ohne weitere sorgliche Pflege von selber aus. Die Erziehung kann der planmäßigen Zucht und das Lernen der bestimmt geordneten Lehre nicht entbehren. „Niemand wird durch Zufall gut," sagt ein römisches Sprichwort, und „Geburt thut viel, aber Bildung mehr" lautet ein deutscher Spruch. „Wenn ein Jaspis nicht bearbeitet wird, wird kein vollendetes Gefäß daraus," sagt der Chinese, um den Werth der Erziehung zu preisen, und ebenso wie der deutsche Spruch schärft auch ein chinesisches Sprichwort die Wahrheit ein: „Wenn der Mensch geboren wird, wird die Einsicht nicht mit geboren; wenn die Einsicht gewonnen ist, ist der Mensch leicht zu alt".

## Gustav Flaubert.

Madame Bovary,*) Salammbô,**) die Versuchung des heiligen Antonius.***)

### I.

Gustav Flaubert ist unter den bedeutenden Romanschriftstellern Frankreichs ohne Zweifel der bedeutendsten Einer. An ursprünglichem Talent überragen ihn nur sehr wenige, und er überragt sie alle in Bezug auf den Ernst des Strebens und die künstlerische Gewissenhaftigkeit der Arbeit. Er gehört keiner bestimmten „Schule" an, so sehr man sich bestrebt hat, ihn unter irgend eine der beliebten kritischen Rubriken — etwa als „Realisten" — unterzubringen. Er wird voraussichtlich keine Schüler bilden, denn seine Auffassungen und seine Ausführungen sind durchaus individuell. Er arbeitet langsam, mit einer Ruhe, die in unsrer hastigen Zeit Erstaunen erregen muß; er schreibt nicht für den Geschmack des Publicums, das für ihn gar nicht vorhanden zu sein scheint; er schreibt so, wie er es nach reiflicher Erwägung unter vollkommener Beherrschung des Stoffes für richtig erachtet. Er macht Niemandem Concessionen; der Beifall berauscht ihn nicht und ermuthigt ihn nicht, auf dem unter jubelndem Zuruf beschrittenen Wege vorwärts zu gehen; der Mißerfolg drückt ihn nicht nieder; er läßt sich nur durch seine Ueberzeugung bestimmen. Er faßt das Ziel, das er erreichen will, scharf in's Auge, er prüft sorgfältig den Weg, der dorthin geleitet, er untersucht alle Schwierigkeiten, die ihm entgegentreten, und berechnet die, welche ihm entgegengestellt werden könnten; er rüstet sich, um ihrer Herr zu werden, mit allem Material, welches die Kunst und Wissenschaft ihm darbieten, mit einem so vollständigen gelehrten Apparat, daß die literarische Kritik sich mit ihm gar nicht einlassen kann und sich ihm gegenüber, wenn sie dem Ernst der Arbeit einigermaßen gerecht werden will, einfach passiv zu verhalten hat; ist er dann von der Möglichkeit, das erstrebte Ziel zu erreichen, überzeugt, so geht er darauf los, ohne sich auch nur im Mindesten darum zu kümmern, ob in den Augen der Menge das endlich Erreichte überhaupt erstrebenswerth erschien, ob sie ihm Dank weiß für all die mühevollen Stunden redlichen Forschens und unverdrossener Arbeit, die er seinem Werke mit der vollen Freudigkeit des aus innerem Drange schaffenden Künstlers geopfert hat.

Es ist möglich, daß diese vornehme Nichtbeachtung des Publicums, für das der Schriftsteller nun doch einmal schreibt, ein Fehler ist. Bei einem weniger hervorragenden Künstler würde dieses Ignoriren der „blöden Masse" sicherlich eine lächerliche Ueberhebung sein. Aber einen Mann vom Schlage Gustav Flauberts, der wirklich vieles, und das, worüber er schreibt, ganz gewiß viel besser weiß, als die meisten seiner Richter, wird man deswegen nicht verurtheilen wollen; man wird ihn wegen dieses gesunden und begründeten Selbstbewußtseins kaum zu tadeln wagen. Ich mache kein Hehl daraus, daß mir Flaubert eine der sympathischsten Erscheinungen in der französischen Literatur der Gegenwart ist. Der Mann, der inmitten einer leichtsinnigen, schnell fertigen, nur auf den äußeren Erfolg hin arbeitenden Literatur, in allem, was er unternimmt, den gewissenhaftesten Ernst und den treuesten Fleiß bewährt, den das Drängen der Verleger und die Hast der Käufer nicht bekümmern, der sein Werk, auf das er so viel Jahre verwendet wie ein andrer Wochen, erst aus der Hand gibt, wenn es wirklich fertig ist, und der sich bei der Arbeit ganz gewiß niemals die Frage vorlegt: „was werden die Leser dazu sagen?" — der Mann gefällt mir. Schon als Contrast wirkt er versöhnend. An keiner der patriotischen Narrenspossen, durch welche sich das französische Literatenthum in den letzten Jahren lächerlich gemacht hat, hat er sich betheiligt. Und während der bei aller Verschrobenheit doch bewundernswerthe Victor Hugo seine gereimten Verwünschungen auf die Hunnen in der Pickelhaube häufte, uns mit einem heldenhaften Vorfahren, Namens Galgacus, begnadete — den vor Victor Hugo kein Forscher in der deutschen Geschichte zu entdecken vermocht hat, — die Mütze der Nationalgarde aufstülpte und sich dadurch den wohlverdienten Spott sogar eines Trochu zuzog; während ein berühmter Anthropologe, Quatrefages, durch die aus Zweckmäßigkeitsgründen für wünschenswerth erachtete Herstellung einer „preußischen Race" seinen wissenschaftlichen Ruf compromittirte; während der ebenso talentvolle wie oberflächliche Alexander Dumas Fils, den der Kitzel, von sich reden zu machen, ganz ungeberdig macht, mit dem Nachweis um sich schlug, daß Goethes „Faust" ein höchst mittelmäßiges Machwerk sei; — während, mit einem Worte, in unserm schönen Nachbarlande unter den angesehensten Gelehrten und Dichtern ein wahres Preisringen um die Palme der Lächerlichkeit veranstaltet zu sein schien, hat Gustav Flaubert die ältesten Quellen der christlichen Kirchengeschichte durchstudirt und in gelehrter Abgeschiedenheit an dem seltsamen Werke „La tentation de Saint-Antoine" gearbeitet, das vor wenigen Monaten erschienen ist und die Anregung zu dieser Besprechung der hauptsächlichen Schriften dieses Künstlers gegeben hat.

Gleich sein literarisches Debüt ist bezeichnend. Im reifen Mannesalter tritt Flaubert (geb. im Jahre 1821 zu Rouen) gegen Ende der fünfziger Jahre mit einem Sittenromane hervor, welcher das scharfe Gepräge des schriftstellerischen Meisters trägt. Und es ist nicht der blendende Aufgang eines strahlenden Genies, wie er uns bei unsern beiden größten Dichtern entgegenleuchtet; nicht das Werk eines Meisters, der vom Himmel gefallen ist; es ist die kunstvolle, fleißige und gelungene Arbeit des Meisters, dem man anmerkt, daß er als Lehrbursch und Geselle in der Werkstatt gestanden, der im Stillen ausgelernt und die Zeugnisse seiner Unfertigkeit weislich für sich behalten hat. Flaubert ist einer der wenigen Dichter, die keine Jugendsünde zu bereuen haben.

In „Madame Bovary" ist kein entwicklungsfähiger Keim mehr wahrzunehmen; es ist Alles schon zur ausgereiften Frucht gediehen. Der Stil ist knapp; kein unüberlegtes oder überflüssiges Wort ist stehen geblieben. Nicht eine Phrase hat Gnade vor der unerbittlichen Selbstkritik des Verfassers gefunden. Die Schilderungen der Landschaft, der Interieurs, der Personen und Gegenstände sind mit einer erstaunlichen, bis auf die kleinste

*) Paris. Michel Lévy Frères. 1857.

**) Paris. Michel Lévy. 1863.

***) La tentation de Saint Antoine. Paris. Charpentier & Co. 1874. In deutscher Uebersetzung, mit einem Vorwort und erläuternden Anmerkungen von Bernhard Endrulat erschienen in Straßburg bei Fr. Wolff. 1874.

Digitized by Google

Einzelheit sich erstreckenden Genauigkeit abgefaßt. Diese Kleinmalerei ist allerdings bisweilen zu weit getrieben. Die Satire hat sich dieser Eigenthümlichkeit bemächtigt. Aber wer sich eine solche Schilderung genau ansieht, der wird doch zu der Ansicht gelangen, daß es mit dem bloßen Spotte nicht gethan ist. Der Sinn für das Geringfügige, der die Flamländer zu Meistern in ihrer Kunst erhoben hat, ist in der Literatur vielleicht entbehrlich; aber wer einmal damit in überreichem Maße ausgestattet ist, wer mit seinem scharfen Auge mehr sieht, als die Andern, und die Gabe besitzt, das Geschehene durch das Wort anschaulich und plastisch wiederzugeben, — dem wird man es nicht verübeln, wenn er diese Gabe verwerthet. Als ich vor zwölf Jahren die jugendlichen Eindrücke, die ich von Flaubert empfangen hatte, drucken ließ, kam mir diese Eigenthümlichkeit seiner Schreibweise nur überaus komisch vor und mit der fröhlichen Ueberlegenheit des Anfängers mokirte ich mich über die berühmte „Mützenstudie", die gleich auf einer der ersten Seiten des Romans steht. Auch heute noch kann ich diese Schilderung zwar nicht ohne Lächeln lesen, aber sie wirkt doch noch anders auf mich, als blos komisch. Der junge Charles Bovary, der spätere Gemahl der traurigen Madame Bovary, trägt nämlich folgende Mütze im Roman:

„Es war eine jener Kopfbedeckungen gemischter Natur, in der man Bestandtheile der hohen Bärenmütze, des Tschako, des runden Huts, der Pelz- und Schlafmütze wieder findet; mit einem Worte: eines jener armseligen Dinge, deren schweigsame Häßlichkeit ausdrucksvolle Tiefen birgt, wie das Gesicht eines Dummkopfes. Eiförmig, mit Fischbein aufgespannt, fing sie mit drei wurstartigen, kreisförmigen Wulsten an; darüber, abwechselnd und durch rothen Paspel von einander getrennt, Rauten von Sammet und Kaninchenfell; darüber endlich thürmte sich eine Art Sack, der in ein cartonirtes, reich mit verschnörkelten Stickereien besetztes Vieleck auslief, und von dem an einem zu dünnen Schnürchen ein Querstäbchen aus Golddraht, wie eine Art Troddel, herabhing. Die Mütze war neu, der Schirm glänzte".

Ich gebe zu, daß eine solche Schilderung zum Spott herausfordert; aber doch hauptsächlich blos deswegen, weil eine geschmacklose Mütze an sich schon ein sehr lächerlicher Gegenstand ist; denn die Schildernng selbst ist vortrefflich. Und gerade so eine Mütze muß der arme, mittelmäßige Junge tragen, der später die bedenkliche Tochter des alten Ronault heirathen wird. Schildert Flaubert Bedeutenderes: die poesieleere Landschaft der Normandie an der Grenze der Picardie, die aristokratische Gesellschaft im Schlosse Vaubyessard, die Lächerlichkeiten bei der Generalversammlung der landwirthschaftlichen Vereine, die Klatschsucht und Bosheit, die Oberflächlichkeit und Leere der kleinen Provinzialen; schildert er die psychologischen Vorgänge in Madame Bovary, und geht er auch hier mit derselben Vorliebe für das wenig Beachtete zu Werke, wie bei der Beschreibung der Gymnasiastenmütze, — so wirkt die Detailmalerei durchaus nicht mehr komisch.

Flaubert hat das Leben in der Provinz gründlich studirt und er reproducirt es mit unnachsichtiger Wahrheitsliebe. Deswegen wurde er nach dem Erscheinen seines ersten Romans unter die „Realisten" versetzt, und man war ungerecht und boshaft genug, ihn in einem Athem mit dem jammervollen Ernest Feydeau zu nennen; nach der Veröffentlichung seiner späteren Schriften hat ihm die Kritik wenigstens die Genugthuung gewährt, ihn von der Gesellschaft jenes unangenehmen Herrn zu befreien. Wenn man das Wort nicht im französischen Schulbegriffe nimmt, ist Flaubert allerdings ein vollkommener Realist; denn es ist ihm ausschließlich um die getreue Darstellung der Wahrheit, wie er sie erkannt hat, zu thun. Tritt sie ihm häßlich, abstoßend, ja widerwärtig entgegen, so wird er sie häßlich, abstoßend und widerwärtig schildern. Und so geschieht es in der That in „Madame Bovary". Das Unglück will, daß er nur Krüppeln an Geist und Gemüth in seiner Provinz begegnet ist.

In keinem mir bekannten französischen Romane ist der Fall des Weibes mit einer so grausigen Richtigkeit dargestellt, wie in „Madame Bovary". Das Wort „Fall", das ich gebraucht habe, ist eigentlich nicht zutreffend, denn Emma Bovary fällt nicht; sie sinkt, langsam und sicher. Mit jedem Tage, den sie an der Seite ihres nicht schlechten, aber herzlich unbedeutenden Mannes verbringt, wird der Boden unter ihren Füßen schwankender. Der Halt, den sie an ihrem Kinde zu finden hofft, erweist sich als zu schwach. Die subalterne Natur ihres Mannes macht ihre Ehe zu einer freudlosen Oede, die ihre Phantasie allmählich mit allerhand Unerlaubtheiten bevölkert. Sie langweilt sich; sie fühlt sich enttäuscht; sie glaubt sich zu etwas Besserem berufen, als zur Ehehälfte eines beschränkten Wundarztes, der ihr nicht einmal die Ehre erweist, mißtrauisch gegen sie zu sein. Der Glanz der aristokratischen Lustbarkeiten, an dem sie sich einmal zufällig laben darf, macht ihr das Dunkel ihrer traurigen Alltäglichkeit vollends unerträglich. Die tiefe Unzufriedenheit mit sich und ihrem ganzen Dasein wühlt den Boden immer mehr auf und macht ihn für die bösen Keime immer empfänglicher. In dieser Stimmung lernt sie einen jungen Menschen kennen, der sie liebt und den sie zu lieben glaubt. Aber sie widersteht noch. Im Gemüthe ist das „strafbare Verhältniß" schon perfect; einem andern, einem Don Juan der Kleinstadt, soll es der Zufall — jetzt ist es nur noch ein Zufall — vorbehalten, die Strafbarkeit im Gedanken in die strafbare That umzusetzen. Und nun, da endlich das längst Erwartete geschehen ist, da Emma die Treue gebrochen hat, nun brechen mit einer schrecklichen Gewaltsamkeit alle bösen Instincte, die das Pflichtgefühl bisher zurückgedräng hatte, in wilder Zügellosigkeit hervor. Das gesunkene Weib bebt nicht mehr vor dem Gedanken des Mordes zurück; sie kann sich, um sich aus einer Geldverlegenheit zu befreien, momentan mit dem Gedanken des Diebstahls befreunden. Sie geht unter — ihr Ende ist entsetzlich, schaudererregend.

Die Kunst, welche Flaubert auf die Beschreibung des Niedergangs dieser ursprünglich nicht schlecht gearteten Frau verwandt hat, ist bewundernswerth. Was sie von Hause aus Gutes und Anständiges in sich hatte, wird nach und nach durch die böse und unanständige Umgebung zerrieben; es bleibt nur ihre Schwäche, nur das Gefühl der trostlosen Leere, in die sie ahnungslos durch einen unbedeutenden Mann versetzt worden ist; die Versuchung kommt ihr just gelegen und sie erliegt ihr willig. Aber das Ende!

Flaubert hat hier die Farben nicht gespart und auch die Ekel erregenden Einzelheiten mit derselben leidenschaftslosen Ruhe und historischen Wahrheitsliebe geschildert, wie alles Uebrige. Möglich, daß diese allerdings sehr unangenehmen Seiten — diese berechnet unangenehmen Seiten zu dem stupiden Prozesse die Veranlassung gegeben haben, der diesem Romane zu einem sehr unerwünschten scandalösen Erfolge verholfen hat. Er durfte mit vollem Recht einen andern beanspruchen. Die Sittsamkeit des Kaiserreichs fühlte sich nämlich von den Unverhülltheiten in der Flaubert'schen Sittengeschichte empfindlich berührt, und der Dichter wurde unter der Anklage, die öffentliche Schamhaftigkeit verletzt zu haben, vor die Richter gestellt. Diese hatten zum Glück ein Einsehen und sprachen den Angeklagten frei. Unter den thörichten Prozessen ist dieser einer der thörichtsten. Mit reineren Absichten ist wohl nie ein Buch geschrieben worden; und, wahrlich, das Beispiel der Madame Bovary ist nicht verlockend. Wenn der Verfasser schauderhafte Dinge beschreiben mußte, so war er dazu durch den Stoff genöthigt; aber nirgends zeigt sich das niedrige Behagen am Heikeln und Unanständigen. Hier wie überall spricht sich die wahrhaft „dämonische Objectivität" des Epikers deutlich aus.

Aber die Weisheit der französischen Tribunale hatte dieses ernste, bedeutende Werk nun einmal unter dem schiefen Gesichts-

Digitized by Google

winkel eines anstößigen Scandalromans betrachtet; und nun macht es das „große Publicum", für das Flaubert gar nicht geschrieben hatte, gerade so. Man verlangte „Madame Bovary" gleichzeitig mit „Fanny" von Ernest Feydeau, mit den „Mädchen aus Gyps" von Montépin und sonstigen Büchern von Befriedigern des Prostituirtengeschmacks; und in wenigen Wochen wurden siebzehn Auflagen von „Madame Bovary" verschlungen.

Flaubert war über diesen Erfolg sehr unglücklich. Und vielleicht war es die Besorgniß, noch einmal durch die Wahl des Stoffes zu dem grausamen Mißverständniß, daß er mit Herrn Feydeau rivalisiren wolle, die Veranlassung zu bieten, welche ihn dazu bewog, nach seiner ersten siegreichen Waffenthat das glänzend behauptete Feld zu verlassen und sich für den zweiten Gang ein ganz entlegenes Gebiet auszusuchen. Er wandte der Gegenwart und seiner Heimath, die er in „Madame Bovary" meisterlich gezeichnet hatte, den Rücken; in der barbarischen Vergangenheit, in Karthago finden wir ihn wieder.

Paul Lindau.

---

## Die deutsche Bühnenbearbeitung Shaksperes.

Wir sind glücklich hinaus über die Zeiten, in denen deutsche Shakspere-Schwärmer das Axiom verkündigten: der Schwan vom Avon müsse nicht blos dem Auge des Lesers, sondern ebenso dem Auge des Zuschauers ungestutzt und ungerupft vorüberziehen, auch keiner kleinsten Feder dürfe ihn die Bühne berauben. Das Prototyp dieser conservativen Exaltados war der Raupach'sche Studiosus Löwenklau mit seiner donnernden Devise:

„Verflucht sei Jeder, der in Abred' stellt,
Daß jeder Buchstab' Shaksperes nicht die Welt!"

Und jene graue Theorie überlebte sich — ohne jemals grüne Praxis zu werden; denn auf keiner deutschen Bühne wurde bis zur Stunde ein Shakspere'sches Stück treu nach dem Originaltext vorgeführt; gleichwohl hat der buchstäbliche Bannfluch Löwenklaus inzwischen buchstäblich seine Nichtigkeit erprobt — aber an einem deutschen Trauerspiel: an Schillers Don Carlos. Man brachte denselben mit seinen 5471 Versen (nach Freytags Zählung: „Technik des Dramas") unverkürzt auf die Bühne; — das war gegen die Absicht des Dichters, der für die Darstellung reichlich gestrichen hatte, es war gegen die Neigung der Schauspieler, welche meinten, Zeit und Lohn könnten sich hier nicht decken; und schließlich fand das Experiment auch nicht die Billigung der Zuschauer, denen mehr als sechs Stunden Tragödie doch des Guten zu viel wurde.

Nun ließe sich freilich die Cardinalfrage aufwerfen: warum soll denn Shakspere für die deutsche Bühne noch erst bearbeitet werden? da er als Schauspieler und als Schauspielunternehmer die Bühnenkenntniß in eminentem Grade besaß und davon vollen erfolgreichen Gebrauch machte für die Bühnenwirksamkeit seiner Stücke. — Hierauf wäre einfach zu antworten: weil Shakspere vor drittehalbhundert Jahren schrieb, weil seitdem Menschen und Verhältnisse völlig andre geworden sind, weshalb denn manches, was damals bühnengerecht und bühnenwirksam war, zur Zeit nicht mehr bühnengerecht und bühnenwirksam ist, weil endlich der ästhetische Magen eines deutschen Publicums minderen Umfang hat als der eines englischen, welches sogar auf fünf solide Trauerspielacte zum Dessert noch einige Acte Ballet oder Posse vertragen kann.

Sehen wir uns denn um nach den wesentlichsten Punkten, in denen die Shakspere'sche Vergangenheit von unsrer heutigen Gegenwart sich unterschied.

Shaksperes Bühne kannte keinen Scenenwechsel: der stets vorhandene Doppelbalkon diente den verschiedensten Zwecken, jeden Aufbau ersetzend; sie kannte auch keinen niederfallenden Vorhang zum Actschluß. So verlief die Handlung unaufhaltsam in raschem Fluß, und selbst längere Stücke gingen kaum hinaus über die Dauer eines heutigen Theaterabends. Die Besetzung machte damals geringe Schwierigkeit, denn bei größerer Personenzahl übernahm derselbe Schauspieler ohne weiteres mehrere Rollen. Das Publicum aber war ein durchaus naives, welches dem Dichter ohne kritisches Haarespalten willig und treulich folgte: es fand kein Bedenken bei epischer Breite, bei überflüssiger Wiederholung — eines wie das andre mochte ihm sogar willkommen sein, weil dadurch der Gegenstand nur deutlicher hervortrat. Und dann verlangten die Zuschauer den Scherz neben dem Ernst, beides stark aufgetragen; darum behagten ihnen wenig anständige Worte mehr als rohe Thaten. Da bewegte sich denn der Dichter in der Form gänzlich ungebunden — gleich dem Märchenerzähler auf der Riva dei Schiavoni, und doch wie dieser des Dankes seiner Hörer gewiß.

Nun haben allerdings die „Löwenklauischen" Sachwalter begehrt, wir sollten nicht blos den vollen Originaltext Shaksperes, vielmehr seine ganze Bühnen-Einrichtung wiederherstellen, um den Genuß der Vergangenheit ohne Schmälerung zu ernten. Sie vergessen dabei, daß auch das Publicum nicht ungestraft unter Palmen wandelte: der Ansiedler fühlt sich erhaben in seinen vier Pfählen über das Vagabundenthum des Nomaden; Alexander wünschte nur dann Diogenes zu sein, wenn er nicht bereits Alexander wäre; und Karl V. führte in San Juste kein Büßerleben mit Sargproben: er aß und trank besser und mehr als ihm dienlich war, er wollte nicht blos den Uhrenlauf, sondern wie vordem den Weltlauf nach seinem Willen reguliren. Unser Publicum von heute hat die Naivetät mit einer stark realistischen Färbung vertauscht; es verlangt, wenn der Ort wechselt, eine andre Decoration: das Auge will sehen, was das Ohr hört; es verlangt den niederfallenden Vorhang beim Actschluß, der ihm seine Ruhepause bezeichnet — und durch Beides wird der Theaterabend wesentlich ausgedehnt. Der Schauspieler, welcher heute mehr als eine Rolle übernimmt, muß sehr besorgt sein vor dem bedenklichen Fluche der Lächerlichkeit, welcher die Wirkung gefährdet. Aber der Zuschauer will auch gefesselt werden durch eine Handlung, die sich gipfelt ohne Breite oder Wiederholung; und endlich ist das Gefühl ein anderes geworden, gegenüber der Ausschreitung in Worten und Werken.

Unter diesen Umständen wäre die bedingungslose Rückkehr zum Shakspere'schen Text, zur Shakspere'schen Scene nur ein schädliches Curiosum, sie erscheint dem, der den Dichter in vollen Ehren halten will, einfach als Unmöglichkeit: hier kann nicht Mahomet zu dem Berge gehen, der Berg muß zu Mahomet kommen, das heißt, es sind die Differenzpunkte zwischen dem Einst und Jetzt mit Tact und Geschick auszugleichen, um Shakspere mit unserm Theater in Einklang zu bringen, um ihm die Wirkung bei der Darstellung heute noch zu sichern, welche er seiner Zeit vor allem erstrebte und erreichte, welche er — gerade als eminenter Bühnenkenner — durch die gegenwärtigen Mittel unbedenklich erstreben und erreichen würde, falls er seine Schauspiele gegenwärtig zu schreiben hätte. Was hilft alle buchstäbliche Treue, sobald solche theoretische Pietät gegen den Dichter zur praktischen Impietät wird, sobald sie nicht im Stande ist, die volle ungeschmälerte Wirkung auf seine Zuschauer heute wie einst ihm zu wahren?

Die Frage lautet also nicht mehr: warum soll Shakspere bearbeitet werden? sondern: wie soll Shakspere bearbeitet werden?

Wenn wir jetzt mit dem wechselnden Ort auch die Scene wechseln müssen, so weiß doch jeder Bühnenverständige, daß eine Decorationsveränderung innerhalb des Actes dem Stücke nicht förderlich sein kann, weil sie den stätigen Verlauf der Handlung störend unterbricht; und verstärkt wird diese Störung durch ihre öftere Wiederholung — zumal seit Einführung des Zwischenvorhangs, der Eselsbrücke für bequeme Maschinisten und Statisten. Man brauchte ihn nicht einzuführen, nachdem er lange Jahre hindurch unnöthig gewesen war, aber man kann ihn nicht ganz beseitigen, nachdem das Publicum der früheren stummen Bedienung einmal entwöhnt ist und darum lachen würde, wenn es sie wiedererscheinen sähe. Sollte die Scenenfolge Shaksperes mit jeder Ortsveränderung richtig eingehalten werden, dann zerfiele

Digitized by Google

das einzelne Stück durch den Zwischenvorhang in 20 bis 30 Acte, öfter noch mehr. Dem Zuschauer müßte schwindeln bei dieser Parcellirung, er wüßte die membra disjecti poetae kaum mehr zu vereinigen. Deshalb wird man die geeigneten Scenen ohne Decorationswechsel zusammenlegen (mit leichtem Uebergang, wo er nothwendig erscheint), und dabei bietet der Dichter selbst auf überraschende Weise die Hand: Getrenntes verbindet sich meist so ungezwungen, daß man fragen möchte: warum er Verbundenes trennte? — Es ist ein müßiges Gerede, daß Shakspere dadurch verschnitten würde auf die Regel der französischen steifen Einheits-Taxushecke: häufiger als wünschenswerth wird immer noch ein Decorationswechsel im Acte übrigbleiben, sobald man dem Dichter nicht ungebührlichen Zwang anthun will. Und wenn die zweckmäßige Einheit der Scene innerhalb des Actes sich erzielen läßt, so kommen wir gerade dadurch der Regie-Intention Shaksperes am nächsten, denn bei ihm war ja die factische Einheit der Scene vorhanden, weil er sie nicht wechselte. Das Verständniß mancher schwierigen scenischen Einrichtung wird erleichtert, sobald man sich die alte englische Bühne vergegenwärtigt und hier den Schlüssel sucht und findet, wie die Darstellung geordnet sein sollte.

Unser Actschluß ist keine willkürliche, blos äußerliche Ruhepause, er bezeichnet vielmehr eine bestimmte Station der fortschreitenden Handlung und muß als solche in's Gewicht fallen: darum ist die richtige Stelle zu ermitteln, wo er einzutreten hat. Die Zwischenacte werden sich ausdehnen durch zeitraubende Vorbereitungen auf der Bühne, und wenn der Theaterabend nicht eine Länge erreichen soll, bei welcher die Theilnahme des Publicums ermüdet, so sind schon aus diesem Grunde Textkürzungen erforderlich. Shakspere erleichtert auch diese, denn er häuft oft Bilder und Gedanken, die ihm überreichlich zuströmen, während ihre gedrängtere Fassung nicht selten der Bühnenwirkung nur zum Vortheil gereichen wird.

Ebenso kann das massenhafte Personal beschränkt werden, um die Statisten-Verwendung, welche sonst unumgänglich ist, auszuschließen; denn ein hölzerner Darsteller, der auch nur wenige Worte spricht, schädigt seine Scene und somit das ganze Stück nachhaltig. Manche Rollen von geringerer Bedeutung lassen sich entweder ganz streichen oder auf eine Person übertragen — zu doppeltem Gewinn: für diese eine Person findet sich eher der geeignete Darsteller, und dem bietet die größere Rolle ein günstigeres Feld der Wirksamkeit.

Kürzungen oder Striche werden ferner angebracht sein bei epischer Breite, bei Wiederholungen und Zwischenfällen — besonders nach dem Schluß hin, wo sie dem nothwendig-raschen Fortgang der Handlung ermattend in den Weg treten.

Die übertriebene Derbheit bringt einen störenden Effect, welchen der Dichter sicher vermieden hätte, wenn sein Ohr durch den Ausdruck wie das unsrige berührt worden wäre. Der Gebildete und Verständige übersieht und überhört da viel: seinetwegen brauchte der Bearbeiter am mindesten bedenklich zu sein; aber die Bewohner des Olymps sind es, die das Störende, statt es leicht vorübergleiten zu lassen, in störendster Weise hervorheben, weil sie es gern mit schallendem Gelächter begleiten. Es ist ja ganz richtig, daß die französischen Immoralitäten (als Gattungsbegriff, wie man früher auch dramatische „Moralitäten" kannte) Schlimmeres zu Tage bringen; allein das tritt weniger schlagend hervor: welches Auge entdeckt denn im Sumpfe gleich eine Schmutz-Oase? Dort wird durch das Schlimmere die Harmonie des Häßlichen erhöht, während bei Shakspere das minder Schlimme die Harmonie des Schönen beeinträchtigt. Der Bearbeiter muß in solchem Falle streichen oder mildern; ebenso bei übertriebenen thatsächlichen Rohheiten, welche, wenn sie sich nicht ganz beseitigen lassen, wenigstens dem Auge zu entziehen und hinter die Scene zu verlegen sind.

Endlich bleibt noch die Fassung des Textes zu berücksichtigen. Keine der vorhandenen Uebersetzungen, auch nicht die mit Recht hochgepriesene Schlegel'sche, gibt eine Sprache wie die Bühne sie fordert und braucht: hier gilt frei mehr als treu. Mag es dem begabten Schauspieler gelingen, durch verwickelte Perioden mit den Hindernissen seltsam-origineller Wendungen ohne Anstoß sich durchzuarbeiten, weil er den Inhalt vorher gemächlich studiren konnte, so folgt ihm doch nicht mit gleicher Gemächlichkeit das Ohr des Zuschauers, um den Sinn im Moment klar aufzunehmen, weil es nur von der Hand in den Mund leben kann; oft ist auch die Dunkelheit des Originals, welche durch die Uebersetzung kein helleres Licht gewinnt, einzig durch Studium aufzuklären. Das fehlende momentane Verständniß schafft aber jedesmal einen doppelten Nachtheil: unwillkürlich denkt der Hörer über die unklare Stelle nach, wenigstens noch einen Augenblick, damit geht ihm auch das Nächstfolgende verloren — und nun ist ein längeres Textstück völlig verwischt, der Zusammenhang zerrissen. Ein Bühnentext soll glatt zu sprechen, klar zu fassen sein, er soll, wenn kein andres Mittel vorhält, soweit zum Commentar werden, daß dem verständigen Zuschauer nichts unverständlich bleibt. Besondere Einschränkungen wird die beliebte Jagd auf Wortspiele bedingen; denn sie kann den Eindruck des Gesuchten und deshalb Unerquicklichen um so weniger vermeiden, weil da die beste Uebersetzung schwerfällig erscheint — gegenüber der Leichtigkeit des Originals: die Wirkung wäre also der Absicht entgegengesetzt.

Wenn der Bearbeiter alle diese Punkte in's Auge faßt und ihnen gerecht wird, dann beweist er dem Dichter seine echte Pietät: er beseitigt Rost und Flecken, welche nur durch den Wechsel der Zeit oder durch den Transport auf fremden Boden entstanden sind, damit die unvergängliche Schönheit wieder rein zu Tage trete.

Unsre Shakspere-Tories räumen nun zwar nothgedrungen ein, daß das Original für die Darstellnng nicht völlig intact bleiben dürfe; aber sie bestreiten doch dem Bearbeiter das Recht durchgreifenderer Aenderung, ohne daß sie die Grenzlinie genau abzustecken vermöchten. Wird ihnen das seltene Beispiel als schlagend gelten, welches die deutsche Literatur durch das Zusammenwirken ihrer beiden größten Dichter bietet, indem der eine den andern recht gründlich für die Darstellung zurechtstutzte? — Es war im Jahre 1796, zu Weimar stand das Gastspiel Iffflands bevor, und Goethe übergab seinen Egmont dem Freunde Schiller zur Bearbeitung, um dessen Aufführung zu ermöglichen. Wir dürfen wohl annehmen, daß Schiller dabei nicht weiter ging, als er es im Interesse der Bühnenwirkung unumgänglich geboten erachtete. Wie aber war sein Verfahren? Er strich zunächst die Rollen der Margarethe von Parma und des Macchiavell. Dann legte er die beiden Volksscenen (I, 1 und II, 1) zusammen, verband sie geschickt durch einige Worte und machte daraus den ersten Act, welchen eine von ihm hinzugefügte Rede Egmonts beschloß. Der Rest des Goethe'schen Act II (in Egmonts Zimmer) bildete seinen zweiten Act, dramatisch gehoben durch eine Zwischenscene von seiner Hand. Die Volksscene (IV, 1) begann den dritten Act; dann erst folgten die Clärchen-Scenen (I, 3 und III, 2) zusammengelegt, theilweise von Schiller neugearbeitet. Der vierte Act enthielt den Rest des Goethe'schen Acts IV im Culenburg'schen Palast und den Anfang des Goethe'schen Acts V (Clärchen auf der Straße). Der fünfte Act begann mit den Clärchen-Scenen bis zu Clärchens Tod (V, 3); ihnen folgte das Gefängniß (V, 2 und V, 4) — der Monolog nach dem Schlummer wesentlich geändert, weil die Erscheinung nur ein Traumbild sein sollte, das dem Zuschauer unsichtbar bliebe. Und was sagte Goethe zu all diesen tiefen Eingriffen in sein Stück, wobei umgestellt, abgeändert, fortgestrichen, zugesetzt wurde? Er beschied sich, Schiller sei zwar grausam, aber mit solcher Consequenz verfahren, daß man nicht gewagt habe, die persönliche Gegenwart der Regentin, welche in Weimar ungern vermißt werde, wieder einzulegen, weil dadurch andre Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden. Die Schiller'sche „Consequenz" ging eben auf volle Bühnenwirkung, soweit solche aus dem vorhandenen Material sich herausarbeiten ließ: das war es, was Goethe mit hoher Unbefangenheit vor der Aufführung erkannte, was er durch die Aufführung bestätigt sah. — Unsre Shakspere-Tories würden gegen das Zutreffen dieses Beispiels vielleicht einwenden: die beiden Dichter hätten sich doch verständigt über die Bearbeitung, Goethe habe wenigstens nachträglich sein Einverständniß mit der-

Digitized by Google

selben erklärt. Nun, wenn Shakspere jetzt unter uns treten und ein Wort dreinreden könnte — auch ihm würde wahrhaftig eine volle Wirkung auf die Gegenwart mehr gelten als ein todter Buchstabe der Vergangenheit.

Uebrigens müssen wir anerkennen, daß sich die deutsche Shakspere-Bearbeitung niemals auf den Unfehlbarkeits-Standpunkt gestellt hat, daß sie vielmehr stets nur den praktischen Anforderungen der Gegenwart gerecht werden wollte, welche freilich in verschiedenen Tagen sehr verschiedene waren. Deshalb konnte sie immer schonender zu Werke gehn im Laufe der Zeit. Als man vor hundert Jahren zuerst daran dachte, Shakspere von der deutschen Bühne herab zum Volke reden zu lassen, da forderte allerdings der herrschende Geschmack Verkleisterungen, welche das innerste Wesen der Stücke berührten. Wir finden sie heute nicht minder komisch als die gleichzeitigen Schminkpflästerchen, wenn wir auch zugeben müssen, daß ohne diese Ballhorniaden Shakspere damals unmöglich gewesen wäre. Othello versöhnte sich mit Desdemona unter den Auspicien einer künftigen silbernen Hochzeit; Hamlet setzte sich die Krone Dänemarks auf das Haupt, mit der Perspective, bei seinem dereinstigen Hinscheiden als Pater patriae gepriesen zu werden; und konnte auch der alte Lear nicht füglich gerettet werden, so erntete doch wenigstens Cordelia den Lohn der braven Tochter und durfte am Leben bleiben. Daneben gebrauchte man das Verschönerungsmittel, Kraftstellen aus dem einen Stück in ein beliebiges andres zu verpflanzen. Diese ganze ultraradicale Bearbeiterspecies, eine Zierpflanze der Philisterhaftigkeit, ist längst dahingewelkt. — Dabei darf es uns zu einigem Troste gereichen, daß ein gleiches Verfahren in Shaksperes Heimath den Beifall des Publicums gefunden hatte. Nach der Restauration erschien Macbeth auf der Bühne als großes Spektakelstück mit Ballet und Hexenchören; im Lear hatten Cordelia und Edgar ein kleines Verhältniß; Romeo und Julie wurden vor dem Tode bewahrt, um eine Familie zu gründen. Also erprobt sich auch hier der Spruch Ben Akibas: „Es ist alles schon einmal dagewesen!"

Die Bearbeitung soll es indeß keineswegs als ihre Aufgabe betrachten, jedes beim Theater verschollene Shaksperestück ohne weiteres demselben neugewinnen zu wollen. Aus der Verschollenheit eines Stückes folgt freilich nicht, daß es der Wiederbelebung unwerth wäre, noch weniger aber folgt daraus, daß jede Wiederbelebung ein Gewinn für die Bühne sein müßte. Das entscheidende Moment bleibt immer der dramatische Gehalt und die Kraft seiner Wirkung auf das heutige Publicum; reichen diese nicht aus, dann bringt man es höchstens zu einer Galvanisirung, welche sich weder dem Dichter noch dem Zuschauer vortheilhaft erweist. Reichlich die Hälfte aller Shakspieredramen ist bereits unser dauerndes Eigenthum geworden, sei es als eigentliche Repertoirestücke (und dahin gehören namentlich die fünf sogenannten großen Tragödien), sei es in sporadisch wiederkehrender Darstellung; mindestens ein Viertel wird uns für immer verloren bleiben müssen. Dann ergibt sich noch ein Rest von Stücken, welche reich sind an dramatischem Leben und spannender Handlung, wie an poetischer Schönheit und tiefem Gehalt, während sie doch nur durch eine Bearbeitung, die theilweise bis zur Umarbeitung gehen müßte, der Bühne sich gewinnen lassen. Hier entsteht die Frage: ob ein so starkes Eingreifen statthaft sei, ob der Zweck einmal ausnahmsweise das Mittel heilige? Man kann das verneinen — vom conservativen Standpunkt; man kann aber auch sagen, daß der Bühne doch ein werth- und wirkungsvolles Stück in Aussicht stehe, dessen Vaterschaft immerhin Shakspere nicht verleugnen dürfe.

Neuerdings wird wieder einmal gegen die Shakspereomanie in's Feld gerückt — mit spitzem Degen und mit hölzernem Säbel. Jede Manie gehört freilich in's Irrenhaus; aber Benzenberg sagte: „Zahlen entscheiden!" und während der Theatersaison 1871/72 brachte Wien (Hofburg) 14 Shakspere-Aufführungen; Berlin (königliches Theater, mit etwa sechsthalbhundert Vorstellungen im Jahre) 23; Berlin (Nationaltheater) 44 (davon 19 durch Gäste veranlaßt); München 13; Dresden 14; Weimar 17; Leipzig 29 (darunter 9 mal den Kaufmann von Venedig als Ausstattungsstück). In der Saison 1872/73 steigt Berlin (königliches Theater) auf 33; München auf 16; — Weimar fällt auf 7; Leipzig ebenso auf 21; Berlin (Nationaltheater) ebenso auf 36 (davon 16 durch Gäste veranlaßt); Wien (Hofburg) und Dresden bleiben auf 14; das neue Wiener Stadttheater tritt hinzu mit 27. Zur genauen Würdigung wäre allerdings noch die Gesammtzahl der Jahresvorstellungen bei jeder Bühne erforderlich, welche mir nicht zur Hand ist; indeß selbst ohne sie möchten die Herren Leiter der Irrenhäuser doch wohl protestiren, wenn man ihnen die Herren Leiter der Schauspielhäuser auf Grund dieser Ziffernkriterien als Pflegebefohlene instradiren wollte.

Hisbert Finke.

---

## In Kunstangelegenheiten.

Aus Weimar.

Es ist in Deutschland heute an der Tagesordnung, über den Zustand der Kunst, insbesondere der Malerei, zu klagen. Leider Gottes, wir haben Recht genug dazu und diese Erkenntniß ist vielleicht bereits ein Schritt zum Besseren. Wenn wir nur nicht unsere Anschuldigungen noch immer an falsche Adressen richten wollten!

Zunächst verfällt man begreiflicher Weise auf die unglücklichen Maler selbst. Alles Unheil in der Kunst, welches nach der öffentlichen Meinung in Deutschland in Gedankenlosigkeit, Formlosigkeit und Kleinlichkeit besteht, soll lediglich ihre Schuld sein. Auf ihre eigene Kappe fällt es, wenn sie statt monumentaler Werke nur kleine Bilderchen auf Leinwand malen.

In zweiter Linie kommt bei diesen Beschuldigungen der böse Staat an die Reihe, der sich um die Kunst nicht kümmert, der keine großen Aufgaben, keine anregende Unterstützung gewährt.

Das sollen die Frevler sein, wenn man die öffentliche Meinung hört. Ich möchte den Spieß umkehren und gerade diese Ankläger vor Gericht ziehen.

Wer anders zunächst ist schuld daran, wenn unsere Maler immer wieder darauf zurückkommen, Theaterscenen, Illustrationen, Novelletten (letztes Capitel), Anekdoten oder Witze auf goldgerahmter Leinwand von Sophabildgröße zu isoliren, als das Publicum, dessen „Kunstverständniß" solche Dinge bevorzugt? Der Maler soll sich nicht darum kümmern, antwortet man mir. — O bewahre! Was geht ihn Essen und Trinken, was geht ihn Anerkennung an! Vom hohen Gaul eines wohlhabenden Idealismus herab macht sich solche Lebensweisheit ganz vornehm. In Wirklichkeit hat sie mit der Frage selbst nichts zu thun. Trotz der Nachfrage nach dem Modeartikel einer Dulderkrone hat unser Jahrhundert weniger Talent und Energie zum Martyrium, als irgend ein früheres. Und das deshalb, weil es zu viel Verstand hat, um sich Nutzen davon zu versprechen. Selbst für die idealsten Zwecke seiner Kunst könnte der heutige Maler keinen Vortheil darin entdecken, daß er auf einsamen Höhen mit noch einem Dutzend Collegen verhungerte. Die Handwerker und Fabrikanten in seiner Kunst würden nur um so frecher und fetter, das Publicum nur um so geschmackloser werden. Nein, es hilft Nichts, — ob es gefällt oder nicht: das Publicum leidet nun einmal das Große und Schöne, das Künstlerische nicht in der Kunst, deren Protector es ist, und es beweist dies dadurch, daß es das Große, Schöne, Künstlerische nicht kauft.

Warum dann aber die Maler, die solchen aussichtslosen Zustand empfinden, nicht lieber von der Kunst lassen, als daß sie sie zum Dienen herabwürdigen? Auf diese wiederum reichlich ideale Frage die praktische Antwort, daß das wohl in den meisten Fällen so einfach und leicht nicht ist. Außerdem ist das Aufgeben jeder Hoffnung nicht jedes gesunden Menschen Sache. Und als Drittes mag die Entgegnung eines Freundes hinzukommen, der mir sagte: „Sind es auch nur armselige Topfgewächse, die wir ziehen, gegenüber den frisch und fröhlich wachsenden Bäumen früherer Zeiten, — es ist doch immer etwas Grünes".

Digitized by Google

Ob es aber gerade leicht ist, da auszuharren und mitzuthun, wo man das Höchste, das man doch täglich mehr erkennt, nicht erstreben kann, wo man sein Bestes nur so nebenbei verschwenden und womöglich noch da verbergen muß, wo es das Publicum nicht mehr sucht, — danach möge man unsere Maler selbst fragen. Und die Mehrzahl derer, die noch etwas wollen, d. h. also die noch Künstler sind, werden antworten, daß nur das Bescheiden innerhalb des als unabänderlich Erkannten es ihnen erträglich macht, im Dienste der Kunst zu verharren.

Das Publicum aber, auf dem somit die Schuld für diesmal hängen bleibt, kann sich nicht entschuldigen, daß es seinen Geschmack nicht bilden könne, wenn die Maler ihm nicht das Bessere zeigen. Das ist hundertmal versucht und hundertmal wieder aufgegeben. Der Anlauf dazu ist in vielen modernen Bildern wahrnehmbar, wenn er sich auch hinter ein Thema und eine Erscheinungsweise à la mode versteckt; man brauchte das Aschenbrödel des künstlerischen Wollens nur hervorzuholen. Und schließlich sind die öffentlichen Sammlungen da und durch die Photographie heute in breitestem Maße zugänglich gemacht für jeden im Publicum, der den geringsten guten Willen, die geringste Anlage zur Besserung verspürt.

Und nun kommt die zweite Anklage, die gegen den Staat, der den Bedürfnissen der Malerei, insonderheit nach Räumen für ideale Zwecke keine Rechnung trägt, der um kühler Principienfragen willen seine conservativen Akademien lieber absterben läßt, als daß er sich halbwegs in die unerquickliche Zeitkrankheit schickt und es mit einer Transfusion frischen Blutes versucht.

Gut, die Anschuldigungen sind wahr. Aber sie sind insofern nicht gerecht, als der Staat nur der Thäter, die öffentliche Meinung, der Kunstsinn des Publicums hingegen wiederum der eigentlich Schuldige ist. Denn was ist der Staat in letzter Linie Anderes, als die Gesellschaft selbst? Was gäbe es Leichteres als die jeweiligen Spitzen oder andere über sie hinweg in der gewünschten Richtung vorwärts zu bewegen, wenn sich nur wirklich die öffentliche Meinung in Deutschland — ähnlich wie kürzlich in Italien und Oesterreich — über eine solche Nothwendigkeit im geringsten klar und über das Wohin einig wäre? Statt dessen überläßt man auch dieses Schieben wieder den paar Künstlern fast allein. Und da fehlt eben das Räderwerk in der Maschine. Wir *haben* in künstlerischen Dingen eben noch keine öffentliche Meinung, kein *lebendiges* ästhetisches Gefühl, das mit den neuen Zielen und Ausdrucksweisen einer neuen Zeit Schritt zu halten verstände. Und dagegen, also wiederum gegen das Publicum, ist meiner Meinung nach jede Anklage in Kunstsachen zu richten. Wir hatten nie und haben noch nicht jenes bewegliche vielseitige Verständniß für die Kunst, welches man, als Nationaleigenschaft, Geschmack nennt, eine Eigenschaft die von den Künstlern bis zum Verständniß für das Höchste auszuspannen ist, und die andrerseits das sicherste Correctiv ist gegen jede gewöhnliche Ausschreitung der Production. Diese Kraft eines allgemeinen künstlerischen Geschmacks fehlt uns, sie aber wäre nöthig, um eine so schwere Maschine wie den Staat dauernd in Bewegung zu setzen.

Sogar aus unserer jüngsten großen Kunstepoche läßt sich dieser Mangel nachweisen. Wo erwies sich der neudeutschen Kunst gegenüber jener Sinn für Malerei, die doch in der Poesie von Form *und* Farbe ihr Hauptwesen beschlossen hält, jener Sinn, der zugleich das Leben und das Correctiv jeder nationalen Kunst ist? Wie lange hat die große Kunst gelebt, deren bedeutendste Meister noch kaum alle zu den Todten zählen? Und als sie lebten, diese Großen, deren schaffende Phantasie den ersten Künstlern aller Zeiten ebenbürtig war, deren künstlerisches Wollen nach den höchsten Palmen griff, was verstand die Nation an ihnen zu bewundern? „Gedankentiefe," „Bedeutung" und was dahin gehört, lauter Dinge, die, wenn sie sich nicht immer und lediglich auf das künstlerische Schaffen einer ganz speciell malerischen Phantasie beziehen, mit der Malerei blutwenig zu thun haben. Wo war das öffentliche Verständniß, welches jene Männer zur Vollendung hätte treiben können, wo waren, beispielshalber, die *maßgebenden* Stimmen, welche an einem Genelli erkannt hätten, daß wohl seinem Griffel die höchste Schönheit zu Gebote stand, daß ihm aber die Fähigkeit abging, im Großen fertig zu modelliren und eine Composition durch die Farbe zur wirklich bildmäßigen Erscheinung zu bringen? Forderungen, die doch so fernliegend nicht gewesen wären; denn sie handeln von Fähigkeiten, wie sie die Künstler der Renaissance bis in die Zopfzeit hinein besaßen und wie sie die Belgier und die Franzosen von heute durch anhaltendes Studium sich wieder erworben haben. Dies mangelhafte Verständniß für die Schönheiten wie für die Schwächen unserer großen Meister ist indirect gewiß Schuld daran, daß wir die meisten ihrer Schöpfungen als Contourstiche in Mappen zusammengepackt suchen müssen. Und — hätte die öffentliche Meinung bereits sie gezwungen malen zu lernen, wir hätten die heute fast zur Krankheit gewordene rein technisch erscheinende Reaction nicht nöthig gehabt.

Und wohin ist mit wenigen rühmlichen Ausnahmen die Gefolgschaft dieser Meister ausgeartet? Beweist es nicht lediglich wieder den fehlenden Sinn für die eigentlichen Aufgaben und Mittel der Malerei, wenn ein sehr gebildetes Publicum, zum Theil wohl aus falscher Pietät gegen ihre großen Lehrer, noch heute eine Reihe von sogenannten Historienmalern unterstützt und wohl gar bewundert, deren Malerei, außer in der eigenen enthusiastischen Erklärung und einer Reihe überkommener Formen darin besteht, daß sie unendliche Cartons mit den Extracten ganzer Geschichtsepochen oder philosophischer Capitel füllen? Ist es denn für die Kunst völlig einerlei, daß diese Schematisten, die mit einem entlehnten „Stil" großthun, über ihren Phantasien die Natur und schließlich selbst Farbe und Zeichnung vergessen; oder für das Erlernen letzterer keine Zeit, für erstere nur Verachtung haben? Ist es nicht mehr als blos utopische Zwecklosigkeit, Leute zu unterstützen, die man daran schon erkennen könnte, daß sie nicht einmal ein Porträt zu malen, d. h. den Menschen zu sehen und zu fassen gelernt haben, sie zu unterstützen, nur weil sie etwa Rafael oder sonst einen großen Namen auf ihr Banner geschrieben haben? Warum zeigt ihnen nicht jeder ihrer gebildeten Verehrer die respectvollen Naturstudien, die dieser Rafael gemacht hat, und sagt ihnen keiner, wie wenig dieser große Maler sich vor dem Malen, d. h. hier vor der Farbe geschämt hat?

Gerade sie, die immer über den Untergang der großen Kunst jammern, würden am wenigsten wissen, was anfangen, wenn man sie, die Ritter von den weltschmerzvollen und weltumstürzenden Papierrollen, plötzlich vor große Wände riefe. Anstatt vor solche Aufgaben, würde man sie, denen in einseitigem Phantasieleben die Fähigkeit des künstlerischen Handwerkes völlig abhanden gekommen, wieder in eine Zeichen- und Malschule schicken müssen. Denn ihre Arbeit ist längst mehr Geist als Kunst geworden, — aber ihre gebildeten Freunde unterscheiden das nicht.

Und wie steht es mit der heutigen Genremalerei? Mit Ausnahme weniger „Kenner", die nur nach dem Technischen fragen, sind die Anforderungen des herrschenden Publicums an die Malerei ganz derselben Art geblieben: sie sind heute wie vordem allgemein geistigen, sozusagen literarischen, nicht künstlerischen Inhalts, nur daß sie ein minder vornehmes Gesicht machen. Denn mit der inzwischen eingetretenen Erweiterung des „kunstsinnigen" Publicums sind seine Ansprüche unendlich jämmerlicherer Natur geworden. An Stelle der sonst verlangten großen Idee genügt bei den Strengeren, daß einige Kaiser oder Reformatoren auf dem somit historischen Bilde vorkommen, das Uebrige tragen sie dann schon selber hinein. Von den Meisten aber wird lediglich die Vorführung einer sentimentalen oder humoristischen Anekdote resp. Situation gefordert. Der nöthige Reiz des Fremdartigen wird dabei in Costümen oder in Costümen aus Kreisen gesucht, die, wie z. B. die bäuerlichen im wirklichen Leben nicht gerade zum Geschmack eines hochverehrlichen kunstsinnigen Publicums gehören.

So wenig den Vergangenen wie den Modernen gegenüber hat die öffentliche Meinung in Deutschland Sinn für das Nächste, Nothwendigste bewiesen: für das wirklich Künstlerische in einem Kunstwerk d. h. bei der Malerei für das wahrhaft Malerische.

Digitized by Google

Oder ist es vielleicht nicht die Hauptsache, das Erste und zunächst Einzige, was wir zu fordern haben, daß sich die schaffende Phantasie eines Künstlers in den seiner Kunst zugehörigen Kreisen bewege, und daß seine Geschicklichkeit sich zu deren Ausdruck ebenfalls nur der seiner Kunst eigenthümlichen Ausdrucks- und Wirkungsmittel, und zwar dieser ganz und voll bediene? Mit anderen Worten: die Phantasie eines wirklichen Malers darf diesem überhaupt nur Ideen zuführen, die mit lediglich malerischen Mitteln zum vollständigen Ausdruck gebracht, ohne weitere Hülfe des Wissens oder Verstandes beim Beschauer die nöthige Erregung des ästhetischen Wohlgefallens hervorbringen. Ob und wie weit das der Fall, das ist der einzige Maßstab, nach welchem man über ein Bild urtheilen sollte. Wie es indessen heute mit unserem Zeitbewußtsein von beregten Dingen steht, ersieht man am besten aus denjenigen Kunstkritiken öffentlicher Blätter, in denen nicht gerade kritische Fachleute das Wort haben. Selbst Fachzeitschriften vom Range der Lützow'schen erlauben, offenbar aus Mangel an wirklich Wissenden, neben den wenigen Berufenen einer Reihe von dilettirenden Kritikern aus dem Publicum alle Augenblick zu beweisen, wie wenig diese Gebildeten und ihre Kreise von den Aufgaben und Mitteln der Kunst und folgerichtig von dem künstlerischen Werthe eines Bildes verstehen, wie wenig ihrem ästhetischen Wohlgefallen, dank dem allein geschulten und allezeit eifersüchtigen Verstande, mit rein künstlerischen Mitteln beizukommen ist. Ueber alles wird bei Gelegenheit eines Bildes gesprochen, nur nicht über das, was einzig ihm seinen Werth gibt, und ob ein Bild in seiner Weise entsprechend und tüchtig gemalt ist, über diese wichtige technische Frage finden sich nur hie und da einige der bekanntesten Schlagwörter. Allerdings, diese Einsicht und dieser Aerger bleiben zum größten Theil allen denen erspart, die nicht, wie Schreiber dieses, an einer eifrig producirenden Kunstschule lehren. Dem aber kann recht trostlos zu Muth werden, der da sieht, wie jährlich einige hundert Leistungen, deren Autoren er ihrer künstlerischen Bildungsstufe und Abhängigkeit, ihrem Wollen und Können nach einigermaßen genau kennt, die Revue der Kritikdilettanten für kleinere Ausstellungen passiren. Da wächst z. B. unter allgemeinem Interesse der Künstlerkreise ein Bild zusammen, ein Product respectvollen Naturstudiums, seinen Empfindens und des besten künstlerischen Wollens; bedeutendes technisches Können hat die malerische Aufgabe mit größter Freiheit entwickelt und gelöst — nun kommt die Namenfrage. Tauft's, wie ihr wollt, sagt der Maler, wenn der Unsinn einmal nöthig ist. Was ich gewollt habe, steht in dem Bilde, ein Wort weiß ich nicht dafür. — Irgend ein beliebiger Titel wird gefunden und das Bild geht in die Welt. — Nun kommt der Kritiker und anstatt irgend etwas von den malerisch-künstlerischen Qualitäten zu merken, stürzt er sich mit eingelegter Lanze auf — den Titel, als auf den Theil des Kunstwerks, von dem er am meisten versteht.

Da heißt es denn: Der Vorwurf hätte ganz anders gefaßt und gelöst werden müssen, ist nicht im geringsten erschöpft, der Vortrag ist viel zu realistisch und infolge dessen natürlich reizlos und flach, roh sogar ist die ganze Geschichte — einmal in Bewegung gesetzt steigt der edle Ritter immer höher, immer weiter und eh man sich's versieht, ist Referent dahin gekommen, das Bild kritisch zu vernichten. — Ein anderer Maler, der dem Frans Hals oder Velasquez seit Jahren etwas tief in's Handwerk schaut und bereits recht Erfreuliches in bewußter Vereinfachung des Natursehens und seiner Darstellungsmittel leistet, wird wegen Rohheit und Unfertigkeit proscribirt — Oder aber, irgend ein Receptbild, der erste ängstlich-dreiste Versuch eines Schülers, dem sein Lehrer schließlich mit einigen äußerlichen Correcturen die schlimmste Schülerhaftigkeit zugedeckt hat, erhält nach einigen Zweifeln die Genehmigung, sich der Welt zu zeigen. Es muß auch schlechte Bilder geben, sagt man, und der arme Teufel braucht Geld. Wieder kommt der Kritikerdilettant, der eben unwissentlich das Werk des Lehrers schlecht gemacht hat, hält die rohen receptmäßig gemischten Ingredienzen des mäßig begabten Schülers für flotte Mache, und findet das Bild reizend, entzückend, weil ihm der Gedanke so „poetisch" vorkommt, daß die dargestellte junge Dame beim Mondschein in Andersens Bilderbuch ohne Bilder liest.

Und wie die Früchte, denke ich, so der Baum. Wie der dilettirende Kunstkritiker, so die kunstsinnige Menge der Nation. Es ist ja möglich, daß ich mich irre, und daß mancher Zug gesunder Anschauung und feinfühligen Geschmackes im Publicum steckt, aber da, wo es in den Ausstellungen kauft und in den Zeitungen kritisirt, hat er das Wort gewiß sehr selten.

Kurzum, an uns selber liegt die Schuld, wenn es um unsere deutsche Kunst in mancher Beziehung schlimm steht, und wieder an uns wird die Schuld liegen, wenn der Weg der Arbeit, des Malenlernens im besten Sinne des Worts, nicht zur monumentalen Kunst führt, wohin unsere westlichen Nachbarn zu führen derselbe bereits im Begriff ist.

Ich bin in diese allgemeinen Bemerkungen über das kunstsinnige Publicum durch eine specielle Beobachtung gerathen, die eigentlich den Hauptinhalt dieses Artikels bilden sollte. Mir fiel nämlich seit lange das kühle Stillschweigen auf, welches die öffentliche Meinung einigen Instituten gegenüber bewahrt, in denen, wenn auch außerhalb Berlins und im Kleinen, jener Wunsch nach Hülfe und Kunstinteresse von oben einigermaßen erfüllt ist. Hier und da im Deutschen Reich geschieht seit lange in kleinerem Maßstabe, wonach alles ruft; mit geringeren Kräften allerdings, mit vorurtheilsloserem Sinn vielleicht, mit anerkennenswerthem Willen gewiß; — jeder Unparteiische, jeder Nichtdeutsche würde nun denken, daß die, so auf den Messias Staatshülfe harren, einstweilen die Vorläufer seines Geistes auf Händen trügen. Im Gegentheil. Alles oder gar nichts, sagt die öffentliche Meinung, Abtheilung für Kunstpflege. Wir brauchen und wollen Reichshülfe, aber keine Spielerei kleinerer Fürsten, wir zucken die Achseln, kritisiren anfangs und schweigen dann den Versuch, uns unseren Willen zu thun, todt, weil wir irgendwo nicht übereinstimmen mit Principien der Persönlichkeiten, mit Wie oder Wo, oder was weiß ich.

Ich denke an die Kunstschulen, die sich der neuen auf Zeichnen und Malenlernen und auf die Natur gerichteten Bewegung in der Kunst nicht verschlossen haben, beispielsweise an Karlsruhe und Weimar. Von ersterer weiß ich selber zu wenig aus eigener Anschauung, um mich ihrer anzunehmen, möge ein Anderer für sie das Wort ergreifen. Die letztere kenne ich aus eigener längerer Erfahrung und an sie möchte ich heute kurz erinnern.

Außer in Malerkreisen gibt es wenige, denen es Weimar in den vierzehn Jahren des Bestehens seiner Kunstschule zu Willen gemacht hätte.

Schon ihre Gründung in ausgesprochenem Gegensatz zu den Akademien machte damals und, wie es scheint bis auf unsere Tage, böses Blut genug. Denn auch die Institutionen der Schule, durch die Weimar charakteristisch bleiben wird für unsere Uebergangszeit des Malenlernens, sind das Gegentheil von dem, was man gewohnt war, und ließen die Schule äußerlich fast wie eine Vereinigung von so und soviel Ateliers und Meistern erscheinen, die jeder privatim ihre Schüler ausbildeten. Principiell wurde dem einmal Berufenen die vollste Unabhängigkeit gewährt, principiell wurde jedem genügend Vorgebildeten, der zu lernen kam, volle Freiheit gelassen, seine Lehrer zu wählen, und wenn er gelernt, was er suchte, zu wechseln. Antiken- und Actsaal wurden lediglich Studienmittel, wie die Vorlesungen über Kunstgeschichte, Anatomie, Perspective, Costümkunde ꝛc. ꝛc., und damit hörte das Classenwesen völlig auf. Dazu wurden lauter junge selbstständige Kräfte anstatt der alten Zeichner herangezogen. Piloty war der erste Berufene, der das Directorium an Kalckreuths Stelle übernommen haben würde, wenn Bayern ihn nicht zu halten verstanden hätte.

Aber die in seinem Geiste gegründete und geleitete Lehranstalt hat sich seines werkthätigen Interesses bis heute zu erfreuen gehabt. Seine bedeutendsten Schüler, Lenbach und Böcklin, gehörten zu den ersten Lehrern der Schule, welche damit erklärte, daß sie das Bedürfniß der Zeit begriffen hatte und malen lernen und lehren wollte. Sie erkannte weiter, daß das Wissen und Können, das der Malerei verloren gegangen war, nur wie in Frank-

Digitized by Google

reich auf dem Wege der hingebendsten Beobachtung der Natur erworben werden könne. Offene Augen, gesundes selbstständiges Sehen, Respect vor der Natur, das war darum das nächste, was die Schule von ihren Schülern verlangte, Grundsätze, nebenbei gesagt, die jedem Künstler zu wünschen wären und die der größte „Idealist" nicht entbehren kann, und die mir als Schulgrundsätze noch den großen Vorzug in sich zu bergen scheinen, daß sie keinen Schematismus aufkommen lassen und jeder Individualität freie möglichst selbstständige Entwicklung gewähren. Von ihren Lehrern ferner verlangte die Schule niemals, daß sie einseitig auf der äußersten fortschrittlichen Linken ständen. Wohl aber begehrte sie von jedem, daß er begriffen hatte, was der Zeit noth that, daß sein künstlerisches Wollen sich nicht blos auf die Gestaltung von Gedanken, sondern auch auf die farbige Erscheinung derselben erstreckte. Keine Behörde gab es schließlich, die — den kunstsinnigen Großherzog persönlich ausgenommen — über den Beschlüssen des Directors und des Collegiums gestanden hätte; und dieser Umstand wohl nicht zum wenigsten hat dafür gesorgt, daß von akademischem Büreaukratismus noch heute an der Kunstschule keine Spur wahrzunehmen ist.

Kurz der Gegensatz zu den damaligen Akademien konnte nicht durchgeführter sein und das erklärt zur Genüge, warum die junge Kunstschule manchem nicht behagte noch behagt.

Ebenso erging es ihrem Gründer. Hätte der Großherzog lediglich Wände über Wände hergegeben und Gott weiß wen darauf denken und zeichnen lassen, man hätte ihn selbst in berliner Geheimrathskreisen und überall, wo man Enkel ist und das Kunstverständniß erbt, so lange für das Ideal eines kunstbeschützenden Fürsten gehalten, wie die Aufträge gedauert hätten. Seit der Großherzog aber das Eine that und das Andere nicht ließ, seit er, keinerlei Einseitigkeit begreifend, wohl seine Wände vergab, aber nur an wenige Künstler ersten Ranges, die, wie Schwind und Preller, zu den Großen aller Zeiten zählen werden, seit er aber zugleich auch der modernen Kunst eine Stätte bereitete, da zuckten die geistig Vornehmen die Achseln, und die Modernen — ja, denen geschieht auch wieder nicht genug. Warum verfügt man in Weimar nicht über Millionen, warum läßt man nicht fortwährend öffentliche Bauten errichten, damit die Kunstschule an ihren Wänden monumentale Kunst übe . . . . ?

Allerdings auch die Weimar'sche Schule leidet an der Krankheit der Zeit: sie malt Staffeleibilder und Motive, die nicht mit den Forderungen des öffentlichen Geschmacks in Widerspruch stehen. Auch hier wird manches handwerksmäßige Bild fabricirt, auch hier hält mancher das Bilderverkaufen für die nützlichere Kunst und mancher wird hier arbeiten, der nur hergekommen ist, weil er hier das „Bildmachen" schneller zu lernen hofft, als anderswo. Aber in der nicht geringen Zahl ihrer besseren Vertreter zeichnet sich diese Kunstschule durch solides Können, durch tüchtige Farbengabe, durch Verschmähen aller Saucen und bequemen technischen Recepte vor mancher Kunstakademie aus, deren geschickteste Vertreter am verlockenden Markt und mitten in der Jagd nach Geld nur zu häufig keine Zeit mehr finden zu fortdauerndem, bei jedem Bilde sich erneuerndem Studium, und deren blendendste Arbeiten längst das intime respectvolle Verhältniß zur Natur wieder verloren haben, durch welches ihre Meister zu Namen und Glück gelangten.

Wegen jener Institutionen und dieser mindestens anständigen Resultate, umsomehr heutzutage, wo selbst Akademien wie Wien und Rom sich in ganz ähnlichem Sinne gehäutet haben, wo auch in Berlin der Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern wieder lauter wird, halte ich es für nicht ungerechtfertigt, der Weimar'schen Kunstschule an dieser hervorragenden Stelle zu gedenken.*)

Weimar, im August 1874. **Gustav Floerke.**

*) Wir sind von den hier besprochenen Verhältnissen, die zum Theil Localkenntnisse voraussetzen, nicht genügend unterrichtet und müssen daher Herrn Professor Dr. Floerke die Vertretung seiner Meinungen überlassen. D. R.

# Offene Briefe und Antworten.

## Warnung vor Gänsefüßen.

Gänsefüße sind in der Schriftsprache erfunden, um etwas wortgetreu zu überliefern. Gutzkows Gänsefüße leisten dies nicht, indem sie in Nr. 27 dieser Blätter einen vor 15 Jahren angeblich von mir gemachten Ausspruch einklammern. Auch steht in den von Gutzkow citirten „Männern der Zeit" (Serie 1, Leipzig bei Lorck 1860) davon keine Silbe. In Nr. 28 gesteht Gutzkow, er citire aus dem Gedächtniß. Darüber mögen die Todten, denen er mit Gänsefüßen Aussprüche in den Mund legt, mit ihm rechten. In Nr. 29 wirft er sich mir persönlich als Taxator auf. Ob solcher Eingriff in ein Privatleben statthaft und ehrenhaft, darüber mögen Andere richten.

**Gustav Kühne.**

* * *

## Warnung vor Fußangeln.

Wenn ein glücklicher Weinbergbesitzer, wie Herr Dr. Gustav Kühne zu Hosterwitz an der Elbe, vom Aushängen einer Tafel, beschrieben mit „Warnung vor Fußangeln" (bekanntlich einem bloßen Schreckschuß, der zum Humor des Landlebens gehört), keine bessern Resultate gewinnt, als von dem obigen Pendant: „Warnung vor Gänsefüßen", so beklage ich seine diesjährige Ernte. In einer memoirenartig gehaltenen Personalchronik einen berühmten Zeitgenossen einen glücklichen Weinbergbesitzer zu nennen oder einen reichgewordenen Staatsbürger überhaupt, das ist wahrlich ein „Eingriff in ein Privatleben", über welchen „Andre", ob derselbe „statthaft" oder „ehrenhaft sei", nachsichtiger urtheilen und leichter hinwegkommen werden, als wenn Jemand ebenfalls des „Eingriffs in ein Privatleben" angeschuldigt wird, von seinen literarischen Collegen gesagt zu haben, sie schriftstellerten nicht blos um zu leben, sondern auch um gut zu leben. Die Fiction des Scheins, den sich Dr. Kühne in seiner Warnungstafel gibt, als hätte er jene Aeußerung über den Unterzeichneten niemals gethan, ist etwas stark. Sie steht in Nr. 7 seiner Zeitschrift „Europa", Jahrgang 1859. Ist dieser edle Passus einer dort von mir gegebenen, von Irrthümern wimmelnden Biographie nicht in jenes, mir nur aus Citaten bekannte Sammelwerk desselben Verfassers, die „Männer der Zeit" übergegangen, desto besser für uns beide. Der engeren Literaturgemeinde älterer Zeit ist es jedoch bekannt, daß diese Europa-Biographien sämmtlich, vielleicht sogar mit beibehaltenem Lettersatz, in die „Männer der Zeit" übergingen oder gar schon in diesen gestanden hatten. Der einstigen Begegnung mit jenen „Todten", deren Aeußerungen, wenn mir diese literargeschichtlich interessant erscheinen und sich für die Mittheilung bei passender Gelegenheit eignen, ich nach wie vor, meinem Gedächtniß vertrauend, mit dem alten Signum citationis einführen werde, sehe ich mit Ruhe entgegen.

**Karl Gutzkow.**

* * *

## Zum Mallinckrodt-Denkmal.

In Nr. 100 des in Paderborn erscheinenden Westphälischen Volksblatts vom 20. August d. J. steht in Bezug auf das von den Ultramontanen projectirte Mallinckrodt-Denkmal, eine Votiv-Kirche in Nordborchen, Folgendes zu lesen:

„Dies Denkmal steht dann im Angesichte des Teutoburger Waldes, auf dessen Bergeshöhen das Denkmal sich erhebt von Hermann dem Cheruskerfürsten, der dort den Varus schlug. Auch wir wollen jetzt zu Nordborchen einem andern Hermann, der im geistigen Kampfe nicht minder groß gewesen, ein Denkmal bauen".

Daß es denjenigen Westphalen, deren Herzen für Deutschland und den Kaiser noch warm schlagen, bei solchen Worten nicht absonderlich wohl zu Muthe ist, werden Sie Herr Redacteur, sich leicht denken können.

Gestatten Sie einem derselben hier in der „Gegenwart" einen Zettel zu entfalten, welcher schon über 30 Jahre alt ist und in den vierziger Jahren, als die Idee, das Hermanns-Denkmal zu errichten, im Publicum recht lebendig war, durch tausend und aber tausend Tabacks-Düten seine Verbreitung fand. Das darauf stehende schöne Gedicht, dessen Verfasser mir leider nicht bekannt ist, soll den Ultramontanen nicht allein als Ant-

Digitized by Google

wort auf ihren albernen Vergleich dienen, sondern es beansprucht gerade jetzt, wo das Denkmal enthüllt werden soll und die römische Niedertracht ihren Höhepunkt erreicht hat, ein allgemeines Interesse. Besten Gruß.

Löbau i. W/Pr., Ende August 1874.

Ihr

Kolkmann.

Das Gedicht lautet:

## Protestation.

### Hermann der Cherusker gegen das Hermannsdenkmal.

(Eine Geisterstimme.)

Ihr wollt mir bauen eine Säule,
Ein Denkmal, das mich nennt und ehrt?
O! führt' ich meine alte Keule!
Mit einem Schlag wär es zerstört!

Wie kannst du Gegenwart es wagen,
Du Volk, das sich das deutsche nennt,
Mir, der die Römer einst geschlagen,
Zu setzen jetzt ein Monument?

Mir, der die Römlinge geschlagen,
Die jetzt mit blutig frecher Hand,
Dich deutsches Volk in Ketten schlagen,
Und dir vernageln den Verstand.

Ich will von keinem Denkmal wissen!
Da jetzo, nach zweitausend Jahr,
Noch immer wird von Rom zerrissen
Germaniens Herz, das frei einst war.

Ihr sollt kein Monument mir setzen!
So lange ihr vom röm'schen Thron
Euch lasset aneinander hetzen,
Im Namen der Religion.

Ihr Deutsche lebtet längst als Brüder
Im großen herrlichen Verein;
Da theilte euch die röm'sche Hyder
In Gläubge und in Ketzer ein.

Du Land, wo Luther einst gestritten
Und Huttens ritterliche Hand;
Noch wimmelt's da von Jesuiten,
Anschürend der Empörung Brand.

Ihr sollt kein Monument mir setzen!
Die Mühe sei Euch gern geschenkt.
So lang des heil'gen Rockes Fetzen
In Eurem deutschen Tempel hängt.

Ich will von keinem Denkmal wissen!
So lang im deutschen Vaterland
Der Mann wird von der Frau gerissen
Durch Roms erbarmungslose Hand.

Kein Denkmal mir in deutschen Landen!
Ich müßte sonst vor Scham erglühn.
So lange deutsche Protestanten
Vor röm'schen Priestern müssen knie'n.

Kein Denkmal! Da selbst das Erbarmen
Rom aus dem deutschen Herzen streicht
Das deutschen Brüdern, hülflos Armen
Nach Christenpflicht ein Scherflein reicht.

Ich habe nichts mit Dir zu schaffen,
Du deutsches Volk, Du deutsches Land!
So lang Du nicht den letzten Pfaffen
Zum röm'schen Stuhle hingesandt.

Ein Denkmal, daß es mich ergötze,
Und wär' es nur ein Haufen Sand,
Baut, wenn nicht mehr durch Roms Gesetze
Geknechtet wird das deutsche Land.

* * *

L. B. in W. Kommen Sie nur getrost nach Weimar! Was kann Ihnen denn passiren? Die Besorgniß, „sich unter lauter Dichtern" zu befinden, ist gewiß unbegründet; verlassen Sie sich darauf.

R. S. in H. Wir sind in der Frage des Nachdrucks aus unserem Blatte gar nicht engherzig; aber die ganz unverständliche Abkürzung „Geg." als Quellenangabe genügt uns nicht. Wir bitten Sie, wenn Ihnen wieder einmal ein Aufsatz aus der „Gegenwart" der Reproduction würdig erscheint, nicht die paar Buchstaben abzuknapsen, sondern die Quelle deutlich anzugeben. Wenn Sie correct sein wollen, müssen Sie nicht blos den Titel, den mehrere Zeitungen führen, angeben, sondern zur genauen Bezeichnung entweder die Erscheinungsart oder den Namen des Verlegers oder des Herausgebers hinzufügen. Die gleiche Bitte richten wir an alle befreundete Redactionen, welche Aufsätze aus unserm Blatte in das ihrige übernehmen.

Abonnent in Danzig. „Unequivoquicität" ist natürlich ein scherzhaft gebildeter Barbarismus der schlimmsten Sorte. Sie werden dieses Wortmonstrum in keinem Fremdwörterbuch finden. Das deutsche Wort „Unzweideutigkeit" leistet dieselben Dienste.

El. Ge. in Hamburg. Woher das geflügelte Wort „Gedanken sind zollfrei" stammt? Wir wissen es nicht. Vielleicht kann es uns einer unserer belesenen Gönner mittheilen.

## Bibliographie.

Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Von F. A. Pischon. 14. Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Andenken an Fritz Reuters Begräbnißfeier. Wismar, Hinstorff.

Studien zur Geschichte der Begriffe. Von G. Teichmüller. Berlin, Weidmann.

Die Bedeutung der Sedanfeier. Von A. Ellissen. Leipzig, Ellissen.

Polo und Francesca. Trauerspiel. Von H. Koester. Breslau, Hoffmann.

Die wissenschaftliche Emancipation der Frau. Von H. Dohm. Berlin, Wedekind u. Schwieger.

Die preußische Intelligenz und ihre Grenzen. Von C. Frantz. München, Huttler.

Ueber Schillers Gleichnisse. Von E. Küsel. Gumbinnen, Sterzel.

Gesammelte Werke von O. Ruppius. Berlin, F. Duncker.

Beethovens Leben. Von L. Nohl. 3. Band. Leipzig, Günther.

Wir bewegen die Erde. Roman von Maurus Jokai. Berlin, Janke.

Deutsche Hiebe. 12 Sonette. Von Helmuth. Berlin, Koschey.

Dramatische Werke von Gustav Freytag. 3. Auflage. Leipzig, Hirzel.

Abenteuer des Kapitain Hatteras. Von J. Werner. Wien, Hartleben.

Erzählungen aus der deutschen Geschichte. Von Lauckhard. Eisenach, Bacmeister.

Meine Erlebnisse als Hoftheaterdirector. Von G. Köberle. Leipzig, Mutze.

Erläuterungen zu den ausländischen Klassikern. Leipzig Wartig.

Der Tag von Sedan. Eine dramatische Festerinnerung. Von M. Bunge. Cöthen, Schettler.

Ueber Lessings Pädagogik. Von E. Niemeyer. Dresden, Höckner.

Ungarns politische Krisis. Von e. ungarisch-deutschen Publicisten. Leipzig, O. Wigand.

(Wird fortgesetzt.)

Digitized by Google

# Inserate.


Verlag der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Detmold.

## Grabbe's, C. D.

**sämmtliche Werke.**

**Erste kritische Gesammtausgabe** mit handschriftlichem Nachlass und dem Portrait des Dichters herausgegeben und erläutert von

**Oskar Blumenthal.**

4 Bände Preis 3 Thlr.
elegant in 4 Leinwbd. 4 Thlr. 5 Sgr.,
sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

**Zum ersten Male** werden hier die Werke des genialsten Dramatikers nach Schillers Tode, in einer wirklich vollständigen Gesammtausgabe vorgelegt. Der Herausgeber hat mit unermüdlichem Fleiss seit Jahren alle handschriftlichen Reliquien des Dichters, die sehr umfangreich und werthvoll sind, gesammelt, durch freundliche Unterstützung von **Ferdinand Freiligrath, Wolfgang Müller von Königswinter** und **Ignaz Hub**, die dem Herausgeber während der ganzen Dauer der Arbeit mit **Rath und That beigestanden haben**, ist es ihm gelungen in den Texten lückenlose Vollständigkeit und in den Erläuterungen quellenmässige Zuverlässigkeit zu erreichen. Der Text der Dramen ist hier zum ersten Mal auf Grundlage der Originalhandschriften kritisch festgestellt. Der höchst interessante **Briefwechsel** des Dichters, bisher noch ungedruckt und aus beinahe 300 Briefen bestehend, liegt hier **zum ersten Male** gesammelt vor, mehrere für verloren gehaltene Dichtungen und etwa 60 unbekannt gebliebene Kritiken und kleinere Aufsätze Grabbe's werden **zum ersten Male** durch den Druck veröffentlicht. Endlich hat der Herausgeber versucht, den Genuss und das Verständniss der einzelnen Dramen durch ausführliche kritisch-ästhetische Einleitungen zu erhöhen und zu klären.

Das Werk, das von keinem Literaturfreunde wird umgangen werden können, ist allen auf's Wärmste zu empfehlen, die ihre Freude daran haben, wenn ein mit Unrecht vernachlässigter Dichtergenius wieder zu Ehren gebracht wird.

---

(**Maurus Jókai's „Goldmensch"**) — einer der brillantesten Romane der Neuzeit, im ungarischen Original 5 Gulden, in einer ersten deutschen Ausgabe 4 Thlr. kostend — erschien nun übersetzt von „einem Landsmann und Jugendfreunde des Dichters" in der sehr verbreiteten „Universal-Bibliothek" von Philipp Reclam jun. in Leipzig, alle 5 Theile, 33 Druckbogen, 608 S. stark, zusammen für **10 Sgr., geb. 15 Sgr.** — No. 521 bis 523 derselben „Universal-Bibliothek" brachte auch Jókai's historischen Roman „Die goldene Zeit in Siebenbürgen", deutsch von Leopold Rosner, für 6 Sgr.

---

Preisgekrönt.

Soeben erschien:

## Diplomatisches ABC.

Von

**Dr. Frz. Sauter.**

Preis Thlr. 5 = fl. 8. 45 kr. rhn.

**Hochinteressantes Werk für jeden Gebildeten!**
**Künstlerische und eleganteste Ausstattung!**

Prospecte sendet auf Verlangen gratis und franco die **Verlagshandlung** von

**Alfred Bruchmann** in Stuttgart.

---

Für das 4. Quartal 1874 allen deutschen Landwirthen zum Abonnement empfohlen:

## Deutsche Landwirthschaftliche Presse.

**Große illustrirte Zeitung für die Interessen der Landwirthschaft**
mit Hinzuziehung von
Gartenbau, Forstwesen, Fischerei, Hauswirthschaft, Jagd und Sport.
Chef-Redacteur: Oeconomierath **Hausburg**, General-Secretair des Deutschen Landwirthschaftsrathes und des Congresses Deutscher Landwirthe.

Jeden Mittwoch und Sonnabend erscheint eine Nummer.
**Preis vierteljährlich 1⅔ Thlr. (5 Mark). Probe-Nummern gratis.**
Post-Zeitungs-Catalog 1874: X. Nachtrag No. 857A.
**Wirksames Organ für Annoncen (3½ Sgr. pro Spaltzeile).**
**Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.**

---

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

## Die Idee der Entwickelung.

Eine sozial-philosophische Darstellung von

**Leopold Jacoby.**

Erster Theil. Berlin 1874. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.
**H. E. Oliven**, Luisenstraße Nr. 45.

---

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Gustav Adolf.

Von

**G. Droysen.**

2 Bände, Gr. Octav. 1035 Seiten.
Preis 5 Thlr. 10 Sgr.

---

Im Verlage von **Joh. Friedr. Hartknoch** in Leipzig erschien:

## Leichte Waare.

Literarische Skizzen
von
**Ernst Eckstein.**
Eleg. geh. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:

**1. Aus Zeit und Leben.**
Abendphantasien — Unpatriotische Zugeständnisse eines Patrioten — Palatium und Curie — Von alten Weibern — Rose und Hagebutte — In der Neujahrsnacht.

**2. Literarische Scharmützel.**
Wie tauf' ich meine Helden? — Ueber das Nackte in der Poesie — Im Abgrund des Nihilismus — Mondschein-Plaudereien — Ueber die Form der Anrede — Die ewigen Sittengesetze — Was die Poeten und Schriftsteller von ihrem Genie halten — Nach dem Konzerte.

**3. Reiseblätter.**
Sittenbilder aus Rom — Bianka — Die Pariserin — Pariser Neujahrsleiden — Eine Stunde in der Alhambra — Aus Wien.

---

## Geschichte des holländischen Theaters.

Von

**Ferd. von Hellwald.**

Preis Thlr. 1. 20.

Verlag von **J. van Baalen & Söhne** (van Hengel & Eeltjes) in Rotterdam.

---

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin:

In zweiter Auflage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Vionville.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen
von **E. v. Wildenbruch.**
8°. brosch. Preis 15 Sgr.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des grossen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

**Wildenbruchs Vionville** gehört zu den wenigen patriotischen Gesängen über die grossen Ereignisse von 1870 u. 1871, welches sich einer vorzüglichen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Presse zu erfreuen hatte.

Das rasche Erscheinen dieser 2. Auflage nach Verlauf von wenigen Monaten spricht am Besten für die Bedeutung und den Werth derselben.

---

**E. von Wildenbruch,**

## Die Söhne der Sibyllen und der Nornen.

Ein historisches Gedicht, welches in allegorischer Gestalt die Entstehung, Entwicklung und schliessliche Entfaltung des Romanenthums und des Germanenthums, in deren Verhältniss zu einander zur Darstellung bringt.
Preis broch. 20 Sgr.

---

## Quirkhorn

von

**Klaus Groth.**

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von

**Otto Speckter.**

Preis broch. 2 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. mit Goldschn. 3 Thlr.

**Pracht-Ausgabe**
davon
auf feinstem Velinpapier
Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.
**Miniatur-Ausgabe.**
Preis br. 1 Thlr. 6 Sgr., geb. 1 Thlr. 18 Sgr.
**Octav-Ausgabe**
mit hochdeutscher Uebersetzung.
Preis brochirt 22½ Sgr.


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 12. September 1874. Band VI.

qP
30
.G2
v.6
no.37

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der König von Bayern in Paris. Von *** — Die Spiritisten in America. Von M. Raven. III. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen. Von Levin Schücking. I. II. — Erziehungsweisheit im Sprichwort. Von Jürgen Bona Meyer. II. — **Verschiedenes:** Die Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten. Von P. L. — Les Echos de l'Alsace-Lorraine. Von A. Schricker. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Alltagsleben." Volksstück mit Gesang in drei Acten. Von Adolf L'Arronge. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

### Der König von Bayern in Paris.

Der Aufenthalt des Königs Ludwig von Bayern in der Hauptstadt von Frankreich ist in wenigen Worten erzählt: der König kam am 21. August, Abends 9 Uhr, in Paris an; er reiste incognito unter dem Namen eines Grafen von Berg und war von zwei Herren und vier Dienern begleitet. Ein Mitglied der deutschen Botschaft war ihm bis an die Grenze entgegengeeilt, um sich auf der Fahrt durch französisches Gebiet zur Verfügung des deutschen Fürsten zu stellen. Die französische Regierung hatte bereitwilligst alles gethan, was in ihrer Macht stand, um die Reise von gewöhnlichen kleinen Unannehmlichkeiten zu befreien. Das Gepäck des Grafen Berg und seiner Begleitung wurde von den Zollbehörden ohne Weiteres durchgelassen, und an dem pariser Bahnhofe wurde der hohe Reisende von einem französischen Beamten in Empfang genommen, der ihn durch einen Specialausgang bis zu dem Wagen geleitete, in dem er sich nach der deutschen Botschaft begab. Selbstverständlich befand sich der Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, der Botschafter des Deutschen Reiches in Frankreich, an der Eisenbahn, um seinen Gast beim Eintritt in Paris willkommen zu heißen. Der König von Bayern hatte den Entschluß zur Reise so schnell gefaßt, daß sein Incognito am ersten Abend wenigstens ein vollständiges war. Niemand, außer seinem Gefolge, bekümmerte sich um ihn, als er in den Wagen stieg, und er langte ohne jeden Zwischenfall im deutschen Botschaftshotel an.

Am nächsten Tage, den 22. August, ließ sich der König die Mitglieder der Botschaft vorstellen. Er reiste darauf nach Versailles ab, um das Schloß einer ersten oberflächlichen Besichtigung zu unterwerfen. Der darauffolgende Sonntag wurde benutzt, um die hervorragendsten Monumente von Paris zu besuchen: die Conciergerie mit der Zelle von Marie Antoinette und dem großen Saale der Girondins, die schöne gothische Ste. Chapelle, der Saal der Pas perdus, der Pont neuf mit der Statue Heinrich IV., die alte Kirche Notredame mit dem darin aufbewahrten Schatze, die Ruinen des Hôtel de ville, der Thurm von St. Jacques, das Pantheon mit den Grabmälern von Voltaire und Rousseau, der Palast von Luxemburg, die große Oper, die selbst in ihrem noch nicht vollendeten Zustande von außerordentlicher Pracht zeugt, der Place des Victoires mit der Statue Ludwig XIV., die Hauptstraßen von Paris endlich, — alles das wurde im Fluge in Augenschein genommen. Am Sonntag Abend ging der König in das théatre français, wo er „L'avare" von Molière und „Le gendre de Mr. Poirier" von Augier und Sandeau spielen sah.

Der König von Bayern hegt eine große allgemein bekannte und von ihm keineswegs verheimlichte Vorliebe für das monarchische Staatssystem. Er ist der Meinung, daß dasselbe am vollkommensten in der Regierung Ludwig XIV. personificirt ist; daher sein großes Interesse für diesen Herrscher und für seine unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger. Die Franzosen der Jetztzeit scheinen dem Könige von Bayern ziemlich gleichgültig zu sein, die Franzosen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts dagegen flößen ihm das lebhafteste Interesse ein.

Der Hauptzweck der Reise des Königs nach Paris war deshalb auch, die Monumente zu besuchen und kennen zu lernen, an welche sich die großen Erinnerungen der Regierungen von Heinrich IV., Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV. knüpfen. Der König von Bayern begab sich aus diesem Grunde bereits am Montag wieder nach Versailles, wo er zwei Tage und eine Nacht verbrachte. Der Zufall wollte, daß er auf diese Weise seinen Geburtstag in der Residenz des von ihm verehrten Ludwig XIV. verleben konnte. Es ist wohl anzunehmen, daß das poetische Herz des in großer Einsamkeit lebenden jungen deutschen Fürsten diesem Zufall einige Stunden seltenen Genusses zu verdanken hatte.

Während seines Aufenthaltes in Versailles besuchte Ludwig II. das große Schloß sowie die beiden Trianons. Die französischen Beamten, die ihm bei dieser Gelegenheit als Führer dienten, konnten mit einiger Ueberraschung bemerken, daß der deutsche Fürst Versailles mindestens eben so gut wie sie, wenn nicht sogar besser kenne. Sie unterließen es deshalb auch bald, ihn auf hervorragende Gemächer, Bilder und Möbel aufmerksam zu machen, und gestatteten ihm, ungestört durch die großen Säle des „großen Königs" zu schweifen und sich selbst diejenigen Gegenstände auszusuchen, denen er eine besondere Aufmerksamkeit widmen wollte.

Am Dienstag sprangen die „Großen Wasser" von Versailles zu Ehren des Königs von Bayern. Die französische Regierung erwies dem deutschen Fürsten dadurch eine Höflichkeit, die wohl verdient, anerkannt zu werden. Zu bemerken ist auch, daß das Publicum, welches sich ziemlich zahlreich eingefunden hatte und dem König in respectvoller Entfernung, aber auf Schritt und Tritt folgte, in jeder Beziehung eine correcte und ehrerbietige Haltung zeigte. Die Befürchtung, daß man den Schrei: „A bas l'Allemand! A bas le roi des hommes de Bazeilles!" hören würde, war wohl berechtigt. Glücklicherweise hat sich dieselbe nicht bestätigt; und es wäre ungerecht,

Digitized by Google

dem Tacte der Versailler Bevölkerung dafür nicht die gebührende Anerkennung zu zollen.

Dienstag Abend fuhr König Ludwig im Wagen des Fürsten Hohenlohe nach Paris zurück, nachdem er vorher eine längere Unterredung mit dem Herzoge Decazes gehabt hatte. Den Abend verbrachte der König wieder im Theater.

Am Mittwoch begab sich König Ludwig mit der Eisenbahn nach Fontainebleau, wo er das Schloß aufmerksam besichtigte. Am Abend kehrte er nach Paris zurück, um zum dritten Male einer Vorstellung im Théâtre français beizuwohnen. Das Glück wollte, daß die besten Schauspieler der unvergleichlich vorzüglichen Truppe spielten. Got, Coquelin, Thorin, Mesdames Brohan, Tholer, Reichemberg ꝛc. ꝛc. erschienen in ihren besten Rollen. Der König, welcher der Vorstellung mit dem größten Interesse folgte, verließ das Theater erst, als der Vorhang nach dem letzten Acte gefallen war. Die Schauspieler, die so lange stolz darauf gewesen sind, den Titel „Comédiens ordinaires du Roi“ zu führen, können sich rühmen, niemals vor einem aufmerksameren König gespielt zu haben als vor Ludwig II. von Bayern.

Der Aufenthalt des Königs in Paris nahte nun seinem Ende. Es war bestimmt worden, daß die Rückreise nach München Donnerstag Abend angetreten werden solle. Der König benutzte den letzten Tag, um das Grabmal Napoleon I. und die Gallerie des Louvre zu besuchen. Dann nahm er eine letzte Mahlzeit in Gesellschaft seines Wirthes, des Fürsten von Hohenlohe ein, und am Abend um 8 Uhr verließ er Paris wieder, im höchsten Grade befriedigt, wie er sich äußerte, mit der Gastfreundschaft, die er dort Seitens des deutschen Botschafters genossen und mit der Zuvorkommenheit, der er sich von den französischen Behörden zu erfreuen gehabt hatte.

Die Reise des Königs von Bayern nach Paris ist in jeder Beziehung nichts Anderes gewesen, als die Reise eines kunstliebenden Monarchen, der die Schätze, an denen sich sein Geist seit Jahren gelabt hat, nun auch durch den Augenschein kennen lernen will. — Aber Kaiser und Könige können sich nun einmal nicht wie gewöhnliche Sterbliche bewegen. Ein jeder ihrer Schritte gewinnt dadurch an Bedeutung, daß es der Schritt eines Königs ist; und so hat auch die Reise Ludwigs II. nach Paris eine gewisse politische Wichtigkeit.

Ludwig II. ist der erste deutsche Fürst, der nach dem Kriege Paris wieder betritt! er hat sein Quartier dort in der deutschen Botschaft aufgeschlagen; er ist von der französischen Regierung mit der größten Aufmerksamkeit, von dem französischen Publicum mit gebührendem Respecte empfangen worden und er hat sechs Tage lang in Paris wie in Freundes Land leben können. Schließlich ist hier zu bemerken, weil dies von jedermann bemerkt worden ist, daß er den Marschall Mac Mahon nicht gesehen hat.

Es ist erlaubt, aus diesen Umständen folgende Schlüsse zu ziehen:

Der gastfreundschaftliche Empfang, der dem deutschen Fürsten Seitens Frankreichs geworden ist, verdient jedenfalls Anerkennung; jedoch darf die Tragweite dieses Ereignisses nicht überschätzt werden. Man würde sich sehr irren, wenn man daraus folgern wollte, daß der Deutschenhaß in Frankreich bereits erloschen ist, und daß deutsche Fürsten und deutsche Bürger von nun ab wieder als willkommene Gäste auf französischem Boden erscheinen können. — Nein! — Die Deutschen werden noch immer von den Franzosen gehaßt oder gefürchtet, und wenn dem Könige Ludwig von Bayern der äußere Ausdruck dieser Gefühle verborgen bleiben konnte, so hatte dies seinen Grund darin, daß man in Frankreich wußte und daß die französische Presse sich beeilte, die Nachricht zu verbreiten, Ludwig II. sei derjenige deutsche Fürst gewesen, welcher allein unter seinen königlichen Vettern und Onkeln fern von den Schlachtfeldern geblieben sei, auf denen der französische Stolz von der deutschen Kraft in unvergeßlicher Weise gedemüthigt wurde. — Der Kaiser von Deutschland, der König von Sachsen, der kaiserliche Kronprinz, Prinz Friedrich Carl, Fürst Bismarck oder Feldmarschall Graf von Moltke würden in Paris sicherlich nicht die Aufnahme gefunden haben, die dem Könige von Bayern dort zu Theil geworden ist. Selbst Ludwig II. war während seines Aufenthaltes in Paris ohne jeden Zweifel der Möglichkeit einer Beleidigung durch Wort, Schrift oder That ausgesetzt. Er hat den Muth gehabt dieser sehr reellen Gefahr zu trotzen. Man kann, so glauben wir, von Glück sagen, daß dieselbe vorübergegangen ist; denn es lag weder in der Macht der französischen Regierung noch der pariser Polizei, dieselbe gänzlich zu beschwören.

Ludwig II. hat während seines Aufenthaltes in Paris auf deutschem Reichsgebiete, in der deutschen Botschaft, gewohnt. Es darf dies nicht einfach dem Umstande zugeschrieben werden, daß der Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst ein Bayer von Geburt und der ehemalige Ministerpräsident des Königs Ludwig ist. — Es ist souveränen Herren nicht gestattet, in der Wahl ihres Aufenthaltes leichten Sinnes zu verfahren. Die Frage, ob es gerathen sei, daß der König während seines Aufenthaltes in Paris, in einem französischen Hotel oder auf der deutschen Botschaft wohne, ist in München jedenfalls reiflicher Ueberlegung unterzogen worden; und wenn sich der König in letzter Instanz entschlossen hat, der Gast des deutschen Botschafters zu werden, so darf dies wohl ohne Spitzfindigkeit als ein Beweis gedeutet werden, daß der König von Bayern bei Gelegenheit einer Reise, welche von gewissen Sympathien für Frankreich zeugte, gleichzeitig seine entschieden deutschfreundlichen Gefühle in unverkennbarer Weise an den Tag legen wollte.

Die Thatsache, daß der König von Bayern dem Präsidenten der französischen Republik keinen Besuch gemacht, ist vielfach zu deuten und wird am leichtesten falsch gedeutet werden. Wir sind der Meinung, — und unsere Meinung beruht auf guten zuverlässigen Mittheilungen — daß der König von Bayern die politische Tragweite eines Besuches oder des Unterlassens eines Besuches bei dem Marschall Mac Mahon gar nicht in Erwägung gezogen hat. — Der König von Bayern, ohne geradezu Misanthrop zu sein, hegt einen natürlichen Abscheu gegen den Umgang mit fremden Menschen. Diese physische Eigenthümlichkeit hat sich in der hohen Stellung, die er einnimmt, ziemlich ungehindert entwickeln können. Der König vermeidet gern neue Gesichter zu sehen, und er ist daran gewöhnt, in den meisten Fällen das zu thun, was er gern thut. — Eine politische Nothwendigkeit, den Marschall Mac Mahon zu sehen, lag nicht vor, da der König incognito in Paris verweilt hatte, währenddem der Präsident von der Hauptstadt von Frankreich abwesend war, und da der hohe Reisende Paris verließ, ehe der Marschall dorthin zurückgekehrt war. Den Gesetzen der Höflichkeit war von Seiten des Königs vollständig genügt worden, indem er sich dem Herzog Decazes, dem höchsten in Paris anwesenden Staatsmann durch den Fürsten von Hohenlohe hatte vorstellen lassen und sich mit ihm längere Zeit und auf das freundlichste unterhalten hatte. — Unter diesen Umständen wird der König von Bayern einfach gewünscht haben, sich die Unannehmlichkeit einer ceremoniellen Visite bei einer ihm unbekannten Persönlichkeit zu ersparen. — Er hat in dem Marschall Mac Mahon nicht etwa den Präsidenten der Republik, sondern nur einen Fremden vermieden. Ein bekannte Thatsache ist ja, daß der jetzige König von Bayern weder in Berlin noch in Wien oder Petersburg Besuche bei den dort regierenden gekrönten Häuptern abgestattet hat; und es ist deshalb nicht zu verwundern und leicht zu erklären, daß er von Paris abgereist ist, ohne dem Präsidenten der Republik eine Visite zu machen. — Die Franzosen haben kein Recht, ihm dies übel zu nehmen, und wir Deutschen wollen uns noch weniger darüber beklagen.

* * *

Digitized by Google

# Die Spiritisten in America.

Von M. Raven.

## III.

Oeffentliche Prüfung. Ein Spiritcirkel mit den ersten lebenden Geistern in Newyork. Horace Greeley. Judge Edmonds. Der Tod ist nicht das Ende.

„Gleich anfangs," so erzählen die Spiritisten, „hatten die Spirits wiederholt den Wunsch ausgesprochen, daß die neue Entdeckung veröffentlicht und dem Publicum Gelegenheit gegeben werde, sich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen, daß es möglich sei, mit den Abgeschiedenen zu verkehren. Aber die Familie Fox weigerte sich, in einer öffentlichen Versammlung aufzutreten. Sie wünschte durchaus nicht, „Medium" zu sein, und haßte das Aufsehen und die böse Nachrede und die Verfolgung, welche die gefährliche Gabe über sie gebracht hatte. Es hatten sich Fanatiker verschiedener Secten in die Versammlungen eingedrängt, und die wildesten Scenen voll Schwulst, Kauderwälsch und Absurdität (rant cant and absurdity) waren nur zu häufig die Folge. Ansichten der abenteuerlichsten Art wurden zur Erklärung der Sache vorgebracht; Einige glaubten, das tausendjährige Reich werde dadurch angekündigt, der Messias in Person werde erscheinen und die Gottlosen vernichten, und natürlich sie, die ächten Gläubigen, seien bestimmt, den höchsten Platz in der Nähe dieses himmlischen, auf Erden errichteten Thrones einzunehmen. Dies Alles brachte die einfachen Frauen der Familie Fox beinahe zur Verzweiflung. Und als die Geister ihnen erklärten, sie würden, wenn sie sich noch länger weigerten, öffentlich aufzutreten, sie verlassen und andere Canäle aufsuchen, durch welche sie ihre heiligen und wohlthätigen Entdeckungen der Menschheit zuführen könnten, waren die Frauen gar nicht erschreckt, sondern erwiderten, das stimme ganz mit ihren Wünschen. Erst als die Geister ihre Drohung wirklich ausführten, gaben sie den Bitten ihrer Freunde nach. Das größte öffentliche Local in Rochester, „Corinthian Hall", sollte gemiethet und an drei verschiedenen Abenden für das Publicum geöffnet werden. Mr. Capron sollte in einem kurzen gedrängten Vortrage eine Geschichte der Entstehung und eine Erklärung der Phänomene geben. Dann sollte das Publicum aufgefordert werden, aus seiner Mitte ein Comité zu wählen, das am andern Tage im Privatcirkel die Sache nochmals prüfte und in der nächsten Versammlung Bericht abstattete. Und so an drei verschiedenen Abenden. Die Spirits gaben das Versprechen, während des ganzen Abends laut und deutlich zu klopfen, so daß es in einem sehr großen, dicht gefüllten Raume überall gehört werden könnte.

Eine ungeheure Menge von Menschen strömte nach der „Corinthian Hall", die meisten wohl in der Hoffnung, den „Humbug" entlarvt zu sehen. Aber das Comité erklärte in der nächsten Versammlung, das Klopfen wäre von Allen gehört, aber trotz der genauesten Untersuchung, sowohl am Abend selbst wie am andern Morgen im Privatcirkel, sähe sich das Comité außer Stande, die Ursache desselben anzugeben. Es wurde ein anderes Comité gewählt, aus entschiedenen Gegnern der Bewegung bestehend, die äußerst schonungslos mit den armen Mediums verfuhren, die Kleider derselben durch Damen untersuchen, ihnen Hände und Füße festhalten ließen u. s. w. Aber auch dies zweite Comité kam zu der Ueberzeugung: „die Mädchen sind es nicht, die klopfen; von wem es aber geschieht, können wir nicht entdecken". Als ein drittes Comité dieselbe Erklärung abgab, wurde der in seiner Erwartung getäuschte hohe und niedere Pöbel wüthend und stürmte das Local mit furchtbarem Lärm. Die Polizei mußte die zitternden Mädchen nach Hause geleiten.

Dieser Verlauf der öffentlichen Prüfung machte ungeheures Aufsehen und verbreitete die Kunde von dem „Geisterklopfen" weit über die Grenzen von Rochester hinaus. Das Für und Wider wurde mit dem lebhaftesten Interesse besprochen, und bald kam von allen Seiten die Nachricht, daß durch das ganze weite Gebiet der Union Versuche angestellt und „Mediums" aufgefunden wurden.

„Es wäre schwer zu entscheiden," sagt ein Spiritist, „welche Weise der Propaganda für den neuen Glauben die erfolgreichste war, der Enthusiasmus der Anhänger oder die bittere Verfolgungssucht der Gegner". Jedenfalls ging die Versicherung, welche die „Spirits" gleich anfangs gegeben hatten, „diese Manifestationen würden sich nicht auf die Misses Fox beschränken, sondern über die ganze Welt gehen" viel rascher in Erfüllung, als man erwarten konnte.

Im nächsten Jahre schon finden wir die Landmädchen von Hydesville in Newyork, in einem Kreise, der von den unwissenden Bauern, die nach dem ermordeten Hausirer im Keller des Farmers Fox gruben, durch eine unübersteigliche Kluft getrennt schien. Wir brauchen, um zu zeigen, welchen Umfang die Bewegung angenommen hatte, nur die Namen zu nennen, die sich eines Abends bei dem Rev. Dr. Griswald in seiner Wohnung am Broadway in Newyork zusammen gefunden hatten, um mit den Damen Fox einen „Spiritcirkel" zu halten: James Fennimore Cooper, der Autor des „Letzten der Mohikaner", George Bancroft (bis vor kurzem Gesandter in Berlin), Rev. Dr. Hawks, Dr. J. W. Francis, Dr. Marcy, Mr. N. P. Willis, William Cullen Bryant, der berühmte americanische Dichter, Mr. Bigelow von der „Evening Post" (später Gesandter in Paris) und Andere.

Dieselben Folgen, welche die Einführung des Spiritismus in Rochester hatten, zeigten sich auch in Newyork: Enthusiasmus und Wißbegierde auf der einen Seite, heftige Angriffe in der Presse und von der Kanzel auf der andern, und als Resultat beider eine ungeheure Ausbreitung des „Geisterklopfens". Fast in jedem Hause wurden Spiritcirkel gebildet, in jeder dritten Familie entwickelte sich ein Medium. Gerade die Maßlosigkeit der Anschuldigungen und Verdächtigungen führte dazu, daß angesehene und gerecht urtheilende Männer sich für die Ehrenhaftigkeit der Familie Fox aussprachen. Einer der Ersten, die dies zu thun wagten dem allgemeinen Geschrei gegenüber, war Horace Greeley, der jüngst verstorbene Präsidentschaftscandidat, Herausgeber des „Newyorker Tribune". Dies zog ihm damals die Angriffe seiner Collegen in einem solchen Maße zu, daß man selbst im Auslande ihn noch nach zwanzig Jahren, bei Gelegenheit seiner Candidatur, als einen „phantastischen Menschen, einen Tischklopfer und Geisterseher" bezeichnete. Wenn die Americaner trotzdem Horace Greeley im Jahre 1872 für den besten, ja den einzigen Mann anerkannten, den man Grant entgegenstellen könne, so scheint das zu beweisen, daß die Spiritisten sehr viel Einfluß gewonnen haben müssen, oder daß das Vorurtheil gegen sie im Volke ganz bedeutend abgenommen hat.

Noch mehr Aufsehen als Horace Greeleys Unparteilichkeit, — denn offen hat er niemals Partei ergriffen für den Spiritismus, — erregte die Bekehrung eines der bedeutendsten Männer Newyorks, des Judge Edmonds, Vorsitzenden am höchsten Gerichtshof in Newyork. Die Angriffe der Presse gegen ihn waren so stark und so allgemein, daß er sich entschloß, seine Stellung aufzugeben. Er wandte sich aber zugleich mit einer offnen Darlegung der Gründe seines Verhaltens an das Publicum, aus der wir einige Stellen anführen, weil sie deutlich machen, wie es möglich war, daß der Spiritismus selbst unter klugen, denkenden Männern Anhänger finden konnte.

„Es war im Januar 1851," sagt Edmonds, „ich lebte in jener Zeit von der großen Gesellschaft zurückgezogen. Ich litt unter einer großen geistigen Niedergeschlagenheit. (Er hatte seine Frau verloren.) Ich verwandte alle meine Mußestunden auf die Lectüre über den Tod und über die Existenz des Menschen nach demselben. Es war mir unmöglich, zu glauben, was ich nicht begriff, und ich suchte eifrig zu ergründen, ob wir nach dem Tode mit denjenigen, die wir hier geliebt haben, wieder zusammentreffen könnten, und unter welchen Verhältnissen. Ich wurde durch eine Freundin aufgefordert,

Digitized by Google

die „Rochester-Klopfer" zu sehen. Ich willigte ein aus Gefälligkeit und um eine müßige Stunde hinzubringen. Ich dachte mir mein Theil über das, dessen ich Zeuge war und beschloß, die Sache zu untersuchen und heraus zu bringen, ob ein Betrug dahinter steckte. Beinahe vier Monate verwandte ich zwei Abende in der Woche, zuweilen noch mehr, um Zeuge aller Phasen des Phänomens zu sein. Ich las Alles, dessen ich habhaft werden konnte über den Gegenstand, namentlich alle sogenannten Enthüllungen des „Humbugs". — Ich war alle diese Zeit ein Ungläubiger und war entschlossen, nur unwiderleglichen Beweisen zu weichen. Zuletzt kam aber die Evidenz und mit solcher Kraft, daß kein Mann mit gesunden Sinnen unüberzeugt bleiben konnte".

Präsident Edmonds gibt nun eine ausführliche Erzählung der wunderbaren Erscheinungen, die ihn zum Spiritismus bekehrt haben. Wir würden sie, wenn uns auch nicht der Raum zugemessen wäre, schon deshalb nicht mittheilen, weil man solche Dinge sehen muß, um sie zu glauben, und wir haben sie nicht gesehen.

Nur den charakteristischen Schluß seiner Vertheidigung führen wir noch an:

„Wenn meine Gegner nur einige Tage in meinem Studirzimmer zubringen und Zeuge der Besucher sein könnten, welche aus allen Theilen des Landes zu mir kommen, wenn sie die Briefe lesen könnten, die von allen Seiten auf mich niederregnen, sie würden sich nicht wundern, daß ich eine Compensation für die Schmähungen, mit denen die Unwissenden mich so freigebig überhäufen, in den dankbaren Herzensergießungen derer finde, die durch mich Erleichterung fanden. Einer von ihnen sagt: „Sie haben gehandelt wie der gute Samariter und Oel in die Wunden eines Menschen gegossen, der gleich einem Sterbenden war, und Sie werden, früher oder später, ein Todtenbett ruhig und hoffnungsvoll gemacht haben, welches sonst durch Zweifel verstört gewesen sein würde"".

Noch klarer bezeichnet ein spiritistisches Blatt die Ursache der raschen Ausbreitung der neuen Lehre.

„In einer Zeit, wo die Gründe der Religion für die Fortdauer der Seele den denkenden Menschen so wenig befriedigen, wie die Gründe der materiellen Wissenschaft für die Vernichtung derselben den fühlenden, in einer solchen Zeit ist die Entdeckung, daß mit dem Tode der Mensch nicht aufhört zu existiren, und daß die Naturwissenschaft Mittel gewährt, wodurch Lebende mit den Abgeschiedenen verkehren können, wie durch den elektrischen Telegraphen mit den Gegenfüßlern, ein wahres Evangelium für Alle, die mühselig und beladen sind und ihren Geliebten mit Thränen in's Grab nachschauen."

Der Wunsch ist der Vater des Glaubens. Der Wunsch, daß diesem Leben ein anderes folge, ist natürlich genug, und ein Land wie America, wo das Menschenleben so vielen Gefahren ausgesetzt ist, ein Krieg, wie der zwischen den Nord- und Südstaaten der Union, wo jedes Haus und jede Hütte liebe Angehörige zu begraben, vernichtetes Glück zu betrauern hatte, mußte gerade der Ort und die Zeit sein, wo das Banner mit der Inschrift: „Der Tod ist nicht das Ende", Tausende herbeilockte.

„Spiritismus," sagt ein Autor, „ist in der Hütte des Bergmanns, tief im Herzen der Rocky Mountains, auf den Gipfeln der White Sierras, und tröstet den mühseligen Auswanderer in seinem nächtlichen Lager in der öden Wüste oder der wilden Prairie. Er hat dem Carolinasklaven die erste Ahnung von Freiheit und Erhebung zugeflüstert und den Stolz des Louisianapflanzers gedemüthigt. Er hat die sauren Stunden der Arbeit in den Massachusettsfabriken erheitert und den Minnesotapionier zu neuen Anstrengungen ermuntert. Mit einem Worte, Spiritismus ist eine Religion für die Unglücklichen, zugleich eine Protestation gegen den Materialismus in jedem Sinne, und gegen die geisttödtende, dem Fortschritt und der Wissenschaft feindliche Orthodoxie. Unzeitgemäß sind an ihm eigentlich nur — die Wunder. Auch dem gläubigsten Gemüthe, das keinen Anstoß daran nimmt, daß Bileams Esel redet, und daß der allweise und allgütige Gott zwei Bären aus dem Walde schickte, um zweiunddreißig Kinder zu zerreißen, weil sie Elias Kahlkopf nannten, kommen die tanzenden Tische und fliegenden Pianos, die klopfenden Geister und in Zungen redenden „Mediums" fabelhaft vor. Indessen haben auch dafür die Spiritisten eine Antwort bereit: „bis dahin", sagen sie, „hat man das Unerklärliche entweder materialistisch geleugnet oder fromm durch „Gott" oder „Gottes Willen" abgethan. Das geht aber jetzt nicht länger. Aller geistige Fortschritt drängt zu der Entdeckung, daß „Gottes Wille" sich uns einzig in Gesetzen offenbart. Religion, Ethik, Wunder, übersinnliches Leben, lösen sich zuletzt alle, gleich Ebbe und Fluth, Zeiten und Jahreszeiten, in strenge und unabänderliche Wirkungen einer Reihe von geistigen Gesetzen auf, die eben so bindend sind wie irgend eins von denen, an welche unsere physische Existenz geknüpt ist. Das ganze Reich des visionären Supranaturalismus schmilzt deshalb hinweg vor der Morgensonne des glorreichen Lichtes, das die Wissenschaft bringt, und läßt für unsere Welt von verborgenen Kräften und Thatsachen keine andere Zuflucht als innerhalb der Domaine noch unerklärter aber unvermeidlicher Gesetze".

## Literatur und Kunst.

### Erinnerungen.

Von **Levin Schücking.**

In den Uffizien zu Florenz ist ein ganzer großer Saal schönen Portraits gewidmet, worin man sieht, daß fast alle Maler einmal sich selber gemalt haben, mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kunst. Von den Schriftstellern sind viele, aber durchaus nicht alle, dadurch ihrem Beispiele gefolgt, daß sie sich der Welt autobiographisch dargestellt haben. Bei ihnen sind freilich ja auch, wie das längst und oft gesagt ist, ihre eigentlichen Portraits ihre Werke, die Ausdrücke ihres Wesens, die Ausprägungen dessen, was sie geschaut und innerlich verarbeitet, erlebt und mit sich ausgekämpft haben. Nur ist leider der flüchtig lesenden und rasch vergessenden Welt nicht zuzumuthen, daß sie sich mit sinnigem Verständniß aus des Autors Werken seine geistige Physiognomie construire. Und dann, gehört nicht auch ein Rahmen zum Bilde — der Rahmen, den allein der äußere Lebensgang gibt? Das jedenfalls, und mit ihm sollte keiner zurückhalten. Was den meinen angeht, so sei er hiermit nach dem Wunsch des Herausgebers dieser Blätter für seine kleine Uffiziengallerie von „peintres peints par eux-mêmes" bereitwillig abgeliefert. — Er ist gern gemacht. Denn wie auch das Material zu solcher Arbeit beschaffen sein mag, so liegt doch etwas Stählendes, Erquickendes, Wohlthätiges in der Beschäftigung damit. Indem man auf sein Leben zurückblickt, wird man sich klarer seines eigenen Wesens bewußt; es ist eine Uebung in der Festigkeit und in der Treue gegen sich selber. Man gräbt sein Bestes, sein Ursprüngliches und Eigenthümliches, sein eigenes reinstes Leben aus all dem Wust und Staub wieder auf, den die Welt darauf geschüttet hat, und indem man zu sich selbst zurückkehrt, findet man neu in sich seine Jugendlichkeit erweckt, fühlt sich in einen Nachglanz der sonnigen Jugendzeit, die am Ende doch eines Jeden schönste Habe ist, zurückversetzt.

Kommen wir zur Sache.

Es ist ziemlich viel Sonne auf meine Jugend gefallen, denn sie war sehr frei und ungebunden bis zu meinem 15. Lebensjahre, wo mich der strengere Schulzwang erfaßte. Wie ich aufgewachsen bin, das könnte ich am kürzesten dadurch bezeichnen, daß ich sagte: denke sich der geneigte Leser, ich sei als das Kind eines Forstmannes geboren. Damit stellt dann seine Phantasie, ohne weiterer Nachhülfe zu bedürfen, schon

Digitized by Google

ganz von selber die richtige Decoration der Bühne zurecht, auf der ich meine Knabentage bald still verträumt, bald mit gewaltiger Geschäftigkeit und unermüdlichem Thätigkeitstriebe zugebracht habe. Zunächst den Wald mit schönen Edeltannen, durchzogen von breiten Laubholzalleen; und dann die herrschaftliche, alte, schon vor hundert Jahren erbaute Dienstwohnung, geschmückt mit Wappen und allerlei schön ausgehauenen Jagdemblemen; und ringsumher die kühlen Schatten hoher Baumwipfel. Es ist ein neidenswerthes Sommerleben unter ihnen, aber einen gründlichen erschreckenden Decorationswechsel bringt der Winter, wenn in den Alleen das hochaufgeschichtete Laub unter den Füßen raschelt und der Sturm um die alten Essen heult, die dürren Wipfel schüttelt und durch die armen geplagten Tannenzweige pfeift, die, weil sie nicht entblättert sind und noch alle ihre feinen Nadeln haben, seiner Bosheit vorzugsweise ausgesetzt sind und ohne Aufhören ihre langen niederhängenden Aeste wie Arme um ihn abzuwehren schwingen — wie ein armes Pferd, das sich rastlos gegen Fliegenschwärme wehren muß. Diese Winterbilder haben mir einen besonders tiefen Eindruck gemacht; wie der Winterwind heult, weiß ja auch ein Stadtbewohner gar nicht und wie die weite Haide und das unendliche Moor unter dem Leichentuch des Schnees aussehen, wenn man durch die durchsichtig gewordenen Wallhecken, die den Wald umgeben, über sie fort blickt, das wissen nur wenige meiner Leser, denn nur wenige kennen eine Haide- und Moorwelt, wie die, in deren Mitte, wie eine Oase in der Wüste, der alte schöne Park von Clemenswerth sich erhob, der versteckteste Winkel im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, den ich eben hier in das Culturleben der „Gegenwart" ziehe.

Ja, nur Wenige kennen sie, solch eine Haidewelt mit ihrer farblosen Unendlichkeit, ihren Mooren und Sanddünen, ihren merkwürdigen zahlreichen „Hünensteinen" oder Dolmen, und ich will nicht behaupten, daß die Welt viel dadurch verliere, daß sie sie nicht kennt. Und doch jetzt, wo ich das braune Sepiabild dieser Jugendheimath wieder vor mir sehe und in er Erinnerung meine Blicke ihre weiten Flächen überschweifen, läßt ein gewisser ernster und melancholischer Reiz des Bildes diese Blicke darauf haften — auf diesen lautlosen Ebenen, welche die Erica mit ihrer schönen violetten Blüthe bekleidet, und da, wo der helle Sand durchschimmert, der hellgelbe Ginster fleckt; auf diesen kleinen inselartigen Buchen- und Eichenhainen, den Resten erstorbener Waldstrecken, und den kleinen Teichen, in deren Riedgras die Krickente nistet, und auf deren schwärzlicher Wasserfluth die Blätter und knopfartigen Knospen der Seelilie liegen. Wie gebannt folgen die Augen den sandhellen, in die Ferne sich ziehenden Wegen, die über die Haide schweifen, launenhaft bald nach rechts bald nach links sich werfend, wie ein haltloses, ohne Ziel schweifendes Menschenleben durch öde Einsamkeiten irrt. Mich selbst sehe ich wieder, die leichte Vogelflinte neben mir, oben auf der Platte des Hünensteins liegen, mit dem Kopfe auf der filetgestrickten Jagdtasche — einem Product meiner eigenen Hände — und hinausblickend in die Weite, die keine Grenze haben würde, wenn nicht über dem nächsten Moore der blaue „Haidemann" aufstiege und seine dunstige Wand emporzöge, oder hier und da das Auge auf ein im grünen Beringe seiner Bäume inselartig daliegendes Dorf stieße, in dessen Mitte ein spitzer Kirchthum sich erhebt. Die Macht des Reizes, welche auch die schmuckloseste und bescheidenste Heimath auf unser Gemüth übt, ist eben groß. Und dann ist mir bei der Rückkehr in der Erinnerung zu dieser Scenerie auch ein wenig zu Muthe, wie einem Dichter zu Muthe sein mag, der lange einem gründlich undankbaren und widerspenstigen Stoffe seine begeistertste Hingabe und seine besten Kräfte gewidmet hat, und der nach Jahren wehmüthig sich vergegenwärtigt, was er alles an ihn wendete, ohne ihn am Ende doch zu etwas Tüchtigem gestalten, ihn sich nur recht innerlich aneignen zu können. Ich habe als Knabe an diesen Boden, um ihn mir zu beleben, um auf dies weite Podium mit seinen grauen Wolkenfussiten Gestalten zu stellen und eine Handlung darauf zu bringen, die schönsten Schwärmereien, Träume und Phantasmagorien gewendet. Wie dankbar habe ich ihm die wenigen aber tiefen Eindrücke, welche er meiner knabenhaften Phantasie entgegegenbrachte, dadurch vergolten, daß ich alles auf ihn bezog, alles in ihn hineintrug, was mir damals groß und schön, was mir Poesie schien! Ich rief Ossians Gestalten herbei und ließ sie durch die flockigen Nebel der schmalen Wiesenthäler schweben. Wenn der Sturm über die Haide fuhr, hörte ich in seinem Rauschen die wehklagenden Stimmen der nordischen Walkyren, oder den Taisk, den Schrei dunkler Mächte, der todkündend über ein Hebrideneiland gellt; in den Abendwolken, welche sich goldumsäumt über dem Horizont thürmten, erblickte ich Asgards leuchtende Zinnen, die Götterburg der hohen ewigen Asen. Unter der breitgeästeten Buche, die mit ihrem Laube den Hünenstein überschattete, sah ich im Geiste den Hohenpriester, der gefangene Römer dem Thor schlachtet, während das Widderhorn an den Stämmen des heiligen Waldes wiederklingt! — Und das ist nun freilich alles umsonst geschwärmt, geträumt, verschwendet — mit vollen Händen ist der Reichthum einer glücklichen Knabenzeit vergeudet, nichts ist geblieben, als — ein aufgegebener, undankbarer Stoff, der verlassen ist von meinem Denken und Empfinden und den ich nie wieder zu sehen erwarte. Aber ich will ihn nicht anklagen — ich fordere auch meine Schätze nicht zurück ... die Gestalten Ossians, die Widderhörner germanischer Opferpriester, die nordischen Götterjungfrauen und alles, was ich meinem fernen armen heimathlichen Boden zutrug und bescheerte, sollen ihm von ganzem Herzen geschenkt sein, — denn in der That, ich wüßte heute nicht mehr, was damit beginnen! Auch kann ich mich trösten mit dem Schicksal eines größeren, denn ich. Weiland Seine Hochfürstliche Durchlaucht Clement August, Herzog in Ober- und Niederbayern, Kurfürst von Köln, des heiligen römischen Reichs Erzkanzler durch Italien, Legatus natus des heiligen apostolischen Stuhles 2c., 2c., 2c., hat einst an denselben Boden am Ende doch noch mehr und schwerere Schätze gewendet, und das alles auch ihm lassen und verlassen müssen — doch davon im nächsten Capitel.

## II.

„Meine engere Heimath" ist ein den Deutschen geläufiger Begriff. Auch ich hatte eine noch engere Heimath als das braune Haideland, von dem ich geredet habe und dies ist die schon oben erwähnte Oase unsrer Wüste. Es ist ein schönes kleines Schloß, inmitten eines dunklen Parks, den hohe, hundertjährige Linden, Buchen und schlanke riesige Edeltannen bildeten — das Ganze die Schöpfung einer bizarren Laune, einer verschwenderischen Fürstenhand, eines Mannes von lebhafter und glänzender Phantasie, die nicht müde wurde, sich in großartigen und schönen Bau-Denkmalen zu bethätigen.

Inmitten des beschriebenen Landes, ganz im Norden des Münsterlandes, in der Nähe des Hauptdorfes, hatte einst ein wüstes Terrain sich ausgebreitet, bedeckt mit Krüppelholz, dem Reste früheren Hochwaldes; in diesem Buschwerk auf der Höhe einer leis anschwellenden Erdwellung stand ein verwitterndes Holzkreuz, die Stelle zu bezeichnen, wo vor langen Jahren ein Mensch erschlagen worden. Diese Stelle hatte sich der Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster, Clemens August aus dem Hause Bayern, auserwählt, um dort ein Schloß zu bauen. Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, hatte er beschlossen, hier eine Zeit des Jahres zuzubringen, um der Waidlust zu pflegen; große Rudel vortrefflichen Hochwilds bevölkerten die Gegend, in der zugleich die Parforcerenner und Meuten vollen Spielraum fanden, sich fessel- und schrankenlos zu ergehen. „Wir wollen ihm ein andres Kreuz setzen" hatte der Fürst mit Bezug auf den Erschlagenen gesprochen: und das Schloß, das jetzt unter der Leitung eines berühmten Architekten, unter den Händen Tyroler Maurer und Steinmetzen und italienischer Bildhauer und Stuccateure entstand, stieg in der Gestalt eines Kreuzes in die Höhe: ein

Digitized by Google

Corps de logis von acht gleich großen Seiten, denen vier kleine Flügel wie die Balken eines Kreuzes angefügt waren.

Und als ob es an dieser einen bizarren Idee nicht genug, so wurde durch den Bau noch eine andre verwirklicht. Um das eigentliche Schloßgebäude nämlich wurden acht Pavillons gestellt; so sollte das ganze noch ein Kegelspiel darstellen, mit dem Schloß als König in der Mitte!

Ich muß gestehen, ich habe diese letztere sinnreiche architektonische Idee nie herausfinden können; die Pavillons standen nämlich ganz einfach rund im Kreise umher. Ein geräumiger Platz schied sie vom Schlosse; zwischen je zwei und zwei von ihnen begann eine breite Lindenallee, welche durch den Park führte. Jeder der Pavillons führte seinen besondren Namen, der an eines von den Hochstiftern, deren Infuln und Fürstenkronen sich auf dem Haupte des mächtigen Herzogs aus Ober- und Niederbayern vereinigt fanden, erinnerte. Der erste hieß Münster, der zweite Osnabrück, der dritte Hildesheim, der vierte Paderborn, der fünfte Köln, der sechste Mergentheim, wegen des Hoch- und Deutschmeisterthums, der siebente Corvey — der achte bildete die Schloßcapelle, mit einem Kapuzinerkloster dahinter, das einige weißbärtige braunbekuttete Ueberreste des Seraphischen Ordens beherbergte.

Außer den erwähnten neun Schloßgebäuden war nun noch ein zehntes da — und bei diesem muß ich länger verweilen. Es erhob sich zur Seite der großen Allee, die zum Dorfe führte und bildete den Marstall; erbaut in der Gestalt eines Halbmonds enthielt es unten geräumigen Platz für mehr denn hundert Pferde. Ueber den Stallräumen aber, im ersten Stock und in den Mansarden, war die Wohnung des kurfürstlichen Oberststallmeisters, eingerichtet gewesen — nämlich „Sr. Excellenz, des Freiherrn Ignaz Felix von Roll zu Bernau, des deutschen Ordens Ritter, Landcomthur der Balley Koblenz, Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu Köln Oberststallmeister, Oberstfalkenmeister, General-Adjutant der Parforce-Jagd, und Obrist über Hochdero erzstift-kölnische und hochstift-münsterische Cavagleria". —

Diese Wohnung, in welcher seit etwa einem halben Jahrhundert die Sporen dieses gestrengen Herren und seiner Amtsnachfolger nicht mehr geklirrt hatten, auf deren Corridoren und Böden Schaaren von Iltissen sich tummelten, wurde im Jahre 1814 hergerichtet und wieder in wohnlichen Stand gesetzt für ein blutjunges Ehepaar, das aus der Landeshauptstadt Münster kommend, von seinem Schicksal in diese Gegend geführt worden.

Dies Ehepaar waren meine Eltern.

Mein Vater war nämlich nicht, wie ich es oben den Leser vermuthen ließ, ein Forstmann, sondern seines Zeichens Jurist, und hier, im ultima Thule des alten Stifts-Landes hatte man ihn als Richter angestellt — über einen Sprengel von 12 Quadratmeilen — und mit der Erlaubniß, sich und seinen Jurisdictionsapparat, der aus einem grünüberzogenen Tisch und einer rothausgeschlagenen sella curulis bestand, in einem der Schloßgebäude unterzubringen. Und so zog denn in die stillen, verlassenen, holzgetäfelten Zimmer und Kammern ein höchst bescheidener Hausrath ein — zugleich aber auch ein ansehnlicher Vorrath von Büchern, unter denen Corpus Juris und andere Infolios durchaus nicht den ersten Platz einnahmen, sondern die Literatur der Zeit reich vertreten war: sogar ein von Klopstocks, des vergötterten Dichters eigener Hand geschenkter Messias war darunter, in rothen Saffian mit Goldschnitt gebunden — meiner theuren Mutter liebster Schatz, den ich ihr doch den Herzenskummer angethan habe, nie zu lesen, selbst wenn sie mir erlaubte, ihn als Gebetbuch mit in die Kirche zu nehmen.

Meine Mutter nämlich ...

Aber kann man der Welt von seiner Mutter reden? Von einer Mutter, wie sie war? Ihr rührend schönes Bild hängt über dem Tisch, an dem ich dies schreibe und es ist mir, als ob ihr großes, wunderbar großes blaues Auge mit dem trauervollen Ernst und der unendlichen Tiefe des Blicks mir sagte: du hast ganz recht, das geht nicht und deshalb versuche es nicht. Und so will ich auch nicht dessen erwähnen, was Andere zu ihrem Preise geschrieben und gesungen haben; es genügt, wenn ich erwähne, daß sie, die kleine zarte, in all ihrem Wesen die lauterste Seelenanmuth ausstrahlende Frau, eine ganz hervorragende Dichtergabe hatte, aber stets nur widerstrebend auf meines Vaters Wunsch einzelne ihrer Gedichte in den Musenalmanachen und Journalen der Zeit pseudonym abdrucken ließ.

Eine von ihr merkwürdig verschiedene Natur war mein Vater — eine leidenschaftlich bewegte Natur, die in ihrer Lebensführung leider und um die Wahrheit zu sagen bis an's Ende etwas von einem großen Kinde blieb. Aber er war voll Geist und Witz und vielseitiger Bildung: außer seiner Jurisprudenz beschäftigten ihn namentlich Geschichte und Kirchengeschichte; von den Alten waren Horaz und Seneca seine Lieblingsautoren und eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war, mit einer ganz hervorragenden Anlage für den Humor, mit einer unwiderstehlichen Komik Erlebnisse und Charaktere zu schildern — die seiner früheren Lehrer z. B., oder das Leben in den alten reichen Abteien des Landes, in denen er stets bei irgend einem, im zehnten oder zwanzigsten Grade verwandten Vetter Stiftsherrn die Schulferien zugebracht hatte. Von Natur mit einem gewissen skeptischen Geist versehen, aufgewachsen unter dem Einflusse der Geistesströmung der französischen Revolution, durch eigene Studien zu einem durchaus freien religiösen Standpunkt gekommen, hat er früh dafür gesorgt, daß nichts Verkümmerndes und Schädigendes für mich in dem katholischen Unterricht lag, den mir und meinem jüngeren Bruder als Hauslehrer ein junger Geistlicher gab. — Daß ich Morgens in der Frühe mit diesem die Lindenallee hinauf wanderte, zu der still daliegenden Schloßcapelle, von der das Glöcklein durch den Wald klang, als ob es, da ja von Menschen niemand kam, die Eichhörnchen und Buchfinken, die sich umher erlustigten, zum Gottesdienst rufen wolle — daß ich, wenn er dort die Messe in dem kleinen, mit Marmor und Stuck und Vergoldung reich geschmückten Raume las, ihm fromm ministrirte und mit großer Innigkeit das Confiteor vorsagte, — das hat mir sicherlich nicht geschadet. Guter, sanfter, klar denkender Vicar — als ob dein Katholicismus überhaupt hätte verkümmern und einen wissensdurstigen nachdenksamen Knaben hätte in seiner Entwicklung zurückhalten können! Ich glaube, du warst im Stillen ein Stück vom savoyardischen Vicar — und jedenfalls ein würdevoller Priester. Daß eine Zeit kommen würde, wo deine Mitarbeiter im Weinberge sich anstrengen würden, so viel ihrer folgsamen Schafe in die Kammer zu bringen, bis Se. Majestät in Preußen kein Gesetz mehr geben und kein Füsilierbataillon mehr auf die Füße stellen dürfe, wenn es nicht sämmtlichen Cardinalscongregationen in Rom genehm — das hast du dir nicht träumen lassen! Mit wie milder Resignation hörtest du meines Vaters Ketzereien an, wenn er am Kaffeetische draußen unter der großen blühenden, von Bienen umsummten Linde eben den Volney oder Benjamin Constants Werk „Sur la religion" besprach und meine Mutter, die auch wohl eigentlich nur die Religion des Gemüths kannte, von seinem ausgesprochenen Theismus so viel des Positiven zugestanden zu erhalten suchte, als sie ihm eben abgewinnen konnte.

Der Gegensatz dieser Sommerstunden unter der Familienlinde waren die Herbstabende, die Wintertage. Schon früh im Herbst flammte im Wohnzimmer das Feuer im altfränkischen Kamin — wie bis spät in das Frühjahr hinein, als heitres Vor- und Nachspiel der Wintertragödie mit ihrem Ofenmittelpunkt. Es war eine unvergleichliche Gelegenheit, Aepfel und Kastanien in einen schmackhafteren Zustand zu versetzen, und wenn in der einbrechenden Dämmerung die Mutter mit dem Strickstrumpf, den ihre zarten Finger mit so unglaublicher Geschwindigkeit zu fördern verstanden, sich zu uns setzte, ihr abzugewinnen, daß sie uns — mir und meinem vier Jahre jüngeren Bruder Alfred — Märchen und Geschichten erzählte; bis dann die Kerzen gebracht wurden und ich mein Amt als Vorleser antreten mußte. Darin, im Vorlesen, habe ich, glaube

Digitized by Google

ich, etwas Erkleckliches geleistet; und zwar war es meist Walter Scott, der den Stoff dazu bot — und da ein einstimmiger Spruch des Familienraths dahin ging, daß von aller Unterhaltungslectüre des großen Schotten Romane weitaus das beste seien, so wurde, wenn wir mit Walter Scott am Ende waren, Walter Scott von neuem begonnen; es sei denn, daß gerade ein neues Buch von Washington Irving oder Cooper angekommen war und ihn ablöste. Walter Scott hat auf meine ganze Denkrichtung einen großen Einfluß bekommen. „Walter Scott," habe ich irgendwo gelesen, „ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter wie alle großen Künstler lieben das Gewordene, das Seiende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meißel still hält; sie lieben daher den Zwang als den Erhalter des Bestehenden; darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und Widerstrebende; denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit". Darin liegt manches wahre und auch viel unwahres — sie hassen den Kampf nicht, der doch eigentlich der einzige Inhalt ihrer Darstellungen ist; sie hassen sicherlich die Freiheit nicht, schon deshalb nicht, weil persönliches Unabhängigkeitsgefühl ihre Lebensluft ist, weil sie die geborenen Anwälte der Rechte der Individualität, der Entwicklung der freien Menschennatur sind. Aber sie hassen das Chaotische, das Verworrene; weil ihr Beruf im Organisiren besteht, ihre Natur auf den Aufbau angelegt, ihr Instinct das Maßhalten ist — und so liegt nahe, daß ihnen ein conservatives Wesen eigen ist, wie Walter Scott es vorzugsweise besitzt, dessen Einfluß auf mich denn auch nicht ausbleiben konnte. Es ist immer ein gutes Stück Torysmus in mir übrig geblieben und mir ist nur diejenige Aristokratie verhaßt, ich befehde nur die, welche die Carricatur dessen, was sie sein sollte, ist — der Geistes-Aristokratie, ohne welche die Welt nicht weiter kommt.

Nebenbei habe ich entsetzlich viel andres gelesen und so ziemlich alles Lesbare im Hause, was meine Mutter nicht vor mir verschloß . . . mit dem nicht zu stillenden Hunger der Lesewuth. Aber auch sehr früh, denk' ich, den Trieb eigener Darstellung empfunden. Ich muß ein noch sehr hülfloser kleiner Knirps gewesen sein, als meine Mutter ein Heftlein bei mir fand, worin ich die Geschichte der sieben Könige Roms auf meine Art und gewiß mit unverantwortlicher Nichtberücksichtigung der Forschungen Niebuhrs ausgearbeitet hatte; nachdem ich so löblich begonnen, ward ein alter wurmzerfressener Foliant Türkischer Historien mir zur Fundgrube für einige gewiß sehr erhebende Charakterbilder des großen Helden Iskanderbeg von Albanien und des mächtigen Piratenhauptes Haireddin-Barbarossa. Nach der Uebung in der ungebundenen Rede lag die in der gebundenen nahe: die erste wurde in einer für Poeten nicht ganz unpassenden Situation geleistet. Ich saß nämlich in einer unsrer zahlreichen Mansardenkammern, die mit den wurmstichigen Möbeln, wie sie einst dem kurfürstlichen Stallpersonal gedient, höchst dürftig ausgestattet, mein kleines Reich für mich bildete; ein ganz entsetzlicher Sturm umtobte das Haus, als ob er die Welt in Stücke schlagen wolle; der eiskalte Windstrom drang durch alle Ritzen des alten Gebäudes; um ihm besser zu entgehen, stellte ich meinen Stuhl auf den Tisch, nahm die Bettdecke über die Knie und arbeitete hier oben mein erstes Gedicht: „Der Sturm" aus — ich fürchte, daß es schon nach der alten Regel, wonach künstlerische Darstellung inmitten der Situation selbst nicht zu gerathen pflegt, ein wenig schwach war. Dann folgten Balladen, Rittergeschichten à la Carl von Eichenhorst u. s. w. Doch habe ich mit diesen unnützen Bestrebungen nicht zu viel Zeit verloren — es gab ja so viel Andres zu thun! Es mußte doch auch in den bildenden Künsten und im ganz gewöhnlichen Handwerk das dringend Nöthigste geleistet werden — ich hatte zu zeichnen, zu aquarelliren, Situationspläne der Gegend zu machen, vor allem Baupläne zu entwerfen, denn ich war namentlich ein großer Architekt; die Baukunst dachte ich mir damals als meinen Lebensberuf. Ich hatte also Pläne, Durchschnitte, Aufrisse zu ganzen Domen zu machen, deren constructive Ausführbarkeit mir viel zu schaffen gab, namentlich was Kuppelbauten betraf; oder bei Palästen die Anlage der Schornsteine, die gar zu oft mitten durch die Empfangssalons des oberen Stockwerks brechen wollten. Dieser architektonische Hang ist mir treu geblieben — auch darin, daß mich doppelt die bedauerliche Verworrenheit in der Anlage prachtvoller Villen, Schlösser und Häuser in unsern Romanen stößt, deren bauliche Anordnung oft ganz unglaubliche Räthselhaftigkeiten bietet. Und dann waren in einem Flügel unsres Gebäudes eine Schreiner-, in einem andern eine Schmiedewerkstätte, worin mancherlei für die Schloßgebäude nöthige Reparaturarbeiten vorbereitet wurden: ich habe den gutmüthigen darin hantierenden Meistern mit meinem auf die Herstellung von allerlei Geräth und Bauern, von großen und kleinen Nägeln und Werkzeugen gerichteten Schaffensdrange sicherlich viel gute Bretter und scharfe Hobel und Handsägen verdorben — an den alten Eisenstücken war wohl weniger verloren. Und daneben — aber vertiefen wir uns nicht in das Detail all der Dinge, auf die eines betriebsamen Knaben, der Alles machen und können möchte, Thätigkeitstrieb verfällt; ich will nur der Beschäftigung mit allerlei zahlreichem gewöhnlichem und ungewöhnlichem lebenden Gethier erwähnen; und wenn ich diese Erinnerungen ganz allein für mich selber und nicht für ein hartes, vorurtheilsvolles und solcher Empfindung unzugängliches Publicum niederschriebe, so würde ich hier ein schönes und rührendes Denkmal dem treuesten und besten Freunde meiner Knabenjahre setzen, dem schlauen und hartköpfigen grauen Esel, den mir mein Vater geschenkt hatte. Um seinetwillen habe ich bis heute nicht eine tiefe Sympathie verloren für alle seine Mitbrüder und Leidensgenossen, eine gerührte Theilnahme für diese, an Intelligenz und Willensstärke das Pferd weit übertreffenden Thiere; ich folge ihnen heute noch stets mit den Augen, so viele von ihnen in treuer Erfüllung ihrer freudenlosen Lebensaufgabe — und, ach, so schlecht dafür belohnt — mit den feinen anmuthigen Füßen an mir vorüberschreiten; und es hat mich sehr gefreut für solch eine Gefühlsweise, die der hartherzigen Welt sehr krankhaft erscheinen wird, ein Echo bei Rahel zu finden, das sie S. 480 ihrer Briefe ausspricht: „Von jeher," sagt Rahel, „hatte ich nur noch bei unseren ordinären Vögeln ein solch Vergnügen, als ich eins empfand, wenn ich einen Esel sah; aber den Esel liebt' ich mehr, er rührte mich. Vögel ergötzten mich nur — der aber emotionirte mich!"

---

## Erziehungsweisheit im Sprichwort.

Eine Betrachtung

von

**Jürgen Bona Meyer.**

II.

In richtiger Werthschätzung der Erziehung stellt sich das Sprichwort mit seinen Erfahrungsregeln sofort ein, nachdem das Kind das Tageslicht erblickt hat. — Das Sprichwort meint, „den Baum müsse man biegen, weil er noch jung sei", denn „wie man Kinder gewöhnt, so hat man sie", oder „jung gebogen, alt erzogen", und „jung gewohnt, alt gethan".

Daß das Sprichwort gewillt ist, diese Gewöhnung von der Wiege an zu datiren, lehrt der französische Spruch: „ce qu'on apprend au berceau, dure jusqu'au tombeau". Selbst der zur Wiege gehörigen Kinderfrauen gedenkt das Sprichwort, freilich nur, indem es vor ihrer Ueberzahl warnt, denn „wo viel Kinderfrauen sind, ist das Kind ohne Nase". „Wo zwei Kinderfrauen sind, — meint der Perser — wird des Kindes Kopf schief".

Welcher Vater, welche Mutter möchte nun nicht gern einen Vorblick, wenn auch nur einen ganz flüchtigen und allgemeinen

Digitized by Google

in die Zukunft des Wiegenkindes thun, sei es auch nur um zu wissen, ob es gelingen wird, das hülflose kleine Wesen groß zu ziehen. — Das Sprichwort läßt mit seiner Erfahrung diese vorblickenden Wünsche nicht ganz im Stich; es antwortet: „Kinder, so schreien, am besten gedeihen" oder kürzer „Schreikinder, Speikinder, Gedeihkinder". — Und wenn es gar schlimm und elend steht, so heißt es doch immer zum Troste noch: „Alte Leute müssen sterben, junge können sterben".

Doch läßt das Sprichwort es nicht bei diesem allgemeinen Trost bewenden. Zur Vermeidung des Unglücks und zur Beförderung guten Gedeihens ertheilt es vielmehr einfache, vortreffliche Lehren. Es gibt zunächst für das körperliche Wohl nützliche Vorschriften, die auch für das spätere Leben ihre Gültigkeit behalten; nur hat man im reiferen Alter weniger nöthig ihrer zu gedenken, wenn ihre Beachtung in der Jugend von gutem Erfolg war.

Voran steht der alte lateinische Satz Juvenals: mens sana in corpore sano, gesunde Seel' in gesundem Leib, der uns gebietet in der Erziehung diese Gemeinschaft mit Sorgfalt zu pflegen, ein Satz, an dessen Bedeutung für die Erziehung Locke und Rousseau wieder mit Nachdruck erinnert haben und den immer mehr zu beachten die Neuzeit gewillt und bemüht ist.

Auch wie diese Gesundheitspflege zu handhaben sei, bestimmt in einzelnen Regeln das Sprichwort. „Den Kopf halt kühl, die Füße warm, das macht den besten Doctor arm" oder wie man (nach Frischbier) in Ostpreußen sagt: „Föttes warm, Kopke koolt, Buuke ape, bruukst nich den Doctor, nich den Pape". Nicht minder treffend ist der Rath: „früh zu Bett und auf zur frühen Stund, macht den Menschen weis' und gesund". Besonders auf Maß, Art und Beschaffenheit von Essen und Trinken wird Gewicht gelegt. „Mäßigkeit ist die beste Arznei", „mäßig wird alt, zu viel stirbt bald". Daher erinnert das Sprichwort: „zwei Augen, zwei Ohren, nur einen Mund" und sagt ein chinesisches Sprichwort: „Liebt man sein Kind, so gibt man ihm viel Schläge; ist man ihm nicht gewogen, so gibt man ihm viel zu essen".

In Betreff der tauglichen Nahrung wird Einfachheit empfohlen. „Milch ist des Kindes Wein", wie Wein der Alten Milch, und „Salz und Brod färbt die Wangen roth". Auch das Essen selbst ist ja eine Kunst, die gelernt sein will, und manche Noth haben die Eltern, ihren Kindern die rechte Art des Essens beizubringen. Wie schleckert der Eine, wie gierig schluckt der Andere! — Das Sprichwort gebietet Ruhe: „gut gekaut, ist halb verdaut". — Mit manchem ironischen und manchem ernsten Wort wendet sich das Sprichwort gegen die kindliche Nascherei. Es erinnert daran, daß „Hunger der beste Koch ist" und speist das Kind, das nur nach Honigbrödchen verlangt mit dem Worte ab: „breeg Brootke kleckert nich" oder wie der Spanier richtig sagt: „für den Hunger gibt's kein schlechtes Brod". — Erfahrung genug hat das Sprichwort, um zu wissen, daß „Kinder auch fremdes Brod — Semmel nennen" und „daß verbotenes Obst süß ist"; aber es will dieser Gefahr nicht durch willfährige Erlaubniß zuvorkommen, bringt vielmehr die üblen Folgen in Erinnerung: „Was Mäulchen nascht, muß Leibchen büßen" und droht mit Strafe: „Genäsch will Streiche". Es weiß wahrscheinlich, daß bei dieser kindlichen Lüsternheit die Beherrschung der sinnlichen Begierden gelernt werden soll, die ohne solche Uebung später zu beherrschen noch schwerer ist.

Endlich kennt das Sprichwort auf diesem Gebiete des äußeren Lebens noch zwei Zustände, in denen das Lernen übel angebracht ist. „Hungriger Bauch hat keine Ohren" und „plenus venter non studet libenter", „voller Bauch studirt nicht gut" oder „voll macht faul". Mit verständiger Einsicht weist das Sprichwort besonders im letztern Punkte auch darauf hin: „es ist kein Thierlein so vergessen, es ruht ein Stündchen nach dem Essen". Kinder dürfen es darin gewiß leichter nehmen, als das magengebrechlichere Alter, doch bleibt es rathsam auch sie im Verdauungszustande nicht gerade besonders anzustrengen. Die Gewohnheit Kinder sofort von Tisch wieder in die Nachmittagsstunden der Schulen zu hetzen ist sicherlich eine Unsitte, welche gegen die gute Regel des Sprichwortes arg verstößt und von vernünftigen Eltern und Lehrern nicht länger geduldet werden sollte.

Noch ein Sprichwort kommt hier anschließend in Betracht, dessen Wahrheit leicht bezweifelt werden kann, daher einer Erklärung bedarf, wenn es seine Gültigkeit behalten soll. Ein Spruch besagt nämlich: „wie Einer ißt, so arbeitet er auch", d. h. wer rasch ißt, ist auch rasch bei der Arbeit; wer langsam ißt, arbeitet langsam. Dieser Spruch hat sicher nur als gelegentlicher Erfahrungssatz eine bedingte, nicht als Regel eine allgemeine Wahrheit. Wer sich nicht einmal beim Essen Zeit läßt, ist sicher geschäftig; wem dagegen das Ernährungsgeschäft an sich so viel Vergnügen macht, daß er nicht lange genug dabei verweilen kann, der hat jedenfalls viel Zeit übrig oder kürzt die ihm zugemessene Arbeitszeit in bedenklicher Weise. Nur in diesem Sinne hat das Sprichwort Recht, übrigens gehört Essen mit Hast keineswegs zu den gesunden empfehlenswerthen Gewohnheiten des rastlosen Tagesgetreibes.

Aus diesem Gebiete der körperlichen Pflege bildet wohl die Erholung und das Spiel den besten Uebergang zu den höheren Erziehungsgebieten. Nur wenig hat das Sprichwort hier zu sagen, mit weiser Beschränkung überläßt es dieses Gebiet seiner eigenen Freiheit. Es weiß gewiß, daß der Erzieher in das Spielen der Kinder nicht viel hineinzureden hat. Einige treffliche Grenzwahrheiten indessen gibt es auch hier zum Besten. Zunächst verlangt es ein richtiges Verhältniß zwischen Arbeit und Erholung, die Ruhe soll der Lohn der Arbeit sein: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn". Es wird Abwechslung verlangt: „Immer Arbeit, nie ein Spiel, wird dem Knaben Hans zu viel", aber „das beste Spiel wird auch zu viel". Also auch vor dem Uebermaß des Spiels wird gewarnt; „jedes hübsche Spiel soll nicht lange währen" sagt der Italiener. Schalkhaft erinnert das Sprichwort den Erwachsenen, der sich auf das Mitspielen einläßt, an die bedenklichen, unabsehbaren Folgen: „Wer sich anspannen läßt, muß ziehen" oder wie der Russe sagt: „Machst du dich zu meinem Rind, Väterchen, so sollst du auch mein Feld pflügen". — Auch das Sprichwort von dem Ergreifen der Hand, wenn man den kleinen Finger reicht, pflegt wohl in dieser Nutzanwendung gebraucht zu werden, wenn sich Aeltere auf das Mitspielen einlassen. Jedoch das Sprichwort warnt nur den Unbesonnenen, oder erinnert ihn nur scherzhaft an die Folgen, es tadelt nicht den, der das Mitspielen liebt. Und mit Recht; liegt doch, wie Schiller sagt, oft hoher Sinn im kindschen Spiele und ist doch das rechte Eingehen auf eine angemessene Spielgemeinschaft mit den Kindern der beste Weg, ihr Herz zu gewinnen, Liebe und Vertrauen zu wecken und dadurch den Weg zu ebnen für die Einwirkung der höheren sittlichen Führung.

Für diese selbst steht nun das Sprichwort in der That auf der Höhe der Erziehungsweisheit, paart in seltener Unbefangenheit Freiheit der Anschauung mit Strenge. Es weiß wohl: „Jugend hat keine Tugend", „Kinder sind eben Kinder" und „boys will have toys" oder wie der Lateiner sagt: „pueri puerilia tractant" (Knaben treiben Knabenhaftes). „Jugend will ausrasen" sagt selbst der bedächtige Holländer; „Jeder muß ein paar Narrenschuh zerreißen", „Jung und weise sitzen nun einmal nicht auf einem Stuhl" sagt der Deutsche. — Das Sprichwort vergißt eben nicht, was die Alten nicht selten vergessen, daß sie selbst einmal jung waren, wie auch ein Sprichwort sagt: „Alte Kuh gar leicht vergißt, daß sie Kalb gewesen ist". — Trotzdem unterläßt gleich der guten Erziehung das Sprichwort nicht, das Rechte zu gebieten und das Schlechte mit Strafe zu bedrohen; vielmehr wird bei aller Unbefangenheit jener Anschauung von der Natürlichkeit der Jugendsünden die sittliche Erziehungspflicht der Alten gebührend hervorgehoben. „Das Alter soll man ehren, der Jugend soll man wehren." Nichts wird daher dringender gefordert als Bescheidenheit, denn „Bescheidenheit ist das schönste Kleid", und Gehorsam gegen die Eltern, denn „wer den Eltern nicht folgt, der folgt einmal dem Kalbfell" oder wenn es noch schlimmer geht dem „Scharfrichter". Jedenfalls „lernt, wer nicht gehorchen will, auch nicht regieren".

Viele einzelne allgemein sprichwörtliche Sittenregeln werden

Digitized by Google

häufig und selbst vorzugsweise in der Erziehung gebraucht. Mit vollem Recht wird vor allem neben dem Gehorsam auf Wahrheit Gewicht gelegt, denn Wahrheit bildet unstreitig die Grundlage des sittlichen Verhältnisses zwischen Erziehern und Kindern. Wo sie fehlt, da hilft alles Erziehen und Lehren nichts. Daher hatte Luther Recht in kurzer Steigerung zu sagen: „Iß gar, trink klar, rede wahr". Es ist aber auch so gar schwer nicht, auf das Wahrreden der Kinder zu halten, denn nirgend leichter als bei Kinderlügen bewahrheitet sich das Wort, daß Lügen kurze Beine haben. „Kinder und Narren sagen zwar oft die Wahrheit" aus unbewußter Naivetät und werden dadurch enfants terribles; aber ebenso leicht und gern lügt oder flunkert das Kind, weil es den Werth der Wahrheit für das Menschenleben noch nicht zu schätzen weiß und in der Erzählung Freude an der eigenen Erfindung, wie Goethe es nannte. — Lust am Fabuliren, hat. Indessen das Lügen ist schwer und die kindliche Seele noch wenig geübt darin, und daher so durchsichtig für den schärferen Blick der Erzieher, daß ihnen nicht leicht ein X für ein U gemacht werden kann. Wollten Eltern und Erzieher auf diese Pflege der Wahrheit durch Beherrschung und Bekämpfung der Lüge das rechte Augenmerk richten, so würde es wohl möglich sein das Sprichwort zur Geltung zu bringen, welches (nach Körtes Sammlung) behauptet: „wohl erzogen nie gelogen" oder wie es nach Simrock wohl erfahrungsmäßiger lautet: „wohl erzogen selten gelogen". — Für doch vorkommende Fälle empfiehlt das Sprichwort ein beachtenswerthes Erziehungsmittel, wenn es anräth: — „bekannt ist halb gebüßt". — Möglichste Entfernung der Anlässe zum Lügen, bei offenem Bekenntniß ernste Ermahnung und milde Strafe, aber unerbittliche Strenge bei hartnäckiger Lüge; das sind die besten Mittel zur Bekämpfung dieses sittlichen Grundübels, das allerdings leicht wie ein Schneeball lawinenartig anwächst und das ganze Gebäude der sittlichen Erziehung mit in den Abgrund reißt.

An brauchbaren Sprichwörtern wider die übrigen großen und kleinen Jugendsünden fehlt es nicht. Dem Selbstgefälligen ruft es zu: „Eigenlob stinkt, Anderlob klingt" oder „wer sich selbst liebt all zu sehr, den hassen Andre desto mehr". Liegt Stolz zum Grunde, so heißt es: „Thorheit und Stolz wachsen auf einem Holz". Wer sich in solchem Dünkel über Andere stellt, dem sagt das Sprichwort: „Jeder sehe auf seine Füße" oder africanisch: „wenn du ein Knabe bist, spotte nicht über die Kleinen". — Führt der Spott zum Zwist und dieser unter Knaben zum Schelten und Prügeln, so sagt das Sprichwort mit Gleichmuth Nichts als: „Ein Esel schimpft den Andern Langohr" und begnügt sich mit der factischen Bemerkung: „der Bube katzbalgt sich mit dem Jungen", als wolle es entschuldigend sagen, das sei nun einmal so und gehöre sich so, dürfe daher nicht ängstlich verhindert oder gar bestraft werden. Findet dann aber der Zwist seine baldige Erledigung nicht, so wird mit den Worten: „der Klügere gibt nach" eine passende Vermittelung versucht. Ist, wie nicht selten, Neid die Quelle des Zwistes, so heißt es: „Neid bringt Leid". Zeigt sich dabei Habgier und unzufriedene Vergleichungssucht zwischen großen und kleinen Gunsterweisungen, so wird der Murrende mit dem Satze beschieden, „wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht werth". — Dem Neidischen und Selbstsüchtigen gegenüber erinnert das sinnige Wort: „williges Herz macht leichte Füße" an den Werth und den innerlichen Grund echter Gefälligkeit. Es weist das Kind auf Dienstfertigkeit hin, aber es verweist ihm, allzu leicht und rasch die Hülfe Anderer zu suchen. Ein solches Kind bekommt den Zuruf Tells zu hören: „ein rechter Schütze hilft sich selbst". Schlägt dem Kinde der eigene Versuch fehl und liebt es dann den Grund der Ungeschicklichkeit nicht in sich selbst, sondern die Schuld in einem äußeren Umstand zu suchen, so sagt das Sprichwort: „ein schlechter Mäher hat nie eine gute Sense" oder „wenn der Schreiber nichts taugt, gibt er der Feder die Schuld".

Ein Hauptfehler gesunder Jugend ist unzweifelhaft der Uebermuth. Diesem jugendlichen Uebermuth steuert das Sprichwort mit der Warnung: „Uebermuth thut selten gut" oder fügt auch wohl hinzu: „wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis und bricht ein Bein". Uebrigens weiß das Sprichwort wohl: „es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", bleibt auch eingedenk des Spruches „Jugend will ausrasen" und der Verheißung: „Jugend wild, Alter mild", so wie der tröstenden Zuversicht, daß „Unkraut nicht verdirbt". Kinder und Trunkene fallen bekanntlich selten schwer und kommen meist aus allerlei Fährlichkeiten mit einigen blauen Flecken und leichten Wunden davon, daher hat das Sprichwort Recht, das die über dergleichen kleine Schmerzen allzu weichlich klagenden Kinder scherzhaft damit tröstet: „wenn du warscht ohl Großvader (mudder) sie, ist alles heel". Höchstens gibt es Erziehern und Eltern mittelbar den Rath einige Vorsicht anzuwenden in Beseitigung der Fährlichkeiten, indem es ironisch bemerkt, daß diese Vorsicht gemeiniglich erst nach geschehenem Unheil geübt wird. „Erst wenn das Kind ertrunken ist, deckt man den Brunnen zu". — Innerhalb gewisser Grenzen hält übrigens das Sprichwort das eigene Kennenlernen der Gefahr für die eindringlichste Lehre wider Unvorsichtigkeit und Uebermuth, „gebranntes Kind scheut das Feuer", auch das Kind soll durch Schaden klug werden. Das Sprichwort empfiehlt zwar den Kindern auf den Rath der Alten zu hören, aber „wer nicht hören will, muß fühlen". Es weiß, daß „das Ei klüger sein will, als die Henne" und bemerkt dem „Ohltverstand", daß „altklug nie Frucht trug". Köstlich persiflirt ein neugriechisches Sprichwort diese altkluge Naseweisheit des Kindes mit dem Satz: „Komm Großpapa, daß ich dir deine Vorfahren zeige".

Vorlautes Reden wird überhaupt mit dem ironischen Satze zurückgedrängt: „Reden steht einem Jungen wohl an, Schweigen mehr" und auch hier paßt die Erinnerung: „Zwei Augen, zwei Ohren und ein Mund". Vorschnelles Urtheil verweist Schillers Wallenstein mit der tadelnden Bemerkung: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort".

Dem unbescheiden fordernden Kind wird ebenfalls Schweigen geboten: „Artig Kind fordert nichts", aber schalkhaft fügt ein littauisches Sprichwort gleichsam aus der Seele des Kindes hinzu: „Artig Kind bekommt auch nichts". Ein baskisches Sprichwort behauptet sogar: „Einem Kinde, das nicht schreit, gibt die Mutter die Brust nicht". Uebrigens meint das Sprichwort in Betreff des kindlichen Forderns: „Kindes Hand ist bald gefüllt, Kindes Zorn ist bald gestillt". Die Wünsche gut gearteter Kinder sind in der That leicht zu befriedigen und das Sprichwort hat wohl recht daran zu erinnern, daß es in der Erziehung nicht blos darauf ankommt Bitten abzuschlagen, sondern ebenso sehr erfüllbare Bitten rasch und willig zu gewähren. Das häufige Gegentheil verleitet die Kinder zur Heimlichkeit, macht sie mürrisch und unfreundlich. Auf ein freundliches, höfliches Benehmen legt aber das Sprichwort Gewicht. „Hut in der Hand — sagt es — hilft durch's ganze Land" und den Jungen, der anders thut, fragt das Sprichwort: „hast Vögel unter der Mütz'?" — Ebenso gut aber weiß es auch, daß die äußere Höflichkeit eine Grenze hat, denn „gar zu höflich ist bäurisch".

Die Jugend hat es überdies so leicht zu gefallen, denn „der Jugend ist man von Natur hold", man sieht den Gelbschnäbeln und Backfischen manches nach, wenn sie nur munter und frisch, ob auch bisweilen etwas keck und dreist in's Leben hineinspringen. Denn es verspricht wenig, wenn man von dem Jungen sagen muß, „er wäre jung genug, wenn er nicht so ein alt Gesicht hätte", wer „in der Jugend verzagt, ist im Alter verzweifelt".

Freilich soll die damit verbundene Sorglosigkeit und Genußseligkeit ihre Grenzen haben. Die Jugend ist naturgemäß nicht danach angethan, Geldes Werth zu schätzen. „Wenn Kinder und Narren zu Markte gehen, lösen die Krämer Geld" sagt man und ein russisches Sprichwort bemerkt mit Recht: „Kinder und Narren glauben, daß zwanzig Rubel und zwanzig Jahre ohne Ende sind". Das Sprichwort will auch wissen, daß schon deshalb „reicher Leute Kinder selten gut gerathen", weil gemeiniglich nur der den Werth des Geldes richtig zu schätzen weiß, der gelernt hat, es im Schweiße seines Angesichts zu erwerben. Drum ermahnt das Sprichwort die leichtsinnige Jugend: „Junges Blut, spar dein Gut; im Alter Armuth wehe thut".

Digitized by Google

Von diesen jugendlichen Auswüchsen abgesehen, schätzt aber das Sprichwort vor allem den leichten, heitern Kindersinn und seine glückliche Sorglosigkeit, die alles Trübe, allen Lebensernst so leicht vergißt. „Kinder haben Lachen und Weinen in einem Sack." Für die Kinderwelt gilt vorzüglich der Spruch: „Fröhlich Gemüth schafft leichtes Geblüt". Insbesondere allen Mädchen sollte man den Satz einschärfen: „reines Herz und froher Muth steht zu allen Kleidern gut", und denen unter ihnen, auf die der Spruch „schöne Gestalt hat große Gewalt" nicht anwendbar ist, sollte man recht oft zurufen: „bist du nicht hübsch, so thu' hübsch". Freundliche Art gewinnt die Herzen doch noch sicherer, als ein hübsches Gesicht. — So treffend sinnige Mahnungen bringt das Sprichwort.

Nicht minder passend denkt es über die Behandlung des Abirrens vom rechten Wege. „Die beste Zucht — meint es — sind gute Worte und harte Strafen". Lebhaft vertheidigt der Volksmund den Werth der Schläge, mußten doch im Mittelalter die Schulkinder selbst ihre eigene Pein verherrlichend unter den Schlägen singen: „ach du liebe Ruthe, thust bösen Kindern gute". Das Sprichwort mißt sogar die elterliche Liebe nach dem Mehrgebrauch der Ruthe und bedauert jeden Hieb, der vorbei fällt; denn „streicheln thut verweicheln", aber „Schläge machen weise". „Wird der Mensch nicht gegerbt, so kommt er nicht zu Verstand", „ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται". Schon in der Bibel steht: „Wer seiner Ruthen schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald" (Sprüche 14, 24). Insbesondere wird für zwei Fehler diese Strafe gefordert: „Genäsch will Streiche" heißt es und: „auf eine Lüge gehört eine Maulschelle".

Vor allem verlangt das Sprichwort mit Recht das Bekämpfen des Fehlers im Beginne (principiis obsta), Strafen zur Stelle (praesens poena sit) und Folgerichtigkeit: „Wer A sagt, muß auch B sagen". In der richtigen Befolgung dieser Forderungen liegen allerdings die tiefsten Geheimnisse der sittlichen Zucht. Wie oft aber die Zucht nicht thut, was sie soll, das freilich ist dem erfahrungskundigen Sprichwort nicht verborgen geblieben. Spöttisch bemerkt es mit Bezug auf allzu nachgiebige Erzieher: „wenn man den Kindern den Willen thut, so weinen sie nicht", und wohl weiß es, „man straft gern am Gesind, was verbrochen hat das Kind". Auch daß „nichts so heiß gegessen wird, als es aufgetragen wird", verräth es den schelmischen Kindern, die nur allzu leicht merken, daß die zornigen Blicke ihrer Eltern und Lehrer nicht allemal Funken sprühen und daß diese Blitze trotz des heftig donnernden Wortgepolters nicht allemal einschlagen.

Andrerseits werden aber auch die Eltern und Erzieher daran gemahnt, düstere Mienen und barsches Wesen nicht für ein nothwendiges Requisit der Erziehungskunst zu halten, vielmehr daran erinnert, daß immer noch „freundlich versagen besser ist, als unwillig gewähren". Schon das alte Testament (Sprüche 19, 18 u. 19), das doch oft gebietet, dem zuchtlosen Sohne den Rücken zu bläuen, mahnt in etwas rauher Weise vor allzugrimmer Strenge: „Züchtige deinen Sohn, weil Hoffnung da ist; aber laß deine Seele nicht beweget werden, ihn zu tödten. Denn großer Grimm bringet Schaden; darum laß ihn los, so kannst du ihn mehr züchtigen". Das neue Testament fügt milder die Mahnung an die Väter hinzu, die Kinder nicht zum Zorne zu reizen (Epheser 6, 4): „Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, auf daß sie nicht scheu werden". In diesen Sprüchen spiegelt sich der Unterschied der altjüdischen Härte und der christlichen Milde in der Erziehung deutlich ab. Milde Strenge ist die Seele unserer christlichen Zucht geworden. Nur nicht eine Umkehr des richtigen Verhältnisses will sie dulden, nicht durch übergroße Güte das Kind zum Herrscher machen, denn das bleibt sicher nach dem Sprichwort: „besser ist es, die Kinder bitten dich, als du sie" und „lieber unerzogen Kind, als verzogen Kind". Denn es ist viel leichter das Gute aus dem Rohen herauszuarbeiten als aus dem Verkehrten; jenes erfordert eine einfache, dieses eine doppelte Mühe. Den Kindern andrerseits schärft das Sprichwort die Wahrheit ein, daß „nicht wieder thun die beste Buße ist".

Kurz gerade auf diesem Gebiete der sittlichen Führung entwickelt das Sprichwort eine große Fülle seiner Lebens- und Erziehungsweisheit.

## Verschiedenes.

### Die Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.

Wir bitten unsere Leser um Verzeihung, wenn wir den Raum unseres Blattes diesmal für eine geschäftliche Mittheilung in Anspruch nehmen, die für Viele kein directes Interesse haben kann. Sie werden uns verzeihen, wenn wir sie daran erinnern, daß es sich um die wichtigsten Fragen eines Vereins handelt, dem viele ihrer Lieblinge angehören. Die dramatischen Dichter und Componisten haben ihnen so viele anregende, schöne und heitere Stunden verschafft, daß wir uns die Erlaubniß erbitten, sie mit einigen Mittheilungen über den Verein dieser dramatischen Dichter und Musiker einmal langweilen zu dürfen.

Die „Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten" besteht jetzt seit über drei Jahren. Sie zählt gegen 250 Mitglieder und unter diesen die hervorragendsten deutschen Bühnendichter und Musiker. Am 2. und 3. September fand die diesjährige ordentliche Generalversammlung in Leipzig statt, welche, da auf der Tagesordnung die Aenderung der Statuten stand, von besonderer Wichtigkeit war. In Anbetracht dessen hatten sich auch gegen dreißig Mitglieder persönlich eingefunden, welche im Ganzen etwa 150 bis 200 Stimmen vertraten. Unter den in Leipzig Anwesenden nennen wir u. A. Rudolf Gottschall, A. Mels, Gust. v. Moser, G. von u. zu Putlitz, J. V. v. Schweitzer, Gisbert v. Vincke, Ernst Wichert und den Verfasser dieser Zeilen als diejenigen, deren Stücke mehrfach mit Erfolg gegeben worden sind. Als Mandatar der Componisten war Karl Reinecke erschienen; von den Theatervorständen der Director des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, Emil Neumann, der bekanntlich auch eine große Anzahl von Stücken aus dem Französischen übersetzt hat. Wohl sämmtliche der bedeutenden lebenden Dramatiker und Componisten, welche der Genossenschaft angehören, wie Eduard v. Bauernfeld, Gustav Freytag, Emanuel Geibel, Julius Grosse, Karl Gutzkow, Hackländer, Paul Heyse, Karl v. Holtei, Hans Hopfen, Wilh. Jordan, Karl Koberstein, Karl Kösting, Heinr. Kruse, Heinr. Laube, Albert Lindner, Eduard Mautner, v. Mosenthal, Oscar v. Redwitz, Feodor Wehl, Josef Weilen, Julius Werther, Adolf Wilbrandt, Alfred v. Wolzogen ꝛc., wie die Operndichter Max Bruch, v. Flotow, Ferd. Hiller, Franz v. Holstein, Wilh. Taubert, Richard Wagner ꝛc., wie endlich die Erben von Roderich Benedix, Charlotte Birchpfeiffer, Franz Grillparzer, Conradin Kreutzer, Albert Lortzing, Wolfgang Müller v. Königswinter, von Münch-Bellinghausen (Friedr. Halm), Hippolyt Schauffert, Karl Töpfer ꝛc. hatten für eine angemessene Vertretung Sorge getragen, sodaß diese Generalversammlung als der Ausdruck der maßgebenden dramatischen Dichter in Deutschland betrachtet werden darf.

Der Zweck der Genossenschaft ist: die Rechte der deutschen Bühnendichter resp. ihrer Rechtsnachfolger zu wahren durch Ueberwachung aller öffentlichen Aufführungen der dramatischen Werke, welche den Schutz des geistigen Eigenthums genießen, und durch gerichtliche oder außergerichtliche Beitreibung der von den Bühnenvorständen den Autoren für die Aufführung zu zahlenden Summen. Die Genossenschaft erhält sich selbst durch den bescheidenen Jahresbeitrag der Mitglieder und die Provision, welche die Genossenschaftsagentur von den durch sie bewirkten Einnahmen der Autoren bezieht. In ihren Hauptzügen ist dieselbe, soweit es die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse gestattet, der französischen „société des auteurs dramatiques" nachgebildet; und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie sich bewähren wird, wie diese sich bewährt hat. Der Grundgedanke, die Autoren der Unzuverlässigkeit und der Gewinnsucht der Privatspeculation zu entziehen und ihre Geschäfte durch eine eigene Verwaltung besorgen zu lassen, ist ja unzweifelhaft ein durchaus gesunder. Schon jetzt hat die Genossenschaft sehr erfreuliche Resultate erzielt. Wir erwähnen nur, daß sie unter Anderem eine der größten Bühnen Deutschlands, das Hoftheater zu Dresden, welches bisher mit einer verhältniß-

Digitized by Google

mäßig geringfügigen einmaligen Honorarzahlung die Stücke erwarb, zur Annahme einer Tantièmezahlung von jeder Vorstellung, wie sie von anderen großen Hoftheatern und auch von einzelnen bedeutenden Privatinstituten bereits acceptirt worden ist, vermocht hat; daß ferner durch die Vermittelung des Vorsitzenden, Hofraths Rudolf Gottschall, zwischen der Generalintendanz der preußischen Hofschauspiele und der Genossenschaft ein Vergleich zu Stande gekommen ist, nach welchem sich die oberste Leitung der preußischen Hoftheater zu einer gegen 5000 Thaler betragenden Nachzahlung für die älteren Stücke, welche seit 1871 in Hannover, Kassel und Wiesbaden aufgeführt worden sind, verpflichtet hat.

Die Genossenschaft hat ihren Sitz in Leipzig. Der Vorstand bestand aus folgenden Persönlichkeiten: Rudolf Gottschall, Prof. Biedermann, Capellmeister Reinecke, Franz v. Holstein, sämmtlich in Leipzig, Freiherrn v. Flotow in Teutendorf (Mecklenburg) und Ernst Wichert in Königsberg. Dieser Vorstand ist auch für das nächste Jahr wieder gewählt worden, mit der einen Aenderung, daß an die Stelle des Herrn Prof. Biedermann, welcher durch seine Thätigkeit als Redacteur und Abgeordneter zu sehr in Anspruch genommen ist, um sich mit der Genossenschaft in wünschenswerther Weise beschäftigen zu können, Dr. Hans Marbach getreten ist. Syndicus der Genossenschaft ist der sehr begabte und scharfsinnige Advocat Dr. A. Gerhardt in Leipzig und geschäftsführender Director Hermann Riotte.

Die Verhandlungen, welche der Vorsitzende, Rudolf Gottschall, mit stricter Unparteilichkeit und geschäftskundiger Umsicht leitete, waren sehr lebhaft, ohne jedoch im mindesten leidenschaftlich zu werden. Das neue Statut, welches der Vorstand vorgelegt hatte, hat durch die Beschlüsse der Generalversammlung einige sehr erhebliche Veränderungen erfahren. Diejenigen Paragraphen, welche sich — um der Genossenschaft die Möglichkeit zu gewähren, die nothwendigen Processe der Mitglieder zu führen — auf die Uebertragung der Forderungen der Genossenschaftsmitglieder an die Genossenschaft selbst beziehen, haben durch die anwesenden Juristen, Regierungsrath Hermann Kette in Breslau, Hofgerichtsdirector v. Hillern (Schwiegersohn der Frau Charlotte Birchpfeiffer) in Freiburg i. Br., Dr. jur. v. Schweitzer und Stadtgerichtsrath Ernst Wichert eine präcisere Fassung gewonnen.

Das neue Statut forderte die obligatorische Benutzung der Genossenschaftsagentur. Im Princip ist diese Forderung sicher vollberechtigt, aber durch die eigenthümlichen Verhältnisse in Deutschland schwer durchführbar. In der Discussion wurden alle die Schwierigkeiten, welche durch die Auferlegung des Zwanges der Genossenschaftsagentur für alle Bühnen und für alle Werke zu benutzen, durch sie alle Verträge abschließen und alle Gelder einziehen zu lassen, hervorgehoben; und die Majorität entschied sich dafür, diese Forderung des Statuts zu beseitigen. Nach dem jetzt beschlossenen Modus steht dem Autor das Recht zu, seine Stücke, wenn er es will, selbst an diejenigen Bühnen, die er wählt, zu senden, und von diesen auch selbst das Geld einzuziehen. In diesem Falle hat er der Genossenschaft gegenüber keine Verbindlichkeit. Läßt er das Incasso durch die Gemeinschaft besorgen, so hat er nur geringe Procente zu zahlen; bedient er sich aber zur Vertreibung einer fremden Hülfe, so darf er natürlich nur die Agentur der Genossenschaft in Anspruch nehmen. Außerdem muß er, behufs Erleichterung der Geschäfte des Bureaus, ein Duplicat des Vertrags, den er mit den Bühnenvorständen direct abschließt, deponiren. Die Härte, welche die Forderung des Statuts den Mitgliedern gegenüber enthielt, ist also beseitigt. Auch andere weniger bedeutende Forderungen der neuen Vorlage, welche den Mitgliedern zu hohe Opfer auferlegten, sind durch den Beschluß der Generalversammlung gefallen.

Von wirklicher Bedeutung ist endlich noch die von dem Verfasser dieses Berichts beantragte und von der Generalversammlung nahezu einstimmig beschlossene Reorganisation des Vorstandes. Der Vorstand hat nach den Statuten sehr weit gehende Befugnisse: er ernennt und bestellt den geschäftsführenden Director und den Syndicus; das Wohl und Wehe der Genossenschaft liegt also in seiner Hand. Es ist demnach nöthig, daß der Vorstand aus vertrauenswerthen und bedeutenden dramatischen Dichtern und Componisten besteht, aus Leuten, deren Interessen mit denen der Genossenschaft selbst innig verwachsen sind. Aus Gründen der Gesetzgebung hat nun der Sitz der Genossenschaft nach Leipzig verlegt werden müssen. In diesem Augenblick lebt Rudolf Gottschall in Leipzig, der sich sowohl durch seine Dichtungen, wie durch die sehr anerkennenswerthe und hingebende Thätigkeit für die Genossenschaft, zu deren Vorsitzendem durchaus qualificirt. Aber es kann der Fall eintreten, daß Gottschall Leipzig verläßt. An bedeutenden Musikern ist dort nie Mangel; aber wie wird es dann mit den dramatischen Autoren stehen? Gustav Freytag widmet in seiner Abgeschiedenheit den Bestrebungen der Genossenschaft nur ein sehr mäßiges Interesse; es ist nicht wahrscheinlich, daß er die Wahl zum Vorsitzenden acceptiren würde. Was würde also geschehen, wenn Gottschall die Leitung eines Hoftheaters übernähme, oder die Direction des Leipziger Stadttheaters, und dadurch statutenmäßig der Möglichkeit, Vorsitzender zu sein, beraubt würde? Es wäre denkbar, daß dann weniger bedeutende, weniger befähigte — setzen wir den schlimmsten Fall — sogar offenbar schädliche Männer in den Vorstand treten und die Leitung der Geschäfte übernehmen könnten. Dieser Eventualität vorzubeugen, bezweckte unser Antrag: der Vorstand soll fernerhin die wichtigsten Befugnisse, welche ihm das Statut verleiht, nicht mehr ausüben können, ohne den Rath des neugebildeten „Vorstandsraths" einzuholen. Bei Neuwahl des Directors und des Syndicus, bei Vorschlägen zu Statutenveränderungen und bei öffentlichen Kundgebungen von Bedeutung im Namen der Genossenschaft muß der Vorstand diese neue „Behörde" um Beirath angehen. Der Vorstandsrath darf nur aus solchen Autoren bestehen, von welchen Stücke an mehreren Hofbühnen und Theatern ersten Ranges mit Erfolg aufgeführt worden sind; also aus den an der Genossenschaft Meistbetheiligten. Er besteht aus drei Personen, von denen die eine ihren Wohnsitz in Berlin, die andere ihren Wohnsitz in Wien und die dritte ihren Wohnsitz in einer andern deutschen Stadt hat. In denselben wurden gewählt für Berlin Paul Lindau, für Wien S. von Mosenthal und als dritter Gustav von Moser.

Die Durchberathung der Statuten erforderte zwei volle Tage. Es steht zu erwarten, daß sich dieselben in der jetzt gegebenen Gestalt bewähren werden. Jedenfalls ist es erfreulich, constatiren zu können, daß in einer Genossenschaft von so starker Mitgliederzahl, in welcher die verschiedenartigsten Interessen vertreten sind, in Betreff der Hauptzwecke die vollste Einigkeit herrschte, daß keine Spur von einer Sonderbündelei wahrzunehmen war, daß alle gehässigen und nutzlosen Zänkereien unterblieben, und daß sich in allen Reden der feste Wille jedes Einzelnen kund gab, den jungen Verein nach seinen Kräften zu unterstützen und zu consolidiren.

F. L.

## Les Echos de l'Alsace-Lorraine.

Mit dem 1. Juli erschien in Epernay die erste Nummer einer französischen Wochenschrift mit dem Titel, der die Ueberschrift bildet. „Unser Titel ist unser einziges Programm," — „bis auf diesen Tag hat keine specielle Zeitung die Ausgewanderten auf dem Laufenden erhalten über die Ereignisse in dem Lande, an das sie so viel Anhänglichkeit, so viel unvertilgbare Erinnerungen ketten."

Davon, daß die französische Presse sich nicht genug mit Elsaß-Lothringen beschäftigt hätte, haben wir nichts verspürt. Auf dem Laufenden freilich hat man sie nicht erhalten, denn dazu hätte auch ein Quentchen Wahrheitsliebe seitens des Berichterstatters gehört, und dieses fehlte, mit wenigen Ausnahmen. Selten ein vernünftiges Wort, dagegen viel Leidenschaft, viel Ungerechtigkeit gegen die Zurückgebliebenen, Verläumdungen, vendus, traitres, rénégats, und noch Schlimmeres.

Die Echos schlagen einen etwas anderen Ton an; ob er anhält, ist eine andere Frage; gut, daß man wenigstens in dieser ersten Nummer über die gemeine Schimpferei der Ligue d'Alsace hinausgekommen ist.

Was die Richtung der Schallwellen anlangt, so scheint uns diese trotz der Worte des Prospectus mehr von West nach Ost, als von Ost nach West berechnet zu sein.

Schon längst besteht die Absicht, die Elsaß-Lothringer in Frankreich als besondere Corporation zusammenzuhalten, und so in mittelbarer Weise durch den Geist dieser Körperschaft auf die Zurückgebliebenen zu wirken. Man will ein „Coblenz" der Annectirten.

Zu diesem Zweck sind die Auswanderungs-, die Hilfsgesellschaften organisirt, diesem Zwecke soll auch die neue Wochenschrift dienen.

All' diesen Bestrebungen schwindet aber der Boden unter den Füßen, in dem Maße, als die Zurückgebliebenen sich in die neuen Verhältnisse sich hineinfinden, alter Stammesgemeinschaft erinnern.

Digitized by Google

Das soll verhindert werden. Der „Verräther" sind schon viele, und die daheimgebliebenen Elsässer sind es müde geworden, auf ihren Rücken von pariser Journalisten Kraftübungen veranstalten zu lassen. Sie sind ärgerlich über den Unverstand und die Gemeinheit, einige lachen selbst bereits über die Angriffe — und begrüßen sich, wenn sie zu vernünftigem Werke zusammentreten, etwa mit den Worten „auch ein traitre". —

An die Stelle der Kapucinaden im Stil des Rixheimer Volksboten und jener Attentate, wie sie Longchamps von Mülhausen in der République française verübte, tritt deshalb der Elegiker und der Historiker. Er zählt die geistigen Bande, welche die abgetrennten Lande mit Frankreich verbanden, zeigt die Inferiorität deutscher Bildung, schildert Frankreich als den Hort der Humanität, den alleinigen Träger der Civilisation; beiden gesellt sich der Chroniqueur und berichtet neben unschuldigen Witzen alte und neue Mordgeschichten und Barbareien der „Preußen", nebst hübschen Anekdoten von tapferen französischen Soldaten und jungen fünfjährigen Mädchen, die man mit dem Schreckwort „Du mußt preußisch werden", dazu bringt, sich vier Zähne ausziehen zu lassen.

Daß die deutsche Herrschaft eine geistige und moralische Degradation für das Land bedeute, das soll denen draußen immerfort gesagt werden, damit sie nicht Lust verspüren heimzukehren, und soll denen im Lande gesagt werden, damit Elsaß ein Venetien und ein Polen werde.

Aber trotz allem sehnen sich Tausende aus Frankreich nach der Heimath; ein jüngst Verstorbener, ein hervorragender Politiker, der optirt hatte, und drüben starb, sagte einem Freunde: als er beständig habe unter den Franzosen leben müssen, habe er erst gemerkt, daß er nicht zu ihnen gehöre. Viele kehren wirklich nach Hause zurück, die Einwanderungsgesuche mehren sich von Woche zu Woche. Und Elsaß-Lothringen wird nie ein Venetien; soviel ist jetzt sicher; wenn es das hätte werden wollen, hätte es jetzt schon vier Jahre kostbare Zeit versäumt. Und so schläfrig sind unsere Allemannen nicht.

Vom Standpunkt der Emigration aus betrachtet, ist das Unternehmen selbstverständlich; man muß sich sogar wundern, daß man nicht früher auf den Gedanken gekommen. Wir unserseits haben die geschichtlichen und elegischen Rückblicke ebensowenig zu fürchten, als die schmeichelhaften Prädicate der Flugblätter der Ligue d'Alsace.

Der geistigen, gemüthlichen und materiellen Fäden zwischen Frankreich und dem Grenzlande waren und sind freilich viele und mannichfache; je langsamer sie sich bis 1770 knüpften, desto lebhafter ging es damit seit der großen Revolution, besonders aber seit dem Julikönigthum und der Anwendung der neuen Verkehrsmittel. Zwar haben wir den modernen Namen von Generalen, Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten unendlich bedeutendere aus der deutschen Vergangenheit entgegenzustellen. Schade ist nur, daß die ersteren jeder Elsässer und Lothringer kennt, diese ihm wie in einer Art von mythischer Vergangenheit liegen, auf die er sich gerne beruft, die ihm aber durchaus nicht mehr lebendig ist.

Auf der anderen Seite steht die Thatsache, daß verhältnißmäßig sehr geringe Volksschichten gänzlich in der Fluth französischen Wesens untertauchten; es sind dies die seit 1830 in den Gymnasien erzogenen Männer, in den Klöstern erzogenen Frauen; abgesehen von der französischen und Patoisbevölkerung sind nach guter Schätzung nicht mehr als ein Fünftheil der Erwachsenen in den Städten, ein Zehntheil auf dem Lande in der Lage, eine französische Zeitung zu lesen und ein französisches Gespräch über die gewöhnlichen Umgangsformen hinaus zu führen. Erst die jüngste Generation spürte nicht mehr die ganze Bitterkeit des Seelenkampfes, wenn man, um ein ganzer Franzose zu werden, aufhören sollte ein Elsässer zu sein.

Die „Verwälschten" sind allerdings in den Centren des Landes, den größeren und kleineren Städten angehäuft; das ist ein Schade, denn von hier aus erhält das eigentliche Land seine Impulse, das ist ein Nutzen, denn so ist es — in manchen Theilen fast unberührt — deutsch geblieben. Man suche in ganz Deutschland deutschere Landschaften, als den Kochersperg und etwa das hintere Münsterthal. Man darf sagen, daß, wenn wir nicht immer noch zu sehr unter den Einwirkungen des Stoßes litten, den die große Industrie erfuhr, und wenn wir nicht die katholische Geistlichkeit und die Congregationen fast ausschließlich zu unseren erbitterten Feinden hätten, — die papierene Mauer zu Epernay, welche die Schmerzensschreie von diesseits der Vogesen zurückwerfen soll, bald abzutragen sein würde.

Ein elsässischer Kenner der Verhältnisse meinte jüngst: „Ihr Deutsche habt Glück. Wenn die Ernte hält, was das Feld und der Rebberg verspricht, so fördert euch das um 10 Jahre". Was uns 10 Jahre fördert, schafft den Bestrebungen der Emigration einen um zehn Jahre früheren Tod. Der natürliche Fluß der Dinge trägt also die Elsaß-Lothringer auf die deutsche Seite. Künstliche Stauungen und Hemmnisse mögen das Rinnsal vorübergehend verändern, mögen diese und jene Welle von uns abtreiben; im Ganzen und Großen ist jedes Jahr ruhiger Entwicklung für Jene ein unwiederbringlicher Verlust, für uns ein Gewinn. In jedem Frühjahr sprach es sich herum: „Heuer kommen die Franzosen und holen uns wieder"; in jedem Herbst wurde die Sache auf das nächste Frühjahr verlegt. Heute fangen bereits Viele auch in den Städten an zu glauben, daß die Franzosen nicht mehr kommen, und mit dieser Erwartung, für deren Erfüllung man sich den Optionszettel aufgehoben hatte, schwindet auch die scheue Zurückhaltung. Und wenn die Franzosen nun wirklich kämen, und das einträte, was jeder gute Deutsche ohne Prahlerei, aber mit Sicherheit erwartet, das wäre die moralische Annexion, die wirkliche geistige Besitzergreifung für immer, wie die von 1870 die materielle gewesen ist, und wir hätten allen Grund, den Franzosen für die zweite, zu der sie uns verhalfen, noch dankbarer zu sein, als für die erste.

Sehen wir uns nun den Inhalt des Blattes an. Eine Causerie an Louis Ratisbonne folgt dem Prospect und dem Verzeichniß der hauptsächlichen Mitarbeiter, denen wir unten einige Zeilen widmen werden. Herr Edouard Siebecker versichert hier dem geistvollen Redacteur der „Débats", dem Verfasser der „Comédie enfantine", daß es gut sei, „Europa zu zeigen, wie Diejenigen, welche die triumphirende Gewalt unter Berufung auf irgend einen Dialekt ihres Franzosenthums „degradirt" hatte, sich dem Cultus Frankreichs und seiner edlen Sprache widmen". Dies müsse geschehen trotz der Schmerzen der Gegenwart und der Anwandlungen des Skepticismus! Skepticismus? — Also doch!

Es folgt ein Artikel über die „elsässischen und lothringischen Künstler" im „Salon" von 1874, der nicht über die Einleitung gedeiht, und ein Brief von Metz, der mit anerkennenswerther Ruhe geschrieben ist, sich mit Recht lustig macht über die deutschen „Wirthschaften" und „Cigarrenläden", die allenthalben aus dem Boden schießen und mit dem Ausdruck „patriotischer Beklemmungen" schließt. Der Briefschreiber sieht den Turnübungen der deutschen Soldaten zu: „Nichts ist sonderbarer und erstaunlicher als dieses Telegraphiren, dieses Gliederverrenken, diese Kraftanstrengung. Man glaubt sich in einen olympischen Cirkus versetzt. C'est d'acrobatisme appliqué à l'instruction du soldat." — Aber allerdings, — der Erfolg sei ein wunderbarer. „Sieht man in Zügen oder im Bataillon exerciren, so hat man nicht mehr eine Gruppe von Soldaten vor sich, sondern eine lebendige Mauer, einen Mechanismus, an dem alle Räder ineinandergreifen, und das alles mit einer Pünktlichkeit und so aus einem Guß, daß man den Schwindel bekömmt." „Ich verstehe, warum Herr von Moltke darauf bestanden hat, die deutschen Recruten vier Jahre unter den Fahnen zu behalten und nicht blos drei!"

Die „Chronique" bringt Gutes und Schlimmes, Ausschnitte aus elsässischen und lothringischen Zeitungen mit entsprechenden Randglossen; die ehemaligen Schüler des Lyceums in Metz berichten von einer Zusammenkunft, in welcher beschlossen wurde, die Kinder von Metz, die in den Schulen Frankreichs zerstreut sind, in ihren Fortschritten zu verfolgen, ihnen Preise auszusetzen und so die Solidarität zu erhalten, welche innerhalb der metzer Emigranten bedroht schien; nach einem souvenir anecdotique folgt ein souvenir historique aus der Geschichte von Metz; das in der That, wie auch diese Veröffentlichung beweist, stets in einem mehr äußerlichen Verhältnisse zum Reiche stand; den Schluß bilden Mittheilungen aus den verschiedenen Gesellschaften, der Association générale d'Alsace-Lorraine, der Société de Prévoyance et des Secours mutuels des Alsaciens-Lorrains, und über die Ausstellung im „Corps législatif" zum Besten der Colonisation Algeriens durch die Elsaß-Lothringer.

Den armen Teufeln, die durch die hinter ihrem Ofen in sicherer Heimath sitzen gebliebenen Agitatoren verführt, nun auf der Straße liegen, wäre es gewiß lieber, die Ausstellung wäre au profit des Alsaciens-Lorrains, als au profit de la colonisation de l'Algérie, d. h. au profit de la France; aber die Meisten haben nicht mehr zu wählen. Viele thun es dennoch, und bitten auf der deutschen Gesandtschaft in Paris um Reisegeld in die Heimath.

Die Association générale hat neben den praktischen Zwecken der Hülfeleistung den moralischen Zweck, die Erhaltung der Bande der Brüderschaft und Solidarität zwischen Elsaß-Lothringen und der französischen

Digitized by Google

Republik. „Sie hoffte, sie hofft noch" — Warum immer diese Anwandlungen des Skepticismus? — „um ein gemeinsames Gefühl alle diejenigen sammeln zu können, welche der Mißbrauch der Gewalt, dessen Opfer sie geworden sind, nicht unberührt gelassen hat". „Zu diesem Zwecke versammelt sie alle Weihnachten" (um den deutschen Tannenbaum!) „die Kinder der Emigranten, welche Paris bewohnen, um so unter allen mit dem Schmerz über die Heimath die Hoffnung auf die Zukunft zu erhalten." An der Spitze des gegenwärtigen Comités steht Herr Lauth, der Vetter des Reichstagsabgeordneten für Straßburg.

Von den „hauptsächlichen Mitarbeitern" hat sich Deutschland keines literarischen Erbarmens zu gewärtigen. — Was zunächst auffällt, ist, daß die klericale Farbe nicht vertreten ist. Wo bleibt der famose Abbé Hombourg des „Univers", den die katholischen Elsässer selbst heute nur noch „Abbé Humbug" nennen. Haben es die Republicaner und protestantischen Chauvins noch nicht verziehen, daß man sie bei den letzten Wahlen von der Plateforme hinabescamotirte? Auch sonst fehlen schätzenswerthe Namen. Herr Longchamps von Mülhausen, und Herr Isidor Bloch, der „Herzleib" des „National", denen das Elsasser Journal in diesen Tagen einen Stammbuchvers gewidmet hat, spuken sie unter jenen geheimnißvollen „V . . . ., X . . . ., Y . . . ., Z . . . . Correspondants en Alsace et en Lorraine"?

Aber allerdings — die Gesellschaft wäre für die genannten Herren zu gut gewesen; denn mit wenigen Ausnahmen setzt sich die Liste von Bamberger bis auf Justin Worms aus bekannten und respectabeln Namen zusammen. Einzelnen derselben dürfen wir wohl ein kurzes „souvenir historique et anecdotique" widmen. Daraus wird am besten klar werden, wessen wir uns von der weitern Folge der „Echos" zu versehen haben.

Bamberger, früher Arzt in Metz, wie der Name sagt, deutschen Ursprungs, ist Abgeordneter für Meurthe und Moselle; Bouteiller war Kaufmann in Metz, optirte, und kam immer dann zurück, wenn es galt, solche, die eine Wahl als Bezirksräthe oder Kreisräthe angenommen hatten, zur Niederlegung des Mandats zu veranlassen, bis ihn eine sanfte Hand definitiv über die Grenze führte. Leute wie er und der ebenfalls unterzeichnete Prost, der ehemalige Maire von Mensheim, verdienen unsere achtungsvolle Sympathie; sie haben ihre Heimath verlassen, vielleicht viel verloren, haben das Recht erbittert zu sein, und kämpfen für ihre Ueberzeugung. Sie heben sich vortheilhaft ab von denen, welche nicht optirt haben, des Geschäftes wegen dageblieben sind, als drittes Wort ihre dignité im Munde führen, mit den „Schwoben" Geschäfte, die Faust im Sacke machen, und diejenigen verlästern, welche an die Zukunft des Landes denken. Prost brachte voriges Jahr all seine Güter in Mosheim unter den Hammer, nachdem er, ein wohlhabender Privatmann, eine Zeit lang als freiwilliger Schullehrer in einer elsässischen Kolonie Africas Dienste geleistet hatte. Damit dem Erhabenen das Komische nicht fehle, erzählt man sich, daß ihm, der von Jugend auf hinkt, der Krieg eine willkommene Gelegenheit geboten habe, den Naturfehler als die Folge einer im Dienste des Vaterlandes erhaltenen Wunde zu proclamiren. Bei einer Verwundung konnte die Uniform nicht fehlen; er legte sich in der That die höchst stattliche eines Intendanten bei. Herr Eschenauer, ehedem Pfarrer an der Klauskirche in Straßburg ist der Mann seiner Frau — einer Pariserin. Von Charles Lallemand, dem Herausgeber der ehemaligen „Illustrations de Bade" erinnern wir uns ein Prachtwerk über die Krönungsfeier in Königsberg gesehen zu haben, das dem König von Preußen gewidmet wurde. Auch sonst war er stark in Widmungen an gekrönte deutsche Häupter; das „Album de paysans badois" trägt den Namen des Großherzogs an der Spitze. Wie sich die Zeiten ändern!

Jean Macé, der edle Idealist und Kosmopolit von Bettenheim, der Gründer der Ligue d'enseignement, und der Volksbibliotheken im Oberelsaß, der Autor der „Geschichte eines Brodbissens" hat einen vortrefflichen Namen hinterlassen. — Was der von den Klericalen Bestverleumdete immer anstrebte, und nie zu erreichen hoffen durfte, die allgemeine Schulpflicht und den Laienunterricht, die deutsche Regierung ist eben im Werke, das in die That zu übersetzen. Jean Macé würde sich, soweit wir seine Thätigkeit verfolgten, unendlich besser als elsaß-lothringen'scher Schulrath befinden, denn in der klericalen Schwüle des jetzigen Frankreich. Ratisbonne vertritt die „Débats", — Marchant und Lereboullet den „Temps". Marchant ist ehemaliger Zögling des straßburger Theologenstifts, und heißt eigentlich Kaufmann; Lereboullet, der Sohn des straßburger Professors, ist identisch mit jenem Bernardini, dem Redacteur des „Industriel alsacien" in Mülhausen, vom Herbst 1870. Er wurde damals vom Kriegsgericht verurtheilt und entging mit genauer Noth der Unsterblichkeit. — Und wo ist Nefftzer, der Chefredacteur, dem der Temps seinen Ruf verdankt, lange Zeit hindurch der einzige Kenner deutscher Verhältnisse innerhalb der französischen Presse? Wie man uns jüngst in Basel sagte, lebt er dort procul negotiis in einem stillen Häuschen der Betrachtung der menschlichen Thorheit. Für maßvolle und gescheidte Männer, wie er ist, scheint das heutige Frankreich keinen Platz mehr zu besitzen.

Melsheim, ehemaliger Anwalt in Schlettstadt, Abgeordneter des Unterrheins, Mitglied der Versammlung in Bordeaux, ist derselbe, welcher von Zeit zu Zeit das Publicum mit Enthüllungen über das schwarze Cabinet der deutschen Post, über Briefeöffnungen u. s. w. mit Schauder erfüllt. Seine letzte Thätigkeit auf deutschem Boden bestand darin, in den letzten Weihnachtstagen mit Hrn. Grosjean, dem ehemaligen Präfecten des Oberrheins die Protestwahlen zum Reichstag im Unterelsaß zu organisiren, ebenso, wie ein Herr Lefebure, der Unterstaatssecretär im Cabinet des Herrn Magne, den alten Span, den er von 1869 her mit seinem ehemaligen politischen Gegner, Herrn Fritz Hartmann, hatte, dadurch zum Austrag brachte, daß er im Wahlkreise Colmar die Wahl Hartmanns hintertrieb.

Alexander Weill, dessen prächtige „Sittengemälde" ohne ausgesprochene Tendenz und doch auf das eindringlichste von den Elsässern aussagten: „daß sie noch ganz deutsch sind und nicht das mindeste von der französischen Nationalität geerbt haben" — sucht durch wüthende Ergüsse vergessen zu machen, daß er jemals deutsch schrieb.

Erkmann-Chatrian darf natürlich nicht fehlen. Da der erste der eigentliche Träger der Firma ist, so reden wir von ihm allein. Er ist als Mensch und Schriftsteller seit den Producten der letzten vier Jahre begraben. Man hat nicht die Pflicht, Gemeinheiten zu verzeihen. Victor Hugo schimpfte auch, — aber wie ein erhabener Narr, wie ein König Lear, — Erkmann wie ein betrunkener Fuhrknecht. Hätte der Kaiser gesiegt und Pfalzburg behalten, so schriebe Erkmann heute neucaledonische Dorfgeschichten. Er stand auf der Liste. Interessant ist hierfür das Stück eines geheimen Berichtes aus dem October 1869, der zufällig nicht wie die übrigen Papiere dieser Art verschwunden war, und den wir hier mittheilen wollen:

„Monsieur Erkmann ne respecte ni Empereur ni Religion; c'est un flatteur du peuple qui fume habituellement des pipes en terre, qu'il culotte; qui chasse pour se donner un genre, et qui se grise fréquemment. Nous n'avons aucune confiance dans les hommes qui composent sa société".

Neben französischen Lothringern wie Alfred Mezières von der Akademie treffen wir Herrn Seinguerlet, den pariser Correspondenten der Frankfurter Zeitung, Herrn Siebecker, der sich in seiner „Alsace" abmüht, die elsässischen Stoffe aus der deutschen Zeit zur Belebung des französischen Patriotismus umzudeuten; einige Unbekanntere mit den französischen Namen Waldteufel und Schnerb, auch der Redacteur am „Charivari" und am „Paris-Journal", George Stenne, der ein geistvoller und schamhafter Mensch sein muß, da es ihm, dem richtigen Deutschen gelang, seinen ehrlichen Namen „Schornstein" in so schalkhafter Weise zu verstecken und utile cum dulci — der französischen Zunge angenehm zu machen — George Stenne!

Was soll man solch' deutschen Biedermännern gegenüber empfinden? Scham, Aerger? Sind diese Eduard Simons dessen noch werth? Wie lautet die neueste Moral des Ange Pitou in der „Tochter der Angot"?

„Car tout s'achète à Paris
Pourvu qu'on y mette le prix".

**A. Schricker.**

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### „Alltagsleben."

Volksstück mit Gesang in drei Acten. Von Adolf L'Arronge.

Der große Erfolg, welchen Adolf L'Arronge mit dem Volksstück „Mein Leopold" errungen hat, ist wohl hauptsächlich die Ursache seines neuesten Mißerfolgs. Das Publicum hatte bei der ersten Aufführung des „Alltagsleben" seine Erwartungen zu hoch gespannt, und der Verfasser hatte den Irrthum begangen, aus der Thatsache seines letzten bedeutenden Erfolgs einen ästhetischen Grundsatz herzuleiten, und sich die falsche Ansicht gebildet, daß, weil „Mein Leopold" gefallen hatte, ein nach demselben Recepte componirtes neues Volksstück auch gefallen müsse. Beide Theile, Zuschauer wie Verfasser, sind enttäuscht worden. Ich habe mich bei der Besprechung von „Mein Leopold" im Lobe so maßvoll gehalten, daß ich das Recht beanspruchen darf, auch den Tadel über „Alltagsleben" zu mäßigen. Nach meiner Ansicht ist dem Stück zu übel mitgespielt worden; und wenn es auch viele unleugbare Schwächen besitzt, unter diesen die lebensgefährliche: nicht genügend unterhaltend zu sein, so besitzt es auf der andern Seite doch einige reelle Vorzüge und vortreffliche Eigenschaften, welche das Publicum zu einer etwas respectvolleren Behandlung hätten veranlassen sollen; umsomehr, als es sich um einen Autor handelt, dem es für manche anregende und erfreuliche Stunde zu danken hat.

Die Erkenntniß, zu welcher Adolf L'Arronge durch die warme Aufnahme seines „Leopold" gelangt ist: daß die berliner Localposse, die allseitig als nothwendig erachtete Auffrischung und Neubelebung sowohl aus einem festeren dramatischen Gefüge und einer logischeren Durchführung der Hauptcharaktere, als es bisher in den Possen der Fall war, wie auch aus der Wahl kräftigerer, allgemein verständlicher Motive namentlich des Volks- und Familienlebens schöpfen könne — diese Erkenntniß ist an und für sich ganz richtig. Die Posse hatte sich in den letzten Jahren mit dem Ausstattungsstück nahezu verschwistert und war wie dieses in die allerbedenklichste Compositionslosigkeit ausgeartet. Von einer fest geschlossenen und durchgeführten Handlung war nicht mehr die Rede. Verschiedene mehr oder minder belustigende Tableaux, die im günstigsten Falle in einem sehr losen Zusammenhange standen, gewöhnlich aber des Zusammenhangs gänzlich entbehrten, wurden [illegible] nebeneinander geworfen und unter demselben Titel zu einem sogenannten Stücke vereinigt. Waren diese Stückchen im Stücke an sich belustigend, erhielten sie durch Gesangseinlagen einen pikanten Reiz, und kam vollends noch eine komische oder prächtige Ausstattung dazu, so war das Publicum nachsichtig genug, von allen Anforderungen, die es sonst an ein Theaterstück stellt, abzusehen. Einige dieser Tableauxanhäufungen, die unter dem Titel einer Posse vor die Zuschauer traten, errangen dank diesen lustigen Einzelnheiten und unbeschadet der betrübenden Gesammtheit bisweilen einen vollständigen Erfolg.

Aber es war natürlich, daß man dieses Treibens mit der Zeit müde wurde; und es trat eine Periode ein, in welcher über eine jede nach diesem Systeme der Planlosigkeit zusammengeflickte Posse unbarmherzig der Stab gebrochen wurde. Die Autoren, welche für das Wallnertheater und andere Bühnen derselben Tendenz arbeiteten, sannen daher auf etwas Neues. Und wie in allem Uebrigen, so fanden sie auch hier in den Possen von D. Kalisch den Hinweis auf das, was dem Geschmack des Publicums wohl am meisten zusagen möchte. Sie mochten sich des mir persönlich überaus unangenehmen „sentimentalen Couplets" erinnern, das Kalisch in jeder seiner Possen für Reusche zu schreiben pflegte, und der zündenden Wirkung, welche dasselbe regelmäßig gerade durch den Contrast hervorrief. Inmitten der ausgelassensten und tollsten Späße eine rührende Berufung an die Barmherzigkeit, die Nächstenliebe, die Toleranz — es wirkte stets, wenn Kalisch das Couplet gedichtet hatte und Reusche es vortrug, fast immer entscheidend für eine ganze Scene, oft für einen ganzen Act.

In dieser Vermischung des Rührenden mit dem Lächerlichen, des Sentimentalen mit dem Burlesken ersahen die Jüngeren das lange vergeblich gesuchte Mittel, die gealterte Posse zu verjüngen. Und das Experiment gelang Adolf L'Arronge mit „Mein Leopold" vollkommen. Indem er sich einerseits der Unarten einer liederlichen Composition enthielt und eine einheitlich gedachte Fabel in möglichst einheitlicher Durchführung dramatisch gestaltete und andererseits die Eigenthümlichkeit des sentimentalen Couplets in die Handlung selbst hineintrug, — also mit dem Possenhaften das Ergreifende und mit dem Komischen das Rührende verschmolz, — schuf er ein Stück von großer Wirkung und durchschlagendem Erfolge. Es kam dazu, daß L'Arronge, der vorzügliche Couplets schreibt, auch in diesem Punkte den Ansprüchen des Publicums durchaus entgegenkam.

So etwas gelingt einmal, aber selten zweimal. Das erste Mal schreibt man mit dem glücklichen Instincte und trifft es; man ahnt wohl, daß es wirken könne, man hofft es auch, aber zum klaren Bewußtsein kommt man nicht. Oeffnet nun dem Schriftsteller die erste Vorstellung seines Werkes die Augen über das Geheimniß der Wirkung, die er erzielt hat, so hat er, wenn er verständig ist, nichts Besseres zu thun, als sorgsam darauf zu achten, daß er bei seinem nächsten Stück nicht wieder dieselben Mittel zur Erreichung derselben Wirkung in Anwendung bringe; denn nun, da er die Wirkung voraus calculirt und die Mittel berechnet, treten dieselben auch dem Publicum mit dem Erkennungszeichen ihrer Absichtlichkeit entgegen; und diese Absichtlichkeit wirkt immer verstimmend. An dieser Berechnung der Wirkung ist das neue Stück „Alltagsleben" gescheitert, und die Verstimmung der Zuschauer zeigte, daß sie die Absicht merkten. Mag Numero Eins, wenn es auch noch so viel alte Motive verwerthet, den Titel eines „Originalvolksstückes" in Anspruch nehmen, Numero zwei wird immer ein Abklatsch sein.

„Alltagsleben" ist ganz und gar nach dem Muster von „Mein Leopold" gemacht. Hier wie da dieselben Gegensätze im Leben der Einzelnen und im Verhältniß der Vertreter dieser Gegensätze zu einander. In „Mein Leopold" ruinirt sich der durch seiner Hände Arbeit reich gewordene Handwerker Weigelt für seinen Sohn und muß als alter Mann wieder in die Dachstube zurück und sich seinen spärlichen Lebensunterhalt verdienen; in „Alltagsleben" ruinirt sich der reich gewordene Materialwaarenhändler Neumüller durch seinen Hochmuth, durch Börsenspiel, und kommt schließlich an den Bettelstab; er zieht seine Nichte Anna und deren Mann, den schwachen Banquier Hartwig, mit sich in die Misère herab. Dort arbeitet sich der arme Schustergeselle Rudolf Starke aus den bescheidensten Verhältnissen zu einem erfreulichen Wohlstand herauf, hier hat der Bürstenbinder Bernhard Schmidt das Glück, mit einem Loose herauszukommen, das ihm nach einem Leben voll Beschränkungen wenigstens momentan eine glückliche Zukunft verheißt. Wie Rudolf Starke in seiner prächtigen Frau Clara geborenen Weigelt, gerade so findet der Bürstenbinder Bernhard Schmidt in seiner nicht minder prächtigen Frau Wilhelmine den Trost für alles Ungemach, den Sporn zur unverdrossenen Arbeit und das wahre Glück. Hier wie dort sehen wir den hochmüthigen Reichthum zu Schanden werden und im Gegensatz dazu die tugendhafte Dürftigkeit sich erheben. Kurzum die Hauptmotive sind in beiden Stücken ganz dieselben.

Aber ungleich wahrer, gesunder und deshalb ergreifender sind diese Gegensätze in dem ersten Stücke ausgeprägt. In „Mein Leopold" sind die Conflicte in den Schooß derselben Familie gelegt; der Vater ruinirt sich für seinen Sohn; die Undankbarkeit des eigenen Kindes straft den armen Mann; die thörichte Liebe des Vaters zu seinem leichtsinnigen Sohne reißt ihn von seinem anderen Kinde, seiner Tochter. Das sind Conflicte, die jeder Mensch begreift, die jedem Einzelnen näher treten. Hier aber, im „Alltagsleben" hat der Verfasser, um die Aehnlichkeit mit „Mein Leopold" nicht zu grell hervortreten zu lassen, nicht wieder das innige verwandtschaftliche Band, welches die Kinder an den Vater und den Vater an die Kinder fesselt, wählen wollen und sich begnügt, die Hauptpersonen in das lange nicht so nahe, Liebe und Hingabe nicht durchaus bedingende Verhältniß des Oheims zu seinen Nichten zu setzen. Dadurch allein hat schon der ganze dramatische Bau eine unsolide Grundlage erhalten. Das Verhältniß des Oheims zu seinen Nichten ist kein genügend starkes dramatisches Motiv; und der Zuschauer, welcher mit Spannung und Theilnahme das Schicksal des Vaters Weigelt verfolgt, hat kein besonderes Interesse an den Angelegenheiten des Onkels Neumüller. Vater Weigelt, der seinen Sohn abgöttisch liebt und seine Tochter ungerecht behandelt, der im Zorne seine Tochter verstößt, der von seinem Sohne an den Bettelstab gebracht wird, der die Sünden des Vaters hart büßen muß und schließlich bei seiner vortrefflichen Tochter, seinem Schwiegersohne und seinen Enkeln eine Stätte findet, wo er sein müdes Haupt

Digitized by Google

niederlegen und seine müden Augen schließen kann — Vater Weigelt ist eine eminent dramatische Figur. Onkel Neumüller aber hat für den Zuschauer gar kein Interesse. Ob er die eine Nichte, weil sie einen reichen Mann hat, bevorzugt, oder nicht; ob er seine andere Nichte, die sich mit einem armen Handwerker, dem Bürstenbinder, vermählt hat, erzürnt oder nicht, — das ist uns vollständig gleichgültig. Was gehen uns Onkel und Nichten an? Wir begreifen nicht, auf Grund welcher Rechte sich der Onkel im Hause seiner wohlhabenden Nichte festsetzt, dort das große Wort führt, und wider den Willen des Mannes derselben zu einem übertriebenen Aufwande und zu leichtsinnigen Ausgaben das bestimmende Wort mitsprechen darf — denn Onkel Neumüller ist keineswegs ein bedeutender, mit großen Eigenschaften des Geistes oder des Herzens ausgestatteter Mann, sondern ein einfältiger, mittelmäßiger und lächerlicher Gesell, der für seine Ansprüche keinen anderen Rechtstitel geltend zu machen hat als den, der Onkel der jungen Frau zu sein. Ein solcher Rechtstitel ist aber im Leben schon sehr anfechtbar und im Drama vollkommen ungenügend. Man stimmt dem Bürstenbinder durchaus bei, wenn er dem Kaufmann Hartwig, als dieser sein Herz ausschüttet und über den thörichten Luxus seiner Frau und den bösen Einfluß, den Onkel Neumüller auf dieselbe ausübt, Klage führt — wenn dann der Bürstenbinder ausruft: „Wirf' ihn doch zur Thür hinaus"; und der Einwand des unverzeihlich schwachen Hartwig: „Es ist der Onkel meiner Frau" wird von keinem Menschen als stichhaltig befunden; man theilt vielmehr wiederum die Auffassung des Bürstenbinders, der darauf ganz einfach replicirt: „Das ist ja ganz gleichgültig".

Das feste dramatische Gefüge in „Mein Leopold", das durch die innigen Familienbeziehungen der handelnden Hauptpersonen zu einander geschlossen war, ist in „Alltagsleben" durch das viel losere verwandtschaftliche Verhältniß der Personen zu einander völlig gelockert.

Ebenso ist Rudolf Starke, der sich durch seiner Hände Fleiß und seine Tüchtigkeit zu einem wohlhabenden Handwerker heraufarbeitet, eine für das Drama brauchbare Gestalt, während der Bürstenbinder Bernhard Schmidt, der die Besserung seiner Lage nicht seinem eigenen Schaffen, sondern dem blinden Zufall der Lotterie zu danken hat, auf die Sympathie des Zuschauers keinen anderen Anspruch hat als den, daß er seine Frau zärtlich liebt und mit ihr jedes Jahr ein Kind zeugt.

Denn auch die Wirkung, welche die „unschuldsvollen Kleinen" in „Mein Leopold" hervorgebracht hatten, hat sich L'Arronge in „Alltagsleben" nicht entgehen lassen wollen. Aber auch dies ist ihm fehlgeschlagen; auch hier hat die unverkennbare Absichtlichkeit, auf die Thränendrüsen zu wirken, dem Verfasser den Effect verdorben. Man sollte überhaupt es möglichst vermeiden, Kinder auf die Bühne zu bringen; und namentlich sollte sich ein geschmackvoller Autor davor hüten, drei, vier kleine Kinder auf einmal auftreten zu lassen, blos um zu rühren; es ist zu wohlfeil in der Erfindung und zu gefährlich in der Ausführung. Die Art und Weise, wie L'Arronge mit der kleinen Familie in „Alltagsleben" operirt, muß als ein entschiedener Mißbrauch verurtheilt werden. Wir müssen ein endloses Wiegenlied mit anhören, wir müssen sehen, wie die Mutter die Flasche wärmt und probirt, wir müssen uns von den Aelteren etwas vorbuchstabiren lassen, wir sollen gerührt werden, wenn man uns zeigt, wie die Kleinen das Gebet nach Tische sprechen, wie sie in dem ärmlichen Haushalte, in welchem keine Magd die groben Dienste versieht, das Geschirr abwaschen, wie der älteste Junge seinen Vater durch die verfängliche Frage, weshalb es nur zweimal in der Woche Fleisch gibt, in Verlegenheit bringt u. dergl. L'Arronge hat sich überzeugen können, daß alle diese Dinge eine ganz andere Wirkung als die beabsichtigte hervorzurufen geeignet sind.

In „Mein Leopold" hatte die einfache und derbe Zärtlichkeit des Vaters für die Kleinen das Publicum gerührt. So sollte es auch in dem neuen Stück sein. L'Arronge wollte den Effect überbieten und derselbe ist dadurch verpufft. Wenn der Bürstenbinder in halb angetrunkenem Zustande sich einredet, daß sein Kind, mit dem es vorher „nicht ganz recht" war, bedenklich erkrankt sein müsse und deshalb in unbegreiflicher Hast einen Arzt zu dem gar nicht kranken Kinde schickt; wenn er dann, als der Arzt ihm berichtet, was wir bereits wissen, daß dem Kinde nichts fehlt, vor Freuden wie ein Unsinniger sich geberdet und bei der Nachricht, „daß es eine ganze Flasche getrunken", sich vor Glück gar nicht zu halten weiß, jubelt, Thränen vergießt, schluchzt und lacht — dann erfüllt uns die Zärtlichkeit des liebenden Vaters nicht mehr mit wehmüthiger Rührung, sondern wir finden den überspannten Menschen höchst abgeschmackt.

Die Einlagen, deren musikalischen Theil Bial mit gewohntem Geschick arrangirt hatte, waren fast alle wirkungsvoll und gut, namentlich ist das Couplet mit dem Refrain

„Nu sitzt er da mit des Talent
Und kann es nicht verwerthen"

überaus gelungen. Aber die Vorzüge des Beiwerkes waren doch nicht stark genug, um die Schwächen des Hauptwerkes vergessen zu machen.

Die Darstellung war wiederum, namentlich in den drei Hauptrollen durch Helmerding, Formes und Fräulein Wegener ganz meisterhaft. Aber die Rollen selbst boten den Schauspielern nicht viel. Ueberhaupt hat L'Arronge diesmal die vortrefflichen Kräfte, über die er beim Wallnertheater verfügt, nicht genügend berücksichtigt. Man schreibt nicht ungestraft für einen Komiker, wie Helmerding, eine wenig sympathische Rolle. Einen so beliebten Künstler will man in Rollen sehen, in denen er uns liebenswerth entgegentritt. Der alte Schuster Weigelt war es, trotz aller seiner Schwächen, in hohem Grade. Onkel Neumüller ist es nicht, trotz der warmen Töne, die Helmerding hie und da anzubringen wußte. Formes, der über die Flasche, welche sein Kind getrunken, in Jubel ausbrechen mußte, hätte sich vermuthlich auch etwas Anderes gewünscht, als die zweite nicht verbesserte Auflage des Rudolf Starke. Dem zierlichen Fräulein Wegener wurde eine große Familie aufgebürdet, mit welcher sie sich in progressiver Anhäufung — pro Act ein Kind mehr — durch die Handlung schleppen mußte. Die Persönlichkeit unserer anmuthigen Soubrette macht diese Voraussetzung sehr unwahrscheinlich. Der so komische Herr Engels und Fräulein Carlsen waren noch ungünstiger bedacht.

Mit einem Worte, der geringe Erfolg des „Alltagsleben" ist begreiflich, und ich bedauere es, hinzufügen zu müssen, nicht ganz unverdient. Der erste und frischeste Act versprach mehr, als die Folge hielt. Der unausgesetzte Appell an die Weichherzigkeit des Publicums mußte verstimmen, und die schwache Erfindung bot keinen genügenden Ersatz für die sonstigen Mängel. Etwas Anderes aber ist es, ob es richtig war, einem talentvollen Autor gegenüber so absolut unfreundlich zu verfahren, wie das Publicum bei der ersten Vorstellung im Wallnertheater. Aber gerade dort ist es zur bösen Sitte geworden, daß sich zu einer ersten Vorstellung regelmäßig ein nicht unerhebliches Contingent von voreingenommenen Spectakelmachern zusammenfindet, die sich nur dann amüsiren, wenn ein Stück durchfällt. Die Proteste der gesitteten Majorität des Publicums gegen die Tumultuanten, die es für scherzhaft halten, die Vorstellung zu stören, erweisen sich leider stets als erfolglos. Aber die Kritik kann wenigstens, wenn sie auch nicht loben darf, durch eine eingehende und maßvolle Besprechung und durch besonnenen Tadel dem Verfasser den Respect bezeugen, den ein begabter und fleißiger Autor auch dann fordern kann, wenn ihm einmal ein Wurf nicht gelingt. Und deswegen habe ich dieses Stück eingehend besprochen und mich bemüht, jede Gehässigkeit im Tadel zu unterdrücken.

**Paul Lindau.**

## Notizen.

Vielen Beifall findet hier eine, im Kunstverein von Bildhauer Professor Christian Roth ausgestellte „Wacht am Rhein". Auf sich übereinanderthürmenden Felsen steht ein Germane des Tacitus, den riesigen Büffelschmuck über dem Helm, die mächtige Wehr in der Faust, ausspähend, trotzig, siegesgewiß. Die markige Auffassung und Ausführung, das Realistische darin, die Neuheit des Gedankens gegenüber den herkömmlichen allegorischen Frauengestalten, erwecken ein ganz besonderes Wohlgefallen an diesem schönen Bildwerk. Es wäre nur zu wünschen, daß dem Meister Gelegenheit würde, seine Arbeit monumental auszuführen. Großartig in Kalkstein gemeißelt, in einer waldigen Landschaft aufgestellt, müßte sich diese Wacht am Rhein besonders gut ausnehmen, eine stolze Erinnerung an das Siegesjahr und jedem Deutschen ein erfreuender Anblick.

Münster, im Septbr. **Hermann Lingg.**

Digitized by Google

## Inserate.

Preisgekrönt.

Soeben erschien:

**Diplomatisches ABC.**

Von

**Dr. Frz. Sauter.**

Preis Thlr. 5 = fl. 8. 45 kr. rhn.

**Hochinteressantes Werk für jeden Gebildeten! Künstlerische und eleganteste Ausstattung!**

Prospecte sendet auf Verlangen gratis und franco die **Verlagshandlung** von

**Alfred Bruchmann** in Stuttgart.

---

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin:

In zweiter Auflage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Vionville.**

Ein Heldengedicht in drei Gesängen

von **E. v. Wildenbruch.**

8°. brosch. Preis 15 Sgr.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des grossen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

**Wildenbruchs Vionville** gehört zu den wenigen patriotischen Gesängen über die grossen Ereignisse von 1870 u. 1871, welches sich einer vorzüglichen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Presse zu erfreuen hatte.

Das rasche Erscheinen dieser 2. Auflage nach Verlauf von wenigen Monaten spricht am Besten für die Bedeutung und den Werth derselben.

---

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

**Melchior Meyr.**

Biographisches. Briefe. Gedichte.

Aus seinem Nachlasse und aus der Erinnerung herausgegeben von

**Max Graf von Bothmer** und **Moritz Carriere.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Die Herausgeber lassen den verstorbenen Denker und Dichter Melchior Meyr unter Benutzung der von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen so viel als möglich mit dessen eigenen Worten reden. So wurde das vorliegende Buch zu einer Art Selbstbiographie, in welcher die Züge dieses originellen Geistes, des Verfassers der beliebten „Erzählungen aus dem Ries", mit größter Treue sich abspiegeln.

**In demselben Verlage erschien:**

Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie. Von **Melchior Meyr.** Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Max Graf von Bothmer und Moriz Carriere. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

---

(**Maurus Jókai's „Goldmensch"**) — einer der brillantesten Romane der Neuzeit, im ungarischen Original 5 Gulden, in einer ersten deutschen Ausgabe 4 Thlr. kostend — erschien nun übersetzt von „einem Landsmann und Jugendfreunde des Dichters" in der sehr verbreiteten „Universal-Bibliothek" von Philipp Reclam jun. in Leipzig, alle 5 Theile, 33 Druckbogen, 608 S. stark, zusammen für **10 Sgr., geb. 15 Sgr.** — Nr. 521 bis 523 derselben „Universal-Bibliothek" brachte auch Jókai's historischen Roman „Die goldene Zeit in Siebenbürgen", deutsch von Leopold Rosner, für 6 Sgr.

---

**Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.**

**Inhalt der Lieferungen 6 u. 7:** Christenthum und Heidenthum. Theilung des römischen Reiches und ihre Folgen. Der Endkampf des Heidenthums gegen das Christenthum. Die Gothen und Germanen an den Grenzen des Reiches. Berührungen der Römer mit den Germanen und Untergang des Westreiches. Anfänge des Mittelalters: Würdigung des Mittelalters. Ostgothen, Longobarden, Sueven, Vandalen und Westgothen. Die Franken in Gallien und Deutschland, und die Angeln in Britannien. Das Christenthum im Orient. Das Christenthum bei den germanischen Völkern. Mönchthum und Klosterwesen. Ursprung des Feodalismus. Die Leibeigenschaft. Die Cultur des Abendlandes bis auf Carl den Grossen. Der Orient und der Islâm. Ein Blick auf das vorislâmitische Vorderasien. Die Ursprünge des Islâm. Entwicklung und Wirkungen des Islâm. Ausbreitung des Islâm. Die Eroberungen der Araber. Folgen der Eroberung auf Religion und Kriegswesen. Entwicklung der staatlichen Einrichtungen. Die geistige und sociale Entwicklung der islâmitischen Völker. Die natürlichen Ursachen der arabischen Cultur. Neue fremde Einflüsse im Islâm. Der Islâm in Spanien und Afrika. Fortschritte und Ausbreitung des Islâm in Asien. Politische Entwicklung des Mittelalters: Der Culturstrom, ein Rückblick. Ausbildung der christlich-germanischen Herrschaft im Abendlande. Der Kampf gegen das Heidenthum. Kampf der christlichen Welt des Westens gegen den muhammedanischen Osten. Entwicklung und Ausbildung der päpstlichen Macht. Der europäische Osten im Kampfe gegen die asiatischen Horden.

Das Werk erscheint in 9—10 Lief. à 36 kr. oder 12 Sgr. und wird im Laufe dieses Jahres complet. Lief. 1—7 sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

---

Für das 4. Quartal 1874 allen deutschen Landwirthen zum Abonnement empfohlen:

**Deutsche Landwirthschaftliche Presse.**

**Große illustrirte Zeitung für die Interessen der Landwirthschaft**

mit Hinzuziehung von

Gartenbau, Forstwesen, Fischerei, Hauswirthschaft, Jagd und Sport.

Chef-Redacteur: Oeconomierath **Hausburg,** General-Secretair des Deutschen Landwirthschaftsrathes und des Congresses Deutscher Landwirthe.

Jeden Mittwoch und Sonnabend erscheint eine Nummer.

**Preis vierteljährlich 1⅔ Thlr. (5 Mark). Probe-Nummern gratis.**

Post-Zeitungs-Catalog 1874: X. Nachtrag No. 857 A.

**Wirksames Organ für Annoncen (3½ Sgr. pro Spaltzeile).**

**Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.**

---

Im Verlage von **Joh. Friedr. Hartknoch** in **Leipzig** erschien:

**Leichte Waare.**

Literarische Skizzen

von

**Ernst Eckstein.**

Eleg. geh. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:

**1. Aus Zeit und Leben.**

Abendphantasien — Unpatriotische Zugeständnisse eines Patrioten — Palatium und Curie — Von alten Weibern — Rose und Hagebutte — In der Neujahrsnacht.

**2. Literarische Scharmützel.**

Wie tauf' ich meine Helden? — Ueber das Nackte in der Poesie — Im Abgrund des Nihilismus — Mondschein-Plaudereien — Ueber die Form der Anrede — Die ewigen Sittengesetze — Was die Poeten und Schriftsteller von ihrem Genie halten — Nach dem Konzerte.

**3. Reiseblätter.**

Sittenbilder aus Rom — Bianka — Die Pariserin — Pariser Neujahrsleiden — Eine Stunde in der Alhambra — Aus Wien.

---

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die

**Idee der Entwickelung.**

Eine sozial-philosophische Darstellung von

**Leopold Jacoby.**

Erster Theil. Berlin 1874. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

**H. E. Oliven,** Luisenstraße Nr. 45.

---

Im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Gustav Adolf.**

Von

**G. Droysen.**

2 Bände, Gr. Octav. 1035 Seiten.

Preis 5 Thlr. 10 Sgr.

---

**Geschichte des holländischen Theaters.**

Von

**Ferd. von Helkwald.**

Preis Thlr. 1. 20.

Verlag von **J. van Baalen & Söhne** (van Hengel & Eeltjes) in Rotterdam.


Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 19. September 1874. Band VI.

AP 30 .G295 v.2 no.38

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

**Inhalt:** Der Ultramontanismus in Holland. Von Th. Wenzelburger. — Zur Entwicklungsgeschichte des katholischen Vereinswesens unter dem Ministerium von Mühler. Von Franz Leibing. — **Literatur und Kunst:** Urbestimmungen. Von Hermann Lingg. — Erinnerungen. III—V. Von Levin Schücking. — Gustav Flaubert. Madame Bovary, Salammbô, Die Versuchung des heiligen Antonius. II. Von Paul Lindau. — Einige bisher noch nicht gedruckte Briefe von J. G. Hamann. Von Wilhelm Röseler. — Pädagogisches Skizzenbuch. Von Ludwig Noiré. Besprochen von G. S. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### Der Ultramontanismus in Holland.

Die Fortschritte, welche der Katholicismus in Holland gemacht hat, sind unleugbar bedeutend; Holland nimmt leider neben Belgien und Ecuador unter den Elborados für Pfaffen- und Bonzenthum einen hervorragenden Rang ein. Die 400,000 Katholiken, welche zu Ende des 17. Jahrhunderts in der Republik lebten, sind heute zu der stattlichen Anzahl von 1,350,000, d. h. zu zwei Fünftel der ganzen Bevölkerung herangewachsen und dies sind fast lauter gesinnungstreue, vom liberalen Pesthauch kaum berührte, den Bischöfen und Priestern blind folgende Schafe, jeden Augenblick bereit, im Dienst der ecclesia militans mit Wort und Knittel zu fechten. Man darf es deshalb den klericalen Organen hier zu Lande nicht verübeln, wenn sie vom Grundsatze des tout comme chez nous ausgehend von den Faustschlägen reden, welche den fünfzehn Millionen Katholiken Deutschlands durch Bismarck fortwährend applicirt werden oder wenn sie vom Zuge des kirchlichen Kosmopolitismus erfaßt kurzweg 200 Millionen Katholiken gegen den Liberalismus aller Zonen aufmarschiren lassen. Das Unding von Staatskatholiken gibt es nicht, weil es hier nicht geduldet wird.

Die freudlosen Tage, welche die Kirche unter Wilhelm I. verlebte, wurden durch den Lichtblick der belgischen Revolution mehr als vergütet; unter Wilhelm II., einer romantisch angelegten, deshalb aber auch zum Regieren total unfähigen Persönlichkeit, konnten die Fundamente, auf denen das kühn aufstrebende Gebäude ultramontaner Theokratie später errichtet werden sollte, ruhig und mit der nöthigen Umsicht in den Grund gelassen werden. Die Verfassungsrevision von 1849 hatte den Kirchen Freiheit und Autonomie gewährleistet und klericalerseits säumte man auch keinen Augenblick, von der sonst tief gehaßten und verabscheuten Freiheit Gebrauch zu machen. Mit einem an's Unglaubliche grenzenden Luxus richtete man sich ein. Während das fast ganz katholische Belgien mit über 4 Millionen nur 6 Bischöfe zählt, sollen die 1½ Millionen Schafe in Holland von 5 Bischöfen mit einem Erzbischof an der Spitze geweidet werden. In anmaßendem Ton hatte Pius IX. die glücklich durchgeführte Organisation oder, wie man es hier nannte, „Wiederherstellung" der Hierarchie in einem Consistorium (1853) proclamirt, die Reformation kurzweg ein Werk des Teufels genannt und mit vollen Backen die „Ausbreitung des Katholicismus in Holland" constatirt; der Sturm der Entrüstung brach unter der Bevölkerung sofort los und die Bewegung — sie wird „Aprilbewegung" genannt — kostete dem ersten Ministerium Thorbecke, das sich bei dieser Gelegenheit vieler und grober Unterlassungssünden schuldig gemacht, das Leben. Vom staatsrechtlichen Standpunkt aus konnte der katholischen Kirche in Holland die Befugniß, sich nach Gutdünken zu organisiren, nicht verweigert werden, aber der Instinct des Volkes fühlte ganz richtig die Gefahr, welche die geradezu schrankenlose Autonomie einer so ausgezeichnet disciplinirten Kirche nothwendig herbeiführen mußte. Damals war es die liberale Partei gewesen, welche für die rechtliche Gleichstellung Aller kämpfend der katholischen Kirche zur Autonomie und Unabhängigkeit vom Staate verholfen hatte; Thorbecke war der Abgott der Katholiken in Limburg und Nordbrabant; aber die Jesuitendankbarkeit sollte sich in der Folge auch hier glänzend bewähren. Es ist ein wahrer Hohn auf die Bewegung des Jahres 1848, daß das beinahe einzig dauerhafte Resultat jener Zeit den klericalen Interessen zu gute gekommen ist; denn während die Reaction die wirklichen oder vermeintlichen Errungenschaften begierig und sorgfältig confiscirte, konnte die Hierarchie die Machtstellung erlangen, an deren Erschütterung sich unsere Zeit mit dem Aufwand ihrer besten Kräfte abmühen muß.

Der eigentliche Umschwung, der offene Bruch mit den Liberalen und der Beginn einer aggressiven Haltung datirt von der Zeit der italienischen Einheitsbestrebungen und der damit Hand in Hand gehenden Verkleinerung des Patrimoniums Petri. Selbstverständlich konnten dieses Mal die Liberalen mit ihren katholischen Verbündeten von 1853 nicht Hand in Hand gehen und ihre Organe verurtheilten die fortwährenden Zuzüge fanatisirter junger Leute zur Schlüsselarmee mit derselben Energie, mit der sie der Vertreibung der absolutistisch-klericalen Dynastien Mittelitaliens und Neapels zujauchzten. Dazu kam aber noch eine andere interne Frage, welche die Kluft zwischen Liberalismus und Katholicismus zu einer unausfüllbaren machen sollte, die Frage des öffentlichen Unterrichts, welche sich in den letzten 7 Jahren wie ein rother Faden durch das gesammte holländische Parteileben hinzog.

Im Jahre 1857 wurde das Volksschulwesen definitiv organisirt; der confessionslose Charakter der Volksschule wurde in der Art durchgeführt, daß die Ertheilung des Religionsunterrichts den betreffenden Kirchengemeinschaften überlassen blieb. Merkwürdigerweise kamen die Proteste während der Berathung dieses Gesetzes nicht von katholischer, sondern von orthodox-protestantischer Seite; die Volksschulen wurden aber vorschriftsmäßig organisirt und Kinder von Protestanten, Juden

Digitized by Google

und Katholiken machten von ihnen Gebrauch. Auch der Syllabus, der ja die Ansicht, als ließe sich ein Jugendunterricht ohne katholische Grundlage denken, auf das schärfste verdammte, hatte den erwarteten Einfluß nicht; und selbst als die holländischen Bischöfe 1866 auf dem Centenarium Petri in Rom gewesen waren, wo sie die Heiligsprechung der sogenannten 19 Märtyrer von Gorkum durchgesetzt hatten, vergingen noch volle zwei Jahre, ehe der eigentliche Kampf gegen die confessionslose Volksschule eröffnet wurde. Im Jahre 1868 erschien denn das sogenannte Mandement, eine Collectiverklärung der fünf kirchlichen Würdenträger, in der die Bestimmungen des Syllabus über Unterricht und Erziehung in ihrem ganzen Umfang eingeschärft und die Gläubigen aufgefordert wurden, eigene katholische Schulen zu errichten, nur in den äußersten Fällen von den Staatsschulen Gebrauch zu machen, dagegen ihren Kindern den Unterricht lieber ganz vorzuenthalten, als sie für ihre Seligkeit Gefahr laufen zu lassen. Jetzt erst zeigte sich, wie man in der Stille gearbeitet hatte. Die Saat fiel auf den üppigsten Boden, katholische Schulen schossen wie Pilze aus dem Grund und während bei andern Menschenkindern nicht nur die Gemüthlichkeit, sondern auch die Frömmigkeit da aufzuhören pflegt, wo der Geldbeutel in Mitleidenschaft gezogen wird, mußte hier insofern eine Ausnahme constatirt werden, als die Geistlichkeit um die Beschaffung der nothwendigen Mittel niemals verlegen war. Und wo man auf dem gewöhnlichen Wege des Haus- und Kirchenbettels den Zweck unvollständig oder zu langsam erreichte, da waren die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu hülfreich bei der Hand, um Neffen und Nichten reicher Erbtanten vor den Versuchungen des Reichthums zu bewahren.

Auf gegnerischer Seite war man aber auch nicht unthätig; die liberale Tages- und periodische Presse vertheidigte das Volksschulgesetz mit Energie und Glück, kein Minister wollte sich zu einer Revision desselben herbeilassen und es läßt sich daher begreifen, daß der Kampf im Laufe der Zeit einen sehr gehässigen Charakter annahm. Im Jahre 1869 war die Schulfrage das Parteischiboleth, vor dem sogar die, viel materiellere Interessen berührende coloniale Frage in den Hintergrund trat. Der Minister des Innern, Fock, hatte indessen allen klericalen Anstrengungen durch seine bündige Erklärung in der zweiten Kammer einen heilsamen Riegel vorgeschoben und seitdem wurde die Frage von der klericalen Presse in resignirt-elegischem Ton behandelt. Ja man hat sich auf klericaler Seite selbst soweit herabgelassen, Wasser in den Wein zu mischen, man verlangt nicht mehr die Abschaffung des ganzen Gesetzes, sondern würde sich mit wenigen supplementären Bestimmungen begnügen, wonach z. B. den confessionellen Schulen Staatssubsidien gewährt würden, wenn sie es zu einer gewissen Schülerzahl gebracht u. s. w. Aus guten Gründen wird man aber auf die nähere Würdigung dieser an und für sich ganz harmlos aussehenden Vorschläge gar nicht eingehen, da man bei genauerem Zusehen sofort begreift, daß in Nordbrabant und Limburg alle öffentlichen Schulen im Handumdrehen katholische werden würden. In den letzten Wochen hat der Bischof von Roermond Paredis, einen neuen, die confessionslose Schule verdammenden Hirtenbrief erlassen. Eine interessante Seite desselben dürfte wohl die sein, daß der Bischof die Katholiken, welche immer noch nicht von der Schädlichkeit der Staatsschule überzeugt sind, in den schärfsten Worten tadelt, woraus sich mit logischer Schlußfolgerung die tröstliche Thatsache ergibt, daß in der Heerde der Gläubigen denn doch noch Böcke gefunden werden, welche sich die Freiheit des Willens und des Handelns bewahrt haben. Merkwürdigerweise trifft die Erlassung dieses bischöflichen Ukas, dessen Ton ein insolenter und anmaßend herausfordernder ist, zusammen mit dem Auftreten des conservativen Ministeriums Heemskerk, auf welches die Ultramontanen große Hoffnungen gebaut haben.

Wie überall, so steht auch in Holland die katholische Religion im Dienste der Politik, oder, wenn man lieber will, umgekehrt diese im Dienste jener. Wir meinen damit natürlich nicht die sich eigentlich von selbst verstehenden Beeinflussungen von Wahlen, wozu Kanzel und Beichtstuhl in herkömmlicher Weise mißbraucht werden — in verschiedenen Dörfern Nordbrabants vertheilt der Geistliche die Stimmzettel —, sondern es handelt sich hier um die vielleicht in keinem andern Lande mit solcher Evidenz zu Tage tretende Durchdringung und Sättigung aller Lebensverhältnisse mit der condensirten Milch klericaler Denkungsart. Vor dem holländischen Gesetz sind alle Bürger gleich ohne Ansehen des religiösen Bekenntnisses. In den Ländern, in welchen die Katholiken in der Minderheit sind, wird dieser Zustand von ihnen mit beiden Händen acceptirt; in rein katholischen Ländern dagegen fällt diese Bestimmung mit dem vernichtenden Urtheil des Syllabus in ihr gottloses Nichts zusammen. Unter der Gleichheit vor dem Gesetz kann vernünftigerweise nur die Gleichberechtigung verstanden werden; die klericalen Interpretationsversuche unterschieben jenem Satze aber einen absoluten Charakter und argumentiren einfach folgendermaßen: Holland hat so und so viele Einwohner, davon bilden die Katholiken zwei Fünftel, folglich ist ihre Forderung nur billig, daß nicht nur alle öffentlichen Aemter, sondern auch die Sitze in der zweiten Kammer nach diesem Verhältniß vergeben werden müssen! Nun steht es aber fest, daß in allen Provinzen des Königreichs, Nordbrabant und Limburg allein ausgenommen, Capital, und wir dürfen hinzufügen, auch Intelligenz und Bildung bei den Protestanten gefunden wird und daß die Zahl der in Leiden, Utrecht, Groningen und Delft studierenden Katholiken, verglichen mit der der Protestanten, eine verschwindend kleine ist. Die zwei genannten katholischen Provinzen liefern freilich einen sehr drastischen Beweis für die Art und Weise, wie von klericaler Seite die prätendirte Rechtsgleichheit aufgefaßt wird; denn hier sind fast alle Beamtenstellen mit Katholiken besetzt. Der frühere Kriegsminister van Mulken, ein Jesuit mit Epauletten, berücksichtigte bei Ernennungen von Stabsoffizieren hauptsächlich Katholiken; der „Maasbode" in Rotterdam, eines der schmutzigsten ultramontanen Blätter, bringt seit Jahren an der Spitze seines Blattes Statistiken, wobei Provinz für Provinz und Beamtenstelle für Beamtenstelle durchgenommen und ein jeder Fall, in welchem einmal ein Andersgläubiger einen Posten erhalten hat oder befördert ist, als himmelschreiende Ungerechtigkeit constatirt wird.

Die klericale Presse, die sich regelmäßig am Tische von „Univers", „Civilta Cattolica" und „Germania" sättigt — die „Tyd" von Amsterdam allein ausgenommen, welche bis jetzt noch den Markthallen-Ton ihrer Collegen aus ihren Spalten fern zu halten wußte, — steht unter dem Niveau der gewöhnlichen Mittelmäßigkeit und ist durchweg vom Kaliber des „Pfälzer Boten" und des „Vaterlandes". Das „Huisgezin", das gehässigste Journal dieser Art, gibt seinen Lesern noch eine Art Sonntagsblatt: „Het dompertje", auf dessen Titelblatt sehr bezeichnend eine Hand dargestellt ist, welche ein Licht auslöscht und in welchem der „alte Valentin" gegen moderne Aufklärung, Freimaurer und Juden mit bewunderungswürdiger Stallnechtslogik nach Art des Herrn Alban Stolz eifert. Auch die katholische Poesie wird eifrig gepflegt: neben der unbefleckten Jungfrau und dem „unsterblichen Rom" ist es besonders Maria Stuart, welche in feurigen und schwungvollen Versen verherrlicht wird, obwohl alle, auch die possierlichsten Virginitätsbeweisversuche katholischer Gelehrter noch nicht vermocht haben, das Andenken dieser „schändlich verleumdeten Königin" rein zu waschen.

Der eigentliche Tummelplatz klericaler „wissenschaftlicher" Bestrebungen ist die vaterländische Geschichte. Man wird in Deutschland kaum Kunde davon haben, daß in Holland eine katholisch-historische Richtung besteht, welche den Unabhängigkeitskampf gegen Spanien in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt, als wir bis jetzt gewöhnt waren ihn zu sehen. Hier ist die Auflehnung gegen Spanien und die Inquisition eine fluch- und verabscheuungswürdige That, sind Wilhelm von Oranien und die andern Helden ehrvergessene Schurken; und der Hauptvertreter dieser historischen Richtung, Dr. Nuyens, sagt in

Digitized by Google

seiner niederländischen Geschichte, die er nach dem Vorbilde Guizots seinen Kindern erzählt, über die Ermordung Wilhelms mit cynischer Ruhe: „Endlich glückte es einem gewissen Balthasar aus Burgund ihn zu ermorden". Diese theoretischen Bemühungen haben aber schon sehr praktische greifbare Früchte getragen. Am 1. April 1872 wurde im ganzen Lande unter dem Jubel und der Begeisterung des Volkes das 300jährige Jubiläum des Beginns des Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien gefeiert. Im Jahre 1869 hatte man den Katholiken bei der Feier des 50jährigen Priesterjubiläums Pius IX. nicht das Geringste in den Weg gelegt und verschiedene Ultramontane haben dieß auch laut anerkannt; dasselbe war der Fall bei dem 25jährigen Regierungsjubiläum des Papstes, wo die unter Protestanten in der Minderheit lebenden Katholiken durchaus unbehelligt geblieben waren. Den Dank für diese Toleranz erstatteten die Ultramontanen im April 1872. In Nordbrabant und Limburg wurde die Veranstaltung einer Feier durch den fanatasirten Pöbel unmöglich gemacht, in Breda und Herzogenbusch bewarf man die in einzelnen Schauläden aufgestellten Büsten Wilhelms des Schweigers mit Koth, zwang die Buchhändler, welche Bilder aus dem Unabhängigkeitskampf ausgestellt hatten, dieselben wegzunehmen und durchzog Pusslieder brüllend die Straßen. Ein protestantischer Offizier wagte es in der Provinz Limburg nicht ohne starke Bedeckung die zur Feier des Tages angeordneten Salven abgeben zu lassen, seine Frau und Kinder hatte er auf die Hauptwache gebracht, um sie vor etwaigen Mißhandlungen des Pöbels zu schützen. Ehrwürdige Herrn schrieben ihren protestantischen Collegen Brandbriefe und drohten mit dem Anzünden ihrer Häuser, wenn sie sich beikommen ließen, zu illuminiren.

Angesichts solcher Thatsachen sind Loyalitätsversicherungen gegen das Haus Oranien nicht mehr als eckelerregende Schamlosigkeiten. Am 12. Mai, als Wilhelm III. sein 25jähriges Regierungsjubiläum feierte, hatte der klericale Eifer etwas Abstoßendes und Widerliches. Der Director des Seminars in Rolduc bewies sonnenklar, daß der König von Holland von einem der größten Heiligen der katholischen Kirche, von — Karl dem Großen abstamme und überreichte die Documente in einem prachtvollen Album; Alberdingk Thym, den die Lorbeeren des Geistlichen nicht schlafen ließen, leitete dann sofort den Stammbaum der Königin, einer würtembergischen Prinzessin, von Rudolf von Habsburg, also auch einem katholischen Fürsten ab. Der Wunsch, das Haus Oranien wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren zu sehen, wurde übrigens schon früher direct und offen ausgesprochen und zwar bei Gelegenheit eines Katholikenmeetings in Amsterdam, welches der Geistliche Brouwers, sonst als Clown seiner Partei bekannt, zusammenberufen hatte, um gegen die Feier der Grundsteinlegung des Heiligerleemonuments zu protestiren.

Im Beginn des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich befand sich die klericale holländische Partei gewissermaßen in der Situation von Buridans Esel, denn auf der einen Seite stand Preußen, dem man als protestantischem Staat mit protestantischen Traditionen mißtraute, auf der andern Seite das Voltairianische Frankreich und Napoleon, der Italien freigemacht und zur Beraubung des Papstes beigetragen. Mit einer Art von Genugthuung hörte man die französischen Niederlagen von Weißenburg, Wörth und Spicheren und mit schlecht verhehlter Schadenfreude wurde constatirt, daß zu derselben Stunde, in der der letzte französische Soldat Rom verließ, auch bei Weißenburg die französische Niederlage entschieden war. Als aber im Laufe des Krieges Charette mit seinen internationalen Schlächtergesellen auf dem Kampfplatze erschien, als die Deutschen mit Bischöfen und Priestern wenig Federlesens machten, als Frankreich das Banner der h. Jungfrau zu entfalten begann, da konnten Sympathien und Antipathien nicht mehr zweifelhaft sein. Einen Augenblick hatte man sich noch sanguinischen Hoffnungen hingegeben, als Ledochowski in's deutsche Hauptquartier nach Versailles gereist war; man faselte allen Ernstes von einer Kriegserklärung Deutschlands an Italien, prophezeite eine Kaiserkrönung im Stile des heiligen römischen Reichs und sah Pius IX. in seiner früheren Herrlichkeit als absoluten Herrscher seines ganzen, ihm wieder zurückgegebenen Landesgebietes im Vatican thronend. Die folgenden Ereignisse liefen aber den ultramontanen Erwartungen schnurstracks entgegen und an die Stelle zweifelnder Hoffnung trat schließlich der glühendste Haß gegen Deutschland; der deutsche Kaiser war und blieb fortan der moderne Attila, eine Bezeichnung, die sich im Munde von Leuten, welche lieber heute wie morgen das Dschingiskhanswerk an der modernen Civilisation vollziehen würden, zum mindesten sehr pikant ausnimmt. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, wie nach der Vertreibung der Jesuiten, dem Zustandekommen der Maigesetze und den Verhaftungen widerspenstiger Bischöfe und Priester das Urtheil über Deutschland und Fürst Bismarck lautet.

Rom war durch die deutschen Siege den Italienern in den Schooß gefallen und dem aus allen klericalen Ecken ertönenden Wuthgeheul über diese das Heiligthum der Christenheit schändende Gewaltthat schlossen sich natürlich die holländischen Ultramontanen an. Man ging aber noch einen Schritt weiter und war tactlos genug, diese internationale Frage vor das Forum der zweiten Kammer zu bringen und zwar in Form eines Bittgesuches an den König, bei der italienischen Regierung allein oder in Verbindung mit fremden Mächten Schritte zu thun, daß der Gewaltact der Besetzung Roms wieder rückgängig gemacht würde. Dabei gab die klericale Presse die sonderbarsten Interpretationen über das Wesen und den Begriff einer internationalen Intervention und als einige liberale Journale höhnisch fragten, was man denn unter „geeigneten Schritten" eigentlich zu verstehen habe, da diplomatische Vorstellungen die Italiener doch höchst wahrscheinlich nicht aus Rom verjagen würden, platzte ein klericales Blatt mit dem Geständniß heraus, daß Holland es sich zu hoher Ehre anrechnen müsse, wenn es an einer Expedition gegen Italien mit einigen Kriegsschiffen Theil nehmen dürfe! Dies war denn doch etwas zu unvorsichtig aus der Schule geschwatzt und die andern Organe der Partei beeilten sich auch, einen andern Ton anzuschlagen. Aber noch viel höher gingen die Wogen der Entrüstung, als im Jahre 1871 die zweite Kammer den Gesandtschaftsposten beim h. Stuhl als überflüssig strich. Das war erst ein „Faustschlag in's Angesicht der Katholiken", Massenpetitionen bestürmten den König, von Nordbrabant lief eine von vielen Schulkindern und Dienstmädchen unterzeichnete Adresse ein, welche mit einem Aufwand von halsbrecherischer Logik und von subtilen staatsrechtlichen Deductionen das constitutionelle Recht des Königs, beliebig Gesandte zu ernennen und zu halten, weitläufig erörterte. Es half aber alles nichts, der Gesandte wurde abberufen, obwohl er sich bereit erklärt hatte, auch ohne Gehalt auf seinem Posten zu bleiben. Dagegen blieb der Nuntius im Haag einfach sitzen und die päpstlichen Consuln in Amsterdam und Rotterdam, deren bisherige Existenz im Grunde genommen eine Lächerlichkeit war, fröhnen noch heute dem kindischen Vergnügen, das päpstliche Wappenschild mit Fahnenstange an ihren Häusern zu haben.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt die öffentliche Meinung in Holland dem Verlaufe des Kampfes in Deutschland; während die liberalen Journale ihre Furcht nicht verbergen können, daß der eingeschlagene Weg doch nicht zum erwünschten Ziele führen werde, stimmen die klericalen in die Klagen ihrer deutschen Gesinnungsverwandten über diocletianische Verfolgung der Kirche ein und prophezeien mit Siegeszuversicht den Untergang des Deutschen Reiches. Der Apathie gegenüber, mit der man bis jetzt den klericalen Fortschritten in Holland zusah, beginnt sich jetzt ein Geist zu erheben, der sich mit dem bisherigen laisser faire einer Kirche gegenüber, die, wenn sie nicht herrschen kann, über Unterdrückung jammert, nicht mehr zufrieden geben will. In einer der letzten Nummern des „Gids", der bedeutendsten Monatsschrift in Holland, wurde die ultramontane Partei einer eingehenderen Besprechung unterworfen und die Wuth der klericalen Organe über die zur

Digitized by Google

Niederhaltung des schädlichen Einflusses auf das Staatsleben bei dieser Gelegenheit vorgeschlagenen Maßregeln beweist, daß man gesonnen ist, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben. In jedem Falle ist der Ausgang des Kampfes in Deutschland auch für Holland entscheidend.

Delft, Ende August 1874. Th. Wenzelburger.

## Zur Entwicklungsgeschichte des katholischen Vereinswesens unter dem Ministerium von Mühler.

Bereits vor zwei Jahren theilte ich nach dem Berichte eines Ohrenzeugen eine Aeußerung Kolpings, des Gründers der katholischen Gesellenvereine, mit, nach welcher sich dieser selbst dahin ausgesprochen hat, „daß die katholischen Gesellenvereine zur Bekämpfung des Preußenthums dienen und einen Damm gegen die Hohenzollern bilden sollen". Ich berichtete an derselben Stelle,*) wie sich trotzdem Herr von Kleist-Retzow für die Loyalität der Zwecke jener Vereine verbürgte und wie der Minister von Westfalen bei Friedrich Wilhelm IV. die Gewährung der vollen Corporationsrechte für dieselben beantragte. Gestatten Sie mir heute einige Mittheilungen, welche, von einem der Mitbetheiligten herrührend, zeigen mögen, in welcher Weise die Schwäche des Ministers von Mühler zur ungesetzlichen Erweiterung der Rechte der katholischen Kirche und Körperschaften systematisch ausgebeutet wurde.

Es war in einer vereinigten Sitzung der Ministerien des Cultus und des Innern. Solche vereinigte Sitzungen fanden statt, wenn es sich um Ertheilung von Corporationsrechten an katholische Vereine, Stiftungen u. dergl. handelte, deren Anträge von der damals im Cultusministerium noch bestehenden katholischen Abtheilung befürwortet worden waren. Bei der in Rede stehenden Sitzung waren die Minister von Eulenburg und von Mühler selbst zugegen. Der geheime Rath Aulicke, welcher bis zur Auflösung der katholischen Abtheilung im Jahre 1870 in derselben thätig war, führte das Referat. Ohne auf die rechtliche Seite der vorliegenden Frage einzugehen, sprach er anderthalb Stunden lang über den vorzüglichen Nutzen der Klöster. Ein Theil der anwesenden Räthe langweilte sich sichtlich, mußte indessen schweigen, da die beiden Minister den Redner nicht unterbrachen. Endlich näherte sich einer der ältesten Räthe seinem Vorgesetzten, dem Minister von Eulenburg, zu welchem er auch sonst in näherer Beziehung stand und sprach leise zu ihm: „Excellenz, ich glaube kaum annehmen zu dürfen, daß Sie Lust haben in ein Kloster zu gehen; ich meinerseits verspüre dazu nicht die allergeringste Neigung. Dürfte es deshalb nicht an der Zeit sein, den Referenten darauf aufmerksam zu machen, daß er zur Sache kommt?" Darauf Eulenburg: „Sie haben Recht; ich langweile mich schon lange, aber da Herr von Mühler den Vorsitz führt, habe ich nicht unterbrechen wollen, ich werde es aber jetzt thun". Nach einer Weile machte der Minister wirklich Herrn von Mühler auf das zeitraubende Verfahren des Redners aufmerksam. Derselbe bemerkte darauf laut: „Ich habe dem Herrn Geheimrath bisher nicht in's Wort fallen wollen, da ich glaubte, daß das, was er vorgetragen hat, in nothwendiger Beziehung zu dem Folgenden stehe". Geheimrath Aulicke erwiderte hierauf, er sei der Ansicht gewesen, der eigentlichen Frage, um die es sich hier handele, eine erläuternde Einleitung vorauf schicken zu sollen, er werde jetzt sogleich auf die Sache kommen. Dies geschah alsbald, die Entscheidung wurde gefällt, die Sache war in fünf Minuten erledigt und zwar so, daß die staatlichen Rechte im vorliegenden Falle einem Bischof gegenüber gewahrt bleiben sollten.

Beim Hinuntergehen sagte Aulicke zu eben demjenigen seiner Collegen, welcher sich vorhin an Eulenburg gewandt und die nachfolgende Entscheidung vorzüglich durch sein Votum herbeigeführt hatte: „Ich bin ganz froh, daß die Sache so ausgefallen ist, Sie glauben gar nicht, was die Bischöfe für Anforderungen an mich richten, und welche Mühe ich habe, mich derselben zu erwehren".

Die Pointe der Geschichte aber liegt darin: Nach einigen Wochen gelangte die Entscheidung aus dem Cultusministerium in das Ministerium des Innern, und war in einem Sinne abgefaßt, welcher im vollständigen Gegensatz zu dem gemeinsam gefaßten Beschlusse stand.

Man war im Ministerium des Innern dergleichen gewohnt. Der mit dem betreffenden Decernat Beauftragte schrieb kurz zurück: „es müsse hier wohl ein Irrthum vorwalten; um weitere Versehen zu vermeiden, folge der Beschluß, so wie er lautet, müsse, sogleich im Wortlaut anbei". Und dabei blieb's für diesmal.

Die beiden Ministerien kannten ihre gegenseitige Taktik sehr wohl und richteten ihren gegenseitigen Verkehr danach ein. Die katholische Abtheilung wußte es deshalb so einzurichten, daß sie wichtige Dinge, an deren Durchsetzung ihr unter allen Umständen gelegen war, stets dann vorbrachte, wenn ein gewisser Decernent, welcher ihr scharf auf die Finger sah, sich auf Urlaub befand. Als dieser endlich hinter diesen Kniff kam, richtete er das Ersuchen an seinen Vorgesetzten, den Minister von Eulenburg, daß fernerhin Sachen von solcher Wichtigkeit nicht mehr in seiner Abwesenheit erledigt würden, indem er darauf hinwies, daß solche Angelegenheiten, welche Monate lang im anderen Ministerium immergerade bis zu seinem Urlaub lagerten, alsdann auch in diesem Ministerium noch sechs Wochen lang liegen bleiben könnten, bis er selbst wieder zurückgekehrt wäre.

Franz Leibing.

*) Bildungsverein, Nr. 11, 1872.

## Literatur und Kunst.

### Urbestimmungen.

Tritt ein Volk ein in die Geschichte,
Weise mit Kronen schreiten voran,
Ihrer Führung erstem Lichte
Reihen Zug an Zug sich an,
Immer gedrängter wogt es, je länger
Helden erscheinen und Seher und Sänger
Füllen erstürmend die weitere Bahn.

Hülfreich auch kommt Vieles entgegen,
Sterne mitwandelnd bestimmen das Jahr,
Und der Aehre wildsprossender Segen
Bietet sich selbst den Ermüdeten dar,
Da nun den gütigen Gottesgeschenken
Weih'n sie zum dauernden Angedenken
Festlichen Tag und bekränzten Altar.

Also zog Mose mit Israels Stämmen
Ueber die Wüste nach Kanaan,
So von des Kaukasus schneeigen Kämmen
Stürmte der rauhe Pelasger heran,
Und aus dem Dunkel urnächtiger Eichen
Ueber der Weltbesieger Leichen
Brach der germanische Völkerorkan.

Alles Ursprünglich' und Eig'ne verkündet
Sein gewaltig Erwachen jetzt,
Alles Dauernde wird gegründet,
Alles Heilige festgesetzt.

Digitized by Google

Unerschöpflicher Schätze Gaben
Werden den Seelen eingegraben,
Um sie zu wahren unverletzt.

Dauernd bleibt uns, was Hellenen
Schönstes in Kunst und Leben erdacht,
Was trotz Fesseln und Arenen
Großes der mächtige Römer vollbracht,
Wenn die Fluthen das Land zerstreuten,
Würde noch Shakespeare England bedeuten,
Luther und Kant die deutsche Macht.

Das sind die Male der Nationen,
Welche der Weltgeist in sie prägt,
Daß von ihrem Sein und Wohnen
Ewige Spuren der Erdball trägt,
Und in unauslöschlichem Lichte
Ihre Thaten die Weltgeschichte
Ueber der Schuld und dem Schicksal wägt.

Hermann Lingg.

---

## Erinnerungen.

Von **Levin Schücking.**

### III.

Zuweilen trat in meiner ersten Knabenzeit, bevor noch ein ordentlicher Unterricht durch Hauslehrer begonnen, ein gründlicher Decorationswechsel ein. Meine Eltern reisten von Zeit zu Zeit nach Münster und brachten mich zu dem Großvater und Pathen in dieser Stadt. Da war nun alles anders, aber auch gründlich anders — bis auf den Namen, mit dem man mich rief, und der hier Bernhard nach dem des Pathen lautete. Da war ein großes Zimmer, in dem alle Wände mit schönen alten Gemälden bedeckt waren, und hinten ein geräumiger, mit einer Fensterthüre auf ein Gärtlein sich öffnender Saal, in welchem der Großvater seine Tage zubrachte. War das ein wunderlicher, schweigsamer, Respect einflößender Mann! Und welch ein Gegensatz zu meinem Vater in all seinem Wesen! Während dieser sich nie entschließen können, sich in irgend etwas, was wie Zwang aussah, wozu er z. B. ein Halstuch rechnete, zu finden, war der Großvater ceremoniös und feierlich, recherchirt in seinem Anzuge, ich würde sagen: wie ein französischer Marquis, wenn ich behaupten könnte, daß ich einen alten französischen Marquis jemals leibhaft zu Gesicht bekommen; beim Diner erschien er nicht anders, als in gepuderter Perrücke und im feinen Frack mit großen besponnenen Knöpfen, Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen, wozu am Sonntag auch noch der Galanteriedegen kam. Ich glaube, die übrige Welt hatte diese Tracht damals längst abgelegt. — Und dann seine Eigenheiten! Was alles hatte man nicht in seiner Gegenwart zu vermeiden, was alles nicht unberührt zu lassen! Er war seines Zeichens wie seit Langem alle seine Voreltern Jurist, und lebte jetzt in vollständigster Abgeschiedenheit; er verließ nie das Haus; selbst die Kirche besuchte er nicht, nur bei sehr schönem Wetter seinen Garten vor dem Thore und zuweilen wagte er mit den Seinen einen Ausflug in einem dichtverschlossenen Wagen. Der letzte seiner nähern Freunde war seit Jahren gestorben — er hatte ihn nichtsdestoweniger noch mehrere Male zu Tisch einladen lassen, da er seinen Tod nicht ahnte, weil man ihm solche Botschaften nicht bringen, überhaupt das Wort Tod in seiner Gegenwart nicht aussprechen durfte. — Seitdem lebte er völlig isolirt, in etwas wie einer „vaticanischen Gefangenschaft", den Tag hinbringend in dem großen Gartenzimmer, in Gesellschaft der dunklen Ahnenbilder von geharnischten Männern und gepuderten Frauen, die an den Wänden hingen, und auf die das Licht durch Fensterflächen mit noch in Blei gefaßten Scheiben fiel; beschäftigt mit der Lectüre meist französischer Bücher, der Geschichtswerke von Rollin, Bossuet, Raynal, die ich mit zahlreichen Rothstiftbemerkungen am Rand in seinem Nachlasse fand; oder auf- und abgehend und das Brevier betend, was er aus irgend einem mysteriösen Grunde als eine Tagespflicht betrachtete; oder im anstoßenden Gärtchen seine Nelken pflegend, und einen erbitterten Krieg mit ihren Erbfeinden, den Ohrwürmern führend. Der zartgebaute Mann mit den aristokratischen, feinen Gesichtszügen und den schönen braunen Augen war, glaube ich, eine zu sensitive Natur, nicht geschaffen für den Kampf um's Dasein, und der Lauf und Lärm der Welt draußen hatte ihn eingeschüchtert; vielleicht war es die französische Revolution, die's ihm angethan hatte, und dann Napoleon, den er haßte, schon aus dem einfachen Grunde, weil er seine nach dem Reichsdeputationshauptreceß ihm zukommende und international garantirte Pension nicht auszahlen lassen und ihn in schwere Bedrängnisse aller Art gebracht; und endlich die Kosacken, von denen sich einst ein Schwarm bei ihm einquartirt und ihn durch Wutki-Geruch und die auffallende Formlosigkeit seines Benehmens gekränkt hatte.

Nervös angelegte Naturen werden expansiv erst in den Abendstunden. Das war auch bei meinem Großvater der Fall. Oben an dem langen Tisch in seinem Zimmer sitzend, die Flasche alten Rheinweins, die sein abendliches Deputat war, vor sich, und erwärmt von deren Einfluß — de la dive bouteille, wie Rabelais sagt — empfing er nach dem Abendessen seine Hausgenossen, zwei Töchter, mittelaltrige Jungfrauen und auch ziemlich wunderlich angelegte Gemüther, eine Enkelin, das Kind einer verstorbenen Tochter, und mich. Die Unterhaltung brachte ihn dann bald in's Erzählen, in dem zu seiner Zeit noch allgemein landesüblichen Plattdeutsch: nur mit mir — debetur pueris reverentia — sprach er hochdeutsch, wie ich es im Elternhause gewohnt war. Er schilderte dann mit Vorliebe, was er in seiner Studienzeit, die er in Wien zugebracht, erlebt; oder er sprach von seinem Vater, der auch schon ein wunderliches Einsiedlerleben geführt zu haben schien und es mit der Abfassung von Büchern und Versen in französischer Sprache — ein guter Deutscher der Zeit Friedrichs des Großen that es ja nicht anders — ausgefüllt hatte (Strodtmanns „Gelehrtes Europa", Theil V, berichtet von ihm; so auch K. Gödekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung"); oder von seinem Oheim, welche Gunst dieser in Wien bei der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia genossen, und mit welch großmächtigem Train er zur heiligen Stadt Köln gezogen, um dort zusammen mit dem kurbrandenburgisch-klevesschen Gesandten den Ständen des niederrheinisch-westfälischen Kreises zu präsidiren. Oder von den Staatsactionen unseres ehemaligen souveränen Reichslandes, seiner Größe und all seinen, jetzt nachdem es an Preußen gefallen, untergegangenen Herrlichkeiten. Ich lauschte immer gespannt auf all diese Dinge; die mittelaltrigen Tanten gähnten sehr viel dabei, denn sie hatten es oft, sehr oft bereits angehört; aber sie saßen still und lautlos da, mit dem tiefen Respect, den man in der guten, alten Zeit der Jugend vor den Erzeugern beibrachte.

Mein armer Großvater ist gestorben, bevor ich herangewachsen war und dem Gemüthe des alten vereinsamten Mannes näher treten konnte, der mir in der Erinnerung stets den Eindruck macht, als ob er mit einem unverstandenen Gemüthsleben sich verlassen und allein gefühlt und deshalb so wie eine Auster in ihrer Schaale gelebt habe. Als ein werthvolles Vermächtniß bewahre ich, wie vom französisch schreibenden Urgroßvater eine ausführliche Beschreibung seines „grand tour" durch Holland, Belgien, Frankreich u. s. w., so vom Großvater eine von seiner klaren zierlichen Hand geschriebene detaillirte Schilderung der Sitten und Zustände seiner Vaterstadt im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts auf.

Digitized by Google

IV.

Ich war herangewachsen und die Zeit gekommen, wo ich den ausgiebigeren Gymnasialunterricht nicht mehr entbehren konnte. So wurde ich denn abermals in die Stadt — worin der Großvater seit Jahren todt — gesandt. Ich verließ meine Thiere, meine kleinen Sammlungen, meinen theuern Esel, meine weiten Haiden. Elles furent humbles, sévères et douces, les premiéres impressions de ma vie, sagt Lamartine in seinen „Confidences", und fährt dann fort: Peut-être est-ce la meilleure condition pour bien jouir de la nature et des ouvrages des hommes que de commencer par ce qu'il y a de plus modeste et de plus vulgaire, de s'initier pour ainsi dire lentement et à mésure que l'âme se développe aux spectacles de ce monde. Das mag richtig sein und jedenfalls ist eine unter einfachen Verhältnissen „im Schooß der Natur", auf dem Lande zugebrachte Jugend eine glücklichere als sie in den meisten Fällen in der Stadt sein mag. Aber eben so wahr ist auch, daß der moderne Mensch nicht zu spät in die moderne Welt gelangen darf, er lernt sonst zu spät das „nil admirari" und legt zu spät die Menschenfurcht ab! Er hat sich zu lange die Welt halb aus seinen Träumen, halb aus seinen Büchern construirt und wird zu spät dieses falsche Abbild der Welt los! —

Zunächst kam ich aus meinen Haiden mit einer sehr mittelmäßigen Anlage mich der Schulzucht zu fügen. Ich hatte zu lange unbehindert getrieben, was mir eben behagte, zu frei umhergeschweift und dazu war bald ein oppositioneller Hang in mir, der meinen Fortschritten in der Schule auf's bedauerlichste entgegentrat. Um einen guten Griechen und Lateiner aus mir zu ziehen, hätte man besser gethan, mich auf eine Handels- oder Realschule zu senden. Da wäre Französisch, Englisch, Mathematik ꝛc. die Hauptsache gewesen — ich hätte dann sicherlich vorzugsweise für mich Lateinisch und Griechisch getrieben. Auf dem Gymnasium habe ich von diesen alten Sprachen so viel in mich aufgenommen wie es eben nöthig war, im Ganzen aber alles das, was ich wissen mußte, höchst leichtsinnig und verkehrt, dem, was ich nicht zu wissen brauchte, nachgesetzt.

Ich glaube, es lag das zum Theil, neben dem stark ausgebildeten Unabhängigkeitsbedürfniß in mir, das durchaus seine eigenen Wege gehen wollte, auch in der Art, wie der Gymnasialunterricht uns den Geist der classischen Welt hinter dem Formenwesen verhüllt hielt. Bei den neueren Sprachen, die ich eifrig für mich trieb, leuchtete eben unter den leichten Formen sofort der Geist hervor. Und so las ich denn den Gil Blas, wo es an der Zeit gewesen, zu sehen wie viel Parasangen und Stadien Xenophons tapfere Zehntausend einmal weiter gerückt waren; oder Sheridans „School for Scandal", statt im Livius mich mit den alten Freunden aus meinen Kindestagen, den sieben Königen Roms und der weisen Nymphe Egeria zu beschäftigen. Diese sieben Könige, und alle Könige der classischen Welt überhaupt, hatten ihren Antheil an meinen Sympathien vollständig an die Hohenstaufen überlassen müssen, die in Raumers Darstellung mich begeisterten, wie die Gestalten der Kreuzzüge in der Michauds; auch schienen mir Sainte-Palayes und Büschings Werke über Ritterthum und Turniere, ja Schmidts bändereiche trockene deutsche Geschichte — wer kennt sie heute nur noch? — unendlich anziehender, als alles, was in der Classe von Cyrus, Darius und Xerxes vorgetragen wurde.

Zum Glück ist mir auf der Hochschule dieser Hang treu geblieben. Ich habe das juristische Studium mit dem naiven Bewußtsein, ein respectabler Pandektist werden zu können, angetreten, hatte auch vorher schon durch meinen Vater mancherlei Encyklopädisches über Rechtswissenschaft und juristische Praxis gelernt — im ersten Semester zu München machte sich die Sache auch leidlich und wenn freilich die Romanisten mich gründlich langweilten, so erfüllte und erwärmte mich der Germanist G. Phillips desto mehr mit seiner deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Im Vorbeigehen gesagt, ich habe damals auch einmal Schelling gehört und am Ende der Stunde auf Jahre lang von der Philosophie vollständig genug gehabt — ganz so wie einst Messer Angelo Poliziano, der sagte, er habe es mit ihr gemacht wie die Hunde mit dem Nil: ein Trunk und dann fort!

Dann aber, im folgenden Semester, in Heidelberg, trat doch ein bedenkliches Nachlassen des juristischen Eifers ein. Ich ward gleich nach meiner Ankunft dort, nach Ostern, krank, schwer krank. Zwar rettete mich des trefflichen Geheimrath Puchelts Behandlung; aber als ich halb genesen mich wieder erhob und mit dem wundersamen Gefühl, dem Leben wiedergegeben zu sein, eines schönen sonnigen Morgens in den entzückenden Frühling hinausblickte, welcher unterdeß draußen in und über dem wonnigen Heidelberg aufgeblüht war — da stand unter den Gefühlen tiefer Rührung, die mir die Brust schwellten und unter den frommen Ausblicken in die nächste Zukunft wohl der Gedanke an hingebungsvollen Dienst der Themis, dem ich hier in diesem Paradiese nun mich weihen sollte, nicht im Vordergrunde! Doch war ich ein zu guter und pietätvoller Mensch, als daß ich meine Herzenserkaltung gegen sie ihr Schuld gegeben und sie, die so vielen Vorvätern treue Milchkuh gewesen, zum Danke etwa langweilig und trocken gescholten hätte. Ich motivirte meine Abkehr in einer Weise, welche ihr nicht im entferntesten zu nahe trat; ich bildete mir ein, ich sei unheilbar krank, herzkrank, ich würde nur noch wenige Jahre leben, und bedürfe daher eines Brodstudiums gar nicht. Und so hörte ich nur die Collegien, die mich anzogen, des geistreichen Zachariä Staatsrecht, Mittermairs anregende Vorlesungen und Aehnliches. Nebenbei trieb ich mit größerem Eifer geschichtliche, culturgeschichtliche Studien der Literatur des Mittelalters, der Provençalen, der südlichen Nationen; und folgte nun auch wieder dem lebhaft erwachenden Triebe eigenen Schaffens, der so lange geruht hatte. — Kunz von der Rosen, der berühmte Hofnarr Kaiser Maximilian I. kann sich rühmen den allerletzten seiner vielen schlimmen Streiche mir gespielt zu haben; er verführte mich nämlich ihn zum Helden eines historischen Romans zu machen, — der zu gutem Glücke nie das Licht der Welt erblickt hat!

Die juristischen Studien, neben den literatur- und culturgeschichtlichen habe ich dann in Göttingen fortgesetzt, — schwelgend in den Schätzen der gar nicht genug zu preisenden Göttinger Bibliothek. In dem großen ehemaligen Kirchenraum, dem Hauptsaal derselben, ist Wilhelm Grimm, der Bibliothekar war, der schwerleidende und doch immer gleich freundliche, brave Mann mit unermüdlicher Güte manches Mal für mich die Leiter hinaufgeklettert; er sagte mir einmal lächelnd, ich kenne die Bibliothek besser wie er selber.

Ein Moment, den ich in jenem Raum verlebte, ist mir stets in Erinnerung geblieben. Ich war ganz allein darin und harrte Grimms, der kommen wollte, mir, ich glaube „Brantômes Memoiren" zu geben — nachdem ich zum Zeitvertreib mir einige Reihen Rückentitel angesehen, fielen meine Blicke auf den grade vortrefflich beleuchteten Abguß des Apollo vom Belvedere, der am Aufgang zu dem früheren Chore steht; und eine plötzliche heftige Erregung, ein inneres Aufjubelnmüssen erfaßt mich, wie blitzartig trifft mich die Macht der Schönheit dieser Gestalt, wie eine plötzliche Offenbarung kommt diese Macht mit allem Hinreißenden und Göttlichen, was sie hat, über mich. — Seltsam — ich war seither an so viel Gipsbildern und an allen Antiken der münchener Glyptothek ziemlich stumpf vorübergegangen — hier zum ersten Male ging mir ein Licht über griechische Plastik auf, ergreifend und mit einer nicht zu beschreibenden tiefen Seelenfreude erfüllend!

Es ist mir freilich auch über viele, viele andere Dinge im Leben das rechte Licht erst spät, oft unglaublich spät aufgegangen — im Begreifen bin ich nur langsam, fürcht' ich, meinen Jahren nachgekommen; aber solche Lichter erfüllen dann leider selten mit großem Jubel, sie sind schon mehr wie das Aufgehen des Lichts am Morgen, bei Sonnenaufgang, bei dem es kalt wird.

Digitized by Google

Während meiner Studienzeit trafen mich zwei unersetzliche Verluste. Als ich kaum das Gymnasium bezogen hatte, verlor ich meine Mutter. Während ich auf der Hochschule war, verlor ich die Stütze, die ich an meinem Vater für die weitere juristische Carrière hatte — ich war nämlich, um den freundlichen Leser über diesen Punkt zu beruhigen, nicht, wie ich es doch bei mir fest ausgemacht hatte, gestorben, sondern so ziemlich gesundet und hätte jetzt die Staatsprüfungen machen müssen. Aber man hatte die Thorheit begangen — vor manchen Jahren schon — bei einer Reorganisation der Behörden auf königlich hannover'schen Fuß in meiner Heimath — meinem Vater, dem einzeln stehenden Manne, außer allen juristischen Geschäften seines weitgedehnten Bezirks auch noch die sämmtlichen administrativen zu übergeben. Er besaß freilich ein bewunderungswürdige Arbeitskraft und bewältigte, was ihm oblag; ja er that noch unendlich viel mehr, als seine Pflicht, indem er für seinen Bezirk rastlos thätig war, für Wegeanlagen, für Schul- und Kirchenbauten, für Verbesserung der Lage der armen Moorcolonistendörfer sorgte. Aber ich fürchte, er war doch zu sehr ein esprit remuant, mehr wenigstens, wie es in dieser kühl realistischen Welt gut ist, und nicht der Mann nach „des Dienstes immer gleich gestellter Uhr" seinen Gang zu reguliren. Ich fürchte, daß seine Vorgesetzten die Segel seines Selbstbewußtseins und eines gewissen Souveränetätsgefühls, das in der ganz entlegenen Gegend, „procul a Jove" und jeder Controlle über ihn gekommen, zu hoch gebläht fanden; und so entlasteten sie ihn der Geschäfte, deren ihm aus leidigen Sparsamkeitsrücksichten, um das Gehalt für einen zweiten Beamten zu ersparen, viel zu viel auf die Schultern gebürdet worden waren. Er konnte sie hinter sich lassen, mit dem Bewußtsein, viel Gutes gethan zu haben — seine Hand war für alle offen gewesen, die ihn ansprachen, er war zugänglich und hülfsbereit gewesen für alle und am meisten für das arme Volk. So erinnere ich mich, daß eines Tages ein gutmüthiges Bäuerlein, das stundenweit hergekommen, uns ein dunkelbraunes schwarzäugiges Mädchen, etwa vier oder fünf Jahre alt, in's Haus brachte — er hatte über die Haide gehend des Kindes Mutter, eine arme Zigeunerin, in einem einsamen Schafstalle sterbend gefunden; sie hatte ihn in der Angst um ihr Kind, für das sie in der weiten Gotteswelt keine Zuflucht wußte, angefleht, dieses meinen Eltern zu bringen; sie würden sich seiner annehmen. Und so war der Mann drei, vier Stunden weit mit ihm hergekommen und brachte, von den überraschten Hausgenossen umringt, beklommen und verlegen seine wunderliche Botschaft vor. Mein Vater aber beruhigte ihn sofort, und das Vermächtniß der armen Zigeunerfrau, die auf den geborenen Feind ihres Stammes, die gestrenge Obrigkeit, ihr Vertrauen gesetzt, ist im Hause meiner Eltern aufgezogen, und herangewachsen, bis sie in einen Dienst gehen konnte. Sie hat dann in späteren Jahren als Dienstmagd im Stillen noch manchen Kranz aus wilden Blumen geflochten und auf meiner Mutter Grab gelegt.

## V.

Die Art unserer Jugendbildung ist wenig darauf gerichtet und war es damals noch weniger als heute, den Mann auf seine eigenen Füße zu stellen. Wenn ihm die Laufbahn, für die er geschult und eingerichtet ist, versagt, sieht er sich ziemlich hülflos dastehen. Ich hätte der meinen treu bleiben können, statt der langen, in jener Zeit noch viele Jahre raubenden Vorbereitung auf die Richterlaufbahn, Anwalt werden können — wenn ich mich in die Einsamkeit und Stille jenes weltentlegensten Erdenwinkels hätte begraben wollen. Aber all meine Aspirationen strebten einer reicheren und bewegteren Welt zu, einem andern Leben — wenn auch nicht der fernen Atlantis im Westen jenseits des Meeres, wohin mein tapfrer Bruder, jetzt Consul in Washington, sich wandte, und andere Geschwister ihm dann gefolgt sind. Und wozu auch? Ich hatte ja trotz aller weisen Warnungen guter Freunde auf der Hochschule meine „Allotria" getrieben und just die Allotria halfen mir jetzt, die erworbenen Kenntnisse der neueren Sprachen, die zuletzt an Kunz von der Rosens tiefsinniger und ernster Narrheit geübte Feder, das innere Gefühl der Gestaltungskraft und die Leidenschaft, es zu bethätigen. Karl Gutzkows Telegraph, dessen fleißiger Mitarbeiter ich wurde, gab ihr zuerst eine kritische Richtung, die mir zur Concentrirung und ich möchte sagen Zurechtstutzung und Beschneidung einer gar zu üppig wuchernden Triebkraft, zur Abdämpfung eines jugendlichen Schwulstes höchst wohlthätig wurde. Er wollte mich als seinen Stellvertreter bei seinem Journale nach Hamburg ziehen, aber eine eigenthümliche Scheu, eine vielleicht thörichte Idiosynkrasie gegen das eigentliche ausschließliche Literaturleben und Treiben in einer großen Stadt wie Hamburg hielten mich zurück. Karl Gutzkow hat damals mit seinem heiligen Ernst und Feuereifer für die Literatur außerordentlich wohlthätig, anregend und fördernd gewirkt; wie manche Kraft hat er geweckt und gestählt! Es ist ihm das kaum je genügend angerechnet worden, wie ihm überhaupt im Großen und Ganzen nicht die Anerkennung geworden ist, die dieser starke, so viele weit mehr bewunderte Größen hoch überragende Geist verdient. Ich bin ihm damals ein warmer Freund geworden; das Leben hat uns einander ferner gestellt; aber es hat nichts von der begeisterten Anerkennung seines oft so verbissen nnd parteiisch angegriffenen Wirkens und Schaffens gemindert, die ich immer gern ausgesprochen habe, und die die Zukunft, wenn gar vieles, was heute oben auf schwimmt, vergessen ist, sicherlich ratificiren wird; ein Drama, wie „Uriel Acosta" und ein Roman wie „Der Zauberer von Rom" sind eben unvergängliche Schätze der Nationalliteratur.

In dieselbe Zeit fällt meine erste Bekanntschaft mit Freiligrath, meinem vieltheuren Landsmann, dem umgekehrt das sonst trennende Leben mich gemüthlich nur immer näher gebracht hat, und der Verkehr in dem bewegten Kreise voll schöner Jugendlust und frischer Lebenskraft und Heiterkeit, der ihn während seines Landlebens am Rhein umgab — damals als er schrieb:

Ich schritt allein
Hinauf den Rhein,
Am Haag die Rose glühte,
Und wundersam
Die Luft durchschwamm
Der Duft der Rebenblüthe . . .

und er — nebenbei gesagt — mir in seinem Gedicht „Die Rose" einen so hübschen, aber arg romantischen Zopf anhing.

Ich selbst aber schritt dann bald „allein hinauf den Rhein" zu ferneren Lebensstationen — Stationen, deren jede eine eigenthümliche Erweiterung des Horizonts brachte, deren jede wie eine neue Classe der großen Lebensschule war, die uns bildet. Ich habe zunächst einen Winter hindurch in einer großen, mächtigen alten Ritterburg alte Codices, alt- und mittelhochdeutsche Handschriften katalogisirt, aus meinen Bibliothekthürmen auf das weite deutsche Meer und die schweizer Alpen, das beschneite Haupt des Säntis blickend; und dort in der gastlichen Halle des Burgherrn, des alten weisen Meisters „Sepp von Eppishusen", in der zu gleicher Zeit Annette von Droste lebte, zuerst auch Uhland kennen gelernt. Die nächste Station nach der Ritterburg ist dann ein großes Deutschherrnordensschloß in Franken und eine schöne ehemalige Benedictinerabtei im Salzkammergut, beide zu fürstlichen Sitzen umgeschaffen, wo ich die bescheidene Stellung eines „Bärenführers" eingenommen habe, obwohl mein Bär nichts weniger als das, sondern ein sehr begabter und lenksamer Knabe war. Die nächste Station darnach ist Darmstadt, wo ich meine spätere Frau, Louise von Gall, kennen lernte; und dann mehrere Sommermonate am Rhein, in der Nähe Freiligraths, Geibels u. s. w. Dann Augsburg, mit dem reich belebten um die „Allgemeine Zeitung" sich gruppirenden Kreise und dem regen Wechselverkehr mit dem nahen München: darauf das rheinische Leben, buntbewegt und füllereich, in der Stadt der heiligen

Digitized by Google

drei Könige — ich will den Leser nicht langweilen mit dem Katalog all der zahlreichen Gestalten, die damals aus Nah und Fern an uns in freundlicher Berührung vorüberzogen; aber ich muß dankbar hier dessen erwähnen, was mir Anregendes und Belehrendes in jener Periode meines Lebens aus dem Verkehre mit C. von Stramberg, dem rheinischen Antiquarius, erwuchs, einem Mann von ganz unglaublichem Umfang des historischen Wissens und großer Originalität des Charakters, der lebenden Tradition des 18. Jahrhunderts.

Von Köln aus habe ich kürzere und weitere Reisen gemacht; nach Paris, wo ich Karl Gutzkow traf, beschäftigt mit der Arbeit am Uriel Acosta, und Heinrich Heine öfter sah, wie ich an anderer Stelle erzählt habe; sodann für einen Winter mit Frau und Kind nach Rom, für den Winter 1847—1848, wo die ewige Stadt auf der höchsten Höhe ihres Enthusiasmus für den neuen, den liberalen Papst, den Mann nach dem Herzen Giobertis war; wo eine Fülle der denkwürdigsten Vorgänge und Erscheinungen des Tages das Studium des eigentlichen Rom zur Unmöglichkeit machte. Ich lernte Massimo d'Azeglio, die Fürstin Belgiojoso, den Professor Orioli, den Padre Ventura — außer der zahlreichen deutschen Kolonie kennen, in der Wilibald Alexis, Gustav zu Puttlitz, Bodenstedt, von Kästner, Emil Braun waren — es waren das Tage voll aufregender Ereignisse, voll unvergänglicher Eindrücke, die endlich in die hochaufwogende und tief ergreifende Zeit des Frühjahres 1848 verliefen. Auch Neapel sah ich damals, dann später mehrmals wieder Paris, endlich auch London, und zuletzt, zu einem zweiten Winteraufenthalte nochmals Rom — diesmal, in weniger erregter Stimmung, das eigentliche Rom, das Rom der Geschichte nnd der Kunst. — Und diesmal von der alten Heimath aus auf die Wanderfahrt über die Alpen gegangen. Denn ich hatte — tout passe, tout casse, tout lasse — damals längst schon Köln verlassen und war heimgekehrt in das gute alte, seit Jahren nicht gesehene Bruckterer land. Ich hatte mir da von einem Vetter eine Scholle eigenen Landes erworben, ein Stück alten Familienbesitzes, auf dem des Großvaters Oheim, — derselbe, von dessen directorialgesandtschaftlicher Breitspurigkeit der Großvater in seinen abendlichen Discursen mir als Knaben erzählt hatte — Anno domini 1757 mein jetzt von mir bewohntes kleines Haus erbaut hat — parva domus, magna quies!

So viel von meinen äußeren Lebensstationen. Ein andres freilich sind jene Stationen des innern Lebens, die, was wichtiger als die Bereicherungen des intellectuellen Horizontes, das Seelenleben und das Gemüth vertiefen, einem Manne die Energie seines Gedankenfluges stählen und seinen Conceptionen einen tiefern Inhalt geben. Es wächst ja der Mensch erst mit seinen höheren Zielen.

Der geehrte Leser muß mir jedoch gestatten, daß ich ihm, — falls er nun auch nach diesen fragen sollte —, nur höchst ausweichend antworte. Was unsere Seelenpflanze eigentlich nährt und ihr Wachsthum bestimmt, der warme Thau, der auf sie niederfällt und der kalte Reif, der sie beschädigt, die weichen Hände, die sie pflegen, und die rauhen, die Blätter und Blüthen von ihr abreißen, wer könnte das schildern, und wer möchte es, wenn er es könnte? Die Seelenpflanze bildet ja darin einen Gegensatz zu den andern Pflanzen, daß diese zu ihrer Entwicklung und Bildung des Lichtes bedürfen, auf das Wachsthum der Seelenpflanze aber die dunklen und lichtlosen Lebensstunden meist den förderlichsten Einfluß üben. Die aber gehen die Welt nichts an — und ein richtiger Westfale fühlt nichts in sich, was etwa dem Bekenntnißdrange Jean Jacques Rousseaus ähnlich sähe. Im Punkt der Geständnisse will ich nur das leisten, daß meine Entwicklung eine, ich muß sagen, betrübend langsame war. Vielleicht lag das etwas an meinen Lebensschicksalen. In einer an Gestaltungen und Farben so bettelarmen Umgebung aufgewachsen, als ein stilles, träumerisches Waldkind daraus entlassen, mußte ich von den mannichfachen uud bunten Erscheinungen der Welt, in die ich gelangte, und von der ich bald in buntem Wechsel ein gutes Stück zu sehen bekam, in der ich einer großen Zahl bedeutender und hervorragender Menschen begegnete, um so mehr einen zerstreuenden und zu hoch spannenden Einfluß empfinden, als ich allem und jedem das lebhafteste, bewegteste Interesse entgegentrug, mich zu sehr von den Menschen und dem äußern „farbigen Abglanz" des Lebens blenden ließ, und, wie ein Phrenologe sagen würde, ein zu stark ausgebildetes Organ der Verehrung am Schädel hatte. Da hat es denn lange gewährt, bis meine Illusionen schwanden, bis ich den rechten, gar melancholischen Ton, auf den die Lebenssymphonie für die Meisten gestellt ist, heraushörte, — mich in den derben Prosastil fand, in dem der Roman unsrer Existenz von den unüberwindlichen Mächten geschrieben wird. Dann erst der Dinge reale Geltung und des Weltlaufs eigentlichen Inhalt einsehend, und das fatale Wort, das Victor Hugo an der Wand des Notredamethurmes geschrieben fand, begreifend, habe ich mich mehr concentriren und die richtigeren Localtöne zu den Lebensschilderungen, die ich versucht habe, zu finden, von der Vielheit mich freier zu machen vermocht, um mit dem Streben nach größerer Vertiefung und erschöpfenderer Behandlung dem Einzelnen nachzugehen.

Man macht solche Wandlungen nicht durch, ohne schweres Lehrgeld zu zahlen, und das ist in genügendem Maße auch mein Schicksal gewesen; nur bin ich darüber kein Pessimist geworden, und habe mir das Gemüth dadurch nicht versauern lassen. L'art de vivre heureux, c'est savoir se consoler, sagt George Sand. Im Ganzen gestaltet sich für einen fleißigen und nicht zu anspruchsvollen Menschen das Leben am Ende doch erträglicher als unsere neueste Philosophenschule es zu machen liebt; was meine Philosophie, wenn ich nach dieser noch gefragt werden sollte, angeht, will ich mich lieber zum Anhänger des Spinozistischen Glaubenssatzes bekennen, der als die Quelle des Schlechten nur die partielle Unwissenheit gelten läßt. Es ist mir in der That immer unmöglich gewesen, das Schlechte als etwas Positives und Wirkliches zu fassen, ich muß ihm gegenüber stets so lange grübeln, bis ich es mir als die Ausartung oder verkehrte krankhafte Entwicklung von etwas Berechtigtem oder doch im Grunde nur einfach Menschlichem zu deuten weiß. Und so habe ich denn Gottlob auch immer mehr ein Auge für das Gute und Schöne gehabt, als das Häßliche, und begreife jenen Weisen, der am todten Hunde nach dem perlenweißen Zahn sah.

Damit möchte ich dieses Geplauder schließen, wenn ich nicht leider gezwungen wäre, mit einem sehr entschiedenen Protest zu enden, und zwar wider die Leute, welche das Privatleben eines Autors ihrer unverschämten Indiscretion verfallen wähnen, und ihm, ja seinen Eltern und Großeltern schon mit größter Unverfrorenheit eine Lebensromantik anlügen, an der nichts Wahres ist. Da mein ganz unromantisch und einfach sich abwickelnder Lebensgang stellenweise dem auch zum Opfer geworden und die mythenbildende Kraft solches Frauhasenklatsches groß ist, lege ich dagegen diese ausdrückliche allgemeine Verwahrung ein, während ich im Einzelnen darauf zu erwidern nicht der Mühe werth fand.

---

## Gustav Flaubert.

Madame Bovary, Salammbô, Die Versuchung des heiligen Antonius.

### II.

„Salammbô" gehört wie die „Egyptische Königstochter", wie „Ekkehard", wie „Ingo und Ingraban" zur Kategorie der wissenschaftlichen Romane, an welchen der gelehrte Forscher zum mindesten denselben Antheil hat, wie der Dichter. „Salammbô" ist weniger eine epische Dichtung, als eine durch die Phantasie des

Digitized by Google

Dichters belebte archäologische Studie. Es wäre ein sehr gewagtes Beginnen, mit Flaubert über diesen einen und einen wesentlichen Theil, den wissenschaftlichen, disputiren zu wollen. Einem der hervorragendsten Kritiker Frankreichs, der unmittelbar nach dem Erscheinen des Romans zu Anfang der sechziger Jahre eine gelehrte Controverse gegen die thatsächlichen Angaben Flauberts einleiten wollte, ist diese übel bekommen. Flaubert zeigte in seiner glänzenden Replik, daß seine Schilderungen der punischen Bräuche und Sitten, des Lebens, der Geräthschaften und Baulichkeiten der alten Karthager nicht, wie man leichtfertig angenommen hatte, effectvolle Erfindungen waren, daß über den Krieg, welcher den Hintergrund seines Werkes bildet, nicht blos Polybius berichtet, sondern daß alle die befremdlichen Einzelheiten, die er uns vorführt, eine unbestreitbare geschichtliche Unterlage haben. Die Durchforschung des barbarischen Alterthums hat dem Verfasser des punischen Romans das Rohmaterial zu seinem Werke gegeben; der Dichter hatte nur die ihm überlieferten unförmlichen Thatsächlichkeiten zu einer dichterischen Form zu gestalten, zu einem festen Gefüge zusammenzusetzen und die Lücke auszufüllen. Ich weiß von dem alten Karthago nach dem ersten punischen Kriege nicht mehr, als ich aus der „Salammbô" gelernt habe. Ich muß mich auf die Autorität Flauberts, welche durch die gewichtigsten Stimmen der Archäologen befestigt wird, blindlings verlassen und die Reconstruction der seltsamen Stadt, wie die Wiederauflebung ihrer barbarischen Bewohner so acceptiren, wie Flaubert sie bietet. Wir Laien haben uns nicht die Frage vorzulegen: ist das alles ganz genau? ist das alles wahr? Uns kümmert nur die Frage: macht die Flaubert'sche Erzählung den Eindruck des Wahrhaften? Und diese Frage müssen wir entschieden bejahen.

Das barbarische Alterthum, das uns hier in einem blendenden und farbensatten Bilde entgegentritt, befremdet uns zwar durch seine bestialische Seltsamkeit, stößt uns ab durch die Scheußlichkeit und Rohheit des Stoffes; aber wir haben beständig das Gefühl: so kann es gewesen sein; und dies Gefühl steigert sich, je mehr wir dasselbe prüfen, zu dem Glauben: so wird es wohl gewesen sein. Allerdings bedingt die rasche Aufeinanderfolge der ungewöhnlichsten Schilderungen eine gewisse Ermattung des modernen Lesers; nirgends hat er Fühlung mit der Wirklichkeit, die er kennt, und wie in einem wüsten Fiebertraume jagen die kolossalen Gestalten der Barbaren in ihrer unheimlichen Umgebung an uns vorüber. Flauberts Vorliebe für das Entsetzliche und Schreckliche in der Kunst, die sich schon in „Madame Bovary" ausgesprochen hatte, hat sich an dem Stoffe, den er diesmal gewählt, die volle Befriedigung gewähren können. Der Söldnerkrieg, welcher nach dem ersten punischen Kriege im Innern des karthagischen Staates ausbrach (v. 241—237 v. Chr.) wird von Polybius „der grausamste Krieg seit Menschengedenken" genannt; und in der Flaubert'schen Beschreibung hetzt auch eine Greuelthat die andere. Wir müssen uns durch Haufen von Leichen und Verstümmelten den Weg bahnen, um zum Ziele zu gelangen.

Nach dem Ende des ersten punischen Krieges beschließt Karthago, die aus allen Völkerschaften des Orients und des Occidents in buntem Gemisch zusammengewürfelten Söldnerschaaren, deren es sich im Kampfe gegen Rom bedient hatte, aufzulösen. Die Miethlinge verlangen den schuldigen Sold und die Belohnungen, welche ihr Führer, Hamilkar Barkas, in der Bedrängniß ihnen verheißen hatte. Karthago aber kann und mag den übertriebenen Forderungen nicht entsprechen. Die Horden sammeln sich um die Stadt. Zwei ehrgeizige Führer der Söldner, der Africaner Matho und der Campaner Spendius, ein entwichener Sklave, ein Abenteurer der schlimmsten Art, der nur in den Zeiten der Umwälzung aufrecht stehen kann, verschlagen und gelehrt, feig und frech, vereiteln jeden Ausgleichungsversuch. Die Miethstruppen dringen in Karthago ein und halten in den Gärten des abwesenden Generals Hamilkar Barkas ein großes Gelage. Damit beginnt der Roman. Das Bild ist meisterhaft. Die übersättigten und trunkenen Wilden richten die furchtbarsten Verheerungen an, schlagen die Sklaven todt, zerstümmeln die Elephanten und tödten die heiligen Fische, die Hausgötter des Hamilkar; sie schleudern Brände in die Bäume, wälzen sich auf den zerrissenen Purpurkissen, schlagen die kostbaren Gefäße in Scherben, heulen und wiehern in allen Sprachen. Inmitten dieser Orgie erscheint plötzlich Salammbô, Hamilkars Tochter.

Die Jungfrau lebte bisher abgeschieden dem keuschen Dienste der Göttin Tanit. Vor dem Erscheinen dieser hehren Weiblichkeit erstarrt die Rohheit. Sie tritt auf den Libyer Matho zu, den Koloß mit kurzgeschorenen schwarzkrausen Haaren, dessen Gesicht mit angespritztem Blut befleckt ist, der den Kopf auf den linken Arm stützt, den Mund weit öffnet und lächelt. Sie gießt ihm Wein in die Schaale und heißt ihn auf das Wohl des Heeres trinken. Darauf verschwindet sie wieder. Auf Matho hat das seltsame Mädchen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Die Söldner, durch kleine Abschlagszahlungen einstweilen beschwichtigt, verlassen die Stadt. Inzwischen kommen Nachzügler aus Italien herüber, Balearen. Die Karthager, die jetzt in der Uebermacht sind, fallen über diese her und tödten sie alle bis auf einen Mann, der dem Gemetzel entkommt, um die Kunde davon in's Lager der Söldner zu bringen. Dieser trifft just dort ein, als Hanno, Hamilkars Nebenbuhler, mit den Söldnern unterhandelt. Spendius, der die Ansprache Hannos absichtlich falsch verdolmetscht, stachelt die Miethlinge zu blinder Wuth auf, und als sie nun noch das Geschick der Balearen erfahren, wälzen sie sich auf's neue auf Karthago. Dem Suffeten Hanno gelingt es mit Mühe, zu entkommen. Bei der Beschreibung dieses scheußlichen Menschen, der vom Aussatz bei lebendigem Leibe aufgefressen wird, der von Salben und Wohlgerüchen triest und seine Haut mit einem Alwestengel reibt, „daß weiße Fleischtheilchen umherstieben," hat sich Flaubert in der Schilderung des Widerwärtigen bis zum Unerlaubten ergötzt. Als eine weitere Probe der Flaubert'schen Genauigkeit in der Beschreibung will ich die von mir schon in einer früheren Besprechung dieses Romans citirte Stelle, wie einiges Andere hier wiedergeben. Hanno flieht auf einem Esel und kommt nach scharfem Ritt wohlbehalten in Karthago an:

„Sobald der Suffet in der Stadt angelangt war, kamen die Großen, ihn zu begrüßen. Er ließ sich in die heißen Badezimmer geleiten und rief die Köche herbei. Drei Stunden später saß er noch im warmen Zimmetöl, mit dem man die Wanne gefüllt hatte, und verzehrte beim Baden Flamingozungen mit in Honig geriebenen Mohnkörnern, die auf einer ausgespannten Ochsenhaut in prachtvollen Gefäßen vor ihm standen: Neben ihm stand sein griechischer Arzt, der von Zeit zu Zeit das Bad erwärmen ließ, regungslos, in einem langen, weitfaltigen, gelben Gewande. Zwei Knaben rieben ihm, indem sie sich über die Stufen des Bassins lehnten, die Füße. In breiten Becken wirbelten Myrrhen und balsamische Wohlgerüche. Ganz nackte Kneter, die wie Schwämme schwitzten, zerquetschten auf seinen Gelenken einen Teig, der aus Käse, Schwefel, dunkelm Wein, Hundemilch, Myrrhe, Storax und Galban zusammengesetzt war. Ein beständiger brennender Durst verzehrte ihn."

Die Söldner stehen nun wieder vor der Stadt. Matho denkt nur an Salammbô. Die Beschwerden der Söldner kümmern ihn wenig; er ist eifersüchtig auf die Stadt, welche die Holde einschließt. Spendius beutet die Leidenschaft des Libyers für seine politischen Zwecke aus. Er beredet ihn, mit ihm heimlich in die Stadt zu dringen; wenn Matho ihm völligen Gehorsam gelobt, so würde er ihm den Anblick der schönen Salammbô verschaffen. Matho nimmt dies Anerbieten an. In der Nacht schleichen Beide an die Stadtmauer, erklimmen dieselbe und dringen

Digitized by Google

durch die labyrinthischen Gänge des Aquaeducts bald kriechend, bald springend, bald schwimmend unbemerkt in die Stadt ein. Matho muß auf das Geheiß des Spendius den heiligen sternbesäeten Schleier, den Zaïmph, mit dem das abergläubische Volk das Wohl und Wehe der Stadt verknüpft, rauben. Sie schleichen durch die Säle, in welchen die weißgeschmückten Priesterinnen schlafen und erreichen die nie betretene Stätte, wo dieser Schleier, den niemand ansehen kann, ohne des Todes zu sein, aufbewahrt wird. Matho schlägt das Heiligthum über seine Schultern. Er fühlt sich allmächtig. Er dringt in das Gemach der Salammbô ein:

„Sie schlief, die Wange in der einen Hand, den andern Arm ausgestreckt. Die Ringel ihrer Haare breiteten sich in solcher Ueppigkeit um sie aus, daß sie auf schwarzen Federn zu ruhen schien, und ihre weite, weiße Tunica schmiegte sich in sanftem Faltenwurfe um ihren schönen Körper bis auf die Füße und zeichnete deutlich dessen Biegungen. Unter den halbgeschlossenen Wimpern waren ihre Augen etwas sichtbar. Die scheitelrecht aufgespannten Vorhänge hüllten sie in eine bläuliche Atmosphäre, und die Bewegung ihres Athems, die auch das Lager leise erschütterte, schien sie in der Luft hin und her zu schaukeln. Im Gemache summte es".

Ein Schrei des Entsetzens stößt „Salammbô" aus, als sie bei ihrem Erwachen den gigantischen Libyer mit dem heiligen Schleier vor sich sieht. Sie ruft um Hülfe. Matho flieht. Ganz Karthago wird aus dem Schlummer gerüttelt. Man setzt dem Flüchtling nach, man schleudert Pfeile auf ihn, aber mit abgewandtem Gesicht, denn den Zaïmph darf ja niemand ansehen; und dank dem abergläubischen Schrecken, den sein Raub einjagt, entkommt er.

Die Söldner leiten nun eine regelmäßige Belagerung gegen die Stadt ein. In dieser herrscht Schrecken und Entmuthigung. Ein Ausfall, den Hanno leitet, wird zurückgeschlagen. Die Stadt scheint verloren. Da erscheint zur guten Stunde der einzig fähige Heerführer, Hamilkar Barkas, den Parteihader bisher entfernt hatte. Er erringt einen Sieg; aber damit ist noch nichts gebessert. Der Zaïmph ist noch immer in den Händen der Miethlinge.

Salammbô faßt einen großen Entschluß. Sie folgt den Rathschlägen ihres Lehrers, des Priesters und Eunuchen Schahabarim, verkleidet sich und geht in's Lager der Söldner, um Matho, dessen sie bisweilen gedenkt, wiederzusehen und von ihm den Schleier zurückzukaufen, gleichviel um welchen Preis. Wir lernen hier die Jungfrau, welche dem Roman den Titel gegeben hat, von einer neuen Seite kennen. Es ist möglich, daß die Phantasie des Dichters ihm die Wahrheit gewiesen hat. Mit unseren heutigen Anschauungen stehen wir vor dieser barbarischen Maid wie vor einem Räthsel. Wir lernen sie kennen in einem überaus vertraulichen Verkehr mit ihrer Lieblingsschlange — in einer Vertraulichkeit, welche durch die griechische Mythologie, etwa durch die Ledasage, allerdings ihre poetische Berechtigung erhalten hat. Auch gegen Matho zeigt sich Salammbô zärtlich gesinnt. Und wie Judith, so wird auch sie die Retterin ihres Volkes, ohne jedoch irgend einem Holofernes den Kopf abzuschlagen. Um den Preis ihrer Jungfräulichkeit gewinnt sie den Schleier wieder und mit ihm kehrt das Vertrauen zurück. Der Abfall des Führers der Numidier, Narr' Havas, der zu den Karthagern übergeht und dem Hamilkar dafür seine Tochter zur Gattin verspricht — dieselbe Salammbô, die zu verheirathen jetzt räthlich erscheint — besiegelt die Niederlage der Söldner. Nach furchtbaren Kämpfen und Greuelthaten — es werden unter Anderem dem Moloch 300 Kinder geschlachtet, Hanno wird von Matho gefangen genommen und gekreuzigt, Spendius erleidet dasselbe Schicksal von den Karthagern — fällt Matho in die Hand des Hamilkar. Hamilkar läßt den Rebellen von Henkersknechten mit Peitschenhieben durch die Straße jagen und das Volk schindet ihn bei lebendigem Leibe. Während „die rothe nicht mehr zu unterscheidende unförmliche Masse" — das ist Matho — heulend durch die Straßen taumelt, kommt der feierliche Hochzeitszug Narr' Havas' und Salammbôs vorüber; und als die Braut dieses Ungeheuer erblickt, erinnert sie sich der „süßen Worte, die er ihr im Zelte zugestammelt, sie glaubt sie noch einmal zu hören, noch einmal zu fühlen". Matho bricht zusammen; Salammbô wird es klar, daß sie ihn geliebt, sie taumelt, fällt und haucht ihre Seele aus.

Das ist der möglichst gedrängte Bericht dieses merkwürdigen Romans. Es läßt sich gewiß Vieles und sehr Begründetes gegen denselben sagen; aber ich kann den Kritikern nicht das Recht zugestehen, die Wahl irgend eines Stoffes zu bemängeln. Diesen zu bestimmen ist ausschließlich Sache des Dichters, die Kritik hat sich nur um die Ausführung zu bekümmern. In der Composition selbst sind aber auch einige Fehler zu rügen; vor allem der, daß die Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander nicht die richtigen sind. Diesen Fehler hat Flaubert auch selbst zugegeben; auch er findet, daß das Piedestal für die Statue zu groß ist; das Piedestal — das ist der Söldnerkrieg, die Reconstruction des alten Karthago, die Statue: die Heldin Salammbô. Einen ähnlichen Fehler begeht Flaubert nicht nur in der Anlage der Dichtung, sondern auch in den einzelnen Schilderungen. Er schildert das Unwesentliche mit derselben Ausführlichkeit, wie das Wesentliche, und dadurch verliert das Gemälde oft die Perspective. Außerdem vermag er der Versuchung, die Resultate seiner mühsamen Forschungen, seine langsam und beschwerlich angesammelten archäologischen Kenntnisse auch dann zu verwerthen, wenn dem Leser nicht viel daran gelegen ist, davon Kenntniß zu erlangen, nicht immer zu widerstehen.

Aber unbedingt macht das Werk trotz aller befremdlichen Einzelheiten, trotz aller Greuel und Schrecken, die uns mit einer unbarmherzigen Genauigkeit und Scheußlichkeit geschildert werden, einen tiefen Eindruck. Man merkt es dem Buche an, es ist die Arbeit eines bedeutenden, gewissenhaften und reichen Künstlers; sie ist durchaus dazu angethan, unsern Respect vor der schönwissenschaftlichen Literatur in Frankreich erheblich zu erhöhen, über die wir leicht zu geringschätzig urtheilen, da sich gerade die frivolen Sensationsromane schneller den Weg nach Deutschland bahnen und auch in Deutschland schnellere Verbreitung finden als die ernsthaften Werke. Flaubert hat ganz Recht, wenn er in seinem Briefe an Sainte-Beuve ungefähr Folgendes sagt: „Seien Sie unbesorgt, ich werde wenig Nachahmer finden; die originellen und befremdlichen Denker und Dichter sind gewiß eine geringere Gefahr für unsere Literatur, als alle die frivolen Schöngeister in unserm süßen französischen Vaterlande, wo die Oberflächlichkeit als Eigenschaft gilt, wo das Banale, Flüchtige und Vorlaute immer auf Beifall, Annahme und Verehrung rechnen darf. Man läuft nicht die Gefahr, irgend jemand zu corrumpiren, wenn man danach strebt, das Große zu erreichen". Wir wollen den großen Willen nicht verkennen; und der Respect vor dem hohen Streben nöthigt uns zur äußersten Reserve im Ausspruche unserer rügenden Bemerkungen. Das wollen wir auch bei der Besprechung der letzten großen Dichtung „Die Versuchung des heiligen Antonius" nicht aus den Augen verlieren.

Paul Lindau.

Digitized by Google

# Einige bisher noch nicht gedruckte Briefe von J. G. Hamann.

Von Wilhelm Röseler.

Als Ergänzung zu Herders Nachlaß und Gildemeisters Hamann mögen hier einige Briefe und Billete eines als Schriftsteller wie als Mensch gleich merkwürdigen Mannes folgen, die bisher nicht bekannt geworden und vielleicht auf ein literarhistorisches Interesse Anspruch machen dürften. Dieselben sind mir von einem fleißigen dresdener Autographensammler zur Benutzung bereitwilligst übermittelt worden.

Wer kennt und liest heutzutage noch die seiner Zeit in Gelehrtenkreisen Aufsehen erregenden Kreuzzüge des Philologen *ΠΑΝ*, die in diesen enthaltene Aesthetica in nuce, Rhapsodie in cabbalistischer Prosa und die Sokratischen Denkwürdigkeiten des alten Ostpreußen Johann Georg Hamann, bekannter noch unter dem Namen „der Magus des Nordens", den man seiner orakelhaften Sprache wegen wie den zweiten Theil von Goethes Faust anstaunte, bewunderte und — nicht verstand! Er selbst wie seine Schriften, die meines Wissens nicht wieder aufgelegt, sind fast vergessen und spuken nur noch in Literargeschichten umher, auch der Glorienschein, den man damals in seinem Geburtsort, der Stadt der „reinen Vernunft" erblicken wollte, ist längst erloschen. Hamann wurde wie Klopstok mehr erhoben als gelesen.

Einige kurze Notizen über den Magus sind hier erforderlich. War schon Lessing ein etwas ruheloser Geist, der sich nirgends heimisch fühlte, so in noch größerem Maße Hamann, der, bald hierhin, bald dorthin reisend und überall nur kurze Zeit verweilend seine Beschäftigungen einer mannichfachen Veränderung unterwarf. Geboren 1730 widmete er sich vorerst dem Studium der Theologie, um bald darauf Jurist zu werden, und, diese Brotwissenschaft dem schriftstellerischen Triebe opfernd, sehen wir ihn 1752 als Hauslehrer thätig bei der Baronin von Budberg, welche Stellung er bald wieder aufgab, um ungenirt bei Bekannten in Riga zu leben. Ein Jahr darnach nahm ihn General von Witten als Hofmeister auf, mit dem er sich schnell verfeindete, um einem plötzlichen inneren Drange folgend wiederum in Riga zu leben und sich vollends den Handelswissenschaften zu widmen. Diese konnten ihn als Theolog und Jurist nicht fesseln. Drei Jahre vergingen. Fast wäre er verzweifelt, hätte sich nicht wiederum die Baronin von Budberg seiner erbarmt und ihn 1756 in ihr Haus aufgenommen, um ihn vor Mangel zu schützen. Da erwachte die Reiselust in ihm und in Geschäften eines rigaer Handelshauses machte er sich auf über Berlin nach Holland und England. England und die Verschrobenheit der dortigen Zustände und Sitten verstimmten ihn derart, daß er zur Einsicht kam, er habe seinen Beruf verfehlt, weshalb er sich wieder seinem ersten Studium, der Theologie, zuwandte. Und die Sorgen über ein verfehltes Leben wuchsen von Tag zu Tag, 1758 wieder nach Riga zurückkehrend ward er Schulmeister, und auch dieser Arbeit überdrüssig, begab er sich schon nach einem Jahre nach Königsberg, um orientalische Sprachen zu studiren, aus denen er soviel Capital schlug, daß er eine unbesoldete Schreiberstelle beim Magistrat, nur um sich für spätere Zeiten einen Erwerb zu sichern, annehmen mußte. Seine Verhältnisse schienen sich zu bessern, denn er wurde bei der Domänenkammer stationirt und begleitete 1765 den Hofrath Tottien von Mitau nach Warschau, und fünf Jahre später wurde er in Königsberg — Accisеschreiber. Vom Jahre 1777 an, in welchem er zum Packhofverwalter avancirte, kam er endlich zur Ruhe und aus dieser Zeit datiren die meisten seiner schriftstellerischen Arbeiten. Im Jahre 1788 nahm dieses bewegte Leben ein Ende. Er starb in Münster bei der Fürstin Amalie Galitzin, einer streng pietistischen Dame, nachdem er noch Jacobi in Düsseldorf einen Besuch gemacht.

Soviel aus seinem Leben.

Aus den Briefen des Magus erkennen wir selten den ruhelosen, unstäten Charakter heraus, der aus dessen Biographie erhellt. Die Briefe, größtentheils auf wissenschaftliche und Privatangelegenheiten Bezug habend, sind weder in dem ihm eigenen schwülstigen und gesuchten Stil verfaßt, noch gar unverständlich.

Das erste uns vorliegende Schreiben Hamanns ist an Herder gerichtet. Hamann schreibt:

Königsberg, im Juli 1772.

An
meinen lieben Herder, Hofprediger und Poet zu Bückeburg.

Ich kam soeben in Geschäften von Morungen*) — die Morunger lassen Sie schönstens grüßen! — und fand Ihren langen lieben Brief in meiner Hütte vor; er hat mir viel Freude bereitet und da heute Posttag ist, beeile ich mich, Ihnen sogleich zu antworten. Aber was soll ich Alles schreiben? Bin ich nicht verschrieen von Alt und Jung, daß man mich nicht verstehe, weil ich's selbst nicht könne, und muß ich nicht befürchten, der verehrte Johann Gottfried werden mich ebenfalls nicht verstehen? — Zunächst sage ich Ihnen aber meinen Beifall in Betreff Ihrer Pläne zu der großen Arbeit von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts wie zu den früher entworfenen Artikeln über Ossian und Shakespeare; namentlich die mir gesandten Abschnitte aus der ersteren Schrift haben mich in ihrer Wahrheit und Schärfe frappirt, erschüttert und — wie soll ich sagen? — erwärmt: weiter kann ich Ihnen keine Meinung sagen und Sie müssen damit vorläufig zufrieden sein. Und das werden Sie, wenn ich hinzufüge, daß ich brenne, des Mehreren davon zu erfahren um es bis zum Abschluß des Ganzen zu verfolgen. G.s**) Vorschlag, zu ihm nach Weimar zu kommen, kann ich nur billigen und Sie müssen darauf eingehen, obschon ich lieber wünschte, Sie wären bei mir in Königsberg. Auf denn nach Weimar***) und lassen Sie sich nicht zweimal bitten; ich wünschte ebenfalls dorten zu leben, Kant auch, wenigstens sagt er's, aber er ist mit seinen achtundvierzig Jahren schon ein Greis von achtzig, er altert schon jetzt sichtlich und nimmt ab vom ewigen Stubenhocken; sollte an den Rhein gehen. um wieder von Neuem aufzuleben. Den guten Mann kennen Sie kaum wieder, Herder; als wir damals noch in Königsberg ein Kleeblatt bildeten, schlich er schon etwas krummbucklig einher, — wie wird's werden, wenn er älter wird, er wird aussehen wie ein Nagel in der Wand, den ein Tölpel mit dem Hammer krumm statt gerade hineingeschlagen; aber lassen wir ihn in Ruhe, er ist beim Brüten und habe ich ihn in den letzten Tagen nicht besuchen dürfen. — Wie geht's jetzo mit den Augen? Ich denke: gut, da Sie nicht klagen.

Was ich mache, fragen Sie? Nun, es geht, Gott sei's gedankt, passable und, von Ihnen angesteckt, fange ich in meinen Freystunden an über Orientaliis (?) zu hocken, die ich später zu vervollkommnen gedenke, bin wie früher ein starker Moccatrinker und kann mich noch immer nicht entschließen, den von Voß als so heilsam und gedankenbringend gerühmten Toback zu rauchen. Sonst wüßte ich Ihnen nichts zu berichten. Sie meinen, lieber Freund, ich hätte mir selbst den jetzigen monströsen Titel oder Cognomen beigelegt? Da sind Sie aber im Irrthum, lieber Herder und ich bedaure nur aus Ihrem Schreiben zu ersehen, daß Sie lange nicht mit unserm düsseldorfer Collegen correspondirt haben müsen (sic!) oder es muß von mir just nicht die Rede gewesen sein, denn eben diesem Freunde habe ich, und zwar längst, mitgetheilt, daß nicht ich, sondern ein Anderer mir den „Magus" beigelegt oder aufgebürdet, wie Ihr wollt. Dieser Andere ist kein anderer als Moser†). Aus diesem Hirn ist er entsprungen und die Andern beten ihm nun nach. Des Christiani Zacchaei Telonarchi Antwortschreiben, das Sie bereits kennen, wartet noch immer seines Verlegers, den ich mit der Leuchte Diogens suche, aber wohl nicht finden werde. Wissen Sie keinen?

Besten Gruß Ihnen und der Frau Hofprediger von dem bekannten Acciseschreiber Hamann nomine Magus.

Die am Schluß erwähnte Schrift Hamanns war Veranlassung, daß er sich an Claudius wegen des Abdrucks wandte. Herder hatte dem Magus den „Boten" am 1. August 1772 angelegentlichst empfohlen und ihn gebeten, nach Wandsbeck zu

*) Herders Geburtsort.

**) Goethe.

***) Herder ging aber erst nach vier Jahren dorthin, 1776.

†) Siehe a. Jacobis Werke IV, 3. Abschnitt S. 35, wo es heißt: „Wissen Sie, daß Moser mich zum Magus des Nordens gemacht hat?"

Digitized by Google

schreiben. Hamann schreibt folgenden charakteristischen Brief dorthin:

Königsberg, den 13. August 1772.

An
Herrn Matthias Claudius, Schriftsteller zu Wandsbeck bei Hamburg.

Geehrter Herr Homme de lettres.

Gestatten Sie gütigst, daß ich mich in einer Angelegenheit an Sie wende, die mir zu gleicher Zeit die erfreuliche Gelegenheit verschafft, mit Ihnen in vielleicht dauernden, von mir in der Stille längst erwünschten Briefwechsel zu treten, denn ich brannte stetig, dem Manne näher stehen zu können, der mit dem Unterzeichneten quasi als glaubens- und geistesverwandt betrachtet werden darf. Diese Gelegenheit liegt heut' vor der Thür. Unser Beider Gönner und schätzbarer Freund Herder hat mich, den er Sokrates nennt, auf einen Alcibiades, der er, Herder, leider nicht sey, aufmerksam gemacht und dieser Alcibiades sollen Sie seyn, wie er schreibt; ein Jüngling voll edelster Gesinnung, probus, castus, ingenuus facie et animo, der für mich schon einmal nach Curland hat Schlittschuh laufen wollen und den ich, falls mir die „Wandsbecker Zeitungen" in die Hände fallen, kennen müßte wie jener Mathematiker die Menschen aus dem Sande. Und das thue ich und halte Sie wie früher warm und deshalb sende ich Ihnen das Antwortschreiben Christ. Zacch. Telonarchi, das ich neuerdings verfertigt habe, mit der Bitte, es Ihrem Bode*) zum Abdruck zu übergeben, denn hier sind die Verleger bockisch und ist nichts mit ihnen anzufangen. Also wenn Sie wollen, Rousseau von Wandsbeck, dann thun Sie's und bewirken Sie, was Sie bewirken können! Meines ewigen Dankes sind Sie, wie Sie wissen, im Voraus versichert und harrt in Eile, mit nächstem Posttag eine Rückäußerung zu empfangen

Ihr
stets zugethaner Freund und College
Hamann.

Daß Claudius und zwar sofort, wie er es liebte, in drastischer Weise geantwortet haben muß, ist denkbar, auch wenn uns der Brief desselben nicht aufbehalten worden ist. Es geht aber daraus hervor, daß Hamann sofort an Herder berichtete — (der Brief ist abgedruckt) —: „Von unserm Claudio Ulubrano**) habe ich das erste billet-doux erhalten, und habe ich ihm heute auch ein Paar Zeilen, ich besorge aber, zu meiner Schande und im trunkenen Muthe, geschrieben". Mit dem Druck ging es so langsam, daß Hamann zuletzt an Bode selbst zu schreiben genöthigt war: „Ohne Ihre cunctatorische Weisheit, dreimal sel. Bode, würde ich den ganzen verflossenen Sommer, welchen ich den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte mit der Wonne eines Bräutigams und der unermüdeten Schnellkraft eines Helden habe widmen können, an einem fruchtlosen Complott von 20 Recensenten verschwendet haben". Hamann beklagt sich bei Kant in einem Handbillet über diese Saumseligkeit. Das Billet lautet:

Werther Freund!

Ueber das Schicksal meiner durch unsern Briefwechsel angeregten Schrift über die „älteste Urkunde" kann ich Dir nur so viel sagen, daß sie wohl in den letzten Zügen liegt, und nicht vom Stapel laufen kann. Claudius hat schon recensirt, ehe's gedruckt war, und das Publicum wartet, wie vor dem Vorhang eines Theaters und bekommt nichts zu sehen noch zu hören. Hol's der Teufel! — Hamann.

Und der gemüthliche Claudius schreibt an Herder (Herders Nachlaß I. S. 383) unter anderem: „Hamann ist böse, daß ich die „Urkunde" schon zuvor recensirt habe, und meinte, ich könnte wohl aus dem Manuscript in meinen Händen gestohlen haben, und hätte unmaßgeblich schweigen sollen, bis er geredet hätte, weil er sich so gebalgt und geeilt hätte, der erste Recensent zu sein. Hab' das nicht gewußt, sonst hätte ich den preußischen Heraklit gerne zuerst reden lassen: — aber gestohlen habe ich nicht. Der Henker bestehle einen Magus! müßt' doch fürchten, daß er mich mit der gestohlenen Waare in der Hand der ganzen Welt zum Spectakel festzauberte". Bode hatte alle Hände voll zu thun, arbeitete an seinem „Tristan" und ließ sogar bei anderen Buchdruckern drucken. Erst am 9. November konnte Claudius an Hamann den Bogen schicken (Mönckeberg, Claudius S. 150) mit einigen entschuldigenden Worten, daß es nicht an ihm gelegen habe u. s. w. und mit dem Schluß: „Sie sind indeß in beiden Fällen mein liebster bester Hamann".

Bekanntlich hatte Claudius eine Stelle als Oberlandescommissarius in Darmstadt erhalten, sich indeß bald, von jeher gegen Oberhaupt und Autorität als freier Mann rebellirend, mit seinem Vorgesetzten, Freiherrn von Moser, überworfen; dazu kam noch, daß er sich in der „fürnehmen Luft" nicht wohl fühlte und „Heimweh nach seiner Ziege" bekam. Am 27. April 1777 reiste er von Darmstadt ab: ein echter Holsteiner, der, nachdem er dieses und jenes über die Elbe hinaus gesehen, wieder dorthin zurückkehrt, wo er geboren, um daselbst auch zu sterben. Diejenigen, welche sich über Claudius' baldige Rückkehr am wenigsten wunderten, waren der Magus des Nordens und der „Deutschfranzose" Christoph Martin Wieland. Hamann schreibt am 27. Mai 1776 an Merck (Briefe an Merck und Wagner. 1838. S. 67):

„Mir ahndete so etwas davon, daß die Herrlichkeit mit Claudius nicht lange dauern würde; aber ich hasse das Vorherkrähen, und mochte also nichts sagen, da sie noch in der Trunksucht der Flitterwochen und der Freude über das hübsche, liebe Weiblein waren, das natürlicher Weise, mit Mann und Kindern in einer Gruppe gesehen, un certe non so che auf den sublimen Kerl reflectiren mußte".

Am 1. Juni schreibt Hamann — der Brief ist bisher nicht gedruckt worden — an den bekannten Epigrammendichter Günther von Goeckingk:

Königsberg, 4. Juni 1777.

Wohledelgeborener Herr von Goeckingk!

Ich zähle es nicht zu den sieben Weltwundern, daß Rousseau von Wandsbeck den Darm so hurtig verlassen, mein Lieber; und, daß er mit Kind und Kegel, wie Kästner sagt, wieder heimgekehrt, war für den Ulysses vielleicht nicht sonder Schaden. Seine Briefe, die er mir in der letzten Zeit von dorten zukommen ließ, diese lassen durchaus zwischen den Zeilen so einen moralischen Jammerschrei vernehmen, so eine feuchte Sehnsucht, als wäre Rebecca-Penelopeia daheim geblieben und er könne nicht und wolle doch herüber. Der „excellente Kerl"*) mit seiner Ernestine hatte bereits für den lahmen Görgel**) eine Hütte gekauft, und so kann er wieder übersetzen und [illegible] leiben, wie's ihm gefällt. Sein Oberer muß ihm nicht conveni[illegible] ebensowenig wie meinem früheren dahier, dessen Stelle ich ist bekleide[illegible]nd ein gut Stück Brod esse. Er mußte wohl wöchentlich dreimal [illegible]lb durchschimmernden Vorwurf von Faulheit und Lässigkeit hören, [illegible]mehr Musik und horchte der Luscinia zu, als daß er [illegible] mit [illegible]iligen Landescommission befaßte. Aber [illegible]ott schütze und e[illegible] noch recht lange, bis daß endlich „sein Freund Hain [illegible] Hippe kommt, für den kein Kraut gewachsen ist.

Die eingeschl[illegible]pigrammata sind witzig und scharf, ein wahres Fressen für den B[illegible] Wenn die ihn nach so vielen trüben Erfahrungen und Fährlichkeiten wieder ebenso ermuntern, wie sie's mir gethan, dann steht es gut und Sie sind derjenige, welcher zufrieden sein kann.

Ganz der Ihrige
Hamann.

Aus demselben Jahre datirt ein Brief an die Baronin von Budberg:

Königsberg, 19. September 1777.

Hochedle Frau Baronin!

Ich sollte eigentlich die gewöhnigliche Entschuldigung vom Stapel laufen lassen, ich hätte keine Zeit gehabt, Ihnen zu schreiben und Ihnen auf's neue meine Liebe und Verehrung zu erkennen zu geben. Das thue ich nicht, da ich weiß, daß dieses zu Nichts führt nach dem alten Spruch: Qui s'excuse, s'accuse und das nur leider um so mehr. Aber auch wenn ich nicht schreibe, hohe Frau, bitte ich nicht vergessen zu wollen, daß

*) Bode — Claudius' Verleger.

**) Abgeleitet vom Dörfchen Ulubris in Claud. Fragment, das nach der Stoa schmeckt; so a. d. Motto zu dem Gedicht aus Horaz' Epistel I. 11.

*) Joh. Heinr. Voß.

**) Claudius. Anspielung auf dessen Görgeliana, sämmtl. Werke, III. Theil.

Digitized by Google

ich der angenehmen, frohen Stunden, die ich im Kreise Ihrer lieben Kinder verlebt, stets eingedenk sein werde. Ich kann Ihnen aber nur sagen, daß Sie allen meinen Bekannten und lieben Freunden und Freundinnen mittheilen mögen als Hauptsumma meines Schreibens dieses Wort: Der Magus, der unstäte, mit allen Lagen des Lebens unzufrieden gewesene umherzigeunernde ewige Jude habe itzt eine Ruhestatt gefunden, aus der er nicht herauskommen wolle, noch könne, daß er sich Gott sei's ewig gelobt! einer frischen körperlichen und geistigen Gesundheit zu erfreuen habe, arbeite, arbeite und wieder arbeite und alles Uebrige seinen gewohnten Lauf gehen lasse — bis an's Ende seiner Tage. Wenn ich zurück denke, als ich in den fünfziger Jahren damals als zweiundzwanzigjähriger Jüngling um eine Hauslehrerstelle bettelte und Sie, meine Gnädige, den Armen in Ihr Haus aufnahmen, dann in Riga, von den Stelzen meiner Ideale herabgepurzelt, quasi bei Freunden das Gnadenbrod aß und ein paar Jährchen darauf wieder bei Ihnen als Vagabundus einzukehren genöthigt war, — wenn ich bedenke, daß ich alles so hinnehmen mußte, ohne mich je wieder erkenntlich zeigen zu können, außer durch ewig glühenden, unvergänglichen Dank, da werd' ich, glauben Sie mir, noch heut' recht wehmüthig, und weiß nicht, was ich sagen und denken soll. Aber es ist gut, daß man Freunde und Gönner hat auf diesem Meere des Lebens; der Freunde kann man nimmer genug haben; ich hab's gesehen, erlebt und weiß, daß diese mich zu dem gemacht, was ich jetzo bin und in Ruhe und Frieden zu verbleiben hoffe.

Ewig Ihr ergebener und dankerfüllter Freund

Johann Georg Hamann.

Claudius hatte fünf Jahre darauf das nach Fenélons Télémaque nachgebildete Werk: „La nouvelle Cyropédie ou les voyages de Cyrus par Mr. Ramsay" übersetzt und Hamanns vollen Beifall erworben. Wie sehr wunderten sich aber der Letztgenannte und mit diesem vornehmlich Goethe, daß Claudius das dickleibige französische Werk „Irrthümer und Wahrheit", das der Magus ein „elendes, ja ein schändliches Buch" genannt hatte (Gildemeister, Hamann S. 267, 378) übersetzen konnte. Das Aufsehen, Begeisterung und Entrüstung erregende, heute fast vergessene Werk führt den vielversprechenden Titel: „Des erreurs et de la vérité ou les hommes rappelés au principe universel de la science. Par un Philosophe inconnu. A Edinbourg 1773. — Seconde édition à Salomonipolis". Chez Androphile, à la Colonne inébranlable 1781. Die von Claudius besorgte Uebertragung in's Deutsche erschien 1782 bei Gottlieb Löwe in Breslau, wurde aber seinen sämmtlichen Werken nicht einverleibt. Der Verfasser war der seiner Zeit größte Philosoph Frankreichs, Namens Louis Claude de Saint Martin, Lehrer des Martinez Pasqualis und Stifter der Martinistischen Schule, der noch im hohen Alter die deutsche Sprache studirte, nur um Jacob Böhme verstehen zu können. Ich kann mich hier nicht des Breiteren über dieses Buch ergehen, bemerke nur noch, daß vielleicht kein philosophisches Werk auf der Welt sich so diametral gegenüberstehender Beurtheilungen zu erfreuen hatte, als eben dieses. Während Damiron in der zweiten Ausgabe seiner „Histoire de la Philosophie en France au 19. siècle" es allerdings hervorhebt, aber nicht weiß, was er damit machen soll, nennt De Maistre den Verfasser in den „Soirées de St. Pétersbourg, t. II. p. 331": le plus sage et le plus élegant des théosophes modernes; während Julian Schmidt (Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution, I. Theil, S. 206) dieses Buch als ohne logischen Zusammenhang, ein Gewebe von Einfällen und einen Wust unerhörter Abgeschmacktheit darstellt, das kein M nsch lesen könne, erkannte andrerseits wieder Johann Friedrich K uker die Tiefe des Buches und wurde dadurch zur Abfassung seines „Magikon oder das geheime System einer Gesellschaft unbekannter Philosophen", das der Berliner Monatsschrift zur An lage auf Schwärmerei und Kryptokatholicismus diente, veranlaßt. Ebenso fühlte sich Schickedanz 1833 gedrungen, die nachgelassenen Schriften St. Martins herauszugeben, Varnhagen schrieb dessen Biographie und Rahel stellte Goldkörner aus dessen Schriften, besonders dem „L'homme de désir" zusammen, die ihr Mann als Handschrift unter dem Titel: „Angelus Silesius und Saint Martin" (Berlin 1833) herausgab. (Mönkeberg S. 196 u. Anm. u. Zusätze S. 412, 413.)

Hamann spricht sich in einem Schreiben, dessen Adresse nicht angegeben ist — wahrscheinlich an Jacobi, der sich auch nicht mit dem Buch befreunden wollte — folgendermaßen aus:

Ich kann den Unsinn nicht verstehen und begreife diejenigen Menschen nicht, die dem Buch Geschmack abgewinnen können. Es durchlesen vollends, wäre für mich eine Herkulesarbeit, zu der mir die Kraft und Ausdauer fehlen. Und nun noch gar Uebersetzungen davon! Ich begreife unsern biedern Collegen*) nicht, daß er nicht dabei eingeschlafen. Und der Schweizer**) empfiehlt's und empfiehlt's, als stände eine revolutio orbium coelestium darnach bevor. Sonderbar! Sonderbar! Und so wie der solle noch kein paradoxer Literat platonisirt haben? Und wer's außer mir auch nicht versteht, das ist der Uebersetzer selbst.

Im Hornung. Hamann.

Ein Brief Hamanns an Jacobi (in Wandsbeck) handelt von der Kant'schen Philosophie:

Du solltest ihn doch verstehen müssen, Freund, aber dem Magus fällt's schwer; ich muß die einzelnen Sätze im Kant ein Dutzend Mal nacheinander durchlesen, um nur annähernd zu erfahren, was er hat meinen wollen; das darf Matthias aber nicht wissen, denn der traut dem Magus noch immer eine metaphysische magische Kraft zu und will ihm scherzeshalber den Wahn nicht rauben. H.

Es sei schließlich noch bemerkt, daß Goethe in der achtzehnten Xenie die von Hamann so schrecklich gefundenen Claudius'-Martin'schen Irrthümer und Wahrheiten geißelte. Die Xenie lautet:

Erreur et vérité.

Irrthum wolltest Du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck?
Wahrheit, sie war Dir zu schwer; Irrthum, den brachtest Du fort.

---

## Pädagogisches Skizzenbuch.

Von Ludwig Noiré.

Verlag von Veit u. Co., Leipzig 1874.

Die Zeit, da die Wissenschaft sich von der Studirstube des Gelehrten aus nicht über den Hörsaal der Universität oder Akademie hinauswagte, ist vorüber; was noch im vorigen Jahrhundert lange Zeit hindurch ausschließliches Eigenthum der Fachgelehrten geblieben wäre, wird jetzt binnen kurzem, wenn auch freilich meist nur bis zu einem gewissen Grade, Gemeingut aller, die auf Bildung Anspruch machen. Die philosophischen Schriften von Hartmanns, die historischen Studien Rankes, Livingstones Afrikareisen und Kanes Nordpolfahrten interessiren nicht lediglich einen engen Kreis von Schöngeistern und Gelehrten, sondern mehr oder minder die Gesammtheit der Gebildeten. Ja, man muthet heutzutage dem gebildeten Laien für eine Menge von Fachfragen aus den verschiedensten Disciplinen ein Interesse und Verständniß zu, wie es bei den auserlesensten Geistern des vergangenen Jahrhunderts nur in seltenen Fällen hätte vorausgesetzt werden dürfen. Eine Zeitschrift in der Art der jetzigen Revuen, die in einer einzigen Nummer mit gleicher Unbefangenheit und Eleganz etwa Liebigs Bedeutung für die Fortschritte des Ackerbaues, Victor Hugos lyrische Dichtungen, die Vorgeschichte des vaticanischen Concils, die neuesten Tiefseeforschungen und den Standpunkt der Mungo- und Schoddyfabrikation behandeln, während im passenden Anschluß an letzteres Thema irgend ein Registrator der schönen Literatur die im Verlage des betreffenden Buchhändlers erschienenen Novitäten nach Gebühr anpreist, würden damals einen bedenklich kleinen Leserkreis gefunden haben.

Ein Gebiet — so heißt es im Vorwort des pädagogischen Skizzenbuchs von Noiré — „ein Gebiet, Wissenschaft zugleich und Kunst, welches im achtzehnten Jahrhundert alle Geister interessirte und beschäftigte, da der jugendliche Glaube an die

*) Claudius.

**) Lavater.

Digitized by Google

unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur der Fundamentalsatz alles Denkens und Strebens geworden war, scheint dieses allgemeine Interesse gänzlich verloren zu haben und unter dem Bann einer großartigen Enttäuschung nur den speciellen Berufsgenossen überlassen zu werden: es ist die Pädagogik". Dieses Interesse wieder zu beleben, hat der Verfasser des Pädagogischen Skizzenbuchs, selbst Pädagog, den Versuch gemacht; seine „Skizzen" unternehmen „in der anspruchslosen Form von Plaudereien" Streifzüge auf alle Gebiete des Unterrichts und wenden sich dabei nicht sowohl an den Fachmann, als vielmehr an die außerhalb der Schulkreise stehenden und daher den angeregten Fragen gegenüber vorurtheilsfreier gebliebenen Gebildeten. — Drei der Skizzen „die Classiker und die Schule", „die Behandlung der deutschen Classiker in der Schule" und „über Erklärer deutscher Dichter" sind in nahezu derselben Form, die sie in unserm Buch gefunden haben, vor längerer Zeit in der „Gegenwart" veröffentlicht worden und daher den Lesern dieses Blattes bekannt.

In jenen eben genannten drei Abschnitten seines Buches verhält sich der Verfasser, wie erinnerlich sein wird, vorwiegend kritisch und ablehnend gegen das, was er der Schule ferngehalten wissen will. So eifert er gegen die bedingungslose Adoptirung der oft schiefen oder nur halbwahren, immer aber mit felsenfester Sicherheit vorgetragenen Urtheile der Literaturgeschichte an Stelle eigenen gemeinschaftlichen Studiums von Lehrer und Schüler; er tadelt es, wenn die herrliche Lernzeit der begeisterungsfähigen Knaben in der Schule beim Lesen der Classiker „mit geisttödtendem Discurse über einen etwa vom Abschreiber gemachten Fehler ausgefüllt wird, und wenn an Homer und Horaz wie in anima vili Uebungen von Texteskritik und grammatisches Spintisiren getrieben werden", anstatt daß dem Jüngling die reichen Schätze der ächten Poesie jener Dichter aller Zeiten erschlossen werden sollten. Ganz vorzugsweise aber richtet sich Noirés Zorn gegen die seichten „Erklärer" deutscher Dichter, die, anstatt den jungen Geist des Schülers dazu anzuhalten, in den Sinn der Dichtungen, in das Geheimniß ihres poetischen Zaubers einzudringen und die Gesetze des dichterischen Aufbaues der Gedanken verstehen zu lernen, ihn dazu verführen, sich an „Erklärungen" genügen zu lassen, die sich auf leere Aeußerlichkeiten, wie etwa Zeit und Ort der Entstehung der Dichtwerke, beschränken.

Verwandten und daher gleichfalls vorzugsweise kritischen Inhalts ist der sechste Abschnitt des Buches, „die Gefahr der Einseitigkeit in den Sprachstudien" überschrieben. Der Verfasser läugnet nicht die Thatsache, daß „unsere Jugend, sobald sie der Schule entwachsen, mit Schrecken der Stunden gedenkt, in welchen ihr lateinische und griechische oder gar deutsche Grammatik eingetrichtert wurde" und „daß ein Schriftsteller, wenn er für ein größeres Publicum einen sprachlichen Gegenstand behandelt, erst mit allerlei Kratzfüßen und Complimenten sich entschuldigt, daß er einen so „trockenen Stoff", eine „so wenig ansprechende Materie" vorzuführen wagt". Wohl aber läugnet er, daß die tödtliche Langeweile, über welche geklagt würde, im Gegenstande, in der Beschäftigung mit Sprachen, liege. Er sucht sie in der leider nur zu häufig beliebten Lehrmethode, in der Manier, „die herrlichen Classiker als grammatikalische Beispielsammlungen, Fundgruben für stilistische Phraseologie oder gar als Revier für Conjecturenjagden anzusehen".

Gerade von einem Manne wie Noiré, der den größten Werth auf die Beibehaltung des Studiums der alten Sprachen legt — der ganze fünfte Abschnitt, „das Sprachstudium, die Grundlage höherer Geistesbildung" betitelt, plädirt auf das beredteste und wärmste in dieser Richtung — sind derartige Klagen doppelt beachtungswerth. Auch da muß man ihm zustimmen, wo er darauf aufmerksam macht, wie unheilvoll (im Gegensatz zu derjenigen „gesunden, kernhaften Geistesübung", bei der die Aufgabe zu lösen ist, nicht etwa in holperiger Weise dem Wortlaute nach, sondern dem Sinne nach in möglichst vollendeter und conciser Form aus der neuen in die alte Sprache und umgekehrt zu übersetzen) die Anfertigung der sogenannten freien, selbstständigen lateinischen Aufsätze wirkt. Wer diese mit Aufmerksamkeit durchmustert, der findet, daß es meist aus Classikern, Phraseologien und Wörterbüchern mühsam zusammengetragene Redensarten sind, die mosaikartig ohne inneren Zusammenhang aneinander gekleistert werden. Der Gedankeninhalt wird kaum beachtet, wüthet doch der Rothstift des Censors nur gegen den nicht-ciceronianischen Ausdruck. Ein erfahrener Lehrer kann mit Sicherheit berechnen, welche Phrasen ihm bei einem bestimmten Thema werden aufgetischt werden. Von experientia docet hindurch, an quae quum ita sint vorüber, bis zur peroratio und exhortatio, die den „angenehmen Tonfall" mit esse videatur am Schluß haben muß. Und welches historische Füllsel wird als exempla und demonstratio gemeiniglich in diese akademische Bratwurst kleingehackt!"

In gleich frischer und energischer Weise wird in dem siebenten, „todtes Wissen" überschriebenen Abschnitt des Buches gegen die fruchtlose Bemühung polemisirt, in den jugendlichen Schülerköpfen ein gewaltiges Material von Zahlen und Thatsachen anzuhäufen, die, an und für sich interesselos, ja oft nicht einmal richtig, für den Schüler Interesse erst gewinnen können durch den lebendigen Vortrag des Lehrers, ein Unterrichtsrequisit, welches gar oft entbehrt werden muß. Man denke, was beispielsweise den Geschichtsvortrag anbetrifft, an die in der Schule gehörten Lehren über die Geschichte Altegyptens, und an die Beleuchtung, die diese im ehrwürdigsten Brustton der Ueberzeugung vorgetragenen Lehren in Max Dunckers Geschichte des Alterthums erfahren.

„Todtes Wissen" nennt es der Verfasser, von den Herrlichkeiten der antiken Welt zu reden und die wunderbaren Schöpfungen ihrer Kunst gar nicht oder doch nur obenhin zu erwähnen, todtes Wissen auch, diese Kunstschöpfungen ausführlich zu erörtern, ohne die lebendige Anschauung, für welche nur in wenigen Fällen die Gelegenheit gänzlich fehlen wird, mitwirken zu lassen; todtes Wissen ferner jenen literarischen Notizenkram, der es gewissenhaft registrirt, wenn und wie lange Schiller in dem und dem Jahre den Schnupfen gehabt, und der Conjecturen anstellt, ob Frau Vulpius-Goethe ihre rothe Nase vom Trinken oder durch Zufall bekommen; todtes Wissen den naturgeschichtlichen Unterricht, wenn er dem Knaben die natürlichen und andere Systeme, die Classificationen und Determinationen mit all ihren barbarischen griechisch-lateinischen Bezeichnungen einpauken will. Todter Wortkram müsse es auch genannt werden, wenn man die kleinsten Schulkinder die Katechismuslehren verständnißlos in fürchterlicher Eile herunterleiern läßt.

Auch hierbei, wie in mehreren anderen Abschnitten des Buches, weist der Verfasser mit Recht darauf hin, wie entscheidend wichtig für die Gedeihlichkeit des Unterrichts die Persönlichkeit des Lehrers ist, eine Thatsache, die wunderlicher Weise auch von Schulmännern nicht selten mit tiefem Schweigen übergangen wird. Zu Nutz und Frommen seiner Berufsgenossen, der Schulfachleute, und — so dürfen wir hinzufügen — nicht ohne den Laien durch die Lectüre mehrfach in behagliche Fröhlichkeit zu versetzen, hat der Verfasser die großen und kleinen Schwächen, in die der Lehrerstand als solcher leicht verfällt, in dem bei aller Laune mit eindringlicher Wahrheit geschriebenen Abschnitt: „Schulmeisterkrankheiten" dargelegt. Das harte, herbe und verbitterte Wesen so vieler niederen Lehrer, Folge ihrer trotz allem, was geschehen, noch immer gedrückten und gedemüthigten äußeren Stellung — das Versinken in geistigen Marasmus unter dem Druck ihrer mühevollen Aufgabe und des quälenden Bewußtseins, ein ewiges Einerlei an Arbeit abspinnen zu müssen — die manchmal zu hypertrophischer Ausbildung gelangende Pedanterie in Benehmen und Rede — jenes von Eitelkeit und hochmüthigem Wissensdünkel erfüllte Wesen, das sich bei dem „oft unter knechtischem Druck und pietistischer Kopfhängerei „„herangebildeten"" Seminaristen, der zum ersten Male als unbeschränkter Selbstherrscher unter die Schaar der maulaufsperrenden Jungen tritt", am leichtesten herausbildet —: sie alle werden als specifische Schulmeisterkrankheiten bezeichnet und zum Theil in höchst amüsanter Form typisch vorgeführt.

Recht eigentlich pädagogischen Inhalts, und zwar, im Gegensatz zu den bisher besprochenen Abschnitten, nach der positiven

Digitized by Google

Seite hin, ist die zehnte Skizze: „Die Kunst (des Lehrens) und der Meister". Und ebenfalls nach der positiven Seite hin am bedeutendsten ist der Inhalt des oben schon erwähnten fünften, sowie des achten und elften Abschnittes des Buches, letztere beide „Fortschritte des Naturwissens und ihr Einfluß auf das Geistesleben", beziehungsweise „die ideale Bildung" betitelt. Eine das Einzelne herausgreifende Behandlung, wie sie hier die übrigen Skizzen erfahren haben, vertragen jedoch die letztgenannten drei, der zusammenhängenden und Eins aus dem Andern entwickelnden Darstellungsweise wegen, nicht. Es sei statt dessen vergönnt, hier den Inhalt des vierten Abschnittes noch ganz kurz anzugeben. Er führt die Ueberschrift: „Beispiele dichterischer Interpretation" und legt die nach des Verfassers Ansicht fruchtbarste Art und Weise der Interpretation von Dichtungen an einzelnen Beispielen dar; als solche sind aus dem Gebiete der lyrischen Poesie das Chamisso'sche „Schloß Boncourt", aus dem der epischen Uhlands „Bertran de Born" und eine der schönsten Stellen der Ilias gewählt; namentlich die „Interpretation" des Chamisso'schen Gedichtes darf unbedenklich geradezu als meisterhaft bezeichnet werden.

Wenn der Raum es verbot, auf den reichen und, wie die mitgetheilten Proben hoffentlich gezeigt haben, in hohem Grade anregenden Inhalt des „Pädagogischen Skizzenbuches" noch näher einzugehen, so sei betreffs der Darstellung nur noch zweierlei hervorgehoben. Zunächst die Energie und Schönheit der Sprache und die graciöse Leichtigkeit, mit welcher der Verfasser es versteht, das scheinbar Entlegenste in seine Darstellung zu verweben. — Sodann aber — und das hängt zum Theil mit dem eben Gerühmten zusammen — darf gewissenhafter Weise nicht verschwiegen werden, daß die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte durchaus nicht erschöpfend deren Inhalt bezeichnen. Beispielsweise sucht unter der Ueberschrift: „Die Gefahr der Einseitigkeit in den Sprachstudien" so leicht niemand einen zwei Seiten langen Excurs über das Pilum der römischen Legionen, oder Kritiken (beiläufig bemerkt, sehr zutreffende) über die Inschriften an den mainzer Guttenbergstandbildern. Manche Anführungen, die jetzt den Eindruck hervorrufen, als habe der Verfasser verschiedenes, was er bis dahin auf dem Herzen gehabt, bei Abfassung seiner pädagogischen Skizzen — vulgär zu reden — los werden wollen, hätte unbedenklich fortgelassen werden können, ohne daß der Zusammenhang irgendwie gelitten hätte. Ja, der ganze zwölfte Abschnitt, „zum Leben der deutschen Sprache" hätte als nicht völlig in den Rahmen eines „Pädagogischen Skizzenbuchs" passend, fortbleiben können. Indessen ist gerade dieser Abschnitt vorzugsweise launig und fesselnd geschrieben, und da dasselbe von den meisten in das Buch eingestreuten Episoden gilt, so kann man nur zufrieden sein, daß der Inhalt mehr hält, als die Ueberschrift verspricht.

Es gibt wenige Fachschriftsteller, die so wie L. Noiré im Stande sind, gründlich und dabei doch geistreich und amüsant über Dinge zu schreiben, welche sich der Laie meist nur in Verbindung mit dem Begriff der Langweile denkt. Wer das vorliegende „Pädagogische Skizzenbuch" gelesen hat, wird zugestehen, daß es kaum möglich ist, in geschickterer und besserer Weise dem schönen Ziele nachzustreben, welches Noiré sich gesteckt hat: alle Gebildeten für einen Gegenstand zu interessiren, der des höchsten und allgemeinsten Interesses werth ist.

H. F.

## Offene Briefe und Antworten.

### Zu den „geflügelten Worten".

„Gedanken sind zollfrei" wird bereits von Luther citirt in der 1523 erschienenen Schrift: „Von weltlicher Oberkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei", und in der Schrift: „Von heimlichen und gestohlenen Briefen u. s. w.". Ferner kommt es vor bei Joh. Pauli „Schimpf und Ernst" (Stück 144 der ersten Ausgabe von 1522, Stück 162 der Ausgabe von 1556).

Wer das schöne Wort zuerst gesagt hat, ist unbekannt. Luther so wie Pauli nennen es bereits als Sprichwort.

Georg Büchmann.

* * *

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Als einen kleinen Beitrag zu den sehr anziehenden Betrachtungen des Herrn Jürgen Bona Meyer über „Erziehungsweisheit im Sprichwort" erlaube ich mir, Ihnen folgende zwei Sprichwörter mitzutheilen, welche uns die Mutter in unserer Jugend manchmal bei Tische vorsagte. Das eine lautet: „Wer bettelt, kriegt nichts, und wer nichts fordert, will nichts". Diese Erziehungsweisheit setzte uns stets in die größte Verlegenheit, und wir wußten nicht, wie wir mit unseren begehrlichen Wünschen aus diesem Dilemma herauskommen sollten. Das andere Sprichwort war dem „unbescheiden fordernden Kinde" verständlicher und lautet: „Heg' up (heb' auf) het wat, fritt up het nischt".

J. W.

Am 1. October c. erscheint und ist **durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:**

# Pracht-Ausgabe der Dresdener Gallerie.

**Band I.**

In 30 Folio-Photographien direct nach den Original-Gemälden

mit Text von

**Prof. Julius Hübner,**

Director der Königlichen Gemälde-Gallerie zu Dresden.

**Preis 30 Thlr.**

Der erste Band dieses Werkes enthält die bedeutendsten und beliebtesten Bilder der italienischen, spanischen und französischen Schule. Von einem ansprechenden Texte Prof. Julius Hübner's begleitet geben diese ausgezeichneten Photographien nach den Original-Gemälden treue und klare Abbilder der weltberühmten Meisterwerke und werden jedem Besucher der Gallerie eine willkommene und unentbehrliche Erinnerung sein.

Durch gediegenen Inhalt wie durch prächtige und geschmackvolle Ausstattung hervorragend ist dieses Werk aufs Wärmste zu empfehlen.

**Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.**

Digitized by Google

# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Als eine **„Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt"** erscheint vom 1. Januar 1874 ab die obige Zeitung in jährlich 48 Nummern. Bekanntlich ist die „Modenwelt," die am 1. October 1865 begründet wurde und in elf Sprachen unter allen bestehenden Moden-Zeitungen die grösste Verbreitung gefunden hat, längst in allen Kreisen ein kaum noch entbehrlicher Rathgeber geworden. Wenn sich nun zu derselben ein Unterhaltungsblatt gesellte, dem es gelang, unter unseren Schriftstellern und Künstlern die hervorragendsten Kräfte zu gewinnen, so gestaltete sich daraus ein Journal, das von vornherein des allgemeinsten Beifalls sicher war, um so mehr, als der Preis ein verhältnissmässig niedriger ist.

Neben der **„Illustrirten Frauen-Zeitung"** erscheint im Uebrigen die **„Modenwelt"** nach ihrer bisherigen Weise fort. Indem wir zum Abonnement auf die eine oder andere Zeitung hiermit einladen, verweisen wir zugleich auf nachstehende kurze Inhalts-Uebersicht.

## Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „Modenwelt" mit Unterhaltungsblatt.

*Erscheint wöchentlich.*

**Kleine Ausgabe.**

Pro Quartal 25 Sgr.

Jährlich:
24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, wie bei der „Modenwelt."
12 Beilagen mit Schnittmustern etc., wie bei der „Modenwelt."
12 Grosse colorirte Modenkupfer.
24 Illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

## Illustrirte Frauen-Zeitung.

**Grosse Ausgabe.**

Pro Quartal 1 Thlr. 12½ Sgr.

Jährlich, ausser Obigem:
noch 36 grosse colorirte Modenkupfer, darunter 12 Blätter mit etwa 150 historischen und Volks-Trachten.

## Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

*Erscheint alle vierzehn Tage.*

Pro Quartal 12½ Sgr.

Jährlich:
24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weissstickerei, Soutache etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen; wo der Bezug durch eine Buchhandlung oder Postanstalt Unbequemlichkeiten haben sollte, erbietet sich die Verlags-Expedition in Berlin, W., Potsdamerstrasse 38, zur directen Uebersendung. Eine Probe-Nummer nebst Uebersicht der Preisbedingungen für die verschiedenen Länder liefert die Expedition auf frankirtes Verlangen gratis und franco.

Hierzu Beilagen der Verlagshandlungen von Ad. Spaarmann in Oberhausen und Franz Ebhardt in Berlin.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 26. September 1874. Band VI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Ein geistlicher Freund des „Armen Konrads" in England. Von Karl Blind. — Vereinstag der Gemsenheiligen. Abgehalten zu Dresden den 10. September. Von Julius Duboc. — Literatur und Kunst: Eine neue Hunnenschlacht. Von Adolf Dux. — Erziehungsweisheit im Sprichwort. Eine Betrachtung von Jürgen Bona Meyer. III. — Gustav Flaubert. Madame Bovary, Salammbô Die Versuchung des heiligen Antonius. III. Von Paul Lindau. — Arzt und Publicum. Von J. Pauly. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### Ein geistlicher Freund des „Armen Konrads" in England.

Von Karl Blind.

I.

„Sie lebten nicht eigentlich; sie starben nur nicht!" — Diesen Ausspruch that der Stiftsherr Karl Girdlestone vor ein paar Jahren über die Feldarbeiter von Nord-Devonshire, deren heute etwas verbesserte Lage wesentlich seinen menschenfreundlichen Bemühungen zuzuschreiben ist.

Die hohe und niedere Geistlichkeit der englischen Staatskirche hat sich in ihrer ungeheueren Mehrheit dem Bestreben der armen Heuerlinge, ein menschlicheres Dasein zu erringen, mit einer höchst unapostolischen Feindseligkeit entgegengestellt. Das bauschärmelige Bonzenthum der Bischöfe, von denen jeder alljährlich zwischen 4—15,000 Pfund Sterling (sage 28,000 bis 105,000 Thaler) Einkünfte bezieht, fühlte kein Mitleid mit Denen, die „da unten wimmeln ohne Brot und Recht". Einer der Bischöfe, der von Lincoln, scheute sich sogar einmal nicht, für die Führer der Feldarbeiter eine tüchtige Tunke in einer Roßschwemme anzuempfehlen. Die einzige Ausnahme unter den Bischöfen macht der von Manchester, der sich, neuerdings wenigstens, im guten Sinne ausgesprochen und geradezu an die Pachter und Grundeigenthümer die Frage gerichtet hat: „ob sie denn im Begriff ständen, verrückt zu werden?"

Auch in der unteren Rangordnung der staatskirchlichen Geistlichkeit hat der „Arme Konrad" nur wenige Freunde. Auf der Staffel der Ehren und der Einkünfte vorzurücken, ist das Ziel fast aller dieser Diener Gottes, deren Reich angeblich nicht von dieser Welt ist. Gern verhalten sie sich daher mit dem landsässigen Adel, der als andere Karyatide den Staatskirchenbau stützt. Die englische Hochkirche ist überdies selbst Grundeigenthümer in sehr ausgedehntem Maße. Jeder Landpfarrei ist eine „Scholle" (glebe) beigegeben, die da und dort einen recht hübschen Umfang hat. Dem Hansemann'schen Satze aber, daß bei Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört, pflichten die geistlichen Nachfolger der Jünger Jesu ganz entschieden bei. Einen höheren Lohn an den feldarbeitenden Tagelöhner, dessen sie selbst bedürfen, zu bezahlen, erscheint ihnen daher als ein grober Verstoß gegen das Einmaleins der Selbstsucht, das sie vortrefflich auswendig gelernt haben.

In der Naturgeschichte kommen indessen gelegentliche Sonderbarkeiten vor — zum Beispiel: weiße Raben, die aber außerordentlich selten sind. So soll unlängst in einer englischen Grafschaft ein weißer Sperling erschienen sein, über den jedoch die von der Merkwürdigkeit höchst betroffenen dunkeln Spatzen sofort herfielen. Sie pickten ihn ohne Verzug zu Tode. Gleiches geschah zwar nicht dem Stiftsherrn Girdlestone, da die englischen Verfassungszustände, welche unter den nicht-gefiederten Zweifüßlern herrschen, ein solch' summarisches Verfahren kaum gerechtfertigt hätten. Die Verfolgungen, welche dieser für die Leiden seiner Mitmenschen warm fühlende Mann mehrere Jahre hindurch zu erdulden hatte, waren gleichwohl derart, daß er den Schauplatz seiner Thätigkeit, trotz der errungenen theilweisen Erfolge, gern verließ, als ihm eine Versetzung die Gelegenheit dazu bot.

Schon ehe Joseph Arch die Bewegung der Feldarbeiter unter dem alten Lindenbaume zu Wellesbourne in Warwickshire eingeleitet hatte, war nämlich der Geistliche Girdlestone im kleineren Umkreise von Nord-Devonshire auf ähnliche Weise thätig gewesen. Die persönliche Geschichte dieses Mannes, der nicht vergessen werden darf, wenn man von der Bewegung unter der ackerbauenden Bevölkerung Englands spricht, ist eine höchst einfache, wie es sich bei seinem Stande so ziemlich von selbst versteht. Geboren im Jahre 1797 — also jetzt ein hoher Siebziger — studirte er in Oxford und machte dann, zuerst als Verweser, später als Pfarrherr, die Runde durch eine Anzahl Pfarreien im mittleren und westlichen Theile des Landes. Die Abfassung gottesgelahrter Werke nach der bekannten regelrechten Schablone füllte seine freie Zeit aus. Darüber wollen wir hier, in Anbetracht seiner sonstigen Verdienste, gern den ebenso bekannten Mantel der christlichen Liebe breiten, dem keine bessere Verwendung zu Theil werden könnte. Auch einen zum Zwecke anständiger jugendlicher Unterhaltung gesäuberten Horaz half er herausgeben — eine wohlgemeinte Arbeit, die zu besichtigen wir kein besonderes Verlangen tragen.

Einige Flugschriften über Fragen der öffentlichen Gesundheit, die er herausgab, bahnten ihm den Weg zur Behandlung größerer Fragen der gesellschaftlichen Ordnung. Er hatte die Lage der Feldarbeiter auf den Pachtgütern der mittleren und westlichen Grafschaften näher kennen gelernt und war tief erschreckt, als er auf der Pfarrei zu Halberton, in Devonshire, das jammervolle, unsägliche Elend der dortigen Heuerlinge sah. Hütten, die mehr einem Stalle glichen; die ärmlichste Nahrung; der dürftigste Lohn — kurz, der Menschheit ganzer Jammer trat ihm da entgegen!

II.

Devonshire ist, mit den Gottesgelehrten zu reden, ein gesegnetes Land: an seinen Küsten von romantischer Schönheit; im Innern fruchtbar über die Maßen — die Obstkammer

Digitized by Google

Englands! Wenn Devonshire einen Fehler hat, so theilt es ihn mit den meisten nach Westen hin gelegenen Grafschaften. Es ist von Regengüssen außerordentlich heimgesucht; ein guter Vorrath an Kleidung ist daher dort zur Erhaltung der Gesundheit desjenigen, der bei der Arbeit auf freiem Felde häufig von Schauern überrascht wird, unbedingt nothwendig.

Der Stiftsherr Girdlestone aber fand, als er die Lage der Heuerlinge in seiner neuen Umgebung untersuchte, daß dieselben nicht mehr als die Hälfte des Lohnes der Feldarbeiter in Lancashire erhielten. Und diese Letzteren standen sich wahrlich doch auch nicht glänzend, waren vielmehr, mit Verlaub zu reden, ebenfalls arme Teufel, denen — wenn es gestattet ist, etwas aus dem Bilde zu fallen — höchstens der Himmel voll Baßgeigen hing, der Erdenpfad aber mit Dornen besäet war! Sieben bis acht Schillinge empfing damals in Devonshire der Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichtes den Boden baute, als Wochenlohn! Davon sollte er Miethe zahlen und Hausgeräth in Ordnung halten, Weib und Kinder nähren und kleiden, Brennbedarf und Licht beschaffen, dem Arzt bei Krankheiten und Niederkunft Gebühren entrichten — vom Schulgelde nicht zu reden; denn wie viele Ackerarbeiter in England waren bis in die neueste Zeit herab, und sind noch, alles Unterrichtes bar!

Um in seinem Urtheile sicher zu gehen, forschte Girdlestone in allen Theilen der Grafschaft nach. Ueberall das gleiche Elend! Da und dort erhielten Schäfer oder Fuhrknechte, deren Arbeitszeit eine längere war, einen Schilling mehr in der Woche, hatten hie und da auch eine Kotte nebst einem Küchengärtchen zinsfrei. Die Lage der Masse der Heuerlinge — und freie Bauern gibt es ja in England kaum — war aber die oben geschilderte. Den sieben oder acht Schillingen Wochenlohn waren ein paar Schoppen Aepfelmost von so schlechter Beschaffenheit beigefügt, daß die Angabe, die äpfelmosttrinkende Bevölkerung Englands werde nie von der Cholera befallen, sich vielleicht daraus erklärt. Wer nämlich die Probe oder die Prüfung dieses den Feldarbeitern verabreichten schrecklichen Säuerlings bestanden hatte, der konnte von da an den bauchgrimmigen Gefahren der asiatischen Pest mit vollkommener Sicherheit trotzen. Sonst durfte der Ackerarbeiter, wenn er etwa einen Hag zu schneiden oder auszuroden hatte, noch die gesammelten Zweige als Brennholz mit nach Hause nehmen. Auch lieferte der Pachter ihm das ganze Jahr hindurch für den Hausgebrauch das nöthige Mehlkorn zu festem, nicht wechselndem Preise — ob der Preis stieg oder fiel. Dies Mehlkorn war indessen immer nur Ausschuß. Das anscheinende „Vorrecht" des armen Kottsassen kam also thatsächlich beinahe auf Null heraus.

Die Arbeit der Heuerlinge dauerte von sieben Uhr Morgens bis halb sechs Uhr Abends; oft aber auch von Sechs bis Acht oder Neun, ohne daß der Lohn darum erhöht wurde. Frauen arbeiteten ebenfalls im Feld — sonst im eigentlichen England ein seltenes Schauspiel; in diesem Punkte ist nämlich die englische Bildung der deutschen weit voran. Der Lohn dieser mit Hacke, Schaufel und Sichel zur Erde gebeugten Weiber war drei Schillinge sechs Pence; wenn es hoch kam, vier Schillinge in der Woche. Der Verderb an Kleidung, die Vernachlässigung des Haushaltes ließ diesen Lohn eher als einen Nachtheil, denn als einen Nutzen erscheinen. Die Pachter hielten jedoch darauf, daß die Frauen der Heuerlinge ihren Männern im Felde hülfen.

Federvieh oder Schweine zu halten, war den Kottsassen verboten. Es hieß, man müsse sonst fürchten, das Futter für diese Thiere werde durch Diebstahl zusammengebracht werden! Ein Kartoffelfeld durfte der arme Konrad schon für sich bebauen. Dafür hatte er aber dem Pachter einen vier- oder fünffach höheren Zins zu entrichten, als dieser dem Gutsbesitzer. Man kann sich denken, welches unter diesen Umständen die Nahrung der unglücklichen Frohnknechte und ihrer Familien war. Des Morgens „Kesselbrühe": unter diesem Kunstausdruck verstand man in heißes Wasser getauchtes Brot, dem bei seltenen Gelegenheiten die kostbare Zuthat einer Zwiebel beigefügt wurde — manchmal sogar ein Löffel Milch; denn der Regel nach mußte die auf der Farm übrig bleibende Milch von den Schweinen des Pachters genossen werden. Der nächste Imbiß bestand aus Brot und Handkäse. Das eigentliche Mittagsmahl war aus denselben Tafelfreuden zusammengesetzt. Das Abendmahl bildete sozusagen ein Fest. Hier wurden nämlich Kartoffeln und Kraut aufgetragen; manchmal sogar ein Stück Speck. Frisches Fleisch, wenn es sehr gut ging, einmal in der Woche.

Im besten Mannesalter war daher der Heuerling in Nord-Devonshire bereits eine verkrüppelte, von Gliederreißen geplagte Gestalt. Die kümmerliche Nahrung, verbunden mit dem Mangel an guten Kleidern unter dem nassen Himmelsstrich, und der elenden Behausung, die ordentlich zu heizen man nicht die Mittel hatte, untergrub die Gesundheit der gesammten ackerbauenden Bevölkerung. Die Folgen für die Sittlichkeit, welche aus der Zusammenhäufung in einem einzelnen Wohnungsraum entstanden, waren ebenfalls erschreckend. Hier Hülfe zu schaffen, war des Geistlichen Girdlestone ehrenhaftes Bestreben.

## III.

Mit der Behutsamkeit, die den Männern seines Standes meist eigen ist, versuchte er es zuerst auf dem Wege der Zwiesprache mit dem oder jenem einflußreichen Pachter. Vergebens. Diese breitrückigen, nahrhaften John Bulle wollten die Satzungen Englands, was die Feldarbeiter betraf, durchaus nicht geändert wissen. Nun griff der Stiftsherr, nach der Gewohnheit derer, die den schwarzen Langrock tragen, znr biblischen Waffe. Eines Sonntags — im März 1866, zur Zeit des Höhepunktes der Rinderpest — bestieg er die Kanzel zu Halberton und predigte über den dritten Vers im neunten Capitel des zweiten Buches Mose: — „Siehe, so wird die Hand des Herrn sein über dein Vieh auf dem Felde, über Pferde, über Esel, über Kameele, über Schafe, mit einer fast schweren Pestilenz".

Sogar die Gewohnheitsschläfer unter der Gemeinde wachten auf, als dieser ihnen geläufig scheinende Gegenstand auf die geistliche Tagesordnung kam. Wer malt aber die Bestürzung der zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Stein wiegenden, sonst nicht leicht aus ihrer „Fassung" zu bringenden Farmer, als der schmächtige, kleine Herr auf der Kanzel ihnen in die Seele redete: „ob sie nicht die Rinderpest sich zugezogen hätten als Strafe Gottes dafür, daß sie ihre Arbeiter härter behandelten, als das Vieh des Feldes"?

Von da an war es aus mit dem Herrn Pfarrer bei den vierschrötigen Pachtern. Bei allem Mangel an geistiger Beweglichkeit waren sie doch keine solchen „Pferde" u. s. w., um die Rinderpest aus dem alten Testamente abzuleiten. Jedenfalls wollten sie das nicht vor dem Hans Schollentritt und Kunz Ackertrapp gesagt wissen, der mit ihnen zusammen in der Kirche betete und sang. „Rache" war daher jetzt ihre Losung. Auf jede Weise suchten sie dem Geistlichen das Leben sauer zu machen, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben.

Bei den Kirchenrathsversammlungen schrieen sie ihn nieder. Allen seinen Vorschlägen in Sachen der Kirchengemeinde setzten sie ein beharrliches „Nein" entgegen. Selbst eine Klage strengten sie beim Gerichtshofe der Königin an, um das Recht der Ernennung von Kirchenvorstehern ganz aus seiner Hand zu nehmen; mit dieser Klage wurden sie jedoch abgewiesen. Da sie in die Kosten verurtheilt wurden, steigerte sich ihr Haß gegen ihn nur noch mehr. Nun blieben sie vom Kirchenbesuch ganz weg; und da die Feldarbeiter ihrerseits etwas unregelmäßige Kirchgänger sind, so stand der hereintretende Geistliche oft vor leeren Bänken: und die Orgel hatte zu schweigen. Sogar Girdlestones Frau und Töchter hatten mancherlei Unbill zu leiden. Das Leben des Geistlichen wurde dadurch beinahe unerträglich.

Tapfer und unentwegt ließ dieser den Muth nicht sinken. Ein Brief an die „Times", in welchem er die Sachlage in Devonshire ruhig und klar geschildert hatte, führte ihm bald

Digitized by Google

zahlreiche Anerbietungen aus anderen Grafschaften Englands und selbst Irlands zu. Darauf hin vermochte er einen Plan zu entwerfen, um Feldarbeiter aus Devonshire nach Gegenden zu befördern, in denen besserer Lohn gezahlt wurde und bessere Behausung für sie vorhanden war. Die Rückwirkung auf das Lohnverhältniß in Devonshire selbst konnte nicht ausbleiben.

Unglaublich aber waren die Schwierigkeiten, mit denen Girdlestone bei der Ausführung zu kämpfen hatte. Der Gedanke, auch nur in eine andere Grafschaft zu ziehen, war für den unwissenden Ackerbauer, den Nachkömmling von Geschlechtern, die seit Jahrhunderten thatsächlich an die Scholle gefesselt waren, ein wirklich erschreckender. Schon die nächstliegende Grafschaft war dem Feldarbeiter die „Fremde". Nun gar etwa in den Norden hinauf nach Yorkshire, oder in die südöstlichen Grafschaften zu wandern: es war dem Armen, als solle er in den Mond verbracht oder wenigstens zu den Gegenfüßlern versetzt werden — vorausgesetzt, daß er je von ihnen gehört hatte. Beängstigt fragten viele in ihrer Unkunde: ob sie über's Meer zu reisen hätten? Die Frauen vollends sahen der Auswanderung mit Entsetzen entgegen. Solches Volk beweglich zu machen, war keine Kleinigkeit. Die Verantwortlichkeit für den Ausgang auf sich zu nehmen, erforderte beinahe Heldenmuth.

Girdlestone schrak vor der Aufgabe nicht zurück. So völlig hülflos waren selbst diejenigen, welche sich zu dem Entschlusse, in eine andere Grafschaft zu ziehen, aufgerafft hatten, daß ihr Wohlthäter, von seiner Familie und seinen Hausgenossen darin unterstützt, ihnen sogar die Adressen auf die Koffer zu schreiben, die Fahrkarten auf der Eisenbahn zu lösen, und eine Art Anleitung auf den Weg mitzugeben hatte — mit großen Buchstaben geschrieben, damit den des Lesens überhaupt Kundigen die Entzifferung möglich sei. Auf diese Weise verbrachte Girdlestone im Laufe einiger Jahre zwischen 4—500 Feldarbeiter aus Devonshire nach dem Norden, wie auch nach Kent und Sussex. In jedem einzelnen Falle erfolgte für die Betreffenden dadurch eine Lohnverbesserung von mindestens dreizehn Schilling, ungerechnet die zinsfreie Benutzung einer Hütte und eines Küchengartens in einer Anzahl von Fällen.

Als Joseph Arch die Bewegung zu einer das ganze Land ergreifenden gestaltete und bald auch politische Richtungen in ihr hervortraten, die sich der demokratischen näherten, wich der Stiftsherr Girdlestone etwas zurück. Er erschien indessen auf der Versammlung der Bevollmächtigten der Feldarbeiter, welche in London vor etwa zwei Jahren unter dem Vorsitze des demokratisch gesinnten Unterhausmitgliedes Auberon Herbert stattfand. Dort sah ich den noch rüstigen Mann in schneeweißem Haar, wie er zwar mit einer gewissen Vorsicht, aber innerhalb seiner gemäßigten Ansichten doch mit Klarheit und Festigkeit für das von ihm als richtig Erkannte eintrat.

Er ist seitdem in eine günstigere Stellung versetzt worden und lebt jetzt in Olveston, in Gloucestershire, an einem Orte, wo die Pachter ausnahmsweise anständig gegen ihre Feldarbeiter verfahren. Noch empfängt Herr Girdlestone mancherlei Zuschriften aus allen Theilen des Britischen Reiches in Sachen der ackerbauenden Tagelöhner. Er übermittelt diese Briefe jetzt zur Erledigung stets dem Schriftwart des „Nationalvereins der Feldarbeiter", dessen Obmann Herr Joseph Arch ist.

Von dem ehemaligen Pfarrer zu Halberton kann man jedenfalls mit Fug sagen, daß er einen guten Kampf gekämpft hat. In Wahrheit ist er, freilich ohne sich der ganzen Folgen bewußt zu sein, der Anreger einer Bewegung gewesen, die, wenn auch augenblicklich wieder zurückgeworfen, doch dereinst den englischen Feudalbau in seinen Grundfesten erschüttern und zum Fall bringen wird.

---

## Der Vereinstag der Gemüseheiligen.

Abgehalten zu Dresden den 10. September.

Von **Julius Duboc.**

Die Bezeichnung „Gemüseheilige" statt der üblichen: „Vegetarianer" hat, ich gestehe es, einen etwas sarkastischen Beigeschmack. Aber ich bitte den Leser sich nicht voreilig in eine dem entsprechende Stimmung zu versetzen, da ich gar nicht die Absicht habe, ihn mit lauter sarkastischen Reflexionen zu unterhalten. Ich ziehe jenen Ausdruck nur vor, weil man Gemüseesser, sogar ausschließlicher, aus mancherlei indifferenten Gründen sein kann, Gemüseheiliger aber nur in dem Sinn, daß man mittelst der veränderten Nahrung sich innerlich und äußerlich zu verbessern und emporzuheben glaubt, also in dem tieferen Sinn des Vegetarianismus. Ich stehe, um es offen zu sagen, selbst in dem Verdacht einer heimlichen Hinneigung zu den Grundsätzen des Vegetarianismus. Zwar habe ich noch nie ein Beefsteak in so schlimmem Lichte betrachtet, wie z. B. Byron, der zu seinem Freund Th. Moore einst voll Bekümmerniß sagte: „Moore, fühlen Sie denn nicht, wie Sie bei jedem Bissen Beefsteak, den Sie zum Munde führen, immer blutgieriger und wilder werden?" Auch ist mir's so ganz allgemein oder, wie soll ich sagen, naturphilosophisch genommen, immer wahrscheinlicher erschienen, daß wir darauf angewiesen sind, sehr vielseitig essen und dabei bestehen zu können, als daß wir organisch die Richtung auf ein einseitiges Princip der Ernährung erhalten haben sollten. Nur indem der Mensch sich nicht exclusiv im Ernähren verhält oder zu verhalten braucht, kann er ja die Erde aller Orten erfüllen, da dieselbe nun einmal so sonderbar eingerichtet ist, daß sie auf großen Länderstrecken dem Menschen es fast oder ganz unmöglich macht, Fisch und Fleisch von seines Leibes Nahrung auszuschließen. In meiner Jugend habe ich einige Jahre im australischen „Busch" verlebt. Der australische Continent — the land of plenty, wie der arme Irländer es nennt, weil er dort zum erstenmal in seinem Leben plenty essen kann, wenn auch stets nur Salzfleisch und Brot nebst Thee — producirt bekanntlich ungeheure Mengen von Fleisch, ist aber für Cerealien äußerst wenig, ja zum großen Theil gar nicht anbaufähig. Auf Vegetarianer angewiesen, würde er vermuthlich allmählich der Verödung anheimfallen, während seine carnivorischen Kolonisten ihm und nebenbei sich selbst zu einer raschen Blüthe verholfen haben. Aber obgleich mir das Princip des Vegetarianismus in seiner allgemeinsten Anwendbarkeit somit etwas wackelig erscheint und das bekannte Sprüchlein: „Eines schickt sich nicht für Alle" in meinen Augen eine richtigere Maxime auch für Ernährungsverhältnisse ausdrückt, so bin ich ihm doch wegen der Einfachheit zugethan, für die es eine sehr vortreffliche Grundlage abgibt. Mich will bedünken, daß die Einfachheit der Lebensgewohnheiten, die uns in immer steigendem Maße abhanden kommt, nicht allein ein sehr wichtiges gesundheitliches und sittliches Princip repräsentirt, sondern daß demselben sogar allmählich, wie schon häufig in der Geschichte der Menschheit, eine culturmessende Bedeutung für die Entwicklung der Gegenwart zuwächst und ich bin daher der Ansicht, ohne dies hier weiter ausführen zu können und zu wollen, daß uns jeder Hemmschuh willkommen sein muß, der dieser abwärtsführenden Bewegung die rasche Fahrt wenigstens erschweren hilft. Und ein solcher Hemmschuh sind meine Gemüseheiligen, sie, welche das Dictum: „der Mensch ist, was er ißt", in buchstäblichster Treue auslegend, sich und die Menschheit dadurch zu regeneriren suchen, daß sie ein luxuriöses Ernährungsprincip, für welches das Fleisch mit Allem, was sich ihm zugesellt, stets der wahre Eckstein des Heils bleiben wird, durch ein ganz entgegengesetztes zu ersetzen suchen, für welches schon dem Pythagoras die Bohne symbolisch erschienen ist.

Um meine Leser ebenfalls symbolisch an der Sache Theil nehmen zu lassen, bitte ich sie, sich mit mir zum „Vegetarianer-Diner" zu begeben und zunächst das menu, welches uns erwartet, zu studiren. Es ist auf einem sauberen grünen Kärtchen, welches das „Programm des Congresses" enthält, gedruckt und enthält folgende items: 1. Linsensuppe. 2. Vegetarianisches Allerlei. 3. Reispudding mit einer Sauce. 4. Grüne Bohnen mit Maccaroni. 5. Gelbe Erbsen mit Sauerkohl. 6. Kanitzer Eierkuchen mit Compot. Für die vegetarianische Magenverfassung muß diese Composition offenbar ein entschieden günstiges Vorurtheil erwecken, wie sie auch von vornherein dem Zweifel begegnen dürfte, ob man ohne Fleisch denn eigentlich satt werden könne oder, wie die „Carnivoren" meistens sagen, „satt wohl, aber es hält nicht vor". Ich bitte aber zu glauben,

Digitized by Google

daß die Trias Linsen, Bohnen und Erbsen, mit einigen leichteren Gerichten abwechselnd versetzt, es mit einer ganzen Reihe von Fleischspeisen in Bezug auf's „Vorhalten" aufnimmt. Betrachten wir die Gesellschaft, die sich hier im Saal des freundlich an der Elbe belegenen „Schillerschlößchens" zum gemeinschaftlichen Mahl versammelt hat. Es sind etwa 150 Personen, wovon ein Theil Gäste, anwesend, Herren und Damen, Alt und Jung — selbst ein vegetarianischer Sprosse von sehr zartem Lebensalter ist vertreten — blühend und kränklich, nervöse Naturen und derbe Constitutionen. Wir finden in der Zusammensetzung der Gesellschaft keine auf den ersten Blick auffällige, besonders hervorstechende Züge. Bei schärferem Zusehen glauben wir allerdings zu gewahren, daß die üppig genährten Gestalten, wie sie etwa weiland Traiteur Buder in den Berliner Zeitungen als Empfehlung seiner Kochkünste abzubilden pflegte, gänzlich fehlen, daß der schmälere Leiberumfang das sparsame Lebensprincip verräth und daß unser Blick häufig Personen begegnet, die wohl leiblich gesund, aber doch mehr gesund im Sinne von Reconvalescenten aussehen. Und das ist ja auch weiter nicht zu verwundern, da es in der Natur der Sache liegt, daß der Uebergang zum Vegetarianismus von sehr vielen, vielleicht von den meisten zunächst aus Gesundheitsrücksichten gemacht wird und der mit dem neuen Princip geschlossene Freundschaftsbund eben dadurch seine sicherste Grundlage erhält, daß der Mensch durch dasselbe vom Siechthum befreit wird.

Das Diner nimmt durch unendliche Pausen einen schleppenden Verlauf, der etwas nach Langeweile schmeckt. Um diesen Satan auszutreiben, würden die Meisten sogar den Beelzebub der Trinksprüche zulassen, aber es gibt nichts zu trinken als Wasser — obwohl Wein nicht geradezu verboten ist und auch von Einigen genossen wird — und die schlechten Lebensgewohnheiten unserer Vergangenheit äußern noch so weit ihre bindende Kraft, daß uns bei Wasser nichts einfallen will. Das fröhliche Klingklang der aneinander stoßenden Gläser läßt sich bei einem dreistündigen Diner nur schwer entbehren und für die Zukunft würden die Vegetarianer, wie mir scheint, besser thun wieder zu den mousstrenden Wässern zurückzukehren, wobei es doch wenigstens einiges Pfropfenknallen gibt, oder den Gebrauch von Fruchtweinen nach englischer Sitte einzuführen.

Von Zeit zu Zeit erhebt sich ein Mann, den eine eigenthümliche Mischung von Jugendlichkeit mit Anzeichen eines höheren Lebensalters in den scharfgeschnittenen Zügen auffällig kennzeichnet. Er macht der Gesellschaft Mittheilung von Grüßen und glückwünschenden Telegrammen, die von Anhängern aus der Ferne übersandt sind. Solche Gedenkzeichen treffen ein aus Mannheim, Schneidemühl (von Czerski), aus Turin, Hannover, Nassau. Von dort hat eine Dame eine kunstvoll aus Tannenzapfen und ähnlichen Früchten gefertigte Obstschale mit ausgewähltem Obst eingesandt, die alsbald nach einem praktischen Vorschlag während der Tafel verloost wird. Der Erlös von über 20 Thlr. wird dem Fonds der „Thalysia", einer Stiftung für Waisenversorgung, überwiesen. Der, welcher diese Mittheilungen macht, ist Eduard Baltzer, Prediger der freien Gemeinde in Nordhausen, der geistige Begründer, Leiter und Erhalter der vegetarianischen Bewegung, soweit dieselbe in Deutschland ihren Boden hat.

Wir begegnen ihm am Abend in demselben Saal des Schillerschlößchen wieder, wo er, sowie Herr R. Springer aus Berlin die Redner des Abends sind, denen eine sehr zahlreiche Versammlung mit großer Aufmerksamkeit folgt. Der Vortrag Baltzers gilt: „der historischen Bedeutung und dem wissenschaftlichen Werth des Vegetarianismus", der Vortrag des Herrn Springer, „der moralischen und humanen Bedeutung des Vegetarianismus". Beide Themata werden in lebhaft anregender und fesselnder Weise besprochen und die Redner ernten verdienten Beifall. Freilich gewahre ich, als ich am Ende des Baltzer'schen Vortrags mich zufällig umwende, daß ein Theil der beifallspendenden Hände alsbald nach beendigtem Applaus ein völlig carnivorisch eingerichtetes Butterbrod zum Munde führt — ein entsetzlicher Beleg für die Vielseitigkeit der menschlichen Natur und für ihre Befähigung, die verschiedenartigsten Eindrücke ohne Schaden in einander zu verarbeiten. Wer Baltzer gesehen, gesprochen und vielleicht Einiges von ihm gelesen hat, wird an der geistigen Bedeutung des Mannes nicht zweifeln und namentlich auch daran nicht, daß er durch die Gewalt seiner fesselnden Persönlichkeit einen außergewöhnlichen Einfluß auf seine Anhänger ausübt. In hohem Grade eigen ist ihm eine wahrhaft zu Herzen dringende Beredtsamkeit, die auf den glücklichsten Naturanlagen zu beruhen scheint. Seine Redeweise imponirt weniger durch Lebhaftigkeit und Feuer, als durch eine ungemein bestechende Verbindung von ruhiger Klarheit und inniger Gemüthswärme in der gewählteren Form des Ausdrucks. Im leichtesten Gedankenfluß, doppelt bewundernswerth, weil der Redner im Einzelnen sich völlig der Eingebung des Augenblicks überläßt, entwickelte er die Weltauffassung, wie sie sich in seinem Geiste auf Grund der völligen Enthaltung von der Fleischnahrung gestaltete. Da sich bei ihm die Principienfrage zu einer (für ihn natürlich längst entschiedenen) Organisationsfrage zuspitzt, zu einem natürlichen Bedingtsein, aus dem der Mensch nicht heraustreten, dem er nicht entgehen kann, wie lange er ihm auch zu seinem Unheil widerstreben mag, so stellt er sich hauptsächlich die Aufgabe nachzuweisen, wie dies Princip, dessen dereinstiger Sieg unbezweifelt ist, seine Wirkung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Schaffens zur Geltung bringen wird und welche, bisher nur unbeachtete oder falsch ausgelegte Symptome die Entwicklung in dieser Richtung, den dämmernden Morgen schon gegenwärtig ankünden. In dieser Entwicklung bekundet Baltzer einen geistvollen Tiefsinn, der selbst dem imponiren wird, der die Dinge ganz anders anzusehen und auszulegen gewohnt ist. Er verbindet Fern und Nah', die entlegensten Zeiträume und Entwicklungsperioden in der Geschichte der Menschheit mit der Gegenwart und die verschiedenartigsten Gebiete des Wissens und der ökonomischen Leistungen zu einem Gesammtbilde, welches immer unter denselben Gesichtswinkel gerückt wird. Durch diese innere Logik der Betrachtung wird der Zuhörer unwillkürlich gefesselt, und es ergibt sich eine Wirkung, der sich namentlich auch beim Lesen seiner Schrift: „Ideen zur socialen Reform" schwerlich Jemand ganz entziehen kann.

Baltzer besitzt ein ebenso klangvolles wie modulationsfähiges Stimmorgan, welches seiner rednerischen Begabung die wirksamste Unterstützung verleiht. Es begreift sich daher, daß seine Vorträge, ausgezeichnet durch so mancherlei Vorzüge, die man selten in dieser Art verbunden trifft, einen bedeutenden Eindruck hervorrufen. Rechnet man dazu die schlichte Liebenswürdigkeit seines persönlichen Auftretens und die Unermüdlichkeit seines Wirkens in Schrift und Rede für die von ihm erkorene Sache, so ist die im Ganzen rasche Verbreitung derselben recht wohl zu erklären. In den 7 Jahren seines Bestehens hat der „Deutsche Verein für natürliche Lebensweise" oder der „Vegetarianer" mehrere tausend Mitglieder gewonnen, ein Vereinsvermögen erworben, Stiftungen begründet; er besitzt sein eignes Vereinsblatt (herausgegeben von Baltzer) und beschäftigt sich damit Vegetarianer-Kolonien anzulegen, wozu es ihm allerdings am Wichtigsten, nämlich an den Kolonisten, sehr gebricht. Von den localen Vereinigungen, die ihm wenigstens im Streben verwandt sind, hat namentlich der Berliner „Verein für naturgemäße Lebensweise" durch Schenkung ein so bedeutendes Vermögen (über 40,000 Thlr.) erworben, daß es ihm an materiellen Bedingungen für die Verfolgung seiner Zwecke wenigstens nicht gebricht. Trotzdem kann man zweifelhaft sein, ob ohne Baltzer die ganze Schöpfung lange Bestand haben und viel Verbreitung gewinnen dürfte. Ein erstes Erforderniß dafür würde eine durchgreifende praktisch angelegte Organisation des Vereins in seinen localen Verzweigungen sein. Damit scheint es aber vorläufig noch auf sehr schwachen Füßen zu stehen. Im Allgemeinen wird man wohl nicht irre gehen, wenn man als die wichtigsten Momente, die für die vegetarianische Lebensweise in weiteren Kreisen Propaganda machen, hauptsächlich zwei ansieht, nämlich die Wahrnehmung, daß man dabei gesünder leben kann und die zweite, die für viele von kaum minderem Gewicht ist, daß man dabei billiger existirt. Dagegen wirkt in hohem Maße erschwerend die gesellschaftliche Isolirung, in welche der Vegetarianer sich unversehens versetzt fühlt und das häufig gänzlich Undurchführbare der Sache, welches namentlich den Junggesellen in allerlei Bedrängnisse verwickelt. Hiergegen könnten nur die Localvereine Abhülfe schaffen, wenn sie es sich angelegen sein ließen, durch engen Zusammenschluß ihrer Mitglieder diesen gegenseitige Unterstützung und Rath zu gewähren und namentlich für sie ein behagliches soziales Zusammenleben in gesellschaftlichen Vereinigungen zu schaffen. Indem der Vegetarianer nicht der Fleischnahrung allein entsagt, sondern ein Ernährungsprincip verfolgt, welches mit allen künstlichen Reizmitteln und Genußformen bricht, wandert er in der That gewissermaßen in's Exil und diese freiwillige Selbstverbannung kann er sich nur selbst erträglich machen, indem er sich im Kreise der Seinigen d. h. seiner Gesinnungsgenossen eine neue sociale Lebensform, die wenigstens für seine nächsten gesellschaftlichen Bedürfnisse und Instincte ausreicht, erschafft. Erst dann könnte die Sache vielleicht im mittleren Bürgerstand mehr Boden gewinnen, als sie sich bis jetzt erobert hat. Ferner könnten auch nur solche

Digitized by Google

Localvereine, wenn sie in hinreichender Anzahl vorhanden und gut geleitet sind, durch genaue Selbstcontrole das constatiren, was ihnen von gegnerischer Seite bestritten wird und was ihnen zu constatiren also doppelt wichtig sein muß, daß ihr Ernährungsprincip überwiegend günstige Resultate liefert. Können sie mit Ziffern erweisen oder wenigstens wahrscheinlich machen, daß vegetarianisch ernährte Kinder durchschnittlich weniger wie andere unter ähnlichen Verhältnissen auferzogene von Scrofeln, Bleichsucht und anderen Krankheitsgeißeln heimgesucht werden, daß bei herrschenden Epidemien, Cholera z. B. Vegetarianer erheblich besser wie Carnivoren davonkommen, so werden sie damit, wie ich mir vorstelle, für ihre Sache erheblich mehr leisten, als mit aller Metaphysik oder sie werden wenigstens dieser auf ihrem Wolkensitz zu einer soliden Unterlage verholfen haben. Sie benehmen dann auch vielleicht der preußischen Regierung den Zweifel, ob es sich bei vegetarianischen Stiftungen wirklich um „gemeinnützige Zwecke" handle, ein Zweifel, der bisher verhindert hat, daß die nachgesuchte Verleihung der Rechte einer juristischen Person den Vereinen ertheilt worden ist und sie ermöglichen, daß der einen Volksküche, welche, wenn ich recht unterrichtet, in Berlin vegetarianisch eingerichtet werden soll, in Zukunft andere nachfolgen können.

Mit diesen Rathschlägen an unsere Freunde, die Gemüseheiligen, scheide ich von dem Vereinstag, der im Uebrigen programmmäßig und mit programmmäßiger Zufriedenheit verlief. Namentlich unsere Berliner Gäste schieden freudig überrascht, eine Vorstadt Berlins, nämlich Dresden, gefunden zu haben, in der es noch nicht nach Chlor und Carbol duftete, wie, nach ihrer Versicherung, in der ganzen deutschen Reichshauptstadt.

## Literatur und Kunst.

### Eine neue Hunnenschlacht.

Der Gegenstand dieser Zeilen ist nicht etwa eine neuere Ausführung der „Hunnenschlacht", welche Kaulbach gemalt, von einem andern bildenden Künstler; es ist die Darstellung desselben Sujets in Worten, und zugleich eine weitgreifende Fortsetzung des ursprünglichen Themas. Es ist die Hunnenschlacht der Sage, und nebenbei eine Umwandlung der Sage in Geschichte, nicht blos in bereits verflossene, sondern auch in gegenwärtige, und wer weiß, wie lange noch währende künftige Geschichte. Es ist die Hunnenschlacht in Permanenz, in welcher einerseits die Magyaren, andererseits die Deutschen mit einander kämpfen, ohne je mit einander fertig zu werden. In Deutschland hat man wohl gar keine Kenntniß von diesem Kampfe ohne Ende. Und doch sind da deutsche Kräfte mit verwickelt. Man empfindet hier das Meiste von dem, was deutsche Federn über Ungarn, besonders über den herrschenden Stamm des Landes schreiben, wie Nadelstiche, Drohungen, böswillige Neckerei u. s. w. Kurz man empfindet es unangenehm. Dazu gesellt sich der Umstand, daß mit der Zunahme des Verkehrs und der Industrie in Ungarn, immer mehr Fremde, zumeist aber Deutsche in's Land kommen, und ihre Geschicklichkeit, ihren Fleiß und ihre — fremde Sprache mitbringen, und Alles das in einer Zeit, wo so viele Anstrengungen gemacht werden, um der magyarischen Sprache neben ihrer gesicherten Stellung als Amtssprache auch ein immer größerer Terrain in der Gesellschaft zu erobern, so wie den Handel und die Industrie des Landes mehr national zu machen, als sie es sind. Diese Bestrebungen haben nicht immer gleich das erwünschte Resultat zur Folge, erwecken hier und da einen bescheidenen leisen Widerstand im Lande selbst, oder wohl gar laute Recriminationen in ausländischen Blättern, die wieder in den magyarischen nicht mit Stillschweigen übergangen werden, — und so konnte es leicht kommen, daß diese fortwährende Action und Reaction sich in der Phantasie eines begabten Dichters zu einem permanenten Kampfe zwischen Magyaren und Deutschen gestaltete.

Neben den erwähnten neueren hat es auch ältere Momente gegeben, die auf einen solchen unausgesetzten Hader hindeuten. Sie finden ihren Ausdruck in gewissen nationalen fliegenden Worten, auf die wir uns aber nicht weiter einlassen, weil sie, obgleich scheinbar auf die Deutschen im Allgemeinen gemünzt, doch nur gegen die Germanisation gerichtet waren, welche ehemals die österreichische Regierung in Ungarn durchzuführen versuchte. Weit entfernt von der Verachtung, welche sich in den hier nur im Vorbeigehen berührten fliegenden Worten ausdrückt, ist das magyarische Volk vielmehr von Respect vor den Deutschen erfüllt, und zwar nicht etwa blos von 1870 her. Es gibt ein altes magyarisches Volksmärchen, das in dieser Beziehung charakteristisch ist. Mit naivem Humor wird da die Geschichte von der Austreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese erzählt. Gott schickte zuerst den walachischen, dann den magyarischen Erzengel, allein beide konnten nichts ausrichten, denn der erstere ließ sich von Adam beschwindeln, der andere durch Evas Bitten erweichen und da schickte Gott den deutschen Erzengel Michael, dieser sprach mit unerbittlicher Strenge: Muszáj! (es muß sein), und Adam und Eva versuchten es gar nicht weiter, ihren Aufenthalt im Paradiese zu behaupten. — Es ist zwar keine schwärmerische Liebe, was sich in diesem Märchen ausdrückt, aber doch unstreitig Respect.

Das Gleiche läßt sich von einem zu den jüngsten Erscheinungen der magyarischen Literatur gehörenden Gedicht sagen, in welchem die Reaction der Magyaren gegen deutsche Einflüsse und Angriffe zu poetischem Ausdruck gelangt. Da ist nichts von der Verachtung des Gegners zu finden, zu welcher sich mancherlei kleine Feinde hinaufschwindeln, wenn sie hinter einer sichern Verschanzung geborgen, ihr Kriegsgeschrei erheben. Die Schriftsteller und Journale, die ungünstig über die Magyaren geschrieben, müssen hier freilich ausgenommen werden; im Uebrigen aber spricht der talentvolle Dichter mit Respect von den Deutschen, und weit entfernt von nationaler Selbstüberhebung geißelt er unbarmherzig die eigenen Stammesgenossen, und spornt sie sich aufzuraffen, damit sie im Kampf mit den Fremden nicht zu Grunde gehen.

Der Dichter, den wir meinen, Ladislaus Arany, ist der würdige Sohn seines Vaters, des General-Secretärs der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Johann Arany, in dessen Werken die Magyaren die höchste Vollendung ihrer Kunstpoesie verehren. Dieser, ein bedeutender Lyriker, ist noch größer als Epiker. Ihm hat die magyarische Literatur ihre schönsten Balladen und einige größere epische Dichtungen zu verdanken, in welchen das Studium der mittelalterlichen deutschen u. s. w. Heldenlieder in inniger Verschmelzung mit den eigenen nationalen Traditionen Blüthen von großer Schönheit getrieben hat. Arany erhebt sich mit einer, in der magyarischen Literatur seltenen Objectivität über den Gesichtskreis der Nationen, ja er wendet sich in einigen seiner Dichtungen ironisch gegen dieselbe.

Im Sohn, Ladislaus, tritt diese Ironie schärfer auf. Herb und bitter gelangt in diesem die Enttäuschung darüber zum Ausdruck, daß die Magyaren in der Freiheit bisher nicht alles auszuführen vermochten, was sie in den Zeiten des Druckes sich gelobten. Die Wirksamkeit des als Dichter jetzt ausruhenden Vaters fiel in eine Zeit, wo noch Hoffnungen an der Tagesordnung, Enttäuschungen noch nicht möglich waren; seine Ironie konnte sich noch in den heiteren Regionen des Humors bewegen. — Anders der jugendliche Sohn, dem der Magyare als ein „Held der Fata morgana" erscheint. Dies ist der Titel einer im v. J. erschienenen poetischen Erzählung, in welcher er den Helden alle modernen Freiheitskämpfe mitmachen, in Paris und London Erfahrungen zu großartigen Reformen für sein Vaterland sammeln, und dann schließlich mit all seinen Projecten kläglich scheitern läßt. Dort schilderte er die Stimmung und das Treiben der Magyaren während der letzten Zeit der Bach'schen Periode, in welcher die ungarische Verfassung sequestrirt war, unter Anderem mit folgenden Strophen:

„In unsrem Volk jedoch erwachte wieder
Die alte Zuversicht, die alte Kraft;
Bald schwebt, so hofft's, vom Himmel Hilfe nieder,
Die Heilung uns nach langen Leiden schafft;

Digitized by Google

Demonstrationen macht's, polit'sche Lieder
Mörder der Patrioten-Leidenschaft,
Aufkam die höchste aller Staatskunst-Arten:
Gebratne Tauben offnen Munds erwarten.

Die Tauben freilich kamen nicht geflogen,
Doch spielten wir mit unsrer Fesseln Klang;
Das Volk war mit Beamten aufgezogen,
Und prellte die Finanzwach', wenn's gelang;
Noch höher gingen der Begeist'rung Wogen
Im Jugendkreis, Studentchen, spannenlang,
Rüsteten kühn sich zu des Kriegers Tänzen,
Und fingen an — die deutsche Stund' zu schwänzen".

Unter solchen Verhältnissen entwickelte sich „Der Held der Fata morgana" — der Illusionen — der, nachdem er von seinen ausländischen Fahrten zurückgekehrt, in Verzweiflung über den hohlen Flitter, den er in der Heimath, besonders in der Hauptstadt findet, sich in die schalen Genüsse seiner Vettern unter dem Landadel stürzt und so seine Laufbahn ruhmlos beschließt.

Die Stimmung, die in diesem Gedicht zum Ausdruck kam, ist in den, seit dem Entstehen desselben verflossenen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren nicht rosiger geworden. Mißwachs, Deficit im Staatshaushalt, Regierungskrisen, Verdrießlichkeiten mit Nationalitäten u. s. w. haben den patriotischen Herzen manche verzweiflungsvolle Stunde verursacht; und auf diesen trüben Zaubergrund malte Ladislaus Arany seine „Hunnenschlacht". Dies ist der (hier übersetzte) Titel des in Alexandrinern, dem magyarischen epischen Vers, geschriebenen Gedichts, dessen Skizze ich hiermit biete. In den mitgetheilten Proben ist die Versform des Originals durch den im Deutschen passenderen Nibelungenvers ersetzt.

Im Anfang apostrophirt der Dichter die Magyaren mit dem Vorwurf, daß sie dem Wetteifer der Völker im modernen Culturleben träge zusehen, ohne sich daran mit gleichem Fleiß zu betheiligen; und mit einer Wendung, deren Ironie nicht mehr gegen das eigene Fleisch und Blut gerichtet ist, zu den deutschen Schriftstellern übergehend, die sich in neuerer Zeit über Ungarn und die Magyaren geäußert haben, sagt er dann:

„In deinem Gleichmuth merkest du nicht einmal, wie dreist
Ein Ungethüm dich anfällt und schier in Stücke reißt,
Wie gegen dich die Waffen schon schwingen immer höher
Der Degen Edward Kattner, der tapfre Franz von Löher*),
Wie sie die Krallen spitzen, was sie für Böses brüten,
Wie mit gesträubten Federn sie drohen, schreien, wüthen,
Und auf den Hahnenbalken sich setzend schrein: Im Sterben
Sind jetzund die Magyaren, und wir sind ihre Erben!"

„Gemach, Ihr tapfern Herren, noch ist es nicht so weit,
Solch ein Vernichtungskampf bedarf wohl läng'rer Zeit;
Und ob auch lauter Dinte, so Lech, wie Spree ergösse,
Ob hundertmal auch stärker die Gall' euch überflösse,
Ob alle eure Federn, wie die der Stymphaliden,
Zu lauter Pfeilen würden, zu stören jeden Frieden,
Und je ein starkes Schlachtroß aus euren Steckenpferden:
Wir würden unsrer Ruhe dadurch beraubt nicht werden.
Wir sahen andre Kämpfe, wir trotzten andern Stürmen,
Wir sah'n schon andre Schrecken sich uns entgegenthürmen".

Hiermit ist der Uebergang zu der Hunnenschlacht angebahnt. Der Dichter greift in die Zeit Attilas zurück, der mit starker Hand Gothen und Hunnen zu einer großen Macht vereinigte. Dieser große Bau stürzt jedoch nach dem Tode Attilas zusammen, Hunnen und Gothen trennen sich von einander, und reiben sich in einer großen Schlacht gegenseitig auf. Und

„Als auf dem ganzen Schlachtfeld erloschen alles Leben,
Als ganz versiegt die Quellen, die Blut um Blut gegeben,
Als all das viele Volk im Tode hingestreckt war,
Und dieser große Friedhof von schwarzer Nacht bedeckt war: —
Da fingen an die Dünste, die überm Schlachtfeld schweben,
In Flocken sich zu theilen, und nach Gestalt zu streben,
Und Menschenform gewinnend allmählich auch zu leben."

Immer mehr wächst die Zahl dieser Gestalten, und unter grauenhaftem Geschrei bilden sich die Heere in den Lüften.

„Doch nicht in Schlachtenordnung, nach Kriegesbrauch und Lehre,
Wirr strömen sich entgegen die beiden Geister-Heere;
Sie haben keine Führer, noch vorbedachten Plan,
Sie ziehn in dichten Massen dahin auf ihrer Bahn,
Vom Haß allein geleitet, dem mächtigen Magnet,
Der anzieht, was sich feindlich und grimm entgegensteht,
Und ihrer selbst nicht Meister. Von dunkler Macht gezogen,
Nah'n sie einander, und — der Kampf beginnt zu wogen.
Da wirbeln durcheinander die luftigen Gestalten,
Und ringen hier in Massen, in Gruppen dort gespalten,
Entflammt von heißem Ingrimm, ein wild Geheul erhebend,
Die Formen ewig wechselnd, bald wachsend, bald verschwebend.
Die wesenlosen Körper sind nicht von Fleisch und Blut,
Da klaffen keine Wunden, ob nie das Schwert auch ruht,
Es fliegt der Pfeil hindurch, wie durch die leere Luft,
Und nicht verfällt getroffen, die Luftgestalt der Gruft;
Nichts ist in diesen Schemen, was sterben kann durch Waffen,
Sie sind zu Haß und Grimm nur, zu sterben nicht geschaffen." —

So viel zur Probe aus dieser Partie des Gedichts, welche übrigens keineswegs für sich allein hingestellt ist. Der Dichter knüpft daran die Worte:

„Seit jenem Kampf der Geister erging der Schicksalsspruch,
Und ruht auf beiden Völkern verhängnißvoll der Fluch,
Daß zwischen Goth' und Hunne der Frieden nie erblühe,
Bei ihren Nachgeschlechtern der Erbstreit nie verglühe".

Und daß dieser Fluch seither stark in Erfüllung gegangen und heute noch fortwirkt, um auch noch in der Zukunft fortwirkend zu leben, — sucht Ladislaus Arany durch die weiter folgenden Federzeichnungen zu beweisen, in welchen er die Geschichte der Magyaren in großen Umrissen darstellt. Zunächst wird eine poetische Volkssage der Szekler herangezogen, nach welcher die Milchstraße eine Straße für die Geisterheere ist, die auf diesem Wege vom Himmel herabziehen, um ihren Verwandten auf Erden beizustehen. — Von den Nachkommen der Hunnen waren nur noch die Szekler in Siebenbürgen und die Paloczen in Ungarn übrig, und als diese hart bedrängt dem Untergang nahe waren, —

„Da scholl ein Horn herunter von hoher Sternenbahn,
Mit seinen Geisterschaaren kam Csaba dann heran,
Herniederschreitend über den Weg der Heeresschaaren,
Und hielt die fast Verlornen aufrecht, bis die Magyaren,
Mit neuer Macht gerüstet, vom fernen Osten kamen,
Und nun in ihren Schutz das schwache Häuflein nahmen".

Unter allen Nachkommen der Hunnen waren die Magyaren die letzten, und nun traten sie in den von den Urvätern ererbten Kampf mit den Gothen, oder vielmehr mit den Nachkommen derselben ein. Zunächst hatten sie es mit Oesterreich zu thun, und Jahrhunderte lang bald blutige Schlachten, bald politische Kämpfe zu bestehen. Doch es wurde endlich ein definitiver Ausgleich abgeschlossen, und —

„So geht auch das vorüber. Die laute Schlacht verrauscht,
Es sind die alten Waffen mit neuen längst vertauscht.
Erst ward der Kampf zur Erden aus Wolkenhöhn gedrängt,
Dann aus dem offnen Schlachtfeld in Mauern eingezwängt,
Und wieder drang er tiefer, hinab in finstre Nacht,
Wo mühevoll der Bergmann nach Schätzen gräbt im Schacht;

*) Deutsche Schriftsteller, die über Ungarn, resp. die Magyaren geschrieben haben.

Digitized by Google

Es hat jetzund die Kohle verdrängt den Pulverdampf,
Nicht mehr auf Wolkenhöhen, in Kesseln wogt der Kampf:
Im Rauch, der kräuselnd aufsteigt aus hoher Schlote Mund,
Im Bauch des Feuerrosses, in der Maschinen Schlund
Verborgen, kommt die Macht, die friedlich lebt und webt,
Und doch in allem Frieden nur nach Eroberung strebt".

Der neue friedfertige Odysseus, dessen „trojanisches Pferd" die Locomotive, — das ist der deutsche Arbeiter. Vorübergehend wird noch einmal jener deutschen Journalisten und Schriftsteller gedacht, welche den magyarischen Stamm dessen Schwäche im Vergleich zu den riesigen Culturwerken der Deutschen fühlen ließen. Da geräth der Dichter wie in der oben mitgetheilten ähnlichen Stelle in heißen Zorn.

„Nicht jene schnöde Rotte kann uns gefährlich sein,
Die stets bramarbasirt, und deren Macht nur Schein,
Die sich gar stolz geberdet, und schreit und brüllt und flucht,
Uns droht mit Unterwerfung, mit ihrer Herrschaft Wucht,
Die aufgeblasen prahlt mit ihres Volkes Macht,
Einstreicht für nichts den Lohn, den Andrer Fleiß gebracht,
Die ihre leeren Bücher, erfüllt von Hochmuth, schreibt,
Mit ihrer Freund- und Feindschaft schwungvollen Handel treibt; —
Nicht achte des Gesindels, ob wild es auch rumorte,
Es kocht nur Bettelsuppen, und spricht nur leere Worte." —

Nach dieser Digression kehrt der Dichter zu den deutschen Arbeitern zurück, die mit der Zunahme des Verkehrslebens in immer größerer Anzahl in's Land kommen, und wie er von ihnen spricht, möge folgende Stelle zeigen, in welcher der Magyare apostrophirt wird, und das „er" sich auf den Schwarm der Arbeiter bezieht.

„Nicht daß er gradezu zu kränken sich getraute,
Doch bringt er dir in's Land wildfremder Sprache Laute;
Er dringt auf Schienen vor und mit der Ströme Lauf,
Stellt klüglich seine Vorhut auf jedem Posten auf,
Sitzt mit Geduld am Werkplatz, in Hütten, in Fabriken,
Müht sich mit Kopf und Händen, läßt müßig nie sich blicken,
Er wird nicht schwach und müde, wenn früh er oder spat,
In Schweiß gebadet, ausstreut der Arbeit reiche Saat,
Zäh und geduldig lernt er mit Schwierigkeiten spielen,
Und dringet Schritt um Schritt stets näher seinen Zielen;
Er gleicht dem Emsen-Schwarm, der seine Späher schickt,
Und rasch in Massen hinströmt, wo Gutes sie erblickt,
Der in der Erde nistet, drin Tunnels, Zellen, Gänge,
Und Vorrathskammern gräbt, weithin in Breit' und Länge,
Und in dem lockern Boden so lange wühlt und schleicht,
Bis einstürzt das Gewölbe, da jede Stütze weicht." —

Möge der Leser nicht allzugleichgültig das Bild von der Ameise an sich vorübergleiten lassen, welchem trotz aller Abgenutztheit hier doch eine neue Seite abgewonnen ist.

Bei all seiner Fruchtbarkeit, bei all seiner Positivität erscheint der Fleiß hier doch auch negativ, — er sammelt, schafft Vorräthe, wie die Ameise, durchwühlt aber auch wie diese den Boden, — denn in dem Lande, in welchem soeben auf's eifrigste nach einer möglichst homogenen Nationalität, nach dem möglichst ausschließlichen Gebrauch der magyarischen Staatssprache in den mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft gestrebt wird: entfalten die Fremden mit ihrem Fleiß wohl eine nützliche Thätigkeit, aber sie führen ihre Correspondenzen, ihre Handelsbücher deutsch, die Sprache der Börse ist bei all ihrer Monstrosität und Unverständlichkeit in Budapest, wie in so vielen anderen Städten deutsch, die Losungs- und Commandoworte in Fabriken, auf Eisenbahnen lassen sich bei allem Streben danach so schwer durch magyarische verdrängen, — und so kommt es, daß da einmal ein Gleichniß nicht hinkt. Der Fleiß der Fremden gleicht der Ameise nicht nur mit seinem Schaffen, sondern auch weil er den Boden durchwühlt, — den Boden der Nationalität.

Diese Gefahr hat schon viele Aeußerungen voll Schmerz und Bitterkeit hervorgerufen; unsern Dichter inspirirt sie zu einer schönen Stelle, in welcher der oft unmotivirte Stimmungswechsel des Magyaren und das auf den ungarischen Pußten (Steppen) häufige Phänomen der Fata morgana zu einem treffenden Bilde verschmolzen erscheinen. Nach dem Hinblick auf den durchwühlten Boden fährt nämlich der Dichter fort:

„Du aber, o Magyare! — du liebst nur leeren Schimmer,
Bald jubelst du, bald zagst du, doch stets um Wahn und Flimmer!
Du glaubst zu schwimmen, aber Luftspiegelung ist Alles,
Bald schnöden Sumpfes Schein, bald fluthenden Kristalles;
Wie wenn auf deinen Pußten beim heißen Mittagsmahl
Das öde weite Flachland den Schein des Lebens stahl,
Und hoch bald in den Lüften Thurm, Wald und Brunnen hingen,
Bald eines Seees Wogen das ganze Land verschlingen:
So ist es auch mit dir! — bald prunkumgeben strahlst du,
Mit theuren Gastgelagen Europas Staunen zahlst du,
Und bald vergeht die Täuschung, das Luftschloß ist zerflossen,
Und anstatt seiner scheint weithin ein Sumpf ergossen,
Drin du verzweifelt ringest, dein ganzes Wesen krankt,
Und Alles, was noch fest an dir gewesen, wankt".

In dieser Stimmung, fürchtet der Dichter, werde die Nation sich auf den „Gott der Magyaren" verlassen, der hierlands in den Reden phrasenhafter Patrioten nicht selten angerufen wird. Aber der Dichter geht diesem National-Gott unerschrocken zu Leibe und ruft:

„Bei allen großen Eiden! — nicht er hat dich geschützt!
Glaub' nur nicht solche Märchen, die längst sich abgenützt;
Was dich bisher bewahrt hat, es war nichts Wunderbares,
Kein Geisterheer und kein Privatgott war es, —
Dein Vaterlandsgefühl, dein Schwert war's, deine Kraft," u. s. w.

Alle guten Eigenschaften der Magyaren ruft der Dichter an, er fordert sie auf, sich mit der neuen Waffe, der Arbeit, der Industrie vertraut zu machen, und schließt:

„Lern' sie nur recht benützen, lern' sie mit Vortheil führen,
Mit ihr, wie mit dem Degen, ausfallen und pariren: —
Und komme der Erobrer, ob offen, ob geheim,
Dein ist noch dieser Boden, noch bist du hier daheim!"

Das ist nicht allein das neueste, bedeutendere Product der magyarischen Literatur, sondern es ist auch durch und durch modern. Es zeigt die Nation mit ihren jüngsten Stimmungen und Strebungen, und nicht nur auf dem Isolirschemel der Nationalität, sondern auch im Contact mit der Welt. Und schon versucht der Magyare die „neue Waffe"; abgesehen von den Erfolgen der ungarischen Industrie auf der Weltausstellung in Wien, ist in den letzten Tagen in Pest ein Gewerbemuseum eröffnet worden, und geht man eben jetzt daran, an mehreren Orten Oberungarns Gewerbeschulen für Weberei, Holzschnitzerei u. s. w. zu errichten. Freilich werden dabei die „Fremden" ihre Thätigkeit nicht einstellen; um so lebhafter aber (hoffentlich auch um so fruchtbarer) wird der Wettkampf werden. Handelt es sich doch um die neue „Hunnenschlacht", um die Hunnenschlacht in Permanenz.

Adolf Dux.

---

## Erziehungsweisheit im Sprichwort.

Eine Betrachtung

von

**Jürgen Bona Meyer.**

### III.

Zweifelhafter ist die Stellung des Sprichwortes zur geistigen Erziehung und Bildung. Nur in einem Punkte, der gewissermaßen die sittliche Voraussetzung aller geistigen Entwicklung ist,

Digitized by Google

zeigt es noch dieselbe Klarheit und Bestimmtheit, nämlich in Betreff des selbstthätigen Arbeitsfleißes.

Vom Willen lassen viele Sprichwörter das Können abhängen. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg", sagt der Engländer. „Gott hilft wohl dem Fleiß, aber mit dem Fleiß hat man selbst zu beginnen." „Fleiß und Uebung machen gute Schüler", „Hans ohne Fleiß, wird nicht weis'", „Rast ich, so rost ich". Dagegen „Fleiß bricht Eis" und „gebrauchter Spaten ist immer blank", auch „thut der Fleißige sich nimmer genug". Ja den Müßiggang nennt das Sprichwort sogar eine schwere Arbeit, wie ja auch Claus Groth seinen Faullenzer sagen läßt: „und ward mi op de Duur dat Utruhn gar to suur". — Bestimmt erklärt das Sprichwort den Müßiggang für aller Laster Anfang. Es hat Recht und eine gute Erziehung wird daher nicht müde dagegen zu eifern. Mit Nachdruck ruft sie den faulen Schulknaben das „Morgen, morgen nur nicht heute, sprechen alle trägen Leute" zu, und treffend für viele faulen Kinder sagt ironisch ein holsteinisches Sprichwort: „He is so krank as en Hoon, mag gern eten un niks doon". Nur scheinbar widerspricht dieser Gesinnung, wenn ein Sprichwort bemerkt: „wer die Arbeit kennt, der sucht sie nicht" und wenn ein anderes aus Ostpreußen meint: „Arbeit macht das Leben süß, Faulheit stärkt die Glieder". Das erste spricht nur eine traurige Erfahrung über die Faulheit aus, und das zweite bringt einen Scherz über die Faulheit, beide enthalten keine Vorschrift. — Kurz die Sprichwörter aller Völker kennen das Menschenloos, das Niemandem Arbeit ohne Mühe gönnt, und alle schätzen die Arbeit und fordern den Fleiß.

Auf wirkliche Widersprüche in der Spruchweisheit stoßen wir nur auf dem Gebiete der Aussprache über den Werth geistiger Bildung. Wissen und Bildung, Lehren und Lernen werden zwar im Allgemeinen geschätzt, aber nur bis zu einer gewissen Grenze, deren Ueberschreitung das Volk mit Mißtrauen ansieht und daher im Sprichwort mit leichtem und herbem Spott verfolgt. Beachten wir zuerst die richtige pädagogische Werthschätzung der Bildung im Sprichwort und suchen dann sein spöttisches Verhalten zu derselben zu verstehen.

Das Sprichwort anerkennt, daß „Wissen Macht ist", behauptet auch „vom Wissen komme das Können". „Ein Mensch, der nichts lernt" — sagt der Chinese — „ist wie einer, der den Himmel ersteigen will ohne Leiter". Und während ein masurisches Sprichwort: „die Dummen werden nicht gesäet, sie wachsen von selbst" treffend das mühelose Werden der Dummen bezeichnet, erinnern viele Sprichwörter daran, daß „ein Meister nicht geboren wird", daß „noch kein Doctor vom Himmel gefallen ist", daß „auch der Papst ein Schüler war". Darum empfiehlt das Sprichwort dringend: „lerne was, so kannst du was" und „lerne bei Zeiten, so kannst du's bei den Leuten". Denn „was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmer". Und wenn auch aller Anfang schwer ist, es muß kriechen lernen, wer gehen will. „Wenn das Kind nicht lallen wollte, würd's auch nicht sprechen lernen." Es schadet auch nicht, wenn's nicht gleich geht, denn „erst Uebung macht den Meister" und „ein Geiger zerreißt viel Saiten, ehe er Meister ist". Ein altes, jetzt freilich nicht mehr gültiges Sprichwort griff sogar hoch mit seinem Bildungsziel, wenn es als beachtenswerthe Empfehlung mittheilt: „Wer Latein kann, kommt durch's ganze Land" und wenn ein anderes von einem Schlaukopf sagt: „er merkt das Latein". Jetzt hält sich das Sprichwort hinsichtlich der geistigen Bildungsziele durchaus innerhalb der preußischen Schulregulative. „Wer nicht lesen und schreiben kann, der ist nur ein viertel Mann", sagt man hier im Lande der allgemeinen Schulpflicht und begnügt sich etwas weiter gehend der Volksmund mit dem Anspruch: „Schreiben, Rechnen, Singen soll ein Kind aus der Schule bringen", wobei das Lesen wohl nur um des Versfußes willen ausgelassen sein wird, wenn nicht etwa gar das Sprichwort für die Schreiblesemethode eingenommen sein sollte. In Rücksicht auf diese Ansprüche spottet das Sprichwort über den Jungen, der ohne Nutzen durch die Schule gelaufen ist, indem es von ihm sagt, „er habe dem Schulmeister einmal einen guten Morgen geboten". Uebrigens ist es dem weisen Sprichwort bekannt, daß mit der Schulzeit die Lernzeit nicht zu Ende ist, daß zwar „Viele viel wissen, aber doch Keiner je ausgelernt hat". „Zum Lernen ist man nie zu alt", „man lernt, so lange man lebt".

Demgemäß will das Sprichwort auch das Lehren in Ehren halten und kennt die Schattenseiten der Selbstbelehrung. „Lehren bringt Ehren", heißt es, und: „wer sein eigener Lehrmeister sein will, hat einen Narren zum Schüler". Es macht die Güte des Schülers abhängig von der Güte des Lehrers, verlangt aber nicht das unselbstständige Schwören auf die Worte des Lehrers und anerkennt auch, daß der Fleiß des Schülers den Fleiß des Lehrers erhöht.

Treffliche Beobachtungen und Regeln bietet das Sprichwort über die Methode des Lehrens und Lernens. Es will vor allem Lust und Liebe zum Dinge erwecken, um Mühe und Arbeit zu verringern, „ohne Lust gibt's schlechte Arbeit". Mit Recht zieht es diese innere Anregung dem äußerlichen Zwange vor, denn es weiß, wie in der Mark gesagt wird: „man kann wohl einen Esel in's Wasser zwingen, aber nicht, daß er säuft". Auch das vergißt es nicht, was so viele Schulmeister oft vergessen, daß „freundliches Wort williges Ohr findet" und daß „ein Wort genug ist für den, der's merken mag", auch daß „Worte oft mehr thun als Schläge". — Mit Sicherheit unterscheidet das Sprichwort im Lehren und Lernen den Nutzen stetiger Bestimmtheit und die Freude am Wechsel (lectio certa prodest, varia delectat), legt aber, wie es scheint, auf das verständige stetige Erfassen von Wenigem mehr Gewicht, als auf den flüchtigen Betrieb von zu Vielem. Mit Sprüchen wie „fang viel an, richt wenig aus" und „Hans von allem Handwerk hat keins" verspottet es die Alleswoller und Alleswisser. Ironisch wird bemerkt: „in schönen Büchern blättert man gern" — selbstverständlich ohne Erfolg. „Wer aber viel liest und nichts behält, ist, wie wer jagt und niemals fängt", und mit gutem Grunde wird die Scheinbeschäftigung unverständiger Lesewuth verurtheilt mit dem Spruche: „Lesen und nicht verstehen ist halbes Müßiggehen".

Ebenso methodisch verlangt das Sprichwort eine gewisse Stetigkeit der äußeren Bildungseinflüsse überhaupt, denn „ein oft verpflanzter Baum gedeiht nicht" und „ein gewälzter Stein setzt kein Moos an". Andrerseits wird dem Kinde die lernbegierige innere Unruhe des Fragens verstattet. Luthers Satz von dem einen Narren, der mehr fragen kann, als zehn Weise zu beantworten vermögen, darf in der Erziehung nur mit großer Vorsicht dazu führen, das forschende Warum des Kindes mit dem bequemen Wörtchen „Darum" ohne erklärende Folge abzuspeisen; denn hier gerade müssen die Sprichwörter „viel Fragen macht klug" und „wer fragt, der lernt" zur berechtigten Geltung kommen. Freilich soll man das kindliche Fragen um des Fragens willen von dem um des Wissens willen wohl unterscheiden, aber im zweifelhaften Falle lieber zweimal zu viel antworten als einmal zu wenig, denn wie viel hat in der That ein Kinderkopf zu fragen und zu lernen. Das Sprichwort verlangt von dieser lebhaften Wißbegier, daß die Kinder rasch zur Arbeit, nicht aber daß sie ebenso rasch bei der Arbeit sind. Es empfiehlt wohl „frisch daran, flink davon", aber nicht in dem Sinne, daß das „flink davon" die Hauptsache wird, sondern nur in dem Sinne, daß „begonnen halb gewonnen ist". Vor hastigem Arbeiten und Thun wird viel mehr gewarnt, denn „eilige Arbeit fällt aus der Hand" und „Eilfuß stolpert gern". Allein die stetige Arbeit schafft: „alle Tage ein Fädchen ist des Jahres ein Hemdsärmel" und „Wort für Wort schreibt man große Bücher". Demgemäß lautet eine viel gebrauchte Arbeitsvorschrift: „langsam und gut". Wenn daher auch guter Anfang halbe Arbeit genannt wird, so wird doch mit nicht minder großem Rechte gesagt: „anfangen ist leicht, beharren ist Kunst". Das Sprichwort setzt daher keine allzu große Hoffnung auf die Zukunft frühreifer Kinder: „Frühzeitige Kinder leben nicht lange, aber Spätobst liegt lange" und „langsam Kopf behält gut". Doch anerkennt es die Verschiedenheit der Begabung. Das Sprichwort ist nicht der Meinung von Helvetius und Jacotot, daß alle Menschenseelen mit gleichen Anlagen auf die Welt kommen und ihre verschiedenen Richtungen und Kräfte erst von den Umständen und der Erziehung erhalten, sondern weiß, daß „nicht allen Bäumen

Digitized by Google

eine Rinde gemacht ist", daß vielmehr „jeder Vogel seinen Gesang hat". Daher empfiehlt es auch eine individuell verschiedene Behandlung, denn „es paßt nicht jeder Sattel auf jeden Rücken" und „ein Schuh ist nicht jedem gemacht". Daher anerkennt es auch weise die Grenze, welche die Erziehungsmacht an der Natur findet. Horaz' Vers: Naturam expellas furca, tamen usque recurret ist für uns zum Sprichwort geworden. „Wer dumm von Geburt ist, kauft sich auch in Paris nicht Verstand" oder „wem Gott nicht Verstand gab, dem keilt ihn der Schmied nicht ein", wie ebenso „der, der nichts mit auf die Universität bringt, auch nichts mit herunter bringt". „Wer eben rund geboren ist, kann nicht viereckig sterben", der Dumme erwirbt sich mit Recht keine andere Grabschrift als „dumm geboren, dumm gewachsen, dumm gestorben".

Kurz „Erziehung vermag viel, aber nicht alles". Wir müssen dem Sprichwort auch diese Erkenntniß der Erziehungsschranke als Weisheit anrechnen gegenüber der unter Erziehern so häufigen Ueberschätzung ihres Einflusses, von dem allein sie die ganze Zukunft der menschlichen Entwicklung abhängig denken.

Frei von solcher Ueberschätzung anerkennt das Sprichwort innerhalb der Grenzen allgemeiner Volksbildung den Werth geistiger Erziehung, schreibt die rechte Mitte zwischen Zwang und Freiheit, Bestand und Wechsel vor und ertheilt überhaupt für Lehrer und Lernende manchen nützlichen Rath.

Aber zum Theil wohl die mangelhafte Ausführung dieser Rathschläge, zum Theil auch der immerhin zweifelhafte Erfolg manchen Lernens und Wissens boten dem Sprichwort auch die Kehrseite zur Beobachtung dar und das Sprichwort zeigt sich durchaus nicht geneigt, vor dem Mangelhaften ein Auge zuzudrücken, vielmehr hat es seinen besonderen Spaß daran, die Mängel zu bemerken und humoristisch zu bespötteln. Wir pflegen jetzt als Regel auszusprechen, daß man für's Leben, nicht für die Schule lerne, aber wir fordern es, weil im Unterricht so oft der entgegengesetzte Gesichtspunkt vorzuherrschen scheint, wie denn der Vater dieses Satzes Seneca auch also seine Klage gestellt hat. Dem entsprechend schätzt unser Sprichwort: „ein Quentchen Mutterwitz höher als einen Centner Schulwitz", und fügt seiner Forderung „lerne was" auch wohl scherzhaft hinzu, „so kannst du was vergessen", was allerdings leider für manchen Lernstoff erlaubt sein mag, der nicht einmal dazu dient, daß an seiner Bewältigung die Kraft geübt wird, sondern der bestenfalls nur als beschwerender Ballast dient, um zu verhüten, daß der allzu scharfe Lehrwind das leichte Geistesschiff nicht umschlage. Häufiger aber ist der Grund wohl einfach darin zu suchen, daß man, wie das Sprichwort sagt „mehr Schüler als Lehrer, viel Lesmeister, aber wenig Lebmeister findet". Den Eifer der Lehrer zieht das Sprichwort nicht gerade in Zweifel, vielmehr bewitzelt es in vielen Wendungen die unnütze Lehrhaftigkeit dieses Geschlechts. Der gute Eifer will selbst „den Esel singen lehren" und „den Krebs lehren vorwärts gehen" oder unnütz „den Adler fliegen und den Delphin schwimmen lehren", ja sogar „den lieben Gott in die Schule nehmen"; aber eben deshalb wird auch „viel leeres Stroh gedroschen", wird „oftmals tauben Ohren gepredigt" und macht es unbeliebt, „wenn die Worte nach dem Schulstaube riechen". Es ist eben „nicht jeder, der die Buchstaben kennt, weise", und „nicht ein jeder Doctor, der das Pelzkleid trägt"; vielmehr bediente sich Luther nicht ganz mit Unrecht des Sprichworts „die Gelehrten die Verkehrten" und behauptet der Volksmund von ihnen „sie sähen wohl was fliegt, aber nicht was kriecht", das Höchste und Fernste, aber nicht das Nächste vor den Füßen.

Das Volk spottet über Schulzwiste, über Schulfuchsereien; es beruhigt sich bei streitigen Fragen damit, „daß darüber die Gelehrten noch uneins sind" und überweist ihnen spöttisch die Erledigung dieser unnützen oder unnütz scheinenden Tüfteleien mit den viel gebrauchten Worten: „Das wollen wir den Gelehrten überlassen".

Dieser Schulweisheit gegenüber hält es das Sprichwort mit der Erfahrung durch's Leben: „Bücher geben keine Handgriffe" und „Jahre lehren mehr als Bücher". „Es bringen nur die Jahre allein Verstand und Haare." „Mit der Zeit wird man klug", und leider bleibt man's nicht lange, denn die „Weisheitszähne kommen spät und fallen früh wieder aus". Immer aber geht: „Probiren über Studiren", „patience passe science", „Gebrauch thut mehr als alle Lehr". Nach dem Sprichwort „lernt man eine Sprache eher in der Küche als in der Schule". Erfahrung gilt ihm als der beste Meister.

Und doch weiß das Sprichwort wohl: „nicht alle kehren klug zurück, die über's Meer gehen", vielmehr „wer weit reist, ändert wohl das Gestirn, aber nicht das Gehirn". „Narr geht nach Rom, Narr kommt von da zurück" sagt der Franzose und mit Bezug auf die ehemalige hohe Schule der deutschen Bildung, Paris, sagt unser Sprichwort: „Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam als Gickgack wieder heim". — Ueberdies verhehlt uns das Sprichwort nicht, „daß Erfahrung ein langer Weg und eine theure Schule ist". Ja, es nennt die Erfahrung sogar der „Narren Vernunft" gewissermaßen als Ersatz für die fehlende eigene. Aber die Vernunft vieler Menschen bedarf, wie es scheint, dieser verständlicheren Lehren, weil uns die Weisheit nicht selten im Stich läßt und das Wissen nicht selten verwirrt.

Zu solcher Anschauung paßt denn die Scheu vor allzu großer Klugheit und allzu vielem Wissen, wie sie sich in den Sprichwörtern ausläßt: „Allzu klug ist dumm", oder „Zuviel Weisheit ist halbe Thorheit" und „Zuviel Kunst ist umsunst". Und mit Freuden wird bemerkt, daß „eine blinde Henne wohl auch ein Korn findet", oder wie der Perser sagt: „Bisweilen trifft's ein unwissend Kind"; einen Satz, dessen Sinn Schillers Worte des Glaubens bei uns sprichwörtlich gemacht haben mit den Versen: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth". Und nicht einmal bei dieser Verherrlichung der zufällig das Richtige treffenden Kindereinfalt bleibt das Sprichwort stehen, es verfängt sich sogar in einer etwas bedenklichen Theilnahme für die Dummheit selbst. Nennt man doch in Ostpreußen den Dummen gutmüthig „den leven Gottke sin Dommerjahn". Kann man doch oft sich damit trösten, daß „Hans durch seine Dummheit fortkommt", da es ja allbekannt ist, daß „das Glück der Dummen Vormund ist". Das Sprichwort nimmt daher auch kein Bedenken zu behaupten, „ein Quentchen Glück sei besser als ein Pfund Weisheit", denn „Wissen hilft dem nichts, der das Unglück haben soll".

Das kluge Sprichwort sieht ebenso gut wie den jeweiligen Werth auch den oftmals zweifelhaften Erfolg von Wissen und Arbeit und gibt mit Spott und Unmuth auch dieser Erfahrung Ausdruck, bringt zum Lob die zweideutige Kehrseite. Es hat ja leider Recht mit seinem Spott „Gelehrter Leute Waar, nicht viel einträgt baar", und kann daher wohl sagen „besser genährt als gelehrt", denn wie oft dürfte hier wohl mit Recht die Rede sein „von Esels Arbeit und Zeisigs Futter". — Aber worin sucht das Sprichwort mit Recht die Schuld dieses Mißverhältnisses? nicht in der Werthlosigkeit des dargebotenen Wissens, sondern in dem Undank und in der ungerechten Werthschätzung der Empfänger. Die Rede vom dankbaren Schüler ist fast eine Fabel zu nennen. Ein griechischer Sophist sagt, er habe es seinen Schülern frei gestellt, ihm mit Dank oder mit Geld zu lohnen, für je beides habe er je einen Kasten bestimmt, aber der Kasten für den Dank sei stets leer gewesen. Ein persisches Sprichwort besagt: „Keiner lernte jemals von mir den Bogen schießen, ohne mich später zum Ziele seiner Pfeile zu nehmen". Dieselbe Erfahrung spricht der Engländer aus: „Ich lehrte dich tauchen und du suchst mich zu ertränken". Treffend wird bemerkt: „Alle möchten wohl gern viel wissen, aber was drum geben, thut sie verdrießen". Daher wird der Franzose bedenklich bei seiner Behauptung de savoir vient avoir und bemerkt sich verbessernd il faut avoir pour savoir. Aber auch dieser Spruch bleibt noch bedenklich, denn wer hat, der will gemeiniglich nicht wissen, braucht nicht zu wissen. „Reichthum jubilirt, Armuth studirt" sagt unser Sprichwort und behauptet vom Hunger, daß er der Künste Meister sei und den Doctorhut finde.

Leider bestätigt die Erfahrung vielfach diesen Ausspruch, aber noch schlimmer ist, daß viele aus der Noth eine Tugend

Digitized by Google

machen wollen, indem sie behaupten, daß nur in solcher kummervollen Lage die geistige Triebkraft nicht erschlaffe. Das verhüllt das Mißverhältniß zwischen Arbeit und Ertrag auf dem Gebiete des geistigen Schaffens und hindert das Aufkommen einer besseren Werthschätzung. Das Sprichwort fordert diese, indem es das Mißverhältniß bespöttelt, beklagt und richtig erklärt. Aber selbst wenn diese Besserung einmal eintreten sollte, immer wird der Erfolg von Arbeit und Wissen noch mit dem Glück zu rechnen haben, daher wird es dem Sprichwort doch niemals an widersprechenden Erfahrungen fehlen, die es in widersprechenden Behauptungen ausdrücken wird. Immer wird es klagend bemerken können „Der Eine hat Arbeit und Fleiß, der Andere Nutzen und Preis", und doch wird es stets daran festhalten: „Arbeit gewinnt allezeit", „Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht", oder „wie gesäet, so geschnitten", „wie du säest, wirst du ernten". Und das Sprichwort hat Recht, denn es hält den Glauben fest, daß der Tag der Ernte nicht nothwendig in die irdische Lebenszeit fällt.

Ueberbildung hat eine Zeit lang diese Weisheit der Gasse zurückgesetzt, wohl mit aus übertriebenem Zartsinn gegenüber dem ebenso übertriebenen Herausheben ihres oft derben und etwas rohen Gewandes. Man ließ das Volk in Sprichwörtern reden, der gebildete Mann sprach in feineren Phrasen. Eine spätere Zeit hat beliebt, die im gewöhnlichen Leben vermiedenen Sprichwörter gesellschaftlich in theatralischen Spielen zu verwerthen, wie dies auch jetzt wohl noch mit wenig Witz und viel Behagen geübt zu werden pflegt. Die Schule bedient sich der Sprichwörter wohl noch zu Aufsatzthematen, um diese kurzen Kernworte in lehrhaften Auseinandersetzungen von höchst zweifelhaftem Werthe breit treten zu lassen. Es dürfte wohl gefragt werden, ob man nicht gut daran thäte, der alten gelegentlichen Verwerthung dieser Spruchweisheit in der Erziehung wieder eingedenk zu sein. Anstatt in wirkungsloser Breite bietet diese Weisheit auf der Gasse sich kurz und bündig in einer Form, die sich einprägt, wie dies die Erziehung verlangt, und von einem Inhalt, den man doch mit Recht die „sagesse de tout le monde" genannt hat, ein geistiges Gemeingut der ganzen Menschheit voll reichster Belehrung.

Indessen es wird Zeit des Spruches zu gedenken, der Aufhören eine Kunst nennt. Daher sei geschlossen mit einem Spruch, der für alle Sprüche gilt:

„Gute Sprüch' und weise Lehren
Soll man thun und nicht blos hören".

---

## Gustav Flaubert.

Madame Bovary, Salammbô, Die Versuchung des heiligen Antonius.

### III.

Die merkwürdigste und befremdlichste Arbeit Gustav Flauberts ist die zuletzt veröffentlichte: „Die Versuchung des heiligen Antonius". Wenn schon bei „Salammbô" die Kritik in einige Verlegenheit gerieth, ob sie dieses Werk vom Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung oder der dichterischen Erfindung aus zu prüfen habe, so ist dies bei der „Versuchung des heiligen Antonius" noch weit mehr der Fall. Es ist nicht möglich, dieses Werk mit irgend einem der herkömmlichen Gattungsbegriffe in der Literatur zu bezeichnen. Zum Roman fehlt ihm nicht weniger als Alles: der Held, die Heldin und die Handlung. Die von Flaubert gewählte Form trotzt auf der anderen Seite der wissenschaftlichen Abhandlung, an die wir gewöhnt sind. In der Form wie in der ganzen Composition hat der französische Schriftsteller mit der Tradition vollständig gebrochen.

„Die Versuchung des heiligen Antonius" ist zum größten Theil in der Dialogform geschrieben, welche dem Drama eigen ist. Darin eingefügt sind Schilderungen der verschiedensten Art, fast alle von großartiger Schönheit — bald poetische Landschaftsbilder, die in ihrer stilvollen Strenge an Poussin, in ihrer zauberhaften Stimmung an Salvator Rosa erinnern; bald große historische Gemälde, die hier durch einen gewissen theatralischen Pomp an David, dort durch die einfachen schönen Linien an Carstens gemahnen; bald wilde Phantasien, die wie ein Höllen-Breughel oder Wiertz auf uns wirken.

In Salammbô ist, wenn auch die Archäologie eine bisher in einem Dichterwerke ungewöhnliche Beachtung in Anspruch nahm, doch die äußerliche Form des Romans noch ungefähr beibehalten; der Faden der Erzählung war zwar oft durch lange, wissenschaftliche Einschaltungen durchschnitten, aber der Verfasser knüpfte ihn immer wieder an, und der Leser wußte, woran er war. In der „Versuchung" aber hat Flaubert auf die Erfindung einer wenn auch noch so dürftigen Fabel vollständig verzichtet. Es sieht so aus, als habe er ursprünglich beabsichtigt, ein weibliches Wesen in intimere Beziehungen zu seinem Antonius zu bringen, um dadurch für die Composition einen Mittelpunkt zu gewinnen, auf welchen sich das Interesse der Leser hinlenken könne: ich meine Ammonaria, das schöne Mädchen, das ihm zunächst folgt, nach der er sich in seiner Einsamkeit bisweilen sehnt, und deren liebliche Gestalt vor seinem geistigen Auge erscheint. Aber den trotzigen Künstler scheint es gereut zu haben, dem Publicum diese Concession zu machen. Ammonaria kehrt in dem Werke allerdings einige Male wieder, aber immer schattenhafter und gleichgültiger. Und so bleibt Antonius auch in dem Flaubert'schen Werke abgelöst von Allem, was das menschliche Gefühl bewegt, in schauriger Oede.

Die schriftstellerische Individualität Gustav Flauberts hat sich in ähnlicher Weise entwickelt wie die Richard Wagners. Wenn man es mit dem Vergleich nicht allzu genau nimmt, so könnte man, ohne sonderlichen Zwang, neben den Entwicklungsproceß, wie er sich durch die Namen „Rienzi", „Tannhäuser", „Meistersinger" ausspricht, den durch die Namen „Madame Bovary", „Salammbô", „Die Versuchung des heiligen Antonius" bezeichneten stellen.

Es ist nicht blos zufällig, daß man zur Charakterisirung Gustav Flauberts leicht dazu veranlaßt wird, Namen aus den benachbarten Kunstgebieten und namentlich aus der Malerei heranzuholen. Das künstlerische Element ist in dem Schriftsteller Flaubert entschieden das vorwiegende; und er ist ein Neuerer, bei welchem man mit der alten kritischen Terminologie nicht weit kommt.

Gerade deshalb und weil das Ungewohnte bei seinem Erscheinen zunächst immer auf Geringschätzigkeit und abfälliges Urtheil zählen darf, hat Flaubert mit seiner neuesten Schrift die erbittertsten Anfeindungen der Kritik erduldet. Das Buch ist auch im eminentesten Sinne unpopulär; aber auf mich hat es nach wiederholter und sehr aufmerksamer Lectüre den Eindruck gemacht — ich kann hier nur von persönlichen Eindrücken sprechen, die Ueberzeugung, die sich auf Thatsachen stützt, ist mir bis jetzt versagt — daß es die Kraft besitzen wird, dem Sturme, den es hervorruft, die Stirn zu bieten, daß es die Anfeindungen, die nicht sehr gründlich, sondern vielmehr blos der Ausdruck eines gemüthlichen Unbehagens zu sein scheinen, überdauern und mit der Zeit unter ernsthaften Leuten wahrhafte Bewunderer finden wird.

Dadurch daß Flaubert die scharfe Gliederung der epischen Dichtung aufgelöst hat, daß sein Werk keine Exposition, keine Steigerung, keinen Höhepunkt, keinen Ausgang im eigentlichen Sinne; keinen Anfang, keine Mitte, und kein Ende hat — daß es wie die „fortlaufende Melodie" Richard Wagners in einer ununterbrochenen Reihe von Bildern an uns vorüberzieht, verzichtet es von vornherein darauf, den Leser in bequemer Weise

Digitized by Google

zu unterhalten und zu fesseln. Das Buch erheischt ein eingehendes Studium; und es ist bedauerlich, daß dem aufmerksamsten und eifrigsten Leser die Möglichkeit dieses Studiums so schwer gemacht wird.

Das Werk ist nicht vollständig, es fehlt ihm ein sehr wesentlicher Theil: ein eingehender Commentar. Auch der gebildete Leser, dem eine gute Bibliothek zur Hand ist, steht jeden Augenblick vor einem Räthsel. Der Verfasser setzt Dinge als bekannt voraus, deren Kenntniß lediglich von dem Specialisten verlangt werden darf; er verwirrt und erdrückt uns mit einer Menge von Namen, Daten und Ereignissen, die wir nie gehört haben, und über die wir uns aus den leicht zugänglichen Nachschlagebüchern auch nicht unterrichten können — von Persönlichkeiten und Thatsachen, die dem Menschen des dritten Jahrhunderts, vor dem sie hier aufgeführt werden, geläufig sein mochten, die aber dem modernen Leser geradezu unerreichbar fern liegen. Das halte ich für einen der größten Fehler dieser Arbeit. Ich verlange nicht von einem jeden Buche, daß es „populär" geschrieben sei; ich begreife die vornehme Zurückhaltung und Abgeschlossenheit wie in der Gesellschaft so auch in der Literatur. Aber von einem Werke, welches sich nicht blos an Specialisten, sondern überhaupt an den kleinen Kreis der wahrhaft gebildeten Leser wendet, darf man fordern, daß sein Inhalt diesem kleinen Kreise auch zugänglich sei, und daß die Ergebnisse des Specialstudiums nicht überwuchern. Flaubert verlangt, daß der Leser vertraut sein solle mit allen Einzelheiten in der Geschichte, in der Praktik und dem Cultus aller abgestorbenen heidnischen Religionen, aller häretischen Secten, welche beim Beginn des Christenthums aufschossen — kurzum mit tausend Dingen, von denen wir heutzutage im günstigsten Falle nur den Charakter eines zusammengeballten Complexes von Einzelheiten kennen, oft aber gar nichts wissen. Diese Forderung des Dichters überschreitet das Maß des Zulässigen. Die Gelegenheit, uns mit diesen wenig bekannten und, wie wir jetzt sehen, höchst interessanten Details vertraut zu machen, war durch den Stoff, den Flaubert gewählt hat, geboten. Denn es ist natürlich, daß in einem Werke, welches die Versuchung des heiligen Antonius schildert, die Religionsstürme, welche das Christenthum hervorruft, die es mit Untergang bedrohen und aus denen es siegend und strahlend hervorgeht, an uns vorüberjagen müssen.

Wir finden zu Beginn des Buches den heiligen Antonius von Theben in der Einsamkeit; nur von dem Verlangen beseelt, die menschlichen Triebe, die ihn vom Glauben abwenden könnten, zu unterdrücken, alle seine Betrachtungen der Erringung des Heils zuwendend. Wie in der Legende so tritt auch hier die Versuchung in den mannichfachsten Gestalten an den Einsiedler heran. Flaubert schildert in sehr kunstvoller Weise wie Antonius allmählich in den Zustand geräth, den die Sage als die „Versuchung" bezeichnet.

Durch übermenschliche Anstrengungen und Entbehrungen wird der Einsiedler krank. Zunächst ist es der Wiederhall seiner eigenen Stimme, der in der Einöde auf seine überreizten Sinne wie eine fremde Stimme wirkt. Das Ohr des Einsiedlers lauscht; und nun ist es ihm, als hörte er verschiedene andere Stimmen, die ihm zunächst die allerplumpesten Anerbietungen machen, um ihn zu reizen: Weiber, Geld, Ruhm. Er schleppt sich in seine Hütte.

Jetzt täuscht ihn nicht nur das Ohr allein, jetzt täuscht ihn auch sein Auge. Die schwarzen Buchstaben auf dem heiligen Buche, das er vor sich aufgeschlagen hat, kommen ihm vor wie eine Schwalbenschaar. Immermehr steigert sich das Fieber. Von Zeit zu Zeit kehrt dem Einsiedler das Bewußtsein wieder. Er legt sich Rechenschaft ab von dieser oder jener wunderbaren Erscheinung, die er zu erblicken glaubt; aber die Phantasie erhitzt sich mehr und mehr, das Fieber wird stärker, er verliert völlig die Fühlung mit der Wirklichkeit der Dinge, und in wirrem entsetzlichem Traume jagen nun alle Schrecken, die sein Herz bestürmen, alle Leidenschaften, die ihn verlocken können, alle Zweifel, die ihn befallen, mit einer furchtbaren Kraft der Vergegenwärtigung an ihm vorüber.

Er sieht die Metzeleien von Alexandrien, er selbst betheiligt sich daran; er beschimpft seine Feinde und mordet sie. Er trifft mit Nebucadnezar zusammen, der mit seinen Großen zum üppigen Mahle vereint ist. Antonius schwelgt mit den Heiden; er findet Gefallen daran, sich zur Bestie zu erniedrigen; und in der Wollust des Gemeinen klettert er auf den Tisch, stellt sich mit allen Vieren darauf und brüllt wie ein Stier. — Da fühlt er einen Schmerz an der Hand, und damit kehrt das Bewußtsein zurück. Er befindet sich wieder in seiner Hütte, das heißt: er erwacht aus dem Fieber.

Mit wuchtigen Hieben kasteit er seinen Leib. Während die Nägel der Geißel seine Haut zerfetzen, fühlt er inmitten des furchtbaren Schmerzes einen wundersam wollüstigen Kitzel. Qual und Wonne umschlingen sich, und die Wunden, welche das Eisen in seinem Fleische reißt, dünken ihn Küsse. Von Schmerz übermannt sinkt er zu Boden. Das klare Bewußtsein verläßt ihn, und er sieht nun im Halbtraum, als Nachwirkung der Wonneschauer, die er empfunden, die herrliche Königin von Saba, die verlockendste Sinnlichkeit. Sie schmiegt sich an ihn, sie drückt ihn, sie flüstert ihm süße Worte, er fühlt ihren warmen Athem. Er bleibt standhaft, er schlägt das Kreuz, und die Vision entschwindet.

Aber das Fieber weicht nicht von ihm. Und so ist es ihm denn, als stünde vor ihm ein zwerghaftes Kind, verkümmert und elend, mit einem ganz alten Gesicht: es ist Hilarion, sein Schüler, der nun in all den wüsten Traumgebilden sein Begleiter bleibt, der mit der Zeit größer und größer wird und schließlich zu einem unermeßlichen Riesen bis an die Sterne heranwächst — die Wissenschaft, wie wir später erfahren.

Die Versuchung in dieser Gestalt ist mächtiger als die Aussicht auf rohen Besitz, auf Ruhm, Rache, als die Verlockung der Sinne — es ist der Zweifel, durch welchen das Wissen den Glauben erschüttert.

Gleich bei der ersten Begegnung verwirrt Hilarion die fromme Gläubigkeit seines einstigen Lehrmeisters durch verfängliche Fragen. Das Capitel der Wunder wird discutirt. Hilarion, der auf dem Boden der „modernen Erkenntniß" steht, gönnt dem Wunder keine Stätte. Man glaubt — wenn es gestattet ist, die Sonne des dritten Jahrhunderts mit einem Auftritt aus der Gegenwart in Parallele zu bringen — einem Streite zwischen Lisco und Knaak beizuwohnen. Und wie in der Gegenwart, so geht auch in der Vergangenheit der „Träger des modernen Bewußtseins", der Besitzer des Wissens als Sieger über den Blindgläubigen hervor. Antonius wird hart gedrängt; die Grundlagen seines Glaubens werden durch den nachsichtslosen Hilarion erschüttert, und der Heilige hat schließlich für seinen Glauben, für seine fromme Inbrunst kein anderes Argument anzuführen als das allerdings sehr schöne und triftige des inneren Dranges: „Ich habe immer das Bedürfniß, Gott anzubeten", sagt Antonius.

Aber Hilarion hat doch den entscheidenden Schlag geführt. Antonius wird in der Festigkeit seines Glaubens und in der Strenge seiner Askese beunruhigt. Die Ueberzeugung, die ihn in die Wüstenei getrieben hatte: daß er durch Buße und Kasteiung, durch Entbehrung aller Freuden des Daseins, durch das Verlassen der Gesellschaft, durch die Unterjochung aller irdischen Gelüste, durch das Sprengen aller Fesseln, die ihn mit seinen Mitmenschen verbanden, die Gottgefälligkeit erringen werde — diese

Digitized by Google

Ueberzeugung hat ihren Bestand verloren. Es drängt ihn, sich Rechenschaft davon abzulegen, wie die Anderen, um die er sich bisher nicht bekümmert, weil er sie verachtet hatte, zur Gotteserkenntniß zu gelangen wähnen. Und in dieser Stimmung finden wir ihn vorbereitet, an der Hand Hilarions die falschen Propheten und Ketzer zu besuchen und ihre Irrlehren zu vernehmen.

Alle Vertreter der religiösen Verkrüppelungen, durch welche sich das junge Christenthum hindurcharbeiten mußte, treten nun an Antonius heran, und setzen ihm ihre Irrlehren auseinander — bald tiefsinnige theosophische Speculationen, bald burleske Travestirungen, sammt und sonders Ungestalten und Verbildungen. Mit einem Gefühl des Grauens hört man den Lehren dieser entarteten Jünger des Christenthums zu, und ein Schauer überläuft Einen, wenn man aus den drastischen Schilderungen Flauberts ein anschauliches Bild der Schrecken und Verbrechen erhält, welche sich als die Consequenzen dieser Irrlehren ergeben; wenn man sieht, wie die Einen die Verthierung und Verdummung, die Anderen die wüsteste Lüderlichkeit und Befriedigung der gemeinsten Sinnlichkeit als höchstes Lebensziel preisen, — wie Diese sich in schmachvoller Weise verstümmeln, Jene Mord, Raub und alle menschlichen Verbrechen zum Dogma erheben, Alles das zu Ehren Gottes und seines eingeborenen Sohnes.

Eines der Schreckensbilder des barbarischen Heidenthums, welches dem Antonius, nachdem er die Häresiarchen verlassen, entgegentritt, ist der „Gymnosophist", den Flaubert, wie folgt, schildert.

„Auf einer Art von Scheiterhaufen steht ein seltsames Ding — ein Mensch — mit Kuhfladen beworfen, ganz nackt, trockener denn eine Mumie. Seine Gelenke bilden am Ende seiner Knochen, welche Stecken gleichen, Knoten. Er hat Bündel von Muscheln in den Ohren, eine sehr langes Gesicht und eine Nase wie ein Geierschnabel. Sein linker Arm ist gerade in die Luft ausgestreckt, in den Gelenken verwachsen und steif wie ein Pfahl. So steht er da seit so langer Zeit, daß die Vögel in seinem Haupthaar genistet haben. An den vier Ecken seines Scheiterhaufens flammen vier Feuer hervor. . . . Die Flammen werden größer und größer; sie steigen bis an seine Brust und umschließen ihn bald ganz. Der Kopf sieht aus ihnen heraus wie durch ein Mauerloch. Seine weit aufgerissenen Augen blicken noch immer."

Es ist dies eine der wenigen schrecklichen Beschreibungen, die man mittheilen kann; die anderen, oft viel widerwärtigeren, entziehen sich ihrer medicinischen Nacktheit wegen der Reproduction in einer Zeitschrift.

Weiter trifft Antonius mit Apollonius von Tyana zusammen und vernimmt von diesem Pythagoräer die wundersamen Geschichten seines Lebens und seiner unglaublichen Thaten. Aber damit nicht genug. Auch der Buddha erscheint ihm und verkündet ihm seine Lehre.

Flaubert hat seinem ironischen Zuge, den wir auch in den anderen Werken gefunden haben, bei dieser Gelegenheit nicht widerstehen können und die Verwandtschaft des Christenthums mit dem Buddhismus in einer leidlich malitiösen Weise dargelegt. Die Rede des Buddha wird beständig durch Hilarion unterbrochen, welcher dieselben Begebenheiten, über die der Buddha berichtet, dieselben Gedanken, die dieser ausspricht, mit ungefähr denselben Worten wiederholt — und diese Wiederholungen sind wörtliche Citate aus der Bibel.

Und alle Götzen aller Völker und aller Zeiten, aus Holz, Metall, Stein, Federn und Fellen kommen heran. Zuerst rohe Blöcke, dann Thiergestalten ähnlich, dann verkrüppelte Menschenbildungen, zum Theil fürchterliche Fratzen; und vor diesen werden Menschen geschlachtet, zermalmt, gekreuzigt, verbrannt. Als sich Antonius schaudernd abwendet, antwortet die trockene Wissenschaft durch Hilarions Mund: „Die Götter haben immer Qualen verlangt; auch der Deinige hat gewollt. . ."

„Schweige!" unterbricht ihn Antonius.

Nachdem die rohen und abscheulichen Gottheiten verschwunden sind, erglänzt vor Antonius der ganze Olymp in seiner vollen poetischen Pracht.

Antonius wird gerührt von dem herrlichen Anblick, der sich ihm darbietet; und Hilarion schildert in beredten Worten die herrliche Poesie dieser heidnischen Götter — aber Antonius ermannt sich, stößt einen langen Seufzer aus und bannt den Zauber des Heidenthums, von welchem seine Sinne gefangen werden, durch das christliche Glaubensbekenntniß: „Ich glaube an Gott den Vater und an Jesum Christum seinen eingebornen Sohn".

Da steigt das Kreuz riesengroß empor, durchbricht die Wolken und wirft auf den Himmel dieser Götter den Schatten. Und sie Alle erbleichen, und der Olymp erzittert, und eine furchtbare Stimme ruft: „Es hat ein Ende mit den Göttern! Uranus ward durch Saturn verstümmelt, Saturn durch Jupiter, er selbst wird vernichtet werden; an Jeden kommt die Reihe! So will es das Geschick!"

Und Einer nach dem Andern stürzt in den Abgrund.

Dem Adler des Jupiter fallen die Federn aus, das Gefäß, aus welchem er den Göttertrunk schlürfte, ist leer; Minerva hat ihren Speer verloren, Herkules sein Löwenfell. Vergeblich rafft er seine Kräfte zusammen, um den stürzenden Olymp zu stützen, und unter den Trümmern wird er selbst begraben. Die Hunde der Diana sind zu Wölfen geworden, Mars blutet, die Bacchantinnen und Frauen ergehen sich in den wüstesten Ausschweifungen. Der Abgrund verschlingt alle die schönen Götter des Heidenthums. Und es kommen herbei die anderen Götzen, eine unabsehbare Karawane, die wüstesten Ausgeburten der fanatischen Rohheit. Dann tritt ein unermeßliches Stillschweigen ein. Tiefe Nacht bedeckt Alles.

„Sie Alle sind dahin!" ruft Antonius aus.

„Es bleibt noch Einer!" antwortet Jemand.

„Wer bist Du?" fragt Antonius.

Und er sieht vor sich seinen Schüler Hilarion; aber verwandelt, schön wie ein Erzengel, strahlend wie eine Sonne, so groß, daß Antonius, um ihn zu sehen, den Kopf aufrecken muß.

Hilarion antwortet: „Mein Reich ist von der Ausdehnung des Weltalls, und mein Verlangen hat keine Grenze. Ich schreite rastlos vorwärts, befreie den Geist, wäge die Welt, ohne Haß, ohne Furcht, ohne Erbarmen, ohne Liebe und ohne Gott. Man heißt mich die Wissenschaft".

„Du mußt vielmehr der Teufel sein!" antwortet Antonius.

Und da zeigt sich der Pferdefuß und der Teufel trägt ihn in die Lüfte.

Wiederum tritt hier der Sarkasmus und die Ironie unseres merkwürdigen Schriftstellers hervor. Das, was die Frommen den „Teufel" nennen, wird in dem Flaubert'schen Werke mit der Wissenschaft selbst völlig zu einer Gestalt verschmolzen, und ihm, dem Teufel, wird alle Weisheit in den Mund gelegt, während die Götter den Wahn bis zum Verbrechen vertreten. Die Erkenntniß — so können wir den Teufel in dem Flaubert'schen Werke nennen — verlangt die Unterwerfung des Glaubens. Antonius weiß in seiner Bedrängniß sich nicht anders zu helfen, als seinem Gott zu vertrauen; widerlegen kann er den Dämon des Wissens nicht. Der Tod und die Genußsucht sind die letzten Versucher. Antonius, der in seinem Fieber mit allen Gewalten, die ihn seinen frommen Uebungen entfremden konnten, gerungen, erwacht. Er erblickt auf der Sonnenscheibe das strahlende Antlitz Jesu Christi, er schlägt das Kreuz und betet.

Der Grundgedanke in diesem wissenschaftlichen Phantasiewerke ist einfach und leicht faßlich — der tüchtige Uebersetzer des Flaubert'schen Werkes, **Bernhard Endrulat**, welcher zu demselben ein Vorwort geschrieben und wenige dankenswerthe, aber

Digitized by Google

nicht genügende Anmerkungen am Schlusse hinzugefügt hat, bezeichnet ihn sehr richtig als die „Vertiefung der naiven Legende vom heiligen Antonius", — Vertiefung dadurch daß uns Flaubert in dem Antonius den Menschen der ersten Jahrhunderte der christlichen Aera vorführt, „auf dessen Geist in wildem Gewirr die abenteuerlichsten Dogmenbildungen seiner Zeit und ihre theosophischen, philosophischen und wissenschaftlichen Speculationen einstürmen, um ihn vom Wege schlichter, reiner Gotteserkenntniß abzudrängen."

Alle Verlockungen und Reizungen, alle Zweifel ziehen an ihm vorüber und treiben ihn in die Enge, bringen ihn schier zum Wahnsinn. Die Erlösung findet er vor dem Antlitz Jesu Christi im Gebet.

So verständlich und klar das Werk in seinen Hauptzügen ist, so schwierig und unnahbar ist es in seinen Einzelheiten. Man hat beständig das Gefühl einer gewissen Beschämung über die Unzulänglichkeit seiner eigenen Kenntnisse, wenn man das Buch aufmerksam liest. Und dies Gefühl sollte dem Leser, der sich zu den Gebildeten rechnen darf, erspart bleiben. Flaubert läßt Vieles unaufgeklärt, das ihm sicherlich selbst bis zu dem Augenblicke unklar war, da er sich im Hinblick auf seinen Roman durch mühevolle Quellenstudien diese Kenntnisse angeeignet hatte. Als in einer kritischen Besprechung der „Salammbô" Sainte-Beuve sein Bedauern darüber aussprach, daß der Verfasser es versäumt habe, seinem punischen Roman eine Karte von Karthago und Umgebung und ein archäologisches Lexikon beizugeben, nahm Flaubert diese Bemerkung übel und behauptete, sehr einfach und allgemein verständlich gewesen zu sein. Mag er in Betreff der „Salammbô" Recht haben, für die „Versuchung des heiligen Antonius" ist ein Nachschlagebuch geradezu unentbehrlich. Das künstlerische Behagen an dem Werke wird dadurch häufig gestört, daß man oft nur ahnen und errathen kann, um was es sich handelt. Soweit die Kenntnisse des Lesers reichen, sind die Angaben Flauberts immer vollkommen genau und die Schilderungen von einer ganz merkwürdigen Anschaulichkeit. Und deswegen darf man wohl annehmen, daß der Verfasser auch da, wo er sich von dem Durchschnittswissen nicht controliren läßt, dieselbe Gewissenhaftigkeit beobachtet; ich möchte es zum mindesten nicht unternehmen, gegen Flaubert eine wissenschaftliche Controverse einzuleiten. Der bibelfeste Franzose würde dem nicht genügend bibelfest gerüsteten Kritiker entgegen rufen können:

„nunc erudimini qui judicatis terram".

**Paul Linden.**

---

## Arzt und Publicum.

Von **J. Pauly.**

Wenn Vorurtheile beseitigen, ein verdienstlich Geschäft, so hat Dr. Conrad Küster ein rechtes Anrecht auf unsern Dank. Denn wo gibt es mehr Vorurtheile, als in dem, was das Publicum über den Arzt denkt! Falsche unberechtigte Ansprüche an den Künstler und an die Kunst, deren Grenzen es nicht kennt; Ignoranz der eigentlichen Principien der Medicin; Rücksichtslosigkeit und Undankbarkeit gegen den praktischen Arzt, — das sind gewöhnlich die „Erfahrungen", die jeder ältere Praktiker aus dem Verkehr mit dem Publicum heimbringt und lächelnd sieht er auf jenen Feuereifer der Jugend, die den Kampf mit dem Augiasstall der Vorurtheile nicht scheut. Diesen Kampf zu erleichtern hat Dr. Küster eine Brochüre über obiges Thema vor kurzem erscheinen lassen.*) Was das Publicum vom Arzte, was der Arzt vom Publicum zu fordern hat, ist noch nie so freimüthig und sachgemäß ausgesprochen worden, als in diesem Werkchen, dessen Inhalt wir gern unsern Lesern mittheilen, gleichzeitig manches hinzufügend, was uns selber am Herzen liegt.

*) Arzt und Publicum. Medic. Skizzen für Laien u. prakt. Aerzte von Dr. Conrad Küster. Berlin, Stilke.

Ein Theil der Schuld liegt, wie Küster bemerkt, auf ärztlicher Seite. Schon Griesinger klagt, daß man das Publicum nicht genug über ärztliche Verhältnisse aufkläre und überhaupt mehr den Nimbus, als die Wahrhaftigkeit in der Medicin aufrecht zu erhalten strebe. Es fehlt an populär medicinischen Schriftstellern. Die „Bocks" sind seltene Leute und sind ja doch auch Bocks Verdienste mehr negativer, als positiver Art. Was weiß das große Publicum von Lännec, Rokitansky, Skoda, Schönlein, Virchow und Traube? — Schliemanns Ausgrabungen von Troja interessiren mehr, als Helmholtz' Gesetz über die Geschwindigkeit der Fortpflanzung im Nerven; und Hekubas Geschick findet mehr Theilnahme, als eine kühne, neue Operation. Gestehen wir es nur, das naturwissenschaftliche Interesse ist noch recht dürftig und man weiß es kaum, daß das edelste Kind der Naturwissenschaft die Medicin ist. — Die Volksmedicin, die Anschauungen des Publicums, stammen aus dem Alterthum und Mittelalter; der neuesten Phase ist es noch gar nicht gefolgt. Die große Mehrzahl der Menschen will von der Medicin nichts wissen: „wir wollen blos gesund sein, Herr Doctor; wie es inwendig aussieht, das zu wissen, stört nur". Aber auch eine große Zahl derer, denen ein Interesse, wie es der Arzt verlangt, innewohnt, ist in merkwürdiger Weise unaufgeklärt über die moderne Medicin. Dabei glauben sie ihre Meinung, wie in der Politik haben zu dürfen.

Wohl erklärlich, wie jedes Vorhandene, ist diese Volksmedicin und zwar aus der gedoppelten Entwicklung der Medicin. Mit Recht trennt Küster die medicinische Kunst und Wissenschaft in seiner historischen Skizze. Lange „eh' Solon ein Gesetz gegeben", war der Anspruch gestellt zu heilen; ja mit dem ersten Menschen, der sich einen Dorn in den Fuß trat, war er da. Die Heilkunst in den Anfängen der Cultur, baar jedes Urtheils und jedes Mittels, mußte, zumal in der Hand der Priester, die Form crassen Aberglaubens annehmen, schon deshalb, weil der Gedanke, die Krankheit sei ein dem Menschen feindseliger Dämon, Jahrtausende lang die menschlichen Köpfe erfüllte, ein Gedanke, den übrigens, wie Küster meint, heute noch einige Orthodoxe hegen, selbst wenn sie mit großen und tüchtigen Hospitälern in Verbindung stehen.

Dem Griechenthum war es beschieden, zum ersten Male den fruchtbaren Weg nüchterner Beobachtung in der Medicin zu betreten. In den schönen Hainen der Insel Kos reifte ein Priestergeschlecht, dem der divus pater medicinae Hippocrates entstammte. Er entzog die Medicin den priesterlichen Mysterien und lehrte den kranken Menschen beobachten, sein Aussehen, seine Functionen, seine Wärme und wußte schon genau, daß die Krankheit einen bestimmten Verlauf habe, den der Arzt kennen müsse, um ihn nicht zu stören; daß also die Krankheit ein Vorgang im Körper sei, den man wohl beeinflussen, aber nicht willkürlich zwingen könne (naturam sequi). Natürlich waren seine Kenntnisse über den Bau und die Leistungen des Körpers dem Stande des damaligen Wissens entsprechend, aber er ließ sich davon nicht in seinem praktischen Handeln beirren.

Die Autorität des Hippokrates verblaßte mit dem Griechenthume; die Römer betraten die Weltbühne. Auch in der Medicin schuf allerdings erst die Kaiserzeit den alsdann für das ganze Mittelalter maßgebenden Arzt Claudius Galenus. Galen hatte zahlreiche Sectionen von — Affen geübt und hatte eine ausreichende Vorstellung von dem groben Bau des Körpers. Eine Reihe von Organkrankheiten kannte er genau. Indessen fehlte jede erschöpfende Klarheit über die Leistung des Körpers. Und was das Schlimmste war, das ganze Mittelalter arbeitete nicht weiter. Die Medicin (Küster, S. 8) wird der Tummelplatz der verschiedensten Speculationen; sie lehnt sich an alle möglichen Wissensgebiete, an Alchymie und Theosophie, bis der Frühlingssturm der Geister, die Reformation, auch jenen kühnen Anatomen Vesal aus dem Hofstaate Carl V. aufruft, der zum ersten Male planvoll die fabrica des menschlichen Körpers genau zerlegt.

Damit waren die Geister entfesselt. Allerdings dauerte es noch 100 Jahre, ehe der Leibarzt der stuartischen Könige, Harvey, den Blutumlauf entdeckt, aber damit ist eine klare Einsicht in die gröbsten Vorgänge des Körpers gewonnen. — Noch weitere 100 Jahre verfließen, bevor der Italiener Morgagni planvoll die Leichen seiner Kranken öffnet und damit die Grundlage der pathologischen Anatomie legt; aber gleichzeitig mit ihm macht sich auch schon das Bestreben geltend, die kolossalen Veränderungen in der Leiche, schon während des Lebens zu erkennen, d. h. für die diagnostische Kunst der Krankheitserkennung sichere Untersuchungsmethoden zu erfinden. Der Grazer Arzt, Auenbrugger, lehrt den Rumpf

Digitized by Google

beklopfen und so die Grenzen der lufthaltigen Theile (Lunge, Darm) und der luftleeren (Leber, Herz, Milz) ziehen; der geniale Lännec lehrt den Luftstrom in der Lunge, die Klappentöne des Herzens belauschen und so für die Veränderungen des kranken Organismus untrügliche, akustische Zeichen gewinnen. Zu diesen unumstößlichen Methoden sind dann allerdings meist erst in den letzten Decennien jene fruchtbaren Spiegeluntersuchungen hinzugetreten, welche das Auge in alle möglichen Thore der körperlichen Festung eindringen lassen und so das Feld seines Erkennens und Handelns vergrößern. Durchsichtig bis auf den Grund ist das Auge eines der am besterforschten Theile des Körpers, zugänglich dem chirurgischen Messer ist durch den Kehlkopfspiegel der menschliche Kehlkopf.

Indessen wir eilen vorauf; mit Recht erwähnt Küster jenes fundamentalen Einflusses der Physik und Chemie auf die wissenschaftliche Medicin. Die körperliche Maschine wird als durch physikalische Kräfte bewegt studirt, die Physiologie baut sich auf seit Anfang des Jahrhunderts als eine kolossale Wissenschaft und lehrt uns auch eine Reihe Vorgänge verstehen. Das verbesserte Mikroskop verfeinert unsere Kenntniß von der Zusammensetzung der Gewebe auf's äußerste, so daß wir die organischen Elemente, die Zellen, kennen lernen. Kurz die Medicin baut sich (Küster, S. 14) auf den festen und unzerstörbaren Fundamenten der naturwissenschaftlichen Forschung auf, an deren Verschlechterung oder Einsturz ebenso wenig, wie an eine Umkehr der Wissenschaft gedacht werden kann.

Die ärztliche Kunst hat also nunmehr mit der Wissenschaft ihre unauflösliche Vereinigung gefeiert, indessen ohne die frohe Theilnahme des Publicums. Der Götzendienst Hahnemanns und Prießnitz ist populärer. Der Unsinn der Homöopathie hatte in den Zeiten einen Werth, als man mit Gewaltcuren den Körper attakirte; wir verdanken ihr ferner, da sie mit „Nichtsen" curirte, die Erfahrung, daß vieles ohne Medicin heilt, also die Einsicht in den ungestörten Krankheitsverlauf.

Die Einseitigkeit des Bauers Prießnitz, alles mit Wasser zu curiren, ist erst in unseren Tagen wahrhaft fruchtbar geworden, seit man mit dem Thermometer die Erfolge der Abkühlung in fieberhaften Krankheiten constatirt hat.

Uebrigens haben die Erfolge dieser Heilmethoden auch ihre historische Begründung. Die erste Folge der wissenschaftlichen Medicin war — der Skeptizismus. Da eine Unzahl Illusionen fielen, hielt man überhaupt den Arzt für machtlos, für den bloßen Zuschauer der Krankheit, deren kolossale Veränderungen in der Leiche imponirten. Die gläubige Menschheit aber bedurfte positiver Erfolge und diese predigten Homöo- und Hydropathie.

Es ist wahr, was Küster sagt, daß unter diesen verschiedenen Einflüssen eine Reihe unkritischer Köpfe unter den Aerzten den festen Boden verlor und sich zu Hahnemann bekannte; ein anderer verhielt sich ganz indolent; ein dritter verzichtete auf den Heilzweck und beobachtete blos wissenschaftlich. Indessen die Mehrheit der Aerzte rettete sich aus diesen Conflicten zu gesunden Anschauungen (S. 17).

Trotzdem viele überlieferten Mittel und Heilverfahren über Bord geworfen werden mußten, blieb vieles übrig, an dessen Wirkung nicht zu zweifeln war. Die schmerzstillenden Mittel wurden vermehrt durch das Chloroform, dessen Erfinder den großen Wohlthätern der Menschheit beigezählt werden muß. Die moderne Chemie lehrt eine Reihe wirksamer Stoffe darstellen, deren einfache Effecte vollständig controlirt werden können. Auch in der innern Medicin feiert eine correcte Diät, ein Fernhalten jeder Schädlichkeit berechtigte Erfolge. Schmerzhafte Symptome zu mildern, über gefährliche Momente den Kranken hinwegzuheben, gelingt sehr wohl mit richtig angewandten Mitteln. Endlich werden der Chirurgie eine Reihe von Krankheiten zugänglich, die früher auf dem weiten Umweg der inneren Arzneien geheilt wurden. Man entfernt Krankheitsproducte aus Körperhöhlen, in die man früher nie zu dringen wagte. Kurz es ist ein weites Feld, auf dem ein denkender Arzt thätig sein kann (Küster, S. 18).

Aber nicht blos die Heilmethode sucht die Neuzeit zu verbessern, sondern sie hat eine Wissenschaft in's Leben gerufen, welcher eine große Zukunft beschieden ist, — die Erforschung der Krankheitsursachen. Wo der Laie Erkältung, unreine Säfte sah, hat die Wissenschaft bald greifbare, bald erst vermuthete Noxen gefunden. So fand man z. B. als Grund einer schweren Muskelerkrankung Trichinen, so statt einer Schärfe bei der Krätze kleine lebende Milben und konnte bei der Zugänglichkeit der letzten statt der frühern quälenden rohen Heilverfahren einfache, rasche Mittel anwenden, um diese Milben zu tödten und alsdann das Weitere der Naturheilung überlassen.

Das Studium der Ursachen, die Aetiologie der Krankheiten, hat zur Ausbildung der Hygiene geführt, mit der der Name Pettenkofer auf immerdar verknüpft ist. Jenen epidemisch auftretenden Seuchen, dem Typhus, der Cholera ꝛc. wendet sich das Studium zu und sucht durch statistische Erhebungen die Gesetze der Verbreitung zu ergründen, um sie alsdann — durch correcte Maßregeln daran zu verhindern. So haben die Aerzte im neuen Deutschen Reiche ihre Wünsche dahin formulirt, daß ein Lehrstuhl für Hygiene an allen Universitäten gegründet werde, daß ein Centralorgan in der Hauptstadt eingesetzt werde, welches die Errungenschaften der Wissenschaft zum allgemeinen Besten verwerthe, daß endlich ein Gesundheitsrath als Executivbehörde das allgemeine Wohl überwache. So würde z. B. durch letztere die pflichtmäßige mikroskopische Untersuchung des Schweinefleisches controlirt.

Wir schließen mit Küster (S. 22): Die Thätigkeit der Aerzte ist in Bahnen gelenkt, die für das Wohl der Menschen von nie geahnter Wichtigkeit sind. Nach langer dunkler Nacht hat es endlich zu tagen begonnen.

---

# Notizen.

## Virchow, die Juden und die „Germania".

Ueber den Vortrag, welchen Professor Virchow bei der breslauer Naturforscherversammlung gehalten hat — Virchow sprach über das angebliche Wunder der blutenden Jungfrau Louise Lateau — haben die berliner und nach ihnen wohl auch andere Blätter einen Bericht veröffentlicht, in welchem sich ein überaus amüsanter Hörfehler befindet. Es heißt in dem Berichte, daß „die Juden" „die Gravität" dem Apfel verdanken sollen. Es ist sehr verzeihlich, daß ein vielbeschäftigter Redacteur einen sinnlosen Satz in einem Manuscripte in der nothgedrungenen Eile der Herstellung der Zeitung stehen lassen kann, um so verzeihlicher, als er weiß, daß es schon stark kommen muß, wenn die flüchtigen Zeitungsleser eines solchen Nonsens gewahr werden. Aber überaus befremdlich ist es, wenn eine Zeitung wie die „Germania", die sich diesen Bericht sehr genau angesehen und denselben, in der Unmöglichkeit Virchow zu widerlegen, mit den ausgesuchtesten Glossen ihrer gläubigen Bosheit Schritt für Schritt begleitet — wenn auch diese Redaction, die den Bericht mit aller Aufmerksamkeit und Anspannung aller Geisteskräfte, über die sie verfügt, prüft, wenn auch sie diesen vollständig sinnlosen Satz unbeanstandet und, ohne auch nur sich über den darin enthaltenen Unsinn zu wundern, durchgehen läßt. Hat sich denn die „Germania" nicht gefragt, was Virchow damit gemeint haben könne, daß die Juden die Gravität dem Apfel verdanken sollen?

Bei einiger Ueberlegung hätte sie doch auf die richtige Spur kommen können. Virchow spricht nämlich von den Beobachtungen am Geringfügigen und Naheliegenden, welche in der Naturforschung oft zu den wichtigsten Entdeckungen geführt haben. Daß dabei nicht von der „Gravität", sondern nur von der „Gravitation" die Rede sein kann, ergibt sich schnell. Hat man das entdeckt, so kommt man auch auf das Geheimnißvolle „die Juden", von welchen Virchow angeblich gesprochen haben soll. Der Berichterstatter hat sich verhört und anstatt „die Juden" ist einfach „Newton" zu lesen. Virchow hat also an die bekannte Anekdote erinnert, welche in jedem Conversationslexikon zu finden ist, daß Newton eines Tages in seinem Garten unter dem Apfelbaum gesessen, und daß ein herabfallender Apfel sein Nachdenken auf die wunderbare Kraft gelenkt habe, die jeden fallenden Körper gegen den Mittelpunkt der Erde treibt — die Gravitation. Es wäre sehr hübsch von den Redacteuren der „Germania", wenn sie weniger Aufmerksamkeit auf wundersame Blutungen und etwas mehr auf diejenigen Aufsätze lenkten, die sie zum Gegenstand ihrer Polemik sich ausersehen.

* * *

Digitized by Google

In der Kunstnotiz von Hermann Lingg, welche in Nr. 37 der „Gegenwart" erschienen, befindet sich ein Druckfehler, welcher der Berichtigung bedarf. Der Wohnort des Dichters ist bekanntlich nicht Münster sondern München. Da in der Notiz vom „hiesigen" Kunstverein die Rede ist, so könnte die irrige Angabe zu Mißverständnissen Veranlassung geben.

## Offene Briefe und Antworten.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 32 der „Gegenwart" finde ich eine Zusammenstellung aller nicht in der Hinstorff'schen Ausgabe enthaltenen anderweitig gedruckten Werke Fritz Reuters. Ich vermisse darunter noch ein längeres in den „Liedern zu Schutz und Trutz", gleichzeitig als Autograph, abgedrucktes Gedicht, unter dem Titel: „Ok ne lütte Gaw för Dütschlayd". Dasselbe behandelt die Kriegserlebnisse zweier pommerscher Infanteristen, die beide bei Gravelotte den Heldentod starben. Ich habe dies tief ernste, schöne Gedicht oft gelesen, und nach meinem Dafürhalten gehört es zu Reuters besten Sachen und ist sicherlich „de beste Gaw" in Fr. Lipperheides schöner Sammlung.

Kleinere Beiträge sind vermuthlich auch noch in dem, von Ed. Hobein herausgegebenen, belletristischen Jahrbuch „Vom Ostseestrande" (Stiller'sche Hofbuchhandlung in Schwerin 1866) enthalten.

Es wäre sicherlich jetzt geboten, diese kleineren vielfach zerstreuten Schöpfungen mit Genehmigung der derzeitigen Verleger den „sämmtlichen Werken" des Dichters einzuverleiben.

Das schönste Denkmal würde Herr C. Hinstorff seinem großen Landsmanne setzen, wenn er dessen Werke dem gesammten deutschen Volke durch eine billige Volksausgabe zugänglich machte.

Hochachtungsvoll ergebenst
E. K.

* * *

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Gedankenfreiheit ist nicht minder unser Palladium, als es nur jemals in Luthers Tagen der Fall war. Diese Erwägung veranlaßt mich, zu den schätzbaren Nachweisungen, die unlängst H. Büchmann in der Gegenwart über den Spruch „Gedanken sind zollfrei" mitgetheilt, einige Worte beizusteuern, für die ich gleichfalls einen Raum in der „Gegenwart" erhoffe, resp. zu erbitten wage.

Zu den beiden Stellen, die B. aus Luther beibringt, hat auch Dietz in seinem sorgsamen „Wörterbuch" keine dritte hinzuzufügen vermocht; beide Stellen, ebenso wie die aus Pauli, fehlen bei Wander unter dem Worte Gedanke, dessen reicher Apparat die verdienten Sprichwörtersammler des 16. Jahrhunderts Agricola, Franck und Tappius einleiten. Combinirt man nun die Allegate Wanders und die beiden Stellen aus Luther (bis jetzt nachweislich die ältesten für das Vorkommen des Sprichwortes): so ergibt sich einerseits die ungemein häufige Anwendung dieses Wortes im Reformationszeitalter; auf der anderen Seite aber beweisen die weiteren Mittheilungen Wanders aus dem deutschen Mittelalter, aus dem classischen Alterthum, aus den heutigen Culturſprachen, daß vor der Zeit Luthers, vor dem 16. Jahrhundert allgemein in Europa nur von der Freiheit der Gedanken gesprochen wurde, das specielle Bild aber oder die Vergleichung mit den alles Faß- und Meßbare in ihr Bereich ziehenden Fällen noch nicht zur Anwendung kam. Wenn das Entstehen eines Sprich- oder historischen Wortes in einer ganz bestimmten Zeitsphäre ausreichte, einem nach seinem individuellen Ursprunge nicht näher bezeugten schönen Ausspruch den Ruhm eines „geflügelten Wortes" zu sichern, die „zollfreien Gedanken" verdienten ihn ohne Zweifel; aber Büchmann selbst hat und mit Recht sich eine engere Schranke gezogen; seine „geflügelten Worte" sind keine Wildlinge, keine Findelkinder, wie glänzend auch ihre äußere Erscheinung und wie reich ihre inneren Gaben sein mögen; sie sind Sprößlinge legitimer Ehen.

Zwei Belege aus dem 16. Jahrhundert vermag ich noch nach und unabhängig von Wander und Büchmann mitzutheilen, beide von Agricola beeinflußt und doch zugleich nicht ohne einen gewissen selbstständigen Werth.

Seb. Franck hat in seiner anonymen Sammlung von 1532 Nr. 82 (S. 31 meiner Ausgabe) den Spruch „Gedanken sind zollfrei" mit der sinnigen und tiefen Erklärung begleitet: „Für der Welt, aber nit für Gott"; mein specieller Landsmann aber Petrus Lindenberg aus Rostock übersetzt die Worte aus Agricolas Erklärung: „Es muß sich alles verzollen lassen, da mit man auff erden handelt, alle waare, pferde, wachß, flachß, und wie alle ding namen haben, allein gedancken, weil sie haymlich und verporgen sind, sind sie zollfrey" in freier Abkürzung in dem lat. Distichon:

Pendere vectigal mercesque hominesque jubentur
Solus ab hoc animus liber in orbe volat.

Den näheren Nachweis gibt Suringar in seiner schönen unlängst erschienenen Schrift: „Distichorum proverbialium sententiarum elegantissimus liber autore Joan. Glaudorpio Monasteriensi" (Leiden, E. J. Brill 1874), in der er uns Deutschen die ebenso überraschende wie wohlthuende Entdeckung vorführt, wie ein deutscher Schulmann des 16. Jahrh. Agricolas Sprichwörter zur größeren Hälfte in geschmackvolle lateinische Distichen übertragen, eine Thatsache, die volle 300 Jahre sei es unerkannt blieb, sei es in allgemeine Vergessenheit gerathen war.

Schwerin i. M. Fried. Latendorf.

Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer zu Ende geht, werden höflichst gebeten, **dasselbe umgehend pro IV. Quartal zu erneuern,** damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung eintritt.

Berlin NW., Louisenstrasse 32.

**Verlag und Expedition der „Gegenwart"**
**Georg Stilke.**

Digitized by Google

## Inserate.

In allen Buchhandlungen zu erhalten:
**Californische Novellen.**
Von **Bret Harte.** Min.-Ausg. 24 Ngr.

Verlag von Franz Ebhardt in Berlin, W.
Die reichhaltigsten und billigsten Modenzeitungen sind:
VICTORIA
XXV. Jahrgang.
erscheint wöchentlich
Preis viertelj. 2½ R.Mk. (22½ Sgr.)
HAUS-WELT
erscheint monatlich 2 Mal
Preis viertelj. 2 R.Mark (20 Sgr.)
Illustrirte Modenzeitung
erscheint monatlich 1 Mal
Preis viertelj. 80 R.-Pf. (8 Sgr.)
Zu beziehen jederzeit durch alle Buchhandlungen und Postämter.
**Probenummern gratis.**

Soeben erschien vollständig:
**Joannis Buxtorfii**
**Lexicon chaldaicum, talmudicum et rabbinicum**
Denuo edidit et annotatis auxit
Dr. B. Fischerus.
2 vols. Preis 21 Thlr. br.
Diese zweite, **mit vielen Zusätzen neuester Forschung** vermehrte Auflage, welche bereits während des Erscheinens die grösste Anerkennung fand, liegt nun vollendet vor.
Leipzig, 15. September 1874.
**Moritz Schäfer.**

In W. Jordan's Selbstverlag, Frankfurt a. M. (Leipzig F. Volckmar), erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
**W. Jordan, Nibelunge, Zweites Lied**
**Hildebrants Heimkehr,**
zwei Bände in gr. 8°. Preis 12 Mk. (4 Thlr.)
Mit dieser durch die Rhapsodien des Verfassers auf der Hälfte des Erdumfangs bekannten und seit Jahren erwarteten Dichtung liegt nun das Doppel-Epos: Die Nibelunge, vollendet vor.

**Für Galleriebesitzer!**
Ein werthvoller „Christuskopf", **Original aus der italienischen Schule,** aus einem Kloster in Mexico herstammend, steht zur Ansicht und zum Verkauf in der Kunst- und Antiq.-Handlung von
**E. Blazer,** Berlin, Behrenstr. 14.

Für das 4. Quartal 1874 allen deutschen Landwirthen zum Abonnement empfohlen:
**Deutsche**
**Landwirthschaftliche Presse.**
**Große illustrirte Zeitung für die Interessen der Landwirthschaft**
mit Hinzuziehung von
Gartenbau, Forstwesen, Fischerei, Hauswirthschaft, Jagd und Sport.
Chef-Redacteur: Oeconomierath **Hausburg,** General-Secretair des Deutschen Landwirthschaftsrathes und des Congresses Deutscher Landwirthe.
Jeden Mittwoch und Sonnabend erscheint eine Nummer.
**Preis vierteljährlich 1⅔ Thlr. (5 Mark). Probe-Nummern gratis.**
Post-Zeitungs-Catalog 1874: X. Nachtrag No. 857 A.
**Wirksames Organ für Annoncen (3½ Sgr. pro Spaltzeile).**
**Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.**

Die mit Ausnahme der Tage nach den Sonn- und Feiertagen in **Berlin täglich** erscheinende
**Tribüne.**
bietet ihren Lesern **nicht nur den herkömmlichen Stoff einer Tageszeitung,** sondern ist auch noch bestrebt,
**ihre Eigenartigkeit**
dadurch zu wahren, daß sie die **politischen** (auch die telegraphisch eingehenden) **Nachrichten** in **übersichtlicher, leicht orientirender Art** bringt, — daß sie für Erhaltung ihres **Rufs** besorgt ist, den sie sich **durch die Mannigfaltigkeit** und die **Originalität** der Mittheilungen aus dem Berliner Leben, der Zeitgeschichte, der kleinen und großen Geschichte vom Hof, vom Theater, aus der Gesellschaft u. s. w. und durch den **pikanten,** mit **Satire** und **Humor** gewürzten Ton, in welchem diese meist erzählt werden, erworben hat, — daß sie, auf ihre **völlige Unabhängigkeit** gestützt, nicht nur nach Oben und Unten hin mit Freimuth für **Freiheit** und **Recht** eintritt, sondern auch den **Börsenspeculanten** scharf auf die Finger sieht und **ohne Rücksicht** auf hoch oder niedrig gestellte Personen, auf große und kleine Banken das Publikum vor **schwindelhaften Unternehmungen** warnt, — daß sie auf die **drastischen Schilderungen** der Berliner — und wichtigeren auswärtigen **Gerichtsverhandlungen** sowie auf die Reichhaltigkeit der **„Bunten Zeitung"** volle Aufmerksamkeit verwendet, — und **besonderen** Werth auf das **humoristische** — und **grosse Roman-Feuilleton** legt, — daß sie durch die **Gratis-Beilage** der längst zu den ersten Witzblättern Deutschlands zählenden, von **Julius Stettenheim** redigirten und von **O. Heil** illustrirten satirischen Wochenschrift:
**Berliner Wespen.**
**eine Fülle von Witz** und Satire bietet, — daß sie endlich, abgesehen von allem **Anderen,** in Rücksicht auf das Gebotene sicherlich **die**
**billigste deutsche Zeitung**
ist. Der **Abonnementspreis** für **beide** Blätter **zusammen** also für die 6 **Mal** wöchentlich erscheinende „Tribüne" nebst den einmal wöchentlich als Gratisbeilage beigegebenen „Berliner Wespen" beträgt in **Berlin** nur 1 Thlr. 20 Sgr. vierteljährlich, (17 Sgr. monatlich) incl. Bringerlohn; **auswärts** nur 1 Thlr. 17½ Sgr. vierteljährlich **ohne** und 1 Thlr. 21¼ Sgr. **mit** Postbestellgeld, und nehmen für diesen Preis **sämmtliche Postanstalten des Deutschen Reichs Bestellungen entgegen.**
**Inserenten**
können für ihre Publication (à sechsgesp. Col.-Zeile 3½ Sgr.) kaum ein **wirksameres Organ** als die „Tribüne" finden, da die Auflage derselben **zwei und oft dreifach so gross** ist wie die **vieler** als besonders verbreitet geltenden Zeitungen, indem die „Tribüne" nahezu
**von einer Viertelmillion Leser**
der gutsituirten Gesellschaft — und zwar ebensowohl von Herren wie Damen — regelmäßig **gelesen wird.**

Hierzu ein Prospect der Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Redaction und Expedition: Louisen-Str. 32. Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 3. October 1874. Band VI.

v.6 no.40

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Das Deutsche Reich und das neueste Geschrei wider dasselbe. Von W. Wackernagel. — Literatur und Kunst. Franz. Von Adolf Wilbrandt. — Autobiographische Skizze. Von Hermann Lingg. — Um eine Rose. Von Karl Gutzkow. — Das Wiener Stadttheater unter Heinrich Laube. Ein Brief an den Herausgeber. Von H. Wittmann. — Aus der Hauptstadt. Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. I. — Dramatische Aufführungen. Herodes und Mariamne. Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel. Besprochen von Paul Lindau. — Offene Briefe und Antworten. Zu den Briefen Hamanns. Von Dr. Julian Schmidt. — Inserate.

### Das Deutsche Reich und das neueste Geschrei wider dasselbe.

„Sollen dich die Dohlen nicht umschrei'n,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchthurm sein."

Altmeister Goethe hat zwar die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches nicht erlebt; ob die neue Ordnung der Dinge in Deutschland, hätte er sie erlebt, durchweg seinen Beifall gehabt haben würde, mag man in Zweifel ziehen, darum paßt das Gleichniß in obiger Xenie vom Knopf auf dem Kirchthurm und den Dohlen, welche ihn umschreien, auf das Deutsche Reich aber doch. Wäre irgendwo ein blödes Auge noch in Zweifel, mit welcher Herrlichkeit und Hoheit dieses Deutsche Reich angethan ist, das widerliche Gekreisch der schwarzen Vögel, die sich schier heiser darüber schreien, würde ihn belehren, daß heute der Höhepunkt der menschlichen Culturentwicklung, getragen durch eine kraftvolle Staatenbildung, inmitten dieses Deutschlands sich erhebt, welches noch vor kurzem ein Spott der Völker, selbst der kleinsten und rohesten unter ihnen, war.

Behaglicher und „glücklicher" würde es sich — das mag zugegeben werden — für Millionen Individuen deutscher Zunge gelebt haben, wenn Deutschland geblieben wäre, wozu es die Eifersucht der auswärtigen Mächte, die sich in Bezug auf die eventuelle Kraft eines geeinigten Deutschlands von einem ganz richtigen Urtheile leiten ließen, durch die wiener Congreßacte von 1815 gemacht hatte. Man wurde unter den Auspicien eines hohen deutschen Bundestags von politisch armen, aber ehrlichen Eltern geboren; wuchs, ohne sich recht bewußt zu werden, daß man ein „Deutscher" war und zu welchen Ansprüchen dieser Name berechtige, mit der Zeit zu einem loyalen, beispielsweise königlich württembergischen oder großherzoglich oldenburgischen oder fürstlich greiz-lobenstein-ebersdorfischen Unterthanen heran; nahm, wenn man seine gute bürgerliche Nahrung hatte, ein Weib; wurde von demselben mit Kindern beschenkt und ging schließlich in Frieden und ohne von dem Gedanken gepeinigt zu werden, wird die „große Katastrophe" nicht auch dein Haus und die Häupter deiner Lieben zermalmen, zu seinen Vätern ein. — Diese „glücklichen" Zustände politischer Bedürfniß- und Bewußtlosigkeit wurden denn auch nur in jenem Staate durch etliches Dohlengekreisch gestört, in welchem der deutsche Gedanke, ohne officiell anerkannt zu sein und trotz der Verfolgung, welche sich dessen Bekenner zuzogen, immerhin thatsächlich in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten zur Geltung gelangte. Die Natur ist eben stärker als Verfassung, Gesetz und Verwaltungsmaxime. Das Preußen Friedrich Wilhelms III., in welchem die kleine politische Gemeinde, welche an die idealen Ziele des preußischen Staatswesens glaubte und an deren Bethätigung mahnte, sich im „Verfolgungszustand" befand, raffte sich doch zu einem energischen Kampfe gegen die Uebergriffe des römisch-katholischen Priesterthums auf, weil es in seinem ganzen Nervensystem antipathisch gegen die, vorläufig nur erst oberflächlich in seinen Körper eindringenden Waffen der Ecclesia militans reagirte. Es folgte aber bald eine Abwendung von jener freilich nicht klarbewußten aber doch von einem richtigen Instincte eingegebenen Politik und „katholisirende" Bestrebungen gewannen in Preußen die Gunst der höchsten Stelle, wobei ihnen das bekannte Schlagwort von der „Solidarität der conservativen Interessen" umsomehr zur Empfehlung gereichen mußte, als man bei einem ausgesprochenen Gegensatze zu der „liberalen Strömung" und bei der Absicht zur Bekämpfung derselben, sich unter den lebendigen Kräften der Nation vergeblich nach einem zielverwandten Bundesgenossen umsah. Der Aufschwung des deutschen Volksthums in den Jahren 1848 und 1849 ging weder hinreichend in die Breite noch Tiefe, um sich gegenüber der im Besitze der Machtmittel befindlichen und von dem Beharrungsvermögen der Massen getragenen Reaction behaupten zu können. Der Bund der „Pfaffen und der Ritter" feierte noch einmal seinen Sieg; doch dieser Sieg war nur ein äußerlicher. Die in der Nation wachgerufenen Kräfte sich dienstbar zu machen gelang der Reaction nicht; sie wurde nur so lange ertragen, als die „Zeit der Sammlung" dauerte und sie schwand dahin, als die „Zeit der Erfüllung" gekommen war.

Auch die fünfziger Jahre waren im Sinne des Philisteriums eine „glückliche Zeit". Kein großer Gedanke mahnte das kleine Geschlecht mit unangenehmer Zudringlichkeit an seine politischen Unterlassungssünden; wiederum lebte es sich unter den Auspicien eines hohen Bundestags in allen deutschen Vaterländern so recht gemüthlich und vergnüglich; kein Dohlengekreisch um den Kirchthurmknopf störte den Nachmittagsschlaf unserer guten Bürger. Die Dohlen waren darum nicht müßig; sie schrieen zwar nicht, aber sie trugen zu Neste. Bei derartigen Verrichtungen ist es besser, sich nicht auffällig zu machen durch Geschwätz und Geschrei. Was in diese Dohlennester alles verschleppt worden ist, das haben unsere guten Bürger staunend erfahren, als ihre Insassen sich so weit verstiegen, nun den Attributen der Staatshoheit Stücke zu entfremden, die schließlich doch nicht so leicht zu missen waren, wie ein oder der andere zu ihrer Obhut Eingesetzte sich dies vielleicht hatte einreden lassen.

Ein zu politischem Stillleben sich einspinnendes Preußen, welches in der europäischen Staatenwelt nichts mehr vorstellen

Digitized by Google

wollte, als wofür es die übrigen Großmächte gelten ließen, hätte es durch Deferenz vielleicht dahin zu bringen vermocht, daß seine Existenz nicht täglich von den Feinden des Protestantismus, der in Preußen noch immer seine Schutzmacht auf dem europäischen Continent erblickte, mit allerlei Anschlägen bedroht worden wäre; die Abrechnung mit ihm wäre bis zu dem Zeitpunkte aufgehoben worden, wo man glaubte, es von der Karte Europas wegwischen oder es doch wieder auf das bekannte Marquisat de Brandebourg zurückführen zu können. Inzwischen hätte man im Stillen es dahin gebracht, daß der König von Preußen in catholicis nur der Statthalter des heiligen Stuhles gewesen wäre, um doch auch die noch nicht erfüllungsreife Gegenwart zum größeren Ruhme Gottes besser auszunutzen. Diesem auf eine stille Wirksamkeit und auf längere Zeit angelegten Plane hat man jedoch entsagen müssen, weil sich in demselben ein von seinem Urheber übersehener Fehler herausstellte. Und dieser Fehler rührt her von der Täuschung, welcher sich die politischen Berather des heiligen Stuhles und ihre Affiliirten in verschiedenen europäischen Cabinetten über die Stärke der Wehrkraft Preußens und über die Macht des nationalen Gedankens in Deutschland hingegeben haben. Eine Täuschung, wie sie ab und zu die Ursache großer Umwälzungen im Staats- und Völkerleben gewesen und der Mitwelt stets so unbegreiflich erschienen ist, daß darin das Hineinragen einer höheren Macht erblickt und dies in dem Satze formulirt wurde: die, welche Gott verderben will, schlägt er zuvor mit Blindheit.

Dieses, nach dem Hoffen und Plane seiner Gegner zur Ecrasirung bestimmte Preußen, welchem seine Feinde jede Gemeinschaft mit den Lebensinteressen des deutschen Volkes abzusprechen sich bereits so sehr gewöhnt hatten, daß sie seiner Bevölkerung den deutschen Namen vorenthielten, ja sie als eine fremde, der deutschen feindliche, dieselbe zu unterjochen und auszubeuten bestrebte Nationalität denunciirten, hat sich, trotzdem zur Herbeiführung der „großen Katastrophe" eine Zeit ausersehen wurde, wo die preußische Volksvertretung und Regierung mit einander in einem bis zur persönlichen Erbitterung erhitzten Kampfe um das Grundgesetz des Staates begriffen waren, nicht blos siegreich der Angriffe seiner numerisch überlegenen Gegner erwehrt, — sondern auch die von ihm besiegten deutschen Staaten unter dem jubelnden Beifall der großen Mehrheit des deutschen Volkes mit sich zu einem mächtigen nationalen Staatswesen vereinigt und die naturgemäß außerhalb des Bundes verbliebene andere deutsche Großmacht zu einem intimen Freundschaftsverhältniß herangezogen!

Der „Finger Gottes", welchen die Priester des Vatican beständig arbeiten lassen — die Zeichendeuterei ist nun einmal eine alte Erbschaft Roms aus Tuscerzeit her — hatte sich an denen schwer gerächt, die ihn unnütz im Munde führten, trotzdem wurde er noch einmal in Bewegung gesetzt, um gegen jenes Preußen, welches inzwischen das Deutsche Reich bis auf die Krönung des Gebäudes schon hergerichtet hatte, einen Feind in's Feld zu führen, dem man mächtigere Waffen zutraute und dem man, um ihm zu dem Unternehmen größere Lust zu machen, mit allerlei Verheißungen wegen des Abfalls des „katholischen Südens" von dem ketzerischen Preußen das Herz schwellte. Das „Wunder von Mentana" versagte aber im kälteren Norden seinen Dienst. Der „Finger Gottes" stieß den, welcher sich die Mission zur Vollstreckung seiner Weisungen hatte einreden lassen, in's Verderben. Die zweite katholische Großmacht sah die preußischen, diesmal schon die deutschen Heere vor den Mauern ihrer Hauptstadt, ja in derselben siegreich ihre Fahnen entfalten. Das Deutsche Reich war da, schneller, als die Meisten zuvor wohl gedacht hatten; die auf seine Abwürgung im Keime gerichteten Anschläge der vaticanischen Priester waren schmählich zu Schanden geworden.

Und nun sollen die Dohlen nicht um den Knopf auf dem Kirchthurm schreien? Sie hätten es gar zu gerne gehabt, daß der kühne Baumeister, welcher den Knopf aufbrachte, dabei verunglückt, wenn der Knopf thurmhoch niedergefallen und dabei in tausend Stücke zersprungen wäre; wie würden ihre Freunde, die Raben, diese glänzenden Splitter zu Neste getragen haben! Da nun der „Finger Gottes" den Kirchthurmknopf, vermuthlich weil er selber bei seiner Erhöhung mitgewirkt hat — denn warum sollen wir diese Vermuthung nicht für uns streiten lassen — sichtbar in seine Obhut nimmt, so müssen wir zu unsrer Freude darüber, daß dem so ist, schon auch das nicht kleine Uebel mit in den Kauf nehmen, daß das Gekreisch der Dohlen unsren Ohren lästig wird. Und wie schlimm treiben es die schwarzen Gesellen?

Da hat man in einem fremden Lande, so sich Spanien nennt, einen Prinzen, der vom Großvater her Ansprüche auf den spanischen Thron geerbt haben will und sich deswegen „Karl VII., König von Spanien" nennt, mit reichen Mitteln ausgestattet — er selbst hatte nichts dergleichen —, um sich ein Königreich zu erobern und er hat es denn auch dahin gebracht, daß in einigen Provinzen seine „Streitkräfte" mehr Terrain beherrschen als die Regierungstruppen. Nun hat sich in Spanien so etwas schon einmal zugetragen, ohne daß andere Nationen darunter Schaden gelitten haben, und ohne daß schließlich besagter Don Carlos, der fünfte seines Namens, „König von Spanien" geworden wäre; damals wurde dieser Carlistenkrieg, trotzdem er sieben Jahre dauerte, als eine innere Angelegenheit Spaniens betrachtet und mit der allgemeinen politischen Lage nicht weiter in nähere Beziehung gebracht. Heute erblickt man nicht sowohl in dem Versuche des Don Carlos zu seinem Königreich zu gelangen, wohl aber in der eifrigen materiellen und moralischen Unterstützung, welche die Ultramontanen aller Zungen seiner Sache zu theil werden lassen, einen Theil eines umfassenden politischen Planes, der dahin abzielt, die lateinischen Nationen, eine nach der andern in ihrem eigenen Lande mit einer Regiernng zu beglücken, welche den Weisungen des Vaticans, der ihr zur Macht verhalf, unweigerlich Folge leistet, und darauf zwischen diesen „katholischen Staaten" ein Bündniß behufs Niederwerfung des Protestantismus, als dessen Schutzmacht wie als Hort der Glaubensfreiheit überhaupt das Deutsche Reich gilt, zu Stande zu bringen. Sobald irgend wo über Don Carlos und seine Banden, wie scheußlich deren Aufführung auch sein mag, ein Tadel ausgesprochen wird, geht durch alle Dohlennester land- auf landab ein gewaltig Geschrei, welches verräth, was für große Dinge man dort von dem Spanien König Karls VII. erwartet.

Ein Deutscher, ein früherer preußischer Offizier, welcher als Zeitungsberichterstatter die Regierungstruppen begleitete, fällt in die Hände der Carlisten; er wird erschossen, weil er ein „Deutscher" ist; darüber erhebt sich in Deutschland eine gerechte Entrüstung; die Dohlen aber kreischen: es ist ihm Recht geschehen und werfen auf den todten Mann den Unrath ihrer Nester. Die deutsche Reichsregierung, welche wachsam, wie sie sein muß — denn sie ist über Großes gesetzt — auch wohl die cosas de España darauf sich ansieht, ob nicht irgend ein Anschlag ihrer Feinde dahintersteckt, scheint Grund zu der Annahme gehabt zu haben, daß die Interessen des Deutschen Reichs, die wir in jedem Falle so sehr wie in diesem mit den Forderungen der Humanität in Einklang wissen möchten, am besten gewahrt würden, wenn den Carlisten jede, selbst nur moralische Unterstützung von Außen her entzogen und Spanien durch das Erlöschen des Carlistenkriegs möglichst bald in die Lage versetzt würde, sich eine den Fortschritt ebenso sehr wie die Ordnung verbürgende Regierung zu geben. Die erfolgreiche Initiative, welche das Deutsche Reich mit der Anerkennung der gegenwärtigen spanischen Executivgewalt ergriffen hat, ist nun für die Neider und Feinde des deutschen Namens ein ausgiebiger Anlaß gewesen, plötzlich die ihren Inspirationen zugängliche cis- und transatlantische Presse mit ihrem Dohlengekreisch zu erfüllen. Man bekommt dabei Stimmen zu hören, welche noch auf die Schlagworte von 1866 bis 1870 dressirt sind und von dem unersättlichen Magen der Confédération du Nord, unseres weiland Norddeutschen Bundes, welcher ganze Länder verschluckt, ein Schauerlied krächzen, so daß alles,

Digitized by Google

was sich im Bereiche dieses gierigen Ungeheuers befindet, angsterfüllt nach dem Retter ausschaut. Da soll Holland erobert werden, aber des größeren Effectes wegen seewärts her! Denn warum anders sollte sonst das Deutsche Reich auf die Eroberung von Helgoland so erpicht sein! Daß diese letztere Absicht besteht, ist aber unwiderleglich; denn das Deutsche Reich, dem seine Panzerschiffe nicht schnell genug von den Halligen laufen, sucht Dänemark durch Anlegung von Daumschrauben zu dem süßen Geständniß zu bewegen, daß es sein sehnlichster Wunsch sei, als jüngster Bundesstaat in das Deutsche Reich einzugehen! Dieses aber ist ganz gewiß; denn warum sonst hätte Rußland, welches niemals dulden wird, daß Germania die Schlüssel der Ostsee sich an ihren Gürtel hängt, sich in der spanischen Frage von seiner sonst so lieben Nachbarin getrennt. So beißt sich die Schlange der Lüge in den Schwanz und der Ring ist geschlossen. Der Himmel, dessen Zeichen im Vatican gedeutet wurde, muß doch etwas Großes mit diesem Don Carlos vorhaben, daß die ganze Luft vom Gekreisch der schwarzen Vögel erfüllt ist, seitdem ein Gesandter des deutschen Kaisers dem Herzog della Torre in Madrid seine Creditive überreicht hat.

Doch nicht blos an den benachbarten Gestaden der Nord- und Ostsee nagt die Ländergier des Deutschen Reichs fette Bissen heraus; auch das mit seiner Protection beglückte Spanien wird — so kreischt ein anderer Dohlenschwarm — dafür mit seinem Besitze zahlen müssen. Irgendwo an cantabrischer Küste erhebt sich ein steiler Felsen, ein Vorgebirge aus der See, von dessen Höhe der Blick nach Frankreich hinüberschweift; hier wird sich das preußische Gibraltar etabliren! Vortrefflich gewählt ist der Ausdruck; er schlägt — wenigstens ist dies die Absicht — nicht blos zwei, nein drei Fliegen mit einem Male: er verletzt den Stolz der Spanier; er erregt den Neid der Engländer; er reizt die Empfindlichkeit der Franzosen. — Doch auch transatlantisch muß gewirkt werden. Serrano wird die Insel Portorico an Preußen abtreten! Das setzt alle Yankeeherzen gegen Preußen in Aufruhr und, wenn man davon auch keinen directen Vortheil hat, so trägt doch der Glaube an derartige Absichten der deutschen Regierung dieser bei den Staatsmännern des Weißen Hauses sicher keine gute Note ein, und es schadet nichts, wenn auch einmal gegen das Deutsche Reich mit der Faust auf die Monroe-Doctrin geschlagen wird. — Und warum nicht Portorico? So hallt es in einer Londoner Correspondenz der „Frankfurter Zeitung" wieder; 1868 hat doch der preußische Corvettencapitain Kinderling von Sr. Majestät Schiff „Augusta" mit dem auswärtigen Ministerium in Portorico durch Vermittelung des deutschen Consuls in der Hauptstadt der genannten Republik (sic!) eine officielle Correspondenz gepflogen, die gerade jetzt von hohem Interesse sein dürfte. Schade nur, daß diese Portoricoversion des einleitenden Textes sich nicht in die Actenstücke selber einschwärzen ließ; denn diese wurden zwischen dem deutschen Consul Lahmann zu San José, Hauptstadt der Republik Costa-Rica in Centralamerica, und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten besagter Republik im Jahre 1868 gewechselt und betrafen lediglich die Anlegung von Depots für eine deutsche Marinestation in dem Hafen von Lima an der Nordküste von Costa-Rica, woraus schließlich nichts geworden ist!

Doch nicht blos dem cis- und transatlantischen Auslande wird Preußens unersättliche Ländergier denunciirt; es hat sein Auge auch auf ein deutsches Land, auf das Königreich Bayern geworfen, dessen Dynastie, nach einigen Verzichtleistungen, auf den spanischen Thron verpflanzt werden solle. Bekanntlich wollte Kaiser Joseph II. den letzten kinderlosen Kurfürsten von Pfalz-Bayern aus dem Hause Sulzbach, Karl Theodor, als „König von Burgund" nach den österreichischen Niederlanden verpflanzen, was Preußen damals hintertrieb; das neueste, dem preußischen Ehrgeiz zugeschriebene Project ist eine übelgelungene Nachbildung jenes actenmäßig beglaubigten Projects, und zwar in der leicht zu durchschauenden Absicht, den bayrischen Patriotismus gegen Preußen so recht gründlich in Harnisch zu bringen. Der Urheber sollte übrigens zuvor den „Almanac de Gotha" etwas besser sich angesehen haben, anstatt den Störchen in's Handwerk zu pfuschen und dem bayrischen Königshause über Nacht mir nichts, dir nichts einen Prinzen Maximilian durch den Schornstein zu werfen.

Ernsthaft läßt sich derartiges wirres Gekreisch nicht besprechen; jedoch ist es die Pflicht der Publicistik — leider keine angenehme — den Zusammenhängen dieser plötzlich auftauchenden Verdächtigungen der deutschen Politik nachzuspüren und immer wieder auf die letzten Motive ihrer Urheber hinzuweisen. Je lauter die Dohlen das Deutsche Reich umschreien, um so sicherer sind wir, dasselbe auf der Höhe zu finden, die ihm gebührt.

Berlin, Ende September 1874. **W. Wackernagel.**

## Literatur und Kunst.

### Franz.

Da liegst du nun, gestaltenwechselnd Glück:
Auf schwarzen Brettchen, bleich und kalt und still,
Geschloßnen Auges und geschloßner Lippe.
Verwandelt hast du dein Gesicht! — Wir sahn
Dich heimlich quellen, wachsen, wundersames,
Geheimnißvolles Glück; wir fühlten dich,
Unsichtbar regsam; dunkel dumpf empfanden
Wir die Verheißung, ungewissen Herzens.
Und horch! Ein erster Schrei! Die Knospe sprang.
Dein Nam' war Hoffnung; Kind ward nun dein Name.
Mit offnen Augen trankest du das Licht;
Mit warmen Händchen tappteſt du in's Leben,
Das rings in hoher Welle dich umfloß;
Mit rührend holden Gliedern, schön gebildet,
Ein Denkmal unsres Bundes lagst du da,
Aus uns entsprossen, ach, und uns gegeben.
Da brachen Thränen ungekannten Glücks
Aus Mutteraugen, Vateraugen vor;
Und besser, edler schloß ich dich an's Herz.
Und besser, edler ward ich sel'ger Mann
So Tag um Tag, mit reinster Liebe dich
Umschlingend, reinstes Glück! und sie mit dir,
Die wonnevolle Mutter meiner Freuden.
Und lallen, greifen, lächeln lernteſt du;
Die Kraft der Glieder regen, Licht und Form
Und Farb' und Leben suchen, finden, fassen,
Mit seliger Verheißung uns erfüllen.
Dein Nam' war Hoffnung; Hoffnung blieb dein Name.
Wie schienſt du lieblich, aller Liebe werth,
Ein göttlich schön Gebilde, werth vor Vielen,
Die Welt zu meistern und die Welt zu lieben.
Und — — dumpfe Töne. Leise stöhnend legst du
Dein welkes Haupt zur Seite, blickſt mich noch
Mit grausam stillen, starren Blicken an,
Und in des Todes Wolke hüllen sich
Die Sterne unsrer Hoffnung, unsrer Luft.
O Kind! o Kind! — Wer ruft? Du hörst es nicht.
O Glück! o Glück! — Wer ruft? Verwandelt liegst du!
Dein Nam' war Hoffnung, Tod ist nun dein Name.

Sinnloser Tod! — Und noch, noch scheinst du Glück:
Im tiefſten Schmerz welch wehevolle Luft,
Dies Marmordenkmal unsres Kinds zu schauen.

Digitized by Google

Du selbst dein Denkmal, holder, bleicher Sohn;
Im Leben schön, und schöner nur im Tod.
O wie zufrieden, selig liegst du da!
Wie eins mit dir! als wähltest du dies Ende.
Warst du nicht unser Säugling, theures Kind?
Hülflose Zukunft? Anfang deiner selbst?
Und liegst nun da, vollendet, Wundersamer,
Wie eines Meisters makellos Gebild,
So wohlbedacht, so herrlich reinste Form,
Als gäb' es kein „Zu früh" und kein „Zu spät";
Als müßten wir, die Unvollendeten,
Voll Andacht dich Vollkommener verehren.
O Kind! So wärst du nicht mehr unser Kind?
Und zwingst die Thräne mir in's Aug' zurück,
Und zwingst mich, ach, von höchster Schönheit trunken,
Daß ich dich „Engel", „Kind des Himmels" nenne?
Nicht mein mehr? Zweimal nahm dich mir der Tod:
Dein Leben erst, und nun um dich die Thränen?

O Kind! leb wohl! Leb wohl, o du mein Glück!
Umgrünt von Myrthen, du dem Tod Vermählter,
Leb wohl! Die Stunde kommt, von dir zu scheiden.
Sie rüsten dir dein letztes Ruhebett;
Zur Erde sollst du, weißer Leib, zurück,
Aus ihr entsprossen, ach, und ihr gegeben.
Aus deinem Bann entlaß mich, schönes Bild!
Hier diese Hand, sie trage dich zur Ruh,
Hier diese Hand begrab' dich fest und still,
Daß ich mein Kind dann wieder kann beweinen.

**Adolf Wilbrandt.**

---

## Autobiographische Skizze.

Von **Hermann Lingg.**

Wenn ich nach Lindau reise, versäume ich nie, bei einer der letzten Bahnstationen ehe man an den Bodensee gelangt, in ein Thal hinüberzublicken, wo, von Wiesen nnd Obstbäumen umgeben, ein Gehöft liegt, welches die Linggereute genannt und als das Stammhaus unserer Familie betrachtet wird.

Mein Großvater zog von dort weg und gründete sich eine neue Heimath, war Vorsteher der Gemeinde und Hauptmann der Landmiliz des reichsstädtischen Gebietes von Lindau. Mein Vater, der jüngste der Söhne, wurde an der Klosterschule zu Ottobeuren erzogen, studirte in Salzburg und Wien, erhielt, nachdem er in Weingarten prakticirt hatte, die Stelle eines Advocaten in Lindau und verehelichte sich daselbst.

Als sein ältester Sohn bin ich am 22. Januar 1820 geboren. Unser Wohnhaus befand sich dem freien Platze gegenüber, welcher zwischen der Stiftskirche und dem ehemaligen Frauenkloster liegt. Rückwärts vom Hause hatten wir einen Garten, von hohen Gebäuden mit Staffelgiebeln und eisenvergitterten Fenstern umschlossen. Hier verlebte ich mit einer um 1 Jahr jüngeren, früh durch den Tod entrissenen Schwester die ersten Kinderjahre. Die katholischen Volksschulen der Stadt standen damals auf einer nicht viel besseren Stufe, als die Landschulen, daher beschloß mein Vater, mich die protestantische Lehranstalt besuchen zu lassen. — Wir hatten einen sehr tüchtigen Lehrer, der, neben einer ausgezeichnet schönen Handschrift eine wahrhaft virtuose Fertigkeit im Prügeln besaß. Er war österreichischer Corporal gewesen und ein gallsüchtiger, höchst leidenschaftlicher Mann; seine Strafen waren förmliche Executionen. Obwohl ich, meines zarten Alters wegen, nie derartig bestraft wurde, so setzte sich doch ein Widerwille und unwiderstehlicher Abscheu gegen die brutale Behandlung in mir fest. — Wie glücklich ist die jetzige Generation gegen damals, wie oft beneide ich die Kinder, wenn ich sehe, wie freudig sie in die Schule gehen, wo sie kaum die Lehrstunde erwarten können! — Davon ist entschieden der Fortschritt in der Lehrmethode und die humane Art und Weise der Erziehung Ursache. Was jedoch meine Wißbegierde durch jene Vorgänge Schaden litt, dafür fand ich Ersatz in der Bibliothek meines Vaters. Ich las so ziemlich alles, was mir damals aus dem Bücherschrank in die Hände fiel. Eins der ersten Bücher war der Don Quixote, allein der Schreiber meines Vaters, ein sehr kluger Mann, fand, daß dieses Buch keine geeignete Unterhaltung für einen Knaben sei, und der arme „Ritter von der Mancha" erlitt das Ende jener Ritterbücher, deren Schicksal bekannt ist. Dann las ich „Die deutsche Schaubühne". Ein Stück von Ziegler: die „Brüder auf der rothen Erde" erregte mich besonders; als ich aber einmal zu einer Vorstellung in's Theater mitgenommen wurde und hierauf die ganze Nacht in Fieberphantasie lag, wurde sowohl mit dem Theaterbesuche, als auch mit den Werken der deutschen Schaubühne ein Ende gemacht. Seitdem hatte ich nie mehr recht Glück mit den Brettern, „welche die Welt bedeuten".

Zwei Ereignisse aus jener frühen Zeit haften mit besonderem Eindruck in meiner Erinnerung: das eine war die Verlegung unseres Aufenthaltes von der Stadt auf ein Landgut, das andere die große Kälte des Winters von 1829/30, während welcher die ganze Fläche des Bodensees von Bregenz bis Constanz, von Friedrichshafen bis Romanshorn zugefroren war. Wir hatten damals in der Schule die Ballade Gustav Schwabs vom „Reiter auf dem Bodensee" auswendig gelernt und durften nach dem etwa eine Stunde entlegenen Schweizerufer hinübergehen. Der See war bedeckt von Schlittschuhläufern und Spaziergängern und jedesmal, wenn das Eis sich spaltete, was ein Zeichen seiner zunehmenden Festigkeit und von einem Getöse wie von Geschützdonner begleitet war, erscholl von allen Seiten her einstimmiger Jubel. Durch die Spalten quoll dann Wasser herauf, man bekümmerte sich aber nicht viel darum und legte wohl über die breitesten Spalten Bretter, wie einen Steg. In der Vollmondnacht kehrten wir über die Eisfläche zurück. In der Jugend ist es nicht schwer, eine Fülle von schönen Tagen zu ertragen, da kann man das. Das neue Landgut, welches im Frühling 1827 bezogen wurde, die Ach, die daran vorbei und in den nahen Bodensee floß, eine kleine Oekonomie, ein ausgedehnter Obstgarten, im Garten eine Laube, von Geißblatt umzogen, wo wir oft bis in die spätesten Stunden der Nacht auf die herumschwärmenden Abendfalter paßten, das alles bot Anlaß genug zu Vergnügungen; auch war mir der Bücherschrank wieder geöffnet; ich las, und mit vollster Hingebung, die Schiller'schen Dramen. Besonders ergriffen mich Tell, Maria Stuart, die Jungfrau. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Nachmittags, wo zugleich ein schweres Ungewitter aufzog und die Blitze über mein Buch leuchteten, während ich bei der Scene war, wo Johanna mit Raimond unter Sturm und Donner im Wald zu den Köhlerhütten kommt. Allein der Aufenthalt auf dem Lande, der meinen Brüdern und mir größere Freiheit und fröhliches Gedeihen brachte, war auch mit manchen Fährlichkeiten und vielen Abhaltungen vom Lernen verbunden, weshalb man zu dem Entschluß kam, mich in die Lateinschule nach Kempten zu bringen, wo der damalige Rector des Gymnasiums Zöglinge in sein Haus nahm und durch seine besondere Strenge und Rechtlichkeit eines großen Rufes als Pädagog genoß. Das waren nun trübe Wochen und Monate, die ich dort verlebte.

Ich fühlte gleich anfangs — ich war 11 Jahre alt — eine ziemliche Sehnsucht nach Hause zurück und nach dem heimathlichen See, obwohl ein älterer Studiengenosse, gleichfalls vom Bodensee gebürtig, mich oft auf die Illerbrücke führte und mir rieth, recht lange in's Wasser zu sehen, damit ich nicht das Heimweh bekomme; ich bekam es eben doch. Nur die

Digitized by Google

Ferienzeit auf der Achbrücke — so hieß der Landsitz meiner Eltern — warf einige Lichtstrahlen in jene trübe Zeit. Nicht nur waren es da mit Früchten behangene Obstbäume und Reben, die dem Heimgekehrten zulachten, man fand sich doch auch wieder in der Welt, im Kreise der eigenen und befreundeter Familien.

In der Gesellschaft „Harmonie" lagen das Morgenblatt und Menzels Literaturblatt, Europa, die Blätter für literarische Unterhaltung ꝛc. auf; nun wurde alles nachgelesen, was von neuerer Literatur in dem Semester erschienen war, währenddessen wir in Kempten den Jacobs präparirt und die Partikeln gelernt hatten. Ferner gab es politische Gespräche, Unterredungen über die gegenwärtigen und weltlichen Dinge zu hören, von O'Connel und Robert Peels Reden, von den badischen Ständekammern u. s. w. Ein Bruder und ein Freund meines Vaters, der eine Oekonom, der andere Decan, waren Mitglieder der bayrischen Ständekammer. — Anderwärts prallten auch die Gegensätze zwischen der Lindauer und Kemptener Weltanschauung zusammen. Ich erinnere mich noch, daß einer der Herren Professoren von dort einstmals zur Weinlese eingeladen war, und in einen heftigen Disput mit meinem Vater gerieth, weil dieser behauptet hatte, es werde noch dazu kommen, daß man von Kempten nach Lindau mit der Eisenbahn fahren könne. „Unmöglich!" rief der erhitzte Professor, „wo denken Sie hin, Herr Doctor? Nie wird man über den Buchenberg kommen!" — (Ueber diesen führte nämlich damals die Poststraße.) „Wir freilich," gab mein Vater zur Antwort, „werden es nicht mehr erleben, aber unsere Kinder gewiß".

In jene Jahre fällt die Expedition unserer bayrischen Truppen mit König Otto nach Griechenland. Großes Aufsehen erregten in erster Zeit die Briefe von verwandten und befreundeten Offizieren aus Patras, Athen, Korinth. Damals lernten wir Griechisch in der Schule. — Wie leicht wäre es gewesen, eine lebendige Anregung für das Studium der hellenischen Sprache in den empfänglichen Gemüthern wachzurufen! — Nachdem jedoch im Jahre 1834 die königl. Truppen aus Griechenland zurückgekommen waren, war die Aufmerksamkeit der Jugend vielfach auf die Erzählungen aus jenem fernen Lande gelenkt und ich gewann die Erlaubniß, so bald ich die Universität würde erreicht haben, eine Fußreise nach Italien antreten zu dürfen. Damals fand ein Naturereigniß statt, dessen seltene Großartigkeit einen dauernden Eindruck zurückließ: In einer Nacht wurden die Anwohner des Höhenzuges, der sich gegen Bregenz hin erstreckt, durch ein Getöse, anhaltendem Donner gleich, aufgeschreckt; bei grauendem Morgen bot sich ein furchtbares Schauspiel. Ein im Innern der Erdschichten gestautes Wasser hatte die Oberfläche unterwühlt und stürzte diese nun mit Felsen-, Acker- und Waldesgründen, alles übereinander, in eine tiefe Schlucht, die zum Glück zwischen dem Orte der Zerstörung und der nächsten bewohnten Anhöhe lag und breit und tief genug war, um einige Zeit lang die herabstürzenden Bergtrümmer aufzunehmen. Aus den Hütten umher flüchteten die Bewohner mit Hab und Gut, — ein trauriger und grauenvoller Anblick. Mit dem Fernrohr konnten wir von unserm Landhause die ganze Scene auf's beste beobachten. Man sah da auf einmal ein Stück Landes lebendig werden, die Tannen fingen an, sich zu drehen, sich vorwärts zu bewegen, es erfolgte ein mächtiger, nachhaltiger Donnerschlag und eine riesige Staubwolke erhob sich aus der Kluft, in welche die Massen hinabgestürzt waren. So ging es zwei bis drei Tage fort. Noch kam zu diesem Schrecken die Trauerbotschaft, daß der Landrichter von Lindau, der sich dienstlich an Ort und Stelle begeben hatte, auf dem Platze vom Schlage gerührt, todt, im Angesicht der Schreckensscene zusammengesunken sei. Die stattlichen Postpferde und der Postillon in Gala brachten den Herrn nun in demselben Wagen, in dem er kurz zuvor würdig und hülfebringend ausgefahren war, als Leiche — seiner bestürzten Familie zurück.

Das befreite Griechenland führte übrigens auch für uns Schüler Befreiung aus der Erziehungshaft unseres bisherigen Schulhespoten mit sich, bei dem wir in Kost und Wohnung gegeben waren. Es hatte nämlich die Stadt Kempten den heimgekehrten Kriegern einen großen Ball gegeben. Unser Rector selbst, durch ein Unwohlsein abgehalten, an dem Feste theilzunehmen, erlaubte gleichwohl den älteren seiner Zöglinge, den Ball zu besuchen; das verdroß uns jüngere nicht wenig, und als es dunkel geworden, schlichen wir mit Tarquiniusschritten die Treppe hinab und entfernten uns durch die Hinterthüre des Hauses, in gerechtem Patriotismus der Festfreude zueilend. Es versteht sich, daß am folgenden Morgen Alles entdeckt wurde und wir wegen unerlaubten Wirthshausbesuches in den Carcer wandern mußten. Allein unser Rector fand durch diese Lockerung seiner Hausordnung sich veranlaßt, den Eltern mitzutheilen, daß er im künftigen Jahre keine Zöglinge mehr aufnehmen werde. Das war eigentlich ein Glück, denn so ernst und rechtlich gesinnt dieser Mann auch war, Erzieher war er nicht, und seine Frau verstand noch weniger, jungen Leuten Achtung und Vertrauen oder Zuneigung abzugewinnen. — Freundlicher gestalteten sich die Verhältnisse bei der Familie des Professors, in welche ich nun zur Verpflegung aufgenommen wurde. Führte gleich die größere Nachsicht zu manchen übermüthigen Streichen, es wurde doch Alles wieder gütlich beigelegt. Der Trotz jenes Alters wich einer größeren Offenheit, auch für das Lernen kam eine wärmere Neigung, ein lebendigeres Erfassen.

Ein Ausflug während der Ferien auf eine nahe bei Lindau gelegene Burgruine, von wo sich eine großartige Fernsicht über das Rheinthal und den Bodensee darbietet, gab Veranlassung zu meinem ersten Gedichte. Das Landschaftliche trat darin besonders hervor und zog mich denn auch für längere Zeit vorzugsweise zu den Dichtern dieser Gattung, zu Matthison, Hölty, Salis; noch mehr entzückte dann Jean Paul. Zwischen Brinz, der damals freilich noch kein ausgezeichneter Pandektist, sondern ein ächt dichterischer Heißsporn war, Ketterle, nachmals Advocat in Aschaffenburg, und mir bestand eine Freundschaft, deren Sonne Jean Paul war. Wir überboten und überraschten uns gegenseitig mit Streckversen. Geringer war der Fortschritt in der Mathematik. Der Professor dieses Lehrgegenstandes war traditionell seines riesigen Körperumfanges und seiner Schwerhörigkeit wegen die Zielscheibe der Schüler; es wurde daher wenig gelernt. Da er für das Hinzeichnen einer geometrischen Figur auf die Tafel den Ausdruck „hinrichten" gebrauchte, so verfaßte ich damals die „schreckliche Geschichte vom Mordbrenner Kegel", die, in der Classe vorgelesen, große Heiterkeit erregte und in vielen Abschriften unter Kemptener Studiengenossen noch heute verbreitet ist. Mathias Kegel nämlich war in einem stumpfen Winkel geboren, sein Vater war ein Prisma, seine Mutter eine geborene Spitzsäule, deren Erwerb in Verfertigung von Parallelopipeden bestand. Als, nach dem Tode des Vaters Prisma, die Mutter sich dem Cylinder vermählte und die Zwillinge Zenith und Nadir zur Welt kamen, da verwahrloste der kleine Kegel und übte sich bald, seinen Mitschülern Punkte, Linien, Quotienten und Differenzen zu stehlen; er kam nun zu einem Vetter in die Lehre, stahl aber auch hier dessen alte Segmente, Tangenten und Secanten, entfloh aus Furcht vor Entdeckung und wurde Soldat. Als er Posten auf der Eselsbrücke stand, lernte er die Hypothenuse kennen, verließ sie aber treuloser Weise und verliebte sich in die ungleichschenkelige Peripherie; auch hier ging er durch und kam auf der Flucht in eine unzugängliche Weite, woselbst er aus Mangel an anderweitiger Nahrung, von Quadrat- und Kubikwurzeln lebte. Hier gründete er mit den Ellipsen und Sectoren eine Räuberbande, deren Anführer er wurde. Zwei ihn verfolgende Gendarmen, Logarithmus und Verticalstrich, schoß er nieder; als er jedoch zwischen zwei Parallelogramme gerieth, wurde er festgenommen, in das Dreieck a b c eingesperrt und ihm der Prozeß gemacht. Vor seiner Hinrichtung gestand er noch, ein Fünfeck in Brand gesteckt, ein Zwölfeck in die Luft gesprengt und die Menschen durch optische Täuschungen betrogen zu haben.

Digitized by Google

Im Herbste des darauffolgenden Jahres wurde das Gymnasium absolvirt. In der glücklichen Zeit, die zunächst folgte, begann sich das Verständniß für Goethes Faust mir aufzuschließen. Es ist unnöthig zu sagen, welche Macht dieses Werk über mich gewann; bald kannte ich die meisten Scenen auswendig.

Im October 1837 bezog ich die Universität München. Natürlicher Weise machte die große Stadt auf den jungen Menschen, der noch nicht über Kempten und Lindau hinausgekommen war, einen gewaltigen Eindruck. Viele der großen Bauten, denen Bayerns Hauptstadt heute ihren Weltruhm verdankt, waren damals noch nicht vollendet: die Ludwigskirche, die Bibliothek; viele bestanden noch gar nicht: das Siegesthor, die Propyläen, die neue Pinakothek. Die bedeutenden Männer Schelling, Görres, Schubert, die Koryphäen jener Zeit, deren Hörsäle jedesmal dichtgedrängte Zuhörerschaft erfüllte, erweckten staunende Ehrfurcht. Es sollte nun das philosophische Vorbereitungsjahr, welches dem eigentlichen Fachstudium voranging, durchgemacht werden; ich gestehe aber, daß bald der Fechtboden eine größere Anziehungskraft ausübte, als Collegia logica und metaphysica. Mit mehr Ernst wurde in den nächstfolgenden Semestern das Studium der Medicin, das ich auf den Wunsch meines Vaters hin gewählt hatte, begonnen und mit den besten Vorsätzen, auch mit ziemlichem, freilich manchmal remittirendem Eifer fortgesetzt, da die Liebe zur Dichtkunst noch sehr oft von Büchern und Präparirtisch abzog. Während der Ferien wurden von mir und meinen jüngern Brüdern im Gartenhause des elterlichen Landgutes Feuerwerkskörper für die Feier der Weinlese angefertigt. Durch solche Beschäftigung, nebenbei durch Reminiscenzen aus den Schriften des Paracelsus, auf die ich gleich beim Anfang meiner medicinischen Studien hingewiesen worden war, am meisten durch den Faust angeregt, entstand in mir der Gedanke, ein Drama „Berthold Schwarz" zu schreiben, die Staffage hiezu gab die im XV. Jahrhundert von den Bürgern Lindaus zerstörte Ruckburg. Ich wollte Elementen, wie sie im Faust lagen, eine geschichtliche Sphäre eröffnen, und sie darin wirken lassen. Der titanhafte Kampf mit den Geistern der Natur sollte in einer aus diesem Kampfe hervorgegangenen weltbewegenden Erfindung sich äußernd zur Geltung kommen. Als ich Einiges daraus Freunden vorlas, brachte mir einer Dullers Novelle „Berthold Schwarz"; ich verlor darüber die Freude an meiner eigenen Schöpfung und ließ die angefangenen Scenen liegen. Kurz darauf wandte ich mich einem, wie mir schien, wirksamen Stoffe zu, dem Catilina. Man wird manchen Stellen dieses Trauerspiels, das ich später vollendete, und das auch zur Aufführung kam, etwas von der gährenden Bewegung der vierziger Jahre nicht absprechen können. Aber auch diese Arbeit blieb, in einzelnen Monologen und Skizzen zu Scenen, noch liegen. So sehr auch durch solche Abschweife das Medicinstudium unterbrochen wurde, so fiel doch das Resultat am Ende des zweiten Semesters noch immer so günstig aus, daß eine italienische Reise bewilligt wurde. Drei Studenten, die Ränzchen auf dem Rücken, zogen wir von München fort, den blauen Bergen zu, fuhren im herkömmlichen Stellwagen über den Brenner und setzten von Bozen aus unsere Reise fort, an den Gardasee, segelten nach Peschiera und marschirten in Staub und Sonnenhitze nach Verona. Von da ging es über Brescia, Como nach Mailand, Genua und von da, nachdem wir unsere Börse in dem stolzen Genua, wo es uns gar sehr gefiel, bis zur Neige geleert hatten, in Eilmärschen nach Lindau.

Im nächsten Herbste führte mich eine Fußreise nach Stuttgart, Mannheim, Straßburg, Freiburg, Schaffhausen. Nach Stuttgart schleppte ich schon ein ansehnliches Päckchen Gedichte mit; die Hoffnung aber, mit einer der literarischen Größen dort bekannt zu werden, schlug gänzlich fehl; ich brachte meine Gedichte, von niemandem gesehen, unversehrt über den Rheinfall nach Hause zurück. Ebenso scheiterte eine poetische Einsendung, die ich mit einem ebenfalls dichtenden Freunde an die damals von Lewald redigirte Europa machte.

Freiburg im Breisgau hatte die Erinnerung an Berthold Schwarz wieder aufgeweckt und der Münster einen bleibenden, immer wiederkehrenden Eindruck zurückgelassen. Das nächste Jahr (1841) brachte die größte und traurigste Katastrophe über unsere Familie; mein Vater starb in Folge einer Entzündung, die er sich bei einer Tagfahrt durch Erkältung zugezogen hatte. Unsere Trauer wurde nur dadurch einigermaßen gemildert, als wir erst jetzt recht erfuhren, welcher allgemeinen und wahren Achtung der Hingeschiedene bei seinen Mitbürgern genoß, der aus dem Volke hervorgegangen, streng rechtlich, ein fester Kantianer, sich seiner Clienten stets uneigennützig und erfolgreich angenommen hatte. Der Stand der Advocaten war damals, da von ihm aus die meisten und rührigsten Mitglieder der Opposition in den Ständekammern der constitutionellen Staaten Süddeutschlands hervorgegangen, bei den Regierungen nicht sonderlich gut angesehen, ein Umstand, der wohl hauptsächlich meinen Vater bewegen mochte, mich zum Studium der Medicin zu veranlassen. Nach seinem Tode wurde der schöne Rebgarten, Pferd und Chaise verkauft und das Landgut in Pacht gegeben. Meine Mutter zog mit mir und meinem jüngsten Bruder nach München. Ein kleines Vermögen und eine noch kleinere Pension und drei Söhne, die eben in den Jahren standen, wo ihre Ausbildung die meisten Kosten verursachte, waren Gegenstand nicht geringer Sorge für die Wittwe. Es galt nun, mit allem Ernste das sogenannte Brodstudium zu betreiben. Nebenbei wurde auch mir die Philosophie Trösterin. Die einzige Erholung nämlich, die ich mir gönnen durfte, war, hie und da eine Zeitschrift zur Hand zu nehmen. — Die Hallischen Jahrbücher, die durch ihre geistreichen, tiefeingreifenden Aufsätze voranleuchteten, führten mich zu wenigstens einigem Verständniß der Hegel'schen Philosophie, welche, wie ich bald einsah, auch für meine medicinische Ausbildung von Nutzen war. Ich lernte die Dinge in einem höheren Zusammenhange auffassen, dem Räthsel der Welt kühner in's Auge schauen, und über den Materialismus meines Berufes, der oft gar zu abstoßend einwirkte, mich erheben. In erster Reihe war es Geschichte der Medicin und Seelenheilkunde, zu deren Studium ich mich hingezogen fühlte, und hätte damals eine Aussicht bestanden, auf eines dieser speciellen Fächer ein Fortkommen zu begründen, meine ganze Zukunft würde höchst wahrscheinlich eine andere Richtung genommen haben. Doch fielen einige Gedichte, wie „der schwarze Tod", „die Tanzwuth" ꝛc. als poetische Früchte vom Baume der Erkenntniß. Indessen bereitete ich mich auf meine Prüfung vor, die ich dann auch bestand und hierauf zum Doctor der Medicin promovirte.

In Freiburg i. Br. hatte Professor Baumgärtner einen bedeutenden Ruf als Pathologe, auch docirte dort Stromeier an der chirurgischen Klinik. Ich ging also nach Freiburg. Mein Weg führte mich über Tübingen. Da war gerade zwei Tage vorher Hölderlin gestorben; ich stand an dem frisch aufgeworfenen Hügel des Dichters, der mich damals vor allen anzog. Für das Wintersemester war Berlin ausersehen. An einem schönen Herbsttage fuhr ich den Rhein hinab. Zum ersten Male sah ich den Loreleifels, Rolandseck, die niedlichen Städte mit den spitzen Giebeln und Thürmen, an Felsen angelehnt. Die ganze Romantik des Rheinstromes lag in Nebelduft, übergoldet von der milden Herbstsonne da.

Von Düsseldorf, wo im Hofgarten der Wind bereits mit den falben Blättern sein Spiel trieb, fuhr man damals noch in der Postkutsche über Minden und Münster nach Braunschweig, von wo aus die Eisenbahn in unbedeckten Wagen Berlin zuführte. In Berlin kamen wir Münchener, einige Rheinländer und ein Norweger fast jeden Abend zusammen. Andere Bekanntschaft habe ich nicht gemacht, auch nicht gesucht. Zu einem Fackelzuge, der den Brüdern Grimm gebracht wurde, dichtete ich ein Lied, später auch eine Ode an Beethoven; beide Gedichte sind mir verloren gegangen. Um Steffens zu sehen, für dessen Anthropologie ich einstens geschwärmt hatte, erlaubte ich mir einmal, seinen Hörsaal zu besuchen, auch in die Vorlesungen von Schelling, Ritter, Ranke drängte ich mich einmal

Digitized by Google

hinein, denn belegt hatte ich bei Schönlein, Dieffenbach und Jüngken.

Nachdem ich über Prag nach München zurückgekehrt war, trat ich in die seitdem in's Leben gerufene Poliklinik ein, welche damals Professor Schneemann leitete. Unter diesem ebenso tüchtigen als liebenswürdigen Lehrer übernahm ich einen Theil der Armenpraxis. Ich fing an, mehr Freude als bisher an meinem Beruf zu finden, je mehr ich dabei an Geschick und Erfahrung gewann. Zu Platen bekehrte mich damals einer seiner begeistertsten Anhänger, ein College, der gleich mir Praktikant an der Poliklinik war. Wenn wir nach des Tages Mühen im Utzschneidergärtchen beisammen saßen, declamirte er den „alten Gondelier", „das Grab im Busento" und die imposanten Trimeter aus der „verhängnißvollen Gabel".

Er wußte damit eine so lebhafte Vorstellung von der Macht plastischer Herausbildung der rhythmischen Formen zu erzielen, ja dafür zu begeistern, daß ich von nun an strebte, solche Vorzüge nicht außer Acht zu lassen, vielmehr sie durch ein Colorit, das zugleich charakteristisch für den Inhalt wäre, noch lebendiger zu machen. In jenen Stunden nahm ich meine früheren Arbeiten, welche Bruchstücke geblieben waren, wieder vor und entwarf manches Neue. So entstanden: „Siegesgesang vor Salamis", „Weltumsegler", „Normannenzug" ꝛc.

Eine Einsendung an Hauff in Stuttgart fand Aufnahme in das Morgenblatt; ich genoß die im Leben eines Dichters epochemachende Freude, zum ersten Male die eigenen Gedichte gedruckt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Um eine Rose.

Von Karl Gutzkow.

— — „Wahre Petroleusen sind diese Blaustrümpfe!" rief kürzlich ein alter General meiner Bekanntschaft aus, als er eine Brochüre, den zornigen Erguß einer Frau gelesen hatte, die wegen unserer modernen Dienstbotenunzuverlässigkeit, hohen Miethspreise und über die Frauenstimmrechtsfrage die Welt in Flammen setzen zu wollen schien. Und in der That, eine Petroleuse bin ich wirklich, ich, die Verfasserin dieser anspruchslosen Zeilen, eine deutsche Schriftstellerin! Nicht, daß ich etwa auch zu jenen Einforderinnen der „Frauenrechte" gehörte, die wenigstens in Newyork mit Miß Woodhill allerdings so lange die Brandfackel zu schwingen die Miene machen, bis nicht möglicherweise jede Evatochter eine Aspasia geworden (ceteris imparibus — ich kann Latein, worüber unten — Schönheit ist für große Geister Nebensache) eine Aspasia, sage ich, geworden, bei welcher sich die Periklesse der Zeit die Grant, die Bismarck, die Windthorst, die Freiherrn von Hafenbrädel Unterricht in der Kunst zu sprechen und die Staaten zu regieren geben lassen; nein, im Gegentheil, ich bin eine Feindin aller Ueberstürzung (auch bei Kaffeemaschienen) und bemitleide die Herren der Schöpfung, wenn diese jetzt in ein Telegraphen-Bureau treten und ihre „zwanzig Worte inhaltsschwer, sie gehen von Drahte zu Drahte" einer jungen Dame anvertrauen müssen, die sich sogar zur Richterin über die Zulässigkeit dieser Expectorationen machen darf. Selbst wenn unsre vortreffliche Jenny Hirsch in Güte, und etwa in Verbindung mit dem sanften Löwe-Calbe, das Frauenstimmrecht durchsetzen sollte, so würde ich doch noch Anstand nehmen, davon Gebrauch zu machen. Der Gedanke, die Herren Wahlcommissäre könnten, wenn ich meinen Zettel mit dem Namen des hochverehrten Verfassers in die Urne werfen würde, voraussetzen, ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, zu den fünf unglücklichen Illusionen der „Mannesseele" die sechste werden zu wollen, ließe mir Tag und Nacht keine Ruhe, ja mich im Moment der Ausübung meines Staatsbürgerrechts geradezu in die Erde sinken. Nein, ich wühle und wähle und stricke nur unschuldige Romanstoffe und werde Beweise dafür beibringen, daß diese sogar von berufenen Kennern gelobt werden.

Schade, daß Herr Paul Lindau keine Illustrationen zu seiner Zeitschrift gibt. Sonst würde ich ihm meine Photographie zugestellt haben. Ich hätte dann nicht nöthig — Ei was, unterbrechen mich die Herren Collegen, Sie sind eine Schriftstellerin, folglich nicht schön! Doch gemach, meine Herren Grobiane, sieben bis acht Körbe habe ich ausgetheilt und darunter sogar zwei, bei welchen mir die Empfänger leid thaten. Ich habe nämlich, um das schnell abzuthun, Zähne wie Elfenbein und diese sämmtlich vollständig. Das macht sogar eine Matrone von 66 noch anziehend, wie viel mehr eine Jungfrau von 33! Mein Haar ist schwarzbraun und ich wage dasselbe in Gegenwart jedes noch so boshaften Feuilletonisten frisiren zu lassen. Meine Augen sind braun; allerdings nur feurig, wenn ich zornig bin; aber sie sind besungen worden von einigen nicht zur vollen Reife gelangten Uhlands' und Lenaus. Kurz lachen Sie nicht, meine Herren, die Bewerber kamen nicht wegen meiner Aussteuer, auch nicht wegen meines Geistes. Leider die beiden gewiß nicht, wo mir die Körbe leid gethan haben. Dies waren zwei liebenswürdige stattliche Männer, aber sie standen in ihrer Bildung unter mir. Der eine war ein Kaufmann, der in America sein Glück gemacht hatte, der andre ein Fabrikant. Beide waren sie reich. Ich könnte jetzt, wenn auch kein Coupé mit Gummirädern, doch einen Einspänner mit Silbergeschirr haben. Aber ein Mann, mit welchem ich durch's Leben gehen soll, der muß entweder über mir oder wenigstens mit mir auf gleicher Linie stehen. Nicht daß ich darauf stolz bin, den Cornelius Nepos übersetzen zu können und all die abscheulichen Worte zu verstehen, die Fürst Pückler in seinen Schriften mit griechischen Buchstaben hat drucken lassen; ich kenne genug, was mir fehlt. Aber ein Mann, der auf meine Bemerkung: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" verdutzt: Wieso? antworten kann, Orest zum Busenfreunde des Pilatus macht, und ein anderer, der keinen Vers von Goethe, aber die ganze Jobsiade auswendig weiß und diese bei jeder Tasse Kaffee, bei jedem Rasseln eines Wagens, jedem Blick durch's Fenster, jedem Bellen eines Hundes declamirt — nein, für's Leben ist das nicht zu ertragen. Doch dieser Grund ist es nicht, um den ich zur Petroleuse geworden bin, sondern ein andrer. Ich werde alles erzählen.

Zuvörderst darf ich wohl sagen, ich bin unter Studenten und Professoren aufgewachsen. Mein Onkel besorgte die finanziellen Geschäfte einer ansehnlichen Universität und man nannte ihn den Herrn Quästor. Alle drei Jahre mußte der gute, vortreffliche Mann mich sehen und ließ mich dann einen ganzen Sommer aus seiner Junggesellenklause, die aber ein sehr stattliches eignes Haus war und einen prächtigen Garten hatte, nicht wieder frei. Emmy, Du mußt Eroberungen machen! hieß es schon in meinem vierzehnten Jahre. Aber damals waren noch die gelehrten Männer an den Universitäten meist alte und ehrwürdige sogenannte Nestoren. Weiße Locken umspielten ihre hohen Denkerstirnen. Gravitätisch gingen sie, die Hände über den Rücken geschlagen, durch die Promenade, grüßten wie aus den Wolken heraus die Vorübergehenden, die sich verbeugten, und holten sich wieder Kraft für jene dickleibigen Werke, die von ihnen erschienen sind. Jetzt sieht das alles ganz anders aus. Unsre Universitäten sind wie die Spargelbeete geworden. Kaum hebt sich ein grünes Köpfchen, ein Privatdocentchen, das ein dünnes Büchelchen über die Nerven der Meerkrabben oder über eine arabische Inschrift geschrieben hat, wutsch! wird er abgestochen und schon als ordentlicher Professor — anders thut's der gescheute Mann nicht — an eine weitre Universität versetzt.

Digitized by Google

Haben wir doch deren im lieben deutschen Vaterlande gewiß eine Ueberzahl! Wo ich bei meinem letzten Besuche beim Onkel hinblickte, nichts als kleine junge Professorchen und alle mit ganz andern Manieren als sonst. Zuweilen sogar Salonerscheinungen, mit Schnurrbärten, Matadore am Casinobillard, Zeitungsleser von früh Morgens bis Abends. Mein guter Onkel, dem die Herren sämmtlich gewogen sind, weil er die Goldfüchse für die Collegien einzieht, diese immer erst sorgfältig wiegt, ehe er sie annimmt, und dann den Professoren auszahlt, sagte mir, als ich das letztemal seine Kirschenernte mit den Spatzen um die Wette zu Ende gebracht hatte: „Emmy! Ja, ja! Wo sind die Zeiten hin, wo unsre berühmten Männer alt und grau auf ihren hochberühmten Kathedern saßen! Wo wäre ein Hugo jemals von Göttingen weggegangen, ein Krukenberg je von Halle, ein Hermann von Leipzig! Jetzt reist das alles hin und her! Ein wahres Bäumchenverwechselspiel! Und eigentlich," fuhr er zorniger fort und schob seine Perrücke ganz nach vorn auf die Stirn; „eigentlich ist's schon geworden wie bei den Schauspielern. Gibst du mir nicht Zulage in Berlin, so nehme ich den Contract von Wien! Da lassen sie sich berufen — durch einen guten Freund — um nur einen unglücklichen Landesvater — wollt' ich sagen Intendanten in der Gage höher zu schrauben! Manchmal geht sogar ein bloßer sogenannter Fühler hinaus, sie hätten wieder Den und Den im Sinne zu berufen und es ist dann hintennach nur ein guter Freund, der so ein Merkst du was? in die Blätter gegeben. Nein Kind," schloß er kopfschüttelnd, „wir haben wirklich an Universitäten einen Ueberfluß! Die Wissenschaft muß umkehren, ich meine, Plato und Justinian werden unter diesem ewigen Wohnungswechsel leiden! Staub kommt auf die Bücher gar nicht mehr anders, als nur noch durch die Landstraße. Die Vorurtheile über gewisse geheiligte Musensitze, alte ehrwürdige Erinnerungen über Testatoren und Legatare, die sich im Grabe umdrehen würden, sagt man, wenn gewisse Freitische oder Stipendien, sagt man, verändert und verlegt — doch das verstehst Du alles nicht!" Nämlich ein Wechsler begegnete uns grade, mit welchem die Frage der neuen Goldwährung besprochen wurde; da brach denn der auch über diesen Punkt grämlich Gewordene die Kundgebung seiner kühnen Neuerungen ab.

Nun kennt man meine Person; es ist Zeit, daß ich von meinem Charakter als „Petroleuse" rede. Es war vor mehren Jahren, als ich wieder bei meinem Onkel einen wunderschönen Frühling und Sommer durchmachte. Der Himmel war so gleichmäßig blau, die Linden, die das ehrwürdige alte Universitätsgebäude umstehen, dufteten so berauschend, die ganze freundliche Stadt mit ihren Gärten und Weinbergen ringsum bot einen paradiesischen Anblick. Partie auf Partie wurde gemacht. Ich wußte zwar, daß alle Damen meine Romane gelesen hatten, sie unter sich abscheulich fanden; aber ihre falschen Schmeicheleien störten mich nicht. Man muß die Menschen nehmen wie sie sind, oder man wird mitten in der Welt zum Robinson Crusos. Die Männer waren galanter. Manche sagten mir Dinge über meine Erfindungen, die nicht conventionell zu sein schienen. „Auf Ehre und Seligkeit —!" betheuerte Einer. Nun wahrhaftig! Wenn ein junger außerordentlicher Professor der Theologie (er war aber bereits verheirathet) eine solche Versicherung ausspricht, so muß man denn doch glauben. Ich fand da nur eine alte Erfahrung bestätigt. Hat man die Menschen einmal so weit, daß sie überhaupt etwas lesen, so sind sie schon vom Mäßigen befriedigt. Daher schreibt sich das zuweilen unerklärliche Glück der Modeschriftsteller.

Zwei ernstliche Bewerber hatte ich wieder zu gleicher Zeit gefunden, trotz meiner damaligen 27 Jahre. Jenen Mann aus Pernambuko, welcher mit Iphigenien, der Priesterin Dianas, dem Thoas geantwortet haben würde: Wieso? und einen ordentlichen Professor der Geschichte, neu angekommen, grade wie ebenso solcher frisch abgestochener Spargel. Gewiß, ich bewundere, ich liebe unsere deutschen Historiker. Bin ich doch als Verfasserin historischer Gemälde bei ihnen in die Schule gegangen. Welche stolze Sicherheit, welche jeweilen selbst den strengen, ja sehr kalten Staatsmann überkommende Milde und Humanität bei Leopold von Ranke! Welche weihevolle, die Masse des Stoffs bewältigende Kraft in den Kaiserhistorien Wilhelm von Giesebrechts! Wie klar löst uns Heinrich von Sybel die Wirrsale in den Cabineten auf! Selbst in die allerneuesten Namen habe ich mich vertieft. Ich lese Mauernbrecher mit Theilnahme, wenn auch nicht ganz für seine Auffassung Karls V. gewonnen! Aber dieser junge Professor Doctor Adelbert Hutschenreuter — — Nun, er war damals erst vor drei Jahren Assistent gewesen bei einem jener geheimräthlichen Historiker, die sich von ihrem sogenannten Seminar die Vorarbeiten zu ihren berühmten Werken machen lassen. Dann debütirte er mit einer Schrift, ich glaube über das Ceremoniell bei der polnischen Königswahl, und wurde darauf von seinem gelehrten Protector zum Reisebegleiter eines Kronprinzen empfohlen, mit welchem er Frankreich und England gesehen hatte, und mußte nun dafür belohnt werden. Er verlangte den ordentlichen Professor und erhielt ihn. Ein Mann von vielleicht dreißig Jahren! Schon aspirirte er, Rector der Universität zu werden und die Energie seiner Haltung, sein Selbstgefühl, seine scharfeinsetzende Stimme hätten ihm die Erleichterungen gegeben, das manchmal schwer zu handhabende Scepter der Magnificenz zu tragen. Aber an eine solche Auszeichnung des von obenher der Universität Octroyirten war von Seiten der Collegen noch nicht zu denken.

Meine beiden Bewerber bildeten zwei vollkommene Gegensätze. Der Mann aus Pernambuko, der doch die Meere befahren hatte, ein Nabob, der gegenwärtig ausruhen konnte von seinen Geschäften in Thierfellen und Farbhölzern, war durch und durch schüchtern, verlegen, wodurch freilich, wie ich bald erkannte, nur eine gewisse Umständlichkeit und Pedanterie an ihm verdeckt wurde. Ich fürchtete mich, offen gestanden, vor dem möglichen Ausbrechen einer Lebensphilosophie, die mir nicht mit den Bedingungen der höheren Bildung zu vereinigen schien. Ich verbot ihm daher durch den Onkel jede weitere Fortsetzung seiner Bewerbung, die schon bis zur feierlichen Erklärung bei jenem vorgedrungen war. Hutschenreuter, der mir ebenfalls huldigte, mußte davon erfahren haben; denn er zeigte den giftigsten Charakter im Verleumden. Seine goldne Brille fiel ihm regelmäßig von seiner kleinen Nase, wenn er auf Kosten jenes Rivalen Anekdoten erzählte und sich darüber ganz allein vor Lachen ausschüttete. Seine Bewerbung schien ernstlich. Unter einer Laube von breitblättrigen Aristolochien im Garten meines Onkels schlug er auf seine Brust, nannte mich „Göttliches Fräulein!" und wäre vielleicht auf die Kniee gesunken, wenn es nicht Tages zuvor geregnet hätte und der Boden hier und da mit Schnecken übersäet gewesen wäre. „Pallas Athene!" fuhr er in seiner Ekstase fort. „Womit soll ich Sie vergleichen? Ihre Gestalt, Ihr Geist — —" „Lassen Sie das, Herr Professor!" unterbrach ich eine Huldigung, die zunächst nur meinem hohen Wuchse, meiner vielleicht imponirenden Art und Weise, auch meiner Kenntniß des Cornelius Nepos und des griechischen Alphabets dargebracht wurde. Denn von einer gründlichern Prüfung meines Charakters konnte bei solcher Exaltation keine Rede sein. Selbst meine Romane hatte der ewig Zerstreute und immer nur mit sich selbst und mit dem Heimsuchen aller Familien, die Töchter hatten, Beschäftigte, noch nicht gelesen. „Erzählen Sie mir lieber," fuhr ich fort, „wie der arme Phidias, als dieser die berühmte Pallas Athene geschaffen und dann mit Gold und Elfenbein ausgelegt hatte, dazu gekommen, so schändlicherweise wegen Veruntreuung angeklagt zu werden". Er stutzte wieder über meine Kenntnisse.

Digitized by Google

„Ja, ja," fuhr ich fort, „und wieso der große Bismarck von Athen und Sokrates und die Aspasia mit alledem zusammenhängen?" Statt der Antwort ergriff er seinen Hut, der ihm zur Erde gefallen war, wischte diesen mit einem rothen Taschentuche langsam ab, ordnete seine Brille, sah mich durch dieselbe lange an und empfahl sich mit den geheimnißvoll gezogenen Worten: „Ich gehe, mein Fräulein, um Ihre Schriften zu lesen. Leben Sie wohl!" Dieser Ton war sonderbar. Er konnte Satire, konnte auch Schwärmerei bedeuten. Vielleicht Beides. Der Mann war die geborne Doppelzüngigkeit. Sollte etwas, das er that oder sprach, nicht ironisch gefaßt werden, so hätte er es stempeln lassen müssen oder sonst documentiren. Man glaubte ihm nichts. Auf wissenschaftlichem Gebiet war er der regste Alliirte aller der Richtungen, die heute siegreich und glänzend im Vordergrunde stehen, dagegen Verächter und Bespöttler jedes Namens, den man nicht mehr an jedem Tage gedruckt liest. Die Werke schon seiner nächsten Vorgänger hatte er beim Antritt seiner Vorlesungen vor dem gefüllten Auditorium als Arbeiten bezeichnet, die nach seinen Forschungen in den Archiven nicht mehr zu beachten wären. Ich rief ihm nach: „Um's Himmels willen, Herr Professor, Sie werden mich geringschätzen lernen!"

Mit Wilhelm Elgermann, so wollen wir den Kaufmann aus Pernambuko nennen, kam ich auf den sonderbaren Fuß, daß unsere gesellschaftlichen näheren Berührungen zwar abgebrochen waren, aber der unstreitig gefesselt Gebliebene doch jeden Morgen, wenn ich in der Frühe einen Spaziergang machte durch die vom Gesang der Vögel belebten Promenaden, durch die Seitenwege, wo die thaufrischen Jasminhecken in voller Blüthe standen, mir in den Weg kam. Dann grüßte er artig, redete mich aber nicht mehr an. Mein Onkel hatte ihm den Standpunkt klar gemacht. „Nehmen Sie das Nein meiner Nichte für kategorisch! Sie ist ein Trotzkopf und wiederholt niemals eine Sache, die Jemand hören soll, zum zweitenmal! Wenn ich ihr bei Tisch eine Schüssel offerire und sie hat „Ich danke!" gesagt, so nimmt sie mir's übel, wenn ich darauf doch erwidere: Ei was? Ein Stück kannst Du noch nehmen!" Genug, der sonst recht angenehme reiche Mann zog sich zurück. Conversation war mit ihm nicht möglich. So oft ich ihn nach dem Leben in Brasilien fragte, erwiderte er mir mit Allgemeinheiten. Ich schildere ihn vollständig im Gegensatz zu den Romanen und Bühnenstücken der Jetztzeit, wo grade der Realismus und die „Gartenlaube" es mit sich gebracht haben, Charakteren dieser Sphäre alle Reize des poetischen Interesses zu verleihen. Fast bei allen meinen Mitschwestern in Apollo, bei Frau Marlitt an der Spitze, sind die studirten Leute die langweiligeren, manchmal sogar unredlichen, die unstudirten dagegen, die Techniker, die Oekonomen, die Kaufleute, die Hüttenleute, die Maschinenbauer, die Ingenieure „über und über in Poesie getaucht".

Siehe aber! Eines Tages, als mir Elgermann etwa zum dreizehntenmale, ich nehme die verhängnißvolle Zahl, auf meinen Morgenspaziergängen begegnete, zieht der elegante, immer den Englishman darstellende Herr nicht etwa den Hut, sieht mich nicht etwa erröthend an und geht vorüber wie immer, sondern bleibt diesmal stehen und überreicht mir feierlich und mit schmelzendem Blick eine wunderschöne, gewiß eben von ihm in den nahegelegenen Gärtnereien gekaufte Centifolie. Noch schimmerten die Perlen des Morgenthaus auf den dichtgedrängten, kaum entfalteten Blättern, die sich in malerischer Schattirung aneinanderreihten. Ein solches Prachtexemplar hatte ich noch nie gesehen. Ich dankte ganz entzückt und verbindlichst, worauf sich der Geber entfernte. Nur eine Weile war er wie angewurzelt stehen geblieben, setzte sich dann aber sofort gleichsam in Trab, denn — ein Beobachter dieser seiner Aufmerksamkeit war vorüber gehuscht. Niemand anders als Professor Hutschenreuter. Dieser blieb sofort stehen und war anfangs sprachlos. Wie mir schien, vor Eifersucht. Das eine seiner Augen folgte dem Brasilianer, wie er diesen, der in den Büschen verschwand, zu nennen pflegte, das andre wollte mich anfangs geradezu durchbohren, gerieth aber in Folge seines abirrenden Sehmuskels auf die Rose, die er ignorirte. „Sehen Sie nur diese wunderbare Rose!" sagte ich bei alledem. „Herr Elgermann hat sie mir eben geschenkt! Sehen Sie die grünen rothpunctirten Blätter, die sie noch umschließen! Wie graciös, wie zierlich das alles ist!" — „Die Rose ist Ihr Ebenbild!" antwortete mir der Professor wie im Traum und ging jetzt neben mir her, da ich nicht stillstand. — „Sie sind zum Dichter nicht geboren!" erwiderte ich. „Sonst würden Sie sich in Ihren Bildern nicht so vergreifen! Nennen Sie mich lieber eine Dahlie! Hochveredelte, mit Medaillen belohnte Exemplare gibt es jetzt auch von den Dahlien! Aber Duft haben sie nicht!" — „Ihre Seele ist der Duft!" begann er mit seiner früheren Ekstase. „Ich habe fünf Bände Ihrer Werke nacheinander durchgelesen und bin außer mir über die Reife Ihres Urtheils, über Ihre Auffassung der Welt, über Ihre Kenntniß der Menschen —! Sie haben Stellen, die mich an Goethe erinnerten —" — „Nein, nein, nein, nein!" unterbrach ich ihn. „Ich will Goethe gar nicht verglichen sein! Ich stelle Goethe ganz niedrig in seinen Romanen. Eilen Sie aber in Ihr Colleg —!" Der Aufgeregte hatte meine Hand ergreifen wollen. Ich besorgte eine auffallende Scene inmitten der Promenade.

Nach Hause gekommen, suchte ich auf dem Büffet im Speisezimmer meines Onkels das schönste seiner Gläser und stellte meine Rose in's Wasser und auf meinen Arbeitstisch in meinem reizenden, von wildem Wein beschatteten Wohnzimmer. Einige Tage wollte ich mich an dieser Gabe erfreuen, ja im Augenblick war ich so elegisch gestimmt, daß ich sogar an meine alte Pensionsgewohnheit dachte, überall Gras und Blumen zu zupfen und diese mit Streifen Band oder Seidenfäden in meinen Albums zu befestigen. Auch der Onkel stimmte mich traurig. Er hatte Kopfschmerz und fing wieder von seinem Tode an. Das war so viel, als von seinem Testament. Er wollte mich zu seiner Universalerbin machen. Damit berührte er dann die wunde Stelle meines Herzens, daß die Huldigungen, die man mir brachte, bei meinem trotzigen Charakter wohl nur deshalb abgelehnt würden, weil sie der Aussicht auf seinen Tod gälten. „Nein, Onkelchen! Höre auf!" unterbrach ich ihn. „Von etwas Anderm. Diese Rose hat mir Herr Elgermann geschenkt! Aber kein Wort mehr von seiner Bewerbung! Auch Hutschenreuter ist mir heute begegnet und hat meine Bücher gelobt! Aber Hutschenreuter fand darum doch keine Gnade vor seinen Augen. Dieser Neuling blieb ihm viel zu jung für einen ordentlichen Professor. Was hatte er denn geleistet? Nach seiner Schrift über das Ceremoniell bei der polnischen Königswahl war nichts von ihm erschienen, als ein Band sogenannter Regesten. „Was ist das?" sagte der Onkel. „Eine mechanische Zusammenstellung von Zahlen und Daten. Die haben meine Rechnungsbücher auch. Die Cameraderie macht in den Journalen ein Aufhebens von dergleichen Dingen! Warum? Weil sie selbst nichts Besseres machen kann." Seinen Vortrag lobte dann der Onkel doch, wußte aber auch schon eine Menge Anekdoten von Hutschenreuters Eitelkeit, von seinen Collisionen mit dem bestehenden Herkommen, von seiner Rechthaberei, seiner Unerbittlichkeit gegen die älteren Namen. „Es hat ihn aber auch schon mancher abgetrumpft!" sagte er behaglich, lachte in sich hinein und nahm eine Prise.

Noch im vollen Zuge dieser Mittheilungen wurde der Onkel unterbrochen und abgerufen. Einen Augenblick war ich allein. Dann ließ sich der Wolf in der Fabel melden. Professor Hutschenreuter kam schon wieder. Sein Wesen war beim Eintreten

Digitized by Google

feierlich. Er gab sich die Miene, der Mann der größten Ehrlichkeit zu sein und niemals Umstände zu machen, wahrscheinlich, weil die Umstände seine Bequemlichkeit in Unkosten versetzten. Die vollgültigste Erklärung seiner Gefühle und die wiederholte Bitte um meine Hand bestürmten mich heute. In aller Ruhe setzte ich ihm die Gründe meiner Weigerung, auf seine Wünsche einzugehen, auseinander. Ich erklärte mich für eine unberechenbare, problematische Natur, die bestimmt sei, allein durch's Leben zu gehen. Zu groß wäre die Zahl meiner üblen Launen und einen zu hohen Begriff hätte ich vom Leben innerhalb der Ehe. Um der Verhandlung ihre Peinlichkeit zu nehmen, rieth ich ihm ebenfalls den ehelosen Stand zu erwählen an, und suchte hierauf das Gespräch, weil dasselbe in Untiefen zu gerathen drohte, auf andere Dinge zu bringen. Plötzlich zeigte sich der giftige Charakter des Mannes. Der Eitle stand auf, ging hin und her, stichelte auf den Brasilianer, schielte auf die Rose, die er schon lange entdeckt hatte, sprach von den Diamanten, die ich künftig tragen würde, verspottete die geringe Bildung des armen Elgermann und erhitzte sich dermaßen, daß er plötzlich die Rose, die er dabei auf's Korn genommen behielt, aus dem Glase riß, das Fenster öffnete und die arme Blume zur Straße hinauswarf. „Abscheulich! Empörend!" rief ich aus, zitternd von meinem Sessel aufspringend. „Was wagen Sie da?" — „Sie sehen, wie ich Sie liebe, ich morde diesen Brasilianer!" rief er mir mit lächelnder Malice zur Antwort entgegen. Doch mochte ich dagestanden haben wie eine Walkyre. „Verlassen Sie dies Zimmer! Augenblicklich! Ich will Sie niemals wiedersehen! Nie wenigstens wieder mit Ihnen reden! Adieu!" Der Gedanke an meine schöne Rose, das Gefühl von noch etwas Anderem in der Brust, das ich mir nicht zu gestehen wagte, das aber in der That mehr als Mitleid für den armen Elgermann war, erstickte mir die Stimme. Der Professor suchte mich zu beruhigen. „Nein!" antwortete ich. „Diese Handlung scheidet Sie ewig von mir! Ich kenne Sie nicht mehr! Leben Sie wohl!" Damit zeigte ich ihm die Thür. Er nahm seinen Hut, versuchte noch einmal eine Beruhigung mit einer Ausrede. „Mein Fräulein, es ist ja nur die wüthendste Eifersucht, die mir den Antrieb zu dieser Handlung gegeben! Und dann auch noch aufrichtig! Ich muß Ihnen bekennen, daß ich von frühester Kindheit an gegen Gerüche eine nicht zu überwindende Antipathie habe! Ob Rose oder Theriak, es ist dieselbe Aversion! Ich schlage jedes Buch zu, in dem ein Rosenblatt gelegen hat! Ich kann in kein Treibhaus treten, mag keinen Blumengarten besuchen! Ich versichere Sie auf Ehre, wenn ich gemerkt hätte, daß Sie ein Taschentuch mit Eßbouquet zu tragen liebten, ich würde mich Ihnen nie, nie genähert, nie mein Herz —" — „Genug! Genug!" Weiter kam er nicht. Ich hatte ihn zur Thür hinausgedrängt.

(Schluß folgt.)

---

## Das Wiener Stadttheater unter Heinrich Laube.

Ein Brief an den Herausgeber.

Wien, im September 1874.

Verehrter Freund!

Sie verlangen von mir Mittheilungen über das Wiener Stadttheater, so etwas ohne Zweifel wie einen Nekrolog. Da sitze ich auch schon am Schreibtisch, die Feder zur Abwehr gespitzt, und fest entschlossen, dergleichen Angriffe auf meine Ruhe muthvoll zurückzuschlagen. Ueber die Theaterkatastrophe an der Seilerstätte haben wir in unserem Wien dieser Tage so viel gesprochen, gehört, gelesen und leider auch geschrieben, daß wir der Sache von Herzen überdrüssig wurden und in unserem Unmuth nur noch die Frage erwägen, ob uns nicht besser gewesen wäre, das Stadttheater hätte nie gelebt. Laube, der es gegründet, hat es über Nacht verlassen, und nun steht es da, äußerlich zwar ein vollendeter Bau, in Wahrheit aber doch nur eine Ruine, den andern Trümmern beizurechnen, welche der Kunstenthusiasmus der Börse zu seiner Blüthezeit in die Welt gezaubert hat: Die Thüren schließen nicht mehr, der Wind bläst durch zerbrochene Scheiben, ein Sturm hat das Dach abgehoben, das Haus ist unwohnlich geworden.

Ich dächte also, Sie sollten mir weiter nicht zureden, als Chronist einer Ruine vor Ihre Leser zu treten, zumal Sie füglich in eigener Person das unfreundliche Amt übernehmen könnten. Sie waren ja dabei, als man das Stadttheater aus der Taufe hob, Sie waren ihm ein guter Freund schon zur Stunde seiner Geburt, Sie halfen ihm das Gehen lernen, und sicherlich haben Sie auch aus der Ferne jeden seiner Schritte verfolgt und wissen es so gut als irgend einer, was es geleistet hat, wie rasch es emporwuchs und wie glänzend die Zukunft vor ihm lag. Sie kennen auch die Seele des Theaters, Sie kennen Laube und haben von dem sprichwörtlichen Herrschertalent, mit dem er das Directionsscepter führte, mehr als eine Probe selbst erlebt. Sagen Sie Ihren Lesern, was Sie mit eigenen Augen gesehen — es gibt keinen besseren Nachruf für den scheidenden Director. Erzählen Sie ihnen, daß der Unermüdlichste aller Dramaturgen im Laufe von zwei kleinen Jahren nicht weniger als hundert und zehn Stücke inscenirte, also mehr als ein Stück in der Woche, davon ein gutes Drittheil frisch geborene Novitäten. Lassen Sie die Heroen dieses stattlichen Repertoires aufmarschiren — fürwahr ein stolzer Zug, voran die Großmeister des deutschen Theaters: Goethe, Schiller und Shakespeare, ihnen nach Kleist, Grillparzer, Laube, Gutzkow; hinterdrein die Jüngeren: Wilbrandt, Moser, Lindner, Lindau; in der Mitte, damit sie von den Andern hübsch im Zaume gehalten würden, die Franzosen: Scribe, Feuillet, Dumas, Sardou. Man braucht nicht alle Dichter zu nennen, deren Namen im Repertoire des Stadttheaters verzeichnet stehen, und zwecklos wäre es, alle Stücke zu registriren, die auf der jungen Bühne zur Darstellung kamen; das Werk war noch nicht vollendet, war erst in freudiger Entwicklung begriffen, noch fehlten also einige Namen guten Klanges im Repertoire und viele Dichter waren nur unvollständig vertreten, aber das darf getrost behauptet werden, daß kein Schauspielhaus der Residenz das zweijährige Theater an der Seilerstätte in Mannichfaltigkeit der gebotenen Genüsse übertraf, ja nur entfernt mit ihm Schritt halten konnte.

Laube war ein Feldherr, der beständig im Feuer blieb. Beschauliches Stillstehen und selbstgenügsame Ruhe kamen nicht in seine Rechnung und als verloren galt ihm jede Woche, die er abschloß, ohne eine Novität auf die Beine gestellt oder auch eine dramatische Antike neu gekleidet zu haben. Seine Stücke nahm er, wo er sie fand. Aus Indien holte er sich mit Hilfe Wolzogens eine „Sakuntala", auf dem unfruchtbaren Theaterboden des modernen Englands wußte er ein bescheidenes Blümchen zu finden (Wilkie Collins' „Neue Magdalena"), und selbst den Franzosen, die doch ihre neuen Producte den einträglicheren Vorstadttheatern in Pacht gegeben, vermochte er manche willkommene Gabe abzuringen. Aber in erster Linie bedeutsam sind seine Verdienste um die jüngeren Dramatiker Deutschlands. Gewisse Premières, die ich näher nicht bezeichnen will, gehörten zu den interessantesten Bühnenereignissen der Residenz, und andere Novitäten, die, wie „Graf Hammerstein" oder „Die Bluthochzeit", in nicht mehr ganz jungfräulichem Zustande aus dem Reiche zu uns kamen, wurden von Laube so wirkungsvoll in Scene gesetzt und von seinen Künstlern so meisterhaft interpretirt, daß man fast sagen möchte, sie seien erst in Wien zur Welt gekommen. Hierin aber zeigte Laube erst recht, was er kann. Ein Repertoire zu bilden, aus dem Schacht der europäischen Theaterliteratur möglichst viele Stücke, ob alte oder neue, an's Licht zu fördern, das ist am Ende das Schwerste nicht, das kann ein Köberle auch. Aber ein kampffähiges Künstlerheer aus dem Boden zu stampfen und in kürzester Zeit von Sieg zu Sieg zu führen, das vermag eben nur ein Mann von stärkster Begabung, von unvergleichlicher

Digitized by Google

Sachkenntniß und hartköpfiger Energie, ein Mann wie Laube, dem die Freude an künstlerischer Zucht im Blute liegt und der geniale Zigeunergeist, wie er anderswo in Blüthe steht, von jeher ein Greuel war. Sagen Sie das Ihren Lesern, erzählen Sie ihnen die seltsam bewegte Lebensweise dieses 68jährigen Theaterdirectors, der Tag für Tag um's Dasein kämpfte, ruhelos und voll guten Glaubens an sich und seine Kunst, des Morgens auf der Probe, des Abends in der Vorstellung, des Mittags im Streite mit unzufriedenen Künstlern, des Nachts tief in Manuscripte vergraben; und haben Sie dies Alles der Wahrheit gemäß geschildert, dann mögen Sie zum Schlusse melden, daß aller Liebe Müh' umsonst gewesen, daß Laube vor wenigen Tagen, just am zweiten Geburtstag seines Theaters, auf der Bühne erschien, um uns wehmüthigen Tones zu verkünden, er habe ausgerungen, habe aufgehört, Director zu sein. Alles war von ihm aus dem Nichts geschaffen worden: ein elegantes Schauspielhaus, ein gut bestelltes Repertoire und eine schlagfertige Künstlertruppe; nur das Unmögliche mißlang ihm: ein wirklich kunstfreudiges und trotz der herben Zeit opferwilliges Publicum vermochte er nicht heranzuziehen.

Laube scheidet ungern. Den Finanzbaronen seines Directionsrathes, die über schlechte Einnahmen jammerten und von kunstfeindlichen Reformen sprachen, hatte er zur Antwort seine Demission in's Gesicht geworfen — eine stolze That, die ihn kaum geschehen, schon gereuen mußte. Er hätte wohl am liebsten auf seinem Posten ausgeharrt und fortgekämpft und fortgetrotzt, sonst wäre er ja Laube nicht gewesen, nicht der theaterfrohe Mann, für welchen die schwanken Bretter ein Paradies und Coulissenstürme Leben und Gesundheit sind. Im Stadttheater, seiner eigenen Hände Werk, betrachtete sich Laube als Herrscher von Gottes Gnaden, als legitimer König, und er war eben, wie alle legitimen Könige: er wollte nicht abdanken, in Einem aber doch beneidenswerther als seine gekrönten Schicksalsgenossen: sein Volk wollte ihn nicht ziehen lassen.

Unvergeßlich bleibt mir die Abschiedsscene zwischen den Künstlern des Stadttheaters und ihrem Director. Das war ein Weinen, Schluchzen, Händedrücken und Verküssen, daß die eisernsten Cassen sich erbarmen könnten; kurz zuvor hatte das Publicum dem Scheidenden Lorbeeren geworfen und begeisterten Applaus zugerufen, so daß inmitten der Beifalls- und Beileidsstürme unwillkürlich die Frage sich aufdrängte, warum denn Laube, der Vielgeliebte, von hinnen ging. Er fiel nicht, das Haupt sich verhüllend, ein besiegter Kämpfer, sondern festen Schrittes und aufrechten Kopfes schritt er aus der Arena, und das Thor, durch welches er das Theater verließ, ward ihm zur Triumphpforte. Siegreichen und allbeliebten Feldherrn pflegt man doch sonst nicht mit ihrer Entlassung zu lohnen — was in aller Welt war also der Grund, daß Laube einem Andern weichen mußte? Die Ungunst der materiellen Zeitverhältnisse habe ihn hinausgedrängt, sagte er selbst in seiner Abschiedsrede, das Theater könne ohne „leichte Reizungen", ohne Unterstützung von außen her nicht bestehen; und der Klage des Directors secundirten die Directionsräthe mit dem tiefgefühlten Bedauern, daß die als nothwendig erkannte Beseitigung des „kostspieligen, mit der Aufführung des großen Dramas verbundenen Apparats" den Rücktritt des hochverehrten Meisters veranlaßt habe. Wohl betheuerten die Herren in demselben Athemzuge, daß es ihr Streben sein werde, das Theater auf dem künstlerischen Standpunkt einer Bühne ersten Ranges zu erhalten, doch eine Zusage dieser Art klingt schier ironisch im Munde einiger Millionäre, die bis dahin mehr die Schauspielerinnen als das Schauspiel cultivirten.

Und wo bleibt denn die Logik? Entweder bequemt sich das Theater zu leichten Reizungen, decolletirt seine Salondamen etwas tiefer, kürzt die Röcke seiner Soubretten um einige Finger und veranstaltet zuweilen Schaustellungen von fleischfarbenen Tricots und fliegenden Gazejupons, dann degradirt es sich zu einer Bühne zweiten Ranges. Oder wird es die Höhe, auf der es bisher stand, auch fernerhin bewohnen wollen — wie könnte es aber in solchem Falle das große Drama missen? Nun, unsere Mäcene werden auch das große Drama spielen, nur ohne den kostspieligen Apparat. Die Herren sind gewiegte Geschäftsleute und haben es nachgerechnet, daß Laube das große Drama zu theuer bezahlte, daß man Goethe und Schiller auch billiger haben kann; sie wollen also das große Drama auch in der Folge sich kaufen, aber gegen Rabatt. Freilich an der äußern Ausstattung wird sich nichts abknickern lassen, denn Laube war in dieser Hinsicht von principieller, fast abschreckender Sparsamkeit. Allein statt bewährter Künstler, die viel Geld kosten, können ja minder gute, darum wohlfeilere Künstler aus der Provinz bezogen werden, und das große Drama bleibt auf diese Weise nach wie vor auf Lager. Mit einem Worte, man wird allerdings fortfahren, dasselbe zu spielen, was Laube spielte, nur viel schlechter. Wahrlich, die Herren hätten besser gethan, dies gerade heraus zu sagen, sie hätten besser gethan, statt leerer Ausflüchte und sinnloser Versicherungen dem Publicum die Wahrheit zu bieten, die vermuthlich also gelautet hätte:

„Es war eine schöne Zeit, als wir sorglos in den Tag hinein gründen konnten, Banken, Bahnen und — Theater. Damals sammelten wir ein Actiencapital zum Besten des recitirenden Schauspiels, und es war uns ein Leichtes, Geld beizusteuern, dieser 5000, jener 25,000 Gulden, denn wir hatten es. So bauten wir das Stadttheater. Es schlug aber die Stunde des großen Krachs, und das Theater, das bis dahin von seinem Eigenen leben konnte, verdiente kein Geld mehr, dagegen wir viel verloren hatten. Und Ultimo brachte regelmäßig ein Deficit, das wir aus unserer Tasche decken mußten. Nun sind wir dessen überdrüssig und wollen einmal versuchen, ob es anders nicht besser geht. Billigere Künstler, das Drama zu einem erschwingbaren Preis, dazu vielleicht etwas „leichte Reizungen"! — kurzum, ob dies gegen das Deficit helfen wird, wissen wir selbst noch nicht, aber es gilt die Probe. Vor allem müssen wir unsern artistischen Director beseitigen, da er für leichte Reizungen kein Verständniß und die befremdliche Marotte hat, immer nur die fähigsten Künstler um sich sehen zu wollen... Kein Zweifel, hochverehrter Herr Director, Sie sind der erste Dramaturg Deutschlands, umsomehr bedauern wir, daß die Nothwendigkeit der Beseitigung des kostspieligen Apparates u. s. w. u. s. w."

Es wäre nicht besonders kunstfreundlich gewesen, so zu sprechen, aber ehrlich. Die Herren haben das Geldverlieren satt bekommen — das ist begreiflich und man braucht sich dessen nicht zu schämen. Sie hätten nur voraussehen sollen, daß das recitirende Schauspiel ein Sport ist, der möglicherweise noch theurer zu stehen kommt, als Pferde und Weiber.

Was Laubes Sturz verschuldet hat, ist einzig und allein der Krach. Ein Wunder nur, daß der zähelebige Capitain sein schwaches Fahrzeug so lange Zeit dem Sturme streitig machen konnte. Sein Untergang wirft ein eigenthümliches Licht auf das vielgepriesene Theaterleben der schönen Kaiserstadt. Ich möchte das Paradoxon aufstellen, daß Wien ein eigentliches Theaterpublicum gar nicht mehr besitzt, keines wenigstens das quandmême in's Schauspiel geht und an wohltemperirten Genüssen, wie das Stadttheater sie bieten konnte, eine Freude hat. Die Häuser zu füllen, bedarf es heutzutage starker Reizungen, die leichten genügen nicht mehr: die kostbaren Triller einer weltberühmten Primadonna, der prickelnde Hautgout einer pariser Gaudriole üben zur Noth die alte Anziehungskraft, das große Drama aber, mit oder ohne kostspieligen Apparat, das gemüthliche Schauspiel und die feinere Komödie sind momentan kalt gestellt; hoffen wir: für späteren Gebrauch. Dabei fährt man fort, den langen Tag über vom Theater zu sprechen und über Theater zu schreiben, als ob das Schicksal unserer Bühnen des Wieners erste Sorge wäre. Die Zeitungen sind am Morgen des Theaters voll — am Abend stehen die Theater leer. Wir haben das Publicum glücklich so weit gebracht, daß es über dem Theaterklatsche die Theater vernachlässigt.

Wie Sie wissen, hat Lobe, ein tüchtiger Schauspieler, der in Breslau die Rolle eines Directors trefflich gespielt haben soll, das Erbe Laubes übernommen. Die allernächste Zukunft wird lehren, ob es in seinen Händen besser gedeiht. Das Stadttheater wird aller Wahrscheinlichkeit nach fortvegetiren, allein das Laube-

Digitized by Google

theater, wie es vom Volke ganz richtig genannt wurde, hat zu leben aufgehört. Ich eile, diesen Brief zu schließen, sonst komme ich am Ende doch noch in Versuchung, dem Entschlafenen eine Grabrede zu halten. Dies ist aber das Unangenehmste, was einem begegnen kann. Der Grabredner spricht in den Wind, ihm glaubt kein vernünftiger Mensch, und schon der Weise Griechenlands hat gesagt: Lügenhaft wie ein Epitaph.

Mit bestem Gruße

Ihr

**H. Wittmann.**

# Aus der Hauptstadt.

## Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

I.

Nicht die leichteste Aufgabe für den, der heute eine Gemäldeausstellung besprechen will, dürfte eine übersichtliche ihm und seinen Lesern genügende Anordnung des Stoffes sein. Vor Jahren, zur Zeit des Schlendrians in der Malerei und der Jugend der Kunstkritik, war das einfacher: Historie, Genre, Landschaft ꝛc., je nach dem Stoff — das waren die Rubriken, in die einregistrirt wurde, so wenig sich solche Eintheilung auch je mit der freien Production deckte. Daran sollten dann die Künstler schuld sein.

Heute stehen wir in einer Zeit der vielseitigsten künstlerischen Bewegung, des individuellsten Vorgehens nach allen Seiten. Das stoffliche Was ist für die meisten Maler wieder Nebensache geworden, hat mit der Güte des Bildes nichts mehr zu thun, und nur noch das Wie der Auffassung und Wiedergabe kommt für den Schaffenden in Betracht. Das „Motiv", welches die meisten Beschauer noch immer am meisten bewundern, ist für den heutigen Künstler meistens nicht mehr als der Vorwand, seine eigenartige malerische Auffassung der Natur und die mehr oder minder große Einfachheit seiner künstlerischen Mittel für die Wiedergabe des Empfundenen wieder einmal zu versuchen. Je alltäglicher das Motiv, um so größer ist häufig der Reiz, Phantasie und Kenntnisse daran zu erweisen. Nicht Stoffe und Begriffe sind es heute, die, dargestellt, rubricirt werden wollen, sondern allein der Geist und das Können des Einzelnen reden zum Geiste des Beschauers und wollen von ihm empfunden und gewürdigt werden.

Dem gegenüber muß die Kritik wohl aufhören souverain zu sein; sie muß wiederum dienend werden; sie muß begreifen, daß sie sich der Production anzuschmiegen hat. Weniger als je kann der Kritiker der bunten Bilderwelt von heute gegenüber mit der alten aus den Stoffen hergeleiteten Classificirung anfangen. Heute wird der Figurenmaler sozusagen Landschafter, weil er immer mehr die Ueberzeugung gewinnt, daß auch die allervornehmsten Menschen, selbst wenn sie in Oel gemalt sind, in Licht, Luft und Raum zu existiren haben. Heute wird der Landschafter Figurenmaler, weil von der Erscheinung der Natur, die er über Alles heilig hält, der Mensch für ihn schließlich nichts als ein Theil ist. Heute, bei diesen vorwiegend *malerischen* Bestrebungen in der Malerei, werden Beide naturgemäß und unwillkürlich Coloristen, falls sie irgend welches Bedürfniß nach höherer Auffassung haben. Denn wenn man jene moderne Richtung noch einmal aushülfsweise mit dem hohlen Wort „Realismus" bezeichnen will, so sind die heutigen Coloristen einfach die Idealisten unter den Realisten. Wo sind da die alten bequemen Scheidewände zu finden, heute, wo es fast jedem Maler in erster Linie darauf ankommt, malerisch zu sehen?

Man sollte vielleicht nach dieser Art des Sehens, resp. des Wiedergebens classificiren. Aber da kämen wir auf das subjectivste, unberechenbarste Gebiet der Welt. In unserer Zeit des Suchens, die zugleich eine Zeit der Massenproduction ist, wäre es schon schwer, überall den originellen Vorgänger von dem geschickten Nachahmer zu unterscheiden. Dazu kommt aber, daß diese Originellen, diese ernsthaft Suchenden selber vielfach das Auge rückwärts gewandt haben so daß es heute kaum eine Malweise irgend einer eigenthümlichen Schule gibt, bei der nicht einer anklopft und sie nach ihren Reizen oder Verdiensten fragt. Und während so die Tirailleurs nach allen Seiten hin ihre Einzelwege gehen, manövrirt auch das immer mehr zusammenschmelzende Gros der alten Garde bereits in aufgelöster Ordnung. Auch diese Unterscheidung wäre daher schwer durchführbar, heute, wo unter den Alten so mancher sich nicht mehr scheut, von den Jungen zu lernen, während von diesen wiederum manche, und nicht die schlechtesten, wieder eine Hand zurückstrecken nach jenen, um von ihnen mitzunehmen, was sie im Ungestüm des ersten Vorsturms verachteten. Heute beginnen die alten Zeichner zu malen und die jungen Maler zeichnen schon wieder.

Für den, der die heutige Production so anschaut, bleibt eigentlich nichts weiter übrig, als die einfachste und schließlich vielleicht einzige Unterscheidung zu wählen und zu sagen: ich kenne nur *gute* und *schlechte* Bilder. Das heißt erstens: solche, die das sind, was sie sein wollen oder die es nicht sind, resp. nichts wollen. Und zweitens heißt das auch solche, die gut oder nicht gut gemalt sind. Denn in dieser Zeit der Revolution, die den Stempel des Lernens und der Arbeit trägt, Gott sei Dank trägt, ist das Letztere am allerwenigsten unwesentlich.

Indessen. dürfte eine solche Eintheilung und Anordnung nicht viel besser sein als gar keine; sie dürfte schließlich auf die doch etwas kindliche Eintheilung nach Sälen hinauskommen.

Mir scheint daher zuletzt nur *ein* Ausweg übrig zu bleiben, der gewissermaßen das Gute und Durchführbare aller der obigen Eintheilungsarten vereinigen läßt: derjenige nämlich, die Menge der Bilder nach den Städten einzutheilen, in denen sie gemalt sind. Allerdings ist diese Theilung im großen Ganzen auch nur eine äußerliche, und ich bin der Letzte, der daran denkt, Orten wie München, Berlin ꝛc. in der Malerei einen durchgängigen Charakter zuzuschreiben uud diesen an ihren einzelnen Bildern hier nachweisen zu wollen. Nicht jede deutsche Kunststadt ist durch ihre bezeichnendsten oder gar besten Meister und Leistungen vertreten, noch weniger jede gleich vollzählig; volle Charakterbilder wären demnach so wie so nicht zu gewinnen. Außerdem aber muß zugestanden werden, daß solche an sich schon nicht möglich sind; denn was die akademische Ausstellung im Großen, das ist jede Kunststadt täglich im Kleinen, ein ebenso buntes verwirrendes Spiegelbild der entgegengesetztesten Meinungen, Bestrebungen und Wege. Zudem haften heute die wenigsten Maler an der Scholle oder Schule; wer gestern noch hier gelernt hat, lernt oder lehrt heute dort weiter — wer will berechnen, abwägen, wohin der Einzelne zu zählen? Und schließlich läßt diese Eintheilungsweise einen unlöslichen Rest von Städten und Orten, die mit der Kunst der dort ansässigen Maler wenig zu thun haben. Der Consequenz halber könnten auf diese Weise auch Fürstenwalde, Cronberg, Grabow und Tieshartmannsdorf beanspruchen, gesondert behandelt zu werden.

Indessen mit all den kleinen Leuten werden wir schon in einer letzten Classe fertig, und die Fremden, die diesmal leider zu den vornehmsten Eximirten zählen, lassen sich in der Einleitung behandeln. Denn trotz aller Aeußerlichkeit dieser Theilung nach Kunststädten will mir die Art doch immer noch am besten behagen. Innerhalb dieser engeren Grenzen ist der Versuch schon eher möglich, jedem nach seiner Art beizukommen und gerecht zu werden, so lange diese seine Art überhaupt noch irgend einen künstlerischen Anspruch zu erheben hat. Das in der Auffassungs- und Behandlungsweise Verwandte wird sich hier von selber und ohne Prätension eher zusammen als auseinander rücken, und soweit es sich zwanglos als natürlich oder nützlich erweist, wird man sich auch nicht zu fürchten brauchen, des Vergleichens halber selbst das im Großen Ganzen stofflich Gleichartige, als da sind Figuren, figürliche Landschaften, Landschaften ꝛc. gelegentlich nebeneinander abzumachen.

Beginnen wir heute mit dem, was uns das Ausland diesmal gesendet.

Wir sind längst gewohnt an dem, was uns die Fremde liefert, ausnahmslos den Stempel des Modernen auf's schärfste ausgeprägt zu sehen. Diesmal ist das wieder im eminentesten Sinne der Fall. Gegenüber den Bildern von *Stobbaerts*, *Lecadre* und *Alma Tadema* kann man wohl sagen, daß die drei verschiedenartigen Meister uns drei möglichst verschiedene Stufen der modernen französisch-belgischen Kunst in ebenso charakteristischer wie glänzender Weise deutlich machen.

Digitized by Google

Stobbaerts mit seinem „Hundescheerer" hält ungefähr noch da, wo das eigenartige und einflußreiche Talent Gustave Courbets seine Hebel einsetzte. Er beweist wie jener, daß sogar Franzosen und Belgier dem Zierlichen, Gefälligen, ja sogar dem Geschmackvollen und Geistreichen entsagen können, nicht nur um eines beliebigen Neuen, Oppositionellen willen, sondern lediglich in Folge des eisernen Studiums der Natur, welches die Maler dieser Nationen in gleicher Weise auszeichnet. Sie können rücksichtslos ehrlich sein auf dem einmal betretenen Wege ihrer Kunst, das beweist Stobbaerts, dessen Bild bei erstaunlich guten Eigenschaften, brutal ja unerträglich modern ist. Er beweist, bis zu welchem Grade diese Modernsten eingedrungen sind in die Licht- und Luftgeheimnisse, mit denen die Natur ihre Erscheinung umhüllt, aber beweist auch, wie sehr ihm und seines Gleichen bei ihren hingebenden, sozusagen chemisch-analytischen Experimenten jeglicher Sinn für innere oder äußere Schönheit, jegliche Vornehmheit und jegliche Freudigkeit oder wenigstens die Fähigkeit, die letztere hervorzurufen, verloren gegangen ist. Diese Maler sind gleichsam kalt wissenschaftliche Rechner geworden, die ihr jeweiliges Resultat: „wie irgend ein beliebiges Stück Natur aussieht, zu irgend einer bestimmten Tageszeit und in irgend einem so oder so beschaffenen Raum," in einem Bilde niederlegen. Sie führen Beweise, denen der Mindergeschulte nicht folgen kann, für die er, der Anderes von der Kunst verlangt und verlangen kann, kein Interesse hat. Weil er diese rücksichtslos lernende Seite der modernen Malerei vertritt, denke ich, hat der Maler die Medaille in Wien erhalten. Und gewiß, in unserer Zeit des Uebergangs, der Vorbereitung, haben auch diese Leute, diese Fundamentarbeiter, ihr großes Recht, und werden ihr Interesse wenigstens für den Kunsthistoriker als solche sicherlich bewahren. Dem Laien kann es indessen Niemand verdenken, wenn er an Herrn Stobbaerts vorübergeht und die Achseln zuckt.

Lecadre steht mit seinem „Genrebild", einer Dame in grünem Atlas aus der Zeit des Empire künstlerisch entschieden eine Stufe höher als Stobbaerts. Seine Kunst beruht vollständig auf denselben Voraussetzungen, auf dem Wissen und Wollen, daß das von ihm Gemalte in allem Wesentlichen und überall dem Schein der Natur entspreche. Auch ihm ist die schmiegsame, nie zurückschreckende Technik ein großer Theil seiner Kunst und das, je nach Hintergrund, Nachbarschaft, Reflex ꝛc. in tausend von schillernden Tönen und Halbtönen gebrochene Kleid seiner Dame ist ein bewunderungswürdiger Beweis davon. Aber Eines unterscheidet dies kleine Bild auf den ersten Blick von dem vorigen, das ist der eminente Farbensinn, mit dem der Künstler die Wahrhaftigkeit der von ihm gebotenen Kleinigkeit in's künstlerisch Anmuthige, Erfreuliche zu erheben gewußt hat. Lecadres Colorismus tritt nirgends auf Kosten der Natur oder nur der Zeichnung auf, derselbe ist weder phantastisch, noch süßlich, noch absichtlich auffallend, sondern er ist von einer Kraft, Sicherheit und Wahrheit, von einer Feinheit und Vornehmheit, daß mir seine grüne Dame auf dem alten Gobelin zu den wohlthuendsten vollklingendsten Farbenaccorden gehört, deren ich mich entsinne. Auch hier auf dem Lecadre'schen Bilde ist alles Natur, aber vornehm angeschaute Natur.

Das allseitig Vollendete im Modernen, das Höchste was diese „realistische" Oelmalerei als Malerei jemals zu leisten im Stande sein dürfte, und damit zugleich die Spitzen der Ausstellung sind Alma Tademas beide große Bilder „Magazin von Bildhauerarbeit" und „Cabinet eines Kunstliebhabers", beides antik costumirte Porträtgruppen, deren Figuren in hohen mit Kunstwerken gefüllten Oberlichtsälen Meisterwerke und Seltenheiten antiker Kunst aufmerksam betrachten.

Bis zu einer größeren Einfachheit, Selbstverständlichkeit und Schönheit kann die Malerei, welche die Wahrheit des Scheins der Dinge durchgängig respectirt und als Grundlage festhält, schwerlich sich aufschwingen. Ich wünsche keinen Zweifel über diesen Punkt bei meinen Lesern zu lassen; gewiß, ich habe sagen wollen: zu keiner Zeit sei besser gemalt worden, als auf diesen Tafeln des Belgiers Alma Tadema, — eine Meinung, die meiner festen Ueberzeugung nach nur für Laien und absolute Aesthetiker etwas paradoxes hat. In diesen bewunderungswürdigen Leistungen — von denen ich übrigens den Sculpturensaal unbedingt vorziehe — begegnet man der vollen unübertrefflichen Einfachheit mancher scheinbar nur so hingetuschten Köpfe aus Holbeins englischer Periode, — aber diese Menschen haben mehr Körper. Hier trifft man die ganze überzeugende Ausdruckswahrheit eines Frans Hals, aber ohne dessen häufig augenfällige Bravour und schwarze Scala. Hier ist die ganze Zweifellosigkeit des Raumes wieder, wie das nur von den alten Holländern einige in der Hand hatten. Bestimmt und klar steht hier Eins neben dem Andern: ohne Schummerei, ohne Sauce und ohne nachträgliches Zusammenlasiren; aber auch ohne Schwarzspiegel, ohne Mauern und Spateln, ohne Manier irgend welcher Art, ebenso ohne zur Schau gestellte Bravour wie ohne Tiftelei, — einfach und selbstverständlich wie die Natur selber. In diesem feinen breiten Oberlicht, in diesem weißen Marmorsaal mit weißen Bildwerken und weißen Menschen gibt es absolut keine Eselsbrücken. Diese Figuren stehen sicher auf den Beinen ohne Schlagschatten und ohne dies billige Mittel der Schlagschatten, mit denen man vor dem guten Publicum so bequem modellirt, gruppirt und Perspective macht, sind diese Figuren rund und weit ab von der nicht viel lichteren weißen Marmorwand. Ohne jeglichen Duft und Dusel, mit Mitteln, die den Laienaugen hier so unmerklich sind, wie in der Wirklichkeit, ist diese Luftperspective, dieser Raum hergestellt, insonderheit auf jenem weißen Bilde, wo das ungeübte Auge höchstens an der schwarzen Marmorschale, die der braune Sklave dreht und an dem hellen entfernten Seitenlicht des Nebenraumes, in welchen man dahinter hineinsieht, die angewandten Mittel zur Darstellung einer so schwierigen Luftperspective ahnen wird.

Und natürlich wie seine Malerei sind auch die Menschen des Künstlers. Ohne Leute, die das Mienenspiel zu ihren Gedanken wie Schauspieler austragen, ohne bemerkbares Arrangement, ohne inhaltsvolles Moment überhaupt, scheint hier wiederum lediglich an der Hand der zufälligen Natur dargestellt und componirt zu sein, während in Wahrheit alle Berechnungen sich auf die malerischen Nothwendigkeiten des Bildes beziehen und nebenher den Schein des Ungezwungenen, Unconventionellen zu wahren wissen. Und wie das Erstere ist das Letztere geglückt. Charakteristisch so der Vorgang wie das Einzelne, — aber kein Anekdotenerzählen oder Chargiren des Ausdrucks, das Ganze scheinbar reflexionslos und ohne ästhetisches Besserwissen dem Moment abgelauscht; lediglich der malerisch gebildete und an der stets unabsichtlichen aber stets schönen Antike feinfühlig gewordene Geschmack bestimmt das Thema und weiß den Moment zu finden, nicht nur wo er echt, sondern auch wo er schön ist. Jedenfalls ist es nicht möglich einen menschlichen Vorgang menschlich wahrer darzustellen und wenn diese Vorwürfe Tademas keine heroischen sind, so sind sie doch eminent malerische und schön menschliche — und ich meine diese Existenzmalerei hat ihre künstlerische Berechtigung.

Zu der Wahrheit und Einfachheit dieser künstlerischen Darstellung kommt aber, wie angedeutet, überall noch die Weihe der Schönheit. Tadema ist über die Stufe längst hinweg, auf der man um jeden Preis charakteristisch sieht, sich darum in der Wahl seiner Stoffe an das Häßliche als das Leichtere, Verdachtlosere klammert und in der Ausführung brutal wird. Er versteht es bereits überzeugend wahr und richtig zu sein und dennoch schön zu bleiben. Seine Räume sind nicht mehr die ewigen trüben Bauernstuben, staubigen Straßen und öden kahlen Herbstfelder, sondern hohe Säle, gefüllt mit Schätzen der Kunst, der Aufenthalt von allerdings einfachen bedeutungslosen Menschen, die nicht viel Dramatisches vorhaben, aber von Menschen, die dafür voll in das Schöne aufgehen, das sie umgibt und die durch seinen Reflex selber geistig schön werden. Dazu sind auch körperlich schöne Menschen, besonders Weiber unter ihnen — kein Wunder in diesen Kreisen! Kurz Tadema ist bereits den meisten Modernen soweit voraus, daß er es lächelnd wagen darf, die Natur auch da in ihrer ganzen charakteristischen Erscheinung zu geben, wo sie schön ist, wo sie sogar aus lauter erfreulichen, schönen Einzelheiten zusammengesetzt ist, wie z. B. in einem Antikencabinet, dessen ausgewählte Herrlichkeiten schöne antike Menschen beschauen. Er kann das eben, ohne in den Verdacht eines Apostaten, eines Rückfälligen zu kommen; denn das Alles geschieht fern von jedem conventionellen Schematismus auf eigensten modernsten Grundlagen. Aber weil er nach dieser Fundamentlegung noch weitere Kräfte zu vergeben hat, weil er außer dem Maler noch ein großer begnadeter Künstler ist, hat er es nicht mehr nöthig, Zeichnung und Farbe zu proscribiren und zwischen die Steinklopfer und Hundescheerer hinabzusteigen, um den Beschauer von der Wahrhaftigkeit seines Pinsels zu überzeugen. Seine Bilder stehen der Natur so nahe wie jene Courbets, aber sie stellen die Existenz bevorzugter Geschöpfe und bevorzugte Räume dar, und vor Allem, sie sind nicht mehr mit den Augen eines Pioniers, sondern mit denen eines Künstlers gesehen.

Ein wesentliches Moment zu der Begründung dieser Schönheit ist

Digitized by Google

das, daß Alma Tadema nicht nur Farben und Töne zusammenstellt und durch sie hindurch sein Wissen von der Gestalt und Bewegung der Dinge hindurchscheinen läßt, sondern daß er bereits wieder zeichnet. Und mit welcher graciösen Unfehlbarkeit tritt auch diese anspruchslose Zeichnung auf und wie gehen diese Zeichnung und diese Malerei Hand in Hand mit einander und mit der Schönheit! So eine Hand bei unserem Maler ist nicht etwa nur ausdrucksvoll bis in die knotigen Knöchel, wie etwa bei Gebhardt (247), sondern sie ist zugleich schön, sie ist gezeichnet und zugleich gemalt mit einer unmerklichen Ueberwindung aller Schwierigkeiten, die unter den mir bekannten modernen Erscheinungen höchstens eine Parallele findet in dem Liszt'schen Clavierspiel.

Schließlich fällt mir — bei dem Vergleich mit Gebhardt — ein, daß auch ein Vergleich zwischen Alma Tadema und Henry Leys, seinem berühmtesten Landsmanne neuerer Zeit, nicht fern läge. Des Raumes halber entsage ich indessen dieser lockenden Parallele und beschränke mich auf einige wenige Sätze zu Gunsten Tademas, die jedoch das bahnbrechende Talent von Leys in keiner Weise herabsetzen sollen.

Trotz aller archäologischen Liebhaberei kann man, meiner Meinung nach, bei Tadema nicht von archaistischem Eklekticismus reden, wie bei Leys, dem man trotz aller seiner unübertroffenen malerischen Qualitäten doch nachsagen kann, daß er mit den echten Costümen seiner van Eyck'schen Menschen auch diese Menschen selber, ja sogar die Art, sie in Farbe, Zeichnung, Perspective ꝛc. vorzutragen, von den Künstlern jener Periode in seine Bilder herübergenommen habe. Nicht Alles das kann man mit der „Rückkehr zur Natur" und zur „Naivetät" erklären resp. rechtfertigen. Leys steht entschieden nicht überall auf eigener Erkenntniß der Natur, sondern wie er anfangs Rembrandt folgte, folgte er später den Früheren, um die Naivetät der Anschauung zu erreichen, zu der er, der Moderne, selber und von sich selber nicht fähig war. Er sagt, z. B. in der Perspective, ruhig dem modernen Besserwissen Adieu, um damit den Eindruck jener hölzernen Zeit, die er gern darstellt um so echter zu machen. Er wird charakteristisch bis in die dünnen Beine, knotigen Finger und mittelalterlich blöden oder trüben Köpfe.

In diesem Sinne ist Tadema nicht charakteristisch für das Alterthum; in allem Beiwerk wohl, aber nicht in seinen Menschen. Diese antik frisirten und gewandeten Herrschaften sind dem Eindruck nach, den ich von ihnen gewonnen, weder modern noch antik, oder sie sind Beides gleich viel. Ich schwöre nicht bei ihm darauf, daß das Römer sind, so echt Alles um sie ist, aber auch das Moderne der Portraits drängt sich mir nicht auf — das allgemein erfreulich Menschliche behält beim Eindruck auf mich die Oberhand. Vielleicht liegt das lediglich an dem unverfrorenen Versuch, diesmal moderne Menschen unter antiker Maske darzustellen und daran, daß diese Modernen wirklich dem Alterthum und seinen Schätzen zugewandte Kunstfreunde sind. Wie dem auch sei — wird man darum zu Gunsten von Leys entscheiden? Oder wird man zugeben, daß es nicht Aufgabe der Malerei sein kann, auf Kosten der Schönheit charakteristischen Geschichtsunterricht zu ertheilen?

Damit wäre der interessanteste Theil unserer ausländischen Freunde besprochen. Zu nennen wären höchstens noch einige liebenswürdig geschickte Bildchen von Mariani in Rom und die „Guinguette" von Dansaert (wo?). Aber diesen Leistungen, dem knapp gemessenen Raum und der Menge deutscher Bilder ähnlichen Werthes gegenüber glauben wir mit ihrer Erwähnung genug gethan zu haben.

---

## Dramatische Aufführungen.

### Herodes und Mariamne.

Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel.

Von den Literarhistorikern wird „Herodes und Mariamne" zu den besten Dramen Hebbels gerechnet. Das Theaterpublicum hat dies Urtheil bisher nicht unterschrieben. Diese Tragödie ist, soviel ich weiß bisher nur an einem Orte — in Wien — und mit sehr geringem Erfolge zur Aufführung gekommen. Gründe der Pietät gegen einen verstorbenen hochbegabten Dichter allein können den Versuch, dieses Stück für das Repertoire unseres Hoftheaters zu erwerben, erklären. Der Versuch ist nicht gelungen. Schade um die Sorgfalt, welche auf die Inscenesetzung, um den Aufwand von Talent, welcher auf die Darstellung, um die jedenfalls nicht unerheblichen Kosten, welche auf die pomphafte Ausstattung, die Costüme, Decorationen und Requisiten verwandt worden sind.

Die Hebbel'sche Tragödie ermangelt alles wahren dramatischen Lebens, sie ist kalt, verworren und uninteressant. Wenn mit großen Worten, mit verwogenen Bildern und einer verschwenderischen Verausgabung muskulöser Prädicate etwas zu erreichen wäre, so würde es hier erreicht worden sein. Denn auch hier hat Hebbel seiner Neigung für centnerschwere Worte und unermeßliche Bilder gefröhnt. Hebbel liebt das Herkulische, Titanenhafte, Gigantische. Er arbeitet nur in den größten Dimensionen; aber seine groß gezeichneten Figuren mit der rechten Wärme des Lebens, mit der wahren Kraft, mit der wortkargen Energie auszufüllen vermag er in seiner Tragödie „Herodes und Mariamne" noch weniger als in seinen anderen Dramen. Die Figuren haben etwas stark Prahlerisches und Renommistisches, die Thaten, die sie vollbringen und von denen der Dichter meint, daß sie durch ihre Größe ergreifen und erschüttern, wirken gewöhnlich wie eitle Fanfaronnaden.

Die Tragödie leidet überdies an einem Fehler, der für die Bühnenwirkung von vornherein tödtlich ist: das Drama bedingt Steigerung. Das heißt mit anderen Worten, es verdammt die Wiederholung. In diesem Trauerspiele aber kehrt dasselbe Motiv — es ist das entscheidende — hintereinander wieder; unter denselben Personen entspinnt sich zweimal hintereinander dieselbe Situation, ruft dieselben Affecte herbei und führt zu derselben Katastrophe. Das ist für die Bühne absolut unbrauchbar.

Herodes ist von Feinden umgeben. Die Juden hassen den fremden König, und bei seinem Vorgesetzten, dem Schwelger Antonius findet er keine Unterstützung, auch der Triumvir verfolgt den judäischen König mit Mißgunst und Neid. Um seinen Thron zu sichern, hat Herodes seinen Schwager, den Hohenpriester Aristobulos, der an der Spitze der Verschworenen steht, hinrichten lassen. Seine angenehme Schwiegermutter Alexandra, die Mutter des Ermordeten, hat den König bei dem Triumvirn verklagt und Herodes wird von diesem vor seinen Richterstuhl geladen. Herodes weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht, er fürchtet den Tod nicht; aber ein Gedanke macht ihm den Tod jetzt schrecklich: er liebt sein Weib Mariamne mit glühender Leidenschaft, und der Gedanke, daß die Geliebte nach seinem Tode einem Andern angehören könne, dünkt ihn unerträglich. Er fordert Mariamnen auf, für den Fall, daß Antonius ihn morden lasse, sich selbst zu entleiben, und als Mariamne darauf nicht ohne Weiteres eingehen will, geräth er außer sich und findet diese Weigerung außerordentlich geschmacklos.

Herodes rüstet sich zur Reise. Er beruft seinen Vertrauten Joseph, welcher in seiner Abwesenheit das Land regieren soll, gibt ihm die gemessene Weisung, Mariamnen, für den Fall daß er nicht zurückkehre, hinrichten zu lassen. Darauf zieht der liebevolle Gatte von dannen zu Antonius.

Mariamne erfährt das Geheimniß von diesem Vertrauten. Sie kann die Gefühle der Empörung, welche sie überkommen, nicht verbergen, als Herodes zurückkehrt. Herodes ahnt, daß sie von dem Geheimniß wisse. Seine Ahnung bestätigt sich. Er nimmt an, daß Mariamne dem Vertrauten das Geheimniß nur habe abringen können um einen Preis, welchen keine verheirathete Frau zahlen darf. Wilde Eifersucht übermannt ihn; er läßt dem Vertrauten den Kopf abschlagen. Mariamne verzeiht ihm dieses erste Mal. Aber wieder muß Herodes auf Reisen gehen — wir stehen vor der Schlacht bei Actium.

Wieder rüstet sich also Herodes zur Abreise, wieder beruft er seinen Vertrauten. Diesmal ist es Soëmas, der Statthalter von Galiläa. Wiederum gibt er diesem die gemessene Weisung, Mariamnen, für den Fall daß er nicht zurückkehre, hinrichten zu lassen. Darauf zieht der liebevolle Gatte von dannen zu Antonius. Mariamne erfährt wiederum das Geheimniß von diesem Vertrauten. Sie kann das Gefühl der Empörung, welches sie überkommen, diesmal noch weniger verbergen als das erste Mal, als Herodes zum zweiten Male zurückkehrt. Herodes ahnt wiederum, daß sie von dem Geheimniß wisse. Seine Ahnung bestätigt sich auch diesmal. Er nimmt wieder an, daß Mariamne dem Vertrauten dies Geheimniß nur habe abringen können um einen Preis, welchen keine verheirathete Frau zahlen darf. Wilde Eifersucht übermannt ihn; er läßt dem Vertrauten den Kopf abschlagen.

Digitized by Google

Der Eindruck, den dieser höchst interessante Bericht auf den Leser hervorzurufen geeignet ist, entspricht vollkommen der Bühnenwirkung dieser sich bis in's kleinste wiederholenden Nachbeterei.

Diesmal läßt es Herodes aber nicht bei dem einen Kopfe bewenden; er stellt seine Frau wegen Ehebruchs vor Gericht; sie wird verurtheilt und hingerichtet. Sie brauchte nur ein Wort zu sagen; aber sie sagt es nicht. Sie stirbt, um ich weiß nicht mehr welcher Menschenwürde eine Concession zu machen, aus purer Renommisterei. Hebbel will uns glauben machen, daß das großartig, daß das ergreifend sei. Als sie hingemordet ist, erfährt Herodes natürlich, welch einen Schatz er verloren hat.

Zum Schluß hat Hebbel auf die düstere Tragik noch ein mildes versöhnliches Licht werfen wollen; und da er nie mit kleinem Material arbeitet, hat er diesmal die Geburt Jesu Christi als Episode benutzt. Die drei Könige aus dem Morgenlande werden angemeldet. Die Meldung erregt natürlich die Heiterkeit des Publicums. Und sie treten auf in prächtigen Gewändern: der Eine braun, der Andere bräuner, der Dritte am bräunsten. Sie erzählen die aus dem Evangelium Matthäi in weiteren Kreisen bekannt gewordene Geschichte von dem Stern. Herodes gibt dem an diese Commissionen schon gewöhnten Vertrauten Befehl, die Kinder in Bethlehem ermorden zu lassen. Und dann wird er wohl sterben. —

Das Urtheil, welches Scherr über alle Dichtungen Hebbels fällt: „Viel titanisches Wollen, wenig erfreuliches Vollbringen" ist für diese Tragödie insbesondere vollkommen erschöpfend. Die Sprache ist so beschwert wie nur möglich, aber trotzdem nicht wuchtig. Und wie seine Figuren mehr den Eindruck der Länge als der Größe machen, so macht das, was sie sagen, mehr den Eindruck der Prahlerei als der Tüchtigkeit. Nicht dadurch, daß der Dichter in seinen Versen die wildesten Thiere der Schöpfung herumtanzen läßt, wird der Ausdruck schon wild und fürchterlich; dazu gehört mehr, als daß man für die Dichtung die Käfige der zoologischen Gärten öffnet. Es mischen sich da hinein eine Masse trivialer Redensarten, ungewöhnlicher Gedanken, die höchst unangenehm berühren.

Hebbel macht in „Herodes und Mariamne" von einer dichterischen Bequemlichkeit übertriebenen Gebrauch — ich meine die abgebrochenen Sätze. Alle Welt weiß, daß es leichter ist, einen Satz anzufangen als ihn zu beenden. Zur Charakterisirung gewisser Stimmungen können diese Satzfragmente nothwendig und wirksam sein; kehrt aber die Eigenthümlichkeit, daß die handelnden Personen ihre Gedanken nicht aussprechen, in allen Stimmungen und bei allen Personen wieder, so ist dies ein Fehler. Und auf der Bühne stört derselbe ungemein.

Ebenso störend ist der Mißbrauch, den Hebbel von dem a parte macht. In den erregtesten Situationen läßt Hebbel den Einen oder den Anderen ganze Seiten „für sich" reden und nöthigt dadurch die anderen auf der Bühne befindlichen Personen, die das Selbstgespräch nicht belauschen dürfen, zu den allerunerquicklichsten Spaziergängen an den Seitencoulissen oder im Hintergrunde. Es gibt keine Regie in der Welt, die solche dichterischen Fehler gut machen kann.

Das Stück ist durchgefallen. Die Schauspieler haben einen Erfolg gehabt; namentlich die Träger der Titelrollen, Herr Ludwig und Frau Erhartt wurden nach den Actschlüssen wiederholt gerufen. Schon bei der ersten Vorstellung war das Haus verhältnißmäßig schwach besetzt; es ist nicht wahrscheinlich, daß die Tragödie den Monat October erleben wird. Geschrieben am 28. September.

**Paul Lindau.**

## Offene Briefe und Antworten.

### Zu den Briefen Hamanns.

In Nr. 38 der „Gegenwart", S. 187 findet sich ein merkwürdiger Irrthum.

Hamann schreibt Juli 1772 an Herder: „G.'s Vorschlag, zu ihm nach Weimar zu kommen, kann ich nur billigen." Das G. erläutert der Herausgeber in der Anm.: „Goethe". — Aber Goethe kam erst Nov. 1775 nach Weimar, er hatte 1772 noch garnichts damit zu thun. — Ohne Zweifel ist der Hofmeister Graf Görtz gemeint, der auch Wieland nach Weimar gezogen hatte.

Dr. **Julian Schmidt.**

* * *

G. W. in Wien. Sie dürfen von unserem Correspondenten voraussetzen, daß ihm wohl bewußt ist, wie man einen König nicht einem Andern vorstellt. In dem Artikel über die Reise des Königs von Bayern war der Druckfehler, daß der König sich dem Herzog Decazes habe vorstellen lassen, einfach dahin zu berichtigen, daß der König sich den Herzog habe vorstellen lassen.

Soeben ist erschienen und **durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:**

# Pracht-Ausgabe der Dresdener Gallerie.

**Band I.**

In 30 Folio-Photographien direct nach den Original-Gemälden

mit Text von

**Prof. Julius Hübner,**

Director der Königlichen Gemälde-Gallerie zu Dresden.

**Preis 30 Thlr.**

Der erste Band dieses Werkes enthält die bedeutendsten und beliebtesten Bilder der italienischen, spanischen und französischen Schule. Von einem ansprechenden Texte Prof. Julius Hübner's begleitet geben diese ausgezeichneten Photographien nach den Original-Gemälden treue und klare Abbilder der weltberühmten Meisterwerke und werden jedem Besucher der Gallerie eine willkommene und unentbehrliche Erinnerung sein.

Durch gediegenen Inhalt wie durch prächtige und geschmackvolle Ausstattung hervorragend ist dieses Werk aufs Wärmste zu empfehlen.

**Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.**

Digitized by Google

# Inserate.


Im Verlag von **J. Baedeker** in Iserlohn erschien soeben:

GESCHICHTE
DES
# MATERIALISMUS
UND
KRITIK SEINER BEDEUTUNG
IN DER GEGENWART
VON
**FRIEDRICH ALBERT LANGE.**

**Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.**
II. Bd. 1. Hälfte 6 Mark = 2 Thlr.

Der erste Theil enthält die Geschichte des Materialismus bis auf Kant. Der zweite enthält: I. Die neuere Philosophie. — II. Die Naturwissenschaften. — III. Der Mensch und die Seele. 1) Die Stellung des Menschen zum Thierreich. 2) Gehirn und Seele. 3) Die Physiologie der Sinnesorgane und die Welt als Vorstellung. 4) Psychologie und Moralstatistik. — IV. Der ethische Materialismus und die Religion. 1) Die Volkswirthschaft und die moderne Gesellschaft. 2) Das Christenthum und die Aufklärung. 3) Versuche einer Religionsbildung auf materialistischer Grundlage (Strauss etc.). 4) Der Standpunkt des Ideals.

## Allgemeiner Verein
für
## Deutsche Literatur.

**Protectorat:**
Se. Königl. Hoheit Karl Alexander, Großherzog von Sachsen, Se. Königl. Hoheit Prinz Georg von Preußen.

Von den Publikationen des Vereins sind bereits folgende 5 Bände erschienen:

**Friedrich Bodenstedt, Aus dem Nachlasse Mirza Schaffy's: Neues Liederbuch** mit Prolog und erläuterndem Nachtrag.

**H. von Sybel, Vorträge und Aufsätze.**

**Ed. Osenbrüggen, Die Schweizer.** Daheim und in der Fremde.

**Ad. Schmidt,** Professor in Jena, **Epochen und Katastrophen.**

**Edm. Reitlinger,** Professor in Wien, **Freie Blicke.** Populär wissenschaftliche Aufsätze.

Die beiden letzten Bände der I. Serie:

**Löher,** Franz v., Kampf um Paderborn, 1597—1604,

**Hanslick,** Dr. Ed., in Wien, Die moderne Oper,

werden am 15. Oktober und 1. Dezember ausgegeben.

Ein ausführliches Programm des Vereins steht durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis zu Diensten.

Gefällige Beitrittserklärungen bei allen **Buchhandlungen** sowie in dem Bureau des Vereins in Berlin (A. Hofmann) Kronenstr. 17.

## Für Galleriebesitzer!

Ein werthvoller „Christuskopf", **Original aus der italienischen Schule,** aus einem Kloster in Mexico herstammend, steht zur Ansicht und zum Verkauf in der Kunst- und Antiq.-Handlung von

**E. Blatzer,** Berlin, Behrenstr. 14.

In **Carl Duncker's** Verlag, Berlin, Französische Straße 20 a, erschien:

**Ed. von Hartmann, Die Substanzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft.** Preis 1 Thlr.

SHAKESPEARE'S
## Dramatische Werke.
Uebersetzt von *Schlegel* und *Tieck.*
Mit Einleitungen, Anmerkungen und Biographie
herausgegeben von
R. Gosche und B. Tschischwitz.
*Erste illustrirte Grote'sche Octav-Ausgabe.*
8 Bände, mit ca. 650 Illustrationen.
Lieferungs-Ausgabe in ca. 45 Heften à 5 Gr. bis Heft 31 erschienen.
*Band-Ausgabe, beginnt Anfang October zu erscheinen, in 8 Bänden, à Bd. broch. 28 Groschen, geb. 1 1/5 Thlr.*

Einfassung von Kopfleisten aus dem illustrirten Grote'schen Shakespeare zusammengestellt.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung:

## Klimatische Winterkurorte.
Ein Leitfaden für Aerzte und Laien
von
**Dr. H. Reimer,**
königl. Sanitätsrath.
**Zweite neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage.**
Mit einer Uebersichtskarte und 3 Plänen.
Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

## Empirismus und Skepsis
in
**Dav. Hume's Philosophie**
als abschliessender Zersetzung
der englischen Erkenntnisslehre, Moral und Religionswissenschaft
dargestellt
von
**Dr. Edmund Pfleiderer,**
o. ö. Prof. d. Philosophie in Kiel.
Preis: 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von Franz Ebhardt in Berlin, W.

Die reichhaltigsten und billigsten Modenzeitungen sind:

**VICTORIA**
XXV. Jahrgang.
erscheint wöchentlich
Preis viertelj. 2½ R.Mk. (22½ Sgr.)

**HAUS-WELT**
erscheint monatlich 2 Mal
Preis viertelj. 2 R.Mark (20 Sgr.)

**Illustrirte Modenzeitung**
erscheint monatlich 1 Mal
Preis viertelj. 80 R.-Pf. (8 Sgr.)

Zu beziehen **jederzeit** durch alle Buchhandlungen und Postämter.
**Probenummern gratis.**

**Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin**
(Behrenstr. 7):

## Paul Heyse,
## Gesammelte Werke in 10 Bdn.
Preis 12 Thlr., gebunden 15 Thlr.
Jeder Band wird einzeln verkauft, und zwar:
**Gedichte.** 1 Band.
**Novellen in Versen.** 2 Bände.
**Novellen in Prosa.** 2 Bände.
**Dramen.** 2 Bände.
(Preis pro Band 1 1/5 Thlr., geb. 1 3/5 Thlr.)

## Paul Heyse,
## Kinder der Welt,
Roman in sechs Büchern. 3 Bände. 1. bis 4. Aufl. Preis 5 Thlr., geb. 6 Thlr.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Natürliche
## Schöpfungsgeschichte.
Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge
über die
**Entwickelungslehre.**
Von
Dr. **Ernst Haeckel,**
Professor an der Universität Jena.
Fünfte verbesserte Auflage.
Mit Holzschnitten, 16 Tafeln und dem Portrait des Verfassers.
Preis 3 Thlr. 10 Sgr.


**Redaction und Expedition:** Louisen-Str. 32. Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin NW.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 10. October 1874. Band VI.

V. 6
20.41

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

**Inhalt:** Auf der Höhe von Kirche und Gesellschaft. Von Udo Brachvogel. — Eine kirchlich-diplomatische Note. Von Th. Wenzelburger. — **Literatur und Kunst:** Ernst Haeckel und die Weltanschauung der Zukunft. Von Carus Sterne. — Autobiographische Skizze. Von Hermann Lingg. (Fortsetzung.) — Um eine Rose. Von Karl Gutzkow. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dilettanten-Vorstellung zum Besten der Abgebrannten in Meiningen. Von P. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

### Auf der Höhe von Kirche und Gesellschaft.

Von Udo Brachvogel.

Newyork, September 1874.

Die Kirchen seid Ihr los, die Kirche ist geblieben!

Von jeher hat der „Scandal" eine Vorliebe für das Göttliche gehabt. Von jeher befanden sich Himmel und Lupanar, Altar und Brautlager in den verhängnißvollsten Beziehungen zu einander. Die berühmte Formel des französischen Criminalisten „Wo steckt die Frau?" ruht unausgesprochen auf dem Grunde der sämmtlichen olympischen Partien des Homer, des üppigen Götterklatsches der Ovid'schen Verwandlungen und einer bedenklichen Anzahl von Episoden des alten Testaments. Und nun gar erst in der Geschichte, in den mit nichts als Thatsachen rechnenden Annalen der religiösen Entwicklung des Menschengeschlechts, — welch eine Rolle spielt sie dort! Wie begegnen wir ihr auf Schritt und Tritt von der Entseelung des Weibes durch Mohamed bis zur americanischen Oneida Community, von Alexander dem Sechsten bis Brigham Young, von den böhmischen Adamiten bis zu den königsberger Mysterien des schönen Archidiakonus Ebel und seiner blaublütigen Marien und Magdalenen! Und doch gibt es nichts, gegen das sich das religiöse Gewissen und Sittengefühl der Massen so sehr zu sträuben und bei jedem neuen zu Tage tretenden Fall so ingrimmig aufzulehnen scheint, als gerade dieses Hereinziehen des Fleischlichen in die Gemeinschaft des Heiligen, gegen diese Verquickung des Ueberirdischen und Irdischen, gegen dieses Hand in Hand gehen von ewiger Heilslehre und zeitiger Todsünde. Noch immer haben sie Verfolgung und Gewaltanwendung dafür bereit gehabt, wo es als Sectirerei*) auftrat. Noch immer Verwerfung und ein officielles sowohl wie ein gesellschaftliches Scherbengericht, wo es das Geschick hatte, als einzelner Fall an's Tageslicht gezogen zu werden. Das Mysterium der Cadière machte selbst das tugendhafte Frankreich Ludwigs XV. schaudern und seine jüngste Auflage in Gestalt der Pater Gabriel-Angelegenheit hat von Petersburg bis San Francisco wochenlang Staub aufgeworfen. Und sie sind im vollen Recht mit ihrer Strenge, diese Massen — wie sehr sie auch dort, wo es sich um den einzelnen Fall in ihrer Mitte handelt, zu vergessen geneigt sind: daß das Verwerfliche eben nur in ihrer Mitte, und in erster Reihe nur dadurch möglich wird, daß sie die Anwälte des Uebersinnlichen in jene Sonderstellungen rücken, sie mit jenen Bevorzugungen umgeben, welche nur zu leicht zu einer Durchbrechung der Schranken, die ein für alle Mal vor dem Sinnlichen aufgerichtet sein sollen, lockt und ermuthigt.

In dieser Lage befindet sich im Augenblick die Bevölkerung Newyorks und mit ihr diejenige der gesammten Vereinigten Staaten. Das Ungeheuerlichste, was sie je von kirchlich-gesellschaftlichem Scandal erlebt, wird soeben vor ihren Augen zum Austrag gebracht: eine cause célèbre, welcher durch die Bedeutung und Stellung der in ihr agirenden Hauptperson, durch die Bühne, auf welcher sie sich abspielt, und durch den Ausstattungspomp, um dessentwillen diese letztere vor allen ihrer Schwesteranstalten berühmt ist, die Gemüther seit Wochen in einer Spannung erhält, der sich kein Beruf, keine Gesellschaftsschichte, keine Geistesströmung und keine Anschauungsweise zu entziehen vermag. Jedes andere Interesse erscheint davon befangen, scheint darin aufzugehen, und es dürfte keine leichte Aufgabe sein, unter den vierzig Millionen, welche zur Zeit in dieser großen Republik leben, einen im Besitz selbstständigen Denkvermögens befindlichen Menschen zu entdecken, der sich nicht von irgend welchem Gesichtspunkte aus, — sei dies ein freundlicher oder ein gegnerischer, sei es der des Bedauerns oder der Genugthuung, sei es jener des rein gegenständlich oder persönlich befangenen Nothleidenden — an der Sache auf das lebhafteste betheiligt fühlte. Die Person, um welche es sich in erster Reihe handelt, die Haupt- und Mittelfigur des ganzen Scandals ist Henry Ward Beecher, der Pastor der reichen und begüterten Gemeinde zu Brooklyn, der Schwesterstadt Newyorks. Ein Mann von den ungewöhnlichsten Gaben und dem gewaltigsten Temperament; der größte Kanzelredner, den America, dieses Land der öffentlichen Redner, bislang hervorgebracht; der berühmtere Bruder seiner berühmten Schwester, Harriet Beecher-Stowe, und, wie sie im Onkel Tom, so einst als Prediger und Schriftsteller im Kampf gegen die Sklaverei in vorderster Reihe stehend; der genialste Exponent einer freieren religiösen Richtung, welche sich in ihm nicht nur zu einem kosmopolitischen, sondern selbst zu einem burschikosen Christenthum entwickelte; und zugleich ein öffentlicher Charakter, welcher von der Kanzel und Vorlesersplatform wie in der Publicistik mit einer Wucht in das geistige Leben des Volkes, in die Politik und vor allen Dingen in die Gesellschaft einzugreifen wußte, die ihn seit Jahren zu einer persönlichen Großmacht stempelte! Aber da lag auch die Klippe. Der unbestrittene Einfluß, welchen der eigenartig denkende und redegewaltige Mann ausübte, und die Stellung, welche er sich und seiner Gemeinde erobert hatte, stellte zugleich das wunderbare

*) Es sei nur an die dreimalige Austreibung der Mormonen durch die Bevölkerungen von Ohio, Missouri und Illinois, sowie an die gewaltsamen Maßregeln gegen die Adamiten erinnert.

Digitized by Google

Schutz- und Trutzbündniß, das innerhalb des Angloamericanerthums Kirche und Gesellschaft geschlossen haben, in seiner üppigsten Blüthe dar. Sie lehrte auf das schlagendste, was die letztere aus der ersteren gemacht hat, seit sie die vom Staat von sich gewiesene unter ihre eigensten Fittiche genommen. Sie bot die imposanteste aber auch verhängnißvollste Illustration für das Ziel, zu welchem die Genossenschaft von Religionscultus und Mode, von Himmel und Weltlichkeit, von Kanzel und Salon hierzulande geführt hat.

Hierzulande — denn die brooklyner Plymouthgemeinde mit den Millionen und den Palästen ihrer Mitglieder und mit dem genialen und weltberühmten Seelenhirten an ihrer Spitze ist nur der Typus für das protestantische Kirchenwesen des gesammten anglo-americanischen Elements in den Vereinigten Staaten. Seinen Schwerpunkt in die strengste Aufrechterhaltung von allerlei äußerlichen Dingen verlegend, hat es in seinen orthodoxen sowohl, wie in seinen freieren Richtungen der Eitelkeit, dem geistigen Hochmuth und dem Pharisäerthum in einer Weise Thür und Thor geöffnet, welche zu dem geraden Gegentheil von dem führen muß, was sie, breit und anmaßend am Altar stehend, als ihr Patentchristenthum betrachtet wissen wollen. Und es führt dazu, hat von jeher dazu geführt und wird dazu führen, bis irgend eine große Umwälzung der Geister mit dieser Art von Gottseligkeit aufräumen wird. Es vergeht kein Monat, daß nicht irgend ein Kirchenscandal der häßlichsten Art durch die Zeitungen geht. Und wie viele werden vertuscht und unterdrückt, ehe das scharfe Ohr der Oeffentlichkeit etwas davon erhascht. Welch ein gelecktes weibisches Geschlecht sind diese jungen Geistlichen — gesellschaftliche Schooßhunde im Kreise der schöneren Hälften ihrer Gemeinden, von denen man sich nur wundern muß, daß sie die ihnen gebotene Gelegenheit, vom Gebiet der Theologie aus mediciniſche Abschweifungen nach Mephistopheles' Recept zu unternehmen, nicht noch häufiger und eifriger benutzen. Mit welchen socialen Bevorzugungen werden sie umgeben! Wie hat selbst die allmächtige englische Presse des Landes, der es doch sonst nicht an Unerschrockenheit und goldener Rücksichtslosigkeit fehlt, hier nicht den Muth scharf zuzusehen, und das, was sie gesehen, in schneidiger nicht mißzudeutender Klarheit auszusprechen. Wie hat sie selbst für die aberwitzigsten Ausschreitungen dieses ganzen Kirchlichkeitsgetriebes, wie erst jüngst für den Bet- und Psalmodirwahnsinn der Temperenzkreuzzüglerinnen, nur Worte der Schonung und Billigung.*) Und wie sehen wir sie jetzt in dem großen brooklyner Kirchenscandal zaghaft und unmännlich vor dem Zugeständniß dessen zurückbeben, was ein Kind, wenn es nur sehen will, sehen muß, und woran zu zweifeln, einen Zweifel an der eigenen Urtheilskraft heucheln heißt!

Für den europäischen Leser sei hier eingeschaltet, daß in America bei der völligen Trennung von Kirche und Staat die einzelnen Gemeinden und Kirchen der zahlreichen protestantischen, zum größten Theil von England überkommenen Secten und Untersecten, als Privatgründungen anzusehen sind, welche auf der geschäftlich socialen Basis von Clubs und ähnlichen Corporationen durch ihre Mitglieder und deren Beisteuer erhalten werden. In manchen Fällen ist es auch der Geistliche selbst, der aus eignen Mitteln „eine Kirche aufmacht" und allmählich eine das Unternehmen rentabel machende Gemeinde um sich versammelt. Eine Hauptquelle der Kircheneinnahmen bildet das Vermiethen der Kirchenstühle, welches lebhaft an das Versteigern von Logen erinnert, wie es hin und wieder bei Theaterentrepriſen vorkommt. In „fashionabeln" Kirchen, für deren Mitglieder es eine Art von Ehrensache ist, ihre Plätze recht hoch zu bezahlen, werden erstaunliche Summen bei diesen alljährlich wiederkehrenden Auctionen erzielt. Dieselben stehen zu der Kostbarkeit der Kirchengebäude, den Gehalten, welche den Geistlichen gezahlt werden und den übrigen Verwaltungsausgaben in entsprechendem Verhältniß. In kleinen unbemittelten und Anfängerkirchen, die neben jenen Tempeln der aristokratischen und reichen Stadttheile sich wie kleine Holzboutiquen der Göttlichkeit neben marmornen und porphyrnen Prachtbazars des ewigen Seelenheils ausnehmen, geht es natürlich bescheidener zu, obwohl der rothe Faden, welcher sich durch das gesammte angloamericanische Kirchenleben zieht, sich deutlich auch hierher verfolgen läßt. Die Zugehörigkeit zu einer Kirche ist in der guten Gesellschaft ein unumgängliches Erforderniß. In den Neuenglandstaaten artet diese Anforderung zu einer offenen Tyrannei aus, welche über ein ganzes Arsenal von Mitteln und Wegen verfügt, um den Unfügsamen seine Widerspenstigkeit bis in sein geschäftliches und privates Leben fühlen und ihn darunter leiden zu lassen. In den großen Städten und im Westen bilden freilich die deutsche Unkirchlichkeit, der irische Katholicismus mit einem gewissen Procentsatze americanischer Freisinnigkeit ein beträchtliches Gegengewicht gegen eine allgemeine Verkirchlichung, Vereinseitigung und Verscheinheiligung im specifisch americanischen Stil. Aber ein wie schmerzlich empfundener Pfahl dasselbe auch im Fleisch des puritanischen Yankeethums ist, — reformatorische Eroberungen im vollblut-americanischen Lager sind ihm bisher nur ausnahmsweise gelungen. Im Bannkreis dieses letzteren ist und bleibt Anschluß an eine Gemeinde nicht nur das einzige Mittel, anerzogenen und angewöhnten religiösen Anschauungen gerecht zu werden, sondern auch den entsprechenden gesellschaftlichen Umgangskreis zu finden. Denn es ist nicht nur eine Gemeinschaft der Heiligen, sondern auch das innigste weltlich-sociale Band, welches die Mitglieder einer Gemeinde umschlingt. Die Kirche und die gottesdienstlichen Versammlungen darin werden für die Zugehörigen zum gesellschaftlichen Kitt. Sie bieten nicht nur geistige Erhebung, sondern sie treten in gewissem Sinne auch an die Stelle dessen, was die Clubmeetings in England und was die Oper (es ist mehr als bloßer Zufall, daß sich der Vergleich mit dem Theater wieder und immer wieder aufdrängt) den Italienern ist. Für reiche Gemeinden — und da nirgends so schnell und so leicht große Vermögen angehäuft werden, wie in der americanischen Gesellschaft, versteht sich von selbst, daß es auch reiche Kirchen in Fülle gibt, — für reiche Gemeinden ist es eine unerläßliche Bedingung, einen berühmten Prediger zu haben, wie es für ein vornehmes und verschwenderisches Publicum Ehrensache ist, einen gefeierten Tenor oder eine weltberühmte Primadonna zu besitzen. Sein Ruhm strahlt über die ganze Congregation. Sie heimst einen Theil der Bewunderung ein, welche er wachruft. An dem Einfluß, über den er in Stadt und Land gebietet, hat sie ihren vollbemessenen Antheil. Sein Genius leuchtet auf ihren Stirnen wieder. Ihr strömen die Schaaren von Fremden, außerhalb ihrer Kirche Stehenden zu, welche, von allen Himmelsgegenden herbeikommend, die Gänge und Winkel des Gotteshauses füllen und nicht nur an den Lippen des modernen Paulus hängen, sondern auch neidische Blicke auf diejenigen richten, denen dieser Paulus gehört, und welche ihm in bequemen Kirchenstühlen mit Frauen und Töchtern, in den neuesten pariser Anzügen, an jedem Sonntage zuhören dürfen. Das innigste Verhältniß entsteht zwischen ihnen. Gegenseitige Liebe und Stolz auf einander verbinden sie. Sie sind ganz und gar Eins in sich und im Himmel!

Von keiner Kirche Americas aber und keinem Prediger hat das alles je in höherem Sinne gegolten, als von der Plymouthkirche in Brooklyn und von Henry Ward Beecher. Von keiner Kanzel strahlte jemals größerer Ruhm, — von keinem geistlichen Gemeindehaupt wurde je ein größerer Zehente an nationaler Bewunderung erhoben, eine mächtigere Einwirkung auf seine Zeitgenossenschaft geübt, — von keiner Heerde des Hirten Rede je mit idealerem Blöken erwidert, als von Kanzel,

*) Die erste Zeitung des Landes, der „Newyork-Tribune", erklärte sich in unumwundener Weise mit den Excessen der westlichen Temperenzfrauen einverstanden und das bedeutendste illustrirte Blatt „Harpers Weekly" brachte durch eine große Caricatur, in der die Beterinnen als „Perlen", die gegen sie einschreitenden cincinnatiner Polizisten hingegen als „Schweine" dargestellt waren, den ersteren den Tribut der Bewunderung dar.

Digitized by Google

Prediger und Heerde der brooklyner Plymouthgemeinde. Was der römische St. Peter, in welchen der Papst selbst zu gottesdienstlichen Handlungen herniederzusteigen pflegt, für die katholische Christenheit, war sie für das protestantische America. Sie war die Modellkirche der neuen Welt — das Bild vornehmer Stattlichkeit, unantastbarer Respectabilität, erleuchteten Fortschritts und wahrhaft genialer Anwaltschaft dessen, was der Ewigkeit gebührt.

Das alles war sie, — war es noch vor wenigen Wochen — war es, wiewohl bereits seit länger denn Jahresfrist allerlei unheimliche Schatten über ihren sonnenheitern Himmel huschten. Und heute? Heute sehen wir diese mächtige, beneidete, unnahbar vornehme Kirche in ihren Grundfesten wanken, — sehen sie in dem erschüttert, was ihr Hauptheiligthum war, in ihrer imposanten Stellung nach außen hin, — sehen sie mit der Kraft der Verzweiflung um Aufrechterhaltung des alten Zaubers kämpfen, und doch in der Person ihres vergötterten Apostels rettungslos in's Herz getroffen. In's Herz — denn wie schon im Eingang gesagt wurde, dieser Apostel und dieser Tugendhort selbst ist es, der die Hauptfigur in jener cause célèbre bildet, welche im Augenblick die americanische Welt in ebenso leidenschaftlicher, wie alle Schichten durchdringender Spannung erhält. Um es kurz zu sagen, Henry Ward Beecher steht des verhängnißvollsten Vergehens angeklagt, dessen ein Sterblicher in seiner Stellung geziehen werden kann: jener unseligen Verwechslung und Vermischung von Altar und Liebeslager, welches in den Reihen der Heiligen dieses Landes schon so viel Wirrsal, so viel Zerstörung angerichtet hat. Und nicht genug, daß der Fall durch die Person des Angeklagten zu einem solchen wird, wie er noch nicht erlebt wurde, — die des Anklägers ist nicht minder dazu angethan, dem Scandal das Gepräge höchster Ungewöhnlichkeit und unabsehbarer Tragweite zu geben. Dieser Ankläger ist Theodor Tilton, ein durch seine Talente gleich Beecher im ganzen Lande bekannter Mann, sein früherer Busenfreund, und nächst ihm Jahre hindurch der Stolz derselben Plymouthgemeinde, die es so trefflich verstand, sich nicht nur mit dem Purpur materiellen Reichthums, sondern auch mit dem des geistigen Ueberflusses zu drapiren. Ihm soll Beecher die Gattin entwendet haben, welche an dem Lehrer, dem Prediger mit der ganzen Innigkeit jener „Seelenbrautschaft" hing, die in derartigen Verhältnissen von jeher die entscheidende Rolle spielte. Und mit einer solchen Erbitterung, einer solchen Raffinirtheit des Hasses klagt der Gekränkte den einstigen Freund an und eine solche Fülle des Unsaubern und Unheimlichen wird dabei aufgewirbelt, daß für den Unbefangenen, wie sehr er auch den Kläger verabscheuen möge, von vornherein kein Zweifel bestehen konnte, daß Beecher, allen feierlichen Gegenversicherungen von seiner und Frau Elisabeth Tiltons Seite zum Trotz, schuldig sei. Man wußte bereits früher, schon vor 1870, von einem Zerwürfniß zwischen den beiden Freunden, und wußte sogar, daß dasselbe von vielen Seiten auf das Bestehen eines unerlaubten Verhältnisses des Einen zur Frau des Andern zurückgeführt wurde. Fest stand, daß die Tiltons ein elendes häusliches Leben führten. Indessen maß man dem Manne, den man bei allem Talent nicht nur als einen vom Größenwahnsinn besessenen, sondern auch in jeder andern Beziehung zügellosen und ausschweifenden Querkopf kannte, die ausschließliche Schuld bei. Was aber die schon damals Beecher in ihren Kreis ziehenden Gerüchte anbelangt, welche sich so an's Tageslicht hervorwagten, so stand der Plymouthkirche unantastbare Autorität im Verein mit der bereits charakterisirten Befangenheit der angloamericanischen Presse schützend vor dem Ausbruch einer Katastrophe. Und selbst als im Herbst 1872 Victoria Woodhull, die berüchtigte Anwältin der freien Liebe, und zugleich die persönliche Freundin Theodor Tiltons, in ihrem scandalösen Wochenblatt eine vollständige Enthüllung der Angelegenheit brachte, durfte sich Beecher noch damit begnügen, schweigend in seine Toga gehüllt, abseits zu stehen, und seine Gemeinde und die Gesellschaft den bis zum Aeußersten der Verfolgung gehenden Kampf für seine Unantastbarkeit gegen das dämonisch freche Weib führen zu lassen. Die Woodhull wurde eingesperrt, ihr Blatt wurde confiscirt, Polizei und Gericht gegen die ungeheuerliche Feindin in's Feld geführt. Und mit welchen Waffen sie sich auch zu vertheidigen wußte, sie wurde einfach niedergeschlagen. Kirche und Gesellschaft gingen siegreich aus dem zum Dogma erhobenen Hetärenthum hervor, welches nichts anderes gethan hatte, als mit wahrhaft diabolischer Naivetät den großen brooklyner Heiligen als einen der Seinigen zu reclamiren.

Das war im Herbst 1872 das Vorspiel der großen brooklyner comoedia divina vom Sommer 1874. An die Stelle der publicistischen Metze ist ein gefeierter Schriftsteller, ist ein eignes Glied der Plymouthgemeinde, ist der durch Beecher gekränkte Ehegatte in eigener Person getreten. Daß er sich uns als das enthüllt, was man in volksthümlicher Sprache einen „vollkommenen Lumpen" nennt, schwächt weder die Thatsache ab, daß er einst nächst ihrem Haupt als die bedeutendste Leuchte der Plymouthkirche geehrt war, noch die, daß seine heutige Anklage jedem unbefangen Urtheilenden von vernichtender Kraft erscheinen muß. Man weiß jetzt, daß sich Tilton trotz der seinem Hause angethanen Schmach auf das Drängen beiderseitiger Freunde (natürlich hervorragender Gesellschafts- und Kirchenlichter) im Winter 1871 zu einer Aussöhnung mit Beecher hergab, nachdem ihm dieser mit einer an Selbstzerstörung grenzenden Demuth Abbitte geleistet hatte. Aber welche Versöhnung war dies bei einem Charakter von der Unberechenbarkeit Tiltons, bei einer Schuld wie die Beechers! Auch wußte dieser Letztere recht wohl, wie wenig er der Hand zu trauen hatte, welche nach wie vor in jedem beliebigen Moment die Schleuse emporziehen konnte, hinter welcher aufgebaut sein Verderben brodelte und kochte. Und jetzt ist sie aufgezogen, — diese Schleuse. Tiltons Hand hat dem Verderben seinen Lauf gegeben. Wie er sagt, durch die Verfolgungen der Plymouthgemeinde, aus welcher er seitdem ausgetreten, gereizt und auf's äußerste gebracht, durch den unerschütterten Ruhm Beechers wahnsinnig gemacht, wie Andere behaupten. Genug, — trotz des feierlichen vor drei Jahren geschlossenen Ausgleichs begann er im Lauf des letzten Frühjahrs plötzlich in seinem brooklyner Blatt ein entschieden feindseliges Vorgehen gegen Beecher zur Schau zu tragen, welches endlich zu offenen Angriffen und noch offeneren Andeutungen führte, bis die Veröffentlichung eines der Abbitte-Briefe des Letzteren diesen zwang, von seiner Gemeinde eine Untersuchung der Sache zu fordern. Und zwar ernannte er selbst das mit dieser Untersuchung zu betrauende Comité von Sechsen, zur Hälfte aus Mitgliedern der Plymouthkirche, zur Hälfte aus hervorragenden Bürgern der bei 600,000 Einwohnern mit 300 Kirchen gesegneten Stadt Brooklyn. Und dieses Comité ist es, welches seit nahezu vier Wochen an der Arbeit ist, d. h. an jenem Verzweiflungskampf kämpft, den großen Prediger um jeden Preis unschuldig zu finden, und ihn und sich vor einem Sturz zu bewahren, der im Augenblick ebenso tief vor ihnen aufgähnt, wie ihnen der Felsen, auf dessen Scheitel ihre Kirche gegründet war, bisher hoch und frei in die Lüfte ragte. Aber das Comité hat seine Rechnung ohne die Hinzuziehung von zwei Factoren gemacht: es hat Tiltons Haß und die öffentliche Meinung nicht in Betracht gezogen. Denn nicht nur, daß jener seine Anklageschrift sofort in das Publicum dringen ließ und dadurch den Freunden Beechers das Hauptmittel zu einer schließlichen Vertuschung des Scandals, die Geheimhaltung der ganzen Untersuchung unmöglich machte, er hat durch die Anklageschrift selbst auch die öffentliche Meinung, wenn gleich nicht auf seine, doch auf seiner Beschuldigung Seite gestellt, und weder Beechers noch Frau Tiltons emphatisches Leugnen haben bis jetzt die Ansicht, daß das Vergehen begangen wurde, entkräften können. Den schlimmsten Zeugen aber, den Tilton gegen seinen Feind in's Feld führt ist — dieser selbst. Er hat Briefe Beechers aus dem Jahre 1871 vorgelegt, welchen, wenn Briefe je ein moralisches Ge-

Digitized by Google

wicht als Beweismaterial haben, ein solches zuerkannt werden muß. Außerdem hat Tilton das schriftliche und mündliche Eingeständniß seiner Frau in Händen. Durch die Veröffentlichung dieser Documente sind die Angeklagten, wie nun auch der Spruch des Untersuchungscomités ausfallen möge, schon gerichtet; die öffentliche Meinung hat ihr Verdict ausgesprochen sowohl gegen Beecher wie gegen seine Myrmidonen.

Das eine Gute wird der sonst so unrühmliche und demüthigende Scandal doch gehabt haben. Es ist während dieser Wochen allgemeinster und maßlosester Aufregung zu viel über die gepriesene Christlichkeit und Kirchlichkeit des americanischen Volkes nachgedacht, zu viele Augen sind geöffnet, zu viele Brände in bisher träge Seelen geworfen worden, als daß die Gesammtwirkung nicht schließlich doch einer Art Erschütterung, einer Art Umwälzung gleich kommen sollte. Und das ist unter allen Umständen ein Gewinn. Er wird sich heute und morgen noch kaum geltend machen, vielleicht selbst dann noch nicht, wenn der brooklyner Kirchenscandal in Gestalt eines Ehescheidungsprocesses Tiltons gegen seine Frau ein gerichtliches Nachspiel erhalten sollte, bei dem es dann freilich eine ganz andere Art von Untersuchung und Zeugenvernehmung geben würde, als im Schooß des gegenwärtigen Collegiums der Plymouth-Salomone. Aber auch ohne einen großen Schlußeclat liegt etwas, wie ein Wendepunkt, oder doch die Anbahnung des Weges dazu in der Luft, ein Wendepunkt, auf welchem angelangt man wird sagen dürfen: Kirche und Gesellschaft in der Verbindung und gegenseitigen Durchdringung, in welcher sie bisher die große Mehrheit des americanischen Volkes beherrschten, werden in die Defensive gedrängt! Das zwiefach gekrönte Ungethüm, zu dessen Erzeugung sich diese beiden schlimmsten Tyrannen verbunden haben, und welchem die erstere unter dem Deckmantel der Religion den Hochmuth, die Heuchelei und die Scheinheiligkeit, die letztere die Liederlichkeit, die Wollust und die Grausamkeit als Angebinde in die Wiege gelegt, soll endlich aufhören, die Herrschaft über die Gemüther als ein ihr von selbst Zufallendes beanspruchen zu dürfen. Die wahre Religion der Sittlichkeit und der Geist echter Freiheit, welchem confessionelle Fesseln ebenso sehr ein Gräuel sein müssen, wie politische, richten sich gegen den unnatürlichen Gewalthaber auf und eine neue Aera beginnt mit dem Feldruf: „Herunter mit Kirche und Gesellschaft von ihrer Höhe!“

## Eine kirchlich-diplomatische Note.

Im Jahre 1871, kurz nachdem die Antiunfehlbarkeitsbewegung in Deutschland Fleisch und Blut angenommen hatte und die preußische Regierung sich gezwungen sah, Stellung zu nehmen, ersuchte sie die k. holländische Regierung um nähere Angaben über das Wesen und den Zustand der alten bischöflichen Clereſie in Utrecht oder, wie sie nach einem von jesuitischer Seite in Schwang gebrachten Spitznamen genannt wird, der Jansenisten. Bereitwillig wurde diesem Ansuchen entsprochen und Gericke van Herwynen, der damalige Minister des Aeußern, suchte in einer Note — „note concernant les communautés jansénistes“ — einen kurzen geschichtlichen Abriß, sowie eine Statistik der genannten Kirche zu geben. Wir theilen dieselbe, welche dieser Tage vom „Vaderland“ zuerst veröffentlicht wurde, der Hauptsache nach wörtlich mit, um ihr alsdann einige Bemerkungen beizufügen.

Nachdem in der Einleitung der Zustand der katholischen Kirche unter Philipp II. und der folgenden Zeit bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts kurz skizzirt ist, heißt es weiter:

„Im Jahr 1702 glaubte der h. Stuhl den apostolischen Vicar Petrus Codde, Erzbischof von Sebaste, wegen seiner jansenistischen Ansichten und seiner Weigerung, um die Formel zu unterzeichnen, suspendiren zu müssen. An seine Stelle ernannte der h. Stuhl Theodorus de Cock, Pfarrer in Leiden, zum Provicar und ertheilte ihm die Rechte eines apostolischen Vicars.

Die Anhänger Coddes hörten aber nicht auf in den h. Stuhl zu dringen, daß dieser in sein Amt wieder eingesetzt würde und sie weigerten sich deshalb, den neuen Provicar anzuerkennen.

Sie wußten die Staaten von Holland und Utrecht für sich zu gewinnen, und Cock sah sich bald gezwungen, der gegen ihn eingeleiteten Verfolgung zu entfliehen. Seine drei Nachfolger von 1705 bis 1821 hatten dasselbe Schicksal.

Als der h. Stuhl die schwierige Situation bemerkte, in der sich die in Holland wohnenden apostolischen Vicare und Provicare befanden und da er überzeugt war, daß die Vereinigten Provinzen in Folge der Aufhebung der alten bischöflichen Sitze, ihrer Capitel und der ganzen bischöflichen Organisation nur noch eine Mission (pays de mission) wären, beschloß er die Verwaltung und die geistliche Leitung dieser Provinzen seinen Vertretern in Cöln oder in Brüssel zu übertragen, welche den apostolischen Vicaren schon früher mit ihrem Rath beigestanden, die päpstlichen Befehle überbracht und aus deren Händen die Vicare auch stets ihre geistliche Macht bekommen hatten.

. . . . . .

Die eingreifende Veränderung, welche durch den Papst dadurch getroffen, erregte die Unzufriedenheit desjenigen Theiles der Geistlichkeit, welcher sich zu den jansenistischen Lehrsätzen bekannte und das Andenken des abgesetzten Vicars P. Codde, der im Jahr 1710 gestorben war, verehrte. Diese weigerten sich denn auch, die Autorität des Internuntius als Viceregenten der niederländischen Mission anzuerkennen und verlangten, daß ein Niederländer zum kirchlichen Oberhaupt gewählt würde.

Im Jahre 1724 beschloß der Vicarsrath (conseil de vicariat) in Utrecht, den erzbischöflichen erledigten Stuhl aus eigener Machtvollkommenheit zu besetzen und erwählte zu diesem Zweck den Priester Cornelis Steenhoven zum Erzbischof von Utrecht. Dadurch trat der Rath in die Rechte des alten erzbischöflichen Capitels. Der Erwählte ließ sich von Dominique Varlet, einem Franzosen und Bischof von Babylon i. p. i., der damals in Amsterdam wohnte und vom h. Stuhl seit 1719 abgesetzt war, zum Erzbischof weihen.

Obwohl der lange Aufenthalt Varlets in Holland den Schismatikern die Gelegenheit gegeben hatte, von seinen Diensten für die Weihe der drei Nachfolger von Steenhoven Gebrauch zu machen, so war doch vorauszusehen, daß diese Partei die Hülfe eines Mannes, der sich so leicht zu einer Bischofsweihe herbeiließ, bald missen würde und daß aller Wahrscheinlichkeit nach sich kein anderer christlicher Bischof zu einer Weihe bereit erklären würde. Deshalb beschloß der Erzbischof von Utrecht Meindarts im Jahr 1757, aus eigener Macht einen Bischof für Haarlem und zwei Jahre später einen für Deventer zu ernennen, um auf diese Weise der jansenistischen Partei oder wie man sie nannte, der „Kirche von Utrecht“, die Mittel zu verschaffen, um die Continuität der bischöflichen Würde in ihrer Mitte zu erhalten.

Nach der Stiftung des Königreichs Holland (1806) beschloß König Ludwig Napoleon, die religiösen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Da er sah, wie gering die Anzahl der jansenistischen Parochien war, welche damals schon bis auf 30 herabgesunken war, so beschloß er, sie mit den Katholiken zu vereinigen. Deshalb verbot er ihnen 1808, neue Bischöfe für Utrecht und Haarlem zu wählen, welche Sitze damals vacant waren. Die Bekanntmachung dieser Pläne des Königs wirkte keineswegs ungünstig auf die Stimmung der Jansenisten; im Gegentheil, sie waren damit zufrieden. Die Mehrheit der Laien und verschiedene Mitglieder der Geistlichkeit ließen sich in Adressen der Regierung gegenüber in diesem Sinne aus.

Der Plan König Ludwigs kam damals nicht zur Ausführung, wohl aber wurde derselbe später wieder durch den kaiserlichen Commissär d'Alphonce aufgenommen, der vom Kaiser Napoleon Befehl erhalten hatte, eine Organisation der verschiedenen Confessionen in den sieben Departements auszuarbeiten. Im Jahr 1812 erstattete d'Alphonce über diese Angelegenheit Bericht, wobei er mit Nachdruck auf eine Vereinigung drang, was auch mit den Intentionen des Kaisers übereinzustimmen schien.

In Folge des Verbots von König Ludwig im Jahr 1808 war die Anzahl der jansenistischen Bischöfe bis auf einen, den von Deventer, vermindert.

Im Jahr 1814 beschloß das Capitel von Utrecht, sich um dieses Verbot nicht mehr zu kümmern und zur Wahl eines Erzbischofs von

Digitized by Google

Utrecht überzugehen, der im Jahr 1818 einen Bischof von Haarlem ernannte. Seit dieser Zeit wurden die Vacaturen ziemlich regelmäßig besetzt.

Im Jahr 1825 erhielten die drei Tituläre eine Zulage aus der Staatscasse, aber die Regierung weigerte sich standhaft ihnen die Titel: „Erzbischof von Utrecht", „Bischof von Haarlem" und „Bischof von Deventer" zuzuerkennen, da sie dieselben nur als einfache Bischöfe betrachtete. Erst im Jahr 1853, wo die katholische Hierarchie in Holland wiederhergestellt wurde, machte die Regierung keine Schwierigkeit mehr, den jansenistischen Titulären den Rang zuzuerkennen, den sie beanspruchten und die jansenistische Kirche als eine getrennte, unter dem Namen „Kirchengenossenschaft der altbischöflichen Clereſie" zu betrachten."

Schließlich enthält die Note statistische Angaben über die Zahl der Parochien, der Priester und Laien, wobei nicht versäumt wird, den verhältnißmäßig bescheidenen Zahlen jedesmal die entsprechenden Ziffern der römischen Katholiken gegenüberzustellen.

Wenn man beim Reichskanzleramt in Berlin diese Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der sogen. jansenistischen Kirche in gutem Glauben als baare Münze angenommen hätte, dann würde es heute um die Existenz der deutschen Altkatholiken traurig aussehen. Wenn die Note in einem infallibilistischen Priesterseminar fabricirt worden wäre, hätte man kaum eine den geschichtlichen Thatsachen mehr in's Gesicht schlagende Fälschung zu Stande bringen können.

In Nr. 30 dieses Jahrganges der „Gegenwart" („Der päpstliche Nuntius und der Bischof von Utrecht; ein Beitrag zur Geschichte der päpstlichen Unfehlbarkeit") wurde schon bemerkt, daß der Name „Jansenist" ein von den Jesuiten erfundener und in Schwang gebrachter Scheltname ist und es kann deshalb in dieser Hinsicht auf den genannten Aufsatz verwiesen werden.

Geradezu unwahr ist die Behauptung, daß Codde im Jahre 1702 wegen seiner jansenistischen Ansichten und seiner Weigerung, die Formel zu unterzeichnen, abgesetzt wurde. Was letzteren Punkt betrifft, so wurde er vom Erzbischof von Mecheln in Brüssel zum Erzbischof geweiht (und zwar schon am 25. Sept. 1694) und damals stand man von der Forderung ab, Codde zu zwingen, die von Alexander VII. verdammten fünf Sätze in das Buch von Jansenius hineinzulügen. Codde war vielmehr ausschließlich und allein das Opfer jesuitischer Intriguen; die Minen, die der Orden seit mehr als hundert Jahren gelegt und sorgfältig mit Zündstoff geladen, explodirten unter diesem Erzbischof, nachdem sein Schicksal mehr als einmal seinen Vorgängern gedroht hatte. Als Codde der Aufforderung des Papstes zufolge selbst nach Rom gekommen, war unter den gegen ihn angeführten Klagepunkten vom Jansenismus überhaupt gar nicht die Rede, da dieser, wie Codde in einer Sitzung der Propaganda bemerkte, in Holland kaum dem Namen nach bekannt war. Die von den Jesuiten gegen ihn erhobenen Klagen bezogen sich auf untergeordnetere Fragen — seine zu große, von der jesuitischen Laxheit grundverschiedene Strenge in der Beichte, der Gebrauch der Muttersprache bei der Taufe und der Einsegnung der Ehen, die Ersetzung des jesuitischen Mechel'schen Katechismus durch einen gemäßigteren, der geringe Gebrauch des Ablasses, sein geringschätziges Urtheil über Heiligenbilder, Rosenkränze und Reliquien, endlich die Bevorzugung der in Löwen herangebildeten Priester vor denen, die in Rom oder Cöln ihre Studien gemacht hatten; sein Hauptverbrechen bestand freilich darin, daß er seine episcopalen Rechte gegen den jesuitisch-centralisirenden Absolutismus, der damals in Rom oben zu treiben begann, hartnäckig vertheidigte. Die Note hütet sich deshalb auch wohl, weiter auf den Codde'schen Proceß einzugehen, der eine der Schandsäulen des Jesuitenordens bildet, wie vielleicht keine zweite daneben steht. Es mag nur noch bemerkt werden, daß Codde vor seiner Abreise den Segen des Papstes empfing, der ihn auf alle mögliche Weise ausgezeichnet und mit Gunstbeweisen überladen hatte, während seine Absetzung in einer geheimen Sitzung der Propaganda schon längst zum Beschlusse erhoben worden war; erst auf der Rückreise in Leipzig erreichte ihn die Kunde des schändlichen Verfahrens. Das Capitel hat die Absetzung Coddes niemals anerkannt und kein Machtspruch des Papstes oder des Cardinalcollegiums konnte die verbrieften Rechte des ersteren umstoßen und deshalb bildet das heutige Capitel nach dem Grundsatz der Rechtscontinuität auch den eigentlichen thatsächlichen Nachfolger des früheren. Was den Usurpator des erzbischöflichen Stuhles, Ph. de Cock, betrifft, so kann von einer „Verfolgung, der er sich entziehen mußte", keine Rede sein; aus einem Freund Coddes trat er in die Schaar von dessen Denuncianten und ist sein ganzes Benehmen im Codde'schen Proceß ein schurkenhaftes.

Es versteht sich von selbst, daß, da die vom Papst ernannten Provicare regelmäßig aus dem Lande gejagt wurden und das Utrechter Capitel nicht gesonnen war, auf seine Rechte zu verzichten, der Papst durch einen Federstrich Capitel und Erzbisthum für aufgehoben erklärte. Wenn es aber in der Note heißt, daß die Nuntiusse in Brüssel und Cöln, unter deren Jurisdiction nunmehr die holländischen Katholiken standen, den „apostolischen Vicaren schon früher mit ihrem Rathe beigestanden hätten", so suchen wir in der Geschichte der altkatholischen Kirche Hollands vergeblich nach dem Resultat irgend eines Beistandes; die Wahrheit ist vielmehr, daß die Nuntien in Cöln und Brüssel die Zwischenpersonen zwischen der Curie und den Jesuiten waren, daß die Fäden aller Intriguen und Verleumdungen, welche gegen Utrecht gesponnen wurden, hier zusammenliefen und daß in dieser langen Zeit nicht ein einziger Nuntius in Brüssel oder in Cöln residirte, der nicht der unterthänige Knecht der Jesuiten und damit der grimmige, unversöhnliche Feind Utrechts gewesen wäre.

Nach diesen Proben jesuitischer Geschichtsdarstellung darf man sich freilich nicht wundern, wenn die Anhänger der Utrechter Kirche in der Note beständig als „Schismatiker, Abfällige" charakterisirt werden.

Entschieden unrichtig ist ferner die Darstellung der Verhältnisse der altkatholischen Kirche unter Louis Napoleon und dem Kaiser selbst. Davon daß „sich die Jansenisten mit den Vereinigungsversuchen Louis Napoleons einverstanden erklärt hätten", finden wir in der Geschichte dieser keine Spur; der vereinzelte Versuch eines Geistlichen in Helder, Glasbergen, der mit einem Wiedervereinigungsproject der sich feindlich entgegenstehenden Kirchen hervorgetreten war, fand aber nur bei wenigen Geistlichen Anklang, denn sonst hätte der König ihnen ja, wie die Note ausdrücklich hervorhebt, die Wahl von Bischöfen nicht zu verbieten brauchen; im Gegentheil hatte Louis Napoleon dem Erzbischof von Utrecht selbst erklärt, daß er die Wiedervereinigung mit Rom weder befördern, noch verhindern, dagegen seine Kirche stets beschützen werde. Und was endlich den Kaiser Napoleon selbst betrifft, so stimmte die von d'Alphonce vorgeschlagene — natürlich zwangsweise einzuführende — Wiedervereinigung mit den Intentionen des Kaisers eben nicht überein. Napoleon I. zeigte stets großes Interesse für die Utrechter Kirche, seinem intuitiven Scharfblick konnte es nicht entgehen, daß sie sich bei seinem Kampf gegen den Papst trefflich verwerthen ließe und als er in Rotterdam eine katholische Deputation empfing, bedeutete er dieser in sehr entschiedener Weise, daß das Utrechter Capitel noch zu Recht bestehe und als solches zu respectiren sei.

Auf den ersten Anblick scheint die Note sich eines ziemlich objectiven Tones zu befleißigen; bei näherem Zusehen ergibt sich das Gegentheil. Es ist kaum anzunehmen, daß Gericke van Herwynen, ein wohlwollender, rechtlich gesinnter Mann die geschichtliche Wahrheit seiner katholischen Anschauungsweise zum Opfer gebracht habe. Welche geistlich-jesuitischen Einflüsse bei dem Entwurf der Note Einfluß ausgeübt haben, wissen wir nicht, daß sie aber dabei die tonangebende Rolle gespielt haben müssen, ergibt sich aus der Analyse derselben. Ebenso wenig ist uns bekannt, ob man sich im preußischen Gesandtschaftshotel im Haag veranlaßt gesehen hat, diese Darstellung durch die nöthigen Glossen zu rectificiren, wir wissen nur so viel, daß sie den Schaden nicht angerichtet hat, den sie nach den ursprünglichen Intentionen des spiritus rector derselben vielleicht anrichten sollte; die durch einen altkatholischen Bischof in Rotterdam vollzogene Weihe an Reinkens zeigt, daß man an befugter Stelle die richtige Kritik zu üben wußte.

Delft, October 1874. **Th. Wenzelburger.**

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Ernst Haeckel und die Weltanschauung der Zukunft.

Das letzte kostbare Geschenk, welches der Genius eines echten deutschen Mannes und Kämpfers für seine Ueberzeugung, — David Strauß, seiner Nation vermachte, hat darum einen so großen Lärm unter den sogenannten Gebildeten hervorgerufen, weil in diesem Buche eine Weltanschauung, an welcher die Meisten noch hängen, wie eine abgethane Sache behandelt wird. Er mochte wohl im Grunde Recht haben, wenn er die Fundamente eines fröhlichen Bibelglaubens als so gründlich erschüttert betrachtete, daß an den Aufbau eines neuen Hauses, in dem man sich zur Ruhe legen kann, gedacht werden muß, aber von einer wirklichen Herrschaft der neuen Weltanschauung läßt sich vor der Hand nur bei einer sehr geringen Minorität reden. Um eine Weltanschauung zu ändern, reichen nicht Jahrzehnte, kaum Jahrhunderte aus, denn auch hier gilt der Spruch von der Willigkeit des Geistes und der Schwachheit des Fleisches. Außerordentlich viele Menschen liebäugeln heute in ihrer Geisteswilligkeit mit den Perspectiven, die ihnen Darwin, Huxley und Haeckel eröffnen, aber leiblich hängen sie mit allen Fibern ihres Seins an den eingelebten, ausgetragenen und darum bequem sitzenden Vortheilen, die ihnen der alte Glaube garantirte. Es ist so schön, unsere Sünden auf einen Andern werfen zu können und mit einem Male wieder frei und ledig dazustehen, in schlechter Lebenslage auf eine bessere Welt vertröstet zu werden, vielleicht gar mit Standesvorrechten geboren zu sein; solche Urvortheile als Vorurtheile zu erkennen, ist nicht so leicht, wie es auf dem Papier aussieht, wo man nur eine Silbe zu versetzen braucht.

Ich sagte, es läge viel an der Schwachheit des Fleisches. Die großen Ideen sind, wie die Geschichte lehrt, im Anfange immer einsam geblieben, weil die Gehirne fehlten, sie aufzufassen. Glücklicherweise vervollkommnen sich diese Gehirne allmählich, und die Schriften jener ihrer Zeit vorangeeilten Denker, die für ihre Zeitgenossen unfruchtbar waren, werden allgemein verstanden und bewundert. Man wird auch diesen Vorgang, wie alle Entwicklungsvorgänge, nur durch Anwendung der Darwin'schen Methode klar begreifen. Denn es ist mit geistigen Erwerbungen nicht anders wie mit körperlichen. Sie entstehen allmählich in einzelnen Köpfen, bewähren sich im Kampfe um's Dasein, und prägen sich durch lange Uebung der Materie, die nicht ohne Gedächtniß ist, ein. Der Sohn eines Mannes, dessen Denkorgan sich nur eben zu der Einsicht erhoben, es könnte wohl etwas Wahres an der Abstammungslehre sein, würde diese dem Alten schwer gewordene Zustimmung, schon als eine leichtbegreifliche erwerben. Die Auffassung wird ihm durch eigene Studien geläufiger werden, obwohl noch Rückfälle in den alten Glauben bei ihm vorkommen, rudimentäre Gedanken-Anhängsel, vergleichbar jenen unnützen Organen, — man denke an die Brustwarzen der Männer, — die ihm als alte Erbschaft von frühern Zuständen verblieben sind. Der Enkel aber dieses Dreiviertel-Gläubigen bringt wahrscheinlich die Abstammungslehre bereits als „eingeborne Idee" mit auf die Welt und in seinen Tagen werden die Darwin-Gegner ohne Zweifel dieselbe klägliche Rolle spielen, wie heutzutage die Gespenster-Gläubigen und Geisterklopfer. Ein vergleichender Rückblick auf die seiner Zeit bitter angefochtene und ziemlich isolirte Stellung eines Copernicus und Galilei in der von ihnen angebahnten und heute selbst im Vatican tolerirten Weltanschauung, muß immer wieder anempfohlen werden in einer Zeit, in welcher wir im Begriffe stehen, eine ähnliche Geistesumwälzung wie die damalige mitzuleben. Es war nichts Kleines, die Mittelpunktstellung in der Welt, um die sich Alles drehte, und für welche Sonne, Mond und Sterne geschaffen waren, aufzugeben, und der Schritt, zu dem wir jetzt nach dreihundert Jahren den Fuß aufheben, ist nicht viel größer und darum schwerer zu machen, besonders wenn man bedenkt, daß der erste Schritt immer der schwerste bleibt. Damals lernte das Kind gehen, es fängt jetzt an zu denken und zum Bewußtsein seiner Person zu gelangen.

Diejenigen irren, welche da meinen, schon Vogt und Büchner hätten den alten Glauben abgethan; sie haben nichts vermocht, als was vor ihnen Voltaire und Holbach gethan, ihn in die Enge zu treiben. Es ist die alte Schule Epikurs, und nur die Waffen, mit denen die Materialisten von heute den Spiritualisten zu Leibe gehen, sind besser geschliffen, als die des Lucrez. Die neue Weltanschauung muß doch erst fertig sein, ehe man sich in ihr behaglich finden kann und das war sie noch lange nicht, als Kraft- und Stoff-Büchner seine Arbeit begann, ist sie, ehrlich gestanden, noch heute nicht. Diejenigen, welche das Haus jetzt bereits beziehen, sind unbeneidenswerthe Trockenwohner, welche nicht anders können, weil sie nicht wissen, wo sie sonst ihr Haupt hinlegen sollen.

Unter denen, welche die Fertigstellung des Baues unternommen haben, steht Ernst Haeckel in erster Linie. Ein Potsdamer Kind, hat er lange das Prophetenschicksal erfüllt, in seinem Vaterlande nicht so begriffen zu werden, wie im Auslande z. B. in Holland oder England, ja er wäre bei uns vielleicht noch weniger anerkannt, wenn ihn nicht die Schwarzen mit ihren Angriffen ausgezeichnet hätten. Darwin selbst mußte uns erst sagen, daß er die Kenntnisse dieses Deutschen in vielen Rücksichten über die seinigen stelle, daß er sein Werk über die Abstammung des Menschen gar nicht geschrieben haben würde, wenn er Haeckels Schöpfungsgeschichte damals schon gekannt hätte. Führen wir diesen Ausspruch wissenschaftlicher Bescheidenheit und neidloser Anerkennung auf seinen wahren Inhalt zurück, so bleibt so viel bestehen, daß Haeckel nicht nur der begabteste und durch Wissen ausgezeichnetste Schüler Darwins, sondern ein ihm congenialer Forscher ist, grade wie ihn die neue Lehre brauchte, um abgerundet und vollendet zu werden. Er war einer der ersten Fachgelehrten in Deutschland, welcher den Muth hatte, sich rückhaltslos und mit Begeisterung offen (z. B. auf der Stettiner Naturforscherversammlung 1863) für dieselbe zu erklären, ja sogleich jene Consequenzen derselben zu ziehen, welche Darwin selbst, wahrscheinlich aus Opportunitäts-Rücksichten, anfänglich zurückhielt. Den frömmelnden Engländern zu Liebe hatte Jener bekanntlich für das Entstehen einiger wenigen ersten Lebensformen besondre göttliche Schöpfungsacte in Anspruch genommen, und die Abstammung des Menschen zunächst gänzlich außer Betracht gelassen. Um das Seelenheil der übrigen Thiere brauchte sich die Kirche nicht zu kümmern und man konnte sie getrost dem Herrn Darwin für seine Experimente überlassen. In der That hatten sich mit dieser Bauernfängerei eine Menge von gedankenlosen Gläubigen, selbst hohe Geistliche darunter, fangen lassen, und Darwin hatte den Humor, in den neuen Auflagen seines grundlegenden Werkes, die Approbation eines befreundeten Geistlichen, der da glaubte, den Darwin ebenso mit Moses, wie den Copernicus mit Josua zu versöhnen, abdrucken zu lassen, jedenfalls nur als Leim und Lockmittel. Haeckel warf diese Maskenscherze als einen überflüssigen, der Forschung unwürdigen und dem Schifflein nicht ganz ungefährlichen Ballast, sogleich über Bord: in seiner generellen Morphologie (1866) wie in seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte, deren erste Auflage 1868 erschien, trat dem Leser das neue Lehrgebäude von seinem Ausgangspunkte bis zu seiner Krönung, folgerichtig durchgeführt entgegen. Ehrlich deutsch wurde dem Eintretenden gesagt: Wenn Du nicht Deinen lehmigen Ursprung und Deine Geist-Eingeblasenheit aufgeben und die böse Affen-Schwiegermutter mit in den Kauf nehmen willst, so laß von Deinem Werben und Buhlen um die Erkenntniß der Natur und Deines Selbst ab, suche Deine Seeligkeit in der Bibel! Es ist derselbe Freimuth des deutschen Forschers, mit welchem er die in unsern „Culturstaaten" leider unentbehrlich scheinende „Militärische Auslese" verurtheilt, weil sie zu körperlicher Verschlechterung des Stammes führe, da Krüppel und Sieche die meiste Aussicht hätten, sich früh zu verheirathen und ihre Art fortzupflanzen.

Die Folge seines Vorgehens war, daß die Frömmler Darwin einen guten Mann sein ließen und ihn sogar dem Anti-

Digitized by Google

christen Haeckel zum Muster eines bescheidenen Forschers hinstellten, bis Ersterer vor zwei Jahren seine Larve abnahm und ihnen versicherte, daß er ganz auf Haeckel'schem Standpunkt stehe, also nur mit den bigotten Engländern ein wenig Versteckens gespielt hatte. Die Engländer sind manchmal wundersame Leute. Sie erkennen an, daß die Keime der ersten Lebewesen auf der ehemalz feuerflüssigen Erde doch irgend einen Ursprung gehabt haben müßten. Da glaubte nun der Präsident der britischen Naturforschergesellschaft, Sir William Thomson, vor etwa drei Jahrer einen erschrecklich gescheidten Gedanken zu haben, um die immer drohender werdende Urzeugungs-Ueberzeugung abzuwehren, indem er die abenteuerliche Hypothese in eine große Versammlung schleuderte: das Leben könne ja wohl per Meteorstein-Eilpost auf der hinreichend abgekühlten Erde angelangt sein. Damit glaubte Thomson die ärgerliche Frage nach dem Ursprunge des Lebens auf der Erde, wenn nicht bibelgemäß, so doch ohne Blasphemie erledigt zu haben, damit Darwin seine Umwandlungs-Kunststücke, die auf ihn Eindruck gemacht hatten, beginnen könne. Man sieht, wie der Schöpfungsact, den Cuvier für jede Gattung in Anspruch nahm, von Darwin auf die niedersten Formen der Erdwesen, und von Thomson auf diejenigen einer beliebigen *ersten Welt* im Raum zurückvertagt wird, um ihn der Forschung aus den Augen zu rücken. Das gleicht nun auf ein Haar dem vorgeblichen Manöver des Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt, um den vielleicht nur eingebildeten Gefahren ja nicht in's Auge zu schauen. Das Schlimmste bei diesem Verfahren ist das leichtsinnige Aufgeben des eigentlichen und Hauptwerthes der Darwin'schen Theorie, welcher in der von Anfang bis zu Ende einheitlich mechanischen Auffassung der Lebenserscheinungen ruht. Bedürfte die Theorie wirklich der Annahme von Schöpfungsacten im Anfange, so würde sie sich damit selbst überflüssig machen, da nicht abzusehen ist, warum sich dieselben nicht beliebig oft wiederholt haben sollten, und erstreckte sich ihre Tragweite nicht auf den Menschen, so würde sie all' ihr Interesse und ihre Bedeutung verlieren, denn die Frage seiner eigenen Abstammung berührt ihn selbstverständlich näher, als die der gesammten übrigen Lebewesen.

Wie alle Theorien ist auch die Lamarck-Darwin'sche Abstammungslehre auf einige einzelne Erfahrungs-Thatsachen begründet und bedarf zu ihrer Vollendung den Beweis allgemeiner Gültigkeit, den Ausbau und die Anwendung im Einzelnen. Dazu sind nicht nur gelehrte und beobachtende, sondern vor Allem *denkende* Naturforscher erforderlich. Man ist in Deutschland durch eine Epoche wilder Theorien äußerst mißtrauisch gegen das Philosophiren über naturwissenschaftliche Fragen geworden; ohne zu bedenken, daß alle großen Entdeckungen erst gedacht und dann gemacht und bewiesen werden. Kepler, Leibnitz, Spinoza, Kant, Goethe haben ihre größten naturwissenschaftlichen Entdeckungen auf rein speculativem Wege gemacht und sie nur zum Theil mit der inductiven Methode stützen können; ein Hand in Hand Arbeiten beider Erkenntnißwege ist freilich das Wünschenswertheste. Haeckel gehört zu den seltenen Naturforschern, die niemals von der allgemeinen Krankheit der Zoologen und Botaniker — der Speciessucht — angesteckt worden sind und sich beider Methoden mit gleichem Geschicke bedienen. Es muß besonders betont werden, daß ihn nicht der Reichthum seines eingesammelten Thatsachen-Wissens, nicht seine Beobachtungsgabe und seltene Arbeitskraft, sondern vor Allem das Vorwiegen jenes speculativen Zuges in seinem Geiste an die Spitze der neuen Schule gestellt hat. Er scheut sich nicht, Schlüsse zu machen, die er nicht beweisen kann, wenn sie ihm logisch erscheinen, ebenso wenig wie Kant vor der Aufstellung seiner Weltentheorie zurückschreckte, obwohl er den Beweis ihrer Richtigkeit einer späteren Forschung überlassen mußte. Die Vertretung dieser Methode erfordert den Muth, vor kleinen Irrthümern auf ihrem Wege nicht zurückzubeben und Haeckel verhehlt sich keinen Augenblick, daß er eine Menge solcher Irrthümer begeht, wenn er z. B. die Stammbäume der einzelnen Thier- und Pflanzen-Abtheilungen bis in ihre Familien hinein ausführt. Aber die Vorzeichnung eines Planes, dessen Wege der Specialforscher folgen und berichtigen soll, bringt mehr Nutzen, als die gelegentlichen kleinen Irrthümer Schaden bringen können.

Haeckels wichtigste Neuerung ist die durchgreifende Bedeutung, welche er der Entwicklungsgeschichte des Einzelwesens (Ontogenie) für die Aufhellung der Stammesgeschichte (Phylogenie) beilegt, indem er erstere als eine abgekürzte Wiederholung der letzteren betrachtet. Diese Auffassung hat sich schon viel früher geltend gemacht, aber man hat keine Schlüsse daraus gezogen. Da aber die gedrängte Entwicklungsgeschichte des Einzelwesens der Beobachtung viel näher liegt, als die eines Thiergeschlechtes, welche Tausende von Menschenaltern erfordern würde, so ist die Wichtigkeit dieser Methode, wenn der Zusammenhang existirt, unersetzlich. Ein Beispiel wird dies klarer machen. Wenn die Embryonen aller Thiere in ihren ersten Entwicklungsstadien und bis zu einer gewissen Stufe kaum zu unterscheiden sind, so tritt dies bei denen der Reptilien und Vögel am auffallendsten hervor; die Aehnlichkeit bleibt am längsten, und eine junge Schildkröte ist von einem jungen Huhn mehrere Tage hindurch gar nicht zu unterscheiden. Man hatte daraus schon vor mehreren Jahrzehnten den Schluß gezogen, daß Vögel und Reptilien einen gemeinsamen Stammbaum besäßen, oder vielmehr, daß die allbeliebte gefiederte Welt von reptilienartigen Eltern abstamme. Das war eine jener Hypothesen, von der Art der Haeckel'schen, aber siehe da, im Jahre 1861 fand man im Solenhofer Schiefer die Reste eines Urvogels mit einem langen federbesetzten Reptilienschwanze und in den letzten beiden Jahren hat man verschiedene vorweltliche Vögel aufgefunden, die noch mehr den Reptilien gleichen, ein ganz ähnliches Knochengerüst und eine große Zahl scharfer Zähne im Schnabel aufweisen. Haeckel hat eine Reihe ähnlicher Schlüsse gezogen, um seine Stammbäume zu vervollständigen. In der Thatsache, daß die Anlage jedes höheren Thieres aus einer einfachen Zelle besteht, findet er den *Beweis* der auch sonst unabweisbaren Annahme, daß die Urthiere, von denen die vollkommeneren abstammen, nur aus einer solchen Zelle bestanden haben, er betrachtet die Jugendzustände der höheren Organismen als Typen der Voreltern, deren Organisation das entwickeltere Wesen gleichsam als Vorstufe durchmacht. So zeigt das höhere Wirbelthier durch Andeutung von Kiemenbogen auf einer frühen Stufe deutlich die Abstammung von Fischen und kiemenathmenden Thieren überhaupt. Aber Haeckel geht noch weiter und construirt sich aus den Entwicklungszuständen Thiertypen, die gar nicht mehr existiren. In seiner 1872 erschienenen Monographie der Kalkschwämme hat er mehrere solcher Thierformen aus der Entwicklungsgeschichte derselben abgeleitet, die als selbstständige Thiere nicht mehr beobachtet worden sind, auch in der Entwicklungsgeschichte der höheren Thiere nicht mehr auftreten, und die er dennoch durch eine Reihe von Schlüssen mit Bestimmtheit der Ahnenreihe derselben einfügt. Es sind dies namentlich die durch wiederholte Theilung jener Urzelle entstehende maulbeerförmige Morula, welche durch Empfang von Flimmerhaaren an der Oberfläche in die Planula, durch Entwicklung einer Körperhöhlung und Mundöffnung in die Gastrula u. s. w. übergeht. Da dieser schwimmende Magen, die Gastrula, unter andern auch unter den Jugendzuständen des ältesten und einfachsten Wirbelthieres, welches wir kennen, des Lanzetfischchens, vorkommt, so schließt Haeckel nicht nur, daß eine ihr entsprechende Thierform (die Gasträa) ehemals selbständig existirt haben müsse, sondern er setzt sie auch unter die Vorahnen der höheren Wirbelthiere, obwohl sie in dem abgekürzten Entwicklungsvorgange derselben keinen Platz mehr einnimmt.

Seine Gegner behaupten, daß es leicht sei, auf solchem Wege, durch Schöpfung beliebiger Urthiere die Lücken der Wesenreihen auszufüllen, sie können jedoch der Methode ihre Berechtigung nicht absprechen. Es ist wahr, Haeckels Schöpfungsgeschichte, welche kürzlich in fünfter Auflage*) erschienen ist und *beanspruchen darf, von jedem Gebildeten gelesen zu*

*) Berlin 1874, Georg Reimer. Mit dem Portrait des Verfassers, 16 Tafeln, 14 Holzschnitten, 18 Stammbäumen und 19 systematischen Tabellen.

Digitized by Google

werden, kann im gewissen Sinne mehr ein Gedicht, als ein Werk strenger nüchterner Beweise genannt werden; wir sehen, wie durch Gedankenverbindungen vor unsern Augen Thiere wieder erschaffen werden, und doch ist das Ganze keine Phantasieschöpfung wie etwa die „Schöpfung" von Dubartas. Denn wenn uns darin z. B. unsre Ahnen in 21 verschiedenen Stufen, — also fünf mehr, als zum besten Adelsbeweise erforderlich sind, — vorgeführt werden, so muß jede von ihnen ihren Anspruch auf den Ruhm unser Vorfahr gewesen zu sein, ernstlich begründen. In ähnlicher Weise werden die Specialstammbäume des Pflanzenreichs und der verschiedenen Gruppen des Thierreichs in schematischer Weise ausgeführt, das ganze System baut sich, nach dem künftig in der Systematik allein berechtigten Principe, dem genealogischen, vor unsern Augen auf. Ja, es ist kein Zweifel, die verschrieenen Stammbäume werden wieder Mode, und Jeder, der Lust verspürt, kann ihn sich mit dem Conterfei seiner Ahnen an die Wand malen lassen. Mit diesen oft vielverästelten Stammbäumen erhält der Specialforscher gleichsam ebensoviele Programme oder Fragebogen, auf denen die Dinge verzeichnet stehen, denen er hauptsächlich seine Aufmerksamkeit zuzuwenden hat.

Jedem, der sie zu würdigen versteht, flößt die Methode Haeckels nichts weniger als Mißtrauen ein; man bewundert auf jedem Schritte die Sicherheit folgerichtig verketteter Schlüsse, und dabei außerdem ein besonders organisatorisches Talent, z. B. bei der Aufrichtung des Protistenreiches, einer zwischen den untersten Thieren und Pflanzen in der Mitte stehenden Gruppe von Lebewesen, die mit Entschiedenheit zu keiner derselben gestellt werden können, sondern die charakteristischen Merkmale beider vereinigen. Wer wollte es verkennen, daß sein Versuch die ganze Lebewelt unter einen Gesichtspunkt zu sammeln, unbeschadet der Fehlgriffe, die sich im Einzelnen gewiß herausstellen werden, eine Kühnheit des Gedankens in sich schließt, die allein schon Bewunderung verdient! Aber denen, die ihm mit Verständniß zuhören, wird er mehr einflößen als Bewunderung, er wird sie durch die Schärfe seiner Unterscheidungen, durch die unparteiische geschichtliche Darstellung der Lehre, durch die genaue Zergliederung der Erbschafts-Anpassungs- und Umwandlungsgesetze überzeugen, daß sie sich einem vertrauenswürdigen, aber keineswegs einem leichtfertigen Führer anvertraut haben.

Wir freuen uns über den souveränen Hohn, mit welchem er in der Vorrede einige der Leute abfertigt, welche, ohne selbst Naturforscher zu sein, sich über diese Forschungen ein absprechendes Urtheil anmaßen, denn unter den allein competenten Richtern, unter den Naturforschern, gibt es heutzutage kaum noch einen Mann von Bedeutung, der nicht den neuen Anschauungen von ganzem Herzen zugethan wäre. Ihr letzter und bedeutendster Gegner L. Agassiz ist vor einigen Monaten vom Kampfplatze abgetreten; ein neues von eingelebten Vorurtheilen und Autoritätsglauben freies Forschergeschlecht blüht inzwischen empor. Wir dürfen stolz sein, sie unter der Führung eines Deutschen zu wissen, und die in Deutschland zuerst geahnte und verkündete Naturanschauung der Zukunft, von ihm ihrem Ziele so wesentlich näher gebracht zu sehen. Das Gebäude, welches Darwin ohne Dach gelassen und so wenig wetterdicht übergeben, daß der Sturm des Zweifels an allen Ecken und Enden hindurchwehte, ist von Haeckel zuerst in einen wohnlichen Zustand gesetzt worden und sein Name wird mit demjenigen des englischen Forschers für immer unzertrennlich vereinigt bleiben.

Carus Sterne.

## Autobiographische Skizze.

Von Hermann Lingg.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich mein biennium practicum vollendet und das Staatsexamen bestanden hatte, überließ ich mich während ein paar Monaten dem süßen Genusse völliger Freiheit und Muße zu dichten. Ich lernte damals Professor Fallmerayer kennen, der nach den Befreiungskriegen als Lieutenant in Lindau und mit meinen Eltern befreundet gewesen, nun aber von seinen Reisen im Orient heimgekehrt war und sich in München niederließ.

Die Vorworte zu seinem großen Werke: „Geschichte Moreas und des Kaiserthums Trapezunt" (welche beide seltsamer Weise nicht in die Anzahl seiner gesammelten Werke aufgenommen sind) ergriffen mich gewaltig und führten mich bald zu Gibbons großem Geschichtswerk. In Freiburg hatte ich ein Drama: „Attila" begonnen, kurz nachher eine poetische Erzählung „die griechische Insel". Durch diese und die oben genannten episch-lyrischen Dichtungen, welche geschichtliche Momente zusammenfaßten, schon vorbereitet, entstand der Gedanke, ein Epos „Völkerwanderung" zu schreiben. Der Aufeinanderprall zweier Welten, der des römischen Heidenthums und der siegenden Christenheit der Barbaren des Nordens in ihrer Heldengröße, gegenüber der hinwelkenden Schönheit des antiken Lebens, — schien mir ein großes Thema. Welch' eine Fülle von Gestalten bot sich da, welcher Reichthum landschaftlicher Schilderungen vom Nordlichte über den Steppen und Klippen mitternächtlicher Meere bis zu den glückseligen Inseln des Südens, der Wüste; die alten Riesenstädte, die Trümmer der Tempel 2c.

Man hat es mir zum Vorwurf gemacht, daß ich die Octave zum Versmaß gewählt habe. Wie hätten sich aber die alten Recken Alarich, Geiserich, Attila im Hexameter ausgenommen? Oder wie die Schilderungen des üppigen Roms, der hellenischen Villen in Nibelungenstrophen? — Beide Versmaße abwechseln zu lassen, schien mir die Einheit der Dichtung zu beeinträchtigen, dagegen konnte in der Octave annähernd die ruhig fließende Breite des Hexameters und der stürmische Fortdrang des Nibelungenmaßes vereinigt werden. Die Octave ist durchaus nicht blos lyrischer Natur; in je acht Zeilen fünffüßiger Jamben läßt sich schon etwas erzählen. Uebrigens war den Alten ihr epischer Vers auch der ihrer Elegie.

Im Juli 1846 wurde ich als Militärarzt angestellt und kam nach Augsburg in Garnison, woselbst ich eine Wohnung im Militärspital zu nehmen hatte. Das Gebäude war früher Kloster gewesen; vom Kreuzgang umgeben, befand sich da ein Garten, der dem Oberkrankenwärter zur Benutzung angewiesen war, und bei dem man sich recht wohl der Verse Uhlands erinnern konnte: „Im stillen Klostergarten die bleiche Jungfrau ging". Bald gab es da genug zu thun, indem um Augsburg ein Uebungslager zusammengezogen wurde, und Tag für Tag Kranke und auch Verwundete in's Lazareth gebracht wurden. — Erst im darauffolgenden Winter, nachdem der Dienst weniger in Anspruch nahm, konnte ich daran denken, mein Epos vorzunehmen. Wahrhaft fördernde Theilnahme erwies mir damals Augsburgs Archivar Herberger, der mir den Jornandes verschaffte und gern zuhörte, was ich ihm von den bereits fertigen Strophen vorlas.

Im Frühlinge des Jahres 1847 starb meine Mutter nach längerem Leiden. Sie hatte nach meiner Anstellung in Augsburg den Vorsatz gefaßt, von München in das mildere Klima, nach Lindau, zurückzukehren, erlag aber der rasch zunehmenden Krankheit, noch ehe sie ihren Wunsch ausführen konnte.

Den Sommer über war ich zu einem Chevauxlegers-Regimente commandirt und hatte bei den Exercitien der Truppen gegenwärtig zu sein. Einen mehrwöchentlichen Urlaub im Herbste desselben Jahres benutzte ich zu einer Reise nach Italien, um auch einmal jene Stätten zu sehen, um welche hauptsächlich der Kampf meines Heldengedichtes geführt wurde, ich dachte mir, wie viel lebendiger aus den Ruinen Roms mir die Gestalten und Ereignisse der Völkerwanderung entgegentreten müßten.

Die Reise ging ununterbrochen von Augsburg bis Genua, dort nahmen wir, drei Deutsche, auf dem Verdeck Platz nach Neapel. Wir erreichten am ersten Morgen Livorno und waren hier zuerst Zeugen der liberalen Aufregung, die sich damals in Italien kund gab. Wo sich Schiff' und Boote im Hafen der Seestadt begegneten, hörten wir den Refrain eines Liedes „Viva Italia, viva Pio nono, viva la liberta". Die Eisen-

Digitized by Google

bahn brachte uns nach Pisa. Von dort zurück, bestiegen wir Abends wieder unsern Dampfer. Nachts 1 Uhr wachte ich auf und war überrascht, den Himmel von Blitzen erleuchtet zu sehen, es war ein wüthender Sturm im Anzug. Der Mongibello, so hieß unser Schiff, flog wie in wilder Angst durch die Wellen. Meine Reisegefährten und ich, Maler Walch aus Augsburg, ein junger Brauer von da und ein Schweizersoldat, der von der Heimath wieder zu seiner Fahne zurückkehrte, wir hatten uns so gut es ging auf dem Verdeck befestigt, um nicht von den Wellen, die öfter über Bord schlugen, weggefegt zu werden. Ich habe in der Schilderung, wo Geiserichs Flotte mit den Schätzen Roms beladen, vom Sturm ergriffen wird, aus den Eindrücken jener Nacht wiederzugeben versucht:

Laut sausend kommt der Sturm, da bäumt mit Grollen
Die Woge sich, eisgrün emporgeschnellt;
Die schaumgekrönten Fluthgebirge rollen ꝛc.

Nach etwa zwei Stunden war der Himmel wieder heiter, die Sterne traten hervor, und wir schliefen wieder sehr gut, in unsere Seemäntel gehüllt. Früh landeten wir in Civitavecchia. Längs der Ufer zeigten sich alte Thürme, gegen Einfälle der Corsaren gebaut. Des folgenden Morgens, es war um 3 Uhr, lagen wir vor der Bucht von Neapel. Wir fuhren zwischen Cap Misene und Ischia. An den noch dunkeln Felsen flog ein weißes Segel in die Morgendämmerung. Der abnehmende Mond stand über dem schwarzen Gewoge des Meeres, ein homerischer unvergeßlicher Anblick! Nun kam die Bucht von Bajä, nun Capri, jetzt der Vesuv zum Vorschein. Den Aufgang der Sonne verhüllte noch sein umschatteter Gipfel, aber ihre Glorie röthete schon die lichte Wolke, die aus dem Krater stieg. Am nächsten Tage fuhren wir nach Pompeji, dann wurde der Vesuv bestiegen, Sorrent, Capri, Bajä besucht. Nach etwa 14 überaus reich und glücklich durchlebten Tagen setzten wir uns in einen Postomnibus und fuhren über Monte Cassino zwei Tage und eine Nacht hindurch nach Rom. Ecco Roma! rief uns der Kutscher zu, als von einer Höhe der via Appia aus die Kuppel der Peterskirche sichtbar ward.

Porta maggiore nahm uns auf. Am Colosseum, am Pantheon vorüber, welche Erinnerungen, — wie vieler längst gehegter Wünsche heiß ersehnte Gewähr bestürmte mich in jener Stunde des Abends. Aber weder vor der Peterskirche noch vor sonst einem Bauwerke traten die Eindrücke der Griechentempel von Pästum zurück. Wir waren gerade rechtzeitig nach Rom gekommen. Man brachte dem Papst einen Fackelzug; das Volk wollte seinen Dank für die neue Municipalverfassung ausdrücken. Der Zug bewegte sich nach dem Quirinal; die Banner der sämmtlichen Städte des Kirchenstaates wehten voran. Vor dem Palast sang man die Hymne des freien Italiens und Viva Pio nono! jauchzte die ungeheure Menschenmenge. Endlich zeigte sich ein Licht, von Fenster zu Fenster erhellten sich die Corridore, die Thüren des Balcons öffneten sich, Diener breiteten einen Purpurteppich über das Geländer und jetzt erschien Pius IX. Ein endloser Jubel erfüllte die Luft; sobald er aber die Stimme erhob und den ambrosianischen Lobgesang anstimmte, legte sich der stürmische Jubel, man betete, man kniete nieder. Ich bewunderte indeß ein Gewitter, das im Westen heraufzog und mit prachtvollen Blitzen die großartige Scene beleuchtete. Wie viele solcher Ovationen hatte dieses Rom schon gesehen, wie vielen Herrschern war hier schon zugejauchzt worden! — An diesem Tage war Pius IX. der Abgott seiner Römer, der gütige Antoninus, der den Völkern eine neue Aera der Freiheit und des Glückes zu eröffnen schien. Es war wirklich etwas Olympisches in der Erscheinung dieses damals gefeiertsten Monarchen. Hatte er nicht eine freie Verfassung gegeben, die Kerker der politischen Gefangenen geöffnet, eine Bürgerwehr in's Leben gerufen, zur Einigung Italiens die Losung gegeben?! Welch ein Unterschied von damals und jetzt! — Heute, nach 27 Jahren, sehen wir nur noch den Schatten jenes Mannes durch die Gemächer des Vaticans wandeln, Verbitterung und Verwünschung auf den Lippen, umgeben von einer Camarilla, die dem Geiste der Zeit und Fortschritt der Wissenschaft und der staatlichen Einrichtungen todtfeindlich sich entgegenstellt. Von meinem fernern Aufenthalte in Rom, den ich übrigens fleißig zum Besuch der Umgegend und der Kunstsammlungen benutzte, will ich nur noch erwähnen, daß ich mir bei einem Ausflug in's Albanergebirge ein Fieber zuzog, was die Verlängerung meines Urlaubes um ein paar Wochen nöthig machte. Als ich wieder in Augsburg ankam, war es Mitte November geworden und meine ganze Umgebung sah mich gar frostig und prosaisch an. In Mailand hatte ich bei einem Antiquare eine zierliche Ausgabe des Claudianus entdeckt und gekauft und den Fund mit Freude mit Lorbeerzweigen, Büsten, antiken Münzen verpackt, heimgebracht. Mit diesem Buche, das ich theilweise auch übersetzte, war ich der Ausführung meines Vorhabens bedeutend näher gerückt. Die bald klagende, bald stolze Sprache eines Zeitgenossen der Völkerwanderung trat an mich heran. Aus dem farbenreichen Gewebe der Gesänge dieses Africaners am Hofe des Honorius trat das Bild des Vandalen Stilico, die ragende Gestalt Alarichs mir entgegen. Daran reihten sich die Eindrücke der italienischen Reise, Strophe an Strophe wuchs heran. Aber eines Abends, es war ein milder Februartag gewesen, man hatte den zunehmenden Tag schon recht gespürt und noch in der Dämmerung tropfte der geschmolzene Schnee von den Giebeldächern der alten Reichsstadt; — da, als ich das Fenster öffnete, wehte mich plötzlich eine seltsame, südliche Luftströmung an, beinahe wie eine Reisereminiscenz aus dem heißblütigen Campanien. Als ich hierauf meinem Lesezirkel im Börsengebäude zuschritt, stürzte mir ein Freund entgegen und brachte die Nachricht von der Februarrevolution. Die Ereignisse folgten sich Schlag auf Schlag; es war wirklich, als sollte der Ausspruch: „die Revolution werde die Reise um die Welt machen", zur Wahrheit werden. Auch in unserem Lazarethdienst rührte sich's; der Stabsarzt inspicirte, die chirurgischen Instrumente wurden geprüft, neue Sägen, Messer und Scheeren wurden angeschafft, die Verbandstücke vermehrt. Die Aerzte der Armee erhielten gleich den Officieren Waffenröcke, Säbel, Epauletten. Ich wurde befördert und zu einem Jägerbataillon nach Straubing versetzt. Kaum war ich dort ein paar Wochen verweilt, als auch schon der Befehl zum Ausmarsch kam; — einstweilen nach Würzburg. Es waren herrliche Frühlingstage auf dem Wege dahin, überall Blüthenbäume, singende Lerchen — blitzende Bajonnette. Das deutsche Parlament trat zusammen. Auf der Festung Marienburg saß ich 4 Wochen, nicht als Gefangener, sondern es wurden Gefangene zu mir gebracht. Jeden Morgen klirrten die Ketten und Eisenkugeln vor meinem Lager zur ärztlichen Anordnung; draußen aber blüheten die Reben des berühmten Stein und Leisten und ergossen in mancher Mondnacht die Vorboten ihres würzigen Weines durch die schwüle Luft des Sommers von 1848. Immer enger zog sich um Frankfurt ein Netz von Truppenabtheilungen zusammen; unser Bataillon rückte nach Aschaffenburg. Ich fand Gelegenheit, einen kurzen Abstecher nach Frankfurt zu machen und hörte in der Paulskirche einige der bedeutendsten Redner, wie Vincke, R. Blum, Lichnowski. Bald darauf wurde ich zum Depot nach Straubing zurückcommandirt. Bei dem geringen Krankenstande, — ich hatte oft nur 2—3 Mann im Spital, — fand ich Zeit genug, wieder an der „Völkerwanderung" zu schreiben. Geiserichs Einzug in Rom z. B. stammt daher. — Bald nach mir rückte auch das Bataillon wieder in seinen Garnisonsort ein, aber nur, um nach einigen Wochen neuerdings Befehl zum Ausmarsch zu erhalten. Diesmal nahmen wir Standquartier an der Iller. Ich erhielt mein Quartier bei dem Geistlichen des Ortes, einem großen Gegner der Neuerungen, welche die Bewegung mit sich gebracht hatte, besonders der Ablösung des Zehenten. Er rechnete den ganzen Tag über Verluste nach, die ihm daraus erwachsen würden. Am Tage des Abmarsches, als die Jägerhörner bereits hell in dunkler Morgenfrühe durch's Dorf klangen, vermißte ich beim Abzug meinen Säbel. Auf mein Suchen und Lärmmachen öffnete

Digitized by Google

endlich der Knecht des Hauses, ein Bruder des hochw. Herrn und erklärte mir, er habe unten in der Tenne auf Befehl des Pfarrers mir den Säbel schleifen müssen, damit ich ja recht tüchtig auf die Freischaaren losschlagen könne. Ich erklärte zum Abschied, daß mein Beruf ein friedfertiger wäre und ich keineswegs vorhabe Wunden zu schlagen, sondern zu heilen. Es lief übrigens alles gütlich ab. Wir rückten in Sigmaringen ein und besetzten das mißvergnügte Residenzstädtchen ohne Schwertstreich. Ich wohnte bei Regierungsrath Banwart; mit ihm und seiner liebenswürdigen Familie erlebte ich höchst angenehme Tage, lernte unter anderem auch Leberreime machen und ließ mehrere los, darunter auch politische, die sogar nach Frankfurt bis zu Parlamentsmitgliedern ihren Weg fanden und wie ich hörte, nicht übel gefielen. Später kam ich, einer Compagnie zugetheilt, nach Krauchenwies, der Sommerresidenz des Fürsten. Im Winter kehrte das Bataillon der Donau entlang über Ulm und Augsburg in seine Garnison zurück. Im Jahre 1849 begann der dänische Krieg; ich hatte gebeten, einer derjenigen Abtheilungen eingereiht zu werden, welche nach Schleswig-Holstein zogen. Meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Ich wurde nur nach Passau in Garnison beordert. Hier setzte sich der Keim zu einem Nervenleiden in mir fest, das mich bald darauf auf's Krankenlager warf. Der Aufstand in Baden und der Pfalz war losgebrochen; das Bataillon, bei dem ich als Arzt stand, bezog ein Lager bei Donauwörth. Vier Wochen im Zelt, theilweise bei großer Sonnenhitze, brachten die Krankheit zur Reife. Mondenlang litt ich an Schlaflosigkeit und hatte Mühe, die quälenden Halbträume, die sich damit verbanden, von mir ab- und niederzuhalten. Ich wandte dazu das Mittel an, derartige Anwandlungen mir objectiv gegenüberzustellen, indem ich alle Erscheinungen, die mich beunruhigten, niederschrieb.

(Schluß folgt.)

---

## Um eine Rose.

Von **Karl Gutzkow.**

(Schluß.)

Um den erzählten Vorfall vollends für mich epochemachend zu gestalten, mußte sich dabei auch noch jener Dämon in Unkosten versetzen, den wir Zufall nennen und den wir alle Ursache haben, weit öfter mit dem Beinamen des schadenfrohen, des tückischen, als des glücklichen zu bezeichnen. Elgermann, wie ein zweiter Toggenburg, hatte die Gewohnheit, an meinen Fenstern öfter vorüberzugehen, als für den Zweck seiner Ausgänge nöthig gewesen wäre. Die Gegend, wo der Onkel wohnte, liegt in der Vorstadt und einsam. Daß der freundliche Geber der Rose sein Geschenk selbst aus dem Fenster hatte fliegen sehen, an eine solche Bosheit des Zufalls mochte ich nicht glauben. Aber das steht fest, die Blume hat er auf dem Straßenpflaster liegend gefunden, von Karrenpferden zertreten, vom Straßenkehricht bedeckt und dicht unter meinen Fenstern. Es war entsetzlich! Denn im ersten Zorn über die That des Professors waren mir dermaßen die Sinne geschwunden, daß ich an ein Wiederheraufholenlassen der Blume erst dachte, als es schon zu spät war. Elgermann, der, wie ich dann von Andern hörte, bald darauf an unserm Hause vorüberging, konnte in seinem Funde nur dieselbe Blume erkennen, die er mir verehrt hatte. Sie war zu deutlich gezeichnet an der Zahl ihrer grünen Blätter, an einer Knospe, die noch am Stengel saß, am Schnitt des Stengels selbst, den das Gärtnermesser zurückgelassen. Noch am selben Abend ist Elgermann abgereist und ich habe von ihm nie wieder etwas gehört.

Da verließ auch ich früher die Universität, als gewöhnlich. Die Weinernte mochte ich schon deshalb nicht mitmachen, weil die ganze gelehrte Welt der Stadt dazu eingeladen wurde und Hutschenreuter nicht zu umgehen war. Lächerlich war es, daß er mir sozusagen Atteste unter die Augen zu bringen suchte über seine Unfähigkeit, Gerüche zu ertragen. Ja als ihm der Onkel der Ferien wegen seinen Gehalt im Voraus zahlte und diese Gefälligkeit in Banknoten realisirt wurde, die etwas abgegriffen waren, worüber der Onkel in guter Laune gesagt hatte: Der alte berühmte Geheimrath Meyer sagte immer, wenn er Papiergeld einstrich und es auch gar zu klebrig war, ein römischer Kaiser — wie hieß er doch? — hätte gesagt: Gewinn hat immer einen guten Geruch! da fuhr Hutschenreuter mit den Worten heraus: Dieser Kaiser hieß Vespasian. Aber das Wort paßt nicht auf mich! Denn — Kurz, er erzählte darauf, indem er bei alledem das Geld sorgfältig zählte und es zu sich steckte, einige grelle, wahrscheinlich erfundene Beweise seiner Antipathie gegen starke Gerüche.

Ich hätte an Elgermann schreiben, den Beleidigten aufklären sollen. Ich that es nicht! Bin ich doch schon in jenes Stadium der Lässigkeit gerathen, wo der Mensch das Gelüst, die Disharmonie des Lebens lösen helfen zu wollen, bekämpft und den Heroismus, sich gegen Mißverständnisse zu rechtfertigen, längst in sich überwunden hat — — Zu oft getäuscht, zu oft von den Menschen verkannt, wer vermag da noch, wenn es nicht gerade die Ehre gilt, etwas zu berichtigen, etwas aufzuklären, sich zu erhitzen um eine falsche Deutung unseres Charakters —! Ich gestehe, ich habe Thränen geweint um diese Rose. Ich habe die Hand geballt gegen ein so grausames Fatum, das grade wie mit Absicht so boshaft die gleichzeitige Verknüpfung zweier Zufälligkeiten eintreten ließ. Hätte ich dann aber auch nicht bei Elgermann die Möglichkeit, daß er seine Rose auf der Straße wiederfand (die Geschichte war durch ihn selbst stadtkundig geworden), durch die Handlungsweise des Professors erklären, hätte ich nicht auf das ganze Thema seiner Bewerbung zurückkommen müssen? Und da eben widerstand es mir, die Feder zu ergreifen und einen Gegenstand zu berühren, der in einem starken und vernünftigfühlenden Mädchenherzen so wenig als möglich an der Tagesordnung stehen soll. Ihr Mütter seid thöricht, die Ihr ständig das Sinnen und Grübeln Eurer Töchter auf diese und nur diese Sphäre der Zukunft richtet! Es ist die hehre Aufgabe des Weibes, das möglich zu machen, was Innocenz III. den christlichen Geistlichen als Pflicht auferlegte und was diese so wenig zu halten verstehen. An der Wurzel ausreißen müssen wir den Gedanken, unsere Bestimmung in der Ehe zu suchen. Mir war dieser Heroismus der Resignation schon frühe gekommen. Aber ich gestehe, ich kämpfte in jenen Tagen einen harten Kampf um die Kränkung eines Mannes, der mir so aufrichtig huldigte! Melodieen umrauschten meine Sinne, nicht sinnliche, sondern himmlische! Ein unendliches Weh, ein nicht auszudrückender Schmerz sagte mir: du hast dem Guten Unrecht gethan! Was bist du denn nur so stolz und malst dir ein Ideal aus, das es im Leben nicht gibt? Wenigstens für dich nicht gibt! Erst als mein Selbstgefühl mir entgegnete: Warum denn nicht für dich? riß ich mich aus den Gefühlen der Wehmuth und der ahnungsvollen Dämmerung des Träumens zu Erhebung und Kraft empor.

Zu Kraft, sage ich, — aber wie es dann geht — bald wurde daraus wieder Uebermuth! Denn mein Temperament begehrt die Heiterkeit. Mein Geist bedarf der Ausglättung aller Runzeln und Falten der Dinge. Doch erst nach einigen Jahren konnte ich mich sogar bis zu einem Racheact für meine Rose erheben. Und dieser ist es, der mich zur — Petroleuse gemacht hat.

Seit einiger Zeit habe ich mich in's geschichtliche Gebiet gewagt. Nicht, um das Geschäft der seligen Louise Mühlbach fortzusetzen — die Concurrenz wäre zu groß — ich suchte mich in eine einzelne historische Persönlichkeit zu versenken, meist eine weibliche, und diese dann in ihrem Sein und Fühlen, das die

Digitized by Google

Historiker sich zu beschreiben keine Mühe geben, zu ergründen. Die Handhabung sensationeller Giftmorde, Kinderverleugnungen, Unterschlagungen von Testamenten u. s. w., wie solche bei meinen literarischen Mitschwestern jetzt Mode sind, geht mir wider den Strich. Nein, ich suche mir wirklich beglaubigte Thatsachen auf, die mich bei meiner Arbeit unterstützen, und sage mir bei jedem Capitel: Um Gotteswillen lüge nur nicht allzuviel! Diesen kategorischen Imperativ habe ich ganz apart für mich. Denn für die Lesewelt hätte ich ihn nicht nöthig; dieser Richterin ist es vollkommen gleichgültig, ob die Vorfälle wirklich mit diesem oder jenem kleinen Detail verbunden gewesen sind oder nicht. Frivole Kritiker haben diese Blasirtheit oder Unbildung des Publicums zu ermuthigen und zu rechtfertigen gesucht.

Ich besuche berühmte Bibliotheken und Archive. Wie andre Damen sich in den Museen placiren und in Oel malen, so sitze ich zuweilen unter Studenten, jungen Schriftstellern und excerpire. Freilich nicht im eleganten violetten Sammetcostüme, die Mantille kokett über den Rücken geworfen, das Auge halb auf die Umgebung, halb auf den Rubens oder Van Dyk, den man nachpfuscht, gerichtet. Nein, die alten Tröster, die für mich herausgesucht werden, bringen schon jede Phantasie vom Modejournal ab. Zu den Archiven, wo die alten Acten und Briefschaften aufbewahrt werden, zu gelangen, ist schwerer. Da sind Eingaben, Zeugnisse nöthig. Doch hat die Aufklärung auch in diesem Punkte Fortschritte gemacht. Wie sollte es auch nicht! Manche Historiker verdanken ja ihren ganzen Ruhm dem Castellanschlüssel, der ihnen ein ewiges Excerpiren aus noch unbenutzten, vergilbten, alten, wurmstichigen Briefen und Acten gestattet. Mir glückte es noch immer, auch an diese Quellen zugelassen zu werden, obschon die Archivvorsteher ihre eigenen Launen haben.

Um Materialien zum Leben einer berühmten Frau zu gewinnen — ich werde mich hüten, sie zu nennen, denn morgen ist sie zu einem Dutzend Concurrenzarbeiten benutzt — reiste ich nordwärts in eine kleine Residenz, die ein ausnehmend geschätztes Archiv besitzt. Das betreffende Fürstenhaus hatte früher Besitzungen in allen Theilen Deutschlands und gelangte dadurch zu Actenstücken, die mit seiner gegenwärtigen bescheidenen Stellung im Reiche kaum noch in Verbindung zu bringen sind. Aber im Gegentheil, andere große Häuser, die klein angefangen haben, sind angewiesen, die Materialien zur Geschichte ihrer Ahnen von dorther zu beziehen. Der Vorstand dieses berühmten Archivs ist das Muster eines bescheidenen, liebenswürdigen, in jeder Beziehung achtungswerthen Gelehrten. Ich wüßte doch den edlen Greis mit niemand anders zu vergleichen, als mit meinem eigenen seligen Vater. Dieselbe Herzensgüte, dieselbe Zuvorkommenheit, derselbe bescheidene Sinn. Auch im Aeußern überraschte mich die Aehnlichkeit. Hofrath Spengler ist mittelgroß. Trotz seiner Sechzig noch wie jugendlich rüstig und behend. Sein weißes Haar hängt ihm lang über den blauen Frack hinunter, den er beständig auf der Straße trägt, im Archiv aber mit einem grauen Ueberrock vertauscht. Alles gehorcht seinen Anordnungen, die er mit milder Stimme ausspricht. Hat er seine Befehle gegeben, hat er die Schränke aufgeschlossen, wozu sich allein die Schlüssel in seiner Hand befinden, so begibt er sich an sein Arbeitspult. In jedem Zweige der historischen Wissenschaft ist er heimisch, hört Andre ruhig an, gibt Rath und hatte auch für mich sogleich die freudigste Zustimmung zur Bedeutung des von mir gewählten Charakters. Sofort trug er eine Fülle lehrreichen Materials zusammen. „Hier setzen Sie sich, mein Fräulein, hier mache ich Ihnen ein Plätzchen zurecht! Die Sonne fällt erst um Mittag herein! Sie wird Sie gar nicht stören!" So arbeitete ich jeden Tag mit meinem guten Hofrath und größtentheils allein mit ihm. Ein Secretär sitzt weit nach vorn in den Vorzimmern. Ein Diener erscheint nur, wenn geklingelt wird. In's Haus werden die Sachen nur auf hohe Verwendung überlassen, die ich nicht in Anspruch nehmen mochte.

Hofrath Spengler hat bekanntlich ein ungemein gelehrtes, großes Werk unternommen. Es heißt: „Hunsrücker Geschichten". Bis jetzt sind davon drei Bände erschienen. Ich gestand ihm, diese Arbeit nicht zu kennen. „Es geht Ihnen da, wie Vielen!" antwortete der liebe Mann mit aller Ruhe, indem er von seinen wurmstichigen Heften aufblickte. „Mein Verleger klagt darüber genug! Ich habe mein Unternehmen zu weit angelegt. Niemand will es kaufen und ich fürchte, mit dem vierten Bande muß ich abschließen, obschon ich da erst in der Zeit der Reformation angekommen bin. Indessen," unterbrach er sich, „nicht unmöglich, daß gerade dieser Band nachhaltigern Anklang findet. Das Haus Simmern lieferte damals die Regenten für die Pfalz, zuerst den vielgeprüften Kurfürsten Friedrich III. und dessen heldenmüthigen Sohn Johann Casimir! Hierauf muß die Geschichte eines Einzigen in seiner Art, des tapfern Wolfgang von Zweibrücken, unerläßlich eingeschaltet werden, und ich freue mich wahrhaft, das deutsche Volk mit einem Helden bekannt zu machen, der so muthig zu den Hugenotten hielt, mit seinen 17000 Mann einen meisterhaften Marsch durch das Innere Frankreichs machte, freilich aber auch durch einen zu frühen Tod der guten Sache entzogen wurde. Luther'sche Fürsten nahmen damals von dem Frankreich der Bartholomäusnacht regelmäßige Pensionen!" — „Darüber haben Sie hier die Documente —?" fiel ich staunend ein. — „Hier liegt alles rund beisammen. Correspondenzen mit Condé, mit Coligny, mit der herrlichen Johanna d'Albret —! Mein vierter Band ist vollständig fertig. Der Verleger will aber nicht heran, ihn schon zu drucken. Ich habe mich bei den Anfängen zu lange aufgehalten. Der ganze erste Band beschäftigt sich allein — Sie werden lachen — mit dem Namen Hunsrück und mit den ersten Bewohnern!" — „Himmel!" rief ich allerdings aus und unterdrückte mein Erstaunen nicht über so viel Gründlichkeit. Aber der Gute stimmte in mein Lachen ein. „Ja, ja, diese Excurse! Diese Excurse!" sagte er. Um das Thema der Unterhaltung freundlicher zu gestalten, erinnerte ich an die Fürsten, an reiche Mäcene, die doch zu einem solchen Werke beisteuern sollten. Der gute liebe Mann hörte kaum auf mich. Er stand noch immer in Gedanken bei dem Namen Hunsrück. „Ja," sagte er, „ob nun das Gebirge von den Hunnen oder den Hünen, den Heunen abstammt und was der Rücken bedeuten soll, das ist doch zu beachten und daß das Fürstenthum Simmern gewiß mit den Cimbern zusammenhing —". — „Nein, nein, nein," unterbrach ich ihn, nachdem ich bei den Cimbern rasch die Teutonen zu seinem zufriedenen Lächeln eingeworfen hatte, „der vierte Band muß heraus! Die Großen müssen sich dafür interessiren! Wissen Sie, die Großen muß man nur behandeln wie die Pagoden! Man muß sie hinstellen an den Ort, wo man sie haben will, ihnen da den rechten Kopfnicker geben und sie thun alles, was wir wollen!"

Wegen Unpäßlichkeit hatte ich einige Tage das Archiv nicht besuchen können. An dem Morgen, wo ich meine gewohnte Thätigkeit des Lesens und Excerpirens wieder aufnehmen wollte, las ich beim Frühstück die Localzeitung des Ortes. Wie erschrak ich, als ich unter den Fremden den Namen Hutschenreuter entdeckte. Glücklicherweise wohnte derselbe in einem andern Hotel als ich. Nichts Gutes ahnend trete ich in die Räume des Archivs, die aus einem großen Saale und mehreren Nebenzimmern bestehen, und finde meinen würdigen gefälligen Hofrath auffallend niedergeschlagen und betrübt. „Ist Ihnen etwas?" fragte ich mit Theilnahme. „Sind Sie nicht wohl?" — „O doch! O doch!" antwortete er. Er seufzte aber. „Nein, nein! Sie haben etwas, was Sie betrübt?" Daraufhin wandte er sich ab und wollte mir in gewohnter Weise meinen Platz bequem machen. „Wir

Digitized by Google

haben Gesellschaft bekommen," sagte er dabei, während ich ihn beobachtete, „einen Professor, der dort im Nebenzimmer arbeitet. Ich setzte ihn von uns entfernt, damit er Sie nicht stört". — „Ein Professor? Doch nicht gar —" „Professor Hutschenreuter, ein junger Historiker! Er hat Regesten herausgegeben —". — „Ja wohl, ja wohl!" bestätigte ich und dachte: Himmel, da kannst du nicht bleiben! Und nur, um meine Verlegenheit zu verbergen, brachte ich die Worte hervor: „Worüber mag er denn hier Forschungen anstellen?" Mit einem eigenthümlichen, aus Wehmuth und Ironie gemischten Tone sagte der würdige Greis: „Unser Archiv enthält Vieles, was zur Hausgeschichte eines Hofes gehört, um welchen sich dieser Herr verdient gemacht hat. Er begleitete einen Prinzen desselben auf einer Bildungsreise. Der Prinz soll nicht ohne Geist sein und die historischen Forschungen als Liebhaberei treiben. Da hat er dem Professor, als ihn dieser gelegentlich besuchte, vom Generalsuperintendenten, seinem Beichtvater, einen Auftrag ausgerichtet, er möchte doch eine Biographie Wolfgangs von Zweibrücken schreiben. Na! So etwas ist gradezu wie ein Befehl und eine goldene Dose oder ein Orden noch dazu —" „Aber," fiel ich, die Hände zusammenschlagend, ein, „diese Geschichte haben Sie ja schon längst fertig!" — „Als Theil meines ungedruckten Werkes! Ja, ja!" — „So nehmen Sie doch die Episode jetzt heraus und lassen Sie diese augenblicklich im Besondern erscheinen! Ich verpflichte mich sogleich für den Absatz von 50 Exemplaren." — „Mein gutes Fräulein," versetzte der gütige, nur vorübergehend etwas verbitterte Mann, „das widerstreitet meinem Gewissen! Ich habe einmal von unserm Fürsten die Anweisung erhalten, dem Herrn Professor da alles herauszugeben, was mit jenem streitbaren frommen Herzog zusammenhängt! Dort liegt es aufgeschichtet! Es war mir leicht, es schnell zusammenzusuchen. Hatte ich es doch alles schon selbst benutzt. Nun so mag er denn —" ein Seufzer rang sich von des edlen Mannes Brust — „in Gottes Namen die zweite Lese halten, wie man ja jetzt den Wein auch zweimal keltert!" setzte er lächelnd hinzu. „Treberwein mit Traubenzucker soll sogar besser schmecken, haha! als die erste Presse. Vielleicht geht auch sein Gewächs leichter zu Munde. Mein Stil ist etwas langsam und bedächtig. Freilich an Regesten — doch Gott befohlen!" — Der Edle beherrschte sein gerechtfertigtes Urtheil, lächelte, ergab sich, aber ich sah es doch, eine Thräne stand ihm im Auge. Meine eigne Rührung bekämpfend, fragte ich: „Aber haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß Ihre Hunsrücker Geschichten im vierten Bande, der zum Druck bereit liegt, den betreffenden Gegenstand vollständig quellengemäß und nach allem, was man darüber sagen kann, behandeln?" — „Meine Liebe, das sagte er mir schon selbst!" lautete die Antwort. „Aber da einmal der Lateiner das Sprichwort hat: Duo cum faciunt idem, non est idem —". — „Thun zwei dasselbe, so wird's drum noch nicht dasselbe —" fiel ich mit einiger Eitelkeit auf meinen Cornelius Nepos ein. Er blickte mich erstaunt noch einmal an, zog dann sein Taschentuch, wischte sich den Schweiß von der Stirn, drückte mir die Hand und setzte sich ruhig zu seiner gewohnten Arbeit.

Ergriffen von so viel edlem Pflichtgefühl, voll tiefsten Mitleids für eine Märtyrerschaft, die mir da auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete möglich erschien — denn Spengler hatte dem Rivalen gewiß auch nicht das kleinste Blättchen aus den Acten vorenthalten — blickte ich noch einmal um mich, sah mir schräg durch die offene Thür die ganze Reihe der alten gelben Briefschaften an, die in großen langen Cartons mit Aufschriften und Nummern versehen im Nebenzimmer auf einem weißlackirten Tische standen, und entfernte mich rasch, Unwohlsein vorschützend. Jeden Augenblick konnte Hutschenreuter kommen. Aber die Erinnerung an meine Rose, an den Wehmuthsblick des edlen, stillwirkenden, sich so großherzig selbstbezwingenden, gewissenhaften Beamten, lachend dann wieder über die behauptete Abneigung vor scharfen Gerüchen von Seiten meines damaligen Verehrers — (längst wandelte er wieder auf andern Werberbahnen) — gab mir Gedanken ein, die damit endigten, daß ich in mir unsre wilde Frauennatur entfesselte und beim Verlassen des Archivgebäudes ohne Zweifel aussah, wie damals, als mir die Rose zum Fenster hinausgeworfen wurde.

Ich besitze ein allerliebstes Ecritoire, ein Meisterstück des berühmten Türpe in Dresden. Es sieht einem Futteral für weibliche Handarbeiten so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Oeffnet man aber die mit der reichsten Marketterie versehene Arbeit, so hat man alle Utensilien zum Blaustrumpf, Stahlfedern, Siegelwachs, Bleistifte, vor allem ein Dintenfaß zur Hand — es war von Silber und von einer Länge, um damit drei Bände nacheinander zu schreiben. Dies Gefäß entleerte ich seines ganzen Inhalts, ließ es im Hotel reinigen, dann über und über mit Petroleum füllen und begab mich damit in der dritten Nachmittagsstunde in's Archiv. Der gute Hofrath verspätete sich in der Regel mit seinem Nachmittagsschläfchen; den Professor fesselte, wie ich schon gehört hatte, das Dessert und das Dominospiel um die zu liefernde Flasche Champagner an der Table d'hote. Der schon anwesende Secretär ließ mich ohne Weiteres ein. Alles war ringsum still. Da lagen die Scripturen des großen aus dem deutschen Osten gekommenen Forschers ausgebreitet, ich sah seine zierliche Handschrift, seine Notizen, seine Excerpte, hielt mich jedoch mit der Entzifferung derselben nicht auf, sondern ging rasch an's Werk. Jedes Blatt der alten meist aus Frankreich und den Niederlanden gekommenen Acten und Briefe befeuchtete ich mit meinem mephitischen Naphtha. Der Geruch wurde fürchterlich. Aber ich hielt das Taufen mit dem Styxwasser aus. Von den Actenstücken über die Wiege des bewußten deutschen Helden an bis zu dessen Bahre, alles roch so, daß Wochen vergehen mußten, ehe sich dieser Pesthauch verzogen hatte. Als ich meine Racheschaale geleert hatte, kam ich mir beim Entschlüpfen mit dem silbernen Flacon aus dem Zimmer und dem Hause wie eine zweite Livia, eine Locusta, die Brinvilliers, ja die Ebergenyi vor. Aber ich überwand den Schauer und ermuthigte mich durch den Gedanken: Die Actenstücke sind benutzt! Was sich darin Brauchbares befindet, steht im vierten Bande der Hunsrücker Geschichten!

Nachdem ich mich brieflich, Motive zur schnellsten Abreise vorschützend, von Hofrath Spengler verabschiedet hatte, erfuhr ich längere Zeit nichts von Dem, was nach meiner Abreise vorgefallen sein konnte. Kein Staatsanwalt forderte mich zur Rechenschaft, keine diplomatische Note des betreffenden Hofes beschwerte sich bei dem Gesandten, der mich empfohlen hatte, der Hofrath stellte mich durch keinen Privatbrief zur Rede, die Welt war mit großen Begebenheiten beschäftigt. Längst war mein Roman unter den Messern der Kritik mit heiler Haut hindurchgeschlüpft, als ich vom Onkel wieder die dringendste Einladung bekam, doch noch einmal vor seinem baldigen Ende die Universität zu besuchen. Es war in diesem Frühjahr. Er hatte sich pensioniren lassen. Das Rechnen mit den neuen Goldkronen war dem Gewohnheitsmanne unbequem geworden. „Vor Hutschenreuter," schrieb er, „brauchst du dich nicht zu fürchten. Der hat sich, vorläufig nur als Honorarius (heißt: ohne Honorar) an eine andere Universität begeben. Denn hier passirte ihm das Malheur eines auffallenden Korbes. Geheimrath Müller wollte ihm seine Tochter geben, eine, wie Du weißt, glänzende Partie. Da erscheint die furchtbare Recension in jenem leipziger Blatt, ich weiß den Namen nicht, Du wirst sie wohl gelesen haben. Sie brachte eine förmliche Vernichtung seines Buches über den Herzog Wolfgang von Zweibrücken. Geheimrath Müller wurde darüber empfindlich, es gab Sticheleien, Repliken, ernsthafte Beleidigungen, kurz die

Digitized by Google

Partie ging wieder zurück. Du wirst unbehelligt bleiben. Komm nur bald!"

Mein Erstes war, mir das leipziger Blatt zu verschaffen. Ich fand es und die erste Nummer, die ich aufschlage, enthält von dem edlen Hofrath Spengler eine ruhige, dem würdevollen Charakter des Mannes entsprechende Erklärung, daß die vernichtende Kritik über u. s. w. weder von ihm verfaßt, noch eingesandt, noch irgendwie veranlaßt oder gefördert worden sei, was die Redaction in allen Theilen bestätigte. In einer spätern Nummer nannte sich der Verfasser der betreffenden Kritik ganz offen selbst und sprach den dringenden Wunsch aus, Hofrath Spengler möchte doch endlich mit dem vierten Bande seiner Hunsrücker Geschichten hervortreten. Die Oberflächlichkeit Hutschenreuters hätte er, fuhr er fort, aus Duplicaten erkannt, die sich in andern Archiven von einigen Bestandtheilen des so schlecht benutzten Materials befänden; denn einige dieser Briefe wären Rundschreiben der Franzosen, Hugenotten oder Katholiken, an alle evangelischen Fürsten gewesen. Endlich brachte auch sogar Hutschenreuter in einer der Nummern selbst das Geständniß, daß er die Quellen zu seinem Buche unter Umständen durchforscht hätte, durch welche er verhindert gewesen wäre, denselben die volle Aufmerksamkeit zu widmen, die sie verdienten. Es schien also doch bestätigt, daß an seiner Versicherung, er könnte starke Gerüche nicht vertragen, etwas Wahres gewesen.

Wie nun auch ein Kriegsgericht über mich als Petroleuse aburtheilen möge (führt mein alter General das Präsidium, so habe ich keine Furcht), ich sagte dem Onkel zu und bin begierig auf meine diesjährigen Erfolge. Ihr schönen, jungen Leserinnen denkt vielleicht, es folgte noch die Pointe einer Heirath mit Elgermann? Oder gar mit dem noch „jugendlichen" Hofrath? Das gehört in Eure Romane und auf's Theater. In Wirklichkeit bin ich — nicht wahr? — ein recht boshaftes Geschöpf. Und dennoch wage ich die zweite Frage: Wißt Ihr jemand, der mir ebenbürtig ist und an meinen dreiunddreißig Jahren keinen Anstoß nimmt? Die Redaction hat meine Adresse.

## Aus der Hauptstadt.

### Dilettanten-Vorstellung zum Besten der Abgebrannten in Meiningen.

Die Dilettanten-Vorstellung im Wallner-Lebrun-Theater hat eigentlich nicht ganz den erwarteten Erfolg gehabt: dazu war sie zu gut. Der weitaus größte Theil des Publicums, welches am Montag Abend der Vorstellung des „Uriel Acosta" beiwohnte, hatte sich weniger auf einen genußreichen, als auf einen vergnügten Abend gefaßt gemacht. Man rechnete diesmal auf eine unbeabsichtigte komische Wirkung der ergreifenden und schwungvollen Tragödie — die Rechnung war im Großen und Ganzen falsch. Nur einige wenige der Darsteller erwiesen dem boshaften Publicum die Gefälligkeit, durch die mangelhafte Beherrschung ihrer Gliedmaßen und die nicht völlig ausreichende Schulung des Organs seine Freude hervorzurufen. Publicus ließ sich diese seltenen Anläße zur deutlichen Bekundung seines heiteren Wohlbehagens denn auch nicht entgehen und dankte den milden Gebern alsdann mit jenem liebenswürdig schmunzelnden Gesumme der Zufriedenheit, für welches die Coulissensprache das abscheuliche Wort „Anblasen" besitzt. Die meisten Darsteller aber, und vornehmlich diejenigen, auf welche es wirklich ankommt — der Repräsentant der Titelrolle in erster Linie — entwaffneten die Bosheit des Parkets durch ihr verständiges und anpruchsloses Spiel und errangen mit Recht den warmen, zum Theil sogar stürmischen Beifall, welchen die über das gewöhnliche Maß des Dilettantenthums hinausgehende Begabung fordern darf.

Wenn man erwägt, welche Hindernisse von den Darstellern, die wir am Montag sahen, überwältigt werden mußten, so wird man das von ihnen Gebotene als erstaunlich bezeichnen müssen. Sie alle mußten sich sagen, daß sie durch ihr keckes Beginnen, vor den verwöhnten Zuschauern der Residenz ein bedeutendes Trauerspiel zur Aufführung zu bringen, die Gefahr, sich gründlich lächerlich zu machen, heraufbeschworen hatten — eine Gefahr, vor welcher sie der gute Zweck nicht bewahren konnte; und es gehörte eine Unerschrockenheit, die fast an die Tollkühnheit grenzt, ein Muth, der die Verwegenheit streift, dazu, um dieser Gefahr kalten Blutes entgegenzutreten; es bedurfte des festen Vertrauens auf das eigene, noch nicht erprobte Talent, um derselben Herr zu werden.

Der Laie macht sich nur schwer eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, welche die Uebertragung der einfachsten Handlungen und Verrichtungen vom gewöhnlichen Leben auf das Scheinleben der Bühne mit sich bringt. Stehen und gehen, sich erheben und sich niederlassen, eintreten und abgehen, sprechen und schweigen — ein Jeder glaubt's zu können und die meisten können es in der That genügend, um nicht die mißbilligende Aufmerksamkeit des lieben Nächsten auf sich zu ziehen; auf der Bühne aber wird es auf einmal ein Kunststück, das erlernt sein will. Da wird's dem von der blendenden Rampe grell Beschienenen plötzlich klar, daß er an seinen Schultern zwei lange Dinger zu hängen hat, welche in Greifinstrumente endigen, — die sogenannten Arme und Hände, die ihn jetzt außerordentlich geniren und mit denen er absolut nichts Vernünftiges anzufangen weiß. Und die langen Ständer unter dem Rumpfe, wo sie bergen, wie sie stellen, wie sie verwerthen? Da springt in der Mitte, wo sie geknickt sind, plötzlich ein vorlautes Ding häßlich hervor, auf das man, als man es noch im Zustande der holden Unbefangenheit einfach das Knie zu nennen pflegte, niemals geachtet hatte. Und alles das soll jetzt zu jener Thür hinausbefördert werden! Es sind zwar nur zehn Schritt, aber jeder dieser Schritte will doch gemacht sein; und so ein Schritt ist kein Kinderspiel! Da spricht man von Blondin und staunt ihn an, weil er auf gespanntem Seile den Niagarafall überschritten hat. Als ob die Bewältigung der Diagonale vom Soufflenrkasten bis zur Hintercoulisse links etwa leichter sei! Und da unten sitzen sie alle, die guten Freunde, aller Blicke verfolgen jeden der zehn furchtbaren Schritte, und alle scheinen förmlich auf der Lauer zu sein, um den Augenblick zu erspähen, da sie zu einer höhnischen Bemerkung ihre Lippen spitzen oder zu einem demüthigenden Beifallsgemurmel den Mund runden können. Angenehme Leute und eine angenehme Situation für Jemand, der's doch gar nicht nöthig hat!

Ich habe früher einmal die Gelegenheit gehabt, einer von einem regierenden Fürsten veranstalteten Vorstellung, in welcher er selbst und neben ihm außer einem berufsmäßigen Schauspieler nur Herren und Damen vom Hofe mitwirkten, beizuwohnen. Ich war erstaunt, wie hülflos und ungelenk sich die meisten dieser hochgeborenen Dilettanten auf der kleinen Bühne benahmen — diese Cavaliere und Hofdamen, die sich im Salon mit der anmuthigsten Ungezwungenheit und freiesten Sicherheit zu bewegen wußten. Wenn ich mit jener diese neueste Dilettantenvorstellung vergleiche, so komme ich, ohne nach einem wohlfeilen Wortspiele zu haschen, zu der nothwendigen Annahme, daß die Börse zur Coulisse in einer intimeren Beziehung stehen müsse, als der Hof. Denn die Wohlthätigkeitsvorstellung unserer Börsenmänner war entschieden viel besser, als die zur Befriedigung einer fürstlichen Liebhaberei veranstaltete.

Zwar fehlte es auch hier nicht, wie schon bemerkt wurde, an einigen jener Vollblutsdilettanten, die sich auf der Bühne sehr unglücklich vorkommen mußten, und deren sorgenbeschwerte Physiognomie das geflügelte Wort: „ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorüber", zu illustriren schien; aber andere überraschten geradezu durch die relative Fertigkeit in der schauspielerischen Technik, durch die Freiheit ihrer Bewegungen, durch die einfache Deutlichkeit in der Aussprache und die verständnißvolle Auffassung ihrer Rollen. Namentlich der Darsteller des Uriel hatte einige wahrhaft schauspielerische Momente der Begeisterung und feurigen Leidenschaft.

Der Abend hat also einen guten Verlauf genommen. Das Publicum hat denen, die ihm die erhoffte Schadenfreude am Lächerlichen verdorben und ihm dafür einen unerwarteten künstlerischen Genuß ge-

Digitized by Google

boten haben, Absolution ertheilt und die verdienstlichen Leistungen mit seinem wärmsten Beifall geehrt. Das Haus war trotz der sehr hohen Preise nahezu ausverkauft. Das ist, angesichts der Bestimmung der jedenfalls recht beträchtlichen Einnahme, nicht das wenigst Erfreuliche an dieser Vorstellung. F. L.

## Notizen.

Der erste Band von K. Hillebrands „Italia" soll dieser Tage in Leipzig herauskommen. Das Vorwort des Herausgebers und die beigegebene Inhaltsanzeige liegen uns vor und wir wünschen diesem Sammelwerke, das in Heften oder vielmehr Bänden weiter fortgeführt werden soll, beste Aufnahme im Publicum. Die ersten Schriftsteller Italiens, meist ehemalige Minister, hohe Beamte, einflußreiche Parlamentsmitglieder, bekannte Gelehrte, haben Beiträge über die Kirchenpolitik, die Handelspolitik, die Ackerbauverhältnisse, die Finanzen, die Verwaltung, das Schulwesen, die Militärorganisation, theils schon geliefert, theils für die folgenden Bände angezeigt und sie liegen hier in trefflicher Uebersetzung dem deutschen Publicum, das sich für das lebendige Italien interessirt, vor. Geschichtliches, Landschaftliches, Künstlerisches besprechen bekannte Deutsche, wie H. Grimm, A. von Reumont, O. Hartwig, H. Homberger, W. Kaden, W. Lang und der Herausgeber. P. Heyse gibt im ersten Bande umfassende metrische Uebersetzungen aus dem Italienischen des Giusti. Der bekannte Uebersetzer des „Faust", Marchese Anselmo Guerrini-Gonzaga, bringt prosodische Uebertragungen Goethe'scher, Schiller'scher und Heine'scher Gedichte, und beide Namen bürgen für die Trefflichkeit der Nachdichtungen.

## Offene Briefe und Antworten.

Bremen, den 3. October 1874.

Geehrtester Herr Redacteur!

Als sich in No. 38 Ihrer Zeitschrift „Gegenwart" die Ueberschrift eines Artikels: „Einige bisher ungedruckte Briefe von J. G. Hamann" las, machte mich dieselbe sehr gespannt auf den Inhalt dieser Briefe, die auch als Ergänzung zu meinem Hamann dienen sollten. Schon die Bemerkung, daß sie von einem Autographensammler herrührten, machte mich jedoch etwas bedenklich. Die Erfahrung lehrt, wie oft diese Herren durch ihren Sammlerfleiß Opfer großer Täuschungen werden! Denken Sie nur an die in Italien reisenden Engländer! Ueberdies ist mir gerade von Hamann bekannt, daß man sich in Bezug auf ihn große Täuschungen erlaubt hat. Mehrere Male kommt es vor, daß Freunde diese oder jene Schrift als die seinige von ihm erbitten, die unter seinem Namen cursirte, und er ihnen erwidert, er kenne sie nicht. Ich selbst bin im Besitz eines angeblich von ihm geschriebenen und unterschriebenen Briefes, worin seine Handschrift ziemlich glücklich nachgemacht ist, und doch ist derselbe ein Falsum. Er wurde mir bona fide zugesandt und ich erkannte sogleich aus dem Inhalt die Unmöglichkeit der Hamann'schen Autorschaft. Meine Ansicht wurde dann durch Auffindung einer Aeußerung Hamanns darüber bestätigt.

Aehnlich ist es mir mit dem ersten dieser gedruckten Briefe, vom Juli 1772, ergangen. Hören Sie meine Gründe!

Es ist in diesem Briefe vom Juli eine Antwort auf einen Brief enthalten, den Herder erst im August schrieb (Hamanns Schriften V. 9). In diesem gehaltvollen Brief meldet Herder zuerst an Hamann, daß er an einer Schrift: „Ueber die erste Urkunde der Menschheit" arbeite. Wie kommt es nun, daß Hamann schon in dem einen Monat vorher geschriebenen Briefe von Herders Plänen zu der großen Arbeit „von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" spricht? Ist das nicht ein offenbarer Anachronismus? Noch auffallender ist dies bei folgendem Satze in dem angeblich Hamann'schen Briefe: „Sie meinen, lieber Freund, ich hätte mir selbst den jetzigen monströsen Titel oder Cognomen (Magus im Norden) beigelegt?" und dann folgt die Hinweisung auf Hamanns Correspondenz mit Jacobi, worin er diesem genau über diesen Punkt Aufschluß gegeben? Nun beginnt die ganze Correspondenz mit Jacobi erst mit dem Jahre 1782 und der Brief, worin die erwähnte Mittheilung geschieht, ist vom Jahre 1772. Ueberhaupt würde es eine höchst drollige Manier gewesen sein, wenn Hamann den einen Freund auf die Briefe des anderen Freundes verwiese, um Belehrung über solche Dinge zu erhalten.

Herder, der viel länger mit Hamann bekannt war, als Jacobi, wußte ohne Zweifel, wodurch Hamann dieses schon längst empfangene cognomen erhalten habe. Einen beinahe noch größeren Mißgriff hat der Verfasser dieses Briefes dadurch begangen, daß er Hamann sich nach einem Verleger des „Christiani Zacchaei Telonarchi Antwortschreiben" umsehen läßt, einer Schrift, die erst 1774 herausgegeben und auch erst in diesem Jahre verfaßt ist (Hamanns Schr. IV. 181), denn sie beruht auf Briefen Kants vom 6. und 8. April 1774, die VIII a, S. 234, 237 der H.'schen Schriften enthalten sind.

Ich habe von dem trivialen Inhalte dieses ganzen Machwerkes vorsätzlich abgesehen, der allein schon vermuthlich jeden Kenner der Hamann'schen Denk- und Ausdrucksweise von der Unechtheit desselben überzeugen kann.

Der dann folgende Brief an Claudius trägt, abgesehen von seinem Inhalte, der eine geistlose Zusammenstoppelung aus dem Briefe an Herder ist, ebenfalls das Malzeichen seiner Unechtheit dadurch an der Stirn, daß Hamann einer, wie wir eben gesehen, noch gar nicht existirenden Schrift einen Verleger zu verschaffen bittet.

Der so nichtssagende Brief an Kant ist schon aus dem Grunde unecht, weil Hamann darin Kant duzt, welches ganz dem unter diesen beiden großen Männern bestehenden Verhältniß widerspricht, wie die in Hamanns Schriften mitgetheilten Briefe von und an Kant beweisen.

Es lohnt sich kaum der Mühe, die übrigen Briefe, welche von Hamann herrühren sollen, näher zu untersuchen. Sie scheinen alle aus derselben Fabrik zu sein. Nur möchte ich noch auf die offenbare Abgeschmacktheit hindeuten, daß Hamann je einen solchen Brief, wie er hier mitgetheilt ist, an die Baronin Budberg, eine Frau, die er durch ihre eigenen Briefe so köstlich charakterisirt hat, und die er eine „unschlachtige, rohe und unwissende Mutter" nennt, nach ungefähr einem Vierteljahrhundert hätte schreiben sollen. (Schr. I. 254, — I. 176.)

Es wird Ihnen selbst daran liegen, sehr geehrter Herr Redacteur, daß in Ihrem werthen Blatte keine Irrthümer in Umlauf gesetzt werden, und ich ersuche Sie daher, diese meine Zuschrift in dasselbe aufzunehmen, wodurch den Verfechtern der Echtheit jener Briefe zugleich Gelegenheit geboten wird, sie, wenn sie können, aufrecht zu erhalten.

Ich bin mit Hochachtung

Ihr ergebener

**C. H. Hildemeister.**

## Bibliographie.

Die Kunst des dramatischen Vorlesens. Eine Studie von E. Schwarz. Celle 1873, Schulze.

Neuer Frühling. Von Hermann Dickmann (Franz Othen). Wiesbaden 1874, Limbarth.

Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Paul Heyse. Lief. 7—12. Stuttgart 1874, Kröner.

Das Ethische im Nibelungenlide. Von Albert Klapp. Parchim 1873, Wehdemann.

Am Bache. Lieder aus dem Tagebuche von Martin. Halle 1872, Fricke.

Im Kampfe Frieden. Ein einfaches Bild aus großer Zeit. Von Silas. Halle 1874, Fricke.

Digitized by Google

Ludwig ... Ingolstadt. Trauerspiel in ... Hannover 1874, Helwing.

Wandertage ... II. Theil. Schilderungen aus Siebenbürgen und ... Friedr. Ratzel. Leipzig 1874, Brockhaus.

Die Entwicklung der ...ast in der Stufenfolge der einzelnen Künste. Von Ludw. Noiré. Leipzig 1874, Veit u. Co.

Sprachanschauungsunterricht. Ein Versuch die Methodik des Sprachunterrichts neu zu gestalten. Von Dr. G. Böse. Oldenburg 1874, Bültmann u. Gerriets.

Spamers Illustrirtes Handelslexicon. Lfr. 1/2. Leipzig, Spamer.

Geschichte der neueren deutschen Kunst vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Wiener Ausstellung 1873. Von Dr. Franz Reher. Lfr. 2. Stuttgart, Meyer u. Zeller.

Gedichte von Max Beilhack. Mit einem Vorwort von Alb. Träger. Würzburg 1875, Staudinger.

Institutionen des praktischen Völkerrechts in Friedenszeiten mit Rücksicht auf die Verfassung, die Verträge und die Gesetzgebung des deutschen Reichs. Von Ad. Hartmann. Hannover 1874, Meyer.

Schachts Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit u. s. w. Achte vollständig neu bearbeitete Auflage. 11/12. Lfr. Von Dr. Wilh. Rohmeder. Mainz 1874, Kunze.

Die Administration Andrew Jacksons in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Demokratie in den Vereinigten Staaten von America. Von Dr. H. v. Holst. Düsseldorf 1874, Buddeus.

Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen. In's Deutsche übertragen von Heinr. Merkens. Eingeleitet von Dr. Franz X. Wegele. Band 2, 1. Hlfte. Würzburg 1874, Stuber.

Die Medici. Trauerspiel. Von J. Werther. Stuttgart, Werther.

Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von Stieler, Paulus, Kaden mit Bildern von Bauernfeind, Boecklin, Calame, Cloß ꝛc. ꝛc. 2/3 Lfr. Stuttgart, Engelhorn.

Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg. Von Leopold von Ranke. 2. Aufl. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Der Kampf um's Recht. Von R. von Ihering. 4. Aufl. Wien, Manz.

Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Von Adolf Schmidt. Jena, Mauke's Verlag.

Ausgewählte Werke von Alexander von Humboldt. Stuttgart, Cotta.

Natur und Geist. Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die philosophischen Fragen der Gegenwart. Von L. Büchner. 3. Aufl. Halle, Gesenius.

Goethes Jugend. Von Johannes Scherr. Leipzig, Keil.

Das Deutsche Reich und die Bankfrage. Von F. H. Geffcken. 2. Aufl. Hamburg, Nolte.

Historische Rückblicke. Von W. Hirschfeld. Hamburg, Nolte.

* * *

**Wir bitten unsere Mitarbeiter davon Notiz zu nehmen, daß die Redaction der „Gegenwart“ sich jetzt Lindenstraße 110 SW. befindet.**

---


## Inserate.

In **Carl Duncker's** Verlag, Berlin, Französische Straße 20 a, erschien:

**Ed. von Hartmann, Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft.** Preis 1 Thlr.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.

**Siegelringe.**

**Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons.**

Von

**Ferdinand Kürnberger.**

33 Bogen 2 Thaler.

Kürnberger's Feuilletons führen den Stempel kleiner Meisterwerke, die nicht an Zeit und Oertlichkeit gebunden sind; sittlicher Ernst, warmes Interesse für deutsche Grösse und deutsches Leben, feine Beobachtung, sicheres und klares Urtheil sind ihre Wahrzeichen. Geistvolle und formgewandte Darstellung, untermischt mit köstlichem Humor, bekunden überall den geschichts- und menschenkundigen tiefen Denker.

Im Verlage von **Wedekind & Schwieger** in **Berlin**, Zimmerstr. 33. S. W., erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Die wissenschaftliche Emancipation der Frau**

von

**Hedwig Dohm.**

Verfasserin von: Der Jesuitismus im Hausstande. 8°. **Preis 1 Thaler.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

# Mendelssohn's Werke.

## Einladung zur Subscription

auf die

## Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe

der Werke von

## Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Die Unterzeichneten haben sich entschlossen eine würdige, gleichmässige, kritisch revidirte Gesammtausgabe von Mendelssohn's Werken zu veranstalten. Durch das bereitwillige Entgegenkommen der betheiligten Verleger sind dieselben in den Stand gesetzt, den bei weitem grössten Theil der gesammten Werke in rascher Folge zu bieten, während der Rest nach Erlöschen der bezüglichen Autorrechte schleunigst nachgeliefert werden soll, so dass die gesammte Ausgabe in 3—4 Jahren vollendet vorliegen wird.

Die Ausgabe soll sich, wie in musikwissenschaftlichem Werthe, so auch in äusserer Ausstattung, in Preis und Erscheinungsweise der grossen **Beethoven-Ausgabe** eng anschliessen, welche so ungetheilte Anerkennung gefunden hat.

Der **Preis 8 Silbergroschen** per Bogen gross Hoch-Musikformat in Noten-Plattendruck beträgt im Verhältniss zum Inhalt im Allgemeinen weniger als die Hälfte der üblichen Musikalienpreise.

Die kritische Revision hat Herr Hofkapellmeister Dr. Julius Rietz, der nahe Freund Mendelssohn's, der unstreitig grösste Kenner seiner Werke, übernommen.

Auf die drei Theile der Ausgabe: **Partituren, Stimmen** und die **vollständigen Klavierauszüge** der **Vocalwerke**, wird **Subscription** eröffnet. Viele Musiker und Musikfreunde werden sich den Besitz der gesammten Ausgabe, als einen Schatz und eine Zierde ihrer Bibliotheken, sichern, doch wird, um allen Bedürfnissen gerecht zu werden, gleichzeitig **Subscription** auf die **einzelnen Serien** angenommen, wie diese der Prospect ergiebt; es wird kaum Einen Musikfreund geben, dem nicht wenigstens Eine Serie willkommen wäre.

In den nächsten Tagen werden ausgegeben:

**Pianoforte-Werke.** 2 Bände.

**Sämmtliche Lieder** für eine Singstimme mit Pianoforte.

Vollständige Prospecte, sowie Subscriptionslisten mit speciellem Inhaltsverzeichniss sind in jeder Buch- und Musikalienhandlung zu haben.

Leipzig, 15. September 1874.

**Breitkopf & Härtel.**


Digitized by Google

# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben von
**Julius Rodenberg.**

Verlag von
**Gebr. Paetel, Berlin.**

Erscheint
in monatl. Heften von 10 Bogen gr. 8. in elegantester Ausstattung.

PREIS:
pro Quartal 6 Mark = 2 Thlr. pro Jahrgang 24 Mark = 8 Thlr.

**Bestellungen** nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die Postanstalten Deutschlands und Oesterreichs entgegen.

Prospect gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

**Inhalt des soeben ausgegebenen ersten Heftes:**

I. Berthold Auerbach, *Auf Wache.* Novelle.
II. Anastasius Grün, *Zum Concil.* Gedicht.
III. Heinrich von Sybel, *Die erste Theilung Polens.*
IV. J. von Verdy, (Oberst u. Generalstabschef d. I. Armeecorps), *Der Zug nach Sedan.* Persönliche Erinnerungen nach seinem Tagebuche.
V. Zur Kenntniß Kaulbach's. Mittheilungen u. Briefe an den Geh. Ober-Postrath *Ed. Schüller.*
VI. Dr. Ferd. Cohn, *Botanische Probleme.*
VII. Theodor Storm, *Waldwinkel.* Novelle.
VIII. Friedrich Kreyssig, *Literarische Rundschau.*
IX. Karl Frenzel, *Berliner Chronik.* (Theater.)
X. Eduard Hanslick, *Wiener Chronik.* (Musik.)
XI. Louis Ehlert, *Rich. Wagner's Tristan und Isolde,* Aufführungen in Weimar.
XII. Politische Rundschau.

Das zweite Heft wird u. A. Beiträge von *Emanuel Geibel, Paul Heyse, Gustav zu Putlitz, Ed. Lasker, Max Maria von Weber, Bruno Meyer, R. Lindau* und Director *Schwabe* enthalten, denen sich zunächst solche von *Rudolf Virchow, Karl Hillebrand, Friedrich Spielhagen* und *Ad. Wilbrandt* anschliessen werden.

Edm. Gaillard, vorm. Carl Heinr. Gerold in Berlin, W., Krausenstr. 69,
**Specialgeschäft für Oelfarbendruck,**
Kunstanstalt, Verlag, Export, Debit, Detail, führt grundsätzlich **nur die besten** Erscheinungen des Oelfarbendrucks. — Illustrirte Kataloge etc. gratis und franco.

MEYERS KONVERSATIONS LEXIKON

*Subskriptions-Einladung auf die*
*Dritte Auflage*
*mit*
*360 Bildertafeln und Karten.*

**Heftausgabe:**
*240 wöchentliche Lieferungen à 5 Sgr.*

**Bandausgabe:**
*30 broch. Halbbände à 1 Thlr. 10 Sgr.*
*15 Leinwandbände . . à 3 - 5 -*
*15 Halbfranzbände . à 3 - 10 -*

***Bibliographisches Institut***
in **Leipzig** (vormals Hildburghausen).

Erschienen ist der II. Band (Asien — Berlicke) und in allen Buchhandlungen vorräthig. Der III. Band (Berlin—Burns) wird Ende November komplet.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Anthropogenie**
oder
**Entwickelungsgeschichte**
des
**Menschen.**

Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Grundzüge der menschlichen **Keimes- und Stammes-Geschichte**
von
**Ernst Haeckel,**
Professor a. d. Univers. Jena.
**Mit 12 Tafeln, 210 Holzschnitten und 36 genetischen Tafeln.**
gr. 8. brosch. R.-M. 14 = 4 Thlr. 20 Ngr.

Der berühmte Verfasser macht in diesem Werke den ersten Versuch, die wichtigsten Thatsachen der Keimesgeschichte oder der individuellen Entwickelungs-Geschichte des Menschen auch **einem grösseren Kreise von Gebildeten zugänglich zu machen** und dieselben nach den Gesetzen der Descendenz-Theorie dadurch zu erklären, dass alle einzelnen Erscheinungen der individuellen Entwickelung auf entsprechende Vorgänge in der Stammesgeschichte der thierischen Vorfahren des Menschengeschlechtes bezogen werden.

Verlag von Franz Ebhardt in Berlin, W.

**Die reichhaltigsten und billigsten Modenzeitungen sind:**

**VICTORIA**
XXV. Jahrgang.
erscheint wöchentlich
Preis viertelj. 2½ R.Mk. (22½ Sgr.)

**HAUS- u. WELT**
erscheint monatlich 2 Mal
Preis viertelj. 2 R.Mark (20 Sgr.)

**Illustrirte Moden-Zeitung**
erscheint monatlich 1 Mal
Preis viertelj. 80 R.-Pf. (8 Sgr.)

Zu beziehen **jederzeit** durch alle Buchhandlungen und Postämter.
**Probenummern gratis.**

**Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig.**


Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 17. October 1874. Band VI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Ueber parlamentarische Debatten. Zu dem Vortrage des Herrn von Kirchmann. Von H. B. Unruh. I. II. — **Literatur und Kunst:** Stand und Beruf der Personen im Lustspiele. Von Ernst Wichert. — Autobiographische Skizze. Von Hermann Lingg. (Schluß.) — Neue dramatische Dichtungen. Elfrida von Monte-Salerno. Drama in fünf Aufzügen von G. Conrad (Prinz Georg von Preußen). Von Paul Lindau. — Magyarische Literatur. Ungarische Volksdichtungen. Uebersetzt und eingeleitet von Ludwig Aigner. Von Gottfried Kinkel. I. — **Aus der Hauptstadt:** Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. II. — Notizen. — Inserate.

### Ueber parlamentarische Debatten.

Zu dem Vortrage des Herrn von Kirchmann.

I.

Herr von Kirchmann hat im März d. J. in der philosophischen Gesellschaft zu Berlin einen Vortrag über parlamentarische Debatten gehalten und denselben demnächst bei Julius Springer im Druck erscheinen lassen. Gewiß muß ihm ein ganz besonderer Beruf zur Behandlung dieses Themas zugestanden werden, als langjähriges Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Deutschen Reichstags, als hervorragender Jurist und als philosophisch durchgebildeter Mann und Schriftsteller.

In der That enthält sein Vortrag eine Menge feiner Beobachtungen, geistreicher Darstellungen uud haarscharfer, echt philosophischer Schlußfolgerungen in einer überaus klaren, jedem Gebildeten vollkommen verständlichen Sprache. Die Bezugnahme auf Aristoteles, Plato und die eingestreuten griechischen, französischen und englischen Citate sind bei einem Vortrage in einer gelehrten Gesellschaft gewiß am Platze und so geschickt angebracht, daß sie die Verständlichkeit gar nicht beeinträchtigen.

Bei diesen großen Vorzügen des Kirchmann'schen Vortrags ist man zu der Erwartung berechtigt, daß der Inhalt und die Resultate, zu denen Kirchmann gelangt, belehrend und aufklärend wirken, neue Bahnen brechen werden. Ganz das Gegentheil ist der Fall. Die geistreiche Rede ist ganz dazu angethan, sehr bedenkliche thatsächliche Irrthümer zu verbreiten, dem Ansehn der Parlamente zu schaden und Veranlassung zu Berufungen von Seiten der Feinde des Deutschen Reichs auf Schlußfolgerungen und unerwiesene und zum Theil unerweisbare Vordersätze zu geben.

Zur Begründung dieses Urtheils und zu möglichster Verhütung des Schadens solcher speculativ-philosophischen Excursionen auf praktischem Gebiet scheint es erlaubt, ja geboten, hier auf die Kirchmann'schen Ausführungen näher einzugehen.

Zunächst erklärt Kirchmann, daß die Begriffe und Gesetze, welche er entwickeln wolle, keineswegs auf den preußischen Landtag und den Deutschen Reichstag beschränkt sein, vielmehr ihre Gültigkeit für die ähnlichen Versammlungen aller cultivirten Länder haben sollen, wenn auch die Beispiele und Beläge den Verhandlungen jener beiden Körperschaften entnommen seien. Er kommt dann zu der Aenderung, welche nach seinen Beobachtungen und Erfahrungen in den Verhandlungen der deutschen Parlamente eingetreten ist. In Bezug auf die Form bemerkt er treffend, daß das Oratorische mehr und mehr zurückgetreten ist, aber indem er zugleich Bezug nimmt auf die noch im vorigen Jahrhundert im englischen Parlament und den französischen Nationalversammlungen üblich gewesenen großen, schmuckvollen Reden, zwingt er dazu, darauf hinzuweisen, daß in England und Frankreich heute noch im Wesentlichen so gesprochen wird, wie im vorigen Jahrhundert. In Paris füllen einzelne Reden die ganze Sitzung aus; es herrscht nicht der geringste Mangel an hochtrabenden Phrasen und Sentenzen. Auch in England haben Palmerston, Gladstone, Disraeli und Andere vor noch nicht langer Zeit die halbe, ja die ganze Nacht hindurch gesprochen, aber jetzt wie einst, stets zur Sache, ohne den französischen Schwulst. Die endlosen Reden im americanischen Repräsentantenhause sind bekannt und verrufen.

Die Aenderung ist nur bei uns ganz naturgemäß eingetreten und zwar in der Weise, daß 1848 Regierung und Parlament in der Geschäftsordnung und in den Verhandlungen die Franzosen anfangs zum Vorbilde nahmen, dann gewahr wurden, daß dies der deutschen Natur widerstrebt und nach und nach immer mehr zu den bewährten Formen der uns viel näher stehenden Engländer übergingen.

Kirchmann erkennt den Fortschritt an, daß jetzt mehr zur Sache ohne erheblichen oratorischen Schmuck gesprochen wird und an die Stelle der langen ausgearbeiteten Vorträge die wirkliche, lebendige Discussion durch kurze Rede und Gegenrede getreten ist. Unrecht thut er, wenn er gerade Waldeck und Professor v. Sybel allein als Repräsentanten der großen Oratorik anführt. Es ließen sich leicht und vielleicht noch treffender andere bekannte Namen nennen.

Auffallend ist es, daß Kirchmann hier nicht der zuerst im Reichstage eingeführten Bestimmung der Geschäftsordnung gedenkt, durch welche hauptsächlich ausgearbeitete, daher sehr lange Reden mit geringen Ausnahmen beseitigt werden: nämlich der Aufhebung der durch's Loos festgesetzten Rednerliste. Diese gewährt durch Strohmänner die Möglichkeit, an einer bestimmten Stelle zu Wort zu kommen und eine vorbereitete Rede zu halten; bestimmt dagegen der Präsident die Redner, so kann Niemand wissen, ob und an welchem Punkte der Discussion er zu Wort kommt. Wer aufgerufen wird, muß im Stande sein, in die Discussion lebendig einzugreifen und die eben gehörten Gegner zu widerlegen. Kirchmann führt zwar im letzten Drittheil des Vortrags die Entscheidung gegen die Rednerliste als Beispiel des Widerstreits zweier Principe und der schließlichen Entscheidung durch das Gefühl an, aber des oben erwähnten Einflusses auf die Art der Debatte erwähnt er nicht und sein Beispiel hinkt, wie später gezeigt werden wird.

Auch die Kirchmann'sche Angabe, daß die „Redner für

Digitized by Google

Alles", d. h. für alle Gegenstände verschwunden sind, ist leider nur zum Theil richtig. Es spricht allerdings in den Berliner Versammlungen nicht mehr Jeder über Jedes, aber es wäre doch nicht schwer, heute ganz bekannte Abgeordnete namhaft zu machen, die mit ganz wenigen Ausnahmen über jeden Gegenstand der Tagesordnung sprechen.

Daß die auswärtigen Angelegenheiten jetzt viel seltener und in beschränkterem Maße im Parlament zur Sprache kommen, erklärt Kirchmann dadurch, daß die Debatten jetzt gründlicher und mit größerer Sachkenntniß geführt werden, und „daß die Mitglieder nur selten im Stande sind, sich eine genaue Kenntniß aller einschlagenden Verhältnisse zu verschaffen, ohne welche solche Discussionen sich in Oberflächlichkeiten und Trivialitäten bewegen müssen". Ach nein, guter Kirchmann, Bescheidenheit und Selbsterkenntniß ist es nicht, welche die Abgeordneten vom Reden über auswärtige Angelegenheiten abhält. Der Grund liegt viel näher und ist viel handgreiflicher; derselbe liegt in den achtjährigen, ununterbrochenen Erfolgen der Bismarck'schen äußeren Politik und ihrer im Reichstage erworbenen Stellung, welche die Opposition, von der sonst die auswärtigen Angelegenheiten zur Sprache gebracht wurden, grade auf diesem Felde unangreifbar findet. Nachdem Bismarck schon eine ganze Zeit Minister des Auswärtigen war, während der Conflictszeit, selbst noch kurz nach dem Kriege von 1866, wurde die auswärtige Politik von berufener und sehr unberufener Seite im preußischen Abgeordnetenhause noch stark geritten. Erst 1867 verstummten die Angriffe. Sollte jemals ein auswärtiger Minister von dem Schlage der Herren v. Schleinitz, v. Auerswald oder gar v. Manteuffel wieder an das Ruder kommen, so werden die erbitterten Angriffe im Parlament von neuem beginnen und — mit Recht. Mit der Bescheidenheit wird es dann wieder aus sein.

Hoffentlich bezieht Kirchmann die obige Wahrnehmung und ihre Erklärung trotz der behaupteten Allgemeingültigkeit der von ihm entwickelten Begriffe und Gesetze nicht auf Frankreich, Italien und Oesterreich-Ungarn, wo das Unzutreffende seines Satzes in die Augen springt. Als Ausnahme führt er freilich nur England an.

Nachdem Kirchmann dann der Abwesenheit vieler Abgeordneten und des Aufenthalts vieler Anwesenden in den Speise- und Lesezimmern, Corridoren — er hätte noch „Garten" hinzusetzen können — erwähnt, ferner die Schwierigkeit, sich Gehör und Aufmerksamkeit zu verschaffen und die Mittel, welche zu diesem Zweck nach seiner Meinung angewendet werden, auseinandergesetzt, auch der Theilnahmlosigkeit des Publicums in und außer dem Hause und der höchst mangelhaften Zeitungsberichte gedacht hat, wendet er sich zu der, allerdings höchst wichtigen Frage nach der Wirksamkeit der parlamentarischen Debatten.

Als Zweck der Parlamente bezeichnet Kirchmann, „die möglichst besten Gesetze und öffentlichen Einrichtungen gemeinsam mit der Regierung zu Stande zu bringen und deren Ausführung zu überwachen. Die Debatten sind das Mittel, diesen Zweck zu erreichen". Hier zeige sich, fährt er fort, „gegen alles Erwarten, daß diese Debatten in den allermeisten Fällen auf das Resultat und die Abstimmung ohne allen Einfluß bleiben und daß dieser Einfluß gerade in allen hochpolitischen Dingen gleich Null ist".

Was Kirchmann unter den möglichst besten Gesetzen verstanden wissen will, sagt er in diesem Theil seines Vortrages nicht, er kann sich nicht wundern, wenn bei diesem äußerst wichtigen Abschnitte der Leser zunächst annimmt, es handle sich um die absolut besten Gesetze, während es im Parlament doch nur darauf ankommt, Gesetze für ein bestimmtes Volk, eine bestimmte Zeit und unter den concret obwaltenden Verhältnissen Gesetze zu machen oder noch präciser ausgedrückt, dasjenige, was sich im Rechtsbewußtsein des Volkes bereits entwickelt hat und von der großen Mehrzahl bereits als ein Bedürfniß empfunden wird, in die Form des Gesetzes zu bringen. Erst dreißig Seiten weiter bei dem Thema von dem Conflict gleichberechtigter sich widersprechender Principien ergibt sich, daß Kirchmann nicht die absolut, sondern die relativ für dieses Volk und diese Zeit besten Gesetze meint. Gerade in einer Rede wäre es zweckmäßig gewesen, die Definition voranzustellen, weil sich leicht nachweisen läßt, daß ein Parlament zur Auffindung des absolut Besten durch Abstimmung in der That gar nicht befähigt, dagegen das geeignetste, vielleicht das einzige Mittel ist zur Ermittelung dessen, was im Rechtsgefühl der Mehrzahl sich entwickelt hat und als Bedürfniß empfunden wird.

Die von Kirchmann apodiktisch behauptete Einflußlosigkeit der öffentlichen Debatte auf die Beschlüsse der Parlamente sucht er durch die fernere Behauptung zu erweisen, daß das Resultat der Abstimmung von den mit den Parteiverhältnissen des Parlaments Vertrauten mit Sicherheit berechnet und vorher gesagt werden könne. Der Grund davon liege in den Fractionen, in welchen alle irgend erheblichen Vorlagen ausführlich vorberathen werden und durch Stimmenmehrheit festgestellt wird, wie im Parlamente darüber gestimmt werden soll. Zugleich bestehe eine Disciplin, welche die einzelnen Mitglieder nöthige, nach diesem Beschluß zu stimmen, selbst wenn sie innerlich anderer Meinung sind.

Hier hat Kirchmann eine ganze Sammlung von Halbwahrem und thatsächlich Irrthümlichem vorgelegt. Aehnlich wie Kirchmann schildert, war der Zustand in der preußischen Nationalversammlung 1848, in der Zweiten Kammer 1849 und im preußischen Abgeordnetenhause während der Conflictszeit 1863 bis 66 und wird stets so sein, wenn eine starke Majorität im Parlament einer Regierung ganz entgegengesetzter Farbe oppositionell gegenübersteht, auf deren Beseitigung mit gemeinschaftlichen Kräften hingearbeitet wird. Aber auch damals emancipirte sich eine Anzahl, zum Theil hervorragender Abgeordneter, wie Twesten, Forkenbeck und Andere nicht selten von den Parteibeschlüssen.

Ganz anders verhielt es sich im Norddeutschen und verhält es sich im Deutschen Reichstage, mit Ausnahme des Centrums (Ultramontane) und vielleicht der verhältnißmäßig kleinen Fortschrittspartei und auch bei dieser nicht in allen Fällen. Eine systematische Opposition gegen Reichskanzler und Bundesrath gibt es außer dem Centrum nicht, aber auch keine unter allen Umständen feste Majorität für die Regierung. Keine Partei, wieder mit alleiniger Ausnahme des Centrums, macht den Anspruch, jene zu stürzen und selbst an ihre Stelle zu treten. Alle Parteien stimmen nach sachlichen Gründen, nur das Centrum nicht. Die Majorität für die Regierung setzt sich einmal aus der linken Seite des Hauses und einem Theil der Freiconservativen, ein andermal aus der gesammten rechten Seite und der Mehrzahl der starken nationalliberalen Partei zusammen.

Die große nationalliberale Partei, die zahlreichste im Parlament hat Jahre hindurch keine bindenden Parteibeschlüsse gekannt und dann ihre Geschäftsordnung dahin geändert, daß unter Beobachtung gewisser strenger Formen ein alle Mitglieder bindender Beschluß gefaßt werden kann; aber davon ist noch niemals Gebrauch gemacht worden, selbst nicht bei der Festsetzung der Friedensstärke des Heeres. Die Einstimmigkeit wurde dabei lediglich durch Verhandlungen in der Fraction herbeigeführt.

Der Beweis für die Richtigkeit dieser Angaben liegt in der bekannten Thatsache, daß bei den neuesten öffentlichen Abstimmungen sich bald vom rechten, bald vom linken Pol der nationalliberalen Partei eine nicht unerhebliche Anzahl absondert und entgegengesetzt stimmt, wie das Gros, ohne deshalb aus der Partei auszutreten. Aehnlich muß es sich bei den meisten andern Fractionen verhalten, wie daraus hervorgeht, daß nach den Abstimmungslisten selbst bei wichtigen Fragen einzelne Mitglieder anders abstimmen, als die Mehrzahl ihrer Parteigenossen. Sogar die Forschrittspartei macht davon keine radicale Ausnahme; bei dem Antrage auf Aenderung der Vollmacht der obersten Verwaltung in Elsaß und Lothringen und

Digitized by Google

bei der Feststellung der Friedensstärke des Heeres stimmte eine große Anzahl Mitglieder mit der Majorität. Es ist das kein Unglück und kein schlechtes Zeichen für die Partei, aber eine kräftige Widerlegung der Kirchmann'schen Angaben.

Ebenso unrichtig oder halbwahr wie diese Behauptung ist auch die, daß das Resultat der Abstimmung auf Grund der Fractionsberathungen stets mit Sicherheit vorher berechnet werden kann. Offenbar ist dies gerade bei wichtigen Vorlagen nicht möglich, wenn die Fractionen nicht geschlossen stimmen. Man kann dann nicht vorher wissen, wie viel Mitglieder abspringen werden. Dagegen läßt sich in vielen Fällen auch dort, wo keine Fractionen existiren, eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen schon auf Grund der Kenntniß der Personen und ihrer politischen Richtung. Die Fractionen würden die Vorausberechnung erleichtern, wenn man immer wüßte, wie viel Mitglieder in der Fraction dissentirt haben und wie stark die Fractionssitzung besucht war. Dies kann man aber höchstens bei der eigenen Partei und auch bei dieser nicht genau, indem weder Präsenzliste geführt, noch namentlich abgestimmt wird. Bei den Fractionsberathungen ist selten viel über die Hälfte der Mitglieder anwesend und von dieser entfernt sich ein sehr großer Theil lange vor Schluß der Debatte. Es kann daher gar nicht auffallen und ist notorisch, daß die Vorausberechnung des Resultats der Abstimmung oft getäuscht hat.

## II.

Wenn die Fractionen gar keine oder in seltenen, schweren Fällen bindende Beschlüsse fassen und häufig nicht geschlossen abstimmen, so liegt ihre Bedeutung hauptsächlich in der gegenseitigen Aufklärung der Mitglieder und in der Herbeischaffung des nur Einzelnen zugänglichen oder geläufigen Materials. Jede Vorlage und jeder Antrag erfordert andere Vorkenntnisse und Erfahrungen, die nicht jedem einzelnen Abgeordneten beiwohnen können. Glücklicher Weise sprechen nur wenige Mitglieder der Fraction im Plenum, aber viele haben das Bedürfniß, Erkundigungen einzuziehen, Zweifel anzuregen. Dazu gibt die Fraction bequeme Gelegenheit. In dieser Weise wirken die Fractionen günstig, die Sache fördernd und die Regierung nicht erschwerend. Werden dagegen in Fractionen, wie Kirchmann meint, über alle irgend wesentlichen Vorlagen durch Abstimmung Beschlüsse gefaßt, denen sich jedes Mitglied selbst gegen seine Ueberzeugung bei der öffentlichen Abstimmung zu unterwerfen hat, so ist allerdings die Debatte im Parlament völlig überflüssig, unnützer Zeitverlust. In solchen Fractionen pflegen ein oder ein paar Leithammel den Ausschlag zu geben. Man könnte nicht allein die öffentliche Debatte ganz abschaffen, sondern auch die öffentliche, allgemeine Abstimmung und nur die Leithammel im Namen der Fractionen, am besten schriftlich, abstimmen lassen, also die Plenarsitzungen ganz entbehrlich machen. Sparsam wäre diese Organisation der Parlamente: Die Baukosten für den Saal fielen fort nebst Heizung, Ventilation und Beleuchtung oder man könnte denselben zu Concerten und Bällen vermiethen; Stenographen fielen fort. Welche Zeit- und Gelderspariß!

Auf ebenso schwachen Füßen, wie die Schilderung der Fractionen steht die schon angeführte Behauptung, wonach die öffentlichen Debatten in den allermeisten Fällen auf das Resultat und die Abstimmung ohne allen Einfluß bleiben sollen und daß dieser gerade in hochpolitischen Fragen gleich Null ist. Allerdings sind die meisten Reden der Abgeordneten gleichgültig für die Abstimmung. Bei manchen Vorlagen steht mit ihrer Einbringung ohne jede Fractionsberathung die Majorität schon so unzweifelhaft fest, daß es völlig genügen würde, nur die Opposition in ihrem Rechte des öffentlichen Widerspruchs zu schützen, höchstens durch einen Redner der Majorität zu antworten. Es sind aber doch keineswegs so sehr seltene Fälle, in denen eine Rede sehr viele Mitglieder, ja ganze Fractionen überzeugt, daß der beabsichtigte Beschluß nothwendig geändert werden müsse. Der Beweis dafür liegt in der unleugbaren und ganz bekannten Thatsache, daß während der Debatte tief eingreifende Amendements eingebracht und mit starker Majorität angenommen werden. Dazu ist freilich nicht die Fluth solcher Abänderungsvorschläge zu rechnen, welche einzelne, besonders weise Abgeordnete oder oppositionelle Fractionen während der Debatte in der Regel erfolglos einbringen. Die Debatte im Parlament ist namentlich dann sehr wichtig und unentbehrlich, wenn die Majorität eine kleine ist oder gar nur aus wenigen Stimmen besteht und die großen Fractionen, wie gewöhnlich, keine bindenden Parteibeschlüsse gefaßt haben, daher nicht ganz geschlossen stimmen. Hier wird das Resultat geändert, wenn es einem Redner gelingt, nur ½ Dutzend Stimmen zu gewinnen, welche die Majorität um 12 alteriren. Wenn man die einzelnen Stimmen in allen Fractionen zusammenzählen könnte, so würde die Majorität ohne Zweifel fast immer eine ganz andere sein, als die Plenarabstimmung ergibt.

Ganz bei Seite scheint Kirchmann den Einfluß zu lassen, welchen die Rede eines hervorragenden Mitgliedes der Regierung unleugbar schon oft gehabt hat. Kirchmann muß wissen, wie stark einzelne Reden des Reichskanzlers unzweifelhaft gewirkt haben. Das sind doch Thatsachen, die man bei einem solchen Vortrage nicht ignoriren kann.

Die Kirchmann'sche Versicherung ferner, daß sich zu allen Zeiten, wo es Parlamente gegeben hat, Fractionen gebildet und erhalten haben, ist nur halb wahr, namentlich wenn er solche Fractionen meint, wie er sie schildert. Das englische Parlament ist zwar selbstverständlich aus verschiedenen Parteien zusammengesetzt, aber Fractionen im deutschen und französischen Sinne bestehen unseres Wissens dort nicht. Man liest in den öffentlichen Blättern, daß der sogenannte leitende Minister die Mitglieder seiner Partei zu einer Besprechung in seinem Hotel eingeladen, oder daß der Führer der Opposition, stets ein früherer Minister, seine Gesinnungsgenossen da oder dort versammelt habe, aber dies sind seltene Ereignisse, und von Fractionen, welche regelmäßig zusammentreten und jeden irgend wichtigen Gesetzentwurf, Clausel für Clausel, durchberathen und Beschlüsse fassen, haben wir weder in England noch auf dem Continent gehört oder gelesen.

Die Fractionen sind ursprünglich die Frucht ungeordneter, gährender Zustände. Im politischen Chaos bilden sich Conglomerate und diese streben wieder nach Organisation. Ist diese aber eingetreten, haben sich geordnete Zustände gebildet mit einer festen Regierung, stehen die gegenseitigen Rechte und Pflichten im Wesentlichen fest, so sind die eigentlichen Fractionen mit ihren geheim gefaßten Beschlüssen entbehrlich und nur so lange unschädlich, als ihr Zweck gegenseitige Aufklärung, Vorbereitung für das Plenum ist. Bemächtigt sich ihrer aber ein factiöser Geist, bilden sie (nach Kirchmann) kleine geheime Parlamentchen im großen öffentlichen Parlament, kommen dazu noch die kleinen Fractiönchen, welche nichts anderes sein können als Cliquen, so sind dies Symptome des politischen Rückganges, der Auflösung. Die französischen Parlamente haben noch nie etwas Dauerndes und Entwicklungsfähiges zu Stande gebracht. Es ist ein Zeichen von politischer Gesundheit der Deutschen, daß das Fractionswesen seine Schärfe wesentlich vermindert hat und daß die Abgeordneten ihre persönliche Ueberzeugung nur insoweit unterzuordnen haben, als gemeinschaftliches Wirken mit ihren Gesinnungsgenossen und das Zustandekommen nützlicher oder nothwendiger Gesetze es durchaus erfordert. Der Radicalismus ist hauptsächlich deshalb so unfruchtbar, weil er jeden Compromiß perhorrescirt, während doch das ganze Leben, sei es im Staat oder in der Gemeinde, überhaupt in jeder Gemeinschaft, selbst in der Familie stets aus einer Reihe von Compromissen besteht, welche freilich eine gewisse Grenze nicht überschreiten dürfen.

Aus der eigenthümlichen Auffassung des Verhaltens und der Wirkung der jetzigen Fractionen im parlamentarischen Leben folgert Kirchmann, daß die öffentlichen Debatten im Parlament unnütz und zeitverschwenderisch sind, also abgeschafft werden müssen. Daß halbwahre, halbirrthümliche Prämissen noth-

Digitized by Google

wendig zu einem falschen Resultat der Schlußfolge führen, kann nicht befremden, aber daß er darauf einen ernsten Vorschlag gründet, welcher der mehrhundertjährigen Praxis und unzweifelhaft auch dem Wesen und der Bedeutung aller Parlamente diametral widerspricht, muß jeden zum Stutzen bringen, der nicht weiß, daß Kirchmann das Paradoxe liebt, wie schon eine seiner ersten Schriften: „Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft" zeigt. Ganz ernst gemeint ist der Vorschlag, die Debatte im Parlament abzuschaffen und sich mit den (geheimen) Discussionen der Fractionen zu begnügen, in den öffentlichen Sitzungen nur abzustimmen, selbst die Vertreter der Regiernng mundtodt zu machen und dieselben lediglich auf die (geheimen) Commissionen zu verweisen: denn Kirchmann sucht die Einwendungen, welche nach seiner Meinung allein gemacht werden könnten, sorgfältig zu widerlegen. Man kommt dennoch in Versuchung, die Proposition als Scherz anzusehen und ironisch zu antworten; aber die Achtung vor einem tiefgebildeten Manne, der seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung die größten Opfer gebracht hat, nöthigt zu einigen Worten ernster Erwiderung.

Die Oeffentlichkeit ist nicht nur die Lebensbedingung aller Parlamente, sondern die Grundlage unseres jetzigen Staatslebens auf allen Gebieten. Dies Princip hat sich nach schweren Kämpfen selbst in der Diplomatie Bahn gebrochen. Sonst kamen die wichtigsten Schriftstücke und Verhandlungen erst nach einem Menschenalter oder noch später durch den Geschichtsschreiber zur öffentlichen Kenntniß, heute ist oft kaum die Tinte auf diplomatischen Noten trocken, so bringt der Telegraph schon die Analyse derselben und eine der nächsten Zeitungen den Wortlaut. Die Diplomatie sucht die öffentliche Meinung zu gewinnen und sich darauf zu stützen. Nachdem wir diesen Standpunkt gewonnen, sollen wir nach Kirchmann geheime Parlamente einführen, die schon vor langer Zeit als völlig werthlos erkannt sind. Geheim ist aber ein Parlament, das öffentlich nur abstimmt, nicht debattirt. Geheim sind auch die Fractionen, weil nur Abgeordnete Zutritt haben, auch nicht die Minister. Geheim sind ebenso die Commissionen, zu denen außer den Abgeordneten und den Vertretern der Regierung niemand zugelassen wird, auch nicht Zeitungsreporters.

Wenn Kirchmann behauptet, die Mündlichkeit würde durch die Debatte in den Fractionen und Commissionen gewahrt, so könnte er ebensogut behaupten, daß in dem alten inquisitorischen Proceß mit seinen Schriftstücken Mündlichkeit bestanden habe, weil das Richtercollegium mündlich verhandelte. Die Oeffentlichkeit ist gerade so viel werth wie die Mündlichkeit, welche nach Kirchmann allein von Bedeutung sein soll. Die Veröffentlichung der Commissionsberichte und der motivirten Beschlüsse der Fractionen, die Kirchmann verlangt, kann die Oeffentlichkeit nimmer ersetzen.

Was will Kirchmann mit seinem Vorschlag hauptsächlich erreichen? Zeitersparniß. Er meint, die Parlamentssessionen würden dann um die Hälfte kürzer ausfallen. Ein so altes Parlamentsmitglied übersieht oder verschweigt, daß erfahrungsmäßig der Gang durch eine Commission doppelt so viel Zeit kostet als die Erledigung im Parlament. Dabei will er nach Abschaffung der öffentlichen Debatte selbstverständlich jeden Gesetzentwurf und jeden Antrag in eine Commission verweisen! Wer soll dann die von Kirchmann verlangten, sehr ausführlichen Berichte über die Abstimmungen in den Fractionen machen, wenn alle arbeitsfähigen und arbeitslustigen Abgeordneten in den verdreifachten Commissionen alle Hände voll zu thun haben und wie schon jetzt unvermeidlich, derselbe Abgeordnete zu 2 oder 3, künftig zu 5—6 Commissionen gehört? — Nein, da war doch der Vorschlag praktischer, den vor einigen Jahren ein Mitglied der äußersten Rechten im Privatgespräch machte: er wollte in öffentlicher Sitzung jede Woche 5 Tage nach Herzenslust schwatzen, aber nur jeden Sonnabend abstimmen lassen. Wer kein oratorisches Bedürfniß fühlte, hatte jede Woche 5 Tage und den Sonntag frei. Da Kirchmann im Eingange seines Vortrags die allgemeine Gültigkeit der von ihm entwickelten Begriffe und Gesetze für die Parlamente aller cultivirten Länder behauptet und seinen Vorschlag nicht ausdrücklich auf die deutschen Versammlungen beschränkt, so soll derselbe offenbar auch für Frankreich und England gelten. In Paris würde die Abschaffung der öffentlichen Debatte ohne Anwendung von Mundcompressen wohl unmöglich sein und in London müßten die verblüfften Gesichter der Parlamentsmitglieder bei einer solchen Zumuthung sehr komisch anzusehen sein.

Die zweite größere Hälfte der Kirchmann'schen Schrift enthält eine philosophische Untersuchung über das Mittel, aus den Gründen und Gegengründen der parlamentarischen Debatte das richtige oder wahre Resultat für die Gestaltung der Gesetze durch Abstimmung, d. h. durch die Mehrheit der Personen zu gewinnen. Kirchmann beginnt mit der Skepsis und begründet den Zweifel an der Berechtigung und Zulässigkeit dieses Verfahrens in so ernster Weise, daß der Leser kaum vermuthen kann, es werde auf den Beweis der Unzulässigkeit der Beweis des Gegentheils, der vollen Berechtigung, folgen. Kirchmann meint, es könne nicht leicht etwas Auffallenderes gefunden werden, als daß eine große Versammlung der kenntnißreichsten und erfahrensten Männer stundenlang gewisse Fragen sachlich auf das eingehendste discutirt, die Stärke der Gründe und Gegengründe von allen Seiten erwägt und dann plötzlich abbricht und ihre Entscheidung nicht mehr nach Gründen, sondern nach der Zahl der Personen trifft. Die Entscheidung werde dadurch zu einem Würfelspiel und berechtige die Gegner des Parlamentarismus, diesen Punkt für sich geltend zu machen und ihre Meinung so zu formuliren: „Nicht Majorität, sondern Autorität". Das Unnatürliche dieser Abstimmung nach Personen, als Vermittlung zwischen Discussion und Beschluß erhelle auch daraus, daß dieses Mittel in keinem anderen Gebiet der menschlichen Thätigkeit und des menschlichen Wissens zugelassen wird.

Hierauf führt Kirchmann einige, nicht glücklich gewählte Beispiele auf. Der Feldherr entscheide allein, ebenso der Schiffscapitän. Niemand falle es ein, über die Richtigkeit einer mathematischen Rechnung durch Stimmenmehrheit entscheiden zu lassen. Eben so wenig wende der Naturforscher zur Ermittlung der Wahrheit ein solches Verfahren an; er lasse seine Fachgenossen nicht abstimmen. Auch über die Gesetze des menschlichen Geistes, seines Denkens, seines Gedächtnisses und seiner Gefühle falle es niemand ein, eine Abstimmung auserwählter Sachverständiger zu veranlassen. Nur innerhalb des sittlichen und Rechtsgebiets zeige sich die sonderbare Einrichtung, daß man nicht nach Gründen, sondern nach der Mehrheit der Personen über die Wahrheit entscheidet.

Der Beweis des Unzutreffenden dieser Parallelen ist leicht geführt. Kirchmann selbst liefert denselben theilweise im folgenden Abschnitt, aber der Leser kann darauf nicht warten, wenn die Unhaltbarkeit der skeptischen Sätze sofort in die Augen springt. Feldherr und Schiffscapitän haben weder die Absicht, noch den Beruf, zweckmäßige Normen für die Handlungen Dritter aufzustellen, sie selbst müssen handeln, sie müssen ohne Aufschub durch ihre That die Entscheidung herbeiführen. Wo ist da eine Aehnlichkeit mit den Aufgaben eines Parlaments, das selbst in die Execution gar nicht einzugreifen hat, sondern in der Gesetzgebung Regeln für das Verhalten aller anderen Personen aufstellt, deren Ausführung der Staatsgewalt obliegt. Noch mehr hinkt der Vergleich mit den Naturforschern, welche nicht der Natur Gesetze vorschreiben, sondern die Natur beobachten und ihre bestehenden Gesetze zu erkennen streben. Wie kann da von Abstimmung nur die Rede sein und welche Analogie besteht zwischen der Aufgabe der Naturforscher und der eines Parlaments, welches menschliche Gesetze und Einrichtungen zu schaffen hat, die jedermann binden und zu deren Innehaltung jedermann gezwungen wird? — Welche Sätze auch Naturforscher auf Grund von Beobachtungen oder Philosophen über die menschliche Geistesthätigkeit aufstellen mögen, es bleibt

Digitized by Google

jedem überlassen, ob er beipflichten, widersprechen, oder sich gar nicht darum kümmern will. Die Freiheit des Individuums wir dadurch gar nicht tangirt. Was Parlamente im Verein mit der Regierung beschließen, bildet die unverletzliche Norm für Vornehme und Geringe, der zu gehorchen sie gezwungen werden. Naturforscher und Philosophen suchen die Wahrheit zu erkennen und wo dies noch nicht möglich, sich ihr zu nähern. Die Gesetzgebung soll, auch nach Kirchmanns Auffassung nicht die absolut besten Gesetze schaffen, sondern, wenn sie ihre Aufgabe nicht überschreitet, das in gesetzliche Form bringen, was sich im Rechtsgefühl der großen Mehrzahl bereits entwickelt hat und dessen allgemeine Anwendung zum Bedürfniß geworden ist. Gesetze, von denen der größte Theil der Bevölkerung nichts wissen will, sind kein Bedürfniß, sondern schlechte, despotische Gesetze, welche die Entwicklung nicht fördern.

Welches bessere Mittel gibt es denn, um festzustellen, was das Rechtsgefühl des Volkes verlangt und welche Einrichtungen Bedürfniß geworden sind, als die in jedem Theile des Landes gewählten Abgeordneten in einem Parlament zusammentreten und darüber ihre Stimmen abgeben zu lassen? Haben die Wähler sich nicht vergriffen, so ist die Abstimmung der Hauptsache nach die Abgabe eines Zeugnisses über das, was vom Volke gefordert oder abgelehnt wird. Selbstverständlich wird die Entwicklung der Gründe für und wider dadurch keineswegs ausgeschlossen, sondern vielmehr bedingt. Es genügt nicht, die Behauptung aufzustellen, daß diese oder jene gesetzliche Bestimmung verlangt wird, sondern auch weshalb ist nachzuweisen. Jede Forderung und jede Ablehnung bedarf der Begründung. Ebensowenig liegt in der obigen Definition der Aufgaben der Gesetzgebung die Ausschließung des Strebens nach idealen Zielen. Ein solches Streben ist jedem Culturvolke eigen und nur für ein solches passen Parlamente. Sache des tüchtigen Abgeordneten ist es, diese Ziele nicht aus den Augen zu verlieren und jenem Streben Ausdruck zu geben. Gerade in dem Idealen liegt das Bindemittel zwischen den Abgeordneten der verschiedenen Landestheile, welche Zeugniß ablegen über die Forderungen des Districts, den sie vertreten, aber das Wohl des Ganzen nimmer ohne Pflichtverletzung dem localen, also egoistischen Verlangen ihrer Wähler unterordnen dürfen. Deshalb vertritt jeder Abgeordnete verfassungsmäßig nicht nur seinen Wahlkreis, sondern das ganze Land.

Auffallend ist es, daß Kirchmann der Urtheilfindung durch Abstimmung bei collegialischen Gerichten gar nicht erwähnt. Die Analogie mit Parlamenten ist hier weit größer als bei Naturforschern und Astronomen. Die Nothwendigkeit, den Proceß zu entscheiden, ist zwingend. Das Urtheil stützt sich auf die geltenden Gesetze und es kommt nur darauf an, welche Bestimmungen derselben im concreten Fall Anwendung finden. Die Sachlage und die Gründe werden in der Discussion erwogen und die Entscheidung nach Mehrheit der Stimmen gefällt, ganz wie in den Parlamenten und noch hat unseres Wissens niemand behauptet, daß dies Verfahren unzulässig sei oder einen andern Modus der Urtheilsfindung vorgeschlagen.

**H. F. v. Amyntor.**

(Schluß folgt.)

## Literatur und Kunst.

### Stand und Beruf der Personen im Lustspiele.

Von **Ernst Wichert.**

Sieht man die Personenverzeichnisse älterer und neuerer Lustspiele durch, so findet man einmal nur Namen (oft nur Vornamen) ein andermal Namen mit Zusätzen, wie: „seine Tochter — sein Sohn — ihr Vater — ihr Bruder — ihr Liebhaber — sein Vertrauter — Wittwe — unverheirathet — ein Greis — u. s. w.", oder auch statt des Namens nur die allgemeine Bezeichnung „der Graf — der Marquis — die Baronin — der Gutsherr — der Fabrikant — der Oberförster — der Verwalter u. s. w." oder endlich, besonders in neueren Stücken, vollständige Namen mit genauer Hinzufügung des Standes oder des Charakters in der bürgerlichen Gesellschaft, z. B.: „Graf X., Rittergutsbesitzer — Arthur von X., Lieutenant bei den Dragonern — Lebrecht X., Commerzienrath — Dr. X., Journalist — Clotilde X., Modehändlerin u. s. w.". Diese Unterschiede können sich als zufällig oder gleichgiltig erweisen, so nämlich, daß sich bei der bloßen Aufzählung der Namen doch aus dem Stücke selbst mit Leichtigkeit die fehlende nähere Bezeichnung der Person nach ihren äußeren Eigenschaften ergänzen läßt, oder so, daß der im Verzeichniß gegebene Zusatz sich durch das Stück selbst als indifferent erweist; sie können aber auch in engstem Zusammenhange mit Unterschieden stehen, die in der besondern Art dieses und jenes Lustspiels, in der Handlungsweise, in der inneren Charakteristik der benutzten Personen ihre Begründung haben, sodaß also der Theaterzettel wirklich nur das, oder gerade das gibt, was dem Zuschauer im Voraus zu wissen noththut. Die Sache, so geringfügig sie scheint, ist wohl einer näheren Untersuchung werth.

Es ließe sich — mit welchem Bühnenerfolge, kann dahin gestellt bleiben — ein Lustspiel aus Personen construiren, die sämmtlich nur nach den allgemeinsten menschlichen Eigenschaften oder nach den allgemeinsten Beziehungen der Menschen zu einander charakterisirt wären. So ergäben sich Unterschiede aus dem Geschlecht: Mann und Weib; aus dem Lebensalter: Jüngling, Mann, Greis, junges Mädchen, Frau, Matrone; nach dem Verhältniß der Geschlechter zu einander: der und die Ledige (in verschiedenen Lebensaltern), der und die Verheirathete; nach der Verwandtschaft: Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Enkel, Onkel, Tante, Neffe, Nichte, Stiefkind u. s. w.; nach dem gesellschaftlichen Verkehr: Nachbar, Freund, Hausgenosse, Gespiele u. s. w. Alle diese Personen könnten, wenn es darauf ankäme, lediglich aus diesen ihren Qualitäten des Geschlechts, des Lebensalters, der Verwandtschaft, des gesellschaftlichen Verkehrs heraus charakterisirt, also nur insoweit individualisirt werden, als jene Beziehungen es nöthig machen und gestatten. Ein Mann spricht, denkt, empfindet, handelt anders als ein Weib, ein Greis anders als ein Jüngling, der Junggeselle anders als der Ehemann, und die natürlichen Pflichten eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes, sowie die gesellschaftlichen eines Nachbars, Hausgenossen u. s. w. werden in dem Momente, in dem sie sich der Handlung des Stückes gemäß zu äußern haben, die betreffende Person von den andern Mitspielenden charakteristisch abheben können, auch wenn nur ihre Bethätigung in dieser einfachsten Weise in Frage kommt. Ist die Fabel so beschaffen, daß sie zu ihrer Darlegung auf der Bühne nur Repräsentanten dieser Art braucht (etwa so: ein junger Mensch liebt ein junges Mädchen; der Vater will ihm seine Tochter nicht geben, weil er sich den Sohn des Nachbars zum Eidam ausersehen hat, aber die Mutter ist ihm wohlgeneigt und begünstigt ein heimliches Verlöbniß; der Vater ist erzürnt, aber ein Greis gibt ihm aus dem Schatz seiner Lebenserfahrungen weise Lehren und führt eine Versöhnung herbei), so bedarf es auch nicht nothwendig einer noch mehr individualisirenden Charakteristik, und das Personenverzeichniß könnte lauten: der Vater, die Mutter, die Tochter, der Liebhaber, der Nachbar, ein Greis. Hier wären auch die Namen ganz gleichgültig. Sie werden aber zur Unterscheidung nothwendig, wenn zwei oder mehrere Repräsentanten derselben Gattung, zwei Väter, zwei Liebhaber u. s. w. auftreten sollen. Freilich könnte man sich mit einer sehr beschränkten Zahl von Namen (auch bloßen für den Komödienzweck erfundenen Namen) begnügen und sie jedesmal dann wieder anwenden, wenn die Person in der bestimmten Eigenschaft gebraucht wird. So geschieht es auch in Wirklichkeit sehr oft, und die älteren Lustspieldichter, die einfach so verfuhren, handelten im Grunde ehrlicher als viele neuere, bei denen gar nicht selten in einer Figur nichts neu ist, als der Name.

So einfach wird sich allerdings in der Praxis die Charakteristik nicht leicht gestalten. Soll sie Interesse erregen und einer

Digitized by Google

schon complicirten Lustspielfabel dienen, so wird sie durchweg ergänzt und verfeinert werden müssen, mindestens durch die Mitbenutzung allgemeinerer wiederkehrender Besonderheiten menschlicher Denk- und Gefühlsweise, normaler Naturanlagen und Fähigkeiten, oder gewisser Unregelmäßigkeiten in der Entwicklung, die sich als Schwächen äußern. Die auftretenden Personen, mögen sie nun jung, alt, verheirathet, ledig, männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, werden bestimmte Eigenschaften des Verstandes — Klugheit, Dummheit, Witz, Einfalt — oder des Gemüths — Strenge, Weichheit, Hartnäckigkeit, Zähigkeit, Nachgiebigkeit, Zartsinn — oder des Temperaments — in seinen Hauptunterschieden und mannichfachsten Mischungen — aufweisen können, wodurch nun schon ein sehr viel lebhafteres Gegeneinander entsteht, Neigung und Abneigung vielseitiger motivirt erscheint. Der Vater ist nun nicht mehr nur Vater, sondern zugleich ein Mann etwa von klugem Kopf, strengem Sinn, etwas cholerischem Temperament, der Liebhaber nicht mehr allein durch sein Verhältniß zu dem geliebten Mädchen charakterisirt, sondern ebenfalls nach jenen Richtungen hin individuell gestaltet. Allgemein menschliche Schwächen lassen sich nun personificiren: Neid, Mißgunst, Streitsucht, Prahlerei, Hang zum Wohlleben, Eifersucht, Geschwätzigkeit, Liebedienerei, Heuchelei, Eitelkeit u. s. w., und die Träger dieser Eigenschaften treten bald als Hauptfiguren auf, mit der Tendenz, die durch sie personificirte Narrheit, Verschrobenheit und Untugend der Lächerlichkeit preiszugeben, bald als Nebenfiguren in Stücken, die durch sie komische Situationen aller Art gewinnen. Auch hier genügt der bloße Name zur Unterscheidung. Die Handlung spielt gleichsam auf neutralem Gebiet, und es sind zu ihrem Verständniß nur die allgemeinsten Vorbedingungen gesellschaftlicher Existenz erforderlich, wie sie sich bei jedem Culturvolk finden. Als Ort ist ein Haus, eine Straße oder sonst ein gemeinsamer Raum zu denken, in dem man sich zu den bestimmten Zwecken der Handlung treffen kann; wo dieselben gelegen sind und welche besondere Einrichtung sie haben, ist gleichgültig. In dem Moment, in dem die Personen des Stückes auf der Bühne agiren, sind sie von allen sonstigen bürgerlichen Beziehungen abgelöst und nur thätig als Menschen mit den sie als solche charakterisirenden Eigenschaften, welche die Handlung verlangt. Ließe sich eine Komödie ganz rein aus diesen Elementen herstellen, so würde sie auch an keine Zeit gebunden erscheinen, soweit nicht das stilistische Gepräge des Dialogs ihren Ursprung kenntlich machte: sie müßte jedem Publicum gleich nahe stehen, könnte nicht veralten oder würde durch geringfügige Nachhülfen stets zeitgemäß erhalten werden können. Kann nun auch die Praxis der Theorie in dieser Hinsicht nicht zu den äußersten Consequenzen folgen, so wird doch nicht zu zweifeln sein, daß allemal diejenige Komödie sich die längste Dauer bewahrt und am leichtesten Gemeingut mehrerer Nationen wird, die sich am unabhängigsten von den zufälligen Veränderungen des äußern Zustandes der Gesellschaft zu stellen weiß, ihre Personen also möglichst ausschließlich durch Eigenschaften charakterisirt, die ein Erbtheil des ganzen Geschlechts sind und sich überall und jederzeit da zeigen können, wo Menschen miteinander in Verkehr kommen.

Es gibt jedoch wichtige Gründe, die den Komödiendichter hindern, sich diese an sich so lockenden Vortheile in großem Umfange zuzueignen. Die Zahl der Charaktere, die sich zu einer so allgemeinen Darstellung schicken, ist beschränkt und längst erschöpft; will man nicht wiederholen, so muß man sich nach Zuthaten umsehen, die sie vermannichfachen. Auch bleibt die Handlung immer noch sehr einfach und ohne wirksame Spannung, wenn sie über jenes neutrale Gebiet nicht hinausschreiten darf. Endlich muß es jedem Komödiendichter zunächst darauf ankommen, sein specielles Publicum zu interessiren, und er wird diesen Zweck am besten erreichen, wenn er ihm von der Bühne her einen Spiegel vorhält, in dem es sich selbst erkennt. Das Lustspiel wird sich also, selbst auf die Gefahr hin schneller „altmodisch" zu werden, eine noch weiter reichende Specialisirung der Charakteristik gefallen lassen müssen: die Handlung mird mit aller Deutlichkeit innerhalb einer realen bürgerlichen Gesellschaftsform, innerhalb einer bestimmten staatlichen Verfassung zu setzen sein. Nun treten ganz neue unterscheidende Merkmale in Fülle hinzu, um die Individualisirung zu vervollständigen und die nöthigsten und ergiebigsten derselben sind hergenommen aus der Verschiedenheit des Standes und Berufs der handelnden Personen.

Zunächst ergeben sich hier wieder die allgemeinsten Unterscheidungen als die brauchbarsten, aber auch am meisten abgebrauchten. Auf die Charakteristik hat danach Einfluß

der Geburtsstand: Vornehmheit, Bürgerlichkeit, Niedrigkeit des Ursprungs;

der Vermögensstand: Reichthum, Wohlhabenheit, Auskömmlichkeit, Dürftigkeit.

Noch ein Schritt weiter und auch

der Berufsstand mit seinen mannichfachen Beschäftigungsclassen

wird in Rechnung zu ziehen und erfolgreich zu verwerthen sein.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Autobiographische Skizze.

Von **Hermann Lingg.**

(Schluß.)

Im Jahre 1851 wurde ich pensionirt. Ruhe und Abgeschlossenheit, deren ich vor allem nöthig hatte, fand ich während meines Aufenthaltes bei Verwandten auf dem Lande in der Nähe des Bodensees. Es war zum ersten Male seit meinen Kinderjahren, daß ich wieder sämmtliche Jahreszeiten in meiner Heimat zubrachte. Auch hielt ich mir ein Reitpferd und streifte Tage, oft auch halbe Nächte lang in den schönen Waldungen jener Gegenden umher. Dabei hatte ich einmal das Vergnügen, von österreichischen Grenzaufsehern als vermeintlicher Schmuggler angesehen und arretirt zu werden. Mit der wiederkehrenden Gesundheit erwachte auch etwas Humor; ich schrieb eine kleine Komödie auf einer Alphütte im Bregenzer Walde, als ich zufällig im Regierungsblatte ein Verbot der Hazardspiele las. „Pharao, Noir, Lanzknecht" traten als Personen auf, die Scene war im Gebirge.

In meiner Einsamkeit gedachte ich, daß es doch nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe, ich beschloß also, meinen eigenen Herd zu gründen und heirathete. Während eines Besuches in München lernte ich Emanuel Geibel kennen; Freunde hatten ihm meine Gedichte gegeben und Geibel empfahl sie Cotta. Nachdem ich jahrelang nur Caserne, Zelt, Spital u. dergl. kennen gelernt hatte, trat ich in das Haus eines Dichters, sah mich auf der Poesie eigenem Grund und Boden. Hier war sie nicht mehr die verbotene Frucht, sondern der haushaltende gute Genius des ihr Ergebenen. Und auf eine ähnliche Zukunft sollte sich mir die Aussicht eröffnet haben. König Maximilian II., der edelsinnige Beförderer der Kunst und Wissenschaften, bewilligte mir einen Gehalt, mittelst dessen ich von jeder drückenden Sorge befreit, ungestört und ausschließlich meinen poetischen Arbeiten leben konnte. Das Krokodil, damals der bedeutendste literarische Club, gewissermaßen die Nebensonne der um den König versammelten Tafelrunde, förderte in erfreulichster Weise das Streben seiner Mitglieder. Zeuge deß das von Geibel herausgegebene „Münchener Dichterbuch", die beste derartige Sammlung, die seit Langem erschienen war und von keinem ähnlichen Unternehmen seither übertroffen wurde.

Im Juni 1858 erschien ein Bericht des dramatischen Preisgerichtes in München. Unter den Namen der ausgelesenen Stücke auch der meines „Catilina". Nach einer nochmaligen Umarbeitung erschien das Trauerspiel im Druck und kam sodann am 19. December 1866 zur erstmaligen Aufführung auf der kgl. Hofbühne zu München. Ein mehrmaliger Hervorruf der Schauspieler und des Autors bewies, daß doch Funken darin waren, die gezündet hatten. „Was die Aufführung betrifft," schrieb das Morgenblatt der M. Z., „so war sie, auch abgesehen von der Neuheit des Stoffes, eine der reichsten und

Digitized by Google

interessantesten, die wir sahen. — In erster Linie war Herr Possart als Darsteller der Titelrolle prächtig, jeder Zoll Römer waren die Herren Christen und Rüthling als Lentulus und Cethegus". Ein Vorwurf, der von anderer Seite erhoben wurde, betraf den Charakter Catilinas: „Ein so schlechter Mensch," hieß es, „sollte gar nicht auf die Bühne gebracht werden". Auch gegen die Wahl des antiken Stoffes wurde geeifert: „was uns diese römischen Geschichten angingen, die so weit hinter uns liegen" u. dgl. — Daß in einer Zeit beginnenden Verfalles die schuldige Hand, die gebrochene Kraft nach dem Rettungsschwerte greift, daß Catilina eine ihn anklagende Vergangenheit hinter sich, ohne das Vertrauen seiner Mitbürger erringen zu können, sich an die Spitze des Staates stellen will und darüber, sowie an seiner eigenen dämonischen Natur zu Grunde geht, ist gewiß tragisch! Wie modern aber der Inhalt des Dramas war, beweisen die Tage der Pariser Commune. Beinahe zu gleicher Zeit mit Catilina erschien ein weiteres Drama „Die Walkyren". Ausgehend von der Voraussetzung, daß wir die Wurzeln der meisten Eddalieder in den Zügen der Völkerwanderung zu suchen haben, verlegte ich in diese Zeit die Handlung des Stückes, welche nun als eine mythische und historische zugleich sich abspinnt. Der Held der Sage raubt mit seinen Brüdern die Schlachtjungfrauen, und wie ich den Nationalglauben mit dem Schicksal des Volkes verbunden vorzustellen mir vornahm, so ließ ich auch die Schuld seiner That auf sein Stammvolk zurückfallen. Die Germanen werden von den Hunnen bedrängt und gejocht. Die Sühne vollziehend fällt der Held als Sieger im Befreiungskampfe, nnd die versöhnte Walkyre führt ihn nach Walhalla. Es sind, wie man sieht, „die realen Verhältnisse der Gothen zu dem Hunnenreiche keineswegs nur äußerlich angehängt", sondern auf's innigste damit verknüpft. Als dramatischen habe ich hier den Vers des Nibelungenliedes auch im Dialog angewendet. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß an eine Darstellung auf dem Theater nicht zu denken war.

Die Walkyren erschienen 1866. — Bald darauf trat ich mit dem ersten Bande der Völkerwanderung als epischer Dichtung hervor. Es war mir vielfach angerathen worden, den Titel: „Bilder aus der Völkerwanderung" zu wählen, aber sträubte ich mich schon gegen eine aus einer anderen Kunst herübergenommene Benennung, so fand ich auch damit nicht das bezeichnet, was ich auszuführen mir vorgesetzt hatte.

Wenn das Epos vorzüglich durch das nationale Element, in dem es sich bewegt, ausgezeichnet ist, welch ein Gedicht konnte mehr darauf Anspruch machen, episch zu heißen, als eins aus den Tagen der germanischen Heldenkönige und ihres Volkes! Ergab sich ferner nicht die Anlage des Ganzen wie von selbst? Das Hereinbrechen der Völker gegen den römischen Staat, Roms Sturz und doppelter Wendepunkt des Geschickes im gleichzeitigen Untergang des Hunnenreiches, Gründung und Ende der neuen Reiche, aus deren Schutt sich jenes, das Mittelalter beginnende, nun erhebt. Außer den geschichtlichen Helden sollten auch die weltgeschichtlichen Ideen in Gestalten und Charakteren individualisirt eingreifen. So sollte Telestes den sterbenden Hellenismus, Audogar das aufblühende Germanenthum versinnlichen. Ueberhaupt sollten Sage, Geschichte, Legende und philosophische Weltanschauung in ein großes Ganze verwebt, weder in ein Ossianisches auf Abstractionen gestrecktes Nebelbild, „wobei die vorüberziehenden Völker und ihre Helden nur in magischer Beleuchtung und als Spiegelbilder jener geistigen Urmächte erscheinen," noch in einer bis in's Kleine gehenden Ausmalung der Einzelnheiten bestehen, sondern in raschem Gang wollte ich die Ereignisse erzählen, geordnet nach ihrer innern, eigenen Logik, durch frei erfundene Episoden verbunden und erläutert. So, stellte ich mir vor, müsse ein modernes Epos sich ausnehmen, nach anderen Bedingungen gebaut als eines im kindlichen Zeitalter der homerischen Welt, rascheren Ganges im Jahrhundert der Eisenbahnen und Telegraphen, und von größern Dimensionen, für ein lesendes, nicht für ein den Rhapsoden anhörendes Publicum bestimmt. Leider gelang mir nicht Alles, wie ich es vorhatte, ich weiß es wohl, allzuoft nur hing sich die anhaftende Scholle des Materials dem freien Flug an, oft waren prosaische Uebergänge nicht zu vermeiden, aber ich arbeitete mich doch nach und nach aus dem Boden der trockenen Thatsache in die Höhe, und es war gewiß unrecht, von bloßem Chronikstil, oder wie ein Literaturhistoriker verbessernd hinzufügte, „Hundetrab des Chronikstils," zu reden. Daß die Kritik unter den circa 20,000 Versen des Epos einige unächte Reime vorfand und aufwies, beunruhigte mich weniger. Die Wahl von abstracten Worten, wie Umgestaltung, Staatsverwaltung kann allerdings nur schwer in poetischen Verband gebracht werden, doch muß man auch berücksichtigen, daß bei der großen Anzahl von Reimenden auf e, en, er ꝛc. volltönende wie die auf ig, keit, ung dem Ohr eine angenehme Abwechselung gewähren, und gern gebraucht werden, selbst auf die Gefahr hin, nicht immer einen ganz reinen Reim anbringen zu können.

Mein jüngerer Bruder, Dr. Julius Lingg, hatte die ärztliche Praxis in einer der schönstgelegenen Ortschaften des Allgäu. Ich versah einstmals seine Stelle auf ein Paar Wochen; dieses und die Theilnahme an einem Lazarethzuge 1870, der die Verwundeten von Sedan aufzunehmen und in die Heimat zu verbringen hatte, waren die einzigen medicinischen Intermezzos, die mich seither auf kurze Zeit vom Dienste der Musen abgezogen haben. Doch schreiben sich von jenem Aufenthalte im Gebirge und einer Reise nach Graubündten die Eindrücke her zum „Ritter von Bergün", „Madrisa", „Schüler des Paracelsus" ꝛc., welche ich unter anderen Erzählungen in Versen unter dem Titel „Dunkle Gewalten" herausgab.

Gelegentlich der internationalen Kunstausstellung 1869 versuchte ich eine poetische Schilderung der bedeutendsten Gemälde von dem Gesichtspunkt aus, daß die Erzeugnisse der bildenden Kunst einer Epoche etwas unter sich Gemeinschaftliches in der Idee, und mit andern Künsten Verwandtes haben, was sich deshalb poetisch wiedergeben und deuten ließe. Um dem Vorwurf der Abhängigkeit einer solchen Dichtungsart zu begegnen, fingirte ich im Anhang einen Phantasiebilder-Saal mit obligater Kritik im Tagesstil. Zur Zeit, als hier Lord Byrons „Manfred" zur Aufführung kam, machte in England ein Buch großes Aufsehen, das so lange nach seinem Tode die Ehre des Dichters zu verunglimpfen bestimmt schien. Ein Zufall führte mich auf eine Stelle in Raumers „Geschichte der Hohenstaufen", worin erzählt wird, daß dem König Manfred eine gleiche Schuld von seinen Feinden angedichtet worden.

Die Idee, welche die Grundlage meiner Tragödie bildet, legte eine Zurückhaltung in der Behandlung auf, die dem dramatischen Gange nicht günstig sein, ja — einem großen Theil des Publicums vielleicht unverständlich bleiben konnte. Mehr Erfolg versprach ich mir von dem nun folgenden Drama „Der Doge Candiano", der dann auch nicht fehlen dürfte, da das Stück zur Aufführung an der Münchener Hofbühne angenommen ist, und die Urtheile der Kritik darüber nur günstig lauteten.

Während der Zeit, da im Jahre 1854 die Cholera in München herrschte, hatte ich ein kleines Satyrspiel „die Besiegung der Cholera" geschrieben; ich gab es im vorigen Jahre heraus, da die Gefahr des Wiederauftretens der Epidemie nahe schien und wirklich brach auch einige Monate darauf die Krankheit aus, eine furchtbare, aber unerwünschte Reclame für meine Komödie. Beinahe gleichzeitig habe ich auch den „Berthold Schwarz" wieder hervorgeholt; es war mir darum zu thun, diese Dichtung, an der ich seit meinen Jugendjahren mit vielen Unterbrechungen gearbeitet, in welcher ich so Vieles niedergelegt hatte, abzuschließen. Ich habe von dem Vorhandenen mehr hinweggethan, als ihm beigefügt. Das gab dem kleinen in Versen geschriebenen Drama einen kurzen und harten Ausdruck, ähnlich manchen Bildern aus der altdeutschen Schule, und es schien mir das wohl passend für die Sage von dem finstern und gequälten Mönche, der den Sterblichen das zerstörende Feuer brachte. Der vorausgehende Prolog steht in

Digitized by Google

keiner Beziehung zu dem Stücke selbst, das eigentlich ein Myster genannt werden kann. Die That einer weltumgestaltenden Erfindung, ein ungeheures Schicksal, eine Verantwortung, wie noch nie eine war, ist auf eine Menschenseele gelegt. Handlung und Charaktere entfalten sich aus dieser Idee, und zwischen die Handlung des Menschen tritt das Naturereigniß, denn aus dem Innern des Planeten sind die Bestandtheile der neuen Waffe heraufgeholt, und Donner und Blitz stehen in ihrem Dienste. „Berthold Schwarz" sollte der erste Theil einer Trilogie werden, in welcher ich die großen Erfindungen des XII. und XIII. Jahrhunderts dramatisch vorzuführen, mir als Aufgabe gestellt habe.

Hiemit schließe ich die Skizze meines bisherigen Lebensganges. Wahrscheinlich habe ich dabei zu viel von mir selbst gesprochen, nämlich von dem, was ich Gutes mehr angestrebt, als vollbracht habe, vielleicht war es unrecht von mir, so ausführlich darüber zu reden; es könnte scheinen, als wollte ich meinen Leistungen einen größern Werth beilegen, als sie vielleicht verdienen, als suchte ich meine kleinen Irrlichter den großen Schöpfungen unsterblicher Meister annähernd zu vergleichen, indem ich sie selbst beurtheilend, eines weiteren darlegte; aber wer nicht den Werth seiner Arbeiten hoch genug hält, um die Ehre seines Schaffens daran zu retten, auf den könnte man Schillers Worte anwenden: „den schlechten Mann muß man verachten, der nicht bedacht, was er vollbringt". Und wenn ich zurückblicke über ein halbes Jahrhundert und den wesentlichen Inhalt des Lebens zusammenrechne, wie klein erscheint diese Summe!

„Meine Herren!" pflegte einer unserer Professoren in der Klinik zu sagen „die Recepte, die Sie einmal brauchen, können Sie alle in die hohle Hand schreiben". So wenn wir aus dem ganzen Lebensgang alles Ueberflüssige wegstreichen, alle Stunden der Zerstreuung, der Erschlaffung, des Schlafens, des Essens, der Unterordnung unter fremden Willen, wie wenig bleibt da übrig! Man könnte es auch in die hohle Hand schreiben, aber in die, mit welcher wir zugleich aus der Quelle eines unvergänglichen Daseins schöpfen.

---

## Neue dramatische Dichtungen.

### Elfrida von Monte-Salerno.

Drama in fünf Aufzügen von G. Conrad (Prinz Georg von Preußen).

Wir haben gelegentlich einer früheren dramatischen Dichtung des Prinzen Georg von Preußen — es war das Trauerspiel „Christine, Königin von Schweden", dessen Titel der Verfasser seither in „Umsonst" umgewandelt hat — unsern Standpunkt dem Dichter gegenüber klar bezeichnet. Wir glauben ganz im Sinne des Verfassers zu handeln, wenn wir seine hohe Geburt bei der Kritik durchaus ignoriren. Die Pseudonymität gewährt uns die Möglichkeit, nicht wissen zu brauchen, daß der Verfasser ein Familienglied des Herrscherhauses ist. Er gibt uns die Erlaubniß, von ihm als von G. Conrad, dem fruchtbaren Dramatiker, dessen Stücke mit größerem oder geringerem Erfolge zur Aufführung gebracht worden sind, und im Drucke vorliegen, zu sprechen, und wir machen von dieser Erlaubniß Gebrauch.

Das soeben erschienene Conrad'sche Drama „Elfrida von Monte-Salerno" macht bei der Lectüre zunächst einen befremdlichen Eindruck. Meines Erachtens läßt sich aber gerade dieses Stück nach der Lectüre richtig beurtheilen; denn trotz der gebrauchten Vorsicht, daß dasselbe „den Bühnen gegenüber als Manuscript" zu betrachten sei, dürften der Aufführung schon aus rein äußerlichen Gründen die erheblichsten Schwierigkeiten entgegen stehen, — Schwierigkeiten, welche nur eine mit dem reichsten Maschinenapparate ausgestattete Bühne, ein Opernhaus ersten Ranges oder ein für Feerieen bestimmtes Theater zu überwältigen im Stande sein möchte.

Das Drama hebt an wie ein für die Bühnendarstellung berechnetes Stück; und bis zum Schluß des vierten Actes behandelt der Verfasser reale den menschlichen Sinnen verständliche Verhältnisse. Den Boden des Realen verläßt er gänzlich mit dem fünften Acte, einer dichterischen Phantasie, die an die Phantasie des Zuschauers selbst die stärksten Anforderungen stellt, und deren Verkörperung auf der Bühne den Besuchern eines Schauspielhauses noch befremdlicher erscheinen müßte, als die Dichtung dem Leser erscheint.

Das Drama ist, wie mir scheint, gar nicht als eigentliches Drama gedacht; gleichwohl würde es mit geringfügigen Aenderungen vielleicht auch auf der Bühne mit Erfolg gegeben werden können, aber nicht als Schauspiel sondern als Oper. In der That erinnert die dichterische Erfindung sehr lebhaft an die romantischen Opern wie etwa „Undine" oder „Hans Heiling"; an den „Sommernachtstraum", den „Sturm" ꝛc. erinnere ich absichtlich nicht, da die Freiheiten, welche sich Shakespeare nehmen durfte, die Dichter unserer Tage keineswegs dazu berechtigen, sich dieselben Freiheiten zu vergönnen. Hier in diesem Drama ist in der That Alles opernhaft gedacht: die blendende Pracht der Decorationen, die Verwandlungen; ja sogar die Chöre der Gäste, Mönche und Fischer sind klar indicirt, und die Musik scheint so durchaus nöthig für die Handlung, daß der Dichter an sechs bis acht Stellen seines Dramas dieselbe schon jetzt als unerläßlich bezeichnet hat. Bevor ich dies näher zu begründen versuche, will ich die Handlung erzählen, so gut es geht.

Im ersten Acte ist nur ein Theil der Exposition enthalten. Wir machen zunächst die Bekanntschaft des Herzogs Frias, welcher nach langen Jahren mit seinem Sohne Medoro in seine Heimat Neapel zurückkehrt und im prachtvollen Schlosse von Monte-Salerno seinen Gefühlen, die ihn bei der Rückkehr in die Heimat überkommen in einem Gespräche mit der Marquise Lorenzi Ausdruck gibt. Zwischen dem Herzog Frias und der Marquise hat früher ein zärtliches Verhältniß bestanden, der Herzog hat die leidenschaftliche und wahrscheinlich früher sehr schön gewesene Marquise verlassen und sich der anmuthigen Fürstin von Monte-Salerno zugewandt. Die Frucht dieser Verbindung ist Elfrida, welche in der Ehe geboren ist und daher nicht den Namen ihres Vaters, sondern den des Gatten ihrer Mutter führt. Der Herzog hat den Fürsten von Monte-Salerno — den unglücklichen Gatten seiner Geliebten — im Duell getödtet; um jedoch die Fürstin nicht zu compromittiren, hat er das Gerücht verbreiten lassen, der Fürst sei von Banditen erschlagen worden. Die Welt glaubt es auch, aber das eifersüchtige Auge der Marquise, die den Herzog noch immer mit wilder Leidenschaft liebt, hat die Wahrheit durchschaut; sie weiß, daß Elfrida seine Tochter und weiß, daß der Fürst von Monte-Salerno von seiner Hand gefallen ist.

Ihrer Obhut nun hat der Herzog von Frias das Kind, das bald auch seine Mutter verlieren sollte, anvertraut. Es war schlechterdings unmöglich, eine ungeeignetere Erzieherin für Elfrida zu finden. Der Herzog hat auf Befehl des Königs in ferne Lande ziehen müssen, und die Marquise hat ihren Einfluß auf Elfrida benutzt, um den Charakter des Kindes in Grund und Boden zu verderben. Bei seiner Rückkehr findet er nun Elfrida als ein in der Genußsucht und Schwelgerei bis zur Zügellosigkeit entartetes Mädchen wieder, umgeben von einem Schwarm von Anbetern, die sie je nach den Neigungen ihrer Laune begünstigt oder mißhandelt. In dem Augenblicke, da wir Elfrida kennen lernen, ist sie mehr oder minder geneigt, alle ihre früheren Galane schlecht zu behandeln, denn sie hat Medoro, den Sohn des Herzogs, erblickt und sich in diesen auf der Stelle verliebt. Sie ahnt nicht, daß er ihr Halbbruder ist.

Zunächst sieht es so aus, als ob dieser Conflict nicht die allerstärksten Proportionen annehmen würde, denn dieser Medoro hat eine Anverwandte der Fürstin Elfrida, Lucrezia, gesehen und sich ebenfalls auf der Stelle in diese verliebt — so scheint es wenigstens. Lucrezia hat sich in der glücklichen Lage befunden, dies Gefühl sofort erwidern zu können, der Vater des Medoro hat mit vorsichtiger Eile diese günstige Conjunctur verwerthet und seinen Sohn schleunigst mit der anmuthigen Lucrezia verlobt.

Digitized by Google

Aber schon beim Beginn des zweiten Actes machen wir die Wahrnehmung, daß die Verhältnisse doch nicht so günstig liegen wie wir soeben mit dem Herzog Frias anzunehmen geneigt waren. In diesem zweiten Acte offenbart sich zunächst — in einem Monologe — die Marquise in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit. Wir erfahren, wie ich schon vorherschickte, daß sie für ihre verschmähte Liebe an dem Kinde des Treulosen Rache geübt; sie hat es geflissentlich verwildern lassen. Mit weiser Selbsterkenntniß darf sie sich als „Dämon" bezeichnen. Was aus Elfrida geworden ist, erfahren wir aus dem Munde eines für sie Schmachtenden, des Herzogs Gaetano.

„Das Glück der Liebenden hat sie zerstört,
Der Ehen heil'ge Bande frech zerrissen,
So manches Herz in frevlem Uebermuth,
In roher Selbstsucht schonungslos gebrochen.
Kann sie, die Niemand schont, noch Schonung fordern?
Auch ist sie wen'ger eine Dame als
Ein öffentliches Unglück wie die Pest
Zum Beispiel."

Diese mehr wahre als galante Charakteristik der Heldin wird durch ihre Handlungen vollkommen gerechtfertigt. Gleich die folgende Scene bringt die Bestätigung. Zwischen diesem Gaetano und einem Moslem, dem Sohn des Bey von Tripolis, Hamid geheißen, der ebenfalls für Elfrida schwärmt, der sie aus der Gefangenschaft befreit, dem Throne entsagt, sein Volk verlassen, den Fluch des Vaters auf sein Haupt geladen hat, um ihr zu folgen, entspinnt sich ein Streit. Elfrida, anstatt die erhitzten Gemüther zu beruhigen, schürt die Flamme der Zwietracht und führt mit einer über alle Verworfenheit erhabenen Berechnung aus, daß der Zweikampf zwischen diesen Nebenbuhlern, welchen Verlauf er auch immer nehmen möchte, für sie nur ein befriedigendes Resultat ergeben könnte; denn — so calculirt diese anmuthige Person — diese beiden Personen lieben mich und verfolgen Jeden, der mich liebt, drohen einem Jeden, der mir mit zärtlichen Gefühlen naht, mit Tod und Verderben. Ich aber liebe Medoro. Wenn sie etwas davon erführen, so würden sie Medoro in der angedeuteten Weise mit Schwert, Gift oder sonst einem der üblichen Mittel zur Beförderung vom Leben zum Tode belästigen; und deshalb ist es mir schon lieber, sie schlagen sich unter einander todt. Wer auch von Beiden fällt, gleichviel es ist immer einer weniger. Es heißt wörtlich in der Dichtung:

Marquise.
Wozu erregst du unnütz solchen Anstoß?
Wie unbedacht!

Elfrida.
Ich wünscht' es lange schon!

Marquise.
Wenn Gaetano fiele?

Elfrida.
Meinethalben.

Marquise.
Und wenn Hamid den Todesstreich empfinge?

Elfrida.
O, desto besser! desto besser! Beide
Sind mir verhaßt, sind längst mir schon im Wege.
. . . . . Wenn sie ahnten,
Was mir Medoro ist, so würden sie
Ihn tödten.

Nun kehrt Hamid siegreich zurück, und dieselbe Elfrida, die soeben bei der Möglichkeit, daß derselbe den Tod finden würde, in hellen Jubel ausgebrochen ist, wirft sich mit den Worten:

„Du bist's? Ich hab' dich wieder? Welches Glück!"

in seine Arme. Für ein junges Mädchen scheint mir hier doch die Bestie etwas zu stark entwickelt zu sein. Eine solche Verworfenheit in einer so jugendfrischen Hülle ist hoffentlich unwahr, und wenn sie wahr sein sollte, wäre sie noch immer nicht künstlerisch.

Gaetano, der tödtlich Verwundete, schleppt sich, auf sein Schwert gestützt, auf die Bühne, flucht Elfrida und ihren Helfershelfern und bricht todt zusammen.

Damit schließt der zweite Act. Die erste Scene des dritten Actes ist etwas unverständlich. Die Marquise ruht auf Polstern; ein Fremder — es ist der Fürst Andrea von Rocca-Forte — tritt ein, bewundert die Pracht des Saals, sieht die Dame liegen, hält diese für die Fürstin von Monte-Salerno und macht ihr mit jener Schnelligkeit, an welche uns die früheren Liebeserklärungen bereits gewöhnt haben, ein ungewöhnlich stürmisches Geständniß der Leidenschaft, die ihn verzehrt.

„Ich liebe Euch, und werd' Euch ewig lieben."

Aber damit noch nicht genug, er macht der alten Marquise, die er, wie gesagt, für die junge Elfrida hält, einen Antrag, der für den Ruf, dessen sich die junge Fürstin im Lande erfreut, recht charakteristisch ist, denn er fährt fort:

„Was zögert Ihr, hier ist es still und einsam,
Geborgen sind wir vor dem Blick des Spähers.
Bezaubert scheint dies Schloß, in Schlaf versunken
Sind die Bewohner, keinen Laut vernehm' ich —
O laßt mit Euch mich leben oder sterben".

Das ist natürlich nur Redensart; denn augenscheinlich wünscht der Fürst etwas ganz Anderes, als mit der Dame zu sterben; und die Marquise macht sich den zweifelhaften Scherz, ihn auf die Probe zu stellen. Sie sagt, man habe sie isolirt, weil man glaube, daß sie von der Pest angesteckt sei. Mir gefällt dieser Spaß aus dem Munde einer Dame nicht sehr, aber in Geschmackssachen läßt sich ja nicht streiten. Es versteht sich, daß der feurige Andrea durch diese Mittheilung gründlich abgekühlt wird und sich schnell entfernt. Wozu die ganze Sache dienen soll, habe ich nicht recht verstanden; als scherzhafte Episode ist sie nicht scherzhaft genug, und mit der Handlung selbst hat sie gar nichts zu thun. Ohne Schädigung des Ganzen könnten die ersten drei Auftritte des dritten Actes gestrichen werden. Die Handlung dieses dritten Actes ist nicht sehr reich. Medoro, der freudestrahlend im ersten Acte Lucrezia an der Hand vor seinem Vater erschien mit den jubelnden Worten:

„Ich bringe frohe Botschaft, theurer Vater;
Lucrezia wird ihre Hand mir reichen,"

erklärt nun auf einmal, ohne daß die arme Lucrezia sich das Geringste hätte zu Schulden kommen lassen:

„Lucrezia kann ich nicht lieben, Vater!"

Motiv: er liebt Elfrida, die, um sein Herz zu gewinnen, bis jetzt weiter nichts gethan, als daß sie sich ihm in ihrem goldenen Schiffe gezeigt hat. Dem Vater des Medoro, der, wie man weiß, gleichzeitig der Vater Elfridas ist, ist das natürlich höchst unangenehm. Die Marquise aber freut sich darüber, boshaft, wie sie nun einmal ist. Wir erfahren noch, daß Elfrida mit einem Schiffer, Namens Gennaro, cocettirt daß sie, während der Gefangenschaft in Tripolis ihren Glauben abgeschworen hat und zum Islam übergetreten ist. Frias, den die Liebe seines Sohnes zu seiner Tochter mit Grauen erfüllt, zieht sich von der Welt zurück und wird Franciscaner.

Im vierten Acte platzen die beiden Nebenbuhlerinnen auf einander: Lucrezia und Elfrida, die beide Medoro lieben — man weiß zwar nicht recht, weshalb; denn Medoro thut nichts, um irgend ein ernsthaftes Gefühl hervorzurufen. — Die Zankscenen der Weiber sind im Drama schon mehrfach mit großem Glücke benutzt worden. Man denke nur an die gewaltige Wirkung, welche der Streit der Chriemhild und Brunhild in dem Geibel'schen Trauerspiel hervorruft. Die Situation ist hier ganz dieselbe; aber in der Ausführung steht Georg Conrad hinter Emanuel Geibel zurück. Geibel hat wohlweislich keinen Mann zum Zeugen des peinlichen Auftrittes zwischen den beiden erregten Weibern gemacht. Denn wenn zwei Frauen sich zanken, und ein Mann dabei ist, so spielt dieser immer eine mehr oder weniger thörichte Rolle; und in der That überaus kläglich steht der arme

Digitized by Google

Medoro da, während sich Lucrezia und Elfrida seinetwegen schmähen.

Was für ein Gesicht mag er auf der Bühne machen, wenn er hören muß, wie seine Braut, die er nicht liebt, von seiner Geliebten, die nicht seine Braut ist, beleidigt wird, und umgekehrt? Und was für ein Gesicht mag er machen, wenn er hören muß, wie Elfrida, mit einer faustfarken Anspielung auf ihn selbst, zu Lucrezia sagt:

„Beneidenswerth bist du vor vielen Frauen!
So früh hast du das Höchste schon gefunden!"

— das Höchste, nämlich ihn, Medoro. Ein guter Darsteller würde, wenn ihm diese Schmeicheleien gesagt werden, doch jenen beschämt abwehrenden Gesichtsausdruck annehmen, als wolle er sagen: „aber bitte, machen Sie mich doch nicht erröthen!" — und ein solcher Gesichtsausdruck ist auf der Bühne für eine halbtragische Situation niemals vortheilhaft. Aber es geht noch weiter! Elfrida sagt, ohne daran zu denken, daß Medoro anwesend ist, zu der von ihr gehaßten Lucrezia:

„. . . . . Nur eine Flammenseele
Wird ihn erfassen, wie er es verdient!
O, du weißt nichts von Liebe!"

— worauf Lucrezia, mit Recht pikirt, — immer in Medoros Gegenwart replicirt:

„Allerdings
Von der, die du empfindest, weiß ich nichts."

Und nun werden die beiden Frauen immer anzüglicher. Lucrezia wirft ihrer Nebenbuhlerin, wenn ich den Sinn richtig erfaßt habe, mangelhafte Jungfräulichkeit vor; und Elfrida antwortet darauf, daß ein solcher Vorwurf nur erhoben werden könne von einem Weibe, welches selbst des für eine Braut doch sehr wünschenswerthen Requisits entbehre:

„Doch allzu hoch scheint mir der Preis, den du
Für diese Kenntniß hingegeben hast".

Lucrezia antwortet:

„Unwissenheit und Unschuld solltest du
Nicht wissentlich verwechseln. Teuflisch ist
Der Kunstgriff, jene Schuld, der ich dich zeihe,
Auf mich zurückzuwälzen".

Und Medoro steht immer dabei. Die Frauen werden immer deutlicher und deutlicher. Es unterliegt keinem Zweifel, meine Vermuthung war richtig. Und was thut Medoro? Er sagt zu seiner Braut, daß sie nicht im Stande sei, sein Vertrauen zu der geliebten Elfrida zu erschüttern. Ja, als Lucrezia den letzten — und wie sie vermeint, tödtlichen Pfeil auf die Gegnerin schleudert und ihr vorwirft, den Glauben an Christum abgeschworen und Gott gelästert zu haben in der Moschee, und Elfrida eine Art von Ohnmacht heuchelt, wird Medoro vollends aufgebracht gegen seine Braut, wirft ihr Hartherzigkeit vor, versichert Elfrida seiner Treue und seines Vertrauens — was allerdings nach den Antecedentien des Medoro nicht viel zu bedeuten hat — läßt seine Braut stehen und führt Elfrida weg.

Man wird mir zugeben, daß der Dichter nicht viel gethan hat, um Medoro besonders liebenswerth zu machen. Georg Conrad ist hier in denselben Fehler verfallen wie in seinem Schauspiele: „Königin Christine". Hier wie dort hat er jene männlichen Persönlichkeiten, die Helden sein sollen, und um deren Willen die Frauen die härtesten Geschicke zu erdulden haben, nicht mit denjenigen Eigenschaften ausgestattet, welche die Leidenschaften jener Frauen erklärlich machen könnten. Wie sein Monaldeschi der Gefühle der Königin Christine unwerth erschien, so ergeht es auch seinem Medoro. Man begreift nicht, daß dieser Mann auch nur einer Frau ein lebhafteres Interesse einflößen, geschweige denn zwei Frauen zu heißer Liebe entflammen könne.

Lucrezia gibt ihren uninteressanten und ungalanten Geliebten noch immer nicht preis. Sie will ihn, bevor sie sich dazu entschließt, in der klösterlichen Zelle über ihre Liebe zu trauern, noch einmal sprechen. Sie schreibt ihm einen Brief, in dem sie ihm ein Stelldichein bestimmt, und übergibt dieses wichtige Document — wie das gewöhnlich in den Schauspielen geschieht — natürlich dem allerungeeignetsten Boten, nämlich jenem Fischer Gennaro, von dem man sich vielleicht erinnern wird, daß er Elfrida liebt. Gennaro hat denn auch nichts Eiligeres zu thun, als den Brief seiner verehrten Elfrida mitzutheilen. Und Elfrida faßt mit jener Schnelligkeit, an die wir uns allgemach gewöhnt haben, den Entschluß, Lucrezia zu tödten.

Nun häufen sich in den letzten acht Seiten dieses Aufzugs die überstarken dramatischen Effecte in ungewöhnlicher Weise.

Die Marquise credenzt dem fanatisirten Fischer einen Trunk Wein. Man ahnt sofort — und die Folge bestätigt es —, daß dies nicht der gewöhnliche Tischwein ist, der „des Menschen Herz erfreut". Er enthält vielmehr das mit den in den Tragödien vorkommenden Getränken unweigerlich verbundene Gift.

Gennaro begibt sich zum Stelldichein, wie Möros, „den Dolch im Gewande" und wie Faust „mit diesem Trunk im Leibe".

Der Saal des Schlosses füllt sich mit Gästen, die sich unter dem Schutze der Maske in das verrufene Prachtschloß hineinwagen. Der Jubel des Festes wird aber verschiedentlich in unliebsamer Weise unterbrochen. Zunächst vernimmt man ein donnerartiges Getöse: der Vesuv kündigt sich als ungebetener Gast an. Aber daran sind die Bewohner von Monte-Salerno schon gewöhnt, und die Lustbarkeit wird nicht lange dadurch gestört. Unangenehmer wirkt es, als in die rauschenden Klänge des Festes die ernsten Weisen der Mönche klingen. Der Herzog von Frias tritt, begleitet von seinen neuen Ordensbrüdern, als Franciscanermönch in den Saal und hat die, für einen Vater doppelt unangenehme Aufgabe zu erfüllen, den Fluch der Kirche über Elfrida auszusprechen. Während des Fluches kommt noch ein Intermezzo, ebenfalls nicht sehr erheiternder Natur. Konnte man noch schwanken in dem Urtheile, ob der Scherz der Marquise, sich für eine Pestbehaftete auszugeben, zulässig erschien, so muß der Maskenscherz, welchen sich Hamid gestattet, ohne alles Bedenken als unzulässig verurtheilt werden. Hamid läßt nämlich eine Bare herbeischaffen, auf welcher eine verhüllte Gestalt liegt. „Narren mit Schellenkappe und Pritsche umtanzen dieselbe." Elfrida schlägt das Tuch zurück und erblickt die Leiche Lucrezias. Gennaro hat also seine Schuldigkeit gethan. Und die Marquise auch. Denn alsbald sehen wir Gennaro leichenblaß in den Saal schwanken; er will seine Sünde noch durch ein reuiges Bekenntniß büßen, er will die Thäterin nennen, aber der Tod verschließt ihm den Mund.

„Ich bin gerettet!" jubelt Elfrida. Sie jubelt zu früh. „Ein furchtbares Getöse dringt aus der Tiefe, Flammen schlagen aus dem Boden, die Säulen schwanken, Lavaströme brechen hervor, ein Theil des Saales stürzt ein."

„Medoro!" ist Elfridas letztes Wort. Sie wird mit Hamid, dem Fürsten von Rocca-Forte und der Marquise von den Trümmern des zusammenbrechenden Saales verschüttet. Demnach darf man glauben, daß das Stück zu Ende sei. Auf den letzten acht Seiten sind sechs Personen um's Leben gekommen: Lucrezia, Gennaro, Hamid, der Fürst von Rocca-Forte, die Marquise und Elfrida. Aber wir sind erst am Schlusse des vierten Actes.

Der fünfte Act spielt ganz in das Phantastische hinüber. Wir sehen die Trümmer des einst so herrlichen Schlosses. Wir sehen Frias als Mönch an der Unheilsstätte beten. Sein Sohn Medoro ist wahnsinnig geworden. Er glaubt, Elfrida lebe noch. Bis dahin ist alles klar und verständlich. Nun aber überrascht uns der Dichter durch eine poetische Kühnheit, die wir als solche gelten lassen, die sogar eine wahrhaft dichterische Natur verräth, die aber gerade im Drama kaum gewagt werden darf.

Der Dichter läßt nämlich Medoro im Wahnsinn auftreten und verkörpert nun die Einbildungen dieses Wahnsinnigen; d. h. also: vor den Augen des Zuschauers baut sich aus den Ruinen das Schloß in alter Pracht wieder auf; und Elfrida erscheint, „wie im vierten Acte gekleidet". Bei der Vision bewendet es nicht. Elfrida ist es wahr und wahrhaftig, welche zu ihm spricht und ihm eine flammende Liebeserklärung macht — da ist's um ihn geschehn! Schon will er ihr ewige Liebe schwören am Altar,

Digitized by Google

der aus der Versenkung wie gerufen aufsteigt, als Frias, der leibhaftige Frias dazwischen tritt, begleitet von den Mönchen. Sie scheinen sich über den höllischen Spuk, der die Ruinen zu einer herrlichen Säulenhalle wieder aufgerichtet und die Todte wieder zu den Lebenden gerufen hat, nicht zu wundern. Frias will um jeden Preis seinen Sohn vom Verderben retten, und er enthüllt ihm das Geheimniß von Elfridas Geburt. Elfrida sinkt mit einem Schrei „in die schwarzen Wolken, welche den Altar umgeben. Diese umhüllen kurze Zeit den Saal fast gänzlich, Medoro taumelt entsetzt in den Vordergrund . . . Die Wolken zertheilen sich allmählich. Man erblickt den Saal wieder als Ruine" . . . Medoro sinkt mit dem Schrei:

„O schütze du mich, heilige Mutter Gottes!"

bewußtlos zusammen.

Das ist das Stück. Wie man sieht, sind die zuletzt aufgezählten Effecte durchaus opernhafter Natur. In der Oper läßt man sich die verwegene Mischung von den mit den gewöhnlichen Sinnen faßbaren und den übernatürlichen Dingen gefallen, die bei der Recitation schwerlich als annehmbar befunden werden würden. Ueberhaupt macht die ganze Dichtung, wie ich schon bemerkte, den Eindruck, als ob sie für die glänzende Ausstattung einer großen Oper berechnet sei.

So die Hauptdecoration des Saales im Schlosse, die vom Dichter mit minutiöser Sorgfalt bis in's Geringfügigste beschrieben wird. Gleich zu Anfang, am Ende des ersten Auftritts, ertönt „festliche Musik". Sie wird immer stärker, und wir erblicken im zweiten Auftritt auf dem Verdecke eines goldenen Schiffes Elfrida mit ihren Freunden und Freundinnen, „von dem glühenden Licht des Abendroths übergossen. Sie hält einen krystallenen Pokal mit Cyperwein in der Hand und stößt jubelnd mit den Andern an. Junge Fischer in leichten Kähnen umgeben jauchzend das Schiff". Das ist, wie mir scheint, ein echtes Motiv für eine Opernsituation; oder ich verstehe nichts von der Sache. Auf der folgenden Seite des Buchs sollen sich, nach der Vorschrift des Dichters, einige Fischer in das Meer stürzen, um die Goldstücke, welche Elfrida ausgestreut hat, aufzufischen. Alles das macht auf mich ganz den Eindruck des Opernhaften. In dem folgenden Zwiegespräche zwischen Elfrida und ihrem Vater Frias ertönt wieder „festliche Musik".

Im zweiten Aufzuge vernehmen wir „dumpfes, donnerartiges Getöse".

Lucrezias Monolog im dritten Acte wird von Musik begleitet.

Der Maskenball am Schlusse des vierten Actes, über den bereits gesprochen worden ist, mit dem Vorspuk des vulcanischen Ausbruchs, dem Erscheinen der psalmodirenden Mönche, der Bare, dem Erdbeben und dem Zusammenbrechen des Saales ist ganz und gar wie das Schlußtableau eines Opernactes erfunden.

Dasselbe gilt von dem Aufbau der Ruinen, von dem Altare, der dem Boden entsteigt, wie von dem Wiedereinsturze des Schlosses im Schlußacte.

Kurzum ich glaube, der Dichter würde mit geringer Mühe aus seinem Drama ein effectvolles Libretto gestalten können. Und in diesem Falle würde die Kritik, welche jetzt das Werk in seiner vorliegenden Gestalt als „Drama" zu besprechen hat, natürlich ganz anders lauten. Die Conrad'sche Dichtung enthält in der Sprache mancherlei wirklich poetische Schönheiten. Auch in der Erfindung und Composition verräth sich ein ganz entschieden dichterisches Talent.

Wenn das nun der Kritiker constatiren will, und wenn er gleichzeitig durch seine Ueberzeugung gedrängt wird, über das Werk des Dichters, obschon es diese Begabung bekundet, doch im Großen und Ganzen ein ablehnendes Urtheil aussprechen zu müssen — was thut er dann?

Er schreibt ausführlich und maßvoll. Und das habe ich gethan.

**Paul Lindau.**

---

## Magyarische Literatur.

Ungarische Volksdichtungen. Uebersetzt und eingeleitet von Ludwig Aigner. Pest 1873.

### I.

In diesem Buch blickt der Deutsche in eine ganz fremde Welt hinein; es erscheinen ihm aber in dieser Welt doch auch viele Gestalten, welche er, obwohl in neuem Costüme, sogleich wieder erkennt.

Der Verfasser, seit Jahren mit magyarischer Literatur beschäftigt und selbst in Pest wohnhaft, hat längere Zeit in Stuttgart gelebt und sich auch mit dem Schatz der deutschen Volkslieder vertraut gemacht. Sein einleitender Aufsatz „über das ungarische Volkslied" ist sehr lehrreich. Er hebt hervor, daß die Magyaren (und die stammverwandten Szekler und Palozen) nicht allein so viel später als die Deutschen den Boden Europas erreichten, sondern auch das Christenthum erst 700 Jahre nach den ersten Anfängen der Kirche auf deutschem Boden annahmen. Dann kamen die Kämpfe mit sämmtlichen Nachbarvölkern, welche alle sehr kriegerisch waren; hierauf die Mongolennacht, endlich der Jahrhunderte füllende Krieg gegen die Osmanen; es war diesem Volk für geistige Thätigkeit allezeit wenig Muße gewährt. Noch mehr als bei uns Abendländern wurde aber die Ausbildung einer nationalen Literatur gehindert durch den Gebrauch des Lateinischen als amtlicher Sprache und als eines internationalen Mediums zwischen den Gebildeten der verschiedenen Völker des Reichs. Eine Kunstpoesie in magyarischer Sprache trat, und zwar in sehr vereinzelten Werken, erst seit Mitte des 17. Jahrhunderts hervor.

Da ist es denn für die Erhaltung der Sprache und der Nationalität inmitten so zahlreicher fremdsprachlicher Nachbarn sicher sehr einflußreich gewesen, daß durch all diese Jahrhunderte, und, — wie es scheint, hinauf bis zu einer frühen Zeit der Ansiedlung in Europa, sich unter den Magyaren ein Volksgesang ausgebildet hat, der von ganz eigenthümlichen Melodien getragen sich bis heut im Gedächtniß des Landvolks erhielt. Auch in Ungarn hat erst unser Jahrhundert wieder auf diese alten Ueberlieferungen geachtet, und der Verfasser führt (S. XVI) eine nicht unbedeutende Zahl von Sammlungen solcher Volksdichtungen an, unter denen die drei im Auftrag der Kisfaludygesellschaft gedruckten Bände von Märchen und Liedern besonders wichtig zu sein schienen. Aus diesen Sammlungen hat Herr Aigner eine Auswahl mit dem Wunsche übersetzt, „dem im Auslande so gut wie unbekannten Vaterlande, und dem vielfach verkannten und mißverstandenen Volke dort Freunde zu gewinnen".

Ueber die Art, wie er selber seine Aufgabe faßt, spricht er sich offen aus: genaue Wiedergabe sei nicht immer thunlich, sei bei dem eigenthümlichen Rhythmus der ungarischen Volkslieder und dem Umstande, daß darin sehr häufig eine Assonanz die Stelle des Reims vertritt, oft völlig unmöglich. Er habe daher die Reime bisweilen anders gestellt, hie und da auch lieber den Reim geopfert als die Ausdrucksweise des Originals. Für dieses Festhalten an dem Wortlaute möge man ihm manche Härten verzeihen. Wir werden das gerne thun, wenn wir dafür glauben dürfen, eine treue Uebertragung zu erhalten. Uebrigens ist es mit diesen Härten so schlimm nicht; im Gegentheil, die Uebersetzung liest sich meist leicht und gefällig, nur daß zuweilen ein sehr moderner Ausdruck unterläuft, wie solche die Uebertragung alter Gedichte nur schwer vermeidet. Uebrigens haben sich auch in die ächtesten deutschen Volkslieder durch ihre allmähliche Umwandlung in der Ueberlieferung solche moderne Wendungen gar nicht so selten eingeschlichen. Besonders die eigentlich lyrischen Lieder lesen sich sonst bei Herrn Aigner ganz wie Originale, und dies mag sehr schwer geworden sein, grade weil diese Lieder oft in Form und Ausdruck so außerordentlich einfach sind. Ich will viel lieber ein Dutzend Sonette von Shakespeare als etwa

Digitized by Google

Marlowes „Come live with me, and be my love“ ins Deutsche übersetzen*).

Unter diesen lyrischen Liedern bilden die größte Classe die Liebeslieder, und hier macht sich sofort im Vergleich mit uns Deutschen die Race geltend. Auch hier trägt der Gesang die verschiedensten Schattirungen, nie die Liebe selbst, von dem ersten Sehnen bis zur fröhlichsten Erfüllung — aber der Ton ist verschieden. Bei uns ist das Liebeslied vorwaltend seelisch und neigt zum Sentimentalen. Bei dem Sohn der Puszta braust es weit mehr von Leidenschaft: es waltet in der Freude eine frische Sinnlichkeit vor, während der Verlust zur wilden Verzweiflung wird, welche häufig den heftigsten Fluch hervorstößt.

Wir haben wohl kaum in Deutschland ein so übermüthig männisches Lied wie das des magyarischen Bauerburschen (Nr. 11):

Vom Felde kehr' ich heim, die Schmiede ist mein Ziel,
Von meines Rößleins Huf herab das Eisen fiel;
So lange als der alte Schmied beschlägt mein Pferd,
So lang bleib' ich in Deinen Armen, Liebchen werth.

Beschlage, Schmied, beschlage nur recht langsam mein Roß,
Dann geb' ich gerne Dir ein Trinkgeld, fürstlich groß;
So oft als Du nur schlägst auf meines Rößleins Fuß,
So oft drück' ich auf Liebchens Lippen einen Kuß!

Der kecke Bursch erlaubt sich (und das kommt hier mehr als einmal vor) gelegentlich auch eine doppelte Liebschaft und rühmt sich einer Untreue, welche der Codex der deutschen Volksminne verpönen würde (Nr. 63):

Zu dem Weinberg ging ich hin,
Auf die Reben that ich steigen,
Von Rebenzweig zu Rebenzweigen;
Nach der Blonden steht mein Sinn!

Zu der Wiese ging ich hin,
Auf die Brombeer' that ich steigen
Von Brombeerzweig zu Brombeerzweigen;
Nach der Braunen steht mein Sinn!

That von da zur Csarda gehen,
Um mein braunes Lieb zu sehen;
Und der Braunen Küssen, Pressen
Macht die Blonde mich vergessen!

Das Mädchen rühmt sich sehr stolz des Marktgeschenkes, das ihr von dem Liebsten kommt, ohne doch zu verrathen, wer es ihr gegeben hat (Nr. 53):

Ach, du langes, rothes, so schönes breites Band! . . .
Du bist meines Herzens heimlich süßestes Pfand,
Heimliche Liebe, meines Herzens schöne Blüthe,
Die im silbernen Licht des Abendsterns erglühte.

Doch woher ich dich hab', und wer dich mir gab,
Wisse nur der Abendstern und das stille Grab;
Wissen will man es, doch ich sag's nicht, wer es sei,
Meines Herzens süßes Geheimniß bewahr' ich treu.

Weihnacht naht, da sollst in meinem Haar du prangen,
Röthlich schimmern die Straßen, wo ich komme gegangen,
Und die Burschen schauen, und necken mich grob und feiner,
Meines Herzens Geheimniß erfährt ja dennoch keiner!

Auf die flotte Freude an der Sinnlichkeit geht auch das Mädchen mit Stolz ein (Nr. 99):

Der Hahn am Düngerhaufen
So viel nicht scharrt,
Wie oft als mein Herzliebster
Wohl meiner harrt;
Und Tag und Nacht doch emsig
Er sucht und scharrt,
So viel er doch nicht scharrt,
Wie oft Er harrt.

Der Wächter auf dem Thurme
So viel nicht schreit,
Wie oft als mein Herzliebster
Mir Küsse beut.
Und Tag und Nacht doch emsig
Er ruft und schreit,
So viel er doch nicht schreit,
Als Küss' Er beut.

Das Rad der Wassermühle
So viel nicht tost,
Wie oft als mein Herzliebster
Mich herzt und kost;
Und Tag und Nacht doch emsig
Sich's dreht und tost,
So viel es doch nicht tost,
Als Er mich kost.

Wo fände man im deutschen Volkslied seit den Tagen der Minnesänger diese kecke Naivetät? Sie ist der orientalische Tropfen im Blut des magyarischen Weibes.

Nächst dem Liebeslied bilden eine besondere Classe die Lieder, wo der Mann seinen Stand rühmt. Da ist es nun wieder ganz charakteristisch, daß nicht wie bei uns der Handwerker sich ein Lied singt, worin er mit philiströsem Behagen seiner Arbeit sich freut oder allenfalls auch ein andres Metier verspottet. In jeder deutschen Liedersammlung füllen diese Zunftlieder ganze Bogen aus. Aber wie sein Nachbar der Pole, so war auch der Ungar alter Zeit niemals Handwerker, er überließ das dem eingewanderten „Schwaben“. Der Race des Landes, wo jeder Mann sich von Adel fühlt, gehören die Gewerbe an, wo in freier Luft, auf Feld und Haide, Kraft und Lebenslust die männlichen Adern schwellt. Der Magyar empfindet sich mit Stolz als Fischer der Theiß, als Hirt der Puszta, als Soldat, gelegentlich auch als Räuber. Schon der Bojtar, der Unterknecht des Hirten, rühmt sich naiv seines Glückes, als er mit 20 Gulden Jahreslohn und 50 Kreuzern Handgeld auf einem Gute des Grafen Szechenyi antritt — die 50 Kreuzer kamen freilich nicht in die Sparcasse, denn die hat er sogleich in der Csarda verjubelt! (Nr. 55.) Es ist denn ganz aristokratisch ungarisch, wenn wieder über die Köpfe dieser Unterknechte weg der eigentlich verantwortliche Rinderhirt, ein großer Herr in seiner Classe, seinen Hausstand und sein arbeitsloses Behagen sich lobt (Nr. 94):

Ich bin, ja ich der Rinderhirt,
Ich bin's, der's Vieh zur Weide führt;
Wenn mein Bojtar im Regen geht,
Da liege ich im Himmelbett.

*) Allzuböse Reime und Grammaticalfehler rügt man höchstens in einer Note unterm Text. „Grünt“ auf „sind“ (Nr. 5), „gefüllt“ auf „hielt“ zu reimen (S. 98), ist auch im Volkslied unleidlich, lieber reimt man gar nicht. Um eines Reimes willen für den Infinitiv die Form „vergeußen“ zu brauchen (Nr. 77), ist noch schlimmer. Formen wie „haute sie“ statt „hieb“ (Nr. 98), „du wachsest“ statt „wächsest“ (Nr. 101), besonders aber die ganz barbarischen schwachen Imperative „gebe“ statt „gieb“ (S. 97. 104. 105), „nehme“ statt „nimm“ (S. 180) darf man nur einem Ungarn verzeihen, der sein Deutsch in Oesterreich gelernt hat. Jene Imperative schwacher Form (zu denen bei ihm noch „trete“ statt „tritt“ hinzukommt) hat Goethe noch unbefangen aus irgend einem Dialekt (nicht dem Frankfurter) beibehalten; bei Grillparzer wiegen sie schon schwerer; ein jüngerer in Deutschland geborener Dichter, nachdem Grimms Grammatik jetzt ein halbes Jahrhundert heraus ist, erscheint gerichtet, wenn er sein Instrument, die Sprache, nicht kennt.

Digitized by Google

Ich hab' Bojtaren zwei, auch drei,
Die hüten mir die Heerde treu;
Inzwischen geh' ich ohne Wahl,
Und flöte durch Gebirg und Thal.

Ich hab' in Hülle Milch und Wein,
Mein Stübchen hellt des Feuers Schein;
Doch wo ich immer geh' und bleib',
Umschlingt mein Arm ein schlankes Weib.

Der ungarische Soldat empfindet wie der deutsche Lanzknecht; er dient dem König, und das ist besser als leibeigen sein oder Bauernknecht. So sang man bei uns vor 300 Jahren (Uhland, Volksl., Nr. 190):

Kein Lanzknecht soll den Garten
Bau'n vor des Bauern Haus,
Denn er muß roden und hacken
Daß ihm der Schweiß bricht aus,
Dazu das Mark in sein'm Gebein —
Viel lieber dient' ich dem König allein,
Denn einem reichen Bauern,
Er gibt uns das Geld mit Trauern.

Auch der Soldat zwar hat oft Heimweh. Den Grenzer graut es bitter, wenn er heut auf Urlaub nach Hause kehrt, und dann gleich der Brief eintrifft, daß er morgen Mittag von der Frau und dem Säugling und dem unversorgten Heim wieder fort muß (Nr. 69):

Weinen muß ich und weinen immer,
Meinen Kummer bezwing ich nimmer!
Eben kam ich aus fremden Landen,
Aus der Soldatenschaft herben Banden.

Kaum daß daheim der Ruh' ich mich freue,
Sendet man einen Brief mir auf's Neue;
Morgen Mittag muß ich marschieren,
Hundert Meilen weit bitterlich frieren.

Ach, mein liebes Weib muß ich lassen
Und mein saugendes Kind verlassen;
Oede ist mein Haus von morgen,
Wer wird künftig dafür sorgen?

Wie einfach groß ist das Stimmungsbild, als der Husar in der grenzenlosen Ferne der Steppe mit Heimweh die einzelne Rauchsäule erblickt (Nr. 27):

Was raucht dort ferne, in der Pusjta Mitte?
Vielleicht ist es gar meines Vaters Hütte.
Bin weit gewandert, war bei frohen Festen,
Doch spricht mein Herz: daheim ist es am besten.

Im Herbste zieht die Schwalbe in die Ferne,
Doch kehrt im Lenz zu ihrem Nest sie gerne;
Sie zog durch Berg und Thal, nach Süd, nach Westen,
Doch zwitschert sie: daheim ist es am besten.

In's Lager führet, schmuck, man den Husaren,
Viel Land und Leute sieht er in zehn Jahren;
Gewinnt sich Lieb', gewinnt sich Ruhm, den größten,
Doch seufzt sein Herz: daheim ist es am besten.

Kommt aber nun erst die Schlacht, da springt das Feuer heraus, welches in dem Ungarn alle seine Feinde kennen. Ob das prachtvolle Schlachtlied (Nr. 77):

Vorwärts, Krieger! auf das Roß gesprungen!

wirklich ein Volkslied ist, mag bezweifelt werden, denn so schön es ist, es klingt modern. Dagegen ist in dem kurzen Schlachtgesang Nr. 108 das ächte Soldatenpflichtgefühl; es mahnt an Uhlands treuen Kameraden:

Die Kanone dröhnt, der Tod heut wirbt,
Gute Nacht, wen ihre Kugel fand!
Hundertmale ja der Feige stirbt,
Darum vorwärts, für das Vaterland!

Mir zu Füßen ist das Gras voll Blut,
Meinen Kameraden traf es gut!
Nun, ich will auch nicht schlechter sein,
Vorwärts stürm' ich in die Schlacht hinein!

Ganz eigenthümlich sind die Räuberlieder von den großen Pusjten. Der Roßhirt der Steppe vermag das Eigenthum nicht unter dem Begriff zu fassen, wie eine bürgerliche Gesellschaft es versteht. Das im Gras laufende Wild, das in Freiheit weidende Roß, die Frucht des ungepflegt gediehenen Baumes gehören Jedermann. Der Csikos wird Roßdieb, er verfällt dem Gesetz. Aus dem Gefängniß entlassen, fängt er sich ein neues noch besseres Roß und wird Freibeuter. Das Volk verachtet ihn nicht, haßt und verräth ihn nicht, es nennt ihn mitleidig den „Armen Burschen", der Pandur, der ihn fangen soll, trinkt lieber heimlich Brüderschaft mit ihm, — kommt er aber endlich doch an den Galgen, so folgen ihm nicht allein die Thränen der Frauen, die seine Geliebten waren, sondern auch die Theilnahme und das Lob des Volkssängers. Auch der Räuber preist darum seinen Stand, wie jeder andre Mann (Nr. 107):

Auf falbem Rößlein pfleg' ich zu traben,
Laß springen es, wo irgend ein Graben;
Es stehen mir ja alle Wege offen,
Und dürst' ich — ein Bach ist bald getroffen.

Ein Bethar bin ich, ein Bursch so frei,
Und stehe, naht Einer oder Zwei,
Zur Pusjta reite ich wie der Wind,
Wenn Viele mir auf den Fersen sind.

Ein schönes Leben ist's Räuberleben,
Kann freier auf der Welt keins geben;
Wo immerhin mein Herz mich mag ziehn,
Mein Rößlein trägt mich gar rasch dahin.

Wohl alle Mädchen der Welt sind mein,
Die schönen Frauen noch obendrein;
Und kommt des Wegs ein Wanderer reich,
Der bringt genug des Geldes mir gleich.

Auch das deutsche Volkslied hat seinen „Schwartenhals", der nachts unterkriechen muß, wo er kann und morgens zu Fuß den Kaufmann beschleicht (Uhland Nr. 196); aber so ein vornehmer sich selbst bespiegelnder Highwayman wie dieser Magyar wird der arme Schlucker doch lange nicht. Es fehlt bei uns offenbar an der öffentlichen Bewunderung, welche zu jedem Spiel um Kopf und Kragen sich gehört. Ernstlich gesprochen: bei uns leuchtet überall durch, daß unsre Bildung aus der bürgerlichen Gesellschaft und folglich aus der Arbeit heraufgestiegen ist. Drüben dagegen hat man immer den feurigen Muth und die physische Thatkraft gefeiert, und aus solchen Liedern erwuchs noch unser Zeitgenoß Rosza Sandor.

Gottfried Kinkel.

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin.

Von Gustav Floerke.

II.

Seien wir höflich gegen die schwesterliche Kaiserstadt an der Donau, und beginnen wir heute mit den Lebenszeichen, welche unsere lieben Verwandten in Wien uns gesandt haben.

Ich will nicht entscheiden, ob in Wien trotz der Rahlschule, Alb. Zimmermann ꝛc., die Stagnation in Kunstangelegenheiten größer war als in irgend einer anderen Stadt, die nicht in Frankreich oder Belgien liegt; gewiß ist, daß die österreichische Kaiserstadt sich in neuerer Zeit mit mehr Hast und Energie auf eine moderne Wiederbelebung der Künste gestürzt hat als irgend eine andere. In kürzester Frist sind in Wien bereits eine Reihe von jüngeren Künstlern aufgetreten, die zwar alle ihre geistige Abstammung von den Franzosen einerseits, von Makart andererseits nicht verleugnen, die indessen des eigenen Wollens und Könnens längst ein bedeutendes Theil aufzuweisen haben. Während die alten Wiener durchweg das absolute Gegentheil davon waren, ist Jung-Wien mit beiden Beinen in das Modernste hineingesprungen und durchweg naturalistisch-coloristisch gesonnen, d h. je nach seiner künstlerischen Abstammung in die peinture grise oder in den Cultus leuchtender Farbe vertieft. — Eine Neugeburt, eine Wiederbelebung war überall Bedürfniß, aber kaum irgendwo anders ist sie mit solchem — meinetwegen einseitigen — Bewußtsein in Angriff genommen wie in Wien. Wenn es die Bilder nicht sagen, die man heute an der Donau malt, dann könnten es die Berufungen Feuerbachs und Makarts deutlich machen, die doch in jedem Falle bezeichnender sind als die Heranziehung von Knaus und Gute. Diese letzteren zwei neuen Berliner Professoren sind zweifellos zwei unserer bedeutendsten deutschen Künstler. Vor zwanzig Jahren wäre ihre Berufung nach Berlin ein Schritt von besonderer Tragweite gewesen. Heute ist sie für die einmal nicht todtzuleugnende fortschrittliche Bewegung in der Kunst im besten Falle eine freiconservative Concession. Auf diesem Wege wird man die Akademie der Hauptstadt schwerlich wieder flott machen und auf die hohe See der Zeit bringen, sondern man wird sie wie ein altes Paradeschiff im Hafen liegen lassen. Am wenigsten in unserer arbeitenden und schnell lebenden Zeit der Vorbereitungen, des Uebergangs ist eine Gesellschaft hervorragender Künstler, die dasselbe schon vor zwanzig Jahren waren, idertisch mit einem Lehrercollegium, welches den Bedürfnissen der jüngeren und kommenden Generation zu entsprechen den einzigen Zweck hätte. Aber Berlin ist besonders in der Malerei immer vorwiegend conservativ gewesen, und wer behauptete, daß Wien augenblicklich etwas zu revolutionär wäre, hätte auch vielleicht nicht ganz Unrecht.

Das alte Wien hat sich auf unserer diesmaligen Ausstellung gar nicht mehr sehen lassen. Aber auch von dem neuen fehlen die besten Namen; weder Makart noch Feuerbach, weder E. Charlemont noch Koller, weder Jettel noch Pettenkofen sind vertreten. Immerhin aber zählen diejenigen, welche gekommen sind, nicht zu den schlechtesten. Sie gehören fast ohne Ausnahme zu denen, die bei allem Respect vor der Natur an bloßen Valeurs nicht genug haben, sondern der Farbe bedürfen. Ihr Colorismus übersetzt ihnen nicht alles in freies glänzendes Grau, wie etwa derjenige Jettels, den man stellenweise direct für einen Daubigny halten könnte, sondern er heißt sie unter den reichen Lichterscheinungen des Tages eine möglichst farbige, leuchtende Scala aufsuchen. Ein weiterer tiefgehenderer Unterschied als der der Wahl der Momentes und der Gegenstände existirt nebenbei bemerkt nicht zwischen diesen Malern venezianischer Tage und den grau-nordischen, abendlichen oder regnerischen Flachlandstimmungen der Andern. Im Grunde haben beide Richtungen dieselbe respectvolle Grundanschauung der Erscheinungswelt, beide zeichnen sich gleichmäßig durch dieselben positiven und negativen Qualitäten aus: durch kräftige klare Töne, möglichste Einfachheit der Mittel bei möglichst charakteristischem Vortrag und völliger Abwesenheit jeglicher Convention in Zeichnung oder Composition.

Derjenige, der von allen guten Wienern unserer Ausstellung noch am wenigsten links steht, ist bezeichnender Weise — wenn auch mit dem allervollsten Rechte — zugleich ein Liebling der Berliner: Heinrich v. Angeli. Zwei seiner Portraits, diejenigen des kronprinzlichen Paares, gehören zu den besten Leistungen ihrer Art auf der Ausstellung und nebenbei zu — den zweckentsprechendsten. Denn trotz aller eminenten Lebendigkeit und künstlerischen Behandlung muß man zugeben, daß z. B. der Lenbach'sche Kaiser — so hoch er sicherlich in vielen Beziehungen steht — kein Portrait ist, welches seiner Aufgabe überall gerecht wird. Wer aus solchen Kreisen für die Portraitdarstellung Vornehmheit nach allen Seiten verlangt, sowohl in der Auffassung wie in der Ausführung, der hat, wenn auch vielleicht nicht unbedingt vom absoluten, so doch von seinem Standpunkte aus Recht. Angelis Portraits erfüllen nun in den meisten Fällen alle diese, auch die weitgehendsten Anforderungen. Und Gott sei Dank gehen diese Anforderungen nicht mehr so weit, wie damals, als sie einen Winterhalter und seine Nachahmer z. B. Lauchert hervorbrachten. Angelis mit Recht in den vornehmsten Kreisen geschätzte Portraits beweisen das. Von jener conventionellen durch gewisse Uebertreibungen erreichten Vornehmheit ist bei ihm nirgends mehr die Rede; faber Süßigkeit in Ton und Farbe kann ihn Niemand anklagen. Das Einzige, was man, wie er beweist, heute noch verlangt, ist eine gewisse Vornehmheit der Anschauung, eine entschiedene Noblesse der Darstellung, — ein Compromiß sozusagen zwischen rein künstlerischer und rein aristokratischer Auffassung. Oder wenn man will: man läßt heutzutage bereits eine Menge rein künstlerischer Qualitäten, wie sie Angelis Bilder in reichem Maße besitzen, für aristokratische gelten, ein Fortschritt, der nach den Veränderungen unserer modernen gesellschaftlichen und politischen Anschauungen nicht mehr als nothwendig und natürlich ist. Somit ist es denn möglich geworden, daß die Portraits höchster und allerhöchster Herrschaften mittlerweile auch Kunstwerke von Bedeutung zu sein angefangen haben. Salonfähig und künstlerisch ist heutzutage kein Gegensatz mehr. Angeli ist Künstler, Künstler in erster Linie, er wird in der farbigen Erscheinung wie in der geistigen Belebung seiner Menschen immer feiner — ist es wenigstens bis zu jener Dame in Schwarz geworden, die unsere vorige Ausstellung schmückte und nicht eine affectirte und studirte Höfischkeit, sondern seine ihm eigenthümliche künstlerische Anschauung, welche die liebenswürdige distinguirte Eleganz von Natur liebt, hat seine Bilder salonfähig gemacht. Und das ist immerhin kein zu unterschätzendes Zeichen des Fortschritts. — Indessen ist Angeli nicht immer gleich glücklich und so kann ich z. B. nicht umhin, das Portrait Sr. Maj. des Kaisers unverhältnißmäßig gemalt, grell und hart zu finden. Und wer vor dies Bild tritt und sich dann quer durch den Saal nach dem gegenüberhängenden Lenbach umsieht, der wird vor dem Leben erschrecken, welches Angeli diesmal — weniger hat als sein Münchner College.

Auf ganz anderem, revolutionärem Boden steht Fux mit seiner „Lautenspielerin", einer lebensgroßen Figur, die mit originellem Geschick den Raum des schlanken überhöhten Rahmens vollständig füllt. Wenn das ein entschiedenes Lob für die Composition dieser Figur wie für die graciöse Zeichnung ist, welche dieselbe, wenn auch nicht im Contour äußerlich, sondern in der Bewegung implicite enthält, so ist damit das Hauptinteresse des hübschen Werkes keineswegs erschöpft. Vielmehr liegt dieses in erster Linie in dem nicht blos brillanten, sondern vor allem gesunden Farbensinn des jungen Künstlers. Auch dieses Bild ist vielleicht nur ein Experiment, ein Markstein für den Weg, auf dem der suchende Künstler vorwärts strebt — wenigstens zeigte sein noch viel fesselnderes „Taubenopfer" auf der Weltausstellung manche Qualitäten anderer Art in ebenso ausgesprochener Weise — aber das einzige, was einen Künstler interessant macht, ist das vom Können unterstützte Wollen und das scheint mir auch in diesem diesmal (wenn auch auf anderer eigener Scala) etwas makartisch gerathenen Versuch in erfreulichstem Maße vorhanden. Composition oder Arrangement, die entschieden das selbständige Studium alter Venezianer andeuten, beweisen übrigens, wie wenig hier von Nachahmung eines Einzelnen die Rede ist.

Viel mehr nach Experimenten wie nach herumsuchendem künstlerischem Bedürfnisse schmecken die reizenden Bildchen des farbensinnigen talentvollen Rumpler. Wenigstens habe ich bis jetzt alles Mögliche von ihm gesehen, Dinge, die bald direct nach Meissonnier, nach Pettenkofen oder nach

Digitized by Google

Makart schmeckten. Einen eigentlichen Rumpler kenne ich noch nicht. Von seinen diesmal ausgestellten reizend gemalten und prächtig farbig gesehenen Kleinigkeiten ist wiederum sehr Verschiedenes zu sagen. Während das halbnackte Modell (675) im übrigen nur mit der Palette bekleidet, auf und in Palettenresten stehend, lediglich die Leuchtkraft des Fleisches beweist, ist Nr. 676 („der kleine Patient") ein sauber gezeichnetes höchst fein und fertig gemaltes Bildchen, das außerdem durch seine sicher hingesetzten platten Töne auffällt.

Das moderne Mittelding zwischen Landschaft resp. Interieur und Figurenmalerei, die todte Natur in ihrem Zusammenhang mit der von ihr untrennbaren Erscheinung lebender Wesen, vertreten Geyling, Schönn und Ribarz. Geyling, der dem Figürlichen von den genannten Dreien noch am wenigsten Selbständigkeit gibt, ist diesmal nur mit Kleinigkeiten da, von denen das kleine Bildchen „In Gedanken" allerdings die graciöse Zeichnung beweist, deren Manche der Modernsten recht wohl fähig sind, während seine Gondelscene „Aus Venedig" bei aller gutzn Farbe doch lange nicht auf der Höhe seiner sonst sehr erfreulichen Leistungen steht.

Schönn und Ribarz haben sowohl unter sich, wie mit einer ganzen Reihe anderer Wiener, die sie in erster Linie bei uns repräsentiren, große Verwandtschaft. Sie, wie auch die obengenannten Fux und Geyling gehören zu jenen, die an dem modernen grauen Colorismus mancher ihrer Landsleute kein Genüge haben. Weil sie aber ebenso wie jene auf die Natur, als die erste, lehrreichste und reizvollste aller Lehrmeisterinnen schwören, so haben sie sich aus dem Grau deutscher Herbsttage in die klaren, farbigen Lüfte Venedigs gerettet. Oesterreich erobert sich sein Venedig malerisch wieder. Aus der Gluth seiner Sonne, seiner Paläste, Costüme, Menschen holen sich diese Wiener ihr Farbenrecht. Bei Ribarz wie bei Schönn heißt es, wie bei so vielen andern: dreist Farbe gesehen und zwar soviel wie möglich. Gerade diese zwei Letzteren zeichnen sich durch ein fast edelsteinartiges Licht aus, welches ihnen beiden ebenso gemeinsam ist wie die warme Scala ihrer Palette und wie die etwas bequeme Zeichnung, die hie und da, besonders bei den Schönn'schen Figuren, zu wünschen übrig läßt. Was die Palette anlangt und die gegenständlichen Mittel, welche zur Erreichung ihrer farbigen Lichteffecte benutzt sind, so könnte man Beide oft schwer unterscheiden. Gelbe und rothe durchleuchtete Segel und eine Reihe ähnlicher überall wiederkehrender Mittel — mit scharfen Gegensätzen in kalten Tönen abwechselnd — gehören etwas stark zum Apparat Beider, wenigstens insoweit sie aus Chioggia ihre Motive entnommen haben. — Ribarz indessen hat noch eine Specialität vor Schönn voraus, dem man höchstens seine belebten „Interieurs im Freien" als Specialität noch anrechnen könnte. Er malt nämlich Vieh, sehr gutes Vieh, in Troyon'schem Sinne und gewissermaßen in Nachahmung dieses großen Meisters. Hier wie dort handelt es sich — sagen wir z. B. im Gegensatz zu dem einzigen Brendel — nie um eine besondere Charakteristik des Details. Diese ist vielmehr der Charakteristik des Ganzen, der malerischen Erscheinung des Gesammtmoments in Licht und Luft untergeordnet. So ein Bild fällt z. B. nicht in so und so viel Thiercharaktere, einzeln durchgemalt, die aber schließlich so wenig ein Bild geben, wie so und so viel gutgemalte Bäume einen Wald. Das Einzelne hat vielmehr nur Werth in seiner Beziehung zum Ganzen. Nur was das Werthvollste, nämlich das Ganze, der Gesammteindruck, erlaubt, wird gegeben; alles Zuviel der Nebensachen als episodisch und störend übergangen. Bei der dadurch bedingten Anspruchslosigkeit wirken die durchweg einfach gruppirten und natürlich bewegten Thiere mit überzeugender Wahrheit.

Die bloße Landschaft vertritt Robert Ruß, der kräftigsten Einer, wenn auch gerade nicht mit einem seiner kräftigsten Bilder — einer Waldlandschaft. Sonnige Architekturen, holländische Canäle mit Mühlen, bunten Dächern und farbigen Segeln sind sonst die Abtheilung, für die Ruß meisterhafter Referent ist. Indessen auch an diesen großen Bäumen und sonnigen Aesten sind seine guten Qualitäten nicht zu verkennen. Indessen habe ich das Gefühl, als ob es für den durch dies Bild allein vertretenen Maler gut sei, daß keines der seinen Jettel'schen Bilder in Berlin ist; der Ruf: „Hie Ruß, hie Jettel", wie er unter den Wiener Landschaftern erklingt, dürfte dann auf der gegnerischen Seite vielstimmiger intonirt werden.

Damit, denke ich, haben wir unseren Verwandten und guten Freunden an der Donau genug gethan und können von unserer eigenen Kaiserstadt zu reden anfangen. Etwas knapper vielleicht als von den immerhin Fremden; denn wir kennen unsere Maler so viel genauer, und von diesen haben wir außerdem so manche Bilder, die an guter Stelle, und sogar in der Gegenwart, längst besprochen sind.

## Notizen.

Die Sommer- und Herbstferien sind zu Ende und die Wiedereröffnung der politischen Session steht bevor. Reichstagsmitglieder, Diplomaten und Journalisten sind von ihren Ausflügen erfrischt und arbeitslustig nach der Heimat zurückgekehrt. Die politische Mühle wird wieder in Bewegung gerathen und das gewohnte Mehl, bald feiner bald von geringerer Qualität, je nach dem Bedarf liefern. Der deutsche Staatsbürger ist jedenfalls vorerst wieder der Herrschaft des Bädeker entrückt, die sich oft in wahrhaft tyrannischer Weise geltend macht. Was von dem rothen Buch ausgezeichnet wird, ist wundervoll; wo der bekannte Stern fehlt, da verdient das Object kaum einen flüchtigen Blick. Druckfehler allerdings sind unvermeidlich, und so kann die Verschiebung des Sternes zur Folge haben, daß beispielsweise in den Museen und Sammlungen der Reisende an einem Meisterwerke gleichgültig vorübergeht und vor irgend einem Schund voll enthusiastischer Bewunderung längere Zeit verweilt. An Wunderlichkeiten mancherlei Art läßt es die reisende Welt, wie sie sich den Sommer über nach modernem Brauch über Tyrol, die Schweiz und Oberitalien ergießt, überall nicht fehlen. Vortreffliche Hülfsbücher liefern dazu die Handhabe. So wurde während des vergangenen Monats in dem Lesesalon eines großen Hotels ein besonders für Damen berechnetes, von einer Reisenden zurückgelassenes Lesebuch vorgefunden, das für alle Lebenslagen ausführliche Conversationen enthielt. Darunter befand sich auch eine solche für den Krankheitsfall, zur Erleichterung der Conferenz mit dem Arzt, und sogar, so unglaublich es klingt, eine andere für die Sterbestunde, behufs der nothwendigen Gespräche mit dem Priester! Man denke sich eine arme Person in der Agonie, die, um ihrem Seelsorger in Mailand oder Genua verständlich zu sein, das italienische Conversationsbuch bei jedem Satz zu Rathe ziehen muß! . . . Doch das sind traurige Vorstellungen, welchen sich kein gesunder Mensch ohne Noth hingeben wird. Heiterer ist, daß in demselben gewiß nützlichen Buch auch vorgesehen ist, wie junge Damen sich etwaigen Heirathsanträgen gegenüber auszudrücken haben, sowohl wenn sie die Werbung annehmen, als wenn sie einen Korb ertheilen. Dies wird vielleicht einige Nachfrage nach dem Buch veranlassen, die jederzeit leicht befriedigt werden kann. Die fremden Sprachen müssen sich im Laufe der Reisezeit ohnehin oft genug Gewalt anthun lassen. Hat doch ein junger Mann aus Berlin, der vor kurzem bei der Abreise aus Turin mit dem Gepäck nicht nach Wunsch fertig werden konnte, seinem Zorn über die Langsamkeit der italienischen Eisenbahnbeförderung in dem überraschenden etwas fluchartigen Ausruf Luft gemacht: Sacré nom di Dio!, was eine zweifelhafte Wirkung auf die Hörer hervorzubringen schien. Das Alles indessen wird bald in der Winterarbeit vergessen sein. Die despotische Herrschaft der Reisebücher hört auf, während die der Zeitungen freilich sie gewissermaßen ersetzt. Auch hier ist dem Philister nur von Werth, was sein Blatt mit einem moralischen Stern versieht, und vollkommen gleichgültig, was der Journalist obenhin behandelt. Ob das nicht seine relativen Nachtheile hat, muß man dahingestellt sein lassen. Getreu dem liberalen Programm sind wir gewiß für alle Momente des erstrebten Selfgovernments empfänglich, halten aber der Untersuchung werth, ob nicht eine gewisse noch immer ziemlich seltene Selbstthätigkeit des Denkens die Vorbedingung dazu bilden dürfte.

Digitized by Google

# Inserate.

In unserem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Grimm, Herman, Zehn ausgewählte Essays** zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Velinpap. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. In Leinwand gebunden 2 Thlr.

**Grimm, Herman, Das Leben Raphaels von Urbino.** Italiänischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar von Herman Grimm. Erster Theil. Mit Raphaels Bildniss und zwei Tafeln Facsimile. Kupferdruckpapier. 1872. gr. 8. eleg. geh. 4 Thlr.

**Grimm, Jakob, Auswahl aus den kleineren Schriften.** 1871. Velinpapier. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr., in Leinwand gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

**Twesten, Karl, Die religiösen und die politischen Ideen** der asiatischen Kulturvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwickelung dargestellt. Herausgegeben von Dr. M. Lazarus. 1872. Zwei Bände. gr. 8. geh. 4 Thlr.

---

**Deutsch, Emanuel, Der Islam.** Aus dem Englischen übertragen. Autorisirte Ausgabe. 1873. gr. 8. geh. 12 Sgr.

**Du Bois-Reymond, Emil, Ueber eine Akademie der deutschen Sprache. — Ueber Geschichte der Wissenschaft.** Zwei Festreden, gehalten in öffentlichen Sitzungen der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Kupferdruckpapier. gr. 8. geh. 10 Sgr.

**Hecker, Dr. Ewald, Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen.** Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien. 1873. gr. 8. geh. 20 Sgr.

**Lazarus, Prof. Dr. M., Ein psychologischer Blick in unsere Zeit.** Vortrag, im wissenschaftlichen Verein gehalten. Zweiter Abdruck. 1872. gr. 8. 7½ Sgr.

**Lazarus, Prof. Dr. M., Ueber die Ideen in der Geschichte.** Rectoratsrede, am 14. Nov. 1863 gehalten in der Aula der Hochschule zu Bern. Zweite Auflage. 1872. gr. 8. geh. 20 Sgr.

**Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in **Berlin.**

---

## Neues Werk von Johannes Scherr.

Soeben erschien und ist vom Unterzeichneten sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien und Bilder

von

**Johannes Scherr.**

3. Bände. Preis 6 Thlr.

Leipzig, am 1. Oktober 1874.

**Otto Wigand,**
Verlagsbuchhändler.

---

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Adolf Schmidt,** ord. Professor der Geschichte an der Universität Jena,

**Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789—1800.**

Erster Theil. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Jena. **Mauke's Verlag** (Hermann Dufft).

---

**Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

**Casanova,**
**Chevalier von Seingalt.**
Roman
von
**Lucian Herbert.**
3 Bände. 8°. broch. 4½ Thlr.

**Ein Gentleman.**
Roman
von
**Fr. v. Uemmersdorf.**
4 Bände. 8°. broch. 5½ Thlr.

**Die Clarinette als Talisman.**
Musikalischer Roman
von
**Carl Zastrow.**
2 Bände. 8°. broch. 3 Thlr.

**Siege der That.**
Erzählungen
von
**Max von Schlaegel.**
2 Bände. 8°. broch. 3 Thlr.

---

## Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

**Inhalt der 8. Lieferung:** Sociale Entwicklung des Mittelalters: Gesetzmässigkeit der mittelalterlichen Culturentwicklung. Ackerbau und Landwirthschaft. Gewerbe, Städte, Bürgerthum und Zünfte. Handelsentwicklung. Materielle Cultur. Moralische und sociale Zustände. Die Juden und andere Ausgestossene. Rechtverhältnisse. Vom Mittelalter zur Neuzeit: Zeitalter der Scholastik. Die Literatur des Mittelalters. Kunstentwicklung des Mittelalters.

Das Werk erscheint in 10—11 Lief. à 36 kr. oder 12 Sgr. und wird im October dieses Jahres complet. Lief. 1—8 sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

**Verlag von *Lampart & Comp.* in Augsburg.**

---

**Neuigkeiten** aus dem Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena:**

## Die deutsche Expedition an der Loango-Küste.

Nach persönlichen Erlebnissen

von

**Adolf Bastian.**

**I. Bd.** Mit 1 Karte und 1 lithogr. Tafel. gr. 8. eleg. broch. 3⅓ Thlr.

(Der **II. Band** erscheint in Kürze.)

## Neue Missionsreisen in Süd-Afrika.

**Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen, nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa,**

unternommen im Auftrage der englischen Regierung von

**Dav. u. Charl. Livingstone.**

**Autorisirte Ausgabe.**

Zweite Aufl. Wohlfeile Ausg. 2. Abthl. in einem Bande. Mit 40 Illustr. u. 1 Karte. gr. 8. eleg. broch. 2⅔ Thlr.

---

Verlag von **Enslin** in Berlin.

Die

## häusliche Krankenpflege.

von

**Dr. W. Mencke,**

Sanitätsrath.

**Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.**

Inhalt: I. Allgemeine Betrachtungen. II. Das Krankenzimmer. III. Einige der gewöhnlichsten Krankheiten in Beziehung auf äußere Erscheinung und die wichtigsten Punkte der Krankenpflege in denselben: 1. Krankheiten des Gehirns. 2. Rachencroup und häutige Bräune. 3. Herz- und Lungenkrankheiten. 4. Der gesunde und der kranke Magen. 5. Einige Mittheilungen aus dem Gebiete der Chirurgie. 6. Krebs. 7. Die Brüche. 8. Die Augen. 9. Masern. 10. Keuchhusten. 11. Scharlachfieber. 12. Nervenfieber. 13. Ruhr. 14. Wechselfieber. 15. Cholera. 16. Blattern. IV. Wochenbett und Kinderstube. V. Speisetabelle und Recepte.

Obiges Buch ist ein wahres „Haus- und Hülfsbuch" für jede Familie, da es nicht für Krankenpfleger von Beruf bestimmt ist, sondern Jedem nützliche Dienste leisten wird, dem die Pflege eines erkrankten Familiengliedes anvertraut ist.

---

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

A P
30

# Beilage zur Gegenwart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

№ 42. Ausgegeben am 17. October 1874. Band VI.

Soeben ist erschienen und **durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:**

## Pracht-Ausgabe der Dresdener Gallerie.

**Band I.**

In 30 Folio-Photographien direct nach den Original-Gemälden

mit Text von

**Prof. Julius Hübner,**

Director der Königlichen Gemälde-Gallerie zu Dresden.

**Preis 30 Thlr.**

Der erste Band dieses Werkes enthält die bedeutendsten und beliebtesten Bilder der italienischen, spanischen und französischen Schule. Von einem ansprechenden Texte Prof. Julius Hübner's begleitet geben diese ausgezeichneten Photographien nach den Original-Gemälden treue und klare Abbilder der weltberühmten Meisterwerke und werden jedem Besucher der Gallerie eine willkommene und unentbehrliche Erinnerung sein.

Durch gediegenen Inhalt wie durch prächtige und geschmackvolle Ausstattung hervorragend ist dieses Werk aufs Wärmste zu empfehlen.

**Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.**

---

**J. Bensheimer,**

**Antiquariat, Mannheim,**

gibt demnächst folgende Cataloge aus, welche auf Verlangen gratis und franco zu Diensten stehen:

**Cat. VII. Jurisprudenz.** (1700 No.)
**Cat. VIII. Linguistik, Literärgesch. Orientalia.** (850 No.)
**Cat. IX. Geschichte und ihre Hülfswissenschaften.** (1600 No.)
(Bibliothek des Prof. C. B. A. Fickler.)

---

Verlag von Franz Eberdt in Berlin, W.

Die reichhaltigsten und billigsten Modenzeitungen sind:

**VICTORIA**
XXV. Jahrgang.
erscheint wöchentlich
Preis viertelj. 2½ R.Mk. (22½ Sgr.)

**HAUS-WELT**
erscheint monatlich 2 Mal
Preis viertelj. 2 R.Mark (20 Sgr.)

**Illustrirte Modenzeitung**
erscheint monatlich 1 Mal
Preis viertelj. 80 R.-Pf. (8 Sgr.)

Zu beziehen **jederzeit** durch alle Buchhandlungen und Postämter.
**Probenummern gratis.**

---

## Die „Deutsche Roman-Zeitung"

beginnt den neuen **zwölften Jahrgang** mit zwei Romanen:

**Meine Schwester von August Becker,**
**Mein, Dein, Sein von Maurus Jokai.**

Letzterer Roman ist eigens von dem berühmten ungarischen Dichter für die Deutsche „Roman-Zeitung" geschrieben! — **Achttäglich ein Heft von fünf Bogen! — Preis vierteljährlich 1⅙ Thlr.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

**Verlag von Otto Janke in Berlin, Anhaltstr. 11.**

---

## Baedeker's Handbuch für Italien.

**Ober-Italien** bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica,** nebst Reise-Routen durch die Schweiz und Oesterreich. Mit 8 Karten und 23 Plänen. 7. neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

**Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 2 Plänen und einem Panorama von Rom. 4. neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

**Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Tunis (Carthago), Malta, Sardinien** und **Athen.** Mit 7 Karten und 8 Plänen. Neue Auflage in Vorbereitung.

---

## Die Gartenlaube

**16 Sgr.**

bringt im vierten Quartal außer den Schlußcapiteln der spannenden Novelle von **E. Werner: „Gesprengte Fesseln"**, Erzählungen von **Herman Schmid, „Die Geschichte vom Spötterl".** Aus den bairischen Bergen. **E. Werber,** Verfasser von „Eine Leidenschaft" (Jahrgang 1872), **„Ein Meteor".**

Aus der großen Reihe der belehrenden und unterhaltend-instructiven Artikel heben wir hervor: „Der letzte Sonnensohn". Historische Skizze von **Johannes Scherr.** — Der Dichter von „Mein Leopold". Von **Julius Stettenheim.** Mit Illustration. — Fritz Reuter's „Louising". Mit Illustration. — Die österreichische Nordpol-Expedition.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Postämter nehmen Bestellungen à 16 Sgr. nur bis 1. Juli an, Buchhandlungen zu jeder Zeit.

Digitized by Google

Verlag von F. Wohlauer in London, zu haben in allen Buchhandlungen:

## Geschichte der Englischen Dichtkunst

und

## Skizze der wissenschaftlichen Literatur England's

von **S. Gätschenberger.**

gr. 8. 380 S. Preis 7 Mark.

Dieses Werk ist die umgearbeitete und durch die Literatur des 19. Jahrhunderts vervollständigte „Geschichte der Englischen Literatur", welche von **Gervinus** belobt und von **Liebig, v. Spruner** und anderen Gelehrten des Maximiliansordens dem Könige Max II. von Bayern empfohlen, mit dessen Wappen und Unterstützung erschien, die Kritik des In- und Auslandes mit Ehren bestand und in jedem guten Conversationslexikon, in jeder größeren Literaturgeschichte als Quellenwerk genannt wird. Diese **originelle anziehend geschriebene Literaturgeschichte zum Gebrauche für Gymnasien, höhere Töchterschulen und zum Selbstunterrichte,** wird, **zumal das Studium der so überaus reichen und interessanten Englischen Literatur** in Deutschland, wie in Nordamerika täglich im Zunehmen ist, sicher raschen Absatz finden. Die neue Auflage ist bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, während alles Unnütze des ursprünglichen Werkes beseitigt wurde, um das wirklich Interessante und Lehrreiche in **Einen** Band zusammenfassen zu können.

---

## Zwei Perlen

**des englischen Dramas**

für die deutsche Bühne bearbeitet von

**S. Gätschenberger.**

Inhalt: **Neues Recept, alte Schulden zu bezahlen.** Intriguen-Lustspiel in 5 Akten von Ph. Massinger. **Die Rettung Venedigs.** Trauerspiel in 5 Akten von Otway.

15 Bogen 12°. **Preis 3 Mark.**

**Massinger's Neues Recept alte Schulden zu bezahlen,** ist vielleicht das beste Intriguen-Stück, und was Otway's Rettung Venedigs anbetrifft, so ist bekannt, daß dem Schicksale seiner Heldin größere Thränenströme geflossen sind, als dem Ophelias und Desdemonas. Wollte doch auch Schiller dasselbe interessante Thema, die Verschwörung des Marquis von Bedmar, dramatisch behandeln, wie aus seinem Nachlaß zu ersehen.

Der Uebersetzer hat diese Dramen von obscönen Ausdrücken jener derberen Zeit vollständig gereinigt, zu breite Scenen zusammengezogen, Manches besser motivirt, ohne an der Haupthandlung sich Aenderungen zu erlauben, so daß sie auch für das deutsche Theater jetzt vollkommen bühnengerecht erscheinen. Aber nicht nur Theaterdirectoren, Schauspielern und Gönnern der dramatischen Muse — jedem Literaturfreund, jedem Gebildeten sind diese Meisterwerke, diese Perlen einer verwandten Literatur auf's Wärmste zu empfehlen. H. 34645.

---

In **J. D. Sauerländer's Verlag** in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Wirth,** Max, Geschichte der Handelskrisen. Zweite vervollständigte und verbesserte Auflage. (45½ Bogen.) gr. 8., broch. 3 Thlr. 15 Sgr.

—— Geschichte der Handelskrisis im Jahre 1873. (Separatabdruck aus dessen Geschichte der Handelskrisen zweite Auflage.) (17 Bogen.) gr. 8. broch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Als Supplement für die Besitzer der ersten Auflage unentbehrlich.

**Bücher,** Karl, Dr. phil., die Aufstände der unfreien Arbeiter, 143—129 v. Chr. (9 Bogen.) 8. broch. 20 Sgr.

Bei der naheliegenden Verwandtschaft jener antiken Wirthschaftsepoche mit der heutigen Arbeiterbewegung und ihren socialen Wirkungen bietet diese historische Monographie allgemeineres Interesse.

---

## Mendelssohn's Werke.

**Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe.**

Bis jetzt sind erschienen:

15. Sept. **Mendelssohn's Pianoforte-Werke.** Bd. I. Preis 9 Mk.

1. Capriccio. Op. 5. in Fis m. 2. Sonate. Op. 6. in E. 3. 7 Charakterstücke. Op. 7. 4. Rondo capriccioso. Op. 14. in E. 5. Phantasie. Op. 15. in E. 6. 3 Phantasien oder Capricen. Op. 16. in A, E-m. und E. 7. Phantasie. Op. 28. in Fis-m. 8. Andante cantabile und Presto agitato in H. 9. Etude und Scherzo in F-m. und H-m. 10. Gondellied in A. 11. Scherzo a Capriccio in Fis-m.

1. Oct. **Mendelssohn's Pianoforte-Werke.** Bd. II. Preis 8 Mk.

12. 3 Capricen. Op. 33. in A-m., E u. B-m. 13. 6 Präludien u. 6 Fugen. Op. 35. 14. 17 Variations sérieuses. Op. 54 15. 6 Kinderstücke. Op. 72. 16. Variationen. Op. 82. in Es. 17. Variationen. Op. 83. in B.

1. Oct. **Mendelssohn's sämmtliche Lieder.** f. 1 Singstimme mit Pianof.-Begleit. Preis 13 Mk.

Demnächst werden ausgegeben:

8. Oct. **Mendelssohn's Trios f. Pianoforte, Viola und Violoncell.** Partitur und Stimmen.

15. Oct. **Mendelssohn's sämmtliche Streich-Quartette.** Partitur und Stimmen.

22. Oct. **Mendelssohn's Octett.** Partitur und Stimmen.

In rascher Folge sollen dann erscheinen:

**Sämmtliche Symphonien.** Partitur und Stimmen.

**Sämmtliche Streich-Quintette.**

**Sämmtliche Werke für Pianoforte und Orchester.** Part. u. Stimmen.

**Sämmtliche Quartette f. Pianoforte, Violine, Bratsche u. Violoncell.** Partitur und Stimmen.

**Sämmtliche Pianoforte-Werke** zu 4 Händen.

**Sämmtliche Werke für Orgel.**

**Sämmtliche Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Bass.**

**9 Ouverturen.** Partitur u. Stimmen.

Leipzig, d. 1. October 1874.

**Breitkopf & Härtel.**

---

Bei **Otto Wigand** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Wider die Socialdemokratie

**und Verwandtes.**

Von **Ernst von Eynern.**

gr. 8. 1874. Preis 20 Ngr.

---

## Vortheilhafte Offerte!

Von der

## Dramaturgischen Wochenschrift,

**I. Jahrg. 1869,**

**(Beim Verleger vollständig vergriffen)**

Herausgegeben von Dr. **Ad. Silberstein,** haben Unterzeichnete noch einige wenige Exempl. zufällig erlangt und wollen das cartonnirte Exempl. ablassen zu nur: 1⅛ Thlr. (Ladenpreis 2⅔ Thlr.)

Die Exemplare sind gut gehalten und sauber.

Die dramaturgische Wochenschrift erschien während der directorialen Thätigkeit Heinrich Laube's in Leipzig und enthält neben vielen schätzenswerthen Beiträgen verschiedener Mitarbeiter im Wesentlichen die Prinzipien Laube's mit Bezug auf alle wichtigen dramaturgischen Fragen. Sie ist ein werthvoller Beitrag zur Theater- und Kunstgeschichte unserer Zeit.

**Ferber & Seidel** in **Leipzig.**

---

In Stuttgart erscheint

## Süddeutsches Sonntagsblatt.

**Für die Gebildeten aller Confessionen.**

Herausgegeben von

Dr. **Johannes Fehr.**

Auf dem Boden der modernen Weltanschauung, der Ergebnisse der fortschreitenden wissenschaftlichen Forschung stehend, bekämpft dasselbe ebenso den Jesuitismus und Ultramontanismus wie die protestantische Starr- und Stockgläubigkeit, die Unfehlbarkeit des Papstes wie die Unfehlbarkeit der Bibel, den Aberglauben der ungebildeten Menschen wie den Unglauben einer falschen, auf Abwege gerathenen Bildung. Dagegen sucht es mit den christlichen Wahrheiten nach den reformatorischen Grundsätzen der Geistes- und Gewissensfreiheit Ernst zu machen, den Glauben an einen geistigen und sittlichen Fortschritt, der ohne eine ewige göttliche Vorsehung nicht denkbar ist, festzuhalten, für ein menschenwürdiges Dasein aller Einzelnen zu wirken, die Erkenntniß von der Menschheitsbestimmung zu fördern und insbesondere für die hohen culturhistorischen Aufgaben des deutschen Volkes in unserer großen Zeit mit Ernst und Würde einzutreten.

Abonnementspreis 2 Thlr. per Jahr. — Man abonnirt direkt bei der

**Exped. d. Süddeutschen Sonntagsblattes**

in **Stuttgart.**

---

(**Maurus Jókai's „Goldmensch"**) — einer der brillantesten Romane der Neuzeit, im ungarischen Original 5 Gulden, in einer ersten deutschen Ausgabe 4 Thlr. kostend — erschien nun übersetzt von „einem Landsmann und Jugendfreunde des Dichters" in der sehr verbreiteten „Universal-Bibliothek" von Philipp Reclam jun. in Leipzig, alle 5 Theile, 33 Druckbogen, 608 S. stark, zusammen für **10 Sgr., geb. 15 Sgr.** — No. 521 und 523 derselben „Universal-Bibliothek" brachte auch Jókai's historischen Roman „Die goldene Zeit in Siebenbürgen", deutsch von Leopold Rosner, für 6 Sgr.

---

In allen Musikalienhandlungen ist zu haben:

## Trauermarsch

**bei feierlichen Leichenverbrennungen.**

Für Pianoforte

von

**C. F. Rafael.**

Opus 17. Preis: 6 Ngr.

Leipzig, Verlag von **F. E. C. Leuckart.**

---

**Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.**

## Quickborn

von

**Klaus Groth.**

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

**Otto Speckter.**

Preis broch. 2 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. mit Goldschn. 3 Thlr.

**Pracht-Ausgabe**

davon

auf feinstem Velinpapier

Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.

**Miniatur-Ausgabe.**

Preis br. 1 Thlr. 6 Sgr., geb. 1 Thlr. 18 Sgr.

**Octav-Ausgabe**

mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis brochirt 22½ Sgr.

---

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Theater von Paul Lindau.

**II. Auflage.**

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

8°. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit von Georg Stilke in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 24. October 1874. Band VI.

G 395 v. 6 no. 43

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

**Inhalt:** Die europäische Aussprache des Kriegsvölkerrechts. Von Bluntschli. — Ueber parlamentarische Debatten. Zu dem Vortrage des Herrn von Kirchmann. Von H. B. v. Unruh. III. — **Literatur und Kunst:** Die anonyme Krise im wiener Stadttheater. Von Sigmund Schlesinger. — Stand und Beruf der Personen im Lustspiele. Von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — Magyarische Literatur. Ungarische Volksdichtungen. Uebersetzt und eingeleitet von Ludwig Aigner. Von Gottfried Kinkel. II. — L'Argent des autres par Emile Gaboriau. Von A. Rutenberg. — Notizen. — Inserate.

### Die europäische Aussprache des Kriegsvölkerrechts.

Von **Bluntschli.**

Nationale und internationale Rechtsbildung. Der Gedanke der Codification des Völkerrechts. Erste Versuche seiner Verwirklichung.

Der kühne Entschluß des Kaisers Alexander II. von Rußland, eine europäische Codification des Kriegsvölkerrechts anzuregen, welcher die Brüsseler Conferenz der europäischen Staaten und die schließlich einstimmige „Déclaration Internationale, concernant les lois et coutumes de la guerre" der Delegirten zur Folge hatte, bedeutet einen sehr erheblichen Fortschritt in der Entwicklungsgeschichte des Völkerrechts. Wenn es möglich ist, das Kriegsvölkerrecht in seinen Hauptbestimmungen so zu fixiren und auszusprechen, daß alle Staaten Europas ihr Einverständniß erklären, dann wird es noch leichter möglich sein, das Friedensvölkerrecht in Uebereinstimmung aller Staaten der civilisirten Welt zu ordnen. Wir sind daher auf dem Wege, ein internationales Weltrecht zu erhalten, welches die Beziehungen aller Völker und Staaten, wie der Angehörigen der verschiedenen Völker rechtlich ordnet und schützt.

In dem heutigen Zeitgeiste wirken merkwürdiger Weise beiden Richtungen, mit einer früher nicht gekannten Stärke, die nationale und die internationale, neben einander. Sie bekämpfen sich nicht, sie schließen einander nicht aus, sie ergänzen und unterstützen sich wechselseitig. Die nationale Tendenz verlangt von uns Selbstständigkeit der nationalen Cultur, freie Entfaltung der nationalen Eigenart, eine nationale Macht, einen nationalen Staat und eine nationale Politik. Aber die Völker vergessen in diesem Streben nicht, daß sie sämmtlich Glieder der Menschheit sind, daß die Menschennatur allen Nationen gemeinsam ist, daß die sittliche Weltordnung und damit auch die tiefste Wurzel der menschlichen Rechtsordnung wesentlich dieselbe ist für alle Nationen, daß es auch einen wechselseitigen Verkehr der Menschen unter einander, ohne Unterschied der Religionen, der Staaten, der Sprachen und der Sitten gibt, und gemeinsame menschliche Interessen alle Nationen unter einander verbinden. Indem die Völker sich dessen bewußt werden, verfolgen sie mit derselben Energie, mit der sie zuvor die nationale Richtung eingeschlagen haben, nun die internationale Richtung.

Auch in der Rechtsbildung unserer Tage werden die beiden Strömungen sichtbar. Es ist nicht wahr, was so oft früher behauptet worden, daß das Privatrecht, das Strafrecht, das Staatsrecht ausschließlich ein Werk des nationalen Charakters und Geistes sei. Das Beste darin und die wesentlichsten Gesetze haben vielmehr einen allgemeineren, menschlichen Charakter und Geist, welcher die innere Verwandtschaft aller dieser Rechte beweist und Zeugniß dafür gibt, daß alle Völker von einander lernen. Aber die Form der privatrechtlichen, strafrechtlichen und staatsrechtlichen Gesetzgebung ist allerdings an einen bestimmten Staat gebunden und empfängt von dieser nationalen Staatsgewalt ihren Ausdruck und ihre Autorität. Die Form solcher Codification ist daher national, nicht international.

Für die Codification des Völkerrechts aber reicht diese nationale Form der Gesetzgebung nicht aus, weil jene dem gemeinsamen Rechtsbewußtsein der civilisirten Menschheit, und nicht blos der Rechtsüberzeugung eines einzelnen Volkes zum Ausdruck dienen soll, und weil die formale Autorität des staatlichen Gesetzgebers nicht über die Grenzen seines Staatsgebiets hinaus wirkt. Die Codification des Völkerrechts erfordert daher, damit sie den rechten Inhalt in allgemein anerkannter Form darstelle, eine internationale Autorität. In der bisherigen Weltordnung ist dafür wenig gesorgt. Darin lag daher die Hauptschwierigkeit des russischen Unternehmens, die nur mit Muth und durch eine geschickte diplomatische Leitung überwunden werden konnte.

Als die Brüsseler Conferenz im Juli dieses Jahres zusammentrat, begegnete das russische Wagniß noch fast überall den Bedenken und Zweifeln der Diplomaten, der Militairs, der Juristen und der öffentlichen Meinung überhaupt. Als die Conferenz aber, auf welcher doch alle europäischen Staaten ihre Vertreter gehabt hatten, nach fünfwöchentlicher Arbeit zum Abschluß ihrer „Déclaration" (Aussprache) gelangt war, da war es klar geworden, daß das Werk gelungen und ein allgemeines Einverständniß trotz mancher stiller oder zu Protokoll gegebener Vorbehalte erreicht worden sei.

Der Gedanke der Codification des Völkerrechts ist dem Keime nach so alt als die Wissenschaft des Völkerrechts, und er ist mit der Fortbildung des modernen Völkerrechts zugleich gewachsen. Als der edle Hugo de Groot, entsetzt über die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, sein berühmtes Werk über das Recht des Krieges und des Friedens schrieb, welches das neuere Völkerrecht begründet hat, war seine Absicht, dem humanen Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein, wie es von den besten Männern aller Nationen ausgesprochen war, einen wissenschaftlichen Ausdruck zu geben und die für alle europäischen Völker nothwendigen Rechtsvorschriften darzustellen. Eben in Ermangelung von staatlichen Gesetzen sollte die Wissen-

Digitized by Google

schaft vorerst die Lücke ausfüllen, so gut sie es vermochte. Es war das ein Appel an den gesunden Menschenverstand und an das Rechtsgefühl aller Völker. Seither ist die Wissenschaft eine Autorität geworden für das Völkerrecht und hat auf die Fortbildung desselben in civilisatorischem Sinne mächtig eingewirkt.

Neue Fortschritte machte die Praxis, von menschlich gesinnten Fürsten, Staatsmännern und Generalen geleitet. Aber sowohl der Wissenschaft als der Praxis fehlte es doch an einer durchgreifenden Autorität. Die Ansichten der Rechtsgelehrten stimmten nicht allezeit überein. Sie waren voll von Widersprüchen. Die einen ließen sich von der Phantasie und der Speculation zu gewagten und unausführbaren Sätzen verleiten; die anderen klammerten sich allzu ängstlich an die ältere — zum Theil noch barbarische — Praxis an. Wenige Sätze waren unbestritten, die bedenklichsten Thaten fanden doch ihre Vertheidiger unter den Gelehrten. Nicht minder unsicher, schwankend, wechselvoll war die Praxis. Die Verwirrung der Meinungen und die Widersprüche der Thaten waren so arg, daß Viele an der Existenz des Völkerrechts verzweifelten und dasselbe für bloße Moral oder für eine wesenlose theoretische Einbildung erklärten.

Dem gründlicheren Beobachter freilich konnte die tröstliche Wahrnehmung nicht verborgen bleiben, daß das Völkerrecht, trotz aller jener Mängel, von Geschlecht zu Geschlecht stetige Fortschritte gemacht habe, die der Menschheit zu Gute gekommen sind. Anfangs auf die christlichen Staaten Europas und Americas beschränkt, ist es heute zu einer gemeinsamen Rechtsordnung der gesammten civilisirten Welt erweitert, ohne Rücksicht auf die Gegensätze der Religionen, der Nationen, der Welttheile. Gräuel, wie sie neuerdings von den Carlisten in Spanien verübt werden, sind doch nur eine schauerliche Ausnahme der allgemeinen besseren Praxis und mögen den Völkern als Warnung dienen vor dem Verderben, in welches die tolle Wuth eines abergläubischen und fanatischen Klerus die unwissende Menge hineintreibt.

Aber noch immer fehlte es an einer gesetzgeberischen Autorität, welche die Resultate der Wissenschaft und der Praxis mit ihrer formellen, die Zweifel lösenden, die Ungewißheit hebenden Sanction ausstattete. Die ersten Versuche einer solchen formellen und autoritativen Aussprache des Völkerrechts von Seiten einzelner Staaten wurden theils durch besondere Staatsverträge gemacht, theils durch vereinzelte Staatsgesetze.

Die wichtigsten sind: a) die Erklärung der Kaiserin Katharina von Rußland vom 28. Februar 1780 über die Rechte der neutralen Schiffe und Waaren, im Gegensatze zu der willkürlichen Bedrohung der kriegführenden Seemächte, welche zu der „bewaffneten Neutralität" mehrerer europäischer Staaten geführt hat, freilich zunächst ohne allgemeinen und ohne dauernden Erfolg. Der Artikel 3 des Vertrags vom 3. Mai 1781, welchen die Kaiserin Katharina mit dem Könige von Preußen schloß, spricht geradezu den Gedanken einer seerechtlichen Codification aus*);

b) der merkwürdige Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen dem Könige Friedrich II. von Preußen und den Vereinigten Staaten von America vom 10. September 1785, der auch für das Seekriegsrecht eine neue Bahn öffnete, die freilich bald wieder versperrt ward;

c) das nordamericanische Neutralitätsgesetz von 1796, ein Werk, zu welchem Washington und Alexander Hamilton den Anstoß gaben, revidirt 1818 und nachgebildet in England 1819;

d) ganz vorzüglich die „Instruction für die americanischen Armeen im Felde", welche der Präsident Lincoln nach dem Entwurf des Professor Franz Lieber in New-York kraft Heerbefehls im Jahre 1863 erließ, und welche eine ziemlich vollständige Darstellung des Kriegsvölkerrechts enthielt.

Früher schon hatte es einige, freilich nur wenige völkerrechtliche Streitfragen erledigende, allgemeine Aussprachen der europäischen Staaten gegeben, in Form von Congreßvereinbarungen. Auf besonderen Conferenzen wurden dann später ähnliche kleine Verbesserungen mit Erfolg unternommen. Dahin gehören:

a) die Erklärungen des Wiener Congresses von 1814/15 wider die Zufuhr von Negersklaven, für die freie Schifffahrt auf den großen Gemeinflüssen, über die Classen der Gesandten (ergänzt auf dem Aachener Congreß 1818);

b) die Bestimmungen des Pariser Congresses von 1856 zum Schutz der neutralen Schiffe und der neutralen Waaren, über das Blocaderecht, über die Kriegscontrebande;

c) die sogenannte Genfer Convention vom 22. August 1864, welche den verwundeten und kranken Kriegern auch des feindlichen Volkes ärztliche Sorge und Hülfe zusicherte, ergänzt 1868;

d) die Petersburger Uebereinkunft der europäischen Staaten zum Verbot der kleinen Sprenggeschosse, vom 11. December 1868.

In demselben Geiste, aber von ihrer idealen Höhe das gesammte Völkerrecht überschauend, arbeitete nun auch die Wissenschaft einer allgemeinen Codification des Völkerrechts ernstlich vor:

a) Zuerst hatte ein Genueser Rechtsgelehrter Augusto Parodo 1851 in Turin einen „Versuch der Codification des internationalen Rechts" (Saggio di Codificatione del Diritto Internationale) veröffentlicht, der freilich außerhalb Italiens fast ganz unbekannt geblieben ist. Nach der Inhaltsangabe, welche Pierantoni (La riforma del Diritto delle Genti p. 33) gibt, behandelt das Buch vorzugsweise das sogenannte „internationale Recht" im engeren Sinne, d. h. das internationale Privat- und Strafrecht, insbesondere Handels- und Schifffahrtsrecht, nicht aber, was wir unter Völkerrecht verstehen, d. h. die äußere Rechtsordnung der Staaten im Frieden und im Kriege.

b) Durch das Vorbild der americanischen Instruction und durch meinen Freund Franz Lieber persönlich angeregt, unternahm ich es, das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als „Rechtsbuch", d. h. in dem gedrungenen und scharfen Stil eines Gesetzeswerks („Droit international codifié") mit Erläuterungen darzustellen. Das Buch, das zuerst in deutscher Sprache 1868 erschien, in zweiter Auflage 1872, wurde weit günstiger in Europa und in America aufgenommen, als ich erwartet hatte. Vieles dazu trug die französische Uebersetzung bei, die mein Freund Lardy in Paris herausgab (erste Auflage 1870, zweite 1874). Am meisten aber wirkte das allgemein empfundene Bedürfniß einer klaren Rechtsaussprache des Völkerrechts, wie sie dem heutigen Rechtsbewußtsein der civilisirten Welt entsprach. Volle Befriedigung kann dasselbe freilich nur durch eine officielle Verkündigung der civilisirten Staaten selber erhalten. Aber eben weil diese fehlt, wurde die Arbeit eines Privatmannes, welche ohne irgend eine formelle Autorität zu haben, nur die Autorität eines redlichen Strebens und einer sorgfältigen wissenschaftlichen Prüfung des Stoffs und des Ausdrucks für sich ansprechen durfte, mit ungewöhnlicher Gunst aufgenommen. Das Werk wurde auch noch in andere Sprachen übersetzt. Man versichert mich, daß sogar eine chinesische Uebersetzung in Arbeit ist.

Manche rechtsgelehrte Collegen sprachen damals noch ihre Bedenken aus, daß ich in einigen Punkten zu kühn vorgegangen sei und Sätze als heutiges Völkerrecht ausgesprochen habe,

*) Er lautet wörtlich: „A l'époque plus ou moins éloignée de la paix entre les puissances belligérantes Sa Majesté le Roi de Prusse et Sa Majesté l'Impératrice de toutes les Russes s'employeront de la manière la plus efficace auprès des puissances maritimes en général, pour faire recevoir et reconnaître universellement dans toutes les guerres, qui par suite du tems pourraient survenir, le système de neutralité et les principes établis dans le présent acte servant à former la base d'un Code maritime universel."

Digitized by Google

welche von der bisherigen Praxis noch nicht geübt und auch nicht durch völkerrechtliche Verträge anerkannt seien. Ich war aber und blieb der Meinung, daß die Aufgabe der Wissenschaft nicht darauf beschränkt werden dürfe, das bereits geschichtlich offenbar gewordene Recht gleichsam zu Protokoll zu nehmen, sondern daß ihre Aufgabe höher und größer gefaßt werden müsse, daß sie berufen sei, an der Fortbildung des Rechts, entsprechend dem sich besinnenden und denkenden Rechtsbewußtsein der civilisirten Menschheit mitzuarbeiten. Für das Völkerrecht mindestens erschien mir diese Meinung um so weniger zu bestreiten, als sowohl der Ursprung der Völkerrechtswissenschaft (Hugo Grotius) als das Wachsthum derselben nur von ihr aus zu erklären und zu verstehen sind. Ich war sogar im Hinblick auf die großen Schwierigkeiten einer Weltgesetzgebung von der Pflicht der Wissenschaft lebhaft überzeugt, durch ihre freie Arbeit diese Lücke und diesen Mangel einigermaßen zu ergänzen. Nur wenn das geschah, konnte der Fortschritt des Völkerrechts den Fortschritt der Civilisation begleiten und unterstützen; geschah es nicht, so mußte jenes hinter dieser zurückbleiben und blieb in der überlieferten Barbarei gefangen, statt diese zu überwinden.

Die Brüsseler Aussprache des Kriegs-Völkerrechts, zu welcher die Vertreter aller europäischen Staaten einmüthig zusammen gewirkt haben, hat bewiesen, daß meine allerdings gewagte Darstellung dennoch ein treuer Ausdruck des heutigen Bechtsbewußtseins sei: denn sie ist in keiner ausdrücklichen Restimmung hinter meinem Völkerrechtsbuch zurückgeblieben, sondern durchweg in Uebereinstimmung damit.

c) Ein zweites ähnliches Werk ist von einem americanischen Rechtsgelehrten David Dudley-Field unter dem Titel: Draft Outlines of an International Code zu New-York 1872 veröffentlicht und ebenfalls von den Männern der Wissenschaft und der Praxis sehr günstig aufgenommen worden. Dudley Field hatte ganz selbstständig schon im September 1866 in der British Association for the promotion of Social Science zu Manchester den Plan zu einer Codification des Völkerrechts angeregt und dann selber mit großer Sachkunde die Vorbereitung derselben unternommen. Wenngleich damals schon ein Theil meines Völkerrechtsbuchs das „moderne Kriegsrecht" unmittelbar vor dem Ausbruch des deutschen Kriegs, aber mit der Aussicht auf denselben, veröffentlicht worden war (Ostern 1866), so war ihm damals diese Arbeit noch unbekannt geblieben. Der „Grundriß eines Völkerrechtsgesetzbuchs" zeichnet sich hauptsächlich durch eine ausführlichere Darstellung des internationalen Rechts im engeren Sinne, insbesondere des internationalen Schifffahrts- und Verkehrsrechts, vor meinem Völkerrechtsbuche aus, welches mit Vorliebe die staatlichen Rechtsbeziehungen darstellt. Die beiden Werke ergänzen sich daher wechselseitig.

Endlich hat der Gedanke einer Codification des Völkerrechts auch noch den Beifall und die Förderung mehrerer Vereine und Gesellschaften erhalten:

a) Wir haben bereits der Britischen Gesellschaft erwähnt für Förderung der Gesellschaftswissenschaft, welche 1866 eine Commission für die Codification niedersetzte. Die werthvollste Frucht dieser Thätigkeit ist das Werk von Dudley-Field.

b) In Boston nahm sich eine Abtheilung der americanischen Friedensgesellschaft des Field'schen Planes mit warmem Eifer an und gründete, unterstützt vornehmlich von Engländern und Franzosen, im October 1863 zu Brüssel einen internationalen Verein zur Förderung der Reform des Völkerrechts, an dem sich manche hervorragende Rechtsgelehrte, Politiker und Philanthropen aus verschiedenen Ländern betheiligten. Präsident derselben ist Dudley-Field und Generalsecretair der americanische Geistliche Miles.

c) Am wichtigsten aber war die im September 1873 zu Gent in Belgien vollzogene Gründung des „Instituts für Völkerrecht", dessen Statuten ihm unter anderm die Aufgabe stellen: „1) den Fortschritt des Völkerrechts zu fördern, indem es sich bemüht, dem Rechtsbewußtsein der civilisirten Welt zum Organ zu dienen; — 3) zu jedem ernsten Unternehmen einer stufenweisen und fortschreitenden Codification des Völkerrechts mitzuwirken". Das Institut besteht aus höchstens fünfzig wirklichen Mitgliedern. Es sind demselben die anerkanntesten Lehrer und Schriftsteller über Völkerrecht in Europa und America beigetreten, und es ist durch dasselbe eine wissenschaftliche Collectivautorität geschaffen, die nicht übersehen werden kann, wenn von Reform des Völkerrechts die Rede ist oder völkerrechtliche Streitfragen zur Erledigung kommen. Präsident des Instituts ist der Deputirte und Professor Mancini in Rom, einer der angesehensten Autoren des Völkerrechts! Generalsecretair der Privatgelehrte Rolin-Jacquemyns in Gent, der ausgezeichnete Herausgeber der Genter Revue du Droit International, der besten Zeitschrift über Völkerrecht, die zugleich Organ des Institutes ist*).

d) Endlich beschäftigte sich der Ausschuß der internationalen Gesellschaft zur Verbesserung des Looses der Kriegsgefangenen in London, unter dem Vorsitze des französischen Grafen von Houdetot und unter Mitwirkung ihres Generalsecretairs, des Genfer Arztes Dunant, mit dem Kriegsvölkerrecht und reichte im Jahre 1874 der russischen Regierung einen Entwurf zu einer Codification desselben ein, in welchem die americanische Instruction des Präsidenten Lincoln, das Völkerrechtsbuch von Bluntschli, der französische Militaircodex und preußische, englische und französische Reglements benutzt sind.

Der Entwurf der russischen Regierung war indessen schon vorher in Angriff genommen und in der Hauptsache bereits festgestellt worden, bevor die letztere Arbeit nach Petersburg gelangte.

Man sieht, der Boden war bereits vorbereitet für eine Codification des Kriegsvölkerrechts, ehe die Brüsseler Staatenconferenz zusammentrat. Trotz alledem aber war das russische Unternehmen eine kühne That, welche dem Kaiser Alexander zu hoher Ehre gereicht. Es bleibt wahr, daß das Werk der Brüsseler Conferenz der erste großartige Versuch ist einer umfassenderen den europäischen Staaten gemeinsamen Codification über einen wichtigen Theil des Völkerrechts.

---

## Ueber parlamentarische Debatten.

Zu dem Vortrage des Herrn von Kirchmann.

### III.

(Schluß.)

Statt die zuerst aufgestellten Zweifel an der Zulässigkeit der Abstimmungen durch ähnliche einfache Betrachtungen und Auseinandersetzungen, wie die obigen, zu beseitigen, sucht Kirchmann eine philosophische Lösung. Er sprach ja in einer philosophischen Gesellschaft! Auf dasselbe Resultat, entgegengesetzt dem skeptischen Theil, mußte er schließlich kommen.

Er führt aus, daß die eigenthümliche Schwierigkeit in Fortbildung der ethischen Gestaltungen innerhalb eines Volkes vermittelst der legislatorischen Thätigkeit keineswegs in der Dunkelheit oder Verborgenheit oder Unbestimmtheit der obersten ethischen Grundsätze liege, sondern in dem gleichzeitigen Dasein mehrerer solcher Grundsätze, welche mit einander collidiren. Es träten überall mehrere Principien ein, welche an sich gleiche Berechtigung haben und die Anwendung eines einzigen nicht gestatten. Alle Schwierigkeiten in der Abfassung der Gesetze lägen lediglich in der Collision von an sich gleich berechtigten ethischen Principien, welche sämmtlich in sich selbst maßlos seien, daher deren Abgrenzung für den einzelnen Fall außer ihnen falle. Die letzte Entscheidung oder die bestimmte Abgrenzung der für das einzelne Gesetz einschlagenden

*) Vergl. die Documents de l'Institut du Droit International. Gand 1873—74, und Pierantoni, la riforma del diritto delle genti e l'Instituto di Droit Internationale di Gand. Napoli 1874.

Digitized by Google

Principien könne daher nicht mehr aus diesen entnommen werden, sondern es träte hier ein anderer, nicht mehr zum Gebiete des Wissens gehörender Factor ein, der die letzte Entscheidung bestimme, und dieser Factor sei nicht ein Wissen, nicht ein Begriff, nicht eine Regel, sondern das Gefühl, welches sich in der Brust des Einzelnen mit verschiedenen ethischen Principien in verschiedener Stärke verbinde und dadurch das Maß der Geltung der einzelnen Principien und ihrer gegenseitigen Abgrenzung für ihn bestimme. Damit falle die Forderung an das Parlament auf eine sachliche Entscheidung! Das Gefühl des Einzelnen gebe die letzte Entscheidung. Die verschiedene Stärke dieser Gefühle bei dem Einzelnen sei durch die mannichfachsten Umstände bedingt, als Temperament, Erziehung, Stand, gesellschaftliche Stellung, Lebensschicksale, Reichthum, Armuth ꝛc., woraus sich erkläre, wie trotz der Gleichheit und Bestimmtheit der ethischen Principien und trotz der logischen Untadelhaftigkeit ihrer Schlüsse die einzelnen Mitglieder in ihren Resultaten sehr von einander abweichen. Es erhelle daher, daß die Entscheidung nach der Stimmenmehrheit nicht blos ein nothwendiger Usus ist, sondern der Natur der hier entscheidenden Factoren genau entspricht.

Auf diese Weise kommen wir schließlich am Anfange wieder glücklich an. Wir dürfen bei Gesetzen wirklich die Entscheidung durch Abstimmung herbeiführen, was seit Jahrhunderten schon geschehen ist, wie wir nach Schiller unsere Nase gebrauchen dürfen ohne Scrupel, ob wir wirklich ein Recht dazu haben.

Wollte man Kirchmann auf das speculativ philosophische Gebiet folgen, so könnte man zunächst einwenden, daß der ganze erste Theil der Deduction nur dann paßt, wenn man die absolut besten Gesetze, die allen ethischen Principien vollständig entsprechen, im Auge hat, nicht die Gesetzgebung, wie sie Kirchmann weiter hinten selbst definirt, übereinstimmend mit uns. Sodann nimmt Kirchmann ganz unbedenklich und ohne Nachweis der Zulässigkeit in diesem Falle die Spaltung der Seelenfunctionen in Verstand, Gedächtniß ꝛc. und Gefühl vor, welches mit dem Wissen durchaus nichts zu thun hat. Er stellt dem Wissen das Gefühl grade gegenüber und vindicirt diesem die berechtigte Oberherrschaft und Entscheidung bei der Abgrenzung collidirender ethischer Principien. Aehnlich verfahren viele speculative Philosophen, aber der Hinweis ist voll berechtigt, daß die Seele ein untrennbares Ganze ist und daß wir lediglich zum Zwecke der Verständigung unter einander die verschiedenen Functionen derselben Seele mit verschiedenen Worten bezeichnen, als Verstand, Vernunft, Phantasie, Gedächtniß, Gefühl, Gemüth. Die Wahrheit dieses Satzes geht schon daraus hervor, daß andere Völker in ihrer Sprache diese Trennung der Seelenfunctionen in anderer Weise vornehmen und bezeichnen. Im Französischen decken sich die Worte raison, entendement, sens, esprit keineswegs mit den entsprechenden deutschen und bedeuten bald Verstand, bald Vernunft, bald Beides, entsprechen daher unserer Art zu unterscheiden nicht. Daß das Gefühl in der Brust entspringe, nicht wie der Verstand im Gehirn, ist doch nur eine poetische Bezeichnung. Bei den Alten hatte ja die Liebe ihren Sitz in der Leber. Ein vom Verstande ganz unabhängiges Gefühl existirt mit Ausnahme der rein sinnlichen Triebe nicht und Verstandesoperationen werden in der Regel unter Mitwirkung des Gefühls vollzogen. Bei dem Functioniren der Seele finden die Trennungen in der Weise, wie wir sie in unserer Sprache vornehmen, sicherlich nicht statt, sonst müßte die Seele bei andern Culturvölkern, deren Sprache andere Trennungen bewirkt, anders beschaffen sein. Bei den seelischen Operationen herrscht bald die eine, bald die andere Function vor, aber beide beeinflussen sich. Wenn nach Kirchmann das Gefühl die Entscheidung bei Abstimmungen über Principien geben soll, so ist dies Gefühl auch eine geistige Function der einheitlichen Seele. Ist dies aber der Fall, so erscheint die Gegenüberstellung von Wissen und Gefühl in der Art und Weise, wie sie Kirchmann vornimmt, die Ueberordnung des Gefühls über die anderen Seelenfunctionen gradezu unzulässig, womit seine ganze Deduction den Boden verliert.

In der That ließen sich die Beispiele, welche Kirchmann zur nähern Begründung seiner Ansicht anführt, leicht als unzutreffend nachweisen. So soll die Abstimmung über die Rednerliste auf einer Entscheidung des Gefühls zwischen den sich widersprechenden Principien des gleichen Rechts aller Mitglieder und der schnellen und guten Erledigung der Geschäfte beruht haben. In Wahrheit beruhte die Abstimmung auf der Erwägung und Erkenntniß, daß die Rednerliste zu sehr langen, vorbereiteten Reden, die Aufrufung der Redner durch den Präsidenten zu einer wirklichen Discussion führt. Die größte Zahl der Abgeordneten spricht nicht im Plenum, sie hatte gar kein persönliches Interesse, ihr Gefühl wurde gar nicht in Anspruch genommen, sondern die reine Verstandesoperation entschied und zwar gegen den Präsidenten, der für die Rednerliste war.

Immerhin könnte man die geistvolle Auseinandersetzung mit Interesse lesen und für ganz unbedenklich und unschädlich erachten, wenn Kirchmann nicht unter den Beispielen zur Belegung seiner Theorie eine sehr überraschende Anwendung von derselben machte. Er führt aus, daß bei dem Conflict zwischen dem Staate und der katholischen Kirche in Preußen mehrere Principien collidiren, einmal das Princip der Selbstständigkeit des Staats mit dem Princip der Selbstständigkeit der Kirche und zweitens das Princip der Vollgewalt der gesetzgebenden Factoren mit dem Princip, wonach ein gewisses Rechtsgebiet des Einzelnen für die Gesetzgebung unantastbar sein soll. Dann meint Kirchmann, daß dieser Conflict sachlich oder aus den collidirenden Principien selbst nicht entschieden werden könne. Die Regierung behaupte zwar, daß sie durch ihre Mai- und spätere Gesetze weder dem Glauben noch der Gottesverehrung der Katholiken in den Weg treten, sondern nur die Verfassung und Disciplin der Kirche einer Aufsicht des Staats unterwerfen wolle; der Glaube umfasse aber bei den Katholiken nicht blos die Dogmen, sondern auch die Verfassung und Disciplin der Kirche. Auch die Rechte des Bischofs, auch die freie Bestellung der Geistlichen und deren Heranbildung seien allmählich zu wesentlichen Glaubensartikeln in der katholischen Religion geworden und deshalb werde unzweifelhaft durch die Maigesetze für den gläubigen Katholiken sein Glaube verletzt; es werde dadurch in jenes Gebiet der religiösen Ueberzeugung eingegriffen, welches der Gesetzgebung nicht zugänglich sein soll. Die Mehrheit des Parlaments (Abgeordnetenhaus), dessen Wähler zu zwei Dritteln Nicht-Katholiken sind, könne offenbar nicht darüber entscheiden, ob ihre Beschlüsse dieses Gebiet des Glaubens berühren oder nicht.

Wenn Alles, was die katholische Kirche im Laufe der Zeit schwachen Regierungen thatsächlich abgerungen hat, so auch die freie Bestellung der Geistlichen und deren Heranbildung, Glaubensartikel geworden ist, dann wird man wohl auch die Erziehung der Jugend, die Besetzung der Lehrerstellen an der Dorfschule bis zur Universität oder doch die Zustimmung dazu und die Entfernung der freisinnigen Lehrer, die Bestimmung der Schulbücher und des Lehrplans, mit einem Wort die Leitung des ganzen Schulwesens, endlich die Befugnisse zum Verbote gewisser Bücher, zu den Glaubensartikeln rechnen müssen, da die katholische Kirche diese Attributionen, als zur Kirche gehörig, seit Jahrhunderten wirklich in Anspruch genommen und in einzelnen Ländern auch zeitweise erreicht hat. Sie braucht dann nur noch etwas mehr zu erobern und der Glaubensartikel ist fertig nach Kirchmann. Derselbe führt nicht an, daß die deutschen Fürsten das Recht der Ernennung der Bischöfe und der höheren Geistlichen beanspruchten und in der Regel ausübten, daß in Frankreich heute noch der Staatsgewalt diese Function zusteht, vorbehaltlich der Zustimmung des Papstes. Kirchmann übergeht ebenso

Digitized by Google

den wichtigen Umstand mit Stillschweigen, daß in mehreren deutschen Staaten, zum Theil seit langer Zeit, wie in Würtemberg, ganz ähnliche Bestimmungen in Kraft sind, wie die in den preußischen Maigesetzen enthaltenen, ohne daß daselbst ein Conflict zwischen Staat und Kirche besteht. Dort gehören also jene angeblich unantastbaren Rechte der Kirche nicht zu den Glaubensartikeln der Katholiken. Wie hat sich denn nun ein Katholik zu verhalten, der aus Preußen nach Würtemberg zieht? Muß er seinen Glauben ändern oder gibt es etwa einen specifisch preußisch-katholischen Glauben? — Wohin rechnet Kirchmann die Encyklika und den Syllabus? Sind dieselben auch allmählich zu Glaubensartikeln der jetzigen Katholiken geworden oder im Begriff es zu werden? Wer will den jetzt unfehlbaren Papst hindern, Encyklika und Syllabus oder die wesentlichen Sätze daraus ex cathedra zu Glaubensartikeln zu erklären? Die gläubigen Katholiken wären dann verpflichtet, nicht nur daran zu glauben, sondern danach zu handeln und der Staat dürfte nach Kirchmann nicht in dies für die Gesetzgebung unantastbare Gebiet des jedesmaligen katholischen Glaubens eingreifen; der in seiner Mehrheit aus Protestanten bestehende gesetzgebende Körper könnte auch nicht darüber entscheiden, ob seine Beschlüsse die Gebote des Glaubens berühren oder nicht. Man hätte ruhig zuzusehen, wie für den katholischen Theil der Bevölkerung die vielhundertjährigen Errungenschaften der Wissenschaft verloren gehen und der moderne Rechtsstaat auf den Kopf gestellt wird. Vielleicht ist Kirchmann der Meinung, daß Bestrafung eintreten müßte, wenn Katholiken durch Handlungen gegen die bestehenden Staatsgesetze verstoßen: aber wäre es sittlich, Thaten zu bestrafen, welche die nothwendigen Folgen des für die Gesetzgebung unantastbaren Glaubens sind, über dessen Gebiet und Grenzen das, mehr als zur Hälfte protestantische Parlament gar nicht zu befinden hat? — Wenn die untere Schicht der katholischen Bevölkerung, wie in Spanien, durch ohne Concurrenz des Staats angestellte Geistliche und Lehrer der katholischen Schulen systematisch verdummt und fanatisirt wird, so kommt bei der Bestrafung auch noch die Zurechnungsfähigkeit in Frage.

Kirchmann geht aber noch weiter, indem er sagt: „die Regierung gehe zu weit, wenn sie das Versprechen unbedingten Gehorsams für die Staatsgesetze von den Bischöfen verlangt; diesen Gehorsam können sie nicht geloben, weil damit die Selbstständigkeit ihrer Kirche und die Unverletzlichkeit jener der Gesetzgebung nicht zugänglichen Gebiete preisgegeben würde. Wenn nur der Staat es ist, welcher die Grenze bestimmen kann, wo das Gebiet des Glaubens und des Gewissens anfängt, so sei die Selbstständigkeit der Kirche und die Religionsfreiheit dem Belieben des Staats überliefert".

Man kann mit demselben Rechte und noch richtiger sagen: wenn die Kirche allein die Grenzen des Glaubensgebiets mit allen daraus für das Leben und Verhalten der Bürger folgenden Consequenzen bestimmen kann, so ist die Selbstständigkeit des Staats dem Belieben der Kirche überliefert, aber nicht blos die Selbstständigkeit des Staats, sondern seine gesammte freiheitliche und intellectuelle Entwicklung.

Vollkommen wahr ist, was Kirchmann über die Trennung der Kirche vom Staate sagt, dieselbe sei kein Mittel für den Frieden, vielmehr eine der gefährlichsten Täuschungen, weil sie der katholischen Kirche das wirksame Mittel gewährt, ihre Macht über die Geister durch die Schule und ihren Güterbesitz in das Grenzenlose zu vermehren. Auch das Cavour'sche Wort, die freie Kirche im freien Staate, war nichts als eine schlaue Phrase, um sich während des Kampfs gegen die auswärtigen Unterdrücker den Rücken gegen den innern Feind in der öffentlichen Meinung einstweilen frei zu halten. Die freie Kirche und der freie Staat sind entschiedene Gegensätze, von denen der eine den anderen ausschließt, die daher gleichzeitig neben einander nicht bestehen können.

Kirchmann spricht dann von der Schwierigkeit für die Gesetzgebung bei den Maßnahmen gegen die katholische Kirche das rechte Maß nicht zu überschreiten. Dies sei aber überschritten in der Eidesforderung und der gefänglichen Einsperrung der Bischöfe. Freilich erscheint die Einsperrung wegen Ungehorsam gegen die Staatsgesetze nicht gerechtfertigt, wenn man den Gehorsam und das eidliche Versprechen desselben nach Kirchmann nicht fordern darf. Ist der Staat dagegen berechtigt, von Jedermann, also auch von den Bischöfen, Gehorsam gegen die in gehöriger Form zu Stande gekommenen Landesgesetze zu fordern, so ist er nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, den Ungehorsam und die Auflehnung gegen das Gesetz zu bestrafen, also diejenigen, gegen welche die Gerichte auf Gefängniß erkannt haben, gefänglich einzuziehen. Die Unterlassung wäre unverzeihliche Schwäche.

Kirchmann trennt das Gebiet der Religion nicht von dem der Kirche, d. h. der Hierarchie und ihrer Ansprüche an den Staat und doch sind beide himmelweit verschieden. Seine Sätze führen sich in ihren Consequenzen selbst ad absurdum.

Richtig ist, daß die Kirche noch niemals einen dauernden Frieden mit der Staatsgewalt formell geschlossen, ebenso wenig die Bestimmungen eines Waffenstillstands länger eingehalten hat als sie mußte. Der westphälische Friede, der dem dreißigjährigen, Deutschland verheerenden Kriege ein Ende machte, ist heute vom Papst noch nicht anerkannt.

Die katholische Kirche ist stets zum Kriegszustande übergegangen, wenn sie sich stark genug dazu glaubte und so lange sie das war, hat sie den Krieg mit dem Staat stets auf Tod und Leben geführt. Der Staat hat in diesem tausendjährigen Streite gar keine Wahl, es handelt sich um seine Existenz, er muß kämpfen, und die Waffe des modernen Staats ist nicht von vornherein und ausschließlich die rohe Gewalt, sondern das Gesetz, dem er Gehorsam erzwingt. Deshalb kann sich das Parlament dem Kampfe nicht entziehen, es ist als ein integrirender Theil der Staatsgewalt nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, durch Mitwirkung bei der Gesetzgebung die Uebergriffe der Hierarchie zurückzuweisen und die Grenze des religiösen und Glaubensgebiets gemeinschaftlich mit der Regierung zu bestimmen. Die Festsetzung dieser Grenze im offenen Kriegszustande dem Gegner zu überlassen oder auf seine Zustimmung zu warten, wäre selbstmörderische Thorheit, aber Gewissenssache muß es für jeden Abgeordneten, gleichviel ob Protestant, Katholik oder Jude, sein, nicht in das religiöse, wirkliche Glaubensgebiet einzugreifen. Für die Maigesetze haben auch Katholiken gestimmt, die nicht zu den Ultramontanen gehören.

Man kann es nur beklagen, daß ein Mann, wie Kirchmann, nicht aus böser, staatsfeindlicher Absicht, sondern aus philosophischer Tiftelei in diesem großen Kampfe den Ultramontanen Vorschub leistet.

**H. B. v. Anruh.**

## Literatur und Kunst.

### Die anonyme Krise im wiener Stadttheater*).

Von **Sigmund Schlesinger.**

Den Laube sind sie los, die Andern sind geblieben — das ist der vorläufige Inhalt der bis zur Stunde noch namen- und mehr noch charakterlosen Krise, welche dem schönen Wirklichkeitstraume, ein großes, ernstes deutsches Theater nur um seiner

*) Obwohl wir die Krisis am wiener Stadttheater bereits einmal besprochen haben, glauben wir doch des Guten nicht zuviel zu thun, wenn wir noch einen Artikel über denselben Gegenstand aus der Feder des bekannten österreichischen Dramatikers Schlesinger bringen. Einerseits berechtigt uns dazu das große Interesse, welches alle kunstliebenden Kreise an dieser Angelegenheit nehmen, andrerseits der Umstand, daß der Artikel viel Neues enthält und einen der competentesten Richter über dergleichen Dinge zum Verfasser hat. Die Red.

Digitized by Google

selbst und seiner bildnerischen Ziele willen gepflegt zu sehen, ein jähes Ende bereitet hat. Zu sehr in die Welten des Ideals hinauf nahm für die Herren die Führung des als so realistisch verschrieenen Laube ihren Aufflug und nun hieß es, rasch die Stricke des Ballons gefaßt und mächtig angezogen, ihn niederzuziehen, der Erde näher und in Sicherheit zu bringen, ohne daß aber dadurch — ein einziges Problem und ein ausnehmend merkwürdiges Programm! — sein Flug gehemmt werden soll. Das Stadttheater soll ein praktisch verdienendes und Geld machendes Theater werden, dabei aber soll der „künstlerische Standpunkt" nicht die leiseste Alteration erleiden. Die Tragödie soll keineswegs ihres Heimatsrechtes auf der Seilerstätte verlustig, oder gar „per Schub", mit gebundener Marschroute nach ihrer „Zuständigkeitsgemeinde", auf den Michaelerplatze, forterpedirt werden, beileibe nicht; sie soll nur erhalten sein, sich auszuweisen, daß sie nicht, wie der sehr ehrenwerthe Gemeinderath Dr. Klucky einstens einmal die Journalisten classirte, zu den „unsicheren Existenzen" zähle, sondern die Mittel habe, sich auf anständige und ehrliche Weise fortzubringen. Allabendlich soll sie ihren Vermögensstand einbekennen, worauf ihr dann ohne Schwierigkeit die Bewilligung zu fernerem Aufenthalte ertheilt werden wird. Aber sie wird nicht begehren können, daß sie dem Gemeindewesen zur Last falle und daß etwa die anderen Gemeindemitglieder, wie Posse und Lustspiel, sich eine Steuererhöhung gefallen lassen, um die erwerbloße zu erhalten. Wobei gleich bemerkt sein muß, daß die Zusammenstellung der Cassaausweise während des Laube'schen Regimes in der Rubrik der Trauerspiel-Aufführungen sehr respectable Ziffern ergeben und daß — tückische Ironie der Theaternemesis — während der ersten vierzehn Tage nach dem Directionswechsel die verhältnißmäßig stattlichste Einnahme auf einen Tragödienabend, auf Laubes „Essex" fiel. Der Nachweis der Subsistenzmittel dürfte also dem höheren Drama nicht gar so schwer fallen — aber, wie schon bemerkt, der Ballon soll nun einmal zugleich in die Lüfte emporsteigen und mit Stricken an dem Boden festgehalten werden. Ein Luftschifferstückchen, zu dessen Ausführung Laube sich ebenso unfähig erachten mochte und mußte, als sich die Anderen vermuthlich erweisen werden. Aber die Anderen blieben eben und Laube ging.

Und das ist's eben, warum ich die Krise eine anonyme und charakterlose nenne. Sie getraut sich nicht mit ihrem wahren Charakter und nicht mit ihrem wahren Namen heraus. War es das Directionsprincip Laubes, waren es seine künstlerischen, auf die Herangewöhnung des Publicums zielenden Tendenzen, mit denen man nicht einverstanden war, so durfte und darf man nicht, wie es in den jüngsten Tagen erst von Seiten des Nachfolgers durch ein Proclam in deutschen Theaterblättern geschehen, die beharrliche Absicht der Vermeidung eines Systemwechsels, die Aufrechterhaltung des künstlerischen status quo verkünden; ist aber dieses Regierungsmanifest ernst gemeint, so wird sich nothwendiger Weise die Frage ergeben: Warum also ging Laube, oder eigentlich warum *mußte* er gehen? Ich habe dieses Dilemma und diese Frage gleich in den ersten Tagen nach dem Austritte des Schöpfers des Stadttheaters in einem wiener Blatte aufgestellt und es wurde allgemein darin freilich nicht das aufklärende Wort, aber doch die Frage der Situation gefunden. Gewiß ist, daß Laube trotz aller schweren Directionssorgen, die er nicht in Abrede stellte, sondern im Gegentheil mit aller Offenheit hervorkehrte, trotz seiner Betrübniß über die materielle Ungunst der Zeiten und trotzdem er schon vor Jahr und Tag sich selber einzureden schien, er habe Lust, sich zu Ruhe zu setzen und er sehe sich ganz ernstlich nach einem Nachfolger um, gewiß ist, daß er anscheinend ahnungslos dem September zuschritt und daß in den letzten Augusttagen noch die Vorbereitungen für eine sehr umfassende Tragödien-Wintercampagne getroffen wurden. Es wurde zur Aufführung der „Wallenstein-Trilogie", „Jungfrau von Orleans", der „Antigone" gerüstet, außerdem war schon so ziemlich für die ganze Saison ein Repertoire moderner Novitäten in Sicht. Tag für Tag war Laube auf der Probe und keine Spur verrieth, daß in dem so kraftvoll pulsirenden Directionsbetrieb eine jähe Stockung dem Blutlaufe Stillstand gebieten solle. Allerdings, wie schon gesagt, klangen dazwischen immer die Bekenntnisse der Sorge aus Laubes Munde, gute Bekannte mochten auch vielleicht die Wolken auf seiner Stirne etwas dichter als sonst finden und eine Klage besonders kehrte in seiner Unterhaltung immer wieder, die Klage, daß das *Stadttheater* von seiner Taufpathin, der *Stadt*, so geringe Unterstützung finde. Es sei doch, meinte er, einer großen Bürgerschaft und eines bedeutenden Gemeinwesens würdig, im Bereiche der Stadt ein Schauspielhaus zu besitzen, welches gewissermaßen die Tendenz verfolge, die theatralische Gemeindeautonomie dem officiellen Hoftheater gegenüber zu vertreten und dem Bühnenwesen und der Bühnendichtung eine künstlerisch-politisch unabhängige Zufluchtsstätte zu sichern. Denn es solle doch dem Hoftheater nicht, wie es seit Jahren factisch der Fall ist, das Monopol zustehen, die Hofcensur zur alleinigen und maßgebenden Vorkosterin für die ernst theatralische „Approvisionirung" des Bürgerthums fungiren zu lassen. Während aber das Burgtheater in seiner Subvention von 84,000 fl. und in seiner täglichen Abonnements-Quote von 700 fl. die unantastbare Garantie finde, allabendlich, noch bevor die Thüren aufgemacht werden und bevor noch ein einziges Billet gelöst ist, schon eine Einnahme von 1000 fl. in der Casse zu haben, sei das Stadttheater mit so ziemlich denselben, wenn nicht schwereren Gagelasten und Pensionsverpflichtungen einzig und allein auf die Zufälligkeiten der Tageseinnahme angewiesen. Laube schwebte, wenn er auf dieses Thema kam, eine in's Communale übertragene Localisirung der Cäsarenparole „Panem et circenses" vor; er dachte an eine Art Subventionirung des Stadttheaters, entweder direct von Seiten der Commune oder durch irgend ein Zusammenthun des Stadtpatriciates. Häufiger als sonst wurde in den letzten Wochen diese Frage zwischen uns berührt und ich gestehe, daß ich mich dabei in ziemlich *principiellem* Einklange mit ihm befand, da ich selbst vor einigen Jahren schon eine ähnliche Idee wenigstens anzuregen Anlaß gefunden hatte und auch diesmal gerne bereit war, ihm dieselbe *grundsätzlich* und *theoretisch* verfechten zu helfen; nur war es allerdings unmöglich, sich ein Hehl daraus zu machen, daß zur Verwirklichung eines solchen Gedankens, wenn die öffentliche Meinung und die maßgebenden Stimmen überhaupt dafür zu gewinnen wären, kein verzweifelterer Augenblick, kein aussichtsloserer getroffen werden könnte, als der gegenwärtige mit der communalen Finanzmisère, die in der wiener Stadtchronik kaum erreicht dasteht.

Aber diese Klagen eben, diese Erwägungen und Pläne, zusammengehalten mit den energischen Rüstungen, mußten darauf hindeuten, daß es fester Entschluß sei, den Feldzug der Saison, sei es auch mit desperatesten Anstrengungen zu Ende zu führen und daß der Befehlshaber unmöglich von vorneherein an die Eventualität gedacht haben konnte, den Commandostab in die Hände des Hofkriegsrathes, will sagen des geschäftlichen, hochmögenden Directionsrathes zurückzulegen. Um so unaufklärlicher mußte die jähe Wendung erscheinen, um so unaufgeklärter mußte sie bis heute bleiben. Am 9. September besuchte ich Laube zum letzten Male in seinem Bureau auf der Seilerstätte.

Amtsgeheimnißwolkenschwer lastete die Atmosphäre im Corridor, in der Kanzleivorstube, im Directionszimmer selber; aber er selbst that nicht einen leisen Ruck mit dem kleinen Finger, auch nicht ein Spältchen des Wolkenvorhangs zu lüften; es sollte, bevor das allerletzte Wort gesprochen und in officiellste Form gebracht wäre, nicht heißen, daß er etwas an die Journale geplaudert. Denn je weniger der Begriff des Amtsgeheimnisses, des österreichischen noch dazu, jemals zu dem Altburschenwesen Laubes gepaßt hat, desto ängstlicher suchte er, wo er's für Pflicht seiner Stellung hielt, sich in dasselbe hineinzuzwängen, was mitunter eben dieses Zwanges wegen grotesk genug ausfiel. Ich erinnere mich z. B. aus den Zeiten seiner Burgtheaterdirection, und speciell aus der Periode, da *Ascher* als Lustspielregisseur des Quaitheaters ein förmliches Wettrennen nach den pariser Novitäten mit dem Burgtheater unterhielt, wie Laube da einmal den Wall des Amtsgeheimnisses sogar um sein Repertoire zu ziehen versuchte, und ein neuestes französisches Lustspiel, nach welchem auch Ascher gerade

Digitized by Google

auslugte, in aller Geschwindigkeit unter falschem Titel einscribiren ließ. Natürlich hatte Ascher das Geheimniß bald weg; ein ihm befreundeter Regisseur des Hoftheaters plauderte es ihm in aller Harmlosigkeit aus. Und bis auf einzelne Rollenbesetzungen erstreckte sich mitunter diese angezwungene Sorge des Amtsgeheimnisses. Eines Nachmittags begleite ich ihn auf seinem gewöhnlichen Spaziergange durch den Prater; er erzählt mir von Vorbereitungen für die folgende Saison und wirft dabei ein: „Löwe hat den Götz von Berlichingen abgegeben; ich besetze ihn neu, aber ich darf Ihnen noch nicht sagen, mit wem, denn sonst gibt es Spectakel unter meinen Leuten". Ich durfte mir schmeicheln so ziemlich die Laube'schen Ideengänge und Wendungen auf dem Gebiete von Neubesetzungen mindestens zu ahnen und auf's Gerathewohl sagte ich: „Baumeister wird ihn spielen". Wie er's bei derlei Spaziergängen zu thun pflegte, wenn ihm ein unerwartetes Wort in die Quere kam, schwenkte er sich vor mich hin, stieß die Stockspitze heftig in den Boden und fuhr mich an: „Wer hat Ihnen das verrathen?" Ich konnte mit gutem Gewissen antworten, daß ich bei der Eruirung dieses schwerwiegenden Staatsgeheimnisses keine Mitschuldigen gehabt hatte, daß mir niemand etwas verrieth, sondern daß ich nur etwas errieth. Darauf Schwenkung zurück in die frühere Marschlinie, ein unmuthiges Brummen: „Sagen Sie 's aber nicht weiter" — — und der Spaziergang wurde lautlos fortgesetzt. In dieser ich möchte sagen tragikomischen Manier des Amtsgeheimnisses lag aber nichts bureaukratisch Abstoßendes, im Gegentheil beinahe Rührendes, denn es athmet daraus jene naive Gewissenhaftigkeit, welche ihre Aufgabe mit dem inbrünstigen Eifer einer inneren Mission erfaßt und welche das eigentliche Charaktergeheimniß der Theaternatur Laubes und ihrer Erfolge ist. Und so fand ich ihn denn richtig wieder an diesem für ihn so entscheidenden 9. September. Während ich mit ihm sprach, versammelten sich nach und nach die Mitglieder des Directionsrathes und ich verabschiedete mich. „Wir haben eine Berathung," sagte er kurz. Des Abends wurde an Gasthaustischen von Schauspielern erzählt, was der Gegenstand dieser Berathung gewesen und was er in seiner durch alle Erfahrung noch immer nicht gebesserten Amtsgewissenhaftigkeit vertrautesten Bekannten mitzutheilen sich nicht entschließen mochte. Am andern Morgen stand es auch richtig schon in einer Zeitung, in einer ihm ziemlich abträgigen Version, wie die Tradition der Gasthaustable die Kunde eben colportirt hatte.

An diesem Morgen denn suchte ich ihn wieder auf. Auf seiner Wohnungstreppe begegne ich ihm. „Da sind Sie ja, Sie Unglücksvogel," rief er mir mit resolutem Humor zu, „kommen Sie richtig wieder, mich auf einem letzten Directionsgange zu begleiten? Und wieder im September!" An einem Septembertage des Jahres 1867 war es nämlich gewesen, als ich der letzte Besucher, in sein Bureau der Burgtheaterdirection trat, zur selben Stunde, da ihm die Genehmigung seines Entlassungsgesuches zugestellt wurde — und Hut und Stock ergreifend und das Raimund'sche Lied summend: „So lebe wohl, du stilles Haus" schritt er mit mir zum letzten Mal über die Schwelle und holte wie alltäglich seine Hunde zum gewöhnlichen Spaziergange nach dem Prater ab. Und heute galt's wieder der Vorbereitung eines solchen Lebewohls, nur eines vielleicht schmerzlicheren noch; denn dem Burgtheater war er ja doch blos ein Erzieher gewesen, das Stadttheater durfte er sein Kind im physischen wie im künstlerischen Sinne des Wortes nennen — und dann, im Burgtheater wußte er, warum er freiwillig gehen mußte, wie sehr ihn auch der neuernannte Generalintendant Friedrich Halm zu bleiben beschwor. Er wußte, daß eine Directionsführung mit zweifach darüber gethürmten Hofbehörden absolut unmöglich sei. Und nach 7 Jahren, vor wenigen Tagen eben, hat ihm die Logik der Thatsachen glänzende Rechtfertigung verschafft, indem sie dem unfehlbaren Willkürbelieben der Hofämter die Wiederaufhebung der Generalintendanz abtrotzte. Für sein gezwungen freiwilliges Scheiden aus dem Stadttheater aber glaubte er nur das Motiv zu wissen, oder redete sich ein, es zu glauben. Als ich ihn da zur Probe des letzten von ihm inscenirten Stückes, des Julius Cäsar, begleitete, setzte er mir mit dem schlichtesten Bestreben, überzeugt und überzeugend zugleich zu sein, auseinander, daß er mit dem Directionsrathe ein Herz und ein Sinn sei, daß auf sein eigenstes Anrathen die Tragödie aufgegeben werden müsse, wenn das Stadttheater nicht in dieser elenden Zeit bankerott werden solle und daß er gehe, weil er ohne die Pflege der Tragödie für sich und das Theater nichts zu bedeuten habe.

So ging er denn — und an demselben Tage, an welchem die Journale seine in dem eben angedeuteten Anschauungskreise gehaltene Abschiedsrede abdruckten, proclamirten der Directionsrath und der neue Director, daß sie nicht daran dächten, das Programm des Theaters zu ändern und den „künstlerischen Standpunkt" desselben zu „alteriren".

Warum also ging Laube und mußte gehen, während die Andern blieben? Wurde er wirklich von Verhältnissen oder nur von Personen hinausgedrängt? .....

„Ja, vor drei Jahren war's leicht ein Theater zu gründen, damals war Wien reich und der Himmel hing voll Courszettelmillionen!" So raisonniren heute die Allverständigen, die Börsenpropheten nach rückwärts, die patentirten Praktiker, und bilden sich ein, damit die erschöpfende Kritik des Laube'schen Unternehmens gegeben zu haben. Und, merkwürdig genug, sogar Fachleute vom Theater mischen sich unter diese nachträglich weisen, welche eine der inhaltvollsten und kühnsten Initiativen in der wiener, ja in der deutschen Theatergeschichte mit so banalem Satze abthun zu können vermeinen. Als wenn es sich bei der Gründung des Stadttheaters einzig und allein darum gehandelt hätte, so und so viele Hunderttausende von Gulden zusammenzubringen, die Baumaterialien herbeizuschaffen, auf die pünktliche Einhaltung der Baucontracte zu schauen, dann am präliminirten Eröffnungstage die Anschlagzettel drucken zu lassen, die Thüren aufzumachen und um sieben Uhr Abends ohne Weiteres loszuspielen. Oder als wäre es dabei um eine ganz gewöhnliche, auf einen möglichst hohen Procentsatz Reingewinnst zielende Theaterspeculation gegangen, die oft nur eines gelungenen ersten Coups, einer einschlagenden Zugkraft bedarf, um von vornherein ihr Spiel gewonnen zu haben. Zu dem, was da geschaffen und in's Bühnenleben gerufen werden sollte, konnten die Hunderttausende und konnten die Millionen selbst nichts thun, wenn der schöpferische Kopf, wenn der bildende Arm nicht da waren, die sich ihr geistiges Material beschaffen und es zum harmonischen Ganzen beleben konnten. Was da vorbereitet und in Angriff genommen wurde, das war kein improvisirter Eroberungszug in reiches Theaterland, um durch jähen Ueberfall und rücksichtslosen, in den Mitteln absolut nicht wählerischen Griff so viel Beute als möglich einzuheimsen, mit welcher eiligst genug der Rückzug angetreten werden könne — es war ein Colonisationszug, menschenwürdige Wohnplätze zu gewinnen, bleibende Ansiedelungen zu schaffen, ein großes künstlerisches Gemeinwesen in der Zeit von Wochen hervorzuzaubern, noch dazu auf einem nichts weniger als besonders günstigen Terrain. Denn es gibt keinen gefährlicheren Boden für neue Theaterunternehmungen und für das Wagniß, den Geschmacks- und Gewohnheitstraditionen, der Bühnenlegitimität, so zu sagen, etwas Theilnahme für das Neue abzuringen, als es der wiener Boden ist. Gewiß, unser Publicum verdient alle gute Nachrede, welche ihm von denjenigen gezollt wird, die seine Gunst erfahren haben und will es jemandem wohl, hat es einen Künstler, oder ein künstlerisches Unternehmen in's Herz geschlossen, so ist es mit seinen Gunstbezeugungen geradezu verschwenderisch; gewiß, es kann liebenswürdig, warm, empfänglich, nachsichtsvoll, geduldig sein — dieses nämliche Publicum ist aber zugleich, wenn es nicht gelingt, an seine Nerven und an sein Gemüth zu dringen, das ungeduldigste, nachsichtsloseste, launenhafteste, nach Neuem stets begehrende und doch mit conservativer Zähigkeit am Alten hängend, mit naivsten Entzücken, gleich dem „Landjunker zum ersten Male in der Residenz" sich am Abgedroschensten, als wär's ihm nie noch vor Augen gekommen, delectirend und dabei doch etwaigen Versuchen gegenüber, ihm mit Neuem und Bedeutendem zugleich entgegenzutreten, blasirt gleich dem abgestumpftesten Genußmenschen, bis zur unbegreiflichsten Nachsicht dem Altgewordenen die Verehrung der Jugend bewah-

Digitized by Google

rend, bis zur Unduldsamkeit aber nachsichtslos gegen das Werdende, Sichentwickelnde. Was für ein Prachttheatermensch, nach Directorsbegriffen, ist, mit dem Wiener zusammengehalten, der Pariser — ein wahres Theaterlamm! Vergleiche man zum Beispiel nur die Zwischenacte in Wien und Paris — solche Kleinigkeiten gerade sind oft von charakteristischer Distinction. Ich möchte es keinem wiener Theaterdirector rathen, bei dem schwierigsten Decorationswechsel einen längeren Zwischenact als zehn Minuten zu riskiren, wenn er nicht alle Stürme, nicht blos des „Galeriepöbels", sondern der Logencreme befahren will — und welche nimmerendende Zwischenacte habe ich bei pariser Feerieen durchgemacht, ohne daß sich auch nur ein Zeichen der Ungeduld erhob und mit welcher Resignation sah ich den Ouvrier, den Blusenmann seine Zeitung, oder sein Romanheft herausziehen, sich die unabwendbare Pause durch Lectüre zu vertreiben. Das ist, wie gesagt, nur ein Detail, aber ein überaus bezeichnendes. Und zu alledem hat Wien überhaupt kein weltstädtisch großes Theaterpublicum, sondern ein verhältnißmäßig sehr begrenztes, so daß es, wenn die Saison nicht auf ihrer Höhe steht, schon mißlich erscheint, in zwei, oder gar drei Theatern an demselben Abend neue Vorstellungen zu geben, weil das Besuchscontingent der ersten Vorstellungen kein genügend ausreichendes ist, um in nur etwas precärer Theaterzeit zwei, oder gar drei Häuser zu füllen. Und dieses Theaterpublicum scheint in seinem Anwachsen sogar nicht mit der ziemlich bedächtigen Zunahme der wiener Bevölkerung gleichen Schritt zu halten.

Das war das Terrain, auf welchem Laube es unternahm, ein Schauspielhaus hinzustellen, welches bestimmt sein sollte, dem von allen Ehrfurchtsschauern künstlerischer Legitimität umwobenen Burgtheater Stand zu halten und ihm die Spitze zu bieten. Die Mauern allerdings übergaben ihm die Bankiers, welche das Haus bauten und das Geld legten sie in seine Hände, den Sold für das Künstlerheer zu bezahlen, das geworben werden sollte. Es aber herbeizubringen hatte er doch, gleich Wallenstein nichts, als seinen Namen, welcher der Werbetrommel voranzog. Nur daß es zu jeder Zeit der brauchbaren Soldaten mehr gab, als der brauchbaren Schauspieler und daß die Frage war, ob all der Zauber, welchen der Name „Laube" in deutschen Theaterlanden übt, wunderthätig genug sein werde, herbeizuschaffen, was vielleicht gar nicht zu finden sei. Sollte ja doch einer der größten Künstlerverbände geschaffen werden, dessen ein Schauspielhaus bedarf. Aber der Zauber glückte, das Wunder geschah. Die Werbung vollzog sich, die Bestandtheile der zu bildenden Armee kamen heran, der Geist des Feldherrn schuf die Armee aus ihnen. Als nichts mehr denn wackere Leute kamen die meisten von ihnen nach Wien, als Leute mit Namen stehen sie heute da — die eigentlichen lachenden Erben des gewesenen Directors. Wenn ich Robert, Lobe, Friedmann, Reusche und Frau Schönfeld ausnehme, so waren sie doch alle, die da herankamen, außerhalb ihrer bisherigen engeren Theatermarken, so hoffnungsreiche Zukunftsaspecten sich in ihnen bargen, doch ziemlich ungekannten Klanges — ein halbes Jahr später galten sie als die Stützen eines der frappantesten Schauspielensembles, welches die Bildungskraft eines einzigen Mannes in sechs Monaten zu organischster Gestaltung gebracht hatte. Mir selbst gestand einer der bravsten unter ihnen, der treffliche Arnau, daß er noch einige Monate vor der Eröffnung des Stadttheaters von Prag aus vergebens die Intervention eines der Regisseure des Burgtheaters, der ihn und seine Spielweise kannte, angestrebt hatte, um ein Plätzchen im zweiten Künstlerrange des Hofschauspiels zu erlangen — ein paar Monate nachdem er auf der Seilerstätte aufgetreten war, kamen indirecte Anfragen an ihn, ob er nicht nach dem Michaelerplatze und zwar mit der Anwartschaft auf erste Rollen übersiedeln wollte. Wer kannte den Namen Frank? Wer die Namen Schreck und Rühle und Glitz und Salomon und Zocher und wie sie alle nur mit größerem oder geringerem Widerhall in die deutsche Theaterwelt hinausklingen, doch aber jedenfalls hinausklingen. Sie alle sind hier geworden, sie und ihre Namen.

Und da fordert es die Gerechtigkeit, welche öffentlich Zeugniß zu geben verpflichtet ist und um so mehr verpflichtet, wenn dieses Zeugniß auf Widerstreit stößt und von Voreingenommenheiten angekämpft wird, die Gerechtigkeit fordert es, daß ich das, was ich oben von der schaffenden Bildnergewalt eines einzigen Mannes gesagt habe, doch einiger Beschränkung unterziehe und des wichtigsten, unermüdlichsten, in seiner Treue unerschütterlichsten Mithelfers gedenke, den Laube hatte, — Alexander Strakoschs. Ich weiß recht gut, was für ein Gewoge zuckender Achseln und sich schüttelnder Köpfe ich in Allarm bringe, welches Gesurre spöttischen Kicherns und ironischer Bemerkungen ich mit dem Aussprechen dieses Namens aufscheuche, denn Alexander Strakosch gehört zu den bestverleumdeten Menschen, welche das deutsche Theater hat und auf deren Besitz es sich etwas einbilden kann. Was ich mit eigenen Augen sehe und mit eigenen Ohren höre, das lasse ich mir eben von Tausenden nicht bestreiten, die das Gegentheil einander nachsagen und ich habe Strakosch als einen ganz ungewöhnlich tüchtigen Fachmenschen und als einen tüchtigen, in seiner Anhänglichkeit an Personen und Ideen ausdauernd zähen, unverbrüchlich aufrechtbleibenden Menschen kennen gelernt. Das mögen mir jene Künstler des Stadttheaters bestätigen helfen, die mir mit ihren eigenen Lippen nicht genug rühmen konnten, was man Alles bei Strakosch profitire und die, auch ersten Ranges, welche doch kein Scherwenzeln nöthig hatten, mit jeder neuen Rolle zu ihm kamen und wenn der Tag nicht langte, bis tief in die Nacht hinein bei ihm in seiner Wohnung saßen und mit ihm studirten; bestätigen mögen mir das diejenigen, welche ihm mit ihren unverfälschtesten Namenszügen eine ganze Sammlung überströmendster Dankes- und Anerkennungsschreiben angelegt haben. Laube selber nimmt keinen Augenblick Anstand zu bekennen, welchen schwersten Theil überwundener Arbeit er Strakosch zu danken hatte, sowohl in der Werbung und Ausforschung der Schauspieler, als in ihrer Heranbildung, als auch in der Sorge für das scenische Arrangement, dessen glänzendste Momente zuweilen dem thatfiebernden Eingreifen Strakoschs gelangen und das oft ihm allein anvertraut war. Das Alles mag, wie gesagt, von Besserwissenden und Schlechtermeinenden belächelt und bespöttelt werden — mich beirrt derlei nie und ich warte ruhig, bis mir der Erfolg Recht geben wird. Strakosch wird noch seine Rolle in der Theaterwelt spielen, wohl sogar in der wiener Theaterwelt.

Von so, wie ich in der Charakterisirung Laubes bemerkte, missionärhaft befeuerter Leitung getrieben und selber ergriffen von den Jugendbegeisterungsfunken, welche sie in den Augen des „Alten" aufleuchten sahen, wetteiferten sie Alle in mitunter völlig rührender Weise, es dem „Alten" recht zu machen und so wurde denn im Stadttheater gearbeitet, wie in keinem anderen wohl, derart, daß, wenn irgend ein Vorwurf gegen die künstlerische Methode dieser Bühne erhoben werden durfte, es höchstens der Vorwurf des Zuvielarbeitens sein könnte, das seine Spuren in mancher allzugrellen Vielgeschäftigkeit bei den Aufführungen verrieth. Aber auch so nur war es möglich, in der Frist von Monaten Vorstellungen zuwege zu bringen, Vorstellungen des classischen Dramas wohlgemerkt, welche, wie die des Grillparzer'schen „Ottokar", der „Sappho", der „Hero", des „Julius Cäsar" und „Coriolan", des „Hamlet" und der „Maria Stuart" sich denen des Burgtheaters wohlgemuth zur Seite stellen konnten, ja dieselben sogar, Dank sei es den gegenwärtigen Personenverhältnissen des Hofschauspiels, in manchen Theilen überflügelten. Nur durch solche, das fliegende Tempo ihres Pulses nie verlangsamende Fieberhast der Thätigkeit war es möglich, in zwei Jahren ein Repertoire aufzubauen, welches 27 recitirende Dramen, 47 größere Schau- und Lustspiele und 30 kleinere Stücke, im Ganzen 104 Piecen, zählt, so daß genau auf jede Woche der Laube'schen Directionsführung eine Neueinstudierung kam, ja mehr noch, da das Theater in diesem Jahre acht Wochen gesperrt war. Und was von Gebrechen dieses Repertoires, von begangenen Fehlern und Mißgriffen mit Recht und Unrecht gesagt werden mag, eine der bewunderungswürdigsten künstlerischen Kraftleistungen bleibt diese zweijährige Schöpfungsgeschichte des wiener Stadttheaters mit der Summe der aus dem Laube'schen „Werde!" hervorgegangenen Lebensfülle.

Digitized by Google

Und nun ist die Schöpfung dem Ungefähr gewöhnlicher Theaterzufälligkeiten, dem Hazardspiel gewöhnlicher Theatererfolge preisgegeben — und der Urheber dieser Schöpfung? . . . . .

Am 18. September ist Laube 68 Jahre alt geworden und Leute meinen, er hätte des Rufes und der Erfolge genug gesammelt, sich zur Ruhe setzen zu können. Aber an diesem Geburtstage eben besuchte ihn ein Schriftsteller, ein bekannter Uebersetzer französischer Stücke und sagte im Laufe der Unterhaltung zu ihm: „Wenn Sie noch Director wären, würde ich Ihnen zwei interessante Stücke geben, die ich eben übersetzt habe". Worauf der Alte lebhaft emporfuhr: „Geben Sie sie nur her. Was thut es denn, daß ich im Augenblicke nicht Director bin? Man weiß nie, was werden kann."

Das eine Wort enthält den ganzen Laube.

---

## Stand und Beruf der Personen im Lustspiele.

Von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung)

Die Frage ist nun: wie weit darf das Lustspiel in der Charakteristik seiner Figuren aus deren Stand und Beruf heraus gehen? Und die Antwort wird lauten müssen: so weit Stand und Beruf wirklich dazu beitragen, diese bestimmte Handlung zu ermöglichen, und zu erklären, oder den Personen ein besonderes lustspielmäßiges Gepräge zu geben. Wenn also in der Handlung nur eine Person gebraucht wird, die mit den vorhin erwähnten allgemeinsten und allgemeineren Eigenschaften ausreichend motivirt erscheint, so wäre es ein nur störender Luxus, ihr auch noch einen Stand oder Beruf anzuhängen. Die genaue Bezeichnung nach Stand und Beruf ist aber nothwendig, wenn gerade aus diesen Eigenschaften heraus die Handlung entsteht oder eine originelle Wendung zu nehmen Gelegenheit erhält. Deshalb sind auch nur solche Stände und Berufsarten verwendbar, die an sich etwas Charakteristisches haben, den dazu gehörigen Individuen im Durchschnitt (nicht nur in einem ganz exclusiven Falle) ein unterscheidendes Gepräge aufzudrücken.

Vorausgesetzt ist hier immer, daß die auftretenden Personen nicht gerade im Lustspiel selbst innerhalb der Obliegenheiten ihres Standes und Berufes zu handeln haben, sondern daß die darauf gründenden Eigenschaften sich in charakteristischen Besonderheiten ihrer ganzen Denk- und Empfindungsweise äußern, also auch auf ihre Haltung in ihren familiären und gesellschaftlichen Beziehungen ihren Einfluß üben. Ist nur ersteres der Fall, wird also bei einer vorgezeichneten Handlung oder einem Theil derselben ein Mensch von bestimmter Beschäftigungsart gebraucht, so versteht sich die Charakteristik gemäß derselben von selbst, wenn nicht schon die Thätigkeit selbst völlig ausreicht. So z. B. wenn von einem Goldarbeiter ein Schmuck, von einer Modistin ein Kleid gekauft, von einem Notar ein Act aufgenommen, von einem Arzt ein Recept verschrieben werden soll. Es ist unter Umständen ganz ausreichend, wenn diese Personen einfach an der vorgeschriebenen Stelle auftreten und das sagen, was zur Förderung der Handlung nothwendig ist. Es ist mindestens nicht erforderlich, diesen Personen Züge beizugeben, durch welche die Wirkung ihrer Beschäftigung auf ihren Charakter gekennzeichnet wird. Der Schmuck in der Hand des Goldarbeiters sagt genug; er ist die Hauptsache, und jener nur der am besten geeignete Heranträger. Soll nun die Waare gedungen werden, so wird er sich als Kaufmann zu beweisen haben; kommt es auf die sachverständige Darlegung von Vorzügen oder Fehlern an, so mag er sich als ein kenntnißreicher Arbeiter oder Händler in seinem Fache zeigen. Weiter verlangt man von ihm nichts. Anders wenn z. B. eine Modistin Verwendung findet, die in dem ganzen Stücke mit ihrer Geschäftsthätigkeit selbst gar nichts, oder nur ganz beiläufig etwas zu thun hat. Es käme etwa darauf an, einen jungen Mann von Stande oder Reichthum in ein Liebesverhältniß mit einer leicht zugänglichen, munteren und etwas leichten Dame zu setzen, das der Familie Aergerniß gibt und schließlich unschwer wieder gelöst werden kann, so würde der Autor zu calculiren haben, welchen Stand und Beruf er derselben am bequemsten für die Handlung beizulegen hätte, und er könnte dabei wohl auf eine Modistin oder Putzmacherin fallen, die nun mit allen den Eigenschaften auszustatten wäre, die liebenswürdige Exemplare dieser Gattung aufzuweisen pflegen. Muß nach dem ganzen Gefüge der Handlung der „Vater" ein strenger, gewissenhafter, pedantisch genauer Mann sein, so trifft die Wahl vielleicht am besten auf einen Beamten, und derselbe würde sich als solcher charakteristisch zu geben haben, auch wenn er in dem ganzen Stücke nicht einen einzigen amtlichen Act vorzunehmen hat. Soll zu jenen Eigenschaften aber noch speculativer Sinn und Wohlhabenheit hinzukommen, so ist vielleicht ein Kaufmann mehr an der Stelle. Handelt es sich nun im Stück z. B. um die Verheirathung einer Tochter und um deren Ausstattung, so wird der erstere leicht Gelegenheit erhalten können, sich dabei als Beamter (in der genauen Feststellung der Förmlichkeiten ꝛc.), sich letzterer als Kaufmann (in der Verhandlung über das Heirathsgut ꝛc.) zu beweisen, und es wird, um das Beispiel noch weiter zu specialisiren, je nach Umständen von Bedeutung und sehr verschiedener Wirkung sein, ob der Beamte ein Präsidial- oder Subalternbeamter, der Kaufmann ein Großhändler oder ein Gewürzkrämer ist. Fehlt die Nothwendigkeit der geschehenen Wahl aus der Tendenz oder dem Bedürfniß der Handlung heraus, könnte der Tischler, den der Theaterzettel aufführt, ebenso gut ein Schneider, Schlosser, oder sonstiger Handwerker sein, Herr von F. ebensogut ein Herr X. ohne von, so ist entweder die nähere Bezeichnung nach Beruf und Stand überflüssig, oder die Charakteristik mangelhaft.

Weil sich nun Stand und Beruf charakterisiren sollen, ohne sich gerade in standes- oder berufsmäßiger Thätigkeit zu zeigen, so eignen sich auch nicht alle Stände und Berufsarten gleich gut zur lustspielmäßigen Verwendung. Denn nicht jeder bildet gleich treffend und deutlich allgemeine Grundzüge heraus, wie sie für Gesellschaftstypen erforderlich sind, und nicht bei allen hat das Gesammtbild genügend komische Haltung.

Deshalb ist aber auch die Charakteristik nach Stand und Beruf oft eine stark einseitige, übertriebene, oder der Person mehr anreflectirte, als für sie aus der Erfahrung gewonnene. Irgendwo hielt sich ein Kritiker darüber auf, daß z. B. Seeleute stets mit schwankendem Gange auftreten, in jedem Satze ein „Potz Bramsegel" bereit haben, und ihre ganze Redeweise an dem Schiffe festhänge, von dem sie eben abgestiegen sind, während man doch gewöhnlich Schiffscapitaine nicht wie Betrunkene gehen sehe und gerade wie andere Menschen sprechen höre. Wie soll denn aber ein Seemann als solcher komisch charakterisirt werden, wenn er nun einmal aus guten Gründen nur in dieser Eigenschaft in die Handlung paßt?

Das Lustspiel bewegt sich am liebsten in bürgerlichen Kreisen, oder solchen, die bürgerliche Lebensweise zur maßgebenden Gewohnheit haben. Damit ist nicht gesagt, daß es sich zu seinem Vortheil auf die Schilderung des Kleinbürgerlichen beschränke; wenn aber eine besondere Gattung, das Salonlustspiel, vorwiegend seine Figuren der Aristokratie entnimmt, so ist doch zu bemerken, daß dasselbe in Deutschland wenig angebaut ist und daß in ihm die Aristokratie, wenn sie unter sich ist, nicht tendenziös als bevorrechteter Stand auftritt, sondern sich möglichst ungezwungen als eine Gesellschaft von Menschen gibt, die reichlich über die Mittel zu freiem Lebensgenuß disponiren, ein nicht gewöhnliches Maß von Bildung mitbringen und gewohnheitsmäßig sich feinerer Umgangsformen bedienen. In den Salon gehört dann allemal auch die Geistesaristokratie, und das Lustspiel wird nicht verfehlen, ihre Gleichberechtigung zu betonen, wo sich eine exclusive Richtung bemerklich macht. Das Salonlustspiel zeigt also nur die bürgerliche Gesellschaft auf ihrer Höhe und in ihren durch Glücksgüter, äußere Stellung, Bildung und Talent bevorzugtesten Vertretern ohne eine andere Beschäftigung, als der mit sich selbst. Es hat nicht den Zweck, einen Stand auszusondern, zu erheben, sondern will im Gegentheil dergleichen unberechtigte Gegensätze beseitigen und in dem Salon alles zusammenführen, was gleichen

Digitized by Google

Anspruch auf Beachtung hat. So wie ernstliche Conflicte entstehen, also der Stand wirklich in Frage kommt, hört dieses Lustspiel auf und wir treten auf den Boden des Schauspiels, das völlig andere Grundbedingungen hat. Das Lustspiel braucht einen durchschnittlich behaglichen Zustand für die darin geschilderte Gesellschaft und deshalb darf es auch nach der andern Seite nicht zu tief in Regionen hinabsteigen, in denen sich die gemeine Noth des Lebens leicht bemerkbar macht und die Luft bedrückt ist. Es nimmt seine Stoffe und Figuren daher auch nicht gern aus den Kreisen der Arbeiter und kleinen Handwerker. Um diese für komische Wirkungen zu befähigen, müssen sie weiter, als im Lustspiel zulässig, vom realen Boden entfernt, ihren natürlichen Beziehungen entfremdet, einseitig charakterisirt, carikirt werden, und sie sind deshalb verwendbarer für die Posse, die mit erlaubter Uebertreibung das Volksleben in den untersten Schichten schildert und durch ihre moralische Tendenz der ausgelassenen Lustigkeit ein starkes Gegengewicht zu geben vermag.

Soll im Lustspiel der Stand einer Person wirklich von Bedeutung sein, so muß sich dasselbe im Allgemeinen in einer mittleren bürgerlichen Region bewegen, und es entstehen dann komische Wirkungen, sowohl wenn Vertreter höherer Stände, als wenn Vertreter niederer Stände mit dem Bewußtsein des Gegensatzes eingeführt werden. Der Graf, der Baron, der Herr von ... sind so oft ergötzliche Chargen, weil sie mit der Prätension ihres bevorzugten Standes behaftet in die bürgerliche Gesellschaft treten, mit der sie aus egoistischen Gründen eine Verbindung suchen, ohne doch ihre Sonderstellung aufgeben zu wollen oder zu können. Es fehlt diesen Herren mit großen Namen gewöhnlich an den Mitteln, um ihren Neigungen gemäß zu leben, oder auch an dem nöthigen Verstand, die Welt zu begreifen, in der sie mit schwachen Talenten meinen eine wichtige Rolle spielen zu können. Ihre Anschauungen von dem, was im Leben Werth hat, stoßen so sehr gegen das gesunde Urtheil des Publicums, daß sie demselben lächerlich erscheinen müssen. Daher die vielen Dümmlinge, Blasés, Modepuppen, Windbeutel mit adligen Namen. Es wäre ungerecht, dem Lustspiel deshalb eine Parteilichkeit vorzuwerfen. Er kann den Aristokraten von echter Vornehmheit, mindestens als komische Figur gar nicht brauchen, und der Stand sollte sich dadurch eben so wenig verletzt fühlen dürfen, als etwa die Empfindlichkeit der Juden darüber berechtigt wäre, daß die im Lustspiel auftretenden Juden immer in komischer Maske erscheinen. Sieht man in dem einen und andern Falle von diesen zur Heiterkeit genügenden Wunderlichkeiten der Erscheinung und Ausdrucksweise ab, so verlieren jene Personen überhaupt die Möglichkeit, in dieser Eigenschaft eine Bedeutung zu haben. Die Frage wäre dann also nur, ob unsere moderne Gesellschaft noch eine genügend große Zahl von Originalen dieser Art aufweist, um den Lustspieldichter zu berechtigen, auch heute noch die Nachbildungen auf der Bühne als komische Typen zu benutzen.

In dem Lustspiel: „Das Impromptu von Versailles" ruft bei der Musterung der Personen für das vor dem König zu improvisirende Stück Mde. Molière aus: „Immer die ewigen Marquis!" und Molière antwortet: „Ja, immer die ewigen Marquis! Wo zum Teufel soll man denn sonst eine hübsche Theatermaske finden? Der Marquis ist jetzt einmal der komische Charakter im Lustspiel u. s. w." Seine Frau gesteht dann deren Unentbehrlichkeit ein. Seitdem haben sich freilich die Verhältnisse wesentlich geändert. Der Hof ist nicht mehr die Welt und der „Marquis" dominirt nicht mehr die Gesellschaft. Der Adel hat seine politische Stellung, seine Bevorzugung vor dem Gesetz, großentheils seinen Reichthum verloren, und das Bürgerthum ist gewachsen, sodaß auch die noch eine Zeit lang sorgsam conservirten gesellschaftlichen Unterschiede immer geringer werden. Prätensionen des ganzen Standes sinken daher jetzt mehr und mehr zu lächerlichen Verschrobenheiten Einzelner herab; die Satire wird kaum noch ernstlich herausgefordert. Bei dieser fortschreitenden Ausgleichung der Standesunterschiede läuft unser Lustspiel, wenn es derartige, im Wesentlichen dem älteren Lustspiel nachgebildete komische Chargen wegen der guten Theaterwirkung noch ferner benutzt, allerdings Gefahr, sich von dem Boden der Wirklichkeit zu entfernen und die Schablonen statt des Spiegelbildes zu geben. Dem Lustspieldichter wird nicht verdacht werden können, wenn er nur ungern ein allezeit sonst so fruchtbares Gebiet verloren gibt und sich schwer von Figuren trennt, die stets dem Parterre zu lachen geben. Es ist für ihn nur ein schwacher Trost, daß nicht zum Geringsten die Bühne dazu mitgewirkt hat, das Leben in dieser Hinsicht umzugestalten, indem sie unerbittlich das Lächerliche dem Gelächter preisgab.

In derselben Weise nun tritt mitunter auch der Handwerker-, Bauern- und Arbeiterstand in das bürgerliche Lustspiel hinein. Er zeigt sich dann ganz seinen Bedürfnissen entsprechend ebenfalls nicht von der besten Seite, zeichnet sich vielmehr durch Derbheit, Beschränktheit, Unverschämtheit, Rücksichtslosigkeit komisch aus. Die Verwendung ist im Ganzen seltener, weil die Berührung meist nur in geschäftlicher, nicht familiärer Beziehung erfolgt, während der Herr von Adel sich gerade in's Innerste des Hauses Zugang zu verschaffen sucht.

Sehr wirksam pflegen allemal Vertreter des Standes zu sein, wenn sie sich in ihrem Herkommen aus irgend einem Grunde verläugnen, etwas Anderes vorstellen wollen, und doch ihre eingeborene Natur und Gewohnheit zu verstecken nicht geschickt genug sind. Hier spielt oft die Komödie in der Komödie, mit und ohne Verkleidungen. Der Diener spielt den Herrn, der Herr den Diener, der Edelmann den Bürger, der Bürgerliche den vornehmen Mann, der Bauer den gnädigen Herrn und der Städter den Landpuffel. Sehr viel höher stehen diese Figuren, wenn sie sich selbst ernst meinen. Der vornehme Mann, der sich in bürgerliche Verhältnisse hineinschraubt, mehr noch die vornehme Dame, die einen Bürgerlichen geheirathet hat, und die nun doch von ihren Prätensionen nicht los können; umgekehrt der geadelte Kaufmann, Beamte, Banquier, die ihre Herkunft vergessen machen wollen oder in zu auffallender Weise zu zeigen bemüht sind, daß sie sich aus ihrer Standeserhöhung nichts machen; der Handwerker, der ein Fabrikant geworden ist, der Kleinbürger, der das große Loos gewann, der Subalternbeamte mit hochklingendem Titel, die Schneiderin, Putzmacherin, Friseuse ꝛc., die in großen Häusern verkehren und sich einen höhern Schliff anzueignen suchen — sie alle sind und bleiben höchst dankbar. Ueberall gibt das Sein und Scheinen den komischen Gegensatz. Hier finden denn auch die falschen Citate, die Wortverdrehungen, die verschrobenen Redewendungen oft ihre ganz passende Stelle.

Den Gegensatz zu jenem Verleugnen des eigentlichen oder ursprünglichen Standes bildet das widerwillige Sich-fügen in eine von auswärts beliebte Voraussetzung: Jemand wird für eine Standesperson gehalten und macht vergebliche Anstrengungen, sich dieser unbequemen Ehre zu erwehren, oder läßt sich die Verwechslung gefallen und bringt mittelst derselben trotz der augenblicklichen Confusion eine Versöhnung aller berechtigten Interessen zu Stande. Dieser Fall ist vielseitig nutzbar; er modificirt sich nach der Lustspielfabel und nach dem Charakter der Hauptperson. Immer ist es eine Hauptaufgabe des Dichters, die Verwechslung recht plausibel zu motiviren und später derselben möglichst komische und originelle Situationen abzugewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Magyarische Literatur.

Ungarische Volksdichtungen. Uebersetzt und eingeleitet von Ludwig Aigner. Pest 1873.

### II.

Sehr merkwürdig sind in dieser Sammlung ferner die in's Epische hinüberstreifenden Stücke, die Volksballaden. Hier ist zum Theil uralter Sagenstoff, und einiges gehört zum Schönsten, was der Volksgesang aller europäischen Literatur kennt. Mythologische Züge scheinen zwar zu fehlen; auch der mythischen Naturgeister der keltischen und germanischen Welt, die doch im slavischen Volksgesang stark anklingen, ermangelt die magyarische Sage ganz. Aber dafür vernimmt man hier Leute, wie sie wiederum

Digitized by Google

das Abendland nicht kennt. Es dröhnen noch hinein die Türkenschlachten. Spät Abends in der Frühlingsnacht kommt zu dem Burschen, der eben die Liebste verlassen hat, unter „violettem Siegel" der Marschbefehl gegen den Erbfeind (Nr. 82). Das Roß, wie die mythischen Rosse des Alterthums und der Serben, hat Vaterlandsliebe und Menschenverstand, es tadelt seinen ritterlichen Herrn, daß er ein Reh jagt statt der Türken („Herr Olah Gerö"). Zwei Ritter, beim Sultan gefangen, entführen dessen Tochter, und sie folgt dem, welcher daheim noch keine Braut hat („Sultans schöne Tochter"). Das Kind des Heidenkönigs („Klein Lilia") bittet für ihren gefangenen Liebsten; der Vater tritt sie im Zorn zu Tod, der Jüngling stürzt sich vom Thurm herab, und man begräbt den einen Sarg vor, den andern hinter dem Altar; da wachsen weiße und rothe Lilien herauf und durchschlingen sich. Bereits hat der Herausgeber darauf hingewiesen, daß zahlreiche Sagen, besonders die aus Siebenbürgen, dem Vater, dem Hausherrn, sogar der Mutter das Recht über Leben und Tod der Angehörigen geben. So wird das entehrte Mädchen, die treulose Gattin auf Befehl des Familienhauptes öffentlich und ohne Blutrache vom Henker enthauptet: ein Zug, der gewiß auf hohes Alterthum hindeutet. Ja noch furchtbarer rächt sich der beleidigte Gatte. Er fragt die Ueberführte, welche von den drei Todesarten sie wähle: soll er sie köpfen, mit ihrem Haar das Haus fegen, oder will sie, bis zum Morgen wachend, seinen Gästen lustig beim Schmause leuchten? Die Unselige wählt das letztere (S. 189):

„Diener, Diener, du mein allerjüngster Diener!
Gehe, eile, bring den großen Topf mit Pech,
Gehe, eile, bring die großen Linnenstücke,
All das Linnen, das geschenkt erhaltne Linnen!
Hüllet sie von Häupten bis zu Füßen ein,
Wickelt ihr dann all das Linnen um den Kopf
Und bestreichet sie von Kopf zu Fuß mit Pech,
Zündet sie dann an von Füßen bis zum Kopf.
Ihr zu Häupten stell' ich den walachischen Pfeifer,
Ihr zu Füßen stell' ich den Zigeunerfiedler.
Blase frisch, Wallache, deine Hirtenflöte,
Spiele frisch, Zigeuner, deine alte Geige!
Flötet ohne Ruhe, fiedelt ohne Ende,
Daß sich meines Weibes Herz daran ergötze!"

Die grausige Ironie der letzten Zeile, der dämonische Spott, der zu diesem Tod noch Musik macht, lassen sich nicht etwa aus dem Beispiel türkischer Grausamkeit ableiten, denn das Recht des Hausherrn über Tod und Leben der Familie geht offenbar in eine Zeit zurück, welche weit vor den Osmanen liegen muß. Wir haben hier den ursprünglichen Charakter eines asiatischen Volkes vor uns, das in seiner Eifersucht noch ganz heidnisch-orientalisch ist, und wo der Mann am eigenen Weibe Dinge thut, die in Europa wahrscheinlich nie geschehen, sicher aber nie im Gesang verherrlicht werden konnten.

Die mythische Unwiderstehlichkeit der Musik, wie sie in der germanischen Sage am Albleich, an Eigels Pfeife, an Oberons Horn sich vorstellt, erscheint in Ungarn als Tanzwuth: in zwei Varianten tritt die grausame Sage auf, wie der verschmähte Liebhaber noch einmal die ihm Versagte zum Tanz auffordert und nun, all ihrem Flehen zum Trotz, dreizehn Zigeuner vom Abend bis Morgen, vom Morgen bis Abend spielen läßt, bis die Unglückliche sterbend zusammenbricht („Darvas Kis Clement" und „Klein Käthchen"). Tief heidnisch endlich sind die furchtbaren Flüche, in welche die Leidenschaft ausbricht. Wir haben auch hier die so oft wiederklingende Sage von dem Richter, der seinem Gefangenen das Leben zu schenken verspricht für eine Nacht, welche ihm die Verwandte gewährt. Hier ist es ein Räuber, dessen Schwester ihn so retten will („Jeher Anna"), und als er am Morgen doch enthauptet ist, verflucht sie den Hauptmann. Ihre Flüche sind wie diese ganze Poesie ganz sinnlich, ganz real, sie rücken dem Verfluchten wie Bremsen dicht auf den Leib, und zuletzt erst an die Seele (S. 179):

„Vor dir mög das Wasser überfließen,
Hinter dir Moraſt aus'm Boden schießen!
Brechen mög dein Roß die Füß' in Stücken,
Möge dich mit seiner Last erdrücken!
Dein Waschwasser mög in Blut aufgehen,
Und dein Handtuch stets in Flammen stehen!
Möge stets dein Brod zum Steine werden —
Dennoch nie dir Gottes Gnade werden!

Man sieht, wie fern uns im Gemüth diese späten Einwanderer aus Asien stehen. Die Stoffe selbst aber betreffend, so findet sich, wie in dieser verrathenen Schwester, auch noch häufig Sagengespinnst, welches dieses Volk mit den übrigen Europäern gemein hat. Das hohe Schloß von Deva in Siebenbürgen kann nur gebaut werden, wenn einer der zwölf Baumeister seine Frau einmauern oder zu Kalk verbrennen läßt. Die geraubte Frau tödtet den Entführer und reitet in Männerkleidern heim; dort weint ihr Säugling, und sie knöpft den Dolmany auf, um ihn zu tränken; in einer der beiden Balladen dieses Gehalts ist der abendländische Blaubart zum ungarischen Freibeuter geworden. Die Mutter fragt den heimkehrenden Sohn, was er gegessen; er ist von der falschen Schwägerin vergiftet und vermacht irdische Güter, ewige Verdammniß und langen Schmerz den Verwandten, denen diese Erbschaften einzeln gebühren. In einer sehr schönen Form tritt endlich die uralte Liebessage von Hero und Leander so zu Tage, wie das deutsche und niederländische Volkslied sie umgebildet hat. Hier kehrt auch der in diesen Ländern so häufige Schluß wieder, daß man die Liebenden in zwei Särgen bestattet, und daß Blumen aus ihren Gräbern zusammenwachsen, dann kommt wohl der Haß und reißt eine der Blumen aus, und aus der Erde hallt die Klage, daß nun die Liebe abermals getödtet sei.

Ein Theil dieser Balladen, die kürzern ziemlich alle, sind zum Gesang bestimmt gewesen und verrathen dies, wie alle unsere deutschen Volksballaden, durch ihren gleichmäßig wiederkehrenden Strophenbau. Viele aber sind nicht strophisch gesetzt, und in diesen tritt eine Verschiedenheit der Anlage hervor, die auffallen muß.

Aller erzählende Volksgesang zeigt zwei scharf zu trennende Formen.

In der einen wird die Begebenheit selbst ausführlich, ja bis zur Breite in den Nebensachen, vorerzählt: der Ton klingt, als hätte man ein Stück aus einem ganzen Epos vor sich.

In der zweiten wird die Sache nicht erzählt, wir sehen mehr nur den Reflex der Sache im Gemüth des Dichters oder der Zuschauer. Die Begebenheiten werden im Sprung vorgeführt, und ganz kurz das Wesentliche andeutend, und zwar indem die Personen sprechen anstatt des Dichters. Man könnte diese Gattung die dramatische Ballade nennen, jene die epische.

Von der epischen Ballade sind die bekannten Heldenlieder der Serben, von der lyrischen die Lieder der ältern Edda die am meisten charakteristischen Beispiele.

Da ist es nun merkwürdig, daß die magyarische Volkserzählung in Versen beide Formen, und zwar ganz klar geschieden, aufweist. Hierdurch entsteht eine auffallende Verschiedenheit der Anlage und des Tons, und diese Verschiedenheit scheint mir viel stärker, als sie sonst bei irgend einem Volk vorkommen möchte.

Nimmt man z. B. aus Herrn Aigners Sammlung die Ballade Kerekes Isak, die aus der Zeit des Rakoczyaufstandes herrührt, so hat sie trochäisches Maß mit breiter ausführlicher Erzählung, und sogar die viermal wiederholte Phrase über einen anrückenden Haufen von Feinden, von verschiedenen Personen gesprochen,

Weiß im Hause keiner: sind's Kurutzen? Labantzen?
Doch sie meinen alle, es seien die szebener Raizen —

erinnert, wie der ganze Ton genau an serbische Lieder.

Dagegen hat die gleich darauf folgende Romanze „Bathori Balthasar" den dialogischen Ton. Man höre folgende Stelle:

Digitized by Google

Herr Balthasar hat an der Thüre gehorcht:
„„Nun läugne nicht, Weib, was du eben gesprochen!““

„Wie sollt' ich es läugnen, mein theurer Gemahl!
Ich habe die Mägde, die schlimmen, gescholten:
Die schönsten der Blumen, der Knospen sie pflückten,
In Sträuße sie banden, den Burschen sie gaben.“

„„Geläugnet hast, Weib, du das eben gesagte,
Doch öffne die Thüre nun, öffne mein Weib!““

„Gleich öffne ich, gleich, mein theurer Gemahl!
Laß nur erst in rothe Stiefel mich schlüpfen,
Laß nur mich das goldne Gewand erst anziehen!“

Nicht konnt' er's erwarten, die Thüre erbrach er:
„„Bereite dich, Weib, wohl auf morgen Mittag,
Zum Rosenplatz, zum Enthauptungsplatz!““

„Wo bist du, mein Diener, mein liebster Bote?
Beeil dich, fahr vor mit sechs Pferden am Wagen!“

Die wurden geschirrt und fuhren von dannen, —
Sie fuhren von dannen und langten auch an.

„Ach warte, ach warte, du schwarzer Henker!
Den Todten ja läutet man dreimal aus, —
Und meinem Haupte nicht Einen Ton!“

Niemand wird hier, wenn auch der Stabreim fehlt, im Stil die nordische Edda verkennen. Der Ton freilich möchte von dem Uebersetzer herrühren, aber die ganz auf den Dialog gebaute Anlage muß doch dem Original angehören.

Von den Serben als ihren Nachbarn hätten die magyarischen Volksdichter den einen dieser Klänge vernehmen können. In dem andern Klang aber liegt ein Räthsel, das uns doch am Ende bedenklich macht, ob wir alle diese Balladen als wirkliche Volkspoesie und nicht einzeln als bewußt nachgeahmte Kunstdichtung betrachten müssen. Denn durch welche Mittelglieder hätte der eddische Stil zur Hütte der Pußta vordringen können?

Zum Schlusse erwähne ich noch, daß neben jenen gewaltigen und blutigen Zügen in vielen dieser Sachen, die dann wohl jüngern Ursprungs sind, auch der frische Humor des Volkes nicht fehlt. Eine lustige Farce auf die biblische Geschichte von der Vermehrung des Weins auf der Hochzeit zu Cana gehört zum Besten der Art. Das Meiste bezieht sich natürlich auf die Frauen. Unsre Leser mögen sich selber den Dialog aufsuchen, wo das Mädchen einen zaghaften Liebhaber einladet und ihm auch alle Hindernisse wegräumt, bis sie ihn doch am Ende ärgerlich wegjagt, weil er gar fürchtet, durch das Schmatzen der Küsse sich zu verrathen. Von diesem Stückchen habe ich in meiner Jugend zu Bonn eine Variante gehört, aber leider aufzuzeichnen versäumt.

Pour la bonne bouche lasse ich noch eine dieser Schnurren folgen, die man ähnlich bei allen singenden Völkern antrifft; ich erinnere mich aber nicht, sie in irgend einer Literatur mit so kecker Laune vorgetragen zu finden:

### Das treulose Weib.

Als ich unlängst kam nach Haus, was mußt' ich sehen, hei!
Standen Rosse in dem Hofe, eins und zwei und drei.
Fragte: „Liebes Weibchen!“ — „„Nun was gibt's denn, lieber Mann?““
„Ja wie kommen denn die Rosse in den Hof, sag an.“
„„Seht mir doch den Narren an, wer sieht denn Rosse hier?
Kühe sind's ja, meine Mutter schickte diese mir!““
„Kühe und mit Sätteln, das ist wunderlich!
Güt'ger Himmel, ein betrogner Mann bin ich,
Andre auch wie ich!“

Als ich blickte in das Haus, was mußt' ich sehen, hei!
Standen da gar Spornenstiefel, eins und zwei und drei.
Fragte: „Liebes Weibchen!“ — „„Nun was gibt's denn, lieber Mann?““
„Ja wie kommen denn die Spornenstiefel her, sag' an?“
„„Seht mir doch den Narren an, wer sieht denn Stiefel hier?
Töpfe sind's ja, meine Mutter schickte diese mir!““
„Töpfe und mit Spornen, das ist wunderlich!
Güt'ger Himmel, ein betrog'ner Mann bin ich,
Andre auch wie ich!“

Als ich blickte an die Wand, was mußt' ich sehen, hei!
Waren Säbel aufgehangen, eins und zwei und drei.
Fragte: „Liebes Weibchen!“ — „„Nun was gibt's denn, lieber Mann?““
„Ja wie kommen denn die blanken Säbel her, sag an?“
„„Seht mir doch den Narren an, wer sieht denn Säbel hier?
Bratspieß' sind's ja, meine Mutter schickte diese mir!““
„Bratspieß' und mit Portepee, 's wunderlich!
Güt'ger Himmel, ein betrogner Mann bin ich,
Andre auch wie ich!“

Als ich blickte in das Bett, was mußt ich sehen, hei!
Lagen ja darin Hussaren, einer, zwei und drei.
Fragte: „Liebes Weibchen!“ — „„Nun was gibt's denn, lieber Mann?““
„Ja wie kommen denn da die Hussaren her, sag an?“
„„Seht mir doch den Narren an, wer sieht Hussaren hier?
Mägde sind's ja, meine Mutter schickte diese mir.““
„Mägde und mit Bärten, das ist wunderlich!
Güt'ger Himmel, ein betrogner Mann bin ich,
Andre auch wie ich!“

Als ich all das sah, da nahm ich meinen Stock herbei,
Schwang ihn über meinem Haupte, eins und zwei und drei.
Fragte da mein Weibchen: „„Nun was gibt's denn, lieber Mann?
Ja was sollen deine harten Schläge denn, sag' an?““
„Seht mir doch die Närrin an, wer sieht denn Schläge hier?
Schmeicheleien sind es ja, aus lauter Lieb zu dir!“
„„Güt'ger Himmel, ein geschlagnes Weib bin ich,
Andre auch wie ich!““

Als Beitrag zu der beliebten modernen Wissenschaft der „Völkerpsychologie“ möchte man aus diesem Gedicht entnehmen, daß man jetzt in Ungarn die unzuverlässigen Weiber zwar auch noch „wickelt“, aber nicht mehr in Linnen, und daß man ihnen auch noch etwas „aufbrennt“, aber doch nicht mehr, wie zu Vater Arpads Zeiten, mit siedendem Pech.

**Gottfried Kinkel.**

---

## L'Argent des autres

par Emile Gaboriau.

Man sollte das nachgelassene Werk des viel zu früh gestorbenen Romanciers, der mit einer tiefen Kenntniß der Schattenseiten unsrer modernen socialen Zustände eine bewundernswerthe Kunst in der Durchführung pathologischer Motive verband, allen jenen kleinen Capitalisten in die Hand geben, welche den Courszettel vor Augen und den sauer verdienten Groschen in der Tasche auf Börsenabenteuer ausziehn, und für welche das Wort „Million“ gleich dem Gesange der Sirenen ist, der sie in den unberechenbaren Strudeln der Speculation rettungslos zu Grunde gehen läßt. Der Verein für Hebung der Volksbildung sollte den Gaboriau'schen Roman in tausenden und abertausenden von Exemplaren drucken lassen und für seine Verbreitung mit demselben Eifer Sorge tragen, mit dem er sich die Popularisirung der Wissenschaften angelegen sein läßt. Der kleine Actionär insbesondere, der Mann, der da glaubt, was geschrieben ist, und der darauf schwört, was gedruckt ist, der „gläubige“ Provinziale, der auf den Posaunenruf der Börsen- und Gründerpresse den Geldbeutel aus dem Schrank hervorlangt und ihn auf dem Altar des Jupiter Mammon opfert, er sollte stets einen Band von „L'Argent des autres“ bei sich tragen, sollte die wichtigsten Capitel desselben auswendig lernen und sie bei Gelegenheit recitiren, um sich gegen alle Verführung großgedruckter Gründungsannoncen mit souveräner Gleichgültigkeit zu wappnen.

Digitized by Google

Nicht, als ob ich dächte, daß einige hundert Seiten guter Romanprosa im Stande wären, ein Gebrechen der Menschheit, das tiefer wurzelt, als selbst Aberglaube und Vorurtheil gegen Andersgläubige, von Grund aus zu heilen. Wenn es jemals gelingen sollte, die Triebfeder der Gewinnsucht auf ihre normalen Functionen zurückzuführen, so dürfte ein einziger Krach, wie der von anno 1873, dazu mehr beigetragen haben, als Millionen geschriebener Warnungstafeln. Die Zeit, welche von den schillernden Reizen der boa constrictor, Speculation genannt, nicht mehr gerührt wird, als etwa von dem Donnergeroll päpstlicher Flucharien, diese erhabene und großartige Zeit wird — wenn sie je eintritt — keiner Criminalromane mehr bedürfen; sie wird darin blättern, wie wir in den Geschichten mittelalterlicher Hexenprocesse blättern, mit einem wohlthuenden Gefühl der entschiedensten Reconvalescenz.

Dennoch aber gibt es in unsern Tagen sicherlich eine oder die andre Seele, welche durch die Lectüre des Gaboriau'schen Romans aus dem Fegefeuer zwischen Haben und Nichthaben einer Million gerettet wird. Sicherlich gibt es eine solche Seele und die Rettung derselben dürfte dem Dichter genügen.

Es ist ja bekannt, daß die Weisheit, im trockenen Katheder-stil vorgetragen, nicht im Stande ist, eine glückliche Disposition zur Nachachtung ihrer Grundsätze zu erwecken. Soll die Erfahrung durch Lehren verbreitet werden, so ist meines Erachtens die Form die Hauptsache, und in dieser Beziehung dürfte alles Systematische vom Uebel sein. Wo sich aber eine gute und gesunde Moral in Gestalt einer interessanten Geschichte vorstellt, da ist sie willkommen und bewußt-unbewußt nistet sich der Kern des Gedankens in der Seele des Lesers ein.

Der Cassirer der Actiengesellschaft „crédit mutuel", Namens Vincent Favoral, ist verschwunden, nachdem man in seiner Casse ein Deficit von 12 Millionen Frcs. entdeckt.

Das Töchterchen des Directors der Gesellschaft, Mlle. Césarine de Thaller, erzählt diesen Vorfall ungefähr folgendermaßen:

„Favoral ist soeben abgedampft, um im Auslande einige frische Luft zu schnappen.... Er war ein alter Mann, immer wie ein Dorfschullehrer gekleidet, der so that, als ob er nicht bis drei zählen könnte.... Und der Baron „Trois francs soixante-huit" — (so nannte sie ihren Vater von dem Tage an, wo er ihr gesagt hatte, daß es eine deutsche Münze gibt, Thaler genannt, welche 3 Francs und 68 Centimes gilt) — ist doch drauf reingefallen, trotzdem er die Schliche kennt. Sie hätten ihn sehen sollen, als er der Mama und mir mittheilte: Favoral hat mich um 12 Millionen gekränkt!"

„Seit Jahren führte dieser liebenswürdige Kautschuck-Mann eine Existenz, die in allen Farben schillerte, mit höchst wunderbaren Damen — Sie verstehen mich —. Und da er gerade kein Adonis war, so mußten Papas Actionäre die Kosten bezahlen. Aber immerhin wird er ein nettes Sümmchen mitgenommen haben!"

Die liebenswürdige junge Dame, welche so spricht, ist ein Musterexemplar der freien französischen Pensionatserziehung. Als sie im Pensionat nichts mehr lernen konnte, nahm ihre Mutter sie zu sich, um sich ihrer als Chaperon zu bedienen. Denn ein junges fünfzehnjähriges discretes und gut abgerichtetes Mädchen ist ein höchst bequemer Chaperon, in dessen Begleitung eine Frau überall hingehen kann, wohin ihr, wenn sie allein ginge, die Médisance mit Recht folgen würde.

„Césarine reitet vorzüglich, besucht den Fechtboden, übt sich im Pistolenschießen und ist eine leidenschaftliche Jägerin. Sie fehlt bei keinem „Rennen", macht Aufsehen durch ihre Wetten und hat die hohe Schule am grünen Tisch zu Monaco durchgemacht. In Trouville erregten ihre Badetoiletten Sensation, und wenn sich ein ansehnlicher Haufe von Zuschauern versammelt hatte, so gab sie Vorstellungen in der höhern Schwimmkunst. Rauchen und Trinken sind ihr geläufige Dinge, und wenn sie betrunken ist, nimmt sie's in „freier" Rede mit jedem jungen Manne auf."

Wenn das Bild, welches Gaboriau hier von der „höhern Tochter" der pariser haute finance entrollt, wahrheitsgetreu ist — und allem Anschein nach ist es das — so dürfte es als ein neuer beredter Zeuge gegen die klösterliche Pensionatserziehung alle Beachtung verdienen.

Mancher Leser wird bei den 12 Millionen bedenklich den Kopf schütteln. Zwölf Millionen Francs, also ca. 3,200,000 Thaler! Das ist eine Unmöglichkeit! Ein einzelner Cassirer wird niemals im Besitze einer solchen Summe sein. Er wird zur Entwendung derselben Zeit gebrauchen, Wochen, Monate; und während dieser Zeit wird er nicht ein, sondern zwei, drei Mal Handlungen begehen müssen, durch welche er sich selbst verräth. Die Controle, die in jedem großen Geschäft existirt, macht einen solchen Diebstahl unmöglich, wenn er nicht im Einverständniß mit dem Director der Gesellschaft ausgeführt wird.

Obgleich Gaboriau wahrscheinlich ebensogut wie jeder nur oberflächlich unterrichtete Geschäftsmann wußte, daß gerade in den größten Gründungsvereinen die Geschäftscontrole eine absichtlich laxe und rein formelle ist, daß man diese Controle überhaupt nur handhabt, um den Vorschriften des Gesetzes zu genügen, daß aber ein halbes Dutzend sauber geschriebene Haupt- und Nebenbücher noch lange keine ordnungsmäßige Geschäftsführung garantiren, obgleich also von diesem Gesichtspunkte aus die zwölf Millionen nichts Unwahrscheinliches haben, so hat der Verfasser die Intrigue doch dadurch feiner zugespitzt, daß er zwischen dem Cassirer Favoral und dem Director, Mr. le baron de Thaller — den er, nebenbei bemerkt, zu einem gebornen Berliner stempelt, mit der verzeihlichen Apostrophe, „daß uns alles Unheil von Berlin kommt" — das Verhältniß der Complicität aufstellte. Auch handelt es sich gar nicht um einen einfachen, ehrlichen Diebstahl. Favoral ist auch gar nicht der Hauptschuldige; er ist keiner von jenen „gemeinen" Cassirern, welche, die gestohlenen Werthe in der Tasche, bei Nacht und Nebel das Weite suchen, in der Regel aber von langen Telegraphenarmen eingeholt werden und die Rückreise in Gesellschaft eines Herrn antreten, der sie nicht eher verläßt, als bis die Thür des Kerkers sich hinter ihnen geschlossen. Favoral läßt zwar auch sein sämmtliches Reisegepäck mit „Rio de Janeiro, Brésil" in augenfälligen Lettern figuriren. Er treibt die Täuschung sogar soweit, daß er auf den Bahnhof fährt und ein Billet nach der brasilianischen Metropole löst. Aber er reist nur bis zur nächsten Station mit; dort steigt er aus und kehrt nach Paris zurück, wo er sich incognito in einem obscuren Hotel einmiethet. Die Reize der „teuflisch" schönen Frau des berliner Barons, Mme. la Baronne de Thaller née marquise de Javette, einer im Schmutz der pariser Straßen geborenen und in den Tempeln der Venus vulgivaga erzogenen Cokette, fesseln den armen alten „Kautschuck-Mann" mit unwiderstehlicher Gewalt. Der edle Baron hat seine Frau als Lockvogel benutzt; der Cassirer ist nur das Werkzeug gewesen, womit man gestohlen hat; nachdem es seinen Zweck erfüllt, wird es fortgeworfen, und die leere Cassette geht bei den düpirten Actionären herum, um die Mythe von den gestohlenen 12 Millionen jedem Einzelnen glaubhaft zu machen. Inzwischen erfreuen sich Herr und Frau von Thaller nebst Fräulein Tochter des besten Wohlseins, ohne sich in ihren Ausgaben im geringsten zu beschränken, da der Verlust ja nicht den Director trifft, sondern nur die Gesellschaft. Die Dame Justitia tappt, wie in allen Fragen, wo Justiz und Finanz in Collision gerathen, im Dunkeln.

Bei dieser Gelegenheit kommen zwei brennende Fragen zur Erörterung. Ist die bestehende Gesetzgebung genügend, d. h. gelenkig, scharf und umfassend genug, um jeden, der die Grenze zwischen erlaubter Speculation und unerlaubter Gründung überschreitet, die Schärfe des Schwertes fühlen zu lassen? Nein, in Frankreich wenigstens befindet sich hier eine Lücke im Gesetz. Und bei uns, wollen wir nur gleich hinzusetzen, ist es nicht um einen Strich besser. Auch unser Strafgesetz ist zu plump, roh und beschränkt, um die vielverdauende boa constrictor gehörig dingfest zu machen. Sie verschluckt jede Art von unerlaubtem Gewinnst, wenn er nur gehörig eingewickelt ist in Statuten, Contracten und einige schlaue Paragraphen, an denen sich höchstens die Actionäre die Zähne ausbeißen. Sie windet sich trotz ihres Embonpoints durch die engsten Bestimmungen des Criminalrechts und gelangt ungehindert in's Freie, wo der kleine Wurm zertreten wird.

Zweite Frage: ist es möglich dem Gesetze der Zukunft die gewünschte Dehnbarkeit zu geben, um einer ähnlichen Gründerperiode, wie die kaum verflossene, einen wirksamen Damm entgegenzusetzen? Ja, es ist möglich. Man erlasse ein eigenes Gründergesetz, welches sich mit nichts beschäftigt als mit der Beaufsichtigung, Regelung und der Bestrafung der Gründungen, welches wo möglich gar keine Hinterthüren hat und die freien Begriffsunterschiede von Schwindel und Betrug in einer Weise definirt, welche so wenig wie möglich der Interpretation unterworfen ist.

Ein eigenes Gründergesetz, das ist auch unser Ideal. Ob wir es so bald erlangen werden, ist eine andere Frage.

„Um einen Einblick zu gewinnen in die Art, wie gegründet wird," erzählt Gaboriau, „genügt es zuweilen die „Gazette des Tribunaux" zu lesen und z. B. den Proceß des Herrn Lefurteux (nomen et omen) zu verfolgen, des Ex-Directors der Gesellschaft für die Austrocknung und Nutzbarmachung der Orne-Niederungen".

Digitized by Google

Der Vorsitzende zum Angeklagten. — Ihr Erwerbszweig?

Herr Lefurteux. — Director der Gesellschaft.

V. Womit beschäftigten Sie sich vorher?

A. Ich machte Börsengeschäfte.

V. Sie waren ohne Mittel?

A. Mit Verlaub, ich verdiente Geld.

V. Und unter diesen Umständen hatten Sie die Dreistigkeit, eine Gesellschaft zu gründen, mit einem Capital von drei Millionen, in Actien zu 500 Francs eingetheilt?

A. Da ich eine Idee gefunden hatte, hielt ich es für erlaubt, dieselbe auszubeuten.

V. Was nennen Sie eine „Idee"?

A. Die Niederungen trocken zu legen und für die Landwirthschaft nutzbar zu machen.

V. Welche Niederungen? Die Ihrigen haben nur in Ihren Prospecten existirt. Sie besaßen dergleichen weder an der Orne noch sonstwo. Sie haben die Unverschämtheit so weit getrieben, eine Gesellschaft zur Ausbeutung einer gar nicht existirenden Sache zu gründen.

— — — — — — — —

V. Wie viel haben Sie eingenommen?

A. Ungefähr 600,000 Frcs.

V. Die Sie für sich verbraucht haben!

A. Verzeihung! — Ich habe für meine persönlichen Bedürfnisse nur diejenigen Geschäftseinkünfte verwendet, die mir nach den Statuten zustanden.

V. Und doch fand man bei Ihrer Verhaftung nur 1250 Frcs. in Ihrer Casse, die Ihnen noch dazu an demselben Morgen durch die Post zugeschickt waren. Was ist aus dem Rest geworden?

A. Der Rest ist im Interesse des Unternehmens draufgegangen.

V. Natürlich. Sie hielten sich Equipage?

A. Nach Art. 27 der Statuten war ich dazu berechtigt.

V. Immer im Interesse des Unternehmens?

A. Gewiß. Ich war zu einer gewissen Repräsentation verpflichtet. Der Chef einer Unternehmung von einiger Wichtigkeit muß es sich angelegen sein lassen, Vertrauen einzuflößen.

Der Vorsitzende (mit ironischem Lächeln). Wahrscheinlich geschah es auch um Vertrauen zu erwecken, daß Sie sich eine Maitresse hielten, für die Sie bedeutende Summen verausgabten?

Angeklagter (mit dem Ausdruck der vollständigen bona fides). Ja, mein Herr . . . .

— — — — — — — —

Der Tapezier, welcher die Ausstattung des Locals der „Trockenlegungs"-Gesellschaft übernommen, deponirt folgende Zeugenaussagen:

Meine Specialität besteht in der Vermiethung von Bureaueinrichtungen für finanzielle Genossenschaften u. a. Ich liefere alles, von den kleinen Stehpulten der Commis an bis zu den Möbeln für das Zimmer des Directors, von der Casse aus Schmiedeeisen bis zur Livrée der Comtoirdiener. In vierundzwanzig Stunden ist alles zur Stelle und der Actionär kann erscheinen. Sobald eine Unternehmung auftaucht, wie die des Herrn Lefurteux, sucht man mich auf, ich bin bekannt und je nach dem Umfange des Capitals, das aufgebracht werden soll, liefere ich eine mehr oder weniger kostspielige Einrichtung . . . .

Als Herr Lefurteux bei mir erschien, überblickte ich sofort sein Vorhaben. — Drei Millionen Capital, Orne-Brüche, Actien zu 500 Frcs., kleine unruhige querulirende Interessenten . . . „Sehr wohl, sagte ich ihm, ich taxire das Unternehmen auf sechs Monat Zeit, stürzen Sie sich nicht in unnöthige Kosten, nehmen Sie Rips für ihr Cabinet, das reicht aus" . . .

Der Vorsitzende (im Tone höchster Verwunderung). Sie haben ihm dies gesagt?

Der Zeuge (mit der freimüthigen Offenheit eines ehrlichen Mannes). Genau so, wie ich die Ehre habe, es Ihnen mitzutheilen, Herr Präsident, und er hat meinen Rath befolgt, und ich habe ihm die kurz zuvor von der „Gesellschaft für Flußfischereien" benutzte Einrichtung geliefert, da der Director dieser Gesellschaft zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt worden war. —

Eine andere Specialität von Gaunergeschäften wird folgendermaßen geschildert:

„Es gibt an der Börse abgelegene Winkel, wo ein seltsames Völkchen alter Herren mit zugespitztem Barte und jüngerer, mit auffällig eleganter Toilette herumwimmelt, und wo alle möglichen verkäuflichen Sachen und noch einige andere gehandelt werden. Dort trifft man Handelsleute von auswärts, die euch Fonds oder Waaren aus einer Concursmasse zum Kauf anbieten; ferner Partieen guter Schuldverschreibungen zur Einziehung, und die schließlich aus ihrer Tasche eine Lorgnette hervorziehen, deren Fassung sie rühmen, eine Uhr, die von Genua eingeschmuggelt ist, einen Revolver oder eine Flasche mit einem unvergleichlichen Haarerzeugungsmittel.

Hier werden auch jene Phantasieactien gehandelt, die einst Millionen repräsentirten, jetzt aber nur noch Zeugniß ablegen von der Frechheit der Betrüger und der Leichtgläubigkeit der Betrogenen.

Diese Actien: „Gastronomie", „Houillères des Asturies", „Forêts de Formanoir" ꝛc. — (es würde nicht schwer halten, entsprechende Schwindelpapiere unseres Börsenmarktes namhaft zu machen) — werden gegenwärtig in folgender höchst industrieller Weise nutzbar gemacht.

Will ein Handelsmann, bevor er Concurs anmeldet, seine Gläubiger eines Theiles seiner Activa berauben, Beiseiteschaffungen maskiren oder übertriebene Ausgaben verheimlichen, so geht er zu Herrn Lattermann. (Auch für das Gewerbe dieses edlen Herrn haben wir in Berlin bekannte und renommirte Stellvertreter.) Er kauft dort eine Partie „Crédit-Cantoral" (Hypotheken-, Credit- und Comm.-Bank) „Mines de Rossdorf" (bei Darmstadt) oder „Mines Naumasson" (Laurahütte) und verschließt sie sorgfältig in seiner Casse.

Wenn nun das Gericht kommt, so zeigt er die eingekauften Papiere vor. Es sind für zwanzig-, für fünfzig-, für hunderttausend Werthe, zum Emissionspreise erworben, jetzt zusammen kaum 100 Sous werth, „Aber", fügt er wie zur Entschuldigung bei, „ist es meine Schuld? Ich hielt die Unterbringung für vollkommen sicher. Und wenn ich nicht verkauft habe, als ich noch verkaufen konnte, so hat dies darin seinen Grund, daß ich immer noch auf eine günstige Wendung der Angelegenheit hoffte."

Auf diese Weise erreicht er die Einwilligung der Gläubiger zum Accord. Es wäre zu grausam, einen Mann deswegen zu bestrafen, weil er sein Geld nicht gut anzulegen wußte. Der Verlust desselben ist schon Unglück genug für ihn."

Auch die Einrichtung der Bücher übernimmt Herr Lattermann. Dieses ist ein sehr wichtiger Punkt. Denn das Gericht ist immer noch der naiven Ansicht, daß, was in den Büchern steht, wahr sein muß und daß eine gute Buchführung ein günstiges Zeugniß für den Charakter der Geschäftsführung ablegen muß. Herr Lattermann und seine zahlreichen Schreiber und employés fabriziren auf Verlangen jede Art von Büchern und die Herstellung der Buchungen geschieht in einer so täuschenden Art, daß selbst gewiegte Bücherrevisoren dieselben für original erklären.

Dies sind indessen nur die kleinen Mittel, wodurch der ungestrafte Gebrauch des „Geldes andrer Leute" ermöglicht wird. Das große Mittel, dessen sich der Baron von Thaller bedient, ist zwar gefährlich, — denn ein Cassirer, selbst wenn er bis über die Ohren in eine Baronin verliebt ist, kann Augenblicke haben, wo ihm seine Freiheit lieber ist, als seine Liebe — indessen die einfache Unterschlagung kostet höchstens fünf Jahre Gefängniß. Davon stirbt man nicht, und die zehn Millionen, die unser Cassirer für uns gestohlen hat, bleiben uns ja doch gewiß. So calculiren die Baron von Thaller'schen Eheleute. Gaboriau benutzt diesen Calcül zu einem fünfzeiligen Seitenblick nach Preußen, den wir ihm wegen seiner Kürze vergeben wollen. Gelegentlich der Beschreibung des Luxus, mit dem das Hôtel Thaller ausgestattet ist, sagt er:

„Wie viel verschiedene Gründungen mußten beisteuern, um einen solchen Haushalt zu bestreiten, um diesen Luxus zur Schau zu tragen, bei dessen Anblick jene kleinen deutschen Herzöge vor Neid erblassen würden, welche die Krone ihrer Vorfahren vertauscht haben mit einer preußischen Livree, vergoldet mit dem Golde Frankreichs — L'argent des autres".

Welche kleinen deutschen Herzöge Gaboriau meint, bedürfte freilich noch einer genaueren Feststellung. Möglich, daß er 1866 mit 1870 verwechselt, oder der Ansicht ist, daß die 1866er Annexion eigentlich französisches Territorium hätte werden müssen. —

Die Figur des unglücklichen Cassirers Favoral ist eine der am wenigsten sympathischen, welche die Romanliteratur kennt. Favoral, etwa 55 Jahre alt, ist verheirathet, hat eine vortreffliche Frau, die mit blinder Liebe an ihm hängt, und zwei erwachsene Kinder, Maxence und Gilberte. Da die schöne Baronin seine ganze Liebe besitzt, so bleibt ihm nichts davon für seine Familie, die selbstverständlich von den Extravaganzen ihres Chefs nicht die geringste Ahnung hat. Denn zu Hause ist er der exemplarische

Digitized by Google

Cassirer, ohne dessen Willen kein Sou ausgegeben wird. Sein Haushalt ist so eingerichtet, daß selbst ein Oppositionsparlament keine überflüssige Ausgabe darin entdecken würde. Sein Ruf als gutsituirter, aber sparsamer Bourgeois ist so wohlgegründet, daß sämmtliche kleine Capitalisten des Stadtviertels, die einen ersparten Groschen gut anlegen wollen, diesen zu Papa Favoral tragen. Zu Hause und in Geschäften zeichnet sich die Garderobe dieses Vertrauensmannes durch einen starken Parfüm von Thätigkeit aus. Auch benutzt er, um in die Arme der Baronin zu eilen, nie ein anderes Vehikel, als den Omnibus. Erst wenn er an Ort und Stelle angekommen ist, wirft er das Kleid des bürgerlichen Familienvaters ab, legt er die Hülle des Liebhabers an und verschwendet „das Geld der Andern", um die Capricen eines buhlerischen Weibes zu befriedigen.

Und worin, fragen wir, liegt eigentlich das Unsympatische dieses Charakters? Sicherlich nicht darin, daß er stiehlt und zwar aus Liebe stiehlt, oder darin, daß seine Liebe eine strafbare ist, oder darin, daß er all diese Thorheiten in einem Alter begeht, wo sie doppelt und dreifach unverzeihlich sind. Ich finde den Fehler in der allzu schablonenhaften Zeichnung. Der Dichter hat uns als leuchtendes Gegenbild zu Favoral, dem Spitzbuben und elenden Gecken, einen noblen Charakter reinsten Wassers hingemalt, Marius Marquis de Trégars, 30 Jahr alt, schön wie Apoll, unschuldig wie Ganymed und klug wie Odysseus. Er ist der Retter der Familie Favoral. Er rettet sie nicht nur ökonomisch, indem er ihr einen Theil seines den Gründerhänden des Herrn von Thaller entrissenen Vermögens dedicirt, sondern auch moralisch, indem er Fräulein Gilberte Favoral, zur Marquise de Trégars macht. Weiter kann man den Edelmuth und die Uneigennützigkeit schwerlich treiben. Wenn Favoral, der Schwiegervater, jeden Zoll ein Lump ist, so ist Marquis de Trégars, der Schwiegersohn, mindestens jeden Zoll ein Edelmann. Aber er ist mehr als das; das Edelmännische ist ihm ebenso outrirt, wie bei Favoral das Gegentheil. Und das ist es, worin ich das Unsympathische dieser Charakterzeichnung finde. Es ist dies meines Erachtens ein uralter Nationalfehler der Franzosen; ich möchte fast sagen aller romanisch denkenden Völker, zu denen ich u. a. auch die Ungarn rechne. Alle edlen Charaktere, die uns z. B. Jokai in seinen zahlreichen Romanen vorführt, sind wie nach der Schnur gerichtet. Sie stehen kerzengerade wie die Soldaten in Reih und Glied und verrichten ihre Handlungen, als ob sie dazu commandirt würden, mit einer solchen Präcision und tactmäßigen Bravour. Das deutsche Gefühl fragt: wo bleibt der Mensch? Wo bleiben die vielen kleinen Abwege, die auch den besten Menschen irreführen, die Nebengedanken und Rücksichten, die auch in der geradesten Seele ihre Wirkung äußern?

Es ist gewiß sehr schön und sehr edel, eine anständige Familie, die wider Verschulden dem Verderben entgegengeht, ohne kleinliche Rücksicht auf eigenen Vortheil wieder zu Ehren zu bringen. Aber muß ein Held denn alles selber thun? Darf er nicht auch einmal an sich denken? Der Marquis de Trégars vollbringt sein Rettungswerk mit einer solchen Gewissenhaftigkeit und Ausführlichkeit, daß er damit bis dicht an die Grenze der Langenweile geräth. Und das ist doch eine sehr bedenkliche Seite. Ein langweiliger Engel und ein langweiliger Bösewicht in einem Roman ist fast ein Bischen zu viel.

**A. Auerberg.**

## Notizen.

Unsere auswärtigen Beziehungen haben während der Stille des Sommers durch die Abwesenheit der Beamten und Schriftsteller, die sich vorzugsweise damit beschäftigen, nicht erheblich gelitten. Wir stehen gut mit England, das die Entwicklung unserer Marine aufmerksam verfolgt, sich indessen keine vorzeitig grauen Haare darum wachsen läßt; vortrefflich mit Oesterreich, das die Verlegung seines Schwerpunktes nach Osten, von Bismarck schon früh angerathen und bei Königgrätz mit einigen weiteren Argumenten unterstützt, leichtlebig und nicht ohne angeborenen Humor erträgt. Auch die Bezüge zu Rußland sind ganz befriedigend, unbeschadet der Médisance in einigen petersburger Salons auf Kosten des über Nacht mächtig emporgewachsenen deutschen Staates. Frankreich gegenüber hat sich nichts verändert. Man beobachtet sich gegenseitig und sagt sich in den Zeitungen Artigkeiten, die auch diesseits der Vogesen zuweilen in etwas anderem Ton gehalten sein könnten, worüber gelegentlich vielleicht mehr. Bleibt Italien, das trotz Consorteria und französischer Gewohnheiten seine Stütze mehr und mehr in Deutschland erblickt. Ueber die Ernennung des früher für das Deutsche Reich nicht sehr begeisterten Herrn Bonghi zum Minister des öffentlichen Unterrichts wurde seit einiger Zeit mancherlei geschrieben; sie hat aber nach außen hin keine sonderliche Bedeutung. Die Wahl war nur nicht sehr angemessen. Die Italiener sind ein liebenswürdiges Volk, aber trotz ihres sehr ausgesprochenen, man möchte sagen, mit der Muttermilch eingesogenen Kunstsinnes, der überraschendsten Sünden gegen den guten Geschmack fähig. Goethe in seiner italienischen Reise beschreibt ein Landhaus, in welchem die ärgste Disharmonie in Stil und Verzierung das Auge des Beschauers schwer beleidigt. In der von allen Fremden besuchten Villa Pallavicini bei Genua befindet sich unter anderem baracken Zeug nicht nur ein fictives Monument für einen nicht genannten und nicht vorhandenen General, sondern auch ein Scheinkirchhof für dessen angebliche auf dem Felde der Ehre gefallene Soldaten! In dem Campo Santo bei Verona konnte man diesen Spätsommer die lebensgroße Statue eines jüngst verstorbenen Advocaten bewundern, der mit aufgestülptem Daumen in der Haltung eines vor Gericht argumentirenden Sachwalters dargestellt ist. Der arme Mann hatte sich ohne Zweifel im Sterben getröstet, daß er nunmehr von allen Bagatellprocessen ausruhen könne und muß nun die Ewigkeit hindurch weiter plaidiren . . . Auf diese Strafe war selbst der erfindungsreiche Dante nicht verfallen. In demselben Kirchhof soll weiterhin der Wohlthätigkeitssinn eines veroneser Grafen verherrlicht werden. Es geschieht in einer Gruppe, die den dahingeschiedenen Menschenfreund darstellt, vor ihm knieend ein Armer mit offenem Hut. Daß dieser etwas erhält, muß man errathen. Wohlthäter und Bettler verharren in dieser zweifelhaften Attitüde bis zur Auferstehung und zum jüngsten Gericht. Solche Abnormitäten sind nur in Italien möglich, dem Lande, wo die Kinder im Anblicke der alten Meister aufwachsen, und wo die Pflege der Kunst von den meisten wie eine Lebensfrage angesehen wird. Um auf Bonghis Ernennung zum Minister zurückzukommen, so hat man sich eines Vorganges erinnert, der schon früher bewies, daß Bonghi zwar ein talentvoller, aber kein überaus zart besaiteter Mensch und Schriftsteller ist. Es gibt indessen Leute, die selbst in der Politik, ja sogar in publicistischen Dingen ein persönlich correctes und selbst menschlich humanes Verfahren als nicht ganz ausgeschlossen ansehen möchten. Herr Bonghi wollte unter der päpstlichen Herrschaft Rom besuchen, konnte aber damals als bei den Päpstlichen nicht gut angeschriebener Liberaler die Erlaubniß dazu nur durch diplomatische Vermittlung erlangen. Er wurde in der römischen Gesellschaft sehr gut aufgenommen, ging dann nach einem anderen Ort und veröffentlichte über dieselbe Gesellschaft Briefe, deren Malice viele Personen, darunter keineswegs Klericale, verletzen mußte. Doch das sind vergangene Dinge, so vergangen wie die Nadelstiche, mit welchen Bonghis Perseveranza Deutschland und dessen Staatslenker längere Zeit heimgesucht hat. Immerhin war sein Eintritt in das Ministerium, um die Sache ohne officiöse Vertuschung beim Namen zu nennen, für uns nicht angenehm. Aber das politische Geschäft entspricht auch sonst und aller Orten nur ziemlich selten dem von den Moralphilosophen und Kunstkennern aufgestellten harmonischen Ideal. Jemand, der Zeit hätte und competent wäre, sollte ein Handbuch der politischen Aesthetik schreiben. Dann würde sich wie in einem vorgehaltenen Spiegel zeigen, daß Politik und Presse alle möglichen Vorzüge haben mögen, durch künstlerische oder andere Schönheit dagegen in der Regel nicht glänzen.

Digitized by Google

## Inserate.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg.

**Siegelringe.**

**Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons.**

Von

**Ferdinand Kürnberger.**

33 Bogen. 2 Thaler.

Kürnberger's Feuilletons führen den Stempel kleiner Meisterwerke, die nicht an Zeit und Oertlichkeit gebunden sind; sittlicher Ernst, warmes Interesse für deutsche Grösse und deutsches Leben, feine Beobachtung, sicheres und klares Urtheil sind ihre Wahrzeichen. Geistvolle und formgewandte Darstellung, untermischt mit köstlichem Humor, bekunden überall den geschichts- und menschenkundigen tiefen Denker.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Welt**

als

**Entwicklung des Geistes.**

Bausteine

zu einer

**monistischen Weltanschauung.**

Von **Ludwig Noiré.**

Forma mentis aeterna.
Tacitus.

Gr. Octav. XVI u. 486 Seiten. Preis 3 Thlr.

Soeben wurde ausgegeben:

**Bibliotheca biographica.**

Sammlung von

**ausgewählten Biographien und Memoiren älterer und neuerer Zeit**

aus dem Lager von

**Joseph Baer & Co.**

in **Frankfurt a. M.** und **Paris.**

(Lager-Catalog XXIX.)

Wir versenden diesen äusserst reichhaltigen, 2375 Nummern starken Catalog per Post gegen Einsendung von 5 Sgr. in Briefmarken, welcher Betrag bei erfolgender Bestellung in Abzug gebracht wird.

Frankfurt a. M., October 1874.

**Joseph Baer & Co.,**
Rossmarkt 18.

Verlag von Franz Ebhardt in Berlin, W.

Die reichhaltigsten und billigsten Modenzeitungen sind:

**VICTORIA**
XXV. Jahrgang.
erscheint wöchentlich
Preis viertelj. 2½ R.Mk. (22½ Sgr.)

**HAUS- u. WELT**
erscheint monatlich 2 Mal
Preis viertelj. 2 R.Mark (20 Sgr.)

**Illustrirte Moden-Zeitung**
erscheint monatlich 1 Mal
Preis viertelj. 80 R.-Pf. (8 Sgr.)

Zu beziehen **jederzeit** durch alle Buchhandlungen und Postämter.
**Probenummern gratis.**

**Ein nachgelassener Roman von Fr. v. Krane.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Kapitän.**

Erlebnisse eines westfälischen Edelmannes.

Herausgegeben

von

**Fr. von Krane.**

8. 3 Bände. Eleg. brosch. Preis 5 Thlr.

Verlag v. **Eduard Trewendt** in Breslau.

**Ein gewandter Redacteur**

für eine täglich erscheinende Zeitung, national-liberaler Richtung, wird sofort gesucht. Gehalt 1200 Thlr. jährl. Adressen sub II. 146b. befördern Haasenstein & Vogler in Berlin SW., Leipzigerstr. 46.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

**Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass** sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt von **Karl Grün.** Erster Band. Mit dem Bildniss Feuerbach's. 27¾ Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Der zweite Band (Schluss) wird auch in ganz Kurzem erscheinen.

(**Maurus Jókai's „Goldmensch"**) — einer der brillantesten Romane der Neuzeit, im ungarischen Original 5 Gulden, in einer ersten deutschen Ausgabe 4 Thlr. kostend — erschien nun übersetzt von „einem Landsmann und Jugendfreunde des Dichters" in der sehr verbreiteten „Universal-Bibliothek" von Philipp Reclam jun. in Leipzig, alle 5 Theile, 33 Druckbogen, 608 S. stark, zusammen für **10 Sgr., geb. 15 Sgr.** — No. 521 und 523 derselben „Universal-Bibliothek" brachte auch Jókai's historischen Roman „Die goldene Zeit in Siebenbürgen", deutsch von Leopold Rosner, für 6 Sgr.

**J. Bensheimer,**

**Antiquariat, Mannheim,**

gibt demnächst folgende Cataloge aus, welche auf Verlangen gratis und franco zu Diensten stehen:

**Cat. VII. Jurisprudenz.** (1700 Nrn.)
**Cat. VIII. Linguistik, Literärgesch. Orientalia.** (850 Nrn.)
**Cat. IX. Geschichte und ihre Hülfswissenschaften.** (1600 Nrn.)
(Bibliothek des Prof. C. B. A. Fickler.)

Soeben ist erschienen und **durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:**

# Pracht-Ausgabe der Dresdener Gallerie.

**Band I.**

In 30 Folio-Photographien direct nach den Original-Gemälden

mit Text von

**Prof. Julius Hübner,**

Director der Königlichen Gemälde-Gallerie zu Dresden.

**Preis 30 Thlr.**

Der erste Band dieses Werkes enthält die bedeutendsten und beliebtesten Bilder der italienischen, spanischen und französischen Schule. Von einem ansprechenden Texte Prof. Julius Hübner's begleitet geben diese ausgezeichneten Photographien nach den Original-Gemälden treue und klare Abbilder der weltberühmten Meisterwerke und werden jedem Besucher der Gallerie eine willkommene und unentbehrliche Erinnerung sein.

Durch gediegenen Inhalt wie durch prächtige und geschmackvolle Ausstattung hervorragend ist dieses Werk aufs Wärmste zu empfehlen.

**Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.**

**Hierzu Beilagen der Verlagshandlungen von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin und G. D. Bädeker in Essen.**


**Redaction,** Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 31. October 1874. Band VI.

v. 6
no 44

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Eisenach. Von Ludwig Bamberger. — Die Aussprache des Kriegsvölkerrechts durch die europäische Staatenconferenz zu Brüssel. Von Bluntschli. II. — **Literatur und Kunst:** Hieronymus Lorm. Von Oskar Blumenthal. I. — Stand und Beruf der Personen im Lustspiele. Von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Alte Schweden." Schauspiel in 5 Acten von A. E. Brachvogel. Besprochen von M. v. Szeliski. — Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. III. — Notizen. — Inserate.

### Eisenach.

Von Ludwig Bamberger.

Bäcker, Schneider und Kellner, Juristen, Naturforscher, und Volkswirthe, gleich ihnen zahllose andere Gemeinschaften des Lebens und des Wissens haben für ihre berathschlagenden Zusammenkünfte die alterbliche Gewohnheit deutscher Stämme und Menschen angenommen: das Wandern von Ort zu Ort. Die Parlamentarier ihrerseits seufzen oder fluchen, daß Gott in seinem Zorn eine der unwirthlichsten Provinzen und in ihr die ungekämmteste aller Großstädte zum politischen Mittelpunkt des Reichs gemacht hat. Dagegen nun haben allerlei Verbrüderungen sich ein bleibendes Stelldichein am Fuße grüner Hügel und im Schatten geschichtlicher Erinnerungen ausgesucht, in einem stillen Winkel des Herzens von Deutschland, das ja im Herzen von Europa zu liegen behauptet. Es ist gewiß nicht Zufall, daß die Tagsatzungen, die ihren Sitz nach Thüringen verlegt haben, durchweg mit ihren Bestrebungen an die Gemüthsseite der Nation appelliren. Unter dem Weben der Erinnerungen, welche von der heiligen Elisabeth und dem Sängerkrieg, von der großen Reformation und dem Tugendbund zu Thale schweben, läßt es sich gut an, die Menschheit für edle Zwecke zu begeistern. Zur Stunde ergeht wieder der Ruf aus dem Schmerzenslande Mecklenburg an alle die, welche sich zu friedlicher und freier Gottesverehrung zusammenthun möchten, am Fuße der Wartburg zu erscheinen; und ebenda hat mein kluger und verehrter Freund Dr. Friedrich von Schauß den mir annoch unerklärten aber gerade darum mit scheuer Ehrfurcht begrüßten, jedenfalls allen Wühlern gegen das Reich höchst willkommenen Gedanken einer Reichseinkommensteuer unter sein Patronage zu nehmen für gut befunden.

Vor allen aber sind es die zwei der Erlösung aus leiblicher Noth gewidmeten Genossenschaften, welche Eisenach auserkoren haben zur Verkündung ihrer weltumwälzenden Offenbarungen. Die Eisenacher „Ehrlichen" sind es und die Eisenacher „Sittlichen", die Socialdemokraten und ihre „Gönner" (um Treitschke's Ausdruck zu gebrauchen), die Petroleums- und die Katheder-heiligen des menschenwürdigen Daseins sind es, welche neuerdings bemüht gewesen, unter dem Schutz des Andenkens an Minnesang und Teufelstintenfaß (eigentlich sind alle Tintenfässer des Teufels) und schwarzrothgoldene Burschenschaft sich der Andacht ihrer Mitbürger besonders zu empfehlen. —

Ich will den hochgelahrten Herren, welche das Monopol der sittlichen Begeisterung für sich in Anspruch nehmen, den Tort nicht anthun, ihre Begegnung mit Bebel und Liebknecht, als welche die Zierde der Ehrlichkeit vor Hasselmann und Hasenclever voraus zu haben behaupten, für mehr als einen sinnreichen Witz des Zufalls aufzufassen. Es ist immer ein eigenthümlich Ding mit diesen Selbstbekränzungen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren es Tugend und Empfindsamkeit, mit denen die Freunde der Humanität sich zu schmücken liebten. Doch, denke ich an die anmuthsvolle naive Weise, in welcher der mit Geist und Humor gesegnete Diderot die Thränen seines coeur sensible et vertueux in Gesellschaft reizender Frauen beim traulichen Souper auf die zierlich gefältelte Hemdkrause herabrinnen ließ, so — gestehe ich's nur! — so flüchte ich gerne von dem Anblick der knotenhaften Ehrlichen oder der gespreizten Sittlichen zurück zum Autor des „Essai sur le mérite et la vertu" und seines Gleichen. Sie erscheinen mir nicht nur ungleich liebenswürdiger und interessanter, sondern auch bescheidener, gütiger und uneigennütziger als die lauten Knüppelhelden und Tugendbolde unsrer Tage.

Aber — fällt mir eben ein — die guten Leute sagen, es möge doch um Gottes und der Menschheit willen der Streit zwischen den zwei volkswirthschaftlichen Richtungen in Deutschland zur Ruhe kommen; der Unterschied sei eben kein Unterschied, und mit etwas mehr Verstand und etwas weniger Eigensinn würden die Streiter in beiden Lagern bald zur Einsicht gelangen, daß sie in der Hauptsache ganz und gar einig seien.

Man soll immer hören, was die guten Leute sagen, und selten haben ihnen die Erlebnisse redlicher gedient, als gerade bei dieser ihrer Behauptung. Vielleicht wäre es am besten gewesen, mein alter Freund und Zeitgenosse Dr. H. B. Oppenheim hätte niemals den witzigen Einfall gehabt, die neue Richtung mit dem Namen des „Kathedersocialismus" zu beschenken; vielleicht wäre besagte Richtung ohne dies großmüthige Geschenk niemals sich selbst und der Welt zur Erkenntniß gekommen; viel Galle wäre gespart, das Schimpfwörterbuch deutscher Gelehrsamkeit wäre um einige Zugaben ärmer geblieben. Aber nun das Unglück einmal geschehen, ziemt es uns, als einem philosophischen Geschlecht, das Beste herauszuschlagen und im Einverständniß mit der höheren Weltordnung festzustellen, daß es so und zwar zum Heil der Menschheit so hat kommen müssen.

Denn in der That, die Gebahrungen der am 11. October d. J. zu Eisenach abgehaltenen Versammlung der Socialpolitiker (wie es nunmehr statt Kathedersocialisten lautet), haben auf's glänzendste bewahrheitet, was die Sanftesten der „guten Leute" jemals von der Ueberflüssigkeit der neuen Separatrichtung gepredigt hatten.

In der brennendsten Streitfrage, welche vor ein und zwei

Digitized by Google UNIV.

Jahren noch die hohen „Gönner" der Socialdemokratie von den argen Manchesterleuten zu trennen schien, ergab sich eine wundersame Uebereinstimmung, und zwar auf die Manier, daß die conservativsten der von den alten Manchesterleuten vertretenen Anschauungen zum Beschluß erhoben wurden.

Selbst der Deutsche Reichstag, in welchem doch eine verschwindend kleine Minderheit von Socialdemokraten zu finden ist, hat der Sache radicaler gegenüber gestanden als unlängst die vor zwei Jahren mit himmelstürmerischem Trompetenton aufgerufene Gesellschaft. Während im Reichstag der Referent Rickert und der Hauptopponent Lasker grundsätzlich die Möglichkeit der Contractbruchsbestrafung in Abrede stellten, hat keiner der beiden Eisenacher Referenten es übernommen, ihnen auf dieser Fährte zu folgen. Der siegreiche Referent Dannenberg hat die praktische Durchführung der Contractbruchsbestrafung verlangt und der Minderheitsreferent Prof. Held hat im Grundsatz das Gleiche anerkannt, nur aus pragmatischen Rücksichten eine andere Schlußfolgerung gezogen, ein Gedanke, den man, glaube ich, aus mehr als einer auch von mir öffentlich gethanen Aeußerung herausfinden könnte.

Wenn dies am grünen Holze geschah, so bleibt nichts mehr übrig, was am dürren erstaunen könnte. Einen andern Geist in den Beschlüssen über Invalidencassen in Eisenach zu finden als in Crefeld, möchte auch unter dem Mikroskop mißlingen. Der wunderliche Gedanke, den Versicherungszwang so weit auszudehnen, daß daraus nothwendig ein Staatszwang zu minimalen Lohnansätzen beziehungsweise auch zum Fortarbeiten mit Schaden für den Fabrikanten abgeleitet werden muß, erfreute sich trotz der ihn vertretenden Professoren doch nur einer geringen Minderheit. Derselbe große Gedanke wurde übrigens schon vor Jahren von dem ultramontanen Agitator Domherrn und Reichstagsabgeordneten Moufang in die Welt gesetzt, wie auch eben der „christlich-sociale Verein" in München die Bestrafung des Contractbruchs für etwas durchaus Verwerfliches erklärt hat. Bei diesen Leuten ist noch Aussicht für die Eisenacher Minorität.

Wie aber ist es gekommen, daß in so kurzer Frist die Urheber des wirthschaftlichen Schismas von ihrer eignen Armee überflügelt und auf den Standpunkt der bürgerlichen Gesellschaft zurückgedrängt worden sind? Die einfache Beobachtung des thatsächlichen Hergangs löst das Geheimniß. Pour faire un civet il faut avoir un lièvre. Das Bedürfniß nach Anhang nöthigte die Werber ihren Ruf in die Lande ergehen zu lassen, und in ihrem pyramidalen Selbstbewußtsein überredeten sie sich leicht, daß sie mit einigem Geschick bald eine Reihe ansehnlicher Namen unter ihrer Fahne versammelt sehen würden. Eine kurze Zeit lang wehte ja auch ein Wind über Deutschland hin, der aus allerhand fashionablen Quartieren der Staats- und Gelehrten-Sachen socialreformatorische Keimbläschen mit sich zu führen schien. Aber — und hier muß ich dem deutschen Publicum Abbitte thun — ich hätte nicht gedacht, daß einer Moderichtung und dem selbstvertrauenden Ton gelehrter Herren gegenüber der gesunde Menschenverstand so rasch zu sich selbst kommen würde. Gewisse musikalische Erfahrungen hatten mich auf Schlimmeres vorbereitet. Freilich war es auch etwas keck, zu meinen, man brauche die Leute nur in seinen Kreis zu ziehen, um sie zu haben. Männer wie der Fabrikant Dr. Websky, mein specieller Gesinnungsgenosse im Reichstage, wie der Secretär der Leipziger Handelskammer Dr. Gensel, um nur zwei von vielen zu nennen, ließen sich von der Ehre, zu einem Gutachten aufgefordert zu sein, nicht blind machen. Und es bedurfte nur des tapfern Auftretens solcher Unbefangenen, um der Mehrheit der Gerufenen den Muth der Ueberzeugung zu geben. Schon der vorjährige Congreß hatte diese Wendung vorbereitet. Inzwischen hatte der Gang der Weltgeschichte auch in staatlichen Regionen dahin geführt, den Sinn für Solidarität der politischen und gesellschaftlichen Interessen etwas mehr zu schärfen. Dafür sind wir zum Theil den socialistischen Schwindeleien der Ultramontanen verpflichtet. Noch einmal stieg, wie zum Abschied, eine kleine Rakete auf. Die „preußischen Jahrbücher" brachten den Abdruck einer von Damen der elegantesten Kreise begeistert applaudirten socialistischen Brandrede. Dieser Mißgriff veranlaßte Herrn von Treitschke, dem gelehrten Communismns den Scheidebrief zu schreiben, ihn, einen der Gründer des Eisenacher Congresses! Alle Vorbehalte der Liebenswürdigkeit und Werthschätzung gegen die Collegen, aller Abscheu gegen die (übrigens nirgends vorhandenen) groben Utilitarier hob den Sinn der Demonstration nicht auf. Darauf folgte ein bedeutsames Wegbleiben namhafter „Gönner" vom letzten Congresse. Gneist legte das Präsidium nieder und erschien nicht; Schulze-Delitzsch, längst über das Treiben verstimmt, blieb aus; Knies und Eckardt waren unter dem üblichen lebhaften Ausdruck des Bedauerns verhindert; Dr. Nasse und Dr. Engel, zwei an der ersten Grundlegung des Vereins betheiligte Gelehrte von hervorragender Bedeutung, befürworteten zur Frage der Hülfscassen die Verbindung mit dem Ausschuß der Crefelder Volkswirthe; und nur um der Verlegenheit aus dem Wege zu gehen, wurde von dem Beschluß Umgang genommen, die schließliche Verfügung dem Eisenacher Ausschuß in die Hände gelegt.

So bereits war vollständig zu den Acten registrirt, was die guten Leute von Anfang behauptet hatten: daß für vertretbare Vorschläge kein Bedürfniß nach einer neuen Schule vorhanden und für unvertretbare kein dauernder Einfluß zu finden wäre.

Nun kam aber noch Eines hinzu, um das Schicksal zu besiegeln. Der Geheime Ober-Regierungsrath Wagener, begleitet von seinem Secundanten Rudolph Meyer, erschien mit Vollmachten und Diäten des Deutschen Reichs in der Tasche, um Gedanken für die sittliche Hebung des Jahrhunderts in höchstem Auftrag einzuheimsen. Hätte ich das gewußt, ich hätte die auch diesmal an mich ergangene Einladung zum Eisenacher Congreß nicht unbenutzt liegen lassen. Denn längst sehne ich mich nach einer guten Gelegenheit, um mich an maßgebender Stelle nach den Ergebnissen jener weiland Wiener Conferenz zu erkundigen, zu welcher ja derselbe Herr Wagener in gleicher erhabener Sendung ebenfalls behufs sittlicher Hebung des Jahrhunderts war abgeordnet worden! Ich habe nämlich ein sehr deutliches Vorgefühl davon, daß die Acten besagter Conferenz eine Fundgrube heitersten Unterhaltungsstoffes liefern würden; ich wünsche von Herzen, daß zur Abwechslung gegen den Ernst der sonstigen Staatsgeschäfte das preußische Handelsministerium, welches, irre ich nicht, die kostbaren Urkunden in den geheimsten Schränken seines Archivs beherbergt, der Mitwelt diese Ergötzung nicht länger vorenthalten möchte

Viele würdige Häupter haben sich entrüstet, daß Fürst Bismarck bewußten Wagener mit guten Reichsdiäten, welche er doch den Volksvertretern hartnäckig versagt (ich vermuthe mit besseren als diese beanspruchen), nach Eisenach entsendet hat. Mein Wunsch, ihn von üblem Leumund möglichst frei zu sehen, bringt mir vielmehr den Gedanken bei, daß wir es hier mit einer jener schalkhaften Eingebungen zu thun haben, mit denen sein staatsmännischer Humor schon manche viel größere Angelegenheit bedient hat. Daß einige wenige Macher des Congresses sich in ihrer aufdringlichen Wichtigthuerei wie an Gott und die Welt, so auch an das preußische Ministerium und an den Reichskanzler gewandt haben, um dem Publicum mit großen Decorationen zu imponiren, scheint gewiß. Die Thatsache der an den Fürsten ergangenen Einladung lief unwidersprochen durch die Blätter. Auf diese Bewerbung waren denn Wagener und sein Adlatus die ganz richtige Antwort. Ich meine nämlich nicht den Wagener des Lasker'schen Strafgerichts, sondern den Wagener der Kreuzzeitung, des Herrenhauses und des Schuhmachers Panse, den Wagener des junkerlichen Muckerthums. Der andre Wagener, der College von Oder und Schuster, wäre auch zu brauchen, aber nur für den Humor der Sache, zu dem hier der Platz nicht reicht. Für deren tiefen Ernst brauche ich die Editio princeps der reactionären Periode. Diese wurde den Leuten geschickt, welche den weltlichen Arm der Staatsmacht zur Hülfe rufen um ihrer doctrinären Propa-

Digitized by Google

ganda aufzuhelfen; und dies war die Antwort, die ihnen gebührte. Denn sie enthält einen Fingerzeig vom höchsten Werth für das, was zu gewärtigen ist, wenn die Moralität von oben herab befohlen werden soll. Heute, da das Interesse der Regierung mit dem der bürgerlichen Aufklärung zusammenfällt, schickt man auf solche Petitionen allerdings eine Antwort in Form lebendigster Ironie. Aber wie, wenn einmal ein Regiment dergleichen zu freiheitsfeindlichen Machinationen mißbrauchen wollte? Dann würde es sich den Appell der Sittlichkeits-Streber behende zu Nutze machen, um sein gewaltsames Belieben in die Form der unendlich dehnbaren Floskeln zu hüllen, welche das erhabene Pathos zu Dutzenden gegen den „Egoismus der bürgerlichen Gesellschaft" liefert. Das ist die wahre Gefahr von ernster politischer Bedeutung, welche jenes Gebahren in sich trägt, und gegen das auf die Hut gesetzt zu haben, wir dem Fürst Reichskanzler nicht genug danken können. Ich würde mich freuen zu hören, daß Delbrück oder Michaelis der Entsendung Wageners ihre sarkastische Zustimmung gegeben. Bereits vor längerer Zeit haben englische und französische Publicisten in ihrem Urtheil über die Socialpolitiker gewarnt vor jenem Ruf an den Zauberbesen. Der Geheime Ober-Regierungsrath Wagener aber erst hat die wünschenswerthe Abkühlung in den betreffenden Kreisen selbst verbreitet. Vergessen wir auch nicht, daß er vor Jahren schon mit Schweitzer intim verkehrte, und daß lange vor den Eisenachern Lassalle Bismarcks Hülfe anrief.

Nicht als glaubte ich, daß nun die paar Heißsporne der geehrten Gesellschaft das Handwerk aufgeben werden. Eines solchen psychologischen Schnitzers sich schuldig zu machen, wäre unverzeihlich. Der Urgrund ihres Auftretens ist nämlich rein psychologischer Natur. Während unverkennbar eine Anzahl akademischer und nicht akademischer Geister aus guter sachlicher Ueberzeugung sich dem Versuche anschließen zu müssen geglaubt haben, ging die Bewegung doch zunächst von einigen wenigen Personen aus, in denen der sprüchwörtliche Hochmuth des Katheders sich zu unbezähmbarer Herrschbegierde gesteigert hat. Die Chronik dieses Eitelkeitsdeliriums zu schreiben, ist schon deshalb nicht angezeigt, weil jede Namensnennung den krankhaften Trieb nach Wiederhall nur kitzelt und fördert.*) Lieber als hier die Beschreibung jener Krankheitserscheinung liefern, möchte ich zu Ehren unsrer deutschen Universitäts-Gelehrsamkeit, über deren Auswüchse wir nie vergessen dürfen, daß sie die schönste Zierde der Nation ist, zur Beherzigung empfehlen, was unser großer Rechtsgelehrter und Philosoph Professor von Ihering in seinem „Geist des römischen Rechts" zu diesen Dingen sagt. Dem künftigen Eisenacher Congreß, wenn noch einer kommen sollte, möchte ich als Inschrift die Stelle empfehlen (Th. II. Abth. 2), wo von der unseligen Mißgestalt eines „Gesetzgebers auf dem Katheder" oder eines „Schulmeisters auf dem Thron" die Rede ist; nicht minder die prächtigen Ausführungen eben da über die Lehre von „der alles verschlingenden und alles erst aus sich wiedergebärenden Omnipotenz des Staates, die trotz des glänzenden Gewandes, in das sie so gern zu kleiden sich liebt, trotz jener hochtönenden Phrasen von Volkswohl, Verfolgung objectiver Principien, Sittengesetz (ich citire wörtlich), doch ist und bleibt die wahre Ausgeburt der Willkür, die Theorie des Despotismus, möge sie von einer Volksversammlung oder einem absoluten Monarchen zur Anwendung gebracht werden!"

*) Aus diesem Grunde und auch wegen der jedem Mitglied der guten Gesellschaft unzugänglichen Form der Polemik habe ich, gleich andern, die persönlichen Angriffe des wüthigsten der Renommisten unbeachtet gelassen. Man kann Tölckes Grundsätze bekämpfen, nicht aber seine Manieren. Auch das neuste Machwerk der Gattung, welches sich in die sonst achtungswerthe Gesellschaft der Eisenacher Gutachten eingeschlichen, ist wesentlich Schimpferei, gestützt auf willkürliche Erfindung und Entstellung. So dichtet beispielsweise der Autor mir die Meinung an, die französischen Prud'hommes seien eine Napoleonische Neuerung, während ich in der betr. Reichstagsrede auf's unverkennbarste sagte, daß sie in den deutschen Rheinlanden durch die Napoleonische Gesetzgebung Eingang gefunden haben, (ich citire ausdrücklich die Gesetze). Desgleichen wirft er mir vor, die Motive des die Londoner Gasheizer verurtheilenden Rechtsspruchs nicht zu kennen, während ich in meinen „Zeitströmungen" (zweite Folge, A. A. Z. Nr. 361 vom 27. Dec. 1872) die Procedur und die eigenen Worte des vorsitzenden Magistrats textgetreu wiedergegeben habe. Es gehört aber zu dieser Form der Zunftwuth, daß Niemand etwas wissen darf, der nicht von der Zunft ist oder nicht ihre Hefte nachschreibt. D. V.

## Die Aussprache des Kriegsvölkerrechts durch die europäische Staatenconferenz zu Brüssel.

Von Bluntschli.

### II.

Bedenken gegen das Kriegsvölkerrecht. Lücken in der heutigen Codification. Inhaltsübersicht.

Der Plan, das Kriegsvölkerrecht zu codificiren und dadurch den Krieg selber zu civilisiren wird von zwei einander entgegengesetzten Meinungen aus angefochten. Die einen sagen: besser wäre es, den Krieg abzuschaffen; dann bedürfte man keines Kriegsvölkerrechts mehr. An die Stelle des Krieges würde dann die Völkerrechtspflege treten. Die andern behaupten: der Krieg sei für das männliche Völkerleben ebenso nothwendig, wie die Gewitter für die Atmosphäre; aber der Krieg ertrage keine rechtlichen Vorschriften und Schranken, sondern mache sich mit Naturgewalt geltend je nach den Kräften und Anstrengungen der Völker, die mit einander um ihre Existenz ringen.

Die letztere Meinung hat in der Wissenschaft des Völkerrechts keinen Vertreter. Wer sich je ernstlich damit beschäftigt hat, der weiß, daß von dem ersten Bahn brechenden Werke von Hugo Grotius an bis auf die Gegenwart es als eine Hauptaufgabe des Völkerrechts betrachtet worden ist und noch betrachtet wird, die Brutalität des Krieges durch Rechtsregeln zu bändigen. Aber es gibt heute noch einzelne — auch deutsche — Schriftsteller, deren kriegseifriger Enthusiasmus sich gegen jede rechtliche Beschränkung sträubt, und es gibt noch öfter Militärpersonen, welche ungern an die völkerrechtlichen Pflichten erinnert werden. Würde diese Meinung aufkommen, so würden alle Fortschritte der Civilisation vergebens gemacht sein; und die Menschheit würde in die Barbarei und in eine Wildheit zurücksinken, die schlimmer wäre als die ursprüngliche Uncultur, weil ihre Mittel, den eigenen Leidenschaften schrankenlos sich hinzugeben, durch die Arbeiten der Cultur inzwischen erheblich vergrößert und vermehrt worden sind.

Die erste humanere Meinung hat in neuerer Zeit in verschiedenen Ländern beredte Vertheidiger gefunden. Die große Friedensgesellschaft, welche vorzüglich in England und Nordamerika, aber auch in Frankreich, den Niederlanden, Belgien, in Italien zahlreiche Anhänger und Theilnehmer hat, bemüht sich dafür Propaganda zu machen. In diesem Sinne hat auch Henry Richard im englischen Parlament seine berühmte Motion gestellt, daß die Streitigkeiten der Völker statt durch den Krieg durch ein schiedsrichterliches Verfahren nach Rechtsgrundsätzen zu entscheiden seien. Der Antrag wurde nicht blos von dem englischen Unterhause mit Beifall aufgenommen. Derselbe hat in dem Italienischen Parlament, in den Holländischen Kammern, in dem nordamerikanischen Congreß ein lautes Echo gefunden.

Dennoch beweisen die furchtbaren Kriegsrüstungen, welche alle europäischen Völker mit Anspannung aller Volkskräfte in Mannschaft und Kriegsmaterial machen, wie wenig Vertrauen sie zu diesen philanthropischen Vorschlägen haben. Die Erfahrungen der letzten fünfzehn Jahre in Europa und in Amerika lassen die Hoffnung, daß die Menschheit in eine gesicherte Friedensära eingetreten sei oder bald eintreten werde, nicht

*

Digitized by Google

aufkommen. Wir sehen vielmehr die Möglichkeit, selbst die Wahrscheinlichkeit neuer Kriege vor. Eben deshalb haben alle Völker ein dringendes Interesse, sich darauf vorzubereiten und wenigstens den Versuch zu machen, die mit dem Kriege verbundenen Gefahren und Uebel so weit durch das Recht zu ermäßigen, als es die Menschlichkeit erfordert.

Die europäischen Staaten, welche das Kriegsvölkerrecht codificirten, ließen sich durch die beiden extremen Meinungen nicht beirren. Sie betrachteten den Krieg als eine zur Zeit noch unvermeidliche Erscheinung im Völkerleben, welche nicht durch fromme Wünsche noch durch ideale Träume aus der Welt zu schaffen sei, aber zugleich als eine so gewaltige Entladung der Völkermacht, daß die Stärkung der menschlichen Rechtsordnung während des Krieges nothwendig werde, damit nicht die wilden Leidenschaften die Schranken durchbrechen, welche die civilisirte Menschheit zu ihren Lebensbedingungen rechnet.

Freilich ist diese Codification noch unvollständig und hat noch große Lücken. Man scheute sich noch, die entscheidenden Grundfragen zu erörtern: Was sind rechtmäßige Kriegsursachen? Unter welchen Bedingungen ist die Selbsthülfe des Krieges völkerrechtlich zulässig, unter welchen Voraussetzungen ist ein gerichtlicher Proceß der streitenden Staaten, sei es vor Schiedsrichtern, sei es vor einem völkerrechtlichen Gerichtshof, folglich die Gerichtshülfe, nothwendig? Wer wird als Partei in einem derartigen Rechtsstreit anerkannt, nur die Staaten oder unter Umständen auch staatliche Parteien? In welcher Form ist der Krieg zu erklären? Welches sind erlaubte, welches unerlaubte Kriegsziele? Die Wissenschaft hat sich mit allen diesen Fragen beschäftigt. Aber die Praxis ist noch unsicher und schwankend. Ein allgemeines Einverständniß aller Staaten darüber schien zur Zeit noch unwahrscheinlich. Man zog es daher vor, die Codification auf die Bestimmungen zu beschränken, über welche man sich heute schon leichter einigen konnte und die schwierigen Probleme einer zukünftigen Regelung vorzubehalten.

Ohne diese vorsichtige und kluge Selbstbeschränkung hätte die Brüsseler Staatenconferenz schwerlich einen allseitig gutgeheißenen Entwurf einer Rechtsaussprache über das Kriegsvölkerrecht zu Stande gebracht. Aber in Folge derselben ist ihr Werk doch nur als ein Anfang zur Codification des Kriegsvölkerrechts, nicht als Abschluß derselben zu betrachten.

Wie wichtig jene Fragen, und wie bedenklich diese Lücken seien, läßt sich beispielsweise schon bei Erwägung der ersten Frage leicht erkennen. Wissenschaftlich steht es fest, daß nur das Recht, niemals das bloße Interesse als rechtmäßige Kriegsursache anzusehen sei; denn Gewalt darf der Mensch gegen den Menschen überhaupt nur üben, wenn er dazu durch eine rechtliche Nothwendigkeit legitimirt ist, niemals ohne Recht nur aus Lust an der Gewaltübung oder um eines äußern Vortheils willen. Aber dieser Gedanke ist heute noch nicht von dem allgemeinen Bewußtsein der Völker und der Staatsmänner so entschieden aufgenommen, daß sie sich schämen, aus bloßem Interesse einen Krieg zu beginnen und deutlich erkennen, daß ein solcher Krieg völkerrechtswidrig sei. Noch der der letzte französisch-deutsche Krieg wurde nicht auf eine Rechtsverletzung begründet, sondern wesentlich aus dem französischen Interesse erklärt, den Einfluß des preußischen Königshauses auf die spanische Politik zu verhindern, und das französische Prestige in Europa zu erhöhen (Mod. Völkerrecht § 516. 518).

Sodann denken noch immer Viele, wenn von Recht die Rede ist, ausschließlich an hergebrachtes oder urkundlich bezeugtes geschichtliches Recht, und nicht zugleich an das werdende Recht, die nothwendige Rechtsentwicklung. Dennoch können die Völker nicht darauf verzichten, auch diese nöthigenfalls mit Gewalt zu sichern und zu verwirklichen, wenn ihnen in dem urkundlichen Rechte der Vergangenheit Hindernisse entgegentreten, die entfernt werden müssen, damit sie leben, und ihr Leben bethätigen können. Die nationale Staatenbildung unseres Zeitalters war weder in Italien noch in Deutschland durchzuführen, ohne Kampf und nicht ohne Bruch des veralteten Vertrags- und Dynastenrechtes, dessen Fortdauer das fortschreitende Leben der Völker verhinderte. Der Fortschritt des Lebens bedarf auch eines neuen fortschreitenden Rechtes. Eine Macht, welche dieser Rechtsentwicklung feindlich entgegen tritt, verletzt daher das Lebensrecht des Volkes und muß überwältigt werden, damit das Volk seine Bestimmung erfüllen könne. Die Praxis hat das früher begriffen als die Theorie. Zur Zeit schien es daher noch zweifelhaft, ob die allgemeine Rechtsüberzeugung aller europäischen Staaten schon heute ein Verständniß dessen habe, und das richtige Princip deutlich und einstimmig aussprechen werde (Modernes Völkerrecht § 517).

Die Einsicht ferner, daß nicht jede Rechtsverletzung, welche ein Staat einem andern Staate zufügt, eine gerechte Kriegsursache sei, bricht sich zwar allmählich Bahn; aber sie ist doch noch nicht so allgemein durchgedrungen, um heute schon eine gesetzliche Sanction möglich zu machen. Der Krieg ist nur das äußerste Mittel der Rechtshülfe, aber ein so furchtbares und gefährliches Mittel, daß es nur in ernster Lebensnoth angewendet werden darf, nicht aber wenn andere friedliche Rechtsmittel ausreichen, um den Völkern ihr Recht zu verschaffen. Hier ist in der That noch ein weites Gebiet für die Reform des Völkerrechts offen. Das Verlangen nach einer schiedsrichterlichen Entscheidung völkerrechtlicher Streitigkeiten im Gegensatze zu kriegerischer Selbsthülfe hat in den meisten Fällen, insbesondere in allen geringfügigen Händeln, welche nicht die Existenz und die Freiheit der Völker, sondern nur einzelne Befugnisse oder deren Umfang betreffen, wie z. B. bei Streitigkeiten über die Landesgrenze, oder über die Auslegung und Erfüllung einer Vertragspflicht, oder über Rangverhältnisse und Etikettefragen, oder über Entschädigungsansprüche und dergleichen, einen guten Sinn und es wäre eine wesentliche Verbesserung des Völkerrechts, wenn für solche Fälle geradezu die Kriegshülfe völkerrechtlich verboten und ein wohlgeordnetes Rechtsverfahren angeordnet würde. Wenn aber die Existenz eines Volkes oder wenn seine Unabhängigkeit bedroht wird, dann kann man einem männlich gearteten Volke nicht zumuthen, daß es den Entscheid über eine solche Lebensfrage ruhig einem Collegium von Rechtsgelehrten oder Schiedsrichtern anvertraue, dann will es dafür mit aller Kraft und auf jede Gefahr hin selber einstehen und mit den Waffen in der Hand sich selber schützen. In solchen Fällen ist daher der Krieg, wenigstens in dem heutigen Rechtszustande, nicht zu verhindern, noch zu tadeln. Sogar innerhalb eines Staates gibt es noch ähnliche Fragen des Verfassungslebens, der Souveränetät, in dem die Völker es vorziehen, sich selber, nöthigenfalls mit Gewalt zu helfen als sich einem Spruche irgend eines Gerichts zu unterwerfen.

Unter solchen Voraussetzungen nehmen die Völker die Leiden und die Gefahren des Kriegs willig auf sich und vertrauen mehr Gott, dem Schicksal und der eigenen Kraft als der Proceßgewandtheit der Anwälte und der Rechtskunde der Richter. Dann bewahrt auch der Krieg seine moralische Kraft, indem er die männliche Tapferkeit entfaltet, den Muth entzündet, die Begeisterung für das Vaterland erweckt und die Opferwilligkeit der Frauen steigert. Dann werden auch die Massen über die niederen Gewohnheiten und Gedanken des täglichen Broterwerbs emporgehoben und die frivole und liederliche Genußsucht der reicheren Classen erblaßt und weicht vor dem Ernste des Kriegsgewitters. Dann ergreift der Gedanke an das Vaterland und die Staatsidee die ganze Nation und regt sie in der Tiefe ihrer Seele auf.

In den gegenwärtigen Zuständen der Welt erscheint daher der Krieg zwar immer als eine höchst ernste Sache, welche furchtbare Opfer von Privatwohlfahrt und Menschenglück verschlingt, aber durch den Kampf eines Volks um sein Dasein und seine Entwicklung gerechtfertigt wird.

Endlich sind auch darüber die Meinungen noch getheilt, ob der Krieg nur zur Vertheidigung des eigenen angegriffenen Landes erlaubt, oder auch als Offensivkrieg in

Digitized by Google

der Absicht gestattet sei, einen fremden Staat zur Erfüllung seiner Rechtspflicht zu nöthigen. Der französische Akademiker Lucas hat sich bei Gelegenheit der Brüsseler Conferenz neuerdings mit Wärme für die erstere Meinung ausgesprochen. Aber die Praxis läßt sich, meines Erachtens, mit gutem Grunde nicht auf den Defensivkrieg beschränken, sondern geht, wenn etwa ein fremder Staat sich von der Beachtung des Völkerrechts lossagen und dem internationalen Verkehre sich verschließen wollte, auch mit der Drohung kriegerischen Zwanges vor, um ihn zur Anerkennung der völkerrechtlichen Pflicht zu nöthigen.

Wir können es daher nicht tadeln, daß die Brüsseler Erklärung den Krieg als eine thatsächliche und zur Zeit noch unvermeidliche Erscheinung ohne nähere Begrenzung hingenommen und sich darauf beschränkt hat, die Art der Kriegsführung menschlich zu regeln.

Eine Uebersicht der verschiedenen Titel der Brüsseler Rechtsaussprache zeigt am besten, daß der zu ordnende Stoff noch sehr bedeutend war. Diese Titel sind:

1) Von der militärischen Autorität in dem (besetzten) feinlichen Lande.
2. Wer wird als kriegführende Partei anerkannt? Kämpfer und Nichtkämpfer.
3) Von den Mitteln, dem Feinde zu schaden.
4) Von Belagerungen und Bombardements.
5) Von Spionen.
6) Von den Kriegsgefangenen.
7) Von Kranken und Verwundeten.
8) Von der Militärmacht in Beziehung auf die Privatpersonen.
9) Von Contributionen und Requisitionen.
10) Von Parlamentären.
11) Von Capitulationen.
12) Von Waffenstillständen.
13) Von internirten Kriegern und von Verwundeten im neutralen Lande.

Vermuthlich wird die Brüsseler Erklärung nun in Bälde amtlich veröffentlicht werden*). Dann wird es die rechte Zeit sein, auf ihren Inhalt näher noch einzugehen.

## Literatur und Kunst.

### Hieronymus Lorm.

Von Oskar Blumenthal.

I.

Auf den geistigen Schlachtfeldern Deutschlands gibt es sehr viel Feldherrn, aber sehr wenig Soldaten. Vorkämpfer sind genug da, aber es fehlt an Truppen, die es ihnen nachthun, und eben deswegen wird so selten dem nationalen Gedankengebiet eine bereichernde Errungenschaft hinzugefügt. Es gibt heutzutage nur noch Schriftsteller, die ein Publicum suchen, aber es gibt kein Publicum mehr, das Schriftsteller sucht.

Man führt oft als Erklärung dafür an, daß die staatsgeschichtliche Entwicklung alle besten Kräfte in Anspruch nimmt und das heißeste Herzensinteresse der Vaterlandsfreunde fordert. Das ist eine ganz angenehm geschminkte Phrase, die sich zum Privatgebrauch in geselligen Kreisen eignet, aber eines Culturvolkes nicht würdig ist. Warum das Whistspielen und Biertrinken die einzige Beschäftigung sein soll, zu der unsere Zeitgenossen in ihren Mußestunden gelangen können, das wird kein Verstand der Verständigen jemals begreifen. In einem weiten und entfaltungsfreudigen Staatswesen müssen die Musen ihr Heim finden. — Auch die einseitige Begünstigung des wissenschaftlichen Forschungstriebes ist krankhaft. „Die Dichtkunst allein," sagt Schiller treffend, „kann das Schicksal abwenden, das traurigste, was dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Lichte der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient".

Ideale Betrachtungen dieser Art sind nicht mehr im Stande, den Kaltsinn und die Theilnahmlosigkeit des Publicums zu überwältigen. Auch die entrüstungsvollen Strafpredigten vermögen es nicht, die unsere cholerischen Schriftsteller ab und zu in die Lande schmettern. Thatsächlich gibt es nur ein einziges Mittel, um dem Publicum Aufmerksamkeit für Literaturerzeugnisse abzunöthigen — nur ein einziges Mittel, das zwar jeder von uns anwendet, aber keiner gern eingesteht: die — Reclame.

Es genügt nicht mehr, daß man da ist: Man muß sich auch zeigen. Die besten Kerzen können ihre Leuchtkraft nicht entwickeln, wenn man kein Schwefelholz anwendet. Die Reclame aber kann zum Schwefelholz werden, mit welchem man Talente in's rechte Licht stellt. Und in Tagen, wo durch die Presse der Ruhm gemacht wird, ist es auch Pflicht der Presse, ihn Schriftstellern zu „machen", die seiner werth sind.

Zu den vielen Rüstigen, die einsam kämpfen, gehört leider auch Hieronymus Lorm. Fast alle seine Veröffentlichungen wurden von mißgünstigen Zufälligkeiten verfolgt, die es verhinderten, daß er jemals einen bedeutenden Bucherfolg erzielte. Auch die beiden Bücher, die zu unserer heutigen Besprechung den Anlaß gaben, sind wenig bekannt geworden. Und doch verdienen sie den weitesten Leserkreis.

Hieronymus Lorms „Gedichte", von denen wir zunächst sprechen wollen, sind schon 1870 (im Verlag von J. F. Richter in Hamburg) erschienen, ohne daß man sich je sonderlich viel darum bekümmert hat. Zwar haben Robert Hamerling und Betty Paoli zur Zeit begeisterungsvolle Kritiken in wiener Blättern veröffentlicht. Die deutschen Zeitungen gingen aber mit jenen Schablonenphrasen daran vorüber, die nichts weiter beweisen, als daß ihre ehrenwerthen Verfasser das Buch nicht gelesen haben, von welchem sie sprechen.

Als Herausgeber der „Deutschen Dichterhalle" bin ich wohl befugt, mich als den Generalbeichtvater des reimenden Deutschlands zu betrachten. Jeder Jüngling, dem in einem weihevollen Augenblick die Wissenschaft aufgegangen ist, daß sich „Lippe" auf „Schrippe" reimt, versäumt nicht, dies zarte Geheimniß in meinen Freundesbusen auszuschütten. Eine nun fast zweijährige Strafarbeit in Apollos Fichtenhain hat mich erkennen lassen, was bei uns in gedruckter und ungedruckter lyrischer Maculatur geleistet wird. Lorm selbst sagt witzig: „Mit der Fluth überfließender Ueberflüssigkeit, die dem deutschen Dichterwahn entquillt, könnte man die Spree für Kriegsdampfer schiffbar machen, wenn sich nicht unglücklicher Weise das Wasser zu einem Buch nach dem andern verdichtete, ohne daß wir deswegen einen Dichter nach dem andern zu verbuchen hätten". Man kann sich daher auf diesem Gebiet am wenigsten darüber wundern, wenn der Weizen unter der Spreu verloren geht. Und dies ist denn auch die einzige Entschuldigung dafür, daß die „Gedichte" von Hieronymus Lorm so gar keine Beachtung fanden.

Der Dichter erhebt sich um Haupteslänge über die meisten unserer zeitgenössischen Lyriker. Was er uns darbietet, sind reife und kernhafte Früchte in anmuthiger Schale — hohe und eigenartige Gedanken in edelster Form. Nirgends erkennen wir eine Anlehnung an frühere Muster. Da wird nicht jünglinghaft ein Ach und Oh an den Mond gerichtet — es ist eine herbe und gefestete Männlichkeit, die uns aus abgerundeten Versen entgegenleuchtet. Ein durchaus selbstständiger Geist waltet im Kleinsten und Größten. Lorm ist der bisher berufenste dichterische Interpret des Pessimismus. Es ist kein enges und dürftiges Ich-

*) Das ist bereits in diesen Tagen geschehen.

Digitized by Google

Leid, das aus beklommenem Herzen sein Seufzen in die Weite stöhnt — es ist ein Schmerz, der den Kreis aller Wesen umspannt und über die endlichen Dinge seine schwarzen Fittiche breitet. Es ist nicht die traurige Verzagtheit einer unersättlichen Sehnsucht, die mit ihren Wünschen den Himmel stürmt — es ist die hochsinnige versöhnungsvolle Schwermuth jener Entsagung, die keine Wünsche mehr kennt, welche über Lorms Gedichte so reizvolle Schleier der Melancholie breitet. Dazwischen tönt mitunter ein Klang von träumerischer Naivetät, von sinniger Tiefe oder ein Naturlaut von überraschender psychologischer Wahrhaftigkeit.

Die zu einheitsvoller Abgeschlossenheit gereifte pessimistische Weltanschauung des Dichters kommt besonders in der Abtheilung: „Betrachtung" zur vollendeten Gestalt. In dem Gesang der Sphären lauscht der Poet nur dem Trauerlied der Menschheit, die eine tiefe Sehnsucht empfindet nach der „allgenügsamen Ruhe des Nichtseins":

So lang die Sterne kreisen
Am Himmelszelt,
Vernimmt manch Ohr den leisen
Gesang der Welt:

„Dem sel'gen Nichts entstiegen,
Der ew'gen Ruh,
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? Wozu?"

Er wehrt sich gegen die Verlängerung des Daseinsschmerzes, die von den Unsterblichkeitspropheten in Aussicht gestellt wird:

O predigt nicht Unsterblichkeit hienieden!
Ist Leben Traum, muß auch das Herz zerfließen.
Was lebt, will Rückkehr zu des Chaos Frieden.

Die Unerreichbarkeit des irdischen Glückes ist ihm mit unbarmherziger Klarheit aufgegangen und selbst in den Thränen, welche die Freude weint, erblickt er nur die halb bewußte trübselige Vorahnung der künftigen unausbleiblichen Enttäuschung:

Freude weint, weil ihr bewußt,
Daß sie täuscht Dein tiefes Sehnen.
In den Thränen Deiner Lust
Schlummert schon die Lust der Thränen.

Bis in die Ruhe der Mitternacht verfolgt ihn das Erdenleid und wehmüthig erzählt er:

An meinem Bette saß der Schlummer,
Doch stieße gern ihn weg der Kummer.
Der Traum ist's, der die Gegner eint:
Ich hab' im Schlaf mein Loos beweint.

Die hölzernen Krücken, die der theistische Märchenglaube zurechtgezimmert, hat er längst in ihrer haltlosen Schwäche erkannt und nur das Vertrauen auf die Macht des Geistes hält ihn noch aufrecht:

Der Glaube, tief von Nacht umstellt,
Kann eine bessre Welt nur hoffen.
Der Geist, die hellen Augen offen,
Ist selbst schon eine bess're Welt.

Doch auch dies Vertrauen hat ihm gelogen und bald erkennt er:

Der Menschengeist ist nicht das Aug' der blinden Welt:
Er ist ihr Wissen nur, daß nie sie wird erhellt!

So muß er denn alle jene trügerischen Hoffnungen schmerzlich büßen, mit welchen der glücksbedürftige Erdensohn in's Leben pilgert. Nur im Schooß der Geliebten findet er für Augenblicke Labsal und Ersatz, doch trifft ihn auch hier das jähe Verhängniß und an ihrem — Grabe muß er bekennen:

Für jede Schmerzensthräne,
Die mir entlockt das Leben,
Hat eine Freudenthräne
Mir Deine Lieb gegeben.

Für jede Freudenthräne,
An Deiner Brust vergossen,
Ist eine Schmerzensthräne
An Deinem Sarg geflossen.

Da gibt es denn für die Leiden des Lebens keinen bessern Trost, als die Hoffnung auf den Tod:

Von lebenden Gemüthern
Wohl keines weiß,
Was von der Erde Gütern
Verdient den Preis.

Wenn je sein Schweigen bräche
Des Grabes Mund,
Wenn je der Todte spräche,
Er gäbe kund:

Das einzig friedensvolle,
Das höchste Gut,
Das ist die Erdenscholle,
Die auf mir ruht.

Der Erde selbst drum werde
Der höchste Preis
Von Allem, was die Erde
Zu bieten weiß!

Aus dieser Hölle gibt es nur einen Ausweg, nur Einen: die Entsagung!

Was Du besitzest, kann ein Raub des Schicksals sein,
Was Du besaßest, bleibt für alle Zeiten Dein —

und was man nicht mehr ersehnt, das hat man schon halb errungen. Die Verzichtleistung auf die „garstige Prätension des Glücks" erspart uns jede schmerzvolle Enttäuschung, ja, sie allein ist im Stande, uns mit dem Geist des Alls in Harmonie zu bringen.

Wonach Du ringst in Thränen schwer, es soll nicht sein!
Das ist ein Trost, wie keiner mehr: Es soll nicht sein!
Dies eint Dich mit dem ganzen All; ihm sprach ein Gott:
Das Glück, Dein glühendstes Begehr, es soll nicht sein.

Noch schöner tritt uns derselbe Gedanke in folgenden Zeilen entgegen:

Mit der Entsagung stillem Weh bescheide Dich!
Es athmet Duft der Ewigkeit; d'ran weide Dich!
Denn nicht im flücht'gen Lenz der Flur, — des Ew'gen Hauch
Umweht im trauervollen Herbst der Haide Dich!

Nur dem können auf Erden alle Wünsche befriedigt werden, der — gar keine hat; nur in dem Verzicht ist vielleicht das Glück zu finden:

Ueber Heil und Unheil schweben,
Gleichgestimmt für Tod und Leben,
Ist vielleicht das Glück;
Nichts mehr hoffen, nichts mehr wollen,
Gibt auf Erden schon den Schollen
Ihren Theil zurück!

Wer dagegen in endlosem Begehren sich verlangend an's Dasein schmiegt, kann auch nur ein endloses Leid erdulden:

Drängst Du Dich mit Gier an's Leben,
Straft es bitter Deine Hast;
Bist Du stets gewillt zu scheiden,
Ehrt es Dich als edlen Gast,
Reicht zum Labetrunk die süße
Vorempfindung ew'ger Rast.

Digitized by Google

In diesem stillen, duldsamen Genügen erwacht der Sinn für Freuden, die früher bei der Jagd nach dem Glück zertreten wurden. Diese Freuden entquellen der Hingebung an die Natur, die in ihrer unwandelbaren gesetzmäßigen Fortentwicklung den wohlthuendsten Gegensatz bildet zu dem launischen Menschengeschick und uns über das niederschmetternde Gefühl der Vergänglichkeit mit linder Ruhe hinweghilft:

Glück ist blind, — und auch die's suchen!
Wandelnd unter kühlen Buchen
Hör' ich nicht dem Schicksal fluchen
Von den Blinden Tag für Tag.

Nicht die Seher stört ihr Wüthen,
Denen ew'ge Lichter sprühten
Aus den Wolken, aus den Blüthen,
Aus den Winden Tag für Tag.

Was sie dem Gemüth erwecken,
Lehrt, den Gram der Welt verdecken,
Und des Todes Märchenschrecken
Ueberwinden Tag für Tag.

Sogar das eigensüchtige Behagen des Epikureismus kann nur aus dem Verzicht auf die Güter der Erde entspringen:

Der Weise sieht behaglich, darf er beim Glase ruh'n,
Die Schöpfung auf der Spitze der eigenen Nase ruh'n.
So weit sie reicht, ist Alles erquickt vom Rebenduft —
Drum kann die Welt auf keiner vernünft'gen Base ruh'n.

In das philosophisch geläuterte Gemüth des Dichters aber ist der Friede nach dem Sturm eingekehrt. Die entsagungsreiche Zurückgezogenheit von dem Lärm der großen Welt, von dem engen Gewühl des Tages, die stillzufriedene Verzichtleistung auf irdisches Behagen, das Aufgehen des Selbstleides in das Leid des Alls — daß keine bessere Brücke vom Pessimismus zum Leben führt, dafür ist in der That nicht der Pessimismus verantwortlich zu machen, sondern das Leben. Wer aber diese an sich so zermalmende Wahrheit hell und muthig erfaßt hat, den mag nichts Gemeines mehr anfechten. Sein Herz ist, um einen schönen Ausdruck Goethes anzuwenden, „gedrängt ausgefüllt von jener Idee, und nur die Gottheit, die das All durchdringt, vermag seinen Besitz mit ihr zu theilen!" Die geduldige Resignation des Denkers schwebt wie auf goldenen Wolken über dem Nebel und Schwall der wechselvollen Lebensgeschicke. Ein verklärender Strahl von oben durchbricht überwältigend die Finsternisse des Daseinsschmerzes:

Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz
Mein Leben zu umfassen —
Ein unvernünft'ger Sonnenglanz
Will nicht mein Herz verlassen.

Man erkennt in diesen charakteristischen Proben die Grundzüge der Lorm'schen Weltauffassung, die in runder Einheit und abgeklärter Vollendung von einer hohen Warte des Menschenthums ihre weite Umschau in's Ewige hält. Es ist eine ächte Gedanken-Lyrik, der aus der neueren Litteratur kaum Ebenbürtiges an die Seite zu stellen ist. Gerade den vermeintlichen Gedankenlyrikern gegenüber, die in der Gegenwart sich spreizen, kann nicht nachdrücklich genug auf Vorbilder, wie sie Lorm gestaltet hat, hingewiesen werden. Aeußerst treffend sagt Theodor Storm: „Der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und wo möglich körperliche Gestalt gewonnen hat". Theodor Storm fällt hier ein wohlerwogenes Todesurtheil über die Reflexionslyriker aus, die ihre Gedanken für poetisch halten, wenn sie gereimt sind. Da entsteht dann eine knatternde Rhetorik, die zwar einen unendlichen Lärm macht, aber doch nirgend ein Echo findet. Metaphysische Wendungen, denen noch fingerdick der Staub der Prosa anhaftet, werden mit Stumpf und Stiel aus dem ersten besten philosophischen Essay mit übernommen und der Schein des Tiefsinns wird um den Preis der Unverständlichkeit wohlfeil erkauft. Hieronymus Lorm ist von allen diesen Mängeln frei. Seine Gedankenpoesie ist so gehaltvoll wie gestaltvoll, so klar wie eigen. Seine Verse tragen den edlen Stempel des Gewordenen, nicht das Kainszeichen des Gemachten — und wie sich seine Klänge in's Herz schmeicheln, dafür dürften die angeführten Proben vollgültig zeugen. Für den Ernst und die Weihe seiner dichterischen Begeisterung endlich spreche das folgende Sonett:

Wen einer Muse Weihekuß berührte,
Wem tief ein Ruf nach höherm Sein erklungen,
Der fühle sich vom selben Muth durchdrungen,
Der jedem Märtyrer den Holzstoß schürte.

Ob ihn sein Weg zu lichtem Ruhme führte,
Ob ewig Dunkel seinen Pfad umschlungen —
Der inn're Gott, den er der Welt entrungen,
Das ist der einz'ge Lohn, der ihm gebührte.

So hoch erheb' ihn seines Geistes Schwinge,
Daß er, zu hoch für wechselnd Glück und Wehe,
Sein Selbst in Eins mit seinem Gott verschlinge.

Nicht wird er ihn, ob er in Qual vergehe,
Verrathen für des Glückes Silberlinge;
Er spricht zu ihm: „Dein Wille, Herr, geschehe!"

## Stand und Beruf der Personen im Lustspiele.

Von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Wichtiger als der Geburtsstand ist für das moderne Lustspiel der Berufsstand.

Da unsere jetzige Bühneneinrichtung das Publicum daran gewöhnt hat, sich jeden Theil der Handlung gerade an demjenigen Ort vorzustellen, der nicht nur nach conventionellem Abkommen mit dem Lustspieldichter an sich möglich, d. h. dem Zusammentreffen der zusammenführenden Personen nicht hinderlich ist, sondern auch nach den Bedingungen der Wirklichkeit, von der eine Nachbildung gegeben werden soll, für sie passend erscheint, so wird nun auch von der Gesellschaft, die auf die Bühne tritt, verlangt, daß man ihr in der Wirklichkeit eine ganz bestimmte Stelle geben könne, daß sie also nicht nur einseitig nach den Bedingungen der Lustspielfabel, sondern in allen ihren Beziehungen zum Leben charakterisirt sei. Ein Mann von Stande darf sich nicht damit begnügen, ein Mann von Stande zu sein, wir wollen auch wissen, ob er ein Hofamt bekleidet, Gutsbesitzer ist, oder als Particulier von seinen Renten lebt; ein reicher Mann erscheint nicht mehr genügend dadurch gekennzeichnet, daß er eben reich ist, man will auch erfahren, was ihm seinen Reichthum gegeben hat und erhält, ob er ein kaufmännisches Geschäft betreibt oder Banquier ist, oder Häuser besitzt u. s. w., und je nachdem nun seine bürgerliche Stellung nach dieser Richtung hin fixirt wird, erwartet man dann auch, nicht nur eine willkürliche Bezeichnung im Personenverzeichniß, sondern eine gerade dazu passende Charakteristik zu finden. Sie der betreffenden Person zu geben, hätte keine Schwierigkeit, wenn sie in den Verrichtungen ihres Berufes gezeigt werden könnte; es ist aber schon zu Anfang darauf aufmerksam gemacht, daß sie das Lustspiel in dieser Weise nur in seltenen Fällen gebrauchen kann, die Aufgabe vielmehr dahin geht, dem Gesammtcharakter durch den Beruf eine bestimmte unterscheidende Fassung zu geben, sodaß nun alle Lebensäußerungen der Figur durch ihn beeinflußt werden, ohne daß man sie anders als ganz gelegentlich in ihrer gewerblichen Thätigkeit beobachtet.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß sehr oft die Beschäftigung der Physiognomie und dem ganzen Habitus eines Menschen einen bestimmten Ausdruck mittheilt, oder daß Menschen von be-

Digitized by Google

stimmten geistigen und körperlichen Anlagen durchschnittlich den gleichen Beruf zu wählen pflegen, woraus sich dann auch eine merkliche Aehnlichkeit in der Erscheinung zeigt. Feine Beobachter werden es den Leuten „ansehen", was sie gewöhnlich treiben und selten irren, selbst wenn es sich um speciellere Unterschiede (z. B. der einzelnen Handwerkerclassen) handelt. So weit nun die Physiognomie und der äußere Habitus in Frage kommen, kann auf der Bühne nur der Schauspieler seine Beobachtungen verwerthen; der Lustspieldichter wird ihm in dieser Hinsicht kaum hin und wieder die nothdürftigsten Winke zu geben im Stande sein; denn seine genauen Vorschriften darüber, wie eine Figur aussehen soll, würden sich bei der Gebundenheit des an sich qualificirten Vorstellers an seine eigene Gestalt, nicht immer ausführen lassen und mehr verwirren als nützen. Der Dichter muß sich also hier auf den Schauspieler verlassen; dafür aber kann der Schauspieler eine Rolle verlangen, die ihn befähigt, sich den darzustellenden Charakter als eine Persönlichkeit zu denken, die nach jenen Beobachtungen der Wirklichkeit mit Hülfe von Perrücken, Schminken und Bekleidungsgegenständen gestaltet werden kann. Nun hat aber der Dichter, um diesen zuverlässigen Hinweis zu geben, immer nur ein Mittel: er fixirt das Wortmaterial, das jeder handelnden Figur zur Verfügung steht, und bestimmt ihre Betheiligung bei der Handlung (außer in kurzen Bedeutungen über die durchaus nothwendigen äußeren Verrichtungen) allein durch ihre Betheiligung am Dialog. Der Dichter läßt seine Personen *sprechen*. Wie, was, wo und mit wem er sie sprechen läßt, das allein liegt in seiner Macht unabänderlich festzustellen. Das „Was?" „Wo?" und „Mit wem?" geht vornehmlich den Verlauf der Handlung an, kann aber nebenher auch zur Kennzeichnung der Persönlichkeit verwendet werden; das „Wie?" ist für die Charakteristik entscheidend. Jeder Charakter hat seine eigenthümliche Ausdrucksweise, und durch nichts wird die Ausdrucksweise mehr beeinflußt, als durch den Bildungsstand und die gewöhnliche Beschäftigung; nicht nur richtet sich das Gedankenmaterial wesentlich danach, sondern auch die Art, wie es zur Mittheilung gebracht wird, ergibt sich daraus. Ein Mensch, der so oder so spricht, setzt sich für den Schauspieler in eine Person um, die so oder so aussieht.

Im Lustspiel wird sich also der Beruf der handelnden Personen vornehmlich aus der Ausdrucksweise (im weitesten Sinne) erkennen lassen müssen. Ein Professor z. B. und ein Kaufmann werden im Allgemeinen ihre Gedanken auf sehr verschiedene Gegenstände richten, aber sie werden auch, wenn sie denselben Gedanken, dieselbe Empfindung ausdrücken wollen, sehr verschiedene Worte, Bezeichnungen, Bilder dafür brauchen. Genau an ihrem Platz hat man sich alle Berufsleute nur dann zu denken, wenn sie sich innerhalb ihres Beschäftigungskreises und mit Bezug auf denselben äußern; ihre Ausdrucksweise wird dann, wie angenommen werden kann, dem Inhalt ihrer Rede völlig angemessen sein. Nun treten sie zwar im Lustspiel vorübergehend aus diesem Kreise heraus, um sich nur mit allgemein menschlichen Angelegenheiten zu beschäftigen; aber damit ist doch nicht zugleich auch eine innere Wandelung verbunden: sie nehmen sich selbst mit, übertragen sich gleichsam nur aus einer Situation in die andere, wenden ihre geschäftliche Ausdrucksweise auch auf Beziehungen an, die an sich damit nichts zu schaffen haben. Dazu kommt, daß die Beschäftigungsart bald mehr bald weniger das Gemüth in Anspruch nimmt, dem Verstande eine einseitige Richtung gibt, das Temperament modificirt, wofür sich dann auch ein passender Wortausdruck finden läßt, und so wird die Berücksichtigung des Berufes zu dem schätzbarsten Mittel, den Charakteren des Lustspiels eine große Vielgestaltigkeit zu geben.

Freilich doch wieder nicht eine so große, als man nach der Vielgestaltigkeit der Berufsarten im wirklichen Leben anzunehmen versucht wäre. Nicht jeder Beruf und jede Specialität eines Berufes beeinflußt den Charakter und die Art seines Ausdrucks gleich stark oder in der Weise, daß sich aus diesem Einfluß komische und humoristische Gegensätze ergeben. Das Lustspiel kann aber nur scharfe Typen, denen zugleich mehr oder minder die letztere Eigenschaft beiwohnt, mit Erfolg verwenden. Ohne ihre Zahl erschöpfen zu wollen, lassen sich die wichtigsten hier überhaupt in Frage kommenden Berufsclassen leicht aufzählen. Es sind: der Kaufmann und Fabrikant, der Particulier und Hausbesitzer, der Landwirth, der Beamte, der Gelehrte, der Arzt, der Advocat, der Soldat, der Seemann, der Geistliche, der Schriftsteller, der Künstler und der Schauspieler. Allerdings gibt nicht jede dieser Berufsclassen immer nur einen einzigen Lustspielcharakter, aber jede derselben hat doch wieder nur eine im Ganzen beschränkte Zahl von wirksamen Vertretern, d. h. von Vertretern, deren Ausdrucksweise zugleich originell und lustspielmäßig ist.

Immerhin ist das so gewonnene Material recht umfangreich. Es kommt aber, wie bemerkt werden muß, vornehmlich den Männerrollen zu statten. Die Frau im Lustspiel ist meist nur Frau (junges Mädchen, alte Jungfer, verheirathete Frau, junge und alte Wittwe, Matrone) und charakterisirt sich aus dem Gesichtspunkte der Stellung der beiden Geschlechter zu einander, und aus allgemeinen Unterschieden, wie naiv und sentimental, witzig und gemüthlich, eigenwillig und sanft u. s. w. Selten spricht der Beruf mit, besonders da die specifisch weiblichen Berufsarten eine Lebensstellung zu geben pflegen, die sich für die Verwendung im Lustspiel nur ausnahmsweise eignet. Deshalb die große Zahl von Frauenrollen, die eine Individualisirung der Person kaum ermöglichen, in denen vielmehr die Schauspielerin nur sich selbst oder ihr Fach zu spielen hat. Deshalb aber auch die Erfahrung, daß Frauenrollen so viel seltener verdorben werden: es ist nicht das größere Talent der Frauen für die Schauspielkunst, sondern die leichtere Aufgabe, die ihnen meist gestellt wird, was dieses Resultat zu Wege bringt. Damit ist nicht behauptet, daß nicht auch der Frauenrolle oft ein besonderer Inhalt gegeben werden kann, der eine künstlerische Gestaltung über jenes Maß hinaus ermöglicht. Der Vortheil, der den Männerrollen aus der Berücksichtigung des Berufes erwächst, läßt sich auch, freilich in besonderer Weise, den Frauenrollen zuwenden. Eine Frau kann etwas Kaufmännisches, Bureaukratisches, Gelehrtes, Soldatisches in ihrem Charakter haben, nämlich auf ihren weiblichen Geschäftskreis und ihre Familienthätigkeit Eigenschaften übertragen, die sich bei einem Kaufmann, einem Beamten, einem Gelehrten, einem Soldaten charakteristisch bemerklich machen. Es ist dabei keineswegs nöthig, daß gerade die Frau eines Kaufmanns etwas Kaufmännisches, die Soldatenfrau etwas Soldatisches in ihrer Ausdrucksweise zeige; im Gegentheil wird sich oft die komische Wirkung gerade in der Zusammenstellung eines männlichen und eines weiblichen Charakters herausstellen, die hierin Gegensätze vertreten, wie z. B. wenn die Frau eines Kaufmanns soldatische Eigenschaften hat, die Frau eines Gelehrten kaufmännisch speculirt. Hier kann der Lustspieldichter auf einem verhältnißmäßig noch wenig angebauten Felde manche gute Ernte machen.

Es bleibt übrig, die vorhin aufgezählten Berufsstände im Einzelnen durchzugehen und nach ihrer Ergiebigkeit für das Lustspiel zu prüfen.

Voran steht der *Kaufmann* in mannichfachster Gestalt vom reichen Banquier, der zur Haute-Finance zählt, bis herab zum Krämer. Während das Schauspiel ihn gern aus der Mitte dieser langen Stufenleiter herausgreift, wo er dann das solide bürgerliche Element in Wohlhabenheit, Bildung und Gesinnung repräsentirt, leistet er dem Lustspiel meist bessere Dienste auf den oberen und unteren Staffeln, wo allerhand Schwächen und Wunderlichkeiten häufiger anzutreffen sind. Nach oben hin hört das eigentliche Arbeiten auf, und das Speculiren und Spielen tritt an die Stelle. Der Ueberfluß an Mitteln macht sich geltend und führt zu komischen Extravaganzen; Ueberhebung bleibt nicht aus, und die lächerlichen Wirkungen derselben begünstigen ein schließliches Zurückführen zur rechten Mitte, wie es dem modernen Lustspiel stets erwünscht ist, dem es weniger auf satirisches Abthun, als auf Versöhnung der Gegensätze ankommt. Der reiche Mann greift nach äußerer Auszeichnung, sei es, daß er eine Standeserhöhung, einen Orden oder einen Titel erstrebt. Fehlt es ihm dabei nun an persönlicher Vornehmheit, so werden seine Prätensionen lächerlich, oder sein Behagen in dem durch Gunst

Digitized by Google

Erreichten wirkt komisch. Er ist nun der feine Mann, der ein Haus machen will, und es doch nicht recht versteht, der sich mit seinen Orden spreizt, der auf seinen Titel, mit dem kein Amt verbunden ist, übermäßiges Gewicht legt. So wird der „Commerzienrath" eine komische Figur, die einem Lustspiel mit modernem Stoff kaum noch fehlen darf. „Immer die ewigen Marquis!" rief Mlle. Molière; man könnte heut rufen: „Immer die ewigen Commerzienräthe!" und unsere Lustspieldichter würden dieselbe Entschuldigung, wie Molière, entgegensetzen können. — Nach unten hin zeigen sich wieder mancherlei Auswüchse, die von dem Streben nach Erwerb und von der unausgesetzten Beschäftigung mit Soll und Haben unzertrennlich sind: bis zum Geiz gesteigerte Sparsamkeit, Genauigkeit, Förmlichkeit, pedantische Ordnungsliebe, übertriebene Schätzung des kaufmännischen Rufes, die geschäftliche Schlauheit, Unzartheit, Tactlosigkeit, einseitiges Urtheil aus dem Standpunkt des materiellen Gewinns. Der Geschäftsmann auch in Familienangelegenheiten, der Comtoirmensch, die personificirte doppelte Buchführung, die Rechnenmaschine thun immer ihre Schuldigkeit.

Der Particulier und der Hausbesitzer lassen sich zusammenfassen. Sie sind Leute, die ihr Vermögen fest angelegt haben und nun von ihrer Rente zehren. Die Verwaltung macht ihnen wenig Mühe; sie haben eigentlich auf Gottes Erdboden nichts zu thun, als sich das Leben möglichst angenehm zu gestalten. Daher denn auf der einen Seite der unbesiegliche Drang sich zu vergnügen, auf der andern das Bedürfniß sich mit allerhand Nichtigkeiten zu beschäftigen. Der Lustspielrentier ist meist ein jovialer Kerl, Duzbruder von aller Welt, harmloser Gewohnheitsmensch, Stammgast, Krakehler, Kannegießer, Meidinger, Kunstenthusiast, Dilettant, Freund der Künstler und noch mehr der Künstlerinnen, oder auf der Kehrseite von Wohlleben verzärtelter Hypochonder, eingebildeter Kranker, Homöopath, Badegast, Philosoph, Raritätenkrämer, Thierfreund, Weiberhasser, Menschenquäler (besonders als Hauswirth). In beiden Fällen sind am brauchbarsten Junggesellen, doch schadet auch eine kinderlose Ehe nichts, wo dann die Frau accompagnirt; oder Wittwer mit erwachsenen Kindern, die überall geniren und schließlich nach ihren Wünschen verheirathet werden müssen, um aus dem Hause zu kommen.

Viel günstiger situirt ist im Lustspiel der Landwirth. Seine charakteristischen Eigenschaften ergeben sich aus dem Leben und Wirken in der freien Natur, aus seiner Unabhängigkeit, seiner gegenüber der nächsten ländlichen Umgebung hervorragenden socialen Stellung. Er ist der Herr, und das Bestimmte, Gebieterische in seinem Wesen steht ihm gut. Humanistische Grundsätze, Wohlwollen, Hülfsbereitschaft vertragen sich damit. Der enge Zusammenschluß der Familie bewirkt das intimste Verständniß für die Wünsche und Bedürfnisse jedes einzelnen Mitgliedes, und es ergibt sich daraus eine Feinfühligkeit im Verkehr, die wohlthuend berühren muß. Man lebt aus dem Vollen, ist gastfrei, genießt und arbeitet im gesunden Verhältniß beider Thätigkeiten.

Daß vorwiegend die idealistische Seite des Landlebens hervorgekehrt wird, hat seinen Grund sehr oft in der Tendenz, dagegen das Stadtleben mit seinem unruhigen, unbehaglichen, verflüchtigenden, der Gesundheit des Geistes und Körpers schädigenden, dem leeren Schein zugewandten Treiben und Hetzen herabzusetzen und in Schatten zu stellen. Es wird daher auf eine gewisse Einfachheit, Biederkeit, Offenherzigkeit, selbst derbe Geradheit, Unverdorbenheit der Sitten, Enthaltsamkeit von modischen Thorheiten pointirt. Die Städter, denen es auf dem Lande wohl wird, sind dann die komischen Chargen; aber es darf auch dem Lichtbilde selbst an humoristischen Schattirungen nicht fehlen, wie denn schon die Uebertreibung dieser ländlichen Tugenden zum Lachen herausfordert.

Anders sieht der Landmann aus, der nach der Stadt kommt. Hier ist er der Hans Simpel, der Geprellte, die Unschuld vom Lande, der Grundehrlich, der Hinterwäldner, der Landjunker. Es fehlt ihm auch so nie ganz ein Zug von Liebenswürdigkeit, während die Städter sich oft nicht sonderlich ehrenhaft und rücksichtsvoll aufführen, aber er ist hier doch der, auf dessen Kosten gelacht wird, und kann froh sein mit einem blauen Auge wegzukommen.

Die Figur des Landwirths hat im Lustspiel alle socialen Wandlungen der Wirklichkeit getreulich mitgemacht. Wir treffen den Landedelmann, der auf seinem Gut von der Welt vergessen lebt, tüchtig verbauert und verbüffelt, aber stolz auf seine Freiheit und Unabhängigkeit ist und wie ein Patriarch unter den Seinen haust; dann den Besitzer von Gütern, der nach der Stadt gezogen ist, am Hofe lebt und von seinen Renten zehrt, (wo dann das Land selbst gewöhnlich durch einen biederen, grundehrlichen, etwas derben Pächter, Amtmann, Förster ꝛc. repräsentirt wird); dann den rationellen Landwirth, der auf der Akademie gebildet ist und nun als ökonomischer Fortschrittsmann in die zu eigenem Schaden conservative Gesellschaft von Besitzern alten Schlages tritt; den Gutsherrn als Großindustriellen u. s. w. Das neueste Lustspiel beschäftigt sich weniger mit ihm, weil der Unterschied von Stadt und Land sich bei der erleichterten Communication immer mehr abschwächt, die Leute von Bildung hier und dort einander ähnlicher werden und auch die Sitten sich ausgleichen, sodaß es an Besonderheiten fehlt, deren lustspielmäßige Schilderung lohnend erscheinen könnte. Das Lustspiel verliert auch hier wieder ein gutes Stück Boden.

(Schluß folgt.)

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### „Alte Schweden."

Schauspiel in 5 Acten von A. E. Brachvogel.
In Scene gesetzt vom Director Hein.

Es scheint, als ob A. E. Brachvogel dadurch, daß er sein neuestes Werk kurzweg als „Schauspiel" und nicht als „historisches Schauspiel" bezeichnete, der erneuten Discussion darüber hat aus dem Wege gehen wollen, inwieweit im Allgemeinen die dramatischen Dichter, und im Besondern der Verfasser der „alten Schweden" das Recht haben, von der historischen Wahrheit abzuweichen. Täuscht man sich nicht in dieser Annahme bezüglich der Intention des Dichters, so muß man zugleich lobend anerkennen, daß er es verschmähte, ähnlich wie einige vielgelesene Romanschriftsteller der Gegenwart die leichte Waare der Phantasie unter der bestechenden Etiquette historischer Wahrheit auf den Markt zu bringen. An der Versuchung dazu kann es, nach dem Personenverzeichniß zu urtheilen, nicht gefehlt haben; man darf es geradezu Selbstverleugnung nennen, wenn Brachvogel ein Schauspiel nicht als „historisches" bezeichnet, bei welchem der Theaterzettel wörtlich folgende Personen aufführt:

„Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, Herzog in Preußen; Henriette, seine Gemahlin, aus dem Hause Oranien; Sophie von Schlieben, Oberhofmeisterin der Kurfürstin; Johann von Schappelow, Oberstkämmerer; Otto, Freiherr von Schwerin, Minister; Oberst von Kanowsky, Generaladjutant des Kurfürsten; Ewald von Kleist, kurbrandenburgischer Regierungspräsident, mit Ausführung der Friedenspräliminarien beauftragt; Marquis de Vitry, französischer Gesandter, Graf Schlippenbach, schwedischer Gesandter, Graf Lubensky, polnischer Gesandter (sämmtlich: Gesandte in Berlin); General Georg von Wedell, genannt „Waghals"; Generallieutenant von Goertzke mit dem kurzen Beine; Generalmajor Georg von Derfflinger; Oberst Ernst von Platen, Oberst Mathias von Krockow (schwedische Kriegsoberste); Lieutenant Hennings, Derfflingers Adjutant".

Zeit der Handlung: 1648, während und nach dem westfälischen Friedensschlusse. Ort der Handlung: Im ersten und zweiten Act zu Fiddichow, an der schwedisch-märkischen Grenze; die übrigen Acte theils zu Gusow, theils in des Kurfürsten Residenz zu Kölln an der Spree.

Einem jeden, der ein wenig brandenburgische Geschichte getrieben hat, werden alle diese Namen als historische bekannt sein; und auch die Zeit- und Ortbestimmung trägt dazu bei, vor dem Aufgehen des Vorhangs bei dem Zuschauer das Vorurtheil zu erwecken, daß er ein sogenanntes historisches Schauspiel zu sehen bekommen werde. Doch dieses Vorurtheil beginnt schon nach dem ersten Acte zu schwinden und würde am Schluß des Stückes völlig beseitigt sein, selbst wenn der Dichter nicht die Vorsicht gebraucht hätte, nur von einem „Schauspiel" zu reden.

Digitized by Google

Hätte Brachvogel die Miene angenommen, als seien die Vorgänge, die er auf die Bühne bringt, historisch, so wäre es nothwendig, ihn daran zu erinnern, daß Derfflinger schon längst in der Mark angesessen und verheirathet war, bevor er in kurfürstliche Dienste trat und daß er in seinem ganzen Leben nicht Schneider gewesen ist, wie neuere Forschungen gegenüber dem alten Märchen unwiderleglich dargethan haben. Da der Dichter aber nicht historisch sein will, so läßt sich dagegen, daß er den schwedischen Generalmajor schon im Jahre 1648, gewissermaßen mit fliegenden Fahnen aus dem schwedischen in den kurbrandenburgischen Dienst übergehen, daß er ihn einen Schneider sein und auf der Bühne nähen läßt, schon weniger sagen.

Störend ist es freilich, daß man durch alle diese historischen Namen, denen sogar charakterisirende Zusätze nicht fehlen, sich unwillkürlich in eine historische Atmosphäre versetzt fühlt; doch dieses Gefühl verschwindet bald wieder, da sich keine Gelegenheit bietet, bei welcher der Eindruck, den diese unter historischer Maske erscheinenden Statisten machen, eine Collision mit dem Bilde hervorrufen könnte, welches uns die Geschichte von den Trägern jener stolzen Namen überliefert hat. Mit Ausnahme des Derfflinger, spricht der eine Theil der oben genannten Personen etwa nur ein Dutzend Worte, der andere Theil etwa nur ein halbes Dutzend und der Rest gar nichts; es trifft sich daher gut, daß der Zettel ein Uebriges für ihre Charakterisirung thut. Daß z. B. eine junge Dame, welche dem Generallieutenant von Goertzke auf der Bühne anverlobt wird, Sophie von Schlieben heißt und Oberhofmeisterin der Kurfürstin ist, könnte man sonst nicht wissen, da diese Dame kein Wort spricht; und ähnlich ergeht es andern Figuren.

Wenn wir nun noch erwähnt haben, daß außer diesen nach der auf dem Zettel beobachteten Reihenfolge schon angeführten Statisten noch drei andere mit Namen verzeichnet sind: der Reitknecht Matzke, die Magd Halka und der Gutspfarrer, — dann können wir uns ungestört mit den drei Personen beschäftigen, in deren Händen die Handlung ruht und um deren willen so viele unwesentliche Personen auf den Zettel gesetzt und auf die Bühne gebracht sind: mit Katharina von Schappelow (Frl. Keßler), mit der Verwalterin Euphrosine Gramzow (Frau Frieb-Blumauer) und mit dem Generalmajor Georg von Derfflinger (Herr Berndal).

Wir lernen sie und das Verhältniß, in dem sie zu einander stehen, am besten kennen, wenn wir die Fabel des Stücks von Anfang an erzählen. Also:

Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges lagert an der schwedisch-brandenburgischen Grenze ein Haufe Söldner, welche, obwohl von der schwedischen Krone bereits abgelohnt, doch nicht die Waffen niederlegen wollen, weil sie alsdann bald der Noth zu verfallen fürchten. Einer ihrer Anführer, ein Generalmajor von Derfflinger, beschwört den Tumult der Unzufriedenen, nimmt sich ihrer Sache gegenüber den andern sich nach Hause sehnenden Kriegsobersten an und sorgt für sie und für sich, indem er durch geschickte Darstellung der Sachlage, sowie durch kluge Umgehung der politischen Schwierigkeiten den Kurfürsten zu bewegen weiß, die ehemals schwedischen Söldner in brandenburgische Dienste zu nehmen.

Diese Vorgänge füllen die beiden ersten Acte des Schauspiels „Alte Schweden" und das erste Capitel des Brachvogel'schen Romans „der Fels von Erz".

Im zweiten Capitel oder vielmehr im dritten Acte empfängt der Kurfürst die sich in Berlin meldenden Generale Goertzke und Derfflinger und erklärt ihnen, sie müßten sich nun mit Landestöchtern verheirathen, um so recht an ihre neue Heimat gefesselt zu sein. Für Derfflinger bestimmt der Kurfürst die Tochter seines Oberstkämmerers, Katharina von Schappelow zur Frau.

Im vierten Acte trifft Derfflinger auf dem Schappelow'schen Gute Gusow ein, mit Spannung erwartet von Katharina von Schappelow und der Verwalterin Gramzow, welche von dem Wunsche des Kurfürsten unterrichtet ist und ihren Einfluß auf Katharina ausübt, um ihr mit Hülfe eines fingirten Traumes plausibel zu machen, daß Derfflinger der ihr von Gott bestimmte Gatte sei. Katharina, die sich vor fünfzehn Jahren in einen vorübermarschirenden schwedischen Rittmeister verliebt hat, läßt sich schließlich von der auf's Gerathewohl lügenden Alten einreden, Derfflinger sei wahrscheinlich jener ehemalige Rittmeister und sie solle sich bei seiner Ankunft in Magdkleider stecken, um zu sehen, ob er sie noch erkenne. Katharina thut das; Derfflinger trifft ein, erkennt zwar das Fräulein zuerst nicht, obwohl sie ihn sofort als ihren „alten Schweden" erkannt hat, ist aber, nachdem sie entlarvt worden, sehr liebenswürdig und zutraulich, ja in beleidigender Weise zutraulich. Sie will sich zunächst über ihre Verkleidung, deren Sinn Derfflinger nicht nur errathen, sondern auch laut verrathen hat, sowie über Derfflingers Betragen todt schämen, steht aber davon ab, da sie sich mit dem gutmüthigen Kriegsmanne bald wieder aussöhnt. Sein freimüthiges Geständniß, daß er von geringer Herkunft und ein ehemaliger Schneider sei, rührt sie so, daß sie dem in Folge ihrer vornehmeren Geburt allzu bescheidenen Liebhaber entgegen zu kommen beschließt. Sie verkleidet sich im ersten Bilde des fünften Actes noch einmal als Bauernmädchen, erinnert den General wieder an seine schneiderische Vergangenheit, indem sie sich von ihm ein paar Haken an ein Mieder nähen läßt und gesteht ihm dann als Bauernmädchen ihre Liebe, worauf er natürlich nicht zögert, das entsprechende Gegengeständniß abzulegen. Im letzten Bilde erscheint er mit seiner Braut bei Hofe und nimmt die Gratulationen entgegen.

Der vierte und fünfte Act sind das dramatisirte dritte Capitel des bereits genannten Romans.

Der Dichter des „Narciß" hat ein genügend großes Anrecht auf unsere Achtung, um uns Bedauern empfinden zu lassen, wenn wir erklären müssen: Die „alten Schweden" sind kein Schauspiel, kein Drama, sondern eine dialogisirte Erzählung. Es ist kaum möglich, die Verwechslung der Einheit der Handlung mit der Einheit der Personen frappanter vor Augen zu führen, als es in diesem Stück geschieht; und kaum begreiflich, wie eine solche Verwechslung einem Manne wie Brachvogel passiren konnte.

Wir haben den Inhalt Act für Act erzählt, ohne gezwungen gewesen zu sein, aus dem Rahmen eines Actes in den eines andern hinüberzugreifen, um etwas zu erklären, um eine Verwicklung zu motiviren. Es gibt hier überhaupt keine Verwicklungen; das Ganze zerfällt in zwei große Theile, welche scharf von einander getrennt sind und nur durch die Einheit der Person Derfflingers zusammengehalten werden: in den die ersten drei Acte umfassenden Theil, welcher des Generals Uebertritt zum Kurfürsten und in den in zwei Acte zerlegten Theil, welcher die Liebesgeschichte mit Katharina behandelt. Von einer dramatischen Steigerung, einem Höhepunkt, einer Peripetie ist auch nicht im Entferntesten die Rede; machte man zwei kleine Schauspiele aus dem einen großen, so könnte man vielleicht in diesen beiden je einen kleinen Höhe- und Wendepunkt entdecken. In seiner jetzigen Gestalt aber macht das Ganze den Eindruck einer Ebene, in der sich zwei kleine Hügelchen befinden.

Daß, wenn man den in diesem Stück vorhandenen Stoff dramatisch hätte gestalten wollen, der Liebeshandel der Mittelpunkt des Ganzen, vielleicht das bei dem Uebertritt Derfflingers in brandenburgische Dienste entscheidende Moment hätte werden müssen, brauchen wir einem Autor wie Brachvogel nicht zu sagen. Er muß seine Gründe gehabt haben, es anders zu machen, — Gründe, die wir allerdings augenblicklich noch nicht zu begreifen in der Lage sind.

Die Dialogisirung der Erzählung ist, abgesehen von jenem Cardinalfehler, recht geschickt zu nennen, oder vielmehr: man darf sagen, daß die Erzählung schon einigermaßen dramatisch angelegt und daher um so leichter für dieses Schauspiel zu benutzen war. Besonders anzuerkennen nach der Seite des Dramatischen hin sind die Actschlüsse, welche durchweg von der Bühnenkenntniß des Autors zeugen. Bei den Anfängen der Acte würde es sich aber vielleicht hübsch machen, wenn einer der fünf Acte mit etwas Anderem, als mit Trompetengeschmetter begönne. Mehrere Scenen sind recht theatralisch gedacht und theilweise auch wirksam, obgleich die Wirkung nicht eine reine zu nennen ist. Die Schlußscene des zweiten Actes z. B., in welcher die bisherigen schwedischen Söldner ihre Waffen und Feldzeichen in höchst pathetischer Weise auf die Erde werfen, sich für ihren neuen Herrn erwärmen und unter den Klängen des: „Eine feste Burg ist unser Gott" davonziehen, ist unstreitig theatralisch effectvoll; trotzdem muß man sich fragen: Wie kommen denn diese Söldner, bei denen es sich doch nur um Brot und Geld handelt, dazu, sich so aufzublähen, ihre höchst materiellen Interessen mit so großartig klingenden Phrasen auszuputzen und schließlich sogar unter den Klängen des Lutherchorals ihren Herrn zu wechseln? Wenn der neue Herr sie entläßt, werden sie jedenfalls mit demselben sittlichen Pathos in die Dienste des Dritten treten, ohne daß sie dabei das Recht hätten, in der Weise, wie es hier geschieht, an das Gemüth des Zuschauers zu appelliren. Im Roman hat Brachvogel, obwohl er viel mehr Raum und Gelegenheit zur Motivirung der Situation hatte, diese Scene maßvoller und entsprechender gestaltet: die geschäftliche Seite des ganzen Vorgangs tritt dort in der richtigen Weise in den Vordergrund.

Wenden wir uns zur Charakteristik der einzelnen Figuren. Die lange

Digitized by Google

Reihe der Personen mit historischen Namen, welche wir gleich anfangs vorführten, dürfen wir füglich unberücksichtigt lassen. Selbst die Figur des großen Kurfürsten (Herr Ludwig) ist ungemein farblos, nicht minder die seiner Gemahlin Henriette (Frau Erhartt), deren Abstammung aus dem Hause Oranien der Zettel zwar hervorhebt, die aber eine so unbedeutende Rolle spielt, daß sie auch aus einem weniger berühmten Hause hätte sein können. Am deutlichsten erkennbar und charakteristisch ist Generallieutenant von Goertzke „mit dem kurzen Beine" eben wegen dieses kurzen Beines, welches Herr Karlowa sehr geschickt veranschaulichte.

Was es für einen Sinn hat, eine Persönlichkeit, wie den General Georg von Wedell, die sich nur im Beginn des Stückes auf kurze Zeit zeigt, nichts thut und nur wenig spricht, auf dem Zettel durch den Zusatz: „genannt »Waghals«" zu illustriren, läßt sich aus diesem nicht historischen Schauspiel nicht ersehen.

Wirklich charakterisirt sind eigentlich nur drei Figuren: Derfflinger (Herr Berndal), die Verwalterin Euphrosine Gramzow (Frau Frieb-Blumauer) und Katharina von Schappelow (Fräulein Keßler). Katharina ist ein trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre noch sehr naives und anmuthiges Mädchen, die sich im Ganzen recht natürlich gibt und einen Charakter ohne geheimnißvolle Tiefen hat; die behäbige alte Jungfer Gramzow, welche in so resoluter Weise das Hausregiment führt, ist eine jener gemüthlichen Figuren, welche von Frau Frieb-Blumauer unübertrefflich dargestellt werden. Und Derfflinger? — Nun, Derfflinger ist zunächst der Derfflinger der Fabel, der ehemalige Schneider, ein tapferer, verwegener Mann ohne jegliche Bildung, aber mit gesundem Mutterwitz und natürlichem Verstande.

Seine Manieren lassen Alles und seine Sprache noch mehr zu wünschen übrig: er spricht ein Gemisch von schlechtestem plattdeutschen und schlechtestem Berliner Jargon, vocalisirt gräulich und befolgt so freventliche grammatikalische Regeln, daß man nervös werden kann, zumal da er nebenbei ein Schwätzer ist und im letzten Act in unmotivirtester Weise den kurfürstlichen Hofstaat mit einer Rede regalirt. Doch trotz dieser schlechten Eigenschaften läßt sich der ganzen Persönlichkeit etwas Kerniges, Gesundes nicht absprechen; äußert sich der Humor auch in roher Weise, so ist doch Humor da, und schwatzt dieser Derfflinger auch viel Ueberflüssiges, so handelt er doch auch. Er ist ein Tolpatsch, aber ein Mann, und das macht ihn schließlich, trotz seiner Unarten, erträglich. Die theatralische Wirksamkeit der Figur schien der Dichter richtig berechnet zu haben, denn das Publicum verhielt sich wohlwollend auch bei Stellen, bei welchen mir die Farben für das Schauspielhaus fast allzu stark aufgetragen erschienen. Ich weiß nicht, was komisch dabei ist, wenn jemand alle Augenblicke mit einem Fluche oder einer derben Eindeutigkeit herausplatzt; andere schienen das aber komisch zu finden, denn es wurde darüber gelacht.

Herr Berndal gab den Derfflinger so decent und in Folge dessen so angemessen und gut, wie nur möglich; die Rolle konnte nicht trefflicher dargestellt werden. Daß er im letzten Act, als er seine Freude über Katharinas Liebe zu erkennen gibt, sich ganz ebenso geberden muß, wie Herr Formes vom Wallnertheater als Schustergeselle in „Mein Leopold", ist nicht des Schauspielers Schuld; die Rolle schreibt es ihm so vor, wahrscheinlich mit Rücksicht darauf, daß Derfflinger in diesem Augenblick sich mehr als Schneidergeselle, denn als Generallieutenant fühlt.

Auch die unbedeutenden Rollen — und das sind so ziemlich alle übrigen — waren vortrefflich besetzt; wenn Künstler wie Frau Erhartt, Herr Kahle, Herr Oberländer, Herr Dehnicke, Herr Goritz u. A. nur wenige Worte zu sprechen haben, so läßt sich von vornherein annehmen, daß sie dabei keine Fehler machen. Herr Ludwig (Kurfürst) hatte einen etwas größeren Part zu sprechen, sprach aber so schnell, als wolle er trotzdem nicht mehr Zeit dazu gebrauchen, als jene; übrigens verdankt der Dichter es Herrn Ludwig, daß die Figur des großen Kurfürsten auf der Bühne weniger farblos erschien, als in der Dichtung.

Die Inscenirung und Regie, sowie das Ensemble ließen nichts zu wünschen übrig. Die Aufnahme, welche das Werk fand, war eine sehr freundliche; Schauspieler wie Dichter wurden mehrmals gerufen.

Größere Betrachtungen darüber, in wieweit die „alten Schweden" auf die Stellung Brachvogels in der Literatur Einfluß haben werden, an dieses Stück zu knüpfen, scheint mir überflüssig. Brachvogels literarische Stellung kann nicht mehr erschüttert werden; niemand zweifelt seine Bedeutung an und auch die „alten Schweden" geben dazu keinen Anlaß, da sie in vielem den hochbegabten Dichter verrathen. Es ist nur kein Schauspiel, was uns in diesem Werke geboten wird und deshalb ist es als ein mißlungenes zu bezeichnen. Doch was will das sagen? Man kann eben nicht jeden Tag einen „Narziß" schreiben.

**M. v. Szeliski.**

---

## Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

### III.

Wenn ich die Ausstellung der Berliner auf der Berliner Ausstellung im Gedächtniß zusammenstelle und mustere, so fällt mir, mehr als bei irgend einer anderen deutschen Kunststadt, allerlei Gemeinsames auf, das mir, natürlich nicht für Alle, aber doch für die Masse, charakteristisch erscheinen will. Vielleicht lassen sich die auffälligsten dieser Züge im Folgenden deutlich machen und später durch die Aufzählung der bezeichnendsten Bilder belegen.

Berlin ist in Sachen der Malerei — trotz alles Lebens und Fortschritts — im großen Ganzen ziemlich conservativ — sagen wir freiconservativ; nie jedenfalls war es schnell oder entschieden modern. So hat es sich auch diesmal, im Bewußtsein der hocheleganten Solidität, die den Arbeiten seiner hervorragenderen Künstler eigenthümlich ist, von directen Einflüssen neuerer Franzosen — trotz aller Anerkennung derselben nur sehr stellenweise berühren lassen, und die Führerschaft auf den verschlungenen Pfaden der neustrebenden deutschen Kunst ist auch diesmal wiederum keineswegs Sache der Reichshauptstadt. Vielmehr überläßt dieselbe mit einem gewissen Selbstgefühl diese Führung der Tirailleurketten und Soutiens Anderen, wie jemand, unter dem das Gros steht, der also weiß, daß auch er auf seine Weise Eigenartiges und Schwerwiegendes in die Wagschaale zu werfen hat, wenn die Plänkler im Eifer des Vorgehens sich verschossen haben.

Lassen wir es ununtersucht, ob die eben gebrauchten Bilder ganz passen oder ob nicht diese selbstbewußte Ruhe Berlins — was Fragen der malerischen Anschauung und Technik anlangt — für die Menge seiner jüngeren Künstler etwas zu weit gehend ist. Diese Sicherheit des Abwartens, diese Solidarität in der Solidität der Arbeit würden wir kritiklos gelten lassen, — wenn sich nicht deutliche Symptome zeigten, daß diese scheinbar selbstbewußte Ruhe — während überall anderswo Alles in Auflösung ist — eben nur eine scheinbare, eine äußerliche ist.

Ich glaube, Berlin hat die Führung nicht und wird den Ausschlag — ungeachtet einzelner großer Leute — nicht geben, trotz der großen Regsamkeit seiner Maler, trotzdem es mehr Figuren- und sonstige große Bilder ausgestellt hat, als eine andere Stadt, trotzdem diesmal von Berlinern mehr Phantasie verbraucht wird, als von irgend welcher anderen Künstlerschaft.

Ich sage „trotzdem" und sollte vielleicht „eben weil" schreiben. Denn aus dem Ebengesagten erhellt, daß auch die Berliner Malerschaft ihre Unruhe hat, daß sie aber diese ihre strebende Kraft, wenigstens in Ansehung der Zeitverhältnisse in der Kunst, vielfach unnütz in Thätigkeit setzt. Ich wiederhole es, wir sind in einer Zeit der Arbeit, des Uebergangs, in einer Zeit der Vorbereitung hoffentlich auf eine kommende große Kunst — aber wir haben unsere Werkzeuge noch nicht fertig, noch nicht in den Besitz Aller gebracht, die auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen. Wir sind zwar keine Epigonen, aber wir sind auch noch nichts weiter als Pioniere. Während man aber überall anderswo tief in der Arbeit steckt und dadurch jedes einstweilige Zuviel voreiliger Phantasie niederhält, hat man in Berlin längst die Phantasie in alle Winde losgelassen. Während man anderswo der Meinung ist, daß man erst in allen Sätteln gerecht sein müsse, ehe man den Durchgänger Pegasus wieder besteigen dürfe, hält man in Berlin vielfach nach wie vor das Reiten für eine ererbte oder doch einfache, vom Lehrer zu erlernende Kunst, und den eigenen Sattel für den einzigen. Ist man — ich weiß nicht recht ob natur-, mode- oder schulgemäß — auf dem Gebiet der malerischen Naturanschauung und Ausführung zurückhaltend und conservativ, so will man doch — ich weiß wieder nicht, ob aus Princip, zur Entschädigung Anderer oder zur eigenen Erholung — was den Stoff

Digitized by Google

anlangt, wenigstens entschieden Neues bringen. Das geht durch alle Requisitenkammern der Sage, des Märchens, des Victoriatheaters und der Natur selber hindurch; da sind wir bald in wehenden Lüften mit vorgeblichen Walküren, bald im funkelnden Schoß der Erde mit Tannhäuser und Venus, bald wo das Meer am — blausten ist oder wo das Licht am rothgoldigsten zwischen Palmen schwimmt.

Ist die stillfleißige, in Stoffen noch überall so anspruchslose moderne Kunst den Berlinern zu langweilig geworden? Haben sie eine andere Lehrerin und kennen sie eine größere, als die überall lehrreiche und reizvolle Natur? Man braucht gewiß nicht die ganze malerische Phantasie und jede moderne Composition auf die engen Principien des paysage intime und der peinture grise zurückzuweisen; aber man braucht auch nicht gerade eine peinture „promenade autour du monde" an ihre Stelle zu setzen. Auch wir sind sehr auf das Neue aus, aber auf das Neue in der Anschauung und nicht auf das Neue im Stoff, von dem doch immer Ben Akibas geflügeltes Wort gilt. Uns ist ferner die Natur bei sich zu Hause überall lieber als da, wo sie Theater spielt, — einstweilen auch noch schwindelfreier.

Man kann mir sagen: das ist deine sehr werthe subjective Ansicht. Zugegeben. Eines schickt sich nicht für Alle. Indessen lasse ich mir meinen Verdacht nun einmal nicht nehmen, gegen jeden, der in solche Fernen schweift, um das Gute zu finden, gegen den, der das Ueberraschende, Effectvolle sucht, um nur noch gehört resp. gesehen zu werden. Ein Zeichen von eigenem Reichthum ist das keineswegs immer. Breiter Stoff ist im Gegentheil oft dazu da, um große Blößen zu verbergen. Aber nur Laien vergessen über dem Thema die Berechtigung des Vortragenden zu prüfen. In der Kritik darf dagegen gefordert werden, daß der Künstler an seinem Stoff wachse und ihm völlig gewachsen sei. Und wer zu ganz fernliegenden Stoffen greift, der soll sich erst, wie etwa Böcklin, als den erweisen, dessen Phantasie nicht anders kann als überraschend oder exotisch sein. Und zweitens soll er nachweisen, wiederum etwa wie Böcklin, daß er auch derjenige ist, der solche Phantasie den berechtigten modernen Anschauungen gemäß zu gestalten versteht, dadurch daß er z. B. seine Zuschauer überzeugt, daß es eine Realität des Märchenhaften gibt und daß es lediglich ein Zufall sei, wenn dem hochverehrlichen Publico gerade dieser Fall noch nicht vorgekommen. Dann in Gottes Namen. Denn der, dem man glaubt, hat Recht und der, der Phantasie hat und sie zu brauchen versteht, ist mir unbedenklich lieber als der, dem sie fehlt. Aber wie gesagt, nur in der überzeugenden Gewalt der Darstellung liegt besagte Phantasie, nicht in der unnöthigen Wahl eines fremdartigen Stoffes. So etwas nennt man Stoffsucht und diese Art der „Phantasie" will mir wenig gefallen, am wenigsten als allgemeine Erscheinung.

Sieht man dies Bedürfniß nach Zuführung neuer Motive, nach Stoffwechsel, dies Hasten und Irregreifen der unruhigsten Art an, wie es die große Mittelmasse der Berliner charakterisirt, man könnte diese so völlig nach der romantischen Seite hin sich entwickelnde Bewegung für eine beginnende Reaction halten. Ja, wenn dergleichen in Berlin neu wäre oder wenn Berlin sich etwa am modern Realistischen übersatt gemalt hätte! Aber wie gesagt, das kann von der Berliner Kunst gerade niemand recht behaupten. So also, wie die Sachen stehen, kann ich mir nicht helfen: diese Unruhe, diese stofflich aufgeregte Phantasie, kurz dies Sich-abwenden von der mühsamen schwierigen Wirklichkeit mit ihrer stillen, feinen Schönheit ohne Trommeln und Trompeten, scheint mir zum Mindesten etwas verfrüht und nur dann könnte man sich's zur Noth gefallen lassen, wenn anstatt der Pariser zufällig die Berliner alle Errungenschaften der neueren Arbeitsjahre in der Tasche hätten. Man sagte dann: sie gönnen der so lange an die Erde gefesselten Phantasie eine Erholung, und auf so solide und sicher gezäumtem Pegasus mögen sie ihn getrost einmal wieder versuchen, den Ritt in's alte romantische Land. So aber fürchte ich, bockt das Musenroß oder zeigt sich, wenn's auf Erden darauf ankommt, lange nicht eingeritten genug, um mitzumachen.

Die oben erwähnte, im Ganzen, und heut zu Tage, vielleicht etwas reichlich conservative Solidität der Berliner Maler und ihres Publicums erweist sich ganz deutlich nur da, wo die Phantasie des Künstlers sachgemäß die wenigsten Sprünge machen kann: im Portrait. Ueberall verlangt und gewährt man hier, wie die Ausstellung zeigt, möglichst — wenn auch oft ungerechtfertigt — vornehme Erscheinung, bemerkbar tüchtige Arbeit in Modellirung und Zeichnung und elegante genaueste Durchführung. Ich glaube, daß sich in Berlin niemand von Velasquez, Frans Hals oder Carolus Duran malen lassen würde, wenn es anders möglich wäre, in diese Verlegenheit zu kommen. Das Bedürfniß unserer Hauptstädter nach auffallender Vornehmheit bezieht sich noch nicht auf die künstlerische Seite des Portraits, sondern auf die so zu sagen gesellschaftliche Rolle, die ihr liebes Ich auf demselben in den Augen von Leuten spielt, die mindestens ihres Gleichen sind.

Und Jeder, der so denkt, der sich malen läßt, um sich Gleichgearteten zu zeigen, der hat Recht darin, daß er diese rücksichtslosen Herren mit dem eigensinnigen Kopf meidet. So einer malt weder die Schminke, noch das gewinnende Lächeln oder die Gedankentiefe der Stirn, weder die Vornehmheit des Knopflochs, noch den Wuchs des Cohn'schen Rockes, sondern er verlangt ein coursloses Ding, geistigen Adel, wenn Adel auf dem Bilde zu sehen sein soll. Diese Art malte und malt nicht einmal jeden, der's zahlt, und wenn so Einer malt, so holt er unbarmherzig den wirklichen Menschen hervor an die Sonne, der sich doch nie so gerne versteckt, als wenn er gemalt werden soll. Ja, wer das Verborgenste, was er bei der Seele hat, nicht preisgeben will, der soll sich nur von einem gesellschaftlich erzogenen und daher die Anforderungen der Gesellschaft verstehenden Maler malen lassen.

Aber, Scherz bei Seite, auch unter diesen Letzteren gibt es höchst bedeutende Künstler, das beweist Berlin. Bei dem Einen gilt der Glaubenssatz, daß ein Portrait nie zu schön, beim Zweiten, daß dergleichen nie vornehm genug, beim Dritten, daß es nie lebendig genug sein könne — ob Einer sagt, „nie wahr genug", weiß ich nicht. Aber alle diese Drei haben, wie jede eigene Anschauung in der Kunst ihre vollgültige Berechtigung. Sie sind sogar relativ segensreich dadurch, daß sie das zu schnelle Vorstürzen der Jüngeren auf eine Art der Darstellung hemmen, die nur Folge einer eminent malerischen, eigenartigen Anschauung und einer fast unfehlbaren Meisterschaft sein kann, die in den Händen der Nachahmer aber leicht zu anspruchsvollem, lüderlichem Skizzenwerk herabsinkt.

Berlin hat daher Portraitmaler wie Gustav Richter, der an Eleganz der Darstellung außer dem Rahmen des Conventionellen das Mögliche leistet und dabei überall die Klippe des Süßwerdens umschifft. Neben ihm Schrader, dem es bei scheinbar anspruchslosem Machwerk an Lebendigkeit der Züge und vollendeter Modellirung niemand zuvorthut. Selbst jemand, der wie Biermann in erster Linie malerisch und modern anschaut, versteht es, überall die nöthige äußere Vollendung der Durcharbeitung in den Vordergrund zu stellen und seine künstlerischen Qualitäten in möglichst eleganter Weise seinen Clienten zugute kommen zu lassen. Seine Portraits, die auch diesmal zu den besten der Ausstellung gehören, zeigen das. Berlin beschäftigt von Fremden gerade Angeli, den graziösesten, salonfähigsten und im Machwerk fertigsten unter den namhaften Wienern, — aber es bevorzugt auch Fr. Kaulbach, dessen Bestreben möglichst angenehm und geleckt zu sein, doch gar zu häufig, so z. B. in den Portraits Nr. 420 und 421, zu einer süßlichen Charakterlosigkeit führt, die anderswo kaum noch auf Porzellan und bei dessen Freunden ertragen würde. Ein Einziger von allen Berlinern macht eine officielle Ausnahme, nämlich Paul Spangenberg, der sich Carolus Duran am dreistesten angesehen hat; — er selbst muß wissen, ob er in der Hauptstadt ein Publicum hat, welches seine diesmal sehr guten Portraits gut findet. Für den vielleicht künstlerischsten unter den lebenden deutschen Bildnißmalern, für Lenbach, ist dagegen in Berlin kein Platz; und nicht erst, seit man dort seinen allerdings im Beiwerk unpassend leichtfertig und unschön behandelten Kaiser kennt.

Meiner Meinung nach sind indessen doch die Portraits — mit Passinis Aquarell und Hertels Decorationen — das Eigenartigste und zugleich Gesundeste der diesmaligen Ausstellung, Abtheilung für Berlin. Sie stehen außerdem nicht so vereinzelt da, wie jene hervorragenden Leistungen, sondern sind vielmehr, als überreich vertretene Gruppe, charakteristischer für die künstlerische Thätigkeit der Hauptstadt. Daher der reichlich große Raum, den wir diesem Genre widmen, daher unsere Hoffnung auf Rechtfertigung, wenn wir einzelnen tüchtigen Meistern dieses Faches noch einige Worte gönnen, die sie um die Vertretung der hauptstädtischen Malerei wohl verdient haben.

Zunächst gehört Richter zu denjenigen Malern, deren Technik, in eigener Entwicklung, zu den solidesten und zugleich glänzendsten Resultaten gelangt ist. Ohne in irgend eine sichtbare Nachahmung moderner Franzosen zu verfallen, hat er sich doch denen gegenüber, die von jenen gelernt haben, stets auf seiner Höhe zu erhalten gewußt. Besonders im Portrait wahrhaft distinguirter Existenzen ist er durchaus überzeugend,

Digitized by Google

und zwar, ähnlich wie Angeli, in Folge einer vornehmen Eigenthümlichkeit seiner künstlerischen Persönlichkeit, nicht in Folge eines lediglich gewandten, klug administrirten Talents. Seine Portraits der Fürstin C. und des Mr. Bancroft beweisen das auch diesmal wieder. Wenn ich dagegen die Phantasie der zwei Portraitgruppen im Uhrsaal nicht so ganz zweifellos finde, so schätze ich gerade ihre vollendete Technik und leuchtende Kraft auf's höchste. Das dort gemalte Fleisch gehört sogar entschieden zu dem überzeugendsten der Ausstellung, die daran gewiß nicht reich ist.

Ebenso vollendet in ihrer Art sind die Portraits Schraders, die in noch größerem Gegensatz stehen zu den Lehren der modernsten Schule. Schrader modellirt wie ein Bildhauer. Die Grundlage seiner ganzen ernsthaften Kunst ist die überall durchsichtige „verstandene" Zeichnung; d. h. überall bei ihm ist auch die kleinste Form an sich und in ihren Zusammenhängen klar. Die Vollendung derselben ist indessen erst die Beweglichkeit und das Leben, das überall in den Flächen und Falten dieser Modellirungen lauscht. Um der Erscheinung eines Kopfes solche Durcharbeitung und so stark bewegtes Aussehn zu geben, bedarf es technisch einer entschieden absichtlichen Beleuchtung und des Willens überall, auch wo dieselbe nicht mehr ausreicht, die wohlbekannte Form deutlich zu zeigen. Darin liegt der angedeutete Unterschied zwischen diesen plastischen Köpfen und den Modernen. Letztere, deren vollendetstes Beispiel Carolus Duran ist und den immerhin P. Spangenberg hier vertreten mag, halten den wirklichen Schein der Dinge, wie er ohne besonders hergestellte Beleuchtung und ohne suchende Kenntniß der zu Grunde liegenden Knochen-, Muskel- 2c. Form dem Auge entgegentritt, für das einzig Malerische und vermeiden daher in erster Linie Alles, was nach der — auch ihnen nöthigen — absichtlichen Arbeit des überlegenden wissenden Künstlers aussieht. Darum suchen sie die absichtsloseste Beleuchtung und malen zum wenigsten alles das wieder heraus aus ihrem Bilde, was nach „verstandener Zeichnung" — die ja allerdings stets etwas Abstraction enthält — aussieht. Von der plastischen Modellirung um jeden Preis sind sie darum, ihrem Grundsatz gemäß, daß die möglichst einfache Natur mit den möglichst einfachen Mitteln möglichst getreu wiederzugeben sei, zurückgekommen.

Während sich die Heiligenbilder Plockhorsts schwerlich noch auf der Höhe halten, auf die sein „Johannes und Maria" den Maler gehoben, machen eine Reihe guter Portraits von breiter Malerei, kräftiger Farbe und großer Lebendigkeit den Ausfall mehr als wieder gut. Sie machen sogar auf die eigentlichste Begabung des Malers deutlich aufmerksam. Bei ihnen allen nämlich handelt es sich um Leute, die von dem feincharakterisirenden Maler ihr Interesse nicht etwa durch Idealisirung, sondern durch gesunde Beobachtung empfangen haben. Besonders interessant ist in dieser Beziehung eine „Dame mit ihrem Kinde", mit welcher Leistung der Künstler eigentlich schon aus der oben charakterisirten Sphäre Berliner Portraits herausfällt. Und nicht zu seinem und seines Bildes Schaden.

Zu erwähnen ist noch Frl. von Hagen mit geschmackvoll, farbig und durchweg recht anständig gemalten Portraits und lebensgroßen Einzelfiguren, Otto Heyden mit drei Portraits von gewohnter Qualität, Bülow mit zweien, die gerade keinen Fortschritt bekunden und Dielitz, der in einem Portrait des Grafen Renard recht Tüchtiges leistet, dagegen für ein Portrait des Fürsten Bismarck nicht Kraft und Größe genug hat. Ueberhaupt dächte ich, ginge der Reichskanzler fast über das Berliner Portraitmaß hinaus — mit aller Eleganz der Technik und aller „Vornehmheit" der Auffassung ist dem Manne nicht beizukommen. Was die meisten Berliner Portraitmaler hinzuthun können und was die Leute idealisiren nennen, wäre bei dieser verkörperten Kraft schwerlich angebracht.

Den Uebergang zu den bauernmäßig, historisch oder romantisch angezogenen oder nicht angezogenen Figuren macht A. v. Werner mit seinem Familienportrait „Dr. Luther auf einem Familienfeste".

Was die Idee dieses hoch interessanten Bildes anlangt, so fällt es mir nicht im geringsten ein, dagegen ein Wort zu verlieren, so wenig ich bei Tadema, in ganz ähnlichem Falle, mich gewundert habe, daß der Maler auch diese Consequenz aus seiner ausschließlichen Beschäftigung mit dem Alterthume gezogen. Die dem Maler zusagende Bildwirkung ist erreicht, das genügt. — Werner malt anders als jener und ist dem großen Belgier in dieser Beziehung keineswegs an die Seite zu stellen. Auch würde jene gleichsam absolute, völlig manierlose Weise Tademas, die gleich gut für das schöne Alterthum und den hochgebildeten Modernen paßt, auf einem Bilde nicht so charakteristisch gewesen sein, in das gothische Kirchen hineinschauen und hochgieblige Dächer, dessen Figuren Schauben tragen und das Mittelalter, dem sie eben mit des Dr. Martinus Hülfe entronnen, doch noch überall verrathen. Denn das thun sie, und niemand, der's nicht wüßte, würde aus irgend einem Kopfe des Bildes schließen dürfen, daß dies verkleidete Bürger des 19. Jahrhunderts wären, und das ist, Portraitähnlichkeit vorausgesetzt, nur ein Lob mehr für die glückliche Bilddurchführung des originellen Gedankens. — Wenn die sicherlich von Tadema unabhängige Idee des Bildes doch mit diesem Belgier zu vergleichen war, so ruft Werners Malerei uns einen anderen belgischen Namen in's Gedächtniß, den von Henry Leys, der das Mittelalter mit dessen eigener Manier echter wie je irgend ein „Historienmaler" gemalt hat. Hier, besonders in der prächtig klaren und sicheren rechten Hälfte des Bildes, mit ihrer sonnigen weiten Luft und den farbigen platten Localtönen der nahen Stadt, klingt eine deutliche Leys'sche Note. Und ich denke, Werner braucht sich nicht zu schämen, wenn man ihm zutraut, daß er von einem der größesten modernen Maler, von dem, der hier besser als jeder Andere als Vorbild am Platze war, habe lernen wollen. Ich sehe darin, wie in diesem ganzen Bilde nur, daß der Künstler keinen Augenblick auf seinen Lorbeern ausruht, sondern — mit bewundernswürdiger Selbsterkenntniß — in stetem Lernen begriffen ist, wo ihm noch ein Uebriges zu thun übrig bleibt.

Und jetzt, wo wir den sicheren Boden des Portraits zu verlassen haben, beginnt, in dem noch übrig bleibenden Figuren- und Landschaftsbilde, sofort die Reise im Zaubermantel und nur verhältnißmäßig selten wird es uns vergönnt sein, auf sicherer, einigermaßen bürgerlicher Erde zu rasten.

August v. Heyden ist gewiß ein höchst tüchtiger, interessanter, oft höchst feinfühliger, wenn auch etwas ungleichartiger Künstler. Allerdings ist er mir in decorativen Sachen am liebsten (reizende feine Kleinigkeiten ausgenommen) und ich glaube, daß dort seine Phantasie, sein Geschmack und seine Geschicklichkeit am besten zu Hause sind. Mit seinem diesmaligen großen Walkürenbilde indessen habe ich mich bereits in Wien nicht befreunden können, so viel tüchtige Qualitäten und so manchen großen Zug das Gemälde auch aufzuweisen hat. Als dritten oder zehnten Holzschnitt eines Cyklus, oder als Theil einer Freskenreihe ließe ich mir die Composition gefallen. D. h. Einiges müßte auch dann noch erst sehr besprochen werden. So, dem großen Oelbilde gegenüber, weiß ich kaum, wie ich der Phantasie und Kunst des liebenswürdigen Malers gerecht werden soll.

Aber immerhin hat das Heyden'sche Bild tüchtige malerische Qualitäten. Der furchtbaren, bunten, fleißigen Leinewand des Herrn Knille gegenüber — Tannhäuser und Venus — habe ich mich indessen vergebens nach irgend einem Ausgangspunkt gefragt, von dem aus mein entschieden guter Wille die Verdienste des Malers würdigen könnte. Wenn ich bedenke, daß Herr Knille schon seit vielen Jahren für einen talentvollen Künstler gilt, so traue ich ihm bei dieser seiner größesten Leistung mit der er sich vor der Oeffentlichkeit erweisen will, allen möglichen anerkennenswerthen Willen zu. Ich glaubte ferner entschieden Günstiges von competenten Collegen über ihn gelesen zu haben und wußte, daß die Nationalgalerie seinen Tannhäuser gekauft hatte. Trotzdem waren meine Erwartungen nicht etwa überreizt, wie die des Publicums bei einem Preisstück. Ich glaube vielmehr das Bild mit dem normalsten, gefügigsten guten Willen nach allen Seiten hin studirt zu haben, ohne ihm schließlich irgend welche besondere Qualität zusprechen zu können. Was in der Zeichnung für eine kleine Illustration genügt, in Auffassung und Geschmack dem Theater entlehnt ist und in der Malerei für einen Vorhang genug sein mag, ist darum noch lange kein großes Bild.

Tschautsch führt uns mit seinen beiden Bildern zu den Zwergen und zu den Elfen, ohne eigentlich mehr als Bedauern zu erregen, daß entschiedenes Talent und gewiß gut geschulte Technik an Phantasiereien zersplittert werden, für die sie in keiner Weise ausreichen. Teschendorf zeigt mit seiner Ariadne, wohin die süße Malerei führt. Auch Graf Harrach hat diesmal keinen glücklichen Griff gethan und die beiden Damen, die ihm zu seinem „Einklang" gesessen, weder durch das Costüm noch durch die bläßliche Malerei verschönert. Hoffentlich beweist dies Bild nichts weiter, als daß auch der tüchtigste Künstler sich bisweilen über die Grenzen seines Genres zu täuschen im Stande ist. Daß Graf Harrach Köpfe malt, wird kein vernünftiger Mensch tadeln, aber was für manchen Andern gut genug wäre, das darf er nicht ausstellen.

Digitized by Google

Carl Becker, der seine venetianischen Novellen ꝛc. leider ganz aufgegeben zu haben scheint, wählt seine Stücke diesmal aus dem Theater. — „Figaros Hochzeit“ und „Was ihr wollt“. Ich wünschte indessen nicht, daß man diesen Ausdruck „Theater“ mit „Bühne“ verwechsle, als ob von letzterer irgend ein Beigeschmack an den Becker'schen Compositionen hinge. Im Gegentheil sind dieselben nirgends chargirt, es wäre vielmehr hin und wieder etwas mehr Bestimmtheit und Klarheit in Situation und Ausdruck zu wünschen. Wer erkennt zum Beispiel aus dem bloßen Bilde Nr. 41 ohne Vorkenntniß oder Katalog die dargestellte Scene? Woher der Maler seine Motive nimmt, ist gleichgültig, wenn er sie nur ohne Berufung auf irgend etwas Anderes, auf einen Dichter oder sonst was, selbstständig klar neu zu schaffen versteht. In seiner Scene aus „Was ihr wollt“ ist ihm das mehr geglückt und Shakespeare brauchte sein Stück nicht geschrieben zu haben oder Becker sich nicht auf dasselbe zu berufen, — das einfach Menschliche, der reizende Vorgang wäre doch verständlich. Aber wozu das Alles! Beckers Größe liegt auf ganz anderem, rein malerischem Gebiete. Der farbigen Schönheit seiner mit schönen Menschen gefüllten Bilder kommen wenige unter den Lebenden gleich. Und all dieser heitere Reichthum, diese leuchtende Pracht der Stoffe, wird niemals bunt, wird niemals im Einzelnen so selbstständig, daß man an die Costümkammer denkt und an all die hübschen Sachen, die der Maler doch hat mit „anbringen“ wollen. All diese Farbenfreude ist vielmehr nur da, um die Existenz schöner Menschen in schönen Räumen und farbenfreudigen Zeiten möglichst eindrucksvoll und wohlklingend vor dem Beschauer zu entwickeln. Beckers Gemälde sind Existenzbilder und seine erfrischende Farbe gibt denselben ihre heitere, vornehme Stimmung.

In ihren Stoffen prätentiöser, in den Scenen dramatischer beabsichtigt sind die verschiedenen Historien von Burmeister. In der Farbe beweisen sie dagegen ein Streben, welches dem Beckers verwandt ist und oft zu recht farbig lustigen, stellenweise feinen Resultaten führt. Indessen ist es stets nur Einzelnes, was uns auf diesen Bildern Anerkennung abzwingt. So ein Bild ist vielleicht hier gut und da gut, — aber dafür in andern Partien gleichgültig oder gar flau. Von einer ganzen vollen überzeugenden Freudigkeit wie bei Becker ist bei Burmeister nirgends die Rede.

Bestimmter in Zeichnung und Modellirung als Becker, bei scharfem Interieurlicht, tritt ein Costümbild von F. Meyerheim auf, „Trio“ betitelt. Die Modellirung und Malerei des Meisters ist überall eine höchst bestimmte, und erinnert er in der malerischen Anschauung, wie in der absichtlichen Solidität seiner Mache an jene Richtung, die vorwiegend im eleganten Berliner Portrait vertreten ist. Nur die Zweifellosigkeit des Raumes und die Bestimmtheit des Lichtes hat der Genremaler hier vor jenem voraus.

Nun wechseln die Costüme. Prof. Begas erfreut uns durch ein florentiner Blumenmädchen. Wären sie nur so in Wirklichkeit! Der Kopf, an und für sich schön und mit reizendem Lächeln belebt, ist in gewohnter Weise gut modellirt und recht feinfarbig. Das Ganze elegant gezeichnet und bewegt. Ein vollständig anderes Gesicht zeigt Michael, ein Künstler, der sich weniger in dem allgemeinen Rahmen Berliner Malerei unterbringen läßt, als irgend ein Anderer. Michael sieht die Welt mit völlig modernem Auge, sucht seine Motive aus lediglich malerischen Rücksichten oder zu coloristischen Zwecken und „verschönert“ die Natur höchstens durch seine originelle Anschauung. In der Technik dürften Wenige mehr und Tüchtigeres von den Franzosen gelernt haben, als eben Michael, und dieser sicherlich nicht zu seinem Schaden und schwerlich auf Kosten seiner Selbstständigkeit. Seine Motive entnimmt der Maler, wie die Ausstellung lehrt, dem italienischen Leben, bald des Volkes, bald der Klöster. Sie alle gehören vornehmlich durch das ausgezeichnete Wissen und Können dieses durch und durch geschulten Technikers zu den eigenartigsten und lehrreichsten der Berliner Ausstellung. Mit diesem Lob muß sich Herr Michael allerdings so ziemlich begnügen. Von Amberg ist nur der in den Farben recht glanzvolle Kopf einer Russin ein wirkliches Lebenszeichen. Schrödl ist am besten durch ein Kind am Kornfeldrand vertreten. Das lebensgroße hübsche Geschöpfchen ist mit großer Liebe gezeichnet. Die Farbe hat etwas Ausgetuschtes, Aquarellartiges, ist indessen doch kräftig und bestimmt und von sehr guter Modellirung getragen. Ebenfalls ein blumenpflückendes Mädchen bringt Holländer. Trotz des unangenehm groß erscheinenden Kopfes ist das Bild gut gezeichnet und besitzt in der Malerei recht solide moderne Qualität.

Und nochmals Costümwechsel.

Auch die Uniformen wollen ihr Recht haben und das ist in der Hauptstadt Preußens kein Wunder und nicht mehr als billig. Indessen ist es für die Kunst nicht gerade ungünstig, daß auch hier die Episode, das Momentbild entschieden angefangen hat, den sonst vom Schlachtenbild innegehabten Platz zu erobern. Und natürlich. Je weiter vom Kriege, je friedlicher die Gemüther, um so günstiger wird das Terrain für jene künstlerische Form, welche nicht das Gewirr der Schlacht selbst in ihren Kreis zieht. Das Darstellbare besiegt allmählich das von der Begeisterung, dem Patriotismus, dem Ehrgeiz Einzelner Gewünschte. Ja die Kunst hat stellenweise bereits ganz abgerüstet, militärische Promenaden wie die von Jacob „In der Hasenhaide“ beweisen das. — Im Uebrigen bleibt die Menge derjenigen Bilder, welche ihre Darstellungen aus dem Kreise des Militarismus entnommen haben, hinter der Zahl entschieden zurück, die man ohne sich zu wundern in Berlin hätte vorfinden können. Neues von Bedeutung ist überhaupt nicht ausgestellt. Wenigstens werden die beiden großen Bilder des ersten berliner Soldatenmalers, Bleibtreus, „Sedan“ und „Gravelotte“, sowohl den Hauptstädtern wie den Besuchern der wiener Weltausstellung längst bekannt sein. Ich brauche daher wohl nur wenige Worte über sie zu sagen. Beide Motive, in erster Linie aber „Sedan“ beweisen, wie sehr auch unsere modernen Schlachtenmaler Bewußtsein von den Wirkungs- und Darstellungsgrenzen ihrer Kunst zu bekommen anfangen. Diese Bleibtreu'schen Bilder haben ihre Grenzen verstanden und ihre Mittel auf Besseres und Verständlicheres gewandt, als jener Salat desselben Meisters, der vom 13. Husarenregiment handeln soll. Außerdem ist an dem Gemälde „Sedan“ eine Natürlichkeit und Einfachheit der schwierigen Composition, eine scharfe Zeichnung und eine klare Bestimmtheit der Töne zu rühmen, die man sonst nicht an seinen leicht bunten und versauceten Bildern gewohnt ist. Wenn wir schließlich noch einen reizend farbigen kleinen Edelstein von A. Fritz Werner, einen „Fahnenjunker vom Regiment Schwerin“ erwähnen, so sind wir auch mit dieser Gruppe fertig.

Und wieder wechseln die Costüme. Der genialste und modernste unter den Berliner „Genremalern“, Paul Meyerheim, hat an seinen gut gemalten Volksbildern allein auch nicht genug, auch er muß seine Phantasie in besondere Unkosten stürzen. Einem Maler von so solidem Können schadet das allerdings am wenigsten. Diesmal sind es — falsche oder echte? — Wilde, die vor dem erstaunten Publico in einer Bretterbude ihren Kriegstanz aufführen und erklärt werden. Das Bild ist voll von fein beobachteten Zügen und originellen Figuren, die den Künstler indessen nie seine erste malerische Aufgabe vergessen lassen oder durch zu große Selbstständigkeit aus dem Gesammtbilde herausfallen. Mit diesen Wilden, mit dem famosen Köter, der sie offenbar für wilde Thiere hält und mit dem Namen Paul Meyerheim überhaupt, sind wir bei der Thiermalerei angelangt. Wir haben wohl nur nöthig, zu erwähnen, daß auch die weiteren Bilder desselben Künstlers, meist Aquarelle von größestem Interesse sind. Geblers Schafe, sowie seine brillanten modernen Qualitäten zu rühmen, will uns überflüssig scheinen. Ebenso bekannt sind Steffecks Pferde. Interessant will mir nur noch die Bemerkung erscheinen, daß fast alle Thiermaler Berlins mehr Portraitmaler der Thiere sind, mehr Charakteristiker der Gattung und des Einzelnen, als Maler der von Thieren belebten Natur, wie Troyon, oder, um ein Beispiel in Berlin zu haben, wie der Wiener Ribarz.

Mit Mensch und Vieh reichstaffirte Landschaften fehlen merkwürdiger Weise in Berlin ganz. Möge daher die bloße Landschaft den Beschluß machen und wieder auf unsere Anfangs aufgestellten Behauptungen zurückweisen.

Während Hertel in seiner Weise versucht, zu zeigen, daß es auch vor den Thoren Berlins schön sei und Jakob bewist, daß man auch an einer Kieferngruppe der Hasenhaide malerische Qualitäten entwickeln und für die Natur interessiren kann, sind die übrigen Berliner Landschafter absolut anderer Meinung. Der segensreiche Vorgang der Pariser mit ihrem Beweis, daß die wahrhrft malerische Naturschönheit allgegenwärtig sei und nichts mit jener des Touristen zu thun habe, der anderer Reizmittel bedarf und es unter Sonnenauf- oder Untergang nicht thut, dieser segensreiche Beweis hat sie nicht überzeugt. Seit es die Malerei — allerdings wieder nach dem Vorgang jener Pariser — interessirt, allen Reiz ihrer Motive in die vollendete Wiedergabe des Lichtes und der Luft, die sie zur Erscheinung bringen, zu legen, haben die Meisten daraus die obenerwähnte Consequenz gezogen und sind in die stillsten Winkel der Natur zurückgestiegen, um sich ihre neue Aufgabe möglichst rein und

Digitized by Google

ungetrübt zu erhalten. Seit derselben Zeit sind die Berliner, in der Nachfolge Hildebrandts, und im Gegensatz zu jenen, dem Lichte und der Luft nachgezogen, um die Welt, und haben diese Medien aller Erscheinung im Gegensatz zu jenen dort gesucht, wo sie in ihren unfaßbarsten, farbigsten aber auch lärmendsten Herrlichkeiten auftraten. Aber so lange wir nicht mit Licht, sondern mit Erde malen, wird man dasselbe, wie die durchleuchtete Luft, nicht direct und allein, sondern nur an Gegenständen darstellen können, und zwar kann man dies überall, nicht nur in Africa und Asien. Die Unzulänglichkeit seiner Mittel hat schon den genialen Hildebrandt scheitern lassen — was soll aus seinen Nachfolgern werden? Wenn Hildebrandt auch ein Recht hatte, Hildebrandt zu sein, wie Freiligrath Freiligrath sein darf, darum haben doch z. B. die Herren Eschke, Körner, Erdmann ꝛc. noch lange kein Recht, auch Hildebrandts sein zu wollen, um so weniger, da der große Landschafter ein viel zu eigenartiges, gefährliches Talent war, um directe Nachfolger zu dulden. Ueber Eschkes „Sturm an der Küste von Capri" sage ich nichts, um nicht in Verdacht zu kommen, als wolle ich mich an der Nationalgalerie reiben. Die richtige Mittelhöhe dieser Malerei, deren Vertreter der Manier nach selten zu unterscheiden sind, wenn man auch den Meister unter ihnen kennt, bezeichnet Erdmanns schwedische „Mondnacht". Am besten ist diesmal Ernst Körner mit einigen sonnigen orientalischen Städteansichten, die tief in goldiges Licht getaucht sind. So ist z. B. seine Nr. 451 ein sehr guter, stiller Sonnenaufgang, von anständiger Malerei und ohne absichtlichen Lärm.

Lutterroth hat entschieden wohl gethan, daß er seine langen Staffagefiguren aufgegeben. Wenigstens ist sein Bild von Ischia ohne dieselben besser, als ich je eines mit ihnen gesehen. Douzette ist aus seinem Stillstand herausgetreten und wagt sich in die Breite, — keineswegs zu seinem Schaden. Pape dagegen ist derselbe geblieben, der er immer war und wirds auch wohl bleiben, so lange er malt.

Wenn ich schließlich Bennewitz von Loefen mit zwei sehr gesunden frischen anspruchslosen Bildern erwähnt und des trefflichen Architekturmalers Paul Graeb gedacht habe, bleibt mir nur noch Wilberg übrig. Ich muß gestehen, daß ich von diesem fleißigen und begabten Künstler mehr erwartet hatte. Allerdings seine früher ausgestellten Studien waren niemals Studien im strengsten, entsagendsten Sinne des Wortes, sondern mehr oder weniger bereits zurecht gemacht; „interessante" auseinanderliegende Motive waren darin zusammengeschoben und an irgend eine Bildwirkung deutlich gedacht. Trotzalledem erschien sein Talent reicher als das der meisten übrigen Berliner. Seine beiden großen ausgestellten Bilder sind denn auch gewiß nicht schlecht, beide haben entschieden viel gute Einzelheiten, aber weder zu einer bedeutenden Bildwirkung, noch zu klarer Stimmung hat der fleißige Künstler diesmal das viele gute Einzelne zusammenzufassen vermocht. Hoffen wir, daß Wilberg damit noch nicht sein letztes Wort gesprochen. Besonders in decorativen Arbeiten würden wir uns freuen, ihn wieder zu sehen.

Damit schließen wir für heute, uns für das nächste Mal einige Worte über das neueste große Aquarell Passinis und die decorativen Landschaften Hertels vorbehaltend.

## Notizen.

Der Reichstag ist eröffnet und für den Empfang seiner Mitglieder wurden in den Hotels und Privatgarnis umfassende Vorbereitungen getroffen. Die Abgeordneten finden die politische Situation nach manchen Seiten hin verändert. Der Culturkampf zwar wird mit ungebrochener Kraft fortgesetzt, aber er hat andere Formen angenommen. Die klericalen Blätter haben eine Ahnung, daß der Staat das letzte Wort behalten werde und ihre Sprache hat sich seit einiger Zeit etwas gedämpfter vernehmen lassen. Vielleicht hat die Nähe des Kullmann'schen Processes das ihrige dazu beigetragen. Auch die zweifelhaften Fortschritte des Carlismus sind einer gehobenen Stimmung der Ultramontanen nichts weniger als günstig. Die Anerkennung Spaniens hat ihnen einen starken Strich durch die Rechnung gemacht. Der Geist des von ihren Anhängern schnöde ermordeten Offiziers erscheint ihnen des Nachts im Traum, schüttelt wie Banquo sein blutiges Haar und prophezeit das verdiente Unheil. An politischen Gespenstern war die Zeit über auch anderswo kein Mangel. Zuerst kam der von seinen Landsleuten als Spion zum Tode verurtheilte Regnier und ließ sich des Fürsten Bismarck Hochachtung bescheinigen. Erfahrene Leute wissen jedoch, wie man sich mit Personen vorsehen muß, die bei ihren Besuchen Certificate über ihre Ehrlichkeit aus nicht immer sehr reinlichen Portefeuilles hervorholen. Infolge jenes Bismarck'schen Zeugnisses haben mehrere Blätter Herrn Regnier natürlich mit unerwartetem tiefem Respect behandelt. Was helfen indessen alle derartigen Versuche der Rehabilitation oder sonstige Ehrenbezeugungen, wenn der Gegenstand derselben sich selbst nicht achtet. Hat doch Regnier in seiner famosen, in London während des Krieges erschienenen Broschüre erzählt, Graf Hatzfeldt aus der Umgebung des Bundeskanzlers habe ihm in Ferrières mit dürren Worten gesagt, der Minister wolle von seinen Anerbietungen nichts mehr hören und er, Graf Hatzfeldt, hoffe, daß Herr Regnier sich aus der Sache mit Ehren ziehen möge und zwar bald (he hoped I should be able to get clear of it with honour and that soon). Solche Dinge können wohl von zerstreuten Lesern vergessen werden, aber geschriebene und gar gedruckte Sachen lassen sich nicht immer aus der Welt bringen. Regnier, kaum zur Ueberraschung der Mitwelt nochmals sichtbar geworden, ist bald wieder untergetaucht. Ein Gespenst war auch Herr Wagener auf dem Eisenacher Congreß und es hat sich gezeigt, daß selbst ein mächtiger Protector politisch todte Männer nicht wieder beleben kann. Es wird wohl die letzte Mission gewesen sein, private oder andere, mit welcher der frühere wohlbestallte Gönner der Socialisten betraut wurde. Mehr Fleisch und Blut als diese Schemen zeigte jedenfalls Herr Diest-Daber, dieses verkörperte Bild der Illusionen und Hoffnungen, welche die leichtgläubigen Feudalen auf Bismarck gebaut hatten. Als dieser September 1862 an die Spitze des Ministeriums trat, zeigte die Kreuzzeitung das Ereigniß mit daumdicken Buchstaben an. Jetzt sollte alles gut werden. Die neue Aera war mit dem van der Heydt'schen Nachspiel für immer beseitigt. Die Junkerpartei war wieder unverhofft obenauf und die Wiederkehr der ständischen Verfassung mit ihren finanziellen und anderen Vortheilen stand vor der Thür. Auch ging zuerst alles ganz flott. Die Preßordonnanzen brachten die liberalen Schreier zur Raison und der Conflict mit den Kammern entwickelte sich zur Staatsinstitution. Da trat das Unvorhergesehene ein, über welches in der Politik wie im Privatleben die Menschen zu stolpern pflegen. Der Tod des Königs von Dänemark führte zu dem schleswig-holstein'schen Kriege und den weiteren Consequenzen. Ueberraschend war Bismarck indessen nicht nur für unsere Alleräußersten zur Rechten, die an zu weitem Gesichtskreis niemals laborirt haben, sondern namentlich auch für den Kaiser Napoleon. Dieser hatte sich bei seinem Gesandten in Berlin, Fürsten Latour d'Auvergne, erkundigen lassen, was denn eigentlich hinter dem preußischen Diplomaten stehe, der seltsame Reden führe und über die Verträge von 1815 so verfängliche Dinge vorbringe. Herr Latour d'Auvergne erkundigte sich, wie Diplomaten zu thun pflegen, an sogenannten wohlunterrichteten Stellen und mahnte in Paris zur Vorsicht. Hinter Herrn von Bismarck stehe weder der König noch irgend ein Einfluß. Er vertrete nur seine eigenen Ideen. Napoleon III. ließ es sich gesagt sein, meinte indessen, Herr von Bismarck werde wenigstens allerlei Verwirrungen stiften, wovon er, der Kaiser, profitiren könne. Die Verwirrung ist dann allerdings nicht ausgeblieben, aber profitirt davon haben Andere. Ein alter Staatsmann pflegte zu sagen: On ne périt que par l'imprévu! Ist das richtig, so war Bismarck für preußische Legitimisten und französische Bonapartisten das Unvorhergesehene. Die inländischen Tories sind deswegen noch nicht gestorben. Soll es aber nicht rasch mit ihnen zu Ende gehen, so ist eine Radicalcur unumgänglich.

Digitized by Google

## Inserate.

## Mendelssohn's Werke.

**Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe.**

Bis jetzt sind erschienen:

15. Sept. **Mendelssohn's Pianoforte-Werke.** Bd. I. Preis 9 Mk.

1. Oct. **Mendelssohn's Pianoforte-Werke.** Bd. II. Preis 8 Mk.

1. Oct. **Mendelssohn's sämmtliche Lieder** f. 1 Singstimme mit Pianoforte-Begleitung. Preis 13 Mk.

8. Oct. **Mendelssohn's Trios f. Pianoforte, Viola und Violoncell.** Partitur und Stimmen. Preis 9 Mk. 30 Pf.

Am 22. October werden ausgegeben:

**Mendelssohn's sämmtliche Streich-Quartette.** Partitur. Preis 13 Mk. Stimmen (vier Bände). Preis 20 Mk.

Wir werden mit den Publicationen in rascher gleichmässiger Folge fortfahren, so dass die Ausgabe spätestens in 4 Jahren vollendet sein wird.

Leipzig, October 1874.

**Breitkopf & Härtel.**

---

☛ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

**MEYERS**

**HANDLEXIKON**

*Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen.*

**Bibliographisches Institut in Leipzig** (vormals Hildburghausen).

---

(**Maurus Jókai's „Goldmensch"**) — einer der brillantesten Romane der Neuzeit, im ungarischen Original 5 Gulden, in einer ersten deutschen Ausgabe 4 Thlr. kostend — erschien nun übersetzt von „einem Landsmann und Jugendfreunde des Dichters" in der sehr verbreiteten „Universal-Bibliothek" von Philipp Reclam jun. in Leipzig, alle 5 Theile, 33 Druckbogen, 608 S. stark, zusammen für **10 Sgr., geb. 15 Sgr.** — No. 521 und 523 derselben „Universal-Bibliothek" brachte auch Jókai's historischen Roman „Die goldene Zeit in Siebenbürgen", deutsch von Leopold Rosner, für 6 Sgr.

---

## Baedeker's Handbuch für Italien.

**Ober-Italien** bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica,** nebst Reise-Routen durch die Schweiz und Oesterreich. Mit 8 Karten und 23 Plänen. 7. neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

**Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 2 Plänen und einem Panorama von Rom. 4. neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

**Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Tunis (Carthago), Malta, Sardinien** und **Athen.** Mit 7 Karten und 8 Plänen. Neue Auflage in Vorbereitung.

---

## Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

**Inhalt der 9. Lieferung:** Vom Mittelalters zur Neuzeit: Erfindungen und Entdeckungen. Die Culturvölker Amerika's. Die Europäer in Amerika. Folgen der Entdeckung Amerika's. Die Renaissance. Die Reformation. Entwicklung der modernen Cultur: Folgen der Reformation. Die Gesellschaft Jesu, Politische Entwicklung bis zur französischen Revolution. Gestaltung der socialen Verhältnisse. Bewegung der geistigen Cultur. Die französische Revolution.

Das Werk erscheint in 11 Lief. à 36 kr. oder 12 Sgr. und wird im October dieses Jahres complet. Lief. 1—9 sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

**Verlag von *Lampart & Comp.* in Augsburg.**

---

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig erschien:

## Suite

**(Allemanda, Intermezzo, Andante, Minuetto, Introduzione e Gavotta)**

für die Violine mit Begleitung des Pianoforte componirt von

**Franz Ries.**

Op. 26. Preis: 2 Thlr. — *(Joseph Joachim in Verehrung gewidmet.)*

Hieraus einzeln:

### Introduction und Gavotte von Franz Ries.

*Op. 26. No. 5.*

A. Für Violine mit Pianoforte (Original) 15 Ngr.
B. Für Pianoforte allein bearbeitet von Ignaz Brüll 10 Ngr.
C. Für Pianoforte zu vier Händen bearbeitet von Joh. Nep. Cavallo 15 Ngr.

*(Arrangement für grosses Orchester in Vorbereitung.)*

**Edmund Singer** schrieb nach der Aufführung der Ries'schen Suite in einer seiner Kammermusik-Soiréen in Stuttgart wörtlich wie folgt:

**„Das prächtige Werk hat einen vollständigen Erfolg errungen! Ich „freue mich dieses wohlverdienten Erfolges um so mehr, als unser Pu„blikum Novitäten gegenüber sich gewöhnlich sehr kühl verhält. Was „mich anlangt, muss ich gestehen, dass mir seit langer Zeit kein Werk „der Violin-Literatur so viel Freude gemacht hat, als diese Suite.**

Auch an anderen Orten, wo das Werk bisher zur öffentlichen Aufführung gelangte, wie in Berlin, Breslau, Mannheim, München, Wien etc. fand es die beifälligste Aufnahme.

Besonders ansprechend ist der letzte Satz **(Introduction** und **Gavotte),** der auf mehrseitig geäusserten Wunsch jetzt auch einzeln und in verschiedenen Arrangements zu haben ist.

---

In allen Musikalienhandlungen ist zu haben:

### Trauermarsch

**bei feierlichen Leichenverbrennungen.**

Für Pianoforte

von

**C. F. Rafael.**

Opus 17. Preis: 6 Ngr.

Leipzig, Verlag von **F. E. C. Leuckart.**

---

Im Verlage von **Quandt & Händel** in Leipzig ist neu erschienen:

### Vorschule der Experimentalphysik.

Naturlehre in elementarer Darstellung nebst Anleitung zum Experimentiren und zur Anfertigung der Apparate. Von Dr. Ad. F. Weinhold, Professor an der Königl. Höhern Gewerbschule in Chemnitz. Mit über 400 Abbildungen und 2 Farbentafeln. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 3⅓ Thlr.

---

## MEYERS REISEBÜCHER 1874. — ITALIEN von GSELL-FELS.

| OBER-ITALIEN. | ROM und MITTEL-ITALIEN. | UNTER-ITALIEN. |
|---|---|---|
| 1. Band, geb., 4 Thlr. | 2 Bände, geb., 6 Thlr. | 1 Band, geb., 2⅓ Thlr. |

. . . . Allzu reich ist unsere Reisebücherliteratur über Italien ohnehin nicht, und dieses neueste Werk, das dürfen wir dreist sagen, **nimmt jetzt entschieden den ersten Rang ein** . . . . ein Reisehandbuch, um das andere Völker uns beneiden können . . ." Augsb. Allg. Ztg.

**Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig (vormals Hildburghausen).**


---

**Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung von H. Hartung & Sohn in Leipzig.**

**Redaction,** Lindenstraße 110, Berlin SW. **Verlag und Expedition von Georg Stilke,** Louisenstraße 33, Berlin NW. **Druck von W. H. Kreßner in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 7. November 1874. Band VI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Von den socialen Wirkungen des großen wiener Börsensturzes. Von Ferdinand Kürnberger. — **Literatur und Kunst:** Abraham Geiger. Ein Gedenkblatt von Berthold Auerbach. — Eine Posse von Richard Wagner. Von Paul Lindau. — Stand und Beruf der Personen im Lustspiele. Von Ernst Wichert. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Marino Falieri. Trauerspiel in vier Acten von Albert Lindner. Monsieur Alphonse. Schauspiel in drei Acten von A. Dumas fils. Besprochen von P. L. — Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. IV. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

### Von den socialen Wirkungen des großen wiener Börsensturzes.

Ihering, der gefeierte Ihering, verließ Wien in dem Augenblicke, als es sein stolzestes Pfauenrad schlug, um einem Rufe nach Göttingen zu folgen. Das „Nest" war im Stande, der „Weltstadt" die Zierde der deutschen Rechtslehrer abzutrumpfen! Als sich die Wiener, nicht sehr geschmeichelt, darüber verwunderten, denn sie meinten soeben das Gebäude der Gemüthlichkeit gekrönt zu haben, verwunderte sich Ihering seinerseits und sagte uns Folgendes: Wie kann man eine Stadt für gemüthlich halten, wo kein Mensch von Quartal zu Quartal weiß, ob er ein Obdach hat und was es kostet? (Wohnungsmiethen stiegen damals innerhalb eines Vierteljahres von 600 auf 2000 fl. und wenn der „Hausherr" nicht steigerte, so thaten es die „Parteien" selbst und jeder Börsengallopin konnte jeden Minister ausmiethen.) Wie kann eine Stadt mit dem System der „belegten Tische" gemüthlich sein, wo man abends von Tisch zu Tisch, von Kneipe zu Kneipe herumirren und die gemüthlichsten Plätze stundenlang früher von den „Honoratioren" belegt finden kann? Dabei war Ihering artig genug, uns nicht einmal vorzurücken, wer diese Honoratioren waren, — Schneider mit ihren Putzmamsells, welche sich damals mehr verdienten als jeder Decan einer Universitätsfacultät, und welche die Mittel hatten, den Vortritt vor einem Ihering zu usurpiren.

Ihering also ging, aber da blieb der Gallopin, der Schneider und die Putzmacherin.

Das war symbolisch. Es bezeichnete an einem einzigen Beispiele die sociale Strömung, in welche Wien hineintrieb. Seine junge, fragmentarische und vom asiatischen Nachbarthor her beständig gestörte und verwirrte Cultur wird noch auf fünfzig Jahre hinaus mehr als alles Andere importirte Wissenschaft brauchen, und — der Faden der Wissenschaft riß ab! Dafür strömte aus Polen und Rumänien eine zweite Völkerwanderung von Börsenelementen zu und krönte unser Gesellschaftsgebäude mit einem Giebeldach von Wohlstand, zu dem nach fünfzig Jahren noch das Fundament fehlen wird.

Wien schob sich damals um viele Breiten von Westen nach Osten, von Deutschland nach Syrien; — der Eingeborne fühlte sich nicht mehr in Europa.

Weniger der Fremde. Er hörte Deutsch und wird es ewig hören. Das wird ihn ewig täuschen, wenn er nur durchpassirt und nicht verweilend studirt. Die Gesellschaftssprache ist deutsch und um wie vieles waren die Gesellschaftshorte, die Salons, zahlreicher und glänzender geworden! Ergo — Zuwachs und Aufschwung deutscher Cultur!

Im Verweilen bemerkte er freilich, daß das Deutscheste und Culturellste, daß eben — der Ihering fehlte, nämlich die Wissenschaft. Sogar diejenige, auf deren Boden soeben Alles tanzte, die Nationalökonomie. Man konnte Bankvorstände ersten Ranges, man konnte im Gemeinderath, im Reichsrath, in den Ministerien nationalökonomische Fachreferenten sehen, welche von der ganzen Literatur dieser Wissenschaft, wie sie in England, Deutschland, Frankreich und Nordamerica angebaut wird, kein einziges der leitendsten Bücher besaßen, oder gelesen hatten, oder auch nur dem Namen nach kannten!! Es gab Disponenten über große Theile des gesammten österreichischen Nationalvermögens, welche theoretisch keine Prüfung über das elementarste ABC nationalökonomischer Begriffe bestanden hätten. Nur wer diese allgemeine Fassung meiner Aussage bestritte, würde mich zwingen, Beispiele anzuführen und Namen zu nennen. Die Sache streift an's Pasquill!

Und doch! War der Fremde bereits captivirt, so verzieh und entschuldigte er. Und er wird es leicht. Wie Capua es nicht für die Capuaner, sondern für Hannibal war, so habe ich immer gefunden, daß das Verweilen im „Capua der Geister" auf Fremde und Einheimische fast umgekehrt wirkt. Der eingeborne Wiener (und hier schreibt selbst Einer) wird nach und nach Pessimist; der Fremde, der sich nicht bei Zeiten salvirt, — Optimist.

Der Optimist also beschied sich und gab er von dem stets zusammen genannten und ach, so grundverschiedenen Zwillingspaar die Wissenschaft dran, so florirte doch die Kunst. Wie imponirte ihm z. B. die Architektur! Festgemauert in der Erde und nicht hinweg zu leugnen steht doch die Ringstraße da, das Opernhaus, und wie, — wachsen nicht soeben zwei neue, künstlerisch intentionirte Theater aus dem Boden: das Stadttheater und die komische Oper? Das ist doch mehr als Tonangebung des Kaftans! Das sind „deutsche Culturblüthen" der babylonischen Treibhaushitze.

Es läßt sich viel davon sagen. Und nicht, es läßt sich, es muß. Ewig von neuem muß die deutsche Sprache ihren großen Fehler corrigiren, daß sie für Kochkunst und Dichtkunst nur das Wort Kunst hat! Wer Kunst sagt, muß sogleich hinzusetzen, wie er's meint und was er darunter versteht. Mit „Kunst" kann ich jede Barbarei in Cultur, aber auch jede Cultur in Barbarei verwandeln, was ich mit „Wissenschaft" nicht kann. Wissenschaft sucht Wahrheit und das ist nur Eine; Kunst sucht Schönheit und kann damit von der Venus der Griechen — zur Venus der Hottentotten gelangen!

Aber es sei. Beide Theater verstanden die Kunst in ihrem eigentlichen und tadellosen Sinne: durch Unterhaltung Veredlung. Der Ausgangspunkt war ein würdiger, das ist nicht zu bekritteln. Es handelt sich aber auch nicht darum, wie ein öffentliches Institut

Digitized by Google

zu einigen Privatpersonen, sondern wie es zur Oeffentlichkeit steht. Nicht die Intention jener, sondern das Bedürfniß dieser ist ihre Signatur.

Die Schöpfer — wohl zu unterscheiden von den Gründern, — die Schöpfer der beiden Theater hatten ein Kunstbedürfniß. Schon die Gründer, bekanntlich Actionäre, hatten das nicht. Sie zeichneten ihre Actien nicht aus Liebe zur Kunst, just auch nicht aus Liebe zum Gewinn, was ihnen gerne bezeugt sein soll; sondern ihr Motiv war ein Drittes: Repräsentation. An diesen „Kunstinstituten" betheiligt zu sein, hatte der Mehrzahl der Actionäre genau die Bedeutung ihrer Soupers, ihrer Salons, ihrer Mackartgemälde, ihrer Equipagen und Villen: nämlich Reclame und öffentliche Bezeugung ihrer Creditwürdigkeit. Also weder ein guter noch ein schlechter, sondern ein künstlerisch-indifferenter und außer der Kunst liegender Zweck.

Und nun das Publicum. Alle älteren Theater Wiens machen mit unerheblichen Variationen ihre Bilanzen nach wie vor dem Krach; die zwei neuen Kunstinstitute krachten mit! Das ist wieder symbolisch. Für Wien ist sogar nichts so symbolisch als das Theaterleben. Es beweist, daß das Kunstbedürfniß um jene 3000 Menschen, welche zur Füllung dieser zwei neuen Kunsttempel nöthig, im Publicum keine größeren Kreise gezogen! Vergebens flötete die Presse der Prosperität (lies: Corruption) ihren Lockvogelruf: Reichthum schafft Bildung. Sie verschwieg wohlweislich: welcher Reichthum? Der Reichthum durch die Arbeit, oder der Reichthum — durchs Roulette? Diesen Unterschied verschwiegen, und die größten Bildner der Menschheit heißen dann nicht Aristoteles oder Luther, sondern — Benazet!

Wahrlich, die Börse selbst war mitunter aufrichtiger als die Börsenpresse. Ein volksthümlicher Börsen-Spielfürst, der verstorbene Jonas Königwarter, sagte das drastische Wort, das dann als ein geflügeltes umging: Jeder Proletarier, der heutzutag eine Million hat, will Millionär heißen! Das illustrirt genau die Thatsache, welche wir hier markiren. Der Millionär geht nach wie vor in's Burgtheater, aber der Proletarier, der eine Million hat (oder hatte), läßt das Stadttheater fallen! Dem Reichthum wuchs nicht Bildung zu — durch erspielten Reichthum.

Das muß man festhalten. Wer Wien im Jahre 1872 sah und wer es im Jahre 1874 wieder sieht, der findet „eine total veränderte Physiognomie der socialen Verhältnisse". Er glaubt es wenigstens und meint, welches Problem ihm da vorliege! Und doch hat er nicht mehr und nicht weniger gesehen, als Ebbe und Fluth, aber constant zwischen beiden bleibt die Durchschnittslinie, das normale Meeresniveau.

Wie uns Sybel nach den exactesten Berechnungen, welche sein Originaleigenthum sind, die überraschende Thatsache mitgetheilt hat, daß nach 20 Jahren der französischen Revolution und der Umwälzung aller socialen Verhältnisse die Zahl der kleinen Grundbesitzer ungefähr die nämliche geblieben, so finden wir nach den crassesten Besitzveränderungen des Geldes die Besitzer der Wissenschaft, der Kunst, der Bildung, also die geistige Physiognomie des socialen Wiens, weit mehr im Gleichgewichte, als wir ahnen mochten. Daher es auch kommt, daß diese Physiognomie höchstens verändert, aber nicht eigentlich verzerrt ist.

Die Veränderungen werden und wurden bewirkt durch jene Wolken von Kaftans, welche bald höher, bald niedriger, dünner und dichter, beleuchteter und dunkler den Stamm der Gesellschaft umwogen, aber im Spiel ihrer wechselnden Bewegung blos seine feste Form illustriren. Soll ich die wirkliche Veränderung auf die kürzeste Formel bringen, so möchte ich sagen: damals schien zu herrschen, was die Herrschaft thatsächlich nicht hatte, und was heute herrschend ist, scheint seine Herrschaft nicht auszuüben.

Ein Blick in's Einzelne der verschiedenen socialen Schichten ergibt etwa folgende Resultate, welche nicht abschließend nur andeutend verzeichnet sein sollen.

Die verhältnißmäßige Stagnation in der Arbeiterbewegung schreibe ich keineswegs dem Umstande zu, daß unter den 50,000 Menschen, welche seit dem großen Krach von Wien abgezogen, 30,000 Arbeiter: enragirte Minoritäten machen nach Empfindungen, nicht nach Kopfzahlen Lärm. Ihr gegenwärtiges Verhalten ist vielmehr von dem uralten Gesetze dictirt, daß der Arbeiter seinen „Druck" und die „Tyrannei" des Capitals nie heftiger fühlt, als wenn ihm am wohlsten ist und daß er seine zufriedensten Calmen feiert — zwischen dem niedrigsten Lohn und der gänzlichen Arbeitslosigkeit. (Der nächsten Monat in Gratz abzuführende Arbeiterproceß Tauschinsky hat es mit einem religiösen Schwärmer der Religionslosigkeit zu thun und dürfte Mühe haben, in subjective Confusion objectives Licht zu bringen, was daran weltliche und geistliche Sphäre des Socialismus.) In Wien aber erinnert sich der Arbeiter-Bildungsverein wieder einmal seines Titels und nimmt einen jener friedlichen Anläufe, welche die Verbesserung der Welt mit der eigenen beginnen. Wozu ihm nur Glück zu wünschen, denn wenn er sich wirklich bildet, so muß er nothwendig die erste Macht in einer Gesellschaft werden, welche noch immer mit der Praxis des Empirikers ausreicht und theoretische Wissenschaft grundsätzlich in Verruf thut.

Das Kleingewerbe z. B. ist ein für allemal entschlossen, jenes Brett vor dem Kopf zu behalten, welches ihm die Einsicht benimmt, daß es durch die Dampfmaschinen-Großproduction zur Auflösung verurtheilt ist, die es durch häusliche Mißwirthschaft und geschäftliche Unsolidität bestens beschleunigt. Börse Mortimer starb ihm sehr gelegen, denn nun hat es der große Krach ruinirt! Das americanische Beispiel, daß zwei Concurrenten sich associiren, ist für das österreichische Kleingewerbe, wo sie sich gegenseitig zu schaden suchen, verloren und nicht in der Association und kräftigen Entwicklung seines halbtodten Genossenschaftswesens, sondern — im Franz-Josephsfonds suchte dasselbe seine Panacee. Man ist betteln, sammeln und Wohlthätigkeitstanzen gegangen, um diese nationalökonomische Kinderwindel zusammenzuflicken und die paar tausend Gulden werden nun, wie „ich und ein gewisser Müller" den Rückzug aus Rußland decken!

Bedenklicher als diese harmlose Unterstützungsfonds-Spielerei „zur Hebung des Kleingewerbes" hat sich eine Praxis des Kleinhandels entwickelt, welcher unter der Fahne: „Nur billig" mit den 27 Kreuzerläden seiner Textilwaaren und den 10 Kreuzerläden seiner Kurzwaaren, als das eigentliche sichtbare Gespenst des großen Krachs, der ja sonst nur ein Abstractum wäre, die Verkaufsorte Wiens in Massenbesitz nahm. Das ist ein Schauspiel, welches früher nicht gesehen worden. Diese Kunst des verkrachten Producenten, dem verkrachten Consumenten das Geld statt gulden-, kreuzerweise, dafür aber auch für gar nichts von Gegenwerth, aus der Tasche zu holen, macht ganz die Miene, als ob sie, — wie z. B. nach der Continentalsperre der Cichoriencaffee — sich festsetzen und einfressen wollte als eines jener bleibenden Gifte, welche große, aber rasch verprassende Unglücksepochen überdauern. Es ist klar, daß diese Concurrenz dem soliden Geschäfte nur die Alternative läßt, entweder schleunigst erwürgt zu werden, oder ihr selbst sich zu assimiliren und den Eiterstoff der Fälschung, Täuschung, „imitation" in den letzten seiner gesunden Blutstropfen aufzunehmen.

Die Haltung des Großbürgerthums ist bekannt. Mehr als jener Franz-Josephsfonds, welcher den armen Infusorien im faulen Glas Wasser ihr Element verzuckern sollte, stand sein großes Seitenstück im Lichte der Publicität, — der bewußte 80 Millionenfonds „zur Behebung der Krisis", mit dessen Votirung, der Phrenesie der Börsenpresse nachgebend, der erste direct gewählte Reichsrath sich seine Sporen verdienen mußte. Bei Gelegenheit jenes 80 Millionenpostulats und durch dasselbe hat sich beides: Intellect und Wille der betreffenden socialen Schichte zu ausdrucksvoll charakterisirt, als daß der Kritik noch etwas übrig bliebe.

Der Intellect stand auf jener Stufe, welche eine künstliche Belebung des Papiermarkts für möglich hält, wenn derselbe dem natürlichsten aller Gesetze folgt: daß sich der Preis stark und auf die Länge niemals vom Werthe entfernen kann.

Der Wille documentirte mit der Energie einer Gasspannung und einer Explosion die österreichische Ethik: mit mindester Arbeit die meisten Genußmittel zu erzielen. Was die Aufhebung des kleinen Lottos verzögert, nicht die Unentbehrlichkeit des lumpig-geringen Ertrages für den Staat, sondern

Digitized by Google

weil sie im Volke selbst unpopulär wäre und niemandem zu Danke geschähe, das donnerte und brüllte für den Wiederaufbau des Börsentempels: die ausgesprochenste Macht des Nationalgeistes. Der Oesterreicher will spielen.

Die wiener Presse schlug ihre heftigsten, ihre löwenmuthigsten Töne gegen den Finanzminister de Pretis an, der entweder gestürzt, oder der Phönix der Börse werden sollte. Natürlich mußte das Feldgeschrei dieses Ansturms immerhin andere Losungen borgen. Die eine hieß: Handelskrisis! Aber die Handelskrisis blieb und bleibt aus. Das Schreckmittel verfing keinen Augenblick. Die zweite hieß: Verfassung. Dieses Stichwort bedarf eines Commentars.

Die bürgerlichen Verfassungselemente, bereichert von der Börsenprosperität, waren in Proportion mit ihrer finanziellen selbstverständlich auch eine politische Macht geworden. Die Börsenpresse operirte nun mit der Fiction, daß jene Macht nicht sinken könne, ohne diese mit sich zu reißen und eine Bresche für den verfassungsfeindlichen, klerical-feudalen Föderalismus zu machen. Eine schattenhafte Luftspiegelung von Wahrscheinlichkeit, aber Fiction war es doch! Denn erstens wäre die Verfassung längst schon beseitigt, wenn sie nicht noch in andern Nothwendigkeiten, als in der Geldmacht des parlamentarischen Gründerpatriciats ihre Stützpunkte hätte; zweitens aber fehlte der feudal-klericalen Opposition alle gegensätzliche Kraft zur Börsenpartei, mit der sie vielmehr verwandt war, sowohl an der wiener Börse, als noch mehr auf ihrer specifischen Privatdomäne, in ihrer böhmischen Vendée, wo sie durch ihre „Chabrus"-Machereien oder durch den Gründer- und Actienschwindel ihrer Zuckerfabriken die wiener Börsen-Beglückungskünste zu föderalistischen Sonderzwecken so ziemlich copirt hatte und den Fußtapfen der verfassungstreuen Plutokratie im Großen und Ganzen nachgetreten war. Auch auswärts wird man's bemerkt haben, daß denn auch der blaublütige Föderalismus den bürgerlichen Börsensturz nur schwach, ohnmächtig, gleichsam ehrenhalber und um den Schein zu retten, zu Angriffen auf die Verfassung benutzt hat; was man aber in der Entfernung unmöglich bemerkt haben konnte, das ist: daß die verfassungstreue Plutokratie ein ernsthafteres Gesicht dieses Angriffes gar nicht ungern, ja mit Vergnügen gesehen hätte, daß ihr nichts erwünschter gewesen wäre, als die socialen Wirkungen des großen Krachs zu politischen Gefahren stempeln zu können, weil ihr die Furcht vor einer größeren Krise oder Wahrscheinlichkeit solcher Gefahren vortrefflich gedient hätte, damit die Wasser auf ihre eigenen Mühlen zu stauen. Das ist der leitende Gesichtspunkt, aus welchem z. B. noch der letzte Wellenschlag dieser Agitationsfluth bei Gelegenheit der böhmischen Kaiserreise betrachtet werden muß. Daß die verfassungsfeindliche Presse ihre föderalistischen Ausgleichs-Utopien aufwärmte und das Ministerium Auersperg-Lasser für erschüttert zu halten affectirte, war als ihr Parteimanöver ganz in der Ordnung: daß ihr aber die verfassungstreue mit Gier jedes Wort aus dem Munde nahm, es noch absichtlich übertrieb und sich selbst zum Organe der gegnerischen Propaganda herlieh, dieses Manöver, die eigene Schwäche zu verrathen und zu fürchten zu scheinen, wird der auswärtige Zeitungsleser nicht leicht verstanden haben, ohne den inländischen Schlüssel dazu — die Gefahren der Verfassungspartei und ihr ewig Weh und Ach aus dem Einen Punkte zu curiren, Remedur der Börse! Aber die böhmische Kaiserreise verlief ohne verfassungskritisches Bangemachen, de Pretis ist fest geblieben, die Handelskrisis ein chinesisches Schattenspiel, die diesjährige Ernte vortrefflich und wenn sich dieselbe in einer naturgemäßen Courssteigerung spiegelt, so soll es der Börse gegönnt sein: ihren künstlichen Geldmacherproceß hat sie verloren. Die Aera ihrer häßlichen Schmerzensschreie ist abgeschlossen.

Daß sie da war, bleibt freilich ein trauriger Endeindruck unsrer Betrachtung. Von einem „Läuterungsproceß", einer „Luftreinigung" und ähnlichem Phrasenpulver aus Tiflis kann keinen Augenblick die Rede sein. Die socialen Wirkungen des großen Krachs werden ökonomisch am ersten und raschesten verschwunden sein, wenigstens auf der Oberfläche, aber nichts sichert uns vor einer Wiederkehr, weil sich bei dieser Gelegenheit ein ethisches Bild der Gesellschaft enthüllte, in welche die „eindringliche Lehre" eben nicht eingedrungen. War es auch unmöglich, künstlich und von Staatswegen den Börsenschwindel zu reintegriren, so hofft die ganze Gesellschaft dieses leichten sanguinischen Menschenschlags doch auf eine irgendwie anders geartete Rückkehr desselben so fest wie auf den Messias, wie der brütende Wallenstein nach seiner ersten Absetzung auf Tag und Stunde seiner zweiten Anstellung. In diesem Sinne bin ich auch einem national-politischen Schaden auf der Spur, der es nur allzu reichlich aufwiegt, daß wir einen parlamentarisch-politischen, den man so eifrig an die Wand gemalt, nicht genommen. Ich bemerke nämlich, daß in Oesterreich die deutsche Gesinnung, die zwischen 1866 und 1871 in ihrem Zenith stand, verflaut und zurückgeht. Es hat sich seit dem Jahre 1872 ein österreichischer Börsen-Patriotismus etablirt, eine Art Erkauft- oder Bestochensein des ganzen Volkes, ungefähr wie es unter Louis Philipp eine Fraction des seinigen, die Wählerclasse mit ihren Deputirten war. Ganze Schwaden der Intelligenz, die früher aufrecht gestanden, liegen jetzt nieder und küssen den vaterländischen Boden des Courszettels. Das Vaterland hat sie inzwischen bereichert, und sind sie auch, wie sie meinen, vorübergehend verkracht, so versteht es sich ihnen ganz von selbst, daß das Vaterland in der Richtung der Börsencultur fortfahren wird, fortfahren muß. Wie der Fürstbischof Riccobona von Trient gesagt hat: Oesterreich ist der unnützeste Staat von der Welt, wenn er nicht den katholischen Interessen dient, so ist es bei der tonangebenden, in Parlament und Presse herrschenden Gesellschaft die tiefinnerste Herzensstimme, die sich bis dicht in die Publicität vorwagt: Oesterreich ist der unnützeste Staat, wenn er kein „Gründer"-Staat ist. Aber daß er's geworden, hat ihm mächtig gedient und hat ihm für verlorene Schlachten und Provinzen viele „Patrioten" gewonnen!

Mag das die Vogelschau eines Pessimisten sein; — weiß es ein Optimist anders und besser, so wird ihm ja die unparteiische Redaction dieser Wochenschrift wohl auch ein paar Spalten einräumen, worin dann eine „rosenfingerige Eos" nach meinem Nachtgemälde ihren schönen Morgen heraufführen kann.

Wien, im September 1874. **Ferdinand Kürnberger.**

## Literatur und Kunst.

### Abraham Geiger.

Ein Gedenkblatt von **Berthold Auerbach.**

Jetzt wird es bald ein Jahr, seit ich in diesen Blättern ein rasch zusammengerafftes Gedenkzeichen auf das frische Grab von David Friedrich Strauß niederlegte. Heute muß ich nun, noch erschüttert von der Todesnachricht eines Jugendgenossen und Freundes, ein Aehnliches versuchen für den Mann, der in gleichem Geistesgebiete, aber innehaltend vor äußersten abstracten Consequenzen und in die geschichtliche Continuation eintretend, ein thatenreiches Leben vollendet.

Abraham Geiger hat, wie jener, im strengen Dienste der Freiheit und Wahrhaftigkeit gestanden, aber die Autonomie des individuellen Geistes galt ihm nicht als absolute, sondern von Gewalten bedingt, die über dem Individuellen und Zeitlichen stehen, oder vielmehr Individuelles und Zeitliches sich unterordnen. Aus Naturell und Erkenntniß und aus vorherrschend geschichtlicher Anlage und Grundlage seines umfassenden Geistes verblieb Abraham Geiger mit warmer Hingebung innerhalb seiner Kirche. In die Gemeinschaft des Lebens versetzt, im Gebiete der Religion verharrend, strebte er von innen heraus, die Läuterung derselben zu bewirken. In

Digitized by Google

freier Selbstführung stellte er die Aufgabe seines Daseins und Wirkens dahin: mit allen Mitteln wissenschaftlicher Forschung die geschichtliche Vergangenheit zu durchdringen, daneben aber auch die Berechtigungen und Bedingungen der Gegenwart als nicht minder geschichtliche zur Geltung zu bringen und so die Continuation des Geistes- und Empfindungslebens — zunächst im religiösen Bezirke — klärend fortzuführen.

Ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Behauptung aufstellt, daß in Eintheilung der Geschichte des Judenthums man die Periode der neuen Zeit datiren darf: Von Moses Mendelssohn bis Zunz und Geiger. Und der ältere Meister hat den jüngeren überlebt.

Es ist eine noch nicht genug betonte geschichtliche Thatsache, daß mit Eintritt des deutschen Geistes in die Führerschaft der modernen Cultur, mit Lessing zugleich auch Moses Mendelssohn erstanden war. Während bis dahin die Wissenschaftlichkeit innerhalb des Judenthums vorherrschend bei den portugiesischen Juden sich fortbildete, ist dieselbe, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, mit Moses Mendelssohn auf die deutschen Juden übergegangen.

Abraham Geiger war ein Mann von vorherrschend geschichtlicher Textur, durchzogen von philologischer Schulung. Schon seine erste Arbeit, die er auf äußere Anregung vollführte, erweist einen Grundzug, die religiösen Bildungen nicht als isolirte in's Auge zu fassen, sondern unter dem Gesichtspunkte der Einwirkung und Auswirkung der einen auf die andere. Es ist auch hier ein Sonnensystem, wo der eine Weltkörper in Anziehung und Abstoßung auf die Bewegung des andern wirkt.

Im Anfang der dreißiger Jahre hatte die Universität Bonn — wo Geiger damals studirte — die Preisaufgabe gestellt: „Was hat Muhammed aus dem Judenthum aufgenommen?" Abraham Geiger errang den Preis. Aus Thalmud und Midrasch erwies er diejenigen Momente, deren sagenhafter Inhalt in den Koran übergegangen ist; er bewährte schon damals eine gründliche Kenntniß der semitischen Sprachen und des jüdischen Literaturgebietes.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, den wissenschaftlichen, den speciell religiösen — und dabei auch oft polemischen — wie den humanistischen Fortgang in den zahlreichen Monographien und systematischen Werken Geigers nachzuweisen. Es mangelt mir hiezu nicht nur an spezialer Kenntniß, sondern, besäße ich auch solche, wäre ich dessen jetzt im Schmerze über den dahingerafften Freund nicht fähig. Es werden hoffentlich Berufene dieser Aufgabe nachkommen. Nur einige Andeutungen mögen hier eine Stelle finden.

Die historische Auffassung, die sich im Gegensatze zur abstract rationalistischen allgemein geltend macht, hatte vor allem auch ihre Vertretung im Gebiete des Judenthums in den grundlegenden Werken von Zunz. Auf diesen fußend hat Abraham Geiger durch umfassende Arbeiten in neuer Betrachtungsweise Schule gebildet. Die sogenannte Orthodoxie betrachtete alles Ueberkommen als festgefugt und unantastbar heilig. Geiger zeigte, daß alles geschichtliche Leben ein flüssiges Werden und nicht ewig gebannte Erstarrung sei. Gerade die Tradition erwies er als Ergebniß und als Mittel der Fortbildung, und daß somit der Geist ein bewegter und nicht in ein geschriebenes Wort gefesselter ist. Das unterschied und schied ihn von der Orthodoxie einerseits und vom bloßen Rationalismus andererseits.

Im Frühling 1835 begann Geiger seine „Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie", nachdem die von Zunz nur ein Jahr fortgeführt war. Geiger führte diese Zeitschrift in Breslau, Frankfurt und Berlin fort; sie ist ein reiches Repertorium seiner und seiner Genossen wissenschaftlicher und praktisch religiöser Bestrebungen.

Ich will hier nur noch auf zwei Werke hinweisen. Das eine heißt: „Urschrift und Uebersetzung der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der innern Entwicklung des Judenthums" und ruht im Centrum von Abraham Geigers Kraft, indem es die Pflicht und das Recht der freien philologischen und geschichtlichen Forschung nach den Ermittlungen der neuen Zeit umfassend darstellt. Es ist eine der folgenreichsten Thaten Spinozas, daß er, auf Aben Esra gestützt, in eigener freier Forschung in seinem „theologisch-politischen Tractat" nachwies, wie die biblischen Bücher nicht von den Verfassern herrühren, deren Namen sie tragen, und daß ferner die Art, wie dieselben abgeschrieben, überliefert und die vorhandenen Fragmente redigirt wurden, daß die Widersprüche, Einschaltungen ꝛc. zeigen, wie Abschreiber, Archivare und Redacteure keineswegs unfehlbar waren.

Spinoza ist der Gründer der biblischen Kritik, die in neuerer Zeit von bedeutsamen christlichen Gelehrten ausgebaut wurde.

Abraham Geiger ist nach Aben Esra und Spinoza der erste jüdische Gelehrte, sogar Rabbiner, der die biblische Kritik neu aufnahm, und er brachte hiezu ergiebiges Material aus jüdischen Schriften, die christlichen Gelehrten bis dahin unzugänglich waren. Er wies unwiderleglich nach, daß der sogenannte masoretische Text im großen Ganzen der correcte, daß aber doch auch der Text unter Einwirkung der Zeitverhältnisse flüssig war und daß tendenziöse Rücksichten nicht nur die Uebersetzungen formirten, sondern auch den Grundtext in Einzelheiten umgestalteten.

Er wies Macht und Wesen der Tradition in ihrer flüssigen Bewegtheit bis auf die Urquelle zurück.

Zwischen der Bibel Alten Testaments und der Bibel Neuen Testaments ist ein weißes Blatt. Aber die Entwicklung der religiösen Anschauungen ist eine stetige historische. Es galt, jenes weiße Blatt nicht leer zu lassen, sondern aus Erforschung der Mittelstufen und Uebergänge, oft nach dürftigen Andeutungen, mit Inhalt zu ergänzen. In zahlreichen Monographien und kleinen Abhandlungen hat dies Geiger unternommen; und die Tübinger Schule, sowie auch Renan in seinem „Leben Jesu" erkannte die Bedeutsamkeit dieser Arbeiten.

In der „Geschichte des Judenthums" — die aus Vorträgen hervorgegangen — hat Geiger die Neubildung fixirt, unter dem Nachweise, daß der ewige Geist nicht an eine bestimmte Periode und bestimmte Textesworte oder gar auf deren mangelhaftes Verständniß beschränkt ist.

Diesem Werke fehlt noch die Darstellung unserer Tage; wer sie geben wird, muß die Bedeutung Geigers selber in das entsprechende Licht stellen.

Mit Geiger ist auch einer jener Kämpfer aus dem Leben geschieden, die um die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden zu ringen hatten. In dieser Kampfesgeschichte steht die edle Gestalt Gabriel Riessers, der sich selbst in Abwehr der Rohheit nicht aus seinem ethisch reinen und schönen Ebenmaße bringen ließ, oben an. Abraham Geiger hatte sich aber noch die besondere Aufgabe gestellt, den wissenschaftlichen und praktischen Nachweis zu führen, daß seine Confession innerhalb ihrer positiven Grenzen an ethischem Gehalt, an Gesetzen und Geboten zur Regelung der Menschengemeinschaft und zur Erkenntniß und Heiligung des Verhältnisses zu Gott anderen Confessionen innerhalb ihrer positiven Begrenzung ebenbürtig sei.

Das politische Recht war durch Emanation eines Gesetzes festzustellen, die ethische Machtfülle ist nur durch Bethätigung im Leben und Erfüllung der Sittlichkeitsgesetze zu erweisen. Die Mahnung hiezu und die demgemäß erforderlichen Umgestaltungen der religiösen Formen hat Geiger fortgesetzt betont.

Ich habe seit dem Jahre 1828 auf den mannichfachsten Lebensstufen in ungetrübter Freundschaft mit Abraham Geiger gelebt. Er war eifervoll in seinem Beruf, aber auch freien und humanen Sinnes genug, um ein Leben und Denken, das weit ab von dem seinen lenkte, nicht mit hochmüthiger Toleranz, sondern als innerlich berechtigt gelten zu lassen. Er war bei allem wissenschaftlichen Ernste stets heiter und bei aller frischen, muthigen Kampfeslust gegen Widersacher, innerhalb seines Kreises und außer demselben, stets im Gleichmuth und zu Wohlwollen geneigt. Jede Wahrnehmung des Fortschrittes

Digitized by Google

war ihm eine Festesfreude. Er hörte mit aufmerksamer Gelassenheit fremde Anschauungen und war doch wieder lebhaft in der Entgegnung. Er war ein edelsinniger, warmherziger Mensch.

Abraham Geiger war ein freier Gelehrter und ein Geistlicher. Er war zuerst Rabbiner in Wiesbaden, dann länger als 25 Jahre in Breslau, mehrere Jahre in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. und zuletzt in Berlin.

Es ist heutigen Tages ein schweres Amt, zumal in einer großen Stadt, wo die Religion nicht mehr alleiniger Mittelpunkt des höheren Lebens ist, als Geistlicher zu wirken. Die an alten Bräuchen und Formen Hangenden, kurzweg die Orthodoxen, schmähen und verschmähen alle zeitentsprechende Formgebung, weil sie meinen, mit ihr schwinde und verschwinde der Inhalt und die gewohnte traute Innigkeit. Die sogenannten Aufgeklärten und die Indifferenten oder gar die Freigeister kennen keine Religionsgemeinschaft. Es gibt aber auch Zahllose aller Confessionen, denen das Wort Geistlicher und Heuchler synonym ist. Läßt sich aber denken, daß eine Gemeinschaft nur einen Tag Bestand hielte, wenn ihre Oberen aus lauter Heuchlern beständen und nicht wirklich Männer da wären, die aufrichtig und in Treuen den Ideen und Formen anhangen, denen sie dienen? Abraham Geiger hielt an jener Grenze, wo das Räthsel des Daseins und seiner Verknüpfungen steht, den Glauben fest. „Er glaubte an die Zukunft der Religion und er arbeitete für die Religion der Zukunft," so schrieb mir ein gemeinschaftlicher Freund bei der Todesnachricht.

Eines seiner Lebensideale war die Errichtung einer Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums, um sie ebenbürtig anderen Wissenschaften zu erweisen und neue Geistliche systematisch auszubilden. Erst in seinem letzten Lebensjahre hat sich ihm dieses Ideal erfüllt und seine besondere Berufung für das wissenschaftliche Katheder erwiesen.

Jeder lebt und wirkt in seiner begrenzten Welt, als wäre dies die Welt als solche, und nur so ist nachhaltige Wirksamkeit möglich. Wenn man auch den Zusammenhang des Universums erkennt, so ist die Bethätigung in ihm doch nur im bezirkten Kreise gegeben. Der große Culturzusammenhang ist ein Organismus, aus zahllosen Zellen sich auferbauend, und in jeder Zelle bewegt sich Begeisterung, Ehre, Kampf und alle zusammen bilden den großen Baum des Lebens und der Erkenntniß.

In der Judengasse zu Frankfurt a. M., in der so viel Leid und Druck von außen, und so viel religiöse Innigkeit und Ausdauer Jahrhunderte lang erfahren wurde, dort, schrägüber dem Geburtshause Ludwig Börnes, wurde Geiger 1810 geboren.

In Berlin in der Rosenthaler Straße, wo das lärmende Verkehrsleben hin und her wogt, ist ein großes Haus, Numero 40 mit weitläufigen Hofgebäuden, in denen man vom Geräusch da draußen nichts vernimmt. In dem Querbau, aus dessen Fenstern man über Gärten, über den abgeschlossenen jüdischen Friedhof den Thurm der Sophienkirche und die Kuppel der neuen jüdischen Synagoge sieht, — dort wurde am vergangenen 24. Mai das Geburtsfest Abraham Geigers von seinen Söhnen, Freunden und Schülern gefeiert.

Wer hätte damals geahnt, daß dies die letzte Geburtstagsfeier sei; denn der Gefeierte, von gedrungener kleiner Gestalt, gescheiteltem, vollem dunkelm Haupthaar, rothwangig und frisch, beredt und lebhaft, zeigte die volle Kraft rüstigen, arbeitsfrohen Manneslebens.

Es war rührend und erhebend zugleich, wie die Hochschüler ihren Meister feierten. Nun ist er todt. Da draußen vor dem Schönhauser Thore, wo er so oft an den Gräbern Trostesworte gesprochen, ruht er nun stumm. Aber das, was er gewesen und geleistet, wird fortgedeihen in der großen Gesammtheit der allgemeinen und vaterländischen Cultur.

---

## Eine Posse von Richard Wagner.

Im Verlage von E. W. Fritzsch in Leipzig sind in neun stattlichen Bänden die „Gesammelten Schriften und Dichtungen" von Richard Wagner erschienen. Nicht nur den besonderen Freunden der neueren Richtung und des Kunstwerkes der Zukunft, sondern allen unseren Lesern sei diese Sammlung, welche die intime Bekanntschaft mit einem der eigenthümlichsten und vielseitigsten Künstler und Dichter unserer Zeit vermittelt, warm empfohlen. Der erste Band enthält außer verschiedenen kleineren Aufsätzen die Dichtungen „Rienzi" und „der fliegende Holländer", der zweite unter anderem „Tannhäuser" und „Lohengrin", der dritte das bekannte ästhetische Programm der sogenannten Zukunftsmusik und die bedeutenden Abhandlungen über „die Oper und das Wesen der Musik", der vierte ebenfalls ästhetische Schriften, welche gleichsam den Codex der Zukunftsmusik bilden, der fünfte unter anderem das Pamphlet über „das Judenthum in der Musik", die „programmatischen Erläuterungen" und die Dichtung „Rheingold", der sechste Band den „Ring des Nibelungen", der siebente Band unter anderem „Tristan und Isolde" und „die Meistersinger von Nürnberg", der achte Band unter anderem die Broschüren über „deutsche Kunst und deutsche Politik", und „über das Dirigiren", der letzte Band endlich außer dem längeren Aufsatze „über Schauspieler und Sänger" und den auf Bayreuth bezüglichen Schriften auch eine Posse, die, soviel ich weiß, bis jetzt noch nicht bekannt geworden ist.

Mit diesem „Lustspiel in antiker Manier" wollen wir uns daher für heute etwas eingehender beschäftigen und behalten uns vor, auf das eine oder andere Werk Wagners gelegentlich zurückzukommen.

---

„Eine Capitulation. Lustspiel in antiker Manier", nennt Richard Wagner die sonderbare Dichtung, welche den neunten Band seiner „gesammelten Schriften" eröffnet. „Lustspiel in antiker Manier" ist eigentlich recht bequem. Beklagt man sich über Geschmacklosigkeiten, über unerlaubt schlechte Witze, über Unverständlichkeiten, so kann der vornehme Autor mit mitleidigem Achselzucken auf den Titel verweisen. Es ist antik! Damit ist Alles gesagt, Alles erklärt, Alles entschuldigt. Der Kritiker, der dem antikisirenden Unsinn nicht die volle freudige Empfänglichkeit entgegenbringt, wird mit Herablassung auf den ihm natürlich vollständig unbekannten Aristophanes verwiesen, und seine ablehnenden Bemerkungen können nur aus einer ungenügenden Kenntniß der alten Literatur sich erklären lassen.

Nun auf die Gefahr hin, von dem ordentlichen Professor der classischen Philologie in Basel mit dem größten Banne belegt zu werden, muß ich gestehen, daß ich für das Wagner'sche „Lustspiel in antiker Manier" viel weniger Verständniß besitze als für jenes „Berliner Vorstadttheater", welchem diese Dichtung anonym angeboten wurde, und das dieselbe zurückwies. Ich will zugeben, daß die Manier so antik wie möglich ist; aber hübsch ist sie nicht. Wenn es ein Vorurtheil ist, daß es lohnender sei, sich modern zu amüsiren, als sich antik zu langweilen, so gestehe ich, daß ich nicht vorurtheilsfrei diese Posse gelesen habe. Und doch kann ich nicht gerade behaupten, daß mich die Lectüre gelangweilt hätte. Im Gegentheil, ich habe oft herzlich gelacht, — gelacht über die unglaubliche Witzlosigkeit, die mit den Prätensionen des Witzes hier auftritt.

Man traut seinen Augen nicht. Was! diese ungelenke, täppische Persiflage ist das Werk eines der größten der lebenden Deutschen? Wagner hat uns an Ueberraschungen aller Art gewöhnt, aber dies ist die stärkste, die er uns aufgespart hat. Denn daß er mit einer Bescheidenheit, welche sonst nicht gerade zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des mehr genialen als liebenswürdigen Mannes gehört, seine außergewöhnliche Begabung so völlig in den Hintergrund rücken würde, daß man, wenn man den Autor nach diesem Werke beurtheilte, an deren Vorhandensein die bestberechtigten Zweifel hegen dürfte, — das konnte Niemand erwarten. Diese Posse straft den alten Erfahrungssatz, daß boshafte Menschen selten lächerlich sind, Lügen. Sie ist boshaft, nur boshaft, und kann unmöglich dazu beitragen, den ernsthaften Respect, welchen jeder Deutsche dem Schöpfer einiger der bedeutendsten Kunstwerke unsrer Zeit schuldet, zu erhöhen.

Digitized by Google

Das Personenverzeichniß sieht ganz aristophanisch aus:

Victor Hugo.
Chor der Nationalgarde.
Jules Favre.
Jules Ferry.
Jules Simon.
Gambetta.
Nadar.
Pariser Ratten ꝛc.

Zu Beginn des Stückes erscheint Victor Hugo und schwatzt dummes Zeug. Es scheint, wie ich vermuthe, eine Persiflage der Victor Hugo'schen Ausdrucksweise beabsichtigt zu sein. Als solche ist sie ganz ausnehmend mißlungen. Es kommen verschiedene, mehr oder weniger bekannte Persönlichkeiten, die das wunderbarste Zeug schwatzen, Dinge, die irgend etwas sein sollen und gar nichts sind. Das Volk verlangt beständig, es soll canonirt werden, Jules Ferry redet Ungereimtheiten, die Jules Favre ihm soufflirt. Jules Favre schluchzt, Jules Simon schreibt, Gambetta steigt im Luftballon auf, Perrin, der Director der Oper, wird vom Volke aufgefordert, ihm wieder Musik und Tanz zu geben; es kommen auch Ratten, die sich schließlich in Damen vom Ballet im leichtesten Operncostüm verwandeln, als Offenbach erscheint, und die Quadrille commandirt. Schließlich kommt eine Art dithyrambischen Couplets von Victor Hugo, welches durch die Quadrille und durch die Refrains des Chors unterbrochen wird. Ganz zuletzt kriechen die Attachés der verschiedenen Gesandtschaften aus dem Souffleurkasten, diesen folgen die Intendanten der großen Hoftheater, welche mit den Cocottes tanzen und sich dabei sehr ungeschickt benehmen. Und darüber fällt der Vorhang.

Der einzige erträgliche Witz, daß die deutschen Hoftheaterintendanten um die Gunst der pariser Cancantänzerinnen buhlen, ist thatsächlich sehr unbegründet. In Wahrheit sind es die Directoren der zweiten, dritten und vierten Theater, wie das Carltheater in Wien, das Residenztheater in Berlin, welche ihren Bedarf an Cancanstücken aus Paris beziehen. Dem berliner Hoftheater läßt sich mit mehr Berechtigung der Vorwurf machen, daß es die moderne Production in Frankreich nicht genug berücksichtige, als daß es dieselbe bevorzuge.

Bei Gelegenheit der „Meistersinger" wurde gegen Richard Wagner schon der Vorwurf erhoben, daß er sich in Betreff der Reime gewisse Freiheiten verstatte, welche die weitesten Grenzen des Erlaubten überschreiten. Aber was ist der vielgetadelte Plural „die Kinde",

„.... Ob Euch gelang,
Ein rechtes Paar zu finden,
Das zeigt sich an den Kinden",

— was ist dieser Plural im Vergleich zu den Freiheiten der Logik und Grammatik, welche ein unbegreifliches Reimbedürfniß hier in dieser Posse sich gestattet hat. Man erinnert sich, daß Blondin auf einem Seile den Niagara überschritten hat. An diesen Mann will Wagner erinnern. Dem unglücklichen Reim zu Liebe tauft er aber den Mann einfach um und schreibt:

„Die Republik sich schuf er zur Gondel,
Was ist dagegen Americas Blondel?"

und auf diese Weise macht er aus dem Seiltänzer den Menestrel des löwenherzigen Königs, der wie Wagner Richard heißt. Um auf „Oper" zu reimen, bildet er das schöne Wort „Theatergeschnoper", „Türcos" reimt bei ihm mit „Sauce", „Parapluie" mit „Trochu", „Panzer" mit „der Civilisation Strawanzer"; um auf „Mac Mahon" einen Reim zu finden wird die durch die unvergeßliche Schlacht weltberühmte Festung in „Sedon" umgetauft. Wenn das witzig sein soll, ist es wirklich nicht witzig genug, denn es ist nur schlecht gereimt und weiter nichts. Dagegen muß aber unter diesen seltsamen Reimen auch ein recht komischer erwähnt werden:

„Habt Ihr Euch den Shakespeare gestammlet,
Wir schufen goutable erst Hamlet".

Wagner hat in dieser Posse vielfache französische Sätze und Satztheilchen zum Besten gegeben; aber gut sind diese Specimina doch nicht. So gründlich schlechte Verse, wie sie Victor Hugo hier sagen muß — Wortanhäufungen, die nach französischen Begriffen überhaupt gar keine Verse sind — darf man selbst im Spaße nicht machen. Victor Hugo muß auf Seite 37 Folgendes sagen:

„C'est pour vous sauver
Que la France m'a armé".

Für ein deutsches Ohr würde der Reim ungefähr genügen; in der französischen Sprache kann ein Infinitiv niemals mit einem Particip reimen. Außerdem ist ein so entsetzlicher Hiatus wie „a armé" für jeden französischen Verseschreiber ein unerträgliches Monstrum. Es ist freilich richtig, man darf von keinem Deutschen verlangen, daß er sich mit den Gesetzen der französischen Prosodie genügend vertraut gemacht habe, um correcte französische Verse zu machen, aber daraus folgt noch nicht, daß ein Deutscher das Recht habe, die exercices de grammaire aus seinem Aufsatzbuche als französische Verse auszugeben und sie gar einem Manne wie Victor Hugo zuzuschreiben, dessen Gedichte selbst hinter „Rheingold" nicht zurückbleiben dürften.

Auch um die französische Prosa Richard Wagners ist es nicht wohl bestellt. Aus der Orthographie der französischen Wörter heraus grüßt uns bisweilen der gute Leipziger. So schreibt er z. B. das Commando beim Contre „chassez, croisez" in liebenswürdigstem Sächsisch wie folgt: „chassé, croissé".

Aber über das mangelhafte Französisch darf man wohl nicht klagen, wenn man erwägt, daß es Richard Wagner in dieser Posse gar nicht darauf ankommt, auch deutsche Scherze, wie die auf Seite 24 sich zu gestatten. Da sagt Ferry: „Wir müssen den Gas sparen", und der Chor replicirt: „So brennt Oehl". Man kann allerdings auch „der Gas" sagen, denn in Magdeburg sagt man „die Marchtmantel". Aber hübsch ist es wiederum nicht, und richtig wohl auch nicht.

Den Hauptwitz hat Wagner in der bekannten Weise von Wilhelm Busch durch sprachliche Nachahmung von Geräuschen, Naturlauten u. dergl. zu machen vermeint. Wie er schon in „Rheingold" das poetische

„Weia! Waga!
Wagalaweia!
Wallala weiala weia!"

zur Hervorzauberung einer flüssigen Stimmung verwerthet hatte, und wie ungefähr gleichzeitig mit ihm Wilhelm Busch die schönen Verse schrieb:

„Ach! — Die Venus ist perdü —
Klickeradoms! — von Medici! . . .
Und da geht es Klingelingelings!
Unten liegt das theure Dings"

— so hat Wagner hier in der Posse, was er als ernsthafter Mann mit dem ernsthaften Busch ernsthaft verwerthet hatte, nunmehr in der Travestie zu übertreiben gesucht. Man kann sich denken, was daraus entsteht. Da heißt es z. B. auf Seite 12:

Chor der Nationalgarde.

„Republik! Republik! Republik blik blik!
Repubel, Repubel, Repubel blik blik! u. s. w.
Repubel pubel pubel pupubel pupubel Replik! u. s. w."

Seite 36:

Unterirdische Stimme.

„Pumperum pum! Pumpum! Ratterah!
»Ça ira! Ça ira! Ça ira! —
Aristocrate! — Crats! Crats!
Courage! En avant! Rats! Rats!«
Ihr Ratten! Ihr Ratten! Pumpum ratterah!"

Seite 39:

Stimmen aus der Tiefe.

„Pip' Pip! Pip! pschihihi!"

Digitized by Google

Seite 44:

Chor.

„Krak! Krak! Krakeraкrak!
Das ist ja der Jack von Offenbach!"

Alles das ist vielleicht außergewöhnlich komisch. Schade, daß ich gar keinen Sinn dafür habe. Auch für Scherze wie die folgenden fehlt mir das volle Verständniß. Auf die Aufforderung des Commandanten zu schwören: „jurez!" antwortet der Elsässer Keller: „Schüré ist nicht da". (Schüré ist der bekannte Verfasser der „Histoire du Lied".) Victor Hugo singt:

„Tropfrau! Tropmann!
Tratratan! Tantan!"

Diese Posse ist ganz dazu angethan, das Selbstgefühl Richard Wagners noch zu stärken, wenn dasselbe der Stärkung überhaupt noch fähig ist; denn es muß einen Dichter mit stolzer Genugthuung und hoher Befriedigung erfüllen, wenn er sich sagen darf: es steht dir das Recht zu, kindische Thorheiten wie diese Posse, die nicht einmal gut genug ist, um im vertrauten Kreise als Carnevalsscherz aufgeführt zu werden — es steht dir das Recht zu, dieses lächerliche und ganz mißglückte Ding drucken zu lassen, in die Sammlung deiner Schriften aufzunehmen und das gesammte Publicum zum Zeugen deiner momentanen Anmuthlosigkeit zu entbieten; denn du hast so viel Bedeutendes, Dauerhaftes und Großes geschaffen, daß eine läppische und vergängliche Nichtigkeit wie diese dir gar nichts schaden kann.

Paul Lindau.

---

## Stand und Beruf der Personen im Lustspiele.

Von Ernst Wichert.

(Schluß.)

So groß auch die Zahl der verschiedenen Beamtenclassen mit ihren Titulaturen ist, so kann doch das Lustspiel eigentlich nur den Beamten im Allgemeinen brauchen und die Beigabe des besonderen Titels, wo sie sich in den Personenverzeichnissen findet, ist meist nur Luxus. Schon der Umstand, daß in Deutschland jedes Land und Ländchen seine besonderen Einrichtungen hat und seinen Angestellten besondere Amtsbezeichnungen beizulegen pflegt, macht es mißlich, ein Stück, das nicht durchaus locale Färbung hat, in dieser Hinsicht auf einen bestimmten Kreis zu beschränken. Wo der Beamte auf der Bühne innerhalb seiner Amtsthätigkeit zu fungiren hat, wird die allgemeine Bezeichnung als Post-, Steuer-, Bau-, Regierungs-, Polizeibeamter u. s. w. genügen. Andernfalls wird meist nur der Unterschied des höheren und des subalternen Beamtenstandes von Wichtigkeit für die Charakteristik sein. Der Bildungs- und Gesellschaftsstand beider ist ein sehr verschiedener. Der höhere Beamte als komische Figur wird bemüht sein, sich ein äußeres Ansehen zu geben, das nicht in ganz richtigem Verhältniß zu seiner wahren Bedeutung steht. Er behauptet seine Stellung neben der Geburts- und Geldaristokratie als Bürgerlicher, der von seinem Gehalt lebt und nimmt alle Unbequemlichkeiten, die ihm eine solche Repräsentation auflegt, mit in den Kauf, immer bemüht, seine Verlegenheiten und die Unzulänglichkeit seiner Mittel zu verstecken. Seinen Machteinfluß zu zeigen, ist ihm Bedürfniß, und immer soll weniger seine amtliche Pflicht, als sein Belieben in möglichst weiten Grenzen als maßgebend für seine Entscheidungen gedacht werden. Herrschsucht, Stolz, Dünkelhaftigkeit, Ueberhebung und daneben Gönnerhaftigkeit gegen schmeichelnde Untergebene, Servilität gegen mächtige Vorgesetzte sind nicht gerade liebenswürdige Eigenschaften eines solchen Bureaukraten. Bei dem Subalternbeamten wieder macht sich die Abhängigkeit und die jahrelange Beschäftigung mit dem geisttödtenden Kleindienst in der Charakterbildung bemerklich. Gedrücktes Wesen, Beschränktheit, übertriebene Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit, Wichtigthuerei, Aengstlichkeit, Pedanterie, Eifersüchtelei in Rangverhältnissen setzen eine Figur zusammen, der auch nicht leicht die komische Maske fehlt. Vorzüglich ergiebig für das Lustspiel ist aber jenes überall bekannte Mittelding zwischen höheren und Subalternbeamten, das, eigentlich dem letztern Stande angehörig, durch einen Titel über sich selbst erhoben wird, sein Maß verliert und sich in einer Hochwürdigkeit und Geheimräthlichkeit aufspielt, die nur ihm nicht lächerlich erscheint.

Der Gelehrte im Lustspiel ist im Wesentlichen noch immer der sehr beliebte Pedant der älteren Komödie, nur den Zeitverhältnissen gemäß etwas modernisirt. Seine Gelehrsamkeit muß an sich selbst volle — jedem gewöhnlichen Menschenkinde schwer begreifliche und daher lächerlich erscheinende Befriedigung finden, die sich auf einem abgeschlossenen Gebiet bewegen, das zu betreten Wenige gelüstet, und dem praktischen Leben fern bleiben. Der Lustspielgelehrte ist daher meist Philologe, Professor, Schulmann. Ganz seiner Wissenschaft zugekehrt und dem Leben abgewandt, gehört er entweder zu der gemüthlichen Classe, die sich durch altmodisches Wesen, Weltunerfahrenheit bis zur Kindlichkeit, Zerstreutheit, Vergeßlichkeit, Genügsamkeit auszeichnet oder zu jener anspruchsvolleren, deren Vertreter, mit dem ungemessensten Dünkel ihrer Wichtigkeit und Bedeutung behaftet, auf das ungelehrte Menschengewürm hochmüthig und mitleidig hinabschauen und jede Beschäftigung mit materiellen Dingen achselzuckend unter ihrer Würde halten oder zu halten vorgeben. Wie sehr sich der Geschmack des Theaterpublicums geändert hat, ist an dieser Figur recht augenfällig. Im Horribilicribrifax des Gryphius führt sich der Pedant Sempronius folgendermaßen ein: „*Αιών πάντα φέρει*". Sed omnia vincit Amor, omnia id est, omnes homines et omnia pecora campi, et nos cedamns amori, sagt das Wunder der lateinischen Poeten, Virgilius. Wer sollte geglaubet haben, daß ich, der ich ein Wunder bin inter eruditos hujus saeculi und nunmehr meine fünfundsechzig Jahre cum summa reputatione erreichet, mich auf's neue sollte per faces atque arcus Cupidinis haben überwindeu lassen? Ach Cölestina! tu mihi spes voti, tu mihi summus amor; wenn ich deine rosenliebliche Wangen betrachte, werde ich verjünget als ein ander Phönix. Aber quis haec suspiria solus montibus et silvis? (Virgilius Ecloga 2). Warum greife ich nicht zu Mitteln und versuche, was zu erhalten. Hasce amoris mei interpretes epistolas (Cicero ad Atticum) habe ich heute früh u. s. w." Ich mußte bis hieher abschreiben, um diese so bezeichnenden Parenthesen mitnehmen zu können. Und so kramt sich diese Gelehrsamkeit in derselben subtilen Weise das ganze Stück hindurch aus, wie man annehmen muß ohne Belästigung des Publicums von 1660. Etwa ein Jahrhundert später bringt Holberg seinen „Erasmus Montanus" auf die Bühne. Er citirt nicht mehr ganz so eifrig und ganz so lang, strotzt aber doch auch noch von classischer Gelehrsamkeit. In dem Stück kommt eine an sich sehr komische Scene vor, in der nämlich der junge Gelehrte in Gegenwart seiner Eltern, ehrlicher Bauersleute, dem Dorfküster, der mit lateinischen Brocken herumwirft, auf den Zahn fühlt, dabei aber schlecht fortkommt, indem der Küster dreist auf jede Frage irgend eine ganz unpassende Sentenz bereit hat, die den Bauern aber so gewaltig imponirt, daß die Frau Mutter zuletzt weint, weil „ihr Sohn im Lateinischen so abgeführt wird". Man kann sich leicht vorstellen, daß der Autor die Komik dieser Disputation nur dann gehörig herausbringen kann, wenn der Zuschauer Geduld hat, das gelehrte Examen mit anzuhören, auch wenn er die fremde Sprache nicht versteht. Heute wäre eine so subtile Behandlung des Pedanten unmöglich; der Lustspieldichter muß sich mit möglichst knappen Andeutungen begnügen und den Charakter auf andere Weise als durch das unpassende Vorkehren der todten Gelehrsamkeit in's Licht zu stellen suchen.

Die Aerzte haben von jeher die Spottlust der Komödiendichter gereizt. Wie vorhin der Gelehrte mit dem Pedanten, so fällt hier der Arzt mit dem Charlatan, Quacksalber und Wunderdoctor zusammen. Unwissenheit, Unverschämtheit, Großmäuligkeit, Streitsucht, Rechthaberei, Gewissenlosigkeit, Beutelschneiderei, Ueber-

Digitized by Google

hebung sind die unliebenswürdigen Eigenschaften dieser so schwer Entbehrlichen. Freilich könnte mit dieser vor hundert Jahren noch zutreffenden Charakteristik in heutiger Zeit nur noch eine Possenfigur ausgestattet werden, aber auch unseren Lustspielärzten haftet noch immer ein wenig Charlatanismus an. Sie sind, wie meist auch im Leben stark in der Diagnose und schwach im eigentlichen Heilwerk, tappen im Dunkeln und wollen es nicht wahr haben. Schneidelustige Chirurgen, Badeärzte, Homöopathen, Universalmittelfabrikanten sind noch immer sehr brauchbare Originale zu Copien auf der Bühne. — Nicht unbemerkt mag bleiben, daß in der Komödie, die eine Satire auf die Medicin beabsichtigt, sehr selten ein Arzt allein auftritt; gewöhnlich figuriren deren zwei und mehr, um sofort in Streit zu gerathen und ihre diametral entgegengesetzten Ansichten und Vorschriften mit gleich hartnäckigem Anspruch auf Unfehlbarkeit zu verfechten.

Eine gewöhnlich nicht mehr ehrbare, und dabei nicht einmal so lächerliche Rolle spielen die Advocaten. Wie die Aerzte die Furcht vor dem Tode, so beuten sie die Streitlust und Händelsucht ihrer Mitbürger aus, um im Besitz der schwierigen Rechtsformen sich unentbehrlich zu machen, einfache Sachen zu complíciren und das Streitobject nach und nach in ihren Beutel zu ziehen. Der Advocat ist Rabulist, Pfifficus, Krakehler, Beutelschneider, selbstsüchtiger Bewahrer von Mündelgütern, Sachwalter in seine Tasche. Diese Komödienfigur entstand, als das einheimische Recht durch das römische verdrängt, ein dem Laien unverständliches Verfahren eingeführt, die Gerichtssprache gelehrt wurde und das Geschäft eines geschickten Anwalts sehr lucrativ zu werden anfing. Mit der seit länger als einem halben Jahrhundert überall verbesserten Gerichtsverfassung und Proceßordnung hat auch dieser Stand in der öffentlichen Meinung eine sehr veränderte Stellung erhalten. Und so erscheint er auch im Lustspiel meist durch würdigere Repräsentanten vertreten und nur noch komisch charakterisirt durch Rechthaberei, Spitzfindigkeit, Schlauheit, Trockenheit oder Derbheit und kurzangebundenes Wesen, Eigenschaften, die mehr den Juristen im Allgemeinen, als den Advocaten kennzeichnen.

Auch der Soldat ist eine uralte Lustspielfigur als Renommist, Aufschneider, Paukant, roher und übermüthiger Geselle, Schürzenjäger, Söffel, Schuldenmacher, Spieler. Auch für diese ihrer Zeit höchst wirksame Figur bietet das moderne Leben nicht mehr die Originale, so wenigstens nicht, daß sie sich als Repräsentanten des Standes äußern. Heute gilt die Uniform auf der Bühne überhaupt für unbequem. Der gewöhnliche Schauspieler, der schon Mühe hat, sich im Frack frei und ungezwungen zu bewegen, zeigt sich in einer Kleidung, die nur durch lange Gewohnheit bequem werden kann, leicht linkisch und fordert darin unfreiwillig zum Spott heraus. Der jüngere Officier, wo er doch zur Verwendung kommt, ist jetzt der feine Gesellschaftsmann, der begünstigte Liebhaber, der leichtlebige Cavalier, der harmlose Bonvivant. Komische Wirkungen ergeben sich aus der Differenz des geringen Einkommens und der Lebensstellung aus forcirtem Ehrgefühl, Ueberhebung über den Bürgerstand, Verleugnung der bürgerlichen Herkunft, militärischer Strammheit. Sich ohne reelle Absichten Verlieben, Spielen und Schuldenmachen nimmt man auf der Bühne so wenig einem jovialen Lieutenant, als einem Studenten übel. Der ältere Officier ist meist pensionirt; hier ergibt sich die Komik aus dem Gegensatz der militärischen Gewohnheiten zum bürgerlichen Rock und zur civilen Stellung ungezwungen. Im französischen Lustspiel begegnen wir oft dem Officier, der lange Jahre in Algier gedient hat und nun gleichsam als Canadier zurückkehrt, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennt.

Von dem Seemann ist oben schon beiläufig gesprochen. Das Lustspiel gibt ihm die Eigenschaften, die aus seinem gefahrvollen Beruf und aus dem Umgang mit dem Schiffsvolk mit Nothwendigkeit zu folgen scheinen. Er ist kühn bis zur Verwegenheit, etwas derb und ungeschliffen, ehrlich bis zur Grobheit, kurz, an's Befehlen gewöhnt, immer zu Späßen aufgelegt und redet eine Seemannssprache, die mehr der dichterischen Combination, als dem Leben angehört.

Der Geistliche, im Schauspiel oft sehr würdig gehalten, zeigt sich in der Komödie stets von seiner schlechtesten Seite, als Salbader, Heuchler, Pietist, Scheinheiliger, hochmüthiger Narr, Teufelsgläubiger u. s. w. Er erscheint formloser und für das moderne Lustspiel brauchbarer als alter Candidat, der sich um eine Pfarrstelle bemüht, oder als hochmüthiger Consistorialrath (geistlicher Bureaukrat), und ist namentlich als Mönch in Verkleidungsstücken wegen der Kutte verwendbar. Die Religion selbst bleibt überall aus dem Spiel. Die Satire geißelt nur den Pfaffen, der sie zum Deckmantel unlauterer Absichten nimmt; die heitere Komik entsteht aus dem Gegensatz des geistlichen Berufs und der sehr weltlichen Bemühungen, die am Ende ganz natürlich sind.

Der Schriftsteller, oder schlechtweg „Doctor" kann mit seiner Rolle im Lustspiel gemeinhin sehr zufrieden sein. Er ist der geistig überlegene, vorurtheilsfreie, feingeistige, die idealistischen Tendenzen vertretende, auf der Höhe der Zeit stehende, witzige, gegen alle Thorheiten der Welt satirisch polemisirende Mann in gereiften Jahren, oft zugleich eine joviale Natur, aller gesellschaftlichen Formen mächtig, ein Schrecken der Philister und Pedanten. So tritt er gleichsam als der Aristokrat seines Standes auf. Doch fehlt es dem Lustspiel auch nicht an verkommenen Subjecten, die sich Journalisten nennen, Großsprechern, Faselanten, käuflichen und grundsatzlosen Scriblern, unreellen Kritikern, für den bescheidensten Tagesbedarf arbeitenden Schreibemaschinen, literarischen Lumpen. Hier liegt die Gefahr nahe, die Wirklichkeit nach der Seite des Häßlichen oder nach der Seite des Komischen zu übertreiben, und so eine unerfreuliche Caricatur zu schaffen. Alle diese Figuren, wenn sie nicht verstimmen sollen, müssen mindestens nicht sonderlich gefährlich erscheinen oder bis zu einem gewissen nicht zu hoch gespannten Grade das Mitleid rege machen können. — Die Dichter im Lustspiel sind gewöhnlich nur Dichter in der Einbildung, jugendliche Anfänger mit wallenden Mähnen, Hyperidealisten, Prachtbandlyriker, durchfallende Dramatiker, Kraftgenies mit blonder Lockenperrücke und keimendem Bärtchen. Der wahre Dichter sieht eben zu sehr einem sonstigen vernünftigen Menschen ähnlich, als daß er auf der Bühne komisch-charakteristisch ausgezeichnet werden könnte. — Auch Philosophen pflegen nur aufzutreten, um sich auslachen zu lassen. Sie repräsentiren irgend eine gerade herrschende Richtung der philosophischen Wissenschaft in lächerlichen Uebertreibungen und unpassenden Anwendungen auf das Leben, stoßen so gegen den gesunden Menschenverstand im Parterre, der sich ihnen natürlich weit überlegen weiß, und erregen dadurch eine selbstgefällige Heiterkeit, die sich über die eigne Klugheit freut.

Künstler — Maler, Bildhauer, Architekten — sind beinahe immer liebenswürdige, mehr oder minder idealistisch gefärbte Naturen, Menschen mit frischem, feinem Humor, Lebenslust, warmem Herzen und offenem Kopf. Die Figur ist sehr nutzbar, weil Leute dieser Art wegen ihres Talentes leichten Zutritt zu allen Zirkeln haben, durch die Auszeichnung, die sie wegen ihrer künstlerischen Leistungen weithin genießen, auch zu höhern Ansprüchen im bürgerlichen Leben berechtigt werden und daher bequem — natürlich mit Hülfe Amors — zwischen der Geburts- und Geldaristokratie und dem Bürgerstande vermitteln. Der Lehrer, der sich in seine Schülerin, der Maler, der sich in sein Portrait verliebt, kehrt häufig wieder. Kann aus der Partie nichts werden, so ist das Künstlerherz groß genug, um auch für andere weibliche Schönheiten Raum zu finden. Auffallend kann es scheinen, daß die Musiklehrer gewöhnlich nicht so günstig situirt werden und Musiker überhaupt mehr die lächerlich-komische als die anmuthig-humoristische Seite vorkehren. Der Grund liegt darin, daß die Musik mehr handwerksmäßig geübt und gelehrt zu werden pflegt, daß sie zu sehr Mittel zum täglichen Erwerb ist, und daß sich andererseits gerade in ihr ein Virtuosenthum breit macht, dessen Prätensionen die Spottlust reizen.

Nicht selten hat der Schauspieler sich selbst zu spielen. Er ist dann meist der liebenswürdige, nicht sonderlich zuverlässige Windbeutel, den kein Wetter ganz niederschlägt. Mit leichtestem Naturell begabt, im Besitz eines unerschöpflichen Citatenschatzes, ausgerüstet mit einem Sack voll schnurriger Geschichten, leicht

Digitized by Google

enthusiasmirt, warmherzig und mitleidig, erregt er beim weiblichen Geschlecht gewöhnlich ein größeres Interesse, als gewissen Respectpersonen wünschenswerth sein kann, und ist dann schließlich gutmüthig genug, sich dadurch selbst unmöglich zu machen, daß er sich allerhand garstige Kehrseiten des Standes anschauspielert, die nun natürlich abschreckend wirken. Zur Heirath kommt's also gewöhnlich nicht. Es ist dies eine Concession an die guten bürgerlichen Empfindungen der Väter und Mütter im Parterre, die immer gut aufgenommen zu werden pflegt. — Die Schauspielerin, die schließlich vor den Altar tritt, muß sich aus demselben Grunde jedenfalls als mit allen bürgerlichen Tugenden begabt zeigen und der Bühne Valet sagen. Gegen das Vorurtheil der Eltern und Basen wird sie gewöhnlich durch eine Komödie in der Komödie siegen, indem sie sich ihnen in einer Verkleidung, ihrem Stande nach unerkannt, als ein liebenswürdiges bescheidenes und reelles Mädchen, oder als eine vollendete Gesellschaftsdame beweist.

Eine exclusive Stellung im Lustspiele nimmt endlich der Stand der Dienstboten ein. Sie gehören in die Familien- und Hausgenossenschaft und haben von jeher als unentbehrlich gegolten. Schon im alten griechischen und römischen Lustspiel treffen wir den Hausklaven als vollberechtigte Figur; der mittelalterliche Diener und der moderne Bediente sind Fortbildungen und Umgestaltungen derselben, und die Kammerzofe ist fast so alt wie sie und macht ihre Wandelungen mit. Der Diener steht meist im Verhältniß eines Vertrauten zu seinem Herrn, zeigt sich im Uebrigen aber sehr mannichfaltig charakterisirt. Welch ein weiter Weg von dem pfiffigen Spitzbuben, dem listigen Intriganten, oder dem Affen seines Herrn bis zu dem treuen Alten, der die Unbestechlichkeit, zärtliche Besorgtheit und Pünktlichkeit selbst ist!

Das Lustspiel braucht dergleichen dienende Brüder zu allerhand Botengängen, Bestellungen, Briefbeförderungen; dann auch zur bequemen Einfädelung, Verknotung und Durchführung von Intriguen, bei denen der Diener nicht so delicat zu sein braucht, wie der Herr, und schließlich willig alles auf seine Schultern nimmt. Aber auch der Vertraute in untergeordneter Stellung gewährt große Vortheile. Vor seinem Kammerdiener ist bekanntlich selbst der Held nur ein sterblicher Mensch; die Leute der guten Gesellschaft, die sich im Lustspiel unter einander ungern eine Blöße geben, können sich der vertrauten Dienerschaft gegenüber zu rechter Zeit einmal nach Belieben und ohne Gefahr aufknöpfen, sodaß auch wir ihnen dann bis in's Herz zu sehen vermögen. Wie bald kommt der Diener hinter die Schwächen seines Herrn; es lohnt gar nicht, sie vor ihm verstecken zu wollen. Für manche Unbill in schlechter Laune darf er sich dann im günstigen Momente auch wieder etwas herausnehmen, trösten, ermuntern, rathen, die Wahrheit sagen. Er hat das Privileg, unzart zu sein, die verzweifeltste Stimmung seines nervösen Gebieters fortspaßen zu dürfen; er ist das natürliche Correctiv seiner Ueberspanntheiten, das stets brauchbare Ausgleichungsmittel in Verlegenheiten aller Art. Dabei gibt die angelernte Viertelsbildung allemal zu lachen. Doch — „über das dienende Personal im Lustspiel" ließe sich eine eigene Abhandlung schreiben.

---

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### Marino Falieri.

Trauerspiel in vier Acten von Albert Lindner.

### Monsieur Alphonse.

Schauspiel in drei Acten von A. Dumas fils.

Jeder Fremde, der Venedig besucht und die herrlichen Kunstschätze im Dogenpalast bewundert hat, wird, wenn er im großen Saale des Rathes einen Blick auf den Fries unter der Decke geworfen und dort die Portraits der sechsundsiebzig Dogen flüchtig betrachtet hat, von der einen schwarzen Tafel, welche die Reihe der Bildnisse unterbricht und anstatt des lebensvollen Portraits die Aufschrift trägt: „hic est locus Marini Falethri decapitati pro criminibus", einen bedeutenden Eindruck empfangen haben.

Das Staatsoberhaupt, welches mit dem Pöbel eine Verschwörung anzettelt gegen den gefürchteten und allmächtigen Adel und dabei zu Grunde geht — man sollte glauben, daß Marino Falieri zu einem Helden für ein geschichtliches Schauspiel wie geschaffen sei. Und doch ist es weder Byron noch seinen Nachfolgern in Frankreich und Deutschland gelungen, den herzoglichen Staatsverräther zu einer interessanten Persönlichkeit im Drama zu gestalten. Byron, wie nach ihm Casimir Delavigne, wie jetzt auch Albert Lindner sind wie mir scheint allesammt in denselben Fehler verfallen: sie sind der alten Chronik bei der Motivirung der Haupthandlung gefolgt. Und die Motive, welche die Geschichte überbringt, entbehren gänzlich des großartigen Zuges, den wir für die Handlung des Helden durchaus verlangen.

Die kleinen persönlichen Beweggründe, welche den Herzog von Venedig von dem Adel hinüber zu dem Volke treiben, könnten allenfalls die letzte äußerliche Veranlassung sein, die ihn zu diesem extremen Schritte drängt, aber nimmermehr können sie als alleinige Motivirung für die Entschlüsse des revolutionären Dogen genügen. Der Doge, den der Uebermuth, die Ueberhebung, die sittliche Verkommenheit der Nobili mit Abscheu erfüllt, der der Gefahr in's Auge sieht, wie diese immer mehr die Gewalt an sich reißen und den Staat zu Grunde zu richten drohen, ohne daß die Kraft und die Tüchtigkeit eines Einzelnen, des Dogen, sie an diesem Zerstörungswerke zu behindern vermöchte — der Doge, den dann eine Frechheit des Adels meinetwegen persönlich kränken mag, und in welchem die persönliche Kränkung den im Geheimen keimenden Plan, den Adel zu züchtigen und mit dem Volke eine gesundere Regierungsform einzusetzen, zur Reife bringt, der Staatsverräther aus Patriotismus, der herzogliche Demokrat, bei dem die persönlichen Kleinlichkeiten eine ganz untergeordnete Rolle spielen, — das, meine ich, kann der Held eines Dramas sein. Der polternde Alte aber, den eine persönliche Beleidigung allein zum Verräther macht, ist es nicht. Die poetische Gewalt eines Byron hat nicht ausgereicht, durch die Ausführung diesen Cardinalfehler in der Anlage wett zu machen, Delavigne ist daran gescheitert, Lindner auch.

Die Exposition des Lindner'schen Trauerspiels erinnert etwas an Mindings „Sixtus V.". Der Rath der Zehn wählt Falieri zum Dogen, in der festen Ueberzeugung, daß er ein gefügiges Werkzeug in den Händen des Adels sein werde. Noch unschädlicher hofft man ihn dadurch zu machen, daß man den jungfräulichen Greis, der „sein Opfer der Natur schuldig geblieben ist", schleunigst mit einer jungen und schönen Person verheirathet.

„Gebt ihm ein Weib, der Doge läßt Euch schlafen."

Die Jungfrau, welche bereit ist,

„den siebzigjähr'gen Gatten zu umarmen",

ist in der Person der schönen Angiolina bereits vorhanden. Diese hat zwar mit dem übermüthigen Patrizier Michele Steno, der je nach der Auffassung der einzelnen Darsteller bald „Steno" bald „Schteno" ausgesprochen wurde, zwar eine Art von Verhältniß, welches dem Präludium zur Verlobung sehr ähnlich sieht; indessen ist die junge Venetianerin vor allem patriotisch und dann erst — sehr in zweiter Linie, wenn noch Raum und Zeit dazu da ist — Weib. Aus der Verlobung mit Michele wird also nichts, und das ist in beider Interesse sehr erwünscht. Denn Angiolina beschäftigt sich, vermöge ihrer schon angedeuteten Eigenart, nur in den spärlichen Mußestunden, welche ihr die Sorge um das Wohl des Staates läßt, mit Weiblichkeit; und Michele ist ein — ist ein Lump, ich finde keinen andern Ausdruck. Ihm ist weniger an der Ehe mit der schönen Angiolina, als an dem Besitz des Weibes gelegen.

. . . . „Was kümmert's mich
Ob die Signora diesen Dogen freit,
Läßt er mir meine Rechte nur, so laß ich
Ihm gern die Pflicht, und bleib' ihm sehr verbunden."

Und er geht nicht auf Umwegen seinem Ziele zu. Kaum ist Angiolina dem herzoglichen Greise angetraut, so bringt er durch die Beihülfe einer Kupplerin in ihr Gemach und macht ihr ohne alle Verblümung die allerschnödesten Anträge. Angiolina weist den Vermessenen zurück, entreißt ihm sein Schwert, das seine Ahnen getragen, und dessen er sich unwürdig

Digitized by Google

gemacht. Sie wirft es in die Lagunen; und nun zeigt sich ein Naturwunder: dem Sprichwort zum Trotz hat das Wasser des Belle-Alliance-Theaters Balken, und als das Schwert in die feuchte Tiefe sinkt, klappert es genau, als ob es auf Bretter falle.

Michele rächt sich wegen der erfahrenen Abweisung genau wie es die Chronik überbracht hat. Er schreibt ein infames Spottgedicht auf den Dogen, das am Empfangsabende der Nobili im herzoglichen Palaste verbreitet wird. E. T. A. Hoffmann theilt in der Novelle „Doge und Dogaressa" den Text dieses in venetianischem Platt abgefaßten Pasquills mit:

„Il Dose Falier della bella muier,
I altri la gode é lui la mantien".

Er übersetzt es wie folgt:

„Zwar ist der Doge Falier
Der schönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat sie nie,
Und Andre, die gewinnen sie".

Lindner hat eine drastischere Form der Uebersetzung gewählt, die auch bühnengerechter ist. Bei ihm schreibt Steno:

„So Einer freit, schon alt und grau,
Der lern' aus Falieris Falle:
Sich selbst zwar nimmt er eine Frau,
Doch auch zugleich ein Weib für Alle".

Als das „spitzige Liedchen" dem Dogen zugesteckt wird, geräth dieser außer sich. Der Zuschauer erwartet nun eine große Scene; er hofft, daß dieser Frevel des verlotterten und verwahrlosten Nobile den Dogen zum Bruche mit dieser Sippe treiben werde, daß der Repräsentant dieser entarteten Gesellschaft, Michele Steno, sich jetzt in seiner vollen Insolenz zeigen, daß sich nun vor dem Publicum durch die Reibung der Gegensätze die eigentliche Katastrophe vorbereiten werde. Und in der That, der Doge hebt bei Lindner nicht übel an.

„Wo ist hier Adel? und was wollt Ihr hier?
Dies ist nicht eines Dogen Haus, es ist
Nur eine Kneip', und ich der schmutz'ge Wirth —"

Das ist gewiß sehr stark, nach meinem Geschmacke sogar ein bischen zu stark gesagt. Aber den energischen Worten folgt die energische Handlung nicht. Die eigentliche Entscheidungsscene fehlt trotz alledem. Indessen will ich diesem Schlusse des zweiten Actes doch den dramatischen Schwung nicht absprechen. Hier wie in dem folgenden Acte verleugnet der Dichter des „Marino Falieri" nicht seine Identität mit dem Dichter des „Brutus und Collatinus".

Michele wird dem Rath der Zehn überwiesen, und dieser verhängt über den Standesgenossen eine so lächerlich geringe Strafe — Stubenarrest —, daß dadurch der ohnehin schon tief gekränkte Herzog noch tiefer gedemüthigt wird, umsomehr als sein Kriegscamerad Bertuccio wegen eines verhältnißmäßig viel geringeren Vergehens — der ungebührlichen Behandlung eines Nobile — zu einer zehnjährigen Verbannung verurtheilt wird und Falieri trotz seiner beinahe demüthigen Bitten eine Milderung der Strafe nicht zu erwirken vermag.

Dies sind die Beweggründe, welche in dem Lindner'schen Drama — ähnlich wie in der alten Chronik und wie in den Dramen seiner Vorgänger — das Haupt der Republik zum Aufruhr wider den Adel, wider die Regierung drängen; es sind kleinliche Verhältnisse, persönliche Geringfügigkeiten, die trotz mancher dichterischen Schönheit in der Ausführung, trotz der volltönenden, gesunden Sprache und der bisweilen poetischen Keckheit in den Bildern nicht recht packen wollen. Bei Lindner ist die dramatische Kraft nicht stetig. Es kommen oft lange Scenen in seinen Dramen vor, während deren wir an dem Dichter ganz irre werden können; markloſe Gewöhnlichkeiten, ungeläuterte Verworrenheiten, die geradezu dilettantenhaft wirken. Dann aber blitzt es plötzlich auf, und der Dichter zeigt eine unerwartete Gewalt und Macht, die man dem Verfasser gar nicht zutrauen konnte. So die überaus wirksame Scene zum Schlusse des dritten Actes, die bei einer weniger unglücklichen Darstellung das Publicum sicher noch mehr erwärmen müßte, als dies hier der Fall war. Allerdings muß man über die Voraussetzungen hinwegsehen und darf nur Augen und Ohren haben für das, was just auf der Bühne geschieht. Man muß vergessen, daß Angiolina ein Weib ist, man muß sie zu jener Kategorie abstracter Wesen rechnen, welchen auch Kruses Wullenwever angehört, muß sie für ein ausschließlich von der Staatsidee durchdrungenes Neutrum halten, das eben nur durch den Staat existirt und auf seine Menschlichkeit und Geschlechtlichkeit verzichtet.

Angiolina hat Kenntniß erhalten von der Verschwörung des Volkes gegen die Nobili. Sie hat auf eigene Faust alle Vorkehrungen getroffen, um den Anschlag, der gegen ihre Standesgenossen geplant wird, zu Schanden zu machen. Als nun die Glocke von San Marco, die nur der Doge läuten lassen darf, die Gewißheit verkündet, daß ihr Gatte mit den Aufständischen gemeinsame Sache macht, zaudert sie nicht: sie läßt ihn verhaften. Die Scene ist schön, bisweilen von wahrer Beredtsamkeit, sie wirkt auf der Bühne, aber gleichwohl behält sie etwas Unbegreifliches. Ein Weib, das, etwa um einen Geliebten zu retten, einen Verrath am Vaterlande begeht, ein solches Weib erscheint uns viel verständlicher, als diese Angiolina, welche, um den Staat — und was für einen Staat! — zu retten, den Gatten verrathen kann. Wäre noch weiblicher Leichtsinn dabei im Spiele, so ließe man sich die Sache gefallen, aber diese staatsrechtliche Klugheit hat etwas eminent Unweibliches.

Der vierte Act ist der schwächste. Nachdem Steno beseitigt ist — der Schurke behandelt ein junges Mädchen aus dem Volke, das sich ihm hingegeben, mit einer wahrhaft empörenden Rohheit, weil es sein Ehrgeiz oder seine Grille ist, daß er

„Kein Weib zum zweiten Mal besitzen mag",

und von diesem Mädchen wird er erstochen —, erscheint der Rath der Zehn, um Falieris Hinrichtung beizuwohnen. Der Doge, dessen wilder Sinn in den Bleidächern gezähmt, der durch die Qualen halb blödsinnig geworden ist, wird vorgeführt. Angiolina beansprucht das ihr durch den dem Staate erwiesenen Dienst gesetzlich zustehende Recht: ein verurtheiltes Haupt zurückzufordern. Diesem Verlangen muß gewillfahrt werden; und so wird Falieri der Strafe des Tribunals entzogen. Angiolina überträgt das Recht, Falieri zu begnadigen oder zu verdammen, auf ihn selbst. Sie legt ihm allerdings sehr nahe, daß er von dem Vorzuge der Selbstbegnadigung keinen Gebrauch machen möge. Falieri versteht den Wink. Der körperlich Zerrüttete rafft sich noch einmal zur Kraft besserer Tage auf; er entwaffnet die Rebellen, zerspaltet den Schädel eines Aufrührerischen und beut seinen Kopf dem Henker. Falieri stirbt freiwillig als das bewußte und freudige Opfer des erkannten Wahns. Die Nobili behalten Recht.

Bei der Erzählung der Handlung habe ich die kritischen Bemerkungen, zu welchen die Dichtung anregt, schon gemacht. Das Lindner'sche Trauerspiel ist nicht den gelungenen Werken dieses Dramatikers beizugesellen. Und nicht nur der weniger als mittelmäßigen Aufführung ist die geringe Theilnahme des Publicums zuzuschreiben.

Ob der äußerliche Grund, welcher die Entstehung des Dramas veranlaßt hat, die Mitschuld daran trägt?

Man erinnert sich, daß vor einigen Monaten durch die Zeitungen die Kunde ging, der costümkundige Herzog von Meiningen habe den Dichter der „Bluthochzeit" ersucht, für die Meiningen'schen Specialitäten ein Drama zu schreiben. Lindner hat dieses Anerbieten, das ich nicht ohne Weiteres als ein schmeichelhaftes bezeichnen möchte, angenommen; und so ist „Marino Falieri" entstanden. Für eine prächtige Ausstattung, für lärmende und schreiende Volksmassen hat er gesorgt, und es ist sehr wohl möglich, daß in Meiningen dieses Drama, wenn man es nach bekannter Manier weniger als Dichtung denn als Ausstattungsstück in Scene setzt, einen guten Erfolg haben kann. Der Ort der Handlung hat für den Decorationsmaler sicher viel Verlockendes. Die Interieurs des Dogenpalastes, die charakteristischen Straßen und Plätze der Lagunenstadt, der Slavonenquai, die prächtigen Marmorpaläste, die engen, traurigen Seitencanäle — alles das ist zur decorativen Darstellung wie geschaffen. Es lassen sich auch schöne Gruppen arrangiren. Der Rath der Zehn in seiner feierlichen Sitzung, die Straßenscene, das Fest im Dogenpalaste ꝛc. ꝛc. bieten willkommenen Anlaß dazu. Der Forderung nach der bewußten Lebhaftigkeit der Massen hat der Dichter durch die verschiedenen Aufstände in umfassendster Weise entsprochen. Der Dogenmantel kann auf's reichste ausgestattet werden. Kurz und gut den Meininger Specialisten ist hier eine sehr dankbare Aufgabe gestellt. Noch dankbarer als bei der „Bluthochzeit"; denn während dort die pompöse Ausstattung durch ihren Glanz die Dichtung verdunkelte und dadurch meines Erachtens das dramatische Werk schädigte, wird sie dem Drama hier, wenn sie sich derselben Mittel mit derselben Wirkung bedient, durch die Ueberstrahlung förderlich sein.

Digitized by Google

Das Residenztheater hat das Dumas'sche Stück „Monsieur Alphonse" erworben und uns Berlinern den hohen Kunstgenuß gewährt, den uns der stolze Franzose zunächst vorenthalten wollte. Das Stück wird vorzüglich dargestellt. Namentlich zeichnet sich Herr Keppler durch seine feine und charakteristische Darstellung sehr vortheilhaft aus. Er spielt die Rolle des widerwärtigen Menschen mit einem vollendeten Realismus und er rettet die wegen ihrer Widerwärtigkeit beinahe unmögliche Rolle durch eine feine Nüance von Komik, welche er der Schurkenhaftigkeit beimischt. Der junge Künstler hat mit dieser Rolle einen großen Schritt vorwärts gethan.

Die dankbarste Rolle des Stückes ist Madame Guichard, welche Frau Baumeister recht tüchtig spielte. Madame Guichard ist eine der besten Bühnenfiguren, vielleicht die beste, welche Dumas geschaffen hat. Ein ungebildetes Frauenzimmer niederer Herkunft, in Betreff der Liebe von einer naiven Freiheit der Auffassung, wie wir es nicht nur in unserm Nachbarlande ziemlich häufig finden, plebejisch in ihren Gesinnungen und Manieren, aber bei aller Rohheit und Ungeschliffenheit doch mit einer gewissen Gutherzigkeit und instinctiven Anständigkeit des Herzens ausgestattet — ein vortrefflich beobachteter und ausgeführter Typus. Der ideale Montaiglin, der vor lauter Großmuth gar nicht weiß was er machen soll, der kein Wort des Vorwurfs für seine Frau hat, die ihm trotz der Vertrautheit einer langen und glücklichen Ehe die störende Kleinigkeit beharrlich verschwiegen, daß ein Elender ihre Unerfahrenheit in schändlichster Weise zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit gemißbraucht, und daß sie ein voreheliches Kind hat — dieser Montaiglin ist der conventionelle Biedermann, der sich aus dem Bedürfniß, einen Contrast zu dem Schurken zu finden, von selbst ergibt. Abstoßend im höchsten Grade ist das altkluge Kind Adrienne, eine kleine Lügnerin der schlimmsten Sorte, die sehr wohl weiß, daß sie ein uneheliches Kind ist, wenn Leute dabei sind mit ihrer Mutter wie mit einer fremden Person spricht, sobald sie aber mit ihr allein ist, ihr um den Hals fliegt und stürmisch die „liebe Mama" umarmt. Die Rolle wurde von einem jungen Mädchen aus Wien, Antonie Uebermasser, mit einer wahrhaft unheimlichen Virtuosität gegeben.

Das Dumas'sche Stück ist außerordentlich geschickt gemacht und enthält einige wahrhaft meisterhafte Scenen. Wenn Dumas nicht von der krankhaften Sucht befallen wäre, die Gesellschaft, die Gesetzgebung, die Weltordnung und ähnliche Kleinigkeiten durch seine großen Werke gründlich reformiren zu wollen, und wenn dieses kindische Bestreben sich nicht zu häufig in pathetischen Tiraden verriethe — wenn das Stück bescheidener und anspruchsloser wäre, so würde es erheblich gewinnen. Aber jedenfalls ist es besser als die letzten verunglückten Schauspiele dieses talentvollen aber leider von der Großmannswuth befallenen Schriftstellers; es ist interessant und erzielt bei der, wie ich wiederhole, ausnehmend guten Aufführung im Residenztheater eine große Wirkung.

Eine angenehme Zugabe zu dieser dramatischen Sittenstudie bildet das arglose Stückchen „Tante Lotte", in welchem die vortreffliche Frau Mende sich als eine Künstlerin ersten Ranges zeigt. Es ist nicht möglich, einen Charakter inniger, lebenswahrer und liebenswürdiger darzustellen als Frau Mende die gute Hamburger Tante Lotte. Frau Mende darf auf den Ehrentitel einer plattdeutschen Frieb-Blumauer Anspruch machen.

F. L.

---

## Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

### IV.

In meiner vorigen, der berliner Kunst gewidmeten Besprechung, bin ich mit diesem Thema nicht ganz zu Ende gekommen. Heute bin ich dem damals knappen Raum dankbar, daß er mich in den Stand gesetzt hat, diesmal mit zwei der eigenartigsten und in ihrer Art bedeutendsten Arbeiten zu beginnen, welche die Hauptstadt ausgestellt hat.

Zuerst Passinis Aquarell „Eine Procession in Venedig". Es hieße in's Blaue reden, den Mann, der nicht allein unser glänzendster Aquarellist, sondern auch einer unserer am feinsten empfindenden Menschenmaler ist des Breiteren loben zu wollen. Ich denke, daß ich mich darauf beschränken darf, sein diesmaliges Bild mit wenigen einfachen Gründen allen seinen früheren Leistungen vorzuziehen. Nirgends bisher, will es mir scheinen, ist es Ludwig Passini gelungen, in seinen Darstellungen aus dem italienischen Leben so charakteristisch und wahr und doch zugleich so unabsichtlich und selbstverständlich zu wirken, wie in diesem riesigen Aquarell. Und doch war nie eine seiner Aufgaben figurenreicher, belebter, schwieriger. Kaum irgendwo bisher kenne ich bei ihm diesen übervollen Reichthum, nirgends diese Unmittelbarkeit und Zweifellosigkeit des Geschehens in Licht und Luft. Möglich, daß über diese künstlerischen Qualitäten des Bildes Andere anders urtheilen, möglich, daß das unermüdliche Weiterwollen, welches diese Arbeit wieder beweist, mich bei einem so vollendeten Künstler wie Passini verführt, da noch künstlerische Fortschritte zu finden, wo man kaum noch welche erwarten, verlangen konnte. Sicher aber scheint mir, daß dies neueste Werk unseres Aquarellisten in rein malerischer und speciell technischer Beziehung glücklicher und bedeutender ist, als alle seine Vorgänger. Denn nirgends bisher wüßte ich die Fähigkeiten der Aquarellfarbe, diese leuchtenden und klaren Töne ähnlich vollkommen ausgenutzt. Ich wüßte kein Aquarell, das so wenig nach den, nur der Oelfarbe ungezwungener Weise eigenthümlichen Effecten strebte, wie dies, und das für die engen aber eigenthümlichen Grenzen der Aquarellfarbe eine so adäquate Aufgabe zu finden verstanden hätte, wie sie hier in den massenhaften sonnebeschienenen rothen Seidenzeugen und weißen Leinengewändern ꝛc. gegeben ist. Dies Leuchten und Glänzen schöner Stoffe in klarer lichter Luft ist eine der glänzendsten Leistungen des Aquarells in seinen eigensten Grenzen. Und jedenfalls ist nach dieser auch räumlich hervorragenden Leistung das Eine klar, daß nämlich ihr gegenüber die Engländer gütigst auf ihr Privilegium für Aquarellruhm zu verzichten haben, — in technischer Beziehung meine ich, künstlerisch dürfte Passini die Frage schon länger entschieden haben.

Eine in ihrer weitverschiedenen Art nicht weniger erfreuliche Leistung sind Hertels italienische Landschaftsdecorationen. Ist schon die Wahrnehmung erfreulich, daß sich der Malerei wieder ihre eigensten Aufgaben zu öffnen beginnen, daß man ihr aus privaten Kreisen Räume gewährt, deren zusammenhängende Ausschmückung ihren, vorwiegend decorativen, Fähigkeiten überlassen bleibt, so erscheint es um so bemerkenswerther, wenn eine auf moderne Principien gegründete Malerei es mit entschiedenem Erfolg und breitem Geschick übernimmt, solchen Aufgaben zu entsprechen und die Hauptbilder, in denen sie den zu stellenden Anforderungen gerecht zu werden verstand, dem größeren Publicum beweisend vorführt. Der Hertel'sche Cyklus von Decorationsbildern ist von groß und zweckentsprechend gegriffenen Landschaften der erste unter mir bekannten, welcher entschieden modern componirt und gemalt ist, und dennoch der Größe und Schönheit nicht entbehrt. Ueberall in diesen sechs Bildern ist der Charakter dieser möglichst einfach gehaltenen Landschaften eben so bestimmt und poetisch aufgefaßt wie stimmungsvoll und ohne viel sichtbare Composition dargestellt, drei, vier Töne — fast gar kein schmückendes coulissenhaftes Beiwerk und doch die vornehmste Haltung, die man von italienischen Landschaften wünschen kann. So viel mir bekannt geworden ist, war die künstlerische Decoration auch in landschaftlicher Beziehung bisher durchaus conservativ. Den einzigen Rottmann ausgenommen, gab es für sie eine Reihe von Errungenschaften des Naturstudiums, die sie durchweg verhorrescirte, z. B. die Beobachtung richtiger Valeurs, die Nothwendigkeit eines gesunden, auf die Natur gegründeten Colorismus und alle die Consequenzen, die sich aus solcher Anschauung für Composition, Zeichnung, Malerei ꝛc. ergeben. Alle diese Feinheiten und Reize und die ganze ihnen zu Grunde liegende Wahrhaftigkeit, die das modern geschulte Auge nun einmal nicht mehr entbehren will, verwies man mit einem merkwürdigen Classikerstolz in die Staffeleibilder. Selbst bei dem größesten unserer lebenden Landschafter, bei Fr. Preller, ist es mir stets unbegreiflich gewesen, warum er in seinen gemalten Odyssee-Bildern, wo es ihm paßte, gethan hat, als ob er, der intime Kenner der Natur, von ihren Valeurs nichts wisse, als ob es gelegentlich ein kunstschädliches Unterfangen sei, wenn man sich erinnere, daß z. B. ein Baum dunkel auf dem Himmel steht. Selbstverständlich will ich in keinen weiteren Vergleich mit den eminenten Leistungen des Altmeisters unserer großen Landschaft eintreten, aber nach der angedeuteten Seite hin involviren die Hertel'schen Decorationen einen unleugbaren Fortschritt. Und ihre übrigen ausgezeichneten Qualitäten: ihre große Klarheit und Einfachheit in der Gruppirung und Zeichnung der Massen und Pläne, ihre breite wirkungsvolle Wahrheit der Töne, die Feinheit und Gesundheit ihres (für Italien allerdings etwas

Digitized by Google

trüben und grauen) Colorismus mit sprechender Stimmung verbunden, meistens entschieden moderne Qualitäten, beweisen, daß diejenige malerische Anschauung, welche den modernen sogenannten Realismus der Staffeleibilder geschaffen hat, auch zur großen, die Architektur heiter vollendenden Kunst führen kann; ein Zweifel, den ich bezüglich dieser eigentlich malerischen Kunst der Farbe und des Tons nie gehegt habe.

Die Düsseldorfer Kunstübung ist alt an Jahren, aber zu ihrem Glück in sich unabhängig, vielartig und buntgestaltig, und schließlich hat sie Markt und Publicum zum großen Theil auswärts. Es sind daher keineswegs vorwiegend greisenhafte Züge, die das Bild charakterisiren, welches uns die zweitgrößte preußische Kunststadt von ihrem Leben und Streben nach Berlin gesandt hat. Allerdings die Masse der diesmal in der Hauptstadt ausgestellten Düsseldorfer Bilder beweist, daß die breite malende Menge dortselbst so ziemlich unberührt geblieben ist von dem Winde, der die Wipfel auch der jüngeren Bäume längst schüttelt; dort reichlich so viel wie anderswo wird nach wie vor jene alte, einmal gekannte „deutsche" Malerei getrieben, die ebenso bieder und philisterhaft ausschaut, wie sie bequem, träge und unwahr ist. Indessen erweist sich der Düsseldorfer Kunstboden doch keineswegs, heute so wenig wie bisher, als ausgenutzt und verbraucht. Stets hat er in bedeutender Anzahl Maler hervorragender Größe hervorgebracht und trotz aller Nachahmerei und alles Unfehlbarkeitscultus, der mit ihnen von der Menge getrieben werden mag, hat derselbe Boden, dieselbe Menge, stets wieder neues, frappirendes junges Leben aufzuweisen, Leute, die neben den vorwärtsstrebenden älteren Größen Belege dafür sind, daß der Düsseldorfer Boden noch lange nicht daran denkt zu erstarren. Diesmal sind die Leistungen Einzelner wiederum derartig auffallend und tüchtig, daß sie fast alle älteren Düsseldorfer — hauptsächlich wohl, weil dieselben völlig unzureichend vertreten sind — in den Schatten stellen.

Zunächst ist es von Gebhardt, der Maler des für die Nationalgalerie angekauften Abendmahls, der uns diesmal malerisch noch fertiger entgegentritt, als in jenem Bilde. Seine „Kreuzigung" zeigt uns eine eminente, an Leys und seine Vorbilder erinnernde Beherrschung der malerischen Mittel, wie sie nur die Unermüdlichsten und Begabtesten unter den Modernen sich an der Hand der Natur und der Alten wiedergewonnen haben. Nirgends indessen treten hier Zeichnung oder Malerei auf, um mit der eigenen, wenn sie allein ist, immerhin etwas eitlen, Schönheit, zu prunken, — Herbigkeit ist im Gegentheil ihr Charakteristikum. Ueberall auf diesem Bilde gewähren Form- und Farbgebung die knappe durch und durch ausgefüllte Hülle, den adäquaten malerischen Ausdruck für eine künstlerische Idee, die ebenso klar, zweifellos und energisch empfunden ist, wie Form und Farbe beherrscht sind. Beides, Idee und Erscheinung, untrennbar bei jedem wirklichen Kunstwerk, sind auch bei Gebhardt aus demselben wohlgerüsteten Geiste, aus derselben auf das wirkliche Wesen und den wahrhaftigen Schein der Dinge gerichteten, nur etwas schroffen Welt- und Naturanschauung gleichzeitig entsprungen.

Der Vorgang bei Gebhardt ist ein bis in's Letzte menschlicher, natürlicher, wahrscheinlicher. Die geschichtliche robuste oder schwärmerische Geisteskraft dieser Männer und Weiber aus dem Volk, die in dem dargestellten Drama auftreten, und die Gewalt des Momentes sind es allein, die dieser Scene das gewaltige Leben verleihen, welches fast krampfhaft in ihr zuckt. Ueberzeugender, lebensvoller kann kaum ein Gemälde sein, und malerisch tüchtiger kann ein dramatischer Moment schwerlich zum Ausdruck kommen. Eines indessen bleibt übrig und das ist ein Großes: schöner kann dieser Vorgang angeschaut werden. Die Kunst Gebhardts ist unbarmherzig, und damit greift sie in Rechte hinüber, die nur der Wissenschaft gebühren. Der logisch denkende Geist ist ein anderer als der künstlerisch empfindende. Der Weg der modernen Kunst geht allerdings wie wir bereits oben ausgesprochen, durch das Harte und Häßliche hindurch, aber ihr Ziel ist, wie stets, die Schönheit und erst dem ist die Palme zuzusprechen, der wie Tadema in seinen allerdings ruhigeren Stoffen, an sie hinanreicht. Gebhardts Aufgabe war eine größere, gewaltigere; aber gleichviel, auch die Palme, die er erstrebte, war die höchste. Was er erreicht hat, ist ein Hochbedeutendes, Dankenswerthes. Aber was er noch vor sich gelassen, ist nicht minder erstrebenswerth. Bei ihm leidet die Form noch unter dem mächtig Oppositionellen des Inhalts, — in hartschädligen Köpfen, fanatischen Augen, eckigen Bewegungen, knotigen verkrampften Fingern bringt sie diese wohl zum Ausdruck, aber mit einem gewaltsamen, rücksichtslosen Aufgebot aller Mittel, deren man sich in der höchsten Kunst nicht mehr derartig bewußt werden darf. — Sollen wir schließlich das Bild auf seine speciell religiöse Seite ansehen, was meiner Meinung nach völlig überflüssig ist, so halte ich den darin gährenden Geist zwar nicht ganz für den von Strauß, wohl aber für einen energisch und streitbar modernen, der uns durch die Wahrheit der Scene und die lebendige Empfindung der Theilnehmer überzeugt, — während wir bei den echt ultramontanen Madonnen Ittenbachs, die daneben hängen, zu der schmeichelnd-süßen, empfindelnden Malerei noch specieller Ordre bedürftig sind, um zu glauben.

Ein in seiner Art nicht minder hervorragendes Bild ist der „Sonntag bei der Kirche in Esthland" von G. v. Bochmann. In diese Tafel theilen sich Landschaft und lebende Wesen untrennbar zu gleichen Theilen, wie draußen in der belebten Natur die gleiche Sonne alles Erschaffene gleich bescheint, dieselbe Luft Steine und Menschen umhüllt. Für diese Malerei handelt es sich um die Welt, wie sie in Licht und Luft zur Erscheinung kommt, und dazu gehören eben auch Menschen und Thiere — oder wenn man will, es handelt sich hier um die schwierigste moderne Aufgabe: um die Darstellung der so lange vernachlässigten und doch alle malerische Wahrheit bedingenden Erscheinungsmedien Licht und Luft, Dinge, deren charakteristische Schönheiten naturgemäß nur an verschiedenen Plänen voller Gegenstände nachgewiesen werden können. Diese Aufgabe ist dem Maler hier in künstlerischster Weise gelungen d. h. ein feines vornehmes Grau, oder wenn man will ein auf gesunder Anschauung beruhender Colorismus, — der alle Wahrheit des Scheins ohne sie zu lädiren unter sich zwingt, jede Einzelwahrheit der Wahrheit des allgemeinen Eindrucks und einer Farbeneinheit unterordnet, — mildert und verfeinert das Ganze und schließt jede Brutalität aus. Dieselbe Sicherheit einer vor allem auf die Natur gegründeten künstlerischen Anschauung beweisen alle übrigen in Frage kommenden Qualitäten des Bildes. Zeichnung, Vertheilung, Anordnung, Bewegung und worauf man immer schauen mag, beweisen dieselbe Anhänglichkeit an die wirkliche Erscheinung der Dinge, an das wirkliche Auftreten des Lebens und dienen doch stets malerischen Zwecken. Von einfachen landschaftlichen Existenzbildern, wie sie die moderne Kunst in ihrer Art neu geschaffen, gehört dieser Bochmann mit wenigen anderen zu dem Besten der Ausstellung.

Für schneereiche Flachlandabende oder herbstliche Haiden mit bunten Birken gelten ganz ähnliche Lobsprüche von Munthe. Für die Stimmungen, die aus diesen beiden Thematen resultiren, kahle Weite, Kälte, Wind u. s. w. ist unser Künstler ein unvergleichlicher Interpret. Allerdings, man hat dasselbe über immer dieselbe Specialität von Munthe schon länger sagen können, und gerade vielseitig wird der Maler allem Anschein nach nicht werden. Aber was thut's; wie bald eine derartig enge Umgrenzung des Stoffgebiets zur Manier und zum Recept führen, das ist einstweilen noch keine Frage, die die Kritik bei Munthe zu beantworten hat. Diesmal will mir das kleinere seiner beiden Winterabendbilder im Ton noch brillanter und tiefer, in Schnee und Luft noch überzeugender, in der Wahrheit und Unbefangenheit der doch meist nur als Farbfleck angebrachten Staffage noch natürlicher vorkommen, als irgend eins seiner bisherigen.

Durch auffallendes Streben ausgezeichnet sind auch die Arbeiten von te Peerdt und Seibel. Der „Märztag" des Ersteren ist ein für unsere Zeit charakteristisches Bild, offenbar mit Gebhardt, resp. Leys oder van Eyck zusammenhängend, ein Conglomerat von Schule und Selbstangeschautem, aber höchst talentvoll, gut beobachtet, gezeichnet und gemalt, mit klarem offenem Licht und wahren platten Tönen, aber doch, trotz anmuthiger Köpfe, von einer gewissen absichtsvollen Herbigkeit. Die zweite Arbeit te Peerdts, ein modernes „Genrebild" in einem flachen sonnigen modernen Garten handelnd, entbehrt bei ähnlich guten Qualitäten jeglicher Bildwirkung und kann nur als ehrliche dreiste Studie interessiren. In noch höherem Maße ist das bei Seibels „Motiv von Capri" der Fall. Licht, Sonne fehlen nicht, gut studirt ist überhaupt alles Landschaftliche, aber zugleich ist diese Arbeit ein Beweis, mit welcher Geschmacklosigkeit und mit wie schlechten Figuren sich solche modernen, vorwiegend landschaftlichen Qualitäten vereinigt zeigen können. Etwas schwächer, aber mit mehr Gefühl für Bildwirkung zeigen sich diese modernen Tendenzen und Qualitäten auch bei Flickel.

Auf entschieden fortschrittlichen, aber völlig gesunden gleichmäßigen Wegen finden wir den Schlachtenmaler Kolitz. Von ihm gilt in erster Linie das, was ich bei Gelegenheit der berliner Kriegshistoriker auf Leinewand Allgemeines und Rühmendes gesagt habe. Bei ihm ist durchweg die Episode, das Vor-, Neben- oder Nachher den eigentlichen Entschei-

Digitized by Google

dungen vorgezogen. Höchst originelle Composition und energische stoffgemäße Stimmung machen seine durchaus modern gemalten Bilder zu den besten ihres Genres, während Camphausen und Hünten im guten und schlechten Sinn die alten geblieben, auch nicht einmal besonders vortheilhaft vertreten sind.

Durch eigenthümliche Kraft der Stimmung zeichnet sich schließlich noch ein kräftig gemaltes und ungewöhnlich componirtes Bild von Simmler aus, welches ebenfalls noch zu denen gehört, die Natur und Leben nicht scheiden. Ich hätte seinen „erschossenen Wilderer", den zwei kletternde Kinder in vormorgendlich kaltem, fahlem Licht zwischen dem Geröll auf menschenferner Höhe finden, der Bedeutung und dramatischen Kraft des Momentes halber von rechtswegen gleich hinter Gebhardt nennen sollen; indessen schien mir Bochmann doch in seiner Originalität bedeutender und dann drängten sich andere dazwischen. Ich denke, es ist auch hier noch der Platz, dem tüchtigen Künstler, der uns die schwer zugänglichen halbnächtlichen Alpenhöhen in ihrer ganzen menschenfeindlichen kalten Furchtbarkeit so überzeugend und erschütternd vorführt, ein Wort der Anerkennung auszusprechen.

Auch in der mäßig oder gar nicht staffirten düsseldorfer Landschaft fehlt, trotz der überzeugenden Bedeutsamkeit der beiden Achenbachs, modernes an ihnen vorübereilendes Leben nicht. Versuche aller Art begegnen uns. Ich nenne hier nur Alfred Chavannes, der längst ein völlig origineller Interpret der „Schweizerlandschaft" geworden ist. Seine gesunden Qualitäten, sowie seine eigenartige Anschauung, die selbst den spröden pomphaften Alpen eine Art von großartigem und durchaus charakteristischem paysage intime abzuringen verstanden hat, erweisen sich auch auf seinem diesmal ausgestellten Bilde. Eigenartig und überzeugend scheint mir auch A. Normann mit einfachen Mitteln die Größe und Einsamkeit trüber Tage in unwirthbaren nordischen Fiords zu interpretiren. Ausgezeichnet fein und wahrhaftig, besonders in der Farbe, sind schließlich zwei einfache, aber klar empfundene Bildchen von R. Meyerheim.

Von den Düsseldorfern älteren Rufes haben, wie gesagt, manche nicht ausgestellt, andere zeigen in dem, was sie uns bieten, nicht gerade Neues oder doch nichts, was ihre ganze Bedeutung charakterisirt. So geht es z. B. Oswald und Andreas Achenbach. Des ersteren große italienische Landschaft „Abend am Liris" ist trotz aller bewunderungswürdigen Technik bunt und fleckig geblieben und entbehrt für mich der Poesie, die seiner Anschauung, wie in allen Bildern des sympathischen Meisters auch diesmal zu Grunde gelegen haben wird.

Von denen, guten und schlechten, die deutlich seine Wege gehen, wird es genügen die besseren, oder doch diesmal besseren, Flamm, Arnz und Krüger zu nennen. Bis zu welcher Receptmalerei indessen all' solch Schülerthum führt, dafür mag hier diesmal Jungheim als Exempel genannt werden. Noch weniger als Oswald ist Andreas genügend vertreten. Besonders sein „Vliessingen" läßt die meisterhaften Qualitäten unter einer gewissen außen rohen Bildwirkung kaum zum Ausdruck gelangen. Von seinen directen Nachfolgern, soweit der Augenschein nicht täuscht, sind Salzmann und Möller mit recht kräftiger Malerei zu erwähnen.

Von weiteren Landschaften mögen hier die Namen Kallenberg, der nach Munthe resp. nach Daubigny selbst zu schauen scheint, Oeder mit anständiger grauer Farbe, Schweitzer mit ebenfalls gutgewollten französischen Tendenzen und von der älteren Düsseldorfer Art etwa noch Ludwig genannt werden.

Im sogenannten „Genre" sitzt die Düsseldorfer Convention am festesten. Für mich ist diesmal wenig, was auf gesunde Vertiefung des Inhalts und Ausdrucks oder auf frischere Anschauung und Darstellungsweise hindeutete, vorhanden. Zu den erfreulichsten Vertretern dieser in den verschiedensten Costümen auftretenden Figurenmalerei gehört auch diesmal Siegert, dessen Mädchen am Fenster mit gewohnter Zierlichkeit und Fertigkeit, wenn auch gewiß ohne alle Concessionen an die Neuerer, gemacht ist. Ein Roccoco-Costüm-Bildchen von Scheurenberg ist ebenfalls graziös und zierlich gemacht, eine muntere Renaissance-Costüm-Scene von Schade ist nicht nur fein gezeichnet, sondern auch recht gut gemalt. Jordan ist mit einer verhältnißmäßig recht fleißig gemalten Trauerscene vertreten, die sich mehrerer recht gut empfundener Figuren rühmen darf. Indessen seit ich eine ähnliche Stimmung von dem Holländer Israels mit zwei Figuren, frappanter Composition und intensivester Stimmung geschehen, will Herz und Kopf nicht recht mehr an diese Düsseldorfer glauben, — vom Malen natürlich ganz zu schweigen. Auch bei Lasch ist wieder ein Todter im Hause, — warum nicht, wenn nur die Hinterbliebenen wirklich am Leben wären! Gedacht ist das Bild nicht schlecht, aber das ist mittlerweile auch nicht mehr schwer. Sohn, von dem sonst doch gewiß noch Besseres zu erwarten steht, ist diesmal herzlich mäßig vertreten.

Es ist möglich, daß ich noch einen und den andern vergessen habe, der es besser macht, als ein paar andere, aber dann kommt das Gros, von denen es einer macht wie der andere und jeder nach der zeitgemäßesten rührendsten oder seiner Meinung nach komischsten Anekdote sucht. Die schlechten Maler malen merkwürdiger Weise alle gleich, — darum fühle ich mich der Pflicht überhoben noch einen oder den andern exempli causa herauszuholen.

Von Thiermalern mag hier Carl Friedr. Deiker und etwa noch Kröner erwähnt werden.

Schließlich habe ich noch der Portraitmalerei zu gedenken, einer Kunst die in Düsseldorf begreiflicher Weise nicht denselben Umfang wie in Berlin gewinnen und noch weniger in ähnlichem Maße auf einer fernen Ausstellung vertreten sein kann. Camphausens Kaiserportrait ist bekannt, seine eigenthümlichen Vorzüge sowohl, wie seine Schwächen. In der Reihe meisterhafter Feldherrncharaktere, die der Maler geschaffen und in gelungenen Lithographien hat erscheinen lassen, werden wir unserntheils Sr. M. Wilhelm I. von Deutschland lieber begegnen, als in dieser Malerei in Lebensgröße. — Portraits im einfachen Sinne des Worts haben wir aus Düsseldorf von Frau Wiegmann und von Modl. Besonders Letzterer kann seine sehr kräftig und frisch gemalten Menschen, an deren charakteristischer Aehnlichkeit der Beschauer nicht zweifelt, neben den Besseren der Ausstellung ruhig sehen lassen.

Von denen, die noch mehr und specieller Zeichner sind als Camphausen, ist wenig in Berlin zu sehen. Einer ist mir indessen aufgefallen, der von ihrer Seite zu kommen und den tüchtigen Willen zu haben scheint auch malen zu lernen — Wilhelm Beckmann mit seinen „Taboriten, das Abendmahl nehmend". Indessen ist sein diesmaliges Bild noch eine merkwürdige Mischung von Bendemann'scher Composition, nach Leys gezeichneten, aber nicht gemalten Charakterköpfen und etwas Düsseldorfer Genrefarbe; leider noch nicht genug, um eines wirklichen Erfolges sicher zu sein. Den Vorhang von Wislicenus halte ich unmaßgeblich für derartig conventionell gezeichnet, daß ich schon darum in diesen Aufsätzen keinen Platz für eine Beschreibung desselben finde.

## Notizen.

Die Parlamentseröffnung wurde durch eine wohlgesetzte geschäftlich reiche, sowie gegen den Schluß für Freund und Feind verständliche Thronrede, durch Präsidentenwahlen und sonst übliche Geschäftsvorbereitungen eingeleitet. Vorangegangen war schon ein Austausch spitzer Reden zwischen den verschiedenen Parteiorganen und der weitere Hader der Heißsporne hüben und drüben, wenn auch von den Führern noch weise zurückgedrängt, wird nicht ausbleiben. Die Pflicht eines echten Fractionsmitgliedes besteht bekanntlich darin, daß es an dem politischen Ruf der Angehörigen abweichender Schattirungen kein gutes Haar läßt. Ein französisches Witzblatt hatte neulich eine Caricatur, die eine Frau darstellt, wie sie bei der Lectüre einer Zeitung plötzlich aufspringt, das Blatt wegwirft und ihrem gegenübersitzenden, still bei der Lampe lesenden Mann zornig zuruft: Ich lasse mich scheiden! Aber warum denn, Liebe, fragt der erschrockene Gatte, nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe! Was ist vorgefallen? — Was vorgefallen ist, erwidert mit zurückgehaltenen Thränen die Gattin, da, lies! Seit Du als Candidat für die Nationalversammlung aufgetreten bist, erzählen die Blätter schreckliche Dinge von Deinem Charakter und sagen, Du wärest der dümmste und schlechteste Mensch, welchen die Erde trägt. So habe ich Dich nicht gekannt und jetzt ist es aus mit uns! Ganz ähnlich geht es in Berlin zu, nur mit dem Unterschiede, daß die Frauen hier zu Lande nicht so heißblütig sind und sich nicht wegen einiger Zeitungsartikel, die ihre Männer schlecht machen, scheiden lassen. Auch sind sie wohl vorsichtiger und überlegen, daß sie

Digitized by Google

nicht so schnell bessere finden würden. Reden die Abgeordneten einander Böses nach, so steht es noch schlimmer mit den Journalisten. Diese leben zum guten Theil davon, daß sie sich unter einander verunglimpfen. Und hört man sie sich mündlich äußern, daß Gott erbarm! Da versichert der Eine von dem Andern im Vertrauen, der College sei ein Esel, oder, um die Sache milde auszudrücken, ein bedenklicher Taugenichts. Seine Schreiberei sei monoton, langweilig, voll von Wiederholungen, alten Anekdoten und verbrauchten Redensarten. Oft wurde behauptet und von einer bestimmten Kategorie sogenannter Publicisten nicht mit Unrecht, der Journalismus sei die Carriere Derjenigen, die keine hätten. Misanthropen wollen durch das Bewußtsein dieses Lebensfiascos die erbitterte Stimmung von Leuten erklären, die, selbst ohne inneren Frieden, niemals Frieden halten können. Ruhelos von einem Gegenstand zum andern schweifend, hätten sie mit der Zeit jedes Behagen an der eigenen Thätigkeit, jeden idealen Genuß eingebüßt. Auf den Handel mit Neuigkeiten angewiesen, zankten sie sich umher, ob die Waare echt und des Preises werth sei. Man nenne das bei ihnen gute Information und Abwehr von Dementis. So sollen Menschenfeinde die heutzutage üblichen journalistischen Gewohnheiten ansehen. Man möchte indessen solche griesgrämige Urtheile nicht ohne Weiteres unterschreiben. Die Journalisten sind nicht besser und nicht schlechter als andere Söhne Adams. Die Oeffentlichkeit ihres Treibens ist nur herberen Anklagen ausgesetzt. Kleine Freundschaftsstückchen, wo Einer dem Anderen hinter dem Rücken möglichst viel zu schaden sucht, mögen vorkommen, sollen aber auch außerhalb der journalistischen Welt nicht unerhört sein. Dabei ist in Rechnung zu bringen, daß die Aufhebung des Zeitungsstempels noch nicht allzulange hinter uns liegt und ihre Wirkung nicht sofort eintreten konnte. Die Blätter werden nach und nach mehr prosperiren und mit dem Wohlstand werden auch die Sitten milder werden. Die Zeit wird kommen, wo Norddeutsche Allgemeine und Germania sich gegenseitig mit Hochachtung, hin und wieder sogar mit Zärtlichkeit behandeln werden. Der Krieg mit dem Klerus kann nicht ewig währen; früh oder spät muß doch Frieden geschlossen werden. Auch auf anderen Gebieten werden die Journalisten nach und nach höflich, rücksichtsvoll, gesellschaftlich wohlerzogen erscheinen. Es wird keiner den andern öffentlich oder anonym verleumden, ihm die Ehre abschneiden oder sonstige Liebenswürdigkeiten erweisen wollen. Allerdings, bis dieses tausendjährige Reich eintritt, wird noch einige Zeit verfließen. Vielleicht wird erst die kommende oder auch die dritte Generation dieses paradiesische Glück erleben und dessen froh werden. Dann wird Friede in der Presse sein und den Lesern ein Wohlgefallen.

* * *

Unsere Leser wissen wahrscheinlich gar nicht, wie schlechte Menschen sie sind. Mögen sie es erfahren aus einem Urtheil, welches Herr Pastor Disselhoff über die „Gegenwart" fällt. In dem in der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth a. Rh. soeben erschienenen „christlichen Volkskalender für 1875" sagt besagter Pastor Disselhoff auf Seite 102: „Nun noch Eins, das die Gebildeten und Geistreichen angeht. Vor etlichen Jahren wurde in Berlin eine Zeitschrift „Die Gegenwart" gegründet, um ein Musterblatt der Wohlanständigkeit und des guten Geschmacks in der Unterhaltung für die Reichen zu werden. Dieses Blatt überbietet mit seinen Gotteslästerungen gegen den Vater, Sohn und heiligen Geist alles bisher Dagewesene. Ich kann und will diese Greuel hier nicht wiederholen, denn sie sind so arg, daß der Herausgeber des Blattes vom Berliner Gericht wegen Gotteslästerung verurtheilt ist, und das will in jetziger Zeit etwas sagen. Wenn aber die wohlanständige und feine Gesellschaft an solchen Unterhaltungsblättern sich ergötzt, wie muß dann das riechen, was die schlechte Gesellschaft zu ihrer Unterhaltung liest?" Der Geruch, in dem Herr Pastor Disselhoff steht, ist hinlänglich bekannt.

## Offene Briefe und Antworten.

### Deutsche Herkunft eines angeblich ungarischen Volksliedes.

Herr Professor Gottfried Kinkel theilt in Nr. 43 der „Gegenwart" am Schlusse seiner Besprechung der Aigner'schen Uebersetzung „Ungarischer Volksdichtungen" eine Schnurre aus dieser Sammlung mit, die man ähnlich bei allen singenden Völkern, seines Wissens aber mit so kecker Laune in keiner anderen Literatur vorgetragen finde.

Volkslieder haben oft seltsame Schicksale erlebt, und es gehört zu den interessantesten Aufgaben des Literaturforschers, ihre Wandlungen im Laufe der Jahrhunderte und bei verschiedenen Völkern zu verfolgen. Auch die moderne Wissenschaft der „Völkerpsychologie" kann dabei zu werthvollen Resultaten gelangen, ohne Zweifel — nur wird sie auf ihrer Hut sein müssen, daß man ihr nicht Blechmarken für blanke Thaler verkauft.

Das ist in diesem Fall leider geschehen. Das angeblich ungarische Volkslied ist, mit Weglassung zweier Strophen des Originales, die wörtliche Uebersetzung eines deutschen Liedes, welches ich 1849 von Studenten in Bonn und in der Rheinpfalz so häufig singen hörte, daß ich es vier Jahre später aus dem Gedächtnisse aufzeichnen konnte, um es mit den Illustrationen eines mir befreundeten Malers in einer humoristischen Zeitschrift abdrucken zu lassen. Es findet sich übrigens in fast allen Sammlungen deutscher Volkslieder, z. B. in der Simrock'schen vom Jahre 1851, Nr. 241, mit der Bezeichnung: „Fliegendes Blatt; zum Theil auch mündlich. Vgl. Meyers Blumensträuße, Nr. 281; Hoffmann von Fallerslebens Schlesische Volkslieder, Nr. 227; Wilibald Walters Sammlung deutscher Volkslieder, Nr. 97; Erlachs Volkslieder der Deutschen, Bd. IV, Nr. 19; Everaerts 11. Sammlung fliegender Blätter, Nr. 14". Herr Aigner hat sich also die überflüssige Mühe gegeben, ein deutsches Lied, das er in all diesen Sammlungen hätte finden können, aus einer ungarischen Uebersetzung ins Deutsche zurück zu übersetzen, — ein Malheur, das einem Schriftsteller, welcher sich seit Jahren mit dem Studium von Volksliedern befaßt, eigentlich nicht hätte begegnen sollen.

Zum andern aber ist, was allen Herausgebern deutscher Volkslieder entgangen zu sein scheint, das fragliche Scherzgedicht gar kein Volkslied, wenn man mit Simrock (a. a. O., S. 592) unter Volksliedern nur solche Lieder versteht, die aus dem Volke selbst hervorgegangen sind und das Kennzeichen dieses Ursprungs unverkennbar bewahren, — nicht aber „Lieder gebildeter Dichter, die beim Volke Eingang gefunden haben und beliebt geworden sind". So wenig man Heines „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", Eichendorffs „In einem kühlen Grunde", oder Hoffmann von Fallerslebens „Morgen marschiren wir" nach dieser Definition ein Volkslied nennen kann, eben so wenig gebührt dieser Name dem in Rede stehenden Liede, wenn dasselbe als ein Product gelehrter Kunstdichtung nachgewiesen werden kann.

Diesen Nachweis vermag ich zu liefern. Das Gedicht wurde zum ersten Mal im Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1790, S. 61 ff., mit der Ueberschrift „Des Pachters Rückkehr" abgedruckt, und als Verfasser nannte sich damals schon der bekannte Freund Bürgers, Professor Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, in dessen „Spielen des Witzes und der Phantasie" (Berlin, 1793) es sich ebenfalls, S. 143 ff., mit einigen kleinen Verbesserungen und mit dem Zusatze „Aus Yorkshire" findet. Ob wirklich, wie man aus letzterem Umstand schließen könnte, eine englische Quelle zu Grunde liegt, lasse ich dahin gestellt; ich zweifle daran und glaube vielmehr, daß der Verfasser sich nur durch die fremde Flagge gegen den Vorwurf der etwas frivolen Erfindung zu decken suchte. Bei dem ältern Abdruck fehlt dieser Zusatz, das Gedicht führt dort den Nebentitel „Bänkelsängerlied"; auch in den „Briefen von und an G. A. Bürger", Bd. IV, S. 31 und 54, wird mit keiner Silbe einer englischen Quelle des Meyer'schen Liedes gedacht.

Ich theile zur Vergleichung das Original aus Meyers oben genannter ziemlich seltener Gedichtsammlung mit, und füge die Schlußstrophe, welche bei Meyer fehlt, nach Simrocks Texte hinzu, um den Leser zu überzeugen, daß auch diese so wenig, wie irgend eine andere Strophe, ja nur eine Wendung oder ein Wort des Liedes, dem ungari-

Digitized by Google

schen Uebersetzer angehört. Der einzige Unterschied ist, daß Letzterer sich die Weglassung der dritten und fünften Strophe gestattet hat.

### Des Pachters Rückkehr.

Ich ging in meinen Stall, da sah ich, ei, ei!
An Krippen standen Pferde, eins, zwei, drei.
Herzliebes Weibchen! rief ich; was will mein Schatz? sprach sie.
Wo kommen diese Pferde her, ich weiß nicht wie? —
Potz Gimpel und kein Ende! wer sieht denn Pferde hier?
Milchkühe sind es, die Mutter schickt sie mir. —
Milchkühe? mit Sätteln? Wind über Wind!
Ich bin ein Mann, Gott besser's! wie viele Männer sind.

Ich ging in meine Küche, da sah ich, ei, ei!
Am Herde lehnten Stiefelpaar, eins, zwei, drei.
Herzliebes Weibchen! rief ich; was will mein Schatz? sprach sie.
Wo kommen diese Stiefel her, ich weiß nicht wie? —
Potz Gimpel und kein Ende! wer sieht denn Stiefel hier?
Bierkrüge sind es, die Mutter schickt sie mir. —
Bierkrüge? mit Sporen? Wind über Wind!
Ich bin ein Mann, Gott besser's! wie viele Männer sind.

Ich ging auf meinen Vorplatz, da sah ich, ei, ei!
Am Nagel hingen Hüte, eins, zwei, drei.
Herzliebes Weibchen! rief ich; was will mein Schatz? sprach sie.
Wo kommen diese Hüte her, ich weiß nicht wie? —
Potz Gimpel und kein Ende! wer sieht denn Hüte hier?
Milchwannen sind es, die Mutter schickt sie mir. —
Milchwannen? mit Tressen? Wind über Wind!
Ich bin ein Mann, Gott besser's! wie viele Männer sind.

Ich ging auf meinen Saal, da sah ich, ei, ei!
Auf Bänken lagen Säbel, eins, zwei, drei.
Herzliebes Weibchen! rief ich; was will mein Schatz? sprach sie.
Wo kommen diese Säbel her, ich weiß nicht wie? —
Potz Gimpel und kein Ende! wer sieht denn Säbel hier?
Lerchenspieße sind es, die Mutter schickt sie mir. —
Lerchenspieße? mit Haukörben? Wind über Wind!
Ich bin ein Mann, Gott besser's! wie viele Männer sind.

Ich ging in meine Stube, da sah ich, ei, ei!
Auf Stühlen ruhten Wämser, eins, zwei, drei.
Herzliebes Weibchen! rief ich; was will mein Schatz? sprach sie.
Wo kommen diese Wämser her, ich weiß nicht wie? —
Potz Gimpel und kein Ende! wer sieht denn Wämser hier?
Tischtücher sind es, die Mutter schickt sie mir. —
Tischtücher? mit Aufschlägen? Wind über Wind!
Ich bin ein Mann, Gott besser's! wie viele Männer sind.

Ich ging in meine Kammer, da sah ich, ei, ei!
In Betten schliefen Reiter, eins, zwei, drei.
Herzliebes Weibchen! rief ich; was will mein Schatz? sprach sie.
Wo kommen diese Reiter her, ich weiß nicht wie? —
Potz Gimpel und kein Ende! wer sieht denn Reiter hier?
Milchmädchen sind es, die Mutter schickt sie mir. —
Milchmädchen? mit Zwickelbärten? Wind über Wind!
Ich bin ein Mann, Gott besser's! wie viele Männer sind.

Und als er's überdrüssig war, was that der Mann, ei, ei?
Er fing die Frau zu prügeln an, eins, zwei, drei.
Herzliebes Männchen! rief sie; was will mein Schätz? sprach er.
Wo kommen diese Prügel her, ich weiß nicht woher? —
Potz Gimpel und kein Ende! wer sieht denn Prügel hier?
Liebkosungen sind es, die Mutter schickt sie dir. —
Liebkosungen? mit Ohrfeigen? Wind über Wind!
Ich bin ein Weib! Gott besser's! wie viele Weiber sind.

Steglitz, den 30. October 1874.

**Adolf Strodtmann.**

---

## Zur Kunstausstellung.

### Herr Redacteur.

In Nr. 44 der „Gegenwart" finden sich in dem dritten der vortrefflichen Artikel von G. Floerke über die berliner Kunstausstellung auf S. 286 die Worte: „Wenigstens werden die beiden großen Bilder des ersten berliner Soldatenmalers, **Bleibtreus**, „Sedan" und „Gravelotte" sowohl den Hauptstädtern, als den Besuchern der wiener Weltausstellung längst bekannt sein". Gestatten Sie mir dem die Thatsache entgegen zu stellen, daß „Sedan" direct nach seiner Vollendung aus seines Malers Atelier in die berliner Ausstellung übersiedelte; ein Bild „Gravelotte" aber *niemals von ihm gemalt* ist, mithin auch weder „den Besuchern der Weltausstellung, noch denen der berliner Kunstausstellung, noch anderen Hauptstädtern" bekannt sein kann.*)

L. F.

*) Dann wird es eben eine andere Schlacht sein!

D. R.

* * *

Einsender des Artikels „über die Antigone". Wir ersuchen Sie höflichst, uns mitzutheilen, an welche Adresse wir das Manuscript zurücksenden dürfen.

* * *

## An unsere Correspondenten.

Es gehen uns viele Briefe mit dem folgenden Vermerk der Postbehörde zu:

„Verspätet bestellt wegen ungenügender Wohnungsbezeichnung.

Im Interesse unverzögerter Briefbestellung wird ersucht, die Absender darauf aufmerksam zu machen, daß die Angabe der Straße und Hausnummer sowie des Postbezirkes auf der Adresse dringend nöthig ist."

Wir richten daher an unsere Herren Correspondenten die dringende Bitte, alle für die **Redaction** der „Gegenwart" bestimmten Sendungen mit der genauen Adresse:

Dr. Paul Lindau,

Berlin S. W.,

Lindenstraße 110.

versehen zu wollen. Besonders bei recommandirten Briefen und Packeten muß die Person des Herausgebers namhaft gemacht werden, da von Seiten der Postbehörde Schwierigkeiten erhoben werden, recommandirte Briefe, welche an die „Redaction" adressirt sind, dem Redacteur auszuhändigen.

Bestellungen von Abonnements, Inseraten ꝛc. sind nach wie vor an die **Expedition** der „Gegenwart", **Georg Stilke**, Berlin N. W., Louisenstraße 32, zu adressiren.

---

## Bibliographie.

**Gesammelte Werke von Hermann Kurz.** Herausgegeben von Paul Heyse. Lfr. 13—18. Stuttgart 1874, Kröner.

**Ein Opfer geistlicher Corruption** von L. Zürich 1875, Verlagsmagazin.

**Die Bettelmönche in Bayern und ihre reichsfeindlichen Umtriebe nebst Zubehör.** Zürich 1875, Verlagsmagazin.

**Der Kampf der Reichsregierung mit der Priesterschaft und der Weg zum Siege.** Zürich 1875, Verlagsmagazin.

**Die Mystiker vom Abbé ***.** Deutsche Ausgabe, übertragen von Dr. Aug. Peters. 2 Bde. Bremen 1875, Kühtmann.

**Das Mecklenburger Osterspiel,** vollendet i. J. 1464 zu Redentin, übertragen und behandelt von Dr. Alb. Freybe. Bremen 1875, Kühtmann.

---

Digitized by Google

## Inserate.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**Briefwechsel**
zwischen
**Varnhagen und Rahel.**
(Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.)
Erster und zweiter Band. 8. Geh. 4 Thlr.

Mit dem vorliegenden Briefschatze erhält das Publikum eine lange vermißte Gabe von seltenem Gehalt. Als Varnhagen kurz nach dem Tode seiner Gattin in dem so berühmt gewordenen Buche „Rahel" einen Theil ihrer Briefe zum Andenken für ihre Freunde herausgab, bemerkte er im Vorwort: „Man wird aus ihnen ermessen, was in dieser Art einem künftigen Zeitpunkt einst vollständiger aufzuschließen vorbehalten bleibt." Und für diesen Zeitpunkt, der jetzt erst eingetreten ist, hat er die Sammlung noch mit eigener Hand geordnet und druckfertig hinterlassen. Der schriftliche Verkehr zwischen den beiden geistreichen Naturen in der Vollständigkeit, wie er nun hier dargeboten wird, darf als charakteristische Quelle zur Kenntniß einer ganzen wichtigen Culturepoche gelten und als solche hervorragenden und dauernden Werth für sich in Anspruch nehmen.

**Redacteur-Stelle-Gesuch.**

Ein junger wissenschaftlich gebildeter Mann, zur Zeit in der Redaction eines ebenso geachteten als weitverbreiteten nationalen und freisinnigen süddeutschen Blattes, wünscht seine Stellung zu verändern, und sucht einen Posten als erster Redacteur einer kleineren oder als Mitredacteur an einer größeren Zeitung ähnlicher politischer Richtung. Offerte bittet man zu richten sub B. G. N. 29 poste restante Stuttgart.

Edm. Gaillard, vorm. Carl Heinr. Gerold in Berlin, W., Krausenstr. 69,

**Specialgeschäft für Oelfarbendruck,**

Kunstanstalt, Verlag, Export, Debit, Detail, führt grundsätzlich nur die besten Erscheinungen des Oelfarbendrucks. — Illustrirte Kataloge etc. gratis und franco.

Soeben erschienen:

**Bluntschli, Deutsche Staatslehre für Gebildete.**
1 Band von 29 Bogen. Elegant geb. 2 Thlr. = 3 fl. ö. W.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.

**Baedeker's Handbuch für Italien.**

**Ober-Italien** bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica,** nebst Routen durch die Schweiz und Oesterreich. Mit 8 Karten und 23 Plänen. 7. neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

**Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 2 Plänen und einem Panorama von Rom. 4. bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

**Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Tunis** (Carthago), **Malta, Sardinien** und **Athen.** Mit 7 Karten und 8 Plänen. Neue Auflage in Vorbereitung.

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

**MEYERS**
**HANDLEXIKON**

*Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.***
*1968 kl. Octavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr.*
*Vorräthig in allen Buchhandlungen.*
**Bibliographisches Institut in Leipzig**
(vormals Hildburghausen).

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Nächte des Orients**
von
**Adolf Friedrich von Schack.**
8°. brochirt 28 Ngr. oder fl. 1. 36 kr.

In dieser Dichtung hat Schack Bilder der verschiedenen Weltalter, welche Anschauungen der Schilderung mit novellistischem Interesse verbinden und mit einem Ausblick in die Zukunft der Menschheit schließen, auf eigenthümliche Art zu einem Ganzen verflochten. Die völlige Neuheit des Grundgedankens und die lebendige Darstellung werden dem Gedichte dieselbe Theilnahme des Publikums gewinnen, welche die früheren Werke des Verfassers gefunden haben.

Stuttgart, Oktober 1874.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Hierzu eine Inseraten-Beilage.


## Nothgedrungene Vertheidigung.

Die in Leipzig erscheinenden Literarischen Blätter bringen unterm 1. April d. J. über das Werk

**Das Lehrgebäude der Volkswirthschaft** von **C. W. Zöllner,**

eine Recension, in welcher über das bis dahin erschienene

1. Buch: **Die Gestaltungen des Gutes und des Werthes,** und über das
2. Buch: **Die Arbeit und Association,** unter anderem nachstehendes gesagt ist, wobei zu bemerken, dass das
3. Buch: **Geld und Banken** erst Mitte April erschienen ist —

a) es finde sich in dem Werke mancher ansprechende Gedanke, doch wie der Titel, so sei auch manches verworren, unklar, mehr richtig empfunden als klar ausgedrückt,
b) die Auffassung von Capital und Geld sei originell, aber nicht richtig —
c) in Rücksicht darauf, dass der Verfasser überall den ernsten Willen kundgegeben in den gegebenen Stoff einzudringen und praktisch etwas zu leisten, mag das Werk empfohlen sein, doch hüte sich der Laie, daraus die Principien einer bestimmten Richtung oder Schule lernen zu können. —

Als Verfasser obigen Werkes habe ich zu erwidern, dass ich meinem Werke den Titel „Lehrgebäude" gab, weil alle meine Lehrsätze auf dem von mir erkannten **Fundamental-Lehrsatz** beruhen:

es sind 2 Sorten von Gut zu unterscheiden

a) **benutzbare** Güter d. h. Güter, welche materiellen oder immateriellen Ertrag geben,
b) **nutzbare** Güter d. h. Güter, welche Ertrag sind und dass ich die Wichtigkeit und Richtigkeit obigen Lehrsatzes durch die darauf aufgebauten Lehrsätze bewiesen habe, dass man aber vor dem Erscheinen meines Werkes ein richtiges Verständniss für die Begriffe: Rente — Capital — Geld nicht haben konnte, da man eben ohne richtiges Fundament eine Wirthschaftslehre aufzubauen strebte. —

Falls der Herr Recensent dies zu widerlegen vermag, biete ich ihm

**100 Thaler.**

Was in der Wissenschaft originell ist, wird selten gleich vollkommen sein, und so wird auch das in Kurzem in 2. Auflage erscheinende 1. Buch obigen Werkes, vielseitig umgearbeitet, den Nachweis führen, dass es leicht ist im Aufbau eines Werkes Verbesserungen zu machen, sobald man einen richtigen Fundamental-Lehrsatz gefunden hat, doch wird schon der im 3. Buch geführte Nachweis, dass „Geld" die Bezeichnung für 2 verschiedene Begriffe ist, Manches, was unklar scheint, aufklären. — Das 2. und 3. Heft möchten, falls eine neue Auflage nöthig wird, Veränderungen von Belang kaum erfahren. —

Im Interesse der Wissenschaft bitte um weitere Verbreitung des Obigen, doch kann Nachdruck nicht honorirt werden. —

Cottbus, im October 1874.

**C. W. Zöllner.**


**MEYERS REISEBÜCHER 1874. — ITALIEN von GSELL-FELS.**

| OBER-ITALIEN. | ROM UND MITTEL-ITALIEN. | UNTER-ITALIEN. |
|---|---|---|
| 1. Band, geb., 4 Thlr. | 2 Bände, geb., 6 Thlr. | 1 Band, geb., 2⅔ Thlr. |

. . . . „Allzu reich ist unsere Reisebücherliteratur über Italien ohnehin nicht, und dieses neueste Werk, das dürfen wir dreist sagen, nimmt **jetzt entschieden den ersten Rang ein**. . . . ein Reisehandbuch, um das andere Völker uns beneiden können . . ." Augsb. Allg. Ztg.

**Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig (vormals Hildburghausen).**

Hierzu Beilagen von Mauke's Verlag in Jena, von der Exped. d. Allgem. Liter. Wochenberichts und von Heinr. Matthes in Leipzig.


Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

## Inserate.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**Briefwechsel**
zwischen
**Varnhagen und Rahel.**
(Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.)
Erster und zweiter Band. 8. Geh. 4 Thlr.

Mit dem vorliegenden Briefschatze erhält das Publikum eine lange vermißte Gabe von seltenem Gehalt. Als Varnhagen kurz nach dem Tode seiner Gattin in dem so berühmt gewordenen Buche „Rahel" einen Theil ihrer Briefe zum Andenken für ihre Freunde herausgab, bemerkte er im Vorwort: „Man wird aus ihnen ermessen, was in dieser Art einem künftigen Zeitpunkt einst vollständiger aufzuschließen vorbehalten bleibt." Und für diesen Zeitpunkt, der jetzt erst eingetreten ist, hat er die Sammlung noch mit eigener Hand geordnet und druckfertig hinterlassen. Der schriftliche Verkehr zwischen den beiden geistreichen Naturen in der Vollständigkeit, wie er nun hier dargeboten wird, darf als charakteristische Quelle zur Kenntniß einer ganzen wichtigen Culturepoche gelten und als solche hervorragenden und dauernden Werth für sich in Anspruch nehmen.

**Redacteur-Stelle-Gesuch.**

Ein junger wissenschaftlich gebildeter Mann, zur Zeit in der Redaction eines ebenso geachteten als weitverbreiteten nationalen und freisinnigen süddeutschen Blattes, wünscht seine Stellung zu verändern, und sucht einen Posten als erster Redacteur einer kleineren oder als Mitredacteur an einer größeren Zeitung ähnlicher politischer Richtung. Offerte bittet man zu richten sub B. G. N. 29 poste restante Stuttgart.

Edm. Gaillard, vorm. Carl Heinr. Gerold in Berlin, W., Krausenstr. 69,
**Specialgeschäft für Oelfarbendruck,**
Kunstanstalt, Verlag, Export, Debit, Detail, führt grundsätzlich nur die besten Erscheinungen des Oelfarbendrucks. — Illustrirte Kataloge etc. gratis und franco.

Soeben erschienen:
**Bluntschli, Deutsche Staatslehre für Gebildete.**
1 Band von 29 Bogen. Elegant geb. 2 Thlr. = 3 fl. 30 kr.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.

**Baedeker's Handbuch für Italien.**

**Ober-Italien** bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica,** nebst Reise-Routen durch die Schweiz und Oesterreich. Mit 8 Karten und 23 Plänen. 7. neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

**Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 2 Plänen und einem Panorama von Rom. 4. neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

**Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Tunis (Carthago), Malta, Sardinien** und **Athen.** Mit 7 Karten und 8 Plänen. Neue Auflage in Vorbereitung.

*Auf jeden Schreibtisch gehört*
**MEYERS**
**HANDLEXIKON**
*Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen.*
**Bibliographisches Institut in Leipzig**
(vormals Hildburghausen).

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Nächte des Orients**
von
**Adolf Friedrich von Schack.**
8°. brochirt 28 Ngr. oder fl. 1. 36 kr.

In dieser Dichtung hat Schack Bilder der verschiedenen Weltalter, welche Anschaulichkeit der Schilderung mit novellistischem Interesse verbinden und mit einem Ausblick in die Zukunft der Menschheit schließen, auf eigenthümliche Art zu einem Ganzen verflochten. Die völlige Neuheit des Grundgedankens und die lebendige Darstellung werden dem Gedichte dieselbe Theilnahme des Publikums gewinnen, welche die früheren Werke des Verfassers gefunden haben.

Stuttgart, Oktober 1874.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**


Hierzu eine Inseraten-Beilage.

## Nothgedrungene Vertheidigung.

Die in Leipzig erscheinenden Literarischen Blätter bringen unterm 1. April d. J. über das Werk

**Das Lehrgebäude der Volkswirthschaft von C. W. Zöllner,**

eine Recension, in welcher über das bis dahin erschienene

1. Buch: **Die Gestaltungen des Gutes und des Werthes,** und über das
2. Buch: **Die Arbeit und Association,** unter anderem nachstehendes gesagt ist, wobei zu bemerken, dass das
3. Buch: **Geld und Banken** erst Mitte April erschienen ist —

a) es finde sich in dem Werke mancher ansprechende Gedanke, doch wie der Titel, so sei auch manches verworren, unklar, mehr richtig empfunden als klar ausgedrückt,
b) die Auffassung von Capital und Geld sei originell, aber nicht richtig —
c) in Rücksicht darauf, dass der Verfasser überall den ernsten Willen kundgegeben in den gegebenen Stoff einzudringen und praktisch etwas zu leisten, mag das Werk empfohlen sein, doch hüte sich der Laie, daraus die Principien einer bestimmten Richtung oder Schule lernen zu können. —

Als Verfasser obigen Werkes habe ich zu erwidern, dass ich meinem Werke den Titel „Lehrgebäude" gab, weil alle meine Lehrsätze auf dem von mir erkannten **Fundamental-Lehrsatz** beruhen:

es sind 2 Sorten von Gut zu unterscheiden

a) **benutzbare** Güter d. h. Güter, welche materiellen oder immateriellen Ertrag geben,
b) **nutzbare** Güter d. h. Güter, welche Ertrag sind und dass ich die Wichtigkeit und Richtigkeit obigen Lehrsatzes durch die darauf aufgebauten Lehrsätze bewiesen habe, dass man aber vor dem Erscheinen meines Werkes ein richtiges Verständniss für die Begriffe: Rente — Capital — Geld nicht haben konnte, da man eben ohne richtiges Fundament eine Wirthschaftslehre aufzubauen strebte. —

Falls der Herr Recensent dies zu widerlegen vermag, biete ich ihm

**100 Thaler.**

Was in der Wissenschaft originell ist, wird selten gleich vollkommen sein, und so wird auch das in Kurzem in 2. Auflage erscheinende 1. Buch obigen Werkes, vielseitig umgearbeitet, den Nachweis führen, dass es leicht ist im Aufbau eines Werkes Verbesserungen zu machen, sobald man einen richtigen Fundamental-Lehrsatz gefunden hat, doch wird schon der im 3. Buch geführte Nachweis, dass **„Geld"** die Bezeichnung für 2 verschiedene Begriffe ist, Manches, was unklar **scheint,** aufklären. — Das 2. und 3. Heft möchten, falls eine neue Auflage nöthig wird, Veränderungen von Belang kaum erfahren. —

Im Interesse der Wissenschaft bitte um weitere Verbreitung des Obigen, doch kann Nachdruck nicht honorirt werden. —

Cottbus, im October 1874.

**C. W. Zöllner.**


**MEYERS REISEBÜCHER 1874. — ITALIEN von GSELL-FELS.**

| OBER-ITALIEN. | ROM und MITTEL-ITALIEN. | UNTER-ITALIEN. |
|---|---|---|
| 1. Band, geb., 4 Thlr. | 2 Bände, geb., 6 Thlr. | 1 Band, geb., 2⅛ Thlr. |

. . . . „Allzu reich ist unsere Reisebücherliteratur über Italien ohnehin nicht, und dieses neueste Werk, das dürfen wir dreist sagen, **nimmt jetzt entschieden den ersten Rang ein**. . . . ein Reisehandbuch, um das andere Völker uns beneiden können . . ." Augsb. Allg. Ztg.

**Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig (vormals Hildburghausen).**

Hierzu Beilagen von Mauke's Verlag in Jena, von der Exped. d. Allgem. Liter. Wochenberichts und von Heinr. Matthes in Leipzig.


Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

# Beilage zur Gegenwart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

№ 45. Ausgegeben am 7. November 1874. Band VI.



**A. Hartleben's Verlag in Wien.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Schriften von Julius Verne.**

Jeder Band 2 Mk. 70 Pf. = 1 fl. 50 kr. In elegantem rothem Ganzleinwandband mit Goldtitel jeder Band 3 Mk. 50 Pf. = 2 fl.

Bisher erschienen:

I. **Von der Erde zum Mond.** Directe Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten.

II. **Reise um den Mond.** (Fortsetzung des Obigen.)

III. **Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.**

IV. V. **Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer.** 2 Bände.

VI. **Reise um die Erde in 80 Tagen.**

VII. VIII. **Abenteuer des Kapitän Hatteras.** 2 Bände.

IX. **Fünf Wochen im Ballon.**

X. **Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika.**

XI. XII. XIII. **Die Kinder des Kapitän Grant.** 3 Bände.

In Vorbereitung:

XIV. XV. XVI. **Die geheimnißvolle Insel.** 3 Bände.

XVII. XVIII. **Das Land der Pelze.** 2 Bände.

XIX. **Eine schwimmende Stadt. — Die Blokade-Brecher.**

XX. **Der Doctor Ox. — Meister Zacharias. — Eine Ueberwinterung im Eise. — Ein Drama in den Lüften.**

Jedes Werk ist einzeln zu haben. Preis jedes Bandes 2 Mk. 70 Pf. = 1 fl. 50 kr. In elegantem rothen Ganzleinwandband mit Goldtitel jeder Band 3 Mk. 50 Pf. = 2 fl.

Diese Werke sind auch in illustr. Ausgaben zu haben.

**Illustrirte Pracht-Ausgaben.**

(I. II. Band. Vereinigt.)
**Von der Erde zum Mond.**
Directe Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten.
**Reise um den Mond.**
(Fortsetzung des Obigen.)
Mit 89 Illustrationen. 50 Bogen Quart. Eleg. ausgestattet. Preis broschirt 8 Mk. = 4 fl. 50 kr. Gebunden in feinem Originalband mit blauem Carminschnitt 11 Mk. = 6 fl.

III. Band.
**Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.**
Mit 56 Illustrationen. 31 Bogen Quart. Eleg. ausgestattet. Preis brosch. 4 Mk. 50 Pf. = 2 fl. 50 kr. Geb. in feinem Originalband mit blauem Carminschnitt 7 Mk. 50 Pf. = 4 fl.

IV. V. Band. (Vereinigt.)
**Zwanzigtausend Meilen unter'm Meere.**
Unterseeische Rundreise.
Mit 114 Illustrationen. 58 Bogen Quart. Eleg. ausgestattet. Preis brosch. 8 Mk. = 4 fl. 50 kr. Gebunden in feinem Originalband mit blauem Carminschnitt 11 Mk. = 6 fl.

VI. Band.
IV. **Reise um die Erde in achtzig Tagen.**
Mit 55 Illustrationen. 33 Bogen Quart. Eleg. ausgestattet. Preis brosch. 4 Mk. 50 Pf. = 2 fl. 50 kr. Geb. in feinem Originalband mit blauem Carminschnitt 7 Mk. 50 Pf. = 4 fl.

In Vorbereitung befinden sich alle übrigen Werke Julius Verne's auch in illustrirten Ausgaben.

**A. Hartleben's Verlag in Wien.**

**Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**
Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

**Der slavische Bauernkönig.**
Historischer Roman
von
**Heinrich M. Penn.**
2 Bände. 8°. broch. 2¼ Thlr.

**Leben um Leben.**
Roman
von
**Carl Tornow.**
2 Bände. 8°. broch. 3 Thlr.

**Erzählungen aus der Heimath.**
Von
**Edmund Hoefer.**
2 Bände. 8°. broch. 3 Thlr.

**Novellenblüthen.**
Von
**Maurus Jókai.**
Aus dem Ungarischen von **L. B. Dluhoß.**
2 Bände. 8. broch. 5 Thlr.

**Fr. Gerstäcker's Ges. Schriften!**

**Zahlreiche Beschwerden der geehrten Abonnenten wegen unregelmäßiger und nicht pünktlicher Lieferung der Fortsetzung nöthigen die Verlagshandlung zu der Erklärung:**

**„daß die Forsetzung stets regelmäßig in Zwischenräumen von 8 bis 14 Tagen erscheint und pünktlich ausgegeben wird."**

**Das Unternehmen erschien bereits bis Heft 102.**

Die folgenden Hefte enthalten: **Der Kunstreiter, Jagd- und Streifzüge, Tahiti,** Roman aus der Südsee, **Die Colonie, Heimliche und unheimliche Geschichten, Das alte Haus, Die Inselwelt.**

Sollte also, selbst auf Reklamation bei der betreffenden Buchhandlung, bei der man abonnirte, Fortsetzung nicht zu erlangen sein, so wolle man sich gefl. an eine andere dortige Buchhandlung wenden, oder direkt an unterzeichnete Verlagshandlung, falls keine Buchhandlung in der Nähe ist.

**Neue Abonnenten können jederzeit eintreten und das Erschienene in beliebigen Zwischenräumen nachbeziehen.** — **Heft 1 und 2** in allen Buchhandlungen vorräthig.

**Jena.** **Hermann Costenoble,** Verlagsbuchhandlung.

**Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**
Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

**Groß-Busekow.**
Humoristischer Kriegs-Roman
von
**A. v. Winterfeld.**
4 Bände. 8°. broch. 5½ Thlr.

**Ein Oratorium der Zukunft.**
Komischer Roman
von
**R. Stegmann.**
2 Bände. 8°. broch. 1¾ Thlr.

**Am Gold und Ehre.**
Roman
von
**Ewald Aug. König.**
4 Bände. 8°. broch. 6 Thlr.

**Tamarin und Iwanow.**
Roman
von
**M. Awdejeff.**
Aus dem Russischen.
2. Bände. 8°. broch. 3 Thlr.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Poetische Abende.**

Von

**Rudolph Genée.**

Gr. Octav. XIII u. 439 Seiten. Preis 3 Thlr.

**Zu verkaufen**
1 complettes gebundenes Exemplar der
**Spenerschen Zeitung**
(Berlin)
von 1740—1874 (October incl.) 135 Jahrgänge! Offert. nimmt entgegen die Expedition der Spener'schen Ztg., Berlin, Zimmerstr. 94.

Für 1⅙ Thlr. abonnirt man auf
**Die Deutsche Roman-Zeitung,**
welche die neuesten Romane der besten deutschen Schriftsteller enthält, in allen Buchhandlungen und Postanstalten.



Digitized by Google

Verlag von F. Wohlauer in London, zu haben in allen Buchhandlungen:

## Geschichte
### der Englischen Dichtkunst
und
### Skizze der wissenschaftlichen Literatur England's
von **S. Gätschenberger.**
gr. 8. 380 S. Preis 7 Mark.

Dieses Werk ist die umgearbeitete und durch die Literatur des 19. Jahrhunderts vervollständigte „Geschichte der Englischen Literatur", welche von **Gervinus** belobt und von **Liebig, v. Spruner** und anderen Gelehrten des Maximiliansordens dem Könige Max II. von Bayern empfohlen, mit dessen Wappen und Unterstützung erschien, die Kritik des In- und Auslandes mit Ehren bestand und in jedem guten Conversationslexikon, in jeder größeren Literaturgeschichte als Quellenwerk genannt wird. Diese **originelle anziehend geschriebene Literaturgeschichte zum Gebrauche für Gymnasien, höhere Töchterschulen und zum Selbstunterrichte,** wird, **zumal das Studium der so überaus reichen und interessanten Englischen Literatur** in Deutschland, wie in Nordamerika täglich im Zunehmen ist, sicher raschen Absatz finden. Die neue Auflage ist bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, während alles Unnütze des ursprünglichen Werkes beseitigt wurde, um das wirklich Interessante und Lehrreiche in **Einen** Band zusammenfassen zu können.

## Zwei Perlen
### des englischen Dramas
für die deutsche Bühne bearbeitet von
**S. Gätschenberger.**

Inhalt: **Neues Recept, alte Schulden zu bezahlen.** Intriguen-Lustspiel in 5 Akten von Ph. Massinger. **Die Rettung Venedigs.** Trauerspiel in 5 Akten von Otway.
15 Bogen 12. Preis 3 Mark.

**Massinger's Neues Recept alte Schulden zu bezahlen,** ist vielleicht das beste Intriguen-Stück, und was Otway's Rettung Venedigs anbetrifft, so ist bekannt, daß dem Schicksale seiner Heldin größere Thränenströme geflossen sind, als dem Ophelias und Desdemonas. Wollte doch auch Schiller dasselbe interessante Thema, die Verschwörung des Marquis von Bedmar, dramatisch behandeln, wie aus seinem Nachlaß zu ersehen.

Der Uebersetzer hat diese Dramen von obscönen Ausdrücken jener derberen Zeit vollständig gereinigt, zu breite Scenen zusammengezogen, Manches besser motivirt, ohne an der Haupthandlung sich Aenderungen zu erlauben, so daß sie auch für das deutsche Theater jetzt vollkommen bühnengerecht erscheinen. Aber nicht nur Theaterdirectoren, Schauspielern und Gönnern der dramatischen Muse — jedem Literaturfreund, jedem Gebildeten sind diese Meisterwerke, diese Perlen einer verwandten Literatur auf's Wärmste zu empfehlen. H. 34645.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
## Entwicklung der Kunst
in der
### Stufenfolge der einzelnen Künste
von **Ludwig Noiré.**

So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf. —
Schiller.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft.
Goethe.

Gross Octav. 62 Seiten. Preis 12 Sgr.

Soeben erschien:

## Zwei Antworten.
1) Erklärung, Herrn **Prof. Zarncke** in Leipzig gegenüber.
2) Antwort auf die Kritik meiner Schrift: „Das Recensententhum des Prof. Kirchhoff in Halle ꝛc." von **A. Kirchhoff** (Jenaer Literaturztg. 10. Oktob. No. 41).

Von **Dr. R. Dorr**, Oberlehrer an der Elbinger Realschule.

Diese Vertheidigungsschrift, in erster Linie für die Leser des „Liter. Centralbl." und der „Jenaer Literaturzeitung" bestimmt, wird allen etwaigen geehrten Interessenten im Falle **direkter** Bestellung bei der **Th. Kaulfuß**'schen Buchhdlg. in **Liegnitz gratis** und **franko** zugestellt.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Gedichte
von
### Adolf Friedrich von Schack.
**Dritte Auflage.**

Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt.

Preis Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 36 kr.

Schack's Gedichte gewinnen immer größere Verbreitung. Wenn die Eigenthümlichkeit des Dichters sich am glänzendsten da entfaltet, wo er große Erscheinungen der Natur und des Völkerlebens im Spiegel der eigenen Empfindungen und Gedanken vorführt, so zeichnen sich doch auch seine eigentlichen Lieder durch Tiefe des Gefühls und melodischen Reiz aus und haben vorzügliche Musiker, wie Johannes Brahms, zur Composition angeregt.

Stuttgart, October 1874.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Durstige Tage.
Eine wälsche Weinwanderung
von
**Woldemar Kaden.**
Miniatur-Ausgabe m. Goldschn.
Thlr. 1. — oder fl. 1. 48 kr.

„Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus, nunc Saliaribus
Ornare pulvinar Deorum
Tempus erat dapibus sodales." *Horatius.*

**Meyer & Zeller's Verlag**
(Friedrich Vogel)
in Stuttgart.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Lothar.
Ein Gedicht in zehn Gesängen
von
### Adolf Friedrich von Schack.
**Zweite Auflage.**

Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt.

Preis Rthlr. 1. 10 Ngr. oder fl. 2. 20 kr.

Schack's Lothar hat sowohl durch den fesselnden Inhalt der Erzählung, als durch die farbenprächtigen, auf eigener Anschauung beruhenden Schilderungen aus Spanien, den Afrikanischen Wüsten, Aegypten, Palästina und Griechenland, das lebhafte Interesse der Lesewelt erregt. In vorliegender eleganter Ausgabe wird sich das Gedicht besonders zu Geschenken eignen.

Stuttgart, October 1874.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Verlag von Franz Ebhardt in Berlin, W.

## Die reichhaltigsten und billigsten Modenzeitungen sind:

## VICTORIA
XXV. Jahrgang.
erscheint wöchentlich
Preis viertelj. 2½ R.Mk. (22½ Sgr.)

## HAUS- U. WELT
erscheint monatlich 2 Mal
Preis viertelj. 2 R.Mark (20 Sgr.)

## Illustrirte Modenzeitung
erscheint monatlich 1 Mal
Preis viertelj. 80 R.-Pf. (8 Sgr.)

**Zu beziehen jederzeit durch alle Buchhandlungen und Postämter.**
**Probenummern gratis.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

## Liederalbum
60 Gesänge verschiedener Componisten für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Für die erwachsene Jugend ausgewählt von J. G. Lehmann.

Cartonnirt. Preis 1 Thlr. netto.

Inhalt: Lieder von Beethoven, Brahms, Bruch, Curschmann, Eckert, Franz, Händel, Haydn, Josephson, Kreutzer, Löwe, Lortzing, Marschner, Mendelssohn, Mozart, Reichardt, Reinecke, Reissiger, Schubert, Schumann, Seidel, Spohr, Streben, Stern, Taubert, Walter, Weber, Zumsteeg.

**Bei der Auswahl ist Alles ausgeschieden worden, was der heranwachsenden Jugend nicht angemessen ist.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.

## Quickborn
von
### Klaus Groth.
Mit Holzschnitten nach Zeichnungen
von
**Otto Speckter.**

Preis broch. 2 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. mit Goldschn. 3 Thlr.

**Pracht-Ausgabe**
davon
auf feinstem Velinpapier
Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.

**Miniatur-Ausgabe.**
Preis br. 1 Thlr. 6 Sgr., geb. 1 Thlr. 18 Sgr.

**Octav-Ausgabe**
mit hochdeutscher Uebersetzung.
Preis brochirt 22½ Sgr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit von Georg Stilke in Berlin.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 14. November 1874. Band VI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Feudalpartei im österreichischen Abgeordnetenhause. Von Judex. — **Literatur und Kunst.** Mein Lebensgang. Von Fr. Vischer. — John Stuart Mills religiöse Hinterlassenschaft. Von Karl Blind. I—III. — Aus den „Memoiren" der Deborah. Von S. v. Mosenthal. — Hieronymus Lorm. Von Oscar Blumenthal. II. — **Aus der Hauptstadt.** Die Zukunft Berlins. Von y. — Neue Compositionen. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Die Feudalpartei im österreichischen Abgeordnetenhause.

Die Thätigkeit des Reichsrathes hat wieder begonnen und die Opposition hat sich vollzählig wieder eingefunden, gewiß nicht, um der Regierung und der sie stützenden Verfassungspartei treue Gefolgschaft zu leisten, sondern lediglich, um sie zu bekämpfen, wie dies ja in ihrem Berufe liegt. Noch kennen wir die strategischen Pläne der Opposition nicht, mit welchen sie in der eben eröffneten Session den Kampf zu führen entschlossen ist. Allein die Thatsache, daß die Gegner des jetzt herrschenden Systems sich auf den Boden der gesetzlichen activen Oppositionen begeben haben, ist an sich schon bedeutsam. Denn unzweifelhaft ist in der Zeit der Vertagung mancher Hebel angesetzt worden, um die Abgeordneten der Rechten zur Abstimmung zu bewegen; und die Landtagsdemonstrationen zu Bregenz, Innsbruck und Brünn, welche allesammt gegen den Reichsrath gerichtet waren, haben ja gewiß auch den Zweck gehabt, Fühler zu sein und ein Echo zu wecken, welches den Föderalisten als Volksstimme gegen den Reichsrath hätte gelten sollen. Allein diese Demonstrationen hatten das Schicksal, eben nur inhaltslose Landtagspronunciamentos zu bleiben. Die Opposition ist in sich vollständig gespalten und zerklüftet, ein Massenaustritt aus dem Reichsrath ist nicht mehr zu erzielen und eine Einigkeit herrscht nicht einmal zwischen den Klericalen von Tirol und denen von Vorarlberg. Den verschiedenen Aufforderungen ihrer Gesinnungsgenossen, dem Reichsrathe den Rücken zu kehren, antworteten die „ultramontanen Tiroler Stimmen" mit der Vertheidigung der Reichsrathsbeschickung. In letzterer erblickt aber ein Theil der Opposition eine Capitulation. Das Erscheinen der Jungslovenen, der Wälschtiroler, der slavischen Dalmatiner und anderer ehemaliger Oppositionspartikelchen hat die Gegner der Reichsvertretung vollständig enttäuscht und als vollends die slavischen Mähren den Reichsrath betraten und die Polen in ihrer Passivität beharrten, mochte es den Strategen der staatsrechtlichen Opposition recht bange werden.

Es zeigt sich nunmehr, daß das ganze Oppositionsprogramm nur in einem Punkte besteht: Strike. So dieser nun nicht zu verwirklichen ist, scheint die Weisheit der Verfassungsgegner an ihrem Ende angelangt. Ein Schmerzensschrei, ausgestoßen in der bangen Erkenntniß von der trostlosen Lage nnd vollständigen Aussichtslosigkeit der föderal-klericalen Opposition war die Rede des Grafen Schaafgottsch in dem katholischen Casino von Bregenz, welche das „Vaterland" für bedeutend genug hielt, um ihr einige Spalten einer seiner Nummern zu widmen. Prüfen wir die Rede genau, so ist sie nichts anderes als ein Mahnruf über den Niedergang und Zerfall der feudal-klericalen Partei aus dem Munde eines ihrer enragirtesten Anhänger, ein unverfängliches und unumstößliches Zeugniß dafür, daß es mit der vielgerühmten „Solidarität der conservativen Interessen" vorbei ist. Noch vor zwei Jahren konnte man behaupten, die Opposition habe einen slavischen Charakter. Sie hat ihn verloren, seitdem wir slavische Abgeordnete in den Reihen der Verfassungspartei sehen. Man konnte ferner bis vor einiger Zeit von einer feudalnationalen Opposition sprechen. Allein auch zwischen diesen Elementen hat die Harmonie aufgehört. Die „staatsrechtliche" Partei hat nicht blos große Territorien verloren, welche ihr die verfassungstreue Partei abgerungen hat, sie zerbröckelt auch in sich in den noch ihr gehörigen Gebieten. Nichts ist in dieser Richtung so merkwürdig, als die Loslösung der nationalen von den feudalen Elementen. Die Niederlage des Grafen Egbert Belcredi, des Hauptes der Feudalen in Mähren, war der Beginn dieses Prozesses, die des Grafen Clam-Martinitz in Böhmen zeigt das Fortschreiten und doch lange nicht den Schluß desselben. Das Auftreten der jungslovenischen Partei in Krain, des jungczechischen Elementes in Böhmen und Mähren hat diesen Prozeß eingeleitet und das Erstarken dieser Fractionen wird ihn beschleunigen und zum Abschluß bringen.

Das Beispiel von Krain und Mähren, wo die Feudalpartei total machtlos geworden ist, in Bezug auf die Bestimmung der Reichspolitik, ist belehrend und zeigt, welches Schicksal den Feudalen überhaupt bevorsteht, die selbst zu schwach sind, um, eine Handvoll von Junkern, eine selbstständige Rolle zu spielen.

Die Feudalen könnten nur dort eine Geltung haben, wo sich ihnen die Massen der Nationalen anschlössen, ihren Rücken liehen, damit die „Cavaliere" sich darauf in die Lüfte schwingen, und wo der Klerus sie unterstützte. Allgemach ist die Erkenntniß in den nationalen Reihen erwacht, daß der historische Adel lediglich für ein Classeninteresse kämpft, Vortheile für sich zu erringen trachtet, die dem Interesse des Bürgers total entgegen gesetzt sind und jene Zeiten zurückzuführen bestrebt ist, in welchen die „Herrschaft", der „Gaunsherr" Alles galt. Das Mißtrauen des Bürgers und des Bauers ist nun einmal erwacht, er wittert die böse Absicht, er ist sich des Conflicts der Interessen bewußt und deshalb weigert er sich, den Herren vom historischen Adel die Vertretung seiner geistigen und materiellen Interessen zu übertragen. Für denkende Politiker konnte dieser Loslösungsprozeß nur eine Frage der Zeit sein und galt als unver-

Digitized by Google

meidlich. Mit einem Male tritt aus dem Dunkel der Erinnerung die Rede des Grafen Clam-Martinitz im Reichsrathe über das Lehensrecht hervor, welche damals an dem unvergeßlichen Brinz, jetzt Professor in München, einen so furchtbaren und schonungslosen Gegner fand. Nicht anders dachten und sprachen die böhmischen Feudalen, als im Prager Landtage das Jagdgesetz, in welchem der Bauer als Wild betrachtet wurde, verhandelt wurde. Fürwahr, wären die Czechen nicht allezeit im Heerbanne der Feudalen gewesen, längst hätten sie die egoistischen Ziele der „Cavaliere" dem Volke bloßlegen und sich selbst von dieser Allianz lossagen müssen. Das lange Verabsäumte sehen wir jetzt geschehen und das muß eine vollständige Veränderung der Physiognomie der Opposition in Landes- und Reichsangelegenheiten im Gefolge haben. Unwillkürlich werden andere Parteibildungen als die bisherigen eintreten, wenn Freiheit und Nationalität die Kriterien der Parteigliederung in Oesterreich abgeben werden. Diese beiden großen Principien werden aber unfehlbar nach Aeußerung auf einem großen Schauplatze ringen und diesen kann nur der Reichsrath bieten. Niemals haben wir angesichts der großen, die ganze Welt bewegenden Kämpfe zwischen Staat und Reiche an der Existenzberechtigung einer klericalen Partei gezweifelt, eine Gruppirung der Nationalitäten im Reichsrathe läßt sich wohl denken; allein eine Feudalpartei ist ein Anachronismus, der nur durch die nationalen und klericalen Bundesgenossen der Junker aufrechterhalten wurde und der nunmehr, wie ganz natürlich, zu verschwinden beginnt. Es ist eine merkwürdige Gährung und Neubildung im Schooße der der deutsch-österreichischen Verfassungspartei entgegenarbeitenden Opposition, die wir zu constatiren haben. Wir wollen sie genau beobachten und vom sicheren Boden des Verfassungsrechtes das Resultat getrosten Muthes abwarten.

Wien, im November. **Judex.**

---

## Literatur und Kunst.

### Mein Lebensgang.

**Von Fr. Vischer.**

Ich bin den 30. Juni 1807 in Ludwigsburg, der damaligen zweiten Residenzstadt des Königreichs Wirtemberg*) geboren. Den Charakter der Stadt, wie er sich lange erhielt und der erst jetzt allmählich schwindet, findet man in Justinus Kerners „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" geschildert; es sind mir noch einige der Originale in Erinnerung, die das köstliche Buch aufführt. Mein Vater war Archidiakonus („Oberhelfer"), ein freigesinnter Theologe, Rationalist nach damaligem Stande der Wissenschaft, ein klarer und wohlwollender Mensch und fester Mann, der seine Kinder mit liebender Strenge erzog und namentlich zur Pünktlichkeit anhielt; eine tüchtige Tracht Schläge für eine versäumte Bestellung ist mir in dankbarem Gedächtniß geblieben. Er ist früh, erst 42 Jahre alt, in seinem Dienste gestorben; der Lazarethtyphus raffte ihn weg, er hatte sich durch den Schauer vor Ansteckung und den Rath besorgter Freunde nicht abhalten lassen, an Kranken- und Sterbebetten im überfüllten Militärhospital seine Pflicht zu thun. Es war im Januar 1814; ein Todfeind Napoleons (ich bewahre noch ein Gedicht voll flammenden Grimmes), vom tiefsten Schmerz erfüllt über die Schmach des Rheinbundes, hatte er noch die Schlacht bei Leipzig, das Ende des verabscheuten Bündnisses, den Zug des deutschen (und russischen) Heeres nach Frankreich erleben dürfen. Russische Reiterei zog im Spätsommer durch; ein Theil nahm auf einige Zeit Standquartier in Ludwigsburg; ich sehe die Straßen meiner Vaterstadt noch von fremdartigen Gestalten belebt, Kosaken, Kalmuken, Kirgisen mit Köcher und Bogen reiten über den breiten Marktplatz, wir selber hatten zwei donische Kosakenoffiziere mit Gefolge im Hause; ich weiß noch, wie ihre Bedienten meiner Mutter den Teig des Weihnachtsgebäcks wegaßen. Dunkle Tage folgten bald auf diese Kinderfreuden. Nach des Vaters Tod wurde das Haus wegen der ansteckenden Krankheit abgesperrt, er mußte ohne jede Begleitung begraben werden. Geraume Zeit später folgte, nachdem das Grabdenkmal vollendet war, das die Stadt dem tief betrauerten Todten errichten ließ, die Bestattungsfeier am Grabe.

Die Mutter zog mit ihren drei Kindern, deren ich das jüngste war, nach Stuttgart, ihrer (wie des Verstorbenen) Heimath. Ich besuchte hier das Gymnasium; unter meinen Lehrern nenne ich Roth, später Gymnasialdirector in Nürnberg, zuletzt als Prälat wieder in Württemberg; ich verdanke seiner Strenge eine feste Grundlage im Lateinischen; das Griechische wurde lässiger betrieben. Es war noch ganz die alte Lateinzeit, es herrschte die Compositions-, die Hebdomadarmethode und alles war eigentlich auf die Zustutzung zum „Landexamen" gestellt. Den Stand des Realunterrichts zu charakterisiren genügt es, wenn ich anführe, daß mir nie ein Lehrer eine Landkarte gezeigt, mich auch nur mit den Himmelsgegenden bekannt gemacht hat; Geographie kam im letzten Curs des mittleren Gymnasiums vor; sie bestand darin, daß ein Professor Oetinger, solider Philolog, widerwillig mit diesem Fach für unsere Classe beauftragt, nach Ablauf der Hälfte der einzigen hiefür bestimmten Wochenstunde halbschläfrig im Lehrsaal erschien und uns aus Alexander von Humboldt einiges über die americanischen Prairien und Urwälder vorlas; wo America liege, wie sollten wir es wissen, die wir nicht wußten, nicht erfuhren, was die deutschen Hauptströme seien, ja woher und wohin auch nur der Neckar fließe!

Ich habe das „Landexamen" erwähnt, die damals noch so hochwichtige Angelegenheit des Landes Wirtemberg; es war die Prüfung zur Aufnahme in's „Kloster". Ich bitte, über diese Dinge die niedliche Novelle von Hermann Kurz: „Die beiden Tubus" (Novellenschatz, Serie III, Bd. 6) nachzulesen; übrigens ist es wohl bekannt, daß in unserem Lande die Theologie in ungemeinem Mißverhältniß zu anderen Fachwissenschaften durch Stipendien begünstigt ist; sie sind so reich, daß, wer das Landexamen besteht und in eins der Seminarien aufgenommen wird, seine Studien vom vierzehnten Jahre an fast ohne Zuschuß der Eltern vollenden kann. Es ist eine Schöpfung des edeln Fürsten, Herzogs Christoph, verdienstvoll, wohlthätig für die alte, von weltentfremdender Wirkung für die neue Zeit; sie hat lange dem Lande ein theologisches Gepräge aufgedrückt, hat Talente gespornt, gepflegt, geleitet, aber auch so einseitig, in so engen Banden, daß viele derselben nur durch Kampf, Bruch, Sprengung zu ihrem wahren Ziele gelangten.

Mein Wunsch war eigentlich, Maler zu werden. Die Mutter, eine weiche, grundgute, empfängliche, begabte Frau, voll lebendigen Interesses für Kunst und Poesie, stand in freundschaftlicher Verbindung mit Künstlerfamilien, ich durfte mit ihr die Werkstätten Eberhard Wächters und Hetschs besuchen. Alles Bild entzückte mich. Ein Italiener hängte seine „Holgen" (so hießen hier die Bilderbogen, der Name weist auf früheren holländischen Handel mit Heiligenbildern in Deutschland, die Schweizer sagen: Helgen) im überbauten Gange des noch stehenden Restes der alten Stadtmauer auf („unter der Mauer"), das war die einzige Kunsthandlung des damaligen Stuttgart, hier stand ich täglich in staunende Betrachtung verloren. Auch Dannecker wurde besucht, ich sah sein schwächstes Werk, seinen Christus, entstehen, aber da stand die Schillerbüste, das Modell der Ariadne, und am nahen See des Parkes sein schönes Nymphenpaar. Weil ich eben von Kunst rede, so sei noch erwähnt, daß der Held des Stuttgarter Theaters damals Eßlair war, den ich in einigen seiner Haupt-

*) So schrieb man bis zur Regierung König Friedrichs, der die falsche Form Württemberg einführte, weil ihn Wortspiele mit Wirth verdrossen.

Digitized by Google

rollen bewunderte; von Dichtern steht mir Uhlands Erscheinung aus jener Zeit noch klar vor Augen, wiewohl ich nicht ahnte, welcher Dichter in der ersten Blüthe seines Talents sich jugendlich vor mir bewegte, als ich ihn im Garten eines nahen Pfarrhauses auf den Platten der Beeteinfassung im blauen Frack mit gelben Metallknöpfen, in Suwarowstiefeln mit Zöttelchen balanciren sah; er war unser Vetter wie der Epigrammatist Haug; Matthisson, damals Oberbibliothekar in Stuttgart, ist mir im Gedächtniß geblieben, wie er auf der Königsstraße wandelt mit einer Catomiene, der man nichts weniger als den sentimentalen Zuckerbäcker der Poesie ansah. — Eberhard Wächter war es, der meiner Mutter am entschiedensten abrieth, mich nach meinem Wunsche Maler werden zu lassen; er wußte es freilich aus bitter schwerer Erfahrung, was das Wort besagt: Kunst geht nach Brod. Allerdings konnte man nicht wissen, ob die Neigung des Knaben auch wirklicher Beruf sei, denn die Kritzeleien, die ich im Privatunterricht nach der alten Methode des Nachzeichnens von Vorlegeblättern fertig brachte, lieferten keine Probe, und ohne Beweis vorauszusetzen, daß etwas vom Geiste Peter Vischers in mir stecke, wäre doch eine allzukühne Hypothese gewesen, auch angenommen, die Tradition, daß wir von ihm abstammen, die allerdings mit einem kleinen silbernen Crucifix als seinem Werk in der Familie überliefert ist, wäre urkundlich bewiesen, wie sie es nicht ist, da in Nürnberg die Zunftbücher verschwunden sind. Da war aber noch ein anderes Hinderniß; hätte das Talent auch unzweifelhaft sich angekündigt: wie die Mittel für eine Künstlerlaufbahn erschwingen? Die Mutter war sehr arm; ich bin unter dem Drucke der Noth aufgewachsen, und so ist es im Grunde einfach die Armuth, die mich in die theologische Laufbahn führte; es waren die Klöster mit ihren Stipendien, welche die rettende Hand boten; wie mein Bruder wurde auch ich für das Seminar bestimmt. Ich schied nicht eben leicht von meinem Wunsche, doch auch nicht so schwer, daß ich von widerwilligem Gehorchen reden dürfte. Der geistliche Stand galt noch für den ersten und schönsten, der Vater war ja Geistlicher gewesen, und hinter unsern Großeltern, weltlichen Beamten, zählte der Stammbaum eine Reihe von Seelenhirten; wir waren mit manchen Pfarrerfamilien verwandt, ich hatte ein gar freundliches Bild von der Idylle des Landpfarrerlebens in mich aufgenommen und wie konnte ich etwas ahnen von künftigen Conflicten? So bestand ich denn mein „Landexamen" und ging mit vierzehn Jahren durch die dunkle Pforte in die dunkle Zukunft; die „Einlieferung" (so lautete die herkömmliche Bezeichnung) geschah im Herbst 1821; die Fahrt über die schwäbische Alb wurde von meiner Mutter gemeinschaftlich mit Kaufmann Strauß von Ludwigsburg unternommen, der seinen Sohn Fritz hinführte, und bald empfingen uns die Räume des alten Klosters Blaubeuren.

Von den Licht- und Schattenseiten dieses Seminarwesens überhaupt, von dem Leben in Blaubeuren, der höchst malerischen Natur des Felsthales, den Lehrern, dem Vorstand, den Kameraden hat Strauß in seinem „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild u. s. w." eine einläßliche Darstellung gegeben, auch mein Aufsatz „Dr. Strauß und die Württemberger"*) (Kritische Gänge, ältere Sammlung) beschäftigt sich mit diesen Verhältnissen, ich kann mich daher hier auf wenige Zusätze beschränken. Unterricht und Studienleitung in diesen Klöstern legen in unsern künftigen Theologen einen berühmt soliden Grund humanistischer Bildung, sind aber auch zu einseitig humanistisch; einer unserer Lehrer trug Mathematik vor, ein Repetent Geographie Deutschlands, ein anderer gab französische Lection, später ein dritter Physik; aber niemand sagte uns eigentlich mit der nöthigen Eindringlichkeit, daß dies Dinge seien, die ein gebildeter Mensch wissen müsse; wir dachten eben, wir werden einmal Pfarrer und brauchen das nicht, es war bei der Mehrheit Mode, in diesen Stunden nicht Achtung zu geben, und der Unterricht war zu wenig dialogisch, um unsere Aufmerksamkeit zu überwachen. Wir lernten die alte Welt kennen, nicht die neue, nicht die unsere, nicht die Natur und ihre Gesetze; daß es an Intensität des Seelenlebens nicht fehle, dafür war durch unsere trefflichen Lehrer Baur und Kern gesorgt, aber daß der Geist nicht nur nach der Höhe, sondern auch nach der Nähe und Weite wachsen müsse, wurde nicht begriffen. Baurs Persönlichkeit ist oft geschildert, namentlich neuerdings wieder vortrefflich durch Wilhelm Lang („Baur und Strauß". Im neuen Reich 1874, I.); doch nur wer ihn mit großen Schritten auf- und niedergehend damals vortragen gehört hat, kennt ihn ganz; es kam, wenn er zu großen Gegenständen überging, wenn er uns z. B. in der alten Geschichte vom Orient nach Griechenland herüberführte, etwas wie ein Wehen von oben über ihn, ein Schüttern, ein inneres Sausen, von dem seine klangvolle Stimme, seine Hand erzitterte, sein ernstes, stark gewölbtes Auge heller leuchtend rollte und seine hohe Gestalt höher erschien. Baur war eine anima candida im großen Stile; es war schwer, gemein zu werden, wenn man unter dem Einflusse dieser keuschen Mannesseele stand. Wie viel wir auch unserm Lehrer Kern verdankten, ist in den genannten Schilderungen nicht vergessen, doch nicht genug hervorgehoben, wie angemessen sein Unterricht in Logik und Psychologie im letzten Jahre uns auf das akademische Studium vorbereitete. Der Vorstand — „Ephorus" — war, wie man aus jenen ersieht, ein seltsames Original, doch erfuhren wir durch seinen geschmacklos lebhaften Vortrag wenigstens etwas von der neueren Geschichte und hielt er fest darauf, daß wir fleißig turnten. Wir waren Teutoniker; Fels und Wald erklang von den Liedern Jahns, Follens, Arndts, Theodor Körners; man übersehe nicht, daß erst sechs Jahre seit den Befreiungskriegen verflossen waren. Auch die Periode der Sentimentalität war ja damals noch lange nicht abgelaufen und so kam auch hierin unserer Jugend die Zeitstimmung entgegen. Klopstock war unser Mann und Schillers empfindsamste Partieen unser Element; wir waren sehr verliebt und eines der vorgeschrittensten Gemüther kam auf den Gedanken, den Namen der Geliebten, die übrigens natürlich nichts vom Liebenden wußte, auf ein Zettelchen zu schreiben und dieses zu fressen; eine Idee, die starke Nachfolge fand, obwohl es nicht besonders schmeckte.

Im Jahre 1825 ging es nun in's „obere Seminar" nach Tübingen. Auch über die Universitätsjahre, die äußeren Lebensbedingungen, unter welchen sich die Studien bewegten und die Erkenntniß fortschritt, die Studien selbst, die Lehrer und die Wege des Privatstudiums darf ich auf die oben genannten Quellen verweisen, die nur auf einigen Punkten zu ergänzen sind. Ueberschaue ich das Ganze dieser Zeit, diese fünf Studentenjahre (denn so lange blieb damals eine Promotion, d. h. Altersclasse), so steht im Grunde kein heiteres, steht ein Bild gedrückter Zustände vor mir.

Man lernte, aber es gab keine wahre Jugendheiterkeit. Wir waren eben in einem Kloster und hiemit doch eine Art von Mönchen. Dieses Kloster hielt nicht wie die alten Räume in Blaubeuren eine auf 42 beschränkte Zahl heiterer Knaben zusammen, unser brüderlicher Humor, unser sentimentaler Herzensaustausch zerfuhr und zerstäubte im Gedränge von drei älteren Promotionen, mit denen wir casernenhaft zusammenlebten. Die Räume waren nicht eben düster, aber unsauber, unreinlich und die Zusammensperrung von Söhnen gebildeter Familien mit unerzogenen, roheren Naturen war in dieser Mischung verschiedener Altersclassen und dieser größeren Anzahl von Ställen fühlbarer und von schlimmerer Wirkung, als in dem stillen Kloster, dem „niederen Seminar". Ich hätte gern den Studenten gemacht; immerhin konnte damals das Verbindungswesen der deutschen Universitäten noch einen Reiz üben; es war noch nicht der chinesische Zopf wie jetzt, die noch junge Burschenschaft nährte als Vertreterin des allgemeinen, d. h. des vaterländischen Gedankens einen belebenden Gegensatz zwischen diesem und dem Particularismus, dem reinen

*) Ich muß gelegentlich sagen, daß ich jenen Aufsatz durchaus nicht mehr nach seinem ganzen Inhalt vertrete; es spricht eine Stammeseigenliebe aus ihm, der man noch eine große Enge der Erfahrung ansieht.

Digitized by Google

Vergnügungszweck der sog. Corps, man glaubte noch redlich, das Vaterland frei und einig singen zu können, es war Feuer und Schwung in unsern Irrthümern, man nahm das Duell ernst und es war daher seltener, als jetzt, das Studentenwesen war noch nicht die Hochschule der querelle de l'Allemand, zu der es herabgesunken ist. Aber meine Armuth, die Clausur und die übrigen Klostergesetze sperrten mir die Wege; es war uns z. B. durch ein Verbot der Hauboden verschlossen; was ein Mann können soll: reiten, fechten, schießen mußte ich spät im Mannesalter nachlernen; das Bewußtsein, als „Stiftler" von den „Stadtburschen" über die Achsel angesehen zu sein, lastete wie Blei auf uns. Wir suchten dagegen einen Halt in dem Bewußtsein des wissenschaftlichen Ernstes unserer Studien und so entstand jene Mischung von Gefühl des Drucks und von gesteigertem Selbstgefühl, den man das Stiftlersgeschmäckchen nennt. Nun war schon in den letzten Zeiten meines Aufenthalts in Blaubeuren jener Zustand über mich gekommen, den auch die Schilderung in den Kritischen Gängen erwähnt: die Melancholie, die nicht auszubleiben pflegt, wo ein tieferes Seelenleben in dunkel gährender Entwicklung begriffen ist. Ich bewahre noch manche Gedichte aus jener Zeit, voll Klagen über Verlust des kindlichen Glaubens, über das allgemeine Nichts, voll Sehnsucht nach dem Tode. Dieses Schwarz wurde nun unter der Düsterheit der neuen Umgebungen noch schwärzer und ich ging fleißig mit dem Gedanken des Selbstmords um. Ich hatte keine Ahnung, daß mein Brüten über dem Nichts als ein dunkles, tiefes Sichregen des Denktriebs zur Grundfrage der Philosophie führe und somit die Anforderung zur philosophischen Arbeit enthalte. Ich habe vorgegriffen, als ich soeben vom stolzen Gefühl unseres geistigen Strebens als einem Gegengewicht gegen die Trübheit unserer Verhältnisse sprach. Ich ließ vorerst die Flügel hängen, ich war faul. Die Philosophie trat mir im ersten Jahre in Form einer Vorlesung von Sigwart über Anthropologie entsetzlich langweilig entgegen. Eigentlich aber war dieses Jahr noch der Philologie gewidmet und Tafel der Professor, den wir hörten. Er ist von Strauß geschildert, ich füge dem Bilde bei, daß die Art seines Vortrags diese war: Pindars Oden-Anfang χρύσεα φόρμιγξ —: „χρύσεα, m. Herren, χρύσεα, d. h. golden, von Gold, nicht vergoldet, — golden, von Gold!" Zu dem Wort ὁδός: „ὁδός Weg, Straße, via, strada, chemin, street, Weg, Straße" u. s. f. Die classischen Dichter Homer, Sophokles waren in Blaubeuren von Kern geschmackvoll und lebendig, Herodot von Baur mit echtem Verständniß seiner hohen Naivetät behandelt worden, nichts wäre nun natürlicher gewesen, als daß der Zug des jugendlichen Geistes mich zu fortgesetzter und intensiverer Beschäftigung mit den Classikern geführt hätte. Ich konnte ahnen, daß die Art meiner Begabung mich dahin weise, den Zug zum prüfenden Denken und den Zug des Phantasielebens in mir zu vereinigtem Wirken zu rufen, indem ich kritisch-ästhetische Behandlung der Werke der Dichtkunst mir zur Lebensaufgabe erwählte, dann die bildende Kunst in den Kreis meiner Betrachtung zöge und zur Wissenschaft des Schönen aufstiege. Allein wie konnte mir damals ein solches Licht auch nur als dämmernde Ahnung aufgehen! Der absurde philologische Lehrer stieß mich ab; im Griechischen war ich grammatisch nicht recht fest geworden — Folge der erwähnten lässigen Behandlung dieser Sprache im Gymnasium und Ursache eines Mangels an Neigung zu ihr, der mich abhielt, mit meinen Freunden Strauß und Märklin in das philologische Seminar einzutreten, das eben jener Tafel, ein ungleich besserer Instructor, als Katheder-lehrer, im persönlichen Umgange munter, ja witzig, leitete und in gutem Gang erhielt. Auch verlangte meine Natur, die mir einst den Wunsch eingegeben hatte, ein Maler zu werden, daß mir eine bildliche Anschauung zu Hülfe komme, wenn ich wahre Lust fühlen sollte, tiefer in die antike Welt einzudringen; ich bin ein sinnlicher Mensch, ich muß sehen. Von Kunstgeschichte

nschauungsmitteln wußte aber damals rings um uns keine Seele, auch von Archäologie überhaupt nicht, nicht einmal der Name dieser Wissenschaft kam mir zu Ohren; einige Abgüsse von Antiken sind viel später erst aufgestellt worden, nachdem Walz (übrigens auch ein sehr trockener Kopf) Professor der Philologie und Archäologie geworden. Ich erinnere mich, daß nach langer Zwischenzeit, als ich Tafel die Aegineten nannte, der gelehrte Mann nichts davon wußte. Verlorene Kunde ging unter uns um, ein Architekt Heigelin lese Aesthetik. Dieser geistvolle Mann, der eigentlich den Grund zur Blüthe unserer Architekturschule in Stuttgart gelegt hat, knüpfte, damals in Tübingen angestellt, wirklich allgemeine ästhetische Betrachtungen an den Vortrag seiner Fachwissenschaft. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, warum wir stumpf und fern blieben. — In der Kenntniß der deutschen Dichterwelt suchte man vorzuschreiten, so weit man bei der Enge der Weltvorstellung und dem Mangel an Hülfe und Leitung vermochte; Goethe blieb, mit Ausnahme des Götz und Werther, natürlich unverstanden. Dieser Name führt mich auf einem weniger geraden Wege, als man wohl vermuthet, zu den Naturwissenschaften. Es war im ersten Sommer Physik vorgeschrieben; wir hörten sie — noch immer ohne Begriff vom Werthe der Naturkenntniß — nur gezwungen, denn in den Collegien saß ein Famulus und controlirte unsern Besuch; — nebenher sei hiezu bemerkt, daß es auch dieser, jetzt längst nachgelassene, Zwang war, der lähmend auf unser Streben wirkte. In diesen Stunden nun las ich Goethes Iphigenie; ich weiß noch gut, wie zwischen die völlige Fremdheit, womit dem unreifen Sinne dieses Kunstwerk entgegentrat, schwache Strahlen der ersten Ahnung einer reinen ideal beseelten Formwelt aufdämmernd eindrangen. Davon aber fehlte, wenn ich etwa zu der Luftpumpe, an der uns eben der gute alte Bohnenberger einige Erscheinungen zeigte, von meinem Orestes und Pylades verdrossen aufsah, natürlich die entfernteste Vermuthung, daß mein Dichter und die Physik vielleicht etwas miteinander hätten zu thun gehabt. Einem modern urtheilenden Menschen muß das ganze Bild unserer Studienlaufbahn, wie es auch in der Biographie Märklins von Strauß vorliegt, als ein wahres Nachtstück trüber Speculation in weltfremden Mönchzellen erscheinen. Dann aber würde er gründlich den unbedingten Werth der Philosophie verkennen.

Er sollte mir endlich aufgehen. Ich verdanke es den Aufsätzen, die wir im Seminar unsern Repetenten einzureichen hatten. Ich habe von dieser Einrichtung, von der Leitung der Studien durch die Repetenten überhaupt im oben angeführten Aufsatz der älteren Kritischen Gänge gesprochen und indem ich hinzusetze, daß eine solche Wohlthat den Studirenden aller Facultäten zu wünschen wäre, muß ich hier die Klage über die einseitige Begünstigung der Theologie durch die großen Stiftungen im Lande Württemberg wiederholen. Der Jüngling ist in dem Alter, in welchem er die Universität betritt, nicht so mündig, um gefahrlos ganz sich selbst überlassen zu werden; Clausur und Legalitätszwang aber sind schlechte Mittel, ihn zu hüten; wären alle Facultäten mit solchen Mitteln dotirt, würde man in allen junge Männer anstellen, die durch Repetitorien, Aufsätze, halbjährliche Prüfungen die Studien leiten, würde man den Genuß der Stipendien davon abhängig machen, ob der Studirende dieser Leitung sich ordnungsmäßig fügt, so wäre ein Zwang ohne Zwang gewonnen, welcher der jugendlichen Willkür einen Damm setzte. — Das erste Thema, das mich reizte und anzog, war eine Untersuchung über das δαιμόνιον des Sokrates, das zweite über die Grundzüge der Kantischen Kritik der reinen Vernunft, das dritte über das Wesen des Bösen; das Interesse, der Forschungstrieb, die Selbstthätigkeit war geweckt, ich war nun im Zug und bin von da an ein fleißiger Student gewesen. Mit den Lehrern sah es allerdings dürftig aus, Eschenmeyer ist oft charakterisirt, bei Sigwart wurde nun Geschichte der Philosophie gehört und die Partie über Kant war, wie ledern auch immer die Behandlung, doch so eingehend und klar, daß sie eine Welt von Fragen in mir weckte. Wer nun aber weiß, welchen Weg die

Digitized by Google

deutsche Philosophie von Kant durch Fichte zu Schelling nahm, der wird sich nicht wundern, auch mich und meine Freunde auf ihm zu finden. Bereitwillig wiederholte die jugendliche Mischung von Phantasie und Denken den Sprung des Identitätsphilosophen in das Absolute; wie schwach aber die Begründung sein mochte, der Dualismus war einmal überwunden, ich war und blieb Monist, Pantheist. Von Hegel erfuhren wir vorerst so viel wie nichts. Zu welchem phantastischen Mysticismus Schelling den Grund legte, wie sich darauf — neben dem Mißbrauch des Fichte'schen Ich zur Beschönigung ihrer „Ironie" — die romantische Schule stützte, ist bekannt. Strauß warf sich nun uns voran in die mystische Naturphilosophie, den Magnetismus, die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik. Man darf die Zeit nicht vergessen, Tieck wurde noch bewundert, die Halbwahrheit von der Seichtigkeit der Aufklärung beherrschte die geweckteren Geister, gegen sie zu wüthen war Loosung. Es zupfte mich wohl etwas, aber ich wußte nicht, was? und ging eben zögernd, unbewußten Vorbehalt im Innern, auch so mit im eleusinischen Zuge; doch führten mich nicht die Wunder der Somnambulen, nicht der Ruf Just. Kerners, sondern die Weinlesfeste und alte Familienbekanntschaften nach Weinsberg, denn mein Vater war früher dort Diakonus gewesen. Ich habe aber damals J. Kerner kennen gelernt und herzlich liebgewonnen. Der Mann war eine „Natur", er bildet den Mittelpunkt meiner Erinnerungen aus jenen heiteren Tagen der Herbstfeier. An sein Somnambulismuswesen konnte er glauben mit dem halben Hintergedanken, das Ding könnte vielleicht auch anders sein, also glauben und dunkel nicht glauben, es war psychologisch möglich, da er selbst mit seinem Humor unbewußt frei über sich schwebte. Die Seherin von Prevorst habe ich nur einmal gesehen und gesprochen, sie war im wachen Zustand und erzählte mir von den Geisterbesuchen wie von Dingen, die sich von selbst verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## John Stuart Mills religiöse Hinterlassenschaft.

Von Karl Blind.

I.

„Si tacuisses —!" ist der unfreiwillige Ausruf, der den wärmsten Verehrern John Stuart Mills entfuhr, als vor ein paar Tagen die Auszüge aus seinen hinterlassenen Schriften über Natur und Religion die Runde durch die Tagespresse machten.

Das Werk selbst ist noch nicht im Buchhandel erschienen. So reichhaltig sind jedoch die bereits vorliegenden Abschnitte daraus, daß ein Urtheil über die Gesammtrichtung vollkommen zulässig ist. Bisher hatten die freien Denker den (nächst Herbert Spencer) bedeutendsten Philosophen, welchen England noch vor anderthalb Jahren unter seinen lebenden Größen zählte, als ganz auf ihrer Seite stehend gedacht. Diesen Schluß zog man zwar mehr aus gelegentlichen Aeußerungen Mills. In fast allen seinen Werken hatte er nämlich den offenen Kampf gegen die hartgläubige Theologie, der schon so oft durch die größten Meister vom Stuhle der Vernunft vergebens geführt worden war, nach Kräften vermieden. Eine solche Abschließung seiner innersten Ansicht gegenüber dem verfolgungssüchtigen Bonzenpöbel hielt er in der That nicht blos für erlaubt, sondern je nach Umständen sogar für geboten. In England aber sieht man gern über Manches hinweg, so lange nur der Schein gewahrt wird.

Mills berühmte „Denklehre" (System of Logic) konnte daher seit Jahren ungehindert sogar in Oxford benutzt werden, wo doch die Zionswächter der Rechtgläubigkeit bisher so furchtbar heulten, daß auch Max Müller hie und da ein Wort für die Offenbarung glaubte einlegen zu müssen. In Mills „Volkswirthschaftslehre" (Principles of Political Economy) war ebenfalls nichts enthalten, was die Tempelpriester hätte in den Harnisch bringen können, obschon eine gründliche Volkswirthschaftslehre über diesen besonderen Stand der Gesellschaft vielleicht etwas zu sagen wüßte. In seiner Abhandlung über „verfassungsmäßige Regierung" (On representative Government) ist auch kein Stein des Anstoßes für die Gottesgelehrten enthalten. Ebensowenig in einer Reihe anderer Abhandlungen; z. B. in der über die „Unterdrückung des Frauengeschlechtes" (The Subjection of Women), wo sich sogar eine Stelle findet, die einen Geistlichen eher anmuthen kann.

In der Schrift über „Die Freiheit" (On Liberty) jedoch sind, um mit einem bekannten Ausdrucke zu reden, eine Anzahl verborgener Spitzen, welche sich gegen die landläufige Theologie richten, sehr deutlich zu bemerken. Auch sonst hatten einige, mehr ketzerrichterlich aufgelegte Schnüffler selbst in unverfänglich scheinenden Büchern Mills ein gewisses Etwas zu wittern gemeint, was sich mit dem Katechismus nicht ganz vereinbaren lasse. Da und dort sahen sie etwas, was „nicht da war". In seinen Beweisführungen mangelte diese oder jene, von ihnen erwartete Beziehung: sie fanden eine dunkle Spalte heraus — und ihr rechtgläubiger Spürsinn sagte ihnen, daß sich der Krebs des Zweifels oder die Wasserschlange des grausen Unglaubens dahinter berge.

Als Mill sich von Jahr zu Jahr mehr zu der entschiedenen Bewegungspartei herüberwandte, welche in Staat und Kirche gewaltige Neuerungen erstrebte, als er bei den demokratischen Sündern geistig einkehrte und bei Anlaß der Parlamentscandidatur des Herausgebers eines religionsfreien Blattes durch einen Geldbeitrag erklärte, man solle selbst Bradlaugh geben, was Bradlaugh gebührt, da ging eine böse Sage unter den Frommen im Lande über den Weltweisen von Blackheath und Avignon um. Mancher bekreuzte sich. Andere suchten Trost darin, daß bei der Wahl von Mill selbst zum Abgeordneten in's Unterhaus ein Geistlicher, ein Schriftgelehrter, Zeugniß dafür abgelegt hatte, es könnten alle guten Christen getrost ihre Stimme für ihn abgeben. Unter den „philosophischen Radicalen" Englands aber war es mittlerweile eine ausgemachte Sache geworden, Mill sei zu denselben Ergebnissen der Forschung gelangt, wie die großen neueren Naturkundigen Englands, wenn auch der Weg, den er zu dem gleichen Ziele genommen, nicht ganz derselbe gewesen sei. Man schrieb Mill eine Entwicklung zu, wie sie etwa Feuerbach und Strauß durchgemacht. Man glaubte, er sei des „alten Sauerteiges" völlig losgeworden und gänzlich frei vom geistesbethörenden „Kribskrabs der Imagination".

Die nach Mills Tod herausgekommene „Selbverfaßte Lebensbeschreibung" (Autobiography) bestärkte diese Ansicht außerordentlich. Mit Schrecken lasen die Einfältigen am Geiste darin Folgendes:

„Ich war von Anfang an ohne irgend welchen Glauben an das, was man im gewöhnlichen Sinne des Wortes Religion nennt, erzogen worden. Meinem Vater hatte man in seiner Kindheit das Bekenntniß der schottischen Presbyterianer eingeprägt; sein eigenes Forschen und Nachdenken brachte ihn jedoch frühzeitig dazu, nicht blos den Offenbarungsglauben, sondern auch das, was gemeinhin als Naturreligion gilt, zu verwerfen ..... Im Deismus keinen Anhaltspunkt findend, blieb er eine Weile in einem Zustande der peinlichen Bestürzung, bis er, ohne Zweifel nach manchen inneren Kämpfen, der Ueberzeugung nachgab, es lasse sich über den Ursprung der Dinge überhaupt nichts wissen. Dies ist die einzig richtige Darstellung seiner Ansicht, denn dogmatischen Atheismus hielt er für thöricht — wie dies auch die meisten derjenigen, welche von der Welt als Atheisten bezeichnet werden, stets gethan haben ..... Mein Vater hielt es für unmöglich, zu glauben, daß eine Welt, die so voll von Uebeln ist, das Werk eines Urhebers sein könne, der unendliche Macht mit vollkommener Güte und Gerechtigkeit verbinde ..... Die sabäische oder manichäische Lehre von einem guten und einem bösen Urwesen, die um die Regierung des Weltalls mit einander streiten, hätte er nicht ebenso unbedingt verworfen. Ich habe ihn sogar Erstaunen darüber aussprechen hören, daß niemand in unserer Zeit diese Lehre wieder erwecke. Er hätte eine solche Lehre freilich als eine bloße Hypothese betrachtet; aber er würde ihr

Digitized by Google

keinen verderbenden Einfluß zugeschrieben haben. So wie er einmal geartet war, fußte die Abneigung gegen das, was man gewöhnlich unter Religion versteht, bei ihm auf derselben Grundlage, wie bei Lucrez; er betrachtete solche Religion nicht blos als eine Geistestäuschung, sondern als ein großes sittliches Uebel..... Man denke sich — pflegte er zu sagen — ein Wesen, das eine Hölle machen, und das Menschengeschlecht mit der unfehlbaren Voraussicht, also Absicht, schaffen konnte, die große Mehrzahl desselben einer furchtbaren, ewigen Qual zu überliefern!.... So leicht glaubt die Menschheit jedoch die widersprechendsten Dinge, daß Massen derselben nie an einem allmächtigen Urheber der Hölle zweifelten und gleichwohl dies Wesen für gleichbedeutend hielten mit dem besten Begriff, den sie sich von der Allgüte zu machen wußten.... Ich selbst war eines der wenigen Beispiele, in diesem Lande, von einem Menschen, der nicht blos den Religionsglauben abgeworfen, sondern ihn nie gehabt hat. Ich wuchs in Bezug auf denselben in einem Zustande der Verneinung auf."

Im weiteren Verlauf erzählt Mill, wie sein Vater ihm die Nothwendigkeit auseinander gesetzt habe, den religiösen Vorurtheilen nicht offen nnd schroff entgegenzutreten. Diese Anempfehlung der Denkverschwiegenheit habe jedoch einen gewissen sittlichen Nachtheil mit sich gebracht. Die nothwendige Folge sei eine Art Heuchelei gewesen. Heutzutage, setzt Mill hinzu, würde ein Mann von der Geistesfähigkeit und der Bürgertugend seines Vaters kaum mehr solche Zurückhaltung üben oder empfehlen.

Aus diesen Stellen der „Lebensbeschreibung" schloß man, Mill habe mit den alten religiösen Anschauungen völlig gebrochen.

## II.

Mir selbst war dieser Eindruck aus allem, was ich von ihm gelesen und gehört, entschieden geworden. Erstaunt war ich daher, als ich im Jahre 1871 — vor Mills Tod, also etwa zwei Jahre ver dem Erscheinen der „Lebensbeschreibung" — von einem mit ihm persönlich gut bekannten, jungen Professor der Philosophie eine dieser Ansicht ganz zuwiderlaufende Mittheilung empfing.

Es war kurz nach Schluß des deutsch-französischen Krieges. Die republicanische Ueberzeugung, welche sich bei Mill im Laufe der Zeit fest ausgebildet hatte, hinderte ihn — dessen Entwicklung wesentlich durch das Studium französischer Schriftsteller gefördert worden war; der in Frankreich treffliche Freunde im republicanischen Lager zählte; und der alljährlich einen längeren Aufenthalt auf seiner Besitzung in Avignon nahm — keineswegs sich für die deutsche Sache in diesem, von Frankreich so ungerecht angezettelten, so thöricht fortgesetzten Kriege auszusprechen. Oeffentlich that er dies nicht. Unter Freunden äußerte er sich indessen ganz klar. Mir wurde diese seine Ansicht in einem zu meiner Kenntniß bestimmten Briefe mitgetheilt, worin gesagt war, er habe stets die vollkommenste Sympathie für die Auffassung gehegt, wie sie in dieser Sache von mir während des Krieges in der Presse und in englischen Flugschriften entwickelt worden.

Ich erwähne dies, weil es einen Beitrag zur Beurtheilung Mills liefert. Daß ich über die Zustimmung des hochverdienstvollen Mannes erfreut war, begreift sich wohl — um so mehr, da ein zwar kleiner aber äußerst thätiger Bruchtheil der englischen Bewegungspartei, welcher zur Schule August Comtes zählt, theils aus angewohnter Französelei, theils aus verfehlter demokratischer Richtung, förmlich in Schrift und Rede zum Kriege Englands gegen Deutschland gehetzt hatte. Ich war diesem Treiben entgegengetreten. Von Mill, der in früheren Jahren zur comtistischen Richtung gezählt worden war, mochten manche denken, er habe sich jedenfalls „nach Sedan" umgewandt. Politisch und persönlich war es mir daher allerdings erfreulich, das Gegentheil zu hören.

Im Verlauf des Gespräches, das sich bei diesem Anlasse mit dem philosophischen Freunde entspann, der die Aeußerungen Mills überbrachte, geriethen wir auf des Denkers Meinungen über dies und jenes. Ich hatte mich mit seinem Malthusianismus nie befreunden können, und hielt seine Ansicht über das politische Stimmrecht der Frauen für einen Irrthum. Alter und neuer Glaube wurde dann erörtert; und ich nahm dabei an, Mill stelle sich ganz zu denen, welche mit der Vergangenheit gebrochen. Der Freund bestritt es jedoch. Als ich eine genauere Frage stellte, ließ er die, mir zuerst ganz abenteuerlich klingende Aeußerung fallen: „Mill nehme keinen Gott nach dem gewöhnlichen heutigen Begriff, wohl aber eine Art *bösen Wesens* an, das die Regierung der Welt führe —!"

Im ersten Augenblicke dachte ich, das sei wohl bildlich gemeint und bedeute nur pessimistischen Aerger über den langsamen Verlauf des Fortschrittes. „Nein," war die überraschende Antwort, — „*er hat ein wirkliches böses Wesen im Sinn!*"

Weiter ergab es sich dann noch, Mill habe manchmal ein Wort fallen lassen: „Besser wäre es, daß die Menschheit ausstürbe!" — Diese äußerste Folgerung der Malthus'schen Lehre schien mir wiederum einem Anfalle von Mißmuth zu entspringen, wie er bei einem so einsam lebenden, menschenscheuen Manne leicht erklärlich war.

Da der Freund auf der vollkommenen Richtigkeit seiner Angaben beharrte, so ließ sich weiter nichts sagen — und das Gespräch brach ab.

Als nun nach Mills Tode die „Lebensbeschreibung" erschien, fiel mir sofort die oben angeführte Stelle auf, worin sein Vater als der manichäischen Lehre zuneigend dargestellt und von einem Erstaunen desselben gesprochen wird, daß niemand daran denke, diese Anschauung wieder zu erwecken. Sollte John Stuart Mill — dachte ich — am Ende selbst der manichäischen Richtung gehuldigt haben? Wäre es möglich, daß dieser sonst so freie Kopf sich in seinem Alter einen bösen Fürsten dieser Welt vorgestellt hätte, der etwa von Urzeiten an im Kampf gegen das göttliche Reich des Lichtes liegt? Schriebe sich etwa daher auch zum Theil seine Ansicht von der Wünschbarkeit einer Beschränkung der Menschenzahl? So lautete ja bekanntlich die Lehre für den äußeren Kreis der Anhänger Manis, während der innere Kreis die Ehe und ihre Folgen ganz verwarf!

Man lernt allmählich, sich über nichts mehr zu verwundern. Und doch verwunderte ich mich wieder, als eine sonderbare Bestätigung von Mills manichäischer Richtung vor einigen Tagen in die Oeffentlichkeit gelangte. Als eine solche muß man nämlich die demnächst erscheinende Schrift bezeichnen, welche drei Abhandlungen über *Natur*, die *Nützlichkeit der Religion* und den *Theismus* enthält.

So viel kann man leider jetzt schon sagen: durch diese Veröffentlichung wird der bisherige Einfluß der Mill'schen Werke in England nicht gestärkt, sondern vermindert werden. Nach dem vorliegenden Theile der Abhandlungen zu schließen, deren zwei erste zwischen 1850—1858, und deren dritte im Jahre 1870 verfaßt wurde, wird die streng schriftgläubige Welt durch dieselben eben so sehr erbittert, wie das Lager der Freidenker von Bedauern über die Abirrung, in welche der geistig bedeutsame Mann gerathen war, erfüllt werden. Eine gewisse kirchliche Mittelpartei, die bei der herrschenden Gefahr wenigstens die Hauptcasse retten möchte, erklärt sich dagegen einigermaßen zufrieden darüber, daß Mill „doch nicht so ganz schlimm gewesen, wie es den Anschein gehabt".

Im Großen und Ganzen genommen, wird der Einfluß seiner Werke ohne Zweifel nach drei Richtungen hin noch mehr sinken, als es zum Theil bereits nach Veröffentlichung seiner „Lebensbeschreibung" aus ganz entgegengesetzten Gründen geschehen war. Die gläubige Richtung war nämlich schon durch diese nachgelassene Schrift sehr empört worden. Die freie Richtung andererseits konnte sich nach dieser seiner Selbstschilderung nicht verhehlen, daß eine gewisse Enge und Gedrücktheit in dem Lebensgange Mills, ein Mangel an Vielem, was die Kindheit, wie das Mannesalter zu einem echt menschlichen macht, auf die von ihm verfochtenen Ueberzeugungen da und dort übergegangen ist, sich in ihnen wiederspiegelt und den Eindruck hinterläßt, als sei ihm das wahre Verständniß der menschlichen Natur fremd. Daß aber das gründliche Verständniß der Menschennatur für

Digitized by Google

den Volkswirth und Staatsmann vor Allem nöthig ist, bedarf wohl kaum eines Beweises.

III.

In seiner ersten Abhandlung — über die Natur — sucht Mill nachzuweisen, daß in ihr kein Leitfaden für sittliche Führung, kein Anhaltspunkt für die Annahme einer allgütigen Vorsehung zu finden sei. Es hat schon manches Religionssystem gegeben, welches diese Welt keineswegs für die beste, vielmehr für ein Jammerthal hielt. Die pessimistische Anschauung ist also gewiß nicht neu, wenn sie auch gelegentlich wieder neu Schopenhauerisch aufgelegt wird.

„Alles Lob der Civilisation, der Kunst, der Erfindsamkeit" — bemerkt Mill — „ist ebenso viel Tadel der Natur; ist ein Zugeständniß, daß dieselbe Unvollkommenheiten enthalte, an welcher einen bessernden oder mildernden Versuch zu machen des Menschen Pflicht und Verdienst sei". Und weiter: — „Nächst der Größe der Erdkräfte ist die Eigenschaft, welche Jedem, der sich nicht verblenden will, an ihnen auffällt, die vollkommene und unbedingte gewaltthätige Rücksichtslosigkeit, mit der sie verfährt". Ferner: — „In Wahrheit werden all' die Thaten, für welche man Menschen als Verbrecher hängt oder einkerkert, jeden Tag von der Natur begangen".

Da steht nun freilich die Natur, der gemäß wir nach der Ansicht eines alten Philosophen leben sollen, recht häßlich da. Indessen, was man auch gegen die Schreibart Mills über diesen Gegenstand einwenden mag, gegen den Inhalt dieses Theils seiner Darstellung läßt sich allerdings nichts sagen. Das Gesetz der Schwere zeigt sich unerbittlich, selbst wenn ein Purpurgeborner an einem Dach vorübergeht, von welchem gerade ein Ziegelstein herabfällt. Die Natur birgt nach Umständen gute Gaben in ihrem Schooß; oder ist auch, mit Tennyson zu sprechen, „roth an Zahn und Klaue vom Raub" — beides ohne alle Absicht.

So weit kann man ganz mit Mill gehen. Aber was er nun als Erklärung vorbringt, ist für jeden wahrhaft Freidenkenden beinahe noch grausamer, als die häufigen Missethaten dieser ruchlosen Natur. Zuerst stellt er folgende zwei Sätze auf, die man als Kritik überwundener Standpunkte schon hinnehmen könnte. „Wie unangenehm es auch," schreibt er, „vielen Gläubigen sein mag, so sollten sie doch vor der unleugbaren Thatsache nicht ihre Augen verschließen, daß die Ordnung der Natur, so weit sie nicht von dem Menschen abgeändert wird, derart ist, daß kein Wesen, als dessen Merkmale die Gerechtigkeit und das Wohlwollen gelten sollen, sie mit der Absicht geschaffen haben kann, der Menschheit darin ein Beispiel zur Nachahmung vorzulegen. Wäre eine solche Ordnung der Natur ganz von einem solchen Wesen, und nicht theilweise durch Wesen von entgegengesetzten Eigenschaften erschaffen worden, so könnte man sie nur als ein absichtlich unvollkommenes Werk betrachten, an welchem der Mensch, in seinem beschränkten Wirkungskreise, durch Anbringung von Verbesserungen seinen Gerechtigkeitssinn und sein Wohlwollen zu üben berufen ist".

Wer sind nun diese „Wesen von entgegengesetzten Eigenschaften", durch welche die Ordnung der Natur „theilweise" erschaffen worden ist? Sind es blos rednerische Bilder, mit denen Mill seine starrgläubigen Widersacher scherzhaft auf's Eis führen will?

Keineswegs. Das wird sich aus der weiter folgenden Ausführung ergeben. Er sagt nämlich:

„Die einzig zulässige, sittliche Schöpfungslehre ist, daß das gute Princip nicht auf einmal und vollkommen die bösen Mächte (the powers of evil), seien sie physischer oder moralischer Art, überwinden kann; daß das gute Princip die Menschheit nicht in eine Welt zu versetzen im Stande war, die frei gewesen wäre von der Nothwendigkeit eines beständigen Kampfes gegen die bösartigen Mächte (maleficent powers), noch auch ihr stets in diesem Kampfe den Sieg zu verleihen vermochte; daß jedoch das gute Princip wohl die Fähigkeit hatte und auch in der That bewies, die Menschheit so auszustatten, daß sie den zu führenden Streit mit Kraft und mit stets fortschreitendem Erfolge durchfechten kann".

Hier geht Mill schon einen Schritt weiter. Aber noch könnte man annehmen, er treibe nur ein logisches Spiel mit Folgerungen, die aus einer religiösen Ansicht erfließen müßten, welche er innerlich nicht theilt. In der That unterbricht er hier seine Ausführungen eigener Art, indem er die aus gewissen Religionssystemen sich ergebenden Schlüsse hereinzieht. Er weist ganz richtig nach, daß in solchen Systemen oft die Allgüte auf Kosten der Allmacht behauptet werden muß. Er zeigt, wie in derartigen Glaubenssystemen die sogenannte höchste Macht, bei Licht besehen, eigentlich nicht blos ihre Grenze habe, sondern sogar außerordentlich beschränkt sei.

Nach diesen vorläufigen Plänkeleien tritt Mill jedoch mit folgenden Sätzen heraus:

„In seiner Gesammtheit betrachtet, kann das Naturgebäude unmöglich zu seinem einzigen oder selbst zu seinem hauptsächlichen Zwecke die Wohlfahrt der menschlichen oder anderer fühlender Wesen haben. Alles Gute, das ihnen aus der Natur zu Theil wird, ist meist das Ergebniß ihrer eigenen Bemühungen. Wo immer in der Natur ein Beweis von einer wohlthätigen Absicht (beneficent design) vorliegt, da sehen wir diese Güte nur mit einer beschränkten Macht versehen; und die Pflicht des Menschen ist es, mit den wohlthätigen Mächten zusammenzuwirken, nicht indem man die Natur nachahmt, sondern indem man ihren Lauf beständig zu verbessern sucht.

Wohlthätige Mächte kennt Mill also, mit denen zusammenzuwirken des Menschen Pflicht ist, um die „bösen Mächte" zu bekämpfen — jene „Wesen", die so ganz andere Eigenschaften haben, als das „gute Princip". Im weiteren Verlauf, ganz besonders in der Abhandlung über den Theismus, wird die Ansicht entwickelt, daß es einen „Schöpfer" geben könne, der zwar nicht allmächtig sei, aber doch große Macht über uns habe — einen Schöpfer, der, wenn nicht das All selbst, doch mindestens die organisirten Wesen geschaffen habe; der wohl eine gewisse Güte besitze, aber keineswegs unbedingte Güte als sein Hauptdenkmal an sich trage.

Diese Ansicht wird sogar als eine „rationalistische" hingestellt. Mich will bedünken, dergleichen sei in älteren Zeiten schon mehrmals dagewesen. Götter, die aus einem Chaos entspringen und dann an dem vorhandenen Stoffe als Bildner arbeiten, sind nicht ganz neu. Man hat sie von Griechenland an bis in den germanischen Norden hinauf am Werke gesehen.

Während also Mill in seiner Abhandlung über „die Natur" die von seinem Vater hingeworfene manichäische, persisch-christliche Theorie von einem Lichtwesen und einem oder mehreren Wesen der Finsterniß entwickelt, stellt er sich in dem Aufsatze über den „Theismus" sozusagen auf einen griechisch-heidnischen, oder altgermanischen Standpunkt — nur mit dem Unterschiede, daß diesmal ein einziger Gott aus dem dunkeln, fatalistischen Hintergrunde des Ur-Wirrwarrs hervorzutreten scheint, um als ein „in seiner Macht beschränkter" Bildner den schon vorhandenen Stoff theilweise — und sogar sehr unvollkommen — zu modeln!

Da lohnt es sich doch kaum der Mühe, die alten griechischen Dichter zu verwerfen oder die Edda bei Seite zu legen, um zu solch' wunderbaren Ergebnissen zu gelangen. Allein noch merkwürdigere Dinge werden einem „rationalistischen Skeptiker" in den zwei anderen Abhandlungen zugemuthet oder zugeschrieben, oder mindestens als denkbare Möglichkeiten behandelt. Doch darüber demnächst mehr, so hart es uns auch ankommen mag!

(Schluß folgt.)

---

## Aus den „Memoiren" der Deborah.

Die „edle Jüdin" — wie man sie in America getauft — wandert wie ihr Glaubensgenosse Ahasver über ein Vierteljahrhundert über deutsche und ausländische Bühnen. Wenn ein witziger Dichter in einem zu ihrem 29. Geburtstag ver-

Digitized by Google

faßten Couplet behauptete: „Zwar ist sie jetzt schon schief (österr. Ausdruck für häßlich) und alt, doch giebt's noch Leute, denen sie gefallt" so muß ich, als ihr nächster Verwandter constatiren, daß sie sich für ihr Alter ganz gut conservirt hat. Bei ihren Kreuz- und Querzügen hat sie, seitdem sie das Licht der Welt — oder der Bretter, die die Welt bedeuten — erblickte, ein gewissenhaftes Tagebuch geführt und mir dieses zur Verfügung gestellt. Für die in obenerwähntem Couplet bezeichneten Leute, die sich immer noch für sie interessiren, theile ich diese Erlebnisse, Urtheile und Anekdoten mit, und erlaube mir dabei in der ersten Person zu sprechen mit der ausdrücklichen Reserve, daß ich für die Ansichten meiner Tochter keine Verantwortlichkeit übernehme.

Es war im Januar 1849, als Deborah, gemäß den Traditionen ihres Volkes zur Auswanderung aus Oesterreich getrieben wurde, da der damalige Director des Hofburgtheaters ihr die Toleranz verweigert hatte. Sie zog mit meinem Empfehlungsbrief nach Hamburg und fand bei Baison, dem Director des Stadttheaters, väterliche Aufnahme, Antonie Wilhelmi führte sie zuerst an's Licht. Ich habe diese Künstlerin nie als Deborah gesehn. Später trat sie am Hofburgtheater — speciell in eleganten Conversationsrollen — auf und überraschte durch die Feinheit ihrer Gestalt und die Grazie ihrer Bewegungen und Toiletten. Doch der Erfolg und die Hamburger Kritik, damals von dem geistreichen Robert Heller geleitet, constatirten die volle und mächtige Wirkung, welche die Wilhelmi in dieser Rolle erzielte. Ihr bleibt das Verdienst, die heimatlose Jüdin aus der Taufe gehoben zu haben.

Das zweite Debüt der Deborah war in Brünn. Ein alter Beamter der Nordbahn, Semmler, ein begeisterter Theaterfreund, lud mich zur ersten Aufführung ein. Frau v. Wassowicz, der Liebling des brünner Publicums, die später in Wien als Vertreterin des älteren Rollenfaches gewürdigt wurde, hatte das Stück zu ihrem Benefiz gewählt. Das Theater war schmutzig, das Personal mittelmäßig, der Liebhaber hatte seine Rolle nicht erlernt, zwei Proben mußten genügen. Dennoch ging das Stück knapp und gut zusammen und Frau v. Wassowicz entzückte das Publicum durch ihre tiefempfundene, leidenschaftliche — freilich oft über das Schönheitsmaß streifende Darstellung.

Damals war der treffliche Künstler Jacob Laßberger aus Frankfurt a. M. Regisseur des Theaters an der Wien. Deborah klopfte bei ihm an und bat um sein Urtheil. „Ich habe so eben Ihr Stück gelesen," schrieb er dem Autor, „und wische mir die Thränen aus den Augen; nehmen Sie dieses als meine Kritik". — Und so hielt denn Deborah ihren Einzug in das größte Theater Wiens, das freilich zu jener Zeit hauptsächlich die Wiener Posse, große Spectakelstücke und Kaiser'sche Lebensbilder cultivirte. Es war am Abend des Tages, an welchem die „octroyirte Verfassung" für Oesterreich gegeben wurde, und das Pokorny'sche Theater, das durch frühere Aufführungen von Studentenstücken im demokratischen Geruch stand, benutzte diese Gelegenheit zu einer Loyalitätsäußerung und ließ einen Prolog von Friedr. Kaiser „bei festlicher Beleuchtung des äußeren Schauplatzes" der Deborah vorangehen. Und nun begann das Stück. Amalie Weißbach, eine treffliche Schauspielerin, später als Mad. Mitell der Liebling der Hannoveraner, deren blondes Haar und wasserblaues Auge ihr in Wien den Namen der „kühlen Blonden" erwarben, entwickelte, bei höchst correctem Vortrag, so viel innere Gluth und Wärme, daß ihre erste Scene schon begeisternd wirkte. Sehr würdig gab Nolte den Pfarrer, unvergleichlich und von keinem andern Darsteller je erreicht war Laßberger in der Rolle des Vaters Lorenz. Es störte das liebenswürdige Publicum Wiens kaum, daß der Darsteller des Joseph in der Hitze des Gefechtes die Phrase: „ach da wurde mir das Herz so schwer, das Auge so naß", unglücklicherweise verkehrte und vom schweren Auge und nassen Herzen sprach, noch daß der blinde Abraham, der auf die Frage: „Du siehst ja doch nichts", zu antworten hat: „Aber ich höre den Wind blasen", auf die verfehlte Frage: „Du hörst ja doch nichts", logisch antwortete: „Aber ich seh den Wind blasen", und der 2., 3. und 4. Act erweckten einen fast nie gehörten Beifallssturm. Der gute Director Pokorny, der vertragsmäßig die 20. Vorstellung des Stückes als Benefiz für den Autor festgesetzt hatte, gab gerührt schon die 10. zum Besten des Verfassers, der übrigens trotz seines Erfolges, zerschlagen und tiefbetrübt, die Nacht nach der ersten Vorstellung verbrachte. Es hatten einige Honoratioren der jüdischen Gemeinde, betroffen von den Injurien, die das steirische Volk den Juden in's Gesicht schleudert, am Schluß der Vorstellung gesagt: Verzeihe es Ihnen Gott, was sie uns angethan! Wenn Oesterreich nie die Juden emancipirt, so trägt dieses Stück die Schuld. Unter peinigenden Gewissensbissen hatte ich mich aus dem Kreis meiner Freunde nach Hause geschlichen und mich als Verräther an der Sache meiner Glaubensgenossen bitter verklagt.

Zwanzig Jahre später jedoch erlebte ich für diese herben Stunden eine freudige Genugthuung. Als in der steirischen Hauptstadt die erste Judengemeinde errichtet wurde, gedachte der Vorstand in seinem Festtoast der Deborah, und bezeichnete ihren Autor als den, der zuerst den Weg zu dieser neuen Heimath der Juden in Steiermark gebahnt habe. Ich muß hier noch zwei Anekdoten aus dem Tagebuch meiner Tochter anfügen. Bei der 3. Vorstellung des Stückes stellte ich mich an der Stiege der 3. Gallerie auf, ich wollte das „Urtheil des Volkes" belauschen. Zwei dicke Frauen, die mächtigen Häupter in das volksthümliche Kopftuch gewickelt, wischten sich eben die Augen aus und tauschten ihre Urtheile. Ich spitzte die Ohren. Na, Resi, begann die Eine, das is a Stuck, das is san Geld werth! (Ich athmete hoch auf vor Stolz und Freude.) Meinerseel, erwiderte die Andre, das is noch über die Räuber auf Maria-Culm! — Ich schlich mich etwas abgekühlt von dannen. — Nun wollte ich eben selbst einmal mein Stück vom Parterre aus sehn, und postirte mich auf einem der vordersten Sitze. Mein Nachbar war ein alter pensionirter Oberst. Ich bemerkte mit Entzücken, daß er sich wiederholt mit dem Aermel über die Augen und den grauen Schnurbart strich und als er gar hörbar zu schluchzen anfing, da machte sich meine Freude in einem unverhohlenen Lachen Luft. Er maß mich lange mit strengem Blick, dann sagte er: Juger Mann, es ist ein trauriges Zeichen unsrer Zeit, daß die Jugend keine Empfänglichkeit mehr für das hat, was das menschliche Herz ergreifen soll. Ich schwieg und schlug die Augen nieder; als er aber am Schluß brummend und knurrend zu einer neuen Lection ausholte, da sagte ich schüchtern: Verzeihen Sie, ich lachte vor Freude, denn ich bin der Autor. Wir sind dann gute Freunde geworden. —

Am Schlusse des Jahres brachte Küstner in Berlin das Stück am königl. Hoftheater. Die Aufführung war musterhaft. Bertha Thomas war von so hinreißender Gluth, daß ich bei der Generalprobe vor dem Uebermaß dieser Leidenschaft zitterte, Moritz Rott lieferte in dem alten Abraham eines seiner seltenen Cabinetsstücke. Joseph Wagner in der Fülle der Jugend und Schönheit stellte den Joseph dar, die liebliche Malwina Eck spielte die Hannah. Ein tragisches Geschick hat beide so reichbegabten Künstlerinnen ereilt. Bertha Thomas ward vom Typhus hinweggerafft, in ihren Fieberphantasien nur Stellen der Deborah declamirend, und Malwina Eck erschlug ein Blitzstrahl in Helgoland.

Mit den reichsten Mitteln ausgestattet führte die schöne Damböck, jetzt Frau Straßmann, das Stück in München ein; die Darstellerin der Deborah an einem andren süddeutschen Hoftheater, hatte sich, um correct zu sein, mit dem weißen blaugestreiften Talar costümirt, den die Juden als „Thalit" in der Synagoge tragen. In Cassel, meiner Vaterstadt, excellirte Frl. Thale, in Pesth Frau v. Bulgovrei, in Prag die treffliche Kolar, in Hamburg die jugendfrische Zerline Würzburg (Gabillon); jede Stadt nahm das Recht in Anspruch, die beste Deborah zu besitzen. Ich selber wage nicht zu entscheiden; doch als ich Fanny Janauschek sah, die das Stück

Digitized by Google

zum Besten der Schillerstiftung am Theater an der Wien zur Aufführung brachte, da mußte ich mir, zumal am Schluß des zweiten Actes gestehen, noch niemals eine ähnliche elektrisirende Wirkung empfunden zu haben.

Freilich, als durch Laubes thatkräftige Intervention Deborah im Jahre 1864 in die Burg ihren Einzug hielt, trat uns eine Gesammtwirkung entgegen, die dem Stück ein völlig neues Ansehn gab. Das große reiche Talent Charlotte Wolters gestaltete die Titelrolle zu einem Meisterbild. Die deutsche Bühne besitzt vielleicht kein größeres Naturell, als das der Wolter. Wenn Bertha Thomas einzelne Scenen gleichsam wie vulcanische Eruptionen zündend hervorstieß, Fanny Janauscheck die Worte der Rache und Verachtung mit niederschmetternder Wucht fallen ließ, Clara Ziegler durch die Majestät ihrer Erscheinung und ihr Orgelorgan imponirte, so gibt Charlotte Wolter eine ganze volle Menschennatur wieder. Es vibriren Töne in ihren Worten, Züge in ihrem Antlitz, die uns die Bühne vergessen machen und wie alles Unbewußt-Ursprüngliche unser Herz magisch ergreifen. Von Künstlern umgeben, wie Laroche, der den Abraham, Julie Rettich, welche das jüdische Weib, Am. Haizinger, die die alte Lise, Fried. Bognar, welche die Hannah und Lewinsky, welcher meisterhaft den Schulmeister darstellte, bot Deborah im Hofburgtheater ein unübertreffliches Ensemble und wirkte nach 17 Jahren wie eine Novität.

In ganz neuem, etwas fremdartigem Lichte erschien sie, als die berühmte Tragödin Adelaide Ristori sie adoptirte. Die italienische Kolonie in Wien hatte durch ihren Vertreter Alessandro Poß, einen begeisterten Kunst- und Musikfreund, der Künstlerin, die damals im Zenith ihres Ruhmes stand, das Stück empfohlen. Sie bat mich es ihr zu erzählen und in französischer Sprache trug ich ihr die Handlung vor. Je l'accepte, mon ami, war die Antwort. Cajetan Cerri verfaßte die Uebersetzung, an der sie selbst noch Vieles feilte und änderte und dann zum ersten Male im Carltheater zu Wien als Deborah auftrat. Die große Meisterin hob die Gestalt zu einer so idealen Höhe empor, daß dieselbe, die durch die Schuld des Autors auf Kosten der Wahrheit ohnedies von ihrer häuerlichen Umgebung allzu grell absticht, zu der mittelmäßigen Umgebung der großen Tragödin in keinem möglichen Verhältniß mehr stand. Das fremdartige Costüme, die classisch schönen Formen der Ristori, ihr damals noch so berauschend klingendes Organ, ihre gewaltigen tragischen Accente, Alles dies vereint schien mir die Proportionen dergestalt zu verrücken, daß die Darstellerin das Stück erdrückte. Nichtsdestoweniger behauptete Deborah ihren Platz in dem Repertorium der Ristori, und ward in beiden Hemisphären von ihrem Triumphwagen mit fortgetragen.

Es war wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit, daß Vater Bateman in Newyork das Stück kennen lernte. Er hatte mit seinen 3 Kindern bisher Kinderkomödien aufgeführt und die Bateman-Children waren in America populär. Die ältere, Miß Kate, war bereits den Kinderschuhen entwachsen, Vater Bateman brauchte für sie ein Sensationsstück und ließ sich von Mr. Dally die Deborah unter dem Namen Leah mit Einflechtung einiger komischen Personen nach Art der Clowns bearbeiten. Der Erfolg war sensationell. Ein Jahr lang spielte Kate Bateman in Newyork die Leah und zog dann mit ihrer Truppe nach London, wo sie im Royal Adolphtheater 500 Abende lang mit einer unfaßlichen Ausdauer das Stück wiederholte. Ich weiß nicht, wer ihr mitgetheilt, daß der Autor des Originals, den sie für längst begraben hielt, sich noch des Lebens erfreue. Am Abend der hundertsten Vorstellung gedachte sie aus eignem Antrieb desselben, schrieb einen dankbaren Schreibebrief und sandte die Hälfte der Einnahme, baare 50 Pfd. Sterling, als Beweis ihrer Verehrung. Wer jemals americanische Geschäftsleute kennen gelernt, die mit Recht nicht zu zahlen lieben, wozu sie nicht verpflichtet sind, der wird mit mir diese seltene Ausnahme zu würdigen wissen. Als ich ein Jahr später nach London reiste, und Leah nach 500 Vorstellungen in den wohlverdienten Ruhestand getreten war, da hatte Miß Bateman von neuem die liebenswürdige Aufmerksamkeit, zu Ehren des anwesenden Autors die damals allabendlich stattfindenden Vorstellungen der Tragödie Fagio zu unterbrechen, um for only eight evenings Leah wieder aufzunehmen. Als ich in London eintraf, begegnete ich bereits unzähligen Trägern riesiger Placate, welche das Publicum zu diesen „only eight evenings" einluden; doch rieth mir mein Freund, der geschätzte Schriftsteller Max Schlesinger, zuvor eine Darstellung des Fagio anzusehen, um mich an die englische Darstellungsweise zu gewöhnen. Wie fühlte ich mich verpflichtet durch diesen weisen Rath! Alles was ich in Italien an derben Theatereffecten gesehen, ward durch diese englischen Schauspieler zweiter oder dritten Sorte überboten und selbst die berühmte Bateman, ein Weib von classischen Formen, ausdrucksvollem Gesicht, das nur dnrch die schmalen eingezogenen Lippen beeinträchtigt wurde, und vollem, wenn auch etwas scharfem Organ, erschien mir so qualvoll, daß ich kopfschüttelnd das Theater verließ.

Am nächsten Abend fand die erste Vorstellung der Leah statt und ein glänzendes zahlreiches Publicum füllte das Haus am Strand, blondlockige decolletirte Damen hatten die Logen bis zur Decke des Theaters besetzt. Ich erkannte meine Tochter in dem americanischen Kleid kaum wieder. Alle biblischen Worte hatte die Censur gestrichen, ein Grazioso im Schäfercostüm des Wateau streute in die ernstesten Volksscenen die trivialsten Späße ein. Nun erschien Miß Bateman, stürmisch empfangen, die plastisch schönen Arme von kurzen weißen Bauschärmelchen gekrönt, einen orientalischen Turban um das reiche aschblonde Haar geschlungen. Bis zum Schlusse des zweiten Actes ließ sie mich völlig eindruckslos; in der Fluchscene des dritten entwickelte sie eine Macht des Organs, daß die Säulen des Theaters zu zittern schienen. Als sie jedoch am Schlusse des Dramas das Kind ihres treulosen Geliebten, das ihren Namen trägt, in die Arme schließt, da brachen Töne des Herzens hervor, wie ich sie nie auf der Bühne vernommen und ein Strom von Thränen benetzte ihr Angesicht und die Taschentücher in allen Logen gaben dem Theater die frappanteste Aehnlichkeit mit einer großen Bleiche. Das Wasser, das in 500 Vorstellungen von Leah und ihrem Auditorium vergossen wurde, dürfte ein anständiges Bassin zu füllen im Stande sein. Miß Bateman hatte durch diese einzige Scene mir ihre große Künstlerschaft bewiesen und ich begriff nun ihren ungeheuren Erfolg. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit wollte sie denselben mit mir theilen, zog mich auf die Bühne und begleitete meine Ungeschicklichkeit mit so lebhaften Gesten, daß ich mir wie Robert vorkam, der, von der reizenden Helene umtanzt, nicht weiß was er mit seinen Armen und Beinen anfangen soll. Ich glaube Miß Bateman, die nun eine Mistreß Crow ist, spielt noch immer, doch hatte sie keinen zweiten ähnlichen Erfolg zu verzeichnen. Da es vom Großen zum Lächerlichen nur eines Schrittes bedarf, so schließe ich meine Mittheilungen mit zwei Anekdoten aus Deborahs Tagebuch. Auf Kostenplatte bei Teplitz wollte eine Kunstnovize um jeden Preis als Deborah fluchen. Da aber ein Liebhaber fehlte, so trat die 60jährige Directorin in steirischen Hosen an seine Stelle und das naive Publicum nahm seine Liebesschwüre und seine spätere Zerknirschung ruhig hin. In Waag-Neustadt in Ungarn dagegen fehlte zu dem Ensemble nur das Kind; man lieh es aus einer armen Judenfamilie und studirte ihm auch die Rolle ein. Als in der Schlußscene Deborah das Kind ungestüm in die Arme schloß und es weinend fragte: „wie heißest du?" da antwortete das verblüffte Kind, „Netti Frenkel!"

**L. v. Mosenthal.**

Digitized by Google

# Hieronymus Lorm.

Von Oscar Blumenthal.

II.

Vor Jahren lernte ich in Berlin einen vielseitig begabten Schriftsteller kennen, der es sehr liebte, den Journalismus zu Gunsten des eigentlichen Schriftstellerthums mit großer Herbheit und Verbitterung herabzusetzen. Er that das nicht in jenen aus Literaturgeschichten sattsam bekannten Redensarten, denen fingerdick das Bestreben des Vornehmthuns aufgepinselt ist wie eine übelriechende Kalktünche: Es klang aus seinen Worten in der That der Ernst einer strengen Gesinnung.

„Die vielen täglich erscheinenden Zeitungen," ließ er sich oft vernehmen, „sollen Deutschlands geistige Arbeit beweisen? Sie beweisen nur Deutschlands geistigen Müßiggang. Dies hastige Schaffen für den Tag und die Stunde zerschaufelt unheilvoll jedes gestaltende Vermögen. Das Vergängliche verzehrt hier das Ewige. Aber mit Recht sagt Goethe:

... Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der verdient zu sprechen und zu dichten.

Es ist schmählich, daß derjenige, der die Fähigkeit hat, das kunstreichste Getäfel zusammenzusetzen, sich entschließen mag, die köstlichen Mosaikstücke im Detailverkauf aus der Hand zu geben. So mancher von Euern Journalisten könnte ein Bildner der schönsten Statue sein, wenn er es verschmähen würde, die vollendeten Einzelglieder so eilfertig an den Mann zu bringen. Aber da wird ewig gesplittert und geschnitzelt und aus Bruchstücken werden Bruchstücke geleimt, nur wird niemals aus dem Ganzen etwas Ganzes gemacht — und wahrhaftig! nur weil Ihr alles stets so schnell zu Ende bringen müßt, bleibt Ihr für alle Ewigkeit — Anfänger!"

In ähnlichen epigrammatischen Lakonismen hatte ich ihn oft ernst, ja mitunter mürrisch sich auspoltern hören ... und wie erstaunte ich daher, als ich ihn kürzlich unter den regelmäßigen Mitarbeitern einer in Berlin täglich erscheinenden Zeitung wiederfand.

„Also auch Du, Brutus?" interpellirte ich ihn. „Auch Du bist von den lichten Höhen des schriftstellerischen Parnasses unter die misera contribuens plebs der geistigen Tagelöhner herabgestiegen? Und wie steht es denn mit Deiner These von den Mosaikstücken und den Einzelgliedern? Wann wird die Statue fertig? Wo bleibt das Getäfel? — Welche Gründe waren mächtig genug, Dich zu bekehren?"

„Sieben Gründe," erwiderte er mit sehr ernstem Ton.

„Die ich begierig wäre zu erfahren."

„Besuche mich in meiner Häuslichkeit und ich werde sie Dir vorführen .... Es ist mein Weib und meine sechs Kinder."

— — In dem leichten Scherz lag eine schwere Wahrheit. Man braucht nicht eben stets pronus in terram durch's Leben zu zu wandern. Aber das Irdische erklärt sich doch am besten aus dem Irdischen. „Früher gab es eine Literatur," klagte gelegentlich Nestor Roqueplan. „Der Journalismus, das Feuilleton haben sie getödtet." Warum? Weil es das richtunggebende Imperatorwort des Erwerbsdranges nicht anders wollte ...

„Manchen hab' ich so gekannt —
Zu den Wolken flog sein Streben.
Tief im Staube, von der Hand
In den Mund, mußt' doch er leben.
Eingepfercht und eingedornt
Darbt er zwischen Thür und Angel —
Der Bedarf hat ihn gespornt
Und gepeitscht hat ihn der Mangel."

Es ist niederschlagend, zu sehen, wie viel Anmuth und Gedankenreichthum, wie viel Witz und Tiefsinn in jenen Feuilletons verschwendet wird, die im günstigsten Falle mit den Mitteln der Gründlichkeit für die Zwecke der Oberflächlichkeit kämpfen und oft keine andere Bestimmung haben, als den Kattunfabrikanten Müller und die verwittwete Gerichtsräthin Haberstroh eine Viertelstunde lang die gräßliche Oede ihres Daseins weniger empfinden zu lassen. Dann verschlingt der Tag den Tag. Die Unholdin „Vergessenheit" wirft Rauschgold und echte Münzen in dieselbe Kehrichtkammer. Fast ist es, als wenn der Feuilletonist über ein schneeiges Feld schreitet, wo die Fußstapfen sofort wieder durch die fallenden Flocken verschneit werden. Es ist erschreckend, wie viel fruchtbare Keime hier oft unberücksichtigt niedergetreten werden.

Nur aus diesem Grunde tauchen jetzt auf dem Büchermarkt so häufig Feuilletonsammlungen auf. Es wäre dies ein wirksames Mittel, der Vergessenheit ein Paroli zu biegen, wenn es nicht mit den in Büchern eingesperrten schönwissenschaftlichen Geisteskindern ebenso wäre, wie mit anderen Kindern, — daß sie nämlich absolut nicht gehen wollen. Doch darf man keinem Autor die Berechtigung abstreiten, seine in Journalen zerstreuten Aufsätze zu sammeln, wenn sie nur des Aufbewahrens werth erscheinen. Erzeugnisse freilich, die lediglich der Geschmacks- oder Ungeschmacksrichtung der Mode entgegenkommen, sollten füglich nicht erst noch in Buchform vereinigt werden. Es gilt von ihnen der Ausspruch Lichtenbergs: „Die Nachwelt, wie wird sie lächeln, wenn sie dereinst an die bunten Wörtergehäuse, die schönen Nester ausgeflogener Mode und die Wohnungen weggestorbener Verabredungen anklopfen und alles, alles leer finden wird, auch nicht den kleinsten Gedanken, der mit Zuversicht sagen könnte: herein!" — Blos, daß für Bücher der genannten Art die Nachwelt schon in der Mitwelt beginnt.

Für die eigentlich gehaltvollen Feuilletons aber beginnt die wahre literarische Lebenszeit erst, wenn sie als Buch uns vorgelegt werden. Erst auf diesem Boden gewinnen die ausgestreuten gedanklichen Samenkörner Fruchtbarkeit und Entfaltungskraft. Hieronymus Lorms „Philosophisch-kritische Streifzüge" (Berlin 1872, Mitscher und Röstell) enthalten solche Samenkörner in reichster Fülle. Und wenn wir auch hier von einem Bedauern über das Fragmentarische der einzelnen Arbeiten ergriffen werden, so bestätigt Lorm in einem Selbstbekenntniß, das wie absichtslos einem Aufsatz über den „Socialismus" eingeflochten ist, unsere einleitenden Betrachtungen. „Wie fabelhaft blöde," sagt Lorm, „steht der fabelhafte Reichthum jenem Mangel gegenüber, der die nöthigsten Lebensbedürfnisse gedeckt und satt zu essen hat — aber um welchen Preis! Es gibt Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, welche, oft krank und gebrochen, der bittern Mühsal des Erwerbes nachgehen und den Ertrag, selbst wenn er sie und ihre Familien reichlich nährt, mit Ekel und Kummer betrachten; denn er ist das Judasgeld, durch welches sie ihrem eigentlichen wissenschaftlichen, künstlerischen, dichterischen Beruf entgegen, an ihm zum Verräther wurden. Solche Leiden schweigen, wie das Grab, das sie für die holdesten Hoffnungen und Ideale in der That auch sind". .... Bedarf es weiterer Andeutungen? Man begreift leicht, warum Lorm Feuilletons schreibt und keine großen philosophischen Gedankenbauten aufführt, zu welchen er doch so viel werthvolles Material besitzt.

Doch über das unabweisbare Bedauern, ein so reiches und edelhaltiges Talent in kleiner Münze sich ausgeben zu sehen, tröstet uns der positive Werth der hier dargebotenen feuilletonistischen Leistungen. Da ist keine einzige Arbeit, in der nicht eine aus der strömenden Gegenwart herausgegriffene Frage mit dem Tiefsten des Menschenthums und des individuellen Herzens sinnvoll verknüpft ist. Die Aufgabe des Feuilletons wird von Lorm sehr gründlich und gewissenhaft aufgefaßt. In einem Brief an mich äußerte er gelegentlich: „So oft ich eine allgemeine Weltgeschichte zur Hand nehme, betrachte ich nicht ohne Bewegung die beiden leeren Buchbinderblätter am Anfang und Ende. Auf diese hat der Forscher nichts mehr zu schreiben gewußt. Wie war es doch, als es schon Menschen gab und noch keine Kunde? Wie wird es sein? Welch ungeheures Ungeschehenes wird auf diesem leeren Blatte verschwiegen? Einigermaßen Antwort gibt nur das

Digitized by Google

Feuilleton". Also die immanente Philosophie der Tagesgeschichte auseinanderzufalten und die Gedanken der Ereignisse zu finden, bezeichnet Lorm in dem nur scheinbar paradoxen Ausspruch als die wesentliche Mission des Feuilletonisten. Es liegt dabei freilich eine Klippe nahe — die Klippe der hypertieffinnigen Grübelei, die Gefahr, das Gras wachsen zu hören. Nicht immer ist Lorm bei dieser Klippe mit heiler Haut vorübergekommen. Besonders in der Betrachtung literarischer Ausnahmeerscheinungen — wie Otto Ludwig und Heinrich von Kleist — zeigt sich die Anschauungsweise Lorms als eine, wir möchten sagen, fanatisch centripetale. Wenn auch vielleicht der Mittelpunkt, den er stets findet, wirklich vorhanden war, so übersieht er in begreiflicher Entdeckerfreude, daß um diesen Mittelpunkt kein regelrechter Kreis, sondern eine launenhaft krause Zickzacklinie herumläuft, die aller mathematischen Rubricirung spottet. Die mannichfaltigen Lebensäußerungen einer eigengearteten Natur darf man nicht um jeden Preis auf die magre Schnur eines centralen Gedankens heraufzwängen. Wenn Lorm z. B. die Vorzüge und Schwächen aller Werke von Otto Ludwig aus der gleichen Quelle herleitet — aus dem Streben nach „psychologischer Totalität", aus den Uebertreibungen des Individualismus in der Menschenzeichnung — so führt eine derartige leidenschaftliche Verliebtheit in's Einheitliche und Gesetzmäßige nothwendig zu Spitzfindelei und Geheimnißkram. In demselben Essay spricht Lorm von gewissen dramatischen Richtungen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wo der künstlerischen Begeisterung kein ethisches und politisches Ideal im historischen Leben der Nation entgegenkam. Daraus erklärt es Lorm, daß in einigen Talenten (wie Grabbe, Büchner, Hebbel) das Streben entstand, die ungeheure und entsetzliche Leere durch ein kolossales Extrem auszufüllen, durch eine Apotheose, einen wahren Cultus der Wirklichkeit:

„Zunächst geschah dies im historischen Drama. Aller artistischen und technischen Gesetze des Dramas auf der Bühne wurde dabei gespottet, denn diese waren gut zur Versinnlichung der Idee, das heißt, wo es galt, einen bloßen Ausschnitt aus der Weltgeschichte durch den darüber schwebenden Gedanken des Dichters zu einem Ganzen abzurunden. Nunmehr aber handelte es sich um die nackte Wiederholung jener Versinnlichung, die sich der Weltgeist selbst verschaffte und die man Weltgeschichte nennt; da konnte nichts mehr wegfallen, nichts mehr ohne Bedeutung sein, da mußte alles und jedes mit hinauf auf die Bretter, und der Koth auf Dantons Stiefeln bedeutete nicht blos sein Vaterland, sondern zunächst und vor allem den wirklichen Koth".

Wieder eine ergrübelte Unwahrheit, die sich leicht nachweisen läßt. Denn das Streben, die historische Wirklichkeit mit Stumpf und Stiel und ohne alle Zugeständnisse an die zeitgenössische Anschauungsweise im Drama wiederzuspiegeln, konnte sich naturgemäß nur auf die eigensinnig originalgetreue Wiederholung des geschichtlichen Gedankens beschränken — nicht aber auf die Mittheilung des gesammten realistischen Details ausdehnen, das bei Lorm sein Symbol findet in dem „Koth auf Dantons Stiefeln". Schon die unumgängliche Nothwendigkeit, unter den zufälligen äußerlichen Erscheinungsformen des geschichtlichen Gedankens eine Auswahl zu treffen, hätte jene Dramatiker in dem ihnen von Lorm untergelegten historischen Totalitätsbestreben entmuthigen müssen — und wenn sie trotzdem übergebührlich die Scene mit außerwesentlichen Details überbürden, so erklärte sich das nicht aus tieffinnigen künstlerischen Grundanschauungen, sondern ganz nüchtern und einfach aus dilettantischem Ungenügen, aus Mangel an theatralischem Beruf, aus der unvollkommen gebliebenen technischen Erziehung. Aber das Zufällige will Lorm eben niemals als Zufälliges gelten lassen. Alles soll absichtsvoll und tiefgründig erscheinen. Er betrachtet auch die regellosesten geistigen Erscheinungen wie Rösselsprünge, deren verwirrungsvolles Durcheinander man nur mit dem nöthigen Scharfsinn zu betrachten braucht, um ein bestimmtes Bewegungsgesetz heraus zu erkennen.

Das ist ein Fehler, den indeß nur eine ungewöhnliche Begabung und großer Gedankenreichthum ermöglichen konnte. Der Tieffinn ist eine zu entzückende Eigenschaft, als daß man ein Zuviel grämlich bemängeln dürfte. Auch versöhnt man sich leicht damit, wenn man erkennt, daß Lorm doch überall mit seinen eigenen Augen zu tief sieht — nicht durch eine coquette Brille. Wie in seinen Gedichten, so zeigt Lorm auch in seinen Aufsätzen ein männliches muthiges Vertrauen auf die eigene Art — und hier ist das Wort berechtigt: Vertrauen weckt Vertrauen. Lorms Gedanken haben ihren besonderen Schnitt nnd sind nicht nach den Vorzeichnungen der gerade maßgebenden literarischen Modejournale zurechtgeschneidert.

Von den Charakteristiken, die in den „Streifzügen" enthalten, sind besonders die von Lessing und Jean Paul wegen ihres unbefangenen Urtheils und ihrer erschöpfenden Gründlichkeit hervorzuheben. Der „confuse Polyhistor von Bayreuth" ist gegenüber den vielfach überschätzenden Urtheilen der Literaturgeschichten hier als der erste deutsche Feuilletonist charakterisirt, dessen Werke aus „Blättern und Blättchen bestehen, die weit weniger durch Composition, als durch den Buchbinder Zusammenhang erlangen". — In der Skizze über Varnhagen von Ense leitet Lorm die ungebändigte Verbissenheit, die Varnhagen in seinen „Tagebüchern" an den Tag legt, aus der Kränkung her, die er bei seiner diplomatischen Carrière erlitten hat:

„Wie Karl Moor, weil ihm Unrecht geschehen war, aus dem Kreise der ehrlichen Leute heraustrat und unter die Spitzbuben ging, so hatte Varnhagen aus demselben Grunde umgekehrt den Kreis der Diplomaten verlassen und war unter die ehrlichen Leute gegangen".

An witzig pointirten Bemerkungen, wie die hier angeführte, ist Lorm außerordentlich reich, ohne dabei jemals ein buhlerisches Haschen nach Witz und Geistreichelei zu zeigen. „Geistreich sind heutzutage schon die Dümmsten," ruft er einmal aus. Der Schriftsteller von Geschmack aber unterscheidet sich von dem geschmacklos „Geistreichen" dadurch, daß sein Esprit nur gesehen wird, weil er eben vorhanden ist, während er bei jenem blos vorhanden ist, um gesehen zu werden. Vom Geist und Witz gilt in der That dasselbe, was Johnson von gewissen weiblichen Schönheiten gesagt hat: „Es ist mir angenehm, wenn ich sie sehe, aber es ist mir unangenehm, wenn man sie mir zeigt".

In dem Aufsatz über Karoline sind treffende Bemerkungen über die romantische Schule eingestreut. — Besonders hervorzuheben ist aber noch eine Würdigung Emersons, der dem Verfasser Gelegenheit gibt, gegen die überschwenglichen Bewunderer des americanischen Essayisten eine Lanze einzulegen. Lorm erklärt sich die großen Erfolge desselben einfach aus dem Verfall des metaphysischen Dranges in England und America — und gegenüber den Versuchen, auch dem deutschen Publicum die englischen und americanischen Essays als eine Quelle tiefer Befriedigung zu empfehlen, weist er auf die Werke unserer großen Denker hin, wo wir eine „reife sättigende Frucht" empfingen, während wir von den englischen Essayisten „nur einen Duft, eine Ahnung der letzten Wahrheiten, einen Hunger nach denselben, der niemals gestillt wird", enthielten. Lorm geht auch hier vielleicht zu weit. Wir dachten an einen Ausspruch Börnes: „Ein deutsches philosophisches Werk kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt und uns freundlich einladet, uns satt zu essen. Ganz gewiß ist in der deutschen Philosophie die beste, gesundeste und unentbehrlichste Nahrung des menschlichen Geistes; doch wäre es artiger von unsern Wirthen, wenn sie uns gebackenes Brod vorsetzen wollten". Die Essayisten thun das, und darin liegt ihre Verdienstlichkeit. Was sie uns als Gedankengold bieten, mag oft ausgeprägt mittelmäßig sein, aber — es ist eben ausgeprägt und kein untransportabler Metallbarren, wie ihn die philosophischen Münzmeister vor dem Publicum auffahren.

Die philosophischen Aufsätze Lorms enthalten manchen neuen und geisttiefen Gedanken.

So macht er in einer übrigens zu aphoristisch gehaltenen Betrachtung über „conventionelle Sittlichkeit" den sinnreichen Versuch, der von Schopenhauer und Hartmann geschriebenen Naturgeschichte der Liebe eine analoge Naturgeschichte des Hasses entgegenzustellen. Wie nämlich Schopenhauer und Hart-

Digitized by Google

mann alle Strebungen und Impulse der Liebe aus der unbewußten Zweckbeziehung auf die Erhaltung des Menschengeschlechts herleiten, so erklärt Lorm die Haupterscheinungen des Hasses — der als Nationalhaß verderbnißvoll die Kriegsfackel entzündet — aus der unbewußten Zweckbeziehung auf die Verminderung des Menschengeschlechts, die von der Natur zeitweise für nöthig befunden wird:

„Der Krieg umfaßt in seinen Ursachen, seinen Hilfsmitteln, seiner Ausführung und seinen Wirkungen das ganze ungeheure Ideengebiet der Menschheit, verbunden mit dem gesammten Orgelregister ihrer brausendsten Leidenschaften, von der niedrigsten bis zur höchsten, von der gemeinen Raubsucht bis zur Opferfreude des sterbenden Patrioten . . . Aber die Naturgeschichte als Weltgeschichte proclamirt — und dieses ganze große All von Ideen und Leidenschaften schrumpft zusammen zu einem kleinlichen Strategem der Natur. Sterben für das Vaterland heißt nichts weiter, als der Natur behilflich sein, ihre Absicht der Massenvertilgung zu erreichen".

Ein ebenso origineller wie beachtenswürdiger Gedankengang!

Auch eine Reflexion über den „Socialismus", den Lorm als den „Kampf gegen den Kampf um's Dasein" bezeichnet, gibt zu trefflichen Bemerkungen Anlaß. Als die drei Gruppen, die der Entwicklung der socialen Frage feindlich gegenüber stehen, bezeichnet er 1) die Finanzaristokratie, die ohne es zu wollen dem Gelde ihre philosophische Verachtung dadurch ausdrückt, daß sie es zu nichts weiter für gut findet, als wieder Geld zu machen — denn „Menschen zu beglücken, ist ein zu göttliches Vergnügen, als daß es mittelst eines so gemeinen Werkzeuges herbeigeführt werden dürfte"; 2) die bürgerlichen Philister, die zwar das Wehen und Rauschen künftiger Stürme vernehmen, aber zwischen Angst und Leichtsinn geschaukelt, ihren Sinn nicht verstehen; 3) endlich die weltstürmerischen Aftersocialisten, die weniger dem Staate, als — ihrer eigenen Sache gefährlich sind.

Die Perle des Buchs ist aber die Skizze: „Die Muse des Glücks" — eine überaus feinfühlige und stimmungsinnige Schilderung der Eukolie, denn nichts Anderes ist die von Lorm gefeierte Glücksmuse. Man möchte sagen, daß man diesen Aufsatz nur verstehen kann, aber nicht begreifen. Die geaichten Gewichte des logischen Urtheils sind schon zu plump und ungefüg für diese subtilen psychologischen Stimmungsgebilde. Hergeleitet wird von Lorm die Eukolie 1) wie wir schon aus seinen Gedichten wissen, aus einem liebevollen und selbstzufriedenen Versenken in die Naturerscheinungen, das dem Geist jene verzichtreiche Erkenntniß des Vergänglichen erleichtert, die auf dem Wege des Denkens und des Lebens so schwer zu erreichen ist; 2) aus einem angebornen oder angelebten „Optimismus ohne Grund", der weder durch widrige Lebensschicksale entwurzelt, noch durch äußere Glücksgüter begünstigt werden kann. Gerade in der Schilderung dieser unergründlichen Seelenfreude führt uns Lorm mit dichterischem Scharfsinn in die geheimnißvolle Dämmerwelt der Stimmungen. Es liegt eine stille Weihe, ein keusches Zartgefühl in diesen Reflexionen — man bemerkt es nicht, daß Lorm eigentlich keine Beweise gibt, denn man bemerkt, daß er mehr gibt: Offenbarungen. — Dabei ist auch hier seine Sprache wach und muthig, seine Darstellung von einer wahrhaft liebenswürdigen Beredsamkeit . . . — Man ist berechtigt, jeden Glauben an die Vernünftigkeit des Literaturerfolges endgültig aufzugeben, wenn das Publicum fortfährt, die Schriften von Hieronymus Lorm kaltsinnig abzulehnen.

## Aus der Hauptstadt.

### Die Zukunft Berlins.

Die letzten Nummern der „Gegenwart" haben so mannichfache Bereicherungen des Wörterschatzes „Geflügelter Worte" gebracht, daß es vielleicht gestattet ist, neben den bereits lustig umherflatternden, ein noch nicht flügge gewordenes in die beschwingte Genossenschaft einzuführen. Wer kennt nicht das, von Kalisch in Cours gesetzte: „Berlin wird Weltstadt" —? Neben diesem hat soeben ein verwandtes die bergende Schale gesprengt, es lautet: „Berlin wird Provinz!"

„Die Provinz Berlin!" — was läßt sich nicht Alles dabei denken, und welche Schreckbilder hat die Vorstellung dieses undefinirbaren geographischen Begriffes nicht schon in die Gemüther eingeborner Berliner geworfen! Er, der, wie Immermanns Baron, geborner Geheimer Rath im höchsten Collegium, sich von der Geburt an als Repräsentant der Stadt der Intelligenz fühlt, er soll durch die bevorstehende Reorganisation der Stadt Berlin von seiner Höhe als Weltstädter zu einem gewöhnlichen Provinzler herabgedrückt werden? Sein Stolz findet für die drohende Einbuße keinen genügenden Ersatz in dem Bewußtsein, daß die oberste Behörde des neu begrenzten Gebietes gleichen Rang mit den höchsten Behörden der Provinzen haben, daß das Haupt der Verwaltung ein Oberpräsident sein soll. Der Gedanke, daß der Begriff Berlin, der bereits durch die letzte Erweiterung des ursprünglichen Weichbildes bis zum Wedding, dem Gesundbrunnen und den Gefilden Moabits, eine bedenkliche Umgestaltung erlitten hat, eine noch weitere Ausdehnung erfahren soll, welche den letzten Bewohner Rixdorfs mit dem Nabob der Victoriastraße und die Adjacenten des Rieselfeldes mit den Eigenthümern der Linden-Palais auf gleiche Stufe stellt, hat etwas Beängstigendes, was auch starke Gemüther zu erschüttern vermag.

Nichts desto weniger ist es gewiß, daß nach dem Plane der Regierung Berlin aus dem Provinzialverbande der Provinz Brandenburg auszuscheiden bestimmt ist und eine selbstständige Provinz bilden wird. Ueber die territorialen Grenzen dieser neuen Provinz gehen die Ansichten und Wünsche zur Zeit noch weit auseinander. Auf alle Fälle werden wir uns aber wohl oder übel darauf gefaßt machen müssen, einen guten Theil unserer nächsten Nachbarn an dem häuslichen Heerde unseres städtischen Gemeindewesens willkommen zu heißen. — Es ist nicht mehr als natürlich, daß diesen Eventualitäten gegenüber die Aufmersamkeit unseren Communalanlegenheiten in erhöhtem Maße zugewendet wird. Vollends jetzt, wo die Erneuerung der Stadtverordnetenversammlung mit Rücksicht auf das, nach dem gesetzlichen Turnus ausscheidende Drittel der Mitglieder, den Gemeindewählern eine Pflicht auferlegt, deren Erfüllung jetzt ernster als sonst aufgefaßt werden muß.

Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die gesetzgebenden Factoren Maß und Richtung für die neue Organisation nur aus dem Urtheil über die Ergebnisse der bisher thätig gewesenen Organismen schöpfen können. Eine summarische Uebersicht der actuellen Verhältnisse der städtischen Verwaltung Berlins darf daher ein Interesse beanspruchen, welches über die Grenze des communalen Gemeinwesens weit hinausgeht. Wer es jemals der Mühe werth gehalten, einen Blick in den Organismus zu thun, mit welchem in unserer Hauptstadt durch die Thätigkeit unbesoldeter Gemeindeämter eine der umfassendsten und complicirtesten Verwaltungen im Großen und Ganzen sicher und präcise, in außerordentlichen Fällen aber mit bewundernswürdiger Exactheit geführt wird, der wird sich eines Gefühls wahrer Achtung vor einer derartigen uneigennützigen Hingebung an die Interessen des Gemeindewesens nicht erwehren können.

Bei einer Bevölkerungsziffer, welche in nicht zu ferner Zeit eine Million erreicht haben wird, bei einem Budget, welches das Zehnfache übersteigt*) und einer räumlichen Ausdehnung, welche der Anwendung auch des besten Verwaltungsmechanismus die erheblichsten Schwierigkeiten in den Weg legt, wird diese ganze Administration von einem Beamtenpersonal geleitet und gehandhabt, dem kaum zwanzig besoldete Magistratsmitglieder angehören. Von den Centralpunkten der Verwaltung

*) Der Entwurf zum Hauptetat für 1875 schließt in Einnahme und Ausgabe mit 11,437,146 Thlr. ab!

Digitized by Google

herab bis zu den speciellsten Functionen des einzelnen Falles sind diese unbesoldeten Stadträthe, Stadtverordneten, Bürgerdeputirten, Bezirksvorsteher, Armen- und Schulcommissionsvorsteher, Servisverordnete und wie die mannichfachen Bezeichnungen der Gemeindeämter lauten, jahraus, jahrein unablässig thätig, die ungeheure Maschinerie in Gang zu halten, durch welche das rastlos pulsirende Leben der Hauptstadt im Gleichgewicht bleibt. Diese alljährlich wiederkehrenden Arbeiten der Einschätzung zu den verschiedenen Stufen der Gemeindeeinkommensteuer, Classen- und Gewerbe-, Miethe- und Haussteuer, die sich alle drei Jahre wiederholenden Volkszählungen, die Wahlen zu den Gemeinde- und Kirchenämtern, zum Landtage und Reichstage, sie alle absorbiren eine Fülle von Arbeit und Ausdauer, welche nur mit dem Apparat der Selbstverwaltung bewältigt werden kann. Wer sich eine ungefähre Vorstellung von dem Umfange des dabei thätigen Personals machen will, der braucht nur einen Blick in die, alljährig erscheinende „Nachweisung" zu thun, welche in etwa zwanzig Druckbogen Auskunft über die, in der berliner Gemeindeverwaltung beschäftigten Personen gibt, deren Gesammtsumme nach Tausenden zu bemessen ist.

Es ist daher ein durchaus berechtigtes Gefühl, welches sich in der Besorgniß kund gibt, daß angesichts der bevorstehenden Neubildungen auf dem Gebiete der Verwaltungsorganisationen, diejenigen Einrichtungen gefährdet werden möchten, auf denen diese so erfolgreiche Arbeit der Selbstverwaltung sich nach jeder Richtung hin bewährt hat. — Diese Befürchtungen sind durch die Mittheilungen zerstreut worden, welche von dem Oberbürgermeister Hobrecht in der letzten Sitzung der Stadtverordnetenversammlung (am 5. d. M.) über den Stand der bezüglichen legislatorischen Vorarbeiten gemacht worden sind. Hiernach ist in den maßgebenden Kreisen nirgends die Absicht erkennbar geworden, in die Rechte der Selbstverwaltung irgendwie einzugreifen, geschweige denn sie bei der Umgestaltung der Verhältnisse außer Acht zu lassen.

Es war aber von besonderer Bedeutung, daß der Oberbürgermeister hinzufügte, man möge die angedeutete Gefahr nicht durch innere Spaltungen und gegenseitige Anfeindungen heraufbeschwören, und diese Mahnung bildete den Uebergang zu einer Debatte, welche zu den interessantesten, wenn auch nicht erfreulichsten gehörte, die sonst allwöchentlich im Rathhause stattfinden. In vierstündiger Debatte beschäftigte sich die Versammlung mit der, durch den Antrag des Stadtverordneten Weber angeregten Frage, ob die Bildung von Fractionen mit bindenden Beschlüssen für deren Mitglieder mit dem Geiste communaler Selbstverwaltung vereinbar und dem Interesse der Stadt förderlich sei? Hervorgerufen war der Antrag durch das vielbesprochene Programm der „Fraction der Linken der Stadtverordnetenversammlung", welche bis vor kurzem als „demokratische Fraction" firmirt hatte, noch früher der „Berg" und zuletzt, von dem Orte ihrer Zusammenkünfte in den unterirdischen Räumen des Rathhauses die „Kellerpartei" genannt zu werden pflegte. Im Hinblicke auf die bevorstehenden Erneuerungswahlen zur Versammlung wenden sich die, der bezeichneten Fraction angehörigen Stadtverordneten an die Bürgerschaft und die Gemeindewähler Berlins mit einer Art von Rechenschaftsbericht, in welchem so ziemlich alles, was die Communalverwaltung in neuerer Zeit Ersprießliches geleistet hat, als das Verdienst der Fraction in Anspruch genommen wird. Daß dieses Manifest dazu dienen sollte, die Reihen der „Linken" durch die Neuwahlen zu verstärken, verstand sich von selbst und wurde überdies von den Anhängern und Wortführern der Partei in Versammlungen, Vereinen und in der Presse laut und eindringlich ausgesprochen. Es ging dabei mitunter nicht ohne diejenigen Schädigungen der gegnerischen Personen ab, welche den leidenschaftlichsten Parteikämpfen auf politischem Gebiete vorbehalten zu sein pflegen.

Wer die berliner Zeitungen während der letzten Wochen zur Hand nahm, dem trat das Bild der, durch jenes Pronunciamento hervorgerufenen leidenschaftlichen Bewegung überall vor Augen. Bittere Vorwürfe auf der einen, heftige Abwehr auf der anderen Seite, Enthüllungen, Verdächtigungen, und dazwischen Scenen mit wahrhaft grotesken Zwischenspielen in den Vereinsversammlungen, in welchen die Beweisführung ad hominem das beliebteste Rüstzeug in der Dialektik des wahren Volksmannes war. Der ruhige Bürger aber sah ganz verwundert auf dieses ihm neue Schauspiel. Er ist es gewohnt, daß in den herkömmlichen Zwischenräumen der politische Parteikampf von bestimmten, ihm ziemlich geläufigen Gegensätzen seinen Ausgangspunkt nimmt und ist längst mit sich einig, ob er für einen Fortschrittsmann, Nationalliberalen oder Conservativen stimmen soll. Aber die Anwendung der politisch-parlamentarischen Terminologie auf die Communalverwaltung verblüfft ihn und läßt ihn im Unklaren, welche Partei es eigentlich sei, zu der er sich bekennt. Nun ist es allerdings richtig, daß das Fractionswesen in der Stadtverordnetenversammlung von Berlin nicht ganz neuen Ursprunges ist und man hat sich die Mühe gegeben, seinen historischen Anfängen, der Zusammensetzung und den Verfassungen der früheren Fractionen nachzuforschen und aus der Vergangenheit einen Rechtstitel für die Gegenwart herzuleiten. Alle diese Beweisführungen sind aber nicht ganz ehrlich, jedenfalls nicht vollständig. Denn sie übersehen, daß die winzige Anzahl freisinniger Männer, welche sich während der schlimmsten Zeit der politischen Reaction in der Versammlung zusammenfanden, nothwendig einen Vereinigungspunkt suchen mußten, wenn ihre Bestrebungen im Kampfe gegen die wüsten, auch das Communalwesen beherrschenden Rückschrittstendenzen, einen Erfolg haben sollten.

Wem es aber bisher noch nicht eingeleuchtet hatte, welche Gefahr für eine gesunde Entwicklung des bürgerlichen Gemeinwesens in der Vermengung politischer Parteigegensätze mit den Aufgaben der Selbstverwaltung liegt, dem boten die Debatten der erwähnten Sitzung ein mehr als ausreichendes Material, sich in dieser Ueberzeugung zu bestärken. In der, bei aller Heftigkeit der wechselseitigen Beschuldigungen beobachteten relativen äußeren Ruhe lag etwas, wie verborgenes Gift und man empfing den Eindruck, als bedürfe es nur eines zufälligen Anlasses, um die Leidenschaften auf's äußerste zu reizen.

Und doch, wie widerwärtig diese, selbst mit leidlichem Anstande in Scene gesetzte Selbstbeschädigung, welche den Eindruck machte, als ob man da, wo es natürlich wäre, sich gemeinsam des Ruhmes ehrlich errungener Siege zu freuen, einander den Beuteantheil streitig mache!

Trotz alledem muß man es als eine heilsame Prozedur ansehen, welche sich durch die Auseinandersetzung zwischen den beiden Gruppen der Gemeindevertretung in öffentlicher Verhandlung vollzogen hat. Dem Zwecke dieser summarischen Uebersicht der Sachlage würde es zuwiderlaufen, auf das Detail der Streitfragen einzugehen. Sicher aber ist eins, daß die unendliche Mehrzahl aller verständigen Bürger dem Parteitreiben in der Gemeindeverwaltung durchaus abhold ist. Welchen vernünftigen Sinn kann es auch haben, zu glauben, daß der Demokrat der besonnenere, sparsamere, umsichtigere Verwalter fremder Angelegenheiten sein werde, als der Conservative, da doch überall, wo es sich um die Vertretung der eigenen und theuersten Interessen handelt, das Vertrauen von der politischen Parteifarbe des Betrauten gänzlich abzusehen pflegt? Wie sollte es also zweifelhaft sein, daß die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten überhaupt, und bei ihrem riesenhaften Anwachsen jetzt mehr als je, vor allem tüchtige Männer erfordert, das heißt solche, die zu der ihnen übertragenen Arbeit vorzugsweise tauglich sind, tüchtig und erprobt in praktischen Geschäften, redlich, unabhängig und umsichtig?

Soll dem Uebel des Parteiwesens gründlich gesteuert werden, das schon erheblichen Schaden angerichtet hat, und wie eine zersetzende Krankheit den Körper der ganzen Gemeindevertretung zu ergreifen droht, so muß die Wählerschaft von Berlin sich ihrer Pflicht bewußt werden und als diejenige Instanz, welcher die letzte Entscheidung zusteht, bei den bevorstehenden Wahlen ihr Verdict abgeben. Es wird kein Vorurtheil und keine Lässigkeit so eingewurzelt sein, daß sie nicht die Nothwendigkeit anerkennen sollten, die Selbstverwaltung vor allem auf Elemente von selbstständiger Kraft zu stellen und nicht auf Parteigänger und Nachtreter.

Ich weiß nicht, ob unter den zahlreichen Trink- und Weisheitssprüchen im Erdgeschoß und den oberen Corridoren des Rathhauses sich auch der befindet, den Goethe mit eigener Hand aufgezeichnet hat. Ich will damit schließen, daß ich ihn, männiglich zur Beherzigung, insonderheit denen die es angeht, hierher setze:

„Ein Jeder fege vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtrevier.
Ein Jeder lerne seine Lection,
So wird es gut im Rathe stohn!"

P.

Digitized by Google

## Neue Compositionen.

Die seit Ende October begonnene Concertsaison hat bereits fünf neue größere Tonwerke gebracht: Eine Symphonie von J. Raff, eine Symphonie von H. Hofmann, ein Clavierconcert von Herrn J. Brüll, ein Kyrie von Weitzmann und ein Violinquartett von J. Brahms. Die beiden erstgenannten sind sogenannte Programmcompositionen, d. h. sie tragen Ueberschriften, welche den „Inhalt", die Gefühle oder Ideen, welche der Componist ausdrücken oder darstellen wollte, genau angeben. J. Raff hat das Motto gewählt: Gelebt gestrebt, gestritten gelitten, gestorben umworben.*) Hofmann hat seine Symphonie „Frithjof" benannt, jeder Theil derselben soll einen Charakter oder eine Scene aus jener Sage darstellen. Ich muß nun gleich von vornherein eingestehen, daß mir alle Ueberschriften, welche nicht bloße Gemüthsstimmungen bezeichnen (wie z. B. in Beethovens Pastoralsymphonie: Erwachen froher Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande) ein bedenkliches Unternehmen scheinen; dabei kann ich allerdings die meisten Schumann'schen Tondichtungen mit Ueberschriften ganz herrlich finden, und für die leider zu wenig bekannte Berlioz'sche Programmsymphonie „Harold" Bewunderung hegen — weil diese Compositionen eben so viel schönen musikalischen Gehalt bieten, daß man die Erläuterungen, und Titel wie „Warum" und dergl. übersehen kann. Die neueren Forschungen der Psychologie haben ergeben, daß die Musik nur Stimmungen erregen könne, in welchen der Geist durch die unbeschreiblich schnelle Verbindung fast gleichzeitiger und verschiedenartiger Vorstellungen und durch Abstraction zu den höchsten Ideen gelangt, daß sie aber nicht bestimmte Gefühle unverkennbar darstellen könne, geschweige denn Lebensverhältnisse handelnder Charaktere, die nur durch unmittelbare sinnliche Anschauung klar erkannt werden. Das hindert jedoch nicht, daß ein Componist, dem solche Darstellung als erste Aufgabe der Musik erscheint, ein sehr bedeutendes Werk schaffen kann. Und ein solches ist die Symphonie von Raff, voll schöner, musikalischer Gedanken, und durchweg meisterhaft gearbeitet. Der erste Satz ist kräftig und edel gehalten, und thematisch-künstlerisch durchgeführt, der zweite ist ein contrapunctisches Meisterstück und dabei von angenehmster Klangwirkung. Minder bedeutend zeigt sich das Adagio, obwohl auch hier ein sehr interessanter melodischer Zwischensatz erschien; aber das Hauptmotiv tritt nicht bedeutend genug hervor, und die an ungarischen Rhythmus erinnernde F-dur-Stelle ist durchaus nicht originell, dagegen läßt sich vom Finale nur Gutes sagen. Das Werk, welches im Symphonieconcerte der königlichen Capelle mit großer Präcision und mit Feuer vorgeführt wurde, fand beim Publicum sehr günstige Aufnahme.

Die Symphonie des Herrn Hofmann trägt, wie schon einmal bemerkt wurde, den Titel „Frithjof"; der erste Satz schildert „Frithjof und Ingeborg", der zweite „Ingeborgs Klage", der dritte „Elfen und Reifriesen", der vierte ist eine Art Verklärung, auf deren Ueberschrift ich mich augenblicklich nicht genau besinnen kann. Der Componist hat also ein vollkommenes dramatisches Tongemälde schaffen wollen. Er ist ein Mann von vieler Begabung, seine „Ungarische Suite" ist im verflossenen Jahre mit vielem Beifall aufgeführt worden und hat in diesen Blättern gebührende Anerkennung gefunden. Nach ihr haben wir von dem neuen Werke — welches Herr Bilse mit seiner bewährten Capelle im Concerthause vorgeführt hat — mehr Erwartungen gehegt, als es erfüllte. Dasselbe gibt zwar öfteres Zeugniß von der Begabung seines Schöpfers, bietet aber doch zu wenig Eigenthümliches, Selbsterdachtes, um Anspruch auf Bedeutung machen zu können. Die meisten Motive sind unter Wagner'schem Einflusse entstanden, sogar schon die ersten Tacte der Symphonie zeigen eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem allbekannten Motive aus dem Lohengrin unter dessen Klängen der Schwanenritter erscheint und von dem Chore begrüßt wird. Ebenso ist das Motiv (Zwischensatz), das Ingeborg schildern soll, in Wagner'scher Manier, und das Finale ist voll von harmonischen Wendungen und sonstigen Anklängen Wagners. Herr Hofmann ist ein sehr begabter Componist, der auch über eine sehr ausgebildete Technik verfügt; das bewies er in manchen einzelnen Stellen der Symphonie, die wirklich überraschende, leider nur zu kurze Durchführungen enthalten, besonders aber in dem Scherzo „Elfen und Reifriesen", das recht frisch und geistreich erfunden und sehr wirksam instrumentirt ist. Warum also mußte er einen Stoff wählen, der ihn nothwendiger Weise in den Bereich Wagner'scher Conceptionen führte? Unter allen Nachahmungen der Manieren eines Meisters ist die der Wagner'schen wohl die gefährlichste, denn man kann eigentlich von ihm nur die Unmanieren copiren; was ihm ganz eigenthümlich ist, was den Hörer seiner Werke fesselt: seine Rhythmik, seine orchestrale Tonfärbung, seine Formen innerhalb des barocksten, formlosen Rahmens der unendlichen Melodie — das alles ist unzertrennlich von seinen Texten und von einem Andern gar nicht nachzuahmen. Ein junger Componist von der Begabung des Herrn Hofmann, von seiner technischen Gewandtheit und Sicherheit, müßte unserer Ueberzeugung nach einen anderen Weg einhalten, als den der „symphonischen Tongemälde", der, wenn auch manchmal über Blumenpfade, zuletzt doch auf den Holzweg führt, aus dem man nach großem Zeitverluste wieder auf die alte Heerstraße kommen muß. Ich wiederhole, die Frithjofsymphonie enthält Stellen, die von sehr berechtigtem Talente zeugen, dem Componisten aber so zu sagen die künstlerische Pflicht auferlegen, das Tüchtige in ihm so recht innerhalb der gegebenen Formen auszubilden, er wird dann Neues, Originales aus sich selbst schaffen, ohne erst Ideen aus fremdem Kunstgebiete herbeizuziehen, die seinem musikalischen Kunstwerke einen eigenthümlichen Stempel verleihen sollen.

Weitzmanns „Kyrie" beweist am besten, wie sich Schönes und Originales selbst innerhalb der ältesthergebrachten Formen schaffen läßt. Der geehrte Meister neben Kiel wohl der erste Contrapunctist unserer Zeit, hat die strengste Formkunst mit Wohllaut zu verbinden gewußt; und dem Domchor gebührt unser Dank für die Vorführung.

Herr Brüll, der sich schon vor zwei Jahren als ausgezeichneter, fein musikalischer Pianist eingeführt hat, brachte in den Reichshallenconcerten des Herrn Prof. Stern sein neuestes Concert zu Gehör, das viele interessante Momente enthält. Das Andante schien mir der am wenigsten gelungene Theil zu sein, dagegen muß hervorgehoben werden, daß das Rondeau — die Klippe aller Concerte — sehr frisch und wirksam erfunden, und mit großem Geschmacke instrumentirt ist.

Der Meister Joachim und Genossen führten in ihrer zweiten Soirée ein neues Quartett von Brahms auf. Bei aller Verehrung für den genialen Tondichter können wir diesem Werke nicht zuerkennen, daß es auf derselben Höhe mit seinen bisher vorgeführten stehe. Der erste Satz ist düster gehalten, aber ohne Leidenschaft, ein Wühlen in allen möglichen Wendungen, ohne jeden Lichtschimmer. Durch das erste Motiv wird der Hörer unwillkürlich an das G-moll-Trio Schumanns erinnert, das dieselbe düstere Färbung trägt, mit dem Unterschiede, daß hier der Mittelsatz doch noch besänftigender wirkt, als in jenem. Das Andante (Romanze) des Quartetts ist wohl die schönste Nummer, sowohl in der Erfindung als in der Durchführung und im Wohlklange. Der dritte Satz ist in seinem ersten Theile von einer gewissen weinerlichen Sentimentalität, und streift in dem zweiten Theile an Schubert'sche Melodik, die hier seltsam contrastirt. Voll Schwung und Energie beginnt das Finale, aber es bietet dem Hörer keinen Ruhepunkt der Sammlung, der organischen Entwicklung. Daß dieses Quartett vieles enthält, das jetzt nur die Meisterhand Brahms schafft, braucht wohl nicht weitläufig dargelegt zu werden, man entdeckt überall die Spuren des Löwen, er selbst kommt aber nicht zum Vorschein. Dieses Quartett ist unter derselben Opuszahl 51 mit dem in A-moll erschienen, das im verflossenen Jahre vorgeführt wurde, und dessen wir uns noch mit Entzücken erinnern, und wenn wir nun sagen, daß es nicht auf derselben Höhe steht, so beweisen wir mit unserem Urtheile nur, daß wir an Brahms eben einen sehr hohen Maßstab legen.

**H. Ehrlich.**

*) Wie „umworben" nach „gestorben" kommen soll, kann ich mir nur durch den alten Spruch erklären: „Reim dich, oder ich freß dich".

## Notizen.

Von den interessanten Processen, die in der letzten Zeit das Publicum beschäftigten, liegt der Kullmann'sche schon hinter uns, hat indessen dem Sensationsbedürfniß der nervös erregten Gegenwart wenig entsprochen. Das vulgäre Verbrechen ohne dramatischen Hintergrund konnte die Spannung nicht lange fesseln. Von der Anstiftung eines schwarzgelockten, grimmig dreinschauenden Banditen, der den Dolch im Gewande

Digitized by Google

seinem Opfer auflauert und es in einer dunklen Mauerecke hinterrücks niederstreckt, war keine Rede. Selbst die Brandpredigten des als intellectuellen Urhebers verdächtigen Pfarrers von Salzwedel haben sich allem Anschein nach über das Niveau ähnlicher eintöniger Leistungen auf Kanzeln und in Beichtstühlen kaum erhoben. Die klericale Presse läßt an Mäßigung zu wünschen übrig, aber ihre Artikel sind in der Regel so entsetzlich langathmig, daß sich dadurch eine wie auch immer fanatisch angelegte Natur doch nur sehr schwer zu einer derben Missethat hingerissen fühlen kann. Bis die weitläufigen Spalten überwunden sind, muß sich jede Energie verflüchtigt haben. Kennte man nicht die Abneigung der Klericalen gegen einen Reptilienfonds, zu welchem sie nicht selbst beisteuern, so möchte man zuweilen glauben, ihre Blätter wären dafür bezahlt, daß sie die Leser durch weitschweifige Compositionen ermüden und den Unwillen über die Maigesetze abstumpfen Die ewigen Anführungszeichen, mit welchen die Worte: liberal, Culturkampf und wie die Schlagwörter sonst heißen mögen, in jenen Blättern unausgesetzt begleitet werden, sind ihrerseits für das Auge eine typographische Beleidigung, deren man bald überdrüssig wird. Wie der Reichskanzler solche Organe als für den inneren Frieden gefährlich vor den Gerichten verfolgen lassen kann, wäre schwer begreiflich, wüßte man nicht, daß niemand im Lande die gegnerischen Zeitungen so aufmerksam liest und lesen läßt, wie derjenige, der die Presse in Bausch und Bogen wenig zu achten vorgibt. Uninteressant wie seine vermeintlichen Souffleurs war auch Kullmann. Schlecht geartet, hatte er früher seine Mitgesellen im bösen Streit mit dem Messer verwundet und sich dann später gegen den Fürsten Bismarck in einen Haß hineingegrübelt, der ihn zu dem hirnverrückten Streich in Kissingen trieb. Das war so ziemlich Alles. Der ganze Proceß gewann nur eine romantische Schattirung, als das Bild des im Selbstmord untergegangenen Großvaters, der im Irrsinn gestorbenen Mutter und des als Säufer verkommenen Vaters den Geschworenen und dem Publicum vor Augen gestellt wurde Da nahm die Verhandlung einen dramatischen Anlauf und die furchtbaren Probleme der Verantwortlichkeit, welche sich die Generationen bis in's zweite und dritte Glied übertragen, dämmerten dunkel in dem Hörer und Leser auf. Aber diese Mahnung der unsichtbaren Mächte verflachte sich bald wieder, als der Staatsanwalt zu den Verlockungen, die Kullmann, wie er selbst angab, in den Salzwedler katholischen Club führten, namentlich das gute Bier und die billigen Cigarren rechnete. Ein englisches Wochenblatt moquirte sich nicht ohne Grund darüber und meinte, die Ultraprotestanten würden wohl künftig zur römischen Bekehrung geneigten Leuten, wie Lord Ripon, scharf nach der Cigarrentasche sehen. Alles in Allem verstehen Engländer und Franzosen die Einrichtung der Scenerie für solche Spectakelstücke besser. Für komödienhafte Aufführungen im Parlament und Gerichtssaal schwärmt bei uns mit Recht niemand; aber es ist erstaunlich, wie die Phantasie bei dem Meisten, was in Deutschland verhandelt wird, zu kurz kommt. Die Sachen werden bald nüchtern und nehmen eine prosaische Wendung. Viele Blätter, auch liberale, lesen sich wie tägliche Sammlungen trockener Protokolle. Die berliner Prachtbauten leiden an anerkannten architektonischen Fehlern und die Bildsäulen der Dichterfürsten machen einen gelassen n Eindruck, als habe man nicht monumentale Heroen, sondern behäbige Rentiers vor sich. Man hat es dem Könige on Italien fast übel vermerkt, als er bei seinem Besuche in Berlin im Herbst vorigen Jahres sich vor das Rathhaus fahren ließ, einen Augenblick vom Wagen aus die Façade betrachtete und dann umzukehren befahl, die im Gebäude selbst mit weißen Cravatten, Ordensketten und wohl präparirten Reden aufgestellten Honoratioren im Stiche lassend Victor Emanuel mochte indessen die innere Vermittlung zwischen der Wunderwelt Italiens und den Leistungen der berliner Baumeister nicht gefunden haben, und so ging er der Lösung des Zwiespalts lieber aus dem Wege. Wer möchte sagen, ob das Aufgeben der Reise unseres Kaisers nach Italien, deren Project den italienischen Gesandten zum Ausharren in unseren Mauern während des Sommers veranlaßt haben soll, nicht auch dadurch herbeigeführt wurde, daß weise Rathgeber den unausbleiblichen Vergleich zwischen Florenz und Berlin für nicht ersprießlich hie Soll doch der Kaiser auch nach der Rückkehr von der Pariser Ausstellu im Jahre 1867 sich sehr unbefriedigt über die Schönheiten der heimische.. Hauptstadt geäußert haben. Moltke hat öffentlich eingestanden, daß wir nicht sehr liebenswürdig wären. Hätte er sich jedoch über die Annehmlichkeiten des Aufenthalts in Berlin, dessen Mortalität nach den Times und der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung die aller anderen großen Städte übertrifft, mit gleicher Offenheit äußern sollen, so würde er das gewohnte Schweigen vorgezogen haben. Es ist ja bekannt, daß Berlin äußerlich tugendhafter ist als Paris, Wien und andere Sodoms und Gomorrhas. Wenn es erst einmal gesünder und heiterer geworden, werden auch die politischen guten Folgen nicht ausbleiben. Der Reichstag wird dann gleich nach der Eröffnung beschlußfähig sein. Es wird dazu weder der Diätenzahlung noch der Herabsetzung der verfassungsmäßigen Ziffer mehr bedürfen. Sobald Berlin nur einigermaßen in den Ruf kommt, amüsant zu sein und die nöthige Zerstreuung zu gewähren, werden sich die Reichstagsmitglieder sofort rechtzeitig auf ihrem Posten einfinden und den parlamentarischen Pflichten genügen.

* * *

## An unsere Correspondenten.

Es gehen uns viele Briefe mit dem folgenden Vermerk der Postbehörde zu:

„Verspätet bestellt wegen ungenügender Wohnungsbezeichnung.

Im Interesse unverzögerter Briefbestellung wird ersucht, die Absender darauf aufmerksam zu machen, daß die Angabe der Straße und Hausnummer sowie des Postbezirkes auf der Adresse dringend nöthig ist."

Wir richten daher an unsere Herren Correspondenten die dringende Bitte, alle für die Redaction der „Gegenwart" bestimmten Sendungen mit der genauen Adresse:

Dr. Paul Lindau,

Berlin S. W.,

Lindenstraße 110.

versehen zu wollen. Besonders bei recommandirten Briefen und Packeten muß die Person des Herausgebers namhaft gemacht werden, da von Seiten der Postbehörde Schwierigkeiten erhoben werden, recommandirte Briefe, welche an die „Redaction" adressirt sind, dem Redacteur auszuhändigen.

Bestellungen von Abonnements, Inseraten ꝛc. sind nach wie vor an die Expedition der „Gegenwart", Georg Stilke, Berlin N. W., Louisenstraße 32, zu adressiren.

## Bibliographie.

Atlantis. Erzählende Dichtung. Von Otto Haggenmacher. Leipzig 1874, Günther.

Lettische Volkslieder, übertragen im Versmaß der Originale von Karl Ulmann, Pastor zu Luhde bei Walk. Riga 1874, Brutzer & Co.

Kritische Bemerkungen über die Wahlen zum deutschen Reichstage. Von Robert von Mohl. Tübingen 1874, Laupp.

Erster Zusammenstoß Polens mit Deutschland, seine Bedeutung und seine Folgen. Von Karl Merwart. Graz 1874, Leykam-Josefsthal.

Hamlet, Prinz von Dänemark. Von Shakespeare. In wort- und sinngetreuer Prosaübersetzung von C. Hackh. Stuttgart 1874, Aue.

Allgemeine Kriegsgeschichte des Alterthums. Herausgegeben vom Fürst N. S. Galitzin, übersetzt von Streccius. 1. Abth. 2. Band. Cassel 1874, Kay.

Poetische Abende. Von Rud. Genée. Leipzig 1874, Veit & Co.

Gott und der Mensch. Von Dr. Hermann Ulrici. 1. 2. Abth. Leib und Seele. Leipzig 1874, T. O. Weigel.

Die Welt als Entwicklung des Geistes. Bausteine zu einer monistischen Weltanschauung. Von Ludw. Noiré. Leipzig 1874, Veit & Co.

Charlotte von Stein, Goethes Freundin. Ein Lebensbild von Heinr. Düntzer. II. Bd. 1794—1827. Stuttgart 1874, Cotta.

Digitized by Google

# Inserate.


Soeben sind im Verlage des Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Büchner,** Dr. Ludwig, Verfasser von Kraft und Stoff ꝛc. ꝛc., **Natur und Geist.** Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die real-philosophischen Fragen der Gegenwart. **Dritte Auflage.** Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Geist- u. inhaltsvollere philosophische Gespräche, als diese, gleich interessant und wichtig für den Freund, wie für den Gegner der von **Büchner** vertretenen philosophischen Richtung, sind wohl selten geschrieben worden. Sie sind ebenso klar im Inhalt, wie anziehend u. allgemein-verständlich in der Form und erscheinen so recht geeignet, dem Leser einen vollständigen Einblick in die wichtigen, jetzt die Welt bewegenden Fragen **über alten und neuen Glauben, über Religion und Wissenschaft und deren Für und Wider** zu geben. **Kein Gebildeter sollte dieses Werk des berühmten Verfassers ungelesen lassen.**

**Georg Forster,** der Naturforscher des Volks. Von **Jacob Moleschott.** Neue Volksausgabe, mit dem Portrait von Forster. Preis: 20 Sgr.

Diese Biographie des berühmten Naturforschers, Reisenden und Weltumseglers, von einem ebenfalls berühmten Naturforscher verfaßt, darf mit Recht das Interesse aller gebildeten Kreise beanspruchen und dürfte besonders auch Volksschullehrern, Volksbibliotheken, Fortbildungsvereinen ꝛc. zur Anschaffung empfohlen werden.

**Hermann Gesenius in Halle.**

In der **E. Schweizerbart**'schen Verlagshandlung (E. Koch) in Stuttgart erschien soeben:

## Ch. Darwin's gesammelte Werke.

Aus dem Englischen übersetzt von **J. Victor Carus.**

Complet in ca. 60 Lieferungen mit über **200 Holzschnitten, 7 Photographien, 4 Karten** etc. und dem Portrait des Verfassers in Kupferstich.

**Preis der Lieferung 1 Mark 20 Pfg.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Im Verlage von H. Hartung & Sohn in Leipzig erschien soeben:

**ITALIA.** Herausgegeben von **KARL HILLEBRAND.**

**BAND I. PREIS: 2⅔ Thlr.**

Vorräthig in Berlin bei F. Schneider & Co. (Goldschmidt & Wilhelmi) U. d. Linden 21.

**Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

**Daponte und Mozart.**
Roman in fünf Büchern
von
**Julius Grosse.**
3 Bände. 8°. broch. 4 Thlr.

**Unfehlbar.**
Zeitroman
von
**Max Ring.**
4 Bände. 8°. broch. 6 Thlr.

**Fritz Elsrodt.**
Historischer Roman
von
**Karl Gutzkow.**
**Zweite Auflage.**
3 Bände. 8°. broch. 5 Thlr.

**Ein kaiserlicher Wahlspruch.**
Roman
von
**Luise Ernesti.**
I. Abtheilung:
**Die Glieder eines Stammes und ihres Hauses Vorgeschichte.**
2 Bände. 8°. broch. 3 Thlr.
II. Abtheilung:
**Die neue Zeit und das neue Geschlecht.**
3 Bände. 8°. broch. 5 Thlr.

*Auf jeden Schreibtisch gehört*

**MEYERS HANDLEXIKON**

*Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *1968 kl. Octavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr.*

*Vorräthig in allen Buchhandlungen.*

**Bibliographisches Institut in Leipzig** (vormals Hildburghausen).

Im Verlag von **Karl Aue** in **Stuttgart,** Königsstr. 56, ist soeben erschienen:

**Hamlet, Prinz von Dänemark**
von
**Wilhelm Shakespeare.**
In wort- und sinngetreuer Prosa-Uebersetzung
von
**C. Hackh.**

Mit einleitenden kritischen Studien, der **Amleth-Sage** nach **Saxo Grammaticus** und einer kurz gefaßten Zusammenstellung von Urtheilen über die Tragödie **Hamlet,** insbesondere über den so räthselhaften Charakter des Prinzen Hamlet von Johnson, Goethe, Herder, Börne, Gervinus, Kreyßig, Vischer und Anderen. 8. Preis geh. 1 Thlr. 10 Ngr., elegant geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erschien:

**Europäischer Geschichtskalender.**
Herausgeg. von **H. Schultheß.**
Jahrgang 1873 (XIV. Band). 36¾ Bogen. Preis 3 Thlr.

Preis von Band I—XIII (theilweise herabgesetzt) 21 Thlr. 12½ Sgr.

Verlag der **C. H. Beck**'schen Buchhandlung in **Nördlingen.**

**Verlag von Georg Stilke in Berlin**
N.W. 32 Louisenstr.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart
von
**Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 2 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: 1. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. Frankreich: Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. Verschiedenes: Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion.

**Feldflüchters.**
Plattdütsch Leeder un Läuschen in Meckelnbörger Mundort
von
**Eduard Hobein.**
Miniatur-Ausgaben, brosch. 20 Sgr.; eleg. geb. 1 Thaler.

**Theater von Paul Lindau.**
**II. Auflage.**
Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**
8°. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

## MEYERS REISEBUCHER 1874. — ITALIEN von GSELL-FELS.

**OBER-ITALIEN.** 1. Band, geb., 4 Thlr.

**ROM UND MITTEL-ITALIEN.** 2 Bände, geb., 6 Thlr.

**UNTER-ITALIEN.** 1 Band, geb., 2⅓ Thlr.

. . . . „Allzu reich ist unsere Reisebücherliteratur über Italien ohnehin nicht, und dieses neueste Werk, das dürfen wir dreist sagen, **nimmt jetzt entschieden den ersten Rang ein** . . . . ein Reisehandbuch, um das andere Völker uns beneiden können . . .“ Augsb. Allg. Ztg.

**Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig (vormals Hildburghausen).**


**Hierzu Beilagen des Israelitischen Literatur-Vereins zu Leipzig und der Verlagshandlung von W. Spemann in Stuttgart.**

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 21. November 1874. Band VI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

v. 6 no. 47

**Inhalt:** Die arktischen Expeditionen der Americaner, Schweden und Oesterreich-Ungarns. Von Josef Chavanne. — Das augenblickliche Verhältniß Frankreichs zu Deutschland und die Friedensaussichten. Von einem Deutschen in Paris. Besprochen von Leopold Richter. — **Literatur und Kunst.** Feldflüchters. Plattdütsch Leeder un Läuschen in Meckelnbörger Mundart. Von Eduard Hobein. Besprochen von Klaus Groth. — Mein Lebensgang. Von Fr. Vischer. (Fortsetzung.) — **Verschiedenes.** Gelegentlich des Lustspiels „Ein Erfolg". Von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt.** Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin. Von Gustav Floerke. V. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

### Die arktischen Expeditionen der Americaner, Schweden und Oesterreich-Ungarns 1871—74.

Unter den im letzten Decennium unternommenen Nordfahrten sind es vorzüglich drei, welche sowohl in Hinsicht ihres Zustandekommens, der Ausrüstung und Leitung, als auch bezüglich des gesteckten Zieles und der errungenen Resultate in den Vordergrund treten, und das Interesse jedes Gebildeten in erhöhtem Maße in Anspruch nehmen dürfen. Wir meinen die Nordpolexpedition des Americaners Capitain Hall, die fünfte schwedische Nordfahrt unter Professor Nordenskjöld und die österreich-ungarische Polarexpedition.

Dem Stande der Kenntnisse über die Natur der Polarregion entsprechend, war es im sechszehnten bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nicht die Exploration der arktischen Centralregion, oder die Aufdeckung vermutheter Länder- und Küstenstrecken, welche englische, holländische und französische Seefahrer nach Norden lockten, vielmehr blieb die Aufsuchung eines kürzeren Handelsweges nach dem im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit vielfach genannten und mit märchenhaften Schätzen ausgestatteten Cathay und Cipangu (China und Japan) oder in den meisten Fällen der höchstlohnende und mit großem Gewinn schwunghaft betriebene Thranthier- und Kabbeljaufang der Anziehungspunkt und das Ziel arktischer Fahrten. Im selben Maße, als die hart bedrängten Thranthiere den Verfolgern nach Norden entflohen, rückten die Jäger stetig nordwärts, bis das Eis ein weiteres Vordringen für Schiffe damaliger Construction zu gefährlich machte. Dennoch wird von mehreren Schiffern berichtet, welche in günstigen Jahren vom Eise kaum behindert, nördliche Breiten erreichten, die bis zum heutigen Tage nicht wieder erreicht wurden.

Im achtzehnten Jahrhundert trat mit dem Aufschwunge der Wissenschaft ein neues Stadium ein. Eine stattliche Reihe von Fahrten um die ganze Erde, Unternehmungen, als deren Urheber die Souveräne in die Wettbahn getreten waren und welche das volltönende par ordre du roi auf die Bahn neuer Entdeckungen führte, machten die Welt mit bisher unbekannten Theilen der arktischen und besonders der antarktischen Region bekannt. Die zu Ende des vorigen Jahrhunderts eingetretene allgemeine Gährung des Volksgeistes und die im Gefolge auftretenden Umwälzungen überließen die Fortsetzung der begonnenen Exploration wieder einzelnen, vom Forschungstriebe beseelten Seefahrern.

Erst im fünften Decennium unseres Jahrhunderts nahm England den Versuch, die Nordwestpassage aufzufinden, wieder auf. Das unglückliche Schicksal eines seiner besten Seemänner, Sir John Franklins, eröffnete für die Polarforschung eine neue glänzende Epoche, und förderte Leistungen zu Tage, die in den Annalen der Entdeckungsgeschichte wohl kaum ihres Gleichen finden werden. Die in dieser Epoche gemachten Erfahrungen in der Beschiffung des Eismeeres und in der Ausführung von Landreisen zu Schlitten in den todesstarren Einöden der arktischen Welt, sie waren für die folgenden Expeditionen unerreichbar, vor allem der in dieser Periode im Inselarchipel nördlich des americanischen Continents zurückgelegte Weg zu Schlitten; er beträgt nicht weniger als 9—10,000 geogr. Meilen. Touren von 300 geogr. Meilen wiederholten sich nahezu bei jeder einzelnen Expedition. Auf diese Erfahrungen bauten die schwedischen Polarforscher ihre Pläne und rüsteten Schlittenexpeditionen in großem Maßstabe aus, ohne sie jedoch verwenden zu können, indem jedesmal die nöthige Schlittenbahn zum Pole fehlte.

Das Schicksal Franklins ward für Capitain F. Hall, noch im Jahre 1850 ein einfacher Graveur zu Cincinnati, zum Impulse, eine Laufbahn einzuschlagen, auf welcher er der Geographie große Dienste geleistet, und seinen Eifer, sein Streben mit dem Tode besiegelt hat. Nach zwei in den Jahren 1860 und 1864 unternommenen Polarfahrten, welche ihn mit der Natur und allen Gefahren der Polarregion vertraut, in den wissenschaftlichen Kreisen der Vereinigten Staaten bekannt gemacht hatten, gelang es ihm, die Regierung zur Ausrüstung eines tauglichen Schiffes und zur Förderung seines Unternehmens zu bewegen. Mit großer Liberalität bewilligte der Congreß alles Nöthige und ließ dem nimmermüden Leiter der Expedition alle Unterstützung angedeihen. Entgegen den Fahrten in früheren Jahrhunderten galt diese Expedition der Erreichung einer idealen Planetenstelle des Nordpols, der Bereicherung unserer Kenntnisse, der Lösung eines Problems, welches gegenwärtig die Geister mehr denn je beschäftigt. In großen Zügen geben wir, an der Hand der authentischen Nachrichten,*) den Verlauf und die Resultate dieser denkwürdigen Fahrt wieder.

Nach 32tägiger Fahrt langte Capitain Hall mit seinem Schiffe „Polaris" am 31. Juli 1871 in Holsteinborg an der Westküste Grönlands an, und traf hier mit den schwedischen Polarfahrern unter Capitain von Asher zusammen. In Godhavn

*) Geographische Mittheilungen von A. Petermann, Jahrg. 1873.

Digitized by Google

die Ausrüstung und Verproviantirung vervollständigend, nahm die „Polaris“ in Upernawick den Eskimo Hanns und seine Familie, welcher sowohl Kane als Hayes begleitet hatte, auf, und verließ am 24. August Tessiusak, die nördlichste grönländische Ansiedelung in 73° 24′ nördl. Br., dem Norden zusegelnd. Am Winterquartiere von Hayes und Kane vorüberdampfend, erreichte das Schiff am 3. September seine nördlichste Breite mit 82° 11′, im neuentdeckten Robeson-Channel. Die ganze 700 e. Meilen betragende Strecke konnte die Polaris in elf Tagen zurücklegen, wenn auch stellenweise das Treibeis dem Laufe des Schiffes Hindernisse bereitete, wie solches bei der Durchfahrt durch den keilförmig sich verengenden Smithsund nnd Kennedychannel nicht anders möglich war. Kane und Hayes aber fanden in den Jahren 1853—55 und 1860—61 in beiden Theilen ein scheinbar für die Ewigkeit gebautes Bollwerk von Treibeis, welches in 81½° n. Br. von den Fluthwellen eines offenen Polarmeeres beleckt wurde. Die Fahrt der Polaris erwies, daß jenes Polarmeer sich auf einen 50—60 e. Meilen breiten Sund beschränke, der im Norden sich zu dem früher erwähnten Robeson-Channel verenge.

Erst in der erreichten Breite von 82° 11′ n. Br. stellten sich der Schifffahrt größere Schwierigkeiten entgegen. Capt. Hall, selbst kein Seemann, mußte der Aussage seines Segelmeisters Buddington Folge leisten und ein weiteres Vordringen aufgeben; daß die Fortsetzung der Fahrt im Bereiche der Möglichkeit gelegen war, erhellt jedoch aus den Aussagen der übrigen Offiziere der Polaris nach ihrer Rückkehr.

In einer an der Westküste des nach dem Leiter der Expedition benannten Hall-Landes gelegenen Bai bezog die Polaris im Thank-God-Hafen ihr Winterquartier, woselbst Hall, nach einem vergeblichen Versuch, zu Schlitten nach Norden zu dringen, nach kurzem Krankenlager am 8. November 1871 starb und damit die Fortsetzung der Forschung im nächsten Sommer unwahrscheinlich wurde. Als Opfer seines idealen Strebens ruht Capt. Hall im eisigen Norden, am Eingange des Robeson Channel, als Thorwart der unbekannten arktischen Centralregion.

In der höchst erzielten Breite von 82° 11′ n. Br. ließ sich die Ostküste von Grinnellland (Grantland getauft) bis 84° n. Br. verfolgen, woselbst eine helle Wasserlinie scharf nach Westen umbog, während einige Leute der Mannschaft nördlich derselben und im Osten auf grönländischer Seite mehrere Landmassen sichteten, welche die Bezeichnungen Presidents-Land, Farragut Point und Cap Sherman erhielten. Der Winter 1871—72 verfloß wider alle Erwartung ohne jene Schrecken und Gefahren, welche aus den Berichten früherer Expeditionen zur Genüge bekannt sind. Ueberhaupt schildern Capt. Tyson, der zweite Offizier, und der Meteorologe Meyer das Klima viel milder und gemäßigter als zu Bensselner Hachins, dem Ueberwinterungshafen Kanes.

Im Sommer 1873 war die weite Ebene in der Umgebung des Hafens, das ganze tiefe Land, soweit man sehen konnte, und selbst die Höhen der Berge von Schnee und Eis frei und die Moosdecke mit der polaren Flora geschmückt. Ein seltener Reichthum animalischen Lebens bevölkerte Luft und Meer, während Moschusochsen selbst im Winter in der Polarisbai verblieben. Wiederholt stießen die Leute der Polaris auf Reste von Eskimobauten, welche darauf hindeuteten, daß die Eskimos in früheren Zeiten ihre Jagdzüge in diese Breiten ausgedehnt hatten.

Schon während des Winters war jeder Gedanke an eine Fortsetzung der Nordfahrt aufgegeben worden; als daher am 12. August 1872 das Eis die Polaris frei gab, wurde der Curs nach Süden genommen. War es auf der Hinfahrt durch das Eis verschont geblieben, so gestalteten sich die Schicksale auf der Rückfahrt unendlich ungünstiger. Oft in der größten Gefahr, durch das Eis zerdrückt zu werden, wiederholt vom Eise besetzt, erreichte das Schiff, mit der constanten südlichen Strömung treibend, am 15. October die Höhe der Littleton-Insel in 78° 25′ n. Br. Hier brach über die Mannschaft eine Katastrophe ein, welche neunzehn Mann derselben vom Schiffe trennte und beide Theile den größten Entbehrungen und Gefahren aussetzen sollte. Schon einige Zeit vorher wurde auf dem Eise Proviant und Boote, sowie das Material zum Baue eines Hauses deponirt, für den Fall, daß das Schiff vom Eise zerstört werden sollte.

In der Nacht vom 15. October 1872 wurde die durch eine Eisscholle auf die Seite gelegte Polaris in Folge eines heftigen Stoßes, welcher das Eis zertrümmerte, aufgerichtet und trieb gleich darauf im Wasser weg, die erwähnten Neunzehn ihrem ungewissen Schicksale und der gefahrdrohendsten Situation überlassend. Die Versuche der Neunzehn, in den nächsten Tagen die Polaris wieder zu erreichen, waren resultatlos, immer größer wurde der Abstand, welcher beide Theile trennte. So trieben die Neunzehn bald auf einer Scholle, von einer auf die andere übersiedelnd, bald im Boote ihre einzige Zuflucht findend 6½ Monate, der Strömung folgend nach Süden einen Weg von 1650 e. Meilen zurücklegend. Den Qualen eines arktischen Winters, des von Tag zu Tag steigenden Mangels an Nahrung, welcher nur zeitweise durch glückliche Jagdergebnisse an Robben zurückgedrängt wird, überantwortet, harrten die Neunzehn, unter ihnen 2 Frauen und 5 Kinder, bis zur Rettung aus höchster Noth aus. Am 30. April 1873 nahm sie der Dampfer „Tigreß“ in 53° 35′ n. Br. an Bord, und führte sie der Heimat zu.

Unterdessen war die Lage der auf der Polaris zurückgebliebenen Vierzehn keine beneidenswerthe, denn das Schiff leckte beträchtlich, und die Boote waren auf der Scholle der Neunzehn geblieben.

Den vereinten Bemühungen gelang es, die Polaris ans Land zu bringen, und in Life hout Love aus dem Materiale der Polaris eine Winterwohnung zu bauen und unter ihrem Schutze die wiederkehrende Sonne zu erwarten. Dank den guten Beziehungen zu den Eskimofamilien der Nachbarschaft hatten die Leute keinen Mangel zu leiden. Im April wurde an die Rückkehr zu civilisirten Wohnstätten in Westgrönland gedacht und aus dem Holzwerk der Polaris zwei Boote verfertigt. Mit diesen verließen die Vierzehn am 3. Juni ihr Winterquartier, von der Hoffnung beseelt, unterwegs einen gastlichen Walfänger anzutreffen, der sie aufnehmen würde. Obwohl die Fahrt auf schwachen Booten äußerst gefährlich war, blieb sie der einzige Weg zur Rettung; die Ausdauer der Leute war auch am 23. Juni von Erfolg gekrönt, an welchem Tage der Dampfer „Ravenscraig“ sie an Bord nahm.

So schloß die americanische Nordpolexpedition trotz einer Reihe schwer zu schildernder, aufregender Momente und gefährlicher Ereignisse nur mit dem Verluste eines Menschenlebens, das allerdings die Seele des ganzen Unternehmens war und im Falle seiner Fortdauer zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hätte.

Capitän Halls Expedition bewies neuerdings, daß die Exploration der Polarregion zu Schiff den größten Erfolg und die meisten Chancen bietet, daß selbst in einem verhältnißmäßig ungünstigen Theile des arktischen Meeres das Vordringen zu Schiff möglich ist. Wenn daher auch Admiral Oshvans Plan, durch Smithsund nach Norden zu dringen, jede Berücksichtigung verdient, so ist das Resultat der Hall'schen Expedition ein Fingerzeig, mit welchen Mitteln dies geschehen müsse. Trotz mancher bedauerlichen Umstände, welche eine Umkehr auf halbem Wege zum Ziele herbeiführten, sind die Resultate dieser Expedition von unschätzbarem Werthe.

Zur selben Zeit, als Halls Expedition den Rückweg in die Heimat antrat, war die fünfte schwedische Expedition unter der Leitung des in arktischen Unternehmungen erfahrenen Professors Nordenskjöld auf Spitzbergen angelangt, um ihrem Plane gemäß im Norden der Insel zu überwintern und im Frühjahre mit von Rennthieren gezogenen Schlitten auf dem Eise gegen den Pol zu dringen. Drei vorhergegangene Versuche waren schon an der Beschaffenheit des Eises, welches in einer Breite von 81° ganz morsch sich zeigte, gescheitert, den-

Digitized by Google

noch glaubten sich die Leiter der schwedischen Nordfahrten zur Anstellung eines vierten Versuches genöthigt. Auf drei Schiffen, dem Dampfer „Polhem", und „Onkel Adam" und der Segelbrigg „Gladan" und mit 64 Mann Besatzung verließ die Expedition am 21. Juli 1872 Tromsö und erreichte Mitte August die Nordwestküste von Spitzbergen, die von Eismassen belagert angetroffen wurde, während die ganze Ostküste eisfrei war, und die Capitains Nillsen und Johnssen, König Karl-Land umschiffen konnten*).

Die Versuche, Parryinsel im Norden von Spitzbergen in 80° 40′ n. Br., auf welcher die Ueberwinterung beabsichtigt war, zu erreichen, blieben vergeblich, und in Folge dessen wurde die Mosselbai in 79° 50′ n. Br. zum Winterquartier ausersehen. Am 3. September dort angelangt, wurden die drei Schiffe vom Treibeise eingeschlossen, so daß die Zahl der zur Ueberwinterung bestimmten Bemannung 67 erreichte, während nur für 21 Mann Proviant auf 18 Monate mitgenommen wurde. Durch die Nachlässigkeit der Wärter entflohen überdies sämmtliche Rennthiere, so daß die beabsichtigten Schlittenfahrten zum Pole in Frage gestellt waren.

Zu diesem Mißgeschick gesellte sich plötzlich die traurige Nachricht, daß bei Grey-Riet**) sechs norwegische Fangfahrzeuge mit 58 Mann Besatzung eingefroren waren und ohne hinreichenden Proviant unmöglich bis zur Wiedereröffnung der Schifffahrt auszuharren vermochten. Achtzehn derselben suchten auf den Rath Nordenskjölds den Eisfjord auf, woselbst sie ein Haus mit den nöthigen Vorräthen (zur beabsichtigten Kolonie zur Ausbeutung von Phosphatlagern gehörig) vorfanden. Doch hatten dieselben von den vorhandenen Hülfsmitteln den schlechtesten Gebrauch gemacht, denn im Frühjahre 1873 fand der norwegische Capitän Mack die Leichen der Leute, sie waren sämmtlich dem Scorbut erlegen. Noch bevor die übrigen 40 Seeleute die Gastfreundschaft der schwedischen Expedition anzunehmen in der Lage waren, brach ein heftiger Sturm das Eis und gestattete zweien Schiffen die Rückfahrt, welche 38 Seeleute antraten und nach mancherlei Gefahren glücklich ausführten. Die vier übrigen Fahrzeuge wurden im Laufe des Winters vom Eise zerstört, die zurückgebliebenen zwei Mann aber wurden als Leichen aufgefunden. Glücklicher als die Norweger, überwanden die 67 Schweden den arktischen Winter. Dank der unermüdlichen Vorsicht und der aufrechterhaltenen Disciplin starben nur zwei derselben; das aus Göteborg mitgenommene zerlegbare Haus hatte sich als Winterquartier trefflich bewährt.

Vom 4. November bis Ende Januar 1873, war das Meer, wie der Capitain Pallander berichtet, größtentheils offen und die Schiffe lagen anstatt, wie erwartet, eingefroren, in offenem Wasser. Den ganzen Winter herrschte eine gemäßigte Temperatur und feuchtes, trübes Wetter bei überwiegenden Südostwinden. Selbst im Februar, als der Hafen in Mosselbai von Eis erfüllt, war das Meer so weit eisfrei, als man es von einem 900 Fuß hohen Berge der Nachbarschaft überschauen konnte, längs der ganzen Nordwestküste des Nordostlandes gegen Norden.

Mit dem Anbruche des Tages am 28. Februar 1873 wurden Vorbereitungen zur projectirten Schlittenreise getroffen und dieselbe nach einigen mißglückten Vorversuchen am 24. April angetreten; doch schon am 1. Mai brachen die Schlitten und kehrten die Unternehmer zurück. Am 6. Mai wurde neuerdings aufgebrochen und nach beschwerlichen Tagemärschen im Treibeise die Parryinsel in 80° 40′ n. Br. am 16. Mai erreicht.

Mit Proviant auf 45 Tage versehen, setzten Prof. Nordenskjöld und 10 Mann die Fahrt fort und erreichten nach zwei Tagen die nordöstliche Spitze der Phiggsinsel. Von einem hohen Berge daselbst gewannen die Reisenden die Ueberzeugung, daß das Treibeis im Norden von so übler Beschaffenheit war, daß es unmöglich blieb, bei so kleinen Tagereisen (Pallander sagt, daß sie an einem Tage oft nicht weiter als ½ englische Meile vorwärts gekommen waren, bisweilen noch weniger)*) höhere Breiten zu erreichen. Es wurde deshalb beschlossen, die gänzlich unbekannte Nordküste des Nordostlandes zu bereisen und die Kenntnisse der Inselgruppen Spitzbergen damit zu bereichern. Nach einer höchst interessanten 52-tägigen Reise über das Binneneis des Nordostlandes kehrten Prof. Nordenskjöld und Capitain Pallander nach der Mosselbai zurück, woselbst sie am 23. Juni eintrafen. Unterdessen war schon am 12. Juni der überaus rührige Polarforscher Leigh Smith mit dem Dampfer Diana in der Mosselbai angelangt und machte den Schweden ein namhaftes Geschenk an frischen Conserven u. s. w.

Eine zweite Partie unter Lieutenant Krusenstierna und Parent trat am 20. Mai die Schlittenreise nach Wryckna an, doch schon in der Höhe von Grey Point war das Eis unpracticabel und nöthigte zur Rückkehr; bald darauf, am 7. Juni, erschien schon das erste Fahrzeug aus Hammerfest in der Mosselbai. Während der Ueberwinterung in Mosselbai fror das Quecksilber ein, die Temperatur erreichte mit 38° Celsius ihr Minimum, der Winter begann erst mit der wiederkehrenden Sonne, im Sommer war das Wetter naßkalt, nebelig und stürmisch. Abgesehen von den werthvollen meteorologischen Beobachtungen, sind die angestellten Messungen in der Tiefsee, und die ganze naturwissenschaftliche Ausbeute sehr bedeutend. Doch der Hauptzweck der ganzen Unternehmung, die Schlittenreisen zum Pole hin, war wieder an der schlechten morschen Beschaffenheit des Eises gescheitert. Am 12. Juli und 6. August 1873 waren die Schiffe der fünften schwedischen Expedition wieder in Tromsö eingelaufen.

Galten die beiden angeführten Expeditionen der Erreichung des Nordpols, wobei die Thatsache zur Evidenz gedieh, daß ein Vordringen zu Schlitten an der Schwierigkeit, die Last des Proviantes zu transportiren und an der Beschaffenheit des Eises (eine geschlossene Eismasse selbst vorausgesetzt) scheitern müsse, so war der Plan der österreichisch-ungarischen Polarexpedition, die nordöstliche Durchfahrt zu effectuiren, mindestens Polynien im Norden Sibiriens zu erreichen. Die Ergebnisse der Recognoscirungsfahrt, welche beide Führer der Expedition im Jahre 1871 unternommen hatten, sowie jene der übrigen zahlreichen Fahrten der Norweger und Engländer, welche alle ein zeitweilig schiffbares Eismeer constatirten, sprachen für die Wahl des durch die Natur angezeigten Thorweges zum Pole im Meere zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja. Der Expedition war auf dieser Route ein greifbares Ziel gesteckt, nicht nur, daß sie Gelegenheit hatte, den Verlauf des Golfstromes und die Wechselbeziehungen desselben zum Polarstrom zu erforschen, selbst die Entdeckung unbekannter Landmassen, deren Existenz vielfach vermuthet war, stand mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten.

Schneller als es zu vermuthen war, wurde die nöthige Summe aufgebracht, und sowie die schwedische Expedition wesentlich durch die Spende eines Göteborger Kaufherrn und freiwillige Gaben gefördert wurde, war das Zustandekommen der österreichischen lediglich das Werk des hochherzigen Grafen Wilczek und der Stadt Wien. Am 13. Juni 1872 verließ der „Tegetthoff", das Expeditionsschiff, Bremerhafen, und am 14. Juli Tromsö. Anstatt erwarteter günstiger Eisverhältnisse traf die Expedition schon unter 74½° n. Br. die Eisgrenze, und unerwartete Schwierigkeiten im Vordringen. Mit vieler Mühe gelang es das Küstenwasser vor Nowaja Semlja zu erreichen und in diesem zu den Borestinseln zu gelangen, woselbst die Expedition mit dem Grafen Wilczek auf der Yacht Isbjörn zusammentraf, und nach Deponirung eines Proviantdepots bei Cap Nassau, dem unbekannten Osten zusteuernd, vom Isbjörn und seinen Passagieren Abschied nahm. Die Hoffnung das gesteckte Ziel zu erreichen fand schon am

*) Petermanns geographische Mittheilungen 1873, S. 338.

**) Ein Vorgebirge 10—12 e. M. südwestlich von Mosselbai.

*) Geographische Mittheilungen von Petermann 1873, S. 348, Capitain Pallanders Bericht.

Digitized by Google

Abend desselben Tages 21. August 1872 ein frühes Grab, denn am hellen Tage wurde das Schiff vom Eise eingeschlossen, um nicht mehr freigegeben zu werden. Auf einer mächtigen Eisscholle festsitzend, trieb der „Tegetthoff" mit den Winden und Strömungen stetig weiter in nordöstlicher Richtung. Am 13. October 1872 begannen fürchterliche Eispressungen, welche die Bemannung des Schiffes in steter Aufregung hielten und jede Ruhe illusorisch machten; von Stunde zu Stunde mußte man das Verlassen des Schiffes erwarten, um einem noch ungewisseren und gefahrdrohenderen Schicksale entgegengeführt zu werden. Diese Zeit unausgesetzter Gefährdung währte bis Ende Februar 1873; während des Winters hatte das Schiff in 73° 18′ ö. Lg. v. Gr. seine östlichste Lage erzielt und im Curse der Eismassen, welche den Tegetthoff gefangen mit sich fortführten, vollzog sich nun eine völlige Wendung nach Westnordwest. Nach dreimonatlicher Polarnacht trat nun auch wieder die Sonne über den Horizont, und die während der Polarnacht in unvergleichlicher Pracht und Intensität leuchtenden Sternlichter hatten rasch abgenommen. Alle Versuche, das Schiff aus seiner eisigen Umwallung zu befreien, scheiterten an der Stärke und Wuchtigkeit der Eismassen, welche unter dem Schiffe sich angesetzt hatten. Unter den mit Aufopferung aller Kraft fortgesetzten Arbeiten trieb das Schiff einem gänzlich unbekannten Gebiete entgegen, und am 31. August 1873 bekamen die Polarfahrer plötzlich hohe Landmassen im fernen Norden in Sicht. Zum erstenmale tauchten auch Eisberge in großer Zahl im Rücken dieses Landes auf. Vorläufig mußte das Betreten des neuentdeckten Landes, dessen Südfront dem 80° n. Br. angehörte, unterbleiben, indem die hereinbrechende Polarnacht zum zweiten Male für 4 Monate die Bemannung mit ihrem eigenthümlichen Dunkel umgab. Die befürchteten Eispressungen blieben diesmal zur Freude der Expeditionsmitglieder aus, und als die Himmelskönigin, am 24. Februar 1874, wieder den ersten Kuß der Erde sandte, fand man sich noch an der Küste des räthselhaften in nordischer Pracht aufsteigenden Landes, zu dessen Exploration alle Vorbereitungen getroffen wurden. Schon am 10. März verließ eine Reisegesellschaft unter der Führung des Oberlieutenant Payer das Schiff und bereiste die Küste des westlichen Hauptlandes, bestieg die hohen Felsencaps, Tegetthoff und Mac Clintock. Dabei konnte das Land im Norden und Osten gesichtet werden; es zeigte sich aus mehreren größeren Complexen bestehend, welche in ihrer Längenmitte durch einen Sund (Austria-Sund) getrennt waren. Das westliche Hauptmassiv des Landes wurde Zichy-Land, das östliche Wilczekland getauft, ebenso erhielt das zuerst gesehene Land, eine Insel, den Namen des Urhebers der Expedition, Wilczek-Insel. Welch öden, todesstarren, traurigen Anblick bot das Land! Jedes Lebens bar breitete es sich von ungeheuren Gletschern bedeckt aus. Die schroffen Doleritkegelberge und Plateaux schienen wie candirt; in glänzendes Weiß gehüllt, ließen sie nirgends die natürliche Farbe des Gesteins erkennen. Die tiefe Temperatur, sie erreichte — 40° Reaumur, erschwerte die Reise im höchsten Grade, und nöthigte vorläufig zur Rückkehr an Bord. Hier war unterdessen der Maschinist Krisch durch den Tod aus dem Kreise der übrigen geschieden. In schweigsamer Eiseinöde wurde er bestattet. Am 24. März brach der Führer Payer zum zweitenmale nach Norden auf. Zur Bestimmung der Route und des Verlaufes von Austriasund wurden mehrere hohe Berge bestiegen, dabei zeigte sich der Austriasund nach Norden verlaufend und 82° n. Br. sich unter einem neuen Landcomplexe (Kronprinz-Rudolfs-Lande) in zwei Arme theilend, dessen östlicher Rawlinsen-Sund bis Cap Pest verfolgt werden konnte. Die anfänglich geschlossenen, von zahllosen Eistrümmern und Höckern überhärtete Bahn, wurde im selben Maße als man nach Norden drang, dünner und unpracticabel. In der Breite von 81° 50′ traf man bei dem Säulencap schon offenes Wasser und mußte am Lande selbst den Weg fortsetzen. Auch trat ein völliger Wechsel in der ganzen Natur des Landes zu Tage. Eine reiche Fülle von organischem Leben, ganze Schaaren von Alken und Teister, Spuren von Hasen und Füchsen und Bären mehrten sich, Seehunde bevölkerten das Eis. Die Temperatur stieg ungewöhnlich hoch, im Norden erhob sich ein schwarzblauer Wasserhimmel.

Den 12. April 1874 setzte die Unsicherheit des Weges dem ferneren Vordringen beim Cap Fligely in 82° 5′ n. Br. ein Ziel. Von der Höhe des Caps erblickte man neue ausgedehnte Landmassen, welche mit Gletschergebirgen bedeckt einen Sund umschlossen und sich bis 83° n. Br. (Cap Wien) verfolgen ließen. Die östliche Landmasse wurde Petermannsland, die westliche König-Oscar-Land getauft. Anstrengende Märsche brachten die Reisenden bald in tiefere Breiten; als sie jedoch nahe den Hager-Inseln standen, erblickten sie offenes Wasser, aus dem Südtheile des Austriasundes war ein offenes Meer geworden und sie waren ohne Fahrzeug. Nach zweitägigem mühseligem Umherirren, gelang es erst wieder die ungebrochene Eisbahn zu erreichen. In völlig unveränderter Lage fanden sie das Schiff wieder. Anfangs Mai wurde eine dritte Reise nach Westen unternommen. Von einem hohen Berge aus ließ sich das Land bis 46° ö. L. verfolgen und erwies sich als ein von zahlreichen Fjorden durchschnittenes Gebirgsland, welches in der Richthofenspitze (ca. 5000′) culminirte.

Alle Gedanken, alle Verhandlungen galten nunmehr nur der Rückkehr, und am 20. Mai verließ die Besatzung den Tegetthoff, nachdem jede Hoffnung, noch im selben Jahre frei zu werden, aufgegeben werden mußte. Der Rückzug über das vielfach durch Wasser unterbrochene Eis, das durch herrschende Südwinde stets zurückgetrieben wurde, spannte die Kräfte Aller auf das höchste, und erforderte eine Ausdauer, Energie und Zähigkeit, wie sie selten bethätigt wird. Nach zwei Monaten betrug die Entfernung vom Schiffe nicht mehr als zwei deutsche Meilen. Schon schien die Rückkehr zum Schiffe und die dritte Ueberwinterung im Eise unvermeidlich, als sich endlich Wind und Wetter in günstiger Weise veränderten. So konnten die Polarreisenden schon am 14. August in 77° 40′ n. Br. aus dem Eise treten und sich den Booten anvertrauen, in welchen sie längs der Westküste von Nowaja Semlja segelnd nach 96tägigen Mühen in der Dennenbucht den russischen Schooner „Nicolaj" trafen, welcher sie wohlbehalten in Wardö auf europäischer Erde an's Land setzte.

Die österreichische Expedition konnte also die beabsichtigte Durchfahrt nicht vollführen, durch die Ungunst der Eisverhältnisse zum Passagier einer Scholle gemacht, entdeckte sie hingegen neue ausgedehnte Länder (das Franz-Josefs-Land). Die Bedeutung dieser Entdeckungen ist ungewöhnlich groß, ist doch dadurch die Zahl der Ausgangspunkte zur weiteren Forschung beträchtlich vermehrt. In Bezug auf die Ueberwinterungen in so hohen Breiten (Capt. Hall 81° 38′ n. Br., Nordenskjöld 79° 50′ n. Br. und „Tegetthoff" 79° 51′ n. Br.) haben die drei Expeditionen gezeigt, daß bei entsprechender Vorsicht und Vorsorge, Beachtung der früher gemachten Erfahrungen, dieselben leicht ausführbar sind; überhaupt haben sämmtliche drei Expeditionen unsere Vorstellungen von der Beschaffenheit des polaren Klimas wesentlich modificirt, und deshalb sind schon allein die beinahe 3 Jahre umfassenden meteorologischen Beobachtungen von unnennbarem Werthe, abgesehen davon daß die Hall'sche und österreichisch-ungarische Expedition höchst wichtige Aufschlüsse über die Meeresströmungen und die Eisverhältnisse in den arktischen Meerestheilen geliefert, die schwedische Expedition durch die Resultate ihrer angestellten Tiefseemessungen völlig neue Thatsachen zu Tage gefördert hat, welche die Verbreitung des organischen Lebens innerhalb thermischer Grenzen als bedeutend ausgedehnter erweisen als man bisher annehmen konnte.

Es wäre nur zu wünschen, daß das im laufenden Jahrhunderte und besonders in unsern Tagen eifrig gepflegte Feld der Polarforschung mit gleichem Eifer weiter gepflegt werde und sich das neue Deutsche Reich bald daran betheiligen möge.

**Josef Chavanne.**

Digitized by Google

## Das augenblickliche Verhältniß Frankreichs zu Deutschland und die Friedensaussichten.

Von einem Deutschen in Paris*).

Besprochen von

**Leopold Richter.**

Die kleine Broschüre, welche ich soeben gelesen habe, verdient in weiten Kreisen bekannt zu werden. Der Verfasser, der sich Friedrich Guericke nennt, aber in Wahrheit wohl einen andern Namen führen dürfte, ist mit den französischen Verhältnissen gründlich bekannt, so gründlich, daß wir nicht daran zweifeln, derselbe verdanke seine Kenntnisse einem langen Aufenthalt in Paris und seine Anschauungen und Urtheile ernsthaftem Nachdenken über Tagesereignisse und wechselnde Stimmungen, die während dieses Aufenthaltes an ihm vorübergegangen sind. Gerade deshalb ist es anzuerkennen, daß Herr Guericke die Lage mit vollständiger Objectivität beurtheilt. Die in Paris wohnenden Deutschen haben seit dem Kriege dort nur wenig Annehmlichkeiten genossen. Es ist erklärlich und gewissermaßen gerechtfertigt, daß sie dies den Franzosen nachtragen und daß ihr Urtheil über französische Zustände mit einer gewissen Bitterkeit gefärbt ist. Aber Herr Guericke hat seine persönlichen Gefühle, welcher Art dieselben auch sein mögen, in den Hintergrund zu drängen gewußt und sein Urtheil über Frankreich ist das eines unparteiischen und gerechten, wenn auch nicht gerade das eines wohlwollenden Mannes.

Herr Guericke beabsichtigt die von seinen Landsleuten häufig gestellte Frage zu beantworten: „Wie ist unser Verhältniß zu Frankreich? Wie liegen die Aussichten auf Krieg oder Frieden?“ — Indem der Verfasser dies erörtert, bespricht er zunächst die Gesinnung Deutschlands gegen Frankreich und dann die Stimmung in Frankreich Deutschland gegenüber. Er ist der Meinung, daß der maßgebende Theil der deutschen Nation den Frieden will. „Der Deutsche, so schreibt er, hat keine andere Absicht als die, an der materiellen und geistigen Wohlfahrt seines Landes ungestört zu arbeiten. Schon der bloße Gedanke an die Möglichkeit eines Krieges hat während der letzten Jahre seine Thätigkeit vielfach gehindert. Er wünscht nichts sehnlicher herbei als eine immer größere Sicherheit des Friedens. Die Männer, welche die politischen Geschicke Deutschlands lenken, kennen diese Stimmung des Landes und theilen sie im Wesentlichen; indessen auf die Reichsregierung wirken nicht blos ihre eignen Wünsche, sondern auch andere Factoren. Das Deutsche Reich ist eine Neubildung, welche mächtige Theile Europas zu Gegnern hat. Die Regierung hat die Aufgabe, das Reich gegen seine Feinde zu schützen. Dazu genügt die bloße Friedensliebe nicht; es müssen auch Maßregeln der Abwehr getroffen werden, und die Gegner nach Umständen mit Drohungen oder mit materieller Macht zur Ruhe verwiesen werden, ehe sie Zeit gehabt haben, um gefahrdrohende Stärke zu erlangen. Das Deutsche Reich kann, wie Jeder, der sich seiner Haut zu wehren hat, nicht stets nur seine Friedensliebe hervorkehren; die Regierung personificirt seinen Selbsterhaltungstrieb und dieser verlangt, daß man zuweilen „die Zähne zeigt“. Aber sie hat, wenn sie der Stimmung ihres Volkes gerecht werden will, sich von jeder Provocation fern zu halten.“

Guericke macht sich zur Aufgabe festzustellen, daß die deutsche Regierung seit 1871 diesen Grundsätzen gefolgt ist. Als das Programm dieser Politik betrachtet er einen am 16. Januar 1874 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten Artikel, den er für das Werk des Fürsten Bismarck selbst hält, und der seiner Zeit in allen politischen Kreisen großes Aufsehen erregt hatte. In diesem Actenstück läßt Herr Guericke den Fürsten von Bismarck ungefähr wie folgt sprechen: „Ihr beschuldigt mich, daß ich Euch Franzosen zu reizen und zu bekriegen wünsche. Ich will aber nur, daß Ihr nicht versucht, Euch feindlich in die deutschen Verhältnisse einzumischen. Laßt Ihr uns in Ruhe, so ist der Friede zwischen uns möglich, denn wir werden nicht aus eigenem Antriebe den Krieg beginnen. Verbündet Ihr Euch aber mit unsern Feinden, wollt Ihr die Ultramontanen gegen uns hetzen, dann darf die deutsche Regierung Euch als ihre Feinde betrachten und dann wird sie Euch früh genug angreifen, um Eure Rüstungen und Rechnungen zu nichte zu machen. Trennung der französischen Regierung von der Sache des Ultramontanismus ist die sicherste Gewähr für die Ruhe Europas und für die friedliche Entwicklung des politischen Lebens der Völker diesseits und jenseits der Vogesen“.

Friedrich Guericke stimmt diesem Programm vollständig bei und schließt sodann den ersten Abschnitt seiner Arbeit mit folgenden Worten: „Das Deutsche Reich will den Frieden: — es will den Krieg nur dann beginnen, wenn er unvermeidlich wird, aber dann auch früh genug, um ihn mit Sicherheit führen zu können. Es ist nicht zu verlangen, daß wir unsern Gegnern ruhig überlassen sollen, ihre Bündnisse zu schließen, ihre Macht zu stärken, uns auf unserm Boden zu ruiniren und dann, wenn Alles vorbereitet ist, mit der Kriegserklärung hervorzutreten. Wenn die Anzeichen solcher Bestrebungen deutlich werden, so hat Deutschland das Recht und die Pflicht, sie im Keime zu ersticken und selbst die Zeit des Angriffes zu wählen. Hält Frankreich eine friedliche Rolle inne, so bürgen uns die Erklärungen der deutschen Regierung dafür, daß kein unnöthiger Krieg entsteht“.

Die Stimmung in Frankreich Deutschland gegenüber muß Herr Guericke als ganz anders bezeichnen. Er zeigt uns das in seiner Eitelkeit auf's tiefste gekränkte Volk; er liefert aus den Zeitungen und aus Büchern und Reden hervorragender Schriftsteller und Staatsmänner vielfache Beweise des leidenschaftlichen, ja in gewissen Fällen geradezu komischen Hasses, den die Franzosen den Deutschen geschworen haben, und er sagt mit vollständigem Rechte, daß man bei den Republicanern sowohl wie bei den Legitimisten, Bonapartisten und Orleanisten einstimmig der Meinung sei, daß Frankreich unmöglich in seiner jetzigen Lage verharren könne, und daß es früher oder später seine Rache an Deutschland nehmen müsse. — Deutschland wünscht den Frieden und hat tausend Gründe, nichts Anderes zu wünschen, — Gründe, die auch dem Kurzsichtigsten einleuchten müssen und die nur von demjenigen nicht gesehen werden, der sie grundsätzlich nicht sehen will. Frankreich dagegen dürstet nach Rache. Das Schreien nach der Revanche ist noch heute auf den Lippen von Hunderttausenden und lebt ohne jeden Zweifel in dem Herzen von Millionen von Franzosen; jeder Politiker außerhalb Frankreichs weiß dies und jeder Franzose, den man darüber befragt, gesteht es mit einem gewissen Stolze ein und glaubt dafür auf den Namen eines guten Patrioten Anspruch machen zu können. — Daß unter diesen Umständen der Friede nicht als ganz gesichert betrachtet werden kann, ist leider nicht zu leugnen; jedoch glaubt Guericke seinen friedliebenden Landsleuten manches zur Beruhigung sagen zu können. „Von der Stimmung zur That ist ein weiter Weg — so schreibt er — und wenn wir uns zu der Frage wenden: wieviel Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß die Revancheideen zum thätlichen Kriege werden? so gestaltet sich die Antwort darauf nicht ungünstig.“

Alle Parteien in Frankreich haben eingesehen, daß es ihnen unmöglich sein würde, aus eigner Kraft binnen kurzer Zeit einen Rachekrieg gegen Deutschland zu führen. Das anfängliche Gerede von einer sofortigen Invasion ist verstummt. Die Führer aller Parteien haben ihre etwaigen Hoffnungen auf lange Zeit verschoben. Die Festungsbauten um Paris und an der Grenze allein sollen nicht weniger als zwanzig Jahre in Anspruch nehmen. Aber selbst wenn die militärische Macht Frankreichs wieder zu ihrem alten Range angewachsen ist, so wird das noch immer nicht genügen, um dem Lande,

*) Duisburg 1875, M. Mendelssohn.

Digitized by Google

solange es allein steht, die Kraft und das Kraftbewußtsein zu geben, welche es veranlassen würden, auf eigne Faust das geeinigte Deutsche Reich anzugreifen. Das fühlen die Revanchepolitiker sehr wohl und ihre Wünsche sind daher auf zwei Dinge gerichtet: erstens Bundesgenossen zu gewinnen; zweitens Deutschlands Einigkeit von Innen heraus zu desorganisiren. Ersteres stößt glücklicherweise auf große Schwierigkeiten. Deutschland steht im besten Einvernehmen mit Italien, mit Oesterreich, mit England, mit Rußland. Die nordischen Großmächte haben durchaus keine Neigung, irgend ein friedensfeindliches Unternehmen zu stützen, und solange also das Deutsche Reich seine bisherige ruhige Politik beibehält, dürfen wir darauf rechnen, daß die fremden Staaten sich nicht dazu hergeben werden, eine Agression gegen uns zu unterstützen. — Was die Desorganisation der deutschen Einigkeit von Innen heraus angeht, so erscheint jedoch das Treiben des Ultramontanismus und des Häufleins der extremen Particularisten nicht ohne jede Gefahr. Guericke erinnert an einen im Jahre 1870 im Münchener „Vaterland" erschienenen Vers aus der Feder des Dr. Sigl:

„Du lieber Gott, erbarme dich
Und hau' die Preußen fürchterlich!"

und weist in ganz vortrefflich durchgeführten Argumenten nach, daß die Allianz zwischen Frankreich und dem Ultramontanismus eine natürliche sei, da für beide Mächte die Zerstörung des Deutschen Reiches eine Lebensfrage geworden ist. — „Darum — so fährt er fort — sind auch die Franzosen voll Zärtlichkeit für den deutschen Ultramontanismus. Die pariser Zeitungen setzen ihren Lesern mit besonderer Vorliebe die Ansichten der „Germania" und der beiden „Vaterland" vor; und selbst die radicalen französischen Blätter, die hier mit der größten Leidenschaftlichkeit nicht nur gegen den französischen Klericalismus und Ultramontanismus, sondern gegen alle Religion ankämpfen, sind unehrlich genug, um salbungsvoll über die Intoleranz und die Gewaltthätigkeit der preußischen Regierung gegen die Bischöfe und Jesuiten zu sprechen." — Die ganze französische Presse, ob radical, liberal oder ultramontan, betrachtet die Aufmunterung der deutschen Klericalen als eine nationale patriotische Aufgabe. In diesen Sympathien zwischen deutschen Ultramontanen und den Franzosen findet Guericke die einzige Gefahr für den Frieden der Zukunft, und seine Schrift endet mit einem Aufruf an alle deutschen Patrioten, der Regierung im Kampfe gegen die Ultramontanen, die natürlichen Alliirten Frankreichs, beizustehen. Dies ist wohl zu vermerken. Denn die Macht des Jesuitismus, seine Schlauheit, sein Reichthum und seine Rücksichtslosigkeit machen ihn in der That furchtbar. Aber auf der andern Seite darf man doch wohl annehmen, daß der ruhige Menschenverstand der deutschen Katholiken unmöglich verkennen kann, wie ein Sieg Frankreichs über Deutschland, ein Sieg, der eben nur denkbar ist, wenn Deutschland durch innere Zerwürfnisse geschwächt wäre, für die deutschen Katholiken sicherlich ein nicht minder furchtbares Unglück sein würde wie für die deutschen Protestanten. — Siegreiche Franzosen in Deutschland! — Der Gedanke ist grausig genug, um jeden Deutschen, ob Katholik ob Protestant, zu veranlassen, Alles zurückzuweisen, was auch nur den Schein einer Allianz mit Frankreich an sich tragen könnte. Leider ist nicht zu verkennen, daß den Führern des Ultramontanismus die Interessen Roms heiliger sind als die des Vaterlandes und daß diese Führer einen großen blinden Haufen irregeleiteter Katholiken unter ihren landesverrätherischen Fahnen versammelt haben. Guerickes Aufruf an die deutschen Patrioten verdient deshalb weit hinaus gehört zu werden; und wenn wir durch eine kurze Besprechung seiner Arbeit zur Verbreitung derselben beitragen, so glauben wir ein gutes Werk gethan zu haben.

## Literatur und Kunst.

### Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Meckelnbörger Mundart. Von Eduard Hobein. Berlin 1874, Stilke.

Die neuere plattdeutsche Literatur nimmt allmählich einen so bedeutenden Raum ein, nicht blos auf dem Bücherbort, sondern im Herzen Vieler, selbst in Schichten der Gesellschaft, wohin sonst das poetische Interesse nicht dringt, daß auch wohl die „Gegenwart" ihr mitunter einen kleinen Raum zu gewähren recht thun wird.

Es handelt sich diesmal meinerseits nur um die Empfehlung der oben genannten frischen Gedichtsammlung an die Liebhaber solcher „Feldflüchter" — d. i. eigentlich Tauben auf den Höhen, denen man nur die Behausung gewährt, die sich ihr Futter über Feld selbst suchen — und ein paar daran geknüpfte Worte.

Mecklenburg hat seit zwanzig Jahren das größte Contingent an plattdeutschen Schriften geliefert, darunter mehrere, die man zu ihren Schätzen zählen darf. Aber in der Dichtkunst steht es nun einmal in Deutschland bis dahin noch so, daß, abgesehen von der Romanliteratur, wo man unbesehen fast alles verschlingt, nur Einer oder höchstens ein Paar den Thron einnehmen, und man sich förmlich bemüht die andern los zu werden.

Wer sich an Fritz Reuters humoristischen Erzählungen erfreut, der sollte z. B. John Brinckmans Casper-Ohm un ik nicht ungelesen lassen. Die Bubengeschichten in diesem Werke sind mit wahrhaft Cervantes'schem Humor erzählt, man schwelgt mit ihnen in seliger Erinnerung an die herrliche fröhliche Jugendzeit, man lacht oft mit heimlichen Thränen in den Augen.

Mehr noch sind die mecklenburger Lyriker mit Unrecht verabsäumt. Eine Reihe von ihnen hatte sich früher zur Herausgabe des Jahrbuches „Vom Ostseestrande" vereinigt. Unter ihnen traten die Brüder Eggers hervor, Fritz, der bekannte zu früh gestorbene Aesthetiker, dessen plattdeutsche Gedichte wie es heißt bald gesammelt erscheinen werden, und als ihr Führer und Redacteur der Dichter der „Feldflüchter", Eduard Hobein.

Meistens wuchert ja leider auf unserm Felde der Dilettantismus, der keinen hochdeutschen Vers zu bauen versteht, aber plattdeutsch meint durch einige Natürlichkeiten in unverdauter Nachahmung sich zum Parnaß aufgeschwungen zu haben. Die genannten sind nicht dahin zu rechnen. Hobein ist ein geschulter Schriftsteller, sein Buch der Hymnen, das im Jahre 1870 bei Schwabe in Halle in 2. Auflage erschien, enthält wahre Meisterstücke hochdeutscher gereimter Uebersetzungen altlateinischer Kirchengesänge, und als plattdeutscher Lyriker hat er sich in seinen „Blömings und Blamen" (Schotte und Co. 1862, 2. Aufl.) schon vor Jahren erprobt.

Hobein trifft besonders den Ton des Liedes in seiner niederdeutschen Muttersprache, wie er sonst kaum gesungen worden. Die vorliegende Sammlung „Feldflüchter" enthält aber auch eine „Dorfgeschichte", wie er sie nennt, in Versen, einige Läuschen à la Reuter, und Gelegenheitsgedichte.

Wir dürfen das Ganze mit gutem Gewissen plattdeutschen Lesern empfehlen; daß Schwaches mit unterläuft, versteht sich. Aber die Empfindung ist allenthalben echt und der Ausdruck entsprechend. Als Probe folge ein Lied.

Du hest mi ümmer recht verstahn.

Süh du mi an, du brunes Og,
dat matt mi heel gesund.
Mihr brukt dat nich, so is dat nog,
du sühst up Hartensgrund.
De Annern sehn mi fraglich an,
du hest mi ümmer recht verstahn.

Digitized by Google

Du heſt mi ümmer recht verſtahn,
ik bün von Urt to Urt
Mit dit Geſicht herümmer gahn,
dor hülp nich Wenk nich Wurt, —
So ganz umſüß ſehn ſe mi an,
du heſt mi ümmer recht verſtahn.

So lat mi utrauhn denn bi di
von' langen ſworen Tog.
In diene Neng ward beter mi, —
hef von de Welt nu nog.
Sühſt du mi man recht fründlich an,
du heſt mi ümmer recht verſtahn.

Klaus Groth.

---

## Mein Lebensgang.

Von **Fr. Vischer.**

(Fortſetzung.)

So kamen wir in die Theologie hinüber. Mein erſtes Wort muß eine Klage ſein, wenn ich die drei Jahre überſehe, die ich in dieſes Studium gebannt war. Mein größter Schaden war die Gewiſſenhaftigkeit der Legalität. Ich muß ein gutes Drittel der beſten Jugendzeit als verloren betrachten, vergeudet in dummem Fleiß an Stoff, der meinem Geiſt und Leben keine Frucht getragen hat. Ich habe bei dieſer Klage natürlich nicht die Theologie im Auge, wie ſie unzweifelhaft wiſſenſchaftliche Elemente enthält, ſondern als eine Qualbemühung, zu halten, was nicht mehr zu halten iſt, und brauche nur zu erwähnen, daß ich ſogar unter der Marter der Vorleſungen des redlichen und beſchränkten Dr. Steudel über Dogmatik ausgehalten, ja nachgeſchrieben habe! Hätte ich in derſelben Zeit neuere Sprachen getrieben, ja nur Romane geleſen, wie viel beſſer hätte ich gethan!

„Ein Drittel" — wenn es nicht allzukomiſch iſt, Unberechenbares auf Zahlen zu bringen —: ſo blieben alſo ſchöne zwei Drittel übrig; von dieſen iſt das eine negativer, das andere poſitiver Gewinn. Der negative: ich habe durch das Studium der Theologie hinter die Couliſſen, ich habe der Kirche und dem Dogma in die Karten geſehen; dies iſt ein Vortheil, der durch keine andre Art wiſſenſchaftlicher oder weltmäßiger Befreiung des Denkens ganz erſetzt wird. Wer recht zuſieht, wie die Kirche geworden iſt, muß auch begreifen, daß ſie einſt vergehen wird; die Geſchichte der Dogmen iſt die Geſchichte ihrer Auflöſung wie ihrer Entſtehung. Nicht, daß ich dies damals ſchon begriffen hätte; brauchte ja ſelbſt unſer verehrter Baur, der nun mit Kern nach Tübingen verſetzt war und dieſe Fächer vortrug, noch lange Zeit, bis ihm das Auge kritiſch frei und hell wurde, und ſtritt er noch mehrere Jahre ſpäter, als wir die Univerſität ſchon verlaſſen hatten, mit Möhler nicht blos um den ethiſchen Kern des Proteſtantismus, ſondern gut theologiſch auch um ſeine Dogmen. Das jetzige Geſchlecht — ich meine den Theil, der klar ſieht, — weiß gar nicht mehr, wie feſt die Vorſtellungen ſaßen, wie ſchwer und langſam das Herauswachſen vor ſich ging und welcher Unterſchied iſt zwiſchen der Zeit, da Strauß die freie Anwendung des Mythusbegriffes auf das Neue Teſtament entdeckt hatte, und jener, da dies ungemeine Expediens noch nicht gefunden war. Wir waren Pantheiſten geworden, aber, wie geſagt, im Stile Schellings; daß aus dem Princip des Pantheismus mit eiſerner Conſequenz die Ausſchließung des Wunders aus dem Gange alles Geſchehens, die Geſetzmäßigkeit desſelben als unzerreißbare Kette ſich ergebe: wie konnten wir das erfaſſen, da es der geniale Philoſoph ſelbſt nicht erfaßte? da ſeine Geiſteslehre eine myſtiſche Phyſik und ſeine Naturlehre eine myſtiſche Pſychologie war und ſein Abſolutes ſich vorbehielt, in beliebigen Momenten geiſterhaft in den Naturzuſammenhang einzubrechen? Allein ſtill und unbewußt ging doch etwas in uns vor ſich, worin die ſpätere Losſchälung ſich vorbereitete; ein leiſe wachſendes Merken mußte ſich doch einſtellen und was noch nicht Einſicht war, rührte ſich wenigſtens als humoriſtiſches Vorgefühl, wenn z. B. die Welt von Abſurdität und geiſtloſer Künſtlichkeit in den rationaliſtiſchen wie den ſupernaturaliſtiſchen Wundererklärungen und Widerſprüchevertuſchungen in der Exegeſe und Synopſe an uns vorüberging.

Der andere große Gewinn war die ſtetige Rückkehr zur Philoſophie, welche die theologiſchen Fragen als Nöthigung mit ſich führten. Insbeſondere gab das Studium Schleiermachers Anſtoß zu erneuter Beſchäftigung mit dem nicht phantaſtiſchen Pantheiſten, mit Spinoza. Wir ſind, wie bekannt, in die Zeit gefallen, da jener ſcharfe und feine Geiſt das große Werk der unvermerkten Auflockerung der Theologie durch dialektiſche Einſchmuggelung der ſpinoziſchen Philoſophie vollzog. Ich darf ſagen, daß ich ihm bald auf die Schliche kam, und zwar erinnere ich mich namentlich, daß mich die ſubtilen Verhüllungen ſeiner wahren Anſicht, welche die perſönliche Fortdauer nach dem Tode ausſchloß, in der Lehre ſeiner Dogmatik von den letzten Dingen nicht zu täuſchen vermochten. Ich geſtehe, daß, ſo fleißig ich ihn ſtudirte, ſo viel ich aus ihm lernte, er doch nie eigentlich mein Mann war. Seine Dialektik übte keine Illuſion auf mich, weil ich einſah, daß ſie als eine von außen arbeitende Schraube zur Befeſtigung von Denkreſultaten diente, die er auf anderem Wege gefunden; in ſeinen Reden und Monologen widerſtand die Selbſtbeſpieglung des göttlich autonamen Ich meiner Art zu fühlen, und ſein gräciſirender Stil iſt mir immer affectirt erſchienen. Darum verkannte ich natürlich ſeine Bedeutung nicht, er war auch mir eine Größe, aber keine angenehme. Die Miſchung herrnhutiſch angewehter Frömmigkeit mit dieſen Elementen, mit griechiſcher und ſpinoziſcher Philoſophie und mit der narzißartigen Selbſtbeſchauung des Ich, war eben auch nicht meine Liebe, in Einem aber that es der Mann mir an, und dies iſt ein neuer Beweis für die Langſamkeit des innern Befreiungsprozeſſes. Schleiermacher rettet, wie man weiß, die Gottmenſchheit Chriſti durch den Begriff der Urbildlichkeit. Das nahm und hielt mich gefangen, es fehlte noch immer die Scheidung zwiſchen philoſophiſcher und geſchichtlicher Wahrheit. Ich erinnere mich noch eines Geſprächs mit meinem Freund Märklin, worin ich hartnäckig den Zweifeln gegen dieſe Vermengung widerſtand, die in ihm ſchon aufgegangen waren und die er mir vortrug.

Endlich tauchte Hegel an unſrem Horizont auf; es war ſpät, gegen den Schluß der Studienzeit. Wohl hatte ich ſchon lang von ihm ſagen hören und hatte es mich im tiefſten Geiſte beſchäftigt, daß er, wie ich vernahm, vom Nichts ausging, das, identiſch mit dem bloßen Sein, das Werden gebären ſolle. Das war mir eine große Botſchaft, denn das Brüten über dem Nichts hatte ſich ſtets wieder eingeſtellt; ich dachte immer: das wird dein Mann ſein, der wird dir Licht bringen. Ich begriff noch lange nicht, daß das Nichts, das mir ſo viel Noth machte, nichts Anderes ſei, als die Einheit der unendlichen Fülle und Vielheit der Welt, wenn man ſie zur Abſtraction erhebt, d. h. eben vom Weltinhalt trennt, deſſen Einheit ſie iſt; ich begriff aber auch noch nicht, daß wir das Geheimniß des ewigen Uebergangs der Einheit in die Vielheit nie enträthſeln werden, daß die Philoſophie nur Eines gewiß weiß: ſo kann es nicht zugehen, wie die poſitiven Religionen es ſich erklären; daß ſie ſich beſcheiden und damit tröſten muß, einzelne Blicke in das Centrum der Dinge zu thun, auf deren Erkenntniß ſie angewieſen iſt, und daß ſie trotz dieſer Schranken das Edelſte und Höchſte bleibt, was der Menſch treiben kann. Ich nahm mir vor, Hegel auf's eifrigſte zu ſtudiren, aber für jetzt war das Examen zu nahe; Strauß und mehrere ſeiner Freunde ließen ſich dadurch nicht abhalten, gemeinſam die Phänomenologie zu leſen, ich kann mich nicht mehr entſinnen, was mich von der Theilnahme abhielt; es wird eben Iſolir-

Digitized by Google

trieb, Eigensinn gewesen sein. Was aber das Verhältniß der Philosophie zur Religion betrifft, so entlehnten wir nun von Hegel jenen Standpunkt, der uns so lange noch als eine höchst zulängliche Auskunft erscheinen sollte: die Religion als Vorstellung hat in bildlicher, symbolischer Form denselben Inhalt, den die Philosophie in der Form des Wissens als Begriff hat. Diese Auskunft hat uns, wie man von Strauß weiß, lange vorgehalten. Ich finde zu meiner Verwunderung, daß ich noch 1841 in einem Aufsatz „Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit" (er kam in den Jahrb. d. Gegenw. und ist in den Krit. Gängen ält. Samml. abgedruckt) ganz getrost und naiv sage, da sei nun eine Philosophie gekommen, die doch das edelste und zugleich gelindeste Mittel der Abhülfe in derlei Schwierigkeiten gefunden habe, indem sie den ganzen Gehalt des Glaubens anerkenne und nur u. s. w. Nun aber, wohlgemerkt, die Unklarheit war eine doppelte: daß die Religionsvorstellungen nur so ganz harmlos als Bilder für Ideen zu betrachten und zu verwenden seien, dies war nur die eine unserer Täuschungen; wie weit die blos symbolische Wahrheit in diesem Bilderkreis sich erstrecke, auch dies war uns noch in Nebel verhüllt; ein Theil dieser Bilder konnte doch auch geschichtliche Wahrheit sein; die Zweifel eines Freundes an der Gottheit Christi, die ich oben erwähnt habe, blieben noch Zweifel; erinnere ich mich recht, so habe ich damals auch die Auferstehung noch für eine Thatsache gehalten. Mit diesem Recepte ganz zufrieden, ging ich denn nun dem Examen und durch diese Pforte dem Kirchendienst entgegen.

Inzwischen war Uhland Professor geworden und las Geschichte der altdeutschen Dichtung, leitete auch praktische Uebungen in Poesie, Stil, Beredtsamkeit. Es war zu spät für mich, ich hospitirte, so oft ich konnte, die Vorbereitung auf das nahe Examen ließ nicht zu, daß ich im Zusammenhang hörte, und so floß der gesunde Quelltrank, gereicht in körniger Granitschale von diesem Grund- und Kernmanne, nur in unterbrochenen Schlücken in die dürstende Seele. Die damals moderne Poesie hatte uns natürlich nicht stumpf gefunden; Tieck war in neuer Gestalt, als Novellist, aufgetreten, Heine hatte der Romantik neue Gluth und zugleich zersetzendes Gift eingegossen, er packte uns wie alle Welt, von einem Abschluß des Urtheils war natürlich noch keine Rede. Den wahnsinnigen Hölderlin habe ich einigemal besucht, ohne noch ganz zu erkennen, welch' ein Geist in ihm zertrümmert vor mir stand.

Das Examen wurde flott bestanden: I a; ein früher errungener Predigtpreis, eine Silbermedaille, war mir — ich muß meine Schmach bekennen — vom Pedell aus ihrer Kunstform hülfreich in brauchbares Silber für die immer leere Börse umgetauscht worden.

Ich wurde nun Vicarius im Dorfe Horrheim; ungern muß ich, um nicht zu viel Raum für diese Skizze in Anspruch zu nehmen, darauf verzichten, das Original von Pfarrer zu beschreiben, für den ich nun predigte, katechisirte, taufte, traute. Noch in den letzten Jahren hat mich ein altes Ehepaar mit Rührung begrüßt, das ich copulirt habe. Mein Morgenstudium war, wenn ich die Enten und Hühner aus dem Fenster gefüttert hatte, Hegel und immer Hegel; der Abend aber wurde den Musen geweiht, ich bekenne verschämt diesen geheimen Umgang; doch, er wurde später der Welt eingestanden; unter den Gedichten, die unter dem Namen Treuburg im Jahrbuch schwäb. Dichter 1836 erschienen, stammen ein paar aus jener Zeit (so „Pfarrers Abendspaziergang") und die zwei Novellen, die ebendaselbst stehen, Geschöpfe kindlicher Unreife, sind damals begonnen. Ein Jahr darauf, Herbst 1831, wurde ich zum Repetenten im Kloster (niederen Seminar) zu Maulbronn ernannt; die Promotion war frisch eingetreten, rothbackige Knaben, an denen ich meine Herzensfreude hatte und mit denen ich nicht nur griechisch (Jacobs) und lateinisch Excipiren tractirte, sondern auch den Macbeth nach Schiller las und rührig turnte. Die berühmten Klostergebäude brachten den ersten Reiz des Interesses für die Architektur. Mit meinem Collegen Rau, einer urkräftigen, grundehrlichen Natur, jetzt auch schon unter den Todten, schloß ich mich gern reisenden Künstlern an, die Kreuzgang und Kirche besichtigten, und wir staunten, wenn wir sie sagen hörten: „das ist nun später, das ist angesetzt", denn wir wußten vom Unterschiede der Stile Null; es kam einmal ein alter Baurath nach Maulbronn, auf den wir uns stürzten, um von ihm Unterschied und Zeitfolge von Byzantinisch (so sagte man noch für Romanisch) und Gothisch zu erfahren; er belehrte uns, jener sei der spätere Stil. Wir hatten, im Turnus mit den Professoren, auch zu predigen; Rau konnte den Predigtstil nicht finden, wir flickten seine Predigten mit einander zusammen und so konnte die Andacht nicht groß sein, wenn ich dann in der Kirche das zur Hälfte eigene Werk anzuhören hatte, ja ich mußte einmal angesichts meiner Seminaristenheerde mühsam einen schändlichen Lachkrampf bezwingen. Das Doctordiplom wurde um diese Zeit mit einem Aufsatz über die Gliederung der Dogmatik errungen, im Sommer dann die zweite theologische Prüfung, das „Dienstexamen", bestanden, ich rutschte um eine ganze Classe (also in II a), denn hier examinirten nicht Universitätslehrer, sondern Consistorialräthe, Kirchenmänner, die scharf auf den rein gelehrten Theil hielten, den ich schon stark verschwitzt hatte und für den mein Gedächtniß immer schwach war; ich bin wirklich mit dieser so absolut werthvollen mechanischen Geisteskraft traurig schlecht ausgestattet.

Im Herbst 1832 wurde nun die hergebrachte Magisterreise unternommen. Ganz erfahrungslos, ganz weltunkundig, schüchtern und wieder lebhaft zutraulich wie ein Kind, voll Sinn für Form und ohne jede Formbildung, aber auch herzlich unblasirt zog ich mit 25 Jahren in die Welt. Ich hielt mich zuerst drei Monate in Göttingen auf. Dort traf ich meine Mutter und Schwester. Meine Mutter war eine geborene Stäudlin, einer ihrer Brüder jener Gotthold, den man als jugendlichen Rivalen Schillers kennt: er hat frühe sein Leben durch Selbstmord geendigt; einer Schwester von ihr gelten Hölderlins Gedichte: Freundeswunsch, an Rosine St. und: an eine Rose, ihre Anmuth und Schönheit gewann ihr alle Herzen, sie ist als Braut Ludwig Neuffers, des Dichters und Uebersetzers, gestorben; meine Mutter und eine Tante hörte ich öfters von der herrlichen Erscheinung des jugendlichen Hölderlin noch in späten Tagen mit Bewunderung sprechen; gelegentlich sei hier erwähnt, daß ich jene öfters von Hegels Unbeholfenheit erzählen hörte, die sie in einer gemeinschaftlichen Tanzstunde einst zu fühlen hatte. Einer ihrer Brüder nun war der Theologe Stäudlin in Göttingen; dieser nahm meine Schwester, um der Mutter ihre Lage zu erleichtern, in ihrem vierzehnten Jahre als Pflegekind zu sich, sie verheirathete sich dort an Professor Hemsen, auch einen Theologen, von der Insel Föhr gebürtig, verlor frühe den Mann und ich fand sie nun als Wittwe mit drei Kindern; Onkel und Tante waren gestorben; meine Mutter war schon vor mehreren Jahren ebenfalls nach Göttingen gezogen und so war mir denn diese Stadt eine zweite Heimat geworden. Daß ich aber im eigenen Lande seit Jahren die Mutter hatte entbehren müssen, dies hat mir, so schmerzlich es war, vielleicht doch auch gut gethan. Ich bin zwar schuldig, ihr zu bezeugen, daß sie uns nicht verwöhnt hat, doch das Jüngste wird ja immer leicht verzogen, verweichlicht und ich weiß Manche, die als Männer so hülflos blieben, daß sie nicht einmal packen konnten, weil ihnen einst das Mütterchen alles gethan. Uebrigens hatte mich ja das Seminar schon frühe vom Mutterhaus entfernt, in Blaubeuren hatten wir uns rauh und hart gehalten, und die steilen Felsen dieses Albthales sehe ich heute mit Schwindel an, wenn ich unseres waghalsigen Kletterns gedenke. — Aber wie stand es nun um mein Geistesleben? Immer noch gleich metaphysisch. Ich habe von meinem Göttinger Aufenthalt Unglaubliches zu bekennen. Jacob Grimm las deutsche Grammatik, Otfried Müller Archäologie, und ich hörte sie nicht. Ich war wie in einen Hexenkreis gebannt, es gab für mich nichts außer Philosophie, alle Kraft und Zeit sollte schlechtweg der Erforschung

Digitized by Google

des Welträthsels gewidmet sein, ja mir schien, man sei nicht mündig, z. B. nicht berechtigt, zu heirathen, so lange man sich nicht wenigstens das Dunkel der Frage über Freiheit und Nothwendigkeit gelöst habe; was aber Archäologie eigentlich sei, hatte mir noch immer kein Mensch gesagt. Ich saß zu Hause über meinen Büchern, und lief nur in die Vorlesungen Wendts über Geschichte der Philosophie, worin ich blutwenig Neues hörte. Doch beging ich einen Diebstahl an meiner nur dem ewig Einen gelobten Zeit; ich fand in der Bibliothek des Hauses die Werke Shakespeares in der Uebersetzung von Schlegel und Tieck; ich kannte bis dahin nur den Macbeth und Hamlet; ich fing an zu lesen, konnte nicht widerstehen und eine neue Welt ging mir auf, ich sah staunend in dies feuerrothe, von milchweißen Strahlen himmlischen Aethers durchschossene Nordlicht. Goethe war mir in der Zwischenzeit näher getreten und doch eigentlich noch fremd geblieben. Der Hauptgrund davon lag natürlich in meiner Jugend, ich war noch lange nicht reif für ihn; doch hat er auf meine Art von Phantasie auch nachher, als ich seine Milde, seine an classischer Sonne gegohrene Traubensüße und Traubenweichheit verstand und fühlte, niemals so sympathisch gewirkt, wie Shakespeare mit seinem nordisch naturwahren und doch so hoch bewegten, leidenschaftlichen, brennenden, wie aus wunderbaren Geistertiefen aufglühenden Stil. Seine wetterhafte Männlichkeit besonders war es, welche mich leicht über alle Flecken hinwegführte, die uns von ihm abstoßen und durch die er seiner Zeit ihren Tribut zahlt, kurz er wurde und blieb mein Liebling. So gewann ich doch etwas für immer, was ich nicht gesucht hatte, während ich so heillos einen andern Gewinn verscherzte, den ich hätte suchen sollen. Selbst die persönliche Bekanntschaft mit Otfried Müller und den Brüdern Grimm brachte mich nicht auf die Fährte. — Auch Ewald lernte ich kennen, er war damals noch ein bescheidener und vernünftiger Mann.

In der zweiten Hälfte des Winters (1832/33) ging es nun nach Berlin. Immer noch war die Losung: Philosophie vor Allem! Sie war mein Privatstudium, ich hörte bei Henning Logik, bei Gans Philosophie der Geschichte, hospitirte bei Michelet; um philosophische Fragen, um Hegel vor allem drehten sich am liebsten die Gespräche mit den zwei alten Freunden, die ich in Berlin antraf, Märklin und Binder, dem jetzigen Director des Studienraths, den kürzlich die Pietistenpartei vergeblich in seiner Stellung zu erschüttern gesucht hat. Doch daneben wurde die Dichtkunst nicht vergessen, ich hörte bei dem sinnigen Hotho über Goethe als Dichter und mein Zug zum Gebiete des Schönen gab sich die festere Gestalt, zwar noch lange nicht eines Lebenszweckes, doch eines einzelnen Vorsatzes: ich hatte die Aussicht, Repetent am tübinger Seminar zu werden, diese jungen Beamten haben gesetzlich die venia docendi, ich kam in jener Zeit auf den Gedanken, dieses Recht zu einer Vorlesung über Goethes „Faust" zu benützen. Bei Schleiermacher hätte ich Aesthetik hören können und — ließ es nach einer Hospitirstunde bleiben. Er ging in dieser Stunde von der Plastik zur Malerei über und sagte, dieser Uebergang sei deutlich im Relief gegeben, da doch die Farben im Gemälde, wenn man genau hinsehe, körperliche Erhöhungen zeigen, also bereits eine Art Relief darstellen. Ich zweifle freilich, ob eine einzelne aberwitzige Bemerkung mich fortgetrieben hätte, wenn mir der Mann sonst nach dem Herzen gewesen wäre. Meine Unlust zu ihm war aber inzwischen verstärkt worden durch den Empfang, den ich bei ihm gefunden, als ich ihn besuchte. Ich führte mich mit einem Briefe von dem Theologen Lücke in Göttingen ein; möglich, daß es ein wohlmeinender Uriasbrief war, der mich als hartgesottenen Hegelianer mehr seiner Correction als seiner Güte empfahl; er hieß mich nicht sitzen, richtete einige Fragen an mich und empfing dann einen Lieutenant mit so absichtlich in Contrast gesetzter Freundlichkeit, daß ich mich rasch verabschiedete. Eigentlich war es gerechte Strafe des Himmels für die Thorheit, zu meinen, man müsse berühmte Männer aufsuchen auch dann, wenn man eine Neigung zu ihnen nicht fühlt, einen Rapport nicht begehrt. Uebrigens war es meinem Freund Märklin just ebenso gegangen (vergl. Strauß L. M., S. 78). Die Theologie wurde in Berlin wie auf der ganzen Reise bei Seite gelegt; mich interessirte sie nur noch, so weit sie zur Religionsphilosophie führt, für die nächste Lebensstellung, die, wie gesagt, in Aussicht stand, blieb sie mein officielles Fach und die weitere Zukunft lag mir im Dunkel. Eifrig besuchte ich das Museum und lernte durch Anschauung, was man ohne Vorkenntnisse, ohne Rath und Leitung lernen kann. — Ich weiß noch, daß ich damals den zwei Freunden nicht wenig zusetzte mit dem stets wiederholten Andringen, wir sollten eben auch in die Welt hinein. Wie das anfangen, wußte ich natürlich selbst nicht. Etwa auf Bälle? Tanzen zu lernen war den Stiftlern großmüthig erlaubt gewesen; wir hatten aber den Unterricht bei einem achtzigjährigen Franzosen, einem alten Karlsakademieschüler genossen, der sich, wenn er einen Pas vormachte, an einem Strick halten mußte, welcher aus einem an der Decke befestigten Kloben herabhing; von den neuen Tänzen, Polka, Mazurka, Galopp wußte der Künstler nichts und so gedieh unsere Bildung in den Künsten Terpsichores nicht über Française, Walzer und über den Hopswalzer hinaus, eine orchestische Form, welche sich damals noch der socialen Achtung erfreute. Ich erlebte später, als ich den ersten größeren Ball besuchte, ein ganzes Drama innerer Bangigkeiten und Spannungen. — Inzwischen sorgten in Berlin freundliche Familienkreise dafür, daß wir vor der Hand einen zwar kleinen und stillen, aber recht guten und schönen Theil der weiten Welt kennen lernten. Die Häuser Hitzigs und Frorieps waren uns mit gastlicher Güte geöffnet; dort lernte ich Chamisso und Kugler kennen, hier Felix Mendelssohn und Frorieps Vater, der aus den Kreisen von Weimar herüberkam. Adolf Schöll, alter Kamerad noch aus Gymnasiumszeiten, ging in diesem Hause mit mir aus und ein. Bei Gans, Hotho, Marheinecke, Vatke, damals Privatdocent, fanden wir ebenfalls gastlichen Empfang und freundliches Entgegenkommen. Vom Theater ist mir nichts Bedeutendes im Gedächtniß, Ludwig Devrient war gestorben, die Crelinger erinnere ich mich nicht in einer großen Rolle gesehen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

### Gelegentlich des Lustspiels „Ein Erfolg".

Es würde mir übel anstehn, mein Lustspiel gegen die Angriffe der Berliner Kritik zu vertheidigen; ich bin viel zu sehr Partei in der Sache, um Richter sein zu können. Ueberdies ist das Publicum der zweiten, dritten und vierten Vorstellung mit einer so demonstrativen Liebenswürdigkeit für mein Lustspiel und wider das Scherbengericht, welches am ersten Abend für ewige Verbannung zu stimmen gekommen war, eingetreten, daß ich auf das zweifelhafte Vergnügen, mir meine kritischen Gönner in der Nähe zu besehen, ohne Gefahr verzichten kann.

In den Besprechungen des „Erfolg" sind aber von verschiedenen Seiten gewisse Punkte berührt worden, welche mit dem Werthe meiner Arbeit und der Werthschätzung derselben nichts zu thun haben; und über diese darf ich wohl unbedenklich einige Worte sagen. Es wird mir hoffentlich der Vorwurf der Ungeschicklichkeit, contra domo zu plaidiren — wie einer meiner gebildeten Gegner in einem etwas gewagten Latein schrieb — erspart bleiben.

Ich meine

a) die zahlreichen Notizen in den Blättern vor der Aufführung des Lustspiels, als deren Urheber oder Anstifter ich in verblümten Worten oder unzweideutig bezeichnet werde,

b) die mir zugeschriebene Absicht, bekannte Persönlichkeiten der Berliner Schriftstellerwelt in höhnischen Travestirungen auf die Bühne gebracht zu haben,

Digitized by Google

c) die Usurpation des Begriffes „Publicum" für eine so exceptionelle Gesellschaft, wie sie am Abend des 7. November im Königl. Schauspielhause vereinigt war.

In Betreff des ersten Punktes, der mir nachgerühmten Geschicklichkeit in der Reclame, bemerke ich folgendes: auch nicht eine einzige jener Notizen, welche die Berliner Blätter über den „Erfolg" gebracht haben, rührt direct oder indirect von mir her, und nicht eine ist mit meinem Wissen und Willen in die Presse gekommen. Nicht eine einzige! Nur bei zweien ist es mir gelungen, den Autor zu ermitteln; in beiden Fällen habe ich den Verfassern mein aufrichtiges Bedauern über die voreilige Publication, die mir nur schaden konnte, ausgesprochen. Wenn auch nur eine Redaction eines unserer hauptstädtischen Blätter gegen mich die Anklage erheben darf, daß ich oder ein Anderer, den ich beeinflußt haben könnte, die Publicität für den „Erfolg" in Anspruch genommen oder in Anspruch zu nehmen versucht hätte, so will ich die Beschuldigung, daß ich an dem Geschrei über das Lustspiel, ehe es noch aufgeführt worden war, irgendwie betheiligt gewesen sei, ruhig über mich ergehen lassen. Im andern Falle sollte man doch endlich damit aufhören, mir die Anwendung gewerblicher Hülfsmittel in literarischen Dingen nachzusagen. Es wäre billiger und geschmackvoller zugleich.

Ist denn keinem meiner Herren Ankläger der doch nicht gut wegzuleugnende Widerspruch zwischen der mir angesonnenen Fähigkeit, das öffentliche Wort zu meinen Gunsten zu verwerthen, und dem überaus dürftigen Gebrauche, den ich bei einem für mich immerhin wichtigen Anlaß — gelegentlich der Kritiken über den „Erfolg" — von dieser Fähigkeit gemacht haben muß, aufgefallen? Wird so ein Autor kritisirt, der sich auf Reclame versteht? Habe ich irgendwie den schnöden Versuch gemacht, die Ueberzeugungstreue derer, die berufsmäßig oder zufällig das große Wort in der Berliner Presse führen, durch freundschaftliche Händedrücke zu erschüttern? Hat auch nur Einer von mir ein Wort über mein Lustspiel gehört?

Ich habe mit einer an Scheu grenzenden Vorsicht von meinem Lustspiele, so lange es noch Manuscript war, zu sprechen vermieden. Das war nicht richtig. Ich hätte erwägen sollen, daß ich dadurch dem thörichten Gerede keinen Riegel vorschob —

„croirait-on obliger tout le monde à se taire",

— sondern Thür und Thor öffnete.

Und richtig! Jetzt muß ich erfahren, muß es schwarz auf weiß im Blättchen lesen, daß die tollsten Gerüchte über das arglose Stück in Umlauf gesetzt waren, daß man sich auf ein Scandalosum ersten Ranges gefaßt gemacht hatte.

Bedauere aufrichtig, damit nicht dienen zu können; bedauere, die mir zugeschriebene Absicht, an bestimmten Schriftstellern, die meine Autoreneitelkeit gekränkt haben sollen, in diesem Lustspiele Rache zu nehmen, als grund- und bodenlos zurückweisen zu müssen.

Die Sucht, Aehnlichkeiten zwischen Bühnenfiguren und Persönlichkeiten aus der Wirklichkeit herauszufinden, ist allerdings schwer zu bekämpfen. Aber man höre und staune, welche Urbilder mir gedient haben sollen.

Da skizzire ich einen unfähigen Pedanten, der nur Leitartikel schreibt und in seiner Eigenschaft als Politiker die dramatische Kunst nicht einmal als erlaubte Zerstreuung gelten lassen will.

Das ist ja X.! sagt jenes quellenlose Gemurmel, das man, wenn man es druckt, als „öffentliche Meinung" bezeichnet. Und man nennt einen Schriftsteller, der allerdings nicht zu meinen Gönnern gehört, dem ich aber jeden Vorwurf eher machen würde, als den der Unfähigkeit und der Pedanterie, der im Feuilleton zu Hause ist und sich vorwiegend mit der Kritik der dramatischen Kunst beschäftigt.

Die Aehnlichkeit zwischen beiden ist frappant!

Da skizzire ich einen sogenannten Schriftsteller, der noch nie eine Zeile von sich hat drucken lassen, dessen literarische Production sich darauf beschränkt, daß er heute wieder ausstreicht, was er gestern geschrieben hat, und der mit der holden Selbsttäuschung, „daß er es den Leuten dereinst noch zeigen werde", seine Tage verbringt.

Das ist ja Y.! ruft das oben bezeichnete unfaßbare Etwas. Und man nennt den bekannten Autor mehrerer größerer Romane und zweier Dramen, von denen eines sogar an der Berliner Hofbühne selbst zur Aufführung gekommen ist.

Bedarf es eines Weiteren, um die Identität zwischen dem Nichtsproducenten und dem Producenten festzustellen?

Es ist sehr richtig, daß ich einige Redensarten, die ich in Theaterkritiken gefunden, für mein Stück benutzt habe; ich habe sie benutzt, weil sie mir gefielen und weil ich sie so nicht hätte erfinden können. Von derselben Freiheit gedenke ich auch noch bei späteren Anlässen Gebrauch zu machen. Aber von der Persiflirung eines spaßhaften Satzes bis zur dramatischen Persiflirung eines Schriftstellers ist noch ein gutes Stück Wegs. Ueber die Berechtigung der letzteren läßt sich streiten, die erstere aber halte ich unter allen Umständen für gestattet. Ich suche für meinen Dialog alle möglichen Kleinigkeiten, die mir in der Unterhaltung auffallen, zu verwerthen. Weshalb sollte ich mir die Berliner Kritiken entgehen lassen, die ja bisweilen auch ganz unterhaltend sein können?

Wenn — wie man mich belehrt hat — einige tonangebende Elemente im Publicum der ersten Vorstellung mir auch diese, bisher noch keinem Bühnenschriftsteller bestrittene Freiheit verübelt haben, so spricht dies nur für meine Ansicht, daß zur ersten Vorstellung eine ganz eigenthümliche und überaus reizbare Gesellschaft erschienen war. Bei den folgenden Vorstellungen hat sich kein Mensch um diese Bagatelle bekümmert.

Tonangebend waren die Zuschauer bei der ersten Vorstellung allerdings — das haben sie bewiesen; aber maßgebend waren sie nicht. Durch das grundlose Geschwätz über das Stück waren die Erwartungen krankhaft überspannt. Die Beamten des königl. Schauspielhauses haben mich versichert, daß ein solcher Andrang des Publicums zu den Cassen bisher noch nicht dagewesen sei. Durch den Billetwucher waren die Preise vieler Plätze zu einer lächerlichen Höhe hinaufgeschroben. Jeder Platz, der zu theuer bezahlt war, war aber naturgemäß von einem dem Autor nicht eben grün gesinnten Individuum besetzt. Denn offenbar habe ich, wenn ich für einen Kunstgenuß, der in der üblichen Taxation auf 1½ Thaler festgesetzt ist, 12 Thaler zahlen muß, das Recht für 10½ Thaler verstimmt zu sein; und diese Verstimmung hat der Autor schließlich zu büßen. Die Vertreter der Presse erschienen wie Möros, den Dolch im Gewande. Kurzum, es herrschte von vornherein in einem Theile des Publicums eine Stimmung, der selbst ein besseres Stück als das meinige nicht Stand gehalten haben würde. Darüber wurde ich schon in der ersten Scene, als nach einem ganz ruhigen, exponirenden Satze das kräftige Bravo! eines Solisten aus den höheren Regionen erscholl, genügend orientirt. „Einen Jux will man sich machen," sagte ich mir.

Da mir nicht unbekannt ist, wie selbst ein kleines Contingent voreingenommener und energischer Zuschauer, die genau wissen, was sie wollen, der unbefangenen Majorität, die kein Programm besitzt, seine Gesetze vorschreibt, so konnte ich mich keinen Illusionen hingeben. Was ein paar Dutzend entschlossener Kunstfreunde im Theater ausrichten können, wenn sie bei jeder lustigen Wendung „Au! au!" schreien, bei jeder sentimentalen Stelle lachen und scharren, bei jeder Pause sich demonstrativ räuspern und bei jedem Applause zischen — es ist wirklich bewundernswerth! Es kommt dadurch eine Temperatur in das Haus, deren Einwirkung sich auch der wohlwollende Zuschauer nicht entziehen kann. Die wackersten Darsteller werden zerstreut und kopfscheu gemacht, und der Autor merkt, wie ihm seine Arbeit durch die Aufnahme, die sie findet, unter der Hand entstellt und entfremdet wird. Was gestern noch auf der Generalprobe erwärmend und belebend wirkte, was morgen bei der zweiten Aufführung dieselbe Wirkung wieder erzielen wird — heute ist es leblos und matt. Es ist außerordentlich schwer, einen Menschen zu amüsiren, der um keinen Preis amüsirt sein will.

Die Zuschauer des ersten Abends wollten alles Mögliche sehen — nur nicht das Lustspiel, das ich geschrieben hatte. Es ist kein Wunder, daß ich es ihnen nicht recht habe machen können. Schadet auch nichts. Die Folge hat's bewiesen. Trotz der Kritiken, die unter dem Eindrucke der ersten Vorstellung geschrieben wurden und somit die freundlichen Bemühungen einiger lieben Leute, deren Huld meinem Stücke leider nicht lächelte, als den Willen und die Entscheidung des „Publicums" constatirten, — trotzdem hat das Lustspiel bei allen folgenden Vorstellungen einen vollen durchschlagenden Erfolg errungen. Man wird zugeben müssen, daß eine soche Erfahrung den Autor stutzig zu machen geeignet ist. Natürlich nur den Autor und beileibe nicht den Berliner Kritiker, welcher der Erfahrung überhaupt nicht benöthigt erscheint. Wenn die ästhetisch verletzten Lärmer am 7. November und ihre beredten Interpreten in der Berliner Presse „das Publicum" waren — was waren denn die über Gebühr freundlichen, belustigten und dankbaren Lacher am 8., 10. u. 13. November? Weshalb hörte man den folgenden drei Abenden nicht einer jener am ersten Abend oft gehörten Mißtöne, für

Digitized by Google

welche das Ohr des Autors besonders zart organisirt ist, die allgemeine Heiterkeit?

Es fällt mir nicht ein, von Cabale zu sprechen. Ich halte die Zusammensetzung des Publicums bei den ersten Aufführungen nur für eine weniger zufällige, und deshalb das Publicum selbst für ein befangeneres und incompetenteres als bei den späteren Vorstellungen. Denn gerade zur ersten drängen sich vorzugsweise die Leute, die lieber ein Stück durchfallen als durchschlagen sehen. Wenn man klug wäre, so ließe man sein Stück immer gleich zum zweiten Male aufführen.

Ebenso fern liegt es mir, unserer Kritik den Vorwurf der Parteilichkeit, der Gehässigkeit, der Schadenfreude zu machen. Sie hat es für ihre Pflicht gehalten, mich zu zerzausen. Sie hat mich zerzaust. Das ist ganz in der Ordnung. Unter zweien geht die Reihe rasch herum, sagt das Sprüchwort; also auf Wiedersehn! Ihr herber Tadel hat des Eindrucks auf mich natürlich nicht ermangelt. Diese Einmüthigkeit hätte ja ein verhärteteres Gemüth erweichen müssen. Wie sollte wohl die eindringliche Schärfe in der Verurtheilung — die mildesten halten mich für geistesschwach — mich nicht treffen! Mögen Dilettanten wie Dingelstedt, Laube, Putlitz, Wehl und andere Leute, die von der Bühne nichts verstehen, dem Lustspiele „Ein Erfolg" die übertriebenste Anerkennung zollen und das Streben des Autors wohlwollend zu fördern suchen — die Berliner Kritik hat als Generalpächterin des ästhetischen Urtheils dagegen ihr entschiedenes Veto einzulegen; sowohl aus allgemeinen künstlerischen Rücksichten, als auch pro domum, wie eines ihrer unterrichteten Mitglieder sagen würde. **Paul Lindau.**

---

# Aus der Hauptstadt.

## Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

V.

Die Münchner auf der diesmaligen Ausstellung und bei sich zu Hause sind zwei höchst verschiedene Gesellschaften. Dank der Art und Weise, wie sie hier vertreten sind, sieht man in Berlin nicht so deutlich, wie in münchner Ateliers und Localausstellungen, ein, ein wie merkwürdiges Völkchen sie eigentlich sind und welche recht bedenkliche Rolle die große Masse der Münchner neben der hochbedeutenden spielt, die ihrer Stadt durch eine Reihe hervorragender Kräfte in der modernen Kunstgeschichte zugefallen ist. Man merkt in Berlin wenig von der Geschmacklosigkeit, den bequemen technischen Velleitäten und den angeflogenen pariser Alluren, aus denen sich trotz aller bedeutenden Schulen und Vorbilder noch heute die münchner Malerei zusammensetzt. Man merkt wenig davon, weil die Isarstadt dank eben diesen Schulen eine ungewöhnlich große Zahl von bedeutenden Talenten ausgebildet hat, die zum größesten Theil im Anschluß an Piloty entwickelt, dennoch Selbstständiges genug hatten, um zu eigenartigen Künstlern herauszuwachsen, und weil gerade von solchen Leuten mancherlei Gutes nach Berlin gesandt worden.

Aber während bei diesen münchener Koryphäen eine klare und solide Malerei nirgends zu leugnen, ist der bei weitem größeste Theil der münchener Malerschaft mit seinen „Genrebildern" und „Landschaften" noch immer nicht über das hinausgekommen, was vor Jahrzehnten unter Enhuber und Schleich eine Rückkehr zur Natur, eine That war. Was man indessen damals einen genialen Schritt in modernem Sinne nennen mußte, das ist heute in den Händen der Nachahmer längst nichts mehr als träge Manier und Mangel an lebendiger Anschauung. Etwas aufgefrischt hat man das wohl von Zeit zu Zeit, bald an Piloty ꝛc., bald an den neueren Franzosen, die man je nach seiner Bequemlichkeit verstand und benutzte, — indessen fordern gerade solche äußerlichen Aehnlichkeiten zu Vergleichen und genauerem Betrachten auf, — ein Experiment, bei welchem man die Empfindungslosigkeit des Nachahmens jedes Mal entdecken muß. Ist man über eine gewisse gewandte sehr äußerliche Außenseite hinweg, so findet man unter derselben, daß Geschmack, originelle Anschauung und zweifellose Arbeit vor der Natur durchaus nicht zu den Requisiten der in München malenden Menge gehören. Vielmehr arbeitet man dort reichlich so viel wie anderswo mit Witzen und Recepten, nicht mit ehrlichen eigenen Studien, deren Resultate man verwerthen oder probiren möchte, und die bekannte Sauce nebst dem Vertreiben mit dem bequemen Borstenpinsel spielt kaum irgend anderswo ihre Surrogatrolle so massenhaft, wie in München.

Das ist die Außenseite, — innerlich sieht es nicht viel besser aus. Da sitzt die heitere Barbarei unserer „Genremalerei" in ihrer schlimmsten Leerheit fester als irgendwo, da ist die schnell fertige Bildermacherei so im Schwange, wie kaum sonst wo. Irgend ein kleines komisches oder sentimentales Ereigniß, mehr oder weniger charakteristisch costümirt, das ist die ganze Kunst. Maler oder Publicum — wem so ein Fliegendeblätter-Motiv in Oel Spaß macht, was kümmert der sich um die Kunst der Malerei, um die Energie der Empfindung und Darstellung? Ebensowenig wie der Erzähler oder Leser einer Räubergeschichte eine gewisse pikante Manier voraussetzt. Jemand, der Künstler sein will, muß doch außer seiner Phantasie, deren Kritik wir einmal ganz beiseite lassen wollen, entweder wirklich zeichnen oder wirklich malen können, wenn ihm nicht beides gegeben. Daß er blos ein amusanter Naturbursch ist, mit hübschem Sinn für kleine, charakteristische Witze, genügt doch wahrlich nicht. Der ist doch kein Künstler, dessen Kunst es ist, sich bei dem, was er macht, so leicht als möglich aus der Affaire zu ziehen, — das aber ist das einzige Geschick, was man bei den neuesten dieser Anekdotenmaler zu bewundern hat. Und noch täglich kommen Neue, die solche Kunst erlernen und sich mit ihr begnügen; wenn das nur nicht eines Tages ein Ende mit Schrecken nimmt. Ich fürchte und hoffe das zugleich, da wir in Deutschland, wenn wir überhaupt vorwärts wollen, sehr bald viel mehr große Decoration brauchen werden als derlei eingerahmte Novellencapitel.

Noch eines ziemlich starken Bruchtheils der münchener Malerschaft habe ich hier, seiner einflußreichen Eigenthümlichkeit wegen, zu gedenken, — aller jener, die zu den geschlossenen Gesellschaften der Piloty-, Diez-, Ramberg- nnd Wagnerschule gehören, oder sich in ähnlicher Weise um irgend einen andern halbwegs originellen Künstler schaaren.

Von den augenblicklichen Leistungen der bedeutendsten münchener Schule, derjenigen Pilotys, spürt man in Berlin eigentlich nichts. Um so mehr aber von ihren ebenso streng geschlossenen Abzweigungen älteren Datums, zu denen z. B. die „Polen" (Gierymski ꝛc.) trotz aller augenblicklichen Gegensätze, entschieden zu rechnen sind. Aehnlich Max, der ziemlich allein steht, weiter Gysis und Faber du Faur, welch letzterer die eigenthümlich solide Malerei Pilotys noch weitaus am deutlichsten repräsentirt. Aber von allen diesen, die mit ihrer Art und Kunst in München ziemlich einsam stehen und doch diejenigen sind, welche dasselbe bei uns am besten vertreten, werden wir später einzeln zu reden haben, hier soll nur bemerkt werden, daß ihr Einfluß noch weniger als der ihres Meisters oder eines seiner früheren bedeutenden Schüler, wie Mackart, in München je des Breiteren zu spüren gewesen ist. Was sie malen, ist, abgesehen von dem Kastenhochmuth, der in München alle Coterien umgibt, zu schwer, zu eigenartig und künstlerisch gewollt für die bequeme Mehrzahl, die entweder auf die gute alte Zeit schwört, wo der Maler noch nichts zu können brauchte, oder vom scheinbar Modernen gerade genug kann, um ihre Bilder zu verkaufen. Zwei weitere Maler, die außer ihrem eigenthümlichen Talent Piloty das Meiste verdanken, trotzdem aber in ihrer Malerei wenig nach ihrem Meister aussehen, sind Defregger und Grützner. Wenn es auch der größeste Vorzug eines Lehrers ist, daß keiner seiner Schüler in seiner Manier als solcher zu erkennen ist, so würde es doch keinem Schüler schaden, wenn man jene eminente Solidität der Malerei, die Piloty auszeichnet, auch von ihm rühmen könnte. Statt dessen spürt man an den letztgenannten Beiden allerlei von jener veralteten Bauernbildertechnik, die sich zu Piloty verhält wie Philisterhaftigkeit und Gewohnheit zu bewußter lebendiger Kraft, eine Schwäche, die indessen bei Defregger doch nicht mehr groß genug ist, um seinem eigenthümlichen Genius Fesseln anzulegen.

Was die jüngeren Pilotyaner machen, erfährt man, wie gesagt, nicht in Berlin. Wenn es in jener Schule indessen noch heute so ist wie früher, so werden ihre Bilder nach wie vor zu den besten gehören, die in München ausgestellt werden. Wenn man den Einzelnen kennt, begreift man oft trotz des Meisters nicht, wie er eine so gute Arbeit fertig gebracht hat, und von der Gesammtheit versteht man kaum, woher alle

Digitized by Google

Bilder, die sie malen, so verschieden sie sind, doch so gleichmäßig tüchtig sein können. Das ist eben das Geheimniß der geschlossenen Gesellschaft, daß sie dies in jedem Sinne ist und daß sie z. B. nichts, was den Namen der Ihrigen trägt, hinausläßt, ehe es nicht wirklich gut ist. Ich schließe das aus den mancherlei Fällen, die ich erlebt habe und in denen die Leistungen Einzelner plötzlich andere wurden, sobald München und die Pilotyschule nicht mehr dahinter standen. — Wenn es dort noch so ist, wie früher, so werden ferner, trotz des eben angedeuteten Corpsgeistes, die Talente daselbst nicht von dem Meister gemeistert, sondern ihren Eigenthümlichkeiten gemäß entwickelt, ein Geheimniß, welches neben der energischen und durchaus gründlichen Schulung, die er verlangt, Piloty zu dem größesten Lehrer macht, den Deutschland besitzt.

Auch die zweitbedeutendste Schule Münchens, die von Diez, ist in Berlin, so weit mir bekannt, nur durch ein kleines Bild ihres trefflichen Meisters vertreten, das indessen bezeichnend ist. Der prächtige und gesunde Maler verbraucht sein ausgezeichnetes Können vorwiegend in solchen oder sehr ähnlichen Kleinigkeiten und seine Schüler gehen fast ganz in ihm auf. Während Diez den Künstler in sich nicht gerade übermäßig in Unkosten setzt, erscheinen seine — coloristisch übrigens ausgezeichnet geschulten Anhänger ähnlich zaghaft, was die eigenen Eigenthümlichkeiten anlangt. Wenigstens kenne ich wenig Diezschüler, die es riskiren, über das in ihrem Atelier Uebliche und Alltägliche hinauszugehen. Kennt man allerdings ihren Zusammenhang nicht, so kann man versucht sein, jeden von ihnen, den man einzeln sieht, für einen höchst frischen, coloristisch originellen Kleinmeister zu halten, ein Lob, das indessen, näher betrachtet, auf ihren Meister allein zurückfällt.

Mag man nun Piloty und Diez so hoch wie möglich schätzen und ihre Schulen, resp. das was man da lernt, ebenso, — trotzdem muß man eine bedenkliche Beschränkung ihres Werthes für das münchener Kunstleben darin finden, daß sie fast gar kein Licht um sich her verbreiten, sondern mit dem ihrigen im engsten Kreise bleiben. Einerseits allerdings sind die Münchener, wie oben angedeutet, vermöge ihres bequemen Beharrungsvermögens, selber Schuld daran. Andererseits ist es aber ein engherziger und eifersüchtiger Kastengeist von Seiten der einzelnen Schüler, der sie von einander und von der Menge trennt. Ueberall, wo sich in München nur eine malerische Coterie bildet, ist es ihr Charakter, allen übrigen gegenüber zu stehen, als wenn sie den Stein der Weisen gefunden hätte oder von unserm Herrgott ganz allein auf den einzig richtigen Weg gewiesen wäre, mit dem allergnädigsten Previlegio, nicht zu irren noch zu straucheln. Gewiß, in dem, was jeder in seiner Schule lernt, steckt des Tüchtigen genug, die Meister garantiren dafür, — aber damit es wirklich in Fleisch und Blut übergehe, sollte der Einzelne das Gelernte auf dem allgemeinen Kampfplatz erproben, bald lehrend, bald lernend, und dadurch ausgleichen und das Gute verbreiten. Statt dessen kapseln sie sich und das Gelernte möglichst eng ein, kehren den Gegensatz zu allen Uebrigen so scharf wie möglich heraus, schwören auf jedes Wort ihres Meisters, alles Andere verachtend und von dem Schaden, den sie sich durch solche abgeschlossene Einseitigkeit und Uebertreibung selbst thun, abgesehen, lassen sie jeden großen Fortschritt der münchener Kunst an engherziger Schulzerrissenheit scheitern. Bis zu welcher Carricatur aber dies Wesen seine Anhänger selbst führen kann, das beweisen die unmittelbaren Anhänger Laibls, von denen einer der besten, Trübner, die Schule in Berlin vertritt. Laibl selbst ist ein origineller Techniker, der modernste wohl unter den münchener Halbfranzosen, — eine entschieden bedeutende malerische Kraft, hinter der nur leider mehr Caprice, als künstlerische Nothwendigkeit steckt. Die von ihm bis zur Unfähigkeit beeinflußten Leute dagegen, von denen Laibl erklärt, daß sie allein die Natur naiv sähen, muß man auf münchener Localausstellungen beobachten. Bald sind es die bis in's Aschgraue übertriebenen Nachahmungen der tupfigen pockennarbigen Manier ihres Meisters, denen indessen die Wahrheit und Originalität seines Gefühls, sowie sein Studium abgeht, bald sind es die unglaublichsten, absichtlich ungeschicktesten Kindereien, die sich bemühen, die Naivetät erster Kinderkritzeleien noch zu übertreffen. Die ersten Beweise eines erwachenden Anschauungsvermögens, wo sie uns auch entgegentreten mögen, sind menschenwürdiger, als das, was die Laiblianer unter Umständen der erstaunten Welt zu bieten wagen; mir ist es, solchen Leistungen gegenüber, wie ich sie kürzlich wieder in München zu sehen das Glück hatte, schwer geworden zu glauben, daß der, der die Leute zu solchen prätentiösen Kindlichkeiten anstiftet, es ernsthaft mit ihnen meinen kann.

Mit den münchener Landschaftern steht es ganz ähnlich, wie mit der breiten Masse der Figurenmaler: viel Altes zäh festgehalten, möglichst bequeme ererbte Technik, allerlei äußerlich französisches und wenig ehrliches, gründliches Studium oder originelle Anschauung. Die Einen malen noch heute mit ängstlicher Mühsamkeit und buntfarbiger Glätte die schönsten Alpenseen, Wasserfälle und Waldwiesen mit viel Duft hinten und vielen Blättern oder Halmen vorne. Die Neueren, die von den geänderten Anschauungen der Zeit, resp. des Marktes etwas durchdrungen wurden, warfen sich auf Schleich. Und noch heute, wo die Wahrhaftigkeit der Naturanschauung ihre Anforderungen immer schärfer detaillirt und das coloristische Anschauungsvermögen immer freier entwickelt hat, begnügt sich ein großer Theil der münchener „Modernen" mit der bequemen Sauce, die technisch der Schleich'schen That zur Erscheinung verhalf. Schleichs gewaltig stimmungsvolle Naturpoesie wird durch dies Wort nicht kleiner — an den in Berlin von ihm ausgestellten Bildern wird man sich zu allen Zeiten erlaben — wohl aber kennzeichnet es das bequeme Vorgehen seiner technischen Nachahmer, denen er die Natur ersetzt, weil er bequemer und nachahmbarer ist, als diese. — Die vorgeschrittensten unter den münchener Landschaftern endlich schließen sich an Lier, einen höchst tüchtigen Künstler, dem vor den modernen Franzosen die Augen aufgingen, der durch sie den Weg zur Natur fand und dessen in München auffallend intime Leistungen den fortschrittlicher gesonnenen Theil der dortigen Landschafter bald bedenklich erschütterten. Das ist indessen echt münchnerisch, daß Lier bei diesen einfach an die Stelle von Schleich getreten ist, und daß seine Nacheiferer, anstatt auf Daubigny ꝛc. zurückzugreifen und von ihnen die Natur sehen zu lernen, sich begnügen, die neuesten Themata und Probleme Liers in leichten Variationen zu wiederholen, — ein Verfahren, welches doch im besten Fall gar zu viel Technisches und gar zu wenig Künstlerisches in sich birgt.

Auf der berliner Ausstellung fehlte das hier angedeutete Knochengerüst, daher die Schwierigkeit, für die münchener Abtheilung derselben, irgend welche gemeinsamen Gesichtspunkte zu finden. Vielmehr haben gerade die Münchener, zunächst aus dem Kreise figürlicher Darstellungen, wie schon angedeutet, eine Reihe von Bildern gesendet, die auch in München selbst Ausnahmeleistungen genannt werden müssen, und die lediglich beweisen, wie viel gesunde Kraft im Grunde noch an der Isar zu Hause ist. Widmen wir den auffallendsten dieser künstlerischen Arbeiten noch einige Worte.

Außer einem Familienbild von Urlaub, unglücklich wie die meisten Familienbilder, habe ich von münchener Portraits nur den Lenbach'schen „Kaiser" in Berlin gefunden, und über diese ebenso tüchtige wie mangelhafte Leistung des genialen Künstlers habe ich mich bereits an verschiedenen Stellen dieser Aufsätze ausgesprochen.

Den dreistesten Schritt unter allen Münchnern hat diesmal Lindenschmitt gethan. Während sein „Walter Raleigh" nichts wie eine hübsche Variation jenes Themas ist, welches ihm in seinem „Hutten" am besten gelungen, nämlich der weißen Kalkwand mit dunklen Figuren davor, ist sein „Venus und Adonis" eine in jeder Beziehung ungewöhnliche Leistung, ein beachtens- und dankenswerthes Unternehmen. Diese große Leinewand eines durchaus modern geschulten Malers beweist uns, daß die moderne Malerei mit ihrem unermüdlichen Naturstudium, Realismus genannt, keineswegs unfähig wird, große ideale Themata zu bewältigen. Lindenschmitt hat in diesem Bilde nichts von seinen mühsam errungenen modernen Qualitäten abgeschworen, sondern er hat uns gezeigt, wie gut sie sich mit den künstlerischen Vorzügen der Alten und den Anforderungen ihrer Themata vereinigen lassen, um ein entschieden Eigenartiges, Neues, Nichtconventionelles zu schaffen. Das ist hier in Bezug auf Colorismus und Solidität der Töne sicherlich geschehen, und wie stark auch im übrigen die Anklänge bald an die Spanier, bald an Tizian und Rubens erscheinen mögen, sie erdrücken doch nicht die Ueberzeugung, die bereits diesmal aus der Gesammtcomposition wie der Zeichnung hervorgeht, daß nämlich der Künstler das Unsterbliche ihrer Kunst viel mehr nachzufühlen als nachzuahmen sich bestrebt.

Gabriel Max hat uns seine auch bereits in diesen Blättern besprochene „Julia" geschickt. Ueberall fast hat man an dem Titel Anstoß genommen, als hätte man ihn, mit möglichster Shakespearekenntniß, zu besprechen, und um seinetwillen hat man das Bild verfehlt genannt. Gut, geben wir von vorneherein zu, daß der Titel mit dem Bilde kaum etwas zu thun hat — sehen wir nur das Bild eines todten bräutlichen Mädchens, auf dessen rührende Leiche das kalte unbarmherzige Leben unbe-

Digitized by Google

kümmert seine Wellen von Licht und lärmender Luft wirft, sehen wir auf die intensive Poesie dieser gewiß malerischen Empfindung, auf die überzeugende und doch gewiß künstlerisch gemilderte Wahrheit dieser Darstellung, und dann urtheilen wir. Was bedeutet der Titel, wie entstehen denn solche unwesentlichen Dinge!? Max malt, Shakespeares Julia oder ein Nachklang von ihr hat ihm meinetwegen die Veranlassung gegeben. Aber während er von der Schöpfung des Dichters seine malerische Phantasie erregt fühlt, geht er doch nicht weit genug, um Illustrateur zu werden. Er bleibt vielmehr der selbstständige Künstler, dessen malerische Zwecke ihn unwillkürlich während der Arbeit mehr und mehr von dem Dichter scheiden, der ja nichts gab als die Anregung; die nunmehr malerisch neuentstehende Idee seines Gegenstandes vertieft und verallgemeinert sich immer mehr, der Dichter ist längst völlig zurückgetreten, denn der Maler hat mit der eigenen Phantasie genug zu thun, — schließlich kommt ein Bild zu Tage, dem fast nach keiner künstlerisch-malerischen Seite hin eine lebendig wirksame Tüchtigkeit abzusprechen ist, das aber mit der Julia Shakespeares nichts mehr gemein hat, als den Namen, den ihm der Künstler läßt, sei es aus Gleichgültigkeit, sei es selbst aus Unklarheit. Und nun kommt das kritische Publicum, das vielleicht den Shakespeare, aber keine Bilder kennt, das wohl eine literarisch voreingenommene Phantasie mitbringt, aber keine Idee von den Bedingungen malerischer Empfindung und Schöpfung, und findet, daß das keine Julia ist. Das finde ich auch, aber, daß ich damit etwas Nöthiges oder nur Interessantes, Neues sagte, finde ich nicht. Besser gemalt und feiner durchempfunden, ist Weniges auf unserer Ausstellung, — ich wünschte, daß ich auch damit nichts Neues sagte. Denn einerseits wäre damit diese Juliafrage und manche ähnliche entschieden und andererseits könnte ich jemandem, dem das neu wäre, das mangelnde Verständniß für die malerische Natur, ihre Wahrheit und Stimmung, sowie für die entsprechenden Auffassungs- und Ausdrucksfähigkeiten, resp. ihre Grenzen und Bedingungen doch nicht beibringen.

Vorwiegend in anderer Weise bedeutend und eminent wirkungsvoll im besten Sinne, ist Defreggers „Letztes Aufgebot". Hier liegen fast die ganzen Qualitäten des Künstlers in der gewaltigen und mannichfachen Charakteristik eines hochbedeutsamen, intensiv empfundenen Moments. In all diesen Menschen, in dem ganzen energisch und einheitlich componirten Bilde herrscht ein und dasselbe tief erregte Gefühl, in all seinen Wirkungen und Reflexen auf die mannichfachste Menge. Das Alles drängt auf einen geschlossenen Punkt: „Schlagt die Hunde von Franzosen todt", und dies Einzige pulst und krampft in lauter Greisen, Krüppeln, Weibern und Kindern! Furchtbar erschütternd ist dies Häuflein alter Weißköpfe, die sich todtschlagen lassen würden wie die Katzen, ebenso die dünne Reihe jener, die ohnmächtig im verödeten Dorf bleiben werden; alle Energie der Charakteristik, alle geschlossene Kraft der eminent dramatischen Composition steht im ausschließlichen Dienst dieses schaurigen und doch erhebenden Gefühls. Selbst derjenige, dem die malerisch-coloristischen Ziele unserer Zeit am allerwenigsten gleichgültig sind, wird einer solchen Einzelleistung gegenüber schweigen, ebenso wenig wird man hier von den Nachtheilen der sonst so vielfach ungesunden epidemischen Bauernmalerei reden. Und schließlich ist dies Bild besser gemalt, als die meisten früheren Defreggers.

Mehr wegen der vorzüglichen Kraft und Solidität seiner Pilotymalerei haben wir hier Faber du Faurs „Abreise des Winterkönigs" zu erwähnen. Körperlicher und zugleich coloristisch feiner kann selbst diese Schule nicht werden. Alle ihre kleinen Scherze und Bravourstücke, wie z. B. die Anhäufung edler Stoffe und schöngeformten Metalls sind auch hier vorhanden, aber nirgends erdrückend, sondern durch den Moment des Bildes recht gut motivirt. Dazu ist diesem Moment selbst keineswegs ein reiches dramatisches Leben abzusprechen und der etwas theatralische Zug, der der Scene anklebt, erscheint durch die Echtheit des Costüms, der Localität u. s. w., besonders aber auch durch die brillanten Pferde, die Faber du Faur malt, so zu sagen bedingt.

In jeder Beziehung eines der vornehmsten Bilder der Ausstellung, ist die „Hirschjagd aus der Zeit Ludwig XV." von dem leider kürzlich verstorbenen Max Gierymski. Wie breit und klar empfunden hier auch schon die Landschaft in ihr Recht tritt, wie sehr auch Wahrheit, Licht und Luft, gepaart mit einem eigenthümlich feinen coloristischen Effect, hier zu den Hauptaufgaben des Malers gehören, so selbstständig, elegant gezeichnet und bewegt, sind doch gerade auch die Figuren dieses Bildes, so sehr ist das Flüchtige des blos äußeren Scheins vermieden, welches den Menschen nur zu Compositionszwecken, als Farbfleck u. s. w. verwendet. Alle Wahrheit dieser modernen Bilder, all ihr auf intimster Naturbeobachtung basirender Reiz, all ihre coloristische Feinheit ist auch hier vorhanden, aber zugleich ist dies Bild bis in alle möglichen Einzelheiten der Erscheinung fertig und vollendet, ohne deshalb nur im Geringsten unwahr oder überladen zu werden, ohne auch nur in die Nachahmung französischer Kleinmeisterei zu verfallen. — Im Gegensatz zu dieser Leistung zeigt ein zweites Bild des Künstlers „An der Weichsel" vorwiegend seine eminente landschaftliche Begabung.

F. Adams' großartig talentvolle Tafel haben wir schon oben erwähnt. Geschickter kann man nicht sein, aber trotzdem ist diese aufgelöste Schlacht kein Bild. Schade, daß gerade solche Bilder ohne Bildwirkung die Specialität dieser eminenten Begabung zu sein scheinen.

Mehr nach Venedig als nach München, mehr in's Gefolge Passinis als irgend eines Oelmalers gehört das ausgezeichnete Bild Echtlers „Vor der Logetta". Wüßte man nicht, daß in seinem immerhin engen Rahmen das ganze Repertoire des Künstlers beschlossen läge, man müßte auf diesen ebenso originell beobachtenden, wie fein zeichnenden und colorirenden, durchaus modernen Maler, als auf eins unserer eigenthümlichsten Talente hinweisen.

Entschieden die Aufmerksamkeit erregend sind ferner die coloristischen Kleinigkeiten von A. Keller. Nur die stellenweise auftretende graziöse Zeichnung könnte daran erinnern, daß der originelle Künstler zur Rambergschule gehört, — nach seiner eminenten Bravour, Farbeneffecte in der Natur zu finden und mit dem Allerwenigsten darzustellen, könnte das Lehrer- und Schülerverhältniß eher umgekehrt sein; — resp. auf Gegenseitigkeit beruhen. Hoffen wir, daß Kellers entschieden decoratives Talent sich nicht an solchen geistreichen Kleinigkeiten verzettelt. Gerade solche Kräfte, wenn sie ausreichen, könnten wir auf größeren Gebieten brauchen.

Ein feines und lebendiges Bild ist schließlich die Straßenscene aus Smyrna von Gysis, einem Orientalen, der es verstanden hat, die eigenthümlichen Lichterscheinungen und Farbenreize seiner heimischen Sonne mit Piloty'scher Schule zu einem eigenthümlich geschickten Ganzen zu verschmelzen. Graziös wie gewöhnlich, wenn auch ebenso dünn in der Malerei, ist Beyschlag mit seiner „glücklichen Mutter". Trübners Prügelscene, in der wischigen Manier Laibls, ist auf den ersten Blick höchst wahr und originell, erweist sich aber bald als eine geschickte Nachahmung wirklicher Naturempfindung und wirklich ernsthaften bewußten Studiums im Freien. Sein Portrait eines Mohren ist nichts als ein Tendenzexperiment, welches bereits anfängt, die Consequenzen dieser manierirten Anschauung resp. Darstellung zu zeigen. Grützner, dessen „Jägerlatein" ich in der Photographie ganz munter und fein gefunden hatte, vermag ich weder komisch, noch besonders gemalt zu finden. Young, um Einen für Alle zu nennen, finde ich, trotz aller guten Zeichnung, in der Photographie schon affectirt, im Original abscheulich bunt, trotzdem einige einzelne Stückchen merkwürdiger Weise tüchtiges Studium resp. tüchtige Studien verriethen. Und so weiter.

Auch die münchener Thiermaler werden alt. Volz hat jeden Fortschritt aufgegeben und ist darum heute nur noch wenig, während er früher recht viel war. Besonders die Nachbarschaft moderner Bilder verträgt er nicht mehr. Baisch und besonders Brendel sind zwar kräftiger, aber auch sie haben so ziemlich ihre Zeit gehabt, ein Urtheil, das ihre Verdienste weiter nicht schmälern kann.

Von Landschaftern habe ich auf Schleich bereits hingewiesen und Lier seinem Wesen nach besprochen. Letzterer, der ja noch unter den Lebenden, Vorwärtsstrebenden weilt, darf hier wohl noch einmal mit seiner diesmaligen Ausstellung auftreten. Seine beiden Bilder sind diesmal reicher belebt als bisher, während sie ihre guten landschaftlichen Qualitäten wenigstens vollständig bewahrt haben. Auch Düne und Meer sind Themata, bei deren Darstellung wir dem Meister noch nicht begegnet sind; ein Umstand, der uns beweist, daß er nicht wie manche seiner Nachahmer bequem und einseitig zu werden Lust hat.

In guten klaren, kleinen Strandstücken mit ausgezeichnetem Himmel tritt auch v. Poschinger auf. Recht dreist auf modernen Wegen, in grauen, einsamen Motiven, wie in farbigeren Effecten aus der Flachlandschaft tritt Tina Blau auf, von allen malenden Frauen, deren Leistungen mir bekannt sind, noch die rücksichtsloseste. Das ist allerdings nicht gerade ein künstlerisches Lob, aber doch ein seltenes in Anbetracht des Geschlechts. Nicht gerade allzu neu, aber doch ganz kräftig scheinen mir auch die Kleinigkeiten von Fischer zu sein, indessen kann ich nur

Digitized by Google

unter Vorbehalt, weil aus unzureichender Erinnerung, von ihnen sprechen.

Aus diesem letzteren Grunde, weil ich heute nach Schluß der Ausstellung bereits aus dem Gedächtniß schreibe, erkläre ich es gerne für möglich, daß ich Einen und den Andern vergessen hätte, der Erwähnung verdiente. In Düsseldorf ist mir das z. B. schon mit Hertels vortrefflichen „Genrebildern" so gegangen. Aber die Zeit drängt, mit ihr wird der Raum knapper und unfehlbar ist heute nur Einer. Ich meinentheils bitte für die Unterlassungssünden meiner Aufmerksamkeit wie meines Gedächtnisses gern um Gnade.

## Notizen.

Die Vorgänge in Spanien, für den fernstehenden Zuschauer oft schwer verständlich, haben in der letzteren Zeit einiges Interesse gewonnen. Don Carlos scheint nicht nur mit seinem Latein, sondern auch mit seinem Geld zu Ende. Man sprach davon, er wolle wie andere Leute in ähnlicher Lage eine Anleihe unterbringen, das heißt bei guten Freunden borgen. Es könnte ihm indessen damit ergehen wie jener Bank in Zürich, welcher neulich ein Engländer ganz ernsthaft 1,250,000 Franken zu einem halben Procent auf 21 Jahre anbot. Er knüpfte nur daran eine einzige Bedingung, nämlich daß ihm die Bank einen Vorschuß von 2700 Franken nach London schicke, damit er sich zum Abschluß des Geschäftes persönlich nach der Schweiz begeben könne.... Der Carlismus wird trotz aller Prahlereien seiner Anhänger bald auf dem Trockenen sein. Vielleicht werden ihm die Zeitungen schon in ihren nächsten Neujahrsnekrologen einen Platz widmen können. Diese Todtenschau wird im übrigen diesmal ziemlich reich ausfallen. Auch die Publicistik aller Länder wird wieder ihren nicht unerheblichen Beitrag dazu liefern. In Paris starb vor einigen Tagen der auch bei uns wohlbekannte Mr. Hardman, langjähriger Correspondent der Times früher in Berlin, dann in Italien, zuletzt in Frankreich. In der preußischen Hauptstadt war ihm während der Jahre des Verfassungsconflicts das Unglück begegnet, daß er einen sehr einflußreichen und zugleich sehr empfindlichen Staatsmann in den Times lebhaft angegriffen hatte. Als ihm dieser in einer Soiree begegnete, bekam die Herrin des Hauses eine Beschwerde darüber zu hören, daß sie ihn, den Minister, mit dem malitiösen Journalisten zugleich eingeladen habe. Der Vorgang rief damals in der berliner Gesellschaft einige Aufregung hervor. Die Times schützten ostensibel ihren Correspondenten, versetzten ihn aber einige Monate darauf nach Florenz, über welchen Wechsel sich der davon betroffene Publicist schon aus sanitätlichen und anderen Gründen schwerlich beklagt haben wird. Hardman mochte sich hier und da nicht unfehlbar erwiesen haben. Er war aber Alles in Allem ein Gentleman und besaß die in jedem Lebenskreise schätzbarste Eigenschaft: er war durchaus zuverlässig und keines schlimmen Streiches gegen einen Cameraden in der Presse fähig. Die Own Correspondents der englischen Blätter verdienten wohl einmal eine eingehende Beschreibung. Es sind wunderliche Käuze darunter. Einer derselben, Reporter aus Berlin für eine außerordentlich verbreitete londoner Zeitung, soll kürzlich wegen einer Mittheilung über eine vielbesprochene Affaire in eine Art Conflict mit der berliner Polizei gerathen sein, die in solchen Dingen keinen Spaß versteht. Der Correspondent hatte früher, wie er wenigstens selbst oft versicherte, bessere Bezüge zu hohen Personen. Er war in Berlin eingetroffen, als die luxemburger Frage brennend zu werden schien. Jemand, dem er Gruß und Empfehlung von London gebracht hatte, fragte ihn, was er von den damals in den Blättern schwirrenden Kriegsgerüchten halte? Ich lese keine Zeitungen, antwortete kühl der Engländer. Wo ich hinkomme, sehe ich nur meinen Botschafter und den jedesmaligen Minister des Auswärtigen. Danach fertige ich meinen Bericht. — Vortrefflich! Und was hat Ihnen Herr von Bismarck gesagt? — Er sagte mir, wenn England nicht binnen vierundzwanzig Stunden die Garantie für Luxemburg mit übernehme, sei der Krieg unvermeidlich. — Und haben Sie das geschrieben? — Versteht sich, lautete die Antwort, ich habe die gewiß interessante Nachricht sogar telegraphirt! ... Es war wieder ein Zeichen, wie der spätere Reichskanzler in derartigen Fällen mit der Presse umzugehen weiß. England ertheilte bekanntlich die fragliche Garantie. Sein Minister erklärte jedoch bald darauf im Parlament, die Uebernahme der Garantie für Luxemburgs Neutralität setze voraus, daß alle Mächte, die sich dazu verpflichtet, auch sammt und sonders dafür eintreten würden. Dadurch war freilich der Werth derselben, soweit es England anging, auf eine homöopathische Dosis reducirt. Was Bürgschaften, Bündnisse, internationale Versprechungen heutzutage sagen wollen, ist ja auch sattsam bekannt. Jeder derartige Vertrag hat eine stillschweigende Clausel, daß jedermann den Tractat einhalten werde, so lange das seinen Interessen convenire. Disraelis Speech bei dem neulichen Lordmayorbanket hat manchem mißfallen, weil der Premier einmal wieder echt englisch den unnahbaren Comfort des Inselvolkes auf Kosten des nervös afficirten Continents rühmte. Er sprach indessen nur aus, was anderswo mit hochtönenden Phrasen von Freundschaft und Waffenbrüderschaft verhüllt wird. Jeder Staat ist in Wahrheit auf sich selbst gestellt und man geht mit ihm, so weit er mächtig ist und seine Allianz Werth hat. Für Nationen wie in gewissem Sinne auch für Individuen gilt mehr als jemals der weise Spruch, man solle auf Gott vertrauen und stets sein Pulver trocken halten.

* * *

## David Friedrich Strauß und Philipp Wackernagel.

Der gehässige Angriff, den ein kirchlicher oder religiöser Zelotismus an Strauß' frischem Grabe gegen die pietätsvollen Worte eines Jugendfreundes zu richten wagte, hat seiner Zeit in Deutschland laute und allgemeine Entrüstung hervorgerufen. Seitdem ist die Kunde davon wie billig mit Nacht begraben. Länger dauert vielleicht in den Annalen der Wissenschaft das Gedächtniß eines gleichzeitigen verstockteren Angriffes gegen Strauß' eigene Person, ohne daß derselbe bisher zu allgemeiner Kunde gekommen, geschweige öffentlich nach Gebühr gerügt wäre.

Philipp Wackernagel liebt es, die Vorreden seines durch Sorgfalt der Behandlung wie Fülle des Stoffes gleich werthollen Werkes „das deutsche Kirchenlied", (bis jetzt vier stattliche Bände. Leipzig, Teubner 1864—74) mit umfangreichen Erörterungen auszufüllen, die in der Regel auf eine geharnischte Polemik gegen die unsere Zeit bewegenden Ideen, u. a. gegen die so zu sagen symbolischen Mächte des Liberalismus und Humanismus hinauslaufen.

In diesem Sinne heißt es u. a. in der neuesten unlängst veröffentlichten Vorrede des vierten Bandes nach Erwähnung der verdienstvollen Thätigkeit des evangelischen oder lutherischen Hymnendichters Selnecker: „Nach Selneckers Auffassung sind die, von welchen schädliche falsche Lehre kommt, Gottlose. So einfach sollen wir nicht urtheilen dürfen. Weder die Atheisten alten Stils, noch die modernen, welche blos die Gottheit Christi zu leugnen meinen oder vorgeben, möchten sich Gottlose schelten lassen: das Wort ist ihnen ethisch zuwider, ihre Versündigung soll vielmehr eine sittliche That sein. David Strauß ist ihnen kein Zeichen, dem sie widersprachen; sie gehen seine Wege und werden erst erschrecken, wenn er, was nahe bevorsteht, Jesuit geworden. Wie würde Selnecker, der schon die Irrlehrer aus der Schule Melanchthons Gottlose hieß, dergleichen Frevler genannt haben? Ruchlose? oder Judasbuben, die der Kirche Brot essen, aber sie verrathen? Schlangensamen auf Kanzel und Katheder? — — — — — — — — — den ganzen Drachenschwanz, dessen letzte Ringe sich Protestantenverein nennen."

Gegen ein so gottseliges Schalten, das sicher aus innerster persönlicher Ueberzeugung hervorquillt, verliert Einsender dieser Zeilen natürlich kein Wort; wer's mag, de mag's, un wer's nich mag, de mag's jo woll nich mögen. Aber wir heben die Thatsache hervor, daß die Vorrede, woraus diese Stelle entnommen, Dresden, Februar 1874 datirt und ihre Veröffentlichung mehrere Monate später erfolgt ist. Wir nennen es nicht blos eine Impietät gegen eine dahingegangene nationale Größe — das wird Wackernagel von seinem Standpunkt aus, wenn auch mit Unrecht bestreiten — sondern eine Rücksichtslosigkeit gegen das allgemeine Urtheil seiner Zeit- und Landesgenossen, daß er einen reinen und lautern, in sich geschlossenen und mit sich übereinstimmenden Charakter, in dem kein Falsch war, der Hinneigung zum Jesuitismus zu beschuldigen wagt und diese Beschuldigung nicht blos gegen den Lebenden, sondern auch noch gegen den Abgeschiedenen aufrecht hält. Wenn je ein Custode im Interesse der Wahrheit und wissenschaftlichen Ueberzeugung geboten war: hier war seine Beigabe eine doppelte und dreifache sittliche Pflicht. Wir halten es in der That nicht für möglich, daß Wackernagel noch jetzt seine Worte vor sich selber, geschweige vor der Welt rechtfertigt.

Digitized by Google

## Offene Briefe und Antworten.

### Our goodman came hame at e'en.

Ein Wort freundlicher Berichtigung zu Adolf Strodtmanns interessantem Artikel in Nr. 45 der „Gegenwart!" Strodtmann irrt, wenn er meint, dem Gedichte „des Pachters Rückkehr" von F. L. W. Meyer liege keine englische (sagen wir lieber: britische) Quelle zu Grunde. Das Gedicht ist einfach eine freie Bearbeitung der bekannten schottischen Volksballade „Our goodman came hame at e'en", welche zuerst von David Herd in der zweiten Auflage seines berühmten Sammelwerkes „Ancient and Modern Scottish Songs, Heroic Ballads etc. collected from Memory, Tradition and Ancient Authors" (Edinburgh, 1776) mitgetheilt wurde, und aus diesem in die spätern Sammlungen von Allan Cunningham („The Songs of Scotland, Ancient and Modern". London, 1825), Robert Chambers („The Scottish Songs". Edinburgh, 1829), Alexander Whitelaw („The Book of Scottish Song". Glasgow, 1851) und viele andere übergegangen ist, auch in O. L. B. Wolff („Halle der Völker". Frankfurt am Main, 1837) längst einen treuen und gewandten deutschen Uebersetzer gefunden hat. Die Abweichungen Meyers vom Original sind ganz willkürlich; die bei ihm fehlende (von Strodtmann nach Simrocks Texte hinzugefügte) Schlußstrophe fehlt auch bei Herd. Daß Meyer das Lied aus Herd geschöpft hat, und daß seine, zuerst im Göttinger Musenalmanach 1790 gedruckte, Bearbeitung nachmals mit vielen Veränderungen in's Volk übergegangen ist, hat übrigens auch schon Hoffmann von Fallersleben („Schlesische Volkslieder von Hoffmann v. F. und Ernst Richter". Leipzig, 1842; und: „Unsere volksthümlichen Lieder". Leipzig, 1859) bemerkt, und ich wundre mich nur, wie Strodtmann, der beiläufig sogar auf Hoffmanns Schlesische Volkslieder Bezug nimmt, dies übersehen mochte. Eine spanische Melodie des Liedes Hoffmann verzeichnet blos die ihm bekannten deutschen Weisen; auch Herds Text scheint er nur in O. L. B. Wolffs Uebersetzung gekannt zu haben) findet sich im fünften Bande von Johnsons „The Scots Musical Museum" (London, 1787—1803; zweite Ausgabe, von D. Laing; Edinburgh, 1839).

Daß man, nach Kinkels Bemerkung in Nr. 43 der „Gegenwart", „ähnliche Schnurren bei allen singenden Völkern antrifft", ist ganz richtig, nur ist die Behandlung des heikeln Stoffes nicht immer so derbhumoristisch, noch ist der Ausgang des Abenteuers allemal so harmlos, wie in „Our Goodman". Ich erinnere mich eben zweier spanischer Geschichten der Art: der Romanze de la Blanca Niña (das Original, nach dem Antwerpener Cancionero von 1555, in Jacob Grimms „Silva de romances viejos" und in Wolf und Hofmanns „Primavera y Flor de Romances"; eine treffliche Uebersetzung in „Altspanische Romanzen" von F. Diez) und der Romanze von Albertos und Alba (bei Wolf und Hofmann: Romance del conde Lombardo), die Emanuel Geibel („Volkslieder und Romanzen der Spanier") meisterlich dem Deutschen angeeignet hat, — beide Romanzen mit tragischem Ausgange. Schelmisch ist die dänische Behandlung eines verwandten Motivs in den Kämpe Viser, („Tiefe der Nordsee", übersetzt von Wilhelm Grimm in „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen"), deren launiger Rundreim:

Wenn Weiber nicht können mehr Rede stehn,
Oft und manchesmal!
Dann fehlt das Wasser in der Nordsee,
Wohl sorgt sie für ihren Herzallerliebsten!

diesen trocknen literarhistorischen Nachweis heiter beschließen möge!

Canstatt, 9. November 1874.

Ferdinand Freiligrath.

* * *

## An unsere Correspondenten.

Es gehen uns viele Briefe mit dem folgenden Vermerk der Postbehörde zu:

„Verspätet bestellt wegen ungenügender Wohnungsbezeichnung.

Im Interesse unverzögerter Briefbestellung wird ersucht, die Absender darauf aufmerksam zu machen, daß die Angabe der Straße und Hausnummer sowie des Postbezirkes auf der Adresse dringend nöthig ist."

Wir richten daher an unsere Herren Correspondenten die dringende Bitte, alle für die Redaction der „Gegenwart" bestimmten Sendungen mit der genauen Adresse:

Dr. Paul Lindau,
Berlin S. W.,
Lindenstraße 110.

versehen zu wollen. Besonders bei recommandirten Briefen und Packeten muß die Person des Herausgebers namhaft gemacht werden, da von Seiten der Postbehörde Schwierigkeiten erhoben werden, recommandirte Briefe, welche an die „Redaction" adressirt sind, dem Redacteur auszuhändigen.

Bestellungen von Abonnements, Inseraten ꝛc. sind nach wie vor an die Expedition der „Gegenwart", Georg Stilke, Berlin N. W., Louisenstraße 32, zu adressiren.

## Bibliographie.

Die Schweizerlegende vom Bruder Klaus von Flüe nach ihren geschichtlichen Quellen und politischen Folgen. Von Ernst Ludw. Rochholz. Aarau 1875, Sauerländer.

Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789 — 1800. Von Ad. Schmidt. I. Theil. Jena 1874, Mauke's Verlag.


## Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

**Gesammelte Aufsätze.**
Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart
von
**Paul Lindau.**
1 Band 8°. 29 Bogen. eleg. geh.
Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

**Baedeker's Handbuch für Italien.**

Ober-Italien bis Livorno, Florenz und Ancona und die Insel Corsica, nebst Reise-Routen durch die Schweiz und Oesterreich. Mit 8 Karten und 23 Plänen. 7. neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

Mittel-Italien und Rom. Mit 7 Karten, 2 Plänen und einem Panorama von Rom. 4. neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . 2 Thlr.

Unter-Italien und Sicilien, nebst Ausflügen nach den Liparischen Inseln, Tunis (Carthago), Malta, Sardinien und Athen. Mit 7 Karten und 8 Plänen. Neue Auflage in Vorbereitung.

**MEYERS REISEBÜCHER 1874. — ITALIEN von GSELL-FELS.**

| OBER-ITALIEN. | ROM und MITTEL-ITALIEN. | UNTER-ITALIEN. |
|---|---|---|
| 1. Band, geb., 4 Thlr. | 2 Bände, geb., 6 Thlr. | 1 Band, geb., 2⅓ Thlr. |

. . . . „Allzu reich ist unsere Reisebücherliteratur über Italien ohnehin nicht, und dieses neueste Werk, das dürfen wir dreist sagen, **nimmt jetzt entschieden den ersten Rang ein**. . . . ein Reisehandbuch, um das andere Völker uns beneiden können . . ." Augsb. Allg. Ztg.

**Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig (vormals Hildburghausen).**


Digitized by Google

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Durstige Tage.**

Eine wälsche Weinwanderung

von

**Woldemar Kaden.**

Miniatur-Ausgabe m. Goldschn. Thlr. 1. — oder fl. 1. 48 kr.

„Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus, nunc Saliaribus
Ornare pulvinar Deorum
Tempus erat dapibus sodales.“ *Horatius.*

**Meyer & Zeller's Verlag**
(Friedrich Vogel)
in Stuttgart.

*Auf jeden Schreibtisch gehört*

**MEYERS HANDLEXIKON**

*Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* **augenblicklichen Bescheid.** *1968 kl. Octavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen.*

**Bibliographisches Institut in Leipzig**
(vormals Hildburghausen).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Friedr. Spielhagen:**

**Sämmtliche Werke.** 11 Bde. brosch. 11 Thlr. eleg. geb. 14 Thlr.
**Problematische Naturen.** Sechste Auflage. 2 Bde. brosch. 2 Thlr. 15 gr. eleg. geb. 3 Thlr. 5 gr.
**Hammer und Amboss.** Fünfte Aufl. 2 Bde. brosch. 2 Thlr. eleg. geb. 2 Thlr. 20 gr.
**Allzeit voran.** Vierte Aufl. brosch. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 gr.
**Was die Schwalbe sang.** Dritte Auflage. brosch. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 gr.
**Ultimo.** Dritte Aufl. brosch. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 gr.
**Aus meinem Skizzenbuch.** brosch. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Studien über die Frauen.**

Von

Dr. **Eduard Reich.**

gr. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

**Schöpfung oder Entstehung.**

Aphorismen zur Entwicklung des organischen Lebens

von

**Adolf Bastian.**

gr. 8°. eleg. broch. 3⅓ Thlr.

Für die Lehren **Darwin's** und **Haeckel's** ist vorstehendes Werk von hervorragender Bedeutung.

**Deutsche Rundschau.**

Herausgeber: **J. Rodenberg.** Verlag: **Gebr. Paetel, Berlin.**

Erscheint in monatl. Heften von 10—11 Bogen gr. 8° in elegantester Ausstattung.
PREIS: pro Quartal 6 Mark = 2 Thlr.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Probehefte zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

**Inhalt des ersten Heftes:**

I. **Berthold Auerbach,** *Auf Wache.* Novelle.
II. **Anastasius Grün,** *Zum Concil.* Gedicht.
III. **H. von Sybel,** *Die erste Theilung Polens.*
IV. **J. v. Verdy,** *Der Zug nach Sedan.*
V. **Zur Kenntniß Kaulbach's.** Mittheilungen u. Briefe an den Geh. Ob.-Postrath *Ed. Schüller.*
VI. Dr. **Ferd. Cohn,** *Botanische Probleme.*
VII. **Theodor Storm,** *Waldwinkel.* Novelle.
VIII. **Fr. Kreyssig,** *Literarische Rundschau.*
IX. **Karl Frenzel,** *Berliner Chronik.* (Theater.)
X. **Ed. Hanslick,** *Wiener Chronik.* (Musik.)
XI. **Louis Ehlert,** *Rich. Wagner's Tristan u. Isolde,* Aufführungen in Weimar.
XII. **Politische Rundschau.**

**Inhalt des zweiten Heftes:**

I. **Paul Heyse,** *Nerina.* Novelle.
II. **Ed. Lasker,** *Ueber Anlagen und Erziehung.*
III. Prof. **H. Hüffer,** *Mittheilungen über Heinrich Heine.* Nebst bisher ungedruckten Briefen desselben.
IV. **Fr. v. Hellwald,** *Die Polarforschung der Gegenwart.*
V. **Bruno Meyer,** *Die Kunstausstellung in Berlin.*
VI. **Fr. Kreyssig,** *Literarische Rundschau.*
VII. **Karl Frenzel,** *Berliner Chronik.* (Theater.)
VIII. **Louis Ehlert,** *Concertwesen in Berlin.*
IX. **Politische Rundschau.**

**Festgeschenke.** VERLAG von C. F. Simon in Stuttgart. **Festgeschenke.**

**Emsland-Bilder.**
Erzählungen aus dem Emslande
von
E. von Dincklage.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
Preis 1 Thlr.

**Nymphäa.**
Novelle
von
Wilhelm Jensen.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
Preis 1 Thlr.

**Meereswellen.**
Venetianisches Märchen
von
E. VELY.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
Preis 1 Thlr.

**SONNENSTRAHLEN.**
Ein Märchen
von
E. Vely.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
Preis 1½ Thlr.

**Ein deutsches Dichterbuch.**
Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter gesammelt und herausgegeben
von
MAX KALBECK.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden Preis 1⅔ Thlr.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

**Dramaturgische Blätter.**

**Beiträge zur Kenntniss des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich.**

Von **Paul Lindau.**

2 Bände. 8°. eleg. geheftet. Preis 3 Thlr.

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung von Eduard Trewendt in Breslau.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 28. November 1874. Band VI.

v.6 no.48

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Führer und Redner der französischen Nationalversammlung. Von Leopold Richter. — **Literatur und Kunst:** Der arme Mann. Von Hieronymus Lorm. — John Stuart Mills religiöse Hinterlassenschaft. Von Karl Blind. IV. V. (Schluß.) — Mein Lebensgang. Von Fr. Vischer. (Fortsetzung.) — Poetische Abende. Von Rudolf Genée. Besprochen von E. Bürde. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Versucherin. Lustspiel in einem Aufzug v. Gustav v. Moser. Die Darwinianer. Lustspiel in drei Aufzügen v. J. B. v. Schweitzer. Besprochen von Paul Lindau. — Eine neue Oper. Cäsario. Oper in drei Acten von W. Taubert. Besprochen von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

### Führer und Redner der französischen Nationalversammlung.

Von

**Leopold Richter.**

Die Regierung, welche die Geschicke Frankreichs heute leitet, hat ihres Gleichen weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit. Es ist stark zu bezweifeln, daß sie künftige Nachahmer finden wird; denn das Schauspiel, welches sie der Welt und der Geschichte bietet, ist nicht der Art, daß es bei irgend einem vernünftigen Volke den Wunsch rege machen könnte, sich desselben als eines Vorbildes zu bedienen. Die Tage, wo, in den Augen der Franzosen wenigstens, französische Kunst und Literatur neben französischer Mode die Welt beherrschten, wo Frankreich mit aufrichtigem und nicht selten etwas komischem Stolze von seiner unvergleichlichen Armee, seiner vorzüglichen Verwaltung, ja sogar von seiner hohen politischen Weisheit sprach; die Tage, wo Frankreich im Großen wie im Kleinen ein hehres Vorbild für alle Völker der Erde zu sein vermeinte und in gewissen Beziehungen auch sicherlich war, wo Victor Hugo von Paris als von dem Mecca der Civilisation sprechen durfte, ohne deshalb ganz allgemein, ja selbst von seinen Landsleuten belächelt oder ausgelacht zu werden — die Tage sind vorüber. Frankreich ist kein Vorbild mehr; das Schicksal des einst gefeierten Landes ist vielmehr ein warnendes Beispiel und wird heutzutage nicht selten von andern Regierungen als ein solches angeführt.

Die heutige französische Regierung hat zunächst die große Eigenthümlichkeit, daß die Franzosen selbst nicht darauf stolz sind. Sie gestehen im Gegentheil ganz allgemein zu, daß dieselbe Vieles zu wünschen übrig lasse. Diese Regierung sui generis hat mit der Republik den Namen, mit der Monarchie und der Militärdictatur die politischen Gesinnungen und die militärischen Eigenschaften des derzeitigen Staatsoberhauptes gemein. Im Wesentlichen, in ihrer Constitution unterscheidet sie sich dadurch von allen andern gebräuchlichen und bekannten Staatsformen, daß sie da, wo andere Staaten irgend welche geregelte Regierungsformen besitzen, nur eine große Lücke zeigen kann. Die heutige französische Regierung lebt in der That ohne jede Constitution von Tag zu Tag in den Tag hinein.

Die Nationalversammlung maßt sich souveräne Rechte an, hat jedoch dem Präsidenten der Republik so große Prärogative einräumen müssen, daß diese Souveränetät, für die nächsten sechs Jahre wenigstens, ein leeres Wort geworden ist. Dem Präsidenten der Republik, Chef der Executivgewalt, ist es dagegen ganz ausdrücklich verboten, die Prärogative seiner Stellung, d. h. die eines Präsidenten der Republik, auszuüben. Der Marschall Mac Mahon ist durch ein Votum der monarchisch gesinnten Mitglieder der Nationalversammlung an die Spitze der Republik berufen worden, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er auf jeden Versuch verzichte, die Republik, d. h. die Sache, an deren Spitze er steht, zu constituiren. Der Marschall Mac Mahon ist demnach Präsident einer Republik, welche durch ihr gesetzliches Organ, die Majorität der Kammer, bei jeder Gelegenheit erklärt hat, daß die französische Republik nicht existire. Präsident einer nicht existirenden Republik, dies ist die eigenthümliche Stellung, mit der sich das Haupt der französischen Regierung heute zu begnügen hat. Alle Versuche, aus dieser zweideutigen Position herauszukommen, sind bis jetzt gescheitert.

Neben dem Präsidenten der Republik, gewissermaßen über ihm stehend, liegt der Nationalversammlung von Versailles die Pflicht ob, die Leitung der Geschicke Frankreichs zu überwachen. Frankreich besitzt demnach augenblicklich nicht weniger als 731 Souveräne: nämlich 1 Präsident der Republik und 730 Mitglieder der Nationalversammlung. Die Stellung letzterer läßt an Klarheit, wenn auch nicht ebensoviel wie die des Präsidenten, so doch auch noch immerhin viel zu wünschen übrig. Das ursprüngliche Mandat der in Bordeaux versammelten Vertreter des französischen Volkes war ohne jeden Zweifel, Frieden mit Deutschland zu schließen. Dies Mandat ist erloschen; aber die Nationalversammlung hat sich aus eigner Machtvollkommenheit stets neue Aufgaben gestellt, und diese Aufgaben sind noch so fern von einer Lösung, daß es selbst dem entschiedensten Freunde des status quo mit jedem Tage unwahrscheinlicher wird, die Kammer in Versailles werde jemals in der Lage sein, in dieser Beziehung befriedigende Resultate zu liefern. Hier stoßen wir nämlich wieder auf die allermerkwürdigsten Widersprüche: Die conservativen Mitglieder der Nationalversammlung sind es, welche stets die Ansicht vertheidigt haben, daß diese Versammlung constituirende Rechte besitze. Die Majorität der republicanischen Volksvertreter dagegen hat immer behauptet, die Nationalversammlung habe ihr Mandat längst erfüllt und es komme ihr keine constituirende Gewalt zu. Sie verlangt deshalb, daß die heutige Kammer sich auflöse und einer aus Neuwahlen hervorgegangenen constituirenden Versammlung Platz mache. Unter diesen

Digitized by Google

Umständen wäre es nun logisch, daß die Conservativen von Versailles zur sofortigen Discussion der constitutionellen Gesetze schreiten sollten, wobei sie dann auf die Opposition ihrer republicanischen Collegen stoßen würden. Das Gegentheil findet statt: die conservativen Deputirten, welche absolut constituirende Rechte für sich beanspruchen, widersetzen sich auf das energischste der Discussion constitutioneller Gesetze; die Republicaner dagegen, welche der Kammer das Recht zu constituiren absprechen, verlangen, daß die Kammer ohne Zeitverlust zur Constituirung der Republik schreite. — Die ganze Sache ist so verwirrt, daß ich im Interesse der Klarheit hier kurz resümire: die heutige französische Regierung besteht aus einer souveränen Nationalversammlung und einem Präsidenten der Republik. Letzterer ist Chef einer Republik, welche keine legale Existenz hat, da sie von der Majorität der souveränen Nationalversammlung noch nicht anerkannt ist; erstere theilt sich in zwei große Kategorien: in constituirende Deputirte, welche nicht constituiren wollen, und in anticonstituirende Deputirte, welche die Republik constituiren wollen. Von der Lösung dieser Widersprüche hängt die nächste Zukunft Frankreichs ab. Die Persönlichkeit des Marschalls Mac Mahon, Chef der französischen Republik, wird dabei eine ebenso große Rolle spielen, wie die Eigenthümlichkeiten der 730 Deputirten, mit denen er heute noch die Souveränetät theilt.

Der Marschall Mac Mahon ist den Lesern der „Gegenwart" bereits genügend bekannt; nicht so dürfte es der Fall mit seinem vielköpfigen Collegen, der Nationalversammlung in Versailles, sein. Der Zweck dieser Arbeit ist es, in gedrängter Kürze ein übersichtliches Bild dieses Staatskörpers zu geben.

Die Nationalversammlung in Versailles besteht aus 730 Mitgliedern, die sich in sechs große Parteien und in eine bedeutende Anzahl kleiner Fractionen theilen. Diese sechs großen Parteien sind: die legitimistische, die orleanistische, die bonapartistische, die gemäßigt republicanische, die republicanische und die radicale. Diese Aufstellung ist nicht nach der numerischen Stärke der Kammerfractionen gemacht worden; dieselbe beginnt einfach mit der äußersten Rechten und endet mit der äußersten Linken.

### I. Die legitimistische Partei

zählt 132 Mitglieder, welche insgesammt die Restauration der Monarchie unter Heinrich V. zur Aufgabe ihrer Politik gemacht haben. Jedoch ist wohl zu bemerken, daß diese äußerste Rechte wieder ihre besondere äußerste Rechte, ihr Centrum, ja sogar ihre Linke hat. Die äußerste Rechte der äußersten Rechten zählt nur wenige blinde Fanatiker, Leute, von denen man sagt, sie sein plus royalistes que le roi, die von keiner Concession irgend einer Art etwas wissen wollen und die mit wirklich rührender Naivetät auf eine göttliche Intervention rechnen, um die legitimen Rechte des Königs von Gottes Gnaden zur Geltung zu bringen. Unter dieser kleinen Gruppe politischer Schwärmer — es sind deren nur 8 bis 12 — sind die Herren von Belcastel (Haute-Garonne), Dahirel (Morbihan), Marquis von Franclieu (Hautes-Pyrénées) und General du Temple (Ille-et-Vilaine) die bekanntesten. Es sind auffallende Figuren, diese Männer einer längst vergangenen Zeit; und obgleich ihr Einfluß in der Kammer ein sehr geringer und in vielen Fällen ein der legitimistischen Partei schädlicher gewesen ist, so verdienen sie doch in der Liste der Führer und vorzüglichsten Redner der Kammer genannt zu werden, da sie in ganz Frankreich bekannt sind und ihre Worte stets ein lautes und anhaltendes Echo in allen legitimistischen und klericalen Zeitungen Frankreichs finden.

Der General du Temple, ein ehemaliger Marineoffizier, verdankt seinen Generalstitel dem Umstande, daß er während des letzten Krieges gegen Deutschland als général auxiliaire eine Truppe geführt hat, welche unter seiner Leitung so viel Gutes geleistet haben soll, wie französische Truppen im letzten Feldzuge überhaupt geleistet haben. Du Temple zeichnet sich in der Nationalversammlung, sowie auch in der Presse durch seine rücksichtslose Unerschrockenheit aus. Er hat es gewagt, in der Zeitung „L'Univers" zu schreiben, die französische Armee habe sich im Kriege gegen Deutschland der Feigheit schuldig gemacht und er fürchtet sich nicht, in der Nationalversammlung, einer gegen alle, aufzustehen, und seine barocken politischen Principien vorzutragen und zu vertheidigen. Unterbrechungen, Gelächter, Geschrei, ja sogar Ordnungsrufe des Präsidenten sind außer Stande ihn zu stören. Der kleine Mann hat starke Lungen zur Vertheidigung seiner festen Principien und seine Stimme ist kräftig genug, um selbst den sprichwörtlich gewordenen Versailler Kammerlärm zu beherrschen.

Herr von Belcastel, der würdige College des ehrenwerthen General du Temple, erscheint nur selten auf der Tribüne; desto häufiger aber kann man seine Prosa in den Spalten der großen ultramontanen Zeitungen lesen. Er zeigt sich dort als ein stiller, tiefer Schwärmer, dessen felsenfeste Ueberzeugungen selbst demjenigen Achtung gebieten, der Mühe hat, sich beim Lesen derselben eines Lächelns zu enthalten. Herr Paul de Cassagnac, der wohlbekannte Redacteur des Pays, sagte vor einigen Tagen, indem er eine der letzten geistigen Productionen des Herrn von Belcastel kritisirte: „Es ist ganz klar, Belcastel ist verrückt geworden". Cassagnac läßt sich von seiner Heftigkeit wie gewöhnlich zu sehr hinreißen; aber daß es in Herrn von Belcastels Kopfe ganz vollständig richtig sei, daß das ehrenwerthe Mitglied für die Haute-Garonne ein vernünftiger Mensch im gewöhnlichen Sinne des Wortes sei, wagen auch wir nicht zu sagen. Sein Aeußeres entspricht der Idee, die man sich nach seinen Schriften von ihm machen muß. Er ist ein langer hagerer Mann mit einer Glatze, wie die eines Mönchs. Er wohnt den Sitzungen der Kammer gesenkten Auges bei, so daß man glauben könnte, er schliefe; aber sobald ein Redner ein Wort fallen läßt, welches seine religiösen oder politischen Ueberzeugungen verletzt, so erhebt er sich lebhaft und protestirt durch Worte, die jedoch im stenographischen Bericht häufig nur als „Unterbrechung" bezeichnet werden können, da Belcastel ein gewöhnliches menschliches Organ besitzt, das in dem Kammerlärm von Versailles wie eine Stimme im Sturme verhallt.

Herr Dahirel, ein ebenso fanatischer Royalist wie du Temple und Belcastel, zeichnet sich vor diesen durch größere Ruhe und wahrscheinlich auch durch gesunderen Menschenverstand aus. Er ist als einer der unermüdlichsten „Unterbrecher" der Kammer bekannt. Seine Stimme ist klar und kräftig und da er seine Meinung aus voller Brust herausschreit, so geben seine Interruptionen nicht selten zu Scenen Veranlassung, welche in den Kammerberichten unter der Bezeichnung „Unbeschreiblicher Tumult" berühmt geworden sind. Die Haltung des Herrn Dahirel, der ziemlich in der Mitte der Kammer einen von allen Seiten aus sichtbaren Platz einnimmt, ist bei solchen Gelegenheiten eine ganz vorzügliche. Er wendet den Kopf langsam nach rechts und links, augenscheinlich bemüht, etwas von dem zu verstehen, was ihm von allen Seiten zugeschrieen wird, und die kühne Haltung des schönen großen ältlichen Mannes sagt sodann deutlich: „Kommt nur heran, ich bin bereit, es mit jedem von euch aufzunehmen!" Dahirel ist ein heftiger Mann, aber er wird nicht geradezu zornig. Er lächelt im Gegentheil nicht selten inmitten des lebhaftesten Wortwechsels mit seinen Gegnern und sein Aeußeres läßt schwer errathen, daß er ein blinder, unversöhnlicher Fanatiker ist.

Dem vornehmen Marquis von Franclieu sagt man nach, daß er direct vom Grafen von Chambord inspirirt werde. Seine Persönlichkeit ist weniger provocirend, als die seiner obengenannten drei Gesinnungsgenossen. Seine Reden, obgleich dieselben nicht bedeutend sind, werden gleich Chambord'schen Manifesten häufig als das „Ereigniß des Tages" bezeichnet.

Die Zeitungsorgane der alleräußersten Rechten sind die Union (politisch) und das Univers (religiös).

In der Partei, die gewissermaßen als das Centrum der äußersten Rechten bezeichnet werden kann und die aus einigen

Digitized by Google

40 Mitgliedern besteht, verdienen die Herren de la Bouillerie (Maine-et-Loire), Herzog de la Rochefoucauld-Bisaccia (Sarthe), Vicomte von Lorgeril (Côtes-du-Nord), Fresneau (Morbihan) und von Cazenove de Pradine (Lot-et-Garonne) genannt zu werden. Sie haben sämmtlich die bekannte Proposition des Herzogs la Rochefoucauld-Bisaccia, welche die Restauration der Monarchie unter Heinrich V. verlangte, unterzeichnet, und ihre Treue für den legitimen Thronfolger wird selbst von den Fanatikern der Partei nicht in Frage gestellt. Sie unterscheiden sich von diesen hauptsächlich dadurch, daß sie für das Septennat gestimmt haben, wogegen die Royalisten vom reinsten Wasser ihren Principien auch diese Concession nicht machen wollten.

Der bekannteste Redner dieser Fraction ist Fresneau, eine paradoxale, heftige, provocirende, lärmende Persönlichkeit.

Eine besonders interessante Figur ist der junge Herr von Cazenove de Pradine, das Pathenkind und der persönliche Freund des Grafen von Chambord. Eine ephemere Berühmtheit verdankte Cazenove dem Umstande, daß er in einer noch nicht vergessenen Rede den Marschall Mac Mahon aufforderte, er solle den legitimen König von Frankreich nicht sieben Jahre lang an den Stufen des Thrones warten lassen. Cazenove de Pradine ist während des Krieges verwundet worden und einer seiner Arme ist in Folge dessen gelähmt. Die ihm befreundeten Blätter bezeichnen ihn nicht selten als „le glorieux blessé", ein Titel, der also nicht allein dem heutigen Präsidenten der Republik, dem „loyalen Soldaten", dem „glorieux blessé de Sédan" zukommt. Cazenove de Pradine ist ein junger Mann von sympathischem Aeußern, dessen Erscheinen auf den unbefangenen Theil des Publicums gewöhnlich einen angenehmen Eindruck macht.

Neben ihm soll zunächst der amüsante, um nicht zu sagen lächerliche Vicomte de Lorgeril, der Dichter der Legitimistenpartei, genannt werden. Er sitzt in Versailles neben Herrn von Belcastel, dessen Ueberzeugungen er theilt, und er erfreut sich wie der ihm gesinnungsverwandte Dahirel des wohlverdienten Rufes ein professioneller Unterbrecher zu sein. Die Zurechtweisungen, die er sich dadurch zuzieht, machen ihn häufig sehr wüthend, und seine leidenschaftlichen Geberden tragen sodann nicht wenig zur Erheiterung der Gallerien bei. Als Redner hat der Vicomte de Lorgeril, glaube ich, nur einmal geglänzt und zwar in so traurigem Lichte, daß ihm von den Führern der Partei der Befehl geworden sein soll, sich künftig auf Unterbrechungen zu beschränken und seine Mußestunden der dichterischen Muse zu widmen. Herr von Lorgeril schreibt nämlich Gedichte, die im Selbstverlag erscheinen, und die an Schwung und Pathos nicht Unerhebliches leisten sollen. Mir sind dieselben niemals zu Gesichte gekommen.

Herr de la Bouillerie, der gleichzeitig mit Herrn Ernoul und de Larcy Mitglied eines Mac Mahonistischen Ministeriums war, ist ein ruhiger besonnener Mann, der sich nur selten als Redner producirt, aber einen großen Einfluß auf seine Partei ausübt. Er kann als einer der hervorragendsten Führer der äußersten Rechten bezeichnet werden.

Der Herzog de la Rochefoucauld-Bisaccia ist ein grand seigneur im französischen Sinne des Wortes. Er bekleidete den Posten eines Botschafters am englischen Hofe, als er bei Gelegenheit einer wichtigen Sitzung von seinen Gesinnungsgenossen nach Versailles gerufen wurde. Er stellte damals den selbst vielen seiner Freunde unerwarteten Antrag, die Kammer solle die Monarchie unter der Regierung Heinrichs V. für die rechtmäßige Regierung Frankreichs erklären. Der Vorschlag wurde, wie vorauszusehen war, mit einer überwiegenden Majorität verworfen. Der edle Herzog verlor bei dieser Gelegenheit den Botschafterposten, den er erst vor kurzem angetreten hatte, erntete dafür aber enthusiastisches Lob von der ganzen legitimistischen Partei. Wenn ich nicht irre, schrieb ihm der Graf von Chambord gleich darauf einen jener huldreichen schwungvollen Briefe, die dem Thronprätendenten als Briefsteller eine Berühmtheit gemacht haben, der nur die von Garibaldi und Victor Hugo würdig zur Seite gestellt werden kann.

Die sogenannte gemäßigte Rechte, die wir in dieser Aufstellung als die Linke der äußersten Rechten bezeichnen möchten, zählt 87 Mitglieder, darunter Audren de Kerdrel (Morbihan), Baragnon (Gard), Chesnelong (Basses-Pyrénées), Ernoul (Vienne) und Baron de Larcy (Gard).

Der bedeutendste Mann dieser Gruppe ist der alte Baron de Larcy, ein vorzüglicher Redner und hervorragender Führer der legitimistischen Partei. Larcy hatte unter der Regierung des Herrn Thiers, sowie unter der des Marschalls Mac Mahon den Posten eines Ministers bekleidet. Er hat sich dadurch auch in seiner eigenen Partei manchen Feind gemacht. Man wirft dem klugen und vorsichtigen Staatsmanne dort nämlich vor, den revolutionären Principien unerhörte und unnütze Concessionen gemacht zu haben. Für jeden Unbefangenen unterliegt es jedoch keinem Zweifel, daß Männer wie Larcy die einzigen sind, welche im Stande gewesen wären, den Untergang der legitimistischen Partei zu verhindern oder vielleicht sogar deren Principien zur Geltung zu bringen. Unversöhnliche Royalisten wie du Temple und Belcastel mögen den Baron de Larcy als einen Abtrünnigen bezeichnen; die orleanistische, bonapartistische und die republicanische Partei dagegen sehen in dem greisen Redner einen gefährlichen Gegner und würden es lieber mit einem Dutzend Lorgerils, Belcastels und ähnlichen Fanatikern aufnehmen, als mit einem einzigen, besonnenen, unterrichteten und schlagfertigen Redner, wie Herr de Larcy. Er ist ein alter Mann, dessen schwache Stimme nur dann gehört werden kann, wenn die Kammer in vollständiger Ruhe lauscht. Dies ist selten der Fall; aber dessen ungeachtet geht keine Session vorüber, ohne daß das Mitglied für Nimes sich wenigstens einmal Gehör zu verschaffen gewußt hat. Die in früheren Jahren zwischen dem Grafen von Chambord und dem Baron de Larcy existirende große Intimität soll in der letzten Zeit nicht unbedeutend gelitten haben. Das verhindert nicht, daß es in legitimistischen Kreisen wohl bekannt ist, daß Heinrich V. keinen bessern Vorfechter im royalistischen Lager besitzt, als den Baron de Larcy.

Numa Baragnon, ebenfalls Vertreter des Departement du Gard, bildet einen vollständigen Contrast mit seinem vornehmen, ruhigen Collegen, dem Baron de Larcy. Baragnon, ein kleiner, fetter, runder, noch ziemlich junger Mann ist der Typus des schwatzhaften, schlagfertigen, aggressiven, prahlenden Südfranzosen. Er spricht mit außerordentlicher Geläufigkeit; er macht sich durchaus kein Gewissen daraus, alle ihm unbequemen Argumente seiner politischen Gegner vollständig unberücksichtigt zu lassen; aber er findet stets mit großer Schlauheit irgend eine schwache Stelle in dem gegen ihn gerichteten Angriff, und er versteht es so gut, seinen Widerstand auf diesen Punkt allein zu richten, daß seine Gegner in den Augen des unaufmerksamen Publicums nicht selten als vollständig geschlagen dastehen, selbst wenn es Baragnon nicht gelungen ist, auch nur einen einzigen ihrer wuchtigen Schläge wirklich zu pariren. Der kleine, runde Nismer Advocat besitzt außerdem die in Frankreich sehr geachtete Eigenschaft, die Lacher auf seine Seite zu bringen. Er hat große parlamentarische Erfolge gehabt und hat wesentlich zum Sturze des Herrn Thiers beigetragen. Der Herzog von Broglie belohnte ihn dafür mit der lucrativen Stelle eines Unterstaatssecretärs. Baragnon hat dieselbe auch nach dem Sturze seines orleanistischen Gönners zu bewahren gewußt. Seine zahlreichen Feinde in der Nationalversammlung halten ihn in geringer Achtung, sagen jedoch, daß es ein Mann sei, mit dem man wohl zählen müsse; auch unter seinen legitimistischen Genossen erfreut sich sein Charakter keines sonderlichen Ansehens. Man weiß, daß er der Aufopferung unfähig ist, und die reinen Organe der Partei geniren sich nicht, ihn als einen Intriganten zu bezeichnen. Dies verhindert nicht, daß Baragnon, sobald es sich um einen wichtigen parlamentarischen Kampf handelt, regelmäßig in's Treffen geschickt wird und daß er bei solchen Gelegenheiten häufig in entscheidender Weise in die Debatten eingreift.

Herr Ernoul hat wie seine Gesinnungsgenossen de Larcy

Digitized by Google

und de La Bouillerie die Ehre gehabt, Minister der Republik zu sein und hat sich ebenfalls in dieser Stellung nicht halten können, da die Regierung nicht in der Lage war, den von ihm im Interesse der legitimistischen Partei gestellten Ansprüchen gerecht zu werden. Ernoul ist Royalist und klerical; gleichzeitig aber noch vernünftig genug, um von vielen Legitimisten mit dem Titel: „Liberaler" bezeichnet zu werden. Er ist Präsident der extraparlamentarischen Réunion des Réservoirs und übt durch seine Besonnenheit und Klarheit einen bedeutenden Einfluß auf die dort gepflogenen Vorverhandlungen aus. Er ist ein würdiger College des Baron de Larcy, obgleich er diesem an Rednertalent und staatsmännischer Klugheit unterlegen ist.

Audren de Kerdrel, der Vicepräsident der obengenannten Réunion des Réservoirs ist ein leidenschaftlicher, kampflustiger Royalist. Die Kammer verdankt seinen Unterbrechungen einige ihrer lautesten Sitzungen. Kerdrel hat ein ehrwürdiges vornehmes Aeußere, er spricht fließend und mit Ueberzeugung. Er ist einer der guten Redner seiner Partei, die, was oratorisches Talent anbetrifft, der Linken gegenüber eine etwas klägliche Rolle spielt. Fanatische Legitimisten werfen ihm vor, dem Marschall Mac Mahon ungebührliche Concessionen gemacht zu haben. Im Allgemeinen steht er jedoch bei seiner Partei in hohem Ansehn.

Herr Chesnelong verdankt seine relative Berühmtheit hauptsächlich dem Umstande, daß er der Berichterstatter jener verunglückten Mission war, welche sich nach Frohsdorf zum Grafen von Chambord begeben hatte, um diesen zu bewegen, dem französischen Volke ein mit dem Geiste des Jahrhunderts vereinbares Manifest vorzulegen. Man erinnert sich, daß bei dieser Gelegenheit ein Mißverständniß über die Farbe der Fahne entstand, mit der der legitime König von Frankreich seinen Einzug in Paris halten sollte. Chesnelong war der Meinung, diese Fahne könne möglicherweise eine dreifarbige sein; wogegen der Graf von Chambord später auf das entschiedendste erklärte, er habe nie an etwas anderes als an das lilienweiße Banner gedacht. Es entstand darüber in allen parlamentarischen Fractionen und in allen Zeitungen großes Geschrei, und Herr Chesnelong mußte es sich gefallen lassen als ein ungetreuer Berichterstatter ausgescholten und von Freund und Feind angegriffen zu werden. Er hat sich davon noch nicht wieder erholt und beschäftigt sich seitdem hauptsächlich damit, in religiösen Vereinigungen das Wort zu führen und in klericalen Blättern ultramontane Gefühlsergießungen zu veröffentlichen.

Unter den Mitgliedern der gemäßigten Rechten wollen wir noch den Grafen von Chaudordy (Lot-et-Garonne), den Vicomte von Gontaut-Biron (Basses-Pyrénées), den Marquis von Vogué (Cher) und Herrn Tailhand (Ardèche) nennen. Die drei erstgenannten vertreten Frankreich respective in Spanien, Deutschland und in der Türkei; Tailhand ist Justizminister. Die rein parlamentarische Thätigkeit dieser Herren ist nur von geringer Bedeutung.

Die vorzüglichsten Preßorgane der gemäßigten Partei sind „Le Monde" und die „Gazette de France" (Larcy).

## Literatur und Kunst.

### Der arme Mann.

Es will mein Herz mit Weh erdrücken,
Es ballt die Faust mir himmelwärts,
Wenn niederbeugt den greisen Rücken
Der arme Mann zum Schacht von Erz.

Das Mark der Knochen wird gegeben
Für ein Bestehn in Angst und Noth.
Was bringt das heißgeliebte Leben?
Den kargen Trunk, den Bissen Brot!

Nie hat sein Blick den Staub durchbrochen,
Nie hat sein Geist erhellt die Nacht,
Wofür beglückte Herzen pochen,
Hat nie dem armen Mann gelacht.

Wohl liebt die Welt sich zu bereden,
Der Arme träf' die beff're Wahl,
Weil ihm so fern wie Glück und Eden
Auch des Gedankens Höllenqual.

Und doch! was mir das Herz zerspaltet,
Mit blut'gen Klau'n die Seele packt,
Vom Schicksal ward's zum Leib gestaltet,
Hier steht's vor mir gemein und nackt.

Mich starrt aus Elend und Bedrängniß
Die Qual des Menschengeistes an.
Des Daseins Räthsel und Verhängniß
Empfing Gestalt im armen Mann.

Hieronymus Lorm.

## John Stuart Mills religiöse Hinterlassenschaft.

Von Karl Blind.

### IV.

In seiner ersten Abhandlung hatte Mill nachzuweisen gesucht, daß die Natur eher eine Feindin, als eine Freundin des Menschen sei; daß das Böse, und nicht das Gute, in ihr vorwiege; daß deshalb auch in ihr kein Beweis für das Vorhandensein eines allmächtigen, sittlichen Wesens gefunden werden könne, sondern eher ein Beweis für ein in seiner Macht beschränktes, von bösen Elementargeistern umringtes Wesen, welches in dem Kampfe gegen dieselben sogar auf die Mithülfe der von ihm selbst geschaffenen Menschheit angewiesen sei!

Da hätten wir denn richtig einen Ormuzd und einen Ahriman; einen Balder und einen Loki; einen Lichtgott und ein Dunkelwesen Hyle alt-gnostischer Religionsanschauung: — die Gewalt des Letzteren ganz wie in der persischen Lehre, oder auch wie bei den Manichäern, durch eine Reihe böser Unterkräfte verstärkt! Mit anderen Worten: gegenüber dem „guten Princip", das sich aber nicht durchweg Geltung verschaffen kann, stände eine Art Beelzebub, der Teufel Oberster.

Dies von dem Verfasser der „Denklehre"!

Nach solchen Proben dürfte man sich kaum wundern, wenn Mill im Manichäerthum noch weiter ginge, also zwar keinen eigentlichen Sohn Gottes, wohl aber einen von dem Lichtwesen ausgesandten Sonnengeist annähme oder wenigstens als möglich dächte — einen Sonnengeist, an dem sich die Menschheit aufrichten könnte. Wie es damit bei Mill steht, werden wir in der Abhandlung über den „Theismus" erfahren. Einstweilen wenden wir uns auf einige Augenblicke zu seiner Abhandlung über den „Nutzen der Religion".

Hier geht Mill ziemlich skeptisch zu Werke; und dieser Theil dürfte den Rechtgläubigen im Ganzen am wenigsten gefallen. Er bemerkt unter u. A., daß Vieles, was als der christlichen Sittenlehre eigenthümlich gilt, sich auch anderwärts findet — so zum Beispiel bei Marcus Antoninus, dem Philosophen, der später den römischen Kaiserthron als Marcus Aurelius bestieg, und dessen „Betrachtungen" ohne Zweifel nicht aus christlichen Anschauungen erflossen. Wie dem übrigens sei, Mill ist jeden-

Digitized by Google

falls überzeugt, daß die besten christlichen Sittenlehren so sehr das Eigenthum der Menschheit geworden sind, daß man nicht zu fürchten braucht, durch Aufgeben der damit zusammenhängenden Glaubenssätze eine Einbuße zu erleiden.

Dann geht er zu der Frage über: ob nicht die Religion, so wie sie gegenwärtig vorhanden ist, durch die beharrliche, systematische Ausbildung anderer Gefühle zu ersetzen wäre?

Hier erwähnt er der Vaterlandsliebe als eines Cultus, den man wohl an die Stelle des bisherigen Glaubenssystems setzen könne. Er weist auf die griechischen und römischen Gemeinwesen des Alterthums, auf Cicero (De Officiis) hin, um es wahrscheinlich zu machen, daß in der Richtung der Menschheit auf den Staat ein Ersatz könnte gefunden werden für den Verlust anderer idealer Anschauungen. Die Pflege eines solchen, zu jedem Opfer stärkenden politischen Bewußtseins glaubt er nicht unter den einfachen Begriff der Sittlichkeit stellen, sondern als eine „wirkliche Religion" bezeichnen zu sollen. Eine Religion der Humanität im höheren staatlichen Sinne erscheint also hier als sein Ziel. Die dazwischen eingestreute Bemerkung: „als Ermuthigung könne bei solch' neuerem Cultus der Gedanke dienen, daß Sokrates, oder Howard, oder Washington, oder Antoninus, oder Christus unsere Pflichterfüllung gebilligt hätten", ist in ihrer Zusammenstellung nicht gerade geschmackvoll, theilweise auch nicht haltbar.

Einen Vortheil — sagt Mill weiter — habe die übernatürliche Religion allerdings gegenüber der mehr auf das irdische Leben berechneten Religion der Humanität. Es sei dies der Unsterblichkeitsglaube — „die phantasievolle Hoffnung auf ein zukünftiges Leben, dessen Vorhandensein, wenn es sich auch nicht beweisen lasse, doch ebensowenig durch unsere Kenntniß und Erfahrung widerlegt werden könne". Hier vergißt übrigens Mill, nebenbei gesagt, daß, wie es philosophische Lehrgebäude gegeben hat, in denen der Unsterblichkeitsglaube Platz fand, es auch ein Religionssystem gab und gibt (man braucht nur an die südlichen Buddhisten zu denken), in welchem dieser Glaube fehlt. Man kann also sogar religiös sein und doch an eine gänzliche Vernichtung glauben. — Solche naheliegende Fingerzeige vermißt man auffallender Weise durchweg in den veröffentlichten Auszügen.

Fast die Hälfte des ganzen Bandes besteht aus der Abhandlung über den „Theismus." Hier betritt Mill, nachdem er an einigen Stellen der vorhergehenden Aufsätze mit Heftigkeit gegen „Das, was man Religion nennt", angekämpft hatte, den Boden des Uebernatürlichen mit einer höchst auffälligen Sicherheit. Er sagt nämlich wörtlich:

„Der Gedanke an eine Vorsehung, kraft deren ein allmächtiges Wesen zum Wohle seiner Geschöpfe regiert, muß unbedingt fallen gelassen werden. Selbst von der fortdauernden Existenz des Schöpfers (!!) haben wir keine andere Bürgschaft, als die, daß er dem Gesetze des Todes, welchem die irdischen Geschöpfe unterliegen, nicht unterworfen sein kann, indem ja die Bedingungen, welche den Tod ermöglichen und herbeiführen, von ihm selbst geschaffen wurden. Daß jedoch dies Wesen, weil es eben nicht allmächtig ist, eine Maschinerie hervorgebracht haben könne, welche seinen Absichten nicht ganz entsprach, und deshalb eines gelegentlichen neuen Eingreifens von Seiten der Hand des Schöpfers bedarf, ist eine an sich keineswegs unvernünftige oder unmögliche Annahme, obwohl in keinem der Fälle, in welchen man ein solches Eingreifen bemerkt haben will, der dafür erbrachte Beweis vollgültig ist. Eine einfache Möglichkeit bleibt es immerhin; und diejenigen, welche Trost darin finden, mögen deshalb fortfahren, zu glauben, daß ein Segen, den die gewöhnliche Menschenkraft zu erreichen unfähig ist, nicht von außergewöhnlicher menschlicher Macht, sondern von der Güte eines Geistes herrührt, der jenseits der Menschheit weilt und fortwährend um sie Sorge trägt. Die Möglichkeit eines Lebens nach dem Tode ruht auf derselben Grundlage. Sie könnte als eine Wohlthat betrachtet werden, welche dieses mit Macht versehene, dem Menschen freundliche Wesen zu gewähren vielleicht im Stande ist; eine Wohlthat, die, wenn die angeblich von Ihm gesandte Botschaft wirklich erfolgte, in der That durch Ihn der Menschheit zugesagt worden ist. Das ganze Gebiet des Uebernatürlichen ist auf diese Weise aus der Region des Glaubens in das der einfachen Hoffnung gerückt; und in dieser Region wird es, so weit wir sehen können, wahrscheinlich stets verbleiben"*).

Nehmen wir diese Sätze auseinander, so ergibt sich als Mills Ansicht Folgendes:

1. Ein allmächtiges Wesen, das Alles zum Wohle seiner Geschöpfe zu leiten vermag, ist nach Lage der Dinge in der Natur nicht denkbar.

2. Fragen ließe sich sogar, ob der, zwar nicht mit Allmacht ausgerüstete, aber doch einflußreiche Schöpfer, von welchem die lebenden Wesen herrühren, selbst noch am Leben sei? („Der große Pan ist todt!") Für seine fortdauernde Existenz spricht indessen ein ziemlich gewichtiger Grund.

3. Da dem genannten Wesen — welches als das höchste zu bezeichnen Mill sorgfältig vermeidet — keine Allmacht beiwohnt, so ist auch die Welt, die es geschaffen, eine unvollkommene. Gelegentliche weitere Besserungen von Seiten des Schöpfers (— Wunder! —) anzunehmen, ist daher durchaus nicht an sich absurd. Eine solche Möglichkeit bleibt vielmehr offen. Wirkliche Beweise dafür gibt es nicht; doch kann, wer Trost darin findet, an ein derartiges Eingreifen schon glauben, ohne sich der Unvernunft schuldig zu machen.

4. Dasselbe ist mit dem Glauben an ein Jenseits der Fall. Daß eine Botschaft von oben in diesem Sinne gesandt worden, kann man wenigstens als eine Möglichkeit ansehen und darauf eine Hoffnung gründen.

Eine Kritik hier zu üben ist nicht nöthig.

## V.

Das menschliche Leben — fährt Mill fort —, wie es heute ist, und wahrscheinlich trotz aller Fortschritte im Wesentlichen bleiben wird, ist derart, daß man nur klug daran thut, die Einbildungskraft nicht allzusehr zu beschränken, so lange sie nicht mit unbezweifelbaren Thatsachen in Widerstreit geräth. Aus den oben erwähnten „Möglichkeiten" soll man daher so viel, wie nur thunlich, herauszuschlagen suchen.

Indessen erörtert Mill, indem er an die gleichen Fragen immer wieder von Neuem herantritt, abermals die verschiedenen Gründe für die Unsterblichkeit. Hier erklärt er nochmals auf's deutlichste und aus seiner innersten Ansicht heraus, daß die An-

*) Diese und eine andere entscheidende Stelle möge hier auch im englischen Text stehen. „The notion of a providential government by an omnipotent being for the good of his creatures must be entirely dismissed. Even of the continued existence of the Creator we have no other guarantee than that he cannot be subject to the law of death which affects terrestrial beings, since the conditions which produce this liability, wherever it is known to exist, are of his creating. That this being, not being omnipotent, may have produced a machinery falling short of his intentions, and which may acquire the occasional interposition of the maker's hand, is a supposition not in itself absurd nor impossible, though in none of the cases in which such interposition is believed to have occurred is the evidence such as could possibly prove it; it remains a simple possibility, which those may dwell on to whom it yields comfort, to suppose that blessings which ordinary human power is inadequate to attain may come, not from extraordinary human power, but from the bounty of an intelligence beyond the human, and which continuously cares for man. The possibility of a life after death rests on the same footing — of a boon which this powerful being, who wishes well to man, may have the power to grant, and which, if the message alliged to have been sent by Him was really sent, He has actually promissed. The whole domain of the supernatural is thus removed from the region of Belief into that of simple Hope; and in that, for anything we can see, it is likely always to remain".

Digitized by Google

nahme eines zugleich allmächtigen und allgütigen Wesens nicht statthaft sei; daß dies Wesen vielmehr das, was wir wünschen müßten, entweder nicht habe gewähren können oder nicht habe gewähren wollen. „Alle Wahrscheinlichkeit weist auf das Dasein eines Wesens hin, das große Macht über uns hat — die ganze Macht nämlich, die in der Erschaffung des Kosmos, oder wenigstens seiner organischen Geschöpfe liegt, und von dessen Güte wir wohl einen Beweis haben, aber keineswegs den Beweis, daß Güte sein vorherrschendes Merkmal sei. Und da wir weder die Grenzen seiner Macht, noch die seiner Güte genau kennen, so ist die Hoffnung erlaubt, daß sowohl die eine, wie die andere so weit reiche, um uns diese Wohlthat (die Unsterblichkeit) zu gewähren — vorausgesetzt, daß uns dies wirklich zuträglich ist."*)

Seiner Vorstellung von dieser möglichen Unsterblichkeit gibt er in nachstehenden Worten Ausdruck:

„Dieselben Gründe, welche uns eine solche Hoffnung (auf Unsterblichkeit) gestatten, berechtigen uns auch zu der Erwartung, daß, wenn es ein künftiges Leben gibt, es mindestens eben so gut sein wird, wie das gegenwärtige, und nicht des besten Theiles unseres gegenwärtigen Lebens ermangeln wird, nämlich der Verbesserlichkeit mittelst unserer eigenen Bemühungen.... Der Gedanke, ein Wunder würde bei Eintritt des Todes geschehen, indem Gott jedem, den er unter seine Auserwählten aufnehmen will, Vollkommenheit verliehe, könnte nur durch eine ausdrückliche, gehörig beglaubigte Offenbarung gerechtfertigt werden, läuft jedoch jeder aus den Zuständen der Natur sich ergebenden Muthmaßung zuwider."**)

Also eine Aufrechterhaltung! — aber nicht in höherer, vollkommener Gestalt, sondern eben jeder Einzelne so ungefähr „mit dem Anstand, den er hatte", als er noch hienieden wandelte. Wir gelangen auf diese Weise zu einem ziemlich materiellen Paradies. Auch „Verbesserungen" sind in demselben möglich. Wir haben uns daher sogar drüben — vorausgesetzt, flicht Mill ein, daß es ein drüben gibt — nach Kräften zu bemühen. Nur wenn wir durch eine beglaubigte Offenbarung dahin berichtet würden, daß wir nach unserem Tode in einen Zustand der Vollkommenheit versetzt werden sollen, könnten wir glauben, daß es dieser weiteren Bemühungen im Jenseits nicht mehr bedürfte! — —

Den Schluß der uns vorliegenden Auszüge bildet eine Erörterung der Persönlichkeit des Propheten von Nazareth, wie Mill ihn nennt. Die ganze Methode, die er dabei anwendet, ist von der vergleichenden Religionswissenschaft so fern wie nur möglich. Wir hören hier weder von Krischna und Dewagui, noch von Sakya-Muni und Maha Maja, noch von vielem Anderem, was ganz nahe liegt. Obwohl das Neue Testament nicht als streng geschichtlich auffassend, erklärt Mill: die Gestalt des „größten Sittenreformators und Märtyrers", welche aus der Schrift hervortrete, sei derart, daß die Religion sicherlich keine schlechte Wahl getroffen habe, als sie in dieser Persönlichkeit einen „idealen Vertreter und Führer der Menschheit" hinstellte.

„Setzen wir hinzu," heißt es weiter, „daß nach der Auffassung rationalistischer Skeptiker es eine Möglichkeit bleibt, daß Christus wirklich das war, wofür er sich ausgab — nicht Gott selbst, denn auf diesen Charakter machte er nie Anspruch und hätte einen solchen Anspruch wahrscheinlich für eine eben solche Lästerung gehalten, wie es diejenigen thaten, welche ihn richteten — wohl aber ein mit besonderem, ausdrücklichem und noch nie dagewesenem Auftrage Gottes, die Menschheit auf die Bahn der Wahrheit und Tugend zu führen, betrauter Mann: so dürfen wir wohl den Schluß daraus ziehen, daß der Einfluß der Religion auf den menschlichen Charakter (ein Einfluß, der bleiben wird, auch wenn die rationalistische Kritik ihr Aeußerstes gegen die Beweisführung der Religion gethan hat) wohl des Erhaltens werth ist, und daß, was dieser Einfluß an unmittelbarer Kraft, im Vergleich zu einem festern Glauben entbehrt, mehr als zur Genüge aufgewogen wird durch die größere Wahrheit und Redlichkeit der Moralität, welche durch ihn geheiligt wird." (?)

Eine schöne Schreibart enthält dieser schlangenhaft gewundene Riesensatz nicht. Die letzte Feile hat Mill an seine Abhandlungen nicht legen können. Klar geht aus dem eben Angeführten hervor, daß auch der Erlöser im Mill'schen Theismus eine an die mechanische Auffassung streifende Stellung einnimmt!

Ein solches geistiges Ende hätte man von diesem bedeutenden englischen Denker doch kaum erwarten mögen.

*) „Appearances point to the existence of a being who has great power over us — all the power implied in the creation of the Kosmos, or its organised beings at leash, and of whose goodness we have evidence, though not of its being his predominant attribute; and as we do not know the limits either of his power or of his goodness, there is room to hope that both the one and the other may extend to granting us this gift, provided that it would really be beneficial to us."

**) „The same ground white permits the hope warrants us in expecting that if there be a future life it will be at least as good as the present, and will not be wanting in the best feature of the present life, improvability by our own exertions ..... To imagine that a miracle will be wrought at death by the act of god making perfect every one whom it is his will to include among his elect might be justified by an express revelation duly authenticated, but is utterly opposed to every presumption that can be deduced from the light of Nature."

## Mein Lebensgang.

Von **Fr. Vischer.**

(Fortsetzung.)

Am Ende des Wintersemesters machte ich die Rückreise mit den zwei Freunden gemeinschaftlich bis Dresden; dort hörten wir Tieck den Faust und Macbeth vorlesen und sahen die Gemäldesammlung noch im alten Local, der Besuch mußte noch erkauft werden, es war sehr kalt, da gab es kein verweilendes Anschauen, das nachhaltig wirken konnte; doch verfehlten auch so die berühmten Perlen der Galerie nicht ihren tiefen Eindruck. Auch die Mengs'sche Gypssammlung wurde natürlich nicht versäumt; doch ist es mir mit der Antike ergangen wie anderen, die hoch über mir stehen: ich lernte sie nur langsam fühlen und ganz erst dann, als ich sie in ihrer Heimat sah. — Ich trennte mich nun von den Freunden und wandte mich nach Prag und Wien. Für die böhmische Reise hatte ich die alten Sagen des Czechenvolkes in Hageks Chronik nachgelesen, ich kam zum ersten Male in nicht deutsches Land, der Reiz des Fremdartigen, der Zauber jener Sagenbilder umwob mir die Lande und die malerische Hauptstadt mit dem Lichtglanz eines wunderbaren Traumes. Prag war übrigens nicht deutschfeindlich, wie jetzt, sondern eine zutrauliche, gemüthliche Stadt, schon in Böhmen empfing mich österreichisches Behagen, österreichischer Humor und Naivetät. Nach Wien ging es per Stellwagen; ich war sehr gewarnt, nicht zu politisiren, staunte daher nicht wenig, als ein Lieutenant aus Theresienstadt, bei dem ich alsbald die Erfahrung der bekannten Affabilität des österreichischen Offiziers machte, ex abrupto anfing: „aber Sie, der Börne, des is e Mordkerl"; er versicherte mich auf mein verwundertes Fragen, daß diese und andere verbotene Bücher sich in allen Regimentsbibliotheken finden. Nun gingen wir stark in das Zeug; ich war, wie man sich vorstellen kann, nicht kalt geblieben in der Bewegung der dreißiger Jahre; ich habe davon, von der Polenbegeisterung, von den Polendurchzügen, die auch Maulbronn berührten, nichts erzählt, weil nichts zu melden war, als was alle Welt bei der Berührung eines jugendlichen Gemüths mit großen Wendungen im politi-

Digitized by Google

schen Leben sich denken kann; ich habe in diese Sphäre erst einzugehen, wenn wir an das Jahr 1848 gelangen. — Wer Wien damals sah und jetzt wieder besucht, kennt es nicht mehr. Es war noch eine Idylle, vor allem wohlfeil und man weiß, daß Wohlfeilheit nicht blos die Börse angeht, sondern als Bild einfacher Zustände auf die Grundstimmung wirkt; der Speisezettel und die großen Portionen nebst den fabelhaft billigen Preisen verbreiteten wohligen Frühlingsduft über den süddeutschen Pilger, der von den kargen Schüsseln der berliner Restaurationen kam; Herz und Magen gingen auf; in Cafés, Wein- und Bierhäusern saß noch der behagliche, dicke alte Wiener und eine unbekannte Welt von Humor quoll mir in Raymunds Stücken und Spiel entgegen; Nestroy stand noch in seiner ersten, unverdorbenen Periode; ich lachte in diesen Lustspielen, daß mich das Zwerchfell schmerzte. Wie viel Geist bleibt in Deutschland latent für die Welt! Steht ein Raymund an Gewalt und Fülle der komischen Phantasie nicht über Molière? Aber all sein Reichthum ist an den Dialekt gebunden und hiermit local gebannt, eine Specialität der Bühne und Literatur. Vom Burgtheater ist mir die alte Schröder als Medea in Grillparzers Tragödie unauslöschlich vor dem innern Auge geblieben; da sah ich zum ersten Male großen Stil, aber die Kunstsprache kannte noch nicht die Unterscheidung der Stilgegensätze, und wofür noch kein Wort besteht, das wird, wie es auch im Gefühle nachwirken mag, nicht fruchtbar für die Erkenntniß. Noch im ersten Bande meiner Aesthetik sucht man vergeblich eine allgemeine ästhetische Grundlegung für den großen Unterschied der Stilrichtungen, der in aller Kunst so principiell wichtig ist; erst die folgenden Bände führen diesen grundwesentlichen Punkt nachträglich in das System ein. — Die Heimreise machte ich von Linz an zu Fuß durch das Salzkammergut, dann das Ziller- und Innthal bis Innsbruck. Ich sah zum ersten Mal Hochgebirg, Bergvolk, das noch Race hat, und Trachten von malerischem Stil. Die Gegenden waren noch nicht so zerreist wie jetzt. Ich habe wohl an mehreren Stellen meiner Schriften später die ungemeine Wirkung dieses ganz neuen Eindrucks auf mein Vorstellen und Fühlen erwähnt. Sie haftete so in mir, daß ich von da an niemals in meinem Leben Hochgebirg und moderne Welt, moderne Sitten, anspruchsvolle Gasthöfe, Beutelschneiderei der Bevölkerung beisammen habe ertragen lernen, daß beim Anblick der Zerstörung der idyllischen Zustände im Gebirg durch die eindringende Reisefluth der Städter mich immer ein stechendes Gefühl wie Eifersucht überkommt, als müßte ich zusehen, wie ein frisches schönes Landmädchen von einem Stutzer verführt und verderbt wird.

Mein letzter Aufenthalt war in München. Die Gemäldesammlung war noch in den alten Räumen über den Arkaden, die Fresken in diesen größtentheils vollendet, in der neuen Residenz fand ich Schnorr mit den Nibelungenbildern beschäftigt, wagte es, ihn anzureden, und erhielt freundlichen Aufschluß über seine Intentionen, die Glyptothek stand und die Wandbilder von Cornelius schmückten bereits die bekannten Säle. Es will mir nicht gelingen, mich auf klare Unterscheidungslinien in der Kunstfreude zurückzubesinnen, in der ich schwamm, als ich alle diese Schätze sah. Ich habe ebendaher, als mich der Leser nach Wien begleitete, von dem Eindruck der dortigen Galerien geschwiegen. Unbewußt muß sich damals die Wendung meines Sinnes zu der Welt der reinen Formen als seiner eigentlichen Heimat entschieden haben; allein dies Entzücken verband sich noch immer nicht mit dem Begriffe eines Lebenszweckes, es blieb daher Genuß der Betrachtung, allgemeine schwungvolle Hebung des Innern mit wohl schwachen, der Erinnerung entschwindenden Ansätzen zum Studium. Ich hatte ja z. B. noch gar keinen Rahmen, den Schulen und Meistern ihre geschichtliche Stelle anzuweisen, noch keinen Anhalt, den Unterschied der Stile aus einem Entwicklungsgang durch culturhistorisch und ethnologisch bedingte Epochen und aus diesem Standpunkt auch das Fremdartige und Abstoßende, z. B. das Dürre und Harte der deutschen Meister, die überfetten Formen eines Rubens zu begreifen. Aber die Unbefangenheit, die man sich auf diesem Wege erwirbt, gab mir vorerst die Harmlosigkeit der lieben Natur von selbst und ich glaube sagen zu können, daß ich nichts Gediegenes sah, was mich nicht hoch erfreute. Den Streit über Inhalt und Form gab es noch nicht und so schwelgte ich ohne Scrupel, ob stoffartig oder nicht, im Ganzen. Völlig klar aber hebt sich mir aus dem Helldunkel der Erinnerung der Eindruck von Rottmanns Fresken hervor. Was in ihrem Anblick mir aufging, habe ich anderwärts zu oft und nachdrücklich gesagt, um es hier zu wiederholen. Die Sculptur begann endlich, mich wärmer anzunehmen; am meisten hat sich mir der Moment eingeprägt, wo ich vor der Rondaninischen Meduse stand. So weiß ich auch noch, wie mich der Anblick der Aeginetengruppen beglückte; hier war es freilich leicht, den noch unfreien Theil der Formengebung von dem gleichzeitig weit vorgeschrittenen, seiner knospenden Anmuth, seinem warmen Gefühl des Fleisches, dem Feuer und der Kraft seiner Bewegtheit zu unterscheiden und den raschen Entwicklungsgang der griechischen Kunst zu ahnen. — Unmöglich wäre es gewesen, in München zu verweilen und Schelling nicht zu besuchen; ich bedurfte als entfernter Verwandter keiner Einführung, wurde freundlich empfangen und auf den Abend eingeladen. In gespannter Hoffnung, trotz des Familienthee etwas von dem neuen Potenzensystem zu erfahren, klopfte ich zur genannten Stunde an; man war ausgeflogen, hatte mich vergessen: eine nette neue Lehre für mich, berühmte Männer nicht aufzusuchen, wenn man noch eine Null vor der Welt ist.

Im Juni nach Hause zurückgekehrt, mußte ich alsbald das Amt antreten, zu dem ich bereits ernannt war: aus Luft, Licht, Gebirg und Kunstwelt führte der Weg wieder in's Kloster, ich war nun Repetent im Stifte zu Tübingen. Doch begann jetzt ein ungleich frischeres Leben für mich in diesen Räumen, als der Seminarist es hier geführt hatte. Ich traf unter den Collegen meine Freunde Strauß, Märklin, Binder wieder an und es entwickelte sich ein Austausch, dem ich ein unberechenbares inneres Wachsthum verdanke. Der Erstere hatte schon seine vielbesuchten, wirkungsreichen philosophischen Vorlesungen gehalten und concentrirte jetzt alle Zeit und Kraft auf die Ausarbeitung des „Lebens Jesu". Die Illusionen, die uns Schleiermacher und Hegel noch gelassen, habe ich oben aufgezeigt. Daß die eine derselben fiel, dies verdankten wir Strauß; es war die Zeit, wo ihm die Ausdehnung des Mythusbegriffs auf das Ganze aller neutestamentlichen Wundererzählungen aufgegangen war, der Gedankenverkehr mit ihm hat uns von der Täuschung befreit, als ob einige unter den Symbolen aus dem übernatürlichen Bilderkreise der religiösen Phantasie doch zugleich Thatsachen sein könnten. Die andere Illusion blieb noch stehen, wir glaubten noch immer, der Geistliche könne mit dem Vorbehalte, daß ihm selbst nur Symbol sei, was dem Volke als wirklich seiendes Wesen oder Thatsache gilt, getrost vor dieses treten, aus der Schaale des Bildes ihm die Wahrheit eingießen, die es in Gedankenform zu fassen nicht fähig sei. Im Ganzen und Großen hat Strauß wesentlich schärfend auf meinen Geist gewirkt. Die Kräfte waren in ihm klarer auseinandergesetzt, Denken und Phantasie war in mir dunkler ineinander verflochten; Strauß war vor allem ein unterscheidender Geist. Was Märklin uns allen war, welches Charakterbild in ihm uns vorleuchtete, hat Strauß in der genannten Monographie, in diesem Monumente der Freundschaft, bleibend ein für allemal hingestellt. Wir standen in den Jahren des vollen jugendlichen Schwunges, Strauß hatte noch nicht erfahren, wie der Eiterbiß der kirchlichen Verfolgung thut, Märklin noch nicht, wie es einem Geistlichen ergeht, der in unsern Consistorialkirchen und halb pietistischen Gemeinden mit jener Unterscheidung und innern Zurechtlegung durchzukommen glaubt, wir waren getragen von heiterem und stolzem Vertrauen, in der Hegel'schen Philosophie, die wir zur wachsenden Herrschaft bei der studirenden Jugend führten, die wirkliche Wahrheit zu besitzen, sahen mit frohem Uebermuth auf

Digitized by Google

das Veraltete und Mittelmäßige in unserer wissenschaftlichen Umgebung und unser geselliges Leben sprudelte von Humor. Wesentlich förderten mich bestimmte amtliche Aufgaben; neben den einzelnen Repetitorien in der Dogmatik hatte ich einen sogenannten philosophischen locus, ein durch ein Halbjahr fortlaufendes Repetitorium, zu geben, wobei man jedoch frei und selbstständig vorgehen konnte; der Gegenstand war die praktische Philosophie; ferner waren Aufsätze zu geben und die Ausarbeitungen zu prüfen, man hatte am Schlusse des Semesters zu examiniren. Im zweiten Sommer führte ich den erwähnten Vorsatz aus, über Goethes Faust zu lesen. Ich behandelte den Gegenstand natürlich noch Hegelisch speculativ und unkritisch enthusiastisch, aber da die Natur doch gescheuter zu sein pflegt, als der in Abstractionen gebannte Geist, so war doch Leben in meinen Vorträgen, und da die Jugend dies gar wohl spürt, so fanden sie großen Anklang.

Im Herbst 1834 geschah etwas höchst Komisches, worin aber die Schicksalshand gar ernst zu spüren war. Ein paar Collegen kommen mit einem Blatt zu mir und gehen mich an, ich solle zu zwei andern collegialischen Namen noch den meinigen als Unterschrift fügen. Auf dem Papier stand geschrieben eine Meldung um das Diakonat Herrenberg (Städtchen 3 Stunden von Tübingen entfernt, dem Schwarzwald zu gelegen). Die Sache verhielt sich so: herkömmlich werden den Repetenten die bessern geistlichen Anfängerstellen zugetheilt; geht eine solche auf, so pflegen sich drei darum zu melden; unter drei Gemeldeten wird jedesmal einer ernannt, und so kann es nicht fehlen, daß immer ein Repetent in diese Stellen schlüpft. Ich erklärte meinen Collegen, ich könne nicht unterzeichnen, denn ich wolle durchaus nicht Helfer werden, wiewohl ich nicht wisse, was ich sonst werden wolle. Nun bewiesen sie mir, daß aus den und den Gründen ganz unzweifelhaft die Wahl den ersten, im äußersten Fall den zweiten Unterzeichneten treffen müsse, den dritten aber gar nicht treffen könne; die Unterschrift sei rein pro forma nöthig, damit kein magister communis (Nichtrepetent) sich in die Stelle einschmuggle. Ich war so unvorsichtig, meinen Namen herzugeben, ein unvorhergesehener Zufall, den ich nicht mehr anzugeben weiß, lenkte die Wahl von den zwei über mir stehenden Namen ab; ein College stürzt mit dem Donnerwort auf mein Zimmer: du bist Helfer von Herrenberg! und im September hatte ich mein Decret.

„Nicht mit sechs Hengsten bringt man mich nach Herrenberg" war mein Entschluß und Ausruf. Der Unstern hatte die heilsame Wirkung, die Selbsterkenntniß zur Reife, das Bewußtsein, daß ich innerlich von meinem bisherigen Stande bereits geschieden sei, zur Klarheit zu bringen. Ich fühlte die reine Unmöglichkeit. Der Proceß der innern Loslösung von Theologie und Kirche hatte still in mir gegraben und war vollzogen, ehe ich mir davon Rechenschaft gegeben. Ein unfehlbares Symptom war eingetreten: ich schämte mich an meinem Stande. Ich ging mit dem Collegium, so sehr ich die Einzelnen liebte und ehrte, nicht gern durch die Straßen, wenn es zur gewohnten Stunde aus der Klosterpforte zum Spaziergang auszog in langen blauen Röcken und ziemlich gleichmäßig mit soliden Bambusstöcken versehen. Aber wie nun mein unglückliches Glück mir vom Halse schaffen? Man hielt mein Sträuben für Wahn- und Starrsinn, ein Doctor der Theologie sagte, man werde mich schon mit Gewalt (Soldaten oder Landjägern) nach Herrenberg bringen, den Hergang meiner Bewerbung konnte ich nicht wohl verrathen, mein Gesuch um Enthebung konnte sich auf nichts berufen, als darauf, daß in der Zwischenzeit zwischen der Meldung und der Ernennung ein völliger Wandel in meiner geistigen Neigung, in der Richtung meiner Studien eingetreten sei; hätte man aber je eine solche innere Umwälzung begriffen, so hätte man mir doch wirklich nicht glauben können, daß sie in so gar kurzer Zeit entstanden und verlaufen sei; der Minister sprach von Frivolität; in meiner Noth wandte ich mich an den Staatssecretär des Königs, Minister von Vellnagel, meinen Verwandten, gestand ihm die Geschichte meiner Meldung und bat ihn um Hülfe. Ich trat nach Abgang dieses Bittschreibens eine kleine Fußreise an, denn es war Vacanz und alles flog aus; ich mußte die Ungewißheit auf meine Wanderung mitnehmen; wenn ich so des Weges ging, sah ich oft meinen Schatten an in Zweifelsqualen, ob nun das der Schatten eines Helfers sei oder nicht; im Irrenhaus in Zwiefalten erlöste mich ein Tobsüchtiger, der mich erkannte, denn er war Schuster in Tübingen gewesen, aus meinen Finsternissen; er war gerade im vernünftigen Zustand und verkündigte mir, daß ich meines Helferamts enthoben sei; er hatte es soeben im „Schwäbischen Mercur" gelesen. Nach meiner Rückkehr traf ich einen Brief von dem freundlichen Herrn Vetter, der mir seine wohlwollende Verwendung bei dem König und ihren Erfolg meldete; es hieß darin: „Sie wurden dem König als ein etwas feuriger junger Mann geschildert". So war ich denn erlöst, aber wie weiter? Vorerst beschloß ich, weiteren Gebrauch von der Berechtigung zu Vorlesungen zu machen, und arbeitete eine zweite aus, über Aesthetik. Ich fand damals den Uebergang vom Schönen zum Erhabenen, von da zum Komischen, den ich später in meiner Schrift über das Erhabene und Komische entwickelt habe. Die concrete Kunstlehre fiel natürlich noch mager aus; was ich z. B. über die Säulenordnungen vorbrachte, war aus Sulzers Theorie der schönen Künste und Wissenschaften geklaubt; man vergesse nicht, daß Otfried Müllers Handbuch, aus dem ich nun endlich doch lernte, was Archäologie ist, keine Abbildungen bot und bedenke, daß rings um mich nicht Rath noch Hülfe war; ich habe in allem, was ich lehre, nie einen Lehrer gehabt. — Im Jahre 1836 erschien das oben genannte Jahrbuch schwäbischer Dichter, worin ich als „Treuburg" figurire; findet man den Namen affectirt, so darf ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß es der Ehrenzuname eines Ahnvaters ist, der zu Melacs Zeiten als Geißel nach Frankreich ging. Unter den Gedichten, die zu den alten Lucubrationen neu hinzugekommen waren, darf ich am ehesten den „Wasserfall" nennen, entstanden aus Eindrücken der Salzburger Reise. Der Hauptinhalt des Jahrbuchs ist von Eduard Möricke. Ihn hatte ich als Knabe früh aus den Augen verloren, denn drei Jahre älter zog er aus unserer gemeinschaftlichen Vaterstadt schon 1818 ins Kloster (Urach; sein Gedicht: „Besuch in Urach" zähle ich zu seinen schönsten); in Tübingen studirte er noch ein Jahr mit mir, aber ich kam nicht in seinen Kreis; erst seit wir ausstudirt hatten, traten wir uns näher und wurden aus den zwei Landsleuten Freunde. Er las mir eines Tages einen großen Theil aus dem Manuscripte seines „Maler Nolten" vor; es ist mir eine unvergeßliche Stunde; Möricke war damals Vicar, später, in seinen besten Jahren, Pfarrer auf dem Lande, zuletzt Lehrer der deutschen Literatur am Katharineninstitut in Stuttgart. Seiner lyrischen Ader, voll, rein, ächt, wie wenige, war die idyllische Stille günstig; seine epische, die so viel versprechend in jenem Romane sich ankündigte, konnte in der Ferne von der Welt wohl zu kleineren phantasie- und humorreichen Erfindungen, nicht zu größeren umfassenden Lebensbildern gedeihen und so weit, als die Verhältnisse ihn hinderten, sich im Weiten umzuschauen, muß ich ihn zu den Opfern unserer württembergischen Klosterbahnen zählen; aber auch so hat er des unbedingt Schönen genug geschaffen für die Unsterblichkeit. Was ich ihm verdanke, brauche ich nicht auseinanderzusetzen; eine wirkliche Dichternatur unter den Lebenden zum Freund haben, dies ist ein Gut, dessen Werth keines Rühmens bedarf.

Nun aber stand die Frage: was werden? immer noch unbeantwortet am Horizont. Wenn man bedenkt, daß heute noch nicht alle unsre Universitäten einen Lehrstuhl für Aesthetik und deutsche Literatur haben, so wird man eher begreifen, daß vollends damals, wo ein solcher, wenn ich nicht irre, nirgends errichtet war, mir der Gedanke nicht von selbst kam, in diesen Fächern als Privatdozent mein Glück zu versuchen. Es bedurfte erst eines Anstoßes. Ehe dieser kam, gedieh die innere Abblätterung des Kirchlichen bis zu dem Grade in mir, daß ich, als eines Sonntages mich die Reihe traf, in der Stadt-

Digitized by Google

kirche die „Kinderlehre" (Katechese) zu halten, und zwar über die Himmelfahrt Christi, mich einfach für insolvent erklärte. Die Collegen bestritten mir heftig eine solche Berufung auf innere Unmöglichkeit, aber ich blieb starr und so entschloß sich denn endlich doch eine edle Seele unter ihnen, das Opfer für mich zu bringen. Meine letzte kirchliche Function war die Austheilung des Abendmahls in der Spitalkirche. In der Zerstreutheit meines Widerwillens bemerkte ich nicht, daß der Küster den Kirchenrock vergaß und mir das bloße Kirchenhemd über den Frack anzog; nach vollendetem Werke feierlich zur Sakristei zurückschreitend bemerkte ich erst die seltsame Unvollständigkeit meiner Gewandung; glücklicher Weise war sie wohl den Spitalleuten entgangen und ich der einzige Zeuge der Komik in meinem Abgang von der Bühne der Kirche.

Der Anstoß kam. Ein reiner Zufall hat mich auf meinen Weg geführt. Eines Tags sagte Strauß zu mir: Du, da hat sich Einer als Privatdozent für deutsche Literatur gemeldet; ich meine, das könntest du auch. Und ich: „So? Ja, das ließe sich ja versuchen". Der Gemeldete war Adelbert Keller; es war nicht feindselige Nebenbuhlerhandlung, daß ich neben ihm auf den Plan eilte, sondern die eiserne Nothwendigkeit, denn da war auf der weiten Welt kein anderer Rath. Die verschiedenen Fächer haben sich später naturgemäß zwischen ihm und mir friedlich vertheilt.

Mit leichtem Entschlusse verließ ich denn vermögenslos, wie ich war, eine Laufbahn, die ein gesichertes Brod mir vor den Mund hielt; gar Mancher nannte meinen Schritt verrückt und mit meiner besorgten Mutter hatte ich einen schweren Kampf. Ostern 1836 verbrannte ich die Schiffe hinter mir, disputirte im folgenden Winter über einige Thesen, die meiner gleichzeitig erschienenen Schrift über das Erhabene und Komische entnommen waren, und schlug mit meinem Schildknappen, dem jetzigen Prälaten von Gerock, den ich unter den Studirenden zum Respondenten für mich erkoren hatte, mich so ordentlich durch, daß die Sache ganz vergnüglich ablief.

Von da an ist mein Leben öffentlich und ich kann mich kürzer halten. Zuerst habe ich eine Gunst des Glückes zu erwähnen. Schon im Jahre 1837 wurde ich zum außerordentlichen Professor ernannt; Eschenmeyer war gestorben, ich erbot mich neben meinen Fächern auch zu philosophischen Vorlesungen; mein verehrter, wohlwollender Lehrer Baur war in jenem Jahre Rector und konnte mein Gesuch mit Berufung auf den Erfolg meiner ersten Vorlesungen als Repetent und Privatdozent so kräftig unterstützen, daß die Gegner im Senate nicht durchdrangen. Ich habe jedoch nur zwei philosophische Vorlesungen gehalten: zuerst eine Darstellung des Hegel'schen Systems, später Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. An dieser zweiten machte ich die Erfahrung, daß ich in der Philosophie nicht productiv sei; ich hatte einzelne selbstständige Gedanken vorzubringen, begründete die Umstellung gewisser Theile des Hegel'schen Systems, aber eine große principielle Idee zu einem Neubau auch nur wesentlicher Haupttheile gab mir der Geist nicht ein. Daß die Metaphysik, die nach der naturwissenschaftlichen Induction nicht umschaut, sich mit Hegel eigentlich ausgelebt hatte, erkannte die Zeit nicht und ich nicht. Aber dies geschichtliche Punctum — oder besser Semikolon — hätte, falls ich es auch erkannt, mich nicht über mein Unvermögen getäuscht; ich sah ein, daß ich nichts mehr zu sagen habe, wo Anschauung und Phantasie nichts mehr zu sagen hat, daß ich aber allerdings mit Hilfe der Philosophie über das Gebiet, worauf die Natur mich gewiesen, mehr zu sagen habe, Tieferes und Klareres, als wer ohne diese Führerin, ohne die Disciplin, wer ohne Dialektik, ohne den Sinn der Einheit, des Unterschieds und des Flusses zwischen beiden, den nur die Philosophie ausbildet, an Stoffe der äußern und innern Erfahrung geht. So wurde mir die Philosophie zum Schlüssel, zum Werkzeug, aber sie blieb mir treu noch in ganz anderem Sinne, in jenem, den ich schon oben angedeutet habe. Nicht die Summe dessen, was man durch Philosophiren herausbringt — sie ist klein genug —, aber das Philosophiren gibt dem geistigen Auge einen Sehwinkel, dessen Werthe kein Werth irgend eines Gutes auf der Welt gleichkommt. Und erwähne ich auch nur den Gewinn an Genuß im Elemente des Komischen, den es abwirft, wenn man mit geübter Denkkraft zuhört, wie sich die Menschen in Verstandes-Distinctionen verwirren, so habe ich dem, der das kennt, schon übergenug gesagt. Es wird nicht zu stolz gesprochen sein, wenn ich hinzusetze, daß der Hintergrund solchen Gewinns für die humoristische Betrachtung doch wohl erhabener Art sein müsse, da der genannte Sehwinkel nur von einer Stellung in der Höhe herrühren kann. Ich werde hier nicht verfolgen können, wie ich aus Hegel allmählich heranwuchs. Zur Zeit, als der erste Band meiner Aesthetik erschienen war, schrieb mir Strauß: mir steckt Hegel nur noch wie ein wackeliger Zahn im Munde; es war bei mir noch ein nur etwas erschütterter Stockzahn; erschüttert jedoch allerdings, wie jeder finden wird, der nicht nur auf die Knochen, sondern auch auf das Fleisch des Buches sieht. Doch niemals so habe ich mich von Hegel befreit, daß ich ihn nun einfach für abgethan hielte. Abgethan ist die logische Construction des Weltalls, abgethan die Dialektik, die ihre Bewegungen für Weltbewegungen hält und aus dem Begriffe die Natur herausspinnt; nur daß die Philosophie an die Stelle dieses als falsch erkannten Herausspinnens noch nichts Besseres zu setzen vermocht hat; denn wenn doch der Monismus die einzig wahre Weltansicht ist, wenn also Natur und Geist an sich Eines sein müssen, wer hat denn bis jetzt erklärt, *wie* sie Eines sind, wie die Natur aus dem Geist oder wie der Geist aus der Natur kommt, wie und warum es so ist, daß beide als ein so furchtbarer Gegensatz erscheinen? nicht abgethan ist Hegels Dialektik, sofern sie lehrt, die Welt als eine flüssige zu betrachten, die Entwicklung und den Widerspruch zu begreifen. Hegel hat die Endlichkeit, die blos relative Gültigkeit der sämmtlichen Reflexions-Unterscheidungen aufgewiesen wie kein anderer Philosoph, und dies bleibt unvergänglich im unbedingten Werthe. Es bestraft sich in den jetzigen Kämpfen zwischen Naturwissenschaft und Philosophie schwer genug, daß man meint, ihn zum alten Eisen werfen zu dürfen; man behandelt Gegensätze, die im innersten Grunde der Dinge keine absoluten sein können, als absolute, wie wenn nie ein Hegel das abstracte Entweder Oder durch sein Weder Noch, sein Sowohl Als auch widerlegt hätte. Dies angewandt eben auf den Grundgegensatz aller Gegensätze, den der Natur oder schließlich der Materie und des Geistes, so sind die Materialisten und die dualistischen Idealisten *komisch* gegenüber der Klarheit, welche das Denken aus Hegels Dialektik schöpft. Aber auch von einer gewissen Seite seiner Ethik hat keine neuere Wendung der Philosophie mich ganz trennen können. Hegel hat allerdings falsche, unfreie Consequenzen aus seinen Prämissen von der streng objectiven Natur der Pflicht, des Gesetzes, des Staates gezogen, aber ich glaube, daß diese Prämissen Recht haben gegen den üppig wuchernden Individualismus der Zeit. Eine seiner Früchte ist der Pessimismus. Wenn der Alte noch lebte, möchte ich gerne zusehen, wie er über die Blasirten käme und ihnen — schwerlich sehr höflich — einschärfte: arbeitet, statt zu brüten, so werdet ihr euch aus dem Rachen des Ungeheuers Zeit und des Weltelends ins Ewige erheben, oder, wenn ihr doch arbeitet, warum arbeitet ihr, die Lust und den Segen der Arbeit zu untergaben?

(Fortsetzung folgt.)

---

## Poetische Abende.

Von Rudolf Genée.

Leipzig 1874, Veit und Comp.

Verdient dies Buch schon wegen der neuen sinnreichen Anordnung, in der es uns Musterwerke unserer poetischen Literatur vorführt, der Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums empfohlen

Digitized by Google

zu werden, so erwirbt es sich das Recht auf Berücksichtigung noch vielmehr durch die einleitende Abhandlung über die Kunst des Vortrags im allgemeinen, und die jedem der zwölf Abende vorangeschickten Anweisungen über die Behandlung der verschiedenen Gattungen (und Arten) der Poesie.

Nachdem die Ausübung jedweder Art des Vortrags so in die Breite zu gehen begonnen hat, daß Komödie spielen, Dramen vorlesen, Gedichte declamiren, Reden halten fast ebenso allgemein und leidenschaftlich betrieben wird wie Gesang und Clavierspiel, ist es endlich wohl auch Zeit, wieder ernstlich daran zu denken, diesem künstlerischen Triebe durch bestimmte, der Natur der Rede entnommene Grundgesetze gleich nach Anbeginn die rechte Richtung zu geben. Nur dadurch kann sich neben dem auf diesem Gebiete immer mehr um sich greifenden Naturalismus und Dilettantismus ein echt künstlerisches Können und Kennen entwickeln.

Die Kenntniß der dem poetischen Vortrag zu Grunde liegenden Gesetze würde auch der für das praktische Leben mit jedem Tage wichtiger werdenden Beredtsamkeit von wesentlichem Nutzen sein. Die Oeffentlichkeit mündlicher Verhandlungen beschränkt sich nicht mehr auf die Parlaments- und Gerichtssäle. Alles tagt jetzt; aus allen Landschaften strömen die Fachgenossen zusammen, um über allgemeine und einzelne Interessen Berathung zu pflegen. Wer seinen Gedanken da Geltung verschaffen will, kann des lebendigen Worts nicht mehr entbehren. Fast hat das gesprochene Wort schon die Bedeutung des geschriebenen: die lebendige Beredtsamkeit fängt wieder an eine Macht zu werden. Ist der Volksvertreter allerdings bei den gegenwärtigen Verhältnissen durch das Parteibewußtsein gegen das überredende Wort gefeit, vermöchte einem Mann des Centrums, einem Liebknecht und Bebel, selbst ein Cicero, ein Demosthenes kein andres Votum zu entreißen, so ist dagegen doch schon in jenen Kreisen, die die Wahlen zu der ersten Versammlung des Landes beeinflussen, das beredt von der Lippe fließende Wort von sehr entscheidendem Gewicht.

In den von Genée für den Vortrag aufgestellten allgemeinen Regeln ist es nun vor allem erfreulich, daß er sie aus dem Geiste unserer Sprache entwickelt, daß er sich nicht durch antike Anwandlungen verleiten läßt, den nationalen Boden vollständig zu verlassen. In dem entscheidenden Punkt, in dem Verhältniß der Silben zu einander, vertritt er energisch den deutschen Sprachgeist: nicht die Abwechslung von langen und kurzen, sondern die Abwechslung von schweren und leichten Silben verleiht der deutschen Sprache den Rhythmus in Vers wie in Prosa. Ist die Verwirrung, die manche Theoretiker durch das eigensinnige Festhalten an der hervorzuhebenden Länge und Kürze in den Köpfen anrichten, schon arg, so ist die Pein, die Rhetoren und Schauspieler durch das monoton klagende Ziehen der langen Vocale in den so genannt langen Silben, jedem, der den Rhythmus unsrer Sprache lebendig erfaßt hat, bereiten, geradezu unerträglich. Durch das Liegenbleiben auf dem Vocale in gleicher Tonhöhe betrügt der Sprechende den Hörer um eins der beiden charakteristischsten Merkmale zwischen Rede und Gesang. Der lange Vocal unterscheidet sich von dem kurzen schon durch die verschiedene Klangfarbe.

Sehr richtig sagt Genée daher auch: „In unsrer Sprache ist keine Silbe an sich lang oder kurz, sie stellt sich erst im Zusammenhange mit anderen als solche heraus. Nehmen wir zunächst ein paar einsilbige Wörter:

der , See , in ,

ferner die Silben einzelner Wörter:

sein , er , Tie , fe.

Man spreche jede dieser Silben als solche, ohne sprachlichen Zusammenhang, so werden alle diese Silben eine gleiche Stärke haben. Man verbinde jedoch diese Silben zu einem zusammenhängenden Satze, so haben wir den regelmäßigen Wechsel der kurzen und langen — oder richtiger: der schweren und leichten — Silben in dem dreifüßigen Jambus:

Der See | in sein|er Tie|fe.
⏑ – | ⏑ – | ⏑ – |

Für die Herrschaft des Gewichts im Rhythmus der deutschen Sprache zeugt schon der Umstand, daß man durch ein Klopfen, welches nur den Unterschied der Stärke, nicht zugleich auch den der Dauer und der Höhe zu Gehör bringt, den Charakter der verschiedenen Versfüße deutlich auszuprägen vermag.

Etwas befremdet hat es mich, daß der erfahrene, feinhörige Verfasser der wechselnden Tonhöhe schon in Bezug auf den logischen Accent eine so große Bedeutung einräumt. Ich glaube in der discreten Verwendung der Tonhöhe bei der logischen Betonung liegt der zweite wesentliche Unterschied zwischen Rede und Gesang. Die viel feinere chromatische Tonleiter, die dem Redner zur Verfügung gestellt ist, gestattet ihm auch von vornherein eine viel feinere Abstufung in höheren und tieferen Tönen als dem Sänger. Während der Sänger nur in halben Tönen auf und nieder zu steigen vermag, kann der Redner es in Vierteltönen, ja in noch feinern Abstufungen. Ohne mich hier in eine nähere Erörterung dieses überaus wichtigen Capitels einzulassen, möchte ich mir doch noch erlauben, auf ein paar Worte des größten deutschen Schauspielers hinzudeuten, die, merkwürdiger Weise, noch in keiner, die Kunst der Rede behandelnden Schrift eine Stelle gefunden haben. Im Gegensatz zu der gemöhnlich aufgestellten Regel, die Betonung werde durch eine „Erhöhung" des Tones hervorgebracht, heißt es in den von Ludwig Schröder bei der Wiederaufnahme der Hamburger Theaterleitung seinen Schauspielern gehaltenen Vorträgen: „Das Forte, die Stärke des Tones bestimmt den Accent. Nichts ist dem Ohr des gebildeten Mannes peinlicher, als wenn der Accent durch die Erhöhung des Tones bezeichnet wird: Soll Rodendorf sprechen: Nur Narren können das Leben achten, — und steigt der Schauspieler bei dem Worte Narren vier Töne höher mit der Stimme, so klingt es abscheulich".*)

In der Anordnung der zwölf Abende ist der Verfasser theils chronologischen, theils metrischen Rücksichten gefolgt. Für das Studium der verschiedenen Vortragsweisen wird die Innehaltung der im Buche beobachteten Reihenfolge dringend empfohlen.

Der erste Abend ist „altdeutschen" Dichtungsformen gewidmet. Man findet hier die Namen: Herder, Chamisso, K. E. Ebert, Schenkendorf, Goethe, Rückert. Die beiden nächsten Abende enthalten Gedichte von Voß, Platen, Ramler, Klopstock, Goethe, Kosegarten, Hölderlin, die griechischen Formen nachgebildet sind. Italienische und spanische Formen bietet der vierte Abend. Der fünfte und sechste Abend führten uns in dramatischen Bruchstücken die Entwicklung des fünffüßigen Jambus von Lessing durch Schiller und Goethe, den Schlegel'schen Shakespeare bis auf H. v. Kleist vor. Es folgt dann die deutsche Ballade, das Didaktische und Elegische, mit besonderer Berücksichtigung der Schiller'schen Ballade in einem eigenen, dem neunten Abend. Dem deutschen Lied, dem „Die Glocke" eingereiht ist, gehört der zehnte Abend. Erzählende Gedichte neuerer Poeten füllen den elften, Gedichte verschiedener Formen den letzten Abend.

Eine Sammlung poetischer Meisterwerke für den Vortrag enthält natürlich die Perlen Schiller'scher und Goethe'scher Dichtung; aber neben der Glocke, dem Taucher, Alexis und Dora, neben Bürgers Lenore und seinem wilden Jäger, neben Nathans Erzählung von den drei Ringen, neben Scenen aus Carlos, Iphigenie, dem Prinzen von Homburg, neben diesen populären Dichtungen begegnen wir in diesen „poetischen Abenden" einer großen Anzahl von Meisterwerken, die weniger bekannt sind. Hier scheint mir die Hand des Verfassers einen sehr glücklichen Griff in den reichen Schatz unserer poetischen Literatur gethan zu haben. Klopstock, Herder, Schubart, Hölderlin, Tieck, W. Müller und noch viele andere sind durch zum Theil herrliche, immer aber durch höchst interessante Proben ihres Schaffens vertreten.

Die jedem Abend vorangeschickten Bemerkungen über den Vortrag und die Auffassung, aus reicher Erfahrung geschöpft,

*) Meyer, Friedr. Ludw. Schröder. Hamburg 1819, Hoffmann und Campe. 2. Th. 2. Abth. S. 189.

Digitized by Google

sind voll belehrender Winke und können besonders auch Lehrern von außerordentlichem Nutzen sein. Vortrefflich vor allem sind die den beiden dramatischen Abenden mitgegebenen Bemerkungen in Bezug auf die Entwicklung des fünffüßigen Jambus. Es ist dem Verfasser z. B. vorzüglich gelungen, darzulegen, wie die Verschmelzung des logischen und metrischen Accentes in Lessings Nathan und Schillers Carlos in andrer Weise vor sich zu gehen hat, als in Schillers späteren Werken und in Goethes Tasso und Iphigenie.

In der Unterscheidung zwischen Ballade und Romanze kann ich nicht ganz mit dem Verfasser übereinstimmen: ich schließe mich denen an, die z. B. Schillers Taucher, Kraniche des Ibykus der Romanze, nicht der Ballade einordnen, die in der Mischung des Episch-Lyrischen den Charakter der Romanze, in dem umgekehrten Verhältniß den Charakter der Ballade erkennen.

Vergleicht man, wie viel Fleiß auf den musikalischen, wie wenig auf den poetischen Vortrag verwendet wird, so muß man dem Verfasser danken, daß er an die Worte Goethes erinnert: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede".

Bei dieser Gelegenheit sei gleich noch einer, 111 Seiten umfassenden, bei Challier in Berlin 1874 erschienenen Schrift Erwähnung gethan: „Die Consonanten der deutschen Sprache". Ein Beitrag zur Lehre von der Gesang- und Redekunst. Von Gustav Engel. In so klarer, verständlicher und erschöpfender Weise habe ich die Behandlung der Consonanten für Rede und Gesang noch nirgends dargestellt gefunden.

Endlich sei hier auch noch auf die deutsche Grammatik von Fr. Wetzel (Berlin 1873, Stubenrauch) gewiesen, welche die Betonungsgesetze in den Schlußcapiteln des Buches zwar kurz, aber ebenso vortrefflich als übersichtlich behandelt.

E. Bürde.

## Aus der Hauptstadt.

### Dramatische Aufführungen.

#### Die Versucherin.

Lustspiel in einem Aufzug von Gustav v. Moser.

#### Die Darwinianer.

Lustspiel in drei Aufzügen von J. V. v. Schweitzer.

Das kleine Lustspiel „Die Versucherin" erfüllt seinen Zweck, die Zuschauer in angenehmer Weise zu unterhalten, vollkommen. Das ist so ziemlich Alles, was sich über diese neueste liebenswürdige Gabe des erfindungsreichen Moser sagen läßt. Es ist nicht wenig, wie ich glaube. Ich halte es immerhin für ein sehr verdienstliches Unternehmen seine Mitmenschen zu amüsiren, und glaube, daß die Bühne einer ihrer Aufgaben nicht untreu wird, wenn sie diesen Zweck erstrebt. Zu heftigen Debatten kann das amüsante chassez, croisez nicht die Veranlassung geben. Es wird die Leidenschaften nicht entfesseln, die Entrüstung nicht herausfordern, und weder energische Feinde in Harnisch bringen noch begeisterte Freunde anwerben; es wird ein dankbares Publicum finden, wie es bei den leider zu spärlich versammelten Zuschauern an dem Abende, an welchem ich das Stück gesehen habe, bereits gefunden hat.

Das kleine Stück ist ein Situationslustspiel ausgesprochensten Charakters. Eine junge Frau rühmt ihrer Freundin die Vorzüge ihres Gatten in der überschwänglichsten Weise. Die Freundin, welche die Männer besser zu kennen behauptet, will auch an die dem vielgerühmten Gatten nachgerühmte Vollkommenheit nicht glauben. Sie macht sich anheischig, daß er in die erste Falle, die sie ihm stellen, blindlings hineingehen werde. Natürlich Widerspruch der vertrauensvollen Gattin. Die Freundin setzt ein anonymes Billet auf und gibt dem Gatten ein Rendezvous. Erkennungszeichen eine weiße Rose. Der Gatte empfängt das Billet, zeigt es einem Freunde, und dieser Freund geht auf den Spaß ein. Die Gattin hält also zunächst ihren Mann, dem der Verlauf der Sache Spaß macht, der also nicht zu Hause bleiben will, für treulos. Die Freundin, eine junge Wittwe, hält den Freund für diesen treulosen Gatten; der Freund, der die Dame im Salon des Gatten wieder findet, wird zu der Vermuthung gedrängt, daß die Dame die Gattin sei. Kurz und gut, es entsteht eine belustigende Verwicklung, die gerade so lange anhält, wie es dem Verfasser beliebt, und die sich bei der völligen Harmlosigkeit der Voraussetzungen zur rechten Zeit in allgemeines Wohlgefallen auflöst.

Schon oft habe ich Gelegenheit gehabt, über diese Art von Situationslustspielen meine unmaßgebliche Ansicht auszusprechen. Ich bewundere die arithmetische Geschicklichkeit, mit welcher die Verfasser das Exempel nicht zum Stimmen bringen, und als Specialität stelle ich dieses Genre sehr hoch. Ich möchte nur nicht, daß diese Specialität als das Lustspiel proclamirt würde. Es gehört sicherlich eine große Gewandtheit, eine vorzügliche Bühnenkenntniß dazu, um nach dem bekannten Recepte der Verwechslung, ohne welches ein solches Lustspiel nicht denkbar ist, zu immer neuen Resultaten zu kommen. Das Recept ist freilich allbekannt. A. will B. sprechen und geräth an C., den er für B. hält, oder A. will B. sagen und man muß C. verstehen. Aber innerhalb dieses Schemas ist dem erfinderischen Kopf noch ein weiter Spielraum gegönnt. Benedix hat es bewiesen, und Moser beweist es mit jedem neuen Werke.

In den lustigen Situationen liegt auch diesmal, wie im „Stiftungsfest" und in „Ultimo" die Hauptwirkung. Die hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten sind sehr nette Menschen. Mit besonderen Zügen, die sie zu Individuen machen könnten, hat sie der Dichter nicht auszustatten für nöthig befunden. Der Dialog ist nicht mit besonderer Sorgfalt gepflegt, aber sehr munter und unterhaltend; kurz und gut man amüsirt sich und das ist viel, sogar sehr viel.

Die allgemeinen Bemerkungen, welche ich gelegentlich des kleinen Lustspiels gemacht habe, gelten auch für das größere Lustspiel von J. V. von Schweitzer. Die Fortschritte dieses überaus begabten Bühnenschriftstellers sind ganz unverkennbar. Er hat durch seine rührige Thätigkeit für die Bühne mit der Zeit eine außerordentliche Sicherheit gewonnen. Die groben Unwahrscheinlichkeiten, die in allen seinen früheren Stücken hervortraten, sind in diesem neuesten nahezu ganz weggefallen. Von dem Vorwurfe, daß er gesellschaftliche Unmöglichkeiten als auf der Bühne gestattet hinstellt, kann man ihn freilich auch nach diesem neuesten Lustspiel nicht ganz absolviren; aber ich halte diesen Vorwurf für durchaus unberechtigt. Der Zuschauer und der Kritiker müssen der Bühne gewisse Concessionen machen, sonst ist es überhaupt nicht möglich, ein gutes Lustspiel zu schreiben. Wenn man sich auf der Bühne gefallen läßt, daß meinetwegen die Schlacht bei Leipzig zwanzig Minuten dauert — wogegen Niemand einen Einwand erheben wird —, so muß man auch gewisse Freiheiten, welche der Dichter mit den gesellschaftlichen Bräuchen sich gestattet, mit in den Kauf nehmen. Die Bedenken, daß Dieses oder Jenes nach unseren socialen Bedingungen kaum möglich oder unmöglich wäre, haben die bedeutendsten Bühnendichter nicht gekümmert. Auf der Bühne hat man zu den Gemächern der Könige ungehinderten Zugang, wie zu einem öffentlichen Platz. Man denke an „Das Glas Wasser". Junge Damen werden allein gelassen, um mit ihren Liebhabern verfängliche Gespräche zu führen. Man denke an „Minna von Barnhelm". Und deshalb will ich auch Schweitzer nicht darum tadeln, daß er einen modernen Geschäftsmann, der, wie es in dem Stücke heißt, „den Rummel los hat", in das Leben einer ruhigen und achtbaren Familie, die sich in der Wirklichkeit von diesem Herrn sicher weit entfernt halten würde, gemächlich hineinzieht und zwischen diesem Miniatur-Barnum und einem adelsstolzen Aristokraten ein höchst gemüthliches Verhältniß anknüpft.

Raschermann, dies ist der Name des Geschäftsmanns, will die günstige Conjunctur, daß der Darwinismus augenblicklich in der Mode ist, wahrnehmen, um, wie er sagt, populärwissenschaftliche Vorträge darüber halten zu lassen. Darunter versteht er Vorträge mit Nebelbildern, Photographien, bengalischer Beleuchtung, Musik und Ballet als letztem Ausdruck der Entwicklungsfähigkeit unseres Geschlechts. Um den Schwindel zu lanciren, braucht er einen Gelehrten und einen Mäcen, den Träger eines großen Namens. Zum ersten hat er sich einen überzeugten Gelehrten, den Professor Haller, erkoren; zum Protector denkt er den leidlich beschränkten Baron von Chatillon zu gewinnen. Dies gelingt ihm in sehr drolliger Weise. Der Baron bewirbt sich um die Schwägerin des Professors, eine junge Wittwe, und die Schwiegermutter, eine Geheimräthin von Wallau, begünstigt die Werbung des Barons, weil dieser der überaus moralischen alten Dame als ein wahrer Tugendspiegel erscheint.

Digitized by Google

Nun hat aber der Baron seiner Zeit in Paris ein ziemlich lockeres Leben geführt. Er hat, wie es scheint, seine alten Liebhabereien noch nicht ganz abgebrochen; denn noch am Morgen der Verlobung hat ihm ein Buchhändler, der den Geschmack des Barons zu kennen scheint, eine Anzahl von Photographien wenig bekleideter Damen zugesandt. Der Baron zeigt diese Photographien Raschermann. Raschermann besitzt aber behufs der projectirten Nebelbilder eine Sammlung von fünfundzwanzig photographirten Affen; Affen von der niedrigsten Stufe bis zum menschenähnlichen Gorilla herauf. Um nun den Baron zu zwingen, sich zu den Darwinianern zu bekennen, übergibt Raschermann die Affenphotographien der Braut in Gegenwart des Barons. Es entspinnt sich eine sehr komische Scene, in welcher die Braut es als eine unwürdige Mißachtung ihres Geschlechts erklärt, daß man ihr derartige Studien vorenthalte. Sie selbst wird sich künftig sehr eingehend mit diesen Dingen beschäftigen. Der Baron, der natürlich glaubt, daß seine Zukünftige sich an den Nuditäten der beautés du jour weidet, ist ganz perplex, und als er mit Raschermann wieder allein ist, und des Irrthums gewahr wird, bleibt ihm, da er die Wahrheit nicht sagen kann, nichts Anderes übrig, als seine Braut in dem Irrthum zu bestärken und sich für einen Affenliebhaber und Darwinianer auszugeben.

Es spielt in diese Geschichte hinein noch ein anderes Abenteuer des Barons, das zu einigen köstlichen Situationen die Veranlassung gibt. Der Baron, welcher, wie bemerkt, seinem guten Rufe nicht völlig entspricht, hat vor einiger Zeit einer Putzmacherin ein Armband geschickt und sie um ein Rendezvous gebeten. Der Bruder dieser Putzmacherin ist ein Grobschmied, sie selbst eine äußerst moralische Person. Dem Grobschmied ist es nach langem Bemühen gelangen, den Absender ausfindig zu machen und er fordert den Baron Chatillon auf, Abbitte zu thun. Der Baron wird aber an seinem Verlobungstage nicht fortgelassen; und so überredet er denn den gutmüthigen Professor, das Armband in Empfang zu nehmen und dem Grobschmied zu sagen, daß er morgen oder übermorgen seinen Besuch machen werde. Der Professor kommt an, es wird ihm das Armband gegeben, er wird gefragt, ob er Abbitte leisten wolle. Er will das Mißverständniß aufklären; aber ehe es ihm noch gelingt, wirft man ihn zum Hause hinaus. In desolatem Zustande kommt er wieder, deponirt das Armband nnd erzählt seine Leidensgeschichte. Dieses Armband wird nun natürlich von der Braut gefunden. Sie hält es für eine Aufmerksamkeit des Bräutigams und legt es an. Nun kommt, während die Braut, der Professor und der Baron auf der Scene sind, die Putzmacherin. Die beiden Betheiligten, der Schuldige und der für schuldig Gehaltene ergreifen mit Vehemenz je einen Band von Haeckel, stürzen an's Clavier und vertiefen sich krampfhaft mit abgewandtem Gesicht in das Studium der Darwinianischen Lehre. Dem Professor gelingt es zu entkommen. Der Baron bleibt. Natürlich entdeckt nun die Putzmacherin das Armband. Die Braut schöpft Verdacht; das auffällige Gebaren des Barons bestätigt sie in ihrem Argwohn. Sie confrontirt ihn mit der Putzmacherin, und diese, die den Baron nicht kennt, erklärt seine Unschuld. Diese Scenen sind auf der Bühne von großer Wirkung. Man kommt aus dem Lachen nicht heraus — und etwas Anderes beabsichtigt der Verfasser wohl nicht.

Die Charaktere sind nicht sehr vertieft. Auch in diesem Lustspiele ist eigentlich nur eine gute Rolle: die des Geschäftsmanns Raschermann. Von den Darstellern machten sich namentlich die Herren Lebrun und Kadelburg um den Erfolg des amüsanten Stückes verdient.

Es ist zu bedauern, daß diese Lustspiele auf der Bühne des Wallnertheaters nicht diejenige Zugkraft auszuüben scheinen, welche sie verdienen. Nach den Erfahrungen, welche man mit „Tricoche und Cacolet" und „Ultimo" gemacht hatte, war die Hoffnung berechtigt, daß das Vorurtheil, im Wallnertheater unterhalte man sich nur bei den Gesangsposſen, einer richtigern Auffassung weichen würde. Leider hat das Schicksal der „Darwinianer" und der „Versucherin" gelehrt, wie schwer es ist, ein tief eingewurzeltes Vorurtheil auszurotten.

**Paul Lindau.**

---

## Eine neue Oper.

### Cäsario.

Oper in drei Acten, nach Shakespeares „Was ihr wollt" von Emil Taubert. Musik von W. Taubert.

Wenn einmal eine im ernsteren Stile gehaltene deutsche Oper einen bedeutenden Erfolg erringt, so liegt unserer Meinung nach der Kritik zuerst die Pflicht ob, diesen Erfolg zu bestätigen und sich dessen zu erfreuen, wenn sie auch, ihre volle Unabhängigkeit wahrend, Bemerkungen gegen die eine oder andere Nummer aussprechen will. So beginnen wir auch mit dem Ausdrucke aufrichtigen Vergnügens, daß endlich eine deutsche Oper die Aufmerksamkeit des Publicums in einer Weise erregt hat, daß man Hoffnung hegen darf, diese Theilnahme anhalten zu sehen. Denn mit der Negation — der übrigens in unserer Besprechung noch volles Recht werden soll — erreicht man nur, daß zuletzt das Publicum allen Bestrebungen auf dem Felde der deutschen Oper mißtrauisch, fast von vorneherein abweisend entgegensieht, und daß nur noch Wagner oder die aus fremden Ländern importirten Opern Beachtung finden. In Deutschland geht es nicht wie in Frankreich oder Italien, daß ein Componist ein halbes Dutzend Opern ohne Erfolg auf die Bretter bringen darf, daß eine siebente gelungene seinen Ruf gründet, daß er dann wieder sechsmal Unbedeutendes, selbst Schlechtes bieten darf, bis endlich ein glücklicher Wurf gelingt, der Alles andere vergessen macht. Gar viele Besucher der Verdi'schen Opern haben keine Ahnung, daß der Mann vielleicht 30—40 Opern geschrieben hat, von denen sich vier oder fünf auf dem Repertoire erhalten — und wer zählt die Opern Aubers, die kein Mensch mehr kennt? Und dennoch sind diese beiden Componisten berühmt und in allen Landen! Uebel würde es dem talentvollsten deutschen Componisten bekommen, wollte er seinem Publicum drei oder vier unbedeutende Opern aufdringen und es mit der Aussicht vertrösten, daß die fünfte gut sein wird; er würde nach der zweiten keine Beachtung mehr finden! Und wo soll er nun gar die Texte zu seinen Versuchen hernehmen! Nicht Jedem steht ein talentvoller Sohn zur Seite, der ihm aus der Verlegenheit hilft und auf die Idee verfällt, aus einem Shakespeare'schen Lustspiele. das im Schauspielhause Furore gemacht, ein Textbuch für eine Oper zu bilden. Und es ist ganz geschickt zusammengestellt, obwohl wir das sonderbar klingende Bedenken erheben müssen, daß es zu treu an dem Originale festhält. Wir denken, dieses Bedenken gründlich zu motiviren. Erstens sind bei Shakespeare viele Nebenpersonen beschäftigt, die, wenn einmal der Plan des Stückes entwickelt ist, als unentbehrlich erscheinen, aber in den Rahmen einer Oper nicht passen. Antonio muß im Lustspiele öfters, wenn auch nur für wenige Minuten auftreten, um die Verwechslung der verkleideten Viola und Sebastians recht anschaulich zu machen, in der Oper ist er mit seinen kurzen Phrasen ganz überflüssig, daher störend. Der Narr ist im Textbuche fortgelassen, obwohl Shakespeare gerade ihn als Sänger verschiedenartigster Lieder auftreten läßt; dagegen ist Fabio beibehalten, der noch jetzt, wie die Oper gestaltet ist, wegbleiben kann, ohne daß eine Lücke entstände. Und wenn wir behaupten, daß die im Lustspiele gar nicht befindliche Hochzeit von Bernardos Tochter und der damit verbundenen Tänze gestrichen werden sollen, so leitet uns hiebei nur der aufrichtige Wunsch für bleibenden Erfolg der Oper. Glücklicherweise sind diese Fehler, besonders der letztangedeutete, leicht zu beseitigen, und Cäsario ist mit ihnen und ohne sie immer ein geschickt angelegtes Textbuch. Was nun die Musik anbetrifft, so müssen wir dem Componisten einige einleitende Worte widmen. Taubert hat sich als Meister in verschiedenartigster Richtung vielfach bewährt, besonders in der lyrischen. Aber auch in der musikalischen Zeichnung solcher Gegensätze, wie sie Shakespeare in seinen Wunderwerken bringt, hat Taubert eine sehr bedeutende Leistung geboten, in der Musik zum „Sturm". Diese wurde meiner Erinnerung nach in den letzten zehn Jahren nur einmal und zwar bei der Shakespearefeier eines Vereines aufgeführt; und manche Gesänge der komischen Figuren: Trinculo, Stephan und Caliban, erwiesen sich als durchwegs wirksam. Daß nun im Cäsario der komische Theil weniger gelang als der lyrische, liegt vorzugsweise in der Anlage dieses letztern, der viel mehr Grundlagen musikalischer Stimmung bietet, als jener. Taubert ist auch ein durch und durch deutscher Componist, in der letzten Periode der classischen Zeit gebildet, voll Eifer

Digitized by Google

für das Schöne, wie es sich innerhalb des Rahmens der gegebenen Formen schaffen läßt, und der mit Sorgfalt alle die drastisch wirkenden Mittel der neueren Periode vermeidet und an der älteren rein musikalischen Tradition festhält. Dieser entsprechend sind seine Arien, Gesänge und Chöre gefaßt, jedes Stück in sich entwickelt und abgeschlossen. Im ersten Acte lebt und webt das melodische, lyrische Element, weil hier die komischen Figuren noch mehr im Hintergrunde bleiben. Gleich die ersten beiden Arien der Viola, dann das Duett zwischen ihr und Olivia, endlich die liebliche, äußerst effectvolle Barcarole am Schlusse des Actes zeigen, wie Tauberts ganze Künstlernatur ihn auf das Zarte, Weiche, Harmonische hinweist. Das überaus zahlreiche Publicum nahm alle die erwähnten Nummern mit großer Anerkennung auf, und es war ein allgemeiner, stürmischer Beifall, der den Componisten am Schlusse des ersten Actes zweimal von dem Orchester, wo er dirigirte, auf die Bühne rief. Im zweiten Acte wiegen die komischen Scenen vor, und diese stehen, mit Ausnahme des sehr originellen Ständchens, das Junker Bleichwang singt, nicht auf derselben Höhe mit den lyrischen. Unter diesen hat uns am meisten ein Duett zwischen der Gräfin und Sebastian angesprochen, das merkwürdiger Weise beim Publicum die verdiente Anerkennung nicht fand. Unserer Ueberzeugung nach wird bei öfterer Wiederholung der Oper auch diese sehr schöne Nummer ihr Recht erlangen: der dritte Act enthält zwei große Arien, des Herzogs und Violas, unter denen die letztere sich besonders wirksam zeigt, und ein reizendes kleines Duett zwischen dem Herzog und Viola; und wenn nach diesen Nummern der Schluß rasch herbeigeführt würde, so stände der Erfolg auch dieses Actes ganz gewiß dem der anderen gleich. Aber die Hochzeitsgesänge und das Ballet, sowie die kleinen Intermezzi (Bernardo und Sebastian, Tobias und Marie, Christoph und Malvolio), die gar nicht in die Handlung mit eingreifen, hemmen auch die Entwicklung der günstigsten Stimmung. Der Act muß gekürzt werden, nur zum Vortheil des ganzen Werkes, das überhaupt zu lang ist (die erste Vorstellung dauerte von ½7 bis ¾10).

Fassen wir nun die Bilanz des Soll und Haben, so ergibt sich ein bedeutendes Plus der Schönheiten gegen die Schwächen, die bis auf einen verschwindenden Theil leicht zu beseitigen sind; und die Oper besitzt ein Recht auf bleibende Stätte. Das Publicum anerkannte dies auch in der ersten Vorstellung. Wer aber vermag den Wetterwechsel bei den Theaterbesuchern zu bestimmen? Wenn „Jessonda" kaum drei Mal im Jahre vorgeführt, kein sehr zahlreiches Publicum versammelt, dann fehlt jeder Maßstab für den eigentlichen Geschmack des Publicums.

Die Aufführung war eine glanzvolle. Frau Mallinger als Viola (Cäsario) gab ihre Rolle im Spiel wie im Vortrage ganz ausgezeichnet. Frau v. Voggenhuber, welche die Partie der Olivia erst eine Woche vor der Aufführung an der Stelle des erkrankten Fräulein Grossi übernommen hatte, führte dieselbe mit künstlerischer Sicherheit und vortrefflichem Vortrage durch. Fräulein Lehmann als Maria war das Prototyp eines schelmischen und lieblich singenden Zöschens. Daß Betz immer singt wie ein großer Künstler, braucht der Leser nicht erst von uns zu erfahren. Herr Schmidt als Sebastian, die Herren Fricke, Sachse, Salomon, Schott als Träger der komischen Partie, endlich die Herren Barth und Krolop in ihren kleinen Rollen steuerten ihr Bestes bei zum Gelingen des Werkes. Die Aufnahme war eine vollkommen günstige, theilweise enthusiastische. Das Publicum rief Darsteller und den Componisten nach jedem Acte stürmisch hervor, nach dem ersten, wie bereits erzählt wurde, sogar zwei Mal — ein Zeichen, daß nicht blos die Erinnerung, die Theilnahme für den wohlverdienten Dirigenten, für den Mann, der mit Berlins ganzem Kunstleben seit vielen Jahren innig verflochten ist, thätig war, sondern auch die unmittelbare Anerkennung des Gegebenen, des neuen Werkes.

**H. Ehrlich.**

## Notizen.

Die Aufregung über die Reichsbank, die von vornherein Manchem etwas erkünstelt schien, hat sich einigermaßen beruhigt, seit das Gesetz aus den bewegten Wogen des Plenums in die stillen Gewässer der Commission eingelaufen ist. Die Vorgänge in dem hohen Hause an der Leipziger Straße nahmen sich während der vorigen Woche oft wie eine Komödie der Irrungen aus, die für den aufmerksamen Zuschauer ihre pikanten Seiten hatte. Eine allerdings sehr wichtige volkswirthschaftliche Frage war plötzlich zu einer hochpolitischen geworden. Mit einer von dem bekannten französischen Wort etwas abweichenden Lesart konnte man fragen: Où la politique va-t-elle se nicher? Aber leider! auch mit einer anderen allzu neugierigen Erkundigung: Qui trompe-t-on ici? Es wurde gelegentlich der Reichsbank wirklich viel Versteckens gespielt. Da waren zuerst die Reichsbankenthusiasten, die innerlich an das Zustandekommen eines solchen Instituts nicht glaubten und sich aus finanziellen Gründen von wegen der Privilegien zahlreicher Einzelbanken jener populären Formel als einer Fallthür bedienen wollten, in welcher der Regierungsentwurf unversehens verschwinden sollte. Groß war die Ueberraschung dieser interessanten und interessirten Schwärmer, als ihnen durch Laskers und Bambergers gleichzeitiges Eintreten für die Reichsbank und die gouvernementale Beschränkung der ungedeckten Notenausgabe das Handwerk gelegt wurde. Einen fast heiteren Eindruck machte auch die Position des Finanzministers Camphausen, dessen stattliche Erscheinung und behagliche Bonhomie einen großen Fonds von seiner Taktik, im gewöhnlichen Leben Schlauheit genannt, bekanntlich nicht ausschließt. Wer ihm in den fünfziger Jahren zufällig in Venedig begegnet war, erinnert sich, wie er außer dem Trinkgeld für den Gondolier noch immer ein kleines Extra schon bereit hielt, aber nach der ersten Zahlung fortging, als sollte er den Barkenführer in Ewigkeit nicht wiedersehen. Rief dieser ihm das übliche: Poco, poco, Signore! nach, so wandte er sich ganz erstaunt um und fügte das in Reserve gehaltene Sümmchen hinzu, die alsdann unausbleiblichen Ausbrüche des beglückten Venetianers: Grazie Signore, grazie tante! stillvergnügt hinnehmend. Ganz ähnlich verfährt der kluge Finanzminister jetzt mit dem Reichstage. Er läßt sich wegen der Reichsbank durch die Majorität eine sanfte Gewalt anthun, verwahrt sich eifrig gegen die Monopolbank, weiß aber in seinem Herzen des Herzens, wie die Engländer sagen, sehr wohl, daß, wenn das bekannte schöne Gebäude in der Nähe des Werder'schen Marktes umgetauft sein wird, die Koffer der dann nicht mehr preußischen, sondern deutschen Centralbank nicht weniger gefüllt sein werden, die Uhr der anderen Zettelbanken aber so gut wie abgelaufen ist. Die Angriffe übrigens, welche einige Berliner Correspondenten, die sonst außerhalb der Bismarck'schen Parole kaum zu athmen wagen, gegen Camphausen gerichtet haben, waren wieder sehr instructiv. Als Camphausen in's Ministerium trat, hieß es vielfach, er werde ein alter ego Bismarcks sein. Es werde sich nicht wieder ereignen, daß am Vorabende eines Krieges der nach dem Minister des Auswärtigen wichtigste Departementschef erkläre, Preußen sei finanziell nicht vorbereitet, oder dem Kanzler sonstige Schwierigkeiten in den Weg lege. Personen, die Camphausen kannten, wußten indessen, daß er sich bei aller Anhänglichkeit für Bismarcks Ideen, ohne welche seine Ernennung ja auch nicht möglich gewesen wäre, eine gewisse Selbstständigkeit doch zu wahren und vor Allem, trotz mancher Tribulationen, seine gute Laune zu erhalten wissen werde. Jetzt sollte nun Camphausen mit einem Male ein Particularist geworden sein! Es fehlte nicht viel, daß man ihn als Reichsfeind denuncirt hätte. Zum Glück für ihn waren die Nachrichten über Bismarcks Stellung zur Reichsbank noch einigermaßen schwankend und die Journalisten, die Camphausen scharf in's Gebet nahmen, waren über die Windrose noch nicht zuverlässig orientirt. So wird denn das Ministerium hinter dem Kastanienwäldchen nicht sobald seinen kundigen Inhaber wechseln. Es wird auch gewiß zu einer Reichsbank kommen, ohne daß man deswegen in etwas affectirter Weise aus der Haut zu fahren braucht. Jedenfalls hat sich wieder gezeigt, wie sich bei uns Alles politisch zuspitzt. Selbst unsere Witzblätter haben selten für Anderes Sinn. Allerdings sind sie infolge dieser Neigung auch einflußreicher als der Londoner Punch oder die Fliegenden Blätter. Ein paar launige Einfälle des weltberühmten Berliner humoristischen Wochenblattes über des Prinzen von Wales verschuldete Existenz riefen vor Kurzem einen Leitartikel der Times hervor und werden vielleicht sogar eine Vorlage im Parlament über die Erhöhung der Civilliste des englischen Thronfolgers veranlassen, der jetzt jährlich sein Capital angreifen muß. Man kann sich denken, wie der Prinz für die witzigen Berliner Anspielungen, die ihm, ohne es zu wollen, aus seinen Verlegenheiten heraushalfen, dankbar sein wird. Die Times nannten neulich bei einer anderen Gelegenheit Berlin die melancholische Stadt an der Spree, was angesichts des Londoner Novembernebels etwas stark war. Der Prinz von Wales jedoch, wenn er erst Dank der Berliner Anregung schuldenfrei aufathmet, wird finden, daß die deutsche

Digitized by Google

Hauptstadt trotz ihres trübseligen Rufes ihre heiteren Tage hat, und daß der Sarkasmus unserer satirischen Blätter für ihn wenigstens nicht ohne heilsame Folgen war.

* * *

Herr N. Simrock in Berlin, der Inhaber des bekannten Musikverlags, besitzt eine große Anzahl von Briefen, welche Beethoven an seinen Großvater Nikolaus Simrock (und später an seinen Vater) gerichtet hat. Aus dieser Sammlung hat Herr N. Simrock den folgenden zum Abdruck in der „Gegenwart" freundlichst zur Verfügung gestellt.

Wien, den 2. August 1794.

Lieber Simrock!

Ich verdiente ein bischen von ihnen ausgezankt zu werden, weil ich Ihnen so lange Ihre Variationen zurückgehalten habe, aber ich lüge wahrlich nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich verhindert war, durch überhäufte Geschäfte selbe so bald zu corrigiren. Was daran fehlt. werden sie selbst finden; übrigens muß ich Ihnen Glück wünschen in Ansehung Ihres Stichs, der schön, deutlich und lesbar ist, wahrhaftig, wenn Sie so fortfahren, so werden Sie noch das Oberhaupt im Stechen werden, versteht sich — im Notenstechen.

Ich versprach Ihnen im vorigen Briefe etwas von mir zu schicken, und Sie legten das als Cavalier-Sprache aus, woher hab ich dann dieses praedicat verdient? — pfui, wer würde in unseren demokratischen Zeiten noch so eine Sprache annehmen; um mich Ihres gegebenen praedicats verlustig zu machen, sollen Sie, sobald ich die große Revue an meinen Compositionen vorgenommen habe, was jetzt bald geschiet, etwas haben, was Sie gewiß stechen werden. Wegen einem Commissonaire habe ich mich auch umgesehen, und einen recht braven tüchtigen Mann dazu gefunden. Sein Name ist Traeg, Sie haben jetzt nichts zu thuen, als an ihn oder mich zu schreiben, was für Bedingungen Sie eingehen wollen. Er verlangt von Ihnen das Drittel rabate. Der Teufel verstehe sich auf eine Handeley — Hier ist es sehr heiß; die Wiener sind bange, sie werden bald kein gefrorenes mehr haben können, da der Winter so wenig kalt war, so ist das Eiß rar. Hier hat man verschiedene Leute von Bedeutung eingezogen, man sagt es hätte eine Revolution ausbrechen sollen — aber ich glaube, so lange der Oesterreicher noch braun's Bier und Würstel hat, revoltirt er nicht. Es heißt, die Thöre zu den Vorstädten sollen nachts um 10 Uhr gesperrt werden. Die Soldaten haben scharf geladen. Man darf nicht zu laut sprechen hier, sonst giebt die Polizei einem Quartier.

Sind Ihre Töchter schon groß, erziehen Sie mir eine zur Braut, denn wenn ich ungeheirathet in Bonn bin bleibe ich gewiß nicht lange da; — Sie müssen doch auch jetzt in Angst leben! —

Was macht der gute Ries, ich will ihm nächstens schreiben, er kann nicht anders als unvortheilhaft denken von mir, aber das verfluchte schreiben, daß ich mich darin nicht ändern kann. — Haben Sie schon meine Partie aufgeführt. Schreiben Sie mir zuweilen.

Ihr Beethoven.

Wenn Sie mir doch auch von den ersten Variationen einige Ex. schickten.

* * *

Walter Schwarz, Aus Sommertagen. 5. Band. (Auch unter dem Titel „Ersonnen und erlebt"). — Breslau 1874, Rud. Hoffmann. Bei Gelegenheit des jetzt erschienenen, bereits 5. Bandes der unter dem Kollektivtitel „Aus Sommertagen gesammelten Novellen von Walter Schwarz" mag auch an die früheren Bände erinnert werden. Die bislang mitgetheilten 20 Novellen gehören zum überwiegenden Theil zu den lebensfähigen Erzeugnissen dieser Literaturgattung. Mit Vorliebe sind Stoffe behandelt, in welchen der Kampf freier Selbstbestimmung gegen die socialen Schranken zumeist des angeborenen Standes zum Austrag gelangt. Ist die Mehrzahl in dieser Beziehung durchaus zeitgeboren, so ist die Tendenz doch nirgend aufdringlich, sondern in den Vordergrund tritt eben das, was den Novellen den dichterischen Stempel aufdrückt: abgerundete, meist sehr gelungene Composition, anmuthende Detailausführung, poetisch befriedigende Lösung der geschlungenen Knoten; alles dies gegründet auf eine feine objective Beobachtung und auf volle subjective Hingabe an den Gegenstand. Die Darstellung gewinnt dabei zuweilen eine Kraft und ist an andern Stellen wiederum mit einem so soliden Humor gewürzt, wie man beides bei weiblichen Federn — und eine solche verbirgt sich hinter den Pseudonym — nicht häufig findet. — Der jüngste Band enthält noch einige ansprechende lyrische Zugaben, sowie mehrere anekdotische und memoirenhafte Skizzen, in welchen einzelne Züge von Spontini, Korff, Schillers Schwester u. a. gezeichnet werden. Vollständig zum Gebiet der Memoirenliteratur gehört das ebenfalls jetzt erschienene: Jugendleben der Malerin Caroline Bardua. Nach einem Manuscript ihrer Schwester Wilhelmine Bardua, herausgegeben von Walter Schwarz. — Breslau 1874, Rud. Hoffmann. — Es sei zunächst nur so viel bemerkt, daß hier eine willkommene Ergänzung der betreffenden Literatur aus der Weimar'schen Goethe-Zeit geboten wird, welche jüngsthin durch die „Jugend-Erinnerungen eines alten Mannes" das „Leben der Malerin Louise Seidler" und andere einschlägliche Publicationen ein erneutes Interesse gewonnen hat. Nach dem Vorworte ist die Herausgabe eben auch durch jene Publicationen im Sinne der Ergänzung veranlaßt. Bei gleichem culturhistorischen Werth erhält das Buch eine weitere Anziehungskraft durch die gewährte persönliche Bekanntschaft mit der Titelträgerin, einem eigenartig angelegten, fast männlichen Charakter, dessen jugendliches Bildniß nach einer zeitgenössischen Originalzeichnung (von Anton Graff), ganz vorzüglich in Lichtdruck reproducirt, beigegeben ist.

* * *

Aus der Heimat. Studien von Heinrich Seidel. Breslau 1874, Rudolph Hoffmann. — „Studien" — das erinnert an Adalbert Stifter; nicht blos der Titel, sondern hier und dort auch die Sache, namentlich wo liebevolle Versenkung in Naturschilderungen in den Vordergrund tritt, wie schon bei früheren Schriften desselben Verfassers („Der Rosenkönig", 1871; „Fliegender Sommer", 1873) zu bemerken war. Anderes erinnert an Storm, Jensen und andere Autoren dieser Gattung. Aber es erinnert eben nur, wie Teniers an Mieris, oder Netscher an Dow, oder alle diese an einander erinnern, d. h. sie sind sämmtlich Genremaler, auf mehr oder weniger verwandtem Stoffgebiet, jeder aber in seiner eigenen Art. So arbeitet sich auch bei Seidel eine eigenartige Genremalerei in der erzählenden Dichtart durch, die ihre Lichtseiten in der sinnigen Naturbetrachtung und -Schilderung (dies namentlich auch in der Märchensammlung „Fliegender Sommer") sowie überall dort hervorkehrt, wo der Dichter den Pinsel in einen liebenswürdigen, nicht selten bis zur Selbstironie gesteigerten Humor taucht. Auch in der bereits früher erschienenen Gedichtsammlung desselben Verfassers („Blätter im Winde", 1872) treten diese beiden Seiten als seine Stärke hervor, häufig vereinigt in solchen Gedichten, die an Scheffels Gaudeamus anklingen. Freilich wiederum nur anklingen; denn der Unterschied ist just so groß, wie die süddeutsche Humor-Aeußerungsweise überhaupt von der norddeutschen entfernt liegt. Uebrigens möchten die früheren Schriften mehr Studien sein, als die „Studien", die als ganz fertige Cabinetstückchen auftreten; doch verdienen sie sämmtlich größere Beachtung, als ihnen unsers Wissens bisher zu Theil geworden sein mag.

## Offene Briefe und Antworten.

### Ueber Ahnen.

Geehrter Herr Redacteur!

In dem in Nr. 41 Ihres sehr geschätzten Blattes enthaltenen interessanten Artikel über die Schöpfungsgeschichte von Haeckel sagt der Herr Verfasser Carus Sterne auf Seite 232 wörtlich Folgendes: „Denn wenn uns darin (in dem Haeckel'schen Werke) unsere Ahnen in 21 verschiedenen Stufen — also 5 mehr als zu dem besten Adelsbeweise erforderlich sind — vorgeführt werden, so muß jeder von ihnen ihren Anspruch auf den Ruhm, unser Vorfahr gewesen zu sein, ernstlich begründen". Der Herr Verfasser ist hiernach der Meinung, 16 Ahnen (21—5=16) bedeute so viel als die Abstammung bis in die 16. Generation hinauf von einem adligen Vorfahren, wozu, da auf ein Jahrhundert höchstens 3 Generationen zu rechnen sind, ein Zeitraum von 600 Jahren etwa erforderlich wäre.

Digitized by Google

Das ist aber durchaus falsch. 16 Ahnen haben, heißt so viel, als in der fünften Generation von lauter adeligen Vorfahren abstammen. Derjenige, dessen Eltern adelig waren, hatte 2 Ahnen, dessen Großeltern es waren 4, dessen Urgroßeltern 8, und derjenige, dessen Ururelteren es waren, 16 Ahnen. Nach altem deutschen Recht war zu dem Eintritt in gewisse geistliche oder weltliche Stifter, zur Aufnahme in den Orden, bei Erhebungen in den Grafenstand und nach manchen Familienstatuten zur Eingehung einer ebenbürtigen Ehe, Nachweis guten Adels erforderlich und der Beweis eines solchen — Ahnenprobe genannt — wurde durch 16 Ahnen, mitunter auch schon durch 8, als geführt angesehen. Man konnte hiernach aus einem uralten Geschlecht abstammen und doch in diesem Sinne nicht von gutem Adel sein. So würde z. B. unser Reichskanzler, obwohl die Familie Bismarck bereits im 12. Jahrhundert in der Altmark blühte, die Ahnenprobe nicht haben bestehen können, weil seine Mutter, eine Tochter des Geheimen Finanzrathes Menken, bürgerlichen Standes war. Man sieht hieraus, daß die wahre Bedeutung der 16. Ahnen eine noch viel abgeschmacktere war, wie sie sich der Herr Verfasser vorgestellt hat. Auch würde derselbe, wenn er diese gekannt hätte, darum durchaus nicht nöthig gehabt haben, sich einen Spott über diese mittelalterliche Wunderlichkeit entgehen zu lassen. Nur hätte er anstatt der Parenthese in dem oben angeführten Satze am Schluß desselben so fortfahren müssen: „während die Begründung guten Adels durch 16 Ahnen nicht so ganz ernstlich gemeint sein kann, da sich eine solche lediglich auf die Fiction des Satzes stützt: pater quem nuptiae demonstrant". In der Hoffnung, daß meine Berichtigung nicht zu sehr post festum kommt und Sie der Meinung sein werden, daß der Gegenstand, obwohl er glücklicherweise fast ganz der Vergangenheit angehört, doch ebensoviele Leser der Gegenwart interessiren könnte, wie die Frage, ob dieser oder jener J. G. Hamann zugeschriebene Brief apokryph ist oder nicht, habe ich die Ehre, mich zu zeichnen mit vollkommener Hochachtung Ihr

ergebenster

Rönz, im November 1874. **v. Flemming.**

* * *

G. O. Berlin. Derartige Beschwerden können wir nur dann berücksichtigen, wenn der Redaction gegenüber der Einsender die Verantwortlichkeit mit seinem vollen Namen übernimmt.

Pf. C. Leipzig. Eine Erneuetung der Polemik anläßlich des doch schon etwas veralteten Vorfalls erscheint uns nicht rathsam, namentlich für unser Blatt nicht, da in dem Artikel, der uns nicht unbekannt geblieben ist, wider die „Gegenwart" und ihre Mitarbeiter sehr energisch geeifert wurde. Wir haben auf diese Angriffe bis jetzt geschwiegen und gedenken auch ferner das Stillschweigen zu bewahren.

F. C. Carlsruhe. Der gute Mann kann jetzt schreiben was er will. Wir sind mit ihm fertig.

Leserin in Cincinnati. Die „Denksprüche" sind mit großem Geschmack ausgewählt und geordnet.

Abonnent in Berlin. Wir haben die Vorlesungen leider nicht besuchen können; aber wir werden das Versäumte durch eine Besprechung der Dichtung nachholen.

H. U. in B. Wir antworten später und bitten Sie um Angabe der Adresse.

* * *

In dem vorigen (V.) Kunstausstellungsbericht (S. 332, Spalte II. Zeile 20 v. u.) ist statt „Brendel" zu lesen: „Gebler".


## Inserate.

**VICTORIA**

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

**HIRTH'S ANNALEN**

des Deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik (staatsrechtliche u. volkswirthschaftliche Materialiensammlung u. Reformzeitschrift) ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zum vierteljährlichen Abonnementspreis von 4 Mark R.-W. zu beziehen. (Jährl. 12 starke Hefte, 100—120 Bogen.) Die fünf Jahrgänge 1870/74 (Ladenpreis 60 Mark) werden neu eintretenden Abonnenten zu dem bedeutend ermässigten Preise von 36 Mark geliefert.

**Hirth und v. Gosen: KRIEGS-TAGEBUCH,** umfangreichste Chronik des Krieges 1870/71, enthält auf 338 Bogen mit 5408 Seiten Tausende anschaulicher Schilderungen, officieller Berichte, Feldpostbriefe u. s. w. für jeden Tag der Kriegszeit. Werthvolles Geschenk für alle Theilnehmer am Kriege. Glänzende Beurtheilungen in der Presse, z. B. in der „Nat.-Ztg.": „Das Hirth'sche Tagebuch ist eine so eigenartige Arbeit, wie uns keine zweite in der historischen Literatur bekannt ist." (3 starke Bände nebst Karten, Preis 24 Mark.)

**Verlagsbuchhandlung von G. HIRTH in Leipzig, Querstr. 32.**

**DIE RELIGIONEN**

Im Verlage Leykam-Josefsthal in Graz ist erschienen:

**Die Religionen**

ihr Wesen, ihr Entstehen und ihr Vergehen.

Naturwissenschaftlich-philosophische Excursionen

von

**Dr. A. von Helmersen.**

8°. Elegant brochirt.

Preis 1 Rthlr. 20 Sgr.

DURCH JEDE BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN.

Der Verfasser vorstehenden Werkes hat die Mussestunden, welche ihm seine politische Wirksamkeit gestattet, dazu benutzt, die Mittheilungen über natürlicher Offenbarung, vom Standpunkt der Geschichte und Naturwissenschaft mit dem Lichte des gesunden Verstandes zu beleuchten und gelangt am Ziele seiner Forschungen zu Resultaten, die mit den religiösen Ueberlieferungen in grellem Widerspruch stehen. — In solcher Weise wie in diesem Buche wurde der fragliche Gegenstand bisher noch nicht behandelt. — Die Darstellung ist in jenem edlen Stile gehalten, welcher den Mann von Welt kennzeichnet, und im höchsten und besten Sinne interessant. — Der Wahlspruch des Verfassers ist: Keine Vermittlungsversuche, sondern die ganze Wahrheit!

ihr **Wesen**, ihr **Entstehen** und ihr **Vergehen.**

**Verlag von Georg Stilke in Berlin,**

N. W. 32 Louisenstrasse.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Gesammelte Aufsätze.**

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von

**Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen elegant geheftet. Ladenpreis 2 Thlr. 10 Sgr.


Digitized by Google

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Einhundertundzehn

**Volks- u. Gesellschaftslieder**

des 16., 17. und 18. Jahrhunderts
mit und ohne Singweisen.
Nach fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben von
**Fr. W. Freiherr von Hitfurth.**
8. 1 Thlr. 26 Ngr. oder 3 fl. 16 kr.
Stuttgart, November 1874.
**G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.**

---

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig.

Soeben erschien von der

**Geschichte**
der
**deutschen Kaiserzeit.**
Von
**Wilhelm v. Giesebrecht**
die 2. (Schluß-) Abtheilung des 4. Bandes.
Preis 2 Thlr. 4 Sgr.
Der Preis des vollständigen 4. Bandes beträgt 3 Thlr. 18 Sgr.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

---

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Friedr. Spielhagen:**

**Sämmtliche Werke.** 11 Bde. brosch. 11 Thlr. eleg. geb. 14 Thlr.
**Problematische Naturen.** Sechste Auflage. 2 Bde. brosch. 2 Thlr. 15 gr. eleg. geb. 3 Thlr. 5 gr.
**Hammer und Amboss.** Fünfte Aufl. 2 Bde. brosch. 2 Thlr. eleg. geb. 2 Thlr. 20 gr.
**Allzeit voran.** Vierte Aufl. brosch. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 gr.
**Was die Schwalbe sang.** Dritte Auflage. brosch. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 gr.
**Ultimo.** Dritte Aufl. brosch. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 gr.
**Aus meinem Skizzenbuch.** brosch. 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

---

In meinem Verlage erschienen soeben:

**Opuscula.**
Vermischte Aufsätze
von
**Moritz Hauptmann.**
Geheftet. Preis: 1 Thaler.

**Clavier und Gesang.**
Didaktisches und Polemisches
von
**Friedrich Wieck.**
Zweite Auflage. Geheftet. Preis: 1 Thlr.
**F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

---

Im Verlage von F. A. Herbig in Berlin erschien:

**Dr. O. Michaelis, volkswirthschaftl. Schriften.** Zwei Bände. Preis: jeder Band 2 Thlr. 22½ Sgr. Inhalt: I. Eisenbahnfragen. Handelskrisis von 1857. II. Von der Börse. Ueber Staatsanleihen. Theoretisches. Bankfragen

---

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

**Dramaturgische Blätter.**
Beiträge zur Kenntniss des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich.
Von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8°. eleg. geheftet. Preis 3 Thlr.

---

Im Verlage von **A. Hofmann's Separat-Conto** in **Berlin**, Kronenstraße 17, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sie sagen, ich lebe zu locker,
Und das bringe dem Alter Gefahr;
Ihr albernen Stubenhocker,
Mein Leben bleibt wie's war!
Lehrt Eure trockene Tugend
Dem nüchternen Geschlecht;
Noch keiner starb in der Jugend,
Wer bis zum Alter gezecht!

Kopf ohne Herz macht böses Blut
Herz ohne Kopf thut nicht gut;
Wo Glück und Segen soll gedeih'n
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Nun wieder die Zeit kam der Rosen
Komm Alles was rosig zusammen,
Wir bringen die Lippen, die losen
Mit Allem was rosig zusammen.
Es kamen bei Wein und bei Rosen
Selbst Häupter, schon moosig, zusammen.

**16 Bogen in gr. 8° in elegantester Ausstattung.**
**Preis in engl. Leinen geb. 2 Thlr.**

**Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.** Mit Prolog und erläuterndem Nachtrag.

Sowie die erste in mehr als **50,000 Exemplaren** über die Erde verbreitete Liedergabe Bodenstedt's ein Gemeingut der Nation geworden, wird auch die **Neue Folge** sich bald Bahn brechen und jedem Besitzer der Ersten Lieder eine willkommene Gabe sein.

---

**Ein bahnbrechendes Culturgeschichtswerk.**

**Friedrich von Hellwald, Culturgeschichte** in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.

Broschirt fl. 7 oder 4 Thlr. Elegant gebunden fl. 8 oder Thlr. 4. 18 Sgr.

Verlag von ***Lampart & Comp.*** in Augsburg.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

**Als werthvolle Weihnachtsgabe empfohlen.**

---

Verlag der **G. J. Göschen'schen Verlagshandlung** in Stuttgart:

**Die Leute von Seldwyla.**
Erzählungen von
**Gottfried Keller.**
Zweite vermehrte Auflage.
4 Bände. 8.
Preis 4 Thlr. 20 Ngr. oder 8 fl.
Mit dem soeben ausgegebenen vierten Bande ist dieses hervorragende Werk nunmehr vollständig erschienen.

---

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der
**Materialismus in England.**
Ein Vortrag
von
**John Tyndall.**
Mit Genehmigung des Verfassers nach der neuesten Ausgabe übersetzt
von **Emil Lehmann.**
Preis 1 Mark.
**Verlagsbuchhandlung von Julius Springer in Berlin.**

---

Hierzu Beilagen der Verlagshandlungen von A. Asher & Co. in Berlin und Hermann Costenoble in Jena und vom Verein für deutsche Literatur in Berlin.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu eine Inserate-Beilage.

Digitized by Google

# Beilage zur Gegenwart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

№ 48. Ausgegeben am 28. November 1874. Band VI.



☞ *Auf jedem Schreibtisch gehört*

**MEYERS**

**HANDLEXIKON**

*Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *1968 kl. Octavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen.*

Bibliographisches Institut in Leipzig (vormals Hildburghausen).

**Das neue Jugendwerk!**

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

**Deutsche Jugend.**

Illustrirte Monatshefte.

Für Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von **J. Kehrmeyer.**

Unter künstlerischer Leitung von **Oscar Pletsch.**

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap. 1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh.

6 Hefte bilden einen Band.

Das überall freudig begrüßte **Jugendwerk** vereinigt zum ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten Jugendschriftsteller, um unserer Jugend einen Hausschatz von dauerndem und mustergültigem Werthe in Wort und Bild zu schaffen.

Die erschienenen Bände bilden zugleich die reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.

Verlag von **Alphons Dürr** in Leipzig.

Belletristischer Verlag von **Richter & Kappler, Nürnberg.**

Soeben erschienen und vorräthig in allen Buchhandlungen:

**Geprüfte Herzen.**

Novellen u. Geschichten von **Otfrid Mylius.**

Eleg. geh. 1⅓ Thlr., in Prachtband 1⅔ Thlr.

Die ersten

**Glieder einer langen Kette.**

Roman in 3 Bänden von **Ernst Freiherrn von Zibra.**

2. Auflage. Eleg. geh. 3 Thlr.

**Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

**Säbel und Scapulier.**

Roman von **Hans Wachenhusen.**

3 Bände. 8°. broch. 4 Thlr.

Dieses neueste Werk Wachenhusen's wird als das beste und gediegenste Erzeugniß dieses Autors angesehen.

**Ein Spiegel der Gegenwart.**

Roman von **S. Kohn,**

Verfasser des „Gabriel".

3 Bände. 8°. broch. 4 Thlr.

Das vorliegende Buch des bisher unbekannten Verfassers der Sensation erregten Novelle „Gabriel", welche in den Sprachen fast aller gebildeten Nationen übersetzt und in Tauchnitz' Collection of German Authors den Werken unserer Classiker angereiht wurde, stellt in treuer, geistvoller Schilderung das Wiener Leben in Adels- und Börsenkreisen dar und gewinnt ein besonderes Interesse durch die Entstehungsgeschichte der großen Börsenkatastrophe.

**Am Genfersee.**

Eine Erzählung von **Ludwig Habicht.**

2 Bände. 8°. 2¼ Thlr.

In selten vorkommender Weise verstand der Autor auch in vorstehender Erzählung eine stattliche Reihe von ebenso wahr als fein und scharf gezeichneten Typen der Gesellschaft dem Leser vorzuführen.

**Herzog Heinrich von Rohan.**

Historischer Roman von **Paul Victor Wichmann.**

5 Bände. 8°. broch. 6¾ Thlr.

Als dramatischer Dichter bereits rühmlich bekannt, schildert der Verfasser in diesem tief bewegenden und von großen Gedanken geleiteten Werke, neben Vorführung der hohen und edlen Charaktere eines Shakespeare und Heinrich von Rohan, die blutigen Religionskämpfe in Frankreich und die gewaltsame Unterdrückung der Hugenotten.

**Amerikanische Humoristen.**

I. Band. **Prudence Palfrey** und andere Leute von **T. B. Aldrich.**

II. Band. **Jim Smiley's berühmter Springfrosch** u. dgl. wunderliche Käuze mehr. **Im Silberland Nevada** von **Mark Twain.**

III. Band. **Geschichte eines bösen Buben** und andere Erzählungen von **T. B. Aldrich.** (Unter der Presse.)

Uebersetzt von **Moritz Busch.** — Gleiche Ausstattung wie bei Bret Harte. — Preis d. Bd. 2 Thlr.

Die „Neue freie Presse" sagt über dies Unternehmen u. A.: Es ist lange kein Unternehmen unter so verheißungsvollen Auspicien auf dem deutschen Büchermarkt erschienen, wie das vorliegende Sammelwerk. . . . . Amerikanische Männer treten in unseren Gesichtskreis, deren meisterhafte Leistungen mit ungeheuchelter Bewunderung erfüllen. Die „Norddeutsche Allg. Ztg.": Die Uebersetzung muß eine vorzügliche genannt werden; namentlich ist eine Fülle von Dialecten, Nüancen und Wortspielen mit Virtuosität wiedergegeben.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

**Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

**Kleine Romane und Erzählungen.**

Von **Karl Gutzkow.**

3 Bände. 8°. broch. 4¼ Thlr.

**Blasedow und seine Söhne.**

Satyrischer Roman von **Karl Gutzkow.**

2 Bände. 8°. broch. 2⅝ Thlr.

**Gesammelte Erzählungen.**

Von **Adelheid von Auer.**

3 Bände. 8°. broch. 4½ Thlr.

**In Südamerika u. in Europa.**

Roman von **Ernst Freiherrn von Zibra.**

2 Bände. 8°. broch. 3¼ Thlr.



Digitized by Google

Die soeben erschienenen

**Drei Ehestandsgeschichten**

von **Josias Nordheim.**

broch. 18 Sgr. geb. 27 Sgr.

werden wegen ihres köstlichen Humors überall freundliche Aufnahme finden und als Weihnachtsgabe unter christlichen Eheleuten gewiss Freude machen. Verlag von

Braunschweig. **Julius Zwissler.**

---

Verlag von **Georg Weiß** in Heidelberg.

# Liebeslieder

## aus jungen Tagen

von

**Georg von Oertzen.**

Eleg. geh. 1 Thlr. 5 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der bekannte Dichter der „Satyren und Glossen eines Weltmannes" bietet hier novellenartig geordnet Jugenderinnerungen, gewissermaßen Memoiren in Liedern, welche, höchst anmuthig in der Form, den Leser zugleich durch die Kraft und die tiefe Innerlichkeit ihrer Empfindungsweise und dann wieder durch einen bald übermüthigen, bald neckenden Humor unwiderstehlich gefangen nehmen.

---

Von **Heinrich Schaumberger,**

der

**Fritz Reuter** und **Berthold Auerbach**

in seinen Leistungen an die Seite gestellt wird, sind bis jetzt erschienen:

**Vater und Sohn.** Eine oberfränkische Dorfgeschichte. brochirt 20 Sgr., geb. 27 Sgr.

**Im Hirtenhaus.** Eine oberfränkische Dorfgeschichte. broch. 25 Sgr., geb. 1 Thlr. 4 Sgr.

**Fritz Reinhardt.** Erlebnisse und Erfahrungen eines Schullehrers. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 15 Sgr.

Auf letzteres Werk kann auch in jeder Buchhandlung subscribirt werden.

Braunschweig. Verlag von

**Julius Zwissler.**

---

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

# entfesselte Prometheus.

Ein Drama

von **Richard Paul.**

gr. 8°. 16 Ngr. oder 54 kr.

Die Erhabenheit des antiken Stoffes, den der Dichter gewählt hat, die Einfachheit und die durch dieselbe bedingte Durchsichtigkeit und Klarheit der dramatischen Entwickelung, die hochpathetische, in Aeschyleischer Form redende Sprache, die gleichwohl jeden Schwulst sorgfältig vermeidet, der sittliche Ernst, dem wir überall in dem Drama begegnen — das Alles wird die vorliegende Dichtung dem gebildeten Publikum eine willkommene höchst sympathische Erscheinung sein lassen.

Stuttgart, November 1874.

**G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.**

---

Bei **Otto Meissner** in Hamburg ist eben erschienen:

# OSIRIS.

**Weltgesetze in der Erdgeschichte.**

Von

C. RADENHAUSEN.

Verfasser der „ISIS".

**Erster Band, erste Hälfte.**

23 Bogen gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Das Werk enthält den Versuch einer ausführlichen Kosmogenie auf Grund der Wissenschaft der Gegenwart. Es soll seinen besonderen Werth haben im Darstellen u. Begründen der durchgehenden Bezüge, welche die kleinsten und niedersten Stufen der Welt durch Zwischenreihen mit der höchsten erkennbaren verbinden.

---

Soeben erschienen:

# Die Ehe.

Populär wissenschaftlich dargestellt von einem katholischen Historiker.

15¼ Bog. 8°. 1 Thlr. 8 Sgr. oder 1 Fl. 45 Kr.

**C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen.**

---

Soeben erschien bei **H. Böhlau** in **Weimar:**

# Anna Amalia, Carl August

und

# der Minister von Fritsch.

Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts

von **Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay.**

Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

**Inhalt:**

1. Einleitung.
2. Anna Amalia's Regentschaft.
3. Wieland's Anstellung in Weimar.
4. Anna Amalia und Fritsch.
5. Knebel's Anstellung in Weimar.
6. Goethe's Anstellung in Weimar.
7. Carl August und Fritsch.
8. Goethe und Fritsch.
9. Anna Amalia in Tiefurt.
10. Briefe der Herzogin Anna Amalia.

---

Bei **Otto Wigand** in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

# Die Arbeiter und die Gesellschaft.

Eine culturgeschichtliche und volkswirthschaftliche Studie.

Von **Ludwig Felix.**

(D. 7856.) Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 4 Mark.

---

Im Verlage von **H. A. Mecklenburg** in **Berlin C., Klosterstr. 38,** ist erschienen:

## Beiträge zum Verständniss Kant's

von

**Dr. Johannes Witte,**

Privat-Docent der Philosophie in Bonn.

Preis 20 Sgr.

Der Verfasser dieser Schrift will den Ergebnissen der Kant'schen Philosophie von Seiten der Ethik die Anerkennung ihrer bleibenden Bedeutung sichern. Jedoch hat er auch deren theoretische Grundlage selbstständig geprüft und zwar unter eingehender Rücksicht auf die in den letzten Jahren von Bona Meyer und Herm. Cohen über Kant verfaßten Schriften.

---

**Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

## Schillers Briefwechsel mit Körner.

Von 1784 bis zum Tode Schillers.

**Zweite vermehrte Auflage.**

Herausgegeben

von

**Karl Goedeke.**

Groß Octav. 2 Bände. XIV u. 995 Seiten.

Preis geheftet 5 Thlr. 10 Sgr.,

gebunden in Originalprachtband 7 Thlr.

---

**Verlag von Georg Weiß in Heidelberg.**

Soeben erschien:

**Ferdinand von Saar:**

**Die Geigerin.** Eine Novelle. Eleg. cart. 18 Sgr.

**Innocens.** Eine Novelle. Dritte Auflage. Eleg. cart. 18 Sgr.

**Die beiden de Witt.** Trauerspiel in fünf Acten. Geh. 22½ Sgr.

**Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy:**

**Emanuel d'Astorga.** Erzählendes Gedicht. Zweite Auflage. Eleg. geb. 1 Thlr.

**Conrad Telmann:**

**Sonnenblicke.** Arabesken. Geh. 20 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr.

**Elisabeth Kulmann:**

**Dichtungen.** Ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Franz Miltner. Geh. 20 Sgr., eleg. geb. 28 Sgr.

---

Soeben ist erschienen:

# Die Tropenwelt.

Skizzen aus dem Natur- und Menschenleben in den heißen Gegenden der Erde

von **Dr. H. Hartwig,**

Verfasser von „Das Leben des Luftmeeres", „Der hohe Norden", „Die Unterwelt" ꝛc.

2. Aufl. Pracht-Ausgabe mit gegen 100 Abbildungen in Schwarz- und Buntdruck.

1. Halbband 2⅓ Thlr.

Verlag von **M. Bischkopff** in **Wiesbaden.**

---

## Antiquarische Kataloge.

Soeben erschien und steht gratis und franco zu Diensten:

**115. Katalog.**

**Literaturgeschichte. Deutsche und ausländische Literatur u. Sprachen. Musik. Kunst und Illustrirte Werke. Architectur.** (3064 Nummern.)

Vor Kurzem erschienen:

113. Katalog: **Geschichte und ihre Hilfswissenschaften.**

114. Katalog: **Naturwissenschaft und Mathematik.**

**Wilhelm Koebner,**

(**L. F. MASKE's Antiquariat**) in **Breslau,**

Schmiedebrücke 56, I. Etage.

---

Im Verlage von **J. Rieter-Biedermann** in Leipzig und Winterthur ist erschienen und kann durch jede Buch- oder Musikalienhandlung bezogen werden:

**Nottebohm, Gustav, Beethoven's Studien.** Erster Band. Beethoven's Unterricht bei J. Haydn, Albrechtsberger und Salieri. Preis netto 4 Thlr.

—— **Beethoveniana.** Aufsätze und Mittheilungen. Preis netto 2 Thlr. 10 Ngr.

---

**Für Literarhistoriker und Linguisten.**

Soeben erschien:

**Dr. G. Ploetz,** Etude sur Joachim du Bellay et son rôle dans la réforme de Ronsard. Preis 12 Sgr.

Berlin. **F. A. Herbig.**

---

## Reizende Festgeschenke für Damen.

**BACH** Jenny. **Frühlingsblumen.** Skizzen und Fantasien. Elegante Min.-Ausg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.

**Verwaist.** 2 Novellen. **Elegante** Min.-Ausg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

**Pflegegeschwister.** Elegante Min.-Ausgabe. gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

Braunschweig. Verlag von

**Julius Zwissler.**

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit von **Georg Hilke** in Berlin.

Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 5. December 1874. Band VI.

v. 6
no. 49

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Herr Roscher und seine Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. Von Hermann Roesler. — Führer und Redner der französischen Nationalversammlung. Von Leopold Richter. II. III. — Literatur und Kunst: Ein Traum. Von Hieronymus Lorm. — Mein Lebensgang. Von Fr. Vischer. (Fortsetzung.) — Paul Lindaus „Erfolg" in Wien. Von Heinrich Laube. — Aus der Hauptstadt: Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste in Berlin. Von Gustav Floerke. VI. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

### Herr Roscher und seine Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland.*)

Von Hermann Roesler.

Herr Geheimrath Roscher, Professor in Leipzig, wird in Buchhändleranzeigen der gefeiertste Oekonomist der Gegenwart genannt. Wenngleich auch Buchhändler, wie unter anderem das Schicksal der zweiten Auflage der Hermann'schen Untersuchungen zeigt, zuweilen irren können, würde doch eine solche Bezeichnung nicht gewagt werden, wenn sie ganz ohne Sinn und Grund wäre. Jedenfalls ist das Publicum seit ziemlich langer Zeit daran gewöhnt, daß ihm Herr Roscher als eine große Autorität in der Volkswirthschaft gepriesen wird, und die zahlreichen Auflagen seiner Schriften, insbesondere seines unvollendet gebliebenen Lehrbuches scheinen dies auch zu rechtfertigen, denn — „Zahlen beweisen".

Die Literargeschichte einer Wissenschaft erweckt leicht trübe Gedanken über die Vergänglichkeit und Eitelkeit auch des wissenschaftlichen Ruhmes; wenn man liest, wie so Manche, die zu ihrer Zeit als Sterne erster Größe glänzten, von ihren Nachfolgern, oft noch bei lebendigem Leibe, ihres Nimbus entkleidet und als Ignoranten und Charlatans qualificirt wurden, so gehört sicher einige Ueberwindung dazu, sich mit Gelehrtengeschichte zu befassen oder gar eine solche zu schreiben. Vestigia terrent.

Der Einfluß des Herrn Roscher in der Wissenschaft ist seit langer Zeit so bedeutend und sichtbar, daß er die öffentliche Kritik herausfordert und jeder Beitrag zur gerechten Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Leistungen als ein Bedürfniß erscheint. Wir erinnern uns dabei, daß ein Gesinnungsverwandter und fast ein Ruhmesgenosse des Herrn Roscher, wenn wir recht berichtet sind, diesem nachrühmte, daß unter seinen Händen die Volkswirthschaftslehre etwas radical Anderes geworden sei. Aehnlich, wie vor mehreren Jahren der Herzog von Aumale den Napoleoniden die Frage zuwarf: Was habt ihr aus Fränkreich gemacht? — möchten wir, wenn Kleines mit Großem zu vergleichen erlaubt ist, die bescheidenere Frage aufwerfen, was Herr Roscher aus der Volkswirthschaftslehre gemacht habe?

Wir beabsichtigen nicht, uns über diese Frage in eine große und weitläufige Untersuchung zu vertiefen; sondern wir wollen uns nur einen Weg bahnen zu einer kurzen Besprechung des oben erwähnten neuesten Roscher'schen Werkes und damit zugleich in gewisser Hinsicht eine Lücke desselben ausfüllen, denn Herr Roscher hat aus Bescheidenheit unterlassen, sich selbst in seiner doch bis auf die neueste Gegenwart heraufreichenden „Geschichte der Nationalökonomik" vorzuführen.

Soviel dürfte unbestritten sein, daß Herr Roscher, obwohl er zu den fruchtbaren Schriftstellern gehört, nicht als großer Entdecker und Erfinder in seiner Wissenschaft aufgetreten ist. Niemand wird versucht sein, von einem Roscher'schen Gesetze zu sprechen, so wie Herr Roscher selbst in seinem Lehrbuche von einem Ricardo'schen Gesetze, von einem Malthusischen oder v. Thünen'schen Gesetze handelt. Noch weniger besitzt der Name Roschers für die Nationalökonomie etwa die Bedeutung, wie die Namen eines Liebig, Helmholtz, Darwin für die Naturerkenntniß oder eines Strauß und Renan für die Kritik der biblischen Urkunden.

Dagegen ist Herr Roscher in Aller Munde als der Begründer der historischen Methode in der Volkswirthschaftstheorie. Und dies dürfte in der That der Punkt sein, auf welchen wir Aufmerksamkeit zu verwenden haben.

Herr Roscher selbst unterscheidet die historische von der idealistischen Methode; letztere suche zu zeigen, das was sein soll, erstere, das was ist. Beide Fragen seien von den meisten Nationalökonomen vermengt worden. Er sagt freilich auch, daß die einflußreichsten Idealschilderungen von den wirklichen Zuständen insgemein sehr wenig abweichen, d. h. doch zugleich sehr geschichtlich sind. In demselben Athem vergleicht er die geschichtliche Methode mit einer Anatomie und Physiologie der Volkswirthschaft; als ob es dem Anatomen oder Physiologen einfiele, zugleich Historiker sein zu wollen. Schon hier begegnen wir einer Eigenthümlichkeit des Herrn Roscher; er schillert gern in verschiedenen Farben, er vermeidet es, um vulgär zu sprechen, bei der Stange zu bleiben, er liebt es, an seinen Aussprüchen zu biegen und zu drehen; während Andere suchen, möglichst bestimmte und sichere Resultate zu erlangen, ist seine Absicht mehr auf „relative" Wahrheiten gerichtet.

In dem Sinne, wie Herr Roscher es meinte, sind sicherlich auch die Ad. Smith, Malthus, Ricardo und alle seine Nachfolger, so die Lotz, Rau ꝛc. Anhänger der „geschichtlichen" Methode gewesen. Sie alle wollten keine unpraktischen Ideale schildern, sondern die Gesetze der wirklichen Volkswirthschaft darstellen; und wenn sie die Consequenzen ihrer Resultate zogen und Reformen und neue Einrichtungen besprachen, so blieben sie immer noch „historisch", weil sie damit nur dem, was wirklich war oder werden mußte, Ausdruck verliehen.

Es ist daher nicht richtig, daß Herr Roscher mit seiner sogenannten geschichtlichen Methode etwas wesentlich Neues eingeführt oder erreicht habe. Er hat das vor ihm von Anderen präparirte

*) Mit der Veröffentlichung dieses polemischen Aufsatzes wollen wir keineswegs die Debatte über die volkswirthschaftlichen Theorien des Herrn Roscher abgeschlossen haben; wir würden auch einer Vertheidigung derselben unser Blatt nicht verschließen. D. Red.

Digitized by Google

volkswirthschaftliche Durchschnittswissen in eine gefällige Form gebracht und es mit einer großen Masse historischer Beispiele und literarischer Citate bedeckt. Das hatten Andere vor ihm, namentlich Rau, auch schon gethan; aber richtig ist, daß Herr Roscher dies in größerem Umfange that, als irgend ein Anderer vor ihm, und daß er dabei eine große Geschichtskenntniß und Belesenheit bewährt. Auch hatten Rau und Andere immer noch mehr ihren Blick auf die Ausarbeitung bestimmter Grundsätze der Verwaltung gerichtet, während Herr Roscher alles nur irgend Wissenswerthe in seinen Bereich zog und seiner eklektischen Neigung die Zügel schießen ließ.

Abgesehen nun von dem vollgespickten geschichtlichen und literarischen Kramladen, den Herr Roscher in der Volkswirthschaftslehre mit großer Geschicklichkeit aufgerichtet hat, ist er doch kein wirklich historischer Kopf. Seine Begriffe und Gesetze fließen nicht aus historischer Entwicklung, sondern aus abstractem Räsonnement. Er pflegt zwar historische Excurse anzustellen und Parallelen zu ziehen, insbesondere das immer wiederkehrende Schema aufsteigender, blühender und sinkender Zeiten anzuwenden; doch ändert das nichts an den Gesetzen, die er vorher rein abstract aufgestellt hat, das dient ihm nur dazu, sich in copiosen Detailangaben zu ergehen und seine an sich mageren Abstractionen mit gelehrtem Flitterstaate zu bedecken.

Wer Herrn Roschers Werke, insbesondere sein Lehrbuch, gelesen hat, wird dieses Urtheil bestätigen müssen. Herr Roscher ist weit davon entfernt, die volkswirthschaftlichen Fundamentalbegriffe und die dem Leben entsprechende Gesetzmäßigkeit der Volkswirthschaft am geschichtlichen Faden zu entwickeln, ihre durch den Fluß des Völkerlebens gegebene Entstehung, ihr Wachsthum, ihre Veränderung nachzuweisen. Man findet bei ihm keine geschichtliche Erklärung für die Begriffe des Eigenthums, des Capitals, der Arbeit, für die Gesetze der Werth- und Preisbildung, für Lohn und Rente u. s. w. Hätte Herr Roscher sich der wirklichen historischen Methode bedient, so hätte er zu ganz anderen Resultaten kommen müssen, als sie in seinen Werken anzutreffen sind. Er hätte nicht sagen können: der Werth ist die Bedeutung der Güter für das Zweckbewußtsein des wirthschaftenden Menschen, oder, Capital ist jedes Product, welches zu fernerer Production aufbewahrt wird, oder, die Capitalien entstehen hauptsächlich durch Ersparung, oder, das Preisverhältniß wird regelmäßig durch das Verhältniß von Nachfrage und Angebot bestimmt u. s. w. Solche Aussprüche, die in der That weniger Definitionen, als äußerliche Beschreibungen sind, halten vor wirklicher historischer Untersuchung nicht Stich. Herr Roscher räsonnirt allerdings nicht in der absolut abstracten Weise eines Ricardo, der sich fast ausschließlich in dem Nebel künstlicher und willkürlicher Hypothesen bewegt. Das hatten aber auch Steuart und Smith, Lotz und Rau nicht gethan. Man verwechsele aber nicht concrete Detailausführungen und Materialienfülle mit historischer Methode; jene vertragen sich sehr gut mit Hypothesen, deren sinnliche Einkleidung sie bilden, gerade so wie der Schauspieler auf der Bühne, wenn er auch noch so getreu in Worten, Geberden und Costüm seine Rolle ausführt, dadurch doch nicht zu der wirklichen Person wird, die er spielt. Was nützt es also, wenn Herr Roscher in seine Darstellung eine Preisgeschichte, eine Lohngeschichte u. dgl. m. einflicht und dies nur in's Detail gehende Variationen eines abstracten Preis- und Lohngesetzes sind? Was nützt es, wenn er geschichtliches Material über Zinsverbote und Zinstaxen zusammenträgt und doch darüber in der Weise eines abstracten Gegners dieser Rechtsbildungen urtheilt? Nicht anders, wenn auch nicht in der gleichen breiten Fülle, hatten Smith und Andere die Wissenschaft gehandhabt. Man sieht es klar, die äußerste Anhäufung geschichtlichen Materials ist noch keine geschichtliche Methode.

Wir wollen es gleich sagen, warum es Herr Roscher nicht wirklich zu dieser letzteren brachte. Der Grund liegt darin, daß er zwar Geschichtskenntniß, aber keine Rechtskenntniß besitzt. Dadurch entging es ihm, daß die Wirthschaftsordnung ein Stück der Rechtsordnung ist und die wirthschaftlichen Begriffe sich in der Form von Rechtsbegriffen ausbilden; daß also z. B. das Capital ein Rechtsbegriff ist, der aus der rechtsgeschichtlichen Kenntniß des Eigenthumsinstituts geschöpft werden muß. Die Wirthschaftslehre blieb ihm fortwährend das, was sie am Anfang ihrer „wissenschaftlichen" Entwicklung gewesen war, eine philosophische Disciplin, deren Bearbeitung theils technologische, theils historische Kenntnisse erfordert. Daher lobt es Herr Roscher, daß jemand sie eine „Philosophie der Wirthschaftsgeschichte" nannte; daher ist nach ihm die Wirthschaftslehre eigentlich nichts Anderes als eine philosophische Zusammenfassung geschichtlicher Merkwürdigkeiten unter gewissen stereotypen wirthschaftlichen Gesichtspunkten, z. B. Production, Consumtion, Preis, Lohn u. s. w. Daher erklärt sich auch seine abgerissene dem Recht und der Verwaltung abgewendete, nur in dilettantenhaften Anspielungen auf letztere sich bewegende, dagegen geschichtliche Notizen und Aperçus mit vollen Händen ausstreuende Darstellungsweise. Mit einem Worte, Herr Roscher ist derjenige Vertreter des verendenden Epigonenthums, unter dessen Händen die naturphilosophische Schule der Volkswirthschaft zur geschichtsstatistischen Manier geworden ist.

Herr Roscher bedient sich mit einem gewissen Geschick der wenigen abstracten Formeln, welche sich seine Schule schon längst zur Erklärung der volkswirthschaftlichen Erscheinungen zurechtgemacht hatte; Nachfrage und Angebot, Productionskosten, Geldbedarf und Geldvorrath, Concurrenz, Zahlungsfähigkeit und dergl. sind solche Formeln. Paßt im gegebenen Falle die eine nicht, so paßt doch die andere; wer mit ihnen gewandt umzuspringen weiß, kann damit alles Mögliche erklären, was ihm in den Weg kommt, freilich nur für den, der an die Wahrheit jener Formeln schon vorher glaubt. Für die Schule sind diese Formeln feststehende, durch sich selbst begründete Axiome, die geglaubt werden müssen; wer diesen Glauben verweigert, der ist ein Ketzer, mit dem sie nichts zu thun haben will. Daher möchte die eigenthümlich sectirerische und cliquenhafte Befeindung und Verketzerung rühren, welche die Schule denjenigen zu Theil werden läßt, welche den Glauben an ihre Axiome auf Grund besserer wissenschaftlicher Ueberzeugung verweigern. Die Wenigen, welche dieses wagten, stehen sofort außerhalb der Wissenschaft, sie sind unwissenschaftlich und zählen nicht mit. Ich erinnere nur an das Schicksal der Ad. Müller und Friedr. List; auch mir ist die gleiche Behandlung widerfahren.

In Herrn Roschers Werken ist nun gleichfalls nichts Anderes zu finden, als jene bekannten Formeln der Smith'schen Schule; nur nebenbei sei es gesagt, daß er auch tapfer mit todtschweigt oder verurtheilt da, wo es im Namen der Schule todtzuschweigen oder zu verurtheilen gilt. Er hat doch an jene Formeln eine solche Fülle von Detailmalerei verschwendet, daß er hierin unstreitig einzig in seiner Art dasteht, wenn es auch oft den Anschein gewinnt, als ob er den Effecte der letzteren die ersteren unterordnete. Gleich der erste Paragraph seines Lehrbuches gibt davon Zeugniß. Es genügt ihm nicht, die einfache Wahrheit auszusprechen, daß die Güter mit den Bedürfnissen wechseln; dazu führt er sofort aus, wie der Tabak, die Kalksteinschiefer von Solenhofen, die Knochen, der Kautschuk, die Guttapercha Güterqualität erlangt, und dagegen Zaubermittel, Liebestränke, selbst Reliquien Güterqualität verloren haben. Anmerkungsweise wird noch die Anekdote von dem Araber erzählt, der Perlen fand, die er für Reis hielt, und als sie beim Kochen nicht weich werden wollten, wieder wegwarf; ferner der persische Aberglaube an die vor dem bösen Auge schützende Macht des Türkises und das heutige „archäologische" Bedürfniß nach den Amuletten des Alterthums. „Belehrend" ist dieser kunterbunte Mischmasch allerdings für den Anekdotenjäger und Notizenkrämer, wir meinen aber, darin liegt ein grelles Mißverhältniß zwischen dem, was Object der Darstellung und dem, was bloße Staffage sein soll. Dadurch sinkt „die Majestät der Geschichte" zur Beflissenheit der servirenden Dienstmagd herab.

Daß diese Manier des Herrn Roscher auf die Formeln

Digitized by Google

der Schule nicht ohne Einfluß bleiben konnte, leuchtet ein. Seine Sucht, in allen Dingen auf das Relative zu sehen und überall seine geschichtsstatistischen Wasserkünste springen zu lassen, hat der Leistungsfähigkeit der Formeln selbst den größten Abbruch gethan. Er hat sie unter einer Wucht von Notizen und Anekdoten erdrückt, in eine Menge kleiner Eventualitäten und Gelegenheitsmomente zerpflückt, und so sehr verdreht und verbogen, abgeschliffen und zersplittert, daß sie für ernstere Zwecke allmählich den Dienst versagten. Während sie noch unter Rau und Hermann Ansehen und Dauerhaftigkeit bewahrt hatten, haben sie unter den Händen des Herrn Roscher ihren wissenschaftlichen und praktischen „Gebrauchswerth" nahezu verloren und sind zu Spielbällen des Dilettantismus geworden. Das mit Herrn Roscher anbrechende Epigonenthum hatte so die Folge, daß der Lehrinhalt der naturphilosophischen Schule sich zu schöngeistiger Trivialität verflachte, die in „schönen" und „feinen" Bemerkungen ihren Ruhmestitel sucht.

Man möge dieses Urtheil nicht hart und ungerecht finden. Herr Roscher hat sich damit jedenfalls insofern ein Verdienst erworben, als er für die nothwendige Reform der Wissenschaft die zeitgemäße Voraussetzung lieferte. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die naturrechtliche Schule, die unter der Führung des Herrn Roscher den höchsten Gipfel der Ausbildung erstiegen zu haben schien, gerade durch diese Führung zu jähem Falle gebracht wurde. Nicht sehr lange nachdem Herr Roscher seine Wirksamkeit entfaltet hatte und namentlich sein Lehrbuch in einer größeren Anzahl von Auflagen im Publicum verbreitet war, begannen jene Wirkungen sich einzustellen. Es wird noch im Gedächtniß sein, wie seit dem Ende der fünfziger und dem Anfang der sechziger Jahre ein Dilettantismus in der Volkswirthschaft losbrach, der in einer Fluth von Reden, Broschüren und selbst von förmlichen Lehrbüchern das volkswirthschaftliche Denken überschwemmte. Ebenso bekannt ist es, wie die berufsmäßige Wissenschaft seit jener Zeit von dem nächsten besten volkswirthschaftlich angehauchten Deputirten, Journalisten und Handelskammersecretär abgekanzelt und zu bescheidenem Stillschweigen ermahnt wird. Und nicht minder steht es fest, daß die Wissenschaft ihren praktischen Einfluß größtentheils verloren hat und daß namentlich die Roscher'sche „Nationalökonomik" in allen großen volkswirthschaftlichen und socialen Fragen, von denen die Gegenwart bewegt wird, ein beachtenswerthes Wort gar nicht mitzusprechen vermag. An ihren Früchten erkenne man sie.

Zwei wichtige Folgen dieser traurigen Entwicklung sind noch besonders hervorzuheben. Einmal das Auftreten der vorzugsweise englisch geschulten praktischen Volkswirthe, wie Schulze-Delitzsch, Faucher, Michaelis, Braun und Anderer, welche beim Schiffbruche der Schule zu retten suchten, was noch zu retten war, durch unmittelbare Einwirkung auf die Massen in Congreßverhandlungen und auf der Volkstribüne das Volk im Sinne der alten britischen Theorien bearbeiteten und der Wissenschaft im Einfluß auf die praktische Gesetzgebung und Verwaltung weitaus den Rang abliefen. Sodann der Ausbruch der socialistischen Agitation durch Marx, Lassalle und Consorten. Die unstreitigen Erfolge dieser Agitation, welche durch die politischen Zeitverhältnisse keineswegs begünstigt war, wären offenbar nicht in einem so weitgehenden Grade möglich gewesen, wenn nicht die gelehrte Nationalökonomik eine solche Leerheit und Flachheit des wirthschaftlichen Denkens hervorgebracht hätte. Wo am Ende jeder mitsprechen konnte, da konnten die lautesten und keckſten Schreier es auch zu Autoritäten bringen.*) Das zügellose Wühlen dieser Extreme hätte erschütternde Wirkungen haben können, wenn nicht zu rechter Zeit die wissenschaftliche Kritik aufgetreten wäre, die banalen Formeln der Schule, die von jeder Partei zu ihrem Vortheil ausgebeutet werden konnten, auf ihren wahren Werth zurückgeführt und durch Ueberleitung der volkswirthschaftlichen Begriffe auf die Bahn des Rechtes den drohenden Zusammenstoß zum Stillstand gebracht hätte. An diesem Verdienste darf sich der Verfasser dieser Abhandlung einigen Antheil beimessen. Daß nun ganz zuletzt die sogenannten Kathedersocialisten zwischen dieser Kritik und der alten Schule einen staatspolizeilichen Damm aufzurichten und Herrn Roscher, der ja schon längst ethisch, ja religiös zu sprechen verstanden hatte, als ihren alten und neuen Meister mit herüberzuretten suchten, kann an dem Endergebnisse dieser Entwicklung, nämlich dem gänzlichen Zusammenbruche der philosophischen „Nationalökonomik" nichts ändern.

Wenn nun ein Gelehrter wie Herr Roscher veranlaßt war, eine Geschichte seines Faches zu schreiben, so war mit Sicherheit vorauszusehen, was er daraus machen würde. Er wird mit nie dagewesenem Fleiße „die große und kleine Welt" durchlaufen, eine mächtige Excerptensammlung anlegen, diese in passende Abschnitte zerlegen und mit einigen historischen Räsonnements verbinden und dem Ganzen noch die nöthige Anekdoten- und Recensentenwürze hinzufügen. Das ist in der That Herrn Roschers Geschichte der „Nationalökonomik" in Deutschland.

Dieses Buch, an dem uns schon der pedantische Titel mißfällt, ist nur insofern eine Geschichte der Nationalökonomie — wir fühlen uns nicht veranlaßt, die ganz unmotivirte Pedanterie des Verfassers nachzuahmen —, als es einen Theil des Materials enthält, aus welchem eine solche Geschichte herausgearbeitet werden könnte. Es enthält aber keine geschichtliche Darstellung des geistigen Etwas, das man eine Wissenschaft nennt. Der in unserer Wissenschaft rinnende Ideenstrom wird in seiner Entstehung, seinem Verlaufe und Wachsthum, seinen Veränderungen und Resultaten von Herrn Roscher keineswegs auseinandergesetzt. Anläufe hiezu, Andeutungen, kleine Excurse finden sich dazwischen vor, das ist Alles, was in dieser Hinsicht geboten wird. Die Hauptarbeit aber ist die Herstellung einer angenehm lesbaren Excerptensammlung geblieben. Herrn Roscher kann deshalb freilich kein Vorwurf treffen; denn eine Geschichte der Nationalökonomie läßt sich ohne Rechtsgeschichte nicht zu Stande bringen, weil die Wirthschaftsideen stets durch bestimmte Rechts- und namentlich Verwaltungssysteme hindurchgehen müssen, um in's geschichtliche Leben zu gelangen. Und die Rechtsgeschichte ist eben ein Herrn Roscher fremdes Gebiet.

Man sieht aus den trefflichen Arbeiten Endemanns, wie die genaueste Kenntniß des kanonischen Rechts und der kanonistischen Literatur dazu gehört, um zu erschöpfenden Ansichten über die mittelalterlichen Volkswirthschaftsideen zu gelangen; desgleichen kann man nur vom römischen und germanischen Rechte aus die Rechtsentwicklung der neueren Zeit, insbesondere auch das Hervortreten und die Ausbildung des Naturrechts und die hieraus sich allmählich entwickelnde Verwaltung in den europäischen Staaten geschichtlich begreifen. Herr Roscher gibt zwar im Anfange seines Werkes eine kurze Skizze des kanonischen, germanischen und römischen Rechts; indessen ist von diesem Geiste wenig in der nachfolgenden Darstellung zu verspüren und die Skizze selbst ist dürftig und nicht correct. Das zeigt sich z. B. darin, daß er für das germanische Recht das Postulat der Sittlichkeit vorzugsweise vindicirt, als ob nicht jedes Volk seine eigene Sittlichkeit besäße; sowie darin, daß er dem römischen Recht einen wesentlich städtischen Charakter zuschreibt und darauf den in demselben enthaltenen Grundsatz der Verkehrsfreiheit begründet, als ob nicht in den Stadtrechten des Mittelalters gerade das Zunftrecht und so manches andere Sonderrecht zur Blüthe gekommen wäre. Hierbei ist Herrn Roscher das Malheur begegnet, zwei so diametrale Gegner wie Endemann und Schmidt (der principielle Unterschied zwischen dem römischen und germanischen Rechte) zusammen als seine Gewährsmänner zu benutzen.

Der Versuch, vom Standpunkte der naturrechtlichen Philosophie aus, die in sich selbst gar nichts Historisches hat und nur zur Vermittlung zwischen den Rechts- und Verwaltungssystemen des Mittelalters und der Neuzeit diente, eine Geschichte

*) Es ist vielleicht nicht zufällig, daß in Sachsen, dem unmittelbarsten Wirkungskreise des Herrn Roscher, die Socialdemokratie am meisten verbreitet ist.

Digitized by Google

der Wirthschaftstheorie zu verfassen, konnte unmöglich gelingen. Daraus müssen lauter falsche Urtheile entspringen, wie denn auch die bisherige Beurtheilung der früheren Wirthschaftssysteme von Seiten der britischen Schule so unhistorisch und fehlerhaft als möglich war. Herr Roscher nimmt freilich seiner ganzen Art nach keinen so absoluten Standpunkt ein, wie Viele vor ihm; allein indem er z. B. „die relative Wahrheit" des Mercantilismus anerkennt, lautet das doch ungefähr so, als wenn Jemand die Nothwendigkeit des Schulunterrichts als relative und dagegen das Nicht-in-die-Schulegehen als absolute Wahrheit erklären wollte. Und es kann nur auffallend berühren, wenn es heißt, daß der Capitalbegriff dem kanonischen Rechte noch „dunkel" blieb, wenn von einer „Preistheorie" Luthers die Rede ist, wenn eine „Nationalökonomik" Friedrichs d. Gr. in langen dünnen Fäden ausgesponnen wird und überall die elementaren Pointen des Roscher'schen Lehrbuchs uns als Momente der Beurtheilung entgegentreten.

Die literarischen Auszüge, die den eigentlichen Inhalt des Werkes ausmachen, sind meist geschickt gemacht und gruppirt. Doch bieten sie dem Fachmann im Ganzen nicht viel Neues, wenngleich es hübsch ist, daß so mancher vergessene Schriftsteller wieder aus dem Bibliotheksstaube hervorgezogen wurde, und für den Laien wird das Meiste wenig Interesse haben, weil doch gar zu viele Irrthümer und veraltete Anschauungen in der langen Reihe der Jahrhunderte vorgeführt werden.

Hierbei hat Herr Roscher im Streben nach Vollständigkeit offenbar des Guten zu viel gethan. Es muß befremdend wirken, wenn gleich am Eingange zwei fromm salbadernde Wiener Theologen aus dem 14. Jahrhundert als große volkswirthschaftliche Autoritäten aufgeführt, wenn wegen einzelner Aussprüche Männer wie Erasmus oder Hutten zu volkswirthschaftlichen Theoretikern gestempelt werden u. dgl. m. Ueberhaupt machen die beiden ersten bis zu den Physiokraten reichenden Abschnitte mehr den Eindruck literarischer Curiositäten und was davon wirklich wissenschaftlichen Werth hat, ist viel zu wenig verarbeitet. Es wird Einem zu Muthe, als würde man in einer Bibliothek schrittweise herumgeführt und erhielte über jeden Autor, der im Fache steht, eine kurze Charakteristik nach einem gewissen Schema vorgetragen. Die beständige Wiederholung dessen, was dieser und jener über die Anfangsgründe der Volkswirthschaft gesagt hat, wirkt ermüdend.

Noch auffallender wird diese Behandlungsweise in dem dritten Abschnitte, der von den Physiokraten bis auf die allerneueste Gegenwart sich erstreckt. Auch hier stehen die Personen der Schriftsteller und der Inhalt ihrer einzelnen oft recht gleichgültigen Schriften durchweg im Vordergrund und das Ganze steht kaum über dem Niveau kritischer Referate, wie sie sich in Fachzeitschriften ansammeln. Dabei ist aber die Behandlung sehr ungleichmäßig und folglich irreleitend. Am weitläufigsten werden die eigentlichen Fachmänner d. h. Nachschreiber der Smith'schen Schule, die Kraus, Sartorius, Lueder, Hermann, Rau abgehandelt; schon weniger die Philosophen wie Kant, Fichte, Hegel. Manche werden ganz übergangen oder doch nur im Vorbeigehen erwähnt; so hätten neben Niebuhr doch auch die Eichhorn, Gervinus und Mommsen, neben Gentz und Mohl doch auch die Klüber und Stahl, ferner auch die Savigny, Puchta, Philipps, Gerber, Bluntschli, eine Besprechung verdient. Und wenn selbst unsere classischen Dichter daraufhin angesehen werden, ob sie nichts Volkswirthschaftliches darbieten, und es z. B. von Klopstock heißt, daß, wenn er sich für ökonomische Fragen interessirt hätte, ihn seine Naturseligkeit und seine Schwärmerei wahrscheinlich zum Jünger der Physiokratie gemacht haben würde, oder von Winckelmann, daß er, der erste große Historiker im neueren Deutschland, eigentlich gar keinen Anknüpfungspunkt biete, so vermißt man die gleiche Gewissenhaftigkeit in Bezug auf die modernen Culturschriftsteller wie Riehl und Freytag und auf ähnliche verwandte Richtungen. Ganz ungenügend und nur nebenbei werden die socialistischen Schriftsteller abgehandelt, obgleich sie eine höchst bedeutende Einwirkung auf die Wissenschaft ausgeübt haben. Fast noch schlechter kommen die wissenschaftlichen Gegner Herrn Roschers weg; so wird L. v. Stein in wenigen Zeilen abgemacht, Dühring in einer kurzen Anmerkung abgetrumpft, an mir selbst geht Herr Roscher mit einer einzigen Zeile vorbei, d. h. er erwähnt meine Schriften und Bestrebungen so gut wie gar nicht; ein Beweis, daß er mich zu den unwissenschaftlichen Nationalökonomen rechnen muß, von denen man bei Leibe nicht sprechen darf. Dagegen ist Herr Roscher so höflich, die neuesten Bewunderer und Anhänger seiner Schule, von Knies und Schäffle bis auf Held, als die allerbedeutendsten, bedeutendsten und bedeutenden Vertreter der jetzigen Wissenschaft mit freigebigem Lobe zu erfreuen. Daß diese letzteren Herrn Roscher als einen der Ihrigen zählen und ihnen doch Herr Roscher den Rath gibt, historisch zu werden, verräth ein kleines gegenseitiges Mißverständniß, wenn nicht Herr Roscher unter seinem Rath eine beißende Berichtigung verbergen wollte.

Man mag es bedauern, über die gelehrten Leistungen des Herrn Roscher kein günstigeres Urtheil fällen zu können. Allein Herr Roscher und seine Schule haben das volkswirthschaftliche Wissen in Deutschland nicht verbessert, sondern verdorben und aufgelöst. Daher herrscht jetzt Rathlosigkeit an allen Ecken und Enden und der durch ihn losgebundene Dilettantismus droht unsere nationale Volkswirthschaft zu zerrütten. Die Zeit der gelehrten Gemüthlichkeit ist für Deutschland vorbei, die Nation steht vor riesigen Aufgaben, an denen der Citatenprunk einer falschen, unfruchtbaren Methodik machtlos zerschellt; deren bisherige alles Maß übersteigende und aller Gerechtigkeit Hohn sprechende Ueberschätzung muß aufhören. Unsere militärischen und politischen Großthaten werden nicht vorhalten, wenn wir nicht verstehen eine wirthschaftliche Großmacht zu werden. Es ist hohe Zeit, daß die Strenge der positiv forschenden Wissenschaft wieder in ihr Recht eingesetzt werde.

---

## Die Führer und Redner der französischen Nationalversammlung.

Von **Leopold Richter.**

### II. Die orleanistische Partei (Rechtes Centrum)

verfügt über mehr als 200 Stimmen. Die Mitglieder dieser Partei sind, wie sich bereits aus den politischen Principien, denen sie huldigen, ergibt, im Allgemeinen ruhige und besonnene Leute, die sich nur selten zu leidenschaftlichen Zornausbrüchen, wie sie bei den Legitimisten so häufig sind, hinreißen lassen. Die öffentliche Meinung wirft den Orleanisten vor, keine tiefen politischen Ueberzeugungen zu haben. Man sagt, sie hängen den Mantel gern nach dem Winde; sie seien stets bereit, Concessionen zu machen und man könne nie mit Sicherheit auf sie rechnen. Wohl ist es wahr, daß den Orleanisten die chevalereske Naivetät der Legitimisten abgeht; aber auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß man in ihren Reihen mehr politische Klugheit, staatsmännische Wissenschaft und wirkliche tüchtige Bildung findet, als bei den aufrichtigen, rücksichtslosen und zuverlässigen, aber nicht selten auch etwas bornirten Mitgliedern der äußersten Rechten. Die orleanistische Partei bildet die Hauptstütze der Regierung des Marschall Mac Mahon, der man deshalb auch, und besonders im bonapartistischen Lager, vorwirft, den Principien der constitutionellen Monarchie und dadurch indirect dem Prinzen von Orleans Vorschub zu leisten.

Die hervorragendsten Mitglieder dieser Partei sind: Die beiden Prinzen Aumale (Oise) und Joinville (Haute-Marne); sodann die Herzöge Audiffret-Pasquier (Orne), Broglie (Eure) und Decazes (Gironde); ferner die Minister General de Cissey (Ille-et-Vilaine), General Baron de Chabaud la Tour (Gard), Caillaux (Sarthe), Vicomte de Cumont (Maine et Loire), Viceadmiral de Montaignac

Digitized by Google

(Allier), Mathieu-Bodet (Charente) und Grivart (Ille-et-Vilaine); die Generale Changarnier (Somme) und le Flô (Finistère) und endlich die Herren Buffet (Vosges), Batbie (Gers), de Fourtou (Dordogne), Laurier (Var), Bocher (Calvados), Pouyer-Quertier (Seine-Inférieure), Marquis de Castellane (Cantal), Johnston (Gironde), Vicomte de Haussonville (Seine-et-Marne), Target (Calvador) und Baze (Lot-et-Garonne).

Ueber die königlichen Prinzen Aumale und Joinville ist, was ihre parlamentarische Thätigkeit anbetrifft, nur wenig zu sagen. Der Herzog von Aumale, der durch seine Leitung des Bazaine'schen Processes in jüngster Zeit wieder eine allgemein bekannte Persönlichkeit geworden ist, commandirt augenblicklich ein Armeecorps, das in Besançon sein Hauptquartier hat. Er erscheint nur höchst selten in der Nationalversammlung. — Joinville ist, wie man in Frankreich sagt, „taub wie ein Topf" und wohnt den Kammersitzungen als ein theilnahmloses Mitglied bei. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die beiden Prinzen einen großen Einfluß auf die Abstimmungen ihrer Collegen ausüben und bei allen wichtigen Fragen von diesen zu Rathe gezogen werden. Gleichzeitig muß jedoch bemerkt werden, daß sie, obgleich ihr persönlicher Muth über jeden Zweifel erhaben ist, doch mit einer sehr starken Dosis der sprichwörtlichen orleanistischen Vorsicht ausgestattet sind, und daß es sehr schwer halten soll, einen unzweideutigen Ausspruch über eine wichtige politische Frage aus ihnen herauszulocken. — Die eigentlichen Führer des rechten Centrums sind die drei Herzöge. Daher kommt es auch, daß die orleanistische Partei nicht selten als „le parti des ducs" bezeichnet wird. Alle drei sind bedeutende Männer und vorzügliche Redner.

Audiffret-Pasquier ist ein vornehmer Mann, der sich vor seinen beiden herzoglichen Collegen durch einen unversöhnlichen Haß des Bonapartismus auszeichnet. Er hält es unter seiner Würde in irgend einem Ministerium der zweite zu sein; und da weder Décazes noch Broglie ihm den ersten Platz einräumen wollen, so ist er bis jetzt noch nicht Minister gewesen, obgleich bei jedem Cabinetswechsel die Rede davon ist, er werde ein Portefeuille übernehmen. Die bonapartistischen Blätter bezeichnen ihn ironisch als den „candidat perpetuel à la présidence du ministère". Nächst seiner Rivalität mit Décazes und Broglie ist es wohl dem Haß der Bonapartisten zuzuschreiben, daß er bis jetzt noch nicht an der Leitung der Regierungsgeschäfte einen thätigen Antheil genommen hat. Der Herzog von Audiffret-Pasquier ist Präsident des rechten Centrums.

Der Herzog von Broglie ist eine unsympathische Persönlichkeit. Er hat ein breites, erdfahles Gesicht, verschmitzte vielmehr als kluge Augen und ein Organ, das noch schwächer und unangenehmer ist, als das des Herrn Thiers — was wirklich viel sagen will. Er ist Mitglied der Akademie, ein sehr eleganter Schriftsteller und ein höchst correcter Redner. Selten besteigt er die Tribüne, ohne sich wohl vorbereitet zu haben. Seine Rede ist sodann nach den Regeln der Kunst construirt und fließt in wohlgeregeltem Laufe von der introductio bis zur conclusio. Seine Phrase ist lang und wohltönend, dies verhindert keinesfalls, daß diese correcten akademischen Reden beißende persönliche Angriffe auf die politischen Gegner des Herzogs enthalten. Besonders unangenehm wird er jedoch seinen Feinden dadurch, daß er jene Angriffe häufig mit einem boshaften Lächeln zu begleiten pflegt, welches jedesmal als eine Provocation betrachtet wird und sodann die von dem Tribünenpublicum herbeigewünschte Veranlassung zu einem Kammertumulte liefert. Der Herzog von Broglie ist die wirkliche Seele der orleanistischen Partei und erscheint als die geeignetste Persönlichkeit, die Ansprüche derselben schließlich zur Geltung zu bringen. Er besitzt eine Eigenschaft, die in Frankreich noch seltener als in Deutschland ist: er ist geduldig. Er hat unter dem Kaiserthum warten gelernt, und hat das Kaiserthum fallen sehen; er hat zwei Jahre lang auf den Sturz von Herrn Thiers gewartet und hat diesen im geeigneten Moment mit eigner Hand zu Falle gebracht. Heute bekennt er sich als Partisan des Marschall Mac Mahon'schen Septennats; er, der eifrigste Orleanist, ist gern bereit noch sechs Jahre zu warten, um die Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie in diesem Zwischenraum zur Reife zu bringen. Er ist ein gefährlicher Mann für seine Feinde und wird von diesen aufrichtig gefürchtet und gründlich gehaßt.

Der Herzog Décazes, der jetzige Minister des Auswärtigen, ist ebenso liebenswürdig wie der Herzog von Broglie unsympathisch ist. In seinem vornehmen, feinen Gesichte fallen besonders die großen, klugen, hellen Augen auf. Er hat den Anstand eines englischen Gentleman und copirt auch in seinem Anzuge gern die englischen Moden. In seinem häufigen Verkehr mit fremden Diplomaten zeigt er sich als ein scharfsinniger, besonnener und außerordentlich ruhiger Mann. In der Kammer spricht er nur selten, dann aber fließend, zur Sache und mit vollständiger Beherrschung des von ihm behandelten Gegenstandes. Décazes und Broglie sind politische Freunde, sollen sich aber — was in der That kaum anders sein könnte — als Rivalen nicht sonderlich gewogen sein. Der hauptsächlichste Unterschied in ihren politischen Ansichten dürfte der sein, daß Broglie zum Ultramontanismus hinneigt, währenddem Décazes auch in religiösen Fragen liberal gesinnt ist und z. B. noch ganz kürzlich bei Gelegenheit der Abberufung des Orénoque gezeigt hat, daß er sich nicht fürchtet, gegen den Papst Front zu machen, wenn es sich darum handelt, Frankreich das Wohlwollen eines so sympathischen Alliirten, wie es der König von Italien ist, zu sichern. Broglie und Décazes haben ein jeder ihr eignes Preßorgan; das des ersteren ist „Le Français", das des Herzogs Décazes „La Presse".

Nach den drei Herzögen müssen nun zunächst unter den Führern der orleanistischen Partei die Herren General de Cissey, General Baron Chabaud la Tour, Caillaux, Vicomte de Cumont, Viceadmiral de Montaignac, Mathieu-Bodet und Grivart genannt werden. Diese Herren sind nämlich Mitglieder des heutigen Cabinets und üben als solche selbstverständlich einen großen Einfluß auf die Politik der Partei aus. Es ist den Bonapartisten nicht zu verdenken, daß sie mit allem Eifer an dem Sturze eines Ministeriums arbeiten das in seinen Mitgliedern fast ausschließlich aus Antibonapartisten besteht. Das heutige französische Ministerium bietet der Kritik wenig Stoff. Der Marschall Mac Mahon hat sich mit großer Mühe die bescheidensten Leute ausgesucht, die er in der Nationalversammlung finden konnte, um mit ihnen ein sogenanntes „ministère d'affaires" zu bilden. Es würde unrichtig sein, wenn man die Mitglieder dieses Cabinets kurzweg als Orleanisten bezeichnen wollte; die meisten von ihnen huldigen einfach den Principien der constitutionellen Monarchie, ohne einen besonderen Werth auf die Persönlichkeit des Monarchen zu legen. Sie können deshalb auch, ohne eine politische Falschheit zu begehen, als aufrichtige Anhänger des Mac Mahon'schen Septennats erscheinen.

Der General de Cissey, Kriegsminister und Präsident des Ministerrathes, ist ein kleiner Mann unter Mittelgröße mit einem echt französischen Gesichte und einer ganz unfranzösischen Wortkargheit. Er entschließt sich nur im äußersten Nothfalle auf die Tribüne zu steigen; und seine längsten Reden dauern selten länger als zwei bis drei Minuten. Er wartet, wenn er sprechen will, niemals darauf, daß Ruhe in der Kammer hergestellt sei, sondern beginnt seine Rede, sobald er die Tribüne bestiegen hat. Um nicht ganz und gar in den Wind zu sprechen, senkt er sodann den Kopf und sagt den Stenographen, gewissermaßen vertraulich, was er der Kammer mitzutheilen wünscht. Wenn darauf die Opposition ein: — „laut, laut, wir verstehen nicht!" — erschallen läßt, so hat der Herr Kriegsminister die Tribüne gewöhnlich schon wieder verlassen und der Präsident der Versammlung kann dann die Gelegenheit wahrnehmen, den Mitgliedern der Nationalversammlung zum hundertsten Male zu wiederholen: „Meine Herren, wenn Sie etwas weniger Lärm machen wollten, so würde dies den Gang der Geschäfte

Digitized by Google

wesentlich erleichtern". — Der General de Cissey ist ein anspruchsloser, bescheidener und allgemein hochgeachteter Mann.

Von den Herren Cumont, Montaignac, Caillaux, Grivart, Chabaud la Tour ist weiter nichts zu sagen, als daß sie Minister sind, und daß sie ihre respectiven Posten während der letzten Monate nicht besser und nicht schlechter versehen haben, als ihre zahlreichen Vorgänger.

Was Herrn Mathieu-Bodet angeht, so ist noch zu bemerken, daß er für eine Autorität in Finanzfragen gilt.

Der Veteran der orleanistischen Partei ist der steinalte aber noch immer coquette General Changarnier. Der achtzigjährige Greis lebt nur noch auf Kosten einer ruhmreichen Vergangenheit. Er ist heute ein langweiliger, hohler Schwätzer geworden, der selbst seine besten Freunde herzlich langweilt und dem ein hohes Alter und eine ehemalige Popularität allein noch eine gewisse Autorität verschaffen. Er wird häufig zum Mitglied parlamentarischer Commissionen ernant, was ihm großes Vergnügen machen soll, uud zeichnet sich dann durch greisenhafte Redseligkeit und vollständige Untüchtigkeit aus. Da er aber mit militärischer Pflichttreue in dem ihm von den Führern der Partei vorgeschriebenen Sinne stimmt, so hat seine Incapacität weiter keine schädlichen Folgen für die von ihm vertretene Partei. Changarnier ist ein persönlicher Feind seines Altersgenossen Thiers; und die beiden Herren lieben es sehr, sich gegenseitig Unannehmlichkeiten zu sagen. Dies hat verschiedene Male Veranlassung zu heftigen Auftritten gegeben, namentlich als der achtzigjährige General einmal von der „ambition sénile" des Präsidenten, der nur einige siebzig Jahre alt ist, zu sprechen gewagt hatte.

Wir finden unter den bekannten Orleanisten noch einen andern Soldaten, den General le Flô. Er ist französischer Botschafter in Petersburg, sehr harthörig und zuverlässig, und fürchtet trotz seines Alters nicht, die weite Reise von Petersburg nach Paris zu machen, so oft sein Votum bei einer wichtigen Abstimmung der Regierung von Nutzen sein kann. Er ist ein liberaler, achtungswerther Mann; außerdem ist an dieser Stelle nichts von ihm zu sagen.

Der Wunsch, eine gewisse systematische Ordnung zu bewahren, hat uns veranlaßt, unter den Führern der orleanistischen Partei zunächst von den Prinzen, Herzögen, Ministern und Generalen zu sprechen. Wir haben, indem wir dies thaten, dem wahren Verdienste nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Buffet, Batbie, de Fourtou und Laurier verdienen, was geistige Befähigung anbetrifft, den drei orleanistischen Herzögen zur Seite gestellt zu werden und sind den obengenannten Ministern und Generalen weit überlegen.

Herr Buffet, der Präsident der Nationalversammlung, ist in jeder Beziehung ein bedeutender Mann. Außerordentlich unterrichtet, ruhig, selbst in den schwierigsten Momenten Herr seiner selbst in ganz ungewöhnlichem Maße, war er bereits ein wohlbekanntes und einflußreiches Mitglied der Nationalversammlung, ehe es ihm gelang, Herrn Grévy aus dem Präsidentensessel zu verdrängen. Buffet hat ein ebenso wenig sympathisches Aeußere wie der Herzog von Broglie. Sein Gesicht ist ebenso flach, ebenso fahl, ebenso häßlich, wie das des Herzogs; aber Buffet hat eine starke männliche Stimme; er lächelt niemals und greift seine Feinde mit vollem Ernste an; er theilt deshalb auch nur bis zu einem gewissen Grade die große Unpopularität des Herzogs von Broglie. Buffet leitete am 24. Mai die Debatten, welche mit dem Sturze des Herrn Thiers endeten. Seine Feinde sagen, er sei bei dieser Gelegenheit mit schreiender Parteilichkeit verfahren; — seine Gesinnungsgenossen loben dagegen die Ruhe und Energie, die er bei dieser Gelegenheit gezeigt hat. Herr Buffet präsidirt nicht ohne Würde und Strenge. Es ist ihm dessenungeachtet nicht gelungen, einen einigermaßen parlamentarischen Ton in der Versailler Nationalversammlung einzuführen. Er hat, seitdem er Präsident der Kammer ist, nur selten das Wort ergriffen; aber seine Vergangenheit ist nicht arm an oratorischen Triumphen. Er spricht gewöhnlich mit Mäßigung und zur Sache. Das stempelt ihn in der französischen Nationalversammlung zu einem außergewöhnlichen Menschen.

Herr Batbie, der „kolossale Batbie", wie er genannt wird, ist der größte und schwerste Mann der Versammlung. Außerdem ist er ein vorzüglicher Rechtsgelehrter und ein gewandter Redner. Er ist es, der das so oft citirte Wort: „ministère de combat" erfunden hat. Die Linke wirft es ihm häufig vor und sagt, er personificire den aggressiven Charakter der heutigen Regierung. Der schwere Herr Batbie ist nicht leicht zu bewegen, und in den meisten Fällen fertigt er die Zornausbrüche der Linken mit einem mitleidigen Achselzucken ab. Batbie ist Minister gewesen und wird auch einmal wieder Minister werden. Er ist ein Mann in den besten Jahren.

Herr de Fourtou gilt für einen der vorzüglichsten Redner des rechten Centrums. Man wirft ihm dort vor, zu starke Sympathien für den Bonapartismus zu hegen. Als hervorragendes Mitglied des Ministeriums, welches nach dem Sturze des Herzogs von Broglie unter der Präsidentschaft des General de Cissey gebildet wurde, soll es ihm gelungen sein, die persönliche Zuneigung des Marschalls Mac Mahon zu erwerben. Dies allein konnte ihn jedoch nicht halten; und als Herr Magne, das bonapartistische Mitglied des obengenannten Cabinets, von der Kammer gezwungen wurde, sein Portefeuille niederzulegen, sah auch Fourtou sich genöthigt seine Entlassung einzureichen. Er ist ebenso wie Herr Batbie berufen, Mitglied eines neuen Cabinets zu werden.

Laurier, der „Renegat", wie ihn die Republicaner mit schlecht verhaltenem Zorne nennen, einer der Gründer der Gambetta'schen Zeitung, La République Française, ein alter Freund und Genosse von Gambetta, Ranc, Challemel-Lacour, Spüller u. s. w., Agent der französischen Regierung bei Gelegenheit der Morgan'schen Anleihe, — Laurier, der bis zum 24. Mai für einen der vorzüglichsten Redner und Schriftsteller der radicalen Partei gegolten hatte, ist an dem Tage, an dem Herr Thiers fiel, aus dem republicanischen Lager in das orleanistische übergegangen. Er hat seitdem noch nicht wieder gesprochen; auch seine schriftstellerische Thätigkeit scheint er vollständig unterbrochen zu haben; aber er bleibt ein hervorragend kluger Mann, ein gewandter Redner, ein vorzüglicher Publicist und seine Carriere darf trotz der Zurückgezogenheit, in der er seit dem 24. Mai lebt, noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Zu bezweifeln ist jedoch, daß er es als Politiker jemals zu etwas Großem bringen werde. Seine ehemaligen Freunde hassen ihn jetzt; seine heutigen Gesinnungsgenossen können sich noch nicht entschließen, ihm ihr volles Vertrauen zu schenken; und vielleicht wäre es auch für ihn in jeder Beziehung besser gewesen, er wäre seiner alten Fahne bis zum Ende treu geblieben. Er hat jeden Einfluß in der Kammer eingebüßt, wird aber von den Führern des rechten Centrums zur Ausarbeitung parlamentarischer Berichte verwendet und zeigt bei dieser Beschäftigung große Gewandtheit und Tüchtigkeit. Laurier ist als Advocat wohlbekannt und hat sich in dieser Eigenschaft ein bedeutendes Vermögen erworben. Seine Gegner sagen, er verdanke dasselbe finanziellen Operationen, die nicht alle von tadelloser Lauterkeit seien; Beweise für diese Aussagen sind niemals geliefert worden.

Herr Bocher gilt für die große Finanzcapacität der orleanistischen Partei.

Herr Pouyer-Quertier, der Chef der französischen Protectionisten, ist eines der hervorragenden Mitglieder des rechten Centrums, ohne deshalb jedoch ein strenger Orleanist zu sein. Er wird bei allen wichtigen Handelsfragen consultirt und seine Ansichten geben sodann nicht selten den Ausschlag. Er ist ein behäbiger liebenswürdiger Mann, der viel Freunde und wenig Feinde hat, und bei dem sich eine große Jovialität, die manchmal sogar an das Triviale grenzt, mit Klugheit, Schlauheit und gesundem Menschenverstande vereint. Er spricht gewöhnlich nur, wenn er seine ökonomischen Specialkenntnisse verwenden kann und übt sodann stets einen unverkennbaren Einfluß auf den Verlauf der Debatten aus.

Digitized by Google

Die Herren de Castellane, Johnston und d'Haussonville werden als die „drei jungen Musketiere" der orleanistischen Partei bezeichnet. Der bekannteste, keineswegs der tüchtigste, von ihnen ist der Marquis de Castellane, ein unausstehlicher Schwätzer, der die Geduld der Versammlung häufig auf die härtesten Proben setzt, der in völlig unbefugter Weise bei allen wichtigen Fragen sein Wort mitsprechen will und dessen Erscheinen auf der Rednertribüne den Sitzungssaal und die Gallerien zu leeren pflegt. Castellane hat ohne Zweifel ein bedeutendes Rednertalent; aber seine Eitelkeit und Unbescheidenheit lassen dies nicht zur Geltung kommen. Er wird von seiner Partei als ein vielversprechender Jüngling betrachtet. Einstweilen ist er nur vielversprechend. Der „Charivari" nennt ihn bezeichnend: Castellane, le désespoir des sténographes.

Vicomte d'Haussonville ist ein junger Pedant und ein eifriger Orleanist; er ist einer der Secretäre der rechten Centrumsfraction. Er spricht beinahe ebenso oft wie Castellane, aber er spricht nicht ganz so schnell und nicht ganz so lange und ist der bessere Mann von beiden.

Johnston endlich hat sich durch einige gut präparirte Reden im Interesse des Freihandels bekannt gemacht.

Target, der Schwager des Präsidenten Buffet, hat einmal in seinem Leben einen bedeutenden parlamentarischen Einfluß ausgeübt. Er war es, der am 24. Mai im letzten Augenblicke mit einer kleinen Partei von 14 Kammermitgliedern, der sogenannten „groupe Target", von Herrn Thiers abfiel und zum Herzog von Broglie überging. Dies entschied die große parlamentarische Schlacht und besiegelte den Untergang des Präsidenten Thiers. Target wurde für seine rechtzeitige Schwenkung zum französischen Gesandten im Haag ernannt. Außerdem erntete er die aufrichtige Nichtachtung seiner ehemaligen Gesinnungsgenossen im linken Centrum. Er ist ein unbedeutender kleiner Mann, der sehr laut schreit und sehr heftig gesticulirt, um damit Glauben an die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu erwecken. Dies ist ihm bis jetzt nicht gelungen. Es hat den Anschein, als ob er Alles erreicht habe, was er überhaupt zu erreichen im Stande sei und es ist zu bezweifeln, daß seine unbedeutende und unangenehme Persönlichkeit jemals wieder von Einfluß auf die Geschicke Frankreichs sein werde.

Wir schließen die lange Liste der hervorragenden Mitglieder des rechten Centrums mit dem Namen des berühmten Quästors, Herrn Baze. Er ist der Schrecken der Journalisten und im Allgemeinen aller derjenigen, die mit der Verwaltung der Nationalversammlung irgend Etwas zu thun haben. Herr Baze, ein ältlicher Herr von eiserner Zähigkeit und Unerschrockenheit, personificirt die Privilegien der Kammer. Er ist bereit dafür mit Jedermann, ob Präsident, Minister, Royalist oder Republicaner, den Kampf aufzunehmen. Er wird oft verhöhnt, aber er verdient hohe Achtung und genießt dieselbe auch allgemein sowohl in- als außerhalb der Nationalversammlung. Herr Baze war Quästor, als Louis Napoleon seinen Decemberstaatsstreich ausübte; er zeigte auch damals eine Entschlossenheit, die mit den Jahren zu hartnäckigem Trotze geworden ist. Er lebt seit diesem Angriffe auf die Würde der Volksvertreter in ewiger Furcht vor neuen Gewaltstreichen und hat erst kürzlich wieder gewagt, der heutigen Regierung deutlich zu erkennen zu geben, daß er sich selbst vor den Angriffen des Marschalls Mac Mahon nicht gänzlich gesichert glaubt und daß er ihm, als einem Manne, der die Mittel in Händen hat, einen Staatsstreich auszuführen, scharf auf die Finger zu sehen beabsichtigt.

Die vorzüglichsten Preßorgane des rechten Centrums sind außer den beiden obengenannten „Le Français" (Broglie) und „La Presse" (Décazes), „Le Journal de Paris" (Aumale), „Le Soleil", „Paris-Journal", „Figaro" (früher legitimistisch), „Messager de Paris" und „Le Moniteur universel" (Décazes).

### III. Die bonapartistische Partei

bildet eine Gruppe von nur 30 Mitgliedern, als deren absoluter Chef der Exvicekaiser, Herr Rouher (Corse), bezeichnet werden muß. Der einstmals große Mann, der sich rühmen durfte, Frankreich zu regieren und sich deshalb wohl einbilden konnte, daß er die Welt beherrsche, hat im Unglück eine gewisse Würde und Autorität bewahrt. Sein erstes Auftreten in der Kammer nach dem Sturze des Kaiserreiches ist noch frisch in der Erinnerung der französischen Politiker. Die ganze Nationalversammlung hatte sich gegen ihn verschworen. Die Franzosen haben eine große Vorliebe für Coalitionen von sehr Vielen gegen einen Einzigen. Rouher hatte einen schweren Stand an jenem Tage; aber er hielt sich tapfer. In den Augen der Unparteiischen war der gemißhandelte einzelne Mann Sieger in dem parlamentarischen Kampfe, den er aufzunehmen gewagt hatte. Seitdem sind mehr als zwei Jahre vergangen und die Stellung des Chefs der bonapartistischen Partei hat sich in diesem Zeitraum gebessert. Rouher verfügt über 30 gehorsame Stimmen, die in mehr als einer wichtigen Debatte den Ausschlag gegeben haben. Er ist ein Chef, mit dem jede Partei zählen muß und zählt; er weiß dies und hält sich stolz und ruhig an der Spitze seiner kampflustigen Truppe, wohl bewußt, daß er, wohin er sich auch wenden möge, als ein willkommener Alliirter mit offenen Armen empfangen wird. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß man häufig von einem Bündniß zwischen Thiers und Rouher, zwischen Broglie und Rouher, ja zwischen Larcy und Rouher sprechen hört. Diese Bündnisse sind möglich und theilweise zu Realitäten geworden. Daß der Exvicekaiser aber dabei nur die Interessen seiner Partei im Auge hat, ist selbstverständlich.

Neben ihm zählt die kaiserliche Partei nur noch einen bedeutenden Redner, den jungen Raoul Duval (Seine-Inférieure). Derselbe ist streng genommen nicht als Bonapartist zu bezeichnen; aber als Mitglied der sogenannten Gruppe des „Appel au peuple" hat er in allen wichtigen Fragen mit den Bonapartisten gestimmt. Diese nennen ihn deshalb auch mit Stolz als einen der Ihrigen. Raoul Duval ist der bedeutendste unter den jüngern Rednern der Kammer und hat namentlich am Schluß der letzten Session einen ganz außergewöhnlichen oratorischen Triumph gefeiert. Man sieht in ihm einen der hervorragenden Staatsmänner der Zukunft.

Vor Raoul Duval hätte unter den Capacitäten der bonapartistischen Partei Herr Magne, das Mitglied für die Dordogne genannt werden müssen. Er war Finanzminister unter Napoleon III., und unter Mac Mahon. Er ist ein sehr gewandter und erfahrener Geschäftsmann, der sich dem Kaiserthum und der Republik gleich nützlich gemacht hat, und der sicherlich noch heute das Portefeuille der Finanzen inne haben würde, wenn die Kammer ihn als Staatsökonom und nicht als Politiker beurtheilt hätte. In letzter Eigenschaft war er, ein entschlossener Bonapartist, der republicanischen und orleanistischen Partei schon seit langer Zeit ein Dorn im Auge. Man benutzte die erste beste Gelegenheit, um ihm ein Mißtrauensvotum zu geben, vor dem er sich ruhig und würdig zurückzog. Herr Magne ist ein Mann von 68 Jahren, dessen Gesundheit unter den Lasten mannichfaltiger Arbeiten und unter den Aufregungen eines bewegten politischen Lebens gelitten, dessen Geist aber die ganze Schärfe und Kraft des reifen Alters bewahrt hat. Seine Freunde und auch viele seiner Gegner sind der Meinung, daß seine politische Carriere noch keineswegs beendet ist. Sein Einfluß in der Kammer ist nicht sehr bemerkenswerth, desto auffallender ist er im Lande. Die Ernennung des Herrn Magne zum Finanzminister hat jedesmal ein Steigen, seine Resignation ein Fallen der Börsencourse zur Folge gehabt.

Der Baron Eschassériaux (Charente-Inférieure), Präsident der Fraction des Appel au peuple, ist ein gediegener Redner und treuer Bonapartist.

Galloni d'Istria (Corse) und Gavini (Corse) sind als heftige Unterbrecher bekannt. Ihre Interpellationen haben zu scandalösen Kammerscenen Veranlassung gegeben. Außer ihnen ist noch der sehr reiche und sehr genereuse Herr Haentjens (Sarthe) unter den Leitern der bonapartistischen Partei zu nennen.

Digitized by Google

Die gefallene Dynastie der Napoléons ist in der Pariser Presse unverhältnißmäßig stark vertreten. Drei Zeitungen, „L'Ordre“ (Rouher), „Pays“ (Fleury), „Gaulois“ (Rouher), vertheidigen die Rechte der Napoléons mit Leidenschaft und nicht ohne Geschick. Außerdem zeigen die „Liberté“, die „Patrie“, der „Soir“, der „Constitutionnel“ unverhohlen ihre Sympathien für die bonapartistische Sache. Auch das septennalistische „Paris-Journal“ hat, wie wohl bekannt ist, eine besondere Vorliebe für dieselbe.

## Literatur und Kunst.

### Ein Traum.

Ich bin aus tiefem Schlaf der Nacht
Zu jähem Sehnsuchtsschmerz erwacht.
Ich sah im Traum mit heißer Lust
Ein Schicksal, das ich noch nicht kannte,
Ein Thal, von dem ich nie gewußt,
Ein Aug', wie keines mir noch brannte.

Das Glück, das ich im Traum empfing,
Das mir so tief zu Herzen ging —
Was bracht' es mir? Was war mein Glück?
Ich sinn' umsonst in wacher Stunde!
Dem Geist entschwand's, doch blieb zurück
Dem Herzen eine tiefe Wunde.

So kann denn nur im Traumgewühl
Entspringen wahren Glücks Gefühl!
Nicht blos verweigert die Natur
Das Glück uns als Besitz und Leben,
Auch dem Empfinden ist es nur
Als wirrer Ahnungstraum gegeben.

Erdferne Ewigkeit umfing
Mein Herz mit ihrem Zauberring,
Als sich für Traumes Augenblick
Natur und Geist mit Glück erfüllten,
Bis sie ein selig Weltgeschick
Als Weltverständiß mir enthüllten.

So tagt's im Traum, der spurlos flieht!
Und finst're Lebensnacht umzieht
Von neuem Denken und Natur.
Wonach die Sehnsuchtsschmerzen brennen,
Die Wahrheit, bleibt der Creatur
So fern als Glück wie als Erkennen.

Hieronymus Lorm.

### Mein Lebensgang.

Von Fr. Fischer.

(Fortsetzung.)

Im Sommer 1839 trat ich die Reise nach Italien an, im Frühling 1840 fuhr ich nach Sicilien über und von dort über Malta nach Griechenland; ich kehrte im Herbste dieses Jahres zurück. Ich werde nicht wiederholen, was Tausende über die Frucht der Anschauung der classischen Länder geschrieben haben. Im Ganzen und Großen genügt es, zu sagen, daß ich gar nicht wüßte, wer der ist, der noch übrig bleibt, wenn ich es vermöchte, von mir auszuscheiden, was ich dieser Reise verdanke. Italien hat es mir angethan wie unzähligen Anderen, es trieb mich immer wieder hin, ich bin noch sieben Mal dort gewesen, habe auch da und dort etwas über diese Besuche geschrieben, war aber, wie billig, immer weit entfernt, eine eigentliche Reisebeschreibung herauszugeben. Sehr wenig vorbereitet zog ich damals aus, man kennt die Armuth der Literatur jener Zeit über Italien und seine Kunstgeschichte. Fr. Kuglers eben erschienene Geschichte der Malerei, und Otfried Müllers Handbuch der Archäologie waren fast mein ganzes Vorstudium. Statt aller anderen Lücken meines Kennens will ich anführen, daß mir die vorraphaelischen Schulen und Meister nur Namen waren. Wenn ich jetzt nach Italien komme, wünsche ich immer, noch einmal einen Fiesole, Dom. Ghirlandajo, Perugino, Fr. Francia zum ersten Male sehen zu können. Das Entzücken über die rührende Unschuld, innige Anmuth und herrliche Naivetät der alten Meister hätte mich zum Nazarener gemacht, wäre nicht sonst dagegen gesorgt gewesen. Doch ich muß abbrechen, sonst könnte ich kein Ende finden, müßte von den großen Cinquecentisten, von den späteren Meistern, von der Antike, von Land und Leuten schreiben, wie alles das auf mich gewirkt, und es würde doch nichts zu Tage kommen, als ein neues Beispiel der Tränkung, Umbildung, Befruchtung nordischer, subjectiver, zu sehr nach innen lebender Menschennatur durch die große, freie, objective Natur des Südens, der classischen Kunst und der Renaissance. „Subjectiv“: auch ich trug nicht wenig des trüben Wesens in mir um, das „über sein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu späh'n, still in Betrachtung versinkt“. Man weiß, wie die Größe Roms den staunenden Gast anfangs bestürzt und niederschlägt, dies summirte sich in den ersten Wochen auch in mir mit dem kranken Ueberschuß von Innerlichkeit im nordischen Naturell und so wandelte ich recht melancholisch durch die Straßen und Ruinen; aber dann erlebte auch ich, daß der Geist sich aufrichtete, die Kleinheit seines grüblerischen Ich vor einer so erhabenen Welt vergaß, hingab, hinwarf und die ausgeweitete Seele gesund und heiter wurde. Nach fleißiger Tagesarbeit, emsigem Laufen und Schauen genoß man muntere Abende in einer ächt römischen Osteria und würzte den Trunk auf gut studentisch mit fröhlichen Gesängen. Ich kann die braven Cameraden, Künstler und Kunstfreunde nicht aufzählen, nur der Verstorbenen sei kurz gedacht: des alten Reinhardt, der, in den achtzig noch frisch, die feste Grundsäule unseres Cirkels bildete, Schirmers aus Düsseldorf, Reinicks aus Dresden, des talentvollen Bildhauers Kümmel aus Hannover, des dicken, geistvollen, sprudelnden Rahl aus Wien. Anselm Feuerbach kam in jenem Winter an; ich sah mit ihm die Villa Ludovisi und vergesse nicht den stöhnenden Laut des Entzückens, mit dem er vor die Juno-Büste trat; auch Otfried Müller war gleichzeitig in Rom, ich sah ihn jedoch nur in den Sammlungen, er lebte in einer Anstrengung, deren Unablässigkeit ihn bald nachher in Griechenland getödtet hat.

Auf der Ueberfahrt nach Sicilien erlebte ich zum ersten Male einen Sturm; er dauerte vierundzwanzig Stunden; ich war so glücklich, nicht seekrank zu werden, also das große, einzige Schauspiel mit klaren Sinnen betrachten zu können. Als ich mich endlich in meine Koje niedergelegt, war mir beschieden, noch einmal Prediger zu werden. Ein Capuziner jammerte und weinte so unerträglich, daß ich ihm vorhalten mußte, ob denn er, der vom täglich Sterben täglich sich und Anderen vorpredige, sich nicht schäme vor mir, dem Weltmenschen, den er ganz ruhig sehe? Natürlich blieb meine Erbauungsrede ohne Erfolg. — Nach der Ausschiffung klärte sich das Wetter auf und ich durfte Palermo mit den unvergleichlich schönen Formen des Monte Pelegrino im Glanze der Sonne und des tiefblauen Himmels genießen. Die Reise durch die Insel machte ich mit einem Russen, Baron Chludow (ob er wohl noch lebt?), unter schweren Strapazen durch fast beharrliches Unwetter; bald Scirocco, bald tagelange Scirocco-Sturzregen, bald Sturmwind waren gegen uns verschworen, die Wege großentheils in Moräste verwandelt, in welche die Maulthiere öfters bis an die Brust einsanken, die Flüsse angeschwollen und, da vielen die Brücke fehlte, der Durchritt sehr schwierig und gefahrvoll.

Digitized by Google

Diese Uebel trübten, wie sich versteht, nicht wenig den Blick und die Stimmung; doch war uns vergönnt, wenigstens die Hauptpunkte unserer Reise, Segest, Selinunt, Girgenti, Syrakus bei freundlicherer Laune des Wetters mit ungestörten Sinnen bewundernd zu schauen. Taormina lag nicht auf unserer Linie, hätte uns der Himmel begünstigt, so hätten wir den Umweg natürlich nicht gescheut; wen schmerzte es nicht, dieser Stelle der Welt nahe gewesen zu sein und sie nicht gesehen zu haben? — Die Räubergefahr war damals nicht so groß wie jetzt, doch mahnte unser Maulthiertreiber Stefano an manchem Abend zu vorsichtiger Eile und nöthigte uns, gegen die müden Saumthiere die puntarella zu gebrauchen. Er ist später von Räubern ermordet worden; „was macht Stefano?" fragte ich acht Jahre nachher Cavallari, den in der Kunstliteratur wohlbekannten Architekten von Palermo; hier hatte ich ihn kennen gelernt, und sah ihn nun 1848 in Frankfurt wieder, er kam von Göttingen, wohin er sich als politischer Flüchtling gewendet und als Docent habilitirt hatte; jetzt amnestirt, berührte er auf der Heimreise die Mainstadt; man kennt in Palermo die einzelnen Fremdenführer, so erhielt ich denn die Auskunft: „è ucciso dai ladri, il povero". Die Strapazen nnd Gefahren waren in Griechenland noch ganz andere als in Sicilien; ich erwähne sie, weil es heilsam ist, auch Solches zu erleben; es ist ein gesundes Stahlbad für ein Studirstubenleben; man sollte jeden Gelehrten einmal hineinstoßen, ihn auch nur einmal versuchen lassen, wie es thut, ein paar Wochen lang ohne Bett und Stroh auf Erde oder Brettern zu schlafen. — Von Syrakus nach Malta, von da nach der Insel Syra fuhr ich im herrlichsten Wetter und werde namentlich die wunderbaren Mondnächte nicht vergessen, die stets am Schiffe spielenden Delphine und den schönen, bleichen, schlanken jungen Mönch, der mich in unsern nächtlichen Gesprächen zur katholischen Kirche zu bekehren suchte. Er gestand ehrlich und liebreich seine Absicht und ich sehe ihn noch vor mir, wie er, da ich ihm die Hoffnung genommen, im Mondschein die Arme erhebt und seufzend ausruft: „mi fa dolore, perchè avrei tanto desiderio, di rivedervi nel paradiso!" Ich kam am Ostermontag in Athen an bei kaltem Regen, der auf dem Hymettus und Pentelikon als Schnee niederfiel. Doch bald klärte sich das Wetter und am Dienstag darauf beleuchtete die Sonne Griechenlands die Akropolis und malerische Gruppen tanzender Griechen am Theseustempel; es ist ein nationaler Festtag und geht die Ueberlieferung, daß dieser Tanz von Theseus eingeführt sei und das Labyrinth von Kreta darstelle. Ich darf im Erzählen und Schildern dieser ersten Tage nicht fortfahren, denn so eben entsinne ich mich, daß ich bereits im Zuge bin, zu wiederholen, was ein Aufsatz in den Jahrbüchern der Gegenwart („Populäre Archäologie" 1844) schon gebracht hat. Dieser bricht ab, wo man ein Bild der Akropolis und der Aussicht von ihrer Höhe erwartet, und überläßt diese Aufgabe einem Manne, den ich damals zwischen den Ruinen des Erechtheums kennen lernte: Ernst Curtius; der Aufsatz ist eine Anzeige seines damals erschienenen Vortrags über die Akropolis. Seither ist über diese wunderbare Stätte, ist über Griechenland überhaupt so viel geschrieben, daß ich mich begnügen muß, zu sagen: mir ist auf dieser Reise das griechische Alterthum zum Leben geworden. Wenn ich hinzusetze, daß ich das Starke, Strebende, Denkende, die Schnellkraft in jenem begabtesten aller Völker nun auch aus der Natur seines Landes begriff, welche viel gedrängter, als die italienische, das Herbe, Steinige, Steile, streng und scharf individualisirte Formen an das Lachende, Weiche, sanft Geschwungene schiebt, — auch darauf darf ich nicht eintreten, denn es ist besprochen in meiner Aesthetik (Lehre vom Naturschönen). Es wird erlaubt sein, noch anzuführen, daß ich einige Theile der Reise in Vorträgen vor größerem Zuhörerkreis zu verschiedenen Malen, in Tübingen, Zürich, Stuttgart behandelt habe; ich erwähne es zum weiteren Beweis, daß ich darum, weil ich kein Buch darüber geschrieben, nicht meinte, die Früchte dieses Lebensgangs für mich behalten zu dürfen. In die Zeit dieses ersten Aufenthalts zu Athen fällt das heitere Festmahl, das die Universität dem vor mir angekommenen Otfr. Müller auf „Platos Akademie" im attischen Oelwalde gab und wozu ich miteingeladen war; es ging sehr munter zu bei dem gebratenen Lamme, das zuerst unzerlegt feierlich um den Tisch getragen wurde; man sang alte Studentenlieder, Gaudeamus igitur und andere, die meisten Professoren hatten in Deutschland studirt. Wir ahnten nicht, daß so bald darauf Gott Apollo den Ehrengast mit seinen versengenden Pfeilen tödten werde. — Von Deutschen traf ich in Athen noch Hansen, Roß, Urlichs; die Abende brachte ich heiter mit deutschen Offizieren zu; zwei derselben waren mit Griechinnen verheirathet, die uns gern griechische Lieder sangen und mich gewöhnlich mit καλὲ διδάσκαλε (guter Lehrer) begrüßten; einer der lustigsten im Kreise war Tiedemann, beliebt und sehr geachtet bei allen Cameraden; neun Jahre nachher stellte ihm in der Ferne seine bewegliche Phantasie den badischen Aufstand als einen idealen Kampf vor, führte ihn als Commandanten in die Mauern von Rastatt und in den Tod. Er hatte sich inzwischen auch mit einer Griechin vermählt und man hörte ihn in seiner letzten Nacht bitterlich um seine Kinder weinen. — Ein Landsmann, Doctor Röser, Leibarzt des Königs, meldete mich ohne mein Vorwissen bei diesem zur Audienz; jugendlich schön stand Basileus Otton in seiner griechischen Nationaltracht vor mir neben der reizenden Blondine, seiner Gemahlin; 1858 habe ich ihn wiedergesehen im Glaspallast zu München, noch in griechischem Costüm, das Angesicht von Erfahrungen und Sorgen zerfurcht und welk, noch später als vertriebenen König im Civilkleide. Unter Griechen war es Professor Philippos, mit dem ich in freundschaftlichen Verkehr kam. Ein Glücksstern führte mir zum Begleiter auf der Reise im Festlande den Professor Göttling von Jena, den wohlbekannten Philologen zu, eine der liebenswürdigsten Naturen, die ich im Leben kennen gelernt habe; Gemeinschaft mit einem solchen Mann in Mühsal und Gefahr auf heißen Ritten durch's wilde Land, aber auch Gemeinschaft im Entzücken der Anschauung so erhabener Bilder: dies muß wohl Freundschaft gründen. Zugleich war mir vom größten Gewinn, mit einem Philologen zu reisen, der ganz anders als ich mit Kenntnissen ausgerüstet war. Eines Abends, als wir, verspätet von Dawlia (Daulis) aufgebrochen, bei rauhem Wind in die Felsthäler des Parnasses hineinritten, hielt Göttling plötzlich sein Pferd an: „halt, hier muß die τριόδος sein!" Wir waren an dem Scheideweg angekommen, wo nach der finsteren Sage Oedipus seinen Vater erschlagen hat. Dieser Moment und die folgenden Nachtstunden gehören unter die Erinnerungen, die sich mir am stärksten eingeprägt haben. Wir ritten nun den Weg, den der Unselige von Delphi herab nach Theben gewandelt ist, aufwärts durch rauhes Gestein in der finsteren Schlucht, in deren Tiefe der Pleistos rauscht, wir wußten, daß eine grausame Klephtenbande in jenen Gegenden spukte; in einem einsamen, leer stehenden Khani wollten die drei Agogiaten (Pferdebesitzer, die mitlaufen), Leute, denen nicht zu trauen war, durchaus übernachten, ich war entschieden dagegen; die zwei Chorophylaken (Gens d'armes) stimmten mir bei, — wir sind nie ohne dieses schützende Geleite gereist, das uns ein Ferman des Oberst Rosner verschaffte, eines Bayern, der sich um die Organisirung dieses Gensd'armeriecorps die größten Verdienste erworben hatte —; Göttling aber, immer vor Allem human und häufig nicht hart genug für solche Situationen, wollte sich vom Mitleid mit den ermüdeten Leuten erweichen lassen; wir setzten unsern Willen durch, die Agogiaten ließen uns im Zorn mit ihren Pferden ziehen und traten in die Hütte ein, nach einigen hundert Schritten kamen sie doch nachgerannt; einer von ihnen, ein Alter mit ächt neugriechischem Raubvogelprofil, riß sein Fes herunter, warf es vor dem einen Chorophylax, einem Manne von antiker Schönheit, einem wahren Achill, zu Boden, trat darauf — ein Zeichen der Verwünschung — und verfluchte den König; der Wächter zog aus und gab ihm eine so volle Ohrfeige, daß er fiel; ich sehe ihn noch im Mondschein über den Rasen hinkugeln; es wirkte und man

Digitized by Google

zog friedlich weiter; das Gestirn beschien unsern Weg, seit wir aus der stundenlangen Schlucht heraus waren, und nun wurde es leicht, die verdrießliche Scene, Gefahr und Müdigkeit zu vergessen, denn jetzt erschienen schimmernd im Lichte des Schnees, der sie noch bedeckte, die zwei Gipfel des Parnasses auf dem schwarzblauen Grunde des griechischen Nachthimmels. Wir übernachteten im hohen Gebirgsdorf Arachowa, sahen am andern Morgen Delphi und tranken aus der kastalischen Quelle.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Paul Lindaus „Erfolg" in Wien.

Wien, den 27. November 1874 *).

Vor einigen Monaten schrieb mir Herr Paul Lindau, daß er mir sein fertig gewordenes Lustspiel „Ein Erfolg" nicht für die Saisoneröffnung des Stadttheaters geben könne, weil er für die Hauptrolle desselben absolut Herrn Sonnenthal brauche, er es also diesem für das Burgtheater versprochen habe. Es sei ein zweites Lustspiel nahezu fertig und dies werde er mir bis zum Beginn der Saison unfehlbar senden.

Ich war gar nicht erbaut von dieser Mittheilung, da ich die Geduld genau kenne, welche man aufzuwenden hat für ein „nahezu fertiges" Stück, und ich ging also ärgerlich an die Lectüre des gedruckten Manuscriptes „Ein Erfolg", welches mir Lindau vor etwa sechs Wochen mittheilte.

Die ärgerliche Stimmung hielt aber nicht lange vor bei der Lectüre dieses „Erfolg": ich freute mich über Charakteristik und Dialog, und mußte herzlich lachen über zahlreiche Wendungen. Der schließliche Eindruck des ganzen Stücks war ein günstiger, und ich meinte, es sei da ein kleiner unscheinbarer Stoff durch künstlerische Geschicklichkeit und fröhliche Laune zu einem angenehmen behaglichen Lustspiele ausgearbeitet worden, eine willkommene Bereicherung unseres gar nicht reichen Lustspielrepertoires. Die günstige Wirkung des „Erfolg" von der Bühne herab schien mir außer Zweifel, und diese Zweifellosigkeit begegnet einem Theaterdirector doch recht selten.

Wie groß war also mein Erstaunen, als in den Zeitungen die Nachricht kam: Lindaus „Erfolg" hat im Berliner Hoftheater eine heftige Opposition gefunden, und ist als gescheitert zu betrachten.

Da hast Du Dich also wieder einmal geirrt mit Deiner Diagnose eines Theaterstücks! riefen die Meinigen, denen ich erzählt hatte von meiner Lectüre des Stücks. Geirrt! Solchem Irrthum entgeht ja auch der älteste Praktiker nicht bei Theaterstücken. Das Publicum ist eben nicht ganz berechenbar. — Ich aber glaubte diesmal nicht an meinen Irrthum, sondern erwiderte: da muß etwas Ungewöhnliches vorgegangen sein. Es ist entweder schlecht gespielt worden, oder es sind vorgefaßte Meinungen im Publicum vorhanden gewesen und bei der Vorstellung aufgesprungen, den Eindruck des Bühnenspiels verwirrend. Oder Beides *).

Die nächsten Nachrichten aus Berlin schienen mir Recht zu geben. Sie besagten: die Wiederholung des „Erfolg" hat vollständig gefallen, die zweite Wiederholung ebenfalls. Dazu kam noch ein Bericht aus Dresden, welcher auch von dort eine ungetrübt günstige Aufnahme des Stückes meldete und zwar der ersten Aufführung. Derselbe Bericht kam aus Hamburg. Dadurch erschien meine Meinung bestätigt, daß die erste Aufführung des „Erfolg" in Berlin Hindernissen begegnet sein müsse, welche für ein unbefangenes Publicum nicht im Stücke selbst liegen.

Ich ging also mit voller Zuversicht auf ein gutes Gelingen vorgestern in's hiesige Burgtheater. Es müßte doch mit wunderlichen Dingen zugehn, sagte ich mir, wenn namentlich diese Form eines Lustspiels den Wienern nicht gefallen sollte! Ein anspruchsloser Stoff, welcher sich nirgends über seine innere Natur hinaus aufspreizt, an welchen man also ohne Weiteres glaubt, und eine gewandte Führung, welche hinreichende Spannung mit sich bringt, ein reizendes Mädchen, Namens Eva, welches die Hand bietet zu einem allerliebsten Liebesverhältnisse, und eine Anzahl scharf gezeichneter Figuren, brave und komische, welche alle gutes Deutsch sprechen und sogar oft geistreich sprechen, durchwegs aber gesunden, heitern Sinnes sind, wie sollte solch ein Zusammentreffen von Eigenschaften dem Publicum mißfallen! Selbst den etwas naiven Intriganten, den undeutschen Baron Fabro, wird man hinnehmen als nothwendigen Störenfried, welchen die Composition braucht, eine Folie für den vertrauensseligen heimischen Philologen Doctor Klaus, welcher so heldenmüthig „streicht" in seinem nicht fertig werdenden Lustspiele, und deshalb von seiner braven Frau „bedeutend" genannt, und um „Productivität" gepriesen wird. Das ist ja doch Alles so hübsch! Und das Alles ist ja doch deutscher als Lindau sonst zu sein pflegt in seinen Stücken — das muß ja gefallen!

Und so geschah's denn auch. Das Stück wirkte günstig vom Anfange bis zum Ende, und der Autor wurde nach jedem Acte, nach dem zweiten und dritten mehrmals gerufen. Der „Erfolg" hatte einen vollständigen Erfolg. Nur die Foyerscenen im dritten Acte, welche das Publicum im Zwischenacte schildern, und die Machinationen darlegten gegen den „Erfolg" hinter der Scene, erschienen etwas lang. Hier ist allenfalls der wunde Fleck, wenn das Publicum Unzufriedenheit äußern will. Das that es aber nicht trotz der Länge. Die Reden gegen die Mißhandlung der Production durch mißhandelnde oder banale Kritik wurden sogar applaudirt; obwohl sie doch den Eindruck der Länge erhöhten. Man hörte nur auf den Inhalt, und fand ihn lobenswerth. Weil zu breit, erschienen diese Reden im Rahmen und Tone der Composition zu absichtlich. Auch wurden sie zu matt vorgetragen. Der wahrscheinlich unpäßlichen Schauspielerin, welche sie mit vollem Verständniß sprach, fehlte dazu die Kraft des Organs und die wirksame Eintheilung des Vortrags. Selbst der darauf folgende Monolog der Eva setzte den Eindruck der zähen Länge fort. Diese Partie allein verträgt einige Kürzung zum Vortheile des theatralischen Kunstwerks. Der letzte Theil des Actes erhob sich in der poetischen Liebesscene zwischen Eva und Fritz Marlow zu voller Höhe, und der Schluß zu größter Höhe der Wirkung. Sie war zündend, als auf der Bühne hinter der offnen Scene applaudirt, und gleichzeitig im Publicum geklatscht wurde. Americanisch! sagte Einer hinter mir, der wohl von den ersten Berliner Nachrichten angesteckt war. Ich glaube, er wollte mit dieser Bezeichnung dem glücklichen Theatereffecte etwas anhängen. Nun, wir werden uns freuen, wenn uns America oft solche Lustspieleffecte verschafft.

---

*) Die „Gegenwart" bringt über jede von den größeren Theatern aufgeführte dramatische Novität Kritiken. Den „Erfolg" kann der gewöhnliche Recensent der „Gegenwart" aus nahe liegenden Gründen nicht gut besprechen — auch nicht schlecht. Sein Stellvertreter ist zwar offenbar zu wohlwollend, aber gegenüber der nahezu einstimmigen Beurtheilung, welche das Stück seitens der Berliner kritischen Capacitäten erfahren hat, wird diese Vertheidigung von einer Stimme hoffentlich nicht übel aufgefaßt werden. Man läßt sich als Redacteur die Gelegenheit, einen Aufsatz von Laube zu bringen, nicht entgehen, — auch dann nicht, wenn durch die Aufnahme desselben dem Redacteur eine persönliche Freude bereitet wird. Und es handelt sich ja nicht blos um persönliches Wohlgefallen: gegenüber der Autorität, welche die Berliner Kritiker mit Recht beanspruchen, verlohnt es sich vielleicht auch der Mühe, einmal einen Wiener zu hören der allerdings gerade kein Kritiker von Profession ist, aber Heinrich Laube heißt. D. R.

*) Gespielt wurde vortrefflich. P. L.

Digitized by Google

Die hiesigen Zeitungen bezeugen einstimmig den großen Erfolg des „Erfolg", und erwähnen nichts von irgendwelcher Opposition im Publicum. Ich habe mitten im Parquet gesessen, und muß erwähnen, daß nach dem zweiten Acte einzelne Herren zischten. Es ist nicht bemerkt worden, und ist nicht wiedergekehrt, vielleicht darum nicht, weil der immer wiederkehrende Applaus nicht die geringste Lücke ließ. Manches ungünstige Vorurtheil scheint also doch vorhanden gewesen zu sein in Folge des Berliner Vorgangs.

Die Darstellung von Seiten der Schauspieler wird allgemein gelobt. Das ist immer der Fall, wenn ein Lustspiel durchgreifend Glück macht. Der Dichter hat komische Typen geschaffen, welche überall ihre Schuldigkeit thun. Jede Stadt legt dann ihren Schauspielern das Verdienst bei und ruft: Ja, wenn der Verfasser solche Darsteller findet, dann ist es keine Kunst, Erfolg zu gewinnen! Berlin nennt bereits seine Frieb-Blumauer als Tante Hermine, seine Rabe als Eva, Dresden nennt seinen Dettmer als Fritz Marlow, und — zu allgemeinem Erstaunen — seine Bayer Bürck als Tante Hermine, die frühere tragische Liebhaberin von hochpoetischer Begabung als komische Mutter, und so wird sich's auch hier gestalten. Den Schauspielern werden die höchsten Zinsen vom Capitale des dramatischen Dichters bewilligt. Die Kenntniß der Unterscheidung: was kommt auf Rechnung des Dichters, was auf Rechnung des Schauspielers? ist nicht sehr verbreitet, selbst bei der schreibenden Kritik nicht.

Jedenfalls ist es immer ein gutes Zeichen für das neue Stück, wenn dieser Rangstreit zwischen Dichter und Schauspieler in Rede kommt, und ich behaupte getrost nach dem Ergebniß der hiesigen Aufführung: mein Eindruck nach der Lectüre des Lindau'schen „Erfolg" war der richtige. Die Arbeit Lindaus ist ein heiterer Gewinn für unser Lustspielrepertoire, und ist ein Beweis für das wachsende Talent Lindaus.

Der eigentliche Handlungsstoff dieses „Erfolg" hat in einer Nußschale Raum, und was kommt doch Alles heraus aus dieser Nußschale! Dies ist immer ein Hauptzeugniß für das Talent des Componisten. Die losen Beziehungen sind alle mit einfach erscheinender Gewandtheit verknüpft, die verschiedenartige und überall scharfe Charakterzeichnung bleibt fest auf dem Grunde ruhen, wie ausgelassenen Tons auch die Rede sie in Gefahr bringe, und die Rede selbst ist fröhlich und witzig. Was will man denn mehr von einem Lustspiele? Tieferen Inhalt, nicht wahr? Aber beim Lustspiel gerade ist die Form das Wichtige und Schwere. Ja doch! es gibt eine Lustspielform, welche werthvolleren Inhalt birgt, welche die Rede knapper führt, welche die Wiederholungen bescheidener ausnützt, welche dem Nebensächlichen weniger Spielraum gewährt, aber das Bessere ist auch der Feind das Guten. Seien wir bescheidener in unseren Anforderungen, damit wir wohlschmeckende Nahrungsmittel einheimsen für unser Theater. Ich freue mich, daß überhaupt wieder ein Lustspiel gelingt. Wir sind herzlich arm daran. Ich freue mich, daß es noch gute Laune gibt im Vaterlande und auf dem Theater, und daß geistreiche Dinge in anmuthiger Form geschrieben werden. Das Bessere ist der Feind des Guten, und zwar nirgends so grell als in der deutschen Theaterkritik. Weil's kein Meisterwerk, ist's ein schlechtes Werk! so lautet die catonische Uebertreibung, und sie ist der schädlichste Widersacher des Theaters, ein Widersacher, der nirgends so zu Hause und nirgends so schädlich ist, als in Deutschland.

Was hat denn nun aber in Berlin die offenbare Animosität gegen das Stück erzeugt, welche weder in Dresden, noch in Hamburg, noch in Wien zum Vorschein gekommen ist? Sie ist ja viel tiefer, als ich nach den ersten Berichten mir vorgestellt. Ein langer Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" erzählt das Stück so wie ein überlegener Staatsanwalt ein Verbrechen erzählt vor Gericht. Und der Schreiber dieses Artikels ist ersichtlich ein fein gebildeter Mann. Die Anklage ist freilich auch so fein, daß ich sie nicht verstanden habe; aber die tiefe sittliche Entrüstung habe ich verstanden. Was um des Himmels Willen hat denn das lustige Stück Arges verbrochen? Das hiesige „Neue Fremdenblatt" antwortet auf diese Frage, und sagt: „Er (Lindau) hat den Stand, dem er selbst angehört, beleidigt; er hat bekannte Persönlichkeiten auf die Bühne gebracht, um sie lächerlich zu machen, er ist der Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt".

Also wohl, weil Schriftsteller oder Journalisten im „Erfolg" vorgeführt, gegebenen Falls lächerlich vorgeführt worden sind? Ja, da frage ich mich doch: soll die sechste Großmacht allein gefeit sein vor Schilderungen ihrer Vertreter, welche unangenehm oder komisch wirken? Jedermann darf vom Künstler verwendet werden für künstlerische Zwecke, der Vornehmste wie der Geringste darf zur Lustspielfigur gemacht werden, und nur der Schriftsteller oder Journalist nicht? Lindau ist ja selbst einer, und hat's gethan, ich selbst bin einer, und hab's ohne Entrüstung angesehen und angeschaut, und so wird's Vielen von uns ergehen. Die Persönlichkeiten, welche copirt sein sollen, kenne ich zufällig, und ich finde gar keine Aehnlichkeit mit ihnen in den Figuren dieses Lustspiels. Urbilder und Vorbilder hat aber ewig ein Lustspieldichter gebraucht, und er wird sie ewig brauchen, wenn er Lebenswahrheit hervorbringen will, wie sie das Lustspiel fordert. Gibt's da in dieser Frage Mysterien, die ich nicht kenne? Es muß wirklich in Berlin etwas Verfängliches mitgespielt haben, das mir entgeht. Ein Berliner, den ich auch nicht kenne, schreibt mir soeben, er sei ganz starr über die Notiz in der „Gegenwart", daß auch ich (Brutus) diesen Erfolg billigen könnte. Er habe am heftigsten gegen das Stück opponirt bei der ersten Aufführung, weil „Lindau darin die Selbstberäucherung auf die Spitze getrieben, und dem eigenen Stande den Krieg erklärt". (Dies ist mir wieder unklar.) Er habe sich, fährt mein Briefsteller fort, das widerwärtige Stück noch ein zweites Mal angesehen, und „ihm nicht das leiseste Interesse abgewinnen können". — Letzteres glaube ich wohl. Wenn man ein Bild so entstellt gesehen hat, wie dies bei einem Stücke der Fall ist, welches unter Widerspruch und Hohn des Publicums aufgeführt wird, dann ist der richtige Eindruck für immer dahin. Lindau selbst erzählt mir, daß auch er sein Stück kläglich gefunden habe während der ersten Aufführung desselben unter solcher Aufnahme. Mein Briefsteller wünscht, daß ich ihm „in diesem Labyrinthe ein rettendes Seil der Aufklärung reichen" möge.

Ich weiß da nichts Besseres zu thun, als ihm abzuschreiben, wie das hiesige „Neue Fremdenblatt" auf die oben formulirte Anklage antwortet. Diese Antwort lautet:

„Das sind allerdings schwer wiegende Anklagen, hart genug, um den Verbrecher zu vernichten, und wer nur einen Funken von esprit de corps in sich fühlt, muß sich an der Steinigung werkthätig betheiligen. Vorher muß er freilich, wie es Recht und Sitte erfordern, die Unthat selbst genau kennen gelernt haben, und wenn man in dem in Rede kommenden Falle dieser Hauptbedingung entsprochen, dann kommt man zu der Ueberzeugung, daß die Richter parteiisch geurtheilt, und daß sich die von ihnen abgesandten Pfeile gegen ihre eigene Brust kehren. Lindau hat drei Journalisten auf die Bühne gebracht. Einen Leitartikler, der nur für die Alten schwärmt und alle modernen dramatischen Erzeugnisse verdammt, einen Reporter, der seiner Gedankenarmuth dadurch zu begegnen sucht, daß er überall den Horcher spielt, das Erschnappte rasch notirt und verwerthet, und schließlich einen gefürchteten Kritiker, der ein gutes Stück, den „Erfolg", geschrieben, dem seine Feinde mit allen ihren Manövern den endlichen Sieg nicht streitig machen können. Die ersten Zwei haben in Berlin Anstoß erregt, weil man in ihnen Portraits erblickte. Wir wissen

Digitized by Google

nicht, ob dies wirklich in des Autors Absicht lag, aber das wissen wir, daß beide Figuren, wenn auch nicht in dieser grell carikirten Form in den Reihen der sechsten Großmacht gar oft zu finden sind. Die Treue also, mit der der Dichter seine Figuren gezeichnet, wäre das Vergehen, allerdings ein Vergehen, das man bei einem Dramatiker richtiger Verdienst nennen sollte. »Aber,« rufen die Gekränkten, »der Dichter hat kein Gegengewicht geschaffen, und so den Stand nur durch zwei erbärmliche Figuren vertreten lassen!« Das wäre freilich schlecht gehandelt, wenn es wahr wäre, aber es ist nicht wahr. Lindau hat den beiden Patronen den Helden des Stücks „Fritz Marlow" gegenüber gestellt, der geistig seine ganze Umgebung überragt. Daß dieser „Marlow" nicht auch nach der Gemüthsseite hin vollendet genannt werden kann, dürfte dem Autor gewiß nicht weniger unangenehm sein, als seinen Freunden. In seiner Absicht lag es gewiß, dem Helden seines Lustspiels alle Sympathieen zuzuwenden; daß ihm dies nicht gelang, ist eben ein Fehler in der Zeichnung, und welcher Dramatiker hätte nicht schon eine solche Sünde zu beklagen gehabt."

Dies Letzte über den Schriftsteller und Journalisten Fritz Marlow spräche also auch gegen obige „Selbstberäucherung", denn Lindau selbst wäre wohl Fritz Marlow. Ach, „das Räthsel ist zu spitzig — ich will einen Gelehrten fragen," rufe ich mit Muley Hassan.

Berichten will ich schließlich nur noch, daß die ungünstigen Berliner Nachrichten auch hier die Journalisten alarmirt und gegen das Stück in Harnisch gebracht hatten, daß aber, nachdem es aufgeführt worden, die Meisten im Sinne des „Neuen Fremdenblattes" das Thema unbefangen erledigt haben. Ein Kriticus nur hat die Entdeckung gemacht, daß solch ein Lustspiel „reactionär" sei. Das kann wohl sein: es reagirt gegen die Verdrießlichkeit und gegen verdrießliche Leute.

**Heinrich Laube.**

## Aus der Hauptstadt.

### Die 49. Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin.

Von **Gustav Floerke.**

VI.

(Schluß.)

Von denjenigen Städten, welche sich in hervorragender Weise an unserem diesjährigen Salon betheiligt hatten, bleibt uns nur noch Weimar mit seinen siebzig Bildern zur Besprechung übrig. Eine anständige für die Rührigkeit unserer jüngsten deutschen Kunststadt sprechende Zahl; und doch fehlten auch von hier wie von überall anderswo Manche und gerade von den Bedeutenderen.

Die Weimarische Ausstellung, wenn man sie sich in den Sälen der k. Akademie zusammensuchte, unterschied sich von derjenigen aller übrigen in Berlin vertretenen Kunststädte am auffallendsten dadurch, daß sie viel einheitlicher aussah, daß viel mehr deutlich erkennbare Charakteristika den meisten Ihrer Bilder gemeinsam erschienen, als dies bei den Arbeiten Berliner, Düsseldorfer und Münchener Künstler z. B., der Fall war, und fügen wir gleich hinzu: der Fall sein konnte. Denn während sich in allen diesen älteren Kunststädten die verschiedensten Richtungen streiten, das Alte mit dem Neueren im Kampfe liegt, während fast überall neben den Neueren Meister früherer Anschauungen ihre Schulen fortsetzen oder noch die Macht in Händen haben, während man sich hier und dort so zu sagen locale und bequeme alte Sünden abzugewöhnen hat oder Gefahr läuft in solche zu verfallen, während sich anderswo die einzelnen Schulateliers bedeutender Lehrer unter einander bekämpfen und zum Schaden eines einheitlichen Fortschritts gegen einander verschließen, während dessen hat die Weimarische Künstlerschaft, wenige vereinzelt stehende Aeltere ausgenommen, den Vortheil auf einem Boden ohne historische Gewohnheiten und Ueberlieferungen und zu einer Zeit entstanden zu sein, in welcher bereits moderne malerische Anschauungen durch Deutschland wehten. Und eben wegen dieser ihrer Jugend kann diese Weimaraner Künstlerschaft ihren Ursprung von der vor etwa vierzehn Jahren gegründeten „Kunstschule" nicht verleugnen. Die Jüngeren aber treten fortwährend in die Fußstapfen der Aelteren, oder vielmehr sie streben auf demselben Wege vorwärts, denn gerade die Kunstschule ist es, die noch heute festhält an jenen modernen Principien, auf denen sie gegründet wurde. Und jedesmal bei der Neuwahl ihrer allerdings ziemlich häufig wechselnden Lehrer — von Lenbach und Böcklin bis auf Hagen und Schauß — hat sie versucht, diese ihre Principien mit neuem Blut zu füllen. Sie hat bei solchen Berufungen stets auf selbstständige künstlerische und möglichst gesunde moderne Qualitäten gesehen und sich dadurch bis heute im Mittelpunkt der nun einmal fortschrittlich gesonnenen, von ihr ausgegangenen Künstlerschaft zu halten gewußt. So sind es denn auch geradezu die sichtbar gewordenen Principien der Kunstschule, die zugleich jene Charakteristika bilden, welche fast der ganzen Weimarischen Ausstellung gemeinsam sind, Charakteristika, die allerdings auch anderswo und nicht etwa allein in Weimar gefunden werden. Suchte die Kunstschule grundsätzlich auf den modernsten künstlerischen Wegen vorwärts zu gehen, soweit sich dies irgendwie mit der nothwendigen Solidität jedes akademischen Unterrichts und mit der principiell geschützten Eigenart der ihr anvertrauten Talente vertrug: so lagen dem entsprechend die deutlich ausgesprochenen Eigenthümlichkeiten der meisten Weimarischen Bilder in Berlin auf dem Gebiet tüchtiger von entschieden modernen Qualitäten getragener Arbeit. Bei aller Mannichfaltigkeit der Themata und Vielartigkeit der Formate war eine gewisse Zügelung der Phantasie und eine sicherlich zeitgemäße Richtung auf das ruhige Existenzbild überall erkennbar. Unbeschadet der jedesmaligen Einzelauffassung trat überall ein treues und vorurtheilsloses Studium der Natur als Grundlage aller Darstellung sichtbar hervor, überall fast war ein deutliches Streben nach frappant richtigen Valeurs und bald kräftigem, bald feinerem, aber stets gesundem Colorismus nicht zu verkennen. Nur hin und wieder steckte Einer und der Andere noch so sichtbar in der Arbeit, daß eine gewisse Einzelrichtigkeit und Unerbittlichkeit, der künstlerischen Bildwirkung schadete, — aber auch das ist für die Arbeit bezeichnend. Auch von der früher in Weimar grassirenden übermäßigen Anwendung des Schwarzspiegels waren wohl noch hie und da in der etwas schweren Farbe Einzelner Spuren zu entdecken, aber doch in erfreulich geringem Maße. Ließ sich auch in der Durchschnittsleistung dieser Weimaraner ein auffallend künstlerischer Zug etwas vermissen, — ein Umstand, der vielleicht damit zusammenhängt, daß die oben erwähnten Qualitäten nur durch unablässige Arbeit zu erwerben sind, — so hatte doch diese Ausstellung, in ihrer Gesammtheit betrachtet, viel zu viel Frische und Haltung und viel zu viel Individualitäten aufzuweisen, um auf eine fabrikartige Bildermacherei zu deuten, — kaum hier und da erinnerte einer der Jüngeren sichtbar an directe Vorbilder oder angewandte Recepte. Alle die Vorwürfe über die Menge durchschnittlich kleiner Bilder, genrehafter Motive ꝛc. treffen weder die Weimarischen noch sonst welche Maler, oder alle gleich viel, — in erster Linie aber unsere Zeit, ihre Architektur und decorativen Bedürfnisse, ihren Geschmack — ihr Publicum.

Gleich der Erste von dem ich hier im Einzelnen zu sprechen habe, Alb. Baur, macht eine Art Ausnahme von dem, was ich eben über die Weimarische Malerei sagte, seine Schüler indessen bezeichnender Weise nicht. Er selber, vorwiegend Zeichner, war seiner Zeit, als die Majorität der Kunstschule Anlage zeigte, etwas zu bequem auf lediglich und einseitig „malerischen" Wegen vorzugehen, wohl als eine Art Correctiv nach Weimar berufen. Inzwischen aber ging er selbst möglichst moderne Wege, und suchte deutlich seine Rethel'sche Abstammung mit den Sitten des herrschenden Geschlechts der Farbe und des Tons in Einklang zu bringen; ein Streben, dessen nicht so schnell überwundene Schwierigkeiten auch in seinen beiden Berliner Historien sichtbar wurden. Bilder, die so zwiespältige Arbeit deutlich an sich tragen, können leicht den Eindruck der Halbheit hinterlassen, jedenfalls werden sie nicht auf jeden bestechend wirken. Aber selbst wenn man zugibt, daß diese Arbeiten für denjenigen interessanter sind, der die fortschreitende Entwicklung des Künstlers betrachtet, als für den Laien, der bedingungslosen Genuß verlangen darf, so muß man doch dem Können unter allen Umständen Gerechtigkeit widerfahren lassen, welches besonders für einen Zeichner und Historienmaler der älteren Schule dazu gehört, ein so großes figuren-

Digitized by Google

reiches Bild zu malen, wie den „Kaiser Otto an der Leiche seines Bruders Thankmar".

Mancher Andere, den ich im Folgenden zu nennen habe, entspricht zwar in seinen Qualitäten völlig dem oben von der Kunstschule und den Weimaranern im Allgemeinen Gesagten, hat aber seine Ausbildung in keiner Weise in Weimar empfangen.

Zu diesem gehört unter Anderen Ferd. Schauß aus Berlin, dessen lebensgroße „Dryade" und „Genovefa" hier zunächst genannt werden müssen. Schauß weilt erst seit kurzem in Weimar; was er indessen Verwandtes mitgebracht hat, beweisen seine ebengenannten Bilder. Daß er das in Paris gelernt hat, kann des Vergleiches halber nur nützlich sein. Damit sind indessen diese Schauß'schen Arbeiten nicht charakterisirt. Vielmehr verbindet er mit den Resultaten der modernsten Schule eine gewisse Solidität der Zeichnung, Modellirung und Durchführung einerseits, die an Berlin erinnert, eine ruhige Bildauffassung und farbige Behandlung, besonders der Hintergründe andererseits, die auf ein erfolgreiches Studium der Renaissancemeister hinweist. Demgemäß ist die Schauß'sche Malerei mehr durch und durch tüchtig und das Product sorgsamsten künstlerischen Studiums, als gerade energisch und eigenartig modern zu nennen. Ebenso anerkennenswerth erscheint das Streben des Malers, wenn er sich an die größesten Aufgaben der Malerei wagt, bei denen mit Kunstgriffen und Faxen nichts zu machen ist, an den lebensgroßen, nackten menschlichen Körper und zwar mit dem Erfolge, daß das Fleisch seiner auf jeden modern sinnlichen Reiz verzichtenden „Dryade" zu dem besten der Ausstellung zu zählen war.

Breiter gemalt und von höchst anständigen, durchaus modernen Qualitäten waren die zwei antiken Figuren von H. C. Krohn „In den Rosen". Auch hier machte sich eine höchst tüchtige nirgends conventionelle Zeichnung vortheilhaft bemerkbar. Von der crassen Rücksichtslosigkeit oder gar Häßlichkeit, die die Stufe so mancher Modernen kennzeichnen, war auch in diesem Bilde keine Rede mehr. Indessen schien mir der Maler über den überallgeschäftigen Mühen seiner gesunden Arbeit, nicht zu jener Freiheit durchgedrungen, die die Arbeit nicht merken läßt und auch dem Ausdruck der leitenden künstlerischen Empfindung überall, scheinbar mühelos, gerecht wird. Den Laien dürfte dies Bild leicht kalt lassen, denn es hat keine deutliche lebendige Seele. Dem aufmerksamen Freunde modern malerischer Bestrebungen wird der durchgängige Ernst der Arbeit und der Erfolg nach so wesentlichen Seiten hin indessen die Ueberzeugung geben, daß es dem Künstler auch noch gelingen wird das bessere Theil des Menschen, seine Empfindung, zu lautem Wohlgefallen in Bewegung zu setzen.

Von allerstrengster und doch nirgends conventioneller Zeichnung war das große Bild des noch unter Düsseldorf verzeichneten Suchodolski „Ein Trauerzug" — weiße Mönche bei Fackellicht und fahlem Mond einen Bruder in das Felsengrab tragend. Dieselbe Strenge und Größe herrscht auf diesem merkwürdig originellen Bilde auch in der Naturscenerie, die diese eigenthümliche langgestreckte Figurencomposition zum Bilde macht. Zum großen Theil liegt darin die energische Deutlichkeit der dem Bilde zu Grunde liegenden Poesie. Aber trotzdem ist der malerische Ausdruck dieses tief empfundenen und höchst stimmungsvoll ausgesprochenen Gedankens ein zweifellos moderner. Denn Farbe und Naturwahrheit sind hier nicht weniger wie die Zeichnung in den Dienst der Idee getreten. Durchweg, bis in's Kleinste, geschieht ferner dieser Vorgang in wirklichem Raum, klarer Luft und charakteristischem Doppellicht. Ebenso gehören die das Bild componirenden Tonmassen und die feine graue Farbe der genauesten und zugleich künstlerischesten Beobachtung der Wirklichkeit an. — Nebenbei bemerkt, hat Suchodolski eine entschieden Pariser Schule, wenn ich mich nicht täusche, vornämlich bei Gleyre, genossen.

Seiner Bildung nach echter Weimaraner und auch wieder dort ansässig und in der Kunstschule selbst arbeitend ist dagegen Schloesser, wenn auch seine Bilder auf Pariser Salons anerkannt wurden und wenn auch der Katalog Darmstadt als die Heimat des Künstlers nennt. Seine beiden diesmaligen Bilder verriethen die tüchtige Schule, in einer ihrer früheren Phasen, zugleich aber auch das bedeutendste persönlichste Geschick und den unermüdlichen Eifer des Malers. Besonders sein „Rath in der Noth" war eine Meisterarbeit in der malerischen Behandlung halblebensgroßer Figuren und eines vollgepfropften Interieurs im Dämmerlicht, während die Scene draußen an den geschlossenen Persiennes spielt.

Auch der talentvolle und geschickte Illustrateur Woldemar Friedrich, den ich bisher nur als einen der Besten auf diesem sündenreichen Boden kennen gelernt hatte, zeigte sich auf der Ausstellung mit zwei Figurenbildern als tüchtiger Maler. War seine „Philine" noch mehr eine grazids gezeichnete und eminent fleißig durchgeführte Illustration in Oel, allerdings schon von durchweg tüchtiger Malerei und guter Bildwirkung, so erschien doch erst sein zweites Bild „Eigensinn" mit lebensgroßen Halbfiguren von vorne herein völlig malerisch empfunden und durchaus breit und leicht gemalt.

Eine höchst interessante Vergrößerung jener modernen Bestrebungen, welche den Menschen und die Landschaft auf einem Bilde gleich berechtigt auftreten lassen, hat Seyfferth in seiner großen Arbeit „Vagabunden" gewagt. Und Dank der ausgezeichnet stimmungsreichen Bewältigung der weiten deutschen Schneelandschaft mit grau bewölktem Himmel, und dem Gegensatze einer bunten, breit gemalten Gesellschaft von Zigeunern ꝛc. mit Bären und Kameelen, die, Einer in den Fußstapfen der Andern fröstelnd daherziehen, Dank der ausgezeichnet malerisch studirten Zusammenwirkung dieser gleichmäßig tüchtig behandelten Bestandtheile des Bildes trägt das Ganze nirgends mehr die Spuren eines Wagnisses. — Mehr blos nach der technischen Seite hin bedeutend will mir das zweite Bild, und man kann wohl sagen, der zweite gewagte Versuch desselben Künstlers erscheinen, welcher unter dem Titel das „Dorforakel" lebensgroße Bauernfiguren darstellte. Nicht daß mich Brétons Vorgang nicht von dem Vorurtheil befreit hätte, als dürfe man „genrehafte Motive" nicht lebensgroß malen! Es kommt eben darauf an, wie? Aber bei so vorwiegend körperhafter, stofflicher und zugleich stimmungsloser Behandlung, erscheint es doch gerechtfertigt, wenn man dergleichen lebensgroße Menschen aus dem Gebiet der Bilder in das der Studien verweist; denn nur da hat ihre Größe eine wirkliche Berechtigung.

Damit wären wir denn beim eigentlichen „Genre", insonderheit beim Bauerngenre angelangt. Hier sind besonders die größeren Arbeiten von Otto Pilz (Thüringer Dorfbackhaus) sowie die Hasemann'schen und Zimmer'schen Kinderbilder hervorzuheben. Günther ist schon mehr Novellist, aber seine Bilder zeichnen sich stets durch klare Empfindung, deutliche Stimmung und tüchtige Malerei aus. Auch Pohle mit seinem großen „Mittag" kann man nicht nachsagen, daß er seine Bauern idealisirt, eine Behandlung, die gerade Bauern naturgemäß schlecht bekommt. Vielmehr hält er sich mit seinen reinlichen Stuben und schmucken Menschen noch gerade auf der Grenze einer wenn auch sonntäglichen so doch noch immer nicht verbesserten Wirklichkeit. Grünfeld kann im Gegentheil die Sache nicht drastisch genug werden; das Häßliche ist für ihn noch das Charakteristische, indessen ist sein Bild „die jungen Ziegen" in malerischer Beziehung Entschiedenheit und energisches Wollen. Freiesleben zeigt sich in seinen beiden, an seinen Münchener Aufenthalt erinnernden Bildern, sinnig und anspruchslos bei durchaus gesunden malerischen Eigenschaften. Reichenbach schließlich beweist in seiner „Kreuzigung" (es handelt sich um ein Crucifix auf dem Dorfkirchhof) eine ebenso naive, wie malerisch tüchtige Anschauung der Wirklichkeit, wenn auch das diesmal daraus hervorgegangene Bild reichlich auf die gute Laune des Beschauers speculirt. Aehnlich geht es Treuenfels, dessen Bildchen „Beim Trödler" außer dem amusanten Moment durchweg ein tüchtiges Studium verräth.

Der Uebergang zur Landschaft, jenes Genre, in dem besonders der Düsseldorfer Bochmann excellirte, ist den Weimarischen Studien gemäß auch hier höchst tüchtig vertreten. In ganz ähnlichem Sinne malen z. B. Franz Arndt, dessen „Abend auf Capri" mit verhältnißmäßig großen Mädchenfiguren zu jenen Arbeiten der Ausstellung gehörte, die sich ihre künstlerische Aufgabe nicht nur so schwer wie möglich gestellt hatten, sondern die auch in coloristisch feiner Naturbeobachtung und zweifelloser Bildwirkung durchaus Anerkennenswerthes leisteten. Das Gewicht, welches Arndt in letzter Zeit auf seine Figuren legt und die Art, wie sie ihm schon jetzt gelingen, läßt bestimmt erwarten, daß der unermüdliche Künstler auch diesem Theil seiner Bilder in kürzester Zeit die Freiheit und Grazie überall zu geben verstehen wird, die den landschaftlichen Theil, die Composition und die Gesammtfarbe seiner Bilder schon jetzt vor den meisten ähnlichen auszeichnen. Noch deutlicher an das seiner Zeit über Bochmann Gesagte erinnern die polnischen Straßenbilder von H. P. Feddersen, nur nicht ganz in der zweifellosen Vollendung jenes Düsseldorfers. Im Einzelnen fast überall; aber darin liegt der Unterschied: im Gesammten noch nicht. Manches unbarmherzig Wahre

Digitized by Google

drängt sich noch hie und da mit unter und verhindert einstweilen noch die wohlthuende künstlerische Milderung und Harmonie, die keine Arbeit mehr verräth. Ein frappirendes Bild ist Berningers „Nachtfest in Venedig", eminent malerisch empfunden und keine Schwierigkeit scheuend. Aber doch besonders in den massenhaften Figuren, vorzüglich des Vordergrundes, etwas billig in der Ausführung, fast etwas dilettantisch möchte man sagen. Vielleicht daß Berninger, der schon früher in der Landschaft Ausgezeichnetes leistete, etwas schnell und zu selbstvertrauend zur Figurenmalerei übergegangen ist. Jedenfalls aber beweist die Aufgabe, die er sich auch diesmal wieder gestellt, den Muth und die hervorragende Begabung des Künstlers.

Thiere hatte Weimar diesmal wenig geliefert. Ein kleines Bild des ausgezeichneten Charles Verlat ausgenommen, war so gut wie Nichts vorhanden. Wenigstens waren die Kühe auf dem einen der beiden Rettich'schen Bilder aus Fahrsund kaum mehr als eine lebendige Staffage, und es ist in erster Linie die klare einfache Malerei und die scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit seiner nordischen Landschaft, die wir hier dem Maler nachzurühmen haben. Aehnliches gilt diesmal von Geibels „Heimkehr von der Weide".

Merkwürdig gering war die sonst in Weimar so gepflegte Landschaft vertreten. Vieles von dem, was diese Schule macht, konnte man Veduten nennen, — allein das wäre kritisch conventionell, während diese Maler gerade möglichst mit aller Convention gebrochen haben. Auch der Kunsthistoriker soll aber den Willen zeigen, jedesmal von den Dingen selbst auszugehen, d. h. also in diesem Falle von den ihm vorliegenden malerischen Leistungen und nicht von fertig mitgebrachten Rubriken. Die malerische Zeitanschauung verlangt als einziges Heil- und Lernmittel den engen Anschluß an die Natur, sie will das Malerische überall in der Natur nachgewiesen haben. Das Was ist ihr gleich, sie überläßt der Wahl des Künstlers, seinem Geschmack, schrankenlos die ganze Erscheinungswelt. Worauf es ihr ankommt, das ist, besonders hier in der Landschaft, Licht und Luft, wie sie sich an den Gegenständen und wie sich diese durch die Vermittelung jener im Raum zur Erscheinung bringen. Licht und Luft aber weben überall, alles Erschaffene existirt gleichermaßen im Raum, und diese drei Dinge sind an sich für die künstlerisch-malerische Darstellung genug, sie bedürfen nicht der Unterstützung großartiger Motive — wenn es nur irgend ein Gegenstand ist, an dem sie, in malerisch schöner Weise, zum Ausdruck gelangen. Auf das Vorhandensein dieser Qualitäten also hat meiner Meinung nach derjenige in erster Linie zu achten, der modernen Landschaften Gerechtigkeit widerfahren lassen will.

Aber wie gesagt, die sonst so eifrige Weimarische Landschafterei ist diesmal ungenügend vertreten. Indessen beweist Bucholz in seiner „Dorfpartie aus Thüringen" auch diesmal, daß er zu den vielversprechendsten und bezeichnendsten Talenten der Schule gehört. v. Gleichen-Rußwurm war auch diesmal frisch und energisch modern, ein feines vielfarbiges Grau und durchweg tüchtige Malerei zeichnete wie gewöhnlich sein großes Bild „Rehwechsel" aus. Ungewöhnlich kräftig und von den gesundesten Qualitäten waren die beiden Bilder von Koken, besonders seine „Sommerlandschaft". Weichberger, der diesmal von seinen poetischen thüringer Naturidyllen sich abgewendet und es mit hellsonnigen Tagen und weiten tyroler Thälern versucht hat, ist damit entschieden über die Grenze seines eigenartigen sinnigen Talentes hinausgegangen. Danz und Heyn mögen schließlich noch genannt sein.

Die Ausstellung aller übrigen deutschen Städte gab auch nicht im Entferntesten ein Bild zusammenhängender Kunstübung. Selbst Karlsruhe nicht, das eigentlich nur durch eine Reihe seiner Professoren vertreten war. Da war zunächst Keller mit seinem „Nero", einem schon von Wien her bekannten Bilde, einem energischen Versuch, den farbigsten Colorismus mit Zeichnung und strenger Composition in Einklang zu bringen; ein Versuch, der keineswegs mißlungen erscheint. Indessen läßt die reichlich decorative Art, wie er ausgefallen ist, ob mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht, den Zweifel entstehen, ob das wirkliche Können des Malers für die gründliche Bewältigung so großer nackter Körper ausreicht, wie sie dies Bild zeigt. Entschieden nicht so gut wie dem Nero ist die farbige Scala des Künstlers den beiden von ihm ausgestellten Portraits bekommen, die übrigens auch in der Malerei der Köpfe mancherlei zu wünschen übrig ließen. Als einen feinen, geschmackvollen und höchst tüchtigen Portraitmaler erwies sich Füßli, durch seine entschieden originellen und ohne falschen Beigeschmack eleganten Bildnisse in ganzer Figur. Die originellste Kraft indessen, die Karlsruhe augenblicklich besitzt, ist entschieden der Weimaraner Karl Gussow, dessen eigenartiger leuchtender Colorismus von einer schonungslos realistischen Anschauung und einem durchaus ungewöhnlichen Können getragen ist. Was Gussow kann, verdankt er nächst seiner seltenen Begabung und Energie Weimar, aber Weimar verdankt ihm und seinem Wirken daselbst mindestens eben so viel. Ich wüßte Gussow seinem Wollen nach nur mit Tadema zu vergleichen, und ich sehe in dieser Erwähnung eine Ehre, obgleich ich bemerken muß, daß, wenn man beider Arbeiten nebeneinander hält, Tadema Recht und Gussow Unrecht hat. Tadema ist in Allem klar, zweifellos und schön, Gussow noch hie und da absichtlich und ein wenig Faiseur, — aber gerade seine diesmaligen Sachen, früheren gegenüber, geben mir die Ueberzeugung, daß Gussow auf seinem energisch modernen Wege noch lange nicht den letzten Schritt gethan. Riefstahls Mönche „Im Refectorium" wollen mir zwar nicht so bedeutend erscheinen, wie die energischen letzten Leistungen dieses durch und durch künstlerischen und noch immer strebsamen Meisters. Indessen hat auch dies Bild prächtiges Leben und unübertreffliche Gruppen. In coloristischer Beziehung — und das ist seine schwächste Seite — ist das Bild am wenigsten gelungen — allerlei violette schwere Töne und entschiedene Buntheit stören den ruhigen Eindruck, den der weite tüchtig gemalte Binnenraum so gut vorbereitete. Gudes Marinen sind auch diesmal von unübertrefflicher Klarheit und gewohnter Frische; indessen wüßte ich, gegenüber früheren Bildern des Künstlers, nicht gerade Neues von ihnen zu sagen. — Neben diesen Karlsruher Professoren ist mir ein einziger Schüler aufgefallen, v. Waldenburg, aber eben weil er so deutlich und energisch Schüler ist im günstigsten Sinne. Seine Landschaften sind noch durchaus Naturstudien und ihre Lichtwirkung, wenn auch geschlossen und einheitlich, erinnert deutlich an die Photographie. Indessen scheint mir gerade diese etwas übertriebene Art zu sehen und zu arbeiten der Beweis eines malerischen Willens, der sich Nichts erspart, wo es zu lernen gilt. Und wer bei solchem Talent derartig will, der wird auch erreichen.

Noch viel unzusammenhängender und unbedeutender ist Dresden vertreten — vielleicht zum Glück der Ausstellung, denn viel Gutes habe ich von dort noch nicht kommen sehen und daß es, seit ich nicht da war, inzwischen daselbst einmal das nöthige Pech und Schwefel geregnet hätte, ist mir nicht zu Ohren gekommen. Ich denke also, es geht dort seinen alten hochmüthigen conventionellen Schlendrian so weiter. Die paar bekannten Ausnahmen, die auch in Berlin vertreten sind, beweisen Nichts dagegen. Unter diesen ist zuerst der besonders als liebenswürdiger Zeichner bekannte Thumann mit seinem „Junker Jörg" zu erwähnen, einem Bilde, das indessen auch in Zeichnung und Arrangement mehr ist als in der Malerei. Mit Geys wilder Jagd mag das auch wohl der Fall sein, ich habe mich, Dank der Aufhängung dieser grünen Masse, die wie ausgenommene Eingeweide in etwas zersetztem Zustande aussah, davon nicht überzeugen können. Als Unternehmen schien mir die Arbeit indessen merkwürdig genug. Choulants Architekturen waren von gewohnter Vollendung und, wie mir schien, diesmal von ganz ungewöhnlicher Originalität und von einer durch moderne eigenartige Anschauung gestärkten Kraft des Tons, der Farbe und des Pinsels. v. Kameckes Talent und flotte etwas decorative Technik bewährten sich auch diesmal in gewohnter breiter Weise. Dagegen ist es zweifellos, daß Gurlitt zurückgeht und mit seinem diesmaligen „Nemi" nicht mehr zu den Lebenden, sondern nur noch zu den Dresdenern gezählt werden kann.

Wenn ich schließlich noch ein fein empfundenes und großgehaltenes Abendbild von Valentin Ruths in Hamburg, sowie eine ausgezeichnet frische Waldlandschaft von Rodeck ebendaselbst erwähne und ganz zum Schluß dem Warschauer Horowitz für ein kräftiges und tüchtig gemaltes Portrait meinen Dank ausspreche, so glaube ich damit meiner Aufgabe, die moderne und künstlerisch lebendige Malerei auf der 1874er Berliner Ausstellung zu besprechen, mit den vorhandenen Kräften genügt zu haben. Was meinen guten Willen anlangt, so glaube ich, daß er ganz bei der Sache und dahin gerichtet war, den Malern, so weit dies für einen Nichtmaler möglich ist, und soweit sie überhaupt ein Recht daran haben, entgegen gekommen und ihnen möglichst auf ihren eigenen Boden gefolgt zu sein. Das aber hielt ich für eine gerechte Forderung an die moderne Kritik, der modernen Malerei gegenüber.

Digitized by Google

## Notizen.

Die jüngsten Vorgänge in Frankreich, wo die Municipalwahlen in den Städten durchweg zu Gunsten der Republicaner und sogar der vorgerückten Radicalen ausgefallen sind, haben wieder von sich reden gemacht. Es begegnet das jetzt Frankreich nicht allzu häufig. Die Zeiten sind vorüber, wo die Pariser fast allein die Welt beschäftigten. Auch andere Hauptstädte haben jetzt bewegte Kammersitzungen, scandalöse Processe, Verehrer der Commune, einen unbändigen Pöbel und ähnliche Blüthen hoher Cultur. Die Franzosen sollen sich darüber, daß ihnen diese Vorzüge abhanden gekommen, mehr grämen, als über den Verlust Elsaß-Lothringens und ihrer vermeintlichen militärischen Suprematie. Die Furcht beschleicht sie, daß sie für die Mitwelt langweilig werden könnten. Hatte die von Lamartine erfundene Formel: La France s'ennuie! eine revolutionäre Gefahr in sich geborgen, so erscheint unseren Nachbarn jenseit der Vogesen die Zeit, wo es heißen könnte: La France ennuie! gradezu unerträglich. Um irgend einen Trost indessen, der ihrer unverwüstlichen Eitelkeit schmeichelt, ist die weiland große Nation niemals verlegen. Das Journal des Débats hatte neulich einen recht interessanten Artikel über den höheren Unterricht in Frankreich, der mit dem deutschen in Parallele gestellt wurde. Die Zahl der Professoren in den verschiedenen deutschen Universitäten einerseits und die der französischen auf der anderen Seite wurden einzeln hergerechnet. Es ergab sich, daß Deutschland im Ganzen 1172 Professoren hat und Frankreich nur 449. Statt jedoch daraus den Schluß zu ziehen, daß Frankreich, um auf dem Niveau der europäischen Civilisation zu bleiben, schleunigst Personal und Organisation seiner höheren Lehranstalten verstärken müsse, folgert der Verfasser des Artikels, Herr Leroy-Beaulieu, diese Minderzahl der Professoren in Frankreich, zusammengehalten mit der eminenten Bildungsstufe des Landes gegenüber der deutschen Inferiorität in letzterer Beziehung, liefere den Beweis, daß der französische Geist in viel größerem Maaßstabe angeborene Vorzüge habe. Die Conclusion fand in Paris vielen Beifall und man kann nicht bestreiten, daß eine derartige Logik sich immerhin durch ihren Patriotismus auszeichnet. Es erübrigt nur noch, daß die vor Kurzem in einem anderen französischen Blatt veröffentlichte Statistik über den Consum des Kaffes in den verschiedenen Ländern Europas, wo Frankreich mit zwei und einem halben Pfund jährlich auf den Kopf figurirt und Deutschland mit vier, zu der Behauptung verwerthet werde, die Deutschen, weil langsameren Temperaments und Denkvermögens, bedürften einer größeren Menge von Anregung als die besser begabten Franzosen. Madame de Sévigné hatte vielleicht diesen Vorzug ihrer Landsleute im Auge, als sie bei dem Aufkommen der Chocolade und von den heimischen Classikern gelangweilt, einer Freundin schrieb: Racine wird einmal vorübergehen wie der Kaffe! Man möge sich übrigens nur nicht vorstellen, daß solche groteske Sophismen, wie die vorhin erwähnten Schlußfolgerungen des Herrn Beaulieu, da drüben nur den Journalisten passiren. Ein durch seine statistischen Arbeiten bekannter Schriftsteller, Herr Maurice Block, der trotz seines deutschklingenden Namens sich französischer Nationalität rühmt, hat in einem Werk über die Bevölkerung Frankreichs, verglichen mit der anderer Nationen, festgestellt, daß Frankreich von 1806 bis 1871 von 29 auf 36 Millionen gestiegen war, also, wenn man die Annexion Savoyen-Nizzas ab und die Verminderung Elsaß-Lothringens umgekehrt hinzurechnet, um 7,300,000, also um ein Viertel oder 25 Procent, während die Bevölkerung Englands beispielsweise in demselben Zeitraum um fünf Sechstel oder 80 Procent gestiegen ist. Herr Block hebt den in demselben Verhältniß gewachsenen Reichthum Frankreichs hervor, wie derselbe durch das Gelingen der letzten großentheils von Frankreich selbst übernommenen Anleihen, sowie die rasche Milliardenzahlung dargethan werde. Herr Block erblickt in der Thatsache, daß Frankreich das bekannte Axiom der Malthusischen Philosophie von wegen des negativen Werthes des Bevölkerungszuwachses in der Praxis gründlich ausgeführt und verwirklicht habe, den schlagenden Beweis von der vermehrten Erleuchtung und dem zum Durchbruch gelangten gesunden Menschenverstand der Franzosen! Englische Wochenblätter haben von diesem Compliment mit versteckter Ironie Act genommen. Man wird bei uns nicht empfindlicher sein. Auch andere Zahlenverhältnisse sind nicht ohne Interesse. Während ein Berliner Localblatt nicht einmal für eine Viertel Million Thaler zu dem Einrücken einiger Leitartikel gegen Bismarck zu bewegen ist, könnte in Paris für eine solche Summe, mäßig gerechnet, der halbe Journalismus aufgekauft werden. Vielleicht würden sogar eine Anzahl Diners im Café Anglais, den Matadoren der Presse gegeben, zu dem fraglichen Zwecke genügen. Hier zu Lande ist ein solcher Handel so unerhört, daß die Leute an die Wahrheit der Geschichte nicht einmal glauben wollten und meinten, dieselbe müsse wohl jedenfalls einen Haken haben. Die Berliner waren von jeher unverbesserliche Skeptiker. Räthselhaft bleibt unter allen Umständen, wie jemand, der eine so erhebliche Summe für die Insertion einiger Zeitungsartikel ausgeben kann, sich nicht lieber den ganzen Kampf gegen den mächtigen Kanzler von vornherein ersparte und nicht vorzog, in einer Villa am Comersee das Treiben der Menschen aus der Ferne zu betrachten. Der Journalismus muß doch unwiderstehliche Reize haben.


## Inserate.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Zehn Jahre deutscher Kämpfe**
1865—1874.
Schriften zur Tagespolitik
von
**Heinrich von Treitschke.**
Preis: 2 Thlr. 20 Sgr.

**Peter von Cornelius.**
**Ein Gedenkbuch**
aus seinem Leben und Wirken
mit Benutzung seines künstlerischen, wie handschriftlichen Nachlasses, nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner Freunde und eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen
von **Ernst Förster.**
Zweiter Theil. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.
Complet 4 Thlr. 20 Sgr.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die
**Idee der Entwickelung.**
Eine sozial-philosophische Darstellung von
**Leopold Jacoby.**
Erster Theil. Berlin 1874. Preis 1⅓ Thlr.
**H. E. Oliven,** Louisenstraße Nr. 45.

**Das neue Jugendwerk!**

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

**Deutsche Jugend.**
Illustrirte
**Monatshefte.**
Für Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von
**J. Lohmeyer.**
Unter künstlerischer Leitung von
**Oscar Pletsch.**

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap. 1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh. 6 Hefte bilden 1 Band.

Das überall freudig begrüßte **Jugendwerk** vereinigt zum ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten Jugendschriftsteller, um unserer Jugend einen Hausschatz von dauerndem und mustergültigem Werthe in Wort und Bild zu schaffen.

Die erschienenen Bände bilden zugleich die reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.

Verlag von **Alphons Dürr** in Leipzig.

**Weidmannsche Buchhandlung in Berlin:**
**Vorträge und Aufsätze**
zur
**Geschichte des geistigen Lebens**
in
**Deutschland und Oesterreich.**
Von **Wilhelm Scherer.**
gr. 8. Geheftet. Preis 8 Mark (2 Thlr. 20 Sgr.).

**Des Volkes Erbe.**
Von
**Dr. Karl Umpfenbach,**
ord. öff. Prof. d. Staatswissenschaften a. d. Univ. Königsberg.
gr. 8. Geheftet. Preis 1 Mark 60 Pf. (16 Sgr.).

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*
**MEYERS**
**HANDLEXIKON**
*Gibt in* **einem Band** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* **augenblicklichen Bescheid.**
*1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen.*
Bibliographisches Institut in Leipzig
(vormals Hildburghausen).


Digitized by Google

# Redacteur

im Zeitungswesen gründlich erfahren, vorzüglicher Stilist, tüchtig im Leitartikel, Feuilleton und als Kunstreferent, wünscht Engagement bei einer Zeitung gemäßigt liberaler Tendenz.

Nur auf selbständige Redactionsstellen wird reflectirt. Gehaltsbedingungen mäßig. Adressen sub B. C. 916. Invalidendank Berlin W., Behrenstr. 24, erbeten.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Die Medici.**

Historisches Trauerspiel in fünf Akten.
Von **Dr. J. Werther.**
Preis 1 Thlr.
**A. WERTHER's Verlag in Stuttgart.**

**Stuttgart.** Im Verlag von Ebner & Seubert erschien soeben:

## Denkmäler der Kunst

**zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart.**

**Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.**
Bearbeitet von
Prof. Dr. **W. Lübke** und Prof. Dr. **C. v. Lützow.**
**Erste Lieferung. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.**

Die fortschreitende Entwicklung der Kunst und die stets wachsenden Ergebnisse der historischen Forschung haben eine neue Ausgabe der „Denkmäler der Kunst" nothwendig gemacht. Um das Werk auf der Höhe seiner Aufgabe zu halten, soll zunächst in einer Reihenfolge von Tafeln, deren Anzahl auf ungefähr 15 sich belaufen wird, die gesammte Entfaltung der modernen Kunst seit 1850, mit welchem Zeitpunkte die früheren Ausgaben abschliessen, zur Anschauung gebracht werden.

Aber nicht minder wichtig ist der andere Theil der Aufgabe, welcher sich auf Verbesserung, Ergänzung und Vervollständigung der den früheren Epochen gewidmeten Theile unseres Werkes bezieht. Die Ergänzungen in dieser Beziehung haben einen Zuwachs von 15 weiteren Tafeln ergeben, so dass die neue Auflage um etwa 30 Tafeln, darunter 3 Farbdrucktafeln, der vorigen überlegen ist. Dass für sorgfältigste Herstellung in Zeichnung, Stich und Farbdruck gesorgt wurde, damit die neuen Theile sich würdig dem älteren Kern anschliessen möchten, bedarf kaum der Versicherung. Dafür bürgen sowohl die leitenden wie die ausführenden Kräfte.

Das ganze Werk, welches gegen 180 Stahlstich- u. 7 Farbdrucktafeln enthält, wird in ca. 40 Lieferungen à 1 Thlr. 10 Sgr. erscheinen und innerhalb Jahresfrist vollständig sein.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Durstige Tage.**

Eine wälsche Weinwanderung
von
**Woldemar Kaden.**
Miniatur-Ausgabe m. Goldschn.
Thlr. 1. — oder fl. 1. 48 kr.

„Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus, nunc Saliaribus
Ornare pulvinar Deorum
Tempus erat dapibus sodales." *Horatius.*

**Meyer & Zeller's Verlag**
(Friedrich Vogel)
in Stuttgart.

# C. A. CHALLIER & CO.

BERLIN, S. W.
**56. Leipzigerstrasse 56.**
versenden auf gefällige Anfrage **gratis** und **franco**
**Katalog**
ihres
MUSIKALIEN-VERLAGES.
**Weihnachts-Prospect**
der
EDITION PETERS.
Abonnements-Prospect
des
**MUSIKALIEN-LEIH-INSTITUTS.**
**C. A. CHALLIER & CO.**
BERLIN, S. W.
**56. Leipzigerstrasse 56.**

**Festgeschenke.** | VERLAG von C. F. Simon in Stuttgart. | **Festgeschenke.**

**Emsland-Bilder.**
**Erzählungen aus dem Emslande**
von
**E. von Dincklage.**
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
**Preis 1 Thlr.**

**Nymphäa.**
**Novelle**
von
**Wilhelm Jensen.**
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
**Preis 1 Thlr.**

**Meereswellen.**
Venetianisches Märchen
von
E. VELY.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
**Preis 1 Thlr.**

**Sonnenstrahlen.**
**Ein Märchen**
von
**E. Vely.**
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
**Preis 1½ Thlr.**

**Ein deutsches Dichterbuch.**
Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter gesammelt und herausgegeben
von
MAX KALBECK.
**Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden Preis 1⅔ Thlr.**

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

**Dramaturgische Blätter.**

Beiträge zur Kenntniss des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich.
Von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8°. eleg. geheftet. Preis 3 Thlr.

Edm. Gaillard, vorm. Carl Heinr. Gerold in **Berlin**, W., **Krausenstr. 69,**

**Specialgeschäft für Oelfarbendruck,**

Kunstanstalt, Verlag, Export, Debit, Detail, führt grundsätzlich **nur die besten Erscheinungen** des Oelfarbendrucks. — Illustrirte Kataloge etc. gratis und franco.

Soeben erschienen:

**Bluntschli,** **Deutsche Statslehre für Gebildete.**

1 Band von 29 Bogen. Elegant geb. 2 Thlr. = 3 fl. 30 kr.
**Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.**

Hierzu Beilagen vom Verein für deutsche Literatur in Berlin und von den Buchhandlungen A. Asher & Co. in Berlin, R. Wagner in Berlin, O. Spamer in Leipzig, Lampart & Co. in Augsburg, Meyer'sche Hofbuchhandlung in Detmold.


Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 12. December 1874. Band VI.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Glauben und Reichstreue. Von Theobald Ziegler. — Führer und Redner der französischen Nationalversammlung. Von Leopold Richter. IV. V. — Literatur und Kunst: Aus Wien. Von Paul Lindau. — Mein Lebensgang. Von Fr. Vischer. (Fortsetzung.) — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

### Glauben und Reichstreue.

Von Theobald Ziegler.

Wenn man die beiden Begriffe, Glauben und Reichstreue, wie dies in der Ueberschrift geschehen ist, zusammenstellt, so dürfte man zunächst von allen Seiten Widerspruch erfahren und zu hören bekommen, daß dieselben lediglich nichts mit einander zu thun haben; denn im Reiche so gut wie in Preußen gelte das Wort Friedrichs des Großen vom Seligwerdenkönnen eines jeden nach seiner Façon; und überhaupt, Glauben sei etwas Innerliches, Individuelles, das Reich etwas Aeußerliches und Allgemeines, die beiden Gebiete somit ohne Berührung unter einander. Allein allzulange läßt sich an diesen Behauptungen Angesichts der gegenwärtigen Lage der Dinge doch nicht wohl festhalten; und auch abgesehen von dieser: solange die Welt steht, sind Religion und Politik, Glauben und Reich mit einander in unauflöslichem Contact gestanden, und immer nur dann, wenn die Religion, der Glaube der schwächere und gedrückte Theil war, hat er handkehrum die Gebiete trennen wollen und verlangt, dem Kaiser geben zu dürfen, was des Kaisers sei und Gott, was Gottes sei.

Sehen wir näher zu, worin denn dieses unauflösliche Ineinander der beiden Kreise liege, so müssen wir auf den Religionsbegriff zurückgehen. Abhängigkeitsgefühl und Wunsch von der Abhängigkeit frei zu werden ist das jeder Religion zu Grund liegende. Die falsche Localisation des Woher dieser Abhängigkeit und die falsche Meinung von der Realisirbarkeit dieses Wunsches läßt bekanntlich Götter und Priester entstehen, und diese letzteren führen nothwendig in Berührung mit dem Staat. Nicht blos jeder Mensch, sondern der ganze Mensch soll ja abhängig sein von seinem Gott, und der Weg zu diesem Gott, die Möglichkeit leichtere Bedingungen der Abhängigkeit von demselben zu erhalten, ist stets ein mittelbarer: die Mittler sind die Priester als solche oder als Stellvertreter des Religionsstifters. Damit aber erwächst dieser Kaste die Meinung und der Anspruch, sie habe den ganzen Menschen nach allen seinen Beziehungen, also auch als ζῷον πολιτικόν zu beaufsichtigen, zu lenken und zu regieren; es entsteht die Herrschaft des Priesterthums im Staat. Allüberall aber sorgt einerseits die Aufklärung der Geister, andererseits das erstarkte Selbstbewußtsein des Staates und seiner Lenker dafür, daß man sich dieser Herrschaft schämt, derselben überdrüssig wird und sich von ihr zu emancipiren sucht; und es ist daher der Kampf mit der Kirche stets ein Zeichen wachsender Bildung und politischer Blüthe, wie andererseits kirchliche Reaction immer verbunden ist mit politischem Sinken und Zerfall: so zur Zeit des römischen Kaiserreichs, so gegenwärtig in der französischen Republik.

Allein andererseits hat doch offenbar das oben Gesagte von der principiellen Getrenntheit der beiden Gebiete auch eine gewisse Berechtigung, und eben das veranlaßt mich, etwas näher auf die Sache einzugehen, aber sogleich mit specieller Beziehung und Anwendung auf unser gegenwärtiges Ringen und Kämpfen im Reich, auf die verschiedenen religiösen und politischen Parteien innerhalb der Grenzen Deutschlands.

Sehen wir uns diese Parteien an, so sind es namentlich auf religiösem Boden deren eine ziemlich große Anzahl, immerhin aber dürften sich fast alle in folgende Hauptkategorien unterbringen lassen. 1) Katholische Kirche a) Infallibilisten, b) Altkatholiken. 2) Protestanten a) Orthodoxe, b) Freisinnige und 3) irreligiöse Atheisten oder Monisten oder wie man sie sonst heißen will. Die politischen Heerhaufen aber können wir einfach in zwei große Lager vertheilen — Reichsfreunde und Reichsfeinde, und nur die letzteren noch einmal zerfällen in die Fraction der Centrumspartei, der enragirten Particularisten und der Socialdemokraten.

Bei der Vergleichung jener religiösen mit diesen politischen Parteien ist offenbar zunächst in die Augen springend das fast gänzliche Zusammenfallen der Infallibilisten mit der reichsfeindlichen Centrumspartei. Hier trifft just das zu, was wir oben angedeutet haben: durch das Dogma der Unfehlbarkeit hat ein herrschsüchtiger Priester den Versuch gemacht, seine Herrschaft über den ganzen Menschen, die er freilich längst schon beanspruchte, zum Dogma zu erheben, sich als absoluten Mittler zwischen den Menschen und seinen Gott zu stellen. Damit mußte er nothwendig eingreifen in's politische Gebiet und nicht nur durch Syllabus und Encyklica hat er dasselbe wirklich betreten, sondern vor allem durch jenen famosen Brief an unsern Kaiser hat er gezeigt, wie sehr er die absolute allumfassende Herrschaft beansprucht. Damit mußte der Kampf zwischen Kirche und Staat auf's allerschärfste entbrennen, und während sich Frankreich durch seine trostlose Passivität und schmachvolle Unterwürfigkeit unter dieses Dogma in seiner politischen Decadence offenbart, ist das politisch blühende Deutschland zum Vorkämpfer gegen diese hierarchische Anmaßung und Frechheit geworden. Daher nun scheint es fast nothwendig, daß infallibilistische Katholiken und Centrumspartei, Altkatholiken und Reichsfreunde zusammenfallen.

Allein dieser Schluß ist zu rasch und in seiner Allgemeinheit nicht richtig. Die Altkatholiken lehnen offenbar zunächst aus dogmatischer Antipathie das Unfehlbarkeitsdogma ab, und als die schwächere und von Seiten der Kirche der Verfolgung ausgesetzte Partei suchen sie selbstverständlich mit dem dasselbe

Digitized by Google

Dogma, aber aus ganz anderen Gründen bekämpfenden Staate Gemeinschaft zu machen. Diese dogmatischen Altkatholiken sind also allerdings für den Augenblick reichstreu, aber offenbar nur aus Noth. Ob der Staat für alle Zeiten treue gesinnungstüchtige Reichsfreunde an ihnen hat, ob nicht doch die dogmatischen Berührungspunkte mit der Mutter Kirche zahlreichere sind als die mit dem protestantischen Kaiserstaat, das muß eine spätere Zukunft lehren, und abhängen wird es von der größeren oder geringeren Feinheit der vaticanischen Staatsmänner. Nun gibt es aber unter den Altkatholiken auch solche, welche, überhaupt längst ohne kirchlich-religiöses Interesse, froh sind von der katholischen Kirche loszukommen und Altkatholiken geworden sind nicht als Katholiken, sondern als τὰ πολιτικά: sie sind nicht eigentlich Alt-, sondern Staatskatholiken, und sie sind für immer gesinnungstreue Reichsfreunde, die eben deswegen, weil sie in der altkatholischen Secte den Kampf gegen Rom und die Bundesgenossenschaft mit dem Staat verkörpert sehen, an dieser exponirtesten Stelle unter kirchlicher Fahne marschiren, um politisch zu schlagen und zu siegen.

Auf der andern Seite aber — und das namentlich verkennt jener vorschnelle Schluß — gibt es doch auch reichstreue Infallibilisten, Leute, welche entweder dogmatisch indifferent oder auch weiter vorgeschritten als die Altkatholiken diese Halbheit verwerfen und darum lieber Katholiken, scheinbar infallibilistische Katholiken bleiben und dennoch reichstreu sind; oder welche sogar gute glaubenseifrige Infallibilisten bleiben und daneben doch reichsfreundlich sein wollen, weil sie in erster Linie τὰ πολιτικά sind und darum vor allem dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Und das sind so recht eigentlich die Märtyrer der Reichsfreundlichkeit, denen dieselbe darum nicht hoch genug angeschlagen werden kann, das sind die Helden in diesem Kampf.

Das Gros der Infallibilisten endlich — das allerdings folgt dem Herrscherruf aus Rom und kann daher unmöglich reichsfreundlich sein. Daß die Mehrheit der Katholiken, Dank der Gesinnungstüchtigkeit aller deutschen Bischöfe ohne alle Ausnahme, gegenwärtig die breite Mittelstraße wandelt, ist ja natürlich, solange der Staat die diabolische Macht des Beichtstuhls über das arme Volk und den unheilvollen Einfluß des Klerus auf die Schule noch nicht ganz gebrochen hat.

Anders gestaltet sich die Sache auf dem Boden des Protestantismus. Selbst der orthodoxeste Protestant ist und bleibt doch — Protestant, und so zelotisch, so unfehlbar er sein kann und vielfach auch wirklich ist, er muß es doch nicht sein. Hier läßt sich darum weit weniger scharf und bestimmt die Grenzlinie ziehen, aber einiges läßt sich immerhin feststellen.

Gerade in den neuen Provinzen Preußens, in Hannover vor allem, ist die protestantische Geistlichkeit in eminentem Sinne orthodox, zugleich aber, man kann wohl sagen: Jahrhunderte zurück an Bildung und Wissen hinter unserem modernen Culturleben. Just dort nun aber ist die particularistische Partei der Welfen am stärksten, und hier, sowie in Hessen ist darum der Boden, wo sich lutherische Orthodoxie und Particularismus, reichsfeindlicher Particularismus verbinden. Das ist aber nicht etwa nur eine zufällige äußerliche Gemeinschaft des Orts, sondern eine naturnothwendige innerlich begründete Verbindung. Protestantische Orthodoxie und politischer Particularismus berühren sich in einer gewissen Enge, Begrenztheit, Beschränktheit, Bornirtheit des Denkens gegenüber der fortschreitenden Zeit, und darum zeigt sich dieselbe Erscheinung selbst in den alten Provinzen der preußischen Monarchie. Auch hier ist der orthodoxe Geistliche wie sein Gutsherr preußisch-particularistisch im Sinne der Kreuzzeitung und darum entrüstet über die Vergrößerung Preußens und seine echt deutsche Politik. Die Leute haben zu enge Begriffe, die für das neue Reich nicht passen, und darum möchten sie dasselbe lieber vernichtet, möchten vor allem den großen Urheber und Schöpfer dieses Unbegreiflichen, den Reichskanzler, gestürzt sehen. So werden sie halb unbewußt reichsfeindliche Particularisten, um sich vermuthlich mit der Zeit mit der Sachlage auszusöhnen; denn sie sind offenbar am wenigsten gefährlich.

Eine eigenthümliche Verschiebung der Parteistellung ist hierin im Süden eingetreten. Die Pietisten, welche südlich vom Main meist die Stelle der Orthodoxen vertreten, sind reichsfreundlich. Die Sache ist aber höchst einfach. Baden und selbst Württemberg waren — dieses früher, jenes vor allem in den sechziger Jahren — dem Preußen Friedrich Wilhelms IV. und seiner Hinterlassenschaft gegenüber die Vertreter religiöser Freisinnigkeit, und darum sahen unsere süddeutschen Pietisten und Orthodoxen im Anschluß an das Mühler'sche Preußen die Gewähr kirchlicher Reaction. Seit 1871 nun sind sie in der höchst eigenthümlichen Lage, auf Seite des liberalen Culturkampfes stehen zu müssen — contre coeur. Es ist das ein hübsches Beispiel von Düpirung, und reichstreu wird man darum diese Bundesgenossen kaum nennen dürfen. Wirklich erwacht auch allmählich das Bewußtsein hievon und seit den Maigesetzen klingt es nicht mehr so gar freundlich im pietistischen Lager. Doch nous verrons!

Was weiter den freisinnigen Protestantismus betrifft, so vollzieht sich eben in und mit diesem, wie E. v. Hartmann schlagend nachgewiesen hat, eine Selbstzersetzung des Christenthums überhaupt; daraus folgt ohne Weiteres, daß hier das politische Interesse über das kirchlich-religiöse vorschlägt; und da zur Vermittlung, die allerdings vergeblich gesucht wird, eine Dosis Denken gehört, so ist des neuen Reiches Herrlichkeit den meisten freisinnigen Protestanten ohne Frage klar und deutlich geworden. Protestantenvereine und Nationalliberale decken sich vielfach, und selbst die Freiconservativen sind auch in ihrer freieren Orthodoxie von des Gedankens Bläße angekränkelt, sind ebenso gut in der christlichen Selbstzersetzung begriffen, wie die Nationalliberalen.

Dieser Proceß der Selbstzersetzung hat nun aber bei vielen, jedenfalls bei mehreren, als man meist glauben machen möchte, zum völligen Zersetztsein geführt: es gibt im Deutschen Reich eine recht beträchtliche Anzahl von Leuten, die sich aller Religion im gewöhnlichen Sinne des Worts entschlagen haben, und „das sind die Socialdemokraten". Ja so tönt's! Aber wir wollen doch einmal zusehen. Offenbar schreibt sich diese Meinung vor Allem daher, daß beim Erscheinen des Straußischen Buches vom alten und vom neuen Glauben die socialdemokratische Presse fast allein es wagte, den drei ersten Capiteln desselben ihre Zustimmung zu geben, während namentlich das Gros der nationalliberalen Blätter sich nicht genug beeilen konnte, seinen Dissens auszusprechen. Das Letztere hatte neben manchem Andern seinen Grund darin, daß die Nationalliberalen wie schon gesagt meist freisinnige Protestanten sind, welchen Strauß zu weit ging Das Andere aber, daß das Straußische Werk von den Socialdemokraten mit Jubel begrüßt wurde, kommt einfach daher, daß dieselben alles begrüßen, was negativ klingt. Denn die socialdemokratische Partei, welche arm ist an positiven Gedanken bis zum Jammer, kann und will nur negiren, und freut sich darum kindisch jeder Negation. Daraus nun aber den Schluß ziehen: Die Irreligiosität, der Materialismus des Kopfes führt zum Socialdemokratismus oder arbeitet demselben doch in die Hände, ist gänzlich verfehlt; derselbe war auch von den Herren Huber, Nippold, Lang (der noch heute in dieser Richtung weiter zu denunciren beflissen ist) und wie sie alle heißen, nie recht ernstlich gemeint, sondern nur eine (meines Erachtens freilich nicht erlaubte) Waffe im Kampf um ihr Dasein.

Daß der Schluß nicht richtig ist, sehen wir heute schon aus den Thatsachen: Anfänglich sprach die ganze socialdemokratische Presse nur ihr Mißfallen über das vierte Capitel des Straußischen Buches aus, und Vogt war naiv genug, dasselbe nur von einer „Verwerfungsspalte" im Gehirn des Verfassers herleiten zu wollen. Heute klingt es ganz anders. Die Frankfurter Zeitung, wenn wir nicht irren, gab den Ton an, Strauß und die Seinen als Culturkämpfer zu verhöhnen, und es klingt lustig nach. Und wie sollte es auch anders sein?

Digitized by Google

Der Darwinistische Monismus mit seinem Kampf um's Dasein fordert große Männer und die kann die Socialdemokratie nicht brauchen; der Darwinismus mit seiner Auslese ist durch und durch aristokratisch und gibt Hegel Recht, daß stets „an der Spitze der welthistorischen Handlungen Individuen stehen als die das Substantielle verwirklichenden Subjectivitäten", und das ist Todsünde in den Augen der alles nivellirenden Socialdemokraten. Also: hatte der Volksstaat der Zukunft anfänglich nur das vierte Capitel von Strauß zu verwerfen, wußte er von Anfang an mit unseren Heroen (horribile dictu!) der Musik und Poesie nichts anzufangen, da ihm Schiller nur ein Salbaderer und Goethe ein Fürstenknecht ist, so faßte er sich bald und sah, daß auch Capitel 3 eine für ihn höchst bedenkliche, nicht zu tolerirende Weltanschauung enthalte. So bleibt nur noch die Freude an den zwei ersten Capiteln, an der Zertrümmerung des alten Glaubens. Allein hier ist offenbar nichts oder doch fast nichts gesagt worden, was Strauß nicht schon früher, Feuerbach und andere nicht noch ganz anders gesagt hatten, so daß also damit den Socialdemokraten wenig geholfen und gedient ist. Und selbst wenn —, darf man überhaupt aus Rücksicht auf diese Leute, aus Angst vor ihnen nicht mehr sagen, was wahr ist? Das wäre schlimm, sehr schlimm: soweit darf, kann und wird es in Deutschland wenigstens nie kommen. Und überdies qui nimium probat, nihil probat. Als Beweis dafür ein Histörchen aus der letzten Zeit. Die Frage nach der Realität Tells beschäftigt in der Schweiz noch immer die Geister und es ist noch keine zehn Jahre her, daß das letzte Opfer dieses Dogmatismus (in Form einer Amtsentsetzung) gefallen ist. Da erscheint nun vor etlichen Wochen in der „Tagwacht", dem socialdemokratischen Blatte in Zürich, eine Reihe von Aufsätzen, worin die historische Realität Tells und der andern Helden der alten Schweizergeschichte negirt und daraus gefolgert wird: also keine großen Männer, sondern alles durch's Volk! Sollen nun dieser socialdemokratischen Doctrin zu lieb plötzlich die schweizerischen Historiker der Wahrheit in's Gesicht schlagen und sagen: Tell hat existirt? Noch einmal qui nimium probat, nihil probat!

Aber noch etwas Anderes: Strauß negirt auch den Socialdemokraten zu viel. Er behauptet ja von Jesus nichts oder so gut wie nichts zu wissen, während sie, die socialdemokratischen Blätter — freilich nicht ganz consequent — diesen Jesus als einen ihrer Vorkämpfer, als den Socialdemokraten von Nazareth gegenüber den sadducäischen Bourgeois in Jerusalem proclamiren. Das aber haben sie offenbar nicht von Strauß und den Seinen gelernt, sondern eher von der Vermittlungstheologie, welche so vieles von Jesus zu erzählen weiß.

Aber wenn so die Atheisten oder Irreligiösen offenbar in ihrem Verhältniß zum Staat in zwei Classen zerfallen — in socialdemokratische Reichsfeinde und aristokratische Reichsfreunde, sollte dem nicht auch ein Unterschied des Glaubens zu Grunde liegen? Einen solchen werden wir allerdings finden: Die Socialdemokraten glauben ihren Atheismus eben so gut, eben so blind, wie die Infallibilisten ihr Unfehlbarkeitsdogma, während umgekehrt die reichstreuen Irreligiösen ihren Unglauben erworben, mühsam erworben haben und darum glauben an die Größe und an die Höhe des Gedankens, glauben an die Würde der aristokratischen Wissenschaft, glauben an die sittlichen Pflichten gegen den Staat, diesen Gott auf Erden.

Und nun die letzte Frage, die eigentlich schon beantwortet ist: Haben die auf gleichem politischem Boden stehenden Reichsfeinde auch auf dem Gebiete des Glaubens etwas mit einander gemein? Offenbar sind diese Brüder im Hasse gegen das neue Deutsche Reich auch Glaubensbrüder: Das Band, das sie alle umschlingt, ist der dicke massive Glaube ohne Gedanke. Gedankenlose Massen sind es hier wie dort, unter der Herrschaft von herrschsüchtigen Priestern und womöglich noch herrschsüchtigeren Agitatoren. Darum ist auch die Einheit der rothen und der schwarzen Internationale (die lutherischen Particularisten, meist Führer ohne Heer, können wir hier übergehen) kein geistreiches Wortspiel, sondern eine vollzogene Thatsache, man denke nur an die Beschlüsse der christlich-socialen Partei vom 14. October in München, und eine nothwendige Consequenz: Beides sind ja meist ungebildete Massen, die von schlauen Betrügern oder von betrogenen Fanatikern gegängelt oder gestachelt werden. Ihnen stehen mehr oder weniger freisinnige denkende Menschen gegenüber als Reichsfreunde mit der Pflicht, aufzuklären vor allem und denkende Menschen zu erziehen. Denn — das ist unser Resultat — der bloße gedankenlose Glaube ist reichsfeindlich.

---

## Führer und Redner der französischen Nationalversammlung.

Von **Leopold Richter.**

### IV. Die gemäßigte republicanische Partei,

das Linke Centrum, besteht im Wesentlichen aus alten Orleanisten, welche seit dem Sturze des Kaiserthums und seitdem sie selbst eine Zeitlang an der Spitze der republicanischen Regierung gestanden haben, zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß die Republik die passendste Regierungsform für Frankreich sei. Die Führer des linken Centrums sind meist ältere, reiche, angesehene Männer, deren antirevolutionäre Gesinnungen für den Unparteiischen keinem Zweifel unterliegen. Eine intime Verbindung zwischen ihnen und den liberalen Orleanisten würde demnach auch leicht zu ermöglichen sein, wenn nicht ein tiefer persönlicher Antagonismus zwischen den Führern der beiden Parteien existirte. Dieser Antagonismus, der seinen Grund in politischen Rivalitäten hat, ist namentlich seit dem Sturze des Herrn Thiers ein so erbitterter geworden, daß die liberale monarchische Partei durch denselben mehr zur Rechten gedrängt worden ist, wogegen sich die conservativen Republicaner nicht unbedeutend nach Links geneigt haben. Die oft wiederholten Fusionsversuche zwischen Orleanisten und Legitimisten, und die gegen Herrn Thiers erhobene Anklage, daß er sich mit Gambetta verbunden habe, finden darin ihre Erklärungen. Das Linke Centrum zählt 140 Mitglieder, darunter die bedeutendsten Persönlichkeiten und Redner der Kammer: die Herren Thiers und Dufaure. Neben diesen Sternen erster Größe sind als Führer und Redner der Partei zu nennen: Casimir Périer (Aube), Jules Favre (Rhône), Laboulaye (Seine), Ernest Picard (Meuse), Charles de Rémusat (Haute-Garonne) und Léon Say (Seine); ferner verdienen Barthélemy-St.-Hilaire (Seine-et-Oise), Jaurès (Tarn), Lanfrey (Bouches-du-Rhône), Léon de Maleville (Tarn-et-Garonne), Martel (Pas-de-Calais), Schérer (Seine-et-Oise), Teisserenc de Bort (Haute-Vienne), de Tillancourt (Aisne) und Chanzy (Ardennes) angeführt zu werden.

Ueber Herrn Thiers (Seine), den Chef der Partei, von dem in den weitesten Kreisen so Vieles bekannt ist, wollen wir an dieser Stelle nur das sagen, was sich ganz speciell auf den Gegenstand dieser Arbeit bezieht. — Der Expräsident hat sich seit dem 24. Mai 1873 beinahe vollständig von dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Er erscheint nur bei seltenen, großen Gelegenheiten in der Kammer; aber er wird von seinen Freunden wie ein Orakel consultirt und seine Meinung bestimmt gewöhnlich die Haltung, welche das linke Centrum bei wichtigen Fragen beobachtet. Er wird von der bonapartistischen und macmahonistischen Partei in der gehässigsten Weise verfolgt und angegriffen. Man hat sich dort nicht geschämt, den alten Patrioten, den populärsten aller Franzosen, den Mann, der Frankreich vom Untergange gerettet, der muthig für sein Vaterland sprach, als Orleanisten und Bonapartisten sich in

Digitized by Google

Mauselöcher verkrochen hatten, den Mann, dem die ganze Kammer und das ganze Land noch vor Kurzem als „Retter des Vaterlandes“ Weihrauch streuten — man hat sich im conservativen Lager nicht geschämt, Herrn Thiers mit Schmähungen, mit groben Schimpfworten zu überhäufen. Man hat ihn „sinistre vieillard, égoiste infame, vieux roué“ genannt; man hat ihn angeklagt, Frankreich beraubt und zu Grunde gerichtet zu haben. Herr Thiers hat kein Wort geantwortet; er ist dem schwarzen Undank mit stiller Verachtung entgegengetreten: aber Mac Mahon und dessen Freunde haben nun einen erbitterten, unversöhnlichen Gegner an ihm. Herr Thiers soll noch immer die Hoffnung hegen, Mac Mahon wieder verdrängen zu können. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß ihm dies gelingen werde; aber es ist ganz gewiß, daß er, solange er noch lebt, ein gefährlicher und gefürchteter Gegner einer jeden Regierung sein wird, die gegen seinen Willen und ohne seine Hülfe gegründet worden ist.

Der ehemalige Justizminister Dufaure (Charente Inférieure) besitzt alle Eigenschaften, die den Mann zum vollendeten Redner machen: ein edles, Achtung gebietendes Aeußere, ein mächtiges Organ, eine vorzüglich deutliche Aussprache, eine unerschütterliche Ruhe und vollständiges Beherrschen des Gegenstandes, den er als Thema einer Rede wählt. Die Phrase des Herrn Dufaure ermangelt der poetischen Schönheit und der akademischen Abrundung, aber sie ist stets correct, gemessen und von wunderbarer Klarheit. Dufaure ist einer der wenigen Redner, denen es von Zeit zu Zeit gelingt, ihren politischen Gegnern eine neue Ueberzeugung aufzudrängen. Er besitzt im seltensten Grade die Kunst der Ueberredung. Seine Haltung gebietet Achtung, und sein Erscheinen auf der Tribüne hat auch in den Momenten größter Aufregung Herstellung der Ruhe zur Folge. Er ist der Redner, dem die ganze Kammer am willigsten ihr Ohr leiht. Dufaure war eine Zeit lang Rivale von Thiers; und das zwischen den beiden greisen Staatsmännern existirende persönliche Verhältniß ist niemals ein sehr freundschaftliches gewesen. Herr Thiers, eine despotische Natur, verlangte von Allen und auch von Dufaure blinde Unterwerfung, die dieser niemals zollen wollte. Aber der alte Justizminister ist ein liberaler Patriot von gesundem, klarem Menschenverstande, und diese Eigenthümlichkeiten haben ihn auf natürlichem Wege in dieselbe politische Partei gebracht, der der Expräsident der Republik angehört. Herr Dufaure flößt der conservativen Partei ein ungleich größeres Vertrauen ein, als Herr Thiers; sein Einfluß im linken Centrum wird dadurch etwas vermindert, dagegen ist sein Einfluß auf die ganze Kammer ein bedeutenderer als der des Expräsidenten. Larcy, Broglie, Rouher, Thiers, Dufaure, Grévy und Gambetta — dies sind die Namen der hervorragendsten Parteiführer, und unter ihnen nimmt Dufaure jedenfalls die zweite Stelle ein, wenn man Herrn Thiers die erste einräumen will.

Jules Favre, der weder im Aeußern noch im Charakter die geringste Aehnlichkeit mit Herrn Dufaure hat, ist als Redner ebenso bedeutend, wie dieser. Er besitzt ein wundervolles Organ und seine Rede erreicht nicht selten die höchsten Stufen künstlerischer Vollendung. Aber der unglückliche Mann hat seit dem Kriege seinen Einfluß gänzlich eingebüßt. Er ist den gehässigsten Angriffen ausgesetzt gewesen und sein Charakter und sein Name sind in den Schmutz gezogen worden. Jules Favre, ohne jeden Zweifel ein warmherziger Patriot, hat tief darunter gelitten, und sein von Gram zerfressenes Gesicht ist ein Bild des Jammers. Herr Thiers hat den Muth gehabt, in öffentlicher Versammlung Jules Favre seinen „geehrten, lieben Freund“ zu nennen. Dies war ein Act moralischen Muthes, der den egoistischen kleinen Expräsidenten in einem andern und wirklich schöneren Lichte zeigt, als das ist, in dem er gewöhnlich dargestellt wird. Der eigentliche Grund des Hasses, mit dem Jules Favre verfolgt wird, muß in dem Umstande gesucht werden, daß Favre berufen war, Frankreich zur Zeit seiner tiefsten Erniedrigung zu vertreten. Die Franzosen haben es vergessen, daß das berühmte Wort: „pas un pouce, pas un pierre“ derzeit aus dem Herzen aller Franzosen gesprochen war; aber sie können nicht vergessen, daß Jules Favre die Verkörperung des größten französischen Elendes gewesen ist. Der Anblick des Mannes ist ihnen in der Seele verhaßt. Seine Carriere darf als vollständig beendet betrachtet werden. Wir haben jedoch den Namen von Jules Favre in der Liste der vorzüglichsten Redner in der Kammer von Versailles nicht mit Stillschweigen übergehen können.

Ernest Picard theilt mit dem eben genannten die Ehre und das Unglück, ein Mitglied der Regierung der Nationalvertheidigung gewesen zu sein. Picard jedoch ist ein Philosoph, der es verstanden hat, die Rechnung der Vergangenheit vollständig abzuschließen. Er weiß den hämischen Angriffen seiner Feinde mit beißendem Witze zu antworten und die Lacher häufig auf seine Seite zu bringen. Er wird von seinen zahlreichen Feinden als ein höchst unbequemer und durchaus nicht ungefährlicher Gegner betrachtet. Picard ist ein gewandter guter Redner, obgleich er in dieser Beziehung hinter Dufaure und Jules Favre zurückbleibt. Sein Einfluß in der Kammer tritt heute nur wenig hervor, da er augenblicklich nicht unter den Führern seiner Partei, wohl aber als einer der vorzüglichsten Kämpfer im Lager des linken Centrums erscheint.

Charles de Rémusat hat eine lange und nicht ruhmlose Vergangenheit hinter sich. Heute ist er wie ein alter, schwacher Mann. Als Minister unter Thiers hat er dessenungeachtet noch gezeigt, daß seine langjährige Erfahrung und sein klarer, scharfer Verstand einer jeden Regierung zum Vortheil gereichen könnte. Er ist ein persönlicher Freund des Herrn Thiers, dessen Politik er nach besten Kräften vertheidigt.

Casimir Périer, der Sohn eines berühmten Vaters, ein sehr reicher Mann, hat das Aussehen eines jovialen, gutmüthigen Bourgeois. Er ist weder als Redner noch als Staatsmann bedeutend. Sein ehrenwerther, gerader Charakter flößt seiner Partei großes Vertrauen, seinen Gegnern Achtung ein. Er übt in seiner Fraction einen nicht zu verkennenden Einfluß aus und muß als einer der Führer des linken Centrums genannt werden.

Léon Say, der Expräfect von Paris und der Exfinanzminister unter Thiers, ist ein gelehrter Nationalökonomist, ein tüchtiger Finanzmann und ein ruhiger, klarer, obgleich nicht sehr hervorragender Redner. Er führt bei den Budgetdebatten gewöhnlich das Wort für seine Partei und erfüllt in solchen Fällen die ihm gestellte Aufgabe mit Unerschrockenheit und Gewissenhaftigkeit. Von seinem Einfluß braucht nicht die Rede zu sein, da er eben weiter nichts beansprucht, als ein tüchtiger, schlagfertiger Redner in der parlamentarischen Gruppe des linken Centrums zu sein.

Laboulaye hat das Aussehen eines Priesters und spricht mit priesterlicher Salbung. Er ist weder amüsant noch bedeutend und muß häufig große Anstrengungen machen, um sich Gehör zu schaffen. Aber er ist ein kluger, wohlunterrichteter Mann, ein gewandter Schriftsteller und ein sehr fleißiger Arbeiter. Sein Name erscheint häufig in den parlamentarischen Ausschüssen als einer der Vertreter seiner Partei.

Barthélemy-St.-Hilaire ist der ergebenste Freund des Expräsidenten, dem er im Glück und Unglück stets treu gefolgt ist und den er wohl nie verlassen wird. Ein ehrenwerther, fester Charakter, von außerordentlicher Einfachheit der Sitten, ein vorzüglicher Gelehrter, der Uebersetzer des Aristoteles und Homer, ein Mann von tiefen Ueberzeugungen, genießt er, trotzdem er häufig verspottet worden ist, die Achtung aller derjenigen, die die Ehre gehabt haben, ihn kennen zu lernen. Er hat in den letzten Jahren gar nicht mehr gesprochen, aber er ist als Agent des Herrn Thiers unermüdlich thätig und übt als solcher einen nicht zu verkennenden Einfluß auf die Abstimmungen der Nationalversammlung aus.

Lanfrey hat sich weder als Redner noch als Parteiführer gezeigt. Er sei hier nur als ein guter Historiker und in dieser Eigenschaft allein als eine bemerkenswerthe Persönlichkeit der gemäßigten republicanischen Partei genannt.

Digitized by Google

Der Admiral Jaurès und der General Chanzy vertreten im linken Centrum die Marine und die militärischen Interessen. Chanzy, der jetzt nach Algier versetzt worden ist, scheint eingesehen zu haben, daß seine politische Thätigkeit ein Hinderniß für sein Fortschreiten in der militärischen Carriere werden könnte; er hat sich in Folge dessen beinahe vollständig vom politischen Leben zurückgezogen.

Zu nennen sind ferner noch Herr Léon de Maleville, der Präsident des linken Centrums, Herr Martel, der Vicepräsident der Nationalversammlung, Herr Schérer, ein gewandter Publicist, Herr Teisserenc de Bort, ein ehemaliger Minister, und Herr Tillancourt, ein Witzbold, dem man alle schlechten Calembourgs, die in der Nationalversammlung gemacht werden, zuzuschreiben pflegt. Die genannten genießen eines gewissen Rufes als Redner. Als Führer unter ihnen ist besonders Herr de Maleville zu nennen, der in der Eigenschaft eines Präsidenten des linken Centrums bei allen wichtigen Abstimmungen consultirt wird.

Die vorzüglichsten Preßorgane der gemäßigten republicanischen Partei sind „Bien Public“ (Thiers), „Journal des Débats“ (Say, Laboulaye), „Temps“ (Schérer). Diese drei Zeitungen gehören, beiläufig gesagt, zu den anständigsten und bestredigirten der Pariser Presse. Sie sind zwar nicht immer zuverlässig; aber die Lüge ist doch bei ihnen nicht zum System erhoben worden, und in ihren Angriffen auf politische Gegner gebrauchen sie im Allgemeinen einen Ton, der in den Grenzen des Anstandes bleibt. Dies kann nicht von allen Pariser Zeitungen gesagt werden.

### V. Die republicanische Partei,

die sogenannte republicanische Linke, zählt 158 Mitglieder, von denen einige in ihren Anschauungen zur conservativ-republicanischen Partei hinneigen, wogegen der Rest aus Radicalen besteht. Erstere verhalten sich zu ihren fanatischen Collegen der äußersten Linken ungefähr eben so, wie die Mitglieder der äußersten Rechten zu den wenigen Ultraroyalisten, welche wir als die „alleräußerste Rechte“ bezeichnet haben. Viele Deputirte der republicanischen Linken sind in den Fractionsversammlungen der äußersten Linken eingeschrieben und können geradezu Jacobiner und rothe Republicaner genannt werden. Die republicanische Linke ist verhältnißmäßig arm an Rednern. Die hervorragendste Persönlichkeit der Partei ist Herr Grévy (Jura), der Expräsident der Nationalversammlung. Ihre besten Redner sind: Herr Jules Simon (Marne), Ricard (Deux-Sèvres) und Crémieux (Alger). Außerdem müssen noch die Herren Ferry (Vosges), Littré (Seine), Arago (Pyrénées-Orientales), Langlois (Seine), de Mahy (Ile de la Réunion), Pelletan (Bouches du Rhône), Taxil Delord (Vaucluse) und Denfert-Rochereau (Charente-Inférieure) hier genannt werden.

Der Expräsident Grévy ist ein ruhiger, achtunggebietender Mann. Die Kammer hat seiner Autorität so lange gehorcht, daß sie auch jetzt noch nicht verlernt hat, seinen Worten williges und aufmerksames Gehör zu schenken. Grévy ist ein kalter, systematischer, correcter Redner. Seine Specialität besteht darin, daß er, auf eine vollkommene Kenntniß der parlamentarischen Geschäftsordnung gestützt, seinen Nachfolger, Herrn Buffet zur Ordnung verweist, wenn dieser die Absicht zu erkennen gibt, die Debatten in ungebührlicher Weise zu Gunsten der von ihm bevorzugten conservativen Partei zu leiten. Herr Grévy spricht gewöhnlich nur von trockenen Thatsachen und ist viel mehr belehrend als amüsant. Seine Unerschrockenheit, seine festen Ueberzeugungen und der bedeutende Einfluß, den er auf seine Partei ausübt, bezeichnen ihn als eines der hervorragendsten Mitglieder der Kammer.

Jules Simon, der Exminister unter Herrn Thiers, ist ein mit guten Kenntnissen ausgestatteter, einschmeichelnder, gewandter Redner. Er hat das Unglück, Mitglied der Regierung der Nationalvertheidigung gewesen zu sein und muß für die von dieser Regierung begangenen Fehler büßen, so oft er irgend eine politische oder administrative Maßregel befürworten oder bekämpfen will. Auch wirft man ihm vor, zu der „Internationalen Gesellschaft“ gehört zu haben. Er soll dort unter dem Namen Suisse Nr. 606 immatriculirt gewesen sein und wird deshalb von seinen politischen Feinden nicht selten „Six Cent Six Suisse“ genannt. Die Improvisationen des Herrn Jules Simon lassen manches zu wünschen übrig; aber wenn er Zeit gehabt hat, sich zu präpariren, so spricht er mit seltenem Schwung und seltener Vollkommenheit. Jules Favre allein kann ihm wohl in dieser Beziehung zur Seite gestellt werden. Der Einfluß von Jules Simon auf die republicanische Linke ist durch die Autorität des Herrn Grévy und durch die Leidenschaftlichkeit einiger seiner mehr röthlich gefärbten Collegen verdunkelt. Jules Simon ist, wie wohl bekannt ist, ein gewandter Schriftsteller.

Herr Ricard hat eine gewisse Aehnlichkeit mit den Bildern, welche uns Mirabeau darstellen; auch besitzt er eine außerordentlich mächtige Stimme. Diese Eigenthümlichkeiten haben ihm mehr geschadet als genützt. Er hatte in den Fractionsversammlungen der republicanischen und der äußersten Linken verschiedene Male mit Wärme und Erfolg gesprochen und erfreute sich bereits des Rufes einer der besten Redner der Kammer zu sein, lange bevor er in der Kammer aufgetreten war. Man nannte ihn den Mirabeau der Versammlung und hatte die Nationalversammlung, das Publicum und die Presse darauf vorbereitet, etwas ganz Außergewöhnliches von ihm zu erwarten. Es hat nun aber mit dem Reden im Plenum der Kammer eine ganz eigenthümliche Bewandtniß. Das Debüt eines Redners dort kann mit der ersten Vorstellung eines Schauspiels verglichen werden. — Stücke, die bei den Proben großen Erfolg hatten und von den Eingeweihten als vielversprechend angepriesen wurden, fallen nicht selten bei der ersten Aufführung durch; wogegen andere dramatische Arbeiten bei der ersten Vorstellung mit gänzlich unerwartetem Beifall gekrönt werden. Herr Ricard, von dessen Auftreten so viel Lärm gemacht worden war, der in den Proben, den Fractionsversammlungen, häufigen Applaus geerntet hatte — Ricard hatte bei seinem Debüt, das, wenn wir uns nicht irren, an dem Tage des Sturzes von Thiers stattfand, kaum einen succès d'estime. Als er an jenem verhängnißvollen Tage auf der Tribüne erschien, die langen Haare mit einer stolzen Bewegung des Nackens aus dem finstern, ausdrucksvollen Gesichte zurückwerfend und lange und geduldig wartend, daß vollständige Ruhe in der Versammlung hergestellt sei, da trat eine seltene, erwartungsvolle Stille ein und Jedermann lauschte, wenn auch nicht mit Wohlwollen, so doch mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Vortrag des Mitgliedes für die Deux-Sèvres. Ricard sprach, und nachdem er zwei Phrasen gesprochen hatte, sagte sich bereits Jedermann, daß kein neuer Mirabeau erstanden sei. Nach zehn Minuten war die Aufmerksamkeit der Zuhörer erschöpft und das Debüt des Redners als ein „Four“ bezeichnet. Ricard sprach sehr laut und gesticulirte heftig; aber seine besten Phrasen fielen flach und unschädlich zu Boden. — Es ist nicht zu leugnen, daß Ricard ein bedeutendes Talent besitzt und von der Natur in jeder Beziehung zum Redner ausgestattet ist. Man hatte zu große Erwartungen an ihn gestellt und diese allein hat er nicht befriedigt. Er hat seit seinem unglücklichen ersten Auftreten keine andere große Rede gehalten, obgleich er seitdem noch oft und nicht selten mit Erfolg gesprochen hat. Man hat sich nun daran gewöhnt, nichts Außergewöhnliches von ihm zu erwarten und läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren, indem man ihn unter den gewöhnlichen guten Rednern der Kammer nennt. Die Herren Crémieux und Littré sind die häßlichsten und kleinsten Männer der Nationalversammlung, der verwachsene Herr Naquet, von dem wir später noch zu sprechen Gelegenheit haben werden, kann allein in dieser Beziehung mit ihnen rivalisiren. Crémieux hat eine außerordentliche Frische und Schärfe des Geistes bewahrt und fürchtet durchaus nicht, es mit den kräftigsten Athleten der adversen Parteien im parlamentarischen Kampfe

Digitized by Google

aufzunehmen. Er ist ein erfahrener Jurist und ein berühmter Advocat. Während des Krieges hatte ihn ein hämisches Geschick zum Kriegsminister und zum Cultusminister gemacht. Dies war nach den äußern Umständen zu urtheilen keine sehr glückliche Wahl, denn Crémieux ist Israelit; und es ist geradezu komisch, sich den häßlichen, kleinen alten Herrn als obersten Chef von kriegführenden Offizieren und Soldaten zu denken. Crémieux ist ein vorzüglicher Redner, der bei großen Gelegenheiten gewöhnlich mit Jules Simon das Wort für seine Partei zu führen hat.

Herr Littré spricht niemals, aber er wohnt den Sitzungen der Kammer mit großer Regelmäßigkeit bei. Er arbeitet während der Sitzungen an seinem Dictionnaire. Seine Partei kann stets bei allen wichtigen Abstimmungen auf sein Votum rechnen. Wir haben ihn hier genannt, weil er als bedeutender Gelehrter eine Ehre für die Partei ist, der er angehört. Emanuel Arago, der Exmaire von Paris, Mitglied der Regierung der Nationalvertheidigung, besitzt das stärkste Organ der Nationalversammlung. Der Figaro, der einem jeden hervorragenden Mitgliede der Kammer einen Spitznamen angehängt hat, nennt ihn bezeichnend „die Trompete des jüngsten Gerichtes". Arago ist in seinen Gesinnungen sehr radical, hat sich aber nicht entschließen können, Gambetta und Chalemel-Lacour als Parteiführer anzuerkennen und hat bei wichtigen Fragen mit den weit gemäßigteren Grévy und Jules Simon gestimmt. Er ist einer der gefürchtesten Unterbrecher der Kammer, da seine mächtige Stimme alle andern zu überschreien vermag. Dieser Eigenthümlichkeit mehr, als seinem Rednertalente, das übrigens nicht unbedeutend ist, verdankt er es, daß er in sehr erregten Sitzungen zum Wortführer seiner Partei ernannt worden ist. Emanuel Arago ist der Sohn des berühmten Astronomen und hat sich seit dem Jahre 1848 bei allen politischen Kämpfen betheiligt. Er hat sich stets als ein eifriger Republicaner bewährt. Herr Ferry, einer von den gehaßten drei Jules (Jules Favre, Jules Simon, Jules Ferry), der Exmaire von Paris, dessen Berühmtheit ihren Ursprung in einer scharfen Kritik der Verwaltung des Herrn Haußmann hat, Herr Ferry ist ebenfalls ein ehemaliges Mitglied der Regierung der Nationalvertheidigung, und wie viele seiner alten Collegen ein zungenfertiger gewandter Advocat. Er ist durchaus kein unbedeutender Mensch; aber die republicanische Partei ist so reich an hervorragenden Rednern, daß er in derselben doch nur in zweiter Linie — nach Thiers, Dufaure, Favre, Simon, Grévy u. s. w. genannt werden kann. Ferry ist keine Finanzcapacität ersten Ranges; er besitzt jedoch ein unbestreitbares Talent, gegebene Zahlen in seinen Argumentationen sinnreich zu verwenden und seinen Reden dadurch eine gewisse mathematische Schärfe und Genauigkeit zu geben. Ferry ist noch ein junger Mann, der bereits hohe Stellungen eingenommen hat. Sollte die republicanische Partei noch einmal an das Ruder kommen, so dürfte ihm noch eine gute Carriere bevorstehen.

Herr Langlois ist das leidenschaftlichste Mitglied der republicanischen Linken. Seine wüthenden Gesticulationen, seine Zornausbrüche sind berühmt. Wenn man in den Kammerberichten ließt: „Unbeschreiblicher Tumult; — die Deputirten bedrohen sich mit Fäusten; — der Präsident bedeckt sich; — die Sitzung ist während mehrerer Minuten unterbrochen" — so darf man mit vollständiger Sicherheit annehmen, daß Langlois einer von denjenigen ist, die bei diesem Zwischenfall am thätigsten mitgewirkt haben. Er ist ein großer hagerer Mann mit einem schmalen ascetischen Gesichte, langen grauen Haaren und außerordentlich beweglichen Gliedmaßen. Der Charivari bezeichnet ihn in seinen Kammerberichten als das „perpetuum mobile" oder „le télégraph vivant". Langlois ist ein wüthender Feind der Bonapartisten; die Gallerien amüsiren sich nie besser, als wenn der Deputirte für Paris mit Herrn Galloni d'Istria oder Gavini in einen Streit geräth. Worte wie „misérables, infames" sind sodann an der Tagesordnung, und der Präsident muß nicht selten zu den äußersten Mitteln greifen, um die Würde der Kammer zu wahren und die Ruhe wiederherzustellen. Langlois ist ein politischer Schwärmer, dessen Ueberzeugungen ebenso tief wurzeln wie die des fanatischen Legitimisten, General du Temple.

Taxile Delord, der bekannte Redacteur des Charivari, gehört mit seinen socialistischen Ansichen bereits der äußersten Linken an, hat sich jedoch von dieser in einigen Fragen getrennt, und stimmt im Allgemeinen mit den Führern der republicanischen Linken. Er ist als Redner nur wenig bekannt; als humoristischer Schriftsteller übt er einen gewissen Einfluß aus, da er seine politischen Gegner mit großem Geschick und nicht unbedeutendem Erfolg lächerlich zu machen versteht.

Der Colonel Denfert-Rochereau ist „poseur", ein eitler, hohler Schwätzer, der sich auf seine Tapferkeit im Kriege viel zu gute thut, und der in der Nationalversammlung, als man von Bazaine sprach, zu sagen wagte: „Je m'appelle Belfort, et il s'apelle Metz". Es ist seitdem bekannt geworden, daß sich der Colonel während der ganzen Belagerung mit großer Tapferkeit in seine Casematte verkrochen hatte. Das Wort „Je m'apelle Belfort" ist, wie es verdiente, verhöhnt worden und der eitle Colonel ist heute eine etwas lächerliche Persönlichkeit geworden. Er spricht noch immer mit, wenn es sich um militärische Fragen handelt, und da er einer der wenigen Stabsoffiziere ist, welche zu der republicanischen Partei gehören, so wird er unter seinen Gesinnungsgenossen wenigstens mit einer gewissen Zuvorkommenheit und Ehrerbietung behandelt. Außerhalb der Partei spielt er gar keine Rolle.

Eugen Pelletan ist keine besonders hervorragende Persönlichkeit, muß jedoch als einer der bessern Redner unter den einflußreichen Mitgliedern der republicanischen Linken genannt werden. Seine politischen Ansichten nähern ihn sehr der äußersten Linken. Man citirt von ihm das Wort: „Monsieur Thiers est le cheval de renfort du parti républicain". Sein Sohn Camillo Pelletan ist Mitarbeiter am „Rappel" und liefert dieser weitverbreiteten radicalen Zeitung Sitzungsberichte, die bei weitem das Beste sind, was in diesem Genre von der französischen Presse producirt wird. Man kann deshalb auch sagen, daß der alte Pelletan einen großen Theil seines Einflusses der scharfen Feder seines Sohnes verdankt.

Die republicanische Linke zählt unter ihren Mitgliedern auch die Generale Billot und Guillemaut, zwei Deputirte, die ihre kleine Berühmtheit hauptsächlich dem Umstande verdanken, daß sie hohe Offiziere und eifrige Republicaner sind. Sie betheiligen sich bei jeder Militärdebatte, ohne jedoch etwas Bedeutendes geleistet zu haben.

Herr de Mahy, der „Neugierige" genannt, ist dadurch populär, daß er das Ministerium fortwährend interpellirt. Das Glück, eine Frage in befriedigender Weise beantwortet zu sehen, ist ihm höchst selten zu Theil geworden. Dies hat ihn von seiner Manie nicht geheilt, und so oft eine republicanische Zeitung unterdrückt oder ein republicanischer Maire abgesetzt worden ist, kann man ziemlich sicher sein, in den Kammerberichten des darauffolgenden Tages zu lesen, daß Herr de Mahy das Ministerium über die von ihm getroffenen Maßregeln zur Rede gestellt habe.

Die Preßorgane der republicanischen Linken sind: Das „Siècle" (Jules Simon), die „Opinion Nationale" (Grévy) und das „XIX$^{ième}$ Siècle".

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Aus Wien.

Es bedarf immer der Entschuldigung, wenn man ein Jahr nach der Weltausstellung und nach dem großen Krach noch über Wien etwas sagen will. Mir würde der Muth dazu fehlen, wenn ich nur die Eindrücke wiedergeben wollte, welche die prächtige Stadt und die herzliche Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner auf mich gemacht haben. Hätte ich nicht etwas Anderes bereit, so würde ich wie früher auch diesmal geschwiegen haben. Aber gerade während meines letzten Aufenthalts in Wien hat mich das Glück begünstigt: ich habe in interessanter Gesellschaft manche interessante Stunde verbracht, habe Schönheiten bewundern dürfen, die nicht Jedem ohne Weiteres zugänglich sind, freundliche Berühmtheiten kennen gelernt — und darüber möchte ich einige Worte sagen.

Gleich am Tage meiner Ankunft machte ich in einer lustigen Künstlergesellschaft die Bekanntschaft Hans Mackarts. Es fügte sich so, daß ich ihn fast jeden Tag während meines Wiener Aufenthalts mehrere Stunden wiedersah, entweder in seinem herrlichen Atelier oder bei gemeinsamen Freunden. Ueber Vieles und Mancherlei haben wir gesprochen, und so habe ich mir denn über den seltsamen und genialen Menschen ein Urtheil bilden können, das wohl ungefähr richtig sein dürfte. Die Persönlichkeit ist bekannt. Mackart ist kaum mittelgroß, von schlanker aber keineswegs schwächlicher Gestalt. Der bedeutende Kopf verräth den Künstler auf den ersten Blick; die klare, gedankenreiche Stirn, die fein geschnittene Nase, der zugleich feurige und milde Blick des tiefdunklen Auges, der schwarze Vollbart und das üppige schwarze Haupthaar, welche das bleiche Gesicht umrahmen — der echte Künstlerkopf.

Auch in seiner Kleidung trägt Mackart die Cocarde seines Berufs: die bauschigen Beinkleider stecken in hohen Stiefeln; über den Schnitt seiner Weste und seines Rockes habe ich mir oft den Kopf zerbrochen, aber da ich davon nicht viel verstehe, so beschränke ich mich auf die Gefühlsäußerung, daß sie mir zwar nicht ganz modern aber recht kleidsam erschienen. Ich glaube, Mackarts Schneider muß die Kleidung nach den Zeichnungen des Meisters verfertigen. Der junge Meister findet eben wie viele Andere unsere jetzige Mode mit ihren faltenlosen Beinumwickelungen, die man Beinkleider nennt, abscheulich, und er hat den Muth, ihr zu trotzen. Ein Mackart darf sich das erlauben, denn bei ihm hat dieses Abweichen von dem breiten Wege nichts Affectirtes, nichts Gesuchtes; es ist nur der Ausdruck des künstlerischen Protestes gegen häßliche Formen. Ist es ihm doch in der Kunst so gut bekommen, seinen eigenen Weg zu gehen, weshalb sollte er in den Aeußerlichkeiten der von ihm erkannten Geschmacklosigkeit Concessionen machen? Stolz wie der verbannte Victor Hugo, der auch dem allgemein acceptirten Bonapartismus gegenüber allein protestirte, sagt auch Mackart:

„Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là,"

— und kleidet sich nach eigenem Schnitt.

Uebrigens würde man irre gehen, wollte man aus dieser Einzelheit folgern, daß Mackart ein Sonderling sei. Ich weiß, daß man ihn vielfach dazu gestempelt, und daß man sich zur Begründung dieser Ansicht namentlich auch auf seine bekannte Schweigsamkeit, die ihn gewissermaßen zu einem Moltke unter den Malern macht, berufen hat. Aber ebensowenig wie Moltkes parlamentarische Beredsamkeit das Märchen vom „großen Schweiger" hat befestigen können, ebensowenig haben mir die lebhaften und interessanten Unterhaltungen, die ich mit Mackart geführt, und an welchen ich mich immer nur in der Rolle eines aufmerksamen Zuhörers betheiligte, die Bestätigung der ihm nachgerühmten trappistischen Eigenthümlichkeit erbracht.

Mackart ist allerdings kein Schwätzer; er spricht nur, wenn er etwas zu sagen hat, aber er hat doch Mancherlei zu sagen. Und dann ist seine Rede, wenn auch nicht gerade leicht beschwingt und wenn auch bisweilen im Ausdruck etwas verlegen, so treffend, so gehaltvoll und durchdacht wie nur möglich. Seine Vergleiche sind bisweilen außerordentlich scharfsinnig. So sagte er mir, als wir von der modernen Malerei sprachen: „Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Treue und Richtigkeit der Beobachtung einige der hervorragenden Maler unserer Zeit ein Stück Natur — das, was sie sehen — auf der Leinwand reproduciren können. Es sind Virtuosen ersten Ranges. Aber in der Malerei wie in der Musik gibt es Virtuosen und Componisten, Reproducenten und Producenten. Wir haben in der Malerei zu viel Virtuosen und zu wenig Componisten".

Um den Mann recht zu verstehen, muß man ihn in der Umgebung betrachten, die er sich geschaffen hat, in seinem Atelier. Es läßt sich nicht beschreiben. Man muß selbst und längere Zeit in dem wahrhaft wundervollen Raume geweilt, muß sich, auf das riesige Eisbärfell lang ausgestreckt, an der Schönheit der Formen, die sich überall dem Auge darbieten, an der wunderherrlichen Farbenpracht berauscht haben, um den poetischen Zauber dieses einzigen Gemachs ganz zu empfinden. Es ist Einem, wenn man dieses künstlerische Sanctuar betritt, zu Muthe, als ob man mit einem Schritt einige Jahrhunderte zurück in die entschwundene Pracht der Vergangenheit träte. Nichts gemahnt an die moderne Außenwelt; so, meint man, mag es in der Werkstatt eines Tizian, eines Paolo Veronese ausgesehen haben; wenigstens sehen die Bilder der venetianischen Meister so aus, als ob sie aus einem solchen Rahmen, wie er sich hier dem entzückten Blicke darbietet, gelöst seien. Wohin das Auge schweift, überall wird es durch irgend ein anmuthiges oder großartiges Gebilde der Kunst oder der Natur gefesselt. Die Wände sind mit prachtvollen Gobelins bedeckt. Ein kolossaler Kamin, geschnitzt und gemeißelt, steigt bis zu dem Gesims des hohen Raumes empor. Holzschnitzereien, ebenso kostbar wie charakteristisch, stehen hier und da — überall da, wo sie gerade stehen müssen. Hier breitet ein mächtiges Blättergewächs seine grünen Fächer, dort ist von farbenherrlichen Federn gleichsam eine Trophäe gebildet. Hier steht eine Rüstung, dort hängen und liegen alte Waffen; hier sind überreiche Goldstoffe, die einstens schöne Italienerinnen geschmückt haben, über einen alten Renaissancestuhl lüderlich hingeworfen, dort liegt eine Monstranz oder sonst ein künstlerischer Kirchenraub. Auf zwei riesigen Becken aus getriebenem Silber liegen Cigarren, Photographieen, alte Holzschnitte, Stiche, ausgepreßte Farbenblasen und, was weiß ich noch. Hier führt eine alte Holztreppe, die der Künstler, Gott weiß wo aufgetrieben hat, zu einem Altan hinauf, der mit Blattpflanzen und Sculpturen — den Reproductionen der mediceischen Grabfiguren des Michel Angelo — geschmückt ist; auf der entgegengesetzten Seite des Ateliers führt eine andere noch schönere Treppe, die von gewundenen Holzsäulen getragen wird, in ein kleines, matt erleuchtetes Stübchen, das mit den seltensten alten Möbeln und Geräthen in der geschmackvollsten Weise ausgestattet ist, und von dem aus man einen wundervollen Anblick auf die kolossale Räumlichkeit der Künstlerwerkstatt hat.

Ja, das Atelier ist riesig, aber doch so traulich und gemüthlich dabei. Erst durch die Vergleichung wird man gewahr, wie hoch und wie tief der Raum ist, in dem Mackart seine Werke schafft. Mit einer Meisterschaft ohne Gleichen hat er es verstanden, durch die Fülle und geschmackvolle Anordnung in der Decoration den erkältenden Eindruck des Hohen und Großen zu

Digitized by Google

ersticken. Aber was hat er auch Alles hineingepackt! Der Unkundige stolpert bei jedem Schritt über eine antike Statue oder stößt ein venetianisches Glas um. Und Mackart kauft immer weiter, wo immer nur er etwas Schönes findet. Und er findet immer noch Platz dafür; und gerade das hat gefehlt, um den Winkel da in vollen Einklang mit der künstlerischen Vollendung des Ganzen zu bringen. Denn all der Wirrwarr wirkt wunderbar harmonisch, und in dieser bewunderungswürdigen Unordnung erkennt man leicht das weise Walten der künstlerischen Hand. Es herrscht eine Stimmung in dem Ganzen, die wahrhaft unvergleichlich ist.

Das Auge muß sich erst mit dem ungewohnt schönen Anblick vertraut machen, bevor es im Stande ist, sich auf die Werke des Meisters selbst zu richten. Da erblickt es denn an der Wand das in den größten Dimensionen ausgeführte Gemälde, welches Ariadne darstellt, als sie nicht mehr um den ungetreuen Theseus trauerte. Jetzt herrscht die wildeste, ausgelassenste Freude auf Naxos, jubelnde Bacchantinnen jauchzen um die holde Braut des freudespendenden Gottes, liebreizende, üppige Gestalten, tolle, ausgelassene Weiber von Fleisch und Blut, diese kräftig, „aux durs appas", wie Barbier sagt, bei jenen

„Die Glieder schlank und kühlig
Wie die Palme der Oase".

Und diese Nacken und Schultern!

„Selbst in meinen besten Träumen
Sah ich nimmer solche Schultern."

Die Eine schreit vor unbändiger Lust, die Andere mit der wildflatternden rothen Mähne, die lustmüden Lider gesenkt, blickt mit der Blasirtheit der Ermattung auf den tollen Reigen, und da die Hellblonde mit jenem eigenthümlich gewaltsamen Lächeln, dem halbgläsernen Blicke des Uebergenusses, scheint wie Faust von Begierde zum Genuß zu taumeln und im Genuß nach Begierde zu verschmachten. Dabei mischt sich noch alles mögliche mythologische Gesindel in den Triumphzug. Faune, kreuzfidele Centauren u. dergl. Und über all dieser frohlockenden Zügellosigkeit thront die strenge und keusche Schönheit der Ariadne. Ich bin kein Kunstkritiker — der Himmel bewahre mich davor, ich habe schon genug gute Freunde — aber als Laie darf ich sagen, daß das Bild auf mich den Eindruck eines großartigen Kunstwerkes gemacht hat. Es würde zu weit führen, wollte ich mich auf eine Schilderung der anderen Mackart'schen Bilder einlassen, welche wie das Gemälde „Cleopatra, dem Antonius entgegenziehend" wie die Portraits in Phantasiecostümen augenblicklich im Atelier des Meisters sich befinden. Keine Schilderung ist hier im Stande, auch nur eine annähernde Vorstellung der schönen Wirklichkeit zu geben.

Wer die Mackart'sche Behausung nicht gesehen hat, könnte mich leicht der Schönrednerei und Prahlerei bezichtigen; wer sie aber kennt, wird wissen, daß ich mich der außerordentlichsten Nüchternheit befleißigt habe. Was waren das für unvergeßliche Stunden, als ich, während Mackart an der Staffelei stand, in aller Ruhe die einzelnen Herrlichkeiten mustern konnte — und erst jener Abend, als ich das Atelier zu einer Künstlergesellschaft wie umgewandelt fand, durch eine wunderbare Beleuchtungsvorrichtung in Tageshelle versetzt, als das graziöse Fräulein Buska mit der ihr eigenthümlichen slavisch angehauchten Niedlichkeit declamirte, als die treffliche Mama Haizinger — trotz ihrer Jahre rollt das wahre Schauspielerblut noch hastig durch die Adern, und das klare, lebendige Auge blickt mit ungetrübter Jugendfrische in die Welt hinein — Gedichte in bayerischer Mundart vortrug, als Walter Rubinstein'sche Lieder sang, wie nur er sie zu singen weiß, als dies und das geschah, das man wohl empfinden, aber nicht schildern kann.

Im Mackart'schen Atelier traf ich an jenem Abend auch mit einem Manne zusammen, der mir schon bei der ersten Begegnung durch die warme Herzlichkeit, mit der er mich empfangen hatte, werth geworden war, — mit dem Generalconsul der Niederlande, Ritter von Rosenberg. Dieses Zusammentreffen verschaffte mir den Genuß, eine Sammlung von Kunstgegenständen, die sich im Privatbesitze des Herrn von Rosenberg befindet und die nach der übereinstimmenden Ansicht derer, die sie gesehen, einzig genannt werden kann, kennen zu lernen. Hier hat nicht, wie bei Mackart, das Auge des Malers allein, die Rücksichtnahme auf decorative Wirkung die Auswahl bestimmt, hier hat der kunsterfahrene Fachkenner langsam und mühevoll Stück auf Stück angesammelt, um sich in seiner Häuslichkeit ein vollständiges Museum der Kunstgewerbe aus einer künstlerischer veranlagten Vergangenheit zu schaffen. Es ist ein Musée de Cluny im Privatbesitz. Vornehmlich hat der verständige Sammler aus der Blüthezeit der Renaissance Alles zusammengetragen, was er in aller Herren Ländern hat auftreiben können: Möbel und Geräthe, Sculpturen aus Holz, Elfenbein, Bronze, Bijouterien, Arbeiten aus cristal de roche getriebene und ciselirte Silber- und andere Metallarbeiten der kostbarsten Art, — darunter eine Uhr von Daniel Lotter aus Augsburg, ein wahres Cabinetsstück, kunstvolle Waffen, prächtige Stoffe, venetianische Gläser von seltenster Form und Schönheit, spanische Ledermöbel (Cordova), namentlich ein Schränkchen mit Goldpressungen und heraldischen Verzierungen, Limogen und eine Sammlung spanisch-maurerischer Faïencen, welche in ihrer Vollständigkeit und Pracht von Fachkennern als ein Unicum gepriesen wird — anderer Kleinigkeiten, welche nicht der Renaissance angehören, wie der Gobelins, mit welchen eins der Zimmer ganz tapezirt ist, eines vollständigen und wohlconservirten Ameublements im reichsten Stile Louis XVI., chinesischer und japanischer Cloisonnés und dergl. gar nicht zu gedenken. Dazu kommen noch einige Gemälde, wie „Maria mit dem Christkind und Johannes" von Bernardino Luini, das in seiner holden Anmuth und liebenswürdigen Innigkeit als das Meisterwerk dieses Malers bezeichnet wird, das Portrait des Dogen Grimani, welches schon von den Zeitgenossen als eines der berühmtesten und gelungensten Portraits von Tizian gerühmt wurde, das der glückliche Erwerber mit List und Gewalt heimlich aus Venedig entführen mußte, da die Regierung die Ausfuhr verboten hatte, ein Paolo Veronese u. s. w., von den modernen ein Mackart; kurzum es verlohnt der Mühe, einen Nachmittag in dem Museum des Herrn von Rosenberg zu verbringen, mir wurde es beim Betrachten dieser Kunstschätze vollkommen begreiflich, daß eine solche Mustersammlung, die nur Prachtexemplare aufzuweisen hat, auf den Geschmack der Wiener Kunstindustrie, zu deren Hauptvertretern der Besitzer der Sammlung zählt, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausüben muß. Künstler und Kunstfreunde, welche Wien besuchen, sollten, wenn es irgend möglich ist, sich eine Einführung bei Herrn von Rosenberg zu verschaffen suchen. Wie gesagt, es verlohnt der Mühe.

Noch eine andere Bekanntschaft habe ich in Wien gemacht, die mir besonders interessant war. Durch den Schriftsteller F. Zell, den die Leser der „Gegenwart" aus seinem Feuilleton über die Weltausstellung „Meine Staubferien" kennen, und von dem gegenwärtig eine sehr lustige Parodie der „Mamsell Angot" am Strampfertheater mit großem Erfolge aufgeführt wird — Josefine Gallmeyer und der, auch den Berlinern wohlbekannte Schweighofer parodiren in ergötzlichster Weise die bekanntesten Schauspieler der „Borch" und des Carltheaters — durch Zell wurde ich dem charakteristischsten Repräsentanten des fidelen Wienerthums vorgestellt: ich brauche den Namen Johann Strauß kaum zu nennen. Die äußere Erscheinung von Johann

Digitized by Google

Strauß deckt ganz die Vorstellung, die man sich von dem lustigen Componisten macht: straff, nervös, lebhaft in seinen Bewegungen, der incarnirte dralle Rhythmus. Das beim Empfange noch sorgsam geglättete und rückwärts gestrichene schwarze Haar revoltirt im Laufe der lebhaften Unterhaltung bald und fällt in ungezogenen Locken über die Stirn. Und an Lebhaftigkeit und jener Herzlichkeit de prime abord, für welche wir kühleren Nordländer besonders empfänglich sind, ist hier kein Mangel. Strauß lebt mit seiner liebenswürdigen Frau, welche früher als Fräulein Treffz eine Zierde der Wiener Hofoper war, und noch heute über eine schöne, musikalisch durchgebildete Stimme gebietet, in Hietzing bei Wien. Die Werkstatt des Componisten der „schönen blauen Donau" sieht ganz anders aus als die des Malers Mackart. Hier ist Alles modern, elegant, pariserisch. Kleine, zierliche Möbel im Phantasiestile schmücken die reich ausgestatteten Zimmer. Im Arbeitszimmer sind die Möbelstoffe türkisch, ein persischer Teppich deckt den Boden, der große geschnitzte und ausgelegte Arbeitstisch ist mit allerliebsten Nutzlosigkeiten aus Bronze ꝛc. vollgepackt, dazwischen liegen halbbeschriebene Blätter Notenpapier. Auffallender Weise begnügt sich Strauß mit einem guten Pianino, das ihm ein americanischer Verehrer zum Präsent gemacht hat. Da steht noch ein schön ausgelegtes Dirigentenpult, jedenfalls auch irgend eine Dedication; da ein gestickter Ofenschirm, der eine Scene aus dem „Carneval in Rom" darstellt; vom Arbeitstisch links an der Wand Strauß' Büste, welche von den wohlverdienten Trophäen nahezu erdrückt wird: von riesigen Lorbeerkränzen, goldenen und grünen, mit Bändern und Schleifen, von deren Dimensionen man sich schwerlich eine Vorstellung machen kann.

Bei Strauß traf ich außer der Frau von Dreyhausen, der sehr musikalischen Tochter der Frau Jetty Strauß, und dem durch seine rührige Thätigkeit in Sachen der Genfer Convention häufig und mit Auszeichnung genannten Generalstabsarzt Baron Mundy einen Musiker, der, obgleich oder weil er eine etwas andere Richtung in der Musik verfolgt, zu den guten und bewundernden Freunden des Wiener Componisten zählt, Johannes Brahms. Nichts ist fesselnder und rührender zugleich als die Beobachtung des Verhältnisses zwischen dem queckfilbernen, flotten, naiven, brünetten Wiener und dem blonden, geistvoll sarkastischen Norddeutschen mit der breiten Denkerstirn.

Strauß arbeitet augenblicklich an einer komischen Oper „Cagliostro in Wien", zu welcher Zell und Richard Genée das Buch geschrieben haben. Nach den Proben, die ich davon gehört, verspreche ich mir den allergünstigsten Erfolg von diesem frischen und lustigen neuen Werke. Strauß spielte uns mit der unermüdlichsten Liebenswürdigkeit fast die ganze Partitur vor. Frau von Dreyhausen sang einige Sopranummern, darunter ein Couplet, das durch seine melodiösen und rhythmischen Vorzüge bestimmt ist, ein gefährlicher Concurrent der Popularität der „blauen Donau" zu werden. Die Chöre summte und brummte Strauß; bisweilen trällerte auch Frau von Dreyhausen, die sich inzwischen in's Nebenzimmer begeben hatte, mit jenem musikalischen Instincte, durch welchen uns die Oesterreicher so oft in Erstaunen setzen, vom Platze aus richtig dazwischen. Es war ein Concert von einem ganz eigenthümlichen Reize. Als Strauß und die Seinen uns durch die Vorträge lange Zeit innig erfreut hatten, stand er endlich, noch zitternd von Nervosität, vom Stuhle auf, trat an Brahms heran und sagte ungefähr zu ihm: „Gehn's, Brahmserl! Nun a Bissel ernste Musik — musique savante, sagen die Franzosen, wenn sie nix 'von verstehen. Brahms! A Fugerl oder sonst 'was". Brahms sträubte sich zunächst, nicht aus Affectation, sondern weil es ihm wirklich unbequem war, auf dem Pianino zu spielen — „Brahms ohne Flügel, das wäre wirklich a Brahms-Opfer," bemerkte mein Nachbar mit einem fürchterlichen Kalauer. Aber schließlich ließ er sich doch dazu bewegen, setzte sich an das Clavier und begann gravitätisch mit majestätischen Accorden die gewünschte „ernste Musik". Aber der Schäker! Was ist das! In die feierliche Würde hinein klingt auf einmal erst schüchtern, dann immer schärfer und klarer etwas, was uns allen ziemlich bekannt vorkommt. Strauß lacht und schüttelt den Kopf. Und richtig, die Würde tritt immer mehr in den Hintergrund, und immer unverhohlener tritt die Lustigkeit hervor. Der contrapunctistische Mummenschanz fällt, und es kichert uns mit aller Lustigkeit entgegen: „An der schönen blauen Donau"; und die „Nachtfalter" flattern muthwillig dazwischen, und ein Walzer rankt sich im musikalischen Scherze an den andern. Aber wie spielte sie auch der geniale Musiker! „So habe ich sie in meinem Leben noch nicht gehört," sagte Strauß zu mir, „und ich dachte doch, ich hätte sie geschrieben".

Paul Linden.

---

## Mein Lebensgang.

Von Fr. Vischer.

(Fortsetzung.)

Zu den großen Erinnerungen der Reise gehört ferner der Ritt von Lamia auf das Othrysgebirge, von dessen Höhe wir den Olymp sahen; Göttling hat den herrlichen Tag beschrieben (Gesammelte Abhandlungen aus dem classischen Alterthum B. 1) und nicht versäumt, zu erzählen, wie uns dort oben im Kloster Antinizza der alte Papas mit dem langen Silberbart bewirthete, wie wir das gebratene Lamm im Rebengrün am Boden sitzend schmausten, mit Wein in silberner Schaale bedient von malerisch national gekleideten Horophylaken (Grenzwächtern), im warmen Gespräch mit Oberst Perrhaibòs, dem alten Türkenkriegshelden, wie wir mit kriegerischem Geleite in der herrlichen Nacht wieder nach Lamia hinabritten, während feuerroth der Mond hinter dem Oeta aufstieg, dort, wo einst Herakles aus Flammentod zu den Göttern aufschwebte. Am folgenden Tage ging es durch die Thermopylen; schon der Ritt von Krawià nach Lamia vor zwei Tagen hatte uns ungeduldig genug gemacht, die Stätte des unsterblichen Kampfes zu sehen, denn wir stiegen in das Spercheiosthal durch den Paß herab, auf welchem Ephialtes die Perser aufwärts und den Griechen in den Rücken geführt hat. Wir haben manche Schlachtfelder gesehen: Platää, Leuktra, Chäronea, und unschwer das Gefechtsgebiet unterschieden; die Stelle des Thermopylenkampfes ist bekanntlich nicht leicht zu erkennen, weil der Niederschlag der warmen Quelle das Erdreich mit einer dichten Kruste überzogen und so seine Gestalt verändert hat, und weil das Meer, das von der einen Seite den Paß zum Engpaß machte, weit zurückgetreten ist; Göttling hieß unsern Reisediener, Christò aus Arkadien, absteigen und die Hand in das vorbeifließende Wasser tauchen; er zog sie mit den Worten: *ἐνε χάφω* (es ist warm) schnell zurück, wir wußten nun, daß wir in der Nähe sein müssen, und jetzt wurde der Grabhügel des Leonidas und seiner Spartaner sichtbar, mit wilden Reben, Lorbeer, Ginster überwachsen. Man mag sich denken, welche Bilder vor unserer Seele schwebten, als wir ihn bestiegen. Wir sind dann dem euböischen Meerbusen zugeritten, haben Chalkis und dort den Philhellenen Oberst Fabricius besucht und unser letzter Halt auf dem Rückwege war Marathon. Das Schlachtfeld ist auf den ersten Blick verständlich, man sieht im Geist die Griechen von den Höhen, welche einen Theil der Ebene in großem Bogen umgrenzen, zum Angriff mit der langen Lanze herabstürmen und den Feind, der seine Reiterei nicht entwickeln kann, in die Lagunen hineinwürgen. Das Bild wird so lebendig, daß ein Wiehern meines Pferdes mich mitten in das Wogen der Schlacht versetzte; auch die Stelle des

Digitized by Google

Pausanias kam mir in's Gedächtniß, wonach man oft in der Nacht am Denkmal des Miltiades Gewieher von Pferden und Rufe kämpfender Männer vernimmt. Marmorsteine lassen noch dieses Denkmal erkennen; seines Schmuckes beraubt steht noch der Grabhügel der Athener, im Erdreich fand man damals noch Feuersteinpfeilspitzen der Aethiopier im Perserheere.

Vom Peloponnes habe ich nur Epidaurus, Nauplia, Tirynth, Argos, Mykene, Korinth gesehen, ich entbehrte meinen lieben Begleiter Göttling, der ihn schon bereist hatte. Einzeln reisen ist in Griechenland äußerst schwierig, und, wenn man es nicht wagen will, sich auf die Begleitung des Agogiaten zu beschränken, sondern Reisediener (der zugleich Dolmetscher ist) und Gensdarmen mitnimmt, sehr kostspielig, in beiden Fällen ungemüthlich, da man sich nicht aussprechen und mittheilen kann. In Nauplia, von wo ich die Reise nach Patras antrat, gab mir Oberst von Hitz (später General in Bayern) einen Unteroffizier der Artillerie, der italienisch sprach und nach Korfu, seiner Heimat, in Urlaub reiste, als Führer und Beschützer mit; ich hatte ihm dafür Zehrung und Pferd zu zahlen. Hinter Mykene, im felsigen Paß Treton, nicht weit von Nemea, zeigte mein kriegerischer Hort eben nicht den Muth, den ihm die Nähe der Herkulesthaten hätte einflößen sollen; es war nicht geheuer, dort waren grausame Räuberthaten vorgefallen, seit die Wildheit des Klephten sich mit dem Hasse gegen den Fremden verband; der Korfiot sah immer ängstlich umher, fragte mich, ob ich Waffen habe, und öffnete, da ich nur zwei Terzerole bei mir führte, seinen Koffer, worin er außer dem Säbel, den er trug, noch einen zweiten bewahrte, den er mir nun übergab, — natürlich alles gleich Null, wenn wir überfallen worden wären, da die Klephten nur in überlegener, wohlbewaffneter Mehrzahl angreifen. Endlich gelangten wir an einen Posten von Chorophylaken, ich zeigte meinen Ferman vor und bekam zwei Albanesen, wildfremde Kerle mit Türkenbunden, die auch griechisch nicht sprachen, zu Begleitern bis Korinth. Ich schweige von dem tragischen Bilde der Stätte, wo einst alle Herrlichkeit der Welt vereinigt war. Die Fahrt im Segelschiff auf dem korinthischen Meerbusen war nicht lange auszuhalten: Windstille, Gluthhitze, dann Gegenwind, daher stieg ich in Vostiza aus und hatte von da noch einen zwölfstündigen Marterritt auf schrecklichen Wegen unter Durstqualen des verlechzten Gaumens an der Küste hin nach Patras zu überstehen, wo mich endlich ein ordentlicher Gasthof, „εἰς τὴν ἀοθωνίαν“, empfing. Als ich am andern Morgen das Dampfschiff betrat, das mich nach Triest bringen sollte, rief es in mir: ach, hier, Gottlob! ganz hin oder gar nicht! Man muß wissen, welche Verstümmlungen die Klephten ausübten, um dieses Aufathmen des Erlösungsgefühls ganz zu verstehen. Nun war die Fahrt wieder herrlich. Bald erschien südlich Zante, dann steuerten wir nahe an Ithaka (westlich) vorüber. Ich hatte meinen Homer bei mir und schon auf der Fahrt nach Syra, zwischen den blauen Inseln hinschwebend, mich aus ihm erbaut. Man mag sich die Andacht vorstellen, mit der man die Odyssee liest, wenn statt Schulwänden die Heimat des Dulders dem Leser vor Augen steht.

Die Quarantäne in Triest war erduldet, Wien wieder gesehen, einige Wochen blieben von meinem Urlaub, die ich verwandte, die Nachwehen eines Ansatzes von griechischem Fieber, der in Nauplia mich befallen hatte, in Gräfenberg mit Wasser zu bekämpfen, — von Griechenland in die Waldberge Schlesiens geschleudert und vom Priesnitzhumbug umgeben! Doch in meinem einfachen Falle that die Cur gut und gründlich erfrischt kam ich in Stuttgart an.

Hier begegne ich auf meinem ersten Ausgang einem jungen Manne, einem Buchhändler, den ich in Athen kennen gelernt hatte. Mit aufgerissenen Augen ruft er mich an: „Ja, was thun denn Sie da?“ „„Nun, ich werde doch existiren dürfen.““ „Sie sind ja aber gestorben!“ Das Räthsel löste sich damit, daß ihm auf der Heimreise ein Gerücht zugekommen war, das mich mit Otfried Müller verwechselte und für todt ausgab.

Ich eilte zuerst zu meinem Bruder, damals Pfarrer in einem Dorfe auf der schwäbischen Alb, war nun plötzlich in tiefer Stille und entschlummerte nach so bewegtem Leben unter dem Rufe des ländlichen Nachtwächters, dem Plätschern des Brünnleins.

Eine formelle Veränderung, die ich nach meiner Rückkehr in meinen Vorlesungen durchführte, will ich nicht übergehen. Ich hatte bis dahin durchaus vom Manuscript abgelesen, die Befreiung von dieser Fessel für eine Unmöglichkeit gehalten. Noch auf der Reise wurde beschlossen, daß dies anders werden müsse, und dann dem Beschluß Folge gegeben. Von da an habe ich nie einen Vortrag geschrieben, sondern nur eine Skizze entworfen, öfters durchdacht und dann frei gesprochen. Ich verweise auf das Vorwort zu meiner Rede: Der Krieg und die Künste. Ich will keine Gelegenheit vorüberlassen, gegen den abgelesenen Vortrag, der todt, der null ist, mich auszusprechen, in Hoffnung, daß ich doch den Einen oder Andern bekehre. Leicht ist allerdings die freie Rede nicht, wenn man gut sieht und von Eindrücken des Auges leicht zu Vorstellungen gereizt wird. Die Arbeit ist dann eine doppelte, man hat es mit zwei Vorstellungsreihen zu thun, mit derjenigen, die der Gegenstand fordert, und mit derjenigen, die aus den Gesichtseindrücken entspringt. Da erkennt man einen Bekannten, dort ist einer unruhig, dort lächelt, dort schwatzt jemand; jeden Augenblick droht die Gefahr, daß, indem man solche Dinge bemerkt, auf die zweite Vorstellungsreihe zu viel Accent falle; sie muß mit Gewalt niedergehalten werden, man hat nicht ein Paar, sondern ein ganzes Büschel von Zügeln in der Hand, da ist das Fahren nicht leicht. Wohl soll das Feuer den Redner tragen, aber hinter dem Feuer muß die Besinnung sein und sie ist furchtbar erschwert durch die bunte Welt des Gesichtes. Ich gestehe, daß ich daher trotz aller langen Uebung heute noch nie ohne Sorge und Spannung den Lehrstuhl besteige, daß ich mir zum Schutze gegen diese Gefahr, aus dem Concepte zu kommen, ganze Partieen der Rede zu überspringen, mir ihre Gedankenfolge in strenger Vorbereitung mehr als einmal einprägen muß und daß der Schein der Leichtigkeit und Freiheit nur die Frucht harter Bemühung ist. Daher rede ich äußerst ungern und schwer, wenn mir die Zuhörer nahe sind, wie an der Tafel bei Trinksprüchen; ihre Nähe drückt auf mich, der Gedanke: da sitzen sie und warten, droht jeden Moment den Faden entzwei zu schneiden. Nun zudem noch die Sorge, man möchte sich lächerlich vernennen, von den Ibichen des Kranykus sprechen u. dergl.! Kurz — es will Schweiß, ist aber auch „des Schweißes der Edeln werth“.

Im nächsten Winter zog ich die Geschichte der Malerei, im übernächsten Shakespeare in den Kreis meiner Vorlesungen. Die erstere wurde durch die Unzulänglichkeit der vorhandenen Anschauungsmittel eine sehr mühsame Sache; die Bibliothek bot deren noch sehr wenig, Photographien gab es noch nicht. Den Shakespeare habe ich damals noch philosophisch zerstückt; ich construirte mir eine Eintheilung: Grundidee, Charaktere, Schicksal, nahm die Dramen auseinander und preßte ihre getrennten Glieder in die Felder meines Rahmens; ein specieller Theil über die Form sollte folgen und folgte nicht, weil er die Vorlesung über mehrere Semester ausgedehnt hätte.*) Doch darf ich glauben, daß, was der Professor in der Anordnung verderbte, der Mensch in der Ausführung gut machte; denn stets gewohnt, mein inneres Leben, mein Selbst in den

*) Es sei erlaubt, hier eine persönliche Anmerkung anzuknüpfen. Ich habe eine Stelle in Rümelins Schrift: „Shakespearestudien eines Realisten“, die von solchem abstract gewaltsamen Verfahren eines Professors spricht, auf mich gedeutet (s. Shakespearejahrbuch, Jahrg. II); er gab mir in einem sehr freundlichen Briefe die Erklärung, daß ich nicht gemeint sei; ich versprach ihm, bei Gelegenheit öffentlich zu sagen, daß er sie mir gegeben. Dies habe ich bisher nicht darum unterlassen, weil es mir irgend schwer geworden wäre, sondern verschleppt, vergessen. Eine Anmerkung Rümelins in der zweiten Auflage ist so gehalten, daß es mir scheinen will, er habe sich die Unterlassung mit Unrecht im ersteren Sinne erklärt.

Digitized by Google

Gegenstand hineinzugeben, werde ich diese Zuthat am wenigsten einem Dichter vorenthalten haben, der meine persönliche Neigung ist.

Es verflossen heitere Jahre im Umgang mit jungen Kräften der Hochschule, denn ich hielt mich immer gern zu Jüngeren; es waren Docenten, Assistenten und Stiftsrepetenten. Ich nenne die letzteren noch aus dem besonderen Grunde, weil ich dadurch einem obigen Worte nachhelfe, nämlich: „ich schämte mich meines Standes"; man wird nicht meinen, daß ich den Stand der höheren Volkserziehung in seinem wahren Wesen geringschätze; was ihm Unwesentliches geschichtlich noch anhängt, kann ja natürlich einen vernünftigen Menschen nicht gegen ihn blenden und ging mich nichts mehr an, sobald ich dies Anhängsel, das gegen meinen Geschmack ist, nicht mehr an mir selbst tragen mußte. Unter den Repetenten in meinem Umgange waren Reuschle, Feuerlein, jener im naturwissenschaftlichen, dieser im ethischen und theologischen Gebiete seither bekannt und geehrt, Dörtenbach, nachher Geistlicher wie Feuerlein, ferner gehörten zur Tafelrunde in verschiedenen Perioden Schwegler und Zeller, die sich schon als Privatdocenten habilitirt hatten, Griesinger, der Kliniker und Irrenarzt, Roser, der Professor der Chirurgie, damals noch Assistenten, Doctor Kreuser in derselben Stellung, Vierordt, der Physiolog, als Professor berufen, Reichardt, Philolog, Bibliothekar im Stift, Carl Planck, der Philosoph, nach ihm in derselben Stelle, Maler Leibniz, den ich in Rom kennen gelernt hatte, jetzt als Zeichenlehrer angestellt, später auf Grund gediegener kunstgeschichtlicher Vorträge zum Professor ernannt, er bewahrt ein Buch, worin wir als Caricaturen verewigt sind; Springer, der Kunsthistoriker, brachte einige Jahre in Tübingen zu und war mit in unserem Kreise. Schwegler unternahm und redigirte die Jahrbücher der Gegenwart, worin sich die geistigen Kräfte nach allen Richtungen der Wissenschaft in der Frische jugendlicher Männlichkeit rührten. Von jähem Tode ist dieser feine Geist frühe hingerafft, auch Kreuser, Reichardt, Dörtenbach, Griesinger sind in den besten Mannesjahren gestorben; man fühlt, wenn man altert, gar oft die Wahrheit des Goethe'schen Wortes:

„Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor uns hinweg geschwunden".

Mein ehrwürdiger Freund Baur ermuthigte mich gegen das Jahr 1844, mich zum Ordinariate zu melden, es wurde gegen die Mehrheit der Stimmen der philosophischen Facultät im Senate durchgesetzt, daß ich vorgeschlagen wurde, die Regierung bestätigte im Herbst 1844 und ich hielt im Winteranfang die bekannte Antrittsrede, die mir eine Suspension auf zwei Jahre eingetragen hat. Es waren darin freilich einige Stöße jugendlicher Leidenschaft geführt, die ich in meinen späten Jahren nicht kann vertreten wollen. Doch wußte man im Kreise meiner Zuhörer wohl, wie der „offene Haß", den ich ankündigte, eigentlich zu verstehen war. Man hatte gegen mein Vorrücken mit unrechten Mitteln gewirkt, hatte aus Stoff, der dazu nicht den Grund gab, den empörenden Vorwurf: Mangel an Charakterhaltung gesponnen und in ein Gutachten gesetzt, ich kündigte solchen Gegnern in mir einen offenen Feind an, der nur mit geraden Mitteln kämpfen werde; aller und jeder Jesuitismus einer Partei, die eigentlich über der Volksreligion steht und sie aus Herrschsucht künstlich vor Lichtung hütet, war freilich unter dieser Erklärung leicht verständlich mit inbegriffen. Ich hatte wohl auch früher Viele schon gereizt und wußte immer, daß ich Krieg gegen Krieg zu erwarten habe, aber ich habe nie eines Gegners Privatpersönlichkeit angegriffen, nie sein menschliches Wohl, um seine Sache zu bekämpfen. Es ist bekannt, daß mir nun der „offene Haß", der solcher Kriegsführung galt, als Proclamation des Hasses gegen die Volksreligion gedeutet wurde, es ist ebenso bekannt, welcher Sturm von Zeitungsartikeln, Petitionen, Broschüren gegen mich losging, wie auf den Kanzeln Lärm geschlagen wurde; da die Rede zu wenig Anhalt bot, riß man Aeußerungen auf dem Katheder aus dem Zusammenhang, verdrehte sie schändlich (ich kann mit grellen Beispielen dienen), durchstöberte meine Schriften, mißdeutete den Sinn herausgeklaubter Stellen und erreichte endlich, daß ein für sich ganz freidenkender Minister dem allgemeinen Aergerniß zwei Jahre meines Wirkens glaubte als Opfer hinwerfen zu müssen. Von da an erst ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffenthum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich thut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt. Diese Bitterkeit ist auch Strauß geblieben, man hatte gegen ihn genau nach dem alten Hauptpastor-Götzeconcept, wie jetzt gegen mich, gehandelt. Noch seine letzte Schrift versteht man ganz und kann man sich zurechtlegen erst dann, wenn man diese Bitterkeit versteht. Doch er wurde für immer aus der Laufbahn gestoßen, ich nur auf zwei Jahre. Freilich konnte der Verfasser des „Lebens Jesu" nicht mehr Theologie für künftige Kirchenlehrer vortragen; die protestantische Kirche hat formell Recht gehabt, ihn auszustoßen, und er wußte es; dennoch hat sie im historischen Sinne Unrecht gehabt, denn sie soll die Entwicklung in sich dulden, soll begreifen, daß gerade ihre innern Widersprüche die Zeichen und Bürgen ihres innern Lebens sind, daß die Consequenz des Katholicismus, scheinbar seine Größe, seine innere Todtenhaftigkeit, daß es der Vorzug und die Tugend der protestantischen Kirche ist, in der Selbstauflösung begriffen zu sein. — Ich aber habe mein leichteres Abkommen theuer bezahlt; der Preis war kein kleinerer, als ein Gewissensdruck, den ich von da an zehn Jahre lang mit mir trug. Senatsmitglieder beabsichtigten einen Protest gegen die Suspensionsmaßregel, Freunde fragten mich, ob ich damit übereinstimme und beitrete. Nun war vorauszusehen, daß dem Protest ein Separatvotum jedenfalls von einer nicht kleinen Minderheit sich anschließen würde; ich aber wollte bei nichts mithalten, was dieser Minderheit Gelegenheit gab, das ganze Gespinnst der Denunciation noch einmal aufzunehmen und nun corporativ zu redigiren. Ich fragte mich, ob ich vielmehr meinen Abschied nehmen solle. Davon hielt mich die Erwägung ab, daß ich hierdurch den Feinden ihren wahren Wunsch erfüllen würde, während, wenn ich aushielt, jene Macht des Wirkens gegen ihre Principien mir verblieb, die nur der Katheder gibt. Diese Erwägung war nicht stichhaltig und unbewußt saß hinter ihr doch ein anderes Motiv: ich hatte eine Familie gegründet, ein Kind lag in der Wiege und kein Vermögen war da. So ließ ich das Unrecht denn über mich gehen und mir blieb der Stachel des Vorwurfs in der Brust, daß ich nicht einfach nach dem Gebote der Ehre gehandelt habe. Wohl schrieb ich in den Suspensionsjahren — neben den zwei ersten Bänden der Aesthetik, die aus dieser Muße hervorgingen — Artikel in die Jahrbücher der Gegenwart, die zeigten, daß mir der Muth der Wahrheit nicht gebrochen sei, und gab dem Minister von Schlaver — der, wie ich später aus glaubwürdiger Quelle vernahm, seinen Schritt bereute — eine Denkschrift ein, die keine feige Sprache führte; aber die Last wich nicht von der Seele, bis mir das Schicksal ein Mittel bot, mein Gewissen zu befreien.

Ehe ich zu dieser Wendung der Dinge gelange, bin ich schuldig, von meinen Erlebnissen im Jahre 1848 zu erzählen. Ich war trunken wie billig vom Weine der Zeit und unklar wie Alle. Zunächst kamen die Tage des Franzosenlärms. Sie waren groß. Ein Gastwirth musterte auf dem Marktplatz als Commandeur sämmtliche bewaffnete Macht, die verschiedenen Truppengattungen, die gegen den wilden Feind gerüstet standen: Weingärtnervolkswehr, Studentencorps, Bürgergarde, Sicherheitswache. Die letztere war im Jahre 1847 nach einem vorbildlichen oder vorbotlichen Tumult errichtet, in welchem ich als „Major" eine Kriegsschaar von Studenten zur Bewachung resp. Vertheidigung des Schlosses commandirt hatte, das mit einem Sturme zur Befreiung gefangener Tumultuanten bedroht war, eine Großthat, die friedlich mit der Erschöpfung einiger Bierfäßchen schloß; die Regie-

Digitized by Google

rung hatte dann hundert Musketen gegeben, um eine Schutzmacht gegen etwaige Wiederkehr solcher Stürme zu bilden, und der so ausgerüstete Truppenkörper prangte jetzt als der Kern der versammelten reisigen Schaar, als der Glanzpunkt im militärischen Schauspiel auf dem Forum von Tübingen. Der Gastwirth belobte die gemusterten Truppen wegen ihrer „propreté“. Die Bürgergarde besaß eine alte Kanone, zu Feuerlärmsignalen vom Schlosse bestimmt. Diese wurde auf die Straße geführt, auf der man die elftausend Mann starke Herweghschaar erwartete und dort aufgestellt. Gegen Abend wurde die Artilleriemannschaft ihres Dienstes etwas müde und zog sich in ein benachbartes Wirthshaus zurück; die Kanone blieb einsam stehen in stiller Nacht. — Nachher wurde Professor Volz Obercommandant und führte einmal ein Corps zu einer Recognoscirung nach Rottenburg in der Richtung des Schwarzwaldes; sein Adjutant zu Fuß war der Turnlehrer, der sich beeiferte, durch Achilleischen Lauf ein Pferd zu ersetzen. Ich ging zum Parlament ab, als eben die Bürgerwehr im Lande organisirt wurde, darf mir aber das Zeugniß geben, daß ich nie eine Illusion über dieses Institut hatte, sondern von Anfang an darüber dachte, wie ich später schrieb.*) Doch schwebte ich bis dahin in der Täuschung, die unhaltbare Einrichtung könne die Uebergangsform zu einer neuen bessern Wehrverfassung bilden, fügte mich daher nach meiner Rückkehr vom Parlament in das thatsächlich noch bestehende Gesetz, freute mich nicht ohne Bosheit an den Strafen, die über renitente und säumige Collegen verhängt wurden, machte die Offiziersschule unter einem förmlich als Commandanten aufgestellten Lieutenant durch, brachte es zum Hauptmann, habe aber niemals meine Compagnie gesehen.

Wohl war es redliche Begeisterung, daß ich um die Wahl zum Reichstagsmitglied mich eifrig bewarb; aber es stak doch viel Ehrgeiz dahinter, genährt durch den Beifall, den für viel Pathos und wenig Vernunft meine Reden auf Volksversammlungen gefunden hatten. Ich hätte viel Komisches von den Tagen der Wahlumtriebe zu erzählen, von Bergpredigten auf Rainen und auf der Landstraße, von rhetorischen Leistungen auf Marktplätzen und in Wirthssälen, namentlich auch von Prügeln, denen ich mit knapper Noth entging und von solchen, vor denen ich mit ebenso knapper Noth die Gegenredner schützen half, denn meine Reutlinger trugen noch immer etwas vom Blute der alten Gerber und Färber in sich. Doch das kennt, wer 1848 gesehen hat. Schade wäre es trotzdem, wenn ich ganz von der feierlichen Stunde schwiege, da mir nach durchgesetzter Wahl auf dem Markte in Reutlingen die Bürgerwehrfahne vorgeführt wurde; denn ich will nur beichten, daß in meiner Apostrophe die großen Worte vorkamen: „wenn du einst von Kugeln ehrenvoll zerfetzt sein wirst“ u. s. w. (Stürmischer Beifall.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Bürgerwehrinstitut, oder: ist der Jammer noch länger zum Ansehen? Eine bitterliche Klage und dringliche Bitte an das Wirtembergische Ministerium von Fr. Vischer. Stuttgart 1849, Göpel.

## Notizen.

Die diesjährige Wintersaison ist in klimatischer wie politischer Beziehung durch eigenthümliche Phänomene bezeichnet. Während im Süden Europas bis nach Kleinasien hin Kälte herrscht und verheerende Stürme ihr Wesen treiben, kommen wir gewöhnlich nach kurzem Frost aus dem traditionellen Straßenschmutz nicht heraus. Die Welt ist wie auf den Kopf gestellt. Lebte noch der französische Gelehrte Franz Arago, der die abstrusesten Gegenstände der Wissenschaft den Zeitgenossen populär darzustellen und mundgerecht zu machen wußte, würden wir vielleicht die Gründe dieses sonderbaren Austausches der Temperaturen zwischen Nord und Süd erfahren. Die Pariser schworen auf ihren Arago und viele von ihnen waren überzeugt, daß er die Witterungswechsel nicht nur rechtzeitig vorhersage, sondern daß er sie von seinem Observatorium aus auch machen helfe. Dahin haben es unsere Dove und Du Bois-Reymond noch nicht gebracht und wir tappen trotz aller von Reichswegen errichteter Seewarten über die Geheimnisse der Meteorologie noch immer im Dunklen. Die veränderten klimatischen Verhältnisse machen sich aber auch in der politischen Region fühlbar. Während sonst der Sommer der Erholung gewidmet war und mit dem October, spätestens November das politische Interesse wieder auflebte, soll jetzt allem Anschein nach der umgekehrte Zustand Platz greifen. Attentate auf Staatsmänner und Reichskanzler finden in den Bädern inmitten der Ferien statt und von Rußland berufene Conferenzen wegen des Völkerrechts im Kriege, dessen Codificirung in unserem eminent friedlichen Zeitalter doch, sollte man meinen, keine so große Eile hatte, tagten zu Brüssel während der heißen Monate. So kann es denn auch nicht Wunder nehmen, daß jetzt, nachdem der officielle Winter eingetreten, die Seeschlangen in den Blättern auftauchen und die Presse in beiden Welttheilen unsicher machen. Es geht so wenig vor und die politische Stille ist so drückend, daß große Blätter, um ihre Leser festzuhalten, zu verzweifelten Mitteln greifen. In New-York erfindet der Herald den Losbruch aller wilden Bestien aus dem städtischen Thiergarten und lacht seine über den Humbug entrüsteten Leser hinterher mit dem Nachweis aus, er habe ganz am Schluß der eine Spalte hindurch erzählten Geschichte diese in kleinen Lettern selbst dementirt und nur die Gefahr zeigen wollen, welche ständige Menagerien für eine große Stadt enthalten. Der Londoner Daily-Telegraph, bekannt durch seine Sensationssucht und Unzuverlässigkeit, hat in diesen Tagen die interessante Erzählung von einem Rhinoceros gebracht, das im Zoologischen Garten zu London zwei Wächter angefallen, auch mehr oder weniger nahezu zerstampft habe, bis es durch die Peitsche eines dritten muthigen Wärters in seinen Käfig zurückgejagt wurde. Sämmtliche Berliner Blätter haben den Bericht gläubig nachgedruckt. Und doch war er durchweg zum mindesten stark übertrieben, wovon sich dieselben Blätter durch die flüchtigste Kenntnißnahme eines Artikels in der vorletzten Saturday-Review überzeugen konnten. Der Daily-Telegraph hatte schon neulich durch die Erfindung eines grausamen Kampfes zwischem einem dafür elendiglich bezahlten Manne und einer Dogge die Welt unnütz allarmirt. Die Franzosen können natürlich in solchen Dingen nicht zurückbleiben. Der bonapartistische Flunkerer St. Geneſt droht im Figaro mit dem rothen Gespenst der Commune, auf welche schließlich Prinz Friedrich Carl als König von Frankreich folgen werde! Bei uns treibt die stille Saison, als welche die Zeit vor Weihnachten diesmal zu präsentiren sich anschickt, keine so monströse Erscheinungen auf die Oberfläche. Getreu den bescheidenen Sitten und Ueberlieferungen des Kaiserdorfes, um dies köstliche Wort des Wespen-Redacteurs einmal wieder zu verwenden, bringen wir es nicht über eine von Raubmördern angefallene Nachtdroschke und sonstige kleine Enten der Stadtreporters. Auch der Reichstag bietet heuer geringe Ausbeute. Die Elsaß-Lothringer wiederholen stets dieselben Proteste, welche wir schon auswendig wissen, sie locken aber damit keinen Hund vom Ofen. Die Bankfrage ist von großer Bedeutung, kann indessen den nach aufregenden Zwischenfällen lüsternen Sinn nicht ganz befriedigen. Die klericalen Redner sind boshaft, haben auch in voriger Woche einmal ausnahmsweise eine stürmische Sitzung veranlaßt, aber wenn sie auf der Tribüne erscheinen, läuft das Haus in der Regel zu zwei Dritteln in die Restauration. Einiges Aufsehen erregte neulich die Rede Bismarcks über künftige Reichsminister und seine Verantwortlichkeit als deutscher Premier nach englischem Muster. Früher wollte der Kanzler von den Reichsministern nichts wissen und seine Bewunderer fanden, daß er Recht habe. Jetzt sind sie voll Enthusiasmus für das Gegentheil. Wir sind der Begeisterung fähig so gut wie andere Leute, möchten aber erst abwarten, ob es jetzt mit der neuen Einrichtung Ernst wird, damit wir wissen, wofür wir schwärmen sollen. Im Uebrigen bedurfte es dieser Rede des Fürsten Bismarck nicht, um zu wissen, daß er Schritt für Schritt aber unaufhaltsam auf Herstellung des parlamentarischen Regiments im Reiche hinarbeitet, mit derselben Energie, wie er Oesterreich die Culturwege nach Osten wies und Napoleon den Dritten zu einem Wohnungswechsel von den Tuilerien nach Wilhelmshöhe veranlaßt hatte. Es wird den Deutschen einmal mit der constitutionellen Staatsform ergehen wie mit ihrer Einheit: sie werden sich damit eines schönen Morgens beschenkt sehen und, uneingedenk des stillen Waltens der nationalen Geister, nicht einmal merken, wie sie selbst dazu mitgeholfen

Digitized by Google

haben. Wo solche Dinge sich vorbereiten, kann man sich schon einige scheinbar farblose Wintermonate gefallen lassen. Krankheit und Gefahr sind stets dramatischer als die friedliche Arbeit. Wir ziehen die Gesundheit unbedingt vor.

* * *

## Der heilige Cyriacus.

Einer der berühmtesten Teufelaustreiber des christlichen Alterthumes ist nach der Legende der h. Cyriacus, welcher in der Christenverfolgung unter Diocletion enthauptet sein soll. — Merkwürdiger Weise war dieser Heilige gerade dazu berufen, bei einem harmlosen Scherze, welcher sich Anfangs der fünfziger Jahre in einer Weinschenke Paderborns ereignete, eine sehr ergötzliche Rolle zu spielen. — Wahrscheinlich hätte ich diese Geschichte indessen längst vergessen, wenn nicht der Bischof Martin von Paderborn durch seine „Diocletianische Christenverfolgung" mich zugleich an den h. Cyriacus und den Paderborner Scherz erinnert hätte. Da ich annehme, daß viele Leser der „Gegenwart" verheirathete Männer sind, so hoffe ich durch die Mittheilnng desselben auch einigen Nutzen zu stiften und entschließe mich daher gern dazu.

Ein ehrsamer Bürger Paderborns hatte die Schwäche, sich von seiner Ehegattin, einer frommen streng katholischen Matrone, ganz und gar beherrschen zu lassen. Des Abends bekam er zwar die Erlaubniß, zur Weinstube zu gehen, aber es wäre für ihn doch nicht gerathen gewesen, über Hausmanns Zeit dort zu verweilen. Sein Schicksal würde der alte Herr geduldiger ertragen haben, wenn nicht alle Gäste es gewußt hätten, weshalb er verhältnißmäßig so früh und zu einer bestimmten Stunde sich stets entfernte. Dazu kam noch, daß auch die Trinkgenossen bisweilen rücksichtslos genug waren, allerlei Anspielungen auf das strenge Regiment der Frau Gemahlin zu machen. Die von ihm dagegen geführten Vertheidigungen waren meist so linkisch, daß sie gar nichts halfen, und dann hatten auch die Angreifer von vornherein die Lacher auf ihrer Seite, so daß die Niederlage immer unzweifelhaft war.

Eines Abends nun beherrschte die Weinlaune den Kreis der Stammgäste in erhöhtem Grade, als endlich auch wieder einmal das Thema von der gestrengen Frau Gemahlin auf's Tapet kam. Einer erbot sich sogar zu einer Wette auf viele Flaschen seinen Weines, wenn unser alter Herr — es fehlten nur noch wenige Minuten an der Zeit, wo er sich zu entfernen pflegte — nach Hause gehe, Geld hole und zur Weinstube zurückkehre. Das Wiederkommen allein war schon etwas viel verlangt, aber nun sollte er auch noch Geld holen, wozu, wie man auch wußte, nicht der Mann, sondern die Gattin den Schlüssel führte.

Es begreift sich leicht, daß unser Alter Anfangs von der Wette durchaus nichts wissen wollte, aber das Vexiren wurde doch so stark, daß er schließlich Muth faßte, eine Wette auf viele Flaschen Weines einging und sich dann schnell zum baldigen Wiedersehen empfahl.

Ich kann es füglich unterlassen, die allgemeine Spannung in der Gesellschaft zu beschreiben, aber sie war wirklich sehr groß. Eines solchen Entschlusses hatte man den alten Herrn gar nicht für fähig gehalten.

Richtig, nach kurzer Zeit kam er schon wieder, brachte 100 Thlr. baares Geld mit, gab sein Ehrenwort, daß er dasselbe von Hause geholt, daß er mit seiner Frau gesprochen, ja daß diese ihm sogar den Schlüssel zum Spinde ausgehändigt habe!

Die Wette hatte er also gewonnen, die Gläser wurden gewechselt und feinere Weine aufgesetzt. Es entwickelte sich eine heitere Kneiperei und unser Sieger war ohn' Maßen froh und heiter, hatte er doch den Löwen der öffentlichen Meinung an diesem Abende sogar überwunden.

Sollte man sich wirklich getäuscht haben? War die Frau nicht so schlimm? Und in der That, wenn sie den Gatten wieder fortgelassen und noch dazu mit dem Gelde versehen hatte, konnte sie doch unmöglich so böse wie ihr Ruf sein. Dreierlei blieb bei der Sachlage allerdings noch immer verdächtig. 1. Der Alte lachte gar zu pfiffig in sich hinein. Es schien, als wenn noch was im Hintergrunde versteckt wäre. 2. Er sagte mehrmals: o h. Cyriacus! vor sich hin und 3. er wollte die Scene, welche sich zu Hause zwischen ihm und seiner Frau zugetragen hatte, gar nicht mit der gewünschten Ausführlichkeit zum Besten geben. Er blieb einfach dabei, daß ihm seine Frau sogar selbst den Schlüssel gegeben habe.

Als nun aber einer Flasche nach der andern der Hals gebrochen war, löste der Wein endlich auch unserm alten Herrn die Zunge. Nachdem Alle betheuert, Niemandem etwas zu sagen, damit die Frau doch ja nichts davon wiedererfahre, erzählte er, wie sich die Sache genau zugetragen hatte: „Als ich nach Hause kam," begann er, „lag meine Frau schon zu Bette. Daß sie über meine Verspätung schelten würde, wußte ich voraus, ich suchte ihre ersten Worte daher durch die anscheinend mit großer Erregung gestellte Frage abzuschneiden: »Cyriacus ist doch heilig?« Kaum hatte sie diese Frage verwundert mit »Ja« beantwortet, als ich mit großem Gepolter dazwischen fuhr: »Dann soll doch der Teufel die Luther'schen Kerls holen! Rasch her mit dem Schlüssel, daß ich den himmlischen Palmgarten — ein in Westphalen viel verbreitetes Gebetbuch — hole, damit ich den Spöttern beweise schwarz auf weiß, daß der h. Cyriacus doch heilig ist.« Die Frau suchte schnell den Schlüssel in ihren Kleidern, ich schloß auf, nahm den himmlischen Palmgarten und — 100 Thlr. heimlich. Daß ich wieder hierher mußte, um die Ehre des h. Cyriacus zu retten, war ja selbstverständlich".

Bei diesen Worten zog der alte Herr hinten aus der Rocktasche ein reich mit Silberbeschlag versehenes Buch, worin vorn in einem langen Heiligenregister auch der Name des h. Cyriacus zu lesen war. Alle lachten, wie sich denken läßt. Man trank zur Ehre des h. Cyriacus bis in die späte Nacht hinein, und wird sich die fromme Frau wohl gewundert haben, wie hinfällig ihr Mann aus dem Kampfe für den h. Cyriacus nach Hause zurückgebracht wurde.

**J. Kolkmann.**

* * *

## Weihnachtsliteratur.*)

### Malerische Reiseziele.

Die heute so allverbreitete, für das Leben von uns modernen Menschen zu einer bestimmenden Macht gewordene Sehnsucht nach „malerischen Reisezielen" ist bekanntlich noch nicht seit sehr lange in die Welt und in die Herzen gekommen. Kaum seit mehr als 150 Jahren. Die Menschen früherer Culturepochen reisten entweder nur indem sie *mußten*, um bestimmter praktischer Zwecke willen, d. h. zur Messe, in Handel und Geschäften, zum Studium oder zur Ausübung einer Handtierung, zu besonderen Quellen und Gnadenorten, um des Leibes oder der Seele Heil. Oder doch nur zu solchen Zielen, welchen gewisse Sehens- und Merkwürdigkeiten, „Weltwunder", befremdende Sitten der Bevölkerungen, wichtige und glänzende Feste einen ausgebreiteten Ruhm in der damaligen Welt gaben. Verlangen nach Gegenden derselben zu empfinden und die Mühen und Unbequemlichkeiten großer Reisen nicht zu scheuen, und weil jene Gegenden etwa des Rufs genossen hätten, in unserm Sinne „*malerisch*" zu sein, war ihnen eben so unbekannt als das eigenthümlich ausgebildete romantische Landschaftsgefühl, welches in den europäischen Culturvölkern im 18. Jahrhundert sich zu entwickeln beginnt, und heute einen so breiten Platz in dem allgemeinen Empfinden behauptet.

Der Begriff des „*Malerischen*" in der Landschaft ist allerdings vielfachen Wandlungen unterworfen. Was die Menge durch den gebildeten und geschmackvollen Laien heute noch damit bezeichnet, ist für die rechten Maler selbst nicht mehr das wahrhaft Malerische. Sie haben gelernt, die sogenannte „schöne und groteske Gegend" als Stoff des Landschaftsbildes eher zu meiden, als zu suchen; und gerade die unscheinbaren, jener bestechenden, glänzenden Reize entbehrenden Scenerien als diejenigen zu schätzen, welche einer höheren und feineren Kunst weit geeignetere Gegenstände der malerischen Darstellung bieten, als jene.

Wir fordern nicht mehr vom Landschafter, daß er, um seine Künstlerschaft zu erweisen, hinausziehe zu den gepriesenen Landen der Schönheit, der heißern Sonne, der üppigeren Vegetation, des reinern Himmels, der prachtvolleren Felsbildungen, der zauberhafteren Licht- und Farbeneffecte. Aber andererseits sind uns darum die Bilder fremdartiger, blendender, phantastischer, romantischer, in dem geläufigen Sinne „malerischer" Scenerieen und „Reiseziele" auch heute noch immer willkommen, wenn hochbegabter Meister Hand sie in ihrem vollen Glanz, ihrer idealen Anmuth oder Hoheit, in ihrer abenteuerlichen Sonderbarkeit, überzeugend im Formencharakter und Farbenreiz und Gluth vor uns hinstellt. Noch lebt der Name dessen in aller Munde bei uns, der das wie kein Anderer vor und nach ihm verstanden, der „die weite Welt durchschweift" und um-

*) In der nächsten Nummer werden wir die empfehlenswerthesten Bücher für den Weihnachtstisch noch namhaft machen. D. R.

Digitized by Google

segelt hat, um eine Gallerie ihrer landschaftlich malerischen Schönheiten zu schaffen und mit heimzubringen, welcher sich an Wahrheit, Treue und hoher künstlerischer Genialität zugleich, keine anderen Bilder derselben vergleichen lassen: Eduard Hildebrandt.

Es ist das große Verdienst einer Berliner Verlagshandlung, der von Rudolph Wagner, einen auserlesenen Theil dieser Gallerie der Aquarellbilder von Hildebrandts Reise um die Erde durch das berühmte Werk („Hildebrandt's Aquarelle, auf seiner Reise um die Erde nach der Natur aufgenommen") der Chromofacsimiles von R. Steinbock und W. Loeillot gleichsam aus dem Alleinbesitz der glücklichen Erwerber losgelöst und zum Gemeingut der gebildeten Welt gemacht zu haben. Durch die soeben ausgegebene letzte Lieferung des Unternehmens, welche die Zahl der Blätter bis auf 34 erhöht, hat nun das Ganze seine Vollendung erreicht, ein schönes Denkmal für den verewigten Künstler. Die eigenartige Größe seiner Begabung, seiner ächten Kunst und seiner besonderen Virtuosität in der Aquarellmalerei wird durch diese Folge von Spiegelbildern so vieler seiner merkwürdigsten Schöpfungen der überlebenden Nachwelt ebenso zur Anschauung und zum Bewußtsein gebracht, wie seine menschliche Persönlichkeit und Sinnesweihe, die ihn so außerordentliche Lebenswege zu so ungewöhnlichen Zielen und Schicksalen, zu dieser imposanten malerischen Erkenntniß und Durchdringung der Erscheinung von Gottes ganzer herrlichen Erde führte. Auch in diesen letzten Bildern der Gallerie zeigt sich die Kunst der beiden Meister der Chromolithographie Steinbock und Loeillot auf der gleichen Höhe, wie in sämmtlichen vorangegangenen Blättern. Die Treue gegen Farbe, Tonwirkung, Vortrag und Pinselführung der Originale geht auch in ihnen nahe bis zur sinnlichen Täuschung des Beschauers. Es sind keine Uebersetzungen, scheinen keine Reproductionen der Urbilder durch mechanische Mittel und fleißig gewissenhafte Copirung mehr zu sein, sondern die unmittelbar von dem Maler geschaffenen, mit seiner unerreichbaren Freiheit, Sicherheit, Kühnheit und Genialität im Drange der Minute mit der echten Malerleidenschaft hingesetzten und hingefegten Schöpfungen des Hildebrandt'schen Aquarellpinsels. Die Gegenstände für die Blätter der letzten Lieferung geben Africas und Asiens Landschaft und Architektur. Das eine Blatt (von Loeillot reproducirt) zeigt eine Brücke bei Pecking. Sie führt in hoher Spannung auf zahlreichen Bogenpfeilern im Mittelgrunde des Bildes über den Seitenarm eines mächtigen Stroms, dessen Wasserfläche den ganzen Vorgrund einnimmt. Zur Linken mündet jene Brücke auf einen kleinen seltsamen Rundtempel; zur Rechten setzt sie auf einer Halbinsel auf, wo zwischen den dunkeln Massen verfallener Gebäude und mächtiger Baumgruppen, ein mit seltsamen Zacken verzierter Pagodenthurm aufragt. Ueber den feinsten Bergen zur Linken erlischt eben sanft die goldige Gluth des Abendhimmels, blutige Wölkchen und Dunststreifen sind über das Blau oben dahin geweht. Noch ein zweites Bild schildert eine chinesische Gegend, den Hafen von Foo-Choo-Foo. Auch hier nimmt die breite Masse des ruhigen, glatten, kaum von einem Lufthauch gekräuselten Wassers d. h. die Meeresbucht, den ganzen ersten Plan ein. Große chinesische Dschungen mit dunkelfarbigen Segeln in der Gestalt großer Drachenflügel durchfurchen die stille glänzende Fläche. Eine weit vortretende Landzunge, von deren vorderstem Hügel wieder ein Pagodenthurm aufsteigt, umgrenzt zur Rechten die tief einschneidende Hafenbucht, in welcher sich zahlreiche Fahrzeuge jener Art schaaren. Ueber den freien Gebirgszügen leuchtet zarter Abendschein, während der obere Himmel von graublauer Wolkendecke verhüllt ist. Ein drittes Bild zeigt uns Colombo auf der Insel Ceylon. Am Strande der Meeresbucht, jenseits welcher man die Hafenstadt auf der Halbinsel liegen sieht, erhebt sich eine hohe Gruppe schlanker Palmen. Einige braune Schilfhütten zeigen sich im Vorgrund zur Linken des Wegs, der längs des Ufers dahinführt. Einige Thürmchen und Palmenwipfel ragen über die niederen Dächer der Stadt in der Ferne. Durch die ganze Luft ist ein heller, milder Schimmer ergossen, welchen die glatte Meeresfläche, wie ein polirter Spiegel zurückstrahlt. Das vierte Bild (wie die beiden letztgenannten von Steinbock reproducirt) zeigt eine höchst malerische Ansicht vom orientalischen Viertel, vom Meeresufer bei Alexandrien, weiße, hie und da mit rothen Streifen bemalte, mit launenhaften Erkern und Vorbauten aus braunem Rohr- und Holzwerk versehene Häuser: einige Gäßchen im Mittelgrunde, von darüber gespannten Matten beschattet; schlanke weiß und rothe Minarets mit kecken Rundbalkons um ihren Cylinder; das Meer im nächsten Vorgrund die Uferstraße bespülend.

Ich glaube diese Gallerie Hildebrandt'scher Reiseaquarellen hätte noch um manche neue Lieferung vergrößert werden können, ohne das Interesse an ihr stumpf werden lassen. Die Verlagshandlung hat es vorgezogen, dem schönen Unternehmen eine Art von Fortsetzung durch ein ihm verwandtes zu geben, welches den Titel dieser Anzeige beider „Malerische Reiseziele" führt. Meister wie Hildebrandt lassen sich leider nicht aus der Erde stampfen. Die Verlagshandlung hat indeß, wie die erste Lieferung beweist, an Herrn Eugen Krüger einen Künstler gefunden, der es in seiner eigenthümlichen Weise sehr wohl versteht, den mannichfaltigen landschaftlichen Charakteren solcher gepriesenen „Reiseziele" in Nord und Süd in seinen Bildern durchaus gerecht zu werden. Die Herren Steinbock und Loeillot haben in der Nachbildung auch dieser Originale die gleiche Treue und die gleiche bewundernswerthe Kunst der Uebertragung bewiesen, wie in den Hildebrandt'schen Aquarellen. Das Unternehmen verheißt in seinen ferneren Lieferungen noch eine Reihe so ausgezeichneter Blätter zu liefern, daß es sich, wie in seiner äußeren Form, Erscheinung, Ausstattung, auch in seiner künstlerischen Bedeutung nicht unwürdig dem anderen an die Seite stellen dürfte. Die erste Lieferung umfaßt sechs Blätter malerische Scenerien der verschiedensten Art, Ton-, Luft- und Lichtstimmung darstellend. Das eine Bild zeigt Monaco auf felsiger Halbinsel, deren Klippenfuß das blaue Mittelmeer umfluthet, den nächsten Vorgrund von den weithin verbreiteten mächtigen Zweigen eines uralten Oelbaumes überschattet; das zweite: die Terrasse der Zaubergärten von Isola Bella im warmgoldigen Abendschein; das dritte: Venedig von den Lagunen aus gesehen, im lachenden Licht des reinsten Morgens, in welchem die Segel der Boote auf dem ruhigen Gewässer, die Façade des Dogenpalastes, die spitze Campanile goldig und rosig zu erglühen scheinen; das vierte: den Fraurenchiemsee, über dessen ihn umragende Berge die Mittagsstunde des schönsten Sommertages einen feinen bläulichen Duft dahinhaucht. Das fünfte und sechste Bild entlehnen ihre Motive nordischen, aber nicht weniger malerischen und begehrten Reisezielen. Der Hardenger-Fjord in Norwegen zeigt seine Gewässer wie die mächtigen Felsenwände und Wipfel, welche dieselben umhegen, in energisch leuchtendem gelbem Sonnenglanz. Die Fresh-Water-Bay der Insel Wight, das glitzernde Meer und die düsteren, schwärzlichen Uferklippen von des Vollmonds mildem, ruhigem Schein übergossen. Ich zweifle nicht, daß auch diese hiemit eröffnete neue Gallerie von Bildern „malerischer Reiseziele", sowohl unter denen, welche sich nach der Anschauung der Letzteren in der Wirklichkeit noch vergebens sehnten, als unter denen, welche ihre Schönheit bereits von Angesicht zu Angesicht sahen, so zahlreiche Freunde finden wird, als sie es durch die Auswahl, durch das von dem Maler und dem Chromolithographen Geleistete verdient.

—ch.

## Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Redacteur!

Erlauben Sie mir, zu dem in Nr. 39 der „Gegenwart" enthaltenen Bericht des Herrn J. Duboc über die Dresdener Versammlung der „Gemüseheiligen" zwei Bemerkungen zu machen: Erstens, daß der schleppende Verlauf des Diners dem ausübenden Küchenpersonal und nicht dem Verein zur Last gelegt werden muß und dessen Menu ebenso wenig einen Schluß auf das Alltagsleben der Vegetarianer gestattet, als irgend ein anderes Festessen zur Beurtheilung des alltäglichen, bürgerlichen Mittagstisches. — Doch das ist Nebensache; Hauptsache aber ist der zweite Punkt, daß durch den zu Zwecken feuilletonistischer Pikanterie geschaffenen Namen „Gemüseheilige" ganz falsche Begriffe geweckt werden. Eigentliches Gemüse, nämlich Blätter und Kräuter (Kohl, Salat, Spinat u. s. w.) erklärt der Vegetarianer keineswegs für des Menschen richtige Nahrung. Wird die Frage einmal naturwissenschaftlich gestellt: Welches ist die richtige Nahrung des Menschen? — so kann nach allen anatomischen und physiologischen Analogien die Antwort nur lauten: es ist weder Fleisch, denn der Mensch ist kein Raubthier, noch ist es Gras und Grünkram, denn der Mensch ist kein Wiederkäuer; also muß es ein Drittes sein, nämlich die Früchte. Feldfrucht und Baumfrucht ist die richtige eigentliche Nahrung des Menschen.

Digitized by Google

Wer in allen Dingen die Wahrheit sucht, sollte auch streben, diese Wahrheit dem Verständniß der Mitwelt ungetrübt deutlich zu machen. Die entgegenstehenden Irrthümer sind nicht länger haltbar. Darum bleibt es ja doch jedermann überlassen, ob er aus der naturwissenschaftlichen Erkenntniß Gesetze des persönlichen Verhaltens herleiten will, oder nicht.

Genehmigen Sie, geehrter Herr, Dank für so viel gewährten Raum und die Versicherung besonderer Hochachtung.

H., 12. October 1874. **A. v. S.**

## Bibliographie.

Geschichte des Kampfes um Paderborn 1597—1604. Von Franz v. Löher. Berlin 1874, A. Hofmann & Co.

Fürst Bismarck. Charakterbild für das deutsche Volk. Leipzig, Karl Kunze.

Cavour et l'église libre dans l'état libre par A. Vera. Naples 1874, Detken et Rocholl. Paris, Ballière.

Robert Greenes Leben und Schriften. Von Wolfgang Bernhardi. Leipzig, Volksbuchhandlung.

Sociales Wissen. Von A. F. Grohmann. Berlin, Aug. Schindler.

Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich. Von Wilh. Scherer. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.

Des Volkes Erbe. Von Dr. Karl Umpfenbach. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.

Deutsche Aufsätze. Von Joseph Venn. 7. Aufl. Düsseldorf, Adolf Gestewitz.

Lateinische Aufsätze. Von J. Gabula. Düsseldorf, Adolf Gestewitz.

Die häusliche Krankenpflege. Von Dr. W. Mencke. Berlin 1875, Th. Ch. Fr. Enslin.

Wohin führt es? Roman von Amely Bölte. 2 Bde. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Otto der Dritte. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Th. Grün. Plauen, F. E. Neupert.

Molières Werke mit deutschem Commentar ꝛc. Herausgegeben von Dr. Adolf Laun. IV. Le bourgeois gentilhomme. Berlin, G. van Muyden. Paris, Sandoz & Fischbacher.

Ehre um Ehre. Schauspiel in 5 Acten von Paul Heyse. Berlin, Wilh. Hertz.

Die Medici. Trauerspiel in 5 Acten von Dr. Julius Werther. Stuttgart, A. Werther.

Königgrätz. Episches Gedicht von Reinhold Döring. Brieg, L. Müller.


## Inserate.

**Redacteur**

im Zeitungswesen gründlich erfahren, vorzüglicher Stilist, tüchtig im Leitartikel, Feuilleton und als Kunstreferent, wünscht Engagement bei einer Zeitung gemäßigt liberaler Tendenz.

Nur auf selbständige Redactionsstellen wird reflectirt. Gehaltsbedingungen mäßig. Adressen sub B. C. 916. Invalidenbank Berlin W., Behrenstr. 24, erbeten.

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

**MEYERS HANDLEXIKON**

*Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* **augenblicklichen Bescheid.** *1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr. Vorräthig in allen Buchhandlungen.*

Bibliographisches Institut in Leipzig (vormals Hildburghausen).

**Passendstes Festgeschenk für Damen!**

Soeben ist bei **Hermann Costenoble** in Jena erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Braut in Haaren.**

Eine Erzählung aus dem Gebirge. Von

**Hans Adolf Münnich.**

Mit einem Titelkupfer, gez. von P. Thumann, in Kupfer gestochen von Prof. H. Bürkner. 8. eleg. broch. 1⅓ Thlr., in eleg. Mosaikband 1¾ Thlr.

Diese Erzählung von hervorragendem Werthe ist eine reizende, hochpoetische Arbeit eines wahren Dichters von Gottes Gnaden, die von den Künstlern Thumann und Bürckner auf's Sinnigste illustrirt, sich für die Frauenwelt besonders als Festgeschenk eignet.


## Zwei litterarische Aktenstücke.

I.

Die Redaction der „Deutschen Dichterhalle“ ist jetzt in die Hände eines bewährten Dichters übergegangen, nachdem sie vorher unter der gänzlich ungerechtfertigten Redaktion eines höchst undichterischen Kalauerfabrikanten vegetirte.

**Rudolph Gottschall**

(Blätter für litterarische Unterhaltung No. 44).

II.

Herrn Oscar Blumenthal, Dresden.

Hochgeehrter Herr!

Bei Ihrem Rücktritt von der Redaction der „Deutschen Dichterhalle“ fühlen die unterzeichneten Freunde und Mitarbeiter dieses Blattes sich gedrungen, Ihnen ihr Bedauern über diesen Entschluss und ihre volle Anerkennung für Ihre Leitung der Redaction auszusprechen. Sie haben das Blatt aus unscheinbaren Anfängen zu einer Entfaltung geführt, in welcher es seinen idealen Grundgedanken trefflich verwirklicht. Sie haben dieses Ziel erreicht durch einen hingebenden Eifer, durch unparteiischen Geist und durch kritische Bethätigung freisinnigen Geschmacks und gediegener ästhetischer Grundsätze. Sie sind nicht müde geworden, die Schaffenden anzuspornen, den Irrenden den Weg zu zeigen und die andrängende Mittelmässigkeit durch die Pfeile Ihres Witzes wirksam in ihre Schranken zu weisen.

In der Hoffnung, Ihnen bald in einem neuen, Ihrer Kraft entsprechenden Wirkungskreise zu begegnen, rufen wir Ihnen ein herzliches Lebewohl zu.

**Ludwig Bauer. Heinrich von Bantz. Wilhelm Bennecke. Helene von Bila. Otto Braun. Fritz Brentano. Fr. Brunold. Wilhelm Buchholz. Ada Christen. August Freudenthal. Hugo Gaedcke. Julius Graefe. Elly Gregor. Julius Grosse. Nina Güthner. Robert Hamerling. Eduard von Hartmann. Max Heinzel. Hans Herrig. Arnold Hesse. Ewald Hochgemuth. Ferdinand Hoefer. Marie Ihering. Peter Krauss. Wilhelm Langewiesche. Heinrich Laube. Albert Lindner. Hermann Lingg. Hieronymus Lorm. Albert Lüllwitz. A. Mels. H. Mohr. Kurt Mook. Bertha von Oberkamp. Gustav Pasig. Ernst Rauscher. Theodor Renaud. Leopold von Sacher-Masoch. Richard Schmidt-Cabanis. Heinrich Seidel. Gustav Seuffer. Heinrich Stadelmann. Feodor Wehl. Gotthilf Weissstein. Karl Woermann. Karl Zettel.**


**Leuckart's Hausmusik.**

Soeben erschienen:

**Franz-Album.** Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von **Robert Franz.** Op. 9, 34, 35 und 36. Neue Ausgabe m. hinzugefügtem englischem Text. Gr. 8. In farbigem Umschlag mit Portrait und Facsimile **Rob. Franz'.** Geheftet. Preis 1 Thlr. Gebunden 1½ Thlr.

**Jensen-Album.** Ausgewählte Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von **Adolph Jensen.** Gr. 8. In farbigem Umschlage mit Portrait und Facsimile **Adolph Jensen's.** A) für hohe Stimme: geheftet 1 Thlr., geb. 1½ Thlr. B) für tiefere Stimme: geheftet 1 Thlr., gebunden 1½ Thlr.

**Leipzig,** Verlag von **F. E. C. Leuckart.**

Gediegenes Weihnachtsgeschenk!

**Geschichte der neuesten Zeit**

1815—1874

von Dr. **Oscar Jäger.**

3 Bände à Thlr. 1. 10. — elegant gebunden à Thlr. 1. 20.

Sofort zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Epochemachende Erscheinung!

Nach dem einstimmigen Urtheil der angesehensten Historiker und der liberalen Presse überragt **Jägers neueste Geschichte** alle ähnlichen Werke durch ihre gründliche, unparteiische, prägnante und geistreiche Darstellung.


Digitized by Google

# Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

**L. von Ranke, Deutsche Geschichte** im Zeitalter der Reformation. 5. Aufl. 6 Bände. broch. 10 Thlr., eleg. in Leder geb. 12 Thlr.

**L. von Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen.** 8. Preis 3 Thlr. T.-A. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

**L. von Ranke, Genesis des Preussischen Staates.** Vier Bücher preussischer Geschichte. gr. 8. Preis 4 Thlr., geb. 4 Thlr. 16 Ngr.

**L. von Ranke, Die römischen Päpste** in den letzten vier Jahrhunderten. 6. Aufl. In 3 Bänden. Preis 5 Thlr. 10 Sgr. In einem Prachtband 6 Thlr. 20 Sgr.

**Becker's Weltgeschichte,** herausgegeben von Professor **Adolf Schmidt** in Jena (bis auf die neueste Zeit). 22 Bände, eleg. geb. Preis 19⅔ Thlr. — Die Augsburger allgemeine Zeitung sagt von unserm „Becker", es sei ein Werk, **„welchem die Engländer und Franzosen, ungeachtet der grossen Stellung, die sie in der Welt einnehmen, und der einzelnen Meisterwerke, die ihre historische Literatur besitzt, im Ganzen nichts Aehnliches an die Seite setzen können".**

**Julian Schmidt, Charakterbilder** aus der zeitgenössischen Literatur. Ein Band gr. 8. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

**Julian Schmidt, Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit.** 3 Bände gr. 8. Preis 8 Thlr. Werden auch einzeln à 2 Thlr. 20 Sgr. abgegeben.

**Johannes Huber, Biographische Skizzen und culturhistorische Aufsätze.** gr. 8. Preis 2 Thlr.

**Max Duncker's Geschichte des Alterthums. Erste Gesammt-Ausgabe in 7 Bänden.** Band I. à 2 Thlr. 20 Sgr. Band II. à 3 Thlr. 10 Sgr.

**Oscar Peschel, Völkerkunde.** Zweite, unveränderte Auflage. gr. 8. Preis broch. 3 Thlr. 22 Sgr., gebunden 4 Thlr. 8 Sgr.

Die erste Auflage wurde innerhalb eines halben Jahres vergriffen.

**Freiherr von Thielmann, Durch den Kaukasus, durch Persien** und die **asiatische Türkei.** Reiseskizzen. 2 Bde. gr. 8. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

**Alfred v. Reumont, Lorenzo de' Medici, il Magnifico.** 2 Bde. gr. 8. Preis 8 Thlr., geb. 9⅓ Thlr.

**Riezler, S., Die literarischen Widersacher der Päpste** zur Zeit Ludwig's des Baiers. gr. 8. Preis 2 Thlr. 8 Sgr.

**Steindorff, E., Jahrbücher des deutschen Reichs** unter Heinrich III. Erster Band. gr. 8. Preis 3 Thlr. 22 Sgr.

**Steffenhagen, E., Deutsche Rechtsquellen in Preussen** vom XIII. bis zum XVI. Jahrhundert. gr. 8. Preis 1 Thlr. 22 Sgr.

**Beitzke, Die Deutschen Freiheitskriege 1813 und 1814.** Dritte Auflage. 3 Bände. Preis 4 Thlr., geb. 5⅓ Thlr.

**Arnd, E., Geschichte der Gegenwart. 1860—1872.** 4 Bände. 8. broch. Preis 4 Thlr., gebunden 5 Thlr.

**Bulmerincq, A., Praxis, Theorie und Codification des Völkerrechts.** gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

**Cohn, G., Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik.** 2 Bde. gr. 8. Preis 6 Thlr. 20 Sgr.

**Bilinski, L. Ritter v., Die Luxussteuer als Correctiv der Einkommensteuer.** gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

**Vorräthig in sämmtlichen Buchhandlungen.**

Hierzu eine Inseraten-Beilage.

Hierzu Beilagen von R. Wagner in Berlin, F. C. C. Leuckart in Leipzig, Manke's Verlag in Jena, Gebrüder Michelli in Berlin und von der Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.


Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

# Beilage zur Gegenwart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

№ 50. Ausgegeben am 12. December 1874. Band VI.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Shakespeare's Dramatische Werke.**

Uebersetzt von
Bodenstedt, Delius, Gildemeister, Herwegh, Heyse, Kurz, Wildbrandt.
Mit Einleitungen und Anmerkungen.
Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**
9 Bände. 8. Geh. 6⅓ Thlr. Geb. 9 Thlr.
(Auch in 38 Bändchen zu 5 Ngr. geheftet, 7½ Ngr. cartonnirt zu beziehen.)

" Diese von Friedrich Bodenstedt herausgegebene neue Shakespeare-Uebersetzung, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen zu jedem Stück und einer Biographie Shakespeare's vom Herausgeber, vor kurzem erst vollendet, hat sich so großer Theilnahme zu erfreuen, daß bereits eine zweite Auflage davon nöthig wurde. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die
**Idee der Entwickelung.**
Eine sozial-philosophische Darstellung von
**Leopold Jacoby.**

Erster Theil. Berlin 1874. Preis 1⅓ Thlr.
**H. E. Oliven,** Louisenstraße Nr. 45.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen:

**Auswahl**
aus den
**Kleineren Schriften von Jacob Grimm.**

Zweite Ausgabe. Velinpapier. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.; in Leinw. geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Das Buch ist eine Auswahl aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm. Er hat seinen gelehrten Apparat beiseite geschoben und tritt uns, in der Form freier und edelster Darstellung nun mit Resultaten seiner Studien entgegen. Es sind gerade zwölf größere Schriftstücke, denen etwa ein halbes Dutzend kleiner Nachträge folgt. Der Stoff ist mannichfaltig genug: eine Selbstbiographie; über seine Entlassung in Göttingen; Reise-Eindrücke aus dem Süden und dem Norden; Denkreden auf Lachmann, Wilhelm Grimm, Schiller; Abhandlungen über Schule, Universität und Akademie, über den Ursprung der Sprache, über das Pedantische in der deutschen Sprache. So viele Stücke, so viele Perlen. Wer immer mit reinem Sinn und aufgeschlossener Empfänglichkeit an die Lektüre des Buches herantritt, den wird es anziehen und festhalten; und hat er es gelesen, so wird die Sehnsucht in ihm bleiben, zu dem Buche zurückzukehren und es wieder und wieder zu lesen." Neue freie Presse!

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß Alle, die aus eigener Lektüre den bildenden Einfluß dieses Werkes empfangen, gern dazu beitragen werden, denselben auch Anderen zugänglich zu machen, und namentlich unserer Jugend.

**Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Zu Weihnachtsgeschenken empfiehlt die **C. H. Beck**'sche Buchhandlung in Nördlingen:

**Der deutsche Krieg 1870—71.**
Ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich
**Schartenmayer**
Vierte Auflage mit 33 Illustrationen.
Geheftet 28 Sgr. oder 1 fl. 36 kr. Elegant cartonnirt 1 Thlr. 3 Sgr. oder 1 fl. 54 kr.
(Bei Einsendung des Betrages Franco-zusendung.)

**Werthvolles Weihnachtsgeschenk! Vollständigste und beste Weltgeschichte!**

**Schlossers Weltgeschichte,** das bekannte klassische Nationalwerk, **ist bis auf die Gegenwart fortgeführt, jetzt vollständig** und in allen Buchhandlungen in 18 Bänden elegant gebunden à 1¼ Thlr. vorräthig. Eine werthvollere gediegenere Weihnachtsgabe dürfte sich kaum bieten.

Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

**Schmidlin's**
**Blumenzucht**
im Zimmer.
Illustrirte Prachtausgabe.
Herausgegeben von **F. Jühlke,**
Hofgarten-Dir. S. M. des Kaisers.
Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 64 in den Text gedruckten feinen Holzschnitten.

Die gärtnerische Literatur besitzt kein zweites Werk, welches sowohl an Gediegenheit des Inhalts und ansprechender Form, wie an eleganter Ausstattung und Vortrefflichkeit der zahlreichen Abbildungen mit der Prachtausgabe des bekannten Schmidlin'schen Werkes wetteifern kann und welches deshalb von höchstem Interesse für jeden Blumenliebhaber ist, sowie besonders sich eignet zum
**Festgeschenk für Damen.**
Ein prachtvoller Band in gross Lex.-Octav in chromolithograph. Umschlag, Preis 16 Mark. In elegantem Salonband Preis 20 Mark.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Der heutigen Nummer liegt ein Nachtrag zum Preisverzeichniß der Kunstwerke aus der Gyps-Gießerei der Gebrüder Micheli in Berlin bei.**

**Neue Romane.**

**Franz Eugen, Der Held des Bauernkriegs.** 2 Bände. 8. Broschirt 2 Thlr.
**Grimm, J., Die Familie von Brion.** 8. Broschirt 1¼ Thlr.
**Ernestine v. L., Schatten und Licht.** 8. Broschirt 1 Thlr.
**Mylius, Otfried, Ausgewählte Novellen.** 2 Bände. 8. Broschirt 2½ Thlr.
**Temme, J. D. H., Allerlei Reisegesellschaft.** 8. Broschirt 1¼ Thlr.
**Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.**

Im Verlage von **A. Hofmann's Separat-Conto** Berlin, Kronenstraße 17, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Aus dem Nachlasse Mirza Schaffy's.**
Von **Friedrich Bodenstedt.**

Sie sagen, ich lebe zu locker,
Und das bringt dem Alter Gefahr;
Ihr albernen Stubenhocker,
Mein Leben bleibt wie's war!
Lehrt Eure trockene Tugend
Dem nüchternen Geschlecht;
Noch keiner starb in der Jugend,
Wer bis zum Alter gezecht!

**16 Bogen in gr. 8° in elegantester Ausstattung. Preis in engl. Leinen geb. 2 Thlr.**

**Neue Folge der Lieder des Mirza Schaffy.**
mit Prolog und erläuterndem Nachtrag.

Gleich den ersten in mehr als **50,000 Exemplaren** verbreiteten Liedern Mirza Schaffy's, die ein Gemeingut der Nation geworden, wird auch die **Neue Folge** jedem Besitzer des ersten Liederstraußes eine willkommene Gabe sein.



Digitized by Google

Elegantes Festgeschenk!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

## Mendelssohn's Werke.

**Erste kritisch durchgesehene Gesammt-Ausgabe.**

Bis jetzt sind erschienen:

15. Sept. **Mendelssohn's Pianoforte-Werke.** Band I. Preis 9 Mark.
1. Oct. **Mendelssohn's Pianoforte-Werke.** Band II. Preis 8 Mark.
1. Oct. **Mendelssohn's sämmtl. Lieder** für 1 Singstimme m. Pianof.-Begleitung. Preis 13 Mark.
8. Oct. **Mendelssohn's Trios für Pianoforte, Violine und Violoncell.** Partitur u. Stimmen. Preis 9 M. 30 Pf.
22. Oct. **Mendelssohn's' sämmtl. Streich-Quartette.** Partitur. Preis 13 Mark. Stimmen (4 Bände). Preis 20 Mark.
26. Nov. **Mendelssohn's Octett.** Oper 20. Part. 3 M. 90 Pf. Stimmen 6 M. 30 Pf.
26. Nov. **Mendelssohn's Ouverturen.**
No. 1. **Hochzeit des Camacho.** Part. 3 Mk. 30 Pf. Stimmen 4 Mk. 20 Pf.
No. 2. **Sommernachtstraum.** Part. 4 Mk. 20 Pf. Stimmen 4 Mk. 80 Pf.

Die vollständigen Bände sind auch elegant gebunden zu haben. Preis der Einbanddecke 2 Mark.

Im Januar 1875 werden in vollständigen Ausgaben erscheinen:

**Mendelssohn's Streich-Quintette.** Partitur 5 Mark 40 Pf. Stimmen 8 Mark 10 Pf.
**Mendelssohn's Pianoforte-Quartette.** Part. und Stimmen.
**Mendelssohn's Pianoforte-Werke** zu 4 Händen 3 Mark 30 Pf.
**Mendelssohn's Orgelwerke.** 6 Mark 60 Pf.
**Mendelssohn's Lieder** für Sopran, Alt, Tenor und Bass. Part. 3 Mark 30 Pf. Stimmen 5 Mark 10 Pf.

Wir werden mit den Publicationen in rascher gleichmässiger Folge fortfahren, so dass die Ausgabe in 3½ Jahren vollendet sein wird.

Leipzig, November 1874.

**Breitkopf & Härtel.**

## VICTORIA

ist die **billigste** Modezeitung. Für nur **2 Mk. 25 Pf.** (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500 Abbild.** (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Verlag von Otto Meissner, Hamburg.

**Mähl's Schriften. 4 Bände.**

Tater-Mariken.
Jean.
Fanny.
Lütj Anna.

à Band 15 Sgr.

# Festgeschenke

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Still min Hanne, hör mi to!
Lüttje Müse pipt int Stroh,
Lüttje Vageln slapt in Bom,
Röhrt de Flünk un pipt in Drom.

(Aus der illustrirten Ausgabe des „Quickborn".)

## Quickborn

von

**Klaus Groth.**

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.**

Preis broch. 2 Thlr. 15 Sgr. elegant geb. mit Goldschn. 3 Thlr.

**Pracht-Ausgabe**

davon a. feinstem Velinpapier Preis eleg. geb. m. Goldschn. 5 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe.

Preis brochirt 1 Thlr. 6 Sgr. geb. 1 Thlr. 18 Sgr.

Octav-Ausgabe mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis broch. 22½ Sgr.

**Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder, Plattdeutsches Gedicht.** Miniatur-Ausgabe. Preis broch. 21 Sgr. geb. 27 Sgr.

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Preis gebunden** 1 Thaler.

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln, plattdeutsche Erzählungen. Preis** geh. 22½ Sgr., geb. 1 Thlr.

Soeben erschienen:

## Feldblomens.

**Plattdütsch Leeder un Läuschen in Meckelnbörger Mundort**

von

**Eduard Hobein.**

Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 20 Sgr. Geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

## Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen elegant geh. Ladenpreis 2 Thlr. 10 Sgr. **Elegant mit Goldschnitt** gebunden 2 Thlr. 25 Sgr.

Früher erschien:

## Theater von Paul Lindau.

Zweite Auflage.

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

1 Band. 8°. Elegant brochirt. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

## VIONVILLE.

Ein Heldenlied in drei Gesängen

von

**E. von Wildenbruch.**

Zweite Auflage.

8°. Elegant geheftet 15 Sgr., gebunden mit Goldschnitt 25 Sgr.

Für **Weihnachtsgeschenke** empfohlen:

## Bluntschli,

**Deutsche Statslehre für Gebildete.**

1 Band von 29 Bogen. Elegant geb. 2 Thlr. = 3 fl. 30 kr.

☛ Ein classisches Buch für Alle, die sich für das Leben des Staates interessiren, und insbesondere des Deutschen Reichs Entwicklung aufmerksam zu verfolgen streben.

**Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.**

## Kunst & Gewerbe

1874 oder 8. Jahrgang

bestehend aus 48 Nummern und 48 Kunstbeilagen.

**Preis 5 Thlr.**

Wochenschrift zur Förderung deutscher **Kunst-Industrie.** Herausgegeben vom **Bayr. Gewerbe-Museum zu Nürnberg,** redig. von Dr. Otto v. Schorn. Wir halten diese Zeitschrift allen Gewerbe-, Industrie- und Lese-Vereinen, Vorständen von Kunst-Industrie- und Gewerbe-Schulen, sowie allen Industriellen und Kunstfreunden bestens empfohlen. Jede solide Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen und liefert auf Verlangen Probenummern.

Nürnberg. **Friedrich Korn'sche Buchhandlung.**

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit von Georg Stilke in Berlin.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 19. December 1874. Band VI.

v. 6
20.51

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Die Führer des Altkatholicismus. Von Wilhelm Rullmann. — Führer und Redner der französischen Nationalversammlung. Von Leopold Richter. VI. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Meyers Reisebücher. Ober-Italien. Von Gsell-Fels. Besprochen von Alfred Woltmann. — Mein Lebensgang. Von Fr. Vischer. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die Sirene. Komödie in 4 Aufzügen von Mosenthal. Besprochen von Paul Lindau. — Die Concertsaison. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Die Führer des Altkatholicismus.

Von Wilhelm Rullmann.

Es gibt kaum eine Bewegung unserer gährenden Zeitepoche, die selbst von unparteiischen Stimmen so verschiedenartig beurtheilt wird, als die altkatholische Reform. Während die Einen in wegwerfendem Tone von dem „todtgeborenen Kinde" sprechen, gibt es wieder Andere, die sie als die großartigste und historisch bedeutsamste Reaction des deutschen Freiheitsgeistes gegen römische Geistesdespotie rühmen.

Der Wunsch, sich ein klareres Urtheil zu gewinnen nicht sowohl über die Bedeutung, als über die Aussichten dieser Bewegung, die doch zum guten Theil auf die Persönlichkeiten der Führer gegründet sind, veranlaßte den Verfasser dieser Zeilen, den Altkatholikencongreß zu besuchen, der Anfangs September in der Hauptstadt des Breisgaus tagte.

In der Freiburger ehemaligen Jesuitenkirche (!) ward ihm zunächst die Vorstellung eines altkatholischen Gottesdienstes, der sich in seinem sinnlichen Ritus wenig oder nichts von einem gewöhnlichen katholischen Altardienste unterschied. Derselbe Wettgesang der Responsorien zwischen Chor und Priester, vom Orgelklang begleitet, dasselbe eigenthümlich auf die Nerven fallende Rascheln der Klingel beim stillen Meßopfer, dieselben hundertfachen Kniebeugungen des administrirenden Chorknaben, der hier freilich in Civil ging, — man sieht, die Reform hat den Ritus wenig oder nicht anzutasten gewagt. Und mit Recht, denn dem profanum vulgus sind vor Allem die Formen heilig und ein besonnenes Vorgehen in dieser Richtung erscheint darum geboten. Schon daß man das bisher obligatorische Institut des Beichtstuhles in ein facultatives verwandelte, war ein Schritt, der erst nach vielfachem Bedenken und Ueberlegen in's Werk gesetzt wurde.

Aber nun die Predigt! Ein junger Priester von stattlicher Figur, mit freien intelligenten Zügen und mit hoher Stirn, hinter der der römische Gedanke keinen Raum mehr findet, besteigt die Kanzel; er behandelt in seinem Vortrage ein Thema, das keineswegs das Steckenpferd katholischer Kanzelredner zu sein pflegt, — das Thema von der christlichen Liebe. Die Zeit, in der sich Gottes Kraft noch durch Wunder den Menschen offenbarte, nennt der Redner „eine weit hinter uns liegende Gnadenepoche"; das stimmt also nicht mit Louise Lateau. Mit erhobener Stimme spricht er von dem Unfehlbarkeitsdünkel des „welschen Pfaffen"; und jetzt — wir staunen — jetzt wird sogar der alte Heide, von dem noch neulich ein protestantischer geistlicher Herr gesagt hat, daß er ein wahres Hundeleben geführt habe, jetzt wird sogar Goethe citirt:

„Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen". —

Die beiden folgenden Zeilen des Goethe'schen Spruches, die ihm doch vielleicht zu stark pantheistisch angehaucht sind, verschweigt der Redner, dessen Vortrag in der dichtgefüllten Kirche die ungetheilteste Aufmerksamkeit findet.

Eine noch größere Menschenmenge, die nach Tausenden zählte, hatte sich am Nachmittag jenes Sonntages in der festlich geschmückten Schützenhalle eingefunden.

„Sie sitzen schon mit hochgezognen Braunen
Gelassen da und möchten gern erstaunen."

Staunen und Verwunderung über die freie und überzeugungsfeste Sprache der deutschen Männer, die hier auf der Rednerbühne standen; — dieser Eindruck malte sich auf fast allen Gesichtern; und das Staunen ist ja bekanntlich der Anfang der Erkenntniß. Zwar konnte man auch hier die finstere Miene eines gut päpstlich Gesinnten und dort das ironische Lächeln um die schmalen Lippen eines hageren Caplans erblicken, der sich den altkatholischen Schwindel auch einmal ansehen wollte, im Ganzen aber folgte man den Reden mit gespannter Aufmerksamkeit und deutlich sich manifestirendem Beifall.

Und wie es mir erging, so mag es damals noch manchem Anderen ergangen sein. Ich gestehe es ein, daß ich hier zuerst von jener Unterschätzung bekehrt wurde, mit der ich bisher, wie so Viele, auf die altkatholische Bewegung herabgesehen hatte. Hier zuerst kam mir die Ueberzeugung, daß Männer an der Spitze derselben stehen, die ihrer Aufgabe gewachsen sind.

Wenn ich es nun versuche, aus der Erinnerung heraus flüchtige Charakteristiken jener Persönlichkeiten zu geben, an die sich zum guten Theil die Hoffnungen der Altkatholiken knüpfen, so wird Niemand an diese Wiedergabe momentaner Eindrücke die Forderung einer erschöpfenden Ausführung stellen.

Beginnen wir mit der Spitze. Es verstand sich von selbst, daß der am 4. Juli 1873 erwählte und am 11. August desselben Jahres von dem Haupte der Jansenisten geweihte Bischof Reinkens für die Badenser, in deren Land er erst kürzlich eine Firmungsreise gemacht hatte, ein Gegenstand ganz besonderen Interesses sein mußte. Die Meisten, die ihm hier

Digitized by Google

näher traten, mußten sich eingestehen, daß man den richtigen Mann an die Spitze gestellt hat. Reinkens ist nicht der Mann kühner Initiative — einen solchen würden die Altkatholiken überhaupt nicht gern in ihrer Mitte und noch weniger gern als ihr Haupt sehen. Er ist keine akademische Berühmtheit, wie Döllinger oder Schulte, kein scharfer polemischer Geist, wie Friedrich, kein philosophisch so durchgebildeter Mann, wie Huber, aber er ist, was er in seiner Stellung vor Allem sein muß, eine Persönlichkeit; eine Persönlichkeit, die auf Jeden, der ihr nahe tritt, einen wohlthuenden Eindruck macht. Der groß und starkgebaute, breitnackige Mann ist dabei von einer fast weiblichen Sanftmuth: seine Bewegungen sind ruhig und gemessen und entbehren nicht der Würde, eine ernste Milde blickt aus seinen freien und offenen Zügen, der Tonfall seiner Rede ist weich und wohlklingend, wobei seine Aussprache fast an's Gezierte streift. Der Ausdruck seines ganzen Wesens ist eine gewinnende Freundlichkeit und liebevolle Toleranz. Das hindert ihn freilich nicht, gelegentlich mit erhobener Stimme und mit wuchtigen Worten gegen Lügen und Verdächtigungen seiner Gegner zu protestiren, wie damals auf dem Freiburger Congreß, wo er dem Erzbisthumsvicar Kübel eine wohlverdiente Lection gab.

Reinkens ist dabei, ohne eine geistige Capacität ersten Ranges zu sein, doch ein durch und durch wissenschaftlich gebildeter Theologe. An der Breslauer Hochschule vertrat er als Lehrer der Kirchengeschichte mit Baltzer zusammen eine freisinnigere Richtung, die ihn denn auch bald genug mit den Finsterlingen in Conflict brachte. Ein Aufenthalt in Rom gegen Ende der Sechziger Jahre hat auch ihm, wie schon so Vielen, den freien Blick in das jesuitische Getriebe geöffnet, so daß die vaticanische Definition ihn nicht unvorbereitet traf. Mit Döllinger und andern eilte er dann im Herbste 1870 nach Nürnberg zu der Theologenversammlung, die das alte Bekenntniß für Deutschland zu retten versuchte. Die Folge dieses Schrittes für Reinkens war die Suspension von seinem Amte und die Excommunication, die ihn für immer von Rom losriß und dem Häuflein der Treugebliebenen zuführte, an dessen Spitze er jetzt steht.

Er steht mannhaft im Streite da, dieser altkatholische Bischof, er hat breite kräftige Schultern, und diesem glücklichen Umstande verdankt er es vielleicht, daß die Wucht der päpstlichen Verwünschungen, die aus der Encyklica vom 21. November 1873 auf ihn herabregneten, ihn nicht niederzudrücken vermochte. Er ist, wie bemerkt, nicht der Mann kühner Initiative und schnellbereiter Entschlossenheit, aber wiederholt hat er angedeutet, in welcher Richtung die altkatholische Reform noch vorzugehen habe. „Die Kritik," schrieb er im Jahre 1869 in einer Untersuchung über des Aristoteles ars poetica, „ist überhaupt ein unveräußerliches Recht der besonderen menschlichen Vernunft, des persönlichen Menschengeistes und es gibt auf Erden keine Autorität, die sich ihr zu entziehen berechtigt wäre oder für immer vermöchte". Ein Mann, der so denkt und schreibt, wird sicher nicht bei der Verwerfung des Unfehlbarkeitsschwindels stehen bleiben.

Neben Reinkens nimmt Schulte unter den Vorkämpfern des Altkatholicismus eine hervorragende Stellung ein. Schulte, der geborene Präsident aller Altkatholikencongresse, ist auch durch seine Thätigkeit als Reichstagsabgeordneter eine zu bekannte Persönlichkeit, als daß wir hier auch nur ein flüchtiges Bild derselben zu entwerfen in Versuchung kommen könnten. Obwohl einer echt römisch-katholischen Familie angehörig, — Schulte ist der Neffe des bekannten westphälischen Ultramontanen und ehemaligen Bundestagsgesandten Dr. von Linde, der noch auf dem Krankenbette († 1870) an einer Vertheidigung der päpstlichen Unfehlbarkeit schrieb, — obwohl als eine akademische Säule der Kirche früher von den Bischöfen hochgeschätzt und selbst vom Papste mit Gunstbezeugungen überhäuft, hat Schulte doch nicht einen Augenblick gezögert, sich von der Partei der Römlinge entschieden loszusagen, sobald er das Treiben derselben klar durchschaute. „Ich bin mir immerdar treu geblieben" — wenn Schulte so ausruft, so hat er wahrhaftig mehr Recht dazu, als die Herren Hefele und Conforten. Es versteht sich, daß der „größte Canonist", wie man ihn früher genannt hat, den Römlingen jetzt ein gewaltiger Dorn im Auge ist. „Ich fühlte sehr bestimmt," — sagt der Convertit Baumstark über ihn, — „daß dieser Mann an einer ganz bestimmten Stelle krank sei; an welcher Stelle, das finde ich für gut, dem Scharfsinn der Leser anheim zu geben". Nun, an den beiden Stellen, an denen es den Ultramontanen gewöhnlich fehlt, an Kopf und Herz ist der Mann kerngesund; das fühlt jeder heraus, der auch nur einen flüchtigen persönlichen Eindruck von ihm empfangen hat.

Neben Schulte bilden die Professoren Langen, Knoodt und Reusch die altkatholische Facultät von Bonn. Die beiden Letzten waren auf dem Congresse anwesend und Knoodt trat auch nicht ohne Glück als öffentlicher Redner auf. Hatte seine Rede auch theilweise einen akademischen Anstrich, so verstand er es doch, durch geschickt eingeflochtene Anekdoten sie für die Menge zu würzen.*) Reusch, der Herausgeber des Bonner Literaturblattes, bildet, wie man mir sagt, den rechten Flügel der altkatholischen Reform. Die Ultramontanen geben sich immer noch der Hoffnung hin, ihn wieder auf ihre Seite zu ziehen. Ein Blick in die intelligenten Züge des sonst kleinen und unansehnlichen Kathedermannes läßt diese Hoffnung freilich als sehr sanguinisch erscheinen.

Steht der Bonner Reusch auf der Rechten, so nimmt der Münchener Huber, der Mitverfasser des Janus, sicher die äußerste Linke ein. In einer Delegirtensitzung des Freiburger Congresses äußerte er einmal mit Nachdruck, daß des Geredes über die Unfehlbarkeit schon gar zu viel sei und daß es sich in unserer Zeit bei einer kirchlichen Reform um ganz andere Dinge handle. In einer Broschüre: „Die Wortführer des Altkatholicismus", die mir vorliegt und die für ein ultramontanes Machwerk noch in ziemlich anständigem Tone gehalten ist, wird Huber die ketzerische Ansicht zugeschoben, „Adam sei nicht vollkommen entwickelt geschaffen, nicht in einem vorgerückteren Lebensstadium gebildet worden". Das ist allerdings stark! Ein Mensch, der behauptet, Adam sei nicht mit dem Militärmaß auf die Welt gekommen, der am Ende der Ansicht ist, er sei als kleines Kind geschaffen worden zu einer Zeit, da sich weder eine Amme, noch ein Kindermädchen seiner annehmen konnte, — ein solcher Mensch ist allerdings zu Allem fähig.

*) Als der Redner sich zum Schlusse an die Frauen wandte, war er ungalant genug, folgende Anekdote zum Besten zu geben: Ein russischer Steppenbauer, dessen Frau bei der Geburt seines einzigen Kindes gestorben war, bestimmte dasselbe für das Kloster, und um den heranwachsenden Knaben von jeder Versuchung fern zu halten, ließ er nie ein weibliches Wesen in seine Nähe kommen. Eines Tages sieht er sich jedoch genöthigt, ihn auf eine Reise nach Odessa mitzunehmen. Dort, in der großen Stadt, erregt nichts so sehr die Aufmerksamkeit des jungen Mannes, als die buntgekleideten Menschenkinder, die mit farbigen Hüten und Bändern und mit buntscheckigen Kleidern aufgeputzt sind und an denen sein Auge ein unwillkürliches Wohlgefallen findet. Auf die neugierige Frage, die er an den Vater richtet, was das für Geschöpfe seien, erhält er die brummig gegebene Antwort: das sind Gänse! — Am Abend kehren die Beiden auf ihr entlegenes Ackergütchen zurück; und wenige Tage darauf findet der Alte seinen Sohn träumend im Grase liegen. „Woran denkst du?" — fragt er ihn barsch. „Vater," gibt ihm der junge Mann zur Antwort, „ich denke — an die Gänse!"

Man mußte die Geschicklichkeit des Redners bewundern, mit der er durch einen kühnen Sprung von dieser Anekdote auf die Gänse des Capitols und von diesen wieder auf die wichtige Rolle zu sprechen kam, die noch bei jeder religiösen Bewegung den Frauen zugefallen sei.

Aber, hochverehrter Herr Professor, gestatten Sie mir in dieser Anmerkung eine ganz bescheidene Frage: Denken nicht die altkatholischen Priester auch schon etwas — an die Gänse?

Und es wäre wahrhaftig nicht das Schlimmste, wenn sie mit derartigen Gedanken sich tragen sollten.

Digitized by Google

Von den Münchenern waren auf dem Freiburger Congresse noch Meßmer und Zirngiebel anwesend, während Döllinger und Friedrich ausgeblieben waren. Meßmer ist eine durchaus originelle Persönlichkeit; sein Aeußeres läßt alles Andre eher vermuthen, als einen Mann des Katheders und ehrsamen Professor der Theologie. Redewendungen, wie: „Die Zeit wenn kömmt" statt: Wenn die Zeit kommt —, die der Herr Professor sich auf dem Papier sicher nicht erlauben würde, verrathen den geborenen Münchener oder Bayern. Ein überaus langer und weiter Rock, der fast wie ein väterliches Erbstück erscheint, so wenig paßt er zu der schmalen und schmächtigen Statur, ein in kleinen Löckchen sich kräuselndes tiefschwarzes Haupthaar, ein bartloses schmales Gesicht mit scharfen, intelligenten und leicht beweglichen Zügen, — das ist so ungefähr das äußere Bild des gelehrten und doch so populären Redners, dem eine vis comica zu Gebote steht, die ihre Wirkung auf die Massen nicht verfehlt.

Unter den gelehrten Führern des Altkatholicismns hat sich Professor Michelis eine ganz besondere Rolle selbst zugetheilt. Er ist der allezeit schlagfertige Disputant, der den Gegnern persönlich zu Leibe rückt und sie selbst in dem sicheren Verstecke echt römisch-katholischer Volksversammlungen aufsucht. Schon mehrmals ist es dabei dem streitbaren Kämpen passirt, daß man ihn unsanft an die Luft setzte; schadet nichts — er kommt immer wieder, und er hat sich durch diese Taktik, seit er Pfarrer in Thingen ist, bereits weit und breit unter seinen Gegnern einen gefürchteten Namen gemacht. Erst vor kurzem hat er mit einem römisch geschulten Schriftgelehrten eine regelrechte, öffentliche Disputation abgehalten, ganz à la Luther und Eck; und wenn auch der unerwartete Ausgang derselben kein anderer war, als der, daß beide Gegner Recht behielten, so hat er dem Unfehlbarkeitsmann doch so zugesetzt, daß diesem der Angstschweiß in dicken Tropfen über das feiste Gesicht herablief.

Allen Respect vor dem Manne! Nur sein „Glaubensbekenntniß" hätte er ungeschrieben lassen sollen. Seine Praxis ist lobenswerth, mit seiner Theorie aber möge er uns gütigst verschonen. Es mag dem mitten in der fortschreitenden Bewegung Stehenden vielleicht ein Bedürfniß gewesen sein, sich selbst Rechenschaft über seinen religiösen Standpunkt abzulegen; für das Publicum aber haben derartige dogmatische Subtilitäten keinen Reiz mehr. In diesem „Glaubensbekenntniß" lesen wir unter Anderem die Behauptung: „daß das Geheimniß der Trinität dem Identitätsgesetze nicht widerspricht, weil wir ja nicht drei göttliche Wesen und ein göttliches Wesen oder nicht drei Personen und eine Person setzen, also nicht durch die Einheit die Dreiheit oder durch die Dreiheit die Einheit aufheben, sondern den einen Gott nach dem Sein durch die Einheit und nach dem Persönlich- oder Bewußtsein durch die Dreiheit signalisiren". Hat der Leser genug? Sonst könnten wir noch mit einigen theologisch-philosophischen Reflexionen über die Trinität aufwarten, deren Definition von jeher ein Bravourstück der Dogmatiker gewesen ist.

Soviel von den wissenschaftlichen Koryphäen der Altkatholischen, von denen, wie bemerkt, zwei der bedeutendsten, Döllinger und Friedrich, auf dem Congresse nicht anwesend waren. Von den Laien traten Oberamtsrichter Beck aus Heidelberg, Staatsanwalt Streng aus München, Landamtmann Keller aus Aargau und Reichstagsabgeordneter Völk als Redner auf. In dem Erstgenannten, dem Verfasser des „Scheuernpurzel am See", hatte ich einen perfecten Volksredner erwartet. Statt dessen tritt ein trockener Mann von der Jurisprudenz auf die Tribüne, der den langen Hals steif in dem gestärkten Kragen hält, immer gerade vor sich ausschaut, fast so unbeweglich, wie ein Recrut unter dem Militärmaß und der mit monotonem Stimmfall, ohne jegliches rhetorische Geschick, eine Rede über die Unfehlbarkeit hält. Wie man sich täuschen kann!

Als echte Volksredner zeigten sich dagegen auch hier wieder der altwürdige Landammann Keller, der den Gruß der Schweiz überbrachte, und Dr. Völk, der es als Aufgabe der altkatholischen Reform hinstellte, den Beweis zu liefern, daß man gut katholisch und zugleich gut deutsch sein könne.

Gut katholisch und gut deutsch! Da eben liegt es! Die nationale Bedeutung des Altkatholicismus hat ihm unsere Sympathien gewonnen; sollen sie ihm erhalten bleiben, so darf der entscheidende Schritt: Los von Rom! — nicht lange mehr auf sich warten lassen. Angekündigt ist er längst. In der Sitzung des preußischen Landtages vom 29. Januar erklärte der Wiesbadener Abgeordnete Petri, ebenfalls einer der Führer der Bewegung, offen und rückhaltslos: „Das Papstthum ist uns keine göttliche Institution, sondern eine historische Erscheinung, die wie jede andere vergeht ... Ich will offen heraussagen, was wir erstreben: unser Kampf gilt Rom!" Und die Ansprache des „Centralcomités der Altkatholiken für Norddeutschland" an die Katholiken Deutschlands („Köln. Zeitung" vom 28. Januar) gibt auf die Frage: „Was ist der Altkatholicismus" die Antwort: „Doch wahrlich nicht etwa, wie man ihn gewöhnlich definirt, nur die kirchliche und religiöse Association derjenigen Katholiken, die gegen das Infallibilitätsdogma protestirt haben. Dann wäre es allerdings mit seiner Macht gar schlimm bestellt. Der Altkatholicismus ist der vom Romanismus entbundene Katholicismus".

Aber warum ist man trotz alle dieser Versicherungen noch nicht zur entscheidenden Action übergegangen? — Wenn die Führer der Bewegung noch damit gezögert haben, so scheinen verschiedenartige Motive mitgewirkt zu haben: einmal vielleicht die Rücksicht auf den greisen Döllinger, der einem völligen Bruche mit Rom nicht sehr geneigt ist; dann vielleicht die eitle Hoffnung, daß nach dem Tode Pius IX. sich wieder manches in der Kirche ändern und bessern könne; und endlich ein Beweggrund mehr materieller Natur.

So lange nämlich in dem Paragraphen unserer Verfassung, welcher der katholischen Kirche ihre Rechte garantirt, von der römisch-katholischen Kirche die Rede ist, darf die altkatholische Reform sich nicht zu einem Schritte entschließen, der ihre Angehörigen aller kirchlichen Vermögensrechte beraubt. Sie darf sich vielmehr als die echte alte römisch-katholische Kirche hinstellen, da sie die Neuerungen verworfen hat und dem Papste noch immer einen primatus honoris zuerkennt. Zur völligen Trennung von Rom wird man erst dann übergehen können, wenn der kirchliche Vermögensantheil auch in Preußen, wie in Baden, durch ein Altkatholikengesetz geregelt ist. Ein solches wird schon in der nächsten Session des preußischen Landtages von dem Kölner Comité beantragt werden.

Erst wenn die altkatholische Bewegung einen festen materiellen Boden unter den Füßen fühlt, kann sie auch ruhig und sicher vorwärts schreiten.

## Führer und Redner der französischen Nationalversammlung.

Von **Leopold Richter.**

(Schluß.)

### VI. Die radicale Partei,

die äußerste Linke, zählt nur 40 Mitglieder, aber darunter eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Rednern und Parteiführern. In erster Linie muß natürlich der Exdictator Gambetta genannt werden; sodann die alten Demokraten Ledru-Rollin (Vaucluse), und Louis Blanc (Seine); ferner die als Schriftsteller und Redner bekannten Herren Challemel-Lacour (Bouches-du-Rhône), Esquiros (Bouches-du-Rhône), Edgar Quinet (Seine), Lokroy (Bauches-du-Rhône) und endlich die Herren Ferrouillat (Var), Barodet (Seine) und Naquet (Vaucluse).

Léon Gambetta (Seine) soll an dieser Stelle und in

Digitized by Google

seiner Eigenschaft als Deputirter beurtheilt werden. Der 34jährige Mann hat bereits eine so bedeutende Vergangenheit hinter sich, und die Zukunft verspricht ihm noch so Vieles, daß seine ganze Persönlichkeit unmöglich in den engen Rahmen gefaßt werden kann, in dem wir ihn zu zeigen haben. Gambetta ist als Redner und Parteiführer hervorragend. Die Natur hat ihn in gewissen Beziehungen stiefmütterlich ausgestattet. Er ist klein und plump gebaut. Sein Profil ist edel und energisch; aber das entdeckt der Beobachter nur, wenn er ihn mit Aufmerksamkeit und im Detail betrachtet. Der erste Eindruck der Erscheinung Gambettas ist — durchaus kein günstiger. Er hat etwas Gewöhnliches, Alltägliches, um nicht geradezu zu sagen Gemeines. Er hält sich sehr schlecht; er verwendet durchaus keine Sorgfalt auf seine Kleidung und Wäsche, und seine Gesten, obgleich dieselben in gewissen großen Momenten voll Majestät und Autorität sind, erscheinen im gewöhnlichen Lauf seiner Rede unschön und banal. Er steckt sehr häufig beide Hände in die Taschen oder er hakt die Daumen in seine Weste ein; sodann passirt es ihm nicht selten, daß er die Arme kreuzt und in dieser Stellung die Kammer wüthend anschreit. Da er nun aber eine sehr breite Brust und kurze Arme hat, so kreuzen sich diese in fast komischer Weise über dem behäbigen Schmeerbauch des Exdictators. Aber — Gambetta besitzt das schönste Organ der Kammer: eine laute, volle, wohltönende Bruststimme. Seine Phrase ist abgerundet, häufig von vollkommen oratorischer Schönheit; endlich hat Gambetta immer etwas zu sagen, wenn er auf die Tribüne steigt; man weiß dies, und die Kammer und das Publicum schweigen und lauschen, um zu hören, was der jugendliche Chef der rothen Partei offenbaren wird. Gambetta spricht langsam und deutlich, besonders im Anfang seiner Rede. Später wohl, wenn die Leidenschaft ihn hinreißt und er heftig wird, sprudeln die Worte schneller aus seinem Munde; aber selbst in den Momenten größter Heftigkeit punktirt er seine Rede gut, hält am Ende eines jeden Satzes inne und macht sich immer vollständig verständlich. In solchen Momenten großer Aufregung wird seine Gesticulation einfach und edel. Dann hebt er den Zeigefinger der rechten Hand drohend in die Höhe und senkt ihn wieder mit einer langsamen Bewegung voll Autorität und Würde. Diese Geste ist durchaus nicht mehr komisch. Sie ist der Dictatorennatur Gambettas eigenthümlich. Sie gehört einem Mann an, der einen eignen, festen Willen hat und der sich die Kraft zutraut, diesen seinen Willen früher oder später zur Geltung zu bringen.

Gambetta ist ein Mann von äußerster Unerschrockenheit. Er ist verwegen, er schreckt vor nichts zurück. Sein grenzenloser, unkluger Optimismus, von dem er auch während des Krieges so zahlreiche Proben abgelegt hat, macht ihn seinen Feinden und Freunden gleich gefährlich. Gleichzeitig zeichnet er ihn in hervorragender Weise vor den meisten seiner Landsleute aus; — denn vorsichtige Klugheit, die häufig in Kleinmuth ausartet, ist den Franzosen viel mehr eigenthümlich, als unüberlegtes, leichtsinniges Handeln. Seinem Optimismus verdankt Gambetta ein unbegrenztes Selbstvertrauen und diesem Selbstvertrauen die Herrschaft, die er auf seine Umgebung ausübt. Diese erkennt in ihm ihren Führer an, weil Gambetta nicht nur zu verwegener Handlung anspornt, sondern bereit ist, verwegen zu handeln und die Verantwortlichkeit seiner Handlungen zu übernehmen. Im Allgemeinen erwartet jeder Franzose von seinem Nächsten, daß er tapfer und unerschrocken sei. Gambetta dagegen geht denjenigen, die er auffordert ihm zu folgen, mit dem Beispiel unerschrockenen Muthes voran. Die von den bonapartistischen Zeitungen erfundenen Fabeln seiner Flucht vor den Deutschen entbehren jeder Begründung. Gambetta hat nicht Gelegenheit gehabt, sich im Felde als tapferer Soldat zu zeigen, aus dem einfachen Grunde, weil er niemals Soldat gewesen ist. Sein Platz war nicht auf dem Schlachtfelde, sondern im Ministerrathe. Dort mag sein Auftreten oft ein äußerst unkluges gewesen sein; kleinlich war es nie. Wie groß auch der materielle Schaden ist, den die Gambetta'sche zweite Abtheilung des Krieges Frankreich zugefügt hat, moralisch ist das Land in den Augen von Soldaten und Philosophen dadurch gehoben worden, daß es eine zehnmal verlorene, verzweifelte Partie mit Verzweiflung weiter zu spielen gewagt hat. Es ist einzig und allein Gambettas Verdienst, daß sich der Krieg vom September bis zum Monat Januar hinziehen konnte, und es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß diese blutige, ja ruchlose Verlängerung der Schlachten Frankreich in den Augen der Nachbarländer furchtbarer gemacht hat, als wenn sich das stolze und gedemüthigte Land nach Sedan bereits, nach einer Campagne von vier Wochen, für besiegt erklärt hätte. — Gambetta hat im letzten Jahre an Einfluß über die radicale Partei verloren. So roth er auch sein möge, er hat politische Rivalen gefunden, die noch weiter als er gehen wollen, und die ihn als einen „Gemäßigten" in den Augen der französischen Socialisten verdächtigt haben. Dessenungeachtet ist Gambetta einer der mächtigsten Parteiführer im heutigen Frankreich und wird als solcher erscheinen, bis ein neuer Regierungswechsel die republicanische Partei unschädlich gemacht oder an das Staatsruder gebracht hat. Im ersten Falle würde Gambetta wohl das Schicksal Rocheforts theilen; andernfalls würde ihm nur die Wahl bleiben, Frankreich despotisch zu beherrschen oder ein Opfer der Radicalen der Zukunft zu werden.

Ledru-Rollin, der alte Volkstribun, der, nachdem er über zwanzig Jahre in vollständiger Zurückgezogenheit gelebt hatte, jetzt wieder auf der politischen Schaubühne erschienen ist, — Ledru-Rollin ist in seinem Aeußern der Typus des wohlhabenden, französischen Bourgeois. Seine Erscheinung entspricht durchaus nicht der Idee, die man sich nach seinen Reden und seinem Schaffen von ihm machen würde. Er hat, seitdem er wieder einen Sitz in der Nationalversammlung eingenommen, nur eine Rede gehalten, und diese ohne sonderlichen Erfolg. Seine Nachfolger haben ihn überflügelt. Das glänzende Rednertalent eines Gambetta verdunkelt das seine. Ledru-Rollin spricht außerordentlich langsam und deutlich in kurzen, inhaltreichen Phrasen. Sein Organ ist schön, seine Geste einfach. Das ganze Auftreten des alten Revolutionärs hat heute etwas Prätentiöses, was den Zuhörer nicht sonderlich für ihn einnimmt, Ledru-Rollin zehrt an seinem Ruhme und ist gewissermaßen der Changarnier der äußersten Linken. Sein Einfluß ist unbedeutend.

Louis Blanc ist ein kleiner, unansehnlicher Mann mit einer schwachen Stimme, dessen Reden, wenn sie einmal gedruckt sind, vom Standpunkte seiner Partei aus einen gewissen Werth haben. Während des Vortrages machen sie keinen Eindruck. Louis Blanc ist ein Denker und einer der besten lebenden Schriftsteller Frankreichs. Seine Parteigenossen sind deshalb auch gezwungen, ihm eine gewisse Autorität einzuräumen. Sein Einfluß macht sich jedoch viel mehr in den Fractions- als in den Plenarsitzungen geltend.

Edgar Quinet, einer der bekanntesten, fruchtbarsten und besten Schriftsteller der radicalen Partei, hat sich als Redner nur selten producirt. Bei Gelegenheit der Discussion über die Friedenspräliminarien sprach er energisch gegen die Abtretung von Elsaß-Lothringen. Der Schluß seiner Rede: „Der Friede, den ihr uns bietet, ist ewiger Krieg unter der Maske des Friedens" ist ein geflügeltes Wort geworden. Edgar Quinet übt wie Louis Blanc in den Fractionssitzungen einen wohlberechtigten Einfluß auf die Beschlüsse seiner Partei aus.

Esquiros, der wie Edgar Quinet während des Kaiserthums im Exil gelebt und sich als Schriftsteller einen weitverbreiteten Ruf erworben hat, gehört zu den leidenschaftlichsten Mitgliedern der äußersten Linken. Präfect der Regierung der Nationalvertheidigung, gerieth er in einen heftigen Streit mit Gambetta. Es scheint, daß eine vollständige Versöhnung zwischen den beiden radicalen Parteiführern niemals stattgefunden hat. Dieser Umstand erklärt, daß Esquiros trotz seines unbestreitbaren Verdienstes keinen bemerkenswerthen Einfluß in der Nationalversammlung ausübt.

Digitized by Google

Challemel-Lacour, der Freund Gambettas und mit Ranc und Allain-Targé der Gründer der „République Français“, des Hauptorgans der republicanischen Partei, Challemel-Lacour ist nächst Gambetta der bedeutendste Redner der äußersten Linken. Er wird von Vielen für das eigentliche Haupt der Partei gehalten. Er bildet in seinem Aeußern einen vollständigen Contrast mit Gambetta. Challemel-Lacour ist lang, mager, vornehm und kalt. Einige seiner Reden haben großes Aufsehen erregt. Er besitzt das Talent, die Rechte auf das äußerste zu reitzen. Seine Reden werden nicht selten nach jeder Phrase durch zornige Ausrufe der Rechten unterbrochen. Er setzt allen Angriffen eine eiserne Stirn entgegen und bewahrt inmitten der Aufregung seiner Gegner eine vollständige Ruhe und Selbstbeherrschung. Während Gambetta ein vorzüglicher Improvisator ist und das Wort gewöhnlich ergreift, wenn im Laufe der Verhandlungen der Linken zufälligerweise Gelegenheit geboten wird, ihre Principien zu vertheidigen oder die Rechte anzugreifen, ist Challemel-Lacour als der ruhigere und tiefere Denker, Wortführer seiner Partei, wenn diese in die Debatte in wohlvorbereiteter Weise eingreifen will. Challemel-Lacour ist ein Mann in den besten Jahren, und scheint berufen, noch sehr thätig in die politischen Ereignisse der nächsten Zukunft einzugreifen.

Edouard Lokroy, Gründer der Zeitung „Le Peuple Souverain“, die wegen ihrer ultraradicalen Tendenzen unterdrückt worden ist, und Mitarbeiter am „Rappel“, übt als Journalist einen Einfluß auf seine Partei aus. Als Redner hat er sich bis jetzt nicht gezeigt; jedoch erscheint sein Name in den stenographischen Kammerberichten als der eines sehr heftigen und schlagfertigen Unterbrechers. Lokroy hat sich wie Rochefort, Ranc und andere Mitglieder seiner Partei mit dem Bonapartisten Paul de Cassagnac im Duell geschlagen. Er ist in Paris äußerst populär.

Ferrouillat, ein unversöhnlicher Jacobiner und ein äußerst langweiliger Redner, der die Tribüne Stunden lang besetzt hält, hat in der letzten Session einige Fragen von secundärer Wichtigkeit mit gründlicher Sachkenntniß und erschöpfender Ausführlichkeit behandelt. Er ist eines der fleißigsten und thätigsten Mitglieder der radicalen Partei. Sein Einfluß ist unbedeutend.

Barodet ist besonders dadurch berühmt geworden, daß seine Wahl zum Mitglied der Nationalversammlung vom Herzog von Broglie und seiner Partei als Vorwand zu dem Angriff auf Herrn Thiers benutzt wurde, dem dieser am 24. Mai unterlag. Barodet hat demnach der gemäßigten republicanischen Partei großen Schaden zugefügt. In seiner Eigenschaft als Mitglied der äußersten Linken hat er bis jetzt noch nichts geleistet.

Naquet endlich, mit dem wir diese lange Liste schließen, ist ein wüthender Republicaner und der häßlichste Mann der Nationalversammlung. Seine politischen Gegner, in erster Linie die Bonapartisten, sprechen niemals von ihm ohne ihm Schimpfnamen anzuhängen. Der tödtliche Haß, den Naquet ihnen geschworen hat, ist wirklich mehr als gerechtfertigt. Der Deputirte für Avignon geht in seiner politischen Meinung weiter als Gambetta, weiter als Ledru-Rollin, Louis Blanc und Challemel-Lacour. Er ist der rötheste unter den Rothen. Es existirt, so sagt man, eine gewisse Rivalität zwischen ihm und Gambetta, und Naquet soll mehr als einmal den Versuch gemacht haben, den Exdictator als einen gemäßigten Conservativen im Geiste der socialistischen Partei zu verderben. Es ist schwer zu ergründen, wie weit ihm dies gelungen ist. Es ist wohl anzunehmen, daß seine Bemühungen nicht ohne jeden Erfolg geblieben sind, aber es gebricht Naquet an dem Muthe und an der Kraft, die Gambetta auszeichnen. Wenn es jemals zum offenen Kampfe zwischen diesen beiden Männern kommen sollte, so darf man annehmen, daß Naquet in demselben unterliegen würde. Naquet ist als Redner unbedeutend, als Journalist hat er am „Rappel“, „Reveil“, „Marseillaise“ und in letzter Instanz an der „Démocratie du Midi“ sehr thätig gewirkt. Er ist in ganz Frankreich bekannt, er ist unter den Demokraten in Südfrankreich sehr populär und er mußte unter den einflußreichen Mitgliedern der Nationalversammlung genannt werden.

Die vorzüglichsten Preßorgane der radicalen Linken sind: „République Française“ (Gambetta) und „Rappel“ (Victor Hugo und Lokroy).

Der Zufall hat gewollt, daß ich die Liste der vorzüglichsten Redner und Führer der Nationalversammlung mit den unliebenswürdigsten Mitgliedern der Kammer geschlossen habe. Dies ist nicht absichtlich geschehen, und ich möchte, indem ich nun von den 730 Souveränen Frankreichs Abschied nehme, nicht das Gefühl hinterlassen, als ob ich während einer längeren Arbeit in Gesellschaft unliebenswürdiger und untüchtiger Leute gelebt habe. Im Gegentheil: Frankreich ist vielleicht niemals aufrichtiger und besser vertreten worden, als durch die heutige Nationalversammlung. Das unglückliche, durch innere Zwistigkeiten zerrissene Land zerfällt in eine große Anzahl von Parteien, die sich mit leidenschaftlichem Hasse und mit Anwendung aller erdenklichen Waffen bekämpfen. Die Vertretung der Nation, wenn sie eine wahre sein soll, kann heute unmöglich ein homogenes Ganze bilden. Aber eine Versammlung, welche Redner wie Dufaure, Gambetta, Jules Favre und Jules Simon, — Staatsmänner, wie Thiers, Broglie und Rouher, — Schriftsteller und Gelehrte, wie Littré, Quinet, Esquiros, Barthélemy-St.-Hilaire, Laboulaye, Lanfrey, Rémusat, — Finanzcapacitäten, wie Mathieu-Bodet, Magne, Bocher, Say, Pouyer-Quertier, — unerschrockene Männer, wie Du Temple und Dahirel, — Abkommen der größten und edelsten Familien, wie Joinville, Aumale, Larochefoucauld-Bisaccia, Audiffret-Pasquier, Rodez-Bénavent, Chabaud-Latour, Franclieu, eine Versammlung, welche Männer wie diese unter ihren Mitgliedern zählt, darf nicht leichtfertig als eine unverständige oder sogar als eine schlechte Gesellschaft bezeichnet werden.

Die bedeutende intellectuelle Macht und die vorzüglichsten Eigenschaften der Franzosen spiegeln sich in derselben treu ab; daß auch die Fehler des hochmüthigen, prahlerischen und verlogenen Theiles der Nation in derselben vertreten sind, ist unvermeidlich. Man wirft der Nationalversammlung in Versailles nicht mit Unrecht die Ohnmacht vor, von der sie in den letzten Monaten so zahlreiche Beweise geliefert hat; aber man vergißt mit charakteristischer Undankbarkeit, daß diese Versammlung Großes geleistet, daß sie die Würde Frankreichs in seiner tiefsten Erniedrigung aufrecht erhalten, den Frieden geschlossen, den Sieger abgefunden, einen furchtbaren Bürgerkrieg unterdrückt, die Schuldigen bestraft, die finanzielle Lage des Landes wiederhergestellt und nun beinahe vier Jahre lang, inmitten der außerordentlichsten Schwierigkeiten, Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten hat. Die Auflösung der Kammer steht nahe bevor, sie muß naturgemäß auch bald vor sich gehen und ist im Interesse Frankreichs selbst herbeizuwünschen. Aber dessenungeachtet darf man, ohne dem Urtheil der Geschichte vorgreifen zu wollen, mit Zuversicht sagen, daß nur unversöhnliche Parteimänner und unheilbare Optimisten sich mit der Hoffnung schmeicheln können, die nächste Kammer werde einen solchen Reichthum an Erfahrung, Kenntniß, Talent und Patriotismus bieten, wie die heutige, von allen Seiten verspottete und angegriffene Nationalversammlung von Versailles.

---

P. S. In der Liste der legitimistischen Deputirten ist es übersehen worden, Herrn Lucien Brun anzuführen. Derselbe vertritt das Ain-Departement und ist einer der guten Führer und Redner seiner Partei. Er hat zu verschiedenen Malen die Reise nach Frohsdorf gemacht, um den Grafen von Chambord zu bewegen, seine platonische Liebe zum französischen Thron in irgend einer praktischen Weise zu manifestiren. Diese Versuche sind stets mißlungen. Herr Lucien Brun erscheint dadurch nicht entmuthigt und fährt fort, das legitimistische Princip aus voller Ueberzeugung und nach besten Kräften zu vertheidigen.

**

Digitized by Google

# Literatur und Kunst.

## Meyers Reisebücher.

Ober-Italien. Von Dr. Th. Gsell-Fels. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig und Hildburghausen 1874.

Von dem vierbändigen Reisehandbuch für Italien von Gsell-Fels ist ein Band, Oberitalien, jetzt, nach der kurzen Frist von anderthalb Jahren, schon in zweiter Auflage erschienen. Das ist ein wohlverdienter Erfolg bei einem Werke, das mit so viel Fleiß und Umsicht, mit so gründlicher Kenntniß des Landes und so umfassender Belesenheit in der einschlagenden Literatur geschrieben ist. Ich gehöre zu denen, welche die Bücher von Gsell-Fels gleich bei ihrem Erscheinen am freudigsten begrüßt haben. Sie bieten uns in deutscher Sprache und vom Standpunkte deutscher Bildung aus die unentbehrliche Anleitung, die wir bisher höchstens in fremden Literaturen finden konnten. Jetzt wird mir das Glück zu Theil, eine neue Wanderung durch einzelne Theile von Italien an der Hand der kürzlich erschienenen zweiten Auflage zu machen, und bei solcher Gelegenheit lernt man ein Buch derart ganz anders kennen, als wenn man es zu Hause am Schreibtisch durchsieht. In allem Wesentlichen bewährt es sich, in Einzelheiten ließe sich freilich mancher Nachtrag geben und ließe sich über Manches rechten. Die Bemerkungen, die ich bisher bei Benutzung des Werkes gemacht habe, will ich daher mittheilen, weil sie doch vielleicht brauchbare Winke für spätere Auflagen enthalten und weil in einigen praktischen Fragen, in denen Meinungsverschiedenheiten bestehen, eine Discussion ganz am Platze ist.

Hieher gehört zunächst die Frage nach der besten Anordnung des Stoffes bei der Beschreibung der einzelnen Städte. Gsell-Fels hat in der zweiten Auflage vielfach die Anordnung, die er in der ersten gewählt hatte, umgestoßen, und zwar, wie ich meine, nicht mit Recht. „Zur raschen und bequemen Uebersicht des unermeßlichen Schatzes alles besonders Sehenswerthen," — heißt es im Vorwort — „wurde die topographische Anordnung durchgeführt. Wer sich der Leitung des Buches rückhaltlos überläßt, wird gewiß bald inne werden, daß es ihm in der kürzesten Zeit den herrlichen Reichthum in einer Weise vorführt, wie derselbe auch physisch am besten genossen werden kann". Aber für diese rückhaltslose Hingabe an die Leitung des Reisehandbuches möchte ich mich bedanken; es soll mir auf der Reise Dienste leisten, mir Rath und Auskunft ertheilen, bei Leibe aber nicht mein unumschränkter Herr und Gebieter sein. Der Verfasser hat bei der Wanderung durch die Städte bestimmte Routen ausgerechnet, und er beschreibt nun alles Einzelne: Plätze, Monumente, Sammlungen, Kirchen u. s. w. in buntem Durcheinander, wie es derjenige antrifft, der genau der vorgeschriebenen Route folgt. Bei kleineren Städten, wo des Sehenswerthen nicht so viel ist, wo keine so großen Verschiedenheiten in der Aufenthaltszeit des Einen und des Andern vorkommen, wo man nicht so häufig zu bereits Gesehenem auf's neue zurückkehrt, wo auch die Möglichkeiten in der Wahl der Wege nicht so groß sind, mag das angehen, ja selbst empfehlenswerth sein, aber bei größeren Städten habe ich diese Anordnung durch eigene Erfahrung als beirrend und unpraktisch kennen gelernt. Entweder man folgt der Führung durchweg, und dann ist man unfrei, oder man weicht von den vorgeschriebenen Routen ab, und dann verliert man die Orientirung in dem Reisehandbuche und findet sich nur mühsam wieder zurecht. Den möchte ich außerdem sehen, der es consequent fertig brächte, in den größeren Städten ganz nach Vorschrift zu gehen. Die Kirchen, die Sammlungen sind zu bestimmten Stunden zugänglich, zu andern aber nicht. Individuelle Rücksichten und Ansprüche: Wetter, Jahreszeit, Dauer des Aufenthaltes, wirken auf die Wege ein, die der Einzelne sich wählt. Dieser muß sich seine Route täglich selbst aufstellen, und hierzu muß das Reisehandbuch ihm nur das Material und vielleicht ein paar gedrängte und übersichtliche Winke nebst ausreichenden Plänen gewähren. Mir war es sehr angenehm, daß ich außer der zweiten Auflage auch noch die erste in meinem Koffer hatte, die mir für Mailand, Florenz u. s. w. viel dienlicher war.

Wir wollen also hoffen, daß die dritte Auflage zu dem gesunden Princip der ersten zurückkehren und für die Orientirung nur durch bessere Stadtpläne sorgen wird, denn in dieser Beziehung läßt das Buch immer noch manches zu wünschen übrig. In der zweiten Auflage sind sieben neue Städtepläne hinzugekommen, was sehr dankenswerth ist, leider reichen aber die Pläne mit Ausnahme derjenigen von Florenz und Venedig nicht aus. Meistens hat man sich damit begnügt, einen Plan im Auszuge zu geben, auf dem nur die Hauptstraßen und größeren Plätze zu erkennen sind. Wie wenig das hinreicht, namentlich in Städten, wie Genua, wie Mailand, aber selbst auch in kleineren Orten, hat mich die eigene Benutzung des Buches gelehrt. Man findet sich hiernach sehr schwer zurecht, selbst wenn man noch so sehr daran gewöhnt ist, nach der Karte in der Hand zu wandern, und man wird sogar oft irregeführt, namentlich weil die Unvollständigkeit auch sehr oft Ungenauigkeit zur Folge hat. Auch auf dem Plane von Florenz kommen Incorrectheiten vor. Das Scalzo und das Teatro Principe Umberto sind an falscher Stelle angegeben.

An Umfang hat die neue Auflage wieder nicht unbedeutend zugenommen. Während der Stoff bei fortgesetzter Arbeit und bei so gründlichem Studium, wie es Gsell-Fels betreibt, fortwährend zunimmt, sollte auf der anderen Seite auch versucht werden, durch möglichste Knappheit, durch geschickte Kürzung, durch Beseitigung des Ueberflüssigen Raum zu schaffen und ein stärkeres Anwachsen des Bandes, das für den Reisenden ja höchst unbequem ist, zu vermeiden. Mitunter kann das vielleicht schon in den historischen Einleitungen geschehen, dann auch hie und da in den Citaten. Wir billigen das vom Verfasser befolgte Princip, an geeigneter Stelle die Aussprüche von Fachmännern und Autoritäten über bestimmte Kunstwerke mitzutheilen. Vielleicht wäre aber eine größere Oekonomie am Platze: Urtheile und Bemerkungen, welche das Resultat specieller kunsthistorischer Forschung sind, werden dabei vor Allem am Platze sein, während in dem Anführen rein ästhetischer Urtheile mit Vorsicht verfahren werden muß. Im Wesentlichen hat der Verfasser dabei aus den besten Quellen geschöpft und mit Geschmack und Geschick das Brauchbarste ausgewählt, in manchen Fällen könnte man aber die Citate entbehren. Bei Gelegenheit von Raphaels Bildnissen des Angelo Doni und seiner Frau könnte das Citat aus einem neuen, wissenschaftlich ganz unzureichenden Buche über den Meister entbehrt werden: „Die Arbeit zeichnet sich aus durch gewissenhafte, fast nüchterne Wiedergabe der Gesichter, welche, wie die meisten Portraits des 15. Jahrhunderts, einen freudlosen Ernst zeigen". Nichts kann falscher, abgeschmackter sein als dieses Urtheil, das jeder Beschauer mit gesunden Augen an den Bildern selbst widerlegt finden wird, denn die Schlichtheit der beiden ist fern von aller Nüchternheit, vielmehr von durchgehender feinster Beseelung, der Ernst ist nicht freudlos, sondern anziehend, edel, von wohlthuender Milde und Bescheidenheit.

Endlich möchten wir noch in einem Punkte unser Bedenken äußern. Wo Gsell-Fels poetische Citate aus fremden Sprachen einfügt, ist er fast immer in der metrischen Uebersetzung überaus unglücklich. Viel besser eine treue Angabe des Inhalts in Prosa als solche Experimente, wie er sie beispielsweise mit Strozzis und Michelangelos Versen auf die Gestalt der Nacht angestellt hat. An diesen haben schon zahlreiche deutsche Uebersetzer sich bis zum Unglaublichen versündigt, doch ich möchte bezweifeln, daß ihnen in Rhythmus, Ausdruck und Gedanken je schlimmer mitgespielt worden als hier. Strozzis Verse heißen:

„La Notte, che tu vedi in sì dolci atti
Dormire, fu da un Angelo scolpita
In questo sasso; de, perchè orme, ha vita:
Destala, se no'l credi, e parleratti".

Digitized by Google

Dies übersetzt der Verfasser:

„Die Nacht, die Du hier schlafen siehst so süß und schlicht,
Ihr hat Sanct Michael der Engel Form gegeben
In diesem Stein; und da sie schläft, so hat sie Leben,
Erwecke sie, wenn Du es noch nicht glaubst — sie spricht".

Michelangelos Antwort:

„Grato mi è il sonno e più l'esser di sasso:
Mentre che il danno e la vergogna dura,
Non veder, non sentir m'è gran ventura;
Però non mi destar deh parla basso".

Die vielfüßige Uebersetzung:

„Erwünscht ist mir der Schlaf noch mehr des Steines Weise, (!)
Indeß umher die Niedertracht und Schande währen;
Nichts sehn, nichts hören ist das glücklichste Begehren,
Drum wecke mich doch ja nicht auf! — ach, rede leise!"

Unsere Literatur weist ja bereits bessere Uebersetzungen auf, z. B. die von Harrys. Ich selbst habe für den Gebrauch bei Vorlesungen mir folgende Uebertragung zurecht gemacht, die in der Antwort sich großentheils an Harrys anlehnt:

„Die Nacht, so süß in Schlummer hier zu schauen,
Ein Engel hat sie aus dem Stein gehauen.
Sie schläft, doch sie hat Leben. Glaubst Du's nicht,
Versuch' es, sie zu wecken, und sie spricht."

„Lieb ist mir Schlaf, lieb daß ich Stein bin! Preise —
So lang' uns solche Schmach, solch Leid umwindet —
Sich glücklich, wer nicht sieht und nicht empfindet!
Drum wecke ja mich nicht, sprich leise, leise."

Ich will jetzt einige gelegentliche Berichtigungen und Nachträge folgen lassen, die sich mir auf der Reise dargeboten haben, und ich schließe mich dabei einfach der Reihenfolge in meinen Notizbüchern an.

Turin. Die Galerie hat bei Gsell-Fels eine ausführliche Würdigung gefunden, was diese hochbedeutende Sammlung verdient. Sie ist nicht allein interessant, ihrem Inhalt nach sehr mannichfaltig, sondern zugleich wohl gepflegt, angenehm aufgestellt und gut beleuchtet, so daß in diesen Beziehungen nicht leicht eine Galerie in Italien mit ihr wetteifern kann. Bei dem Erasmusportrait von Holbein bemerkt der Verfasser, daß es nach His wahrscheinlich Copie sei. In diesem Punkte befinde ich mich in einem Widerspruch zu meinem verehrten Freunde Herrn Dr. His. Nach eingehender Untersuchung habe ich die volle Ueberzeugung von der Originalität des Werkes gewonnen, die auch schon Mündler betont hatte.

Genua. Die besten Bilder im Palazzo Reale sind zwei altflandrische Gemälde, welche dem Dirk Bouts nahe kommen. Sie stellen die Geschichte und das Martyrium der heiligen Agnes in zahlreichen Einzelscenen dar.

Pavia. Bei Gelegenheit des Domes wäre auch des Modells zu diesem interessanten Renaissance-Monumente zu gedenken, das in einem Nebenraum der Kirche zu sehen ist. Hier war keine Centralanlage, sondern ein Langhausbau mit acht Arkaden und Querarmen, die halbkreisförmig schließen, beabsichtigt. Der achteckigen Capelle, die jetzt in der Ecke zwischen Chor und nördlichem Querarm steht, sollten noch drei gleiche entsprechen. Der Weiterbau nach diesem Plane ist jetzt bereits in Angriff genommen worden.

Brescia. Die Gemälde von Werth aus der Kirche San Pietro in Oliveto, darunter Meisterwerke von Moretto, befinden sich nicht mehr an Ort und Stelle, sondern sind jetzt im Vescovato zu sehen. — Die Kirche San Barnaba besitzt nicht mehr Savoldos Anbetung des Hirten, die der Verfasser ihr zuertheilt. Diese befindet sich jetzt vielmehr in der Galerie Tosi (Saal I, Nr. 17) und ist auch hier von Gsell-Fels als „heilige Familie" erwähnt worden. — San Giovanni Evangelista: Die Malereien von Moretto und Romanino in der Capella del Sacramento sind nicht al fresco sondern in Oel auf Leinwand ausgeführt. — San Francesco: Die Lünettenfreske der ersten Capelle stellt nicht die Verkündigung sondern die Heimsuchung dar. — Santa Eufemia: Das Bild des Hochaltars entspricht der Beschreibung nicht, oben ist keine Madonna, sondern nur eine Engelgruppe in der Herrlichkeit zu sehen, unten stehen vier weibliche Heilige.

Bergamo. Dom. Das Altarbild, das der Verfasser hier dem Moretto zuschreibt, gehört nicht ihm, sondern dem Morone an, der hier allerdings mehr als sonst in religiösen Compositionen zu seinem Vortheil erscheint. Es ist mit dem vollen Namen bezeichnet: MDLXXVI. IO. BATT. MORONIVS F. — San Bartolommeo. Diese Kirche hatte Gsell-Fels in der ersten Auflage genannt, in der zweiten aber vergessen. Sie verdient in erster Linie einen Besuch, weil sie eins der Meisterwerke von Lorenzo Loto enthält, eine thronende Madonna, von Engeln umgeben, zu ihren Füßen zehn Heilige, mit dem vollen Namen und der Jahrzahl 1516 bezeichnet. Einen Künstler, den erst Mündler wieder seinem Verdienste nach gewürdigt hat, sieht man hier in seiner ganzen Größe, und zwar so, daß er sich den ersten Meistern ebenbürtig zeigt. Pracht, Farbenschönheit, Trefflichkeit der Anordnung vereinigen sich mit der edelsten Beseelung und mit einer zauberhaften Festlichkeit des Ausdrucks und der Erscheinung. Das Bild in San Bernardino, das Mündler noch höher stellt, habe ich wegen Restauration der Kirche nicht sehen können. In San Spirito befinden sich außer Lotos Altarbild, das erwähnt wird (4. Capelle rechts), auch noch einige andere gute Gemälde: 2. Capelle links: Ambrogio Borgognone, Altarbild in sechs Abtheilungen: Ausgießung des heiligen Geistes, Gott Vater, Engel und Heilige u. s. w. — 5. Capelle rechts: Andrea Previtali. Die thronende Madonna mit dem Kinde von vier weiblichen Heiligen umgeben, darüber der auferstehende Christus zwischen vier männlichen Heiligen, bezeichnet und von 1525 datirt. Rechts im Chor ein früheres, aber noch charaktervolleres Bild desselben Meisters, datirt von 1515: Johannes der Täufer, feierlich auf einem Piedestal stehend, umgeben von den Heiligen Bartholomäus, Nicolaus von Tolentino, Joseph, Dominicus.

Trotz der topographischen Anordnung, die Gsell-Fels zum Princip erhoben hat, würde sich aber in Bergamo kaum jemand nach dem Buche allein orientiren können. Gerade bei dieser Stadt, von der kein Plan gegeben ist und die sich theils auf hohem Bergesgipfel aufbaut, theils in weitläufiger Verzweigung sich in der Ebene ausbreitet, wäre eine Anleitung für den Besucher am Platze gewesen, hier aber scheint dem Verfasser die ausreichende eigene Anschauung gefehlt zu haben. Es muß nach der Schilderung des Hauptplatzes der Oberstadt mit dem Dom und Santa Maria Maggiore angegeben werden, daß sich oben außerdem noch S. Andrea und S. Michele im Pozzo Bianco (wo seither noch zahlreiche ältere Fresken in Kirche und Krypta entdeckt worden sind) befinden, alle übrigen bedeutenden Kirchen aber in der Unterstadt, und zwar S. Bartolommeo gleich rechts an der Feria, S. Spirito und San Bernardino auf dem Wege von hier zur Akademie.

Mailand. Ambrosiana, II. Saal Nr. 91, Mantegna, Daniel in der Löwengrube (nicht Hieronymus). — Die Galerie Melzi ist jetzt der Vererbung wegen getheilt worden. Unter den wenigen Bildern, die im Palazzo Melzi geblieben sind, befindet sich der schöne Cesare da Sesto.

Modena. Galerie, Nr. 478. Der angebliche Heinrich VIII. von Holbein ist das schöne Portrait eines bartlosen jungen Mannes aus der Schule des François Clouet. — Unter den Handzeichnungen im II. Saal befindet sich unter der unbegreiflichen Benennung „Callot" ein treffliches Blatt von Albrecht Dürer, bezeichnet 1503, ein Landsknecht und der Tod.

Ravenna. Hier hat der Verfasser sein Princip, rechts und links stets vom Beschauer aus zu gebrauchen, vielfach nicht gewahrt.

Prato. Die Kirche San Dominico, innen ganz modernisirt, ist wegen der eleganten gothischen Backstein-Architektur des Aeußeren und des Campanile erwähnenswerth. An den schönen

Digitized by Google

Kreuzgang aus der Renaissanceperiode stößt der gothische Capitelsaal, der ein großes Crucifix aus der Schule von Giotto und die Marmorgruppe eines Meisters im Orgelspiel, Namens Franciscus, gestorben 1397, enthält. Der Name ist auf der in Hexametern abgefaßten Inschrift leider verstümmelt. — In der Sacristei von San Niccolò befindet sich ein anmuthiger, wohlerhaltener Waschbrunnen von 1520 aus der Schule der della Robbia.

Hier breche ich vorläufig ab. Vielleicht finde ich einmal Gelegenheit, auch noch andere Notizen mitzutheilen.

Florenz, October 1874. **Alfred Woltmann.**

---

## Mein Lebensgang.

### Von Fr. Fischer.

(Fortsetzung.)

Ich habe den Ehrgeiz gründlich abgebüßt; das Jahr in Frankfurt war ein Marterjahr. So blind war ich doch nicht, daß mir nicht schon in den ersten Wochen ein Instinct des Denkens gesagt hätte, wir werden nichts zu Stande bringen. Es war nicht schwer, zu ahnen, daß von allen Formen für die Einigung Deutschlands, die in Vorschlag und Frage kommen konnten, keine möglich sein werde: preußischer Erbkaiser, Directorium, Turnus, Wahlkaiser, Republik — ich sage nichts weiter, man kennt die damalige Lage Deutschlands und den Stand der Parteien. Mit diesem Vorgefühl in der Seele ging ich dumpf und freudlos umher, etwas wie Gespensterbangigkeit lag auf mir. Für die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser stimmte ich nicht; daß die lange Beschäftigung mit den Grundrechten reiner Zeitverlust sei, begriff ich; wenn wir aber statt dessen auch handelten, uns mit einer Macht, einem Parlamentsheer umgaben, was hätten wir zu schaffen vermocht? Dennoch hat das Parlament eine Zeit lang thatsächlich regiert und dies brachte ein Gefühl der Verantwortung mit sich, welches die Centnerlast vermehrte, die auf mir lag. Die Begierde, als Redner hervorzutreten, damit die Tausende von Wählern, die mir im Geiste wartend über die Schulter sahen, doch von mir hörten, stieß sich am Hinderniß des Zudranges zur Rednerbühne; die ewige Hetze, nach den langen Sitzungen die Clubdebatten bis tief in die Nacht, die tägliche Verkehrung der gewohnten Lebensweise: alles arbeitete an den Nerven und wie so viele meiner Collegen habe ich damals einen Stoß auf meine Gesundheit für's ganze Leben erlitten. Ich war Mitglied der „gemäßigten Linken"; Princip: sanfte Vorbereitung der Republik. Wer hat sich sehr zu schämen, wenn er damals im Phantasierausche der Zeit nicht erkannte, was uns sonnenklar ist, nachdem wir den Untergang der damaligen französischen Republik im Staatsstreich, die Commune, den Wahnsinn in Spanien erlebt haben? Fällt den Menschen, wie sie in unseren alten Culturstaaten sind, der Superlativ vernünftiger Staatsform, die Republik, in den Schooß, so ist er ihnen noch nicht superlativ genug, er soll noch superlativer, er soll superlativst werden; die Provinz, die Gemeinde soll ganz selbstständige Republik in der Republik sein; folgt, daß auch jede Familie, und endlich, daß jedes Individuum eine Republik sein sollte, — und der Staat ist fertig. Dann pflegt einer zu kommen, der diesen unzähligen Republiken in der Republik über die Köpfe haut. Das konnte man freilich schon aus der ersten französischen Revolution wissen; aber die Geschichte muß eine solche Lehre oft vortragen, bis sie sich unsern harten Köpfen einprägt. Ja, könnte man eine alte Republik machen, das wäre etwas Anderes! — Ich war also ein eventueller Republicaner, dachte mir aber als letzten Zielpunkt eine recht strenge und nichts weniger als kosmopolitisch sentimentale Republik. In der That war von den zwei Principien, um die es sich handelte, das der nationalen Einheit und Macht im Grunde viel stärker in mir, als das der Freiheit. Natürlich fehlte viel, daß ich mir darüber klar geworden wäre, wie mich diese Gesinnung eigentlich von der Demokratie trenne, welche, wie sie einmal ist, die Freiheit auf Kosten der Einheit will. Ganz langsam vollzog sich meine innere Lockerung, doch in praktischen Fällen, wie sie die damalige Lage Oesterreichs brachte, verhielt ich mich so streng deutsch — freilich nach meinem damaligen Standpunkte großdeutsch — gegen fremde Nationalitäten, daß meine Parteigenossen und ich selbst meinen künftigen Abfall leicht hätten voraussehen können. Großdeutsch also und herzlicher Gegner der preußischen Partei im Reichstage! Der Satz stand mir fest, daß ein Theil des Ganzen sich nicht anmaßen dürfe, das Ganze zu sein, d. h. an seine Spitze zu treten. Darin war Logik; man kann sagen, es war Logik statt Politik. Allein wo waren damals die Erfahrungsbeweise, daß es im Theile eines Ganzen eine Intensität der Kraft gebe, die in der Wirklichkeit das logische Verhältniß umzudrehen und ihn durch die That über das Ganze zu stellen vermöge? Das Parlament hat schließlich durch den bekannten Beschluß den König von Preußen zu dieser That eingeladen. In den Tagen, die diesem Beschlusse — denn was Anderes war die Verleihung der Erbkaiserkrone an Preußen? — vorangingen, lag ich in einem fürchterlichen Kampfe, ich war bankerott in allem meinem Denken über die Form der Einigung Deutschlands und dieser Bankerott drückte sich darin aus, daß ich mich der Abstimmung enthielt. Dies Verhalten eines Rathlosen mag armselig scheinen, aber wie hat sich denn der Rath bewährt, den die Weisheit der Andern wußte? Kann das Volk, kann die Freiheit einen König bitten, sich durch Revolution an ihre Spitze zu setzen? Vollends, wenn der König ein Romantiker ist? — Doch ich springe den Thatsachen voraus. Man muß nicht vergessen, daß es die erbkaiserliche Partei im Parlamente war, die, verbunden mit der Feigheit, welche sich allerwärts findet, das moralische Lebensprincip des Parlaments zerknickte, als sie den Waffenstillstand von Malmö guthieß. Es folgte der 18. September. Ich habe einige Momente dieses Tages und den Tod Lichnowskys beschrieben (Kritische Gänge, H. 4, S. 23 ff.). Man verlor die Zeit weiter mit ewigen Debatten über die Grundrechte, über Schule und Kirche. Gegen den Frühling 1849 gründete die Linke den Märzverein, bestimmt, ganz Deutschland für eine neue Revolution zu unterwühlen, für Württemberg auf den Sturz des Märzministeriums berechnet. Meine demokratischen Wähler forderten kategorisch, ich müsse eintreten; ich antwortete, ich lasse mich nicht zum Parteisimpel machen. Der badische Aufstand brach los; ich habe mich keinen Augenblick getäuscht, daß dies traurig verspätete, unfruchtbare, hoffnungslose Wehen und Krämpfe seien. Es war aus. Der Reichsverweser hatte einige Lust, uns zu sprengen, es wäre ein würdigerer Ausgang gewesen, als der in Stuttgart. Ich bin im Sommer mit dem Rumpfparlament hierher gezogen, mit klarer Einsicht in den Unsinn, aber ich wollte nicht austreten, weil ich es für Pflicht hielt, das Schwere auf mich zu nehmen, das in der Oppositionsstellung auf mich wartete, die ich nun mit Wenigen gegen die Mehrheit einzunehmen hatte. Auf der Reise nach Stuttgart schwebte ich mit vier Collegen einen Abend und eine Nacht lang in nicht geringer Gefahr, da wir in Heppenheim übernachten mußten. Es waren die Stunden des Gefechts bei Hemsbach; die hessischen Soldaten im Gasthof zum Halbmond glaubten, wir wollten dem badischen Aufstande zuziehen, weil wir Waffen bei uns hatten (Scheibenstutzen, Bürgerwehrsäbel, wirklich ganz harmlos und mitgenommen, weil wir das Gefecht bei der Abreise nicht ahnten); wir haben erst nachher erkannt, daß unser Leben bedroht war. General Schäfer von Bernstein war noch abwesend im Gefechte, Morgens frühe erbaten wir uns von ihm einen Vorweis zum Durchlaß durch die Vorposten, er gab ihn mit dem Bemerken, wir sollten schnell abreisen, nach einer halben Stunde könne er uns für nichts stehen. Wir brauchten länger, bis wir einen Wagen für unser Gepäck bekamen, denn die Eisenbahn war unterbrochen; nun fragte ich in aller Unschuld einen Dragoner unter den Soldaten, die im Hofe umherstanden, ob wohl die Gefechte sich nicht erneuer

Digitized by Google

haben; denn das Wort des Generals hatten wir so verstanden, als könnten neue Kämpfe unsere Reise aufhalten; wir ahnten nicht, daß es bedeutete, länger könne er uns nicht vor der Wuth der Soldaten schützen. Ein Gensdarm hört es, meldet es einem Hauptmann, dieser tritt vor und ruft, auf einen Anschlag zeigend: „wissen Sie, was auf Spionage gesetzt ist? Hier steht es geschrieben: der Tod!" Ich trat ihm entgegen und forderte ihn auf, mit mir zum General zu gehen und in seiner Gegenwart zu vernehmen, wie ich sein Wort verstanden und warum es mich zu dieser unverfänglichen Frage veranlaßt habe; allein die Cameraden zogen mich fort und wir wanderten hinter unserem Karren durch die Blutlachen und Pferdeleichen auf der Weinstraße nach Heidelberg, mitten in die Wirbel der Aufständischen. In Stuttgart stand es unheimlich genug; das Land sah täglich und stündlich einem Losbruch entgegen. Die Opposition, zu der ich also nun gehörte, bestand aus nicht mehr als sechs Collegen, in ihrer Mitte Uhland, wir stimmten natürlich gegen die Reichsregentenwahl, und vor der letzten Sitzung, die gehalten worden ist, sagten wir uns, es sollte doch auch einer von uns reden; keiner sprach einen Entschluß aus; es mußte einen wilden Sturm herbeiführen, wenn einer von uns gegen die erhitzten Gemüther den Mund aufthat. Ich darf glauben, daß man es nicht für Prahlerei ansehen wird, wenn ich nun erwähne, daß ich es auf mich nahm, als C. Vogt fünf Millionen zur Wehrbarmachung des Volkes forderte, und daß ich nun einer Reihe giftiger und wüthiger Angriffe Stand halten mußte. Es war ja nichts Besonderes; tausend Andere haben unter mehr Gefahr muthig gesprochen, aber ein Schicksalsbild ist es. Mit fliegenden Hoffnungen für meine ganze Nation war ich im Frühling ausgezogen und das Ende war nun, daß ich froh war, als Einzelner aus dem Schiffbruch des Ganzen mein Gewissen rein herausgebracht zu haben, indem ich unter schwierigen Umständen nicht schwieg, sondern den Narren es laut sagte, daß sie Narren seien. In den Ocean schifft — — — —

Von der Sprengung habe ich Einiges erzählt in dem Aufsatz über Uhland (Krit. Gänge H. 4, S. 132 ff.).

Im Herbst dieses Jahres starb Märklin. Ich darf als bekannt aus dem Buche von Strauß annehmen, wie er von der Kirche zur Schule übertrat und was er als Professor in Heilbronn seinem Amte gewesen ist. Mit ihm war dem alten Freundeskreise die rechte Mitte ausgebrochen. So grau wie der lichtarme Herbsttag erschien mir die ganze Welt, als ich von seinem Begräbniß einsam, stille Waldwege aufsuchend, nach Tübingen zurückging. Und nun senkte sich das breite Blei der langen, stumpfen Reaction auf Deutschland. Stille Arbeit war einzige Zuflucht. Inzwischen aber war in all der Zeit die Last des Bewußtseins, durch meine Suspension Unrecht geduldet zu haben, nicht von mir gewichen. Endlich kam der Tag der Ehrenrettung. Im Jahr 1855 erhielt ich den Ruf an das Polytechnikum und die Hochschule in Zürich. Ich konnte zu keinem Entschlusse gelangen und eben diese Unentschlossenheit brachte mir Licht, wie ich nun zu handeln habe. Ich nahm eine Audienz bei dem damaligen Cultminister von Spittler-Wächter. Ich erklärte ihm zum Voraus, daß ich nicht, wie sonst in solchen Fällen üblich, komme, um mit dem Ruf in der Hand eine Besoldungserhöhung zu erwirken. Das wäre freilich jedenfalls ein thörichter Versuch gewesen; wußte ich doch z. B., daß der giftschwangere Pasquillroman Eritis sicut Deus mit wohlangebrachten Bleistiftstrichen von geschickter Hand auf einen Schreibtisch an höchster Stelle hingeschoben worden war; der Minister hätte selbst beim besten Willen nichts für mich thun können. Ich legte ihm nun alle Gründe für und gegen Annahme der Berufung einfach sächlich vor und schloß mit den Worten, ich fürchte, es könnte mich reuen, wenn ich ginge, aber auch reuen, wenn ich bliebe; das Letztere gewiß in dem Falle, wenn ich auch ferner befürchten müßte, daß die Regierung, indem sie Denunciationen ihr Ohr leihe, mich unter einer Art von specieller Aufsicht halte. Ich muß hier nachholen, daß inzwischen neue Angebereien vorgekommen waren, daß auf eine derselben, die ich nicht nenne, weil der Urheber mir später eine genugthuende Erklärung in Ehren gegeben hat, der Minister mir durch den Kanzler (von Gerber) einen „Wink" hatte zukommen lassen. Jetzt bemerkte er mir, es seien ihm eben auch aus der Zeit nach der Rehabilitation aus achtungswerthen Quellen Mittheilungen zugegangen, aus denen hervorgehe, daß ich die rechten Grenzen noch nicht einzuhalten wisse. Ich erwiderte, mit dem Bewußtsein, unter einer besondern Controle zu stehen, könne ich nicht in meinem Wirken verbleiben; ein Lehrer spreche oft ein kühnes Wort, das er im Verlauf des Vortrags oder im folgenden zurechtrücke, ergänze, mildere, und wenn die Rosse einmal feurig rennen, solle man nicht sogleich besorgen, es sitze kein Kutscher auf dem Bock. Ich führte einige Beispiele von gemeiner und boshafter Verdrehung verschleppter Kathederäußerungen an und schloß mit der Bemerkung, anders, als ich sei, könne ich mich allerdings nicht machen, wolle man mich mit der Schneide, der ich meine Erfolge verdanke, so möge man bedenken, daß ich nicht mit stumpfen Messer schneiden könne. Nach einer Pause ließ der Minister mit leichtem Achselzucken noch die Worte folgen: das könne er immerhin sagen, daß ihm neuerdings nichts von Ausschreitungen zugekommen sei. Damit war es genug; daß sich der Knabe gar noch solle gebessert haben, das war nicht hinzunehmen, ich stand auf, bat um Auskunft über die Formeln eines Entlassungsgesuchs, erhielt sie höflich, empfahl mich und stieg im Vorgefühl der baldigen Trennung vom Vaterland und doch mit wie erleichtertem Herzen! die Treppen hinunter.

Ich bin elf Jahre in der Schweiz gewesen. Ich habe gastliche Aufnahme gefunden, bleibende Bande der Freundschaft geschlossen, ich bin von den Behörden in durchaus nobler Weise behandelt worden. Ich muß der Schweiz bezeugen, daß ich trotz des gefährlichen Fortschreitens des Geldgeistes, dem ich zugesehen, im Allgemeinen eine gewisse Ungebrochenheit der Charaktere dort gefunden habe, wie sie nur eine gesunde Republik erzeugt. Der Schweizer ist im Allgemeinen herber und rauher, als der Deutsche, und dadurch läßt sich mancher Fremde abstoßen, den ich doch bitten möchte, Schillers Abhandlung „Ueber die nothwendigen Grenzen im Gebrauch schöner Formen" zu lesen. Hoher Culturstand einer Nation bringt immer auch eine Weichheit, Geschmeidigkeit mit sich, die leicht auf Kosten der Wahrheit höflich und traulich wird; ein Theil des Alemannenstamms hat sich von der Nation getrennt und mit Bruchstücken von zwei andern Völkern nach heldenmäßigen Kämpfen eine Republik gegründet, deren sicherster Grundpfeiler ein tüchtiger Sinn der Wirklichkeit und des Wirkenden, eine unbeirrte Nüchternheit ist, conservativ im rechten Sinne des Worts. Eine solche Republik kann bestehen, denn sie zerstört die Freiheit nicht durch den Wahnsinn, der die Republikversuche in unsern alten Culturstaaten zu Grunde richtet, und sie besitzt die Heilmittel, Siege und zeitweise Herrschaft der extremen Parteien im einzelnen Kanton zu überwinden, Thorheiten zu überleben. Welche Frische der Geister und Charaktere in der Schweiz zu Hause ist, zeigt die Energie des jetzigen Kampfes gegen die ultramontane Herrschsucht. Die reformirte Kirche hatte sich schon damals, namentlich im Kanton Zürich, den neuen und freien Bewegungen in der deutschen Theologie lebenskräftig geöffnet. Angesichts von Charakteren, wie Diakonus Hirzel, den sein freies, an der Tübinger Schule genährtes Denken nicht hinderte, mit Apostelfeuer zu predigen und zu wirken, muß man den radicalen Haß der Philosophen gegen die freisinnigen protestantischen Theologen komisch finden; es ist Fanatismus der Logik, wo es sich um Praxis, um Volkspädagogik handelt. Es ist wahr, daß es ohne gewisse Verhüllungen, Bemäntelungen, ja sagen wir es nur: ohne Unwahrheit nicht abgeht, wenn ein theoretisch heller Geist noch im Volke religiös wirken will, allein was würde folgen, wenn die Männer, die in dieser Lage sind, ihre Hand von ihm abzögen? Es hätte keine Erzieher mehr, es fiele ganz in Pfaffenhand. Daher dürften gerade die Philosophen ein vernünftiges Ver-

Digitized by Google

fassungswesen preisen, das diesen „Halben" Luft und Raum gönnt. Auf dem Katheder zeigte Biedermann, wie man kritisch frei denken kann, ohne darum das ethische Band mit der Gemeinde zu zerreißen, und erwarb sich die Liebe aller jugendlichen Gemüther, mit gehaltener Würde lehrte und predigte Alexander Schweizer, der klare, gediegene Heinrich Lang, jetzt an des tief betrauerten Hirzels Stelle in Zürich, wurde damals nach Meilen berufen. Im Senate war einer der Freunde, die ich in Zürich fand, Orientalist Hitzig, die charaktervolle Hauptstütze der liberalen Mehrheit. Es fehlte nicht an Verkehr mit Künstlern, ich nenne nur den genialen Thiermaler Koller, meinen Collegen Ulrich, den Landschaftsmaler, ich erfreute mich des Umgangs mit der kernhaften, echten Dichternatur Gottfr. Kellers; in Schweizerfamilien, in dem mäcenatisch gastlichen Hause des Kaufmanns Wesendonk fand sich nicht selten zusammen, was sich zu den Kreisen der Kunst und Literatur zählte. Warum ich aus einem so guten Lande dennoch fortgegangen bin? Da ist allerdings etwas zu nennen, das den Deutschen hindert, auf diesem Boden ganz anzuwachsen. Es herrscht oder herrschte wenigstens damals noch politische Abneigung gegen Deutschland, ja mehr als dies, ein ungünstiges Urtheil über den deutschen Nationalcharakter; dies ist geschichtlich zu leicht zu begreifen, als daß ich hier auf eine Erklärung einzugehen hätte; nur an den sogenannten Schwabenkrieg erinnere ich, der im sechzehnten Jahrhundert die Schweiz vollends von Deutschland getrennt hat, und der wohl die Schuld trägt, daß Schwabe fast ein Spottname im Volksmunde geworden ist. Diese Stimmung bricht hervor, man weiß niemals, wann und wie? Man hat ein Gefühl, auf unterhöhltem Boden zu wandeln, wenn man nie sicher ist, ob man nicht etwas gegen die „Dütschen" hören muß; glaubt man sich bei Gebildeten geborgen, die man als deutschfreundlich kennt, doch entfährt auch ihnen leicht ein Wörtchen, das auf die mit der Muttermilch eingesogene Denkart weist. Auch lernt man nie ganz verwinden, daß der Name Deutscher stets nur politisch verstanden wird, also nur den Angehörigen eines auswärtigen Staates bedeutet, und dies in deutschem Munde. Viele Interessen weisen naturgemäß nach Frankreich, aber dieser Zug der Interessen ist zugleich ein Zug der Neigung und gerade in seiner Franzosenbewunderung der Schweizer (mit Ausnahmen natürlich) ein nur zu echter Deutscher. So erklärt sich denn, warum ein Deutscher, welcher in der Schweiz dient, trotz aller Güte und Freundlichkeit, die er im Einzelnen erfährt, trotz aller öffentlichen Anerkennung nicht recht aus dem Gefühle herauskommt, Fremden zu dienen. Uebrigens soll sich die Stimmung gegen Deutschland nach jenen Ausbrüchen der Krankheit, die kurz nach dem Ende des Kriegs vorkamen, wesentlich gebessert haben und ich ließe mir gerne sagen, ich hätte meine Schilderung dieser Zustände nicht im Präsens, sondern im Präteritum halten sollen. Wäre ich aber während des Kriegs noch dort gewesen, ich glaube, ich hätte in dem vernünftigen Urtheil Weniger nicht so viel Trost gefunden, um nicht ein Gallenfieber zu bekommen. Leider jedoch muß ich noch eine ganz andere Quelle von Mißstimmung erwähnen, die dem Deutschen in der Schweiz das Leben trübt. Er findet unter den eigenen Landsleuten kosmopolitische Demokraten, meist verbitterte Flüchtlinge, die sich nicht schämen, bei jeder Gelegenheit der Schweiz zu schmeicheln und auf das eigene Vaterland zu schimpfen. Habe ich doch nach meinem Abgang von einem dortigen Deutschen dieser Gattung gehört, er habe unsere Siegesfreude ein Siegesgeheul genannt, und ist doch nachher ein Deutscher von Zürich nach Paris gereist, um Thiers einen Plan zur Befestigung der Hauptstadt vorzulegen. Man wird den Schweizer für entschuldigt, wiewohl nicht für gerechtfertigt halten, wenn solche Erscheinungen auf sein Urtheil wirken. Wer aber nicht vergißt, daß er im Ausland seine Nation zu repräsentiren hat, und sich daher zum Gesetze macht, nichts auf ihre Ehre kommen zu lassen, der hat ja doch auch Stunden, wo er sich über dies und das frei aussprechen möchte, was er allerdings gegen sein Vaterland auf dem Herzen hat; da sehnt er sich denn natürlich nach Hause, um unter den Seinigen frisch von der Leber losziehen zu können, denn da darf man es ja. Steigen große politische Fragen auf, die Deutschland angehen, so wird der Deutsche im Ausland auf seiner Insel weit heftiger erregt, als im Inland, die Leidenschaft wird um so heißer, weil sie, eingespannt vom fremden Elemente, nach innen schlägt in die kleinen Kreise, worin die heimischen Parteigegensätze durch eine kleine Zahl von Individuen vertreten sind. Die Frage, ob Deutschland Frankreich den Krieg erklären solle, entzündete 1859 unter uns eine furchtbare Aufregung. Wie ich mich damals verhielt, sagten Artikel in der Augsb. Allg. Zeitung und nachher die Kritischen Gänge. Wer diese Aeußerungen gelesen, weiß, daß ich nicht beschränkt national dachte, daß ich aber in der damaligen Verwicklung meine politischen Gründe hatte, meiner alten Liebe zu Italien nicht die entscheidende Stimme in meinem Urtheil einzuräumen. In Zürich war zur selben Zeit das eidgenössische Schützenfest; der Jubel im Contrast mit den französischen Siegen wühlte mir wie mit glühenden Messern in der Seele und ich beeilte mich, nach Ulm hinüberzukommen, wo ich wenigstens mit den Meinigen klagen und grollen konnte, daß Deutschland durch seine Zögerung Frankreich die erste Rolle in Europa in die Hände fallen ließ.

Diese Bemerkungen mögen hinreichen, zu erklären, warum trotz des schönen Wirkungskreises, worin ich stand, öfters der Wunsch einer Rückkehr nach Deutschland in mir aufstieg. Etwa um 1860 handelte es sich von einer Berufung an die Universität in München, der Antrag fand im Senate die Majorität nicht; später kam eine Anfrage vom Polytechnikum in Karlsruhe, ich konnte mich nicht entschließen. Inzwischen hatte der württembergische Cultminister von Golther, mein früherer Zuhörer, mehrmals die Absicht gegen mich ausgesprochen, mich wieder nach Tübingen zu berufen. Ich hatte seine wohlwollende Einladung nicht annehmen können; ich wollte nicht mehr nach Tübingen, denn ich hatte dort unter meinen Freunden und in meinem Wirken zwar gern, in der Stadt aber als Stadt ungern gelebt. Es ist unvermeidlich, daß ich bei diesem Punkt etwas verweile.

Es mag aus verschiedenen Gründen gut sein, wenn eine oder die andere kleine Universität in Deutschland bestehen bleibt; im Ganzen aber halte ich es nicht für gut, wenn der Gelehrte im Kleinen und Engen lebt. Die Wissenschaft und ihre Träger sollen nicht von der Welt geschieden sein. Der stille Fleiß kann im Weltgetümmel so wohl, wenn nicht besser gedeihen, als in einem Mittelding zwischen Stadt und Dorf. Bei fast gänzlicher Beschränkung eines Standes auf den Umgang mit seines Gleichen kann es ohne Verknöcherung nicht abgehen. Für den Studenten sind die bekannten Gefahren einer großen Stadt nicht größer, als die der Verwilderung in der kleinen, und welkt die alte Romantik des Verbindungswesens, längst zum Schnörkel geworden, dort schneller vollends ab, als es hier geschehen wird, so ist es nicht zu beklagen. Andere, viel tiefere Gründe, welche in Württemberg mit lauter Stimme für eine Verlegung der Hochschule in die Hauptstadt sprechen, will ich nachher in anderem Zusammenhang kurz hervorheben, und hier nur noch ein Wort über das besondere Gepräge der Stadt Tübingen hinzufügen. Die untere Stadt beherbergt eine blutarme, von Wein- und Ackerbau auf klein zerstückelten Gütern kümmerlich lebende Bevölkerung; sie ist mit ihren schmutzigen Fuhren und in ihren zerlumpten Kleidern, ihrer ganzen rohen Erscheinung immer im Vordergrund und bestimmt das Gepräge der ganzen Stadt. Die Gemeinde hat neuerer Zeit viel, sehr viel für ihre Stadt gethan, z. B. die Hauptstraßen gut gepflastert, die Kirche restaurirt, aber diesem Stempel abzuhelfen, ist ein Wachsthum der Stadt vorausgesetzt, das ein Jahrhundert verlangte, und inzwischen wird sich das Land wohl der starken Gründe erinnern, die auch ohne dies Uebel die Universität nach der Hauptstadt rufen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Aus der Hauptstadt.

## Dramatische Aufführungen.

### Die Sirene.

Komödie in vier Aufzügen von Mosenthal.

Wahrscheinlich um schon durch den Titel anzuzeigen, daß der Charakter seines neuen Stücks sich dem der französischen sogenannten „comédies" anschließt, hat Mosenthal für denselben die Bezeichnung „Komödie" gewählt. Lustspiel würde es am Ende auch gethan haben. Denn die Auffassung, daß man im Lustspiel beständig lachen müsse, und daß es die ernsteren Momente ausschließe, ist doch gewiß zu engherzig.

„Die Sirene" enthält eine sehr dankbare, mit sichtlicher Liebe und mit großem dramatischem Geschick ausgeführte Rolle: die der Gesellschafterin Elise Jung. Alle anderen im Stück auftretenden Personen sind flüchtiger und sorgloser behandelt. Zwar haben auch diese Alle einzelne glückliche Momente und bisweilen sogar Charakterzüge; aber der sauber gezeichneten und lebensvoll colorirten Gestalt der Hauptfigur gegenüber treten alle diese nebensächlichen flüchtigen Skizzen sehr in den Schatten — zu sehr für den Raum; welchen sie in dem dramatischen Gemälde beanspruchen. Zum Nachtheil des Stückes erscheint die Gesellschafterin nur in zwei Aufzügen, und nur in diesen beiden ist Licht und Wärme. Der erste und dritte Aufzug, in welchem Elise nicht auftritt, sind freudlos und düster, wie eine Landschaft ohne Sonne. Man merkt es dem Werke an, daß der Dichter nur an der Gestaltung der Elise die volle Freude des Schaffens gehabt hat, und daß er froh war, wenn er sich von der unerquicklicheren Arbeit, die er auf die Zeichnung und Durchführung der anderen Figuren zu verwenden hatte, wieder zu seinem Lieblinge wenden konnte. Bei einigen ist er der Verdrossenheit gar nicht mehr Herr geworden und hat die angefangenen Skizzen, die doch zu breit und anspruchsvoll angelegt sind, um skizzenhaft zu bleiben, unfertig gelassen, scheinbar vergessen. Wenn der Vorhang zum letzten Male sich senkt, so bleibt noch in dem Zuschauer ein Residuum von unaufgelösten Fragen und unbefriedigten Wünschen. Man hat die Empfindung der vollen Freude an schönen Einzelheiten, aber gleichzeitig die der ungenügenden Befriedigung am Ganzen.

Ich habe selten das Publicum, welches die ersten Vorstellungen in unserem Schauspielhause zu besuchen pflegt, im Laufe eines Abends in einem so jähen Stimmungswechsel gesehen: bald völlig durchwärmt und angeregt, bald, ohne gerade antipathisch zu sein, kühl bis an's Herz hinan. Nach dem zweiten Acte glaubte ich an einen durchschlagenden, vollen Erfolg; nach dem dritten Acte besorgte ich beinahe eine Niederlage; nach dem vierten, dem Schlußacte, mußte ich constatiren, daß ich mich beide Male getäuscht hatte. Ein solcher Stimmungswechsel ist im Laufe einer und derselben Vorstellung etwas sehr Seltenes. Von dem Publicum der ersten Vorstellungen gilt Wort für Wort, was La Bruyère im Allgemeinen vom Volke sagt: „Ist es ruhig, so begreift man nicht, wie man die Bewegung hineinbringen soll; ist es bewegt, so begreift man nicht, wie da die Bewegung herauskommen kann".

Aus der eigenartigen Composition, welche, wie gesagt, auf eine Figur den Fleiß und das Talent des Künstlers concentrirt hat und dieser alle anderen Figuren als nebensächlich unterordnet, ergibt sich von selbst, daß die Geschichte, um welche es sich handelt — ich glaube, man nennt es Handlung — außerordentlich einfach ist. Nur insofern sie sich auf die Geschichte der sogenannten „Sirene", der Gesellschafterin „Elise Jung", bezieht, hat sie ein unmittelbares Interesse für den Zuschauer. Und diese Geschichte spinnt sich so schnell und mühelos ab, daß sie sich mit einem Satze nahezu erschöpfend wiedergeben läßt: Ein reizendes junges Mädchen, welches ohne die geringste Qualification in die Stellung einer Erzieherin und Gesellschafterin gerathen, trifft einen vortrefflichen Mann, dem sie in Italien begegnet ist, und auf den sie bei ihrem ersten Erscheinen schon einen tiefen Eindruck gemacht hatte, in Deutschland wieder; beide fühlen sich zu einander hingezogen und finden schnell die Gelegenheit, sich ihre Empfindungen zu gestehen; und sobald dies geschehen, werden sie ein glückliches Paar.

Nun wird man fragen, weshalb führt die Heldin dieser anspruchslosen und nicht ganz ungewöhnlichen Liebesgeschichte die Bezeichnung einer „Sirene" — eine Bezeichnung, die auf alle möglichen verborgenen Hinterlichkeiten, versteckte Verführungskünste, Tod und Verderben bringende Bethörungen schließen läßt?

Die Antwort ist leicht gegeben: Ein neckischer Zufall hat dem liebenswürdigen und harmlosen Geschöpfe den Titel „Sirene" gegeben, und ein Mißverständniß hat ihn ihr erhalten.

Als nämlich der vortreffliche Mann, der sie heimzuführen bestimmt ist, Friedrich von Eggenburg geheißen, eines Tags auf einer Studienreise in Rom — wenn ich mich recht erinnere, in der Sammlung der Villa Albani — vor einer liebreizenden Statue einer Sirene weltvergessen schwärmt und von der wundervollen Schönheit gefesselt ist, schlägt plötzlich an sein Ohr ein helles, glockenreines, liebliches Lachen, so herzerfreuend, so sinnbestrickend, wie nach der Mythe der Sirenengesang gewesen sein soll. Noch ganz unter dem Eindrucke des Bildes, das er bewundert hatte, wendet er sich um — und wunderbar! das reizende Mädchen, das so innig und lieb lachen kann, hat mit der Sirene eine auffallende Aehnlichkeit. Dieser Vorfall ist in der Erinnerung Friedrichs in ungetrübter Frische geblieben. Monate sind seitdem vergangen; er ist in die Heimat zurückgekehrt und steht im Begriff, ein junges Mädchen zu heirathen. Dieses heißt Hedwig und ist die Tochter der Frau Präsidentin von Waltersdorff, einer energischen, ehrgeizigen Frau, und des Präsidenten, eines nicht einmal unbedeutend zu nennenden Mannes; seine Vornehmheit streift bis an's Frevelhafte. Die Heirath zwischen Friedrich und Hedwig ist eine abgemachte Sache, obgleich keiner der zunächst Betheiligten irgend welches Interesse daran zu haben scheint. Friedrich hat seine Braut in sträflicher Weise vernachlässigt, und Hedwig macht aus ihrer ungenügenden Neigung für Friedrich kein Hehl. Aber gleichwohl will Friedrich der Sache einen formellen Abschluß geben und pflichtschuldig um Hedwig anhalten. Man begreift diesen Leichtsinn nicht recht von einem so verständigen, gesetzten und ernsthaften Manne, der sich doch klar darüber sein muß, daß er eine Handlung begehen will, die, wie gesagt, nur der vollkommene Leichtsinn entschuldbar erscheinen lassen könnte. Ohne zu lieben, verlangt er das Opfer des Mädchens, das ihn nicht liebt. Schon hat er die ersten Worte seines Antrags vorgebracht, schon gibt er die Versicherung, daß auf sein Herz nie ein anderes weibliches Wesen Eindruck gemacht habe, als gerade bei dieser Versicherung im Nebenzimmer dasselbe helle, glockenreine Lachen erschallt, welches er in Rom von der Sirene gehört hatte, und welches ihn rechtzeitig daran gemahnt, daß er — unwissentlich, wollen wir annehmen — eine Lüge auszusprechen vorhatte. Er hält bestürzt inne, die Thür geht auf und herein tritt eine kokette, die Reste der Jugend sorgsam conservirende und die Vorboten des Alters künstlich beseitigende Wittwe, die Frau Generalin von Wallsee, in Begleitung ihrer neuen Gesellschafterin, — der Sirene.

Die Einführung der Elise ist außerordentlich geschickt; sie zeigt den berufenen Dramatiker. Sie ist weislich an den Schluß des ersten Actes gebracht, der im Uebrigen ziemlich inhaltsleer und nicht besonders anregend ist. Weitaus der gelungenste ist der zweite Act. Derselbe enthält eine Scene, die bei einer einigermaßen verständigen Darstellung immer wirken muß und bei der Vollendung, welche das Spiel der Frau Niemann-Raabe zeigte, vollkommen durchschlug und die größte Wirkung erzielte. Elise erzählt Friedrich in einer komisch-rührenden Weise die Geschichte ihres Lebens. Friedrich wird von der frischen Anmuth und Natürlichkeit des lieben Mädchens tief ergriffen. Er verspricht, ihr ein Freund, ein Bruder zu sein; und man weiß, was solche Versprechungen im Lustspiel zu sagen haben: noch anderthalb Acte, und der Bruder wird sich klar machen, daß er der Geliebte und Liebende ist. Während er dies Gelübde leistet, zutraulich ihre Hand ergriffen hat und sie herzhaft drückt, tritt die Generalin ein, die natürlich das Schlimmste denkt und das junge Mädchen aus dem Hause weist. Bei der Tante des Herrn von Eggenburg findet die Verstoßene ein Unterkommen; dort treffen wir sie im letzten Acte wieder, und dort wird Friedrich Elisens glücklicher Bräutigam.

Frau Niemann-Raabe spielte die Hauptrolle mit jener herzgewinnenden Innigkeit und lebenswahren Natürlichkeit, welche ihr unter den darstellenden Künstlern unserer Zeit eine der ersten Stellen anweist. Ihre kleinen Schelmereien, ihr herzliches Lachen, der kindlich rührende Ausdruck ihres Schmerzes — alles das wirkte ganz entzückend. Man kann sich keine geeignetere Darstellerin für diese dankbare Rolle denken. Herr Berndal stellte den Friedrich mit würdevoller Eleganz dar. Sein exponirender Bericht über das Begegnen mit der Sirene war in seiner lichten Gliederung ein Muster des correcten Vortrags. Alle übrigen Rollen sind, wie gesagt, episodisch. Sie waren zum Theil mit unsern besten

Digitized by Google

Kräften besetzt. So die kleine Rolle der Tante Toni, welche das Talent der Frau Frieb-Blumauer zu einem Charakterbilde zu erweitern wußte; so die des Präsidenten mit Herrn Oberländer, der die absolute Nichtigkeit sehr ergötzlich und wirksam veranschaulichte. Herr Dehnicke gab einen renommistischen Nichtswisser Saftgrün ebenfalls sehr komisch, bisweilen sogar etwas zu komisch. Besonders hervorzuheben ist Herr Vollmer, der mit der Episode des Schauspielers Lothar gerade durch die Anspruchslosigkeit seines Spiels die stürmische Heiterkeit der Zuschauer hervorrief. Die unangenehme Frau Präsidentin fiel selbstverständlich der Frau Breitbach anheim, die die spinösen älteren Damen zu einer Specialität herausgearbeitet hat und diese in der That vortrefflich darstellt. Sehr wenig lohnend waren die Aufgaben, welche dem schönen Fräulein Meyer, Hedwig, dem Fräulein Stollberg, der nicht mehr ganz jugendlichen Kokette, und Herrn Goritz, einem Freunde Friedrichs, der, wenn nicht alle Anzeichen trügen, Hedwig in dem nicht geschriebenen fünften Aufzuge heirathen wird, zugewiesen waren. Sie alle, wie Fräulein Farchow, welche das schnippische Stubenmädchen recht niedlich repräsentirte, unterzogen sich mit Gelassenheit und ohne Murren ihrer in diesem Falle nicht sehr heitern Berufspflicht und machten aus den Rollen, was sich eben daraus machen ließ. Die Vorstellung war gut inscenirt und ging sehr präcis.

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß zwischen dem zweiten und vierten Acte noch ein dritter ist. Dieser zwischengeschobene Act könnte bei der Berichterstattung ganz übergangen werden. Er scheint den Zweck zu haben, noch gewisse Schwierigkeiten zu schaffen, welche der Verbindung hemmend entgegentreten sollten. Diesen Zweck erreicht er nicht. Da Hedwig gar keine Ansprüche auf das Herz Friedrichs macht, und es für Friedrich nur des Monitums bedurfte, das er bereits empfangen hat, nur des übermüthigen Lachens aus Elisens Munde, um sich vollständig klar zu machen, daß er Hedwig nicht liebt, kann von einer Nebenbuhlerschaft Hedwigs oder von einem inneren Kampfe Friedrichs gar nicht die Rede sein. Die Hebel, welche Mosenthal sonst noch angesetzt hat, um das Interesse des Publicums, das mit der Sirene von der Bühne verschwindet, für diesen dritten Act aufzurichten, sind nicht genügend stark. Es ist da noch von einem Ministerposten die Rede, der Friedrich geradezu aufgedrungen wird, und den er stolz zurückweist, von einer Wahl zum Abgeordneten, die durch einen ganz unfähigen Journalisten gemacht und vereitelt wird. Aber es verlohnt kaum der Mühe, dabei zu verweilen. Diese Vorgänge begreift man nur in einem Lande, in welchem eine so absolute Null wie Waltersdorff den hohen Posten eines Präsidenten einnehmen kann, aber in keinem größeren Staate, wo doch wenigstens eine gewisse Summe von Eigenschaften und Fähigkeiten dazu gehören, bis zu den höchsten Sprossen der gesellschaftlichen Scala hinaufzusteigen. Ein Ländchen, in welchem ein Redacteur wie der schon genannte Saftgrün, Friedrichs früherer Schreiber, die öffentliche Meinung in dem Maße beherrscht, daß er durch einen Leitartikel einen Abgeordneten macht und durch einen anderen ihn durchfallen läßt; in welchem eine Frau wie diese Präsidentin über Ministerportefeuilles so leichtlich verfügt, daß sie dasselbe einem Manne octroyiren kann, der es gar nicht haben will, dessen Ernennung zum Minister so gut wie beschlossen wird, ohne daß er mit dem Fürsten oder den Regierungsbeamten auch nur eine Conferenz gehabt hätte, — ein solches Land gibt es wohl nicht mehr in unserem Vaterlande, wenn es überhaupt jemals ein solches gegeben haben sollte.

Der letzte Act erhielt durch das Wiederauftreten der Sirene neues Leben, wenn er sich auch nicht zu der Höhe der Wirkung emporhob, welche die vortreffliche Scene des zweiten Actes auf das gesammte Publicum hervorgebracht hatte.

**Paul Lindau.**

---

## Die Concertsaison.

Wir hatten uns mit der Hoffnung getragen, während der ganzen Concertsaison mit zwei oder drei je vierwöchentlichen Berichten auszukommen. Aber die Concerte häufen sich derart, sie bieten so vieles Bemerkenswerthe, daß der Stoff in zu weit auseinander liegenden Besprechungen kaum zu bewältigen wäre. Bedeutende Leistungen dürfen doch nicht mit Stillschweigen übergangen werden; die komischen Erscheinungen, welche manchmal auftauchen, haben doch auch ein gewisses Recht an der Kritik; und so möge denn der geneigte Leser entschuldigen, wenn die Berichte öfters vor ihm erscheinen, als der Verfasser ihnen ursprünglich gestatten wollte. Den neuen oder neu vorgeführten Compositionen gebührt billigerweise der Vortritt, die Virtuosen mögen in zweiter Reihe erscheinen. Der Meister Joachim hat mit seinen Kunstgenossen ein Quartett von Rubinstein vorgeführt, und sich den Dank aller Musikfreunde erworben, denn der geniale Componist ist in Berlin noch lange nicht genug anerkannt. Wir verkennen weder seine Mängel noch wollen wir sie bemänteln: seine oft episodenartige Arbeit, den Mangel an thematischer, organischer Durchführung und das Vorwalten von Passagenwerk ohne besonderen Gehalt in manchen seiner größeren Werke, die den Stempel einer rastlos thätigen aber nicht immer gleichmäßig gestaltungskräftigen Phantasie tragen. Aber wir behaupten auch zugleich, daß gerade, weil durch die Ungleichheit seines Schaffens das Urtheil des Publicums oft schwankend wird und zu keinem festen Abschluß gelangt, und *weil* auch andererseits dem Publicum selbstständige Prüfung jeder Composition und Auswahl und Sichtung nicht zugemuthet werden kann, den Künstlern die Pflicht obliegt, die *besseren* Werke Rubinsteins zur Kenntniß zu bringen. Denn diese bergen immer des Schönen und Interessanten so viel, daß der Zuhörer, der den Componisten nur aus den kleineren Salon-Stücken oder aus den weniger gelungenen Werken kannte, eine andere, viel günstigere Meinung von ihm fassen muß. Das Quartett ist namentlich im ersten und letzten Satze voll genialer und interessanter Züge, und auch in der technischen Arbeit fast durchweg gelungen. Hoffen wir, daß das gute Beispiel Joachims bald Nachahmung finden wird und daß auch ein größeres Orchesterwerk in sorgfältiger Aufführung dem Publicum Gelegenheit gebe, sein Urtheil über Rubinstein zu bilden.

Als dem größeren Publicum neuer Componist trat Herr **Woldemar Bargiel**, Compositionslehrer an der Königl. Hochschule, in einem engeren Concerte hervor, das die Ouverture „Medea", ein Andante für Violoncell, einen Psalm für Frauenchor und endlich eine große Symphonie zu Gehör brachte. Herr Bargiel genießt in der Musikwelt einen wohl verdient sehr geachteten Namen, als begabter Componist und vielseitiger Künstler; aber bei der Wahl der Werke, die er hier vorführte, hat ihn keine glückliche Hand geleitet. Die Ouverture ermangelt zwar nicht eigener Erfindung, zeigt aber überall den Einfluß von Schumann'scher und Berlioz'scher Harmonisirung und Instrumentirung, und wir vermochten ihr bei dem besten Willen nicht einen klaren Gesammteindruck abzugewinnen. Auch finden sich in der Instrumentation einige bedenkliche Klangwirkungen; die Einleitung z. B. bringt öfters wiederkehrende Secunden von den Trompeten geblasen, die allenfalls in kurzem Zeitmaße hervorgestoßen, einschneidende Wirkung erzeugen mögen, aber langsam gedehnt, wie in der Ouverture, entschieden nur sehr grell klingen, ohne irgend welche charakteristische Tonfärbung zu erzeugen. Auch sind die Hauptmotive im Ganzen nicht hervortretend genug, um sich in dem Accordengewühle, das sie umgibt, geltend zu machen. Wir wollen übrigens wahrheitgetreu berichten, daß musikalische Zuhörer, welche sogar mit weniger freundlichen Dispositionen als wir in das Concert gekommen waren, gerade die Ouverture sehr bedeutend gefunden haben. Der Psalm ist recht gefällig, eine höhere Stufe können wir ihm — wie dem Andante für Violoncell — nicht zuerkennen. In der Symphonie überraschte uns der erste Satz außerordentlich angenehm durch sein sehr frisches, energisches und wirksames Hauptmotiv, und durch die ganz meisterhafte Durchführung. Dagegen erschien das Adagio viel zu lang, und auch ohne eigentlichen inneren einheitlichen Gehalt. Das Scherzo ähnelt — fast zum Verwechseln — einem bekannten Haydn'schen Menuett, und wenn auch ein Anlehnen an einen großen Componisten gar nichts Bedenkliches hat, so darf es über ein gewisses Maß doch nicht hinausgehen. Das Finale der Symphonie ist recht lebhaft gehalten, erhebt sich aber nicht zur Höhe des ersten Satzes, an dem wir nochmals unsere aufrichtige Freude bezeugen. Der Componist dirigirte selbst; uns dünkt, daß im Orchester nicht Alles mit gleicher Sicherheit und Ruhe ausgeführt wurde — vielleicht sind nicht genug Proben gehalten worden. Diese sind allerdings mit so großen Unkosten verbunden, und die Einnahmen so wenig den Mühen entsprechend, daß ein Concert mit Orchester für jeden Componisten, der nicht über Renten verfügt, nur ein Opfer ist, das er seiner Ehre und der Kunst bringt. Von diesem Standpunkte mag auch Herr **Rüfer** ausgegangen sein, als er jetzt nach mehrjährigem Aufenthalte in Berlin ein Concert gab, in welchem ein Quartett und eine Symphonie seiner Composition zur Aufführung kamen. Wir haben leider nur das erste hören können, aber aus ihm die Ueberzeugung geschöpft, daß Herr Rüfer über ein nicht

Digitized by Google

unbedeutendes Erfindungsvermögen und über eine gut ausgebildete Technik verfügt.

Nun bleibt noch diesesmal über eine neue Cantate von Reißmann, „Lorelei", zu berichten, welche unter Professor Sterns Leitung in den Reichshallen zur Aufführung kam. Der Componist ist Meister im Chorsatze; der klingt überall so voll, so melodisch und weich, daß man sich dessen nur freuen kann. Dagegen würden wir etwas mehr Sorgfalt in der Instrumentation wünschen, namentlich der hoch liegenden Blasinstrumente (Flöten und Hoboen). Auch hier mag unsere Bemerkung vielleicht durch eine wenig sorgfältige Ausführung erzeugt worden sein. Nicht blos in der Cantate, sondern auch in den beiden Ouvertüren „Weihe des Hauses" und „Manfred" von Schumann ließ das Orchester Manches zu wünschen übrig. — Somit wäre denn für heute die Pflicht den Componisten gegenüber erfüllt — nächstens werden wir über Liszts „Heilige Elisabeth" und Brahms' „Triumphgesang" zu berichten haben — und wir können zu den Virtuosen übergehen. Vor allen ist hier Wilhelmi zu nennen, dessen colossale Leistungen ganz ungemeines Aufsehen erregt haben. Als er vor zwei Jahren hier zum ersten Male auftrat, da erschien er nur als ein ausgezeichneter Virtuose, der aber keine höhere künstlerische Bedeutung anstrebte. Seit jener Zeit hat er aber im Tone an Adel, Macht und Fülle, und sein Vortrag an plastischer Ruhe and Gediegenheit in einem Maße gewonnen, daß er nur mit dem höchsten Maßstabe gemessen werden kann. Auch im gewaltigsten Fortissimo hört man nie den Bogen, wie andrerseits das leiseste Piano noch immer eine wunderbare Fülle des Tones bietet, der wie ein elektrischer Funken zwischen Bogen und Saiten hervorzuspringen scheint. Allerdings, wo so viel Licht ist, kann auch Schatten nicht fehlen, und wir können nicht verhehlen, daß das von mancher Seite ausgesprochene Verlangen nach wärmerer Empfindung in Wilhelmis Spiele kein ungerechtfertigtes ist; dagegen müssen wir bemerken, daß eine so ganz natürliche, ungesuchte, daher ganz individuelle Macht des Tones von vornherein sich mit dem Wogen und Wechsel der sanfteren Empfindungen gar nicht vereinbaren läßt, und daß Einer, der die Werke Bachs so überwältigend spielt wie Wilhelmi in seinem zweiten Concerte, schon manches Andere weniger gut machen darf. Er erinnert vielfach an den leider früh hingeschiedenen Tausig, der ja auch der objectiven, plastischen Wiedergabe des Tonstücks, jede andere Forderung unterordnete, und wenn dieser den Vortheil genoß, daß dem Claviere eine viel größere Literatur classischer Solocompositionen zu Gebote steht, so verfügt dagegen der große Geiger über ein Instrument, dessen unmittelbare Wirkung jede andere überragt. Ein Vergleich zwischen Joachim und Wilhelmi ist schon aus dem Grunde unstatthaft, weil der erstgenannte großartige Künstler jetzt den Schwerpunkt seiner Thätigkeit weniger auf das Solospiel legt, vielmehr auf eine allumfassende didaktische Wirksamkeit und auf das Quartettspiel, in dem er einzig dasteht, während Wilhelmi vorzugsweise als der Concertspieler erscheint, allerdings in der edelsten Richtung; denn die Wahl seines Programms im zweiten Concerte: Concertstück von Rubinstein — eine sehr schöne aber undankbare Composition — und Sonate für Clavier und Violine von Raff beweist am besten, daß er die eigentlichen Virtuosenkünste ganz bei Seite läßt. Und bei dem Gedanken, daß Wilhelmi jetzt erst in's dreißigste Jahr tritt, fragt man sich unwillkürlich: Was wird dieser Mann noch leisten, wenn zu solcher unvergleichlichen Kraft die Reife des denkenden Künstlers tritt!

**H. Ehrlich.**

## Weihnachtsliteratur.

Unter den Prachtwerken und empfehlenswerthen Schriften, welche bestimmt sind, den Weihnachtstisch zu schmücken, machen mir in letzter Stunde noch auf die folgenden aufmerksam. Schon aus rein äußerlichen Gründen ist es uns nicht möglich, die einzelnen Werke so eingehend zu besprechen, wie sie es ihrem Inhalte und ihrer Ausstattung nach beanspruchen dürften. Unsere Notizen sind nichts als kurze avis au lecteur; wir beabsichtigen nur, unsere Leser auf einige der hervorragenden Erscheinungen des Büchermarktes aufmerksam zu machen, ihnen bei der Verlegenheit der Auswahl einen Fingerzeig für dieses oder jenes Buch zu geben, und überlassen es ihnen, bei dem ersten besten Sortimentsbuchhändler, die ja alle um diese Zeit mit den bemerkenswerthesten Verlagsartikeln versehen sind, Einsicht in die ihnen namhaft gemachten Werke zu nehmen und sich zu überzeugen, ob sie ihrem Geschmacke zusagen.

Zwei der hervorragendsten Prachtwerke, die letzte Lieferung der Hildebrandt'schen „Aquarelle" und „Malerische Reiseziele" sind bereits in der vorigen Nummer erwähnt. Wir fügen daran noch die Mittheilung, daß in demselben Verlage (Rudolf Wagner, Berlin) und aus derselben Kunstanstalt, welche jene Werke hervorgebracht (W. Loeillot, Berlin) ein anderes mit größter künstlerischer Sorgfalt ausgestattetes Werk „Auf märkischer Haide", eine Flora der Mark Brandenburg in Blättern aus der Neumark, illustrirt von Julie v. Kahle, erschienen ist. Die Blätter sind in dem namentlich von Hermine Stilke und Alwine Schötter zu hoher künstlerischer Blüthe gebrachten Genre der Arabesken- und Blumenmalerei ausgeführt. Von den poetischen Verherrlichern der Mark ist namentlich der vor Kurzem verstorbene Georg Hesekiel berücksichtigt worden.

Durch charakteristische und interessante Illustrationen und durch einen lehrreichen und amüsanten Text gleich ausgezeichnet ist das Reisewerk „Vom Amazonas und Madeira" von Franz Keller-Leuzinger (Stuttgart, Kröner), auf das wir, obgleich es nicht allerneuesten Datums ist, und schon Ende vorigen Jahres erschienen, wiederholt die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken möchten. Die Ausstattung ist pompös; die sehr zahlreichen Illustrationen sind von der rühmlich bekannten xylographischen Anstalt von A. Cloß in Stuttgart trefflich ausgeführt.

Ein alter Bekannter ist das „Deutsche Künstleralbum", früher „Düsseldorfer Künstleralbum" genannt, dessen neuesten Jahrgang Ernst Scherenberg, der gefühlsinnige und formgewandte Lyriker, herausgegeben hat (Düsseldorf, Breidenbach u. Co.). Die Illustrationen, welche zum Theil von den bekanntesten Düsseldorfer Malern herrühren, tragen den Stempel ihrer Geburtsstadt deutlich an der Stirn. Unter den jüngeren Malern, die in dem Album vertreten sind, ist besonders Fritz Röber namhaft zu machen, dessen stimmungsvolle Zeichnung „Ubaldo Capo" auf ein nicht gewöhnliches Talent hinweist. Fast alle deutschen Dichter von Bedeutung haben zu dem literarischen Theile beigesteuert. Die ersten Seiten desselben bietet ein pietätsvolles Gedicht des Herausgebers zum Gedächtniß seines verdienstvollen Vorgängers, des liebenswürdigen rheinischen Dichters Wolfgang Müller von Königswinter. Meister Kaspar Scheuren hat dasselbe mit einer schönen Illustration begleitet.

Bemerken wir im Anschluß hieran, daß von Wolfgang Müllers „Dichtungen eines rheinischen Poeten" der vierte Band unter dem Titel „Im Rittersaal. Rheinische Historien", soeben veröffentlicht worden ist (Leipzig, F. A. Brockhaus).

* * *

Von Ernst Scherenberg ist bei Ernst Keil in Leipzig ein Band „Gedichte" erschienen, über die wir eine eingehende Kritik in der „Gegenwart" zu veröffentlichen gedenken. Da uns die Besprechung unseres Mitarbeiters nicht rechtzeitig vor Weihnachten zugegangen ist und sich das Buch sowohl durch seinen Inhalt sowie durch seine äußere Ausstattung gerade zu einem Festgeschenk eignet, so wollen wir jetzt wenigstens die Ankündigung bringen, ohne dadurch der eingehenderen Besprechung vorzugreifen.

Dasselbe gilt von dem „Till Eulenspiegel redivivus", einer prächtigen, humorvollen, ergötzlichen und gemüthlichen Dichtung von Julius Wolff und von dem „Tannhäuser in Rom" (Wien, Rosner) von dem gefeierten Verfasser des „neuen Tannhäuser". Diese drei hervorragenden Gaben der Lyrik sollen, wie gesagt, noch eine eingehendere Würdigung erfahren; für heute seien sie nur der Aufmerksamkeit unserer Leser angelegentlich empfohlen.

* * *

Die G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung hat ihrer Illustrirten Classiker- und Romantikerbibliothek einen hübschen Band hinzugefügt, die „Ausgewählten Gedichte" von Clemens Brentano. Eine fein und geistvoll geschriebene Einleitung von Julius Eckardt in Hamburg eröffnet das sehr hübsche Bändchen, welches Steinhauser reich illustrirt hat.

Von Gedichten machen wir noch besonders namhaft, Arthur Fitger, „Fahrendes Volk" (Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung), Moritz Hartmann, „Reimchronik", „Adam und Eva" und „Gedichte" (Stuttgart, J. G. Cotta).

* * *

Digitized by Google

Max Kalbeck, ein schlesischer Lyriker, gehört nach dem Urtheile von Johannes Scherr, unter der Ueberzahl des jüngeren poetischen Geschlechts zu den wenigen, welche „gerechten Anspruch darauf haben, nicht übersehen zu werden". Kalbecks seither erschienene Dichtungen („Aus Natur und Leben", „Wintergrün", „Neue Dichtungen") haben denn auch sowohl beim Publicum als bei der Kritik eine beifällige Aufnahme gefunden. In seiner letzten Publication, einem „deutschen Dichterbuch", tritt der Autor hinter den Herausgeber zurück. Er versucht es, durch eine reiche und im Ganzen glückliche Auswahl von poetischen Erzeugnissen dem Leser ein anschauliches und beredtes Bild von dem Bestande der gegenwärtigen Lyrik zu geben, und wird hierbei sehr wesentlich durch Beiträge unserer namhaften Dichter unterstützt. So begegnen uns unter den zweiundsechzig Mitarbeitern des Buches Namen wie F. Bodenstedt, J. G. Fischer, E. Geibel, R. Hamerling, P. Heyse, K. v. Holtei, W. Jensen, G. Kinkel, H. Kletke, H. Lingg, A. Möser, H. Schmid, J. Sturm, F. Wehl, A. Wilbrandt u. a. m. Und sie alle sind nicht nur dem Namen nach, sondern mit werthvollen, charakteristischen Gaben dem Werke einverleibt, welches auch äußerlich durch seine Ausstattung sich empfiehlt.

* * *

Der G. Grote'schen Verlagshandlung ist es gelungen ihr großes, verdienstvolles Unternehmen, „die illustrirte Shakespeare-Ausgabe" rechtzeitig, d. h. bis zur Weihnachtszeit, fertig zu führen. Das Werk liegt uns jetzt in acht stattlichen und sauberen Bänden vor. Zahlreiche Illustrationen, die theils als selbstständige Cartons eingefügt, theils in den Text gedruckt sind, schmücken das Werk. Für die Uebersetzung hat die Verlagshandlung die alte, gute, bewährte, von keinem der neueren verdrängte — mit einem Worte die classische von Schlegel und Tieck gewählt. Mag sie auch stellenweise nicht ganz correct sein, mögen Einzelheiten vor dem kritischen Blicke der Textrevisoren und der neuesten Forschung nicht Stand halten, auf alle Fälle ist es die, welche sich bei uns wie ein classisches Erzeugniß unserer Literatur eingebürgert hat. Und trotz aller noch so wohlbegründeten Beweisführungen wollen gar Viele lieber bei den liebgewordenen Irrthümern beharren, als sich die Ueberarbeitungen gefallen lassen, bei denen sie bisweilen die rechte Pietät vermissen. Diese also, welche immer wieder zu ihrem alten, unverbesserten und unverfälschten Schlegel-Tieck zurückgreifen wollen, werden die Grote'sche Ausgabe mit besonderer Wärme aufnehmen; umsomehr, als die Herausgeber derselben, Richard Gosche und Benno Tschischwitz, die Uebersetzung aufmerksam mit Noten begleitet und nicht nur die Fehler in der Uebersetzung hervorgehoben, sondern auch die dunklen Stellen im Original durch verständige Bemerkungen erhellt haben. Ueberdies ist jedem Drama eine literarische Notiz, welche sich in ganz knapper Form mit dem Inhalt, der Entstehungsgeschichte und den sonstigen bemerkenswerthen Einzelheiten desselben beschäftigt, vorangeschickt.

* * *

Von Novellen und Romanen sind jüngst erschienen:

„Neue Novellen". Von Paul Heyse (Berlin, Wilh. Hertz).
„Er will Dein Herr sein."
„Die ungarischen Grafen."
„Ein Märtyrer der Phantasie."
„Judith Stern."
„Nerina."

„Die Leute von Seldwyla." Erzählungen von Gottfr. Keller. Vierter (letzter) Band (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung).
„Dietegen."
„Das verlorene Lachen."

Den beiden Meistern in der Novelle gebührte der Vortritt. Von den talentvollsten unter den Jüngeren machen wir folgende namhaft:

Wilhelm Jensen, der flotte und energische Lyriker, der gewandte Feuilletonist, der auch als Dramatiker ein tiefes Herz beurkundet, hat als Novellist uns neu beschenkt mit seiner „Nymphäa". Es ist unleugbar, daß trotz aller Strömungen der Gegenwart, die eine andere Richtung zur Herrschaft zu treiben scheinen, doch der Zug der Volksbefreiung, der Wahrheit der Individualitäten, wo sie erscheinen mögen, zum Durchschlage kommt. So namentlich in der Poesie. Das beweist die neueste Novelle des trefflichen Jensen so deutlich wie seine frühern Arbeiten. Kein Standesvorurtheil vermag, was die Natur und die Neigung zusammenführte, zu trennen: Gräfin und bürgerlicher Gelehrter finden sich, und sie müssen sich gehören, weil es noch Charaktere gibt und Wahrheit, trotzdem daß die Bevorrechtung verächtlich auf solche überlebte Mächte herabsieht. Diesen Gedanken hat Jensen in seiner neuesten Novelle mit demselben männlichen Geist, derselben Kraft der Anschauung und Blüthe der Darstellung verkörpert, wie man von seiner Muse gewohnt ist.

E. v. Dincklage erfreut durch zwei treffliche Emslandbilder. Was der Grundton in Jensens Novelle ist, das ist er auch hier: Die Macht der Herzenssympathie gegen die Convenienz. In dem ersten der Emslandbilder endet sie tragisch, diese Sympathie, mit all ihrem Muth und ihren Kämpfen, im andern führt sie trotz der unlösbar scheinenden Widerstände zum schönsten Endziel. Die Kraft der Sprache in beiden Erzählungen ist, was örtliche Wahrheit in Sachen und Personen betrifft, so sicher, daß der Leser stets den vollen persönlichen Hauch empfindet, die Bezeichnung der Gestalten und Charaktere so voll und treffend, oft so keck und überraschend, daß man den Boden und die Individualitäten, denen man begegnet, längst zu kennen glaubt.

Meereswellen. Ein venetianisches Märchen von E. Bely (Stuttgart, C. F. Simon). Ein Märchen hat immer etwas voraus vor dem Verstand. Und so ist es auch nicht, — wenigstens zunächst nicht der Verstand, der hier herrscht. Denn die venetianischen Wellen reden so viel von sehnsüchtigem, von düstrem, glücklichem, hoffnungslosem Seelenleben zusammen, daß die „Berechnung" sich zu keinem Credit verstehen könnte. Aber das Herz! das ewig alte menschliche Herz! Und hier liegt der Schwerpunkt der reizenden Dichtung. — Oder setzen wir statt Dichtung „Erfahrung"! Denn erfahren, tief erfahren ist alles, was das Menschenschicksal in diesem Märchen redet. Anziehung und Widerstand zwischen Nationalität und Nationalität, zwischen so und so gearteten Naturen, Stolz und Sehnen der Liebe, Schwäche und Stärke in Charakteren und Vorurtheilen, gefundenes und verlornes Glück ist mit so tiefer Kenntniß des Menschenherzens angefaßt und durchgeführt, daß man bei der Jugendlichkeit der Verfasserin eine doppelt überraschende Summe von glücklicher und tragischer Erfahrung in Sachen der Menschenseele zugestellt erhält.

* * *

Von der Novellen- und Romanliteratur des Auslandes verzeichnen wir folgende Werke aus dem Verlage von A. Hartleben, Wien und Pest.

„Die Intriganten." Roman von Paul de Kock. 2 Bde.

„Die Pariser." Nachgelassener Roman von Edward Bulwer, deutsch von Emil Lehmann.

„Wilder Wein". Roman von Mrs. Edwares. Deutsch von A. Scheibe.

„Zwei neue Novellen" von Iwan Turgenjew.
„Panin und Pavurin" und
„Die lebendige Mumie."

„Aus fernem Osten." Mit Benutzung des russischen Sittengemäldes von Karamsin. Von H. von Lankenau.

* * *

Der Verlag von Otto Spamer zeichnet sich auch dieses Jahr durch seine vortrefflichen Jugendschriften aus.

Für Knaben und Jünglinge empfehlen sich die Reisebücher:

„Centralasien" von Friedrich v. Hellwald. (70 Abbildungen, Karten 2c.) „Ostafrika" mit besonderer Rücksicht auf Leben, Reisen und Tod von David Livingstone. Von Hermann v. Barth. (200 Textabbildungen 2c.) „Das alte Wunderland der Pyramiden" von Karl Oppel. (170 Abbildungen 2c.)

Ferner die illustrirte „Mythologie, Göttersagen und Kultusformen der Hellenen, Römer, Egypter, Inder, Perser und Germanen". (300 Abbildungen.)

Endlich „Männer eigener Kraft". Lebensbilder verdienstvoller, durch Thatkraft und Selbsthülfe emporgekommener Männer. Von Franz Otto. (100 Abbildungen.)

Für eine jugendlichere Generation sind berechnet: „Der Jugend Lieblingsmärchenschatz". Von demselben Verfasser. Eine Zusammenstellung der bekanntesten Haus- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke. (110 Abbildungen.) Und „Gute Kinder, brave Menschen". Von Heinrich Pfeil. „Eine Schule der Weisheit und Tugend durch Beispiele aus dem wirklichen Leben".

* * *

Digitized by Google

Seit zwei Jahren erscheint im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig eine illustrirte Jugendschrift in Monatsheften von je 32 Seiten in Groß-Quart, betitelt „Die deutsche Jugend", herausgegeben von Julius Lohmeyer und unter künstlerischer Leitung von Oscar Pletsch. Je sechs Hefte bilden einen stattlichen Band, von denen nunmehr also vier vollendet vorliegen. Wenn wir diese durchblättern, so finden wir darin des Guten und Schönen so viel, daß es hier keineswegs erschöpfend registrirt, sondern nur im Wesentlichen angedeutet werden kann. Mit feinfühliger Hand und dem sicheren Tacte, der sowohl die Wünsche und Liebhabereien als auch die eingestandenen Bedürfnisse und die noch unbewußten Lücken im Wissen, im Fühlen und Denken der Jugend kennt und mit richtigem Verständniß die Gaben für die verschiedenen Altersstufen abwägt, stellt der Herausgeber mit gewissenhafter Sorgfalt und künstlerischem Geschmack jede einzelne Nummer zu einem schönen Ganzen voll weiser Mannichfaltigkeit zusammen. Neben den hervorragendsten bekannten Jugendschriftstellern finden wir unter den Mitarbeitern, die nicht nur in der Liste figuriren, sondern in jedem Bande mit würdigen Beiträgen vertreten sind, die besten Namen, wie z. B. Hermann Kletke, Karl Simrock, Theodor Storm, Rudolf Löwenstein, Johannes Trojan, Heinrich Viehoff, Adolf Stöber, Klaus Groth, Hermann Schmid u. v. A. Auch Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Alfred Meißner fehlen nicht in der stattlichen Reihe. Kleine Novellen, sinnige Märchen, Lebensgeschichten berühmter Menschen, farbenfrische Darstellungen geschichtlicher Vorgänge, malerische Schilderungen deutscher Städte, Ströme und Gebirge, wie volksthümlicher Sitten und Bräuche bilden den hauptsächlichsten Inhalt der Zeitschrift, der, ohne die Absicht zu verrathen, das hohe Ziel verfolgt, ein starkes nationales Bewußtsein schon im Gemüth der Jugend zu wecken und zu beleben und darum vor Allem eine möglichst genaue Kenntniß des Vaterlandes, seiner Geschichte, seiner Eigenart und seines Volkslebens anstrebt. Unsere edelsten Denker und Helden werden in lebendigen und markigen Lebensbildern vorgeführt. Capitel aus allen Gebieten der Natur, Bilder aus dem heimischen Wald und Feld, aus Thier- und Pflanzenwelt, Anleitungen zum Anlegen von allerlei Sammlungen regen den Sinn für die Kenntniß des geheimnißreichen Lebens der Natur mächtig an. Schwungvolle Gedichte und Balladen, vorwiegend nationale Stoffe behandelnd, sind der für alles Poetische empfänglichen Phantasie der Jugend eine willkommene Spende. Sinnige Räthsel und Charaden endlich, Sinnsprüche und allerlei kleine Aufgaben zum Denken und Lösen machen den immer belustigenden Schluß jedes Heftes, in welchem geschickt vertheilt das reifere wie das zarte Alter das Seinige findet.

Ganz vortrefflich und von keinem illustrirten Journal in der Schärfe und Sauberkeit der Ausführung erreicht, sind die vielen Holzschnitte, die unter Oscar Pletschs, des berühmtesten Zeichners der Kinderwelt, künstlerischer Leitung nach den Originalcompositionen eines Ludwig Richter, Paul Thumann, A. von Heyden, A. von Werner, Friedrich Preller, Joseph Ritter von Führich, W. Camphausen, G. Spangenberg, Albert Hentschel, Fedor Flinzer, Ludwig Burger u. A. den Text erläutern.

* * *

Wie wollen noch auf einige bedeutende Werke hinweisen, welche nicht den eigentlichen Charakter der „Festgeschenke" haben, Werke zum Theil von hoher wissenschaftlicher und literarischer Bedeutung, die nicht darunter leiden sollen, daß sie in den Weihnachtsmarkt hineingerathen. Deshalb wollen wir, ohne eine Bemerkung daran zu knüpfen, für heute nur auf das Erscheinen derselben hinweisen.

Von „Schillers Briefwechsel mit Körner" ist der zweite Theil von 1793 bis 1805, den Karl Goedicke herausgegeben hat, im Verlag von Veit u. Co. (Leipzig) erschienen; aus dem „Nachlaß Varnhagens von Ense" der „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel". 2 Bd. (Leipzig, F. A. Brockhaus). Ueber dieses Werk wird Karl Hillebrand in der „Gegenwart" eingehend berichten.

Alfred von Reumont hat eine zwei starke Bände umfassende Autobiographie des Interessantesten der Medici, „Lorenzo il Magnifico" herausgegeben, die gleichzeitig eine Geschichte der italienischen Renaissance ist (Leipzig, Duncker und Humblot).

J. J. Honegger hat bei Robert Oppenheim, Berlin, eine „kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten" veröffentlicht.

Von Jürgen Bona Meyers „Philosophischen Zeitfragen", einer Sammlung von populären Aufsätzen ist die zweite Auflage bei Adolf Marcus in Bonn erschienen.

Von der alten, wohlbekannten „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" im 18. und 19. Jahrhundert von Josef Hillebrand ist jetzt nach einer langen Pause eine neue Ausgabe, die dritte, ausgegeben worden (Gotha, bei F. A. Perthes). Karl Hillebrand, des Verfassers Sohn, der gelehrte und geistreiche Essayist, hat die Umarbeitung übernommen.

Wir schließen die Notiz mit dem Hinweis auf das „Archiv für Literaturgeschichte", welches jetzt von Franz Schnorr von Carolsfeld bei B. G. Teubner in Leipzig herausgegeben wird, ein Werk, welches die interessantesten und werthvollsten Beiträge namentlich zu unserer deutschen Literaturgeschichte bietet: ungedruckte Schriften unserer ersten Autoren, kritische Untersuchungen, Textcorrecturen, Charakteristiken ꝛc.

## Notizen.

Der Venusdurchgang ist seit bald vierzehn Tagen eine vollendete Thatsache, zuverlässig verbürgt und kann von officiösen Berichtigungen nicht mehr getroffen werden. Die Affichirten der Preßbureaus mögen aller Orten athemlos auf die Ministerien laufen und sich erkundigen, ob die nicht von den Centralstellen aus approbirten Meldungen unbehindert passiren können: die Sache steht fest und ist nicht mehr aus der Welt zu bringen. Der seltene Vorgang im Himmelsraum wird sich auch in dem Gedächtniß der Menschen länger erhalten, als die berühmtesten Processe, Depeschenbeseitigungen, diplomatische oder parlamentarische Scandalgeschichten. In acht Jahren erscheint Madame Venus in angeborener Gefälligkeit noch einmal in derselben Passage, damit die diesjährigen Berechnungen der Wissenschaft ihre ausreichende Probe bestehen können. Dann aber wird sie während eines ganzen Jahrhunderts nicht mehr zu demselben Gange, der ihr allem Anschein nach so schwer fällt, zu bewegen sein. Und all diese Vorbereitungen, diese zum Theil kolossalen Summen, alle diese Spannung und Emotion, weil einige Stunden lang eine kleine schwarze Scheibe in einem bestimmten Raume der Sonne langsam vorüberschreitend sichtbar ist. Sonderbare Schwärmer, diese Astronomen! Dafür erdulden sie auf zum Theil weiten Reisen Seekrankheiten und Mühsale jeder Art. Hoffentlich wird es den Meisten besser ergangen sein, als vor hundert Jahren den beiden Genfer Gelehrten, die unverrichteter Sache aus Lappland zurückkehren mußten oder gar dem Mitgliede der französischen Akademie der Wissenschaften Le Gentil de la Galaisière, der Paris Ende März 1760 zur Beobachtung des famosen Durchgangs verließ. Als er im Sommer 1761 vor Pondichery ankam, war diese ihm von der Akademie zugewiesene Station in die Hände der damals mit Frankreich im Kriege begriffenen Engländer gefallen. Er mußte nach Isle de France umkehren. Dort wartete er volle acht Jahre auf die Wiederkehr des Phänomens. Endlich war der 3. Juni 1769 gekommen, der die rühmliche Ausdauer belohnen sollte. Es war ein schöner Morgen. Herr Le Gentil harrte klopfenden Herzens und das Auge am Teleskop des lang ersehnten Moments, als im letzten Augenblick eine neidische Wolke heraufzog und die Sonne verhüllte. Der Arme kehrte schier verzweifelt und, durch manche Widerwärtigkeiten aufgehalten, erst spät nach Frankreich zurück. Dort hatte die Akademie, die ihn gestorben glaubte, seine Stelle durch einen Rivalen besetzt. Ein Freund, dem er sein Vermögen anvertraut, hatte es zu eigenem Nutzen verausgabt. Das war zu viel Unglück auf einmal. Le Gentil lebte noch mehrere Jahre trostlos dahin und starb ruinirt nach dem Ausbruch der Revolution. In unsern Tagen wäre eine solche Verschollenheit nicht möglich; dafür würde schon der Telegraph sorgen. So verändert indessen die Welt seit jener Zeit ist, kehren doch gewisse politische Erscheinungen mit wunderbar zäher Analogie wieder. In demselben Venusjahr 1769 wurde der liberale Franziscanermönch Ganganelli zum Papst erwählt, trotz der Jesuiten, die schon damals das Conclave unsicher machten und einen der Ihrigen

Digitized by Google

auf den Stuhl Petri bringen wollten. Bald darauf wurde Napoleon Bonaparte geboren, der für Europa noch gefährlicher werden sollte als alle Jünger Loyolas zusammen. Seine Nachkommen sinnen jetzt wieder auf Unheil; sie möchten sich Frankreichs bemächtigen und anderswo Benedetti'sche Verschwörungen anzetteln. Es wird ihnen jedoch nicht leicht werden. Auch die Jesuiten sind wieder obenauf. Aber ihre Plane sind enthüllt und dadurch schon im Keime vereitelt. Ihre Anhänger mögen immerhin im Centrum des Reichstags nach Herzenslust zischen (was die französischen Blätter jetzt sogar seltsam genug im Sinne des Pfeifens übersetzen) oder sich sonstwie unhöflich betragen: ihr Ende naht doch mit starken Schritten heran. Wenn die bewußte Venus 2004 wiedererscheint, werden viele Leute, um zu wissen, wer Pius IX. war, im Conversationslexikon nachschlagen müssen und bei dieser Gelegenheit mit Erstaunen bemerken, daß der Papst einmal eine weltliche Herrschaft besessen hatte und seine Zeitgenossen mit Syllabus und Encyklica unterjochen wollte. Eines Fürsten Bismarck werden sich die Gebildeten wohl noch von der Schule her erinnern, denn sein Name trifft mit der Wiederbegründung des Deutschen Reichs zusammen, zu welcher er auch nach den sichersten Quellen erheblich beigetragen haben soll. Verwunderlich wird erscheinen, daß er große Mühe damit hatte und die Deutschen sich längere Zeit dagegen gesträubt haben. Mehrere Schriftsteller werden das, gestützt auf eine zufällig aufgefundene Aeußerung desselben Bismarck und andere Belege, durch die in jener dunkeln Zeit zum Theil von den Klericalen geleitete Jugenderziehung erklären. Der gute Bürger wird das alles beim ersten Frühstück in Artikel und Feuilletons verarbeitet lesen, auch mit Behagen daran denken, daß seit 1874, also im Verlaufe etwa eines Jahrhunderts, selbst fanatische Ultramontane von der Cultur beleckt wurden und in anständiger Gesellschaft nicht mehr Pfui! rufen. Als das größte Weltwunder wird aber gelten, daß die Berliner Blätter auf weißem Papier erscheinen, nicht mehr aufgeschnitten zu werden brauchen und an Verbreitung, Lesbarkeit und Interesse mit den großen Zeitungen in London und Paris siegreich wetteifern können.

## Bibliographie.

Archiv für Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld. IV. Bd., 2. Heft. Leipzig, B. G. Teubner.

Geschichte des Dramas. Von J. L. Klein. XI. 1. Das spanische Drama. 4. Bd., 1. Abth. Leipzig, T. O. Weigel.

Ueber Shakespere's Midsummer-nights-dream. Eine Studie. Von E. Hermann. 2. Aufl. Braunschweig 1875, Joh. Heinr. Meyer.

Gesammelte Aufsätze. Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Von Paul Lindau. Berlin 1875, Georg Stilke.

Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von Aug. Wilh. Schlegel und Ludw. Tieck. Herausgegeben von R. Gosche und B. Tschischwitz. Erste illustrirte Ausgabe. 36. und 37. Lieferung. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Aufsätze über Shakespeare. Von B. Hebler. Zweite Ausgabe. Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung.

Beitrag zur Charakteristik und Würdigung der deutschen Strophe. Von Wilh. Sayd. Berlin, W. Moeser.

Colorit-Studien. Novelle von Karl Edm. Edler. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Käthi, die Großmutter. Eine Erzählung. Von Jeremias Gotthelf. Berlin 1875, Julius Springer.

Frisch, froh, fromm, frei. Unterhaltendes und Belehrendes für die Jugend. Von E. Kannegießer. Rathenow, A. Haase.

König Roderich. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Felix Dahn. Leipzig 1875, Joh. Friedr. Hartknoch.

Hermann und Thusnelda. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Eduard Mätzner. 2. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Jephthas Opfer. Trauerspiel in fünf Acten mit einem Vorspiel. Von Katharina Diez. Berlin, R. v. Decker.

Die Fürstenverrathe des Melchior Baron Balaschscha. Eine ungarische Tragikomödie. Gedichtet und gespielt 1564. Wörtlich übersetzt von K. M. K. Leipzig, Veit u. Co.

Lorbeer und Cypresse. Poetische Gedenkblätter an 1870—71. Von Dr. W. Kopp. Freienwalde a/O. 1875, Ferd. Draeseke.

Jephthah. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von L. Freytag. 2. Aufl. Berlin, Otto Gülker u. Co.

Gedichte von Eugen von Leyden. 2. Ausg. Zürich 1875, Cäsar Schmidt.

Ecrasez l'infâme. Zeitgedicht von Albrecht Deetz. Hamburg, Hoffmann u. Campe.

Durstige Tage. Von Woldemar Kaden. Stuttgart, Meyer u. Zeller.

Weihnachtslieder aus älterer und neuester Zeit. Herausgegeben von Ludw. Erk. Berlin, Adolph Enslin.

Willkommen in Weimar. Ein Sinnstrauß zur Umschau. Von Karl Sondershausen. Weimar.

Deutsches Künstleralbum. Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. VIII. Herausgegeben von Ernst Scherenberg. Düsseldorf 1875, Breidenbach u. Co.

Vorlagen für Ornamentmalerei. Von A. v. Zahn. Leipzig, Arnoldi'sche Buchhandlung.

Annalen des deutschen Reichs. Jahrgang 1874. Herausgegeben von Dr. Georg Hirth. Leipzig 1874, G. Hirth.

Geschichte der neuesten Zeit. 1815—1871. I. Band. Von Dr. Oscar Jäger. Oberhausen und Leipzig 1874, Spaarmann.

Kaiser, König und Papst. Leipzig, Otto Spamer.


## Zur gefälligen Beachtung für unsere Leser.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten, sowie diejenigen Leser, welche für das Jahr 1875 auf die „Gegenwart" abonniren wollen, *die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das* erste Quartal 1875 *gefälligst umgehend zu erneuern* resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

*Der Abonnementspreis beträgt wie bisher pro Quartal* 4 Mk. 50 Pfg. *oder* 1 Thlr. 15 Sgr. *Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen, sowie die unterzeichnete Expedition nehmen Bestellungen an.*

**Original-Einbanddecken in Leinwand**

*(dauerhaft und elegant mit blinder und vergoldeter Pressung)*

zu dem mit No. 52 geschlossenen VI. Bande der *Gegenwart*, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von 15 Sgr. *durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse.

Verlag und Expedition der „Gegenwart".
Georg Stilke.


Digitized by Google

## Inserate.


**! Zur Geschichte Frankreichs !**

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**J. J. Honegger**, Prof. in Zürich. Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten.

Inhalt. Geist und Gang der Geschichte. — Aufsteigen der französischen Macht bis auf Ludwig XIV. herab. — Die französische Weltmachtstellung auf ihrer Höhe: Ludwig XIV. — bis zur Scheide der Jahrhunderte. — Politischer Verfall des Staates, Herrschaft der revolutionären Literatur. — Frankreich seit der Revolution.

XIV u. 400 Seiten. gr. 8. Preis 2½ Thlr. = 7 Mark 50 Pf.

**Karl Hillebrand**, Frankreich und die Franzosen in der 2. Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Eindrücke und Erfahrungen. 2. umgearb. u. verm. Aufl. 8. 1⅔ Thlr. = 5 Mark.

**S. Hugenheim**, Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte. 8. 1½ Thlr. = 4 Mark 50 Pf.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

---

Bei **Otto Meissner** in Hamburg ist eben erschienen:

Der
internationale
**archäologische u. anthropologische Congreß**
in Stockholm.
Von **J. Mestorf.**
Preis 10 Sgr.

---

**Verlag von Em. Dominik, Stettin.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Volksklänge**
**in Altenburger Mundart.**
Von **Fr. Ullrich.**
Nebst einem Anhange Gedichte
von **Carl Gleißner.**
Dritte völlig umgearbeitete u. verm. Auflage
von **Kurt Greß.**
Preis broch. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Buch ist ein vortreffliches Weihnachts-Geschenk für Jung und Alt. Ganz besonders denen zu empfehlen, welche an dem Trachtenfest in Altenburg am 15. April 1873 Theil genommen haben. (H 11360a)

---

Verlag von Otto **Meissner**, Hamburg.
**Mähl's Schriften.** 4 Bände.
**Tater-Mariken.**
**Jaen.**
**Fanny.**
**Lütj Anna.**
} à Band 15 Sgr.

---

**VICTORIA**
ist die **billigste** Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

---

**Festgeschenke.** | VERLAG von C. F. Simon in Stuttgart. | **Festgeschenke.**

**Emsland-Bilder.**
Erzählungen aus dem Emslande
von
E. von Dincklage.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
Preis 1 Thlr.

**Nymphäa.**
Novelle
von
Wilhelm Jensen.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
Preis 1 Thlr.

**Meereswellen.**
Venetianisches Märchen
von
E. VELY.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
Preis 1 Thlr.

**Sonnenstrahlen.**
Ein Märchen
von
E. Vely.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden.
Preis 1½ Thlr.

**Ein deutsches Dichterbuch.**
Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter gesammelt und herausgegeben
von
MAX KALBECK.
Miniatur-Ausgabe in Prachtband gebunden Preis 1⅔ Thlr.

---

**Daniel Sanders' berühmte Wörterbücher**
eignen sich vorzüglich zu Festgeschenken für Gelehrte, Lehrer, Studirende und Schüler.

Im Verlage von **Otto Wigand** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu beziehen:

**Wörterbuch der deutschen Sprache.**
Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart.
Von Dr. **Daniel Sanders.**
3 starke Bde. gr. 4. broch. 24 Thlr., geb. 27 Thlr. 15 Ngr.

**Handwörterbuch der deutschen Sprache.**
Von Dr. **Daniel Sanders.**
gr. Lex.-8. 67 Bogen. broch. 2 Thlr. 15 Ngr., geb. 3 Thlr.

**Fremdwörterbuch der deutschen Sprache.**
Von Dr. **Daniel Sanders.**
2 Bde. gr. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr., geb. 4 Thlr. 10 Ngr.

---

**Deutsche Rundschau.**

Herausgeber: J. Rodenberg. | Verlag: Gebr. Paetel, Berlin.

Erscheint in monatl. Heften von 10—11 Bogen gr. 8° in elegantester Ausstattung.
PREIS: pro Quartal 6 Mark = 2 Thlr.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Probehefte zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

**Inhalt des soeben ausgegebenen dritten Heftes:**

I. **Emanuel Geibel**, *Eine Seeräuber-Geschichte.*
II. **Gustav zu Putlitz**, *Ricordo.* Novelle.
III. Dr. **Ernst Löhr**, *Die Fidschi-Inseln.*
IV. **Ed. Lasker**, *Ueber Anlagen und Erziehung.*
V. **Heinrich von Brandt**, *Prinz Napoleon am Königlichen Hofe zu Berlin.*
VI. **Bruno Meyer**, *Die Kunstausstellung in Berlin.*
VII. **Fr. Kreyssig**, *Literarische Rundschau.*
VIII. **C. G. Neuschle**, *Die Philosophie des Unbewussten und die Religion.*
IX. **Karl Frenzel**, *Berliner Chronik.* (Theater.)
X. **Louis Ehlert**, *Musikalisches aus Berlin.*
XI. **Joseph Bayer**, *Wiener Chronik.* (Das Burgtheater.)
XII. **Ed. Hanslick**, *Wiener Opernzustände.*
XIII. Dr. **Landgraf**, *Volkswirthschaftliche Rundschau.*
XIV. **Politische Rundschau.**


Digitized by Google

## Für den Weihnachtstisch.

Soeben erschienen:

**Zwölf Balladen**

von

**Felix Dahn.**

8. In eleg. Einbd. m. Goldschn. netto 3 Mk.

Im würdigen Anschluss an L. Uhland und V. Scheffel, wenn auch in anders gearteter Individualität, zeichnet der feinsinnige, liebenswürdige Dichter, der wie jene zugleich als gelehrter Forscher vortheilhaft bekannt ist, frische lebensvolle Bilder auf historischem Grunde.

Diese Balladen, die neuesten Gaben seiner Muse und Dahn's eigenster Dichtungsart angehörig, werden der grossen Zahl seiner Verehrer und den Lesern seiner vor Jahresfrist bei Cotta erschienenen Gedichte eine willkommene Gabe sein.

---

## Erlebnisse und Studien

in der Gegenwart

von

**Ludwig Robert.**

8. Preis 5 Mk.

Die vorliegenden Schilderungen des pseudonymen Verfassers, welche die bedeutendsten Momente unserer jüngsten politischen Entwickelung zum Gegenstande haben, sind berechtigt ein ungewöhnliches Interesse in Anspruch zu nehmen; einige derselben wurden bereits in den Preussischen Jahrbüchern veröffentlicht und erregten ausserordentliches Aufsehen. Gleichwie die hinzugefügten Aphorismen, deren Ausdruck ebenso freimüthig und schlagfertig ist, wie sie tief gedacht wurden, bieten diese Aufzeichnungen sich dem Leser als ein höchst bemerkenswerther Beitrag zum Verständniss unserer Tage.

Leipzig, im December 1874.

**Breitkopf & Härtel.**

---

Im Verlage der **C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung** Carl Habel in Berlin SW., Wilhelmstr. 33, ist soeben erschienen:

**Franz von Holtzendorff, Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe.** Criminalpolitische u. psychologische Untersuchungen. Herausgegeben auf Grundlage öffentlicher in Berlin und München gehaltener Universitätsvorträge. Preis eleg. broch. 2 Thlr. 20 Sgr. — Eleg. in Halbfranzband gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

In einer für weite Leserkreise berechneten, keineswegs nur fachwissenschaftlichen Darstellung, unternimmt es der Verfasser, welcher in Berlin und München an der Universität mit ungewöhnlichem Erfolge eine Reihe von öffentlichen Vorträgen über die Todesstrafe hielt, das oft behandelte Problem einer Untersuchung zu unterziehen, welche, unter Vermeidung aller rein abstracten und speculativen Gesichtspunkte, von der psychologischen Erscheinung des Mordes ausgeht und die Todesstrafe im Zusammenhange mit den Strafzwecken, durch die Culturgeschichte hindurch bis zu den strafstatistischen Erscheinungen der Gegenwart verfolgt. Aus der Criminalpraxis sind die wichtigsten, der neueren Geschichte angehörigen Mordprocesse in den Kreis der Erörterung einbezogen und für die Aufgabe der Criminalpsychologie verwerthet worden.

**Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.**

---

## Literarische Festgeschenke

**aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig.**

**Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit** kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (König Johann von Sachsen). Neue, durchgesehene und berichtigte Ausgabe. 3 Theile. Prachtausgabe mit Titelbildern von Bendemann und Hübner und zahlreichen Karten und Plänen. Lex.-8. geh. 25 Mark — eleg. geb. 30 Mark.

— — **Neue wohlfeile Ausgabe, in 3 Theilen. Mit dem Porträt** Dante's und zahlreichen Karten und Plänen. 8. 1871. geh. vollständig 9 Mark — eleg. gebunden mit Goldschnitt 11 Mark 70 Pf.

**Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken** der vorzüglichsten Schriftsteller, ihren Biographien, Porträts und Facsimile's in vortrefflich ausgeführten Holzschnitten. Von Heinrich Kurz. 5. Aufl. 1873. 4 Bde. 106 Bogen. gr. Lex.-Octav. geh. Preis 51 Mark.

**Frommes Leben. Dichtungen der Neuzeit, ausgewählt von Benno Hoch.** Eingeführt von Dr. Fr. Ahlfeld. Miniatur-Format. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt 5 Mark 10 Pf.

Diese neueste Anthologie soll nicht nur ein angenehmes Geschenk für den Büchertisch der Frauen und Jungfrauen, sondern auch dem Literaturfreunde und Literaturhistoriker ein Bild der geistlichen Dichtung seit Novalis bieten; daher einerseits sämmtliche Gedichte vollständig und getreu nach den Originalen gegeben sind, andrerseits aber auch weltliche Dichter Aufnahme gefunden haben, insofern sie geistliche oder doch verwandte Töne anschlagen.

Ein erhöhtes Interesse gewinnt die Anthologie durch Originalbeiträge von Julius Sturm und Anderen, sowie aus dem Nachlasse von Friedrich Schottin.

**Fromme Minne. Ein Geschenk für Frauen und Jungfrauen ausgewählt** aus den edelsten Perlen deutscher Dichtung. Zweite Auflage. Mit 5 Holzschnitten und 1 Titelbild in Farbendruck. Miniatur-Format. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. Preis 5 Mark 10 Pf.

Diese weitverbreitete Anthologie zerfällt in 5 Hauptabtheilungen: I. Erste Minne. (1. Erwachen. 2. Sehnen. 3. Scheiden. 4. Meiden.) II. Brautminne. (1. Blüthezeit. 2. Wartezeit. 3. Hohe Zeit.) III. Frauenminne. (1. Minnedienst. 2. Minnekraft. 3. Minneglück.) IV. Mutterliebe. (1. Am Morgen der Kindheit. 2. Im Mittag des Lebens. 3. Am Feierabend.) V. Gottesminne. (1. Im Herzen. 2. In der Natur. 3. In der Kirche.)

**Horazens' Satiren und Episteln. Deutsch von Ludwig Döderlein. Zweite** Ausgabe. Eleg. Miniaturausgabe. 1862. Preis geh. 2 Mark 25 Pf. — eleg. geb. mit Goldschn. 3 Mark.

**Julius von Tarent. Ein Trauerspiel von J. A. Leisewitz.** 8. Elegant gebunden 1 Mark 50 Pf.

**Gottesgrüße aus Natur- und Menschenleben. Von Dr. ph. Paul Zimmermann.** 16. geh. 1 Mark 50 Pf. — eleg. geb. 2 Mark 40 Pf.

**Commersbuch für den deutschen Studenten. Achtzehnte revidirte und vermehrte** Auflage. 8. 1873. geh. 2 Mark 50 Pf. — in Leinwand geb. 3 Mark 25 Pf.

**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

---

## Neue musikalische Schriften

im Verlage von

## F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Soeben erschien:

**Die Poesie in der Musik**

von

**Franz Hüffer.**

Aus dem Englischen übertragen von **E. G.**

**Autorisirte deutsche Ausgabe mit einer Vorrede des Verfassers.**

Elegant geheftet: Preis 1½ Thlr.

Inhalt. **Das Drama:** Richard Wagner. — **Das Lied:** Franz Schubert, Robert Schumann, Robert Franz und Franz Liszt.

Vor Kurzem erschienen:

**Ambros, A. W., Bunte Blätter.** Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst. 2 Bände. Preis jedes Bandes: Eleg. geheftet 1½ Thlr.; elegant gebunden 2 Thlr.

**Brosig, Moritz, Handbuch für den Unterricht in der Harmonielehre.** Mit zahlreichen Noten-Beispielen und Musik-Beilagen. Geheftet: 1 Thlr.

**Hauptmann, Moritz, Opuscula.** Vermischte Aufsätze. Geheftet: 1 Thlr.

**La Mara, Musikalische Gedanken-Polyphonie.** Aussprüche berühmter Tonsetzer über ihre Kunst. Mit zahlr. Vignetten u. Initialen n. Zeichn. v. F. Baumgarten. Eleg. geh.: 1½ Thlr.; eleg. geb.: 2 Thlr.

**Schneider, K. E., Musik, Klavier und Klavierspiel.** Kleine musik-ästhetische Vorträge. Eleg. geheftet: 1 Thlr.; eleg. gebunden: 1½ Thlr.

**Wieck, Friedrich, Clavier und Gesang.** Didaktisches und Polemisches. Zweite Auflage. Geheftet: 1 Thlr.

---

Verlag von **Opitz & Co.** in **Güstrow.**

## Fritz Reuter.

Sein Leben und seine Werke.

Von

**Hermann Ebert.**

18¾ Bogen. 8. Brochirt. Preis 1 Thlr. Elegant gebunden 1 Thlr. 10 Gr.

---

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die

## Idee der Entwickelung.

Eine sozial-philosophische Darstellung von

**Leopold Jacoby.**

Erster Theil. Berlin 1874. Preis 1⅓ Thlr.

**H. E. Oliven,** Louisenstraße Nr. 45.


Digitized by Google

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

**MEYERS**

**HANDLEXIKON**

*Gibt in einem Band Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* **augenblicklichen Bescheid.** *1968 kl. Octavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr.*

*Vorräthig in allen Buchhandlungen.*

**Bibliographisches Institut in Leipzig**
(vormals Hildburghausen).

**Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.**

**Schmidlin's**

**Blumenzucht im Zimmer.**

Illustrirte Prachtausgabe.

Herausgegeben von **F. Jühlke,**
Hofgarten-Dir. S. M. des Kaisers.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

**Mit 614 in den Text gedruckten feinen Holzschnitten.**

Die gärtnerische Literatur besitzt kein zweites Werk, welches sowohl an Gediegenheit des Inhalts und ansprechender Form, wie an eleganter Ausstattung und Vortrefflichkeit der zahlreichen Abbildungen mit der Prachtausgabe des bekannten Schmidlin'schen Werkes wetteifern kann und welches deshalb von höchstem Interesse für jeden Blumenliebhaber ist, sowie besonders sich eignet zum

☞ **Festgeschenk für Damen.** ☜

Ein prachtvoller Band in gross Lex.-Octav in chromolithograph. Umschlag, Preis 16 Mark. In elegantem Salonband Preis 20 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in Breslau sind soeben erschienen:

**Gedichte**

von

**Alfred von Rosenberg-Lipinsky.**

Preis: broch. Mark 3. — eleg. geb. Mark 4,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **E. Barth** in Colmar erscheint demnächst:

**Alsatia.** Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte, Sprache und Literatur. Herausgegeben von **Aug. Stöber.** Neue Reihenfolge. 1873—1874. Preis circa 2 Thlr.

Im Verlage von **Karl Grädener, Boyes & Geisler Nachf.** in Hamburg erschien:

**Religion und Wissenschaft.**

**Vortrag**

**gehalten vor der British Association zu Belfast**

von

**John Tyndall.**

Autorisirte Uebersetzung.

Preis 10 Sgr.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin:

**Theater von Paul Lindau.**

**II. Auflage.**

Inhalt: **Marion, In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

8°. eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

**Für den Weihnachtstisch.**

**Vollständig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Natur- und Culturhistorisches**

**BILDER-ALBUM.**

Mit einleitendem Vorwort von

**Dr. Otto Ule** und **Dr. Carl Müller** von Halle,

**1585 Abbildungen enthaltend.**

Mit der soeben versandten vierten (Schluss-)Lieferung liegt das Werk vollständig vor. Preis 5 Thlr. 10 Sgr. (9 Fl. 20 Kr.)

**Elegante Einbanddecken** zu dem vollständigen Werke sind zu dem Preise von 15 Sgr. durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Die Abbildungen in vorzüglich ausgeführten Holzschnitten machen dieses interessante Werk (auch für den Anschauungs-Unterricht) zu einer der hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der illustrirten Literatur.

**Halle.** **G. Schwetschke'scher Verlag.**

**Festgeschenke**

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in Berlin.

Soeben erschienen:

**Feldblöchters.**

**Plattdütsch Leeder un Läuschen in Meckelnbörger Mundort**

von

**Eduard Hobein.**

Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 20 Sgr. Geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

**VIONVILLE.**

Ein Heldenlied in drei Gesängen

von

**E. von Wildenbruch.**

Zweite Auflage.

8°. Elegant geheftet 15 Sgr., gebunden mit Goldschnitt 25 Sgr.

**Festgeschenke für den Weihnachtstisch!**

**Neues Reisewerk des berühmten Reisenden**

**Robert von Schlagintweit:**

**Die Mormonen** oder die Heiligen vom jüngsten Tage von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. Mit vielen Illustr. eleg. brosch. 2 Thlr., eleg. geb. 2 Thlr. 10 Sgr. 1874.

Von demselben Verfasser erschien:

**Californien.** Land und Leute. Mit vielen Illustr. eleg. brosch. 1 Thlr. 20 Sgr., eleg. gebunden 2 Thlr. 1871.

**Die Pacific-Eisenbahn** in Nordamerika. Mit vielen Illustr., 1 Karte und 1 Meilentafel, eleg. brosch. 1 Thlr. 10 Sgr., eleg. gebunden 1 Thlr. 20 Sgr. 1870.

Die vorstehenden **drei Werke einzeln elegant gebunden,** auf einmal bestellt, liefert jede Buchhandlung für **Fünf** Thaler.

Cöln und Leipzig. **Verlag von Eduard Heinrich Mayer.**

Im Verlage der **Friedr. Korn**'schen Buchhandlung in Nürnberg ist nun vollständig erschienen und das in keiner Lehrerbibliothek fehlen sollte:

Die

**Volksschule des XIX. Jahrhunderts**

**in Biographien hervorragender Schulmänner.**

Zum Besten des bayerischen Lehrerwaisenstifts.

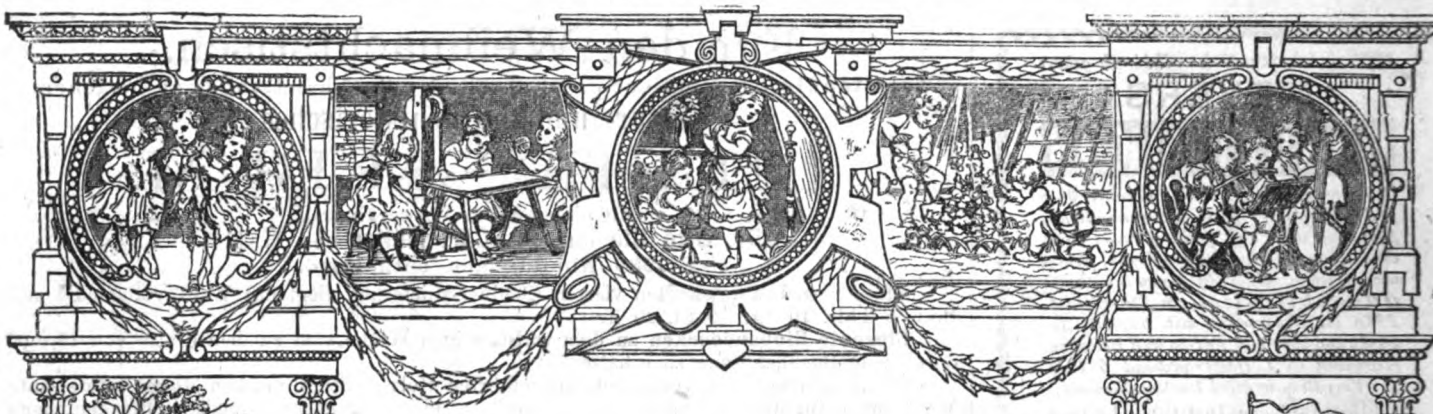
Herausgegeben von

**Fr. W. Pfeiffer,**
Lehrer und Redacteur der bayerischen Lehrer-Zeitung.

Preis des completen Werkes 3 Thlr. oder 5 fl. S.-W.

**Dr. Heindl** sagt in seinem Repertorium: Der stattliche, schöne Band voll Kraft und Saft ist nun beendigt. Er ist ein Buch voll Anreiz, Geist und Interesse, ein Baum, geschmückt mit Blüthen, Blättern und Früchten. Es gilt nicht mehr, seinen Inhalt zu detailliren. Das Werk ist ja bereits Tausenden bekannt und mit Hochachtung und Anerkennung aufgenommen worden und es bleibt ein Ehrendenkmal im Gebiete des Schulwesens. Dem Herausgeber und Denen, die zum milden, edlen Zwecke mitgewirkt haben, gebührt der redlichste Dank. Möge das Buch noch lange freudige, begeisterte Leser finden und Eifer für den Lehrerberuf erwecken!

Digitized by Google



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Als eine **„Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt"** erscheint vom 1. Januar 1874 ab die obige Zeitung in jährlich 48 Nummern. Bekanntlich ist die „Modenwelt," die am 1. October 1865 begründet wurde und in elf Sprachen unter allen bestehenden Moden-Zeitungen die grösste Verbreitung gefunden hat, längst in allen Kreisen ein kaum noch entbehrlicher Rathgeber geworden. Wenn sich nun zu derselben ein Unterhaltungsblatt gesellte, dem es gelang, unter unseren Schriftstellern und Künstlern die hervorragendsten Kräfte zu gewinnen, so gestaltete sich daraus ein Journal, das von vornherein des allgemeinsten Beifalls sicher war, um so mehr, als der Preis ein verhältnissmässig niedriger ist.

Neben der **„Illustrirten Frauen-Zeitung"** erscheint im Uebrigen die **„Modenwelt"** nach ihrer bisherigen Weise fort. Indem wir zum Abonnement auf die eine oder andere Zeitung hiermit einladen, verweisen wir zugleich auf nachstehende kurze Inhalts-Uebersicht.

## Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „Modenwelt" mit Unterhaltungsblatt.

*Erscheint wöchentlich.*

**Kleine Ausgabe.**

Pro Quartal 25 Sgr.

**Jährlich:**

24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, wie bei der „Modenwelt."
12 Beilagen mit Schnittmustern etc., wie bei der „Modenwelt."
12 Grosse colorirte Modenkupfer.
24 Illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

## Illustrirte Frauen-Zeitung.

**Grosse Ausgabe.**

Pro Quartal 1 Thlr. 12½ Sgr.

**Jährlich, ausser Obigem:**

noch 36 grosse colorirte Modenkupfer, darunter 12 Blätter mit etwa 150 historischen und Volks-Trachten.

## Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

*Erscheint alle vierzehn Tage.*

Pro Quartal 12½ Sgr.

**Jährlich:**

24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weissstickerei, Soutache etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen; wo der Bezug durch eine Buchhandlung oder Postanstalt Unbequemlichkeiten haben sollte, erbietet sich die Verlags-Expedition in Berlin, W., Potsdamerstrasse 38, zur directen Uebersendung. Eine Probe-Nummer nebst Uebersicht der Preisbedingungen für die verschiedenen Länder liefert die Expedition auf frankirtes Verlangen gratis und franco.

Hierzu Beilagen von Friedr. Bruckmann's Verlag in München u. Berlin, W. Spemann in Stuttgart u. B. G. Teubner in Leipzig.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 26. December 1874. Band VI.

V. 6
no 52

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der politische Umschwung in den Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel. — Die Pariser Spitäler. Von Medicus. — **Literatur und Kunst:** Neue dramatische Dichtungen. Von Paul Lindau. — Mein Lebensgang. Von Fr. Vischer. (Schluß.) — Literarische Reparaturen. Von Wilhelm Goldbaum. — **Verschiedenes:** Berlin in französischer Beleuchtung. — **Aus der Hauptstadt:** Drei Oratorien. „Die Legende der heiligen Elisabeth" von Liszt, Dichtung von Otto Roquette. „Triumphlied" von Brahms. „Herakles" von Händel. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

### Der politische Umschwung in den Vereinigten Staaten.

Am 3. November hat sich in den Vereinigten Staaten eine jener friedlichen Revolutionen vollzogen, wie sie nur in solchen Gemeinwesen möglich sind, deren öffentliches Leben auf der breitesten Grundlage volksthümlicher Selbstregierung ruht. Eine Revolution und ein Gericht zugleich. Eine That des freien Massenentschlusses und ein Act geschichtlicher Nothwendigkeit. Staunend, prüfend und deutend steht der Beobachter vor der Gewalt, mit der jene That sich vollzog, und die Erwägung der Folgen drängt Frage um Frage auf seine Lippen. Immer aber kehrt er wieder zur Thatsache als solcher zurück, und diese Thatsache ist: daß das americanische Volk mit einer zum offenen Ingrimm gesteigerten Entschiedenheit das Tuch zwischen sich und der Organisation zerschnitten hat, in deren Hände es für anderthalb Jahrzehnte die ausschließliche Wahrung seiner politischen Lebensinteressen gelegt hatte — zwischen sich und der republicanischen Partei!

Das ist es, was am jüngsten 3. November geschehen ist, und was diesem Tag für die Union eine Bedeutung leiht, wie sie kein Novembertag seit jenem gehabt hat, an dem Abraham Lincoln zu ihrem Präsidenten erwählt wurde und das erste Pochen des Bürgerkrieges an ihre Pforten tönte. Wie es aber geschah und in welchem Umfange, dafür mögen die nachstehenden Daten und Zahlen — kalt und unverrückbar, wie sie sind, aber darum nur desto eindringlicher redend — ein unerbittliches Zeugniß ablegen. Wie alljährlich im November fanden in vierundzwanzig von den siebenunddreißig Einzelstaaten der Union Wahlen statt. In den meisten für die verschiedenen Staatsämter (das des Gouverneurs an der Spitze), und die Staatsgesetzgebungen, in allen für das Repräsentantenhaus des am 4. März 1875 zusammentretenden, nächsten Congresses, des vierundvierzigsten in der ganzen Reihe der Bundeslegislaturen seit Gründung der Republik. In neun Staaten, darunter Ohio, Indiania und Jowa waren diese Wahlen bereits im October oder noch früher vor sich gegangen, und zwar mit einem Ergebniß, welches in gar nicht mißzuverstehender Weise auf einen politischen Umschwung, d. h. auf Verluste der herrschenden republicanischen Partei und, diesen Verlusten entsprechende Gewinne der in der neubelebten Demokratie verkörperten Opposition hindeutete. Die Republicaner waren demnach auf einen oder den andern Schlag bei der großen Novemberwahlschlacht gefaßt. Die Demokraten rechneten auf das Davontragen von Vortheilen, wie sie sie seit fünfzehn Jahren nicht hatten träumen dürfen. Der parteilose Beobachter endlich sah einem Umschlag entgegen, bedeutend genug, um als „Denkzettel" für die dominirende, durch eine ununterbrochene Hegemonie nur zu tief und zu lange schon der unverhülltesten und verderblichsten Entartung verfallene Fraction nicht von heilsamen Folgen zu sein. Sie alle sollten sich verrechnet haben. Der Entscheidungstag kam, und die Schläge der Republicaner gestalteten sich zu einer Deroute auf der ganzen Linie vom St. Lorenz bis zur mexikanischen Grenze. Der Erfolg der Opposition war ein einziger großer Schlag auf das Haupt der Gegner. Und der „Denkzettel" für die herrschende Partei nahm die Form eines Volksgerichtes an, vor dessen Wucht und Größe selbst der Unbefangene im ersten Moment erschrecken mußte. In Zahlen ausgedrückt lautet dieses Volksverdict wie folgt: das im Ganzen aus 292 Mitgliedern bestehende Repräsentantenhaus des Congresses, welches zur Zeit aus 201 Republicanern und 91 Oppositionsleuten zusammengesetzt ist, wird infolge des 3. November nur noch 114 Mitglieder der ersten Kategorie gegen eine demokratische Phalanx von 178 Köpfen enthalten! Und selbst bei diesem Resultat wird der Umschlag es nicht bewenden lassen, da die Wahlen in vier Staaten — Connecticut, New-Hampshire, Mississippi und Californien — noch bevorstehen und aller Voraussicht nach weitere Gewinne der Opposition ergeben werden. Indessen es bedarf derselben nicht. Der Sturz der Republicaner aus den sieges- und herrschaftssicheren Höhen einer Hausmajorität von 110 in den Abgrund einer Minorität von 64 Stimmen ist tief genug, um als politische Katastrophe zu gelten, für welche den von ihr Ereilten kaum der Trost eines oder des andern Seitenstückes in der ganzen Geschichte des nordamericanischen Freistaatenbundes bleibt. Ueberdies sagen diese Zahlen, wie viel sie auch sagen, doch noch keineswegs Alles. Sie geben ein Gesammtresultat, aber die Art, wie sie sich auf die einzelnen Staaten vertheilen, erhöht die ihnen innewohnende Beweiskraft gegen die Gefallenen des Tages noch in verhängnißvollster Weise. New-York, Pennsylvanien, Massachusetts und Illinois, die leitenden Staaten der ganzen Union, galten gleich Ohio, das ihnen schon im October das Beispiel einer radicalen Umwälzung am Stimmkasten gegeben, noch Tags vorher für eben so viele Festen und Zwingburgen der republicanischen Partei. Jetzt sind sie demokratische Gemeinwesen, mit demokratischen Staatsregierungen, demokratischen Staatsgesetzgebungen und Congreßrepräsentationen, welche in ihrer überwiegenden Majorität gleichfalls der Opposition angehören! Noch vor zwei Jahren im November 1872, als es galt der republicanischen Organisation durch die Wiederwahl General Grants, in welcher

Digitized by Google

jene derartig verkörpert erscheint, daß man sich längst gewöhnt hat, sie nur noch kurzweg die Administrationspartei zu nennen, ein erneutes Vertrauensvotum zu geben, hatten sie dies mit Stimmenmehrheiten gethan, welche für die damalige Opposition geradezu tödtend waren. Und doch war diese Opposition, an deren Spitze die besten und begabtesten Männer des Landes und selbst vordem Häupter im Rathe der Republicaner, die Sumner, Schurz, Trumbull und Greeley, standen, ursprünglich die schneidigste und aussichtsvollste, welche zur Abschüttelung des Jochs einer rentablen Factionsherrschaft nur in's Feld geführt werden konnte. Selbst sie mußte sich machtlos erweisen, — auf derselben Wahlstatt machtlos, über welche heuer die zu neuem Leben erweckte, anrüchige Demokratie in einem wahren Rausch von Sieg einherwettern durfte.

Aber was ist in diesen zwei Jahren geschehen, daß die Nation so plötzlich den alten Pact in Fetzen reißt und sich in die Arme der Demokratie wirft? Die Antwort ist einfach genug. Nicht mehr und nicht Schlimmeres, als bereits vorher geschehen war, — nur daß die Geduld des Volkes, welche durch eine neue Präsidentschaft General Grants die Partei, die sich einst mit der civilisatorischen Großthat des neunzehnten Jahrhunderts, der Zertrümmerung der Sklaverei, in die Geschichte einführen durfte, eine letzte Frist zur Rückkehr zu ihrem alten Geist gewähren wollte, erschöpft ist, und daß es, zum Vollgefühl seiner verletzten Majestät erwachend, denjenigen zerschmettert, der, zu seinem Diener berufen, es zu vergewaltigen und zu entehren wagte. Von diesem Gesichtspunkt aus fallen denn auch alle Versuche der Republicaner und ihrer Organe, die Niederlage des 3. November aus bestimmten einzelnen Ursachen zu erklären und mit ihrer Hülfe zu mildern und hinwegzudeuteten, machtlos zu Boden.

Es mußte so kommen. Wer unbefangenen Auges dem Taumel zugesehen, in den (die Grant'sche Regierung voran) die republicanische Partei bald nach Beendigung der Johnson'schen Zufallspräsidentschaft verfiel, und Corruption auf Corruption häufend, einem Frevel am Süden den andern hinzugesellend, keines ihrer feierlichen Gelöbnisse hielt, dafür aber schließlich für ihren Herrn und Meister einen dritten Präsidentschaftstermin zu fordern begann — wer dies alles mit eignen Augen erschaut, der konnte wohl über ein derartiges dem Abgrund Entgegenjagen, über einen derartigen Verrath an einer hehren Vergangenheit klagen, aber er wird in dem „Ende um jeden Preis", welches dieser politischen Orgie bereitet wurde, nur die Nemesis erblicken, deren erste Eigenschaft nicht ihre Strenge sondern ihre Gerechtigkeit ist. Jede Mahnung, jede Warnung schien umsonst. Für das Mene Tekel, welches der Abfall des Senatsdioskurenpaares Charles Sumner und Charles Schurz, ihnen an die Wand schrieb, hatten sie nur Hohn und Ostrakismus. Keiner Beschwörung wurde Folge geleistet. Keinem in der Gestalt öffentlichen Ruins gipfelnden Nothstand abgeholfen. Die besten Lebenskräfte des Landes verrannen aus weitgeöffneten Adern, während man im Congreß um die Vertuschung von allerlei Schwindeleien hervorragender Parteimänner zankte und marktete, in der Gestalt nachzuzahlender Gehalte dem Volke Hunderttausende aus den Taschen nahm, um die Papiergeldvermehrung conspirirte, den Süden von eingewanderten Professionspolitikern im Verein mit den Farbigen knechten ließ und den cynischen Lazzi Mephisto Butlers lauschte. So wurde das Maß voll und übervoll. Der verzweifelnde Kranke rief nach einem andern Arzt, — nach der Demokratie. Ihr vertraut er fortan seine Heilung, seine Behandlung an. Wird sie den „Wechsel um jeden Preis", um welchen es sich dabei gehandelt, zu einer Wandlung zum wahren Heil zu machen wissen?

Indessen, — das ist eine andere Frage, deren Beantwortung schon jetzt anders als mit bloßen Vermuthungen zu unternehmen nicht räthlich scheint. Man wird sich vielleicht hüten müssen, sie zu bejahen. Mehr aber noch, sie zu verneinen. Vorläufig hat die demokratische Opposition nur erst eine Stellung genommen: das Repräsentantenhaus. Diese freilich im Düppler Sturmschritt. Die beiden andern Factoren der Nationalregierung bleiben noch in den Händen der Republicaner: die präsidentliche Executive bis zum 4. März 1877 und der Senat gleichfalls noch für das nächste oder die nächsten zwei Jahre. Aber ihr Schicksal wird sich seinerzeit gerade so wenig aufhalten lassen, wie das des Repräsentantenhauses sich abwenden ließ. Und wenn der Sieger seinen ersten Erfolg nicht alsbald mit einem Bachanal von Fehlern und Mißgriffen zu feiern für gut findet, oder nicht außerordentliche Leistungen der Executive und des Senates eintreten, so mag mit Bestimmtheit angenommen werden: daß die Vereinigten Staaten im Herbst 1876 ihren Präsidenten aus den Reihen der verjüngten Demokratie berufen werden und daß zur selben Zeit auch die Majorität des Senats aus Mitgliedern dieser Parteiorganisation bestehen wird.

Das würde es dann vollenden! Eines der wichtigsten Blätter in der Geschichte der Vereinigten Staaten würde zum Abschluß kommen: das Capitel von der republicanischen Partei, welche wahrhaft groß und ruhmvoll im Dienste eines höchsten Menschlichkeitsgebotes begann, aber nach anderthalb Jahrzehnten nicht groß und nicht ruhmvoll zusammenbrechen mußte. Damit wäre schließlich auch der Stab über sie selbst gebrochen. Denn nicht kriegerischer Erfolg gibt den zur Leitung der Menschheitsfamilien Berufenen das erste Anrecht auf die Apotheose derselben. Erst die Adlung und Reinigung des auf Blutfeldern Entschiedenen durch volle Unterwerfung unter die ewigen und unverbrüchlichen Anforderungen des Friedens macht den Sieger zu einem wahrhaft Großen, zu einer Freude des Menschengeschlechts. Und darum ist das Blatt, auf dem die Vollbringungen und Schicksale der republicanischen Partei zu lesen sind, nicht nur eines der wichtigsten in der Geschichte der Vereinigten Staaten, sondern auch eines der lehrreichsten und fürchterlichsten in der Geschichte der Parteien, der Gestaltung der Völkerschicksale überhaupt.

New-York, Ende November 1874. **Udo Brachvogel.**

---

## Die Pariser Spitäler.

Nach der schmerzlichen Krisis, welche in Frankreich den Sturz des Kaiserreichs begleitete und den Nationaldünkel demüthigte, erhoben sich, inmitten der Klagen über Verrath und des Geschreies nach Revanche, einzelne Stimmen besonnener Männer, welche ihren französischen Landsleuten begreiflich zu machen suchten, daß sie den Verlust eingebildeter Größe selbst verschuldet haben, daß ihre Ueberschätzung der eigenen Vorzüge, die Phantasmagorie ihrer Eitelkeit, nichts als die Oberflächlichkeit ihrer Ausbildung verdeckte, die mit ihren Ansprüchen auf den ersten Rang unter den civilisirten Völkern in grellem Widerspruche stand. Der warnende Ruf dieser einsichtsvollen Patrioten, der sie zum Lernen und Nachholen ermahnte, ist längst verhallt, wie eine Predigt in der Wüste. Die erhaltene Lection ist wohl bezahlt, aber sie hat nicht gefruchtet. „Nicht der Mangel an Wissen," hört man von allen Seiten sagen, „hat unsere Niederlagen verschuldet, sondern Zufälligkeiten, die sich ausgleichen lassen; und die Borniertheit oder Verrath einzelner Führer, die man das nächstemal beseitigen kann, haben den Verlust der ersten Partie herbeigeführt. Deshalb bleiben doch die Franzosen die „grande Nation", bei der die andern Völker in die Schule gehen müssen, wenn sie in der Civilisation nicht zurück bleiben wollen". Wenn man solche Aeußerungen alle Tage zu hören bekommt und gewahr wird, wie die Franzosen noch immer dasselbe Paradepferd der Nationaleitelkeit nach wie vor reiten, ihre gesellschaftlichen Einrichtungen, öffentlichen Anstalten als die ersten in der Welt rühmen, so kann man nur mitleidig die Achsel zucken und die Kurzsichtigkeit der Schönseher bedauern, die uns die Regeneration des französischen Volkes anpreisen, das nach dem Falle des Kaiserreiches zur Erkenntniß seines geistigen und moralischen Verfalls gelangt

Digitized by Google

und bemüht ist, sich aus der Lethargie zum neuen Leben aufzuraffen, in welche es einzelne blendende Erfolge und materielle Genußsucht eingewiegt hatten. Spricht man ihnen von der Allgemeinheit des Volksunterrichts oder von den Vorzügen der Hochschulen in Deutschland, so spotten sie über den bei uns herrschenden Schulzwang, der nach ihrer Meinung die Autorität der Familienväter beeinträchtigt.

„Ihr treibt," so räsonniren sie, „die Kinder armer Leute zur Erlernung von Gegenständen, die sie nie Gelegenheit finden zu verwenden und deshalb sich beeilen, sie so schnell als möglich zu vergessen, sobald sie von der Schule befreit sind, und zu der mühseligen Beschäftigung ihrer Eltern greifen, um ihr Leben zu erhalten". Gegen solche Anschauungen, die aus der Sacristei stammen, und dem gesunden Menschenverstand in's Gesicht schlagen, helfen keine Vernunftgründe. Die Absicht Alles vortrefflich zu finden, was sie besitzen, tritt zu klar hervor, als daß man nicht die Lust zur weiteren Discussion verlieren sollte. Was die Hochschulen anbetrifft, so läßt sich der Franzose auf eine Erörterung darüber gar nicht ein. Normalschule, Sorbonne, Collége de France, die juristische und medicinische Facultät in Paris sind nach seiner Ansicht Anstalten, mit denen nichts in der Welt verglichen werden kann. Er läßt ein paar Namen von Koryphäen der Wissenschaft klingen und glaubt damit alle Entgegnungen aus dem Felde geschlagen zu haben. Von wissenschaftlichen Männern kennt er höchstens Humboldt, allenfalls Liebig, dem Namen nach; den Rest hat er nie seiner Aufmerksamkeit werth gefunden.

Dies gilt von den Franzosen und Parisern im Allgemeinen. Daß man auch besonnene Männer mit objectiven Anschauungen und Kreise antrifft, in welchen die Urtheile über die Selbstgenügsamkeit, um nicht Dünkel zu sagen, ihrer Landsleute aus einer andern Tonart lauten, ist selbstverständlich. Außerdem muß man, wenn man gerecht sein und nicht in die gerügten Fehler der Franzosen selbst verfallen will, anerkennen, daß in dem Centralpunkt von Frankreich, in Paris, dem Sammelpunkt aller hervorragenden Capacitäten des Landes einzelne Einrichtuugen bestehen, die, durch die Initiative wissenschaftlicher Autoritäten entstanden, zu einer derartigen Entwicklung gelangt sind, daß sie schon längst die Aufmerksamkeit von Fachmännern auf sich gezogen haben und jedenfalls verdienen beachtet zu werden, wenn sie auch nicht als Muster der Vollkommenheit, wohl aber als nachahmungswerthe Beispiele von erfreulichem Fortschritte aufgestellt werden können in einer Richtung, welche die ganze Menschheit interessirt. Das Prüfen der auswärtigen Zustände führt zum Vergleichen zwischen dem, was Andere und zwischen dem, was wir geschaffen haben. Der Nutzen davon springt in die Augen; man lernt erkennen, was man nachahmen und was man vermeiden soll. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, glaubte ich annehmen zu dürfen, daß eine eingehende Schilderung der Heilanstalten und insbesondere der Spitäler von Paris viele deutsche Leser interessiren könnte. Den competenten Fachmännern unter ihnen überlasse ich die Nutzanwendung und die Kritik darüber.

Bevor ich in die Details des complicirten Mechanismus eingehe, der so viele Sanitätsanstalten in Bewegung erhält, muß ich einige Notizen über die Administration der öffentlichen Wohlthätigkeit vorausschicken, unter deren oberster Leitung nicht nur die ganze Armenpflege, sondern alle Spitäler und die meisten anderen Heilanstalten in der Hauptstadt stehen. Die Administration besteht: 1) Aus einem Generaldirector, der vom Minister des Innern ernannt wird. 2) Aus dem Aufsichtsrathe von 20 Personen, der vom Präfecten der Seine präsidirt wird und wozu der Polizeipräfect gehört. Die übrigen Mitglieder werden von verschiedenen Corporationen für 3 Jahre gewählt und beziehen keinen Gehalt. 3) Aus 2 Generalinspectoren, 1 Generalsecretär und aus mehreren Chefs verschiedener Abtheilungen. Sie hat zu verwalten 15 Spitäler in der Stadt und 3 in der Banlieue; 10 Krankenhäuser für specielle Krankheiten, 3 Versorgungshäuser, 20 Wohlthätigkeits-Büreaus und 57 Unterstützungsanstalten, außer der Vormundschaft der Findlinge, der hülflosen Waisen und der Irrsinnigen. Sie verwendet dazu 6388 Angestellte, von denen 1989 der ärztlichen Corporation angehören. Die Ressourcen, über welche die Administration verfügt und die aus dem Ertrage ihrer Besitzungen, aus Vermächtnissen, Schenkungen und aus der Armensteuer bestehen, welche Theater, Concerte und überhaupt alle öffentlichen Vergnügungsanstalten liefern, belaufen sich auf 13,204,280 Francs per Jahr, wozu die Stadt Paris noch 10,600,000 Francs hinzufügen muß, so daß jährlich 24 Millionen Francs für Unterstützung und Pflege der Armen verausgabt werden, was leicht begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß die Administration außer der Unterhaltung der vorgenannten Anstalten noch für 16,000 auf dem Lande untergebrachte Kinder zu sorgen und an 30,000 dürftige Familien in der Stadt monatliche Unterstützungen zu vertheilen hat.

Das Budget für Spitäler und Krankenpflege überhaupt beläuft sich auf ungefähr 12 Millionen, außer den freiwilligen Beiträgen, die man durchschnittlich auf 300,000 Francs veranschlagen kann. Diese bedeutende Summe hat in der letzten Zeit nicht gelangt, um nur die laufenden Ausgaben zu decken; die nöthig gewordenen Erweiterungen verschiedener Baulichkeiten mußten wegen Mangel an Fonds für unbestimmte Zeit aufgeschoben werden. Man muß aber auch in Anschlag bringen, daß die Bevölkerung von Paris mit jedem Jahre zunimmt und daß die Provinz ein immer wachsendes Contingent von Kranken zur Heilung nach Paris sendet.

Die Verpflichtung, welche den Studirenden der Medicin auferlegt ist, wenigstens ein Jahr lang die Spitäler regelmäßig besuchen zu müssen, bevor sie zu den Prüfungen des Doctorats zugelassen werden, bringt die ganze medicinische Facultät in eine gewisse Abhängigkeit von der Administration der öffentlichen Wohlthätigkeit, da diese allein die Befugniß zum unerläßlichen Besuche der Spitäler ertheilen kann. Diese Erlaubniß erlangt man nur nach einer strengen Prüfung vor dem aus 7 Aerzten bestehenden Centralbüreau. Diese Examinatoren, welche nur mittelst öffentlichen Concours ihre Stellung erlangen können, entscheiden auch über die Zulassung der Kranken in's Spital. In dringenden Fällen aber, und das ist die Mehrzahl, hat der Aufsicht habende Assistent diese Befugniß. Die Aufnahme von Irrsinnigen und Unheilbaren hängt jedoch allein vom Centralbüreau ab.

Nach längerem Besuch der Spitäler — das Minimum ist ein Jahr — können sich die Externen zur zweiten Prüfung melden, nach deren Bestehen sie die Anwartschaft auf eine Stelle als Internen im Spital mit freier Kost und Wohnung erlangen. In dieser Stellung bereiten sie sich zu den nachfolgenden 5 Prüfungen für das Doctorat vor. Diese Prüfungen sind folgenderweise eingetheilt:

1. Prüfung: Anatomie, Physiologie mit praktischer Nachweisung;
2. „ Pathologie und Operation an Leichen;
3. „ Physik, Chemie, Erkennung der Substanzen;
4. „ Therapeutik, gesetzliche Medicin und Gesundheitslehre;
5. „ Klinische Operation, Entbindung ꝛc. und nochmals eine Recapitulation aller früheren Gegenstände.

Gewöhnlich verläuft zwischen jeder Prüfung eine Frist von einem Jahre, so daß man erst nach einem fünfjährigen ernsten Studium zur Ausarbeitung der Doctoratsthese gelangt. Diese Strenge in den Anforderungen an die Aerzte, bevor sie zur Ausübung der Praxis gelangen können, gewährt dem Publicum eine wünschenswerthe Garantie. Man kann allerdings alle diese Prüfungen bestehen, ohne länger als ein Jahr die Spitäler besucht zu haben; volles Vertrauen genießen jedoch nur die Aerzte, welche mehrere Jahre in Spitälern als Internen fungirt haben. Die Anforderungen an die eigentlichen Spitalärzte, welche die Administration anstellt, sind noch viel strenger und sie müssen sich einem öffentlichen Concours unterziehen. Bei diesem Concours wird hauptsächlich die Vielseitigkeit des Wissens in allen medicinischen Fächern berücksichtigt. Damit erklärt sich das öftere Durchfallen von berühmten Specialisten. Claude Bernard z. B., einer der größten Physiologen der Gegenwart, Professor im naturhistorischen Museum und im Collége de France ist, so oft er sich gemeldet hat, beim Concours durchgefallen. Dasselbe Schicksal theilte mit ihm der berühmte Physiologe Marey.

Digitized by Google

Für die ökonomische Verwaltung ist in jedem Spital ein Director mit dem entsprechenden Hülfspersonale angestellt, dem die Aerzte und Apotheker, jedoch nur in Betreff des eingeführten Hausreglements unterworfen sind. Alle Zweige der Spitalverwaltung sind soviel als möglich centralisirt. Es gibt eine Centralapotheke, einen Centralweinkeller, eine Centralbäckerei mit einer Dampfmehlmühle, die außer den Spitälern, auch alle Armenanstalten und Gefängnisse mit Brod versieht. Die Küchen sind alle mit kostspieligen Einrichtungen versehen und die Bereitung der Speisen wird von Unterinspectoren beaufsichtigt. An der Nahrung, welche fast durchgehends von den Barmherzigen Schwestern nach ärztlicher Vorschrift verabreicht wird, ist nichts gespart. Die Reconvalescenten, die Flechten- und Krebskranken, namentlich aber die Scrofulösen erhalten eine Kost, um die sie manche Familie aus dem Mittelstande beneiden könnte. Alle Lieferungen von Nahrungsmitteln, namentlich aber von Milch und Wein werden der strengsten Controlle unterworfen. Es wird kein anderer Wein verabreicht als guter, reiner Bordeaux; für schwerere Weine ist eine Anweisung des ordinirenden Arztes erforderlich. Die Genesenen bleiben, wenn sie notorisch sich in dürftigen Umständen befinden, noch einige Tage vor ihrer Entlassung im Spital bei guter Kost, oder sie bekommen eine Anweisung zur Aufnahme in die Anstalten für Reconvalescenten und zwar für Frauen in Vesinet und für Männer in St. Vincennes, wo sie während 14 bis 20 Tage eine vortreffliche Pflege erhalten, bis sie vollständig gestärkt sind. Diese verbesserten Spitaleinrichtungen datiren erst seit den letzten 20 Jahren und die wohlthätigen Folgen haben sich sehr fühlbar gemacht. Die durchschnittliche Sterblichkeit stellte sich noch im Jahre 1855 auf 1 zu $6\frac{1}{2}$, während sie jetzt auf 1 zu 11 gefallen ist. In den Spitälern für specielle Krankheiten ist das Verhältniß noch günstiger.

Für acute Krankheiten und Operationen sind nachstehende 8 große Spitäler eingerichtet. L'Hôtel-Dieu, eines der ältesten Spitäler in Europa mit 800 Betten, dessen hygienische Einrichtung als Muster dienen kann; Hôpital de la Pitié, mit 624 Betten; Hôpital Lariboisière, mit 625 Betten, ist das modernste und am besten eingetheilte Spital mit doppelter Ventilation, der Bau ist erst nach dem Sturze von Louis Philipp vollendet worden; Hôpital de la Charité, mit 424 Betten, stammt noch von Marie von Medicis her, ist aber zum größten Theile durch Vermächtnisse und Stiftungen vergrößert worden, die Einlage von 1200 Francs genügt für die Installation eines Bettes; Hôpital St. Antoine, mit 320 Betten, eins der schönsten und gesündesten Spitäler von Paris, genügt aber lange nicht für das Arbeiterviertel, worin es gelegen ist; Hôpital Necker, mit 400 Betten, trägt den Namen seiner Stifterin, der Madame Necker; Hôpital Cochin, mit 125 Betten, und endlich das besuchteste aller Spitäler, das Hôpital Beaujon, mit 500 Betten, nimmt jährlich 9000 Kranke auf. Außer diesen allgemeinen Krankenhäusern gibt es noch 7 Spitäler (Hospices) für specielle Krankheiten, wozu die Anstalten für Irrsinnige, Unheilbare und Altersschwache gehören. Das bedeutendste davon ist das Hospice St. Louis, mit 825 Betten. Es ist für die Behandlung der chronischen Leiden, wie z. B. Scrofeln, Rheumatismus, hauptsächlich aber für Hautkrankheiten bestimmt, nimmt aber auch syphilitische Kranke an. Die Heilung der Krätze in 2 Stunden nach dem System von Bazin und Hardy hat dieser Anstalt einen weit verbreiteten Ruf erworben. In derselben werden jährlich über 50,000 Bäder aller Art, 40,000 Räucherungen und 2000 Sturzbäder (douches) angewendet. Außerdem ertheilt das Spital an Kranke in der Stadt eine außerordentliche Menge Arzneimittel unentgeltlich. Die Consultationen, die in jedem Spital Vormittags gratis ertheilt werden, sind hier am stärksten besucht. Diese Anstalt läßt in ihrer Specialität nichts zu wünschen übrig und ist eine wahre Wohlthat für die Pariser Bevölkerung. Das Hôpital des Cliniques ist erst vor kurzem in der Nähe der Medicinschule für den Unterricht der Studirenden errichtet worden. Die Klinik der äußeren Pathologie stand unter der Direction des berühmten Operateurs Nelaton; die Klinik für Entbindungen und deren krankhafte Folgen leitet der Doctor Dubois. Für Syphiliskranke sind 2 Spitäler eingerichtet: „Du Midi" für Männer und „Lurcine" für Weiber. Die öffentlichen Dirnen werden ausschließlich im Gefängniß St. Lazare behandelt.

Im „Spital für kranke Kinder" von 2 bis zu 15 Jahren sind ganz vorzügliche Einrichtungen getroffen worden. Beide Geschlechter sind getrennt und die ansteckenden Krankheiten mittelst eines großen Gartens vom Hauptgebäude geschieden. Es enthält 491 Betten für Kranke aller Art und 69 für chirurgische Behandlungen. Wenn das Verhältniß der Sterblichkeit darin größer ist, als in andern Spitälern, 1 zu $5\frac{1}{2}$, so kommt es daher, daß die Eltern sich gewöhnlich nicht entschließen können, ihre Kinder in's Spital zu bringen, bis die Krankheit das höchste Stadium erlangt hat. Ein zweites Spital für kranke Kinder Hospice St. Eugénie ist seit kurzem im Faubourg St. Antoine eröffnet werden. Für Entbindungen dient das Hospice de la Maternité. Es werden alle Frauen im achten Monat ihrer Schwangerschaft darin aufgenommen. Kein Fremder wird zugelassen, damit die Wöchnerinnen, die eine Geheimhaltung beanspruchen, nicht verrathen werden können. Leider sind nur 350 Betten für Wöchnerinnen, 25 für neugeborene Kinder, 8 für angestellte Ammen und 150 für Hebammeneleven vorhanden. Die Säle sind wohl geräumig und ziemlich luftig, auch ist für Spaziergänge im Garten und in Hallen gut gesorgt. Dennoch ist die Anhäufung von Wöchnerinnen in einem Saale zu groß und erzeugt wahre Epidemien, hauptsächlich von Darmfellaffectionen, die eine Menge Patienten in kurzer Zeit hinwegraffen. Diesem Mißstande soll jetzt abgeholfen werden, denn die Sterblichkeit war von 1 zu $8\frac{1}{2}$ gestiegen.

Die Aufnahme der gefundenen oder verlassenen Kinder in das Hospice der „Findlinge" findet jetzt nur noch gegen ein Attest des Polizeicommissärs statt, welches constatirt, daß man die Eltern nicht ermitteln kann. Dagegen ertheilt die Anstalt allen dürftigen Müttern, welche ihre Kinder selbst pflegen, oder in Kost geben wollen, eine hinreichende Unterstützung, wodurch die Sterblichkeit der auf diese Weise untergebrachten Kinder bedeutend abgenommen hat. Es ist eben ein Vorschlag in Ausführung, dem zufolge die Verwaltung des Spitals eigene Kühe anschaffen soll, um von ihnen eine gesunde, natürliche Milch zu erlangen.

Die „Salpêtrière" ist unstreitig eines der größten und schönsten Etablissements seiner Art in Europa. Es ist bestimmt zur Pflege von armen Frauen, welche das siebzigste Jahr überschritten haben, oder die blind oder krank sind. Außerdem werden Idioten, Irrsinnige, epileptische und hysterische Frauen aufgenommen. Diese Versorgungsanstalt enthält 5000 Betten in 4 Abtheilungen. Eine davon, von 400 Betten, ist für Kranke bestimmt. Die Pflege ist sehr sorgfältig. Die Kranken aus der Provinz werden nur zugelassen, wenn sich deren Gemeinde zur Zahlung einer Pension von 300 Francs per Jahr verpflichtet. Es werden ungefähr jährlich $\frac{1}{3}$ der Kranken als genesen entlassen.

Zur Aufnahme von Männern derselben Kategorie ist das Hospice von „Bicêtre", $\frac{1}{2}$ Stunde von Paris entfernt, bestimmt. Die Einrichtung ist ungefähr dieselbe, wie in der Salpêtrière, mit dem Unterschiede, daß eine Anzahl Irrsinniger zu ländlichen Arbeiten verwendet wird, was vorzügliche Resultate geliefert hat. — Für unheilbare Kranke und für Altersschwache existiren noch 2 Hospices von untergeordnetem Range.

Außer diesen öffentlichen Anstalten bestehen noch verschiedene Gesundheitshäuser (maisons de santé), wovon das von Dubois das bedeutendste ist; die Aufnahme bedingt jedoch die Zahlung einer bestimmten Pension. Dasselbe gilt von vielen Privatversorgungsanstalten.

Jedes dieser Spitäler und Anstalten besitzt ein eigenes Vermögen, welches von Vermächtnissen und Schenkungen stammt. Der Ertrag desselben wird genau nach den Bestimmungen des Erblassers verwendet. Einige dieser Bestimmungen sind sonderbarer Art. So hat hat z. B. ein Domherr von Noyon im Jahre 1199 dem Hôtel-Dieu zwei Häuser vermacht mit der Bestimmung, daß an seinem Todestage alle Kranken im Spital mit ihren Lieblingsspeisen regalirt werden sollen. Zu den bedeutendsten Stiftungen gehören folgende: Montyon hat 287,630 Francs jährliche Rente hinterlassen, welche zur Pflege der aus den Spi-

Digitized by Google

tälern entlassenen Reconvalescenten verwendet werden müssen. Brezin hat sein ganzes Vermögen, welches 190,233 Francs Rente abwirft, für die ausschließliche Unterbringung von Metallarbeitern bestimmt. Lambrecht hat in Courbevoie ein Krankenhaus für Protestanten gegründet, dem er 48,093 Francs Rente hinterlassen hat. Ein Tapezierer, Namens Boulard, hat 20,804 Francs Rente für eine Versorgungsanstalt von 12 Tapeziererarbeitern, die arbeitsunfähig geworden sind, vermacht. Kleinere Vermächtnisse kommen immer noch alle Tage vor, so daß das Vermögen der Spitäler fortwährend wächst; zu gleicher Zeit wachsen aber auch die Anforderungen an dieselben so, daß die Stadtverwaltung jährlich 6 Millionen Francs beitragen muß.

**Medicus.**

## Literatur und Kunst.

### Neue dramatische Dichtungen.

In Nr. 42 haben wir mit der Besprechung eines Dramas von G. Conrad den Anfang mit einer Serie von Aufsätzen gemacht, in welchen solche dramatischen Arbeiten, die wenig oder gar nicht aufgeführt worden sind und aus diesem oder jenem Grunde der Erwähnung werth erscheinen, recensirt werden sollen. Es versteht sich, daß wir nicht im Entferntesten daran denken, vollständig zu sein. Wollte die Kritik mit der dramatischen Production ungefähr gleichen Schritt halten, wollten wir alle dramatischen Erzeugnisse andächtig und sorgsam lesen, und alles, was in der Form des Lustspiels, Schauspiels, Trauerspiels ꝛc. gedruckt wird, auch nur oberflächlich zu skizziren suchen, so müßten wir darauf verzichten, jemals wieder in unserm Leben ein anderes Buch in die Hand zu nehmen, als ein mehr oder minder gelungenes Drama, und je etwas Anderes zu schreiben, als Kritiken über Dramen. Noch schlimmer als das Loos des Schreibers wäre das des Lesers; denn die Spalten der „Gegenwart" würden von der ersten bis zur letzten mit diesen jedenfalls nicht sehr erheiternden Besprechungen gefüllt werden müssen; und es fragt sich sehr, ob der Raum unseres Blattes überhaupt dazu ausreichen würde.

Bei dem quantitativen Reichthum unserer dramatischen Dichtung in der Gegenwart ist es natürlich, daß nicht jedem Dichter sein Recht geschieht. Es kann vorkommen, daß unter der unabsehbaren Schaar derer, die sich berufen glauben, für die Bühne zu arbeiten, der Eine oder Andere, der den Beruf wirklich dazu besitzt, übersehen werden kann. Die Klagen über das Verkanntwerden sind daher nirgends so zahlreich wie unter den dramatischen Dichtern. Es gibt Fälle, wo diese, wie gesagt, berechtigt sein können; aber im Großen und Ganzen sind sie es nicht. Die Absichtlichkeit der Bühnenleitungen und der Kritik, große Talente gewaltsam zu unterdrücken, kann doch nicht ohne Weiteres angenommen werden; dazu liegt nicht der entfernteste Grund vor. Es ist auch ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die den Bühnen und Zeitungen eingesandten dramatischen Dichtungen gar nicht angesehen werden. Von einem Provinzialtheaterdirector, der mit den laufenden Geschäften vollauf zu thun hat, kann man allerdings nicht verlangen, daß er alle Dramen, die ihm zugehen, einer aufmerksamen Prüfung unterwirft. Aber die größeren Hof- und Stadttheater haben wohl sämmtlich entweder einen dramaturgischen Beistand oder ein Lesecomité, welchem die Prüfung und Begutachtung der eingesandten Bühnenwerke vorzugsweise, bisweilen ausschließlich obliegt. Ebenso liefern alle größeren Zeitungen den Beweis, daß diejenigen Dichtungen, welche nach der Ansicht der Kritik eine besondere Berücksichtigung verdienen, berücksichtigt werden. So hat in jüngster Zeit Julius Minding mit seinem „Sixtus V.", so hat auch Kruses „Gräfin" aus den Spalten der Zeitungen den Weg auf die Bühne gefunden.

Der dramatische Dichter ist schon durch die nothgedrungene äußerliche Beschaffenheit seines Werkes vor der Gefahr, übersehen zu werden, geschützter als z. B. der Romanschriftsteller. Die Lectüre eines Dramas kann, wenn dasselbe den Bedingungen der Bühne einigermaßen entsprechen soll, auf keinen Fall zur Lectüre eine größere Zeit beanspruchen, als ungefähr zwei bis drei Stunden. Es ist natürlich, daß sich der vielbeschäftigte Mitarbeiter einer Zeitung dieser Lectüre eher unterzieht, als der die zehnfache Zeit erfordernden eines umfangreichen Romans. Aber gewöhnlich braucht man eine dramatische Dichtung nicht einmal durchzulesen, um sich über die Befähigung des Verfassers, für die Bühne zu schreiben, ein Urtheil zu bilden. Die absolute Talentlosigkeit, die wie überall so auch im Drama vorherrschend ist, verräth sich nirgends so schnell wie hier. Schon nach den ersten zehn, zwölf Seiten muß Jeder, der von der Bühne einigermaßen etwas versteht, wissen, ob es der Mühe verlohnt, weiter zu lesen oder nicht. Es kann vorkommen, daß die Exposition mehr verspricht, als die Ausführung hält; daß sich aber aus einem schülerhaften unmöglichen Anfang eines Stückes eine dramatisch wirksame Handlung entwickelt habe, ist bis jetzt noch nirgends constatirt worden.

Wie gesagt, wir halten die chronisch wiederkehrende Beschwerde, daß den nichtaufgeführten dramatischen Dichtern großes Unrecht geschähe, im Großen und Ganzen für unbegründet: die nicht aufgeführten Stücke sind fast ohne Ausnahme nicht aufführbar. Einige derselben enthalten allerdings große Vorzüge, bisweilen wahrhaft dramatische Scenen, eine feurige Sprache, ein gesundes poetisches Streben. Aber diese werthvolleren sind gewöhnlich ohne alle Rücksicht auf die äußeren Bedingungen der Bühne geschrieben, — welchen Bedingungen sich der dramatische Dichter, der für diese Bühne arbeitet, doch nun einmal unterwerfen muß. Es hilft Alles nichts. Der deutsche Theaterabend dauert zwei und eine halbe, höchstens drei Stunden; und innerhalb dieses Zeitraums muß sich das Geschick des Helden in freudigem oder erschütterndem Sinne vollenden. Ein Stück, welches diese Bedingung nicht erfüllt, ist für die Bühne unbrauchbar, und wenn es ein poetisches Meisterwerk wäre. Ebenso verhält es sich, wenn der Autor den durchschnittlichen persönlichen Bestand der guten deutschen Bühnen unberücksichtigt läßt. Ich habe einmal ein Drama gelesen mit fünf tragischen Vätern. Wäre das Stück von classischer Vollendung gewesen — es war es nicht —, schon aus diesem rein äußerlichen Grunde, daß kein deutsches Theater über fünf tragische Väter zu gebieten hat, hätte es beiseite gelegt werden müssen. Was ferner von unsern nichtaufgeführten Dichtern im Wechsel des Ortes während des Verlaufs eines Actes geleistet wird, grenzt oft an das Unglaubliche. Kurzum auch bei den besten Dichtungen dieser Art erklärt es sich fast immer auf die einfachste Weise von der Welt und ohne im Mindesten zu der wohlfeilen Beschuldigung zu greifen, die Directoren seien gehässig und träge, daß diese Stücke nicht zur Aufführung gelangen.

Vielleicht wird sich uns die Gelegenheit bieten, die Probe auf das Exempel zu machen. In dem Organe der Genossenschaft dramatischer Autoren in Leipzig, der „Neuen Zeit", ist von Herrn F. C. Schubert in München der Gedanke angeregt worden, daß die Genossenschaft mit den ersten Schauspielern Deutschlands eine Serie von Mustervorstellungen eines Theiles der bisher nicht aufgeführten Dramen veranstalten solle. Dieser Gedanke, welcher von der Geschäftsführung der Genossenschaft begünstigt wird, scheint auch bei einigen Mitgliedern Anklang zu finden. Ich will meine Bedenken über die praktische Durchführbarkeit dieses Planes völlig unterdrücken, damit man mir nicht nachsagen könne, daß ich der Verwirklichung eines Planes hindernd entgegen getreten sei, welcher doch die Möglichkeit eines geistigen Gewinnes für die Nation in sich schloß. Ich will sogar zugeben,

Digitized by Google

daß, wenn bei diesen Mustervorstellungen, — für den Fall, daß sie überhaupt zu Stande kommen sollten —, auch nur ein einziges gutes Stück an's Tageslicht gezogen würde, die Mühe, welche die Durchführung dieses Planes mit sich bringt, nicht umsonst gewesen wäre. Warten wir es ab!

Einstweilen werde ich ab und zu das eine oder andere dramatische Werk, das mir zur Besprechung zugeht — ich betone besonders: das eine oder andere, und verwahre mich noch einmal gegen die Zumuthung, von allen Notiz zu nehmen — durch die „Gegenwart" weiteren Kreisen zugänglich zu machen mich bemühen. In erster Linie werde ich solche Werke berücksichtigen, welche entweder schon an Bühnen zweiten Ranges zur Aufführung gekommen, oder deren Verfasser auf irgend einem andern Gebiete des geistigen Schaffens nicht ganz unbekannt geblieben sind. Diese Bedingungen brauchen natürlich nicht erfüllt zu werden, wenn das Talent der Arbeit für sich selbst spricht.

Paul Wislicenus gehört zu den jüngeren Autoren. Er steht an der Spitze einer in Leipzig erscheinenden Wochenschrift, welche, wie ich glaube, ähnliche Tendenzen verfolgt wie die „Gegenwart". Auch in jenem Blatte werden u. A. die dramatischen Erzeugnisse besprochen. Ich war begierig, den Kritiker als Dichter kennen zu lernen; und dies veranlaßte mich, sein Lustspiel „der Liebestausch" (fünf Acte — Leipzig bei Oswald Mutze) aufmerksam zu prüfen.

Dieses Lustspiel gehört zur Kategorie derjenigen Stücke, von welchen man nur zehn Seiten zu lesen braucht, um zu wissen, daß sie für die Bühne nicht geeignet sind. Ich habe es gleichwohl und, wie ich meine, aufmerksam bis zum Schluß durchgelesen; und meine Auffassung hat sich von Scene zu Scene und von Act zu Act befestigt. Gleich das Personenverzeichniß zeigt den völligen Mangel an Erfahrung des jugendlichen Dichters. Vierunddreißig Personen haben mehr oder minder bedeutende Rollen; dazu kommen noch Nonnen, Bauern, Jäger, Gefolge, Hochzeitsgäste, zwei Erscheinungen, ein Pferd, ein Hund, ein Bär, eine Nachtigall und ein Waldhorn. Für die Bühne hat der Dichter allerdings gewisse Concessionen gemacht. In der Anmerkung am Schlusse bemerkt er, daß die letzte Scene des zweiten Actes ohne Pferd gespielt werden kann. In diesem Falle würde man immer sagen müssen, anstatt „von einem Ritt" von einem Gang, anstatt „der Graf lenkt her", der Graf kommt her, anstatt „er ritt", er ging ꝛc.; ein Vers, welcher heißt: „und ganz wie ich zu Pferd" müßte abgeändert werden in „und ganz wie ich hier steh". Ebenso, heißt es, könnte der dritte Actschluß, in welchem der Bär erscheint, geändert werden, indem die letzte Scene gestrichen wird. „Alsdann würde natürlich der Bär wegfallen." Aber trotz dieser der Bühne gewährten Erleichterungen hat die Darstellung der vierunddreißig Personen und des zahlreichen Chorpersonals noch immer seine ernsthaften Schwierigkeiten. Indessen wollten wir selbst von den Aeußerlichkeiten absehen, so würde dennoch diese Dichtung kaum zur Aufführung zu bringen sein. Der Herr Verfasser hat vor der dramatischen Oekonomie, vor dem Scenenbau und dergl. wenig Respect. Ich setze natürlich voraus, daß er alles das kennt.

Bisweilen verräth sich diese Kenntniß sogar. So z. B. kann man nicht darüber im Unklaren sein, daß Wislicenus die Wichtigkeit der Actschlüsse nicht unterschätzt. Er ist sich wohl bewußt, daß er an den Actschlüssen eine gewisse Wirkung hervorbringen muß; und das sehen wir gleich am ersten. Er schildert da, wie zwei Wachen von einem wahrscheinlich übermüthigen Pagen gehänselt werden, und zwar folgendermaßen. Frettchen, der Page, sagt zur ersten Wache:

„Warum hast Du so eine rothe Nase?

Erste Wache (an der Nase wischend).

Ich Junker?

Zweite Wache.

Er hat einen genommen für die Kühle.

Frettchen (zum Zweiten).

Und Du hast Dir den Aermel zerrissen, und Du (zum Ersten) das Wamms. Pfui, wie seht Ihr aus!

Zweite Wache (sich im Kreise herumdrehend).

Wo Junker?

Erste Wache (dreht sich nach der andern Seite).

Wo? Wo?

Frettchen (sie zausend).

Da, Dummkopf; da, Tölpel! (er stößt sie mit den Köpfen zusammen). (Plötzlich schallt aus dem Saale Trompeten- und Paukenmusik. Die Wachen fahren auseinander und gehen, den Kopf kratzend, nach rechts und links; Frettchen ist bereits weggesprungen.)

Frettchen.

Bumberassassa, Tschingberassassa, Bumberassassa, Tschingberassassa, Bumberassassa! (Ab in den Saal. Der Vorhang fällt.)"

Das ist allerdings ein Actschluß. Ich bin mir nur noch nicht ganz klar darüber, ob er die vom Verfasser beabsichtigte komische Wirkung haben könnte. Am Schluß des dritten Actes sehen wir den bewußten Bär. Es heißt da wörtlich:

„(Man hört Gebrumm, Zweige knicken, ein Bär bricht neben Götz aus dem Dickicht hervor und beschnobert ihn. Dieser erwacht, springt mit einem entsetzten Schrei auf und läuft davon; die Andern erwachen auch und entfliehen mit dem Rufe: „Ein Bär, ein Bär!" Der Bär zaust Götzens Mütze umher und der Vorhang fällt.)"

Nun gibt der Dichter allerdings zu, daß „der Bär wegfallen kann"; aber wo bleibt dann die Wirkung? Ich bin entschieden dafür, daß der Bär bleibt.

Freilich wird man entgegnen können, daß der Dichter sich um die Bühnenwirkung nicht zu bekümmern braucht. Ich lese sogar aus einigen jüngst veröffentlichten Kritiken deutlich heraus, daß der wahre Dichter die Aufgabe hat, seinen Zweck zu verfehlen. Aber ich kann mich noch immer nicht von der Richtigkeit dieses Ausspruchs überzeugen. Wislicenus gehört jedenfalls zu denjenigen dramatischen Schriftstellern, die vollständig davon absehen, wie das, was sie an ihrem Pulte dichten, in der Verwirklichung auf der Bühne sich dem Auge des Zuschauers und dem Ohre des Zuhörers darbieten wird. So macht er z. B. eine Liebesscene (dritter Act, zweiter Auftritt), welche in einem Tannenwalde spielt; die erste Scene desselben Actes spielt in einem Eichenwalde. Decorationswechsel. Er schreibt für diese zweite Scene vor, „der Bach fließt im Vordergrunde zwischen Laubbäumen murmelnd in die Coulissen". Das möchte ich einmal auf der Bühne hören. Während sich die Liebhaberscene abspinnt, ertönt Hundegebell, das vermuthlich von den Statisten hinter der Scene executirt werden müßte. Gleich darauf heißt es: „Eine Nachtigall singt im Busch". Und die Nachtigall kann nicht gestrichen werden; denn es heißt ausdrücklich

„. . . . . Horch wie die Vögel
So freundlich singen. Eine Nachtigall
Sitzt dort im Busch.

Georg.

Ja eine Nachtigall.

Kathinka.

Wie sieht sie aus? ich hab' sie nie gesehen ꝛc."

Während die Liebenden noch über die Nachtigall sich unterhalten, heißt es:

„Horch! jenes Horn; es bläst ein sanftes Lied".

Und alsbald ertönt hinter den Coulissen ein Waldhorn Und nun denke man sich, wie gesagt, das Alles auf der Bühne dargestellt in einer lyrischen Liebesscene! Man denke sich das Bellen des Hundes, das Flöten der Nachtigall, das Blasen des Waldhorns und dazu den Bach, der murmelnd in die Coulisse

Digitized by Google

fließt; und man wird sich sagen müssen, daß durch diese an sich allerdings poetischen Geräusche auf der Bühne eine ganz andere als die gewünschte lyrische Wirkung hervorgerufen werden wird.

Von der Handlung habe ich noch nicht gesprochen. Es hat seinen guten Grund. Der Titel sagt Alles. Eine Gräfin Emma soll den Grafen Wilhelm von Sternberg heirathen und heirathet schließlich dessen Bruder, den Grafen Heinrich. Das ist der Liebestausch, und daher der Name. Emma selbst spricht die Fabel vollständig erschöpfend in zwei Versen aus:

„War ich bis heute Eures Bruders Braut —
Umarmet mich! von jetzt bin ich die Eure".

Auf eine Kritik der Einzelheiten will ich nicht eingehen. Nur einige Kühnheiten möchte ich dem Kritiker zur Begutachtung vorlegen. Wenn der Dichter z. B. sagt:

„Auf dem Rheine schweift der Blick,
Der wie ein silberschuppiger Lindwurm sich
Aus engen Felsen windet",

so ist es gar nicht möglich, den Relativsatz anders als auf den Blick zu beziehen und anzunehmen, daß sich der Blick wie ein silberschuppiger Lindwurm windet. Wahrscheinlich ist doch aber der Rhein gemeint. Auch die Bilder sind bisweilen von einer Verwegenheit, die schaudern macht. Da heißt es: „die Eichen stehen leutselig schweigend" und die „Hörner schallen in lieblicher Verschlingung". Ich kann mir bei einem „lieblichen Verschlingen der Hörner" und bei dem „Schweigen der Eichen", das „leutselig" sein soll, wirklich nichts Besonderes vorstellen.

Als Zeit der Handlung hat der Dichter ausdrücklich das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bezeichnet. Die Nothwendigkeit dafür leuchtet mir freilich nicht ein; aber er kann ja Recht haben, und er muß es selbst am besten wissen. Nehmen wir also an, daß der „Liebestausch" kurz nach Erlaß der „goldenen Bulle" unter den Wirren der Regierung Karls IV. spielt. Da erscheint es mir denn aber doch etwas fraglich, ob Frettchen zu dem Citate berechtigt ist: „wo Alles liebt, kann Karl allein nicht hassen," welches, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, aus dem „Don Carlos" entnommen ist. Der „Don Carlos" ist aber nach einem weit verbreiteten Gerücht erst im Jahre 1787 geschrieben, also beinahe drei hundert Jahre später als Frettchen ihn citiren darf. Auf Seite 79 sagt, nachdem Graf Wilhelm etwas grob gewesen ist, dasselbe Frettchen wiederum in einer prophetischen Anwandlung, „er ist auf den Tölcke gekommen". Hier glaube ich meiner Sache sicher zu sein und behaupten zu dürfen, daß das ein Anachronismus ist.

Nach dem Gesagten halte ich mich zu der Behauptung für berechtigt, daß Wislicenus nicht befugt ist, das Klagelied des verkannten Dichters anzustimmen. Diese, wie ich glaube, erste dramatische Dichtung des jungen Schriftstellers hat dessen Befähigung, für die Bühne zu schreiben, noch nicht erwiesen. Aber es kommt vielleicht noch.

Gelegentlich wollen wir uns mit einigen anderen Dichtungen beschäftigen, welche diese Befähigung deutlicher erkennen lassen, unter anderen mit dem Schauspiel „Preußens erstes Schwurgericht" von Hermann Kette.

Paul Linden.

---

## Mein Lebensgang.

Von Fr. Vischer.

(Schluß.)

Ich lebte nun in's elfte Jahr nicht außer der Welt, sondern in der Welt, in einer großen, wohlhabenden, aufblühenden, von allen Nationen besuchten Stadt und sah um mich her die schweizerische Reinlichkeit. Ich will mit dem Geständniß meiner Abneigung, in diese Zustände zurückzukehren, niemand wehe thun, der gern in Tübingen lebt, weil er ländliche Stille vorzieht; ich weiß, wie viele treffliche und ausgezeichnete Menschen dort wohnen, aber Wahrheit geht über Rücksicht. — Also kein kleiner Conflict, als der Ruf nach Tübingen sich freundlich dringend wiederholte! Cultminister von Golther ließ mir endlich anbieten, von Tübingen aus je in der zweiten Woche einige Vorträge am Polytechnikum in Stuttgart zu halten. Im Gedanken, daß ich in Tübingen eher würde leben können, wenn ihm beständig die Hauptstadt über die Schulter sehe, konnte ich mich jetzt entschließen. Findet man unklar, wie ein solches bloßes Anhängsel mich entscheiden konnte, so muß man bedenken, wie stark nicht nur der Wunsch, dem eigenen Lande zu dienen, sondern noch ein anderes, ein objectives Gewicht in die Wagschale fiel: in den wohlwollend anliegenden und wiederholten Anfragen des Ministers durfte ich einen Willen des Landes erblicken, ein altes Unrecht gut zu machen, den letzten sühnenden Act zu der Geschichte meiner Suspension zu fügen. Allerdings faßte ich im Gefühle, mich nicht länger sträuben zu dürfen, ein äußeres Moment zu ungenau in's Auge, denn bald zeigte die Erfahrung, daß das Hin- und Herreisen mir alle Sammlung zerstückle, und eine veränderte Einrichtung, nach der ich je ein Wintersemester am Polytechnikum, ein Sommersemester an der Universität lehrte, hielt ebenfalls nicht die Probe; ein der Wissenschaft gewidmetes Leben fordert Stetigkeit des Wohnsitzes. Es hieß also: Entweder, Oder! Universität oder Polytechnikum!

Diese Wahl außerordentlich zu erschweren, kam nun ein Ruf an das Polytechnikum in München. Ich habe ein Halbjahr in einem furchtbar schweren inneren Kampfe verlebt: dort ungleich größerer Wirkungskreis in einer Stadt, wo Hochschule und Polytechnikum sich vereinigt befinden, die reichen Kunstsammlungen, die Künstler, die Ateliers, kurz eine ungleich weitere, weltmäßig offnere Existenz; hier die peinvolle Wahl, in der ich doch nicht lange schwanken konnte; denn den Abend meines Lebens in der geschilderten Enge zuzubringen, war mir Unmöglichkeit, ich mußte mich für Stuttgart, aber hiermit für eine Lehrthätigkeit entschließen, welche zwar neben den Schülern der Anstalt auch Männer, die auf Universitäten studirt haben, aber nicht eine Jugend mit der Vorbildung des Studenten vor sich hat. Aber nun die andere Seite! Ich war bei meiner Rückkehr von so Vielen mit einem Wohlwollen empfangen worden, das über jenes Maß hinausgeht, welches der Einzelne als solcher jemals in Anspruch nehmen darf; es war der Sinn meiner Zurückberufung, dem es galt, es war eine symbolische Bedeutung in diesem Willkomm, es war, wie ich schon gesagt, die Reparation eines alten Unrechts, welche in meiner Rückkehr begrüßt wurde. Man begreift, daß ich mich entschließen mußte, zu bleiben. Der Gedanke, daß ich einen kaum angesäeten neuen Acker, auf den ich in solcher Weise, in solchem Sinne aufgenommen gestellt war, wieder im Stich ließe, war ein solcher, daß er bei irgend welchen unangenehmen Erfahrungen im Nachbarlande, die bei den dortigen Verhältnissen zwischen den Confessionen nicht ausbleiben konnten, als Reue, als Gewissenszweifel nachwirken mußte. Ich darf diese Erwägung als objectiven Bestimmungsgrund bezeichnen; nicht subjectives Gefühl, nicht weiche Gemüthlichkeit, nicht der Zug des vertrauten Elements, sondern die Pietät als Pflicht mußte durchschlagen und Entsagung gebieten. Ich habe es nie bereut, obwohl etwas Tragisches darin liegt, wenn ein Mann im letzten Stadium des Lebens sein Wirken verengen muß. Darin bin ich ein Opfer des ungeheuren Mißstandes, daß unser Land seine höchsten Lehranstalten nicht an Einem Orte concentrirt hat, und statt irgend welches Seufzers, der meiner Person gälte und zu welchem ich gar nicht gestimmt bin, darf und muß ich diesen Lebensabriß mit einem Wort an mein engeres Vaterland schließen.

Zuvor aber bin ich es dem Leser schuldig, ihn noch ein-

Digitized by Google

mal zu meiner wissenschaftlichen Lebensbahn zurückzuführen. Auf das Politische brauche ich nicht mehr einzugehen, nachdem ich im letzten Heft der Kritischen Gänge mich einläßlich über den Gang der Klärung meiner Ansichten in diesem Gebiet ausgesprochen habe. Ich spreche nicht von dem Gefühle, womit ich das Jahr 1870 und die Gründung des Deutschen Reichs begrüßte, ich theile es mit Unzähligen, die in späten Lebensjahren dies noch erleben durften, und traure mit ihnen um all die Sehnenden, die es nicht mehr sehen sollten. — Also nur noch ein Wort über meine Studien, und zwar über den Mittelpunkt meines Forschens und Lehrens, die Aesthetik. Ich kann mich kurz fassen, da ich im sechsten Hefte der Kritischen Gänge mich einläßlich ausgesprochen habe. Ich lese nun Aesthetik seit 1835, also neun und dreißig Jahre lang, nicht in jedem zwar, sondern mit Unterbrechungen durch meine anderen Fächer. Wer meine Hefte sähe, würde in ihrem Zustande das Bild meiner Mühen erkennen. Nie war ich zufrieden mit einem vermeintlichen Abschluß meines Denkens über das Geheimniß des Schönen, das alte Manuscript wurde je, wenn ich die Vorlesung wieder aufnahm, ganz oder zum Theil wieder umgestoßen, neue Manuscripte haben sich mit brauchbaren Theilen der alten und Einschiebeblättern so gewirrt, daß ich im Vorstudium zu jeder Stunde keine kleine Spanne Zeit brauche, um nur aus meinen Heften zu kommen. Es ist erlaubt, diese Aeußerlichkeit zu erwähnen, weil sie ein Wiederschein nicht nur, wie gesagt, meines Ringens, sondern auch der Gährungsprocesse ist, welche in dieser Wissenschaft vor sich gegangen und heute noch bei keinem auch nur relativ beruhigenden Ziel angelangt sind. Hätte ich in der langen Zwischenzeit zwischen der Vollendung des Werks und heute die Umarbeitung für die Oeffentlichkeit vorgenommen, ich weiß, daß ich jetzt Lust hätte, das Gedruckte wieder umzustoßen. Am meisten mit dem Anfang war ich bei jeder neuen Vorlesung unzufrieden. Darin spricht sich vor allem die Schwierigkeit der Frage aus: ob deductives oder inductives Verfahren, oder eine Verbindung beider und welche? Und hinter dieser Frage steht natürlich die tiefe und allgemeine Frage der Stellung der Aesthetik zu den inductiven Wissenschaften, zur Physik, zur Physiologie, d. h. vor Allem zu der Lehre von den Sinnenfunctionen, und zur Psychologie in ihrem jetzigen, durch den Einfluß der empirischen und exacten Forschung völlig veränderten Stande. Man kann wirklich sagen, das Problem des wahren Verhältnisses zwischen Philosophie und Naturwissenschaft springe gerade in der Aesthetik mit seiner ganzen unendlichen Schwierigkeit hervor. Wo ist die Grenze? Wie viel kann die Aesthetik von der Naturforschung lernen und wo hört dies Lernen auf und beginnt Beweisführung aus rein inneren Gründen? Auf die Seite der Induction, des Erfahrungsgebiets fällt aber für den Aesthetiker noch etwas ganz Anderes, als die Nachfrage nach den Resultaten der Naturwissenschaft. Er soll das Naturschöne und die Kunst aus eigener, wahrer und warmer Erfahrung kennen, er soll den Nerv dafür haben, es soll in ihm etwas von einem Künstler und Dichter sein. Will man mir nun die Gunst erweisen, mir zuzuerkennen, daß die beiden nöthigen Kräfte: Fähigkeit zum philosophischen Denken und Phantasiegabe sich in mir zusammenfinden, und daraus schließen, daß hier demnach alles in guter Ordnung sei, daß diese vereinten Kräfte nun rund und glatt zusammenlaufen und in die Aesthetik münden, so ist das gleich gesagt. Classische Werke werden hervorgebracht, wo eine Kraft dominirt. Wo Denken und Phantasie mit annähernd gleicher Energie wirken, hat keine der beiden Kräfte die ganze Energie, sie schieben sich, wie ich es schon oben ausgedrückt habe, unberechenbar durcheinander — wie im Leben Besinnung und Leidenschaft — und aus den ineinanderlaufenden Ziffern erwächst gar schwer eine runde Summe. Nicht daß ich dies mit kindischer Bescheidenheit sagte, ich meine nicht, nichts gemacht, gewirkt zu haben, der Welt nichts nützen zu können. Und dies führt mich auf die Wendung in meinem Leben zurück, die meinen Wirkungskreis enger gezogen hat, auf die Klage über die örtliche Trennung der höchsten Lehranstalten in unserem Lande, auf die kategorische Nothwendigkeit ihrer Vereinigung.

Ich zähle nicht die lange Reihe von einzelnen Gründen für die Verlegung unserer Hochschule in die Hauptstadt auf, gehe nicht ein auf die Ausgaben für die doppelte Herstellung mancher Anstalten, Einrichtungen, Cabinette, die doppelte Anstellung von Lehrern für ein Fach, wo Einer genügte, nicht auf die Entfernung der Universität von Kunstsammlungen, Theater u. s. w., ich führe nicht aus, wie leicht die Stadt Tübingen zu entschädigen wäre, z. B. wenn man sie in eine Garnisonsstadt und die Klöster in Casernen verwandelte (denn dies ist die natürliche Bestimmung der letzteren, auch nachdem der Zwang, den ich oben geschildert, in einigen Punkten gelüftet ist), ich verweile nicht dabei, welche Ersparnisse sich aus der militärischen Verwendung dieser und anderer dortiger Räume für die Kosten der Verlegung ergäben, ich beschränke mich auf den einen, entscheidenden Hauptpunkt. Die Summe von geistigem Inhalt, die eine Universität in sich vereinigt, soll möglichst Vielen leicht zugänglich sein und ebenso die verwandte Summe, die ein Polytechnikum in sich schließt. Im Namen wahrer Menschenbildung soll angenommen werden, daß Menschen, junge und alte, mit den verschiedensten geistigen Richtungen und Interessen, aus den verschiedensten Ständen das Bedürfniß fühlen, Vorlesungen der verschiedensten Fächer zu hören, also auch solcher, die dem Fachstudium der Einzelnen ganz entlegen sind. Es soll also angenommen werden, daß nicht nur Studenten jeder Facultät Vorlesungen in jeder andern Facultät, Polytechniker akademische, Akademiker polytechnische Vorlesungen zu hören bedürfen und wünschen, sondern auch, daß z. B. ein Kaufmann, Offizier, Staatsbeamter in Justiz, Verwaltung, Finanzen lebhaft verlange, seine Bildung nach irgend einer Seite zu ergänzen und dabei den Vortheil zu genießen, den der lebendige Kathedervortrag gewährt, und allen diesen soll nicht zugemuthet werden, sich zu diesem Zwecke von der Haupt- oder der Universitätsstadt auf ein Halbjahr oder länger zu entfernen. Dem: nihil humani a me alienum puto soll die Gelegenheit entgegenkommen. Ein Polytechniker soll philosophische Vorlesungen hören können, wenn er Drang und Lust fühlt, ein Student nicht nur Kunstgeschichte in der speciellen Behandlung, wie sie im Polytechnikum vorgetragen wird, sondern auch, wenn es ihm beliebt, Mechanik oder fachmäßigen Architekturunterricht mit Uebung im Zeichnen. Und zwar überdies leicht, d. h. unterstützt durch örtliche Nähe der Anstalten in Einer Stadt. Wer in einem Polytechnikum in dieser Stunde diese Vorlesung hört, soll in der nächsten Stunde eine andere hören können, die nur eine Universität bieten kann, und umgekehrt. Es folgt also zugleich mit mathematischer Nöthigung, daß die Gebäude beider Anstalten nicht durch weite Strecken getrennt sein dürfen. Lächelt ein Leser zu der Voraussetzung eines so vielseitigen Bildungsinteresses, sagt mir einer, unsere Stuttgarter befinden sich doch bei ihrer Entbehrung ganz gemüthlich wohl, so dient zur Antwort: natürlich, weil ihr sie nicht weckt! Es ist nicht zu leugnen, daß unsere schwäbische Hauptstadt sich gegenwärtig in einem gewissen Zustand geistiger Stagnation befindet; ich überschätze nicht den Werth und die Kraft der Portion Salz, die eine Universität enthält, aber warum soll ich sie unterschätzen? So viel, als es dem Stubengelehrten Noth thut, in die Welt geworfen zu werden, so viel Noth thut es Stuttgart, daß diese Portion Salz in sein stehendes Wasser geworfen werde. Ueberhaupt aber: jedes große geistige Werkzeug wirkt nur die Hälfte, wenn es außer Contact mit den verwandten Werkzeugen arbeitet. Seine höheren Lehranstalten zu verstärkter Wirkung zu concentriren ist daher die Aufgabe jedes Staates. Ich erlaube mir, zu glauben, daß Württemberg das Zeug dazu hat, ein süddeutsches Culturcentrum zu gründen. Im jetzigen Stande der Dinge muß diese Behauptung fast komisch erscheinen. Denn wo ist denn das Zeug? Latent ist es. Die Schwaben sind ein Volk absonderlicher Art. Eine ungeahnte Fülle von Geist und Talent steckt in diesem Lande. Es ist unsere Lieb-

Digitized by Google

haberei und Kunst, es zu verstecken, daß man es nicht findet; namentlich auch gesellig: der Einzelne isolirt sich oder verschlüpft sich in kleine, klebrig zusammenhockende Kreise, die kein Fremder entdeckt. Dieser kommt und fragt: wo sind denn die Leute? wo finde ich Künstler, Literaten u. s. w. vereinigt? Zerstreut in Mauslöchern stecken sie. Wo gibt es Gespräche über Kunst, Literatur und Politik? Wer uns nicht kennt, dem müssen wir stumpf erscheinen; Tausende halten es für unnatürlich, von solchen Dingen am Caffee- und Wirthstisch zu sprechen, wo Viele vereinigt sind; könntest du die Schweiger belauschen, wenn sie zu Wenigen unter sich sind, so würdest du tausendmal staunen über die Klarheit, Freiheit, den Humor, kurz die Intelligenz ihres Urtheils. Es hängt mit unsern besten Eigenschaften zusammen; wir mögen die Geisthetzerei nicht, dem Gespräche soll seine Zufälligkeit, naive Behaglichkeit bleiben. Aber gewiß, er ist der größte Fehler unserer Tugenden, dieser Versteckttrieb, diese falsche Scham und Scheu vor vermeintlicher Affectation und falschem Pathos. Wir wollen zu schlafen scheinen, während wir wachen. Es ist dem Schwaben wohl nicht recht, wenn man nicht merkt, daß er grundgescheut ist, und doch meint er, es wäre geziert, wenn er es sich anmerken ließe. Hat dieses Nichtherauslassen etwas Schildbürgerliches, so muß man dem Stamme dafür nachsagen, daß er seinen geistigen Schatz gut zusammenhält, wohlgesparter Fonds ist der Geistescharakter des Landes, daher überrascht es öfters die Welt, wenn es den Behälter öffnet und sein Vermögen sehen läßt. Es wird kaum irgendwo in so bevölkertem Land so wenig blasirte Menschen geben. — Uebrigens ist das gewisse, enge, stumme, halbscheu abgeschlossene Wesen freilich auch Nachwirkung früherer langer Absperrung von größeren Verkehrsbahnen und wahrem Verbande mit dem Ganzen der Nation. Die Sprengung dieser Fessel und die Gliedschaft des Deutschen Reichs wird das Ihrige thun, aber schon beweist die Erfahrung, daß Beides nicht genügt. Habe ich Recht und haben Unzählige mit mir Recht — denn die Schwaben sind nicht so unbewußte Menschen, daß sie nicht mit unzähligen Augen in sich selbst und in ihre Fehler blickten, — so bedarf es nur eines weit sehenden und aus dem Großen rechnenden finanziellen Blicks bei der Regierung und einer nicht klein und ängstlich messenden Ständekammer, um zu erkennen, daß alle großen Opfer für Schöpfung eines Culturmittelpunktes in Stuttgart die Zukunft hundertfältig ersetzen wird.

Der Leser entschuldige freundlich diese Abschweifung von der Aufgabe einer Selbstbiographie; sie wird erlaubt sein, weil sie über den Gegenstand, die eigene Person, nur hinausgeht, um einem größeren Ganzen, dem dieser Einzelne zunächst angehört, nach Möglichkeit zu dienen.

---

## Literarische Reparaturen.

Von **Wilhelm Goldbaum.**

### Johann Christian Günther.

Von Weckherlins bis zu Klopstocks Oden gleicht die deutsche Dichtung einem großen, trostlosen Sumpfe. Auf seinem Boden haust eine Anzahl von Würmern, Fröschen und ähnlicher Schlammcreatur, und jedes Schlinggeflecht entnimmt ihm seine Nahrung. Hie und da taucht ein glänzendes Irrlicht auf, flirrt und flattert eine Weile, und ist dann spurlos verschwunden.

In Weckherlin war doch zum Mindesten Schwung und ursprüngliche Kraft gewesen, wenn auch die reformatorische Vordringlichkeit mangelte, mittels welcher ein dürrer Sprachkünstler ihm seine beste Wirkung vorwegnahm. Aber gleich, nachdem die erste Sammlung seiner Dichtungen erschienen war, hatte der unselige „deutsche Krieg“ begonnen, und der Widerschein brennender Menschenhabe, das Elend von Hunderttausenden zerstörter Existenzen, die Verthierung aller besseren Instincte hatten jede freie Regung edleren Könnens unbarmherzig erdrückt. Die Dichter starben freilich nicht aus — aber welch ein Geschlecht war das! Vertrocknete Philologenseelen, denen die Rhetorik poetisch und die Grammatik schwunghaft erschien; zwerghafte Silbenstecher, welchen die Metrik das Geheimniß der Musen barg. Weckherlin war glücklicherweise fern von dem rauchenden Vaterlande, so daß dessen endloser Jammer wenigstens nicht direct und unmittelbar die Flügel seines Genius unterband.

In ähnlicher Weise hatte ein günstiges Geschick den vierundzwanzigjährigen Paul Fleming aus dem blutigen Gewirr entführt, nach Rußland und Persien, bis wohin die Wehklage des verwüsteten Vaterlandes ihm nicht zu folgen vermochte.

In Deutschland selbst aber war das Dichten zu einem widerlichen Pedantismus hinabgesunken, welcher, bei der burlesken Art seines Associationsdranges, selbstherrliche und originelle Erscheinungen gar nicht aufkommen ließ. Es ist immer ein Zeichen der Schwäche, wenn anstatt mächtiger Individualitäten Poetenschulen mit gemeinsamer Lehrmeinung oder mit vereinbarten Programmen die Dichtung beherrschen. Am Ende ringt sich auch dann noch die bewältigende Subjectivität zur Geltung hindurch und fegt unbarmherzig alles Schul-, Cliquen- und Pedantenwesen beiseite. Der Hainbund zerflattert vor dem Eintritte Goethes in die deutsche Dichtung; die Romantiker werden von Heine mit spöttischer Grimasse aus der Literatur hinausgeschleift. Das 17. Jahrhundert aber zeugte in Deutschland nicht einen Einzigen, dessen Kraft ausgereicht hätte, um diese altklugen, lehrsamen Gesellen, welche sich für Poeten hielten, von dem Parnasse zu verjagen. Und so schossen denn die Schulen, Genossenschaften und Orden wie Pilze aus dem Boden. Der Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft, die Pegnitz-Hirten, die deutschgesinnte Genossenschaft und der Elb-Schwanen-Orden — es waren allesammt pudelnärrische, steife Reimfabrikssocietäten, in denen die Poesie bettelarm ausging.

Einzelne geniale Geister wandeln freilich ihres eigenen Weges und kümmern sich wenig um das alberne Schulgezänk, welches von den privilegirten Versmachern erhoben wird. Dafür aber müssen sie auch auf jegliche Reclame verzichten; sie werden nicht angesungen, wie weiland Opitz, noch gekrönt von der Hand des Kaisers, sondern im Gegentheile nach Kräften angefeindet und in den Hintergrund gedrängt. Flemming, Logau, Gryphius und Grimmelshausen müssen warten, ein Jahrhundert und darüber, bis Lessing oder Goethe sich ihrer annehmen. Und doch sind sie die Auserlesenen unter den deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts, wenn auch der Dünkel bornirter Kritiker, der Mencke, Wernicke und Gottsched, ihnen bei ihren Lebzeiten und noch zwei Menschenalter nachher ein Verständniß entgegenzubringen nicht vermochte.

Auch Johann Christian Günther, wenngleich als Dichter bereits dem 18. Jahrhundert angehörig, zählt zu den einsamen, aber souveränen Geistern, welche ihre Individualität nicht in den Schnürleib des Schulpendantismus pressen wollen und deshalb bei den Zeitgenossen kein Glück finden, um so freudiger aber von der Nachwelt gewürdigt werden, welche nicht den Wust vermoderter Schulgelehrsamkeit, wohl aber die einzelnen Köpfe beachtet, die darüber hinausragen. Günther war sich vollauf darüber klar, daß und warum seine Zeitgenossen mit schlechtverhehltem Widerwillen an seinen Gedichten und an seiner Lebensführung mäkelten und kritisirten. Allein ein Selbstbewußtsein und ein Gefühl des höheren Werthes, welche über alles Elend hinaus in ihm lebendig blieben, machten ihn fest und unverzagt, auch als der Hunger bereits seine Wangen gehöhlt und die schrecklichste Noth seine Augen gebrochen hatte. Kurz vor seinem Tode noch fragt er mit stolzer Abfertigung:

Was schnitzt ihr unbesonn'nen Richter
Den Umstand meines Theils nach euch?
So mancher Mensch, so viel Gesichter,
Und doch ist keins dem andern gleich:

Digitized by Google

Nicht anders ist zum Stehn und Fallen,
In Lust und Leid,
Bei jeglichem und auch bei allen
Ein allgemeiner Unterscheid.

Er wird nicht ignorirt von den kritischen Orakeln, welche um ihn herum ihre dunkeln Sprüche mit Stentorstimme unter die Leute bringen. Aber kleinlich und philiströs, wie diese Silbenzähler sind, beurtheilen sie aus dem Menschen den Dichter, anstatt umgekehrt einen breiten Strahl seiner Poesien auf das schreckhafte Dunkel seines Daseins hinüberzuleiten. So haben weder Mencke noch Gottsched eine Ahnung von der dichterischen Bedeutung des „letzten Schlesiers". Erst Goethe findet das treffende Wort zu Günthers Charakteristik. Ihm ist Günther ein Poet im vollsten Sinne des Worts, ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet. Genug, in Günther ist Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen. Das Rohe und Wilde an ihm gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit an. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.

Es besteht eine furchtbare Aehnlichkeit zwischen den Schicksalen dreier deutscher Poeten, welche in der kurzen Spanne von weniger als anderthalbhundert Jahren die Ungunst ihres Daseins zerstörte. Drei Begabungen ersten Ranges sind es, auf deren jede die obige Charakteristik Goethes und mehr noch die Klage Freiligraths paßt, daß der Dichtung Maal ein Fluch sei. Günther, Bürger und Grabbe gehören zu einander wie Tantalusenkel, welche an dem Fluche des Genius zu scheitern bestimmt sind. Das Verdict, das den einen trifft, gilt auch für die Andern. Um so vorsichtiger muß die Kritik sich verhalten. Selbst Schiller hatte kein Verständniß für derlei Lebensläufe, und sein ungerechter Urtheilsspruch über Bürger steht neben der milden Abwägung Goethes über Günther wie die seelenlose Formel eines Inquisitors. Wahr ist es, daß weder Günthers, noch Bürgers oder Grabbes Talent zur Reife gelangte. Aber wer verargt es der Krüppelweide, daß sie an den Rand der Schneeregion gestellt ist, wo Frost und Kälte ihr Wachsthum verhindern? Zu beklagen sind alle drei, doch Günther zumeist, weil nicht allein die persönlichen, sondern auch die Zeitverhältnisse seiner Entfaltung im Wege standen und trotz des ungemessenen Jammers seines Daseins gleichwohl der Lyriker in ihm zu einer Höhe dichterischer Kraft emporstieg, welche unwiderstehlich zur Bewunderung reizt.

In einem Augenblicke tiefer Mißstimmung schrieb sich Günther selbst einmal die Grabschrift; sie lautet:

Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte —
Mein Pilger lies geschwind und wandre deine Bahn,
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb' und Unglück an.

Mit Lieb' und Unglück! Fürwahr, kein Biograph kann präciser die beiden feindlichen Gewalten bei Namen nennen, welche Günthers junges Leben zertrümmerten. Und wenn die Moralisten mit ihrem salbungsvollen Pathos den Einspruch erheben, daß seine Liebe nicht echt, sein Unglück selbstverschuldet gewesen, so ist ihnen darauf mit dem Worte Hamlets zu erwidern: „Behandle Jeden nach seinem Verdienst — und wer ist vor Schlägen sicher?" So erschütternd hat der nackte Hunger noch niemals aus einem Dichtermunde gewimmert, wie in den Versen Günthers, welche er in Lauban, wo er eine Weile nach ärztlicher Praxis auslauerte, auf dem Strohsacke seines Bettes niederschrieb:

Fünf Bissen in den Mund, so ist die Tafel gar.
Die Glieder auf die Bank, das Halstuch um das Haar,
So bin ich in dem Bett und völlig ausgezogen.
Die Hüfte glaubt es nicht, doch wird sie leicht betrogen,
So oft der müde Geist zu eifrig nachgedacht,
Und Schwäch' und Mattigkeit das Holz zu Federn macht.

Und andererseits hat die erste Liebe sich selten durch alle Jugendverirrungen hindurch so rein und unauslöschlich erwiesen, wie in dem Verhältnisse Günthers zu Leonoren, welches mit jenem herzzerreißenden Abschiedsliede endet, dessen letzte Strophe alle Schlacken sühnt:

Viel auszustehn und gleichwohl froh zu sein
Vermag kein Geist, den Lieb' und Ruhm nicht stärken;
Kind, gute Nacht! Mein Anblick mehrt die Pein,
Ich kann die Angst an Sprach' und Farbe merken.
Sieh mich noch an und lebe wohl und sprich: Du dauerst mich!

So singt Günther noch im Herbste des Jahres 1722 seine Geliebte an, dieselbe, der er als bildschöner, verwöhnter, geistvoller Knabe auf dem Kirchhofe die ersten leidenschaftlichen Liebesschwüre geleistet, die ihn verlassen hat und einem Anderen zu eigen geworden ist. Und dann geht er, ein verfallener Mann von vierundzwanzig Jahren, von den Fittigen des Todes gestreift, hinweg, um wenige Monate darauf (15. März 1723) seine müden Augen für immer zu schließen.

Es ist wahr, daß zwischen jenen verstohlenen Liebeszusammenkünften auf dem Friedhofe zu Schweidnitz und dem letzten Absagebriefe des Dichters an die Geliebte mancher klaffende Abgrund und mancher sittliche Fehltritt liegt. Aber ist es nicht ein Zeugniß für die ideale Natur Günthers, daß aller moralische Verfall, daß Völlerei und Trunksucht die edleren Empfindungen in ihm nicht vollends auslöschen konnten? Die Splitterrichter, welche Ach und Wehe rufen, wenn ihnen ein Talent sich selben aufgerieben und zerstört zu haben scheint, vergessen leicht, einer tieferen Blick in die zertrümmerte Seele zu thun. Günther hat keine Zeit gehabt, zum stahlfesten, charaktervollen Manne auszureifen. Seine Entwicklung ist, geistig und körperlich, so rasch vor sich gegangen, daß die entsprechende ethische Entfaltung nothwendig zurückbleiben mußte. Mit zwanzig Jahren hat er erfahren, was Andere kaum an der Schwelle des Greisenalters an sich erprobt haben. Ruhm und Noth, Liebeswonne und Täuschung, Hunger und Ueberfluß haben rapid gewechselt, und alledem steht er allein, vereinsamt gegenüber, ohne geschulte Widerstandskraft, ohne Rathgeber und Freunde. Ein harter liebloser Vater hat ihn verstoßen; ein heißgeliebtes Mädchen genarrt; die unzweifelhafte Talentlosigkeit kommt hart neben ihm zu Stellen und Ehren, während er selbst, der poetischen Kraft sich bewußt, vergebens und ungelohnt den Prinzen Eugen mit glühendem Griffel feiert. Welcher Mann stände inmitten solcher Täuschungen fest? Und Günther ist ja eigentlich niemals ein Mann geworden, wenigstens nicht den Jahren nach, deren ihm überhaupt nur fünfundzwanzig zu durchleben vergönnt war.

Und nun erwäge man die Erziehung im Vaterhause, die Verwöhnung durch unvernünftige Lehrer in der Schule, den ausschließlichen und angeborenen Hang zur Poesie, welcher jede regelmäßige und systematische Arbeit nahezu ausschloß. Der Vater ist ein harter, verbitterter Mann, dem ärztlichen Berufe ergeben, ohne Liebe zum Fach und lediglich um des kärglichen Erwerbes willen; die Mutter eine schwache, sensitive Natur, ohne Initiative und ohne eigenen Willen. An Unterricht mangelt es nicht, denn der Vater läßt es sich nicht verdrießen, selber die ersten geistigen Uebungen des Sohnes zu leiten. Aber die Methode ist falsch. Der Knabe, in dessen Brust sich zeitig die dichterische Begabung regt, darf höchstens lateinische Verse zusammendrechseln, und wagt er es doch einmal, ein paar deutsche Reimzeilen niederzuschreiben, so wird er barsch angefahren. Er solle den Bettel mit dem Brotkorbe vertauschen, grollt der Alte.

Der bildhübsche, beredsame Knabe betrachtet das Vaterhaus als ein Gefängniß, und mit verstärkter Gewalt meldet sich die Zügellosigkeit, da er im zwölften Jahre nach Schweidnitz geschickt wird, um dort das Gymnasium zu absolviren. Das Vaterhaus liegt hinter ihm wie ein schreckhafter Traum; er fühlt sich als einen befreiten, wenn er auch durch Lectionen seinen Unterhalt

Digitized by Google

erwerben, mit Festgedichten sein Taschengeld verdienen und an Freitischen halbes Bettelbrot essen muß. Die Lehrer und insbesondere der geistliche Dichter Benjamin Schmolcke, bei welchem Günther den Unterricht in der Religion genießt, hätscheln und verwöhnen ihn; ja, sie ermuthigen ihn zu dem, was der Vater ängstlich zu hintertreiben gesucht hatte: zum Dichten. Als siebzehnjähriger Bursch darf er sich rühmen, ein eigenes Drama bei einem feierlichen Schulactus zur Aufführung gebracht zu haben; der Cantaten und Oden, welche bei ähnlichen Gelegenheiten von ihm bestellt werden, ist eine große Zahl. Und welchen Gebrauch macht Günther von dem Ruhme, mit welchem die Schweidnitzer Kleinbürger seine unreife Muse umkränzen? Er verführt ihnen die Töchter und prahlt hinterher mit seiner Unbeständigkeit. Liebe, heißt es in einem seiner Jugendgedichte, sei eine Waare, die stets frisch am besten munde, wobei es nichts verschlage, ob dieselbe schon durch andere Hände gegangen; Treue sei eine Thorheit:

Und bin ich dann fertig, so schwenk' ich den Hut,
Und gehe zur Andern, die eben das thut!

Hie und da wird er eine längere Weile von einem Mädchen festgehalten; die erste, für welche er bis zum Gedichte begeistert ist, nennt er Philindrene, Florette, Flavia. Dann nimmt ihn Leonore Jachmann in Beschlag und ihr Bild ist es, welches ihn bis zu seinem Tode begleitet. Hätte sie festgehalten! Vielleicht wäre dennoch über den Dichter der Geist stetiger, zielbewußter Arbeit gekommen. Aber während er in Wittenberg medicinische Studien treibt, freilich nicht ohne in den Schlamm eines ausschweifenden Burschenlebens bis an den Hals zu versinken, läßt sie von ihm ab und vermählt sich mit einem gewissen Täuber. Das gibt den Ausschlag. Von nun an ist jeder sittliche Halt in ihm zertrümmert, das Selbstbewußtsein trostlos zerstört. Was hat er ihr nicht Alles versprochen!

O sieh den Milchweg an, der ist der Holden Haus.
Dein Name mehrte dort den Glanz der Sterne,
Ich las bereits den Platz für dessen Bildniß aus.

Und in seinen Augen war ja der Dichterruhm das Höchste, das Erstrebenswertheste. Gleichwohl hat Leonore sich von ihm gewendet und einem Andern, Unbedeutenden sich zu eigen gegeben. Er hat Leonoren wiedergesehen als Wittwe, die reuig ihren Abfall beklagte; er hat inzwischen um andere Frauen wie der Schmetterling um Blumen geschwärmt. Umsonst! Der Schlag war irreparabel. „Mit Lieb' und Unglück!" Das Unglück war die Folge getäuschter Liebe, denn was er von jetzt ab auch begann, er war nur mit halber Seele dabei; deshalb mißlang es.

Die Muse allein blieb ihm treu; sie kannte seinen wahren Werth besser als Leonore Doch den Menschen in ihm, den niedergeworfenen, vermochte sie nicht wieder aufzurichten; genug, daß mit ihm nicht auch der Dichter elend zu Grunde ging.

Günther ist nach Leipzig übergesiedelt, wo noch tieferer Sumpf ihn zur Gemeinheit herabzieht. Von einem Erfolg der begonnenen Studien ist keine Rede mehr, er späht nach Dichterlohn, um seine Schulden zu bezahlen, wegen deren er bereits in Wittenberg eine längere Haft bestanden. Prinz Eugen wird in einem trefflichen Gedichte besungen. Verlorne Liebesmühe! Valentin Pietsch hatte für ein Lobgedicht auf Eugen eine Professur in Königsberg erhalten; Günther ging leer aus. König Friedrich August von Sachsen sucht einen Hofpoeten; Günther concurrirt um die Stelle und geht wohlempfohlen nach Dresden; aber er kommt betrunken zur Audienz und muß mit Schimpf und Schande von dannen ziehen. Seine Behauptung, daß ihm auf Betrieb des Mitbewerbers Ulrich König in den Vorzimmern des Palastes ein berauschender Ehrentrunk gereicht worden sei, kann wahr sein, erwiesen ist sie nicht.

Was nun? Die ultima ratio ist die Heimat. Dort bietet sich am Ende doch Gelegenheit zu ärztlicher Praxis. So macht sich Günther denn auf von Dresden und wandert zu Fuß, hinkend und todesmatt zum Vaterhause. Aber der Alte läßt ihn nicht ein; er hat ihn aufgegeben. Der zweite unheilbare Riß! Der Dichter ist nunmehr vogelfrei. Und er beginnt noch allerlei, prakticirt an verschiedenen Stellen, verlobt sich sogar noch einmal mit einer Pfarrerstochter in Bischdorf, der „Phyllis" seiner Gedichte. Allein die Kraft ist längst bis zur Neige aufgezehrt; sie langt nur mehr zu Vorsätzen, nicht zu Thaten.

Der letzte Vorsatz, von treu gebliebenen Freunden genährt, bringt ihn noch einmal nach Jena. Er will seine medicinischen Studien wieder aufnehmen. Armer Poet! Sie haben ihm die Schwingen zerbrochen; das Fliegen ist vorbei. Inzwischen hat der Tod sich gemeldet; er ist unerbittlich. Am 15. März 1723 nimmt er das Opfer „der Liebe und des Unglücks", den fünfundzwanzigjährigen Günther, dahin. Den größten deutschen Lyriker zwischen dem Minnegesang und Gottfried August Bürger.

Wir haben an frühverdorbenen Poetennaturen keinen Mangel, und sie sind es ja auch, zu welchen, nach Goethes Ausspruch, das deutsche Gemüth sich am meisten hingezogen fühlt. Doch nicht die wenigsten unter ihnen erregen das Mitgefühl nur, weil ihre Entwicklung durch den Tod unbarmherzig mitten entzwei gerissen, weil ihnen die Möglichkeit der Vollendung vorzeitig zerstört worden ist. Bei Günther verhält es sich noch etwas anders. Er hat als Lyriker eine hohe, unter seinen Zeitgenossen die höchste Stufe erklommen, und er hat es gekonnt, obgleich das Leben an ihm zerrte und riß, bis es ihn zu Boden zog.

## Verschiedenes.

### Die Berliner in französischer Beleuchtung.

Ein Redacteur des hochofficiösen Organes „Le Français" hat vor kurzem Preußen bereist und Berlin in Begleitung des dortigen ständigen Correspondenten des Blattes „gründlich" besichtigt. Was nun dieser Pariser Publicist über die Berliner berichtet hat, möge hier in treulichster Uebersetzung folgen. Es ist ein Gemisch von Wahrem und Falschem, mit der gewöhnlichen französischen Unwissenheit und Arroganz ausgestattet, das sich gar spaßhaft liest:

„Keine Regel ohne Ausnahme", lautet das Sprichwort, dennoch aber glaube ich eine Behauptung aufstellen zu können, welche keinerlei Ausnahme zuläßt, nämlich diese: „Alle Preußen sind schlecht erzogen".

Wohl weiß ich, daß es in dem, was man als gute Erziehung zu bezeichnen pflegt, Abstufungen gibt, doch ist es noch keinem Preußen gelungen, auch nur jenes bescheidene Maß des Anstandes und der Höflichkeit zu erreichen, welches in jedem Handbuche der Höflichkeit aufgestellt ist. Gibt es z. B. wohl einen Preußen, vom Herzog oder Pair bis zum Faßbinder Kullmann, der nicht bei Tische sein Messer ableckt und mit diesem Instrumente die Speisen in seinen weit geöffneten Mund führte, einen einzigen, der nicht mit vollen Zähnen in sein Brot bisse, der nicht mit vollem Munde tränke, der seine Arme nicht auf den Tisch stützte und der nicht in unserem Beisein einen Brief öffnen, ja sogar lesen würde, ohne um Entschuldigung zu bitten? Und um einmal Scheußlichkeiten, wegen deren Erwähnung ich jedoch zuvor die Leser um Verzeihung bitte, anzuführen, so erinnere ich mich in einem Restaurant Unter den Linden gesehen zu haben, wie ein Herr einen Zahnstocher, dessen er sich bedient hatte, ferneren Benutzung ruhig wieder in den grünen Becher zurückstellte!

Vieles noch könnte ich anführen, wenn ich nicht fürchtete, die Nachsicht der Leser auf eine zu harte Probe zu stellen, so z. B. die Thatsache, welche keineswegs Ausnahme, sondern tägliches Vorkommen ist: ein Berliner, dessen Hände in mehr oder weniger sauberen Handschuhen stecken, hat niemals ein Schnupftuch, weshalb er zu Zeiten genöthigt ist einen Handschuh auszuziehen und . . . . . ich schweige. Horresco referens! Wie habe ich da den halbcivilisirten Wilden erkannt! Man sollte glauben die Reise der Frau Ida Pfeiffer auf Java, und Schilderungen von Scenen, deren Zeugin sie unter den Dayaks war, zu lesen, aber jene Wilden bedienten sich wenigstens eines Feigenblattes.

Ihr ständiger Correspondent führte mich in ein bescheidenes Restaurant, welches inmitten einer Straße, die die Linden durchschneidet gelegen ist. Seit Olimszeiten nehmen hier die Studenten der Universität ihr frugales Mahl ein, dessen Preis im richtigen Verhältniß zu ihrem mäßigen Ausgabenetat ist. Das Local ist reinlich, fast elegant, wie

Digitized by Google

dieses mehr oder weniger mit allen Restaurants in Berlin der Fall, nur kann man behaupten, daß die schlechte Qualität der Gerichte, wohl durch die luxuriöse Einrichtung mit bedingt sein dürfte. Das, was ich dort die Musensöhne essen sah, ist wohl in keinem Kochbuche angeführt. Man nannte es Fleisch, doch würde die Bezeichnung Charpie nicht weniger richtig sein. Diejenigen Studenten, welche in glücklicheren Provinzen, als in der Mark Brandenburg geboren sind, schneiden bei jener Kost natürlich gewaltige Grimassen und pflegen das, was man in Berlin ißt, mit den classischen Ausdrücken: „Futter, Fraß oder Gefraß" zu bezeichnen, was sich im französischen nur mit „du fourrage, de la pâture und de la bâfre" wiedergeben ließe. Alle jene Musensöhne und Jünger des Apoll sind, von Wäsche, die häufig sehr zu wünschen übrig läßt, abgesehen, gewissermaßen elegant gekleidet, doch sind die phantastischen und malerischen Trachten, wie sie wohl an den Ufern des Rheins und in den Universitätsstädten Süd-Deutschlands Sitte, hier völlig unbekannt. Nur einige Studenten tragen Mützen, deren Farbe die Vereinigung, der sie angehören, anzeigt. Viel Sorgfalt verwenden alle auf ihren Scheitel, aber diese Pflege, welche sie ihrem Haare angedeihen lassen, ist für einen an andere Sitten gewöhnten Fremden entsetzlich widerlich. Kaum eingetreten in den Saal, eilt der Studiosus vor den Spiegel, zieht aus der Tasche einen kleinen Kamm, um schnell die Regelmäßigkeit der Linien des Flachses zu ordnen, der ihm als Haarwuchs dient. Wenn aber, wie dieses häufig der Fall, der Spiegel von Liebhabern zu arg belagert ist, so daß man sich ihm nicht mehr nähern kann, so setzt der Studiosus sich gemüthlich an einen Tisch. Hier kämmt und frisirt er sich, ohne daß es ihm nur in den Sinn käme, wie seine Beschäftigung dem Nachbar, der seine Suppe schlürft und jenem, der beim Braten ist, mißfallen könnte. Im Uebrigen jedoch wird er nie unterlassen, sobald er sich setzt, an die Anwesenden den traditionellen Gruß: „Mahlzeit!" zu richten. Erst später habe ich in Erfahrung gebracht, wie dieses Wort gleichsam der Extract der längeren Phrase ist: „Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Mahlzeit", gesegnet vom Himmel, wie ich vermuthe. Sowohl nach, als vor der Mahlzeit, wird dies Wort gesagt. Die Sachsen machen mehr Umstände, obgleich in einer prosaischeren Weise. Sie rufen nicht die Segnung des Himmels auf ihre Mahlzeit, obgleich solche, besonders in Leipzig, sehr derselben bedürftig; sie sagen nur mit ihrer einschmeichelnden Stimme: „Wohl zu speisen", ebenfalls eine Kürzung von: „Ich wünsche Ihnen wohl zu speisen!" Nach der Mahlzeit begrüßten sich die mehr oder minder gesättigten Leute mit den Worten: „Wohl gespeist", was oft wie grause Ironie erscheint. Die halbe Stunde, welche ich im Restaurant „Stimme" verbrachte, genügte völlig, um mich von der Nüchternheit der preußischen Studenten zu überzeugen, welche nicht nur wenig und schlecht essen, sondern auch sehr mäßig trinken. Bei Tische meistens kein Bier, viele Berliner thun ein gleiches, doch holt man das Versäumte am Abend nach. Gambrinus, dem Gott des Bieres, wird alsdann von denen, die sich beim Mittagstisch mit einem Glase Wasser begnügten, gehörig geopfert, nur darf man hierbei keineswegs an Orgien denken, und mancher Berliner, der stundenlang wie angetrocknet, und angenagelt auf seiner Bank saß, hat nicht mehr als zwei Schoppen getrunken. Setzt sich ein Sohn Israels, mit seiner zarten Hälfte Rebecca, und seinem wollköpfigen Ableger Samuel neben Sie, so können Sie sicher sein, daß er für die ganze Familie nur einen einzigen Schoppen bestellt und der Kellner müßte schon sehr pfiffig sein, wenn er nur einen Pfennig Trinkgeld von ihm erwischte.

In den unteren Restaurants ist der Garçon oder Kellner ganz grau von Staub oder glänzend von Fett, aber er trägt einen Frack. In den besseren Restaurants dagegen ist er sauber gekleidet, doch gleichzeitig von einer seltenen Impertinenz, daß, wenn er sich wirklich zu Ihrer Bedienung herabläßt, er für diese Gnade auch besondere Anerkennung verlangt. Unter den Linden mögen etwa bis drei „passable" Restaurants zu finden sein. Der Inhaber des am Meisten frequentirten Etablissements nennt sich „Traiteur de la cour" und dazu hat er unter sein Schild gesetzt: „Restaurant de première classe". Wie mag da die zweite sein? —

Was nun den Berliner Studenten anbetrifft, so würde ich mir jedoch Vorwürfe machen, wenn ich Ihnen denselben nur in der wenig anziehenden Gestalt eines schäbig gekleideten Jünglings, der sich bei Tische kämmt, vorführen wollte, im Gegentheil er hat auch seine Lichtseiten, die man der lieben Jugend unseres Studentenviertels nur von Herzen wünschen möchte. Er ist nicht nur durch die Umstände, sondern grundsätzlich mäßig, er ist arbeitsam und ordentlich; selten trifft man ihn in einem der zahllosen berliner Cafés chantants, wo, aus der Mark gebürtige, Tyrolerinnen ihre Laïtous jodeln und dafür die Huldigungen kleiner getaufter und ungetaufter Judenbengels empfangen. Die Berliner Studenten trinken unter sich, singen gemeinsam ihre traditionellen Lieder, gehen jedoch rechtzeitig heim und arbeiten zuweilen noch spät beim Lichte ihrer Studirlampe. Von dieser ihrer Gewohnheit weichen sie nur an den Commerstagen ab. Der Commers wird zu Ehren einer Person oder einer Sache abgehalten. Man miethet zu diesem Zwecke meist ein größeres Local, vertilgt hier während der Abendstunden eine unglaubliche Menge Bier, raucht aus langen Pfeifen, bringt verschiedenartige Toaste aus, welchen gemeiniglich endlose Reden vorausgehen, und ist es selten, daß ein derartiges Fest zu Ende ginge, ohne daß sich nicht ein Dutzend Pauckereien für den nächsten Tag daraus ergäben. Zuweilen auch kommt es wohl vor, daß ein Professor seinen Schülern die ungeheure Ehre erzeigt, sie auf den Abend bei sich einzuladen. Hier gibt es „Sandwichs" (belegtes Butterbrot) und Punsch, letzteren wohlverstanden aus Syrup und Wasser bereitet. Solchem Abendimbiß eines deutschen Professors gegenüber dürfte spartanische Frugalität noch als ein wahrer Schlampamp erscheinen. Klüglicherweise auch versäumen die Eingeladenen nie zuvor im Restaurant ihr gewohntes Abendessen einzunehmen, und man versichert, daß der Wirth ein Gleiches thue. Dennoch wird mit nicht weniger Inbrunst gesungen, da ja Musik, Liebe und Wein mit dem bekannten Refrain ihres jovialen Gevatter Martin Luther die völlige Personification der deutschen Race ist. Bei Versammlungen dieser Art versäumen sie niemals ein altes, etwa aus dem dreizehnten Jahrhundert stammendes Lied anzustimmen, beim Beginn des Couplets, welches mit den Worten: „Vivant puellae, faciles et formosae" anhebt, aber richten sich alle Blicke der naiven Jugend auf die Tochter des Professors, welche nicht daran denkt zu erröthen, sondern lustig mitsingt. Die Frau Professorin aber servirt währenddem tapfer ihren Thee oder den erwähnten Punsch. Der deutsche Professor ist gemeiniglich gutmüthiger Natur, er ist bieder und kindlich, besonders in dem, was seine unbewußte, obgleich immense Eitelkeit anbetrifft. Nur auf dem Felde der Politik da wird er wild! O, hier ist er ganz unbändig, weder Flüsse noch Berge, weder Ströme noch Wüsten, weder Verträge noch Conventionen, weder Vergangenheit noch Gegenwart vermögen ihn zu zügeln. Kühn fährt er mit seinem Rothstift auf der Karte Europas umher, und nachdem er den Ausspruch Mommsens wiederholt: „Daß die deutsche Einheit das Werk der Professoren sei, und daß ihr Unterricht den Samen gestreut, der auf den Schlachtfeldern zur Reife gekommen sei" — so erklärt er Ihnen, wie diese Einheit noch der weiteren Vervollständigung bedürfe, und fährt zur Veranschaulichung seiner Idee mit dem Stift flugs über Oesterreichs Grenze und Gebiet, Triest natürlich nicht vergessend. Nachdem er darauf die baltischen Provinzen vom moscovitischen Joche befreit hat, läßt er gleichzeitig Dänemark und Holland in den Rahmen der großen teutonischen Conföderation eintreten. Sind Sie Franzose, so ist er artig genug, diesmal nicht zu erwähnen, wie die Bourgogne und Franche-Comté gleichfalls dem Schooße des großen Deutschen Reiches verfallen werden. Nicht selten hat der Mann in seinen Mußestunden einige patriotische Lieder verbrochen, die er uns alsdann zu lesen bittet. Wenn der patriotische Professor sich gar Dubois-Reymond nennt, so wird er seine Schüler wegen des französischen Namens nicht nur inständig um Verzeihung bitten, sondern er wird auch versichern, daß niemals in einer menschlichen Brust ein archideutscheres Herz geschlagen, als das seine. Man glaube nicht etwa, daß ich erfinde, ich berichte hier nur eine in ganz Berlin bekannte Thatsache, die sich während des Krieges 1870 daselbst zutrug. Im Ganzen nun haben die preußischen Professoren und Studenten, wie man sieht, ihr Gutes; nur ist es zu bedauern, daß sie nicht reinere Wäsche, weniger schmierige Kragen und kürzere Haare tragen, sowie, daß sie eine unselige Leidenschaft für Politik haben.

Dem gegenüber ist man nun sehr verwundert zu bemerken, wie wenige der Professoren Carriere machen, noch wenigere aber zu Ehren- oder gar zu hohen Aemtern kommen. Vergeblich können Sie in ganz Preußen nach einem Beulé suchen, ohne von Guizot oder Anderen zu sprechen. Wohl haben die bekannten Professoren, die: Sybel, Treitschke, Schulte, Mommsen, Virchow und Roemer die Schwelle zu den gesetzgebenden Versammlungen überschritten, auch haben es einige von ihnen bis zur Würde eines Geheimeraths gebracht, doch keiner ist Minister, noch hat er Aussicht es zu werden. Herr von Bismarck hütet sich denn auch geflissentlich, sich mit solchen von Bücherstaub bedeckten Personen zu umgeben. Ist es

Digitized by Google

etwa nicht genug, daß er diese politischen Sudelköche (ces gâte-sauces de la politique) im Reichsrath ihren Senf zum Besten geben läßt und haben die Herren doch später die unaussprechliche Freude, ihr weises Gesalbader wörtlich im Reichsanzeiger abgedruckt zu finden. Unter den jetzigen Ministern kenne ich nur den Handelsminister Dr. Achenbach, der vormals einen Lehrstuhl inne hatte.

In Misdroy war ich beim Mittagessen Zeuge einer hübschen Sitte. Eine junge Dame erbat sich vom Kellner einen Kaffelöffel, der vergessen war. — „Verzeihung, mein Fräulein," sagte ein Herr, den man an seiner Brille sofort als einen Professor erkennen konnte, „hier ist der meine!" Er hatte schon getrunken und nachdem er seinen Löffel in der Untertasse abtropfen ließ, überreichte er denselben der Dame. Ihr Berliner Correspondent, der daran ist, sich zu germanisiren, schreibt alles dieses der Einfalt zu, jener Gefährtin der Unschuld und guten Sitte. O heilige Einfalt! — Die guten Sitten, an die man, wie es scheint, fest glauben muß, haben sich, wie ich vermuthe, in den engen Schooß der Familie zurückgezogen und blühen hier, etwa den Veilchen gleich, ganz im Verborgenen. Was hingegen das Laster anbetrifft, so verbirgt es sich nur wenig in Berlin und es ist wahrlich nicht meine Schuld, wenn ich ihm oft Unter den Linden begegnet bin, wo so viele verdächtige Gesichter den Stempel der niedrigsten Ausschweifung und der Gemeinheit an der Stirne tragen; in den zahllosen Gesangslocalen, wo Gesang sowohl als Kleidung die Grenzen des Anstands überschreiten und in den Kellerspelunken, in denen die jungen Commis und Lehrlinge sich von Chignon tragenden, geschäftslustigen Mädchen ein abscheulich schmeckendes Getränk serviren lassen. Gleichfalls noch spreizt sich das Laster in den Annoncenspalten der Journale, z. B. in der „Vossischen Zeitung" und in dem „Intelligenzblatt".

Hier werden dem Aberglauben, der Leichtgläubigkeit und Corruption alle möglichen Köder entgegengeworfen. Viele dieser Annoncen sind in einem equivoquen Französisch abgefaßt und ich könnte eine ganze Seite damit füllen, wenn es nur möglich wäre, alles das, was man in den Berliner Journalen druckt, so wiederzugeben.

Die in der Hauptstadt „des Reiches der guten Sitten" geborene Bevölkerung ist natürlich den Folgen vieler ungesunder Einflüsse ausgesetzt. Die ungeheure Mehrzahl der Kinder ist daher rhachitisch, kränklich und bleich. Das Berliner Kind, besonders des unteren Volkes, hat nichts von der Frische und der rosigen Reinheit des englischen Babys; weniger noch von der charmanten Zartheit des pariser Bébés, es ist ein kleines Unthier, mit kolossalem Kopf von blasser Gesichtsfarbe, mit dünnem Flachshaar und ganz unverschämten Glotzaugen. Nach der Art, wie es sich in der Gosse wälzt oder auf dem Trottoir breit macht, stolz die pappene Pickelhaube trägt oder den hölzernen Säbel schleppt, — dies sind seine einzigen Spielzeuge, — kann man in ihm den künftigen Menschenwürger und Brandstifter von Bazeilles und Châteaudun errathen. Nirgendwo in Europa habe ich je die Kinder derart schreien, kreischen oder heulen gehört, wie dieses von den Kindern des Berliner Volkes geschieht; die kleinen Mädchen selbst mischen sich mit größter Unbefangenheit in diese Spiele, mit wahrhaft wildem Geschrei und Gesten, die bei uns empörend erscheinen würden, kurz die Mädchen sind hier Buben, die Buben aber schon mehr Wilde.

Wenn nun der Preuße in seiner Kindheit schon der Race der Schreier „hurlours" angehört, so kann man sich vorstellen, was er erst ist, wenn seine Lungen sich im reifen Alter entwickelt und seine Stimme ihren ganzen Umfang gewonnen hat. Wer sich an einem öffentlichen Orte befindet, wo viele Preußen versammelt sind, kann, wenn er die Augen schließt, glauben, er höre eine Meute Hunde kleffen und bellen. Ich empfehle diese Probe allen denen, welche etwa geneigt sein möchten, meine Angaben zu bezweifeln.

Ein charakteristischer Zug des Berliners ist seine Zweifelsucht, sowie die Kälte, die er allem gegenüber bewahrt, was Enthusiasmus, Großmuth, Edelsinn, Geschmack und Kunst betrifft. Die wenigen guten Gemälde, die man hier sieht, werden meist von Juden, brocanteurs en grand, gekauft, die einzig auf den Ruf der Künstler speculiren, und durch Wiederverkauf an denselben verdienen wollen. Ein Berliner aus dem Volke, der einmal einen Augenblick vor einem schönen Gemälde oder Schmucke, denselben betrachtend, verweilt, sagt im Fortgehen immer: „Auch nicht von Pappe!" (ça n'est pas de carton)! Dies ist der ästhetische Sinn des Atheners der Spree.

Ein geistreicher Schriftsteller hat die Bemerkung gemacht, welche ich nach eigener Erfahrung nur bestätigen kann, daß der Berliner, skeptisch, zur Negation und zur Kritik geneigt, seine Bewunderung niemals in freier, unumwundener Weise ausdrückt. Verneinung ist ihm Bedürfniß. Sein erstes Wort ist „nein", worauf er wohl: „das ist reizend!" hinzufügt. „Nein" aber ist das erste Wort, das jedem Preußen über die Lippen kommt.

Zum Schluß noch möchte ich doch etwas Stoff zum Lobe finden, um, unsern Feinden zu beweisen, daß es im Grunde nicht meine Schuld, wenn ich keine vortheilhafteren Eindrücke von Berlin mitnehme. Lassen Sie mich daher auf die Gefahr hin, Sie zu scandalisiren, eine Classe Menschen in Berlin loben: die Offiziere. Stellen Sie sich den Offizier keineswegs hart, brutal und wild vor, wie Sie ihn während des Feldzugs kennen gelernt haben, wo er kaltblütig niederschießen und eine Freude daran zu empfinden schien, den Besiegten zu demüthigen. Die Offiziere, mit welchen ich zusammenzutreffen Gelegenheit hatte, waren Weltmänner, mit höflichen, eleganten Manieren, sie waren ruhig, ernst und sogar bescheiden, mitunter befremdend naiv, doch weder Prahlhänse noch Aufschneider; sie haben im Gegensatz zur übrigen Bevölkerung großen Tact und bewahren die leider in ganz Deutschland mehr und mehr abhanden gekommene feine Artigkeit (la courtoisie respectueuse) den Damen gegenüber. Wenn einige Offiziere der deutschen Armee dieser Schilderung nicht entsprechen, so sind dieses Ausnahmen, ich spreche von denen, die ich gesehen, und welche eine Zierde der Salons bilden. Im Uebrigen will ich nicht behaupten, daß alle diese schönen Eigenschaften sich in Berlin nicht verlieren, ich glaube sogar, das Gegentheil. Sagt doch der Poet von der Spree, welche klar und rein aus dem Spreewaldsee kommt, darnach aber schwarz und schmutzig die Stadt Berlin verläßt, sie komme wie ein Schwan und gehe gleich einer Sau („Elle y entre comme un cygne, elle en sort pareille à une truie"). Diese Wahrheit hat Bezug auf viele Dinge, welche Berlin passiren, und wenn Sie mir einen kühnen Vergleich erlauben, so möchte ich behaupten, dies sei in Bezug auf die „deutsche nationale Idee" gleichfalls wahr. Gibt es etwas Legitimeres und Edleres, als das Streben nach politischer und ökonomischer Einigung eines großen Volkes?

Jene herrliche Idee wird, indem sie Berlin passirt, gefälscht und beschmutzt. Das selbstsüchtige Preußen hat diese Idee in seinem Interesse ausgebeutet, es hat sich weniger darum bekümmert, Deutschland zu „einen", als es zu prussificiren. Anstatt den verschiedenen deutschen Stämmen die legitimen Wohlthaten der Einigung zu verschaffen, benutzte es alle nationalen Kräfte zu seiner eigenen Größe und gibt derselben als enge Basis den zur Staatsreligion erhobenen intoleranten Protestantismus.

Zweifelsohne wird Deutschland gegen die egoistischen Berechnungen seiner preußischen Staatsmänner noch reagiren, dies wird aber neue religiöse, politische und sociale Krisen herbeiführen, die vermieden werden könnten.

Kurz, ich wiederhole es hier nochmals: Es ist ein großes Unglück für Deutschland, daß das Centrum seiner Einheit in Berlin ist.

* * *

Soweit unser französischer Gönner. Wir werden uns hüten, die Wirkung seiner Schilderung durch eine Anmerkung abzuschwächen.

## Aus der Hauptstadt.

### Drei Oratorien.

„Die Legende der heiligen Elisabeth" von Liszt, Dichtung von Otto Roquette. „Triumphlied" von Brahms. „Herakles" von Händel.

Die Werke von Händel und Liszt sind durchaus nicht Oratorien in dem Sinne, welchen man gewöhnlich mit dem Worte verbindet; „Herakles" ist ganz im Opernstil der Händel'schen Zeit componirt, „die heilige Elisabeth" im modernsten unserer Zeit; gerade das Werk aber, welches nicht als Oratorium vorgeführt wurde, Brahms' Triumphlied, entspricht dem heutigen Begriffe des Oratorium oder der geistlichen Cantate noch am meisten, da es auf Worte des Evangeliums (Offenbarung Johannis) mit breitester Entfaltung der Chöre und im schwunghaften Stile religiöser Begeisterung componirt ist.

Digitized by Google

Ein größeres Werk von Liszt mit objectiver Ruhe zu besprechen, fällt sehr schwer. Die Eindrücke, die man beim Anhören erhält, sind so sehr verschiedenartig, daß ein Gesammtbild nicht herzustellen ist, und ein jeder vereinzelt in's Gedächtniß zurückgerufen und für sich allein betrachtet werden muß. Dies erklärt auch die Haltung des Publicums, das eben nicht scharf zu unterscheiden vermag, und sich in Parteien spaltet, von denen die eine unbedingt und kritiklos verwirft, was die andere in derselben Weise bewundert und preist. Dies war auch bei der „heiligen Elisabeth" der Fall. Das Textbuch von Otto Roquette ist theilweise mit vielem dramatischen Geschicke gedichtet. Es führt die drei Hauptmomente vor: Die Ankunft der jugendlichen Elisabeth als Verlobte des künftigen Landgrafen auf der Wartburg, das bekannte Rosenwunder, die Kreuzfahrt des Landgrafen nach dem heiligen Lande, die Vertreibung Elisabeths nach dem Tode ihres Gemahls — an die Stelle des historischen Grafen Heinrich Raspe hat der Dichter eine böse Schwiegermutter gesetzt — den Tod der Dulderin, der ebenfalls mit poetischer Licenz dargestellt ist, endlich ihre feierliche Bestattung durch Kaiser Friedrich II., und die Heiligsprechung. Daß in der Dichtung hier und da der Sprache ziemlich grausame Gewalt angethan wird, darf nicht auffallend erscheinen, es ist einmal das Schicksal der Textbücher, daß in ihnen die verwunderlichsten Dinge zu Tage kommen, und selbst die des Dichters Wagner theilen dieses Schicksal. Aber Freiheiten wie:

„Mit Trauerkränzen kommen
Und Thränen wir gegangen"

sollte sich ein Dichter wie Roquette nicht gestatten.

In Betreff der Musik will ich gleich von vorn herein bemerken, daß mir manche Nummer hochinteressant erschien, manche mich durch ihren Wohlklang und schöne Stimmführung überraschte. Allerdings fehlt es in dem Werke nicht an sehr bedenklichen Sätzen; aber da ich auf Liszt'sche harmonische und melodische Combinationen und Experimente schon vorbereitet war, so mochte deren Wirkung hierdurch schon einigermaßen abgeschwächt, dagegen die der anderen unerwarteten eine um so angenehmere geworden sein. Liszts Combinationskraft ist einmal viel bedeutender als sein musikalisches Urvermögen; und selbst dem unbefangenen Beurtheiler, der wie der Verfasser an den formalen Kunstgesetzen festhält, so weit ihr Gebot sich mit den Ideen der Schönheit vereinbaren läßt, und ihr Walten selbst in den Werken nachweist, welche auf ganz anderem Boden entstanden sein und nach anderer Richtung hin wirken sollen, mag es wohl passiren, daß er manches in Liszts Werken nimmer verwinden kann und will. Aber der Gerechtigkeitssinn gebietet die Anerkennung für Liszt: daß seine Richtung nicht erst durch Wagners Opern entstanden und eine anempfundene ist, sondern daß er schon in viel früheren Jahren nach neueren Ausdrucksmitteln in der instrumentalen Musik suchte, in Berlioz den Muster-Meister und erst später in Wagner den Löser der höchsten Aufgabe erblickte; daß also das, was er gibt, wenn auch von Anklängen an Wagner erfüllt, doch seiner eigenen Geistesrichtung entsprang und, so zu sagen, von ihm vorgeahnt war; und zweitens, daß die musikalische Combinationskraft in ihm mit überaus glücklichen anderen Anlagen — wie sie nur bei genialen Naturen zu finden sind — verbunden ist und daher manchmal überraschende Resultate liefert. Diese Meinung des Verfassers wird wohl keiner Partei anstehen; er hat aber schon in dem ersten Artikel, den er für die „Gegenwart" schrieb, sehr deutlich erklärt, daß er Parteien, mit oder ohne Einfluß, nicht berücksichtige.

Von den einzelnen Nummern sind ein reizender Kinderchor und das melodische Rosenwunder (Duett und Chor) als glücklich erfunden hervorzuheben; auch einige Momente in dem Sterbegesange der Elisabeth. Sehr interessant combinirt erscheinen einige Chöre und Orchesternachspiele, wie z. B. die ganze dritte Scene („Die Kreuzritter") und die lateinischen Schlußchöre. Der Verwebung liturgischer und national-ungarischer Motive früherer Jahrhunderte, von denen zwei „in traditioneller Beziehung zur heiligen Elisabeth stehen" — so lehrte ein Anhang des Textbuches, der auch die Motive angab — kann eine besondere künstlerische Bedeutung nicht zuerkannt werden, wenn sie auch hie und da sich recht geistreich präsentirt und vielleicht einem national-ungarischen Zwecke angemessen erscheint. Denn nur die höchste contrapunktische Kunst verleiht solcher Verwebung wahrhaftes künstlerisches Gepräge — wenn über dem großartigen Bau einer breit ausgeführten Fuge ein Choral schwebt, gleichsam wie der Triumph der religiösen Gefühle über irdische Bestrebungen. Wo aber der Zusammenhang eben nicht ein so unzertrennlicher ist, dort erscheint er in der Form noch loser, als er im Geiste des Componisten gewesen sein mag. Meyerbeer hat gewiß nicht immer einen bloßen Theatereffect angestrebt, als er in den „Hugenotten" den Choral „Ein' feste Burg" so oft als nur möglich anbrachte — aber er hat doch nichts anderes erreicht, weil eben die Form, in welcher er das Motiv erscheinen ließ, eine dramatische und keine dem kirchlichen Ursprunge entsprechende war. So ist es auch mit den Motiven in der „Heiligen Elisabeth".

Die Vorführung dieses schwierigen Werkes war immerhin ein anerkennenswerthes Unternehmen, und Herr Eichberg hat sich ein Verdienst erworben, daß er mit seinem Gesangvereine keine Mühe und kein Opfer scheute; auch die Solisten Fräulein Breidenstein, welche die Partie der Elisabeth mit wirksamer Stimme und lobenswerthem Ausdrucke sang, Fräulein Greube, die Herren Prehn und Schmock haben besonderes Anrecht auf Anerkennung, daß sie mit so vieler Hingebung die schwierige und wenig dankbare Aufgabe durchführten.

„Herakles" von Händel, ein bisher noch fast unbekanntes Werk des großen Meisters, wurde von der Königlichen Hochschule für ausübende Tonkunst zweimal bei überfülltem Hause ausgeführt. Es steht in Großartigkeit der Chöre, auch in der Erfindung der Arien nicht auf gleicher Höhe mit „Israel in Egypten" und dem „Messias", enthält aber so vieles Herrliche, daß man auch für diese Vorführung nur dankbar sein kann. Die Wiedergabe war über alles Lob erhaben und gereicht dem Dirigenten Herrn Joseph Joachim zur höchsten Ehre. Frau Joachim und Herr Henschel, denen die Hauptpartien zugetheilt waren, sangen wunderschön, ihnen würdig zur Seite standen Frau Schulze-Asten und Herr Otto. Der Chor (Schüler der Anstalt und Domsänger), sowie das aus Lehrern und Schülern bestehende Orchester leisteten in jeder Beziehung Meisterhaftes.

Gleich dem „Herakles" war das Triumphlied von Brahms — vom Stern'schen Gesangverein unter der ausgezeichneten Leitung Stockhausens aufgeführt — eine neue Erscheinung in Berlin — und eine glänzende. Das Werk entspricht zwar in seiner Form nicht den traditionellen Erwartungen großartiger contrapunktischer Entwicklung; aber es vereinigt Schwung der Gedanken, Wohlklang und Klarheit der achtstimmigen Chöre mit höchst interessanten Instrumentalwirkungen. Die Ausführung, die viele bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden hat — war durchwegs eine vortreffliche, und Herrn Stockhausen gebührt der Dank aller Musikfreunde, daß er das Werk mit so großer Sorgfalt einstudirt und zur Kenntniß des Publicums gebracht hat. **H. Ehrlich.**

## Notizen.

Die diplomatischen Enthüllungen der letzten Wochen haben den Zeitungen weniger Freude bereitet als der Philister glauben mag. Die Blätter hatten schon genug unter der Last des berühmten Prozesses geseufzt, der ihnen so viele ungewohnte Beilagen auferlegte. Und jetzt mußten sie noch ein ganzes Blaubuch abdrucken, das sich nicht wohl unter dem Vorwande, daß es veraltet sei oder sonst kein Interesse biete, vornehm ignoriren ließ. Die Spannung des Publicums war ungeheuer und die Verleger mußten sich fügen. Unwillkommen war die rasche und möglichst vollständige Publication auch für eine Anzahl officiöser Journalisten, die doch erst gern darüber telegraphirt, dann die Schriftstücke analysirt und schließlich den Text mitgetheilt hätten, unbeschadet der Polemik, die sich mittlerweile bezüglich abweichender Lesarten daran knüpfen ließ. Fürst Bismarck hatte die Operation mit gewohnter Rücksichtslosigkeit gegen die Presse, seine eigene nicht ausgeschlossen, damit abgeschnitten, daß er das ganze Depeschenbündel zum Druck befördern ließ. Jetzt war es Gemeingut und es ließ sich nicht mehr viel damit anfangen. Zwar wer es mit den Quellen der Zeitgeschichte Ernst nimmt, fand darin eine erfreuliche Ausbeute, wie sie früher erst einer späteren Gelehrtengeneration beim Durchstöbern der Archive vergönnt war. Aber die Publicistik des Tages hat andere Wünsche. Besonders unzufrieden jedoch waren die Franzosen, die sammt und sonders schlecht dabei wegkamen. Daß sie unhöflich erschienen und die Frau von Rothschild sogar als von zweifelhafter Erziehung officiell hingestellt wurde, mochte noch hingehen. Die Traditionen der pariser Salons, wo vor Jahren so liebenswürdig geplaudert und geschertzt wurde, waren ohnehin

Digitized by Google

während der Demimonde-Herrschaft des bonapartistischen Kaiserreichs abhanden gekommen. Und von Madame Rothschild hatte Jedermann wohl die servilste Nachahmung der letzten, wie auch immer ungraziösen Mode in Haartracht und Robenschnitt erwartet, schwerlich aber die Tournüre und das Wesen einer wirklichen großen Dame. Daß die Familie Rothschild bei der Veröffentlichung des deutschen Depeschenwechsels ebenfalls etwas erwischte, war daher den Franzosen schon recht. Wenn Leute deutschen Ursprungs für Frankreich Partei ergreifen und sich nach Art politischer Ueberläufer dabei noch excessiver benehmen, als die Franzosen selbst, so lassen diese es sich gefallen, haben aber dafür das gebührende Maß stillen Respects. Hier jedoch waren alle Parteien, wie sie in dem pariser Bienen- oder vielmehr Drohnenschwarm ihr Wesen treiben, photographisch treu geschildert. Die Legitimisten können wir nicht gebrauchen, denn sie sind durch Vernachlässigung eines halben Jahrhunderts verstimmt und daher rancünös, im Uebrigen ganz und gar in den Händen des Klerus, der mit ihnen macht, was er will. Von den Orleanisten ist gar nicht zu sprechen, sie sind revanchelustiger als alle andern und uns gründlich antipathisch, haben auch ihre Chancen verscherzt. Wir wollen nichts mit ihnen zu thun haben. Mit den Bonapartisten ist schon eher ein Geschäft zu machen. Diese fallen wie die Katzen stets auf ihre Füße, bilden sich ein, sie könnten mit uns nach der Weise Benedettis und Genossen conspiriren, wobei sie sich in ihren Illusionen wiegen mögen, so lange es unseren Interessen convenirt. Wollen sie in unheilbarer Verblendung Jemandem eine Grube graben, so werden sie nochmals hineinfallen, nicht wir. Die Napoleoniden würden auch einen solchen Haß der Parteien hervorrufen und mit Polizei und Säbelwirthschaft so viel im Innern zu thun haben, daß sie uns schwerlich viel geniren dürften: sie sollen uns recht sein. Aber wir verbitten uns jede voreilige Verschwörung zu ihren Gunsten. Bleiben die anständigen Republicaner, die Frankreich so zu sagen ehrlich regieren möchten, aber in Europa unbeliebt sind. Diese gefallen uns bis auf Weiteres noch am besten. Man kann sich denken, wie die Schilderung in Paris Succeß hatte. Nachdem die guten Leute sich ein paar Tage wechselseitig ausgeschimpft, sagten sie, vornehm abgewandt, jetzt würden sie ihren eigenen Weg gehen und sich um das, was die Deutschen von ihnen sagten, gar nicht mehr kümmern. Wenn sie nur Wort halten und uns für immer in Ruhe lassen wollten! Wir könnten uns nichts Besseres wünschen.

* * *

Von den autobiographischen Skizzen sind im Laufe des vergangenen Jahres in der „Gegenwart" erschienen die Beiträge von: Berthold Auerbach — C. Bluntschli — Friedr. Bodenstedt — Karl Gutzkow — Levin Schücking — Hermann Lingg — H. S. v. Mosenthal — Friedr. Spielhagen — Friedr. Vischer.

Diesen werden sich im nächsten Jahre anschließen:

Moriz Carriere
Franz v. Dingelstedt
Robert Hamerling
Eduard v. Hartmann
Paul Heyse
Gottfried Keller
Alfred Meißner
W. H. Riehl
Julius Rodenberg
Adalph Stahr
Heinrich v. Sybel.

Wir glauben, daß diese einfache Ankündigung genügt, um unsern Freunden die Gewähr zu bieten, daß die „Gegenwart" auch in ihren nächsten Bänden eine Fülle interessanter Beiträge enthalten wird.

Bei der Gelegenheit bemerken wir noch, daß wir den Kreis der Autobiographien noch weiter zu ziehen beabsichtigen und deshalb auch an einige, allerdings wenige darstellende Künstler die Aufforderung gerichtet haben, den Lesern der „Gegenwart" die Geschichte ihres Lebens und ihre künstlerische Entwicklung zu erzählen. Wir behalten uns vor, darüber später das Genauere noch mitzutheilen.

In den ersten Nummern des neuen Jahrgangs werden außer den autobiographischen Skizzen u. A. folgende Aufsätze erscheinen:

Die Resultate der Genossenschaften im Jahre 1873 von Schulze-Delitzsch.

Rahel und die Berliner Gesellschaft von Karl Hillebrand (Florenz).

Eine Skizze von Iwan Turgenjew.

Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten von Moriz Carriere.

Neue lyrische Dichtungen. Besprochen von Albert Traeger.

Eine Skizze aus Wien von D. Spitzer.

Das Pringsheim'sche Haus in der Wilhelmsstraße zu Berlin vom kgl. Baumeister G. Ebe.

Die Besprechung des neuesten Gustav Freytag'schen Romans vom Herausgeber u. s. w.

Außerdem haben uns unsere alten Mitarbeiter ihre Unterstützung auch für die Folge zugesichert und neue Mitarbeiter sind gewonnen u. A. hat uns Adolf Wilbrandt, der begabteste der jüngeren Dramatiker, in der Form „Dramaturgischer Gespräche" eine Besprechung der wichtigsten Fragen, welche die Bühnendichtung berühren, zugesagt.

Wir dürfen also hoffen, daß uns die Gunst der Leser, welche die „Gegenwart" bis jetzt begleitet hat, auch ferner erhalten bleiben wird.

Die Redaction.

## Bibliographie.

Copernicus. Dramatisches Gedicht von Adolf Prowe. Berlin, Weidmann.

Emilie. Dichtung von Leonh Adler. Berlin, Jul. Heymann.


## Zur gefälligen Beachtung für unsere Leser.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten, sowie diejenigen Leser, welche für das Jahr 1875 auf die „Gegenwart" abonniren wollen, *die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das* erste Quartal 1875 *gefälligst umgehend zu erneuern* resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

*Der Abonnementspreis beträgt wie bisher pro Quartal* 4 Mk. 50 Pfg. *oder* 1 Thlr. 15 Sgr. *Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen, sowie die unterzeichnete Expedition nehmen Bestellungen an.*

**Original-Einbanddecken in Leinwand**

*(dauerhaft und elegant — mit blinder und vergoldeter Pressung)*

zu dem mit No. 52 geschlossenen VI. Bande der *Gegenwart*, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von 1 Mk. 50 Pfg. oder 15 Sgr. *durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART", Georg Stilke.


Digitized by Google

## Inserate.


**! Zur Geschichte Frankreichs !**

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**J. J. Honegger,** Prof. in Zürich. Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten.

Inhalt. Geist und Gang der Geschichte. — Aufsteigen der französischen Macht bis auf Ludwig XIV. herab. — Die französische Weltmachtstellung auf ihrer Höhe: Ludwig XIV. — bis zur Scheide der Jahrhunderte. — Politischer Verfall des Staates, Herrschaft der revolutionären Literatur. — Frankreich seit der Revolution.

XIV u. 400 Seiten. gr. 8. Preis 2½ Thlr. = 7 Mark 50 Pf.

**Karl Hillebrand,** Frankreich und die Franzosen in der 2. Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Eindrücke und Erfahrungen. 2. umgearb. u. verm. Aufl. 8. 1⅔ Thlr. = 5 Mark.

**S. Sugenheim,** Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte. 8. 1⅓ Thlr. = 4 Mark 50 Pf.

Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen:

Die

**Idee der Entwickelung.**

Eine sozial-philosophische Darstellung von

**Leopold Jacoby.**

Erster Theil. Berlin 1874. Preis 1½ Thlr.

**H. E. Oliven,** Louisenstraße Nr. 45.

**Hochinteressante Novität!**

Soeben erschien in dem Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart:**

**Zehn Jahre aus meinem Leben**

— 1862 bis 1872 —

von

**Prinzessin Felix zu Salm-Salm.**

Mit dem Porträt der Verfasserin.

Erster Band.

8. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 36 kr. rhein.

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W. 32 Louisenstr.

**VIONVILLE.**

Ein Heldenlied in drei Gesängen

von

**E. von Wildenbruch.**

Zweite Auflage.

8°. Elegant geheftet 15 Sgr., gebunden mit Goldschnitt 25 Sgr.

**Gesammelte Aufsätze.**

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen elegant geh. Ladenpreis 2 Thlr. 10 Sgr. Elegant mit Goldschnitt gebunden 2 Thlr. 25 Sgr.

Verlag von Karl Aue in Stuttgart.

**Hamlet, Prinz von Dänemark.**

Von

**William Shakespeare,**

In wort- und sinngetreuer Uebersetzung von

**Ch. Hackh.**

Mit einleitenden kritischen Studien, der Amleth-Sage nach Saxo Grammaticus und einer kurzgefaßten Zusammenstellung über den so räthselhaften Charakter des Prinzen Hamlet von Johnson, Goethe, Herder, Börne, Gervinus, Kreyssig, Vischer und Anderen.

Geh. 8°. à 1 Thlr. 10 Gr., eleg. geb. à 1 Thlr. 20 Gr.

Rud. Gottschall sagt in den „Blättern für literar. Unterhaltung" über diese Uebersetzung Folgendes: Die wort- und sinngetreue Prosa-Uebersetzung des „Hamlet" von **C. Hackh** zeichnet sich durch ihre Durchsichtigkeit aus und wird den Lesern, welche Shakespeare nur in deutscher Sprache verstehen, ein klares Bild der Dichtung geben, da diese von den Uebersetzungen in Versen durch allerlei Verzwicktheiten, die sich von einer Uebersetzung zur anderen forterben, oft bis zur Unverständlichkeit getrübt wird.

**Neue musikalische Schriften**

im Verlage von

**F. E. C. Leuckart in Leipzig.**

Soeben erschien:

**Die Poesie in der Musik**

von

**Franz Hüffer.**

Aus dem Englischen übertragen von **E. G.**

**Autorisirte deutsche Ausgabe mit einer Vorrede des Verfassers.**

Elegant geheftet: Preis 1½ Thlr.

Inhalt. **Das Drama:** Richard Wagner. — **Das Lied:** Franz Schubert, Robert Schumann, Robert Franz und Franz Liszt.

Vor Kurzem erschienen:

**Ambros, A. W., Bunte Blätter.** Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst. 2 Bände. Preis jedes Bandes: Eleg. geheftet 1½ Thlr.; elegant gebunden 2 Thlr.

**Brosig, Moritz, Handbuch für den Unterricht in der Harmonielehre.** Mit zahlreichen Noten-Beispielen und Musik-Beilagen. Geheftet: 1 Thlr.

**Hauptmann, Moritz, Opuscula.** Vermischte Aufsätze. Geheftet: 1 Thlr.

**La Mara, Musikalische Gedanken-Polyphonie.** Aussprüche berühmter Tonsetzer über ihre Kunst. Mit zahlr. Vignetten u. Initialen n. Zeichn. v. F. Baumgarten. Eleg. geh.: 1½ Thlr.; eleg. geb.: 2 Thlr.

**Schneider, A. E., Musik, Klavier und Klavierspiel.** Kleine musik-ästhetische Vorträge. Eleg. geheftet: 1 Thlr.; eleg. gebunden: 1½ Thlr.

**Wieck, Friedrich, Clavier und Gesang.** Didaktisches und Polemisches. Zweite Auflage. Geheftet: 1 Thlr.

**VICTORIA**

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Soeben erschienen und aus dem Verlage von **Rudolf Hoffmann** in **Breslau** durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Aus der Heimath.**

**Studien von Heinrich Seidel.**

Elegant geheftet 1⅕ Thlr.

in Reliefband mit Goldschnitt 1⅘ Thlr.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig erschien soeben:

**Volks-Klavierschule.**

**Anleitung zur gründlichen Erlernung des Klavierspiels**

unter Zugrundelegung von

**Volks- und Opernmelodien, technischen Uebungen und auserlesenen Stücken**

von

**Johann Sebastian Bach, H. Bertini, C. T. Brunner, Muzio Clementi, Joseph Haydn, Fr. Hünten, Joh. Nep. Hummel, S. Jadassohn, Friedrich Kuhlau, A. Löschhorn, F. W. Markull, Carl Mayer, W. A. Mozart, B. E. Philipp, Georg Reynald, Carl Schnabel, Herrmann Scholtz, Franz Schubert, Julius Schulhoff, Fritz Spindler, C. M. v. Weber u. A.**

Bearbeitet von

**Carl A. Krueger.**

Elegant geh. Preis nur 3 Mark = 1 Thlr.


Hierzu eine Beilage von A. Asher & Co. in Berlin.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

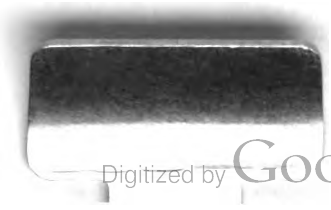
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 9272

PALMBACHER
BOOKBINDING CO.
CERTIFIED
BINDERY
TOLEDO, OHIO



Digitized by Google